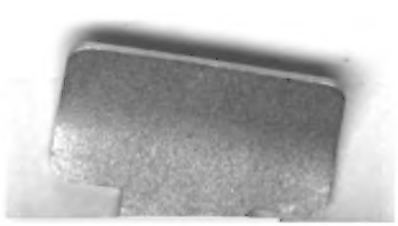
Princeton University Library
32101 064300864

Digitized by Google

J2
089 ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.



Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Fünfundsechszigster Band.

Januar bis Juni 1864.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Goßmann.

1864.

Digitized by Google

(RECAP)
0902
.608
V. 65-66

Digitized by Google

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zwei Lieblinge des deutschen Volkes. S. 2. — Ein deutsches Buchdruckergeschlecht in Deutschland und im Auslande. S. 4. — Engländer und Franzosen in Sachen Schleswig-Holsteins. S. 18. — K. A. F. Mahn über die romanische Philologie. S. 18. — Die Frage über Abschaffung der Todesstrafe. S. 34. — In wie weit ist Südtirol italiänisch? I. (Natürliche und politische Gränzen). S. 50; II. (Das Deutschthum mehr und mehr von den Wälschen verdrängt). S. 68. — Die klassischen Studien in der Gegenwart. S. 66. — Robin Hood von Anastasius Grün. S. 82. — Volkswirthschaftliches und Handelspolitisches. S. 83. — Felix Mendelssohn's Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847 in der Uebersetzung von Lady Wallace. S. 98. — Vor dreihundert Jahren. S. 114. — Schubart und seine Zeitgenossen. S. 130. — Die Stadt Schleswig unter dänischem Regiment. S. 131. — Der Dichter in der Commiß-Uniform. (Joseph Emanuel Hilscher.) S. 146. — Die Feldzüge Alexanders des Großen. S. 162. — Die österreichischen Universitäten. S. 164. — Arnold Ruge's Gefängnißhaft. I. (Die deutsche National-Idee vor vierzig Jahren). S. 178; II. (Von Köpnick nach Colberg). S. 196. — Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen v. W. S. 180. — Die neuesten Gegner von Mommsen's römischer Geschichte. S. 194. — Ostern, die Göttin Ostara und die Ostereier. S. 210. — Carl Ritter über Frau von Staël. S. 226. — Analogieen und Gegensätze. Straßburg und Bremen. S. 242. — Die altnordische Philologie. S. 244. — William Shakspeare an seinem dreihundertsten Geburtstage. S. 258. — Deutsches Singspiel und italiänische Oper. S. 274. — Zur Physiologie der Netzhaut. S. 276. — Augustenburg und Glücksburg. S. 290. — Shakspeare, einer unserer literarischen Penaten. S. 291. — Der Staat des großen Kurfürsten. S. 306. — Meyerbeer in Deutschland, Italien und Frankreich. S. 309. — Die Matinées royales und Herr Henry Nadault de Buffon. S. 322. — Rechtswissenschaft und Volkswirthschaft. S. 323. — Deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts. Simpliciana. S. 338. — Die Holsteiner und Herzog Friedrich. S. 354. — Sprache und Geschichte. S. 356. — Deutsche und englische Art zu reisen. (Das Reisewerk des Herzogs Ernst.) S. 370. — Wie ward der letzte orientalische Krieg herbeigeführt. S. 386. — Deutsches Regiment in Schleswig. S. 402. — Eine Geschichte des deutsch-dänischen Krieges. S. 403. — Brandenburger und Preußen im Sundewitt. S. 403.

Schweiz.

Die öffentliche Meinung in der Schweiz über den deutsch-dänischen Konflikt. S. 263. — Galiffe's neue Beiträge zur Geschichte der Reformation in Genf. I. (Calvin's Verfolgung des Bürgers Pierre Ameaux. 1546). S. 374; II. (Calvinistische Strafjustiz). S. 392; III. (Die Opfer des calvinistischen Systems). S. 404.

England.

Neue Anwendung der elektrischen Telegraphie. Zeitkugel, Uhren-Kontrole und Stadtpost. S. 11. — W. M. Thackeray. S. 26. — Die Publikations-Saison in London. S. 26. — Die englischen Penny-Zeitungen und Halb-Penny-Journale. S. 39. — Italien in der modernen englischen Unterhaltungsliteratur. Vincenzo, von J. Ruffini. S. 56. — Die Londoner Gesellschaft und ihre wohlthätige Selbsthilfe. I. (The Charities of London). S. 73; II. (Philanthropische Vereine). S. 88; III. (Rettungs-Anstalten für Verirrte, Lasterhafte und Unglückliche). S. 103; IV. (Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung). S. 123. — Lord Russell und seine Feder. Eine politische Humoreske. S. 122. — Vorbereitungen zur Shakspeare-Feier in England. S. 149. — Ein biblisches Wörterbuch der Hochkirche. S. 172. — Englische Novellistik von der Schattenseite. Miß Braddon. S. 188. — Ein Roman aus der englischen Geschichte. Thomas Otway, von Marie Harrer. S. 218. — Ein Schulmann über die höheren Lehranstalten Englands. S. 231. — Shakspeare-Jubiläen in England. S. 261. — Das großbritannische Herrenhaus. I. (Die Lords Brougham und Lyndhurst). S. 292; II. (Die Lords Derby und Westbury). S. 311; III. (Englische Junker). S. 327. — Eine kurze, aber wahre Lebensskizze Shakspeare's. S. 295. — Das englische Staatsmanns-Jahrbuch. S. 312. — Zur zweiten Auflage der Biographie Göthe's von Lewes. I. S. 358; II. (Göthe's wissenschaftliche Leistungen). S. 376. — Die Kunst und die Zimmer-Möblirung. S. 378. — Erinnerungen eines Flüchtigen. Von Berlin nach London. I. (Die Hochverraths-Broschüre). S. 387; II. (Herr Omnibus). S. 388; III. (Das Tau-Ende, oder Ideal und Wirklichkeit). S. 408.

Dänemark.

Dänische Kriegsliteratur. S. 19. — Zur dänischen Kriegsliteratur. S. 296.

Schweden.

Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. S. 120. — Schwedische Celebritäten der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Belletristik, Tagespresse und Schaubühne. S. 233.

Belgien.

Der Kampf zwischen Staat und Kirche. I. (Die Ultramontanen und die Liberalen). S. 214; II. (Ein Staat im Staate). S. 227.

Frankreich.

Armande Béjart und Molière. Eine literarhistorische Skizze I. S. 6; II. (Molière's Heirath und Ende). S. 23. — Von der angeblichen physischen Degeneration der Franzosen. S. 25. — Die neuesten Entdeckungen Pasteur's auf dem Gebiete der physiologischen Chemie. Der Gährungs- und der Verwesungs-Proceß. S. 34. — Die gegenwärtige religiöse Bewegung in Frankreich. S. 52. — Das Budget und die Munizipalverwaltung von Paris in den letzten zehn Jahren. S. 71. — Unterrichtswesen und wissenschaftliche Arbeiten im Jahre 1863. S. 90. — Noch ein Wort über das Leben Jesu von Renan. S. 105. — Ernst Renan über den Zusammenhang der Geschichte mit den Naturwissenschaften. S. 114. — Der Geist der französischen Revolution. I. (Die Wahlen von 1789). S. 137; II. (Die politischen Schriftsteller von 1789). S. 152. — George Sand und E. T. A. Hoffmann. S. 154. — Wetterpropheten und Meteore. I. (Mathieu de la Drome). S. 168; II. (Untersuchungen über die Meteorsteine). S. 185. — Zur Kritik von Renan's Leben Jesu. S. 187. — Das Laien-Evangelium von Sallet französisch. S. 201. — Die Arbeiterdichtung in Frankreich. S. 216. — Das Interventions-Prinzip in unserem Jahrhundert. S. 245. — Die Publikation der französischen Departements-Archive. S. 267. — Der französische Buchhandel im Jahre 1863. S. 317. — Frankreich als Seemacht. I. (Die Kriegsflotte). S. 324; II. (Kolonieen). S. 341; III. (Mexiko und die Rivalität Englands). S. 361. — Ein protestantisches Ketzergericht zu Paris im Dezember 1863. S. 359. — Renan's Leben Jesu, die philosophische Kritik und das Publikum. I. (Der französische Standpunkt in der Controverse der Zeit). S. 372; II. (Die Gottesidee von E. Caro). S. 389. — Eine politische Episode des Juli-Königthums. S. 405.

Italien.

Neuer Aufschwung der italiänischen Schaubühne. S. 8. — Italiänische Schriften über die weltliche Herrschaft der Päpste. S. 139. — Das Ptolemäische und das Kopernikanische Weltsystem. An Galilei's dreihundertstem Geburtstage. S. 151. — Lateinische Sommer, von Ferdinand Gregorovius. S. 171. — Ein Buchhändler Italiens, Gianpietro Vieusseux. S. 316. — Einige neue Lebensnachrichten über Galilei. S. 329. — Bilder aus den Apenninen. Von Rom nach Civita Castellana. S. 346.

Spanien.

Versuch einer Pasigraphie (allgemeinen Ideenschrift.) S. 5.

Portugal.

Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. S. 22.

Rußland.

Die öffentliche Bibliothek in Tiflis. S. 60. — Der Amur. S 106. — Deutsche Kolonieen um St. Petersburg. I. (Geschichte, Statistik und Verwaltung). S. 117; II. (Ackerbau und Viehzucht). S. 136; III. (Sitten und häusliches Leben). S. 155; IV. (Sommerleben und Volksfeste). S. 166. — Rußlands Volksmenge, verglichen mit der der übrigen Mächte. Nach Alexander von Humboldt und Berghaus. S. 164. — Deutsche Kalender aus Rußland. S. 205. — Das Geheimniß Rußlands. S. 219. — General Michael Murawjev. Von dem Fürsten Peter Dolgorukov. S. 248. — Moskau, Rom und Konstantinopel. I. (Der Cäsaro-Papismus, das griechische Schisma und die römische Kirche). S. 277; II. (Die russische Kirche in ihren Beziehungen zur römischen). S. 297; III. (Tataren-Herrschaft und Unions-Versuche). S. 362; IV. (Polenthum und Russenthum im Mittelalter). S. 379. — Was sind Kirgisen? S. 397.

Polen.

Michael Grabowski. S. 13. — Das Königreich Polen. S. 42. — Ein neuer polnischer Lyriker. (Z wiosni.) S. 86. — Der Spion, eine Novelle in polnischer Sprache. S. 380.

572262

Digitized by Google

Böhmen.

Čechische Briefe aus Böhmen. I. (Zur Orientirung). S. 200; II. (Neuer poetischer Frühling). S. 310; III. (Die dramatische Poesie). S. 396.

Serbien.

Serbiens Baudenkmäler. S. 348.

Griechenland.

Griechische und albanesische Märchen. I. (Sage, Märchen und Geschichte). S. 74; II. (Das griechische Märchen und der germanische Sagenkreis). S. 85. — Die Deutschen im modernen Griechenland. S. 132. — Kapodistrias, nach Carl Mendelssohn-Bartholdy. S. 181.

Ungarn.

Ungarische Sprache und Literatur. S. 44.

Palästina.

Moritz Busch: Bilder aus dem Orient. S. 61. — Die Kunde der Münzen und Maße bei den Hebräern. S. 280.

Arabien.

Arabische Namengebung. S. 409. — Gifford Palgrave über Arabien. (In der geographischen Gesellschaft zu London). S. 410.

Ostindien.

Streifzüge in dem Hochlande von Kaschmir. S. 330.

Ost-Asien.

Die preußische Expedition nach Ost-Asien in den Jahren 1860 und 1861. W. Heine und G. Spieß. I. S. 250; II. (Japans kriegerische und religiöse Zustände). S. 268.

Aegypten.

Eine Aegyptische Königstochter. S. 84.

Nord-Amerika.

Die Anwendung der Photographie zu physiologischen und praktischen Zwecken. Auf Schlachtfeldern, in Luftballons, auf Sternwarten und in der Geisterwelt. S. 9. — Der Kandidat Jobs in Amerika. S. 28. — Literarische Briefe aus New-York. I. (Nicht Alles ist Humbug). S. 40; II. (Die Astor-Bibliothek). S. 58. — Deutsche Truppen im amerikanischen Befreiungs-Kriege. S. 77. — Die Bildung der Continente. Von Louis Agassiz. S. 100. — Franklin über den Mann mit der eisernen Maske. S. 173. — Benjamin Franklin's „Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis." S. 202. — Die große Seeschlange wieder einmal. S. 251. — Theodor Parker's Leben und Briefwechsel. S. 266. — Literarische Briefe aus New-York. Oeffentliche und Privat-Büchersammlungen und Lesehallen. S. 299. — Die Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. S. 343.

Britisches Nord-Amerika.

Ein englischer Missionär über Neufundland. S. 333.

Mexiko.

Land und Leute in Mexiko. S. 365.

Südamerika.

Briefe eines deutschen Reisenden aus dem nördlichen Brasilien. I. S. 236; II. (Die Provinzen Ceara und Maranhao). S. 281; III. (Von Maranhao nach dem Indianer-Gebiet). S. 412. — Die Mythe von El Dorado. Nach Alexander von Humboldt. S. 283.

Australien.

Dr. Doyle über die schwarzen Wilden. S. 313.

Kleine literarische Revue.

Felix Mendelssohn-Bartholdy. S. 14. — Hans Christian Andersen in Amerika. S. 15. — Der Vermaledeite. S. 15. — Eine deutsche kirchliche Zeitschrift in Paris. S. 15. — Doyle's Chronik von England. S. 28. — Die amerikanische Sklavenfrage. S. 29. — Alexander Petöfi's lyrische Gedichte. S. 29. — Mommsen's römische Geschichte. S. 29. — Studien des französischen Romanticismus. S. 29. — Die Didot'schen Ausgaben griechischer und römischer Klassiker. S. 29. — Frau und Dame. S. 30. — Deutsche Roman-Zeitung. S. 30. — Katharina II. und ihre Zeit. S. 30. — Das landwirthschaftliche Institut der Universität Halle. S. 45. — Die Einführung des Christenthums in Belgien. S. 45. — Ein englischer Knigge. S. 45. — Gäa. S. 46. — Philosophische Schriften. S. 62. — Preußens Ehrenspiegel von Schottmüller. S. 62. — Geschichte der Bauernhöfe. S. 78. — Das Duell. S. 78. — Die Apothekenfrage. S. 78. — Die geistlichen Orden und Klöster der Gegenwart. S. 93. — Rationalistische Theologie in England. S. 93. — Shakspeare-Anthologie. S. 93. — Ephraim Kuh. S. 93. — Französische Bibliographie. S. 94. — Schleswig in der großen Reymann'schen Karte. S. 109. — Cornelia, Zeitschrift für häusliche Erziehung. S. 109. — Die Dioskuren, deutsche Kunstzeitung. S. 110. — Der Hirtenkasper. S. 110. — Bulwer's Essays. S. 124. — Ein künstlerisches Prachtwerk aus dem alten Moskau. S. 125. — Ideelle Rechte und reelle Bedürfnisse. S. 125. — Casseler Namenbüchlein. S. 126. — Heine's „Buch der Lieder" in Amerika. S. 126. — Das Leben Galileo Galilei's. S. 141. — Bremer Sonntagsblatt. S. 141. — Deutsche Kunst in Bild und Lied. S. 142. — Mahabharata, französisch von H. Fauche. S. 142. — Der Catalog des „Fonds Merlin". S. 142. — Biblische Frauen von Katharina Diez. S. 157. — Das Leben Göthe's von Lewes, in zweiter Auflage. S. 157. — Armstrong und Whitworth. S. 157. — Friedrich Spiegel's Fran. S. 158. — Zur Schnell- und Rechtschreibung. S. 158. — Ueber die Entstehung des Schwefelwasserstoffs in Mineralquellen. S. 158. — Shakspeare und Ben Jonson. S. 173. — Die Bedeutung der Thierwelt für den Menschen. S. 174. — Theorie der Ferment-Wirkungen. S. 174. — Shakspeare und Victor Hugo. S. 189. — Italiänische Journalistik. S. 189. — Beitrag zur Geschichte jüdischer Tartüffe. S. 190. — Der Stieler'sche Handatlas. S. 190. — Kriegsschauplatz. S. 190. — Die afrikanische Reise des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha. S. 206. — Heyse's System der Sprachwissenschaft in Italien. S. 206. — Die Lehranstalt für Buchhandlungslehrlinge in Leipzig. S. 206. — Die praktische Heilkunde in England. S. 206. — Geschichte der Belagerung von Sebastopol. S. 206. — Erzgebirgische Arbeiter-Zeitung. S. 207. — Die Karten von England in Stieler's Hand-Atlas. S. 221. — Die holländische Sprache in Japan. S. 221. — H. Graetz, Geschichte der Juden. S. 222. — Symington's Faroer- und Island-Skizzen. S. 222. — Historische Schriften für die Jugend. S. 222. — Frohlich's Silhouetten mit französischem Text. S. 223. — Zur Erinnerung an Moritz Veit. S. 237. — Zur orientalischen Mythologie. S. 237. — Molière's Tartüffe und Gutzkow's Urbild. S. 238. — Fata Morgana aus Ungarn. S. 238. — Englische Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit. S. 238. — Die Pariser „Illustration". S. 238. — Die Tiedge-Stiftung. S. 252. — Die Leipzig-Dresdener Eisenbahn. S. 253. — Die heraldische Wissenschaft in England und Amerika. S. 253. — Oeuvres politiques de Charlotte de Corday. S. 253. — John M. Kemble's nordische Alterthümer. S. 254. — Ein Deutscher in fremden Kriegsdiensten. S. 254. — Humboldt über amerikanische Verhältnisse. S. 254. — Shakspeare-Album. S. 270. — Shakspeare im Lichte der Theologie. S. 270. — Oesterreichische Geschichtsschreiber. S. 270. — Lessing, Samuel Johnson und Shakspeare. S. 285. — Shakspeare und die englische Literatur, 1564—1864. S. 285. — Victor Hugo's Buch über Shakspeare. S. 285. — Chronik der Gegenwart. S. 286. — Die österreichischen Alpen. S. 286. — Sibirische Universität. S. 286. — Eduard Fischel's Werk in Frankreich. S. 287. — J. J. van Oosterzee's Christologie. S. 287. — Shakspeare in Frankreich und Voltaire. S. 301. — Das deutsche Kirchenlied von Philipp Wackernagel. S. 301. — Caroline Perthes. S. 302. — Deutsche Volkspoesien von Carl Weise. S. 302. — Die Urverwandtschaft der semitischen und indo-europäischen Sprachen. S. 302. — Phönizische Studien. S. 302. — Hebräisches Theater. S. 303. — Demokrates, von Professor J. H. Krause. S. 317. — Ehe und Ehescheidung. S. 318. — De Quincey's Opium-Esser. S. 318. — Der Katalog der Gemälde-Galerie in der Eremitage von Petersburg. S. 318. — Historische Schriften für die Jugend. S. 318. — Zur Marinefrage. S. 334. — Der Erste über die Schlei. S. 334. — Eine Shakspeare-Feier an der Ilm. S. 334. — Keltische Studien in Deutschland. S. 335. — Ein englischer Gesandter im vorigen Jahrhundert. S. 350. — Die freie Presse Englands. S. 350. — Der Nord- und Ostsee-Kanal. S. 366. — Virgil im Mittelalter, von Dr. Greizenach. S. 366. — Soll und Haben in Amerika. S. 366. — Unser beiderseitiger Freund, von Dickens. S. 366. — Zwei Reden zur Shakspeare-Feier. S. 366. — Ein französischer Roman aus dem 30jährigen Kriege. S. 367. — Renan über die deutschen Universitäten. S. 382. — Methoden der Naturforschung, von Agassiz. S. 382. — Die elfte Auflage des Conversations-Lexikon. S. 382. — Fiorentino, der Feuilletonist. S. 382. — Ein Engländer ohne Haß und Vorurtheil. S. 398. — Psychiatrische Briefe. S. 398. — Korig's deutsche Gütertracht-Tarife. S. 399. — Russisches Album Blardot. S. 399. — Jean Calvins Leben. S. 414. Jean Rebeul. S. 414. — Stimmen aus England über die dortige Corruption. S. 414. — Die drei Reiche der Natur. S. 414. — Volkslieder-Album. S. 414. — Italiänische Uebersetzungen deutscher Werke. S. 414. — Gottschall's Gedanken-Harmonie aus Göthe und Schiller. S. 415.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Digitized by Google

1864. No. 1.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 3. Januar **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Magazin für die Literatur des Auslandes 1864 2

Deutschland und das Ausland.

Zwei Lieblinge des deutschen Volkes . . . 2
Ein deutsches Buchdrucker-Geschlecht in Deutschland und im Auslande 4

Spanien.

Versuch einer Pasigraphie (allgemeinen Ideenschrift) 5

Frankreich.

Armande Béjart und Molière. Eine literarhistorische Skizze. I. 6

Italien.

Neuer Aufschwung der italiänischen Schaubühne 8

Nord-Amerika.

Die Anwendung der Photographie zu physiologischen u. praktischen Zwecken. Auf Schlachtfeldern, in Luftballons, auf Sternwarten und in der Geisterwelt 9

England.

Neue Anwendung der elektrischen Telegraphie. Zeitkugel, Uhren-Kontrole und Stadtpost . 11

Polen.

Michael Grabowski 13

Kleine literarische Revue.

Felix Mendelssohn-Bartholdy. 14
Hans Christian Andersen in Amerika . . . 15
Der Vermaledeite 15
Eine deutsche kirchliche Zeitschrift in Paris . 15
Literarischer Sprechsaal 15

Verlag von L. Hachette & Co. in Paris.

Cervantes. L'ingénieux Hidalgo Don Quichotte de la Manche. Trad. et annotée par Viardot. Edition de grand luxe, contenant les dessins de G. Doré, gravés sur bois par H. Pisan. 114 grandes compositions, et 256 autres belles gravures insérées dans le texte. 2 vol. in fol. cart. 160 fr.

Figuier, L. La terre et les mers, ou description physique du globe. 1 vol. gr. in 8. cont. 180 vignettes et 18 cartes physiques. br. 10 fr. rel. 14 fr.

Saintine, X. B. Science enfantine. La mère Gigogne et ses trois filles. Causeries d'un bon papa sur l'histoire naturelle et les objets usuels, dont il est important de connaitre la valeur et l'origine. 1 vol. gr. in 8. ill. de 150 vignettes. br. 10 fr. rel. 14 fr. (5)

A. ASHER & CO. (8)
20 Unter den Linden, Berlin.
Neue Erscheinungen.

LeBRESIL LITTERAIRE. HISTOIRE de la Littérature Brésilienne, suivie d'un choix de morceaux tirés des meilleurs auteurs Brésiliens. Par FERDINAND WOLF. 1 vol. 8vo. pag. 600. Thlr. 3. 20 Sgr.

The PRICKE of CONSCIENCE. (Stimulus conscientiae.) A Northumbrian poem by RICHARD ROLLE de Hampole. Copie dand edited from Manuscripts in the Library of the British Museum. With an introduction, notes and glossarial index. By RICHARD MORRIS. 1 vol. 8vo. pag. 370. Thlr. 4.

EARLY ENGLISH POEMS and Lives of Saints, with those of the wicked birds Pilate and Judas. Copied and edited from Manuscripts in the Library of the British Museum. By FRED. J. FURNIVALL. 1 vol. 8vo. pag. 212. Thlr. 2.

The PLAY of the SACRAMENT. A Middle-English Drama, edited from a Manuscript in the Library of Trinity College, Dublin. With a preface and glossary, by WHITLEY STOKES. 8vo. pag. 54. Thlr. 1.

LIBER CURE COCORUM. Copied and edited from the Sloane Ms. 1986, by RICHARD MORRIS. 8vo. pag. 65. Thlr. 1.

The DIALECT of the ENGLISH GYPSIES. By Bath C. SMART. 8vo. p. 88. Thlr. 1.

CATHARINE II, sa COUR et la RUSSIE en 1772. Par SABATHIER DE CABRES (Ambassadeur de Louis XV, roi de France, près la cour de Russie). 8vo. pag. 124. Thlr. 1.

PRIMAVERA y FLOR de ROMANCES ó coleccion de los mas viejos y mas populares romances castellanos publ. con una introduccion y notas por DON FERN. JOSÉ WOLF y DON CONRADO HOFMANN. 2 vol. kl. 8vo. pag. 450 & 432. Thlr. 5.

STUDIEN zur GESCHICHTE der SPANISCHEN und Portugiesischen Nationalliteratur von FERD. WOLF. 1 Vol. gr. 8vo. pap. 750. Thlr. 4. 20 Sgr.

Unter der Presse:

The CREATION of the WORLD, a Cornish Mystery edited with a translation and notes by WHITLEY STOKES.

GROSTESTE'S CHATEAU d'AMOUR A XIVth century English translation, edited by R. F. WAYMOUTH.

SHAKESPEARE in GERMANY in the XVIth and XVIIth centuries, with an account of English Players in Germany during the same epoch. By ALBERT COHN. 1 vol. 4to.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Göthe in den Jahren 1775 bis 1828. 2 Bände. Gr. Lexikon-Format. Velinpapier. Preis 6 Thlr.

Göthe's, J. W. von, Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776 bis 1826. Zum ersten Male herausgegeben durch **A. Schöll.** Mit dem Bildniß der Frau von Stein. Zweite Ausgabe. 3 Bände. Preis 3 Thlr.

— — **Briefe und Aufsätze** aus den Jahren 1766 bis 1786. Zum ersten Male herausgegeben durch **A. Schöll.** Zweite Ausgabe. Preis 10 Ngr. (4)

Leipzig. Voigt u. Günther.

Festgeschenke.

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hartwig, G., Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern. Eine Darstellung für Gebildete aller Stände. Mit Farbenbildern und Holzschnitten. 477 Seiten. Geheftet 2 Thlr. 4 Ngr. — Elegant in Leinwand gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.

Hartwig, G., Die Inseln des großen Oceans im Natur- und Völkerleben dargestellt. Mit 4 Bildern und 3 Karten. 544 Seiten. Geheftet 3 Thlr. — Elegant in Leinwand gebunden 3 Thlr. 12 Ngr.

Hartwig, G., Die Tropenwelt im Thier- und Pflanzenleben dargestellt. Mit 6 Bildern in Farbendruck. 483 Seiten. Geheftet 3 Thlr. — Elegant in Leinwand gebunden 3 Thlr. 12 Ngr.

Hartwig, G., Der hohe Norden im Natur- und Menschenleben dargestellt. Mit 1 Karte. 484 Seiten. Geheftet 2 Thlr. 12 Ngr. — Elegant in Leinwand gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Alle diese Bücher Hartwigs eignen sich durch ihre elegante Ausstattung besonders in den schönen Einbänden, vorzugsweise zu Geschenken, und sind dieselben ganz besonders denen zu empfehlen, die neben einer ansprechenden Außenseite auf Wahl und Anordnung belehrenden Stoffes, und anschauliche, ansprechende Darstellung Werth legen. Auf diese Weise eignen sich diese Bücher auch vortrefflich in die Hand der erwachsenen, nach höherer Ausbildung strebenden Jugend. (2)

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

1864.

Ueber die Rückverpflanzung dieser Blätter nach Berlin glauben wir unseren Lesern einige Worte sagen zu müssen, obwohl durch diesen Wechsel des Verlages weder in der Redaction, noch in der Aufgabe und Tendenz unseres Journals, eine Veränderung eintritt.

In Berlin zu Anfang des Jahres 1832 gegründet, und zwar als ein selbständiges, literarisches Beiblatt der damaligen „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung", hatte das „Magazin für die Literatur des Auslandes" die Aufgabe, das Kulturleben der Völker in deren literarischen Erzeugnissen und in seinen Beziehungen zu Deutschland darzustellen und ein treuer Spiegel der Zeit und ihres Geistes zu sein.

Die Redaction, die von der ersten Nummer dieses Blattes bis zum heutigen Tage unverändert geblieben, glaubt dieser Aufgabe stets gewissenhaft nachgekommen zu sein und, unberührt von dem Wechsel der politischen Strömungen, dieses Blatt zu einem über den Parteien stehenden, internationalen Vermittler aller Kultur-Fortschritte der Zeit gemacht zu haben.

Um seine Unabhängigkeit vollständig zu wahren, wurde das „Magazin" im Jahre 1843 von der politischen Zeitung, deren literarischer Begleiter es zwölf Jahre lang gewesen war, gänzlich getrennt. Es kam damals in den Verlag der Buchhandlung der Herren Veit & Comp. (Dr. M. Veit und J. Lehfeldt), die nach dem Ableben des letztgenannten Theilhabers durch Verkauf des Geschäftes nach Leipzig überging.

Seit dem Jahre 1859 wurde das „Magazin" in Leipzig gedruckt und verlegt. Es sind jedoch, da weder die Redaction noch ihre Mitarbeiter ihren Wohnsitz in Leipzig hatten, hierdurch mancherlei Störungen entstanden, die auf die fernere gleichmäßige Wirksamkeit und Entwickelung des Blattes nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Es ist deshalb das „Magazin" jetzt wieder nach seinem alten Gründungs- und Verlags-Orte zurück verpflanzt worden. Hier werden wir mit erneueter Luft und unveränderter Gesinnung unserer Aufgabe nachkommen, in den Kultur-Erscheinungen der Gegenwart die aufgegangenen Saaten der Vergangenheit und die Keime eines friedlichen Kulturlebens aller Völker nachzuweisen, unter denen das deutsche Volk vorzugsweise den Beruf hat, ein internationales, geistiges Band in Literatur, Kunst und Wissenschaft zu bilden.

Die kleine Veränderung, die in der äußeren Form unseres Blattes vorgenommen worden, wird sich unseren Lesern hoffentlich von selbst rechtfertigen. Statt der früheren 1½ Bogen größeren, werden jetzt 2 Bogen eines von vielen Lesern gewünschten, kleineren Formates mit jeder Nummer geliefert.

Die Redaction.

Joseph Lehmann.

Deutschland und das Ausland.

Zwei Lieblinge des deutschen Volkes.*)

Hast auch Du, lieber Leser, als Kind die Märchenluft voll und rein empfunden, wie ich? Hast Du wie ich den Wintertag in sein Grab gewünscht und froh das reizende, trauliche Zwielicht begrüßt und mit heißem Flehen vielleicht das Herz der Amme eines jüngeren Bruders zu rühren gesucht, bis sie nach manchem Necken und Sprödethun am wärmenden Ofen die goldene Märchenwelt erschloß und die Tonleiter der Empfindung von dem Lieblichsten und Holdesten bis zum Schrecken und Grausen im Herzen des Kindes mächtig erregte? Ist es Dir einst ähnlich ergangen, o so preise ich Dich glücklich; denn ich weiß, es waren mir selige, glückliche Stunden.

Sie sind lange dahin! Jahre auf Jahre legten dicke Decken darüber. Es kam der Schule schleichender Gang. Da wurde kein Märchen erzählt. Vergessen war die Kinderstube und ihr dämmerndes Zauberreich. Die Zeit,

> Sie hatte mich gepackt mit der Faust,
> Und hatte mich weg aus dem Lande geschifft,
> Als hätt' ich da nimmer gehaust.

Die Universitätsjahre hatten längst begonnen. Da trat eines Tages — es war mein Geburtstag — ein lieber Freund zu mir herein und brachte mir als herzlich gemeinte Gabe ein prächtig gebundenes Buch. „Nimm hin! sagte er; das ist für Jung und Alt. Möchten auch einst Deine Kinder sich freuen und fröhlich in die Hände klatschen, wenn Du das rothe Buch von dem Bücherbrette herunterholst!" Es waren die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Ich kannte sie bis dahin noch nicht und schlug sie verwundert auf. O Gott, wie wurde mir da! Ich las und blätterte, blätterte staunend weiter und las: Alles, Alles war mir bekannt; meine ganze Kindheit stieg in aller ihrer Seligkeit vor mir auf, sie war mir plötzlich wiedergeschenkt; wörtlich klangen dieselben Worte, denen ich einst mit solcher Wonne gelauscht, wieder vor meinen Ohren; Tage, ja Wochen lang mochte ich nichts, als diese Märchen lesen und war glücklich — wie ein Kind.

Und darf ich noch weiter erzählen, — auch der Wunsch meines Freundes ist in Erfüllung gegangen. Meinem ältesten Töchterchen habe ich manches jener Märchen am dämmernden Abend erzählt; nun hat sie das Buch schon selbst in den Händen, hat es vielmals schon durchgelesen, und eine jüngere Schwester sitzt auf einem Bänkchen neben ihr und hängt an ihren Lippen, wenn sie ihr die reizenden Dichtungen erzählt oder vorliest. Beide schwelgen in der süßesten Nahrung der Jugend. Das Buch ist schon recht abgegriffen und theilweise ziemlich zerlesen; aber ich zürne darüber nicht: himmlische Freude und köstlicher Segen ist daraus geflossen und wird es noch weiter für künftige, späte Zeiten.

Doch vielleicht frägst Du, lieber Leser, warum ich Dir dies Alles erzähle? Nun, weil es meines eigenen Lebens Erfahrung ist; weil ich bei dem Gedanken an diesen köstlichsten aller Märchen-

*) Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter, gehalten in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin von Jacob Grimm, herausgegeben von Herman Grimm. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1863.

Digitized by Google

schätze nicht umhin kann, zu gedenken, wie und wann ich seiner mich freute und immer noch freue; weil ich vermuthe, daß auch Dir vielleicht es so oder ähnlich ergangen; weil Millionen von Menschen, Jung und Alt, mit gleicher Liebe an diesem Buche hängen und ihrer Kindheit dabei gedenken, und weil ich durch nichts so warm und innig meinen Dank, meine Liebe zu den trefflichen Männern auszusprechen vermag, die diesen Schatz für uns Alle gehoben und, in sonderbarem Widerspruch mit ihrem Namen, die mildesten Wohlthäter der Menschheit geworden sind.

Ja, Wohlthäter der Menschheit, soweit die deutsche Zunge klingt, sind sie geworden, die diese goldenen Dichtungen dem Herzen des Volkes abgelauscht, aus den niedrigen Hütten hervorgeholt haben, wo man, wie ich fürchte, jetzt nur noch selten wie früher, am flackernden Scheine des Herdes, unter der schnurrenden Begleitung des Spinnrades diese Märchen erzählen hört. Man liest es in der Vorrede, wie sie sich gemüht, diese Schätze zu erhaschen, wie nur wenige alte Mütterchen im echten Besitz der lauteren Tradition waren, und wie schwer es oft war, ihr Zutrauen zu gewinnen, ihre eigenthümliche, verschämte Zurückhaltung zu überwinden, bis der reiche und volle Strom sich ihnen erschloß; ein Zeichen, daß es hohe Zeit war, zu suchen und zu sammeln, sollten die Quellen, die einst weit und breit den blumigen Boden lieblich durchrieselten, nicht für immer unter der Pflugschar und den sausenden Rädern der neuen Zeit verschüttet werden. Nun sind sie gerettet, diese unschätzbaren uralten Kleinode, die unsre Väter aus fernen Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht forterben ließen. Die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm haben sie an's Licht gezogen, haben sie in ihrer eigensten, unverfälschten Gestalt uns übergeben und sie zum unvergänglichen Eigenthum des deutschen Volkes gemacht, ein Schmuck, wie ihn kein anderes Volk der Erde köstlicher aufzuweisen hat. Wo wäre in deutschen Landen jetzt das Haus, könnte man fast fragen, wo diese wundervollen Dichtungen nicht wiederklängen? Wahrlich, hätten diese Männer nichts, als dieses Eine Werk vollbracht, so hätten sie damit für ihre Unsterblichkeit genug gethan; denn so lange diese Märchen in lieblichen Bildern die Herzen deutscher Kinder durchziehen, so lange wird der Name des trefflichen Brüderpaares mit innigster Liebe und herzlichster Freude genannt und werden Jacob und Wilhelm Grimm Lieblinge des deutschen Volkes bleiben.

„In den Schuljahren, erzählt Jacob, nahm uns beide ein Bett und ein Stübchen auf; da saßen wir an einem und demselben Tisch arbeitend; hernach, in der Studentenzeit, standen zwei Betten und zwei Tische in derselben Stube, im spätern Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern neben einander, immer unter einem Dach, in gänzlicher unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unsrer Habe und Bücher. Auch unsre letzten Betten, hat es allen Anschein, werden wieder dicht neben einander gemacht sein."

Und so ist es auch geschehen. Jetzt schlafen sie Beide unter gemeinsamem Leichensteine dicht neben einander; wir aber, die Lebenden, rufen segnend: Friede sei ihrer Asche!

Was diese Männer in ihrem langen, reichen Leben auf dem weiten Gebiete der deutschen Philologie erstrebt und geleistet, ihre großartigen, weitausgreifenden Forschungen, ihre zahlreichen Werke würdig aufzuführen, ist nicht unsere Sache und auch hier nicht der Ort. Auch ihr persönliches Leben wartet noch des kundigen Darstellers. Aber das soll gesagt sein, daß aus Allem, was von ihnen und über sie bekannt geworden, es uns entgegenweht: es waren Männer echt deutscher Art vom Wirbel bis zur Zehe, werth, der Stolz der Nation zu sein.

Das zeigt uns auch das kleine Büchlein, das Herman Grimm, der durch sein Werk über Michel Angelo rühmlich bekannte Sohn Wilhelms, dem Publikum übergeben hat. Es enthält Jacob Grimm's Gedächtnißrede auf seinen dahingeschiedenen Bruder, und seine vielfach in den öffentlichen Blättern erwähnte Rede „über das Alter", beide in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten. Zwischen beiden Reden schaltet Herman Grimm eine rührende Schilderung des Hinganges seines Vaters und einen Ueberblick über die letzten Jahre seines Oheims ein. Niemand wird ohne Bewegung diese wenigen Blätter lesen.

In der Rede „über das Alter" erkennen wir das eigene liebliche Bild des in steter Jugendfrische fortarbeitenden Nestors der Wissenschaft, wenn er aus innerstem Herzen die mannigfachen Vorzüge des Alters preist. Doch unvergessen wird und soll es bleiben, wie er als den edelsten Schmuck desselben die stets wachsende freie Gesinnung rühmt. „In wem, sagt er, (und welchem Menschen sollte das versagt sein?) schon von frühe an der Keim der Freiheit lag, in wessen langem Leben die edle Pflanze fortgedieh, wie könnte anders geschehen, als daß sie im Herzen des Greises tief gewurzelt erschiene und ihn bis ans Ende begleitete? Je näher wir dem Rande des Grabes treten, desto ferner weichen von uns sollten Scheu und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit da, wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbestand und die Verbreitung schädlicher und großer Irrthümer. Nun ist uns in vielen Verhältnissen Gelegenheit geboten, eine freie Denkungsart zu bewähren; hauptsächlich aber zu äußern hat sie sich in den beiden Lagen, wo das menschliche Leben am Innersten erregt und ergriffen ist: in der Beschaffenheit unsers Glaubens und der Einrichtung unsers öffentlichen Wesens. Einem freigesinnten alten Mann wird nur die Religion für die wahre gelten, welche mit Fortschaffung aller Wegsperre den endlosen Geheimnissen Gottes und der Natur immer näher zu rücken gestattet, ohne in den Wahn zu fallen, daß eine solche beseligende Näherung jemals vollständiger Abschluß werden könne, da wir dann aufhören würden, Menschen zu sein. Wünschenswertheste Landesverfassung aber erschiene ihm, die es verstände, mit dem größten Schutz Aller einen ungestörten und unantastbaren Spielraum für jeden Einzelnen zu schaffen und zu vereinbaren. Sicher ist nun, daß hinter allen Wünschen die Wirklichkeit, an die wir zunächst gebunden sind, in unermessenem Abstande stehen bleibt. Doch sollen uns jene Ideale vorschweben als Leitsterne; und wer wollte dem Alter den Wahn abschneiden, daß es sie schon am Rande des Horizonts aufschimmern sieht?"

Und hierauf lassen wir eine Stelle aus einem seiner Briefe an Lachmann vom Jahre 1840 folgen, worin er über seine und seines Bruders allbekannte mannhafte That spricht, die ihnen, wie fünf gleichgesinnten Göttinger Professoren, Amtsentsetzung, zugleich aber den begeisterten Beifall von ganz Deutschland zuzog. „Unsern Schritt, sagt er, habe ich noch keinen Augenblick bereut, und wenn ich an Göttingen denke, preise ich Gott, daß er mich von da, wo es jetzt unausstehlich ist, weggebracht hat. Ich bestehe noch immer gut die Probe, wenn ich mich frage, was wohl ein Grieche oder Römer in unsrer Lage gethan haben würde oder nicht. Die Handlung ist mir zur Zeit des Ereignisses viel unbedeutender vorgekommen, aber natürlich und recht. Ich glaube auch, daß den Menschen und ganzen Völkern nichts Anderes

Digitized by Google

frommt, als gerecht und tapfer zu sein; das ist das Fundament der wahren Politik. Ob eine Frucht, oder welche Frucht daraus hervorkommen soll, das liegt in Gottes lenkender Hand: es giebt auch Bäume, die nach Kräften aufwachsen ohne alle Frucht und nur in dem Laub grünen und schatten. Dem Gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich deste demüthiger, daß wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den sich ein Feuer des Widerstandes nicht angefacht hätte, das für unser ganzes Vaterland ein Segen wird. Denn die Zukunft unsers Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unsrer Ehre und Freiheit."

Ein deutsches Buchdrucker-Geschlecht in Deutschland und im Auslande.

Die Kulturvölker Europa's, deren moderne Kulturgeschichte mit der Erfindung der Buchdruckerkunst beginnt, knüpfen die Traditionen dieser Geschichte häufig an die Namen berühmter, alter Meister der Buchdruckerkunst. Die Faust-Sage ist von der deutschen Tradition, obwohl in Widerspruch mit dem Historisch-wahren an dieser Sage, an den Namen und die Person eines der Gefährten Guttenbergs geknüpft. Den Engländern ist das Buchdrucker-Geschlecht der Caxton, den Italiänern das der Aldini, den Niederländern das der Elzevire und den Franzosen das der Firmin Didot eng verbunden mit der Geschichte ihrer Kultur, soweit sie durch die Buchdruckerkunst Ausdruck und Gestalt in der Literatur gewonnen hat. Den englischen, italiänischen, holländischen und französischen Namen, die wir so eben genannt, darf mit vollem Recht auch der deutsche Name Decker hinzugefügt werden. Denn nicht weniger als sieben bis acht Generationen, die fast bis in das Zeitalter der Reformation hinaufreichen, tragen als Buchdrucker den Namen Decker, welches Geschlecht in gleicher Weise in der Schweiz und im Elsaß, wie in Berlin und in Posen, dort mit den frühesten Leistungen und hier mit den vollendetsten Productionen der Typographie in Verbindung steht.

Georg Decker, Universitäts-Buchdrucker in Basel, Stammherr der Familie, war der Sohn Kilian Decker's, der um das Jahr 1570 zu Eisfeld, einem Städtchen, in der Nähe von Hildburghausen, blühete, und hat am 23. April 1596 das Licht der Welt erblickt. Der Universitäts-Typograph, der nicht blos deutsche, sondern auch hebräische, griechische und lateinische Schriften druckte, hat unter Anderm die Werke der beiden berühmten Orientalisten Buxtorf aus seiner Presse hervorgehen lassen. Sein Sohn Johann Jacob Decker (geb. 1635) errichtete in Breisach eine Offizin, die von der französischen Regierung des Elsaß mit amtlichen Arbeiten beschäftigt wurde. Auch die folgende Generation fand die Buchdruckereien der Decker in Basel sowohl, als im Elsaß, doch ward die französische im J. 1698 von Breisach nach Colmar, dem damaligen Sitze des „Conseil superieur et souverain d'Alsace" verlegt, wo sie bis zum heutigen Tage noch besteht und dem dortigen Zweige der Familie Decker gehört.

Johann Heinrich Decker, 1728 Universitäts-Buchdrucker in Basel, war der Vater von Georg Jacob Decker, mit welchem der Name aus der Schweiz und dem Elsaß nach Deutschland zurückgelangte, wo das Geschlecht neue Wurzeln schlug, um hier der typographischen Kunst neue und größere Ehren zu erwerben. Georg Jacob hatte in Straßburg studirt, wo sein mütterlicher Oheim, der gelehrte Rath Schöpflin, einen überaus günstigen Einfluß auf die geistige Richtung des jungen Mannes übte, welchen sehr bald das in Preußen aufgegangene, glänzende Gestirn Friedrich's II. anzog. Im Jahre 1751 war Georg Jacob Decker in Berlin, wo seine erste Arbeit der Satz von Voltaire's „Siècle de Louis XIV." war, der ihm, dem Kenner der französischen Sprache und Literatur, vom Hofbuchdrucker C. S. Henning aufgetragen wurde.

Am 26. October 1763 wurde Decker, auf einen Bericht der Akademie der Wissenschaften, vom Könige Friedrich II. zum Hofbuchdrucker ernannt, womit das im Jahre 1765 in Kraft getretene Vorrecht verbunden war, ausschließlich die Druckarbeiten für die königliche Regierung zu liefern. Die hundertjährige Wiederkehr jenes Tages ist am 26. October 1863 in den Räumen der königlichen geheimen Oberhofbuchdruckerei in Berlin durch Aufstellung der Büsten Georg Jacob Decker's und seines gleichnamigen Sohnes, sowie durch ein Fest der zahlreichen Arbeiter und Angehörigen dieses großartigen Etablissements, gefeiert worden, und bei Gelegenheit dieses Festes ist eine von Dr. Aug. Potthast verfaßte Denkschrift: „Die Abstammung der Familie Decker" erschienen,*) welcher die Data unseres gegenwärtigen Artikels entnommen sind.

Georg Jacob Decker I. war unstreitig der Bedeutendste in der Reihenfolge der Buchdrucker dieses Geschlechtes. Der Geist des großen Königs übte auf Männer, wie Decker, die selbst von einem nie rastenden Fortschritts- und Veredelungs-Triebe beseelt waren, einen stets frischen belebenden Einfluß. Nicht bloß wurde seine Buchdruckerei alljährlich größer und bekannter durch die aus ihren Pressen hervorgegangenen, schönen typographischen Werke, sondern auch als Verleger nahm Decker sehr bald in Berlin einen bedeutenden Rang ein. Mit den Buchhändlern Hartung in Königsberg, Bernh. Christ. Breitkopf in Leipzig, Chr. Fr. Schwan in Mannheim und Hermann in Frankfurt a. M. war Decker persönlich auf das Engste befreundet. Der Hofbuchhändler Spener in Berlin wurde sein Schwiegersohn. König Friedrich selbst ließ mehrere seiner Schriften bei ihm drucken, und kaum Einer der literarisch berühmten Männer, die damals ihren Wohnsitz in Berlin hatten, stand nicht mit Decker in Verbindung.

Nach dem Tode Friedrichs errichtete Decker im königlichen Schlosse in Berlin eine eigene, mit zehn Pressen ausgestattete Buchdruckerei, wo bis zum 5. April 1789 die nachgelassenen und die schon früher herausgegebenen Werke des Königs, auf Befehl seines Nachfolgers, in fünfundzwanzig Bänden gedruckt wurden.

Im J. 1792 überließ der Gründer des Berliner Etablissements dasselbe, sowie seinen Antheil an der der Familie noch gehörenden Buchdruckerei in Basel, seinem Sohne Georg Jacob Decker II., der früh schon, auf Veranlassung seines Vaters, die berühmtesten typographischen Kunst-Anstalten Europa's aufgesucht und zum Gegenstande seiner Studien gemacht hatte. Nach den besten Mustern des Auslandes renovirte der junge Decker das eigene Institut und besonders dessen Schriftgießerei.

Im J. 1794 errichtete er unter der Firma „Südpreußische Hofbuchdruckerei von Decker & Co." in Posen ein Etablissement, zu dessen ersten Leiter er den nachmals als Diplomat und Literar-

*) Berlin, Decker, 1863.

Historiker bekannt gewordenen Dr. Friedrich Schöll bestellte, der dort auch das erste Blatt der Provinz in deutscher Sprache, die „Südpreußische Zeitung," gründete. Dieses Etablissement in Posen gehörte bis zum Jahre 1819 dem Decker'schen Hause in Berlin und ist seitdem durch Verkauf in anderen Besitz übergegangen.

Friedrich Schöll war inzwischen von Decker nach Basel gesandt worden, um die dortige, ihm jetzt wieder, nach Auseinandersetzung mit dem Zweige in Colmar, allein gehörende Buchdruckerei zu leiten und zu heben. Leider rechtfertigte Schöll nicht das in ihn gesetzte Vertrauen, so daß Decker durch ihn in außerordentliche Verluste gestürzt wurde und im Jahre 1802 genöthigt war, das alte Baseler Geschäft, welches 167 Jahre lang den Namen Decker getragen, an Joh. Jacob Thurneysen zu verkaufen.

Decker war es, der im Jahre 1809 die Lithographie, 1816 die Stereotypie, und 1817 den Schnellpressen-Druck zuerst in Berlin einführte. Er erwarb und erweiterte das ausgedehnte Gebäude in der Wilhelms-Straße, wo jetzt das großartige Etablissement sich befindet, in welchem kürzlich sein und seines Vaters Denkmal aufgestellt worden. Nach einem rastlosen, von mannigfachen Prüfungen heimgesuchten, aber auch durch viele glückliche Erfolge gekrönten Leben starb Georg Jacob Decker II. am 26. August 1819.

Unter der Leitung seines Sohnes, des jetzigen Besitzers der „Königlichen geheimen Ober-Hofbuchdruckerei," Herrn Rudolph von Decker, hat dieselbe seitdem ihren alten Ruf zu erhalten und zu erweitern gewußt. Ihre typographischen Leistungen wetteifern an Schönheit und Präcision mit den gerühmtesten Werken der englischen und der französischen Presse. Bei Gelegenheit des vierhundertjährigen Jubelfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1840 ging aus Deckers Offizin das Prachtwerk „Zwanzig alte Lieder von den Nibelungen," herausgegeben von Karl Lachmann, hervor. Hieran schloß sich im J. 1844 die nur in zweihundert Exemplaren gedruckte Prachtausgabe der „Oeuvres de Fréderic le Grand," die in 30 Bänden größten Quartformates etwa 60 Bildnisse historischer Zeitgenossen des Königs, zahlreiche Ansichten der Bauwerke Friedrich's, kunstreichste Vignetten und Facsimiles enthalten. Diese Arbeit, sowie das Hauptwerk der Deckerschen Offizin, das „Neue Testament, von Martin Luther, nach der Ausgabe von 1545," ist auch vom Auslande als glänzendes Zeugniß für die Vollendung der typographischen Kunst in Deutschland allgemein anerkannt. J. L.

Spanien.

Versuch einer Pasigraphie (allgemeinen Ideenschrift)*).

Schon in früheren Zeiten haben sich grübelnde Gelehrte in ihrer Studirstube eingänglich damit beschäftigt, eine Universalsprache, oder eine Universalschrift zu erfinden, um mit ihrer Hülfe alle nationalen Schranken zu durchbrechen und die Menschheit geistig zu vereinigen. Nicht immer waren es gerade gelehrte Schwärmer und Pedanten; auch Männer von praktischer Lebenskenntniß und umfassendem geistigen Horizonte haben es nicht zu gewagt und abenteuerlich gefunden, diese Frage anzuregen. Wir erinnern hierbei nur an Leibniz.

In neuerer und neuester Zeit ist dieser an sich großartige Gedanke populärer geworden, und es ist möglich, daß er wirklich einmal in dieser oder jener Gestalt praktische Form gewinnt. Es ist unleugbar, daß man anfängt, die nationalen und sprachlichen Schranken als etwas Hemmendes zu empfinden. Der geistige Verkehr zwischen den Kulturvölkern ist in's Ungeheure gewachsen, und Jeder, der Anspruch darauf erheben will, auf der Höhe seiner Zeit zu stehen, und ihren Entwickelungsgang zu verfolgen, ist von vornherein darauf angewiesen, mehrere Sprachen hinlänglich zu beherrschen. Andererseits ist das frühere Mittel allgemeinen Verständnisses, die lateinische Sprache der Gelehrten, stark in Abnahme gekommen, und auch das Französische, das nach ihm diese Stelle einzunehmen trachtete, hat viel von seinem früheren Ansehen verloren. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Idee einer Universalsprache und Universalschrift jetzt an den verschiedensten Orten auftaucht, und sich in der Zeit der Eisenbahnen, der elektrischen Telegraphen, der Weltliteratur und der internationalen Erziehung praktisch geltend zu machen sucht.

Wir haben in diesen Blättern vor längerer Zeit eine Schrift dieses Inhalts angezeigt, die aus Süd-Ungarn kam und einen Kroaten, Herrn Moses Paic, der vornehmlich Deutsch, Ungarisch und verschiedene slavische Dialekte nebst Französisch, Neugriechisch u. s. w. berücksichtigte, zum Verfasser hatte. Darin wurde eine Pasigraphie aufgestellt, die das Eigenthümliche hatte, für die einzelnen Begriffe und ihre Abwandlungen Ziffern und (scheinbare) Zahlenwerthe zu verwenden. Diese Pasigraphie war namentlich auf die praktische Anwendung in der internationalen Telegraphie berechnet und hatte, von diesem Punkte aus, beim ersten Anblicke etwas Empfehlendes. Wir konnten indeß unsere großen Bedenken nicht verhehlen. Die verschiedene Wortstellung, Construction und Rection in den einzelnen Sprachen, das unzureichende Vocabular, das einige tausend Zahlenverbindungen geben, die eines inneren Gesetzes ganz ermangelnde Zuweisung der für nöthig gehaltenen Begriffe an diese Ziffernverbindungen, endlich das ganz abstrakte, unendlich mühselige Auswendiglernen dieses ganzen Gedächtnißkrames sind mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß es jedenfalls gerathener ist, lieber drei oder vier concrete lebendige Sprachen, anstatt dieses noch dazu unfertigen Systemes, zu lernen.

Jetzt ist uns von einer ganz entgegengesetzten Gegend ein Buch zugegangen, das ein ähnliches Ziel verfolgt, aber dabei höhere Ansprüche erhebt. Der Verfasser dieser Ideographie, ein spanischer Diplomat, ist jedenfalls durch die chinesische Zeichenschrift, die er in Ostasien kennen gelernt hat und die in der That von Völkern sehr verschiedener Sprache gleichmäßig gebraucht wird, auf diese Idee gekommen.

Die vorliegende Schrift enthält, wie die Vorrede angiebt, die ausführlichere Ausarbeitung einer schon vor Jahren veröffentlichten Denkschrift über denselben Gegenstand, welche in spanischen Blättern eine sehr günstige Beurtheilung gefunden hat. Der Verfasser theilt gleich im Anfang einen Artikel mit, den einer seiner Freunde in seinem Journale „El Coresponsal," das zu Madrid erscheint, veröffentlicht hat. Es ist darin von den früheren Ver-

*) L'Idéographie. Mémoire sur la possibilité et la facilité de former une écriture générale au moyen de laquelle tous les peuples puissent s'entendre mutuellement sans que les uns connaissent la langue des autres, écrit par Don Sinibaldo de Mas, envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire de S. M. C. en Chine, etc. Paris, Duprat.

suchen, eine Pasigraphie und Pasilalie (Allerweltsprache) zu erfinden, von Leibniz, von dem englischen Bischofe Wilkins, welcher bereits 1648 einen „Essay towards a Real Character and Philosophical Language“ veröffentlichte, vom Abbé Changeux, dem Schüler Diderots und d'Alemberts, selbst von dem Abte Tritemius die Rede.

Was das vorliegende System der Pasigraphie betrifft, so hat sein Urheber zu einer gewissen Anzahl einfachster Elemente senkrechten, wagerechten und schrägen Strichen, zwei, drei neben einander, Halbkreisen, Schlingen, Häkchen, Wellenlinien u. s. w. gegriffen, durch deren Combination er tausende von verschiedenen Charakteren hervorbringt. Diese Zeichen werden auf die fünf Notenlinien und auf darin stehende Notenknöpfe übertragen, deren Stellung verschiedene Sinnwerthe giebt. Man sieht aus der Stellung des Notenknopfes und seines Schwanzes, jenachdem er aufwärts oder abwärts gerichtet ist, ob das betreffende Zeichen als Substantiv, als Verbum, als Adverbium, Adjectivum, Interjection u. s. w. zu fassen ist. Der Verfasser hat sich alle Mühe gegeben, so klar als möglich zu werden; wir finden bildliche Darstellungen der einzelnen Redetheile, Tafeln für Declination, Conjugation, eine Darstellung der Elemente, der Art ihrer Zusammensetzung, ein völliges Glossar dieser Zeichen, Uebertragungen eines Stückes der Aeneis, verschiedener Erzählungen u. s. w. in diese Zeichensprache, und wir zweifeln kaum daran, daß der Verfasser seine eigene Zeichen-Schrift verstehen wird, was nicht ganz leicht sein dürfte.

Was uns betrifft, so maaßen wir uns natürlich nicht an, eine Arbeit, die ungeheuren Fleiß und zähe Geduld voraussetzt, ihrem Werthe nach völlig abschätzen zu können; denn sich ganz hineinzuarbeiten, würde einen Aufwand von Zeit und Mühe erfordern, den wir der Sache zu widmen außer Stande sind. Indessen glauben wir so viel mit Klarheit einzusehen, daß diese Pasigraphie schwerlich Aussicht hat, zum Gemeingute der civilisirten Welt zu werden.

Sollten die Europäer es für rathsam finden, eine Pasigraphie einzuführen, so würden wir unfehlbar rathen, zu der verbesserten und zweckmäßig erweiterten ägyptischen Hieroglyphenschrift — oder noch rathsamer — zur chinesischen Zeichenschrift zu greifen, welche in Ostasien bereits das Bindemittel einer Anzahl von Völkern ganz verschiedener Sprache bildet. Wir meinen, ehe man die Pasigraphie des Don Sinibaldo de Mas gehörig lesen kann, ist man im Stande, in Peking das große Staats-Examen zu machen, und daraus siegreich als Han-Lin, d. i. Pinsel-Wald, oder Geheimer Ober-Doctor, hervorzugehen. Warum? Sehr einfach — weil die chinesische Zeichenschrift, wie auch die ägyptische, der Phantasie etwas zu thun giebt —, weil sie die Mnemonik berücksichtigt. Man male einen Vogel und ein Ohr (freilich abgekürzt und verzogen); dies bedeutet Gesang. So etwas merkt man sich. Aber zehntausend Notenknöpfe mit etwa zehnerlei Arten Strichen so oder so in ewiger Wiederkehr sich zu merken, sie so weit einzuüben, daß man vier, fünf Zeichen am selben Notenknopfe, die in einer anderen Verbindung einen andern Sinn geben, nicht verwechselt, das ist ein starkes Stück Arbeit, an die sich selbst das beste Gedächtniß schwerlich wagen wird.

Ein anderer Umstand, der unser Bedenken erregt, ist die offenbar ungenügende Einsicht, die der Verfasser in das Wesen der Sprache hat. Seine Abstractionen scheinen aus dem Latein, aus dem Spanischen, Französischen, aus dem Englischen und ein paar ostasiatischen Sprachen (z. B. der philippinischen) gemacht zu sein; er haftet aber einerseits auf der Oberfläche des sprachlichen Ausdrucks, an der Redensart, und andererseits an einer, wenigstens in Deutschland veralteten, Auffassung der Grammatik, die wesentlich die lateinische ist. Der Verfasser betrachtet z. B. auch im Französischen u. s. w. den Ablativ als einen selbständigen, nothwendigen Casus; daß es aber auch noch einen Lokativ, einen Instrumentalis u. s. w. geben kann, daß sich in der Casus-Lehre Alles auf adverbielle Verhältnisse zurückführen läßt, davon scheint er keine rechte Vorstellung zu haben. Um den genauen Ausdruck, um die graphische Darstellung dieser Verhältnisse, die allen Sprachen gemein sind, handelt es sich, nicht aber um den ganz zufälligen lateinischen Ablativ.

Unserer Ansicht nach, müßte der Erfinder einer wirklichen Pasigraphie noch weit tiefer und bis in die innerste Werkstätte des bildenden Sprachgeistes selbst hinabsteigen; er müßte die Functionen des Geistes, die derselbe beim Denken und Sprechen macht, selbst auffassen und graphisch darstellen; die Vokabeln, d. h. die Schriftzeichen für Dinge und Begriffe in dieser Sprache, müßten nicht rein willkürlich nach dem Auszuge eines Wörterbuches aufgestellt werden, sondern auf einer streng philosophischen Gliederung beruhen. Die Zeichen müßten ihre Entstehung nachweisen. Zeichen müßten z. B. vorhanden sein für unorganische Dinge, für die Pflanze, für das lebendige Wesen und durch beigesetzte andere Zeichen müßte dann die genauere und genaueste Bestimmung: Thier, Säugethier, Raubthier, Löwe u. s. w. erreicht werden können, und so durchgängig. Denn die Schrift müßte nicht blos einer mechanischen, sondern einer organischen Ausbildung und Vermehrung fähig sein; eine praktische Denklehre, Mnemonik, Logik, Psychologie, Etymologie, Naturlehre, wie die Hieroglyphenschriften wirklich zum Theil schon sind.

Wir glauben, es würde nicht schwer sein, zu zeigen, daß die Ideenschrift von Don Sinibaldo de Mas selbst in dem engen Kreise von Sprachen, in dem sie sich bewegt, nicht ausreicht.

Frankreich.

Armande Béjart und Molière.

Eine literarhistorische Skizze.

I.

Am 20. Februar 1662 beging der geistreichste Mann seiner Zeit den dümmsten Streich, den er begehen konnte. An jenem denkwürdigen Tage vermählte sich Molière mit Armande Béjart. Es liegt mir fern, eine Biographie zu schreiben, das vielbewegte Leben Armandens schildern, ihre skandalösen und galanten Abenteuer der Reihe nach aufzählen, ihren frevelhaften Leichtsinn unverhüllt darlegen zu wollen.

Nur in ihren Beziehungen zu Molière will ich diese interessante Frau zu schildern mich bemühen, und aus dem Leben des größten französischen Dichters, wie aus dem ihrigen, nur dasjenige greifen, was mir zur Lösung dieser meiner Aufgabe unerläßlich nothwendig erscheint.

Trotz der sorgsamsten Forschungen, hat noch nicht mit Bestimmtheit angegeben werden können, wo und wann Armande geboren ist. Ihrem Todtenschein zufolge, der neuerdings aufgefunden ist, wäre sie im Jahre 1645 geboren; aber wenn man weiß, daß in der

damaligen Zeit dergleichen Atteste nicht mit jener skrupulösen Genauigkeit ausgefertigt wurden, welche unsere jetzigen amtlichen Schriftstücke auszeichnet, wird man dieser Angabe keine übertriebene Wichtigkeit beimessen können. Ed. Fournier verlegt die Geburt Armandens in das Jahr 1644. Für uns hat es nur geringes Interesse, ob Armande zur Zeit ihrer Heirat siebenzehn oder achtzehn Jahre alt war; es genügt uns vollkommen, konstatirt zu haben, daß sie damals noch sehr jung war, die Zwanziger noch nicht erreicht hatte, während ihr Gemahl, Molière, der damals 40 Jahre zählte, an den Thoren des Alters stand, mithin 23 (oder 22) Jahre älter war, als seine Gattin. Wahrscheinlich wurde sie in Südfrankreich, im Languedoc oder in der Provence, geboren, von unbekanntem Vater, von einer fraglichen Mutter.

Die älteren Biographen, namentlich Voltaire, Grimarest und der ungenannte Verfasser der „Fameuse comédienne", nennen Madeleine Béjart, die berühmte Schauspielerin der Molière'schen Truppe und selbst Molière's frühere Geliebte, als ihre Mutter. Diese früher ziemlich allgemein acceptirte Angabe ist indeß auf Widerspruch gestoßen, und namentlich ist Taschereau, wohl der gediegenste Molière-Kommentator, der Tradition energisch entgegen getreten. Nach seiner Beweisführung, wäre Armande nicht die Tochter der Madeleine Béjart, sondern ihre Schwester; auch sie wäre, wie die anderen Béjarts, die in Molière's Schauspieler-Gesellschaft mehr oder minder bedeutende Rollen ausfüllten, eine Tochter des alten Joseph Béjart und seiner rechtmäßigen Ehefrau Marie Hervé. Taschereau beruft sich auf das Heiratsdokument, das gleichfalls von Beffara wieder aufgefunden ist und allerdings ganz und gar zu seinen Gunsten spricht. Dieses interessante Dokument, das nur wenigen deutschen Lesern bekannt sein dürfte, lautet nach dem Kirchenbuche von Saint Germain l'Auxerrois, wörtlich also:

„Jean Baptiste Poquelin, Sohn des Jean Poquelin „und der verstorbenen Marie Cresé einerseits, und Armande „Grésinde Béjart, Tochter des verstorbenen Joseph Béjart „und der Marie Hervé andererseits, Beide zu diesem Kirchspiel ge„hörig, gegenüber dem Palais Royal, sind verlobt und verehelicht; „mit Genehmigung des Herrn de Comtes, Dekan's von Notre „Dame, und Großvikars des hochwürdigen Bischofs, Kardinals „von Retz, Erzbischofs von Paris, in Gegenwart des genannten „Jean Poquelin, Vaters des Bräutigams, und des André Bou„det, seines Schwagers, der genannten Marie Hervé, Mutter der „Braut, des Louis Béjart und der Madeleine Béjart, Bruders „und Schwester der genannten Braut."

(Unterzeichnet) „J. B. Poquelin (Molière); J. Poquelin (Molière's Vater); Boudet (sein Schwager); Marie Hervé; Armande Grésinde Béjart; Louis Béjart und Béjart (Madeleine) Schwester der Braut."

Zu unseren Zeiten würde ein solches Dokument allerdings die Frage, wer die Eltern von Molière's Frau gewesen, endgültig entscheiden; aber ich habe schon daran erinnert, die amtliche Buchführung ließ damals zu wünschen übrig, und ein derartiges Aktenstück kann deshalb auch als vollkommen stichhaltig nicht angesehen werden. Es beweist nur, daß die Mutter der Madeleine Béjart (Marie Béjart, geborene Hervé) das Kind Armande auf Rechnung ihrer Mutterschaft genommen hatte. Die alte Frau Béjart war des Mutterglückes so oft theilhaftig geworden, daß es ihr auf ein Kind mehr nicht ankommen konnte. Nun mußte aber Madeleine zur Zeit von Armande's Geburt (1644 oder 1645) sehr viel daran gelegen sein, falls sie dies Kind wirklich geboren, nicht als seine Mutter genannt und bekannt zu werden. Madeleine hatte zu dieser Zeit ein Verhältniß mit dem Baron de Modène, einem jungen, leichtsinnigen Edelmann, der, wie der Abbé Arnauld von ihm sagt, „ein Mann von Verdienst geworden wäre, hätte er durch sein „lüderliches, ausschweifendes Leben die schönen Eigenschaften sei„nes Geistes nicht verdorben." Die stolze, hochtrabende Madeleine, die sich selbst aus adliger Familie dünkte, hatte begründete Hoffnung, mit diesem Baron v. Modène dereinst den Bund der heiligen Ehe zu schließen. 1638 hatte Madeleine bereits ein Kind zur Welt gebracht, welches Françoise hieß und von dem Baron von Modène anerkannt war. Das Kind ist verschollen, man weiß nur, daß es geboren ist; was aus ihm geworden, weiß man nicht. In den beiden folgenden Jahren scheint sich wenig geändert zu haben; Modène führt sein skandalöses Leben ungestört fort und Madeleine ist eine derjenigen Liebschaften, die er am wenigsten verbirgt. Die Behauptung, daß er sie im Jahre 1640 heimlich geheiratet habe, scheint jedoch unbegründet zu sein. Gleichzeitig schließt er sich mit Leib und Seele dem Komplott gegen Richelieu an. Die Verschwörung scheitert, Modène flieht ins Ausland und wird durch Parlamentsbeschluß vom 6. September 1641 zum Tode verurtheilt. Madeleine, durch ihr Verhältniß mit dem Staatsverräther kompromittirt, muß Paris verlassen: wir finden ihre Spuren in verschiedenen Provinzen des südlichen Frankreich wieder, auch im Languedoc, wo sie, wie der Verfasser der „fameuse comédienne" sagt, „eine große Anzahl junger Leute glücklich machte."

Einige Zeit später wird ein Kind geboren, es ist Armande. — Madeleine hat noch immer ihre Heiratsideen im Kopfe; ist Armande ihr Kind, so darf es der Baron von Modène gewiß nicht erfahren. Was würde er für Augen machen, wenn er bei seiner Rückkehr den Kreis seiner zukünftigen Familie schon in so überraschendem Wachsthum begriffen vorfände? Das kleine Mädchen muß wenigstens aus den amtlichen Registern der Sterblichen als ein Kind Madeleine's gestrichen werden. Deshalb nimmt es die hochbetagte Großmutter auf ihre Rechnung, Madeleine erhält nur eine kleine Schwester mehr, die allerdings 25 wohl gezählte Jahre jünger ist, als sie, aber darauf kommt ja wenig an. Das Kind bleibt in der Provinz zurück, und als die Béjarts auf den Pariser Brettern wieder erscheinen, hat sich scheinbar nichts geändert. Der Baron de Modène, der indessen gleichfalls in Paris wieder angelangt ist, verkehrt nach wie vor mit Madeleine. Letztere hegt noch immer die süße Hoffnung, als Baronin de Modène ihr Dasein zu beschließen, aber bald sieht sie sich in dieser Erwartung getäuscht, Modène verläßt abermals Paris, betheiligt sich an der Revolution von Neapel, und Madeleine, des Wartens müde, tritt eine neue Wanderschaft durch die Provinzen an. Diesmal war Molière der Direktor der wandernden Schauspielertruppe.

Was sich auf diesen Irrfahrten zugetragen, gehört nicht hierher; wir müssen nur erwähnen, daß Molière bald Madeleine's Geliebter, Madeleine des Dichters Herrin, in der französischen Bedeutung des Wortes, wurde. Ob Modène, nachdem er aus seiner Gefangenschaft in Neapel zurückgekehrt war, das Verhältniß mit Madeleine wieder aufgenommen habe, ist ungewiß; auf keinen Fall konnte es von langer Dauer sein, da die Béjart-Molière'sche Gesellschaft nach Poitiers übersiedelte, wo sie sieben Jahre, bis zum Frühjahr des Jahres 1658, verblieb.

Madeleine mußte sich indessen davon überzeugt haben, daß ihre Heiratsprojekte mit Modène nichts als fromme Wünsche gewesen waren, und da sie nun keine Rücksichten mehr zu nehmen hatte,

ließ sie zur Zeit dieser Uebersiedelung nach Poitiers Armande, die 8 Jahre zählte, zu sich kommen. Armande wurde 1650 oder 1651 ihrer mütterlichen Wärterin abgenommen, „die das Kind sehr liebgewonnen hatte und sehr betrübt war, es in die Hände seiner Mutter zu überliefern, um einer wandernden Schauspielergesellschaft zu folgen".*) Zum Glück war Molière da, der ein zweiter Vater für das junge Mädchen wurde.

Ich bin in diesem Berichte der ausführlichen Schilderung Fourniers**) ziemlich getreu gefolgt, und ich glaube, es kann nach diesen historisch feststehenden Thatsachen kaum einem Zweifel unterliegen, daß Armande, ungeachtet aller amtlichen Dokumente, nicht Madeleine's Schwester, sondern ihre Tochter ist; zum Ueberfluß kann noch angeführt werden, daß in dem Testamente Madeleine's keines ihrer Geschwister bedacht war, Armande aber als Universalerbin eingesetzt wurde.

Aller dieser Einzelnheiten habe ich gedenken müssen, weil diese eigenthümlichen Verhältnisse auf den Charakter Armande's einen großen Einfluß ausgeübt haben. Es ist überflüssig, auf die niemals bestrittene psychologische Wahrheit besonders hinzuweisen, daß die Eindrücke, welche das Kind in seinen ersten zehn Lebensjahren empfängt, für sein späteres Sein und Wesen fast immer bestimmend, maßgebend werden. Man sieht aus den vorherigen Andeutungen, welches Geschick dem Béjart'schen Kinde beschieden war. In einer kleinen Provinzialstadt von einer fremden Pflegerin nachsichtig und liebevoll erzogen, nicht wissend, wer seine Mutter und wer der Vater, wird es in einem Alter, wo das Kind schon allzu richtig Unbegriffenes zu ahnen, bewußtlos zu verstehen anfängt, in das wilde, ausschweifende Leben einer wandernden Schauspielertruppe hineingeworfen. Familienbande sind ihm unbekannt; seine Begriffe über die nächsten verwandtschaftlichen Verhältnisse bleiben unaufgeklärt; kann es die Strenge der herrschsüchtigen, stolzen Madeleine als unrechtmäßige Anmaßung einer älteren Schwester zurückweisen, oder muß es sie als befugte Ausübung der mütterlichen Gewalt erdulden? Es kennt keine Heimat. Vielleicht war es mit zärtlicher Anhänglichkeit der sanften Pflegemutter zugethan; auch dies Gefühl ist in dem jungen Herzen durch gewaltsame Entfernung von der Hüterin ihrer Kindheit erstickt worden.

Armande fühlt sich unglücklich, zurückgesetzt, verkannt. Madeleine, an die das Alter herangeschlichen ist, mürrisch und altjungferlich verbissen, gedemüthigt und verletzt durch das Scheitern ihrer Heiratspläne, trostlos über das Verblühen ihrer Reize, eifersüchtig auf ihre Kolleginnen, auf die schöne, üppige Duparc und auf die sanftmüthige Debrie, denen der wankelmüthige Geliebte Molière sein immer liebendes Herz zugewandt, behandelt die kleine Armande mit liebloser Laune, barsch und unfreundlich. Nur bei Einem Umgange findet das kleine, intelligente Mädchen einen Zufluchtsort, nach unbilliger Züchtigung ein herzliches Wort, freundliche Behandlung. Es ist der mit dem guten, edeln Molière. Er nimmt sich dieses hübschen Aschenbrödels an, wie ein Vater; und gewissermaßen ist er auch dazu berechtigt. Lebt er nicht mit ihrer Mutter, wie mit seiner Frau?***)

*) Fameuse comédienne. S. 7.

**) Fournier, Le Roman de Molière. Paris, Dentu, 1863. Seite 32 bis 59.

***) Der zweite Theil dieser Skizze folgt im nächsten Blatte.

Italien.

Neuer Aufschwung der italiänischen Schaubühne.

In einem Schreiben aus Turin wird uns über die heutigen Zustände des italiänischen Theaters Folgendes geschrieben: „Es herrscht jetzt auf der italiänischen Bühne ein reges Leben, das zum Theil durch Einbürgerung englischer und deutscher Muster hervorgerufen worden. Neben dem „Saul", dem „Orest" und der „Mirra" von Alfieri werden hier jetzt „Hamlet" und „Macbeth", „Maria Stuart" und andere dem Repertoire Deutschlands entlehnte Dramen gegeben. Dall'Ongaro und Revere haben uns ihrerseits mit eigenen, der Form nach den englischen und deutschen nachgebildeten, dramatischen Productionen beschenkt. Ihnen hat sich in der Literatur eine Anzahl gediegener junger Männer angeschlossen, die den guten Willen und auch wohl Geist und Energie genug besitzen, um die Zeit der politischen Wiedergeburt Italiens auch zu einer Periode seiner literarischen Verjüngung zu erheben. Am Erwartungsvollsten blickt man aber auf unsern eben genannten Volksdichter Dall'Ongaro, der sich, gleichwie durch seine „Stornelli" und Volkslieder, auch durch seine Vorlesungen über „vergleichende Geschichte der dramatischen Kunst" und besonders durch seine Bühnenstücke ungemein beliebt gemacht hat. „Fornaretto" ist das beste unter seinen älteren Dramen. Gegenwärtig wird auf dem Teatro Gerbino von Turin neben seinem „Marcus Kralievich" und seiner „Phasma" auch sein neuestes Stück: „Der letzte Freiherr" fortdauernd mit großem Beifall gegeben. Mit „Phasma" ist von Dall'Ongaro ein kühner Versuch gemacht worden, das alte griechische Drama auf die italiänische Bühne zu bringen. Φάσμα, „die Erscheinung", war nämlich der Titel eines verloren gegangenen Lustspiels des Menander, dessen Stoff uns jedoch in den Scholien zum Terenz, von Donatus, erhalten ist. Nach diesen Andeutungen des Scholiasten hat nun Dall'Ongaro das alte Lustspiel wieder herzustellen versucht. Ob ihm dies gelungen, kann allerdings nicht entschieden werden, da eben ein Maßstab der Vergleichung nirgends vorliegt; doch soviel kann mit Sicherheit behauptet werden, daß Dall'Ongaro's „Phasma" einen ebenso eigenartigen als bedeutenden Platz in der Literatur des neueren Drama's einzunehmen berufen ist. Sie hält die Mitte zwischen Drama und Comödie und bildet jedenfalls ein interessantes Studium des altgriechischen häuslichen Lebens. Der Form nach besitzt dieses Stück jene attische Einfachheit und künstlerische Würde, deren Muster in Deutschland von Goethe in seiner „Iphigenia auf Tauris" hergestellt worden. — Der König von Italien hat, um auch den Fortschritten der italiänischen Schauspielkunst seine Theilnahme zu beweisen, dem Herrn Morelli, der jetzt, nach dem brillanten, aber manierirten Schauspieler Modena, als der erste und einflußreichste Bühnenkünstler Italiens zu betrachten, das Ritterkreuz des S. Maurizio- und Lazaro-Ordens verliehen.

Nord-Amerika.

Die Anwendung der Photographie zu physiologischen und praktischen Zwecken.

Auf Schlachtfeldern, in Luftballons, auf Sternwarten und in der Geisterwelt.

Wie die Dampfmaschine und die Eisenbahn, so haben auch die beiden anderen großen Erfindungen unserer Zeit: die Photographie und der elektrische Telegraph, in den beiden Ländern der praktischsten Ausnutzung aller Ideen, in England und Amerika, die größte Anwendung, und zwar auch auf Gebieten gefunden, für welche sie Anfangs gar nicht gemacht zu sein schienen und wo man sie auf unserem Kontinent auch jetzt noch nicht anwendet. Das minder wissenschaftliche und mehr handliche Experiment der Photographie wird besonders in Amerika merkwürdig ausgenutzt: nicht wie in Berlin, Dresden und München zu künstlerischen Bildergallerieen aller Malerschulen und Kunstepochen, wohl aber zu physiognomischen Studien für den Geschäftsmann, der durch ein für ihn bearbeitetes photographisches Album die Kunst erlernt, sofort zu erkennen, was er für einen Kunden vor sich hat. Die Amerikaner haben die Camera obscura auf Schlachtfeldern und in Luftballons, auf Sternwarten und — unter Geistersehern arbeiten lassen. Wir wollen in den nachstehenden Auszügen eines amerikanischen Buches über die Photographie in den Vereinigten Staaten eine Skizze von dem photographischen Leben in Amerika liefern.

Zunächst erhalten wir durch folgende Angaben einen Begriff von der kolossalen Ausdehnung des dortigen Geschäfts.

„Die Quantität photographischen Papiers, das jährlich aus Frankreich und Deutschland eingeführt wird, wird auf fünfzehntausend Ries geschätzt. Die Eier von zehntausend einheimischen Hühnern sind nothwendig, um das erforderliche Eiweiß zu beschaffen, um das photographische Papier zu albuminisiren. Um eine Idee von der Masse des Verbrauches von Chemikalien zu geben, können wir feststellen, daß in den Vereinigten Staaten der jährliche Bedarf von edlen Metallen allein zu photographischen Zwecken auf zehn Tonnen Silber und eine halbe Tonne Gold (!) geschätzt wird. Nicht minder werden ungeheuere Quantitäten unterschwefligter Soda zu diesem Zwecke verbraucht."

Ueber das große photographische Institut der Herren Anthony auf dem Broadway in New-York wird berichtet: Die Arbeiten in diesem großen Etablissement, wo das Prinzip der Theilung der Arbeit im Großen durchgeführt ist, werden wunderbar rasch und geschickt ausgeführt. Es ist eine Fabrik im wahren Sinne des Wortes. Eines der jungen Mädchen, welche den ganzen Tag über nichts Anderes thun, als Photographien auf Karten kleben, versicherte, sie habe noch niemals den chemischen Prozeß mit angesehen, durch welchen das negative Bild erlangt wird, obwohl sie seit Jahren nur einige Schritte von dem dunklen Zimmer entfernt steht, wo dieser Prozeß den ganzen Tag über vor sich geht.

„Die Modelle, welche in des Photographen Atelier sitzen, bilden ein interessantes Studium. Sie gehören allen Lebensaltern an, von dem kleinen Kinde auf dem Arm bis zu den alten Patriarchen und Damen, deren Lächeln ebenso viele Furchen zeigt, als eine alte Ulme Jahresringe hat. Die Sonne ist ein Rembrandt in ihrer Weise und macht sich ein Vergnügen daraus, sämmtliche Fältchen in den alten rissigen Gesichtern wiederzugeben. Die Photographie eines solchen gleicht jenen fossilisirten Seegestaden, auf denen die Regentropfen ihre Eindrücke, die Schaalthiere und Vögel ihre Spuren zurückgelassen; — Thränen, Sorgen und Kummer sind, als Abdrücke, wie dort im Sandsteine die Fußstapfen, jetzt hier auf der Platte fixirt."

„Stellung, Kleidung, Gesichtszüge, Hände, Füße verrathen den Stand des Portraitmodells. Das Bild erzählt keine Lüge. Aufgesetzte Gesichter sind keine wirklichen. Der bloß scheinbar feine Herr, die bloß scheinbar gebildete Dame sehen in ihrem photographischen Bilde ganz anders aus, als die echten. Mittelmäßigkeit zeigt an sich selbst, was sie werth ist, mag sie auch sonst einen sehr schönen Namen haben. Griesgrämigkeit kann sich nicht hinter falscher Liebenswürdigkeit verstecken. Zanksucht und Jähzorn verrathen sich auf dem Bilde fast ebenso leicht, wie in den Tönen der Stimme. Die Eitelkeit, die sich bemüht, ihre Stirn zu glätten, kann die vernehmbar sprechende Runzel doch nicht los werden. Die innere Schwäche, die dem Willen- und Gedankenlosen anhaftet, läßt sich schwer verbergen, selbst wenn ein mächtiger Schnurrbart den Mittelpunkt des Gesichtsausdrucks verhüllt."

„Alle Theile des Gesichts haben ohne Zweifel ihre bestimmten Beziehungen zu einander und zu dem Charakter der Person, welcher das Gesicht gehört. Aber es giebt Einen Zug, und besonders einen Theil dieses Zuges, der mehr als jeder andere die Natur des Individuums verräth: dieser Zug ist der des Mundes und seiner Winkel, der, weil hier die meisten Muskeln des Gesichtes convergiren, auch am Meisten die Spuren des auf das Aeußere des Menschen Jahre lang einwirkenden Innern trägt. Ein Kreis von einem Zoll Durchmesser, dessen Centrum in der Verbindung beider Lippen liegt, bildet den Hauptfocus dieses Ausdruckes."

„Wir haben von photographischen Portraits viele interessante Dinge gelernt, die wir von den Gesichtern selbst nur sehr langsam lernen. Eines davon ist die große Zahl von verschiedenartigen Anblicken einer und derselben Person. Wenn wir das eine Portrait ansehen, so scheint es uns, daß dies gerade das Gesicht ist, das wir kennen, und daß es immer so aussieht. Aber ein anderes Bild derselben Person zeigt uns einen ganz verschiedenen Anblick, und doch ist dasselbe ganz ebenso charakteristisch als das erste. Ein drittes und ein viertes Bild überzeugen uns, daß unser Freund nicht Einer war, sondern der äußern Erscheinung nach vielfach, je nach der Stimmung, in welcher seine Gedanken- oder Gemüthsbewegung uns seine innere Natur kenntlich macht."

„Nach einer gewissen Anzahl von Jahren werden übrigens durch die Photographie einige neue physiognomische Resultate gewonnen sein, welche für Physiologen und Moralisten von höchstem Interesse sein dürften. Sie werden sich Zeit dazu nehmen, denn um einige derselben genau festzustellen, muß eine ganze Menschen-Generation, von ihrer Wiege bis zum Grabe, photographisch begleitet worden sein."

„Zunächst wird uns dadurch auch ein genaues Studium der Einwirkungen des Alters auf die Gesichtszüge ermöglicht. Eine Reihenfolge von Portraits einer und derselben Person, in kurzen Zwischenräumen aufgenommen und sorgfältig verglichen, werden dem scharfen Beobachter wahrscheinlich zeigen, daß die Natur in den Umrissen, welche die Jahre des menschlichen Lebens angeben, sehr genau ist."

„Eine andere Reihe von Beobachtungen erstreckt sich auf die Wirkung des Charakters, insofern sie die Gesichtszüge modifizirt. Man gehe eine „Schurken-Gallerie" durch und beobachte, was die Gesichter der abgehärtetsten Schufte Gemeinsames haben. Alle

diese verrufenen Physiognomien sind aus den harmlosen Zügen der Kindheit herausmodellirt worden. Die Polizeibeamten kennen den Ausdruck des habituellen Verbrechens hinlänglich genau. Nun, wenn alle diese Reihen von Gesichtern von den Tagen der Unschuld an bis zu denen ausgemachter Schuld sorgsam an Photographien studirt worden wären, kein Zweifel, daß dann ein scharfes Auge — wir wollen nicht sagen, den ersten bösen Anflug der Veränderung im Gesichte, auch nicht jede successive Stufe in dem absteigenden Prozesse der fallenden Natur — aber doch Epochen und Zeitabschnitte mit unterscheidenden Merkmalen vielleicht ebenso greifbar zu erkennen vermöchte, als jene, welche das Aussehen sich folgender Dekaden des Lebens trennen. Und — was weit angenehmer ist — wenn der Charakter eines verwahrlosten und verderbten Kindes durch weise Pflege gehoben wurde, so wird man die umgekehrte Veränderung bei vernachlässigter Pflege finden. — Wohlthätige Anstalten haben erkannt, daß der stärkste Beweis für ihre Leistungen in der Forderung Hamlets liegt: „Sieh dir dieses Bild an, und dann dieses" — das des zuchtlosen Buben bei seinem Eintritte und das des anständigen Jünglings bei seiner Entlassung."

Die Amerikaner haben auch bereits ihre Schlachtfelder photographirt.

„Wir haben eine Reihe von Photographien vor uns, welche das Schlachtfeld von Antietam und die umliegende Gegend darstellen, wie sie nach der großen Schlacht am 17. September 1862 erschienen. Mr. Brady aus New-York hat sich das traurige Verdienst dieser Darstellung erworben. Viele mögen diese Reihe von Schreckensbildern gar nicht erst ansehen; Viele, die sie gesehen und von ihren Schrecken geträumt, werden sie in einem geheimen Fache verschließen, damit sie die, deren Seele bei solchem Anblick schwach wird, nicht mit Schauder und Entsetzen erfüllen. Es kommt einem wirklichen Besuche des Schlachtfeldes so nahe, daß alle die Gemüthsbewegungen, welche der wirkliche Anblick des blutbefleckten und schmutzigen, mit Fetzen und Trümmern bedeckten Schauplatzes erweckt hatte, uns wiederkehrten und wir sie in einem Winkel unseres Zimmers bargen, wie wir, wenn wir sie besäßen, die verstümmelten Reste der Todten geborgen haben würden, die sie so leibhaft darstellten. Doch Krieg und Schlachten in ihrer Nacktheit sind nur für den Soldaten und allenfalls für den Schlachtenmaler. Es mag für einen Baron Gros und einen Horace Vernet eine schickliche Aufgabe sein, ihren kaiserlichen Gebieter mit phantastischen Abbildungen von den Schlachten zu erfreuen, wie man sie sich vorstellt; der ehrliche Sonnenschein

„Ist der Natur furchtbarster Maler, doch der beste,"

und er giebt uns, selbst ohne die rothe Farbe, einige Vorstellung davon, was für ein abschreckendes, ekelerregendes, scheußliches Ding dieses Zusammenrennen zweier tollen Haufen ist, denen wir den Namen von Heeren geben.

„Es ist eine Erholung, fortzueilen von diesen traurigen Scenen und in den Ballon zu steigen, welcher die Herren King und Black auf ihrem luftphotographischen Ausfluge trug.

„Eine ihrer Photographien liegt vor uns: Boston, wie es der Adler und die wilden Gänse sehen, und wie es der ehrbare Bürger von Thürmen und Schornsteinen herab erblickt, sind sehr verschiedene Dinge.

„Fenster, Schornsteine und Dachluken beschäftigen das Auge des Betrachters in der Mitte des Bildes — ungemein scharf — in überwältigender Menge. Nach dem Rande zu wird es dunkler, wolkiger und verwirrter, und an dem einen Ende wird ein schwarzer Fleck wellenlosen Wassers durch die nebligen Umrisse geschwellter Segel erhellt. Als erster Versuch ist es, im Ganzen genommen, eine merkwürdig gelungene Leistung; doch das größte Interesse dabei gewährt die Hoffnung, die wir in dieser Richtung hegen dürfen.

„Während der Luftschiffer von der Höhe des Himmels, wo er schwebt, herabschaut auf unsern Planeten und im Fliegen das Bild der Scene unten aufnimmt, läßt auf der Sternwarte der Astronom die himmlischen Körper auf dem sensitiven Blatte sich abkonterfeien, das er den durch sein Teleskop concentrirten Lichtstrahlen unterbreitet.

„Den höchst erfolgreichen Versuchen von de la Rue in England, Rutherford und Whipple (in Amerika), stereoskopische Bilder vom Monde zu gewinnen, reihen sich die von Dr. Henry Draper an, der ein Teleskop mit silbernem Reflector, dem größten, den es giebt, ausgenommen den auf dem kaiserlichen Observatorium zu Paris, ausdrücklich für Himmels-Photographie erbaut hat. Die von Dr. Draper hergestellten Reflectoren zeigen Kleinstes in viermaliger Vergrößerung und lassen mit Leichtigkeit den Trabanten des Sirius oder den sechsten Stern im Trapeze des Orion auffinden. Wenn man Photographien von diesen Spiegeln nimmt, wird eine Bewegung der sensitiven Platte von nur einem Hundertstel Zoll das Bild merklich minder scharf geben. Diese Genauigkeit der Lichtconvergenz war es, die Draper bewog, den Spiegel achromatischen Linsen vorzuziehen. Er hat fast alle täglichen Phasen des Mondes vom sechsten bis zum siebenundzwanzigsten Tage aufgenommen und hat wiederholt den Vollmond in einer Drittel-Secunde gewonnen."

Auch auf die mikroskopische Welt wird die Photographie fleißig angewendet, doch wie es scheint, noch nicht mit gehörigem Erfolge. Auf die Einzelnheiten können wir hier nicht eingehen. Die photographischen Verkleinerungen, die auf einer linsen- oder stecknadelkopfgroßen Fläche die zusammengesetztesten Bilder geben, sind uns hinlänglich bekannt, und man kann nur bedauern, daß damit ein notorischer Unfug getrieben wird, indem für die damit ausgestatteten Industrie-Gegenstände, als: Uhrschlüssel, Busennadeln, Ringe u. s. w. in der Regel Bilder von gröbster Unsittlichkeit gewählt werden.

„Eine weitere Anwendung der Photographie, die von Tage zu Tage dem Publikum lieber wird, ist die, welche vergrößerte Portraits, selbst in Lebensgröße, nach alten Daguerreotypen und auch nach neueren photographischen Miniaturen hervorbringt. Für diesen Zweck wird ein Zimmer als Camera obscura hergerichtet und das vergrößerte Bild von oben durch eine Linse auf ein Blatt sensitives Papier geworfen, das auf einem Tische liegt, der sich nach Bedürfniß höher oder niedriger machen läßt. Das Bild, durch die Ausbreitung über eine so große Fläche geschwächt, druckt sich langsam ab, aber zuletzt kommt es mit erstaunlicher Klarheit."

Die Kopirung von Dokumenten ist eine weitere wichtige Anwendung der Photographie. Die Amerikaner glauben, hierin Allem voraus zu sein, was man Derartiges in Europa hat, indessen wohl, wie in vielem Anderen, mit Unrecht. Man kennt in Europa und überhaupt in der alten Welt die photographische Kopirung von Denkmälern, namentlich von antiken Inschriften, mittelalterlichen Manuscripten ꝛc., wie man sie in Amerika noch nicht kennt und auch kaum kennen kann, und wir wüßten nicht, was diese Leistungen zu wünschen übrig ließen.

Endlich kömmt unser Amerikaner auch auf den Schwindel zu sprechen, der in Amerika mit den Geister-Photographien getrieben wird, — freilich nicht überall —; es sind nur gewisse

Ateliers, die sich für eine Extra-Gratification willig finden lassen, die Geister der Geschiedenen auf die sensitive Platte zu zaubern.

„Die Lichtkraft eines Geistes auf die Platte ist nicht so stark, als es zu wünschen wäre; aber in Anbetracht, daß die Geister nahezu so körperlos sind, daß, wie uns Ossian sagt, die Sterne durch ihre duftigen Umrisse zu scheinen vermögen, ist vielleicht die Wirkung so gut, wie sie sich nur erwarten läßt.

„Mrs. Brown z. B. hat ihr Kind verloren und wünscht sein Geistportrait mit ihrem eignen abgenommen zu sehen. Eine besondere Sitzung wird zugesagt und ein besonderes Honorar bezahlt. Zur gehörigen Zeit ist der Photograph fertig und ganz gewiß befindet sich das neblige Bild eines Kindes im Hintergrunde, oder gar auf der Mutter Schooß. Ob das Original des Bildes einen Monat oder ein Jahr alt war, ob es Mrs. Brown oder Mrs. John, oder Mrs. Robinson gehörte, das zu vermuthen würde König Salomon, trotz seiner Weisheit, kleinen Kindern die richtigen Mütter zu ermitteln, schwerlich im Stande sein. Aber es reicht hin für die arme Mutter, die vor Thränen fast blind ist, wenn sie ein Stück Faltenwurf, der einem Kinderkleide ähnelt, und etwas Rundes, wie einen nebligen Fleck erblickt, der als Gesicht gelten mag.

„Sie nimmt das Geistportrait für eine Offenbarung der Schattenwelt. Diejenigen, welche Gestalten in den Wolken gesehen, oder sich an Hamlet und Polonius erinnern, oder die Erfahrung gemacht haben, wie leicht ungebildete Augen fast in jedem dafür ausgegebenen Oelbilde Vater, Mutter, Frau oder Kind erblicken, werden begreifen, wie leicht das einfältige Volk, welches zu diesen Ateliers seine Zuflucht nimmt, betrogen wird.

„Es giebt (fügt unser Amerikaner hinzu) verschiedene Arten, Geister-Photographien zu produziren. Eine der leichtesten ist folgende: Zuerst verschafft man sich einen Einfalts-Pinsel, dessen Geist durch lange Eintauchung in Leichtgläubigkeit „sensitivirt" ist. Dann erkundigt man sich nach Alter, Geschlecht und was sonst noch in Betreff des abgeschiedenen Verwandten zu wissen nöthig ist. Man sucht dann aus den zahlreich vorräthigen Negativen eines aus, das dem schmerzlich Beklagten so nahe kommt, als möglich. Man bereitet nun eine sensitive Platte. Jetzt legt man die Negative darauf und hält sie nahe an eine Gaslampe, die hübsch hoch gehalten wird. Auf diese Weise gewinnt man eine verwischte Kopie der Negative auf einem Theile der sensitiven Platte, die man dann in die Camera obscura schieben kann, um das lebendige Portrait des Sitzenden in der gewöhnlichen Weise zu nehmen. Ein geeigneter Hintergrund für diese Bilder ist die Ansicht einer Anstalt für Schwachsinnige."

England.

Neue Anwendung der elektrischen Telegraphie.

Zeitkugel, Uhren-Kontrole und Stadtpost.

Heut zu Tage sagen gelehrte und ungelehrte Leute, vielleicht mit richtigem Instinkt, daß Dinge und Processe in der Natur, deren Ursachen und Geheimnisse man nicht recht versteht, mit Elektricität zusammenhängen. Man vermuthet die Elektricität überall, entweder als Haupt-Agenten oder als Compagnon. Auch im Verkehre der Menschen wird sie immer allgegenwärtiger. Sie telegraphirt mit bekannter Blitzesschnelle über Länder und durch Meere, über unseren Häuptern und unter der Erde hin und ist immer gleich da, sobald sie abgeschickt wird — nur zuweilen aufgehalten durch die Unbeholfenheit der Menschen.

Aber diese göttlichen Merkurflügel der Elektricität sind nichts Neues mehr. Neuer und wichtiger ist deren Ausbildung für allerhand kleine Alltagszwecke, die Allen und nicht bloß den Mächtigen der Staaten und der Börse zu Gute kommen, namentlich deren Anwendung für Stellung der Uhren und Lokalverkehr. Die Zeit wird unter den jetzigen Verhältnissen der Ueberladung mit Geschäften und socialen Beziehungen immer kostbarer und wichtiger. Hier wird Pünktlichkeit eine Hauptsache, so daß unsere Uhr auf die Sekunde richtig gehen muß. Auch hat jeder anständige Mensch mannigfaltige Verbindungen in seiner Stadt, die oft sehr groß ist, so daß selbst mit der Stadtpost viel Zeit verloren gehen kann. Dies hat bereits zur Einführung elektrischer „Zeit-Kugeln", elektrischer Uhren und elektrischer Stadtposten geführt.

Die erste „Zeit-Kugel" wurde von Professor Airy, Direktor der Greenwich-Sternwarte (der durch einen vier Jahre lang fortgesetzten Cyklus der feinsten Experimente das Gewicht unserer Erde ermittelt hat), auf dem Thurme der Sternwarte angebracht. Unten geht die berühmte astronomische Uhr, die durch einen elektrischen Apparat mit einer großen, hohlen Kugel oben hoch über dem Thurmdache in Verbindung steht. Durch die Mitte der Kugel geht eine polirte Stange, an welcher sie leicht auf- und abgleitet. Die Kugel wird durch die Uhr aufgezogen und jeden Tag bis astronomisch Punkt 1 Uhr Mittags oben fest gehalten. In dem Augenblicke, wo es im Weltall 1 Uhr schlägt, reißt ein elektrischer Ruck an dem Hebel, der die Kugel oben hielt, so daß sie nun etwa zwölf Fuß tief niederfällt. Die Kugel, von unten gesehen, steht klar am Horizont und kann bei hellem Wetter und mit hellen Augen viele Meilen ringsum gesehen werden. Nun denke man sich das Aufpassen und Uhrenstellen alle Mittage! Legionen von Schiffen auf der breiten Themse eine Meile entlang und in den riesigen Docks mit ein paar Dutzend Wäldern von Masten, jeder Dock so groß wie eine deutsche Mittelstadt, und Tausende von Menschen auf dem Lande umher warten jeden Tag auf dieses Zeichen und stellen ihre Uhren, stolz und glücklich, wenn die Differenz seit gestern möglichst klein ausfällt. In der Stadt London, wo die berühmte Greenwich-Zeitkugel Kolleginnen hat, die mit ihr in demselben Augenblicke fallen, wiederholen sich jeden Tag dieselben Operationen. Die Elektro-Telegraphen-Compagnie in London, in der großen Straße The Strand, hat eine solche Kugel über ihrem Dache. Eine viel größere von Zink (6½ Fuß im Durchmesser und 150 Fuß über dem Spiegel der Themse) findet man in der City über dem Hause des Chronometermachers French (Cornhill), eine auf dem Nelson-Monumente in Edinburg und viele andere in englischen und schottischen Hafenstädten. Sie hängen durch Drähte mit der Zeit-Kugel in Greenwich zusammen und fallen durch elektrische Mittheilung überall in demselben Augenblicke, da die Elektricität für diese Entfernungen gar keine meßbare Zeit braucht. Man kann jede beliebige Zahl solcher Zeitkugeln mit der einen in Greenwich verbinden. Die gewählte Ein-Uhr-Stunde ist natürlich nicht die einzige Zeit, die diesem Zwecke zu dienen vermag. Man könnte ebensogut jede andere Stunde wählen. Doch empfiehlt sich die hohe Mittagszeit als die in der Regel hellste und demnach beste für den Zweck.

Die Zeitkugeln werden durch elektrische Uhren regiert. Elek-

trische Uhren sind bekanntlich nicht wirkliche Uhrwerke, sondern einfache Hebel, Drähte und Räder, die in London von der Central-Uhr in Greenwich in Bewegung gesetzt und dirigirt werden. Eine solche Uhr für das große Publikum findet man vor dem Bureau der Elektrotelegraphen-Compagnie am Strand in London. Sie zeigt Tag und Nacht (illuminirt) die astronomisch richtige Zeit, wie die Normal-Uhr in Greenwich. Die meisten andern Uhren der Art sind in Bureaus angebracht. Und die fünfzehn Haupt-Eisenbahnhöfe Londons (ohne etwa sechszig Stationen, die noch in das Bereich Londons fallen) reguliren ihre Uhren nach täglich mehrmals von Greenwich aus gegebenen elektro-telegraphischen Mittheilungen. Die richtige Zeit ist hier bis auf die Sekunde wichtig, da die unzähligen, den ganzen Tag und die ganze Nacht kommenden und gehenden Eisenbahnzüge im Interesse des immer aus- und einfliegenden Publikums auf jeder Station (auf manchen alle sieben Minuten) immer auf die Sekunde ankommen und abgehen.

Aber auch diese stets fliegenden und donnernden Eisenbahnen sind nicht schnell genug für die kostbare Zeit und die in wildem Geschäftseifer durcheinander rasenden Menschen. Vieles, und zwar das Wunderbarste der Welt in dieser Sphäre, thut schon die alte Stadtpost, welche alle zwei Stunden Tausende von Briefen durch die kleine Unendlichkeit von London vertheilt. Aber auf eine Antwort, die man oft augenblicklich haben möchte, muß man bei dieser älteren Einrichtung vier bis sechs Stunden warten. Man hat also die Elektricität zur Stadtpost gemacht, so daß man in London in jedem Augenblicke nach allen Seiten der Stadt fragen und von dort augenblicklich Antwort erhalten kann. In den amerikanischen Riesenhotels und im englischen Parlamentsgebäude existirt etwas Aehnliches. Man klingelt und sendet Botschaften in die verschiedensten Theile des Hauses durch Elektricität. Auch in großen Fabriken correspondirt man schon durch telegraphische Elektricität. In Paris, Brüssel und New-York elektro-telegraphirt man schon über die Häuser hinweg für lokale Zwecke. In Berlin hat der Polizeipräsident von Hinkeldey die ganze Stadt unten mit telegraphischen Drähten durchziehen und sie in einem Mittelpunkte des Spinnennetzes vereinigen lassen, um hier die ganze Stadt zu überwachen, zum Theil aber auch, um bei einem ausbrechenden Feuer sofort von allen Spritzen-Häusern aus den nöthigen Beistand zu gewähren.

Durch London hat man ein viel größeres Netz gesponnen, aber lediglich für nützliche und nicht auch für polizeiliche Zwecke; man hat, wie gesagt, eine electro-telegraphische Stadtpost angelegt. Der Mittelpunkt fällt in das Centrum Londons, Charing Croß (Trafalgar-Square). Von da aus hat man die Drähte, vier Meilen Radius, also acht Meilen im Durchmesser, nach allen Richtungen der Windrose ausgesponnen, zunächst in elf Hauptpunkte, deren jeder neun Stationen enthält. Dies giebt etwa hundert Stationen oder elektro-telegraphische Stadtpost-Bureaus. Diese sind so verbunden, daß man von jeder zu jeder Zeit nach jeder Station telegraphiren, dort den Inhalt sofort brieflich an die Adresse schicken, und durch den Briefboten die Antwort schriftlich an die nächste Station und elektro-telegraphisch dahin erhalten kann, von wo man eben abblitzen ließ. Zur Noth kann man also an den Drähten, welche unsern Brief an die Adresse fortblitzen, stehen bleiben und nach einigen Minuten schon die Antwort ankommen sehen.

In die Einzelheiten des wunderbaren Problems, hundert Stationen, vertheilt durch das ungeheure Labyrinth Londons, alle mit einander so zu verbinden, daß von jeder stets nach jeder andern telegraphirt werden kann, gehen wir hier nicht ein, da zu einem vollen Verständniß genaue Lokalkenntniß gehören würde. Wir erwähnen nur, daß die einzelnen Lokalstationen nicht alle direkt verbunden sind, sondern nur mittelbar durch Haupt- und Centralstationen, so daß mancher elektrische Brief große Umwege machen muß, worauf es aber der Elektricität bekanntlich nicht ankommt, da sie eben so schnell um die ganze Erde herumlaufen würde, wie auf einem Umwege von einer Station zur andern. Zeit braucht dieser schnellste aller Boten des Weltalls auf unsere Erdentfernungen überhaupt gar nicht. Man spart also dabei den kostbarsten aller modernen Werthe: Zeit, ganz und gar. Nur das Abschreiben und Abschicken durch menschliche Hände und Beine ist es, was eigentlich die Zeit kostet, die zwischen den beiden Endpunkten liegt.

Das Netzwerk ist in London über die Häuser weggesponnen, wie schon viele Eisenbahnen mit ihren oft zwanzigfachen Drähten an ihren Wegen entlang. Unterhalb Londons ist kein Platz mehr. Da verästeln und vernetzen sich schon die Drähte von drei andern Elektro-Telegraphen-Compagnien, außerdem die Gasröhren, die Cloaken aus jedem Hause, auch Eisenbahnen mit ihren Tunnels. Und über London, wie sieht's da aus? Als vor etwa vier Jahren der erste endlose Draht über Häuser und Straßen gezogen wurde, staunte man schon über diese Erscheinung. Jetzt ist London an manchen Schwingungsknoten des Verkehrs, z. B. über Regents-Circus, Charing-Croß u. s. w., so dicht von Elektricitäts-Drähten übersponnen, daß man wie durch ungeheure Spinnen-Netze in den Himmel hinaufsieht.

Die Londoner elektro-telegraphische Stadtpost ist für alle Zwecke bestimmt, für welche überhaupt Briefe und Boten gebraucht werden. Man muß dabei bedenken, daß in dieser kolossalen Stadt zu einem einzigen Wege, Besuche oder Briefe mit Antwort oft ein ganzer Tag gehört, daß alle Großkaufleute der City weit draußen in den Vorstädten wohnen, 5—10 englische Meilen von ihren Bureaus, daß überhaupt in London die Entfernungen sehr bedeutend sind und die entferntesten Theile in stets lebendiger Verbindung mit einander stehen. Man fragt also z. B. durch die elektrische Stadtpost, vielleicht zehn Meilen weit, einen Bekannten, bei dem man einen Besuch abstatten will: „Bist Du zu Hause?" Ist er's nicht, so spart man einen Tag, den der Besuch gekostet hätte. Der Kaufmann in der City läßt seiner Frau telegraphiren: „Ich komme heute nicht zu Tische," oder: „Ich bringe einen Freund mit." Außerdem Abgang und Ankunft von Eisenbahnen, Botschaften von Gericht zu Gericht, Zeugenvorladungen, eben zur Welt gekommene (160,000 jährlich) oder abgeschiedene Weltbürger (ziemlich eben so viel), Feuersignale von einer Brigade zur andern, Hülferuf um ärztlichen Beistand in Krankheitsfällen, polizeiliche Blitze, um abfahrenden Betrügern, Verbrechern aller Art zuvorzukommen, Verbindung der elektro-telegraphischen Botschaften aus den Provinzen und aus andern Ländern, respective Vertheilung derselben an einzelne Interessenten und sonstige tausenderlei Dinge, um welche man jetzt Briefe schreibt, auch tausenderlei andere, um welche man jetzt keine schreibt. Bedürfnisse, die man leichter, schneller und vielleicht auch wohlfeiler befriedigt, wachsen dadurch stets in einem viel größeren Verhältnisse als Zeit und Kosten sich vermindern — eine alte volkswirthschaftliche Erfahrung.

Die elektro-telegraphische Stadtpost-Compagnie Londons hofft täglich von einem einzigen Bureau aus zehntausend Botschaften senden, respective empfangen zu können. Die Kosten für Einrich-

tung der hundert Stationen sind auf bloß 35,000 Pfund veranschlagt worden. Damit hofft man jährlich 40,000 Pfund einzunehmen. Dies klingt sehr fabelhaft, ist aber nicht unwahrscheinlich. Hier kam es bloß darauf an, die Idee der Sache anzugeben, ein Bild von den engeren, alltäglichen Verhältnissen zu entwerfen, welche durch weitere Ausbildung der Elektricitäts-Industrie Flügel bekommen.

Nachdem die vorstehend beschriebenen Einrichtungen beendigt waren, hat sich unter den unterseeischen, über- und unterirdischen, internationalen Stadtpost- und Universal-Privat-Telegraphen-Compagnien ein neuer Geist zu regen und geltend zu machen begonnen. Sie sind darüber einig geworden, die großartige, beispiellos segensreiche Penny-Post in ihrer Weise nachzuahmen und für alle inländischen, telegraphischen Aufträge die Shillings-Taxe einzuführen. Das ist ein eben so praktischer Gedanke, wie das Penny-Postgeld für alle inländischen Briefe. Wie man bei einem Penny Briefporto während der zwanzig Jahre der Einführung dieser Postreform über 300 Procent Briefe mehr zu schreiben gelernt hat, wird der unendlich größere Vortheil, den die electrische Stadt- und Landespost bietet — hier in England, wo man die Zeit wirklich als Geld zu schätzen und zu benutzen weiß — sehr gern und immer häufiger mit je einem Shilling bezahlt werden. Da man nun auch den Wheatestone'schen Magneto-Elektro-Telegraphen hat, der ohne alle galvanische Säure und Complication ungemein leicht arbeitet und in jedem Zimmer wie eine Zierde stehen, auch von Jedem leicht gehandhabt und verstanden werden kann, so bietet diese Elektricitäts-Telegraphie auch in sozialer Beziehung eine ganz neue Seite. Sie ist bereits eine wunderschöne, reinliche, nette und lohnende Industrie für Mädchen und Frauen geworden.

Wer einmal nach London kommt, sollte sich Eintritt in diese große Telegraphen-Gallerie der „internationalen Compagnie" in Great Bell Alley zu verschaffen suchen. Ein palastartiges Gebäude, nobel und majestätisch; man sieht gleich von Außen, daß es weder ein Privat- noch ein Fabrikgebäude sein kann. Man trete nur erst ein und gehe in die große Gallerie für das Telegraphengeschäft des vereinigten Königreichs; in dem großen Saale daneben für die Korrespondenz mit dem Auslande befinden sich lauter männliche Beamten. Aber hier im „Innern Department," dem 80 Fuß langen, 30 Fuß breiten und 30 Fuß hohen, dreifach erleuchteten Saale, mit zwei Reihen Fenstern und dem „Himmelslichte" aus dem Glasdache, Abends durch dichte Reihen milchglasgeschirmter Gaslampen erleuchtet, arbeiten nur Mädchen und Frauen. Wie reinlich und reizend sieht es hier aus!

Ueber ein Hundert größtentheils junger, auch nicht selten schöner und schlanker, crinolinenloser Damen stehen und bewegen sich hier reinlich und nett umher und arbeiten mit weißen Händen und zarten Fingern an polirten und zierlich dekorirten kleinen Pulten und Kasten, deren Gesichter geheimnißvoll durch Nadeln und Zeiger mit den jungen Damen zu flüstern scheinen. Sie plaudern zugleich mit ganz London, sowie mit ganz England, Schottland und Irland, schicken im Nu Nachrichten und Fragen aus dem Centralpunkte der Hauptstadt nach allen Theilen derselben und des Landes und erhalten und geben die verlangten Antworten eben so schnell und verschwiegen wie der Blitz, der sie befördert.

Da ganz London und England von mehr als tausend elektrotelegraphischen Bureaus überfäet ist und in allen junge Mädchenhände mit besonders dazu geeigneten zarten Fingern beschäftigt werden, so kann man sich denken, was für eine hübsche Armee bereits diese Elektricitäts-Telegraphinnen bilden.

Außerdem wird man in London besonders eine große Menge reinliche, hübsch uniformirte, flinke und scharf aussehende Jungen bemerken. Das sind die fliegenden Briefträger der elektrischen Stadtposten mit ihren hübschen Mappen und Control-Büchern. In letztere schreibt der Empfänger unter Stunde und Minute der Ankunft seines telegraphischen Briefes Stunde und Minute seines Empfangs.

Uebrigens geht es jetzt zwischen manchen Entfernungen so schnell, daß man oft auf Antwort warten und sie nach 10—15 Minuten aus den elektrischen Nadeln hervorzittern sehen kann. Der Wheatestone'sche Apparat liefert in der Minute 100 Buchstaben, und ein noch vollkommeneret, der sogenannte „Automat," bis 600 in der Minute. Die Behandlung des letzteren, dessen Construction uns noch nicht bekannt ist, erfordert einiges Studium und Geschick und dürfte deshalb nicht leicht und bald allgemein verbreitet werden.

Was die Universal-Privat-Telegraphen-Compagnie in London betrifft, so ist darüber noch Folgendes zu bemerken: In den Spinnengeweben über London wird man auch manche starke Drähte bemerken. Jeder derselben besteht aus Hunderten, oft tausend isolirten Drähten, die einzeln an Privatleute zu ihrem alleinigen Gebrauch (in der Regel für Verbindung des Geschäftslokals mit der ländlichen Wohnung außerhalb der Stadt) à 4 Pfund für die Meile und 12 Pfund für ein Paar Wheatestone'sche magneto-electro-telegraphische Instrumente vermiethet werden. Die Compagnie hat nicht nur London, sondern auch andere große Geschäftsstädte, Glasgow, Liverpool und Manchester u. s. w. für Privat-Telegraphie überspinnen. London und England sind nun schon mit einem dichten, feinen Nervengewebe des cultivirtesten und vollkommensten Verkehrslebens durchzogen. Alle Bureaus, Feuer-, Wasser-, Polizei-, Staats- und Compagnie-Behörden, alle Menschen stehen in der lebhaftesten elektro-telegraphischen Korrespondenz. Der Vater und Mittelpunkt dieses elektrischen Lebens ist ein Deutscher, Herr Reuter, dessen „Telegramme" man jetzt alle Tage aus aller Herren Länder in den Zeitungen findet. In Deutschland machte er Bankerott, in Deutschland, wo so viele Erfindungen und Fortschritte wegen Mangels an Centralisation und wegen Ueberflusses an Bureaukratie, untergehen oder verkommen.

H. Beta.

Polen.

Michael Grabowski.

Am 18. November starb in Warschau einer der talentvollsten und beliebtesten polnischen Schriftsteller, Michael Grabowski, dessen historische Romane sich den besten Werken aus der Schule Walter Scotts nicht unebenbürtig an die Seite stellen. Grabowski war erst im März 1863 dem kürzlich verstorbenen, als Dichter eben so berühmten Joseph Korzeniowski*) in dem Amte eines General-Direktors der Regierungs-Kommission des Kultus und öffentlichen Unterrichts, oder mit anderen Worten eines Unterrichtsministers des Königreichs Polen, gefolgt, welches er jedoch bei den gegenwärtigen traurigen Zuständen seines Vaterlandes

*) Vgl. „Magazin" von 1863, Nr. 46.

nur dem Namen nach bekleidete, indem ihm jede Möglichkeit eines ersprießlichen Wirkens abgeschnitten war. Der Gram über diese Zustände, der durch das Bewußtsein verbittert werden mußte, daß er, ebenso wie sein Vorgänger Korzeniowski, von seinen Landsleuten als russischer Beamter verketzert wurde, während er bei den Russen als polnischer Patriot in Verdacht stand, mag wohl nicht wenig dazu beigetragen haben, seinem Leben frühzeitig ein Ziel zu setzen.

Michael Grabowski wurde um das Jahr 1810 aus einer adeligen Familie des Gouvernements Kiew, oder der polnischen Ukraine, geboren. Seine ersten schriftstellerischen Versuche, „Betrachtungen über die polnische Literatur," erschienen 1828 im „Dziennik Warszawski." Die „Ukrainischen Melodien," welche bald darauf folgten, sind ungemein ansprechend und erwecken das Bedauern, daß er im Felde der Poesie so wenig geliefert hat.

Zu jener Zeit wüthete in Polen ein heftiger Kampf zwischen den Anhängern des französischen Pseudo-Klassicismus und den von Mickiewicz geführten Romantikern, denen sich Grabowski mit Enthusiasmus anschloß. In näherer Verbindung stand er mit drei jungen Leuten seines Alters, welche damals gleichfalls in Warschau ihre literarische Carrière begannen; es waren dies die Dichter Bohdan Zaleski und Seweryn Goszczynski und der Kritiker Moritz Mochnacki. Die beiden Ersteren erwarben sich später durch ihre genialen Dichtungen einen europäischen Namen; der Letztere starb jung in Paris, wo er seine „Geschichte des polnischen Aufstandes von 1831" geschrieben hatte.

Die Ereignisse von 1831 übten einen niederdrückenden Einfluß auf die polnische Literatur. Während einiger Jahre wurde, mit wenigen und unbedeutenden Ausnahmen, in Polen fast gar nichts Originales gedruckt oder geschrieben. Das Publikum, dem es an geistiger Speise fehlte, warf sich mit Heißhunger auf Uebersetzungen französischer Romane, welche bald seine einzige Lectüre bildeten. Da trat Grabowski nach jahrelangem Schweigen mit dem ersten Bande seiner literarischen Briefe unter dem Titel „Literatura i krytyka" hervor, die allgemeines Aufsehen erregten und mit denen er sich in die Reihe der berühmtesten polnischen Schriftsteller einführte. Der erste Band (Wilna, 1837) behandelt die neue Schule der polnisch-ukrainischen Dichter und die Volkspoesie der Ukraine; ein zweiter (1838) enthält eine kritische Untersuchung über die damalige französische Literatur, in der sie auf ihren wahren Werth zurückgeführt wird, und der dritte (1840) die Geschichte des Romans in Polen. In den Jahren 1841—1842 erschien die „literarische Korrespondenz" („Korrespondencya literacka" 2 Bände), eine ähnliche Sammlung von kritisch-literarischen Abhandlungen, der sich 1849 eine Fortsetzung anschloß. Außerdem ließ Grabowski zahlreiche Recensionen und andere literarische Artikel in verschiedenen Journalen, namentlich im Tygodnik Petersburgski und in dem von Kraszewski herausgegebenen Wilnaer Athenaeum drucken.

Seine historischen Romane sind: „Koliszczyzna i Stepy", 1838, später von Neuem unter dem Titel „Opowiadanie Kurennego" aufgelegt; „Stanowica Hulajpolska", 1841; Taikury, 1845, die schwächste seiner Arbeiten; der unvollendet gebliebene „Pan Starosta Kaniowski", 1856, und „Zamieć w stepach", 1862. Ferner veröffentlichte Grabowski interessante Memoiren über das polnische Volksleben unter dem Titel: „Pamiętniki domowe" und betheiligte sich an der Herausgabe der vom Grafen Przezdziecki gesammelten Materialien zur Geschichte Polens (Wilna 1843—1844, 2 Bände.) Im Jahre 1847 ließ er sein höchst bemerkenswerthes Werk über „die alte und heutige Ukraine" erscheinen, in welchem er die Hünengräber und andere im Gouvernement Kiew befindliche Ueberreste des Alterthums nach den von dem dortigen Gouverneur Fundukléi veranstalteten Ausgrabungen beschrieb. Die letzte kritische Arbeit Grabowski's war die „Uebersicht der literarischen Thätigkeit Kraszewski's und seiner Bedeutung in der polnischen Literatur," welche 1856 in der warschauer „Kronika wiadomosci krajowych i zagranicznych" publicirt wurde. Als warmer, wenn auch gemäßigter und „den Umständen Rechnung tragender" Vaterlandsfreund zeigte er sich in dem 1862 an die moskauer Zeitung „Den" gerichteten Sendschreiben „Antwort eines Polen an die Russen."

Bei den Landsleuten Grabowski's steht er hauptsächlich wegen seiner kritischen Arbeiten in Ansehen, die für das Ausland ein geringeres Interesse besitzen und in denen sich oft der Mangel einer streng wissenschaftlichen Bildung fühlbar macht. Seine Romane hingegen sind nicht allein als Volks- und Sittengemälde unübertrefflich, sondern zeichnen sich auch durch die Treue aus, mit welcher sie historische Begebenheiten darstellen. In dieser Beziehung ist besonders „Koliszczyzna i Stepy" hervorzuheben, welches eine tragische Episode aus der Geschichte der Ukraine in ergreifenden Zügen schildert und von welchem, wenn wir nicht irren, auch eine deutsche Uebersetzung erschienen ist.

Kleine literarische Revue.

— **Felix Mendelssohn Bartholdy.** Mendelssohns „Reisebriefe" wurden in England von Lady Wallace übersetzt und dort mit der allseitigen Theilnahme gelesen, deren sich der Komponist des „Elias" unter den gebildeten Engländern und Engländerinnen in so hohem Maaße zu erfreuen hat. Gegenwärtig ist in Amerika ein überaus eleganter Nachdruck dieser Uebersetzung erschienen, begleitet von einer biographischen Skizze des verewigten Tondichters, von Julie de Marguerittes.*) Es ist in dieser Skizze Richtiges und Falsches, Treffendes und Schiefes, stark unter einander gemischt. So wird erzählt, daß Prof. G. B. Mendelssohn in Rom (statt Bonn) ein Sohn von Abraham (statt Joseph) Mendelssohn sei, daß die Mutter von Felix eine Erbtochter des berühmten Handelsherrn Bartholdy gewesen (einen Handelsherrn dieses Namens gab es nicht; der preußische Konsul Bartholdy in Rom war ein Bruder von Frau Mendelssohn), und daß die Schwester des Komponisten Felix, Fanny Hensel, sich nach Frankfurt a. M. verheiratet habe, wo sie mitten in der Generalprobe einer von ihr komponirten Symphonie, Namens „Faust", vom Schlage gerührt worden. Aber trotz solcher und anderer Unrichtigkeiten, die zum Theil den Komponisten selbst betreffen, trägt das Ganze doch das Gepräge der Wahrheitsliebe und der aufrichtigen Verehrung Mendelssohns. „Ein solches Leben", so schließt die Biographie, „sollte Jedermann zur Belehrung darüber dienen, wie der Genius, diese edle, große Himmelsgabe, auf Erden in würdigster Weise zur Erscheinung kömmt. Jede seiner Handlungen, jeder seiner karg zugemessenen Tage zeigte von jenem seltenen Adel des Charakters, von jenem hohen sittlichen Werth, der ihn Allen, die ihn kannten, unendlich theuer machte und ihm die unwandelbare Liebe seiner Verwandten und Freunde, die Bewunderung der ganzen Welt gesichert hat."

*) Letters from Italy and Switzerland, by Felix Mendelssohn-Bartholdy. Translated from the German by Lady Wallace. With a Biographical Notice by Julie de Marguerittes. Philadelphia: Fr. Leypoldt, 1863.

— **Hans Christian Andersen in Amerika.** Es liegt uns eine in Philadelphia erschienene Auswahl von Märchen Andersens in englischer Uebersetzung vor.*) Der Name der Uebersetzerin, Miß Fanny Fuller, ist uns bereits durch andere ihrer Bearbeitungen nach dem Deutschen bekannt. Auch die vorliegende ist nicht nach dem dänischen Originale, sondern durch Vermittelung des Deutschen hergestellt. Es mag allerdings für die heutigen Dänen etwas ärgerlich sein, daß sie das Bewußtsein haben, ohne die bösen Deutschen nirgends in der Welt bekannt zu werden. In früherer Zeit suchten freilich die Baggesen, die Oehlenschläger und auch noch Andersen einen Stolz darin, ihre dänischen Dichtungen selbst ins Deutsche zu übertragen, um dadurch den Beifall eines größeren, kunstverständigen Publikums zu erlangen. Aber das hat sich seitdem sehr geändert. „Ein echter dänischer Mann kann keinen Deutschen leiden, und deutsche Bücher liest er nicht." Nun, wir wollen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Schleswig-Holstein sollen die Dänen zwar nicht haben; aber ihre ausgezeichneten Künstler und Dichter, ihre Thorwaldsen und ihre Andersen werden wir auch ferner preisen und lieben, und wollen dazu beitragen, daß ihr Ruhm in der ganzen Welt verbreitet werde.

Unser Landsmann, Herr Friedrich Leypoldt in Philadelphia, hat übrigens seinen englischen Andersen ganz vortrefflich ausgestattet.

— **Der Vermaledeite.** „Le Maudit", so heißt ein Roman in drei Bänden, der vor wenigen Tagen in Brüssel (Lacroix, Verboekhoven u. Co.) erschienen und das Leben und Leiden eines katholischen Priesters zum Gegenstande hat. Der Verfasser des Buches ist nicht genannt, doch wird angedeutet, daß er ein Priester in Frankreich sei, der die Geschichte seines eigenen Lebens und Leidens, als die des „Vermaledeiten", uns vorführt. Der Verfasser soll mit dem Vatican selbst und mit dem General der Jesuiten in naher persönlicher Verbindung gestanden haben und das Räderwerk, durch welches von Rom aus die ganze katholische Welt in Bewegung gesetzt wird, sehr genau kennen. „Der Vermaledeite," heißt es in einer Anzeige des Werkes, „ist, seinem Inhalte nach, die würdevolle Protestation einer stolzen, erhabenen Seele, eines unabhängigen Geistes; es ist der Aufschrei eines Gewissens, dem man Gewalt angethan. Nicht eine Empörung, sondern eine Appellation an die Gerechtigkeit ist es, was uns hier vorliegt. Ein Priester tritt hier auf, der dem moralischen Grabe, in welchem man ihn lebendig einschließen wollte, sich entrissen hat und der nun seine Brüder, in deren Namen er das Wort führt und die Stimme erhebt, zu erwecken sucht. Ein Priester erscheint vor dem Publikum, um diesem die bisher nicht zu seiner Kunde gelangten Leiden einer ganzen Menschenklasse und den namenlosen Schmerz zu klagen, den sie nur zu lange schon stumm erduldet. Die öffentliche Meinung mag darüber entscheiden!"

Der Gegenstand dieses Romanes sowohl, als das durchsichtige Geheimniß, in welches der Verfasser gehüllt ist, hat demselben so viele Theilnahme zugeführt, daß das Buch bereits wenige Tage nach seinem Erscheinen im französischen Buchhandel fast gänzlich vergriffen war.

— **Eine deutsche kirchliche Zeitschrift in Paris.** Der deutsche, evangelische Prediger Herr von Bodelschwingh in Paris, der daselbst in der Vorstadt La Villette, auf dem Hügel von Montfaucon, mit Hülfe des Gustav-Adolf-Vereines, eine evangelische Kirche und Schule für arme deutsche Arbeiter gegründet und selbst leitet,*) giebt dort jetzt auch eine religiöse Zeitschrift in deutscher Sprache unter dem Titel „Das Schifflein Christi" heraus. Sie erscheint am Ersten jedes Monats in einem Oktavbogen und kostet jährlich für Frankreich 2 Fr. und für das Ausland 20 Sgr.**) Der Ertrag ist zum Besten der deutschen Kleinkinderschule in La Villette bestimmt. Gedruckt ist sie bei E. Meyrueis u. Co. in Paris, und zwar in deutscher Fracturschrift. Da sich die Redaction auch an kirchliche Freunde in Deutschland und in der Schweiz mit der Bitte um Abonnements-Sammlungen wendet, so unterlassen wir nicht, auf diese an sich schon interessante Erscheinung aufmerksam zu machen.

Literarischer Sprechsaal.

Der vom deutschen Volk anerkannte Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein ist durch seine Gemahlin, eine Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, mit der Königin von Großbritannien und dem coburgischen Fürstenhause nahe verwandt. Die Prinzessin ist nämlich eine Nichte der Königin Victoria, deren Mutter eine geborene Prinzessin von Sachsen-Coburg war. Aus der ersten Ehe der Letztern mit dem Fürsten von Leiningen war die Schwiegermutter des jetzigen Herzogs von Schleswig-Holstein entsprossen, die im Hause ihrer Mutter, der Herzogin von Kent, eine ganz englische Erziehung erhalten hatte und in Folge dessen auch bei ihren Kindern eine große Vorliebe für englische Institutionen und freisinnige Welt-Anschauungen erweckt hat. Die jetzige Herzogin von Schleswig-Holstein war ein Liebling ihres Oheims, des leider nicht bloß für England viel zu früh verstorbenen Prinzen Albert. Ihr Gemahl, Herzog Friedrich VIII., hatte sich bei seinem häufigen, längeren Aufenthalt in England die Freundschaft des Prinzen erworben, und darum ist auch in dem Hause des Herzogs von Schleswig-Holstein das Andenken jenes edlen Fürsten, als eines Musters aller männlichen und staatsmännischen Tugenden, mit treuer Pietät bewahrt worden. Es sind schriftliche und mündliche Aeußerungen des Herzogs aus früheren Jahren bekannt, die denselben als einen unbedingten Verehrer der loyalen Politik und der innigen Achtung vor Recht und Wahrheit charakterisiren, welche den verewigten Prinzen Albert so auszeichneten und ihn dem Volke von England unvergeßlich gemacht haben.

In der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand ist kürzlich die dort unter den Handschriften aufbewahrt gewesene eigenhändige Korrespondenz der Medici mit den Herzogen von Mailand, aus den Jahren 1496 bis 1510, gestohlen worden. Da man für möglich hält, daß diese historisch werthvolle Korrespondenz irgend einer andern großen Bibliothek von Europa oder Amerika zum Kauf angeboten werden möchte, so hat man den Weg der Oeffentlichkeit gewählt, um davor zu warnen.

*) The Ice-Maiden and other Tales. By Hans Christian Andersen. Translated from the German by Fanny Fuller. Philadelphia: F. Leypoldt, 1863.

*) Vgl. Nr. 24, S. 281 des „Magazin" von 1863.

**) Paris, J. Schneider, 11, rue des Grès.

Die Photographische Gesellschaft zu Berlin erlaubt sich hiermit auf zwei in ihrem Verlage erschienene Werke von bleibendem Werthe hinzuweisen, von denen sie mit dem Eigenthum der vorzüglichen Originalzeichnungen auch das ausschliessliche Verlagsrecht erworben. Es sind diese:

a. **Raphaels Leben der Psyche**
in der Villa Farnesina zu Rom.
12 Photographien im Imperialformat
nach den Originalzeichnungen von Aug. tom Dieck
mit dem Texte von
Dr. G. F. Waagen.
Director der königlichen Museen zu Berlin.

Von diesem Werke sagt Peter von Cornelius in einem Briefe:
Man kann davon sagen, dass der Künstler tief in den Geist dieses wunderbaren Werkes eingedrungen ist; die Schönheit und das Leben der Formen, der Ausdruck in den Köpfen, das feine Gefühl, das in Allem herrscht, ist ihm dergestalt gelungen, wie es in keiner andern Nachbildung, so viel ich ihrer auch kenne, erreicht worden ist. Dr. P. v. Cornelius.

Die Redactionen der Augsburger Allgemeinen, Kölnischen, Vossischen, Nationalzeitung und der Wiener Recensionen haben dem Werke ebenfalls eingehende Besprechungen gewidmet, wodurch es sich als eine Edition ersten Ranges charakterisirt. Der Preis des gesammten Werkes incl. Text stellt sich auf 20 Thlr.

b. **Concert Friedrich des Großen in Sanssouci**
von **Adolph Menzel.**

Dieses Bild, das den grossen König darstellt, wie er in einem Abend-Concert bei der wunderbar ausgeführten Beleuchtung zweier Kronleuchter ein Flötensolo durchführt, ist so reich an feiner Charakteristik und tiefer Empfindung, dass wir auf den durch jede Buchhandlung gratis zu beziehenden detaillirten Prospect hinzuweisen uns beschränken dürfen. Durch die ausgezeichnete Portraitähnlichkeit sowohl des Königs und seiner Schwestern, als auch der dem auserwählten Kreise angehörigen mitwirkenden Musiker und Zuhörer (Bach, Benda, Graun, Quandt, Chasot, Maupertuis, Graf Gotter, Baron Bielfeld) hat das Bild neben der eminenten künstlerischen Bedeutung auch einen grossen geschichtlichen Werth. Es ist in Photographie in aussergewöhnlichem zur Zimmerausschmückung geeignetem Format (Blattgrösse 21—24 Zoll) erschienen und durch jede Buchhandlung für den Preis von 5 Thlr. zu beziehen.

Der Katalog des Kunstverlags der Photographischen Gesellschaft enthält 700 Nummern in einer Auswahl, wie sie nur durch den Beirath gediegener Künstler und Kunstkritiker getroffen werden konnte. So enthält derselbe die Werke Albrecht Dürers (Leben der Maria 20 Bl., grosse Passion 12 Bl., kleine Passion 37 Bl., kleine Passion 16 Bl. Original-Kupferstich etc.) in directen Nachbildungen nach den unschätzbaren, im königlichen Museum zu Berlin befindlichen Originalen. — Der Katalog ist durch jede Buchhandlung gratis zu haben. (10)

Bei Fr. Frommann in Jena ist kürzlich erschienen:

Der deutsche Zuschauer.
4. Heft. Preis n. 10 Sgr.

Inhalt: Schluß einer Festrede am 18. October. — Die Bundesreform. — Oesterreich, Preußen und der gesunde Menschenverstand. — Der deutsche Juristentag. — Correspondenzen. — Betrachtungen am Büchertische. — Schleswig-Holstein und Deutschland.

Die Herrschaft der Gesetze
nach ihren räumlichen und zeitlichen Grenzen
im Gebiete
des bürgerlichen und peinlichen Rechts.
Eine staatsrechtliche Abhandlung
von Dr. **Reinhold Schmid,**
o. Prof. d. Rechts in Bern.
Preis n. 1 Thlr. 10 Sgr.

Von demselben Verfasser früher:
Theorie u. Methodik des bürgerlichen Rechts.
Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (9)

Im Verlage von Gustav Heckenast in Pesth erschien so eben: (1)

Alexander Petöfi's lyrische Gedichte, deutsch von **Theodor Opitz.** Zwei Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich 3 Thlr.

Michael Horváth, Geschichte Ungarns. In deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. 2 Thlr.

Franz Toldy, Geschichte der ungarischen Dichtung, von den ältesten Zeiten bis auf Alex. Kisfaludy. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Gustav Steinacker.** Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich 1 Thlr. 15 Sgr.

Friedrich Fuchs, die Centralkarpathen mit den nächsten Voralpen. Ein Handbuch für Gebirgsreisende. Mit einer Karte 1 Thlr. 15 Sgr.

Vierte Auflage in Lieferungen à 7½ Ngr.

So eben beginnt zu erscheinen und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Geschichte der deutschen Literatur
mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller,
mit ihren Biographien, Portraits und Facsimile's.
Von Heinrich Kurz.
Vierte Auflage. 3 Bände, 155 Bogen des größten Lexikon-Formats mit mehr als 500 Illustrationen. In 48 Lieferungen à 7½ Ngr.

Dieses vorzügliche Buch ersetzt dem Besitzer eine ganze Bibliothek. Es enthält nicht blos die Geschichte unserer Literatur und eine kritische Würdigung ihrer hervorragenden Erzeugnisse, sondern umfaßt zugleich eine reichhaltige Sammlung ausgewählter Stücke aus den Werken der Schriftsteller mit ihren Biographien, Portraits und Facsimile's, wie sie bis jetzt noch nicht existirte. In jedem Monat erscheinen regelmäßig zwei Lieferungen. (3)
Leipzig, Dezember 1863. Die Verlagshandlung **B. G. Teubner.**

In unserem Verlage sind erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu haben:

Adelina Patti's 10 Gesänge für Sopran: La danza, Santa Lucia, La calesera, Schweizer Echo v. Eckert, Lebewohlwalzer, Valse d'adieu, Carneval de Venise, Eclat de rire — Lachlied, Il Bacio-Kuss v. Arditi, Rode's und Catalani's Bravour-Variationen in neuer Ausgabe, Nachtigallen-Arie von Massé à 10—12½ Sgr.

Berlioz. Die moderne Instrumentation und Orchestration. 2te mit vielen Partitur-Beispielen etc. vermehrte Ausgabe. gr. Fol. Lief. I. 1 Thlr. (Nicht zu verwechseln mit dem in Leipzig erschienenen Auszug!)

Die zur Jubiläumsfeier der **Schlacht** bei **Leipzig** ausgeführten Compositionen von: Beethoven (York'scher Marsch mit Pariser Einzugsmarsch), Meyerbeer (Feldlager in Schlesien, Krönungsmarsch), Spontini (Borussia, Sieges-Festmarsch, Olympia-Ouvertüre und Märsche aus Olympia), C. M. v. Weber (Kampf und Sieg, Jubel-Ouvertüre, 4- u. 1stim. Gesänge „Leyer und Schwerdt" v. Körner), Wieprecht-Wagner (Militair-Potpourri mit Mel. v. Beethoven, Weber, Winter etc. u. Wilhelmusmarsch), Kontski (Reveil du lion u. Marche du couronnement), Kücken (Held Friedrich), Reissiger (Blücher am Rhein), Kreutzer (Deutschland über Alles! f. Männerchor f. 1 Singst.) etc.

ANTHOLOGIE CLASSIQUE p. Piano No. 24. 2 Passepieds, Sarabande p. S. Bach. 5 sgr.

GLUCK. 2 Chöre aus Alceste und Armide, für gemischten Chor, Partitur u. Stimmen à 10 sgr.

GOUNOD. Faust oder Margarethe: Ouverture u. alle Gesangs-No. mit Begl. des Piano à 5—15 sgr.; Potpourri f. Piano 20 sgr., 3 Transscriptionen f. Piano v. Wagner (leicht) 12½ sgr., dito zu 4 Händen 20 sgr.

GRABEN-HOFFMANN. 500,000 Teufel-Polonaise f. Piano 10 sgr., zu 4 H. 15 sgr., f. Orchester 25 sgr., f. 1 Bassstimme mit Piano 17½ sgr.

HASERT. 4 Paraphrases p. Piano Op. 17.: Danse norwég., 500,000 Teufel, O bitt' euch liebe Vögelein v. Gumbert, Walzer, Blümlein traut' u. Soldatenmarsch aus Faust v. Gounod à 15 sgr.

OFFENBACH. Bacchus-Hymne, Marsch-Chor der Götter aus Orpheus in der Hölle f. 1 Singst., f. Piano, f. gemischten Chor à 5—10 sgr.

VIARDOT-GARCIA. Ecoleclassique du chant. — Classische Gesänge der berühmtesten Meister mit Angabe von Styl, Accentuation, Phrase und Nüancen. No. 1—9. mit Piano: HAENDEL'S Aria di Cleopatra p. Soprano 7½ Sgr., MEHUL'S Ina-Aria aus Ariodant p. Mezzo-Soprano 20 sgr., Gretry's Aria aus Zemire et Azor p. Tenore o Soprano 7½ sgr., MARCELLO'S Psalm XXI. p. Alto, HAENDEL'S Te Deum u. Aria aus Rodelinda p. Alto à 5 sgr., RAMEAU'S Aria aus Castor e Pollux p. Soprano, 15 sgr.

Preuss. Armeemarsch auf Befehl S. M. des Königs No. 180: Angriffs-Marsch v. Voigt 1 Thlr., f. Piano 5 Sgr. (6)

Berliner Musikzeitung „ECHO" 14. Jahrgang, wöchentlich 1 No. kl. 4., auch mit Musikbeilagen, vierteljährlich 20 sgr., jährlich 2 Thlr.
Berlin, Schlesinger'sche Buch- u. Musikhandlung.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien so eben:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND
REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.
Velinpapier. gr. 8. geh. 12 Sgr. (7)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 2.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 10. Januar **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Engländer und Franzosen in Sachen Schleswig-Holsteins 18
K. A. F. Mahn über die romanische Philologie 18

Dänemark.
Dänische Kriegsliteratur 19

Portugal.
Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit 22

Frankreich.
Armande Béjart und Molière. Molière's Heirath und Ende 23
Von der angeblichen physischen Degeneration der Franzosen 25

England.
W. M. Thackeray 26
Die Publikations-Saisen in London . . . 26

Nord-Amerika.
Der Kandidat Jobs in Amerika 28

Kleine literarische Revue.
Doyle's Chronik von England 28
Die amerikanische Sclavenfrage 29
Alexander Petöfi's lyrische Gedichte . . . 29
Mommsen's römische Geschichte 29
Studien des französischen Romanticismus . 29
Die Didot'schen Ausgaben griechischer und römischer Klassiker 29
Frau und Dame 30
Deutsche Roman-Zeitung 30
Katharina II. und ihre Zeit 30

Literarischer Sprechsaal 30

Volks-Ausgabe. 3 Bde. 109¼ Bg. Preis 2 Thlr.

Geschichte Friedrichs des Großen
von **Thomas Carlyle.** Deutsch von J. Neuberg.
I. bis III. Band.
kl. 8. 109¼ Bgn. in illustr. Umschl. geh. Preis 2 Thlr.
Gebdn. mit goldgepreßt. Deckel. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Die bisher erschienene Ausgabe in gr. 8. eignete sich durch den Preis von 8 Thlr. 15 Sgr. nur für ein kleines Publikum, durch Veranstaltung dieser billigen Ausgabe hoffen wir diese interessante und eigenthümliche Geschichtschreibung über den großen König auch weniger bemittelten Kreisen zugänglich zu machen. (12)

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Harrwitz (D.), Lehrbuch d. Schachspiels
enthaltend die
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Andersen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (19)

Im Verlage von **Paul Schettler** in Cöthen erschienen vom **Schulrath Dr. Karl Schmidt** in **Gotha:**

Geschichte der Pädagogik.
4 Bände. Preis 8 Thlr. 20 Sgr.

Die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.
Für Schul- und Predigtamtscandidaten, für Volksschullehrer, für gebildete Aeltern u. Erzieher übersichtlich dargestellt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Geschichte der Volksschule und des Lehrer-Seminars im Herzogthum Gotha.
Preis 16 Sgr.

Zur Reform der Lehrerseminare und der Volksschule.
Preis 12 Sgr. (13)

Im Verlage von **G. Stille** in Berlin erschien, zu haben in allen Buchhandlungen: (11)

von Erzbiatowski, O., Die Weltüberwindung und der Friede. Ein Gespräch als Beitrag zur Versöhnung des Christenthums mit der Bildung und Verbildung unserer Zeit. 2. verbess. Auflage mit einem kritischen und vergleichenden Anhange. 12°. brosch. Preis 20 Sgr.

Im Verlage von **Jean Paul Friedrich Eugen Richter** in Hamburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Évangile
des
Laïques
par
Frédéric de Sallet.
Traduit en Vers français par J. G. Dessi.
Livraison 1 et 2.
gr. 8. 4 Bogen Velin. Preis pro Liefer. 12 Ngr.

Die Popularität, deren sich dieses ausgezeichnete Werk in Deutschland erfreut, der Geist und die poetische Form, in welchem die Ideen des aufgeklärten Jahrhunderts wieder aufleben, alles dieses hat mir schon lange die Weiterverbreitung des Laienevangeliums in anderer Länder Sprache als wünschenswerth erscheinen lassen. Die von Herrn J. G. Dessi veranstaltete Uebersetzung empfiehlt sich durch die vollständigste Treue, mit der er Vers für Vers, so viel als ihm die Reinheit der Versification des Französischen erlaubte, sich an das deutsche Original gehalten hat. Unter seiner Feder ist das Laienevangelium ein so schätzenswerthes Werk geworden, daß dasselbe nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen Welt Anklang finden wird. Das Werk wird mit ca. 8 bis 10 Lieferungen complet sein und im Format von Victor Hugo's Printemps erscheinen.

Lieferung I. enthält die höchst poetische Einleitung des Uebersetzers und seiner: Prologue — Evangile — Le verbe — La Généalogie — L'annonciation — Siméon — Les mages — Massacre des Innocents — Jésus en Egypte — L'enfant dans le temple — Jean Baptiste — La tentation — Renoncement de Soi — Jésus et Nathaniel.

Lieferung II. enthält: Jésus Thaumaturge — Jésus et Nicodème — Palingénésie — Aptitude céleste — Sermon sur la montagne: I. Préambule — II. Bienheureux les pauvres d'esprit — III. Bienheureux ceux qui sont doux: car ils posséderont la terre — IV. Bienheureux ceux qui pleurent: car ils seront consolés — V. Bienheureux ceux qui ont faim et soif de justice: car ils seront rassacrés — VI. Bienheureux les misericordieux! car ils obtiendront miséricorde — VII Bienheureux ceux dont le coeur est pur, car ils verront Dieu — etc. etc. (14)

Empfehle mein Verzeichn. linguist. Werke. No. 53. Preis 2½ Sgr. (17)

J. Stargardt, 24 Jägerstr., Berlin.

Deutschland und das Ausland.

Engländer und Franzosen in Sachen Schleswig-Holsteins.

Anglien in Schleswig-Holstein ist der wahre echte Boden, aus dem Altengland die Wurzeln seiner Volkskraft gezogen; es ist die Ur-Heimstätte jener Angelsachsen, deren Sprache, deren Rechts- und Freiheitsgefühl noch heutigen Tages den Kern der Sprache, die Grundlage des Rechts- und Freiheitsgefühls der Engländer bildet. Und doch wollen die Engländer jetzt diese alte Heimstätte der freien Angelsachsen, gegen den Willen ihrer heutigen Nachkommen, einem fremden Volke dienstbar machen helfen! Wie ist es möglich, so gegen seinen eigenen Geist und Mannessinn, so gegen sein eignes Fleisch und Blut zu wüthen?!

Julius Rodenberg, der bereits vor mehreren Jahren in seinem Buche von den „verschollenen Inseln" ein treffliches Charakterbild von Sylt und den andern Eilanden des anglischen Schleswig geliefert, sagt in einer neueren Nummer der „Deutschen Blätter":

„Wenn es nur die Engländer der Mühe werth halten wollten, einmal diese Inseln zu besuchen, so würden sie mit Erstaunen wahrnehmen, wie viele Wörter ihnen und dem Volke der Inseln gemeinsam sind; wie viele Ausdrücke, die sich nur noch in dem Englisch vergangener Jahrhunderte, in Chroniken und alten Dichtern finden, hier noch lebendig sind im Munde des Volkes — wie, um es kurz zu sagen, die Sprache der Anglier die wahre und rechte Sprache der englischen Mütter noch heute ist."

Wir können und mögen es nicht glauben, daß das Geschrei der Times und anderer englischen Zeitungen über das Gebahren der Schleswig-Holsteiner, die keine Dänen und keine Sklaven der Verächter ihres Volksthums sein wollen, wirklich aus dem Herzen des englischen Volkes komme. Mit dem Gelöbniß in dem herrlichen, englischen Nationallede:

„Britons never shall be slaves!"

stimmt überein, was der dem Briten nahe verwandte Angelsachse in Schleswig-Holstein stets gelobt:

„Lewwer duad äs Slaaw!"*)

Leider giebt es aber auch einige französische Publicisten, die, gleich den englischen Zeitungsschreibern, aus Vorurtheil weniger gegen die politischen, als gegen die ökonomischen Zustände der Deutschen, für das jedenfalls freigiebigere Dänenthum Partei nehmen. Einer dieser Franzosen ist Herr A. Geffroy, der lange in Dänemark und Schweden zugebracht, um skandinavische Alterthümer und — Münzen zu studiren. Er scheint es in diesen Studien ebenso weit gebracht zu haben, wie die Gelehrten der Times und liefert uns davon in der Revue des deux Mondes praktische Beweise.

Im letzten Hefte dieser Revue vom Jahre 1863 bespricht Herr Geffroy den Streit um die Erbfolge in Schleswig-Holstein und das warme Interesse, welches das deutsche Volk an diesem Streite nimmt. Als Motiv für dieses warme Interesse, für den einmüthigen Enthusiasmus des deutschen Volkes, vermag der französische Literat nur die in ganz Deutschland herrschende Mißstimmung über die Herrschaft des Feudalismus zu erkennen, welcher ein Feind jedes Fortschrittes, wie der Freiheit und der staatsbürgerlichen Gleichheit sei. In ähnlicher Weise, wie sich das französische Volk für den Mangel an politischer Freiheit im Innern durch die Genugthuung an der im Auslande erlangten „Gloire" entschädigen läßt, so wollen — meint Hr. Geffroy — die Deutschen, aus purem Aerger über die heimische Misère, nach Außen hin als eine große, mächtige Nation sich zeigen, und da es zu gefährlich sei, mit Frankreich oder Rußland anzubinden, so sei das kleine Dänemark, das ohne die Herzogthümer Schleswig und Holstein gar nicht bestehen könne, als Opfer ausersehen.

Es versteht sich von selbst, daß Hr. Geffroy das Thronfolge-Recht der Augustenburger nicht anerkennt. Er meint, daß die Ansprüche auf diese Thronfolge lediglich auf dem dänisch-oldenburgischen Vertrag von 1460 beruheten, welcher Vertrag längst jedoch staatsrechtlich aufgehoben und durch andere gesetzliche Feststellungen beseitigt sei. Zu den Letzteren zählt Herr Geffroy auch die im Jahre 1852, jedoch ohne Zustimmung seines damals bereits volljährig gewesenen Rechtsnachfolgers, geschehene Verzichtleistung des Herzogs Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Ebenso zählt er dazu das Londoner Protokoll von 1852 und dessen Verfügungen über die Rechte Dritter — die Rechte eines dritten Volkes sowohl, als eines dritten legitimen Fürsten — dessen unverbrüchliche Aufrechthaltung Dänemark von der europäischen Allianz zu fordern ein heiliges Recht habe.

So weit unser Franzose, der, allem Anscheine nach, dänischer denkt und schreibt, als selbst die Dänen. Denn auch unter diesen, wie unter den schwedischen Anhängern der skandinavischen Einheits-Idee, macht sich die Ansicht immer mehr geltend, daß es thörigt sei, auf Kosten Deutschlands dem kleinen Dänemark seine Selbständigkeit erhalten zu wollen und dadurch den Haß und die Feindschaft von Deutschen und Skandinaven zu verewigen. In Schweden und in einem Theile von Dänemark sind vielmehr die Skandinaven gar nicht abgeneigt, die ihnen lästig gewordenen Herzogthümer Holstein und Lauenburg den Deutschen ganz und gar zu überlassen und von Schleswig nur diejenigen Theile festzuhalten, deren Bewohner wirklichen dänischen Ursprungs sind und darum auch nicht zu Deutschland gehören wollen. J. L.

*) „Lieber todt als Sklave!"

K. A. F. Mahn über die romanische Philologie.*)

Die romanische Philologie fand im vorigen Jahre zum erstenmale auf der Wanderversammlung deutscher Philologen und Schulmänner ihre lebendige Vertretung. Es war daher ein schickliches und dankenswerthes Unternehmen, daß der verdienstvolle Romanist, Dr. K. A. F. Mahn in Berlin, die Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der romanischen Philologie zum Gegenstande eines Vortrages machte, der den künftigen Arbeiten der germanistisch-romanistischen Section gleichsam als Einleitung voranging. Der Vortrag ist bald darauf auch im Drucke erschienen und verdient nicht allein von den Philologen von Fach, sondern namentlich auch von Schulmännern und von den Lehrern und Freunden der modernen Sprachen beachtet zu werden. Dr. Mahn betrachtet die romanische Philologie, wie es auch der Titel des Vortrags

*) Ueber die Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziel der romanischen Philologie. Ein Vortrag in der germanistisch-romanistischen Section der in Meissen tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 1. October 1863, gehalten von K. A. F. Mahn, Dr. Berlin, Ferd. Duemmler's Verlagsbuchhandlung, 1863.

schon andeutet, nach der theoretischen, wissenschaftlichen und nach der praktischen Seite hin. Der frühere Betrieb der romanischen Sprachen konnte auf den Namen einer Wissenschaft nicht Anspruch machen, so schätzenswerthe Versuche auch angestellt wurden. Erst seit Fr. Dietz in Bonn seine Grammatik der romanischen Sprachen veröffentlicht, ist eine romanische Philologie im wissenschaftlichen und würdigen Sinne der Worte gegründet. Seit Dietz können nun die einzelnen Grammatiken und Lehrbücher der verschiedenen romanischen Sprachen, sei es, daß sie bloß für Lehrer oder auch für Schüler bestimmt sind, auf eine richtigere Basis gegründet werden und einen ganz anderen und wissenschaftlicheren Charakter annehmen. Wie Grimm's Grammatik immer mehr auf die deutsche Schulgrammatik Einfluß ausüben wird, so werden sich die Lehrer der romanischen Sprachen den wissenschaftlichen Ergebnissen nicht verschließen können. Dr. Mahn sagt sehr richtig: „Ich kann mich durchaus nicht mit den Philologen oder Schulmännern einverstanden erklären, welche verlangen, daß die Wissenschaft für sich bleibe und gar keinen Einfluß auf das praktische Erlernen einer Sprache durch den beginnenden Schüler übe." Umgekehrt verlangt Dr. Mahn mit Recht von den Männern der Wissenschaft lebendiges Erfassen der Sprache. „Nur dadurch, daß die Männer der Wissenschaft auch praktisch zu wirken und dieselbe mit den Anforderungen und Bedürfnissen des Lebens zu vermitteln verstehen, werden sie nicht nur die Wissenschaft auf das praktische Leben und Bedürfniß so einwirken lassen, wie es die neuere Zeit verlangt und wie es natur- und sachgemäß ist, sondern auch der Wissenschaft selbst den Glanz und das Ansehen verleihen, die sie zu ihrem nützlichen Wirken sowohl nöthig hat, als auch verdient". — Die am Schlusse des Vortrags gegebene Anmerkung, zur Erinnerung an Jakob Grimm, ist sehr lesenswerth. M. B.

Dänemark.

Dänische Kriegslitteratur.

Schön ist es, die Kriegsthaten der Vorfahren und der Zeitgenossen zu loben, wenn sie Lob verdienen, aber lächerlich ist es, aus dem Unbedeutenden mit Hülfe der Kunst Erhabenes machen zu wollen, und es wird ekelhaft, wenn hierzu noch der Gegner mit Schmutz beworfen wird. — Alle Welt weiß, in welcher Art deutscherseits der erste schleswig-holsteinische Krieg geführt wurde; es wissen dies sogar die feudalen „Militairischen Blätter", denn sie erklären jetzt unumwunden, daß durch die damalige Kriegführung die preußische Waffenehre in Jütland und Schleswig verpfändet worden und nur durch einen ernsten Feldzug wieder hergestellt werden könne. „Der Soldat gehorcht, aber er gehorcht zähneknirschend, wenn er vor einem Gegner befehlenerweise zurückweichen muß, den er vernichten konnte. So etwas vergißt er nie!" — Wer wüßte nicht, daß die deutsch-österreichische Hülfe von 1848—51 hauptsächlich nur den Zweck hatte, die Dänen zu schonen und die Schleswig-Holsteiner, in denen man nordalbingische Republikaner witterte, möglichst im Zaume zu halten. Man überlieferte sie ja schließlich gebunden dem Erbfeinde! Aber wenn auch alle Welt weiß, daß die nach Schleswig-Holstein geschickten deutschen Generale ihren winzigen Gegner nicht erdrückten, weil ihnen solches verboten war, so sind doch die Dänen eitel und blind genug, sich einzubilden, nicht eine perfide Diplomatie, sondern ihre „egne tappre Landsoldater" wären es gewesen, welche die „Preußer" und andere „Rigstropper" zurückgeworfen hätten; gar nicht zu gedenken der „Insurgenter" und „tydske Vagabonder", die sich Freischärler nannten. Und es ist nicht bloß der Kopenhagener Mob, welcher in dieser Hinsicht dem Heupferdchen oder dem Frosche der Fabel gleicht, sondern jedes dänische Individuum, vom Schuljungen bis zum Professor und Minister aufwärts — die letztere Kategorie am überspanntesten — theilt diese Ideenverwirrung. Die ganze Nation läßt sich mit einem Hause voll erwachsener, aber ungezogener Kinder vergleichen, von denen eins das andere durch wiederholte und jedesmal verstärkte Lügen über die eigene Wichtigkeit zu verwirren sucht. Die gesammte dänische Poesie und Literatur seit 1848 ist von „tappre Landsoldater" und deren übermenschlichen Großthaten durchtränkt; in einem Sprachgebiete von kaum fünf Viertel Millionen Menschen erschienen außer einer Anzahl Pamphlete, Novellen, Romane und Feuilletonspalten über den letzten Krieg nicht weniger wie fünf umfangreiche Geschichtswerke einzig über dieses Thema, und jedes Buch ist verschwenderisch mit kostspieligen Illustrationen versehen! Wer es vermochte, schaffte sich alle fünf an, denn in jedem ist etwas, das die Nationaleitelkeit mehr kitzelte, oder bewies, daß noch mehr „Tydskere" da und dort erschlagen seien, als in dem anderen Buche. Hierzu kommt noch die Ueberschwemmung des Bildermarktes mit aufregenden Scenen aus dem Feldzuge, das Thema stets variirend, nur in dem einen Punkte übereinstimmend, daß die „Tydskere und Insurgenter" jedesmal entsetzliche Prügel bekommen und ausreißen wie die Hasen. Meist sind diese Machwerke von einer so elenden Ausführung, daß man nicht begreifen kann, wie selbst studirte Leute dergleichen kaufen und, sauber eingerahmt, in ihren Staatsgemächern aufhängen können. Dieser Heldenschwindel mag Schuld sein, daß die dänischen Gefühlsmenschen den letzten Rest ihrer Urtheilskraft und Ueberlegung eingebüßt haben, nur der tollsten Leidenschaft die Zügel schießen ließen und in ihrem Deutschenhasse so weit gingen, selbst die Gräber ihrer gefallenen Feinde zu zerstören, dem „tappre Landsoldat" und dem lebenden Orla Lehmann in Fridericia Denkmäler zu setzen, sowie einen bronzenen sogenannten Löwen auf dem Flensburger Kirchhofe zur beständigen Verhöhnung der Schleswig-Holsteiner und aller Deutschen zu errichten.

Es wäre sehr zu wünschen, daß eine deutsche historische Gesellschaft sich die Aufgabe stellte, sämmtliche dänische, auf den schleswig-holsteinischen Krieg bezügliche Schriften und Abbildungen zu sammeln; sie lieferte dadurch der denkenden Nachwelt ein unschätzbares medicinal-historisches Material, welches einst die besten Aufschlüsse über das delirium tremens und die hieraus erfolgende Auflösung des dänischen Staatskörpers zu geben geeignet sein dürfte. Es wäre auch sehr wünschenswerth, wenn die Gelehrten und Künstler des „Kladderadatsch", sowie der „fliegenden Blätter", durch bloßen Abdruck des Textes und der Bilder neu-dänischer Kriegshistorie das deutsche Publicum ebenso sehr erheiterten wie belehrten. Bis auf Weiteres müssen wir versuchen, so viele Aufschlüsse über diesen Punkt zu geben, als unser Raum erlaubt. Leider können wir nur bei den Werken dortiger „Klassiker" verweilen und darin nicht einmal ausführlich sein, denn wir sind kein Herkules. Nur im Vorbeigehen können wir z. B. auf die untergeordneten „Erinnerungen eines alten Soldaten"*) hinweisen, der als Dragonerwachtmeister u. A. mit 20 Mann ein ganzes Bataillon „Insurgenter"

*) „Erindringer af en gammel Soldat." — Zu beziehen durch Alphons Dürr in Leipzig.

zwang, mit Sack und Pack sowie Wehr und Waffen aus dem Fenster zu springen, als er sich „dem Hause" näherte, darin es einquartirt war. Dieser Held nennt sich, seitdem er mit der Nationalität auch den Namen verändert, Kloppenberg statt Kloppenburg. Er wurde durch seine Schrift eine Zeit lang so sehr Modesache, daß jeder, der Lust hatte, seinen Namen in den Zeitungen zu lesen, ihm etwas schenkte; auch der Kammerherr, Bruder Berling, Raßmussenschen Angedenkens, schenkte ihm einen silbernen „Bäger" (Becher) nebst einem für die Veröffentlichung wohl stylisirten Briefe — denn nicht bloß mit National-Eitelkeit, sondern überhaupt mit einer guten Dosis persönlicher Geckenhaftigkeit sind unsere nordischen „Besieger" behaftet.

Bei der Corporals- und Straßenliteratur, die in nordische Salons Eingang findet, können wir also nicht verweilen, sondern gehen gleich zu den Classikern über, und zwar zuerst zu unserm alten Bekannten Parmo Carl Ploug, dem berühmten „skandinavistiske Digter", Fädrelandets-Redacteur und Beherrscher des Kopenhagener Studentencorps. Er singt von der „Slagt bei Sleswig", in der bekanntlich ca. 650 Dänen und ca. 350 Preußen zu Schaden kamen, also im Durchschnitt ca. Einer auf 16 resp. 90:

„Tydsken maatte bygge — Der Deutsche mußte bauen
Af egne Lig sin Vold." — Aus eignen Leichen seinen Wall.

und dann wieder:

„Die Kugel pfiff (peb) und das Schwert „sang" zum Karthaunen-Gekrache; der Deutsche mußte lernen (lärn) die dänische Sprache an jenem Tage (Dag). Ueber Thyra's zerbrochner Pforte (das sogenannte Danewirk!) Blut „in Strömen" rann (!!)."

Natürlich sind die biederen Dänen dort von der deutschen Uebermacht überfallen worden, denn es heißt:

„Geschlichen war in Dunst (Mulm) und Nacht — Heran das deutsche Heer (Här) — Kaum die dänischen Jungen (Drenge) — Konnten gürten um ihr Schwert" (Swärd).

Und doch ging Alles bei Schleswig so taghell offen und gemüthlich zu, daß selbst „mit Ruhe Mittag gegessen" werden sollte, als es Eins schlug und ein hoher, kampflustiger Mann mit vaterländischen Schaaren herbeigeeilt kam — wenigstens mußte er seinen und seiner Soldaten Kampfesmuth durch die Worte lähmen lassen: „Und ich sage Ihnen, Sie gehen nicht vor, versteh'n Sie mir?" O, du großer Ploug, warum machtest du aus diesem Vorspiel von Bronzell eine Hunnenschlacht?

Von unserm Ploug wenden wir uns zu einem kleineren Mann, aber auch Klassiker, nämlich zu Herrn Wilhelm Holst und seinen prosaischen, mit einer Unmasse künstlerisch ausgeführter Illustrationen sowie 4 Karten versehenen „Feldzügen von 1848, 49, 50"*)

Was uns an diesem Werke so ganz besonders gefällt, sind außer den niedlichen Bildern und den Münchhauftaden die unverhüllten dänischen Charakterzüge, die, von der Feder eines Klassikers geschrieben, doppelt werthvoll und pikant sind. Wie hübsch liest sich z. B. Seite 128 die Stelle, da er die Explosion des Linienschiffes Christian VIII. beschreibt und in tückischer Schadenfreude sagt, daß, nachdem die beiden schönsten Kriegsschiffe, welche Dänemark besessen, die Flagge gestrichen hatten, eine unzählige Menschenmasse, aus Civilen und Militairs bestehend, an den Strand eilte, um ihre Augen an der dänischen Niederlage zu ergötzen. Doch die Rache wartete nicht, die Explosion geschah, Alle stürzten zu Boden und sehr viele standen nie wieder auf, denn die Kanonen waren durch den Pulverblitz losgegangen und hatten ihre Ladung unter die gaffenden Verräther geschleudert, Tausende von Schiffstrümmern stürzten auf sie nieder und zerschmetterten sie." — So malte sich die Sache in der Phantasie der Dänen aus; so wünschten sie, daß es hätte kommen müssen und dieser Wunsch, eine am Kampfe unbetheiligte, mitleidig herbeigeeilte Menschenmasse durch Granaten und andere Mordwerkzeuge vernichtet zu haben, ist so zur Hallucination geworden, daß sie schließlich ihre teuflische Einbildung für Thatsache halten und als solche in ihre Geschichtsbücher schreiben. Gott sei Dank, es sind nur zwei oder drei Einwohner während des Kampfes durch dänische Kugeln umgekommen, bei der Explosion kein Einziger, nur einige Wenige wurden unerheblich verletzt. Uebrigens, welche der gefangenen Dänen haben denn das ihnen vom Sieger großmüthig geschenkte Leben damit bezahlt, daß sie nach erhaltenem Pardon noch einmal die auf die Stadt und Schanzen gerichteten Geschütze des brennenden Schiffes luden? oder waren die „tappre Söhelter" (Seehelden) wirklich solche Feiglinge, daß sie, mit einem Schuß in jedem Laufe, die Flagge strichen? Gewiß war der brave Unteroffizier Preußer (die Ordonnanz, von der unser Humanist spricht), ein Dänenkenner, als er auf eigene Faust an Bord des Linienschiffes eilte und den Commandeur zwang, sofort ans Land zu gehen, denn was wollte dieser Herr z. B. damit bezwecken, daß er das Pulver aus der Kammer nach der obersten Batterie bringen ließ, „um es von da ins Wasser werfen zu lassen", wie Herr Holst sagt. Dies hätte er näher in der untersten Batterie haben können, und zwar durch sofortiges Ueberbordwerfen statt vorhergehender sorgsamer Aufstellung der Zündmasse außerhalb der viel sicheren Kammer! — Auf der Vignette des Eckernförder Kapitels ist auch eine Lüge ausgedrückt, nämlich der Untergang eines Kriegsschiffes, das sich nicht ergeben hat. Es schwimmt eine Danebrogsflagge unter den Trümmern auf dem Wasser — die gestrichene Flagge Christian's VIII. wurde allerdings aus dem Wasser gefischt und der Dieb, welcher diese rechtmäßige Beute der Sieger versenkt hatte, entging der Bestrafung, die ihm Engländer oder Franzosen durch Aufknüpfen an die große Raa gewiß hätten zu Theil werden lassen; denn es ist gebräuchlich und natürlich, daß derjenige, welcher einen so wichtigen Theil eines eroberten Schiffes versenkt, ohne selbst mit über Bord zu springen, als Seeräuber behandelt wird. Das mögen sich die Dänen merken!

Ueber die Behandlung deutscher Gefangener giebt uns Herr Holst u. A. auf Seite 165, woselbst er uns die Koldinger Schlacht beschreibt, hübschen Aufschluß. Diese waffenlosen Leute wurden nämlich nicht, wie das unter civilisirten Nationen üblich ist, hinter die Front und nächstdem weiter fortgebracht, sondern da aufgestellt, wo die Kugeln ihrer fechtenden Landsleute am dichtesten einschlugen — das mögen sich die Deutschen merken! Mit hämischer Freude ruft der Verfasser aus: „und dieser Kugelregen gefiel ihnen durchaus nicht!" General Schlerpegrell, der bei Idstedt einen ehrlichen Tod finden sollte, war übrigens der ritterliche Held, unter dessen Augen diese Benutzung Gefangener als Kugelfang vor sich ging, und es wird nicht gesagt, daß er der Bestialität ein Ende zu machen befahl, da er anordnete, daß die dänische Batterie Marcussen diese gefährliche Stelle verlassen sollte. — In dem Koldinger Kapitel findet sich ebenfalls eine oft an anderen Stellen wiederkehrende Aufklärung über dänische Ansichten von so zu sagen völkerrechtlichen Humanitätsgesetzen. Aerzte werden nämlich stets geschont, nie gefangen, sobald sie in Ausübung ihres heiligen Berufes auf dem Schlachtfelde betroffen werden — selbst Russen und

*) Feltrogene 1848, 49, 50. Kopenhagen. Kittendorff und Aagaarde Verlag.

Polen beobachteten dieſen Gebrauch in dem Kriege von 1830; nicht ſo die Dänen, denn bei Kelding ſchleppten ſie 2 ſchleswig-holſteiniſche Aerzte, die bei den Verwundeten geblieben waren, als Gefangene mit fort, und noch mehrmals finden wir unter der detaillirten Aufzählung der däniſcherſeits gemachten Gefangenen deutſche Aerzte angeführt.

Daß dieſes Buch, welches dem Könige Frederik VII. gewidmet iſt, in den pöbelhafteſten Ausdrücken von den deutſchen Gegnern und ſogar von den Blutsverwandten jenes Monarchen ſpricht, dürfte Manchen Wunder nehmen, der den däniſchen Nationalcharakter nicht kennt. Wirklich ekelhaft ſind die Lügen, durch welche der eigene Verluſt oder die eigene Feigheit vertuſcht werden ſollen: — wo die Dänen Hals über Kopf vor den Schleswig-Holſteinern fliehen, redet Herr Holſt und Conſorten nur von Rückzügen aus „tactiſke" Rückſichten und ſchildert dann noch einmal die Feigheit der Gegner, welche das Feld behaupteten, alſo Sieger blieben, wie die Schleswig-Holſteiner bei Kelding. Dort heißt es von ihnen, „Viele flehten bei Erſtürmung der Häuſer kniend um Pardon und am Feigſten benahmen ſich die vom 9. ſchleswig-holſteiniſchen Bataillon, das aus den v. d. Tannſchen Freiſchärlern zuſammengeſetzt war."

Zu den Bildern übergehend, finden wir uns veranlaßt, zuerſt zu bemerken, daß dieſelben von tüchtigen däniſchen Hiſtorien- und Marinemalern ſkizzirt ſind. Man ſollte daher glauben, dieſe Herren hätten wenigſtens ſo viel Künſtlerehre im Leibe haben ſollen, ihre Gegner anatomiſch richtig zu zeichnen, wenn ſie ihnen auch durchgehends die häßlichſten Spitzbuben-Phyſiognomien zulegten. Doch was ſoll man davon denken, wenn man ſieht, daß die deutſchen Soldaten faſt ſämmtlich kürzere Beine haben, als die Mongolen und längere Oberleiber, als die Feuerländer? Ob die Herren wohl je einen Freiſchärler geſehen haben? Einige dieſer „Vagabunden" tragen Tricots ohne Schuhe und auf dem Kopfe einen Kalabreſer mit Ellen langen Hahnenfedern; Andere haben Stulpenſtiefel an und Dreimaſter oder Bärenmützen auf dem Banditenkopfe, und auf dem Geſichte eines jeden Freiſchärlers wie Soldaten malt ſich entſetzliche Todesangſt. Die Leute hatten übrigens Urſache, zu zittern, und man begreift trotz ihrer Angſt nicht den Muth, ſich den furchtbaren Dänen zu widerſetzen, wenn man ſieht, wie die Letzteren auf dem Papiere mit jenen umgingen. Beſonders die jütländiſchen Dragoner ſind ſchlimme Vettern, denn ſie brauchen nicht blos ihre Säbel, ſondern legen ſich hauptſächlich aufs Abwürgen der Deutſchen. Holſt läßt ſie deshalb nicht vom Pferde ſteigen, wie man dies auf anderen Producten däniſcher Pinſel ſieht, ſondern das unglückliche Schlachtopfer jütländiſcher Mordluſt muß auf einen Stein oder einen Erdaufwurf ſteigen, damit der „tappre Rider" es bequem abwürgen kann! Die Freiſchärler waren meiſtens Turner, aber ſolche Angſtproductionen, wie die abgebildeten, ſcheinen doch zu übertrieben ſchmeichelhaft — ſie ſpringen beim Ausreißen ohne Sprungbrett über Achſelhöhe und ſchweben dann in wagerechter Schwimmlage in der Luft! Da die Deutſchen uns in allen drei Jahrgängen überall den Rücken zeigen, war es für die Dänen keine leichte Aufgabe, die Geſichter der Ausreißer zu zeichnen, doch haben ſie auch hierin das Unmögliche geleiſtet und weiſen uns bärtige Weibergeſichter, deren Inhaber die eine Hand flehend zum Himmel emporſtrecken, während die andere das nicht gebrauchte Gewehr als Decoration trägt. Dahingegen die „tappre Landſoldater"! welcher Schritt, welche Haltung und welches Draufgehen! Wo ſie im raſenden Bajonnetangriffe einen Bach durchwaten, heben ſie kaltblütig die Rockſchöße auf, um dieſelben nicht naß zu machen; ſo raſend ſtürmen ſie auf dem Trockenen vor, daß es mitunter ausſieht, als ob ſie ſchwämmen. Das erſte und zweite Glied ſetzt hierbei grimmige aber ſchöne Berſerkergeſichter auf, während die Leute der andern Glieder ſo heiter die Mützen ſchwenken, wie der norwegiſche Lootſe in dem fameſen Wanderliede:

„Wo von fern der Hekla ſpeit
Und der Lootſe fröhlich ſtrandet
Und der Fels gen Himmel ſchreit!"

Hat einer der „Tappre" das Mißgeſchick „for Fädrelandet" zu fallen, dann geſchieht dies mit einer Grazie, einer Würde, die einen beſſeren Zweck verdient hätte, wohingegen die „tydſke Banditer" umfallen wie die Mehlſäcke.

Wo es den Dänen gelang, einige Gefangene zu machen, da ſind natürlich unabſehbare Züge dieſer Unglücklichen dargeſtellt; wo aber nur Einer vorhanden iſt, da wird er mehrere Male abgebildet, wie z. B. der Huſarentrompeter, ein junges „Menneſke" von 17 Jahren, der auf der Vignette des Kapitels „Rye" und dann noch bei der „Jagt" figurirt, beide Male als ein herkuliſcher Kerl mit einem Schnauzbarte, der bis auf die Bruſt herabhängt. Hier ſei noch erwähnt, daß bei dem Ueberfall der 55 kurheſſiſchen Huſaren, die ſchlafend in den Betten überraſcht wurden, auch vier Bediente (Oppaſſere) zu Gefangenen gemacht wurden! Für künftige Fälle mögen ſich deutſche Truppen merken, daß dies Kunſtſtück mit Hülfe der jütländiſchen Wirthe der Kurheſſen ausgeführt wurde, wie uns der Verfaſſer triumphirend erzählt!

S. 76 ſehen wir ein melancholiſches Bild; ein preußiſcher General liegt todt auf einer Karre. Neugierig leſen wir nach, wer der Todte ſein kann, und finden die Notiz, daß in einem Gefechte bei Düppel ein todter Offizier auf einer verlaſſenen Karre gefunden worden ſei. Nun, wohl dem Hingeſchiedenen, den ſeine Feinde im Tode vom Lieutenant zum General avanciren ließen! Ein ähnliches Beiſpiel däniſcher Combinationsgabe iſt das Bild S. 40. Man ſieht einen buckligen Civiliſten mit einer Jagdbüchſe neben einer alten Buche ſtehen, deren Zweigſtumpfe und Aſtlöcher eine unheimliche Phyſiognomie darſtellen. Darunter leſen wir: „Eine der letzten Kugeln beim Rückzuge von Schleswig traf unſern genialen Major Holm; das Gerücht ſagt, ein Civiliſt hätte ihn mit einer Jagdbüchſe erſchoſſen; dies iſt ſpäter niemals beſtätigt worden, es kann aber doch wahr ſein!"

Bei der peinlichen Genauigkeit dieſes Heldenbuches, die ſelbſt bei einer feindlichen Feldflaſche oder einem weggeworfenen Stiefel als Siegesbeute verweilt, ſind doch ſehr ſorgfältig alle Andeutungen über Vorfälle, wie die Niedermetzelung zweier däniſcher Schwadronen Dragoner in den Knicks von Schleswig durch die Füſiliere des 20. Regiments, verſchwiegen worden und ſelbſtverſtändlich auch die bei der letzteren vorgefallene komiſche Scene zwiſchen einem holſteiniſchen Stangenreiter und einem jütländiſchen Dragoner, den Erſterer ſich ſo lange mit einem Kantſchu vom Leibe hielt, bis ihn die Preußen todt ſchoſſen.

Noch viel des Erheiternden und Belehrenden könnten wir aus dem klaſſiſchen Werke anführen, doch möge vorläufig dieſes zur Charakteriſtik unſerer däniſchen Feinde und ihrer Kriegsliteratur genügen.

Franz Maurer.

Portugal.

Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit.*)

Unter den europäischen Nationen gebührt den Portugiesen der Ruhm, die ersten großen Seefahrer und Entdecker geliefert zu haben, und unter diesen strahlt wiederum Prinz Heinrich, gewöhnlich „der Seefahrer" genannt, als der glänzendste und ruhmreichste hervor. Die ersten Entdeckungen der Portugiesen fanden bereits um das Jahr 1420, also 72 Jahre vor Columbus und 78 Jahre vor Vasco de Gama, unter der Anleitung ihres großen seefahrenden Prinzen Dom Henrique statt. Seine Entdeckungen Porto Santo's und Madeira's, der Azoren und der Westküste Afrika's (Guinea) waren der natürliche Leitfaden zur Entdeckung des Weges um das Cap, sowie zur nachmaligen Entdeckung Brasiliens durch die Portugiesen. Perestrello, einer der ersten Ansiedler von Porto Santo, war der Groß-Schwiegervater von Columbus, und von diesem seinem Ahn erbte der Entdecker von Amerika die nautischen Karten und Tagebücher, aus denen er seine Kenntniß der Seewege der Portugiesen schöpfte.

Das Leben und die Thaten des Prinzen Heinrich haben demnach für die Kulturgeschichte der Erde eine große Bedeutung, und es ist zu verwundern, daß es bisher noch keine vollständige Geschichte des Prinzen und seiner Entdeckungen gab. Herr Gustav de Veer in Danzig (früher evangelischer Prediger in Neuwied), der vor einigen Jahren in Madeira Genesung von einer Brustkrankheit gesucht und gefunden, und der sich dort, sowie später in Lissabon, mit portugiesischer Sprache und Literatur vertraut gemacht, hat an Ort und Stelle die Quellen studirt, aus denen er bei der Zusammenstellung seines Buches geschöpft, das eine alte Schuld an die Manen des großen Prinzen abträgt und das, wenn der Verfasser auch nicht bereits in erschöpfender Weise seine Aufgabe gelöst hat, immerhin ein wichtiges Urkundenwerk für die Geschichte der transatlantischen Entdeckungen bleiben wird.

Auf den Azoren (Santa Maria), welche die Portugiesen im Jahre 1432 entdeckten, befanden sich die Seefahrer fast auf halbem Wege nach Amerika, und es galt jetzt nur noch die etwas größere Hälfte, etwa drei Fünftel, des Weges aufzufinden, um in dem neuen Indien zu sein, welches der Welt eine so veränderte Gestalt geben sollte.

Auf glänzende Weise unterschied sich der seinem Jahrhundert nach dem Mittelalter noch angehörende, sehr humane portugiesische Prinz und Seefahrer von seinen spanischen Nachfolgern, den Conquistadoren des sechszehnten Jahrhunderts, die der Golddurst zu Unmenschen machte, während Dom Henrique lediglich von dem Durste nach Wissen und von dem Wunsche, Christenthum und Civilisation auszubreiten und den Handel seines Landes zu vermehren, angetrieben ward.

„Wie sein Leib kräftig war", sagt de Veer von ihm, „so waren es auch Geist und Seele. Dom Henrique war ein religiöser Mann, dem all' sein Wirken im Verhältniß stand zu einer höheren Leitung. Von religiösen Gedanken ging er aus, und religiöse Zwecke wurden größtentheils von ihm verfolgt. Dabei besaß er Selbstbeherrschung in einem hohen Grade, von der auch seine fast immer ruhig heitere Miene, sein stets freundliches Wort Zeugniß ablegte. Aus seiner religiösen Gesinnung entsprang der Wunsch, den Glauben zu verbreiten, sowohl im Kampfe mit dem Mohammedanismus in Nord-Afrika (Ceuta und Tangier), als in jenen fernen Gegenden, denen die Schiffe der Entdecker zusteuerten. Er faßte den Gedanken, aus den schwarzen Eingeborenen Afrika's — die man in Amerika und anderwärts jetzt noch mit dem Vieh gleichstellt — geeignete Männer zu christlichen Priestern erziehen zu lassen..... Wie hoch stand doch der Infant über seiner Zeit.

„Der Ruf des Prinzen, der so Großes unternahm, und diejenigen, die ihn dabei unterstützt hatten, so freigebig belohnte, indem er den Entdeckern das Entdeckte als Eigenthum verlieh, verbreitete sich bald über die engen Gränzen Portugals, und aus den entferntesten Ländern eilten muthige und zu kühnen Unternehmungen geeignete Männer herbei. Viele von ihnen, froh der erworbenen Auszeichnung und des erlangten Gewinnes, blieben in Portugal zurück, wie Georg Hurter und Andere. Wie stets das Beispiel des Gebieters auf seine ganze Umgebung einwirkt, so war es auch in Portugal damals; der ganze Hofhalt galt im Königreich als Muster: man nannte ihn nur die „Schule des tugendhaften Adels". Ein Mitglied desselben zu sein und ein Mann von Verdienst, war eines und dasselbe."

Dom Henrique war am 9. März 1394 zu Porto als dritter Sohn des Königs João I. geboren, der seinem Lande und der burgundischen Dynastie, obwohl er selbst einer unehelichen Geburt entstammt war, neuen Glanz und Ruhm verlieh, die Portugal unter den vorangegangenen Königen eingebüßt hatte. Frühzeitig bereits begleitete Dom Henrique seinen Vater auf einen Afrikazug und in den Krieg nach Ceuta. Hier gewann er die Lust an Seefahrten und Entdeckungen, die er sein ganzes Leben hindurch behalten hat. Viermal segelte er nach Afrika's Küsten hinüber, und zwar das letzte Mal, als er bereits dem Greisenalter nahe war. Mit großen Plänen beschäftigt, zog er sich, als er von dem letzten Afrikazuge zurückgekehrt war, in die Einsamkeit an den Strand des Meeres zurück, wo er mit tiefen Studien praktische Versuche aller Art verband. In seinem Palaste selbst gründete er eine Schifffahrtsschule. Die unter seiner Leitung angefertigten Seekarten blieben Jahrhunderte lang im Gebrauch, bis Mercator die Grundprincipien der reducirten Karten entdeckte. Der Prinz errichtete das erste Observatorium in Portugal und vielleicht in Europa. Er zeigte ferner thatsächlich den Nutzen, den die Schifffahrt von der Anwendung der Compasse ziehen könne, der, obwohl in Europa bekannt, doch bis dahin auf dem Meere nur wenig angewandt worden war. Dom Henrique wußte genau, wie man sich auf hoher See über Länge und Breite eines bestimmten Punktes vergewissern könne. Endlich verstand er es, für die von ihm projektirten Entdeckungsfahrten diejenigen Männer auszuwählen, die am Besten geeignet waren, seine Pläne auszuführen.

Der Papst hatte den Prinzen zum Großmeister des Christus-Ordens ernannt, als welcher er sehr bedeutende Einkünfte besaß, die er jedoch fast sämmtlich auf seine zum Besten seines Vaterlandes ausgeführten großen Unternehmungen verwandte. Er starb am 13. November 1460. Bei seinem Tode war Portugal im Besitze bedeutender Kolonieen, mit denen, sowie mit der übrigen Welt, es einen ansehnlichen Handel trieb. Mit dem Handel war auch der Werth der landwirthschaftlichen Erzeugnisse gestiegen, und ebenso hatten sich die Gewerbe ungemein gehoben. Besonders der Schiffsbau machte unter der Förderung des Prinzen große Fortschritte; ja, das ganze portugiesische Volk fing an, sich am See-

*) Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. Von Gustav de Veer. Aus den Quellen dargestellt. Mit einer Einleitung über die Geschichte des portugiesischen Handels und Seewesens bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts. Danzig, A. W. Kasemann, 1864.

weisen zu betheiligen. Technik und Naturwissenschaft wurden von Heinrich dem Seefahrer so entschieden begünstigt, daß man von ihm sagen kann, es sei der Genius unserer Zeit in ihm bereits zur Erscheinung gekommen. Ein Zeitgenosse des Prinzen, Raimundus von Sabunde, lehrte damals in Toulouse, daß der Allmächtige dem Menschen zwei Bücher verliehen haben, in denen er die ewigen Wahrheiten entdecken könne: das Buch der Offenbarung und das Buch der Natur.

Das vorliegende Werk, das der Verfasser dem regierenden Könige von Portugal, Dom Luis, der der deutschen Sprache und Literatur kundig ist, gewidmet hat, ist mit einem trefflichen Bildnisse Heinrich's des Seefahrers geschmückt, dessen Originalzeichnung sich bei der im Jahre 1841 aufgefundenen portugiesischen Handschrift der von dem Verfasser häufig benutzten „Chronica de Guiné", von Azurara, befindet. Man glaubt, dieses Bildniß sei um die Zeit gemalt, als sich Jan van Eyck mit einer burgundischen Gesandtschaft, im Jahre 1428, in Portugal befand. Ein anderes Bildniß des Prinzen befindet sich auf seinem Grabmal in der Klosterkirche zu Batalha, und ist in dem vorliegenden Buche nach einer Zeichnung des Grafen Stilfried von Alcantara wiedergegeben. Alexander von Humboldt besaß eine Büste Heinrichs des Seefahrers, die er ungemein werth hielt und die in seiner Bibliothek, auf seinem Arbeitspult, aufgestellt war, wo er sie stets vor Augen hatte. Der Prinz verdiente es aber auch, daß die Männer der Wissenschaft aller Zeiten den Blick der Anerkennung auf ihn gerichtet halten. J. L.

Frankreich.

Armande Béjart und Molière.

II.

Molière's Heirat und Ende.

Molière's Charakter liegt in seinen Schriften wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns. Er ist der beste, hochherzigste, edelste Mensch von der Welt; ein Herz, das immer liebt und das man liebgewinnen muß. Sein ganzes Leben ist ein ewiger Kontrast, eine ungelöste Dissonanz, ein beständiger Kampf zwischen dem Gefühls- und Verstandesmenschen. Sein scharfer, Alles durchdringender Geist führte ihm die Schwächen und Thorheiten, die sein armes, mächtiges Herz beging, unverhüllt vor die Augen. Er wußte sehr wohl, daß er anders handeln mußte, als er handelte, aber dieses Bewußtsein half zu nichts, die Liebe war stärker als Alles. Sein Scharfsinn diente nur dazu, ihn noch unglücklicher zu machen; denn niemals hat er die verbotene Frucht von einem andern Baume gepflückt, als von dem der Erkenntniß. Schrieb er doch wenige Wochen vor seiner Hochzeit die „école des maris". Alles, was der vierzigjährige Bräutigam einer siebzehnjährigen Braut über die unglückliche Liebe des alten Vormundes Sganarelle und seines jungen Mündels auf der Bühne so komisch berichtete, sollte er als tragische Wahrheit im Leben selbst erfahren. Im Juni 1661 schrieb Molière die „école des maris"; er selbst spielte den an der Nase herumgeführten Sganarelle; er selbst sagte am Schluß des Lustspiels:

Non, je ne puis sortir de mon étonnement
Cette déloyauté confond mon jugement;
Et je ne pense pas que Satan en personne
Puisse être si méchant qu'une telle friponne.
J'aurais pour elle au feu mis la main que voilà;
Malheureux qui se fie à femme après cela!
La meilleure est toujours en malice féconde:
C'est un sexe engendré pour damner tout le monde.
Je renonce à jamais à ce sexe trompeur
Et je le donne tout au diable de bon coeur!"

Und ein halbes Jahr später heiratete er Armande! Die Liebe war bei Molière nicht nur allmächtig, — sie war ihm ein stetes Bedürfniß. Sein Herz hatte, wie die Natur selbst, den horror vacui und wer das festhält, wird sich nicht darüber wundern, daß Molière mehrfach innig geliebt hat. Als Armande noch ein Kind war, war Madeleine Béjart Molière's Geliebte, der diese Ehre später von zwei andern Schauspielerinnen derselben Gesellschaft streitig gemacht wurde. Es ist sogar mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß Molière eine Zeit lang mit allen dreien, mit der schon ziemlich betagten Madeleine Béjart aus alter Anhänglichkeit, mit der üppig-schönen Duparc aus sinnlicher Neigung und mit der herzensguten, edlen Debrie aus Hochachtung und Dankbarkeit gleichzeitig auf dem allerintimsten Fuße gestanden hat. Ich will gern zugeben, daß ein solches Leben kein exemplarisches ist und zu berechtigtem Nasenrümpfen Anlaß geben kann, aber wer Molière's Naturel genau kennt, wird dessen ungeachtet den ihm angehängten Vorwurf, er sei ein liederlicher Gesell gewesen, mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Einem Dichter und Schauspieler, der Jahre lang auf den großen Straßen mit zweideutigem Gesindel gelagert, unstät die Provinzen durchzogen hat, und in der Schule des echten Epikuräers Gassendi aufgewachsen ist, einem solchen Menschen, dem die Natur ein Uebermaß von Liebe und Zärtlichkeit ins Herz gesenkt hatte, wird man in einer solchen Zeit billigerweise schon Manches vergeben müssen. Und hat er als Junggesell Fehltritte begangen, so hat er sie als Gatte wahrlich bitter genug gebüßt.

Im gewöhnlichen Leben war Molière immer ernst, in sich gekehrt, schweigsam. Nach seiner unglücklichen Heirat artete diese Anlage zu hypochondrischer Schwermuth und rölligem Menschenhaß aus. Auf Molière's „Don Juan" folgte der „Misanthrope." Solche literarische Data sind nicht zufällig.

Armande wuchs heran, aus der Knospe der Kindheit erwachte die jungfräuliche Rose. Molière liebte das Kind und wähnte es zu lieben, wie ein Kind, das die Natur geistig und körperlich bevorzugt hat. Er sah dies kleine, kluge, hübsche Mädchen, das er auf den Knieen geschaukelt hatte, zur neckischen Jungfrau heranwachsen, und unbewußt verdrängte eine fatale Gewalt die väterliche Zuneigung und setzte an ihre Stelle die wahre Liebe. Die Liebe erwachte mit nie geahnter Leidenschaft in dem jungen Herzen dieses vierzigjährigen Mannes; er verschmähte die Huldigungen seiner früheren drei Geliebten und stürzte sich mit Leib und Seele in die Arme dieser Sirene, dieses Kindes, das kaum die Puppe bei Seite gelegt hatte. Das menschliche Herz ist ein so launiges, wunderliches Ding.

Wie benahm sich Armande dabei? Von der Tyrannei Madeleine's geplagt, in den Hintergrund gedrängt, verdunkelt, sah sie in dieser Liebe mit einem Male eine glänzende Genugthuung für Alles, was sie erduldet hatte. Der gefeierte Dichter Molière wandte dem hartherzigen Weibe den Rücken und legte sich ihr, dem unbedeutenden Kinde, zu Füßen; sie sah sich leuchtend aus dem Dunkel hervortreten, als Kind schon berühmte Frau. Eitelkeit, Prunksucht und Koketterie, vielleicht auch ein bischen Dank-

barkeit gegen ihren früheren Tröster und Wohlthäter, gegen ihren jetzigen Lehrer und Verliebten, bestimmten sie zu dem Entschlusse, durch ein voreiliges „Ja!“ Molière auf immer unglücklich zu machen. Sie willigte ein, und seitdem die Glocken von Saint-Germain-l'Auxerrois, blutigen Schalls, zum Signale für die Bartholomäusnacht zusammengeschlagen, hatten sie vielleicht kein traurigeres Ereigniß verkündet, als die Vermählung Molière's mit Armande Béjart.

Der Wahn war kurz, die Reue lang. Auf die glücklichen Stunden der Flitterwochen, die in ungetrübter Seligkeit dahingeflossen zu sein scheinen, folgten die qualvollen Jahre, die Molière, noch ehe er in die unselige Verbindung einging, schon geahnt hatte. Die bange Ahnung ward zur grausamen Wirklichkeit. Armande, die Molière nie geliebt, war leichtsinnig, ohne Grundsätze, vergnügungssüchtig, witzig, eitel, ihrer Originalität, ihrer Schönheit und ihres Talentes halber hoch gefeiert, und fand in dem schweigsamen, schwermüthigen Dichter, der nur für die Bühne Heiterkeit und Possen, für die Wirklichkeit aber Ruhe, Betrachtung, Ernst und Bitterkeit aufbewahrt hatte, nicht den Mann ihrer Träume, kein Ideal. Sie kannte keine Familie, kein Pflichtgefühl. Von lustigen, leichtsinnigen Courmachern umschwärmt, folgte sie fast ohne Widerstand der Verlockung, und nachdem sie den ersten Schritt auf der schlüpfrigen Bahn gethan, kosteten der zweite und dritte keine Ueberwindung mehr. Molière wurde das Modell zu der lächerlichen Figur des eifersüchtigen und gekränkten Ehemanns, über den er so oft gespöttelt hatte.

Armande ist nach dem, was ich von ihrer Jugend, von ihrer Vermählung und von ihren Untreuen gesagt habe, kein räthselhaftes Wesen mehr. Um das Porträt zu vervollständigen, brauchen wir nur einen Blick in Molière's Komödien zu werfen; in allen seinen Schöpfungen finden wir diese echte Tochter Eva's wieder, in der schlimmen Bedeutung des Wortes, veredelt und idealisirt durch die Feder eines liebenden, unglücklichen Dichters. Armande muß das reizendste und abscheulichste Geschöpf gewesen sein, das je die Sonne beschienen. In allen ihren Bewegungen, in ihrem Blicke, in ihrer Sprache verführerisch, einschmeichelnd, mit allen Gaben des Talentes und Geistes ausgestattet, Engel und Teufel, ausgelassen und schwermüthig, je nach Bedarf, aber immer originell, absonderlich, eigenthümlich, dabei eine vollendete, berechnende Kokette, besaß Armande, diese Agnes, Lucile und Climène in Einer Person, freilich Alles, was einen Mann wie Molière verliebt, und einen Verliebten unglücklich machen konnte. Auf diese hübsche Sirene läßt sich das, was Heine von den Weibern im Allgemeinen sagt, man wisse niemals, wo bei ihnen der Engel aufhört und wo der Teufel anfängt, ganz besonders anwenden. Sie war in Allem originell; ihre reizende Stimme hatte einen ganz seltsamen, entzückenden Klang. „Niemand versteht es so gut“, sagen die Brüder Parfait, die zuverlässigen Historiographen des théâtre français, „die Coiffure mit dem Gesichte so in Einklang zu bringen und sich mit so großem Geschmack zu kleiden, wie die Molière; sie ist eine vollendete Schauspielerin, und wenn sie auch nichts zu sagen hat, ist sie und bleibt sie immer der Charakter, den sie darstellen soll; sie versteht es eben so gut, zuzuhören, wie zu sprechen; und wenn sie an ihren Haaren eine widerspänstige Locke zurecht legt, eine Schleife an ihrem Kleide glättet, oder an ihrem Schmucke spielt, steckt hinter diesen kleinen Manieren immer eine geistreiche, verständige Satire. Aber sie würde trotzdem nicht so ungemein gefallen, wenn der Klang ihrer Stimme nicht so rührend wäre. Das weiß sie auch so gut, daß sie in einer jeden neuen Rolle ein anderes liebliches Organ zu wählen weiß.“

Selbst ihre Schönheit war originell. Sie war eigentlich gar nicht schön, ihr Mund war zu groß, ihre Augen zu klein, ihre Figur unbedeutend, aber wenn man sie sah, dachte man nicht daran und ließ sich von dem „Air engageant et nonchalant“ (diese beiden Eigenschaften waren Armande von allen Zeitgenossen zuerkannt) unwillkürlich bestechen. „In allen Dingen,“ sagt Madame Poisson, die selbst zu Molière's Truppe gehört hatte,*) „zeigte sie einen unwiderstehlichen Liebreiz; bis in die geringfügigsten Bagatellen war sie anmuthig, obgleich sie sich sehr sonderbar anzog und sich nicht im Geringsten nach der Mode richtete.“

Das schönste und zuverlässigste Portrait Armande's hat uns aber Molière selbst geliefert. Im bourgeois gentilhomme (III. Akt 9. Auftritt) sagt Covielle, der Diener, zu dem verliebten Cléonte, dem er die Augen über Lucile (Armande) öffnen will:

„Sie hat ja kleine Augen!“

Cléonte: „Freilich; ihre Augen sind klein; aber sie sind feurig, glänzend, stechend, so reizend, wie man nur etwas sehen kann.“

Covielle: „Sie hat auch einen großen Mund!“

Cléonte: „Ja; aber man erblickt auf ihm gewisse Reize, die einem jeden andern Munde fehlen; dieser Mund flößt, wenn man ihn nur ansieht, süßes Verlangen ein; er ist so lieblich, so verliebt, wie kein anderer auf der Welt.“

Covielle: „Ihre Figur — groß ist sie nicht.“

Cléonte: „Nein, aber hübsch, geschmeidig, zierlich.“

Covielle: „In ihrer Sprache und in ihren Bewegungen hat sie eine Geziertheit, eine ungezwungene Lässigkeit, die . . .“

Cléonte: „Das ist wahr, aber bei alledem ist sie reizend; ihre verführerischen Manieren haben, ich weiß nicht welchen, zauberhaften Reiz, sich in's Herz hineinzuschleichen.

Covielle: „Ihr Geist . . .“

Cléonte: „Sie besitzt Geist, und zwar den allerfeinsten, delikatesten.“

Covielle: „Ihre Unterhaltung . . .“

Cléonte: „— ist entzückend!“

Covielle: „Kurz und gut, sie ist eigensinnig und grillenhaft, wie keine Zweite.“

Cléonte: „Du sprichst mir aus der Seele; ja, sie ist launisch und eigensinnig; aber an den Schönen ist Alles schön und Alles erträgt man von den Schönen!“

Das ist der alte Rundreim, auf den der arme Molière immer zurückkommen mußte. Die Liebe hat ihn nicht blind gemacht, aber er kann ihr nicht widerstehen. Wenn er Armande, die sein Lebensglück durch ihren unverzeihlichen Leichtsinn zerstört hatte, auch verabscheuen mußte, er mußte sie auch lieben. Wie herzzerreißend und wie wahr ist im „Misanthrope“ das Geständniß seines Unglücks, denn Schwäche wagen wir diese verhängnißvolle Leidenschaft nicht zu nennen:

„ — L'amour que sens pour cette jeune veuve
Ne ferme pas mes yeux aux défauts, qu'on lui treuve,**)
Et je suis, quelque ardeur qu'elle m'ait pu donner,
Le premier à les voir comme à les condamner.
Mais avec tout cela, quoi que je puisse faire,
Je confesse mon faible: elle a l'art de me plaire;

*) Lettre sur la vie et les ouvrages de Molière et sur les comédiens de son temps. Mercure. Mai 1740.

**) Altfranzösisch für „trouve“.

J'ai beau voir ses défauts, et j'ai beau l'en blâmer,
En dépit q'uon en ait, elle se fait aimer;
Sa grace est la plus forte! — —."

Leider ist dieser Schmerzensschrei keine dichterische Fiction. In der schon mehrfach genannten Biographie „La fameuse comédienne, ou histoire de la Guérin, auparavant femme et veuve de Molière"*) ist eine Unterhaltung zwischen Molière und seinem getreuen Freunde, dem lustigen Dichter Chapelle aufgeführt, die so ganz und gar im Geist und in der Sprache Molières abgefaßt ist, daß Fournier vermuthet, dem Verfasser des genannten Buches habe ein Brief Molière's an Chapelle vorliegen müssen, der nur durch die Willkür des Autors dialogirt sei. Molière erschließt darin seinem Freunde sein ganzes gemartertes Herz: „Ich bin," sagt er zu Chapelle, „mit einem unwiderstehlichen Drange nach Liebe geboren, und da all meine Anstrengungen meine Neigung zur Liebe nicht besiegen konnten, wollte ich mich glücklich machen, so sehr man es eben mit einem zärtlichen Herzen sein kann. Ich war überzeugt, daß es sehr wenige Frauen gebe, die einer innigen Hingebung werth wären, daß Interesse, Ehrgeiz, Eitelkeit den Mittelpunkt aller ihrer listigen Pläne bildeten. Da wollte ich, daß die Wahl einer Unschuld mir für mein Glück bürgte; ich nahm mein Weib so zu sagen, aus der Wiege und setzte mir in den Kopf, daß ich ihr aus Gewohnheit Gefühle einzuflößen vermöchte, die der Zeit widerstehen würden; — ich habe es an Nichts fehlen lassen. Durch die Heirat wurden meine eifrigen Bemühungen nicht beeinträchtigt; aber ich stieß in der Folge auf solche Gleichgültigkeit, daß ich die Nutzlosigkeit aller meiner Versorge zu begreifen anfing. Das, was sie für mich empfand, war weit entfernt von dem, was ich, um glücklich zu sein, begehrte. Ich machte mir selbst Vorwürfe über eine Empfindlichkeit, die mir lächerlich erschien, und ihren Mangel an Liebe hielt ich anfangs für Grillen und Launen. Aber ich mußte aus meinem Wahne zu bald erwachen. Da beschloß ich mit ihr zu leben, wie ein anständiger Mann, der eine kokette Frau hat, der es sehr wohl weiß, der aber nicht dulden will, daß ihre schlechte Aufführung seinen guten Ruf untergrabe. In ihrer Gegenwart vergaß ich jedoch Alles, was ich mir vorgenommen hatte, und die ersten Worte, die sie, um sich zu vertheidigen, an mich richtete, überführten mich dergestalt von der Grundlosigkeit meines Argwohns, daß ich förmlich Abbitte that, so leichtgläubig gewesen zu sein. Meine Güte ist ohne Einfluß geblieben — und ich habe mich dazu entschließen müssen, mit ihr zu leben, als wäre sie gar nicht meine Frau.

„Wüßten Sie, wie ich darunter leide, Sie hätten Mitleid mit mir. Meine Leidenschaft hat einen solchen Grad erreicht, daß ich sogar aus Mitgefühl ihre eigene Partei ergreife und mir sage, wenn ich auf mich blicke und einsehe, daß ich meine Empfindungen nicht bezwingen kann, daß es auch ihr vielleicht eben so schwer fällt, ihrer Neigung zur Koketterie Gewalt anzuthun. Ich beklage sie mehr, als ich sie tadeln kann.

„Sie werden gewiß sagen, Chapelle, man muß Dichter sein, um so zu lieben. Ich glaube, es giebt nur Eine Art Liebe; und wer das, was ich fühle, niemals empfunden hat, hat auch niemals wahrhaft geliebt. Alles und Alles auf Erden hat in meinem Herzen Bezug auf sie. Mein Geist ist so mit ihr beschäftigt, daß mich nichts erheitern, nichts zerstreuen kann, wenn sie mir fehlt. Sehe ich sie nur, so bin ich ganz benommen; ich bin bezaubert, entzückt und kann an nichts Anderes denken; dann sehe ich nur ihren Liebreiz und bin blind für ihre Fehler. Ja, es ist Wahnsinn. Bewundern Sie es nicht, Chapelle, daß mir mein ganzer Verstand nur dazu dient, meine Schwäche zu erkennen und daß ich sie nicht besiegen kann?"

Das ist in wenigen Worten der traurige Roman von Molière's Familienleben. In seiner elfjährigen Ehe hat er wohl keine elf glückliche Wochen verbracht. Er trennte sich von seinem Weibe, verzieh ihr dann, sie täuschte ihn abermals, verließ ihn — und so ging es, bis der Tod seinen Leiden ein Ende machte. Kurz vorher hatte er sich mit Armande noch einmal ausgesöhnt. Am 17. Februar 1673 hauchte er sein Leben aus.

Die untröstliche Witwe heiratete bald darauf den Schauspieler Guérin.

Paul Lindau.

*) Frankfurt, Rottenberg, 1688. Taschereau nennt Madame Boudin als Verfasserin dieses interessanten Buches.

Von der angeblichen physischen Degeneration der Franzosen.*)

Der Director des statistischen Büreau in Paris, Herr Legoyt, hat zur Widerlegung der seit einigen Jahren von englischen und deutschen Statistikern aufgestellten Behauptung, daß sich die französische Bevölkerung, im Vergleiche mit der von anderen europäischen Ländern, in physischer Degeneration befinde, eine eigene kleine Schrift herausgegeben, durch welche in der That mancher Irrthum in dieser Beziehung aufgeklärt wird.

Allerdings bleibt es unbestritten, daß die Bevölkerung Frankreichs derjenigen von Großbritannien, Deutschland und Preußen, was ihre durchschnittliche Vermehrung betrifft, nachsteht; daß sie sich namentlich in dem dritten, vierten, fünften und sechsten Jahrzehend unseres Jahrhunderts nicht in gleichem Maaße vermehrt hat, wie in den letztgenannten Ländern, von welchen genaue Bevölkerungs-Angaben zur Vergleichung vorliegen. Auf je eine Million Einwohner ist nämlich in jedem Jahre der gedachten vier Jahrzehnde die Volkszahl gestiegen in Großbritannien um 15813 Seelen

in Preußen	„	15020	„
in Deutschland, ohne Oesterreich und Preußen	„	11495	„
und Frankreich	„	5119	„

Der Umstand, daß Frankreich in diesen vier Jahrzehnden Kriege in Spanien, Algerien, Belgien, Rußland und Italien geführt, während Großbritannien, Preußen und Deutschland fast ununterbrochenen Frieden genossen, kann wohl weniger zur Erklärung dieser geringeren Bevölkerungs-Zunahme in Frankreich dienen, als der, daß hier verhältnißmäßig eine geringere Anzahl Kinder in jedem Jahre geboren wird, als in den anderen Ländern.

Aus dem letztgedachten Umstand erklärt sich zum Theil auch die geringere Sterblichkeit, welche Frankreich vor vielen andern Ländern auszeichnet. Nur gegen England, Schottland, Belgien, die skandinavischen Länder und die Schweiz steht es auch in dieser Beziehung zurück. Es kam nämlich je ein Sterbefall

in England,	1856—60,	auf	46,9	Einwohner
„ Schweden,	1851—55,	„	46,3	„
„ Belgien,	1856—60,	„	45,2	„
„ Schweiz,	1850—52,	„	43,0	„
„ Frankreich,	1851—60,	„	42,3	„
„ Piemont-Italien,	1853,	„	38,5	„
„ Holland,	1850—59,	„	37,1	„

*) De la prétendue dégénérescence physique de la population française, comparée aux autres populations européennes.

in Spanien,	1848—51,	auf 36,2	Einwohner
„ Bayern,	1856—60,	„ 34,9	„
„ Sachsen,	1852—56,	„ 34,5	„
„ Württemberg,	1855—57,	„ 33,2	„
„ Preußen,	1836—55,	„ 32,5	„
„ Oesterreich,	1855—58,	„ 31,6	„
„ Rußland,	.....	„ 29,1	„
„ Polen,	1850—57,	„ 25,0	„

Ein Kriterium, das Herr Legoyt vorzugsweise zu Gunsten seiner Thesis anführt, ist die ansehnliche Verminderung der für den Militärdienst untauglichen jungen Leute in Frankreich. Von 10,000 Rekruten wurden dort in den Jahren 1831—35 als untauglich 3642 erklärt, und zwar 875 wegen Kleinheit und 2767 wegen anderer Fehler und Gebrechen. In den Jahren 1856—60 hatte sich die Gesammtzahl auf 2677 (also um beinahe tausend) vermindert, von denen 613 wegen Kleinheit untauglich waren. Der Verfasser will ermittelt haben, daß von zehntausend Rekruten in Oesterreich (1856—58) 5131, in Sachsen (1852—54) 6726, und in Preußen (1854) 7516 für untauglich erklärt worden. Wir vermuthen, daß in den genannten Staaten nach ganz andern Normen, als in Frankreich, die Tauglichkeit zum Militärdienst beurtheilt werde, und daß hieraus die bedeutende Verschiedenheit zu erklären sei.

Auch eine Verlängerung der mittleren Lebensdauer ist seit einem halben Jahrhundert in Frankreich eingetreten. Von hundert gebornen Knaben lebten, bei Aufstellung der Conscriptionslisten für das Militair, in den Jahren 1824—25 nur noch 58,52, während in der Periode 1855—59 noch 61,59 am Leben waren.

Aus alledem ergiebt sich, daß Frankreichs Bevölkerung in der That nicht degenerirt sei; doch ist sie immerhin nicht so vorgeschritten, als sie unter der Herrschaft des Friedens und einer gesunden volkswirthschaftlichen Verwaltung hätte vorschreiten können und müssen.

England.

W. M. Thackeray.

Thackeray, eines der drei glänzenden Gestirne am novellistischen Himmel England's, ist am 24. Dezember todt in seinem Bett gefunden worden, wahrscheinlich in Folge eines Schlaganfalles. Geboren im Jahre 1811 in Calcutta, wo sein Vater ein höherer Beamter der Ostindischen Compagnie war, hat er auf der Universität Cambridge gleichzeitig mit den bekannten Dichtern und Schriftstellern Monckton Milnes und Kinglake studirt, doch nicht wie diese auch promovirt. Als ein reicher, junger Mann, führte er lange ein lustiges, müßiges Leben auf dem Kontinent und besonders in Paris. Erst als er sein Vermögen durchgebracht hatte, legte er sich auf die Schriftstellerei, doch anfangs mit nur geringem Erfolg, und zwar unter dem Namen Michel Angelo Titmarsh. Gleichzeitig lieferte er damals (1845—46) Karrikaturen-Zeichnungen und humoristische Artikel für den „Punch." Hierdurch wurde er zunächst zur Schreibung der beiden Romane „Vanity Fair" und „Pendennis" veranlaßt, durch die er mit einemmale berühmt und allgelesen ward. In dem einen wird hauptsächlich die aristokratische und in dem andern die gelehrte, d. h. die rechtsgelehrte Welt Englands mit Scharfblick und mit geistreichem, treffenden Humor geschildert. Auch Pariser und Rhein-Skizzenbücher (The Kickleberrys on the Rhine) sind aus seiner Feder geflossen. Thackeray war es, der zuerst die nachmals auch von Dickens und anderen Schriftstellern nachgeahmte Mode aufbrachte, seine Werke einem Herren- und Damen-Publikum selbst vorzulesen, wodurch er sowohl in Großbritannien, als in Nord-Amerika, viele Erfolge erreichte. Das von ihm gegründete „Cornhill Magazine", von der Londoner Straße Cornhill, in der er wohnte, so genannt, hatte sich, weil es die ersten Abdrücke von Thackeray's späteren Novellen brachte, einer ungeheuern Verbreitung zu erfreuen.

Das Urtheil der englischen Presse über den Verstorbenen lautet übereinstimmend sehr emphatisch und dürfte in dieser Weise vom Auslande wohl nicht unbedingt adoptirt werden. Zur Probe theilen wir Folgendes aus dem Nachrufe der Daily News mit:

„Die englische Literatur hat in Thackeray einen Repräsentanten verloren, dessen Name und Werke in unserer Literaturgeschichte stets eine Stelle unter den klassischen Autoren einnehmen werden. Neben den großen englischen Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts, neben Addison, Fielding, Swift, Sterne und Goldsmith wird Thackeray seinen Platz behaupten, der innerhalb der ihm gesteckten Gränzen einen der vollendetsten, tiefsten und zartesten Schriftsteller war, die England jemals erzeugt hat. Thackeray's Autorruhm war eine allerdings etwas verspätete Frucht. Er starb im 52. Lebensjahr und hatte sein dreißigstes bereits überschritten, ehe er seinen Landsleuten unter seinem wahren Namen als der Schöpfer einer Welt von phantastischen Wesen bekannt wurde, die er in seiner eigenthümlichen pathetisch-geringschätzigen Weise „Puppen" zu nennen pflegte, in welchen aber seine Leser Wesen von Fleisch und Blut erkannten. Er hatte schon viel geschrieben, und viel Vortreffliches, wie er nicht anders konnte, aber es war nur auf den Augenblick berechnet, und sein Name war noch im Schatten. Seitdem er jedoch in „Vanity Fair" zuerst die volle Kraft seines harmonisch gebildeten Geistes und seiner tiefen Einsicht in menschliche Verhältnisse enthüllt hatte — welche Schätze von Witz und Humor und Pathos, welche Gallerie von sprechenden Gemälden hat er erschaffen! Und von diesen Schriften, wie ungleich sie auch an Interesse und an Verdienst sein mögen, kann man behaupten, daß sie sämmtlich vollendete Kunstwerke sind und als solche auf die Nachwelt kommen werden, weil sie alle dem Manne, der sie schrieb, und Niemand anders gehören; in Allen ist nicht eine einzige Zeile bloßer Reminiscenz oder Nachahmung zu finden. In Thackeray vereinigte sich auch jenes geniale Temperament, jene Originalität der Kraft, jene Eigenthümlichkeit, jenes Gemisch, welches Einige Cynismus, Andere Galle nennen, das aber in Wahrheit nichts ist als der melancholische Humor eines Weltmannes, der auch Dichter, dessen geistiges Auge scharf ist, wie ein doppelschneidiges Schwert, der ein Herz voll Zärtlichkeit hat, aber auch voll unversöhnlichen Hasses gegen Alles, was Schein ist in dieser Welt des Scheins."

Die Publications-Saison in London.

Wie fast alles höhere Leben, haben auch die Musen von Paternoster-Row ihre 3—4 Monate Ferien gehabt und sind etwa seit Anfang Novembers wieder im Geschäft. Ein eigenthümliches und großartiges Geschäft, das wie alle Naturerscheinungen und Lebens-Phänomene seine „immanenten" Gesetze hat, wie denn selbst Briefe mit falschen und gar keinen Adressen und sonstige scheinbare

zufällige Dinge im Leben (nach Buckle) in bestimmten Zahlen und Verhältnissen immer wiederkehren.

Wie stellen sich die Thermometer-Linien im Verlagsgeschäfte dar? Im verletzten Jahre wurden in England (außer Parlamentssachen, Zeitungen und Zeitschriften) 3913 Bücher veröffentlicht, 326 monatlich, oder wöchentlich 75, d. h. durchschnittlich 11 jeden Tag. Aber wie verschieden, je nach der Jahreszeit! Vom Januar bis Juli war das Durchschnittsverhältniß ziemlich richtig, aber vom August bis Dezember sank es weit unter die Hälfte, während es von da an bis zum März (und zwar plötzlich im Dezember selbst) zur höchsten Chimborazzo-Höhe stieg. In der Woche bis zum 5. September blos 26 literarische Neuigkeiten, im Dezember 428 oder 107 wöchentlich. Ohne uns auf weitere Details einzulassen, bemerken wir, daß der traurigste Monat des Jahres, der November, der des Selbstmordes und allgemeinen Absterbens, der blühendste und fruchtbarste in der Verlagsliteratur ist. Die größere Blüthe im Dezember ist nicht eigentlich literarisch, sondern blos Buchmacher-Industrie, um alle die Christmas-Books und New Years Gifts — größtentheils complicirte Texte mit viel Bild und Band — auf den Markt zu bringen.

Wir wissen, daß es im November literarische Neuigkeiten regnet und im Dezember regnet und schneit. Und während des verdossenen Novembers goß es besonders lebhaft, theils mit wirklichen Neuigkeiten, theils mit Ankündigungen. Alle großen Londoner Verleger kündigen nämlich ihre unter der Presse befindlichen oder vorbereiteten Verlagsartikel immer Monate und Wochen lang vorher an und zwar mit Angabe eines Datums. Dies ist kein weggeworfenes Geld, wie sich mehrmals in der Thatsache (und eben jetzt wieder) gezeigt hat, daß man ein Buch nach dem Tage des Erscheinens eine Zeitlang um keinen Preis kaufen kann. Es ist durch Bestellungen bereits vergriffen.

In dem englischen Buchhändler-Börsenblatte, „the Bookseller" werden die „Prospects of the Season" durch eine Liste von 443 literarischen Neuigkeiten gewürzt, die bis zur nächsten „slack time" oder „dead season" (d. h. bis etwa nächsten September) erscheinen werden. Davon gehören 99 der Theologie und Religion an, 52 der Geschichte und Biographie; 50 sind illustrirte und Kinderbücher, 33 Poesie, 17 Literatur, 52 Geographie und Topographie, 21 „Fiction" d. h. Romane, 9 Kunst, 31 Wissenschaft, 27 Philologie, 1 Numismatik, 14 Pädagogik, 5 Medicin, 3 periodische, 27 unbestimmten Inhalts, was sie „miscellaneous" nennen.

Mudie, der große Leihbibliothekar, hat eine Liste von 110 Büchern angekündigt, womit er seinen ungeheuren Vorrath bereichern will. Wenn man bedenkt, daß er manches Buch in 5—800 Exemplaren verleiht und zwar von dem Tage des Erscheinens an, so will das etwas sagen.

Viele von den angekündigten Neuigkeiten sind inzwischen schon erschienen, und in der engen Paternoster-Row hinter der Paulskirche ist es bereits lebensgefährlich geworden. Die Lastwagen und Packe verdunkeln den Himmel und bedecken um die Mittagszeit alle Tage die ganze Enge und Länge der Straße.

Von den theils erschienenen, theils vorbereiteten Neuigkeiten geben wir hier vorläufig eine kleine Anthologie. Mr. Doyle's „Illustrated Chronicle of England" ist, bereits erschienen und bewundert, eine ganz neue Art von geschichtlicher Darstellung nämlich in Copieen von wirklichen Abbildungen aus den verschiedenen Zeiten, so daß diese Bilder zugleich eine anschauliche Darstellung der Entwickelung bildlicher Künste liefern. „Elisabeths Regierung" von Froude ist ein Beispiel, daß durch vorhergehende Ankündigungen ganze Auflagen vergriffen worden. Als die „Reign of Elisabeth" erschienen war, gab's nicht ein einziges Exemplar mehr für den zufälligen Kunden, die ganze Auflage war vergriffen „out of print." Auch Vaugham's „Revolutions in English History", „the Law of Nations von Dr. Twiß, der zweite Theil der von Lady Wallace übersetzten Briefe von Felix Mendelssohn Bartholdy*) und Dr. Anster's Uebersetzung des zweiten Theiles von Faust haben vor dem Erscheinen ungemeine Nachfrage erregt. Ferner erwartet man viel von Hinds Forschungen im Innern von Labrador (Explorations in the Interior of the Labrador Peninsula). Das sind Longman'sche Artikel, unter denen wir die „Six Sisters of the Valley", einen Roman von Bramley Moore, nicht vergessen wollen. Endlich wird aus demselben Verlage der berühmt gewordene Bischof Colenso mit dem 4ten Buche seines Pentateuch den Theologen zu schaffen machen.

Nun zu Murray, der auch ohnehin gleich nach den Longman's folgt. Er hat ein Bibel-Lexikon (Dictionary of the Bible), Rawlinsons Geschichte von Babylon, Medien und Persien, eine Biographie des Sir Joshua Reynolds, von Leslie (herausgegeben von Tom Tayler) Lord Houghton's (früher: Monckton Milnes) poetische Werke u. s. w. angekündigt.

Die Macmillan's erscheinen mit einem Leben Blake's, Dr. Wilsons vorgeschichtlichen Annalen Schottlands, einem guten Romane: „Janets Home", einem Gedichte des Bildhauers Woolner: „My Beautiful Lady" und mit 4—5 andern Neuigkeiten aus den verschiedensten Gebieten.

Chapman und Hall brachten im November „Sports in Norway" von Bernard u. s. w. und versprachen zum Dezember Fitzgeralds „Life of Sterne", „the Life of General Wolfe" von Wright und ein weibliches Touristenbuch „Through Macedonia to the Albanian Lakes" von Miß Walker.

Von Hurst und Blackett sind zwei Romane unterwegs, ein anonymer: „The Smiths and the Brown's" und von W. Ch. Will's „A Wife's Evidence", außerdem „Hof und Gesellschaft von Elisabeth bis zu Anna" vom Herzog von Manchester, und ein Leben Wedgewoods von Miß Meteyard.

Smith und Elder kamen und kommen mit „Annis Warleigh's Fortunes" von Helme Lee, „Wintr Weavings" von Isabelle Law, Winwood Reade's „Savage Africa". Auch Wilkie Collins ist neu hervorgetreten, aber diesmal nur mit „Miscellanies". Bei demselben Verleger (Samson Low) erscheint eine humoristische History of Blockheads mit ungemein satyrischen Bildern gegen Darwin's Theorie, wie sie einzeln bereits in den Illustrated Times erschienen.

Ein Saturday Reviewer gibt „Essays in Aid of the Formation of Gentlemen and Gentlewomen, und der Amerikaner Draper eine „History of Intellectual Developement in Europe".

Trübner bringt unter Anderem Dr. Schlagintweit's „Buddhismus in Thibet" und Sir George Grey's „Hottentotten-Fabeln." Ein „modernes Frankreich" von Kirwan, Capitain Speke's Nil-Entdeckungs-Journal, Bulwer Lytton's gesammelte „Exteniana", „die vier alten Bücher von Wales" und noch ein Paar hundert andere neue Bücher aus den verschiedensten Gebieten literarischer Production werden bis Weihnachten oder Neujahr in Hunderten von Fudern aus Paternoster-Row erst mit Pferde-, dann mit Dampfkraft in alle Welt verbreitet worden sein. H. Beta.

*) Der jedoch ungleich schlechter, als der erste Theil übersetzt sein und sehr viele grobe Schnitzer enthalten soll. D. R.

Nord-Amerika.

Der Kandidat Jobs in Amerika.*)

Herr Charles T. Brooks in Philadelphia, der eine gute englische Ueberſetzung von Goethe's „Fauſt" und eine nicht ſchlechte von Jean Pauls „Titan" geliefert, hat ſich neuerdings zur Bearbeitung einen deutſchen Stoff gewählt, der zwar weder fauſtiſch, noch titaniſch iſt, aber die Auszeichnung, unſeren engliſchen und amerikaniſchen Vettern bekannt zu werden, ebenfalls verdient. Wir ſind keineswegs der Anſicht der Augsb. Allg. Ztg., daß durch die engliſche Ueberſetzung der „Jobſiade" unſerer Literatur ein ſchlechter Dienſt erwieſen ſei, indem, was Engländern und Amerikanern hier als „teutoniſcher Humor" vorgeſetzt werde, ihnen nur zu ironiſchen Gloſſen Gelegenheit geben würde. Der „teutoniſche Humor" des Weſtfalen Kortüm iſt allerdings kräftig und derb, aber auch geſund und treffend, wie der ſeiner britiſchen Zeitgenoſſen Swift und Sterne, und da die Schriften der Letzteren längſt ſchon in Deutſchland bekannt ſind, ſo iſt es bloß eine unverdiente Verſpätung, wenn erſt jetzt der Weſtfale und ſein ſchwäbiſcher Held auch in England und Amerika bekannt werden. Schon vor dreißig Jahren ſagte Hermann Marggraff in ſeinem „Hausſchatz deutſchen Humors", daß die zehn Ausgaben, die im Laufe eines halben Jahrhunderts von der Jobſiade vergriffen worden, der beſte Beweis dafür ſeien, daß dieſer poetiſche Scherz, der noch immer viel geleſen werde, einen geſunden Kern nationaler Lebenskraft enthalte. Und noch heutzutage ergötzt ſich das deutſche Volk, ergötzen ſich beſonders die Studenten an dem Examen und den ſonſtigen Erlebniſſen, Meinungen und Schickſalen des Kandidaten Hieronymus Jobs, der einſt großen Ruhm erwarb und als Nachtwächter in Schildburg ſtarb.

Den erſten Anlaß zu dieſer Ueberſetzung des deutſchen Scherzgedichtes gaben Haſenclever's meiſterhafte vier Genrebilder nach der „Jobſiade", die in der „Düſſeldorfer Galerie" von New-York ausgeſtellt waren und die ſich jetzt in einer Privatſammlung in Philadelphia befinden. Herr Brooks hatte zur Erläuterung der Bilder einige Epiſoden der „Jobſiade" überſetzt, und dieſe fanden ſo vielen Beifall, daß er dadurch aufgemuntert ward, an das Ganze zu gehen. Und in der That iſt es ihm gelungen, die Knüttelverſe Kortüm's vortrefflich wiederzugeben und auch das ganze Kolorit täuſchend nachzuahmen, wie man aus folgenden Verſen erſehen mag:

Respected reader, for thy edification
And likewise for my own recreation,
A superfine history I plan
Of Hieronimus Jobs, a remarkable man.

. . . . . .

Now, as I have received from St. Appollo
The laudable gift of rhyme, it will follow
That instead of telling my tale in prose
A very fine kind of verse I choso
I may not always adopt that measure
In which a cultivated ear finds pleasure;
The indulgent reader will consider meanwhile
That this is what they call the popular style.

. . . . . .

„I, for the time pro tempore Inspector
And of the clergy present Director
Ask you: Quid sit Episcopus?"
Straightway replied Hieronimus:

A Bishop is, as I conjecture,
An altogether agreable mixture
Of sugar, pomegranate piece and red wine
And for warming and strengthening very fine."

The Candidate Jobs this answer making,
There followed of heads a general shaking.
And first the Inspector said: hem! hem!
Then the others secundum ordinem.

Auch die typographiſche Ausſtattung des amerikaniſchen Jobs iſt genau der des deutſchen nachgebildet. Auf dem kartonnirten Einband und dem zweiten Titelblatt befindet ſich das Bildniß des Kandidaten und als Frontiſpiz iſt das des Verfaſſers beigefügt.

*) The Jobsiad, a grotesco-comico-heroic Poem, from the German of Dr. Carl Arnold Kortum, by Charles T. Brooks, Philadelphia, Frederick Leypoldt, 1863.

Kleine literariſche Revue.

— **Doyle's Chronik von England.***) Eine „Chronik von England" vom Jahre 55 v. Chr. bis zum Jahre 1485 unſerer Zeitrechnung liegt uns hier in einer Form vor und in einer Weiſe geſchmückt, wie wir noch kein ähnliches Buch beſitzen. Dieſe Geſchichte Englands, von der Römerzeit bis zum Ausgange des Mittelalters, iſt nämlich von Herrn Doyle, einem geſchätzten engliſchen Hiſtorienmaler und Zeichner, lediglich zu dem Zwecke geſchrieben, die vornehmlichſten Ereigniſſe dieſer Geſchichte durch Oelmalereien im Charakter der verſchiedenen Zeitalter, ihrer Sitten und Trachten zu illuſtriren. Der Maler hatte Anfangs nicht die Abſicht, dieſes Werk zu publiciren. Daſſelbe machte jedoch in ſeiner handſchriftlichen Form ſo viel Aufſehen, die damit verbundenen Bilder erwarben ſich ſo vielen Beifall — unter Anderen ſprach der verewigte Prinz Albert, deſſen kunſtſinniges Urtheil ein maaßgebendes war, ſeine volle Theilnahme dafür aus — daß der maleriſche Chroniſt bewogen wurde, das Ganze in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt herauszugeben. Ein zweiter Künſtler, der Xylograph Edmund Evans, unternahm es, die Zeichnungen zu graviren und die neue Methode des Farbendruckes zum erſten Male auf Bilder anzuwenden, die, gleich den gewöhnlichen Illuſtrationen, in den Text eingedruckt ſind. Solcher farbigen Bilder, die zum Theil in ihrer Art als wahre Kunſtwerke gelten können, ſind über achtzig in den Text eingedruckt, welcher Letztere ebenfalls nicht ohne Verdienſt iſt, da der Verfaſſer ihn zu wiederholten Malen nach ſorgfältigen Quellenſtudien umarbeitete. Es hat dieſe maleriſche Chronik für Künſtler ſowohl, als für Archäologen und Geſchichtsfreunde, einen unverkennbaren, großen Werth. Hiſtorienmaler, ſowie Dramaturgen, die das Coſtüm des Mittelalters und der in dieſe Zeit fallenden Dramen Shakſpeare's ſtudiren wollen, werden darin

*) A Chronicle of England, B. C. 55 — A. D. 1485. Written and Illustrated by James E. Doyle. London, Longman (Berlin, Asher & Co.), 1864.

reiche Belehrung finden. Der Preis von 2 Guineen (14 Thaler) für den prachtvoll ausgestatteten Band von VIII und 462 Seiten in gr. 4° ist verhältnißmäßig gering zu nennen.

— **Die amerikanische Sclavenfrage.** Einer der beredtesten Apostel der Antislavery-Partei in Amerika, Herr Wendell Phillips, hat seine „Speeches, Lectures and Letters", die bisher einzeln in Zeitungen gedruckt waren, gesammelt und in einem stattlichen Buche herausgegeben.*) Wer die Abolitionisten-Bewegung in allen ihren Phasen, zu denen auch der gegenwärtige amerikanische Krieg gehört, kennen lernen will, der muß diese Reden, Vorlesungen und Briefe studiren. Eine der Vorlesungen trägt die Ueberschrift „Philosophy of the Abolition Movement"; zwei andere Vorträge sind den „Womans Rights" und dem für Amerika besonders praktischen Thema „Mobs and Education" gewidmet.

— **Alexander Petöfi's lyrische Gedichte.****) Wie ein leuchtendes Meteor am Himmel sich zeigt und in demselben Augenblick, in dem es bewundert wird, auch schon wieder verschwunden ist, so ist Petöfi, der jugendliche Held und Dichter, an Ungarns poetischem Himmel urplötzlich erschienen und ebenso rasch untergegangen. Im Jahre 1849 kämpfte er als Soldat gegen die Russen in einer Schlacht, nach deren blutigem Verlauf keine Spur mehr von dem Tapfern zu finden war. Weder ist bisher seine Leiche, noch der Ort entdeckt worden, wohin dieselbe etwa von seinen Kampfgenossen gebracht wurde. Sein Vaterland hat ihn mit Recht den ungarischen Theodor Körner, den Helden-Sänger mit der Leyer und dem Schwert, genannt. Allerdings ist das Urtheil des Auslandes nicht so übereinstimmend günstig über ihn, als das seines Vaterlandes. Aber auch Theodor Körner's Lyrik wird im Auslande weder so erhaben, noch so poetisch begeisternd gefunden, als in Deutschland. Es ist das eben stets das Loos zeitgenössischer Dichter, die ihres Vaterlandes augenblickliche Situation in ihren Versen darstellen und ein Gefühl besingen, das eben nur in ihrem eigenen Lande so empfunden wird. Wir glauben daher auch, daß die vorliegende, vortrefflich ausgestattete deutsche Uebersetzung Petöfi's mehr die in Ungarn zahlreich lebenden Deutschen, als die Leser in Deutschland fesseln wird. Im Vergleiche mit früheren Uebertragungen, namentlich mit denen von Kertbeny, ist die vorliegende von Theodor Opitz, einem geschätzten Mitarbeiter unseres „Magazin," als ein außererdentlicher Fortschritt in Geist und Form der Dichtungen zu betrachten. Doch auch unser Mitarbeiter hat die Schwierigkeiten einer poetischen Uebersetzung aus dem Magyarischen, einer Sprache, die im Geist und in den Formen so urverschieden von allen anderen mitteleuropäischen Sprachen ist, nicht ganz zu überwinden vermocht. Nur eine Uebertragung in Prosa, oder eine völlig freie, rhythmische, die wohl den Sinn, nicht aber auch die Form der magyarischen Poesieen, treu wiedergiebt, wird die Kritik befriedigen können. Doch relativ ist, wie gesagt, die vorliegende Uebertragung, die wir allen deutschen Freunden Petöfi's empfehlen, die beste. Der erste Theil derselben ist dem edeln ungarischen Patrioten Franz Deak und der zweite dem Biographen Michel Angelo's, Herman Grimm, gewidmet. Am Sinnigsten hat der Uebersetzer selbst den poetischen Charakter Petöfi's in dem von ihm gewählten Motto gezeichnet:

Freiheit und Liebe, die
Zwei kann ich missen nie.
Für meine Liebe opfre ich
Mein Erdensein,
Und für die Freiheit opfre ich
Die Liebe mein.

— **Mommsen's römische Geschichte.** Von der englischen Uebersetzung des deutschen Werkes ist bereits der dritte Band erschienen.*) Alle drei bisher ausgegebenen Bände der englischen Uebersetzung umfassen jedoch nur die beiden ersten Bände des deutschen Originals. Die folgenden Bände werden, wie der Uebersetzer ankündigt, bereits die Abänderungen und Verbesserungen aufgenommen haben, welche Herr Mommsen nach der vor Kurzem stattgefundenen Auffindung der „Fragmente des Licinianus" für nöthig erachtet. „Wenn diese Uebersetzung beendigt sein wird," sagt das Athenaeum, „wird sie zusammen mit Merrivales Werk über das römische Kaiserthum „eine vollständige Geschichte Rom's bilden, wie wir eine solche in unserer Sprache bisher noch nicht besessen und wie sie in langer Zeit nicht übertroffen oder ersetzt sein dürfte."

— **Studien des französischen Romanticismus.** Ueber den Einfluß, welchen die Geistesheroen Englands und Deutschlands auf die Entwickelung der neuen, romantischen Schule in Frankreich ausgeübt, kursiren noch immer die verschiedenartigsten Anschauungen. Das vorliegende Buch von W. Reymond**) soll zur Klärung und Entscheidung der Frage beitragen. In einem an den Verfasser gerichteten Schreiben, das dem Werk als Vorrede und vorläufiger Kritik dient, sagt Saint-Beuve, der Autor der berühmten Causeries de lundi: „Ich erachte es im hohen Grade nützlich, das zu thun, was Sie unternommen haben, nämlich mit einiger Klarheit den Einfluß zu bestimmen, den die germanische Welt auf unsere literarische Wiedererweckung im 19. Jahrh. ausübt. Es war gut, daß diese Bewegung einmal nicht von uns und vom Centrum aus, sondern von außerhalb und von jenseits des Rheins beurtheilt wurde und zwar von Jemand, der uns wohl kennt, ohne einer der Unsrigen zu sein', der seiner Sprache und Bildung nach Franzose wäre, ohne jedoch der Nation selbst anzugehören. Die französische Schweiz, Genf und Lausanne haben mir immer vortreffliche Standpunkte geschienen, um uns in unseren wirklichen Beziehungen zu Deutschland zu studiren. Sie, mein lieber Herr, haben noch einen Vortheil: Sie haben mit uns gelebt, sind Pariser gewesen und heut Berliner; morgen, hoffe ich, werden Sie wieder Pariser sein. Indessen habe ich doch, nachdem ich Sie gelesen und meine Erinnerungen befragt, einige Einwendungen gegen Ihre Beurtheilung mancher Personen zu machen." — Es folgen nun einige Bemerkungen und Berichtigungen über Villemain, die Huge's und Ch. Nodier, der, ohne Deutsch zu verstehen, so viel über deutsche Literatur (Werther ꝛc.) sprach und schrieb — im Ganzen aber ein recht anerkennendes Urtheil.

— **Die Didot'schen Ausgaben griechischer und römischer Klassiker** mit französischen Uebersetzungen (éd. Nisard) sind bekannt. Sie haben das Verständniß der Alten auch denen näher gebracht, die

*) Boston, James Redpath (Berlin, A. Asher u. Co.) 1863.

*) Petöfi Sándor: Lyrische Gedichte. Deutsch von Theodor Opitz. Mit dem Bildnisse des Dichters. Zwei Bände. Pest, Gust. Heckenast, 1864.

*) The History of Rome. By Theodore Mommsen, Translated with the Authors Sanction and Additions, by the Rev. William P. Dickson. Vol. III. London, Bentley, 1863.

**) Corneille, Shakespeare et Goethe. — Etude sur l'influence anglo-germanique en France au XIX. siècle par William Reymond. Berlin, Luederitz, 1864.

nicht Zeit, Lust und Geduld genug haben, sich mit umfassenderen Studien zu beschäftigen und doch das Bedürfniß fühlen, sich mit ihnen vertraut zu machen. Gleichem Zweck dienen die Serien von alterthumswissenschaftlichen Werken in französischer Sprache, in denen wir gern den gelehrten und kritischen Apparat unserer deutschen fachwissenschaftlichen Schriftsteller vermissen, weil sie sich durch eine Klarheit, Uebersichtlichkeit und gefällige Form auszeichnen, die unsern deutschen derartigen Productionen bei aller Gediegenheit und künstlerischen, so wie wissenschaftlichen Vollendung, meist zu mangeln pflegen. Beule's Akropolis*) paßt vollkommen in diese Serie. Ohne alle Citate bietet es auch dem Laien eine ansprechende und anregende Lectüre. Die artistischen Beigaben lassen allerdings zu wünschen übrig.

— **„Frau und Dame."****) Während die Fremdwörter Madame und Mademoiselle in unseren Tagen immer mehr an Werth einbüßen und von den deutschen Wörtern Frau und Fräulein überstrahlt werden, steht das einfache Dame noch in voller Blüthe und scheint uns für das tägliche Leben unentbehrlich. Prof. Dietrich hat in einem sprachgeschichtlichen Vortrage versucht, die Anwaltschaft des Wortes Frau gegen das französische Wort Dame zu übernehmen. Er hat deshalb zunächst die Lebensgeschichte beider Wörter betrachtet und gelangt für die Gegenwart zu dem Ergebnisse, daß das Wort „Dame" abkömmlich und entbehrlich, ja selbst ungeziemend sei. Das Büchlein ist bei Wissenschaftlichkeit des Inhalts sehr warm geschrieben, und wird von den deutschen Frauen, denen es gewidmet ist, sicher als eine willkommene Gabe aufgenommen werden.

— **Deutsche Roman-Zeitung.** Der Verleger der Romane von Louise Mühlbach, Friedrich Spielhagen und anderen beliebten Novellisten, Herr Otto Janke in Berlin, giebt jetzt eine „Deutsche Roman-Zeitung" heraus, die in wöchentlichen Lieferungen von fünf Bogen (Preis der Lieferung 2½ Sgr.) die neu erscheinenden Romane der angesehensten und beliebtesten Schriftsteller den Lesern ins Haus bringen soll. Schon für den ersten Jahrgang werden zwölf große Romane (30 Bände) von Friedr. Bodenstedt, L. Mühlbach, Jacob Corrinus, Marie Sophie Schwartz (die Schwedin), Edmund Hoefer, George Hesekiel, Robert Heller, Otto Müller, H. Marens, Max Ring und Herman Schmid versprochen. In Deutschland pflegen sonst nur Leihbibliotheken die theueren Romane zu kaufen. Der Verleger hofft jedoch, daß bei dem billigen Preise von 10 Sgr. monatlich — was etwa dem Abonnementspreis der Leihbibliotheken entspricht, wofür der Leser allerdings bei Weitem mehr als zwölf oder fünfzehn Romane jährlich zu vertilgen pflegt — die „Deutsche Roman-Zeitung" auch von dem Publikum der Leihbibliotheken angeschafft werden wird.

— **Katharina II. und ihre Zeit** hat der seit einigen Jahren auch durch bibliographische Arbeiten bekannt gewordene Schriftsteller Ed. Maria Oettinger zum Gegenstande eines größeren Romanes gemacht.***) Der Stoff ist interessant genug, um in dieser Form auch ein größeres Publikum zu fesseln. Bekanntlich sind vor etwa drei Jahren Memoiren der Kaiserin Katharina aufgefunden und in französischer Sprache herausgegeben worden. Ob echt, oder unecht, darauf kommt's bei Benutzung derselben für einen Roman nicht an; doch hat der Verfasser den ersten Theil dieser Memoiren, so weit er nämlich die Jugendzeit Katharina's und ihre Erlebnisse und Beobachtungen am Hofe der Kaiserin Elisabeth betrifft, ganz unbeachtet gelassen, indem der Roman mit dem Tode Peter's III. erst beginnt. Wir wundern uns darüber, da sich der Verfasser gerade hierdurch die Gelegenheit zu einer psychologischen Geschichte der Charakter-Entwickelung der „nordischen Semiramis" — wie sie von Voltaire genannt worden — hat entgehen lassen. Die erste Abtheilung des Romans (3 Bände) hat den besonderen Titel: „Die nordische Semiramis," während die zweite Abtheilung: „Mutter und Sohn," in die Geschichte des Kaisers Paul übergreift und nicht blos das Lebensende Katharina's, sondern auch das ihres Sohnes schildert. Eine nicht uninteressante Zugabe zu dem Roman sind die bibliographischen Notizen, die der Verfasser hier und da eingestreut hat.

*) L'acropole d'Athènes par M. Beule. Nouvelle éd. Paris, Didot. 1 vol. 8.

**) Frau und Dame. Ein sprachgeschichtlicher Vortrag von Dr. Franz Dietrich. Marburg, N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung, 1864.

***) Die nordische Semiramis, oder Katharina II. und ihre Zeit. Historischer Roman von Ed. Maria Oettinger. 6 Bände. Berlin, Otto Janke, 1863—64.

Literarischer Sprechsaal.

Bei den Mittheilungen, welche Herr v. Schmidt-Tschirnitz im „Magazin für die Literatur des Auslandes" (Nr. 42 und 50 von 1863) über Daniel Hooibrenk's künstliche Befruchtung der Pflanzen machte, scheint ein eigener Unstern obzuwalten. Zuerst machte Herr v. Schmidt den Herrn Hooibrenk zu einem Franzosen; dann revocirt er dies und macht ihn zu einem Böhmen. Hooibrenk ist aber weder das Eine, noch das Andere, sondern ein Holländer, der den bekannten Baron v. Hügel, bei dem er Gärtner war, eine Zeit lang auf seinen großen Reisen begleitete. Als sich der Baron v. Hügel im Jahre 1818 genöthigt sah, seine Gärten in Hietzing bei Wien zu verkaufen, acquirirte Hooibrenk einen Theil derselben, wo er Handelsgärtnerei betrieb und noch heute unter Leitung seiner Frau betreiben läßt. Hooibrenk, der die Fähigkeiten besitzt, seine angeblichen Entdeckungen mit vielem Lärm in die Welt zu senden, scheint jetzt eine Art Wanderleben zu führen, um Lorbeeren zu ärndten.

Er trat vor einigen Jahren zuerst mit einer angeblich neuen Weinbau-Methode hervor, deren Prinzipien schon lange anderweitig, besonders in Frankreich, Anwendung fanden, deren praktische Ausführung nach Hooibrenk's Vorschriften aber fast überall, wo sie zur Anwendung kam, verurtheilt worden ist.

Seine künstliche Befruchtung, sowohl beim Obst als beim Getraide, ist ebenfalls nicht neu; sie wird im Einzelnen beim Obst schon lange bei uns geübt, beim Getraide soll dies in China geschehen. Giebt man auch alle die angeblich erzielten Erfolge zu, so ist die theoretische Begründung, die Hooibrenk giebt, doch wesentlich ein Unding; wenn er nun aber behauptet, daß die künstliche Befruchtung sogar auf den Streh-Ertrag wirkt, so ist eine solche Behauptung in dem Auge eines jeden Naturkundigen geradezu lächerlich.

Dr. E. Filly.

Die „Zeitschrift des königl. preuß. statistischen Bureau" enthält in ihrer November-Nummer eine lehrreiche Abhandlung aus der Feder des Herausgebers, Herrn Dr. Engel, über „die Statistik im Dienste der Verwaltung." Wir entnehmen dieser Abhandlung folgende, speziell für die Leser unserer Zeit-

schrift Interesse habenden Notizen: In einigen Staaten hat sich — für gewisse Dinge wenigstens — die wissenschaftliche Seite der Statistik schon erheblich Bahn gebrochen: so z. B. in England, Wales und Schottland die Statistik der Sterbefälle nach den Todes-Ursachen und die Statistik der Militair-Sterblichkeit, in Irland die der Auswanderung, in Frankreich die der Justizpflege, in Deutschland die des Eisenbahnwesens, in Belgien und Schweden die einzelnen Zweige der Statistik des Standes und der Bewegung der Bevölkerung. Indessen hat unmittelbar daneben in diesen und in anderen Staaten für andere Zweige der Statistik noch der rohste Empirismus seine Heimat. Während z. B. in England das Parlament Millionen von Thalern für eine gute Volkszählung votirt und jährlich ganz beträchtliche Summen auf die Registrirung von Geburten und Sterbefällen verwendet, ist bis jetzt noch nicht ein Pfennig für eine Viehzählung flüssig gemacht worden. Gerade das Umgekehrte findet in Irland statt. Hier wurden für die Statistik des Ackerbaues und der Vieh-Haltung seit einer ziemlichen Reihe von Jahren jährlich über 20,000 Pf. St. mit Bereitwilligkeit ausgegeben, ehe für eine regelmäßige jährliche Statistik der Geburten und Sterbefälle auch nur ein Shilling aufgewendet wurde.

Die Statistik hat, wie Herr Dr. Engel bemerkt, noch außerordentlich viel zu leisten, um in staatswirthschaftlichen Fragen entscheidend mitzuwirken, oder damit wir mit Hülfe dieser Wissenschaft erkennen, was in der Staatsverwaltung erreichbar sei und was nicht. Ueber die nächstliegenden Dinge herrscht ja in dieser Beziehung noch Streit: so namentlich in Betreff der Vortheile oder der Nachtheile einer wachsenden Bevölkerung durch Aufnahme fremder Arbeitskräfte; ferner über die Fragen: Sind Gewerbefreiheit und Freizügigkeit nützlich oder schädlich? Wo liegt der größte staatliche Vortheil: auf der Seite freier Bodentheilung oder der des Systems der Güter-Geschlossenheit? Ist das Schutzzoll-System oder die Handelsfreiheit dem Reichthum der Nationen förderlicher? Wird durch die Isolirhaft oder durch gemeinschaftliche Haft der Zweck der Besserung sicherer erreicht? Ja, selbst Sätze, von welchen man glaubte, daß sie endlich zu Axiomen geworden, sind wieder in Zweifel gezogen: so z. B. die Freigebung des Getraide-Handels. An den Kornwucher glaubend, haben kürzlich einige von Miß-Erndten heimgesuchte Comitate Ungarn's die überall siegreiche Getreide-Handelsfreiheit wieder beschränkt und die Getraide-Ausfuhr verboten!

Die Ergebnisse gründlicher statistischer Ermittelung werden diese und ähnliche Fragen, die sich Jeder leicht selbst bilden kann, allerdings überall im Sinne der Freiheit beantworten.

Der Generalkonsul der Republik Uruguay in Berlin, Herr Sturz, hat zunächst für Deutsche, die sich im La-Plata-Gebiet ansiedeln wollen, eine Uebersicht der in Uruguay bereits für deutsche Rechnung mit Vortheil betriebenen Schafzucht und Wollproduktion im Druck herausgegeben.*) Es sind damit einige interessante Notizen über die Republik selbst verbunden, deren Einwohner, etwa 300,000, zur Hälfte aus Ausländern bestehen, worunter an 8000 Deutsche und 2500 Italiäner sich befinden. Die Engländer besitzen in der Hauptstadt Montevideo (60,000 Einwohner) eine Kirche, in welcher auch die deutschen Protestanten bis dahin, daß sie sich ein eigenes Gotteshaus erbaut haben, ihren Gottesdienst halten. Schafzucht und Wollproduction in Uruguay werden als außerordentlich gewinnreich dargestellt, und eine Actien-Gesellschaft, die sich zu diesem Behufe bildete, würde außerordentlich gute Geschäfte machen. Der Verfasser stellt Vergleiche zwischen der Schafzucht in Uruguay und der in Australien an, die zum Vortheile der ersteren ausfallen. Gleichzeitig werden Uebersichten der Schafbestände in Europa, Amerika und den englischen Kolonieen geliefert.

*) Berlin, im Selbstverlage des Verfassers.

Die „Leipziger Illustrirte Zeitung," die allen nationalen Zeitereignissen mit Feder und Griffel folgt, hat nach Schleswig-Holstein einen ihrer tüchtigsten Mitarbeiter, den Schlachtenmaler Aug. Beck von Düsseldorf, gesandt, dem vom Oberbefehlshaber des Bundesheeres die Erlaubniß ertheilt worden, sich im Hauptquartier aufzuhalten. Es wird dem Künstler sicher nicht an Gelegenheit fehlen, das Interesse des deutschen Volkes für die Sache Schleswig-Holsteins auch durch bildliche Darstellungen anzuregen.

Der in unserer vorigen Nummer erwähnte, neue französische Roman „Le Maudit" (in welchem Fragen, wie das Cölibat der Priester und die weltliche Herrschaft der Papste, von einem katholischen Geistlichen zur Sprache gebracht werden) erscheint in einer deutschen Uebersetzung von A. Diezmann, unter dem Titel: „Der Verfluchte, Roman von dem Abbé*****", bei E. J. Steinacker in Leipzig. (Preis für 3 Bände 3⅓ Thlr.).

Von Prof. Dr. Eduard Munk's „Geschichte der griechischen Literatur", die soeben in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage in der Ferd. Dümmlerschen Verlagshandlung in Berlin erschienen, ist kürzlich in Moskau eine russische Uebersetzung von N. Sokolov herausgegeben worden.

Von der neuen (eilften) Ausgabe des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons ist das zweite Heft erschienen, das von „Absenker" bis „Adel" reicht. Wir machen auf den darin enthaltenen Artikel „Actie und Actiengesellschaft" aufmerksam, der sowohl die neueren Begriffs-Unterscheidungen des in allen Ländern mächtig gehobenen Unternehmungsgeistes, als die Bestimmungen umfaßt, die das neue deutsche Handelsgesetzbuch in dieser Beziehung enthält.

Die neue Gesammtausgabe von Berthold Auerbach's Schriften (Stuttgart, Cotta) schreitet rasch vorwärts, indem bereits im Dezember der vierte Band (jeder Band kostet nur 12 Sgr.) ausgegeben wurde. Dieser vierte Band enthält den „Lucifer" der Schwarzwälder Dorfgeschichten und schließt mit den im Jahre 1847 von Auerbach den deutschen Auswanderern in sinniger Weise zugerufenen, seitdem vielfach als prophetisch bewährten Worten:

„Man soll nicht auswandern wie der eigensinnige Rabe aus
„der Arche Noah, der draußen bleibt, wenn's nur ihm
„wohl ergeht; man soll auswandern wie die ausgeschickte
„Taube, die heimkehrt mit dem Oelzweig, verkündend
„daß die Sündfluth sich verlaufen hat.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen vom 1. Januar 1864 an **zu ermäßigtem Preise** zu beziehen: (18)

Das Luther-Denkmal in Worms

nach dem Entwurfe von Ernst Rietschel.

Ein Kunstblatt in Holzschnitt mit erklärendem Text in deutscher, englischer und französischer Sprache.

Preis 10 Ngr. oder 36 Kr. Rhein. (früher 15 Ngr. oder 54 Kr.).

Bekanntlich hat die Herausgabe dieses Blattes den Zweck, die zur Vollendung des Denkmals noch fehlenden Mittel zu beschaffen. Von 60,000 Exemplaren sind zwar **bereits über 45,000 abgesetzt**, aber noch 14,000 Exemplare sind übrig, und um diese möglichst rasch zu verkaufen, haben wir die erwähnte bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen.

Alle Freunde des Unternehmens, welchen die Ausführung des Monuments selbst am Herzen liegt, werden daher dringend ersucht, sich in dem Kreise ihrer Bekannten für den Verkauf dieses jetzt im Preise ermäßigten Blattes (dessen Debit nach wie vor Herr F. A. Brockhaus in Leipzig besorgt) lebhaft zu verwenden. Jeder Abnehmer erhält auf 10 auf einmal bestellte Exemplare ein Freiexemplar.

Worms, im December 1863. **Der Ausschuß des Luther-Denkmal-Vereins.**

Im Verlage von **Jean Paul Friedrich Eugen Richter** in Hamburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Arbeiterdichtung in Frankreich.

Uebersetzungen

der besten Gedichte der sich in der Revolution am meisten hervorgethan habenden Arbeiter,

von

ADOLF STRODTMANN.

8vo. 16 Bogen eleg. brosch. Preis 1 Rthlr. ord.

Dieses mit theilweise biographisch-historischer Einleitung versehene Werk verdient die grösste Beachtung, da es sich in eingehendster Weise mit einem seither niemals behandelten Thema beschäftigt. Es liefert einen wichtigen Beitrag zur Kenntniss des französischen Proletariats und einen zuverlässigen Maasstab für die Beurtheilung des Bildungsdranges, der die Arbeitermassen von Paris beseelt und sich trotz aller Hemmnisse Befriedigung zu verschaffen sucht. Wem ernstlich daran gelegen ist, die Wünsche und Hoffnungen der sogenannten unteren Volksklassen zu studiren, der sollte in der That nicht mit vornehmer Gleichgültigkeit diese Lieder übersehen, in denen das Volk selbst seine trüben Zustände schildert, seine Forderungen mit klarer Bestimmtheit Punkt für Punkt entwickelt hat. Strodtmann theilt in seinem Buche mehr als hundert dieser Lieder in meisterhafter Uebersetzung mit, und giebt ausserdem einen interessanten Abriss der Geschichte und Stellung dieser Poesie, wie der einzelnen Poeten. (16)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für allgem. Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen." 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und ein Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft." —

„Hier schliessen wir unsere Anzeige dieses tief angelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dass Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser innerstes und erstes geistiges Leben wiederspiegeln." (21)

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre:

Eran

das Land zwischen dem Indus und Tigris.

Beiträge zur Kenntniss

des Landes und seiner Geschichte

von

Dr. **Friedrich Spiegel.**

24 Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

In mehreren Abschnitten, die zum Theil aus der Zeitschrift „Das Ausland", jedoch in erweiterter und verbesserter Gestalt wieder abgedruckt sind, behandelt der Verfasser, dessen frühere Arbeiten auf diesem Gebiete in grosser Achtung stehen, zunächst die Lage und die ethnologischen Verhältnisse dieses für die älteste Geschichte Asiens so wichtigen Landes. In den folgenden Abschnitten werden die frühesten Beziehungen der Eranier zu den Indiern und den Semiten mit Hülfe des Avesta, des Veda und der Genesis und zum Theil auf Grund von sprachlicher Prüfung untersucht, dann die Stammverfassung der Eranier, die Regierung des Darius nach den Keilinschriften und die kulturgeschichtliche Stellung des alten Eran u. a. m. dargestellt. (20)

Bei Veit u. Co. in Leipzig ist erschienen:

Meister Friedrich.

Ein Dichterleben

von

Moritz Zille.

Volks-Ausgabe. IV. u. 176 S. Cart. Preis 15 Ngr.

Min.-Ausg. Elegant gebunden mit Goldschnitt und Schiller's Portrait in Golddruck. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus dem Verlage von Veit u. Co. in Leipzig.

Reisen im Orient

von

H. Petermann.

Zwei Bände, Lex.-8. XXII und 880 S. Mit einem Titelbilde: Druse und Drusin, und einer Karte zu den Reisen, entworfen von *H. Kiepert*.

Elegant brochirt. Preis 7 Thlr.

Das **„Berliner Fremden- und Anzeigeblatt,"** welches mit dem neuen Jahre seinen dritten Jahrgang begonnen hat, gehört in die Reihe derjenigen Erscheinungen der Tages-Literatur, welche mit den ersten Anfängen sogleich den Stempel des Bestehenden und Dauernden an sich tragen. Es wird ein günstiger Erfolg immer solche Unternehmungen begleiten, welche die Gemeinnützigkeit und das Zeitgemäße vor den pecuniären Gewinn stellen, dies ist aber bei dem „Berliner Fremden und Anzeigeblatt" in erhöhtem Maaße der Fall. Der Umfang desselben bei täglichem Erscheinen, die feuilletonistischen, lokalen und vermischten Artikel, die vorzüglichen Theater-Kritiken, die anderen höchst schätzenswerthen Mittheilungen, wie die Fremdenliste, Theaterzettel, Lotterieliste, Courszettel, telegraphischen Depeschen, Familien-Nachrichten, Fremdenführer ꝛc. ꝛc., stehen in keinem Verhältniß zu dem vierteljährlichen Abonnementspreise von 20 Sgr. — Wenn auch das Journal vorzugsweise durch Inserate, welche bei der weiten Verbreitung des Blattes und der vortheilhaften Ausstattung durchaus wirksam sein müssen, seine Rentabilität sich sichern soll, so wird binnen kurz oder lang eine Preiserhöhung des Abonnements doch zur Nothwendigkeit werden. Wir wüßten Familien und Geschäftsleuten hier oder außerhalb, welche ohne von dem politischen Parteitreiben gestört zu sein, dennoch die frischesten und pikantesten, wie die unterhaltendsten und belehrendsten Nachrichten täglich zu haben wünschen, kein anständigeres und passenderes Journal für einen geringen Preis zu empfehlen. Es ist dasselbe durch alle Zeitungsspediteure und Postanstalten für obigen Preis ohne weitere Unkosten zu beziehen. (15)

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8 geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall das Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbstständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausg. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

„Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Geschichte d. brandenb.-preußischen Staates

von **F. Voigt,** Professor an der Königl. Realschule zu Berlin. 1860 gr. 8. geh. 2 Thlr.; in engl. Einband mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr. (22)

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen, und läßt den äußern Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser verführen, natürlich im Lichte der Geschichte, und hat seine Aufgabe trefflich gelöst." Literar. Centralblatt.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 3.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen
wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 17. Januar **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Die Frage über Abschaffung der Todesstrafe 34

Frankreich.
Die neuesten Entdeckungen Pasteur's auf dem Gebiete der physiologischen Chemie. Der Gährungs- und der Verwesungs-Prozeß . . 34

England.
Die englischen Penny-Zeitungen und Half-Penny-Journale 39

Nord-Amerika.
Literarische Briefe aus New-York. I. Nicht Alles ist Humbug 40

Polen.
Das Königreich Polen 42

Ungarn.
Ungarische Sprache und Literatur 44

Kleine literarische Revue.
Das landwirthschaftliche Institut der Universität Halle 45
Die Einführung des Christenthums in Belgien 45
Ein englischer Knigge 45
Gäa 46

Literarischer Sprechsaal 46

Gustav-Adolf-Vorträge.

Die Vorträge zum Besten der Abtheilung des Frauen-Vereins für die Gustav-Adolf-Stiftung haben übernommen:

Herr Prof. Dr. Dieterici: Jesaias und Muhamed.
Herr Dr. Brugsch: Moses und die ägyptischen Denkmäler.
Herr Dr. David Müller: Die Albigenser.
Herr Prediger Dr. Sydow (Thema noch nicht bestimmt).
Herr Prof. Dr. Gosche: Herders Cid.

Die Vorträge finden an Mittwoch-Abenden in dem Hörsaale des Werderschen Gymnasiums statt und beginnen Mittwoch, den 3. Februar, Abends 6 Uhr.

Einlasskarten à 1 Thlr. gültig zu allen Vorträgen sind noch zu haben in den Buchhandlungen der Herren Kampfmeyer, Scharrnstr. 2 und Fr. Schultze, Leipziger Str. 89. (30)

Der Vorstand.

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

A
Dictionary
of the
English language.
By **Jos. E. Worcester.**
gr. 4to. 1863. cloth.
LXX u. 1786 pages. Preis 10 Thlr. 15 Sgr.

„Dieses neueste und vollständigste Wörterbuch der Englischen Sprache enthält die Erklärung von nicht weniger als 104,000 Wörtern, nebst ihrer Aussprache und Etymologie und mit reichlichen Beispielen aus Schriftstellern der verschiedenen Perioden der Englischen Litteratur. Aufgenommen sind auch die technischen, veralteten, seltenen, provinzialen, localen, neu eingeführten, ja auch solche Ausdrücke, die sich noch kein volles Bürgerrecht erworben haben. Auf die Orthographie ist besonders Sorgfalt verwendet und dieselbe nach dem besten in England und Amerika bestehenden Schriftgebrauch festgestellt. . . . Der Hauptvorzug des Wörterbuchs ist die Schärfe und Vollständigkeit in den Definitionen der Wörter, ihren allgemeineren wie ihren technischen Bedeutungen nach, und die schwer zu erläuternden sind mit Hülfe eines beigefügten kleinen Holzschnittes erklärt.

Ausserdem sind wohl bei circa 5000 Wörtern die synonymischen Ausdrücke aufgeführt, mit scharfer Angabe ihrer Unterschiede in schlagender Kürze" etc.

Encyclopädie des Philolog. Studiums der neueren Sprachen von Dr. B. Schmitz. (25)

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

In der **Dieterichschen Buchhandlung** in Göttingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Rede
über die schleswig-holsteinische Angelegenheit
gehalten in einer Versammlung
den 19. Dezember 1863
von
H. Waitz. (29)
gr. 8. geh. 2 Sgr.
(Der Ertrag ist für Schleswig-Holstein.)

Ebendaselbst erschien:

Zacharia (H. A.), Votum über die schleswig-holsteinische Successions-Frage und das Recht des Augustenburgischen Hauses. gr. 8. geh. 10 Sgr.

In der plastischen Kunstanstalt und Gipsgiesserei von G. Eichler in Berlin (Unter den Linden 27) sind in saubern ciselirten Gipsabgüssen fortwährend zu haben:

Lebensgrosse Büsten
berühmter Männer deutscher Nation.
(Uebereinstimmende Höhe 24—25 Zoll rhein.)
Preis 5 Thlr.

I. Dichter.

Lessing, G. E.,	modellirt	von	E. Rietschel	1838.
Klopstock,	-	-	Ohmacht	1799.
Wieland,	-	-	G. Schadow	1817.
Herder, G.,	-	-	Klauer	1803.
Schiller,	-	-	Dannecker	1793.
Goethe,	-	-	Rauch	1822.
Tieck, Ludw.,	-	-	F. Tieck	1836.
Schlegel, A. W.,	-	-	F. Tieck	1822.
Jean Paul,	-	-	Hildebrand	1815.
Arndt, Morth.,	-	-	Afinger	1856.
Körner, Theod.,	-	-	Wichmann	1820.
Chamisso, A. v.,	-	-	H. Hagen	1862.

Ferner:
Schiller, Gewandbüste, mod. v. Dannecker 1793.
Goethe, jugendlich von Trippel. 1786, Rom.
(Beide 28 Zoll hoch. — Preis à 6 Thaler.)
Schiller, Colossalbüste, mod. v. Dannecker 1806.
Goethe. Pendant dazu, mod. v. C. Fischer 1849.
(Beide in Hermenform, 32 Zoll hoch, à 10 Thlr.)

Alle Abgüsse sind mit möglichster Sorgfalt ausgeführt. Verpackung in Kisten wird billigst besorgt. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct. (26)
(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
Johann Keppler
und die Harmonie der Sphären.
Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin, am 8. Februar 1862
von
W. Förster,
Privatdocenten an der Universität und erstem Assistenten an der Sternwarte zu Berlin.
Velinpapier. 8. geh. 8 Sgr. (31)

So eben ist erschienen:
Geschichte oder Roman?
Das Leben Jesu von Ernst Renan,
vorläufig beleuchtet
von
J. J. van Oosterzee, (37)
Dr. und Professor der Theologie zu Utrecht.
4 Bogen gr. 8. Preis 10 Sgr.
(Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Deutschland und das Ausland.

Die Frage über Abschaffung der Todesstrafe.

Der erste Versuch, die Staaten auf die sittliche Nothwendigkeit der Abschaffung der Todesstrafe hinzuführen, datirt bekanntlich aus der zweiten Hälfte des an großen Ideen der Humanität so reichen vorigen Jahrhunderts. Damals wurden die Philosophen und Rechtslehrer aller Völker nicht müde, dem großen Marchese Beccaria die Unhaltbarkeit seiner Lehre nachzuweisen. Hatte er sich auf die von Rousseau und seinen Zeitgenossen aufgestellte Lehre vom Staat als gesellschaftlichem Vertrage gestützt, und gefragt, welcher Contrahent denn nun wohl einwilligen werde, daß man ihm das Leben nehme, so könnte ihm — heut mit mehr Recht, als zu seiner Zeit — erwiedert werden, daß die Volksvertretungen, welche gewiß mit zu den Vertragschließern und Erhaltern gehören, leider sehr häufig, und nennen wir's beim rechten Namen, meistentheils aus Furcht, allerdings ihre Einwilligung zur Todesstrafe für die Gesetzbücher gegeben haben und noch geben. Auch die großen deutschen Philosophen finden wir zum Theil auf dieser Stufe der Rechtsanschauung, welche die Strafe als praktische Maaßregel gegen das Gesindel und Lumpenpack im Allgemeinen aufrecht erhält, während theoretisch gestritten wird, ob sie Sühne, oder Besserungsmittel, oder Negation des Unrechts, oder abschreckendes Beispiel oder was sonst sein soll.

Aber es giebt Ideen in der Welt, die, wie der Unsterblichkeits-Glaube, selbst unsterblich sind und aus der großen Tagesordnung der Menschheit nie gänzlich gestrichen werden können. In Oldenburg, Anhalt und Nassau gehen die Staatsbürger ruhig schlafen, obwohl die Todesstrafe längst abgeschafft ist, und können es sicherer, als in der alten Gesetzeswiege selbst, dem heute so straf- und polizeireichen Rom. Auch in Weimar und Baden arbeiten die Volksvertreter an dem gleichen Rechtsziele. Erreicht ist es unter anderen auch in einigen Staaten des nordamerikanischen Nordens, wie Rhode-Island, Michigan und Wisconsin, auch in dem kleinen San Marino und in Toscana, wo sich bisher allein in den vereinigten Reichen Victor Emanuels die fest erworbene Rechtsnorm der Unstatthaftigkeit der Hinrichtungen den neuen Schwesterprovinzen gegenüber erhalten hat. Dem gleichen Ziel entgegen arbeiten die Vertretungen von Portugal und Belgien. In letzterem Lande hat sich ein Verein von Gegnern der Todesstrafe gebildet, und eine der ausgezeichnetsten Gerichtszeitungen, die es überhaupt giebt: „la Belgique judiciaire" zu ihrem Organ erhoben.*)

Nicht minder hat die Wissenschaft sich nun in ernsterer und würdigerer Weise als bisher die Erreichung menschlicherer Rechtsanschauungen unter den Juristen zur Aufgabe gemacht. In Deutschland haben sich zu den Namen der alten Kämpfer Mittermaier und Berner noch Holtzendorff und Fries gesellt. Ersterer wirkt als Lehrer und Redacteur in seinen Kreisen. Fries aus Weimar, auch als politischer und volkswirthschaftlicher Führer wohl bekannt, hat das Verdienst, die Frage von der Todesstrafe dem deutschen Juristentage unterbreitet zu haben. In Frankreich haben in gleichem Sinne Ortolan und Berenger, in England Neat und Philips geschrieben. In Beccaria's Vaterlande aber ist es ein großer Rechtslehrer, Professor M. Ellero in Mailand, der seit einigen Jahren eine eigene Zeitschrift der Abschaffung der Todesstrafe widmet.*) In diesem interessanten Blatte läßt der Herausgeber juristische und philosophische Artikel mit Miscellen, Novellen, Gedichten, Reden, Citaten ꝛc. ꝛc. wechseln. Alles hat aber nur den einen Zweck: Abschaffung der Todesstrafe.

*) Vgl. No. 73 von 1863 und den Art.: „Quelques réflexions sur la prétendue nécessité de la peine de mort."

Frankreich.

Die neuesten Entdeckungen Pasteur's auf dem Gebiete der physiologischen Chemie.

Der Gährungs- und der Verwesungs-Prozeß.

Pasteur ist 1822 zu Dole geboren; 1849 wurde er Professor der Chemie am Collége zu Dijon, 1857 kam er, als Direktor der höheren Normalschule, nach Paris, und vor Kurzem wurde er Mitglied der Akademie. Wir geben die nachstehenden Mittheilungen über die für Beurtheilung des Verhältnisses der Materie zum organischen Leben ungemein wichtigen Entdeckungen Pasteur's, zum Theil nach einer Abhandlung in der Revue des deux Mondes.

Durch rein chemische Studien über die Erscheinungen, welche die Gährung oder die Fäulniß organischer Körper begleiten, wurde Pasteur auf das Gebiet der Physiologie geführt. Jede Wissenschaft muß anfangs das Gebiet ihrer Herrschaft beschränken. Hat sie einen gewissen Grad ihrer Entwickelung erreicht, so darf sie sich auch auf die neutralen Gebiete wagen, welche sie von den Schwester-Wissenschaften trennen: gerade in der jüngsten Zeit sind auf diesem neutralen Terrain die bedeutsamsten Entdeckungen gemacht worden. Pasteur sah, daß gleichzeitig mit der Gährung eine große Zahl mikroskopischer Wesen in den gährenden Substanzen auftrat. Man wußte dies allerdings schon seit hundertundfünfzig Jahren, und seitdem währte ein Streit über das Verhältniß dieser kleinen Wesen zur Veränderung der großen organischen Körper, der endgültig erst durch die Arbeiten Pasteur's und zwar nicht zu Gunsten der Materialisten in der Naturwissenschaft entschieden ist.

Ist die Gährung eine Folge des Auftretens der mikroskopischen Pflanzen und Thiere? Ist umgekehrt die Gährung die Entstehungsursache? Oder ist die Coexistenz eine zufällige?

Die philosophische Richtung aller Naturforscher im vorigen und im 17. Jahrhundert begünstigte die Theorie von der Einheit alles Geschaffenen; der Baum sollte nichts spezifisch Anderes sein, als der Stein, trotzdem jener Entfaltung, also Leben zeigte; das Thier, trotz seiner Bewegung und Empfindung, nichts spezifisch Höheres als die Pflanze; vielmehr führte eine ununterbrochene Stufenleiter von der todten Materie zum höchst organisirten irdischen Wesen.

Wo die heutige Wissenschaft in dieser Stufenleiter zwei unausfüllbare Klüfte anerkannt hat: zwischen dem Mineral- und dem Pflanzenreich und zwischen diesem und dem Thierreich — da half man sich damals durch die Annahme der spontanen Entstehung (generatio aequivoca) von Pflanzen und Thieren. Wenn man nämlich kleine Quantitäten Wasser oder organische Substanz einige Tage bei einer mäßig warmen Temperatur an einem stillen Orte stehen läßt, in einem offenen oder geschlossenen Gefäß, so

*) Giornale per l'abolizione della pena di morte. Milano, 1861—1863.

bilden sich schon am dritten Tage Pflanzen und Thiere, allerdings mikroskopisch klein, aber doch mit allen Charakteren organisirter Wesen: Entfaltung, Wachsthum, Vermehrung. Keime für die Entstehung der organisirten Wesen waren nicht sichtbar, also nicht vorhanden — folglich brüteten Licht und Wärme dieselben aus oder vielmehr schufen sie, und das Wasser oder die organische Substanz war nur das Bildungsmaterial. Man hatte somit die Entstehung neuer belebter Wesen ohne Zeugung durch Eltern klar dargethan — und damit war die Schranke zwischen lebend und todt aufgehoben! Ein katholischer Priester in England, Needham, wies eine ganze Reihe von Einwänden gegen die Beweiskraft der eben erwähnten Experimente zurück. Es konnten ja in den als Bildungsmaterial benutzten Stoffen die Keime jener späteren Wesen vorhanden sein: er zerstörte deshalb jene möglichen Keime durch große Hitze; die Thiere und Pflanzen entstanden spärlicher, aber sie entstanden doch und ihre geringere Quantität ließ sich leicht erklären durch die Veränderung, welche das Bildungsmaterial beim Kochen erfuhr. Needham's Untersuchungen schienen so überzeugend, daß selbst Buffon sich zur spontanen Entstehung der Infusorien bekannte; die Autorität dieses großen Namens brachte die Einwendungen der Gegner zum Schweigen.

Erst längere Zeit darauf wagte es ein italiänischer Priester, Spallanzani, ein ausgezeichneter Physiologe, die Beweiskräftigkeit der Needham'schen Versuche anzugreifen — er erwarb sich auch eine große Zahl von Anhängern für seine Annahme von der Präexistenz der Keime und Eier; indeß endgültig entschieden wurde die Sache nicht. Die Pariser Akademie setzte für diese endgültige Entscheidung einen Preis aus; die Zahl der Bewerber war wegen des außerordentlichen Interesses der Frage bedeutend — allein die Schwierigkeiten der Lösung wuchsen, je tiefer man in den Gegenstand eindrang, so unverhältnißmäßig, daß Biot und selbst Dumas Jedermann dringend riethen, die Lösung nicht zu versuchen.

Pasteur versuchte sie trotzdem und mit Erfolg. Zunächst prüfte er, welche Keime sich gewöhnlich oder immer in der atmosphärischen Luft vorfinden. Er ließ einen Luftstrom durch eine dicke Schicht Baumwollenstaub streichen: die feinen Baumwollfäden halten alle festen Partikelchen, welche der Luft beigemischt sind, zurück, die Luft wird gleichsam filtrirt. Man bringt nun die Baumwolle in ein Gemisch von Spiritus und Aether, jene löst sich in diesem Gemisch, die festen Partikelchen fallen auf den Boden des Gefäßes und werden von hier auf dem Objektträger unter das Mikroskop gelegt. Man erkennt außer Keimen aller Getraidearten auch Keime der niedrigsten Pflanzen und Thiere. Die meisten dieser Keime verlieren durch den Aufenthalt in der spirituösen Flüssigkeit Nichts von ihrer weiteren Entwicklungsfähigkeit, und bringt man sie in reine Gefäße und reine Luft, deren Keime durch vorausgegangenes Glühen getödtet worden sind, so entstehen bald zahlreiche Kryptogamen und Infusorien. Die wichtigsten unter jenen sind die Mykodermen, welche die Flüssigkeiten mit einem fetten und gallertartigen Häutchen überziehen; unter diesen die Bakterien und die Vibrionen. Die Bakterien finden sich in außerordentlicher Menge in der Luft; sie sind stets vorhanden, wo eine organische Substanz in Zersetzung begriffen ist; sie leben im Darmkanal des Menschen und finden sich regelmäßig in der weißen Substanz, welche den Zähnen anhaftet; in geronnener Milch sieht man sie gemeinsam mit Vibrionen. Diese sind die lebenskräftigsten unter den Infusorien; ihre Keime ertragen eine Temperatur von 100 Grad C., ohne getödtet zu werden. Die Keime vieler Kryptogamen erliegen erst bei einer Temperatur von 130 Grad C.

Das Vorhandensein der zahlreichsten Keime in der Atmosphäre war so weit konstatirt; es galt nun ihre Wirkung zu erforschen.

Läßt man zu organischen Flüssigkeiten nur solche Luft treten, welche durch Glühhitze aller jener Keime beraubt ist, und hat man Sorge getragen, diejenigen Keime, welche sich etwa in den Flüssigkeiten selbst finden könnten, durch Aufkochen zu vernichten — so bleiben die Substanzen (Milch, eingemachte Früchte, Aufgüsse von Fleisch) völlig intact. Es findet sich folglich das Moment, welches Fäulniß oder Gährung erzeugt, nicht in der organischen Substanz als solcher; vielmehr sind organische Flüssigkeiten unter jenen Verhältnissen ebenso beständig, wie unorganische Lösungen. Es ist sogar nicht immer nöthig, die Luft, welche man will zuströmen lassen, einer Glühhitze zu unterwerfen; man kann die Lösungen in vielen Fällen schon vor Fäulniß bewahren, wenn man den Hals der Flasche sehr verengt und in mannigfache Windungen auszieht; die Keime der Luft haften an den Ecken und Kanten des Halses, ohne bis zur Flüssigkeit selbst vorzudringen, und diese bleibt unzersetzt.

Man muß demnach unzweifelhaft jenen mikroskopischen Wesen die Fähigkeit zuerkennen, das Gleichgewicht der organischen Körper und Gewebe umzuändern. Diese Fähigkeit macht sich besonders dann geltend, wenn die organischen Gewebe ihr Eigenleben eingebüßt haben. Nach dem Tode erfolgen eine Reihe von Veränderungen, die schließlich alle darauf hinausgehen, daß die organischen Verbindungen sich in unorganische auflösen; und bei dieser Gelegenheit wird der Tod eine Quelle des Lebens für niedere Existenzen. Diese Existenzen bilden das Ferment zu der Umsetzung; sie leiten dieselbe ein und wachsen in demselben Grade, in welchem sie ihr Werk der Zerstörung vollbringen.

Man hat lange Zeit auf die Autorität von Berzelius und Liebig hin angenommen, daß die Fermente leicht umwandelbare Substanzen sind, welche bei ihrer eigenen Veränderung auf geeignete Nachbaren ansteckend wirken. Die Atome der organischen Verbindungen stehen in einem sehr lockeren Verhältniß zu einander und es schien nur eines geringen Anstoßes zu bedürfen, um ihre Verbindung zu lösen, wie ein Kartenhaus vor dem Hauche eines leisen Windes zusammenfällt. Man dachte sich die Wirkung des Ferments vermittelt durch Contact. Nach Berzelius und Liebig haben zwei kühne Forscher, Gerhardt und Berthelot, die Annahme verworfen, daß das Ferment die Ursache der Entmischung und Zersetzung sei; sie hatten vielmehr die alte These wieder aufgenommen und neu begründet, daß allen eiweißartigen Substanzen eine fermentirende Kraft innewohne, vermöge deren sie bei Contact der Luft in anderen Körpern Umwälzungen hervorzubringen vermögen.

Seit Leeuwenhoeck 1680 in der Bierhefe eine Unzahl sphärischer oder eiförmiger Kügelchen entdeckte, sah man in diesen organischen Zellen den Träger der fermentirenden Kraft. Thenard hatte die Hefe analysirt, und da er bei der Destillation viel Ammoniak nachwies, schloß er mit Recht, daß das Ferment stickstoffhaltig sei. Man erkannte ferner, daß die Kügelchen sich ganz nach Art kryptogamischer Gewächse durch Theilung vermehren, aber man hielt diese organische Thätigkeit — Wachsthum und Vermehrung — für eine accidentelle, für unwesentlich in Betreff der Fermentation. Man nahm vielmehr an, daß die Zellen dann ganz besonders Umwälzungen einzuleiten vermöchten, wenn sie, selbst abgestorben, in

Zersetzung begriffen wären; ihre eigene Zersetzung übertrage sich auf die benachbarten Substanzen. Man fußte dabei auf Versuche, welche zu beweisen schienen, daß die Hefe durch ihre chemische, fermentirende Leistung selbst zerstört würde.

Alle diese Ideen, die lange Zeit galten, ohne die Forscher zu befriedigen, aber auch ohne auf entschiedenen Widerspruch zu stoßen, können heute als völlig überwunden angesehen werden. Pasteur hat nachgewiesen, daß die Zellen der Bierhefe wachsen und sich vermehren *auf Kosten* der Zucker-Lösung und daß sie *diese Lösung durch eine physiologische Thätigkeit umformen und nicht durch eine physikalische oder chemische*. Diese physiologische Thätigkeit verbindet sich allerdings mit sehr complicirten chemischen Prozessen: der Zucker, welchem die Ferment-Zellen einen Theil seiner Elemente behufs ihres Wachsthums geraubt haben, verwandelt sich nicht blos, wie man lange Zeit glaubte, in Alkohol und Kohlensäure, sondern er erzeugt zugleich eine Masse von Zwischenprodukten: Bernsteinsäure, Glyzerin, Cellulose.

Die alkoholische Gährung ist also keineswegs so einfach, wie die Chemiker sie sich bisher gedacht hatten in ihren Formeln: — so und so viel Zucker giebt so viel Alkohol und so viel Kohlensäure — man muß vielmehr die Zwischensubstanzen hinzufügen, deren Proportion variirt nach der Menge und nach der Kräftigkeit der Fermentzellen. Gewisse Substanzen, der Zuckerlösung hinzugefügt, begünstigen die Vermehrung der Hefe, andere unterbrechen dieselbe. Nichts scheint ihr mehr zuzusagen als Ammoniak-Salze und phosphorsaure Alkalien: die kleinen Organismen haben die Fähigkeit, die Nahrung unmittelbar aus unorganischen Salzen zu gewinnen; sie zehren dieselben auf und scheinen sie sogar den Substanzen vorzuziehen, welche bereits eine eigene Organisation haben. Es ist wunderbar, daß frisches Eiweiß vom Hühnerei die Hefe tödtet und auf sie wie ein Gift wirkt, während Eiweiß aus dem Blut ihr weniger schädlich ist, unzweifelhaft, weil dies letztere einige Substanzen mit sich führt, die den Kügelchen Nahrung geben können. Pasteur macht bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß die Albuminate und ihre Zersetzungsprodukte Körper von sehr verschiedener Qualität begreifen, deren Verschiedenheit durch Analyse die Chemie noch nicht zu erweisen vermag.

Hat die alkoholische Gährung einmal begonnen, so kann sie beständig fortdauern, wenn man nur dafür sorgt, daß in der Mischung beständig ein Ueberschuß von Zucker ist, denn in ihm finden die neu sich bildenden Zellen einen Theil ihres Nährmaterials; einen andern schöpfen sie aus ihren bereits abgestorbenen Schwestern. Die Hefe erneuert sich also beständig und der junge Nachwuchs verschlingt das voraufgegangene Geschlecht. Der Alkohol und die Kohlensäure, welche sich indeß bilden, können als die Auswurfsstoffe der kleinen organischen Fabriken betrachtet werden.

Der Alkohol erfährt leicht eine zweite Gährung, deren Resultat die Bildung von Essigsäure ist: der Wein schlägt um. Das Ferment dieser Umwandlung ist gleichfalls ein organisches Wesen aus der Klasse der Mykodermen. Im Wein bildet es die Blume, im Weinessig das Weinessigbitter. Auf der Oberfläche alkoholischer Flüssigkeiten bilden sich Häutchen, die aus dicht an einander gedrängten Mykodermen bestehen: das Mykoderma des Weinessigs zieht aus der Atmosphäre den Sauerstoff an und bildet mit dessen Hülfe aus Spiritus Essigsäure; das Mykoderma des Weins erhitzt zugleich durch Anziehen des Sauerstoffs den Alkohol und verwandelt ihn in Wasserdampf und Kohlensäure. In diesem letzteren Falle sind die verbrennenden Eigenschaften der Pflänzchen oft so mächtig, daß die Essigsäure sich nicht zu halten vermag, sondern unmittelbar nach ihrem Entstehen eine höhere Oxidation erfährt. Es ist aber diese Oxidation Folge zweier *gleichzeitig* wirkender Einflüsse: der Sauerstoff, welcher von den Mykodermen aus der Luft eingesogen, worden ist, geht ohne sonstige Beihülfe eine Verbindung mit allen organischen Substanzen ein, aber freilich langsam; diesem *rein chemischen* und schwachem Prozeß steht der viel mächtigere *physiologische* gegenüber, dieser ist es besondere, der die zahlreichen organischen Reste der langsamen Fäulniß entzieht und sie rasch zu einer hohen Oxidationsstufe führt.

Unter gewissen Verhältnissen, die noch nicht hinreichend erforscht sind, kann das Alkohol-Ferment nicht zur Action kommen: es erliegt dann einem sehr ähnlichen, dem Milchsäure-Ferment und die Umsetzung des Zuckers ergiebt Milchsäure. Das Ferment selbst ist eine graue schleimige Masse, die nicht fest zusammenhängt und aus lauter Kügelchen besteht; sein Nährmaterial ist eine eiweißhaltige Zuckerlösung von neutraler oder alkalischer Reaction. Als Nebenproducte entstehen Mannit, Gummi, Buttersäure, Alkohol, Kohlensäure, Wasserstoff.

Das Ferment, welches Zucker oder Milchsäure in Buttersäure umsetzt, ist kein Pflänzchen, sondern ein Thier: es zeigt sich unter der Form kleiner cylindrischer Ringe und Klöppel, hat eine große Beweglichkeit und vermehrt sich in auffallend kurzen Zeiträumen durch Theilung. Diese Thierchen leben vorzugsweise in Zuckerlösungen, die Ammoniak und Phosphate enthalten; sie ziehen ihre Nahrung direkt aus den chemischen Salzen und gleichen hierin dem Alkohol-Ferment; aber sie haben außerdem eine Eigenschaft, die sie von den übrigen lebenden Geschöpfen ganz besonders unterscheidet: sie können nämlich leben und sich fortpflanzen, ohne jemals eines Atoms *freien* Sauerstoffs zu bedürfen; ja eine kleine Menge dieses Gases genügt schon, um sie zu tödten. Diese ihre Natur bedingt eine beständige Fortdauer der Gährung: bringt man in eine sehr verdünnte Lösung phosphorsaurer Alkalien etwas weinsteinsauren Kalk, so entwickeln sich in Kurzem Infusorien (namentlich Bacterium Termo), welche sich in Gegenwart der Phosphate außerordentlich rasch vermehren und, bei ihrer Begierde nach freiem Sauerstoff, dieses Gas der Flüssigkeit vollständig entziehen.

In dem Augenblick, wo aller freie Sauerstoff aufgezehrt ist, beginnen diejenigen Fermente zu wimmeln, die des Sauerstoffs nicht bedürfen; die Weinsteinsäure ist bald verschlungen und es findet sich am Grunde des Glases ein Depot aus Vibrionen, die in immer neueren Generationen sich allmählich erheben. Die Bakterien, welche zuerst entstanden, halten sich indeß nach der Oberfläche des Wassers und bilden gegen das Eindringen des Sauerstoffes aus der Atmosphäre eine schützende Decke; bei einer gewissen Dicke derselben kann gleichzeitig das Wachsthum der Bakterien und der Vibrionen von Statten gehen.

Je genauer man den Prozeß der Fermentation erforscht, desto mehr überzeugt man sich, daß die Atmosphäre nur eine untergeordnete Rolle bei diesen Vorgängen spielt, welche die organischen Verbindungen allmählich zu unorganischen zurückführen. Als rein chemisches Agens verbrennt der freie Sauerstoff einen kleinen Theil der organischen Materie mit großer Langsamkeit; den größten Theil setzen die organisirten Pflanzen und Thiere mit außerordentlicher Schnelligkeit um. Schließt man organische Flüssigkeiten in Gefäße, deren Luft durch Glühhitze oder durch den Apparat

von Pasteur der Keime beraubt ist, so nimmt der Sauerstoff dieser Luft unglaublich langsam ab. Pasteur mischte Zuckerwasser und gekochte Bierhefe und stellte sie unter eine große Glocke mit gereinigter Atmosphäre: nach drei Jahren war die Mischung noch unverändert und die eingeschlossene Luft hatte nur drei Procent von ihrem Sauerstoff eingebüßt; unter gleichen Verhältnissen war Milch nicht geronnen. Allerdings waren die organischen Mischungen aufgekocht worden, damit die in ihnen vorhandenen organischen Keime zerstört würden — aber selbst in dem gewöhnlichen venösen Blut, das eben aus der Ader geflossen, war unter der Glasglocke nach Jahr und Tag eine Entmischung nicht eingetreten; die organischen Substanzen erfuhren demnach trotz der Anwesenheit des Sauerstoffs keine Veränderung. Wie rasch hingegen erfolgt diese, wenn die Keime der Luft Zutritt gewinnen, wenn die Flüssigkeiten sich mit Muzedineen bedecken oder mit Bakterien und Vibrionen erfüllen: diese kleinen Geschöpfe haben die Function, der Atmosphäre und dem Mineralreich alles das zuzuführen, dem das Leben geraubt ist. Die Gewebe derjenigen Körper, welche ihr Eigenleben eingebüßt haben, würden Jahrtausende bestehen und die Kunst des Einbalsamirens wäre unnöthig, wenn es gelänge, die Action der Keime zu verhindern.

Das Ferment der Buttersäure-Gährung spielt zugleich die wesentlichste Rolle bei der Fäulniß aller organischen Gewebe. Die Arbeit wird begonnen von kleinen Infusorien; nach Ablauf der ersten 24 Stunden beginnt eine leise Bewegung, die von Bacterium Termo ausgeht; leicht geschwungen gehen zarte Linien durch die Flüssigkeit oder über die Oberfläche hin, verdichten sich an einigen Stellen zu Wolken und vermehren sich so lange, bis der gesammte vorhandene freie Sauerstoff aufgezehrt ist. Kann neuer Sauerstoff nicht zutreten, so ist die Mission der Bakterien beendigt, sie sterben ab und fallen zu Boden; ist die Atmosphäre jedoch nicht abgesperrt, so steigen sie in die oberste Schicht des Glases und bilden hier bald durch Vertilgung von Lebenden und Todten eine undurchdringliche Decke. In beiden Fällen beginnt nun wieder die Action der Vibrionen: im letzteren Fall gleicht das Gefäß einer chemischen Fabrik mit zwei Etagen; in der unteren werden die zusammengesetzten Stoffe in einfachere zerlegt, ohne daß jedoch Sauerstoff hinzutritt, in der oberen werden sie oxydirt zu Wasser, Ammoniak und Kohlensäure. Nicht anders ist es mit den gestorbenen Organismen: der Darmkanal des Menschen, wie der aller höheren Thiere, ist während der ganzen Lebenszeit angefüllt mit Keimen und selbst mit ausgebildeten Vibrionen; schon Leeuwenhoeck hatte sie beim Menschen beobachtet; das Leben tödtet sie nicht, es hindert nur ihre reichliche Entwicklung, aber ist das Leben erloschen, so beginnt ihre Arbeit. Ohne Luft, die sie ja nicht brauchen, durchbohren sie den Körper von innen nach außen, alle Gewebe umsetzend, durch welche sie wandern. Ihnen begegnet eine zweite Wanderschaar: die Keime der Bakterien, welche sie in der Luft finden und auf der Oberfläche der Haut Posten gefaßt haben, beginnen ihre Arbeit in der Todesstunde; immer neuen Sauerstoff aus der Luft anziehend, schreiten sie von außen nach innen fort und mit ihnen wandert die Zersetzung. Wie feindliche Mineurs, die vor einer Festung gegen einander kämpfen, so bringen die Schaaren der Infusorien einander Verderben, so wie sie sich begegnen: die Vibrionen erliegen der Berührung des Sauerstoffs, die Bakterien verzehren die Leiber ihrer Feinde und sterben; das Werk der Zerstörung ist vollendet und Alles fällt in die Unbeweglichkeit des unorganischen Todes.

Bei der Essig-Gährung haben wir bereits erwähnt, daß der Sauerstoff der Atmosphäre mit Hilfe der Mykodermen in größerer Quantität zu den gährenden Substanzen gelangt. Pasteur vergleicht diesen Prozeß dem des Athmens bei lebenden Wesen: die Blutkügelchen sind nun freilich keine organisirten Individuen, aber sie sind organisirte Zellen, welche in der Oekonomie unseres Leibes die Rolle der Mykodermen spielen; sie bemächtigen sich in den Lungen des atmosphärischen Sauerstoffs und führen ihn überall dorthin, wo er zu höherer Oxydation der Materie gebraucht wird. Wenn es thierische Species giebt, die ohne freien Sauerstoff, ja überhaupt ohne Contact der Luft sich entwickeln können, so begreift man dies noch leichter von einfachen organischen Zellen.

Pasteur macht darauf aufmerksam, daß die organischen Keime der Atmosphäre von Einfluß sein können auf den öffentlichen Gesundheitszustand. Wenngleich die Atmosphäre den Saamen für alle Fermentsubstanzen ausstreut, so ist dieser Saame keineswegs immer und namentlich nicht immer in gleicher Quantität vorhanden; die Keime schwimmen mit den Luftströmungen, zahlreicher in den tieferen Regionen, seltener in den Höhen, am seltensten auf den Gipfeln, die ewigen Schnee tragen. Die bewohnten Orte sind die Mittelpunkte der Keim-Zonen, gleichsam ihre Brutstätten; um diese herum schwärmen sie in dichten Schaaren. In der Nähe des Mont-Blanc war bei einer Reihe von Versuchen die Ausbeute gering, sie wuchs an den Ketten des Jura und nahm bedeutend zu, sowie man sich den Ebenen näherte. Gewiß stehen sie in irgend welcher Beziehung zu den mannigfachsten epidemischen und endemischen Krankheiten; und die Untersuchung der Luft an verpesteten Orten wird fortan nicht das größere oder geringere Maaß von Kohlensäure und Ammoniak betonen müssen, sondern die Masse und die Art der vegetabilischen und animalischen Keime. Neue Untersuchungen von Davaine über eine Krankheit, welche ganze Hammelheerden hinwegrafft und bei welcher als das konstanteste Symptom eine Anschwellung der Milz gefunden wird, scheinen die oben ausgesprochenen Vermuthungen Pasteur's zu bestätigen. Davaine entdeckte nämlich in dem Blute eine große Anzahl Infusorien und in Gemeinschaft mit Rayer inoculirte er einem gesunden Hammel Blut aus der Milz eines anderen, welcher kurz vorher an der erwähnten Krankheit gestorben war; am dritten Tage nach der Inoculation starb das Thier. Andere Inoculationen bewiesen, daß die Krankheit übertragen werden könne auf alle unsere Hausthiere und daß sie regelmäßig im Zeitraum von 2—4 Tagen tödte. Einige Stunden nach dem Tode untersuchte Davaine das Blut und fand eine große Anzahl Bakterien, die er nicht als Folge der eingetretenen Fäulniß betrachtete. Am 21. Juli 1863 inoculirte Davaine von dem Blute eben gefallener Thiere zwei Kaninchen und eine weiße Ratte; 24 Stunden später schienen die Thiere noch gesund und ihr Blut zeigte nichts Abnormes; nach Verlauf von weiteren 12 Stunden starben beide Kaninchen, ihr Blut wimmelte von Bakterien; die Ratte hingegen blieb völlig gesund und widerstand auch einer zweiten Inoculation. Die Bakterien des Milzblutes sind nach Davaine freie Fasern, bald gestreckt, bald rundlich oder cylindrisch, 4 bis 12 Tausendstel Millimetre lang und außerordentlich schmal; sie scheinen gar keine selbständige Beweglichkeit zu besitzen. Wenn das Blut sich zersetzt, verschwinden diese Bakterien und sie unterscheiden sich hierdurch sehr wesentlich von jeder andern Art von Infusorien, wenn nicht schon die Entstehung im normalen und lebenden Blute ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal ist. Anfang August hat Davaine seine Beobachtungen der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgetheilt, und die Möglichkeit der Einwirkung der Bakterien

dahin erläutert, daß diese durch ihre außerordentliche Neigung, den Sauerstoff zu absorbiren, die Oxydation aller Körpertheilchen erschweren, schließlich aufheben und dadurch tödten.

Es ist daher als konstatirt zu betrachten, daß alle organischen Individuen — pflanzliche wie thierische — welche in organischen Flüssigkeiten und Geweben entstehen, nicht diesen Flüssigkeiten und Geweben ihren Ursprung verdanken, sondern Mutterkeimen; daß ferner alle Gährungs- und Fermentationsprocesse zum kleinsten Theil Folge der Wahlverwandtschaft zum Sauerstoff, hingegen zum größten Theil Arbeitsproduct lebender Individuen sind.

An diese Erörterung von dem allmählichen Hinabsinken des lebendigen Gewebes zu unorganischen Körpern und Atomen schließt sich die Frage: wie ist es möglich, daß umgekehrt die unorganischen und unbeweglichen Atome Bewegung gewinnen und mit einer neuen Structur nun auch Leben, Entfaltung und Vermehrung zeigen? Und wie ist es dann wieder möglich, daß dies lebende, entfaltungsreiche Wesen nach kurzem Dasein aller seiner charakteristischen Eigenschaften beraubt, in die starre Ruhe zurücksinkt? Ist Alles damit gethan, daß der sterbende Organismus eine Reihe von kleinen Organismen zum Leben erweckt, die nur auf seinen Hintritt gewartet?

Fragen wir uns, ob es zwischen dem Leben und dem Tode eine Mittelstufe giebt, welche beide vereint; prüfen wir von diesem Gesichtspunkte aus das Schicksal eines Organismus, der des Eigenlebens beraubt, aber geschützt ist gegen die zerstörende Einwirkung der Keime. Können wir ihm auf diese Weise eine ewige Dauer verschaffen? und wenn er sich verändert, wie und wodurch geschieht dies? — Einige Erfahrungen Pasteur's können auf dieses Problem wenigstens einen Lichtschimmer werfen, wenn sie es auch nicht zu lösen vermögen. Er hat nachgewiesen, daß das menschliche Blut, so leicht es auch sonst zur Zersetzung neigt, in einer keimfreien Atmosphäre mehrere Jahre hindurch selbst seinen eigenthümlichen Geruch behält; es zeigt sich keine Spur von Fäulniß und doch verändert sich das Blut gar sehr: die Blutkügelchen verschwinden, das Serum und der Blutkuchen füllen sich mit zarten rothen Krystallen; nach einem gewissen Zeitraume hat die kantige Form des Mineralreichs die Runde des Lebens verdrängt. Es scheint daher, daß eine Substanz, welche aufhört, unter der geheimnißvollen Einwirkung des Lebens zu stehen, nicht im Stande ist, ihre Structur unverändert zu bewahren, wenn auch das chemische Reagens noch keine Veränderung nachweist.

Das Leben ist also ebenso wie der Tod nicht etwas Einfaches, Einheitliches, Untheilbares. Die Alten dachten, die Erscheinung des Todes erfülle sich ganz und gar in dem Augenblick, wo die Parze einen Faden durchschnitt; aber das Leben verschwindet aus dem Organismus nicht mit einer solchen momentanen That, und es tritt auch nicht plötzlich vollendet hervor, wie die Minerva aus dem Haupte des Jupiter. Im Leben, wie im Tode, gilt das Gesetz alles Organischen: das Gesetz der Entwicklung; das ausgetrocknete Räderthierchen, welches keine lebendige Function mehr zu erfüllen scheint, ist dennoch nicht todt; einige Tropfen Wasser erwecken es zu seinem Dasein und wie eben geboren vollbringt es seine wunderbaren Bewegungen. Die atmosphärischen Keime, leben sie? sind sie todt? In dem weiten Erdkreis, durch welchen die Winde sie führen, suchen sie einen Ort, an dem sie zum Leben erwachen können, aber sie finden ihn nicht immer; die verschwenderische Natur verdammt einen unberechenbaren Theil von ihnen zur Vernichtung, noch bevor sie ein Dasein gehabt, und so lange noch entwickelungsfähige Keime zu Grunde gehen, schafft die Natur keine spontan entstehenden Geschlechter.

Und doch hat sie alle diese Geschlechter einmal aus der todten unorganischen Starrheit erweckt, denn das Leben auf unserer Erde hat einmal einen Anfang gehabt! Und diese Kraft wirkt noch heut: die Bildung der kleinsten Zelle in einem Pflänzchen giebt Zeugniß von jener Bildnerkraft, und die Geschichte der Welt ist nur eine Geschichte der ewig und in jedem Moment sich wiederholenden Schöpfung. Diese kennen wir nur unvollkommen; ihre Wege und ihre letzten Mittel kennen wir gar nicht. Kennen wir in den mikroskopischen Körperchen, aus denen wir so verschiedenartige Wirkungen entstehen sehen — wie die Bildung von Alkohol und die Bildung von Buttersäure — auch nur die charakteristischen Merkmale, welche eine Classification ermöglichen?

Steigt man zu den untersten Stufen der lebenden Geschöpfe hinab, so kommt man zu dem Glauben, daß die Zahl der Anfangs vorhandenen Gattungen eine sehr geringe gewesen. Die Arbeiten eines ausgezeichneten englischen Forschers (Carpenter) erinnern an die Theorie von Darwin. Pasteur selbst hat die Frage aufgeworfen, ob die Infusorien, welche ohne freien Sauerstoff leben, etwas Anderes sein mögen als Larven derjenigen, die im Sauerstoff ihr Lebenselement finden.

Aber wenn man nun auch einräumt, daß alle Species nur Arten weniger Urformen sind — ist man damit dem Geheimniß des Lebens selbst auch nur um einen Schritt näher gerückt? Diese Urformen, diese Prototype, sie bleiben die Wirkungen der unbegreiflichen Lebenskraft, welche die unorganischen Elemente in völlig neue Formen und Existenzen umwandelt. Dieselbe Kraft ist es, die ohne Unterlaß die Bevölkerung unseres Planeten erneuert, Individuen durch Individuen, Arten durch Arten und Gattungen durch Gattungen ersetzt, die Kraft des Lebens. Wie alle Naturkräfte, wie die Schwere, wie die Elektrizität, nennen wir sie eine Naturkraft, ohne sie erklären zu können; wir müssen uns mit dem Studium ihrer Wirkungen begnügen, da wir ihr Prinzip nicht zu erkennen vermögen; aber so wenig wir an der Elektrizität zweifeln, weil wir nicht begreifen, was sie ist, so wenig dürfen wir die Existenz einer Kraft leugnen, die mit keiner anderen uns bekannten zusammengeworfen werden kann, und die Geburt, Entfaltung und Vermehrung jedes organisirten Gebildes bedingt. Wenn man die Fermentation des Zuckers nicht zu erklären vermag allein durch Hülfe der physikalischen und chemischen Kräfte, wie könnte man zu hoffen wagen, das Räthsel des Lebens in Pflanze und Thier allein mit Hülfe jener Kräfte zu entschleiern? Das Balsamiren kann die Gewebe und die Organe eines Leichnams gegen Fäulniß bewahren — aber die Gewebe verlieren bald ihre Structur, die Haut wird gelb und runzlig, ihre Unterlage wird dünn, noch hält das Ganze zusammen, noch scheint es seine Theile im alten Gefüge bewahren zu wollen — aber ein heftiger Stoß mit dem Finger: und Atome von Staub finden sich dort, wo vorher ein Organismus zu schlafen schien. Früher oder später verlangt die Natur ihre Rechte, und der Mensch kann Nichts thun, als ihr die Beute auf eine kurze Zeit und auch nur scheinbar streitig machen. Aber geheimnißvoll, wie sie zerstört, so schafft sie auch, und die heutige Physiologie wird wohl oder übel sich wieder zur Annahme einer Lebenskraft verstehen müssen.

England.

Die englischen Penny-Zeitungen und Halb-Penny-Journale.

„Die Menge muß es bringen," sagte jener Weinhändler, sich immer vergnügt die Hände reibend, wenn man ihn fragte, wie er bei seinem Verkauf unter'm Einkaufspreise bestehen könne? Unwillkürlich mußte ich immer an diesen vergnügten Weinhändler denken, so oft ich nach Aufhebung des Stempelzwanges für Zeitungen und Journale ein Organ nach dem andern entstehen und vergehen sah. Es ist unglaublich, wie viele Zeitungs-Unternehmungen seitdem in London und den Provinzialstädten auf- und untergegangen sind. Einige erschienen zwei-, dreimal, andere 8 Tage, noch andere 3, 4, 5, 6 Wochen. Alle verschwanden wieder mit einem Verlust mit 500 bis 5000 Pfund Sterling, blos weil sie mit ausgesuchter kaufmännischer Pfiffigkeit auf den großen national-ökonomischen Grundsatz dieses vergnügten Weinhändlers hin spekulirten. Die Menge muß es bringen, deshalb verkaufen wir jedes Exemplar mit Schaden. Wie aber war das in England möglich, das sich eben so viel auf seinen kaufmännischen, geschäftlichen Geist selbst einbildet, als es von andern Völkern deshalb beneidet oder respektive verachtet wird? Nun die Sache ist: sie sind in der Regel keine besonderen Adam Riesen's oder Adam Smith's. Es kommt ihnen eine dunkle Vorstellung, daß hier und da Geld zu machen sei, und dann wirthschaften sie blindlings und leidenschaftlich drauf los, bis sie mit langen Gesichtern und so und so viel Deficit auch ihr Deficit im Kopfe bemerken, Bankerott ansagen und den Gläubigern 1 Shilling oder eine halbe Krone für jedes Pfund oder auch gar nichts bieten. Nicht als ob's nicht große Kaufleute und richtige Spekulanten in England gäbe, o nein, aber auf hundert wissenschaftliche Kaufleute kommen neunzig Routiniers, die aufs Gerathewohl, einen dunklen Geldmachertrieb im Kopfe und ein Brett vor demselben, sich und Andere ruiniren, wie die Routiniers in der Staats- und Kriegsverwaltung.

Wo der Markt schon so überfüllt ist, wie in der englischen Presse, war es von vorn herein gefährlich, noch mehr zu liefern. Nur der feinsten Berechnung, der großartigsten Anlage und Ausdauer war es möglich, sich siegreich vorzudrängen und siegreich zu konkurriren.

Schon vor Aufhebung des Zeitungsstempels nahmen die englischen Tageblätter, die jährlich gedruckt wurden, 350 Millionen Quadratfuß ein, mit den wöchentlichen, halbmonatlichen und monatlichen Blättern eine halbe Milliarde Quadratfuß. Dazu kommen in Magazin's- und Vierteljahrsschriften 5000 Morgen Papier, (Bogen an Bogen) welche, einen Fuß breit in der Länge gelegt, 40,000 Meilen bedecken würden. Im Jahre 1854 wurden dazu 225,000 Centner Papier verbraucht. Außerdem erschienen im Durchschnitt noch jährlich in London allein 4,500 neue Bände. Diese ausgedehnte Literatur würde schon hingereicht haben, die ganze Erde um den Aequator herum sechsfach in Papier einzuwickeln.

„Wasser thut's freilich nicht." Die blos mit Druckerschwärze verdorbenen Lumpen thun's auch nicht. Auf die Menge kommt's eben so wenig an, wie auf die Größe. Im Gegentheil behauptete man wohl ziemlich richtig, die Aufhebung des Zeitungsstempels sei ein versuchtes Attentat auf die Presse. Zeitungen und Literaten und Lettern sollten sich einander vollends zu Tode balgen und ihren geschwächten Einfluß noch vollends ruiniren. Bisher sah es ganz so aus, als sei diese An- und Absicht richtig gewesen.

Aber jetzt kommt's anders. Man hatte nicht an die Möglichkeit, an die Lebensfähigkeit täglich erscheinender Penny-Zeitungen geglaubt.

Doch da sind sie nun täglich, groß wie die „Times," täglich zuversichtlicher, besser, derber, volksthümlicher, täglich allgegenwärtiger, unvermeidlicher, lockender, unwiderstehlicher. Da liegt er vor mir in einem Packet Nummern: „Der tägliche Telegraph" („The Daily Telegraph"), und kommt täglich wieder und bleibt bei mir, während die „Times," die auch für einen Penny täglich auf eine Stunde ins Haus kam, immer wieder abgeholt ward, wenn man mitten im Lesen, mitten im Aerger über ihre schielende, schillernde, lächelnde Unverschämtheit war.

Jetzt hat man für seinen Penny täglich 24 Spalten, auf jeder Spalte 200 bis 210 Zeilen, in jeder Zeile 50 Buchstaben, im Ganzen 240- bis 250,000 Buchstaben, und das Papier obendrein für seinen Penny. Das sieht auch beinahe so aus, wie die Speculation des vorhin erwähnten Weinhändlers, aber blos beinahe. Sie verkaufen nämlich eine ganz unmerkbare Linie über den Preis der Herstellungskosten, einen kleinen Bruchtheil der niedrigsten Kupfermünze über denselben, aber täglich schon jetzt über 100,000 mal. Von dem Penny ist etwa ein Zehntel Gewinn; 100,000 mal 1/10 Penny macht aber schon täglich wenigstens 40 Pfund Sterling, also mindestens drittehalb hundert Thaler Gewinn. So ist es dieser zehnte Theil einer gemeinen Kupfermünze, womit man dem bisher unerschütterlichen, unverwundbaren, uneinnehmbaren englischen Preß-Sebastopol, der „Times," Breschen schießt. Sie verschwindet zusehends aus demselben Grunde, den ich vorhin für mich angegeben, aus einer Privathand nach der andern, während Tausende von Leuten, die früher kein Blatt in die Hand bekamen, oder nur dann und wann über die Schultern eines Anderen hineingucken, jetzt regelmäßige Leser und Abonnenten einer Zeitung werden, die ihrem Verständniß zugänglich ist und gediegenere Leitartikel bringt, als die „Times," welche in ihren Leitartikeln zu einer geschickten Taschenspielerin geworden ist.

Die Abschätzung des Gewinnes und der Circulation des „täglichen Telegraphen," des Standard und Morning Star, der drei Penny-Zeitungen, ist natürlich blos ein annähernder, da die wenigsten Leser bis jetzt regelmäßige Abonnenten sind und fast jeder sich seine Nummer kauft, wenn er gerade Zeit, Lust und einen Penny übrig hat. So werden manchen Tag tausende mehr oder weniger verkauft. Dabei muß man die ungeheuren Betriebs- und Verkaufskosten sehr hoch anschlagen, wogegen man freilich einen täglich steigenden Gewinn an den Anzeigen hinzufügen muß. Die Insertionsgebühren sind ziemlich hoch, 5 Silbergroschen die Zeile, so daß die drei bis fünf Spalten Anzeigen täglich also schon 700 bis über tausend Viergroschenstücke einbringen.

Wo bekommen aber die Unternehmer 100,000 Käufer täglich her? Nun, London hat gegen 3 Millionen Einwohner (mit den täglichen Fremden), ein Penny kommt nicht in Betracht, und für den Penny bekommt man Beträchtliches. Außerdem verbreiten die Eisenbahnen-Netze die fliegenden Blätter im Fluge über das ganze Land für spottbillige Preise. Die Eisenbahnen nehmen beinahe 50 Zeitungen für einen Penny Hunderte von Meilen weit mit. Und dann der Betrieb durch „fliegende Buchhändler!" Die blühendsten Tage derselben im Sommer 1848 zu Berlin sind Kindereien dagegen. Wo man geht und steht, kommt uns der „Daily Telegraph, Star, Standard, the Halfpenny Gazette" u. s. w.

entgegen. Steigt man in einen Omnibus oder heraus, oder hält er nur eine Zehntel-Minute an, strecken sich uns zehn Exemplare des „täglichen Telegraphen" entgegen. Auf jedem Dampfschiffe, auf jedem Landungsplatze, zwanzig- bis fünfzigfach vor und in jeder Eisenbahnstation, an jeder Straßenecke — überall dasselbe Feldgeschrei: „Daily Telegraph, Star, Standard — only one Penny." Ueberall dasselbe Feldgeschrei, im Osten, im Süden, im Westen, im Norden, früh Morgens und Abends spät, wo die fliegenden Buchhändler während des Tages sehr scharf mit einer Penny-Abendzeitung konkurriren, den „Evening News." Und dann die Tausende, ja Tausende von „News venders" (Zeitungs- und Journalhändler) durch alle Theile Londons! Keine Straße, so klein und so ärmlich, die nicht ihren Zeitungsladen mit Cigarren, Zuckerwerk, Spielsachen, geräucherten Häringen und dergl. nährte. Diese und die stets disponiblen Legionen von Jungen, die nicht lesen können und daher gern mit Literatur handeln, die 3 Millionen Einwohner, die 15 Eisenbahnen und die Hunderte von Dampfschiffen machen allerdings ein so fabelhaftes Unternehmen, wie die Penny-Zeitung mit 250,000 Buchstaben, nur in London möglich. In den Provinzialstädten sind die meisten Penny-Unternehmungen der Art rasch zu Grunde gegangen. Nur in Manchester, d. h. dem Mittelpunkte eines fast ununterbrochenen Dampfschlottgürtels quer über England, von Liverpool bis Hull, hielt sich bis jetzt der „Manchester Examiner," der neuerdings 50,000 Exemplare täglich druckt und die meisten absetzen soll. Einer Vermehrung der Auflage steht dort der Umstand entgegen, daß in Manchester noch keine Dampf-Cylinder-Presse ist. Solche Auflagen, wie hunderttausend bis 800,000, (ja achthunderttausend Exemplare läßt das wöchentliche „London-Journal," sechszehn enggedruckte Seiten mit 3 Holzschnitten für 1 Penny, abziehen) sind nur mit der auf beiden Seiten gleichzeitig, d. h. in fast gar keiner Zeit, bedruckenden Dampf-Cylinder-Presse möglich.

Der Sieg der Penny-Zeitung in London ist ein großes Ereigniß für England, für die Welt. Wissen Sie warum? Weil damit das Monopol der „Times" gebrochen ist.

Kein Diplomat der Welt hat so viel Unheil über die Erde verbreitet, als die „Times." Sie hat besonders die Engländer demoralisirt und verdummt. Sie hat durch ihre Macht eine englische Politik begünstigt und populär gemacht, an deren Folgen und Früchten die ganze civilisirte Welt leidet. Das Times-Monopol wird vorläufig noch bestehen, kann sich aber auf die Dauer nur halten, wenn sie in Ehrlichkeit und Geradheit mit den Penny-Blättern der Volks-Interessen konkurriren wird.

Zu den drei nun fest etablirten Penny-Zeitungen, Daily Telegraph, liberal, Auflage oft über 160,000 Exemplare, Morning and Evening-Star (Manchester-Partei) und Standard (conservativ, hochkirchlich) sind nach Aufhebung der Papier-Steuer während der letzten zwei Jahre über 20 Halb-Penny-Journale (5 Pfennige jede Nummer), zum Theil sogar mit Illustrationen, gekommen. Ich weiß nicht, wie viele davon sich gehalten haben, aber sechs davon bestehen mindestens noch. Diese treiben sich noch in allen Volkskreisen umher und scheinen gern und viel gelesen zu werden. Da sie sich gehalten, müssen sie einen ungeheuren Absatz haben. Der Profit auf eine einzelne Nummer beschränkt sich auf den Bruchtheil eines deutschen Pfennigs. Die sechs Halb-Penny-Journale sind dem Umfang und dem Inhalte nach ziemlich gleich: jede besteht aus acht eng und nicht schlecht gedruckten Seiten in Quart und mit 2—3 Halbseiten-Abbildungen (blos eine erscheint ohne Abbildungen). Der Inhalt ist „Lese-Materie," „reading matter," größtentheils grausame Verbrechen und Mordgeschichten, wie dies auch in Deutschland als Hauptabonnentenfangestoff beliebt ist, außerdem allerlei Füllsel in Prosa und Versen, Nachrichten und Belehrungen für Leser und Correspondenten, die sich an das Blatt gewendet haben (eine sehr cultivirte Rubrik in allen Penny- und Halb-Penny-Journalen). „The Halfpenny-Journal. A Weekly Magazine for All who can Read" bringt Erzählungen wie: „The Hunted Felon," vom Verfasser des „Murdered Wife," „The Woman in Black," „die Vergifter von Madrid," „die Rache" von So und So und „die Rache" von Dem oder Der.

Eben so klingen die Titel in „The Halfpenny Miscellany," in der „Halfpenny Gazette. A Weekly Illustrated Journal of Fiction, Science and General Literature," und wie sie sonst alle heißen mögen. Es fehlt aber nicht an Moral und guten Lehren, daß man ehrlich und wahr sein solle; daß es besser sei, wenig, statt viel zu trinken; wie man bei der Wahl einer Lebensgefährtin verfahren müsse ꝛc. Dann giebt's auch „goldene Sammlungen," „komische Schnitte," „Wirthschaftswinke," „wissenschaftentliche Schnitte," „wissenswerthe Dinge," „interessante „Items" — kurz fabelhaft viel für 5 Pfennige. Wenn, wie dies wirklich der Fall ist, auf den 16 eng gedruckten Spalten jedesmal nur ein Hundertstel der eng gedruckten Zeilen ein Krümchen Witz oder Weisheit, Belehrung und guten Rath enthalten, kann der Leser annehmen, daß er für seinen Halb-Penny eine viel werthvollere Waare gekauft und alles Uebrige rein umsonst bekommen habe. Außerdem läßt sich annehmen, daß sich die aufgehobene Stempel- und Papiersteuer wirklich als aufgehobene „Taxes on Knowledge" noch segensreich geltend machen. H. B.

Nord-Amerika.

Literarische Briefe aus New-York.

I.

Nicht Alles ist Humbug.

Semper aliquid novi ex — America. Das, was die alte Welt von Afrika behauptete, daß von dorther stets Neues komme, das paßt — namentlich seitdem der Krieg begonnen — heutzutage auf Amerika. Daß von Afrika immer Neues kam, das hatte, wie Aristoteles und Plinius sagen, seinen Grund darin, daß angeblich dort stets neue Thiergattungen durch Mischung entstanden*). In ganz ähnlicher Weise gestaltet sich in Amerika ewig Neues dadurch, daß immerwährend neue Individuen und Völkerstämme in Berührung und Verbindung kommen, und daß aus dieser immer sich erneuernden Mischung auch immer neue Gebilde hervorgehen. In dieser Beziehung ist Amerika noch immer die neue Welt. Denn daß die s. g. alte Welt eigentlich viel jünger ist, als Amerika, das hat Agassiz nachgewiesen. Amerika war schon ein ausgewachsener Kontinent, es streckte sich ganz behaglich vom nördlichen Polarmeer bis zum südlichen, während die übrigen drei noch in den Windeln des Oceans lagen und nur hie und da ein Inselhäubchen oder ein isolirtes Füßchen hervorstreckten.

Daß man Amerika oft einen jungen Riesen nennt, ist in der That ziemlich zutreffend. Wenn die Existenz erst mit dem Selbst-

*) Aristot. hist. anim. VIII., 28; Plinius hist. nat. VIII., 17 (al. 15.); Erasmi adagia, p. 661 ed. Basil. 1520.

bewußtsein anfängt, so ist Amerika immerhin jung zu nennen und riesig; kolossal ist das Land selbst, und in Folge davon sind es auch alle Verhältnisse. So ist z. B. die Victoriabrücke bei Montreal in Canada ein kolossales Bauwerk; sie muß es aber auch sein, weil der Lorenzostrom, über den sie führt, ein Riesenstrom ist; dasselbe gilt von der Suspension-Bridge in der Nähe des Niagarafalls — die gigantische Naturkraft wird da durch ein eben so gigantisches architektonisches Kunstwerk überwältigt. Da ist ferner „drüben" unser alter Vater Rhein, der vielbesungene — aber was ist der Vater Rhein im Vergleich zum Mississippi, dem „Vater der Flüsse", was der Name bedeutet. Item: In der Mainzer Stadtbibliothek wird das Modell einer Brücke gezeigt, die Napoleon über den Rhein hatte schlagen wollen; um aber über den Hudson eine Brücke zu schlagen, dazu wäre selbst ein Napoleon nicht mächtig genug, und so führt denn auch keine Brücke von New-York zu dem andern Ufer des East- und North-River, aber es gehen fortwährend von 25 verschiedenen Landungsplätzen (Ferries) eine Menge ganz respectabler Steamer herüber und hinüber — weil auch der Verkehr zwischen beiden Ufern ein kolossaler ist. Und so hat auf diesem neuen Kontinente Alles antediluvianische Formen — es ist Alles, so zu sagen, ichthyosaurisch, megatherisch-mastodontisch.

Kolossal ist der Krieg, der eben geführt wird, aber auch im Frieden hat Alles riesige Dimensionen, denn auch im Frieden ist Kampf, der Kampf um das Leben und für das Leben — und in diesem Kampfe Aller gegen Alle herrscht nothwendig das Bestreben, sich gegenseitig durch großartige Massenentfaltung zu überbieten oder zu „bieten", wie die hiesigen Deutschen, das englische to beat germanisirend, zu sagen pflegen. Und so sind die Magazine und Stores kolossal, die Hotels kolossal, die Plakate und Annoncen kolossal — und das, worin sich das ganze Treiben abspiegelt, die Zeitungen nämlich, sind ebenfalls kolossal, denn wenn auch letztere, in Folge der hohen Papierpreise, das Format etwas verkleinert haben, so ist immerhin die Menge derselben kolossal zu nennen.

Und so mächtig und gewaltig ist dieses wetteifernde Ringen der friedlichen Mächte, daß selbst der Krieg trotz seiner Kolossalität kaum einen Einfluß darauf ausübt. Wie hoch auch die Wogen des Krieges gehen, das Kauffahrteischiff des Friedens geht unbeirrt darüber hin; das Gold und die Lebenspreise werden von den Schwankungen affizirt, es treten einzelne Störungen ein, aber im Großen und Ganzen bewegen sich Handel und Wandel immer in denselben Schwingungen — der Schiffscompaß im cardanischen Ring, der allem Schaukeln und Schwanken trotzt Ein Fremder, der nach New-York kommt und das mächtig pulsirende Leben sieht, und wie auf dem Broadway die Menschenmenge fluthet, kaufend, verkaufend, promenirend und flanirend, und wie überfüllt Hotels, Theater und andere Unterhaltungsplätze sind — der sollte eher glauben, daß „hinten weit in der Türkei", als daß im Lande selbst die Völker aufeinander schlagen. Am Potomak donnern die Kanonen, in der Academy of Music lauscht ein gedrängt volles Haus dem schauerlich leisen Duett „Un fatal mia Donna mormure" in Verdi's Macbeth; draußen rollen im wilden Spiel die eisernen Todeskugeln — in Irvingball rollen Billardkugeln, es wird da ein Tournament abgehalten zwischen den besten Billardspielern, und Tausende von Dollars bilden den Einsatz; fast gleichzeitig wird in Jones Wood ein Schützenfest von den Schweizern in New-York abgehalten, zugleich als Vorbereitung auf das deutsche Schützenfest in Bremen. Charleston und Fort Sumter werden bombardirt — in New-York wird, zu Ehren der russischen Gäste, ein Ballfest veranstaltet, das an Glanz und Pracht alles früher Dagewesene übertrifft. In der That haben einzelne Blätter den grausamen Kontrast zwischen diesem orientalischen Luxus und der grimmen Noth der schweren Zeit hervorgehoben, und ein Gedicht in dem Sonntagsblatt der Newyorker „Abendzeitung", das eine hübsche Schilderung des Balles enthielt, schloß mit den Worten:

Und während sie dort in dem glänzenden Saal'
Sich amüsirten und tanzten und lachten,
Mußten des Nordens Soldaten still
Im Libby-Gefängniß verschmachten.

New-York tanzt — und zwar nicht obschon, sondern weil Krieg ist. Eine Aufregung ruft die andere hervor, Krieg und Tanz sind complementär. So war man auch in Paris nie so lustig, als während der Revolution, und nachdem man das Ici l'on danse auf die Trümmer der Bastille geschrieben hatte. Es scheint in der That, daß man am Wildesten auf einem Vulkane tanzt.

Uebrigens war dieser Ball nur eine der vielen Ehrenbezeugungen, die den russischen Gästen erwiesen wurden. Es geht hier eben Alles ins Kolossale, und so wie es die kolossalen räumlichen Dimensionen des Landes mit sich bringen, daß der Krieg ein kolossaler ist, so ist es andererseits eine Folge eben dieser kolossalen Dimensionen, daß „blutige Schlachten" und „Gesang und Tanz" nicht, wie sonst wohl nacheinander, sondern auch nebeneinander Platz finden können.

Eine Vorliebe für das Kolossale und zugleich für alle Arten auffallender Ostentation liegt auch im Wesen und Gebahren des Amerikaners; der Styl der Reclame durchzieht Alles. Der Amerikaner par sang spricht, so zu sagen, immer durch das Sprachrohr; je greller die Töne, je schreiender die Farbe, je größer der Spektakel, desto mehr gefällt es ihm. Da ist z. B. der 4. Juli, der glorreiche Fourth of July, der Tag der Unabhängigkeits-Erklärung, der allgemein gefeiert wird. Es ist aber nicht sowohl ein Feiern, als vielmehr ein Feuern. Bei Tage donnern unzählige Schüsse, bei Nacht werden unzählige Feuerwerke abgebrannt; es wird geschossen wie in einer Schlacht, und Tags darauf haben die Zeitungen zwar keine Todes-, aber doch viele Unglücksfälle zu berichten. Es wird aber auch selten eine politische Demonstration statt finden ohne obligate Begleitung von Pauken und Trompeten, von Raketen und Leuchtkugeln; der Enthusiasmus muß sich in der Feuerwerkerei kund geben. Der Krieg, selbst in seinen ersten Phasen, bot eine merkwürdige Illustration zu diesem Hange nach Janitscharenmusik, nach augen- und ohrenfälliger Ostentation. Keine Uniform sah man häufiger als die phantastische der Zouaven. Man sah große und kleine Zouaven, denn auch die Knaben auf der Straße sah man in Zouaventracht, und zu läugnen ist nicht, daß sich letztere viel besser für kleine Kinder schickt als für große. Ebenso verging keine Woche, in der nicht ein Paar „glorreiche Siege" verkündet wurden. Die News-boys — d. h. die Zeitungs-Colporteurs, in New-York meist Knaben von 8—14 Jahren — machten glänzende Geschäfte. War auch manchmal ein Tag ohne Siegesbülletin vorüber gegangen, so wurde doch die Stille der Nacht durch den Ruf unterbrochen: Extra! Great battle! Glorious victory! Es waren eben die jugendlichen Herolde, die mit ihren Extrablättern in später Nacht durch die Straßen zogen, und Mancher, der sich gerade schlafen legen wollte, kaufte sich schnell noch das fliegende Blatt des Sieges, um auf den frisch erkämpften Lorbeeren um so süßer zu ruhen. Kurz, der Krieg machte in seinem ersten Auftreten den Eindruck, als wäre es nur eine andere Art von Feuerwerkerei, ein Spielen mit Schießgewehr, nur in etwas

größerem Maßstabe. Alles das hat aber jetzt aufgehört. Die Zouaven sind wie verschwunden; die Knaben gehen wieder in Civil; man hört keine Extra's mehr ausrufen, und mit den Extra's hat auch alles Extravagante so ziemlich aufgehört. Wenn einzelne Regimenter zurückkehren, und man die zerschossenen Fahnen, die stramme, selbstbewußte Haltung und die von der Sonne des Südens gebräunten Gesichter sieht, so merkt man, daß der Ernst des Lebens, oder vielmehr der Ernst des Todes die frühere Ostentation verdrängt hat. Statt des Miles gloriosus, der in den Krieg zog, ist ein wirklicher Soldat zurückgekehrt; man ist ernster und tiefer geworden, und der „junge Riese" fängt nachgerade an, aus den Flegeljahren herauszutreten. Professor Leo in Halle hat in der That nicht ganz Unrecht; der Krieg ist in vieler Beziehung eine recht hübsche Erfindung, namentlich da die HH. Professoren selbst nicht mit dem scrophulösen Gesindel in den Krieg zu ziehen brauchen, sondern ruhig auf ihren Katheder sitzen bleiben.

Daß übrigens die Amerikaner selbst sich dieses ihres superlativischen Hanges bewußt sind, läßt sich vielleicht gerade daraus schließen, daß man Ausdrücke, die dem „Dickethun", dem „Flausenmachen", Schwindel und Windbeutelei der deutschen Volkssprache entsprechen, nirgends vielleicht so häufig hört als in Amerika; „Bogus", „Show", „Humbug", „Blower" und das hübsche, mit romanisirender Endung von to brag gebildete, „Bragadoccio" sind einige dieser drastischen Bezeichnungen; auch das onomatopoetische „Puff" scheint englischen Ursprungs zu sein.

Merkwürdig aber ist, wie derselbe Hang zur Uebertreibung und zur Effecthascherei auch oft in deutschen Schriften vorkommt, die als Wahrheit und Dichtung ein Bild amerikanischer Zustände geben wollen. Es ist als ob gar manche Deutsche in Amerika von den Amerikanern den Hang zum Kolossalen, oder von den Urbewohnern, den Rothhäuten, die Vorliebe für das Anstreichen mit schreienden Farben gelernt hätten. In vielen deutschen Romanen, die Amerika zum Schauplatz haben, ist das Ungewöhnliche das Alltägliche und Excentricitäten aller Art bilden das Centrum; als stumme Personen figuriren der Niagara, die Urwälder oder die tropische Scenerie des Südens, und dieser ungeheuerlichen Decoration entsprechend, ist auch alles Andere monstros und exorbitant. In ähnlicher Weise sind manche überseeische Zeitungsberichte nicht nur überseeisch, sondern auch übertrieben. — Etwas Anderes ist es, wenn z. B. in dem Buche Laboulaye's „Paris en Amerique" Alles zehntausendfach vergrößert erscheint, da die ganze Anlage eine humoristisch-satyrische ist, und die Juxtapositien der Gegensätze zwischen Frankreich und Amerika eben nur durch das Karikirte um so deutlicher veranschaulicht wird. Die Uebertreibung gehört zur Tendenz des Buches; man merkt die Absicht und ist nicht verstimmt; namentlich da diese Absicht keine gehässige ist, sondern als Bonhommie auftritt.

Letzteres läßt sich aber von den erwähnten deutsch-amerikanischen Zeitungs-Korrespondenzen nicht behaupten; vielmehr ist es die souveräne Verachtung alles Amerikanischen, die Einen unangenehm und widerwärtig berührt. Daß in dergleichen Berichten über alle amerikanischen Einrichtungen und Verhältnisse der Stab gebrochen wird, hat in der Regel mehr subjective als objective Begründung. Die Leute, die als moderne Conquistadoren nach Amerika kommen, mit abenteuerlichen Vorstellungen, mit zerrissener Fahne und zerfahrenem Leben — die sind es auch zumeist, die alles Amerikanische en Canaille behandeln. Sie bringen von drüben nicht viel mehr mit, als das Bewußtsein von der Superiorität der deutschen Bildung, die bei ihnen doch nur als halbe existirt; sie sind stolz auf die deutschen Universitäten, auf denen sie nichts gelernt; sie brüsten sich mit Schiller und Göthe, mit Liebig und Humboldt, von deren Werken sie übrigens weniger wissen als mancher Amerikaner (wie denn besonders der Name Humboldt ein in Amerika hochverehrter ist und Schiffe, Flüsse und Ortschaften nach ihm benannt werden). Nun aber ist diese Landsmannschaft Schiller's und Göthe's in Amerika nicht Empfehlung genug, um ohne Weiteres die verdiente Anerkennung zu finden; ein relegirter Student wird deswegen noch nicht Professor am Yale-College; ein deutscher Baron, der seinen Gläubigern davongelaufen, wird deswegen noch nicht Generalissimus der Armee — und daher die Verstimmung und das wegwerfende Urtheil. Natürlich nimmt man sich auch gar nicht die Mühe, vom Postament der eigenen Erhabenheit herabzusteigen, um die amerikanischen Institutionen etwas genauer anzusehen und sich womöglich einigermaßen damit zu befreunden — wozu? Es ist ja doch Canaille. So bilden diese Leute ein deutsches Pendant zu den amerikanischen „Knownothings"; sie sind Know-nothings zugleich in der wörtlichen Bedeutung, nur daß dieser Knownothingismus um so absurder und undankbarer erscheint, als er in einem fremden Lande auftritt, in einem Lande, das uns Schutz und Gastfreundschaft gewährt. Dem Leser, der diese falschen, oberflächlichen und einseitigen Darstellungen liest, muß sich nothwendig die Frage aufdrängen, warum denn der Berichterstatter auch nur Einen Augenblick länger in dem Lande bleibt, von dem er eine so schauderhafte Schilderung entwirft.

Ein Aufsatz, der vor einiger Zeit unter der Ueberschrift „Literarische Anstalten in New-York" im Cotta'schen „Ausland" (vom 11. März 1863) erschien, leidet auch einigermaßen an den erwähnten Gebrechen, und da in meinen nächsten Briefen zum Theil dieselben Gegenstände besprochen werden sollen, so wird es mir wohl gestattet sein, zuvörderst einige, die hiesigen öffentlichen Bibliotheken näher würdigende Berichtigungen jenes Auslands-Artikels zu liefern.

Polen.

Das Königreich Polen. *)

In einer Zeit, wie die jetzige, wo es förmlich als System betrieben wird, Unwahrheiten zu verbreiten und Thatsachen zu entstellen, um im Interesse egoistischer Parteizwecke die öffentliche Meinung irre zu führen und, wo es geradezu für eine unerlaubte Anmaßung gilt, eine Ansicht zu äußern, welche der augenblicklich herrschenden politischen Stimmung zuwiderläuft, ist es ein wirkliches Verdienst, Bücher herauszugeben, die, auf Zahlen beruhend, geeignet sind, der Wahrheit ihr Recht zu verschaffen. Ein solches Verdienst hat sich der ungenannte Verfasser des soeben erschienenen Werkes über „das Königreich Polen" erworben, indem er aus offiziellen Berichten die genauesten Angaben über die Topographie, Statistik und Ethnographie Polens zusammengestellt hat.

Mit Vergnügen haben wir zwar erst kürzlich in diesen Blättern **) gelesen, daß selbst polnische Patrioten anfangen, gegen

*) Das Königreich Polen. Topographische und statistische Skizzen. Leipzig, H. Fries. 1864.

**) Nr. 46 von 1863.

die geflissentliche Fälschung aller Nachrichten über Polen Seitens der Nationalregierung zu eifern; indessen giebt es doch leider noch immer Idealisten genug, welche, hingerissen von ihren Sympathien, blindlings Alles glauben, was zum Nachtheil der Russen spricht, und ernsthaft wähnen, der gewaltsam hervorgerufene und genährte Aufstand sei eine nationale Erhebung der Massen zur Wiederherstellung des alten Polenreiches.

Entnehmen wir daher dem angeführten Werke einige nähere Notizen über die Bevölkerung des jetzigen Polens.

Sie betrug im Jahre 1816, wo das Königreich Polen zuerst mit dem russischen Reiche vereinigt worden war, 2,717,287, im Jahre 1860 aber 4,840,466. Sie hat sich also in diesem 45jährigen Zeitraum trotz der Unglücksjahre von 1830 und 31, wo sie sich um 9 Prozent verminderte, um 78 Prozent vermehrt. Im Allgemeinen rechnet man nach der mittleren Durchschnittszahl der Jahre 1832—1856 auf 23,1 Einwohner eine Geburt und auf 28 Einwohner einen Sterbefall. Die Berichte von 1860 gaben jedoch 203,837 Geborene und 143,683 Gestorbene, mithin eine Geburt auf 20,7 Einwohner und einen Sterbefall auf 33,6 Einwohner an.

Das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geschlechte war wie 100 : 106,8, indem es 2,340,216 männliche und 2,500,250 weibliche Personen gab, und wenn man die Gesammtzahl der Bevölkerung nach ihrem Alter vertheilt, so erhält man nur 750,000 Männer von 20—40 Jahren.

Im Vergleich mit anderen europäischen Staaten, gehört das Königreich Polen seiner Volksdichtigkeit nach zu den Ländern mit mittlerer Dichte, da auf die Quadratmeile 2086 Bewohner kommen; im Vergleich zu den übrigen russischen Provinzen aber gehört es zu den am dichtesten bevölkerten Theilen des Reiches.

Am bewohntesten sind die fünf westlichen Kreise des Gouvernium Warschau, welche an Preußen grenzen, die 4 südlichsten Kreise im Gouvernium Radom, die 2 nördlichsten Kreise des Gouvernium Augustowo, die Kreise Plock und Pultusk im Gouvernium Plock und der Kreis Lublin in dem gleichnamigen Gouvernium, dessen nordöstliche Kreise, Biala und Radzyn, dagegen die am wenigsten bevölkerten Gegenden des ganzen Königreichs sind.

Die Bevölkerung der 453 Städte, von denen blos 225 selbständig, die übrigen 228 in Privatbesitz sind, betrug nur 1,195,701, Warschau mit inbegriffen, das allein 162,805 Einwohner zählte, die des flachen Landes aber, welche in 22,613 Dörfern wohnt, 3,644,765 oder 75,3 Prozent der Gesammtzahl der Bewohner. Von den Dörfern gehören 17,837 Privatpersonen, 3,446 der Krone, 837 zu Majoraten, 288 der Geistlichkeit, 122 verschiedenen Anstalten und 83 den Städten.

Die überwiegende Mehrzahl sämmtlicher Bewohner, d. h. 3,708,219 oder 76,6 Prozent, bekennen sich zur römisch-katholischen, 6,1 Prozent zur protestantischen und 4,7 Prozent zur griechischen Kirche, während 12,6 Prozent Nichtchristen, und zwar 612,098 Juden sind. Letztere wohnen vorzugsweise in den Städten und haben sich seit 1816 fast um das Dreifache vermehrt, so daß es jetzt Flecken giebt, wo sie ½ und mehr der ganzen Bevölkerung ausmachen.

Die Zigeuner, deren Zahl nicht 300 übersteigt, leben, außer im Radomschen Gouvernium, im ganzen Königreich zerstreut; die Mohammedaner, welche 294 Seelen stark sind, wohnen in den Gouvernien Lublin und Augustowo.

Die Protestanten zerfallen in 281,748 Lutheraner, 6,018 Reformirte, 1,922 Herrnhuter und 1,556 Mennoniten, die Anhänger der orientalischen Kirche in 218,928 Griechisch-Unirte, 5,016 Rechtgläubige und 4,362 Roskolniken oder Alt- und Gleichgläubige, zwei Sekten der russischen Kirche.

Da die Religionsbekenntnisse zum Theil der nationalen Abstammung entsprechen, finden wir:

3,700,000 Slaven,
612,000 Juden,
270,000 Deutsche,
254,000 Lithauer
und: 5,660 verschiedenen Stammes.

Die Hauptmasse der slavischen Bevölkerung besteht allerdings aus Polen, indessen kann man ihre Zahl doch höchstens auf 3,200,000 anschlagen, selbst wenn man die beiden polonisirten Völkerschaften, die aus der Mischung der Polen mit den alten Jatwingen, einem lithauischen Stamme, und mit den Weißrussen hervorgegangen sind, die Kurpiken und Podliachen, zu den echten Polen rechnete. Denn die Bewohner russischen Stammes, welche in den Gubernien Augustowo, Plock und Warschau, besonders aber im Gub. Lublin leben, wo sie ⅔ der christlichen Bevölkerung bilden, belaufen sich mindestens auf 500,000 Seelen. Sie zerfallen in Groß- und Kleinrussen oder Russinen, und haben nur im südwestlichen Theile des Gub. Lublin mit dem Katholicismus zugleich die polnische Sprache angenommen, aber Sitten und Gebräuche behalten. Auch die Podliachen oder Podliasaken lassen in ihrem Dialekt und ihren Sitten noch deutlich ihre südrussische Herkunft erkennen, und die Kurpiken, welche ihren Namen ihrer Fußbekleidung, der Kurpe oder Bastschuhen, verdanken, und ein sehr verdorbenes Polnisch sprechen, erinnern durch ihr Aeußeres an die Lithauer, deren Grenznachbaren sie sind.

Den eigentlichen Stamm des polnischen Volkes bilden die Großpolen, welche den westlichen Theil des Gub. Warschau bewohnen, und sich in Kleidung und Gebräuchen ziemlich rein erhalten haben. Besonders die Kujawyen gelten für die treuesten Bewahrer der alten Sitten.

Die Masuren oder Masowschanen, die Bewohner von Masowien, sind zwar ebenfalls echte Polen, aber in Sprache, Sitten und Gebräuchen von den Großpolen verschieden, und die Sandomirzen oder Sandomierschzen im südöstlichen Theil des Gub. Radom ähneln in vielen Stücken den Krakusen oder Krakowiaken, den Nachkommen der ehemaligen Bielochroliaten, in den südlichen Kreisen desselben Gubernium.

Wie diese einzelnen Völker slavischen Stammes von einander denken, und wie namentlich die Kleinrussen oder Russinen die Polen verabscheuen, haben wir bereits aus dem Artikel: „Die Slaven nach ihren eigenen Sprüchwörtern*)" gesehen, und selbst in England, wo die Sympathieen für die Polen noch immer die Presse beherrschen, hat man schon auf die feindliche Gesinnung gegen die Polen aufmerksam gemacht, welche sich so offen in den Sprüchwörtern ihrer Nachbarstämme kund thut**).

Auch die Podliasaken hassen die Masuren, welche mit ihnen im Lublin'schen Kreise wohnen, und können vor Allem die Szlachta, oder den Adel, welcher in den Städten und Flecken lebt, nicht leiden.

Gleichwohl hält dies Alles den polnischen Adel nicht ab, die Selbständigkeit Polens, welche einzig und allein in seinem Interesse liegt, als den Wunsch der gesammten Bevölkerung des Landes darzustellen.

---

*) Nr. 34 von 1863.

**) Saturday Review. 18. July. (International Titles).

Denn obschon er im Verhältniß zur ganzen Einwohnerzahl nur wie 1: 62 steht, ist er doch von jeher gewöhnt, sich vermöge seiner Gesinnung und Bildung als den eigentlichen Kern des polnischen Volkes zu betrachten, und als Repräsentant der Nation aufzutreten. Ja, er strebt sogar danach, auch die Provinzen, welche ehemals zum polnischen Reiche gehörten, wieder zu gewinnen, so daß sich also

8,204,272 nicht polnische Slaven,
2,008,440 Lithauer,
2,346,815 Juden,
4,759,972 Deutsche, und
593,284 Angehörige anderer Nationen

unter der Herrschaft von 8,450,561 Slaven polnischen Stammes, oder vielmehr von 77,343 Polen, welche die Szlachta bilden, befinden würden.

Allerdings sind vorläufig noch die polnischen Provinzen Preußens und Oesterreichs von den Forderungen der Nationalregierung ausgeschlossen geblieben, und blos die westrussischen Provinzen, in denen unter einer gemischten Bevölkerung von 9,849,381 Seelen*) auch 1,027,947 Polen wohnen, als zu Polen gehörig reklamirt worden. Indessen l'appétit vient en mangeant, und als Deutsche können wir nur in einem Anflug sentimentaler Schwärmerei, die in der Politik geradezu unverzeihlich ist, wünschen, daß es den Polen gelingen möge, Herren eines Reiches zu werden, welches auf 14,576 Quadratmeilen über 26 Millionen Bewohner enthalten würde. Denn trotz aller Versicherungen von nachbarlicher Freundschaft und Liebe bleibt doch stets das polnische Sprüchwort wahr:

„So lange die Welt Welt, wird der Pole dem Deutschen „nie Bruder sein."

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Ungarn.

Ungarische Sprache und Literatur.

Die Kenntniß der ungarischen Sprache ist in Deutschland viel seltener, als man in Betracht der nahen Beziehungen, in denen wir zu dem „Volk des Ostens" stehen, erwarten sollte. Verstanden doch die Wiener Staatsmänner nur selten die Sprache einer Nation, die ohne solche Kenntniß vielleicht unverstandener bleibt, als manche andere; ja Herr von Schmerling scheint sich, als er die Februar-Verfassung entwarf, in demselben Fall befunden zu haben, und erst jetzt, wenn man den Berichten glauben darf, eifrig Ungarisch zu studiren! Die natürliche Folge dieser Unkenntniß ist die meist unrichtige Auffassung der ungarischen Verhältnisse. Man trifft in Deutschland verständige Leute und gute Patrioten, die nach den Belehrungen der Wiener Presse nicht begreifen können, daß die Ungarn ihre politische Selbständigkeit nicht der österreichischen Centralisation zum Opfer bringen. Und doch ist es gerade die politische Haltung der Ungarn, wodurch die deutschen Provinzen Oesterreichs in ihrem Zusammenhang mit Deutschland erhalten werden, der wahrscheinlich — und man lasse sich doch ja nicht täuschen von dem Enthusiasmus für Deutschland, von welchem österreichische Centralisten zuweilen überschäumen! — in dem Augenblick zerrissen werden würde, wo die Ungarn sich selber aufgäben und, statt dem geliebten Vaterlande, im Sinn einer vom Genius der Nation geschaffenen Verfassung, und geleitet von dem edlen Beispiel ebenso hellsehender, wie hochherziger Vorkämpfer, als treue Bürger zu dienen, es vorzögen, sich der Segnungen eines centralisirten österreichischen Einheitsstaates, der Redeübungen des Scheinconstitutionalismus zu erfreuen.

Darum also, weil bei uns in vielen Beziehungen, trotz Dampfern und Eisenbahnen, Ungarn noch immer eine terra incognita genannt werden muß, sind alle Bestrebungen, die eine genauere Kenntniß des für Deutschlands eigene Zukunft wichtigen Landes in rechter Weise vermitteln, unserer Beachtung wert, und darum empfehle ich, da ja in der Poesie eines Volkes sich dessen Seele am treusten spiegelt, eine neue Arbeit des durch frühere Leistungen schon rühmlich bekannten Herrn Gustav Steinacker, nämlich eine Uebersetzung der „Geschichte der ungarischen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf A. Küfalvi von Dr. Franz Toldy*)."

Dieses Werk des berühmten Literaturhistorikers Ungarns enthält 37 Vorlesungen, die derselbe im Jahr 1853/54 an der Pester Universität gehalten, — ein mit sicherer Meisterhand gezeichnetes Bild der poetischen Entwickelung seines Volks. Da bekommen wir zuvörderst eine ziemlich lebendige Anschauung von der Poesie der Hunnen, lernen die Hunnen-Sage der alten Ungarn, lernen den Almus- und Arpád-Sagenkreis kennen, werfen einen Blick auf die Ueberreste der Poesie des ungarischen Mittelalters, und erfreuen uns an dem Aufblühen der volksthümlich erzählenden und kirchlichen Poesie des 16. Jahrhunderts, wo die bedeutende Gestalt Sebastian Tinódi's, des letzten ungarischen fahrenden Sängers, unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich zieht.

Doch sieh! da geht ein Stern erster Größe auf, Nicolaus Zrinyi, der Dichter des 17. Jahrhunderts, von dessen Genie und großer Ueberlegenheit in der Composition die folgenden Dichter des 18. Jahrhunderts, so bedeutend und erfreulich sie an sich sind, überstrahlt werden. Ihn hat daher Toldy am „Ausführlichsten behandelt; mit dem lebhaftesten Interesse wird ihm der Leser in seiner Darstellung und Kritik der Zrinyiade folgen. Hier, in diesem Gedicht — beiläufig sei es gesagt — haben die Deutschen in Ungarn ein Werk, durch dessen Uebersetzung, wenn sie sich dem schwierigen Unternehmen gewachsen fühlen, sie sich ein wirkliches Verdienst erwerben können, ein Werk von so begeisternder Kraft, daß der davon Ergriffene gewiß nicht warten wird, bis vielleicht einmal eine gelehrte Gesellschaft einen Preis dafür aussetzt!

Von der 21. Vorlesung (Zrinyi) an wird sich die Freude an der Darstellung Toldy's immer mehr steigern; denn das achtzehnte Jahrhundert ist reich an interessanten poetischen Gestalten. Reiche Belehrung aus diesen Vorträgen schöpfend, wird sich gewiß der Leser mit mir dem Wunsch des Uebersetzers anschließen, daß er dem „vorzugsweise dazu berufenen Verfasser gefallen und vergönnt sein möge, recht bald auch das jedenfalls noch weit allgemeineres Interesse erregende goldene Zeitalter der ungarischen Dichtung im 19. Jahrhundert abzuhandeln." Toldy's durch reifkommene Beherrschung des Stoffs, Präcision und Klarheit ausgezeichnete Werk hat in Herrn G. Steinacker einen vortrefflichen Uebersetzer gefunden.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unterlassen, die Freunde

*) Siehe 32. Jahrg. des „Magazin", S. 240.

*) Pest, Gustav Heckenast, 1863.

ungarischer Poesie in Deutschland auf eine Sammlung lyrischer Gedichte aufmerksam zu machen, die ich in jüngster Zeit mit Vergnügen gelesen habe. Ich meine: „Balogh Zoltán Költeményei", zu Wien in zweiter Auflage erschienen und der Wittwe des ebenso hochherzigen wie unglücklichen Grafen Ludwig Batthyanyi gewidmet. Die ganze neuere Lyrik der Ungarn — nur Arany, den durchaus Eigenthümlichen, ausgenommen — steht unter dem mächtigen Einfluß Petöfi's, und so ist denn dieser Einfluß auch bei unserem Dichter unverkennbar; doch ist seine Originalität bedeutend genug, daß von bloßer Nachahmung nicht die Rede sein kann. Der Verfasser ist, irren wir nicht, Maler, und wenn wir die vielen schönen und gelungenen Gedichte, die sein Buch enthält, betrachten, freut es uns, aussprechen zu können, daß er auch als Dichter von sich sagen kann: „anch' io sono pittore"!

Theodor Opitz.

Kleine literarische Revue.

— **Das landwirthschaftliche Institut der Universität Halle.** Mit der Universität Halle ist seit einem Jahre ein landwirthschaftliches Lehrinstitut verbunden, das unter der Leitung des ordentlichen Professors der Landwirthschaft, Herrn Dr. Julius Kühn, steht, der darüber einen Bericht, sowie ein Programm, in Form eines ersten Heftes von „Mittheilungen" hat erscheinen lassen.*) Der Ausspruch Justus v. Liebig's, daß nur eine Verbindung der landwirthschaftlichen Akademien mit den Universitäten dem Bedürfnisse der Landwirthe, die mehr und mehr nach einer universellen, natur- und rechtswissenschaftlichen, philosophischen und technischen Bildung streben, zu genügen vermöge, hat in Preußen diesen ersten Versuch einer solchen Verbindung hervorgerufen, der, allem Anschein nach, von dem landwirthschaftlichen Publikum sehr dankbar aufgenommen wird. Nachdem das Institut im Winter-Semester 1862—63 mit zwanzig Studirenden eröffnet wurde, zählt dasselbe im gegenwärtigen Semester bereits sechsundfünfzig immatrikulirte Landwirthe, worunter 41 Preußen, 12 andere Deutsche, ein Schweizer, ein Kurländer und ein Amerikaner. Wie aus dem Lehrplane und dem Programme der Anstalt ersichtlich, hat sich dieselbe die Aufgabe gestellt, Alles, was man landwirthschaftliche Chemie, landwirthschaftliche Botanik u. s. w. nennt, so zu verwerthen, und aus den Grundwissenschaften die leitenden Ideen und Prinzipien dergestalt anwenden zu lehren, daß die Landwirthschaftslehre, unbeschadet ihrer inneren Einheit und organischen Gliederung, als angewandte Naturwissenschaft und Volkswirthschaftslehre erscheint. In richtiger Erkenntniß und Würdigung dieser Aufgabe, hat der landwirthschaftliche Centralverein der Provinz Sachsen, dessen Anträge und Verwendungen am Meisten zur Herstellung des neuen Instituts beigetragen, an die Spitze desselben die Berufung eines Mannes veranlaßt, der mit gründlichen wissenschaftlichen Studien die Erfahrungen einer vieljährigen Praxis auf landwirthschaftlichem Gebiete verbindet. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß unter der Leitung eines solchen Mannes der Zweck des Instituts: einerseits praktisch vorgebildeten Landwirthen Gelegenheit zu geben, sich eine gründliche und allseitige Durchbildung zu erwerben, und andererseits Studirenden der Kameralistik und der Verwaltungs-Wissenschaft die Möglichkeit zu bieten, sich eine nähere Kenntniß der Grundsätze des Landwirthschaft-Betriebes anzueignen, vollständig erreicht werden wird.

— **Die Einführung des Christenthums in Belgien.** Ein niederländischer Gelehrter, Herr P. A. J. Gerard, hat in vlamischer Sprache eine Abhandlung über die Geschichte der Einführung des Christenthums in Belgien drucken lassen, die sowohl in Holland, als in Belgien, mit großem Interesse gelesen worden ist.**) „Die sogenannte Einführung des Christenthums in Belgien," sagt der Verfasser in der Einleitung seiner Schrift, „ist vielleicht nichts Anderes gewesen, als eine neue Vergewaltigung dieses Landes durch die Römer, und zwar diesesmal unter dem Vorwande der Religion. Die Römer waren wegen ihrer Sittenlosigkeit von den Batavern ausgetrieben worden; der Aufstand der Letzteren ward hauptsächlich durch den Mißbrauch hervorgerufen, den die Römer damals von den Jünglingen machen wollten, die zum Kriegsdienst gezwungen worden waren. Sie konnten daher, um wieder in den Besitz des Landes zu gelangen, nichts Besseres thun, als dorthin unter der Maske von Sittenpredigern zurückzukehren. Allerdings waren die Mitglieder der gallo-romanischen Aristokratie, die bei der Auflösung des Reiches im Schoße der Kirche eine Zuflucht gesucht hatten, keine eigentlichen Römer, doch bei den Barbaren galten sie als Vertreter Roms. Wahrlich, das Unglück ist ein großer Lehrmeister, und man darf wohl annehmen, daß ihre Reue eine aufrichtige war. Wir sind weit davon entfernt, die Tugenden der Glaubens-Apostel in Zweifel zu ziehen, welche die Bekehrung der Franken unternahmen. Wir wollen ihre Absichten keineswegs verdächtigen. Wir nehmen an, daß ein heiliger Eifer für die Fortpflanzung des christlichen Glaubens ihre hauptsächliche Triebfeder war. Aber nichts desto weniger ist es unbestreitbar, daß die Mittel, deren sie sich bedienten, um dieses gottesfürchtige Werk zu verrichten, den Erfolg hatten, einen großen Theil des Grundes und Bodens in ihre Hand zu bringen und ihre Herrschaft über das Volk auszubreiten, welches am meisten zur Vernichtung der römischen Macht beigetragen hatte."

— **Ein englischer Knigge.** Ein bekannter englischer Schriftsteller, Herr George H. Calvert, hat ein Buch über den Umgang mit Menschen geschrieben, das er, nach dem Ideale englischer gesellschaftlicher Bildung, „der Gentleman" genannt hat, und das jetzt in einer speziell für die Amerikaner bestimmten Ausgabe erschienen ist.***) Wenn irgend einem Volke, das auf den Vorzug, ein gebildetes zu sein, Anspruch macht, eine Anleitung über den Umgang mit Menschen noththut, so sind es die heutigen Amerikaner. Durch den Bürgerkrieg ist ein großer Theil der jungen Leute, die immer schon gesellschaftliche Ungebundenheit mit bürgerlicher Freiheit verwechselten, vollends verwildert. Das Buch des Herrn Calvert hält ihnen nun einen Spiegel vor, in welchem sie neben dem abschreckenden Bilde ihrer eigenen Formlosigkeit das schöne, einnehmende Bild eines Gentleman erblicken. Letzterer wird

*) Mittheilungen aus dem physiologischen Laboratorium und der Versuchstation des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Halle. Von Dr. Julius Kühn, ord. öffentl. Professor ꝛc. Erstes Heft. I. Untersuchungen über die Entstehung, das künstliche Hervorrufen und die Verhütung des Mutterkorns. II. Nachrichten über das landwirthschaftliche Institut. Zugleich als Programm des Instituts für Michaelis 1863. Mit einer kolorirten Tafel. Halle, C. E. M. Pfeffer.

**) Over de invoering des Christendoms in Belgien. Brüssel, Ferd. Classen, 1863.

***) The Gentleman. By George H. Calvert. Boston, Ticknor & Fields.

ihnen gezeigt, wie er im häuslichen und im öffentlichen Leben, in der Gesellschaft und im Staate sich darstellt. Von einer Analyse des Begriffes und des Wortes „Gentleman" ausgehend, gelangt der Verfasser zu einer kritischen Darstellung von historischen Personen, die ihm als Muster-Gentlemen gelten. Als solche bezeichnet er z. B. Bayard und Sidney. Um die ethische und ästhetische Macht des wahren Gentleman in ihrem vollen Lichte zu zeigen, macht er auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen dem scheinbaren englischen Gentleman George IV. und dem wirklichen echten Gentleman Charles Lamb bestanden; ferner stellt er Kontraste, wie Napoleon und Washington, Hampden und Leicester, neben einander. Auch Shakespeare's Gentleman-Charaktere werden nach ihrer historischen, wie nach ihrer poetischen Seite definirt. Höchst anziehend geschrieben ist das Kapitel über den „Ton eines Gentleman im schriftlichen Verkehr" — ein Kapitel, das auch in England viele Beherzigung finden sollte, z. B. von Seiten der Gelehrten der Times. Die Hohlheit von Chesterfield's Codex der guten Erziehung wird von Calvert in ihrer ganzen Blöße dargestellt. Der Verf. läßt von keinerlei Scheingröße sich irgendwie imponiren: er beweist dem „Parvenu", der sich für einen großen Mann hält, daß er nichts weniger sei, als dies; dagegen kennzeichnet er andere, von der Welt kaum gekannte, aber in ihren Kreisen mit sittlicher Kraft wirkende Männer als die wahren Gentlemen der Gegenwart und in allen Zeiten.

— **„Gäa."** So heißt eine neue Zeitschrift für Naturwissenschaft, Erdkunde und Technik, die jetzt in Köln erscheint,*) und zwar unter Mitwirkung von Männern, wie Prof. Carl Vogt, Dr. Aré Lallemant, Dr. H. Klenke, Dr. A. Weber, Professor Emsmann u. A. Das erste Heft enthält neben vielen interessanten technologischen Notizen folgende Abhandlungen: „Ueber südamerikanische Stromgebiete, zunächst Brasiliens;" „die veränderlichen Sterne," „die Uhren," „das Gewitter," „Dominique François Arago" und die Sonnen-, Mond- und Planeten-Ephemeriden für den Monat November 1863.

Literarischer Sprechsaal.

Dem Dichter Franz Grillparzer ist vom Wiener Gemeinderath, auf Antrag der Gemeinderaths-Mitglieder, Professor Stubenrauch, Frankl und Dr. Helm, das Ehrenbürger-Recht der Stadt Wien verliehen worden.

Von Renan's „Leben Jesu" sind — nachdem bereits in Berlin zwei deutsche Uebersetzungen des Buches erschienen waren — auch in Wien zwei verschiedene deutsche Uebersetzungen ausgegeben worden, von denen die eine — die von Patuzzi (Wien, A. Wenedikt) — sich rühmt, die zahlreichen griechischen und lateinischen Ausdrücke Renan's, sowie überhaupt jedes Fremdwort, erklärt zu haben.

Diejenigen Zeitungen Wiens, welche für Organe des Ultramontanismus gelten — „Wiener Kirchenzeitung", „Vaterland" und „Volksfreund" — eifern täglich gegen die österreichischen Amtsbehörden, weil sie das Renan'sche Buch noch nicht verboten haben, doch scheinen sie sich selbst keinen Erfolg von ihrem Eifer zu versprechen.

*) Köln, Expedition der Gäa (F. Mermet).

Unter den zahlreichen Gegenschriften, die bisher zur Widerlegung Renan's in Frankreich und anderen Ländern erschienen, ist eine der würdevollsten und darum wirkungsreichsten die des holländischen Professors Dr. Theol. van Oosterzee in Utrecht, von welcher soeben auch eine deutsche Uebersetzung ausgegeben worden.*) Wir entlehnen dieser Schrift folgende Vergleichung des Lebens Jesu von Renan mit dem von David Friedr. Strauß:

„Der Ludwigsburger Gelehrte blieb innerhalb gewisser Grenzen, über welche der Pariser getrost hinausgeht. Das Buch des Letzteren steht an Anziehungskraft für ein gemischtes Publikum gerade so hoch über dem des Ersteren, als es an Tüchtigkeit darunter geblieben ist. Gerade darum ist es vielleicht verführerischer, wenigstens in einer Zeit, die sicherlich mehr zur Oberflächlichkeit, als zum Gegentheil hinneigt, und die lieber mit dem Luftballon in einem Augenblicke nach Oben geht, als mit der Taucherglocke in die Tiefe hinabsteigt."

Vor einigen Monaten ist in London der Versuch gemacht worden, Beethoven's Compositionen zu Goethe's „Egmont" als Konzertmusik aufzuführen. Herr Bartholomew hatte nämlich einen einleitenden und verbindenden poetischen Text für die verschiedenen Musikstücke geschrieben, die demnächst von einem trefflichen Sänger-Personal und Orchester im Krystallpalast vorgetragen wurden. Der Eindruck, besonders der Ouverture und der Zwischenakts-Musik, von Klärchens Liedern, sowie der Traum-Scene und des Trauermarsches, soll so außerordentlich gewesen sein, daß diese Aufführung als ein neuer bedeutender Schritt für die Einbürgerung und Popularisirung Beethovens in England zu betrachten ist. Ein Recensent im „Reader" citirt, um des großen Tondichters eigene Ansicht über diese seine Composition darzulegen, dessen an Bettina von Arnim geschriebene Briefe über Göthe. In Deutschland wird aber die Echtheit dieser Briefe überhaupt angezweifelt. Marx in seinem „Ludwig van Beethoven" meint, daß, wenn überhaupt Etwas an diesen Briefen sei, Bettina jedenfalls die Worte des großen Musikers ins Bettina'sche übersetzt habe.

Dem Verfasser des „Vicar of Wakefield", Oliver Goldsmith, ist kürzlich in Dublin ein Denkmal errichtet worden. Goldsmith ist ein geborener Irländer und hatte auf der Universität Dublin seine Bildung erhalten. Diese hielt es daher auch für ihre Pflicht, nachdem sie vor einigen Jahren die Statue des irländischen Dichters Thomas Moore auf einem der Vorplätze ihrer Lehrhallen aufgestellt hatte, auch dem älteren und populäreren Goldsmith die gleiche Dankbarkeit zu beweisen. Demnächst soll auf demselben Platze dem ebenfalls in Irland geborenen großen Parlamentsredner Edmund Burke ein Denkmal errichtet werden.

Der geachtete französische Akademiker Flourens tritt im Journal des Savans (November 1863) mit großer Entschiedenheit gegen Darwin's Theorie über den „Ursprung der Gattungen" auf. Darwin leitet diesen Ursprung bekanntlich von älteren Existenzen her, die sich nach und nach zu den gegenwärtigen entwickelt haben. Flourens bemerkt hiergegen, daß jede ältere Existenz eine noch ältere zur Voraussetzung habe und also zuletzt doch einen anderen Ursprung als die bloße Weiterentwickelung

*) Geschichte oder Roman? Das Leben Jesu von Ernst Renan, vorläufig beleuchtet von J. J. van Oosterzee. Aus dem Holländischen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1864.

haben müsse. „Es ist", sagt er, „in der Naturgeschichte nur zweierlei Ursprung möglich: entweder die spontane Entstehung (generatio aequivoca), oder der Finger Gottes. Zwischen diesen beiden hat man zu wählen. Herr Darwin aber schreibt ein Buch über den Ursprung der Gattungen, und dasjenige, was in diesem Buche nicht nachgewiesen wird, ist gerade der Ursprung der Gattungen."

Was die spontane Entstehung, die generatio aequivoca, betrifft, so meint Herr Flourens, daß auf dem heutigen Standpunkte der Naturwissenschaft kein Mensch mehr an eine solche Entstehung glaube*); Hr. Darwin würde also mit seiner Theorie, wenn sie darauf hinaus liefe, zu spät kommen. „Allerdings", so fügt der französische Akademiker hinzu, „giebt es bisher nur wenige klare Köpfe, die mit sicherem Blicke die unerschütterliche Fixität der Gattungen und jene ewige Unveränderlichkeit der Wesen erkennen, die auf einander in regelmäßigem Verlaufe folgen, stets in gleicher Weise verschieden und getrennt, in gleicher Entfernung die Einen von den Anderen. Es ist dies das große Schauspiel und die großartige Seite der Dinge. Die kleinen, leicht wahrnehmbaren Veränderungen derselben nehmen unsere Aufmerksamkeit gefangen, die kleineren Phänomene bewirken, daß wir die großen vergessen."

Der englische Physiker David Brewster hat bereits vor dreißig Jahren den Lehrsatz aufgestellt und nachzuweisen gesucht, daß sich die sieben prismatischen Farben Newton's auf drei Grundfarben, Roth, Gelb und Blau, zurückführen lassen. In neuester Zeit hat ein anderer Engländer, Herr Field, in seinem Werke über „Chromatographie" das richtige Verhältniß dieser drei Grundfarben festzustellen gesucht, wobei er zu dem Resultate gelangt, „daß weißes Licht aus den Farben Roth, Gelb und Blau zusammengesetzt sei, und zwar in dem Verhältnisse von resp. 5, 3 und 8". Hierauf fußend, hat nun ein englischer Lehrer der Ornamentirkunst, Herr Owen Jones, in seinem Lehrbuche der Ornamentik („The Grammar of Ornament") folgenden Lehrsatz aufgestellt: „Primäre Farben von gleichen Intensitäten werden mit einander harmoniren, oder sich gegenseitig neutralisiren, in dem Verhältnisse von 3 Gelb, 5 Roth und 8 Blau."

In der 26. Lieferung der neuen Ausgabe von Stieler's Hand-Atlas befindet sich eine ungemein anziehende neue Karte der Süd-Polar-Regionen, von A. Petermann. Es reichen die Radien dieses vom Südpol, als Mittelpunkt, ausgehenden Kreises bis zum 30. Parallel S. Breite, in dem Maaßstabe von 1 zu 40,000,000. Es umfaßt dieser Kreis die Südspitzen von Afrika, Australien und Südamerika, so wie ganz Neuseeland, und in der Weise, wie die von zahlreichen kleinen Nebenkarten umgebene Südpolar-Karte hier vorliegt, ist sie in der That eben so neu als interessant, da etwas Aehnliches noch in keinem der uns bekannten Atlanten zu finden ist. Wir erhalten durch diese Karte, wie dies weder durch eine Weltkarte in Mercators Projection, noch durch Planigloben möglich ist, einen vollständigen Ueberblick der Stellung und des gegenseitigen geographischen Verhältnisses der drei Welttheile Afrika, Amerika und Australien in ihren südlichsten Kontinental-Ausläufern. Gerade um die Letzteren gruppiren sich die Linien, welche die hauptsächlichsten Seewege des Welthandels bilden, die in der Kapstadt, in King-George-Sound, in Melbourne, Sidney, Valparaïso und Neuseeland — welches Letztere Petermann das „Großbritannien der südlichen Hemisphäre" nennt — zusammenlaufen. Auch ist zum erstenmale auf dieser Südpolar-Karte jener fabelhafte, durch keinerlei glaubwürdiges Zeugniß nachweisbare, antarktische Kontinent, mit welchem gerade seit einigen Jahrzehnden, auf die Schiffernachrichten der Wallfischfänger hin, unsere Atlanten ausgestattet sind, gänzlich beseitigt. Dr. Petermann, der zu dieser Karte in seinen „Mittheilungen" eine eingehende, historisch-physiographische Erläuterung giebt, weist aus den Berichten von Cook, Bellingshausen, Weddell, d'Urville, Wilkes, Roß und anderen antarktischen Seefahrern nach, daß es lediglich wandernde Pack-Eis-Kolosse waren, die man für Kontinente gehalten. Er glaubt vielmehr, daß die dem Südpol näher liegende Region, wohin bisher noch kein Fahrzeug gedrungen, verhältnißmäßig frei von Eis und schiffbar sei und daß das antarktische Centralgebiet einen vorwiegend oceanischen Charakter habe. Er fordert zu neuen Expeditionen und Forschungen in diesem Gebiete auf, die sowohl für die Wissenschaft, als für den Welthandel von außerordentlichem Nutzen sein können. Zunächst möchten sich wohl die diesem Gebiete verhältnißmäßig nahe liegenden, mit jedem Jahre mächtiger sich emporschwingenden, englischen Kolonieen in Süd-Australien und Neuseeland zu solchen Expeditionen und Forschungen veranlaßt sehen.

Ein neues Ergänzungsheft von Petermanns „geographischen Mittheilungen" schließt die größte und umfangreichste Arbeit, die seit dem neunjährigen Bestehen dieser Zeitschrift darin publicirt worden ist, nämlich die große Karte von Inner-Afrika in 10 Blättern, im Maaßstabe von 1 zu 2,000,000, begleitet von einer ausführlichen Denkschrift, mit Nachweis aller Quellenwerke über dieses interessante Gebiet, und von dreizehn Originalberichten der Reisen und Arbeiten von v. Beurmann, Kotschy, Brun-Rollet, Behm, Antinori, v. Heuglin, Morlang und v. Harnier. Diese Karte, deren Bearbeitung nahezu drei Jahre gekostet hat, und in der zum ersten Male mit einiger Vollständigkeit alle bisherigen Erforschungen und Nachrichten über Inner-Afrika vereinigt sind, hat durch die denkwürdige Entdeckung der Nilquellen durch Speke und Grant, deren Resultate noch auf der Karte eingetragen werden konnten, einen überaus günstigen Abschluß erhalten. Die Original-Reiseberichte enthalten alle bis jetzt eingegangenen Nachrichten von Beurmann und Heuglin.

In Paris hat ein Herr Beluze, ehemaliger Tischlergesell, zwei Arbeiter-Associationen gegründet, die streng nach dem Schulze-Delitzsch'schen Prinzipe von „Leistung und Gegenleistung," d. h. der persönlichen Haftbarkeit und Solidarität, verfahren und, von kleinen Anfängen ausgehend, bereits neben einem eigenen Vermögen großes Vertrauen und vielen Kredit besitzen, so daß ihre Wechsel gern discontirt werden. Beluze ruft den Arbeitern zu: „Verlaßt euch nur auf euch selbst! Durch die Association werdet ihr siegen; darum gründet euch selbst das Kredit-Institut, das den Arbeiter-Associationen die Möglichkeit gewährt, zu leben und zu gedeihen."

---

*) Man vergleiche damit unsern Artikel über Pasteur's Entdeckungen im heutigen Blatte des „Magazin."

Im Verlage von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung in Augsburg ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Psychiatrische Briefe

oder

die Irren, das Irresein und das Irrenhaus.

Eine vollständige systematische Darlegung aller Seelenkrankheiten

in klassischen und naturgetreuen Beispielen für das gebildete Publikum erläutert

von

Dr. med. **Joh. Aug. Schilling.**

Mit einer nach einer Photographie in Holz geschnittenen Abbildung des Kaulbach'schen Narrenhauses und einzelner interessanter Narrenköpfe desselben.

Nach Original von **W. v. Kaulbach**, Holzschnitt von **Braun** und **Schneider**, Photographie von **J. Albert.**

Gr. 8. Elegant broschirt. Preis 2 Thlr. 24 Sgr.

Es ist wohl kaum ein Werk bisher in die Oeffentlichkeit gedrungen, das mit gleich großer Wichtigkeit das höchste Interesse verbindet. — Das Publikum zu belehren, was es heiße, „ein Irre" zu werden, — als solcher behandelt, — und dann geheilt zu werden oder vielleicht verloren zu gehen für das ganze seelische Leben, — ist sicher um so mehr nothwendig, als es bis jetzt kein Buch gab, das in so blühender anziehender Sprache, in populären Vorträgen bei der strengsten Wissenschaftlichkeit, in Allem Aufklärung bietet, was über Irrsein, Irrenanstalten und Irrenbehandlung zu wissen nöthig ist. — Hier ist Belehrung, Rath und Trost zu finden. Die Kaulbach'schen Bilder geben den schönen begeisternden Worten des Verfassers die trefflichste Erklärung. (32)

Im Verlage der **S. Schropp**'schen Landkarten-Handlung in Berlin, Markgrafenstr. 46, ist so eben erschienen: (36)

Karte von Schleswig, Holstein und Lauenburg nebst den angrenzenden Landestheilen. Entworfen von F. B. Engelhardt. Preis in Carton 15 Sgr.

Der grosse Maasstab (1 : 600,000) erlaubt mit Leichtigkeit die Kriegsoperationen im Norden Deutschlands zu verfolgen und empfehlen wir allen Zeitungslesern obige Karte als vortreffliches Orientirungsmittel.

Schleswig-Holstein!

Im Verlage von G. G. Lange in Darmstadt ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (38)

Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein und sein gutes Recht.

Mit dem Portrait des Herzogs in Stahlstich.

Elegant geh. 5 Sgr.

Die kleine Schrift enthält einen allgemein verständlichen Abriß der Geschichte und des Staatsrechts der Herzogthümer.

Die Papier- und Schreibmaterialien-Handlung von Ernst Stiemcke,

Jägerstraße 42. u. Stechbahn 3.

Kunst-, Stempel- und Präge-Anstalt.

Briefbogen auf feinem weißen Glacé-Papier mit Buchstaben, Vornamen, Wappen ꝛc. in weiß und farbig gepreßt in jeder nur existirenden Art und Weise.

Taschen- und Bleifedern zum Schrauben in großer Mannigfaltigkeit.

Brief-Couverts in mehr als 100 Sorten von den billigsten bis zu den feinsten.

Photographische Albums von den einfachsten bis zu den feinsten Sorten in größter Auswahl, Lager von Schreibmappen, Albums, Poesiebüchern ꝛc.

Lager von deutschen, franz. und engl. Dinten, Oblaten, Siegellack, Stahlfedern ꝛc. in den vorzüglichsten Sorten. (28)

Concertsaal des königl. Schauspielhauses.

Vorträge auf dem Gebiet der neueren Sprachen. Ertrag zur Stiftung eines Stipendiums für Studirende der neueren Sprachen.

Mittwoch Abends 6½ Uhr.

I. 27. Jan. Hr. Prof. Dr. Herrig: Ein englischer Staatsmann.

II. 3. Febr. 1) Hr. Dr. Rodenberg: Ueber den Schweizer Kühreihen
2) Hr. W. Reymond: Sur l'enseignement international.

III. 10. Febr. Hr. Prof. Dr. Bollmann: Ueber den Hanswurst.

IV. 17. Febr. 1) Hr. Dr. Büchmann: Geflügelte Worte.
2) Hr. J. Dare: The chief events of Franklins life.

V. 24. Febr. Hr. Dr. Leo: Hamlet und Wilhelm Tell.

VI. 2. März. 1) Hr. Dr. David Mueller: Henriette Hertz und ihr Kreis.
2) Hr. Dr. Burtin: L'Hôtel Rambouillet.

VII. 9. März. Hr. Prf. von Holtzendorff: Ueber die Gaunersprache.

VIII. 16. März. 1) Hr. Prof. Dr. Gosche: Die spanischen Cid-Romanzen.
2) Hr. Dr. Taylor: The present english novelists.

Billets für den ganzen Cyclus zum Preise von 1⅓ Thlr., für einzelne Abende à 15 Sgr. bei Hrn. Hofmusikalienhändler Bock, Französische Strasse 33e und U. d. Linden 27. (35)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geschmückt mit dem in Reliefmanier gestochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldschnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (33)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bibliographische Anzeigen.

Nr. 1 (1864) der **„Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben"** (Beilage zur K. Wiener Zeitung) enthält folgende Artikel:

Die Restauration des St. Stephans-Domes. Von K. Weiß.

Die Konformität der Universitäten, mit Rücksicht auf gegenwärtige österreichische Zustände. Von Dr. K. Rokitansky.

Die Pferde-Eisenbahn und die Omnibus-Frage in Wien.

Geographische Romane.

Die Parteikämpfe in Nieder-Oesterreich, 1519—1520.

Dr. Emil Franz Rößler.

Literarische Notizen. (34)

Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserlichen Akademie in Wien und der Gelehrten-Gesellschaft in Krakau.

(Wien, in Kommission bei Carl Gerold's Sohn.)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in Berlin sind erschienen: (27)

Hinterlassene Werke des Generals

Carl von Clausewitz

über Krieg und Kriegführung.

Zweite Auflage.

Zehn Bände. gr. 8. mit 2 Karten. 12 Thlr.

Erster bis dritter Band (untrennbar). 4 Thlr.

Vom Kriege.

Die dritte Auflage, vermehrt mit einem Lebensabriß des Verf. und geschmückt mit einem Bildnisse desselben in Stahlstich, erscheint in diesem Jahre.

Vierter Band.

Der Feldzug von 1796 in Italien.

Mit einer Karte von Oberitalien, bearbeitet von F. Kiepert, und 5 Plänen. 1858. 1 Thlr. 10 Sgr.

Fünfter und sechster Band.

Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. 2 Bände (untrennbar). 2 Thlr. 20 Sgr.

Siebenter Band.

Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand, und der Feldzug von 1814 in Frankreich.

Mit einer Operationskarte von Rußland.

1862. . . . . 1 Thlr. 20 Sgr.

Achter Band.

Der Feldzug von 1815 in Frankreich.

1862. . . . . 1 Thlr.

Neunter Band.

Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Gustav Adolph, Turenne, Luxemburg und andere historische Materialien zur Strategie. 1863. . . . . 1 Thlr. 10 Sgr.

Zehnter Band.

Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Lobieski, Münich, Friedrich dem Großen und dem Herzog von Braunschweig und andere historische Materialien zur Strategie. 1863. . . . 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Bände VII—X (Einzelpreis 5 Thlr. 10 Sgr.) werden auf einmal bezogen zum Preise von 4 Thlrn. abgegeben.

„Kein anderer Schriftsteller," sagt die Neue Militair-Zeitung (1858 Nr. 28), „ist gleich geeignet in das Wesen des Krieges einzuführen, keiner zwingt so unerbittlich den eigentlich entscheidenden Faktoren, den letzten bewegenden Ursachen bis auf den Grund nachzugehen. Clausewitz ist ein Kritiker ersten Ranges im besten Sinne des Wortes, insofern die Kritik nicht blos die negative Aufgabe hat, den Irrthum und die Unwahrheit aufzudecken, sondern zugleich die positive, im nothwendigen Proceß des Denkens und der Betrachtung zur Erkenntniß des Richtigen und Wahren zu führen. Er ist ein Schriftsteller, mit dem nicht blos der Offizier, sondern jeder höher Gebildete, der über den Krieg mitsprechen will, vor allem aber der Staatsmann vertraut sein sollte. In der klaren, durchdringenden Art, wie er seinen Gegenstand ergreift und hinausführt, erinnert er an Lessing. Wie bei diesem ist es nicht der Stoff an sich, sondern der Geist in Form und Behandlung, der unwiderstehlich anzieht und wieder Frucht des Geistes hervortreibt; wie von Lessing in Sachen des Geschmackes und der Kunst, so sind von Clausewitz im Gebiete des Krieges neue Bahnen gebrochen, die ächten, bleibenden Gesetze desselben mit einem neuen Licht umgeben worden. Indessen ist seine Theorie allein nicht genügend, ihn vollständig zu verstehen und zu würdigen. Dieselbe ist an der fortwährenden Betrachtung einer Reihe der wichtigsten Kriege gleichsam genährt und aufgewachsen; und wieder sind seine kriegsgeschichtlichen Werke vom Geist seiner Kritik getragen und durchdrungen. Darum ist uns eine neue Auflage derselben besonders erwünscht" u. s. w.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 4.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 24. Januar **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

In wieweit ist Südtirol italiänisch? I. Natürliche und politische Gränzen. 50

Frankreich.

Die gegenwärtige religiöse Bewegung in Frankreich 52

England.

Italien in der modernen englischen Unterhaltungsliteratur. Vincenzo, von J. Ruffini. 56

Nord-Amerika.

Literarische Briefe aus New-York. II. Die Aster-Bibliothek. 58

Rußland.

Die öffentliche Bibliothek in Tiflis 60

Palästina.

Moritz Busch: Bilder aus dem Orient. . . 61

Kleine literarische Revue.

Philosophische Schriften 62
Preußens Ehrenspiegel von Schottmüller . . 62

Literarischer Sprechsaal 63

In **J. H. Neumann's** Landkarten-Handlung, Mohrenstrasse 50, neben dem Englischen Hause, ist zu haben:

Karte von Holstein, Lauenburg, Schleswig und den angrenzenden Landestheilen. 1 : 600,000. Entworfen von Handtke. 20 Sgr.

Karte von Schleswig - Holstein - Lauenburg. 1 : 600,000. 8 Sgr.

Generalkarte von Schleswig-Holstein u. Lauenburg. 1 : 450,000. Entworfen von F. Geerz. Ausgabe No. 3. 1 Thlr., aufgezogen 1½ Thlr.

Karte von Schleswig-Holstein und Lauenburg. 1 : 445,000. Bearbeitet von Gräf. 10 Sgr.

Karte vom Königreich Dänemark mit Herzogthümern Schleswig-Holstein und Lauenburg. 1 : 384,000. Entw. von Bull. 4 Blatt. 5 Thlr.

Karte von Dänemark mit den angrenzenden Theilen Norddeutschlands. 1 : 1,000,000. Gezeichnet von H. Kiepert. 20 Sgr.

Obige Karten empfehle ich Allen, die eine gute, nach neuern Materialen bearbeitete Karte zu besitzen wünschen. (44)

Unter den jüngsten Erscheinungen deutscher Literatur und Kunst haben wenige eine so epochemachende Bedeutung und sich so schnell die volle Sympathie aller Gebildeten gewonnen, als das Werk: (41)

Goethe's Frauengestalten

nach Originalzeichnungen

von

Wilhelm v. Kaulbach.

Bis jetzt sind folgende 18 Blätter in 4 photographischen und 1 Stichausgabe erschienen und durch jede Buch- u. Kunsthandlung zu beziehen:

Lotte, Adelheid, Iphigenie.
Goethe's Muse, Dorothea, Clärchen.
Gretchen (zur Kirche gehend), **Gretchen** (mater dolorosa), **Eugenie.**
Mädchen im Walde, Helena, Leonore.
Mignon, Lili.
Ottilie, Göthe in Frankfurt auf dem Eise.
Friederike, Dora.

Photographirt von J. Albert.

Als Facsimile, jedes Blatt mit eigenhändiger Unterschrift W. v. Kaulbach's. Bildhöhe über 2 Fuss. — Jedes Blatt mit erläuterndem Text.

Preis einer Lieferung von 3 Blättern 32 Thlr.
- - - - 2 - 21⅓ -
Preis eines Einzelblattes 14 -

Grösse I. Bildhöhe circa 20 Zoll rh. — Jedes Blatt von einem erläuternden Text begleitet.

Preis einer Lieferung von 3 Blättern 20 Thlr.
- eines Einzelblattes 8 -

Grösse II. Bildhöhe circa 15 Z. 5 Lin. rh. Jedes Blatt mit erläuterndem Text.

Preis einer Lieferung von 3 Blättern 14 Thlr.
- eines Einzelblattes 5⅓ -

Grösse IV. in Visitenkartenformat.
Preis eines Einzelblattes 10 Sgr.

In Linienmanier gestochen von den ersten deutschen Kupferstechern.

in Fol. mit Text von Adolf Stahr.

Preis der ersten Liefrg. von 3 Blättern 6 Thlr.
- - zweiten - - 2 - à 4 -
- eines Einzelblattes auf chin. Pap. 4 -
- - - - weiss. - 3 -

Friedrich Bruckmanns Verlag in München.

(Fortsetzung aus No. 3 dieser Zeitschrift.)

Lebensgrosse Büsten berühmter Männer deutscher Nation.

II. Musiker.

Beethoven, Gewandb. model. von Hagen, 29 Z., 6 Thlr.
Dieselbe, verkleinert, 18 Z., 3 Thlr.
Mozart, Gewandb. mod. v. Hagen, 29 Z., 6 Thlr.
Derselbe, kleine Originalbüste, 1780, 18 Z., 3 Thlr.
Haydn, Gewandb. (sprechend ähnlich) 1790, 24 Z., 5 Thlr.
Derselbe, verkl. Copie, 18 Z., 3 Thlr.
Gluck, Gewandb. v. Houdon, 1760, 33 Z., 8 Thlr. (Meisterwerk lebendiger realistischer Darstellung.)
Händel, Gewdb. v. Roubillac, 1730, 29 Z., 6 Thlr.
Graun, Gewandb., mod. 1860 von Hagen 29 Z., 6 Thlr.
Spontini, mod. 1828 von Rauch, 28 Z., 6 Thlr.
Zelter, mod. 1824 von Tieck, 24 Z., 5 Thlr.
Spohr, mod. 1855 von Wichmann 24 Z., 5 Thlr.
Mendelssohn (Felix), 1845 von Rietschel, 24 Z., 5 Thlr.
Meyerbeer, mod. 1842 von Wichmann, 24 Z., 5 Thlr.
Rungenhagen, mod. 1846 von Wichmann 24 Z., 5 Thlr.

Vorstehende Büsten sind in saubern Gipsabgüssen fortwährend zu haben. Verpackung in Kisten billigst. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct. (42)

G. Eichler in **Berlin** (Unter den Linden 27), Gipsgiesserei und plastische Kunstanstalt.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (43)

Les Sémites à Ilion

ou

La Vérité sur la Guerre de Troie

par

L. Benloew.

in-8. broch. 10 Sgr.

Paris. A. Franck'sche Buchhandlung.

Bei **Otto Meißner** in Hamburg ist erschienen:

Ludwig Uhland

von

Gustav Liebert.

8. geheftet. 10 Sgr.

Ein mit feinem Verständniß geschriebenes Büchlein, das den Verehrern Uhlands eine willkommne Gabe sein wird. (55)

Deutschland und das Ausland

In wie weit ist Südtirol italiänisch?

I.

Natürliche und politische Gränzen.

Die allgemeine Unbehaglichkeit und Unruhe, die der europäischen Menschheit in den Gliedern steckt, äußert sich auf so vielfache und so entschiedene Weise, daß man gar nicht Prophet zu sein braucht, um große und tiefgreifende Veränderungen in den Verhältnissen aller Staaten und Völker zu prognosticiren. Was bisher geschehen, scheint bloßes Vorspiel zu sein. Denn weit davon entfernt, die vorhanden gewesenen Uebelstände zu beseitigen und die Sachlage natürlicher erscheinen zu lassen, hat es nur dazu beigetragen, neue Knoten zu schürzen, neue Ansprüche zu erwecken, neue Unbehaglichkeiten fühlbar zu machen. Wir halten viele der jetzt gäng und gäben Schlag- und Stichwörter, viele der sogenannten „Prinzipien", für die mit Blut und noch mehr mit Dinte gefochten wird — für nichts weniger als Prinzipien, sondern für die natürlichen Ergebnisse der Unbehaglichkeit unserer Lage selbst.

Zu diesen Prinzipien gehört in erster Reihe das Prinzip der Nationalitäten und das Prinzip der natürlichen Gränzen. Eine konsequente Durchführung derselben — auch nur eines derselben — müßte die Welt in das alte Chaos zurückstürzen und jenes Faustrecht erst recht entbinden, welches zu beseitigen sie eben erfunden wurden. Alles, was lebt, behauptet sich dem zerstörenden Prinzipe der Natur gegenüber durch Nothwehr, durch Kraftäußerung, durch das Faustrecht; was von der Pflanze gilt, die anderen Pflanzen Licht und Luft wegnimmt, was von dem Thiere, was von dem rohen Naturmenschen, das gilt auch von Völkern und Staaten, und nicht blos von Völkern und Staaten des Alterthums, sondern auch von den Völkern der neueren Zeit, und wird auch wohl in Zukunft gelten. Die Römer trieben das Vernichten fremder Nationalitäten systematisch; sie tödteten den fremden, ihnen feindlichen Volksgeist direkt durch Ausrottung alles dessen, was Geschichte, Literatur, Gesetz, staatliche Einrichtung heißt, und es gelang ihnen, ohne daß ein Hahn darum krähte, und die Nachkommen dieser so entnationalisirten Völker, die politischen Franzosen an der Spitze, haben ihnen diese Sünde vergeben.

Es ist die Frage, haben die in dieser Art entnationalisirten Völker durch die gezwungene Romanisirung verloren oder gewonnen? Lag es im Plane der Vorsehung, ist es in den Gesetzen der Menschengeschichte begründet, daß sie als Gallier, Iberer, Punier untergingen? Die Geschichte kennt kein Nationalitäts-Prinzip, sie kennt vielmehr ein Gesetz der Auflösung kleinerer Einheiten in ein größeres Ganze, sie kennt ein Gesetz des Fortschrittes, welcher dadurch entsteht, daß durch Völkermischungen die Grundlagen und Motive der Gesittung und Kultur vervielfältigt und vertieft werden.

Ganz ebenso ist es mit der Theorie der natürlichen Gränzen, welche einzelne Völker, wie die Franzosen und Italiäner, zu lehren beliebten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es natürliche Gränzen giebt, die sich als Gränzmarken zwischen Ländern und Völkern benutzen lassen, aber andererseits ist es ebenso klar, daß das gar zu lebhafte Verlangen, dieselben überall herzustellen, wiederum nur eine direkte Herausforderung an das Faustrecht ist. Und was sollen Länder und Völker machen, die keine natürlichen Gränzen haben, wie z. B. die unglücklichen Polen? Die Nationalitätsfrage ist auch heute noch eine Frage des Faustrechtes.

Italien hat sehr schöne natürliche Gränzen. Man sehe sich nur die langhingestreckte Halbinsel an, wie sie im Norden rings von einem Kranze himmelanstrebender, fast unübersteiglicher Berge umgeben ist. Hier kann kein Irrthum obwalten. Ist diese Halbinsel von einem einzigen Volke mit gleicher Sprache und Sitte bewohnt, dann bildet, abgesehen vom Meere, die natürliche Gränze der Alpengrat, der das Stromgebiet des Po begränzt und von den Gebieten der Rhone, des Rheines und der Donau scheidet, und es handelt sich nur noch darum, diese Ansprüche zu verwirklichen und die Fremden über diese Scheidewand hinaus zu komplimentiren.

Italien für die Italiäner! — An gutem Willen fehlt es jenseits der Alpen nicht, und die Lust, dem Kaiserstaate auch noch Venetien und Wälschtirol zu entreißen, hat sich mit der Einverleibung der Lombardei in das neue Königreich nicht vermindert.

Die österreichische Presse läßt es sich natürlich angelegen sein, diesen so weit gehenden Zumuthungen entgegen zu treten. Wir finden in der „Oesterreichischen Revue" von 1863 einen durch mehrere der ziemlich starken Bände durchgehenden Artikel von D. R. Perkmann in Wien, welcher den Titel führt: „Studien aus Südtirol" und für Beurtheilung dieser Frage äußerst schätzbare Mittheilungen und Materialien enthält. Vornehmlich wird darin gezeigt, daß sich, was Tirol betrifft, die beiden Theorien von der Selbständigkeit der Nationalitäten und den natürlichen Gränzen keineswegs decken, oder mit anderen Worten, daß die deutsche Nationalität selbst jenseits der Alpen, in dem sogenannten Wälschtirol, noch sehr stark und kräftig vertreten ist.

„Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die Ansprüche der nationalen Reformatoren jenseits der Alpen, sofern sich diese Ansprüche auf das deutsche Bundesgebiet, auf Südtirol, erstrecken, einer näheren Beleuchtung zu unterwerfen, weil das Bergland im Süden des Brenner und der Finstermünz großentheils noch wenig bekannt und die ganze Gliederung der Bewohnerschaft nach Nationalität und Sprache noch zumeist, theils mit Absicht, theils aus Unkenntniß, unrichtig dargestellt worden, ein Umstand, der allein es begreiflich macht, wie deutsche Politiker und Staatsmänner einer Abtretung Südtirols an Italien das Wort reden konnten. Um unserer Darstellung eine zweckmäßige Uebersicht zu geben, scheint es erforderlich, sie in drei besondere Theile zu zerlegen, je nach den Hauptmomenten, welche hier erörtert werden sollen. Vor Allem muß das Land selbst, die Plastik des Bodens dargelegt werden, insofern sie die strategischen Operationen mit bestimmen hilft; sodann muß nachgewiesen werden, wie sich die beiderseitigen Nationalitäten innerhalb der Gränzen Südtirols nach Zahl und Beschaffenheit zu einander verhalten, besonders um zu zeigen, daß es nicht blos staatsrechtlich zu Deutschland gehöriges Land ist, welches die Patrioten Jung-Italiens in den Kreis ihrer Annexionsbestrebungen hineinziehen wollen, sondern daß damit ein rein deutscher Volksstamm, der zu den edelsten Repräsentanten des Germanenthums zählt, aus seinem bisherigen Verbande mit dem Mutterstock losgerissen werden soll.

„Südtirol begreift in seiner Gesammtheit die ganze Gruppe der Berge und Thäler, welche südlich von der Scheidewand des Brenner und dem Passe bei Reschen-Scheideck bis zur historisch allbekannten Veroneser Klause reicht, und im Osten an Kärnthen, im Westen an die Schweiz gränzt. Die einzige naturgemäße

Linie, welche Nord- und Südtirol von einander scheidet, bildet somit die ungeheure Felsenwand der Centralalpen selbst. Diese treten, eine Fortsetzung der hohen Schweizer-Alpen, bei Martinsbruck, in der Nähe des Nauders, aus dem Kanton Graubündten auf tirolischen Boden über und verlaufen hier in beinahe gerader Richtung von Westen gegen Osten bis zum Großglockner, in dessen Felsenmassen die Gebiete von Tirol, Salzburg und Kärnthen sich berühren.

„Diese Gebirgskette ist die mächtigste in ganz Oesterreich. Beinahe in ihrer ganzen Längenausdehnung ragt ihre Kammhöhe bis in die Region des ewigen Eises hinauf. Nur an zwei Stellen ist sie von bedeutenderen Einsenkungen durchbrochen, im Quellengebiete der Etsch, an der westlichen Landesgränze, dann in der Mitte der Provinz, am Ursprung der Eisack und der Sill. Doch auch die Höhe dieser Querthäler ist noch immer ansehnlich genug, um dem Gesammtcharakter des ganzen Gebirges zu entsprechen; denn der Einschnitt zwischen Reschen und Nauders hat noch eine Meereshöhe von 4810 Fuß und der Brennerpaß steht noch 4450 Fuß über dem Spiegel der Adria. Zwei mit großen Kosten hergestellte und nur mit Mühe zu erhaltende Kunststraßen vermitteln durch diese Thore den Verkehr zwischen Italien und Deutschland; nur an diesen beiden Punkten ist innerhalb Tirols ein Massendurchzug möglich, so lange die Passage nicht überhaupt durch bewaffnete Kräfte abgeschnitten wird. Auf der ganzen übrigen Strecke der Centralkette lagern großartige Massen unvergänglichen Schnees, über welche nur Einzelne, an der Hand gletscherkundiger und schrittsicherer Führer, wandern können. Diese kolossale Gebirgskette halten die Träger des großitalianischen Gedankens für die natürliche Demarcationslinie des präsumtiven Reiches, und die Wahrheit scheint auf ihrer Seite zu stehen, so lange man die innere Gliederung von Südtirol außer Rechnung stellt. Bei genauerer Betrachtung derselben ändert sich jedoch die ganze Constellation, und Südtirol erscheint, seiner ganzen Ausdehnung nach, als ein integrirendes Glied in der Kette der strategischen Hauptpunkte zwischen der Mitte und dem Süden unseres Kontinents."

Die weitere Beweisführung, auf deren Einzelnheiten wir nicht näher eingehen können, läuft darauf hinaus, daß Südtirol, statt mit der Lombardei einerseits und Venetien andererseits in einem sogenannten natürlichen Zusammenhange zu stehen, von beiden überall schroff abgeschieden ist und in geographischer, wie in strategischer Hinsicht ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet.

„Wie sehr auf dieser ganzen Linie jedes feindliche Unternehmen erschwert ist, mag aus der wiederholt zur Erscheinung gekommenen Thatsache zu schließen sein, daß während der letzten Kriege Oesterreichs mit Italien, wo dieses die Hauptmacht der Halbinsel an den Ausläufern der Tiroler Alpen konzentriren konnte und von einer Großmacht des Kontinentes unterstützt wurde, die ganze Westgränze Südtirols bis in das Thal der Chiese hinab nur an zwei Punkten, und da nur von einer kleinen Zahl Militär und deutsch-tirolischen Scharfschützen gedeckt werden mußte, nämlich an den Uebergängen des Stelvio und Tonale. Die bekannten Pläne der italiänischen Actionspartei, auf dieser Seite eine Invasion Tirols zu versuchen, konnten, wie jedermann einsah, niemals im Ernste gemeint sein, und müssen in das Reich des Wahnwitzes oder verzweifelter Streiche gesetzt werden. Solche Unternehmungen, bei denen die feindliche Macht nach der Natur der Dinge stets nur innerhalb bescheidener Gränzen gehalten ist, würden nur dann einen Sinn haben, wenn ganz Tirol die Hände in den Schooß legen und einem Durchzug des Feindes bis in den Rücken des Festungsvierecks am Mincio und an der Etsch ruhig zusehen, oder sich gar daran betheiligen wollte!"

Etwas weniger gut, aber immerhin noch gut, ist Tirol gegen das Venetianische hin gesichert. Kurzum, das Ergebniß dieser Betrachtungen ist, daß Südtirol einer der wichtigsten strategischen Punkte Europa's ist und ohne Gefahr für Deutschland nicht aufgegeben werden kann.

„Rom hatte im fernsten Asien, im Norden von Afrika schon ausgedehnte Länderstrecken in Besitz genommen; Iberien und Gallien hatten sich bereits vor dem Flügelschlage der Adler gebeugt und selbst in Britannien zeigten sich schon die Spuren der römischen Legionen; aber das nahe Deutschland, das wichtigste Nachbargebiet, stand noch in ungebrochener Kraft und erfreute sich einer ungeschmälerten Freiheit, weil es den Feldherren des Weltvolkes noch nicht gelungen war, die Alpenpässe zu durchbrechen. Kaum war aber diese Aufgabe mit schwerer Mühe und ungeheuren Opfern vollzogen, kaum war von Verona, dem Hauptquartiere der Cäsaren, aus das Etschthal gewonnen und durch unzählige Befestigungen gesichert, so konnten die Legionen direkt gegen Norden aufbrechen, und ohne mehr auf energischen Widerstand zu stoßen, erreichten sie den Inn und die Donau, vereinigten sich hier mit den Legionen aus Gallien, dort mit den Truppen aus Aquileja, und der Lösung der südtirolischen Frage folgte nur zu bald die Unterwerfung des größten Theils von Süddeutschland selbst.

„Die Bedeutung, welche Südtirol zu den Zeiten der Römer gehabt, hat es in allen folgenden Jahrhunderten ungeschmälert behalten. Wie damals, so ist auch später dessen Besitz entscheidend gewesen für das Schicksal von Deutschland. Was das Etschthal für Drusus war, das wurde es auch für den ersten Napoleon. Wie die Feldherren des Augustus die Wichtigkeit dieses Landes erkannten, so entging sie auch den Heerführern des neuen Imperators nicht, und auch hier wurde keine Anstrengung unterlassen, um die strategische Hauptlinie zwischen dem Po, der Donau und dem mittleren Rhein durch Tirol hindurch offen zu halten."

So weit, was die strategische Wichtigkeit Südtirols betrifft. Der Verfasser kommt nun auf ein anderes Moment zu sprechen, auf welches die Vertreter der Ideen Jung-Italiens Ansprüche auf dieses Land begründen wollen, nämlich das sprachlich-nationale. Sie behaupten, es müsse zu Italien gehören, weil die Sprache und Nationalität seiner Bewohner romanisch sei und es folglich dem Süden zuweise.

„Es ist ein altererbter Irrthum der öffentlichen Meinung in und außer Deutschland, für dessen Fortpflanzung die Geographen, Einer stets nach dem Muster des Andern, die eifrigste Sorge tragen, daß Deutschtirol auf den nördlichen Theil der Provinz beschränkt, dagegen der italiänische Antheil auf das ganze Südtirol ausgedehnt wird. . . . .

„Der ganze Flächeninhalt der Provinz Tirol, mit Ausschluß von Vorarlberg, beträgt 503 deutsche Quadratmeilen, wovon 300 auf Süd- und 200 auf Nordtirol zu vertheilen sind. Die Zahl der Einwohner erreicht 762,000, so daß durchschnittlich gegen 1515 Seelen auf dem Raume einer Quadratmeile leben."

Die Vertheilung der Bevölkerung ist aber nicht gleichmäßig, das rauhere und unfruchtbarere Nordtirol ist schwächer bevölkert, 1000 Seelen im Durchschnitt und darunter auf die Quadratmeile, während sie in dem wärmeren und fruchtbareren Südtirol auf das Doppelte und noch höher steigt.

„Am dichtesten erscheint die Bevölkerung in den südlichsten Theilen des Landes, insbesondere in den Bezirken von Roveredo

und Trient und in den unteren Gegenden der Sarca, wo Himmel und Erde mit allen ihren wohlthätigen Elementen zusammenwirken, um die edelsten Gewächse, wie Wein, Citronen, Orangen, neben Oliven, Granaten und Aloen mit tausend andern Produkten heißer Himmelsstriche von der vortrefflichsten Qualität in seltener Menge aus dem Schooße der freigebigen Natur hervorzurufen. Dieser Fülle von Erzeugnissen zur Seite steht noch ein erträgnißreicher Seidenbau mit vielen hunderten von Filanden und Filatorien, deren Schöpfung alle großen Märkte des gesammten Kaiserstaates beleben; diesen günstigen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß die Volksdichtigkeit des Kreises Trient die Zahl von 3000 Einwohnern auf der Quadratmeile überragt und in einzelnen Bezirken sogar jenen Umfang annimmt, wie er in der benachbarten Lombardei, einem der gesegnetsten Länder unseres Welttheiles, hervortritt." —

Auch das mittlere Etschgebiet, die Bezirke von Kaltern, Botzen und Meran, sind gut bevölkert. Die Kultur und mit ihr die Bewohnerzahl nimmt aber, je weiter man in den Neben- und Seitenthälern hinauf kommt, immer mehr ab. Die beiden Hauptsprachen des Landes bilden die deutsche und die italiänische; das Gebiet der deutschen Sprache umfaßt einen Flächenraum von 382 Quadratmeilen, das der italiänischen ist auf 118 beschränkt. Von der Bevölkerung vertheilt sich die deutsche Sprache auf drei Fünftel, die italiänische auf zwei Fünftel der ganzen Seelenzahl, ein Verhältniß das sich aus der oben angedeuteten Verschiedenheit erklären läßt. Wälschtirol ist verhältnißmäßig klein, aber stark bevölkert.

„Wer nun der Ansicht ist, daß die geographische Scheidewand zwischen Nord- und Südtirol auch zugleich die Demarcationslinie zwischen den beiderseitigen Sprachgebieten sei, dem kann der folgende Thatbestand entgegengehalten werden: Von der gesammten deutschen Bevölkerung des Landes lebt mehr als die Hälfte in Südtirol, oder in bestimmten Zahlen ausgedrückt: 218,000 Deutsche in Südtirol gegen 216,000 in Nordtirol ..... Das von Deutschen bewohnte Südtirol ist um mehr als den vierten Theil größer, als Wälschtirol, weil jenes erstere 182 Quadratmeilen Flächeninhalt hat, wogegen letzteres nicht mehr als 118 aufweisen kann."

Frankreich.

Die gegenwärtige religiöse Bewegung in Frankreich.

Es ist in diesen Blättern oftmals auf die gewaltige Regsamkeit hingewiesen worden, welche der französische Protestantismus entwickelt. Inmitten einer von Gewinn- und Genußsucht fieberhaft ergriffenen Gesellschaft sollte man diese Betonung der religiösen Bedürfnisse kaum für möglich halten. Allein die äußersten Gegenpole berühren sich stets. Dasselbe Frankreich, welches aller überirdischen Speculation den Rücken gekehrt zu haben scheint, sah das seltsame Schauspiel, wie der in seinem innersten Glaubenskern noch unberührte Calvinismus der reformirten Staatskirche Tausenden protestantischer Seelen nicht genügte, weil er ihnen weder ein hinreichendes Maaß praktischer Wirksamkeit entfaltete, noch gar den sittlichen Trieb nach Erlösung und die ganze Strenge calvinischer Rechtgläubigkeit genugsam verkörperte. So entstand die „freie Kirche" der Reformirten, nichts weniger als „frei religiös" im Sinne des deutschen Rationalismus, sondern von der absoluten Wahrheit des Christenthums aufs Tiefste durchdrungen, dem apostolischen Ideal der Glaubenskraft und des hingebenden Opfermuths nachstrebend und nur deßhalb „frei" zu nennen, weil sie den eigenartigen Ausbau ihrer Verfassung und das Fernbleiben staatlicher Einmischung durch den Verzicht auf Unterstützung aus Staatsmitteln erkaufte. Das Nähere über diese Bewegung, ihren Charakter und ihre Beziehung zur Vorgeschichte des französischen Protestantismus ist unter dem Titel: „Der Protestantismus in Frankreich" in den Nummern 104 und 109 des „Magazin" vom 3. und 10. September 1859 dargestellt.

Ausgezeichnete Köpfe von umfassender Bildung und gründlicher Sachkenntniß beherrschen die Literatur der freien Kirche in Frankreich. Edmond de Pressensé, Verfasser der Histoire des trois premiers siècles de l'église chrétienne, der kosmopolitische Graf Agenor de Gasparin, der eifrige Prediger Frédéric Monod und der tapfere Gelehrte, Herr Rosseeuw (sprich Rossieu) Saint-Hilaire, Professer der Geschichte an der Sorbonne, sind die Bannerträger der neuen Gemeinschaft, ihre bewußten Vorkämpfer und glühenden Vertheidiger sowohl dem Ultramontanismus, als dem Rationalismus gegenüber. Die Hauptangriffsstärke der calvinischen Bekenner sammelt sich eben im Heerlager dieser Form des „Réveil chrétien", der in allen reformirten Ländern Europa's (in Frankreich, Schottland, Holland, England und der Schweiz) dem „Todtenschlafe der Nationalkirchen" die hitzigsten Gefechte liefert, und während bei uns die Freidenker unter den Geistlichen das Schlachtschwert wider das römische Wesen führen, offenbaren gerade die gläubigen Anhänger der „union des églises évangéliques de France" die entschiedenste Feindschaft gegen Romanismus und Hierarchie. Von jener milden Beurtheilung Rom's wie sie auf Seiten der deutsch-lutherischen Orthodoxie geläufig ist, keine Spur! Indem der Feuereifer der neuen Sekte die Christlichkeit des Romanismus ohne Umschweif leugnet und „Evangelium" und „evangelisch" überall und in jeder Hinsicht identisch setzt, hat er zwischen sich und Rom eine Kluft gegraben, welche das Herz des katholischen Frankreichs durchschneidet. Es sind kühne Männer, diese Vorkämpfer der freien Kirche; man muß ihr Wagniß bewundern, aber ob sie auch dem ersten Theil von Christi Mahnwort: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben", gemäß handeln, steht wohl sehr die Frage. Sie kümmern sich blutwenig um Kirchenpolitik. Der freieste Ausdruck ihrer Ueberzeugung wiegt ihnen jede Rücksicht auf.

Es giebt einzelne unter ihnen, welche die ruhmvollsten Ueberlieferungen Frankreich's, Heiligthümer seiner Geschichte, die im Bewußtsein des Volkes an zähen Wurzeln hangen, offenkundig antasten, ja einzelne selbst, welche fordern, daß ihr Vaterland neben den Denkmälern der Verketzerung und Verfolgung die ersten Größen seiner Literatur, die Tragsäulen seiner Kunst und Poesie fortschleudern soll, um des independentischen Himmels theilhaftig zu werden und den erhabenen Dom von Charenton*) höher noch aus seinem Schutte wieder aufzubauen. Unter ihrer Voraussetzung eine seltsame Hoffnung!

*) Nach dem Muster des Tempels von Charenton ist bekanntlich der französische Dom auf dem Gendarmenmarkte zu Berlin gebaut. Der an demselben angestellte Pastor Andrié berichtet in einer Anmerkung zu der Dankpredigt, die er zur Feier der Restauration seines Gotteshauses (am 22. Dezember 1861) gehalten, daß er auf einer Reise nach Frankreich nicht einmal mehr die Stelle, auf welcher jene herrliche Hugenettenkirche gestanden, habe ermitteln können.

Die Forderungen der neuen Sekte des französischen Protestantismus werfen ein charakteristisches Licht auf das Wesen und das Verhältniß desselben zum französischen Volksthum. Aus jedem Worte eines calvinischen Independenten tönt der Nachklang: „Wir sind die Nachkommen jener Märtyrer der Glaubensfreiheit, die von Euren Vätern geschlachtet worden.“ Das Andenken an die erlittene Unbill lebt in den Herzen dieser Hugenotten unvertilgbar. Sie sind die Enkel ihrer Altvordern und sie wollen deren echte Sprößlinge sein. Sie fühlen sich im Besitz einer traurigen Erbschaft; es klebt Blut daran und es ist nur menschlich, daß bei ihren Vorkämpfern etwas von Rachegefühl nicht ersterben konnte. Die Rache, die sie im Schilde führen, ist aber eine edle Rache, die von dem Bewußtsein eines gereinigten Kultus, einer durchgeistigten Glaubenserfassung gehoben und geläutert wird. Aber eine gewisse feindselige Befangenheit ist hier und da merkbar, welche den wissenschaftlichen Standpunkt der „freien Kirche“ zuweilen in uns verletzender Weise trübt. Wer selbst die tadelloseste Erscheinung des Katholizismus angreift, weil sie katholisch ist, wer einen Descartes des Atheismus bezüchtigt und den Verkehr des heiligen Franziscus von Sales mit der gottbegeisterten Frau von Chantal verdächtigt, der ist nicht unser Mann, der ist kein würdiger Ritter der Glaubensfreiheit, dem gebührt, sagen die Gegner, das Stigma des Verleumders auf die Stirn. Ein solcher Angreifer darf sich nicht wundern, wenn die äußersten Gegner die Ausscheidung des Protestantismus als eines fremden Elementes aus dem Bildungsprozeß der Nation erstreben.

Der Ultramontanismus hegt in der That dergleichen Ausschließungsgelüste; auch unter seinen Heißspornen wuchert eine traurige Erbschaft: es ist die Tradition des alten Verfolgungseifers, der die Dragonaden anbefahl und Millionen fleißiger Staatsbürger ihr Vaterland raubte. Und hätten die Katholiken nicht einigermaßen Recht, das reformirte Wesen als ein fremdes Element zu betrachten? Wir haben dies einst in diesen Blättern aus der Entstehungsgeschichte des französischen Calvinismus erklärt. Der Franzose Calvin hatte von der Schweiz her den Landsleuten seine „religiöse Unterweisung (Institutio christianae religionis, zuerst Basel 1535) gebracht, seinen Anhängern war die schweizerische Eigenthümlichkeit des kommunalen Republikanismus scharf aufgeprägt; mitten in ein aristokratisch-monarchisch-feudales Staatsthum trugen sie die Ideen eines unabhängigen Gemeindelebens, independentischen Bürgersinn, republikanischen Freisinn, altrepublikanische Einfachheit, Strenge und Zucht! Fast möchte man glaublich halten, was der katholische Legitimist Capefigue ihnen vorwirft, daß sie auf der Staffel ihrer Siege mit der Gründung eines Freistaats umgegangen wären. Die Etymologie ihres Schimpf- und Ehrennamens: huguenots, den Béza an eine Sagengeschichte vom nächtig in Tours erscheinenden König Hugo knüpft, deutet viel wahrscheinlicher auf eignots, Eidgenossen, hin und sollte die fremdländische Gesinnung der Calvinisten berühren.

In Genf haben sie noch zur Stunde ihren geistigen Mittelpunkt, den Lichtheerd ihres Wirkens. Die Behauptung der Katholiken: „das calvinische Frankreich ist schweizerisch“ hat allerdings einiges Wahre für sich. Mag Genf wegen mancher katholisirenden und skeptischen Strömung bald nicht mehr die auserwählte cité du refuge sein, die rücksichtslose Härte, mit welcher etliche Independentenführer die beliebtesten Erinnerungen des französischen Volkes verdammen, bietet ganz den Anschein einer unpatriotischen Verleugnung, einer fremdartigen nationalen Ueberzeugung. Es liegt unstreitig viel Beleidigendes in ihrer Strafpredigt an die Nation, der sie das Sündenregister ihrer Vergangenheit vorhalten. Was hat nicht Frankreich gethan und von seinen Fürsten geduldet, um die Unterdrückung der Hugenotten zu erreichen? Was hat es nicht verabsäumt, um die Unterdrückung wieder aufzuheben? Endlich wurde sie aufgehoben, aber selbst nach der Befreiung, welche die Revolution von 1789 aussprach, war das Recht des protestantischen Häufleins noch vielfach verkümmert und sogar dreimal ganz in Frage gestellt! Die calvinische Gemeinschaft war und blieb eine ecclesia pressa; kein Wunder, daß sie eine ecclesia militans blieb. Der schmerzhaftesten Bande ledig, erhob sie kühn ihre Stimme zu unaufhörlichem Protest und rastlosem Zeugniß für den Schatz ihrer Heilswahrheit. Ja, ihre antesignani, die Männer der „freien Kirche“, drehten den Speer der katholischen Glaubens-Einheit um; ein Jahrhundert nach den „Kirchen der Wüste“ (wo die Hugenotten in Höhlen und Einöden ihren Gottesdienst halten mußten) erscholl der Mahnruf: „Ce qu'il faut à la France; was Frankreich noth thut, ist das Evangelium von Christus, ist das protestantische Bekenntniß, Ihr Franzosen, werdet evangelisch, werdet Protestanten!“

Rosseeuw-Saint-Hilaire, der sich neben Edmund von Pressensé zum moralischen Haupt seiner Sekte aufgeschwungen, ist der Verfasser jener berühmten kleinen Schrift „Ce qu'il faut à la France,“ welche an die Gesammtheit der französischen Nation gerichtet war und sie aufforderte, protestantisch zu werden.“) Sie ging zu Anfang 1861 in die Welt, hat gewaltiges Aufsehen erregt und eine Reihe von Auflagen erlebt.

Diese Schrift rollt ein Bild der gesammten Geschichte Frankreichs auf, und ihr besondere Sensation erregender Kern war der Ausruf: „Ihr Franzosen, trotz alles schimmernden Scheines, trotz aller Pracht Eurer Tempel, allen Glanzes Eurer Helden, Eurer Denker und Dichter, Eurer Künstler und Staatsmänner ist Eure soziale Entwickelung verunglückt, weil Eure religiöse Entwickelung verunglückt ist!“ Das war stark, aber wenigstens theilweise recht wahr! Ein Kompliment war damit schwerlich beabsichtigt, sonst wäre es auf die liebenswürdige Eitelkeit der Nation herzlich schlecht berechnet gewesen.

Die Apostrophe des begeisterten Independenten ist im Uebrigen ganz meisterhaft geschrieben. Sie fließt aus einem Guß, als hätte der Autor seine Feder in Feuer getaucht, alle historischen Argumente sind tief durchdacht und haben eine zerschmetternde Kraft der Ueberredung. Die Sprache ist wunderschön. Hier ein paar Proben seiner Schlußsätze.

Die erste Periode der Geschichte Frankreichs „Die streitende Kirche, die Kreuzzüge“ überschrieben, ergiebt ihm den Satz: „Frankreich hat ein religiöses Volk, aber die Frömmigkeit ist bei ihm mehr ein Instinkt als eine durchdachte Ueberzeugung; ganz äußerlich wie der Katholizismus, hat sie vor Allem das Bedürfniß sich in Handlung umzusetzen.“ Die zweite Periode „Die Klöster und der Kampf mit dem heiligen Stuhl“ endigt: „Was Frankreich stets gefehlt hat, um aufrichtig katholisch zu sein, ist die Eigenschaft gehorchen zu können. Es will wohl die römische Einheit, es will aber nicht den Papst der sie zusammenfaßt.“ Die dritte Periode, „Das Konkordat und die Reformation“, schließt charakteristisch: „Frankreich zieht vor, statt sich unter das Joch des römischen Stuhles zu

*) Ce qu'il faut à la France, Etude historique, par E. Rosseeuw-Saint-Hilaire (avec cet épigraphe: „J'ai cru, c'est pourquoi j'ai parlé, Psaume CXVI). Paris, Dentu et Ch. Meyrueis. 103 pag. 8.

beugen, sich unter die Vormundschaft seiner Könige zu stellen und von ihnen seine Religion ganz fertig zu empfangen. Aber jede fromme und freie Seele protestirt, und der Protest Frankreichs gegen das Konkordat, das ist die Reformation!" Die vierte Periode „der Jansenismus und der Widerruf des Edikts von Nantes" läuft in die energischen Worte aus: „Der Jansenismus ist die ernsthafteste Anstrengung, die der Katholizismus machen konnte, sich selber zu reformiren und doch ist er gescheitert. Der Gallicanismus ist nur ein Name; es giebt in Frankreich kein Mittelding mehr zwischen dem Jesuitismus und dem Ketzerthum. Endlich, da die Revocation die Reformation nicht getödtet hat nach der Bartholomäusnacht, so ist es Gott, der da will, daß sie lebe, und sie wird leben!" — Das glauben auch wir. Aber wir glauben es nicht auf Grund einer bestimmten kalvinischen Dogmatik, sondern wir glauben es, weil die Reformation vom Geiste des Christenthums beseelt ist und den Kern desselben in der ungezwungensten Weise ausdrückt. Rosseeuw-Saint-Hilaire hingegen erblickt in der Niederlage der Hugenotten durch das Edict von Nantes die Niederlage des gesammten französischen Christenthums und er überschreibt die fünfte Periode, die vom Tode Ludwigs XIV. bis auf unsere Tage dauert, stolz und kühn: „Frankreich ohne Gott — „Voltaire und die Encyclopädisten, die Abschaffung des alten Kultus in der Revolution, das Napoleonische Spiel mit Christenthum und Papstthum, die Verstandes-Romantik der Restaurations-Epoche und der Materialismus der neuesten Zeit bieten ihm die breite Stütze für seine Behauptung. Dürfen wir derselben unbedingt beipflichten? Ich denke: nein! Der Herr Verfasser hat lediglich vom subjectiven Standpunkte des Calvinisten gesprochen und sein Dogma dem katholischen entgegengesetzt. Frankreich ohne Calvinismus ist ihm Frankreich ohne Gott; also leugnet er geradezu den Christengott im Katholizismus, überschreitet die Gränze der unparteiischen Wissenschaft und säet Haß statt Liebe. Hätte er die Glaubensfrage als Wissens- und Gewissensfrage aller Menschen, heißen sie katholisch oder protestantisch, behandelt und die Reformation im Hinblick auf die freie Forschung als Kulturfrage der französischen Nation, so würde er vielleicht Erfolg geärntet haben, weil er alsdann eine objective Basis der Verständigung gewährt hätte. Er indessen, der orthodoxe Calvinist, welcher auf Seite 35 Calvin's Lehre vom „schmalen Heile" und die Prädestination zur Verdammniß und auf Seite 86 die reformirte Bilderstürmerei verwirft, befindet sich auf einem sehr bestrittenen Rechtsboden und er ist von dem katholischen Kritiker J. M. Guardia in der Revue de l'Instruction publique (No. 52 vom 28. März 1861) mit keinem allzu großen Aufwand von Gelehrsamkeit aus dem Felde geschlagen worden. Wir selber müssen gestehen, daß auf unser protestantisches Gefühl diese Widerlegung in der Seele des Autors einigermaßen beschämend gewirkt hat.

Indessen Rosseeuw-Saint-Hilaire hat sich durch das Abprallen des ersten nicht von dem Versuche eines neuen Sturmes abschrecken lassen. Unter dem Titel Etudes religieuses et littéraires (1 vol. Paris, Deatu, 1863) gab er unlängst eine Sammlung von Abhandlungen heraus, in welche er sein Ce qu'il faut à la France ebenfalls aufnahm, um es Frankreich zum zweiten Male ans Herz zu legen. Es hat nicht gefehlt, daß zwischen einer Lebensbeschreibung Luthers und Betrachtungen über die französische Lyrik und über den moralischen Zustand der Arbeiter sein religiöses Manifest hell hervorstrahlte und als die Perle seiner Sammlung in die Augen fiel. Jetzt empfing er noch einen bedeutenderen Kritiker als bei der Separatausgabe. Herr Saint-René-Taillandier schrieb ihm in der Revue des deux mondes vom 1. August 1863 eine feine und geistreiche, auch etwas mehr noch in die Sache eingreifende Beurtheilung, welche der brave Professor an der „faculté des lettres de Paris" hoffentlich seines Nachdenkens gewürdigt hat. Allerdings wiederholt Saint-René-Taillandier ein Argument, welches bereits Herr Guardia sattsam verarbeitet hat. Er deutet, wie dieser, auf die Volkstemperamente und den Beruf, welcher einer gewissen Race für die Ausgestaltung dieser oder jener Form eines Hauptbildungsmittels innewohnt. Der individuelle Beruf des Franzosenthums ist seines Ermessens nicht protestantisch gewesen; gern habe Frankreich die Helden des Protestantismus in seine nationale Ruhmeshalle aufgenommen, aber es habe sich gehütet, ihrem religiösen Beispiel zu folgen. Es ist dem katholischen Instinkte seiner romanischen Race treu geblieben. Selbst als den heiligen Stuhl die Medici und die Borgia entehrten, habe Frankreich das Papstthum den Lehren eines Luther und Calvin vorgezogen. Es wollte durchaus keine Glaubensspaltung. Und als große Geister vom Schlage der Bossuet und Pascal, der Malebranche und Arnould das moralische Ansehen der Kirche nach der Verderbniß der Italiäner wiederaufgerichtet hatten, da, glaubt der berühmte Kritiker, sei aller Grund für Frankreich fortgefallen, seinen in hartem Kampf bewährten Katholizismus zu opfern. „Du kommst zu spät mit deinem Vorschlag, Du Hugenott der Religionskriege des 16. Jahrhunderts, ruft Taillandier dem Gegner zu; zwischen dem Jahrhundert Deiner Ideale liegen das 17. und 18., eine Welt von Geistesentwickelung, Descartes und Bossuet, Voltaire und die Revolution, die Discussion ist längst geschlossen." Das Letztere müssen wir stark bezweifeln, weil eben jetzt die Discussion wieder lebhaft geführt wird. Aber er sagt weiter: „Du kämpfst für die Grundanschauung der germanischen Race, entgegen der Deines romanischen Volks, das merkst Du nicht und kannst nicht begreifen, warum Deutschland so willig die Reformation annahm. Schon im innersten Schooße des Mittelalters, ehe an eine Kirchenverbesserung gedacht wurde, waren die Deutschen, was sie heute sind, im Herzen Lutheraner. Man vergleiche die beiden großen Dichter dieser Epoche, Wolfram von Eschenbach in Deutschland und Dante in Italien.....; Dante ist trotz der Freiheit seiner Wendungen ein tief katholischer Geist, Wolfram ungeachtet der Anmuth seiner Frömmigkeit eine protestantische Seele."

Man kann hier vorab einwenden, daß diese Gesichtspunkte noch nicht das Wesen der Sache treffen, denn von dem Inhalte der beiden Konfessionen, d. h. der Beschaffenheit ihres beiderseitigen Glaubens, wird nicht geredet. Auch muß der Erfahrung gemäß zugestanden werden, daß die Volkstemperamente und Stammesgeister der Glaubensform keine unübersteigliche Schranke ziehen. Die Reformation hat in ihrem Zeitalter auch in Italien und Spanien einzelne Anklänge gefunden und es giebt bei uns Leute genug, die aus diesem Umstande große Hoffnungen schöpfen und meinen, der katholische Süden Europa's werde alsbald das Versäumte nachholen und nun gleich der Familie Madiai sich zum Protestantismus bekehren. Das kommt Andern wieder so vor, als wenn man aus dem Bau der katholischen Kirche zu Christiania und dem Uebertritt jener unglücklichen sechs Stockholmer Damen, welche die schwedische Regierung ihrer lutherischen Staatsreligion gehorsam, anno 1858 auf einen Dampfer packte und für ewig aus ihrem Vaterlande trieb, einen Schluß auf die baldige Katholisirung der nordischen Reiche wagen wollte. Sicher hegt der römische Clerus nicht so lustige Hoffnungen. Die Angst des schwedischen

Staatsraths um das theure Leben seines alleinberechtigten Lutherthums flößt uns, indem wir dem Geiste der evangelischen Freiheit vertrauen, nur eine humoristische Theilnahme ein, zumal in besagtem Verfolgungsakt das, wohl auch übertriebene, Bekenntniß der Schwäche des schwedischen Lutherthums liegt. Die deutschen Theologen klagen viel über die Versteinerung des schwedischen Protestantismus, der keine Apostel, keine feurigen Bekenner hat, so wenig als der dänische! Sollte man nicht meinen: das ist der Fluch der Feindschaft gegen das deutsche Vaterland des Lutherthums?! Die nordischen Reiche verdanken Deutschland das Höchste und Heiligste ihrer Cultur, und sie wenden sich von Deutschland ab, knechten deutsche Männer! — Es scheint in der That vorläufig unwahrscheinlich, daß die Erwartungen, die ein Mitarbeiter an diesen Blättern, Herr Baron Emil von Meysenbug, für die Evangelisirung der Welt ausgesprochen hat, sich in größerem Maaßstabe erfüllen und durch einen absoluten Sieg des heutigen Protestantismus. Wir leben wohl in einer Zeit, welche die alten Gegensätze der Glaubensparteien von Ort zu Ort mehr durcheinander schüttelt, so daß ein München mit 14,000 protestantischen unter 120,000 und ein Berlin mit 17,000 katholischen unter 500,000 Einwohnern möglich wird; es ist unleugbar, daß die Konfessionen, von der Dampfkraft geschoben, einander näher treten und daß die Reste der katholischen und evangelischen Diaspora an tausend Punkten zu wachsenden Krystallisationskernen emporschießen. Aber diese Bewegungen der Katholiken und Protestanten hielten sich bisher immer das Gleichgewicht. Die Zahlen der Statistik melden noch nichts von dem Siege dieses oder jenes Cultus in dem einen oder andern Lande. Es ist ein wirres Kreuz und Queer der Tendenzen. In Deutschland dringt der Katholizismus nach Norden vor, der Protestantismus nach Süden (nach Oesterreich und Oberbayern). Erstere Bewegung ist der Gegendruck gegen die protestantische Reaction in Italien, die ebenfalls nach Süden vordringt. In Frankreich wälzt sich der protestantische Strom gen Osten, der katholische nach Westen, indem er das Elsaß erobern will. In Großbritannien sieht man das gleiche Schauspiel: den irischen Katholizismus nach England, den englischen und schottischen nach Irland verpflanzt. Die unparteiische Wissenschaft einer gesunden Erfahrung erblickte noch nirgends ein gänzliches Weichen der sonst herrschenden Glaubenspartei.

Die Thatsachen der Empirie stützen also das Argument des Herren Guardia und Saint-René-Taillandier; es weist auch sogar über seinen unmittelbaren Standpunkt auf einen höheren hinaus, da die Erfahrung ein Streben nach Ausgleichung der bisherigen Gegensätze zu offenbaren scheint. Hieran knüpft sich sofort die Frage nach dem Inhalte der Konfessionen, und es ist wiederum unleugbar, daß Herr Rosseeuw-Saint-Hilaire mit seiner knappen Formel sich auf einem Irrwege befindet. Sein Publikum besteht seinem Motto zufolge („Ich habe geglaubt, darum hab' ich gesprochen", Psalm 116 v. 10) theils aus Ungläubigen, theils aus Katholiken. Unter beiden giebt es, wie er selber ganz richtig bemerkt, Befriedigte und Unbefriedigte. Weder die zufriedenen Zweifler noch die zufriedenen Katholiken wird er bekehren können. Keiner derselben wird sich seine Ueberzeugung verkümmern lassen. Mithin bleiben nur die unbefriedigten Zweifler und die unbefriedigten Katholiken seinen Protestantisirungs-Versuchen übrig. Nun will es aber das leidige Unglück, daß auch in unserem protestantischen Heerlager die Schaar der Unbefriedigten sehr bedeutend ist! Herr Rosseeuw-Saint-Hilaire predigt gerade so, als wenn keine philosophische Skepsis die Bibel, den Buchstaben der Offenbarung, d. h. den Grundstein der evangelischen Kirche, habe unterminiren wollen, als hätte nie ein David Strauß gelebt und geschrieben, niemals der Nationalismus den Bekenntnißglauben erschüttert, nie die Trennung von der calvinischen Nationalkirche Frankreichs seinen Glaubensbrüdern nöthig gedünkt. Schreiber dieser Zeilen möchte fast weiter gehen und Herrn Rosseeuw fragen: „Bist Du nicht selbst eine unbefriedigte Seele? Verwirfst Du nicht die enge Heilslehre, die Prädestination und die Bilderstürmerei des Calvinismus? Und Du willst fordern, man soll nur die Bibel annehmen, die werde schon von selbst protestantisch und calvinisch machen?"

Saint-René-Taillandier meint, des Herrn Rosseeuw Formel streife hart an die unduldsame Mahnung: „Komme zu uns, außerhalb unserer Gemeinschaft ist kein Heil für Dich!" Indessen wir wollen nicht so streng über ihn richten, weil er ein tiefes Gefühl von den Bedürfnissen des Zeitalters hat. Den calvinischen Professor stachelt ein unendlicher Durst nach Wahrheit, er ist eine unbefriedigte Seele, die aber ahnt, wo der Born der Befriedigung ruht. Sein Calvinismus erscheint ihm vollgetränkt mit Christenthum, darum identificirt er Christenthum und Calvinismus. Im Sturm des begeisterten Aufschwungs übersieht er die dermaligen Mängel seiner Kirche und unterschätzt die Zweifel seines Innern. Er wird ungerecht gegen die wahrhaftigen Gründe seiner Unzufriedenheit, gegen die unbefriedigten Gläubigen aller Konfessionen, gegen die Denkungsart des Jahrhunderts. Es ist wahr, die unbefriedigten Gläubigen aller Konfessionen sind das Salz der Zukunft. Sie strecken die Arme aus nach einer Allgemeinen Kirche der Menschheit, welche die zerstreuten Glieder am Leibe Christi vereinige und noch mehr als sie! Wie wird sie beschaffen sein, diese Kirche der Zukunft? Werden die treuen Bekenner, die den Kerngehalt ihres Glaubens bewahrten, von einem abstrakten Rationalismus ihre Befriedigung empfangen? Unmöglich, denn das hieße die Besten von der Kirche verscheuchen, die neue „Katholizität" bliebe inhaltleer. Wir denken, das Kriterium einer unbedingten, unbezweifelbaren Wahrheit müsse einmal Platz greifen können, wenn die Einheit auch innerlich verstanden ist, die Freiheit mit dem Gesetze versöhnt und die Nothwendigkeit des schöpferischen biblischen Inhalts vom Forschergeiste und den Gewissen der Menschen gebilligt ward. Sehr wahrscheinlich wird diese Bewegung nur vom Protestantismus ausgehen. Aber ihr Sieg, der Sieg des Christenthums der Liebe und des ganz gereinigten Evangeliums, wird auch den Katholizismus umfassen, die Tradition der geistlichen Geschichte nach Erkenntniß ihres liberalen Charakters in ihr volles Recht wiedereinsetzen und dem zersplitterten Sectenwesen wie dem individualistischen Gebahren der Ultraprotestanten für immer ein Ende machen. Das ist unser Ideal, das weder morgen noch übermorgen zu verwirklichen ist. Leider scheint es nicht das Ideal des Herrn Rosseeuw-Saint-Hilaire. Der Kritiker Saint-René-Taillandier steht ihm schon näher. Denn statt auf „Konfession" legt er auf „Christenthum" den Hauptaccent. Er erzählt im Eingang die Seelengeschichte der katholischen Circasserin Aissé, welche in der verderbten Epoche der Regentschaft von der calvinischen Frau Calandrini, der Gemahlin des Genfer Residenten, nicht zum Protestantismus, sondern zum Glauben ihrer Kindheit, ihrer Klostererziehung, bekehrt ward. Er neigt freilich, dem Zeitgeist entgegen, mehr zu katholischer Auffassung der Dinge, aber er behält einen gewissen Grad von Unparteilichkeit. Charakteristisch sind in dieser Richtung Taillandier's

Musterbeispiele aus unserm Jahrhundert. Als das kritische Hegelthum die protestantische Kirche Preußens in Lebensgefahr zu stürzen drohte, schrieb ein katholischer Philosoph, der Stolz der Würzburger Hochschule, Franz von Baader, an den Cultusminister von Altenstein nach Berlin: „Retten Sie den Protestantismus, unsere Kirche bedarf der Ihrigen!" Und derselbe Baader schrieb am 25. Mai 1825 an Varnhagen von Ense: „Ich freue mich, als Katholik, beigetragen zu haben, den Protestantismus zu stärken, der das große Haus der Gemeinen der Allgemeinen Kirche ist!" Wir fügen hinzu: diese brave Vorurtheilsfreiheit hat sich unter den Schülern Baader's fortgepflanzt. Franz Hoffmann, Em. von Schaden und der Verfasser der schönen Abhandlung: „Der Logos-Begriff im Evangelium Johannis", Prof. Lic. Ochs in Zweibrücken, sind in ihrer Weise auch Kämpfer für die Kirche des heiligen Geistes. In anderem Sinne ist es der berühmte Prediger der französisch-reformirten Kirche, Alexander Vinet, der in einer seiner besten Predigten behauptet hat: der wahre Charakter jedweder christlichen Gemeinschaft bestehe darin, den Menschen den Weg zum Guten zu führen und die Dämonen auszutreiben. Jede Kirche, die den Teufel der Sünde austreibt, besitzt ihm den Geist Christi. Und etwas ähnlich dachten, vom Inhalte des Christenthums ergriffen, die katholischen Bischöfe Regensburg's von Sailer und von Wessenberg und der Breslauer Fürstbischof Kardinal von Diepenbrock, der mit dem hochgeachteten Frankfurter Arzte Dr. Passavant, einem der Lichter der evangelischen Kirche Süddeutschlands, einen vertrauten Briefwechsel über die höchsten Dinge unterhielt. Beide waren strenggläubig und Beide, nach Taillandier, „unbefriedigte Seelen", die jenseits der konfessionellen Schranken ihre Glaubenseinheit fanden, ohne Drangabe ihrer eigenthümlichen Form! Hierin erkennt man einen wichtigen Fortschritt angebahnt. Die Welt rückt in der That vorwärts in allen Kreisen der Gesellschaft und wohl oder übel in allen Religionsparteien. Sie strebt nach der Einheit wie nach der Freiheit der Geister und keine geschriebene Formel erschöpft ihr Ideal bis jetzt. Leibniz und Bossuet haben es in einem Pakt über das Dogma gesucht, aber Saint-René-Taillandier hat schon darin Recht, wenn er sagt: ein Vertrag kann nicht willkürlich festsetzen, was erst das Leben verarbeiten muß und wozu es noch einer großen Zukunft bedarf. Diese und nicht das 16. Jahrhundert hätten Rosseeuw-Saint-Hilaire und sein Streitgenoß Arbouste-Bastide (Verfasser von „le christianisme et l'esprit moderne") in's Auge fassen sollen, ist des Kritikers Ansicht. Vielleicht würde unseres bescheidenen Ermessens bei ihren protestantischen Aufrufen etwas herausgekommen sein, hätten sie die Kulturstufen des Protestantismus und Katholizismus historisch verglichen und kritisch beleuchtet. Wir glauben denn doch: wer Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetet, der hat das bessere Theil erwählt!

Trauttwein von Belle.

England.

Italien in der modernen englischen Unterhaltungs-Literatur.

Vincenzo, von J. Ruffini.*)

Es ist, als ob das herrliche Land, wo die mächtige Roma thronte, wirklich das Zünglein in der europäischen Wage wäre, wie man es, seiner langgestreckten peninsularen Form wegen, wohl genannt. Es ist, als ob es die leisesten Bewegungen und Schwankungen in der Politik und der Machtvertheilung des Erdtheils bald vorahnend andeuten, bald durch seine eigene Bewegung entscheiden müßte, und diejenige Seite, auf welche es sich neigt, berufen wäre, den entscheidenden Einfluß in Europa auszuüben.

Nachdem die römischen Waffen die Centralisation der apenninischen Halbinsel erzwungen, unterwarfen sie sich die Welt, weniger durch ihres eigenen Armes Kraft, die allmählich zu erlahmen begann, als durch ihre Politik, die den innern Zwist im Schooße fremder Staaten schürte und nährte, das eine Volk zur Unterdrückung des andern schulte, bildete und in seine Dienste nahm, durch die Waffen fremder, geworbener Legionen, durch ihr unübertreffliches Organisationstalent.

Im Mittelalter war es der todte Punkt, in welchem geistliche und weltliche Herrschergewalt sich neutralisirten. Seine Adelsfamilien waren vom Kaiser und Papst gesuchte Alliirte und meist gaben seine Städte die Entscheidung in jenen tausendjährigen blutigen Fehden. Später schwankte zwischen Frankreich und Oesterreich, den Häusern Bourbon und Habsburg, das Kriegsglück hin und her. Die Revolution hatte es an Frankreichs Fahne gefesselt, die Politik der heiligen Allianz lieferte es wieder an Oesterreich, bis es in diesen Tagen, freilich nicht „da se", sondern mit fremder Hilfe und unter dem Scepter des fremden Savoyer-Geschlechts, sich zu selbständiger Politik und einheitlicher Gestaltung aufgerafft hat.

Wichtiger aber, als zur Zeit noch seine politische Bedeutung, scheint uns die Rolle, die in der Weltliteratur das Land des Tasso und Dante spielt. Unvergessen ist die von Italien ausgegangene geistige Wiedergeburt, und wenn die germanische Welt später größere Fruchtbarkeit, Frische und Gestaltungskraft entwickelt, so kehrten doch ihre Söhne gern und oft zu den reinen Quellen, die des mächtigen Stromes Ursprung bezeichneten, zurück.

Unzählige Werke sind über Italien geschrieben worden. Noch kürzlich bewies uns den Reichthum, den allein die deutsche Literatur daron besitzt, eine fleißige Zusammenstellung, die auch in diesen Blättern ihre wohlverdiente Würdigung fand. England wird kaum zurückstehen und die Rolle, welche die Künstlerheimat mit dem ewig lachenden blauen Himmel in der englischen Unterhaltungsliteratur spielt, ist wahrlich keine unbedeutende.

Wer kennt nicht J. Ruffini, den Autor von Dr. Antonio*), Lorenze Benoni**) und Lavinia†). Er hat uns soeben mit einem neuen Werke beschenkt, das uns mitten in die neuesten politischen Bewegungen Italiens hineinführt und deren Reflex im friedlichen Familienleben, Stürme im Theetopfe, wie die Engländer, im Glase Wasser, wie wir Deutschen sagen, zeichnet. Das Werkchen ist nicht ohne belehrendes Interesse, und wenn man hier und da die echt künstlerische Gestaltungskraft in dieser Erzählung aus dem Lande der Formen und Farben wohl vermißt, so erfreut man sich um so mehr an der augenscheinlichen Naturtreue, mit der Verhältnisse und Personen mit ihren hochtragenden Ansichten und menschlichen Schwächen geschildert sind.

Die Handlung beginnt im Piemontesischen, wenig entfernt von dem Terrain, auf welchem Manzoni's Verlobte sich bewegen. Die Stürme des Jahres 48 dringen auch in diese friedlichen Thäler und Hügellandschaften und reißen einen jungen, mit Welt und Menschen völlig unbekannten Seminaristen aus seiner stillen

*) Vincenzo, or Sunken Rocks. By John Ruffini. Leipzig, Tauchnitz-Edition, 2 vol.

*) 1 vol. Tauchnitz. **) 1 vol. Ebd. †) 2 vol. Ebd.

Studirzelle in Isella. Vincenzo ist ein Waisenkind und auf dem Landsitze eines alten Advokaten von diesem gleichzeitig mit dessen Tochter Rosa erzogen. Eine warme, aufrichtige Neigung hat sich in den beiden jungen Leuten herausgebildet, und der unbewußte Pathen dieser Liebe in Kinderschuhen ist der alte Gärtner des reichen Advokaten, Namens Barnaby, dem man im Dorfe den Spitznamen, nach einer in Italien sehr verbreiteten Birn-Art, „häßlich und gut“ (brutto e buono), gegeben. Vincenzo verabschiedet sich schriftlich von seiner theuren Rosa; auf seinem Wege zur Armee aber fällt er einem Schwindler und Abenteurer in die Hände, der sich Oberst Noganti nennt und die anmuthige Verschlossenheit und Unerfahrenheit des jungen Mannes benutzt, um ihn den Landleuten Geld zu erpressen.

Bald aber reißt er sich los von seinem unwürdigen Begleiter, und nach Beendigung der für Sardinien so unglücklichen Campagne finden wir ihn durch Barnaby's Fürsorge in seiner Heimat und dann in Turin wieder, wo er sich, da nach dem Vorgegangenen eine geistliche Laufbahn nicht mehr rathsam ist, dem Studium der Rechte widmet. Er besteht ein brillantes Examen, findet einflußreiche Protection, wird dem Minister Cavour vorgestellt und erhält schließlich von seinem Pflegevater die Hand der angebeteten Rosa. — Hier würde ein gewöhnlicher Roman nun wohl schließen; der Ruffini's aber fängt erst an. — Das bewegte Leben der letzten Jahre hat aus Vincenzo einen vollen Mann gemacht, der warm für sein Vaterland fühlt, an dessen Geschick er das seinige knüpft und bereit ist ihm Gut und Blut, seine ganze Zeit und Kraft zu widmen. Rosa ist in ihrem stillen Thale fern aller Bewegung geblieben. Etwas eigensinnig war sie immer und ihr liebliches Köpfchen versteht zu trotzen, wenn sie auch ihren Vincenzo herzlich liebt. In dem geräuschlosen, aber hartnäckigen Kampfe, der der Niederlage von 49 folgte und bis zu den Ereignissen des Jahres 59 eine allgemeine Bewegung vorbereitete, zogen ihre Sympathieen sie weit mehr auf Seite des Papstes und der Kirche, als des Landes, dem sie angehört und das, nach der Meinung aller Patrioten, die Zukunft Italiens in sich trug. Eine solche Meinungsverschiedenheit in politischen und selbst kirchlichen Dingen würde unter anderen Umständen wohl mit dem ehelichen Glücke sich vertragen haben; in dem gegenwärtigen Zustande der Gährung aber, der alle Gemüther ergriffen, wurde sie zur „verborgenen Klippe“, an der ein flottes Lebensschiff zerschellte.

Vincenzo hatte beschlossen, auf der Hochzeitsreise die Erziehung seiner Frau, wie er es nannte, vorzunehmen. Bei der Vorstellung in Turin sagte der Minister: „Selbst eine so reizende Frau darf in diesen Tagen ihren Mann nicht für sich allein besitzen wollen. Es giebt eine alte Liebe, die gleichberechtigte oder höhere Ansprüche hat, das Vaterland“; Rosa erröthete tief, wußte aber nichts zu erwidern.

Florenz war von dem jungen Gatten zu dem Orte ausersehen worden, wo er durch die Anschauung der reichsten Kunstschätze, die in engen lokalen Vorurtheilen befangene Seele seiner Frau heben, klären, läutern und erweitern, ihr patriotisches Gefühl und Hinstreben zum gemeinsamen Vaterlande erwecken wollte. Es war verlorene Mühe. Die ewigen Wanderungen durch die Gallerien fingen an, die schöne junge Frau zu langweilen, und die weichen sonoren Klänge der lingua toscana schienen ihr, statt sie zu bewundernder Nachahmung hinzureißen, ein fortwährender unwillkürlicher Spott auf ihr rauhes piemontesisches Organ. Sie kehrten früher zurück, als es in Vincenzo's Plane lag.

Von dem ihm sehr wohlwollenden Minister gedrängt, nahm der junge Mann eine höhere Beamten-Stelle in Chambéry an, und glänzende Aussichten eröffneten sich ihm für seine künftige Laufbahn. — Die Reise war nicht geeignet, günstige Vorurtheile für ihre neue transalpinische Heimat in dem Herzen der jungen Frau aufkeimen zu lassen. Trübes, regnerisches Wetter bei einer Reise im Savoyerlande, man weiß, was das bedeutet. — Auch das freundliche Chambéry verfehlte vollständig seine Wirkung. Mangel an einer passenden Wohnung, angemessene Häuslichkeit, Unbekanntschaft mit der Sprache und die allgemeine Abneigung der Savoyarden gegen die Piemontesen, die eine Bewahrheitung des Grundsatzes ist, daß fast immer die Bewohner zweier entgegengesetzten Gebirgsabhänge sich freundnachbarlichst hassen, erhöhte die Leiden der armen, jungen Frau.

Endlich konnte man eine Villa in den Umgebungen der Stadt miethen, und Vincenzo brachte gern das Opfer, täglich nach der Stadt zu pilgern, wenn er wußte, daß seine Frau sich draußen wohler fühlte. Aber auch hierher folgte ihm der fatale Meinungsstreit und zerstörte nach und nach jeden Schimmer von Frieden, und stillem, häuslichem Glück. Bigotter, geschlossener und aggressiver, weil die Staatsgewalt sie hier weniger als im eigentlichen Piemont contrebalancirte, hielt in Savoyen die klerikale Partei das Banner der Opposition gegen das constitutionelle Regierungssystem und das Statuto Victor Emanuels aufrecht. Verstärkt durch die nationalen Antipathien der Savoyarden, hatte sie bald das ganze Land in ihrer Gewalt und in verschwindender Minderheit nur die piemontesischen Beamten und Truppen gegen sich.

Die junge Signora folgte dem natürlichen Zuge der Gewohnheit, sich der Kirche anzuschließen und sich der Armen und Kranken anzunehmen, wie sie es in ihrem Heimatsdorfe gethan hatte. Ihr Gemahl sah sie gern in ihrer stillen, segnenden Thätigkeit, die ihr am ersten über die schweren, trüben Stunden des Heimwehs hinweg helfen konnte. Bald wurde ihr Name bekannt in der kleinen Gemeinde. Sie kam mit den Häuptern der klerikalen Partei nah und fern in Verbindung; was war natürlicher, als daß diese daran dachten, durch die junge Frau den einflußreichen Gemahl für sich zu gewinnen? Kein Mittel blieb unversucht; Gewissensangst und die Möglichkeit, durch Fasten und Beten den sündhaften Mann zu erretten, verweinte Augen, Zurückhaltung, Kälte und dringende Innigkeit; Vincenzo Candia blieb fest, aber das Herz drohte ihm zu zerspringen.

Indessen hatten sich auch in der Heimat die Verhältnisse wesentlich anders gestaltet. Sein Schwiegervater, früher liberal und atheistischer Philosoph, war in seiner Vereinsamung eine willkommene Beute eines jungen, gewandten Geistlichen geworden, der ihn erst von seinem körperlichen und dann von seinem Seelenleiden so vollkommen überzeugte, daß der Alte fortan nur ihm glaubte und vertraute. Nun erfolgten auch von dort Vorwürfe, Bitten, Drohungen und als endlich seine Frau in interessante Umstände kam und er ihr nichts verweigern konnte, gab er, gedrängt und getrieben, seine Stellung bei der Regierung auf, gerade in dem Augenblicke, als Cavour, durch eine geschickte Schwenkung, Sardinien an die Seite der westlichen Großmächte zur Bekämpfung Rußlands brachte.

Viele seiner ehemaligen Kameraden von 1848 traten damals freiwillig in die nach der Krim bestimmten Regimenter ein; er verließ seinen Posten, nach hartem Kampfe mit verbittertem Herzen. Er hatte seinem häuslichen Frieden seine politische Wirksamkeit zum Opfer gebracht; bald mußte er fühlen, daß er seine liebsten Neigungen und Träume, sein ernstes praktisches Schaffen vergebens einem

Frieden aufgeopfert hatte, der nicht mehr dauern konnte. Es folgten Jahre der Schmach erzwungener Unthätigkeit, unwürdiger Behandlung und des Elendes, die ihn der Verzweiflung nahe brachten. Um den Kontrast noch schneidender zu machen, siedelte sich um diese Zeit sein einstiger Waffengefährte und Freund Del Palmetto in der Nachbarschaft an, dessen Frau Rosa wohl in Allem nachstand, was sonst die Weiber liebenswürdig und begehrenswerth macht und nur auf dem durchaus unweiblichen Gebiete der Politik ihr überlegen war. Hier trifft unsren Helden kein geringer Vorwurf. Wenn er die Fesseln, in die er sich selbst geschlagen, nicht abschütteln konnte, noch wollte, so mußte er in dem durch seine Familie umschriebenen Kreise nützliche Verwendung seines Thätigkeitsdranges suchen und finden. In einem Lande, das sich von Grund aus umgestaltet, finden tapfere Männer überall Feinde genug, die sie bekämpfen müssen; dies aber war die Schwäche Vincenzo's, und weil er in der Stelle, wo er stehen mußte, nicht genügte, verfehlte er seine Bestimmung überall.

Selbst der Sitz im Parlament, der ihm später, — nachdem er nochmals in die Administration eingetreten, nach Cavour's Tode wieder ausgetreten war, als er sah, wie seine still es duldende Frau sich langsam darüber abzehrte, — angeboten wurde, konnte ihn nicht bestimmen, sich einer neuen Phase des öffentlichen Lebens zu widmen. Die einzige Beschäftigung dieser thatendurstigen Seele war fortan die Erziehung seiner Tochter, der kleinen Rosa; aber wir zweifeln sehr, daß das Produkt dieser sehr kostspieligen Erziehung, (weil zwei volle Menschenleben in ihr aufgingen) jemals eine gute Hausfrau und Mutter sein wird, wenn sie nach den Grundsätzen des unglücklichen Vincenzo geleitet wird, der ihr so viel opferte.

Mit Garibaldi's sicilianischer Expedition und ihren Folgen schließt das Buch ab. Der Friede des neuen Italiens mit der alten Kirche ist noch nicht gemacht und so schließt Vincenzo vorläufig mit seiner Frau einen faulen Compromiß, bei dem beide Theile verlieren, sich aber härmen und altern vor der Zeit. Es ist ein unglückliches Verhältniß: er ein gefesselter Prometheus, aber ohne Thatkraft, sie, nach des Vaters Tode ganz Hingabe an ihren Mann, bemüht durch ihre Buße dessen vermeintliche Sünden abzuwaschen, voll Religion, aber ohne die Liebe, die der Apostel Paulus so hoch stellt.

Die zweite englische Geschichte über Italien spielt vor nahezu fünfzehnhundert Jahren, als vor den Sturmkolonnen Alarichs die alte Roma in Trümmer sank. Sie ist von Wilkie Collins, Autor des so schnell berühmt gewordenen Woman in White und des kürzlich erschienenen „No Name", und heißt „Antonina oder der Fall von Rom."*) Das Werk ausführlich zu analysiren, fehlt es uns an Zeit und Raum; auch dürfte dabei den meisten unserer Leser der Geduldsathem ausgehen; wir versuchen nur kurz eine Deutung der in das Gewand des Romanes eingekleideten Allegorien. Antonina, die Tochter des strengen Schismatikers Numerian, scheint uns in ihrer ahnungslosen Unschuld die Personification des jugendlichen Christenthums, das den Nachstellungen des verderbten, in der Gestalt des wollüstigen Senators Petranio verkörperten Römerthums und ebenso den Verfolgungen des fanatischen heidnischen Priesters Ulpias siegreich entgeht, sich losreißt von dem Prunk und Tand der entarteten römischen Bischofskirche, um in Liebe zu dem jugendkräftigen, wenn schon noch etwas barbarischen Gothen (Hermann, Hermannrich) zu entbrennen und in inniger Vereinigung mit ihm eine neue Weltordnung zu begründen.

*) Antonina, or the Fall of Rome, by Wilkie Collins. 2 vol. Leipzig, B. Tauchnitz.

Nord-Amerika.

Literarische Briefe aus New-York.

II.

Die Astor-Bibliothek.

Ein Deutscher, der nach New-York kommt, und der, wenn auch nur einigermaßen, Zeit und Sinn für wissenschaftliche Beschäftigung hat, wird, wenn er die Räume der Astor Library betritt, von dem Gefühle angenehmer Ueberraschung, zugleich auch der Dankbarkeit erfüllt. Mitten im Gewühl der Stadt ein stiller Tempel der Wissenschaft, von einem Kaufmann, und zwar von einem Deutschen gegründet — wer hätte das gedacht? Es gehört mit zu den — mitunter falschen — Vorstellungen von der „neuen Welt", daß man glaubt, es sei dort Alles neu, und daß man, wenn man von der alten Welt nach der neuen auswandert, zugleich auch von der Wissenschaft der alten Welt Abschied nehme. Wer gewohnt war, drüben die Bibliotheken zu frequentiren, der betrachtet dort noch einmal all' die alten, geliebten Folianten mit stiller Resignation; sie gehören auch mit zu den Freunden, die er auf dem andern Ufer nicht wiederfindet — und um so größer ist die Freude und die Ueberraschung, wenn er die alten Freunde auch auf dem neuen Boden wiedersieht, und er wird sich eines Gefühls der Dankbarkeit nicht enthalten können gegen den, der ihm diese Ueberraschung bereitete.

Die Astor Library hat ihren Namen von ihrem Stifter, Johann Jacob Astor, einem Pfälzer, der in seinem Testamente 400,000 Dollars zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek bestimmte. Die Bibliothek zählt jetzt 130,000 Bände; das prachtvolle Gebäude selbst ist ein Geschenk von Wm. B. Astor, dem Sohne J. J. Astor's. Die Astor-Bibliothek unterscheidet sich — und zwar sehr zu ihren Gunsten — von den deutschen Stadt- und den meisten Universitäts-Bibliotheken in derselben Art und Weise, wie sich viele amerikanische Städte von den deutschen Städten unterscheiden. Während diese nämlich, wie Frankfurt a./M., Cöln u. s. w., meistens nur allmählich zu ihrer jetzigen Unregelmäßigkeit sich erweitert haben, sind Philadelphia, Washington u. s. w. von Anfang an nach einem bestimmten Plane angelegt worden. Ebenso ist die Astor-Bibliothek nicht, wie die deutschen Bibliotheken, aus einzelnen Sammlungen nach und nach angewachsen; sie wurde vielmehr ursprünglich nach einem großartigen Plane gegründet, und die verschiedensten Wissenszweige wurden in gleicher Reichhaltigkeit bedacht. Wer sich mit irgend einem Studium beschäftigt — welchem Gebiete dasselbe auch angehöre — der findet auf der Astor Library die nöthigen Hülfsmittel, und der Schreiber dieses hat daselbst manches Buch vorgefunden, nach welchem er auf den beiden Wiener Bibliotheken, der Hof- und Universitäts-Bibliothek, vergeblich gefragt, gar nicht zu reden von einzelnen Seltenheiten, die als Unica zu betrachten sind.

Die Benutzung der Bibliothek wird durch einen gedruckten alphabetischen Katalog (ein systematisch geordneter, der vorläufig nur handschriftlich existirt, ist in Aussicht gestellt) sehr erleichtert. Da keine Bücher ausgeliehen werden, so erhält man durch den

Katalog die Gewißheit von dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Buches, während die handschriftlichen, nur für die Custoden bestimmten Kataloge der deutschen Bibliotheken Einem die Controle erschweren, und man auf ein „Nicht da!" nicht weiter appelliren kann. Die Unabhängigkeit von den Custoden geht aber hier noch weiter; sobald man sieht, daß Jemand ernstliche Studien betreibt, so wird ihm, ohne weitere engherzige Formalität, eines der vielen inneren Gemächer eingeräumt und damit zugleich die Erlaubniß, sich selbst die Bücher herauszunehmen.

Trotzdem nun, daß auf der Astor Library — im Gegensatz zu mancher deutschen Bibliothek, wo durch die Einseitigkeit meist eines Oberbibliothekars oft ein Lieblingsfach desselben besonders bevorzugt, alle anderen aber stiefkindlich behandelt werden — die verschiedensten Wissensgebiete gleichmäßig repräsentirt sind, trotz dieser republikanischen Gleichberechtigung aller Zungen und Nationen, ist andererseits denn doch nicht in Abrede zu stellen, daß man auch wohl Bücher vermißt, die in einer Bibliothek — namentlich in einer Bibliothek, die mit so großartiger Liberalität ausgestattet ist, nicht fehlen dürften. Einem Deutschen, der über diese einzelnen Lücken sein Bedauern und zugleich seine Verwunderung aussprach, erwiederte der frühere Bibliothekar, Dr. Cogswell (der, beiläufig gesagt, sehr bedeutende bibliographische Kenntnisse besitzt, und der auch das Departement der bibliographischen Literatur auf der Astor Library auf seine eigenen Kosten mit vergrößert hat, so daß dieses Fach allein mit 4000 Bänden vertreten ist), man dürfe an die Astor-Bibliothek nicht dieselben Anforderungen stellen, wie an eine europäische Bibliothek, da Erstere eben nur eine Anfängerin sei, deren Lücken im Laufe der Zeit wohl noch ausgefüllt würden. In der That besteht die Astor Library erst seit dem Jahre 1854, und ein Theil des Vermächtnisses von 400,000 Dollars wird dazu verwendet, um mit den Zinsen desselben, nebst den fortlaufenden Ausgaben, auch fortwährend neue Bücher anzuschaffen und die Bibliothek zu kompletiren. Von der Astor Library gilt demnach, was von Amerika gilt, und was auch vom russischen Kaiser gilt, wie wenigstens einmal ein Russe meinte. Dieser hatte nämlich behauptet, der Zar sei das mächtigste Wesen; als nun Jemand den schüchternen Einwand wagte, Gott sei doch wohl mächtiger, als der Zar, sagte der Russe: „Gott? Ja, allerdings, aber Gott ist schon alt — der Kaiser ist noch jung."

Vorläufig sind übrigens die Lücken nicht ausgefüllt; sie werden vielmehr in dem Maße immer größer, als der Zuwachs an Literatur-Erzeugnissen immer größer wird. Man scheut zwar keine Kosten, wie das der Umstand beweist, daß erst vor Kurzem u. A. auch die beiden theuern russischen Jubilarwerke, nämlich der Tischendorfsche Codex Sinaiticus, sowie die „Description ethnographique des peuples de la Russie" von Th. von Pauly, für die Bibliothek angekauft wurden. Wahr ist es allerdings, daß ein theures Prachtwerk, wie das letztere, für Bibliotheken besonders paßt, und so zu sagen darauf eingerichtet ist, während es andererseits verzeihlich ist, wenn man Bücher anschafft, nicht obschon, sondern weil sie theuer sind.*) Allein die wissenschaftlichen Werke aus anderen Gebieten verdienen doch mindestens gleiche Berücksichtigung. Vor zwei Jahren wurde die Bibliothek mit Einem Male um mehrere Tausend Bücher bereichert, was durch einen außerordentlichen Zuschuß von Seiten Wm. B. Astor's ermöglicht wurde; bei dem Interesse, das Letzterer für die Stiftung seines Vaters zeigt und bei dem unermeßlichen Reichthum desselben würde es vielleicht nur einer, von geeigneter Seite ausgehenden Vorstellung bedürfen, um die Astor Library zu dem zu machen was sie sein könnte. Uebrigens scheinen besondere Untoward Events eingetreten zu sein, die auf den Ankauf von Büchern hemmend eingewirkt. Andererseits mag auch der Krieg in mehr als einer Weise Schuld daran sein, zunächst durch den gewaltigen Abstand zwischen dem Werthe des papierenen und des klingenden Geldes (der moneta volante und moneta sonante, wie die Italiäner sagen), und so ist denn die eingetretene Stockung vielleicht nur eine momentane.

Die Art und Weise aber, wie in dem Journal „Das Ausland" die Astor Library geschildert worden, liefert einen neuen Beweis, wie geachtete und gediegene europäische Blätter als Organ benutzt werden, um amerikanische Institutionen im falschen Lichte darzustellen, und wie dieselben Blätter, theilweise wenigstens, zu Klatschereien und Persönlichkeiten mißbraucht werden.

Von der Astor Library wird dort nämlich unter Anderm gesagt: „der Deutsche findet hier von Allem Etwas." Wir behaupten 1. daß der Deutsche, wenn er nur ein Wenig zu suchen versteht, noch etwas mehr als „Etwas" findet, 2. daß sich dieses auch auf andere Nationalitäten erstreckt. So sind seit einiger Zeit zwei junge Männer, der Eine ein Armenier, der Andere ein Chinese, fleißige Besucher der Bibliothek; wahrscheinlich also finden auch sie „Etwas" dort, da es nicht wahrscheinlich ist, daß sie als Korrespondenten in der Absicht hingehen, bloß Fehler zu finden (to find faults). Nach jener lobenden Anerkennung der Astor Library folgen aber die Klagen. Zunächst klagt der Berichterstatter darüber, daß die Encyklopädie von Ersch und Gruber nicht ein Mal vollständig da sei. Dies ist allerdings begründet, doch ist diese Klage eine, wie wir glauben, in allen Bibliotheken der Welt geführte, da das große, encyklopädische Werk bis jetzt noch nicht vollendet ist. Es folgen dann noch andere ebenso unbegründete Klagen: „Die Bücher sind ohne streng wissenschaftliche Kenntniß, wie sich eben die Gelegenheit bot, gesammelt." Item: „Es ist Alles nur Prunk und Schein." Item: „Die Bibliothek wimmelt (sic) von katholischer Theologie und ist besonders reich an trivialen Gebet- und Erbauungsbüchern." Es ist ein sehr verzeihlicher Irrthum, wenn der Verfasser — wie es scheint — alle Bücher, deren Inhalt er nicht versteht, für Gebetbücher hält; aber ein Kunststück wäre es immerhin, eine Bibliothek von 130,000 Bänden in dieser einfältigen Weise herzustellen, und das Kunststück wäre

*) Wenn man ein Urtheil über den wissenschaftlichen Werth des ethnographischen Werkes von v. Pauly nach dem bemessen wollte, was im Appendix (S. 149 ff.) zur ersten Abtheilung (peuples indo-européens) über den galiläischen Dialekt, über die Khassids und Tsadiks und deren Nachfolger die Samaritains, Esséens (fanatiques) und Saducéens (esprits forts), so wie über die späteren Tsadiks (maitres, docteurs), die Sogarites und die Kaballa (qu'on appelle dans quelques pays cabale) u. s. w. gesagt wird, so würde dieses Urtheil eben nicht sehr zu Gunsten des Buches ausfallen, und man wird jedenfalls zugeben müssen, daß die artistischen Beilagen, namentlich die prachtvolle Abbildung der „Karaimes", wahrer und getreuer sind, als die im Text gegebenen Notizen, in welchen letzteren übrigens die Karaïmes — abgerechnet den „sonderbaren Plural" (ce pluriel est bien singulier) — immer noch besser charakterisirt werden, als die Uebrigen, was auch ganz natürlich ist. Ein Schluß von dieser Partie auf das ganze Werk wäre aber doch wohl zu voreilig, da beide nur in einem losen Zusammenhange stehen, und da es überhaupt mit zu dem Schicksal der Khassids, Tsadiks, Karaïmes u. s. w. gehört, daß sie zuweilen auch in sonst sehr gründlichen und gelehrten Büchern stiefkindlich, d. h. oberflächlich und unwissenschaftlich, behandelt werden. D. Korr.

noch größer, wenn sie 300,000 Bände hätte, wie in dem Artikel (dem es überhaupt nicht an Widersprüchen fehlt) fälschlicher Weise angegeben wird. Nicht zu entschuldigen ist es, wenn Jemand, der deutsch lesen kann, von der „stiefmütterlichen Behandlung der deutschen Literatur" in der Astor Library spricht, und als Beweis dafür anführt, daß von Schiller und Göthe nur alte Ausgaben vorhanden seien. (Die Bibliothek hat von Schillers Werken die Cotta'sche Ausgabe von 1835—36 in 12 Bänden, von Göthe die von 1827 in 60 Bänden, dann die von 1850—51 in 30 Bänden, außerdem die verschiedenen englischen Uebersetzungen von beiden Dichtern. Ferner besitzt sie die Schriften von Carlyle, Browning und Lewes über Schiller und Göthe, die von Döring, Gustav Schwab, A. Grün, Hofmeister, Palleske, Eckardt, Falk, Viehoff, Eckermann u. A. über die beiden deutschen Klassiker in der Ursprache, manche noch außerdem in englischer Uebersetzung, so wie die Schriften, in denen die Göthe- und Schillerliteratur übersichtlich geordnet ist; endlich die Korrespondenzen von Schiller, Göthe, W. v. Humboldt, Körner, Zelter, Jacobi, Bettina, Frau v. Stein u. s. w. Alle diese Schriften sind — nebst den Illustrationen zu den Werken Beider — im Kataloge unter der Rubrik Schiller und Göthe noch besonders verzeichnet.)

Es wird ferner von dem deutschen Kritiker behauptet, daß der Artikel „Bibel" mehr als reichlich vertreten sei, und daß Bibeln „in allen und möglichst viel Indianer- und derlei Sprachen" vorhanden seien. Das ist leider wahr! Die Astor Library hat sehr werthvolle und seltene Bibel-Ausgaben (auch Incunabeln); der Artikel „Bibel" nimmt neun Seiten des gedruckten Katalogs ein. Der Schreiber jenes Aufsatzes hätte aber bedenken sollen, daß der Artikel „Bibel" für Theologen zwar werthvoll, aber auch für Philologen nicht werthlos ist, und daß man von manchen Sprachen, wie z. B. von der Gothischen (die Astor Library hat die Ulfilas-Uebersetzung in den Ausgaben von Benzelius, Knittel, Ihre-Büsching, Reinwald-Zahn, v. d. Gabelentz und J. Loebe, Maßmann), der Samaritanischen (die Astor Library besitzt die Walton'sche Polyglotte) und von vielen „Indianer- und derlei Sprachen" fast keine anderen schriftlichen Denkmäler hat, — als Bibel-Uebersetzungen.

Was in dem Artikel über einzelne Persönlichkeiten in der Astor Library erzählt wird, ist bloßer Klatsch (um eine unschöne Sache mit einem schönen deutschen Wort zu bezeichnen) und verdient nicht, daß wir es erst besonders widerlegen.

Rußland.

Die Oeffentliche Bibliothek in Tiflis.

„Kurzer Katalog der Tiflisjer Oeffentlichen Bibliothek, 1846 bis 1861, herausgegeben von Hrm. Ad. Berger, Tiflis 1861 in der Topographie der Oberverwaltung des Kaukasischen Statthalters, XXIII & 1116, 8vo." Solches ist der Titel eines Werkes, welches, wenngleich in Asien erschienen, durch seine würdige Ausstattung und gute Anordnung, einer jeden Büchersammlung des alten Europa zur Zierde gereichen würde. Aus der Vorrede, mit welcher der Herausgeber, ein kenntnißreicher Orientalist und der gegenwärtige Bibliothekar in Tiflis, dieses Werk in russischer Sprache einführt, entnehmen wir einige Stellen, die sich auf die Geschichte Gruſiens beziehen und den Mangel an Bücherschätzen in diesem seit 60 Jahren dem russischen Reiche einverleibten Lande erklären.

„Die Geschichte Gruſiens ist das mehrere Jahrhunderte währende Drama ununterbrochener Kriege und Blutscenen. Konnte wohl unter solchen Umständen eine Literatur sich entwickeln, wenn wir unter diesem Ausdruck, nach Schlegels Definition „alle die Wissenschaften und Künste verstehen, welche das Leben und den Menschen selbst zum Gegenstande haben?" Zweifelsohne nicht. Das Gefühl der Selbsterhaltung umfaßte damals das ganze Sein des Menschen und die Poesie, dessen lebendige Begleiterin, erschien nur mündlich in Folge von mehr oder weniger wichtigen Begebenheiten und Auftritten. Die Blüthe der Wissenschaften und Künste ist in Abhängigkeit von der glücklichen Epoche nationaler Selbständigkeit. Hatte aber Gruſien eine solche Epoche? Wir können diese Frage bejahend, aber mit der Beschränkung beantworten, daß diese glücklichen Zeiten gar zu kurzwährend gewesen. Die glänzenden Zeiten seiner Geschichte gehören bloß den Regierungen Wachtang-Gurgaslans (446—499), David des Erneuerers (1089) und der Königin Tamara (1184—1212) an. Demohngeachtet zögerte Gruſien nicht, sobald ein glücklicher Zeitpunkt ihm anbrach, solche Facta aufzuweisen, wie sie bei andern Umständen und Verhältnissen das Volk in eine Reihe mit hochgebildeten Nationen gestellt hätten. Auf die Regierungszeiten von Wachtang-Gurgaslan und David dem Erneuerer bezieht sich Vieles, was die Architektur hier Großartiges schuf und vor dem der Archäolog jetzt bewundernd und staunend ob der Schönheit und Kunst hier heimischer Denkmäler stehen bleibt. Das Zeitalter der Königin Tamara ist, außer den architektonischen Denkmälern, die weit und breit an ihren Namen geknüpft werden, durch die schöne Poesie des Schota Rustawelli verherrlicht, jene wunderbare Schöpfung des 12. Jahrhunderts, die als glänzender Stern am fernen Horizonte der gruſinischen Literatur leuchtet und den Eingeborenen in die längstverflossenen Zeiten dieser kurzwährenden glücklichen Vergangenheit zurück versetzt. Um diesen Namen gruppirt sich die nicht minder glänzende Pleiade der gleichbeliebten Poeten: Tschachruchadse, Abdul-Messy, Sarkis Tgmogweli.

Doch vom 13. Jahrhundert an ist Gruſien zu neuen Leiden verurtheilt, die nur selten, und das nur auf kurze Zeit, sich unterbrechen; das ist seine Geschichte fast bis zur Einverleibung Gruſiens in das russische Reich selbst. Die Literatur der Folgezeit nahm eine religiös-moralische und zum Theil chronologistische Richtung an und beschränkte sich, versteckt in Klosterwänden, auf trockene Pergamentrollen, auf welche die scholastische Feder irgend eines Büßers ein gleichzeitiges Ereigniß aufzeichnete. Solcherweise entstehen die Klosterbibliotheken, doch gleichzeitig wird die Arbeit des Verstandes zum todten Kapital. Diese Bibliotheken sind nur einer beschränkten Zahl der Klosterbrüder zugänglich, die das lebende Band mit der übrigen Welt zerrissen hat und nur selten auf das Feld der geistlichen Arbeit in die Gemeine hinaustritt. Sie erreichen lange nicht den Zweck, wozu ähnliche Anstalten in der Gegenwart gegründet werden, und daher bleibt die Mehrzahl des Volkes aller Bildung baar. Hierzu hilft selbst das Seminar wenig, das zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts in Telaw bestand und von dem man nicht leugnen kann, daß es sich durch Gelehrsamkeit und Bildung seiner Vorstände ausgezeichnet habe, aus deren Reihe besonders die bedeutende Persönlichkeit des Rectors David, aus der Familie der Mes-chier, hervortritt, der mit Recht der gruſinische Philosoph und Poet genannt wird. Einige angesehene Familien sammeln, sei es aus wahrer Wißbegierde, sei es aus leicht verständlicher

Eitelkeit, Handschriften; doch werden sie ohne allen Nutzen in die Truhen vergraben — ein Opfer von Motten und Schimmel; und es geht bloß im Volke das Gerücht, daß ein Edelmann viel auf Pergament oder Leder geschriebene Bücher besitze, ein anderer, als großer Bücherfreund, einige Paar tüchtige Büffel für eine alte Handschrift des „Pantherfelles" geopfert habe, um damit, außer mancher andern Mitgift, „seine Tochter auszusteuern."

Der Mangel einer Buchdruckerei verhinderte die Verbreitung von Schriftwerken. Wohl gründete der König Heraclius II. von Kartalinien und Kachethien, derselbe Fürst, der im J. 1783 sich unter russischen Schutz begab, mit Hülfe hierher berufener griechischer Meister eine kleine Typographie, doch wurden in derselben ausschließlich Schriften geistlichen Inhaltes gedruckt.

Unsern Tagen war es erst vorbehalten, durch Errichtung einer Bibliothek nach europäischen Begriffen, für das rege gewordene Bedürfniß nach Bildung zu sorgen. Wie in vieler Beziehung, war es auch auf diesem Felde der vielseitig gebildete Fürst Woronzow, dessen schöpferischer Genius hier die Initiative ergriff. In demselben Jahre 1846, in welchem der neue Statthalter der kaukasischen Provinzen die Gründung zweier Zeitungen und des seitdem alljährlich eine Fülle interessanter und wichtiger statistischer Notizen bringenden „Kaukasischen Kalenders" verordnete, ward auch die Tiflizer Oeffentliche Bibliothek gegründet. Zur Anschaffung der Bücher wurden der Bibliothek, zu deren Aufstellung bald ein würdiges Gebäude im Mittelpunkte der Stadt errichtet ward, vom Fürsten bedeutende Geldsummen angewiesen. Schenkungen erfolgten von allen Seiten her und bewiesen das Interesse, das im gebildeten Publikum der kaukasischen Provinzen für die neue Schöpfung herrschte. Leider erlahmte der kaum erregte Eifer im Laufe der Kriegsjahre 1853—56 wieder. Der Fürst Bariatinsky, dem nun die Zügel der Regierung der kaukasischen Provinzen anvertraut wurden, richtete seine Aufmerksamkeit auf Anschaffung der Werke, die zum Studium dieses ausgedehnten Ländergebietes und des Orientes überhaupt erforderlich sind. Ihm ist die Idee zur Abfassung des systematisch geordneten und würdig ausgestatteten Kataloges dieser Bibliothek zu danken, mit der Hr. Ad. Berger betraut ward. Trotz der bedeutenden, von der Regierung für dieses Institut gespendeten Geldmittel, die eine Sammlung von 1800 Bänden ermöglichten, denen noch ein kleines Münzkabinet hinzugefügt ward, bedarf es noch ansehnlicher, pecuniärer Opfer und steter Anstrengungen, um eine hier so sehr nöthige vollständige Sammlung alles auf den Kaukasus und die angränzenden Länder Asiens bezüglichen bibliographischen Materials zu schaffen. Wir wollen hoffen, (solcherweise spricht sich der Verfasser dieses Kataloges aus) daß die erleuchtete russische Regierung in diesem Tempel der Wissenschaften auch die Schätze armenischer und georgischer Manuskripte und aller Druckschriften vereinige, die bisher ungastlich und ungewürdigt in den dumpfen Räumen der uralten Klöster Etschmiadsin, Tatew, und a. a. O. allem Lichte entzogen wurden. Diese, vereint mit den leicht in Transkaukasien zu sammelnden Werken der mohammedanischen Literatur, würden der Tiflizer Bibliothek mit einem lokalen Gepränge den Rang einer der interessantesten wissenschaftlichen Schöpfungen verleihen."

Der neue Wahlspruch Rußlands „non solum armis" — „sed nunc quoque non armis" fügen wir unsererseits hinzu — prangt in goldenen Buchstaben auf diesen den Wissenschaften geweihten Hallen, die, mitten in der kriegerischen Stadt gelegen, durch weite Baumgruppen und Gänge vor dem Geräusche geschützt sind. Er prangt in glänzenderer Schrift in der Brust des kaiserlichen Prinzen, der dieses Landesinstitut vor Allem seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte. Sein Interesse für Wissenschaft und Kunst läßt uns Erfüllung der eben ausgesprochenen Wünsche in nächster Zukunft erwarten. S—y—z.

Palästina.

Moritz Busch: Bilder aus dem Orient. *)

Von diesen Bildern des Orients, nach der Natur von A. Löffler gezeichnet und mit beschreibendem Text begleitet von Dr. Moritz Busch, liegen uns die 10., 11. und 12. Lieferung vor, welche die Stahlstiche von Mar Saba (Kidron-Schlucht), Bethlehem (todtes Meer), Sichem (Nablus), Nazareth, See Genezareth und Beirut und deren Beschreibungen enthalten. Die Stahlstiche sind mit großer Sauberkeit und Anschaulichkeit ausgeführt, und die Beschreibungen des Dr. Busch erregen das Interesse für die Plätze noch mehr und machen dem Beschauer die Ansichten doppelt angenehm, um so mehr, als gerade diese Bilder uns mit einer gewissen Pietät für die alte Zeit erfüllen, und wir uns in unserer Phantasie bald da, bald dort einen Platz oder eine Gegend heraussuchen, wo einst der ganzen oder einem großen Theile der Menschheit Großes oder Wunderbares widerfahren, oder wo der oder jener große Mann gelebt, gewirkt oder gelitten und so den Ort für ewige Zeiten geheiligt hat.

Auch manches Belehrende ist diesen Schilderungen eingestreut. So erzählt uns Busch von Nablus (Sichem): „Die einzige Merkwürdigkeit, welche Nablus für den reisenden Europäer besitzt, sind die hundertundzwanzig Samariter, die hier leben und, wie vor achtzehnhundert Jahren, auf den Messias warten und die Juden hassen. Der einzige Rest eines Volkes, welcher einst ganz Samaria inne hatte und in verschiedenen Städten Syriens und Aegyptens Kolonien besaß, sind sie jetzt auf den südwestlichen Winkel der Stadt Nablus, ein Quartier, beschränkt, welches nach ihnen „Haret Es Samera", das Samariterviertel, heißt und zu dem Hauptstadtbezirk Haret Es Jasmineh oder Jasminquartier gehört. Ihren Unterhalt erwerben sie sich vorzüglich durch Anfertigung wollener Jacken für die Fellahs der Nachbarschaft und durch Handel. Einige sind auch als Schreiber angestellt, fast alle aber leben nebenher von Almosen, welche ihnen die Theilnahme der durchreisenden Franken reicht. In der Tracht unterscheiden sie sich von den übrigen Bewohnern der Stadt nur dadurch, daß sie blaßrothe Turbane um die Tarbusche tragen."

Man sieht so recht deutlich, wie ein Volk oder Volksstamm bei aller zu einer gewissen Zeit errungenen Macht nach Außen doch keine bleibende Dauer beanspruchen kann, wenn es nur in einer erkünstelten Opposition, die von keiner inneren geistigen Wahrheit getragen wird, seine Geltung sucht, wie bei den Samaritern; Volk und Kolonien sind so bis auf den Namen geschwunden.

Vom Berge Tabor, wo die Verklärung Christi stattgefunden haben soll, bemerkt die Schilderung: „Er steht 1800 Fuß über dem Meere, wie ein ungeheurer Altar auf der großen Ebene, und von ihm überblickt man den ganzen Norden von Palästina. —

*) Triest, literarisch-artistische Abtheilung des österreichischen Lloyd, 1863.

Und welche Erinnerungen heften sich an diese Gegend, (wo am Abhange des Berges das galiläische Meer, der See Genezareth, von der Sonne bestrahlt, glänzt, und nach Westen hin das weite Blachfeld mit dem Kischon, „dem Bach der Schlachten", sich erstreckt).

Am Bach Kischon besiegten Barak und Deborah die eisernen Wagen Sissera's, auf demselben Felde schlugen Gideon und das Schwert des Herrn die Medianiter, d. h. die Beduinenhorden Seba's und Zalmuna's, und hier unter den Bergen Gilboa's starb Saul den Heldentod in der Philisterschlacht. Hier ferner büßte König Josia das unbesonnene Wagniß, mit dem er sich Pharao Necho's Zug gegen Charkemisch entgegenstellte.

Nicht weniger tränkten die Kriege der Hasmonäer und Herodianer diese Gefilde mit Schlachtenblut. Endlich sahen auch das Mittelalter und die neueste Zeit hier harte Kämpfe. Im nordöstlichen Zweig der Ebene fand am 5. Juli 1181 die letzte große Schlacht der Kreuzzüge statt, in welcher Sultan Saladin dem Ritterkönig Veit von Lusignan die Schlüssel von Jerusalem und die Krone nahm, und fast an derselben Stelle kämpfte General Kleber am 17. April 1799 mit 1500 Franzosen gegen 25000 Türken. Sechs Stunden, vom Sonnenaufgang bis zur Mittagsstunde, währte das Treffen, und schon gab sich der General der ungeheuren Uebermacht gegenüber verloren, als plötzlich Napoleon mit einigen neuen Bataillonen heraneilte, bei deren Anblick die Türken, stärkeren Zuzug der Gegner fürchtend, den Rücken wandten und nun zu Tausenden niedergehauen wurden.

Vom See Genezareth, in der Urzeit Kinaroth genannt, bei der Stadt Tiberias gelegen, heißt es: „er sei auf dieselbe Weise wie das todte Meer, nämlich durch ein Erdbeben oder durch einen Einbruch der Erdrinde entstanden." Sein Wasser ist aber süß und rein, und die Fische, nach denen einst die Jünger Jacobus und Petrus ihre Netze auswarfen, pflanzen sich noch jetzt hier fort. Es sind vorzüglich schöne Schollen und Karpfen. — Die Länge des Sees beträgt etwa drei, seine Breite durchschnittlich anderthalb Meilen, seine größte Tiefe circa 160 Fuß. An und auf ihm fanden mehrere neutestamentliche Wunder statt. — Eine halbe Stunde von Tiberias befinden sich die schon aus alter Zeit bekannten und noch jetzt benutzten warmen Bäder. — Da, wo der mohammedanische Friedhof sich ausbreitet, zeigt man auf einem Berge darüber Grabmäler vielgefeierter jüdischer Heiligen; das größte und berühmteste unter ihnen ist das des Rabbi Akiba, der als eifriger Patriot sich der Bewegung gegen die Römer unter Bar Kochba (130 n. Chr.) anschloß und dann als Märtyrer starb. Neben ihm ruhen in dem Berge von Tiberias, nach jüdischer Legende, alle seine Schüler, (deren er nach Einigen 24000, nach Andern 12000 gehabt haben soll).

Kleine literarische Revue.

— **Philosophische Schriften.** Zwei kleine Schriften vom Professor Hermann: „Die Theorie des Denkvermögens" und „Der pragmatische Zusammenhang in der Geschichte der Philosophie"*) erörtern diese beiden Themata in klarer und ansprechender Form. Der Standpunkt des Verfassers ist modern: seine Stellung in dem Konflikte zwischen den philosophischen und den Erfahrungswissenschaften eine versöhnliche. Die Zeit der Systeme, sagt er, ist für die Philosophie allem Anscheine nach vorüber, insofern unter einem philosophischen System eine bestimmte einseitige Formel für die Auffassung der Welt und des Lebens verstanden wird. An die Stelle der früheren Systeme der Philosophie wird eine durchgreifende philosophische oder geistig begriffsmäßige Gestaltung des Inhalts der Wissenschaft überhaupt treten müssen. Jedes einzelne System bedingte allerdings eine gewisse Beschränkung des allgemeinen wissenschaftlichen Gesichtskreises aus sich; eine jede solche Formel der geistigen Abstraction ist unwahr, die einen bestimmten Theil des concreten Inhalts der Dinge nicht in sich einzuschließen vermag; jede exclusive Pedanterie der philosophischen Schule steht mit dem allgemeinen Wesen und Charakter der neueren Wissenschaft in einem bestimmten Widerspruch; in der ganzen Stellung der Philosophie zur Wissenschaft und zum Leben wird nothwendig im Zusammenhang mit den allgemeinen Verhältnissen und dem geistigen Bildungszustande der Gegenwart eine gewisse Veränderung eintreten müssen. Eine eigentlich schulmeisterliche Stellung dem gemeinen Wissen und Denken gegenüber wird von der Philosophie überhaupt und der Logik insbesondere jetzt nicht mehr beansprucht werden können; der concrete Stoff des Wissens trägt selbst überall seine eigene Gesetzmäßigkeit in sich, die daher von der Wissenschaft nur analytisch aus ihm erkannt, nicht aber synthetisch nach einem bestimmten System oder Schema von außen her in ihn eingeführt werden kann. Die Richtigkeit des Denkens selbst aber wird nicht durch die leere Beobachtung seiner äußeren Formen, sondern durch die allseitige Erschöpfung und gründliche Untersuchung seines Inhalts festgestellt. Die Wissenschaften und das Denken sind allmählich auf dem gegenwärtigen Zustande ihres Umfanges und ihrer Reife der schülerhaften Maßregelung durch die Systeme der Philosophie und dem Formalismus der Logik entwachsen; der Wirklichkeit selbst ist der Charakter des Gesetzmäßigen ihrem vollen Umfange nach immanent gesetzt worden. Die Form des Wissens ist immer nur eine concrete, in ihrem Inhalte selbst vorhandene, nicht aber eine abstrakte oder kunstmäßig von außen mit ihm verbundene; der Charakter aller wahren Wissenschaft ist der der reinen und vollen Objektivität oder des hingebenden Begreifens des Stoffes nach der ihm selbst eigenen gesetzlichen Form. Die ganze Geschichte der Philosophie hat wesentlich die Bedeutung einer Schule des wissenschaftlichen Denkens gehabt, durch welche dasselbe sich selbst nach seinem wahren Verhältniß zu seinem Stoff zu erfassen in immer größerer Vollkommenheit hingeführt worden ist.

— **Preußens Ehrenspiegel von Schottmüller.***) In den trüben Fragen der Gegenwart ist es ein schönes Geschenk der Versehung, daß es noch tüchtige Männer giebt, die tief durchdrungen sind von den großen altpreußischen Traditionen und ein Herz haben für Preußens ruhmvolle, dem ganzen Deutschland zur Ehre gereichende Vergangenheit. Ein solcher Mann ist der ehrwürdige Professor Adolf Schottmüller in Berlin, jener weitschauende, doch früh erblindete Greis, der die schöne Abendröthe seines Alters der stählernen Energie seines Charakters verdankt. Er hat uns jüngst die zweite Auflage seiner patriotischen Gedichtsammlung „Preußens Ehrenspiegel" vorgelegt, und wir begrüßen dieses vom treuesten Eifer beseelte Buch mit der hochach-

*) Dresden. Rudolph Kunze. 1863.

*) Preußens Ehrenspiegel. Eine Sammlung vaterländischer Gedichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1861, mit einleitenden geschichtlichen Anmerkungen von Adolf Schottmüller. II. Aufl. Mit 24 Portraits. Gütersloh, Bertelsmann. 1863.

rungsvollen Anerkennung, welche solchen Bestrebungen gebührt. Aber, wer vorurtheilsfrei die schöne Auswahl aus Deutschlands Dichtergarten betrachtet, wird uns nicht anklagen, daß wir aus allzu günstiger Voreingenommenheit den Werth dieser Publication gerriesen haben. Jeder denkende und fühlende Leser wird mit uns die Menge der Perlen anstaunen, welche Herr A. Schottmüller dem Mosaik seines Ehrenspiegels einverleibt hat. Der Faden einer Geschichte Preußens in den Liedern und epischen Erzählungen der begabtesten Pfleger des deutschen Helikon leitet uns auf einer ebenso freien, als geraden Bahn durch die Geschicke des kräftigen Preußenstamms, an dessen deutschem Beruf die Freunde des Lichtes und der Wahrheit niemals verzweifeln können. Der deutschesten Dichtern unter den warmen Anhängern Preußens, der gewaltigen Friedrich Rückert und dem eisenfesten Ernst Moritz Arndt, hat der brave Herausgeber die aufmerksamste Sorgfalt gewidmet. Beider genialste Produktionen aus der Epoche des Freiheitskampfes finden wir zu einem leuchtenden Siegeskranze verbunden. Und was Adolf Schottmüller selbst hinzugethan an Wort und Lied, das ist ein würdiger Rahmen zu dem prächtigen Gemälde! T. v. B.

Literarischer Sprechsaal.

Die Londoner illustrirte Zeitung (Illustrated London News), eines der verbreitetsten englischen Blätter, hat sich zu einer vorurtheilsfreien Auffassung der Schleswig-Holsteinischen Sache bekehrt; was bei der Unklarheit und Verwirrung, in welche die Times die öffentliche Meinung Englands über diese Frage versetzt hat, immerhin ein Gewinn für das gesunde Verständniß des englischen Volkes ist. In ihrem neuesten Blatte (vom 9. Januar 1864) widmet die Illustrated News nicht weniger als drei große Illustrationen dem Nationalkampf in Schleswig-Holstein. Zuerst bringt sie das Bildniß des Herzogs Friedrich VIII., von dem sie sagt, daß er „nach der Meinung Einiger ein bloßer Prätendent, nach der Ansicht Anderer jedoch der einzig rechtmäßige Beherrscher der Herzogthümer Schleswig-Holstein sei." Sie bringt sodann Abbildungen von dem Einzuge der Sachsen in Altona und von der öffentlichen Proklamirung des Herzogs Friedrich VIII. in der Hauptstadt Holsteins, Beides unter Hervorhebung des allgemeinen Volks-Enthusiasmus. Ihr Korrespondent in Holstein berichtet, daß hier nicht von bloßen Demonstrationen einer Partei die Rede, sondern daß das ganze Volk einstimmig in dem Entschlusse sei, nur unter dem Scepter seines rechtmäßigen Fürsten leben und sich keinem willkürlichen Beschlusse fremder Mächte unterwerfen zu wollen. Der englische Korrespondent rühmt die Mäßigung, mit welcher nach dem Abzuge der dänischen Soldaten das holsteinische Volk die Polizeischergen und Spione des verhaßten Dänenthums vertrieben habe; ja er stimmt sogar ein in das

„Schleswig-Holstein, Sea-surrounded,"

dessen vaterländische Klänge jetzt wieder überall vernommen werden. Die Illustrated News scheint die eingebildete Furcht vor den künftigen deutschen Kriegshäfen Schleswig-Holsteins, von der die meisten, in dieser Beziehung wasserscheu gewordenen, englischen Zeitungen beseelt sind, nicht zu theilen.

Die deutsche „Illustrirte Zeitung" bringt in ihren ersten Nummern des Jahres 1864 einen ganzen Cyklus von Illustrationen aus Schleswig-Holstein, nach den Zeichnungen ihres tüchtigen Spezial-Artisten August Beck. Obwohl zum Theil dieselben Scenen darstellend, wie die oben erwähnten Illustrationen der London News, sind sie doch von diesen sehr verschieden, da sie augenscheinlich ein viel kräftigeres, nationales Gepräge haben. Einen Artikel, der die Ueberschrift: „Ein Wort mit England" trägt, eröffnet die Illustrirte Zeitung mit folgenden Bemerkungen, die der treffenden Antwort-Note des sächsischen Ministers v. Beust an den englischen Gesandten, Mr. Murray, als Illustration dienen können:

„Zwei Dinge vorzugsweise charakterisiren den politisirenden Engländer nach seiner Schattenseite: unglaubliche Unwissenheit über die Zustände und Bestrebungen in allen nicht zu Alt-England gehörigen Ländern und, damit Hand in Hand gehend, maßlose Selbstüberhebung. Nur in England — vielleicht noch ein wenig in Frankreich und Italien — giebt es politischen Verstand, wachsen praktische Gedanken. Nur die englischen Interessen verdienen bei politischen Berechnungen Berücksichtigung; englische Staatsmänner ganz allein wissen, was das vielgenannte europäische Gleichgewicht ist. Die Deutschen namentlich sind unpraktische Schwärmer und Träumer, nur geschaffen, um der britischen Industrie ihre Shirtings und Rasirmesser abzukaufen, über transcendentalen Hokuspokus zu philosophiren und Unmassen von Bier und Branntwein zu vertilgen, während das biedere Britenvolk bekanntlich die Portwein-Flasche, die Gin-Paläste, die Porterbrauereien nur vom Hörensagen kennt."

Daß die Franzosen nicht, gleich den Engländern, es verstehen ferne Länder zu kolonisiren, ist eine historisch feststehende Thatsache. Seit dreiunddreißig Jahren sind sie im Besitze von Algerien, allein noch immer hat dieses Land für die Mehrung des französischen Nationalreichthums nicht die geringste Früchte getragen. Freilich ist aber auch bisher das gerade Gegentheil einer rationellen Handelspolitik dort befolgt worden. Statt die Märkte Algeriens allen handeltreibenden Nationen zu öffnen, hat die Regierung diese Märkte unter die Aufsicht der Militärbehörde gestellt, welche nach Willkür den Handel beschränkt oder freigiebt, die Märkte verlegt und die Waaren bezeichnet, welche dort verkauft werden dürfen. Es fehlt nur noch, daß auch der Waaren-Preiscourant von ihr gemacht und daß dieser zugleich mit der Parole auf der Wachtparade ausgegeben wird. Kürzlich hat die Militärbehörde von Oran eine die wichtigen Märkte dieser Provinz betreffende Bekanntmachung erlassen, in welcher es unter Anderem heißt: „Wenn etwa bei euch europäische Kaufleute, oder Mesleme, oder Israeliten erscheinen, die bei euch Ankäufe von Wolle oder von Lebensmitteln machen wollen, so dürft ihr ihnen davon nichts — ja, nicht ein einziges Schaffell — verkaufen; denn wir würden ihnen, wenn sie bei uns diese Erlaubniß nachgesucht hätten, dieselbe verweigert haben."

Der kürzlich in Lemberg erschienene dritte Band von Pietruski's „Naturgeschichte der Sing- und Hausvögel" handelt von den Hühnern und Tauben (O kurach i golebiach) und wird als eine auf vieljährige treue Beobachtung basirte Arbeit des polnischen Ornithologen angesehen.

Bernhard Kalicki hat in Lemberg eine historisch-politische Untersuchung über „Polens geschichtliches Recht auf Kleinrußland" (Prawa historyczne Polski do Rusi) dem Druck übergeben.

Im Verlage von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung in Augsburg ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (39)

Das deutsche Singspiel
von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit,
dargestellt von **H. M. Schletterer.**
gr. 8. elegant broschirt. Preis 2 Rthlr.

Das vorliegende Werk, in welchem zum Erstenmale ein wichtiger Abschnitt unserer Literatur- und Musikgeschichte eingehend und gründlich besprochen wird, giebt in seinem Haupttheil die Entwicklungsgeschichte des deutschen Singspiels in möglichst erschöpfender Weise, dabei nicht nur auf die musikalische, sondern auch auf die poetische und soziale Seite des Gegenstandes Rücksicht nehmend. Die Darstellung ist nicht nur für Fachmänner, sondern für das ganze große Publikum, das sich für die Geschichte der Musik im Allgemeinen und für die der Oper insbesondere interessirt, berechnet. Der Anhang liefert in historischen Nachweisen und Belegen ein sehr reiches kunstgeschichtliches Material und das diesem folgende Textbuch eine Auswahl von Singspielen aus frühesten Jahrhunderten, wie sie keine andere aus den Schätzen unserer reichen Literatur zusammengestellt Anthologie bietet.

In dem Verlage von Herrmann Mendelssohn in Leipzig ist erschienen: (53)

Moses Mendelssohn.
Sein Leben und seine Werke.
Von
Dr. M. Kayserlingk.
Nebst einem Anhange
ungedruckter Briefe von und an M. Mendelssohn.
1862. 8. geh. 2 Thlr.

„Um Mendelssohn die Stelle zu vindiciren, die ihm in Deutschlands Ehrentempel gebührt, hat Dr. Kayserlingk es unternommen ein treues und vollständiges Bild von dem Leben und Wirken des jüdischen Weisen zu schaffen, und diesen seinen Zweck in vollkommen dankenswerther Weise erreicht. Die echt sokratische Gestalt Mendelssohns tritt uns klar und deutlich entgegen und bringt einen ungemein wohlthuenden Eindruck hervor. Der Leser, wenn er anders Gefühl für sittliche Größe besitzt und frei ist von religiösen Vorurtheilen, wird durch das Buch bis ans Ende gefesselt, und fühlt sich, wenn er es aus den Händen legt, ein besserer Mensch".
Literar. Centralblatt 1862. No. 26.

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien im v. J.:

Die Weisheit des Brahmanen.
Ein Lehrgedicht
von
Friedrich Rückert.
Fünfte Auflage.
8. geh. 2 Thlr.; roth gebd. mit Goldschnitt 2 Thlr. 15 Sgr. (51)

Schiller- und Göthe-Grammatik für das Ausland.

La plus facile des grammaires allemandes
fondée sur un choix de poésies (49)
de **Göthe** et de **Schiller**
par
Bernard Schmitz.
gr. in-8. 1863. 12 Sgr.
Berlin. Ferd. Dümmler, libraire-éditeur.

Bei **Georg Reimer** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakespeare's Gedichte.
Deutsch
von
Wilhelm Jordan.
1862. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Diese vortreffliche, alle früheren Versuche weit hinter sich lassende Uebersetzung enthält außer den Sonetten auch die übrigen nicht dramatischen Dichtungen Shakespeare's: Venus und Adonis, Tarquin und Lukretia, der Liebenden Klage, der leidenschaftliche Pilger, und wird sich allen Besitzern von Shakespeare's dramatischen Werken als eine willkommene Ergänzung seiner Werke darbieten. Aeußerlich schließen sich die Gedichte an die Oktav-Ausgabe der dramatischen Werke an. (45)

Verlag von J. Guttentag in Berlin.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung)
Neue Erscheinungen.

Bilder
aus dem Alterthume.
Von
Adolf Stahr.
Tiberius.
Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Schiller
in seinem Verhältniß zur Wissenschaft
dargestellt
von
Carl Twesten.
8. Geh. Preis 25 Sgr.

G. E. Lessing.
Sein Leben und seine Werke.
Von
Adolf Stahr.
Vermehrte und verbesserte Volks-Ausgabe.
Dritte Auflage.
2 Bände. Geh. 2 Thlr. Geb. 2½ Thlr.

Lessing's
Nathan der Weise.
Ein Vortrag
von
David Friedrich Strauß.
Preis 15 Sgr. (40)

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der deutschen Kaiserzeit
von
Wilhelm Giesebrecht.
Dritte veränderte Auflage.
Erster Band: Gründung des Kaiserthums.
Mit einer Uebersichtskarte von H. Kiepert.
gr. 8. geh. 57½ Bogen. 3 Thlr. 14 Sgr.
Zweiter Band: Blüthe des Kaiserthums.
Mit einer Kunstbeilage von W. Diez.
gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.
Braunschweig. C. A. Schwetschke u. Sohn (M. Bruhn.) (52)

Preisherabsetzung.

L. Erk, Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichsten deutschen Volkslieder aus der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodieen (Ladenpreis 2 Thlr. 20 Sgr.) für 1 Thlr. 10 Sgr.

J. Mützell, Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem sechszehnten Jahrhundert. Nach den ältesten Drucken herausgegeben. Drei Bände (6 Thlr. 20 Sgr.) für 2 Thlr. (47)
Berlin. Th. Chr. Fr. Enslin.

Bei **Georg Reimer** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Tragödien des Sophokles.
Deutsch
von
Wilhelm Jordan.
Zwei Theile. 1862. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Das in Leipzig erscheinende Literarische Centralblatt (v. 6. Juni 1863) sagt darüber:

„Nicht ohne Mißtrauen haben wir diese Uebersetzung zur Hand genommen. Wir kannten Wilhelm Jordan's Formtalent aus seiner schönen Uebertragung der Shakespeare'schen Sonette. Ob er aber, ein im Guten und Schlimmen ganz moderner Mensch, im Stande sein werde sein eigenes Wesen völlig zu verläugnen und die Dramen des Sophokles ganz treu und ohne moderne Zuthat wiederzugeben, das schien uns mehr als zweifelhaft. Nach der Lektüre dieses schönen Buches gesteben wir, daß unsre Zweifel gehoben sind. Wir halten dies Werk für die unzweifelhaft beste Uebersetzung des Sophokles, welche unsere Sprache besitzt. Sie ist die einzige, welche Treue mit poetischer Schönheit verbindet, die einzige, welche auch denen, die das Original nicht kennen, ein lebendiges Bild von der Sophokleischen Dichtung gewährt. — Wir empfehlen das Werk allen Gelehrten und vornehmlich dem nicht klassisch gebildeten Theile des Publikums aufs Wärmste." (50)

In der C. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist vor Kurzem erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (48)

Deutsche Rechtssprichwörter
unter Mitwirkung
der Professoren **J. C. Bluntschli** und **K. Maurer,**
gesammelt und erklärt
von
Eduard Graf und **Mathias Dietherr.**
39 Bogen. gr. 8. brosch. 3 Thlr. 5 Sgr.

Dies ist ein Buch, welches die Blüthen der deutschen Rechtsbildung in den Sprichwörtern, nicht im Katheder-style, sondern in sprichwörtlichem Gewande vorführt, den reichen Stoff zu einem einheitlichem Kranze windet, damit jedem Gebildeten, auch dem verknöcherten Rechtsgelehrten die Poesie im Rechte leibhaftig vor Augen stellt und so einem seit Jahrzehnten immer bestimmter und vernehmbarer ausgesprochenen Wunsche aller Freunde deutschen Rechts und deutscher Sitte entgegenkommt.

Im v. J. erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. Heinrich von Wessenberg.
Ein deutsches Lebensbild
von
Dr. **Joseph Beck,**
Großherzoglich badischem Geheimen Hofrath.
Preis 14 Sgr.

Diese Schrift ist ein Auszug der rühmlichst bekannten großen Biographie Wessenberg's von demselben Verfasser.
Fr. Wagner'sche Buchhandlung in Freiburg i. Br. (46)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen: (54)

REDE AUF SCHILLER
GEHALTEN IN DER FEIERLICHEN SITZUNG DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN AM 10. NOVEMBER 1859
VON
JACOB GRIMM.
Dritter Abdruck. Velinpapier. gr. 8. 8 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 5.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen
wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 31. Januar 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Die klassischen Studien in der Gegenwart . 66
Inwieweit ist Südtirol italiänisch? II. Das Deutschthum mehr und mehr von den Wälschen verdrängt 68

Frankreich.
Das Budget und die Municipalverwaltung von Paris in den letzten zehn Jahren . . 71

England.
Die Londoner Gesellschaft und ihre wohlthätige Selbsthilfe. I. The Charities of London 73

Griechenland.
Griechische und albanesische Mährchen. I. Sage, Märchen und Geschichte 74

Nord-Amerika.
Deutsche Truppen im amerikanischen Befreiungskrieg 77

Kleine literarische Revue.
Geschichte der Bauernhöfe 78
Das Duell 78
Die Apotheken-Frage 78
Literarischer Sprechsaal 79

BIBLIOGRAFIA
DEI LAVORI PUBBLICATI IN GERMANIA
SULLA
STORIA D'ITALIA
DI **ALFREDO REUMONT.**
1863. 30½ Bg. S. geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

Die gegenwärtige Bibliographie der deutschen Arbeiten über italienische Geschichte ist keine blosse Aufzählung von Titeln, sondern zugleich ein Repertorium der mannigfaltigsten historischen und literarischen Notizen, welche so die politische und Kirchengeschichte wie die Literär- und Kunstgeschichte umfassen. Vieljährige Beschäftigung mit den verschiedenen Zweigen der auf Italien sich beziehenden Literatur aller Nationen hat den Verfasser in den Stand gesetzt, ein für Bibliotheken schwer entbehrliches, für alle Freunde der historischen Wissenschaften innerhalb wie ausserhalb Deutschlands und Italiens so nützliches wie bequemes Handbuch zu liefern.

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (70)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachfolgenden Periodicals sind in meinem continentalen Debit und ich empfehle dieselben wegen ihres gediegenen Inhalts der allgemeinen Aufmerksamkeit.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated.
Monatlich ein Heft à 1 Shilling.
Jährlicher Preis 4 Thlr.

The FINE ARTS QUARTERLY REVIEW.
Vierteljährlich ein Band à 2 Thlr.

LONDON SOCIETY. An illustrated magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Illustrated. Monatlich ein Heft à 1 Shilling.
Jährlicher Preis 4 Thlr.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by D. MASSON. Monatlich ein Heft à 1 Shilling.
Jährlicher Preis 4 Thlr.

PUNCH. Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

The WESTMINSTER REVIEW. Vierteljährlich ein Band à 2 Thlr.
Diese Preise sind franco Leipzig verstanden.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein:

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. (64)

*** Interessante Neuigkeit. ***

Im Verlage der Unterzeichneten erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mémoires
du
Comte de Senfft,
ancien Ministre de Saxe.
Empire.
Organisation politique de la Suisse.
1806 – 1813.
Avec Portrait.

Royal-Octav. VIII. u. 250 S. Elegant geheftet.

Preis 2 Thlr. 20 Ngr. (57)
Leipzig, im Januar 1864.
Veit & Comp.

LA DIVINA COMMEDIA
DI DANTE ALLIGHIERI
RICORRETTA SOPRA QUATTRO DEI PIU AUTOREVOLI TESTI
A PENNA DA **CARLO WITTE.**

Pracht-Ausgabe. Mit Dante's Büste in Photographie als Titelbild, und seinem Bildnisse in Cameendruck. 102 Bogen 4. Geh. 12 Thlr. Eleg. geb. in Kattun m. Goldschn. oder reicher Deckelverzierung 13 Thlr. 10 Sgr. In Leder ebenso 16 Thlr. 10 Sgr.

Wie zahlreich auch die Ausgaben der Divina Commedia sind — man rechnet deren mehr als 300 —, so beruht doch keine derselben auf einer, im Sinne der neueren Philologie, kritischen Grundlage. Eine solche hat Prof. Witte dieser Ausgabe dadurch gegeben, dass er den Text derselben ausschliesslich auf vier Handschriften gründete, die er aus mehr als vierhundert zuvor probeweise verglichenen ausgewählt hat. Der Befund dieser vier Handschriften und die Abweichungen der drei wichtigsten Ausgaben werden auf das genaueste berichtet. Ausserdem bieten die Noten das bisherige kritische Material vollständig.

LA DIVINA COMMEDIA
DI DANTE ALLIGHIERI.

EDIZIONE MINORE FATTA SUL TESTO DELL' EDIZIONE CRITICA DI **CARLO WITTE.**
34 Bogen. 8. geheftet. Preis 2 Thlr.
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (65)

In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Atlas ethnographique
des provinces habitées en totalité ou en partie par des **Polonais**
par **R. d'Erkert,**
capitaine aux gardes, membre effectif de la société géograph. Imp. de Russie.
Sechs lithochromirte Karten in Folio.
Preis 3 Thlr.

Blätter der verschiedensten Richtungen, wie z. B. das „Literarische Centralblatt", das „Magazin f. d. Literatur d. Auslandes", die „Augsburger Allgem. Zeitung", die „Deutsche Allgem. Zeitung", „Petermann's Mittheilungen" besprechen diesen Atlas übereinstimmend günstig als einen wichtigen Beitrag zur Beurtheilung der polnischen Frage. (59)

Deutschland und das Ausland.

Die klassischen Studien in der Gegenwart.*)

Schon lange liegt uns eine schöne Pflicht ob, deren Erfüllung leider Umstände bis jetzt verhindert haben; eine Pflicht, der wir gern wünschten, ebenso würdig Genüge zu leisten, als wir ihr mit vollem, freudigem Herzen uns unterziehen.

In der Geschichte der griechischen Literatur von Prof. Dr. Ed. Munk nämlich liegt uns ein Werk der verdienstvollsten Art vor, von dessen Verbreitung wir nur die segensreichste Wirkung, und nicht bloß für die Gegenwart, erwarten. Den hohen Werth dieses Werkes zu bezeichnen, die Absicht, die demselben zu Grunde liegt, darzulegen, und unser Urtheil über die befolgte Methode unseren Lesern gegenüber auszusprechen, das erachten wir bei diesem dem humansten und edelsten Zwecke dienenden Werke fürwahr als eine unserer schönsten Pflichten.

Wir besitzen eine ganze Reihe von Werken der verschiedensten Art, welche die Geschichte der griechischen und römischen Literatur darstellen; die Namen unserer gefeiertsten Gelehrten glänzen in diesem Fache; sie haben denselben Stoff aufs gründlichste und eingehendste bearbeitet. Erscheint nun ein neues Werk, das sich dieselbe Aufgabe gestellt hat, so frägt man mit Grund nach der Berechtigung, da neue Ausbeute nicht mehr zu erwarten ist, ja auch die Beurtheilung des Einzelnen im Ganzen fast einen gewissen Abschluß erreicht hat. Es bedarf daher für den Verfasser der Nachweisung eines durch die früheren Werke noch nicht befriedigten Bedürfnisses, dem er zu entsprechen unternimmt; und nur in der zweckdienlichen Behandlungsweise des Stoffes allein kann jene Berechtigung, kann der Werth des neuen Werkes liegen.

Indem unser Verfasser in der gehaltvollen und sehr zu beherzigenden Vorrede sich hierüber erklärt, geht er davon aus, daß man namentlich in Deutschland, seitdem deutsche Philologen in Kritik und Grammatik Unsterbliches geleistet, die bildende Kraft der antiken Literatur weniger in dem Realen, als in dem Formalen sucht. Man hat daher in den Gymnasien bei der Behandlung der Klassiker das Sachliche dem Sprachlichen untergeordnet, meinend, daß die Grammatik der alten Sprachen vermöge ihres vollkommenen und in sich abgeschlossenen Baues als formales Bildungsmittel die beste Gymnastik zur Ausbildung der wissenschaftlichen Verstandesthätigkeit sei. Es liegt aber die den Studien des Alterthums eigenthümliche nnd durch keine andere Disziplin zu ersetzende Bildungskraft nicht bloß in der Form, sondern weit mehr im Stoffe. Der das Alterthum durchwehende Geist ist es, der die neue Civilisation und wissenschaftliche Bildung Europa's erwachsen ließ. Das Gymnasium, das nicht bloß künftige Philologen bilden, sondern zu dem hohen Berufe eines wissenschaftlichen Lebens überhaupt durch Humanität erziehen soll, kann diese seine Aufgabe nur dann erfüllen, wenn es nicht bloß das Wort, sondern mehr noch den Geist des Alterthums seinen Zöglingen mittheilt. Nur der heilige Geist der Menschheit, wie er sich in der klassischen Welt offenbart hat, vermag die höhere Weihe zur künftigen Pflege und Fortbildung des Besten und Höchsten, was der Menschengeist schafft, zu ertheilen. Hüten wir uns daher vor einer ausschließlich philologischen Methode der Behandlung der Klassiker auf den Gymnasien! Sie widerstrebt wegen ihrer Trockenheit den jugendlichen Gemüthern, verleidet ihnen dieselben oft für das ganze fernere Leben, läßt die Begeisterung für das Klassische erkalten und läßt alles Große, Edle und Schöne, das früher die Herzen erwärmte und begeisterte, als einen Wahn erscheinen, aus dessen Fesseln der frei gewordene Verstand sich befreien müsse. Man beraubt die klassischen Studien dadurch ihrer einwohnenden eigenthümlichen Macht, welche den ganzen inneren Menschen ergreift, erweckt, erhebt, bildet und umformt. Denn sie sind die Humanitätsstudien, die den Verstand aufklären, das Gemüth erheben, die Phantasie regeln, die die Jugend zum Edeln erziehen, dem Manne die Muster zu unsterblichen Thaten zeigen, den Greis durch ihren ewig jugendlichen Reiz verjüngen, die den Glücklichen durch humane Gesinnung vor Stolz bewahren, den Unglücklichen durch den Besitz unvergänglicher Güter trösten.

Sollen aber die klassischen Studien die ganze herrliche Kraft ihrer ethischen Wirkung ausüben, so folgt daraus die Nothwendigkeit einer Reorganisation unsrer Gymnasien in Bezug auf dieselben. „In den höheren Klassen wird der Gesammtunterricht hierin nicht wie bisher als ein philologischer, sondern als ein historischer aufzufassen sein. Die Lectüre der Klassiker muß einen integrirenden Theil der historischen Alterthumskunde überhaupt und der Literaturgeschichte insbesondere bilden. Die Klassiker dürfen nicht mehr ausschließlich in sprachlicher Rücksicht gelesen werden, in der Absicht, an sie grammatische und kritische Bemerkungen zu knüpfen, sondern vor Allem in Rücksicht auf ihren Inhalt. Dahin muß alle Wort- und Sacherklärung gehen. Das sogenannte statarische Lesen muß sich in ein mehr kursorisches umwandeln. Je mehr wir lesen, desto mehr leben wir uns in die Sprache und Anschauungsweise der Alten hinein. Und wer sich einmal in die Klassiker hineingelesen hat, der wird sie nicht, wie es jetzt leider gewöhnlich geschieht, nach Abgang von der Schule in den Winkel werfen oder zum Trödler tragen, sondern sie werden ihm vertraut und lieb geworden sein, sie werden ihn sein ganzes Leben hindurch begleiten. Nur durch eine verhältnißmäßig reiche Lectüre ist es möglich, daß die Alten ihre volle Wirkung auf uns üben. Die literarhistorische Rücksicht muß hierbei der Faden sein, der die neben und nacheinander gehende Lectüre der einzelnen Autoren und Werke verbindet.

Man hat bisher die Literaturgeschichte auf Gymnasien fast gänzlich vernachlässigt. Höchstens gab der Lehrer zur Einleitung über den zu lesenden Autor einige biographische Notizen, nannte seine Schriften und zählte einige Ausgaben auf. Und in den Geschichtsunterrichte pflegte man wohl anhangsweise einige dürftige Bemerkungen über Literatur zu machen, die sich aber meist nur auf Namen und Zahlen beschränkten. So kannte der Schüler, wenn er das Gymnasium verließ, von den gelesenen Schriftstellern meist nur einzelne Bruchstücke, von den nicht gelesenen mußte er höchstens nur ihre Namen und die Titel ihrer Werke und vielleicht vom Hörensagen ein allgemeines Urtheil über ihren Werth. Und doch ist es gerade die Literaturgeschichte, die uns die unmittelbarste Einsicht in das geistige Leben eines Volkes giebt, die mehr als irgend eine andre historische Wissenschaft allseitig bildend wirkt, und keine wiederum in höherem Grade als die Geschichte der antiken Literatur. Keine Literatur hat sich so originell und so organisch entwickelt, als die griechische; keine hat eine so groß-

*) Geschichte der griechischen Literatur. Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Professor Dr. Eduard Munk. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1862 und 1863.

artige Unterlage, als die römische; keine ist so rein aus dem Volksleben hervorgegangen, keine hat einen so bedeutenden Einfluß geübt auf die Gestaltung der späteren Literaturen des Abendlandes, als diese beiden. Das Verständniß und die Würdigung jeder anderen Literatur der Neuzeit setzt die Kenntniß der antiken voraus.

Es muß aber die Unterweisung in der Literaturgeschichte, wenn sie wahrhaft fruchtbringend sein soll, nicht eine solche sein, wie wir sie in den gewöhnlichen für die studirende Jugend abgefaßten Grundrissen und Lehrbüchern finden.

Eine Literaturgeschichte für Lernende darf, wenn sie wahrhaft ihren Zweck erreichen soll, weder nur aus einer trockenen Anhäufung von Notizen für das Gedächtniß bestehen, noch durch pikante Anekdoten und Proben bloß unterhalten wollen. Sie muß neben einer gedrängten, aber klaren Anschauung des Entwicklungsganges vor Allem die Einsicht in die Hauptwerke selbst gewähren. Sie soll den Leser nicht bloß unterrichten, sondern ihn anregen, für die Literatur selbst interessiren, in ihm die Lust erwecken, sie näher kennen zu lernen, ihn in dem Studium des Ganzen, wie des Einzelnen leiten, nicht durch Anweisungen auf die Bemerkungen und Schriften Anderer, sondern dadurch, daß man dem Schüler die Betrachtung der Meisterwerke durch Vorführung ihres Inhalts, durch Andeutung ihrer Veranlassung, ihres Zweckes, ihrer künstlerischen Composition und Form erleichtert, endlich daß man ein richtiges Urtheil über sie durch Anführung von Urtheilen der bewährtesten Kunstrichter alter und neuer Zeit begründet. Niemand begnügt sich bei dem Studium der Naturgeschichte mit der bloßen Schilderung eines ihm fremden Naturwesens; die einfachste Abbildung giebt hier eine klarere Anschauung, als die sorgfältigste Beschreibung: und in der Literaturgeschichte sollte nicht die einfachste Skizze eines Kunstwerkes einen bleibenderen Eindruck zurücklassen, als das enthusiastischste Lob der Schönheiten und Vollkommenheiten desselben? In Werken für Männer von Fach kann billig die Kenntniß des Literaturstoffes vorausgesetzt werden, nicht so in Schriften für die studirende Jugend und für Laien. Hier kommt es vor Allem darauf an, dem Leser die lebendigste Anschauung des Ganzen, wie des Einzelnen zu gewähren."

Damit hat unser Verfasser seinen Standpunkt zur Genüge zu erkennen gegeben. Zugleich hat er nach unserm besten Dafürhalten ein wahres, zeitgemäßes Wort gesprochen, und wir können nicht anders, als glauben, daß er vielen, vielen Einsichtsvollen, denen die Begründung einer edlen und humanen Bildung am Herzen liegt, aus innerster Seele gesprochen hat, und dafür warmer Dank ihm gebühre.

Sein Werk hat er zunächst für die Schüler der oberen Gymnasialklasse bestimmt, damit sie daraus einen Ueberblick über das ganze Literaturgebiet erhalten und die Rolle, die der zu lesende Autor und seine Schrift in demselben einnimmt, erkennen und einen Leitfaden bei der Wahl und der Ausführung der eigenen Lectüre erhalten. Es soll anregend wirken und bei der Anreizung zur Lectüre der einzelnen Originale eine lebendige Aneignung des Ganzen erzeugen.

Und um diesen konsequent festgehaltenen Zweck zu erreichen, hat der Verfasser eine solche Art und Weise eingeschlagen, daß wir keine andre, geschweige eine bessere, uns zu denken vermögen.

Der Verfasser ist in der That, wie wenige, dazu berufen, die Resultate tiefer wissenschaftlicher Forschung im besten Sinne populär zu machen. Die auf tüchtigen Studien fest ruhende gründliche Gelehrsamkeit, die tief innere Wahrheit und Lauterkeit des Gemüthes, verbunden mit dem angeborenen Triebe zur Mittheilung, bewahren ihn vor allen Gefahren, die bei ähnlicher Thätigkeit ringsumher drohen, und denen so viele zum Raube werden, so daß er, wir möchten sagen unbefangen wie ein Kind, durch alle Klippen hindurchsegelt. Da ist, trotz der plansten Darstellungsweise, nichts Flaches, nichts Unerwogenes, keine Spur von Eitelkeit oder irgend welcher Sucht zu glänzen und von Effekthascherei, nichts von Phrase, nichts Ungefühltes, nichts von Uebertreibung. Stets leidenschaftslos, aber stets heiter und willig dem Eindrucke des Objektes sich öffnend, giebt er treu und ehrlich denselben, so wie er ihn empfangen, wieder, nicht mehr und nicht minder, und übt dabei, weil er es nicht anders kann, eine Gerechtigkeit, wie es der edelste Mann nur vermag. Daher ist auch seine Rede ebenso schlicht, als klar, ebenso stets gleich und natürlich fließend, als überzeugend, warm und zu Herzen dringend.

Die Hauptsache aber, wodurch sein Werk jeden Leser gewinnen und fesseln muß, sind die Skizzen, die er von allen bedeutenderen Werken giebt. Das sind keine Inhaltsangaben, die nichts in der Seele der Leser zurücklassen und die eitleren Naturen unter ihnen nur zum Nachplappern und Prunken mit scheinbarer Sachkenntniß und Vertrautheit verleiten könnten; es sind auch nicht Constructionen und Durchmessungen mit ästhetischem Maßstabe, sondern, wie er selbst treffend sagt, Kopien in verjüngtem Maße, wie man sie von Meisterwerken zur bequemeren Ansicht macht. Indem ihm dabei sein herrliches Uebersetzertalent zu Statten kommt, zeigt er hierin eine solche Kunst der objektiven Nachbildung und Veranschaulichung, daß wir, ergriffen und gerührt, die überwältigende Macht der Originale ahnen und nichts sehnlicher wünschen, als diese selbst wieder einmal recht zu genießen. Und dies gerade ist die Wirkung jener völlig ungeschminkten und wahren Wiedergabe des empfangenen Eindruckes, den wir als mit dem ganzen Charakter des wackeren Mannes so innig zusammenhängend bezeichneten. Sehr erhöht wird der Eindruck jener Skizzen bei poetischen Werken dadurch, daß selbst die metrische Form ohne ängstliche Nachahmung in einer dem bestimmten Rhythmenfalle sich mehr oder minder annähernden Sprache angedeutet ist. Der Takt und das weise Maß in allen diesen Dingen ist aufs höchste zu rühmen.

Die einsichtsvollsten Sachkenner haben dem Werke ihre Anerkennung geschenkt, und die schnelle Verbreitung desselben bezeugt, daß auch das größere Publikum den Werth desselben richtig zu würdigen gelernt hat. Denn fürwahr, nicht bloß für die Schüler der oberen Gymnasialklassen ist es zu empfehlen, sondern auch für Realschulen, sowie es allen denen, welchen eine allgemeine Kenntniß des Alterthums und seiner Literatur ein Bedürfniß ist, der angenehmste und gründlichste Lehrer sein wird. Wie wir kürzlich in diesen Blättern gelesen, hat man sogar in Rußland, wo man gegenwärtig eifrig bemüht ist, ein tüchtiges und zeitgemäßes Unterrichtswesen zu schaffen, eine Uebersetzung ins Russische unternommen, um dem Buche die weiteste Verbreitung im Reiche zu verschaffen.

Zu unsrer aufrichtigen Freude ist bereits eine zweite Auflage nothwendig geworden, die jetzt vor uns liegt. Der Verfasser hat zu diesem Zwecke das ganze Werk einer genauen Revision unterworfen, so daß wir bei der Vergleichung auf Schritt und Tritt die sorgsame Feile wahrnehmen. Als wesentlichste Zugabe aber heben wir vor Allem hervor die Voranstellung einer genauen Inhaltsübersicht zur bequemen Ueberblickung des ganzen Literaturstoffes und seiner Abtheilungen, ferner am Schlusse des Werkes die Anfügung eines Namenregisters. Erst durch diese

beiden Zuthaten ist das Buch zum bequemen Gebrauche geeignet geworden.

Wie billig, hat der Verfasser die Ilias und Odyssee aufs kürzeste behandelt und sich auf eine bündige Angabe des Zusammenhanges beschränkt. Denn wenn auf dem Gymnasium nicht einmal der Homer vollständig absolvirt wird, so halten wir das geradezu für frevelhaft; und auch den nicht griechisch Lernenden ist es heutzutage ein Leichtes, sich diese süßeste und nothwendige Nahrung zu verschaffen. Bei der Lyrik kam es natürlich auf eine schöne Uebersetzung und gute Auswahl an; daß beides dem Verfasser vortrefflich gelungen, wird jeder kundige Leser gern uns bestätigen. Nur bei der dorischen Lyrik, und vor Allem bei ihrem Koryphäen, Pindar, trat eine bedeutende Schwierigkeit ein. Eine bloße Skizze seiner Gesänge ist kaum denkbar; eine formgetreue Uebersetzung aber, die dem Laien leicht verständlich und lesbar ist, wie wir meinen, unmöglich. So hat denn der Verfasser, und das wollen wir ihm gern zugestehen, sich begnügt, das Erreichbare zu leisten, indem er mit Hinweglassung des schwerer Verständlichen eine schöne und edle prosaische Uebersetzung der vorzüglichsten Gesänge gegeben hat. Die Krone des der Poesie gewidmeten Theiles aber bildet die Darstellung der dramatischen Poesie, und in ihr besonders des Sophokles und Aristophanes. Welches Entzücken muß derjenige empfinden, der die genialen Meisterwerke des letzteren, von denen er auf der Schule kaum auch nur die leiseste Ahnung erhalten, die im Originale zu lesen ihm ganz unmöglich und aus Uebersetzungen zu verstehen äußerst schwierig ist, in solcher lebendigen Schilderung zum ersten Male kennen lernt! Wir stehen nicht an, die Bearbeitung des Aristophanes geradezu als das Hauptverdienst des Verfassers in dem ersten Bande hinzustellen, ebenso wie im zweiten die Skizzirung der Werke des Platon „der vollendetsten und herrlichsten Frucht des frei schaffenden Hellenenthums." Hier fühlt man die ganze Innerlichkeit, die Liebe und Verehrung des Verfassers. Bei den vielfach auseinandergehenden Ansichten über die Ordnung der Platonischen Schriften können wir aber nicht umhin, auf die eigenthümliche Auffassung derselben hinzuweisen, der wir hier begegnen, und die der Verfasser in einer besonderen Schrift*) niedergelegt und begründet hat. Ihm erscheint die Hauptmasse der platonischen Gespräche, mit Ausschluß einiger Jugendschriften und einiger anderer, die einer besondern Veranlassung ihr Dasein verdanken, als ein praktisch-philosophisches Ganzes, das Lebensgemälde des idealen Sokrates darstellend, worin Platon die Ergebnisse seiner eigenen Studien niedergelegt hat. „Die Person des Sokrates, sagt er, ist das äußere Band, das die Werke Platons zu einem Ganzen verbindet. Die Weisheit erscheint verkörpert in einem schlichten Manne aus dem Volke, der, selber den Namen eines Weisen ablehnend, vom Gotte für den weisesten erklärt wird. Er erhält die Weihe zum Philosophen von dem alten Parmenides (Parm.); er kämpft gegen die falsche Tugend und Afterweisheit der Sophisten (Prot. Sorg.), gewinnt die Jünglinge für das Rechte und Gute (Parm. Lach.) preist beim heitern Mahle den Männern das Glück der Liebe zur wahren Weisheit und erhält von dem schönsten Jünglinge den Siegerkranz als der Held, der durch Reden die Menschen alle bewältigt (Symp.). Der Kampf ist vollendet, die falsche Weisheit gestürzt, das Feld errungen. Eine neue Schöpfung beginnt (Phaedr.). Ein idealer Staat wird gegründet, dessen Urbild der Gottesstaat, die Welt (Tim.), dessen Ebenbild der Mensch (Politeia), und dessen Gegenbild der uralte Athenerstaat ist (Kritias). Der Held hat seine Mission erfüllt. Durch den Märtyrertod besiegelt er die Wahrheit seiner Lehre. Der Weise und Fromme wird der Thorheit und Gottlosigkeit angeklagt. Er steht vor seinen Richtern nicht wie ein Angeklagter, sondern wie ein Ankläger (Apol.). Seine Freunde wollen ihn aus dem Kerker retten; er bleibt, den Gesetzen gehorsam (Kriton). Der Giftbecher wird ihm gereicht, und er stirbt, der Trefflichste, Verständigste und Gerechteste aller Menschen, mit der Ueberzeugung, nach dem Tode in ewiger Glückseligkeit die Früchte seiner irdischen Mühen um die Weisheit zu genießen (Phaedon)." — Das Hochpoetische dieser Auffassung können wir keinen Augenblick verkennen. Bedauern müssen wir aber, daß bei der Vorführung der Platonischen Gespräche äußere Rücksichten, wie wir sie schon bei der Skizzirung der Reden des Demosthenes und Aeschines wirksam gesehen, dem Verfasser eine bedeutende Abkürzung des in der ersten Ausgabe Gelieferten auferlegt haben. Freilich giebt er uns dafür eine schärfere Zusammenfassung des philosophischen Hauptinhaltes und einen genaueren Nachweis des Zusammenhanges und Verhältnisses der Gespräche unter einander; aber dennoch müssen wir gestehen, daß wir jene liebevolle Wiedergabe der äußeren Form, des wahrhaft Poetischen, wie wir sie in so reicher Ausführung in der ersten Ausgabe gefunden haben, mit großem Schmerz vermissen. Ebenso können wir nicht unterdrücken, daß zur Veranschaulichung der späteren römischen Zeit wir gar zu gern ein Gemälde ihres Hauptrepräsentanten, Lukian, gesehen hätten.

Doch auch ohne dieses bleibt das Werk ein wahrhaft gediegenes und edles, dessen fleißige und aufmerksame Lectüre und innere Aneignung nur die segensreichste Frucht, wie der wackere Verfasser sie wünscht, erzeugen kann.

*) Die natürliche Ordnung der Platonischen Schriften. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1857.

In wie weit ist Südtirol italiänisch?

II.

Das Deutschthum mehr und mehr von den Wälschen verdrängt.

Die Gränzen zwischen beiden Theilen, dem deutschen und wälschen, werden nun in der „Oesterr. Revue" angegeben, und das Ergebniß ist, daß der größere und unstreitig der herrlichste Theil von Südtirol nicht von romanischen, sondern von deutschen Stämmen reinsten Blutes bewohnt wird. Rein deutsch ist zunächst das schöne Vinschgau, die Wiege der Etsch, mit seinen größten Nebenthälern Martell und Schnals; ebenso die Bevölkerung im Burggrafenamte, d. h. im ganzen Weichbilde des alten Schlosses Tirol und der Stadt Meran, sowie im oberen Etschlande mit den Nebenthälern von Ulten und Passeier, dessen Männer in auffallender Weise an die herrlichen Athletengestalten der germanischen Vorzeit erinnern. Im untern Etschlande und in dem größten Theile des Eisackgebietes leben die Abkömmlinge der germanisch-bojoarischen Stämme, die einst aus dem Donaugebiete über die Alpen gestiegen sind. Deutsch ist auch noch das gesammte Pusterthal, das Quellengebiet der Drau und der Rienz.

Daß die heutige Bevölkerung des Vinschgau und im Burggrafenamte nicht etwa germanisirt worden, sondern von Ursprung aus echt deutsch sei, beweisen Typus, Physiognomie, historisch

festgestellte Zeugnisse und viele andere Thatsachen. Die Sprache, namentlich in den Nebenthälern von Passeier, Ulten, Schnals und Martell, zeigt viel Alterthümliches, was genau an das Alt- und Mittelhochdeutsche und die verwandten Sprachen anknüpft. Uralte Sagen, Sitten und Gebräuche, Anschauungen des Familien- und Gemeindelebens, sowie der Dorfrechte, bestätigen denselben echt deutschen Ursprung. Die Architektur der Kirchen in Schlanders, Meran, Botzen, St. Pauls, Kaltern, Tramin und vielen andern Orten erinnert an die besten Werke der Gothik; die Bauart der zahlreichen Ritterburgen und Schlösser auf den meisten Hügeln und Anhöhen des ganzen Etschthales versetzt den Reisenden mitten in die germanische Welt und germanisches Leben. Rein deutscher Sinn und Charakter muß hier einst in voller Blüthe gestanden haben.

Eine auffallende Erscheinung ist es dabei allerdings, daß durch das ganze Vinschgau hindurch bis tief in das Etschland hinab nur wenige Benennungen von Ortschaften, Gegenden, Gebirgen, Gewässern vorkommen, welche rein deutschen Klang haben, während ringsum doch nur deutsche Sprache, Sitte und Anschauung zu finden ist. Die meisten dieser Eigennamen sind unstreitig das Erbtheil eines fremden Volkes aus vordeutscher Zeit; ob sie lateinisch, tuskisch, keltisch oder griechisch gewesen, muß hier dahingestellt bleiben.

Die geographische Verbreitung der fremdartigen Benennungen, wie sie namentlich im Vinschgau vorkommen, reicht im Norden und Westen bis an das obere Innthal und Engadin, hinüber in das Gebiet des oberen Rhein, vom Einflusse des Ill in denselben bis zu seinen Quellen und in einige Thäler der mittleren Schweiz, im Süden nnd Osten bis gegen Botzen und in den Gebirgsstock des Schlern. Zu beiden Seiten befindet sich je eine Sprachinsel, hier die Sprache der Engadiner, dort die der Grödener. In diesen beiden Idiomen dürfte für die überwiegende Mehrzahl der nicht deutschen Namen im Etschgebiete diesseits der Klause von Salurn die nächste Heimat zu suchen sein. Was insbesondere das Obervinschgau betrifft, so läßt sich das allmähliche Zurückweichen des Romauotsch, wie die Sprache der Engadiner heißt, von den Ufern und aus den Nebenthälern der Etsch historisch mit Bestimmtheit verfolgen. Haid, Graun und Reschen, im Quellengebiete der Etsch, neben Taufers die letzten romauotschen Nationen auf tirolischem Boden, sind schon längst zum germanischen Wesen übergegangen.

Ein zweites Beispiel von Germanisirung im Süden des Brenner läßt sich nur im Pusterthale, an der Drau, anführen, wo einst die äußersten Ausläufer des slavischen Elementes gegen Südosten heraufreichten.

Anders ist es im Süden; hier wird das deutsche Element, das den Laufe der Etsch nachgeht, durch eine Gegenströmung vom italienischen gehemmt und sogar zurückgedrängt. Dieses drang zunächst im großen Thale bis in die Nähe von Salurn herauf, wo aber bereits das Germanenthum ihm in compacter Masse entgegenstand, und es zwang, sich in die Seiten- und Nebenthäler zu lenken. So wurden Fleims und Nonsberg, die beiden größten Arme des Etschthales unterhalb Salurn, von wälscher Sprache und Sitte überschwemmt. Heutzutage zeigen sich hier nur noch leise Spuren deutschen Lebens, wie in Laurein, Proveis und an anderen Orten, und auch diese gehen mit raschen Schritten dem Untergange entgegen.

Der Verfasser kommt im weiteren Verfolge auf die größeren und kleineren Gruppen deutscher Gemeinwesen zu sprechen, die sich in den südlichsten und südöstlichsten Thälern der tridentinischen Alpen, theilweise schon auf venetianischem Gebiete befinden. Er meint die etwa 9000 Seelen zählende Gruppe der „Tredeci Commune Veronese“ und der bekannten für cimbrisch gehaltenen Sette commune Vicentine, ungefähr 30,000 Seelen stark, welche bereits der Gegenstand häufiger Besprechung gewesen sind. Es giebt indessen nördlich davon noch andere kleinere Trümmer deutscher Bevölkerung, z. B. die Berggemeinde Füllgreit, ital. Folgaria, Lafraun (Lavarone), Laste basse, Carotta, Brancefora, Luserna zwischen Trient und Roveredo u. a.

Hieraus geht hervor, daß selbst Wälschtirol zum Theil nur italiänisirt, nicht ursprünglich italiänisch ist. Ein Hauptgrund dieser Romanisirung liegt in dem Umstande, daß die Bevölkerung unter romanischen Kirchenoberen steht. Schule und Kirche wurden und werden vielfach in italiänischer Sprache gehalten, und zwar unter der österreichischen Regierung, der man sonst (jedenfalls mit Unrecht) den Vorwurf der Tendenz zur Germanisirung gemacht hat. Daß diese Erscheinung in den „sieben“ und „dreizehn Gemeinden“ zu Tage treten konnte, läßt sich weniger schwer erklären; denn wie sollten die nur aus italiänischen Priestern bestehenden Curien zu Verona und Vicenza, welche die Kirch- und Schulangelegenheiten verwalteten, ein Interesse haben, die hier ganz anomale deutsche Nationalität zu pflegen? Warum soll man den wälschen Theologen zumuthen, die deutsche Sprache, die ihnen zu gleicher Zeit als barbarisch und häretisch verhaßt ist, zu erlernen und zu pflegen?

Die Republik Venedig, welche keine nationalen Ziele verfolgte und auch gar nicht hegte, nahm Rücksicht auf die Deutschen und sorgte dafür, daß sie ihre Vertretung hatten; nicht so die neuere italiänische Büreaukratie, trotz Oesterreichs. Auch sie trägt ihren guten Theil dazu bei, daß diese deutschen Reste einer schnellen Entnationalisirung entgegengehen. Das Consistorium von Trient, auf tirolischem Boden, verfährt nicht rücksichtsvoller gegen das Deutschthum, als die Curien von Verona, und stellt wälsche Geistliche und Lehrer in deutschen Gemeinden an. Die Wirkungen zeigen sich auch bereits diesseits der Klause von Salurn in der Gegend von Aichholz (Rovere della Luna), Kurtinig (Cortina), Margreid (Margre), Neumarkt (Egna), Auer, Branzoll, Pfatten (Badena) u. s. w., wo die deutsche Sprache immer mehr in Abnahme begriffen ist.

Tirol zerfällt nach seiner kirchlichen Eintheilung (abgesehen von einem kleinen Antheil des Erzbisthums Salzburg im untersten Innthal) in die beiden Bisthümer von Brixen und Trient. Letzteres beschränkt sich nun aber nicht, wie es der Natur der lokalen Verhältnisse entsprechend wäre, auf den italiänischen Antheil von Südtirol, sondern umfaßt auch vom deutschen Gebiete den ganzen ehemaligen Kreis Botzen. Trient, in neuerer Zeit das tirolische Brescia genannt, hegt echt italiänischen Haß gegen das Deutschthum. Die deutschen Priester der Trienter Diöcese, namentlich diejenigen, welche im Verlaufe der letzten fünfzehn Jahre ihre Studien im dortigen Seminar machten, können Ausführliches erzählen von den Freuden ihres mehrjährigen, gezwungenen Aufenthalts unter ihren wälschen Mitschülern. Im ehemaligen Kreise Botzen ist daher eine lebhafte Sehnsucht nach Abänderung dieser Verhältnisse und Trennung vom Bisthume Trient hervorgetreten, und es wäre zu wünschen, daß diese Stimmen Gehör fänden.

Ein drittes Kapitel von Dr. Perkmann handelt von dem ita-

liänischen Elemente in Tirol. Wir entnehmen ihm einige der hervortretendsten Daten und Aufklärungen:

Die alten Alpenvölker, die Rhäter, Genauner, Brenner u. s. w., deren Besiegung durch Drusus von den römischen Dichtern gefeiert wird, assimilirten sich rasch mit dem welterobernden Volke; die Romanisirung Südtirols war vollständig, es bildete nur mehr einen Theil des lateinischen Italiens.

Die erste große Schaar germanischer Auswanderer, die Cimbern, ergossen sich die Etsch entlang durch Südtirol. Daß sich einzelne Reste dieses Volkes nach seiner Besiegung in der Po-Ebene in die Alpen geflüchtet und in den Thälern Süd-Rhätiens gesetzt haben, ist nicht unwahrscheinlich; daß aber die sette communi u. a. keine wirklichen Nachkommen dieser alten Cimbern sind, kann als ausgemacht gelten. Die Sprache derselben weist auf das Oberdeutsch des 12. und 13. Jahrhunderts zurück.

Hierauf folgten die Züge der Gothen und anderer Stämme, endlich der Einbruch der Longobarden, der am verheerendsten gewesen zu sein scheint.

Die Zeit der longobardischen Herrschaft muß als der Ausgangspunkt betrachtet werden, wenn man die Entwickelung der Sprache und Nationalität Wälschtirols vom Anfang bis auf unsere Tage verfolgen will. Denn die Romanisirung Südtirols folgte hier im Allgemeinen der Metamorphose, die sich unter den Germanen im benachbarten Po-Gebiete vollzog. Das ganze Südtirol würde italiänisch sein, wenn nicht die fränkisch-allemannischen und bojoarischen Stämme einen kompakten Keil in das Etschthal vorgeschoben hätten, um die Verwälschung dieser Gegenden zu hindern.

Wälschtirol zerfällt demnach wieder in zwei Theile oder Gruppen. In der einen ist die Italianisirung des Landes seit der Zeit der Longobarden ohne Störung und wesentliche Unterbrechung vor sich gegangen; sie kann mit demselben Rechte italiänisch genannt werden, wie etwa die Lombardei oder Sicilien; in der andern sehen wir noch im spätesten Mittelalter weite und vollständig deutsche Gegenden, und ihre Verwälschung ist trotz der Schwierigkeiten, unter denen das deutsche Wesen sich behaupten mußte, bis auf den heutigen Tag nicht gelungen. Ueberall, in Sprache, Physiognomie, in Leben und Sitte, klingt das deutsche Element noch laut hindurch.

Die Demarcationslinie zwischen beiden Gruppen bildet das Etschthal, welches Wälschtirol in eine östliche und westliche Hälfte scheidet. Die letztere umfaßt das Flußgebiet des Noce mit Val di Sol und Val di Non, sodann die Gebiete der Sara und der Chiese, welche außerhalb des Etschgebietes liegen. Die östliche Hälfte begreift das Fleims-Fassathal, das Gebiet der Brenta und den Gebirgsstock des Hochleiten mit zahlreichen kleineren Thälern.

Wenn man nun von einem italiänischen Südtirol im eigentlichen historisch-ethnographischen Sinne sprechen will, so kann man darunter nur das Hauptthal der Etsch selbst, von Trient bis zur Veroneser Klause, und die eben bezeichnete, westlich von der Etsch gelegene Landesgruppe verstehen. Hier hat das deutsche Wesen niemals eigentlich festen Fuß gefaßt.

Die wälsche Sprache im Südwesten von Tirol nähert sich im Allgemeinen der Mundart in der benachbarten Lombardei, namentlich den Dialekten der angränzenden Bezirke von Brescia und Bergamo.

Die Redeweise an der mittlern und obern Sarca, am Arno und an der obern Chiese klingt nicht weniger rauh und abstoßend, als jene am Oglio und unterhalb des Idrosee's. Dem Römer und Toskaner ist es kaum möglich, etwas zu verstehen. Merkwürdig ist die Sprache im Val di Sol, wo fast jede Gemeinde ihren besonderen Dialekt hat, der bald an Rom, bald an Toskana, bald ans Modenensische erinnert. Die Ursache davon ist in den Wanderungen zu suchen, welche die arme Bevölkerung Jahr aus Jahr ein des Erwerbes wegen nach jenen Orten unternimmt. Die Sprache im unteren Etschthale, wo die Nähe von Verona, Vicenza und Venedig bereits ihren Einfluß geltend macht, klingt etwas weicher und ist korrekter; mehr nach Norden zu wird sie rauher, und schon um Trient hört man Wörter, wie: Fraila (Fräulein), Chinzner (Kindswärter), Pinter (bottajo), Auschenet (Hausknecht), Fliccenar (Flicker) u. a.

Die Abnahme und die Zurückdämmung des deutschen Elementes in Tirol hängt übrigens mit der kirchlich-politischen Reaction im 16. Jahrhundert zusammen; denn auch in Tirol hatte sich der protestantische Geist geregt. Es war natürlich, daß die Klosterorden, die sich die Katholisirung des Landes zur Aufgabe machten, sich auf den Romanismus stützten und ihn nach Kräften förderten. In der östlichen Hälfte Südtirols ist indeß die italiänische Sprache auf den deutschen Grundstock nur sehr oberflächlich aufgepropft. Nicht blos einzelne eingesprengte deutsche Wörter, sondern der ganze Bau, die Technik der Sätze zeigen den ursprünglichen Gedankengang. Eine Menge alter Familiennamen ist von der Italianisirung unberührt geblieben. Namen, wie Jobstreitlitzer, Zangmeister u. a. dürften sich nicht leicht aus der Sprache Petrarca's ableiten lassen. Freilich haben andere Familien zu demselben Mittel gegriffen, zu dem viele Deutsche in Böhmen, Ungarn, Polen zu greifen pflegen, um ihre Nationalität zu verleugnen — sie haben sich ins Italiänische übersetzt.

Ein großer Theil Südtirols ist also nicht romanisch, sondern nur romanisirt — diese Verwälschung ist aber noch im Fortschritt begriffen. Mehrere Ortschaften unterhalb Botzen sind schon vollständig italiänisch, andere stehen mitten im Flusse der Verwälschung, der sie sich schwerlich mehr werden entziehen können. Es dürfte jetzt schon schwierig sein, ein Dorf oder auch nur einen unansehnlichen Weiler zwischen Botzen und Salurn zu finden, wo die italiänische Sprache nicht schon mehr oder weniger bedeutende Ansätze gemacht hätte. Selbst die Mittelgebirglandschaften und die von der Thalebene noch entfernter gelegenen Ortschaften, namentlich die Gegend von Ueber-Etsch (Girlan, St. Pauls, Eppan und Kaltern), sind bereits angesteckt. Auch die Demarcationslinie des Eisack, welche das Weitergreifen des fremden Elements eine Zeitlang aufgehalten zu haben scheint, ist seit wenigen Jahren durchbrochen worden; die wälschen Vorposten stehen bereits über Botzen hinaus. Meran ist bereits so weit italianisirt, wie es Botzen vor fünfzehn Jahren war.

Der Grund liegt in der größeren Rührigkeit und Gewerbsamkeit der italiänischen Bevölkerung; der wälsche Ansiedler besitzt außer größerem Unternehmungsgeiste eine fast beispiellose Nüchternheit und Genügsamkeit, während die deutschen Landleute im Etschlande, namentlich vor dem Hereinbrechen der verheerenden Traubenkrankheit, im Rufe der Genußsucht standen.

Es kommen indeß noch andere Gründe hinzu: die zu weit gehende Parzellirung des Bodens, der Mangel an Kenntnissen des rationellen Acker- und Weinbaus, der Obstzucht, endlich langdauernde Kalamitäten, welche die Vermögensverhältnisse des Grundbesitzes vielfach zerrüttet und die Veräußerung der Güter unvermeidlich gemacht haben. Da kaufen sich denn die Wälschen ein; eine Anzahl wälscher Familien zieht italiänische Kirche und

Schule nach sich, und überhaupt sind die italiänischen Kleriker und Lehrer weit eifriger für ihre Nationalität besorgt, als die Deutschen, wie das leider ziemlich überall der Fall ist.

Der Verfasser findet eine gewaltsamere Hemmung dieses Vordringens nicht gerathen; es könne Niemandem einfallen, gegen Verbreitung einer Sprache oder Nation Gewalt- und Zwangsmittel in Vorschlag zu bringen, aber doch sei es ein Gebot der Politik, ein so wichtiges Außenwerk nicht ohne Weiteres preiszugeben. Er baut seine Hoffnung auf deutsches Kapital, deutsche Arbeit und Intelligenz, die bisher nur beschränkten Zutritt in Südtirol gehabt, während Italien darin ganz unbehindert war; [illegible] er hofft — nach Beseitigung der konfessionellen Abgeschlossenheit Tirols — auf deutsche Zuwanderer, die Geld und Intelligenz mitbrächten und einen erfolgreichen Kampf mit den Welschen eingehen könnten.

Frankreich.

Das Budget und die Munizipalverwaltung von Paris in den letzten zehn Jahren.

Das städtische Budget von Paris zeigte im Jahre 1853 etwa 47 Millionen Fr. Einnahme und Ausgabe; das Budget von 1863 zeigt in runden Zahlen 117 Millionen ordentliche und 12 Millionen außerordentliche Einnahmen. Die ganze Geschichte der letzten zehn Jahre ist in diesen Zahlen ausgesprochen. Allerdings fällt innerhalb dieses Jahrzehnts die Einverleibung der Banlieue und der benachbarten Landgemeinden in die Stadt selbst, und es beträgt der Zuwachs, den Paris dadurch an Einwohnern auf einmal erhielt, fast 500,000; aber wenn man das Budget von 1859, dem Jahre vor der Annexion, mit dem von 1853 vergleicht, so ergiebt sich auch eine Steigerung von 30 Millionen.

Es ist leicht vorauszusehen, auf welchen Gebieten des Etats die Ausgaben eine den Einkünften entsprechende Steigerung erfahren müssen. Oeffentliche Armenpflege, öffentlicher Unterricht, Sanitätspolizei, Verbesserung der Kommunikationswege, Versorgung mit Gas und Wasser, Kirchenbauten, Erweiterung der öffentlichen Plätze machen unabweisbare Ansprüche an das Budget. Der öffentliche Unterricht z. B. verlangte 1848: 1,100,000 — 1854: 1,700,000 — 1861: 2,400,000 — 1863 gerade 3 Millionen. Die Krankenpflege verlangte 1848 nur 6, 1861: 9 Millionen. Die Erhaltung der Straßen und Promenaden verlangte 1848: 4 Millionen, 1854: 5,500,000, 1859 wurden 7 Millionen dafür beansprucht; 1861 bereits 17 Millionen, 1862: 19. Und diese Zahlen zeigen nur das Ordinarium, das regelmäßig wiederkehrt; das Extraordinarium von 1848 beanspruchte für große und unvorhergesehene Neubauten 8 Millionen, das von 1859 für Arbeiten im Gebiet der Architektur und schönen Künste, für Brücken und Chausseen, Wasserbauten, eine runde Summe von 19 Millionen.

Die Physiognomie der Stadt hat sich im Laufe der letzten zehn Jahre allerdings wesentlich geändert, aber weniger durch den langsamen Fortschritt des Wohlstandes der Einwohner und Privatunternehmer, als durch Einwirkung der Administration. Es war zuerst im Jahre 1851, daß von dem damaligen Minister des Innern, Leon Faucher, der Nationalversammlung ein Projekt vorgelegt wurde, betreffend die Verschönerung von Paris; es galt einen Umbau der Central-Hallen und die Verlängerung der Rivoli-Straße. In Anbetracht, daß so umfassende Arbeiten sich mit den regelmäßigen Hülfsquellen des Budgets nicht ausführen ließen, wurde die Stadt autorisirt, eine Anleihe von 50 Millionen aufzunehmen, mit 5 Prozent Zinsen, und der Bestimmung, diese Schuld in 12 Jahren zu amortisiren. Es folgten 1852 und 1853 Bauten, welche den Zugang zu den Tuilerien und zum Louvre bedeutend erweiterten, zu denen der Staat allerdings die Hälfte der Kosten beitrug. Im Jahre 1854 ordneten zwei Dekrete des neuen Präfekten des Seine-Departements, Haußmann, an, es müsse eine große Promenade vom Stadthause aus angelegt werden, welche den am meisten bevölkerten Theil von Paris, die Brutstätte aller bisherigen Aufstände, durchschnitt; dieser letztere Theil des Boulevard verlangte einen Aufwand von 74 Millionen; der Staat steuerte den dritten Theil bei. Haußmann machte für diese Arbeiten, welche ganz nach seinem Plane ausgeführt worden sind, geltend, daß es breiter Straßen bedürfe, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, daß Paris gesünder und schöner gemacht werden müsse. Es wurden daher drei neue Anleihen aufgenommen, zusammen in Höhe von 93 Millionen.

Haußmann hob jedesmal hervor, daß diese Verbesserungen über kurz oder lang der Stadt selbst eine bedeutende Steigerung ihrer Einkünfte bringen würden: „es würde diese Steigerung jedoch früher eintreten, wenn man die Bauten sämmtlich auf Einmal in Angriff nähme; es würde für die Expropriation der niederzureißenden Häuser alsdann auch eine verhältnißmäßig geringere Summe erforderlich sein".

Welchen Zweck verfolgte man bei allen diesen ungeheuren Umänderungen? Man muß diese Frage unwillkürlich aufwerfen, aber man muß auch ernstlich prüfen, welche Lehren die öffentliche Stadtverwaltung aus ihren Maaßnahmen im Laufe der letzten zehn Jahre ziehen könnte. Wenn der Präfekt des zweiten Kaiserreichs nicht sowohl, wie man sich ausdrückte, seinem Souverän statt einer Stadt von Holz eine von Marmor übergeben, sondern den äußeren Eindruck der Stadt in hohem Grade verschönern wollte, so muß man zugeben, er hat sein Ziel erreicht. Man kann nicht leugnen, daß in der Geschichte der Stadt Paris die Regierung Napoleon's III. eine gewichtige Rolle spielt, und daß Haußmann die Annalen dieser Regierung in Lapidarschrift auf die Außenseite der Stadt aufgedrückt hat. Paris hat nicht nur Licht, Luft und Wasser erhalten, es hat nicht nur in jedem seiner Viertel, und besonders in den ungesündesten, Verbesserungen erfahren, die von großer Bedeutung sind, sondern es hat auch in seiner Gesammtheit einen monumentalen Charakter angenommen, für den die Nachkommen den Urhebern dankbar sein werden.

Auch wenn man mit der Umgestaltung von Paris zugleich die materiellen Verhältnisse seiner Einwohner verbessern, den Tagelohn der Arbeiter durch Unternehmung großer öffentlicher Bauten erhöhen, die Gesammtlage der arbeitenden Klasse verbessern wollte, so muß man sagen, daß dieser Zweck zum großen Theil erreicht worden ist. Man braucht gar nicht den Maaßstab von anderen Orten oder anderen Zeiten zu nehmen, in denen die Zunahme der Bevölkerung eine naturgemäße Steigerung des Arbeitslohnes hervorrief, und dadurch wiederum eine Steigerung der Einkünfte der Mahl- und Schlachtsteuer; man kann vielmehr ruhig zugeben, daß die Erhöhung der Einwohnerzahl und des Arbeitslohnes Resultat eines äußeren Einflusses und nicht einer organischen Entwickelung ist — ohne daß dieses Resultat darum weniger günstig erscheint. Man kann von der Stadt Paris sagen, was jüngst ein englisches Journal von London sagte: „Die Menge der

von Außen eingeführten Speisevorräthe wächst in außerordentlicher Proportion, für London in demselben Maaße, wie für Gesammt-England; dieses Wachsthum, das nicht Hand in Hand geht mit der Zunahme der Bevölkerung oder gar mit einer Abnahme unserer eigenen Production, beweist deutlich, daß die Masse der Nation heut besser ernährt ist, als früher!" In der That, das Paris von heut ist besser genährt, als das Paris von ehedem, und man wird nicht irren, wenn man diese Verbesserung besonders von der arbeitenden Klasse gelten läßt.

Es ist noch ein zweites Bedürfniß höherer Art, dessen Befriedigung den tieferen Schichten der Gesellschaft ermöglicht werden ist: das ist das Bedürfniß der Bewegung auf den Promenaden in der Stadt oder den Parks, Gärten und Wäldern, welche sich dicht an die Stadt anschließen. Es war von jeher eine Lieblings-Gewohnheit der Pariser Bevölkerung, sich auf den Promenaden zu erholen und noch lieber den Sonntag außerhalb der Stadtmauern zu verleben — aber welcher Fortschritt in dieser Beziehung von den alten schwer beweglichen Fiakern zu dem modernen Omnibus, von den staubumwirbelten Chausseen zu den Schienenwegen, von den schmalen, schmutzigen Fußpfaden zu den breiten, schattigen, wohlgepflegten Wegen! Die Zahl derjenigen, welche jeden Sonntag in Meudon, Saint-Germain, Sceaux oder Versailles sich erholen, hat sich gegen sonst verzehnfacht!

Unzweifelhaft kann die Verwaltung von Paris diese Veränderung nicht sich allein als ihr Verdienst anrechnen, vielmehr hat der allgemeine Fortschritt der Wohlhabenheit den wesentlichen Antheil daran; aber die Maaßnahmen der Verwaltung haben dieses günstige Resultat wesentlich gefördert, und es giebt eine Anzahl von Verbesserungen, deren Initiative ausschließlich von der Centralleitung ausging. Wir rechnen dahin namentlich die Anlage der großen Parks im Innern der Stadt nach Londoner Muster, welche so wesentlich zur Reinigung der Luft beitragen. Eine andere Verbesserung, die weniger ins Auge fällt, die aber doch von ebenso großer Wichtigkeit ist, betrifft die Versorgung mit gutem Trinkwasser und die schnelle Entfernung aller flüssigen Auswurfsstoffe.

Wir haben gern die großen Verdienste der Munizipalität zugestanden, aber so groß sie auch sein mögen: das materielle Wohlergehen umfaßt doch nur die eine Seite des Fortschritts, der einer jeden Regierung am Herzen liegen muß. Neben und über den materiellen Interessen, steht das geistige und moralische Gedeihen. Wir wollen nicht sagen, daß die Verwaltung die Interessen der Kultur und der Religion vernachlässigt habe: das Budget für die öffentliche Wohlthätigkeit hat eine bedeutende Steigerung erfahren, und kein Vorwurf wäre weniger gerechtfertigt als der, daß das heutige Gouvernement sich lange besinne, wo es gelte, den Armen zu helfen. Die Pariser Munizipalität hat für würdige Ausstattung der Kirchen stets einen regen Sinn bewiesen und sie hat bedeutende Opfer gebracht für die Entwickelung der Schulen. Kurz vor 1848 betrug der Zuschuß, welchen die Stadt zur Erhaltung von Elementarschulen gab, 1,100,000 Francs (1830 betrug die Summe 140,000); in dem Budget von 1863 beträgt der Etat 2,900,000 Francs. Diese Zahlen sind beträchtlich, weil sie nur die Besoldung der Lehrer, die Erhaltung der Gebäude und Unterrichtsmaterialien umfassen; es tritt noch als Extraordinarium der Aufwand für Erbauung neuer Schulen hinzu. Aber für den weiteren Unterricht als den elementaren ist der Aufwand sehr bescheiden: die Viertel am rechten Ufer der Seine verlangen seit 30 Jahren ein drittes Collège und die Unterrichtsanstalten zur Fortbildung Erwachsener bedürfen noch in hohem Grade der Aufmunterung. Das ist ein wunder Fleck, denn wer möchte leugnen, daß mit dem allgemeinen Stimmrecht auch die allgemeine Belehrung und Aufklärung Hand in Hand gehen muß? Ohne für die Idee des Zwangsunterrichts zu schwärmen, müssen wir doch gestehen, wir wünschen die Bildungsmittel so bequem wie möglich hergestellt; bei einem bedeutenderen Zuschuß seitens der Verwaltung ließe sich ein Hinausgehen über die ersten Elementarkenntnisse für weit größere Schichten der Gesellschaft ermöglichen.

Wir glauben die großen Vortheile der gegenwärtigen Vergrößerung von Paris dargethan zu haben, indeß können wir nicht umhin, auch daran zu erinnern, daß die Finanzverhältnisse der Stadt sich nicht wenig zu ihren Ungunsten verändert haben. Wir vergessen nicht, daß viele der getroffenen Einrichtungen als lebendes Kapital zu betrachten sind, das seinen Zinsgenuß reichlich bringen wird, aber für viele andere müssen wir dies bestreiten. Wir gestehen dieser zweiten Hälfte der Unternehmungen eine große Zweckmäßigkeit zu, aber nur eine absolute; für die relativen Verhältnisse von Paris eigneten sie sich nicht. Und wir sind der Meinung, daß das Bedenkliche dieses überspannten Budgets nur die Folge des außergewöhnlichen Einflusses ist, welchen der Präfekt des Seine-Departements auf die Stadtverwaltung ausübt. Deshalb besteht jetzt Alles darauf, daß diese Abnormität endlich aufhöre. Das Budget der Stadt Paris übertrifft das aller Staaten dritten Ranges von Europa und es erreicht fast die Hälfte des Budgets von Spanien: alle sekundären Staaten, und selbst diejenigen, deren Einwohnerzahl hinter der von Paris zurückbleibt, haben eine Repräsentativ-Regierung; Paris wird regiert von einem einzigen Manne, dessen Wille vollzogen wird ohne ernstliche Kontrole. Denn der Munizipalrath, welchem das Recht der Prüfung der Vorschläge und das Recht der Kontrole ihrer Ausführung zusteht, ist aus Männern zusammengesetzt, die der Präfekt selbst präsentirt hat. Man wird es einmal für unmöglich halten, daß eine solche Verwaltung in dem aufgeklärten Paris bestanden habe. Es scheint, daß man seitens der obersten Behörden diese wunderbare Verwaltung eingeführt hat, um aus Paris, statt einer französischen, eine europäische Stadt zu machen. Aber wenn Paris wirklich diese Rolle anstrebt, so hat es dadurch als soziales und industrielles Centrum die Proportionen überschritten, welche das Bedürfniß von Frankreich verlangt. Unzählbare Massen nomadischer Arbeiter überwuchern den eigentlichen Pariser und schaffen für die Ruhe von Gesammt-Frankreich eine Gefahr durch die Beweglichkeit ihrer Interessen und die Unberechenbarkeit ihrer Wünsche. Ohne daß man die Größe des Zweckes irgend herabsetzen möchte, kann man doch nicht blind sein gegen seine Schattenseiten.

Zur Vermeidung aller weiteren Gefahr schlägt die R. d. d. M. Folgendes vor: „Neben dem kühnen Unternehmer, dem Paris so viel verdankt, muß eine mächtige Repräsentativ-Versammlung stehen, welche seinen Eifer mäßigen kann; die Versammlung muß frei gewählt sein und es muß in ihr, neben dem industriellen Element, auch jedes andere wesentliche vertreten sein; mit einem Wort: jene Versammlung muß die Pariser Bourgeoisie vertreten. Wir müssen von der Gesetzgebung von 1855 zurückgehen zu der von 1834. Mit erwählten Repräsentanten gewinnen wir eine größere Garantie für die Nützlichkeit der Unternehmungen, um derenwillen wir eine unglaubliche Schuldenlast kontrahirt haben. Die gerechte Erwägung der gegenwärtigen lokalen Bedürfnisse würde ein heilsames Gegengewicht abgeben gegen weitsichtige Pläne. Und wären

diese Pläne noch so gut: heut beherrscht sie der Geist der Gewalt; der Geist der Freiheit, der Alles veredelt, was er beseelt, würde ihre Ausführung nicht verzögern, aber er würde ihren Segen verdoppeln!"

England.

Die Londoner Gesellschaft und ihre wohlthätige Selbsthilfe.

I.

The Charities of London.*)

Die Ideen und Bestrebungen, die sich unter dem Namen Socialismus in modernen, civilisirten, durch Merkantilismus, Bureaukratismus und andere „ismus" verkrüppelten Staaten und Völkerabgränzungen herumtreiben und in England bereits zu einer socialen Wissenschaft und Association geworden sind, müssen als Bemühungen (wenn auch noch selbst mit den Uebeln, gegen welche sie anstreben, behaftet), aus der Verrenkung gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse herauszukommen, geachtet werden. Das Ziel ist richtig und muß irgendwie erreicht werden. Nur fehlt es dem raisonnirenden, sentimentalen Socialismus an Einsicht in die Bedingungen, die Mittel und Wege, die Naturgesetze der Gesellschaft. Die Association für sociale Wissenschaft in England, von der Aristokratie des Staates und der Wissenschaft ins Leben gerufen und geleitet, ist wenigstens auf dem rechten Wege: sie studirt, untersucht und katalogisirt statistisch und thatsächlich die krankhaften Verhältnisse der Gesellschaft und häuft damit wenigstens eine große Menge schätzbarer Materialien für Erkenntniß socialer Krankheiten an. Diagnose ist freilich noch keine Therapie, aber wesentliche Bedingung derselben. Ohne genaue Erkenntniß keine Heilung.

Was aber an Linderung und Trost und Hilfe im Einzelnen geleistet werden kann, liefert England in einem Umfange, wie keine andere Staatsgesellschaft der Welt. Es ist, im Vergleich zu anderen Staaten, eine freie, sich selbst regierende, sich selbst helfende Gesellschaft. Was die politischen und merkantilen, socialen und conventionellen Verkrüppelungen verschulden, wird durch öffentliche und private Wohlthätigkeit, durch freiwillige Selbstbesteuerung in einer Großartigkeit gesühnt, wie nirgends in der Welt.

England ist das Land der größten und meisten socialen und politischen Güter und Uebel und der ausgebildetsten „Charities" gegen letztere, der Wohlthätigkeitsanstalten für materielles und geistiges Erbarmen. In London, wo sich diese Wohlthaten und Uebel am Meisten häufen, vertheilt sich auch eine ungeheuere Wohlthätigkeitsstadt von 650 Häusern und Palästen durch die Tausende von Straßen.

Sechshundert und fünfzig Wohlthätigkeitsanstalten! Ein ganzes Viertel davon ist während der letzten zehn Jahre entstanden. Die 15 Millionen Thaler, welche diese Anstalten jährlich zur Linderung von allerhand Mängeln und Elend verwenden, werden zu mehr als zwei Drittheilen (11 Millionen) durch freiwillige Beiträge aufgebracht. Wer je mit Aufmerksamkeit durch London wanderte, wird oft genug stattliche Gebäude, große Paläste bemerkt haben, an deren Fronten entlang mit großen Buchstaben steht: „Supported by voluntary contributions" („Unterstützt durch freiwillige Beiträge"), worunter sehr oft „Gänzlich unterhalten" verstanden werden muß.

Fünfzehn Millionen Thaler jährlich bei dieser ungeheueren Höhe von Armensteuern! Man sieht daraus, wie Staat und Gesellschaft gemeinschaftlich arbeiten, um die ungesunden Säfte, die sich in dem krankhaften Organismus ablegen, vor Verderben zu schützen und möglichst viel davon immer wieder produktiven und gesunden Kräften zu gewinnen.

Die 650 Wohlthätigkeitsanstalten Londons sind in einem ziemlich starken Bande von Sampson Low schon vor mehreren Jahren ausführlich und im Detail geschildert worden. Das Buch ist neuerdings, bis zum April 1863 vervollständigt und korrigirt, in neuer Auflage unter folgendem Titel erschienen: The Charities of London. Comprising an account of the operations, resources, and general condition of the charitable, educational and religious institutions of London.

Nach dem darin enthaltenen Verzeichnisse handelt es sich um 640 derartige Institutionen, wobei die Filial- und Zweiganstalten mit jeder Hauptanstalt als je eine gerechnet werden. Etwa 10—15 neue Anstalten der Art, die seitdem entstanden sind, werden auch hier außer Acht gelassen.

Das Verzeichniß fängt mit den 14 großen medizinischen Hospitälern an. Es folgen 66 andere Hospitäler, Krankenhäuser und Institutionen für spezielle medizinische Zwecke, 39 Dispensions- d. h. Arzneibereitungs-Anstalten für die Armen, 12 Institute für Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und öffentlichen Moral, 1 Findelhaus, 22 Hospitäler und Magdalenenstiftungen für weibliche Personen, 16 Anstalten für Unterstützung von Gefangenen, Besserungs- und Zufluchtshäuser (mit Ausschluß der Industrie-Schulen und lokalen Zufluchts-Institutionen), 29 Anstalten für Armuth und Elend auf der Straße und spezielle Ansprüche, wobei 1861 noch 58,000 Pfund Sterling in den 13 Polizeigerichtshöfen freiwillig eingezahlt und ausgegeben wurden. Dann giebt es 21 Zufluchtsstätten, „Homes", für Näherinnen und weibliche Dienstboten, 9 Pensionsfonds für wohlthätige Zwecke (Zahlung von Annuitäten an hilflos mündige Arme), 14 Gesellschaften mit Fonds für arme Geistliche, 6 für protestantische Dissenter-Geistliche, 72 Wohlthätigkeitsfonds für Handwerker-Innungen, etwa 21 Fonds von City-Compagnien und Parochial-Vorständen für wohlthätige Zwecke, 5 spezielle Nationalfonds für die Noth in Indien, die 1861 über eine halbe Million Pfund Sterling sammelten und vertheilten (jetzt erloschen, aber noch Geld und Wohlthätigkeit produzirend).

Die Zahl der Armenhäuser und Asyle für die Armut im hohen Alter ist 124. Für Blinde und Taubstumme giebt es 16 Institute, auch 1 für arme Krüppel und Lahme. Sodann verwenden 31 Gesellschaften von ihren Fonds jährlich gegen 100,000 Pfund für Beförderung und Unterstützung von Schulen und 9 Anstalten zum Unterricht für Erwachsene; 14 Asyle erziehen und erhalten ganz und gar etwa 2000 Waisenkinder mit jährlich 60 bis 70,000 Pfund freiwilliger Beiträge (excl. die Regierungswaisenhäuser) und 20 andere Asyle erziehen und erhalten 3000 andere arme oder Verbrecherkinder für mehr als 100,000 Pfund jährlich. Endlich kommen 56 Bibel- und Heim-Missions-Gesellschaften, die jährlich für mehr als 7 Millionen Thaler Bibeln, Trost, Ermahnung und geistliche Nahrung vertheilen, und 4 unbestimmte Wohlthätigkeits-Gesellschaften. Die etwa 20 Millionen Thaler, welche jährlich allein in London größtentheils freiwillig gegen allerlei Noth und Elend gesammelt, gegeben und verwendet werden, kommen nicht

*) London: Sampson Low, Berlin: Asher.

selten in großen Massen aus weichen Händen und Herzen reicher Privatpersonen. So vermachte ein Londoner Kaufmann, George Peabody, vor einigen Jahren auf einmal eine ganze Million Thaler verschiedenen Gesellschaften für das Wohl arbeitender Klassen. Beiträge von 1000 bis 5000 Pfund aus einzelnen Händen sind nichts Seltenes. Ein einziger Arzt, Dr. Andrew Reed, gründete Asyle für kleine Waisenkinder, für vaterlose Kinder, ein Institut für Idioten und ein Hospital für unheilbare Kranke.

Der heilige Chrysostomus sagte: „Die Kunst des Almosens zu verstehen, ist größer, als gekrönt zu werden mit Diademen der Könige." Nun die Engländer verstehen diese Kunst.

Die vierzehn großen Hospitäler mit mehr als 3500 Betten, in welchen 1861 über 32,000 Kranke behandelt wurden (außer 400,000 Außen-Patienten) haben ein jährliches Einkommen von etwa 130,000 Pfund aus Dividenden, Eigenthum und Arbeit der Patienten, dazu gegen 60,000 Pfd. freiwillige Beiträge, also jährlich viel über 1 Million Thaler. Das älteste derselben, St. Bartholomew's Hospital, besteht schon über 700 Jahre, nachdem es im Jahre 1123 von einem Privatmanne gegründet worden war. Es bildet mit „St. Thomas, Bridewell, Bethlehem (Bedlam) und Christ-Hospital" die fünf großen Krankenhäuser der City.

Die 66 speziellen Hospitäler unterscheiden sich von einander durch Nationalität und Krankheit der Patienten. So giebt es 1 für Deutsche, 1 für Spanier, 1 für Matrosen, 1 Fieber-, 4 Schwindsucht-, 8 Entbindungs-, 4 Weiber-, 4 Kinder-, 3 für Unheilbare, 3 Pocken-, 5 Augen-, 1 Ohr-, 9 Bruch- und Entstellungs-, 4 Haut-, 4 Reconvalescenten-, 6 Irren-, 1 Idioten-, 3 Krankenwärterinnen-, 1 homöopathisches, 1 Seebad-, 1 Zahn- und sogar ein Mesmerisches Hospital (resp. Asyl). Dies macht im Ganzen fünfzig Hospitäler und Krankenhäuser in London. Es kommt hier nicht darauf an, deren Wirksamkeit ins Einzelne zu verfolgen, sondern von den „Charities" überhaupt eine Vorstellung zu geben. Nur vom Deutschen Hospitale in Dalston (Norden von London) wollen wir erwähnen, daß es seit der 1845 erfolgten Gründung durch Anregung des Königs von Preußen und die Unterstützung anderer deutschen Fürsten, sowie deutscher und englischer Privatpersonen, über 70,000 Kranke (davon etwa 5000 innerhalb) behandelt hat, wovon über ein Drittel Engländer waren, obgleich es nur für Deutsche und Deutschredende bestimmt worden ist. Diese Liberalität wird auch von englischen Hospitälern nach Kräften erwidert. Uebrigens können wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß schon wiederholt über Englisch- sowie Frommthun im Deutschen Hospitale geklagt wurde.

Griechenland.

Griechische und albanesische Märchen.

I.

Sage, Märchen und Geschichte.

Die Wissenschaft des 19ten Jahrhunderts wirkt, dem elektrischen Strome vergleichbar, nach zwei sich begegnenden Richtungen. Was früher das ausschließliche, fast geheimnißvolle Eigenthum der Gelehrten war, sucht die Wissenschaft heute verschwenderisch zum Gemeingut des Volkes zu machen; sie weiß bei einem gebildeten Volke die Gegenstände und die Erfolge ihrer Forschung am sichersten bewahrt. „Ich will den Wald unter den Schutz des Wissens Aller stellen", sagt Roßmäßler in seinem „Walde". Das ist die eine Richtung. Dagegen — und das ist die zweite Richtung — schöpft die Wissenschaft wiederum aus der unversiegbaren, ewig lebendigen Quelle des Volkes und zieht des Stoffes manchen Eimer voll hinauf in die gelehrte Welt.

In dieser zweiten Richtung bewegt sich das Buch, dessen Titel wir unten*) angegeben haben, und das mit seinen Märchen ein Weihnachtsgeschenk, weniger für Kinder als für die Forscher auf dem Gebiete der Völkerkunde ist.

Der Verfasser des Buches, welcher seinen langjährigen Aufenthalt in Griechenland zu gründlichen Studien über dieses klassische Land benutzte, hat hier die gangbarsten Märchen von Griechenland und Albanien gesammelt und wissenschaftlich verwerthet. Die Sammlung soll als der zweite Theil eines größeren Werkes: „Vergleichende Blicke auf die hellenischen und germanischen Helden-, Götter- und Weltsagen" betrachtet werden; der erste Theil wird aber durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände erst nach der Märchensammlung zum Druck kommen, und wir müssen die Betrachtung des Ganzen demnach mit dem zweiten Theile beginnen.

Es ist nun zunächst von Interesse zu sehen, wie der Verfasser in den Besitz der Märchen gelangt ist. In der Vorstellung vom Orient spielt der Märchenerzähler stets eine gewichtige Rolle. Allerdings giebt es auch in Griechenland dergleichen Leute, und man hört ihnen gern zu. Aber diese oft sehr unlautere Quelle glaubte der Verfasser zu seinem Zwecke nicht benutzen zu können; ihm war an der Reinheit des Märchens Alles, an den schmückenden Zusätzen und Erfindungen der professionellen Erzähler Nichts gelegen. Seine Versuche, die Märchen unmittelbar aus dem Volke zu heben, scheiterten aber an der überall gleichen Scheu der Bewohner, die Märchen einem Fremden zu erzählen, an ihrer Furcht, sich lächerlich zu machen. Der Verfasser, welcher in vielfachem Verkehr mit allen Klassen der griechischen und albanesischen Bevölkerung gestanden hat, der auf Schiffen die beweglichen Küstenbewohner kennen gelernt, und oft wochenlang mit dem griechischen Bauern gegessen und getrunken, gejagt und gereist, und in seinen Hütten und Hürden geschlafen, manchen Abend in griechischen, albanesischen und bulgarischen Chans, an dem einsamen Feuer gelagert hat, konnte trotz dieser verschiedenartigen Berührungen niemals auch nur ein einziges Märchen hören. Gleichwohl wußte er, daß im Winter die Mädchen und Frauen zu einander kommen und die Abende mit Spinnen und Märchenerzählen verbringen, daß hier und da selbst Männer sich bei der Unterhaltung betheiligen. Um daher die Schwierigkeiten zu überwinden, setzte der Verfasser den silbernen Hebel an, und der Erfolg zeigte, daß in der Levante, wie überall, für Geld Alles zu haben sei, sogar Märchen. Indeß galt es, dabei noch andere Vorurtheile zu besiegen; denn als es in Janniná bekannt wurde, daß der Verfasser Märchen sammeln lasse, bat ihn einer der angesehensten türkischen Großen, der alte Paschom Bey, ein Verwandter des bekannten Ali Pascha, von diesem Unternehmen abzustehen, weil es ihm, als mit der consularen Würde unverträglich, in der öffentlichen Meinung Eintrag thun müsse, und er bekam ähnliche Winke auch von griechischen Freunden. Der Verfasser beschritt einen seltsamen, im Erfolge sehr glücklichen Weg. Er gewann eine Anzahl von Schülern der Lyceen, welche während

*) Griechische und albanesische Märchen. Gesammelt, übersetzt und erläutert von J. G. von Hahn, k. k. österreichischem Consul für Ostgriechenland. 2 Theile. Leipzig, W. Engelmann. 1864.

ihrer Ferien sich in der Heimat von Eltern, Schwestern, Ammen und dergl. Märchen erzählen ließen und diese wörtlich aufschreiben mußten. Auf diese Weise erhielt er die Märchen nicht allein in wortgetreuer Reinheit und Einfachheit, sondern auch aus den verschiedenen Theilen von Griechenland, was für die Vollständigkeit der Sammlung und für die wissenschaftlichen Zwecke des Verfassers von größtem Werthe sein mußte.

Lassen wir indeß die Sammlung vorläufig außer Betracht; auf der wissenschaftlichen Verwerthung des Märchens, auf des Verfassers Theorie der Märchenkunde, auf der Einleitung zur Sammlung liegt der Werth des Werkes.

Der Verfasser baut, um seinen allgemeinen Standpunkt kurz zu bezeichnen, auf dem Grunde weiter, welchen die Gebrüder Grimm für die Märchenkunde gelegt haben. Diese hoben die Bedeutung des Märchens weit über den gewöhnlichen Begriff desselben hinaus. Nicht mehr als bloße poetische, barocke Spielerei, nicht nur als willkommenes Material, die Phantasie der Kinder anzuregen, sondern als ein besonderer und sehr wichtiger Theil der Götter- und Heldensagen wurde hinfort das Märchen betrachtet. Mit dem Märchen dieses Begriffs beschäftigt sich die Wissenschaft, und ebenso wie sie jetzt mehr als je und mit glänzendem Erfolge die gemeinschaftlichen Formen für die Sprachen der Völker erforscht, so sucht sie im Märchen die Urgedanken des Menschengeschlechts.

Hatten nun schon die Gebrüder Grimm auf die wunderbare Uebereinstimmung, welche im Grundton der Märchen aller zu dem großen sogenannten indogermanischen Stamm gehörigen Völker herrscht, und auf die wesentliche Verschiedenheit zwischen diesen und den arabischen Märchen hingewiesen, so gebührt Herrn von Hahn das Verdienst, diese Forschungen wesentlich vervollständigt und erweitert zu haben. Der Beweis, daß das Märchen nichts als ein ununterbrochen umgebildeter Mythus sei, und daß wir in dem europäischen Märchen die letzten Goldkörner aus dem Geistesschatze unserer Urahnen, der Arier, besitzen, ist dem Verfasser die Brücke zu der Geschichte der Urvölker; eine Brücke, welche allerdings noch manches Bausteines bedürfen wird, bevor sie mit Sicherheit wird betreten werden können.

Dies vorausgeschickt, wollen wir es versuchen, die leitenden Gedanken des Verfassers über das Wesen des Märchens wiederzugeben.

Der Inhalt der Märchen unterscheidet sich in nichts von dem der alten Götter- und Heldensagen; nur die Ueberlieferungsform unterscheidet sie, und die Verschiedenheit erklärt sich genugsam aus dem Entwickelungsgange der Sagen überhaupt.—Der Mensch ist nämlich unausgesetzt bestrebt, sich seine Sagen immer begreiflicher zu machen, sie seinen Verhältnissen immer mehr anzupassen. Steigende Versinnlichung ist daher das allgemeine Entwickelungsgesetz für alle Sage. Vermöge dieses Gesetzes nehmen die früher nur ab zu Göttern personificirten Naturkräfte immer menschenähnlichere Form an, und es kann dabei geschehen, daß die menschenähnlich gedachten Götter sich mehr oder weniger von der Naturkraft loslösen, aus der sie hervorgegangen sind, auf welcher Stufe denn der hellenische und der skandinavische Götterkreis bereits angekommen sind. Derselbe Versinnlichungstrieb zieht den menschlich gedachten Gott auf die zwischen Göttern und Menschen stehende Stufe des Helden herab und rückt ihn danach den menschlichen Verhältnissen um so viel näher. Aber selbst diese Stufe genügt jenem Triebe noch nicht; er fühlt sich erst befriedigt, wenn er seine Helden dem sterblichen Menschen gleich gestellt und ihnen höchstens noch eine oder die andere höhere Gabe gelassen, an die Stelle der waltenden höheren Götter aber die dem Menschen zunächst stehende niedere Dämonenwelt gesetzt hat, und diese statt jener in die menschlichen Verhältnisse bestimmend eingreifen läßt. Diese letzte und jüngste Sagenform ist die des Märchens; das Märchen ist daher ein auf der letzten Stufe der Entwickelung angekommener Mythus.

Der Verfasser steht auf Seite derjenigen, welche das indogermanische Volksmärchen in Europa als einen Theil des uralischen Geistesschatzes betrachten, welchen die einzelnen Stämme bei ihrer Trennung von dem gemeinschaftlichen Mutterstamme in ihr Sonderdasein mit hinübernahmen, und dessen Formen gleich denen ihrer Sprachen eine solche Zähigkeit bewahrten, daß sich an ihnen die Urverwandtschaft mit den indischen ebenso deutlich erkennen läßt, wie an den Sprachformen.

Diese Auffassung steht derjenigen entgegen, zu welcher Benfey durch seine Forschungen über die indischen Märchen (Pantschatantra) gelangt ist, wonach der Stock der indogermanischen Erzählungen und Märchen sich als ursprünglich indisch erwiesen und sich von Indien in geschichtlicher Zeit, anfangs durch mündliche, später, und zwar seit dem zehnten Jahrhundert n. Ch., durch schriftliche Ueberlieferung über Europa verbreitet haben soll.

Bei aller Anerkennung der Benfeyschen Forschungen glaubt aber der Verfasser, bei seiner Auffassung beharren zu müssen. Einerseits zeigte ihm seine eigene Erfahrung, namentlich die Schwierigkeit, Märchen im Volke zu hören, daß die von Benfey für die mündliche Verbreitung vorausgesetzte Leidenschaft des Märchen-Erzählens höchstens bei den Frauen, welche doch ihre Heimat, ihren Wohnsitz selten wechseln, keineswegs aber bei den Männern vorherrsche, welche im Gegentheil sich niemals mit Märchen-Erzählen befassen — ein Umstand, der die Annahme mündlicher Verbreitung des Märchens durchaus nicht begünstigt. Die schriftliche Ueberlieferung dagegen ist bei Völkern, welche eine eigene Literatur weder besaßen noch besitzen, wie Walachen und Albanesen, welche aber gleichwohl mit den europäischen Culturvölkern die gleichen Märchen besitzen, von vornherein ausgeschlossen.

Andererseits zeigt die Sagen- und Märchenform im Gegensatze zu der Schwäche mündlicher Ueberlieferungskraft geschichtlicher Hergänge eine wunderbare Zähigkeit, welche sich durch die Annahme erklärt, daß Sagen und Märchen nicht als göttliche Wahrheiten geglaubt, also durch den Glauben gestählt wurden. Die Härte dieser Formen läßt sich mit derjenigen der Sprachformen vergleichen, mit denen sie entstanden. Sowie nun diese Härte der Urformen noch heutzutage die deutschen und griechischen Wörter auf den arischen Urverband zurückführt, ebenso erklärt sich die Uebereinstimmung des deutschen und griechischen Volksmärchens mit dem indischen aus der arischen Urverwandtschaft dieser Völker.

Das Alter des Märchens ist dem Alter der Sprache gleich zu stellen. Wir müssen uns hierbei den menschlichen Geist im Anfange seiner Thätigkeit vollkommen in die Sprach- und Sagenbildung aufgebend denken. Allmählich aber baut sich die Sprache aus und der Geist gewinnt Zeit und Raum für andere Richtungen; der Unterschied zwischen Leben und Nichtleben des Ichs und Nichtichs wird gewonnen, der Zeitbegriff erstarkt: er wird eine der Grundlagen des gesammten Denkverfahrens, und Verstöße gegen seine Gesetze sind nun nicht mehr möglich. Das geschichtliche Bewußtsein erwacht, und der Mensch fragt, was vor ihm gewesen. Auf diese Frage kann ihm die Vergangenheit keine Antwort geben, weil unseren Urgeschlechtern die Fähigkeit fehlte, sie aufzufassen. Statt der menschlichen Geschichte findet er aber in seiner Erinnerung eine Reihe von Thaten und Begebnissen seiner Götter, die

er möglichst menschlich auffassen mußte. Was war also natürlicher, als daß er sagte: vor mir waren die Götter auf der Erde und hatten diese und jene Erlebnisse! So kommt es, daß dieselben mythischen Formen, in welche die Naturgeschlechter ihre gläubigen Naturanschauungen faßten, ihren Nachkommen zur Geschichte der Vorzeit wurden.

Sage und Geschichte sind also ihrem Wesen nach zwei grundverschiedene Dinge, welche nur dieselbe Form mit einander gemein haben; denn die Geschichte erzählt menschliche Begebenheiten, die Sage enthält gläubige Naturanschauungen, welche in geschichtliche Form gekleidet sind und nur in der Vorstellung der Nachkommen ihrer Urheber in Geschichte verwandelt wurden. Sagen und nach ihnen Märchen sind daher, nach unseren heutigen Begriffen, reine Dichtungen; sie unterscheiden sich von späteren ähnlichen Erzeugnissen nur dadurch, daß ihre Bilderform für deren Erzeuger die einzig mögliche, also die nothwendige war. Demnach ist die mythische Form die Urform des menschlichen Gedankens, und in Sage und Märchen sind nur die Urgedanken der Menschheit erhalten.

Aus der Mythe entstand die Heldensage. Erklären wir nun auch, wie neben letzterer das Märchen geschaffen wurde.

Der Mensch mit einem Triebe ausgestattet, der ihm gebietet, Gott zu suchen und zu verehren, schied aus der Fülle seiner Naturanschauungen einen bestimmten Kreis von Göttereinheiten aus; außerhalb des Kreises blieben höhere Wesen, welche in der Vorstellung des Menschen zwischen ihm und den Göttern standen. Diese Gattung von Gestaltungen behandelt die Heldensage. Der von den Urgeschlechtern hervorgebrachte mythische Stoff konnte aber nicht vollständig in die Götter- und Heldensage verarbeitet werden, und dieser Ueberrest der Uridee ist als Märchen bis auf den heutigen Tag nicht nur erhalten, sondern allein noch in dem Bewußtsein der Völker, wo er, trotz seines ungeheuren Alters, in unverkürzter Jugendkraft fortblüht und mächtig auf dasselbe einwirkt. — Das Märchen ist insofern auch als die entwickeltste Mythenform zu betrachten, als sich in ihr dem freien Walten des Versinnlichungstriebes, welchem die Mythenform ihre Entstehung verdankt, keinerlei Schranken entgegenstellten. Wo uns dieselbe Sage in der Form des Götter- und Heldenmythus und der des Märchens erhalten ist, erblicken wir demzufolge die Götter- und Heldengestalten der ersteren in rein menschliche verwandelt, die erzählten Begebenheiten in die Lebensform des erzählenden Zeitalters gekleidet, und, wo sich der Eingriff eines höheren Waltens erhalten hat, an Stelle der Hauptgötter die das untere Volksleben umschwebenden Haus- und Elementargeister als Träger dieses Waltens.

Als nach dem Aussterben ihrer ursprünglichen Bedeutung dieser Sagen-Gattung kein neuer besonderer Sinn mehr untergelegt, als sie als müßiges Erzeugniß der Einbildungskraft angesehen wurde, flüchtete sie sich aus dem gesammten Volksbewußtsein nach dessen stillen Plätzen, in das Kinder- und Frauenreich, wo der Reiz, welchen die, wenn auch nun verschleierte Urbedeutung über ihre Formen ausgießt, auf die von allem Wunderbaren angezogenen Gemüther eine mächtige Wirkung äußert. In dieser traulich heiteren Welt waltet die Ursage in steter Verjüngung und ewig heiterer frischer Lebensströmung, die Phantasie der aufkeimenden Geschlechter weckend und befruchtend, bis auf unsere Tage fort, und die Zeiten, in denen ihre Strömung vertrocknen wird, möchten arm an echten Dichtern und Künstlern sein.

Dies bringt uns auf die dichterische Behandlung des Märchens.

Die Nachbildung der Heldensage und des Märchens, ihrem eigenthümlichen Wesen nach, ist unmöglich; nur ihre Umbildung kann unternommen werden und ist vielfach unternommen worden. Sagen und Märchen sind langlebige Urgewächse, welche ihre Schöpfung dem unbewußten Triebe der menschlichen Urgeschlechter und ihre Umbildung derselben Kraft verdankt, welche, dem Einzelnen unbewußt, auch in der Sprachumbildung waltet. Wer es also unternimmt, an diesen Urgedanken der Menschheit nach eigenem Ermessen zu bessern, von dem kann man sagen, daß er lebende Gewächse mit gemachten Blüthen und Früchten schmücke.

So viel über das Wesen des Märchens im Allgemeinen. — Gehen wir zu den Vorschlägen des Verfassers über die wissenschaftliche Behandlung des Märchens über. Wir fassen hier folgende Grundzüge zusammen:

Der Inbegriff aller Märchen eines Volkes soll der Märchenschatz, die Verschmelzung der sich innerhalb derselben zeigenden Formen zu einem größeren Ganzen die Märchenkette, die im einzelnen Märchen liegenden Vorstellungen und Anschauungen Märchenzüge heißen. Die Märchenzüge erscheinen als die Einheiten der Märchenkunde, und wir können uns deren Verhältniß zu dem Märchenganzen nicht besser vergegenwärtigen, als wenn wir sie mit dem der Worte zu dem Satze vergleichen: der Zug ist das Wort, das Märchenganze ist der Satz des Märchens.

Wie nun der Trieb zur Bildung neuer Märchen fast in dem ganzen Menschengeschlecht vollkommen ausgestorben ist, ebenso entsteht auch heutzutage kein neuer Märchenzug mehr im Volke; nur wird die Form des alten Zuges den Verhältnissen der Zeit, in welcher man ihn erzählt, angepaßt, wodurch denn neue Begriffe, wie Flinte, Kanone, Fernrohr u. s. w. in die neue Form mit eingedrungen sind. Wie aber auch heute bei der Satzbildung innerhalb gewisser Gränzen große Freiheit gestattet ist, so entsteht auch durch die Verbindung von Märchen zu Ketten, durch Versetzung einzelner Züge von einem Märchen zum andern jene bunte Mannigfaltigkeit, welche der Märchenschatz aufzeigt. Bei genauer Prüfung der den Einzelmärchen unterliegenden Grundgedanken findet man, daß sich dieselben auf eine geringe Anzahl von Formeln und Themen zurückführen lassen, und daß die anscheinende Mannigfaltigkeit der Märchen allein auf der verschiedenen Gruppirung dieser Grundbestandtheile beruht.

Herr von Hahn hat es versucht, diese Grundformen der Märchen aufzusuchen und ihr Verhältniß zu der Sage zu bestimmen. Seine Zusammenstellung von Sagen- und Märchenformeln, zunächst auf den hellenisch-germanischen Sagenkreis beschränkt, enthält 40 Formeln in verschiedenen Abtheilungen. Wenn wir einige dieser Formeln beispielsweise folgen lassen, so wird sich auch das Verhältniß des Märchens zur Sage am klarsten herausstellen.

In der ersten Hauptabtheilung sind Verwandtschafts-Formeln, in der zweiten gemischte Formeln zusammengestellt. Die verschiedenen Grade der Verwandtschaft bilden die fünf Unterabtheilungen der ersten Hauptabtheilung. Wir haben demnach:

Eheliche Formeln.

1. Frejaformel.
   a. die Frau oder Braut fehlt und der Mann verläßt sie darum.
   b. sie wandert umher, um ihn zu suchen.
   c. Wiederfinden und Versöhnung.

Hellenische Sage: Amor und Psyche, doch liegt hier der Schwerpunkt nicht auf der Wanderung.

Germanische Sage: In der Edda D. 35. verläßt der erzürnte Oddur die Freja.
Griechisches Märchen: Nr. 7. 40. 71. 73 } der Sammlung von
Albanesisches Märchen: Nr. 100. 102 } v. Hahn.
Deutsches Märchen: Grimmsche Sammlung Nr. 56. 88. 127. 186.
Walachisches Märchen: Sammlung von Schott Nr. 23.
Aegyptisches Märchen: Basilios Pentamerone. 12. 14.
Indisches Märchen: Pantschatantra. Benfey 1. S. 255.

2. Penelopenformel.

a. der Mann verläßt die Frau ohne ihr Verschulden.
b. sie wartet seiner daheim in Treue und Sehnsucht.
c. Rückkehr des Mannes und Wiedervereinigung der Getrennten.

Hellenische Sage: Penelope und Odysseus.
Germanische Sage: Menglada und Swipdagr in Fiolsvinmal der Edda.
Griechisches Märchen: v. Hahnsche Sammlung 2. 48.
Deutsches Märchen: Grimmsche Sammlung 101 mit dem Erkennungsringe. U. s. w.

Der Verfasser glaubt, daß diese vergleichende Zusammenstellung die Grundlage zur Sammlung der Märchenformeln des ganzen indogermanischen Stammes darbieten könnte, und hält die Erweiterung derselben auf das ganze Gebiet dieses Völkerstammes für die Grundbedingung jeder Fortentwickelung der Märchenkunde. — Werden sich diese Formeln, diese Urgedanken der Menschheit, in Zukunft, der Sprache gleich, zu einem einheitlichen Gliederthume verbinden? Der Verfasser wirft diese Frage nur auf, um die Tragweite zu bezeichnen, welche der angezeigten Richtung nach seiner Ansicht zukommt. G. H.

Nord-Amerika.

Deutsche Truppen im amerikanischen Befreiungskrieg.*).

Welchen hervorragenden Antheil die Deutschen an dem amerikanischen Befreiungskriege, und zwar sowohl auf amerikanischer Seite, wie auf englischer, genommen, ist hinreichend bekannt; dennoch fehlte es bis in neuerer Zeit an Arbeiten, welche dieser Betheiligung eine eingehendere Behandlung hätten zu Theil werden lassen. Man scheint diese Versäumniß nun nachholen zu wollen. So hatten wir vor längerer Zeit bereits Gelegenheit, das Leben des Generals Kalb, von Kapp, zu besprechen, und jetzt ist uns ein Werk zugegangen, das sich die Aufgabe stellt, den Antheil, den die deutschen Hilfstruppen auf englischer Seite an jenem denkwürdigen Kriege genommen, geschichtlich auszumitteln und festzustellen.

Freilich ist die Erinnerung an diese für Geld erkauften Heldenthaten bei uns keine besonders erfreuliche und bei dem für England schmählichen Ausgang dieses Krieges auch nicht besonders ruhmreich. Man könnte zweifeln, ob der hessische Menschenverkauf einer geschichtlichen Darstellung werth sei; indeß der Geschichte kommt es nicht auf Sympathien oder Antipathien, nicht auf Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit an, sondern auf die Thatsache und die Erkenntniß des historischen Ereignisses. Von diesem Standpunkte aus hat das Werk seine volle Berechtigung, und um so mehr, als die amerikanische — und gewiß auch die englische — Geschichtschreibung, wenn sie auf diese deutschen Hilfstruppen zu sprechen kommt, vielfach ungerecht und parteiisch, oder unglaublich dreist und seicht ist. Das brauchen sich die Deutschen nicht gefallen zu lassen, denn sie haben sich durchgängig sehr brav geschlagen und Heldenthaten vollführt, die einer besseren Sache werth gewesen wären.

Der Verfasser steht auf dem Standpunkte der militairischen Waffenehre sans phrase und ist nicht gut auf diejenigen zu sprechen, welche diese „deutschen Truppen mit Schimpf und Schmach überhäuft" haben. In der Einleitung kommt er auf das Alter der Soldkriegerschaft zu sprechen und beginnt mit den 10,000 Griechen des Xenophon; später geht er auf die Subsidienverträge ein, welche deutsche Fürsten nach dem dreißigjährigen Kriege mit fremden Potentaten schlossen. Allerdings haben auch hier die Hessen bereits den Vortritt. Schon Landgraf Carl vermiethete sein Reichscontingent 1676 an den König von Dänemark Christian V. und später 1687 1000 Mann an die Republik Venedig zum Kriege gegen die Türken, 1688 3400 Mann an die Generalstaaten gegen Frankreich. Das Geschäft rentirte: im spanischen Erbfolgekriege gab derselbe Landgraf bereits 9000 Mann an die Seestaaten, und vier Jahre später 10,500 an England und Holland, nach dem Utrechter Frieden (1713) 12,000 Mann an Georg I. von England.

Landgraf Carl war der Erfinder dieser ganz neuen Art von Menschenhandel und fand natürlich bald Nachahmer. Fast alle kleineren Landesväter legten sich nun auf das Geschäft, das unter der diplomatischen Firma „Subsidienvertrag" geschlossen wurde. Bei der Belagerung von Negroponte 1688 sehen wir bereits auch Badenser, Würtemberger, Waldecker und Sachsen-Meininger im venetianischen Solde kämpfen. Der große Kurfürst hatte bei Fehrbellin zwei sächsische Regimenter als Lohntruppen in seinem Heere.

Die Gründe, durch welche der Verfasser diesem Verfahren eine mildere Seite abgewinnen will, ließen sich leicht widerlegen. Allerdings erklären sich solche Zustände aus der Zeit, aber ebenso gewiß ist es, daß das, was diese kleinen Dynasten trieben, aus geistiger Rohheit, Gewissenlosigkeit und Geldnoth oder Geldgier hervorgegangen ist, daß dieses Vermiethen von Truppen nichts als Menschenhandel und ziemlich dasselbe ist, was die Unternehmer der Gladiatorenbanden in römischer Zeit thaten — Menschen für Geld ans Messer liefern.

Es gab auch eine Gladiatoren-Ehre, und die Gladiatoren zogen fröhlich und mit Musik in den Kampf. Daß die Offiziere von damals nichts Entehrendes in ihrer Stellung gefunden, glauben wir — mit bedeutenden Ausnahmen — gern. Leute, die ihr Leben und ihre gesunden Knochen feil haben, giebt es so unendlich viel, daß man große Armeen daraus bilden könnte, und solcher Leute hat es zu allen Zeiten gegeben, — auch auf die geworbenen Leute kommt nicht so viel an; aber wohl auf die zahllosen armen Menschen der „niedrigsten Stände", die man öffentlich zu diesem Dienste preßte, oder geheim einfing, und die aus Verzweiflung sangen und pfiffen, wenn es nach Amerika ging.

Uebrigens waren es keineswegs bloß hessische Truppen, die durch Subsidienvertrag in englischen Sold gegeben wurden, um in Nordamerika die abgefallenen Kolonien wieder zu erobern; es gab auch ein Braunschweig'sches, ein Waldeck'sches, ein Ansbach'sches,

*) Die deutschen Hilfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege 1776 bis 1783. Von Max v. Eelking, Herzogl. Sachsen-Mein. Hauptmann und korresp. Mitgl. der Historical Society zu New-York. 2 Bde. Hannover, Helwing. 1863.

Bayreuther, und ein Anhalt-Zerbster Corps, das an derselben Expedition Theil nahm. Die vorliegende Arbeit ist vornehmlich auf die sehr reichlich fließenden handschriftlichen Quellen — meist Tagebücher betheiligter Offiziere — gegründet. Solcher hessischen Berichte werden im Eingange allein 23 angeführt, daneben sind die braunschweig'schen die zahlreichsten (11). Die Arbeit ist jedenfalls eine recht gründliche, und wird dem Geschichtschreiber des nordamerikanischen Befreiungskrieges, wie andererseits dem wissenschaftlichen Militair von Wichtigkeit und Interesse sein.

Daß sich die deutschen Truppen sehr feldmäßig, sehr brav geschlagen, versteht sich von selbst, und wir glauben wohl, daß die schlecht disziplinirten Amerikaner oft vor ihnen Reißaus genommen. Das Ende aller dieser Abenteuer, dieser Heldenthaten ist freilich traurig und prosaisch, wie die zurückkehrenden Reste der Truppen in Bremer „Böcken" die Weser hinaufgeschafft werden, wie man ihnen, um sie reputirlich einzubringen, neue Uniformen entgegenschickt, und wie sie dann mit Trommeln und Pfeifen in Kassel oder in Anspach einrücken und allergnädigst belobt werden. Andere wurden als Kriegsgefangene heimgeschickt.

Kleine literarische Revue.

— **Geschichte der Bauernhöfe.** Von dem in unserer Zeitschrift ausführlich besprochenen Werke des Staatsraths Ludwig von Maurer*) ist jetzt der vierte Band erschienen und das Werk damit beendigt. Wir theilen aus demselben nur eine kurze Notiz mit über die traurigen Zustände der Bauern vor dem Bauernkrieg: Die Hofverfassung wankte, die Grundherren konnten nicht mehr schützen, aber die für den Schutz zu entrichtenden Abgaben mußten die Bauern weiter leisten; die Grundherren erhöhten diese Abgaben nach Gutdünken; gab man sie nicht willig, so brauchten sie Gewalt; Schutz bei einer höheren Behörde gab es nicht: im Gegentheil, die höhere Behörde verlangte vielmehr im Lauf der Zeit auch für sich Leistungen. Rolewink von Laer, der im Jahre 1490 als Karthäuser im Kloster St. Barbara in Köln gelebt und genaue Kenntniß der bäuerlichen Verhältnisse sich erworben, entschuldigt die den Westfalen zum Vorwurf gemachte Untreue durch ihre traurige Lage. Die Raubritter, erzählt er, hatten den Spruch: „Stehlen und Rauben ist keine Schande, das thun die Besten in dem Lande," und die Bauern pflegten darauf zu antworten: „Hangen, raden, köpfen, stechen, das ist keine Sunde (Sünde), wär' das nicht, wir behielten Nichts im Munde." Ueberall, wo die Bauern sich erhoben, verlangten sie eigentlich blutwenig; sie wollten nur eine Wiederherstellung der Rechte, welche sie Jahrhunderte lang genossen. Die wichtigsten ihrer Forderungen waren folgende fünf:

Abschaffung der Leibeigenschaft, welche der heiligen Schrift und der christlichen Freiheit widerspricht.

Abschaffung des kleinen oder Blutzehntens und zweckmäßigere Verwendung des großen Zehntens für die Geistlichkeit und für die Armen der Ortsgemeinde.

Abschaffung aller willkürlich erhöhten Dienste und Verminderung der unerschwinglich gewordenen Abgaben.

Wiederherstellung der Freiheit der Gemeinden, ihre Geistlichkeit selbst zu wählen.

Unparteiische Justiz.

Das waren gewiß keine übertriebenen Forderungen; doch sie wurden freiwillig nicht gewährt und mußten erst durch die grausamsten Kämpfe erstritten werden.

—**Das Duell.**") „Die vorliegende Abhandlung ist in dem Sinne eine Gelegenheitsschrift, als ein erfreuliches Ereigniß der jüngsten Zeit, nämlich der biederstinnige Entschluß deutscher Musensöhne mehrerer Universitäten, bei Gelegenheit des Leipziger Turnfestes eine Antiduell-Versammlung abzuhalten und auf die Hinwegräumung einer mit dem Geist des neunzehnten Jahrhunderts so völlig unverträglichen Unsitte ferner mit aller Kraft hinwirken zu wollen, hierzu die erste Anregung gab." Mit diesen Worten leitet der Verfasser seine Abhandlung ein, die wesentlich auf die akademische Jugend berechnet ist. Es wird zunächst daran erinnert, daß das Duell entstanden sei im Mittelalter aus den Gottesurtheilen und aus dem Faustrecht; dort in dem vermessenen Wahn, der Herr würde die Klinge dessen, der Recht habe, selbst führen; hier in dem Gefühl der Macht, die nach Willkür schalten könne. Dann wird darauf hingewiesen, daß der praktische Verstand bei der heutigen Kultur den Begriff „Ehre" nicht mehr eng fassen, und die Versöhnung des gekränkten Ehrgefühls von einer an den Tag gelegten Furchtlosigkeit oder Tollkühnheit nicht erwarten dürfe. Von der moralischen Tüchtigkeit des Einzelnen wird verlangt, daß er die Rücksicht auf die öffentliche Meinung gering anschlage im Verhältniß zu der Gefahr eines Mordes, den er begehen könnte.

Wir wünschen aufrichtig, daß es der Schrift gelingen möge, zur weiteren Verbannung der Duell-Unsitte beizutragen. Wir möchten uns jedoch erlauben, auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der bei allen Diskussionen über Studenten-Duelle sich als der schwache herausstellt. Die Studenten fühlen trotz mancher Ueberreste von Renommisterei, daß die Zeiten vorüber sind, in welchen sie einen besonderen Ehr-Codex für sich beanspruchen können, und die Sitte, sich selbst mit Degen oder Pistolen Satisfaction zu verschaffen, wäre mit einem Schlage bei ihnen verbannt, wenn die „alten Herren" den Muth hätten, nie ein Duell anzunehmen. So lange indeß noch reife Männer ihre Ehre mit Pulver und Blei reinigen, und so lange im Offizierstand das Duell zuweilen für unumgänglich gilt, ist auch für die akademische Jugend die Besorgniß, für feig gehalten zu werden, eine schwer wiegende Rücksicht. Es muß demnach die Agitation wesentlich von der Gesellschaft ausgehen; und diese muß versuchen, einen Druck auszuüben dahin, daß die ganze Schwere des Gesetzes die Duellanten treffe.

— **Die Apotheken-Frage.** Vor einem Jahre hatte der Geh. Med.-Rath Dr. Brefeld in Breslau in einer Schrift „die Apotheken — Schutz oder Freiheit" sich entschieden dafür ausgesprochen, daß das Apotheken-Privilegium in Preußen aufgehoben werden müsse. Es ist selbstverständlich, daß diese Ansicht im Kreise der interessirten Apotheker keine Zustimmung fand; indeß das große Publikum hält die Interessirten (und mit Recht) nicht für unparteiisch; jetzt ist nun von unbetheiligter Seite eine Entgegnung gegen die Brefeldsche Schrift veröffentlicht worden. Der Medizinalrath Dr. Wald hat in einer Broschüre „Schutz des Gemein-

*) Geschichte der Frohnhöfe, der Bauernhöfe ꝛc. Erlangen, Ferdinand Enke, 1863.

*) Das Duell, von Dr. Nablofsky, Professor der Philosophie zu Gratz. Leipzig, Louis Pernitsch, 1864. 44 S.

wohl und nicht Willkür der Arzneiverkäufer"*) die Nothwendigkeit betont, die bisherigen Apotheken-Verhältnisse unverändert fortbestehen zu lassen. Wir müssen eine ausführliche Beurtheilung natürlich den Fach-Journalen überlassen; nur einige wesentliche Momente wollen wir hervorheben: Es hätte bewiesen werden müssen, sagt Herr Wald, daß die freie Konkurrenz in denjenigen Ländern, in welchen sie von jeher herrscht, die Arzneien billiger gemacht habe, als bei uns. Es hätte bewiesen werden müssen, daß diese freie Konkurrenz einen nachtheiligen Einfluß auf die Beschaffenheit der Arzneien weder der Natur der Sache nach ausüben müsse, noch da, wo sie herrscht, thatsächlich ausübe; ferner, daß mit ihrer Einführung der bisher geachtete und ehrenwerthe Stand unserer Apotheker nicht herabgewürdigt und des wohlverdienten Vertrauens entkleidet werden müsse. Dieser Beweis ist in der Bresfeldschen Schrift nicht geführt, sagt Herr Wald, und widerlegt nun Satz für Satz die dreizehn Behauptungen, welche Herrn Bresfeld als Basis seiner Schlußfolgerungen gedient hatten.

Obwohl wir keine Freunde des Privilegs und noch viel weniger des Innungs- oder Zunftzwanges sind, möchten wir doch in Bezug auf den Betrieb des Apotheken-Geschäfts Herrn Wald beistimmen.

Literarischer Sprechsaal.

Die Weimar'sche Hofbühne, die unter der Leitung Goethe's dem Vorgange des Berliner Theaters, welches zuerst unter allen nichtenglischen Schaubühnen auch die historischen Dramen Shakspeare's: Heinrich IV., erster und zweiter Theil, Richard III., König Johann zur Aufführung gebracht hatte, nur in einzelnen Fällen (König Johann) zu folgen wagte, und welche „Hamlet", „Macbeth" und selbst „Romeo und Julie" nach sehr verblaßten Bearbeitungen gab, ist jetzt, unter der Leitung Dingelstedt's, allen anderen Bühnen, mit Einschluß der englischen, in einer würdigen Feier des dreihundertjährigen Shakspeare-Jubiläums (23. April 1864) mit gutem Beispiel vorangegangen. Sieben historische Dramen des großen britischen Meisters: Richard III., Heinrich IV., erster und zweiter Theil, Heinrich V., Heinrich VI., in zwei Theilen, und Richard III., hat Dingelstedt zu dieser Feier bearbeitet und einstudiren lassen, und die vier zuerst genannten sind bereits in den Tagen vom 27.—30. Dezember in Weimar aufgeführt worden. Wir constatiren dabei zunächst, daß die beiden Theile Heinrich's IV. in Deutschland wieder zu Ehren kommen und nicht mehr, wie seit einigen Jahren in Dresden, wo Davison den Falstaff giebt, zu einem einzigen Stücke zusammengezogen sind, das in dieser unkünstlerischen Form gar nicht den Namen des Königs tragen, sondern „Falstaff" heißen sollte. Dingelstedt, der, wie wir glauben, die Sünde dieser Zusammenziehung der beiden Heinrich IV. selbst begangen, hat sie durch sein jetziges Unternehmen vollständig gesühnt. Ja, es gereicht der Hofbühne, wie dem Publikum von Weimar, zu außerordentlicher Ehre, und es verdient in den Annalen der deutschen Theatergeschichte verzeichnet zu werden, daß in unserer Zeit dort der Sinn für das Poetische und Erhabene einen solchen Sieg über die Lust am Frivolen zu feiern vermochte.

An denselben Abenden um Weihnachten und Neujahr, an welchen im Vaterlande Shakspeare's die geschmacklosesten Farcen und die unsaubersten Pantomimen auf allen Theatern gegeben zu werden pflegen, ist über die Bühne Goethe's und Schiller's der Geist des größten aller dramatischen Dichter geschritten. Die Woche des 23. April, in welcher alle sieben „Historien" des Meisters auf dieser Bühne erscheinen werden, sollte die deutschen Freunde Shakspeare's aus allen Theilen des Landes in Weimar versammelt sehen, auf daß sie hier Zeugniß geben von dem unter uns noch herrschenden Sinne für das Erhabene und das Schöne.

Die Rede, welche Herr Thiers am 11. Januar im Napoleons-Parlament gehalten, hat in der ganzen Welt wohlverdientes Aufsehen erregt. Der berühmte Geschichtschreiber der französischen Revolution, des Konsulates und des ersten Kaiserreichs hat jetzt, wie er es früher in seinen Geschichtsbüchern wiederholt gethan, auch in Napoleons wohlverwahrtem Parlamente die französische Regierung davor gewarnt, den Bogen des Absolutismus zu straff zu spannen, da sonst die Sehne des Bogens leicht reißen möchte, wie dies Napoleon I. sattsam erfahren habe. „Frankreich", sagt Thiers, „vermag nur eine kurz gemessene Zahl von Jahren die Unfreiheit zu ertragen; nach Ablauf dieser Frist macht die Freiheit wieder mit voller Kraft sich geltend. Naturam expellas furca, tamen usque recurret." — Am Abende des Tages, an welchem Herr Thiers diese Rede gehalten, strömte halb Paris nach seinem Wohnhause in der St. Georgs-Straße, um ihn zu beglückwünschen. Die Freude der Pariser darüber, daß der berühmte Redner wieder einmal gesprochen, wie ihm der Schnabel gewachsen, veranlaßte ein Calembourg, das auch in die Presse übergegangen ist. An dem Hause des Herrn Thiers brannte nämlich an diesem Abende zum ersten Male seit zwölf Jahren die Gaslaterne wieder mit ihrem alten Lustre. Eine solche Laterne heißt nach dem Schnabel, an dem sie hängt „bec". Nun sagen die Pariser: „M. Thiers a rallumé son bec."

In einem ihrer neuesten Blätter begeht die offizielle „Wiener Zeitung" den unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu entschuldigenden Irrthum, daß sie angiebt, im Herzogthum Schleswig lebten höchstens 1000 Menschen, die sich der deutschen Sprache als ihrer Muttersprache bedienen. Ein Schleswig-Holsteiner in Wien hält es für seine Pflicht, diesen gefährlichen Irrthum zu berichtigen, indem er bemerkt („Presse" vom 20. Jan.), daß unter den 450,000 Einwohnern Schleswigs 250,000 bis 300,000 Deutsche, 40,000—50,000 Friesen und nur etwa 100,000 Dänen sich befinden.

Die Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig kündigt eine neue, von David Friedrich Strauß selbst vorgenommene Bearbeitung seines „Leben Jesu" an. Es soll, abweichend von der früheren Bearbeitung, in einer allen Gebildeten zugänglichen Form abgefaßt sein. Der Verfasser des „Lebens Ulrich's von Hutten" hat in der That seit dem ersten Erscheinen seines „Leben Jesu (1835)" so außerordentliche Fortschritte in der Kunst der Darstellung gemacht, daß jetzt allerdings ein populäres Buch von ihm erwartet werden kann, während das vor neunzehn Jahren in einer Reihe von Auflagen erschienene überall noch die stylistisch-logischen Spuren der Schule Hegel's trägt, zu welcher Strauß damals gehört hatte.

In der Mazarin'schen Bibliothek ist kürzlich ein Curiosum aufgefunden worden: nämlich ein Lobgedicht Voltaire's auf die heilige Genovera, die Schutzpatronin von Paris. Es ist François Arouet unterzeichnet und rührt aus seiner Gymnasialzeit her, als er das Collège Louis le Grand besuchte.

*) Berlin, 1863. August Hirschwald. 8. S. 76.

Im Verlage von **L. Hachette & Co.** in Paris erschien so eben:

Taine, H., Histoire de la littérature anglaise.

3 vol. in 8. br. 22 fr. (62)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In Commission der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Wie ward der letzte
Orientalische Krieg
herbeigeführt?
Eine historische Untersuchung.
Preis 18 Ngr. (60)

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
Ungarische Märchen und Sagen.
Aus der Erdélyischen Sammlung
übersetzt von
G. Stier.
Velinpapier. gr. 16. eleg. geh. 17½ Sgr.
„Hier ist in der That aus dem frischen Borne des magyarischen Volkes geschöpft, und zwar mit kunstverständiger deutscher Hand".
Magazin für die Literatur des Auslandes.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
in Berlin. (66)

Die vom 1. Januar 1861 an im Verlag von **Veit u. Comp.** in Leipzig erscheinende

Russische Revue.

Internationale Zeitschrift
für Literatur, Kunst u. öffentliches Leben.
Herausgegeben von Dr. **Wilh. Wolfsohn.**
Groß-Octav. Monatl. ein Heft von 10—12 Bogen.
Preis pro Quartal Drei Thaler,
wovon jedes Quartal einen vollständig in sich abgeschlossenen, einzeln verkäuflichen Band bildet, bringt unter anderem nachstehend aufgeführte interessante Artikel:

Das Theater in der Moldau.
Die Wenden in der Lausitz.
Die Gefahren der Seeschifffahrt von K. Andree.
Die letzten Tage Puschkin's.
Deutsche Ansichten über Ehrenstrafen.
Die neuere Musikliteratur in Deutschland.
Zeit- u. Lebensfragen in der russischen Journalistik.
Die Universität Dorpat in den letzten zehn Jahren.
Die Landschaftsmalerei in Deutschland.
Ausführliche Correspondenzen aus Prag, Leipzig, München, New-York, Petersburg, Moskau, Odessa.
Bibliographische Revue.
(Kritische Anzeigen russischer, deutscher, französischer, englischer und italienischer Schriften).
Zeitschriften-Revue.
(Uebersicht russischer, deutscher, englischer, französischer und czechischer Zeitschriften).

Ferner in treuer Uebertragung die neueste epochemachende russische Erzählung:

Väter und Kinder
von
Turghenew
dem berühmten Verfasser der „Aufzeichnungen eines Jägers".

Die Hefte der „Russischen Revue" erscheinen pünktlich am 15. jeden Monats.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes an. (58)

In unserem Verlage erschien soeben:

Graf Johann Kapodistrias.
Mit Benutzung handschriftlichen Materials
von
Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Gr. 8. geh. 2 Thlr. 7½ Sgr. (56)
F. S. Mittler u. Sohn in Berlin.

Im Verlage von **E. F. Thienemann** in Gotha ist erschienen:

Ueber
Schleswig-Holsteinische Staatserbfolge.
Ein Rechtsgutachten
von
A. L. J. Michelsen.
Preis 7½ Sgr. (61)

Im Verlage von Duncker und **Humblot** in Berlin ist vor Kurzem erschienen:

Historisch-biographische
Charakter- und Zeitbilder
aus
Leopold Ranke's sämmtlichen Werken.
Ein historisches Lesebuch
zusammengestellt
von
Dr. H. Keferstein.
26 Bogen. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.
Aus dem reichen Schatz von Ranke's Werken sind in diesem historischen Lesebuch die bedeutsamsten Zeit- und Charakterbilder — in sich selbst von künstlerischer Vollendung — zusammengestellt, und damit auch demjenigen Theile des Publikums zugänglich gemacht, dem es nicht vergönnt ist, jene Werke selbst zu studiren, dem es aber bei dem immer weiter sich verbreitenden Interesse an der historischen Literatur ein Bedürfniß ist, jene lebensvollen Bilder, in denen die hervorragendsten Personen des 16. und 17. Jahrhunderts (für Preußen auch die des 18.) porträtirt sind, aus eigner Anschauung kennen zu lernen. (67)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Johann Caspar Lavater: Worte des Herzens.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens
herausgegeben von
C. W. Hufeland.

Prachtausgabe. (15. Auflage 1860) mit biographischer Einleitung von A. Krummacher, nebst Lavaters Bildniß in Stahlstich und Farbendrucktitel; in engl. Einbd. mit Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr.
Cabinetsausgabe (17. Auflage 1862) mit Lavaters Bildniß in Kupferstich, Widmungsblatt und Facsimile; in engl. Einband mit Goldschnitt. 1 Thlr.
Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschn. 20 Sgr. Dieselbe geb. 10 Sgr.
„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert. (68)

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

Zeitung des Vereins
Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen.

Red.: **Dr. W. Koch.** — Commissionair: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.
Wöchentlich eine Nummer à 1½—2 Bogen. gr. 4.
Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Inserate werden à 1½ Ngr. pr. Zeile, 1300 Beilagen in 4. zu den durch den Buchhandel und die Eisenbahnen bezogenen Exemplaren für 2 Thlr. angenommen.

Diese Zeitung bringt ausser den officiellen Bekanntmachungen der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen Alles, was für das direct oder indirect bei den Eisenbahnen betheiligte grosse Publikum von Wichtigkeit ist, indem sie alle betreffenden finanziellen, national-ökonomischen, statistischen und juristischen Thatsachen und Fragen, die neuen technischen Erfindungen nicht nur über Eisenbahnwesen, sondern auch über das Dampfschifffahrts-, Post-, Telegraphenwesen und das übrige Verkehrswesen Deutschlands und des Auslandes bespricht. (63)

Im **Cotta**'schen Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Valentin Teichmanns Literarischer Nachlaß.
Herausgegeben von
Franz Dingelstedt.
G. 8. geh. fl. 4. 12 kr. oder Rthlr. 2. 15 Ngr.

Hofrath **Teichmann**, vieljähriger Geheimer Secretär des königlichen Hoftheaters zu Berlin und die rechte Hand der Intendanten seit dem Grafen Brühl, hat unter dem Titel: „Hundert Jahre aus der Geschichte des königlichen Theaters zu Berlin, 1740 bis 1840," eine Geschichte dieser Bühne hinterlassen, so wie statistische Notizen über dieselbe (sämmtliche Neuigkeiten von 1771 bis 1841; der Personenstand von 1790 bis 1827; die Dichterhonorare von 1790 bis 1810).

Herausgegeben vom Intendanten der Weimarer Hofbühne, liegen nun diese Arbeiten eines ausnehmend fleißigen und gewissenhaften Theaterbeamten und Bühnenkenners vor, und sie sind für die Geschichte des deutschen Theaters von bedeutendem Werth. — Den Hauptreiz erhält aber das Buch durch die besondere Beilage, welche mehr als hundert Briefe von Schiller, Goethe, Tieck, A. W. Schlegel, Kleist, Iffland, dem Grafen Brühl u. a. enthält, und die wichtigste Partie dieser anziehenden Sammlung sind wieder die zwischen Schiller und Iffland, und zwischen Goethe und Brühl in Theaterangelegenheiten gewechselten Briefe, die zur äußern und innern Geschichte unserer großen Dichter die interessantesten und willkommensten Beiträge liefern. (62)

Dieser Nummer liegt eine Anzeige von **J. Guttentag** in Berlin betreffend die „**Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur**" bei.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 6.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expeditionen.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 7. Februar 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Robin Hood, von Anastasius Grün . . . 82
Volkswirthschaftliches und Handelspolitisches 83

Aegypten.
Eine Aegyptische Königstochter 84

Griechenland.
Griechische und albanesische Märchen. II. Der griechische und der germanische Sagenkreis 85

Polen.
Ein neuer polnischer Lyriker J. Wiesny . . 86

England.
Die Londoner Gesellschaft und ihre wohlthätige Selbsthilfe. II. Philanthropische Vereine. 88

Frankreich.
Unterrichtswesen und wissenschaftliche Arbeiten im Jahre 1863 90

Kleine literarische Revue.
Die geistlichen Orden und Klöster der Gegenwart 93
Nationalistische Theologie in England . . . 93
Shakspeare-Anthologie 93
Ephraim Kub 93
Französische Biographie 94

Literarischer Sprechsaal 94

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin** ist erschienen:

Ueber den Ursprung der Sprache von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (81)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

So eben wurde vollständig die neue wohlfeile Edinburger Original-Ausgabe von

Sir Walter Scott

The Waverley Novels.

25 Bände à 1 Shilling. Complet 8 Thlr. 10 Sgr. Enthaltend:

1. Waverley. 2. Guy Mannering.
3. The Antiquary. 4. Rob Roy.
5. Old Mortality.
6. A Legend of Montrose and The Black Dwarf.
7. The Heart of Midlothian.
8. The Bride of Lammermoor.
9. Ivanhoe. 10. The Monastery.
11. The Abbot. 12. Kenilworth.
13. The Pirate. 14. The Fortunes of Nigel.
15. Peveril of the Peak. 16. Quentin Durward.
17. St. Ronan's Well. 18. Redgauntlet.
19. The Betrothed and The Highland Widow.
20. The Talisman. 21. Woodstock.
22. The Fair Maid of Perth.
23. Anne of Geierstein.
24. Count Robert of Paris.
25. The Surgeons Daughter and Castle Dangerous.

Smith, Elder & Co.'s Shilling Series.

Von dieser trefflichen Auswahl der neuesten englischen Romane erschienen bis jetzt folgende Bände, jeder einen vollständigen Roman enthaltend.

1. CONFIDENCES. By the Author of „Rita."
2. ERLESMERE: or, Contrasts. By L. S. Lavenu.
3. NANETTE AND HER LOVERS. By Talbot Gwynne.
4. SILAS BARNSTARKE. By Talbot Gwynne.
5. ROSE DOUGLAS; the Autobiography of a Scotch Minister's Daughter.
6. TENDER AND TRUE. By the Author of „Clara Morison."
7. GILBERT MASSENGER. By Holme Lee.
8. THORNEY HALL. By Holme Lee.
9. MY LADY: A Tale of Modern Life.
10. THE CRUELEST WRONG OF ALL.
11. LOST AND WON. By Georgiana M. Craik.
12. HAWKSVIEW: A Family History. By Holme Lee.
13. COUSIN STELLA. By the Author of „Violet Bank."
14. FLORENCE TEMPLAR. By Mrs. Vidal.
15. HIGHLAND LASSIES: or the Roua Pass. By Erick Mackenzie.
16. WHEAT AND TARES.
17. AMBERHILL. By A. J. Barrowcliffe.
18. YOUNG SINGLETON. By Talbot Gwynne.
19. A LOST LOVE. By Ashford Owen.

Jeder Band 10 Sgr.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

G. Eichler's Gipsgiesserei in Berlin (Unter den Linden 27): (75)

Lebensgrosse Büsten berühmter Männer deutscher Nation

in saubern Gipsabgüssen.

Höhe übereinstimmend 24 bis 25 Zoll rheinisch.

III. Gelehrte.

			Thlr.
Kant,	modellirt von	G. Schadow	5
Fichte,	-	C. Wichmann	5
Hegel,	-	L. Wichmann	5
Jacobi, F. H.,	-	F. Tieck	5
Solger,	-	F. Tieck	5
Müller, Joh. v.	-	G. Schadow	5
Niebuhr, B. G.,	-	E. Wolff in Rom	5
Winckelmann, J.,	-	Dell (1770 in Rom)	5
Schlegel, Joseph,	-	K. Fischer	5
Wolf, Fr. Aug.,	-	F. Tieck	5
Lachmann,	-	Heidel	5
Welcker,	-	Afinger	5

In gleicher Grösse, sich anschliessend:

Plato, antik, Original im Louvre 5
Aristoteles, antik, Origin. in Villa Spada in Rom 5

Direct oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In **J. H. Neumann's** Landkartenhandlung, Mohrenstrasse 50, neben dem Englischen Hause, ist zu haben:

Karte von Schleswig-Holstein und Lauenburg. Entworfen von F. Geerz. Maasstab 1:450,000 1 Thlr., aufgezogen 1½ Thlr., mit Denkschrift 2 Thlr.

Reymann's Specialkarte von Schleswig-Holstein und Lauenburg. Maasstab 1:200,000 à Blatt 10 Sgr.

Plan von Rendsburg und Umgegend 1:20,000 1½ Thlr. (76)

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschienen:

Ueber die politische Bedeutung des Jahres 1810 von **G. H. Pertz.** Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1861. gr. 4. cart. 16 Sgr.

Friedrich der Grosse und sein Grosskanzler Samuel von Cocceji. Beitrag zur Geschichte der ersten Justizreform und des Naturrechts v. **Adolf Trendelenburg.** Aus den Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1863. gr. 4. cart. 24 Sgr. (82)

Deutschland und das Ausland.

Robin Hood, von Anastasius Grün.

Graf Anton Auersperg, dessen edles freies Wort im österreichischen Herrenhause durch das ganze deutsche Land wiederhallt, tritt neuerdings auch mit einem edlen poetischen Worte vor das deutsche Publikum. Mehr als dreißig Jahre sind verflossen, seitdem der Wiener Poet in seinen „Spaziergängen“ die Frage an den Fürsten Metternich richtete:

„Darf ich so frei sein, frei zu sein?“

Dieser liberalen Gesinnung der dreißiger Jahre ist Anastasius Grün immer treu geblieben, obwohl er es verschmähte, die Poesie zu politischen Leitartikeln und zu Schlagwörtern des Parteikampfes zu mißbrauchen. Er hat sich jetzt der Balladen-Dichtung Altenglands zugewandt, und es erscheint demnächst von ihm (Stuttgart, Cotta) eine deutsche Bearbeitung des Sagen-Cyklus von Robin Hood, eingeleitet durch einen Essay über die Entstehung und die Geschichte dieser Sagen, die zu allen Zeiten ein Gegenstand poetischer Theilnahme und kritischer Untersuchungen englischer und schottischer Dichter, Literarhistoriker und Sammler, namentlich eines Percy, Ritson, Macaulay und Aytoun, waren.

Robin Hood ist dem Volke Großbrittanniens eine historische Person, obwohl er in der That nur eine mythische Persönlichkeit ist, von der man nicht einmal mit Sicherheit weiß, ob sie wirklich existirte und nicht vielmehr ein aus verschiedenen Persönlichkeiten zusammengesetzter Held ist; welches der eigentliche Name des Letzteren war, und wo und wie er das Licht der Welt erblickte. Einigen Sagen zufolge, ist Robert Hood ein Graf Huntingdon gewesen, wie dies auch seine angebliche Grabschrift besagt, die sich im Hofe eines ehemaligen Nonnen-Klosters zu Kirklees (Kirkley-Hall) in Yorkshire befunden und folgendermaßen gelautet haben soll:

Hear underneath dis laitl stean
lais robert earl of huntingdon
nea archir ver az hi sae geud
an pipl kauld im robin heud
sich utlawz as hi an lis men
wil england nivir si agen.
Obiit 24. kal. dekembris 1247.*)

Andere Quellen, wie sie in den ältesten Sagen sich finden, wissen nichts von dem Grafenthume Robin Hood's und bezeichnen ihn als Yeoman, doch stets auch als „Geächteten“ (Outlaw); so der in der Bibliothek von Cambridge befindliche älteste Druck von Sagen Robin Hood's, worin es gleich zu Anfang heißt:

„Lythe and lysten, gentylmen,
That be of frebore blode:
I shall you tell of a good Yeman
His name was Robin hode

„Robin was a proud outlawe,
Whiles he walked on greunde;
So curteyse an outlawe as he was one,
Was never none yfounde.

*) Hier unter diesem kleinen Stein ruht Robert, Graf von Huntingden. Kein Schütze war wie er so gut, und das Volk nannte ihn Robin Hut. Solche Geächtete (outlaws), wie er und seine Leute, wird England niemals wiedersehen. Er starb am 24. Dezbr. 1247.

Die „Geächteten“ (Outlaws) waren meistens angelsächsische Flüchtlinge, die vor den normannischen Eroberern geflohen waren und ihnen in den Wäldern und Bergen lange noch tapfer Widerstand leisteten. Fort und fort machten die Sachsen Versuche, wiewohl stets vergeblich, das fremde Joch abzuschütteln; nicht selten standen zahlreiche Heere unter kriegskundigen Anführern, welche kühn die Fahne des Aufruhrs erhoben und den Normannen offene Feldschlachten lieferten. Als Führer und König der in den Wäldern herumstreichenden Outlaws aber gilt Robin Hood, der beste Schütze, der fröhlichste Waidmann, halb Gentleman und halb Räuber.

Anastasius Grün sagt in seiner Einleitung von den Outlaws: „Von der üblichen Amtssprache jener Zeit werden sie durch Benennungen gebrandmarkt, die geeignet sind, ihnen alle Theilnahme zu entziehen; nämlich durch die Benennungen: „Diebe“, „Aufrührer“ und „Banditen.“ Aber ähnliche Beinamen wurden in jedem unter Fremdherrschaft schmachtenden Lande der kleinen Anzahl tapferer und unabhängiger Männer ertheilt, die es vorzogen, in die Berge und Wälder zu flüchten, und die es verschmähten, mit ihren Unterdrückern zusammen zu leben. Das Volk, das nicht den Muth hatte, ihnen zu folgen, liebte sie gleichwohl und begleitete sie mit seinen Wünschen. Während Verordnungen in französischer Sprache die Stadt- und Landbewohner Englands aufriefen, die geächteten Männer des Waldes wie Wölfe zu hetzen und von Bezirk zu Bezirk zu verfolgen, pries das Volkslied in angelsächsischer Sprache den Ruhm dieser Feinde der Fremdherrschaft.“

Die Percy-Society in England hat eine Sammlung aller zum Theil sehr selten gewordenen, alten Balladen und namentlich auch derjenigen veranstaltet, die sich auf Robin Hood und die Outlaws beziehen. In diesen Liedern wird die mysteriöse Geburt des Helden, sein tapferes unruhiges Leben und sein Tod besungen. Vor Allem aber wird die Großmuth gepriesen, mit welcher Robin Hood den Armen schenkte, was er den Reichen genommen hatte — in ähnlicher Weise, wie in neuerer Zeit auch in Deutschland Karl Moor und Rinaldini populair geworden sind.

Dem Wiener „Botschafter“ sind noch vor ihrem Erscheinen im Buchhandel einige dieser von Anastasius Grün bearbeiteten Balladen im Manuskript zugegangen, und nach dieser Quelle theilen wir die nachstehende Probe mit:

Robin Hood's Tod.

An Ufer dort, wo Ginster wächst,
Sprach Robin zu Klein John:*)
„Wir schossen manchen guten Schuß
„Für manches Goldpfund schon.

„Doch jetzt kein Schuß mir glücken will,
„Mein Pfeil das Fliegen scheut;
„Im Kloster dort mein Mühmchen soll
„Mir aderlassen heut!“

Da brach Robin gen Kirkley auf,
So schnell als er nur kann,
Doch eh' er kam dahin, bei Gott,
Gar übel ward dem Mann.

Und als er kam nach Kirkley-Hall,
Da schellt er laut am Thor;
Sein Mühmchen läßt ihn ein gar schnell,
Niemand kam ihr zuvor.

*) Little John, so hieß der Waffengefährte und Busenfreund Robin Hood's.

„„Ei, setzt Euch, Vetter,““ sprach sie hold,
„„Trinket guten Biers ein Glas!““
„Ich esse nicht, ich trinke nicht,
„Erst macht den Aderlaß!“

„„Hab eine Zelle,““ sprach sie hold,
„„Nie sahst Ihr das Gelaß.
„„Beliebt es Euch, so mach' ich dort
„„Euch euren Aderlaß.““

Sie reicht die Hand ihm lilienweiß
Und führt ihn ins Gemach;
Sie ließ ihm Blut, so lang hervor
Ein rother Tropfen brach.

Sie sah ihn an mit mildem Blick:
„„Er ist mein Vetter gut!““
Da regt sich mitleidvoll die Hand,
Zu stillen ihm das Blut.

Sie sah ihn an mit strengem Blick:
„„Der Priester Feind ist er!““
Da sank erbarmungslos die Hand,
Das Blut floß immer mehr.

Sie ließ mit offner Ader ihn
Und schloß die Zelle dann,
Daß all den langen Tag sein Blut
Bis nächsten Mittag rann.

Da fiel sein Blick aufs Fenster frei,
Das ladet ihn zur Flucht;
Er ist zu schwach zu Sprung und Schwung,
Drum läßt er's unversucht.

Da fiel sein Blick aufs treue Horn,
Das hing zu seinen Knien;
Er setzt's zum Mund und läßt ins Rund
Drei schwache Stöße zieh'n.

Das hört alsbald der kleine John
Wohl unterm Waldes Dach,
„Dem Meister droht wohl Todesnoth,
„Er bläst so schwer und schwach.“

Klein John lief gegen Kirkley schnell,
So schnell er kann derbei,
In Kirkley-Hall sprengt er mit Hast
Zwei Schlösser oder drei;

Und als er stand vor Robin Hood,
Aufs Knie fällt der Genoß.
„„Gewährt, o Meister““, sprach Klein John,
„„Mir eine Gnade bloß.““

„Und welche Gnade?“ frug Robin,
„O nenne Dein Begehr!“
„„Verbrennen laß mich Kirkley-Hall
„„Und all sein Nonnenheer!““

„Nicht doch, nicht doch!“ sprach Robin Hood,
„Die Bitt' versag' ich Dir;
„Nie that ich Leides einer Frau,
„Und Keinem, der mit ihr.

„Nie that ich Leides einer Maid
„Und thu's auch nicht zum Schluß;
„Doch gieb den Bogen mir zur Hand
„Und einen Pfeil zum Schuß.

„Und wo der Pfeil jetzt niederfällt,
„Sollt graben ihr mein Grab;
„Legt unters Haupt, legt mir zum Fuß
„Ein Rasenstück hinab;

„Legt meinen Bogen mir zur Seit',
„Der wie Musik mir klang,
„Und macht den Rand aus Gras und Sand,
„Macht's breit genug und lang;

„Macht schlicht und schlecht das Bett zurecht
„Dem Schläfer, der da ruht;
„Dann spricht noch spät, wer vorübergeht:
„„Hier liegt kühn Robin Hood.““

Volkswirthschaftliches und Handelspolitisches.

Der soeben erschienene Jahresbericht des vereideten Waaren- und Produkten-Maklers, Herrn Emil Meyer in Berlin, über den Getraide-, Oel- und Spiritus-Handel im Jahre 1863 *) bietet auch in volkswirthschaftlicher und handelspolitischer Hinsicht viel Interessantes dar. Zunächst wird durch statistische Zusammenstellung und Vergleichung die volkswirthschaftliche Nothwendigkeit der Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer nachgewiesen. Ferner wird im Interesse des Handels sowohl, als der Eisenbahn-Unternehmungen, die Herabsetzung der Eisenbahn-Frachtsätze auf Mehl, Spiritus und Oel als ein ebenso dringendes Bedürfniß bezeichnet, wie die bereits stattgefundene Herabsetzung der Frachtsätze auf Getraide nnd Steinkohlen, die sich in der That als überaus segensreich für die Production und den Verkehr erwiesen hat. Die im vorigen Jahre bewirkte Entlastung der deutschen Stromschiffahrt von den drückendsten Zöllen durch wesentliche Ermäßigung derselben wird als eine Maßregel bezeichnet, die, wenn nun auch noch die Regulirung und Entsandung dieser Ströme hinzukommt, den inneren und den auswärtigen Handel Deutschlands ungemein zu fördern vermag. Die Beseitigung der Eisenbahn-Durchgangszölle in Mecklenburg, Lauenburg ꝛc. scheint vorläufig noch ein frommer Wunsch zu bleiben, falls nicht etwa die jetzige bundeskommissarische Verwaltung von Lauenburg hier wenigstens diese kleinstaatliche „nuisance“ (im englischen Sinne) beseitigt.

In Bezug auf den Zollverein äußert sich der vorliegende Bericht folgendermaßen:

„Die diesjährigen Brutto-Resultate des Zollvereins-Verkehrs bezeugen einen eingeschränkteren Handel und sind in den drei ersten Quartalen hinter den gleichzeitig vorjährigen um 550,335 Thlr. (18,329,930 gegen 18,880,265 Thlr.) zurückgeblieben. Die des letzten Quartals sind noch nicht veröffentlicht, versprechen aber schwerlich günstiger zu werden. Lasten doch weit schwerere Sorgen als damals auf der Handelswelt, und ist es zweifelhafter als je, ob alle jene ungelösten Streitfragen, welche den politischen Horizont umdüstern, nicht den Zündstoff für einen europäischen Krieg in sich bergen. Schon sehen wir den so mühsam und erst nach lang-

*) Berlin, im Selbstverlage des Verfassers, 18 S. in 4.

jährigem Zollkriege zu einem segensreichen Ganzen gebildeten Zollverein in eine Existenzkrise eingetreten, hervorgerufen durch den Widerspruch der Minorität gegen den ausgesprochenen Willen der Majorität gelegentlich des deutsch-französischen Handelsvertrages. Die sich als noch immer hohen Schutzzolles bedürftig gerirenden süddeutschen Industriestaaten Baiern, Württemberg und das Großherzogthum Hessen, — d. h. die Regierungen dreier Staaten, deren Bevölkerung circa 7½ Millionen Seelen, wenig über ein Fünftel des Zollvereins repräsentirt — muthen Preußen und den anderen Zollvereinsstaaten zu, unter Wiederaufgabe des französischen Handelsvertrages vom 2. August 1862 Oesterreich gleichberechtigt in den Zollverein eintreten zu lassen. Das ist mit anderen Worten: anstatt die Zollvereinsstaaten einlenken zu lassen in die große Straße des westeuropäischen Welthandels, ihnen dessen Märkte verschließen und dafür sich in die Sackgasse verrennen, welche die hermetische Gränzsperre Rußlands jenseits der österreichischen Staaten bildet, und damit also Schutzzollsystem und Stillstand in der Entwickelung des Vereinshandels verewigen. Glücklicherweise weiß die preußische Regierung, daß ihre und die deutsche Ehre dafür verhaftet ist, daß jener Vertrag vom 2. August zur Wahrheit werde. Sie hält in den hier tagenden Zollvereins-Konferenzen unverbrüchlich fest an der in der Depesche vom 26. August 1862 abgegebenen Erklärung, „daß sie auf dem Boden der Verträge vom 2. August 1862 beharre und demgemäß die definitive Ablehnung dieser von Preußen Namens und im Auftrage des Zollvereins verhandelten Verträge Seitens einiger Zollvereinsregierungen als den Ausdruck des Willens auffassen müsse, den Zollverein mit Preußen nicht fortzusetzen.“ Die Konsequenz ihrer Festigkeit wird hoffentlich der Sieg besserer Einsicht und eine einmüthige, dem Fortschritt in liberaler Handelspolitik zugewandte Anschauungsweise sein. Die Konferenz ist in die Berathung des Tarifes eingetreten, und dieser basirt auf dem des französischen Handelsvertrages, womit scheinbar bereits ein Nachgeben der süddeutschen Staaten eröffnet ist. Thatsächlich kann sich Oesterreich als ein selbständiger Zollkörper bei seinem großen Umfange vollkommen genügen, und kann ein Vertrag des Zollvereins mit Oesterreich auf möglichst noch breiterer und freisinnigerer Grundlage, als der von 1853, einen lebendigen, gegenseitig nutzbringenden Handel des Kaiserstaates mit den Vereinsstaaten entwickeln. Die Aussicht darauf ist wohl begründet, denn die seit 1853 in Wirkung getretene freiere Handelspolitik hat auf die bedeutende Industrie-Production der deutsch-österreichischen Kronländer einen unverkennbar günstigen Einfluß geübt, und muß derselbe naturgemäß ein weiteres Vorgehen auf diesem heilsamen Wege zur Folge haben.“

Aegypten.

Eine Aegyptische Königstochter.*)

Selbst bei einer ausgedehnten Kenntniß des Alterthums ist es dem Gelehrten schwer, sich ein anschauliches, nach allen Seiten fertiges und durchsichtiges Bild jener vergangenen Zustände zu bilden, die den Gegenstand seines Studiums ausmachen. Viele haben kein Bedürfniß dazu und begnügen sich, wenn sie, wie im Dunkeln tappend, nur die Spitzen der Erscheinungen im Auge behalten können, die aus dem allgemeinen Schiffbruche der Vergangenheit gerettet worden sind. Andererseits aber giebt es Männer von lebhafterer Einbildungskraft, welche, diesen Mangel empfindend, danach streben, jene alten Zeiten nicht bloß im Lichte der Geschichte zu sehen, sondern auch in dem mehr verborgenen und darum vielleicht anziehenderen Leben der Familie, der Häuslichkeit und der Sitte zu belauschen.

Ein Mittel zu solchen Studien ist der antiquarische Roman, den man füglich als einen Zweig des historischen, wie ihn Walter Scott u. A. kultivirt haben, betrachten darf. Die Zahl dieser Gattung von Romanen ist eben nicht groß und die wenigsten davon können als gelungene Leistungen betrachtet werden.

Je mehr nämlich der Verfasser eines solchen antiquarischen Romans bestrebt gewesen ist, mit möglichster Gewissenhaftigkeit nur das zu geben, was er nach den Quellen als echt antik verantworten kann, desto stärker wird der freie Zug seiner Phantasie und Erfindungskraft gehemmt und eingeschränkt; das Ganze macht in der Regel dann einen dürren und wenig erquicklichen Eindruck und befriedigt weder den Laien, den das Fremdartige fortdauernd einschüchtert, noch den Eingeweihten, welcher überall nur eine bunt zusammengesuchte Mosaik sieht.

Wir besitzen solche ältere Versuche, das römische und griechische Alterthum uns näher zu rücken; in neuerer Zeit sind andere hinzugekommen, welche sogar höher hinaufgreifen und das versteinerte Alterthum Aegyptens zu neuem Leben zurückzuzaubern suchen. Wir erinnern hier an Uhlemann's „Drei Tage in Memphis“ und an eine altägyptische Novelle, die in Frankreich erschienen und in diesen Blättern angezeigt worden ist.

Vorliegender Roman unterscheidet sich von jenen Leistungen dadurch auf das Vortheilhafteste, daß er der beglaubigten klaren Geschichte näher bleibt und sich nicht so in jene dunkeln Zeiten versteigt, in denen nur steife Königsgestalten und Hieroglyphen uns begegnen. Wer wollte sich vermessen, hier den rechten Ton anzuschlagen und das geistige Leben richtig abzukonterfeien, das damals geherrscht hat?

Der Verfasser, ein talentvoller junger Aegyptologe, der im Begriffe steht, an einer süddeutschen Universität ein Lehramt anzutreten, hat wesentlich die Geschichts-Erzählung Herodots von den letzten Zeiten des ägyptischen Reiches unter Amasis zu Grunde gelegt; die „ägyptische Königstochter“ ist seine Adoptivtochter, die dem grausamen Kambyses zur Ehe gegebene Nitetis, welche durch die mit ihr versuchte Intrigue dem Perserkönige Anlaß gab, das ägyptische Reich zu erobern.

Was den vorliegenden Roman betrifft, so ist in ihm das Bestreben erkennbar, uns ein Gesammtbild jener Zeit und der damals auf der Weltbühne agirenden Völker zu entwerfen. Wir werden nicht bloß in das Innere des ägyptischen Lebens, in die Zustände des Landes, seiner Politik, seiner Religion, seiner Familien eingeführt, sondern ebenso lernen wir auf der Brautfahrt Babylonien und Persien auf Grund der besten antiquarischen und geschichtlichen Kunde kennen. Griechenland, Kleinasien und andere Länder sind dabei ebenfalls bedacht.

Die Persönlichkeiten, die uns vorgeführt werden, sind meistens geschichtliche und von der höchsten Würdigkeit. So lernen wir gleich im Anfange die berühmte Hetäre Rhadopis von Naukratis kennen, freilich als eine würdige Matrone, deren herrliches Landgut in der Nähe dieser Stadt den Versammlungsort — gewisser-

*) Historischer Roman von Georg Ebers. 3 Bände. Stuttgart, Eduard Hallberger, 1864.

maßen den Salon bildet, wo sich die verschiedensten Personen von verschiedenster Abkunft zusammenfinden: ein landesflüchtiger Spartaner, ein Athener, ein Sybarit, ein Hebräer; ja selbst, als die persische Gesandtschaft ankommt, welche um Nitetis freit, der Bruder des Kambyses Bartja (Smerdes), der alte Krösus, dessen Sohn Gyges u. A. Bei derselben Gesandtschaft befindet sich auch der nachmalige König Darius. Daß auch König Amasis, sein Sohn Psemtek (Psammetich), Kambyses u. A. auf die Bühne treten, ist erklärlich. Als Vertreter der ägyptischen Priesterschaft erscheint der den Psemtek geistig beherrschende und gängelnde Oberpriester der Göttin Neit von Sais, Neithotep, ein höchst würdiger, etwas intriganter Herr, der die allen Priesterschaften eigenthümlichen Züge an sich trägt.

Soviel von dem Gegenstande selbst. Was die Behandlung betrifft, so können wir nur soviel sagen, daß der Verfasser eine ausgebreitete Kenntniß des Lebens jener Zeiten und aller Hilfsmittel verräth, welche dazu dienen können, dasselbe ans Licht zu stellen, und daß er gewußt hat, diese Kenntniß in sehr entsprechender Weise zu verwerthen.

Wir geben als eine kleine Probe die Schilderung des Festzuges am Geburtstage des Königs zu Babylon.

„Myrthen und Palmenzweige, Rosen, Mohn- und Oleander-Blüthen, Silberpappel-, Palmen- und Lorbeer-Blätter lagen auf allen Wegen. Weihrauch, Myrrhen und tausend andere Wohlgerüche durchwehten die Luft, Fahnen und Teppiche flatterten und wogten von allen Häusern. Das Jauchzen und die Jubelrufe des zahlreichen babylonischen Volkes, welches erst seit wenigen Jahren dem Perserreiche unterworfen, nach asiatischer Sitte seine Ketten gleich einem Schmucke trug, so lange es sich vor der Macht seines Zwingherrn fürchtete, übertönten die schmetternden Fanfaren medischer Trompeten, die sanften Töne phrygischer Flöten, die Cymbeln und Harfen der Juden, die Tamburine der Paphlagoner, die Saitenspiele der Joner, die Pauken und Becken der Syrer, die Rasseln und Trommeln der Arier von der Indusmündung und die lauten Töne der baktrischen Schlachtposaunen.

„Duft, Farbenpracht, Gold und Edelsteingefunkel, Pferdegewieher, Jauchzen und Gesang vereinten sich zu einem Ganzen, das die Sinne betäubte und die Herzen mit taumelnder Lust erfüllte.

„Keine der Festgesandtschaften war mit leeren Händen gekommen. Diese führten eine Koppel der edelsten Pferde, jene riesenhafte Elephanten und possirliche Affen, eine dritte mehrere mit Schabraken und Quasten behängte Nashörner und Büffel, die vierte zweihöckrige baktrische Kameele mit goldenen Ringen um den zottigen Hals. Andere brachten Wagen voll seltener Holzarten und Elfenbein, köstliche Gewebe, silberne und goldene Gefäße, Wannen voller Goldstaub und Barren, seltene Gewächse für die Gärten; und für den Wildpark des Königs ausländische Thiere, unter denen sich Antilopen, Zebras (?), seltene Affen- und Vogelarten auszeichneten, welche letztere an einen grünen Baum gekettet waren und, mit den Flügeln schlagend, ein fröhliches Schauspiel darboten."

Hier sind ganz einfach die bildlichen Darstellungen zu Ninive und Theben geschildert.

Das Buch ist Herrn Professor Lepsius gewidmet. Die zu allen drei Bänden am Schlusse gelieferten Anmerkungen sind ungemein reichhaltig und belehrend und enthalten für diejenigen, die sich mit den anziehenden Geheimnissen des ägyptischen Alterthums vertraut machen wollen, den Schlüssel zur Lösung vieler Geheimnisse.

Griechenland.

Griechische und albanesische Märchen.

II.

Das griechische Märchen und der germanische Sagenkreis.

Haben wir bei der ersten Besprechung der von Hahn'schen Sammlung griechischer und albanesischer Märchen die Ansicht des Verfassers über das Wesen des Märchens überhaupt zu entwickeln gesucht, so halten wir uns nunmehr verpflichtet, auch das Verhältniß des griechischen Märchens einerseits zu dem hellenisch-germanischen Sagenkreise, andererseits zu den deutschen Märchen näher ins Auge zu fassen.

Herrn von Hahn lag daran, seine Ueberzeugung geltend zu machen, daß das griechische Märchen mit dem deutschen Märchen in einem gemeinschaftlichen und zwar eng begränzten Sagenkreise seinen Ursprung habe, und daß die gemeinschaftliche Quelle nicht in Arabien zu suchen sei, wie vielfach angenommen wird. Wir werden ihm hierin beistimmen müssen.

Seit der Urzeit steht Griechenland mit Asien in ununterbrochenem Verkehr; es verharrte als römische und byzantinische Provinz über tausend Jahre mit Vorderasien in demselben Staatsverbande, und in den letzten drei Jahrhunderten stand und steht es theilweise noch unter asiatischer Hoheit. Jener Verkehr erstreckt sich durch die Haussklaverei und durch die Harems türkischer, so häufig von einer in die andere Provinz versetzter Beamten auch auf die Frauenwelt. Dabei arbeitet eine Masse Griechen, namentlich Epiroten, in den türkischen Hauptstädten, wo an asiatischen Märchenerzählern kein Mangel ist, und es findet sich bei ihnen zum Ueberfluß eine sehr verbreitete und gern gelesene Uebersetzung von „Tausend und Eine Nacht." Dagegen war der Verkehr zwischen Griechenland und Deutschland bis auf die neueste Zeit der Art, daß er diesen Namen gar nicht verdiente. Im Hinblick hierauf machte sich der Verfasser darauf gefaßt, den neugriechischen Märchenschatz mit zahlreichen asiatischen, namentlich arabischen Elementen vermischt zu finden. Er entschloß sich gleichwohl während seines Aufenthaltes in Janina zu dem Versuche, solche Märchen zu sammeln, weil er hoffte, darin auch althellenische Märchenspuren zu finden. Beide Erwartungen schlugen jedoch fehl; denn der weitaus größte Theil der vorzugsweise in den abgelegenen Gebirgsdörfern der alten Tomphäa (dem heutigen Tagori) gesammelten Märchen ergaben sich als Varianten zu den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, und die später auf Euböa, den Kykladen und anderwärts gesammelten Märchen schlossen sich hierin den epiretischen an. Eine nähere Untersuchung der Berührungspunkte der gesammelten Märchen mit der Sammlung von „Tausend und Eine Nacht" und mit dem hellenischen Göttermythus lieferte das auffallende Ergebniß, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, das griechische Märchen zu beiden genau in demselben Verhältnisse steht, wie das deutsche.

Um über die Stellung des griechischen Märchens, soweit es ihm möglich war, ins Klare zu kommen, entwarf der Verfasser eine vergleichende Uebersicht, in welcher er die von ihm gesammelten Märchen mit allen ihm zu Gebote stehenden europäischen Märchensammlungen zusammenstellte. Diese Uebersicht beweist, daß die ganze Sammlung des Verfassers sich auf das innigste in die Familie des europäischen Märchens eingliedert.

Die vorliegende Sammlung begreift nämlich nach Abrechnung der Elfen-, Thier- und albanesischen Märchen 77 griechische Num-

mern. Von diesen enthalten wenigstens 6 keine Märchen in dem von uns entwickelten Sinne. Zu den verbleibenden 71 Nummern stellen sich 57 Nummern der Grimmschen Sammlung an die Seite, und die verglichenen übrigen deutschen Sammlungen ergaben noch weitere fünf selbständige Gegenbilder zu denselben.

Eine ebenso innige Verwandtschaft zeigen die griechischen Märchen mit den von Schott gesammelten walachischen, denn von den 27 Nummern derselben ergaben sich 23 als griechische Gegenbilder.

Fast ebenso eng schließen sich die in Basilios Pentamerone enthaltenen 50 neapolitanischen Märchen an die griechische Sammlung an, indem dieselben 39 Gegenbilder ergeben.

Die 50 serbischen Märchen von Wuck liegen den griechischen ferner, weil sie nur 16 Gegenbilder zu denselben gewähren.

Auch die von Schleicher gesammelten litthauischen Märchen ergaben nur 10 griechische Gegenbilder.

Die 13 albanesischen Nummern unserer Sammlung gliedern sich fast in demselben Grade in das europäische Märchen ein; denn von den verglichenen Sammlungen ergab die von Grimm 13, von Basilio 5, von Schott 3, und von Wuck 2 Gegenbilder.

Dagegen zeigt unsere Sammlung noch geringere Anklänge an die in „Tausend und Eine Nacht" enthaltenen Märchen als die Grimmsche, und es ergeben sich im Durchschnitt die arabischen Formen abgeschliffener als die griechischen, wodurch, nach Ansicht des Verfassers von dem Entwicklungsgange des Märchens und der daraus gefolgerten Regel, jede Entlehnung ausgeschlossen wird.

Diese Annahme wird aber durch eine höchst überraschende Thatsache unterstützt, welche die Vergleichung der beiden Märchenkreise mit den betreffenden Sagenkreisen ergiebt.

Unsere gemein-deutsche Heldensage zerfällt nämlich bekanntlich in drei Gruppen: in die nach Siegfried oder den Nibelungen, in die nach Dietrich von Bern oder den Amelungen, und in die nach Gudrun genannte.

Suchen wir nun in dem hellenischen Sagenschatze nach Gegenbildern zu diesen drei Gruppen, so findet sich, daß die erste Gruppe dem argivisch-thebanischen Sagenkreise von den Melampodiden und Oedipodiden, die zweite Gruppe dem attischen von den Erechtiden, und die dritte Gruppe dem homerischen in der Ilias und Odyssee enthaltenen Sagenkreise entspreche. Wie verhält sich nun der deutsche und griechische Märchenkreis zu diesen unter einander verwandten hellenischen und germanischen Sagengruppen? Sowohl der deutsche als der griechische Märchenkreis zeigen nur Verwandtschaft mit dem ersten der erwähnten hellenisch-germanischen Sagenkreise, dem der Nibelungen-Melampodiden, dagegen keine Verwandtschaft in den Hauptzügen und nur sparsame und schwache in den Nebenzügen des zweiten und dritten Sagenkreises.

Ist diese Beschränkung des mythischen Stoffes im deutsch-griechischen Volksmärchen auf einen bestimmten hellenisch-germanischen Sagenkreis an sich schon auffallend, so steigt die Ueberraschung noch, sobald die Verwandtschaftsspuren in das Einzelne verfolgt werden. Diese spezielle Vergleichung, auf die wir hier nicht weiter eingehen können, führt zu dem untrüglichen Schlusse, daß das deutsch-griechische Märchen in dem einen hellenisch-germanischen Sagenkreise wurzelt, und daß das deutsche Volksmärchen mit der hellenisch-germanischen Sage nicht mehr und nicht weniger verwandt ist, als das griechische.

In dieselben engen mythischen Berührungskreise tritt aber auch das albanesische, walachische, serbische, litthauische und neapolitanische Volksmärchen ein.

Der Verfasser hält den Nachweis dieser übereinstimmenden und scharf begränzten Berührungspunkte des deutsch-griechischen Märchens mit der hellenisch-germanischen Sage für das wichtigste Ergebniß seiner Arbeit, weil dadurch einestheils ein Beleg zu der Ansicht des Verfassers von dem hohen Alter und den festen Formen des deutsch-griechischen Märchens geschaffen, anderentheils aber gezeigt wird, welche gewichtige Beihilfe die Erforschung der Vorgeschichte der Völker von dem lebenden Volksmärchen erwarten darf. Diese Thatsache eröffnet eine unabsehbare Reihe von Problemen, deren Lösung indeß unserem Zeitalter schwerlich gelingen dürfte. — Der Herr Verfasser selbst, dem wir hiermit zu einer sehr glücklichen Combinationsgabe gern das Besitzzeugniß ertheilen, erklärt jeden Versuch, diese Probleme schon jetzt ins Auge zu fassen, für verfrüht. Und in der That, unsere ganze Forscherrichtung scheint sich gegen solche Versuche zu sträuben; unsere gegenwärtige Geschichtsforschung treibt aus ihrem Tempel unerbittlich Alles hinaus, was nicht den Stempel des „Geschehenen" deutlich an der Stirn trägt; sie verweist alles Unsichere, Trübe, Zweifelhafte in das dunkle Gebiet der Sage, in die historische Rumpelkammer. Andererseits bietet sich für ganze Menschenalter noch Material genug dar, um die Gränzen der Geschichte nach vielen Seiten hin zu erweitern; mancher Hieroglyphe, mancher Inschrift, manchem anderen schweigenden Denkmal vorgeschichtlicher Menschengeschlechter bleibt die starre Zunge zu lösen. Aus der Sage selbst, die wir aus der Geschichte ausscheiden, aus dem Märchen, dessen Form sich den Anschauungen aller Jahrhunderte angeschmiegt hat, noch Geschichte zu destilliren, wollen wir also vorläufig späteren Generationen überlassen. Eines dürfte dazu erforderlich sein: das Märchen in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen, und an dem Einen wird, so fürchten wir, diese Geschichtsschreibung der Zukunft scheitern. G. H.

Polen.

Ein neuer polnischer Lyriker.

Z Wiosny.*)

Das vorliegende Büchlein, eines der Erstlingskinder der Literatur des neuen Jahres, kann wohl in dem engeren Kreise, innerhalb dessen wir es zu betrachten haben, auf dem Gebiete der polnischen Literatur, auch schlechtweg als ein Erstlingswerk bezeichnet werden und verdient sowohl hinsichtlich der Zeit seiner Entstehung, als auch seinem Inhalte nach, einigermaßen geprüft und nach Gebühr gewürdigt zu werden.

Zunächst haben wir die Frage zu beantworten: Ist die Lyrik in Polen eine gesunde, naturwüchsige Erscheinung oder nicht? Zu diesem Zwecke genügt ein Blick auf die gegenwärtige, sich vor unseren Augen abspinnende polnische Bewegung, um uns vor falschen Resultaten zu warnen, die wir möglicherweise aus fremden Gebieten entlehnten Abstractionen herleiten dürften, namentlich aber vor demjenigen Maßstabe, der für die Beurtheilung der deutschen Lyrik mit Recht angewandt zu werden pflegt, auf das Gebiet der polnischen jedoch übertragen, lauter Monstrositäten und aus der Luft gegriffene Behauptungen ergeben würde.

Die nunmehr in blutiger Weise zwar noch nicht beendete, aber vorläufig gehemmte polnische Bewegung der letzten Jahre steht

*) („Frühlings-Klänge") Lipsk, F. A. Brockhaus, 1864.

sowohl durch ihren Charakter als durch ihren Beginn, einzig in der Geschichte da. Diese Revolution, kann man wohl sagen, ist nicht sowohl das Werk der Lyrik, als sie mit Fug und Recht eine lyrische genannt zu werden verdient. Wir werden diese, vielleicht paradox erscheinende Bezeichnung dadurch näher zu begründen versuchen, daß wir, ehe wir auf das große zehnmonatliche blutige Trauerspiel eingehen, zunächst auf das mehr als zweijährige Vorspiel hinweisen, das auf den Straßen und in den Kirchen Warschau's das schmerzliche, thränenreiche Adagio bildete zu dem grauenvollen Finale, dessen letzte Trauerklänge durch die öden Gefilde des unglücklichen Polenlandes in den letzten Seufzern eines gemordeten Volkes zittern. Die Anfänge der polnischen Bewegung im J. 1860 bezeichnet das Lied. Das durch dreißigjährigen beispiellosen Druck zu Boden getretene Volk flüchtete sich dahin, wo es unverletzlich zu sein glaubte, in die stillen Gotteshäuser, und die mächtigen Laute des „z dymem pożarów" und des „Boże coś Polskę" mahnten die lange Zeit in Sklavenbanden Schmachtenden an ihre Menschenrechte, und die Nation folgte ihrem Rufe und stand da gewappnet wie ein Mann — gegen die drohenden Gefahren, vertrauend auf den Sieg. Die religiöse Lyrik war es somit, die Ausgangs-, Mittelpunkt und Ausdruck der Bewegung bildete, und kaum waren die Mahnrufe durch die rohe Gewalt zum Schweigen gebracht worden, deren Zweck es war, das Volk aus seinem pflanzenähnlichen Traumleben zu wecken, als die neue Periode der That, wiederum durch die neuen zum Kampfe auffordernden und anfeuernden Lieder bezeichnet wurde. Aber auch der Charakter des Kampfes ist, abgesehen von dem Obigen, ein lyrischer, im Gegensatz zu den meisten ähnlichen Bewegungen, die mehr epischer Natur zu sein pflegen. Nirgends gewahren wir hier den gemeinsamen Helden des Ganzen, um den sich die Bewegung gruppirte, und von welchem aus die durch das Gesammte sich hindurchziehenden gemeinsamen Fäden ihren Ausgangspunkt haben könnten.

Wie der Kampf im Ganzen und Großen mehr dem Ausdruck einer Stimmung, als dem eines wohlgeordneten, politisch durchdachten Planes gleicht, so sind denn auch die einzelnen Kämpfe mehr lyrische Intermezzos, als strategische Meisterwerke, mehr der Ausfluß einer glühenden Begeisterung, als der einer von einem einheitlichen Mittelpunkte ausgehenden Willensäußerung. Kein Zweifel nun, daß es somit vollständig die Sache verkennen hieße, wollten wir bei einer solchen Lage der Dinge es übersehen, daß das lyrische Gedicht unter diesen Umständen nicht bloß ein berechtigtes sei, sondern vielleicht die allein mögliche literarische Kundgebung des schaffenden Geistes der Nation; kein Zweifel ferner, daß es ein großer Fehlgriff sein dürfte, wollten wir den deutschen Maaßstab der Beurtheilung auch auf das Gebiet der polnischen Lyrik übertragen und mit der wohlfeilen Phrase, daß in einer Zeit der Thaten das Singen überflüssig sei, Thatsachen Lügen strafen, welche uns auf das Unzweideutigste lehren, daß das Lied in den Jahren der gegenwärtigen polnischen Bewegung nicht bloß zu Thaten angefeuert und begeistert, sondern unter Umständen sogar selber That gewesen sei.

Eine tiefere Untersuchung über die Ursachen dieser Erscheinung dürfte uns vielleicht etwas zu weit führen, indem sie ein gründliches Eingehen auf Charakter und Eigenthümlichkeiten des deutschen und des polnischen Volksgeistes und deren Vergleichung nothwendig herbeiführen müßte. Wir begnügen uns daher, indem wir die Hoffnung aussprechen, in nächster Zeit auf dieses Thema spezieller eingehen zu können, für diesmal, nach Vorausschickung dieser kurzen allgemeinen Bemerkung mit einer gedrängten Besprechung desjenigen Buches, welches uns als Anknüpfungspunkt für die obige Betrachtung gedient hat.

Allein mit der Kritik der zu besprechenden Gedichte geht es uns, wie es mit der Beurtheilung aller mehr oder weniger gelungenen lyrischen Gedichte überhaupt zu gehen pflegt; wir verkennen keinen Augenblick die Schwierigkeit einer derartigen Aufgabe.

In der Lyrik giebt es, wie auf keinem andern literarischen Gebiete nur ein entweder — oder; das Lied entspricht entweder der durch dasselbe zu schildernden Stimmung vollständig, indem es in dem Herzen des Lesers den entsprechenden Widerhall hervorzubringen vermag — dann ist eine Analyse desselben unmöglich; gerade wie wir die Blume aller Anmuth und alles Reizes berauben würden, wenn wir sie auseinander pflücken; oder es entspricht dieser nothwendigen und unerläßlichen Bedingung nicht — dann ist darüber wiederum nur ein Urtheil möglich, wir sagen: es ist dieses eine klanglose Reimerei, ein gehaltloses Wortgeklingel; mit einem Worte: es ist mißlungen.

Zur großen Freude gereicht es uns jedoch, diesmal das strenge Amt der Kritik im erstern Sinne üben zu können, und glauben wir hierzu um so mehr berechtigt zu sein, als es ja keineswegs die Aufgabe der Kritik ist, dem Leser das Gelesene oder zu Lesende durch übertriebenes Seciren zu zerstören und es dadurch allen Reizes zu berauben, als es vielmehr durch Aufstellung einiger leitenden Gesichtspunkte vollständig genießbar zu machen.

Wohl können wir die bereits mehrfach erwähnte Sammlung von Gedichten eines anonymen, aber in Polen nicht unbekannten Verfassers eine Frühlingsblume nennen, und zwar eine solche, von deren frischen Wangen die Thränenthautropfen der scheidenden Nacht schwer und glänzend herabhängen.

So zart und innig, so anmuthig und ansprechend, so freundlich und lächelnd diese geistigen Duftgebilde auch sein mögen, immerhin ist an ihnen die Spur der harten und rauhen Bedingungen ihrer Entstehung sichtbar — die Thräne. Mag nun der Dichter mit bezaubernden Farben die Wunderblume der Liebe unserer Seele vorführen, mag er einen mächtigen Freiheitsgesang in vollen, hellen Tönen anstimmen, oder zu den Lichtgestalten der Kunst und der Ideale unsern begeisterten Blick emporheben — immer sehen wir in dem zarten Blüthenkelche den Thränenthau schimmern, immer tönt durch die hellen Freudenakkorde die Klage um das unglückliche Vaterland, wie eine mahnende Geisterstimme, hindurch, immer gesellt sich zu dem uns emportragenden Hauch der Begeisterung auch ein schwerer Seufzer, der unsern Blick unwillkürlich auf die Trauergestalt eines ringenden, blutenden und hoffenden Volkes herniedersenkt.

Noch beredteres Zeugniß für die warme, begeisterte Liebe, welche der Dichter der Sache seines Vaterlandes widmet, legen seine rein patriotischen Lieder ab, in denen überall ein tiefer sittlicher Ernst, ein heiliger Schmerz sich kundgiebt, wie wir ihn nur bei den edelsten Vertretern aller unglücklichen Nationen zu finden gewohnt sind; in den elegischen Klängen der Lenau'schen Leier, den durch Thränen lächelnden Gesängen des sinnigen Beranger und in dem Schwanengesang des Magyaren Petöfi.

Die Liebeslieder des Dichters, die wir jedoch nicht durchweg rein als solche bezeichnen können, weil auch sie von einer starken Beimischung des vaterländischen Schmerzes nicht frei sind, deuten sowohl auf eine geistige Verwandtschaft des Dichters mit dem deutschen Sänger des „Buches der Lieder", jener „schmerzen-

reichen Nachtigall", wie er in einem seinem Andenken gewidmeten Gedichte genannt wird, als auch auf einen nicht unbedeutenden Einfluß, den der Meister auf den polnischen Jünger ausgeübt haben muß. Uebrigens sagt dies der Dichter des „z wiosny" in dem bereits erwähnten Gedichte in unzweideutiger Weise selbst in den Worten:

„Gleich meines Vaters geweihtem Namen
Nannte den seinen mein bebender Mund;
Denn mich gebar er, der göttliche Sänger,
That in der Wiege die Liebe mir kund."

Oder sollte diese Verwandtschaft etwa tiefer liegen, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte und als es der Dichter selbst sich vielleicht bewußt ist? Bei näherer Betrachtung dieser Gedichte können wir namentlich nicht umhin, in einigen dem Triumphe der Verbrüderung der verschiedenen Konfessionen bei der gegenwärtigen Bewegung in Polen gewidmeten z. B. auf S. 229 in dem Gedichte: Równouprawnienie (die Gleichberechtigung), sowie in einigen speziell jüdische Stoffe behandelnden Liedern neben dem tiefen Schmerz für das unglückliche Land, dessen Sprache seine innersten Empfindungen so naturwahr wiedergiebt, auch den Nachhall jenes zweitausendjährigen Schmerzenstons zu vernehmen, dessen Ursprung wohl nirgends anders, als in den Harfenklängen an Babels Fluthen zu suchen ist (wie z. B. S. 32 Matka Machabeussow, S. 55. do matki Izraelki d. h. „die Mutter der Makkabäer", „An die israelitische Mutter" u. A. m.).

Also auch nach dieser Richtung hin dürfte diese Erscheinung beachtenswerth sein, und wir glauben in dieser nicht unwahrscheinlichen Conjectur den Schlüssel für so manche Verwandtschaft mit H. Heine gefunden zu haben. Doch müssen wir auch hier hinzufügen, daß der Dichter des „z wiosny" keineswegs ein blinder Nachahmer Heine's ist, von dem er sich schon durch die durchgehende Reinheit und Keuschheit seiner Muse gar vortheilhaft unterscheidet.

Zum Schluß sei es uns nur noch vergönnt, unsern Lesern durch die Uebersetzung einiger Proben der besprochenen Lieder einen, wenn auch nur annähernden Begriff von denselben zu geben, indem wir zugleich die Verantwortlichkeit dafür übernehmen, falls es uns nicht gelungen sein sollte, den zarten und innigen Gehalt des Originals in entsprechender Weise zu verdeutschen.

Minnelied.

Könnte doch mein Lied, das heimlich meiner Brust entsprossen,
Aus dem tiefen Grabesschlummer wecken die Genossen.
Könnten doch die Thränenfluthen, die so lange fließen,
Meiner Väter finstre Grüfte auf zum Leben schließen.
Könnte doch das Blut, das heimlich quillt aus offnen Wunden,
Meinem Vaterland den Segen bringen, der geschwunden.
Ach! wie wollt' ich ewig weinen, nie die Wunde stillen,
Bis die lebensmüden Glieder Grabgewölbe hüllen.
Unter der geliebten Erde ruht' ich dann im Grabe,
Der ich reichlich Blut und Thränen hingeopfert habe,
Kommt dann ach! dereinst vorüber Liebchen hin und wieder,
Weint sie mir manch' stille Thräne, legt drauf Blümchen nieder.*)

Am Weichselufer (Zukunftstraum).

Am Weichselstrand saß ich allein
Und sann und sann wohl her und hin;
Da fiel mir ach, so manches ein,
Bis daß der Sterne Glanz erschien.

Da schlief ich ein und träumte lang,
Doch was es war, ich weiß es nicht;
Von Thränen oder Schmerzensdrang?
Ob von dem holden Himmelslicht?

Von Polen? . . . . . oder Grabesleid,
Vielleicht von holder Engelsschaar? . . .
Weiß nicht! . . . Denn ach! seit jener Zeit
Was hab' ich nicht geträumt, fürwahr.

Doch weiß ich, daß aus tiefer Fluth
Mir einer Jungfrau Geist erschien,
Umstrahlt von heller Sternengluth,
Sah bleich und traurig vor sich hin.

Im Auge Thränen, blutbefleckt,
Ein blankes Schwert in weißer Hand,
Ein Kreuz den lichten Busen deckt —
So stieg sie aus der Fluth ans Land.

„Bin deine Mutter, trautes Kind,
„Die auch die Brüder dein gebar,
„Die nun fern von der Heimat sind
„Und nach ihr schmachten immerdar."

„Manch bittre Zähre weint' ich nach,
„Da ich verwittwet ward durch sie,
„Daß von den Thränenfluthen, ach!
„Die Weichsel ward — ich weiß nicht wie!"

Ich wachte auf — der Schatten schwand,
Doch hör' ich etwas, früh und spät,
Am blutgetränkten Weichselstrand,
Das klingt wie Schluchzen und Gebet! J. G

*) Dieses Lied ist von L. G. in Musik gesetzt und unter dem Namen „Piosnka polska" (Ulubiona) in Leipzig bei Peters erschienen.

England.

Die Londoner Gesellschaft und ihre wohlthätige Selbsthilfe.

II.

Philanthropische Vereine.

Die zweite Hauptabtheilung der Londoner Wohlthätigkeitsanstalten wird unter dem Namen „Philanthropische Gesellschaften" geschildert. Sie beziehen sich auf Erhaltung und Rettung des physischen oder moralischen Lebens, auf Wiedererhebung gefallener weiblicher Personen und Besserung von Strafgefangenen.

Die Liste fängt mit der 87 Jahre alten Königl.*) Humanen (humane) Gesellschaft an. Sie sucht im Sommer Badende, im Winter Schlittschuhlaufende vom Ertrinken oder Ertrunkene zu retten und hält zu diesem Zwecke eine große Menge von Rettungsmaschinen (drags) in 260 verschiedenen Depots mit einer großen Menge von Wächtern und eingelernten Personen, welche nach bestimmten Vorschriften Ertrunkene wieder zu beleben suchen. Auch Fälle versuchten Selbstmordes gehören in ihr Bereich. Im vorigen Jahre kamen 171 Unglücksfälle der Art (mit 27 versuchten Selbstmorden) unter ihre Obhut. Davon wurden 156 mit Erfolg behandelt, 15 waren unrettbar.

*) Das „Royal" ist fast überall nur Titel und bedeutet nie Königlich staatlich.

Das Lebensboot-Institut zur Rettung vom Schiffbruch unterhält um die Küsten Englands herum 120 ganz vorzügliche Rettungsboote und eine kleine Armee von unerschrockenen Leuten dazu. Diese haben bereits über 12,000 Personen aus untergehenden Schiffen und Stürmen gerettet, wofür den Haupthelden 82 goldene und 666 silberne Medaillen im Werthe von 1400 Pfund zuerkannt wurden. Sie hat einen Fonds von etwa 16,000 Pfund.

Die Rettungsgesellschaft aus Feuer mit 73 „Feuer-Flucht-Stationen", d. h. mit eigenthümlichen, auf Rädern gefahrenen Feuern, die jede Nacht in bestimmten Entfernungen auf bekannten Halteplätzen durch ganz London stehen und von Feuermännern bereit gehalten werden, hat im vorigen Jahre aus 524 Feuern 94 Personen gerettet. Sie wird von mehr als 15,000 freiwilligen regelmäßigen und unzähligen unregelmäßigen Beiträgen gehalten und stets ausgedehnt.

Der Anti-Thierquälerei-Verein (Society for the Prevention of Cruelty to Animals) besteht seit 1824 und hat während der Zeit über 7000 Fälle von Grausamkeit den Gerichten und der Strafe übergeben, aber auch mehr als eine Million kleine Abhandlungen über naturgemäße und den Eigenthümern oder Aufsehern von Thieren vortheilhafte Behandlung derselben auf Viehmärkten, unter Kutscher, Knechte und Viehtreiber vertheilen lassen. Uebrigens ist die Behandlung der Thiere in ganz England in der Regel viel menschlicher und kultivirter, als in Deutschland. Man spricht mit Pferden, Eseln, Kühen u. s. w. und diese verstehen's und gehorchen. Das giebt einen naiv-idyllisch-humanistischen Zug, der sich durch das ganze thier- und landschaftsreiche England hindurchzieht und selbst in Romanen und der Belletristik sehr schön hervortritt. Ich habe unendlich oft bemerkt, wie die Milchknechte auf freien, hügeligen Weiden mit ihren Hütschen und Eimern unter den glatten, reinen Kühen umhergehen, eine Kuh nach der anderen durch Liebkosungen und Schmeichelworte überreden, stehen zu bleiben und sich melken zu lassen. Und sie thun's denn auch alle. In einer stillen Straße Londons, in welcher ich einige Jahre wohnte, kamen alle Tage einige Kühe vorbei mit dem Milchverkäufer hinterher, der mit jodelnder Stimme ausrief: „Milk in your own jug, fresh from the cow." So wie nun Jemand mit dem Milchtopfe kam, rief der Milchmann eine Kuh bei Namen (Lisy! Jane! Browny! Biggy! u. s. w.), hieß sie stehen und melkte ihr sofort die verlangte Quantität Milch vor den Augen der Käuferin ab. Wer kennt nicht den Pony, den Raben, den Nelly-Kanarienvogel, die Hunde von Dickens?

Im vorigen Sommer rief der Verein eine lebhafte Diskussion in der Presse durch seine Angriffe auf die „Vivisectionen", die Zerrungen lebendiger Thiere im Interesse der Wissenschaft, hervor. Es ist wahr, die Physiologen haben schon Millionen von Fröschen, Katzen, Hunden, Spatzen, Kaninchen u. s. w. vergiftet, mehr oder weniger lebendig zerschnitten, sie ganz oder theilweise erstickt, elektrischen Torturen unterworfen, in Giftluft oder luftleeren Räumen umgebracht und Wiederbelebungs-Versuche angestellt; aber die Presse und die Wissenschaft entschieden sich doch mit großer Mehrheit für „Vivisection" gegen den Verein, da die Physiologen energisch gegen den Vorwurf der Thierquälerei protestirten und nachwiesen, daß sie in allen Fällen, wo es möglich sei, Chloroform anwendeten, im Uebrigen aber das Interesse der Wissenschaft solche Opfer wohl verantworten könne, zumal, so lange Staats- und politische Interessen für unmoralische und schädliche Zwecke noch große Opfer von den Menschen, deren Lebensglück, deren Gut und Blut verlangten und mit Gewalt und im großartigen Maßstabe nähmen und verbrauchten.

Eine Klasse von wohlthätigen Menschen-, Kapital- und Kredit-Associationen, wie „Labourers Friend Society" — „Association for improving the Dwellings of the Industrious Classes", „Cottage Improvement Society" u. s. w., ist, wie die Namen beweisen, auf Verbesserung der kleinen und Arbeiter-Wohnungen gerichtet. Es gränzt für deutsche Vorstellungen ans Unglaubliche, was darin in London bereits geleistet worden ist. Es giebt ganze Stadttheile, manche davon größer, als deutsche Residenzen, wo Häuschen bei Häuschen mit Gärtchen davor und dahinter in unübersehbaren Reihen stehen, jedes das eigene oder das durch Miethspachtung zu erwerbende Haus für eine einzige Handwerker- oder Arbeiterfamilie.

Dieses eigene oder durch gewöhnliche Miethszahlungen Eigenthum werdende Häuschen kostet nicht mehr, als in Berlin eine Hofkeller- oder Hofdachwohnung in einer großen „Miethe-Kaserne", deren jede fast alle Kultur- und Rohheitsgrade über-, neben- und untereinander zusammenwürfelt, Jeder dem Andern fremd, in der Regel im Wege und zuwider, kein Einziger mit dem Gefühle des Heimatlichen, des Häuslichen und Eigenen. Welch sittliche Kraft, welche Gesundheit liegt in dem Bewußtsein eines „sweet home", eigenen Heerdes, des Grundeigenthums! Davon, von dieser gesundheitlichen, sittlichen Kraft, von den Freuden und Genüssen des heimatlichen Hauses hat man in den großen, modernen Städten Deutschlands keine Ahnung.

Im Jahre 1850 wurden in England binnen 9 Monaten zweitausend Baugesellschaften gegründet, alle mit dem Zweck, hauslosen kleinen Leuten Kredit, Geld und Gelegenheit zur Erwerbung eigener Häuser für sich allein oder diese Häuser selbst auf Kredit zu liefern, mit dem Kontrakt, daß sie nach 10, 15 bis 20 Jahren — je nach Höhe ihrer Miethszahlungen — ihr schuldenfreies Eigenthum sein sollten. Durch diese 1815 entstandenen und seitdem tausendfältig vermehrten Baugesellschaften haben bis jetzt thatsächlich Tausende von früher miethsgeplagten kleinen und mittel wohlhabenden Leuten und Familien für mehr als hundert Millionen Thaler eigene Häuser (immer für Eine Familie) erworben, d. h. ihre Miethszahlungen sind ihnen vermittelst der in Deutschland noch wenig bekannten wirthschaftlichen Organisation des Real- und Massenkredits zu Abzahlungen auf schuldenfreies Grundeigenthum geworden.

In Deutschland kennt man diese Geld-, Gesundheits-, Sittlichkeits- und Freiheitsquelle, die sich segensreich über ganz England ergießt, noch wenig. Eine gemeinnützige Baugesellschaft und eine Alexandra-Stiftung in Berlin (erstere vor 20 Jahren gestiftet) wurden unlängst in den Zeitungen mit dem Bemerken erwähnt, daß man nichts Näheres über sie sagen wolle, — da die Sache dem Publikum sehr uninteressant geworden.

Sie sind nicht, was englische Baugesellschaften, waren aber doch ein Keim. Er scheint auf deutscher Erde verdorrt, selbst in Berlin, wo das Miethskasernenthum für alle Familien, die Ruhe, Gesundheit und eigenen Heerd lieben, mit jedem Tage zu größerer Plage wird.

Von mir ausgegangene Anregungen zu Baugesellschaften wurden schon vor mehr als einem Jahre von einem Enthusiasten und Kenner mit der Nachricht begrüßt: Ich habe schon angefangen und wir wollen nun rasch zur Ausführung schreiten. Es ist verschlepppt, vergessen, gegen mein Andringen immer wieder vertagt worden.

Positive Anstalten zum Anfangen von meiner Seite wurden durch Interessenten insofern unterstützt, als sie sich gleich im Anfange zu betheiligen versprachen und ein Programm weiter ausführen, drucken lassen, eine Versammlung mit Namensunterschrift berufen wollten. Dadurch ist die Sache einfach von diesen eigentlichen Kennern und Interessenten bis jetzt wieder verschleppt, vertagt, vielleicht vereitelt worden. Ich erwähne dies nur als einen Beweis, wie weit wir in Sachen der Selbsthilfe und des praktischen Wohlthuns, der Kreditverwerthung unserer Kräfte, der fruchtbaren Benutzung unseres Geldes zurück sind, vernachlässigt, geradezu „verbummelt" sind.

Diese englischen „Benefit Building Societies" sind freilich eigentlich keine Wohlthätigkeits-, sondern Wohlthats-Anstalten zur Selbsthilfe. Nur die citirten Vereine für Verbesserung der Armenwohnungen gehören in den Bereich der Wohlthätigkeit gegen Hilflose.

Seit 1844 vereinte Privatkräfte für Errichtung von Bade- und Waschhäusern für ärmere Familien haben in London über 20, in anderen Theilen Englands über 100 Anstalten ins Leben gerufen. In London wurden 1861 über 2 Millionen Bäder in diesen Anstalten genommen (von 1 bis 6 Pence für jedes). In dem Modell-Bade- und Waschhause am Goulston-Square, Whitechapel, in London badeten sich in dem Jahre mehr als 150,000 Personen, und gewaschen wurde darin für ½ Million Personen.

Die „Metropolitan Free Drinking Fountain Association", 1859 gegründet, hat bis jetzt über 80 ornamentale Wassertrinkquellen auf den Straßen Londons für 20,000 Pfund errichtet und will es auf 400 bringen. Man hat über die Benutzung einzelner dieser Trinkquellen statistische Beobachtungen gemacht und gezählt, daß eine solche angekettete Trinkschale an einer dieser architektonisch schönen Trinkquellen an einem Sonntage über 5000, eine andere beinahe 10,000 Mal benutzt wurde. Früher stürzten die durstigen Arbeiter und Armen auf den Straßen in die Bierhäuser und vergeudeten Geld und Verstand.

Ich will bei dieser Gelegenheit aber noch erwähnen, daß in ganz London jetzt überall leicht erreichbare sogenannte Bedürfniß-Anstalten errichtet und so gestaltet sind, daß sie Jeder im Vorbei- und Durchgehen so gebrauchen kann, daß Niemand auf der Straße irgend etwas von Arrangirung der Kleider merkt. Auch steht an jeder reinlichen, vollkommen geruchlosen, weil stets von fließendem Wasser unterirdisch gespülten Anstalt deutlich: „Adjust your dress before leaving", eine Mahnung an den öffentlichen Anstand, der in London auch dem niedrigsten Pöbel zur zweiten Natur geworden ist.

In Berlin werden überall beliebig Bedürfnißanstalten „improvisirt", besonders an der Freitreppe des Königlichen Schauspielhauses, dicht am künftigen — Schillerdenkmale.

Nach Jahre langen Vorbereitungen und Litfaßsäulen (die für den gemeinsamen Zweck öffentlicher Vergnügungen und Bedürfnißanstalten kontraktlich verpflichtet waren) hat man mit 2 bis 3 Anstalten angefangen, die Jeder nur eiligst umgehen muß, weil sich der Ekel darin sofort bis zum Unerträglichen gehäuft hat.

Die Berliner sind stolz auf ihre Residenz und können keinen Tadel vertragen. Auch diesen nicht? Den sollten sie am allerwenigsten vertragen und so schnell als möglich allen zum Himmel schreienden und duftenden Grund dazu beseitigen.

Mit der „Frühschließungs-Association" und mit der „Gesellschaft zur Unterdrückung des Lasters" schließen wir diese Abtheilung philanthropischer Vereine. Erstere arbeitet mit sich steigerndem Erfolge an früher Schließung der Detailgeschäfte am Sonnabend. Die großen Geschäfte schließen bereits täglich um etwa 5 Uhr, nachdem sie jeden Tag von etwa 10 Uhr hintereinander gearbeitet haben und Jedem ein tüchtiges Diner und einen freien Abend sichern. Deutschland, mit Ausnahme von Hamburg, ist auch in dieser Beziehung geschäftlich noch weit zurück, weil es jeden Tag durch Mittagessen, Kaffee und Cigarren und nachfolgende schlechte Verdauung und Arbeit während der Mitte und Höhe des Tages in zwei Hälften zerschneidet und mit den Feierabenden von 7—8 Uhr an nichts Gescheidtes anfangen kann, so daß freie Zeit und Geschäft, Familie und Contobuch, sich gegenseitig störend, in einander greifen. Theilung der Arbeit! und das Salomo'sche „Alles hat seine Zeit!" — das versteht man nur in England. Man wird's in Deutschland mit der Zeit lernen müssen.

Die „Gesellschaft zur Unterdrückung des Lasters" versucht seit 1802, was eigentlichst Pflicht aller guten Gesellschaft ist: Unterdrückung unmoralischer und obscöner Drucksachen und liederlicher Häuser. Sie hat wenigstens so viel erreicht, daß die betreffenden unmoralischen Gewerbe nicht mehr ungestraft öffentlich betrieben werden, wie auch Publikum und Polizei energisch darin einig sind, daß sich das Laster nicht in anständige Häuser einmiethe, und Jeder, der von der Nachbarschaft desselben frei sein will, sofort befreit wird. In großen Städten Deutschlands können anständige Familien in den großen Miethskasernen durchaus nicht auf Schutz oder Befreiung rechnen, wofür gar arge Beweise bekannt geworden sind. — Und hier thut sich London wieder als die thätigste und energischste barmherzige Schwester gegen alle Arten von gefallenen oder gefährdeten weiblichen Personen hervor. Auch dem Laster und Verbrechen jeden Alters und Geschlechts strecken sich Tausende mitleidiger und helfender Hände entgegen, um sie vor tieferem Sinken und Untergang zu retten, auf sittliche und produktive Wege zurück zu führen. Diesen Bestrebungen und Gesellschaften soll unser nächster Artikel gewidmet sein. H. Beta.

Frankreich.

Unterrichtswesen und wissenschaftliche Arbeiten im Jahre 1863.

Wir haben in Nr. 45 des „Magazin" von 1863 über die Thätigkeit, die in der jüngsten Zeit die französische Regierung für die Verbesserung des Unterrichtswesens entwickelt, Einiges mitgetheilt. Die „Revue de l'instruction publique" giebt jetzt aus dem „Exposé de la situation de l'Empire" denjenigen Theil, der sich auf den öffentlichen Unterricht bezieht, und aus diesen wollen wir einige statistische und literarische Angaben hervorheben, die auch für uns Deutsche nicht ohne Interesse sein dürften, da sie unwillkürlich zu Vergleichungen auffordern.

Das Exposé berührt zuerst das, was in Bezug auf den Primär-Unterricht geschehen ist. Es giebt in Frankreich gegenwärtig 80 Bildungsanstalten für Volksschullehrer (écoles normales primaires); für Lehrerinnen besitzen bloß zehn Departements Normal-Schulen. Nach dem Dekret vom 4. September 1863 ist für die Direktoren der Normal-Schulen das Minimum des Gehalts von 2000 Fr. auf 2400 Fr. (640 Thlr.) und das Maximum von 3000 auf 3600 Fr. (960 Thlr.), für die anderen Lehrer das Minimum von 1200 Fr. auf 1800 Fr. (480 Thlr.) und das Maximum von 1800 Fr. auf 2000 Fr. (533⅓ Thlr.) erhöht worden. Zur Unterstützung alter, kranker und aller Hülfsmittel beraubter Lehrer, zur Gehaltszulage für Lehrerinnen, deren Gehalt die Höhe von 400 Fr. nicht erreicht,

zur Beihülfe an Gemeinden für Erwerbung oder Errichtung von Schulgebäuden, für an Schul-Bibliotheken zu vertheilende Bücher ist die Summe von 1,071,865 Fr. (285,830 Thlr.) bewilligt worden. Es giebt noch 1018 Gemeinden, denen alle Mittel zu Schulzwecken fehlen, und 10,119 Gemeinden besitzen noch kein eigenes Schul-Lokal. Seit 1834 haben 20,000 Gemeinden eigene Schulhäuser theils angekauft, theils neu gebaut.

Die Erfahrung, daß viele Konskribirte, trotzdem, daß sie Schulunterricht genossen haben, doch weder lesen, noch schreiben können, weil sie das, was sie zwischen dem 8—12. Jahre gelernt, zwischen dem 12. und 20. Jahre vergessen haben, hat das Bedürfniß von Fortbildungsschulen (cours d'adultes) und Schulbibliotheken (bibliothèques scolaires) geschaffen. Bis jetzt giebt es nur 4161 Fortbildungsschulen und 8000 Gemeinden besitzen kleine Büchersammlungen, die in den öffentlichen Schulen ausgestellt sind und aus Werken bestehen, die geeignet sind, eine gesunde Moral und richtige Ideen über Geschichte, Industrie und Ackerbau zu verbreiten. Diese Bücher sind nicht bloß für die Jugend bestimmt, sondern ihre Benutzung steht auch den Familien frei, die besonders an langen Winterabenden Belehrung daraus schöpfen können.

Im Allgemeinen bestehen jetzt 82,135 Primär-Schulen, 16,136 mehr als 1848. Die Schülerzahl betrug im Jahre 1862: 4,731,946, indeß sie im Jahre 1848 sich auf 3,771,597 belief, was also eine Zunahme von fast 1 Million oder 25% ergiebt. In 36,499 Gemeinden bestehen 41,426 öffentliche Schulen, worunter 18,147 für beide Geschlechter gemeinschaftlich sind. 37,893 Schulen mit 2,145,420 Schülern werden von Laien geleitet (écoles laïques) und 3531 Schulen mit 482,008 Schülern von Ordensmitgliedern (écoles congréganistes). Von 2,527,428 Schülern, die diese Anstalten besuchen, haben 922,820 freien Unterricht, also über ein Drittel. Während eines Zeitraums von 30 Monaten, vom 1. Januar 1861 bis zum 1. Juli 1863, sind aus der Gesammtzahl der Lehrer von 37,874 öffentlichen Schulen 144 gerichtlich verurtheilt worden und zwar:

In Laien-Schulen	80	Lehrer für Vergehen.
	19	Lehrer für Verbrechen.
	99	Lehrer auf 34,873 Schulen.
In Congreganisten-Schulen	22	Lehrer für Vergehen.
	23	Lehrer für Verbrechen.
	45	Lehrer auf 3531 Schulen.

Hieraus ergeben sich folgende merkwürdige Verhältnisse: Bei Laien kommt 1 Verurtheilung auf 352 Schulen und zwar 1 Verbrechen auf 1835 Schulen und 1 Vergehen auf 435 Schulen; bei Congreganisten 1 Verurtheilung auf 64 Schulen, also über 5½ mal mehr, 1 Verbrechen auf 153 Schulen, ungefähr 12 mal mehr, und 1 Vergehen auf 160 Schulen oder fast 3 mal mehr. Der Aufwand für die 37,874 öffentlichen Knaben- und gemischten Schulen betrug im Jahre 1862: 31,324,615 Fr. 49 C., davon kommen 29,732,479 Fr. 49 C. auf die Besoldung der Lehrer, im Durchschnitt etwa 790 Fr. auf den Einzelnen.

Mädchenschulen giebt es 26,592, von welchen 13,491, also etwas mehr als die Hälfte, von weltlichen Lehrerinnen geleitet werden, die alle ein Befähigungszeugniß (brevet de capacité) besitzen. Unter den 13,000 geistlichen Lehrerinnen haben 12,335 kein anderes Zeugniß ihrer Befähigung als das ihres Ordensgelübdes (lettre d'obédience). Die Zahl der Schülerinnen beträgt im Allgemeinen 1,669,213, davon kommen nur 604,247 auf die Laien-Schulen. Etwa der vierte Theil der Mädchen genießt freien Unterricht. Auf die Besoldung der öffentlichen Lehrerinnen werden 9,169,020 Fr. 59 C., im Durchschnitt 665 Fr. 33 C. auf die Einzelne, verwendet; doch haben 4756 Lehrerinnen noch einen Gehalt unter 400 Fr.

Die Zahl der Kinderbewahranstalten (salles d'asile) ist 3162, davon 958 mit 83,248 Kindern von weltlichen Lehrerinnen, die ein Befähigungs-Attest besitzen, und 2204 mit 265,062 Kindern von geistlichen, nur mit einer lettre d'obédience versehenen Lehrerinnen geleitet.

Gegen 600,000 Kinder entbehren noch gänzlich jedes Unterrichts*) und viele von denen, die in den Schul-Listen aufgeführt sind, besuchen die Schule nur während zwei oder drei Wintermonaten und vergessen im Sommer wieder, was sie im Winter gelernt haben. Die Behörde kennt diese Uebelstände und richtet alle mögliche Sorge darauf, ihnen abzuhelfen. Aber auch das Land muß immer mehr zu der Einsicht kommen, daß es das Geld, das es für die Schule verwendet, an Gefängnissen erspart. Seit 1848 ist die Schülerzahl um etwa 1 Million oder 25% gewachsen. Im Jahre 1847 kam 1 Angeklagter auf 4067 Einwohner; im Jahre 1860 1 auf 7749; eine Verminderung von 47½%. Im Jahre 1847 standen 115 junge Leute unter 17 Jahren vor den Geschwornen; im Jahre 1860 nur noch 47.

Die Sekundär-Schulen, Lyceen und Collèges, zählten in dem Schuljahre 1861—1862 einen Effektivbestand von 59,764 Schülern, der im Jahre 1863 auf 62,762 gestiegen ist. Die Zahl der Anstalten hat sich vermehrt und ihre innere Einrichtung manche Verbesserung erfahren. Den klassischen und historischen Studien ist ein höheres und weiteres Ziel gesetzt. Durch das Dekret vom 29. Juni 1863 ist die Philosophie als Unterrichtsgegenstand eingeführt worden. In den obersten Klassen soll ein Cursus über die politischen, ökonomischen und sozialen Zustände Frankreichs und des Auslandes als Vorbereitung für die bald ins praktische Leben tretenden jungen Leute hinzutreten. Der Unterricht in den lebenden Sprachen soll mit größerer Gründlichkeit als bisher und nach einer mehr natürlichen Methode ertheilt werden. Die öffentliche Meinung verlangt seit langer Zeit die Organisation eines den Bedürfnissen der zahlreichen Jugend, die sich der Industrie, dem Handel und dem Ackerbau widmen will, entsprechenden realen Unterrichtes. Dieser Unterricht existirt zwar in den meisten Lyceen und Collèges neben dem klassischen, doch in höchst mangelhafter Weise. 4386 Schüler erhalten ihn in 64 Lyceen und 8926 in den Collèges. Für die Errichtung eigener Realschulen sind schon alle Vorbereitungen getroffen und sie werden ins Leben treten, sobald der gesetzgebende Körper die dazu für 1864 verlangte Summe bewilligt. — Andere die äußeren Verhältnisse der Schulen betreffende Verbesserungen übergehen wir.

Was die gelehrten Fachstudien betrifft, so sind gegenwärtig alle Lehrstühle besetzt. In dem Rechtsstudium ist eine bisher fühlbare Lücke ausgefüllt worden, indem für den Cursus des administrativen Rechts die Lehrstoffe bestimmt sind. In der medizinischen Fakultät haben sich die im Jahre 1862 für die praktischen Studien getroffenen Einrichtungen bewährt. Die Zahl der Studirenden wie der Graduirten, mit Ausnahme der bachéliers ès sciences, hat sich in allen Fakultäten vermehrt.**)

---

*) Man vergesse nicht, daß es in Frankreich keinen Schulzwang wie bei uns giebt.

**) Als Curiosum berichtet die „Gironde", daß in Bordeaux ein Fräulein Pauline Peres das Examen des Baccalaureats ès lettres glänzend bestanden hat. Es ist das dritte Beispiel, daß eine junge Dame das Baccalaureats-Examen gemacht hat. Die Erste war Fräulein Royer, die

Die Liberalität für besondere wissenschaftliche Zwecke ist von jeher ein schöner Ruhm Frankreichs gewesen, dem hierin nur England würdig zur Seite steht. Auch in dem verflossenen Jahre ist Bedeutendes theils ausgeführt, theils vorbereitet worden. Das Institut hat zum zweiten Male den großen Preis von 50,000 Fr. ausgesetzt für die nützlichste Anwendung der Voltaischen Säule. Die Académie des inscriptions et belles lettres hat den von ihr zu vertheilenden Preis dem Herrn Julius Oppert für die Entzifferung und Erklärung der assyrischen Keil-Inschriften zuerkannt.

Die von dem kaiserlichen Observatorium ausgeführten Arbeiten haben die Unzulänglichkeit der bisherigen Bestimmungen der Entfernung der Erde von der Sonne, der Erdmasse und der Schnelligkeit des Lichtes ergeben und dadurch zu neuen und wichtigen Untersuchungen angeregt. Die bedeutendste Bereicherung des Observatoriums ist das kürzlich vollendete Meridian-Instrument, das größte, das bis jetzt existirt und dem kein anderes an optischer Kraft gleichkommt. Es giebt zugleich die Rectascensionen und Declinationen, und es wird möglich sein, Sterne zu erreichen, die sich bisher der Beobachtung entzogen haben. Das kaiserliche Observatorium hat sich mit dem königlichen Observatorium von England in Verbindung gesetzt, vom 27. Oktober 1863 an gemeinschaftlich eine Theilung der Arbeiten zu organisiren. Die astronomischen Verificationen in Bezug auf die Karte von Frankreich und auf die Gestalt der Erde haben sich über den ganzen Norden des Reichs, von Brest bis Straßburg, erstreckt.

Die Wirksamkeit des meteorologischen Instituts hat seit dem 1. August 1863 eine neue Ausdehnung gewonnen. Mittelst 65 Depeschen, die täglich aus der Fremde einlaufen, wird der atmosphärische Zustand Europa's in eine Karte verzeichnet, die den Gang der großen Störungen bestimmt. Die daraus zu erwartenden Resultate werden täglich den betreffenden Ländern telegraphisch mitgetheilt.

Die Arbeiten des Bureau des longitudes haben wegen wichtiger Verbesserungen und Vermehrungen einigen Aufschub in der Herausgabe der Ephemeriden veranlaßt; doch wird der Band für 1866 um die Mitte 1864 erscheinen, dem bald der Band für 1867 folgen soll.

Nicht minder bedeutend sind die im Museum ausgeführten Arbeiten. Der Plan seiner Gärten und Parks ist verbessert, ein anatomisches Laboratorium erbaut worden. Durch einen auf die Spezial-Fonds des Unterrichts-Ministeriums bewilligten Kredit ist es möglich geworden, die Sammlungen der Brüder Schlagintweit und des Kommandanten Duhousset zu erwerben.

Die von den Mitgliedern der französischen Schule in Athen unternommenen Ausgrabungen in Delphi, die so interessante Resultate gehabt haben, mußten in Folge der politischen Ereignisse in Griechenland unterbrochen werden. Die bereits gesammelten Inschriften bilden einen Band, der so eben veröffentlicht worden ist. Andere wissenschaftliche Arbeiten sind von den Directoren der Schule eingereicht worden und werden in Kurzem bekannt gemacht werden. In den Provinzen haben die gelehrten Gesellschaften besonders in Bezug auf geschichtliche Forschungen ein reges Leben entwickelt. Die Zahl der wechselseitig ausgetauschten Bulletins beläuft sich jährlich auf fast 35,000. Die Sammlung der Documents inédits ist dieses Jahr um 4 Werke bereichert worden: Conférences de Loudun; Cartulaire de l'Abbaye de Redon; Trésor de Brunetto Latini; Lettres du cardinal de Richélieu (Vol. IV.). Zwei topographische Dictionäre sind erschienen: das des Departements der Meurthe und das der Niederpyrenäen. Das Dépôt des livres hat mehr als 50,000 Bände vertheilt, größtentheils an Schulen.

Der Umbau der kaiserlichen Bibliothek schreitet nur langsam fort wegen des geringen jährlich dafür bewilligten Kredits. Der Herzog von Luynes hat seine reichen und kostbaren Büchersammlungen dem Staate zum Geschenk gemacht unter der Bedingung, daß sie zu einer bestimmten Zeit in der Bibliothek aufgestellt werden. Dieser Umstand dürfte die Regierung bewegen, den Kredit zu vermehren und den Bau zu beschleunigen.

Wissenschaftliche Forschungen sind auf Veranlassung der Regierung an verschiedenen Punkten des Orients, namentlich in Algerien, Palästina, im alten Samothrace, angestellt worden, die theils zur Berichtigung und Vervollständigung der geographischen Kenntnisse, theils zur Bereicherung der Museen an Denkmälern alter Kunst beigetragen haben. Zwei Archäologen, Mitglieder des Instituts, sind beauftragt worden, von Neuem den Orient zu erforschen. Der Eine, der Vicomte von Rougé, soll alle in den letzten Jahren zu Tage geförderten Inschriften in Aegypten kopiren und die wichtigsten von Champollion und anderen Reisenden gesammelten Texte vergleichen. Der Andere, Herr von Saulcy, soll die biblischen Oertlichkeiten vom topographischen, historischen und archäologischen Gesichtspunkte aus untersuchen.*) Von anderen Gelehrten, die wissenschaftliche Missionen nach Rußland, Schweden, Dänemark, Deutschland und Italien erhalten hatten, sind die Archive und Bibliotheken dieser Länder durchforscht und eine nicht unbedeutende Zahl von Dokumenten, besonders solchen, die für die Geschichte Frankreichs wichtig sind, aufgefunden worden.

Die französische Presse hat im Allgemeinen diesen Bericht günstig aufgenommen; nur dringt das Siècle mit Recht darauf, daß man nicht auf halbem Wege stehen bleibe. „Das Gesetz von 1854 hat die Lehrer dem Einflusse der Bischöfe entzogen und das war ein Fortschritt; aber damit der Fortschritt vollständig werde, müßte der Lehrer nicht bloß vor diesem, sondern vor jedem Einflusse sicher gestellt werden. Noch liegt das Schicksal des Lehrers ganz in den Händen des Präfekten, der ihn ernennt und über ihn verfügt. Die Anstellung der Lehrer bedarf einer höheren Sanction, die ihm die nöthige Garantie einer gesicherten Stellung giebt. Man hat nur zu lange die Lage des Lehrerstandes unbeachtet gelassen. Gerade diesen bescheidenen Beamten, die dem Staate die größten Dienste erweisen, gebührt vor Allem eine feste und geachtete Stellung." — Andere Journale dringen auf die Errichtung von Spezial-Schulen. Sie verstehen aber unter Spezial-Schulen Anstalten, in denen künftige Handwerker und Künstler neben einigen allgemeinen Kenntnissen auch die Anfangsgründe ihres Handwerkes oder ihrer Kunst erlernen, die sie jetzt als Lehrlinge bei einem Meister erwerben. — Die klerikalen Blätter protestiren

in Lyon im November 1861 sich für das Baccalauréat ès lettres, und die zweite Fräulein Milne Edwards, die sich in Paris für das Baccalauréat ès sciences prüfen ließ.

*) Herr von Saulcy hat sich bereits nach Jerusalem begeben. Seine Absicht ist diesmal, besonders die Gegenden jenseits des Jordans zu erforschen. Er hofft, hier die Bestätigung seiner Ansicht von der jüdischen Kunst zu finden. Herr von Saulcy stimmt bekanntlich auch nicht mit mehreren anderen gelehrten Archäologen in Bezug auf das Alterthum der noch stehenden Mauerüberreste des Tempels in Jerusalem überein. Seiner Meinung nach gehörten sie schon den Grundmauern des Salomonischen Tempels an, während Herr von Vogué und andere Forscher ihnen einen weit jüngeren Ursprung geben.

natürlich gegen die Einführung des philosophischen Unterrichtes und wollen die Geschichte nur nach Lehrbüchern, die in ihrem Sinne verfaßt sind, gelehrt wissen. M.

Kleine literarische Revue.

— **Die geistlichen Orden und Klöster der Gegenwart***). Ueber die Berechtigung, im heutigen Preußen, in Rheinland und Westfalen geistliche Orden und Klöster des Mittelalters wieder zu errichten, ist soeben in Berlin eine kleine Schrift erschienen, deren Zweck und Form aus folgenden Stellen derselben ersichtlich ist:

Im Eingange der Schrift lesen wir: „Die ungemeine Vermehrung der Klöster in den westlichen Provinzen des preußischen Staates zieht in unserer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. An vielen Orten setzen sich in aller Stille männliche und weibliche Orden aller Art fest, und man gewahrt sie oft erst, wenn ihre umfangreichen Gebäude und Kirchen schon hervorragen. Vor Allem ist es der Jesuiten-Orden, der sich mehr und mehr ausbreitet und dessen großartige Niederlassungen und Erziehungshäuser wir an vielen Orten in Rheinland und Westfalen, namentlich in Paderborn, Münster, Köln, Aachen, Bonn und neuerdings in Kloster Laach bei Koblenz erblicken, zu geschweigen von anderen Orten am Rhein, wie Mainz."

Und am Schlusse der Schrift heißt es:... „Kann das Cultus-Ministerium uns keine besseren Gründe entgegenstellen, so bleibt unsere verbegründete Ueberzeugung unerschütterlich fest, und mit der Kraft dieser Ueberzeugung mahnen wir unsere oberen Staatsbehörden, aus ihrer vielleicht absichtlich irregeleiteten Vertrauensseligkeit zu erwachen, die in Kraft bestehenden Gesetze zu handhaben, den Frieden unter den Konfessionen, den wir ernstlich wollen, zu wahren, Thron und Land zu schützen gegen das Umsichgreifen eines beiden grundsätzlich gleich feindlichen, religiösen Fanatismus. Wir rufen ihnen zu: Videant consules ne quid detrimenti respublica capiat!"

— **Rationalistische Theologie in England.** Baurs Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts und die Tübinger Schule gaben der National-Review Anlaß zu einer eingehenden Besprechung der deutschen und der englischen Art der Auffassung des Christenthums, wobei der Reviewer zu dem Resultate gelangt, daß, wenn der deutsche Rationalismus im vorigen Jahrhundert seine Grundlehren den englischen Deisten zu verdanken hatte, die heutige Denkfreiheit in religiösen Dingen in England sich dagegen ausschließlich auf die theologischen Forschungen Deutschlands stütze. In neuester Zeit sind in England zwei theologische Zeitschriften rationalistischer Tendenz gegründet worden: zuerst The Truthseeker (der Wahrheitsucher), herausgegeben von Reverend J. P. Hopps, die seit Mai v. J. als Monatschrift erscheint und unter Anderem folgende zwei „Vorlesungen für das Volk" enthält: 1) „Wer sind die wahren Freunde der Bibel — die rationalistischen Forscher, oder die Vertheidiger ihrer wörtlichen Unfehlbarkeit?" 2) „Das Gebiet der Vernunft in Sachen der Religion." — Eine andere Zeitschrift für die theologische Wissenschaft führt den Titel: Thought and Life (Gedanke und Leben) und wird vom 1. März ab von zwei zu zwei Monaten ausgegeben werden. Der Herausgeber, als welcher der Geistliche Charles Beard unterzeichnet, und seine Mitarbeiter, sämmtlich Reverends, drei und dreißig an der Zahl, sagen von sich, daß sie solchen Kirchen angehören, die sich jetzt zu einer „unitarischen Theologie" bekennen, und die, was sie selbst als recht und wahr erkannt, nunmehr auch offen vor aller Welt verkünden wollen.

— **Shakspeare-Anthologie.** Nächst den von Dingelstedt in Weimar veranstalteten Aufführungen der sieben „Historien" Shakspeare's, können wir als eine würdige, deutsche Feier des trisäkulären Shakspeare-Jubeljahres die in der Vereinsbuchhandlung in Hamburg erschienene „Shakespeare-Anthologie" des Direktors Dr. Kreyßig bezeichnen.*)

Das Buch ist sowohl der äußeren Form, als dem Inhalte nach eines der nobelsten literarischen Geschenke, das gebildeten Frauen für ihren Lesetisch verehrt werden kann. Sie werden darin geistige Genüsse und Anregungen aller Art finden, denn der mit Shakspeare sehr vertraute Herausgeber hat es verstanden, die ergreifendsten und anziehendsten Stellen der Dramen des großen Dichters herauszufinden und unter leicht übersichtlichen Titeln zu gruppiren. Aber auch diejenigen Leser, welche Shakspeare sowohl im Original, als in der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung bereits sehr genau kennen, werden erfreut sein, in dieser Anthologie einen Leitfaden zu besitzen, der sie zu den schönsten, großartigsten und anmuthigsten Partien des Welt- und Dichter-Gartens hinführt.

Wir denken auf das Buch noch zurückzukommen, und bemerken hier nur noch, daß sich dasselbe durch Papier, Druck und Format der bei J. J. Weber in Leipzig erscheinenden „Deutschen Bibliothek" älterer Autoren, herausgegeben von Heinrich Kurz, eng anschließt, so daß hier Burkard Waldis, Grimmelshausen (der Simplicissimus) und Shakspeare, die Einem Jahrhundert angehörten, in würdigster Form sich wieder zusammenfinden.

— **Ephraim Kuh.****) Das Leben dieses Dichters aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (welches Berthold Auerbach zum Objekt seines Romanes „Dichter und Kaufmann gemacht) wird in der kleinen Schrift im allgemeinen Umriß dargestellt. Es ist ein trauriges Bild: viel Selbstbespiegelung, viel Grübelei, wenig Thatkraft und dazu noch viel körperliches Leid. Kuh's persönliche Verhältnisse waren der Entwickelung gesunder Kraft nicht günstig und die Zerfahrenheit der Zeit hätte auch einen Tüchtigeren auf Irrwege führen können. Dem Gemüth und dem Charakter fehlte Harmonie — wie sollte dabei eine literarische Thätigkeit gedeihen! Charakteristisch genug für den Mangel an geistiger Konzentration in den literarischen Köpfen war es, daß man den Sinnspruch zur beliebtesten Dichtungsart machte: Das verlangte keine große Sammlung und keine entschiedene Cohärenz der Gedanken, ein guter Einfall genügte. An die tausend kleinen Ereignisse und Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens heftete auch Kuh seine Reimlast, bei allen Erlebnissen und Gesprächen machte er sich Denkzeichen, um sie nicht aus der Erinnerung zu verlieren — und über seine Thätigkeit war er recht froh; er sagt einmal:

---

*) Die geistlichen Orden und Klöster und die Berechtigung ihrer Errichtung in den westlichen Provinzen des preußischen Staates. Berlin, Verlag Reimer, 1864. 32 S.

*) Shakspeare-Anthologie. Die schönsten und bedeutsamsten Schilderungen und Weisheits-Sprüche aus den Dramen des Dichters. Biographisch eingeleitet und herausgegeben von F. Kreyßig. Mit 32 Illustrationen von Karl Winkler. Hamburg, Vereinsbuchhandlung, 1864.

**) Der Dichter Ephraim Kuh, von Dr. M. Kayserling. Berlin, Julius Springer, 1864. 8. 47 S.

Ich lobe mir die Thoren
Trotz ihrer Midasohren:
Wenn Jedermann vernünftig wär',
Wo nähm' ich Stoff zu Sinngedichten her?

Doch bei einem auf das Hohe gerichteten Geist war es selbstverständlich, daß er nicht im engen Kreis des kleinbürgerlichen Lebens sich einpuppte: auf den Staat, namentlich auf Friedrich den Großen, finden sich eine Reihe von Epigrammen. Wir heben eines heraus, das sich auf das Verhältniß des Königs zu Voltaire bezieht. Es führt die Ueberschrift: „Die Narren eines gewissen Fürsten" und lautet:

Zwei Narren hat der Fürst in seinem Tafelzimmer,
Den einen sieht man stets, den andern sieht man immer;
Neckt ihn der Erste sehr:
Neckt ihn der Andre mehr!

Kurz genug, aber auch unverständlich genug; man erwartet beim Lesen dieser Zeilen noch eine Fortsetzung, einen Abschluß, das Epigramm erscheint unvollendet. So übertrug sich das Halbe, Lückenhafte des Menschen auf die Form seiner kleinen Leistungen. Ein großes Sujet, das seine gesammten Kräfte Jahr und Tag in Anspruch genommen, hätte ihn vielleicht zum einheitlichen Leben geführt: das beständige Sprühen in kleinen Funken zerstörte ihn vollends. Eine ernste Mahnung, es mit der Arbeit ernst zu nehmen.

— **Französische Bibliographie.** Von interessanten neuen Erscheinungen unter der Presse erwähnen wir

Boiteau (Paul). — Les Traités de commerce, texte de tous les traités en vigueur, notament des traités conclus avec l'Angleterre, la Belgique, la Prusse et l'Italie, avec une introduction historique et économique, des renseignements sur les monnaies, les mesures, les douanes, les usages, et un catalogue alphabetique, etc. 1 fort vol. in-8. Paris, Guillaumin et Co.

Plebebano et Musso. — Les Finances du royaume d'Italie, avec une introduction par M. P. Boiteau. 1 beau vol. in-8. Paris. Guillaumin et Co.

Literarischer Sprechsaal.

Am 28. Januar hielt die königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin, zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Großen eine öffentliche Sitzung. Der an diesem Tage vorsitzende Secretair, Herr Haupt, eröffnete die Sitzung mit einem Vortrage über die Beziehungen Friedrichs des Großen zur Entwickelung der deutschen Literatur und sprach dann über die Mitglieder und Korrespondenten, welche die Akademie in dem verwichenen Jahre durch den Tod verloren hat. Hierauf verkündete er, daß Se. Majestät der König dem ordentlichen Professor der Geschichte zu Heidelberg, Dr. Ludwig Haeussfer, für seine „deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrichs des Großen", die in zweiter und dritter Ausgabe vermehrt und umgestaltet seit dem Jahre 1858 erschienen ist, den in dem k. Patente vom 18. Juni 1844 für das beste Werk, das im Bereiche der deutschen Geschichte je von fünf zu fünf Jahren in deutscher Sprache erscheint, bestimmten Preis von Eintausend Thalern Gold nebst einer goldenen Denkmünze auf den Vertrag von Verdun ertheilt habe. Hierauf berichtet Herr Trendelenburg, nach §. 34 der Statuten der Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen, über den Stand dieser Stiftung. Am 1. Januar d. J. betrug ihr Kapitalvermögen 48,800 Thlr. in zinstragenden Effekten, und zwar einschließlich der zweiten Rate des königlichen Beitrags von 10,000 Thlr., und baar 41 Thlr. 29 Sgr. 1 Pf. Zu Stiftungszwecken sind für 1864 2150 Thlr. verwendbar. Im vorigen Jahre hat die Humboldt-Stiftung, nach der statutenmäßigen Bestimmung der Akademie der Wissenschaften, mit dem Ertrage zweier Jahre von zusammen 3569 Thlr. ausgerüstet, nach Süd-Amerika entsandt Dr. Reinhold Hensel, der wissenschaftlichen Welt durch zoologische und paläontologische Arbeiten bekannt. Er übernimmt eine Durchforschung des südlichen Brasiliens und der Pampas-Formation in den argentinischen Staaten für den Zweck, fossile Ueberreste, insbesondere von Säugethier-Skeleten, aufzusuchen; es knüpften sich an seine Sammlungen und Beobachtungen Hoffnungen für wichtige wissenschaftliche Fragen, namentlich über den Anschluß der jetzt lebenden Thierwelt an die untergegangene. Es wird dankbar die Förderung erkannt, welche Dr. Hensel für seine Reise sowohl bei Privaten, namentlich bei angesehenen Handelshäusern in Hamburg und Bremen, als auch besonders bei den preußischen Behörden und durch dieselben bei der brasilianischen Regierung gefunden. Für den Erfolg der Stiftung bedarf es weiterer thätiger Theilnahme. — Die Sitzung ward von Herrn Pertz mit einem Vortrage über das Jugendleben des Feldmarschalls Neidhart von Gneisenau geschlossen.

Aus dem vor einigen Tagen ausgegebenen vierten Jahresberichte der deutschen Schillerstiftung werden Alle, die zu dieser Stiftung beigetragen, mit Vergnügen ersehen, daß dieselbe jetzt in voller Wirksamkeit ist und dem edlen Zwecke, zu welchem sie gegründet worden, mehr und mehr entspricht. In der Zeit vom 10. November 1862 bis zum 31. Dezember 1863 hat die Schillerstiftung nicht weniger als eilftausend und vierhundert Thaler in 81 Ehrenspenden verabreicht. Es befinden sich darunter sieben lebenslängliche Pensionen, und zwar drei à 300 Thaler, eine à 200 Thaler, zwei à 200 Gulden und eine à 100 Thaler. Unter den ein- oder mehrjährigen Ehrenspenden befinden sich vier à 500 Thaler, sechs à 300 Thaler, vier à 250 Thaler, sechs à 200 Thaler, sieben à 150 Thaler, dreizehn à 100 Thaler, eine à 300 Gulden Oesterr., zwei à 150 Gulden, zwei à 100 Gulden Rheinisch u. s. w. Es konnte im vorigen Jahre eine so reiche Ehrenspendung stattfinden, weil die Schillerstiftung in demselben zum ersten Male auch über ihren Zinsen-Antheil an dem Erträgnisse der Schiller-Lotterie (300,832 Thaler) verfügen konnte, zu welchem Zwecke ein Uebereinkommen mit den Dresdener Bevollmächtigten des Schiller-Lotterie-Comité abgeschlossen wurde. Die Schillerstiftung hat jetzt ihr Hauptbureau in das Schillerhaus zu Weimar verlegt, das durch die Liberalität des Großherzogs in entsprechender Weise ausgestattet worden ist.

Dem Londoner „Shakspeare-Monument-Committee", dessen schöner Zweck, an dem 300jährigen Geburtstage des Dichters den Grundstein zu einem aus freiwilligen Beiträgen hervorgehenden in London zu errichtenden Denkmal zu legen, auch schon im „Magazin" besprochen worden, sind auch die namhaftesten Gelehrten auf dem Gebiete der Shakspeare-Literatur in Deutschland beigetreten. Wir nennen nur Ulrici, Delius, Mommsen. Nach diesem Vorgange wird, wie wir hören, auch in anderen Ländern das Interesse für diese Sache rege, und so wird nicht allein die Festlichkeit, welche im April in London stattfinden soll, sondern auch das zu errichtende Monument selbst einen internationalen Charakter erhalten. — Nächst England hat Deutschland vor

allen anderen Ländern Europas das Recht, den Ehrentag des großen Poeten zu feiern. Mit ihm steht und fällt unsere klassische Literatur; an ihm haben Lessing, Göthe und Schiller sich groß gesäugt, und auch den Epigonen ist er der Urquell alles Dichtens. Es wäre daher eine zahlreiche Betheiligung deutscher Freunde des Dichters mit Beiträgen zu dem Londoner internationalen Shakspeare-Monument sehr zu wünschen. Wir ehren uns, indem wir ihn ehren.

Wie wir aus dem „Athenäum" erfahren, hat das Londoner Comité Herrn Buchhändler Albert Cohn in Berlin zu seinem „German Secretary" ernannt. An ihn sind alle Beiträge zu richten. — Für Italien hat dieses Ehrenamt Herr Antonio Panizzi, der berühmte Vorstand des British Museum, übernommen.

Von London aus wird jetzt über Großbritannien und Irland eine Bewegung zu Gunsten der Abschaffung der Todesstrafe verbreitet. Veranlaßt ist diese Bewegung hauptsächlich durch die am 12. Januar d. J. erfolgte Hinrichtung eines Arbeiters Wright, um dessen Begnadigung ein großer Theil der Bevölkerung Londons vergebens gebeten hatte. Wright soll im Jähzorn und in der Trunkenheit seine Geliebte erschlagen, jedoch vor den Geschworenen, da man ihm in der Eile keinen Vertheidiger gegeben, sich aus Unwissenheit des Mordes, statt des Todtschlages, schuldig bekannt haben. Er wurde darauf, nach dem Spruche der Geschworenen, zum Tode verurtheilt und gehängt. Gleichzeitig wurde ein reicher Herr Namens Townley, der ebenfalls seine Geliebte erschlagen und sich dieser Unthat öffentlich gerühmt hatte, ungeachtet des ebenfalls gegen ihn lautenden Spruches der Geschworenen, von der Königin begnadigt, nachdem eine auf Antrag der einflußreichen Verwandten Townley's niedergesetzte Kommission ihn für geisteskrank und unzurechnungsfähig erklärt hatte. Das Volk und die für das Volk geschriebenen Zeitungen behaupten nunmehr, in Alt-England werde zweierlei Recht geübt, ein strenges gegen die Armen und ein mildes gegen die Reichen. Der Minister-Staatssekretair, Sir George Grey, wird wegen angeblicher Parteilichkeit auf das Heftigste angegriffen, und besonders seitdem auch ein geachteter Rechtskenner, Sir Fitzroy Kelly, gewissermaßen auf die Seite des Volkes getreten, indem er in öffentlichen Blättern nachwies, daß in England in den 57 Jahren seit 1806 nicht weniger als neunundvierzig Justizmorde unzweifelhaft begangen worden, macht die Propaganda für Abschaffung der Todesstrafe reißende Fortschritte.

Die „Preußischen Jahrbücher" von R. Haym *) setzen, wie das vor Kurzem erschienene erste Heft des siebenten Jahrganges beweist, ihre politisch-literarische Thätigkeit in der bisherigen wissenschaftlichen und freisinnigen Weise fort. Die „Preußischen Jahrbücher" sind der Fahne Friedrich's des Großen, die sie in ihrer ersten Nummer aufgesteckt, der Fahne deutschen Rechtes in der Politik und der Fahne philosophischer Wahrheit in der Wissenschaft unbeirrt treu geblieben. Man hat gewiß, ebenso wie in Preußen, auch im übrigen Deutschland nicht verkannt, daß die „Jahrbücher", die allerdings ihren preußischen Ursprung nie verleugneten und stets hoch hielten, doch dabei die nationale, die deutsche Idee, als das Band, welches die gesammten Stämme unseres Vaterlandes geistig und physisch zu einem großen Ganzen vereinigt, allezeit vorangestellt haben. Der tüchtige Herausgeber hat in neuester Zeit die Zahl seiner Mitarbeiter durch neue, ebenso tüchtige Kräfte zu vermehren gewußt, und wir zweifeln daher nicht, daß seine Bestrebungen mehr und mehr im deutschen, wie im preußischen Vaterlande gewürdigt und anerkannt werden.

*) Berlin, Georg Reimer.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Schulbüchern nur selten die Ehre zu Theil wird, in fremde Sprachen übersetzt zu werden, da sie nach Form und Inhalt den lokalen Verhältnissen angepaßt sein müssen und daher nicht leicht den Bedürfnissen eines fremden Volkes entsprechen. Um so erfreulicher ist es, eine Ausnahme in dieser Beziehung konstatiren zu können. Von dem in Berlin bei Duncker und Humblot in fünfzehnter Auflage erschienenen „Grundriß der Weltgeschichte von Th. Dielitz" liegen nämlich eine französische, eine schwedische und eine holländische Uebersetzung vor. Die erste ist in Neufchatel, die zweite in Helsingfors und die dritte in Gröningen erschienen. Auch die im Winckelmann'schen Verlage erschienenen Jugendschriften desselben Verfassers haben im Auslande einen solchen Beifall gefunden, daß mehrere derselben („Reisebilder", „Land- und Seebilder", „Hellas und Rom") ins Russische übersetzt worden sind.

Voltaire's Ode zu Ehren der heiligen Genovefa, von der die vorige Nummer unserer Zeitschrift spricht, ist den Bibliophilen bereits seit längerer Zeit bekannt und auch schon als ein Curiosum abgedruckt worden. Er hat diese Ode allerdings als Gymnasiast gedichtet, doch gehört sie ihm nicht allein an, da sie die Nachahmung einer lateinischen Ode seines Lehrers, des Paters le Jay, auf die Schutzpatronin der Stadt Paris ist.

Von Renan's „Leben Jesu" ist soeben auch eine spanische Uebersetzung erschienen unter dem Titel „Vida de Jesus, por Ernesto Renan. Traduccion española de Frederico de la Vega. Con todas las notas de la edicion francesa."

„La nouvelle Babylone", diese Schilderung des heutigen Paris aus der Feder des geistvollen, liberalen Eugen Pelletan wird in einer deutschen Uebersetzung von Dr. Th. Wildberg bei Louis Levit in Bromberg erscheinen (2 Bde., Preis ungefähr 2 Thr.)

Die vom französischen großen Generalstab seit etwa sechzig Jahren in Hunderten von Blättern herausgegebene, schöne Karte von Frankreich ist endlich im Dezember 1863 zum Abschluß gediehen.

Der berühmte Sprachkenner, Herr Thomas Watts in London, Assistant-Keeper der Bibliothek des British Museum, wird, wie wir hören, die interessantesten seiner in Zeitschriften und Sammelwerken zerstreuten Aufsätze unter dem auch in Deutschland jetzt usuell gewordenen Titel „Essays" herausgeben. Besonderes Interesse dürfte die Arbeit über die ältesten Zeitungen erregen, ein Gegenstand, mit dem Herr Watts sich vielfach beschäftigt hat. Man erinnert sich seines „Sendschreibens an A. Panizzi Esq., welchem wir interessante Aufschlüsse auf diesem Gebiet verdanken, und das bei seinem Erscheinen große Aufmerksamkeit erregte. Seitdem hat Herr Watts viele neue Forschungen angestellt, deren Resultate wir in den „Essays" zu erwarten haben. Ueberhaupt sollen die meisten Artikel der Sammlung eine Umgestaltung erfahren, wie die fortgesetzten Studien des Autors sie bedingen.

Verlag von Wilhelm Herz (Besser'sche Bchdlg.) in Berlin, Behrenstr. 7.

Soeben ist erschienen:

Paul Heyse.

Gesammelte Novellen in Versen.

8. 17. Bog. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Die Braut von Cypern, die Brüder, König und Magier, Margherita Spoletina, Uriella, die Furie, Rafael, Michelangelo, Buonarotti, die Hochzeitreise an den Walchensee.

Paul Heyse's Novellen in Miniatur-Format. Band I. 4. Auflage. Geh. 1 Thlr. 3 Sgr. Geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — in Miniatur-Format. Band III. 2. Aufl. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr. Geb. 1 Thlr. 24 Sgr.

— — in Miniatur-Format. Band IV. 2 Aufl. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt:

Bd. I. Die Blinden, Marion, La Rabbiata, Am Tiberufer.

Band III. Die Einsamen, Anfang und Ende, Maria Francisca, Das Bild der Mutter.

Band IV. Annina, Im Grafenschloß, Andrea Delfin, Auf der Alm (79)

Bei **Ferdinand Schneider** in Berlin erschien so eben in einer zweiten verbesserten Auflage:

Die Verfassung Englands.

Dargestellt

von **Dr. Eduard Fischel.**

590 Seiten 2 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser entwickelt in treuer Darstellung den jetzigen Zustand der Staats-, Gerichts- und Gemeinde-Verfassung des freiesten und deshalb glücklichsten Landes in Europa; er zeigt uns, wie diese Verfassung, kein gedrucktes Blatt von so und so vielen Paragraphen, unter langem Kampf, durch treues Festhalten an den Grundprinzipien, sich entwickelte. Die Uebersetzung des Buches in das Russische, Französische und besonders in das Englische verschaften der Arbeit dieselbe Anerkennung im Auslande, die ihr in Deutschland zu Theil wurde. Leider sollte der Verfasser die neue Auflage nicht gedruckt sehen; nach Vollendung ihrer Umarbeitung führte auf einer Reise ein Unglücksfall seinen plötzlichen Tod herbei. (74)

Im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig erschien:

Müller, O., Zwei Sünder an einem Herzen.

Eine Erzählung. 2 Bände. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (81)

In unserem Verlage ist erschienen:

Max von Schenkendorf's

Leben, Denken und Dichten.

Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt von Dr. **A. Hagen,** Professor der Universität zu Königsberg.

8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Inhalt: I. Jugend- und erste Universitätszeit. Aufenthalt im Oberlande. II. In Königsberg und auf dem Amte Waldau. III. Die Familie des Landhofmeisters von Auerswald. IV. Das Haus von David Barckley. V. Der königliche Hof. VI. Der poetische Männerbund. VII. Zeitschriften und Stammbücher. VIII. Schmerzvolle Ereignisse. IX. Veränderte Verhältnisse. X. Vermählung in Carlsruhe. XI. Zum Freiheitskampf. XII. Nach der Leipziger Schlacht. XIII. Zeitraum zwischen der Anstellung an der deutschen Central-Verwaltung und der an einer preußischen Regierung. XIV. Am Niederrhein. Beilagen.

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (80)

Im Verlage von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Dr. M. Luther's

sämmtliche deutsche Schriften

nach den ältesten Ausgaben kritisch und historisch bearbeitet, mit literar-historischen Einleitungen und einem alphabetischen Sachregister, herausgegeben von

Dr. J. K. Irmischer und **E. L. Enders.**

Zweite verbesserte Auflage.

Band 1—20. Subskriptionspreis pr. Bd.: 22½ Ngr. Erschienen sind: Bd. 1, 2, 4. Nach Erscheinen des 6. Bandes tritt der Ladenpreis von 1 Thlr. pr. Band ein.

Band 21—67 werden nicht neu gedruckt und kosten im Subskriptionspreise 23 Thlr. 15 Sgr.

Luther ist unser erster neuhochdeutscher Klassiker und seine Schriften sollten darum, wenigstens soweit dieselben dem Laien verständlich sind, vor denen eines Göthe und Schiller im Besitze eines jeden Gebildeten sein.

L. Ranke sagt von ihm: „Gewaltiger ist wohl nie ein Schriftsteller aufgetreten, in keiner Nation der Welt. Auch dürfte kein andrer zu nennen sein, der die vollkommenste Verständlichkeit und Popularität, zugleich, treuherzigen Menschenverstand mit so viel ächtem Geist, Schwung und Genius vereinigt hätte. Er gab der Literatur den Charakter, den sie seitdem behalten, der Forschung, des Tiefsinns".

Gustav Freitag: „Luther war der fruchtbarste, größte populäre Schriftsteller der Deutschen."

Prof. **Köstlin:** „Wir dürfen diese Sammlung der Luther'schen Schriften als ein Werk begrüßen, welches nicht blos den Geist des größten Reformators in seiner ganzen, vielseitigen, fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit dem Leser darstellt, sondern welches ihn auch einen erfrischenden Blick thun läßt in die lebendigen Reichthümer seiner Muttersprache. — Das edle Streben, welches zu Gunsten unserer Sprache das Grimm'sche Wörterbuch verfolgt, werden in ihrer Weise ebenso sehr oder wohl noch mehr die Schriften eines Luther fördern, wenn sie mit dem Hauch ihrer originalen Redeweise den Leser wieder umwehen."

Beilage zur Allgem. Zeitung vom 19. Januar 1852: „Diese Ausgabe, welche den Vorzug der Vollständigkeit mit den Forderungen philologischer Kritik und urkundlicher Genauigkeit zu vereinigen strebt, genügt allen den Bedürfnissen, welche man jetzt an eine neue Gesammtausgabe zu stellen berechtigt ist." (72)

Unsere Ausgabe der Werke Luther's gibt diese Schriften zum erstenmal vollständig, im ursprünglichen reinen Text nach den Original-Ausgaben, unter Beibehaltung aller Spracheigenthümlichkeiten und alleiniger Anbequemung der Orthographie und Interpunktion an die jetzige, so daß die Sprache Luther's, als das eigenthümliche Gepräge seines Geistes, unangetastet geblieben ist.

Album-Portraits

in Visitenkartenformat

vorräthig in der Buch- und Kunsthandlung von **Hugo Quaas** in **Berlin,**

Leipzigerstrasse 25. (73)

Dichter und Schriftsteller:

Ed. About	Sgr. 10	Victor Hugo	Sgr. 10
Andersen	15	James	15
B. Auerbach	7½	D. Jerrold	15
Balzac	10	W. Irving	15
Bérauger	10	Paul d'Ivoy	10
Fr. Bodenstedt	10	G. Kinkel	15
Fr. Bremer	15	von Klesheim	15
Charlotte Bronte (Currer Bell)	15	Paul de Kock	10
		Fr. Kugler	10
Will. Bryant	15	A. de Lamartine	10
Edw. Bulwer Lytton	15	J. Lelewel	10
Rob. Burns	15	M. Lermontoff	10
Lord Byron	15	Ch. Lever	15
Th. Carlyle	15	G. H. Lewes	15
Chateaubriand	10	H. Longfellow	15
A. Chénier	10	Th. B. Macaulay	15
W. Collins	15	Alfr. Meissner	15
J. F. Cooper	15	J. Mery	10
P. Corneille	10	A. Mickiewicz	10
W. Cowper	15	E. de Mirecourt	10
H. Crémieux	10	X. de Montépin	10
Ch. Dickens	15	Ed. Möricke	10
Fr. Dingelstedt	10	Th. Mügge	7½
B. D'Israeli	15	L. Mühlbach	7½
Dora d'Istria	12½	Th. Mundt	10
A. Dumas père	10	E. Pelletan	10
A. Dumas fils	10	Edgar Poë	15
R. W. Emerson	15	Fr Ponsard	10
Et. Enault	10	Rob. Prutz	10
P. Ferry	10	Edg. Quinet	10
Oct. Feuillet	10	Fritz Reuter	10
de Foudras	10	W. H. Riehl	10
F. Freiligrath	15	George Sand	10
G. Freytag	12½	J. Sandeau	10
E. Geibel	10	Saphir	15
Fr. Gerstaecker	12½	V. Sardou	10
E. de Girardin	10	Walter Scott	15
J. Golowine	10	E. Scribe	10
Bog. Goltz	7½	Fr. Soulié	10
R. Gottschall	15	E. Souvestre	10
Anast. Grün	15	Ch. Sealsfield	10
Ida Gräf. Hahn-Hahn	10	Ad. Stahr	10
Hackländer	10	Ad. Stifter	15
Fr. Halm	15	Alfr. Tennyson	15
Fr. Hebbel	15	W. M. Thackeray	15
J. L. Heiberg	15	N. Turghenew	10
Henr. Hertz	15	M. Richard	10
G. Herwegh	15	Ludw. Uhland	10
G. Hesekiel	7½	L. Veuillot	10
Paul Heyse	10	A. de Vigny	10

Vorstehendes ist nur ein Auszug aus dem **12.500** Portraits enthaltenden Hauptkatalog, umfassend sämmtliche Regenten, Geistlichkeit, Generäle, Diplomaten, Gelehrte, Künstler etc., welche in Original-Aufnahmen nach dem Leben stets vorräthig sind.

Im Verlag von Carl Gerold's Sohn in Wien erscheint:

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde

in den Jahren 1857—1859,

unter den Befehlen des Commodore **B. v. Wüllerstorf-Urbair.**

Beschreibender Theil von **Karl v. Scherzer.**

Illustrirte Volksausgabe in 30 Lieferungen à 30 Kr. ö. W. = 6 Ngr.

Bis jetzt wurden 10 Lieferungen ausgegeben, die übrigen sollen im Laufe des Jahres folgen. Die Prachtausgabe des Werkes, welche geheftet 12 fl. = 8 Thlr., elegant gebunden 13½ fl. = 9 Thlr. kostet, kann fortwährend complet bezogen werden. Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. (77)

Dieser Nummer liegt eine Anzeige bei betr. die **Publikationen des Königl. Preussischen Statistischen Bureaus** im Verlage der Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin und ein **Prospect zu dem illustrirten Kunstjournal: Die Dioskuren.** Commissionsverlag der Nicolaischen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 7.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expedition.

Sendungen
wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 14. Februar 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Felix Mendelssohn's Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847 in der Uebersetzung von Lady Wallace 98

Nord-Amerika.

Die Bildung der Continente. Von Louis Agassiz 100

England.

Die Gesellschaft und ihre Selbsthilfe. III. Rettungs-Anstalten für Verirrte, Lasterhafte und Unglückliche 103

Frankreich.

Noch ein Wort über das Leben Jesu von Renan 105

Rußland.

Der Amur 106

Kleine literarische Revue.

Schleswig in der großen Reymann'schen Karte 109
Germania. Zeitschrift für häusliche Erziehung 109
Die Dioskuren. Deutsche Kunstzeitung . 110
Der Hirtenknabe 110

Literarischer Sprechsaal.

Dr. Moritz Veit 110
Mannichfaltiges 111

In **G. Eichler's** plastischer Kunstanstalt in Berlin ist so eben erschienen:

Portraitmedaillon Galilei's,
als Modellirung, in saubern Gipsabgüssen,

a. 4 Zoll Durchmesser, unter Glas in Metallrähmchen 20 Sgr., in Holzrähmchen 25 Sgr., ohne Rahmen 10 Sgr.

b. 2½ Zoll Durchm., in Metallrähmchen 12½ Sgr., in Holzrähmchen 15 Sgr. (95)

Obige durchaus zuverlässige Portraitmedaillons empfehlen sich als Andenken an den 18. d. M., an welchem Tage der 300ste Geburtstag des vortrefflichen Mannes in Italien nicht bloss, sondern auch bei uns ohne Zweifel gefeiert werden wird.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Prospectus of the Cambridge Edition of Shakespeare.

To be completed in Eight Volumes, price 10s. 6d. each, published at intervals of Four Months.

THE WORKS OF
WILLIAM SHAKESPEARE
EDITED BY
WILLIAM GEORGE CLARK, M.A.,
FELLOW AND TUTOR OF TRINITY COLLEGE, AND PUBLIC ORATOR IN THE UNIVERSITY OF CAMBRIDGE;
AND
JOHN GLOVER, M.A.,
LIBRARIAN OF TRINITY COLLEGE, CAMBRIDGE.

In announcing this edition of Shakespeare's Works the Publishers desire to call attention to certain features, which will distinguish it from previous editions:

1. A Text based on a thorough collation of the four Folios, and of all the Quarto editions of the separate plays, and of subsequent editions and commentaries.

2. All the results of this collation will be given in notes at the foot of the page, and to these will be added conjectural emendations collected and suggested by the editors and furnished to them by their correspondents. The reader will thus have in a compact form a complete view of the critical materials out of which the text of Shakespeare is formed.

3. In the cases where a Quarto edition exists, differing from the received text to such a degree that the variations cannot be shewn in notes, the text of the Quarto will be printed *literatim* in a smaller type after the received text.

4. The lines of each Scene will be numbered separately.

5. At the end of each play will be added a few critical notes upon such passages as require discussion.

6. The Poems, edited on a similar plan, will follow the Dramatic works.

The Work will be handsomely printed in demy 8vo, at the Cambridge University Press, and it will be the aim of the Publishers to make this edition distinguished for its typographical beauty.

The volumes 1 to 3 are out and to be had at the AGENCY FOR GERMANY:

MR. LUDWIG DENICKE, LEIPZIG.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated.
Januar 1864.

The small house at Allington. — Publishers before the age of printing. — Sermons. — Parliamentary committees. — Cousin Phillis. — Ulysses in Ogygia by *J. Noël Paton*. — Respecting asses. — Shylock in London. — Yorkshire Money and money's worth. — Margaret Denzil's history (annotated by her husband.

Monatlich ein Heft zu 1 Shilling. (98)

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson*. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
Januar 1864.

The Hillyars and the Burtons. A story of two families by *Henry Kingsley*. — Christmas thoughts on Renan's vie de Jésus by the Rev. *F. D. Maurice*. — Letters from a competition Wallah. — Froude's history of England, vol. VII and VIII by the Rev. Prof. *Kingsley*. — Dead men whom I have known or recollections of three cities by the Editor. — A son of the soil. — „My beautiful lady." — England's neutrality in the American contest regarded from a federal point of view by Prof. *J. E. Cairnes*.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.
(96)

Die nachfolgenden sehr wichtigen Werke werden hiermit zu den beigesetzten Preisen offerirt:

The ENCYCLOPAEDIA BRITANNICA or Dictionary of Arts, Sciences and General Literature. Eighth edition, illustrated by upwards of 5000 engravings on wood and steel. 21 volumes and Index. Royal-Quarto. Half Bound Russia. £ 32. 3s. 6d. Für Thlr. 200.
Cloth . . . . 25.12. . . 160.

ANNALS of BRITISH LEGISLATION being a classified summary of public bills, statutes, accounts and papers, reports of committees and of commissioners etc. etc. of the House of Lords and Commons. Edited by Leone Levi, F. R. S., F. S. S. Volumes 1 to 12, comprising the years 1856 to 1863.
Für Thlr. 48.

ANDREW SMITH. Illustrations of the Zoology of South-Africa. Complete, comprising the Mammalia, Reptiles, Birds, Fishes and Invertebratae. With upwards of 250 most beautifully coloured plates. 5 volumes. Royal-Quarto. Cloth. Published at £ 15. Für Thlr. 75.

Deutschland und das Ausland.

Felix Mendelsohn's Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847 in der Ueberſetzung von Lady Wallace.*)

Als zu Anfang des Jahres 1862 in London eine engliſche Ueberſetzung von Mendelsſohn's „Reiſebriefen" erſchienen war, begrüßten die Freunde des Verewigten dieſe Erſcheinung mit Freuden. Hatte doch England faſt ebenſo, wie ſein eigenes Vaterland, den Werth des Komponiſten erkannt. War doch dort ſein früher Tod auf das Tiefſte empfunden und betrauert worden. Mit Recht durfte man alſo erwarten, daß das ſchöne Denkmal, welches der Bruder des Verewigten ihm in deſſen eigenen, vom edlen Feuer der Jugend und vom heiligen Geiſte der Kunſt durchdrungenen Briefen geſetzt hatte, auch in dem dem Genius Mendelsſohn's ſo befreundeten fremden Lande in ſeiner ganzen Schönheit erkannt und gewürdigt werde.

Die engliſche Ueberſetzung der „Reiſebriefe", als deren Verfaſſerin Lady Wallace genannt war, ließ kaum etwas zu wünſchen übrig. Die Arbeit trug das Gepräge der Vertrautheit ſowohl mit der Sprache des Originals, als mit der Denk- und Schreibweiſe Mendelsſohn's. Wir haben ſpäter erfahren, daß ein in England lebender treuer Freund des Verſtorbenen, der in den Briefen ſo oft und ſtets mit Liebe genannte Karl Klingemann, darüber gewacht, daß die Ueberſetzerin der „Reiſebriefe" keinerlei Mißverſtändniß ſich zu Schulden kommen laſſe, indem er Satz für Satz und Wort für Wort ihre Arbeit durchſah und korrigirte, und in Folge deſſen haben auch die „Reiſebriefe" einen gleich guten Eindruck in England wie in Deutſchland gemacht.

Leider iſt der kenntnißreiche Freund Mendelsſohn's ſeitdem ſelbſt von dieſer Erde geſchieden. Lady Wallace unternahm es, den im Jahre 1863 erſchienenen zweiten Band der Briefe von 1830 bis 1847 allein zu überſetzen. Uneingedenk der Dienſte, die ihr Karl Klingemann bei der Erklärung mancher, dem Ausländer nicht geläufigen und ſchwer verſtändlichen Wendungen und Ausdrücke des Originals, ſowie bei der Durchſicht und Retouchirung ihrer Arbeit geleiſtet, hielt ſie es — die vielleicht ſogar die Sorgfalt des Freundes als eine Verletzung ihres ſouveränen Autorrechts angeſehen hatte — nicht für nöthig, einem ſachverſtändigen Auge ihre Arbeit zur Durchſicht vorzulegen. Und was iſt nun die Folge davon?

Es liegt uns jetzt eine engliſche Ueberſetzung des zweiten Bandes der Briefe Mendelsſohn's vor, die voller Mißverſtändniſſe, Fehler und Auslaſſungen iſt, die aus einer ganz andern Feder gefloſſen zu ſein ſcheint, als die Ueberſetzung der „Reiſebriefe", die den Geiſt, den wir in Mendelsſohn's klaren und edlen Gedanken erkennen und lieben, verfälſcht und in entſtellter Weiſe wiedergiebt, und die, ſtatt ein ſchriftliches Denkmal dieſes Geiſtes in England zu ſein, auf alle engliſchen Leſer einen peinlichen, ja oft widerwärtigen Eindruck machen muß.

Wir in Deutſchland, die wir gerade dieſen zweiten Band beſonders hochhalten, weil darin der Verewigte mit inniger Wärme und Wahrheitsliebe über die Würde des Künſtlers, über die Aufgaben der muſikaliſchen Kunſt, über die Förderung derſelben durch Akademieen und Conſervatorien, ſowie über die großen muſikaliſchen Werke der Deutſchen ſich ausſpricht — wir müſſen gegen dieſe, aus der engliſchen Preſſe hervorgegangene, arge Verunſtaltung auf das Entſchiedenſte proteſtiren. Wir appelliren an die geachtete Verlagshandlung der Herren Longman in London mit der Aufforderung, daß ſie dieſen zweiten Band in der vorliegenden Geſtalt möglichſt bald aus ihrem ehrenwerthen Verlag beſeitige, indem ſie ihn von Sachverſtändigen mit dem deutſchen Originale genau vergleichen, die Mißverſtändniſſe, Korrumpirungen und Auslaſſungen verbeſſern und reſp. herſtellen und demnächſt eine umgearbeitete, zweite Auflage dieſes Bandes veranſtalten läßt. Gern wollen wir zu dieſen Korrekturen auch einige Beiträge liefern. Die Fehler laſſen ſich faſt auf jeder Seite der Ueberſetzung nachweiſen. Wir werden hier zur Probe bloß einige mittheilen, wie ſie uns bei der erſten Vergleichung ſofort in die Augen fielen.

Die Ueberſetzerin hat augenſcheinlich einige von Mendelsſohn gebrauchte, ſelten vorkommende deutſche Wörter, die zufällig in ihrem Wörterbuche nicht ſtanden, ganz nach Willkür und auf das Gerathewohl hin übertragen. So braucht Mendelsſohn in einem Brief vom 14. September 1839 (S. 207 der deutſchen Ausgabe) das Wort „behäbig". Ein deutſcher Freund in England hätte ſie vielleicht darauf aufmerkſam gemacht, daß dieſes Wort dem Sinne, wie dem Laute nach, mit dem engliſchen to behave, behavior nahe verwandt ſei. Lady Wallace überſetzte es aber durch „**arrogant**" (S. 185 der engliſchen Ausgabe), und zwar ſoll M. ſeiner Schweſter Fanny empfohlen haben, in Italien arrogant zu ſein!

Auch das Wort „Freiſtelle" muß in dem wahrſcheinlich ſehr mangelhaften deutſchen Lexikon der Lady Wallace fehlen; denn auf Seite 316 der engliſchen Ausgabe ſpricht Mendelsſohn von „zehn Sinecuren", **sinecures**, der neuen Leipziger Muſikſchule, während in der deutſchen Ausgabe (356) von zehn Freiſtellen die Rede iſt.

Mendelsſohn hat, wie Julius Rietz in dem Einleitungsworte zu dem Verzeichniſſe der Mendelsſohnſchen Compoſitionen ſagt, einige derſelben zurückgelegt, obwohl er ſie „überarbeitet" hatte. Dieſes „überarbeitet" nimmt die Ueberſetzerin — wahrſcheinlich wieder nach ihrem mangelhaften Lexikon — für „zu ſehr gearbeitet" und erzählt: M. habe dieſe Stücke beiſeite gelegt, „**even if too much laboured**" (S. 443 der engliſchen Ausgabe).

Den deutſchen „Vetter Michel", gegen welchen Mendelsſohns Vater, wie M. am 27. Oktober 1840 (S. 239 der deutſchen Ausgabe) ſchreibt, einen unüberwindlichen Widerwillen gehabt, hält Lady W. für einen wirklichen Vetter der Mendelsſohnſchen Familie und führt ihn daher als „**Cousin Michael**" ein (S. 215 der engliſchen Ausgabe).

Unter dem „größeren Publikum", von welchem einmal Mendelsſohn ſchreibt, verſteht Lady Wallace (S. 260) „**the majority of the public**", was augenſcheinlich beweiſt, daß ſie der deutſchen Sprache in einem ſehr geringen Grade mächtig iſt.

Dies geht auch aus dem Mißverſtändniß hervor, das ihrer Ueberſetzung des Zeitwortes „ſich wälzen" (S. 153 der deutſchen u. S. 136 der engliſchen Ausgabe) zu Grunde liegt. Sie verwechſelt dieſes Zeitwort nämlich mit dem deutſchen „walzen", indem ſie überſetzt, daß die dicken Pferde der franzöſiſchen und belgiſchen Diligencen „nicht vorwärts gehen, ſondern ſtets in der

*) Letters of Felix Mendelssohn Bartholdy from 1833 to 1847. Edited by Paul Mendelssohn Bartholdy, of Berlin, and Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy of Heidelberg; with a Catalogue of all his Musical Compositions compiled by Dr. Julius Rietz Translated by Lady Wallace. London, Longman, Green, Longman, Roberts and Green, 1863.

Runde" — **not go forwards but round and round**, während Mendelssohn schreibt, daß die Pferde „gar nicht laufen, sondern sich wälzen."

Eines der seltsamsten Quiproquo's begeht aber die Uebersetzerin, indem sie die „Waldteufel", wie bekanntlich gewisse Kinder-Instrumente heißen, die bei der Berliner Straßenjugend, besonders um Weihnachten, im Schwunge sind, für Dämonen des Waldes hält. S. 36. der englischen Ausgabe läßt sie Mendelssohn schreiben: „By the bye, I quite forgot to say that I wished to introduce a **wood-demon** into the „Passion".

Ein Seitenstück zu diesem Wald-Dämon bildet das Musikstück „Teufel und seine Großmutter", welches Lady Wallace (S. 202, „Devil and his Grandmother") in einem Gewandhaus-Concerte zu Leipzig ausführen läßt. Mendelssohn hatte nämlich (31. März 1840) geschrieben, daß man auf einer Soiree im Gewandhause alles Mögliche durch einander aufgeführt und genossen: „Orchester, Chor, Bischof, Kuchen, Meeresstille, Psalm, Tripelkonzert von Bach, Liszt, Hiller und ich, Chöre aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erlkönig und Teufel und seine Großmutter." Lady Wallace, ohne zu ahnen, daß hier die Letzteren ein bloßes Etcetera seien, hält den Teufel und seine Großmutter für einen Pendant zum „Erlkönig" und führt sie, wie den „Erl King", mit Gänsefüßchen als Musikstück auf.

Zweimal liefert die Uebersetzerin den Beweis, daß sie den plastischen Begriff des deutschen Wortes „Bildung" von dem ethischen nicht zu unterscheiden weiß. Mendelssohn spricht nämlich darüber, ob jetzt, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., in Berlin die „Bildung einer öffentlichen Meinung" möglich sei (S. 263 der deutschen Ausgabe), und Lady Wallace (S. 235) macht daraus „the advantage of public opinion". Ein andermal schreibt Mendelssohn an den Minister Eichhorn in Berlin, (6. März 1845) über die Reform der Akademie der Künste und ihrer musikalischen Sectien, und bei dieser Gelegenheit betont er mit großer Entschiedenheit, daß alle akademischen Lehrer in ihren positiven Fächern auf denselben Punkt hinwirken, daß auch in der Bildung der Zöglinge nirgends eine wesentliche Lücke sei, und „daß dann endlich, gleichsam als Schlußstein, sämmtliche übereinstimmende Momente der Bildung noch einmal zusammengefaßt, in ihrer praktischen Anwendung den Schülern vor das Auge geführt und desto fester eingeprägt werden". Hier übersetzt Lady Wallace (S. 280) beidemal das Wort „Bildung" durch „**organization**", wodurch dem Komponisten geradezu Unsinn in den Mund gelegt wird.

Friedrich Wilhelm IV. hatte gewünscht, daß Mendelssohn die Chöre zu den Eumeniden des Aeschylus komponire. Der Komponist schreibt jedoch (12. März 1845) an den geheimen Kabinetsrath Müller: „Es ist mir nicht gelungen, auch nur bei Einem dieser Chöre die Aufgabe so zu lösen, wie es die Schönheit des Gegenstandes und der feine Kunstsinn Sr. Maj. verlangen." In der englischen Uebersetzung schreibt M. dagegen, es sei ihm nur gelungen, Einen dieser Chöre in solcher Weise zu komponiren, wie es u. s. w. „I have not succeeded, and **have only been enabled to fulfill the task in the case of one of them** in such a manner as is demanded by the loftiness of the subject and the refined artistic perception of the king." — Heißt das nicht, einen Geist, wie den Mendelssohn's, dem man die höchste Sorgfalt und Achtung schuldig ist, mit der größten Nachlässigkeit behandeln?

Mit ähnlicher Nachlässigkeit läßt sie den deutschen Komponisten am 28. Oktober 1841 sagen: er habe es sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, niemals etwas Musik betreffendes zu schreiben, selbst nicht in Zeitungen — „never to write on any subject connected with music, even in newspapers." (S. 276 der englischen Ausgabe). Was sich aber Mendelssohn wirklich (S. 310 der deutschen Ausgabe) zum Gesetze gemacht hatte, war: „niemals etwas Musik betreffendes selbst in öffentliche Blätter zu schreiben." Das Wörtchen „selbst" hatte die unkundige Uebersetzerin hier in der Bedeutung des englischen „even" genommen, während es doch ganz einfach „self" oder „myself" bedeutet.

Am 6. Oktober 1835 rühmt Mendelssohn (S. 102 der deutschen Ausgabe) den Chor der Thomaner (Thomasschüler) in Leipzig „welche", wie er schreibt, „Prachtjungen sind und so pünktlich eintreten und loslegen", was Lady W. für pünktlich zur Schule gehen und wieder entlassen werden hält, indem sie übersetzt, (S. 92 der englischen Ausgabe) „**who are capital fellows, and go to college, and are dimissed so punctually.**"

Von den Musikzuständen Berlins schreibt Mendelssohn am 18. Juli 1838 an Ferd. Hiller (S. 171 der deutschen Ausgabe): „daß man sich wohl an einzelnen (musikalischen) Erscheinungen freuen, aber mit keiner näher befreunden kann." In dieser Stelle verwandelt Lady Wallace die Sachen in Personen, indem sie übersetzt: „that though you may have great satisfaction in **individuals**, it is not easy to be on terms of **intimacy with any one.**"

Daß Händel in die Wasser des Moselflusses eingetaucht worden und daß Felix Mendelssohn Assmannshäuser Mineralbrunnen getrunken, scheint doch barer Unsinn, aber beides ist in dem Buche der Lady Wallace schwarz auf weiß zu lesen.

Es steht hier nämlich zuvörderst (S. 151): „We should at last have the true Handel in Germany, not one first dipped **in the waters of the Moselle.**"

Deutsche Kenner der Klavierauszüge und Bearbeitungen der Händel'schen Oratorien durch Herrn v. Mosel haben wahrscheinlich bereits errathen, daß Mendelssohn lediglich diesen Verwässerer, nicht aber den schönen Strom gemeint hat, der bei Koblenz in den Rhein fällt.

Alsdann lesen wir bei Lady Wallace (S. 366): „**I drink the waters of the Assmannshäuser spring.**" Ob es der treffliche Assmannshäuser Rothwein, oder pures Quellwasser gewesen, was damals Mendelssohn in Assmannshausen getrunken, ist freilich nach der scherzhaften Aeußerung des deutschen Briefes (Assmannshäuser Brunnen) nicht zu entscheiden; es ist jedoch anzunehmen, daß der Künstler nichts Anderes getrunken, als was man Assmannshäuser par excellence nennt.

Der spaßhaften Verwechslungen kommen übrigens noch sehr viele vor. So hält sie Spasimo für einen Maler; sie spricht (S. 371 der englischen Ausgabe) von „**paintings by Spasimo**", während Mendelssohn den berühmten Kupferstich „lo Spasimo", nach Rafael, gemeint. Wir könnten noch eine lange, lange Liste von blunders — der vielen wichtigen Weglassungen gar nicht zu gedenken! — hier anführen; wir glauben jedoch, hinreichend bewiesen zu haben, daß Lady Wallace ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen war.

Das edle, schöne Gedenkbuch ist unter der Hand der englischen Uebersetzerin zu einer widerwärtigen Fratze geworden. Die Manen des Künstlers verlangen dringend, daß ihnen dafür eine Genugthuung gewährt werde. J. L.

Nord-Amerika.

Die Bildung der Kontinente.

Von Louis Agassiz.

Der berühmte schweizerische (Neuchateller) Naturforscher Louis Agassiz lebt und wirkt bekanntlich seit einigen Jahren in Nord-Amerika und zwar als Professer an der Harvard-Universität in New-Cambridge. Wir hatten im vorigen Jahrgange des „Magazin“ seiner geologischen Vorlesungen gedacht, in welchen er darlegt, daß nicht Europa, sondern Amerika die alte Welt zu heißen verdiene, da der letztere Kontinent, seiner ganzen Formation und fossilen Pflanzenwelt nach, jedenfalls früher entstanden, als der europäische. Nachstehendes ist der Inhalt einer weiteren Vorlesung, die sich an jene ersten anschließt.

„Wenn wir über die Zeit hinweggehen, wo die ersten schichtenweisen Niederschläge in einem allgemeinen Ocean, in welchem weder Thiere noch Pflanzen existirten, sich ablagerten, so gab es ein Zeitalter in der physischen Geschichte der Erde, wo die Länder in niedrigen Inseln bestanden — wo weder große Tiefen noch bedeutende Anhöhen die Oberfläche der Erde vermannichfachten — wo sowohl die thierische, als die vegetative Schöpfung, obwohl zahlreich, tiefer stand, als die spätere, und verhältnißmäßig einförmig von Charakter war — wo Seekryptogamen die höchst organisirten Pflanzen, und Fische die höchst organisirten Thiere waren.

Diese rohe Skizze genügt für die ganze Zeit, obwohl sie nicht ohne ihre geringeren Veränderungen, ihre neuen Thier- und Pflanzenformen, ihre Erhöhungen und Senkungen war. Denn nichtsdestoweniger war sie während der ganzen Dauer das Zeitalter niedriger, getrennter Landmassen, das Zeitalter der Kryptogamen und Fische. Von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende trat ein höherer Typus im Thierreiche, keine vornehmere Gruppe im Pflanzenreiche auf.

Dann war ein Zeitalter in der physischen Erdgeschichte, wo die bereits über das Wasser hervorragenden Flecken Land sich so vereinten, daß sie große Inseln bildeten, und obgleich das Aussehen der Erde seinen insularen Charakter behält, so deutete doch die Größe der Inseln, ihr Streben, sich durch fortwährend abgesetzte neue Lagen zu vereinen und auf diese Weise größere Strecken trockenen Landes zu bilden, bereits den Fortschritt zur Bildung von Kontinenten an. Diese Ausdehnung des trockenen Landes wurde hervorgebracht nicht bloß durch die stufenweise Ansammlung von Stoffen, sondern auch durch die Erhebung bedeutender Lagen geschichteter Niederschläge; denn obgleich die höchsten Berge noch nicht bestanden, so gehören doch Ketten, wie die der Alleghanies, des Jura, in diese Periode der Erdgeschichte. Während dieser Periode war der allgemeinere Charakter des Thier- und Pflanzenreiches höher, als in dem vorigen Zeitalter. Vielerlei und sehr verschiedenartige Reptilien riesiger Größe und von sonderbarem Ansehen, einige von ihnen an den Bau der Fische erinnernd, andere einzelne Züge von Vögeln bereits vorbildend, gaben dem Thierreiche einen neuen Charakter, während im Pflanzenreiche die Herrschaft der Seekryptogamen vorüber war, und Landkryptogamen, und späterhin Gymnospermen und monokotyledonische Bäume die Erde mit ihrem Laubwerk verhüllten.

Dies war der Charakter dieses zweiten Zeitalters von seinem Beginne bis zum Schlusse, und obschon es Anzeichen giebt, daß, bevor dasselbe ganz vorüber war, einige niedere Typen von Säugethieren von der Gattung der Beutler eintraten und ebenso einige wenige dikotyledonische Pflanzen, so waren sie doch weder zahlreich noch hervortretend genug, um das Aussehen der organischen Welt im Allgemeinen zu ändern. Diese Periode war, ihrer physischen Formation nach, das Zeitalter großer, kontinentartiger Inseln, während es, seinem organischen Charakter nach, das der Reptilien als höchsten thierischen Typus und der Gymnospermen und baumartigen Monokotyledonen als höchster Pflanzengruppen war.

Dann kam ein Zeitalter in der physischen Erdgeschichte, wo große Bergketten die bereits kontinentartig gewordenen Inseln mit eisernen Banden zusammenketteten, wo weite Landstrecken, bisher insularen Charakters, durch die Erhebung plutonischer Massen, die sich durch sie hinstreckten und mit Riegeln von Granit, Porphyr und Basalt sie für immer verankerten, zu einer einzigen Masse wurden. So ketteten die Felsenberge und die Anden Nord- und Südamerika zusammen, die Pyrenäen einten Frankreich mit Spanien, die Alpen, der Kaukasus und der Himalaja banden Europa an Asien. Die Klasse der Säugethiere war nun an der Spitze des Thierreiches; riesige Vierfüßer bewohnten die Erde und hausten in Wäldern, die durch Pflanzen höherer Gattung, als alle früheren, charakterisirt wurden — Buchen, Birken, Ahorn, Eichen und Pappeln der Tertiärbildungen. Aber obgleich die Kontinente ihre bleibenden Umrisse erhalten hatten, so blieben doch ausgedehnte Strecken noch immer mit Wasser bedeckt. Binnenseen, Wasserstreifen, wie das in der jetzigen Welt so einzig dastehende Mittelmeer, waren damals zahlreich. Physikalisch gesprochen, war es das Zeitalter der durch große Binnenmeere unterbrochenen Kontinente, während es in der organischen Welt das Zeitalter der Säugethiere und großer dikotyledonischer Wälder war. In gewissem Sinne war es das Zeitalter der Vollendung, dasjenige, welches die Krönung der Schöpfungsarbeit einleitete.

Es gab ein Zeitalter in der physischen Geschichte der noch in ihrer Kindheit lebenden Welt, als der Mensch mit den Thieren und Pflanzen, die ihn begleiten sollten, auf der Erdkugel, die ihren jetzigen Charakter angenommen, eingesetzt wurde. Wenigstens waren die Kontinente vom Wasser befreit, und die ganze Erde war den neuen Wesen zur Heimat gegeben.

Unter allen früher in das Thierreich eingeführten Typen war nicht Einer gewesen, dem nicht durch ein vollständig unüberschreitbares Gesetz geographischer Vertheilung bestimmte Gränzen gesetzt gewesen wären. Nur für den Menschen waren diese Gränzen hinweggenommen. Er konnte mit den Hausthieren und Pflanzen, welche die Begleiter seiner Pilgerfahrten sein sollten, über die ganze Erde wandern und sich eine Heimat suchen. An die Spitze der Schöpfung gestellt, mit dem Verstande begabt, sowohl Thiere als Pflanzen seinen Bestimmungen dienstbar zu machen, bezeichnet sein Auftreten auf der Erde den letzten Abschnitt der Geschichte unseres Planeten.

Doch diese Zeitalter der Erdgeschichte selbst sind noch bestimmter Unterabtheilungen fähig, die ebenfalls genau definirt werden sollten. Welches ist die Natur dieser Unterabtheilungen? Sie sind alle mit plötzlichen, in ihrer Thätigkeit mehr oder minder begränzten, physikalischen Aenderungen auf der Erdoberfläche verknüpft, wobei diese Aenderungen selbst von wichtigen Aenderungen in der organischen Welt herrühren.

Obgleich ein einziger Grundzug in jeder dieser Epochen vorherrschte, so ging doch nichtsdestoweniger ein beständiger Fortschritt von Thätigkeit durch sie alle hindurch, und in gewissen

Intervallen erhielt sowohl die organische, wie die physikalische Welt einen plötzlichen Ruck in Folge markirter und heftiger Aenderungen in der Erdkruste, welche neue Erhebungen bewirkten, während in derselben Zeit die vorhandene thierische Schöpfung zum Abschluß gebracht wurde und eine neue Ordnung von Wesen auftrat. Dieses Zusammentreffen der verschiedenen Erhebungen mit der Einführung einer neuen, von der früheren ganz verschiedenen Bevölkerung ist hinlänglich klar bewiesen worden. Wir können solche Unterabtheilungen der größeren Zeitalter füglich mit Epoche oder Aera bezeichnen.

Die Entdeckung des Zusammenhanges neuer Erhebungen mit dem Auftreten neuer Thier- und Pflanzenarten verdanken wir den Studien von Elie de Beaumont.

Als ein Beispiel in dieser Hinsicht kann der Jura dienen, von dem ja eine der großen Epochen der Erdgeschichte genannt ist. In einem tiefen Schlunde des Jura war es, wo vor mehr als fünfzig Jahren Leopold von Buch zuerst die Art und Weise der Gebirgsbildung entdeckte, und am Fuße des Jura, in der Nähe von Neuchatel, wurden die Untersuchungen angestellt, welche mehr zum Erkennen der mit den Perioden verbundenen Veränderungen führten.

Wenn man die Jurakette vom Neuchateller See aus ansieht, so scheint sie nur einen ununterbrochenen Höhenzug zu bilden, der allmählich zum Ufer des See's herabsteigt. Dennoch wird der oberflächlichste Beobachter leicht wahrnehmen, daß dieser Zug durch die Verschiedenheit seiner Vegetation in zwei stark verschiedene Farbenstreifen zerfällt: der niedrigere und mehr allmählich sich senkende Theil des herabsteigenden Gebirges ist von einem lichteren Grün, während der obere Theil durch die Waldbäume, wie Buchen, Birken, Ahorn, darüber durch Fichten, eine dunklere Farbe zeigt.

Wenn die Vegetation in voller Entwickelung steht, so wird diese durchgehende Trennung, entlang der ganzen Seite der Kette, in zwei breite Bänder von Grün, das hellere unten, das dunklere oben, sehr auffallend. Das lichtere Band stellt den kultivirten Theil: die Weinberge, Bauernwirthschaften, Obstgärten, dar, welche den sanfteren, mehr allmählichen Theil des Abhanges decken, und die Gesammtheit dieses kultivirten Striches, der sich hundert englische Meilen nach Osten und Westen erstreckt, gehört der cretaceischen Epoche an; der obere Rücken der Kette, wo der Waldwuchs eintritt, ist jurassisch. Wenn man sich die Bergreihe ansieht, so bemerkt man keinen Unterschied in dem Einfallswinkel, aber die Randlinie zwischen den beiden Bändern von Grün markirt in der That den Punkt, wo die cretaceischen Betten mit sanfterem Ansteigen an die jurassischen Schichten stoßen, die ihren steileren Abfall beibehalten und unter denselben in die Tiefe gehen.

Dies ist einer der Fälle, wo die Berührung zweier Epochen sehr kenntlich hervortritt. Es leidet keinen Zweifel, nach dem Verhältniß der Ablagerungen hat der Jura bei seiner Erhebung die früher gehäuften Schichten mit sich in die Höhe gehoben. An seiner Basis war damals noch kein See, sondern ein ausgedehnter Theil Meer, denn die ganze Fläche der Schweiz stand unter Wasser, und viele tausend Jahre vergingen, ehe sich die Alpen erhoben, um dem Meere eine neue Schranke zu setzen und jenen binnenländischen Wasserstreifen einzuschließen, der allmählich durch neue Anhäufungen mehr und mehr ausgefüllt und in die fruchtbare Ebene umgestaltet werden sollte, welche jetzt zwischen dem Jura und den Alpen liegt. Will sich der Leser in seiner Einbildungskraft einen Augenblick in die Zeit versetzen, wo die südliche Seite des jurassischen Rückens direkt ins Meer abfiel, so wird er leicht einsehen, wie sich diese zweite Reihe von Niederschlägen an seiner Basis ansammelte, gerade so, wie sich jetzt noch an jeder Seeküste Stoffe ansammeln.

Natürlich müssen sie sich horizontal angesammelt haben, da lockere Stoffe sich selbst in einem so geringen Winkel, wie der des jetzigen unteren Theiles vom Jura ist, nicht hätten erhalten können; aber wir werden später sehen, daß hinterdrein viele Störungen in dieser Gegend stattfanden, und daß diese Kreidelager, nachdem sie fest geworden, durch spätere Erhebungen aus ihrer ursprünglichen Lage in die gebracht wurden, welche sie jetzt am unteren Theile des Jura zeigen. Die Erhebung der jurassischen Masse hat sie an den Theilen, welche der Erhebungsreihe zunächst liegen, mit in die Höhe genommen, so daß sie jetzt von da etwas geneigt zu der Ebene abfallen.

Obgleich diese Aenderung in der Neigung kaum bemerkbar ist, wenn man die Jurakette gerade vor sich hat, so giebt es doch einen Querdurchschnitt, welcher dazu bestimmt scheint, uns einen Riß von ihrer inneren Struktur zu geben. Hinter der Stadt Neuchatel erhebt sich der „kahle Berg" (Chaumont), so genannt von seinem kahlen Haupte, da weder Baum, noch Strauch auf seinem Gipfel wächst. Mitten durch diesen Berg, von der Nord- zur Südseite, geht ein natürlicher Weg, gebildet von einem Risse in dem Berge, der vom Gipfel bis zum Fuße reicht. In diesem Querdurchschnitte, der eine höchst romantische und malerische Schlucht bildet, die ins Innere der Jurakette führt, erhält man eine Profilansicht der Veränderung in der Neigung der Schichten und kann den Verbindungspunkt beider Arten von Lagerungen leicht unterscheiden.

Der Jura ist ungemein reich an Fossilien; er ist thatsächlich aus Resten von Thieren gebaut, und es giebt kein Korallenriff in den gegenwärtigen Meeren, das dem Naturforscher eine bessere Gelegenheit zum Studium gäbe, als die Korallenriffe des Jura. Als ich mit den Fossilien des Jura bereits ziemlich vertraut war, kam ich darauf, die von dem oberen mit denen von dem unteren Gange zu vergleichen, und zu meinem Erstaunen fand ich, daß sie durchaus verschieden, und daß die von dem unteren Gange unabänderlich cretaceischen Charakters, die des oberen jurassisch waren. In dem Laufe dieser Untersuchung entdeckte ich drei Perioden an der cretaceischen und vier in der jurassischen Epoche, alle durch verschiedene Fossilien charakterisirt. Dieses führte zu einer noch genaueren Untersuchung der verschiedenen Schichtungsarten, deren Resultat in D'Orbigny's Forschungen eine noch größere Zahl von Perioden war.

Wir verließen Amerika am Schlusse der Kohlenzeit, als der mittlere Theil der Vereinigten Staaten sich bereits übers Wasser erhoben hatte.

Werfen wir nun einen Blick nach dem gleichzeitigen Europa dieser Urtage und sehen wir, wie weit seine physische Geschichte fortgeschritten war.

Welche europäischen Länder tauchen für uns auf aus dem azoischen (thierlosen) Ocean, die in Zeit und Charakter der niederen Hügelreihe entsprechen, welche zuerst die Nordgränze der Vereinigten Staaten bestimmte? Was fügte die silurische und devonische Epoche jenen ältesten Strichen trockenen Landes in der alten Welt hinzu? Und wo finden wir die Kohlenlager, welche uns die Stelle ihrer kohlenbildenden Wälder angeben? Da die Wechselbeziehung zwischen den Epochen verhältnißmäßiger Ruhe

und successiver Erhebungen in Europa so sorgfältig bestimmt worden, so will ich versuchen, eine Skizze dieser ältesten europäischen Welt zu geben.

In dem europäischen Ocean der azoischen Epoche finden wir fünf Inseln von bedeutendem Umfange. Die größte davon ist im Norden. Skandinavien hatte damals bereits fast seine gegenwärtigen Umrisse, denn Norwegen, Schweden, Finnland und Lappland, welche Länder alle hauptsächlich aus Granit bestehen, waren unter den zuerst sich erhebenden Ländern. Zwischen Schweden und Norwegen liegt indessen noch heut ein weiter Strich Landes unter Wasser, der einen großen Binnensee bildet. Will der Leser sich die Mühe nehmen, sich eine geologische Karte von Europa anzusehen, so wird er einen ausgedehnten Strich silurischen Gesteines mitten in Schweden und Norwegen finden. Derselbe stellt das Stück Wasser dar, welches allmählich durch Ansammlung silurischer Niederschläge ausgefüllt worden und dann durch eine spätere Erhebung erhoben werden sollte.

Dann gab es eine andere Masse Land weit gegen Südosten zu von dieser skandinavischen Insel, welche wir als die böhmische Insel bezeichnen können, weil sie an der jetzt Böhmen genannten Stelle liegt, obgleich sie auch einen Theil von Sachsen und Mähren umfaßt.

Die nordwestliche Ecke von Frankreich, jener Vorsprung, den wir jetzt Bretagne nennen, mit einem Theile der daran stoßenden Normandie, bildete eine weitere Insel, während südwestlich davon das Centralplateau von Frankreich lag.

Großbritannien war nicht vergessen in dieser Urwelt, denn ein Theil der schottischen Hügel, einige walesche Gebirge und eine kleine Erhebung hier und da in Irland bildeten bereits einen kleinen Archipelagus in dieser Gegend.

Durch eine äußerst sorgfältige Analysis der Struktur dieser Gesteine in diesen alten Flecken Landes hat Elie de Beaumont, indem er alle Dislocationen der Schichten, alle Anzeichen jeder denkbaren Störung in der Erdkruste vermerkte, vier der silurischen Epoche vorausgehende Systeme von Erhebungen entdeckt und klassifizirt, zu denen er auch diese Inseln im azoischen Meere rechnet. Er hat sie die Systeme der Vendée, von Finisterre, Longwy und Morbihan genannt. Diese Namen haben für jetzt nur eine örtliche Bedeutung — sie sind, wie so viele geologische Namen, von den Oertlichkeiten hergenommen, wo gewisse Erscheinungen zuerst bemerkt und untersucht wurden — aber mit der Zeit wird man sie ohne Zweifel auf alle gleichzeitigen Erhebungen anwenden, wo man sie nur immer bemerkt, gerade wie wir jetzt silurische, devonische, permische und jurassische Formationen ebenso gut in Amerika, als in Europa besitzen

Die silurische und devonische Epoche scheint die bereits erhobenen Landflecken eher erweitert, als gerade neue hinzugefügt zu haben; doch diesen Epochen wird die Erhebung einer großen und wichtigen Insel im Nordosten Frankreichs zugetheilt. Wir können sie die belgische Insel nennen, da sie den Raum des neueren Belgiens einnahm; aber sie erstreckte sich bedeutend über diese Gränzen und schloß einen großen Theil des nördlichen Rheinlandes mit ein. Nur ein Theil des Striches, zu dem die Centralmasse der Vogesen und des Schwarzwaldes gehört, hatte sich während der silurischen Epoche erhoben, welche auch Wales, Schottland, die böhmische Insel, die britannische Insel und Skandinavien bedeutend vergrößerte. Während dieser Epoche wurde der Streifen Wasser zwischen Norwegen und Schweden trocknes Land; ein bedeutender Strich kam am Nordende an der Küste des Eismeeres hinzu, während ein breiter Streif silurischer Ablagerungen zwischen dem jetzigen Finnland und Rußland diese Gegend vergrößerte.

Die silurische Epoche ist von Elie de Beaumont dem Erhebungssystem zugetheilt worden, welches er das System von Westmoreland und dem Hundsrücken nennt — wieder bloß in Rücksicht auf die Oertlichkeiten, wo diese Erhebungen zuerst studirt wurden, die Centren, von denen die Forschungen ausgingen. In ihrer geologischen Bedeutung jedoch bezeichnen sie alle Oscillationen und Störungen des Bodens durch den ganzen Bereich, über welchen sich die silurischen Ablagerungen in ganz Europa erstreckten. Die devonische Epoche erweiterte den Umfang der belgischen Insel bedeutend. Ihr gehört die Gegend der Ardennen an, die zwischen Frankreich, Belgien und der Eifel liegt, und eine neue Störung der Vogesen, durch welche dieser Strich gleichfalls erweitert wurde.

Die bretagnische Insel wurde durch devonische Ablagerungen bedeutend vergrößert, und auch Böhmen gewann an Umfang, während das Centralplateau von Frankreich ziemlich in demselben Zustand blieb. Die Veränderungen der devonischen Epoche werden von Elie de Beaumont einem System von Erhebungen beigemessen, das er die Wallungen der Vogesen und der Normandie nennt.

Zu der Kohlenzeit gehören die Bergsysteme von Forez, westlich von Lyon, die des nördlichen Englands und der Niederlande. Diese drei Erhebungssysteme sind gleichfalls von Elie de Beaumont charakterisirt worden, und in den zwischen ihren Erhebungen gebildeten Vertiefungen finden wir die Kohlenbecken von Mittelfrankreich, England und Deutschland. Während aller dieser Epochen, in Europa wie in Amerika, war jede solche Störung der Oberfläche von einer Aenderung in der thierischen Schöpfung begleitet.

Unterziehen wir nun das Aussehen von Europa am Schlusse der Kohlenzeit einer Gesammtübersicht, so werden wir sehen, daß die große skandinavische Insel fertig ist, während die Inseln von Böhmen und Belgien sich durch ihr allmähliches Wachsthum so weit genähert haben, daß sie nur noch durch einen verhältnißmäßig schmalen Kanal getrennt sind. Die belgische Insel, die bretagnische und die des französischen Centralplateaus bilden zusammen ein Dreieck, dessen unterster Punkt das Plateau ist, während Belgien und die Bretagne die zwei andern Ecken bilden. Zwischen dem Plateau und Belgien fließt ein Kanal, den wir, weil er das alte Burgund bedeckt, den burgundischen nennen dürfen. Zwischen dem Plateau und der Bretagne ist ein anderer Kanal, den wir nach seiner Lage den Kanal von Bordeaux nennen wollen. Der zwischen diesen drei Landmassen eingeschlossene Raum wird von der offenen See aus gespeist. Die allmähliche Schließung dieser Kanäle und ihre Ausfüllung durch fortdauernd wachsende Anhäufungen und Erhebungen wird Gegenstand einer weiteren Vorlesung sein.

* * *

Wir haben bei Bearbeitung dieser Vorlesung vieles übergehen müssen, was speziell auf einen amerikanischen Hörer- und Leserkreis berechnet ist und in ältere Arbeiten des Verfassers zurückgreift, die uns nicht zur Hand sind. Aus einer früheren Vorlesung von Agassiz wollen wir nur als wichtig die Gestaltung der Perioden hervorheben, wie sie der berühmte Gelehrte nach seinem jetzigen Standpunkte ordnen zu müssen glaubt. Wir geben sie, der Deutlichkeit wegen, in der natürlichen chronologischen Ord

nung, nicht wie wir sie dort finden, von der jetzigen Welt in frühere Perioden zurückgreifend:

Paläozoïsches oder Urzeitalter.
Zeitalter der Fische.

Silurische Zeit
Devonische „ } mit zehn bis zwölf Perioden.

Sekundäres Zeitalter.
Reptilien.

Kohlen-Zeit
Permische
Trias } mit acht bis neun Perioden.

Jurassische
Cretacеische } mit gegen zwanzig Perioden.

Tertiäres Zeitalter.
Säugethiere.

Eocene
Miocene
Pliocene } mit wenigstens zwölf Perioden.

Menschenzeitalter.
Jetzt.

England.

Die Londoner Gesellschaft und ihre Selbsthilfe.

III.

Rettungs-Anstalten für Verirrte, Lasterhafte und Unglückliche.

Unter den sechshundert und fünfzig Wohlthätigkeits-Anstalten Londons nehmen neuerdings die Bestrebungen, Verirrten und Lasterhaften jeder Art, jedes Geschlechts und Alters eine helfende Hand für den Pfad der Tugend und Ehre zu reichen, eine hervorragende Stellung ein. Während das alte Findlings-Hospital den Säugling der verlassenen Mutter abnimmt, um ihn physisch und moralisch zu erziehen, erbarmt sich die „Society for the Protection of Young Women and Children“ der Waisen von 6—10 Jahren. Der reformatorische und Zufluchts-Verein und die Industrie-Schulen nehmen sich nach Kräften der Tausende unerwachsener Tage- und Taschendiebe an und suchen sie der Nützlichkeit und ehrlichem Verdienste zu gewinnen. Die weiblichen Asyle, Schlafstellen, Mitternachts-Meetings, Reu- und Magdalenen-Heimden eröffnen ihre Thore den Dirnen des Lasters, um sie an ehrliche Arbeit und ein Leben der Ehre und Sitte zu gewöhnen. Dazu kommen die philanthropische Anstalt für weibliche Wesen und die Elisabeth-Zuflucht, die manches junge Mädchen vom Pfade der Verderbniß, moralischen und physischen Unterganges retten. Und für entlassene Verbrecher giebt es eine große Menge menschenfreundlicher Anstalten, dieselben von der Rückkehr zum Verbrechen abzuhalten und ihnen ehrenhafte Lebenswege zu eröffnen.

Ganz besonders beachtenswerth sind die seit etwa fünf Jahren sich ausdehnenden Bemühungen, verlassene und der Prostitution ergebene weibliche Wesen durch Rede und Ueberzeugung von ihrer Lebensweise abzuschrecken und ihnen mit Rath und That, Heimat und Arbeit zu ehrenhaftem Leben, zum Sinn für Zucht und Sitte zu verhelfen.

Die „Mitternachts-Meetings“, zu welchen die unglücklichen Nachtvögel der Straße auf die freundschaftlichste Weise, auf den nächtlichen Prostitutions-Bällen ganz fein durch Einladungskarten, wie zu Thee und Butterbrot, (was auch in der Regel herumgereicht wird) eingeladen werden, haben als ein pikantes Curiosum eine Art Zeitungs- und Feuilleton-Berühmtheit erlangt und sind oft genug bespöttelt worden. Was ich davon selbst gesehen habe, nöthigt mich zu dem durch Thatsachen gerechtfertigten Bekenntniß, daß es den geistlichen und weltlichen Herren, die diese Meetings beriefen, die Ausgaben dafür aufbrachten, die „Homes“ und Refuges für Reuige etablirten und unterhielten, in eindringlichsten Reden Reue und Besserung zu erwirken suchten, vollständiger und heiliger Ernst damit war. Auch haben sie sich wirklich guter Früchte zu rühmen. Nur leidet die Sache, wie ungemein viel andere Wohlthätigkeit in England und anderen Ländern, an einem zu stark aufgetragenen Pietisten- und kirchlichem Lehr- und Bekehreifer. Die biblischen und salbungsvollen Worte, die dazu verschwendet werden, sind nicht die rechte, eindringliche Form für solche unachtete, in Frivolität und Unfläthereі heimische Herzen. Man müßte mit ihnen praktischer, prosaischer sprechen und sie nicht sowohl zu heiligen, sondern zu anständigen, sittlichen Personen zu machen suchen, ihnen die Folgen des Lasters statistisch aus den Beispielen Anderer und das Praktischere, Nützlichere, Sicherere eines ordentlichen Lebenswandels und produktiver Arbeit klar und wirksam zu machen suchen.

Zwölf solcher Meetings für Engländerinnen und zwei für Französinnen, die 1860 gehalten wurden, hatten eine Zuhörerschaft von 2400 Personen. Von diesen wurden 26 den Ihrigen wiedergewonnen, 18 in Dienst gegeben, 91 in „Homes“ untergebracht und 10 andere in Stellungen befördert, wo sie redliches Brot verdienen, darunter 4 als Verheiratete. Insofern man 80,000 Prostituirte in London annimmt, ist der Gewinn aus 12 Meetings sehr gering zu nennen, zumal da noch über 9000 fromme Büchlein und 6000 Reelle Adressen (d. h. Reden für die Frauenzimmer) vertheilt wurden. Die frommen Herren tröst n sich freilich mit dem Umstande, daß die Bibel von mehr Freud über eine gerettete Seele spricht, als über 99 Gerechte. Und religiös genommen, muß man dies auch gelten lassen.

Das einzige, aber großartige Findlings-Hospital nimmt nur illegitime Kinder von „sonst“ respektablen Müttern, wenn diese nachweisen, daß die Väter noch am Leben sind und sie böswillig verlassen haben. Es hat also durchaus nicht den Charakter eines Findelhauses. Im Durchschnitt werden 4½ Hundert Kinder im Hospitale erzogen.

Das einzige Hospital, welches prostituirten Kranken Aufnahme und Behandlung gewährt, das „Lock Hospital Asylum“, (seit 1746 bestehend) hat nur Raum für 60 Patienten und 100 sonstige Aufgenommene. Ein ähnliches, größeres Institut der Art ist im Bau begriffen. Die Reu-Asyle und „Homes“ sind für Kranke der Art durchaus unzugänglich. — Das Magdalenen-Hospital (seit 1758) hat während des Jahrhunderts 9000 reuige Sünderinnen aufgenommen, davon über 6000 wieder mit Angehörigen versöhnt und andere in ordentliche Lebensverhältnisse gebracht.

Das seit 1812 bestehende Guardian Society Asylum gewährt reuigen Prostituirten einstweiliges Unterkommen und Beschäftigung. Seit dem Bestehen sind etwa 2500 aufgenommen worden.

Mit anderen Mitteln kämpft die London Society for the Protection of Young Females seit 1835 gegen das stets wachsende Laster, indem sie auf Unterdrückung geheimer Häuser der Infamie, Bestrafung der Wirthinnen und Schutz der jungen Geschöpfe ausgeht, die in solche Häuser gelockt und sonstwie im Laster be-

günstigt wurden. In noch nicht 30 Jahren wurden über 500 berüchtigte Häuser unterdrückt und über 800 Mädchen unter 15 Jahren durch das Asyl in Schutz genommen. Aeltere werden nicht berücksichtigt.

Das Female Penitentiary (seit 1807) gewährt solchen Prostituirten, die erklären, daß sie zu einem ordentlichen Leben zurückkehren wollen, Schutz, Aufenthalt, Unterricht und Vermittelung. Es nahm 4000 Mädchen auf, von denen über 900 in ihrer Heimat angebracht, über 1200 als Dienstmädchen u. s. w. placirt wurden. Man sieht also, daß solche Institute oft genug und wirksam den Segen des Spruches genießen und Tausenden diesen Genuß verschaffen:

„O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele sein."

Wir können nicht alle „weibliche Neu-Asyle und Zufluchtsörter, „Homes, Präventiv- und Reformatorische Institutionen, weibliche Schutzgesellschaften" u. s. w. — alle im Interesse Gefallener, Gesunkener, Verführter, Verlassener, Verletterter und Verlorener begründet, verwaltet, vergrößert und vermehrt — nur dem Namen nach anführen. Auch die Vereine, Institute und Asyle für entlassene Strafgefangene, besonders für verbrecherische Kinder, wollen wir eben nur erwähnen und anmerken, daß zwei solche Institute in einem Jahre über 30,000 Thaler für 920 verlassene und aufgenommene Kinder ausgaben. Dabei muß man nicht vergessen, daß in allen Distrikten der ungeheuren Weltstadt „Lumpen-" und Industrieschulen" existiren, die junges Gesindel jeder Art umsonst aufnehmen, unterrichten, für Lohn beschäftigen und Sinn und Geschick für ehrliche Arbeit und ehrenhaften Lebenswandel verbreiten.

Eine andere, ähnliche Art von Wohlthätigkeitsanstalten sorgt für Obdach, Unterstützung, Besserung, Beschäftigung, Erziehung aller Bewohner, die dergleichen bedürfen und in das Bereich irgend einer Anstalt kommen, so lange irgendwie Raum und Mittel vorhanden sind. Die Zahl derselben wird jetzt über ein halbes Hundert gestiegen sein.

Eine andere Klasse von mildthätigen Vereinen ist unter dem Titel „Charitable Societies for the relief of destitution and distress" begriffen. Es sind Gesellschaften für Unterstützung im Winter, für Entdeckung von Betrügereien, zur Vertheilung von Geld unter bestimmte Klassen von Armen und Arbeitern, zum Schutze von Seeleuten, von Fremden im Allgemeinen oder besonderen Fremden, von Schotten, von Franzosen u. s. w. Vor drei Jahren fand man plötzlich, daß das Armengesetz, das Jeden, der noch nicht selbst vor Hunger schreit, zur Beisteuer für die Armen verpflichtet, durchaus unzureichend und ganz wesentlich ein Unsinn, eine Barbarei, die schreiendste Monstrosität sei, da jede Gemeinde *ihre* Armen zu ernähren verpflichtet sei. Dies heißt in dem ungeheuer individualisirten London, wo die Reichen zusammenwohnen und je nach ihren Vermögensgraden sich von Westen her nach Osten immer ärmer zurückgedrängt fühlen, so daß im Osten (und in einem Theile des Südens) sich nur Arme mit Allerärmsten anhäufen, dies heißt in London: Je reicher Jemand ist, desto weniger zahlt er Armensteuer und umgekehrt. Die Presse schrie, das Publikum war empört, als es hieß, daß in Einer Woche 19 Menschen thatsächlich verhungert waren. Ein Paar Wochen darauf machte die Times bekannt, daß ihr *mehr* Tausende von Thalern zur Unterstützung von Armen, die in den Armen-Distrikten nicht mehr untergebracht und erhalten werden konnten, eingezahlt worden seien — als, wie ein Vergleich ergiebt, jemals in den deutschen Nationalfonds und für die deutsche Flotte mit Preußischer Spitze zusammengeschossen sind. Dabei regnete es Geld in die Armenbüchsen der Magistrats- und Polizeigerichte, aus denen seitdem jede Woche Tausende von Thalern armen und obdachlosen Angeklagten zufließen. Dazu kommen eine Menge Privatvereine, die sich seitdem der Elendesten annehmen, welche von dem Armengesetze nicht erreicht werden. Ein einziger, besonders mit Armen überfüllter, ganz östlicher Distrikt Londons bekam allein durch die Times zu Weihnachten 1859 mehr als der deutsche Nationalfonds beträgt, nämlich 15,000 Pfund, das sind netto 100,000 Thaler. Es ist der Victoria-Dock-Distrikt, also das äußerste Ostende Londons mit 14,000 Einwohnern. Die Charitable Societies vertheilten über 50,000 Pfund in diesem Jahre. Außerdem kamen aus den „poor-boxes" der Magistrats- und Polizeigerichte 38,000 Pfund. Die Armensteuer jedes Menschen, der Miethe bezahlte, schwankte zwischen 9 Pence und einer halben Krone für jedes Pfund Miethe.

Unter ein anderes Kapitel fallen die „Provident and Benevolent Institutions". Als Mittelstufe nehmen die „Leihgesellschaften", die Loan-Societies, eine merkwürdige Stelle ein. Im Jahre 1850 gab's 34 solcher Institute, 10 Jahre später 242, jetzt sind's beinahe 300. Die Herren und Vereine, die in diesen Instituten Leuten, die Geld brauchen, Geld leihen, denken dabei nicht an Wohlthätigkeit für Andere, aber sie sind eine große Wohlthat, wobei man freilich von den vielen Winkel- und Betrugs-Gesellschaften absehen muß, die bloß von den Shillingen leben, die jeder Applicant einzahlen muß für Bestreitung der Kosten, die Erkundigungen u. s. w. verursachen. Es kann nämlich Jeder in einem solchen Büreau Geld bekommen, der für eine kleinere Summe einen, für eine größere zwei Gewährsmänner hat, die für Rückzahlung bürgen, falls der Borger selbst nicht könnte oder wollte. Diese Bürgen müssen ansäßig sein, ein Haus haben. Und in London hat jede halbwegs anständige Familie ihr eigenes Haus. Die Leihgesellschaft geht auf jede Art von Terminen der Rückzahlung ein und macht es so jedem redlichen, arbeitenden Menschen möglich, nöthiges Geld bis zu 100 Pfund und mehr in die Hände zu bekommen. Die 242 Gesellschaften von 1860 verborgten an mehr als 20,000 Borger gegen 70,000 Pfund Sterling.

Dann kommen die Sparbanken, in welche am Ende des Jahres 1860 über anderthalb Millionen Einleger mehr als 41 Millionen Pfund gegen gute Zinsen deponirt hatten. Hier nun sind die Königl. Post-Sparbanken (Post-Office Saving-Banks) ein ebenso großer Segen, wie die „Money-Order-Offices", durch welche man jeder Zeit jeden kleinen Geldbetrag in jedem Büreau des Landes einzahlen kann, um ihn in jedem beliebigen anderen Theile binnen 24 Stunden auszahlen zu lassen. Die über das ganze Land und in alle Distrikte Londons vertheilten Post-Sparbanken nehmen jederzeit jeden Betrag von 10 Sgr. ab von Jedem an und zahlen ihn jederzeit auf Verlangen in jeder anderen Bank des Landes mit 2½ Prozent Zinsen wieder aus. Jeder Einleger kann jeden Anderen mit Deponirung oder Einziehung beauftragen. Auch Kinder können deponiren. Interessen für weniger als 1 Pfund werden zwar nicht bezahlt, aber wer weniger nur lange genug stehen läßt, erhält dann auch die Zinsen für die gemeinsame Summe, sobald sie mit Zins und Zinszins auf mehr als 1 Pfund gestiegen ist. Es kann also jeder Arme, der einmal ein Paar Thaler übrig hat, irgendwo um die Ecke herumgehen und das Geld zum Aufheben geben und sicher sein, es jederzeit auf Verlangen mit Zinsen für Tag und Stunde wiederzuerhalten. Dabei ist von keinen Extra-Ausgaben die Rede und alle Briefe darüber sind frei.

Solche Anstalten sind nur Blüthen und Früchte einer gründlichen, alten, wirthschaftlichen Cultur und Bildung. Auf deutschem Boden merkt man wenig davon, insofern sie nicht von einem einzigen, der Regierung noch dazu unangenehmen, wirklichen Manne des Volks und dessen jahrelanger, täglicher Heldenarbeit ausging. In Berlin existirt ein Verein von literarischen Männern, die ein gemeinsames Vermögen trotz aller Debatten darüber nicht wirthschaftlich anzulegen vermochten, so daß sie endlich beschlossen, für das Geld zu — essen. Unter diesen literarischen Männern giebt's große Lichter der National-Oekonomie, von denen das größte Licht einmal eine große Rede hielt, bloß um den einzig guten Plan wirthschaftlicher Verwerthung des Geldes — feierlich zu bekämpfen.

Von den übrigen Wohlthatsvereinen dieses Kapitels, die zum Theil für bestimmte Klassen berechnet sind, für Näherinnen und Putzmacherinnen, Association für den Verkauf von Arbeiten solcher Damen, die zu arbeiten, aber nicht gut zu verkaufen wissen und wenig Mittel haben (verkaufte 1860 die Arbeiten von 250 Damen für 769 Pfund, im zweiten Jahre ihres Bestehens,) für junge Mädchen im Allgemeinen (mit Industrial Homes etc.), Schulen und Vorbereitungsanstalten für Dienstboten, Dienstmädchen-Asyle, Dienstmädchen-Schutzgesellschaften, Kochkunstschulen u. s. w. können wir keine näheren Berichte geben, wenn wir nicht über alles Maß eines Magazin-Artikels hinausgehen wollen. Man sieht auch hier die in Spezialitäten und *feinere* Bedürfnisse eingedrungene humane Cultur, für welche bei uns noch kein Sinn und Erbarmen zustammen kann, da wir uns im Politischen und Großen noch nicht „aus dem Gröbsten herausgehauen" haben. Fanny Lewald schrieb einmal „Osterbriefe", worin sie in eindringlicher Weise zum praktischen Erbarmen für Dienstboten und schutzlose Mädchen aufforderte. Aber es scheint taube Ohren getroffen zu haben. Wo soll jetzt Sinn und Geist für solche Humanität herkommen?!

Wir sind noch politisch und social mit *grober* Arbeit überhäuft und lassen alle höhere, menschlichere Cultur, alle feinere Arbeit liegen und verkommen. —

Eine Menge „Infant-Nurseries", Säuglings-Pflege-Anstalten armer und arbeitender Mütter, für 2½ Sgr. für je Tag und Nacht, wohlthätige Institutionen für Krüppel, Invaliden u. s. w. sollen hiermit ebenfalls nur registrirt sein. In unserem nächsten Artikel kommen wir zum Schluß. H. Beta.

Frankreich.

Noch ein Wort über das Leben Jesu von Renan.

Das Leben Jesu ist mehrfach in Deutschland, Frankreich, Belgien, kritisch beleuchtet worden, und zwar mit einer Freiheit, die weder irgend Scheu noch Rücksicht kennt, selbst diejenige nicht, welche mindestens für die Ausdrucksweise unter allen Umständen hätte erwartet werden dürfen angesichts eines Namens, der bereits zwei Jahrtausende hindurch von Millionen Menschen als der ihres Heilands, Erlösers, Seligmachers verehrt worden ist und von der Kirche Gott gleich gestellt wird. Ein größeres Unrecht, als solche Rücksichtslosigkeit — welche z. B. den neuesten Darsteller dieses Lebens, Renan, nicht abhält, Jesus einen transscendenten Revolutionair zu nennen — dürfte aber darin liegen, daß die Kritiker nicht von vornherein bekennen, Jesum fast ausschließlich nur nach dem geschriebenen Berichte von Jüngern beurtheilen zu können, denen Jesus selbst es bisweilen wehmüthig ausgesprochen, daß sie ihn nicht immer verständen.

Wer unter solchen Verhältnissen das Leben Jesu richtig zu erfassen und zu beurtheilen im Stande sein will, dürfte dies kaum anders vermögen, als in der Erfassung der *Gesammtheit* seiner Erscheinung, und zwar unter vorurtheilsfreier Erkennung und Würdigung der vorausgegangenen Zeitbildung aller damals bekannten Völker, gleichwie namentlich der damaligen Bildung und religiösen Haltung des jüdischen Volkes. Doch auch dieses kritische Urtheil wird selbst ein annähernd sicheres nur dann sein können, wenn es von Jemandem ausgeht, der sich im eigenen Leben ernstlichst bemüht hat, ein wahrer Jünger Jesu zu sein, und zwar nicht nach dem tödtenden Buchstaben, sondern nach dem freimachenden Geiste seiner Lehre.

Wie sehr Herr Renan, trotzdem daß seine Kritik mit der höchsten Anerkennung Jesu und seiner Lehre schließt, denselben mitunter doch nicht richtig erfaßt hat, dürften folgende Anführungen aus seiner Schrift darzuthun genügen. Nach ihm soll Jesus wenig wissenschaftlich unterrichtet gewesen sein. Und doch zeigte Derselbe schon mit 12 Jahren einen solchen Flammeneifer, sich zu belehren, daß er bekanntlich einstmals damit sogar schwere Sorge seinen Eltern bereitete. Vor Allem aber bezeugt sein Werk — so unvollständig und lückenhaft, mitunter vielleicht selbst mißverstanden, es von seinen Jüngern niedergeschrieben worden sein mag — daß Jesus nicht allein auf das Vollkommenste mit den religiösen Schriften seines Volkes, sondern auch mit denen anderer Völker bekannt war, namentlich wohl ohne Zweifel die Confucius-Lehre und die damals in großem Ansehen stehende platonische Philosophie gekannt hat.

Ferner soll, nach Renan, Jesus von Johannes dem Täufer Wesentliches gelernt haben, während dieser bekanntlich die Superiorität Jesu gleich Anfangs anerkannte. Auch soll er Jenem die Wasser-Taufe nachgemacht haben, während Jesus das Reden sächliche dieser mit der Bemerkung kennzeichnete, er sei gekommen, mit Feuer zu taufen. — Demnächst soll er, mit schlauer Planmäßigkeit, der Wunder sich bedient haben, während er es so wehmüthig tief beklagte, daß man, ohne Wunder und Zeichen zu sehen, nicht glauben wolle. — Weiter soll Jesus die baldige Ankunft des Gottes-Reiches den Jüngern noch bei ihren Lebzeiten versprochen haben. Und doch sagte er ihnen mit klaren Worten, es werde das Reich Gottes nicht kommen mit äußerer Geberde, sie hätten es vielmehr bereits in sich, wenn sie den Willen Gottes, ihres Vaters im Himmel thäten. — Endlich läßt Renan Jesum in tadelnswerther Leidenschaftlichkeit gegen die Pharisäer handeln, und nur aus Noth und mit Widerstreben den Tod über sich ergehen. Bekannt ist aber, daß Jesus selbst im gerechtesten Zorn gegen die Pharisäer die Liebe so wenig ausschloß, daß er aufs Freundlichste mit mehreren derselben verkehrte. Und wie erst seine Unterwerfung unter den Willen seines himmlischen Vaters, als der vorausgesehene, zur Besiegelung seiner Lehre unvermeidliche Marter-Tod sich ihm nahte? — Hätte Jesus in Wirklichkeit gelehrt oder behauptet, er sei Gott, oder dessen *mit überirdischer Machtfülle ausgestatteter* Sohn, wie hätte er am letzten Abend seines Lebens seine Lieblings-Jünger so wiederholt und dringend bitten können, mit ihm und für ihn zu beten? — Betrübt bis in den Tod rief er Gott an um Stärkung seines sinkenden Muthes, doch auch voll kindlichster und rührendster Hin-

gebung in den Willen seines himmlischen Vaters, dessen Verherrlichung allein sein ganzes Leben geweiht gewesen war, ein Leben, das er mit einer Bitte für seine Feinde und mit dem beseligenden Ausruf „Es ist vollbracht" beschloß. — Ja wohl schwer, unendlich schwer wurde ihm die freiwillige Uebernahme des Kreuzes-Todes, und eine solche freiwillige Uebernahme war sie, was man nie und nimmer übersehen darf. Doch gerade in dieser „schweren Uebernahme" liegt der Beweis des rein Menschlichen in Christo und des höchsten Verdienstes seines Opfertodes für die zu freier kindlicher Liebe zu erlösende Menschheit, welches Verdienst bei dem „Gott in Christo" nicht minder als die Nachfolge der Mitmenschen unmöglich gewesen wäre.

Allerdings bedarf es kaum eines solchen Beweises für die Natur Jesu, des gottgesandten Erlösers, wie er selbst sie glaubte; beachtet man, wie sogar nach dem Zeugniß der Evangelisten, die nur den Gott in ihm sahen, Christus den Pharisäern, welche ihm vorwarfen, sich Gottes Sohn zu nennen, nur erwiederte, sie nenneten sich selbst Götter und hätten daher wohl wenig Recht zu Vorwürfen gegen ihn, der sich ja nur Gottes Sohn nenne; wie er ferner die Macht allein für seinen himmlischen Vater in Anspruch nahm, seine Brüder und Schwestern Alle nannte, die den Willen seines Vaters thäten, seinen Jüngern und Nachfolgern die Fähigkeit zusprach, bei rechtem Glauben noch größere Wunder zu thun, als er sie gethan; wie er endlich die Gott-Gleichheit klar und deutlich nur auf den in ihm eingeborenen von aller Ewigkeit her vorhandenen Gottes-Geist, das göttliche logos (Wort, Lehre) bezog.

Doch trotz alledem und alledem, ist es nicht zu beklagen, wenn auch die schärfste Kritik sich dem Leben Jesu zuwendet, denn der irrende Geist kann den berichtigenden nur finden, wenn er zu Tage tritt. Jesus selbst konnte und wollte uns kein geschriebenes Wort hinterlassen, weil der Buchstabe tödte, ein jeder seiner Nachfolger aber der freie Priester seines eigenen Glaubens, kein todter Nachbeter eines geschriebenen, buchstäblichen Glaubens sein sollte.

Bei solcher mit der kindlichsten Einfachheit gepaarten Erhabenheit von Christi Lehre könnte auch der größte Zweifler und Spötter, wollte er deren eigene Bethätigung auch nur versuchen, inne werden, daß diese Lehre aus Gott, daß sie die vollendetste ist, die jemals gelehrt worden und die jemals gelehrt werden wird. Den Geistig-Jüngeren, wie einst den Jüngern, bietet sie den kindlichen Wunder-Glauben, den Geistig-Aelteren aber, nach fast 2000 Jahren weiteren Forschens und Erfahrens, ein bestimmtes, klares Licht, in wahrster Vollendung vermögend, Allen Alles zu sein, wie der große Apostel es bereits ausgesprochen. Nach Christi Lehre soll der Geist Alles lebendig machen, auf daß die Menschheit Gott anbeten könne in Geist und Wahrheit! Fstr.

Rußland.

Der Amur.*)

Der Amur entsteht aus dem Zusammenfluß der Schilka und des Argun und bildet in seiner größten Länge, nämlich bis zur Mündung des Ussuri, die Gränze zwischen dem chinesischen und russischen Reich; sein unterer Lauf und seine Mündung aber gehören ausschließlich zur russischen Seeprovinz (Primorskaja Oblast). Das Flußgebiet des Amur im russischen und chinesischen Territorium erstreckt sich über ein Areal von 37,000 geogr. Quadratmeilen. Seine Länge, den Onon und die Schilka als Quellflüsse angenommen, beträgt ungefähr 4000 Werst; hiervon kommen gegen 3000 Werst auf den eigentlichen Amur von Strelka bis zur Mündung, die übrigen 1000 auf die Schilka und den Onon. Ueber den Ursprung der russischen Benennung des Amur sind verschiedene Meinungen ausgesprochen worden. Einige erklären sie dadurch, daß die ersten Russen, welche das Flußsystem entdeckten, aus Unkenntniß den Namen des kleinen Zuflusses Emur, an dessen Mündung eines der ältesten russischen Forts, das nachherige Albasin, gegründet wurde, auf den ganzen Fluß übertrugen. Andere leiten den Namen Amur von Amu oder Mamu ab, mit welchem die Eingeborenen den unteren Lauf des Stromes bezeichnen. Von Strelka ab hat der Amur schon die Breite des Rheins, d. h. 250 bis 300 Faden; sein Ufer ist hier felsig, wie die Gegend, in der die Schilka sich mit dem Argun vereinigt. Strelka liegt unter 53° 20′ N. Br. Von hier bis zur Mündung des Amasar oder der Bolschaja-Gerbiza, seines ersten bedeutenden Zuflusses von der linken Seite, strömt der Amur auf einer Strecke von 50 Werften zwischen bewaldeten Bergen, die hauptsächlich mit Lärchenholz bestanden sind. Unterhalb der Mündung des Amasar weichen die Berge, welche bis dahin den Lauf des Amur begleitet haben, zurück und fallen nur stellenweise in schroffen Abhängen zum Flusse herab; 190 Werst vom Amasar fällt rechts der Umur oder Emuri, auch Albasicha genannt, in den Amur; seiner Mündung gegenüber befinden sich die Ruinen des alten Forts Albasin, an dessen Stelle eine neue Kosakenstaniza entstanden ist. An der Mündung der Kamara, 400 Werst von Albasin, erreicht der Amur schon eine Breite von 400 Faden und tritt 200 Werst weiter, an der Seja, seinem größten linken Zuflusse, in eine geräumige Ebene. Die Mündung der Seja, als einer der wichtigsten Punkte am Amur, ist zur Gründung der Hauptstadt der Amurprovinz, Blagoweschtschensk, erwählt worden; eine Reihe von Stanizen, die sich längs dem Flusse von Uststrelotschny-Karaul bis Blagoweschtschensk hinzieht, dient als Verbindungslinie zwischen der Amurprovinz und Transbaikalien. Am rechten Ufer des Flusses, 30 Werst unterhalb Blagoweschtschensk, liegt die chinesische Stadt Sachalan-Ula-Choton oder Aigun, der Hauptort der mandschu-chinesischen Provinz Hei-lun-tsian. Die Breite des Amur beträgt hier 750 Faden. Etwa 200 Werst stromabwärts ergießt sich in den Amur der mittlere von seinen drei vornehmsten linken Zuflüssen, die Nioman-Bira, bei den Russen unter dem Namen Bureja bekannt. Gegen 200 Werst von ihrer Mündung beginnt der Durchbruch des Amur durch den ihm den ferneren Weg nach Südosten versperrenden kleinen Chingan, den man, zum Unterschiede von anderen Bergketten dieses Namens, das Burejagebirge genannt hat. Die von dem Durchbruch des Amur gebildete Schlucht hat eine Länge von 160 Werst

*) Wir haben in unserem „Magazin" bereits das Geographisch-statistische Lexikon des russischen Reiches (Географическо-статистическій Словарь Росс. Имп.) erwähnt, das jetzt unter der Redaction des durch seine Uebersetzung von Ritters Erdkunde bekannten Gelehrten Semenow in Petersburg herausgegeben wird. Als Probe dieses mit großem Fleiße gearbeiteten und in der Geographie Rußlands geradezu Epoche machenden Werkes lassen wir den Artikel über den Amur folgen, der ein zwar kurzes, aber vollständiges Resumé der Nachrichten über diesen Strom in naturwissenschaftlicher, geographischer und historischer Beziehung enthält.

und ist, wie der Durchbruch des Rheins zwischen Bingen und Coblenz, der malerischste Theil des ganzen Stromlaufs. Beim Austritt aus der Chinganer Schlucht breitet sich der eingeengte Fluß von neuem aus, theilt sich in mehrere Arme und vereinigt sich 150 Werst von seinem Austritt mit dem Sungari, dem südlichen chinesischen Zweige des Stromsystems. Von der Confluenz des Amur mit dem Sungari wendet sich der Doppelfluß, der jetzt bei den Chinesen den Namen Kun-lun-kian führt, nach Nordosten, indem er sich der Richtung des Sungari fügt, den man daher nicht mit Unrecht als den Hauptarm betrachten kann. Die Ebene, durch die er nunmehr fließt, erstreckt sich bis zur Mündung des Ussuri. 250 Werst nordöstlich von der Vereinigung des Amur mit dem Sungari. Von dem Ussuri bis zum Kisisee (800 Werst) wechselt seine Breite an den Stellen, wo er einen einzigen Strom bildet, zwischen 500 und 1500 Faden, aber sehr oft theilt er sich in zahlreiche Kanäle. Auf dieser Strecke fallen in den Amur von der rechten Seite die Flüsse Dondon-Bira und Chungari, von der linken der bedeutendere Goryn. Zwischen der Mündung des Chungari und des Goryn wird das Strombette von hohen, bewaldeten Gebirgszügen eingeengt, die sich in parallelen Gruppen an beiden Seiten des Amur erheben. Zur rechten Hand begleiten diese Höhen den Fluß auch jenseits der Mündung des Goryn, während links eine Ebene sich bis zum Kisi und weiter ausdehnt. Unter 51° 40′ bildet der Amur rechts eine große Bucht, die in Verbindung mit dem Kisisee steht, der das Querthal des niedrigen Gebirgszuges einnimmt, welcher hier das Flußbett von dem östlichen Ocean scheidet. An der Bucht des Amur, die einen Arm desselben mit dem Kisisee vereinigt, liegt Mariinsk, eine der ansehnlichsten russischen Ansiedlungen in diesem Lande; 50 Werst oberhalb Mariinsk, am Hauptarme des Amur, ist die neue Stadt Sophiisk entstanden. Jenseits Mariinsk nimmt der Amur, durch den Kisisee vom Ocean abgedrängt, eine mehr und mehr nördliche Richtung an und bildet in seinem weiteren Laufe einen zweiten See, den Kada. Auch jetzt noch ziehen sich waldgekrönte Berge die rechte Seite des Amur entlang und versperren ihm den Zugang zum Ocean; es sind dies die nördlichen Ausläufer des mandschurischen Küstengebirges Sichote-Alin. Zur Linken dehnt sich eine Niederung aus, die zum Theil mit See'n bedeckt ist, wovon der bedeutendste, der Ugdil, seine Gewässer mit dem Amur vermischt. Nördlich von demselben, zwischen 52° 30′ und 53° N. Br., nähert sich das Amgungebirge dem linken Ufer des Flusses, so daß er von beiden Seiten zwischen Bergen hinfließt. Auf einem der Felsen, die steil zum Amur herabfallen, in der Nähe des Giljakendorfes Lyr, befindet sich ein merkwürdiges Denkmal von Marmor, Porphyr und Granit, mit Inschriften, welche bezeugen, daß dieser Punkt die äußerste Gränze der Herrschaft der Mongolen oder der großen Dynastie Juan war, wie die mongolischen Fürsten sich nach der Unterwerfung China's nannten. Nicht weit von diesem Denkmal ergießt sich in den Amur der unterste von seinen drei vornehmsten linken Zuflüssen, der Amgun. Jenseits seiner Mündung wendet sich der Amur fast in einem rechten Winkel nach Osten und fällt endlich, um die Nordspitze des Sichote-Alin biegend, in den Tatarischen Kanal, indem er an seiner Mündung einen geräumigen, aber ziemlich seichten Liman bildet, an dessen linkem Ufer, 300 Werst unterhalb Mariinsk, sich Nikolajewsk, die jetzige Hauptstadt der russischen Seeprovinz, erhebt.

Das Quellgebiet des Amur, d. h. das ganze Bassin der Flüsse Schilka und Argun bis Strelka, gehört noch zum ostasiatischen Hochlande. Von der Mündung des Amasar an fließt der Amur zwar durch ein ziemlich tiefes und breites Thal, das aber fast bis zur Seja an beiden Seiten von Bergen begränzt wird, die sehr oft bis ganz nahe an das Flußbett heranrücken. Zwischen der Seja und der Bureja, an der linken Seite des Amur, geht das Bergland in eine weite, offene Ebene über, die sich nach Middendorff bis zu den Zuflüssen der Seja im 53. Breitengrade ausdehnt. Das Meridiangebirge der Bureja bildet die Gränze dieser oberamurischen Niederung oder Prairie. Von der Confluenz des Amur mit dem Sungari ab begleitet eine zweite Ebene den Lauf des vereinigten Stromes und von der Mündung des Goryn bis zum Posten Bogorodskoje zieht sich links eine dritte weitgestreckte Niederung hin, worauf der Amur bis zur Mündung des Amgun seine Fluthen von Neuem zwischen Bergmassen fortwälzt. Im Allgemeinen hat daher sein Flußgebiet einen vorzugsweise gebirgigen Charakter; die Niederungen nehmen in demselben nur mehr oder minder bedeutende Intervallen zwischen den Bergzügen ein und bilden höchst selten jene fortlaufenden, unabsehbaren Ebenen, welche unter dem Namen von Prairien, Pampas und Silvas das Stromgebiet des Mississippi, des Rio de la Plata und des Amazonenflusses in der neuen Welt bezeichnen. Uebrigens sind die orographischen Verhältnisse der ungeheuren, zum Stromsystem des Amur gehörigen Region bei dem Mangel an hypsometrischen Beobachtungen noch keineswegs mit hinlänglicher Genauigkeit festgestellt.

Das Klima des Amurlandes ist unendlich besser als das sibirische, hat aber noch immer den kontinentalen Charakter, der sich in höchst empfindlichen Extremen von Winterkälte und Sommerhitze ausdrückt. Selbst bei Mariinsk ist der Fluß 175 Tage im Jahre (von Mitte November bis Mitte Mai) überfroren. Die Regenmenge und die Feuchtigkeit der Atmosphäre am Amur ist bei weitem bedeutender als in Transbaikalien und der Nachbarschaft der wasserlosen Wüste Gobi die Vegetation des Amurlandes zeichnet sich demgemäß durch Reichthum und Mannichfaltigkeit aus. Zwar hat die Flora keinen völlig selbständigen Charakter und entlehnt einen großen Theil ihrer Formen den Hochebenen Transbaikaliens und der südlichen Mandschurei, aber trotzdem trifft der Reisende, der den Amur von Strelka aus hinabschifft, bei jedem Schritt auf neue und interessante Gewächsarten, die dem inneren, kontinentalen Asien durchaus fremd sind und die Nähe des Oceans verrathen, ja, gewissermaßen den Uebergang zu der Flora Nord-Amerika's bilden. Besonders mannichfaltig und von den sibirischen verschieden sind die Laubhölzer und Sträucher des Amurlandes. Die Eiche, die in ganz Sibirien nicht gefunden wird, erscheint zuerst bei Albasin als eine eigene Art (Quercus mongolica). Der Ahorn, den Sibirien gleichfalls nicht kennt, die Linde, die kaum den Ural überschreitet, zeigen sich am Amur zum erstenmal bei der Mündung der Kamara, wo sie sich als Acer ginnala und Tilia mandshurica präsentiren. Noch vor der Burejamündung sieht man die wilde Rebe des Amur (Vitis amurensis) und einen eigenthümlichen Korkbaum (Phellodendron amurensis); von der Mündung jenes Flusses an die Esche (Fraxinus mandshurica) und den Nußbaum (Juglans mandshurica) und nach dem Durchbruch des Amur durch das Burejagebirge den Flieder (Syringa amurensis), Ginseng (Panax sessiliflorum) und Epheu (Hedera senticosum). An der Mündung des Sungari treten uns neue Formen des Ahorns (A. mono, A. tegmentosum), der Linde (T. mandshurica), der Ulme (Ulmus montana) entgegen; an der Ussurimündung eine Berberize (Berberis amurensis), die gemeine Eibe (Taxus baccata), der europäische Wachholder (Juniperus communis) und die das Küstenland des Ochotsker Meeres charakterisirende Tannenart (Abies ajanensis). Nach der schließlichen Wendung des Amur gegen Nord-

osten finden viele der hier aufgezählten Pflanzen allmählich die nördliche Gränze ihrer Verbreitung. So reich die Wälder des Amur an Baumarten, so grasreich sind die Wiesen, die an Ueppigkeit den schönsten sibirischen gleichkommen. Der Boden ist äußerst fruchtbar, obwohl vielleicht nicht fruchtbarer als der von Südsibirien, vor dem er jedoch den Vortheil einer größeren Humidität voraus hat, und er giebt ohne Düngung die reichen Erndten, die sich von einem jungfräulichen Boden erwarten lassen. In seinen Kulturpflanzen kann sich übrigens das Amurland bei seinem verhältnißmäßig langen und strengen Winter nur mit den Produkten des mittleren Rußlands und Nord-Europa's messen. Sie bestehen hauptsächlich aus Roggen, Hafer, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln, zum Theil aus Weizen, und nur an wenigen Punkten aus chinesischer Hirse (Sorgo) und Mais. An den Reis- und Baumwollenbau ist am Amur nicht zu denken; selbst der Weinbau ist trotz des Vorhandenseins wilder Reben, die aber nur saure Trauben geben, unmöglich, da er eine mittlere Jahrestemperatur von 9½ Gr. C., die man nirgends am Amur antrifft, sowie mildere Winter erfordert. Die Fauna des Amurlandes ist ziemlich reich und mannichfaltig. Die Wälder sind namentlich von Bären, Vielfraßen, Füchsen, Zobeln, Eichhörnchen, Hasen, Wildschweinen, Renn- und Elennthieren, Bisamratten und Hühnern verschiedener Art bevölkert. Die Gewässer wimmeln von Fischen, als Hausen (Aciponser orientalis, A. stario), Lachsen (Salmo lagocepha, S. proteus) u. s. w. Mitunter verirrt sich aus der südlichen Mandschurei auch ein Tiger in diese Gegend.

Die eingebornen Bewohner der Amurregion bestehen hauptsächlich aus verschiedenen tungusischen Stämmen: den Orotschonen und Manegren zwischen Strelka und der Sejamündung, den Golden und Mangunen von dem Burejagebirge bis zu den Seen Kisi und Kada. Nur am unteren Laufe des Stromes wohnen Giljaken, die eher mit den Küstenstämmen des östlichen Oceans und der Kurilengruppe verwandt scheinen. Diese ganze einheimische Bevölkerung übersteigt kaum 8000 Seelen und steht demnach an Zahl den späteren Ankömmlingen nach, als den Mandschu-Chinesen, deren es allein in Aigun nicht weniger als 15,000 giebt, und den Russen. Die Entdeckung des Amurlandes fand um die Mitte des 17. Jahrhunderts statt: im Jahre 1643 fuhr der von dem Wojewoden von Jakutsk abgesandte Kosaken-Aelteste Wassilij Pojarkov mit 130 Begleitern die Flüsse Aldan, Utschur und Gonam bis zum Stanowoi-Gebirge hinauf, überschritt die Wasserscheide bis zu den Flüssen Branda und Seja und schiffte dann den Amur bis zur Mündung desselben hinab, worauf er zur See die Mündung der Ulja erreichte und von dort auf der Maja, dem Aldan und der Lena im Jahre 1646 nach Jakutsk zurückkehrte. Diese erste russische Expedition hinterließ jedoch keine bleibenden Spuren ihres Aufenthalts am Amur. Die Ehre seiner Eroberung gehört dem tapferen Hierofei Chabarov, der in den Jahren 1649 und 1650 mit seiner Schaar die Olekma und den Tungir zu ihren Quellen verfolgend, den Urck hinab an den Amur gelangte. Chabarov begann seine Operationen mit der Zerstörung der dauriſchen Städtchen, die er jenseits Albasin's antraf, und unterwarf in zwei Jahren fast den ganzen Uferstrich des Amur. Von den Kosaken geschlagen, wandten sich die Eingebornen um Hülfe an die Mandschu-Chinesen, und von nun an begann zwischen den russischen Eroberern und den Mandschu ein hartnäckiger und langwieriger Kampf um den Besitz des Flusses. Schon 1652 wurde Chabarov ohne Erfolg von den Mandschu im Uluß Atschansk, am unteren Amur, belagert. Im Jahre 1655 bestanden die Kosaken unter Onuphri Stepanov, dem Nachfolger Chabarov's, glücklich den Angriff eines zahlreichen mandschurischen Heeres in dem neuerbauten Ostrog Kamarsk. Bald darauf wurde ein direkter Weg nach dem Amur durch Transbaikalien aufgefunden und im Jahre 1658 von dem Wojewoden Paschkov die Stadt Nertschinsk an der Schilka gegründet. Trotzdem wurde Stepanov nicht lange nachher durch die Uebermacht gezwungen, sich vom Amur zurückzuziehen, und kam endlich selbst in einem Gefecht mit den Chinesen um; die schwachen Ueberreste seiner Schaar vereinigten sich mit Paschkov in Nertschinsk und der Amur schien für Rußland verloren. Indessen zeigte sich 1665 von neuem eine Handvoll Russen, diesmal flüchtige Verbrecher, unter der Führung Nikiphor Tschernigowski's am Amur und verschanzte sich in dem verlassenen Albasin. Eine den Flüchtlingen gewährte Amnestie und der Bau mehrerer neuer Ostrogs befestigten abermals die russische Herrschaft am Amur und es wurden sogar Versuche gemacht, den Besitz dieser Region durch eine diplomatische Uebereinkunft mit China zu sichern. Allein die von dem russischen Bevollmächtigten, dem Griechen Spathari, geleiteten Unterhandlungen zerschlugen sich, und im Jahre 1685 erschienen die Mandschu-Chinesen mit Uebermacht vor der Festung Albasin, die von dem Wojewoden Alexei Tolbusin vertheidigt wurde. Tolbusin sah sich genöthigt, Albasin zu übergeben und sich mit seiner Garnison zu entfernen, aber noch in demselben Jahre kehrte er mit frischen Kräften zurück. Die zweite Belagerung Albasin's, wo 736 Kosaken, zuerst unter Tolbusin und nach seinem Tode unter dem Schotten Beaton, den Angriff einer ganzen Armee zu bestehen hatten, dauerte ein volles Jahr, 1686—1687, und endete damit, daß die Mandschu die Belagerung aufhoben. Dessenungeachtet wurde im Jahre 1689 der Vertrag von Nertschinsk unterzeichnet, der die Russen auf lange von dem Amur ausschloß, indem er die Gorbiza, einen Nebenfluß der Schilka, und den Argun als Gränze zwischen Rußland und China anerkannte.

Die Entdeckung des Amurlimans im Jahre 1849 durch das russische Transportschiff Baikal, Kapt. Newelskoi, und der Amurmündung selbst durch die Schaluppe dieses Schiffs unter Kommando des Lieut. Kasakjewitsch gab den ersten Anstoß zu erneuter Kolonisation des Amur. Der Besetzung seiner Mündungen stellten sich von keiner Seite ernsthafte Hindernisse entgegen, um so weniger, als die Chinesen nicht allein auf den Unterlauf des Amur, sondern auch auf den ganzen Raum von dem Ussuri bis zum Ostmeere keine Ansprüche hatten. Die Niederlassung der Russen an der Amurmündung, welche im Juni 1850 mit der Anlage des Winterlagers Petrowskoje, in der Glücksbai (Saliw Stschastia), nördlich vom Liman, begann, worauf im August 1851 die Gründung von Nikolajewsk folgte, blieb daher von den Chinesen unbeachtet. Im Jahre 1853 legten die Russen, den Amur stromaufwärts vordringend, am Kissee den Marien- und an der nahen Castries-Bai den Alexanderposten an. Das Vorhandensein russischer Niederlassungen am unteren Amur führte zur Eröffnung der Wasserverbindung zwischen ihnen und der transbaikalischen Provinz. Im Jahre 1854 wurde dieser entscheidendste Schritt zur Occupation des Amur durch den Generalgouverneur von Ostsibirien, Murawiew, unternommen, der mit einer in Nertschinsk ausgerüsteten Flotille den Amur von Strelka bis zu seiner Mündung hinabsegelte. Im Jahre 1855 wurden durch die Expedition des Generals Korssakov die ersten Ackerbaukolonien am Amur angelegt, im Jahre 1856 der Raum zwischen Nikolajewsk und Mariinsk von Kronbauern, und im Jahre 1857 die Strecke zwischen Strelka und Seja von transbaikalischen Kosaken angesiedelt. Zu gleicher Zeit wurde eine ganze Reihe

von gelehrten Expeditionen zur Erforschung des Amurlandes ausgesandt, so daß seine Entdeckung für die Wissenschaft Hand in Hand mit seiner Eröffnung für die Kolonisation und den Handel von statten ging. Es blieb nur noch übrig, den faktischen Besitz auf diplomatischem Wege auch rechtlich zu sichern. Die Unterhandlungen mit China über die Rectification der Gränzen beider Reiche von der Gorbiza bis zum Ostmeere hatten schon 1851 begonnen, aber erst im Jahre 1854 gaben die Chinesen, von dem Erscheinen russischer Schiffe auf dem Amur eingeschüchtert, dem Verlangen des russischen Gouvernements wegen Ernennung von Bevollmächtigten zur Regulirung der Gränze nach. Die im Jahre 1855 begonnenen Verhandlungen über diese Angelegenheit mit den chinesischen Beamten am Amur führten jedoch zu keinem Resultat. Einen desto glänzenderen Verlauf nahm die Sache im Jahre 1857 (1858?), wo, Dank der Beharrlichkeit und der Energie des Generals Murawiew, der chinesische Bevollmächtigte am 28. Mai den Traktat von Aigun unterzeichnete, durch welchen die Chinesen die Herrschaft Rußlands über das linke Ufer des Amur anerkannten. Die letzten Schwierigkeiten, welche die Chinesen bei der Ratifikation der Verträge von Aigun und Tien-tsin in den Jahren 1858 und 1859 erhoben, wurden durch den General Ignatjew beseitigt, dem es gelang, am 14. November 1860 mit der chinesischen Regierung den definitiven Vertrag von Peking zu schließen. Derselbe bestätigte nicht allein alle Bedingungen des Aiguner Traktats, sondern bestimmte auch die Gränze der beiden Reiche am Ussuri nach einer von der russischen Gränzkommission gezogenen Linie, wodurch alles Land zwischen den Quellen des Ussuri und dem Japanischen Meere an Rußland kam.

Unterdessen machte die Kolonisation des Amur mit jedem Jahre Fortschritte. Sie ging freilich nicht ohne Unfälle vor sich, die bei der Ansiedlung einer wilden und wenig bekannten Region unvermeidlich sind; die Schiffe mit Proviant strandeten nicht selten in dem unerforschten Labyrinth der Flußarme; die neuen Einwanderer litten Hunger und kamen sogar in einigen Ansiedlungen durch Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten um; viele der neugegründeten Kolonistendörfer mußten wegen unzweckmäßiger Wahl der Lokalität von einem Orte zum andern verlegt werden; aber trotzdem kann man das Resultat der ganzen Unternehmung nicht anders als glänzend nennen, da im Laufe von sieben Jahren am Amur und Ussuri über sechszig Niederlassungen und Militärstationen entstanden und mehrere von ihnen einen äußerst raschen Aufschwung nahmen. So dehnte sich Mariinsk, welches im Jahre 1854 nur aus zwei Blockhäusern bestand, schon im Jahre 1855 über einen Raum von drei Werften längs dem Amurufer aus. Noch schneller entwickelte sich Nikolajewsk, in welchem man 1855 bereits 120 Häuser, zwei Schulen und ein zweistöckiges Gebäude mit einem Versammlungssaal, einem Lesezimmer u. s. w. zählte. Im Jahre 1858 wurde das Land in die Amur- und die Seeprovinz getheilt, von denen erstere aus dem Gebiet am linken Ufer des Stromes bis zum Simowoi im Norden und dem Meridian des Ussuri im Osten, mit der Hauptstadt Blagoweschtschensk, letztere aus den Ländern an beiden Seiten des Amur von dem Ussuri im Westen bis zu den Gränzen Korea's und längs dem Meer von Ochotsk bis Kamtschatka, mit den Städten Nikolajewsk, Mariinsk und Sophiisk besteht. Auch der Handel macht Fortschritte, obwohl allerdings noch ziemlich langsame. Im Jahre 1860 liefen acht ausländische Schiffe in Nikolajewsk und der Castriesbai ein, nämlich vier Amerikaner, drei Hamburger und ein Hawajier, welche Güter zum Werth von 350,000 Rubeln mitbrachten, wovon für 100,000 Rubel nach dem Inneren Sibiriens versandt wurde.

Die Literatur über den Amur vor der russischen Occupation beschränkt sich ausschließlich auf Notizen in Werken wie Duhalde's „Description de la Chine," Müllers „Sammlung russischer Geschichten," Fischers „Sibirische Geschichte," die Beschreibung des chinesischen Reichs von dem Mönch Hyakinth (Bitschurin) und Ritter's „Asien," wozu noch die „Nachrichten über den Amur" in Büsching's „Magazin" (1788) und De la Brunière's „Excursion en Mantchourie" in den „Nouvelles Annales des Voyages" (1848), nebst einzelnen Artikeln in russischen Journalen kommen. In den letzten Jahren hingegen ist der Amur nicht allein der Gegenstand zahlreicher Mittheilungen in russischen, deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Zeitschriften geworden, sondern auch eigener Werke, von welchen namentlich die vortrefflichen Arbeiten von Schrenk („Reisen und Forschungen im Amurlande," Petersb. 1858–1861) und Maximowitsch („Flora des Amurlandes," 1859), ferner Radde's „Reisen in Ostsibirien" (1861) und die beiden russischen Werke von Maack, „Reise an den Amur" (1859) und „Das Ussuriland" (1862) hervorzuheben sind. Die besten Karten des Amur sind die von dem ostsibirischen Generalstab herausgegebene in vielen Blättern und die von der astronomischen Expedition unter Schwarz entworfene, die auf Kosten der russischen Geographischen Gesellschaft erschienen ist.

Kleine literarische Revue.

— **Schleswig in der großen Reymann'schen Karte.** In dem Augenblicke, wo das verbündete österreichisch-preußische Heer in Schleswig siegreich vordringt, gehen uns vier neue Blätter der Reymann'schen, in 405 Blättern erscheinenden „Topographischen Spezialkarte von Central-Europa"*) zu, die gewiß in vielen Kreisen mit großem Interesse aufgenommen werden. Es sind die Sectionen Flensburg, Riven, Tondern und Apenrade, die zusammen mit der bereits früher erschienenen Section Rendsburg und den binnen Kurzem zu erwartenden Sectionen Hjerding und Fredericia die vollständigste topographische Uebersicht des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes bilden. Mit Ausnahme der Section Flensburg, die im Stiche noch nicht ganz vollendet, doch darum nicht in diesem Augenblicke zurückgehalten werden sollte, gewähren diese Karten das treueste Bild des Terrains mit seinen Seen und Wasserläufen, mit seinen Sümpfen, Wiesen und Wäldern. Hierdurch erst sind wir im Stande, den Kriegsberichten in allen ihren Details genau zu folgen. Die Berge in Schleswig sind bisher noch niemals in ihrem Zusammenhange, sondern nur in einzelnen Bruchstücken aufgenommen worden, und fehlen daher auch noch in den vorliegenden Blättern, doch hören wir, daß Anstalten getroffen sind, auch in dieser Beziehung die neuen Sectionen der Reymann'schen Karte zu vervollständigen. Bekanntlich hat sich diese schöne deutsche Arbeit auf der Londoner Weltausstellung des Jahres 1862 der ehrenvollsten Anerkennung zu erfreuen gehabt.

— **Cornelia, Zeitschrift für häusliche Erziehung.**"*) Das neue Jahr bringt regelmäßig auch neue literarische Unternehmungen

*) Glogau, Carl Flemming.

**) Cornelia, Zeitschrift für häusliche Erziehung. Unter Mitwirkung der Herren Oberschulrath Lauckhard, Prof. Eckstein, Prof. Masius, Prof. Bock, Dir. Hauschild, Dir. Zille u. A. herausgegeben von Dr. Carl Pilz. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1864.

fast auf allen Gebieten, und so würde eine „Revue der Zeitschriften" auch diesmal von einer nicht geringen Anzahl neu geschaffener oder wesentlich veränderter periodischer Erscheinungen zu berichten haben. — Pädagogische Schriften haben wir in Hülle und Fülle, doch wurde in der That bisher ein Blatt vermißt, welches sich die häusliche Erziehung mit all ihren Interessen allein zum Ziele setzt. Diese Lücke soll die von dem bekannten Pädagogen Dr. Carl Pilz begründete und herausgegebene Zeitschrift „Cornelia", genannt nach der Mutter der Gracchen, auszufüllen suchen. Im „Prospectus" sagt der Herausgeber unter Anderm: „Nicht mit unnützem, trockenem Regelkram, den man nicht gern liest und noch weniger ausführt, nicht mit philosophischen Düfteleien, die nur den Gelehrten interessiren, nicht mit der schulmeisterlichen Sucht, immer und immer zu belehren, wollen wir im Elternhause eintreten, sondern lebendige Gemälde aus dem wirklichen Erziehungsleben aufrollen und dabei kurz und bündig andeuten, was das Haus sich selbst zu seinem Besten sagen kann." Der mannigfache und gediegene Inhalt der vorliegenden Probenummer, sowie die Namen der auf dem Titel genannten Mitarbeiter erwecken keine geringen Hoffnungen für das neue Unternehmen, doch wird der Herausgeber darauf besonders zu achten haben, daß in seiner Zeitschrift wider seinen Willen die Schule keine zu große Rolle spiele.

— **„Die Dioskuren, deutsche Kunstzeitung."** *) Diese seit acht Jahren in Berlin erscheinende, von Dr. Max Schasler herausgegebene Zeitschrift hat seit dem 1. Januar d. J. ein verändertes, künstlerisches Aeußere, indem sie, nach dem Vorbilde des englischen Art Journal, ihre Artikel durch in den Text eingedruckte Holzschnitte erläutert, die selbst als kleine Kunstwerke gelten können. Wir verweisen in dieser Beziehung namentlich auf den Holzschnitt nach Bernhard Plockhorst's trefflichem Bilde „Maria und Johannes" (in Nr. 4), auf die „letzte Visconti," von Frea Bartolomeo (in der Doppelnummer 1 und 2), und auf die Illustration zu dem Artikel Kunst und Gewerbe: „Die arabische Frau als Lampenträgerin" (Nr. 1—2). Die Kunst-Industrie und die Technik sollen in den verjüngten „Dioskuren", wie es scheint, mehr als bisher berücksichtigt werden, und dies kann dem Blatte nur vortheilhaft sein. Wir glauben, daß eine Zeitschrift nach dem Muster des Art Journal in Deutschland einen sehr ausgebreiteten Leserkreis zu finden vermag, wenn sie, gleich dem englischen Blatte, diesen nicht blos unter Künstlern und Kunstfreunden, sondern auch unter den Gewerbetreibenden sucht, deren Arbeiten eine kunstmäßige Form haben. Die große Verbreitung des Art Journal datirt von der Zeit der ersten Londoner Welt-Ausstellung im Jahre 1851. Damals zog das Journal zuerst auch die Kunst-Industrie in seinen Bereich, indem es Abbildungen von den auf der Ausstellung befindlichen Kunstarbeiten der Gold- und Silberschmiede, der Möbelschreiner, der Arbeiter in Mosaik, in Bronze, Bernstein, Perlmutter, Elfenbein und Horn ꝛc. brachte. Bei dem verhältnißmäßig sehr niedrigen Preise des Art Journal fand es bald auch unter den Gewerbetreibenden viele Leser, und man kann wohl sagen, daß es in dem Jahrzehend seines Wirkens auf diesem Gebiete sehr viel zur Veredelung des Geschmackes und zur Hebung der Kunstgewerbe in England beigetragen, wobei es übrigens auch die eigentliche Sphäre der Kunst niemals vernachlässigt hat. Hoffentlich wird es der von Herrn Dr. Schasler geleiteten deutschen Kunstzeitung ebenfalls gelingen, durch größere Berücksichtigung der Kunst-Industrie und Technik ihren Leserkreis zu erweitern und in Folge dessen immer so Vieles und Schönes zu leisten, wie in den uns vorliegenden Probenummern.

— **„Der Hirtenkasper".** *) Die begabte Dichterin des lieblichen Büchleins „Was den Frauen gefällt" und der tiefsinnigen Spenden „Nach Gottes Rath" (Berlin, Nikolaische Verlagshandlung, 1863) beschenkte uns jüngst mit einer Dorfgeschichte, „der Hirtenkasper", welche zu dem Besten gehört, was in dieser Gattung bisher geleistet worden. Fräulein Angelica von Michalowska hat für dieselbe ihren Beruf hinreichend erwiesen. Wenn ungekünstelte Anspruchslosigkeit des Styles und Tones, klare Erfassung der Wirklichkeit des bäuerlichen Lebens und das innigste Verständniß vom Allgemein-Menschlichen, das unter dem Bauernkittel so gut, wie unter dem Fürstenmantel, ein offenes, ehrliches Herz bewegt, die naturgemäßen Vorzüge der stillen Dorfgeschichte sind, so hat die Verfasserin überall das Rechte getroffen, und sie hat es noch verschönert und veredelt durch die sittliche Reinheit, welche frisch und gesund ihre Schöpfungen durchweht.

*) Kommissionsverlag der Nikolaischen Verlagsbuchhandlung (G. Parthey) in Berlin.

*) Dorfgeschichte von Angelica von Michalowska. Berlin, Nikolaische Verlagsbandlung (G. Parthey) 1864.

Literarischer Sprechsaal.

Diese Blätter haben die traurige Pflicht, das am 5. Februar erfolgte Ableben ihres früheren, vieljährigen Verlegers, des Buchhändlers Dr. Moritz Veit in Berlin, anzuzeigen. Schon die ersten Nummern unserer Zeitschrift im Jahre 1832 brachten Beiträge aus seiner Feder. Im „Magazin" jener Zeit hat er seine Studien über den französischen St. Simonismus niedergelegt, die nachmals bei F. A. Brockhaus in Leipzig als besondere Schrift erschienen. Schon damals, als ein junger Mann von 24 Jahren, als er eben mit Heinrich Stieglitz und Karl Werder einen „Berliner Musenalmanach" herausgegeben, zu welchem er selbst treffliche poetische Beiträge geliefert, zeichnete er sich durch sein tiefes Gefühl für Recht und Wahrheit, durch sein maßvolles Urtheil über wissenschaftliche und politische Fragen aus. Mit der wachsenden Beobachtung wuchs auch sein gediegenes Wissen, seine auf der lautersten Ueberzeugung ruhende Beurtheilung der religiösen, der staatlichen und der socialen Kontroversen der Zeit.

Die Korporation der deutschen Buchhändler in Leipzig wählte ihren Kollegen Veit wiederholt zu ihrem ersten Vorsteher. Dem literarischen Sachverständigen-Kollegium, dessen Gutachten in Nachdrucks-Angelegenheiten den preußischen Gerichtshöfen maaßgebend sind, gehörte er seit seiner Errichtung an.

In seiner Vaterstadt Berlin wurde er zuerst zum Stadtverordneten, sodann zum Stadtrath und nach einigen Jahren — da er in der erstgedachten Function größere Befriedigung für eine freie, bürgerliche Thätigkeit gefunden hatte — wiederum in das Kollegium der Stadtverordneten gewählt, dessen stellvertretender Vorsteher er ward. Seine Vaterstadt auch hat ihn im Jahre 1848 als einen ihrer Vertreter im deutschen Parlament nach Frankfurt gesandt, wo er mit den besten Männern Deutschlands, besonders aber mit den Führern der altliberalen (Gothaischen) Fraction ein enges Freundschafts-Bündniß schloß, dem er bis zu seinem Lebensende treu geblieben ist.

Diesem letzteren Umstand und seiner daran sich knüpfenden gemäßigten politischen Haltung, die er sowohl in der preußischen Ersten Kammer von 1851—53, als Abgeordneter von Trier, wie im Abgeordneten-Hause von 1858—61, als Vertreter von Berlin, bewahrte, ist es wohl allein zuzuschreiben, daß er im Jahre 1861 in seinem Berliner Wahlkreise nicht wieder zum Abgeordneten gewählt wurde.

Leider hat diese Wendung in den politischen Partei-Ansichten seiner Mitbürger, obwohl dem Ehrenmanne die allgemeine Achtung der Stadt verblieben war, doch einen schmerzlichen Eindruck auf sein Gemüth und dadurch auch auf sein körperliches Wohlsein geübt, das bis dahin stets ungetrübt gewesen war. Seines reinen, edeln Strebens, seiner unbeirrten Anhänglichkeit an ein freies Verfassungsleben sich bewußt, zog er sich mit um so innigerer Liebe in den engeren Kreis der städtischen, der Gemeinde-Wirksamkeit zurück — doch im Herzen trug er bereits den Keim der Krankheit, der er jetzt erlegen ist.

Er starb den Tod des Gerechten, versöhnt mit der Welt, wie mit sich selbst. Ohne Schmerz, ruhig und harmonisch, wie er gelebt, ist er hinübergeschlummert, voll Milde und Frieden in dem menschenfreundlichen Antlitz. Er folgte im Tode unmittelbar einem seiner innigsten Freunde, dem Prediger Dr. Michael Sachs, mit dem er zusammen die poetischen „Stimmen vom Jordan und Euphrat" bearbeitet hatte, dessen lebendige Theilnahme für das Göttliche und Erhabene er ebenfalls besaß, und dem er, wie allen seinen Jugendfreunden und späteren Lebensgenossen, bis an sein Ende unverbrüchlich treu geblieben war. J. L.

Der französische Uebersetzer und Commentator Spineza's, Herr Emile Saisset, ein Mann von großem Talent und Wissen, ist im 50. Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Obwohl ein entschiedener Gegner des Pantheismus, hatte Saisset doch die Ideen Spineza's treu und klar wiedergegeben; ja, man kann sagen, daß von ihm erst in Frankreich die Kenntniß und das Verständniß des Verfassers des Tractatus theologico-politicus datirt. Später ist er in seinem „Essai de philosophie religieuse" Spineza gegenüber auf die Seite von Leibniz getreten, als dessen Apologeten ihn auch die Leser des „Magazin" durch einzelne seiner scharfsinnigen Deductionen kennen gelernt haben. Saisset hatte, wie die N. d. d. M. sagt, sein Leben zweien Aufgaben gewidmet: der Vertheidigung der Philosophie gegen ihre klerikalen Feinde und der Vertheidigung des Spiritualismus gegen den Materialismus. Der Verstorbene war Professor an der Pariser Sorbonne und Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Wie schwer die Abgaben sind, die in Frankreich auf der journalistischen Presse lasten, geht unter anderem aus dem Umstande hervor, daß das für Schullehrer bestimmte „Journal des instituteurs" an Stempelsteuer und Porto nicht weniger, als 160,000 Francs jährlich zu zahlen hatte, und zwar bei einem Absatze von 30,000 Exemplaren. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat bisher, damit den armen Schullehrern das Blatt nicht vertheuert werde, das ihnen für fünf Franc jährlich geliefert wird, die gedachten 160,000 Fr. dem Verleger Paul Dupont aus den Mitteln seines Ministeriums zurückerstatten lassen. Der jetzige Minister, Herr Duruy, hat jedoch angeordnet, daß diese 160,000 Fr. nicht mehr gezahlt, sondern zur Verbesserung der Lage solcher Schullehrerinnen verwendet werden sollen, welche weniger als 400 Fr. (76⅔ Thlr.) jährliches Einkommen haben. Nun wird allerdings das „Journal des instituteurs" nicht mehr zum Preise von 5 Fr. jährlich geliefert werden können; der Absatz desselben wird geringer werden und die französische Staatskasse wird dann auch nicht mehr 160,000 Fr. Einnahme davon haben. Dafür aber wird anderen, sehr tüchtigen, dem öffentlichen Unterricht gewidmeten Blättern, wie z. B. der vom Buchhändler Hachette herausgegebenen „Revue de l'instruction publique", die bisher mit dem subventionirten Blatte nur mit großen Opfern concurriren konnten, ihre Aufgabe etwas erleichtert, während die armen Schullehrerinnen jedenfalls Vortheile von dem eingetretenen Wechsel haben.

Die von Wilhelm Wolffohn herausgegebene „Russische Revue"*) bringt in ihrem diesjährigen ersten Monatshefte eine Denkschrift von Berthold Auerbach über „die Soldatenschule in Rußland als Schule für Gemeindebeamte." Veranlaßt wurde diese Denkschrift durch die von der russischen Regierung an viele namhafte deutsche und andere ausländische Pädagogen, Volkslehrer und Volksschriftsteller gerichtete Aufforderung, sich gutachtlich über den (in drei Sprachen gedruckten und versandten) Entwurf eines neuen Unterrichts-Reglements für Rußland zu äußern."**) Berthold Auerbach begleitete sein Gutachten über diesen Entwurf mit der vorliegenden Denkschrift über die Benutzung der Soldatenschulen zu Bildungsanstalten für das Landvolk, aus dem die russischen Soldaten fast sämmtlich hervorgehen und zu welchem sie nach langer Lehr- und Dienstzeit zurückkehren. Wie es bereits in allen Armeen Europa's Regiments-Aerzte, Geistliche und Richter giebt, so sollen, meint Auerbach, in der russischen Armee auch Regiments-Lehrer angestellt werden, die aber eben nur den Beruf hätten, Lehrer zu sein, und zwar in allen Unterrichtsgegenständen, die dem künftigen Dorfgemeinde-Beamten von praktischem Nutzen sein können. Es scheint allerdings in den Ideen, wie sie Auerbach hier aufstellt, mehr poetischer Duft, als reales Element zu sein und sie werden darum vielleicht von vielen Fachmännern, Militärs sowohl als Lehrern, belächelt werden; aber es ist auch vielen anderen neuen und originalen Ideen schon so gegangen, die hernach gleichwohl angewandt wurden und überraschende Erfolge lieferten.

Dem diesjährigen Programm des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau geht eine Abhandlung voran: über die „Dauer der gewaltsamen Hellenisirung der Juden und der Tempel-Entweihung durch Antiochus Epiphanes", aus der Feder des geschätzten Historikers Dr. Grätz. Es findet nämlich ein auch das Gebiet der Dogmatik berührender, chronologischer Streit darüber statt, ob diese Entweihung des Tempels bis zu seiner Befreiung durch Judas Maccabäus drei und ein halb, oder nur drei Jahre stattgefunden habe. Indem Herr Grätz die erstere der beiden Angaben als die richtigere, und insbesondere auch einen Passus im Buche „Daniel", als auf den Syrer-König Antiochus Epiphanes sich beziehend, nachweist, kommt er auch zu dem historisch interessanten Ergebniß, daß der Römer-Sieg bei Pydna, durch den Feldherrn Aemilius Paulus über den Macedonier-König Perseus erlangt, wesentlich dazu mitgewirkt, daß der mit Perseus verbündete Antiochus Epiphanes die gewaltsame Hellenisirung der Juden versucht und in Folge dessen das erste religiöse Märtyrerthum, dessen irgendwo in der Geschichte gedacht wird, bewirkt habe.

*) Leipzig, Verlag von Veit u. Co.

**) Vgl. Nr. 45 unseres „Magazin" von 1863.

Bei J. Ricker in Gießen ist so eben erschienen

Vorlesungen
über den Menschen,
seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde
von Carl Vogt.

Vier Lieferungen à 24 Ngr. oder 1 Fl. 24 Kr.

Der Verfasser versucht in diesen Vorlesungen eine gebildeten Laien verständliche Auseinandersetzung der Fragen über den Menschen zu geben, welche in neuester Zeit wieder in den Vordergrund getreten sind. Stets an der Hand der Thatsachen fortschreitend, bespricht der Verfasser die Grundsätze, welche bei dem naturgeschichtlichen Studium des Menschen maßgebend sein müssen; die Untersuchungen über den Bau des Schädels, des Gehirnes, des Skeletes und der übrigen Theile; die Vergleichung der auf diese Weise durch Maß und Bild gewonnenen Resultate; die Unterschiede und Aehnlichkeiten, welche einerseits im Bau der verschiedenen Menschenrassen, anderseits im Bau des Menschen überhaupt und der zunächst stehenden Thiere, der Affen, hervortreten. Die vielfältigen Streitigkeiten über den Bau des Gehirnes der Menschenrassen, der Idioten, der Affen; sowie über die Artberechtigung der Rassen und die Stellung des Menschen in der Thierreihe finden auf vielfache Untersuchungen gestützte klare und lichtvolle Besprechung und auch meistentheils Erledigung.

Zahlreiche Holzschnitte dienen zur Erläuterung des Textes, über dessen Behandlung wir kein Wort beifügen, da der Name des Verfassers hinlänglich sowohl den Geist, als die Art und Weise der Darstellung kennzeichnet. (87)

Im Verlage von **Ferd. Schneider** in Berlin (Victoriastraße 11) erschien: (90)

Burguy, Grammaire de la langue d'oïl ou grammaire des dialectes français aux XIIe et XIIIe siècles, suivie d'un glossaire contenant tous les mots de l'ancienne langue qui se trouvent dans l'ouvrage. 3 vol. 8. 6 Thlr. 20 Sgr.

Köppen, Die Religion des Buddha und ihre Entstehung. 2 Bde. 8. 5 Thlr. 10 Sgr.

Mannhardt, Germanische Mythen-Forschungen . . . . . 4 Thlr.

Altmann, Balalaika. Russische Volkslieder, übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1 Thlr. 6 Sgr. (Fein gebundene Exemplare 1 Thlr. 15 Sgr.

Verlag von **J. Guttentag** in Berlin.

So eben ist ausgegeben:

Deutsche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
Januar 1864.

Inhalt: C. F. Neumann, die erste Protestanten-Berufung in Altbayern. — J. Rosenstein, die Anfänge des Cäsarismus bei den Römern. — W. Arndt, die Entstehung der vereinigten Staaten. — R. Springer, französische Kritiker über die neuere Philosophie. — A. v. Stramberg, Politisch-militärische Bilder aus Preußens Vergangenheit. — G. L., der Patentschutz, seine Vertheidiger und seine Gegner. — Aus Schleswig-Holstein. — F. P., aus Italien. — H. B. Oppenheim, Politischer Monatsbericht.

Abonnements-Bedingungen v. Jahre 1864 an.

Die Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur erscheinen vom Jahre 1864 an in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1½ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr. (94)

Verlag d. Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Römische Forschungen
von
Th. Mommsen.
Erster Band.
Zweite unveränderte Auflage.
gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. (88)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin ist erschienen: (101)

Ueber die chinesische Verskunst von Wilhelm Schott. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1857. gr. 4. 16 Sgr.

Es werden die mannichfachen Verhältnisse des Reimes in der alten chinesischen Dichtung, wie auch die rythmischen Gesetze, denen der neuere chinesische Vers unterliegt, ausführlich dargelegt. Die zahlreichen Beispiele, welche in chinesischen Schriftzeichen mit daneben gesetzter Aussprache und wortgetreuer Uebersetzung gegeben sind, liefern zugleich anziehende Proben von dem Inhalt der alten und neuen Poesie der Chinesen.

Im Verlage von L. Hachette & Co. in Paris sind erschienen und zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Féval, P., Les habits noirs. 2 vol. in-18. broch. 6 Fr.

Fleury, J. A., Histoire d'Angleterre. 2me édition. 2 vol. in-8. broch. 15 Fr.

Histoire populaire de la France. 4 vol. in-4. illustr. de plus de 1200 gravures. br. 24 Fr.

Taine, H., Histoire de la littérature anglaise. 3 vol. in-8. broch. 22 Fr.

Figuier, L., L'année scientifique. 8e année. 1 vol. broch. 3 Fr. 50 C.

Zeller, L'année historique. 4e année. 1 vol. broch. 3 Fr. 50 C. (93)

Aus Schinkel's Nachlaß.
Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen.
Mitgetheilt und mit einem
Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkel's
versehen von
Alfred Freiherrn von Wolzogen.
Drei Bände.
Mit 4 Portraits, 1 Skizze in Photographie, Facsimile, 2 Plänen in Steindr. u. 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.
71 Bog. gr. 8. geheftet. Preis 8 Thlr. 10 Sgr.
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker) in Berlin. (100)

In dem unterzeichneten Verlage ist so eben erschienen:

Karl Simrock, Die deutschen Volksbücher.
Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt.
Zehnter Band. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Die sieben Schwaben. — Das deutsche Rätselbuch. Dritte Sammlung. — Oberon. — Eulenspiegel. — Helena.

Der elfte Band wird enthalten: Ritter Galmy. — Herzog Harpin. — Lucidarius. — St. Meinrads Leben. — Der sieben Sibyllen Weissagungen. — Pontus und Sidonia.

Den zwölften Band bilden: Die Einleitung, Abhandlungen und Erläuterungen zu den einzelnen Volksbüchern. — Beide Bände werden kurz nacheinander erscheinen. (89)

H. E. Brönner's Verlagshandlung in Frankfurt a. M.

In unserem Verlage ist erschienen:

Geschichte
der Königlichen Porcellan-Manufactur zu Berlin.
nebst einer einleitenden Uebersicht
der geschichtlichen Entwickelung der ceramischen Kunst.
In Veranlassung des hundertjährigen Bestehens der Königl. Manufactur zusammengestellt durch G. Kolbe, Geheimen Regierungsrath und Direktor der Königl. Porcellan-Manufactur.
gr. 8. geheftet. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (92)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Gossmann) in Berlin sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Munk (Prof. Dr. Eduard) Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.
Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile. 1863. (66½ Bog.) 8. geh. 3 Thlr.

Der in dem „Magazin" No. 5 über dieses Werk ergangenen anerkennenden Beurtheilung erlauben wir uns das Urtheil eines pädagogischen Blattes anzureihen.

„Ueberall ist der historische Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen festgehalten und eine verhältnißmäßig vollständige Anschauung der Literatur wird die Frucht sein, welche die Lectüre oder besser das Studium des M.'schen Buches tragen wird. Wir empfehlen dasselbe übrigens nicht bloß für Primaner des Gymnasiums, sondern eben so sehr für die unsrer Realschulen, die daraus eine Totalanschauung des Alterthums und seiner Literatur gewinnen werden, welche auf ihre Bildung von wesentlichem Einfluß sein wird." Pädagog. Archiv. (97)

Das Magazin optischer und mechanischer Instrumente
von **A. Meissner.** Opticus und Mechanicus, Friedrichsstrasse 71, Ecke der Taubenstrasse, empfiehlt **Theater-, Reise-, Militair-** und **Marine-Perspective** von unübertrefflicher Wirkung, in jeder Grösse **Lorgnetten, Brillen, Pince-nez** in grösster, geschmackvollster Auswahl, **Barometer, Thermometer, Reisszeuge** für Bauzeichner und zum Schulgebrauch, überhaupt Instrumente jeder Art zu billigen, soliden, aber festen Preisen. (99)

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniß: **Neuester Verlag** von F. A. Brockhaus in Leipzig (1863. Nr. 3.).

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 8.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 21. Februar 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Vor hundert Jahren 114

Frankreich.

Graf Rayn über den Zusammenhang der Geschichte mit den Naturwissenschaften . 114

Rußland.

Deutsche Kolonieen um St. Petersburg. I. Geschichte, Statistik und Verwaltung . 117

Schweden.

Die Einwohner des skandinavischen Nordens 120

England.

Karl Ritsel und seine Feder. Eine politische Humoreske 122

Die Londoner Gesellschaft und ihre Selbstkritik. IV. Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung 123

Kleine literarische Revue.

Emerson's Essays 124

Ein türkisches Prachtwerk aus dem alten Serail 125

Ideale Rechte und reelle Bedürfnisse . . 125

Heine's Namenbüchlein 126

Heine's „Buch der Lieder" in Amerika . . 126

Literarischer Sprechsaal.

Export, Gros & Detail.

Verlag von **Gustav Schauer** in Berlin ist meinem photogr. Kunst- und Verlagsinstitut erschien und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

G. Schauer's Miniaturgalerien

mit begleitendem Text, geordnet

nach den Museen und Kunstschätzen der Städte:	Florenz.	L. da Vinci.
	Madrid.	Correggio.
	Petersburg.	Tizian.
Berlin.	London.	P. Veronese.
Dresden.	Paris.	Murillo.
München.	nach	Rubens.
Wien.	**Malern:**	Rembrandt.
Venedig.	Michelangelo.	van Dyck.
	Rafael.	Niederländer.
		Dürer.

Geordnet nach biblischen, historischen wie Genrebildern.

Porträts berühmter Männer u. Frauen.

Der Preis der hier vorstehend bezeichneten Miniaturgalerien ist incl. Text und 10 Bildern in einem höchst eleganten Album 2 Thlr. 15 Sgr. Ergänzungen nach dem Hauptkatalog werden per Blatt mit 6 Sgr. berechnet. (108)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Prescott's Historical Works.

FERDINAND AND ISABELLA. 2 Vols.
CONQUEST OF MEXIKO. 2 Vols.
CONQUEST OF PERU. 2 Vols.
PHILIP II. 3 Vols.
CHARLES V. 2 Vols.
ESSAYS. 1 Vol.

Wohlfeile Ausgabe à 20 Sgr. pro Band.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Soeben wurde vollständig die neue wohlfeile Edinburger Original-Ausgabe von

Sir Walter Scott,

The Waverley Novels.

25 Bände à 1 Shilling.

Complet 8 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt der einzelnen Bände:

I. Waverley.

1. WAVERLEY, or 'Tis Sixty Years Since.
2. GUY MANNERING; or, The Astrologer.
3. THE ANTIQUARY.
4. ROB ROY.
5. OLD MORTALITY.
6. A LEGEND OF MONTROSE and The Black Dwarf.
7. THE HEART OF MIDLOTHIAN.
8. THE BRIDE OF LAMMERMOOR.
9. IVANHOE; a Romance.
10. THE MONASTERY.
11. THE ABBOT.
12. KENILWORTH.
13. THE PIRATE.
14. THE FORTUNES OF NIGEL.
15. PEVERIL OF THE PEAK.
16. QUENTIN DURWARD.
17. ST. RONAN'S WELL.
18. REDGAUNTLET.
19. THE BETROTHED and The Highland Widow.
20. THE TALISMAN.
21. WOODSTOCK.
22. THE FAIR MAID of PERTH.
23. ANNE OF GEIERSTEIN.
24. COUNT ROBERT OF PARIS.
25. THE SURGEON'S DAUGHTER and Castle Dangerous. (102)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Januar 1864.

Turning over a new leaf. — Society on its feet. — Christmas and new years day in Paris. — Christmas in the colonies. — New year's eve. — Christmas with grampus. — Types of english beauty No. V Rose. — The story of Thekla. — The ordeal for wives. — A story of London life by the author of „the morals of May fair. — The spirit child. A bridegrooms tale of the new-year. — A coffee-room christmas. — The snowy christmas. — Picturesque London No. I. — The artist in the Londonparks No. II. — Albert the good. These to his memory by Mrs. P. K. Hervey. — The school of musketry at fleetwood. — Not for you. — Miss Morton's mince pies.

The WESTMINSTER REVIEW.

Vierteljährlich ein Band à 2 Thlr.

Januar 1864.

The life and writings of Roger Bacon. — The tunnel under Mont Cénis. — Astrology and Magic. — The depreciation of gold. — Gilchrist's life of William Blake. — Parties and prospects in parliament. — The inspired writings of Hinduism. — Russia. — The physiology of sleep. — Contemporary Literature.

Diese Periodicals sind im continentalen Debit der Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein:

DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. (103)

Bei R. L. Friderichs in Elberfeld erschien soeben: (104)

Shakespere's Werke.

Herausgegeben u. erklärt von Dr. **N. Delius.**

(Engl. Text mit deutschen erklärenden Noten.)

Neue wohlfeile Ausgabe.

Mit dem Portrait Shakespere's.

Lex.-Format. I. Band. Preis 2 Thaler.

Das complete Werk wird in 7 Bdn. à 2 Thlr. im Laufe d. J. ausgegeben. Einzelne Bände und Stücke behalten den bisherigen Preis.

Deutschland und das Ausland.

Vor dreihundert Jahren.

Das Jahr 1564 ist für ewige Zeiten in die Jahrbücher der Geschichte des menschlichen Geistes als ein glückliches eingetragen. Am 18. Februar wurde Galilei und am 23. April Shakspeare geboren. Himmel und Erde sind durch die beiden Männer, welche fast gleichzeitig in Italien und in England das Licht der Welt erblickten, in Bewegung gesetzt worden. In die Fußstapfen der beiden schöpferischen Kinder des Jahres 1564 ist in diesen drei Jahrhunderten die ganze Menschheit auf den Gebieten des Geistes am Himmel und auf der Erde getreten.

Zunächst in Italien und in England wird diese Trisäkularfeier mit Recht als ein Fest des Fortschritts und der Freiheit begangen. Aus Pisa, dem Geburtsorte Galilei's, wird uns geschrieben, daß die Präfektur dieser Provinz, an deren Spitze der mit deutscher Literatur und Wissenschaft innig vertraute Gouverneur Luigi Torelli steht, für den 18. Februar eine großartige Feier veranstaltet hat, zu welcher sich mit dem Gouverneur der Rektor der Universität und der Gonfaloniére von Pisa verbunden haben. Zunächst wird in der Kirche von San Andrea in Fortezza, in welcher Galilei am 19. Februar 1564 getauft wurde, ein solennes Tedeum gesungen und alsdann am Geburtshause desselben eine marmorne Gedenktafel, in goldener Lapidarschrift, enthüllt werden. Auf der Universitäts-Bibliothek wird ein dem Orte angemessenes Monument aufgestellt, dessen eine Seite unter Glas und Rahmen ein denkwürdiges Autograph Galilei's enthält, während auf der andern ein Gemälde sich befindet, das den großen Italiäner darstellt, wie er dem Dogen von Venedig den Gebrauch des Teleskopes erklärt. In der Aula der Universität hält der Rektor Centofanti die Festrede, worauf eine bisher unedirte kleine Schrift Galilei's und eine ihm zu Ehren geprägte Denkmünze vertheilt werden. Unter den Gedichten, die bei dieser Gelegenheit verlesen und ebenfalls vertheilt werden, befindet sich auch Eines, das aus dem Deutschen übersetzt und in Berthold Auerbach's „Volkskalender für 1864“ *) abgedruckt ist.

In diesem Kalender ist nämlich unter jeder der zwölf Monatstafeln ein entsprechendes Gedicht aus der Feder des als sinniger Gelegenheitsdichter rühmlichst bekannten Dr. S. Meyer in Breslau abgedruckt, und der Februar ist natürlich dem Andenken Galilei's, wie der April dem Andenken Shakspeare's, gewidmet. Wir freuen uns, daß das Gedicht unseres Landsmannes auch an dem Geburtsorte Galilei's solche Anerkennung gefunden, und theilen es daher nachstehend nach dem auch diesesmal wieder sehr reichhaltigen Auerbach-Kalender mit.

Galileo Galilei.

Er ging in finstern Zeiten
Zuerst des Lichtes Spur;
Sein Leben war ein Streiten
Für Licht und Wahrheit nur;
Er sprengte ihre Hülle,
Die Wahrheit leuchtet noch,
Die Erde steht nicht stille,
Ja, sie bewegt sich doch!

Sie suchten ihn zu schwächen
Durch Qual und Kerkerhaft,
Doch nimmer ließ sich brechen
Des Geistes hohe Kraft!
Ob sie mit Haß und Grimme
Ihn beugten unters Joch,
Laut ruft der Wahrheit Stimme:
„Und sie bewegt sich doch!“

Nun glänzt sein Geist bewundert
Und leuchtet fort und fort;
Nun hallt durch manch Jahrhundert
Sein weltbefreiend Wort.
Die Nebel müssen fallen!
Die fernste Zukunft noch
Wird siegreich wiederhallen:
„Und sie bewegt sich doch!“

„Eppure si muove“! rufen begeistert und einstimmig die unter Victor Emanuel's Scepter frei gewordenen, philosophisch gebildeten Jünger der Universität Pisa, in deren Hallen einst der große Galilei im Geiste die Keime der Wahrheit aufgenommen, deren Träger und Märtyrer er sein sollte. Aus allen Theilen Italiens sind die Lehrer und die Studirenden der Universitäten und Akademien herbeigeströmt, um zum erstenmale den Festtag eines Heiligen zu feiern, dessen seit dreihundert Jahren kein italiänischer Kalender gedenken durfte. Abends wird der Thurm Pisa's, dessen schiefe Neigung dem großen Mathematiker das Mittel darbot, Experimente in Bezug auf das Fallen schwerer Körper zu machen, glänzend erleuchtet. J. L.

*) Berlin, A. Hofmann u. Comp.

Frankreich.

Ernst Renan

über den Zusammenhang der Geschichte mit den Naturwissenschaften.

Es ist gewiß in hohem Grade anziehend, den Verfasser der Geschichte des Lebens Jesu, der sich in früherer Zeit vorzugsweise mit den Naturwissenschaften beschäftigte, über den Zusammenhang dieser letzteren mit der Geschichte des menschlichen Geistes sprechen zu hören. Daß ein solcher Zusammenhang zwischen der Geschichte und der Natur von jeher anerkannt worden, geht schon aus der Benennung Naturgeschichte (Historia naturalis) hervor, der den Naturwissenschaften schon von den Alten gegeben worden. Sehen wir nun, wie ein moderner, scharfsinniger Beobachter der Geschichte und der Natur diesen Zusammenhang auffaßt.

In der „Revue des deux Mondes“ vom 15. Oktober 1863 veröffentlicht Herr Ernst Renan einen Brief an den bekannten Chemiker Berthelot, in welchem er das Verhältniß der naturhistorischen zu den naturphilosophischen und metaphysischen Ideen in folgender Weise darlegt:

„Die Geschichte im eigentlichen Sinne, d. h. die Reihe der Thatsachen, welche sich auf die Entwickelung des Menschengeschlechts beziehen, umfaßt die jüngste Epoche des Werdens der Welt — denn sie beginnt unendlich viel später, als das Menschengeschlecht selbst: Die frühesten Nachrichten, welche wir von Aegypten und China haben, zeigen diese Länder schon als Staaten mit sehr komplizirten Einrichtungen, und Sicheres wissen wir über

dieselben erst, nachdem sie alt geworden. Die Griechen und Juden erscheinen uns im Glanz einer wunderbaren Jugend, aber welche Abenteuer hatten sie vorher bestanden; die ersten Anfänge Roms werden uns stets ein Geheimniß bleiben, und was wissen wir von den Celten, den Germanen und Slaven, bevor sie mit den Völkern zusammenstießen, welche eine Schriftsprache hatten?

„Unser Jahrhundert hat einen Theil jener Geheimnisse entschleiert: die vergleichende Mythologie führt in Perioden, die weit über die ersten schriftlichen Dokumente hinausreichen; gewiß haben sich aus jenen Zeiten auch einzelne Thatsachen durch Tradition fortgepflanzt, aber die Sprache der Mythologie ist weniger wandelbar, als die der Tradition: unter den Bauern in Schwaben und in Hessen haben sich, wie die Brüder Grimm nachgewiesen, noch heutzutage die ursprünglichen Sagen der indo-europäischen Race erhalten. Den großen Studien, welche Kuhn, Max Müller, Pictet und Breal nach dieser Richtung hin gemacht haben, verdanken wir, daß unsere Vorstellungen von den alten Ariarern, den gemeinsamen Voreltern der Griechen, Lateiner, Germanen und Slaven vor ihrer Zerstreuung, klarer geworden, als unser Wissen von dem heutigen Zustand der meisten Völkerschaften im Innern Asiens und Afrikas. Eine ähnliche Analyse der semitischen Alterthümer würde vielleicht gleichen Aufschluß geben über die Zeit, da die Syrer, Araber und Hebräer noch zusammen lebten als Ein Volk. Wenn die ernsten Forscher nicht so selten wären, zu welchen Entdeckungen müßte ein philosophisches und kritisches Studium der chinesischen und der tatarischen Sprache führen!

„In der zeitlichen Reihenfolge der Wissenschaften steht die vergleichende Mythologie und Philologie zwischen der Geologie und der Geschichte. Unzweifelhaft ist auf dem heutigen Standpunkt unseres Wissens die Geologie für die Geschichte der Menschheit nicht mehr gleichgültig: Thatsachen, die, jetzt noch vereinzelt und widersprechend, bald hoffentlich zahlreich und übereinstimmend sein werden, zwingen zu der Annahme, daß das Menschengeschlecht viel weiter zurückreicht, als wir glauben; die vergleichende Paläontologie, Zoologie und Anthropologie, vielleicht auch die Archäologie haben hier noch ein weites Gebiet ihrer Thätigkeit. Ich wenigstens neige zu der Annahme, welche die sogenannten celtischen Monumente in der Bretagne, in Dänemark als Denkmale jener Urbewohner betrachtet, welche der Ankunft der großen Racen vorausgingen: man hat in diesen Monumenten nie einen Gegenstand aus Eisen gefunden, selbst das Erz ist sehr selten. Das deutet mit Sicherheit auf einen anderen Stamm, als den der Arianer. Freilich sind diese Beweise alle noch zerstreut und zerrissen, aber glauben Sie nicht, daß wenn die zoologische Morphologie erforscht würde mit tieferem Sinne, mit dem durchdringenden Geist eines Geoffroy Saint Hilaire, eines Göthe, eines Cuvier, glauben Sie nicht, daß sie das Geheimniß entschleiern würde von der langsamen Bildung der Menschheit, von diesem wunderbaren Phänomen, auf Grund dessen die eine Race sich ein Herrenrecht anmaßt über die andere?

„Ich war stets der Meinung, daß das Geheimniß der Bildung der Formen in der Morphologie enthalten ist, daß die thierischen Formen nur eine Hieroglyphenschrift darstellen, für welche uns der Schlüssel fehlt, und daß die Darstellung des Vergangenen völlig in den Formen ausgeprägt ist, die vor unseren Augen liegen, ohne daß wir sie verstehen. Der Mensch kann heut nicht anders als sich als das Resultat tausendjähriger Entwickelung betrachten. Die Zoologen freilich, welche nach dem scholastischen Ausdruck Alles im Stadium des Seins, anstatt im Stadium des Werdens betrachten, leugnen die allmähliche Umwandlung der Arten; für sie pflanzt sich jeder thierische Typus, festgestellt ein für alle Mal, unwandelbar durch die Jahrhunderte, fort — aber ist diese Anschauung richtig? Ist nicht vielmehr in der Natur Alles in ewiger Wandelung begriffen? Man beruft sich auf Aristoteles, auf die ägyptischen Grabdenkmäler — aber zugestanden, daß die Identität auf diese Weise nachgewiesen: was ist damit gewonnen? Die wahren Grabdenkmäler, die man durchforschen muß, sind die Erdschichten, und diese Erdschichten zeigen uns eine Fauna und eine Flora, welche sehr wesentlich von den gegenwärtigen abweichen. Und läßt sich annehmen, daß diese Verschiedenheit plötzlich aufgetreten ist durch Zerstörung und neue Schöpfung? Je tiefer man in die Geschichte unserer Erde eindringt, desto mehr gewinnt man die Ueberzeugung, daß das langsame Einwirken der gewöhnlichen Kräfte genügt, um alle diejenigen Umgestaltungen hervorzurufen, die man sonst nur mit Hülfe außergewöhnlicher Kräfte zu erklären vermochte. Eines Tages — freilich nach Jahrtausenden — wird die Zoologie eine historische Wissenschaft sein: anstatt die Fauna zu beschreiben, wie sie heut ist, wird sie nachweisen, wie allmählich die Formen sich gebildet haben, welche wir heut sehen. Vielleicht sind die Annahmen Darwins ungenügend oder ungenau — aber sie deuten unzweifelhaft den Weg an, auf welchem die Naturforschung fortschreiten muß.

„Die dunkle Periode unserer Erdgeschichte, in welcher der Mensch zum ersten Mal auftrat, ist uns wenigstens nicht völlig unzugänglich: die Leistungen der vergleichenden Geologie und Zoologie lüften den Schleier wenigstens einigermaßen. Der Geologe vertritt hier den Historiker: mit Hülfe der allgemeinen Physik erkennt er zunächst diejenigen Veränderungen, welche die Erde überstand von dem Augenblick, wo sie eine selbständige Existenz begann, und der Botaniker und Zoologe weisen die Stufenfolge nach, in welcher die starre Masse sich mit Leben überdeckte. Wir dringen in die Zeit der ersten Anfänge des Werdens auf der Erde, des Werdens der Erde selbst und auch in die Periode, da die Erde als Globus noch nicht vorhanden war. Der Astronom lehrt uns, daß einst die Erde nur ein unselbständiger Theil des weiten Weltalls gewesen; das Weltsystem von Laplace ist die Geschichte der Zeit, da die Planeten noch an der Sonne hafteten, und da das kleine Atom im Verhältniß zu der Central-Masse, um welche es kreist, noch gar nicht in Rechnung kam. Sie haben mir in einer Weise, die alle meine Einwendungen widerlegte, nachgewiesen, daß das Leben unseres Globus seine Quelle in der Sonne hat, daß jede irdische Kraft eine Transformation der Sonne ist, daß das Holz, welches unseren Herd erwärmt, seine Wärme der Sonne verdankt, daß die Lokomotive durch die Macht der Sonne dahinfliegt, welche seit Jahrhunderten in den unterirdischen Kohlenlagern aufgespeichert liegt, daß das Pferd seine Zugkraft aus der Pflanze schöpft, die ihrerseits von der Sonne erzeugt ist, und daß der übrige Theil der Arbeit auf unserem Planeten vollbracht wird durch die Wolkenbildung, die gewiß ihre Entstehung der Sonne verdanken. Bevor die Religion dahin kam, zu verkünden, daß Gott außerhalb der Welt in dem Ideal, in dem Absoluten gesucht werden müsse, war kein Kultus vernünftiger und wissenschaftlicher, als der der Sonne: sie ist unser ursprüngliches Vaterland und der besondere Gott unseres Planeten.

„Aber ist das Sonnensystem selbst ewig? Gewiß können wir über dasselbe hinausschreiten: die Astronomie lehrt uns, daß das Sonnensystem nur ein Punkt ist im Weltraum, ein kleines System unter Tausenden ähnlicher Systeme. Wenn uns keine Daten

geblieben sind über den Beginn der Sonne, so wissen wir doch unzweifelhaft, daß sie einen Anfang gehabt hat: die Nebelflecke und die Milchstraße sind Dokumente jener sehr alten Geschichts-Epoche — aber freilich ist damit unser Wissen auch beendigt. Bei jenen ungeheuren Entfernungen ist das Fernrohr ein Kinder-Spielzeug, und es muß uns genug sein, genau zu wissen, daß die Sonne nicht der einzige Stern dieser Art ist, daß es noch andere Sonnen giebt, unzweifelhaft von derselben Beschaffenheit und denselben Gesetzen unterworfen.

„Die Chemie war es, welche auf diesem Punkt ein unerwartetes Licht verschaffte. Mehrere Thatsachen deuteten schon seit lange darauf hin, daß die gesammten Weltkörper dieselben chemischen Elemente zeigen, welche wir an unserem Planeten kennen. Bunsen und Kirchhoff haben bewiesen, was bisher Vermuthung war: Sonne und Erde haben die gleiche chemische Zusammensetzung. Die Chemie hört auf, eine irdische Wissenschaft zu sein, wie es die Geologie ist; sie erstreckt ihre Macht bis zur Sonne und vermuthlich noch über die Sonne hinaus. Denn sollten die Versuche von Bunsen und Kirchhoff nicht auch für alle Fixsterne gelten? So führt uns die Chemie in Zeiträume, da der einzelne Fixstern sich noch nicht gesondert hatte von der Gesammtmasse; sie führt uns in diese Epoche, indem sie Thatsachen auffindet, die das Gemeinsame aller Sonnen bezeichnen. Was ist nun die Chemie Anderes, als die Geschichte der frühesten Periode des Weltalls, die Geschichte der Bildung der Molecüle? Und glauben Sie nicht, daß auch die Molecüle ihrerseits das Resultat einer langen Entwickelungsgeschichte sind, einer Geschichte, die Milliarden von Jahrhunderten dauerte, und deren Resultat die Erzeugung des chemisch anziehend wirkenden Stoffes war? Wie dem auch sei: die Chemie geht offenbar der Astronomie voraus, weil jene uns Gesetze eröffnet, die da galten und wirkten, ehe es noch einen Stern im Weltraum gab.

„Und stehen wir damit wirklich am Anfang der Schöpfung? Müssen wir nicht vielmehr eine Periode annehmen, in welcher nur mechanische Kräfte wirkten, Atome, die nur physikalisch einander anzogen und abstießen, aber nicht chemisch? Unzweifelhaft! Die chemische Wahlverwandtschaft, welche heut Mannichfaltigkeit der Form, der Farbe, der Schwere in die Elemente bringt, war damals noch nicht vorhanden: alle Atome glichen sich, es gab keine Individualität, keine Charakter-Zeichen. Es gab nur Stoff, und der Stoff hatte nur eine Kraft: die physikalische Anziehung. Die Mechanik ist wegen ihres Objektes die erste aller Wissenschaften — aber billig fragen wir weiter: der Stoff und die Gravitation, haben sie einen Anfang gehabt? Und welchen Sinn verbinden wir mit dem Worte Anfang, wenn es sich um etwas handelt, das ursprünglich gewesen und ohne Vorläufer gewesen?

„Hier verwirrt sich unsere Vernunft, hier ist alles Wissens Ende, hierher reicht keine Analogie. Wo der Begriff des Unendlichen eintritt, da eröffnet sich eine unbegränzte Reihe von Widersprüchen und Zirkelschlüssen. Nur die Mathematik, die selbst mit endlosen Reihen rechnet, wirft einiges Licht auf die dunkle Region, in der des Menschen Sohn gezwungen ist, einen Anfang anzunehmen, ohne diesen Anfang zu begreifen — aber die Mathematik giebt nur ein Bild, nur ein Gleichniß. Ihre Wahrheiten sind wahr, auch wenn kein Körper, keine Linie, keine Zahl vorhanden wäre; ihre Wahrheiten leben im Reich der Ideen — und unser Geist sucht das Gesetz der Materie; von der idealen Richtigkeit der mathematischen Wahrheit führt keine Brücke zum ersten Gesetz des ersten Atoms

„Und was leistet die Metaphysik? Sie ist keine besondere und keine fortschreitende Wissenschaft; sie kann Nichts lehren, so wenig wie die Logik, aber sie kann das, was man weiß, analysiren. Auf die Thatsachen hat sie eben so wenig Bezug wie die Logik. Die Regeln des Syllogismus, die Fundamentalgesetze der Logik würden wahr und richtig sein wie die Lehren der Mathematik, auch wenn es keinen Menschen gäbe, der sie begriffe. Die reine Mathematik, Logik und Metaphysik sind Wissenschaften des Ewigen, Unveränderlichen, sie sind nicht historisch, sie kennen keine Beobachtung, keinen Versuch, sie haben keine Beziehung zur Wirklichkeit und zu den Thatsachen. Für sie giebt es keinen Anfang und kein Ende des Daseins, keine Ursache, keine Wirkung: nur Gründe. Gern gestehen wir die Existenz dieser Wissenschaften des Ewigen zu, aber im Reich der Materie haben sie keine Macht und keine Bedeutung. Im Reich der Materie folgten hintereinander Entwickelungsepochen, die wir mit Hülfe jener absoluten Wissenschaften nicht zu erschließen vermögen.

„Was wissen wir von jenen Epochen? von der atomistischen Periode, wo nur mechanische Gesetze galten? von der moleculären, wo die Macht der chemischen Anziehung begann? von der solaren, wo die Materie sich zu ungeheuren Massen gesammelt hatte? von der planetaren, wo jede Sonne begann, sich mit Trabanten zu umgeben? von der alsdann folgenden, in welcher der einzelne Trabant jene Entwickelungen bestand, deren Ueberreste uns die Geologie ahnen läßt? von jener Periode, da der Mensch zum ersten Male auftrat und Begriffe bildete und eine Sprache erfand?

„Was wissen wir von diesen Epochen? Und welchen unendlich kleinen Theil der Vergangenheit umfaßt diejenige Periode, welche wir die historische nennen können? Und wenn wir über einzelne Strecken unserer Erde Quellen besitzen, die nach Jahrtausenden zählen, wie lange ist es denn her, daß die Gesammtheit der Menschen auf unserem Planeten bewußt lebt, wirkt und sich entwickelt?

„Was wir Geschichte nennen, es ist die Geschichte der letzten Stunde des Werdens, aber auch sie lehrt uns das Wesentliche der Weltentwicklung: das Werden. Die alten anatomistischen Philosophen, welche so tief in die Erkenntniß der Weltgesetze eindrangen, kamen doch zu falschen Schlüssen, weil sie dies Werden von Innen heraus nicht begriffen. Der „Nasenstüber" von Descartes genügt nicht, um das All entstehen zu lassen: mit diesem Nasenstüber käme man nicht über die erste Epoche, die mechanische, hinaus, und Descartes kam in der That über sie nicht hinaus. Es bedarf der Annahme einer beständig fortwirkenden Kraft, die sich nicht bloß in ihrer Ursprünglichkeit erhält, sondern die wächst und sich ausbreitet; es bedarf der Annahme eines organischen Gesetzes im All, wie es die Pflanze, das Thier im Kleinen zeigt, es bedarf der Annahme eines Planes, der sich vollzieht und immer größerer Massen und Bahnen bedarf. Jedes einzelne Dasein ist gleichsam das Resultat eines Kompromisses von entgegengesetzten Kräften, wie eine Gleichung, die in den meisten Fällen oder in vielen negative oder imaginäre Resultate giebt, deren Resultate aber in einigen Fällen auch positiv sind. Was da leben will, das muß die Fähigkeit haben, sich mit den feindlichen Mächten abzufinden, d. h. es muß harmonisch sein. Was unharmonisch ist, wird erdrückt. Und was von Individuen gilt, gilt von der Gattung. Tausend Arten und Gattungen haben gelebt und sind ausgestorben; sie haben ein Jahrhundert gelebt oder Jahrtausende, je nach ihrer Fähigkeit, sich zu akkomodiren. So ist denn das Universum nur ein Kampfplatz

der Sieg gehört dem, der kräftig ist, und doch zugleich biegsam. Und in Allem, was gewesen ist oder ist, waltet Ein Gesetz und Eine Idee, dieselbe, die im Instinkt des Thieres lebt, in den eingebornen Begriffen des Menschen, in den Geboten des Gewissens, die Idee, welche sich als Gesammt-Harmonie darstellt. Nichts lebt, was dieser Gesammt-Harmonie, diesem Gottes-Bewußtsein widerspricht; aber Alles, was mit diesen übereinstimmt, das lebt oder es wird leben.

„Es ist das oberste Gesetz des Weltalls: jede begonnene Entwicklung wird ihren Abschluß finden; das ist ebenso gewiß, wie es gewiß ist, daß der Keim zur Frucht, der Embryo zum Thier werden will: freilich nicht so, daß dieser individuelle Keim, dieser individuelle Embryo seine Vollendung erfahren werde, denn der feindlichen Einflüsse ist eine große Zahl, aber dem Ganzen gegenüber sind diese feindlichen Einflüsse ohne Macht. Unzählbare Blumenkeime gehen jedes Jahr zu Grunde, und doch wissen wir: der nächste Frühling wird uns Blumen bringen. Die Gesammtheit erliegt nicht, aber sie bleibt auch nicht unwandelbar: wir sehen mehrere Phasen der Entwickelung, die sich seit Milliarden von Jahrhunderten nach einem bestimmten Gesetz vollziehn. Dies Gesetz ist der Fortschritt, der die Welt aus dem Reich der Mechanik in das der Chemie geführt hat, und aus diesem immer weiter zum Selbstbewußtsein. Der Fortschritt zum Selbstbewußtsein deutet für immer die Richtung aller Entwickelung an.

„Aber können wir aus der Vergangenheit einen weiteren Schluß für die Zukunft ziehen? Die Unendlichkeit der Zeit wird nach uns sein, wie sie vor uns gewesen ist, und nach Milliarden von Jahrhunderten wird das Universum ein anderes sein, als es heute ist! Die Menschheit hat einen Anfang gehabt: sie wird ihr Ende finden. Die Erde hat ihren Anfang gehabt, sie wird ihr Ende finden. Das Sonnensystem hat seinen Anfang gehabt: es wird sein Ende finden. Nur das Dasein und das Bewußtsein wird nicht enden! Aber bevor die Erde und mit ihr die Menschheit in Folge einer Abkühlung der Sonne vernichtet wird, werden noch Millionen von Jahrhunderten vergehen, — und was wird die Welt dann sein, wenn die Fortschritte der Chemie, anstatt achtzig Jahre, Millionen von Jahrhunderten gewährt haben! Welche Phantasie wagt, dies zu träumen — und doch wird diese Zukunft sein! Wer weiß, ob der Mensch oder irgend eine andere Intelligenz nicht dahin kommen wird, den letzten Grund der Materie, das Gesetz der Atome und das Gesetz des Lebens zu erkennen? Wer weiß, ob nicht ein Chemiker, ein Biologe, die Bedingungen des Lebens so umschafft, daß die heutigen, natürlichen Gattungen für Reste einer veralteten, beschränkten Welt angesehen werden, deren Ueberbleibsel man neugierig in Museen betrachtet? Wer weiß, ob nicht das unbegränzte Wissen zum unbegränzten Können führt?

„Gott wird vollendet sein, wenn man mit dem Begriff Gott den Begriff Gesammt-Existenz verbindet; in diesem Sinne wird Gott dann in höherem Grade sein, als er heut ist: er ist im Werden, er ist auf dem Wege, sich zu entfalten. Aber hier stehen bleiben, hieße die Theologie in engem Sinne nehmen. Gott ist mehr, als die Gesammt-Existenz; er ist zugleich das Absolute. Er ist das Ideal, in dem die mathematischen, die metaphysischen, die logischen Wahrheiten zu Realitäten geworden; er ist in diesem Sinne nicht mehr im Werden, er ist in Vollendung.

„Daß er auch im ersten Sinne sich vollende, das ist das Ziel der Wissenschaften. Die Naturwissenschaften sind die großen Mineurs, welche die Schachte graben in das dunkle All; die Geschichte kann nur läutern und den Fortschritt erleichtern, indem sie vor Abwegen warnt.

„Forschen wir, ein Jeder in seinem Beruf, mit unerschütterlichem Muth, indem wir an das große Ziel denken."

Rußland.

Deutsche Kolonieen um St. Petersburg.

I.

Geschichte, Statistik und Verwaltung.

Es ist schon öfter in diesen Blättern von den Deutschen in St. Petersburg die Rede gewesen, und wurde dort auseinandergesetzt,*) wie sich das deutsche Leben daselbst dadurch wesentlich von dem in anderen fremden Städten unterscheide, daß es, alle Berufsarten, Kreise und Volksschichten umfassend, beinahe das Leben einer wirklich deutschen Stadt widerspiegele. Aber nicht genug damit; dem deutschen Leben der Stadt tritt als Ergänzung ein deutsches Leben auf dem Lande zur Seite; ja man würde sogar in einem gewissen Sinne von einem deutschen Stamme Ingermanlands sprechen können, wenn nicht von der andern Seite eine Anzahl Umstände in Betracht kämen, die dem schärferen Blicke das Scheinbild eines Stammesganzen in ein bloßes Uebereinander unverbundener Theile zerlegen. Hierher gehört einmal die Zerstreuung der deutschen Dorfbewohner über das weite Land; sodann die unverhältnißmäßige Ueberzahl der deutschen Städter; ferner auch die verschiedene Stammesangehörigkeit, sofern die Deutschen auf dem Lande allergrößtentheils aus Süddeutschland stammen und süddeutsches Wesen bewahrt haben, in der Stadt dagegen beinahe ausschließlich Norddeutschland vertreten ist. In Folge hiervon fehlt nun freilich jener enge Zusammenhang zwischen Stadt und Land, wie er in deutschen Ländern natürlich und nothwendig ist; es deckt eben das Land nicht die Stadt, und diese nicht jenes. Aber decken sie sich nicht, so berühren sie sich doch; so sind doch eben die beiden gegensätzlichen Daseinsformen eines Volkes in Wirklichkeit vorhanden; so ist doch dem deutschen Städter deutsches Landleben und dem Deutschen auf dem Lande eine deutsche Stadt in der fremden geboten, so oft und wo sich das Verlangen des einen nach dem anderen geltend macht. Zur Vollständigkeit des Bildes deutschen Wesens in der Stadt gehört daher auch das deutsche Wesen auf dem Lande, und diese Ergänzung, diesen Hintergrund gleichsam zu geben, soll die Aufgabe der nachstehenden Zeilen sein.

Man zählt in Ingermanland neun deutsche lutherische Kirchspiele, wobei freilich drei gemischte mitgerechnet sind, das zu Kronstadt, wo auf 500 Deutsche 1000 Letten kommen; das zu Jamburg, dessen 158 Glieder in der Stadt zum Theil Ehsten sind, und das zu Gatschina, unter dessen 1258 Mitgliedern sich auch Finnen befinden. Von diesen neun Kirchspielen sind völlig städtisch das zu Kronstadt, das zu Gatschina, das zu Peterhof mit 250 Deutschen, und das zu St. Johannes in Narwa, welches zu den 2169 Lutheranern in Narwa selbst noch 350 andere aus dem Städtchen Gdow enthält. Zum Theil städtisch sind das Kirchspiel zu Oranienbaum, auf dessen 208

*) Magazin 1861, Nr. 40 und 41.

Eingepfarrte 87 Seelen aus der Stadt Oranienbaum kommen, das Jamburger, wo den 8 Landbewohnern 158 Städter, zum Theil freilich Ehsten, entgegenstehen, und das zu Zarskoje Selo, mit 404 Seelen in Zarskoje Selo und 208 Seelen zu Paulowsk, bei 750 Eingepfarrten im Ganzen. Diese landstädtische deutsche Bevölkerung würde also, wenn man zu Gatschina und Jamburg etwa die kleinere Hälfte, also 600 und resp. 70 Deutsche rechnet, in Summa etwas über 4700 Seelen betragen, wozu man zwar noch einzelne römisch-katholische hinzuthun muß, ohne daß jedoch die Summe dadurch beträchtlich vermehrt würde. Es besteht diese Bevölkerung wesentlich aus deutschen Beamten und Handwerkern, in Kronstadt natürlich, wie die Einwohnerschaft dieser Städt überhaupt, aus Offizieren, Soldaten und Matrosen der Flotte und etlichen Kaufleuten. Hier, wo wir von deutschem Wesen auf dem Lande sprechen wollen, mußte dieselbe zwar der Vollständigkeit wegen im Gegensatze zur Hauptstadt erwähnt werden, kommt jedoch nicht weiter in Betracht, da von ihr wesentlich Aehnliches gilt, wie von den hauptstädtischen Deutschen. Auch die Kolonie Friedenthal unweit Zarskoje Selo, die anno 1819 von acht Weberfamilien aus dem Herzogthume Berg gegründet, jetzt 111 Seelen zählt und sich mit Bandfabrication beschäftigt, fällt außerhalb unserer Betrachtung. Wir haben es zunächst nur mit den κατ' ἐξοχήν sogenannten Kolonien zu thun, d. h. mit den seitens der Regierung gegründeten, mit besonderen Rechten ausgestatteten deutschen Ansiedlungen zum Behufe des Landbaues.

Bekanntlich begann schon unter Peter dem Großen ein stärkerer Aufschwung der deutschen Einwanderung, welche schwächer bereits seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunders unter der Regierung Iwan Wassiljewitsch's des Schrecklichen ihren Anfang genommen hatte. Unter Peter jedoch strömte in Ingermannland Alles der neu entstehenden Hauptstadt zu. Die Ansiedelungen auf dem platten Lande beginnen erst unter Katharina der Zweiten, deren Verdienste um deutsches Wesen in Rußland seitens der Deutschen bei weitem nicht die gebührende Anerkennung gefunden haben. Um den Finnen und Russen Ingermanlands ein Muster des Ackerbaus zu geben, rief sie deutsche Ansiedler herbei, vornehmlich aus Süddeutschland, gab ihnen Kronländereien, und so entstanden, nachdem schon anno 1763 die Deutschen eingetroffen waren, im Jahre 1765 die ersten Kolonien. Sechzig Familien aus dem Würtembergischen und Brandenburgischen legten etwa 40 Werst von der Stadt, am rechten Newaufer, Neu-Saratowka an, das von der frühesten Zahl seiner Bauerwirthe auch den Namen Sechzigerkolonie erhielt und bis jetzt behalten hat, obschon längst durch Halbirung der Höfe die doppelte Zahl hergestellt ist. Hier erhielt ursprünglich jeder Ansiedler 35 Dessjätin Land (ein Dessjätin = 2400 □ Faden Russisch = 4,2848 Morgen Preußisch = 1213,200 □Ruthen Badisch); später ist natürlich der einzelne Wirth auf 17½ Dessjätin gekommen. Andere zweiundzwanzig Familien legten Sredne-Rogatka an, etwa 9 Werst von der Stadt (d. h. vom Winterpalaste aus, von wo ab, als der eigentlichen Stadtmitte, die Entfernungen von der Stadt gerechnet werden), und gaben diesem den Namen der Zweiundzwanzigerkolonie. In beiden wurde später, wie in Neu-Saratowka, die ursprüngliche Zahl der Höfe auf das Doppelte erhöht. Der alte, ungetheilte Hof aber umfaßte hier nur 30 Dessjätin Land; so im Jahre 1765. Zwei Jahre darauf, also 1767, wurden in der Nähe von Jamburg die Kolonien Luzky, Porchow und Frankfurt von katholischen Ansiedlern aus der Pfalz angelegt. Sie erhielten jede Familie 35 Dessjätin Land, kamen aber zu keinem rechten Gedeihen, so daß sie sogar theilweise die Kolonien verließen, das verlassene Land aber später andere Kolonisten aus dem Petersburger Gouvernement aufnahm, und gegenwärtig bereits der dritte Theil der Wirthe lutherisch ist, auch von den katholischen Männern viele mit lutherischen Frauen verheiratet sind. Seitdem haben sich die Verhältnisse entschieden gebessert. Im vorigen Jahrhunderte fanden keine weiteren Einwanderungen statt. Erst im Jahre 1809 kamen wieder achtzehn deutsche Familien, aus Inowolodz an der Piliza in Polen, und erbauten die Kolonie Klutschinski der Insel Kronstadt gegenüber, daher dieselbe auch die Kronstädter Kolonie heißt, und im Jahre darauf, 1810, wurde von hundert und zwei Familien aus Baden, Würtemberg und Preußen die Kolonie Jswar am Flusse Jswara angelegt. Hatte letztere auch keinen Bestand, mußte vielmehr, kaum gegründet, des schlechten Bodens halber auch schon wieder aufgegeben werden, so wurde sie doch die Mutter einer Anzahl Ansiedelungen, die jetzt in voller Blüthe stehen. Denn schon im Jahre 1810 gründeten elf Familien die Kolonie Kipón, 1811 sechs Familien die Kolonie Etup, 1812 aber sieben Familien die Oranienbaumer, vier Familien die Peterhofer Kolonie, und achtundzwanzig Familien die Kolonie Strelna, wobei in allen Kolonien jede Familie 35 Dessjätin Land erhielt. Daß endlich im Jahre 1819 die Bandweberkolonie Friedenthal begründet worden, ist schon oben erwähnt.

Aber diesen Einwanderungen geht das innere Wachsthum zur Seite; rasch hat sich die Bevölkerung um ein Beträchtliches vermehrt. Zunächst zwar fand man noch in den schon bestehenden Niederlassungen Raum; die Höfe wurden, wie oben schon erwähnt ward, halbirt. Allein für lange reichte das nicht aus, und da eine Güterzersplitterung weder seitens der Regierung zulässig, noch den Betheiligten selbst zuträglich war, so zogen eben wie aus einem übervollen Bienenstocke junge Schwärme aus, um auf neuen Ländereien sich niederzulassen. So entstanden von hier aus im Nowgorodischen Gouvernement auf Ländereien der Krone in den Jahren 1835 und 1836 die Kolonie Nikolajewsky, von einundsechzig deutschen Familien, und 1836 Alexandrowsky, von 30 deutschen Familien gegründet. Meistentheils jedoch erkaufte man Land in der Nähe der Mutterkolonie zu eigen und verblieb mit dieser bürgerlich und kirchlich in gemeindlichem Verbande, wie dies recht deutlich an den beiden Kirchspielen Neu-Saratowka und Strelna zu ersehen ist. Zu dem ersteren zählen, außer den alten Kolonien Neu-Saratowka mit jetzt 1247 Seelen, Sredne-Rogatka mit jetzt 423 Seelen und Jschora mit 580 Seelen, auch die Graschdanka, welche 1830 von zehn Kolonistenfamilien gegründet ward und gegenwärtig 96 Seelen zählt, gleich hinter dem Forstcorps in nächster Nähe der Stadt gelegen, ferner Owzyna, sechs Werst oberhalb Neu-Saratowka, am nämlichen Ufer der Newa, gegründet auch im Jahre 1830, jetzt mit 171 Seelen; sodann noch 21 Seelen im Dorfe Janina, 11 Seelen im Dorfe Prijutino, 16 Seelen im Dorfe Moskowskoje Pole, eine Ansiedelung bei der Porzellanfabrik mit 30 Seelen, eine von 20 Seelen, die sich Kowalewskoje nennt, und eine neue, noch namenlose Ansiedelung mit gleichfalls 20 Seelen; endlich seit diesem Herbste noch eine Anzahl Kolonisten, die in Pergola auf dem Gute des Grafen Schuwaloff Land auf eine lange Reihe von Jahren gepachtet haben. Mit Strelna, das jetzt 405 Einwohner hat, und Kipón, welches 148 hat, gehört noch Znamensky mit seinen 29 und Alexandrinsky mit seinen 70 Seelen zusammen, dieses im Jahre 1834, jenes 1843 angelegt, wie auch fünf Seelen im Dorfe Lyssino und

einundsiebenzig Unangesessene. Die anderen Kolonien zeigen bisher nur eine Zunahme innerhalb ihrer selbst. Etup, mit Friedenthal zu Zarskoje-Selo und Paulowsk gehörig, hat 27 Seelen aufzuweisen. Klutschinsky, welches zum Kirchspiele der Stadt Oranienbaum gehört, hat 57, und die eben dahin gehörigen Oranienbaumer und Peterhofer Kolonien haben jene 36 und diese 28 Einwohner. Endlich die mit der Stadt Jamburg zu einem Kirchspiele verbundenen Kolonien: Lutzky, Porchow und Frankfurt, enthalten 87 Lutheraner und nicht ganz zweimal so viel Katholiken. In Summa also dürften bei den angegebenen Zahlen, die wesentlich freilich auf eine Zählung vom Jahre 1859 zurückgehen, an die dreitausend deutsche Kolonisten um St. Petersburg anzunehmen sein, während man im gesammten russischen Reiche etwa 80,000 rechnet.

Bürgerlich bilden die Kolonisten einen besonderen Stand des Reiches, der früher hochbevorrechtigt dastand und namentlich auch das wichtige Adelsrecht besaß, Grund und Boden erwerben zu dürfen. Seit der neuen Ordnung der Dinge jedoch, wo die meisten früheren Vorrechte allgemeine Rechte geworden sind, ist von persönlichen Rechten fast nur noch die Militärfreiheit von Wichtigkeit, neben welcher allenfalls noch die Berechtigung eines jeden zu handeln, sowie das Recht eine Erwähnung verdient, vermöge dessen dem Kolonisten nicht allein der Uebertritt in andere Stände, sondern, falls er will, bei einem solchen zugleich das Verbleiben im Kolonistenstande freisteht. Völlige Glaubensfreiheit nebst dem Rechte, eigene Kirchen und Schulen zu stiften, ist zwar in ihren Privilegien gleich zu oberst genannt, ist aber nicht minder auch den anderen Ständen zugestanden und demnach kein besonderes Kolonistenrecht. Hinsichtlich ihrer Leistungen an den Staat, soweit dieselben an ihren Ländereien haften, ist wohl zu unterscheiden zwischen solchen Deutschen, die in den eigentlichen von der Krone gegründeten Kolonien wohnen, und denen, welche Grund und Boden durch Kauf eigenthümlich erworben haben. Letztere unterliegen für ihr Land ganz denselben Bestimmungen wie alle anderen grundbesitzenden Unterthanen des Reiches; Erstere genießen für die Ländereien der Kolonien beschränkte Abgabenfreiheit, in Ansehung deren indessen die älteren Kolonien wieder vor den jüngeren im Vortheile sind. In Ingermanland gelten als ältere Kolonien Neu-Saratowka, Sredne Rogatka, Ischora, die bei Jamburg und Friedenthal bei Zarskoje Selo, obwohl der Zeit nach das letztgenannte zu allerletzt gegründet worden. Diese haben von Naturalleistungen nur für Wege, Brücken, Dämme und Fähren auf ihrem Gebiete zu sorgen; in Geld entrichten sie, außer den Gemeindeabgaben zur Unterhaltung der Pfarrer, Schulmeister, Schulzen und Beisitzer, nur noch die sogenannten Kronabgaben, d. h. einen Beitrag für die Gerichtsbehörde, für Land- und Wasser-Communication, und endlich die Grundsteuer, welche je nach der Bodenbeschaffenheit sehr verschieden ist. Am meisten zahlt Sredne-Rogatka, für den Dessjätin Land jährlich 71½ Kopeken; dann Neu-Saratowka, Strelna, die Peterhofer Kolonie 57½ Kopeken; dann Klutschinsky und Kipén 51½ Kopeken; die Oranienbaumer Kolonie 45½ Kopeken, Ischora 43 Kopeken und die Kolonien bei Jamburg 35½ Kopeken. Die genannten Steuern zahlen zwar alle Kolonien insgesammt; die anderen aber, außer den oben angeführten, haben außerdem noch von Naturalleistungen vorkommenden Falles Einquartirung aufzunehmen, sowie für [illegible] Arrestantentransport, für Dienstreisen den [illegible] Personen mit gesetzlichen Zeugnissen [illegible] Dienst[illegible] und in Geld auch die allgemeinen Landes-[illegible]land ist zwar, wie der Wortlaut heißt, „zu unanstreitbarem und erblichem Besitze auf ewige Zeiten“ verliehen, nicht jedoch als persönliches Eigenthum, sondern als Gemeingut allemal der ganzen Kolonie, wovon denn die Folge ist, daß Niemand befugt ist, etwas von seinem Hofe zu verkaufen oder sonst zu veräußern, ja sogar denselben unter seine Kinder zu theilen. Erbe ist vielmehr immer nur Einer, im Allgemeinen der jüngste Sohn; sind aber keine Söhne vorhanden, so besitzen Mutter und Töchter zusammen so lange den Hof, bis entweder die Mutter zum zweiten Male oder eine von den Töchtern heiratet. Der Mann, welcher so zuerst in den Hof hineinheiratet, wird der Besitzer, hat aber dafür die Mutter nebst den übrigen Töchtern im Hause zu behalten und, bis sie sterben oder heiraten, zu ernähren.

Die gerichtliche Oberbehörde für die Kolonisten ist die nämliche wie für die russischen Dörfer. Mit jener vermittelte bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts ein eigener sogenannter Inspektor die Verbindung und war bis dahin das Deutsche Geschäftssprache. Seitdem aber ist beides, das Deutsche in den Verhandlungen und der Inspektor, in Wegfall gekommen, doch spricht man davon, daß in diesem Jahre, 1864, ein solcher wieder eingesetzt werden solle, womit denn wohl auch das Deutsche in sein früheres Recht wieder einträte. Gegenwärtig hat dasselbe seine Stelle nur in den Verhandlungen innerhalb der Gemeinde, welche nach deutschem Muster eingerichtet ist. Denn an der Spitze steht ein Schulz, dem zwei Beisitzer oder Gerichtsmänner zur Seite stehen, während in wichtigen Angelegenheiten sämmtliche Wirthe berufen werden. Nur jedoch die ursprüngliche Kolonie gilt als bürgerliche Gemeinde; die Töchterkolonien auf erkauftem Grund und Boden gehören zu den Mutterorten, wie überhaupt jeder Kolonist zu dem Orte gehörig verbleibt, woher er stammt, auch wenn er sich von demselben entfernt. Nur wenn er einen eigentlichen Kolonistenhof anderwärts erheiratet, tritt er eben dadurch in die fremde Gemeinde ein. Wie die Ortsobrigkeit, ist auch die Ortspolizei deutschen Verhältnissen ähnlich: bei Tage, und namentlich bei Nacht gehen Wachen durch das Dorf, die der Reihe nach von den einzelnen Gütern gestellt werden und Nachts, wie in Deutschland mit Horn oder Schnarre, so hier durch Klopfen auf eigens dazu vor jedem Hause angebrachten Brettern ihre Anwesenheit zu erkennen geben. Musterhaft eingerichtet ist die Feuerordnung. Die Stellung der Löschgeräthschaften ist auf die einzelnen Höfe vertheilt, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ist, wenn ein Feuer ausbricht, Alles auf seinem Platze, so daß denn, trotzdem daß die Häuser nur von Holz gebaut sind und dicht nebeneinander stehen, ein Schadenfeuer nur äußerst selten mehrere Güter erfaßt. Selbst außerhalb ihrer eigenen Ortschaften ist die Löschtüchtigkeit der deutschen Kolonisten bewährt. Eine kaiserliche Fabrik retteten vor einer Anzahl Jahren die Kolonisten von Neu-Saratowka, welche zuerst auf dem Platze erschienen, und das mündliche Lob des Kaisers Nikolaus „Daran erkenne ich meine Deutschen“, sowie ein Dankschreiben desselben sind hochgeschätzte, werthgehaltene Erinnerungen.

Von den kirchlichen Gemeinden wurde schon oben gehandelt; wir sagten, daß das Kirchspiel allemal nach dem Hauptorte benannt werde, an dem sich das Pastorat befindet. Das Jamburger Kirchspiel besitzt jedoch noch keine Prediger, sondern muß von Narwa und von Waiwora in Ehstland aus geistlich bedient werden. Aber auch wo ein Pfarrer ist, bringt die weite Entfernung der zu einem Kirchspiele vereinigten Ortschaften manche Störung mit sich, so daß derselbe nicht an jedem Sonntage selbst den Gottesdienst versehen kann, sondern der Schulmeister an

seiner Stelle eine Predigt lesen muß. Wo die Gemeinde bloß aus Kolonisten besteht, wird der Pfarrer von diesen selbst gewählt und vom Konsistorium bestätigt. Die Gehalte der Pfarrer fließen theils aus Pfarrland, theils aus Geldzahlungen der Gemeinde, theils aus den Accidenzien. In Neu-Saratowka sind die letztern auf achthundert Rubel bestimmt, während der Pfarracker fünfhundert Rubel Reinertrag liefert und die Kolonien ungefähr zweihundertundvierzig Rubel Geld zahlen; im Strelnaer Kirchspiele beträgt der Baargehalt 535 Rubel, der Ertrag des Ackers 120 Rubel und die Zahlung eines Militärhospitals 28⅔ Rubel. Das giebt so ungefähr eine Uebersicht der Gehaltsverhältnisse, nur muß man außerdem noch freie Wohnung und Heizung mit in Anschlag bringen.

Nicht eins mit den deutschen Kirchgemeinden sind die Schulgemeinden; wie könnten auch die Kinder, vollends bei hiesigem Winterwetter, die ungeheuren Entfernungen zum Kirchdorfe zurücklegen? Rühmlichst anzuerkennen ist es daher, daß, wo nur Kolonisten in irgend größerer Anzahl zu einer neuen Ansiedlung zusammentraten, gleich zuerst mit an die Gründung einer Schule gedacht wurde. So haben denn jetzt im Neu-Saratowkaer Kirchspiele nicht allein jede der drei alten Kolonien eine Schule, sondern auch die Graschdanka und Owzyna; im Strelnaer sowohl Strelna selbst als Kipén; im Oranienbaumer auch Klutschinsky. In den Kolonien bei Jamburg bestand zwar bisher nur eine römisch-katholische Kirchenschule, jetzt aber hat man auch zu einer lutherischen Schule die Räume beschafft, und wird diese wohl demnächst ins Leben treten. Ja man spricht bereits davon, daß die Wirthe, welche letzten Herbst in Pergola Land übernommen haben, dort eine Schule stiften wollen. Jeder dieser Schulen steht ein Lehrer vor; nur der in Neu-Saratowka hat noch einen Gehülfen, hat aber auch 216 Schulkinder, während sonst 126 Schulkinder das Maximum bilden, manche Schulen aber selbst die Zahl von siebzehn nicht überschreiten. Schule gehalten wird nur während des Winters; im Sommer sind die Kinder zu Hause und auf dem Felde nothwendig. Für den Unterricht ist immer nur ein Saal bestimmt, und dieser dient zugleich anderen öffentlichen Zwecken, wie bei Gemeindeversammlungen und dgl.; der übrige Raum ist dem Schulmeister angewiesen, dessen Wohnung in der Regel bequemer als in den meisten Dörfern Deutschlands eingerichtet ist. Die Gehalte sind sehr verschieden; in den Kirchdörfern werden sie durch das Küsteramt vermehrt, das immer der Schulmeister mitbekleidet. Das Maximum erhält der Schulmeister in Neu-Saratowka, nämlich außer Wohnung und Heizung Gehalt von der Gemeinde 85 Rubel, Gehalt von der Kirche 46 Rubel, von jedem Kinde 28⅔ Kopeken Schulgeld, den Ertrag von 20 Dessjätin Land im Betrage von 330 Rubeln und ungefähr 70 Rubel Accidenzien. Dagegen bekommt der zu Sredne Rogatka nur 137 Rubel, der zu Ischora 350 Rubel, der in der Graschdanka neben freier Wohnung und Heizung 150 Rubel, der zu Owzyna 180 Rubel, von jedem Hofe ein Maß Kartoffeln und auch Wohnung und Heizung, der zu Strelna 360 Rubel, der zu Kipén 75 Rubel, aber obendrein 2 Tschetwert 6 Tschetwerik Mehl (ein Tschetwert=3,819 Scheffel Preußisch=1,398 Malter Badisch; ein Tschetwerik=0.477 Scheffel Preußisch=1,747 Sester Badisch), 4 Tschetwert ein Tschetwerik Kartoffeln, 22 Pfund Butter, 165 Eier, 165 Kohlköpfe, 165 Schnittkohl. Im Winter, wo alles gelernt werden muß, was überhaupt gelernt wird, muß sich der Lehrer freilich tüchtig tummeln, dafür gewährt aber auch der Sommer eine in Deutschland ungekannte Muße.

Schweden.

Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens.*)

Das Worsaa'sche Bilderbuch gab uns in diesen Blättern (1863, Nr. 9 und 10) eine längst gewünschte Gelegenheit, die von den Kopenhagener Sammlern erfundene Eintheilung der vorgeschichtlichen Zeit in drei scharfgeschiedene Zeitalter einmal recht genau kennen zu lernen. Wir glauben hinreichend dargethan zu haben, daß es mit der Kopenhagener Erfindung eine besondere Bewandtniß habe, wonach sie dem unbefangenen Prüfer zwar sehr phantasievoll und patriotisch, aber keineswegs wissenschaftlich stichhaltig erscheint. Abgesehen von den kleinen Aergernissen, welche die freilich sehr bequeme Systematisirung einer unbekannten oder dunklen Vorzeit immer mit sich zu führen pflegt und sich z. B. in den sogenannten Probirsteinen bekundet, deren Zweck „die Goldprobe" war, die aber des Systems halber in das aller Metalle gänzlich bare Steinalter versetzt sind, leidet die dreizeitige Erfindung an dem großen Uebel eines nationalen Bronze-Zeitalters für Dänemark, welches die Herren in Kopenhagen beanspruchen. Ihr meerumspültes Vaterland, welches Briten, Angelsachsen und Deutsche bis 1000 Jahre nach Christi Geburt nur als die unverdorbenste Pflanzstätte vollständigster Barbarei kannten, wird durch dies Bronze-Zeitalter zu dem Sitze einer klassischen Kultur gemacht, deren Strahlen erleuchtend bis zu den Alpen, Britannien und Ostrußland drangen; in den ungelichteten Wäldern und zwischen den bodenlosen Sümpfen Dänemarks lebte schon zur Zeit, da Italien ganz oder größtentheils nur von rohen Wilden bewohnt war, ein Volk, das in Bronze, Gold und Silber Kunstsachen zu schaffen verstand, deren einfache Schönheitslinien die klassischen und modernen Künstler neidisch machen könnten.

Wir erlaubten uns, gegen diesen dänischen Patriotismus, der unserer Kenntniß der Geschichte und unserem einfachen deutschen Verstande widersprach, bescheidentlichst Einsprache zu erheben, standen aber, wie es scheint, mit unserem literarischen Proteste ganz vereinzelt da, denn unser Landsmann, der verdienstvolle Alterthumsforscher Lindenschmidt, hat unseres Wissens nur die französische Arroganz einer vorgeschichtlichen gallischen Kultur zurückgewiesen. Schweigende Proteste gegen ein mitteleuropäisch-nordisches Bronze-Zeitalter finden sich schon lange in verschiedenen deutschen Museen, wie z. B. im Berliner, das seine vaterländische Sammlung nach Fundorten und Aehnlichkeiten der Sachen eingetheilt hat.

Längere Zeit, nachdem unsere Besprechung des Worsaa'schen Bilderbuches an die Redaction des „Magazin" eingesandt war, erhielten wir, und zwar noch bevor es ins Deutsche übersetzt war, das werthvolle Werk des Professors Nilsson aus Stockholm zugeschickt. Wir bedauern, daß wir nicht eher in den Besitz der Schrift dieses greisen Forschers gelangt sind; sie hätte uns wesentlich in unserer Arbeit unterstützt und das beruhigende Gefühl ge-

*) Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Ein Versuch in der komparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwickelungs-Geschichte des Menschengeschlechtes. Von S. Nilsson. Aus dem Schwedischen übersetzt. Hamburg, Otto Meißner, 1863.

Sein schwedischer Titel ist: Skandinaviska nordens urinvånare, en försök i komparative ethnografien. Af S. Nilsson." Zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage, mit vielen Kupfern und Holzschnitten. Stockholm, Norstedt u. Söhne. Preis 6 Rtl.

geben, daß wir mit unseren Ansichten, die denen des Kopenhagener Orakels und seiner englisch-französischen Nachbeter schnurstracks zuwiderlaufen, literarisch nicht allein standen. Leider ist der Wunsch nach einem Gefühl der Beruhigung darüber, daß wir mit unserem bona fide unternommenen Angriffe auf die überspannte dänische Theorie kein Sacrilegium begingen, das in Deutschland Anstoß oder gar Unwillen hervorrufen möchte, nicht so unberechtigt, denn es ist selbst in unserem Vaterlande soweit gekommen, daß scharfsinnige und gelehrte Schriftsteller den Kopenhagener Satzungen ohne Weiteres huldigen und sich in dieselben so hineinleben, daß sie mit ihrem Wissen unvereinbare Schlüsse und Combinationen ziehen. So brachte z. B. das gediegene „Morgenblatt" eine Reihenfolge anmuthig geschriebener und interessanter Aufsätze über die an unserer Nordseeküste zerstreuten Alterthümer. Wie groß war unser Erstaunen, als wir in dem Artikel „die Pipinsburg" die Schlußfolgerung lasen, normannische Seeräuber hätten den Ringwall derselben gebaut; dafür spräche nicht sowohl das „häufige Vorkommen" solcher Ringwälle im südlichen Skandinavien, als besonders der Fund eines goldenen Armbandes, das genau dem so häufig in Dänemark gefundenen gliche. „Dies könne nur dänisches oder normännisches Fabrikat sein und eine vornehme Normannenfrau müsse es in dem Ringwalle der Pipinsburg verloren haben." Abgesehen von dem über die Verfertiger Gesagten, machen wir nur darauf aufmerksam, daß es bekanntlich zu den stolzesten Schwüren jener rohen Seeräuber gehörte, „nie unter berußtem Dache zu schlafen", und zu ihren strengsten Gesetzen, „kein Weib die Planken ihres Schiffes betreten zu lassen." Was sollte ihnen also ein Ringwall ohne bergende Hütte und wie sollte wohl die vornehme Normannenfrau ohne Seereise nach der Pipinsburg gekommen sein und was sollte die Dame dort? — Doch nichts für ungut!

Nun wundert sich der geehrte Leser vielleicht, wie wir in einem schwedischen Werke, das ausdrücklich vom „Bronzealter" des skandinavischen Nordens spricht, eine Unterstützung unserer gegen den Strom schwimmenden Ansicht sehen können. Deshalb theilen wir ihm vornherein mit, daß der Prof. Nilsson ein entschiedener Verfechter der direkten phönizischen Einwanderung ist, daß nach seiner Ansicht alle im Norden gefundenen Bronzesachen, ja sogar wesentliche Theile der nordischen Religion diesen semitischen Orientalen und ihren Nachkommen oder Blutsverwandten zuzuschreiben sind, daß ferner das sogenannte Bronzealter in die historische Zeit fällt, daß es das thatsächliche Steinalter nicht unterbrach, sondern daß letzteres tiefer in das ebenfalls thatsächliche Eisenalter hineinreicht, als selbst wir annahmen. Hätten wir sein Buch zur Hand gehabt, dann hätten wir uns nicht mit der Anführung der uns aufgefallenen Stelle des Hildebrandsliedes:

„dô stôptun to samene
staimbort chludan"

begnügt, sondern hätten die von ihm citirte Stelle eines lateinischen Gedichtes zu Ehren des von Wilhelm dem Eroberer bei Hastings erfochtenen Sieges

„Jactant Angli cuspides et diversorum generum tela
saevissimasque secures, et lignis imposita saxa"

ebenfalls aufgeführt. Nach diesem Liede konnte man also der Steinwaffen in dem nunmehr höchsten Sitze der Eisenkultur noch im Jahre 1066 nicht entbehren, während die Kopenhagener Sammler Steinwaffen und Geräthe dieses Materials schon vor 6—7000 Jahren als überwundenen Standpunkt für ihr — Dänemark bei Seite legen!

Prof. Nilsson ist selbstverständlich auch mit uns der Ansicht, daß Steinsachen ununterbrochen neben bronzenen gebraucht wurden, und er belegt dies durch Abbildung und Verweisung auf gemachte Funde, welche darthun, daß die rohesten Kieselwaffen und Geräthe Begleiter der schönsten Bronzesachen waren. Auch in den Sitzen der Bronzekultur erhielt sich der Kiesel wenigstens zu gewissen Zwecken, z. B. zum Opfern, wie durch die Beschreibung des Schwurs des Knaben Hannibal erhellt. Es ist ein besonderes Verdienst des Nilsson'schen Werkes, recht häufig aus dem geschriebenen Worte, aus der eigentlichen Wissenschaft, zu schöpfen, statt nach der Art von Halbwissern die Wissenschaft zu negiren und in deren Stelle die eigne Phantasie, sowie einige vermoderte Trümmer, sprechen zu lassen. Jeder bietet, was er hat.

Herr Prof. Nilsson ist wirklich Forscher und gleichzeitig Gelehrter, welch letzteres ihm besonders bei seiner glücklichen Gabe des Findens und dem Gefundenen die für seine Ansichten sprechenden Seiten abzugewinnen, vortrefflich zu Statten kommt. Wir lasen das Werk dieses ehrwürdigen Greises, der eigentlich sein ganzes Leben nur dem einen Zwecke, Ergründung der skandinavischen Vorzeit, gewidmet hat, mit einer gewissen Pietät, deren wir uns auch bei Besprechung desselben nicht ganz entziehen konnten, obwohl wir uns durch dieselbe nicht abhalten lassen durften, den Maßstab unserer Kritik an das Buch zu legen.

Wir sind demnach vollkommen einverstanden mit dem Grundsatze des Verfassers, demzufolge „die bei uns gefundenen Bronzesachen (und die entsprechenden Goldsachen) von einem, dem Norden und Westen Europa's vollkommen fremden Volksstamme eingeführt sind." Die Gründe hierfür haben wir schon oft angegeben — sie liegen hauptsächlich in der ursprünglichen Barbarei der betreffenden Länder und in der Thatsache, daß sich bis jetzt kein hervorragendes Kulturvolk der Kenntniß der Mit- oder Nachwelt entzogen hat. Die alten, beständig am Meere lebenden Nordmenschen wären, wenn im Besitze einer phönizischen oder griechischen Kultur, gewiß eben so sicher nach dem Mittelmeere gekommen, wie jene Völker nach den Nordmeeren. — Außer dieser Hauptansicht stellt der Verfasser jedoch Thesen auf, mit denen wir uns nicht unbedingt einverstanden erklären können, bei denen wir vielmehr von seinem Grundsatze: „Anderer Meinung zu achten, jedoch bei der eigenen zu beharren, wenn jene uns nicht zu überzeugen vermag", umfassenden Gebrauch machen.

Wir können uns demnach nicht damit befreunden, — daß ausschließlich Phönizier die Importeurs der Bronzewaaren gewesen sind, daß der Baldursdienst und Druidenkultus ein und dasselbe und nur veränderte Namen für Baalsdienst gewesen sein sollen; — daß phönizische Kaufleute oder ihre Faktoren sich zu Königen der nordischen Barbaren aufgeschwungen und sich sammt ihrem Gefolge mit den Eingebornen verschmelzen hätten. Außerdem können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sein eingehendes Buch die Frage, „wer wohnte im Norden", offen gelassen hat, und daß wir hierauf z. B. in der kurzen negirenden Abhandlung P. F. Stuhr's „Ueber einige Hauptfragen des nordischen Alterthums" mehr positive Antworten gefunden haben. — Dann ist es uns nicht einleuchtend, warum der Verfasser überhaupt noch von einem nordischen „Bronzealter" spricht, da er S. 63, 64 u. a. O. sagt, daß nur reiche Häuptlinge sich einige Bronzesachen zulegen konnten daß aber die Masse des Volkes an diesem eingeführten Luxus keinen Theil hatte, daß weder in Britannien noch Skandinavien die Bronze gemischt sei, da sich niemals eingeschmolzenes Zinn und dergleichen Kupfer einzeln gefunden habe; daß er überhaupt

der Ansicht sei, daß unter Steinalter die Zeit im Kulturzustande eines Volkes zu verstehen sei, da dieses nur Stein, Holz, Knochen ꝛc. zu Waffen und Geräthen brauchte; unter Bronzealter, da scharfe Waffen und schneidende Geräthe aus Bronze waren, und unter Eisenalter, da die genannten Gegenstände aus Eisen bestanden und alle Bronze abgeschafft war. Es scheinen uns dieses scharfe Widersprüche seiner eignen greifbaren Ausführungen vom Gegentheil.

Franz Maurer.

England.

Lord Russell und seine Feder.

Eine politische Humoreske.*)

Man hat oft das traurige Schicksal des tapfern Mannes beklagt, der das Unglück hatte, ein Paar feige Beine zu besitzen. Es war in der That sehr hart; wie kühn sein Herz auch schlagen und wie heldenmüthige Entschlüsse sein Geist auch fassen mochte, seine unverbesserlichen Beine liefen immer beim ersten Flintenschuß mit ihm davon. Lord Russell ist eben jetzt das unglückliche Opfer eines vielleicht nicht ganz so demüthigenden, aber kaum weniger verdrießlichen Zusammentreffens. Er selbst ist der friedlichste und vorsichtigste der Menschen. Er träumt niemals von Krieg, oder wenn er ihn gelegentlich führen muß, so ist es nur mit einem jener barbarischen orientalischen Völker, welche offenbar von einer wohlthätigen Vorsehung dazu bestimmt sind, als Schießscheibe für unsere Armstrong-Kanonen zu dienen. Aber mit Ausnahme solcher exceptionellen Fälle hat er stets eine unendlich friedfertige Natur an den Tag gelegt. Sie leuchtet in jeder Periode seines politischen Lebens hervor, in seiner einheimischen wie in seiner auswärtigen Politik. Er hat sich stets bereit gezeigt, den Feinden Alles zu opfern, namentlich wo er Grund hatte, zu glauben, daß seine Partei die schwächere war. Kollegen, Grundsätze, Versprechungen sind mehr als einmal von diesem aufrichtigen Freunde des Friedens schleunigst im Stich gelassen worden, wenn er sah, daß sie bedroht waren, und daß er in einen Kampf zu ihrer Vertheidigung verwickelt werden könnte. Es muß ein so stilles, frommes Gemüth aufs Grausamste kränken, daß die Götter ihm eine der streitsüchtigsten Federn in Europa in die Hand gedrückt haben. Während der wenigen Jahre, seitdem er an der Spitze des auswärtigen Amtes gestanden, hat er wahrscheinlich mehr Regierungen insultirt, als alle seine zehn Vorgänger zusammen. Wäre dieses herausfordernde Benehmen absichtlich gewesen und von einer entsprechenden Politik getragen worden, so würden die Resultate zwar für das steuerzahlende Publikum unangenehm, aber weder für die Nation noch für den auswärtigen Minister selbst schimpflich gewesen sein. Allein nichts ist ferner von dem Sinnen und Trachten des sanften und milden Geistes, der hinter jener Feder sitzt, als daß es jemals zu Thätlichkeiten kommen sollte. Wenn seine wahren Absichten sich nur in seinen Depeschen spiegeln könnten, wenn die Fülle von Besonnenheit, die seine Tapferkeit mäßigt, sich nur seinen Worten mittheilte, so würden fremde Mächte keinen Grund für die Reizbarkeit haben, die eine englische Depesche jetzt gewöhnlich in ihnen hervorruft. Aber er ist noch nie im Stande gewesen, eine vollkommene Herrschaft über seine Feder zu erlangen. Gegenwärtig hat er mit ihr eine Art Kompromiß geschlossen. Die Feder soll sich als Regel aller muthwilligen Beleidigungen größerer Staaten enthalten, wenn nämlich ein kleiner Staat gerade da ist, um die ihm zugedachten Insulten in Empfang zu nehmen, und wenn diese Insulten von einer kleinen oder großen Macht eine scharfe Antwort provozirt haben, so soll besagte Feder den Schimpf ruhig einstecken und keine gefährliche Replik wagen. Dank dieser glücklichen Vereinbarung ist der Friede bis jetzt erhalten worden. Der wahre Charakter der Russell'schen Windbeuteleien ist von den kontinentalen Nationen in vielen schlagenden Beispielen studirt worden und ist ihnen nunmehr völlig klar. Seine Depeschen werden weder im In-, noch im Auslande als Vertreter des Krieges betrachtet. Man sieht in ihnen nur eine Herausforderung zu einem Wortgefecht, in welchem der kontinentale Diplomat, der eine zartere Waffe führt, gewöhnlich einen leichten Sieg davonträgt. An einer solchen Prozedur ist nichts auszusetzen, falls sie nur richtig verstanden wird. Worte sind am Ende nur konventionelle Ausdrücke der Gedanken, und wenn es einmal ausgemacht ist, daß zornige Drohungen in Wahrheit nur den Entschluß, nachzugeben, bedeuten, so können feigherzige Absichten in dieser Weise ebenso gut ausgedrückt werden, als in einer andern. Der einzige Nachtheil ist, daß das Ausland sich zu der Annahme berechtigt glaubt, daß die englische Nation zu ihrem auswärtigen Minister ein Individuum erwählt, das mit ihren Gesinnungen und ihrem Charakter im Einklang steht. Es schließt demnach mit unwiderlegbarer Logik, daß ein Geschmack an Rodemontaden und eine heilsame Furcht vor Schlägen zu den charakteristischen Zügen des englischen Volkes gehören.

Es ist aber sehr zu wünschen, daß Lord Russell und seine Feder zu einem noch vollständigeren Einvernehmen gelangen möchten, denn seit Kurzem hat ihm dieses energische Instrument die seltsamsten Streiche gespielt. Seine zügellosen Kapriolen sind ohne Zweifel an einem großen Theile der Gefahren schuld, welche jetzt Europa bedrohen. Wenn es zu den Rathschlägen, die vor etwa fünf Vierteljahren dem Könige von Dänemark gegeben wurden, sich einer weniger arroganten Sprache bedient hätte, so ist es wahrscheinlich, daß keine von den streitenden Parteien die Sache auf die Spitze getrieben hätte, auf der sie jetzt steht. Andererseits würde mehr Anstand in den an Rußland in Bezug auf Polen gemachten Vorstellungen und eine gebührende Erkenntniß der Rücksichten, die man zu nehmen hat, wenn man nicht daran denkt, seine Proteste durch die That zu unterstützen, die englische Diplomatie vor der allgemeinen Verachtung gerettet haben, die sie sich auf dem Kontinent zugezogen hat, und die ihre eifrigsten Anstrengungen zu nichte macht. Durch dieses System, schmähliche Handlungen mit tapferen Worten zu verbinden, hat England sein früheres Gewicht verloren, und der Rath, den Lord Russell so freigebig ertheilt, wird, da ihm das Prästigium kriegerischer Macht nicht mehr zur Seite steht, mit unverhülltem Hohn zurückgewiesen. Die gegenwärtige Stellung Englands wird genugsam durch den neulichen diplomatischen Schriftwechsel mit Sachsen erläutert. Es giebt wahrscheinlich keinen Staat im Norden der Alpen, dessen

*) Wir entlehnen diesen Aufsatz der Saturday Review, einem der wenigen englischen Journale, welche in Bezug auf die schleswig-holsteinische Frage eine unparteiische Haltung bewahren. Man wird daraus nicht allein erkennen, daß die Politik der britischen Minister in ihrer Heimat eben so streng beurtheilt wird, als auf dem Kontinent (was zum Theil auch aus den Verhandlungen des Unterhauses, bald nach Eröffnung des Parlamentes, ersichtlich war), sondern auch, daß die englische Presse noch immer die Geißel des Sarkasmus zu schwingen versteht und nicht alle ihre Organe, nach Bright's Ausdruck, „gezähmt und zum Apportiren dressirt werden sind".

Lage unsicherer wäre als die des sächsischen. Mit einem Gebiete, groß genug, um ein Gegenstand des Ehrgeizes zu sein, aber nicht groß genug, um sich zu vertheidigen, ohne mächtige Bundesgenossen und mitten inne zwischen zwei mächtigen Reichen, deren Politik es durchkreuzt hat, ist Sachsen in einer Lage, die es gewiß nicht dazu veranlassen kann, sich einen Freund zu entfremden oder eine neutrale Macht zu verfeinden. Wenn Rußland oder Frankreich die traditionelle Würde ihrer Diplomatie so weit vergessen hätten, um eine solche Depesche abzusenden, wie die, welche Lord Russell an Herrn Murray geschrieben hat, so kann man versichert sein, daß Herr von Beust in seiner Antwort sorgfältig Alles vermieden hätte, was ihre Empfindlichkeit erregen konnte. Daß er in seinen Beziehungen mit England ein entgegengesetztes Verfahren beobachtete, zeigt den Werth, den er unserer Freundschaft oder Feindschaft beilegt. Das Beispiel Fürst Gortschakoff's hat den deutschen Staatsmännern einen edlen Wetteifer eingeflößt. In früherer Zeit war man gewohnt, England mit Höflichkeit zu behandeln und auf seine Versprechungen oder seine Drohungen Gewicht zu setzen. Aber der russische Minister hat die Illusion zerstreut. Er hat der Katze die Krallen ausgezogen.*) Er hat den praktischen Beweis geliefert, daß man englischen Drohungen mit unverhohlenem Spott begegnen kann, und kleinere Höfe sind natürlich erfreut, auf so wohlfeile Art den Ruf des Muths zu erwerben. Die von Herrn von Beust versuchte Nachahmung der Gortschakoff'schen Manier ist allerdings nicht sehr gelungen. Sein Sarkasmus besteht in wenig mehr als dem Gebrauch von derben Worten, die sonst im diplomatischen Verkehr verhorreszirt werden. Aus einer so einladenden Depesche wie die des britischen Staatssekretairs hätte der Russe mehr gemacht. Das Resumé desselben enthält nur die Sache; aber falls Herr Murray nicht die Worte seines Chefs in seltsamer Weise entstellt hat, so muß es ein wahres Kunststück gewesen sein, so viel Unsinn in einen so geringen Raum zusammenzudrängen. Die heillose Konfusion, wo von den Angelegenheiten Schleswigs und denen Holsteins die Rede ist; der Versuch, die Anordnungen des Bundestages erst der sächsischen Regierung, dann den „deutschen Truppen" zur Last zu legen, und die wunderliche Phrase am Schlusse, die an das berühmte „Duell zu Dreien"**) erinnert, „daß Bayern, Sachsen und Württemberg gegenseitig verantwortlich seien", hätte dem Fürsten Gortschakoff reichliches Material zu einer jener Stilübungen geliefert, die seinen Namen unsterblich gemacht haben. Herr v. Beust hat sich jedoch die Gelegenheit entschlüpfen lassen, und es ist ihm nur gelungen, eine Depesche zu Stande zu bringen, die noch unerzogener ist, als die von ihm empfangene.

Aus den wenigen Auszügen, die von Zeit zu Zeit in den öffentlichen Blättern erscheinen, ist es klar, daß unser auswärtiger Minister sein Aeußerstes thut, um die deutschen Mächte von dem Kriege abzuschrecken, den sie unternehmen wollen. Aber er ist in der Lage eines Arztes, der seinen Patienten zu stark medizinirt hat; wenn er die Mittel nachher braucht, wollen sie nicht mehr anschlagen. Dasselbe ist der Fall mit den barschen Worten, die Lord Russell an den Frankfurter Bundestag und die verschiedenen deutschen Höfe richtet. Sie sind an dergleichen gewöhnt, und es hat aufgehört, die geringste Wirkung auf sie hervorzubringen. Sie wissen aus der Korrespondenz über Polen, daß es gar nichts bedeutet. Rußland wurde mit „den ernstesten Folgen" bedroht, wenn es den Polen nicht augenblicklich eine Constitution bewilligte; aber Rußland behandelte die Forderung einer Constitution mit Verachtung, und die „ernsten Folgen" sind nie erfolgt. Vergebens erhebt England seine Stimme lauter und lauter; die Ohnmacht des Zornes, die diese gellenden Töne ausdrücken, ist an den Tag gekommen, und wird nicht leicht vergessen werden. So lange man die Täuschung aufrecht halten konnte, war das Poltern ein ganz nützliches Rüstzeug. Es war sehr angenehm, so lang es dauerte, denn wir genossen allen Einfluß einer großen Macht, ohne daß wir nöthig hatten, uns deshalb in Unkosten zu setzen. Jetzt aber, wo das Verhältniß zwischen unserer Sprache und unserer Politik allseitig verstanden wird, wäre es vielleicht rathsamer, unsere Sprache auf das Niveau unserer Politik herabzustimmen. Lord Russell's gegenwärtige Praxis, den Mangel an wirklichem Einfluß durch die Wiederholung ohnmächtiger Drohungen zu ersetzen, hat keinen anderen Erfolg, als uns ohne Noth dem Gespötte des Auslandes preiszugeben.

*) Anspielung auf eine Anekdote aus der schottischen Geschichte.

**) In Marryat's „Midshipman Easy."

Die Londoner Gesellschaft und ihre Selbsthilfe.

IV.

Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung.

Die dreiundzwanzigtausend „Friendly Societies" Englands zur gegenseitigen Unterstützung ihrer Mitglieder in Krankheit und Alter und bei Begräbnissen der hinterbliebenen Wittwen und Waisen sind aus einem gesunden, humanen Volksgeiste hervorgewachsen und dann auch vom Staate nicht bevormundet, gepeinigt und büreaukratisirt, sondern gesetzlich anerkannt, beschützt und beschirmt worden gegen Schwindel und Auswüchse, die sich allerdings vielfach eingefunden hatten, wie z. B. in den Burial Clubs, den Beerdigungs-Vereinen, in welche Eltern ihre Kinder, oft eins drei- bis fünfmal einkauften, um sie dann „sterben zu lassen" und das Geld zu schlucken. Wo viel Gutes wächst, wuchert auch Unkraut, das man nur hernach hübsch ausjäten muß. Bei uns wird das gesunde Wachsthum oft deshalb verhindert oder verboten, weil Kornblumen im Getraide wachsen könnten.

In England existirt kaum noch ein Gewerbe oder Handwerk, eine Arbeiter- und Berufsklasse ohne solch eine Friendly Society zur gegenseitigen Selbsthilfe. Sie gehören also weniger der Wohlthätigkeit als der Wohlthat eines freien Gemeinde- und Vereinslebens und wirthschaftlichen Einsicht unter allen Klassen an. Hier in Berlin giebt's eine wissenschaftlich gebildete, vereinte Berufsklasse, die nach Monate langen Debatten keine Verwendung für ihr gemeinschaftliches Geld ausfindig machen konnte, als dafür zu essen.

Mit „Benevolent and Provident Pension Funds" sind eine Menge Vereine und Associationen bezeichnet, die solche Personen, die nach einem ehrbaren, arbeitsvollen Leben ohne Schuld bedürftig geworden sind, durch Jahres-Renten oder Pensionen schützen und unterstützen und also den Staat, der nur seine Beamten pensionirt, durch freie Vereinskraft ergänzen. Diese Vereine vertheilen jetzt jährlich im Durchschnitt anderthalb Millionen Thaler unter 12,000 Invaliden der Kirche, der Kunst und Wissenschaft, der Armee und Marine, welche der Staat im Stich gelassen.

Hierher gehört auch die Schriftsteller-Pensions-Association von Literaten, „Royal Literary Fund", seit 1790, incorporirt 1818, die bisher über 60,000 Pfund an etwa 3000 Literaten männlichen und weiblichen Geschlechts vertheilte, wobei aber nie der

Name eines Empfängers genannt ward. Nach Dickens kostet der Verein viel zu viel „Verwaltung". Es soll sich aber etwas gebessert haben.

The Scientific Relief Fund entstand 1859, wo die Stifter sofort 5000 Pfund gaben, um Männer der Wissenschaft oder deren Familien, „die es gelegentlich brauchen", bei ihren Arbeiten vor Nahrungssorgen zu schützen. Das ist schön. Wie viele wissenschaftliche Arbeiten unterbleiben oder werden verzögert, unterbrochen, verdorben, weil der Mann der Wissenschaft dabei verhungern würde.

Auch Künstler haben besondere Associationen und Fonds für diese Zwecke, ebenso Architekten, ferner Schullehrer, auch Schullehrerinnen und Gouvernanten. Ein „Home for Gentlewomen" bietet „Damen" in beschränkten Verhältnissen für 10 Shillinge wöchentlich anständige Wohnung, Kost u. s. w., nimmt jährlich durchschnittlich 1500 Pfund „durch freiwillige Beiträge" ein. Eine ähnliche Anstalt erbarmt sich respektabler Damen in Krankheitsfällen, eine andere der Musiklehrerinnen, eine andere der Damen „von schwacher Intelligenz", andere der weiblichen Angehörigen bestimmter Stände und Berufe. Kurz, es giebt keinen Stand, keinen Beruf, keine Klasse, für welche nicht theils durch Friendly Societies oder durch bestimmte Pensions- und Versorgungs-Associationen oder durch beide im Nothfalle freundliche, humane, materielle und geistige Tröstung und Hilfe geboten würde. Wer die Fäden der Humanität und Liebe, welche sich durch die freie englische Gesellschaft aller Schichten ziehen, sehen könnte, würde ein herrliches Bild von Nervengeweben des Kulturlebens erblicken, von denen bei uns nur erst wenige grobe und kurze Strähnen entwickelt sind.

Ganz charakteristisch, besonders in der alten Republik Londons, der City, sind Wohlthätigkeitsfonds von Korporationen und aus Vermächtnissen. Von den 91 City-Korporationen sind zwar mehrere verfallen oder ganz erloschen, aber die meisten haben noch Leben mit starker Wurzel in tiefer Vergangenheit. Manche entstanden schon im 13. Jahrhundert, wie die „honorable" Gilde der Fischhändler, die meisten im 15. Jahrhundert, wie die andern 11 Gilden, die den Titel „Honorable" führen, wie Goldschmiede, Gerber, Pelzer, Eisenhändler u. s. w. Ihre Vermächtnisse bestehen in Pensionen an alte Mitglieder, Naturalverpflegung, Vorschüssen an Anfänger, Fonds für Hospitäler, Schulen, Gefangene u. s. w. Die Goldschmiede bezahlen jährlich aus ihrem Fonds 5000 Pfund an bedürftige Mitglieder. Die Fischhändler vertheilen jährlich etwa 10,000 Pfund an Kollegen im ganzen Lande von ihrem Einkommen aus Vermächtnissen, das etwa 20,000 Pfund beträgt.

(In Parenthese mag hier auch an den Tag der „Maundy Gifts", allemal am grünen Donnerstage, erinnert werden, an welchem einst Eduard III., 1363, Almosen an Arme vertheilte. Dies ist geblieben durch alle Jahrhunderte, so daß Königin Victoria durch den Bischof von Oxford, nicht mehr selbst, allemal an diesem Tage in der Königl. Kapelle Geld, Kleidung, Nahrung an eben so viele Arme vertheilt, als sie Jahre zählt. Maundy wird von mande, einem Handkorbe, oder Dies Mandati der göttlichen Ueberbringung an die Jünger abgeleitet.)

Patriotische und andere öffentliche Fonds für spezielle Fälle, Rebellion in Indien, Baumwollennoth, große Feuer und sonstige Unglücksfälle ungewöhnlicher Art, haben während der letzten Zeit im Durchschnitt jährlich zwischen 6 und 7 Millionen Thaler freiwillig eingesteuert und ausgegeben. Außerdem gaben „Lloyds Patriotic Funds" seit 1803 bis 1861 noch 6 Millionen Thaler an Hinterbliebene von Soldaten, die in Schlachten gefallen waren, eine Art Association für denselben Zweck über 700,000 Thaler an Soldaten-Waisen, eine andere patriotische Association große Summen ähnlicher Art aus einem Vermögen von etwa 13 Millionen Thaler. Wie geht's dagegen unsern Invaliden und deren Waisen? —

Eine Menge Asyle, Hospitäler und Almosen-Institute für alte Leute, für Blinde, Taubstumme, Krüppel und Invaliden aller Art, Erziehungs-, Schul- und Besserungs-Anstalten für Auswürflinge, bestrafte Kinder, Waisen im Allgemeinen und Waisen bestimmter Klassen, religiöse Gesellschaften und Associationen für Bibelvertheilung, „inneres" und äußeres Missionswesen u. s. w. werden eben nur noch mit schwacher Erwähnung angedeutet, um eine aus den bisherigen Artikeln etwa entstandene Vorstellung zu erweitern und dichter zu füllen.

Es ist allerdings nicht Alles Gold, was in diesem beispiellos entwickelten Wohlthätigkeitswesen nach Außen glänzen mag. Und Gladstone sprach einmal öffentlich als Finanzmann des Landes seine Rüge über viele faule Stiftungen und Verwaltungen in dieser Sphäre aus. Namentlich könnte die häufig zu Tage gekommene Geldverschwendung an Beamte solcher Anstalten nicht genug gerügt werden, da es manchmal so weit geht, daß bloß eine Wohlthätigkeitsfirma aufgesteckt wird, um faule Hypokriten von Secretairs und Direkteren u. s. w. mit Geld wohlthätiger Seelen zur Mast zu versorgen.

Das ist Alles richtig und schlimm genug; aber erstens spricht selbst diese Schattenseite für den unerschöpflichen Wohlthätigkeitssinn des englischen Volkes, und dann ist es ja doch nur immer wucherndes Unkraut auf einem herrlich kultivirten Boden voll blühenden Weizens und fruchtreicher Ernten für alle Arten von Mühseligen, Beladenen und Leidenden. Die ungemein dichte, um jeden Zoll Erde, um jeden Bissen Brot kämpfende, beispiellos reiche und beispiellos arme, seltsam „geschichtete", aber tief und hoch kultivirte Bevölkerung Englands wirft immer eine ungeheure Menge ungesunder Säfte und Kräfte von sich ab; aber der massive, starke, gesunde Theil arbeitet mit allen Kräften der Kultur und Humanität unablässig daran, zu retten und gesund zu verwerthen, was Liebe, Erbarmen und Einsicht irgendwie noch vor Verderben und Untergang zu schützen vermögen.

Wir fügen nur noch hinzu, daß Sampson Low in seinem citirten Werke: „The Charities of London", einen Rechenschaftsbericht von 640 Wohlthätigkeitsanstalten giebt und ein jährliches Einkommen derselben „durch freiwillige Beiträge" von 1,660,000 Pfund, dazu 811,000 Pfund aus Vermächtnissen, Arbeit und Verkauf, also ein Gesammteinkommen von etwa 2,500,000 Pfund Sterling nachweist. Das sind viel über sechszehn Millionen Thaler jährlich, die in dem stark besteuerten Volke zur größeren Hälfte durch freiwillige Selbstbesteuerung aufgebracht werden.

H. Beta.

Kleine literarische Revue.

— **Bulwer's Essays.***) Eine anziehende Sammlung seiner zerstreuten Abhandlungen, Kritiken und Denkschriften, welche die Engländer mit der gemeinsamen Benennung „Essays" bezeichnen,

*) Caxtoniana: a Series of Essays on Life, Literature and Manners. By Sir E. Bulwer Lytton, Baronet. Copyright Edition. 2 vol. Leipzig, Tauchnitz, 1864.

hat soeben Sir E. Bulwer Lytton unter dem Titel „Caxtoniana" erscheinen lassen, so nach dem ersten großen Buchdrucker Englands, Caxton, genannt, dessen populären Namen Bulwer bereits früher zum Gegenstande historisch-novellistischer Darstellung gemacht. „Essays über Leben, Literatur und Sitten", ist der zweite Titel dieses Buches, das dadurch, seinem Inhalte nach, richtig charakterisirt wird und das jeder Klasse von Lesern, die an bildender Lektüre Geschmack findet, sicher etwas bringt, das sie mit Nutzen und Vergnügen lesen wird. Eine dieser Abhandlungen ist dem Essay überhaupt und den vorliegenden Essays insbesondere gewidmet. Bulwer macht dadurch der unter einigen unserer deutschen Zeitgenossen entstandenen Kontroverse über den Ursprung des Essay, dessen mustergebende Gestaltung die Einen Baco von Verulam, die Anderen Addison, Steele und dem „Spectator", die Dritten gar erst Macaulay zuschreiben, ein Ende, indem er nachweist, daß das Essay von den Engländern den Franzosen nachgeahmt sei. Der erste Meister unter den Essayisten, derjenige, der das Essay bereits in seiner vollendeten, klassischen Form herstellte, war Michel Montaigne, dessen gesammelte philosophische Anregungen, Ueberblicke und Kritiken unter der Benennung „Essais" bereits im Jahre 1580 erschienen, während Lord Baco's erste „Essays" im Jahre 1597 — die ersten augenscheinlich als schwache Nachahmungen Montaigne's, obwohl sie den Verfasser sofort populär machten — geschrieben und gedruckt wurden.*) Allerdings ist aber in England das Essay ungleich mehr gepflegt und in Ansehen erhalten worden, als in Frankreich. Es lassen sich von Baco bis Macaulay fast ununterbrochen Männer von Geist nachweisen, die dieses Gebiet in England angebaut und vervollkommnet haben. Namentlich die großen literarischen Reviews, „Edinburgh", „Quarterly", „Dublin", waren von jeher und sind noch jetzt die Generationsstätten der Essays, die unter der Form von Bücheranzeigen das Thema des angezeigten Buches selbständig verarbeiten und dabei oft von dem letzteren selbst gar nicht oder nur sehr beiläufig sprechen. In Deutschland dürfen wir Lessing, Justus Möser, Börne als Essayisten bezeichnen, deren zu dieser Kategorie gehörende Erzeugnisse — obwohl sie ihnen niemals den französisch-englischen Namen beigelegt — es mit den besten Essays der Engländer und Franzosen an Geist und Form aufnehmen können. Wir bemerken übrigens, daß man das Wort „Essay" nicht durch das deutsche „Versuch" zu ersetzen vermag, da es eben sowohl „Probe" als „Versuch" bedeutet, und zwar im technologischen Sinne des erstgenannten Wortes. Montaigne's „Essais" sollten Geistesproben sein, wie es „Gold- und Silber-Proben" giebt.

— **Ein künstlerisches Prachtwerk aus dem alten Moskau** bildet die vor Kurzem auch in den Buchhandel gekommene „Beschreibung der Salbung und Krönung Ihrer Kaiserlichen Majestäten des Kaisers Alexander II. und der Kaiserin Maria Alexandrowna im Jahre 1856"**), ein Werk, das nicht weniger als 240 Thaler kostet, dessen Text in französischer Sprache abgefaßt ist und dessen Illustrationen zum Theil aus großen chromolithographirten Gemälden und zum Theil aus den feinsten Holzschnitten und Steindrucken besteht. Sämmtliche gekrönte Häupter, Botschafter und Gesandte, russische und fremde Würdenträger, Vertreter der zahlreichen, dem russischen Scepter unterworfenen Völkerschaften, Priester, Truppen-Befehlshaber, Senatoren, Bojaren und Bürger-Deputationen, die der Krönung in Moskau beigewohnt, sind in diesem Werke künstlerisch portraitirt. Die prachtvollen Architekturen der Kirchen, des Kreml, der Adels-Schlösser, der Umgebungen und der gesammten übrigen, großartigen Monumente der alten Zarenstadt sind der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der verschiedenen Künstler gewesen. Unter den Letzteren nennen wir nur die Maler und Zeichner Monighetti, Zichy, Bagantz, Timm, Fürst Gagarin, Sorieul, Teichel ꝛc. Die Chromolithographieen sind in den Pariser Werkstätten von Lemercier ausgeführt. Der buchhändlerische Debit des Werkes ist ausschließlich der Buchhandlung A. Asher u. C. in Berlin übertragen.

— **„Ideelle Rechte und reelle Bedürfnisse."** So heißt der Titel eines zweibändigen Werkes von Hund von Hafften*) welches die politischen und sozialen Ansprüche der freisinnigen Parteien charakterisirt und beurtheilt. Der Standpunkt des Verfassers fällt mit keiner der wesentlichsten Schattirungen der konservativen Partei zusammen; der Autor ist vielmehr Eklektiker und seine Wahl zeigt ihn als loyal im weitesten Sinne des Wortes, aber als einen entschiedenen Gegner des Feudalismus. Wie alle energischen Charaktere, ist er kein Freund der Schönrednerei, und es ist wunderbar, wie der Parteistandpunkt des Verfassers in dieser Beziehung übereinstimmt mit den Ansichten derjenigen, welche das Verhalten der Fortschrittspartei wegen ihres „Mangels an Thatkraft" mißbilligen. Wir lassen diese Stelle hier folgen: „Die Redekünste der Tribüne und die parlamentarischen Erfolge sind kein sicheres Kriterium der Selbständigkeit, der Uneigennützigkeit und Befähigung des Mannes; die charakterlosesten Menschen hören sich am liebsten reden; die glänzendsten und momentan erfolgreichsten Gedanken gehen oft aus den Köpfen zerfahrener Genies hervor, die in ihrem eigenen Leben überall Fiasco gemacht haben und daher nirgends zur praktischen und dauerhaften Geltung zu kommen im Stande waren. Frankreich, das Eldorado dieser Gattung, giebt zu dieser politischen Erfahrung den nöthigen Kommentar: Leider fängt auch in Preußen an der Glaube sich zu verbreiten: mit einer glänzenden politischen Rede sei auch der politische Charakter eines Mannes festgestellt! Wer aber für sich selbst keinen Charakter hat, wird ihn auch nicht für das Volk haben; seine Gedanken werden in ihrer praktischen Verwerthung nichts wie Asche und Einäscherung zurücklassen und selbst wenn sie sich vom Strohfeuer bis zum Prärie- oder Waldbrande zu steigern vermöchten. Ein Volk erzeigt sich nur für das dankbar, was man ihm giebt, nicht für das, was man ihm nimmt, und die Leidenschaft der Debatte, welche übereilte Entschließungen der Majorität hervorruft, ist wohl zum Zerstören, aber nicht zum Aufbauen geeignet. Dem Jubel über gefallene Autoritäten muß der Triumph befestigter Ueberzeugung vorausgehen. Die Kräfte im Staate können wohl umgestaltet, aber nicht entbehrt werden. Für das Zerstören finden sich aber immer viele Hände, für das Aufbauen wenig Kräfte; darin liegt die hauptsächlichste Gefahr eines parlamentarischen Regiments oder, was dasselbe ist, einer Majoritätsherrschaft für Preußen."

Den meisten der hier ausgesprochenen Behauptungen werden alle Parteien zustimmen — aber jede wird aus ihnen andere Schlüsse ziehen. Das ist Beweis genug für das Bedenkliche des Versuchs: konkrete politische Forderungen aus allgemeinen reli-

*) Vergleiche Macaulay's Essay: „Lord Bacon", aus der Edinburgh Review von 1837.

**) Un magnifique volume très grand in folio. Belle reliure en demi-maroquin. Berlin, A. Asher et C., 1864.

*) Berlin, Reichard und Zander, 1864.

glosen, philosophischen und selbst politischen Prinzipien zu erweisen oder zu widerlegen.

— **Caffeler Namenbüchlein.**[*]) Hoffmann von Fallersleben hat nun sein drittes Namenbüchlein folgen lassen, nachdem die beiden ersten, das der Stadt Breslau (1843) und das der Stadt Hannover (1852), so viel Beifall und Nachahmung gefunden. In den vorliegenden dritten, welches die Sammlung und Erläuterung der Blumennamen-Namen der kurhessischen Hauptstadt und Residenzstadt Cassel zum Gegenstande hat, folgt der Verfasser im Allgemeinen der früher schon aufgestellten und eingehaltenen Anordnung des Stoffes. Nach der Aufzählung der Vornamen, die jetzt auch als Familiennamen dienen, besprichter Fortnamen nach einander die einzelnen Natur- und Lebensgebiete, welche bei der Namengebung maßgebend gewesen sind, wie: Menschlicher Körper; Familie, Lebensalter; Würden, Aemter; Stand, Lebensberufe, Stellung, Beschäftigungen u. s. w. In der kurzen Einleitung wird auch die einschlägige wissenschaftliche und populär-wissenschaftliche Literatur bibliographisch angeführt und zum Theil nach ihrem Inhalt zum Werth besprochen und beurtheilt, so daß der Leser, der sich in diesen lehrreichen und zugleich unterhaltenden Gebiete der deutschen Sprachforschung näher zu unterrichten wünscht, auf die betreffenden Quellen und Hülfsmittel hingewiesen wird. Die Namenbüchlein besonderer Städte haben hauptsächlich ein topographisches Interesse, sondern „sie gewähren", wie Hoffmann von Fallersleben mit Recht bemerkt, „wenn auch ein dürftiges, doch immer ein ganzes Bild von den großen Namenszüge unseres Volkes."

— **Heine's „Buch der Lieder" in Amerika** ist neuerdings, wenn wir nicht irren, zum erstenmal vollständig, von dem Amerikaner Leland ins Englische übertragen worden.[*]) Die englischen Kritiker finden, daß eine Uebersetzung des poetischen Geists des Original nicht immer wiedergiebt; daß sie wenigstens den Versuch wörtlicher Treue beibt, wird man aus folgenden Versen einer der bekanntesten Heinischen Gedichte entnehmen können:

A pine-tree's standing lonely
In the North on a mountain's brow,
Nodding, with whitened cover,
Wrapped up by the ice and snow.
He's dreaming of a palm-tree,
Which, far in the Morning Land,
Lonely and silent sorrows
Mid burning rocks and sand.

Literarischer Sprechsaal.

Die Schwach der englischen Politik unserer Zeit darf nicht blos veräußerungend getrennt sicht und der allgemeinen Verachtung preisgegeben — sie muß allen künftigen Zeiten zur Warnung gedrandmarkt werden. Es ist nicht möglich, die verwerfliche Selbstsucht, die Mißachtung der Rechte Anderer und die mit Zaghaftigkeit verbundene Feigheit weiter zu treiben, als es das von den Lords Palmerston und Russell geleitete England unserer Zeit thut. Wir schreiben in unserem Blatte keine politischen Artikel, aber wir haben zu allen Zeiten die gegensätzlichen, sittlichen und nationalen Beziehungen Deutschlands und des Auslandes zu Aufgaben unserer Darstellung und Beurtheilung gemacht. Es mag daher hier die folgende Charakteristik der englischen Politik aus der Feder eines politischen Zeitgenossen hier eine Stelle finden:

„Nichts verwirren, zweideutigen, ironisiren und zugleich unsäglich feigen Politik des Kabinets von St. James in der amerikanischen Frage gibt es nichts Abscheulicheres und zugleich Erbärmlicheres, als die Politik der Herren Palmerston und Russell in der Italienischen Frage. Als Amerika unterdrückt England die Secession, sympathisirt es mit der Sklavenexporteur, und so lange die Konföderirten glücklich kämpfen, gibt England sich den Anschein, ihre Bestrebungen zu unterstützen. Kaum aber wendet sich das Kriegsglück, so wendet sich auch die englische Politik, und die Freiheit, mit der man kurz vorher die Secession begünstigt, verwandelt sich in feierliche Freundschaft gegen die Union, deren Unterjochung man erstrebt, und deren Ende man kaum mehr von der jede Weise zu beschleunigen bemüht ist. Dänemark wurde von England seit länger als einem Decennium diplomatisch gebärtscht, und jeder in Kopenhagen gegen Deutschland ausgebrachte Buhrschrieb konnte auf den Beifall der englischen Staatsmänner und leider auch der gelamnten englischen Presse rechnen. Glad es jemals einen kleinen Staat, der ein Recht hatte, auf die Unterstützung einer Großmacht seine Hoffnung zu bauen, so war Dänemark berechtigt, von England Hilfe zu erwarten. England hat den London Vertrag geschaffen, Englands Rathschläge waren in Kopenhagen stets maßgebend, Englands Freie ergreift einstimmig Partei für Dänemark, England hat Dänemarks Ehre mit Bürgschaften verschwägert, Englands Interesse endlich, so sagen wenigstens die englischen Dreschen und Journale, erheischt, daß ein Staat zwischen Ansatz die Trennung zwischen Nord- und Ostsee in Händen behalte. Alles das hat England nicht Dänemark gethan, für das es durch Verträge, Sympathien und Interessen engagirt ist! Als baren die Note war, daß der deutsche Bund Holstein mit Bundeszwang besetzen solle, drohten die Großen in Wien und Berlin, England werde es nicht dulden. Aber England hatte das Vorgehen des deutschen Bundes gebilligt, wie es jetzt das der deutschen Großmächte gelichen läßt, es hätte Dänemark in dem einen, wie in dem anderen Falle zurückgewiesen, nun jene, die unermüdlich die Neutralität Englands voraussagtigt, haben Recht behalten. Worum aber hat England das „schwache Dänemark" durch seine Hilfe nicht auch gerettet? Weil es von vornherein entschlossen war, kein Schiff und keinen Soldaten für Dänemark in Bewegung zu setzen. Weshalb hat aber dann England nicht seinen ganzen Einfluß aufgeboten, Dänemark zur Zurückziehung der Novemberverfassung zu bewegen und dadurch den Vorwand der Zeindseligkeiten zu verhindern? Weil Englands Staatsmänner so wenig, wie Kaiser Nikolaus vor zehn Jahren an die Allianz der Westmächte, an das Zusammengehen Oesterreichs und Preußens in der deutsch-dänischen Angelegenheit glauben wollten. Sie überliefern sie denn das Schicksal Großbritannien's, Dänemark, ohne Bedenken einem im Ganzen wohlorientirten Schicksale, und wie der Name Englands zeigt bei den gebildeten Kontinentern als Kundgebungen des leidenschaftlichen Hasses erscheinen, können ihn die schmählich betrogenen Dänen Verwünschungen nennen."

[*]) Cassler Namenbüchlein. Einwohner-Namen der Kurhessischen Haupt- und Residenzstadt Cassel, nach ihrer Bedeutung gereimt und erläutert von Hoffmann von Fallersleben. Cassel, A. Freyschmidt, 1863.

[*]) Heine's Book of Songs. Translated by Charles G. Leland. Philadelphia, 1864.

Das neueste Vierteljahrs-Heft der Home and Foreign Review bringt einen historisch-staatsrechtlichen Artikel über die schleswig-holsteinische Frage (The Constitutional Question in Schleswig-Holstein), der sich durch seine Gründlichkeit und Wahrheitsliebe von Allem unterscheidet, was wir bisher in der entweder von Unwissenheit, oder von den unlautersten Motiven geleiteten englischen Presse über diese Frage gelesen haben. Im Wesentlichen treffen die Rechtsbegründungen dieser Abhandlung mit denen des deutschen Historikers, Professor Adolph Schmidt, in seiner kürzlich erschienenen Untersuchung über „Schleswig-Holsteins Geschichte und Recht“*) zusammen. Nicht erst von dem mit dem ersten Könige aus dem Oldenburgischen Hause, 1460, abgeschlossenen Receß, sondern bereits aus der von König Waldemar III. im Jahre 1326 mit dem Grafen Gerhard dem Großen von Holstein vereinbarten „Constitutio Waldemariana“, worin es mit Bezug auf Schleswig heißt: „regno et coronae Daniae non unietur nec annectetur ita, quod unus sit dominus utriusque“, sei der Anspruch Schleswigs herzuleiten, nicht mit dem Königreich Dänemark, sondern mit dem Herzogthum Holstein vereinigt zu sein und zu bleiben. Der Reviewer, der zugleich eine Uebersicht der neueren Geschichte Schleswig-Holsteins seit dem Tode Christian's VIII. liefert, gelangt dabei zu dem Resultate, daß Dänemark seine gegen den deutschen Bund übernommenen Verpflichtungen in keiner Weise erfüllt und diese vielmehr auf das Ehrloseste zu umgehen gesucht habe. Gleichzeitig habe Dänemark das Nationalgefühl der Deutschen auf das Tiefste verletzt, und in Folge dessen erlebe Europa jetzt „das bisher unerhörte, überraschende Schauspiel eines praktischen, entschlossenen und einigen Deutschlands; ja, die gesammte deutsche Nation habe auf das Unzweideutigste erklärt, daß sie ihre Rechte geltend machen werde, koste es auch noch so viel“. Dies, so fügt der Reviewer hinzu, möge England wohl bedenken, wie gerecht auch sonst sein Wunsch sein mag, die Integrität der dänischen Monarchie zu erhalten, damit der Sund und die Belte, ebenso wie der Bosporus, die Schlüssel der wichtigsten Verbindungsstraßen des Meeres, in einer und derselben Hand seien.

*) Jena, Frommann.

Wir haben bald nach dem Erscheinen von Mayhew's berüchtigtem Buche „German Life and Manners“ die Vermuthung ausgesprochen, daß dieses Pasquill auf deutsches Leben und deutsche Sitten, insbesondere aber auf Sachsen und Thüringen, auf dänische Veranlassung geschrieben sei und den Zweck habe, unter dem englischen Volke, bei welchem Mayhew durch sein „London Labour and London Poor“ ein beliebter Autor geworden, Propaganda gegen das deutsche Volk zu machen. Wir erfahren nun, daß Mayhew, der ein Mitarbeiter der Times ist, als Zuträger dieses Blattes zwar nach Thüringen, als nach Kopenhagen gereist war, von woher letztgedachten Hauptstadt er erst kürzlich nach London zurückgekehrt ist. Auch der Verleger des englischen Buches, Herr Allen in London, ist, so viel uns bekannt, ein geborener Däne. Die Verleumdungen Deutschlands und insbesondere seiner Arbeiter- und Landbevölkerung sind in jenem Buche so arger und empörender Art, daß selbst die meisten englischen Blätter ihre sittliche Entrüstung darüber zu erkennen gaben.

Die vortreffliche, zum Stieler'schen Hand-Atlas gehörende Karte von Dänemark und seinen überseeischen Besitzungen von A. Petermann haben wir, ebenso wie die zu der großen Reymann'schen Spezialkarte gehörenden Blätter von Schleswig, im „Magazin“ bereits verdientermaßen empfohlen. Es bleibt uns noch übrig, auch die im Maaßstabe von 1 zu 600,000 entworfene „Karte von Holstein, Lauenburg, Schleswig und den angränzenden Ländern“, von F. Handtke,*) zu nennen, da mit diesem Blatte ein ungemein übersichtliches und klares Bild des jetzigen Schauplatzes der erfreulichen kriegerischen Action und der unerfreulichen diplomatischen Reaction gegeben ist.

*) Glogau, Carl Flemming.

In Berlin hält sich gegenwärtig ein sehr interessanter gelehrter Fremder auf, der Freiherr Johannes von Gumpach, naturalisirter Engländer, aus einer fränkisch-bayerischen Familie. Herr von Gumpach, Astronom und Chronolog, aber auch, wie mehrere theologisch-orientalische Werke (z. B. seine „Alttestamentlichen Studien“, Heidelberg 1852, seine Uebersetzung und Erläuterung des Propheten Habakuk, München 1860, und das Buch „Ueber den altjüdischen Kalender“, Brüssel 1848) beweisen, ein tief eingedrungener Kenner der heil. Schriften, betreibt, wenn wir recht unterrichtet sind, in Berlin die Herausgabe eines astronomisch-chronologischen Werkes, das die Chronologie der Aegypter, die er schon früher (Heidelberg 1854) in Bezug auf die Schrift „Ueber den Apiskreis“, von Lepsius kritisch behandelt, in einem neuen Lichte vorführen wird. Die sorgsamen hieroglyphischen Studien des Herrn Joh. von Gumpach lassen zum Vortheil der Aegyptologen sehr gewichtige Aufschlüsse erwarten. Nach England zurückgekehrt, hofft der rastlose Forscher, seine Idee einer neuen Feststellung des Aequatorial-Durchmessers der Erde, welche er als Hauptgegner des Newton'schen Gravitationsgesetzes (an dem bekanntlich in letzter Zeit unter den exacten Forschern einige bescheidene Zweifel aufgestiegen sind) für dringend nothwendig erachtet, bei den maaßgebenden Kreisen Ermunterung und Unterstützung erwirken zu können.

Von der Aufdringlichkeit der Yankees berühmten Leuten gegenüber hat Alex. v. Humboldt etwas zu erzählen gewußt. Bekannt ist das gedruckte Rundschreiben, das er in seinen letzten Lebensjahren an die Herren und besonders an die Damen beider Welten erließ, worin er dringend bat, man möchte ihn, der jährlich 1600 bis 2000 Briefe zu beantworten habe, doch fortan etwas verschonen mit Zusendung von Manuscripten, in Bezug auf welche sein Rath verlangt werde, von Emigrations- und Kolonisations-Projekten, von Anfragen über Luftballons und neuerfundene Flugmaschinen, von Bitten um Autographa, von Anerbietungen, ihn zu pflegen und zu unterhalten u. s. w. u. s. w. Der Biograph von Washington Irving theilt in dem kürzlich erschienenen vierten Bande seines Werkes**) das vorgedachte Rundschreiben Humboldt's mit und fügt hinzu, daß es Washington Irving in Amerika nicht besser gegangen sei. Ja, in Bezug auf den Dichter Longfellow wird sogar Folgendes erzählt: Er habe einmal mit der Post ein Schreiben erhalten, worin ihm der Auftrag ertheilt wurde, ein Akrostichon anzufertigen, dessen Anfangsbuchstaben die Worte „My sweet girl“ (mein süßes Mädchen) bilden sollten. Hinzugefügt war die Bemerkung: „Schreiben Sie so, als wäre es ein junges, schönes Mädchen, in das Sie verliebt sind, ganz so, als ob das Gedicht für Sie selbst wäre.“ Als Nachschrift endlich war gesagt: „Bitte, schicken Sie auch gleich die Rechnung mit!“

**) The Life and Letters of Washington Irving. By his Nephew, Pierre M. Irving. 4 vol.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

D. Harrwitz:

Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiele befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (114)

In unserm Verlage ist erschienen:

Hellenischer Heldensaal, oder Geschichte der Griechen in Lebensbeschreibungen nach den Darstellungen der Alten, von Ferd. Bäßler. **Zweite Auflage mit 32 in den Text gedruckten Holzschnitten.** 23 Bog. Imp. 8. In illustr. Umschl. cart. Preis: 2 Thlr. 7½ Sgr. In engl. Einb. Preis: 2 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser sagt im Vorwort: „Die weltgeschichtliche Bedeutung des hellenischen Volkes, die Größe und Folgewichtigkeit seiner Thaten und Geschicke ist es nicht allein, was eine tiefer eingehende und auch das Einzelne erfassende Kenntniß dieses Abschnitts der Universalgeschichte zu einem wesentlichen Momente der höheren Bildung macht; sondern eben so sehr ist es die edle Form, in welcher uns dieser kostbare Inhalt von den Alten selber überwiesen worden ist. Die reine Epik ihrer Erzählung, die vollendete Plastik ihrer Darstellung, die hohe Einfachheit ihrer Empfindungsweise, der nüchterne Sinn ihrer Auffassung der Lebenserscheinungen, gepaart mit Großheit der Denkart und Wärme des patriotischen Gefühls, verleihen den Geschichtsschreibern Griechenlands einen pädagogischen Werth, welchen in unseren Tagen kein Unbefangener noch verkennen wird und dessen Ausbeutung für die Erziehung unserer Jugend und die Bildung unseres Volkes nicht länger mehr verabsäumt werden darf ꝛc."

Königl. Geh. Ober-Hochbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (107)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (111)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Bei **F. A. Credner**, k. k. Hof-Buch- und Kunsthändler in Prag, sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zelle, Johann, Dr.,
k. k. Professor an der Universität zu Prag,

Vergleichende Grammatik der german. Sprachen,

des Gothischen, Hochdeutschen, Niederdeutschen, Angelsächsischen, Englischen, Niederländischen, Friesischen, Altnorwegisch-Isländischen, Schwedischen, Dänischen. I. Band: Nomen. gr. 8. 33 Bog. Jetziger Ladenpreis geh. 5 Thlr.

Polnische Revolutionen.

Erinnerungen aus Galizien.

8. geh. 1 Thlr. 18 Sgr.

Diese höchst interessante Schrift aus der Feder eines hohen östr. Staatsbeamten enthält:

1. An der Weichsel. 2. Am Dniester. 3. Die polnische Verschwörung in Galizien. 4. Die österreichische Regierung in Galizien. 5. Lemberg. 6. Tarnow. 7. Jacob Szela. 8. Pilsno. 9. Krakau. 10. Ostgalizien. 11. Schlacht bei Gdow. 12. Podgorze. 13. Folgen der Revolution von 1846. 14. Die Märztage in Lemberg. 15. Galizien nach den Märztagen 1848. 16. Die Novemberrevolution in Lemberg. 17. Galizien während des ungarischen Revolutionskrieges. 18. Die Neuzeit. (105)

Leopold Sacher Masoch.

Der Emissär.

Eine galizische Geschichte, 8. geh. 14 Ngr.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Gossmann) in **Berlin** erschien so eben:

Gedichte der Troubadours,

in provenzalischer Sprache

zum ersten Male und treu nach den Handschriften herausgegeben und mit kritischen Anmerkungen versehen von

Dr. K. A. F. Mahn.

III. Bd. 1. u. 2. Lieferung à 25 Sgr.

Die früher erschienenen Bände I. u. II. kosten à Band 2 Thlr. 15. (106)

Für jeden Besitzer von Shakespeare's Werken oder dessen Verehrer.

In unserem Verlage ist erschienen:

William Shakespeare's Sonette

in deutscher Nachbildung von **Friedr. Bodenstedt**, und zwar in 2 Ausgaben.

I. Pracht-Ausgabe gr. 8. 16 Bogen Velinpapier geb. Preis 2 Thlr., eleg. geb. mit Goldschnitt Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

II. Volks-Ausgabe 16 Bogen weiß Druckp. (Klassikerformat) geh., Preis 15 Sgr., eleg. geb. m. Goldschnitt Preis 25 Sgr.

F. B. sagt in der Einleitung: „Die ganze Einleitung würde überflüssig sein, wenn Shakespeare als Lyriker schon so eingebürgert bei uns wäre, wie als Dramatiker. Allein das ist er noch nicht. Möge diese neue, mit liebevoller Hingebung begonnene und ausgeführte Uebersetzung dazu beitragen, daß er es werde! Möge sie würdig erachtet werden, als Portraitbüste Shakespeare's in einer Nische des großartigsten Denkmals zu stehen, welches Schlegel dem englischen Dichter durch die meisterhafte Uebersetzung seiner Dramen in Deutschland errichtet hat." (113)

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Bei den Verlegern dieser Zeitschrift erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Harfenklänge von Adolf Krummacher.

gr. 16. Velinpapier in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Anstatt aus einem der überaus anerkennenden Zeugnisse der Presse möge der Leser aus der folgenden Probe über den Werth dieser „lieblichen Lieder und Gesänge" sich selbst ein Urtheil bilden.

Dürre.

Leise träuft der Regen nieder
Auf das dürre, durst'ge Land,
Und es grünt und blühet wieder,
Was die Sonne schon verbrannt.
Und es klingt von allen Zweigen
Neu der Vöglein froher Chor;
Blumenduft und Lieder steigen
Wie ein Opfer frisch empor.

Laß, o Herr, den Gnadenregen
Träufeln auch in mein Gemüth,
Daß es unter solchem Segen
Wieder grünt und wieder blüht!
Und es soll in neuen Weisen
Deine Huld erhoben sein:
Herz und Lippe soll Dich preisen,
Meine Harfe Dir sich weihn. (109)

Das Magazin optischer und mechanischer Instrumente

von **A. Meißner,**

Opticus und Mechanicus, Friedrichsstrasse 71, Ecke der Taubenstrasse.

empfiehlt **Theater-, Reise-, Militair-** und **Marine-Perspective** von unübertrefflicher Wirkung, in jeder Grösse **Lorgnetten, Brillen, Pince-nez** in grösster, geschmackvollster Auswahl, **Barometer, Thermometer, Reisszeuge** für Bauzeichner und zum Schulgebrauch, überhaupt Instrumente jeder Art zu billigen, soliden, aber festen Preisen. (110)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erscheint:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Dr. **M. Lazarus**, Professor der Psychologie an der Hochschule zu Bern, und Dr. **H. Steinthal**, a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.

Die im vorigen Jahre erschienenen zwei Hefte des dritten Bandes enthalten u. a.:

Lazarus, Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie. — Dr. Ludwig Rüdiger, Ueber Nationalität. — Dr. Paul Laband, Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömischen und germanischen Recht. — Pott, Ueber Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff. — C. Arendt, Darstellung einiger interessanter Eigenthümlichkeiten der ungarischen Sprache. — Miszellen und Beurtheilungen von Th. Nöldeke und H. Steinthal.

Preis des Bandes von 4 Heften (zu je 7—8 Bogen) 3 Thlr. (112)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 9.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen
wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 28. Februar 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Schubart und seine Zeitgenossen 130
Die Stadt Schleswig unter dänischen Regiment 131

Griechenland.

Die Deutschen im modernen Griechenland . 132

Rußland.

Deutsche Kolonien um St. Petersburg. II. Ackerbau und Viehzucht 136

Frankreich.

Der Geist der französischen Revolution. I. Die Wahlen von 1789 137

Italien.

Italiänische Schriften über die weltliche Herrschaft der Päpste 139

Kleine literarische Revue.

Das Leben Galileo Galilëis 141
Bunter Sonntagsblatt 141
Der Catalog des „Fonds Merlin" . . . 142

Literarischer Sprechsaal.

Soeben erschien in der C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhdlg. (A. Charisius) in Berlin:

William Reymond, Corneille, Shakespeare et Goethe. Etude sur l'Influence anglo-germanique en France au XIXo siècle. Avec une lettre-préface de *M. Sainte-Beuve* de l'Académie Française. 1864. 1 Thlr. 15 Sgr.

1861 erschien:

W. Reymond, Etudes sur la Littérature du Second Empire français. 1 Thlr.

Letzteres ist in Frankreich verboten. (121)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin sind folgende Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin erschienen:

Hagen (G.), Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Kirchhoff (G.), Untersuchungen über das Sonnen-Spektrum und die Spektren der chemischen Elemente. Zweite, durch einen Anhang vermehrte Ausgabe. Mit drei Tafeln. 1862. gr. 4 cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Zweiter Theil. Mit zwei Tafeln. 1863. gr. 4. cart. 25 Sgr. (122)

Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig. (114)

The STATESMAN'S YEAR-BOOK. A statistical, genealogical, and historical account of the states and sovereigns of the civilised world. For the year 1864. By Frederick Martin. 10 sh. 6 d.

READE, W. WINWOOD, Savage Africa: Being the narrative of a tour in Equatorial, South-Western, and North-Western Africa; with notes of the habits of the Gorilla; on the existence of unicorns and tailed men; on the slave trade; on the origin, character, and capabilities of the negro and on the future civilization of Western Africa. With Illustrations and a map. Second edition. 21 sh.

CLARKE, CHARLES COWDEN, Shakespeare-Characters; chiefly those subordinate. 12 sh.

SHAKESPEARE-JEST-BOOKS; reprints of the early and very rare jest-books supposed to have been used by Shakespeare. I. A Hundred Mery Talys, from the only known copy. II. Mery Tales and Quicke Answeres, from the rare edition of 1567. Edited, with introduction and notes by W. Carew Hazlitt. (Old English Jest-Books. Vol. I.) 7 sh. 6 d.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche Bibliothek. Herausgegeben v. H. Kurz.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Bibliothek.

Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen Nationalliteratur.

Erster und zweiter Band:

Esopus von Burkhard Waldis. Mit Einleitung, Lesarten, Anmerkungen und Erläuterungen u. Wörterverzeichniß von Heinrich Kurz. 2 Theile. Preis 4 Thlr. Geb. 4⅔ Thlr.

Dritter und vierter Band:

Grimmelshausen's Simplicianische Schriften. Mit Einleitung, Anmerkungen u. Erläuterungen von Heinrich Kurz. 1. u. 2. Theil. Preis 4 Thlr. Geb. 4⅔ Thlr.

(Der dritte u. vierte Theil erscheinen am 15. Mai.)

Leipzig. J. J. Weber. (117)

Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig.

The FINE ARTS QUARTERLY REVIEW. Vierteljährlich ein Band zu 2 Thlr.

Januar 1864.

The Vase of Camirus. — The Loan Collection at South Kensington (concluded). — Raphaels „School of Athens." — Modern French Etchings. — Early History of the Royal Academy (concluded). — Horace Vernet. — Catalogue of Pictures belonging to the Society of Antiquaries. — Drawings by Nicolas Poussin in the Royal Collection. II. — „Who was Francesco da Bologna?" (concluded). — Recent additions to the National Gallery. — Recent acquisitions by the National Portrait Gallery. — Record of the Fine Arts.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Februar 1864.

In Memoriam by Charles Dickens. (With a Sketch of Mr. Thackeray's Library.) — Historical Contrast. May, 1701: December 1863. — W. M. Thackeray, by Anthony Trollope. — Margaret Denzil's History (Annotated by her Husband. (Chap. X—XII.) — A Trip to Xanadu. — David Gray. — The Life of a Farm Labourer. — Cousin Phillis, Part IV. — Extenuating Circumstances. — Training in relation to Health. — The Small House at Allington (Cap. LII—LIV.)

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson.* Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Februar 1864.

The Hillyars and the Burtons a story of two families by Henry Kingsley, Chapt. XIV—XVIII. — Letters from a competition Wallah. Letter IX. — A son of the soil. Part IV. — The sleepers. — Looking out for squalls. — Dead men whom I have known or recollections of three cities by the Editor. — A french Eton. part II. by Matthew Arnold. — On Thackeray by a contributor.

Diese Periodicals sind im continentalen Debit der Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein:

DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. Februar. (115)

Deutschland und das Ausland.

Schubart und seine Zeitgenossen.*)

Es ist wohl noch nicht zu spät, in unserer Zeitschrift auf die Lectüre des vorliegenden Buches aufmerksam zu machen, da es, soviel uns bekannt, eine eingehende Besprechung noch nicht erfahren hat. Und doch bildet der Inhalt einen der interessantesten Theile unserer Kulturgeschichte. Es wäre überflüssig, dies, wenn auch nur summarisch, an diesem Orte zeigen zu wollen, weil ja jede Literaturgeschichte davon Kunde giebt, weil wir ferner ein Leben Christian Schubarts von Strauß besitzen, welches in dem daran Antheil nehmenden Leserkreise genugsam gekannt ist und auch unserem Dichter als Quelle gedient hat. Der Stoff des Romans ist allerdings ein echt deutscher und scheint daher einem Bericht in unserem Blatte sich zu entziehen. Vergegenwärtigen wir uns jedoch die Zeit und ihre Richtung, welcher Schubart angehörte; vergegenwärtigen wir uns seine Zeitgenossen, so glauben wir berechtigt zu sein, auch diesem Buche eine Stelle hier zu gönnen. War doch der geistige Kampf jener Männer und ihr Streben lediglich darauf gerichtet, Deutschland vom Auslande, d. h. von Frankreichs geistiger Bevormundung in literarischer Beziehung frei zu machen; ergänzten sich doch in gewisser Hinsicht der im deutschen Norden für dasselbe Prinzip streitende Lessing und der im deutschen Süden wirkende, freilich nicht auf gleicher Höhe stehende, Schubart gegenseitig. Wie aber Schubart und seine Zeitgenossen den Kampf gekämpft, das wäre immer noch ein dankbarer Stoff für einen Darsteller, wenn gleich nicht wie hier im Gewande des Romans. Daß jenes Moment nun eben nicht bestimmt in den Vordergrund tritt, daß wir, statt einer folgerichtigen, klaren Darstellung geschichtlicher Ereignisse und Menschen, obgleich in der Form des Romans, nur eine oft sehr lose zusammenhängende Reihe von Zeitbildern erhalten, welche lediglich der Titel zusammenhält, — darüber können wir hier nicht rechten; wohl aber müssen wir den Leser darauf aufmerksam machen. Freilich sind jene Zeitbilder zum größten Theil so geschrieben, daß jedes einzelne ein kleines, oft recht gelungenes Gemälde darstellt und das Ganze sich demnach eigentlich zu einer Portrait- und historischen Galerie gestaltet.

Als Mittelpunkt stellt sich der Hof von Stuttgart (Ludwigsburg) und sein tyrannischer Gebieter, Herzog Carl Eugen, dar. Um dieselben sind nun die bedeutendsten und auch berüchtigtsten Persönlichkeiten Württembergs gruppirt. Wäre Carlsruhe die Hauptstadt dieses Landes, so würden wir glauben, der Dichter habe nach dem Plane dieser Residenz auch seinen Roman gebaut. Die Verwickelung ist — ja, wie soll man sagen — eine kunstlose, sehr natürliche, und daher löst sich der Knoten eben so natürlich, wie in der wirklichen Geschichte. Der Dichter führt uns, von Schubarts Schülerleben in Nürnberg beginnend (einige Scenen spielen im Anfange des Romans zu Stuttgart), meist an der Hand der Geschichte bis zu dessen Tode und malt daneben, wodurch Schubarts oft so kleinliche und niedrige Verhältnisse und seine launische Wandelbarkeit in um so grelleres Licht gestellt werden, die edlen Gestalten Mosers und seiner Freunde, der württembergischen Landstände, Röders von Schwenda, Franziska's, wie auch Friederikens von Baireuth. Ja, der Herzog selbst nimmt unser volles Mitgefühl noch in Anspruch, während Schubart oft nur unsern Unmuth und Groll über seine Unmännlichkeit erregt. Auch Schiller und die Carlsschüler treten recht lebendig hervor. Einzelne Landschaftsbilder müssen als wohl gelungen bezeichnet werden. Aber wie gesagt, die motivirende Verbindung der einzelnen Abschnitte suchen wir vergebens. Es ist daher schwer, eine auch nur gedrängte Inhaltsangabe des Romans vorzuführen, und wir beschränken uns auf die Mittheilung eines kleineren Abschnittes. In Sprache und Darstellung finden wir, trotz einiger lapsus calami, doch den gewandten Dramatiker wieder, der tragische Effekte zu erreichen versteht.

Wir hoffen, dem Verfasser wieder einmal zu begegnen und zwar auf einem anderen Dichtungsgebiet. Eine Biographie, unterbrochen von anderweitigen biographischen Episoden und nur umschleiert vom Duft der Romantik, wenn auch noch so lieblich, ist nicht eigentlich ein Roman zu nennen. Wir lassen nun eine Scene aus dem vierten Bande folgen:

„Varnbühlers und Röders Abschied hatten den Herzog tief alterirt. Jetzt, kaum ein Jahr darauf, mußte er an seines greisen Freundes Bette stehen, sah den Liebling Württembergs, Röder von Schwenda, sterben! „Carl Eugen, mach' auch Du mit Deinem Gotte Rechnung, Du hast's sehr nöthig, denn die Todten können nichts mehr gut machen!" Das waren Röders letzte Worte an seinen Herrscher. — Carl fühlte diese furchtbare Mahnung, fühlte den stummen, ewigen Vorwurf Franziska's tief im Herzen. Er wurde auch alt, sein Leben neigte sich zum Herbste und — die Todten können nichts mehr gut machen!

So erschien denn kurz nachher, an seinem fünfzigsten Geburtstage, 1778, jenes merkwürdige Edikt, in welchem er sein Volk „um Verzeihung für alle Unbill bat, seine vielen Irrthümer einräumte und Besserung gelobte." — Bewegten Herzens hörte er mit Franziska sein eigenes Rescript von der Kanzel verlesen. Als er mit ihr ins Schloß zurückgekehrt war, sagte er: „Fränzel, ich hab' vielleicht sehr schlimm gehandelt, aber meine Liebe zu Dir ist schuld! Ich — ich will mich überwinden! Sieh', ich will den Schubart freilassen!" — „O Carl, mein einziger Carl, wie soll ich Dir dafür danken!" rief sie flammend aus und umarmte ihn. „Danken Sie nicht zu früh, Madame!" rief der Herzog erblassend und trat zurück. „Ich werde mir doch noch damit Zeit lassen! Erleichtern will ich sein Loos — freilassen — die Freude könnte Sie am Ende tödten!" Eifersucht ist erbarmungslos, sie spielt mit ihrem Opfer.

„Der Asperg! — ein Jahr lang im finstern Thurm, von Rieger und den Pfaffen zum Wahnsinn fast gebetet, kommt Schubart drei Monate in ein besseres Zimmer, aber eine neue eifersüchtige Laune wirft ihn in den alten Käfig zurück. Endlich ist ihm verstattet, zu kommuniziren, aber Niemand darf ihn sehen. Er will dichten, man nimmt ihm die Putzscheere, mit der er seine Lieder in die Wände kratzt, den Bleistift, mit welchem er sein Gedicht: ‚der verlorene Sohn' und den „ewigen Juden" begonnen. Und doch, so umnachtet sein Geist ist, ganz können sie diese Titanen-Seele nicht brechen. Er hat einen Freund gefunden, einen Genossen der Qual. In der Zelle neben ihm im Thurme liegt seit zwanzig Jahren, elender noch als er, Selmar von Scheitlin aus Ulm, von seinem eigenen Bruder internirt — damit dieser das väterliche Erbtheil ungetheilt genieße. Durch eine Mauerspalte können sie mit einander reden. Weil Scheitlin Licht und Schreibzeug vergönnt ist, kann ihm Christian Schubart seine Leidensgeschichte, seine Lieder diktiren. Des Gemarterten Seele erfüllt die tiefste

*) „Schubart und seine Zeitgenossen." Historischer Roman in vier Bänden von Brachvogel. Leipzig, Herrmann Costenoble, 1863.

Sehnsucht zu Helene, eine Todestraurigkeit, als müsse er von hinnen gehen.

„Geliebte, lebe wohl, ich scheide,
Dein armer Gatte flieht von Dir.
Du warst mein Glück, warst meine Freude,
Ach, Lebenswonne warst Du mir!

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!
Flieht, bleiche Todesschrecken!
Er wird den Leib, den man begräbt,
Aus Staub und Moder wecken!"

„Alles ist Euer! O Worte des ewigen Lebens!"

Endlich giebt man ihm wieder ein besseres Zimmer. Welch ein Glück, sein trauter Scheitlin ist wieder neben ihm. Es ist am 3. April 1779. Nun ist Schubart's Kraft hin; er gleicht nur noch einem wandelnden Gerippe, das tonlos blöde Gebete lallt. Auch Franziska's Energie erlahmt. Der Herzog ist mit ihr auf dem Asperg. Sie weiß nicht, was er dort will, ach, der goldene Zügel für seine Leidenschaften ist ihr längst entglitten.

„General Rieger, wo hat Er den Arrestanten Schubart?"

„Im oberen Thurmzimmer des Belvedere!" „Laß Er öffnen, ich will ihn sehen. Komm, Fränzel! Rieger und die Beamten voraus, geht Serenissimus über den Festungshof und durch das Eßenlaub vor den Thurm. Die Riegel klirren, die Schlösser kreischen, die Thür springt auf.

„Schubart, komm Er 'raus! klang Riegers Stimme, der in die Thür getreten. Da erschien auf der Schwelle ein bleicher, dahinsiechender Mensch, verstörten Blickes — Schubart! Er schrickt zusammen, da er seinen hohen Peiniger sieht. „Ich hab durch den Bericht erfahren, daß Er sein ruchlos Leben reumüthig gewendet hat. Das ist allein der Weg, Ihm meine Gnade wieder zu erwerben. Ihm ist fortan der sonntägliche Orgeldienst in der Kirche, Militairkost, bessere Wohnung und Festungsfreiheit gestattet."

„Freie Luft!" jauchzte Schubart weinend. „O Dank, mein allergnädigster Herr, Dank!" Er stürzt in die Knie, er will des Herzogs Hand küssen, aber er wird ohnmächtig, ohnmächtig vor Freuden. Franziska biß krampfhaft die Zähne zusammen, um nicht zu schluchzen. Steif, starr, kalt, — die Starke übermannte sich und sah ruhig auf den Leblosen nieder. Carl Eugen blickte sie mit einer Art von Staunen an. Dann, unruhig werdend, führte er sie hinweg. „Der Mensch ist fürchterlich herunter," sagte der Herzog nicht ohne Bewegung, „ich wundere mich, Fränzel, daß Du dabei so ruhig bleiben kannst." „Ich bin Deine Gemahlin, und fühle, daß die besten Herzen auf Thronen vereisen. Uebrigens was willst Du? Der Mensch hat ja nun frische Luft!" Der Herzog sah sie groß an. — Im Kommandantenbau nahm er Rieger auf die Seite. „Hör Er, der Schubart wird von heut ab ganz human behandelt! Sag' Er ihm, wenn er sich gut hält, laß ich ihn nächstens frei!"

„Franziska hatte durch Kälte erzwungen, was ihr Mitleid nicht vermocht. Schubart hatte Festungsfreiheit!" A. S.

Die Stadt Schleswig unter dänischem Regiment.

Der Verfasser des vielgelesenen Buches „Vom verlassenen Bruderstamm", Herr Gustav Rasch, lieferte der Wiener „Presse" Schilderungen aus Schleswig, nachdem daselbst die österreichisch-preußischen Verbündeten dem deutschen Bruderstamme wieder zu seinen staatsbürgerlichen und Ehren-Rechten verholfen. Seitdem hat zwar Herr Rasch, zum Bedauern aller Deutschgesinnten, das Herzogthum Schleswig verlassen müssen, doch hoffen wir, daß es ihm bei seinem Aufenthalte in Holstein auch fernerhin möglich sein wird, dem vaterländischen Publikum Alles mitzutheilen, was er über die Umtriebe der dänischen Propaganda in den Herzogthümern mit scharfblickendem Auge zu ermitteln weiß. Wir kommen hier auf das zurück, was er über die letzten Spuren der dänischen Wirthschaft in der Stadt Schleswig schreibt. Er gedenkt zunächst des ehrenhaften Auftretens des österreichischen Feldmarschall-Lieutenants v. Gablenz und fügt dann hinzu:

„General v. Gablenz hatte den ganz richtigen Tact, sich in Schleswig um die politischen Verhältnisse gar nicht zu bekümmern, sondern er sagte: „Meine Aufgabe ist es, die Dänen aus dem Lande zu treiben. Diese Aufgabe vollziehe ich; mag die Bürgerschaft sich ihre politischen Verhältnisse selber ordnen!"

„Die braven Schleswiger Bürger machten sich das tactvolle Benehmen des österreichischen Generals denn auch zunutze, und räumten in den ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Einzuge der Oesterreicher mit dem verächtlichen Gesindel von Beamten, mit dem die dänische Regierung seit zwölf Jahren die unglückliche deutsche Stadt heimgesucht hat, auf das allergründlichste auf. Es bildete sich sofort aus den angesehensten und achtbarsten Bürgern der Stadt ein Deputirten-Collegium, welches es sich zur Aufgabe stellte, die dänischen Beamten zu entfernen und ihre Stellen, welche sie in schändlicher Weise seit eilf Jahren gemißbraucht haben, mit deutschen Beamten zu besetzen. Der der Verhältnisse nicht Kundige hat davon keinen Begriff, in welcher Art und Weise die Stadt Schleswig absichtlich, aus Haß gegen die deutsche Gesinnung der Bürger, heruntergebracht ist. Alle Jahre wurden der einst so blühenden Stadt neue Schläge versetzt, um sie langsam zu ruiniren. Nach der Schlacht bei Idstedt wurden achtundsechzig der Intelligenz angehörige Familien gezwungen, die Stadt zu verlassen und in die Verbannung zu gehen. Dann kam ein jahrelanger Belagerungszustand, dann die Zeit der willkürlichsten Polizei-Regierung. Der Polizeimeister und spätere Bürgermeister Jörgensen war das Prototyp aller dänischen Polizeimeister im Lande, eine ganz miserable Persönlichkeit. „Hat euch mein Vorgänger mit der Peitsche gezüchtigt", sagte er beim Antritt seines Amtes, „so will ich euch mit Skorpionen züchtigen", und nun begann eine jahrelange Verfolgung der niederträchtigsten und kleinlichsten Art. Das Lied „vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein" wurde mit Gefängniß bei Wasser und Brod bestraft. Es wurde der Thatbestand eines neuen Verbrechens, des Verbrechens „der Mißlichkeit" — man meinte damit das Verbrechen der Mißliebigkeit — erfunden. Die Verurtheilungen zu Geldstrafen wurden bis zur Tollheit ausgesprochen, weil ein großer Theil dieser „Brüche" in die Tasche der dänischen Polizeimeister und Hardesvögte floß. Polizeimeister Koch — der Vorgänger des Polizeimeisters Jörgensen — verurtheilte an einem Tage zweihundert Bürger jeden in drei Reichsbankthaler Strafe wegen nicht vorschriftsmäßiger Straßenreinigung, weil er Geld zu einer Vergnügungsreise nach Italien brauchte.

Als Karl Moltke an die Regierung kam, sagte Graf Baudissin auf Borstel zu ihm: „Sie werden doch nun wohl die Schofels von dänischen Beamten absetzen, welche Tillisch in das Amt gebracht hat?" — „Nun, mein Herr Graf", erwiderte der neue Minister, „daß diese Beamten sämmtlich Schofels sind, weiß ich; aber die Moralität dieser Leute geht mich gar nichts an; mir kommt es nur auf ihre dänische Gesinnung an, und diese haben sie im reich-

lichen Maße." Und nun wurde die Stadt mit dem Schund dänischer Beamten von Kopenhagen aus überschwemmt. Zwanzig Advokaten wurden an einem Tage ohne jeden Rechtsgrund ihrer Stellen entlassen. Es trat eine zeitlang ein vollständiges Justitium ein. Das Dänenthum hatte auf Schleswig immer einen ganz besonderen Haß, weil es die Stadt mit Recht für den Centralpunkt der deutschen Opposition gegen seine Danisirungs-Bestrebungen hielt. Schleswig sollte und mußte ruinirt werden; deshalb wurde die Eisenbahn von Rendsburg nach Flensburg auch nicht über Schleswig gelegt, sondern man überließ es der Stadt, sich eine Zweigbahn zu bauen, wodurch die Stadt natürlich aus dem industriellen und kommerziellen Verkehr im Lande vollkommen herausgedrängt wurde. Zu allen diesen Maßregelungen gaben sich Dänen von Ehre und Gesinnung nicht her. Wie oft hat man mir in Kopenhagen gesagt: „Männer von Ehre gehen nicht nach Schleswig; dorthin geht in die Stellungen der Beamten nur unser Ausschuß." Man kann sich nun denken, was das für Leute waren, die in Schleswig seit eilf Jahren gewirthschaftet haben. Polizeimeister Jörgensen hat sich den Ruf des brutalsten und verächtlichsten Beamten im Lande verschafft. Er übertraf noch den Polizeimeister Leisner in Eckernförde, und gab in seinen Gelderpressungen dem berüchtigten Hardesvogt Blaunfeldt in Fleckebye wenig nach.

„Ein Unterarzt in der dänischen Armee, ein ganz einfältiger Mensch, wurde Direktor des großen Irrenhauses, und entfernte aus der auf einer hohen medizinisch-wissenschaftlichen Stufe stehenden Anstalt alle deutschen Aerzte in der brutalsten Weise, ihre Stellen mit seinen Kreaturen besetzend. Dasselbe Manöver wurde mit dem Taubstummen-Institute vorgenommen.

„Die Gelehrtenschule in Schleswig wurde in einen Sumpf von Bornirtheit und Dummheit verwandelt. Bis auf zwei wurden alle deutschen Lehrer abgesetzt, und ihre Stellen mit dänischen Schulmeistern besetzt, deren allergeringster Fehler noch der war, daß sie die deutsche Sprache nur sehr unvollkommen oder gar nicht sprachen. Die Wissenschaft steht in Kopenhagen überhaupt auf einer sehr geringen und niedrigen Stufe, weil das „Einpauken" und „Auswendiglernen" im dänischen Lehrsysteme die Hauptsache ist, und alles eigene Denken ausschließt. Wenn aber aus solchen Männern der Wissenschaft nur der Ausschuß als Schulmeister auf das Festland geht, so kann man sich einen Begriff davon machen, welche Kreaturen an der „Domschule" in Schleswig gelehrt haben. Fast unglaubliche Dinge sind dort vorgekommen.

„Der Hauptpastor am Dom, den die dänische Regierung an die Stelle eines braven deutschen Pastors setzte, der ins Elend wandern mußte, hieß Marens. In Schleswig nannte man ihn nur den „Schweine-Marens", weil er in einer früheren Stelle den Ruhm hatte, die besten Schweine in der Umgegend zu züchten. In Tönningen, wo er früher Pastor gewesen war, hielt er neben seinem geistlichen Amte einen Schnapsladen, wo er selbst mit seinen priesterlichen Händen den Gästen den Schnaps einschenkte. Bei jeder Gelegenheit konnte man ihn in Schleswig betrunken auf der Straße umhertaumeln sehen. Die ungerechte Sportelerhebung war ein Ding, welches bei ihm zu den täglichen Gewohnheiten gehörte; er hatte sich in seinen Priesterrock lederne Taschen machen lassen, um in demselben desto besser Eßwaaren und Getränke zu verwahren, welche er bei seinen Taufen und Hochzeitsschmausen heimlich einsteckte. Daß seine Predigt im Dom von Niemand besucht wurde sondern daß er immer vor leeren Bänken predigte, brauche ich nicht zu sagen. Kurz, er stand in Schleswig ganz auf derselben Stufe der Verachtung, wie in Altona der kürzlich dort fortgejagte Probst Nievert.

„Der Amtmann in Schleswig, v. Holstein, war ein deutscher Renegat, eine ganz verächtliche Creatur, welche sich von der dänischen Regierung zu fast unglaublichen Dingen hat brauchen lassen. „Ich schäme mich ordentlich, ein Deutscher zu sein", äußerte er bei einer Gelegenheit, wenn ich nicht irre, zu dem Probst Thieß in Kappeln. Und so stand es mit der Besetzung sämmtlicher Justiz- und Verwaltungsstellen in Schleswig. Die Offiziere der dänischen Armee behandelten selbst diese dänischen Beamten mit der größten Verachtung; sie nannten sie „Levebröder" — sie verstanden darunter Leute, welche nur hergekommen sind, um das Brod zum Leben zu finden — und standen im Wirthshause auf, wenn eines dieser elenden Subjekte es wagte, sich an ihren Tisch zu setzen. Daß von den Schleswiger Bürgern Niemand mit ihnen und ihren Familien umging, bedarf wohl nicht der Erwähnung. Man sprach nicht mit ihnen, man ging nicht mit ihnen auf der Straße, man lud sie nirgends ein; wie Pestkranke wurden sie überall gemieden.

„Unter diesem Gesindel haben die Schleswiger Bürger nun während der ersten vierundzwanzig Stunden, wo die österreichischen Truppen die Stadt besetzten, auf das Gründlichste aufgeräumt. Der Polizeimeister entfloh schon vorher aus der Stadt, mit ihm die gravirtesten Persönlichkeiten. Dann wurde mit dem eisernen Besen gründlich ausgekehrt. Alle Stellen wurden sofort mit geachteten deutschen Beamten besetzt. Der „Suurminmakker" (Spottname für die dänischen Beamten, welche machten, daß die Schleswiger „sauere Gesichter" schnitten) wollte seine fette Pfründe durchaus nicht verlassen. Er wollte „bei seinen lieben Schleswigern", wie er sagte, „mit denen er so manche trübe Tage getheilt habe, noch weiter ausharren." Nur die energischesten Anstrengungen vermochten es, ihn aus der Stadt zu entfernen. Die Reinigung dieses Augiasstalles ist fast ohne jeden Exceß vor sich gegangen, und jetzt nehmen die Bauern in Angeln, welche, weil Angeln zu den sogenannten „gemischten Distrikten" gehört, mit dem ausgesuchtesten Gesindel seit eilf Jahren heimgesucht worden sind, dasselbe Geschäft in allen Dörfern vor."

Griechenland.

Die Deutschen im modernen Griechenland.*)

An „innerer Unfähigkeit" ging bekanntlich die Regierung unseres Landsmannes, des Königs Otto, bei den eben so aufgeklärten als ordnungsliebenden Hellenen zu Grunde — so sagten wenigstens alle fremden Zeitungen, und mit widerlicher Nationalitätsverleugnung und Schadenfreude wiederholte dieses Urtheil die Mehrzahl der deutschen Zeitungen, denn für sie existirt ja keine Landsmannschaft, wenn ein „edles" fremdes Volk eine Revolte macht; für sie giebt es nur eine „kosmopolitische Freiheit", deshalb wirft sie sich mit erhabener Rührung heute dem Romanen und Slaven und morgen selbst dem Dänen an den Busen, wenn dieser, beim Plündern der Deutschen ertappt, mit pfiffigem Grinsen das

*) Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland, von Ludwig Roß. Mit einem Vorwort von Otto Jahn. Berlin, 1863. Verlag von Rudolph Gärtner.

Stichwort ruft: „Es geschieht nur, um der demokratischen Konstitution mehr Boden zu gewinnen!" — Da läßt man gern die zum Schlage erhobene Hand sinken, denn der edle Taschendieb steht auf einem viel höheren Fuße wie z. B. der ehrliche beschränkte Schleswig-Holsteiner, der lieber deutsche Sprache und deutsche Plage als dänische Sprache und dänisch-demokratische Constitution will. Doch wir wollen uns nicht ereifern, denn die Verurtheiler des Wittelsbacher hatten wirklich Recht, freilich nicht in dem Sinne, wie sie es meinten, aber doch darin, daß seine Regierung an innerer Unfähigkeit zu Grunde gegangen ist — diese „Unfähigkeit" steckte aber in der deutschen Gemüthlichkeit und in dem mitgebrachten deutschen Maßstab, der nicht auf gute Altbaiern, aber nicht auf hellenische Klephten paßte. Ein Plon-Plon, ein Bourbon, ein englischer, spanischer oder französischer Gouverneur, oder gar ein russischer würde wegen dieser Unfähigkeit nicht aus dem Lande gejagt werden, vielleicht passirt dies nicht einmal dem „Sohne der nordischen Seekönige", der jetzt den überall ausgebotenen Stuhl als Mindestfordernder eingenommen hat. Wie es dem edlen Knaben dort gehen wird, kann uns im Uebrigen gleichgültig sein; nur darauf möchten wir hindeuten, daß, falls es ihm glücken sollte, aus dem „freisinnigen" Klephtenvolke eine civilisirte Nation zu machen, er diesen Erfolg nächst der neunschwänzigen Katze und Justiz à la Hadschi Christos (s. weiter unten), nur den aufopfernden Vorarbeiten König Otto's und seiner Deutschen auf geistigem wie materiellem Gebiete zu danken haben würde. Wenn uns noch etwas in dieser abweichenden Meinung über die deutsche Wirthschaft bestärken könnte, die Börne schen par distance von Paris aus so witzig geißelte, dann wäre es wohl das vorliegende Buch von Ludwig Roß, der als Augenzeuge und Mithelfer von 1832—1845 mit nur kurzer Unterbrechung da gelebt hatte, wo sich die baierische Dynastie so schwer versündigt haben soll.

Ueber Ludwig Roß etwas zu sagen, dürfte kaum nöthig sein, da er bei Lebzeiten durch seine Arbeiten reichlich dafür gesorgt hat, daß sein Name nicht so schnell in Vergessenheit gerathen könne, auch ist er ja erst seit 1859 todt; doch wollen wir über ihn erwähnen, daß er nicht bloß von Geburt, sondern auch mit Leib und Seele ein Schleswig-Holsteiner war, und um durch diese Mittheilung nicht von vornherein eine Menge Aufgeklärter zurückzuschrecken, wollen wir schnell hinzusetzen, daß sein Biograph Otto Jahn von ihm sagt, er sei so freisinnig gewesen, „daß ihm die heutige Fortschrittspartei gewiß zu zahm vorgekommen wäre," und trotz dieses tadellosen Radikalismus vergaß er sich 1848 im Freudenrausche über die nationale Erhebung seines Volkes so weit, sein Buch über Kleinasien „dem fürstlichen Führer, dessen muthigem Entschlusse und rascher That (Wegnahme Rendsburgs) das ewig ungetrennte Schleswig-Holstein dauernd verpflichtet ist," zu widmen, welches Verfahren strenge genommen legitimistisch genannt zu werden verdient, denn der konservative Herzog von Augustenburg, Bruder des Prinzen von Noer, dem das Buch gewidmet war, ist ja der Vater des einzig erbberechtigten, aber widerrechtlich vom schleswig-holsteinischen Throne ausgeschlossenen Herzogs Friedrich. —

Nach Hellas gelangte Roß ohne Aussicht auf Anstellung und mit Hülfe eines Reisestipendiums, „denn", heißt es, „von den vielen Reisestipendien, welche die dänische Regierung mit so großer Liberalität (aus Gesammtstaatsmitteln!) austheilt, fallen dann und wann einige auf Schleswig-Holsteiner, besonders wenn diese beim betreffenden dänischen Minister Fürsprecher haben." Ohne einen solchen hätte der Kieler Doktor schwerlich etwas erlangt. Seinem Wissen und seiner unermüdlichen Thätigkeit verdankte er es, daß ihn die griechische Regierung anstellte, und er bekleidete seine verschiedenen Posten so lange mit Ehren und zum Heile der Griechen, bis diese ungezogenen Kinder ihn, sowie alle „fremden" Lehrer, wegjagten, weil sie schon 1843 sich für erzogen genug hielten, um selbst zu lehren und auf eigenen Füßen stehen zu können. Die mehrfach schnöde Behandlung hat seltsamer Weise bei dem Manne keine Bitterkeit und kein getrübtes Urtheil hinterlassen, im Gegentheil, er war und blieb ein warmer Freund der Griechen und glaubte sogar an eine Zukunft dieses zügellosen Konglomerats aus Slaven, Albanesen, Türken, Wlachen und entarteten Hellenen.

Bei seiner ersten Amtsentsetzung, die deshalb erfolgte, weil er seine archäologischen Entdeckungen nicht in neugriechischer, sondern in lateinischer Sprache herausgab*), rächte er sich dadurch, daß er sich von Ulrichs, dem Gründer lateinischer Studien in Hellas, die fähigsten Schüler überweisen ließ, denen er Vorlesungen über Inschriftenkunde hielt. Diese Vorlesungen waren die Vorläufer der Universität, an welcher er die Griechen altgriechische Sprache und Geschichte lehrte und die Männer heranbilden half, welche jetzt in Griechenland und der Türkei den Schulen vorstehen.

Aus seinem Buche erfahren wir mitunter recht seltsame Dinge, so z. B. Verschiedenes über den hohen Grad der Achtung, welchen die fremdherrlichen Regierungen gegen die junge Regierung König Otto's von vornherein an den Tag legten und wie sehr sie bemüht waren, ihm das Ordnunghalten im Hause zu erleichtern, was bei Leuten, die so eben aus tiefster asiatischer Barbarei in den ganzen Firniß der Civilisation gesprungen waren, an sich schon schwer war. Der noch nicht majorenne Griechenherrscher hatte eines Tages Empfang verschiedener seiner Beamten, da tritt plötzlich der russische Admiral Ricord — derselbe Mann, den die Kapodistrianer zum Präsidenten gemacht hätten, wäre ihnen ihr letzter Aufstand geglückt — in das Vorzimmer, um beim Könige seine Abschiedsaudienz zu haben. Wahrscheinlich, um das Feierliche derselben zu erhöhen, hatte er sich in einen langen Paletot gekleidet und trug eine Mütze sowie eine Reitgerte in der Hand. Graf Saporta, dem dies sogleich gemeldet wurde, erscheint, führt den Paletotträger in ein Nebengemach, dessen Thüre er offen läßt, und sagt mit lauter Stimme: „Mais Monsieur l'amiral, Sa Majesté est habillée, pour vous recevoir, et vous venez en redingote!" Der Admiral, welcher geglaubt haben mochte, sich an dem jungen Hofe wegen seiner verfehlten Hoffnungen durch eine solche Insolenz rächen zu können, murmelte betreten einige Entschuldigungen, er müsse noch in derselben Nacht unter Segel gehen und erscheine deshalb in Reisekleidern. Graf Saporta ging zum Könige zurück, kehrte gleich wieder und sagte nochmals mit lauter Stimme: „Le roi vous souhaite un bon voyage!" Damit war der impertinente Admiral entlassen. — Ein ähnlicher Spaß passirte dem griechischen Souverain gleich nach seiner Volljährigkeitserklärung, diesmal jedoch nicht von einem Russen, sondern von einem highly educated gentleman, dem englischen Gesandten und Admiral Sir Edmund Lyons, der ihm vor der Landung im Piräus einige Meilen weit zur See in einer Barke entgegenfuhr. „Am folgenden Tage wußte jedermann, daß Lyons in Reitkleidern und mit der Gerte in der Hand an Bord der Fregatte gestiegen war, sich dem Könige vorgestellt und ihn mit einer augenblicklichen Revolution bedroht hatte, wenn der König es wagen würde, den

*) Die unwissenden griechischen Minister behaupteten, daß seine Entdeckungen nicht ihm, dem Entdecker, oder dem Unterstützung zahlenden gebildeten Europa, sondern dem neugriechischen Volke gehörten, welches weder Sinn noch Verständniß für dieselben hatte!

Grafen Armansperg von den Geschäften zu entfernen, daß aber der König mit großer Würde und Festigkeit die befremdliche Vorstellung aufgenommen und dem Gesandten entgegnet habe, er werde thun, was er als zweckmäßig und nothwendig beschlossen habe. In der Abenddämmerung gelangte das Schiff in den Hafen; Graf Armansperg ging an Bord, seinen königlichen Herrn zu begrüßen, und dieser theilte ihm mit, daß er ihm die oft erbetene Entlassung — denn der Graf hatte sie wiederholt verlangt, in der Meinung, daß er unentbehrlich sei und dem Könige das Gesetz werde machen können — hiermit bewillige."

Solche Impertinenzen großmächtlicher Vertreter hatten wenigstens einen politischen Zweck und gingen darauf hinaus, in Griechenland das Heft in die Hände zu bekommen; was soll man aber zu dem Gebahren eines Zaunkönigs unter den Adlern sagen, der sich aus persönlicher und nationaler Eitelkeit Unverschämtheiten erlaubte? S. 70. heißt es folgendermaßen:

„Im Herbste (1834) langte auch der Linienschiffscapitain Falbe als dänischer Generalconsul an, als welcher er früher in Tunis residirt hatte. Falbe war nicht ohne Talent, auch ein tüchtiger Numismatiker, aber wie fast alle Dänen von einer unglaublichen Eitelkeit und Selbstliebe und voller Ansprüche. Da gab es denn zwischen ihm und der griechischen Regierung allerlei Häkeleien. Er konnte sich gar nicht darein finden, daß er als Generalkonsul nicht zum diplomatischen Corps gehörte, nicht zur königlichen Tafel gezogen wurde; er verlangte diese Ehre als Linienschiffscapitän, da doch schon der bloße Hauptmann in Griechenland für tafelfähig galt. Die einfache Antwort war: er sei nicht als Schiffscapitän, sondern als Consul hier accreditirt; komme er als Capitän mit einem Schiffe hierher, so werde sein Wunsch erfüllt werden. Das konnte er nie verschmerzen; er war nachmals in Athen wüthend, wenn ich zur Tafel gezogen wurde und er nicht. In dieser Stimmung fand ihn die erste griechische Neujahrsfeier, wo es dem Könige seine Glückwünsche darzubringen galt. Das nachmalige „Palais" war, wie gesagt, ein herzlich kleines und enges Häuschen, kaum daß zwei Zimmer für solche Gelegenheiten aufgespart werden konnten. Der Minister Maurokordatos wies den Herren du corps diplomatique das blaue, denen du corps consulaire das gelbe Zimmer zur Versammlung an. Mein Falbe war einer der Ersten, die sich am Neujahrsmorgen in dem blauen Zimmer der Diplomaten einfanden; Maurokordatos mußte ihn auf seinen Mißgriff aufmerksam machen. Falbe suchte sich durch eine Insolenz aus der falschen Stellung zu ziehen: „Herr Minister", sagte er ihm: „ich bin zuletzt in Tunis beglaubigt gewesen, und in allen Barbaresken-Staaten gehören die Generalconsuln zum diplomatischen Corps". Man lachte herzlich über diese Antwort, die Griechenland den jetzt verschwundenen Barbaresken-Staaten beizählte, aber Falbe zog doch den Kürzeren. Nicht weniger bemerklich machte sich seine Frau durch ihren Eifer, der Gräfin Armansperg zu sekundiren; man nannte sie nur die erste Hofdame der Gräfin-Mutter."

Falbe ist jetzt gerächt, sein Landsmann ist König des Barbareskenstaates und die eitlen Kopenhagener hatten den Triumph, deutschen Gästen und der deutschen Garnison erzählen zu können: „Das griekiske Nation kommen nak Kopenhagen for sich su unterwerfen ein dänisches Prinds", so wie es früher über die Sundbettelei hieß: „Alles Nationer muß uns zahlen Tribut!"

Ueber das sanftere Intriguiren heißt es an anderer Stelle:

„Es ist nicht meine Absicht, hier die geheime Geschichte des Winters von 1833 auf 1834 in Nauplia zu schreiben, schon aus dem vollkommen stichhaltigen Grunde, weil ich nicht dazu im Stande bin. Nur das kann ich bezeugen, daß es sehr viele geheime Geschichten gab. Vielleicht ist selten auf einem so engen Raume und mit verhältnißmäßig so geringen Mitteln — den Regentschaftsmitgliedern mit ihren Anhängseln, den griechischen Ministern in und außer Dienst, einem halben Dutzend fremder Diplomaten und einigen Schiffscapitainen, endlich einigen deutschen und englischen Frauen — so nachhaltig und ausgiebig intrigirt worden, wie in jenem ersten Winter des Bestandes des Königreichs Griechenland in der provisorischen Hauptstadt. Möglich, daß selbst das Enge des Raumes zur Begünstigung dieser Umtriebe beitrug; man konnte sich gegenseitig fast in die Fenster und Töpfe sehen, jedenfalls alle Thüren und Pforten beobachten oder beobachten lassen, und so wissen, wer aus- und einging. Der Zufall oder das Verhängniß hatte gerade von Engländern vier oder fünf höchst verschlagene und intrigante Individuen hier zusammengeführt; die Franzosen waren schwächer vertreten, aber auch unter den Deutschen, Männern und Frauen, entwickelten sich die überraschendsten Talente, und die Griechen haben schon vom Alterthume her sich den Ruf zu erhalten gewußt, daß sie in halbdunkeln Machinationen etwas zu leisten verstehen. Alle diese Fähigkeiten waren nun gegen einander losgelassen, während man in den Salons sich mit süßer Miene gegenseitig die Hände drückte. Der Hochverraths-Prozeß der gefangenen Häuptlinge, dessen Führung als Staatsanwalt der (biedere) Schotte Eduard Masson übernommen hatte, bildete einen Mittelpunkt dieser Bestrebungen für und wider; aber hinter ihm bargen sich die andern Gegensätze: Sieg der englischen, der französischen oder der russischen Interessen; Fortbestand oder Modification der Regentschaft; Sieg des Grafen von Armansperg oder seiner dissidirenden Kollegen u. s. w., bis zu kleinlichen Personalfragen herab. Einige der damals handelnden Herren, wie der Graf von Armansperg und der Baron Rouen, sind schon aus dem Leben geschieden, andere, wie der englische Resident Dawkins und sein erster Sekretär, scheinen für immer von der Bühne getreten zu sein, aber viele leben noch in hohen Stellungen. Und überdies, wie gesagt, mein Wissen ist Stückwerk, ich kann den Schleier von jenen Geheimnissen nicht heben; ich berichte nur, was davon in die Erscheinung trat, was offenkundig war."

Das Intrigiren steckte den Griechen derart in den Gliedern, daß sie sich gar keinen Menschen denken konnten, der nicht Intrigant war; als daher König Ludwig, der Kunstkenner, nach Griechenland kam, und mehrere Male mit unserem Roß allein umherwanderte, auch wohl mitunter Diesen in der Lebhaftigkeit des Gesprächs am Arme berührte (was die Griechen alles, selbst im Oelbaumhaine, vielleicht mit Hülfe von Fernröhren bemerkt hatten), hielten sie den schlichten Holsteiner für den abgefeimtesten Intriganten, weil er auf alle Fragen immer nur den Bescheid gab: „Wir sprachen von Alterthümern!"

Wie schlecht die baierische Gemüthlichkeit angewandt war — gegenüber diesen treulosen Barbaren, erhellt u. a. aus der Behandlung der im offenen, blutigen Aufstande gefangenen Häuptlinge:

„Der Prozeß derselben nahte sich seinem Ende; alle Sympathien für und wider sie waren in größter Thätigkeit. Unter welchen Scenen die endliche Entscheidung erfolgte, wie ein Theil der Richter mit Gewalt auf den Sitzen festgehalten und zur Unterzeichnung des Urtheils genöthigt werden mußte, mögen Andere erzählen. Das Urtheil erging gegen Kolokotronis und mehrere seiner Genossen auf den Tod; sie wurden dann zu

lebenslänglicher Festungshaft begnadigt, ein Jahr später, nach der Volljährigkeit des Königs, in Freiheit gesetzt und avancirten nun zu Generälen, Hofmarschällen, Ministern, Staatsräthen weiter, zumal da ein Theil von ihnen, wie Tzavellas, Spiro Milios und Theodor Grivas, die Zeit der Haft benutzt hatte, um noch schreiben zu lernen!"

Wenn die Herren auch in die Livree schlüpften und sich mit dem Großkreuz des Erlöserordens dekoriren ließen, das alte Kleptheniker; blieb unter dem Firniß doch dasselbe und der galt für einen Mann, welcher sich das beste Mittel zur Beförderung, nämlich Konspiriren und Revoltiren, entgehen ließ! Freilich, den Fingerzeig zur Behandlung der edlen Hellenen, wie ihn die Baiern gleich zu Anfange ihres Auftretens von einem griechischen General Namens Hadschi Christos erhielten, konnten sie als Deutsche unmöglich befolgen, obwohl er der einzig richtige scheint. Es heißt darüber:

„Die Tapferkeit und Kaltblütigkeit, aber auch das halb barbarische Wesen des bulgarischen Generals hatte den baierischen Offizieren, die ihm beigegeben waren, sehr imponirt; und doch war Hadschi Christos im Privatverkehr ein weiches, höchst lenksames, fast kindliches Gemüth. Besonders eine wahre Anekdote erzählte man sich mit Staunen und Entsetzen. Am Abende nach dem Gefechte (mit den Rebellen) sitzt der General vor seinem Zelte, eine türkische Pfeife rauchend; da bringen die Ulanen einen Spion ein. Auf einige rasche Fragen des Generals bekennt der Gefangene zitternd seine Schuld; sofort erhebt sich Hadschi Christos, stellt sorglich die Pfeife an die Wand des Zeltes, zieht mit einem Griffe den krummen Säbel aus der Scheide und mäht dem Spione eigenhändig den Kopf ab, wie eine Rübe; dann wischt er mit der größten Seelenruhe das Blut von der Klinge — und raucht die noch brennende Pfeife weiter fort! Auf die deutschen Offiziere, welche dieser Scene beiwohnten, hatte sie einen unauslöschlichen Eindruck gemacht."

Die Tyrannei der baierischen Dynastie, d. h. die Freiheit von allen Fesseln, welche heute noch die civilisirten Nationen Europa's fast ohne Ausnahme drücken oder hindern, war selbst dem Priester, der sich zu Diebstählen erbot (S. 17), und dem rohen Bauern unerträglich; so fragte ein solcher unsern Roß, den er wegen seines geläufigen Griechisch für einen Hellenen hielt, allen Ernstes mit finsterer Miene: „Bis wann sollen uns diese drei Fresser (er meinte die hohe Regentschaft) noch tyranniſiren?" Das Erste, was die „drei Fresser" gethan hatten, war Bestätigung des allgemeinen Wahlrechts, Herstellung einer unabhängigen Gemeindeverwaltung, unbeschränkter Preßfreiheit, Paßfreiheit, Gewerbefreiheit für die in Zukunft sich bildenden Gewerbe u. dgl. m. Das Ganze nannte man Syntagma oder Constitution, und verschiedene Male hörte Roß einen Bauern klagen, daß ihm das Syntagma 5 Schweine aufgefressen hätte; ein „allerheiligster Exarch" fragte ihn: „Was für eine Art Mensch ist die Regentschaft? und was macht mit König mit ihm?" Er wunderte sich nicht wenig, als er hörte, dieß räthselhafte Wesen sei aus drei anderen und einem vierten ergänzenden zusammengesetzt. Als die Leitung der Dinge noch in Händen einer Gerusia (Senat) war, hatte ein Bauer eine Reise nach dem Sitze der Regierung gemacht. „Du hast also die Gerusia gesehen? fragte man ihn. „Ja, versetzte er, sie saß gerade im Fenster; sie sieht ungefähr aus wie eine Katze, ist aber etwas größer." Der gute Mann hatte einen zahmen Affen für die Leiterin der Schicksale Griechenlands gehalten.

Die Presse eiferte vorzüglich gegen die „Fremdherrschaft", d. h. gegen die civilisirte Regierung, und besonders that sich hierin der französisch-griechische „Sauveur" (Σώτηρ) und die deutsch-griechische „Hoffnung" (Ἐλπίς) hervor. Sie beschuldigten den baierischen Hof des Meuchelmordes, als zwei der griechischen Adjutanten König Otto's in Deutschland an der Cholera gestorben waren. Der baierische Gesandte wollte klagbar werden, doch widerrieth man ihm dies, denn die Geschwornen würden kein Schuldig sprechen; überdies möchte er bei der Verhandlung noch gemeinere Dinge zu hören bekommen!"

Was deutschen Zopf, Schöppenstädtereien und Titulatursucht betrifft, so fanden unsere Landsleute hierin an den Griechen ihre Meister; man lese nur die Eröffnung der Otto-Universität S. 107, den Empfang der Königin S. 104 und die Titel der Geistlichkeit S. 251, den Geburtsdünkel der Landjunker oder Archonten S. 259 und das Verhältniß der Bauern zum adligen Gutsherrn S. 284. Selbst Geschwister aus den niedersten Ständen nennen sich „Deine Wohlgeborenheit" oder „Ew. Herrlichkeit" im alltäglichen Verkehr.

Der griechische Parlamentarismus scheint derselbe geblieben zu sein; nur hat er zu seinem Tummelplatz jetzt einen Palast mit besonderen Rauchzimmern, statt vor König Otto eine Bretterbude, mit Löchern in den Seitenwänden, durch welche die Diener der Deputirten die Mundstücke der Tabackspfeifen steckten. Das plötzliche Schreien von Zwanzig: „Ihr Herren Präsidenten, ich bitte um das Wort!" wobei es dann der erhielt, welcher die stärkste Stimme hatte, ist wohl noch ärger geworden, auch die kindische Freude, nun endlich einen König zu haben (obschon einen Germanen!), mag wieder zu Possen geführt haben, wie die des Generals Zerbas (S. 133), der in der Mitte des Saales stehend, sich einen großen Strohhut über sein Fesst stülpte und dann wohlgefällig lächelnd umherblickte.

Es ließe sich über die geistige Verwahrlosung des griechischen Volkes noch unendlich Vieles anführen, und was die materielle betrifft, so genügt es, zu sagen, es gab außer Nauplia und Hydra eigentlich keine einzige Stadt im Lande, wenn man nicht die miasmatischen Trümmerhaufen, welche sich da und dort fanden, mit jenem Namen belegen will. Was jetzt an Städten, Ortschaften und Verkehrsstraßen, an Handwerken und Gewerben in Hellas gefunden wird, ist deutschen Ursprungs. König Georgios findet alle Formen und Institutionen vor, die zu einem civilisirten Staate gehören; nur fehlt ihnen der Geist — den er schwerlich schaffen wird. Ihn hat ein prächtiger Palast, das Privateigenthum seines Vorgängers, aufgenommen, während König Otto in dem Schutthaufen Athen buchstäblich keine Baracke finden konnte, die ihn gegen die Witterung ausreichend geschützt hätte. Jetzt hat die Hauptstadt mit dem Piräus nahezu 50,000 Einwohner, damals zählte sie nicht so viele Hunderte; die Hülfsquellen des Landes sind jetzt erschlossen, während man damals alle Baumaterialien, bis auf Steine und Kalk, aus Triest, Malta, Salonichi ꝛc. und Marmor aus Carara holen mußte. Der Däne braucht nicht um die Gränzen zu streiten, diese sind längst regulirt und die wichtigen jonischen Inseln noch obendrein hineingezogen; ihn insultiren keine Fremde, und russische Offiziere fehlten nicht in den Reihen der Insurgenten, wohl aber stehen ihm fremde Bajonnette in ausreichender Zahl beim geringsten Winke zu Gebote. Eins ist freilich dasselbe wie damals, nämlich das Räuberwesen der „Freiheitshelden", das der Wittelsbacher mit baierischen Truppen ausrottete und der Däne mit englisch-französisch-türkischen Kräften wird unterdrücken müssen, und hierin wünschen wir ihm von

Herzen Glück. In allen anderen Punkten bedauern wir jedoch nur die zu seinem Besten vergeudete deutsche Kraft und Anstrengung — mehr wollen wir nicht sagen. Franz Maurer.

Rußland.

Deutsche Kolonieen um St. Petersburg.

II.

Ackerbau und Viehzucht.

Dem Ackerbau, seiner ursprünglichen Bestimmung, ist der deutsche Kolonist treu geblieben; denn daß auch der Dorfschuster, Dorfschneider und Schmidt meistens aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen, widerspricht dem nicht, und anderen Beschäftigungen haben sich nur sehr Vereinzelte zugewandt. Ungeachtet der hohen nördlichen Breite, ist der Boden nicht eben unfruchtbar, wenngleich die Arten der Feldfrüchte, welche gedeihen und den Anbau lohnen, ziemlich beschränkt sind. Von Halmfrüchten baut man fast nur Roggen und Hafer. Letzterer soll auf dem fruchtbaren Lande durchschnittlich etwa das sechste Korn, Roggen ungefähr das zehnte tragen; ja man erzählt, daß einmal auf neuaufgebrochenem Lande eine dreißigfache Aernte erzielt worden, und wenn ich das nicht verbürgen kann, so vermag ich doch ebensowenig eine Ursache absichtlicher Fälschung zu erkennen, als eine Selbsttäuschung hierin für möglich zu halten. Gerste gedeiht zwar auch, wird aber, wenigstens in der Nähe der Stadt, beinahe nur mit Hafer vermengt, als Viehfutter angebaut. Selbst jene beiden Getraidearten aber pflegt der Kolonist nur für den Hausbedarf, ja nicht einmal für diesen in ausreichendem Maße, muß vielmehr oft noch im Sommer selber Brot kaufen; das macht, alles Andere hat der Kartoffelbau zurückgedrängt.

In den Verordnungen bei der ersten Gründung der Kolonien wird den Einwanderern ganz besonders an das Herz gelegt, namentlich auch die Kartoffel zu pflegen, „in Gärten und auch in Feldern anzubauen und nach Kräften zu verbreiten.“ Wenigen Befehlen in der Welt wird so nachgekommen sein, wie diesem; denn Stunden lang ziehen sich heutzutage die Kartoffelfelder hin; die Stadt verzehrt wohl zum größesten Theile deutsche Kartoffeln, und dem Kolonisten ist diese Frucht die einzige, die ihm Geld ins Haus und vielfach sogar ein ziemliches Vermögen einbringt. Was daher für den deutschen Landwirth die Scheune, das ist hier für den Kolonisten der Kartoffelkeller, und als Hauptstütze des gesammten Hauswesens und Ausdruck des Vermögens, ziehen sich denn dieselben nicht bescheidentlich unter das Wohnhaus zurück, sondern bilden selber umfängliche Gebäude. Tief in die Erde hinein wird ein großer Raum ausgegraben, mit Holz ausgezimmert, mit einer flachen Balken- und Bretterdecke versehen und zuletzt mit einem bis auf den Boden reichenden, aber hohen und spitzen Holzdache überdeckt, so daß über der hölzernen Decke noch ein geräumiger, hoher Dachboden entsteht. Dort lagern die Kartoffeln und liefern das ganze Jahr hindurch, wie der Stadt, so dem Kolonisten selbst seine Speise, der die ersten neuen schon im ausgehenden Juli und die alten bis eben dahin als Lieblingsgericht genießt, wo wieder neue kommen. Der Bodenraum wird für den Winter noch mit Stroh vollgestopft zum Warmhalten, und das ist allerdings keine überflüssige Maßregel bei einem Winter, wo oft während der Fahrt zur Stadt im Wagen die Frucht gefriert. Die Bearbeitung mit der Hacke hat bei dieser Ausdehnung des Kartoffelbaues und den beschränkten Arbeitskräften längst aufgehört; durchgehends pflügt man sie ein, wie auf den größeren Gütern Deutschlands, und ein Kolonist soll zu diesem Zwecke einen besonderen Häufelpflug erfunden und ein Patent auf diesen erhalten haben. Den vielen Dünger, den die Kartoffel erfordert, liefert die Stadt mit ihren Abtritten, und sind in dieser Hinsicht namentlich die Kasernen gesucht, dermaßen, daß ein Fuder aus ihnen mit 50 Kopeken (16 Sgr.) bezahlt wird, während doch anderwärts der Dünger vielfach umsonst zu haben ist, ja sein Wegfahren sogar bezahlt wird. Die gräßlich riechenden Wagen, die uns im Herbste und den ganzen Winter hindurch bis ins Frühjahr bei Nacht auf der Straße begegnen, gehören großentheils Kolonisten an. Der Russe hegt im Allgemeinen gegen dieses Düngemittel einen tiefen Abscheu und hegt die feste Ueberzeugung, in solchem Schmutze könne nichts Gescheidtes wachsen, eine Behauptung, die man allenthalben aussprechen hören kann. Dies Düngerführen auf Wagen ist freilich sehr beschwerlich und zeitraubend. Seit einigen Jahren haben sich's daher die Kolonisten an der Newa dadurch leichter gemacht, daß sie im Herbste, so lange der Strom noch zu beschiffen ist, große Boote mit Dünger befrachten. Gewiß, der Arbeit bleibt viel, da zumal selbst auf dem besten Lande, welches mit Kuhmist gedüngt ist, nur zwei Jahre nacheinander die Kartoffel und im dritten Jahre etwa noch Roggen oder Hafer gebaut wird, mit Stadtdünger dagegen alle zwei Jahre frisch gedüngt werden muß, aber das Tschetwerik Kartoffeln kostet auch 30—70 Kopeken, und so bleibt ihr Anbau immer am lohnendsten.

Kraut, im hiesigen Deutsch Kohl genannt, welches eine in Deutschland fast unbekannte Größe erreicht, ein Lieblingsgericht der Russen ausmacht und auch ziemlich hoch im Preise steht, da das einzelne Haupt von vier bis zwanzig Kopeken gilt, wird von den Kolonisten ebensowenig gebaut, wie die anderen Gemüse, die größtentheils selbst für den Hausbedarf von den Händlern entnommen werden. Gleich wenig Aufmerksamkeit wird den Beeren zugewandt, deren unterschiedliche Arten gezogen werden, außer Johannis-, Stachel und Himbeeren noch eine der Himbeere ähnliche, aber goldgelbe und säuerlich schmeckende Gattung, die russisch Maroschka heißt, deutsch Malter und Schellbeere heißen soll, die aber mir selbst wenigstens nie in Deutschland vorgekommen ist; insbesondere aber Erdbeeren, die in den mannichfachsten und größten Spielarten herrlich gedeihen, und deren Anbau einen Hauptnahrungszweig ganzer Dörfer ausmacht. Beinahe scheint es, als hätten sich die einzelnen Völkerschaften, wie in der Stadt in die verschiedenen Gewerke, so auf dem Lande in die Bodenfrüchte getheilt; denn andererseits genießt wieder die Kartoffel seitens der Russen geringere Beachtung. Nur Cichorie bauen noch die deutschen Kolonisten in ziemlicher Menge.

Daß von Obstbau nicht die Rede sein kann, versteht sich leicht. Der einzige Obstbaum, der noch allenfalls das Klima verträgt, ist der Aepfelbaum; deren giebt es denn in den Gärtchen an den Höfen öfters drei bis vier, aber der Stamm erreicht kaum die volle Mannslänge, und mitsammt dem Wipfel, der durch erfrorne und abgeschnittene Zweige spärlich genug ausfällt, gleicht der Baum etwa einem Aprikosen-, oder Pfirsichbaume in den kälteren Gegenden Deutschlands. So ist er mehr eine Art Zierpflanze, deren rothweiße Blüthen im Frühjahre den Blick ergötzen; die wenigen Aepfel aber, die es glücklich bis zur Reife bringen, spielen eine ähnliche Rolle, wie die im Kübel gewachsenen Orangen, d. h. sie

sind ausnahmslos etwas Vortreffliches, so sauer, hölzern, fade und geschmacklos sie auch sein mögen. Man ist eben äußerst bescheiden in seinen Ansprüchen an das Obst, und wirklich naiv erscheint es, wenn des Winters bei den Straßenhändlern neben den guten in einem besonderen Fache oder auch ohne jene allein — faule Aepfel ausgeboten werden. Auch sie jedoch finden ihre Käufer, und ein Groschen d. h. ein halber Kopek soll immer noch für das Paar bezahlt werden. Den Namen Obst hat man hier auf die Beeren übertragen, deren Menge allerdings staunenerregend ist; der Kolonist jedoch, wie schon gesagt, befaßt sich damit nicht.

Dagegen ist nächst den Kartoffeln der Heuschlag der wichtigste Gegenstand für ihn, und man begreift das, wenn man die Unzahl von Pferden bedenkt, welche die Stadt zu erhalten hat, so daß das Heu immer seinen Preis behält und man für das Pud (ein Pud = 35,08 Pfund Preußisch = 32,76 Pfund Badisch) je nachdem von 25 bis zu 50 Kopeken zahlt. So einträglich, werden denn die Wiesen auch gut gepflegt und mit Stadtdünger fleißig gedüngt; besonders wirksam soll die Düngung im Herbste sein, während die freilich bequemere im Winter oder Frühjahr ein bei weitem geringeres Ergebniß liefern soll. Gemähet werden die Wiesen bei der Kürze des Sommers nur einmal, in der Regel im Monat Juli, dann aber erhält man denn, bei der starken Triebkraft der im Sommer fast nicht untergehenden Sonne, ein recht langes, üppiges Gras. Indeß mit dem wilden Grase begnügt man sich nicht, sondern säet vielfach das sogenannte Timotheusgras auf die Felder, das, wenn die langen, rauhen, dichten Aehren der Reife nahe sind, abgehauen, in Bündel gebunden, und das Pud um dreißig Kopeken theurer als das gemeine Heu verkauft wird, zum Pferdefutter ausgezeichnet sein, für Kühe dagegen sich weniger eignen soll.

Aber die Kühe spielen auch keine große Rolle auf den Kolonien; es lohnt nicht, heißt es, so schwer dies zu glauben hält, da die gewöhnliche Weinflasche guter Milch mit 7—8 Kopeken, das Pfund Butter mit 20—30 Kopeken bezahlt wird. Der wahre Grund scheint vielmehr der nämliche, aus dem in der Stadt der Deutsche die Schornsteine und der Esthe den Backofen meidet, Sitte, Gewohnheit, Herkommen. Aber dem sei, wie ihm wolle, Thatsache ist, daß zwar in den Kolonien für den Sommer ein Hirt gemiethet wird, der dann meist wieder einen Hirtenbuben dazu nimmt, beides Russen in der Regel; daß auch zur Viehweide ein recht umfängliches Stück Land bestimmt und zu diesem der Weg, der sich mitunter Stunden lang hinzieht, mit Stangenzäunen sehr sauber abgegränzt ist; daß aber die Zahl der Kühe, die auf den Hof kommen, unverhältnißmäßig klein ist. Wenigstens näher bei der Stadt hat ein Gut mit 17 Dessjätin Land, man bedenke, also über 72 preußische Morgen, selten mehr als drei bis vier Kühe. Was diese von Milch liefern, findet recht bequemen Absatz: russische Milchverkäuferinnen holen meist jeden Morgen gleich den ganzen Vorrath. Keine Butter, kein Käse wird gefertiget, nicht einmal für den Hausbedarf, sondern das Erforderliche von Finnen und Russen, Butter in der Regel von jenen, Käse von letzteren bezogen, und zwar ist dieser dem bairischen Backsteinkäse ähnlich, während der in Mitteldeutschland so gewöhnliche Quarkkäse kaum bekannt ist. Noch weniger zahlreich als das Rindvieh ist das Kleinvieh, ja es kommt dasselbe nur sehr vereinzelt vor. Das Halten desselben, sagt man, erschwere der Umstand, daß die weit ausgedehnten Stangenzäune, welche den Weg zur Viehweide begränzen, nicht wohl so enge gemacht werden könnten, um Schafen und Ziegen den Austritt auf die Felder zu verwehren. Nur Schweine werden allgemein, jedoch in beschränkter Menge gehalten. Das Pfund Fleisch von ihnen, heißt es, koste das Doppelte von gekauftem, und das mag insofern ziemlich richtig sein, als allerdings bei der geringen Menge von Halmfrüchten, die man selbst baut, Kleie und grobes Mehl erst gekauft werden muß. Pferde werden zwar nicht gezüchtet, aber zur Bestellung der Felder in ziemlicher Anzahl gehalten. Während des Winters, zur Zeit der steten Kartoffelfuhren nach der Stadt und der Mistfuhren, bis zur Aussaat im Frühjahre, hält ein Gut von etwa 17 Dessjätin Land drei oder vier Pferde; im Sommer schränkt man sich auf zwei bis drei ein, meist von der kleinen, kräftigen finnischen Race, und wird ein starkes Arbeitspferd bis mit 120 Rubel Silber bezahlt, doch sind auch schon für 40 Rubel und weniger recht brauchbare Thiere zu haben. Mit dem Hafer wird nicht gespart, das zeigt das gute Aussehen der Pferde; im Uebrigen aber ist man von der ängstlichen Pflege derselben in Deutschland himmelweit entfernt. Rascher Trab und Galopp sind die gewöhnlichen Gangarten, und an letzteren die Thiere so gewöhnt, daß wo eine Anhöhe kommt, bergan sie meist von selbst galoppiren. Im Sommer schickt man sie viel auf die Weide.

Von Federvieh habe ich fast nur Hühner und zwar von der gemeinen, kleinen Landrace gesehen; die hochbeinigen, dickleibigen, heiser krähenden Arten, welche seit einem Jahrzehend in Deutschland aufgekommen sind, haben hier noch keine Verbreitung gefunden. Warum Gänse und Enten fast gänzlich fehlen, habe ich nicht ermitteln können.

Frankreich.

Der Geist der französischen Revolution. *)

I.

Die Wahlen von 1789.

Die französische Revolution aus den Stimmen ihrer Zeitgenossen kennen lernen, ist für jeden Bürger des Kontinents von Europa eine bedeutungsvolle Handlung. Mit politischer Weisheit ist das gute 19. Jahrhundert nicht gerade allzu reich gesegnet; es wäre denn, daß man jene Aussaat staatsgelehrter Abhandlungen, denen die Abstraction von den gegebenen Zuständen und dem historischen Gewordensein auf der Stirn geschrieben steht, höher anschlagen wollte, als eine genaue Belehrung über die innersten Ursachen des mächtigsten Umschwungs der sozialen Geschicke unseres Erdtheils. Zwar kann Niemand gezwungen werden, aus den grünen oder grauen Blättern der Geschichte etwas zu lernen, aber es sollten dies doch wenigstens Einige, welche als denkende Menschen zu der Bemerkung Gelegenheit finden, wie nah die Vergangenheit an die Gegenwart sich anschließt. In den Wünschen und Zielen der französischen Staatsbürger von 1789 spiegeln sich noch immer die Wünsche und Ziele großer moderner Parteien wieder, während noch keineswegs die Verdienste der Revolution allseitig anerkannt und ihre Fehler und Verbrechen überall unbefangen eingeräumt sind. So gewiß eine wahrheitsgetreue Geschichte

*) Ch. L. Chassin, Le Génie de la Revolution. Tome I. Des élections de 1789 d'après les brochures, les cahiers et les procès-verbaux manuscrits. Paris 1863, Pagnerre. 1 vol. in 8. de XXIV. et 495 pages.

des Riesenereignisses über die Kraft unserer Zeitgenossen geht, so gewiß haben wir an ihren Originalberichten und selbstredenden Urkunden eine unersetzliche Quelle der Erkenntniß und einen unendlichen Schatz von Material, das die beste Orientirung bietet. Man studire die Revolution aus ihren Lebenszeugen und man wird wissen, was es mit unserer dermaligen Entwickelung für eine Bewandtniß hat!

Ein zu Paris in der Publication begriffenes Werk, dessen erster Theil vor etlichen Monden das Licht der Welt erblickte, hat uns zum Ausspruch der obigen Sätze bewogen. Es führt den großartigen Titel: „Der Geist der Revolution", und sein höchst eifriger Verfasser, Herr Ch. L. Chassin, hat diesen Geist in der Epoche der Wahlen von 1789 sammt allen Diskussionen, die sich an deren Inscenegehen knüpften, den Schauplatz der Tagesbühne betreten lassen. Er will, wofern die Vorsehung ihm günstig bleibt, in einem zweiten Theil die konstituirende, in einem dritten die gesetzgebende National-Versammlung, in einem vierten den souveränen Konvent und endlich in einem fünften Theile unter dem einfachen Gesammttitel des Ganzen dessen Kerngehalt resumiren. Er will alsdann die zwei Fragen beantworten: „Welche Prinzipien sind den Volkswünschen von 1789 und den Verfassungen 1791, 1793 und 1795 gemeinsam? Welche Ordnung der Dinge kann mehr oder weniger diesen Prinzipien angemessen, welche andere ihnen von Natur entgegengesetzt sein?" Herr Chassin wird diese Fragen gewiß in seinem Sinne beantworten, d. h. in demjenigen, welcher die bei Herrn Pagnerre erscheinende Literatur kennzeichnet. Wir haben den Standpunkt der Herren Chassin und Pagnerre bereits in einem früher dem Magazin (Nr. 44 v. 30. Oktbr. 1861) gewidmeten Aufsatze „Louis Blanc als Geschichtsschreiber, die Schreckenszeit und der Sturz Robespierre's", deutschen Lesern vor Augen gestellt. Herr Chassin ist ein Streitgenosse von Louis Blanc und Garnier-Pagès, und wir können nur unser Bedauern hinzufügen, daß der Urheber einer solchen, die strengste Objektivität erfordernden Arbeit einer so extremen Richtung angehört. Der Autor dieses „Geistes der Revolution" ist nicht bloß Republikaner, er spielt sogar zuweilen ins sozialistische Roth hinüber, welches unter dem Kaiserreich bekanntlich die Lieblingsfarbe der französischen Opposition geworden ist. Wenn Männer, wie Laboulaye, Quinet und Michelet, von einzelnen Sirenenklängen der Sozialdemokratie bethört erscheinen, weshalb sollen nicht Genien zweiten Ranges die breite Straße der abstrakten Gleichheit wandeln? Wer wird auch vom Politiker Studium der Menschennatur und Einsicht in die Kulturgeschichte verlangen wollen? Herr Chassin denkt, daß seine trefflichen Einzelheiten einer schimmernden Fülle von Alltagsphrasen durchaus würdig sind, und er glaubt an nichts ernstbafter, als an die Macht der sozialistischen Rhetorik. Es ist wirklich jammerschade, daß eine Feder von solchem Inhalt sich eines solchen Stoffes bemächtigt hat. Was würde nicht unter der Hand eines Thiers oder Odilon Barrot und selbst eines Guizot aus dem Plane einer Literärgeschichte der Revolution erwachsen sein! Wir kennen wohl die wahren Freiheitsapostel Frankreichs, die die guten Resultate der Revolution zu sichern trachten, die bösen verwerfen; wir kennen aber auch die überaus zudringlichen Fanatiker halb idealistischer, halb materialistischer Systeme, die sich stets mit der französischen Revolution und der vollen Freiheitsidee identifiziren, und an denen erfahrungsgemäß jede gesunde Bewegung scheitert. (Absit omen Germanis! —) Unser vorliegender Pächter der Freiheit beurkundet z. B. seine Geisteshöhe durch die souveräne Verachtung, mit der er Seite 17 das im vorigen Jahre publizirte Werk des Herrn Léonce de Lavergne über die alten Provinzialversammlungen behandelt. Die ersten Männer der constitutionellen Partei: Odilon Barrot, Thiers, Charles de Rémusat, Guizot, Fernand de Lasteyrie haben dieser tief durchdachten (zuerst in der Revue d. d. mond. von 1861 und 62 erschienenen) Arbeit ihren ungetheilten Beifall gezollt und Angesichts der übertriebenen Centralisation der französischen Verwaltung die Studien des Herrn von Lavergne für preiswürdige Verdienste um die wahrhafte politische Freiheit erklärt. Dem Herrn Chassin hingegen, dessen Name unsere neueste politische Bekanntschaft ist, gelten dergleichen Studien gar nichts; die alten Provinzialverhältnisse sind ihm verrottete Scharteken, mit denen die Revolution auf ewig gebrochen hat. Erhabener historischer Standpunkt! Herr Chassin sollte sich doch von allen 89 Präfekten ein Dankvotum schreiben oder für prokonsularische Erfindungen eine Preismedaille prägen lassen. Die Herren Sozialisten sind allerdings die Freunde der unbedingtesten Centralisation; kein Wunder, daß andere Sterbliche, die aus der Geschichte etwas lernen mögen, nicht allzu stark von ihrem Freisinn erbaut sind. Vielleicht ist es zwar ein Zeichen von besonderem Freisinn, wenn Herr Chassin Seite 27 ꝛc. mit großem Pathos die alberne Anklage wiederholt, Ludwig XVI., dieser sanftmüthige, wohlwollende Monarch, sei ein übermüthiger Tyrann gewesen!! Das ist der Styl von Robespierre und St. Just. Es ist die Sprache der Pariser Vorstädte St. Antoine und St. Marceau und ähnlicher Heiligen. Allein derselbe Herr Chassin protestirt sehr eifrig, daß er die Revolution durchaus nicht, wie etwa der Weltgeschichte produzirende Flaneur, als eine Schöpfung des Pariser Genius betrachtet. Auch die Provinzen haben Revolution gemacht, lautet seine neue Entdeckung, und daß auch sie Revolution gemacht haben, bezeugen am besten die ihm zu Folge von den Historikern viel zu wenig gewürdigten Wahlen von 1789!

Man weiß nicht, ob man über diesen Tadel gegen die französischen Geschichtsschreiber lachen oder weinen soll. Zum Glück haben sie einen tüchtigen Mund am Kopf und weisen mit lauter Stimme die Anklage energisch ab. Der brave Alexis de Tocqueville, dem nach unserem Standpunkte eine der ersten Stimmen gebührt, legt den Wahlbroschüren und Beschwerdeschriften (Cahiers et Mémoires) aus dem Frühjahr 1789 einen unvergleichlichen Werth bei, weil sie, an der Schwelle der Revolution, bei der vollkommensten Preßfreiheit und inmitten der größten Oeffentlichkeit abgefaßt, das wahre politische Testament der altfranzösischen Gesellschaft bilden, deren klaren, entschiedenen, unzweideutigen letzten Willen sie ausdrücken. Doch schon lange vor Tocqueville hatte Chateaubriand die Sammlung der Wahlinstruktionen (Cahiers) ein „Denkmal der öffentlichen Vernunft" genannt, und Labaume in seiner Histoire monarchique et constitutionelle de la Revolution hatte von ihnen behauptet: „Wenn man genau die Wünsche der Gesammtheit der Nation befolgt hätte, so würde man den Gewinn der Revolution ohne die revolutionären Verbrechen erzielt haben."

Eine gleich hohe Vorstellung von den Cahiers der Wähler von 1789 hatten die Herausgeber der Fastes civiles de la France (1821—1823), die Herren Dupont (de l'Eure), Etienne und Manuel, und keine geringere die Herren Buchez und Roux in ihrer „Histoire parlementaire de la Revolution", andererseits selbst die legitimistischen Geschichtsschreiber, wie Herr Gabourg und die in den Zeitungen (Gazette de France und Etoile) kämpfenden Vertheidiger des älteren Zweiges der Bourbons. Der freimüthige Henri Martin, der mit seiner umfangreichen „Geschichte Frankreichs" den Preis der Wissensfülle, Gedankentiefe und der gründlichsten Forschung errang,

hält die Cahiers des dritten Standes für den letzten Sühneversuch zwischen der Nation und ihrer bisherigen Regierung, für die letzte Anstrengung, das überlieferte Königthum friedlich umzugestalten und es an die neue Ordnung der Dinge anzufügen. Ihm ist die Sammlung jener Cahiers das große Buch der Herzensergießungen des neu aufathmenden Frankreichs. „Im Schooße unserer National-Archive", sagt er, „ruht die Seele einer ganzen Generation, und das war die, durch welche der Uebergang von einer Welt zur andern: vom alten zum neuen Frankreich sich vollzog!" —

Diese Urtheile der französischen Geschichtschreibung stimmen aber sehr schlecht zu der angeblichen Geringschätzung der Wahlbewegung von 1789. Weit entfernt, daß Herr Chassin der Erste war, der an die Ausbeutung der bedeutsamen Wahlurkunden gedacht hätte: er ist im Gegentheil durch die Stimmen der Geschichtschreiber seines Volkes auf jene Quellen hingeleitet worden und verdankt den geschmähten Vorgängern seine Anregung. Die 176 Folio-Bände, welche das ganze Material der Wahldebatten enthalten, will er auf dem Reichs-Archiv Stück für Stück durchstudirt haben, und das vorliegende Werk sei der unmittelbare Erfolg dieser Studien. So wenig wir nun bei aufmerksamer Prüfung diesem „Geiste der Revolution" die gründliche Quellenforschung absprechen können, so wenig darf doch behauptet werden, daß des Herrn Chassin Darstellung nur und lediglich eine ganz unbefangene Verarbeitung des in den Cahiers gegebenen Stoffes aufweist. Das Buch strotzt vielmehr von politischen Reflexionen, die zum Theil etwas deklamatorisch daherfahren und an die Ekstase der Konventsredner erinnern. Aber angenommen, der Selbstruhm des Autors wäre buchstäblich begründet, so fragt sich wiederum, ob die Sammlung der Cahiers einem weitschauenden Historiker für die alleinige Quelle gelten darf? Herr Chassin zieht aus dem Wortlaut der Beschwerdeschriften sehr eigenthümliche Folgerungen; er schöpft aus ihnen gerade dasjenige, was zu seiner Auffassungsweise paßt, nimmt jede Uebertreibung der Petenten für baare Münze und hat, indem er die ganze Bewegung rein subjektiv und wie ein Anwalt der Beschwerdeführer anschaut, keine Ahnung davon, daß die gesuchte Freiheit überall an die Nothwendigkeit gegebener Faktoren gebunden ist, welche nur der hohle Träumer fortleugnet. Herrn Chassin gebricht der breite Horizont des vorurtheilsfreien Geschichtschreibers, der über die politischen Schablonen der Vergangenheit und Gegenwart hinwegsieht. Unzweifelhaft sind die vielberufenen Cahiers Quellen von hervorragender Bedeutung und verdienen den Rang, den ihnen die französische Wissenschaft einräumt; indeß ihren rechten Platz in der politischen Entwickelung der Nation empfangen sie erst in der Verbindung mit den übrigen authentischen Quellen, d. h. mit der Gesammtheit der die Wahlbewegung von 1789 charakterisirenden, wirklich beglaubigten Thatsachen.

Der Autor überschätzt nicht sowohl die Literatur dieser Epoche, als das objektive Gewicht der Stimmen, die sich hören ließen; er leiht ihnen eine politische Reife und Willensklarheit an, die am Allerwenigsten mitten im Sturm und Drang der ersten brausenden Aufregung sich offenbaren konnte. Daß die Revolution fast zur größeren Hälfte scheiterte und noch eine Menge ihrer frühsten Ansprüche gar nicht verwirklicht hat, ist ihm eine räthselhafte Schmach (pag. XXI), die von der Erhabenheit des Strebens der Väter empfindlich absticht. Er geht so weit, zu behaupten, daß man sich „drei Viertheile von ihrer Erbschaft habe entreißen lassen". Wir nennen dagegen: eine Erbschaft, die bloß aus utopischen Ansprüchen besteht, ist nicht allzu reich. Die Generation von 1789, deren Standpunkt Herr Chassin in die Wolken erhebt, besaß zwar sehr vielen guten Willen, sehr viel Idealismus und sehr viel allgemeine Menschenliebe, die edelsten Geister Frankreichs jubelten ihren Wünschen zu — aber die politische Bildung dieses Geschlechts war denn doch äußerst gering; sie fußte auf gar keiner Erfahrung (denn wo hätte man unter dem Despotismus und der Mätressen-Wirthschaft politische Erfahrungen einsammeln können?), sie fußte Alles in Allem auf zwei Büchern, von denen das erste ein abstraktes Naturrecht ohne eine Spur von Rücksicht auf gegebene Verhältnisse predigte, das zweite, mehr praktische ein Handbuch des reinen Doktrinarismus und anerkanntermaßen von einem entschiedenen Mißverständniß der englischen Staatsform ausgegangen war: nämlich auf Rousseau's Contrât social und Montesquieu's Esprit des lois. Das war die Summe der politischen Weisheit der Männer von 1789! Daß sie nichts desto weniger Größeres geleistet haben, als in diesen zwei Büchern steckt, lag in dem Drange der gegebenen Verhältnisse, welche die Lösung praktischer Fragen erheischten, an die Rousseau und Montesquieu kaum gedacht hatten. Und doch war das Hauptwerk der Generalstände, die Constitution von 1791 mit ihrem überschwänglichen Idealismus und ihrem vollendeten Mangel an Menschen- und Sachkenntniß, eine verfehlte Arbeit. Wir freuen uns darüber nicht, sondern wir beklagen es tief. Denn die Beseitigung des alten Feudalstaates wissen wir hoch zu schätzen. Wir beklagen das Werk von 1791, weil es in seiner jähen Hast die ernst gewollte politische Freiheit auf Decennien kompromittirt hat und die traurigsten Rückschläge nothwendig machte, die furchtbarsten Verbrechen und das engherzigste Säbelregiment heraufbeschwor. Alles wollte man auf einmal anfassen und umändern; man zog das ganze Register Jahrhunderte lang still genährter Wünsche auf und brachte Legionen von sozialen Postulaten auf den Kampfplatz. Der größte, bald klassische, bald sehr unklassische Unsinn wurde ans Tageslicht gefördert, gerade als wenn alle Logik und alle Weltgeschichte bisher verkehrt gewesen wären.

Wir werden in unserm folgenden Artikel nach dem von Herrn Chassin in seinen „Appendices" gelieferten Register der aus dem Anfange der Revolution datirenden Druckschriften, Pamphlets und „Cahiers", einen ungefähren Begriff von dieser Ueberschwänglichkeit des Mangels an politischer Erziehung und Bildung in Frankreich zu geben suchen. Trauttwein v. Belle.

Italien.

Italiänische Schriften über die weltliche Herrschaft der Päpste.

Als die bedeutendste der neueren über diesen Gegenstand erschienenen Schriften haben wir die von dem Cavaliere Achille Gennarelli aus Rom herausgegebene Arbeit über „die bürgerlichen und religiösen Doktrinen des römischen Hofes mit Bezug auf die weltliche Herrschaft der Päpste" zu nennen.*)

Der Verfasser, welcher auch der deutschen gelehrten Welt durch seine archäologischen Arbeiten bekannt ist, von denen wir nur seine

*) Le Dottrine civile e religiose della corte di Roma in ordine al dominio temporale, con una proposta per risolvere la questione Romana, del Cav. A. Gennarelli. Firenze, Mariani 1862. 8-vo. p. CXII. und 160.

im Jahre 1839 zu Rom herausgegebenen „Denkmäler und Inschriften zu Fermo" und die von der archäologischen Akademie zu Rom 1843 gekrönte Preisschrift über die ursprünglichen italiänischen Münzen erwähnen, besonders aber seine Beschreibung des Gregorianischen Hetrurischen Museums mit 214 Kupfertafeln in zwei großen Folio-Bänden, war zugleich in Rom als bedeutender Advokat an der Rota Romana, dem wichtigsten Gerichtshofe der Christenheit, sehr geachtet, als der Papst Pius IX. durch eine unbeschränkte Amnestie den früher verfolgten Gegnern des durch die heilige Allianz befestigten fremden Einflusses in Italien Gnade angedeihen ließ. Dieses humane Auftreten des Papstes hatte in Italien bekanntlich neue Guelfische Ideen geweckt, so daß man von einem italiänischen Bund mit dem Papste an der Spitze träumte. Zu diesen Neo-Guelfen gehörte auch Gennarelli, der mit den bedeutendsten Köpfen Roms in Verbindung stand, und manche Deutsche werden sich noch seines gastlichen Hauses während des Carnevals von 1848 erinnern. Leider überstürzte die französische Revolution Alles in Italien, und obgleich Gennarelli stets die größte Mäßigung bewiesen, mußte er doch, als der Kardinal Antonelli wieder das alte System herbeiführte, nachdem die Franzosen als die Erstgebornen der Kirche, ohnerachtet sie ihren allerchristlichsten König vertrieben hatten, die Rückkehr des Papstes von Gaeta und Portici bewirkt hatten, Rom verlassen. Er ließ sich mit seiner außerordentlich reichen Bibliothek in Florenz nieder und fing an, aus seinem Urkunden-Schatze edirte und noch nicht edirte Schriften über die italiänische Geschichte vom 6. bis zum 16. Jahrhundert herauszugeben. Als aber der erste Band des von ihm herausgegebenen historischen „Tagebuches von Burcard" im Jahre 1853 in Florenz erschienen war, wurde es in Rom verboten, und die großherzogliche Regierung von Toscana gab ihm den Rath, damit nicht fortzufahren, und so kam diese viel versprechende Arbeit ins Stocken. Doch sofort, nachdem der Großherzog sein Land verlassen hatte, da dieser dem italiänischen Bunde nicht beitreten wollte, trat Gennarelli mit der Bekanntmachung einer für die Gegenwart noch wichtigeren Urkunden-Sammlung auf, welche die Geschichte der päpstlichen Verwaltung in der letzten Zeit enthält.*) Gennarelli hat darin nachgewiesen, daß das bisherige Regierungs-System das Fortbestehen des päpstlichen Staates unhaltbar gemacht habe. Er läßt die Thatsachen reden, und hat es nicht nothwendig gefunden, darüber viele Worte zu verlieren.

Diese Urkunden sind nach folgenden Abschnitten eingetheilt: 1) Beweise der Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der sogenannten väterlichen, d. h. priesterlichen Regierung in dem Kirchen-Staate. Den Anfang macht ein Gesuch des Kardinals Alboni vom 21. Dezember 1831 an den Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres in der Lombardei, welcher gebeten wird, die Regierung des Papstes in der Romagna gegen den Haß des Volkes zu schützen. Besonders merkwürdig ist ein Bericht des Kardinals Massimo, als Legaten von Ravenna, nach welchem die Einwohner einen laut ausgesprochenen, unüberwindlichen Widerwillen gegen die Priester-Herrschaft haben, und daß die sämmtliche Bevölkerung, welche über 18 Jahre alt ist, die Regierung verabscheue. Nach einem Berichte des Ober-Beamten oder Legaten von Ferrara — natürlich auch ein Geistlicher — würde die Bevölkerung, nicht aus Liebe zu Oesterreich, wohl aber aus Haß gegen Rom, die Herrschaft der Oesterreicher der päpstlichen Regierung vorziehen. Drei Kardinäle berichten aus Bologna, daß sie in der ganzen Stadt keinen Menschen finden, welcher der Regierung dienen will; auch von Forli und Ravenna werden hier Berichte mitgetheilt, daß es unmöglich sei, Jemand zu finden, der sich zum Censor hergebe. Der Bischof von Faenza berichtet, daß er nicht im Stande sei, Jemanden zu finden, der auch nur ein städtisches Amt annehmen möchte. Kardinal Antonelli befiehlt bei der Unlust der Unterthanen, in päpstliche Militärdienste zu treten, auch Leute von 17 Jahren und bis 4 Fuß Höhe anzuwerben, sowie über ihre Aufführung wegzusehen, wenn sie nur nicht wegen entehrender Verbrechen zur Galeerenstrafe verurtheilt waren.

Auf eine große Anzahl solcher Berichte der Verwaltungs-Behörden folgt 2) eine beinahe eben so große Menge von Berichten der päpstlichen Behörden über die fortwährende Besorgniß derselben für ihre eigene Sicherheit. Wir erwähnen nur den Bericht des Kardinals Massimo von Imola, vom 12. August 1845, welcher sagt, daß die gesammte Bevölkerung seit 18 Jahren gegen die Regierung feindselig gesinnt sei. Auch mehrere Berichte des österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Thurn bekunden den Zustand der Unsicherheit der päpstlichen Regierung.

Besonders reich ist der dritte Abschnitt, der eine noch größere Anzahl von Urkunden enthält, welche die von den Behörden im Kirchenstaate verübten Grausamkeiten nachweisen und die verschiedenen Torturen, welche angewandt wurden, um Geständnisse zu erpressen. Merkwürdig ist in diesem Abschnitte der Bericht des päpstlichen Gouverneurs Maraviglia über die Menge der auf bloßen Verdacht verhafteten Gefangenen, die Jahre lang ohne Verhör gefangen sitzen (vom 16. Juli 1853). Außerdem berichtet er, daß 450 Personen sich seit vier bis fünf Jahren in Untersuchung in dem Gefängnisse zu Cesena befinden.

Der vierte Abschnitt enthält eine große Menge von Urkunden, aus denen hervorgeht, daß eigentlich die österreichischen Militär-Befehlshaber im Kirchenstaate regierten und Beamten, auch selbst päpstliche Offiziere, absetzten.

Der fünfte Abschnitt giebt die Urkunden, welche sich auf die Unabhängigkeit Italiens beziehen, von denen besonders ein Schreiben des Papstes vom 3. Mai 1848 an den Kaiser von Oesterreich höchst merkwürdig ist, worin er ermahnt, die edle deutsche Nation möge den Haß gegen die Italiäner ablegen und die bisherige Einmischung in nachbarlich-freundschaftliche Verhältnisse verwandeln; da die bisherigen, nur auf Waffengewalt beruhend, weder edel noch glücklich sein könnten. Auch der Kardinal Antonelli erklärte Anfangs 1848, daß es dem Papste unmöglich sei, seine Unterthanen von dem Kriege für die Unabhängigkeit Italiens zurückzuhalten; bald aber traten Verfolgungen gegen die Theilnehmer ein.

Der sechste Abschnitt enthält eine Menge Urkunden, welche beweisen, daß die päpstliche Herrschaft mit dem gegenwärtigen Zustande der Sittlichkeit und der Religion unverträglich ist. Unter Anderem zeigt dies ein Hirtenbrief des Groß-Inquisitors Bertolotti, in welchem die Vorschriften gegen den Umgang mit Juden eingeschärft worden. Diese allgemeinen Verordnungen vom 15. Sept. 1841 wurden noch im Jahre 1843 dahin wiederholt, daß in den Handelsstädten Ancona und Sinigaglia kein Jude einen Christen bewirthen, noch in seine Dienste nehmen dürfe; daß alle Juden ihre liegende und fahrende Habe bei Strafe der Confiscation binnen 3 Monaten und bei Strafe der öffentlichen Versteigerung verkaufen müssen; auf den Verkauf irgend eines Buches durch einen Juden wird eine Strafe von hundert römischen Thalern und sieben Jahre

*) Il Governo pontificio e lo stato Romano, documenti preceduti da una esposizione storica, raccolti per decreto del Governo. Prato, 1860. 2 vol. Gr. 8-vo. p. 650.

Gefängniß gesetzt; ein Jude, der eine Nacht außer dem Ghetto zubringt, oder mit Christen Umgang hat, verfällt der Strafe der heiligen Inquisition, welche letztere auch allein den Juden Pässe ertheilen darf. Ueberhaupt wurde das heilige Officium zum ausschließlichen Gerichts-Hofe für politische Verbrechen bestellt.

Ein von dem Altare bei der Messe verkündeter Befehl des Bischofs und Grafen Maria von 1844 befiehlt den Eltern junger Leute, welche bemerken, daß diese einander dreimalige Besuche gemacht haben, oder wenn sonst Vermuthung vorliegt, daß ein näheres Verhältniß zwischen ihnen entstehen könnte, dem Beichtvater sofort Anzeige zu machen; wenn dieser eine Heirat für unmöglich hält, so ist sofort aller Umgang abzubrechen; wenn aber der Verheiratung nichts im Wege steht, so ist dafür zu sorgen, daß sie sich nur in Gegenwart von würdigen Personen sehen und alle Vertraulichkeiten vermieden werden. Geschenke dürfen vor der Ehe gegenseitig nicht gemacht werden; geschieht es dennoch, so werden die Uebertreter fünfzehn Tage lang ins Gefängniß gebracht, wo sie sich selbst erhalten müssen; die Geschenke aber werden zu frommen Zwecken confiscirt u. s. w.

Besonders merkwürdig ist in dieser Sammlung auch die Bulle Gregor's XVI. von 1832, worin die Preßfreiheit als ein Werk des Teufels angesehen wird. Der letzte Abschnitt theilt nicht weniger entwürdige Urkunden über die Finanz-Verwaltung des Kirchenstaates mit, unter denen besonders der Bericht von 1845 über die Finanz-Verwaltung des Kardinals Tosti und dessen Erwiderung darauf merkwürdig sind, ferner der Bericht des Erzbischofs Morichini an den Papst über den Zustand des Finanzwesens vom Jahre 1847, vorzüglich aber der Bericht des Marchese Pepoli vom 30. Oktober 1857 über denselben Gegenstand. Es ist dieser von mütterlicher Seite ein Enkel des Königs Murat, der ältesten Familie des Kirchenstaates angehörig; er ist jetzt als Gesandter des Königreichs Italien nach Petersburg gegangen. Auch er fühlte damals schon tief die Gebrechen des Kirchenstaates.

Aus diesen amtlichen Berichten ersieht man übrigens, daß die Bewohner des Kirchenstaates eben nicht in Ansehung der Abgaben verschont waren; denn bei den Staats-Einnahmen von 14 Millionen römischen Thalern kam auf jeden Einwohner ein jährlicher Abgaben-Beitrag von 4½ Skudi (zu 1 Thlr. 13 Sgr.), ohne die Gemeinde- und Provinzial-Lasten zu rechnen.

In dieser höchst wichtigen Sammlung von Urkunden befinden sich auch alle die Verhandlungen, welche auf den Raub des Judenknabes Mortara zu Bologna Bezug haben.

Uebrigens dürften die Schriften des Herrn Gennarelli mit dazu beitragen, das Urtheil über die italiänischen Zustände zu berichtigen und den Grund der dortigen Uebelstände mehr in den früheren Verhältnissen, als in dem Volke zu suchen. Da die Sanfedisten, die jetzigen Briganti in Neapel, durch die fremden Peterspfennige unterstützt, eine gute Handlung zu begehen vermeinen, wenn sie einen Anhänger des aus dem Volkswillen hervorgegangenen Königs von Italien ermorden, und für ihre Mühe sich in die Leute theilen, auch vorher schon den vollkommenen Ablaß erhalten, so darf man sich wohl nicht wundern, daß dies anlockt. Auch war es unter der früheren Mißregierung stets so, und darf nur an die Sanfedisten unter der Königin Caroline von Sizilien erinnert werden, welche Letztere an den bekannten Räuberhauptmann Fra Diavolo schrieb: „Mein General und Freund!"

Als im Jahre 1856 der Einsender in Ravenna den dortigen Prälaten und Gouverneur sprach, klagte dieser sehr über die Verderbtheit der dortigen päpstlichen Bevölkerung, und bemerkte, er habe bei dem Antritte seines Amtes wöchentlich sechs Raubanfälle in seinem Verwaltungs-Bezirke erlebt; durch die von ihm eingeführte Ordnung wären dieselben bis auf vier Fälle wöchentlich herabgebracht worden. Als der Einsender im Jahre 1825 den Vesuv besteigen wollte, erlaubte es die Polizei nicht, weil eine Räuberbande sich dort aufhielt. Die Antwort war natürlich: „Verhindert doch lieber die Räuber, sich dort aufzuhalten, als die Fremden, die sich nicht fürchten, zu gehen, wohin sie wollen."

Es ist eine sehr bezeichnende Thatsache, daß für die Glaubens-Armee, welche der Franzose Lamoricière zur Vertheidigung des heiligen Stuhles zusammenbrachte, keine päpstlichen Unterthanen sich anwerben ließen, sondern daß sie ausschließlich aus Belgiern, Deutschen, Franzosen und Spaniern zusammengesetzt war, welche der Fanatismus dorthin trieb, während die Unterthanen des heiligen Vaters aus Vaterlandsliebe ihm ihre Unterstützung versagten.

Reigebauer.

Kleine literarische Revue.

— **Das Leben Galileo Galilei's** hat in diesen Tagen an einer Berliner Dame, Frau Lina Morgenstern,*) eine recht gewandte Darstellerin gefunden, welche die Größe ihres Helden nicht in den über sein Wesen und Wirken verbreiteten Fabeln, sondern an den italiänischen Quellen seiner Lebensbeschreibung erkannt hat. Obgleich das gelehrte Märtyrerthum eines Galilei mit dem idealen Glaubensmuthe eines Luther und dem sieghaften Selbstvertrauen eines Columbus keinen Vergleich aushält, wollen wir der Verfasserin der vorliegenden Schrift doch gern einräumen, daß Galilei's Leben und Schicksal im Bereiche seiner Geistesentwickelung, d. h. sein eigentliches Forscherleben, für die pädagogischen Zwecke, denen es hier dienen soll, verwendbar erscheint. Allein augenfällig hat Frau Morgenstern, indem sie ihre Biographie Galilei's ein „Gedenkblatt zur Feier seines 300jährigen Geburtstages" nannte, noch einen größeren Leserkreis, als die heranwachsende Jugend, bedenken wollen, und in dieser Hinsicht dürfen wir dem Büchlein, welches dem Vetter der Verfasserin, unserem berühmten Mitbürger, Prof. L. Traube, gewidmet ist, ungeachtet des engen Rahmens der Erzählung, das bereitwilligste Lob ertheilen. Mag Galilei vor den Schranken der Inquisition niemals, wie behauptet wird, sein „Eppure si muove!" gemurmelt haben. Der Geist der besonnenen, von Menschenfurcht, von Ketzergerichten unbeeinflußten Forschung hat das in sich, was die Verfasserin am Schlusse so schön von ihm aussagt: das Streben nach Wahrheit, „und die Wahrheit siegt und wird siegen mit der Freiheit, mit der Vernunft!"

— **Bremer Sonntagsblatt.** Unter den Wochenblättern Deutschlands, welche von dem Tage der Befreiung von den Mühen der Arbeitswoche und der Erhebung des Geistes zu göttlichen Dingen den Namen haben, nimmt das „Bremer Sonntagsblatt" mit Recht den ersten Rang ein. Unter der Redaktion des Herrn Fr. Pletzer und im Verlage des Herrn C. Ed. Müller hat diese Zeitschrift, die in den ersten Nummern des zwölften Jahrganges vor uns liegt, mit welchem jetzt auch ein „literarischer Weg-

*) Das Leben Galileo Galilei's. Gedenkblatt u. s. w. von Lina Morgenstern. Berlin, Verlag von Henri Sauvage (Plahn'sche Buchhandlung).

weiser" als Monatsbeilage verbunden ist, an innerem Werthe, wie an typographischer Ausstattung sehr gewonnen. Der Herausgeber selbst scheint sich mit Vorliebe dem Referat über musikalische Kunst gewidmet zu haben, die jetzt in Bremen einen besonders günstigen Boden gefunden, auf welchem der dortige „Künstler- und Gesang-Verein" mit der Aufführung gediegener musikalischer Werke gründliche theoretische und kunst-historische Vorträge vereinigt. Einen Exkurs über Mozart's wenig bekannte Oper „Idomeneo", aus der Feder des Herrn Dr. Pletzer, haben wir mit Vergnügen gelesen, ebenso was derselbe über das dort zur Aufführung gekommene Oratorium „Gideon", von Ludwig Meinardus, einem begabten Jünger Felix Mendelssohn's, schreibt. Dem Vorgange des Meisters in dessen „Elias" folgend, hat Meinardus den Triumph der Gottes-Idee und der Wahrheit über den Eitelkeits- und Hoffahrts-Dienst des Heidenthums zum Gegenstande seines Oratoriums gemacht, zu welchem er sich den Text selbst aus der Bibel zusammengestellt. Das Oratorium „Gideon" vereinigt den hohen sittlichen Ernst der biblischen Erzählung mit der ganzen Beweglichkeit und Freiheit der Behandlung, welche Mendelssohn seinen Oratorien verliehen hat — eine Behandlung, die seitdem maßgebend und zur Forderung des gebildeten musikalischen Publikums geworden. „Wir haben", sagt Pletzer, „auf Grund jenes Schrittes, den Mendelssohn gethan, eine ganze Reihe von vortrefflichen Werken erhalten, unter denen der Gideon seinen Platz rühmlichst ausfüllt."

— **Deutsche Kunst in Bild und Lied.***) Freunde der walachischen Poesie finden in dem kürzlich erschienenen sechsten Jahrgang des Prachtwerkes „Deutsche Kunst in Bild und Lied" einige reizende Lieder von Alexandresko und Bolintiniano in einer sehr gelungenen Uebertragung von R. Neumeister in Bukarest. Ueberhaupt hat dieses glänzend ausgestattete Album, welches Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter enthält, und jetzt von Müller von der Werra herausgegeben wird, von Jahr zu Jahr gewonnen. In dem uns vorliegenden Bande finden wir in dem artistischen Theile trefflich in Bunt- und Tondruck ausgeführte Bilder von A. Kretschmer, J. Lülwes und P. Meyerheim in Berlin, J. E. Handwerk in Kassel, Th. Aster in Dresden, M. Blanckarts, F. Hiddemann und A. Kindler in Düsseldorf, E. Jacobs in Gotha, P. Thumann in Leipzig, J. Flüggen, O. Gebler, A. Geist, P. Körle und C. Otto in München, H. Harrer und E. Jäger in Nürnberg und mehreren Anderen; in dem literarischen Theile Lieder von Fr. Brunold, A. Bube, J. v. Düringsfeld, L. Franke, E. v. Gleichen-Rußwurm, R. Hammerling, M. Haushofer, G. und L. v. Meyern-Hohenberg, Müller von der Werra, Fr. Rückert, C. Siebel, F. Sigmund, H. Simon, Ritter v. Tschabuschnigg, J. N. Vogl, O. Wildermuth, L. Zeller u. s. w., und in dem musikalischen Theil zwei Compositionen von Graben-Hoffmann und C. Kuntze.

— **Mahabharata, französisch von H. Fauche.****) Der den Kennern rühmlichst bekannte Sanskritforscher, Herr Hippolyte Fauche, der eine vollständige, in Frankreich sehr geschätzte Uebersetzung der Rámáyana ins Französische geliefert, ist im Begriff, die Literatur seiner Muttersprache durch ein neues, ebenso werthvolles Geschenk zu bereichern. Er hat vor Kurzem den ersten Theil einer französischen Ausgabe der Mahábhárata erscheinen lassen und hierdurch den Weg einer großartigen Publication beschritten. Denn, was den Umfang betrifft, so wird er zur Vollendung des Werkes mindestens 16 ebenso starke Bände, als der herausgekommene, liefern müssen und, was den Inhalt, so wird von den Sachverständigen dem großen indischen Gedicht der Platz unmittelbar hinter den Vedas eingeräumt. Der publizirte Band umfaßt etwas mehr als die erste Hälfte des ersten Gesanges: Adi-parva. Der zweite, während wir dies schreiben, vielleicht schon erschienene Band wird das Ende von Adi-parva und Sabha-parva ganz enthalten. Die gelehrte Kritik Frankreichs hat Herrn H. Fauche zu seinem großartigen Unternehmen auf das Anerkennendste beglückwünscht.

— **Der Katalog des „Fonds Merlin".** Der Pariser Buchhändler-Verein, genannt „Cercle de la Librairie, de l'Imprimerie et de la Papéterie" hat im „Journal général de l'imprimerie et de la librairie" zu Anfang dieses Jahres den Katalog des ihm gehörigen „Fonds Merlin", einer in der That sehr merkwürdigen bibliographischen Büchersammlung, veröffentlicht. Ein Pariser Buchhändler des vorigen Jahrhunderts, Jean Baptiste Gogué war auf den Gedanken gekommen, alle für den Buchhandel wichtigen Bücher und Urkunden und alle auf den Buchhandel, die Buchdruckerkunst und die Papierfabrikation bezüglichen Regierungs-Dekrete zu sammeln. Die Ausführung dieses Gedankens setzten seine Geschäftsnachfolger Née de la Rochelle, Simon Merlin und Romain Merlin fort. Der Letzte verkaufte die Sammlung an den Cercle de la librairie, welcher wohl Recht hat, zu behaupten, daß sie sich bei ihm ganz am Platze befindet. Jedenfalls hat der Cercle nichts verabsäumt, um den Ruf seines von der Familie Merlin erstandenen bibliographischen Schatzes gebührend ans Licht zu ziehen. Das war eine sehr patriotische und insofern sehr anerkennenswerthe Sache. Wir mit bibliographischen Hülfsmitteln so reich versehenen Deutschen können freilich den Schaustücken des „Fonds Merlin" nicht die gleiche Bewunderung zollen. Denn eine bibliographische Sammlung, der die Katalog-Werke von Ganzer, Hain, Kayser, Mettaire, Barbier fehlen, hat unseres Erachtens auf das Lob relativer Vollständigkeit (die absolute ist hier überall undenkbar) keinen Anspruch. — Den wahren Schwerpunkt des „Fonds Merlin" bilden daher nicht die Bücher, Broschüren und Denkschriften, sondern die Edicts, Déclarations, Lettres-Patentes, Réglements und Instructions des Königs und die Arrêts des Staatsraths, das Bücher- und Kartenwesen, und die Papierfabrikation betreffend. Wer das Glück hat, diesen Theil des „Fonds Merlin" kritisch durchforschen zu dürfen, der wird sicherlich dem Studium der französischen Geschichte wichtige Dienste zu leisten im Stande sein.

Literarischer Sprechsaal.

In der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau, welche am 17. Dezember 1863 den sechszigsten Jahrestag ihrer Stiftung feierte, hielt bei dieser Gelegenheit der Präses der Gesellschaft, Hr. Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Göppert, einen Vortrag über die Naturgeschichte der Diamanten, anknüpfend an den Inhalt einer von der „Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften" am 16. Mai 1863 gekrönten, zur Zeit noch nicht publizirten Schrift Göppert's" über die Natur der in den Diamanten vorkommenden festen Körper hinsichtlich ihres organischen oder anorganischen Ursprunges."

*) Leipzig, J. G. Bach, 1863.

**) La Maha-Bharata, traduit complétement pour la première fois du sanscrit en français, par Hippolyte Fauche. Premier volume; Paris, Durand et Benjamin Duprat, grand in 8vo., XVI et 600 pages.

Die Ansichten über den Ursprung der Diamanten sind nach der uns durch Lavoisier gewordenen Kenntniß seiner Zusammensetzung aus reinem Kohlenstoff verschieden; die Einen lassen sie durch Feuer, die Anderen auf nassem Wege entstehen. Schon Newton vermuthet das letztere, Brewster desgleichen. Liebig gab bereits 1842 die ansprechendste Erklärung, indem er die Bildung des Diamanten als einen fortgesetzten Verwesungsprozeß betrachtete. „Denke man sich", sagt Herr Prof. Göppert, „die Verwesung in einer Flüssigkeit vor sich gehen, welche reich ist an Kohlenstoff und Wasserstoff, so werde, ähnlich wie bei der Erzeugung der kohlenreichsten krystallinischen Substanz, des farblosen Naphthalin, aus gasförmigen Kohlenwasserstoff-Verbindungen, eine an Kohlenstoff stets reichere Verbindung gebildet werden, aus der sich zuletzt, als Endresultat ihrer Verwesung, Kohlenstoff in Substanz, und zwar krystallinisch, abscheiden müsse. In der That läßt sich hohe Temperatur mit seiner Bildung nicht zusammenreimen, da er unter Einfluß hoher Temperatur sich schwärzt," ja nach Despretz's Versuchen sogar in Coaks oder Graphit verändert wird. Der schwarze Diamant, oder sogenannte Carbonat von Bahia, ist in der That ein Gemenge von unkrystallisirtem Kohlenstoff und Diamant, wie die von Löwig auf mein Ersuchen angestellten interessanten Verbrennungsversuche zeigten. Für Entstehung auf nassem Wege sprechen auch meine Beobachtungen über das häufige Vorkommen von Krystallen in Diamanten, von dem bis jetzt nur ein Paar Fälle bekannt waren. Zu Hunderten habe ich sie in einzelnen Exemplaren und selbst in Drusenform oder in kleinen Höhlungen im Innern beobachtet, wie durch Abbildungen in der genannten Schrift näher nachgewiesen werden wird.*) Ferner enthält sie auch, wie ich glaube, unzweifelhafte Beweise für die anfänglich einst weiche Beschaffenheit des so wunderbar verdichteten Kohlenstoffes. Man kannte bisher nur einen Diamanten in der Schatzkammer des Kaisers von Brasilien, auf welchem der Eindruck eines Sandkornes sichtbar ist. Vor mir liegt ein erst gerolltes, daher etwas undeutliches Granatoeder, welches auf seiner ganzen Oberfläche die Eindrücke von Sandkörnern zeigt, und ein ähnlicher Krystall des schwarzen Diamanten mit theilweise durch Eindrücke dieser Art bezeichneten Flächen; in einem dritten ist eine Druse mit ihrer Natur nach unbekannten, gebogenen und zerbrochenen Krystallen. Zwei andere, ein Oktaeder und ein Granatoeder, haben tiefe Eindrücke auf der Oberfläche von Krystallen, die nicht von Diamanten herrühren. Die Entstehung des Diamanten auf nassem Wege scheint nun wohl kaum mehr zu bezweifeln. Nach Nachweisung des durchweg organischen Ursprunges der Steinkohle, des Anthracites, so wie ihrer Bildung auf nassem Wege, was vor 20 Jahren noch zu konstatiren war, habe ich von demselben Gesichtspunkte aus erst den damit so innig verwandten, bis jetzt als strukturlos verkannten, wenn auch gewiß auf nassem Wege gebildeten Graphit, so wie den Diamant, untersucht, zugleich aber durch vieljährige Beobachtung von Bernstein und Chalcedon viele Erfahrungen gesammelt, um zufällige Bildungen von solchen organischen Ursprunges zu unterscheiden. Im Graphit habe ich bis jetzt noch nichts erreicht, im Diamant jedoch eine Reihe von Einschlüssen gefunden, die der Veröffentlichung mir werth erschienen, welche freilich vielleicht das entscheidende Kennzeichen ihres vegetabilischen Ursprunges nicht offen oder ganz unzweifelhaft an sich tragen, aber es anderweitig auch wieder schwer werden lassen, sich negativ über dieselben auszusprechen. Die getreuen Abbildungen derselben mögen darüber entscheiden und wenigstens zeigen und auffordern, daß die Wissenschaft auf weiterem Verfolge dieser Bahn wohl hoffen darf, entscheidendere Erfolge, als die vielleicht für jetzt von mir erzielten, künftig zu erreichen."

*) Die von Descloiseaux beobachtete Erscheinung des Asterismus fand auch von Köbell in einem dieser an kleinen Krystallen reichen Krystalle in Form eines sechsstrahligen Sternes.

Der Vorstand des „Börsenvereins der deutschen Buchhändler" hat, bei Gelegenheit einer im Leipziger „Börsenblatt" erschienenen Anzeige der von G. Mertens in Berlin veranstalteten „Ausgabe" von Zschokke's Novellen, unter dem 18. Januar 1864 angeordnet, fortan weder in die Bibliographie, noch in den Anzeige-Theil des Börsenblattes Titel oder Anzeigen von Nachdrucken solcher literarischen Erzeugnisse aufzunehmen, die bei Mitgliedern des Börsenvereins erschienen sind, auch wenn diese außerhalb Deutschlands in solchen Ländern ihren Wohnsitz haben, die durch internationale Verträge gegen den Nachdruck mit Deutschland verbunden sind. Die deutsche Presse kann diese Anordnung nur mit Beifall begrüßen.

Als im Januar 1851 die schleswig-holsteinische Armee in Folge der damaligen deutsch-österreichischen Intervention aufgelöst wurde, zählte dieselbe — nach Otto Fock's „Schleswig-Holsteinischen Erinnerungen"*) — 43,248 Mann, unter denen sich nur etwa 4—5000 Mann befanden, die nicht in den Herzogthümern ihre Heimat hatten. Eine Armee in dieser ungefähren Stärke würde auch jetzt wieder aus der streitbaren Jugend Schleswig-Holstein's herzustellen sein. Die Kriegs-Flotille der Herzogthümer bestand im Jahre 1851 aus einem Schooner, drei Dampfschiffen und 12 Kanonenbooten mit 41 Stück Geschütz, die sich sämmtlich seitdem in den Händen der Dänen befinden. Auch erhielten Letztere im Jahre 1851 ausgeliefert: 527 Festungsgeschütze, 118 Feldgeschütze, 54,810 Gewehre, Karabiner und Pistolen, 42,660 Säbel, 5610 Centner Pulver, 144,220 Voll- und Hohlgeschosse, Kartätschen ꝛc., 95,500 fertige Munitionen für Kleingewehr, 10 Millionen Zündhütchen u. s. w.

*) Leipzig, Veit u. Co., 1863.

Herr St. René Taillandier ist von Montpellier, wo er bisher an der Faculté des Lettres als Professor angestellt war, nach Paris berufen worden, um an der Sorbonne, auf dem Lehrstuhle St. Marc Girardin's, Vorlesungen über französische Literatur und besonders über die Poesie zu halten. Sein diesmaliger Cursus umfaßt die Geschichte der französischen schönen Literatur von 1636, in welchem Jahre „le Cid" erschien, bis 1661, also den ganzen Zeitraum, in welchem das glänzende Gestirn Corneille's am Himmel Frankreichs stand und für dieses Land eine Aera des literarischen Ruhms eröffnete. Herr Taillandier hat eine bedeutende Aufgabe zu lösen, wenn er einen so geist- und kenntnißreichen Vorgänger, wie St. Marc Girardin, ersetzen soll, doch scheint sein Debut in Paris sehr gefallen zu haben.

Berichtigung. No. 8, S. 123, Sp. 1, Z. 29 lese man statt: „Das Resumé desselben enthält nur die Sache" — „Das Resumé derselben enthält nur drei Sätze."

Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der geistige Kosmos.
Eine Weltanschauung der Versöhnung
von
Dr. Karl Sederholm,
evangel. Pfarrer.
Preis 3 Thaler.

Dieses Werk ist die Fortsetzung der zweiten Auflage der spekulativ-christlichen Weltanschauung, von der das erste Heft, die Noetik, 1850 in unserem Verlag erschien. Der erste Theil derselben, die Metaphysik, versucht die Ergründung der ewigen Wahrheit an sich, der zweite Theil, die Religionsphilosophie, die Vermittelung derselben ewigen Wahrheit durch das Christenthum. Der Antrag: zur christlichen Politik sucht zu zeigen, was (in der protestantischen Welt) geschehen müsse, damit das Christenthum seine weltrettende Macht entwickeln und die Schäden der Gegenwart heilen könne. (125)

Demnächst erscheint in einem zweiten, unveränderten Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.
Mit zwei Photographien (der Gebrüder Grimm).
Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (123)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Philipp Jacob Spener und seine Zeit.
(Eine kirchenhistorische Darstellung von **Wilhelm Hoßbach,** Dr. theol., Consistorialrath, Prediger ꝛc. Dritte Auflage. 1861. 2 Theile. (36 Bg. gr. 8.) 1 Thlr. 15 Sgr.

Was das Werk auszeichnet, ist nicht glänzende Rhetorik, sondern die Keuschheit und Treue der historischen Darstellung, der wahrhaft Spenersche Geist, der sich durch das Ganze hindurchzieht. Hoßbach, bekanntlich mit Schleiermacher und Neander gleich befreundet, hat ein Werk in ihrem Sinne geschrieben.

Der heilige Johannes Chrysostomus
von Dr. A. Neander. Dritte verbesserte Auflage. Neue Ausgabe. Zwei Theile. 1858. geh. 2 Thlr. (124)

Es war dies Werk eine der Lieblingsarbeiten Neanders; vermöge der Verwandtschaft seines eigenen Standpunkts mußte sich Neander ganz besonders durch Chrysostomus, den Märtyrer der Liebe, angezogen fühlen, und keins von Neanders wissenschaftlichen Werken dürfte auch für Laien verständlicher und anziehender sein, als grade unser Chrysostomus.

In unserem Verlage ist bis jetzt erschienen:

Amtlicher Bericht über die Industrie- und Kunst-Ausstellung zu London im Jahre 1862,
erstattet nach Beschluß der Kommissarien der Deutschen Zollvereins-Regierungen.
Erstes bis neuntes Heft. Preis 4 Thlr. 23⅓ Sgr. 71½ Bogen gr. 8.
(2 Sgr. für den Bogen bei Entnahme des ganzen Berichts, 2½ Sgr. für den Bogen bei Entnahme einzelner Hefte.)

Inhalt nebst Angabe der Einzelpreise: I. Heft. 1. Kl. Bergbau, Steinbrucharbeiten, Metallurgie und Mineralien. 8⅓ Sgr. II. Heft. 16 Kl. Musikalische Instrumente. 13 Sgr. III. Heft. 10. Kl. Zivilbau und Bau-Verrichtungen. 15⅓ Sgr. IV. Heft. 11. Kl. Militair-Geniewesen. Ausrüstungsgegenstände, Geschütze und Fahrzeuge, kleine Waffen ꝛc. 12. Kl. Schiffbaukunst und Schiffsgeräthschaften. 18⅓ Sgr. V. Heft. 29. Kl. Unterrichts- und Erziehungsgegenstände. 12½ Sgr. VI. Heft. 13. Kl. Physikal. u. mathemat. Instrumente. 14. Kl. Photograph. Apparate und Photographien. 15. Kl. Zeitmeßinstrumente; Uhren. 21⅓ Sgr. VII. Heft. 2. Kl. Chemische Produkte; pharmazeut. Stoffe und Präparate. 4. Kl. Animal. und vegetabil. Substanzen zur Verarbeitung in den Gewerben. 1 Thlr. 2 Sgr. VIII. Heft. 30. Kl. Hausgeräth. Tapezier-Arbeiten, einschl. Papier-Tapeten und Papiermaché. 34. Kl. Glaswaaren. 35. Kl. Töpferwaaren. IX. Heft. 7. Kl. Arbeitsmaschinen und Werkzeuge.
Berlin, im Januar 1864. (120)
Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Die
Weisheit des Brahmanen.
Ein Lehrgedicht
von
Friedrich Rückert.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 2 Thlr., roth geb. mit Goldschnitt 2 Thlr. 15 Sgr. (116)

Bei den Verlegern dieser Zeitschrift ist erschienen:
Die Hochzeit des Kutrulis.
Ein aristophanisches Lustspiel
von
Alexandhros Vhisos Vhangawls.
Aus dem Neugriechischen übersetzt
von D. H. Sanders.
Zweite Ausgabe. 16. X. u. 168. 1851. 15 Sgr.
Eine überaus witzige und lebendige Schilderung der Erbärmlichkeit und Abhängigkeit der politischen Verhältnisse des Königreichs Griechenland und der Intrigen u. Kämpfe der Gesandten der Großmächte um Einfluß — in Form der aristophanischen Komödie. (126)

Confirmationsgeschenk.
Worte des Herzens
von
J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von **C. W. Hufeland.**
Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr.
Bessere Ausgaben mit L's Porträt, Widmungsblatt, Biographie u. a. m. sind in engl. Einband mit Goldschnitt geb. zu 1 Thlr. 10 Sgr., bez. 1 Thlr. zu erhalten. (128)
„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Report.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Das Magazin optischer und mechan. Instrumente von A. Meissner, Opticus und Mechanicus, Friedrichs-Strasse Nr. 71, Ecke der Tauben-Strasse, empfiehlt Theater-, Reise-, Militair- und Marine-Perspective von unübertrefflicher Wirkung, in jeder Grösse Lorgnetten, Brillen, Pince-nez in grösster, geschmackvollster Auswahl, Barometer, Thermometer, Reisszeuge für Bauzeichner und zum Schulgebrauch, überhaupt Instrumente jeder Art zu billigen, soliden, aber festen Preisen. (119)

☞ **Schönste Zeitschrift Deutschlands.** ☜
Verlag von **Krais & Hoffmann** in Stuttgart.

Freya,
Vierter Jahrgang
mit der
Kupferstich-Prämie:
Das
Mädchen von Cypern.

Illustrirte Blätter für die gebildete Welt.
Die rühmlichst bekannte Zeitschrift bietet der Familie wie dem Einzelnen einen Schatz von anziehender Lektüre und schönen Bildern zum billigsten Preise. Sie enthält **Novellen, Biographien, Geschichts- und Naturkunde, Reise- und Literaturbriefe** ꝛc. von **Moritz Hartmann, Paul Heyse, Fanny Lewald, A. H. v. Mädler, Melchior Meyr, Eduard Mörike, O. Neuchlin, Adolf Stahr, Karl Vogt, Ottilie Wildermuth u. A.**
Monatlich 1 Heft von 4 Quartbogen Text mit Original-Holzschnitten nebst 3 Kunst-Beilagen in Stahlstich und Farbendruck.
à 24 kr. südd. = 7½ Sgr. Subscriptions-Preis. (118)
☞ Man subscribirt auf die **Freya** bei allen Buchhandlungen und Postämtern. ☜

Preis des Jahrg. 4 H. 48 kr. südd. = 3 Thlr.
Jährl. erscheinen 3 Kunstbeilagen.

Dieser Nummer liegt bei: Neuigkeits-Bülletin von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig. No. 1. Januar 1864.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 10.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 6. März 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portozuschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der Dichter in der Gemmiß-Uniform. Joseph Emanuel Hilscher 146

England.

Vorbereitungen zur Shakspeare-Feier in England 149

Italien.

Das Ptolemäische und das Kopernikanische Weltsystem. An Galilei's dreihundertstem Geburtstage 151

Frankreich.

Der Geist der französischen Revolution. II. Die politischen Schriften von 1789 . 152

George Sand und E. T. A. Hoffmann . 154

Rußland.

Deutsche Kolonieen um St. Petersburg. III. Sitten und häusliches Leben . . . 155

Kleine literarische Revue.

Biblische Frauen, von Katharina Diez . . 157

Das Leben Göthe's, von Lewes, in zweiter Auflage 157

Armstrong und Withworth 157

Friedrich Spiegels Frau 158

Zur Schnell- und Rechtschreibung . . . 158

Ueber die Entstehung des Schwefelwasserstoffs in Mineralquellen 158

Literarischer Sprechsaal 159

Demnächst erscheint in einem zweiten, unveränderten Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM

UND

REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.

Mit drei Photographien (der Gebrüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in des Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (140)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig. (129)

In fcap. 8vo, cloth extra, gilt edges, price 5s. each volume; Morocco elegant or antique, 9s. each.

ROUTLEDGE'S BRITISH POETS.

EDITED BY THE REV. R. A. WILLMOTT.

With Biographies and Critical Notices, and printed without abridgment from the purest text. This series comprises the works of the best English Poets, printed with new type on the best paper. Each volume contains on an average 500 pages, with Eight Illustrations, engraved by Dalziel, from designs by Edward Corbould, Birket Foster, John Gilbert, W. Harvey, or Franklin.

CHAUCER'S CANTERBURY TALES, &c. From the Text of *Tyrwhitt.*

SPENSER'S FAERIE QUEENE. To which is added his EPITHALAMION. With a Glossary.

DRYDEN'S POETICAL WORKS. With Illustrations.

MILTON'S POETICAL WORKS. Carefully revised from the Text of *Thomas Newton, D. D.*

THOMSON & BEATTIE'S POETICAL WORKS; including GILBERT WEST and BAMPFYLDE.

PERCY'S (BISHOP) RELIQUES OF ANCIENT POETRY. A New Edition, with Introduction entirely re-written, and many Notes, by Rev. *R. A. Willmott*, and Eight Illustrations by E. Corbould.

TASSO'S JERUSALEM DELIVERED. Translated by *Fairfax.* Edited by the Rev. *R. A. Willmott* With a Biography of Tasso and Fairfax. Eight Illustrations by Corbould.

HERBERT'S POETICAL AND PROSE WORKS. In Antique Type. With Biographical and Critical Notices by the Rev. *R. A. Willmott*, with a Portrait and Illustrations.

AKENSIDE and DYER'S POETICAL WORKS. Edited by the Rev. *R. A. Willmott.* With an Original Portrait, and Eight Illustrations by Birket Foster.

POPE'S POETICAL WORKS. Edited by *H. F. Cary.*

GRAY, PARNELL, WARTON, GREEN, and COLLINS' POETICAL WORKS. Edited by the Rev. *R. A. Willmott.*

GOLDSMITH, JOHNSON, SMOLLETT, and SHENSTONE'S POETICAL WORKS. In One Volume.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Februar 1864.

Tom Probus and his Valentines. — At the Westminster Play. — Reading the Valentine. — Love's weatherglass. — The first day of the season and its results. — Picturesque London. — At Thackeray's grave. — Portrait of the late W. M. Thackeray. — The merchant — primes of England. — The ordeal for wives Chapt. IV—VIII. — The ice-kings gift to Alexandra. — Ladies' work. — An old-fashioned Valentine. — Just as it happened. — St. Valentine's day in leap year. — A chat about Valentines. — Ad lunam. — Mrs. Spencer's party and how the people amused themselves.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein:

DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. Februar. (115)

Buchhandlung **F. A. Brockhaus**, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs ecrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique complétés, par de articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*

Nouvelle Série. 4me année.

No. 1. *Janvier* 1864.

I. Les ressources matérielles de l'Autriche. — II. Curiosités testamentaires. — III Scènes de la nature sous l'équateur. (Para et sa population. — Une excursion sur le Tocantins. — Première exploration de l'Amazone. — Santarem et Obidos. — Aventures avec les serpents et les crocodiles.) — IV. Nouvelles lettres de Félix Mendelssohn-Bartholdy, écrites de 1833 à 1847, année de sa mort. — V. Progrès de l'art des ingénieurs. — VI. Le peintre de portraits. Nouvelle russe, par X. Marmier. — VII. Les contes de Noel et du nouvel an pour 1864. — La maison garnie de Mrs. Lirriper, par *Charles Dickens.* — VIII. Pensées diverses. — IX. Poésie. — Le ver luisant et les singes. — Correspondances de la Revue Britannique. — X. Correspondance d'Allemagne. — XI. Correspondance de Londres. — XII. Chronique scientifique. — XIII. Chronique et Bulletin bibliographique. (142)

Deutschland und das Ausland.

Der Dichter in der Commiß-Uniform.

Joseph Emanuel Hilscher.*)

Ist ein spätes Standbild von Erz oder Stein Ersatz für verlorene Tage, Ersatz für Verkennung, Undank, Druck und Hohn, Ersatz für all die Wunden, die dem Genius die Mitwelt schlug? Als er, dem der Himmel die Gabe verlieh, auf daß Ihr selig würdet, indem Ihr die Göttlichkeit im Schönen ahnet — als er unter Euch wandelte, als er mehr denn Andere Eurer Liebe bedurfte, da stießt Ihr lieblos ihn von Euch und fügtet Schmerzen ihm zu, die Ihr nicht zu fassen versteht. Nun aber, da er den bittern Kampf des Lebens durchgerungen, da Ihr ihm keine Thräne mehr trocknen dürft und er siegprangend von seligen Höhen mitleidig auf Euch herniederlächelt, da erweiset Ihr ihm zu späte Ehre und mischet unter das echte Korn wahrer, edler Begeisterung die untrennbare grobe Schlacke Eurer eigenen Eitelkeit!

Wohl ist es schön und des Menschen würdig, den Genius im Denkmal zu feiern, damit es Zeugniß ablege für unsere Gesinnung und die Nachkommen zum Dienste des Schönen erziehe; schöner ist es, wenn in der Nation ein Bewußtsein, ein tiefes Begreifen erwacht dessen, was der Genius ihr gespendet; wahrlich am schönsten aber ist es, und dann erst zeigt die Menschheit sich der geistigen Offenbarung würdig, wenn des Geistes Frucht sich in einer edleren Menschlichkeit zeigt, wenn fortan ein Zug zum Großen und Schönen Hoch und Niedrig durchdringt, eine fromme Begierde, in der Gegenwart, im eigenen Leben durch würdiges Handeln, durch Menschenliebe und Gerechtigkeit, durch Wahrheitssinn und Freiheitsliebe, durch tiefe, heilige Pietät gegen höheres Geistesleben dem Verklärten gerecht zu werden. Dann wird es der Opfer der Verhältnisse weniger geben, dann wird der Frevel, der Mord am Geiste seltener werden; und seltener werden die Nachkommen schwere Vorwürfe erheben.

Zu Leitmeritz in Böhmen wurde am 29. Juni v. J. durch festliche Enthüllung eines Denkmals eine Sühne den Manen eines Mannes gewährt, der in dem Dienste der Musen seinen einzigen von Gott ihm verliehenen Beruf fest und klar erkannt hatte, und der ohne Zweifel manche goldene Frucht des Geistes gezeitigt hätte, wenn es ihm gelungen wäre, die schwere, drückende Zwangsjacke, zu der das Schicksal ihn verdammt hatte, von sich abzustreifen und aus dem trüben, erstickenden Dunst der ihn umgebenden Atmosphäre sich empor zu ringen, um in edlerer Gesellschaft ein würdigeres Dasein zu führen. Weil er das Kleid der Niedrigkeit an sich trug, so rauschte die Mitwelt stolz an ihm vorüber, während er das reinste Streben nach dem Ideale in seinem Herzen trug und die Kraft in sich fühlte, die Flügel zu hohem Aufschwung zu erheben. Spärliche Brocken herablassenden, kühlen Beifalls, vornehmes Lächeln, wie es den Stolz eines edlen Herzens beleidigt, gewährte man ihm über die trennende Kluft hinüber, während er in seinem verschlossenen Innern vor Sehnsucht nach Anerkennung und Liebe verschmachtete; an dem Prometheusfelsen der jämmerlichen Trivialität eines banausischen Dienstes blieb er unter höhnischem Zwange gefesselt, während seine gefolterte Seele im Sonnengefilde und Aetherduste der Poesie die einzige Nahrung fand, bis Nacht auf Nacht sich um das Herz ihm lagerte und der Tod sein Erlöser ward.

Joseph Emanuel Hilscher ist es, den wir bedauern, einen österreichischen Fourier. Keine Literaturgeschichte nennt seinen Namen. Doch schon haben edle Männer das Streben des Dahingeschiedenen aus dem Grabe der Vergessenheit hervorgezogen, seinen Werth mit Gerechtigkeit gewogen und dem Dulder einen schlichten Zweig der Ehre mit warmer Liebe um das Haupt gewunden. Wir nennen vor Allen seinen Freund und Landsmann, den Dichter Ludw. Aug. Frankl, den Sammler und Herausgeber seiner vor uns liegenden Poesien, und Robert Prutz*) und verweisen auf die von ihnen gegebene Lebensskizze Hilschers und ihre Urtheile.

Hilscher wurde zu Leitmeritz in Böhmen 1806 geboren. Sein Vater war Regimentsprofoß der dortigen Garnison. Im Erziehungshause des Regiments erzogen, zeichnete der Knabe sich bald durch so bedeutende Fähigkeiten und Fortschritte aus, daß er zehn Jahr alt, schon zum Lehrer seiner kleinen Kommilitonen gemacht wurde. Seine Wißbegierde regte sich gewaltsam, oft fand man ihn des Morgens noch am Studirtische, wo der Schlaf bei den Büchern ihn überwältigt hatte. Seines außerordentlichen Talentes wegen geliebt und bewundert, empfing er von mancher Hand Mittel, seine Lernbegierde zu befriedigen. Zugleich erwachte seine Neigung zur Poesie, die sich zur Leidenschaft steigerte und seinem Streben eine entschiedene Richtung ertheilte, als sein Regiment nebst dem Erziehungshause 1818 nach Laibach verlegt wurde. Denn hier genoß er die Unterweisung und Anregung eines höchst talentvollen und gebildeten jungen Mannes, der, wahrscheinlich aus guter Familie stammend, ein Freund Sands und in dessen Verschwörung verwickelt, der Verfolgung glücklich entronnen war, hier unter dem Namen Friedrich Dahl vom Regimente sich anwerben ließ und später am Erziehungshause eine Lehrerstelle erhielt.

1823 wurde Hilscher „ausgemustert" und als Gemeiner dem Regimente eingereiht. Dies galt ihm als Freiheit, die er in vollen Zügen einschlürfen wollte. Er war übermüthig heiter, voll sprudelnder Laune und ließ seiner Neigung zum Sarkasmus ungehemmt den Zügel schießen. Mit Dahl las er fortwährend Schiller, Göthe, Shakspeare, Calderon, Dante, Ariosto und Tasso und deklamirte bei seinem glücklichen Gedächtniß Strophen auf Strophen, wenn er zur Nachtzeit Wache stand.

Einige Unteroffiziere hatten theatralische Darstellungen in der Kaserne veranstaltet. Hier eröffnete sich ihm ein neues Feld. Mit leidenschaftlichem Feuer betheiligte er sich als Schauspieler, Regisseur und bald auch als Dichter. Da sich einige gute Kräfte zusammenfanden, so wurden diese Bemühungen von den Offizieren aufgemuntert und sogar die Bühne des ständischen Theaters zu gewissen Zeiten ihnen für öffentliche Vorstellungen zu milden Zwecken bewilligt. Hier dichtete Hilscher ein Drama „Friedrich der Schöne" oder „deutsche Treue", das bei dem Publikum außerordentlichen Beifall fand, dessen Manuskript aber spurlos verschwunden ist.

So reifte er schnell heran. Doch eben so selig und stolz, wie er sich seines Dichterberufs bewußt ward, eben so bitter und schmerzlich war die gleichzeitige Erkenntniß seiner Stellung in der mensch-

*) Gedichte von J. E. Hilscher. Originale und Uebersetzungen. Redigirt von L. A. Frankl. Herausgegeben vom Comité zur Errichtung eines Hilscher-Denkmals und einer Hilscher-Stiftung in Leitmeritz. Zweite vermehrte Auflage. Mit dem Portrait und der Abbildung des Denkmals des Dichters. Leitmeritz. Mercy u. Blömer, 1863.

*) R. Prutz, Kleine Schriften zur Politik und Literatur. Bd. II. S. 254—285: „Dichter und Krieger. Zum Andenken Jos. Eman. Hilschers."

lichen Gesellschaft, die sich wie ein Alp über alle Träume, Wünsche und Hoffnungen lagerte. Er fühlte den Gott im Busen, aber auch die Kommißuniform am Leibe und sah sich in einer Umgebung, für deren Trivialität er tiefen Ekel nur und Widerwillen empfand, der sich in beißender Ironie und verletzendem Sarkasmus von seinen Lippen ergoß, während er brannte vor Verlangen nach Mitgefühl und aufmunternder Anerkennung. Mit ganzer Inbrunst flammerte er sich an die Poesie und verschanzte sich mit Geisteskräfte gegen den Spott der rohen Soldateska, mit der er die Kasernenstube theilen mußte. Der Schmerz seines Lebens hatte begonnen, um ihn nie wieder zu verlassen.

In dieser Stimmung überkam ihn Byron, in dessen Poesie er den vollen Wiederklang aller seiner Schmerzen fand, mit der sein ganzes Sein in innige Verschmelzung überging. Fortan setzte er seine beste Kraft daran, den großen Briten, dem er so tief nachempfand, in deutsche Sprache zu übertragen.

„Auch ich hab' einsam in der Welt gestanden!"

ruft er in der Zueignung an Byron aus;

„Und darum hab' ich Dich und das empfunden,
Was in verwandter Sprache Du besungen,
Und bin, den Puls belauschend, in die Wunden,
Bis wo der Schmerz sich bildet, eingedrungen." —

Um ihm aber die Stacheln noch tiefer ins Herz zu drücken, erwachte in ihm mit voller Gluth und Stärke das Gefühl, das bestimmt ist, den Menschen mit den zartesten und festesten Banden an Erde und Leben zu knüpfen. Er verliebte sich in die Tochter eines Kaufmanns, die mit Schönheit jene Höhe der Bildung und geistige Grazie vereinte, wie sie dem Bedürfniß seiner Seele entsprach. Viel zu schüchtern, ein Geständniß, namentlich in seiner Stellung, zu wagen, trug er lange Zeit sein Geheimniß in sich verborgen und vertraute nur der Muse seine überströmende Seligkeit, seine Zweifel, seine Sorge, das Ringen und Kämpfen seiner Seele. Ein romantisches Epos, der bezauberten Rose ähnlich, soll in dieser Zeit entstanden sein, in dem er mit dem Kranze der höchsten Idealität das süße Bild seiner Sehnsucht schmückte. Je härter das Leben ihn drückte, je mehr Zurücksetzung er erfuhr, die immer mehr ihn zur tiefsten Verschlossenheit drängte, je einsamer und verlassener sein Dasein wurde, desto heißer und inniger schmiegte sich sein Herz an seine Liebe und duftete all seinen Inhalt in Liedern aus. Sein Vater war schon vor Jahren gestorben. Hier in Laibach verlor er nach einander seine Mutter, seinen jüngeren, ebenfalls geistig früh gereiften Bruder und seine zwei geliebten Schwestern. So stand er nun völlig allein und losgetrennt von allen Banden des Bluts. Die Jugend entwich; er wurde schweigsam, ernst, und ein elegischer Hauch umwebte seine hohe, männliche Gestalt. Da wagte er endlich den Schritt, der über sein Schicksal entscheiden mußte, und erfuhr den Schmerz, seine unendliche Liebe schnöde und verächtlich zurückgewiesen zu sehen. Nach einer Reihe von Jahren schreibt er an einen Freund: „Seit Jahren überzeugt, daß es aus dem öden Leben nur die eine Rettung ins Familienleben giebt, steht mir wohl nur eine Zukunft bevor, die mit heroischer Resignation ertragen werden muß. Auch hier träumte ich einmal von etwas Besserem; — es war ein Traum. Von dem Ketzerglauben, daß ich eine bedeutende Macht auf ein Mädchenherz ausüben könne, bin ich auf bittere Art bekehrt worden. Sie, für die ich mit dem Grabscheit hätte arbeiten können, hat mich mit einer — — abgewiesen, die den Stolzen zur Wuth empören mußte, welcher der redliche Mann nur Verachtung entgegensetzen kann, die aber ich — ich kann es sagen — mit einer Milde und einem Edelmuthe erwiderte, der — wenn nicht schon jetzt — doch einmal gewiß erkannt und meine schwere Rache sein wird; denn auf dieser weiten Erde giebt es nichts, das sich mit der Liebe nur im entferntesten vergleichen könnte; sie ist das Höchste, was der Mensch bieten und erlangen kann, und wer sie kalt von sich weist, der versündigt sich an dem Heiligsten, und die Stunde wird nicht ausbleiben, wo er daran darben und danach lechzen wird. — In mir wird der Reichthum verrosten und vielleicht niemandem mehr zu Gute kommen; — — basta! basta! basta!" Eine Reihe der zartesten und rührendsten Gedichte, die sich in seinem kleinen geretteten Nachlasse befinden, sprechen sein Gefühl aus. Er, der Verachtete und schmählich Zurückgewiesene, vermag nicht zu zürnen, er liebt und findet darin allein sein schmerzliches Glück. Lauschen wir einmal seiner sanft tönenden Leier.

Die beiden Quellen.

Es sind, wie Arioste sang, zwei Quellen
Von seltener Wunderkraft in den Ardennen;
Wer eine trinkt, der muß in Lieb' entbrennen,
Die andre zwingt zum Haß mit ihren Wellen.

Wohl hast Du, Strenge! nimmer aus dem hellen,
Geweihten Born der Liebe trinken können,
Weil aller Gluth, die meine Lieder nennen,
Sich Deine Blicke kalt entgegenstellen.

O hättest Du den Minnequell erkoren,
Den andern ich, mit Froste mich zu tränken,
Daß Du erkannt, wie Stolz und Haß betrüben.

Doch wehe mir! welch Wort entfuhr dem Thoren?
Wie kann ich wünschen, daß Dich Leiden kränken?
Nein, hasse immer; ach, ich kann nur lieben!

Beklage mich nicht.

Und wenn ich schlafe in der engen Zelle,
Tief unter Blumen, die im Winde wanken,
Wo Epheuschlingen um Cypressen schwanken,
Fern von des Tages freundlich goldner Helle;

Wenn ungesehn an der geheimen Stelle
Schon Auge, Mund und Herz in Staub versanken
Und nur im Lied Gefühle und Gedanken
Sich fort erhalten auf der Lebenswelle;

Und Du einst nahst dem eingesunknen Hügel,
Dann denke mein, doch nicht mit später Klage
Und nicht mit Reue oder bittern Zähren!

Ich war ja glücklich! Ohne zu begehren,
Genoß ich Deinen Anblick manche Tage
Und sah auch rein in Deiner Seele Spiegel.

Noch lebte ein menschliches Wesen in seiner Nähe, das ihn verstand und zu dem er sich hingezogen fühlte. Es war sein dankbar verehrter Lehrer und Freund Friedrich Dahl. Doch auch dieser sollte ihm auf furchtbare Weise entrissen werden. Dahl, wegen eines Vergehens zu einer entehrenden Strafe verurtheilt, nahm sich durch einen Schuß das Leben. Der Eindruck auf Hillscher war niederschmetternd.

Doch all diese Schmerzen würde er wie ein Mann ertragen haben, wenn er irgend welche Aussicht hätte erlangen können, aus der ihn erdrückenden Umgebung sich zu retten, an das Licht der

Oeffentlichkeit zu treten und eine Stellung zur Gesellschaft zu gewinnen, wie sie seinem Bedürfniß entsprach. Doch welch ein Geist in den höheren Militärregionen wehte, und wie wenig Hilscher in dieser Beziehung hoffen durfte, beweist unter Anderem die Notiz, daß der Kommandant von Laibach den Korporal v. Käser, einen talentvollen jungen Mann, der es gewagt hatte, ein Gedicht auf die Ankunft des Kaisers Franz in die „Laibacher Zeitung" einrücken zu lassen, mit Degradirung und 40 Stockstreichen hatte strafen wollen und schließlich nur aus Scheu vor dem lautgewordenen Murren des Offiziercorps von der Ausführung dieser blödsinnigen Barbarei abstand.

Unter solchen Umständen können wir uns nicht wundern, wenn Hilscher sich gegen alle Welt abschloß, wenn er durch Ironie und äußere Unfreundlichkeit und Schroffheit verletzte und sich Feinde machte. In einem Gedichte, dem einzigen in der Sammlung, das diesen Ton anschlägt, spricht er energisch seine Stimmung aus.

Aufschluß.

Ihr nennt mich kalt. Ich bin es, ja! und kalt
Wie Gletschereis, an dem umsonst der Strahl
Der Sonne übt die schmelzende Gewalt,
Die Laub und Blüthen sich erschafft im Thal.

Und ungesellig — Ja, ich bin es, gleich
Dem Aar, der, horstend in dem Steingeklüft,
Nicht wohnen mag im niedrigen Gesträuch
Und finster, einsam nur die Luft durchschifft.

Und bin ich so, so bin ich es mit Recht.
Denn ihr seid wie die Wüste, aber kühl;
Mißkennend, was in mir ist wahr und echt,
Habt ihr gehöhnt, gemißbraucht mein Gefühl.

Ihr habt die Blüthen meiner Brust zerstört
Und Dornen mir in's öde Herz gesä't,
Zu arger Wallung mir das Blut empört
Und Wolken mir ins Angesicht geweht.

Drum laßt mich kalt und ungesellig sein;
Was frommt's, mit euch zu leben im Verkehr?
Ich habe nichts mit eurer Art gemein,
Ich bin für euch, ihr seid für mich zu leer.

Doch auch gegen aufrichtiges Wohlwollen konnte er ungerecht werden, es verkennen und von sich stoßen. Einst ließ ihn sein Oberst, ein kunstliebender Mann, holen und fragte ihn, ob er nach Italien gehen wolle? Hilscher, der dies in Verbindung mit seiner Liebe bringen mochte, daß man ihn vielleicht von dem Orte ihres Aufenthalts entfernen wollte, antwortete auf die freundschaftliche Frage mit trockener Subordination: „Wie Sie befehlen!" — Ich denke, daß es Ihnen lieb sein dürfte, als Dichter in diesem Lande der Künste sich aufzuhalten. Wenn Sie es wollen, sagte der Chef, so findet sich jetzt die Gelegenheit, Sie dahin zu versetzen. — „Wie Sie befehlen!" lautete die barsche Antwort. — Mißverstehen Sie mich nicht, erwiderte der Chef, ich meine es freundschaftlich, und es hängt bloß von Ihrem Willen ab. — „Wie Sie befehlen!" — So befehl' ich, daß Sie sich entfernen! war die entrüstete Antwort, und Hilscher hatte von dieser Stunde an dessen Gunst verloren.

Wahrscheinlich hatte er es dieser und ähnlichen Begegnungen zuzuschreiben, daß auch die letzte Hoffnung, die sich ihm zeigte, seine Stellung zur Gesellschaft zu verbessern, und die er mit aller Freude begrüßte, vereitelt ward. Denn 1831 zum Feldwebel avancirt, hatte er bei der kurz darauf folgenden Versetzung seines Regiments nach Italien unter der Hand die Zusicherung bekommen, sehr bald mit Uebergehung der Fähndrichscharge das Offizierpatent zu erhalten. Nichts davon aber ging in Erfüllung. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Bologna wurde er als Fourier zum Generalquartiermeisterstabe nach Mailand versetzt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb.

Hier beginnt nun sein allmähliches Zusammenbrechen, äußerlich durch ein schleichendes Fieber befördert, das eine in Mailand gewöhnliche Skrophelkrankheit in ihm zurückließ. Einige poetische Arbeiten, die in das „Mailänder Echo" gelangten, konnten bei dem schlechten Stande des Blattes die Aufmerksamkeit nicht auf ihn lenken. Die Auszüge, welche Frankl aus Briefen an v. Käser mittheilt, schildern seinen Zustand völlig. Sein verbittertes Leben und sein stolzes Selbstbewußtsein, das Aufflackern seines Geistes und das Hinstechen seines Leibes, sein gewaltiges, aber beklemmtes Streben und sein Zerwürfniß mit Welt und Menschen spricht aus jeder Zeile. „Ich lasse selten tief in meine Brust schauen, schreibt er; mein Stolz verträgt nicht den Zweifel, und es verletzt mich aufs schärfste, wenn Jemand in mein Inneres wie in eine Gaukelbude blickt."

„In Summa derselbe wie vor Jahren, bin ich doch in Einer Hinsicht stark verändert; strenger und milder, kälter und wärmer, aber durchaus klarer für mich und Andere. Nun weiß ich, warum ich so oft und so sehr verkannt worden bin; nun wird an mir Niemand mehr irre werden. Dem Dünkel und der Bosheit werde ich ewig schroff entgegenstehen; aber an sie allein werde ich nie mehr Offenheit und Geradheit verschwenden. Lieber! Wenn man Gefühle und Gedanken in sich trägt, die von Anderen als Thorheit verlacht werden, da ist Zurückhaltung zu entschuldigen. Ich habe sie größtentheils aufgegeben, und wenn ich jetzt lache, so lache ich laut in die Welt hinein, und kann ich mich mit meinen Thränen nicht in einen Winkel zurückziehen, nun, so mögen sie auch in Gegenwart von Nichtern und Spöttern fallen. Aber den Menschen weiche ich gerne aus; sie haben mich nicht verachtet, mir nicht geflissentlich Leid zugefügt, ja mir Gutes gethan nach ihrer Weise; aber sie haben mich viel gelangweilt und mir manches Weh verursacht und mir für meine vollwichtigen Dukaten falsche Groschen gegeben."

Im September 1837 lief seine Dienstzeit ab und er gedachte dann unter allen Umständen seinen Abschied zu nehmen. „Aussichten für die Zukunft habe ich gar keine. Betteln werde ich um nichts; im Gegentheil freue ich mich darauf, wie ich am Schlusse meiner militärischen Laufbahn dem langverhaltenen Groll Luft machen werde. Ich will ihnen schon etwas anzuhören geben, daß ihnen die Ohren gellen. Die jämmerlichen Egoisten!" „Was ich auch zu ergreifen genöthigt bin, ich ergreife es mit Lust. — Soldat mag ich keine Minute länger bleiben, als ich muß, und ich werde sobald als nur möglich einen Stand verlassen — — der mich eben so sehr verhindert hat, der Welt nützlich zu werden, als meine eigene Wohlfahrt zu gründen." Dabei sehnte er sich hinweg aus dem Klima, das abspannend und entnervend auf ihn einwirkte. Dunkler und dunkler wird es in seinem Innern und mehr und mehr verstummt sein Dichtermund.

„Vergebens such' ich einen reinen Ton,
Wo finstre Stimmen tobend sich bestreiten;
Der Wohllaut ist für immer mir entflohn,
Der Mißklang bleibt in den verstummten Saiten."

— — — — — — — — — — —

„Ein Fremdling muß ich unter Fremden ſieden,
Und mißverſtanden, oder ganz verkannt,
Ihr abgeſchmacktes, ſchales Treiben ſehen,
Fort aus dem Kreis der Beſſeren gebannt;
Muß ängſtlich ringen mit gemeinſten Sorgen,
Wie leid'ge Lüge ſtich'n der Hoffnung Wahn,
Mit friſcher Kraft erwachen jeden Morgen,
Um ausgemüdet dumpfem Schlaf zu nah'n."

In dieſem Zuſtande fand ihn der Dichter L. A. Frankl, der durch ſeine liebevolle Theilnahme dem Verſchmachtenden vielleicht noch den letzten labenden Tropfen gereicht hat. „Ich beſuchte ihn täglich, erzählt er, und ein Rudel Kinder, wenn ſie ſeinen Schritt hörten, lief ihm jedes Mal entgegen; nun holte er aus allen Taſchen Zuckerwerk hervor und theilte heiter, wie die Kinder ſelbſt, mit Liebkoſungen daſſelbe unter ſie aus. „Das iſt meine größte Freude!" ſagte er; ſo lieben mich auch die Hunde, die im Hauſe ſind. Glauben Sie mir, Kinder und Hunde ſind die treuſten Seelen!"

Nach ein Paar Monaten war der erſehnte September gekommen, der ihm die Freiheit bringen ſollte. Doch ſchon hatte ſich ſein Leiden in eine Lungenſchwindſucht verwandelt. Er verſchied am 12. November 1837. Sein Grab iſt ein verlorenes auf wälſcher Erde.

Einige Czechen in Prag erinnerten ſich im Jahre 1861 eines Dichters in czechiſcher Sprache, Karel Hynek Macha, der 1836, erſt 26 Jahre alt, in Leitmeritz geſtorben iſt und deſſen geſammelte Schriften, von Alfred Waldau ins Deutſche überſetzt, ſoeben in Prag erſchienen ſind. Sie errichteten ihm in edler Huldigung an ſeiner Todesſtätte ein ſchönes Denkmal. Da gedachten auch die Deutſchen in Leitmeritz, daß ihnen ein Dichter durch ſeine Wiege angehöre, und ſo kam das eben erwähnte Hilſcher-Denkmal zu Stande. Die Mittel dazu wurden durch eine neue Sammlung und Herausgabe der poetiſchen Arbeiten Hilſchers, welche L. A. Frankl beſorgte, zuſammen gebracht, und die Subſcription hatte einen ſo guten Fortgang, daß das Comité, nach Beſtreitung aller Koſten des Denkmals, den Beſchluß faſſen konnte, den Fonds auch zur Gründung einer Schulſtiftung zu verwenden.

In dem kleinen poetiſchen Nachlaſſe Hilſchers, den Frankl uns gerettet hat, finden wir nur eine geringe Anzahl von eigenen Gedichten, die aber ſchwunghafte Proben eines bedeutenden lyriſchen Talentes ſind. Die Empfindung iſt ebenſo edel, warm, innig und zart, wie die Sprache und Form von vorzüglicher Reinheit und Schönheit. Den größten Umfang aber nehmen Ueberſetzungen ein, und zwar meiſtens aus Byron. Wir finden darin den Manfred, den Giaur, den erſten Geſang des Korſaren, den Gefangenen von Chillon, Pariſina, Taſſo's Klage und die Hebräiſchen Melodien. Byrons Poeſien lehrten Hilſcher ſein eigenes Leben verſtehen, und ſo haben wir denn in deſſen Ueberſetzungen Arbeiten von dem anerkannt ausgezeichnetſten Werthe vor uns, die ſchwerlich in Deutſchland übertroffen ſind.

Uns aber und Allen, die von der Qual und der Verkümmerung dieſes edlen Geiſtes je Kenntniß erhalten, mag eine Warnung durch das Herz gehen, ſo viel an jedem Einzelnen liegt, nie dem Lichte, wo und wie es ſich zeigt, zu widerſtreben, nie Frevel am Geiſte der Zeit zu begehen, ſondern edel zu ſein, hülfreich und gut. Auch in Oeſterreich hat längſt ein neues, beſſeres, viel verſprechendes Geiſtesleben emporzuſprießen begonnen; friſcher Saft iſt in das Holz geſchoſſen und an allen Enden ſchwillt und quillt es zu neuen Trieben hervor. Die alte Nacht vergeht und die Feinde des Lichtes erbleichen. Hilſcher ruft ihnen zu:

„Allmächtig iſt der Wahrheit Schimmer;
Die Geiſter unterdrückt ihr nicht.
Dreht an der Pflanze, drehet immer,
Es kehrt ſich jedes Blatt zum Licht."

Und ſo hoffen wir, wird in neueren, beſſeren Tagen bald auch eine höhere Humanität die Geſellſchaft durchziehen und eine Schmach wie Hilſchers Leben und jede Barbarei ähnlicher Art aus dem Zeitalter verſchwinden.

England.

Vorbereitungen zur Shakſpeare-Feier in England.

In den engliſchen Blättern und Köpfen wüthet ſeit mehreren Wochen ein Bürgerkrieg zwiſchen zwei Parteien, deren Namen ſchon den Laien und ſeine Sprechorgane in Verlegenheit ſetzen können. Der Krieg wird geführt zwiſchen „Commemorationists" und „Anti-Commemorationists um ein Shakſpeareſches „Torcentenary".

Erſtere kämpfen für die Feier des auf den 23. April fallenden dreihundertſten Geburtstages ihres größten Dichters, Letztere dagegen. Dagegen? Hat wohl je ein vernünftiger Menſch daran gedacht, gegen unſere Schillerfeier, das großartigſte Nationalfeſt, das je eine Nation feierte, etwas zu ſagen? Und in England eine ganze erbitterte Anti-Commemorationiſten-Partei mit der ekelhaften, aber mächtigen Times an der Spitze?

Ja, ſie ſchmücken ſich ſogar mit berühmten, poetiſchen Autoritätswaffen. Ein zweiundzwanzigjähriger Cambridge-Student hatte 1630 folgendes Gedicht geſchrieben:

On Shakespeare.

What needs my Shakespeare for his honoured bones
The labour of an age in piled stones,
Or that his hallowed relics should be hid
Under a stary-pointing pyramid?
Dear son of Memory, great heir of Fame
What needsd thou such weak witness of thy name?
Thou in our wonder and astonishment
Hast built thyself a lifelong monument,
For whilst, to the shame of slow-endeavouring art,
Thy easy numbers flow, and that each heart
Hath from the leaves of thy unvalued book,
Those Delphic lines which deep impression took
Then thou, our fancy of itself bereaving,
Dost make us marble with too much conceiving,
And so sepulchred in such pomp dost lie
That Kings for such tomb would wish to die.

„Was bedarfſt Du eines Denkmals für Deine gefeierten Gebeine? Du bedarfſt keines ſolchen, wie es Architekten und Bildhauer machen. Du großer Erbe des Ruhmes haſt Dir im Wunder und Staunen der Menſchen Dein eigenes Monument aufgerichtet. Iſt nicht Dein Buch vorhanden? Leſe ich es nicht, leſen's nicht Tauſende wieder und immer wieder jedesmal mit größerem Staunen über die Leichtigkeit und Fülle der Wirkungen, die Du ſpielend erreichſt, welche wir mit unſerer Kunſt und ſchweren, langſamen Arbeit vergebens zu erzielen ſuchen? Ein Monument von Stein und Kalk? Nein! Die wir Deine Werke leſen und die tiefen Eindrücke daraus empfangen, werden durch dieſe Ueberfülle von Gedanken und Eindrücken ſelbſt ſo ſehr des Denkens und des Bewußtſeins beraubt, daß wir uns ſelbſt in Stein und Marmor

verwandelt fühlen. Und dieser Marmor Deiner eigenen Schöpfung und Wirkung ist Dein eigener, prächtigster Denkstein auf Deinem Grabe, ein Monument, um welches Könige zu sterben wünschen mögen."

Das ist der Sinn des merkwürdigen Gedichtes von 1630 und von John Milton, dem späteren Dichter des verlorenen Paradieses.

Sieben Jahre vorher war der erste Folio-Shakspeare erschienen. Ein Exemplar davon in Miltons Bibliothek soll sich später sehr zerlesen und mit Anmerkungen umschrieben gefunden haben. Es war überhaupt seine Gewohnheit, Bücher in eigener Handschrift zu kommentiren. Miltons Handschrift ist manchem gelehrten Antiquar bekannt. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieser Miltonsche Shakspeare in Folio noch in irgend einem Winkel der unzähligen Londoner „Book-stalls" aufgefunden werden könnte. Es ist wunderbar, was für kostbare Schätze schon in solchen schmutzigen Straßen- und Winkel-Altbuchhandlungen entdeckt, für 6 Pence gekauft und für 6—10—20 Pfund wieder an den rechten Mann gebracht wurden. Wer diesen Miltonschen Shakspeare entdeckte, würde wahrscheinlich auch obiges Gedicht darin in Miltons Handschrift finden. Damals war Shakspeare erst 14 Jahre todt. Jetzt soll sein dreihundertster Geburtstag als Nationalfest gefeiert werden. Und jetzt citiren die Anti-Commemorationisten Milton, um den nobelsten Gedanken zu bekämpfen? Wie ist überhaupt diese raffinirte, schmutzige Bosheit gegen die edelste, nationale Regung möglich? Und noch dazu eine ganze, starke Anti-Commemorationisten-Partei?

„Wir haben keine Sympathie mit solchen Schaugepränge", sagte die Times. „Sie passen nicht für uns; sie zeichnen sich durch Schaum und Leerheit aus; sie führen in der Regel zu einem mächtigen Aufschäumen falscher Sentimentalität und kreischender Beredtsamkeit, und sie dienen bloß den Zwecken der kleinsten Parasiten und Lärmmacher, welche aus dem Studium der „Committees" gelernt haben, daß sie eine herrliche, moderne Erfindung sind, wie das Solar-Mikroskop zur Vergrößerung des kleinsten Ungeziefers."

Mit einem solchen „Lyriker" kam die Times nach langem Schweigen über die Vorbereitungen und das aus 400 der angesehensten Dichter, Gelehrten und Autoritäten Englands und des Auslandes bestehenden Comité zum Vorschein. Das Comité hatte bereits den poeta laureatus Tennyson, Charles Dickens, Sir Bulwer Lytton, den Erzbischof von Canterburn, den Erzbischof von Dublin, Lord Brougham, Earl Granville, Earl Stanhope, General Sabine, Sir Charles Eastlake u. s. w. zu Vicepräsidenten gewählt, welche Hoffnung hegten, daß der Prinz von Wales die Präsidentschaft und die Königin das persönliche Patronat annehmen würden.

Und gegen diese Männer und einen solchen Zweck diese giftige Bosheit? War es Wahnsinn des von Cobden bereits öffentlich ausgepeitschten und an den Pranger gestellten, nun persönlich bekannten Hauptredacteurs, Mr. Delane? Nein, denn der Artikel fand bereits viele Sympathieen und ein Heer von Anhängern. Aber wie ist das möglich? Das große Comité hatte sich bereits in zwei feindliche Lager gespalten, und viele edle Namen waren ausgetreten. Was eigentlich vorgefallen war, ist nicht speziell bekannt worden. Aber im Allgemeinen wurde kein Hehl daraus gemacht, daß die Special-Comités, welche bestimmte geschäftliche Vorbereitungen unternommen hatten, in besonderen Meetings Manches der Art versucht haben mochten, was sie als Parasiten, Lärmmacher, Infusionsthierchen tausendfach sich selbst vergrößernd, kennzeichnete oder wenigstens verdächtigte. Das große Comité fühlte sich verletzt, hintergangen und vernachlässigt. Daher die Sprache der Times in dem stärksten Sinne der Verletzten.

Aber das Benehmen gegen den inzwischen verstorbenen Thackeray gab den Ausschlag und trieb eine große Menge Entrüsteter in ein gewisses Lager von Anti-Commemorationisten. Thackeray, seit vielen Jahren der unbestritten anerkannte Mitoberste der olympischen Literatur-Götter und absolute Wahlkönig des von ihm in Witz und Satyre eroberten Reiches, Thackeray war zu den ersten Versammlungen des sich bildenden Comités Anfangs Dezember eingeladen worden, aber nicht gekommen. Auch ließ er schriftlich nichts von sich hören. Als er nun später unter denen, die durch Ernennung zu Vice-Präsidenten besonders geehrt werden sollten, vorgeschlagen worden war, erhob sich Opposition dagegen, weil er keine Notiz von den Einladungen genommen habe. Es kam in einer Sitzung des nur von 40 Mitgliedern besuchten Comités zur Abstimmung über Thackeray's Vice-Präsidentschaft und zu einer Majorität von 29 gegen 9 wider ihn.

Dieses Ergebniß ward von den andern Mitgliedern und von der Presse als unglückselig und schändlich bezeichnet, gewann aber nach dem 24. Dezember, dem Todestage Thackeray's, die Bedeutung einer unsühnbaren, nationalen Schmach durch die Mitglieder des Shakspeare-Comités, welche damals gegen ihn gestimmt. In der nächsten Sitzung erhob sich eine Stimme der Entrüstung darüber, und die Neuigen trugen darauf an, daß jene Sitzung im Protokoll gestrichen werden möchte. Die Majorität entschied sich aber für Beibehaltung des Protokolls und einen Zusatz, in welchem das tiefste Bedauern über den plötzlichen Tod des Beleidigten ausgedrückt wird, die aufrichtige Reue, daß er nicht vorher unter die Vice-Präsidenten aufgenommen worden sei.

Aber damit konnte die Sünde nicht als gesühnt gelten. Presse und Publikum schienen es für ihre Pflicht zu halten, durch bittere Anklage gegen das Comité und die Verhöhnung des Commemorationismus (sit venia verbo und Gott verzeih' es den englischen Zeitungsstilisten) den plötzlich dahingerafften gefeierten Todten um so höher zu ehren.

Viele Mitglieder des Comités erklärten ihren Austritt und die Bleibenden quälten sich mit Verlegenheiten um ein Programm, um eine Form der Feier ab. Viele behaupteten, es sei überhaupt unmöglich, für den erhabenen Gedanken einer solchen Feier eine Form zu finden, auch werde jede Form durch Talentlosigkeit für solche Feste und durch anmaßende Schreier und Wichtigthuer zur Lächerlichkeit und Kleinlichkeit herabgewürdigt werden. Ueberhaupt wird das Mißtrauen in die Fähigkeit Englands, eine würdige Shakspeare-Feier zu Stande zu bringen, zum Hauptargumente der Gegner.

Wir Deutsche, die wir auf der ganzen Erde unseren Schiller gefeiert haben, die wir noch manchen hundertsten Geburtstag unserer Geistes-Helden zu einer Kulturfestlichkeit zu erheben verstanden, können in dieser Beziehung England gegenüber einmal etwas stolz sein. Solch eine Feier, wie die eines 10. November 1859, machen uns die Engländer mit ihrem, mit unserem Shakspeare nicht nach, so weit man aus dem bisherigen Kriege der beiden Parteien schließen kann. Das ist und bleibt ein schlimmes Zeichen, daß eine ganze, mächtige Partei von dem Mißtrauen in die Fähigkeit zu einer solchen Feier ausgeht, von der Befürchtung, die Gelegenheit könnte eitlen Schreiern und Schwätzern nur dazu dienen, sich mit ihrer Leerheit und Kleinheit in das vergrößernde Licht der Feier zu stellen und allen Glanz und Ruhm auf sich zu richten.

Ein starkes Mißtrauensvotum der Engländer gegen sich selbst und die 400 auserlesensten Männer der Nation!

Sie scheinen bis jetzt den eigentlichen Fehler noch nicht entdeckt zu haben. Wir mögen wenigstens nicht an die Unfähigkeit überhaupt glauben. Der Fehler liegt in der Voraussetzung, daß die Feier centralisirt werden müsse und zwar in London, das sich wegen seiner ungeheuren Menschenmasse und Verkehrsadern am wenigsten zu einer öffentlichen Feier eignet. Daher das Zerwürfniß mit den Bewohnern und Behörden von Stratford, das nach ihnen und der Meinung vieler Andern der Focus aller Feierlichkeiten werden müsse. Man hat bei uns daran gedacht, die Schillerfeier in Schillers Geburtsort oder sonst wie zu konzentriren. Das Schöne und ewig Große unserer Feier bestand aber in deren Allgegenwart auf der ganzen Erde, wo Deutsche athmeten und in deren Centralisation an jedem Orte, wo das Fest gefeiert wurde. Jede war ein selbständig lebendiges Ganze.

Uns vielfach Centralisirten ohne Selbstregierung gelang's damals, uns überall selbst zu regieren. Den freien Engländern, aufgewachsen im Self-Government, scheint es bis jetzt nicht in den Sinn gekommen zu sein, daß sich der Geist der Sache im ganzen Lande selbst freie Formen der Feier schaffen müsse. Daher streiten sie sich noch heute, ob die Feier in Stratford oder in London als Centrum angesehen und behandelt werden solle.

Das verstreute und uneinige National- und Central-Comité in London erholte sich etwas und ernannte ein Exekutiv-Comité, welches ein Programm für die Feierlichkeit entwerfen, und der nächsten großen Versammlung vorlegen sollte. Dies geschah, aber das Programm ward mit Einer Stimme Majorität verworfen. Nun ward erst ein Special-Comité mit vier neugewählten Männern von besonderem Ansehen ernannt, welches das jetzt vorliegende Fest-Programm entworfen hat. Dies lautet:

„Der dreihundertste Geburtstag Shakspeare's soll durch Grundsteinlegung zu einem Denkmal in London gefeiert werden. Das Comité wird sich bemühen, den Sonnabend des 23. April zu einem allgemeinen Feiertage zu erheben. Auch schlägt es vor, daß eine goldene, eine silberne und eine bronzene Medaille für die drei besten Gedichte über Shakspeare geboten werde. Der Grundstein soll um die Mittagszeit gelegt werden. Dann schlägt es für den Nachmittag eine musikalische Shakspeare'sche Aufführung in Covent-Garden vor und ein Shakspeare'sches Stück in Drurylane für den Abend, endlich eine große Soiree in Westminster-Hall, wo Shakspeare'sche Bücher-Illustrationen und andere Reliquien ausgestellt sein sollen".

Dieses Programm ist bereits als mager und bedeutungslos vielfach angegriffen worden und man fordert wenigstens Ausdehnung und Bereicherung. Dabei verlangt man besonders zwei Abtheilungen der Feier, eine des Tages und eine bleibende. Die bleibende soll nicht bloß in einem Denkmale von Stein oder Metall bestehen, sondern auch in bildlichen, musikalischen u. s. w. Auch sind viele Stimmen laut geworden, welche verlangen, daß in jedem Orte oder Dorfe, wo Shakspeare-Verehrer sich finden, der Shakspeare-Tag nach deren bestem Ermessen und Geiste gefeiert werde.

So scheinen sie mühsam auf unser kosmopolitisches, freies Schiller-Programm zu kommen. Freilich Shakspeare ist groß, aber durchaus kein Schiller im Herzen des englischen Volkes.

Italien.

Das Ptolemäische und das Kopernikanische Weltsystem.

An Galilei's dreihundertstem Geburtstage.

Der Erste, der das „Ptolemäische System" wissenschaftlich angriff, war Nikolaus Kopernikus, geboren am 19. Februar 1473, später Kanonikus der katholischen Kirche zu Frauenburg, durch sein berühmtes, in lateinischer Sprache geschriebenes Werk: „Von den Revolutionen der Himmelskörper." Diese Lehre verfolgte und bekräftigte er durch sein siebzigjähriges Leben hindurch, jedoch ohne dabei je die Bibel und die Kirche mit ihren festen Glaubenssätzen und ihrer festen, ruhenden Erde in den Bereich seiner Wissenschaft zu ziehen. Da nun auch seine welterschütternde Entdeckung, in lateinischer Sprache veröffentlicht, nur sehr wenigen Gelehrten bekannt ward, legten die kirchlichen und weltlichen Autoritäten kein besonderes Gewicht darauf und Kopernikus blieb Geistlicher und Gelehrter unangefochten all sein langes Leben hindurch.

Etwas ganz Anderes war's mit Galilei, der als weltberühmter Professor zu Pisa und Padua ferne Könige und Fürsten (z. B. Gustav Adolph von Schweden) und Tausende italiänischer Jünglinge als Zuhörer um sich hatte und in der geistreichsten, lebendigsten Weise Italiänisch vortrug, um ihnen die Kopernikanische Entdeckung, bestätigt durch seine eigenen Entdeckungen der Jupiters-Trabanten, Sonnenflecke, Lichtwechsel im Monde, in der Venus und im Merkur, und durch das von ihm erfundene Fernrohr wissenschaftlich zu beweisen. Dabei verlangte er sogar, der Papst solle erklären, daß die Bibel mit der Kopernikanischen Lehre übereinstimme. Dies regte die ganze kirchliche Welt im höchsten Grade gegen Galilei auf, namentlich die Jesuiten, die es endlich im Jahre 1633 auch dahin brachten, daß Galilei gezwungen ward, die Lehre von der Bewegung der Erde vor dem Jesuiten-Tribunal abzuschwören.

Es ist sprüchwörtlich geworden, daß er nach der Abschwörung ausgerufen habe: „Und sie bewegt sich doch!" Dies hat ihm aber das richtige Gefühl des Volkes und die Erfahrung, welche alle Verfolger der Wahrheit und des Rechts machen, nur in den Mund gedichtet.

Der berüchtigte Jesuiten-Prozeß gegen Galilei gründete sich besonders auf sein berühmtestes Werk, das damals, in alle gebildeten Sprachen übersetzt, zu einem Welt-Ereigniß geworden war. Der Titel heißt auf Deutsch: „Dialoge über die beiden größten Weltsysteme, das Ptolemäische und das Kopernikanische." Wir lernen es und den ganzen Charakter und Menschen Galilei „geschichtlich wahr" und zugleich in angenehmer Form durch einen Roman kennen: **„Galileo Galilei. Ein geschichtlicher Roman von Mathilde Raven."***)

Durch Mittheilung eines von der Verfasserin gelieferten Auszugs aus den Dialogen wollen wir zur Lektüre des Romans, der nur geschichtliche Thatsachen enthält, anreizen.

„Simplicio", Vertreter des Ptolemäischen Systems von der ruhenden Erde, will natürlich nicht glauben, daß die Erde viel größer und besser „scheine" als der Mond. Salviati, der Mann der Galilei'schen Wissenschaft, beweist's ihm.

*) Leipzig, Brockhaus.

„Salviati. Sagt mir, wenn der Mond beinahe voll ist, so daß man ihn bei Tage und auch noch um Mitternacht sieht, wann erscheint er Euch glänzender, bei Tage oder bei Nacht?

Simplicio. Natürlich bei Nacht. Und es scheint mir, als ahme der Mond die Wolke und die Feuersäule nach, die den Kindern Israels vorangingen, die in Gegenwart der Sonne sich wie eine Wolke zeigte, aber in der finsteren Nacht mit hellem Glanze leuchtete. So habe ich oft den Mond bei Tage unter kleinen weißen Wölkchen gesehen, ganz als wäre er selbst ein solches, aber des Nachts schien er im hellsten Lichte.

Salviati. Also, wenn Ihr den Mond nie anders als bei Tage gesehen hättet, würdet Ihr ihn nicht für glänzender halten, als so ein weißes Wölkchen?

Simplicio. Nein, gewiß nicht.

Salviati. Nun sagt mir, glaubt Ihr, daß der Mond des Nachts wirklich heller sei, als am Tage, oder daß er nur aus Einem Grunde heller erscheine?

Simplicio. Ich glaube, daß er bei Tage so hell sei, wie bei Nacht, er aber des Nachts bloß heller scheine, weil wir ihn am dunklen Himmel sehen, und daß er bei Tage viel weniger leuchtet, weil dann der ganze Horizont fast eben so hell ist, wie der Mond.

Salviati. Habt Ihr jemals die Erdkugel um Mitternacht erleuchtet gesehen?

Simplicio. Die Frage ist nur ein Scherz oder für Einen, den man für unsinnig hält.

Salviati. Nein im vollen Ernste und vernünftig, deshalb antwortet nur.

Simplicio. Es ist unmöglich, daß Einer, der sich auf der Erde befindet, bei Nacht den Theil der Erde sehe, wo es Tag ist, d. h. den Theil, den die Sonne bescheint.

Salviati. Also Ihr habt die Erde stets nur bei Tage beleuchtet gesehen, den Mond aber öfter auch bei Nacht leuchtend. Deshalb glaubt Ihr, daß die Erde nicht leuchte, wie der Mond. Wenn Ihr aber die beleuchtete Erde sehen könntet von einem dunklen Orte aus, wie in unserer Nacht, würdet Ihr sie heller leuchten sehen, als den Mond. Aber weil wir die Erde nur bei Tage sehen können, deshalb dürft Ihr sie nicht mit dem Monde, wie er sich in der Nacht zeigt, vergleichen, sondern mit dem, wie er uns bei Tage erscheint.

Simplicio. Allerdings.

Salviati. Ihr gesteht selbst, daß Ihr den Mond unter weißen Wölkchen bei Tage gesehen habt, denen er ähnlich erschien. Die Wolken sind aber ein Theil der Erde, sind elementarischer, nicht himmlischer Stoff. Ihr habt also zugestanden, daß die Wolken, also ein Theil der Erde, eben so gut fähig sind, zu leuchten, wie der Mond, ja noch heller, da Ihr gewiß Wolken gesehen habt weiß wie der Schnee. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß eine solche Wolke in tiefer Nacht heller leuchten würde, wie der Mond. Und wenn die ganze Erde von der Sonne, gleich diesen Wolken, erhellt würde, so müßte sie gewiß nicht weniger glänzen, als der Mond. Aber darüber schwindet jeder Zweifel, wenn wir sehen, daß dieselbe Wolke bei Nacht, wenn die Sonne sie nicht bescheint, gerade so dunkel erscheint, wie die übrige Erde, und was die Sache ganz klar macht, ist dies: Jeder von uns hat schon mehr als einmal so ferne und niedrige Wolken gesehen, daß man zweifelte, ob es Wolken oder Gebirge seien; ein Zeichen, daß die Gebirge eben so hell waren, wie die Wolken.

Jetzt werdet Ihr auch einsehen, daß ich Euch nichts gelehrt, sondern Ihr selber gewußt habt, die Erde leuchte eben so gut wie der Mond. Sicherlich hab' ich Euch auch nicht gelehrt, daß der Mond bei Nacht heller scheine, als bei Tage. Das wußtet Ihr selbst. Eben so wenig hab' ich Euch gelehrt, daß eine Wolke so hell scheine, wie der Mond. Ihr wußtet gleichfalls, daß man die Erleuchtung der Erde bei Nacht nicht sehen kann. Ihr wußtet das Alles selbst, ohne zu wissen, daß Ihr es wußtet. Da nun die Erde ungeheuer viel größer ist, als der Mond, müssen die, welche sie beleuchtet sehen können, dieselbe noch viel großartiger leuchten sehen, wie den Mond."

Diese Stelle hatte Galilei selbst in einer Gesellschaft vorgelesen. Und hier unterbrach ihn Einer der Zuhörer lebhaft mit den Worten: „Das ist es! Das ist der Punkt, worauf es ankommt. Ihr lehrt nicht wie die Anderen, Ihr erinnert Eure Zuhörer, daß sie selbst Sinne und Urtheil haben. Die Schüler der Anderen bedürfen nur Ohren und Gedächtniß oder Schreibtafel, die Euren müssen Verstand haben. Die Anderen verlangen Glauben, Ihr verlangt Nachdenken, Selbstthätigkeit, eigene Prüfung und Ueberlegung." — Und gerade dadurch wurden die Dialoge so mächtig und die eigentliche Quelle einer wissenschaftlichen Revolution nach zweitausendjährigem Stillstande.

Schon als Student hatte Galilei das nie bezweifelte Ansehen des alten griechischen Philosophen Aristoteles, des Wissenschafts-Papstes durch das ganze Mittelalter hindurch, durch das einfachste Experiment gestürzt. Dieser Philosoph hatte nämlich auch die unumstößliche Wahrheit aufgestellt, daß, wenn zwei Steine von verschiedener Größe gleichzeitig von einer Höhe fallen, der größere und schwerere früher zur Erde komme.

Das wollen wir doch 'mal erst untersuchen, rief der Student Galilei zu Pisa, kletterte mit verschiedenen Steinen auf den Thurm und warf sie seinen Kollegen herunter. Die Steine kamen immer gleichzeitig an. Damit begann die ungeheuerste Revolution des Prüfens und Untersuchens der Wissenschaft gegen Glauben und eingetrichterte Weisheitssätze, der Wissenschaft, von der in unseren Tagen noch Jemand verlangte, sie solle umkehren.

B.

Frankreich.

Der Geist der französischen Revolution.

II.

Die politischen Schriften von 1789.

Wir theilen nach dem in unserem ersten Artikel besprochenen Werke des Herrn Chassin hier ein kleines Verzeichniß der aus dem Beginn der Revolution datirenden Wahlbroschüren, „Cahiers" und Pamphlete, mit, die ein ungefähres Bild von der damals herrschenden Bewegung liefern. Die Titel dieser Schriften sind oft sonderbar genug und stark darauf berechnet, das möglichste Aufsehen zu erregen. Wir geben eine Blumenlese derselben in der Ursprache, denn eine Uebersetzung würde den meisten die Spitze abbrechen. Herr Chassin zählt unter andern folgende Titel (als „modèles de Cahiers") auf:

Prenez-y garde! ou Avis à toutes les Assemblées d'élection, qui seront convoquées pour nommer les représentants des trois Ordres (nach Rondonneau, von dem Calvinisten-Prediger Rabaut-Saint-Etienne verfaßt).

Le Cahiers du Tiers-Etat, von Bergasse.

Offrande à la Patrie, von Guffroy, nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen, erst nach den Wahlen geschriebenen, von Marat.

Mux à découvrir aux États-Généraux, lettre d'un curé de campagne à un de ses confrères (worin kein Wort vom Clerus vorkommt).

Vive le roi! doléance du curé de M.

L'An 1789, ou la Vérité au pied du Trône.

Jérémiades des maîtres Portefaix et des autres mercenaires, du quartier de la ville de Soissons.

Cahiers du petit baillage de S., qui ne députera pas aux États-Généraux.

Les Grands et les fripons au pilori, von Chauvau-Lagarde. — Défi de la nation ou les doléances d'un million de Français (sehr kurz).

La protestation du serf du mont Jura (vom Marquis von Villette) mit einer Fortsetzung.

Les doléances du cultivateur journalier.

Le Complot d'une banqueroute générale, von Marat.

L'Ecole des laboureurs, von Lequinio.

Les Tribuns plébéiens ou nouvel ordre judiciaire à introduire en France, pétition à insérer dans les Cahiers (d. h. einzuschalten in die Cahiers der Wahlbezirke. — Diese kleine Schrift dringt auf Abschaffung aller Gerichtshöfe und Beibehaltung nur Eines von denselben", die vom Volke ernannt würden; sie hat bekanntlich ihren Zweck bei der Nationalversammlung erreicht!).

Le Bailli de Cancale. Que demanderons nous?

Le nom de la Patrie, Monsieur, daignez lire ceci avant d'opiner!

Le Mont aimé, au Temps perdu, dans la rue des Projets inutiles, à l'enseigne de la Vérité (verbotenus: „Der geliebte Berg zur verlornen Zeit, in der Straße der nutzlosen Entwürfe, beim Schilde der Wahrheit").

Les Mânes de M. Métra, ou Réflexions posthumes pour guider ses confrères, les Gobe-Mouches (Tagediebe) des Tuileries, du Luxembourg et du Palais-Royal, sur les réformes à proposer.

Les Lunettes du citoyen zélé, vom Autor des Jugement du Champs de Mars.

Le Maréchal-des-Logis des trois Ordres (der Wachtmeister der drei Stände).

Les étrennes de mon bon cousin.

Tout ceqni me passe par la tête, salmigondis d'un spectateur des Etats Généraux (erschien in mehreren Lieferungen vom November 1788 bis April 1789).

Un royaume à régénerer par souscription.

L'inauguration de l'année 1789.

Le plus original des Cahiers, extrait de celui d'un fou qui a de bons moments (ganz ernsthaft; verlangt Einführung des Schulunterrichtes der Kinder, Beseitigung der Polizeiipione und Errichtung einer Bürger-Polizei in jeder Kommune).

La pierre philosophale: Tous heureux, tout contents, tous à l'aise (ebenfalls keine Satyre; der Autor, Herr v. Saint-Martin, Vicomte von Briouze, schlägt in aller Ruhe die Organisation der französischen Gesellschaft nach den — „Prinzipien des Romulus" vor).

Je ne suis pas de l'avis de tout le monde.

Dagegen Satyren sind z. B.:

Le Député paralytique, idées d'un citoyen perclus.

Diogène aux États-Généraux.

Le Cahier céleste.

Le Père Eternel démocrate.

Les doléances d'un borgne à qui une fusée a crevé le dernier oeil qui lui restait.

Le trio: Don Quichotte, Chicaneau et Tartaffe (nämlich Adel, „dritter Stand" von wegen der Advokaten, die er am liebsten abordnete, und Geistlichkeit).

La Chasse aux intrigants, aux fripons et aux voleurs etc.

Paris namentlich stellte ein reiches Kontingent an satyrischen Broschüren, indessen soll der Inhalt nicht viel Interesse bieten. Am Drolligsten lauten:

Arrêté de la très-utile communauté de savetiers.

Très-humbles remmonstrances des chevaux de fiacre.

L'ordonnance de police de Sancho-Pansa.

Les Bagnolaises ou les Étrennes du comte de Rivarol.

La colère du père Duchêne à l'aspect des abus, — les vitres cassés, — les fers brisés und andere Broschüren desselben Père Duchêne in furchtbarem Französisch.

Charakteristischer für die Epoche sind die Flugschriften zu Gunsten des schönen Geschlechts. Sie enthalten Ideen, über deren „Fortgeschrittenheit" unser sozialistischer Herr Chassin die Nase rümpft. Er citirt:

Requête des femmes pour leur admission aux États-Généraux. Diese Bittschrift wünscht die Zulassung der Frauen als vierten Stand in die Versammlung der Generalstände. Ihre Anmuth soll dort auf Adel und Geistlichkeit wirken; sie sollen die Standesprivilegien und den Coelibat abschaffen helfen.

Protestation des Dames françaises contre la tenue des États prétendus généraux. Sie seien nicht wahrhaft „allgemeine Stände", weil die Frauen in ihnen nicht vertreten wären.

Nach dem Eide im Ballhause und der Nacht des 4. August erschien:

Requête des Dames à l'Assemblée Nationale mit dem Motto: „Ihr habt soeben die Privilegien angeschafft, schafft auch die des männlichen Geschlechts ab"! ferner:

Cahiers des doléances et réclamations des Femmes. Verlangt bloß bürgerliche und privatrechtliche Gleichstellung der Frauen mit den Männern.

Motion de la pauvre Javotte. Der sehr aristokratische Autor klagt über die Aufhebung des Adels, welche mit Einem Schlage alle den Frauen Brot sichernden Künste, nämlich die feineren und edleren Beschäftigungen der weiblichen Hand, unterdrückt habe. Soll, fragt der Verfasser, die Frau fortan bloß in der Sittenverderbniß ihre Erwerbsquelle suchen? — Wir glauben, die Epoche des zweiten Kaiserreichs hat auf diese Frage Antwort ertheilt.

Offre généreuse des Dames françaises du Tiers-Etat, ou moyen de rétablir les finances en vingt-quatre heures. (Anerbieten der „rechtlosen" Hälfte der Nation durch Hingabe ihrer Schmuckſachen, die 1000 Millionen an Werth, den Staat zu retten.

Es folgen dann verschiedene Flugschriften über Ehescheidung und Coelibat vom Marquis von Villette, von Madame Necker, Herrn d'Entraigues und vielen Anonymen. Selbst die Prostitution ist ernsthaft (?) behandelt worden in Réclamations des courtisanes und Très sérieuses remonstrances des filles du Palais Royal. Eine achtbarere, doch keineswegs prüde Klasse von Frauen betrifft: Le Cahier des plaintes et doléances des Dames de la halle et des marchés de Paris, an welche aus Gründen der Wahlverwandtschaft Herr Chassin die Pamphlete für die männlichen Fischhändler anschließt. Es sind z. B. Compliments des poissards aux électeurs; Trois poissards à la santé du Tiers-Etat; Tous les coeurs en l'air, avec un compliment poissard etc. Aber nicht bloß zu Gun-

sten der Frauen, auch gegen die Frauen wurde beim neuen Reichstage petitionirt und die Skandalosa bedeutender Persönlichkeiten mit in den Kauf gegeben, so in dem Procès-verbal de l'Ordre le plus nombreux de France und einer Reihe sich daran anlehnender Publicationen. Am anständigsten und merkwürdigsten soll das Pamphlet: Le petit traité de l'amour des femmes pour les sots, von dem geistreichen Herrn von Champrenetz sein. — Weit wichtiger sind natürlich die Broschüren, welche die Stellung der Generalstände zur Krone erörtern. Das größte Aufsehen erregten:

L'Orateur des Etats-Généraux pour 1789. Es zeigt, daß die Generalstände die königliche Autorität abschwächen, und daß sie viele Gegenstände, deren Ordnung zu den Attributen der Souveränetät gehört, zu regeln haben, und erlebte vier Auflagen, so wie

La Harangue patriotique de l'orateur sans souci mit der Nachschrift: „Heilsamer Rath für den dritten Stand, auf jedem Wege die Kreuzung der Bajonette zu verhindern. Der Monarch wird also allerunterthänigst gebeten, sie im Gewehrständer zu lassen." — Hier brummt schon der Löwe der Revolution! —

Es ist allerdings ein buntes Detail, das wir in den Nachträgen des Herrn Chassin entdeckt haben. Seit dem Geheimrathsbeschluß (Wahlerlaß) vom 5. Juli 1788 bis zum Beendigungstage der Wahlen von 1789 sollen 1500, sage fünfzehnhundert Flugschriften in die Welt gegangen sein! Ein starker Strom der Bewegung.

Was die offiziellen Cahiers, d. h. die Wahlvollmachten für die Abgeordneten, anlangt, so sind sie gerade im Gegensatze zu der Meinung des Herrn Chassin, historisch betrachtet, keineswegs von dem lebhaften Interesse, welches ihre außerordentlichen Musterbilder einflößen. Denn sie beruhen auf der Voraussetzung von sozialen Zuständen, mit denen alsbald völlig tabula rasa gemacht wurde, sie wurden binnen 8 Wochen zu Staatsalterthümern; ihre rechtliche Verbindlichkeit wurde, was Herr Chassin zu verhüllen strebt, gleich von vornherein bei Seite geschoben, nämlich in allen Stücken, welche die ständische Gliederung, alle Grundgedanken des bisherigen Feudalstaates und nicht unmittelbar eine radikale Umwandelung der französischen Gesellschaft im Auge hatten. Daher interessirt uns eigentlich nur der allgemeine Theil der Vollmachten, und es ist allerdings sehr auffallend und den demokratischen Gegnern der französischen Aristokratie vielleicht sehr unerwünscht, zu vernehmen, daß Adel und dritter Stand in der Voranstellung der natürlichen Menschenrechte, der Grundrechte des Bürgers, der nationalen Freiheiten und des Gesammtwohls der Staatsgemeinde wesentlich übereinstimmten. Die Anklage der engherzigen Sorge um die alten Standesprivilegien bleibt nach Chassin allein auf dem Clerus haften. Und hiermit stimmt auch wieder die historische Thatsache, daß in jener denkwürdigen Nacht des 4. August die Abschaffung aller Feudalrechte, ja die Abschaffung des Adels selbst nicht vom Bürgerstande, sondern vom Adel ausging.*) Das widerlegt von selbst die offenen und die versteckten Angriffe des Herrn Chassin auf die Gesinnung der altfranzösischen Aristokratie. Er kann nicht leugnen, daß die Befreiung des Bauernstandes vorzugsweise von Edelleuten verfochten wurde (siehe oben: Marquis von Villette!). Der Beginn der Revolution zeigte einen wahren Wettstreit der Opferfreudigkeit in allen Schichten des französischen Volkes. Desto trauriger berührt uns die schnell hereinbrechende Tragik des gigantischen nationalen Dramas. Möchten Frankreichs Volk und Staat in Zukunft glücklicher sein und aus den Fehlern der Väter weise Mäßigung und ruhige Benutzung gegebener Verhältnisse lernen!

Trauttwein von Belle.

*) So hat der in Frankreich verbliebene Zweig der Familie des Schreibers obiger Zeilen sich nach 1789 viele Jahre hindurch statt de Belle in Einem Worte Debelle geschrieben. Drei Generale der Republik des ersten Kaiserreichs haben diese Schreibart beibehalten.

George Sand und E. T. A. Hoffmann.

Es ist wahrlich niederschlagend für den geistigen Stolz, daß ein Etwas, eine unbekannte Macht, von der man, wie vom Winde, nicht weiß, von wannen sie kommt, ein wunderliches Wesen mit Farbenwechsel wie ein Chamäleon, für das wir keinen andern Namen haben, als „die Mode", daß ein solches, wetterwendisches, oberflächliches Ding, welches unsern Damen die Locken aufbaut und die Reifröcke bauscht oder niederdrückt, je nachdem es seine Laune mitbringt, auch unsere Dichter heben und fallen lassen kann nach Belieben!

Er ist aus der Mode gekommen, sagt man nicht nur von einem alten Hut, sondern auch von dem gefeiertesten Manne seiner Zeit!

Die jetzige Generation denkt kaum mehr daran, Jean Paul's Werke zu lesen oder langweilt sich furchtbar dabei; von dem sanften Novalis, dessen „blaue Blume" einst als Symbol deutscher Poesie verehrt wurde, wissen die jetzigen jungen Damen kaum den richtigen Namen (Hardenberg), und wer liest noch Jakobi's berühmten „Woldemar" oder Engels „Lorenz Stark?"

Ein anderer vergessener Poet der undankbaren Deutschen ist jetzt durch George Sand in Frankreich verherrlicht worden. Es ist E. T. A. Hoffmann, der geistreiche Verfasser der einst so beliebten und berühmten Märchen, Zaubersagen und phantastischen Novellen, in denen Schauer wehten, welche ganz anders die Nerven bewegten, als die modernen Kunststücke dieser Richtung in der englischen Literatur. Wilkie Collins sollte bei unserm alten Hoffmann in die Schule gehen!

Und mit welchen einfachen Mitteln erreichte Hoffmann seine Wirkungen! Eine Schachtel voll Spielzeug wußte er zu beleben, daß eine Welt im Kleinen daraus entstand. Der Nußknacker, auch eine aus der Mode gekommene Persönlichkeit, der Kinderstube Grausen und Entzücken in früherer Zeit, war seine Lieblingsgestalt; er stattete sie mit dem köstlichsten Humor der Märchen-Poesie aus. Ein paar Zuckerpuppen und eine Maus, die sie bedrohte, waren gewöhnlich das übrige Personal der naiven Darstellungen, denen der Ernst der Ironie indessen niemals fehlte. Arabeskenartig wurden die Zweifel, Wünsche und Schmerzen der großen Welt durch die Spiele der kleinen geschlungen. Hoffmann's Gestalten sind im Märchenhaften immer noch von tiefster Lebenswahrheit durchdrungen.

George Sand ist bekanntlich als Madame Aurora Dudevant Schloßherrin zu Nohant und hat dort ein kleines Theater errichtet, wo sie von künstlerischen Dilettanten ihre eigenen und fremde Stücke aufführen läßt, die sie freilich sämmtlich erst für die kleinen Verhältnisse einer Privatbühne umändern muß.

Das neueste Erzeugniß dieser Lieblingslaune der berühmten Schriftstellerin ist ein Märchen von Hoffmann, welches sie dramatisirt und unter dem Titel: „der Weihnachts-Abend" hat drucken lassen. Die einleitenden Worte stellen dem vergessenen deutschen

Poeten das schönste Zeugniß aus. Seiner Feder wird eine wahre Zauberkraft beigelegt, welche die Kinder in den dritten Himmel des Entzückens hebt und die Alten mit echter Poesie berauscht. George Sand ist mit Recht sehr erstaunt, daß Hoffmann in Deutschland aus der Mode gekommen, während man in Frankreich jetzt so sehr für ihn schwärmt. Löwe-Weimars hat ihn ins Französische übersetzt und George Sand meint, daß dadurch der deutsche Dichter gewonnen habe! — eine naive Vermuthung in der That! Es geht aus dieser Bemerkung hervor — und die geistreiche Frau sagt auch, daß sie es aufrichtig bedauert — daß sie kein Sterbenewörtchen unserer Sprache verstehe „pas un traitre mot d'allemand".

Die Märchen von Hoffmann sind übrigens schon vor einigen Jahren im Odeon-Theater zu Paris aufgeführt worden und haben viel Beifall geerntet. Dadurch ist George Sand ermuthigt worden, auch für ihr kleines Theater in Nohant eine Bearbeitung zu versuchen. Wie schwierig dabei die mise en scène gewesen, läßt sich denken, wenn man liest, daß George Sand den Wind heulen, die Käutzchen schreien und die alte Wanduhr sprechen läßt. Auch brennt ein Weihnachtsbaum von selbst sein Lichtchen an; aus einer Schachtel voll Spielzeug entwickeln sich redende Marionetten und einer alten Violine werden ohne Menschenhand von einem Bogen reizende Melodien entlockt. Dazwischen summen kluge Fliegen, und melancholische Heimchen tanzen um den Feuerheerd; der alte Kachelofen redet mit feurigen Zungen, und das faule Holz, welches er verzehren soll, wird wieder grün und gestaltet sich zu lauter Festguirlanden.

George Sand gesteht es zu, daß namentlich auf einem Privat-Theater alle diese Zaubereien sehr wenig Illusionen hervorrufen können, aber „der kalte Verstand" soll überhaupt nicht geduldet werden bei diesen Vorstellungen. George Sand bekämpft ihn aufs Eifrigste und verlangt, daß ihre Zuschauer eine lebhafte Phantasie und ein warmes Gefühl für die poetischen Gestalten des deutschen Dichters mitbringen. Es ist wohl ziemlich wahrscheinlich, daß ihre anmuthige Bearbeitung und ihre Liebe zur Sache den Sieg davon tragen und die kältesten Gemüther erwärmen werden. Vielleicht wirkt die französische Begeisterung für Hoffmann auch auf die deutsche Bühne und wir nehmen unser geistiges Eigenthum wieder selbst in Schutz. F. v. H.

Rußland.

Deutsche Kolonieen um St. Petersburg.

III.

Sitten und häusliches Leben.

Aber nicht nur seiner ursprünglichen Beschäftigung ist der Kolonist treu geblieben, sondern auch seinem ursprünglichen Volksthume, ja man kann wohl sagen, von allen Eingewanderten am treuesten. Man bedenke, schon hundert Jahre ist es her, daß die Hauptein wanderung stattfand; seitdem ist mit dem Mutterlande so gut wie jede Verbindung abgebrochen gewesen; gleichwohl ist noch heute Sprache und Sitte nicht nur allgemein deutsch, sondern trägt auch das bestimmteste landschaftliche Gepräge. Dies gilt wenigstens für die Süddeutschen; bei den Norddeutschen zeigt sich auch hier eine ähnliche Erscheinung, wie man sie in den deutschen Ansiedelungen Bessarabiens beobachtet hat, daß sich nämlich dieselben zwar nicht den Russen, wohl aber den Süddeutschen anbequemen, wo sie mit diesen zusammenleben. Das Deutsch, welches man in den Kolonien redet, ist ein württembergisches Schwäbisch. Fremdwörter russischen Ursprungs fehlen demselben zwar nicht, sind aber doch verhältnißmäßig selten und betreffen zumeist nur solche Gegenstände, die besonderen hiesigen Verhältnissen und Einrichtungen angehören. So heißt die Anfahrt am Flußufer: Pristan, die Fähre: Parom, der Kahn: Jalik, der breite, gedielte Fußsteig längs der Fahrstraße im Dorfe: Panel u. a.; woneben man freilich auch für „bummeln" „gulain" sagt (vom russischen gulatj) und für Feiertag: Prasdnik und noch einiges Wenige derart. Allein was will dies bedeuten gegenüber etwa dem Deutsch, welches in Amerika gesprochen wird? Als eine hier erst entstandene Spracheigenthümlichkeit verdienen die auch in der Stadt allgemein üblichen Zusammensetzungen mit Kerl genannt zu werden, als Grünkerl = Grünwaarenhändler, Gemüseverkäufer, Fleischkerl = Fleischer, Holzkerl = Holzhändler. Russisch lernt zwar der Kolonist und muß es im Verkehr mit Russen vielfach anwenden, unter seinesgleichen aber oder überhaupt unter Deutschen fällt es ihm nicht ein, russisch zu reden; auch soll seine Handhabung dieser Sprache immer etwas mangelhaft sein.

Freilich wäre dies Festhalten der Sprache nicht möglich gewesen, hätten nicht die Kolonisten mit größter Strenge die deutsche Familie gewahrt. Bei ihnen ist von gemischten Heiraten nicht die Rede, ja nicht einmal der Gedanke daran; das Volksthum ist für Familienverbindungen eine unübersteigbare Gränze, und eine Verheiratung in das nächste russische oder finnische Dorf eine Art Unmöglichkeit, während Verbindungen mit Kolonisten, die mehrere hundert Meilen davon im Innern wohnen, nicht eben eine große Seltenheit sind. Selbst Umgang und Verkehr, soweit nicht derselbe rein geschäftlicher Art ist, liegt in den Gränzen des Volksthums. — Wie ganz anders in der Stadt und den Städten überhaupt, wo Mischheiraten beinahe ebenso häufig, als Ehen unter Landsleuten sind, wo nicht selten schon dem zweiten Geschlechte sein Deutsch anfängt, abhanden zu kommen. Ich las vor einiger Zeit einmal die Behauptung, ich weiß nicht in welcher Zeitschrift, der Bürgerstand sei bereits die Regel, die anderen Stände nur noch Ausnahme. Bewahre uns Gott vor einer solchen Allheit des Bürgerthums, die übrigens bisher glücklicherweise nur in gewissen Köpfen und Zeitungen besteht! Es wäre der Anfang vom Ende unseres Volksthums, welches nicht im Stande der Bewegung, wie ihn Riehl so treffend darstellt, sondern in den Ständen des Beharrens, d. h. in Adel und Bauern, seinen wahren Halt hat. Im Innern von Deutschland gewahrt man dies freilich nicht, aber man gewahrt es, wo Volksthum dem Volksthum gegenüber steht. Rußland zumal ist hier im höchsten Grade belehrend: in den Ostseeländern die deutschen Barone, in den Kolonien des Reiches die deutschen Bauern. Die Ostseestädte widersprechen dem nicht; denn sie gehören einer Zeit an, deren Bürger der Eigenart der anderen beiden Stände weit näher standen, als dem heutigen Bürgerthum. Dieses aber, was hat es denn für unser Volksthum gethan? Der Strom der Einwanderung reißt nicht ab, Hunderte, Tausende kommen, aber abgesehen von St. Petersburg selbst mit seinen ausnehmend günstigen Verhältnissen, wo hat sich denn deutsches Wesen und Leben so gesammelt und erhalten, daß nur annähernd ein Vergleich mit den Bauerkolonien möglich wäre? Die Kirchgemeinde ist in der Regel das einzige Band dieser Deutschen unter sich, aber ein wie lockeres, davon wissen die Pfarrer zu sagen und zu klagen. In der That, der Feuerprobe gegenüber nehmen sich solche Ansprüche des Bürgerthums, das doch zugleich auf seinen vaterländischen Sinn so

stolz ist, wahrhaft lächerlich aus. Aber dem deutschen Philister scheint es mitunter zu gehen wie dem Bären, der bekanntlich nur, wo gezappelt wird, Leben vermuthet, den still Daliegenden dagegen für todt hält.

Man entschuldige diese Abschweifung; ich komme zu den Heiraten unserer Kolonisten zurück, die also, wie gesagt, immer in deutschem Blute bleiben. Uebrigens gilt, wie ja auch unter den Bauern in Deutschland, die oberste Rücksicht bei der Eheschließung dem Vermögen und zumal dem Grundbesitze. Hieraus entspringt auch die eigenthümliche Sitte der Tauschheiraten, des „auf Tausch Heiratens", wie man hier sagt; d. h. der Erbsohn eines Hofes heiratet ein Mädchen aus einem anderen Hofe unter dem Beding, daß der erbende Bruder desselben eine Schwester von ihm zur Frau nimmt, oder man verheiratet, um eine Tochter gut unterzubringen, zugleich den Sohn mit der Schwester des Tochtermanns. Dabei machen natürlich Alles die Aeltern ab; die Kinder haben wenig darein zu reden, mit seltenen Ausnahmen; glückliche Ehen sind aber um nichts seltener als anderswo. — Eine weitere Folge der Ehen unter Landsleuten ist, daß man dem väterlichen Glauben treu geblieben ist, d. h. dem lutherischen Glauben; denn die wenigen Katholiken aus der Pfalz haben, wie schon oben gesagt wurde, sich stark mit Lutherischen untermischt, und könnte es so wohl kommen, daß wenigstens ihre Nachkommen auch der lutherischen Kirche zufielen. Und jene Treue scheint nicht bloß eine äußerliche und todte. Fleißig werden die Kirchen besucht, Gottes Wort zu Hause in Ehren gehalten, und was den Wandel betrifft, so klagen zwar die Pfarrer über große Liebe zum Gelde, dagegen treten Trunksucht und Lüderlichkeit nur als Ausnahmen, Arbeitsamkeit, Fleiß und ehrbares Betragen als die Regel auf, und in der Redlichkeit des Verkehrs sind eine Anzahl Stufen über dem russischen Verkäufer nicht zu verkennen.

Aber statt so ins Allgemeine zu reden, nehmen wir lieber eine der Kolonien in eigenen Augenschein und zwar gleich die größte und der ältesten eine, das schon mehrfach erwähnte Neu-Saratowka, zu dem uns das Newa-Dampfschiff hinter dem Sommergarten, wenn's gut geht, in anderthalb Stunden bringt; schlimmeren Falls, wenn etwa widriger Wind die Fahrt stromaufwärts noch schwieriger macht, können wir auch über zwei Stunden brauchen. Sind wir nach so viel Zeit an einem hohen Ufer voller Schwalbenbaue vorübergekommen, so sehen wir die Newa eine große Biegung machen, durch welche auf dem rechten Ufer eine Art Halbinsel entstehet. Auf dieser liegt die Kolonie, die Gebäude in einer Reihe immer in einer Entfernung von 100—300 Schritt vom Strome sich hinziehend und somit ein Hufeisen bildend. Dicht vor den Häusern, nur durch schmale Gärtchen von einigen Fuß Breite getrennt, führt die Straße vorüber und längs dieser den Häusern zu das Panel, d. i. eine erhöhte, fortlaufende Holzdiele, ein hölzerner Fußsteig, wie solcher in russischen Dörfern Sitte und Vorschrift ist. Gerade in der Mitte liegt die Kirche, ein freundliches, steinernes, weiß angestrichenes Gebäude nebst Pfarre und Schule und dahinter der Gottesacker.

Die achtundfünfzig Höfe oberhalb bilden das Oberdorf, die zweiundsechzig anderen unterhalb das Unterdorf. Genau genommen jedoch müßten wir halbe Höfe sagen, denn die ursprüngliche Eintheilung in nur 60 Höfe hat sich in der Ausdrucksweise der Kolonisten erhalten. Gerade der Kirche gegenüber legt das Dampfschiff an, wofern wir es nicht vorzogen, schon vorher einen Kahnführer anzurufen, und aufwärts steigend gelangen wir in wenigen Minuten auf die Straße vor der Kirche.

Am besten wäre es, wir kämen Sonntags just nach beendigtem Gottesdienste an; da könnten wir das ganze Dorf im höchsten Putze aus der Kirche kommen sehen. Die Männer zwar mit ihren langen, weiten Röcken, blankgewichsten, bis über die Wade reichenden Stiefeln und runden Schirmmützen würden uns kein anderes Bild gewähren, als wir's in Deutschland da finden, wo die besondere Volkstracht einer allgemeinen Bauerntracht gewichen ist, wiewohl hier auch diese recht angenehm gegen die der russischen Bauern absticht; aber die Mädchen lassen uns auf den ersten Blick merken, daß wir es hier mit einem ganz bestimmten Menschenschlage zu thun haben. Ei, wie das glitzert und gleißt! Und ich rede nicht einmal von den Kleidern, so bunt auch dieselben sind; aber wer vermöchte der blendend weißen Spitzenschürze seinen Beifall zu versagen, die keinem jungen Mädchen fehlt und wie ein leichtes Federwölkchen die untere Hälfte der Gestalt umfließt? Allein dieses Prachtstück kommt auch nur nach, in und aus der Kirche zum Vorschein; den übrigen Theil des Sonntags und die ganze Woche liegt es eingesperrt im Kasten. Gerade umgekehrt macht es das Häubchen, welches hinten in eine Spitze auslaufend nur das vorderste Haar frei läßt; es kommt nie vom Kopfe herunter, und so nicht allein bei den Mädchen, sondern auch bei den Frauen bis in die spätesten Lebensjahre, wenngleich es je nach Umständen sehr verschieden auftritt. Denn für gewöhnlich bunt, ist es in der Trauer schwarz, und zwischen seiner bescheidenen Einfachheit während der Werkeltage und seiner reichsten Gestalt an Sonn- und Festtagen ist eine weite Stufenleiter, die vom schlichten Zitz über alle möglichen Stoffe bis zu den feinsten Seidenzeugen hinauf reicht. Neben dem Werktagshäubchen erscheint statt der spitzenen Sonntagsschürze eine andere, große, breite, meist bunt gestreift, welche etwa zwei Drittel der Gestalt von der Hüfte abwärts bedeckt. Doch was rede ich nur vom Anzuge, als wären nicht die Gesichter selbst viel wichtiger?

Es mag schwer zu sagen sein, was das eigenthümliche Gesicht der einzelnen Völker ausmacht; die gäng und gäben allgemeinen Bestimmungen sind so gut wie nichts sagend: aber unmittelbar zu empfinden ist es sehr leicht, das hat wohl jeder erfahren, der in fremdem Lande auf Kreise von Landsleuten stieß. Nur einen Blick in die biderben Gesichter der Männer, in die schelmischen, frischen der Mädchen hier, und wir haben die feste Ueberzeugung, hier einmal ein Stück unverfälschtes Deutschland vor uns zu haben, noch ehe ein deutscher Laut unser Ohr berührt. Nie will ich's vergessen, welchen Eindruck auf mich selbst bei meinen ersten Besuchen auf der Kolonie mitten im Heimweh diese Gesichter machten, und Aehnliches, weiß ich, daß mancher hier erfahren hat. Die Stadt trotz ihrer größeren Anzahl Deutscher vermag das nicht in gleicher Weise zu bieten; hier schmilzt nur zu schnell alles zu einer Allerwelts- oder Allerstadtsart zusammen, die besonderen Gepräge verwischen sich.

Aber machen wir einen Gang durch das Dorf. Zwischen der Straße und der Newa liegen die sogenannten Newaländer, ein schmaler Streifen Landes, theils Kartoffel-, theils Garten-, theils Wiesenland, welches ursprünglich nicht den Kolonisten, sondern den Russen am anderen Ufer gehörte, von diesen aber gegen Abtretung der Fischereigerechtigkeit am rechten Ufer eingetauscht ward — auch ein nicht unbedeutsamer Zug für die verschiedene Eigenart der beiden Stämme. Dort befinden sich auch die Eiskeller, ein jeder seinem Gute gegenüber: rasenbelegte, birkenumpflanzte Hügel, in deren Innerem die Milch aufbewahrt wird. Auf der anderen Seite der Straße liegen die Gehöfte.

Umsonst jedoch suchen wir unter diesen nach einem Wirths

hause, wo wir „kneipen" könnten. Der auf Ordnung bedachte Sinn der Kolonisten hat bisher die Anlegung eines solchen verhindert. Lange Zeit mußte, wer nach den Genüssen eines solchen ein Verlangen trug, über die Newa setzen, und das hatte oft, zumal bei heftigerem Winde, seine Schwierigkeit. Erst der jetzige Pfarrer der Kolonie kam auf den Gedanken, auf seinem eigenen Grund und Boden unweit der Kolonie eine Schenke zu erbauen und an einen russischen Wirth zu verpachten. Der Witz der Kolonisten hat dieselbe, da dieser Pfarrer aus Finnland stammt, den finnischen Himmel, oder auch die finnische Hölle genannt, und gegen Abend können wir vielleicht einen Branntweinfreund noch einen Ritt dahin machen sehen, wenn schon im Ganzen solche Kunde nicht häufig sind. Denn die Geselligkeit, soweit überhaupt Arbeit und Jahreszeit solche gestatten, ist durchaus eine häusliche, die Nachbarn oder die aus der „Freundschaft" kommen zu einander, besonders an Wintersonntagen, um Karten zu spielen oder gemüthlich zu plaudern; im Sommer bieten am Feierabende die vor jedem Hofe angebrachten Bänkchen bequeme Gelegenheit zum Beisammensitzen. Also ein Wirthshaus giebt's nicht. Eine sogenannte Bude, d. h. ein Kleinhandel für Alles, ist zwar vorhanden, aber wenn wir dort auch ein Stück Weizenbrot und vielleicht sogar eine Flasche Bier kaufen können, so fehlt es doch an allem und jedem Raume zum Niedersitzen. Beiläufig gesagt, ist diese Bude Eigenthum der Kirche, welche sie verpachtet, die Pächter aber sind immer Russen, seitdem ein Kolonist, welcher den Versuch machte, bald wieder einpacken mußte. Im Kleinhandel behauptet nun einmal der Russe ein entschiedenes Uebergewicht; und wenn jetzt, nachdem das allgemeine Handelsrecht der Kolonisten durch Uebersetzung und Veröffentlichung der betreffenden Privilegien bekannt geworden, auch andere an die Eröffnung eines Krames denken, so dürfte denselben kaum viel Glück zu prophezeien sein. Doch zurück zur Sache.

Also weder in einem Wirthshause, noch in der Bude können wir abtreten; wir müssen also in eines der Gehöfte gehen. Sind wir schon längere Zeit in der Stadt, so haben wir vielleicht schon einen Gastfreund, anderenfalls müssen wir Gastfreundschaft zu machen suchen. Es bleibt übrigens ziemlich gleich, wo wir einkehren; die Höfe sind alle ganz ähnlich eingerichtet, und haben wir einen gesehen, so kennen wir alle. Einen ziemlichen Raum, der dem Hofe eines großen deutschen Bauerngutes nichts nachgiebt, schließen ringsum hölzerne Gebäude ein, aus abgeschälten, aber nicht viereckig gezimmerten Baumstämmen aufgeschichtet, deren Fugen mit Moos dicht verstopft sind; das eigentliche Wohnhaus, mit Brettern übernagelt, so daß es glatte Wände zeigt, hat meist auch nur ein Erdgeschoß, nie mehr als ein Stockwerk, und kehrt die breite Seite der Straße zu, die mit dem Hofe durch eine breite Thüre und den breiten Thorweg in Verbindung steht; das Uebrige sind Stallungen, Scheuern, Schuppen u. dgl. Oft jedoch findet sich auch noch ein wohnlich eingerichtetes Gebäude, bald im Gehöfte selbst, bald diesem gegenüber auf den schon genannten Newaländern, und in diesem Falle mit einem besonderen Garten umgeben; das ist die zum Vermiethen bestimmte Landwohnung für Städter. Fiel uns schon von der Straße das saubere Aussehen der Häuser auf — zur Vergleichung bietet sich gerade gegenüber jenseit der Newa das russische Dorf Rebatzki dar — so finden wir in den Höfen die nämliche Sauberkeit in vergrößertem Maßstabe. Selbst der große Düngerhaufen hat hier seine bevorrechtete Stelle in der Mitte hergeben müssen und sich bescheidentlich hinter die Gebäude zurückgezogen. Ins Wohnhaus tretend, gelangen wir durch den Flur zunächst in die geräumige Küche; die zugleich das Hauptwohnzimmer ist und an welche sich die anderen Stuben anschließen.*)

Kleine literarische Revue.

— **Biblische Frauen, von Katharina Diez.****) Mit tiefer Bescheidenheit widmet die liebenswürdige Dichterin hundert und einige dreißig Sonette den Frauen zur Betrachtung an stillen Sonntag-Nachmittagen. Sie schildert darin das Charakteristische und die hervortretenden Momente in dem Leben biblischer Frauen des alten und neuen Testaments. Ja, gewiß müssen das segensvolle Stunden der Weihe und Erhebung sein, in denen innige Gemüther von dem Dufte dieser Blüthen, die dem tiefsten Grunde eines zarten, edlen Frauenherzens entsprossen sind, durchweht werden. In der reinsten, von der feinsten und saubersten Kunst durchgeistigten Form, in wundervoller Musik des Wohllauts ergießt sich in diesen Klängen alle Innigkeit und alle Hoheit, die ganze Idealität eines weiblichen Gemüthes; ja, es ist das ewig Weibliche, das uns in diesen Liedern tief in die Seele dringt und sie hinanzieht zu jenen Sphären höherer Verklärung, wo die Quellen alles Friedens fließen. Und sollen wir Alles, was wir empfanden, mit Einem Worte sagen: Raphaels holdselige Gestalten voll Himmelsgeist und höchster Menschenschöne stiegen nach einander in uns auf und grüßten uns aus jedem der Gedichte. Wir meinen, Leser, es müßte auch Dir so ergehen, wenn Du eintauchtest Deine Seele in den Abendsonnenglanz dieser Lieder.

— **Das Leben Göthe's, von Lewes, in zweiter Auflage.*****) Nachdem neun Jahre seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses werthvollen Buches verflossen, ist es endlich jetzt zu einer zweiten Auflage gelangt — was in Erwägung der mehrfachen Ausgaben, welche die deutsche Uebersetzung bereits erlebte, eben kein Beweis für die vielgerühmte Bücherkauflust der Engländer ist. Herr Lewes hat die in neuerer Zeit über Göthe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse, besonders bei Gelegenheit des Schiller-Jubiläums im Jahre 1859 und in dem Briefwechsel Göthe's mit Karl August, sowie die Berichtigungen, die ihm in Bezug auf einzelne Angaben seines Buches zugegangen sind, zu einer theilweisen Umarbeitung desselben benutzt. Der Charakter des Werkes selbst, das durch seine maaßvolle Haltung, sowie durch die lichtvolle Kritik, die es den verschiedenen Epochen Göthe's, sowie seinen einzelnen größeren Werken widmet, selbst in Deutschland so mustergebend geworden, daß Palleske es in seinem Leben Schiller's treu nachahmte, ist jedoch, ungeachtet der neuen Bearbeitung, unverändert geblieben. Manches, was in der ersten Ausgabe zu weitschweifig erscheint, ist in der zweiten gekürzt oder weggelassen, so daß, trotz des Neuhinzugekommenen, das Buch an Umfang nicht allein nicht zugenommen hat, sondern sogar, statt der früheren zwei Bände, zu einem einzigen starken Bande zusammengezogen werden konnte.

— **Armstrong und Whitworth.** „Die Geschichte der Kanonen" (The Story of the Guns) heißt ein soeben bei Longman in London

*) Der Schluß-Artikel folgt im nächsten Blatte.

**) Berlin, R. v. Decker, 1864.

***) The Life of Göthe. By George Henry Lewes. Second Edition, partly re-written. London, Smith Elder.

erschienenes Buch von Sir James Emerson Tennent.*) Das Buch ist nicht sowohl eine Geschichte der Kanonen überhaupt, als eine Geschichte der Armstrong- und der Whitworth-Kanonen, und zwar, wie das Athenaeum behauptet, eine Parteischrift zu Gunsten Whitworth's und zum Nachtheil Armstrong's. Während Herr Tennent berichtet, daß bei einer vergleichenden Probe der beiden Arten von Kanonen gleichen Kalibers (Zwölfpfünder) die Armstrong'schen hinter ihren Rivalen weit zurückgeblieben seien, sucht das Athenaeum nachzuweisen, daß bei der von dem Verfasser erwähnten Probe die beiden Konkurrenten nicht unter ganz gleichen Verhältnissen agirt hätten, und daß zwei Monat später eine von Herrn Tennent nicht erwähnte, neue vergleichende Probe stattgefunden, wobei sich das Verhältniß von Armstrong zu Whitworth wie 640 zu 495 herausgestellt habe. Ebenso unrichtig sollen die Angaben des Verfassers in Bezug auf die Anwendung von Stahlgeschossen sein, welche nicht Whitworth, sondern Armstrong zuerst mit außerordentlichem Erfolge gegen Panzerschiffe angewendet hat, und zwar aus 150- und 300pfündigen Kanonen. Ueber das Prinzip der Verwendung des Gußeisens oder Gußstahls zu gezogenen Kanonen scheint unter den beiden Rivalen ebenfalls noch Streit zu herrschen. Ja, nach der ganzen Darstellung im Athenaeum (vom 30. Januar d. J.) scheint unter den verschiedenen englischen Artillerie-Behörden eine große Verschiedenheit der Meinungen in Bezug auf diese neueste verderbliche Erfindung unseres Jahrhunderts noch obzuwalten.

— **Friedrich Spiegel's Eran.****) Das vorliegende werthvolle Werk des um die Zendstudien und die Kenntniß der Zoroastrischen Religion hochverdienten Verfassers ist wesentlich aus einer Reihe von Aufsätzen entstanden, die derselbe in den Jahren 1858—1863 in der Zeitschrift das „Ausland" veröffentlicht hat. Wie wir aus der Vorrede ersehen, verdanken wir dieselben zunächst einem persönlichen Bedürfnisse, indem dem Verfasser daran gelegen war, sich in seinen Studien über das Avesta nicht bloß mit der Grammatik und dem Lexikon der verschiedenen iranischen Dialekte, sondern auch mit der Beschaffenheit des Landes und den Zuständen seiner Bewohner in verschiedenen Zeiten bekannt zu machen. Außer den Betrachtungen über die einzelnen Theile des Landes, enthält das Buch noch eine Anzahl anderer über politische oder kulturhistorische Verhältnisse, welche die gesammte iranische Nation betreffen; z. B. über Dejoces und die Anfänge der medischen Herrschaft, über die Regierung des Darius nach den Keilinschriften, über die kulturhistorische Stellung des alten Erân, über Avesta und Veda, über Avesta und Genesis, Beiträge zur neueren Geschichte des Parsismus. Einige dieser Aufsätze sind bereits gedruckt worden, andere sind neu hinzugekommen. Wer eine Vorstellung davon hat, wie lückenhaft und dunkel die Geschichte des alten Orients und namentlich von Iran noch ist, wie sehr die wichtige Religion des Zoroaster und ihre heiligen Schriften, deren genauere Kenntniß ihrer materiellen Grundlage noch immer ermangelt, und welche Wichtigkeit gediegene Aufklärungen über das Verhältniß der Iranier zu den stammverwandten Indern beanspruchen können, der wird sich verpflichtet fühlen, dem gelehrten Verfasser für diese gediegene Arbeit zu danken, die es ganz vornehmlich darauf abgesehen hat, allgemeine Gesichtspunkte und einen Ueberblick über das Ganze zu geben. Den wissenschaftlichen Forschern auf diesem Gebiete wird das vorliegende Werk fortan unentbehrlich sein.

— **Zur Schnell- und Rechtschreibung.***) Es liegen uns hier zwei neue Schriften des um die deutsche Grammatik und Schriftsystematik wohlverdienten und sehr thätigen Gelehrten, Herrn Dr. Gustav Michaelis vor. Was die erstere enthält, ist in dem Titel deutlich ausgesprochen: eine Anwendung des Stolze'schen stenographischen Systems auf die englische Sprache. Natürlich besitzen die Engländer bereits ihre eigene Stenographie, z. B. (abgesehen von den älteren Versuchen, von Timothy Bright und John Willis vom J. 1602) von Taylor und Isaak Pitman u. A., die von phonetischen Grundsätzen ausgehen; indessen bietet die englische Orthographie dem Stenographen eigenthümliche Schwierigkeiten dar, und so läßt sich denn wohl begreifen, daß Versuche nach größerer Vereinfachung ganz am Orte sind. Das Urtheil über das neue System, das gleichfalls auf phonetischen Grundsätzen beruht und weniger die höchst willkürliche englische Orthographie, als den gehörten Laut berücksichtigt, müssen wir den Männern von Fach überlassen.

Die zweite Schrift behandelt eine Streitfrage der deutschen Orthographie, nämlich wie man es mit Fixirung der S-Laute zu halten habe. Leider droht bei den nun fast unzähligen Versuchen, die deutsche Rechtschreibung zu reformiren, eine völlige Anarchie einzureißen, und diese betrifft nun auch die erwähnten Laute s, ss, ß u. s. w. Wir finden die Meinungen und Ansichten der verschiedenen Grammatiker und Orthographen hier zusammengestellt, vermissen aber auch hier eine radikale Lösung. Die Forschung ist hier so verwickelter Natur, daß man beim besten Willen den Faden verliert. Namentlich handelt es sich darum, auszumachen, ob gegenwärtig noch ein Unterschied in der Aussprache zwischen ss und ß bestehe, ob man z. B. gros, groß oder gross zu schreiben habe. Als ein Beitrag zur Klärung der Ansichten, falls sich ein Princip finden lassen sollte, hat die kleine Schrift ihren Werth.

— **Ueber die Entstehung des Schwefelwasserstoffs in Mineralquellen.** Im Auftrage der Brunnen-Direktion von Bad Landeck in Schlesien hat Dr. Lothar Meyer zu Breslau eine genaue chemische Analyse der Badequellen Landecks vorgenommen und publizirt.**) Ueber die Entstehung des Schwefelwasserstoffs gaben folgende recht interessante Versuche direkte Auskunft. Vier gleiche Flaschen mit sehr gut schließenden Glasstöpseln wurden an zwei Quellen vollständig gefüllt, und zwar so, daß an jeder der Quellen je eine der Flaschen mit dem reinen Wasser der Quelle, eine andere unter Zusatz von einer kleinen Handvoll der im Wasser vorkommenden Algen gefüllt wurde. Die Flaschen wurden dann mit Pergamentpapier überbunden und im Dunkeln aufbewahrt. Nach vier Wochen wurden sie geöffnet. Das Wasser der Flaschen, welche keine Algen enthielten, roch nicht nach Schwefelwasserstoff. Das von den Algen klar abgegossene Wasser roch sehr stark nach dem

*) Leipzig, Ludwig Denicke. Berlin, A. Asher u. Co.

**) Erân, das Land zwischen dem Indus und Tigris. Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Geschichte, von Dr. Friedrich Spiegel. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1863.

*) A new system of English Stenography or Shorthand on the Principles of W. Stolze by Dr. Gustav Michaelis (with thirty two lithographed plates.) London, Trübner; Paris L. Hachette; Berlin, Franz Lobeck.

Ueber die Physiologie und Orthographie der S-Laute, von Dr. G. Michaelis. Besonders abgedruckt aus Herrig's „Archiv für das Studium der neueren Sprachen". Berlin, Fr. Lobeck, 1863.

**) Chemische Analyse der Quellen zu Bad Landeck von Dr. Lothar Meyer. Breslau, Gosohorsky's Buchhandlung. 1863. 26. S.

Gase. Eine genaue Analyse ergab, daß das Wasser durch die Berührung der Algen fünf Mal so viel Schwefelwasserstoff enthielt als ohne die Algen.

Literarischer Sprechsaal.

Die Schleswig-Holsteiner sind ein vorzugsweise loyales und konservatives Volk. Die „Grenzboten" bemerken in dieser Hinsicht: „Holstentreue ist sprüchwörtlich geworden. Die vom großen Weltverkehr abgelegene Lage des Landes, der Mangel an großen Städten, welche einen demokratisirenden Einfluß üben könnten, ein gewisses Phlegma namentlich des holsteinischen, südschleswigschen und des die Marschen bewohnenden Theils der Bevölkerung endlich wirken zusammen, daß man zäh am Herkommen und der Ueberlieferung festhält, was namentlich auch auf politischem Gebiete zu beobachten ist. Die Jahre 1848 bis 1850 sprechen nicht gegen, sondern für diese Behauptung. Als damals die Schleswig-Holsteiner gezwungen waren, ihre Landesrechte gegen die Angriffe der dänischen Revolution mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, haben sie nicht einen Augenblick das Recht ihres Landesherrn in Frage gestellt, obwohl derselbe auf der Seite ihrer Feinde stand. Seitdem aber haben sie allen Gewaltthaten, die im Namen ihres unbezweifelt legitimen Herzogs an ihnen verübt wurden, nur passiven Widerstand entgegengesetzt. Stehen sie jetzt dem König Christian dem Neunten gegenüber, so ist es derselbe loyale Charakter, der sie dazu antrieb. Das Recht giebt für den Schleswig-Holsteiner den Ausschlag, und selbst die Dänen haben nie behauptet, daß der Protokollprinz mehr als ein zweckmäßiger, nie, daß er ein rechtmäßiger Nachfolger Friedrichs des Siebenten sei. Das Recht ist auf Seiten des Augustenburgers und so erklärte sich das Land für diesen. Die Ritterschaft in ihrer großen Mehrzahl, die Universität ohne Ausnahme, die Geistlichkeit fast einstimmig, die ungeheure Mehrheit der Beamten haben ihm gehuldigt. Alle Städte Holsteins und Schleswigs proklamirten ihn, Massen von Deputationen der Landgemeinden erschienen, ihm die Ergebenheit der durch sie Vertretenen auszusprechen. Alles dies geschah aus freier Ueberzeugung, zum Theil noch unter dem Drucke der dänischen Bajonnette, für einen Fürsten, dem keine andere Macht als sein Recht und der Wille zur Seite stand, dieses Recht zum Besten des Landes geltend zu machen. Wie wird man anders als mit Gewalt diesem Volke einen anderen Herzog geben, wie vollends um den König von Dänemark als Herzog aufnöthigen können, nachdem die Schleswig-Holsteiner seit Jahren den Augenblick herbeigesehnt haben, wo auf legitimem Wege die Trennung von Dänemark erfolgen mußte? Es ist wahr, man kann sie für einige Zeit zwingen, einem Usurpator zu gehorchen; nie aber werden sie ihn für etwas Anderes als einen Usurpator halten, nie die Pflicht der Treue gegen ihn anerkennen, sondern im Gegentheil sorgsam auf jede Komplikation in Europa achten, welche die Gelegenheit bieten kann, sich von ihm und der Verbindung mit Dänemark loszumachen."

Unter der Ueberschrift „Vier Märtyrer der deutschen Wissenschaft in Inner-Afrika" bringt das erste diesjährige Heft von A. Petermann's geographischen Mittheilungen eine Karte der Reisen von Overweg, Vogel, v. Beurmann und Steudner. Erläutert ist diese Karte von Ost- und Inner-Afrika, im Maaßstabe von 1 zu 14,000,000, durch eine gedrängte, historische Uebersicht der Reisen und Schicksale jener vier Märtyrer, aus der Feder von A. Petermann, der, ebenso wie Dr. Heinrich Barth, berufen ist, dem Andenken dieser deutschen Männer ein würdiges Denkmal zu setzen.

Die neueste Nummer der bekannten Eisenbahn-Bücher von Bergson-Sonenberg in Leipzig bringt uns eine von L. von Alvensleben bearbeitete deutsche Uebersetzung des kleinen französischen Romans „Niko Veliki", welchen die Baronin von Reinsberg (Ida von Düringsfeld) im Jahre 1855 im Feuilleton eines Pariser Journals und später in der „Bibliothèque Internationale" von A. Schnée in Brüssel veröffentlicht hat, und den wir damals bereits im Magazin besprochen haben. Unseres Wissens ist dies der erste Fall, daß der Roman einer deutschen Schriftstellerin von fremder Hand dem deutschen Lese-Publikum zugänglich gemacht wird.

Der Wiener Zweigverein der deutschen Schillerstiftung, der vor einigen Tagen seine Jahresversammlung hielt, hat in den vierzehn Monaten vom 1. November 1862 bis zum 31. Dezember 1863 in 17 Unterstützungs-Fällen 875 Gulden gewährt. Seine Einnahmen (wovon zwei Drittel in die Hauptkasse des Centralvereins der Schillerstiftung fließen) betrugen in jener Zeit 3625 Gulden, und zwar 1177 Gulden durch Jahresbeiträge und 2448 Gulden durch Zins-Erträgnisse, wozu noch 293 Gulden durch außerordentliche Zuwendungen kamen.

Von Eduard Fischel's „Verfassung Englands" ist so eben auch eine französische Uebersetzung erschienen, die von Ch. Vogel nach der zweiten verbesserten Auflage des deutschen Originales und unter Vergleichung mit der englischen Uebersetzung von Jeremy Shee bearbeitet ist. (La Constitution d'Angleterre. Par Edouard Fischel. Paris, C. Reinwald).

Als Ergänzung der Karte von Schleswig, Holstein und Lauenburg, von Fr. Handtke, ist jetzt ein gleich großes Blatt desselben von Jütland im Maaßstabe wie 1 zu 480,000 erschienen.*) In einem größeren Maaßstabe (1 zu 160,000) ist auf diesem Blatte auch noch ein Kärtchen zur Uebersicht der wichtigen Positionen von Kolding, Middelfart und Friedericia, an der Spitze des Kleinen Belt, beigefügt.

Von Dr. John Bull, dem Organisten und Kapellmeister der Königin Elisabeth, der, nach neueren Ermittelungen, der Komponist der National-Hymne „God save the King" ist, hat man kürzlich unter den Papieren des englischen Staatsarchives ein eigenhändiges Noten-Manuskript aufgefunden. Es gehört dieses Manuskript zu den ältesten vorhandenen Aufzeichnungen musikalischer Kompositionen in England.

Für das militairwissenschaftliche Publikum sind folgende neue Schriften von Interesse, die beide bei Tanera in Paris erschienen:

Recherches sur l'organisation du corps du génie en Europe. Par C. Heydt, capitaine du génie. (7½ Fr.).

L'intendance militaire. Par le baron Frédéric de Reiffenberg. (1½ Fr.).

*) Glogau, Verlag von C. Flemming.

Confirmationsgeschenk.

Worte des Herzens
von
J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von **C. W. Hufeland.**
Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr.
Bessere Ausgaben mit L's Porträt, Widmungsblatt, Biographie u. a. m. sind in engl. Einband mit Goldschnitt geb. zu 1 Thlr 10 Sgr., bez. 1 Thlr. zu erhalten. (141)

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Revert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In der Landkarten-Handlung von
J. H. Neumann in Berlin, **Mohrenstr. 50,**
neben dem Englischen Hause, ist so eben erschienen:
Special-Karte vom Sundewitt in 1:50,000
und
Plan der Gegend von Düppel mit den dänischen Schanzen in 1:25,000.
Herausgegeben von F. v. D.
Preis 5 Sgr. (135)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre:

Eran
das Land zwischen dem Indus und Tigris.
Beiträge
zur Kenntniss des Landes und seiner Geschichte
von
Dr. Friedrich Spiegel.
gr. 8. geh. 2 Thlr. (136)

In **J. Heuberger's** Verlag in Bern ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Helvetia. **Musen-Almanach auf das Jahr 1864.**
Herausgegeben vom schweiz. literarischen Verein.
16. 240 S. brosch. Preis 20 Ngr. (134)

Bei den Verlegern dieser Zeitschrift erscheint so eben:

Philologie, Geschichte und Psychologie.
Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von **Dr. H. Steinthal,**
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (137)
5 Bogen gr. 8. 15 Sgr.

In unserem Verlage ist erschienen:

Lug und Trug.
Vom Standpunkte des Strafrechts u. der Geschichte dargestellt von **Dr. Leonhard Freund.**
Erster Band:
Lug und Trug unter den Germanen.
Von den ältesten Zeiten bis zum Erlöschen der Herrschaft der Karolinger.
20½ Bogen 8. geheftet Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.
Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (138)

Armand's neuester Roman!
In der Buchhandlung von **Schmorl & von Seefeld** ist soeben erschienen und vorräthig in allen Buchhandlungen:

Der Sprung vom Niagarafalle.
Roman in vier Bänden.
Preis 6 Thaler.

Eine glühende, anschauliche Darstellung und eine Erzählung, welche den Leser dauernd fesselt, stellen dieses neueste Werk des in ganz Deutschland, in allen Kreisen der Leserwelt, gefeierten Schriftstellers in die erste Reihe seiner Schöpfungen. In einfach eleganter Sprache hat der Verfasser den reichen Stoff noch sorgfältiger und ausführlicher als früher bearbeitet, die Charaktere mit Meisterhand gezeichnet und die prächtigen Naturschilderungen mit so lebhaften Farben gemalt, daß der Leser durch diesen neuesten Roman Armands bis zur letzten Seite gefesselt und in Spannung erhalten wird. Die Befriedigung des Lesers am Schlusse wird unsere Empfehlung rechtfertigen. (132)

Bei den Verlegern dieser Zeitschrift erschien:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.
Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facsimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande u. Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
Miniatur-Ausgabe (zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlstich geg. von Ludwig Richter. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.
Kabinets-Ausgabe (elfte Auflage 1859) eleg. geb. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (139)

Im **J. C. Hinrichs'schen** Verlage zu Leipzig erscheint vom Januar 1864 an und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der
Geographie und Statistik
für die gebildeten Stände
begründet durch
Dr. C. G. D. Stein und Dr. Ferd. Hörschelmann
neu bearbeitet unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten von
Prof. Dr. J. E. Wappäus.
Siebente Auflage ergänzt bis auf die neueste Zeit.

Zweites Abonnement in 48 Halbmonats-Lieferungen à 15 Ngr.

Das Werk kann aber auch in 10 Abtheilungen bezogen werden, von welchen 5 bereits fertig vorliegen, 3 im Laufe der nächsten Monate und 2 später fertig werden.

I. **Band.** 3 Abtheilungen. Allgemeine Geographie — Nordamerika — Mittel- und Südamerika von Professor **Wappäus** in Göttingen
II. **Band.** 1. 2. Abtheilung. Afrika u. Australien von Dr. **C. E. Gumprecht** in Berlin und Direktor Dr. **Meinicke** in Prenzlau.
3. Abtheilung. Asien von Dr. **J. H. Plath** in München u. **J. H. Gruner** in Hamburg.
III. **Band.** 1. Abtheilung. Einleitung zu Europa von Prof. **Wappäus.** — Rußland von Prof. **Possart.** — Türkei, Griechenland und Jonien von Prof. **H. F. Brachelli.** — Dänemark, Schweden und Norwegen von Dr. **C. F. Frisch** in Stockholm. — Britisches Reich von **G. E. Ravenstein** in London. — Niederlande von Dr. **M. M. von Baumhauer** im Haag.
2. Abtheilung. Spanien und Portugal von Prof. **M. Willkomm** in Tharandt. — Frankreich von Dr. **M. Block** in Paris. — Belgien von Dir. **X. Heuschling** in Brüssel. — Schweiz und Italien von Prof. **H. F. Brachelli** in Wien.
IV. **Band.** 2 Abtheilungen. Oesterreichischer Kaiserstaat. — Preußen und die übrigen Staaten des deutschen Bundes. Von Prof. **H. F. Brachelli** in Wien.

Alle während des Druckes entstandenen Veränderungen werden in Nachträgen Berücksichtigung finden, auch haben wir Sorge getragen, daß genau gearbeitete Inhaltsübersichten und Register zu jeder Abtheilung den Gebrauch des Ganzen erleichtern.

Die bedeutendsten Statistiker und Geographen haben an dem Werke mitgearbeitet, dessen Reichhaltigkeit und Vollständigkeit von keinem ähnlichen übertroffen wird.

Prospecte und 1. Lieferung liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus, Lieferung 2 und folgende werden nur auf feste Bestellung geliefert. (131)

Das Magazin optischer und mechan. Instrumente
von **A. Meissner,** Opticus und Mechanicus,
Friedrichs-Strasse Nr. 71, Ecke der Tauben-Strasse,
empfiehlt **Theater-, Reise-, Militair-** und **Marine-Perspective** von unübertrefflicher Wirkung, in jeder Grösse **Lorgnetten, Brillen, Pince-nez** in grösster, geschmackvollster Auswahl, **Barometer, Thermometer, Reisszeuge** für Bauzeichner und zum Schulgebrauch, überhaupt Instrumente jeder Art zu billigen, soliden, aber festen Preisen. (133)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 11.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an, für England H. Bender, London, 5 Little Newport Street, Leicester Square.

Sendungen
die Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 13. März 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.
Die Feldzüge Alexander's des Großen . . 162
Die österreichischen Universitäten 164

Rußland.
Rußlands Volksmenge, verglichen mit der der übrigen Mächte. Nach Alexander von Humboldt und Berghaus 164
Deutsche Kolonien um St. Petersburg. IV. Sommerleben und Volksleben . . . 166

Frankreich.
Wetterpropheten und Wetterer. Mathieu de la Drome 168

Italien.
Lateinische Sommer, v. Ferdinand Gregorovius 171
Ein biblisches Wörterbuch der Hochkirche . 172

Nord-Amerika.
Franklin über den Mann mit der eisernen Maske 173

Kleine literarische Revue.
Shakspeare und Ben Jonson 173
Die Bedeutung der Thierwelt auf den Menschen 174
Theorie der Ferment-Wirkungen 174

Literarischer Sprechsaal 159

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

D. Harrwitz:

Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

mit Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Andersen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (154)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

THE OLD DRAMATISTS
AND
THE OLD POETS.
WITH BIOGRAPHICAL MEMOIRS, ETC.

THE OLD DRAMATISTS.

In 1 vol. 8vo, price 12 s. cloth.
SHAKSPEARE. With Remarks on his Life and Writings by *Thomas Campbell*; and Portrait, Vignette, Illustrations, and Index.

In 1 vol. 8vo, price 12*s*. cloth.
WYCHERLEY, CONGREVE, VANBRUGH, AND FARQUHAR. With Biographical and Critical Notices. By *Leigh Hunt*; and Portrait and Vignette.

In 1 vol. 8vo, price 12*s*. cloth.
MASSINGER AND FORD. With an Introduction by *Hartley Coleridge*; and Portrait and Vignette.

In 1 vol. 8vo, price 16*s*. cloth.
BEN JONSON. With a Memoir by *William Gifford*; and Portrait and Vignette.

In 2 vols. 8vo, price £1 12*s* cloth.
BEAUMONT AND FLETCHER. With Introduction by *George Darley*; and Portrait and Vignettes.

In 1 vol. 8vo, price 10*s* 6*d* cloth.
JOHN WEBSTER. With Life and Notes, by the Rev. *Alexander Dyce*.

In 1 vol. 8vo, price 12*s* cloth.
MARLOWE. With a Memoir and Notes, by the Rev. *Alexander Dyce*.

In 1 vol. 8vo, price 16*s* cloth.
PEELE AND GREENE'S DRAMATIC WORKS. Edited by the Rev. *Alexander Dyce*.

THE OLD POETS.

In 1 vol., price 10*s* 6*d* cloth.
SPENSER. With Selected Notes; Life by the Rev. *H. J. Todd*, M.A.; Portrait, Vignette, and Glossarial Index.

In 1 vol., price 10*s* 6*d* cloth.
CHAUCER. With Notes and Glossary by *Tyrwhitt*; and Portrait and Vignette.

In 1 vol., price 10*s*. 6*d*. cloth.
DRYDEN. With Notes, by the Revs' *Joseph* and *John Warton*; and Portrait and Vignette.

In 1 vol., price 10*s*. 6*d*. cloth.
POPE. Including the Translations. With Notes and Life, by Rev. *H. F. Cary*, M.A.; and Vignette.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (143)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin sind erschienen:

Bessel (F. W.), Versuche über die Kraft, mit welcher die Erde Körper von verschiedener Beschaffenheit anzieht. Mit einer Kupfertafel. gr. 4. geh. 20 Sgr.

Dove (H. W.), Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. 1857. gr. 4. geh. 24 Sgr.

— — Ueber die täglichen Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre. 1857. gr. 4. geh. 14 Sgr.

Encke (J. F.), Ueber die Existenz eines widerstehenden Mittels im Weltenraume. Auszug aus dem Astronomischen Jahrbuche für 1861. 1858. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Förster (W.), Johann Keppler und die Harmonie der Sphären. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 8. Februar 1862. Velinpapier. 8. geh. 8 Sgr.

Hagen (G.), Ueber Fluth und Ebbe in der Ostsee. Erste Abhandlung. 1857. gr. 4. geh. 8 Sgr. Zweite Abhandlung. 1859. gr. 4. geh. 8 Sgr.

— — Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Humboldt (A. v.), Ueber die Haupt-Ursachen der Temperatur-Verschiedenheit auf dem Erdkörper. 1827. gr. 4. geh. 10 Sgr.

Kirchhoff (G.), Untersuchungen über das Sonnen-Spectrum und die Spectren der chemischen Elemente. Zweite, durch einen Anhang vermehrte Ausgabe. Mit drei Tafeln. 1862. gr. 4. cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Zweiter Theil. Mit zwei Tafeln. 1863. gr. 4. cart. 25 Sgr.

So eben erschien bei uns in **vierter** Auflage:

Specialplan der Düppel-Stellung

mit sämmtlichen Verschanzungen, 1:33,000, nebst einer Operations-Uebersicht des Feldzuges in Schleswig-Holstein. Preis 5 Sgr., col. 7½ Sgr. (147)

S. Schropp'sche Landkartenhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die Feldzüge Alexanders des Großen.*)

Der 14. Band der Jugend-Bibliothek des griechischen und deutschen Alterthums, herausgegeben von Dr. Fr. Aug. Eckstein, enthält die „Geschichte der Asiatischen Feldzüge Alexanders des Großen." Wir haben in Nr. 7. des „Magazin" von 1862 über ein früheres Schriftchen desselben Verfassers, das den 9. Theil der Jugend-Bibliothek bildet: „Der Feldzug der Zehntausend Griechen", berichtet. Dieselben Vorzüge, die wir dort zu rühmen Veranlassung hatten, finden sich auch in diesem Bändchen, nur daß die Geschichte der Feldzüge Alexanders wegen ihrer wichtigeren welthistorischen Bedeutung und wegen der mannichfaltigeren und spannenderen Ereignisse ein ungleich größeres Interesse erregt, als der Rückzug der Zehntausend. Der erste Theil, der uns bis jetzt vorliegt, reicht bis zu der Einnahme von Persis und der Zerstörung von Persepolis. Der Verfasser ist in seiner Darstellung vor allen dem Arrian gefolgt, mit Benutzung der Mittheilungen des Diodor, Curtius, Plutarch, Justin, Polyän und der zerstreuten Notizen in anderen Schriftstellern. Den zahlreichen Hilfsschriften der Neueren hat er die gebührende Berücksichtigung geschenkt. Zur Erläuterung der militärischen Verhältnisse ist die „Geschichte des griechischen Kriegswesens von Rüstow und Köchly" benutzt. Die Versicherung des Verfassers, daß er überall bemüht gewesen sei, seine eigene Anschauung so bestimmt und selbständig als möglich zum Ausdruck zu bringen, und daß er überall sine ira et studio nur nach Erkenntniß der Wahrheit gestrebt habe, wird man bei der Lectüre des Schriftchens wohl bestätigt finden.

Wir heben als besonders gelungen die allgemeine Charakteristik, die der Verfasser von seinem Helden giebt, hervor. „Alexander war ein schöner blühender Jüngling, zwar nicht von auffallender imponirender Größe, dagegen von ungemeiner Anmuth, Kraft und Wohlgestalt. Sein schönes, kühnes und offenes Antlitz zeigte lebhafte Farben; die frische Röthe seiner Wangen hebt Plutarch besonders hervor. Die Stirne war von dichtem, blondem, krausem Haare beschattet, das Alexander steil nach oben zu streichen pflegte, so daß es nach beiden Seiten mähnenartig herabfiel. Charakteristisch war das Sanfte und Schmachtende seines Blickes, sobald sein Auge nicht vom Feuer heftiger innerer Bewegung leuchtete, — in letzterem Falle nahm des jungen Fürsten Blick leicht einen furchtbaren Ausdruck an — nicht minder die Gewohnheit, das Haupt, mit einer leichten Biegung des Nackens nach links, aufwärts gerichtet zu tragen; endlich sein lebhafter, energischer Gang. In seinem Wesen aber und in den Aeußerungen seines Geistes lebte eine eigenthümliche Doppelnatur; Vater und Mutter, in ihren Charakteren und Grundanlagen unter einander gänzlich verschieden, hatten charakteristische Züge ihres Wesens auf diesen Sohn vererbt. Die Mutter Olympias, die wilde Epirotin, die Frau, von deren schrecklicher Leidenschaftlichkeit die Geschichte auf mehr als Einem blutig dunkelen Blatte redet, sah nicht blos dieses wilde Feuer in ihrem geliebten Alexander fortleben. In ihrer Jugend war sie der Feier der orphischen Mysterien und dem orgiastischen Dienst des Dionysos mit fanatischem Enthusiasmus ergeben gewesen; dieses phantastische Wesen erscheint bei Alexander in unvergleichlich veredelter Form. Der rasch auflodernde Enthusiasmus, der schwärmerische Zug in Alexanders Naturell, die romantisch-phantastische Stimmung, die so oft bei ihm durchklingt und nachmals den kühnen Jüngling wiederholt mehr als Ritter und Helden, denn als Feldherrn und König handeln läßt, endlich der stürmische Drang nach dem Unerhörten, Ungeheuern — das Alles sind Züge, die den Prinzen des macedonischen Heraklidenhauses sonst ganz fremd waren. Und mit dieser Naturanlage verband Alexander doch einige der hervorragendsten Eigenschaften des Vaters. Es stimmte noch vollkommen zu jenem hochfliegenden Wesen, daß Alexander Philipps Rastlosigkeit in erhöhtem Grade geerbt hatte; daß jeder neue Gewinn seine Energie und das Umfassende seiner Pläne und Unternehmungen nur steigert. Aber Alexander entwickelt auch denselben kalten Verstand; dieselbe kühle Besonnenheit, die ruhige Klarheit in der Anlage seiner Unternehmungen, den glücklichen Blick bei der Wahl seiner Werkzeuge und Mittel, und die furchtbare Energie in der Durchführung seiner Beschlüsse, wie dieses einst auch die bittersten Gegner an Philipp gefürchtet und bewundert hatten; freilich aber auch, und das schon sehr frühzeitig, dieselbe furchtbare Härte, wenn es sich darum handelt, aus Motiven politischen Interesses Dinge zu genehmigen oder selbst auszuführen, die mit Alexanders sonstiger ritterlicher Hochherzigkeit in grellem Gegensatze stehen.

„Natürlich treten alle diese Eigenschaften erst nach und nach hervor; zunächst bezauberte der tapfere, heldenmüthige, hochbegabte Jüngling seine Eltern, den Hof und das Volk noch durch andere Züge von menschlich wohlthuender Art. An einem grundverderbenen Hofe hatte sich Alexander seine ganze keusche Jugendfrische mit Strenge bewahrt; mit einem tiefen Gefühle für Frauenehre verband er eine ideale, an den Vorbildern seines Homer genährte Schwärmerei für das Gefühl der Freundschaft. Offen und hingebend, denen, die er liebte, ohne Rückhalt vertrauend, treu und zuverläßig, bei allem fürstlichen Stolze und Selbstbewußtsein sehr zur Milde, zur leutseligen Freundlichkeit gestimmt, — so war Alexander eine durchaus liebenswürdige Natur, der Stolz der macedonischen Jugend. Allein dieser glänzende Aufgang sollte nicht ungetrübt bleiben. Zu keiner Zeit fehlen in Alexanders Geschichte die finsteren Stunden, die im Verlauf der Jahre immer dunklere Schatten auf dieses lichte Heldenleben werfen."

Den Wendepunkt in dem Leben Alexanders bildet der Zug zu dem Orakel des Ammon, das ihn für den Sohn des höchsten Gottes erklärte. „Alexander ließ es ganz gern geschehen, daß sich dergestalt ein mythisch-romantischer Schimmer an seine Person heftete; lange legte er nur den Orientalen gegenüber Werth auf die neue Weihe, die er aus dem Tempel des Ammon mitgenommen; den Griechen und Macedoniern gegenüber gab er noch lange dem Humor über die Mythe von seiner unmittelbaren Abkunft von dem Ammon-Zeus freien Spielraum. Und dennoch datiren die ersten Spuren der tiefen Entfremdung zwischen Alexander und einem Theile seiner Offiziere, die später zuerst in Drangiana und Medien in blutig-grauenhafter Weise zu Tage treten sollte, gerade von den Tagen dieses Zuges nach dem Ammon-Tempel. Vor Allem zu der finsteren Feindschaft zwischen Alexander und seinem Jugendgenossen Philotas, die den Blutscenen von Drangiana ganz besonders ihr entsetzliches Gepräge gegeben hat, wurde damals der erste Grund gelegt. Noch war Alexander der ritterliche Heerkönig eines freien Kriegervolkes; aber indem er seine neue Krone mit dem übermenschlichen Nimbus der Pharaonen und der Achämeniden schmückte, leitete er bereits den schweren und traurigen

*) Nach den Quellen dargestellt von Dr. G. F. Hertzberg. Erster Theil. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1863.

Kampf ein, den er künftig mit den eigenen Freunden bestehen sollte."

Von diesem Zeitpunkte an scheint auch seine Politik in Betreff der eroberten und noch zu erobernden Länder eine bestimmte Gestalt gewonnen zu haben. Man thut dem genialen Manne offenbar Unrecht, wenn man ihn blos als einen gewaltigen Eroberer betrachtet, wenn man ihm lediglich die Absicht zuschreibt, Reiche zu stürzen und Völker zu unterjochen des eiteln Kriegsruhmes wegen. Die Krone der Achämeniden war der hohe Preis, um den zu kämpfen er ausgezogen war, und als er nach der Einnahme von Babylon als der neue Großkönig von Asien ausgerufen worden, wollte er für die Völker seines neuen Reiches mehr werden, als blos ein soldatischer Zwingherr; er wollte in großem Sinne ihr König werden. Er konnte nicht daran denken, das gewaltige Reich durch seine Waffen zusammenzuhalten; nur das furchtbarste Blutregiment konnte einer Fremdherrschaft wie die seinige einen Schatten von Sicherheit verleihen. Schon in Aegypten hatte er deutlich gezeigt, in welchem Sinne er die Herrschaft im Morgenlande zu führen gedachte. Es entging seinem klaren Blicke nicht, daß Aegypten bei seiner natürlichen Lage und seinen reichen Mitteln einen ehrgeizigen Satrapen sehr leicht in Versuchung führen könnte, nach vollkommener Unabhängigkeit zu streben, und ebenso konnte der alte Nationalgeist der Aegypter, die seit Kambyses Zeiten so oft im Aufstande gewesen waren, unter Umständen sich auch gegen die neue Herrschaft erheben. Daher vertheilte er die Civil- und Militär-Verwaltung unter verschiedene höhere Beamte, die er aus Europäern und Aegyptern in der Art auswählte, daß dieselben thatsächlich einander überwachten, das ägyptische Volk aber die Absicht Alexanders, die nationalen Gewohnheiten des Landes unangetastet zu lassen, deutlich erkennen konnte. Jetzt, in dem ungemischt orientalischen Babylon, trat ihm die ungeheuere Aufgabe, die er lösen sollte, in ihrer ganzen Größe klar und scharf entgegen. Dieselben Mittel, die er in Aegypten mit Erfolg angewendet hatte, brauchte er auch hier, doch in größerem Umfange. Den chaldäischen Priestern begegnete er mit derselben Zuvorkommenheit, wie den Priestern Aegyptens. Um auch die iranischen Völker zu gewinnen und mit ihrem Schicksale zu versöhnen und sie leichter und schneller als durch Waffengewalt zur Ergebung zu bestimmen, glaubte er, ihnen die Ueberzeugung beibringen zu müssen, daß nur die in Schmach und Sünden verkommene, von den Göttern verlassene Dynastie der Achämeniden durch ein neues, viel herrlicheres, von der Götter-Gunst getragenes Königsgeschlecht ersetzt werden sollte. Vor Allem sollten die edlen Geschlechter dieser Völker erfahren, daß der neue Großkönig nicht daran denke, ihre bisherige glänzende Stellung zu vernichten, daß auch künftig die Fürsten von Iran die Herren im Lande ihrer Väter sein, daß auch sie neben den macedonischen Herren an dem stolzen Hofe dieses Königs die alten Ehren halten und der alten Gnaden theilhaftig werden sollten.

Jetzt zuerst ernennt Alexander Perser zu Satrapen; doch wurde ihre Gewalt wesentlich beschränkt. Neben dem asiatischen Verwalter fanden europäische Beamte ihren Platz, die sehr wesentliche Machtmittel in ihren Händen behielten; denn die Finanzwirthschaft und der Oberbefehl über die Truppen wurden nur zuverlässigen Macedoniern oder Griechen anvertraut. Trotz dieser Beschränkung mußte das Beispiel so hoher Begünstigung vornehmer Perser, die dem fremden Sieger wesentliche Dienste auf Kosten des alten Herrn geleistet hatten, auf die Iranier mächtig wirken und die letzten Bande der Anhänglichkeit an die untergehenden Achämeniden immer mehr lockern. Noch war das neue Reich kaum zur Hälfte vollendet; das neue Regierungssystem aber in seinen Hauptzügen festgestellt. Alexander schritt auf diesem Wege konsequent fort; es waren nothwendige Schritte, die aber auch für ihn verhängnißvoll werden sollten.

Er stellte jetzt in seiner Person die Einheit und zugleich die eigenthümliche Doppelnatur seines Reiches in charakteristischer Klarheit dar. Für seine Griechen und Macedonier war er noch immer der hochgeehrte König, der gefeierte Waffenbruder treuer Krieger eines freien Volkes; für die Asiaten aber war er ein neuer Cyrus, ein neuer Großkönig von göttlicher Abkunft. Und damit war die Entwickelung angebahnt, die über diesen hohen Mann in aller blendenden Fülle des Glückes das tiefste Elend bringen sollte. Je tiefer Alexander in das Morgenland eindrang, je gewaltiger sein asiatisches Reich sich um ihn ausbreitete, um so stärker wurde auch der Einfluß, den der Orient auf ihn selbst ausübte, um so tiefer mußte er selbst auf den Geist und die Anschauungen seiner neuen Völker eingehen, und um so mehr mußte er sich von den Gefühlen und den Gesinnungen seines eigenen Volkes entfernen. Mit dem Einzuge in Babylon gehen die Tage seines sonnenhellen Glückes zu Ende; der theuere Preis, mit dem der hohe Ruhm erkauft wird, der Weltgeschichte neue Bahnen vorzuzeichnen, ist auch diesem Alexander nicht erspart geblieben."

Alexander gegenüber, der sich nach der Einnahme von Persepolis auf dem höchsten Gipfel des Glückes und des Ruhmes befand, bildet der unglückliche Darius einen das innigste Mitleid in Anspruch nehmenden Gegensatz. „Seitdem dieser Sultan nach seiner jähen Flucht vom Schlachtfeld am Bumodos nach Ekbatana gekommen, waren nach den Hallen des medischen Königsschlosses nur immer neue, immer schrecklichere Unglücksbotschaften gelangt. Babylon und Susa waren dahin, die Treue der Fürsten des Reiches war zum Spott geworden, die Blüthe der persischen Jugend war in der mörderischen Gebirgsschlacht gebrochen. Die Macht und der Glanz seiner Krone war nur noch ein leerer Name, der Ruhm seines Heeres und seiner Fürsten eine Posse, sein Purpur ein leerer Flittertram. Nun leuchtete der blutige Feuerschein von Persepolis auf, ein schauerliches Zeichen von dem schonungslosen Ernste seines grimmigen Verfolgers; nun blickte der unselige Darius von den goldenen Zinnen der Dejocesburg immer banger hinaus nach den dunkelen Hochgebirgen des Kaspischen Meeres, nach dem fernen turanischen Osten: die tapferen Söhne des Hochlandes, die kühnen Reiter der Steppen wollten sich noch immer nicht am fernen Horizonte zeigen. So stand er da, ohne Zukunft, ohne Hoffnung, ein gebrochener, ein verlorener Mann; heute noch ein Schattenkönig, morgen schon ein heimatsloser Flüchtling in dem Reiche seiner Väter!"

Die Katastrophe des großartigen Drama's wird uns zeigen, wie Beide ihr Geschick erreicht. Darius, von des Verräthers Stahl getroffen, sinkt als bedauernswerthes Opfer der Sünden seiner Väter, indeß der Halbgott Alexander, von keinem anderen Feinde als seiner eigenen Leidenschaft bezwungen, der menschlichen Schwäche den Tribut zahlt, nachdem er das auserwählte Werkzeug der Vorsehung gewesen, den Nationen der alten Welt vom Adriatischen Meere bis zum Himalaya die neuen Bahnen vorzuzeichnen, in denen sie sich viele Jahrhunderte lang bewegen sollten. M.

Die österreichischen Universitäten.*)

Die österreichischen Universitäten leiden an zweierlei Gebrechen: mehrere von ihnen entbehren einzelne Fakultäten und alle Provinzial-Universitäten stehen derjenigen der Hauptstadt Wien außerordentlich nach. Die Regierung fühlt das Bedenkliche der Unvollständigkeit in einer Zeit, in welcher mündliche Anregung der Vertreter von verwandten Disziplinen alle Wissenschaft in so hohem Grade gefördert hat; sie fühlt aber auch zugleich die Gefahr der einseitigen Richtungen, welche durch die Präponderanz eines einzigen geistigen Centrums hervorgerufen werden; sie hat deshalb von einer Anzahl wissenschaftlicher Autoritäten Gutachten erfordert, wie den Uebelständen abzuhelfen sei. Eine derselben, Professor Rokitansky, hat sein Gutachten in einer Broschüre niedergelegt: „Die Conformität der Universitäten", und er stellt in derselben folgende Forderungen auf:

Es gebe im Oesterreichischen Staat nur vollständige Universitäten; diejenigen, welche eine Fakultät entbehren, sollen aufgehoben werden.

Die Universitäten und Fakultäten seien in Betreff der Studien — Studienordnung, Vertretung der obligaten Fächer, Tüchtigkeit der Lehrer, Sammlungen, Museen — in Betreff der Stellung der Professoren, der Zusammensetzung der leitenden akademischen Behörden, des Rechts zu examiniren und zu promoviren, einander völlig gleich. Es wird dies das wirksamste Mittel gegen die unverhältnißmäßige Ueberfüllung der Wiener Universität sein.

Sobald diese beiden Forderungen erreicht sind, wird eine so bedeutende Conformität sämmtlicher österreichischen Universitäten sich erzielen lassen, daß die Conformität der österreichischen und der übrigen deutschen Universitäten kein frommer Wunsch mehr sein wird, was sie heut leider ist.

In so weit haben die Forderungen Rokitansky's allgemeine Zustimmung gefunden; allein auf den entschiedensten Widerspruch stieß ein anderes Verlangen, daß nämlich die wichtigsten Fächer an jeder Universität nur einen Vertreter finden, und daß dieser zugleich der einzige Examinator dieser Disziplin sein solle. Es fand der Widerspruch seinen Ausdruck in mehrfachen Journal-Artikeln und am ausführlichsten in einer Broschüre des Professor von Dumreicher. Letzterer will unter Lehrfreiheit — die auch Rokitansky beansprucht — nicht nur die Freiheit des Lehrers verstehen, die Vorträge über das ihm anvertraute Fach nach Methode und Ausdehnung seiner Ueberzeugung gemäß einzurichten: er will zugleich freie Konkurrenz. Die wissenschaftliche Thätigkeit soll wie jede andere durch den Wirkungskreis mehrerer Kräfte zu regerem Leben angefacht werden und die Lehrfreiheit diesen Kräften den Wettstreit ermöglichen; er erinnert an die Zeit, in welcher der Hörsaal eines einzigen Professors in einem Gegenstande, ungeachtet der bevorstehenden Jahresprüfungen, leerer war, als jetzt die einzelnen Hörsäle der beiden Professoren desselben Faches. Er weist ferner auf die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der Wiener Universität hin, wo Vorlesungen über dasselbe Fach von zwei und drei Professoren gehalten werden, gewiß zum Nutzen der Studirenden und der Wissenschaft. Endlich stützt er sich auf den Ausspruch, den auch Rokitansky thut, daß „ein wesentlicher Theil der Lehrfreiheit im Dozententhume liege", es darf mithin das Gedeihen und Wirken desselben nicht verkümmert werden, und zwar am wenigsten in denjenigen Fächern, in welchen durch die Nothwendigkeit eines bestimmten Lehrmaterials die Konkurrenz stets nur eine geringe bleiben kann; freilich wird die Benutzung dieses Lehrmaterials stets nur eine beschränkte sein können; die Zumuthung, jedem Dozenten, der sich in einem solchen Fache habilitirt, die Institute und Sammlungen zur Verfügung zu stellen, wäre nicht nur eine ungerechte, sondern der Ruin jeder Sammlung. Aber „zweckwidrig ist die bisherige Benutzung vieler Sammlungen, die Staatseigenthum sind und die, wie man unsere Bibliotheken vor kurzer Zeit noch Büchergräber nannte, Mausoleen naturwissenschaftlicher Schätze genannt zu werden verdienen, da einzelne nur dem Vorstande, Mäcenaten und Fremden zugänglich sind."

*) Wir benutzen bei dieser Mittheilung die treffliche, „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben".

Rußland.

Rußlands Volksmenge, verglichen mit der der übrigen Mächte.

Nach Alexander v. Humboldt und Berghaus.

Professor Heinrich Berghaus veröffentlicht den Briefwechsel,*) welchen Alexander von Humboldt in den Jahren 1825 bis 1858 mit ihm geführt hat; die meisten Briefe behandeln geographische Gegenstände von streng wissenschaftlichem Interesse; einige jedoch sind allgemein wichtig und allgemein verständlich, und von diesen wollen wir ein Beispiel geben, Weiteres uns vorbehaltend.

Humboldt an Berghaus: 17. Januar 1855. Dem Könige soll ich Auskunft geben über Rußlands Einwohnerzahl und über die Menschenmenge, die Monsieur Bonaparte (wie man den Kaiser der Franzosen oder auch noch anders zu nennen pflegt, wenngleich die Diplomaten ihn als Napoleon III. anerkannt haben) zu Gebote steht; auch wie viele Seelen Her most gracious Majesty in Europa zu loyalen Unterthanen zählt. Man quält mich um Details, und ich habe sie nicht, nur ganz Allgemeines und Aelteres, es soll aber Neues und Neuestes sein. Ich bitte Sie, theuerster Professor, unterstützen Sie mich. Haben Sie die Güte, eine kleine vergleichende Zusammenstellung zu machen. Unter den obwaltenden Zeitläufen werden die Zahlen wohl auch Stoff zu einem kleinen Raisonnement geben; ich lasse es Ihnen offen innerhalb maaßhaltender Schranken. Freundschaftlichst Ihr Al. Humboldt.

Humboldt an Berghaus: 20. Januar 1855. Vielen Dank für die russische Note, die vortrefflich ist. Sie kam zur rechten Zeit: ich wurde wieder befragt und konnte nun gründliche Antwort geben. Ich habe mit Ihrer Note Ehre eingelegt; sie hat Beifall gefunden, auch das Raisonnement; sie wird dazu beitragen, manche und viel verbreitete Irrthümer zu berichtigen. Es wurden 100 Millionen zusammengefabelt und daran der Schluß geknüpft, es werde dem Kaiser nimmer an Kanonenfutter fehlen, und die uralischen und die altaischen Waschanstalten ständen im höchsten Flor. Ihr Al. Ht.

Diese „russische Note" lautet nun folgendermaßen:

Der Akademiker Peter von Köppen, welcher in der historisch-philologischen Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, außer geschichtlichen und ethnographischen Forschungen, vorzugsweise das Departement der Statistik vertritt, beehrt den

*) Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus. 3 Bde. 8. Leipzig, Hermann Costenoble, 1863.

Berichterstatter seit länger als einem Vierteljahrhundert mit seiner literarischen Freundschaft, in Folge dessen derselbe in bald kürzeren, bald längeren Zwischenräumen durch Uebersendung seiner im Druck erschienenen akademischen Denkschriften erfreut wird. Unter den jüngsten ihm eben jetzt zugegangenen Mittheilungen befindet sich auch eine „vorläufige Uebersicht der Bevölkerung Rußlands zur Zeit der neunten Volkszählung im Jahre 1851", welche die kaiserliche Akademie in dem von ihr in deutscher Sprache herausgegebenen „St. Petersburger Kalender für das Jahr 1855" hat drucken lassen.

Nach dieser Uebersicht beläuft sich die Einwohnerzahl des gesammten russischen Reiches auf 66,713,600.

Davon leben im europäischen Antheil des Reichs, wenn dessen östliche Gränze auf dem Scheiderücken des Uralgebirges angenommen wird, 52,383,500.

Insonderheit beträgt die Volksmenge der drei Ostsee-Provinzen Esthland, Livland und Kurland, wo seit länger als einem halben Jahrtausend deutsche Kultur heimisch geworden, 1,650,500, die des Großfürstenthums Finnland mit ausschließlich lutherischer Bevölkerung 1,636,900 und die des Königreichs Polen 4,852,100.

Hätte heute vor 40 Jahren innerhalb gewisser Kreise staatsmännischer Thätigkeit in der Kaiserstadt an der Donau nicht die Idee der Zweitheilung Deutschlands eine Zeit lang vorgewaltet, so würden von den Bewohnern des Königreichs Polen gegenwärtig 1,968,200 Unterthanen des Kaisers von Oesterreich und 2,883,900, sowie etwa 116,000 im Gouvernement Grodno, zusammen 3 Millionen, Unterthanen des Königs von Preußen sein, und Zamosz, Warszawa und Modlin würden, statt slavischer Angriffspunkte auf das Abendland, was sie geworden sind, feste Burgen des germanischen Abendlandes gegen das slavische Morgenland geblieben sein, was sie 1795 geworden waren. Wäre Oesterreichs und Preußens Ostgränze am Bug und am Niemen — dem deutschen Strome, wie der Slave mit dem Namen anzudeuten scheint — 1815 wieder hergestellt worden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Polens Bevölkerung, von freisinnigen Staats-Einrichtungen zur Erweckung, Belebung und Entwickelung aller Thätigkeiten der Volkswirthschaft angeregt, nach einer weit größeren Verhältnißzahl zugenommen haben würde, als es seit den letzten 40 Jahren der Fall gewesen ist. Deutsche Gesetzgebung würde einen freien Bauernstand geschaffen haben und ihn zum thatkräftigen Staatsbürgerthum erzogen haben; deutscher Unternehmungsgeist mit Beharrlichkeit gepaart und deutsche Kapitalien würden sich — wie es selbst jetzt unter dem slavischen Regiment versuchsweise geschieht — angesiedelt, den fruchtbaren Boden des weiten Lechenlandes in hohen Kulturzustand versetzt und die auf ihm gewonnenen Roherzeugnisse in zahlreichen Werkstätten des polnischen Gewerbfleißes hoch verwerthet haben, die unter der jetzt nur auf üppige Genußsucht berechneten polnischen Adelswirthschaft völlig verwahrlost werden, auch wenn sich ihr zu deren Anlage und Betrieb semitische Finanz-Quellen freigebig öffnen, um überreiche Dividenden flüssig zu machen.

Köppen's Nachweisungen über die Bevölkerung Rußlands enthalten aber nicht, was wohl zu merken ist, die Kopfzahl der regelmäßig bewaffneten Macht. Mit Rücksicht auf die bekannte Verschiedenheit, welche der Etat des kaiserlich russischen Heeres in der Sollstärke und in der Iststärke darbietet, glaubt Berichterstatter recht hoch zu greifen, wenn er die im europäischen Rußland stehenden „aktiven Truppentheile der großen Armee" zu 616,300 bewaffneten Männern schätzt. Unter dieser Voraussetzung ergiebt sich für Rußland diesseits des Ural — und dieser Theil des slavischen Morgenlandes kann dem europäischen Abendlande gegenüber nur in Betracht kommen — eine Volksmenge von 53 Millionen.

Ein echtes Volksleben vermag sich nach seinen materiellen und spirituellen Interessen aber nur da zu entwickeln, wo Boden und Klima ein nahes Nebeneinanderwohnen der Menschen gestatten, wo der Bewohner des einen Orts nicht etwa meilenweit zu gehen hat, um zu seinem Nachbar im andern Ort zu gelangen. Nun leben aber die 53 Millionen europäischer Unterthanen des russischen Kaisers — nicht Zaren, denn die Regenten Rußlands, die bis 1547 schlichte Großfürsten waren, nannten sich von da an Zare, d. h. Monarch, König, seit Johann IV. Wassiljewitsch, dem Grausamen, und von 1721 an, seit Peter I., Imperatoren — auf dem ungeheuren Raume von 90,000 Geviertmeilen, so daß die relative Bevölkerung nur 590 beträgt. Was in den Staaten des Abendlandes als eine dünne und lichte Bevölkerung angesehen wird, wenn nämlich 2000 Menschen auf der Fläche einer Quadratmeile neben einander wohnen, das ist im europäischen Rußland das Maximum der Volksdichtigkeit, und diese Zahl oder doch nur wenig darüber trifft die innersten Gegenden des Reichs, wie Moskau, Tula, Kursk, den Hauptsitz der Großrussen oder des eigentlichen Russenvolkes, das aber von der westlichen Gränze, von wo aus allein ihm die Fackel der Aufklärung leuchten kann, durch eine Entfernung getrennt ist, die sich mit der Strecke von Berlin bis Rom vergleichen läßt. Dieser größten Dichtigkeit der Bevölkerung steht die kleinste mit nur 16 Menschen auf der Geviertmeile gegenüber, freilich in einem Gürtel der Erde, wo es zehn Monat lang Winter und nur zwei Monat lang Sommer ist und die Jahreszeiten des Frühlings und Herbstes fast unbekannte Erscheinungen oder doch nur auf wenige Tage beschränkt sind, wo die mittlere Wärme des Jahres unter dem Gefrierpunkte steht oder sich kaum über denselben erhebt; so im Gouvernement Archangel, das sich auf einem Erdenraume ausdehnt, der größer ist als das Gesammt-Areal der österreichischen Monarchie mit Hinzurechnung aller Mittelstaaten des deutschen Bundes.

Wie verhalten sich nun aber die Volksmengen der mittel- und westeuropäischen Mächte zu den 53 Millionen des slavischen Morgenlandes?

Seine unmittelbaren Nachbaren, Oesterreich und Preußen, haben auf 17,100 Quadratmeilen 53 und eine halbe Million Einwohner, Oesterreich 36 und eine halbe, Preußen 17; und fügt man dieser Einwohnerzahl der beiden leitenden Mächte des mittleren Europa die der übrigen deutschen Staaten hinzu, so steht dem Slaventhum ein kompaktes Germanenthum von 69 Millionen gegenüber, das auf einem Raume von 21,600 Quadratmeilen zusammengedrängt ist, der nicht einmal die Größe der drei nördlichsten Provinzen Rußlands hat, der Gouvernements Archangel, Wologda und Alonez, die unmittelbar mit dem Gebiet der Kaiserstadt an der Newa gränzen.

Und die Westmächte? Sie stehen auf einem Raume von 15,300 Geviertmeilen mit einer Volkskraft da, die, nur nach Köpfen gezählt, 63 Millionen beträgt — 27 und eine halbe Million freie Briten, 35 und eine halbe Million gezügelte Franzmänner. Das macht zusammen 132 Millionen!

Slavisches Morgenland, „mit dem Stahl in der Faust und dem Kreuz im Herzen", und germanisch-romanisches Abendland, das auf sein Panier die ewigen Gesetze des Rechts, der Vernunft und der Sittlichkeit verzeichnet hat, sind Gegensätze geworden, die

von Menschenmengen vertreten werden, welche nur der Anzahl der Leiber nach sich verhalten wie 53 zu 132 oder wie 1 zu 2 und ein halb. Aber auf Seite der Zahl 1 steht eine Fülle kriegerischer Kraft, die man nicht wohl thut, gering zu schätzen. Alle Kulturvölker sind friedliebend, den Werken des Krieges abgeneigter als rohe und arme Nationen. Jene Friedensliebe entspringt nicht nur aus der Sorge für die materiellen Interessen, sondern sie ist ein unmittelbarer Ausfluß des zum höheren Bewußtsein gekommenen Sittengesetzes.

Deutsche Kolonieen um St. Petersburg.

IV.

Sommerleben und Volksfeste.

Wie erinnert uns hier Alles an die deutschen Dörfer: der umfängliche Heerd mit dem darüber angebrachten zahlreichen Geschirre, die blankgescheuerte weiße Diele, statt der gelbgebeizten oder des Parkets in der Stadt, sogar die niedrige Stubendecke, welche von den hohen Gestalten fast berührt wird, und die sehr urthümlichen Bilder an der Wand. Fast überall werden wir eine zahlreiche Hausgenossenschaft finden. Die Sterblichkeit ist hier draußen ungleich geringer als in der Stadt; so bleiben denn die Alten lange leben, und was geboren wird, wird größtentheils groß. „Mädchen, sagte mir einst eine Kolonistin, haben wir so viel auf der Kolonie, wir könnten die Schweine damit füttern." Die hier Geborenen aber bleiben auch meistens hier; zum Leben in der Stadt ist keine Neigung vorhanden, und das Feld bedarf der arbeitsamen Hände; je mehr, desto besser. Aber außer den eigentlichen Familiengliedern gewahren wir noch andere Hausgenossen, männlichen und weiblichen Geschlechts, vom zehnten Lebensjahre an aufwärts bis in die zwanziger Jahre, meistentheils mit undeutschen Gesichtern, in russischen Röcken, weiten Hosen, bunten Hemden. Erstere wenigstens an Sonn- und Feiertagen, denn am Werkeltage hat die allgemeine Arbeitstracht, leinene Schürze und das Andere, mehr Uebereinstimmung hergestellt — das sind die Findelkinder. Bekanntlich besteht zu Petersburg ein großes Findelhaus. Aus diesem kommen die Kinder zunächst nach Finnland, wohin sie an Bäuerinnen zur ersten Pflege abgegeben werden; etwa im zehnten Lebensjahre aber bringt man sie auf die Kolonien, wo sie unter Oberaufsicht der Findelhausbehörde, deren Beamte oft hinauskommen und über ihr Betragen wie auch ihre Behandlung wachen, bis zur Mündigkeit erzogen werden und gegen diese Erziehung und Nahrung und Kleidung Knechts- und Mägdedienste verrichten, dann aber auch, wenn sie mündig geworden, oft noch um Lohn fortdienen.

In keinem Stücke dürften sich unsere Landsleute von einer so glänzenden Seite zeigen, als diesen armen Kindern gegenüber. In kläglichem Zustande langen diese letzteren an, immer voller Schmutz, oft mit Krankheiten behaftet, außer der finnischen selten noch einer anderen Sprache mächtig; aber nur wenige Jahre, und wir sehen sie in frische, saubere Buben und Mädchen umgewandelt, von den Kolonistenkindern fast nur durch die Kleidung und den fremden Schnitt der Gesichter zu unterscheiden. Denn auch das Schwäbisch eignen sie sich bald an, wenn auch bald das Russische, ich weiß nicht wie, in den Vordergrund tritt, so daß sie unter sich ebenso russisch reden, wie sie sich im Gespräche mit den Kolonisten des Deutschen bedienen. Aber sie genießen auch so gut wie Kindesrecht, nicht allein indem sie den Bauer und seine Frau Vater und Mutter nennen, sondern indem Pflege und Behandlung völlig die nämliche ist, eine Sache, die die Krone recht wohl erkannt hat, wenn sie gerade den deutschen Kolonisten ihre Findelkinder anvertraut. Daß Ausnahmen vereinzelt vorgekommen sind, ist am Ende nicht zu verwundern; wenn aber während des letzten Sommers in der russischen Presse über schlechte Behandlung seitens der Kolonisten geklagt wurde, so schien dieser Vorwurf zur Zahl derjenigen zu gehören, die von einer gewissen Seite gegen alles Deutsche geschleudert werden. Natürlich, die Deutschen in Rußland gehören zu den treuesten Unterthanen; wie sollten sie da gewissen Leuten nicht im Wege sein!

Nachdem wir uns im Zimmer mit Speise und Trank erfrischt, betrachten wir uns noch die Flur, zu der ein zweiter Thorweg, gegenüber dem nach der Straße zu den Zugang bildet. Ist es jedoch nicht schon längere Zeit trockenes Wetter gewesen, so werden wir gut thun, uns Pferde satteln zu lassen, die man gegen eine mäßige Entschädigung leicht haben kann; denn der zähe Boden zeigt eine große Neigung, uns das Schuhwerk auszuziehen, und halb schon in Lehm begraben, ragen eine Menge alter Stiefeln und Schuhe aus den Wegen empor, als ob sie uns warnen wollten. Wir bemerken von unserem erhöhten Standpunkte sofort, daß wir ein wellenförmiges Hügelland vor uns haben. Dem Hofe zunächst finden sich vielfach noch ein Stückchen Garten, einige Bäume, etwas Wiese, überall aber die Kartoffelkeller; dann folgen die Felder, die besonders an den tieferen Stellen von Wiesen durchschnitten, sich wohl eine deutsche Meile in gerader Linie hinziehen, und durch diese führt ein buntes Gewirr von Wegen, da aus jedem Gehöfte ein besonderer Weg herausgeht, bald aber sich dieselben durcheinander flechten, indem das zu einem Gute gehörige Land nicht beisammen liegt, sondern eine Menge zerrissener Stücke bildet. Denn wie ein Stück Wald ausgerodet wurde, wurde immer das gewonnene Feld in gleichen Loosen an die Kolonisten vertheilt und das geht noch heute so fort; ein Zusammenlegen der Grundstücke ist zwar mehrfach angeregt worden, aber ohne daß es zu einem Ziele geführt hätte. Der Wald reichte einst bis an die Newa, jetzt schließt längst nur ein schmaler und alljährlich schmaler werdender Streifen den Gesichtskreis ein, so daß man das erforderliche Holz großentheils kaufen muß. Haben wir noch Zeit, so würde ein Ritt in den Wald der Mühe lohnen, und die beiden wohlgebahnten Straßen dahin scheinen uns in der That dazu aufzufordern. Sputen jedoch müssen wir uns; denn selbst wenn wir nicht erst zu Abend essen, wird noch einige Zeit darüber vergehen, bis wir nach längerem Hin- und Herreden und scheinbarem Zurückweisen einer doch erwarteten Bezahlung schließlich unsere Zeche berichtigt haben, und das letzte Dampfschiff nach der Stadt legt sehr zeitig an. Wehe uns aber, wenn wir dasselbe verpaßten. Dann bliebe nichts übrig, als entweder zu Fuße den weiten Weg zu machen oder in einem leichten Kahne zurückzufahren, was ziemlich gefährlich bleibt.

Aber nicht nur für die kurze Frist eines Tages, wie wir eben in Gedanken thaten, wird Neu-Saratowka von der Stadt aus besucht, so oft auch dies geschieht, sondern es ist auch ein nicht unbeliebter Sommeraufenthalt. Bekanntlich bringt — wer nicht unumgänglich genöthigt ist, nicht leicht den Sommer in Petersburg selbst zu, sondern begiebt sich wenigstens für die Monate Juni und Juli auf das Land. Alles Leben stockt dann in der Stadt, die Geselligkeit ist aufgelöst, alle Schulanstalten sind geschlossen, den Theatern wird nicht gespielt, die Künstler sind auf Reisen, die Soldaten im Lager, selbst in den Kirchen ist wenigstens der Abendgottesdienst beseitigt, und wenn man jemanden sucht und

nach einen dienstbaren Geist als Hüter des Hauses zurückgelassen, nicht gar die Thür verrammelt findet, so erhält man sicher die Antwort „Nicht zu Hause, ist aufs Land gefahren.“ Wer möchte es auch in der Stadt aushalten, wo jetzt in hohen Säulen der Staub durch die Straßen wirbelt, eine fast nicht untergehende Sonne mit ihren heißesten Strahlen das Pflaster erhitzt und selbst die Gärten nur eine schwüle, staubige, unerquickliche Zuflucht gewähren.

Am gesuchtesten sind dann freilich die durch ihre landschaftliche Schönheit in ganz Europa berühmten Inseln mit dem zunächstliegenden Festlande, sowie auch die Nähe der kaiserlichen Lustschlösser, deren Gartenanlagen nicht minder berühmt sind. Jene erwähnten Gegenden aber sind auch zugleich die kostspieligsten und bieten in Wahrheit nur eine neue Form städtischen Lebens, wo ländlich beinahe nur der Platz ist, wo es gelebt wird. Wer aber wohlfeilere Wohnungen, echtes Landleben, größere Zurückgezogenheit, tiefere Ruhe und ungestörte Muße sucht, der wendet sich in der Regel entfernteren, oder doch abgelegeneren Orten zu, und wem außerdem daran gelegen ist, ein Stück deutsches Wesen zu genießen, der wird gern seine Blicke auf die deutschen Kolonien richten, unter denen, wie gesagt, Neu-Saratow eine der besuchtesten ist, daher denn auch fast jeder Hof ganz eingerichtet ist, ein Häuschen oder doch einige Stuben an Sommer abzugeben. Fehlen hier auch die kaiserlichen Konzerte, die großen Vergnügungsorte und was sonst zum Luxus gehört, so ist doch das Sommerleben keineswegs reizlos, und der schlichte Hintergrund des einfachen Bauernlebens, mitten in welches man sich versetzt fühlt, läßt auch die kleinen Ereignisse, welche an demselben vorübergehen, groß erscheinen, so daß Abwechselung nicht schlechthin ausgeschlossen ist.

Genuß der freien Natur ist natürlich die Hauptsache, und man von frühen Morgen an liegt man demselben ob, indem man im Garten, oder wo sonst Bäume gepflanzt sind oder vor dem Gehöft, seinen Kaffee einnimmt. Zu Spaziergängen bietet dem, der die Sonne nicht scheut, die Flur immer neue Anregung. Wie üppig stehen nicht die Felder, wie dicht und hoch auf der Wiese das Gras, und wenn man in der allernächsten Nähe der Stadt die Pflanzenwelt für über alle Maßen arm hat halten lernen, so fühlt man sich durch den verhältnißmäßigen Reichthum an bunten Blumen recht angenehm überrascht. Allerdings ist dieser nur ein verhältnißmäßiger; von Phanerogamen giebt es wirklich nur wenige Arten in Ingermanland; der wahre Reichthum liegt in den unscheinbaren, dem Auge des Laien fast verschwindenden Kryptogamen. Nur Beeren, zumal Erdbeeren, giebt es die Hülle und Fülle, und wer es liebt, mit Suchen derselben alte, liebe Kinder-Erinnerungen wach zu rufen, wird hier eine reiche Aerndte halten. Aber auch die Freunde des Schattens werden nicht leer ausgehen.

Vom Oberdorfe aus gelangt man stromaufwärts gehend sehr bald in einen ausgedehnten, prächtigen Park, der eine Menge Anlagen birgt, die an thüringische Landschaftsbilder im Kleinen erinnern; vom Unterdorfe trägt Einen jederzeit ein Kahn ans jenseitige Ufer, an dem sich stromabwärts ein zwar schmaler, aber nicht minder anmuthiger Park hinzieht. So wenigstens bei trockenem Wetter. Hat es freilich geregnet, so bleibt, wenn man sich nicht jährlich ein Pferdchen zulegte, was im Sommer sehr leicht hält, nur ein Gang auf der Holzdiele das Dorf entlang; indeß auch dieser mit seiner Reihe von Einzelbildern, gebildet durch die einzelnen Höfe mit ihren draußen sitzenden Insassen, ist nicht ohne Annehmlichkeit.

Wünscht man zu angeln: drüben am andern Ufer bei den großen Holzflößen sind recht gute Angelplätze, wo man immer Fische genug und oft auch angelnde Gesellschaft antrifft; ist man ein Freund der Jagd: auf der Newa fliegen viele Möwen, und nicht Wenige belustigen sich damit, dieselben vom Kahne aus im Fluge zu erlegen. Die Gelegenheit zu baden versteht sich von selbst, wie auch zu Wasserfahrten, und an angenehmen Zielpunkten für letztere fehlt es weder an der Newa selbst noch an ihren Nebenflüssen. Auch mancherlei fahrende Leute finden sich ein. Da kommen zunächst Zigeuner aus Finnland, im Aeußern dieselben, die sie überall sind, hier gerade so braun und schmutzig, wie man sie in Ungarn herumziehen sieht, nur ungleich prosaischer. Denn das Musiziren haben sie hier nicht zu ihrem Berufe gemacht, sondern treiben in edler Selbstbeschränkung nur die beiden Gewerbe des Wahrsagens und Bettelns. Dann erscheinen Bärenführer mit allen nur erdenklichen Arten von Bären, wie man sie selten so verschieden zu sehen bekommt, sehr große und sehr kleine, braune, schmutziggelbe und zweifarbige, aber alles echte Landeskinder. Ein ungeheurer Kinderjubel empfängt sie, wo sie sich unter dem Hofthore zeigen, um nach geschehener Einladung ihre bekannten Künste zum Besten zu geben. Außerdem aber treibt man sie auch in die Viehställe, welche für behext gelten, als einen Gegenzauber, und nach beendigter Tanzvorstellung ist es eine stehende Frage, ob ein Stall behext sei?

Ferner dehnen auch die deutschen Sänger und Harmonikaspieler ihre Wanderungen bis hierher aus. Diese Leute, junge Burschen in blauen Kutten zwischen dem zwölften und achtzehnten Lebensjahre und fast ausnahmelos aus dem Nassauischen, sind eine Art Räthsel des hiesigen Lebens. Man erzählte früher, es habe sie jemand daheim ihren Aeltern abgeschwatzt, hierher geführt und schicke sie nun singen und betteln, ihren Verdienst in seine Tasche zu stecken. Sie selbst jedoch berichten anders. Mir selber theilte ein munterer Bursche mit, sie kämen aus eigenem Antriebe, weil daheim wenig Verdienst sei, und brächten jeden Herbst ihren Gewinn nach Hause, um den Winter davon zu zehren, gelegentlich daheim ein kleines Besitzthum zu erwerben. Das Geschäft sei zwar mühselig, aber im Grunde nicht schlecht; er selbst habe eine Anzahl Jahre gereist, nach und nach verschiedene Aecker und Kühe in seinem Dorfe angekauft; ein 50—70 Thaler bringe er schon als Reinertrag mit heim. Sei ein fruchtbar Jahr gewesen, so kämen ihrer nur wenige; nach Mißärndten hingegen müßten viele in der Fremde ihr Brot zu verdienen suchen. Rührend war dabei seine Anhänglichkeit an seine doch so arme Heimat; denn leben und hausen mochte er nur dort. Verdienst sei hier schon, aber Freude sei keine, sogar für einen Rubel nicht, während er bei sich zu Hause für wenige Kreuzer genug finde. Verhält sich dies so, kann man den armen Teufeln wohl nur eine recht reiche Aerndte wünschen. Ihr Gesang freilich besitzt einzig vaterländischen Werth, da die Lieder eben deutsch sind; der Vortrag ist zum mindesten fürchterlich, wo nicht gar abscheulich. Aus dem weitaufgerissenen Munde quellen Töne hervor, gegen welche die böhmischen Harfenmädchen der Leipziger Messe wahrhaftige Nachtigallen sind, und zur Steigerung der Wirkung macht dabei der Sänger oft noch allerhand Sprünge und Sätze, was er euphemistisch tanzen nennt. Man ist eben anspruchslos auf dem Lande; sonst könnte man sich nicht, was öfters vorkommt, durch dieses Harmonikaspiel zu einem

Tänzchen aufgefordert fühlen, das obendrein auf dem rauhen Boden des Hofes stattfinden muß.

Allein alle solche kleine Unterbrechungen des gewöhnlichen Stilllebens verschwinden spurlos gegen das große Ereigniß einer Hochzeit. Schon Wochen lang vorher sind alle Gemüther damit beschäftigt und das Tagesgespräch hat daran seinen stehenden Gegenstand. Wenn aber nur noch wenige Tage bis dahin sind, so beginnen die thatsächlichen Vorbereitungen, nicht allein im Brauthause und den befreundeten Nachbarhäusern, wo gebacken, Kaffee gebrannt und anderes mehr besorgt wird, sondern auch draußen, öffentlich, indem zwei Kolonisten aus der Verwandtschaft als Hochzeitbitter ausziehen, die zahlreichen Gäste einzuladen. Wo sie eintreten, da bringen sie, wenn Wirth und Wirthin herbeigerufen sind, der Eine den althergebrachten, gereimten Einladespruch an, der mit dem ausgesprochenen Vorhaben schließt „zu tanzen und singen, zu hüpfen und springen"; der Andere einen zweiten, ähnlichen Spruch, in dem um „ein Gläschen Wein und ein rothes Bändelein" gebeten wird. Man sieht, der Spruch ist aus Schwaben mitgekommen, wo der Wein im Lande wuchs und auch im Bauernhause zu Hause war. Hier aber bringt der Wirth, nachdem er mit gebührender Würde von Anfang bis Ende alles angehört, die Branntweinflasche; die Wirthin dagegen steckt jedem von beiden ein dazu bereit gehaltenes Seidenband vorn an den Rock und bietet etwas zu essen an, wovon wenigstens ein Bissen Anstands halber genommen wird. Dasselbe geschieht in der nämlichen Weise überall, und so schmückt denn bald jeden der beiden Hochzeitbitter ein dicker Bandknäuel, aus dem Bänder von allen möglichen Farben und Breiten in die Luft hinausflattern. Ist endlich der große Tag selbst angebrochen, so wird das Hochzeithaus, so bekannt es schon längst als solches ist, doch noch durch ein über die Straße gespanntes Laubgewinde mit Tüchern besonders gekennzeichnet. Die Gäste finden sich nach Mittag ein und begleiten in langem Zuge, unter Vortritt der Musikanten, deren Amt auch Kolonisten versehen, das Brautpaar zur Kirche. Den mit einem Blumenstrauße geschmückten Bräutigam führen zwei bändergeschmückte Brautführer; die bekränzte Braut — doch hält man streng auf das Recht zum Kranze — zwei Brautschwestern. Außerdem aber ist beinahe das ganze Dorf als Zuschauer auf den Beinen, und das Glockengeläute mahnt, nicht den rechten Zeitpunkt vorüberzulassen. Nach beendigter Trauung und der Rückkehr von derselben beginnt die Festfeier im Brauthause. Zunächst wird Kaffee und Kuchen gereicht, später ein einfacher Imbiß; schon vorher aber fängt man an, einerseits Karten zu spielen, andererseits zu tanzen. An letzterem betheiligt sich die Braut, die dabei immer nur einige Tänze in derselben Kleidung tanzt und so immer neu sich ankleidend, nach und nach ihre ganze Garderobe zum Vorschein bringt, ein gewichtiger Grund, dieselbe bei ihrer Ausstattung möglichst reichlich herzurichten. „Die Braut ist schon zum sechsten Male angezogen" hörte ich die Kinder auf der Straße jubeln, als ich einmal selbst in die Nähe eines Hochzeithauses kam. Die Hauptmahlzeit, bestehend aus ungefähr drei einfachen Gerichten, wird gegen Mitternacht gereicht; nach ihr beginnt wieder Spiel und Tanz und währt bis in den Morgen. Am zweiten Tage wird vor Tische ausgeruht, am Nachmittage folgt dann wieder Kaffeetrinken, Tanz und Kartenspiel; nur daß heute auch eine Art Umzug stattfindet, den eine Anzahl Gäste, zum Theil in Verkleidung, unternehmen, von Musik begleitet. Die Hauptperson ist dabei ein Kosak zu Pferde; wo der Zug hält, und dies geschieht bei jedem Gehöfte, wo er vorbeikommt, da führt Jener mancherlei kurzweilige Reden, indeß die Anderen laut jauchzen und Hochzeit rufen. Auch der dritte Tag noch wird gefeiert, die Kosten aber bestreiten dann die Gäste, nicht die Hochzeitleute. Die Braut nämlich verkauft ihre Tänze; wer mit ihr tanzen will, muß zahlen, und der Erlös dient zur Anschaffung dessen, was diesen Tag nothwendig wird. Am vierten Tage kehrt Alles zu seiner Arbeit zurück und es heißt „Wir haben eine schöne Hochzeit gehabt."

Aber wohin bin ich gerathen? Ich wollte von den deutschen Kolonien Ingermanlands reden, und nun bin ich wie ein überlustiger Gast auf der Hochzeit liegen geblieben. So muß ich denn just mit der Hochzeitfreude meine Darstellung abbrechen. Möge dieselbe dazu dienen, den Leser daran zu erinnern, daß deutsche Kolonien nicht allein im amerikanischen Westen zu suchen sind, wo sie jeder sucht und weiß, sondern daß auch im russischen Osten 400,000 Menschen auf diesen Namen Anspruch haben, und um so größeren, als sie in Sprache, Sitte und Glauben Deutsche geblieben sind, was sich bekanntlich von den Deutschen Amerikas leider nicht behaupten läßt. Und was ist der Grund dieser Erscheinung? Darüber ließe sich viel sagen, Eines aber springt zunächst in die Augen, was ich auch schon oben berührte: man hat hier nicht Zweige und Aeste aus dem Wipfel, sondern Wurzeln vom deutschen Baume gepflanzt, nicht Bürger, sondern Bauern, und echte Bauern haben diese Kolonien gegründet. Und dem steht ein Anderes zur Seite: von Anfang an hatte man deutsche Kirche, deutsche Schule, deutsche Gemeinde. Einige wenige Kolonien im Polnischen, die einzigen in dieser Hinsicht vernachlässigten, sind auch die einzigen, die ihr Volksthum vergessen haben. Ja, es ist ein interessantes Stück deutsches Leben, das diese Kolonien darbieten. Weit wichtiger freilich, als die in Ingermanland, sind die an der Wolga und in Bessarabien, wo so zu sagen ganze deutsche Fürstenthümer entstanden sind; die Koloniengruppe um Petersburg gehört nur zu den kleineren. R. B.

Frankreich.

Wetterpropheten und Meteore.

Mathieu de la Drome*)

Es ist charakteristisch für unser Zeitalter, daß die Wissenschaften die Tendenz haben, auf praktische Zwecke hinzustreben. Nicht als ob dieser Zweck immer unmittelbar und ausschließlich Zielpunkt sein müßte — aber das Studium muß ein Resultat haben, das direkt oder indirekt dem materiellen oder moralischen Fortschritt zu gute kommt. Diejenigen Disziplinen, welche der neueren Epoche ihre Entstehung verdanken, haben in Bezug auf die eben erwähnten praktischen Zwecke den Nachtheil, daß der Reiz der Neuheit ausschließlich die Forscher fesselt. Die Elektrizität z. B., welcher wir so außerordentliche Leistungen wie die Telegraphie verdanken, war für eine lange Zeit nur Gegenstand der Neugier. Für einige andere Disziplinen wurde die Nützlichkeit seit ihrem Bestehen behauptet, ohne faktisch nachgewiesen werden zu können; dies gilt besonders von der Meteorologie. Von jeher bemühte man sich, das Eintreten von Sturm, Regen und Hagel in ihren Vorsymptomen zu studiren, ihre Entstehungs-Ursachen zu ergründen und auf diesem Wege das Eintreten selbst zu prophezeien. Allein die Wetterpropheten erschienen bald als die unglaubwürdigsten unter

*) De la Prédiction du temps, par Mathieu de la Drôme. Paris, 1862.

ihren Brüdern — und man begnügte sich daher im Laufe der letzten Dezennien, thermometrische Beobachtungen zu notiren, um die mittlere Jahrestemperatur festzustellen oder den Einfluß der Boden-Erhebung auf die Temperatur zu untersuchen, oder die Regenmenge an verschiedenen Orten zu messen.

Männer, wie Alexander v. Humboldt, haben sich große Mühe gegeben, die Meteorologie als Wissenschaft einzubürgern, und in Deutschland sowohl, als in Frankreich, England, Nordamerika und anderen Ländern ist es gelungen, die Theilnahme der gelehrten Welt dafür rege zu machen. Gleichwohl schien es, als hätten alle meteorologischen Beobachtungen keinen anderen Zweck, als Feststellung der abstrakten Durchschnittszahl, die praktisch sehr wenig zu verwerthen ist. Doch während die Wissenschaft die Prophetie aufgab, nahmen sich die Laien derselben desto eifriger an; mit Hülfe der Wetterfahne, des Thermo- und Barometers und einiger instinktiver Erfahrungen versuchten sie ihr Heil.

Die Volks-Ueberlieferung hat an den Meeresküsten und auch im Binnenlande einige Regeln über Wind und Wetter erhalten; sie scheinen nicht ohne allen Werth. Die fortschreitende Wissenschaft weist die Berechtigung der meisten nach, sobald man nur von dem ihnen allen gemeinsamen Fehler absieht, daß diese Regeln für alle Fälle gelten sollen. Solche Regeln bilden für die meisten Schiffer und Bauern die einzige wissenschaftliche Grundlage ihrer Meteorologie und dennoch erlangen sie durch die Praxis ein außerordentliches Feingefühl für bevorstehende Wetterveränderungen. Unglücklicherweise sind sie selbst nicht im Stande, sich Rechenschaft zu geben von den Momenten, nach welchen sie ihr Urtheil bilden; ihr Instinkt leitet sie, und diese instinktiven Schlüsse sind nur für das Individuum möglich, daher für die Wissenschaft nicht zu verwerthen.

Der Volksglaube hat dem Monde ganz besonders einen großen Einfluß auf die Veränderung des Wetters zugeschrieben; und Arago hat in seinem Streben, wissenschaftliche Wahrheiten möglichst zu verbreiten, über diesen Punkt sich wiederholt ausführlich ausgesprochen. „Was, sagt er zunächst, ist eine Veränderung des Wetters? Der eine Meteorologe rechnet dahin eine geringe Ermäßigung des Windes, eine geringe Erheiterung des Himmels, eine mäßige Zunahme der Wolken. Der andere verlangt viel größere Variationen. Wo die Gränze ziehen? Und namentlich wie sich über ein gemeinsames Maaß einigen? Dazu kommt eine andere Schwierigkeit: diejenigen Gelehrten, welche meteorologische Beobachtungen mit der Ueberzeugung gesammelt haben, daß der Mond von Einfluß sei, beziehen diesen Einfluß auf alle Veränderungen, welche drei Tage vor und drei Tage nach dem Neumond sich einstellen; indeß wer wüßte nicht, daß im Zeitraum von sechs Tagen das Wetter gewöhnlich wechselt? Man thut dem Monde eine Ehre an, welche ihm nicht gebührt; und es läßt sich dies schon von einem theoretischen Standpunkte aus beweisen, der frei ist von jeder Willkür. Der Mond kann auf die irdische Atmosphäre nur wirken durch Attraction, durch sein Licht oder durch unbekannte Ausströmungen. An diese Ausströmungen können wir jedoch nicht glauben, weil wir von ihrer Existenz nie etwas wahrnehmen. Das Licht des Mondes ist im Vergleich mit dem der Sonne so schwach, daß es wegen dieses letzteren ohne jeden Einfluß bleiben muß; und was die Anziehungskraft auf unsere Atmosphäre betrifft, so besitzen wir im Barometer ein Instrument von außerordentlicher Genauigkeit, das uns erlaubt, jene Anziehung in jedem Moment zu prüfen, und der Barometer belehrt uns, daß diese Anziehung viel zu schwach ist, um einen nennenswerthen Einfluß auszuüben!"

Trotz dieses Ausspruches Arago's ist die Wirkung des Mondes auf Wind und Wetter noch heutigen Tages Gegenstand vielfacher Forschungen und Erörterungen. In der jüngsten Zeit ist sie die Basis einer vollständigen meteorologischen Theorie geworden, die mit großem Geräusch verkündigt wurde und die öffentliche Meinung in höherem Grade beschäftigte, als es die ernstesten Entdeckungen vermocht hätten. Wozu dient der Mond? Dies ist die Frage, welche Mathieu in dem oben bezeichneten Buche aufgeworfen und zu beantworten versucht hat. Zunächst meint er, daß das Bewirken von Ebbe und Fluth für einen Stern, der einen so wichtigen Platz an unserem Himmel einnimmt, eine viel zu untergeordnete Leistung sei und daher unmöglich die einzige sein könne. Wozu hätte er denn auch sonst Phasen? Er ist unbewohnt, er hat mithin kein eigenes Leben, seine eigene Existenz ist nicht sein Zweck; er ist vielmehr nur um unsertwillen da, ebenso wie unsere unersteigbaren Schneegipfel, deren Nutzen dem ersten Nachdenken nicht einleuchtet und die doch in unsere Ebenen und unsere Thäler Leben bringen, indem sie die Flüsse in dieselben herabschicken. Der Mond muß daher einen überwiegenden Einfluß auf die Winde haben, auf die Temperatur, auf die Vertheilung von Elektrizität und Wasserdunst, also auf die gesammten atmosphärischen Erscheinungen; er muß ferner auf die Pflanzen, auf die Thiere und selbst auf den Menschen einwirken. Ganz abgesehen von allen meteorologischen Berechnungen und Beobachtungen, wird schon der bloße gesunde Menschenverstand lehren, daß die Bestimmung des Mondes eine sehr weitgreifende sei.

„Die Sonne, sagt Mathieu, der Centralpunkt der Wärme, verflüchtigt das Wasser des Meeres, der Seen und Flüsse und läßt dasselbe in Form von Dünsten in die höhere Region der Atmosphäre steigen; wenn nun die Wolken gebildet sind und in der Luft schweben, dann beginnt der Einfluß des Mondes: er läßt die Wolken in demselben Grade steigen und fallen, wie er die Fluthen des Oceans abwechselnd anzieht. Er bewirkt demnach Ebbe und Fluth in der Atmosphäre und setzt dadurch zunächst die höheren Schichten derselben in Bewegung. In Folge der kombinirten Wirkung dieser Luftfluthen und der Sonnenwärme entstehen die Winde, die die Wolken herbeiführen oder forttreiben, und durch Vermittlung der Winde regelt der Mond den Regen, den Schnee, den Hagel." — Ist diese Theorie einmal zugegeben, so ist es klar, daß der Effekt der Mondanziehung verschieden sein muß, je nachdem die Phasen mit Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang zusammenfallen. Eine solche Luftebbe, die zu Mittag entsteht, kann natürlich nicht dieselbe Wirkung ausüben, welche einer zu Mitternacht entstehenden folgt; die eine wird daher schönes Wetter bringen, die andere Regen. Die Phasen bestimmen das Wetter genau in der Minute, in welcher sie entstehen; aber die genaue Kenntniß der Entstehungszeit genügt nicht zur Feststellung des Wetters; das Problem ist nicht so einfach: die Phasen folgen einander, sind einander nicht gleich und wirken doch gegenseitig auf einander.

Das ist im großen Ganzen die Theorie Mathieu's. Er schließt nun weiter, daß gewisse Phasen Trockenheit bringen, gewisse das Gegentheil. Um die einen von den andern zu unterscheiden, hat Mathieu die meteorologischen Beobachtungen des Genfer Observatoriums zusammengestellt, welche den Regenfall der letzten sechsundsechzig Jahre umfassen. Indem er nun das arith-

metische Mittel derjenigen Phasen berechnet, die ungefähr um dieselbe Stunde begonnen hatten, kommt er zu folgenden Axiomen: In den Monaten September, Oktober, November und Dezember bringt der Neumond, der zwischen 8 und 9½ Uhr Morgens eintritt, mehr Regen als derjenige, welcher zwischen 7 und 8 Uhr eintritt; in den Monaten Juni, Juli und August hat das erste Mondviertel eine mäßige Neigung zum Regen, wenn es zwischen 7 und 7½ Uhr Morgens eintritt; es bringt hingegen Trockenheit, wenn es zwischen 7½ und 8 Uhr Morgens eintritt. Man kann daher den Regen mit derselben Sicherheit lange Zeit voraussagen, mit der man die Mondphasen berechnen kann. Der Autor geht indeß noch weiter: er traut sich sogar zu, selbst die Quantität des Regens zu bestimmen, welche an einem bestimmten Tag fallen wird.

Die Regentheorie hatte vielleicht etwas Verführerisches durch ihre Einfachheit, und die Prophezeiungen, welche Mathieu mehrere Monate voraus verkündigte, wurden durch die französische Presse verbreitet. Mathieu übersandte sie sogar unter verschlossenem Couvert der Akademie, aber diese, von dem ungefähren Inhalt des Briefes unterrichtet, verweigerte die Annahme desselben. In der R. d. d. M. wird mit Bezug auf diese Weigerung der Akademie gesagt: „Das Publikum hat die Beweggründe dieses Entschlusses gemißbilligt; aber es hat vergessen, daß die Wissenschaft nicht allein aus einer Summe positiver Thatsachen und Gesetze besteht, sondern auch darin, gewisse Probleme (z. B. das Perpetuum mobile, die Quadratur des Kreises) als unlösbar zu erkennen. Wenn es wahr ist, daß alle Wetter-Prophezeiungen auf lange Zeiträume hin zu dieser Kategorie gehören, so hat die Akademie durch jene Ablehnung ihre eigene Würde gewahrt und — was freilich wichtiger ist — die ernsten Forscher von einem Wege fern gehalten, auf welchem positive Resultate sich nicht erzielen lassen."

Leverrier selbst hat sich dazu verstanden, die Theorie Mathieu's zu widerlegen: „Bei statistischen Untersuchungen, sagt er, liegt die Gefahr einer Täuschung sehr nah; es bedarf einer außerordentlichen Umsicht, um den Irrthümern zu entgehen, welche aus einer künstlichen Gruppirung der Zahlen so häufig folgen. Wenn es gilt, physikalische Gesetze zu ergründen, so muß man sich vor jeder Combination der Zahlen hüten, die nicht den strengsten Anforderungen genügt, und man muß gegen jedes Resultat mißtrauisch sein, welches eine Fülle von Erscheinungen abhängen läßt von einer einzigen Ursache." Leverrier prüft darauf das erste Axiom Mathieu's; er vergleicht nach dem Genfer Journal die Regenmenge der ersten Mondphasen in allen den Fällen, in welchen der Neumond eintrat zwischen 7 und 7½ Uhr, zwischen 8 und 9 Uhr, zwischen 9 und 10 Uhr, und weist nun nach, daß für die sechsundsechzig Jahre die mittlere Durchschnittsmenge jeder dieser drei Zahlengruppen die völlig gleiche Zahl ergiebt. Das von Mathieu angenommene Gesetz bewahrheitet sich nicht, und man kann sagen: die Verschiedenheiten, welche er gefunden, sind nur der Ausdruck der außerordentlichen Verschiedenheit des Regenfalls überhaupt. Berechtigt die mittlere Durchschnittszahl zu irgend welchen Schlüssen, wenn ihre einzelnen Componenten sich in fast maaßlosen Gränzen bewegen? Weiß man z. B. nicht, daß bei der mittleren Regenmenge von Paris (60 Centimeter) ein Platzregen genügt, um in einer Stunde 3 bis 4 Centimeter zu geben? Und dann? lehrt nicht die alltägliche Erfahrung, daß zwei benachbarte Ortschaften im Zeitraume einer Woche zwei sehr verschiedene Regenmengen liefern? Und sind denn nicht die Mondphasen für die benachbarten Orte völlig dieselben?

Die R. d. d. M. fügt dann noch hinzu: „Es reicht eben nicht hin, Thatsachen und Zahlen zusammenzustellen, wenn man eine haltbare Theorie aufstellen will. Der Zufall könnte bewirken, daß ein Gesetz für die Vergangenheit richtig ist und doch für die Zukunft nicht mehr. Mathieu's Theorie verträgt weder das Raisonnement des gesunden Menschenverstandes noch die Probe der Erfahrung. Die Astronomen lehren uns: eine Stunde früher oder später beim Eintreten des Neumondes korrespondirt mit einer äußerst unbedeutenden Stellungsveränderung des Mondes; leuchtet es dem gesunden Menschenverstande ein, daß diese geringe Veränderung eine so wesentliche Differenz der Luftanziehung bedingen solle?

„Aber, wird man einwenden, den Einfluß des Mondes auf die meteorologischen Phänomene leugnen, heißt die Luft-Fluth und Ebbe leugnen; und läßt sich annehmen, daß die kombinirte Thätigkeit der Sonne und des Mondes, die am Meere so sichtbar ist, auf die Luftmassen ohne Einfluß sei? Die Antwort ist sehr einfach: Wie Ebbe und Fluth des Ozeans die Strömungen des Ozeans nicht bedingen, so sind Ebbe und Fluth des Luftmeeres ohne sonderlichen Einfluß auf die Richtung der Winde. Die Verhältnisse und Eigenschaften der beiden Meere sind einander sehr ähnlich, nur daß der Inhalt des einen viel leichter ist; die Winde gleichen den Meeresströmungen, im tiefsten Meeresgrunde herrscht absolute Ruhe wie hoch oben über den Wolken; die beiden Elemente, die sich auf so ungeheuren Strecken unserer Erde berühren, scheinen aus dieser Berührung ewige Unruhe zu schöpfen; der Mensch lebt gewissermaßen in der Region des Sturmes.

„In der Region des Sturmes vollziehen sich die meteorologischen Phänomene; und in dieser Region müssen wir ihre Ursachen suchen und ihre Gesetze finden. Die Sonne erhebt aus dem Meere die Wolken und vollbringt damit eine Arbeit, die der Arbeit vieler hundert Millionen Rosse gleichkommt; sie leitet die Winde und Stürme, indem sie die verschiedenen Erdstrecken ungleich erwärmt und dann überliefert sie diesem Winde die Wolken. Die Drehung der Erde ändert die ursprüngliche Richtung der Winde — und wo Sonne und Erddrehung allein gebieten, wie auf dem Ozean, da sind die meteorologischen Phänomene einfach und gleichmäßig. Aber auf dem festen Lande schieben die Alpen ihre ehrwürdigen Häupter den Wolken wie eine chinesische Mauer entgegen; jeder Berg bildet eine Wasserscheide und wirkt dadurch auf Verdunstung und Regen. Von den Polen strecken die ungeheuren Eismassen ihre Fühler nach der wärmeren Region und kühlen mehr oder minder in verschiedenen Jahren die Westwinde ab, welche aus Amerika zu uns herüberstreifen. Der Golfstrom erwärmt unsere europäische Westküste. Die Wolken mäßigen, je nach ihrer verschiedenen Dichtigkeit, die Ausstrahlungen der Sonne. Wir legen einen See trocken, wir roden einen Wald aus, und wir haben damit das Klima einer ganzen Gegend umgestaltet, wir haben ihre Durchschnittstemperatur, ihre Regenmenge und die hauptsächlichste Windrichtung geändert. Die Luft ist allen Einflüssen im höchsten Grade zugänglich und diese Einflüsse lassen sich im Voraus nicht berechnen. Um zu begreifen, in welche enge Gränzen unsere Erkenntniß und unsere Voraussicht eingekeilt ist, dürfen wir nur daran denken, daß unser Sonnensystem kaum ein Dutzend großer Körper umfaßt, welche nach einem so einfachen Gesetze auf einander wirken und daß trotz der Entdeckung dieses Gesetzes vor 150 Jahren die Astronomen heut noch nicht die Bewegungen jener Körper genau berechnen können.

„Gewiß hat Mathieu Recht, wenn er den Zufall aus der

Welt der Meteorologie ausschließt und wenn er sagt: jeder Tropfen, der vom Himmel fällt, folgt unabänderlichen Gesetzen — aber diese Gesetze sind für uns heutzutage noch ein Buch mit sieben Siegeln. Der Prophet irrt sich übrigens, wenn er meint, man könne das Wetter ebenso gut voraussagen, wie den Aufgang der Gestirne, denn bei jenem spielen die zufälligen Momente eine viel zu wesentliche Rolle, und wir können hier wieder an ein Wort von Arago erinnern: „Wie bedeutend auch in Zukunft die Fortschritte der Wissenschaft sein mögen — die wahrhaft Gelehrten werden niemals Wetterpropheten sein."

Italien.

Lateinische Sommer, von Ferdinand Gregorovius.*)

„Ich habe die meisten Gefilde Italiens durchzogen, ich habe die berühmten Fluren von Agropont und Syrakus durchwandert, aber trotz aller Farbenpracht jener südlichen Zone muß ich doch bekennen, daß mir die Campagna von Rom und Latium den mächtigsten Eindruck macht." Aus dieser Landschaft, die dem Verfasser durch jahrelangen Aufenthalt und durch die Forschungen für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter so wohl bekannt ist wie die eigene Heimat, bringt uns der vorliegende Band seiner Wanderjahre in Italien eine Reihe von anziehenden Skizzen in jener glücklichen Mischung landschaftlicher Beschreibung und historischer Erinnerungen, die den eigenthümlichen Reiz von Gregorovius' italiänischen Wanderbüchern ausmacht. Die Entstehung verdanken sie den längeren und kürzeren Ausflügen sowohl, wie den beneidenswerthen Villeggiaturen, mit denen der Verfasser, wenn ihn die Sommerhitze aus Rom vertreibt, die Wandermonate auf jenem wunderbaren Stück Erde zubringt. Sie führen uns in die Berge und Thäler dieses latinischen Landes, von dem glänzenden Meeresbogen an, der von Terracina bis Ostia diese Küste umfängt, bis in die grünen Wildnisse des Samniterlandes hinauf, in die köstlichen und doch selbst dem Besucher Italiens nur selten zugänglichen Bergstädte des Volsker- und Hernikerlandes, in die verfallenden Sitze der großen mittelalterlichen Baronengeschlechter der Campagna, zu allen jenen Berühmtheiten der Aeneide, die älteren Datums sind als Rom, und zu gefeierten Klostersitzen des frühesten Mittelalters, den Wiegen des abendländischen Mönchwesens. Angereiht sind diesen Campagnabildern eine Skizze der Stadt, die im Mittelalter Dezennien hindurch mit Rom als Sitz des Papstthums zu wetteifern wagte, jenes braunen und heißen Avignon, das der Wanderer, auch wenn ihn jetzt der französische Eildampfzug im Fluge vorbeiführt, nicht ohne mannichfaltige Bewegung an dem sonnigen Ufer der Rhone liegen sieht, und eine Darstellung der römischen Poeten der Gegenwart, von Interesse aus der Feder eines Mannes, der sich seit Jahren Rom zum Mittelpunkt seines geistigen Schaffens erwählt hat.

Den Lesern wird ein besserer Gefallen geschehen und dem Buche am ehesten die gebührende Ehre erwiesen, wenn hier, statt einer Aufzählung der herrlichen Scenerien, in die es uns versetzt, ein Bild herausgegriffen wird, das in seiner Art ganz einzig dasteht und wohl am besten geeignet ist, von den Reizen jenes wunderbaren Landes eine Vorstellung zu erwecken. Es ist die seit dem 14. oder 15. Jahrhundert verlassene Stadt Nympha, belegen am Abhange des Volskergebirges nach den pontinischen Sümpfen zu, eine Romanze in Steinen und Blumen, die man nicht ohne Genuß mit den Worten des Verfassers vernehmen mag:

„Da ist Nympha, die märchenhafte Ruine einer Stadt, mit ihren Mauern, Thürmen, Kirchen, Klöstern und Wohnungen halb versunken im Sumpf und begraben unter dichtestem Epheu. Wahrlich, dieser Ort sieht weit reizender aus als Pompeji selbst, dessen Häuser umherstarren, wie halb zerfallene Mumien, die man aus der dürren vulkanischen Asche emporgezerrt hat. Aber über Nympha wogt ein duftiges Meer von Blumen; jede Wand, jede Mauer, jede Kirche, jedes Haus ist mit Epheu wundersam verschleiert, und auf allen Ruinen wehen die purpurnen Fahnen des triumphirenden Gottes des Frühlings und der Natur. Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck, in diese Epheustadt einzuziehen, in den begrasten, blumenbedeckten Mauern umherzuwandeln, wo der Wind in den Blätterharfen spielt, keine Stimme schallt als der Schrei des Raben oben, der nun Schloßvogt im Thurm ist, als das Rauschen des schäumenden Baches Nymphäus, das Lispeln des hohen Schilfs am Weiher, und das melodische Singen und Säuseln der Halme ringsumher. Es scheint, als hätte auch Nympha wie Pompeji ein Vulkan verschüttet, aber nicht mit Asche, sondern mit Blumen. Nun wohnen hier die Millionen Schaaren der Flora und feiern ihre Feste. Sie wimmeln durch alle Straßen; sie ziehen in Prozession nach den verfallenen Kirchen; sie klettern auf alle Thürme; sie liegen lachend und kichernd in allen öden Fensterräumen; sie verrammeln jede Thüre, denn drinnen hausen Elfen, Feen, Wassernymphen und tausend reizende Geister der Fabelwelt. Gelbe Camillen, Malven, duftige Narzissen, graubärtige Disteln, die einst hier als Mönche lebten, weiße Lilien, die im Leben Nonnen gewesen waren, wilde Rosen, Lorbeersträucher, Mastix, hohe Farren, die Clematiswinde und der Brombeerstrauch, die rothen Fuchsschwänze, die wie verzauberte Saracenen aussehen, die phantastische Cajerblume in den Ritzen der Mauern, der duftige Goldlack, die Myrthe und die duftige Mente, ganz von Gold starrender Ginster, und nun der dunkle Epheu, der alle Trümmer überwallt, der über die Mauern sich ergießt in grünen Cascaden — ja, man wirft sich in dies Meer von Blumen, ganz trunken und vom Duft berauscht, und das reizendste Märchen hat den Geist betäubt.

Noch stehen die mittelalterlichen Mauern Nympha's, sie umziehen in einem großen Ringe diese Geisterstadt, aber sie sind überall vom Epheu bedeckt, und nur hie und da taucht aus ihm eine zerbröckelte Zinne und ein viereckiger zerbrochener Thurm hervor. Die Thore sind nicht minder von wildem Wein, Epheu und Brombeergestrüpp verrammelt und verbarrikadirt, als fürchteten die Blumen in Nympha einen Feind, der von draußen in die Stadt dringen wollte, wie ehemals der Saracen, oder das Soldheer Barbarossa's oder des Herzogs Alba und der Colonna. Sie haben sich völlig verschanzt hinter Epheuwällen; vielleicht sind es Nachts die wilden Schwärme von Meteoren und Irrwischen im pontinischen Sumpf, welche die verzauberte Stadt belagern oder stürmen, um die Blumengeister drinnen in ihre Sümpfe zu entführen.

Jeder Platz und jede Straße steht noch da, zu ihren Seiten die verfallenen, vom Epheu umsponnenen Häuser, manche palastartig, mit halbgothischer Architektur, einst die Wohnungen des reichen Adels, der hier hauste. Wunderbar sehen die Kirchen aus,

*) Wanderjahre in Italien. Von F. G. Zweiter Band. Lateinische Sommer. (Erster Band: Figuren. Dritter Band: Siciliana). Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864. 363 S.

von denen noch vier oder fünf in Ruinen stehen. Ich sah nie so phantastische Ruinen. Aber wie soll ich sie in Worten malen? Wie soll ich einen solchen braunen, zersplitterten Glockenthurm mit seinen runden, oder von kleinen Säulen getheilten Fenstern, mit seinen mittelalterlichen Friesen von spitzkantigen Ziegelsteinen, und mit seinem romantischen Festschmuck von Epheu und im Winde schaukelnden Blumen zeichnen? Oder die märchenhaften Trümmer der gewölbten Nischen und der Kirchenschiffe schildern, die alle von Blüthenteppichen überhängt sind. Diese Kirchen sind alt, sie gehören dem elften oder zwölften Jahrhundert, wenn nicht einem früheren an, denn ihr Stil ist von ganz einfacher Basilikenform. In ihren öden Räumen beten nun die Blumen, und die Weihrauchfässer schwingen die bachantischen Rosen. Von den Wänden und hier und da aus einer von Epheu umsponnenen Tribüne blickt noch ein altes Frescobild herunter. Das sind die Märtyrer mit ihren Palmen in der Hand und mit den Marterwerkzeugen zu ihrer Seite, den verlöschenden Nimbus um das bleiche Haupt, in goldiger Dalmatika, mit der Stola um die Schulter, starren sie mürrisch aus den Blumenschleiern hervor, und scheinen sich über den Heidendienst zu ärgern, den nun die Kinder der Flora in diesen verlassenen Kirchen aufzuführen wagen. Hier schallt keine Litanei des Mönchs mehr; nur der Käfer summt seine Sommerromanze fort und fort, und die Grille schrillt unablässig ihre Anakreontischen Liebeslieder. Die Blumen und Käfer weichen nicht mehr aus diesen Tempeln. Dem heiligen Bernhard wurde einst geklagt, daß von einer Kirche des südlichen Frankreichs, welche eben neu geweiht werden sollte, zahllose Schwärme von Fliegen Besitz genommen hätten und sie nicht mehr verlassen wollten; St. Bernhard sagte hierauf: „ich exkommunizire sie;" und siehe da, als die Boten in die Kirche heimkehrten, lagen alle Fliegen darin todt. Aber schwerlich würde es einem Heiligen gelingen, die Blumen aus den Kirchen Nympha's zu exkommuniziren, und so zornig sich die gewalten Märtyrer darin gebärden, schon kommt der Epheu geschlichen und wird sie bald völlig verschleiert und vermauert haben. Von Manchem ist bereits nichts mehr sichtbar als der Zipfel seines Gewandes und der Name in altlateinischen Charakteren, welcher unter Blumenranken seufzt: Sanct Xystus, oder Sanct Cesarius, und Sanct Laurentius. Ich trat in die letzte dieser Kirchen ein — welch ein Anblick! Die ehemalige byzantinische oder alexandrinische Mosaik des Bodens, mit ihren Arabesken und Kreisen oder Quadraten, schienen nun die lebendigen Blumen nachzuahmen, und aus der Confession, wo einst die Gebeine des Heiligen lagen, wächst nun fröhlich der indische Wein mit seinen blaurothen Beeren . . .

So fehlt auch hier nicht das Seitenstück zu Pompeji: Wie sich dort das klassische Alterthum in den heitern Frescobildern entschieden ausspricht, redet in Nympha zu dem staunenden Wanderer die christliche Epoche der Menschheit auch aus Malereien auf den Wänden der Ruinen. Dort sind es die mythischen, die reizenden Gestalten des Lebens und der Lust: Amoren, die am Weiher angeln, tanzende Satyren, Grillen, die ein Wägelchen kutschiren, die schwebenden Bachantinnen mit ihren weißen Schleiern, die Cymbeln schlagend, oder ein geheimnißvolles Kästchen in den Händen, oder auf einer Fruchtschale saftige Feigen erhebend — doch im Pompeji des Mittelalters stellen die Fresken nur den Tod und den Schmerz dar; statt jener fröhlichen Bilder sind es die schwermüthigen Gestalten der Marter und der Pein in Flammen, ans Kreuz geschlagen oder mit gefalteten Händen vor dem Henker knieend, der sein Schwert schon erhoben hat. Ich wandelte dort umher, die Gedanken immer theilend zwischen Pompeji und diesem Nympha. Beide Städte sind wahre Bilderbücher vom Charakter ihrer Zeiten. Ich bin froh, daß ich diese Blumenromanze Nympha sah . . ."

Wir brechen hier ab. Die Gregorovius' frühere Schriften in Erinnerung haben, werden ihn in diesem einen Bilde wieder finden. Wer ihn noch nicht kennt, dem wird es genügen, um zu ersehen, wie innig das Verständniß dieses deutschen Schriftstellers für das schöne Land ist, dessen unermüdlicher Schilderer und Geschichtsschreiber er unter uns ist. F.

England.

Ein biblisches Wörterbuch der Hochkirche.*)

Ueber den Werth dieser aus dem Schooße der anglikanischen Kirche hervorgegangenen lexikalischen Exegese lassen wir am besten einen Landsmann des Herausgebers sprechen, zumal er sich als frei bekundet von der Befangenheit, ja von der Antipathie der englischen Theologen gegen die wissenschaftlichen Arbeiten der Deutschen auf dem Gebiete der biblischen Kritik. „Wenn", sagt der Referent in der National Review, „Winer's biblisches Realwörterbuch, dieses Werk ausgebreiteter Gelehrsamkeit, unermüdlichen Fleißes und selbständiger Forschung, nicht durch eine gute Uebersetzung dem englischen Publikum zugänglich gemacht wurde, so lag dies an dem erbitterten Streit über den Lehrbegriff unter den englischen Christen, denen Glaubensformeln wichtiger erschienen, als der Geist der Frömmigkeit. Auf der Wahlstatt der Dogmatik haben die schlechten Leidenschaften vollen Spielraum, und die Religion wird von ihren Bekennern gekreuzigt. So behalf man sich denn eine Zeit lang mit den unkritischen, mehr theologischen, als biblischen Compilationen von Robinson und Watson, von Calmet und Taylor, die später von Dr. Kitto verdrängt wurden. Ein gutes theologisches Lexikon blieb ein Bedürfniß, das nun Dr. Smith zu befriedigen sucht. Unverkennbar läßt er seine Vorgänger weit hinter sich zurück. Anerkennenswerth ist die Mühe, der er sich unterzogen, Mitarbeiter für sein Unternehmen zu werben. Ihre Zahl beläuft sich auf achtundsechzig. Natürlich ist England überwiegend vertreten; aber auch Amerika hat Zwei, Paris Einen, Irland Zwei, Schottland Einen als Kontingent geliefert. Deutschland, das Land der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, blieb aus leicht begreiflichem Grunde ausgeschlossen — ein Grund, der des Herausgebers Muth eben in keinem günstigen Lichte zeigt, dagegen für seine Klugheit als Geschäftsmann spricht."

Bei einem so vielköpfigen und umfangreichen Werke — über zwei Tausend zweispaltige Seiten — kann selbstverständlich von Einheit in den Ergebnissen und der Behandlungsweise keine Rede sein. Wie an den himmlischen Wagen des Propheten „geht da Jegliches stracks vor sich hin"; kein waltender, zügelnder Geist giebt die gemeinsame Richtung.

Dazu kommt, daß die meisten Namen der Mitarbeiter in der theologischen Welt unbekannt sind. An sich ist das freilich kein Maßstab für den Werth oder Unwerth ihrer Beiträge. Denn

*) A Dictionary of the Bible, comprising its Antiquities, Biography, Geography and Natural History. Edited by W. Smith, LL. D. In 3 volumes. London, Murray 1860—1863.

wohl kann Mancher befähigt sein, biblische Gegenstände wissenschaftlich zu behandeln, ohne daß er sonst schon in die Oeffentlichkeit getreten ist und sich als spruchfähiger Schriftsteller empfohlen hat. Allein die Präsumtion zu ihren Ungunsten wird durch eingehende Prüfung des Werkes zur Gewißheit erhoben. Die meisten Artikel machen dem Kundigen den Eindruck, daß die Verfasser, ohne vorher von dem ihnen überwiesenen Thema Etwas zu wissen, sich hingesetzt, die weissagenden Bücher gelesen und den zusammengerafften Stoff wohl oder übel bearbeitet haben. Die Grenzen, in denen sie sich zu halten, das Ziel, das sie sich zu stecken haben, scheint gar nicht in Anschlag gebracht worden zu sein; sie liefern nur ein Stück Waare auf Bestellung, das dem Geschmack des Publikums zusagt: nichts Neumodisches, nichts Sensationirtes. Das Werk ist im Ganzen auf Einen traditionellen Schlüssel gesetzt, auf daß keine Note das an das Zeitgeheiligte, herkömmliche gewöhnte Ohr beleidige, gegen verjährte Vorurtheile verstoße, die orthodoxen Nerven reize. Die Hochkirche mit ihrer ängstlich konservativen Richtung wird es als ihren „lieben Sohn begrüßen, an dem sie Wohlgefallen hat"; denn Bischöfe, Dekane, Rektoren, Vikare, Pfründner und Stiftsherrn haben bei seiner Zeugung treulich gewirkt. Jede Faser in ihm ist rechtgläubig. Der Herausgeber mit umsichtigem Scharfblick für geschäftlichen Erfolg wählte nur Mitarbeiter, die dem Buche einen guten Markt sichern. Strenge Wahrheitsliebe, freier kritischer Ton, in den Geist der Bibel eindringender Sinn hatten folgerecht da keine Stimme, wo das Geschäft es mit sich brachte, nicht aus den engen Schranken der Orthodoxie herauszutreten.

Wir müssen es uns versagen, auf die ausführlichen Belege, mit denen der Reviewer sein scharfes, aburtheilendes Verdikt begründet, näher einzugehen, und beschränken uns darauf, den resumirenden Schluß mit seinen eigenen Worten wiederzugeben:

„Ein solches Buch von weit höherem Anspruch und Werth: eine Encyklopädie, die nicht bloß mit der Tagesanschauung Hand in Hand geht, sondern ihr vorausschreitet, kann und wird nur in jener glücklicheren Zukunft erscheinen, wenn die klaffende Bigotterie der Sekten verstummt, wenn Geisteshelle und Freisinn, weit verbreitet, es gestatten, jeder Meinung Ausdruck zu geben, über der jetzt der Ketzerbann hängt, wenn die Würdenträger der Staatskirche selbst jeden gewissenhaften Denker aufmuntern, sich über die Bibel auszusprechen, wenn die Schlüsse einer gesunden Kritik auch auf diesem Gebiete bei Denen Anerkennung finden, die sie auf jedem andern Felde des Wissens gelten lassen, wenn die Schatten des Aberglaubens vor dem Lichte der Wahrheit fliehen und das Bewußtsein des Göttlichen im Menschen nicht länger unter dem unnützen Ballast äußerlicher Beweise erdrückt wird."

Und aus vollem Herzen stimmen wir dem wackern Referenten bei; mit ihm wünschen wir aller Orten das Herannahen einer besseren Zukunft, die des heiligen Sehers Auge vor Jahrtausenden geschaut:

„Nicht böse und nicht verderblich handeln sie (die reißenden „Thiere) auf meinem ganzen heiligen Berge; denn voll ist das „Land von Erkenntniß Jehovah's, wie die Wasser das Meer bedecken." (Jes. 11, 9.)

Nord-Amerika.

Franklin über den Mann mit der eisernen Maske.

In einer kürzlich zu Baltimore gedruckten Sammlung von bisher nicht herausgegebenen Briefen Benjamin Franklin's findet sich über das Räthsel des Mannes mit der eisernen Maske, das den Scharfsinn vieler berühmten Leute, unter Anderen Voltaire's in seinem Siècle de Louis XIV., beschäftigt hat, ohne daß sie es zu lösen vermochten, ein merkwürdiger Aufschluß, der auch in uns vorliegenden französischen Journalen als in hohem Grade der Wahrheit nahe kommend angesehen wird. Franklin schreibt nämlich während seines Aufenthalts als Gesandter in Paris, wo man ihm überall mit dem größten Vertrauen entgegenkam, an seinen Freund John Jay:

„Ich habe gestern mit dem Herzog von Richelieu mich unterhalten, der unserer Sache sehr zugethan ist. Ich sagte ihm mancherlei Schmeichelhaftes in Bezug auf das Ministerium seines berühmten Verwandten, des Kardinals v. Richelieu. Bei dieser Gelegenheit frug ich ihn, ob er nicht wisse, wer die eiserne Maske gewesen, die unzweifelhaft zur Zeit des Richelieu'schen Ministeriums geboren worden sei? Der Herzog machte anfangs ein sehr bedenkliches Gesicht und that, als müsse er jede Antwort ablehnen; dann sagte er, es handle sich hier um ein altes Staatsgeheimniß, doch wolle er mir, um mir einen Beweis seines Vertrauens zu geben, das Geheimniß enthüllen, das ich indessen keinen Anstand nehme auch Ihnen mitzutheilen:

„Die eiserne Maske war ein natürliches Kind Anna's von Oesterreich (Gemahlin Ludwigs XIII.), und der Herzog von Buckingham ist wahrscheinlich sein Vater gewesen. Die Königin vertraute sich in ihrer Angst und Verzweiflung ihrem Feinde, dem Kardinal, an, der Alles so arrangirte, daß es dem Könige Ludwig XIII. verborgen blieb. Dieses Ereigniß aber bewog den Kardinal, eine Annäherung zwischen dem Könige und der Königin herbeizuführen, welche Letztere bisher für unfruchtbar gegolten hatte. Warum sollte nicht Ludwig XIII. ebenso glücklich sein, wie Buckingham? In Folge dessen kamen der nachmalige Ludwig XIV. und Monsieur zur Welt. Das illegitime Kind, anfangs der Frau von Metteville anvertraut, wurde ihr nach Richelieu's Tod von Mazarin genommen, der es bis zu seinem sechzehnten Jahre eingesperrt hielt. Die Aehnlichkeit des Bastards mit Ludwig XIV. war überraschend groß, und darum nöthigte man den Gefangenen, eine Maske zu tragen. Man wollte dadurch jeden möglichen Skandal vermeiden und die Schande Anna's vor der Welt verbergen.

„Es ist dies, mein lieber Jay, ein Stück Geschichte, das allerdings keinerlei Beziehung zu unserer Revolution hat; ich theile es Ihnen lediglich mit, um nicht immer über Geschäftliches und Ermüdendes zu berichten. Den Männern, die bei uns ein freies Volk herstellen wollen, können diese Galanterien einer koketten Königin vielleicht als Unterhaltung dienen, und nach Horaz ist es ja gestattet, desipere in loco. Ich zweifle übrigens nicht, daß man in Frankreich noch eine Unzahl von Romanen über die eiserne Maske erfinden werde.*) Die Menschen sind in diesem Lande ebenso leichtsinnig als tapfer und die kleinen Hof-Intriguen haben einen außerordentlichen Reiz für sie."

Kleine literarische Revue.

— **Shakspeare und Ben Jonson.** „Shakspeare and Jonson" ist der Titel einer soeben erschienenen, höchst interessanten, literargeschichtlichen Denkschrift,**) welche die Reihe der englischen Fest-

*) Wir gestehen, daß wir auch die vorliegende Geschichte für einen solchen, in Frankreich erfundenen Roman halten. D. R.

**) London, J. R. Smith; Berlin, Asher; Leipzig, Denicke.

schriften zu der am 23. April bevorstehenden dreihundertsten Geburtstagsfeier Shakspeare's in würdiger Weise eröffnet. In dieser Denkschrift bildet der Antagonismus, der zwischen den beiden ersten dramatischen Dichtern der Elisabetanischen Aera, Shakspeare und Ben Jonson, bestanden, den Mittelpunkt der Darstellung. Um dieses Centrum gruppiren sich die Beziehungen beider Männer zu ihren Zeitgenossen, den Bühnendichtern Beaumont und Fletcher, Marston, Decker, Chapman und Webster, sowie zu den Schauspielern Henslowe, Burbadge u. A.

Bereits im vorigen Jahrhundert haben Malone und Gifford die Rivalitäten und Streitigkeiten zwischen Shakspeare und Jonson zum Gegenstande kritischer Untersuchungen und Widerlegungen gemacht. Seitdem ist die für die Zeit und das Leben Shakspeare's überaus interessante Frage fast ganz in Vergessenheit gekommen, und die neueren Biographen des großen Dichters haben ihrer kaum mehr Erwähnung gethan. Der Verfasser der vorliegenden Schrift nimmt die Sache von Neuem auf, und wie es scheint, sind dadurch die Shakspearomanen Englands in große Aufregung versetzt.

Die vorliegende Schrift sucht nämlich nachzuweisen, daß Shakspeare in seinen Dramen „Timon von Athen" und „Troilus und Cressida" seinen Rivalen Jonson, der ihn allerdings zuerst angegriffen, in persönlicher Weise gezüchtigt habe; namentlich soll in dem letztgedachten Stücke der Thersites, der schon im Personen-Verzeichnisse als „a deformed and scurrilous Grecian" bezeichnet wird, Niemand anders als eben Jonson sein. Letzterer freilich soll noch viel plumper seinen Gegner angefallen haben, namentlich in den drei Lustspielen: „Every Man out of his Humour" — eine Fortsetzung der berühmten Komödie Jonson's: „Every Man in his Humour" — „Cynthia's Revels" und „Poetaster". In dem letztgenannten Stücke erscheint Shakspeare als „Ovid der Poetaster", der und seine Gefährten, die Schauspieler, darin als Bettelbuben und feiges Gesindel behandelt werden. Darüber waren die Freunde Shakspeare's, Marsten und Decker, so erzürnt, daß sie zur Vergeltung ein eigenes Stück: „The Return from Parnassus", schrieben, welches von Studenten in Cambridge aufgeführt wurde, und in dem, unter namentlicher Bezeichnung, Ben Jonson, dem der Rath ertheilt wird, wieder, was er früher war, Maurergesell zu werden, im wahren Sinne des Wortes an den Pranger gestellt, Shakspeare dagegen in den Himmel erhoben ward. Es steht indessen fest, daß sich Shakspeare nachmals mit seinem Gegner wieder ausgesöhnt, und daß nach des Ersteren Tode Jonson unter dessen eifrigsten Verehrern sich befand und dies auch in seinen späteren Schriften zu erkennen gegeben hat.

— **„Die Bedeutung der Thierwelt für den Menschen".***) Professor Dr. Grube in Breslau (früher in Dorpat) schildert in vorliegender Schrift in allgemeinen Umrissen und in gefälliger Form den Nutzen der Thiere für die Nahrungs- und Bekleidungsbedürfnisse des Menschen, ihre Verwerthung für den Ackerbau und die Bedeutung ihrer wissenschaftlichen Erkenntniß für das Gesammtwissen. Es werden eine große Fülle interessanter Thatsachen als Belege eingestreut und von diesen wollen wir einige hervorheben.

Der Verbrennungsprozeß, welcher unter den nördlichsten Breiten im menschlichen Körper sehr lebhaft vor sich geht, verlangt dort fortwährend eine reiche Zufuhr von Kohlenstoff. Raubthiere fast allein umgeben dort den Menschen, und als Raubthier lebt er selbst. Es ist unglaublich, welche Quantitäten von Nahrungsmitteln er dort zu sich nimmt, wenn er allein auf thierische Kost angewiesen und wenn er weiß, daß diese Nahrung nicht immer nach seinem Bedürfniß vorhanden ist. Und welche Nahrung! Gegen das Verzehren von Blut und massenhaftem Fett empfinden wir einen Widerwillen; der Samojede aber trinkt das Blut des Rennthiers und der Grönländer schwelgt im Genuß des Thrans der Wallthiere. Schon für den Säugling genügt nicht die Muttermilch; er theilt mit seiner Ernährerin die fettreiche Haut des Wallfisches. Dem Südländer dagegen genügt die Pflanzenkost und das weiße Fleisch der Fische und Weichthiere des Meeres.

Die Zahl der kostbaren sibirischen Pelzthiere hat durch die anhaltende Verfolgung abgenommen; nach den Thieren von geringerem Preise hat indeß die Nachfrage erst in jüngerer Zeit begonnen. Rußland liefert nur an Grauwerk jährlich 15 Millionen Felle, von denen 6 Millionen allein nach China gehen.

Ueber die schädlichen Einflüsse der Thierwelt wollen wir noch eine Bemerkung hervorheben: Die Gefahren, sagt Professor Grube, welche dem Menschen von den Thieren drohen, werden meist überschätzt. Die gewaltigsten Katzen und die Giftschlangen greifen den Menschen nie ungereizt an; die Tarantel verwundet nicht gefährlicher als jede andere große Spinne; der Stich der meisten Skorpione ist nicht bedenklicher als der Stich einer Hornisse. Seine schlimmsten Feinde findet der Mensch nicht unter den Hyänen und den Riesen, nein — unter den Pygmäen der Thierwelt. Man zählt mit Recht zu den Plagen Südamerika's die blutsaugenden Fledermäuse; viel furchtbarer noch, als diese Vampyre, sind die Landblutegel Ceylons und Manilla's, die so klein sind, daß sie durch die Maschen der Strümpfe dringen, in ganzen Schaaren von den Bäumen auf die Vorübergehenden stürzend und sich an ihrem Blute sättigend. Vor den Mückenschwärmen der nordischen Wälder können die Reisenden nur in den von Rauch erfüllten Zelten eine Zuflucht finden, und am oberen Orinoko lösen sich die verschiedenen Arten Mosquito's in den Angriffen auf den Menschen ab: die eine Schaar zieht sich zurück, die andere rückt vor. An der Mündung des Rio-Unare graben sich die Eingebornen bei Nacht bis an den Hals in den Erdboden, den Kopf mit einem leichten Tuche bedeckend. Doch der Mensch schreckt vor dieser Gefahr für die Dauer nicht zurück: die Zoologie lehrt, welche Art der insektenfressenden Vögel die wirksamsten Feinde jener Landplage seien, und es wird ihr hoffentlich auf gleichem Wege auch gelingen, die Verderblichkeit der Heuschrecken für die Saaten und der Nonnen-Schmetterlinge für unsere Wälder zu beschränken.

— **Theorie der Ferment-Wirkungen.***) Wir haben in Nummer 3 dieser Zeitschrift in einem längeren Artikel das Wesentlichste der neuen Entdeckungen Pasteur's auf dem Gebiete der Gährung mitgetheilt; wir erwähnten damals, daß die Prüfung der Richtigkeit seiner Angaben natürlich Sache der Fachmänner sei. Es ist die Fermentation ein Prozeß von so außerordentlichem Interesse, daß alle bedeutenderen Chemiker ihn zu erforschen bemüht waren, und daß wir fast so viele Gährungs-Theorien haben, als es Koryphäen in jener Disziplin giebt. Aber der Prozeß hat auch für Laien etwas Wunderbares, und wir erwerben uns vielleicht den Dank unserer Leser, wenn wir ihnen ein kleines Werk nennen, in dem sie alles auf die Fermentation Bezügliche zu-

*) Eine Rede, bei Uebernahme des Rectorats gehalten von Professor Dr. Grube. Breslau, F. Hirt. 22. S.

*) Theorie der Ferment-Wirkungen, von Dr. Moriz Traube. Berlin, Ferd. Dümmler, 1858. 119 S. 8.

sammengetragen finden. Dr. Traube hat zwar zunächst nur für Fachleute geschrieben, denen er seine eigenen neuen Anschauungen zur Prüfung und Bestätigung vorlegen wollte, und das Material ist wesentlich mit Rücksicht auf diese neue Theorie geordnet — es sind jedoch dabei zugleich alle anderen wichtigeren Theorien angegeben und erörtert und zur Orientirung für den Laien die wesentlichen Abschnitte mit gesperrter Schrift gedruckt. Der Annahme Pasteur's, daß die Gährung im Wesentlichen ein Lebensprozeß der Fermente (also z. B. der Hefezellen) sei, daß eine recht lebenskräftige Zelle mehr Zucker in Alkohol umwandele, als eine lebensschwache, widerspricht Traube; er statuirt nicht nur im Effekt, sondern auch in der Art, wie derselbe zu Stande kommt, keine Differenz zwischen den lebenden Fermenten (Pflanzenzellen), den absterbenen (faulende Substanzen) und den unorganischen. Das nächste Lustrum bringt hoffentlich diese streitigen Punkte ihrer Lösung näher, und wir werden nicht versäumen, unseren Lesern die wichtigen neueren Resultate mitzutheilen.

Literarischer Sprechsaal.

Während wir eben aus London einen neuen interessanten Beitrag zur Lebensgeschichte Shakspeare's und zur literarischen Sittengeschichte seiner Zeit erhalten (S. oben: „Shakspeare und Ben Jonson"), geht uns aus Berlin die Ankündigung eines biographischen Romans zu, der den großen britischen Dichter zum Gegenstand hat. Heribert Rau, dessen ähnliche Arbeiten über Jean Paul, Beethoven und Mozart sich namentlich in der Welt der Leihbibliotheken manche Zustimmung erworben, hat auch dieses Stoffes sich bemächtigt, der allerdings zu einer romantischen Darstellung ganz geeignet ist. Der Roman wird, wie wir aus der Ankündigung ersehen, in vier Abtheilungen: 1) die abenteuerliche Jugendzeit Shakspeare's; 2) des Dichters Leben mit Schauspielern und anderen literarischen Zeitgenossen; 3) den Hof der Königin Elisabeth und seine Beziehungen zu Shakspeare, und 4) den Abschluß der Ruhmes-Laufbahn des Dichters behandeln. Wir wünschen aufrichtig, daß es dem Verfasser gelingen möge, ein würdiges Werk zu schaffen, das in diesem Jahre nicht bloß in Deutschland, sondern überall, wo der Name Shakspeare's gefeiert wird, mit warmer Theilnahme gelesen werden würde.

Nach Artikel 8 des französischen Gesetzes von 1841 ist in Frankreich, sowohl bei der Einfuhr, wie bei der Durchfuhr, der Handel mit Büchern in französischer Sprache, die in Bogen, d. h. weder broschirt, noch gebunden, vorgelegt werden, verboten. Diese Einschränkung ist ausschließlich dazu bestimmt, im Interesse der Ordnung und des literarischen Eigenthums die Ueberwachung zu erleichtern; man hat indessen die Erfahrung gemacht, daß sie, in der ganzen Strenge des Wortlauts zur Anwendung gebracht, dem Handel Schwierigkeiten bereiten kann, ohne von Nutzen zu sein. Demgemäß sind die französischen Zollbeamten angewiesen worden, künftig nur den Handel mit solchen Büchern in französischer Sprache als von dem aus Art. 8 des Gesetzes vom 6. Mai 1841 sich ergebenden Verbot betroffen zu erachten, welche in Bogen vorgelegt werden, die nicht nach dem Format, in welchem sie gedruckt sind, und nach ihrer Seitenzahl, mithin so zusammengelegt sind, daß es nur schwer möglich ist, den Anfang des Werkes zu unterscheiden, dessen Titel aufzufinden und dessen Charakter zu beurtheilen.

Ein geschätzter italiänischer Rechtsgelehrter, Herr Professor Serafini in Pavia, hat kürzlich eine interessante Schrift über die auf telegraphischem Wege abgeschlossenen Verträge herausgegeben. Es ist nämlich durch die neue Art der Korrespondenz von Kaufleuten, Börsen-Speculanten und sonstigen Geschäftsmännern mit ihren Commissionären, Agenten ꝛc. die Rechtsfrage entstanden, inwiefern solche ohne eigenhändige Unterschrift ertheilte Vollmachten und Rückäußerungen bindende Kraft haben. Diese und ähnliche Fragen werden von dem Verfasser mit großer Sachkenntniß und vielem juristischen Scharfsinn behandelt. Unter Anderem erklärt er es auch als gegen die Billigkeit streitend, wenn die Telegraphen-Verwaltungen alle Verantwortlichkeit für Irrthümer, oder verloren gegangene Depeschen ablehnen. Die Schrift ist bereits ins Französische übersetzt und verdient auch in unsere Sprache übertragen zu werden.

In Folge der durch den amerikanischen Bürgerkrieg hervorgerufenen Baumwollen-Krise hatten in einigen Gegenden Ostindiens der Anbau und die Produktion der Baumwolle, so wie der Gewinn an diesem Artikel sich ungemein vermehrt, so daß der Reichthum dort in außerordentlichen Dimensionen gewachsen ist. Besonders die Parsen in Bombay haben an Wohlstand zugenommen, und der schon früher unter ihnen sehr regsam gewesene Trieb, Kultur und Wissenschaft zu unterstützen, hat in Folge dessen noch mehr Kraft gewonnen. Ein reicher Parse in Bombay hat der englischen Regierung 10,000 Pfd. Sterl. zur Gründung einer Universität zur Verfügung gestellt, wenn sie eine gleiche Summe zu diesem Zwecke hergeben wolle. Die Regierung ist sofort darauf eingegangen. Ein anderer Parse, der Sohn des vor einigen Jahren verstorbenen, von der englischen Regierung zum Baronet erhobenen Sir Jamsetji Jeejeebhoy, hat ebenfalls 10,000 Pfd. zum Bau eines neuen Kollegs in Poona geschenkt. Nicht minder gründen die Parsen große Hospitäler und andere, der Gesundheit förderliche, gemeinnützige Anstalten. Ja, Einer derselben hat eine ansehnliche Summe der Vollendung eines Glockenthurmes an einer christlichen Kirche zu Bombay gewidmet, da die reichen englischen Christen sich in der Herstellung dieses Bauwerks säumig bewiesen hatten. Die Regierung geht unter Mitwirkung einiger gelehrten Brahmanen auch damit um, in Poona bei Bombay eine große Sanskrit-Bibliothek zu gründen, zu deren Direktor unser gelehrter deutscher Landsmann, Dr. Haug, ernannt werden soll, der bereits im Auftrage der Regierung eine Reise nach Guzerati unternommen, um die dortigen Zend-, Pehlwi-, Parsi- und Sanskrit-Bibliotheken zu durchforschen und werthvolle seltene Werke, die sich dort finden, entweder anzukaufen, oder abschreiben zu lassen. Die Vorlesungen, welche Dr. Haug in Bombay vor einem gemischten Publikum von Christen, Hindu's und Parsen über die Veda's gehalten, haben dort vielen Anklang gefunden und großen Eifer für das Studium der alten Zend-Sprache erweckt. Haug hat eine englische Uebersetzung des Aitareya Brahmanum, des ältesten brahmanischen Werkes über Theologie und Philosophie, veranstaltet, die nächstens mit Erläuterungen, so wie mit dem sanskritischen Original, im Druck erscheinen wird.

Bei Unterzeichnetem erschien so eben:

Herr Schleiden und der Darwin'sche Arten-Entstehungs-Humbug.

Nebst einem Anhange:
Sechs Thesen für die künftige Philosophie und Naturforschung.
Von **Dr. Eduard Löwenthal,**
Verfasser des Werkes: „System und Geschichte des Naturalismus.
Preis 5 Sgr. (148)
Berlin. **Reinh. Schlingmann.**

Confirmationsgeschenk. (151)

Worte des Herzens.
von **J. C. Lavater.**
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von **C. W. Hufeland.**
Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr.
Bessere Ausgaben mit L's Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einband mit Goldschnitt geb. zu 1 Thlr 10 Sgr., bez. 1 Thlr.
„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **Jean Paul Fr. Eugen Richter** in Hamburg erscheint:

Feuilleton.
Bunte Blätter für Kritik, Literatur u. Kunst.
Preis vierteljährlich 1 Thlr. (149)

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Praktische (144)
Lehrbücher zum Selbstunterricht
in den neueren Sprachen.

Busch u. Skelton, Handbuch der **englischen Umgangssprache.** 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.
The English Echo, Praktische Anleitung zum **Englischsprechen.** 4. Aufl. 15 Ngr.
Fiedler u. Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der **englischen Sprache.** 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.
Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben u. erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.
Louis, Handbuch der **englischen Handelscorrespondenz.** 15 Ngr.
Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added *notes & a map of London* by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.
Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e édition. Avec vocab. 15 Ngr.
Gooch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem **feinsten Pariser Dialect.** 2. Aufl. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.
Echo français, Praktische Anleitung zum **Französischsprechen.** 4. Aufl. 15 Ngr.
Touzellier, Nouvelle **conversation française,** suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce, mit gegenüberstehender **deutscher Uebersetzung.** 10 Ngr.
Die gleichlautenden Wörter der **franz. Sprache** in lexikal. Ordnung f. d. Schulgebrauch. 7½ Ngr.
L'Eco italiana, Praktische Anleitung zum **Italienischsprechen.** 3. Aufl. 20 Ngr.
Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum **Spanischsprechen.** 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Bei den Verlegern dieser Zeitschrift erschien:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.
Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facsimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande u. Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
Miniatur-Ausgabe (zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlstich gez. von Ludwig Richter. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.
Kabinets-Ausgabe (elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.
Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (139)

Ein neuer Band von Guizot's Memoiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.
Par **M. Guizot.**
Édition autorisée pour l'étranger.
Tome VI. Gr. in-8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Die sich ihrem Abschluss nähernden Memoiren Guizot's sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden. Der soeben ausgegebene sechste Band ist durch seinen Inhalt besonders geeignet, das Interesse an dem Werke von neuem anzuregen; er umfasst den Zeitraum von 1840—1842, behandelt neben inneren Angelegenheiten namentlich die auswärtige Politik Frankreichs in jener Zeit und enthält zugleich weitere, bisher noch unpublicirte wichtige diplomatische Actenstücke. (146)

Im **J. C. Hinrichs**'schen Verlage zu Leipzig erscheint vom Januar 1864 an und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der
Geographie und Statistik
für die gebildeten Stände
begründet durch
Dr. C. G. D. Stein und **Dr. Ferd. Hörschelmann**
neu bearbeitet unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten von
Prof. Dr. **J. E. Wappäus.**
Siebente Auflage ergänzt bis auf die neueste Zeit.
Zweites Abonnement in 48 Halbmonats-Lieferungen à 15 Ngr.
Das Werk kann aber auch in 10 Abtheilungen bezogen werden, von welchen 5 bereits fertig vorliegen, 3 im Laufe der nächsten Monate und 2 später fertig werden.

I. **Band.** 3 Abtheilungen. Allgemeine Geographie — Nordamerika — Mittel- und Südamerika von Professor **Wappäus** in Göttingen
II. **Band.** 1. 2. Abtheilung. Afrika u. Australien von Dr. **T. E. Gumprecht** in Berlin und Director Dr. **Meinicke** in Prenzlau.
3. Abtheilung. Asien von Dr. **J. H. Plath** in München u. **J. H. Grauer** in Hamburg.
III. **Band.** 1. Abtheilung. Einleitung zu Europa von Prof. **Wappäus.** — Rußland von Prof. **Possart.** — Türkei, Griechenland und Jonien von Prof. **H. F. Brachelli.** — Dänemark, Schweden und Norwegen von Dr. **C. F. Frisch** in Stockholm. — Britisches Reich von **G. E. Laurenstein** in London. — Niederlande von Dr. **M. M. von Baumhauer** im Haag.
2. Abtheilung. Spanien und Portugal von Prof. **M. Willkomm** in Tharandt. — Frankreich von Dr. **M. Block** in Paris. — Belgien von Dir. **E. Heuschling** in Brüssel. — Schweiz und Italien von Prof. **H. F. Brachelli** in Wien.
IV. **Band.** 2 Abtheilungen. Oesterreichischer Kaiserstaat. — Preußen und die übrigen Staaten des deutschen Bundes. Von Prof. **H. F. Brachelli** in Wien.

Alle während des Druckes entstandenen Veränderungen werden in Nachträgen Berücksichtigung finden, auch haben wir Sorge getragen, daß genau gearbeitete Inhaltsübersichten und Register zu jeder Abtheilung den Gebrauch des Ganzen erleichtern.
Die bedeutendsten Statistiker und Geographen haben an dem Werke mitgearbeitet, dessen Reichhaltigkeit und Vollständigkeit von keinem ähnlichen übertroffen wird.
Prospecte und 1. Lieferung liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus, Lieferung 2 und folgende werden nur auf feste Bestellung geliefert. (145)

Das Magazin optischer und mechan. Instrumente
von **A. Meissner,** Opticus und Mechanicus,
Friedrichs-Strasse Nr. 71, Ecke der Tauben-Strasse,
empfiehlt **Theater-, Reise-, Militair-** und **Marine-Perspective** von unübertrefflicher Wirkung, in jeder Grösse **Lorgnetten, Brillen, Pince-nez** in grösster, geschmackvollster Auswahl, **Barometer, Thermometer, Reisszeuge** für Bauzeichner und zum Schulgebrauch, überhaupt Instrumente jeder Art zu billigen, soliden, aber festen Preisen. (150)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin

1864. No. 12.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen
sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten, für England H. Bender, London, 3 little Newport Street, Leicester Square.

Sendungen
wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 20. März 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Arnold Ruge's Gefangenschaft. I. Die deutsche National-Idee vor vierzig Jahren. 178
Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen v. W. 180

Griechenland.

Kapodistrias, nach Carl Mendelssohn-Bartholdy 181

Frankreich.

Wetterpropheten und Meteore. II. Untersuchungen über die Meteorsteine . . . 185
Zur Kritik von Renan's Leben Jesu . . . 187

England.

Englische Novellistik von der Schattenseite. Miß Braddon 188

Kleine literarische Revue.

Shakspeare und Victor Hugo 189
Italiänische Journalistik 189
Beitrag zur Geschichte jüdischer Tartüffe . 190
Der Stieler'sche Hand-Atlas 190
Kriegsschauplatz 190
Literarischer Sprechsaal 190

Zur Nachricht.

Mit Nr. 13 endet das laufende Quartal. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, damit keine Unterbrechung in Empfang der Nummern entsteht.

Die Verlagshandlung.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erscheint so eben:

Philologie, Geschichte und Psychologie.

Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. H. Steinthal,
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (164)

5 Bogen gr. 8. Velinpapier. 15 Sgr.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig. (155)

In fcap. 8vo, cloth extra, gilt edges, price 5s. each volume; Morocco elegant or antique, 9s. each.

ROUTLEDGE'S BRITISH POETS.

EDITED BY THE REV. R. A. WILLMOTT.

With Biographies and Critical Notices, and printed without abridgment from the purest text. This series comprises the works of the best English Poets, printed with new type on the best paper. Each volume contains on an average 500 pages, with Eight Illustrations, engraved by Dalziel, from designs by Edward Corbould, Birket Foster, John Gilbert, W. Harvey, or Franklin.

COWPER'S POETICAL WORKS. Edited with a picture sketch of the Poet's Life and Genius, by the Rev. *R. A. Willmott.* With Eight Illustrations by Birket Foster.

KIRKE WHITE'S POETICAL WORKS and REMAINS. With Life by *Southey.* Illustrated by Birket Foster.

SOUTHEY'S JOAN OF ARC, MINOR POEMS, BALLADS, and LYRICAL PIECES.

SIR WALTER SCOTT'S POETICAL WORKS; comprising Lay of the Last Minstrel, Marmion, Lady of the Lake, Rokeby, Bridal of Triermain, Ballads, Lays, Lyrical Pieces, and the Lord of the Isles. With Eight Illustrations by Corbould.

WORDSWORTH'S POETICAL WORKS. A New Edition, carefully edited, with a Life, and Eight Illustrations by Birket Foster.

CRABBE'S POETICAL WORKS. A New Edition, with a Life, and Eight Illustrations by Birket Foster.

BYRON'S POETICAL WORKS. Illustrated by John Gilbert, B. Foster, &c.

This volume contains all Lord Byron's Poems of which the copyright is free, with the exception of „Don Juan", from which are selected the most beautiful passages.

THOMAS MOORE'S POETICAL WORKS. A New Edition, containing Lalla Rookh, Twopenny Post-bag, Odes of Anacreon, Corruption and Intolerance, Irish Melodies (six parts), Sacred Songs (part I.), and Miscellaneous Poems and Songs. With a Complete Biography of the Author. Illustrated by Godwin, Corbould, Thomas, &c.

BURN'S POETICAL WORKS. Edited by the Rev. *R. A. Willmott.* Illustrated by John Gilbert.

ROGER'S POETICAL WORKS. With a Portrait by Sir Thomas Lawrence, and numerous Woodcuts.

JAMES MONTGOMERY'S POETICAL WORKS. With Eight Illustrations by John Gilbert, Birket Foster, &c. With a Memoir of the Author.

LEIGH HUNT'S POETICAL WORKS. Now finally corrected, revised by himself, and edited by his Son, *Thornton Hunt.* With Illustrations by Corbould.

CHARLES MACKAY'S COLLECTED SONGS. In One Volume, complete. With Eight Illustrations by John Gilbert. Contains more than Five Hundred Songs.

CHARLES MACKAY'S BALLADS AND LYRICS; with Legends of the Isles, Voices from the Crowd, Voices from the Mountains. With Eight Illustrations by John Gilbert.

ELIZA COOK'S POETICAL WORKS. With Portrait and Eight Illustrations. An entirely New and Revised Edition.

THE POETICAL WORKS OF W. C. BENNETT. With Portrait and Illustrations.

Uniform in Size and Price with "Routledge's British Poets."

LONGFELLOW'S COMPLETE POETICAL WORKS, including HIAWATHA and MILES STANDISH. With an Original Portrait and other Woodcuts, by John Gilbert. A New Edition, entirely composed with a new type.

"It contains the whole of Longfellow's poetical works — *the poems* arranged, at his own request, *in the rotation in which they were written.*"

LONGFELLOW'S PROSE WORKS, comprising HYPERION, KAVANAGH, and OUTRE MER. With Eight Illustrations by John Gilbert.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

März 1864.

Denis Duval (with a Portrait of the Author [W. M. Thackeray]) Chapter I—III. — The two aspects of History. — The Theatre in China. — Sentence of death recorded. — The small house at Allington. — Phosphorus and Civilization. — The Fashion of furniture. — The forest of Essex. — Notes on the late campaign on the Punjaub frontier. — Margaret Denzils history (annotated by her husband).

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein:

DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. März. (165)

Deutschland und das Ausland.

Arnold Ruge's Gefängnißhaft. *)

I.

Die deutsche National-Idee vor vierzig Jahren.

Wohl ist es wahr, daß in den glorreichen Jahren der deutschen Erhebung, die den gewaltigsten Riesen der neueren Geschichte und seine Tyrannei zu Boden schmetterte, die große Masse des Volkes bei dem Namen der Freiheit an nichts als an die Befreiung von der fremdländischen Usurpation dachte; das allein war der Gedanke, den die Massen von der Memel bis zum Rhein und von der Ostsee bis zur Adria mit glühender Seele erfaßten, und der eine Großartigkeit des Aufschwungs erzeugte, die nachzudenken wir Epigonen kaum mehr vermögen. Es hätte keiner Verheißungen einer höheren Freiheit bedurft; die großen Massen wären mit derselben Begeisterung, mit demselben patriotischen Heldensinn in den Tod gezogen, da sie kein anderes Ideal kannten, als die Vertreibung der Franzosen von deutscher Erde. Jene goldenen Worte, welche die Verheißungen einer inneren politischen Freiheit enthielten, klangen nur in den Gemüthern wieder, die sie zu fassen fähig waren und ein Verständniß in sich trugen für die höheren Güter, die des selbstbewußten Menschen würdig sind und das Leben zu einem menschlichen machen. Nur dadurch allein ist es erklärlich, wie, nachdem das Geräusch der Waffen verklungen war, Alles so ruhig in seine alten Geleise zurückkehrte, und wie unmittelbar nach einer beispiellosen Erhebung der Gemüther gerade in dem intelligenten Preußen ein Absolutismus zum Vorschein kommen konnte, wie er kaum jemals in diesem Lande dagewesen, und wie man einem Volke gegenüber, welches soeben seine ganze ihm einwohnende Kraft kennen gelernt und erprobt hatte, die herrlichsten Versprechungen vergessen konnte. Man rechtfertigte sich selbst und wehrte lästige Dränger mit jenem seitdem so oft gehörten Gedanken ab: das Volk ist noch nicht reif für politische Freiheit! und der Beweis war leider nicht schwer zu liefern, wenn man absah von dem geistig bewegten Theil des Volkes, der allein den geistigen Sauerteig in sich barg und die Keime zu edlerer Entwickelung enthielt, der die Ideen des neuen Zeitalters in sich verarbeitete. Diese Minorität glaubte man durch Stirnrunzeln beseitigen zu können. Und doch fühlte man sich nicht so sicher, denn überall zeigten sich unwillkommene, lästige Gemüther, die sich erkühnten, Gedächtniß zu besitzen. Vorsicht, behutsamste Vorsicht schien nothwendig.

Erst an Karlsbad's sprudelnden Quellen fanden deutsche Minister den nöthigen Muth und die Kraft, durch gemeinsame Spionage und einmüthiges Handeln die unliebsamen Geister zu bannen. Und so begann denn jene grausenhafte Zeit der allgemeinen Demagogen-Riecherei, die überall Verschwörungen zu europäischem Umsturz, die sogenannten „demagogischen Umtriebe", witterte, die die Gedanken von der Stirne las und vor Gericht zog, der selbst die Vögel in der Luft höchst geheimnißvolle, verdächtige Lieder zu singen schienen. Darf man vielleicht vermuthen, daß etwas von bösem Gewissen jene Furcht schärfte? Behüte! Man behielt sich die Zeit der Erfüllung des gegebenen Versprechens ja stets vor.

Wie nun der Absolutismus überhaupt gegen nichts so argwöhnisch ist, als gegen eine ideale Begeisterung, weil sie eben ein Ausfluß der höchsten Freiheit der Seele ist, so richtete sich der ganze Haß der Reaktion gegen die Bewegung, die in den Gemüthern der studirenden Jugend entstand. Jene Burschenschaften bestanden zum großen Theil aus jungen Leuten, die auf den Schlachtfeldern ihr Blut und Leben für die Freiheit des Vaterlandes eingesetzt hatten. Dort, wo alle edlen Kräfte Deutschlands vereint waren, hatten sie Deutschlands Größe und Macht erkannt; von diesen blutigen Stätten, wo der Enthusiasmus für Recht und Freiheit seine erhabensten Triumphe feierte, hatten sie eine glühende Begeisterung für des großen gemeinsamen Vaterlandes Zukunft mit in die Heimat gebracht, und wie sie als Jünglinge wußten, für welche ewigen Güter sie gekämpft, so wußten sie fortan auch, wofür es werth war, als Männer künftig zu leben zu wirken und zu streben. Und wenn wir nun sehen, in welcher spießbürgerlichen Seligkeit der Mittelstand in Deutschland auf seinen Lorbeeren ruhte, wie er träge und schlaff, ohne allen Sinn für ein politisches Leben, all den alten Jammer des Beamtendruckes und der Büreaukratie ruhig über sich ergehen ließ, als hätte es der Herrgott am ersten Schöpfungstage schon so und nicht anders gewollt, — so erkennen wir, daß jene feurige Jugend auf den Universitäten das alleinige Gefäß für das Salz der Erde war; diese tiefe Verachtung des kleinlichen, engherzigen, tief egoistischen, unverbesserlichen, todten Philisterlebens, diese zürnende Abwendung von aller Gemeinheit, dieses ernste, ideale Streben nach Veredlung und Ausbildung des Körpers und der Seele, um einst würdige Kräfte dem Vaterlande zuzuführen, diese heilige Begeisterung für die Einheit, Freiheit und Ehre Deutschlands — es war die einzige Regung, die einzige Blüthe deutschen Geistes und Gemüthes in jener matten, flauen Zeit; in der reinen Gluth dieser jugendlichen Herzen glimmte die einzige Hoffnung einer besseren Zukunft. Gerade darum aber richtete sich der ganze Groll und Argwohn der Machthaber gegen sie.

„Sie lugten, sie suchten
Nach Trug und Verrath,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat."

Als nun gar auf jenem Wartburgsfeste Kotzebue's deutsche Geschichte und der Gensd'armeriecodex des Herrn v. Kamptz von einigen angeheiterten Gesellen den Flammen preisgegeben wurde, da schrie man über die „verwilderten Professoren und die verführten Studenten, die Mord, Aufruhr und Zerstörung alles Bestehenden predigten." Wiewohl die von den Großmächten abgesandten Untersucher gestehen mußten, daß man den Geist des Festes verleumdet habe, erdreistete sich dennoch der russische Staatsrath v. Stourdza, mit einer Denkschrift vor den Aachener Kongreß zu treten, in der er die deutschen Universitäten wahre Mördergruben und Werkzeuge der Hölle, Schlupfwinkel aller Verworfenheit und Nichtswürdigkeit nannte, die Burschenschaft als eine aufrührerische Verbindung, die Professoren als gemeine Demagogen und das gesammte deutsche Volk als ein solches darstellte, das durchaus politisch unmündig sei und dem politischen und kirchlichen Despotismus unterworfen bleiben müsse. Als nun der von der deutschen Jugend tief verachtete Kotzebue es wagte, diese bekannt gewordene Schrift öffentlich zu vertheidigen, da ließ sich ein Einziger von seiner gerechten Entrüstung zu einer fanatischen That hinreißen und befleckte sich mit dem Blute eines Menschen. Das war ein willkommener Anlaß zum Einschreiten; Karl Sand's verhängnißvolle That

*) Arnold Ruge: Aus früherer Zeit. Dritter Band. Berlin, Franz Duncker, 1863.

öffnete der Reaktion Thor und Riegel. Die Untersuchungen begannen; die Burschenschaften wurden aufgelöst und alle ersinnlichen Beaufsichtigungen eingeführt, alle erdenklichen Hemmketten und Knebel den Universitäten angelegt. Bisher hatten notorisch keine geheimen Verbindungen existirt; jetzt freilich tauchten, durch den Zorn über das angethane Unrecht und die Gewaltmaßregeln hervorgerufen, formlose Pläne auf, die aber von den Theilnehmern selbst bei kühlerer Ueberlegung als unausführbar erkannt und sogleich fallen gelassen wurden. Leider jedoch wurde manches davon verrathen, was neuen traurigen Anlaß zu ernsten Verfolgungen bot. In Mainz wurde eine Hauptuntersuchungs-Kommission eingesetzt, welche Verhaftungsbefehle nach allen Richtungen schleuderte. Hinter Kerkermauern und Festungswällen mußten die armen Opfer den Traum ihrer Jugend büßen und die besten Jahre ihres Lebens vertrauern, und sie zählten wahrlich nicht zu den schlechten Söhnen des Vaterlandes!

Zu den hervorragendsten unter diesen Märtyrern, durch deren Fesselung die Reaktion den wehenden Geist deutscher Freiheit in Fesseln zu legen meinte, gehörte Arnold Ruge, der jetzt den dritten Band seiner in diesen Blättern früher besprochenen Memoiren hat erscheinen lassen. Nicht mit Unrecht setzt er als Motto vor die Schilderung seiner Gefängnißzeit, die die erste Abtheilung des Bandes einnimmt, die schönen, stolzen Worte:

Wo sich der Kerker schließt um eure Denker,
Wo ihr den Freien Ketten schickt und Henker,
Da reißt der Menschheit alter Wahn entzwei,
Durch Fesselträger wird die Erde frei.

Diese Worte sind zum Theil schon jetzt in Erfüllung gegangen und werden es immer mehr. Den Krieg mit den luftigen Geistern führt keine Gewalt zu Ende. Sie ist vielmehr verdammt, die Rolle des Satans gegen das Walten des ewigen Gottes zu spielen; ihm, der seiner nicht spotten läßt, muß er mit jeder neuen Unthat dienen. Jeder Frevel am Geist weckt tausend und tausend neue Jünger des Lichts. Jene, das Herz schwellenden Gedanken der verfolgten und eingekerkerten Jünglinge, sie sind gegenwärtig die Ueberzeugung, die Sehnsucht aller derer, die ihre Seele noch nicht verkauft haben. Sucht immerhin zu hindern und zu bannen! Ohnmächtig ist all euer Beginnen.

Der Geist lebt in uns Allen,
Und unsre Burg ist Gott!

Und fallen wir, so lebt der Geist schon in unseren Kindern und wird in den Kindeskindern neu erstehen und spült die Scholle, auf der ihr steht, unter euren Sohlen hinweg; denn unser ist die Zeit!

Die Mauer nicht den Kerker macht,
Den Käfig nicht das Gitter;
Wenn frei und froh die Seele lacht,
Ist kein Gefängniß bitter.

Diese Worte fand Ruge als Inschrift über einer Gefängnißzelle. Sie enthalten den durch seine ganze Schilderung wehenden Geist. Wahrlich, diese Kerkerzeit ist ein glorreicher Lebensabschnitt dieses unseres Landsmanns. Lange, lange hat uns nichts mit so reiner Freude ergriffen, als diese wunderbar anschauliche und klare, großartig heitre Darstellung einer Leidenszeit. Wir sehen darin das erhebende Bild eines starken, urkräftigen Geistes, der durch die Wirbelwinde des Schicksals immer fester wurzelt in den ewigen, weltbefreienden Gedanken, die das sichere Erdreich seines Innern bilden. Wer so wie er, in der Zeit der blühenden, heftig stürmenden Jugend, mitten aus der Wonne des Lebens hinausgerissen, in langer Jahrenreihe, in engem Kerkerzimmer kümmerlich vor aufreibendem Frost und Hunger geschützt, abgeschnitten von allen Lieben, von rohen, oft feindlichen Kerkermeistern umgeben, bei dem steten verhaßten Anblick der enggezogenen Schranken, wer da nicht einen einzigen Tropfen der geistigen Lebenskraft verliert, sondern Muth und Mannessinn in Leidensgefährten erweckt, durch die vernünftigste Lebensweise Leib und Seele gesund erhält, seine ganze Energie, da die äußere Freiheit verloren, auf die innerliche Befreiung und Bildung richtet, sein trauriges Kerkerzimmer zu einem Tempel der Freiheit macht, aus dem die Musen nimmer entweichen, den verehren wir als einen Helden der edelsten und für unsere Zeit nothwendigsten aller Tugenden, der wahren Mannestugend, constantia.

Es ist unmöglich, durch Erzählung den Eindruck der so charakteristischen Schilderungen, die der Verfasser uns bietet, wiederzugeben; vielleicht erreichen wir durch Heraushebung einiger kleinen Scenen diesen Zweck bei unseren Lesern besser.

Im Januar 1824 wurde Ruge in Heidelberg verhaftet und nach Berlin, von dort aber bald nach Köpnick transportirt, wo eine besondere preußische Untersuchungskommission zusammengetreten war. Alle Anzeichen schienen ihm auf ein blutiges Ende zu deuten. Doch gutes Gewissen und Gesundheit der Seele lassen ihn nicht den Humor verlieren.

Er hatte ein Eckzimmer zur ebenen Erde nach dem Schloßgarten hinaus erhalten. Sein Koffer aber, in dem seine Bücher sich befanden, stand verschlossen vor ihm, denn man hatte ihm den Schlüssel dazu verweigert. Schreibzeug und Bücher, hieß es, wären eine Vergünstigung, auf die er fürs Erste noch keinen Anspruch habe. So fing man, sagt Ruge, zwar nicht mit dem Erschießen, aber doch mit der Strafe an, und zwar überließ man es ganz und gar, wie unter der spanischen Inquisition, meinem eigenen Gewissen, mir zu sagen, wofür dies die Strafe sei. Doch weiß er sich Rath. Der Stiefelknecht wird glücklich unter den Deckel des Koffers geschoben, so daß sich eine Hand durchdrängen kann; was erwischt sie oben auf? den Aristophanes! Jubelnd setzt er sich mit dieser Beute in die Fensternische vor einen kleinen Tisch mit einer Schublade. Wenn die Schlüssel an der Thüre rasselten und Feinde nahten, floh Aristophanes rasch in diesen Versteck. „Mehrere Tage," erzählt er darauf, „blieb ich ungestört. Eines Morgens aber, nachdem ich mein Feuer angeschürt, zog ich meine langen wollenen Strümpfe über die Unterhosen und hüllte mich in meine wollene gestrickte Jacke, die ich von meiner guten Mutter hatte. So setzte ich mich in meine Nische und vertiefte mich gänzlich in den alten Schalk dergestalt, daß ich von Zeit zu Zeit in ein lautes Gelächter ausbrach. Dabei entdeckte ich, daß ich nicht nur vor der Thür, sondern auch vor dem Fenster eine Schildwache hatte. Diese rührte sich nämlich und schrie mir zu, ich sollte nicht lachen, worauf ich natürlich keine Rücksicht nahm. Der arme Teufel hatte ja keine Macht, seine Tyrannei durchzusetzen. Ich las ihm vielmehr einige prächtige Stellen auf griechisch vor und war neugierig, was er nun weiter beginnen würde. Er rief um Hülfe. Nun erschien ein Abgesandter von der Wache, dem er den Fall vortrug. „Du hast ganz recht gehandelt, mein Sohn", sagte der Vater von der Wache, „ich will es melden". Es verging eine geraume Zeit, und ich las weiter. Da rasselten die Schlüssel an der Thür, der Aristophanes flog in den Tischkasten, und eine Gesellschaft von Personen, die mir außer dem Aufwärter alle unbekannt waren, traten in das Zimmer. Ich erhob mich in meinem seltsamen Aufzuge und erwiederte ihre Verbeugungen. Dann sahen sie einander an, nicht wenig erstaunt

über meine langen Strümpfe und meine Jacke, und wußten nicht, ob sie lachen oder sich das Lachen verbeißen sollten. Endlich aber half keine Politik länger, und das ganze Zimmer, ich selbst mit eingeschlossen, wenn auch aus andern Gründen, brach in ein lautes Gelächter aus. Sonderbarer Weise machte sie aber mein Gelächter wieder ernsthaft. Sie hielten mich offenbar für verrückt, und ein dünner schwarzer Mensch im blauen Frack trat auf mich zu und fragte: „Sind Sie nicht wohl?" „Ich bin nicht krank." „Worüber lachten Sie, als Sie allein waren?" „Ueber Xanthias." „Wer ist Xanthias?" „Ein Sklave des Dionysos." „Und der ist Ihnen so lächerlich?" „Ja!" „Wollen Sie in den Garten gehen?" „Gewiß!" „Nun, da ziehen Sie sich an, in einer halben Stunde wird man Sie rufen." — Meine Antworten hatten den Herrn Universitätsrichter Krause, den ich später in diesem Dandy kennen lernte, nur noch mehr darin bestärkt, daß ich verrückt sei, oder auf dem Wege, es zu werden; denn wie kam ich dazu, über einen Sklaven des Dionysos zu lachen? So brachten mich Xanthias und die Frösche des drolligen Aristophanes an die frische Luft. Man hatte in meiner Abwesenheit das ganze Zimmer durchsucht, um den Xanthias zu finden, über den ich gelacht haben wollte. Aber als ich zurückkehrte, fand ich ihn wohl verborgen in seiner Schublade."

Nach dem ersten Verhöre wurde von ihm eine schriftliche Auslassung über die Burschenschaft verlangt. Er erklärte sich dazu bereit, doch mit dem Bemerken, daß er auf bestimmte Personen und Verhältnisse nicht eingehen werde. „Was ich nun", fährt er fort, „über die Burschenschaft und ihre Nothwendigkeit und Berechtigung aufschrieb, war natürlich nicht, was die Herren wissen wollten. Eines Tages wurde ich also wieder vorgefordert und fand in einem Zimmer, worin Studentenschläger und Pistolen an den Wänden umherhingen, eine lange grüne Tafel mit einer Anzahl unbekannter Gesichter besetzt; nur Krause und sein junger Schreiber waren mir bekannt. Krause wandte sich sofort an mich, sagte ein paar Worte über meine Schrift und fragte dann, ob ich weiter nichts zu sagen habe, als was diese Abhandlung enthalte? Ich erwiederte: „Nein, weiter nichts!" Es kam mir vor, als würde hier Komödie mit mir gespielt und als sollte ich den Leuten, die da umhersaßen und mir nicht vorgestellt waren, als ein Wunder vorgezeigt werden. Einer von ihnen, ein kleiner, unansehnlicher Mann am andern Ende des Tisches nahm nun das Wort und rief mir zu: „Ein gebildeter junger Mann, wie Sie, sollte mehr Achtung vor der Wahrheit haben!" Ich stand auf, sah ihn scharf und verwundert an und rief: „Wer sind Sie? ich kenne Sie nicht! aber es sitzt kein Mensch an diesem grünen Tisch, der mir gegenüber das Recht hätte, von der Wahrheit zu reden! Was kümmert Sie die Wahrheit? Haben Sie sie je gesucht und je auch nur das Geringste zu ihrer Förderung gethan? Oder habe ich es hier mit einem großen Philosophen zu thun? Das kommt mir nicht so vor; denn die Wahrheit ist es, die die Menschheit befreit, nicht die sie in die Kerker wirft. Wir hingegen, so jung wir sind, haben alle unsere Kräfte an diese Wahrheit gesetzt und uns nicht einen Augenblick bedacht, uns ihr mit Leib und Leben zu widmen. Reden Sie mir nicht von Wahrheit!" Es war mir ganz Einerlei; ob ich sie aufbrachte oder nicht, da ich meinen Kopf doch für verloren hielt. Der Eindruck dieser Rede war höchst eigenthümlich. Der kleine Mann am andern Ende des Tisches erröthete und schwieg; die Anderen sahen zum Theil lächelnd vor sich nieder. Krause nahm nun wieder das Wort und fuhr heraus: „Wenn Sie uns weiter nichts zu sagen haben, so verlassen Sie uns nur!" Worauf ich verächtlich und aufgeregt erwiederte: „Nichts lieber als das!"

Der Vorfall wurde bekannt und erregte große Freude unter den Berlinern; denn der kleine Mann war Niemand anders als der Minister v. Kamptz. Dieser verfehlte nun seinerseits freilich nicht, die Sache für seine Zwecke zu benutzen und Ruge als einen höchst staatsgefährlichen Fanatiker darzustellen.

Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W.*)

Seitdem Varnhagen von Ense uns in seinem literarischen Nachlaß mit einer so ganz ungewöhnlich reichen Fundgrube längst vergessener Berliner Klatschgeschichten und alltäglichen Theezirkel-Geschwätzes überrascht hat, greifen wir neugierig nach jedem Buche, das einen ähnlichen Schatz von Mittheilungen über lebende und todte Persönlichkeiten erwarten läßt. So vielversprechend aber in diesem Bezuge der Titel des obigen Werkes lautet, so wenig wird die Scandalsucht sich durch den Inhalt befriedigt finden, weil sich der Verfasser aus Discretion meistens darauf beschränkt hat, nur die Namen der unzähligen Personen zu nennen, welche er in seinem langen und bewegten Leben kennen gelernt hat. Allerdings sind hier und da einige pikante Anekdoten, charakteristische Züge und mehr oder minder neue Bonmots in den Text hineingestreut, indessen möchten wir doch glauben, daß diese Denkwürdigkeiten bei Weitem an Interesse gewonnen hätten, wenn der vorliegende Band gewissermaßen bloß als Anhalt zu einem größeren, mehr ausgeführten Werke benutzt und der Raum, welchen die vielen ironisch gemeinten Lobsprüche Preußens und des Adels einnehmen, zur Detailmalerei einzelner Scenen und zur Schilderung politischer und literarischer Sommitäten angewandt worden wäre.

Wer der Verfasser eigentlich ist, der sich unter dem angenommenen Namen des Domherrn Grafen von W. verbirgt, dürfte nicht schwer zu errathen sein.

Wer kennt nicht „den immergrünen Gesell", wie ihn ein geistvoller Wiener Dichter einst treffend bezeichnet hat, der regelmäßig mit den Schwalben süd- und heimwärts zieht, keine Eisenbahn unbefahren, keinen Badeort unbesucht und keine Bibliothek unbesichtigt läßt?

Doch wir wollen ihm die Freude nicht nehmen, sich hinter dem luftigen Gazeschleier, welcher den Anonymus verhüllen soll, scheinbar als äußerster Rückschrittsmann zu geriren, und wollen uns damit begnügen, zu wissen, daß der mysteriöse Domherr ein so eifriger Leser sämmtlicher Werke des bekannten Geheimrath Reigebaur ist, wie in heutiger Zeit jeder Schriftsteller einen ähnlichen sich nur wünschen könnte.

Daher dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn der Graf sich nur durch seine Stellung pflichtschuldigst davon abhalten läßt, seine gränzenlose Bewunderung für Alles an den Tag zu legen, was in Italien geschieht, und wäre es auch nur, daß man dort den Abendbesuchern keinen Thee mit Butterbrot, sondern Eis oder Limonade vorsetzt, und wenn derselbe im Grunde seines Herzens sich nirgends unbehaglicher fühlt als in Deutschland, seinem Heimatslande.

Ebenso leicht erklärlich ist es auch dadurch, daß der Verfasser

*) Vom Beginn der ersten französischen Revolution bis zur neuesten Zeit. Leipzig, Bergson-Sonenberg, 1864.

trotz seiner hohen Geburt ein zwar geheimer, aber desto erbitterterer Widersacher des sogenannten Junkerthums geworden, dem er unter dem Schutze der Satyre mitleidslos alles Unheil in der Welt, die Sündflut und die zehn Plagen Aegyptens ausgenommen, zur Last legt. Denn wenn wir auch glücklich über die Zeit hinaus sind, wo in Romanen und Novellen jeder hartherzige Vater, jeder leichtsinnige Verführer und jeder Missethäter mindestens ein Edelmann, am liebsten ein Baron oder Graf sein mußte, und wo die wahre uneigennützige Liebe, die echte Treue einer Gattin und das aufopfernde Herz einer Mutter nur bei dem Mädchen aus dem niedern Volke gefunden werden konnte, so hat doch das Wort „Junker" noch immer nicht aufgehört, auf eine gewisse Klasse von Leuten dieselbe Wirkung auszuüben, welche die rothe Farbe auf manche Thiere äußert. Die Erwähnung allein genügt, um namentlich bei denen, welche sich für die alleinigen Träger des „Fortschritts" ausgeben, den ganzen Groll hervorzurufen, den sie darüber empfinden, daß in einem constitutionellen Staate selbstverständlich jede politische Meinung ihre Existenzberechtigung hat, und daß Niemand gezwungen werden kann, seine Ansicht zu ändern.

Unser Domherr ist zu sehr Mann von Welt, um nicht zu wissen, daß es Andersdenkende giebt und geben muß, und wenn er auch, von der augenblicklichen Majoritätsstimmung fortgerissen, bergebrachter Maßen grunzt und schimpft, so geht doch aus den Namen seiner vielen Bekanntschaften hervor, daß er sich stets am liebsten in vornehmen Kreisen bewegt und vorzugsweise mit Leuten von Familie verkehrt hat, ja daß er seigentlich aristokratischer ist, als mancher der armen verhaßten Junker. Deshalb müssen wir es auch rein als eine Art Liebesschmollen ansehen, wenn der Verfasser immer und immer wieder darüber klagt, daß der norddeutsche Adel nicht durchweg so ist, wie er sein sollte und könnte, und dürfen es ihm nicht verargen, wenn er in dem an sich ehrenhaften Gefühle verletzten Stolzes auf das Ansehen des Adelstandes ideale Forderungen an die „Junker" macht.

Indessen können wir ihm zum Troste sagen, daß wir, die wir unserer Studien wegen weit weniger exklusiven Umgang gesucht haben als er, auch bei den nichtadeligen Ständen häufig sämmtliche Untugenden gefunden haben, die man gewöhnlich den unglücklichen Junkern ausschließlich vorwirft, und daß, wenn man die Zahl aller Dummköpfe statistisch berechnen könnte, der Nichtadel dem Adel schwerlich eine Bevorzugung zu Theil werden lassen würde. Stoßen wir doch überall, wo es gilt, sich auszuzeichnen, sei es im Kriege, sei es im Frieden, fast ebenso oft auf adelige Namen wie auf nichtadelige, und selbst bei nationalen Zwecken, wie den Entdeckungsreisen in Afrika, haben wir den geschmähten preußischen Lieutenant nicht minder bereit gesehen, sein Leben aufs Spiel zu setzen, wie nur irgend ein Mitglied des Civilstandes.

Daher wollen wir, ähnlich dem Verfasser der uns vorliegenden Denkwürdigkeiten, mit dem aufrichtigen Wunsche schließen, daß man es endlich überdrüssig werden möge, die jetzt bereits abgebrauchten Phrasen und Declamationen gegen Adel und Junkerthum ewig und immer zu wiederholen, und daß man im Interesse des Fortschritts und der Neuerungssüchtigen recht bald einen anderen Gegenstand entdecken möge, der eine Zeit lang dazu dienen könne, das alte deutsche Sprüchwort wahr zu machen:

Der Adam muß ein' Eva han,
Der er zeiht, was er gethan.

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Griechenland.

Kapodistrias, nach Carl Mendelssohn Bartholdy.*)

Griechenlands neuere Geschichte, welche Gervinus in seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" in so umfassender und tiefgreifender Weise behandelt hat, ist einem Schüler des berühmten Gelehrten, Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy (Sohn unseres unvergessenen Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy), Veranlassung gewesen, das Lebensbild eines Mannes zu zeichnen, der mit der Geschichte Griechenlands innig verflochten ist, des Grafen Johann Kapodistrias.

Eine Biographie dieses Mannes zu schreiben, war keine leichte Aufgabe. Wenn im Allgemeinen die Thaten als Maßstab für die Beurtheilung eines historischen Charakters gelten, so genügt dieser Maßstab bei Kapodistrias nicht; seine Thaten bestanden im Wesentlichen in zwar unermüdlicher und vielgewandter, aber wenig segensreicher Schrift, denn er war nur Diplomat! Um ihn zu zeichnen, mußte sich der Biograph zugleich in die Gesinnung vertiefen, aus welcher heraus der Graf geschrieben, und gleichsam die Seele portraitiren, welche hinter der Feder gesessen hatte. Dies ist dem Biographen trefflich gelungen; sein Werk ist in historischer und psychologischer Beziehung von gleich hohem Werthe.

Die jetzt noch lebenden Zeitgenossen des Grafen werden hier ihre Erinnerungen an einem wohlbegründeten Urtheile aufrichten können; denn die Verdammungen seiner Feinde wie die Verherrlichungen seiner Freunde auf das gleiche Maß zurückzuführen, die Wahrheit über einen höchst zweideutigen und deshalb nur um so interessanteren Charakter zu Tage zu fördern, war das Endziel dieser Biographie.

Daß diese Wahrheit auch in Griechenland selbst noch ein dringendes Bedürfniß ist, beweist der Empfang, den man dem jungen König Georglos erst vor Kurzem in Korfu bereitete, als er kam, den umgestürzten Thron Griechenlands wieder aufzurichten. Man rief ihm dort zu, er möge ein würdiger Nachfolger von Kapodistrias werden — der unglücklichste Wunsch, den man aussprechen konnte, und eine Verblendung, die sich nur durch den Haß gegen die vertriebene baierische Dynastie erklären läßt.

Das Hauptgewicht der Biographie ist natürlich auf jene Zeit gelegt, wo Graf Kapodistrias Präsident des jungen, um seine Selbständigkeit ringenden Griechenlands war. Wir werden uns daher ebenfalls nur in seiner Beziehung zu Griechenland mit ihm beschäftigen. Vergeben, wenn auch nicht vergessen, sei dem Todten der Dienst, welchen er den europäischen Großmächten auf den Wiener Kongressen durch die schlaue Hintertreibung eines großen einigen Deutschlands leistete. Deutschland, so erwarten wir trotz der Ungunst der Gegenwart, wird einig dastehen, noch ehe Graf Kapodistrias vergessen sein wird.

Die äußere Erscheinung des Grafen konnte einnehmend genannt werden. Er war mittlerer Statur und schlank gewachsen; erst als Alter und Sorgen hereingebrochen, ging er gebückt. Die Runzeln seiner hochgewölbten Stirn, die Blässe seiner Gesichtsfarbe deuteten auf geistige Anstrengungen und Kämpfe. In den großen braunen Augen schien Gewandtheit und List zu lauern; hier und da verzog

*) Graf Johann Kapodistrias. Mit Benutzung handschriftlichen Materials von Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy. Berlin, E. S. Mittler, 1864.

sich der feingeformte Mund zu einem ironischen Lächeln. Ueber sein Auftreten war jene berechnete Zurückhaltung und unnahbare Ruhe ausgegossen, die sofort den Diplomaten kennzeichnen. Nur wenn er in vertrautem Kreise gewinnen wollte, wenn er dort seine sanfte einschmeichelnde, freilich etwas monotone Stimme erhob, konnte man ihn für einen liebenswürdigen Gesellschafter halten, über den das Unglück seines Vaterlandes und der Undank der Menschen eine gewisse interessante Melancholie verbreitet hatten. Ward er lebhafter, ließ er sich in anscheinend unbefangener Weise über die Fragen des Augenblicks aus, so tauchte wohl in dem weltmännischen Beobachter die instinktmäßige Furcht gerade vor dieser Offenherzigkeit auf, die fortwährend selbst das Zeugniß ausstellte, nicht „zugeknöpft" zu sein. Diese Offenherzigkeit, welche stets auf der Wache steht und für Verstellung gehalten zu werden fürchtet, ist für den Diplomaten charakteristisch. Sie pflegt sich mit der Kunst, direkten Fragen auszuweichen, und mit der Gewandtheit plötzlicher Uebergänge zu verbinden, die dem Präsidenten in hohem Grade eigen war. Daneben kam es freilich vor, daß das feurige Naturell des Südländers alle Verstellungskunst durchbrach, daß der Graf in Wahrheit offenherzig redete, ja sogar offenherzige Indiscretionen beging.

Die Gewandtheit des Grafen, sich für seine Zwecke über die Lage des Landes und über seine eigene Stellung auszulassen, war für ihn eines der wirksamsten Mittel, sich Freunde zu verschaffen. Er kannte seine Gegner und verstand es sehr wohl, über dieselben mit rührender Ostensiblität zu sprechen. Nur Männer mit tiefschauendem Blicke, mit Menschenkenntniß und fesselnder Gewandtheit konnten sich dem Zauber entziehen, welcher ihn umgab, wenn er seinen Worten einen Accent sanfter Trauer verlieh; ja, Mancher kam zu ihm als sein Gegner und verließ ihn in der Ueberzeugung, in dem Präsidenten einen Charakter von antiker Erhabenheit gefunden zu haben, dessen weltgeschichtlicher Beruf zur Rettung Griechenlands nicht zweifelhaft sei. Und doch war diese Ueberzeugung nur eine Täuschung.

Dem Grafen kam die Beweglichkeit und Raschheit junghellenischer Naturen in seinem Auftreten wesentlich zu Statten. Den Mangel einer tüchtigen Erziehung wußte er durch eifrige Lektüre und ein treffliches Gedächtniß zu ersetzen, dem es nie an entsprechenden Citaten mangelte. Fehlte es ihm an Gründen, so behalf er sich mit einer Sentenz. Gefühlswärme mußte oft genug den Mangel an Ueberlegung verdecken. Dagegen besaß er seinen geselligen Takt und das Talent, im rechten Augenblick zu schweigen und zu sprechen, vor Allem eine unglaubliche Gewandtheit, das Gespräch den Menschen anzupassen, dem Bauer von seiner Heerde, dem Geistlichen vom Worte Gottes, dem Gelehrten vom klassischen Alterthum, den Damen von Poesie zu reden. Ueberhaupt verstand er es, der öffentlichen Meinung auf das feinste zu schmeicheln. Er wußte, wie viel von dem äußern Auftreten des Herrschers abhing, und daß in gewissen Lagen ein gewöhnlicher Rock ehrwürdiger ist, als Uniformen und Ordensketten. So sah man ihn in einfachem Anzuge durch die Straßen von Nauplia spazieren gehen, eine blaue Schärpe sein einziger Schmuck. Einfachheit liebte er überhaupt, aber er trug sie offenbar gern zur Schau. In Nauplia bewohnte er ein unscheinbares Haus mit finsterem Vorhof und hölzerner Treppe. Die Schildwache fehlte, als sei die Liebe der Nation des Präsidenten bester Schutz. Hauptsächliche Zier seines Empfangzimmers war die Sonne.

Unter einem mäßigen Volke lebte der Präsident selbst als einer der Mäßigsten, ängstlich bedacht, die Schwächen seiner physischen Constitution durch Nüchternheit und Regelmäßigkeit zu ersetzen. Hiermit verband sich jener sparsame Sinn, den die Gegner schon frühe als Geiz auszuschreien pflegten. Aber die Sparsamkeit des Präsidenten war keine bloß egoistische und leere; es erregt eine freudige Ueberraschung, daß der Graf die Besoldung ausschlug, welche die National-Versammlung ihm darbot, daß er zur Förderung patriotischer Zwecke die eigenen Mittel nicht schonte, daß er die Erziehungskosten für junge unvermögende Griechen bestritt und sich mit seinem mäßigen Vermögen an der griechischen Nationalbank und der Assekuranz-Gesellschaft in Syra betheiligte. Wie einst der größte Staatsmann des Alterthums, konnte er seine Gegner keck herausfordern, ob sie es wagen würden, ihn des nationalsten aller Fehler, der Bestechlichkeit, zu zeihen!

Von früh bis Abends spät am Arbeitstische, schien der Graf keinen Sinn für Vergnügungen zu haben, mit denen ein anderer Herrscher die Anstrengungen des Herrschens gewürzt haben würde.

Waren nun Einfachheit und Unbescholtenheit des Privatlebens geeignet, dem Präsidenten Bewunderer zu erwecken, so erhöhte er den Eindruck noch durch sein Bestreben, den Formen der bestehenden Religion gerecht zu werden, durch die frommen Gewohnheiten, die er gefliſſentlich zeigte. Mischte er doch die religiösen Formeln selbst in die Politik, und der Hinweis auf die Vorsehung ist bei ihm stereotyp. Der Bruch mit der französischen Revolution, den Kapodistrias überall predigte, war vor Allem auch ein Bruch mit den kirchenfeindlichen Ideen von 1789. Und so ist denn Kapodistrias einer der hervorragendsten unter den Staatsmännern, die sich seit der Restauration fast an allen europäischen Höfen durch ihre kirchliche Richtung bemerkbar machten. Auf dieses kirchlich-politische Treiben warf der Umgang mit der Krüdner, mit Franz v. Baader und Kaiser Alexander einen Schimmer von Schwärmerei. Es mischten sich bei ihm auf wunderbare Weise die Elemente: Politik, Mysticismus, in Genf erworbene calvinistische und griechisch-katholische Formengerechtigkeit. Auch behielt der Graf als Präsident diese Richtung nicht ohne Absicht bei; denn für einen Mann, der über die griechische Nation zu herrschen suchte, war Frömmigkeit, oder wenigstens strenge Ausübung der religiösen Pflichten, ein bedeutendes Erforderniß.

So war die Persönlichkeit des Präsidenten von Griechenland.

Aber befähigten persönliche Liebenswürdigkeit und büreaukratisches Geschick, unverdrossene Arbeit und gewandte Federfertigkeit den Grafen zum Herrscher Griechenlands? — Gewiß nicht. Griechenland bedurfte eines Gesetzgebers, und Kapodistrias war nur Diplomat!

Es ist für die Befreiungskämpfe der Griechen charakteristisch, daß sie unter dem zerstörenden Einflusse einer gränzenlosen Uneinigkeit durchgefochten wurden. Als dann der unmittelbare Druck türkischer Herrschaft für eine sichere unabhängige Zukunft Raum gab, brachen die Gegensätze im griechischen Volke vollends zu unvertilgbarer Zerklüftung auseinander. Die drei „Themata", Peloponnes, Inseln und Festland, schienen fast in besondere Staaten zerfallen zu wollen. Jemehr dadurch die Griechen an Sympathie der europäischen Völker verloren, desto bereitwilliger stellten sie sich unter den offiziellen „Schutz" der Großmächte, und jede der drei Schutzmächte Rußland, England und Frankreich war durch eine Partei in Griechenland vertreten. Als im Anfange des Jahres 1827 die National-Versammlung zusammentreten sollte, mußte der Gegensatz zwischen der englischen und russischen Partei naturgemäß zur höchsten Erbitterung steigen. Die dritte, französische, Partei

beobachtete in ihrer politischen Bedeutungslosigkeit — eine Folge ihrer Gleichgültigkeit — einstweilen eine lässige Neutralität. Trat sie aus dieser Neutralität heraus, so war vorauszusehen, daß die große europäische Politik sich in der griechischen wiederspiegeln, daß der damaligen russisch-französischen Allianz auf griechischem Boden ein für die wahren Interessen Griechenlands gefährliches Bündniß zwischen den Führern der russischen und französischen Partei folgen würde. So geschah es auch. Durch die gewaltsamen, wenn auch gerechten Maßregeln, welche England zum Schutze des neutralen Handels gegen Hydra anwenden ließ, wurde die französische Partei vollends in die Arme der russischen Partei getrieben, und die gemeingefährliche Frucht dieses Bundes ward die Wahl des Grafen Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands.

Der Graf befand sich damals noch am russischen Hofe. Dort waren seit dem Tode Alexanders die Beziehungen zu Griechenland wesentlich andere geworden. Kaiser Alexander war in der orientalischen Angelegenheit nie über das Schwanken zwischen Revolutionsfurcht und Griechenliebe hinaus gekommen. Entschlüsse, welche ihm von den edelsten Wünschen für Griechenland in Verbindung mit der traditionellen Politik Rußlands gegen die Türkei diktirt wurden, ließen sich durch Metternichs ewigen Hinweis auf den Bund zwischen dem Aufstande der Griechen und dem Drängen nach Freiheit im übrigen Europa erschüttern. Nikolaus aber, der die politischen Verwickelungen mit ungleich schärferem Blicke maß und, was er beschlossen hatte, mit ungleich größerer Energie ausführte, war entschlossen, in Griechenland ebensowohl gegen den Liberalismus wie gegen die Türken Front zu machen. Dazu schien ihm Graf Kapodistrias vorzüglich geeignet, und zu diesem Zwecke war die Wahl des Grafen zum Präsidenten von Griechenland, wenn nicht eine wohlangelegte Mine, so doch wenigstens ein willkommener Akt, der mit allen Mitteln unterstützt werden mußte.

Es giebt ein wichtiges Dokument, das Programm enthaltend, welches Kaiser Nikolaus dem Grafen für seine Thätigkeit in Griechenland aufstellte und welchem sich der Präsident des unabhängigen jungen Staates unterzog: er sollte die liberalen Elemente, welche sich an die griechische Bewegung geknüpft hatten, geheim und mählich von derselben loslösen; Kapodistrias sollte, so lautete die diplomatische Phrase, seine Regierung allein auf den legitimen Beistand der Großmächte stützen; denn es war das Axiom des Zaren, daß die Quelle von Griechenlands bisherigem Unheil lediglich dessen Isolirung gewesen sei, und mehr als Ein Beispiel beweise, daß Nationen, die allein stünden, sich auf dem Wege zur Unabhängigkeit verirrten. Vor diesen Verirrungen Griechenland zu behüten, sei der Graf der rechte Mann! — Und so hat sich denn der Diplomat aufs Redlichste bemüht, die diplomatische Aufgabe zu lösen. Kapodistrias wurde ein Werkzeug in den Händen der Schutzmächte, die hier — wie überall wo sie die Vormundschaft über einen schwächeren Staat übernehmen — nicht Griechenland, sondern ihre eigenen Interessen schützten. Mit verbissenem Groll sahen die Freigesinnten, wie Kapodistrias die junge griechische Freiheit der Milch entwöhnte, die sie an der Brust des europäischen Liberalismus gesogen hatte. Dagegen begleitete ihn der Segen der Reaction, und Jahre lang schien sein Erfolg gesichert. Doch der Aufgabe des Zaren lag eine unhaltbare Fiction zu Grunde: Einigkeit der Großmächte im Widerstand gegen die Revolution; sobald diese aufhörte, mußte Kapodistrias sich in unauflösliche Schwierigkeiten verwickeln, und dies ist die tiefere Bedeutung seines Falles.

Sehen wir nun die Regierung des Präsidenten sich nach jener Aufgabe regeln.

Kapodistrias übernahm die Herrschaft über das noch immer „sturmgepeitschte" Griechenland in einer Zeit, wo die Regierungen in sich den Beruf fühlten, die Nationen erst zur Freiheit zu erziehen. Es herrschte in einem großen Theile von Europa der Despotismus, der den Fortschritt in der Staatsverwaltung wollte. Alles sollte für das Volk geschehen; daran, daß etwas auch durch das Volk geschehen könne, dachten die Vormünder der Völker nicht. Wahrhafte Bürgschaft gegen alle denkbaren Ausschreitungen der Einzelwillkür, eine Verfassung zu gewähren, kam keinem der Gewalthaber in den Sinn. Auch Kapodistrias wollte den Bedürfnissen seiner Zeit durch Verwaltungsreformen entgegenkommen, und sie sollten von ihm allein ausgehen. Deshalb zunächst Vernichtung der Verfassung, der Presse und der Gemeinde-Verfassungen Griechenlands. Das Volk sollte für dergleichen Einrichtungen, sollte für die Freiheit noch nicht reif sein. Aber die gerühmten Reformen des Präsidenten halten kaum die oberflächlichste Prüfung aus, und eine Schilderung seiner Verwaltung ergiebt, daß der hin und wieder aufgetauchte Vergleich mit dem raschen energischen Eingreifen eines Friedrich oder einer Katharina schlecht am Platze ist.

Den Grafen betrog seine staunenswerthe Vielgeschäftigkeit um die Erfolge seiner Arbeit. In Griechenland ereignete sich nichts, was nicht in eine Verordnung gefaßt worden wäre. Binnen wenigen Monaten nach seiner Ankunft hatte der Graf es schon zu der dreitausendsten Verordnung gebracht. Doch Vielregieren ist nicht Gutregieren. Waisenhaus, Seminare und Elementarschulen, die den preußischen Schulregulativen vorgeschwebt zu haben scheinen und nur eine Verlängerung des Armes der Kirche sein sollten; eine gefügige gemüthliche Presse und Unterdrückung jedes Versuchs, sie freier zu gestalten; Aufklärung für den Hausbedarf, eine Rechtspflege nach dem Muster venetianischer Juristen aus dem 15. Jahrhundert; ein Gemeindeleben nach dem Vorbild Napoleonischen Präfektenthums, für den Handel eine Bank, deren Gelder nur den Verlegenheiten der Regierung abhelfen sollten, für die Gewerbe hohe Zölle, ein Steuersystem, das die alten türkischen Mißbräuche beibehielt und den Schweiß des Volkes auf die Auktion setzte, für den Ackerbau eine Verpflügung von Hesiodischer Urreinfachheit, und daneben jene Musterpacht von Tirynth, die sich zu einer so devoten Nachahmung europäischer Ueberlegenheit begeisterte, daß die Orangen in geheizten Glasräumen gezogen wurden; endlich Vernachlässigung der Flotte, welche das Mittelmeer beherrschen konnte; dagegen ein zahlreiches aber wenig verlässiges Landheer, das gegen den äußeren, vorzugsweise aber für den inneren Feind schlagfertig dastand — das waren ungefähr die Schöpfungen, mit denen der Minister der heiligen Allianz einer anspruchsvollen, ruhelosen, an Widersprüchen reichen Nation genügen wollte. Bald genug ging die in der russischen Schule eingesogene Neigung zum „geregelten" Fortschritt in eine Abneigung gegen jeden Fortschritt über; bald genug sah der Graf in dem „Geschrei" der griechischen Nation nach Verfassung nichts Anderes, als die Intriguen einzelner Primaten und Kapitanys, oder als die unreife Neuerungssucht einzelner junger Leute, die von dem Gifthauch europäischer Demagogie angesteckt sein sollten. Er unterschätzte die Bedürfnisse und Forderungen einer Nation, die sich im Befreiungskampfe gegen den äußeren Feind die innere Freiheit wohl verdient hatte. Auf der anderen

Seite aber fürchtete er sie. Der Widerwille, den er gegen die Männer und die glorreichen Erinnerungen des Aufstandes zur Schau trug, sein steter Hinweis auf die Jugend, als auf den Frühling Griechenlands und die alleinige Trägerin der griechischen Zukunft, hatte ihren tiefen Grund. Er wußte, daß der Freiheitskampf konstitutionelle Ansprüche in allen Hellenen wach gerufen hatte; er kannte auch seine Griechen, deren Art es nicht war, in elegische Klagen auszubrechen über blutig erkaufte Enttäuschungen, deren Art es vielmehr war, mit ihrem Fürsten zu rechten und zu handeln. Er kannte aber, und das ist entscheidend, seine eigene Kraft nicht.

Niemand war von der Größe seines Berufes mehr durchdrungen, Niemand von der eigenen Unfehlbarkeit überzeugter, als der Graf. Hätte er die griechische Verfassung, wie sie in Trözen festgestellt worden war, treu und aufrichtig gehalten, während er sie kassirte; hätte er unter Mitwirkung der Volksvertreter modifizirt, was unpraktisch und überschwänglich schien, und hätte er eine neue Charte im Sinne des gemäßigten Konstitutionalismus entworfen; hätte er vor Allem die erste Grundlage alles verfassungsmäßigen Lebens durch freie zeitgemäße Organisation der Gemeinden gelegt, während er selbst die Gemeindefreiheiten, die von den Türken niemals angetastet worden waren, zu Tode hetzte, so würden alle jene Verwaltungsreformen einen festen Boden gewonnen haben, die ohne verfassungsmäßige Garantie in der Luft schwebten. Dann würde man ihn mit Recht den politischen Messias Griechenlands genannt und ein Ruf der Entrüstung würde dem Protokoll von London geantwortet haben, welches der griechischen Nation einen fremden Prinzen an Stelle ihres Wohlthäters, des Präsidenten Kapodistrias octroyirte. Statt dessen gelang es ihm kaum, durch alle Maßregeln polizeilicher Gewaltherrschaft den lauten Jubel zu unterdrücken, mit dem Griechenland die Wahl des Prinzen von Coburg wie eine Erlösung begrüßte. Das ist ein starker Beweis gegen die Verwaltung eines Mannes, den die Nation auf sieben Jahre an ihre Spitze gerufen hatte!

Mit dem Protokoll von London hatte sich der eine Theil, mit dem Frieden von Adrianopel der andere Theil des russischen Programms erledigt, und wir sehen nun den Präsidenten in einer neuen Phase seiner Politik.

Dem allgemeinen Mißtrauen, welches sich seit dem Protokoll von London zu erkennen gab, antwortete der Graf mit einem diplomatischen Kunststücke; er ließ die Marionetten seines Senats auf der europäischen Weltbühne figuriren und begleitete dessen ohnmächtigen, aber wohlberechneten Protest gegen die Großmächte durch jene Meisterwerke diplomatischer Wortkünstelei, durch jene Briefe an den Prinzen (jetzigen König von Belgien) Leopold, deren wenig einladender Inhalt die flehende Einladung, sobald wie möglich nach Griechenland zu kommen, Lügen strafte. Den augenblicklichen Erfolg, die Abdankung Leopolds, erkaufte er mit einer furchtbaren Verschlimmerung seiner eigenen Lage. Es kam ein überall erfolgloses Ringen gegen die öffentliche Meinung, welches sich in dem Zusammenstoß von Poros zu einem Kampfe auf Leben und Tod gestaltete. Als dort Miaulis, der Führer der aufständischen Hydrioten, seine Flotte den Flammen übergab, da mußte der Präsident den unabänderlichen Entschluß der Griechen wahrnehmen, die Freiheit des Vaterlandes zu erhalten. Da blieb nur ein Ausweg übrig, um die Anfeindungen der Gegner zu entkräften: Kapodistrias mußte zurücktreten, und Niemand beschuldigte ihn mehr, der Tyrann seines Vaterlandes zu sein.

Dieß führt auf den Kern des Charakters. Der Präsident sprach viel von Abdankung; seine Briefe athmeten eine rührende Sehnsucht nach der Stille des Landlebens, und jeder ehrgeizige Wunsch schien begraben; allein auch hier mußte man sich gewöhnen, den Diplomaten in ihm zu suchen, seine Worte als Gegensatz der Gedanken aufzufassen. Und während er gegen seinen Freund Eynard den Entsagenden spielte, schrieb er an den Fürsten von Soutzos: „Ich werde auf der Bresche stehen bis zum letzten Athemzuge!" Diese Doppelzüngigkeit hat ihren tiefen Grund und läßt sicher auf einen verborgenen Ehrgeiz schließen, der um so heftiger in dem Manne wühlte, je mehr er nach außen die Form der Resignation anzunehmen gezwungen war. Es ist leichter von Abdankung zu reden, als Diokletians Beispiel zu folgen. Auch hielt Niemand auf die Versicherung des Grafen, daß Griechenland eine „Hölle" sei; Niemand glaubte ihm, daß er von seinem „Kreuz" erlöst zu werden hoffe. Die Worte wogen nichts mehr. Hörte man ihn doch in einem Athem die brave bewundernswerthe liebenswürdige griechische Nation herausstreichen und ihr die politische Mündigkeit absprechen!

Bei diesen versteckten und gewundenen Naturen pflegt eben nur ein Wahres durchzugehen; und so schimmert denn aus dem dichten Gewebe von byzantinischen Ränken und Falschheiten gerade da, wo der Graf von seiner Opferfreudigkeit für das Vaterland redete, die Selbstsucht und der Ehrgeiz dieses Mannes hervor.

Hinter diesem Faktor treten selbst die russischen Neigungen zurück, und dadurch erledigt sich der Streit, ob Kapodistrias mehr Russe oder mehr Grieche gewesen sei. Unter allen Umständen war die russische Hülfe Bedürfniß seiner Politik, wie diese Politik die Bedingung der russischen Hülfe war. Deshalb hielt er auch zu Rußland, selbst wenn die russischen und griechischen Interessen kollidirten, aber nur so lange, als Rußland die geheimen Pläne seines Ehrgeizes unterstützte. Diese Pläne gingen offenbar auf eine lebenslängliche Präsidentschaft hinaus. Aber als das Petersburger Programm vereitelt war und der Präsident seine Projekte auf eigene Rechnung ausbauen wollte, da rächte sich die Aufopferung der inneren und äußeren Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Mit England und Frankreich, mit der eigenen Nation zerfallen, sah sich der Präsident immer von Neuem auf die russische Hülfe angewiesen; er mußte Rußlands Waffen gegen die konstitutionelle Partei in Griechenland wie gegen die Westmächte in Anspruch nehmen, und in dem Augenblicke, wo er eingesehen hatte, daß die Rolle seines Ehrgeizes in Griechenland verspielt sei, wo er eingestandenermaßen mit allen Mitteln und Kunstgriffen am Rande war, traf ihn der Dolch des Mauromichalis.

Man mag diese That als einen rein politischen Mord oder als eine Rache der Familie Mauromichalis für die Verfolgung und Beschimpfung ihres Familienhauptes halten, oder, wie der Biograph, eine Verbindung beider Motive nachweisen, für den staatsmännischen Ruhm des Präsidenten konnte diese plötzliche Katastrophe nur gelegen kommen. Er fiel mit dem Märtyrerglanze eines Heiligen, und alles Unheil, was bald hereinbrach, ward von seinem Tode datirt. Wäre er den Mördern entgangen, er würde nur Zeuge geworden sein, wie sein System gestürzt wurde; er wäre genöthigt worden abzudanken und allen seinen Plänen selbstsüchtigen Ehrgeizes auf klägliche Weise zu entsagen; die Geschichte aber würde längst ihr Urtheil über ihn gefällt haben, wie sie heute ihren Spruch formulirt: Verurtheilung. G. H.

Frankreich.

Wetterpropheten und Meteore.

II.

Untersuchungen über die Meteorsteine.*)

Um zu entscheiden, ob die Meteorsteine in einem näheren Zusammenhange mit Regen und Sonnenschein stehen, müßte man zuvor genau unterrichtet sein, was diese feurigen Meteore, welche in heiteren Nächten am Himmel dahinstreifen, eigentlich sind. Lange Zeit waren sie in ihrer Flüchtigkeit und in ihrem unregelmäßigen Auftreten für den Astronomen eine wunderbare Ausnahme inmitten der Welt der regelmäßigen Fixsterne. Man konnte sie mit dem Teleskop nicht studiren, man konnte ihren Durchmesser und ihre Entfernung nicht messen: sie entschlüpften den gewöhnlichen Beobachtungsmethoden, ebenso wie sie den Gesetzen der Schwere ein Schnippchen zu schlagen schienen.

Die Gelehrten einigten sich, unter den Meteoren drei Erscheinungen zu begreifen, welche auf den ersten Blick wesentlich verschieden erscheinen. Das sind zunächst die Meteorsteine, welche vom Himmel herabfallen und welche man alsdann tief in den Boden eingesunken findet; dann die hellen Kugeln, welche größer als die Fixsterne den Horizont erleuchten, sich zertheilen und mit Zurücklassung eines feurigen Schweifes verschwinden; endlich die Sternschnuppen. Die ersten beiden sind verhältnißmäßig selten, die Sternschnuppen hingegen sehr häufig und sie erscheinen in heiteren Nächten überall in großer Anzahl. Man nimmt an, daß die Meteorsteine Sternschnuppen sind, die zur Erde fallen, und daß die hellen Kugeln von den Sternschnuppen sich nur durch ihre Größe unterscheiden. Die alten Autoren haben eine Reihe von Steinfällen notirt. Zur Zeit des Anaxagoras fiel ein dunkler Stein von der Größe eines Wagens in Thrazien herab, dicht am Flusse Aegos-Potamos; Plinius hatte selbst einen ähnlichen Stein im südlichen Frankreich fallen sehen. Die Thatsache erschien damals zu merkwürdig, als daß man nicht eine abergläubische Ursache hätte annehmen sollen; auch die Sternschnuppen hielt man damals für höheren Ursprungs, später wurden sie für Theile der Sonne genommen, welche sich von ihr losgelöst hätten. Trotz einiger konstatirter Fälle sträubten die Gelehrten späterer Zeiten sich gegen die Annahme eines Steinfalls überhaupt; namentlich meinten sie, daß die schwärzlichen Steine, welche man in verschiedenen Gegenden gefunden, nichts anderes seien als gewöhnliche Feldsteine, welche vom Blitze getroffen. Erst 1794 stellte Chladni alle Beobachtungen früherer Zeiten und seiner eigenen Zeitgenossen zusammen und kam zu dem Schluß, daß an der Realität des Steinfalls nicht gezweifelt werden könne; die Sachverständigen wurden durch die Arbeiten Chladni's aufmerksam gemacht und kurz darauf, 1803, fand ein wahrer Steinregen statt in der Nähe der kleinen Stadt Laigle in der Normandie. Die Pariser Akademie entsendete zur Prüfung des Phänomens Biot; dieser vernahm eine große Anzahl glaubwürdiger Zeugen, die alle gleichmäßig bekundeten: sie hätten unter einem donnerähnlichen Geräusch die Steine fallen sehen; die Steine waren tief in die Erde geschlagen, fühlten sich sehr heiß an und verbreiteten einen unerträglichen Schwefelgeruch. Der größte wog 18 Pfund und die chemische Zusammensetzung war bei allen dieselbe: man fand Eisen, Schwefel, Nickel, Magnesia, Kieselerde; das Eisen fand sich merkwürdigerweise als reines Metall, glänzend, mit vielen Löchern versehen, gleich einem großen Schwamm, während wir in der Erde das Eisen nur oxydirt vorfinden oder als Schwefeleisen.

War die Existenz der Aerolithen außer Frage gestellt, so galt es, ihre Entstehung zu ergründen; man kam gleich von vornherein dazu, sie in sehr nahe Gemeinschaft mit den Sternschnuppen zu bringen. Während Aristoteles annahm, der Stein, welcher in der Nähe des Aegos-Potamos herabgefallen, sei vorher durch die Gewalt des Windes von der Erde entführt worden, glaubten die Späteren, daß die Aerolithen sich in der Atmosphäre bildeten durch Aggregation der metallischen Dämpfe, welche von den Hütten ausströmen, etwa wie der Regen, der Schnee, der Hagel sich bilde durch Aggregation der Wasserdämpfe; die Erzhütten, sagte man, lassen einen dichten Rauch ausströmen, welcher die Metalle selbst in außerordentlich feinen Atomen mit fortreißt. Der größte Theil dieses Metallstaubs fällt nun freilich bald wieder herunter, aber ein kleiner Theil wird von der Luft fortgeführt in die Ferne und kondensirt sich mit Hülfe der Elektrizität (man appellirte gern an die Elektrizität, wenn man sich bei Erklärung irgend eines physischen Phänomens in Verlegenheit befand) zu größeren Massen, die sich nun in der Luft nicht mehr halten können. Laplace ließ die Aerolithen aus dem Monde kommen, und zwar aus den Vulkanen unseres Trabanten, und er wies nach, daß sie nur einer Geschwindigkeit fünfmal so groß als die einer Kanonenkugel bedürften, um aus der Anziehungskraft des Mondes herauszukommen. Diese Theorie erklärte die chemische Uebereinstimmung aller Aerolithen und zugleich die schiefe Richtung derselben, die doch eine gerade hätte sein müssen, wenn die Steine in der Erd-Atmosphäre sich gebildet hätten. Doch hatte auch diese Theorie ihren schwachen Punkt, und wenn die Gegner derselben sie überhaupt gar nicht ernsthaft nahmen und meinten, man könne von diesem liebenswürdigen, bleichen Erdsatelliten unmöglich voraussetzen, daß er uns in mörderischer Absicht mit Steinen bewerfe — so war doch damit der schwache Punkt wenigstens angedeutet. Denn wenn man die Sternschnuppen in Eine Kategorie mit den Aerolithen brachte (und das that allerdings Laplace auch), so schien es völlig unerklärlich, daß der Mond im Laufe der Jahrtausende sich noch nicht verausgabt habe.

Eine dritte Hypothese, die bis zum heutigen Tage den Astronomen, wenn auch nicht mehr erweislich, so doch mehr wahrscheinlich erschien, machte aus jeder Sternschnuppe einen eigenen kleinen Planeten. Die Welt würde dann mit Milliarden solcher Asteroiden bevölkert sein, die um die Sonnen kreisen, aber uns erst sichtbar werden, sobald sie in unsere Atmosphäre gelangen, weil die Reibung an dieser Atmosphäre sie entzündet. Zuweilen würden diese kleinen Sterne vollständig verbrennen, ohne etwas anderes als den leuchtenden Schein übrig zu lassen, in anderen Fällen würden sie nur bis zur Weißglühhitze erwärmt werden und dann noch sehr warm am Erdboden ankommen. Wenn diese Theorie sich nur auf die Aerolithen bezöge, so könnte man sie gern als zutreffend anerkennen; während der ersten 18 Jahre unseres Jahrhunderts hatte man nur 17 Steinfälle beobachtet, und selbst wenn man annähme, daß noch viel mehr sich der Beobachtung entzogen haben, selbst dann würde die Anzahl nicht groß sein. Aber die Sternschnuppen, deren Anzahl am ganzen Firmament man jeden Abend auf Tausende veranschlagen muß — wer kann glauben, daß das Weltall bis zu dem Grade bevölkert ist?

Es ist überflüssig, zu bemerken, daß man eine ganze Reihe

*) Précis des recherches sur les météores et les lois qui les regissent, par Coulvier-Gravier. Paris, 1863.

von Hypothesen mit Hülfe der Elektrizität aufgestellt hat, die sämmtlich haltlos waren, weil sie sich nicht auf Thatsachen, sondern nur auf Phantasien stützten; und die Wissenschaft kam schließlich dazu, einfach einzugestehen, sie wisse nicht, was es mit diesen meteorologischen Phänomenen für eine Bewandniß habe, und sie müsse versuchen, noch zuverlässigere, hierher gehörige Thatsachen zu sammeln.

Indeß ist die Ausbeute, seitdem Chladni die Aufmerksamkeit der Forscher hierher gelenkt hat, nicht mehr gar so gering. In der Nacht vom 11. zum 12. November 1799 beobachteten Humboldt und Bonpland in Amerika einen wahren Regen von Sternschnuppen; sie folgten einander zu Tausenden, mehrere Stunden lang in solcher Fülle, daß es unmöglich wurde, sie zu zählen. Man bemerkte sie an der ganzen nördlichen Hälfte der Ostküste von Amerika; in Boston schien die Luft in der Höhe wie mit Schneeflocken erfüllt und ein dortiger Beobachter schätzte ihre Zahl in dieser einzigen Nacht auf 240,000. In der Nacht vom 12. zum 13. November 1833 beobachtete man in Nordamerika ein ähnliches Phänomen, und da es wiederum auf den 12. November traf, forderte Arago die Schiffer auf, um diese Zeit ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Sternschnuppen zu richten; antiquarische Untersuchungen ergaben überdieß in vielen Chroniken eine große Anzahl solcher dichten Sternschüsse aufgezeichnet.

Sollte die Theorie dieser Phänomene einen sicheren Boden gewinnen, so mußte ein Beobachter die Ausdauer haben, dieselben in allen klaren Nächten mehrere Jahre hindurch zu verfolgen, und diesem Studium hat sich Coulvier-Gravier unterzogen. Seit 1841 führte er ein Journal, in welchem er nach Arago's Rath die Anzahl der jede Nacht beobachteten Meteore und zugleich ihre Richtung verzeichnete, und er konnte zunächst feststellen, daß ihre Zahl von Stunde zu Stunde vom Abend an wuchs. Im Durchschnitt hatte er stündlich zehn gezählt, aber von sieben Uhr Abends bis Mitternacht je sieben, von Mitternacht bis sieben Uhr Morgens je vierzehn; die sonst im November beobachtete Steigerung nahm er um die Zeit des 9., 10. und 11. August wahr, im Durchschnitt 60 in der Stunde. Die Durchschnittszahlen variiren von einem Jahr zum andern, bald steigen, bald fallen sie, aber Steigerung und Abnahme erfolgen in einer ganz allmählichen Stufenleiter, und es muß abgewartet werden, ob solche auffallende Steigerungen, wie die von 1799 und 1833, gleichfalls das oberste Glied einer arithmetischen Reihe bilden.

Es ist wunderbar genug, daß es gelungen ist, in dem Gange dieser Meteore, die nur einige Momente leuchten und dann völlig verschwinden, auch nur ein einziges Gesetz aufzufinden; es wird freilich schwer werden, dieses Gesetz näher zu ergründen, wenn man bedenkt, daß zwei Beobachter, welche zu derselben Zeit dieselbe Himmelsgegend beobachten, keineswegs dieselben Meteore wahrnehmen, daß vielmehr dem Einen die Hälfte der Sternschnuppen entgeht, welche der Andere sieht; es lassen sich daher gleichzeitige Beobachtungen an verschiedenen Orten gar nicht mit einander vergleichen. Indeß der Anfang ist gemacht.

Interessant war es, die Höhe zu untersuchen, in welcher die Meteore erscheinen. Schon 1798 versuchten zwei deutsche Forscher, Brandes und Benzenberg, dies Problem zu lösen. Sie beobachteten an zwei verschiedenen Orten, notirten mit größter Genauigkeit den Augenblick, in welchem ein Meteor erschien, und seine Richtung und verglichen dann diejenigen Fälle, in welchen ein Meteor von ihnen zu derselben Zeit gesehen worden war. Daraus ergab sich die Höhe. Aehnliche Beobachtungen wurden jüngst gleichzeitig angestellt von Coulvier-Gravier in Paris und von dem Pater Sechi in Rom und diese haben ebenso wie die älteren ergeben, daß die Sternschnuppen wenigstens 120 Kilometer von der Erde entfernt sind; es ist daher begreiflich, daß man sie niemals unterhalb der Wolken beobachtet. Ihre Geschwindigkeit ist gleichfalls sehr bedeutend, etwa 30 Kilometer (16 Meilen) in der Minute, also dieselbe Geschwindigkeit, welche die Erde in ihrer Bahn um die Sonne hat. Diese Höhe und diese Geschwindigkeit beseitigen die Annahme, daß die Meteore sich innerhalb unserer Atmosphäre befinden, da man diese ziemlich übereinstimmend in einer Höhe von 80 Kilometern aufhören läßt.

Diese wenigen positiven Thatsachen sind nicht geeignet, irgend ein Licht über die Entstehungsursachen der Meteore zu verbreiten, und noch viel weniger ist es gestattet, sie in nähere Beziehung zu unserem Wetter zu bringen. Die Alten, welche sie für eine Art Kometen hielten, sahen in diesen die Vorboten starker Stürme und großer Trockenheit; nach einem alten Sprüchwort der Seeleute kommt der Wind stets von der Himmelsgegend, nach welcher in der vorausgegangenen Nacht die Sternschnuppen schießen, und sehr reichlicher Sternfall sollte Regen ankündigen. Coulvier-Gravier begnügt sich nicht mit so allgemeinen Schlüssen: — alle atmosphärischen Veränderungen kann man, meint er, mehrere Tage vorher aus den Veränderungen voraussagen, welche die Sternschnuppen zeigen in ihrer Zahl, in ihrer Helligkeit, Richtung und Geschwindigkeit. Wenn man auf einer Himmelskarte den Gang aufzeichnet, welchen die Meteore in einer Nacht genommen haben, so bemerkt man sehr verschiedene Richtungen, aber alle haben eine Bedeutung. Die Richtung nach Norden deutet auf kalten Wind, die nach Süden auf warme Luftströmung; ist die Richtung eine sehr gekrümmte oder gar eine unregelmäßige, als wirkten zwei fast entgegengesetzte Kräfte auf die Meteore, so gilt es, die wichtigste dieser Kräfte herauszufinden; ist diese Hauptkraft übereinstimmend mit derjenigen Richtung, welche die unbeirrten Meteore genommen, so deutet dies eine Verstärkung der zu erwartenden Windrichtung an; wies jene Hauptkraft indeß nach Norden, während die unbeirrten Meteore aus Süden kommen, so wird die warme Luftströmung zwar noch das Uebergewicht halten, aber sie wird doch schwach sein. Nach diesem Maßstab hat Coulvier-Gravier die Beobachtungen einer langen Jahresreihe durchmustert und er hat zu finden geglaubt, daß die Beobachtungen der ersten vier Monate eines Jahres konform wären denen des ganzen Jahres überhaupt, so daß es möglich wäre, im Mai vorauszusagen, ob das Jahr kalt oder warm, trocken oder naß sein werde.

Diese Prophezeiung ist nun freilich etwas sehr allgemein gehalten; der Meteorologe begnügt sich, einen heißen Sommer zu verkündigen, ohne zu sagen, in welchem Monat es heiß sein, oder beim Regen, in welchem Monat er eintreten wird, und je nach dem Sinn, den er mit einem heißen oder kalten Jahre verbindet, wird er immer Recht haben. Coulvier-Gravier giebt uns selbst ein Beispiel dieser Beweglichkeit der Begriffe. Am 1. Mai 1862 verkündigte er, das Jahr werde heiß und trocken sein; nun hatte aber dies Jahr mehr regnerische (und zwar sieben Tage mehr) als regenlose Tage; ja, sagt der Verfasser, das kann ich nicht wissen, darauf kommt es aber auch nicht an, vielmehr auf die absolute Regenmenge und diese war geringer, als in den vorausgegangenen Jahren.

Indeß legt er selbst auf diese allgemeine Prophezeiung keinen großen Werth, vielmehr darauf, daß es möglich ist, größere atmosphärische Veränderungen drei oder vier Tage voraus zu wissen.

Wenn der Beobachter sieht, daß die Meteore in gerader Linie ziehen und einen weiten Weg machen, bevor sie verlöschen, so kann er auf große Stille in den höheren Luftschichten schließen; diese Ruhe wird sich auf die tieferen Schichten fortpflanzen und uns schönes Wetter bringen, wenn wir Sturm haben, oder uns die Fortdauer des schönen Wetters garantiren. Gewundener Gang der Meteore und kurze Dauer deuten umgekehrt auf Sturm. Aendert sich die gewöhnlich weiße Farbe in roth, gelb oder blau, so deutet dies auf starken Sturm. Haben die Meteore einen feuchten Schimmer, als wären sie in Wasser getaucht, so deutet dies auf Regen; je größer die Zahl dieser feuchten Meteore im Verhältniß zu den übrigen ist, auf desto mehr Regen läßt sich schließen. Jene, welche im Augenblick ihres Entstehens verlöschen, deuten jedenfalls auf starken Regen.

Dieses System von Coulvier-Gravier hat die Eigenthümlichkeit, daß es keinen Versuch macht, die prognostischen Zeichen in irgend welchen Zusammenhang zu bringen mit den verkündeten Veränderungen; ihr einziger Prüfstein ist die Erfahrung; und wenn man die Prinzipien der verkündenden Zeichen untersucht, so findet man, daß sie außerordentlich zahlreich und komplizirt sind. Bald kündigt ein einziges Meteor mit sehr gekrümmter Bahn einen Sturm an; in einer anderen Nacht bedeuten vier solche Meteore mitten in einer Reihe normaler eine Tendenz zur Verfinsterung des Wetters. Wie viel ist hierbei der subjektiven Anschauung anheimgegeben, bei Beobachtungen, die einen kaum zu spähenden Zeitraum dauern! Erinnern wir uns, daß auch der aufmerksamste Beobachter kaum die Hälfte der Meteore sieht, welche in seinem Horizont vorkommen; wie leicht wird gerade der besonders Unheil verkündende übersehen! Wenn die Meteore hoch oberhalb unseres Dunstkreises wandern, so werden wir das Geheimniß der Wolken und Winde schwerlich so hoch über den Lüften suchen können und es wird uns nichts übrig bleiben, als unermüdlich auf unserer Erde zu beobachten und Zahlen an Zahlen zu reihen, bis geläuterte Einsicht diese todten Zahlen belebt, auf daß sie reden und das Geheimniß verkünden, welches sie heut noch verschleiern. Gewiß hat Coulvier-Gravier einen feinen Instinkt für bevorstehende meteorologische Veränderungen, aber die von ihm angeführten prognostischen Zeichen sind ohne Bedeutung.

Zur Kritik von Renan's Leben Jesu.*)

In Nr. 7 dieser Zeitschrift befindet sich ein Artikel: „Noch ein Wort über das Leben Jesu von Renan", der um so mehr eine Erwiderung erheischt, da hier ein Fremder, ein Ausländer, angegriffen werden, der keine Gelegenheit hat, sich zu vertheidigen.

Der uns unbekannte Verfasser des Artikels scheint uns nicht nur das Werk des französischen Autors ziemlich flüchtig gelesen zu haben, sondern auch — und dies veranlaßt uns zu dieser Entgegnung — ohne Berechtigung den Vorwurf der Rücksichtslosigkeit und Frivolität auf Renan geschleudert zu haben.

Es muß nämlich geradezu bestritten werden, daß Renan sich der Rücksichtslosigkeit im Ausdrucke schuldig gemacht. Wenn bedeutet wird, er nenne Jesum einen „transscendenten Revolutionär", so ist dies zwar richtig, aber nichts weniger, als ein Beweis für seine angebliche Rücksichtslosigkeit; denn das Eigenschaftswort „transscendent" giebt dem Ausdruck „Revolutionär" erst die richtige Färbung und nimmt ihm dadurch Alles, was etwa für den Leser an diese Bezeichnung Bedenkliches oder Anstößiges sich knüpfen könnte. Auch läßt sich in gewissem Sinne behaupten, daß die größten Männer, von denen die Geschichte die Förderung der religiösen Anschauungen rühmt, ihren wohlberechtigten Anspruch auf den nämlichen Ehrentitel haben. Die Bezeichnung „Revolutionär" auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiete hat für uns überhaupt nichts Anstößiges, und wer auf den Gesammtinhalt des Renan'schen Ideenganges, wie ihn sein „Vie de Jésus" darlegt, gemerkt hat, wird auch wohl wissen, was er unter der Bezeichnung eines transscendenten Revolutionärs gemeint hat.

Ferner heißt es a. a. O.: „Ein größeres Unrecht liegt darin, daß die Kritiker nicht von vornherein bekennen, Jesum fast ausschließlich nur nach dem geschriebenen Berichte von Jüngern beurtheilen zu können, denen Jesus selbst es bisweilen wehmüthig ausgesprochen, daß sie ihn nicht immer verständen." — Hiergegen muß eingewendet werden: Renan sagt deutlich in der Einleitung, wie am Schlusse und auch an vielen Stellen immitten seiner Abhandlung, daß die Jünger Jesu ihn nicht nur oft nicht recht verstanden, sondern sogar sehr oft gänzlich mißverstanden; er erklärt selbst, wie schwierig es sei, in dem Wuste von widersprechenden Berichten und Zeugnissen sich zurecht zu finden, um ein ganzes Lebensbild Jesu herzustellen; er selbst unterläßt nicht, das Gefühl und die Stimme der Wahrheit und Vernunft als in erster Linie berechtigte Faktoren bei Untersuchung jenes hochwichtigen Gegenstandes anzuerkennen, eine Art und Weise, die taktvoll und nothwendig ist, allerdings aber in sich die Schattenseite birgt, der Phantasie des Schriftstellers und Forschers auf jenem Gebiete mitunter einen romanhaften Schwung zu verleihen, eine Folge, die thatsächlich, aber verzeihlich ist.

Aus den folgenden Sätzen des Aufsatzes ist nicht recht ersichtlich, ob dieselben nur allgemeine Expektorationen oder auch Vorwürfe für Herrn Renan sein sollen. Jedenfalls kann man dem französischen Autor den erforderlichen Grad von wissenschaftlicher Bildung, sowie von sittlichem Ernste und die angemessene Pietät nicht absprechen, und wenn dies gleichwohl von mehreren Seiten geschehen ist, so bleibt es immer noch eine Frage, welche der Diskussion unterliegt. Daß Renan „sich auch bemüht hat, ein wahrer Jünger Jesu zu sein, und zwar nicht nach dem tödtenden Buchstaben, sondern nach dem frei machenden Geiste seiner Lehre", dürfte von keinem unparteiischen Beurtheiler in Frage gestellt werden; wie denn diejenigen, welche den Vorwurf der Frivolität auf Renan schleudern, mehr an den Franzosen, als an den Autor denken und, nach der hergebrachten Vorstellung, sich alle Franzosen a priori als Voltaire's vorstellen. Aus Renan's Buch selbst spricht eine so glühende Begeisterung für die Wahrheit, eine so innige Verehrung ihres herrlichsten Hohenpriesters, eine so warme Liebe für die Menschheit, ein so tiefes Verständniß der Bedürfnisse des menschlichen Herzens, eine so herzliche und aufrichtige Theilnahme an dem Elend der Unglücklichen und Armen, daß ihm wohl manche Extravaganzen und Sonderbarkeiten in seiner Auffassung zu Gute gehalten werden könnten. Sind die Schattenseiten des französischen Charakters nicht zu übersehen, so sollte man doch auch seine Vorzüge anerkennen, welche in jenem Werke besonders günstig hervortreten und gewiß nicht wenig zu seiner so schnell erlangten Popularität beigetragen haben. Gerade Renan hat mit volksthümlicher Beredsamkeit die Erscheinung Jesu in seiner rein menschlichen Weise am eindringendsten und gewinnendsten zu zeichnen verstanden.

*) Von dem französischen Originale des Renan'schen Werkes ist am 2. Februar in Paris die elfte Auflage erschienen.

Es folgen nun in dem in Rede stehenden Aufsatze einige besondere Nachweise, „in wie fern Renan Jesum nicht richtig aufgefaßt habe." Dabei können wir uns im Allgemeinen der Fragen nicht enthalten: Wer hat denn bis jetzt Jesum richtig aufgefaßt? Wo ist der Maßstab der Richtigkeit? Hat nicht jeder seinen eigenen Maßstab? Zimmert nicht jeder halbwege Baumeister sich ein eigenes Leben Jesu zurecht? Auch bleibt jener Aufsatz die nähere Beweisführung schuldig. Daß Jesus mit 12 Jahren schon einen solchen Flammeneifer, sich zu belehren, gehabt hat, ist kein Beweis dafür, daß Jesus nicht wenig wissenschaftlich unterrichtet gewesen sei. Ganz fraglich scheint es uns, woher der Verfasser beweisen wolle, daß Jesus mit den religiösen Schriften anderer Völker, mit der Lehre des Confucius und der Philosophie des Plato, bekannt gewesen sei. Weiter heißt es: „Ferner soll, nach Renan, Jesus von Johannes dem Täufer Wesentliches gelernt haben ꝛc." Das Wort „Wesentliches" ist nun zwar ziemlich unklar, jedenfalls aber ist dieser Vorwurf ungerecht, denn Renan erzählt nur, daß Jesus von Johannes mehr die praktische Kunst des populären Auftretens gelernt habe und vielleicht durch Gedankenaustausch manche politische Nuancen in sich aufgenommen habe, die seiner eigenen Anschauung nicht allzu förderlich gewesen sein möchten; kurz: daß bei der gänzlichen Verschiedenheit jener beiden Charaktere — Jesus und Johannes — der Einfluß des Letzteren auf den Ersteren nicht günstig gewesen und seine baldige Unterbrechung deshalb heilsam gewesen sei. „Auch soll er jenem die Wassertaufe nachgemacht haben", sagt der Verfasser. Renan sagt dies nicht, sondern legt ganz klar und verständlich Jesu Ansicht über diese Ceremonie dar, worauf näher einzugehen hier der Raum fehlt.

Nun aber kommt der böseste Vorwurf: „Demnächst soll er, mit schlauer Planmäßigkeit, der Wunder sich bedient haben, während er es so wehmüthig tief beklagte, daß man, ohne Wunder und Zeichen zu sehen, nicht glauben wolle." Ein völlig ungerechter, durch nichts zu begründender Vorwurf! Gerade das Gegentheil sagt Renan; er spricht Jesum — mit einer durch sein ganzes Werk sich hinziehenden Beweisführung — von den Wundern frei, indem er aus den morgenländischen Verhältnissen der damaligen (wie der jetzigen) Zeit entwickelt, wie sie entstanden, wie Jesus sie dulden mußte und wie sie sich später legendenartig erweiterten.

Die nun in jenem Aufsatze folgenden Ausführungen entbehren so sehr der Begründung, daß ein einfacher Hinweis auf Renan's Buch eigentlich genügte, um sie zu widerlegen. Renan unterscheidet mehrere Perioden in dem geistigen Entwickelungsprozesse Jesu; der Verfasser jenes Artikels wirft sie alle durcheinander und zusammen und zieht dann nach Belieben daraus Schlüsse.

Zum Schlusse folgt in jenem Artikel eine Bemerkung über „Spötter, Zweifler, innere Bethätigung der Lehre Jesu im eigenen Leben ꝛc." Es ist wieder nicht ersichtlich, ob sich diese Bemerkung auf Renan beziehen soll; falls dies beabsichtigt ist, hat sie gar keine Grundlage, weder in Renan's eigenem Leben, noch in seinem Werke: „Vie de Jésus."

Wir schließen mit der Mahnung: da es so leicht ist, ungünstig einen fern stehenden Autor zu beurtheilen, so sollte man doch mindestens so gerecht sein, dann wenigstens vorsichtig und gründlich zu verfahren, und nicht Vorwürfe aussprechen und durchklingen lassen, die vor dem reinen Sinne eines wahrheitsliebenden Mannes, wie Renan, sich beschämt zurückziehen müssen.

T. R.

England.

Englische Novellistik von der Schattenseite.

Miß Braddon.

Die spannenden Romane der Miß Braddon haben durch schnellfingerige Uebersetzer bereits den Weg ins große Publikum gefunden und entgehen, wie alle vielgelesenen Sachen, dem Ausspruche der Kritik, obgleich es gerade nützlich für die Mehrzahl des Leihbibliothek-Publikums, das so leicht irre geleitet wird, warnende Fingerzeige zur Bildung eines richtigen Urtheils zu erhalten.

Die Verfasserin von „Lady Audley's Geheimniß" und von dem noch viel spannenderen Roman neuern Datums, „Aurora Floyd", huldigt dem Zeitgeschmack in einer Weise, die ihres Talentes wahrhaft unwürdig ist. Alle diese künstlichen Mittel, welche sie anwendet, um ein äußerliches Geheimniß recht spannend und pikant in Scene zu setzen, sind eine Verschwendung der besten Kräfte. Das Fieber der Erregung und Neugier schwindet schneller wie ein Champagnerrausch, wenn das mühsam konstruirte Geheimniß enthüllt oder durch ungeduldige Leser vielleicht vor der Zeit verrathen wird. Zum zweiten Male wird Niemand diese langathmigen drei Bände lesen, in denen man wie ein Narr oder ein Kind durch falsche Vorspiegelung geneckt und gequält worden ist. Die tiefen Geheimnisse der Seele zum Gegenstande eines Romans zu machen, ist eine würdige Aufgabe für das echte Talent, und wie viel spannender ist es, diese vor den Augen der Leser zu entwickeln, als die Lug- und Trugbilder der ohnehin so bald abgenutzten Knalleffekte.

Die ewigen Wiederholungen der Wirrnisse, die aus heimlich geschlossenen Ehebündnissen entstehen, müssen dem ungebildetsten Leser nachgerade langweilig und interesselos erscheinen, abgesehen davon, daß für unsere deutschen Verhältnisse diese frei sein sollenden englischen sozialen Zustände gänzlich unbegreiflich sind. In der größten volkreichsten Stadt ist eine heimliche Heirat in Deutschland fast ein Ding der Unmöglichkeit, welche Ordnungsmäßigkeit doch ein Glück ist, da in England so viel Unheil durch den Mangel derselben entsteht, wie uns die meisten englischen Romane erzählen.

Sowohl in „Lady Audley", als in „Aurora Floyd" hat die Verfasserin es augenscheinlich beabsichtigt, alle Vorurtheile zu widerlegen, welche sich gegen die Ehen unter verschiedenen Standes-Angehörigen erheben, aber es begegnet ihr, daß sie gerade das durch ihre Darstellung bestätigt, was sie ableugnen möchte. Der Vater von Aurora Floyd trägt wesentlich die Schuld an dem Verderben und dem Unglück seiner über Alles geliebten Tochter, weil er eine Comödiantin geheiratet hatte, nach deren Tode sein Kind ohne alle Verwandtschaft mütterlicherseits ganz aufsichtslos heranwachsen muß und dadurch in frühester Jugend sich in einen Reitknecht verliebt, dem sie heimlich sich antrauen läßt. Alles Elend ihres Lebens entsteht denn natürlich aus diesem Fehltritt; sie macht sich der Bigamie schuldig und geräth schließlich in den Verdacht, ihren ersten Mann, den sie allerdings sehr bald hassen lernte, ermordet zu haben.

Lady Audley's Geheimniß besteht darin, daß sie auch zwei Männern angetraut ist und den Einen wirklich ermordet hat. Die Hartherzigkeit und Falschheit der „vornehmen Dame" wird auf jeder Seite hervorgehoben, aber die Verfasserin vergißt

daß sie ihre Heldin gar nicht von vornehmer Herkunft sein ließ, sondern sie als arme Hülfslehrerin schilderte, die durch die blinde Liebe eines ältlichen Mannes erst zur Lady erhoben wurde. Gewöhnliche Leser durchlaufen das Buch so flüchtig, daß sie diesen Umstand gewiß übersehen und sich an dem scheinbaren Haß gegen die höhern Stände erfreuen, womit die Verfasserin um sich wirft.

Bedenkt man, wie stolz die Engländer auf alle Standes-Erhebungen sind, wie eisern die Standes-Unterschiede im wirklichen Leben aufrecht erhalten werden, so kann man diesen Haß begreifen; nur muß man sich wundern, daß die Verfasserin nicht konsequenter dabei verfahren ist. Sie ist höchst wahrscheinlich eine der Schicksalsgenossinnen von den vielen gedemüthigten Gouvernanten, die sich durch ihr Talent das Vergnügen der Rache bereiten, aber nur zu deutlich zeigen, daß sie in ähnlicher Lage, wie ihre Unterdrücker, gerade ebenso wie diese handeln würden. Die nothwendigen Schranken des englischen Familienlebens werden wesentlich durch diese Exclusivität unterstützt; deshalb wird kein Engländer ernstlich daran denken, sie abzulegen.

Der Zauber dieses Familienlebens wird in den vorliegenden Romanen mit besonderer Vorliebe und Sachkenntniß geschildert und es ist nicht zu läugnen, daß darin der Hauptreiz derselben besteht. Das Ungeheuerliche der Ereignisse wirkt besonders ergreifend in dem schönen friedlichen Rahmen von Naturwahrheit und Lebenswärme, den die Verfasserin benutzt hat. Man sieht die reizenden Gärten, die komfortablen Schlösser und Wohnungen, die jede englische Familie von Stande sich zu schaffen weiß. Man hört die Tischglocken, sieht die sauberen Anzüge, in denen jeder englische Leib erscheinen muß, wenn die gemeinschaftliche Mahlzeit eingenommen wird und fühlt sich behaglich in der allgemeinen Regelmäßigkeit und Reichhaltigkeit der Einrichtungen; daß in solchen Verhältnissen eine starke Anhänglichkeit für das Bestehende sich erzeugt, begreift man sehr wohl und zittert mit den Betheiligten, wenn ihnen der Verlust ihrer Ehren und Besitzthümer bevorsteht.

In „Aurora Floyd" tritt ein solcher Verlust in der krassesten Weise ein, und es ist unbegreiflich, wie eine englische Dame, bei der das feine Gefühl doch gewissermaßen als angeboren zu betrachten ist, ihren Lesern zumuthen kann, für ihre Heldin noch Sympathie zu empfinden. Die Liebe zu einem Reitknecht, und wenn er noch so schön ist, ist etwas zu Ungeheuerliches bei einer gebildeten Frau, als daß ein Vergessen und Vergeben möglich wäre.

Es ist nicht der Unterschied des Standes, der eine solche Verbindung zu einer schmachvollen Verirrung stempelt, sondern der Unterschied der Bildung!

Mangel an Bildung ist bei den Männern in den meisten Fällen auch zugleich mit Rohheit verbunden; bei den Frauen kann es allenfalls für liebenswürdige Einfalt ausgegeben werden, wenn sie ungebildet sind. Daher ist es nicht so verletzend für das feine Gefühl, wenn ein gebildeter Mann sich tief unter seinem Stande den Gegenstand seiner Neigung sucht; ja es hat sogar Vertheidiger und Bewunderer solcher Verhältnisse gegeben. Man braucht nur an Göthe und die Vulpius zu erinnern. Aber nie kann man es einer Frau verzeihen, wenn sie Leib und Seele erniedrigt durch die Liebe zu einem rohen untergeordneten Mann!

Es wird deshalb auch gewiß so schnell und flüchtig wie möglich in „Aurora Floyd" über die Jugendverirrung der Heldin hinweggegangen; sie ist nur zur Schürzung des Knotens erfunden und benutzt. Indessen bleibt doch der unauslöschliche Flecken einer unweiblichen Anschauungsweise auf der Verfasserin haften, und es ist zu wünschen, daß sie sich davon reinigt, indem sie endlich einmal einen Roman ohne weibliche Verbrecher ins Leben treten läßt.

Die Uebersetzung, welche im Verlag von Vogt und Günther in Leipzig erschienen, entspricht nicht den Anforderungen, die man jetzt zu stellen berechtigt ist. Die wörtliche Treue des Ausdruckes entschuldigt es nicht, daß die Worte noch halb englisch benutzt werden; denn wer englisch versteht, wird keine Uebersetzungen lesen und wer es nicht versteht, weiß auch nicht was „gentlemännisch" und was die „Nordloge" bedeutet. Der Name des Schlosses wird sogar halb englisch „Felden-Woods" angeführt, während Eigennamen am besten ganz englisch wiedergegeben werden.

Noch tadelnswerther ist es, wenn „poor fellow", im Munde einer Dame doch höchstens als „armer Bursche" zu verstehen, als „armer Kerl" übersetzt wird, ein Wort, das im Salon gewiß nie von weiblichen Lippen gesprochen wird. Es kommen außerdem noch häufig durchaus unschriftmäßige Ausdrücke und unschöne Wendungen vor, die auf große Eilfertigkeit der Arbeit oder gar Unkenntniß der deutschen Sprache schließen lassen. F. v. H.

Kleine literarische Revue.

— **Shakspeare und Victor Hugo.** Zum Shakspeare-Jubiläum wird soeben ein eigenthümliches, großartiges Werk von Victor Hugo angekündigt. Es ist gewissermaßen eine Genealogie des poetischen Genius, ein Stammbaum seiner Ahnen und seiner Nachkommenschaft, zu welcher letzteren der Verfasser sich selbst mitzählt. Wir theilen hier die Kapitel-Ueberschriften des Buches mit:

William Shakspeare, von Victor Hugo.

Erste Abtheilung.

Kap. I. Shakspeare. — Sein Leben.
„ II. Die Genien. — Homer. — Hiob. — Aeschylus. — Jesaias. — Lucrez. — Juvenal. — Tacitus. — Paulus. — Johannes. — Dante. — Rabelais. — Cervantes. — Shakspeare.
„ III. Shakspeare, der alte.
„ IV. Die Kunst und die Wissenschaft.

Zweite Abtheilung.

Kap. I. Shakspeare. — Sein Werk.
„ II. Die Culminationspunkte (Hamlet, Macbeth, Othello, Lear).
„ III. Die Kritiker.
„ IV. Die Schöngeister und die Menge.
„ V. Die Empfindung des Schönen und Wahren.

Schluß.

Kap. I. Nach dem Tode Shakspeare's. — England.
„ II. Die Culminationspunkte.
„ III. Das Endurtheil der Geschichte. — Jeder auf dem ihm gebührenden Platz.

— **Italiänische Journalistik.** Die Turiner Rivista contemporanea, die angesehenste politisch-literarische Zeitschrift, die für Italien die Stelle der großen französischen und englischen Periodicals im nationalen und liberalen Sinne vertritt, hat sich mit Beginn dieses Jahres mit der vor Kurzem von Vincenzo Rossi be-

gründeten Rivista nazionale di Economia politica e statistica vereinigt und erscheint seitdem wie bisher in Monatsheften und im Verlage von Luigi Pomba unter dem Titel Rivista contemporanea nazionale Italiana. Der Ritter V. Rossi wird die besondere Direktion des volkswirthschaftlichen und statistischen Theiles der so erweiterten Zeitschrift übernehmen. Der letzte (fünfunddreißigste) Vierteljahrsband der Rivista, der das Dezemberheft 1863 abschließt, enthält außer den literarischen und politischen Uebersichten an größeren Abhandlungen u. A. eine Darstellung der vergangenen und gegenwärtigen Verhältnisse in Istrien, von P. S. Bonfigli, eine Besprechung der Sammlung von Cesare Balbo's kleineren Schriften, von Enrico Cangini; über den italiänischen Bodenkredit, vom Deputirten Carlo de Cesare; Erinnerungen eines italiänischen Reisenden an das romanische Amerika, von Pietro de Koster; Rom und das Reich, von E. Ottino; Drei Monate in Calabrien, von Cesare Lombroso.

— **„Beitrag zur Geschichte jüdischer Tartüffe"** heißt der etwas sonderbare Titel einer kleinen Schrift*) eines pseudonymen Israel Levi Kohn, welche das versteckte, unsaubere Treiben eines gewissen Ignaz Deutsch in Wien bespricht, der durch die (der Schrift beigegebenen) „Eingaben an das ehemalige k. k. Kultusministerium in Wien über die religiösen Zustände der Juden in Oesterreich" in den Jahren 1857 und 1859 in denunciatorischer Weise die Fortschritte und Bestrebungen der Juden in Kultur und Kultus anklagt, und gern sähe, daß in Oesterreich auch den Juden so ein Stück Concordat und eine Art „Umkehr" von Oben herab octroyirt würde. Ign. Deutsch, der, wie die Schrift darlegt, weder wissenschaftlichen, noch moralischen Beruf dazu zu haben scheint, steht in der großen Gemeinde Wien's ziemlich vereinzelt da, und hat weder höheren Orts Gehör, noch selbst bei den Männern der alten Schule, an die er sich auch wendet, Anklang gefunden. Und damit hätte die Farce, die derselbe spielt, ein Ende, wenn sie nicht auch die traurige Seite zeigte, daß es zu allen Zeiten und in allen Richtungen Tartüffe gibt, die mit frömmelnder Heuchelei ihren Privatzwecken den weiten Mantel allgemeinen Interesses umhängen möchten. Solche Männer sind in sich selbst gerichtet und fallen der Verachtung und Vergessenheit anheim. Ob es aber auch gerade solche Käuze geben müsse, wollen wir dahin gestellt sein lassen.

— **Der Stieler'sche Hand-Atlas.** Von A. Petermann gezeichnet, ist soeben eine neue Auflage der Karte der britischen Inseln zum Stieler'schen Hand-Atlas erschienen.**) Als Beikärtchen befinden sich auf dem Blatte ein Plan von London und Umgebung, wobei wieder der Krystall-Palast und die Wege dahin besonders gezeichnet sind. Sehr speziell, wohl zum erstenmale auf einem solchen wenig umfangreichen Blatte, ist die Configuration des Meeresbodens der die britischen Inseln umgebenden Meere angegeben, und zwar durch Linien gleicher Tiefe von 10 zu 10 englischen Faden bezeichnet und die so beschriebenen Schichten in wachsenden, nach der Tiefe dunkler werdenden Tönen punktirt. Ebenso sind die Sandbänke und Watten, sowie die Meerestiefen von über 100 Faden in leicht erkennbarer Weise heller oder dunkler schraffirt. Wir wundern uns jedoch, daß bei der Sorgfalt, die auf diesem Blatte dem Meere gewidmet ist, das Land dagegen insofern vernachlässigt ist, als weder die Eisenbahnen noch die großen Heerstraßen angegeben sind. Die Besitzer des Stieler'schen Hand-Atlas sind gewiß viel öfter in dem Falle, auf der Karte der britischen Inseln die Lage der Eisenbahnen und Landstraßen, als die der Meerestiefen und Sandbänke zu suchen.

— **Kriegsschauplatz.** Die topographische Karte der Düppeler Schanzen, von F. Handtke*) ist von allen bis jetzt erschienenen Karten und Plänen dieses Kriegstheaters die beste und vollständigste und läßt auch in Bezug auf die technische Ausführung alle anderen Blätter mit der Gegend um Düppel, Stenderup und Gravenstein weit hinter sich. Angehängt ist eine Operationskarte von Sundewitt und Alsen im Maaßstabe von 1 zu 200,000, die der Reimannschen Specialkarte entlehnt ist. Gleichzeitig ist im Anschluß an die Reimannsche Sektion Apenrade in demselben Verlag eine topographische Karte der Umgegend von Fridericia mit einem Plane dieser Festung erschienen.

*) Leipzig, Druck von C. H. Naumann, 1864.

**) Gotha, Justus Perthes, 1864.

Literarischer Sprechsaal.

Professor Preuß, der unermüdliche Vindicator von Friedrich's Ehre, wo sie literarisch angegriffen wird, hat kürzlich in einem Artikel der „Vossischen Zeitung" nachgewiesen, daß die auch von Professor v. Siebold in München neuerdings aufgewärmte Anekdote, Friedrich der Große habe dem bekannten Ichthyologen, Dr. Marcus Elieser Bloch, auf dessen Gesuch um eine Unterstützung seines Fischwerkes geantwortet: „Was Er von meinen Landräthen verlangt, ist dummes Zeug; was vor Fische in der Mark sind, das weiß ich: es sind Karpfen, Zander, Barsche und Aale; will er etwa die Gräten zählen?" — vollständig aus der Luft gegriffen sei. Nach dem Erlaß einer allerdings ablehnenden Antwort, deren nichts weniger als scurriler Text von Preuß vollständig mitgetheilt wird, hat Friedrich vielmehr unterm 13. November 1781 an seine Kriegs- und Domainen-Kammern die Verfügung erlassen, „dem Dr. Bloch zur vollständigen Ausarbeitung der ökonomischen Naturgeschichte das Verzeichniß der Namen aller Fische in den Gewässern der königlichen Provinzen anzufertigen und diesem Verzeichnisse instruktive Bemerkungen beizufügen."

In Frankreich hat die Entdeckung, daß die Gebeine Voltaire's und Rousseau's, die man in der St. Genoveven-Kirche von Paris, dem ehemaligen Pantheon, beigesetzt glaubte, bereits vor fünfzig Jahren von dort heimlich entfernt und auf einem Anger in eine Kalkgrube geworfen wurden, den allgemeinsten Unwillen erregt. Im Mai 1814, bald nach der Restauration der Bourbonen, wußte es die Priesterpartei durchzusetzen, daß das „Pantheon" wieder zur Genovefen-Kirche gemacht wurde. In demselben Monate wurde auch, wie der „Bibliophile Jacob" in seinem Journale „l'Intermédiaire" erzählt, unter der Leitung des ehemaligen Münz-Direktors de Puymorin, jene Schandthat vorgenommen, die ihre Urheber mit ewiger Schmach bedeckt. Hunderttausende von Einheimischen und Ausländern haben in dem verflossenen halben Jahrhundert das ehemalige „Pantheon" besucht, und an der Stelle, unter welcher die sterblichen Ueberreste Voltaire's und Rousseau's ruhen sollten, der angeblichen Toleranz des Pariser Clerus ihre Huldigung gezollt. Und nunmehr kommt diese Enttäuschung, von der auch Napoleon III. keine Ahnung hatte, da er erst vor Kurzem noch die Absicht gehabt haben soll, das

*) Glogau, Carl Flemming.

Herz Voltaire's, das bisher auf dem Schlosse Villette aufbewahrt werden war, ebenfalls in St. Geneviève beisetzen zu lassen, was aber zu der saubern Entdeckung geführt hat. Gegenwärtig soll das Herz Voltaire's auf der „kaiserlichen Bibliothek" in dem großen Saale deponirt werden, in welchem die in Erz gegossene, sitzende Figur Voltaire's sich befindet.

Zwei Kuriositäten der Pariser Theater sind: 1) ein Don Carlos, von Victor Séjour, der unter dem Titel „Les fils de Charles Quint" auf dem Ambigu-Theater gegeben wird, und 2) „Das Haus des Bademeisters" (la maison du baigneur) von August Maquet, worin das Komplott zur Ermordung Heinrich's IV. durch Ravaillac angezettelt wird. In dem erstgenannten Stücke bildet Don Carlos den Mittelpunkt einer auf die Befreiung der Niederlande gerichteten Verschwörung, die Herr Séjour angeblich nach authentischen Geschichtsquellen ermittelt haben will, und in dem zweiten Stücke ist der neueste und anziehendste Knalleffekt dadurch herbeigeführt, daß einer der Verschwörer in dem Hause des Bademeisters durch einen vor den Augen der Zuschauer sich herablassenden, schweren hölzernen Plafonds, der mittelst eines außerhalb angebrachten Kesselts in Bewegung gesetzt ist, erstickt und zermalmt wird. Ganz Paris drängt sich nun, um diese wunderbare Decke herabstürzen und die neue Decoration zu sehen, die dem Gaieté-Theater, in welchem das Haus der Bademeisters gegeben wird, den ungeheuren Zulauf verschafft.

Am 29. Januar starb zu Hampstead bei London eine der ältesten Schriftstellerinnen Englands, Miß Lucy Aikin, in ihrem dreiundachtzigsten Lebensjahre. Schon als siebenzehnjähriges Mädchen betrat sie, durch das Beispiel ihrer Tante, der bekannten Dichterin Barbauld, aufgemuntert, das Feld der Literatur, schrieb Artikel für Reviews und Magazine, und war Mitarbeiterin an dem Annual-Register. Ihr erstes bedeutenderes Werk waren die „Memoirs of Queen Elizabeth", welche 1818 erschienen und mehrere Auflagen erlebten. Es war dies die erste eigentliche Biographie der berühmten englischen Königin, und obgleich durch neuere Forschungen in den Schatten gestellt, galt sie für die damalige Zeit mit Recht als eine höchst verdienstvolle Leistung. Es folgten ähnliche Arbeiten über Jakob I. (1822) und Karl I. (1833), und schließlich „das Leben Addison's" (1843), die gediegenste und interessanteste ihrer Schriften, in welcher sie die englische Literaturgeschichte vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit großer Sachkenntniß behandelt. Von allen Werken Miß Aikin's aber erwarb eine Kinderschrift, die „Adventures of Rolando", die allgemeinste Popularität und wurde ein paar Generationen hindurch von der Jugend Englands mit Begierde verschlungen. Miß Aikin war mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten ihrer Zeit eng befreundet, und unterhielt unter Anderem eine regelmäßige Korrespondenz mit dem verstorbenen Channing über die literarischen und sozialen Erscheinungen des Tages.

Der Herausgeber der Revue Britannique, Herr Amédée Pichot, hatte zu Anfang dieses Jahres eine Reise von Paris nach Deutschland gemacht, um sich von dem hier jetzt herrschenden, nationalen und politisch-literarischen Geiste persönlich zu überzeugen. Er kam gerade am Neujahrstage nach Leipzig, wo er die Luft-Temperatur sehr kalt, die Geistes-Temperatur jedoch ungewöhnlich warm fand. Er giebt darüber im ersten Hefte der diesjährigen Revue Britannique einen vorläufigen Bericht, dessen Motto folgende drei Citate aus Shakspeare bilden:

„Be here German or Dane!"
(All's well that ends well, Act IV. Sc. 1)
„Germans are honest men!"
(Ibidem, Act IV. Sc. 5)
„I am sure, it may be so in Denmark."
(Hamlet, Act I. Sc. 5).

Man würde jedoch irren, wenn man aus diesem Motto schlösse, daß Herr Pichot in seinem Berichte viel von Schleswig-Holsteins und von der Gerechtigkeit der deutschen Sache den Dänen gegenüber spricht. Er hat kaum Zeit, dieser brennenden Frage zu gedenken; denn sowie er in Leipzig angekommen, wird er auch sofort von den dortigen musikalischen Genüssen und insbesondere von den schönen „Saxonnes" so in Anspruch genommen, daß er sich alle übrigen Beobachtungen für seinen nächsten Brief vorbehalten muß.

Es geht uns soeben aus Brüssel die Ankündigung eines deutschen Buches zu, das ein größeres literarisches Interesse darzubieten scheint, als die durch Reclamen viel angepriesenen, in Brüssel gedruckten Misérables und Maudits. Von Herrn K. M. Kertbeny erscheint nämlich in der Verlagshandlung von Emil Flatau eine Sammlung von Memoiren, oder vielmehr „Plaudereien von gestern und heute," wie sie der Verfasser nennt, unter dem Titel „Diskretes und Indiskretes." Es wird darin über die verschiedensten Personen und Zustände Aufschluß ertheilt, z. B. über Ernst Renan, über Heinrich Heine's Wittwe, über das englisch-französisch-römische Spirit-Medium Douglas Home, über den Fürsten A. Polignac (den kürzlich verstorbenen Schwiegersohn des französischen Börsenfürsten Mirès), über Elpis Melena, die Freundin Garibaldi's, über Rossini in seinem Alter ꝛc. Wir werden, sobald das Buch in unseren Händen ist, Weiteres darüber berichten.

Das eben erschienene Verzeichniß No. 59 der Buch- und Antiqhdlg. von J. A. Stargardt in Berlin enthält wiederum mancherlei Beachtungswerthes, unter Anderem eine Sammlung von 21 alten Bruchstücken Pergament und Papierstreifen aus dem 14.—16. Jahrhundert, z. B. aus einem Wilhelm v. Oranse, aus einer Apokalypse, aus den alten Meistersängern und Minnesingern; Bruchstück einer Urkunde von Bonifaz VII. ꝛc. Ferner das Ehrendiplom für den berühmten Nürnberger Künstler und Kalligraphen Gulden; das Originalmanuskript eines Hexenprozesses aus dem Jahre 1679; eine Sammlung von 26 Original-Compositionen, Autographen von Mozart, darunter die Comödie „Apollo und Hyacinthus;" eine Sammlung von Schriften und Dokumenten als Beitrag zur Geschichte d. J. 1805—1816.

Einer der gründlichsten Kenner der slavischen Sprachen und Alterthümer, Alex. Chr. Wostokov, Mitglied der russischen Akademie der Wissenschaften, ist am 20. Februar in Petersburg mit Tod abgegangen. Er war im Jahre 1781 geboren und versuchte sich zuerst als Dichter, wandte aber bald seine ganze Thätigkeit der slavischen Philologie zu, um die er sich durch seine russische Grammatik, seine Beschreibung der Handschriften im Rumänzov-Museum und namentlich durch die Herausgabe des Evangeliums von Ostromir große Verdienste erwarb. Noch im späten Alter unternahm er die Bearbeitung eines Wörterbuchs der kirchenslavischen Sprache, wovon 1858 der erste Band erschien. Uebrigens war Wostokov trotz seines russischen Namens nicht von slavischer Herkunft; er hieß eigentlich Osteneck, war ein geborner Esthe und lebte und starb als evangelischer Christ.

Confirmationsgeschenk. (163)

Worte des Herzens.
von J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von **C. W. Hufeland.**
Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr.
Bessere Ausgaben mit L's Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einband mit Goldschnitt geb. zu 1 Thlr 10 Sgr., bez. 1 Thlr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Revert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Das Leben und die Lehren
des
MOHAMMAD.
Nach bisher grösstentheils unbenützten Quellen bearbeitet
von
Sprenger, Professor in Bern.
Erster und zweiter Band. à Band 3 Thlr. 20 Sgr.

In dem vorliegenden Werke gibt der Verfasser das Resultat seiner langjährigen umfangreichen Studien. Wenige Gelehrte möchten zu einer solchen Arbeit einen grösseren Beruf haben als er. Zwölf Jahre lang war er Vorsteher der muhammedanischen Schulen in Britisch-Indien. Er konnte als solcher der Erforschung des Koran den grössten Fleiss zuwenden und durch die Benutzung vieler handschriftlichen Quellen seinem Werke eine bisher ungeahnte Vollendung geben.

Ausser andern hervorragenden Gelehrten bezeichnet auch **Rénan** in seinem **„Leben Jesu"** dasselbe als eine Erscheinung von dem grössten Werthe, unter Anführung bezüglicher Stellen. (160)

Der 3. Band (Schluss) wird zur Ostermesse ausgegeben.

Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Stuttgart. Bei uns ist erschienen und bei Herrn Wilhelm Schultze in Berlin, sowie in jeder andern Buchhandlung zu haben:

Dunant, Henri, die Barmherzigkeit auf dem Schlachtfelde. Eine Erinnerung an Solferino. Nach der vierten französischen Ausgabe, mit Ermächtigung des Verfassers neu übersetzt und mit einem Bericht über den Genfer internationalen Sanitätscongreß vermehrt von Dr. E. R. Wagner. gr. 8. br. 54 kr. oder 18 Sgr.

Eine so glänzende Aufnahme, wie sie diese Schrift in Frankreich im tiefen Frieden gefunden, läßt sich in Deutschland um so zuversichtlicher erwarten, nachdem der ausgebrochene Krieg mit seinen blutgetränkten Schlachtfeldern und vollen Kriegsspitälern in den Herzogthümern dem in dem Buche mit so warmem Herzen und so beredter Zunge wachgerufenen Samariterdienst an den verwundeten Soldaten ein so weites Feld eröffnet hat, und weil der Schrift ein Bericht über seine Erstlingsfrucht, den Genfer internationalen Congreß, beigegeben ist, welchem die in rascher Aufeinanderfolge in ganz Deutschland sich bildenden Ausschüsse nicht nur die geschichtliche Entstehung des Liebeswerks, sondern auch so manchen nützlichen Wink für ihre Thätigkeit entnehmen können. (157)

Chr. Belser'sche Verlagshandlung.

Im Verlage der Photographischen Gesellschaft zu Berlin erschien so eben eine

Prachtausgabe des neuen Testaments mit 30 und Prachtausgabe der ganzen Bibel mit 60 Photographien

nach den bedeutendsten Werken der ersten italienischen und niederländischen Meister. Erstere in Octav zu 2 Thlr. 10 Sgr., in Hoch-Quart zu 9 Thlr. Letztere in Octav zu 4 Thlr. 20 Sgr., in Hoch-Quart zu 20 Thlr., mit dem anerkannt vortrefflichen Deckerschen Texte.

Der Generalsuperintendent Dr. Hoffmann hat derselben eine sehr eingehende Beurtheilung gewidmet. Es heißt darin am Schluß:

„Auch hier ist die Auswahl eine höchst glückliche zu nennen, und das Werk steht als ein sehr erfreulicher Beweis vor uns, wie die Kunst ein Abglanz der ewigen Gaben der Gnade Gottes ist und zu ihnen hinleitet.

Möge durch eine lebhafte Theilnahme das Werk den Segen stiften, den zu stiften es geeignet ist."

Berlin, 29. Februar 1864.

Dr. **Hoffmann,**
(161) General-Superintendent.

In **J. G. Böhenecker's** Verlagsbuchhandlung in Regensburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig: (159)

Zwei französische Stimmen
über
Renan's Leben Jesu
von
Edmund Scherer und **Athan. Coquerel d. J.**
Ein Beitrag
zur
Kenntniß des französischen Protestantismus.
geh. 12 Ngr.

Vorstehende Broschüre enthält zwei durch Form und Inhalt gleich vortreffliche Beurtheilungen des Renan'schen Buches. Sie sind aus der Feder zweier durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Freimuth ausgezeichneten, an der Spitze der Fortschrittsbewegung des protestantischen Frankreichs stehenden Schriftsteller.

Für Liebhaber der Sternkunde dürfte es kein zweckmäßigeres Werk geben, als die von

J. E. Bode
herausgegebene
Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels,
(Preis 2 Thaler.)

wovon kürzlich die **11. Auflage** erschienen ist, — ein sicherer Beweis seiner Brauchbarkeit.

Ganz besonders hat es Bode verstanden, seine Leser mit der Kenntniß der Gestirne und allen Veränderungen der scheinbaren Lage derselben während der zwölf Monate des Jahres auf die einfachste und verständlichste Weise bekannt und vertraut zu machen, und eben diese leichte Faßlichkeit seiner „Anleitung macht sie daher für Jedermann empfehlenswerth, der sich am Himmel nur einigermaßen orientiren will." — Eine Anzahl trefflicher Stern- und Himmelskarten, die dem Buche beigegeben sind, dienen dazu, das Verständniß noch mehr zu erleichtern. (158)

Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Das Leben Jesu
für das deutsche Volk bearbeitet
von
David Friedrich Strauß.
8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Wenn bereits das vor 29 Jahren zuerst erschienene „Leben Jesu" von Strauß, ungeachtet es ausschließlich für die theologische Welt bestimmt war, weit über diesen Kreis hinaus Epoche machte, so wird dieses neue, ausdrücklich für das Volk geschriebene „Leben Jesu" desselben Verfassers noch weit mehr geeignet sein, das allgemeinste Interesse zu erregen. Es ist ein Buch für Deutsche in demselben vollen Sinne, wie das Leben Jesu von Renan ein Buch für Franzosen ist, und darf sich vom deutschen Publikum mindestens ebensoviel Theilnahme versprechen, als das französische Werk bei demselben gefunden hat. (156)

Für Hermann Marggraff's Hinterlassene.

Am 11. Februar d. J. ist Hermann Marggraff in der Vollkraft seines Wirkens, erst 54 Jahre alt, in Leipzig gestorben. In ihm haben die deutsche Literatur und der ganze deutsche Schriftstellerstand einen ihrer getreuesten und eifrigsten Hüter und Vertreter verloren. Hermann Marggraff, der sich durch seine lyrischen Gedichte und Balladen, durch humoristische Romane und Dramen, vorzugsweise aber als Literarhistoriker und Kritiker einen ehrenvollen, in weiten Kreisen geachteten Namen erworben, hatte es sich, namentlich als langjähriger Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung", zur Lebensaufgabe gemacht, die deutsche Literatur zu heben und ihr die Anerkennung zu erringen, auf welche sie den gerechtesten Anspruch hat. Das Leben, welches für ihn ein unausgesetztes Ringen und Mühen, Arbeiten und Sorgen war, ist ihm den Lohn für sein Streben schuldig geblieben; um so mehr ist es für alle, welche Marggraff's Namen kennen, zur Ehrenaufgabe geworden, an seinen Hinterlassenen den Zoll des Dankes abzutragen.

Hermann Marggraff hat außer seiner Witwe zehn noch sämmtlich unversorgte Kinder, von denen das jüngste erst anderthalb Jahr alt ist, hülflos zurückgelassen. Zwar wird die Schillerstiftung, deren geistiger Schöpfer und eifrigster Förderer er war, sich seiner Hinterlassenen gewiß in entsprechender Weise annehmen, aber selbst wenn ihre Gabe, wozu gegründete Aussicht vorhanden, reichlich ausfällt, wird die Zukunft der Familie dadurch allein noch nicht vollständig gesichert. Dies zu erstreben, sind in Leipzig die Unterzeichneten zu einem Comité zusammengetreten, und wie sie bereits hier mit bestem Erfolg zu diesem Zweck gewirkt haben, richten sie auch an alle wohlwollenden und edeldenkenden Männer im übrigen Deutschland die Aufforderung und dringende Bitte, sie durch Beiträge in diesem Streben unterstützen zu wollen. Jede Zeitungsredaction wird solche gewiß gern zur Beförderung an uns entgegennehmen.

Leipzig, im März 1864.

Das Comité für Hermann Marggraff's Hinterlassene:

Kaufmann **Hermann Bodeck.** Buchhändler Dr. **Eduard Brockhaus.** **Wilhelm Felsche.** Dr. **Friedrich Friedrich.** Stadtrath **Geibel.** Buchhändler **Franz Köhler.** Musikdirector Dr. **Hermann Langer.** Hofrath **Marbach.** Dr. **Paul Möbius.** Professor **Wenck.** Professor **Wuttke.**

Die Verleger dieser Zeitschrift erklären sich bereit, eingehende Beiträge in Empfang zu nehmen und über dieselben von Zeit zu Zeit an dieser Stelle Quittung zu geben. (162)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 13.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen
nimmt die Buchhandlungen und Postanstalten, für England D. Bender, London, Nine Newport Street, Leicester Square.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 27. März 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.
Die neuesten Gegner von Mommsen's römischer Geschichte 194
Arnold Ruge's Gefängnißhaft. II. Von Kopisch nach Kolberg 196

Böhmen.
Czechische Briefe aus Böhmen. I. Zur Orientirung 200

Frankreich.
Das Leben-Evangelium von Sallet französisch 201

Nord-Amerika.
Benjamin Franklin's „Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis." 202

Rußland.
Deutsche Kalender aus Rußland 205

Kleine literarische Revue.
Die afrikanische Reise des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha 206
Heyse's System der Sprachwissenschaft in Italien 206
Die Lehranstalt für Buchhandlungs-Lehrlinge in Leipzig 206
Die praktische Heilkunde in England . . . 206
Geschichte der Belagerung von Sebastopol 206
Erzgebirgische Arbeiter-Zeitung 207
Literarischer Sprechsaal 207

Zur Nachricht.

Mit dieser Nr. endet das laufende Quartal. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, damit keine Unterbrechung in Empfang der Nummern entsteht.

Die Verlagshandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE LIFE OF GOETHE.
By **GEORGE HENRY LEWES.**
Copyright edition.
Second edition, partly rewritten.
2 vols. S. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.
Diese neue Auflage des berühmten Werks, anerkannt eine der besten Biographien Goethe's, ist vom Verfasser unter Benutzung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in neuerer Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umgearbeitet, sodass diese Ausgabe das Interesse eines ganz neuen Werks erregen wird. (168)

Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig.

Shakspeare-Literatur.
SHAKSPEARE'S Works Edited by *H. Staunton*. Illustrations by *J. Gilbert*, engraved by the brothers Dalziel. 3 Vols. Royal-8. Cloth £ 2 16 sh.
— — Edited by *Th. Campbell*. Illustrated. In one Volume. Cloth 12 sh.
— — Edited by *G. Steevens* and *E. Malone*. In one Volume. Cloth 10 sh. 6 d.
— — Edited by *W. G. Clark* and *J. Glover*. Cambridge-Edition. In Eight Volumes. Vol. I.—III. Cloth 10 sh. 6 d. each.
— — Edited by *A. Dyce*. In Eight Volumes. Vol. I. Cloth 10 sh. 6 d.
— — Edited by *W. Hazlitt*. 5 Vols. Cloth 15 sh. 6 d.
— — The First Folio Edition of 1623, reproduced under the supervision of *H. Staunton*. Part 1, folio, 10 sh. 6 d.
— — Songs and Sonnets. Illustrated by *J. Gilbert*. Bound with gilt edges. 7 sh. 6 d.
— — THE REFERENCE SHAKSPEARE; a Memorial Edition of Shakspeare's Plays, containing 11,600 References. Compiled by *John B. Marsh*. Royal 8vo. Cloth 1 £.
— — LIFE PORTRAITS of WILLIAM SHAKSPEARE. By *H. Friswell*. Illustrated by Photographs. 8vo. cloth gilt. 1£ 1 sh.
SHAKESPEARE JEST BOOKS: Reprints of the Early Jest Books supposed to have been used by Shakspeare. Crown 8vo. half-bd. 7 sh. 6d.
SHAKSPEARE and JONSON: Dramatic versus Wit Combats. Cr. 8vo. 4 sh.
Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (166)

Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson*. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
März 1864.
The Hillyars and the Burtons. A Story of Two Families. By *Henry Kingsley*. Chap. XIX —XXII. — Private Schools for Boys. Their Management. By *Archibald Maclaren*, of the Gymnasium, Oxford. — Letters from a Competition Wallah. Letter X. The „Anglo-Saxon" Party in India. — Old Master Grunsay and Goodman Dodd (Stratford-on-Avon, A.D. 1579.) By *William Allingham*. — A Son of the Soil. Part V. — Concerning the Organization of Literature. — Sit Down in the Lowest Room. By *Christina G. Rossetti*. — The Law and the Church. By a Lay Churchman. — Memorandum on „A Story of the Great Mutiny." Communicated by Major-General *Vincent Eyre* C. B., late Royal Artillery (Bengal).

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing Literature for the Hours of relaxation. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
März 1864.
How the Shareholder's Money Goes. A Railway Battle at St. Stephen's, Westminster. — An Actor's Story. — St. David's Day. — An Hour with a Snake-Charmer. — The Gullibility of Man. — London Papers and London Editors. No. 4. Captain Sterling of the „Times," Dr. John Black of the „Morning Chronicle". — William Cobbett, and his „Twopenny Trash" (With a Portrait of Dr. Black). — Football at Rugby, Eton, and Harrow. — The Merchant Princes of England II. — The De la Poles of Hull. — Art in a Railway Station. — The Duet. — Little Golden-Hair's Story. — The Ordeal for Wives. A Story of London Life. — Chap. IX—XII.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein:
DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. März. (167)

Bei E. H. Schroeder in Berlin, 41 Linden ist soeben erschienen:

Portrait Shakespeare's.
Brustbild. Gross Folio. Chines. Papier.
Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese nach dem berühmten „Chandos-Portrait" Shakespeare's von P. Rohrbach vortrefflich ausgeführte Lithographie schliesst sich in Format und Behandlung genau dem bekannten bei mir erschienenen Portrait-Cyclus an, von welchem bis jetzt Goethe (1779) — Goethe (1811) — Schiller — Lessing — Moses Mendelssohn — Haydn — Mozart — Beethoven ausgegeben sind.

Die Blätter sind durch ihr Format (Höhe der Zeichnung 11½ Zoll, Breite 9½ Zoll) ganz besonders zur Wandzierde für Bibliothek-, Studir-, Musik- oder Wohnzimmer geeignet.

Das Shakespeare-Portrait dürfte — ganz abgesehen von der bevorstehenden Feier — um so mehr die Aufmerksamkeit aller Verehrer des unsterblichen Dichters in Anspruch nehmen, als bisher noch nie ein Portrait desselben in dieser Grösse in Deutschland erschienen ist. (169)

Deutschland und das Ausland.

Die neuesten Gegner von Mommsen's römischer Geschichte.

Es haben sich in der neuesten Zeit von verschiedenen Seiten Stimmen gegen Mommsen's Darstellung der römischen Geschichte erhoben, die um so bedeutungsvoller sind, als sie von einem gewissen Standpunkte aus ganz gerechtfertigt erscheinen, wenn sie, in Mommsen's Werk eine totale Umkehrung der bisherigen Anschauungen erkennend, vor der schädlichen Wirkung, die es auf verschiedene Kreise ausüben könnte, warnen. Zuerst hat Herr Peter in der unten bezeichneten Schrift*) in drei gelehrten Abhandlungen die Ansichten Mommsen's über einzelne wesentliche Partien der römischen Geschichte als irrig nachzuweisen versucht. Wir müssen die Vertheidigung dem Angegriffenen selbst überlassen und bemerken nur, daß die Schrift nicht blos einen wissenschaftlichen Zweck hat, sondern hauptsächlich für den Kreis der Gymnasien bestimmt ist, um den nachtheiligen Einfluß abzuwehren, von dem sie durch Mommsen's Werk bedroht sind. Herr Peter ertheilt den Leistungen Mommsen's das größte Lob: er rühmt die umfassende Gelehrsamkeit, die künstlerische Gestaltung und die fesselnde Darstellung; nur habe er seine schöpferische Kraft zu wenig gezügelt und werde deshalb oft ungerecht gegen Andere und gehe in der Bezeichnung von Dingen und Personen oft über das richtige Maß hinaus; ferner finden sich viele Widersprüche und unrichtige Auffassungen, und endlich habe er seine Parteistellung allzu sehr geltend gemacht und habe durch Modernisirung des antiken Stoffes die Erkennung und Darstellung der eigentlichen Entwickelungs-Momente der vergangenen Zeit behindert und den Eindruck früherer Verhältnisse und Zustände durch Beimischung fremdartiger Vorstellungen getrübt.

Härter noch sind die Vorwürfe in einem Aufsatze des neuesten Heftes der Deutschen Vierteljahrs-Schrift: „Der Materialismus in der Literatur von Dr. Faber",**) dessen Resultat folgendes ist. Mommsen ist der Vertreter des trostlosesten Materialismus in der Geschichte und Politik, und diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß um Louis Napoleon als das Gestirn des Tages alle Kräfte kreisen, wie alle Fäden in diesem Mittelpunkte zusammenschießen. Daher der Zug der Demokratie zur Tyrannis, zur despotischen Willkürherrschaft eines Einzelnen, der unsere Zeit begriffen hat und sie auf den verschiedensten Gebieten beherrscht. „Alles Aristokratische, d. h. jede selbständige und gebildete geistige Existenz muß der Masse und ihrem Götzen weichen; alle die, welche im Dienste einer Idee stehen, sind Prinzipien-Narren, und die großen Männer sind nur da zu suchen, wo einem praktischen, consequent verfolgten Zwecke zu Liebe alle Rücksichten des Rechtes und der Humanität bei Seite gesetzt oder rücksichtslos unter die Füße getreten werden. Das ist es, was wir den Materialismus in der Literatur nennen und was wir eben so gut als Jesuitismus, Machiavellismus oder Cäsarismus bezeichnen könnten. — Sonst sah man es als einen letzten Trost in Zeiten hoffnungsloser Unterdrückung an, daß der Geist sich in die Vergangenheit der Geschichte flüchten, daß er an den hohen Beispielen, die er hier fand, an den hochherzigen Gesinnungen, an der Standhaftigkeit und Aufopferung der Vorfahren sich aufrichten konnte. Jetzt wird uns auch dieses miserum solatium geraubt. Die Geschichte steht unter der Herrschaft desselben spiritus rector, welcher auch die Geschicke der Gegenwart bestimmt, und überall finden wir dieselben trostlosen Lehren wieder, begegnen wir nicht nur derselben entsetzlichen Praxis, welche gegenwärtig die höchsten Namen und Ideen der Menschheit zu Mitteln und Werkzeugen für ihre selbstsüchtigen Entwürfe macht, sondern müssen auch hören, wie sie mit den gleichen Künsten der Sophistik gerechtfertigt und als das einzige Vernünftige gegen die thörichten Einbildungen sentimentaler Schwärmer gepriesen wird."

Es ist vollkommen richtig, daß Mommsen's Geschichte rein materialistisch ist; sie ist es aber, weil sie einen rein wissenschaftlichen, nicht ethischen Zweck hat. Und das ist für einen Historiker ebenso wenig ein Vorwurf, wie für einen Naturforscher, wenn er in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen von allem Ideellen abstrahirt, um die nackte Thatsache zu ermitteln. Die Naturwissenschaften haben erst dann wahre Fortschritte gemacht, nachdem sie sich von der Theologie emancipirt hatten. Freilich wurde Galilei eingekerkert und Copernicus' Buch kam auf den römischen Index; Niemand aber wird heute noch die großen Männer anklagen, daß sie der Menschheit das miserum solatium eines Himmelreiches geraubt, und daß sie an die Spitze der sichtbaren Welt nicht Gott, sondern den spiritus rector der Natur gestellt haben. Den Schritt, den jene Männer vor drei Jahrhunderten zum großen Heile der Menschheit in der Naturwissenschaft gethan, hat Mommsen in der Geschichte und Politik gewagt. Er hat die Geschichte von dem sentimentalen Idealismus emancipirt; er hat, wie jene Männer den dogmatisch-theologischen, so den gemüthlich-moralischen Maßstab weggeworfen, um das rein materielle Wesen der Politik, entblößt von allen ideellen und sentimentalen Illusionen, darzulegen. Dazu hat er sich den größten politischen Körper, den es je gegeben, das römische Reich, gewählt, weil an ihm der politische Entwickelungsprozeß am deutlichsten zu erkennen und nachzuweisen war. Daß er die römische Geschichte modernisirt hat, geschah, um zu zeigen, daß das Wesen der Politik noch heute dasselbe ist. Weil uns bisher die Personen der alten Geschichte in ihrer uns fremdartigen antiken Hülle vorgeführt worden sind, haben wir sie wie Wesen aus einer anderen Welt mehr angestaunt, als verstanden. Mommsen hat ihnen diese Hülle ausgezogen, und nun erscheinen sie uns wie unseres Gleichen, wie Bekannte aus unserer Umgebung, für die wir ein lebendiges Verständniß haben. Das Resultat der Mommsen'schen Geschichte ist freilich vom moralischen Standpunkte aus ein sehr trauriges: Gewalt geht vor Recht; wenn auch nicht die Gewalt der roh zuschlagenden Faust, doch die des fein berechnenden Geistes, gegen den selbst die edelsten Menschen mit ihrer Gemüthlichkeit, ihrer Frömmigkeit, ihrem Idealismus nichts vermögen, ja, die ihm selbst oft wider ihren Willen zur Erreichung seiner materiellen Macht dienen müssen, so daß sie in den Augen des Politikers in der That nichts Anderes sind, als Phantasten oder betrogene Thoren. Für dieses Resultat kann aber Mommsen nicht; wenn dies wirklich so der Lauf der Welt ist, so kann zwar der Moralist darüber klagen, aber er wird es dadurch nicht anders machen. Der Wissenschaft aber kommt es zu, ohne alle moralischen Sympathien und Antipathien kalt und gelassen zu ermitteln, wie es ist, nicht wie es sein sollte. Und das ist das große Verdienst Mommsen's, daß er der idealistischen, sentimentalen Geschichtschrei-

*) Studien zur römischen Geschichte. Ein Beitrag zur Kritik von Th. Mommsen's römischer Geschichte. Von Carl Peter, Dr. der Theologie und Philosophie, Rector der Königl. Landesschule zu Pforta und Consistorial- und Schulrath. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1863.

**) Deutsche Vierteljahrs-Schrift, Nr. 105, Januar-März 1864, S. 69 ff.

dung, die für ethische und pädagogische Zwecke wohl angemessen sein mag, für die wissenschaftliche Forschung ein Ende gemacht hat. Dadurch kann erst die Geschichte das werden, was sie nach Thukydides sein soll: „nicht ein Spiel, das zur augenblicklichen Ergötzung der Hörenden dient, sondern ein Schatz für immer, wenn wir das, was nach dem Laufe der menschlichen Dinge immer in derselben oder in ähnlicher Weise künftig wiederkehrt, mit Nutzen beurteilen können."

Herr Faber hat Recht, wenn er den Cäsarismus, den Mommsen verherrlicht, dem Jesuitismus und Machiavellismus gleichstellt. Vom moralischen Standpunkte aus müssen wir alle drei verabscheuen und verdammen; als politische Systeme aber können wir sie nur bewundern. Mommsen preist aber den Cäsarismus nicht als Ethiker, sondern als Politiker; ihm ist Cäsar nicht das Ideal eines Tugendhelden, sondern eines Staatsmannes. Weil seine Gegner beide Standpunkte nicht genau auseinander halten, entdecken sie auch in seiner Darstellung so viel Paradoxes und Widersprechendes. Herr Peter nimmt es ihm übel, daß er Cato einen Principien-Narren, den Don Quijote der Aristokraten nennt*) und daß er Cicero ganz respectwidrig behandelt, und Herr Faber wirft ihm vor, daß ihm Pompejus ein langweiliger Gamaschenheld und doch auch wieder als Feldherr Cäsarn ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen ist; daß ihm Cäsar selbst als das unvergleichliche praktische Genie erscheint, das in Beziehung auf Sachen und Personen sich nie einer Täuschung hingiebt, und dem doch das Hauptziel seines ganzen Strebens eine Illusion ist. — Wir können Cato und Cicero unsere moralischen Sympathien schenken und dennoch eingestehen, daß sie schlechte Politiker waren, die, befangen in ihrem stoischen und akademischen Idealismus, in dem Kampfe gegen Cäsar's Realismus unterlagen. Pompejus war in der That ein tüchtiger Soldat, aber eben nichts als Soldat, der sich als solcher wohl mit Cäsar messen konnte, während er als Politiker so tief unter ihm stand, daß es Cäsar nicht schwer wurde, ihn zu dupiren. Ebenso bleibt Cäsar das unvergleichliche praktische Genie, wenn ihn auch die Verblendung der idealistischen Freiheitsmänner mitten aus seiner Laufbahn herausriß. Der Cäsar war todt, aber nicht der Cäsarismus, der in Augustus wieder so auflebte, wie nach Napoleon I. in Napoleon III.

Durch die idealistische Geschichtschreibung ist die Politik verdunkelt und verwirrt worden; aus ihren sentimentalen Tiraden haben die entgegengesetztesten politischen Sekten ihre Theorien geschöpft, deren Illusionen der materialistische Geschichtschreiber mit einem Male vernichtet hat. Die Politik, deren Ziel die Macht ist, führt im glücklichsten Falle zur aufgeklärten Despotie, zum Cäsarismus, der die einzige Rettung nach der Anarchie und Barbarei der Revolutionen und also relativ eine Wohlthat für das Menschengeschlecht ist. Das ist das unumstößliche Resultat, gegen das die Sentimentalität vergebens ankämpft, da die Thatsachen dafür sprechen. Den Geschichtsforscher aber und seine Partei für dieses Resultat nicht wissenschaftlich, sondern moralisch verantwortlich machen, das ist der alte Kunstgriff, dessen sich früher die Theologen gegen die Naturforscher bedienten, die sie ebenfalls als Materialisten und Atheisten verketzerten, weil diese ihre Illusionen vernichtet hatten. Weil Mommsen die materialistische Politik des alten Roms bloßgelegt hat, sind er und mit ihm alle Demokraten, Fortschrittsmänner, kleindeutsche Materialisten, die in der Tyrannis, in dem aufgeklärten Despotismus, das letzte Heil der Menschheit sehen. „Gewiß, sagt Herr Faber, ist Herr Mommsen ein Historiker von seltenem Verdienst und wahrhaft gediegener Gelehrsamkeit, dazu ein durchaus fortschrittlicher Schriftsteller, der auf der Höhe seiner Zeit und ihrer Ideen steht. Warum geht er gleichwohl in dieser Weise mit der Geschichte um? Gerade deswegen, nach unserer Ansicht, weil in ihm der Geist dieser Zeit einen so energischen Ausdruck gefunden hat, wie nicht leicht in einem Anderen, dieser souveräne Geist, der sich über Sachen und Personen keiner Illusion mehr hingiebt, sondern alle an seinen praktischen Drähten zu lenken glaubt. Es ist jene übermüthige Frivolität, die keiner menschlichen Existenz mehr einen selbständigen Werth zuerkennt, die darum bis auf einen gewissen Grad Alle durchschaut und im Bewußtsein ihrer Genialität über sie abspricht, die Alle nur wie Schachfiguren gegen einander in Bewegung setzt und ihnen einzig die relative Bedeutung läßt, die sie für ihr augenblickliches Spiel haben. Darum ist es ihr auch sehr gleichgültig, ob sie sich lobend oder tadelnd, für oder gegen eine Erscheinung ausspricht; wo der sittliche und rechtliche Maßstab fehlt und die subjective Zweckmäßigkeit Alles gilt, da versteht sich dieses von selbst. Dem absoluten, persönlichen oder wissenschaftlichen Standpunkt gegenüber ist Jedes gleich gut und gleich schlecht, je nachdem es gerade in seine Berechnung paßt. — Was ist dann das Resultat dieser Darstellung der römischen Geschichte? Die Rechtfertigung und historische Deduction der Tyrannis, der nicht theokratischen und nicht feudalen Monarchie, die zuletzt von dem bekannten philosophischen Satze ausgeht: was ist, ist vernünftig. Was Hegel theoretisch genommen hatte, das nimmt die neueste Geschichtsphilosophie praktisch; was bei ihm eine rein ideelle Bedeutung hatte, das gewinnt hier eine durchaus materielle und materialistische. Mit dieser praktischen, materialistischen Nutzanwendung heißt dieser Satz so viel als: Gewalt geht vor Recht; so weit sie sich Recht verschaffen kann, so weit hat sie Recht; eine Idee, die sich nicht durch sich selbst behaupten kann, ist keine Idee mehr, oder wie man dieses recht eigentlich für den radikalen Conservatismus und absoluten Radi-

*) Wie Recht Mommsen hatte, Cato einen Principien-Narren zu nennen, ergiebt sich aus der Schilderung, die Cicero in der Rede pro L. Murena, c. 29, von diesem pedantischen Stoiker giebt. Wir führen Einiges hieraus an, weil es am besten geeignet ist, die politische Unfähigkeit solcher Principienreiter dem praktischen Genie Cäsar's gegenüber zu beweisen. „Cato ist ein Stoiker. Was ist ein Stoiker? Es gab einmal einen sehr geistreichen Mann, Zeno, dessen Schüler sich Stoiker nennen. Seine Lehren und Grundsätze sind folgende: Der Weise macht sich aus Gunst nichts; nie vergiebt er Jemandem ein Vergehen; nur ein thörichter und leichtsinniger Mensch ist mitleidig, wer ein echter Mann ist, läßt sich nicht erbitten und versöhnen. Die Weisen allein sind schön, und wenn sie auch wahre Scheusale sind; sie allein sind reich, mögen sie auch bettelarm sein; sie allein sind Könige, selbst wenn sie die niedrigsten Sklavendienste verrichten. Uns aber, die wir keine Weisen sind, nennen sie Gesindel, gemeines Volk, Feinde, ja Narren. Alle Sünden sind gleich; jedes Vergehen ist ein verruchtes Verbrechen. Der, welcher einen Hahn ohne Noth stiehlt, sündigt ebenso, wie der, welcher einen Vatermord begeht. Ein Thor meint nicht, bereut nicht, irrt nicht, kann seine Ansicht nie ändern. — Diese Grundsätze hat der höchst geistreiche M. Cato, von gelehrten Männern unterrichtet, eingesogen, nicht um, wie es die Meisten thun, darüber zu disputiren, sondern um danach zu leben. Es kommen z. B. einige Unglückliche flehentlich bittend zu dir, Cato. — Du wärest, meinst du, ein Bösewicht und verruchter Mensch, wenn du aus Mitleid etwas für sie thätest. — Einer gesteht, daß er gegen dich gefehlt habe, und bittet dich um Verzeihung. — Es ist ein Verbrechen, zu verzeihen! — Aber das Vergehen war nur klein. — Alle Sünden sind gleich! — Man hat etwas nicht gerade als fest und sicher behauptet, sondern meint nur so. — Ein Weiser meint nicht! — Man hat sich in einer Sache geirrt. — Das ist ein Schimpf! u. s. w."

calismus erfundene Thema weiter variiren kann. Das Axiom ist freilich unumstößlich; es behält ewig Recht, weil es seine Schneide gleich scharf nach beiden Seiten kehrt. Denn die Gewalt selbst, der aufgeklärte Despotismus, die nicht theokratische und nicht feudale Monarchie, sie ist ein dumm gewordenes Salz, sie ist vollkommen recht- und machtlos, sobald sie einen Augenblick strauchelt und dadurch den von ihr unterdrückten Gedanken wieder in sein Recht einsetzt. Dann ist sie nicht mehr vernünftig, sie ist gar nicht mehr, und was an ihre Stelle tritt, ist das Vernünftige, weil das Wirkliche. Alles das ist, wie gesagt, ganz unleugbar; gegen diese Gewalt der Dinge bäumt sich eine sentimentale Moral vergebens auf. Aber wenn wir dieses Gesetz allein anerkennen, wenn wir diesem metaphysisch-materialistischen Wechselbalg von Positivismus huldigen, so verschwindet jeder höhere, sittliche Gehalt aus dem Leben der Menschheit und der Zufall ist die einzige Nothwendigkeit."

Wir haben nichts dagegen, wenn Herr Faber erklärt, daß ihm das Bild, das Mommsen von der römischen Politik gegeben hat, nicht gefällt. Ist es ein falsches, so hätte er, wie es Herr Peter versucht hat, nachweisen müssen, worin die Fehler liegen. Aber er bestreitet gar nicht die Wahrheit desselben, sondern schließt nur, weil es ein häßliches Bild ist, müsse auch der Maler häßlich sein, und das ist ein falscher Schluß. Meint er aber, es sei die Pflicht des Malers, das an sich Häßliche zu verschönern, oder unter das Bild einen Warnungsspruch zu setzen, daß sich nicht etwa der Beschauer daran ein böses Beispiel nehme, so ist das gerade, was Mommsen durch seine Geschichte ein für alle Mal in der historischen Wissenschaft hat beseitigen wollen: die sentimentale Schönfärberei und die moralisirende Schulmeisterei. Mommsen hat das Verdienst, daß er den materialistischen Cäsarismus klar zur Anschauung gebracht hat, so daß wir nunmehr wissen, was er ist, aber auch wie dagegen der sentimentale Idealismus nicht schützt und nicht hilft. Der Materialismus hat in der Politik ein greifbares und erreichbares Ziel, die Macht über das Materielle, die Herrschaft der Welt, und danach strebt er mit allen Mitteln, mögen sie gut oder schlecht sein, wenn sie nur zum Ziele führen. Der sentimentale Idealismus aber hat in der Politik dem Materialismus entweder freiwillig das Feld geräumt, indem er erklärte, das Materielle sei das Gleichgültige, um das man sich nicht zu kümmern brauche, oder er hat sich in offenbare Opposition zu ihm gesetzt, indem er das Materielle, das Natürliche, die Welt für das Böse erklärte, dem man mit aller moralischen Kraft entgegenkämpfen müsse, ein Kampf, in welchem er nothwendig unterliegen muß, weil er das Unmögliche, Unerreichbare erstrebt, die Unterdrückung der menschlichen Natur:

naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Als philosophische Doctrin oder als religiöser Glaube hat dieser Idealismus seine Berechtigung, wie jede andere Theorie, ja, er hat den Vorzug, daß er die Einzelnen über die Uebel einer materialistischen Politik zu trösten vermag, indem er ihnen die Aussicht auf eine andere, bessere Welt eröffnet. Aber dieser sentimentale Idealismus, dessen Reich nicht diese Welt ist, darf nicht selbst Politik treiben wollen; sobald er dies thut, geräth er mit sich selbst in Widerspruch: er trägt äußerlich die Maske des Idealismus und ist doch nichts Anderes, als Materialismus, aber ein um so gefährlicherer, als er die Besten und Edelsten täuscht und sie wider ihren Willen zu seinen egoistischen Zwecken mißbraucht. So hat er als Papismus, Jesuitismus, theokratische und feudale Monarchie und in vielen anderen Formen sein heuchlerisches Spiel viele Jahrhunderte lang getrieben, bis ihm die Maske abgezogen worden ist von der Revolution, aus deren Anarchie und Barbarei der Cäsarismus Napoleon's I. die Welt gerettet hat. Dieser erkannte wohl, woher ihm der Untergang drohe, wer seine gefährlichsten Feinde seien: eben die Ideologen, die Schönredner, die in ihrer Beschränktheit für die edelsten Ideale zu kämpfen wähnten, während sie doch nur ein Werkzeug in der Hand der Reaction waren, die sie nach wiedererlangter Macht, als sie die Verwirklichung der Ideale verlangten, als Empörer und Revolutionäre von sich stieß und verfolgte. Und auf die Reaction folgte wieder eine Revolution, aus deren Anarchie und Barbarei wieder nur ein Cäsar, Napoleon III., die Welt für eine Zeit gerettet hat, und so wird sich dieses Spiel immer wiederholen, bis der krankhafte, sentimentale Idealismus dem gesunden, verständigen Idealismus Platz gemacht haben wird, der, auch das Materielle als berechtigt anerkennend, sich mit dem Materialismus verständigt, daß sie der Politik nicht mehr die Macht des Einen oder des Anderen, sondern das Recht Beider zum Ziele setzen wollen. Es handelt sich auch hier um die Gegensätze: ob Machtstaat oder Rechtsstaat, und so lange dieser nicht geschaffen ist, wird der Cäsarismus immer das für sich haben, daß er seine Macht nicht heuchlerisch aus irgend einer ideellen Fiction herleitet, sondern weiß, daß er sie seinem Geiste und dem Willen des Volkes verdankt, und daß er daher sein dynastisches Interesse nicht von den Interessen des Volkes trennen darf. Wenn Männer wie Mommsen wirklich nur noch in der traurigen Hoffnung auf den Cäsarismus, auf den aufgeklärten Despotismus ihren einzigen Trost finden können, so haben es diejenigen verschuldet, die aus der Geschichte nichts gelernt und nichts vergessen haben. M.

Arnold Ruge's Gefängnißhaft. *)

II.

Von Köpnick nach Kolberg.

Wie die öffentliche Meinung in und um Berlin über das Einschreiten gegen die Burschenschaften und die Verfolgung der sogenannten Demagogen dachte, davon giebt uns Ruge ein drastisches Beispiel.

Nach Beendigung der Einzelverhöre hatte man die Einzelhaft aufgehoben und die Gefangenen zu einander gelassen. Der Schloßgarten in Köpnick gewährte ihnen Erholung; ja man hatte sogar ein Bad in der Spree für sie eingerichtet. Das Badehaus war rund herum ein Lattenverschlag, durch den der Fluß frei hindurchströmte, mit einem geebneten Bretterboden, der tief genug hinabgetrieben war. So hatten sie die freie Aussicht über den Wasserspiegel des Flusses, der hier selten von Schiffen oder einigen Fischerbooten befahren wurde. Die großen Schiffe waren stille Gäste, die kleinen Fischerboote hingegen desto lebhafter. Vier bis sechs Fischerinnen in breitkrempigen schwarzen Hüten, rothen Röcken und weißen Hemdsärmeln ruderten ihre Boote rasch den Strom hinab; vermuthlich brachten sie Fische nach Berlin zu Markte. Dabei pflegten sie mit hellen Stimmen zu singen, und merkwürdiger Weise unter anderem Goethe's Lied:

*) Arnold Ruge: Aus früherer Zeit. Dritter Band. Berlin, Franz Duncker, 1863.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.*)

Nun mußten ihnen wohl die Wachthabenden befohlen haben, sich von dem Badehause entfernt zu halten; denn sie waren mit den Soldaten und den Wächtern, die die Gefangenen beaufsichtigten, auf dem Kriegsfuß. Einige Boote kamen mit Gesang herbei. Die Wächter fingen an zu winken. Da hörte der Gesang auf, und die Fischerinnen schalten: „Schande über euch! Die ganze Welt weiß es: die Schlechten bewachen die Guten! Ja, droht nur! es hilft euch ja doch nichts, ihr Bettelvögte!" Die Gefangenen lachten wie Kobolde im Wasser. Dies freute die Fischerinnen und ärgerte die Wachthabenden. Sie drohten zu schießen. Da tanzten die tapferen Stralauerinnen hoch auf im Boote und schrieen: „Schießt zu! Ihr — ferle!" — Dann erfolgte ein allgemeines Gelächter; sie setzten sich wieder zu ihren Rudern, stimmten ihr Lied von den kleinen Blumen und kleinen Blättern wieder an, und das Boot schoß pfeilgeschwind um das Gefängnißschloß herum.

Mit dem Anfange des Jahres 1825 wurden die jungen Leute an die verschiedenen Festungen vertheilt, um ihre Strafe „vorläufig anzutreten"; denn das Urtheil selbst wurde erst 1826 gesprochen und die meisten durch das Oberlandesgericht zu Breslau „wegen Theilnahme an einer verbotenen, das Verbrechen des Hochverraths vorbereitenden geheimen Verbindung und deren Verbreitung" zu einer 15jährigen Gefangenschaft verurtheilt. Zwei waren Mecklenburger, aber Preußen bestrafte sie, damit sie doch überhaupt bestraft würden; denn die Justizkanzlei in Güstrow hatte entschieden, „daß im Grunde gar kein corpus delicti ermittelt und alle Aussagen in Köpnick, als vor nicht gehörig besetztem Kriminalgericht abgegeben, werthlos seien." Die Mecklenburger schienen so nicht abgeneigt, dem Herrn v. Kamptz den ganzen Kram zu verderben. Später bequemten sie sich denn doch zum Verurtheilen und erkannten nun etwa ein Drittel der preußischen Strafe. Das Verbieten Schwarzburg-Rudolstadts gegen seinen einzigen Hochverräther war aber eine unverkennbare Verhöhnung der Herren Kamptz und Genossen. Er wurde zu dreimonatlicher Einsperrung verurtheilt und diese dann von der Rudolstädter Regierung in Hausarrest verwandelt. Die würtemberger Gerichte erkannten auf zwei- bis dreijährige Festungsstrafe. Baiern endlich, wie gewöhnlich in offener Auflehnung gegen Preußen, hob die Untersuchung auf und ließ die Gefangenen frei, die sich nun natürlich nur vor der preußischen Gränze zu hüten hatten, um nicht behandelt zu werden wie die beiden Mecklenburger. So mußten denn die Preußen allein als Sündenböcke büßen, ja nicht einmal das Jahr der Untersuchung wurde ihnen als Strafzeit mit angerechnet. Alle Anderen kamen mit einem blauen Auge davon.

Im Monat Januar wurde unser Ruge mit einem Mediciner, Namens Schliemann, nach Kolberg transportirt. Hören wir, wie er uns den Empfang daselbst schildert.

Auf der Kommandantur, erzählt er, empfing uns der Platzmajor, Hauptmann Staël v. Holstein, ein kleines, kränkliches, ärgerliches Männchen. „Der ist also unser künftiges Schicksal — hm!" — Er war ein sehr vermögender Mann, trieb also sein Geschäft nicht aus Noth, sondern aus Neigung. Auf einem Ritt war er mit dem Pferde gestürzt, und litt noch immer an der gebrochenen Rippe. Die Gefangenen behaupteten, diese Pein mache ihn eifersüchtig auf jeden, der gesund sei, und er lasse darum seinen Unmuth an ihnen aus, wo er nur könne. Vielleicht thaten sie ihm Unrecht: er hatte förmlich eine Philosophie des Gefangenwärters; aber wahr ist es, er war giftig und zänkisch, was die Soldaten sträflich nannten; und wenn er zufällig nicht so sträflich sein konnte, als er wohl gewünscht hätte, weil der alte General v. Funk es verbot, so hielt er doch eine kleine Rede, worin er zeigte, was nach seiner Meinung eigentlich hätte geschehen sollen. Er führte uns selbst auf das Thor, wo der alte Aufseher der Staatsgefangenen seine Wohnung hatte, wies uns den oberen Stock an, der völlig wüst war — er enthielt nur zwei leere Bettstellen — und sagte: „Hier werden Sie wohnen. Sie mögen zusammen bleiben! Sie erhalten 5 Sgr. auf den Tag zu Ihrer Verpflegung." „Und damit haben wir uns auch einzurichten?" „Wenn Sie das nöthig finden." Der alte Unteroffizier fiel ein, er werde einen Tisch und zwei Brettstühle heraufsetzen. Staël v. Holstein machte uns eine Verbeugung, wobei ihn die böse Rippe schmerzen mochte, denn er griff mit der Hand danach, und ging mit dem Unteroffizier die Treppe hinunter. — — Endlich erfuhren wir, die Kommandantur werde allerdings wohl Stroh in die Bettstellen gewähren. Der alte Unteroffizier verstand sich dazu, ein Betttuch herzugeben; dies wurde über das Stroh der Kommandantur gedeckt, und damit mußten wir uns nun die Nacht behelfen, so gut es gehen wollte. Das Klima von Kolberg ist im Januar nicht gerade das mildeste, und es waren wohl wenig Leute in Pommern diese Nacht so kühl gebettet, als wir. Aber nach dem Ausdruck des Herrn Platzmajors konnten wir uns ja besser einrichten, wenn wir es nöthig fanden. Diese Nacht aber waren wir noch nicht eingerichtet und froren gehörig. Dazu war Schliemann unwohl. Dies konnte so nicht fortgehen. Wir verlangten, den Platzmajor zu sprechen. „Sie haben uns einzusperren, Herr Hauptmann, sagte ich; aber Sie haben doch nicht das Recht, uns erfrieren zu lassen. Auch hat man uns bei den Kloaken der Stadt an die Luft geführt, während Sie doch gewiß bessere Luft eben so bequem gelegen haben." Der Herr Hauptmann Staël v. Holstein erwiederte hitzig und scharf: „Sie sind hier zur Strafe, nicht zum Vergnügen!" „Unsere Strafe ist Gefangenschaft, nicht daß wir erfrieren, oder in verpesteter Luft ersticken sollen." „Mit Ihnen habe ich kein Mitleid." „Es wäre mir auch unangenehm, wenn ich Ihnen oder irgend jemand bedauernswürdig erschiene." „Wäre ich der König, Sie ließe ich nie wieder frei." „Ich glaube doch, Herr Hauptmann, sagte Schliemann, daß Sie in der Sache etwas thun müssen. Ich bin krank in dieser Winterzeit über Land geführt worden. Wären wir aber auch beide gesund, so könnten wir doch in diesem Klima ohne Betten nicht bleiben." „Ich werde Sie aufs Lauenburger Thor setzen. Dort können Sie sich heizen lassen. Weiter kann ich nichts für Sie thun." Mit diesem Bescheide waren wir noch gnädig entlassen. „Wir müssen uns wirklich selbst Betten anschaffen, so gut wir können, sagten wir zu einander; aber wie?" Wir überlegten es. Ich besaß eine goldene Taschenuhr, ein Geschenk meines Vaters, die ich so weit bei allen Klippen vorbeigesteuert hatte, und Schliemann glaubte etwas aufbringen zu können; aber das ging nicht sogleich. Das Gerücht von unserer Lage mußte sich jedoch verbreitet haben; denn der Dr. Simon, ein Arzt in der Stadt, schickte Schliemann Betten. Er sei mit seinem Vater bekannt, und thue dies mit Freuden, da er höre, daß es nöthig sei.

*) Reichard's Composition des Göthe'schen Liedes hat dasselbe sehr populär gemacht. Die Melodie wurde damals auf allen Leierkasten gespielt. D. R.

Schliemann theilte nun mit mir seinen Vorrath, denn der gute Simon hatte reichlich gespendet, und wir froren nicht länger. Hoffentlich hat den Herrn Hauptmann Staël v. Holstein darum seine Rippe nicht ärger geschmerzt."

Wie derselbe Herr sich benahm, wenn seine Nergeleien und Quälereien vor die große Glocke kamen, davon wollen wir schweigen. Denn wir haben durch diese kleine Scene bereits einen Einblick in den Charakter der Umgebung unsers Gefangenen gewonnen: Hartherzigkeit und Strenge, welche die Achtung vor dem Menschen verlernt hat, auf der einen Seite, und auf der anderen die wahre Theilnahme und Menschenliebe Weniger, die lieblicher und wohlthätiger wie die mildeste Frühlingssonne in sein Herz leuchtete.

Ruge erzählt, wie sie auf ihrer unfreiwilligen Reise nach Kolberg einmal in einem Wirthshause Rast gemacht hätten, vor dem ein munteres Reitpferd angebunden stand. Da durchblitzte ihn der Gedanke: wie wäre es, wenn du dich aufschwängest, zur Oder jagtest und auf irgend einem Fischerboot dich nach Schweden zu retten suchtest? „Ich klopfte das Pferdchen, als hätte es mich schon aus dem großen Gefängniß meines Vaterlandes entführt und — ging wieder ins Haus, um mein Verhängniß zu erfüllen.

An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Oder laß dich anschließen, gleichviel;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Und das muß wahr sein; ich bin der letzte, es zu leugnen. Was auch daraus geworden ist, ich bereue es noch heute nicht, daß der kleine Renner mich nicht entführt hat. Wie hätte ich frei werden sollen, wäre ich nicht im Gefängniß geblieben?"

Dies schöne Wort spricht der Verfasser sicherlich im tiefsten Bewußtsein des höheren Gutes, das er sich während der traurigen Zeit errungen. Denn vor seiner Seele stand das erhabene Bild einer höheren Freiheit, die dem Menschen ohne seinen Willen von keiner Macht in der Welt geraubt werden kann, die ihn zu begeistern und zu beseligen vermag, und wenn er in Ketten geboren: die Freiheit des Geistes und der Vernunft. Dieser energische Ernst, mit dem er sich in die Wissenschaft versenkte, erzeugte in ihm eine Seelenstärke, einen Frohsinn, der mit den Jahren der Gefangenschaft nur immer zunahm. Erst jetzt zeigte er wahrhaft, wessen seine Natur fähig war; erst jetzt schossen alle Kräfte seines Innern aus allen Knospen hervor, und es vollzog sich die harmonische Entwickelung der edelsten Männlichkeit. Auch seinen Gefährten Schliemann rettete die mächtige Wirkung dieses Geistes aus aller Schwermuth und matter Verzagtheit, und rührend ist es, wenn derselbe in einem Briefe vom vorigen Jahre an Ruge schreibt: „Wie sollte ich nicht Dein Andenken in Ehren halten? wenn ich bedenke, mit welchem frohen Lebensmuth ich das Gefängniß verließ, und wie dagegen mancher unserer Freunde, dem ich wahrlich nicht weniger Seelenstärke zutrauen kann, als mir selber, durch die lange Haft verzagt und niedergebeugt war, ebenso auch viele aus späterer Zeit, so muß ich immer mehr einsehen, was ich schon damals sehr wohl erkannte, daß ich wohl in eben solche Gemüthverfassung, wie Andere versunken wäre, hätte ich nicht einen solchen Freund, wie Dich, zur Seite gehabt, und solche Studien, wie die unsrigen, zur Erhebung über Gefangenschaft und Elend gemeinsam mit Dir betrieben. Der frohe Sinn, den ich aus dem Gefängniß mitgebracht, hält noch immer vor."

Vor Allem war es das Studium des griechischen Alterthums, dessen läuternde und erhebende Gewalt Ruge auf sich wirken ließ. Von Aristophanes ging er zu Thukydides über, den er zum Theil übersetzte, eine Arbeit, von der er eine vortreffliche Probe uns bietet. Dann kamen die Dichter an die Reihe. Eine Frucht davon war die Uebersetzung des Oedipus auf Kolonos in modernem Maße. Doch auch aus eigenem Busen ließ er Dichtungen entströmen. Er schrieb ein Trauerspiel „Schill", in dem er alle Stimmungen, die er in der bewegten Zeit an sich und Anderen erfahren, niederlegte. (Dieses Drama und der Oedipus waren die ersten Werke, mit denen der Verfasser später vor das Publikum trat). Dann aber wandte er sich mit ganzer Seele der Philosophie zu und widmete sich der Muse Plato's. „Die Heiterkeit und Kraft, sagt er, welche dem Menschen eine solche Hingebung an die Wahrheit und eine solche Auswanderung in die metaphysische Welt des freien Geistes giebt, ist ein unschätzbares Gut. Wenigen ist es zugänglich; und unter ihnen sind wieder Wenige, die so von der Noth und dem Zwange aus in Charakter, Gesinnung und Leben Philosophen werden, ehe sie es noch durch Belehrung und Einweihung in die Wissenschaft geworden sind. Uns wurde es nun so gut durch den göttlichen Alten, und wir verwandelten das Gefängniß in einen Tempel der Freiheit." Da galt es, die Zeit auszukaufen, um solchem Drange zu genügen. Früh Morgens um 3 Uhr wurde bei dem jämmerlichen Lichte einer selbstgefertigten Lampe begonnen, um die vier Stunden nicht zu verlieren, die ihnen am Tage auf einer Wallstrecke von 70 Schritt zum Ergehen gestattet waren. In jeder Witterung wurde dieser nothwendigen körperlichen Bewegung auch nicht eine Minute entzogen, und hier wurden nach dem strengen Schweigen während des Studiums die Schleusen des begeisterten Gesprächs aufgezogen, und die aus den Studien geschöpften Gedanken verarbeitet, bis es wieder fröhlich zur neuen Arbeit ging.

Die treueste Theilnahme widmete den jungen Leuten der Kriegsrath Hänisch, wiewohl er, was seine politischen Ueberzeugungen betraf, die türkische Regierung für die beste hielt und in religiöser Beziehung, im Gegensatz zu dem herrschenden Rationalismus, auf streng orthodoxem Boden stand. Nichtsdestoweniger aber gewährte er ihnen vor Allem die Mittel, die sie zu ihrer Arbeit bedurften, indem er seine ganze schöne Bibliothek ihnen zur vollsten Verfügung stellte, und was sich in derselben nicht vorfand, gern für sie besorgte.

Daß es bei dem Frohsinn, der in ihnen herrschte, auch nicht an kleinen komischen Intermezzos und erheiternden Beobachtungen fehlte, ist natürlich, und der Verfasser erzählt uns viele der Art. Ein Idyll darunter können wir aber unseren Lesern hier nicht versagen. „In der kurzen Strecke der krummen Wallstraße, die wir überblicken konnten, erzählt der Verfasser, wohnten zwei Frauen, die sich bitterlich haßten, und eines Tages genossen wir die Unterhaltung, daß sie sich von einer Hausthür zur andern lebhaft auszankten und sich gegenseitig all ihre Sünden vorhielten. Die Ordnung und Abwechselung, mit der dies lebhafte Gespräch in Strophe und Gegenstrophe vor sich ging, war bewunderungswürdig. Auch hatte sich ein würdiger Kreis von Zuhörern gebildet, und Alles war neugierig auf die Entwickelung. Wird Eine den Sieg davontragen, und welcher? Endlich kam's. Die Eine hatte ihre Rede beendigt und wartete nun auf die Erwiederung ihrer Gegnerin. Aber diese nahm plötzlich ihre Hände aus den Seiten und rannte, anstatt zu antworten, ins Haus. Einen Augenblick glaubten wir, sie erkläre sich damit für besiegt; aber wir irrten uns; sie kam wieder zum Vorschein mit dem Besenstiel in der Hand, und nun glaubten die Zuschauer schon an den Bruch der diplomatischen Verhandlungen und an die Eröffnung der Feind-

seligkeiten; man hörte das an dem allgemeinen Aufjauchzen. Aber wir hatten uns alle noch einmal geirrt. Die Dame nahm den Besenstiel, setzte ihn mit großer Anmuth vor die Thür, deutete auf ihn und sagte zu der Gegnerin: „Da! zanke dich mit dem!" Sie verschwand. Die Wendung war geistreich und entscheidend. Was sollte ihre Gegnerin thun? Reden? Das hieß mit dem Besenstiel zanken. Schweigen? Das hieß, sich besiegt erklären. Sie zog sich in sichtbarer Verwirrung und unter dem schallenden Gelächter der Umstehenden zurück. Sie war besiegt." —

Inzwischen wurden den Gefangenen durch die Gnade des Königs zwei Drittel der Strafzeit gestrichen, und so wurde Schliezann im Mai 1829 entlassen, und Ruge, fortan allein, sah seiner Befreiung am 1. Januar 1830 entgegen.

Schon waren die Weihnachtstage vorüber, als er einen sehr ernsten Besuch erhielt, mit dem er eine merkwürdige Unterredung hatte. Es war nämlich der Superintendent von Kolberg, der mit den Worten zu ihm eintrat: „Ich komme im Namen Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen und der Gesellschaft zur Besserung der Strafgefangenen." „Da freut es mich," erwiederte Ruge, „daß ich gerade noch den Nutzen davon haben soll, noch mit gebessert zu werden, denn in wenigen Tagen hätten Sie mich nicht mehr hier gefunden. Bitte, nehmen Sie Platz! Wollen Sie den Koffer oder ziehen Sie den Brettstuhl vor?" Er setzte sich auf den Brettstuhl, ich mich ihm gegenüber auf den Koffer. Ich sah ihn erwartungsvoll an; er schwieg; ich hatte nichts zu sagen. Endlich nahm er die Stütze des Stockes von seinem Kinn weg und fing an: „Oder ziehen Sie es vor, so können wir uns auch von der Politik unterhalten." Worauf ich erwiederte: „Wie könnte ich wohl irgend etwas in der Welt meiner eigenen Besserung vorziehen, und was würden Sie dazu sagen, wenn ich es thäte? Fangen Sie also nur an, mich zu bessern." „Sind Sie in der Kirche gewesen?" „Ja, vorigen Sonntag; ich hörte Sie predigen. Sie sprachen über die Rotte Korah, und da trafen Sie denn freilich den Nagel auf den Kopf, ohne daß Sie vielleicht wußten, welch einen Aufrührer Sie unter Ihren Zuhörern hatten." „Wie so? habe ich etwa unfreisinnig gesprochen?" „Das habe ich nicht zu entscheiden. Aber Sie erinnern sich, daß Sie die Aufrührer verdammten, wie sich's gehört, und ihre strenge Bestrafung rechtfertigten." Hier trat eine bedeutende Pause ein, und der Elfenbeingriff seines Handstockes setzte sich wieder unter das Kinn meines Besuches. Endlich begann er von Neuem: „Was halten Sie von dem Verein?" „Die Frage ist wohl eher, was der Verein von mir, als was ich von ihm halte." „Nun, ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich glaube, Sie sind unserm Einflusse wohl entwachsen; ich habe Ihnen gegenüber keine Autorität, kann sie bei Ihnen wohl schwerlich andere Gedanken erzeugen, als ich wünsche." „Das käme auf den Versuch an, und da Sie ihn doch nöthig finden, sollten Sie ihn ja unternehmen." „Aber Sie sprechen sich nicht aus!" „Worüber soll ich mich aussprechen?" „Ueber den Verein zur Besserung der Strafgefangenen." „Was kann Ihnen an meiner Meinung liegen, da Sie die Autorität Sr. Königl. Hoheit für sich haben?" „Ich stimme mit der religiösen Richtung Sr. Königl. Hoheit so wenig überein, als mit der Ihres Freundes und Beschützers, des Kriegsraths Hänisch." „Und doch hat der Kriegsrath Hänisch mich wesentlich gebessert und den einzigen Weg eingeschlagen, auf dem man überhaupt einen Menschen bessern kann." „Den einzigen Weg? und der wäre?" „Daß man dem Menschen die Mittel giebt, sich durch Arbeit in seinem Fach zu vervollkommnen und zu befreien." „Wie meinen Sie das?" „Sie erinnern sich, Herr Superintendent, daß Sie so freundlich waren, uns von Zeit zu Zeit Zeitungen mitzutheilen. Dies machte mich zudringlich, und ich bat um Bücher aus Ihrer Bibliothek. Diese schlugen Sie aber ab." „Hätte ich das gethan?" „Und seitdem habe ich nur von der Kanzel herab von Ihnen gehört. Der Kriegsrath Hänisch hat mir hingegen seinen Glauben, so stark er auch ist, nicht gepredigt, mir dagegen freiwillig seine reiche Bibliothek zur Verfügung gestellt und mich dadurch eine Reihe von Jahren mit den Mitteln versorgt, in meiner Wissenschaft weiter zu kommen und im Gefängniß frei zu werden." „Hänisch ist das Haupt der Frommen; er ist mein Gegner in der Stadt, und als er sich Ihrer einmal angenommen hatte, war ich von selbst ausgeschlossen." „Ich glaube nicht, Herr Superintendent, daß Hänisch sich hätte ausschließen lassen, wenn Sie vorher auf meine Bitte um Bücher eingegangen wären. Ist er kein Rationalist in der Religion, so ist er äußerst rationell im Leben. Er war keinen Augenblick darüber im Zweifel, wie man mir in meiner Besserung am besten unter die Arme greifen konnte, und wenn er kein Mitglied des Vereins ist, so hat er des Vereins nicht bedurft, um den einzigen Weg zur Besserung der Menschen zu entdecken, über den Sie selbst der Verein noch in Zweifel gelassen hat." „Sie halten nichts von der Seelsorge, wie ich sehe." „War etwa Hänisch's Sorge um mich eine Körpersorge? Und dachten Sie an meine Seele, als Sie mir Ihre Bibliothek abschlugen? Verschiedene Seelen wollen verschieden besorgt sein, und Sie konnten wohl wissen, daß die meinige aus Ihrer Bibliothek und nicht aus dem Katechismus zu versorgen war." Dies war freilich stark, und der Besserungsversuch hatte sich vollkommen herumgedreht. Er wurde sehr kleinlaut und hätte, ich weiß nicht was, darum gegeben, wenn der Unteroffizier mit den Schlüsseln meine Worte überhäubt und ihn erlöst hätte. Aber es war keine Rettung; er war mein Gefangener. Endlich begann er wieder von dem Verein, über den er nach Berlin zu berichten habe: „Wenn Ihnen durch wissenschaftliche Arbeit wesentlich geholfen war, so ist doch nicht Jeder in Ihrem Falle. Wie z. B. würden Sie vorschlagen, daß wir dem Herrn Fitzner und dem Herrn v. Puttkammer unter die Arme zu greifen hätten?" „Das ist leicht gesagt. Beide rechnen darauf, einmal der Freiheit und dem bürgerlichen Leben wiedergegeben zu werden. Ist es nun wohl recht, einem Menschen, den man viele Jahre eingesperrt, nur einfach die Thür des Gefängnisses zu öffnen und ihn ohne alle Mittel und ohne alle Anknüpfung — denn seine alten Verhältnisse sind abgebrochen — in die entfremdete und unbekannte Menschenmenge hinauszustoßen?" „Gewiß nicht; aber was können wir für diese beiden Männer thun?" „Wenn Sie mir nichts nützen konnten, Herr Superintendent, so nehmen Sie sich ihrer an. Fitzner arbeitet sehr geschickt in Bernstein. Lassen Sie sich seine Sachen zeigen, wenn Sie ihn besuchen, und verhelfen Sie ihm durch Ihre Verbindungen zu einer Verwerthung seiner kleinen Kunstprodukte, die ich nie schöner gesehen habe." „Das ist ein sehr zweckmäßiger Vorschlag, und ich werde ihn nicht vergessen. Und wie wäre es mit dem Herrn v. Puttkammer?" „Verschaffen Sie ihm Arbeit beim Gericht und versorgen Sie ihn mit Büchern über das Forstwesen, das er auf der Meininger Akademie studirt hat. So wird es Beiden möglich werden, sich einige Thaler zu verdienen, mit denen sie sich forthelfen können, wenn sie aus der Haft entlassen werden." Kaum hatten wir diese Frage erledigt, so erschien der erlösende Unteroffizier. —

Die Scene spricht für sich selbst; sie wirft grelle Schlaglichter

auf die damaligen religiösen Verhältnisse und enthält beherzigenswerthe Wahrheiten, über deren Wirkung der Verfasser aber sich weder damals, noch jetzt Illusionen macht. Doch war das Aussprechen derselben ein würdiger Abschluß der Leidenszeit des Mannes, der im Gefängniß gelernt hatte, frei zu sein.

Böhmen.

Cechische Briefe aus Böhmen.

I. Zur Orientirung.

In einer Zeit, wo der Parteistreit fast zum Parteihasse ausartete und, von der Regierung fleißig geschürt, unversöhnlich zwischen ganzen Nationen wüthet und, am Marke der Völker zehrend, ihre besten Kräfte verschlingt, ist wohl kaum gerathen, Mäßigung zu predigen und vom Katheder scholastischer Weisheit heilsame Lehren nach Art des Katechismus zu verkünden. Am Ende ist das Evangelium der Liebe wohl recht schön in Versen abgefaßt, aber als politische Moral dürfte es doch etwas zu primitiv erscheinen. Nun wissen Sie wenigstens, was ich meiden werde. Fürchten Sie nicht, meine Leser, daß ich mich in schönen und langweiligen Phrasen, wohl gar in hochtrabenden poetischen Illusionen ergehen werde! Ich will einfach und wo möglich objektiv den Stand der Dinge konstatiren und dadurch, soweit es möglich, Ihnen einen klaren Einblick in das Leben und Streben der böhmischen Nation verschaffen.

Freilich ist es schwer, objektiv zu bleiben, da wo die Gemüther in leidenschaftlicher Aufregung sich befinden, und schwerer ist es, zumal für einen Böhmen, welcher Wahrheit aus dem Lande eines vielverkannten Volkes berichtet, seinen ungeschmückten Worten Glauben zu verschaffen. Seit einiger Zeit giebt es ein ganzes Heer von charakterlosen Skriblern, die sich darauf gelegt haben, dem deutschen Volke ein Blendwerk von Lügen und niederer Schmähung vorzuhalten. Den Geist unserer Nation nicht kennend, treten sie die heiligsten Rechte eines Volkes, das beste Streben mit Füßen und schmähen in feilen Schriften unseren Ruf im In- und Auslande. Den deutschen Blättern ist es nicht zu verargen, daß sie auch solchen Stimmen ihre Spalten öffnen — sie hatten ja bisher wenig Gelegenheit, auch andere Meinungen zu hören, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie unter günstigeren Umständen, der angebornen deutschen Gerechtigkeitsliebe willfahrend, der Wahrheit gern ein aufmerksames Ohr geliehen hätten. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, will ich getrost meine schwere Pflicht antreten und hoffen, daß auch das deutsche Volk einem aufrichtigen Worte freundlich entgegenkommen werde.

Es sei mir vergönnt, vorerst über das literarische Streben der böhmischen Nation zu berichten und die leitenden Ideen, wie sie sich in der Literatur wiederspiegeln, zu verfolgen.

Vor Kurzem hatte die „Berliner Revue", als sie die Waldau'sche Uebersetzung der Lieder Hanka's besprach und dabei auch auf die „Königinhofer Handschrift" zu sprechen kam, ganz im Ernste versichert, die ganze böhmische Literatur sei vernichtet, wenn die Unechtheit der Königinhofer Handschrift nachgewiesen werde, weil sie eben auf dieser Handschrift basire! Was den Streit, ob die Königinhofer Gesänge echt oder unecht seien, betrifft, so ist das ein schon längst überwundener Standpunkt der gelehrten Kritik. Ich will nur den Hauptsatz der angeführten Aussage ins Auge fassen. Erlauben Sie mir die Frage: Ist es möglich, daß die ganze deutsche Literatur sammt Schiller und Göthe in Nichts zerfalle, wenn es irgend einem Gelehrten, meinetwegen in Japan oder im Kaiserthum China, einfiele, das Nibelungenlied, die Grahl- und Artus-Sagen als Falsifikate zu bezeichnen und in Abhandlungen, die von Hochgelahrtheit strotzen, solches gar nachweisen zu wollen? Die Literatur eines Volkes ist der fortschreitend sich entwickelnde Geist, der in der Sprache sich offenbart und, mit ihr unzertrennlich verwebt, seiner höchsten Vollkommenheit entgegenschreitet. Die Sprache ist die Materie, die den Geist bindet und ihn zum Bewußtsein des Menschen bringt; und dieser Geist lebt einestheils im lebendigen Worte, in höherer Vollendung aber in den Schöpfungen der Volksliteratur. Und in diesem Sinne wird die Literatur wohl Phasen ihrer Entwickelung vom Niederen zum Höheren und zur höchsten Vollkommenheit, nie aber eine Basis in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes oder etwa eine Basis, wie die Grundmauern eines Bauwerkes, anerkennen. Mögen auch immerhin die ersten Werke und Anfänge der Literatur verloren gehen oder vergessen werden, die Literatur selbst, die sich im Verlaufe der Jahrhunderte weiter entwickelt und neue Elemente und Ideen in sich aufgenommen hat, wird ungestört ihrer ferneren Ausbildung folgen und durch den ewig schöpfenden Menschengeist als Träger des Fortschrittes und der Civilisation, als leitender Stern dem Volke erscheinen. In der höheren Stufe ihrer Entwickelung sind ja alle niederen Phasen bis zum Uranfange einbegriffen; ihr Gipfelpunkt im Jahrhundert ist ja eben das wahrhaft Lebendige und Alles, was unter diesem Punkte einer vergangenen Zeit angehört, lebt eben bloß in der Literatur-Geschichte.

Aber auch die Annahme, daß die ganze neuere böhmische Literatur auf der Königinhofer Handschrift basire, ist unbegründet. Man hat sich zwar auch in böhmischen Abhandlungen über die neuere und neueste Literatur unserer Nation darin gefallen, diese und ähnliche Behauptungen aufzustellen, aber das geschah wohl mehr aus Pietät gegen die alten Schriftdenkmale, als aus wahrhafter Ueberzeugung. Die schönsten Gesänge der Königinhofer Handschrift (ich nenne nur die Gedichte: „Záboj" und „Libussin súd") sind episch gehalten, während die neuere poetische Literatur unseres Volkes hauptsächlich lyrischer Natur ist. Eben dieser Umstand bekräftigt die Annahme der Volkslieder als Grundlage der weiteren Entwickelung böhmischer Poesie. Und in der That, unsere Literaturgeschichte vom Jahre 1774, von welcher Zeit an die neue Aera literarischen Strebens und auch die Wiedererweckung unseres schlummernden Volksgeistes zum allmählichen Bewußtsein datiren, endlich die Geschichten des Lebens und Strebens der neueren böhmischen Schriftsteller und Dichter bestätigen diese Annahme zur Genüge. Freilich darf auch der Einfluß, den die literarischen Produkte anderer Nationen, vor Allem die Poesie der Deutschen aus der klassischen Periode und der neuesten Zeit, auf die Entwickelung unserer poetischen Literatur ausgeübt, dabei nicht außer Acht gelassen werden. Besonders in den Dichtungen neuester Zeit kann man den Einfluß Heine's in erotischer und den Ton Herwegh's und Hoffmanns v. Fallersleben in politischer Lyrik nachweisen.

Der patriotische Ton in der Poesie, der in unserer Literatur zu oft den wahrhaft poetischen Gehalt ersetzen mußte, ist jetzt zumeist gewichen; nicht sowohl darum, weil die Begeisterung für das Volksthümliche und Vaterländische verschwunden wäre, als aus dem Grunde, daß man ein Aufgehen in patriotischen Seufzern in jetzigen Verhältnissen als überflüssig und als Anachronismus ansieht.

Man muß, um sich in unserer neuesten Poesie zurechtzufinden und den grellen Unterschied zwischen Früher und Jetzt zu begreifen, unsere literarischen, sozialen und, sit venia verbo, politischen Verhältnisse aus den früheren Zeiten kennen. Es gab eine Zeit, und das war vor etwa dreißig Jahren, wo Jeder, der auf den Namen Patriot Anspruch machen und halbwegs in den böhmischen Kreisen glänzen wollte, wenigstens ein Gedicht, in dem er seine romantischen Ergüsse niedergelegt, liefern mußte. Daß in derartigen Liedern von Poesie wenig oder gar nichts war, ausgenommen was die Form, ist selbstverständlich. Allein es waren Tendenzgedichte, und insofern sie zur Erweckung patriotischen Bewußtseins bestimmt waren, haben sie ihre Aufgabe vollkommen erfüllt. Derselbe patriotische Ton, obwohl in Liedern talentvoller Dichter mit wahrhafter Poesie verbunden und an sich selbst in melodischen Akkorden wiederhallend, herrschte noch lange Zeit, ja man hat es derzeit dem wahrhaft begabten Dichter Mácha, dessen beste Dichtungen das deutsche Publikum aus den Uebersetzungen Alfred Waldau's kennt, sehr verübelt, daß in seinen Gedichten die Schlagworte Vaterland und Patriotismus nicht wiederklingen.

Meine Leser werden vielleicht über diese patriotische Ereiferung lächeln? Wohl, das Lächeln ist nicht unbegründet, aber man muß erwägen, daß dieser patriotische Eifer, der zu jener Zeit maßgebend erschien, die erste durchbrechende Stimme eines hartbedrängten Volkes war, und daß dieselbe ausschließlich patriotische Richtung in den Liedern der Polen und Magyaren, vielleicht in erhabeneren Tönen, sich wiederfindet; man muß erwägen, daß derselbe ausschließlich patriotische Ton in deutscher Poesie vor etwa hundert Jahren, ja selbst in den Gedichten eines Hoffmann v. Fallersleben Arndt, Körner und Herwegh, wiederklingt. Ein Volk, das um sein Dasein krampfhaft gerungen, wie die böhmische Nation, begeht Manches, wozu Andere, die in glücklicheren Verhältnissen leben, lächeln würden; es kann wohl auch in Thorheiten verfallen, aber im Angesichte des hohen Zweckes sind auch solche Thorheiten geheiligt! —p—

Frankreich.

Das Laien-Evangelium von Sallet französisch.*)

Die Debatte, welche Ernst Renan durch sein „Leben Jesu" angeregt hat, scheint immer größere Ausdehnung anzunehmen. Das Fahrwasser religiös-rationeller Produktionen ist einmal eröffnet. Deutschland hat die Gabe des französischen Orientalisten einer weit über den Werth des Buches hinausragenden Aufmerksamkeit gewürdigt; letzteres hat an David Friedrich Strauß sehr kühn erinnert und bei dieser Gelegenheit ist praktischen Leuten eingefallen, daß man dem Roman des Herrn Renan deutscherseits ein didaktisches Epos, wenn schon ein halb vergessenes, entgegenstellen könne. Es entstand der Gedanke, das Laien-Evangelium des früh verstorbenen, dichterisch hochbegabten Friedrich von Sallet ins Französische zu übersetzen. Die Buchhandlung von Jean Paul Friedrich Eugen Richter in Hamburg hat diese Arbeit einem Herrn J. G. Dessi, anvertraut, und wir müssen einräumen, daß dieser sich seiner Aufgabe mit großer Gewandtheit, guter Sprachkenntniß und richtigem Tatte zu entledigen weiß. Sein „Evangile des laïques" ist eine achtbare Arbeit, welche durch die versificirte Einleitung des Uebersetzers keineswegs beeinträchtigt wird. Denn wir dürfen es nicht übel vermerken, wenn frei gedichtete Verse besser fließen, als eine noch so gelungene Uebertragung. Leider hat eine Masse von Druckfehlern sich in das Buch eingeschlichen und die besten Absichten des Herrn Dessi theilweise ganz vereitelt. Französische Werke, die in Deutschland gedruckt werden, erheischen die allersorgfältigste Korrektur. Wir wissen zwar recht wohl, daß die deutschen Setzer im Französischen Größeres leisten, als die französischen in der deutschen Sprache, was z. B. der Wochenkatalog des Buchhändlers Hachette in Paris auf eine wahrhaft grauenerregende Weise bezeugt — aber auch die braven deutschen Setzer sind in Bereich des französischen Helikons keine Götter, sondern irrende Menschenkinder. Das preßt uns angesichts der sonstigen schönen Ausstattung des Evangile des laïques eine aufrichtige Klage ab.

Ueber den Inhalt könnten wir schweigen, weil wir an dieser Stelle weder dem deutschen Dichter Friedrich von Sallet noch einem längst in der Leserwelt heimischen Werke das Urtheil zu sprechen haben. Inzwischen wirft doch jede Uebersetzung, und am ersten eine gute, ein eigenthümliches Licht auf das Originalprodukt und bereichert es gewissermaßen, da die neue Form neue Seiten des Inhalts aufdeckt. Der knappe, präcise, mehr zum Verstande sprechende Ausdruck des Franzosen giebt dem rationalistischen Elemente der Darstellung Sallet's den entschiedensten Hauptaccent und macht das Gedicht abstrakter und modern skeptischer, als es an sich schon ist. Der Deutsche hat eine angeborene mystische Ader; er neigt von vornherein stets zum Supranaturalismus und bekundet wie von selbst eine starke Dosis Gläubigkeit, bis Weltweisheit und Naturwissenschaft, erlernte und erforschte Gelahrtheit ihn vom Kinderglauben abwendig machen. Alsdann schämt er sich der „kindlichen Auffassung" und wird gemeiniglich Pantheist. Aber wenn er den blauen Himmel und die grünen Bäume besingt, oder gar zum Preise des Geistig-Sittlichen sein Musenroß ansporut, fallen ihm die kindlichen Gedanken und Gefühle wieder ins Herz, umfangen ihn mit allem Zauber der geheimnißvollen Glaubenskraft und entwinden ihm die Waffe des Zweifels und der Erbitterung. Friedrich von Sallet, ein feuriger Dichtergeist, der aber tief in die socialen Kämpfe und Leiden der Gegenwart verstrickt war, ist seiner Tendenz nach ein fortgeschrittener Rationalist und doch zugleich an tausend Punkten ein edler „gottestrunkener" Schwärmer und ein den Glauben der Väter feiernder Mystiker.

Nun ist es das Schicksal seiner Uebersetzung ins Französische, daß das mystisch-gläubige Element an ihm großentheils verloren geht und selbst eine Art Voltairianismus hier und da die Lücke ausfüllt. Hieran trägt der Standpunkt des Uebersetzers durchaus keine Schuld. Herr Dessi scheint im Gegentheil, wie seine poetische Einleitung andeutet, vielleicht auf einem positiveren Grunde zu stehen, als Friedrich von Sallet. Des Franzosen Prophetie ist nicht ganz identisch mit derjenigen, welche Graf Auersperg (Anastasius Grün) in seinem „Schutt" so prachtvoll und großartig vorgetragen. Wir sind, offen gesagt, von einem anderen Ideal durchdrungen, als die abstract-rationalistischen Denker Auersperg und Sallet, welche den poetischen Duft mit allen Reizen der Phantasie und der formalen Kunst vor dem tödtlichen Hauch des „reinen Gedankens" retten müssen, allein wir können ihnen nachgeben und nachfühlen, daß Duldung jeder aufrichtigen sittlichen Ueberzeugung die Losung der Zukunft sein muß, wofern wir nicht in die Barbarei der Religionskriege zurücksinken sollen. Wir müssen den gemeinsamen Zweck aller Gesellschaftsglieder, seien

*) Evangile des Laïques. Par Frédéric de Sallet. Traduit en vers français par I. G. Dessi. Hambourg, Richter.

sie Juden, Christen, Katholiken, Protestanten, geradherzig und milde, aber auch fest ins Auge fassen und so die Idee des Staatsbürgerthums humanistisch erweitern. In diesem Sinne haben wir Anerkennung für ein Laien-Evangelium von Sallet oder ein Laien-Brevier von Schefer; nicht wegen deren Dogmatik oder weil wir in ihrem Standpunkt den ewigen Canon des Humanismus fänden; nein in der Ehre für das Streben nach Mäßigung, Vermittelung, Einigung!

Trauttwein von Belle.

Nord-Amerika.

Benjamin Franklin's „Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis."

Ueber den Verfasser dieses bekannten Verses, der als Legende das Bild Franklin's schmückte, haben sich schon zu seiner Lebenszeit Zweifel erhoben. Es wurden nacheinander Condorcet, Mirabeau und d'Alembert als Verfasser genannt. Lord Brougham vermuthet, er sei dem Claudian entlehnt und auf Franklin angewendet worden. Wieder Andere geben den „Anti-Lucretius" des Kardinals Polignac als Quelle an. Ein Mitarbeiter des Atlantic Monthly entscheidet sich endlich nach einem alten Notizen-Buch für Turgot, und schickt, um seine Behauptung zur unumstößlichen Gewißheit zu erheben, folgende geschichtliche Data voran.

Franklin kam nach Paris gegen das Ende des Jahres 1776. Er hatte bereits die Unabhängigkeits-Erklärung unterzeichnet und der Zweck seiner Sendung war, die Anerkennung der neuen Macht von der französischen Regierung zu erlangen. Der 6. Februar 1778 krönte das Werk des amerikanischen Bevollmächtigten: in zwei Urkunden, einem Allianz- und einem Handels-Vertrage, erkannte Frankreich die Unabhängigkeit der Kolonieen an und sicherte ihnen seinen kriegerischen Beistand zu. Am 15. März wurde einer der Traktate in Begleitung einer diplomatischen Note dem Londoner Kabinet mitgetheilt, und eine Kriegserklärung von Seiten Großbritanniens folgte sofort als Antwort. Am 22. März wurde Franklin vom König in Versailles empfangen. In der Zwischenzeit jedoch, seit seinem ersten Auftreten in der Hauptstadt bis zu diesem offiziellen Empfang blieb er keineswegs unbekannt und unbeachtet. „Nach dem Erfolg, den Franklin bewirkte", sagt der Historiker Lacretelle, „scheint er, seine Botschaft nicht an einen Hof, sondern an ein freies Volk gerichtet zu haben. Seine Tugenden und sein Ruf unterhandelten für ihn." Condorcet sagt: „Franklin's wissenschaftlicher Ruhm vermittelte ihm die Freundschaft Aller, die die Wissenschaft lieben und pflegen; d. h. Aller, die einen gediegenen und dauernden Einfluß auf die öffentliche Meinung haben. Bald nach seiner Ankunft wurde er den erleuchteten Männern ein Gegenstand der Bewunderung, den weniger Gebildeten ein Gegenstand der Neugier. Mit der Milde seines Charakters und aus Ueberzeugung, dadurch seinem Vaterlande zu dienen, gab er sich willig auch der belästigenden Neugier hin. Ihn besucht zu haben, galt für eine Ehre. Die Leute erzählten sich jedes von ihm gesprochene Wort. Jedes ihm zu Ehren veranstaltete Fest, jede Familie, die er besuchte, gewannen ihm neue Bewunderer, die dann eben so viele Anhänger der amerikanischen Revolution wurden.... Männer, die durch philosophische Schriften gestimmt, der Freiheit huldigten, begeisterten sich für die eines fremden Volkes. Ein allgemeiner Ruf erscholl zu Gunsten des amerikanischen Krieges; und auch die Freunde des Friedens wagten es nicht, zu beklagen, daß der Friede der Sache der Freiheit geopfert wurde." Selbst ein Capefigue, der sich's zur Aufgabe gemacht, alles wahrhaft Große herabzuziehen, die Namen, die in den Kämpfen um bürgerliche Freiheit strahlen, zu verdunkeln, während er die Grabsteine der königlichen Maitressen bekränzt, — selbst ein Capefigue ist genöthigt für die Popularität und den Einfluß Franklin's Zeugniß abzulegen, und höchstens entschädigt sich der von Rosenwasser duftende Biograph einer Diana von Poitiers, Frau von Pompadour und Madame du Barry dadurch, daß er sich über „den Quäker-Zuschnitt," „die weiße Wäsche unter dem braunen Rock," lustig macht.

Der Ankunft Franklin's folgte alsbald die Abreise des jugendlichen Lafayette, der über den Ocean segelte, um sein edles Schwert dem Dienste der amerikanischen Freiheit zu weihen. In den gedrängt vollen Cafés, an allen öffentlichen Orten wurde dieselbe mit der lebendigsten Theilnahme besprochen. Franklin war als der Vertreter der neuen Ideen, gewissermaßen als die verkörperte Republik anerkannt, so daß Kaiser Joseph II., unter dem Namen eines Grafen von Finkelstein damals in Paris anwesend, jeden Versuch, ihn mit dem berühmten Amerikaner zusammenzubringen, von sich wies, mit den Worten: „Mein Geschäft bringt's mit sich, ein Royalist zu sein."

Vermöge einer geistigen Anziehungskraft, war Franklin ein willkommener Gast in jener Encyklopädisten-Gesellschaft, die auf das achtzehnte Jahrhundert einen so tiefen Einfluß übte. Er wurde in ihre Gilde aufgenommen. An der Tafel des Barons Holbach, wo zweimal wöchentlich, Sonntag und Donnerstag, sich Alles versammelte, was Paris an geistvollen Männern aufzuweisen hatte, fand er einen gastlichen Platz. Am häufigsten kam er zu Madame Helvetius, wo er mit ihren Hausfreunden D'Alembert, Diderot, Holbach, Morellet, Cabanis und Condorcet zusammentraf. Auch Turgot, unstreitig der Hervorragendste unter ihnen, fand sich hier ein. Seiner Anlage und Neigung nach Philosoph und Reformator, blieb er auch dem Staatsdienste nicht fremd, und hatte einige Zeit, zuerst als Marineminister, dann als Finanz-Aufseher, Sitz im Kabinette Ludwigs XVI. Vielleicht hat es nie einen Minister gegeben, der sich mit solchem Eifer und so aufopfernd dem Dienst der Volkswohlfahrt gewidmet hätte. Seine Verwaltung war ein ununterbrochener Segen für das Land. Er war aber eben zu gut für seine Zeit, oder vielmehr, seine Zeit war für ihn zu schlecht; er mußte den Intriguen der Hofschranzen weichen, und der König fühlte, was er an ihm verlor und sagte zu ihm beim Scheiden: „Wir Beide sind die einzigen Menschen, die das Volk wirklich lieben."

Das geschah im Mai 1776, so daß Franklin, als er in Paris eintraf, den herrlichen Mann frei fand vom Zwange einer ministeriellen Stellung. Seine Sympathie mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskampf bekundet sich in einer jugendlichen Preisschrift im Jahre 1750 — er war damals 23 Jahr alt — in der er in folgender Stelle die amerikanische Revolution vorhersagte: „Kolonieen sind gleich Früchten, die, wenn reif, nicht länger am Baume haften. Fühlen sie sich selber genug, so thun sie, was Karthago gethan hat, und was Amerika eines Tages thun wird."

Des Dienstes entlassen, widmete sich Turgot der Literatur, der Wissenschaft und guten Werken. Er übersetzte Horazens Oden,

Virgils Eklogen, trieb Geometrie mit Bossuet, Chemie mit Lavoisier, Astronomie mit Rochow und interessirte sich außerdem für Alles, was die menschliche Wohlfahrt fördert. Ein solcher Charakter, mit solchen staatsmännischen Erfahrungen, der Prophet der amerikanischen Unabhängigkeit, war natürlich nach allen Richtungen vorbereitet zum Empfang eines Franklin, nicht des Philosophen allein, sondern auch des Staatsmannes.

Der klassischen Begrüßung Turgots wurde indeß durch eine etwas verschwommene französische vorgegriffen. Baron Grimm in seiner eben so unterhaltenden wie lehrreichen „Correspondenz" druckt unter Nr. 1777 folgende französische Verse, die zu einem Portrait Franklin's verfaßt wurden:

C'est l'honneur et l'appui du nouvel hémisphère;
Les flots de l'Océan s'abaissent à sa voix;
Il réprime ou dirige à son gré le tonnerre;
Qui desarme les dieux, peut-il craindre les rois?

Sie wurden als „gotteslästerlich" von der Censur unterdrückt; obgleich, wie in einer Note bemerkt wird, „sie mit „les rois„ nur auf den König von England zielten." Vielleicht waren die Unterhandlungen mit Franklin noch nicht weit genug vorgerückt. Denn erst nach der Mittheilung des Allianz-Traktats an die großbritannische Regierung und dem Empfang Franklin's zu Versailles bemerkt Grimm unter April 1778: „Ein sehr schöner lateinischer Vers ist zu dem Bilde Franklin's gemacht worden: Eripuit coelo etc.; eine glückliche Nachahmung eines Verses im „Anti-Lucretius": Eripuitque Jovi fulmen, Phoeboque sagittas."

Das ist die früheste Notiz über diesen Vers, die seinen Ursprung beurkundet. Wenige Tage später erschien er in der Korrespondenz der Madame d'Epinay, deren vertrauter, an Skandal streifender, Umgang mit Grimm ihre zeitige Kenntniß des Verses erklärt. Sie erwähnt dessen in einem Briefe an den Italiäner Abbé Galiani unter dem 3. Mai 1778 und fügt hinzu: „Die beifolgende Uebersetzung in französische Reime ist von d'Alembert, der sie neulich zwischen Schlaf und Wachen geschrieben." Wie Galiani, selbst Meister in der lateinischen Verskunst, sich an dieser Huldigung, die dem Helden des Tages dargebracht wurde, erfreut haben muß, zeigt eine Aeußerung von ihm gegen Franklin: „Sie haben zur Stunde die größte Frage des Erdballs entschieden: Soll Amerika von nun an über Europa herrschen, oder soll Europa fortfahren über Amerika zu herrschen? Ich möchte für Amerika stimmen."

Etwas später gelangte der Vers in den Salon der Madame Doublet, von wo aus er in die „Mémoires secrets de Bachaumont" unter dem 8. Juni 1778 Eingang fand; hier wird er erwähnt, als „ein sehr schöner Vers, ganz geeignet zur Charakteristrung Franklin's und zur Inschrift für sein Bildniß."

Genug, der Vers war jetzt munter vom Stapel gelassen. Die Kriegesflamme loderte hoch auf zwischen Frankreich und England. Nichts stand mehr dem im Wege, das Bündniß zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten unter die Auspizien des Genius zu stellen; und warum sollte die Hand, die dem Himmel den Blitz entriß, nicht auch dem Könige Georg das Scepter entwinden? Die Zeit der freien Sprache war gekommen; sie hörte auf „gotteslästerlich" zu sein.

Aber in all diesen Citaten ist der eigentliche Schöpfer des Verses nicht genannt. War er zur Zeit unbekannt? Oder veranlaßte ihn der Umstand, daß er vor Kurzem Kabinetsminister war, sich hinter einer Maske zu verstecken? Turgot war anerkannt Meister im Epigramm; aber zugleich sehr vorsichtig in seinem Benehmen. „Keiner" sagte Voltaire, „versteht wie er die Kunst, den Pfeil abzuschießen, ohne die Hand, die ihn abschießt, sehen zu lassen".....

Turgot, der unbestreitbare Verfasser des Verses sollte jedoch den Triumph der Sache, der er einen so merkwürdigen Ausdruck gegeben hat, nicht erleben: er starb am 30. März 1781, einige Monate vor der Einnahme von Cornwallis, die „das schöne Ganze krönend vollendete" und beinahe zwei Jahre vor Abfassung der interimistischen Friedensartikel, in welchen die Unabhängigkeit der Kolonieen anerkannt wurde. Allein die innige Verbindung mit Franklin gehört zu den Freuden seiner letzten Jahre. Von ihrer Ideengemeinschaft giebt folgender interessante Fall Zeugniß: Cook, der große Seemann, der „Britanniens Eiche in eine neue Welt steuerte", war auf einer Entdeckungsreise in fernen Meeren. Natürlich interessirte sich Franklin für ein solches Unternehmen, und im Geiste edelster Humanität suchte er es vor Kriegszufällen zu schützen. Er empfahl demnach in einem Passe allen Befehlshabern von Kriegsschiffen im Dienste der Vereinigten Staaten aufs nachdrücklichste, daß „wenn Einer von Euch mit besagtem Schiffe, das gegenwärtig auf seiner Rückkehr in den europäischen Gewässern erwartet wird, zufällig zusammentrifft, er es nicht als ein feindliches anzusehen habe; Ihr sollt nicht gestatten, daß es seiner Ladung beraubt werde, und seiner Heimkehr nach London kein Hinderniß in den Weg legen; sondern Ihr sollt den besagten Capitain Cook und seine Leute mit allem Wohlwollen behandeln, indem Ihr ihnen, als Freunden der Menschheit allen möglichen Beistand, dessen sie bedürfen sollten, leistet." Dieses Dokument führt das Datum 10. März 1779. Allein Turgot war darin Franklin zuvorgekommen. Denn bald nach dem Ausbruch des Krieges hatte die französische Regierung auf seine Veranlassung in einem Manifest erklärt, daß Capitain Cook nicht als Feind, sondern als Wohlthäter aller europäischen Nationen zu behandeln sei. Das war ein Sieg der Civilisation, bei dem alle Parteien gewannen; denn solch ein Beispiel übt einen unsterblichen Einfluß.

Doch die Geschichte des Verses steht mit der Geschichte der Anwesenheit unseres Franklin in Paris, die eine eingreifende Episode der amerikanischen Revolution bildet, in engster Verbindung. Der Vers war für ein Portrait geschrieben. Und da das Eis einmal gebrochen war, konnte man sein Bild, durch den Pinsel, den Meißel und den Grabstichel vervielfältigt, überall zu sehen bekommen. In der prachtvollen Sammlung der kaiserlichen Bibliothek zu Paris zählte der Amerikaner, dem wir den gegenwärtigen Auszug entlehnen, an hundert in Kupfer gestochene Köpfe. In einer zeitgenössischen Schrift: „L'Espion Anglais" wird ein Fest in Marseille unter dem 20. März 1779 beschrieben und der Referent berichtet: „Ich war bei meinem Eintritt in den Saal von der Menge von Bildnissen der amerikanischen Insurgenten überrascht; besonders angezogen ward meine Aufmerksamkeit von dem Bild Franklin's mit der Inschrift: Eripuit coelo etc., die erst kürzlich verfaßt und von Jedermann in ihrer höheren Wahrheit bewundert ward. Nicht also in der Metropole allein, wo die Mode Gesetze giebt, sondern auch an den fernen Gränzen Frankreich's zeigte sich die volle Hingebung an die Sache, die Franklin vertrat.

Wie in den Hallen der Wissenschaft und in den Versammlungen des Volks, so wurde unser Held auch in den Palästen der Großen gefeiert. Nach einer zweistündigen Unterredung mit ihm, der in seiner schlichten Farmertracht den goldbetreßten Gesandten, an welche die Franzosen gewöhnt waren, so unähnlich sah, äußerte der Prinz Condé: „Franklin erschiene ihm hoch über seinen Ruf."

Selbst Carenque giebt ihm wider Willen das Zeugniß: „er habe die Herzen und Geister erobert, und sein Bildniß, in dem unansehnlichen Quäkeranzug sei in den Hütten der Armut, wie im Boudoir der Schönheit zu finden."

Nach einer Mittheilung der Madame Campan in ihren Memoiren, erschien er bei Hofe in amerikanischer Farmertracht. Sein schlichtgekämmtes Haar ohne Puder, sein runder Hut, sein braunluchener Oberrock stachen gar sehr ab von den gepuderten und duftenden Höflingen in ihren bestitterten und gestickten Gewändern. Das Neue der Erscheinung reizte die lebhafte Imagination der französischen Damenwelt. Glänzende Feten wurden dem Manne gegeben, der in seiner Person den Ruhm eines großen Naturphilosophen mit den patriotischen Tugenden eines „Apostels der Freiheit" vereinigte. Auf einem dieser Feste, dem Mad. C. beiwohnte, setzten ihm zwei der schönsten, aus den dreihundert anwesenden Frauen erwählt, einen Lorbeerkranz auf das greise Haupt und küßten ihn auf die Wangen. — Auf der Ausstellung des Sèvres-Porzellans im königlichen Palaste wurde das Medaillon Franklin's mit jener Inschrift unter den Augen des Königs verkauft. Der König allerdings vermied jede Aeußerung über Franklin; und nur in einer etwas stark aufgetragenen „Plaisanterie" verrieth sich seine Gesinnung. Er hatte bemerkt, daß auch die Gräfin Diana v. Polignac, eine Vertraute der Königin Marie Antoinette, die Tages-„Vernarrtheit" theilte. „Er bestellte nur in der Manufaktur zu Sèvres ein gewisses Gefäß, ließ das Bild mit der Inschrift, das so hoch im Schwange ging, am innern Boden anbringen und überschickte es der Gräfin als Neujahrsgeschenk." — Mit welchen Augen die Königin die amerikanische Frage angesehen, zeigt sie in einem Briefe an Frau von Polignac unter dem 9. April 1787:

„Die Zeit der Täuschung ist vorüber" sagt sie unter Anderm, „und jetzt bezahlen wir theuer genug unsern vernarrten Enthusiasmus für den amerikanischen Krieg." Sie mochte mit ihrem Bruder Joseph gedacht haben, daß es ihr Geschäft mit sich bringe, royalistisch zu sein. Jedenfalls kommt man zu dem Schluß, daß nicht der König, sondern das französische Volk der amerikanischen Unabhängigkeit das Siegel aufgedrückt habe.

Der Verfasser läßt sich nun, die Genesis des Verses betreffend, auf eine weitläufige literarische Untersuchung ein, in die ihm zu folgen, außer der Tendenz unseres Blattes liegt. Wir beschränken uns darauf, das gewonnene Resultat mitzutheilen, daß Turgot das Vorbild zu seinem Verse in dem schon erwähnten „Anti-Lucretius" vorgefunden habe:

„Eripuit fulmenque Jovi, Phoeboque sagittas:

Endlich vermuthet man das Prototyp für Polignac's wie für Turgot's Vers in dem „Astronomicon" des Maculius, eines Dichters, über dessen Zeitalter wie Lebensumstände die Literaturgeschichte keine Auskunft giebt. Es behandelt poetisch die Astronomie, den Ursprung des Weltalls, die Verhältnisse der Himmelskörper; indem er die wachsende Macht der Wissenschaft rühmt, daß sie allmählich der Natur Meister geworden, sagt er:

‚Eripuitque Jovi fulmen, viresque tonandi."

(„Jupiters Händen entrang sie den Blitz und den mächtigen Donner.*)

Wir übergehen die vielen mehr oder weniger verwässernden französischen Nachahmungen und kommen zu dem „Postscriptum" des Amerikaners. Es ist eine gegen die Politik des jetzigen Frankreichs in Bezug auf die Union geschleuderte Philippika. Wir können es uns nicht versagen, den vom edelsten Zorn des gekränkten Patriotismus und der beleidigten Gerechtigkeit gehobenen Herzenserguß in wortgetreuer Uebertragung wiederzugeben:

„Und nun hört unser Land mit Staunen, daß der uralte Willkommengruß Frankreichs an Amerika, der begeisterte Willkommengruß Turgots an Franklin vergessen ist von dem gegenwärtigen Frankreich, oder vielmehr vergessen von dem Kaiser, dessen Gedächtniß heutzutage das Gedächtniß Frankreichs ist. Louis Napoleon will, wie es heißt, mit den rebellischen Sklavenzüchtern einen Bund schließen, gegründet auf die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, so daß sie als neue Macht ihren Platz in der Reihe der Nationen einnehmen können. Und wirklich haben wir's in den Spalten des offiziellen Organes, des „Moniteur", gelesen, daß er den Wunsch hegt. Vielleicht bildet er sich ein, daß er damit in die Fußstapfen des letztdahingegangenen Jahrhunderts tritt.

„Welch ein Wahnsinn!

„Die beiden Fälle stehen einander so stracks entgegen, wie Nord- und Südpol; sehen sich so ungleich, wie Freiheit und Knechtschaft.

„Der Kampf für Amerika's Unabhängigkeit war ein Kampf für die Freiheit, und dieser herrliche Zweck stempelte ihn zu einem Akt höherer Natur. Der Kampf aber für die Unabhängigkeit der Sklavenzüchter ist nothwendig und offenbar ein Kampf für die Knechtschaft; ihn brandmarkt durch und durch die niedrigste Gemeinheit seiner unverschämten Anmaßungen.

„Der damalige Kampf, den der gedankenlichte Genius Frankreichs sich in Sinn und Neigung angeeignet, wird durch den Segen geweihet: „Gott und Freiheit."*) Für den gegenwärtigen Kampf, den derselbe Genius glücklicherweise verworfen hat, kann es keinen anderen Segensspruch geben, als: „Satan und Knechtschaft."

„Beim damaligen Kampf galt es, einem fremden Tyrannen das Scepter aus den Händen zu nehmen; der gegenwärtige Kampf hat keinen andern Zweck, als den rebellischen Sklavenzüchtern die Peitsche in die Hand zu geben, um zur „Arbeit ohne Lohn" anzutreiben, gemeine Tyrannen sonder Zahl mit einer verruchten Macht zu bekleiden.

„Der damalige Kampf wurde durch den Willkommengruß Turgot's an Franklin entsprechend in Wort und Bild dargestellt. Um aber den Kampf zu malen, den jetzt Frankreich unter seinen Schutz nehmen will, müßten erst ein anderer Sinn aufgesucht, andere Worte erfunden werden.

„Den damaligen Kampf vertrat Benjamin Franklin, der bereits durch eine großartige Entdeckung der wissenschaftlichen Welt bekannt war; das Wesen des gegenwärtigen Kampfes ist durch seinen Vertreter John Slidell hinlänglich charakterisirt, der seinen großen Ruf seinen Betrügereien bei einer Präsidentenwahl verdankt, so daß sein ganzes Sittenleben dadurch vollkommen gekennzeichnet ist, daß er gefälschte Stimmen in die Urne geworfen und die Arbeitervögte mit Peitschen versehen hat.

„Den damaligen Kampf prophezeite Turgot, der es im Naturlauf begründet erkannte, daß Kolonien, gleich reifen Früchten, vom Mutterstamme abfallen. Aber welcher Turgot hat es vorausgesagt, daß nach dem Naturlauf die große Republik nothwendig entzweigehen müsse, um eine neue Macht auf dem Eckstein der Sklaverei zu gründen?

„An den damaligen Kampf schloß sich die Sympathie der Gelehrten, der Guten und der Weisen, während das französische Volk ihm laut Heil zurief; der gegenwärtige Kampf hat von Allen, die

*) Der alte Voltaire, dem Franklin seinen Enkel zuführte, damit er ihn segne, legte diesem die Hände aufs Haupt mit den Worten: „Gott und Freiheit."

den Sinn für Pflicht und Ehre nicht verloren haben, nur Verabscheuung zu gewärtigen, während das französische Volk ihn mit Flüchen überhäufen müßte.

„Der damalige Kampf erfreute sich der Gunst Frankreichs in allen Schichten, in den Kreisen des Wissens und der Mode, trotz der Könige, und wenn Frankreich seiner alten Gesinnung treu bleibt, so muß es den gegenwärtigen Kampf mit Schimpf zurückweisen, trotz seinem Kaiser. Wo Pflicht und Ehre so klar sich aussprechen, ist es schmerzlich zu denken, daß nur einen Augenblick gezaudert werden kann."

Rußland.

Deutsche Kalender aus Rußland.

„Livländischer Kalender auf das Jahr nach Christi Geburt 1864. Mit Allergnädigstem Russisch-Kaiserlichem Privilegio" ist der Titel zweier in Riga alljährlich erscheinenden Kalender, denen wir hier (soviel wir glauben, in Deutschland zum ersten Male) einige kritische Worte unter Betrachtung ihres Inhalts widmen wollen.

Uebergehen wir die gewöhnlichen Kalendernotizen, durchfliegen wir „alten und neuen Styl" — denn Rußland ist ja leider noch immer um zwölf Tage hinter der Welt zurück — es sei denn, daß wir einige Namenstage roth anmerken, um die dem Freunde oder Vorgesetzten schuldige Visite nicht zu versäumen, hieße er nun Iwan Iwanowitsch oder Karl Karlowitsch; staunen wir nur einen Augenblick über das „Verzeichniß der Festtage (Weihnachten, Neujahr, Ostern, Pfingsten und Sonntage ungerechnet, ungefähr 40 an der Zahl), an denen die Behörden geschlossen sind ꝛc.", lassen wir Anmerkungen über den Postverkehr und „Verzeichniß der Jahrmärkte in Livland" aus dem Spiele — so ist wahrlich jedes Blatt für uns interessant. Sei es, daß der Eine in den Novellen einen Zeitvertreib findet, Pistolen und Liebesgeflüster sind ja nicht gespart; sei es, daß „Anekdoten" wie

„Gib Regen, Herr, und Sonnenschein
Für Greiz und Schleiz und Lobenstein,
Und woll'n die andern auch was haben (ban),
So mögen sie's dir selber sagen (san).

den Andern ergötzen, während die praktische Hausfrau „Für Haus- und Landwirthschaft" durchblättert, um womöglich einen Fortschritt in der edlen Gastronomie zu machen — uns fesselt die „Zeit- und Kirchenrechnung", noch mehr aber die „Bemerkungen zur Chronik von Riga".

Aus ersterer ersehen wir:

„Dieses Jahr ist vom Anfange der Monarchie in Rußland, das ist von Vereinigung aller Fürstenthümer unter Einem Herrscher, das . . . . . 400.

„Von Erbauung der Stadt Moskau das . . . . 717.

Anm. So jung noch und doch schon so altehrwürdig!

„Von Erbauung der Stadt Kiew das . . . . . 1434.

Anm. So alt schon und doch noch so jung!

„Von Einführung des christlichen Glaubens in Rußland das . . . . . 876.

„Von Eroberung Riga's und Livlands das . . . . 154.

„Von dem Manifeste, worin die geheime Inquisition im russischen Reiche auf immer abgeschafft wird und die dem Adel und den Städten verliehenen Rechte und Privilegien auf ewige Zeiten bestätigt werden, das . . . . . 64.

„Von dem Manifeste, durch welches die Leibeigenschaft der Bauern in Rußland aufgehoben wird, das . . . . 3.

Anm. Die Zeit bringt, Gott sei Dank, auch Manifeste! Sind diese 3 Jahre nicht drei Jahrhunderte zum Wohle Rußlands geworden?

Die zweite repetirt ein altes und breitet ein neues Stück Geschichte vor uns aus: Erkennen wie in den „Dockmännern" und „Stadtältermännern" nicht die Herren der Hansa wieder? Weht uns aus der Notiz

„Am 23. September 1862, nach dem Gottesdienste, um 12½ Uhr, wurde nach altherkömmlicher Sitte vom Balcone des Rathhauses die „Bursprake" verlesen"

nicht der Geist einer alten und doch so bekannten Zeit an? Erinnern uns Bezeichnungen, wie „die Schwarzenhäupter", „die St. Johannisgilde", „die große Gildenstube", „Ein Wohledler Rath" nicht an ein Magdeburg in Waffen gegen Tilly, an ein Stralsund, das dem Friedländer trotzt? Unwillkürlich sehen wir die Wälle mit Donnerbüchsen, mit Ballisten und Katapulten besetzt, der einförmige Tritt der Lanzenknechte schlägt an unser Ohr, lang hin durch die Nacht zieht der Wachtruf der Runde, — aber da ertönt Rossegetrampel und die paradirende „Bürgergarde" zerstört unsere Träumereien. Das sind die Hansa-Krieger nicht, aus der Säbelscheide guckt die Elle verrätherisch hervor und die feine Uniform riecht nach Häring und Pfeffer — eine Soldatenspielerei (nach Rigaer Begriffen ein unschätzbares und unantastbares Privilegium), die gar treffend durch das Wort „der Zopf, der hängt ihm hinten", gegeißelt wird! Ebenso wenig sind die 36 Kaufleute erster, die 144 zweiter und die 650 dritter Gilde, welche Riga beherbergt, Kaufherren alten Schlages, obgleich im Jahre 1862 1771 Schiffe ihnen die Erzeugnisse aller Länder der Welt zuführten und 1773 Fahrzeuge aus dem Rigaer Hafen ausliefen; oder könnten die russischen Titel „erblicher Ehrenbürger" oder „persönlicher Ehrenbürger", mit welchen 60 derselben sich brüsten, uns täuschen?!

Seltsam ist der Eindruck, den diese kleinen Notizen auf uns machen, und ein schmerzliches Gefühl durchzieht unsere Brust, wenn wir schon aus einem Kalender sehen, wie eine alte deutsche Stadt sich nach und nach entdeutscht, wie eine Perle nach der andern aus dem Schatze deutscher Kronjuwelen verschwindet, und Vater Arndt's Wort „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt" eine immer traurigere Deutung erheischt! — Wohl spricht der „Rigaer Dichterverein" deutsche Worte, wohl singt der „Sängerkreis", der „Liederkranz" und die „Liedertafel" deutsche Lieder, wohl wurde am 3. März 1863 Haydn's Schöpfung aufgeführt, aber

„am 31. Mai erhielt der „Bajan" oder die „Russische Gesellschaft für Gesang und schöne Rede" in Riga vom Ministerium des Innern die Bestätigung der Statuten",

und der „Bajan" wird die Konstituirung eines „Deutschen Sängerbundes in Rußland", wie die Vorstände aller inländischen Männergesangvereine sie am 28. Juni beriethen, wohl zu vereiteln wissen! — 17 Lehranstalten mit 68 Lehrenden, Handelsschule, Polytechnicum und Navigationsschule, literarische Gesellschaften aller Art und ein deutsches Theater konnten es nicht verhindern, daß Ausdrücke wie „Torg" und „Trakt" durch Anwendung in den Kalendern als Unzierde in die deutsche Sprache aufgenommen wurden!

O, möge Riga deutsch bleiben, wenn es der Ehre würdig sein

will, daß — wie die Chronik meldet — sein Wappen an dem Börsengebäude Bremens und an dem Lutherdenkmale zu Worms prange! O. U.

Kleine literarische Revue.

— **Die afrikanische Reise des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.** Ueber diese im Februar 1862 unternommene und noch im Mai desselben Jahres beendigte Reise ist jetzt ein fürstlich ausgestatteter, gedruckter Bericht im Format eines Atlas, nebst den dazu gehörenden Karten, Photographieen und chromolithographirten Tafeln, erschienen.*) Der Text, größtentheils aus der Feder des Herzogs selbst und in den letzten Abschnitten auch aus der Feder der Frau Herzogin, die unter Anderem den Harem des Vicekönigs von Aegypten beschreibt, schildert in zehn Kapiteln, von denen die ersten (wie es scheint, nach Aufzeichnungen Gerstäcker's) die Reise nach Aegypten, auf dem Nil und auf dem Rothen Meer bis Massaua zum Gegenstande haben, die Reisen und die Jagdzüge des Herzogs in den Ländern der Habab, Mensa und Bogos. Abgesehen von dem persönlichen Interesse, das diese aus so interessanten Federn geflossenen Reisebeschreibungen darbieten, enthalten dieselben auch in geographischer und ethnographischer Beziehung so viel Anziehendes, daß jeder Leser dieses Prachtwerk gewiß mit Befriedigung perlustriren wird.

— **Heyse's System der Sprachwissenschaft in Italien.****) Herr Professor H. Steinthal, der Herausgeber dieses nachgelassenen Werkes des verewigten Professor Heyse, ist, wie wir aus den uns vorliegenden italiänischen Kritiken ersehen, eine auch jenseits der Alpen unter den Männern der Sprachwissenschaft allgemein geachtete Autorität. In der zu Florenz erscheinenden „Nazione" nennt Herr Angelo Degubernatis den Verfasser der „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern"***) „den würdigsten Nachfolger und Fortsetzer Wilhelms von Humboldt in der Wissenschaft der Sprache und in der logisch-experimentalen Behandlungs-Methode derselben." Der von Heyse und noch mehr von Steinthal durchgeführte Gedanke, die Sprachwissenschaft von psychologischem Standpunkt aufzufassen, findet im heutigen Italien, wo man sich mehr und mehr zu den Lehren der deutschen Schule der vergleichenden Grammatik bekennt, lebhaften Anklang. Dr. Emilio Leone, der Uebersetzer von Heyse's „System der Sprachwissenschaft", ist, wie er in der Vorrede dieses Werkes sagt, damit beschäftigt, auch Steinthal's eigene Arbeiten in Italien einzubürgern.

— **Die Lehranstalt für Buchhandlungs-Lehrlinge in Leipzig.** Mit Theilnahme haben wir den achten Jahresbericht dieser Anstalt aus der Feder ihres Directors, des Herrn Dr. Paul Möbius, gelesen. Nach einem sehr verständigen Plane eingerichtet und geleitet, kann diese Lehranstalt am Centralpunkte des deutschen Buchhandels nur wohlthätig auf die Gestaltung desselben einwirken. Literaturgeschichte, alte und fremde Sprachen, Bücherkunde, Handelswissenschaft und Volkswirthschaftslehre bilden natürlich die Hauptdisciplinen dieser Anstalt, die im vorigen Jahre einen ihrer Gründer und Hauptförderer in dem Buchhändler G. S. Fleischer verloren hat. Herr Director Möbius hat seinem Berichte eine sehr lesenswerthe Abhandlung „über das Studium der deutschen Dichtung als eines der vorzüglichsten nationalen Bildungsmittel" vorangeschickt, worin unter Anderm der Nachweis geführt wird, daß dieselben Züge, welche bereits Tacitus als Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes hervorhebt, sich auch jetzt noch in den hervorragendsten Richtungen und Werken deutscher Dichtung vertreten finden.

— **Die praktische Heilkunde in England.** In einer uns erst jetzt zu Gesicht kommenden kleinen Schrift: „Medizinische Reiseskizzen aus England im Sommer 1862", von Dr. H. W. Berend*) finden wir folgende, nicht uninteressante Bemerkungen: „Praktisch betrieben wird die Heilwissenschaft in England dadurch, daß die Staatsgesetze Niemandem verbieten, zu lehren; daß die Bildung medizinischer Schulen keinerlei Hemmnissen unterliegt; daß der freie Konkurs für die Erlangung von Lehrstellen dem Talente nirgends eine Sperre entgegenhält. Praktisch ist die Heilwissenschaft dadurch, daß ihre Vertreter durch die Eigenthümlichkeit der Landesverhältnisse, wo nur der Mensch als Mensch gilt, und sich durch seine Leistungen einen Rang schafft, auch eben auf die Tüchtigkeit ihrer Leistungen angewiesen sind. Der Eitelkeit und falschen Ehrsucht ist hierdurch die gebührliche Schranke gesteckt und andererseits auch der tüchtigen Leistung der gebührliche materielle Lohn nicht verkümmert. Denn der Staat hält es nicht für zweckmäßig, die Leistungen der Kunst und Wissenschaft zu taxiren. Die Kunstleistung ist das Eigenthum des Künstlers, und bis zu einem gewissen Grade hat er selbst nur das Recht, über ihre Verwerthung zu bestimmen. Pauperismus der Aerzte in einem Grade, wie er bei uns leider von Jahr zu Jahr in erschreckender Zunahme begriffen, ist bis jetzt in England unbekannt und äußere Hemmnisse, welche dem strebsamen Heilkünstler eine Laufbahn verbarrikadiren, existiren dort nicht. Der angehende Arzt in großen Städten wie London weiß zwar, daß er einige Zeit auf den Goldregen werde warten müssen, aber er darf auch sicher sein, bei redlichem Streben und tüchtiger Wirksamkeit sich eine gute Zukunft aufzubauen. Freilich muß er selber Hand ans Werk legen, er kann nicht immer an den Staat appelliren. Das Self-Government hat meist nur mittelst Privatkräften Hospitäler geschaffen, aus welchen der Arzt nach und nach seine Bildung und sein Fortkommen schöpft. Die Regierung hat mit der Besetzung der dort wirkenden Haus-Assistenz, und dirigirenden Aerzte und Wundärzte, Stufen, welche zu durchlaufen sind, nichts zu schaffen. Durch Leistungen dringt man vorwärts und schafft sich einen Namen. So sind medizinische Schulen und Krankenhäuser ganz und gar das Werk der privaten Thätigkeit, aber auch hierdurch die alle von Wissensdurst Erfaßten in gleicher Weise tränkenden, lauteren Quellen. Selbst die naturwissenschaftlichen, anatomischen und pathologischen Sammlungen Londons, mit Ausnahme derer im britischen Museum, welches Eigenthum der Nation, haben aus privaten Fundamenten ihren Ursprung und ihren allmählichen erstaunenswerthen Aufschwung genommen."

— **Geschichte der Belagerung von Sebastopol.** Unter der Leitung des Generals Todleben, der jetzt als Adlatus des Großfürsten Nikolaus, Generaldirectors des Geniewesens, eine hohe Stelle in der russischen Militär-Hierarchie einnimmt, erscheint eine

*) Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung.

**) Sistema della Scienza dello Linguo, di K. W. L. Heyse, opera postuma edita dal dott. prof. H. Steinthal. Prima versione dal tedesco, corredata di alcune note, per cura del cavaliere Emilio Leone. Torino, Botta, 1864.

***) Vgl. Nr. 38 des „Magazin" von 1863.

*) Berlin, Aug. Hirschwald, 1863.

Geschichte der Vertheidigung von Sebastopol*), die nach einem so großartigen Maßstabe angelegt ist, daß der erste, 700 Seiten starke Band nur die beiden ersten Monate der Belagerung umfaßt. Derselbe wurde gleich nach seinem Erscheinen mit einer ziemlich ungünstigen Kritik im „Russischen Invaliden" aus der Feder eines Herrn Domontowitsch begrüßt, die sich in Bezug auf die Schlacht von Inkerman (deren Verlust bekanntlich einem Versehen des in der Schlacht gebliebenen Generals Soimonov zugeschrieben wird) mit großer Bitterkeit über das Verfahren ausspricht, die Schuld an allen Mißerfolgen den Todten zuzuschieben, um die Lebenden von der Verantwortlichkeit zu reinigen. Ein Mitarbeiter Todlebens erwidert nun im „Invaliden" gegen diesen Ausspruch, indem er durch Citate zu beweisen sucht, daß der Kritiker das Werk gar nicht gelesen haben kann, da Todleben im Gegentheil der Behauptung entgegentritt, daß Soimonov seine Instruktionen mißverstanden habe; weit entfernt, ihm einen solchen Vorwurf zu machen, zeige er vielmehr, daß er sie gar nicht anders verstehen konnte und daß nur der Tod dieses tapferen und tüchtigen Generals ihre Ausführung verhindert habe. Wie dem auch sein möge, so zieht das Erscheinen eines derartigen Artikels in dem offiziellen Organ des Kriegsministeriums einen neuen Beleg für die Anarchie, die in allen Zweigen der russischen Staats-Verwaltung eingerissen ist, seitdem der eiserne Arm erlahmte, der die verrottete Maschinerie zusammenhielt. Möglich ist es übrigens, daß der Angriff auf Todleben mit der Antipathie gegen alles Deutsche zusammenhängt, die man gegenwärtig in gewissen russischen Kreisen zur Schau trägt.

— **Erzgebirgische Arbeiter-Zeitung.** Aus dem gewerbthätigen, sächsischen Erzgebirge geht uns die Probenummer einer von K. Badewitz in Zwickau herausgegebenen und verlegten Arbeiter-Zeitung zu, die, bei der Aufgabe, welche sie sich gestellt: die Arbeiter-Bevölkerung zu sittlicher Freiheit heranbilden zu helfen und sie in der intelligenten Ausdauer zu ermuntern, die ein gewerbfleißiges Volk zu einem wohlhabenden macht, sehr segensreich zu wirken vermag. Zwickau, Chemnitz und Plauen, diese Mittelpunkte der sächsischen Industrie, die in den letzten Jahrzehnden mit den englischen Bergbau- und Fabrikstädten an Wohlhabenheit und Ausdehnung wetteiferten, werden der neuen Zeitung ebenso lehrreichen Stoff, als zahlreiche Leser darbieten.

Literarischer Sprechsaal.

Bischof Monrad, der Premierminister Christian's IX., ist die personifizirte Eiderdanismus, und aus dem Axiom des letztern: „Dänemark bis zur Eider, oder Auflösung in die Vereinigten Staaten von Skandinavien", ist allein die Politik zu erklären, die jetzt in Kopenhagen am Staatsruder ist. Jetzt, wie vor zwölf Jahren, setzt Bischof Monrad seine letzte Hoffnung auf den Mächtigsten unter seinen deutschen Gegnern, auf Oesterreich, dessen antinationale Diplomatie vor zwölf Jahren die Integrität Dänemarks lebhafter in Schutz nahm, als selbst England. Er rechnet darauf, daß Oesterreich auch diesesmal die Integrität Dänemarks, selbst seinen deutschen Verbündeten gegenüber, werde zu retten wissen. Erst wenn diese Hoffnung aufgegeben werden müßte, würde sich das Eiderdänenthum in die Gränzen des Skandinavismus zurückziehen — Gränzen, die, nach dem politischen Katechismus auch der Schweden und Norweger, nicht an der Königs-Aa und am Meerbusen von Kolding, sondern erst hinter Hadersleben und Apenrade, wo nicht gar am Dannevirk, zu ziehen sind, welches letztere nämlich bis zum Jahre 1393 die Gränze des eigentlichen dänischen Reiches bildete. Die Benennung „Süd-Jütland" für Nord-Schleswig stammt in der That nicht erst aus neuester Zeit, sondern findet sich in den ältesten dänischen Chroniken. Das jütländische Amt Ribe reicht weit hinein in Nord-Schleswig, von welchem es eine Enklave bildet und wo es rings umher von dänisch redenden und denkenden Ortschaften umgeben ist. Die Anzahl der der dänischen Nationalität angehörenden Schleswiger wird auf Hunderttausend geschätzt.

Wir Deutschen finden zwar im Allgemeinen beim Auslande wenig Anklang mit unserem Kriege gegen das „kleine, biedere und tapfere Dänenvolk," doch läßt deshalb keine Nation in so toller Weise ihren Gefühlen gegen uns freien Lauf, wie die englische Hier nur Ein Beispiel von unzähligen. Der „Punch", bekanntlich in England ein Witzblatt, das sich sehr viel mit der Erziehung der hohen und niederen Engländer zu schaffen macht, alle Welt für den Schuhputzer des erhabenen Albion ansieht und nur gegenüber Frankreich seine Brutalität aus naheliegenden Gründen etwas mäßigt, schreibt in einer seiner letzten Nummern, daß die preußischen und österreichischen Soldaten als Erkennungszeichen eine weiße Binde um den Arm trügen und damit wahrscheinlich andeuten wollten, daß sie eine „Bande von Brüdern" wären; dem Mr. Punch schiene es jedoch, „daß sie eine Brüderschaft von Banditen seien, die wahrscheinlich sämmtlich zwischen den Schultern noch durch ein vom Henker eingebranntes R (robber?) gekennzeichnet wären; übrigens wünschte er ihnen, daß sie zu der Binde an dem einen Arm bald auch Handschellen an beiden Armen erhalten möchten." Wir registriren diese englischen Ergüsse nur, um späterhin einmal darauf zurückkommen zu können; denn wir sind der festen Ansicht, daß bald eine Zeit kommen werde, wo die Engländer ebenso hündisch um die Hülfe der „noble and valiant Germans" winseln werden, als sie jetzt gemein auf dieselbe Nation schimpfen.

Von der Gegenschrift zu Renan's „Leben Jesu", die der Bischof von Arras, Monsignor Parisis, unter dem Titel „Jesus Christus ist Gott" herausgegeben, ist eine deutsche Uebersetzung bereits in zweiter Auflage bei A. G. Steinhauser in Prag erschienen. Napoleon III. soll sich in einem Briefe an den Verfasser sehr anerkennend über diese Schrift ausgesprochen haben.

Als einen für Kunstliebhaber überaus interessanten Leitfaden dürfen wir wohl den „Deutschen Bilder-saal" bezeichnen, der soeben aus der Feder des Herrn Dr. G. Parthey, eines hochgeschätzten, wissenschaftlichen Kunstfreundes, von der Nicolai'schen Verlags-Buchhandlung in Berlin angekündigt wird. Es ist dieser Bildersaal nämlich ein „Verzeichniß der in Deutschland vorhandenen Oelbilder verstorbener Maler aller Schulen." Der bis jetzt erschienene erste Band (wahrscheinlich die Hälfte des Ganzen) umfaßt die Buchstaben A—K.

---

*) Описаніе обороны Севастополя. Bd. I. St. Petersburg, 1863.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin erschienen:

Grundriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte in Verbindung mit der deutschen von **Fr. Voigt**, Professor an der Königl. Realschule zu Berlin. Zweite Auflage. 1863. 5¾ Bogen. 8. 6 Sgr.

„Die Vorzüge, die wir an dem größeren Werke (Brandenburg.-preuß. Geschichte 1860) rühmten: knappe, kernige Darstellung, Klarheit und Uebersichtlichkeit, sind auch diesem kleineren Buche eigen. — — Als besonders praktisch arrangirt, möchten wir schließlich noch die drei Tabellen hervorheben, die Prof. Voigt seinem Buche als Anhang beigegeben hat. — — Wir zweifeln nicht, daß sich, wie das Buch überhaupt, so auch dieser Anhang in der Praxis bewähren wird."

Schulblatt für die Provinz Brandenburg.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Grundriß der alten Geschichte. 1862. 4½ Bogen. 8. 5 Sgr.

Der Verf. hat den vorliegenden Grundriß auf den Wunsch bewährter Schulmänner und in eben der Weise entworfen, nach welcher der vorstehende von ihm 1861 herausgegebene und mit so großem Beifall von den Fachblättern wie von den Herren Lehrern aufgenommene „Grundriß der brandenburgisch-preußischen und deutschen Geschichte" bearbeitet ist. (177)

Im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig sind erschienen: (175)

Pfarrius, G., Schein und Sein. Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert. Kl. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Raabe, W., (Jakob Corvinus), **Die Leute aus dem Walde,** ihre Sterne, Wege und Schicksale. Ein Roman in 3 Bänden. Kl. 8. eleg. geh. 5 Thlr.

Raabe, W., (Jakob Corvinus). **Unseres Herrgotts Canzlei.** Eine Erzählung in zwei Theilen. 2 Bde. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

☞ **Einen Thaler vierteljährlich.** ☜

Allen Familien, Geschäftsleuten, Reisenden empfohlen:

Berliner Fremden- u. Anzeigeblatt,

für Nachrichten aus dem öffentlichen Verkehr des In- und Auslandes, für Handel und Gewerbe, Unterhaltung, Theater, Kunst und Literatur.

Mit einer Beilage 6mal im Quartal: Amtliches Post-Circular.

Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Erscheint täglich Abends in großem Folio-Format und liefert ca. 150 Bogen für 1 Thlr. vierteljährlich incl. Porto.

Den Inhalt bilden unter vielem Andren: Feuilleton, Kritiken, locale, vermischte und Theater-Nachrichten, Literatur, gewerbliche, technische und landwirthschaftl. Artikel, politische, Handels- u. Börsen-Depeschen, Hof- und Personal-Nachrichten v. d. Armee und den Justizbehörden, amtliche Fremdenliste, Kirchenzettel, Verstorbene, Geborene, Verlobte, Verehelichte, Aufgebote, Lotterie-Gewinnliste, Theaterzettel, Courszettel, Marktpreise, Handels-Register, Wechsel-Termine, Konkurs-Nachrichten, Gerichts-Zeitung, Auktionen, Submissionen, Liste offener Stellen, Fremdenführer ꝛc. ꝛc.

Anzeigen werden durch das „Fremdenblatt" in hohen und wohlhabenden Kreisen verbreitet. Insertionspreis pro Zeile 1½ Sgr.

Alle Zeitungs-Spediteure und Post-Anstalten liefern das „Fremdenblatt" für Einen Thaler vierteljährlich. (172)

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die dänisch-deutsche Verwickelung

nach ihren Entstehungsgründen und ihrem Verlaufe dargestellt,

nebst einer genealogischen Beleuchtung der dänischen Erbfolgefrage

von

Gustav Majer,

Professor am königl. Gymnasium in Heilbronn.

Mit 7 genealogischen Tafeln. 8. Geheftet. 1 Thlr.

Diese Schrift gewährt, indem sie den ganzen Conflict nach allen seinen Seiten hin sowohl aus der Vergangenheit genetisch erklärt, als auch in seinem Verlaufe geschichtlich darstellt, gründlichen Aufschluß über alle mit demselben zusammenhängenden politischen und staatsrechtlichen Fragen; namentlich bietet sie auch dem Freunde der Zeitgeschichte eine eingehende und lebhafte Schilderung der Ereignisse der neuesten Zeit bis zum Einmarsch der Bundestruppen in Holstein. (171)

Der Reinertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt.

Stuttgart, Februar 1864. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

So eben erscheint in **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin: (174)

Rede

an der Bahre des hingeschiedenen Rabbiners und Predigers Dr. **Michael Sachs.**

Rede

an der Bahre des **Dr. Moritz Veit** gehalten von **Dr. Joël,**

Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu Breslau.

Velinpapier. (1½ Bgn.) Preis 4 Sgr.

Das heraldische Institut

von

Dr. Otto Titan von Hefner

in München

(autorisirt von der k. Regierung unterm 19. Juni 1861)

fertigt alle auf die wissenschaftliche oder künstlerische Seite der Heraldik Bezug habenden Arbeiten.

Entwürfe und Zeichnungen zu Wappen jeder Größe und Ausführung, zu den verschiedensten Zwecken, für Glas-Gemälde, Siegel, Monumente, Etiquetten, Möbel, Porzellangefäße, Silber- und Goldwaaren, ebenso wie für Trauerfeierlichkeiten, Damenarbeiten und Dekorationen; ferner Abschriften und Facsimiles von Urkunden, Diplomen und Wappenbriefen ꝛc. Nachforschungen über Ursprung und Wappen einzelner Familien werden besorgt, sowie Ahnentafeln und Stammbäume und Familien-Chroniken angefertigt. Bürgerliche Wappen, deren eine Anzahl von mehreren Tausenden in den Sammlungen des Instituts vorhanden ist, werden gegen eine Gebühr von 1 fl. aufgeschlagen, und auf Verlangen zu dem Preise von 2 fl. 42 kr. bis 4 fl. nebst vollständiger Beschreibung gemalt.

☞ In Betreff der bürgerlichen Wappen wird bemerkt, daß von Seite des heraldischen Instituts nicht jenem Unfuge gehuldigt wird, der zum Schaden der historischen Wissenschaften von ungebildeten Siegelstechern leider so häufig praktizirt wird — gleichlautende adelige Wappen den sich Meldenden als ihre „Stammwappen" aufzudrängen — sondern daß nur solche bürgerliche Wappen dem mitgetheilt werden, welche urkundlich sich nachweisen lassen.

☞ Jede vom herald. Institut ausgehende Arbeit trägt einen Stempel mit dem Wappen des Inhabers nebst Angabe der Exped.-Nummer und des Datums, auf welche sich in späteren Zeiten berufen werden kann. (173)

☞ **27 Schillerstraße 27.** ☜

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Aus Schinkel's Nachlaß vierter Band:

Katalog des künstlerischen Nachlasses von Carl Friedrich Schinkel,

K. Ober-Landes-Bau-Director,

im Beuth-Schinkel-Museum in Berlin.

Im Auftrage des Königl. Handels-Ministeriums angefertigt von

Alfred Freiherrn von Wolzogen,

K. Regierungsrath.

41 Bogen gr. 8. geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Das Werk ist nun mit diesem Bande vollständig und ist der Preis für die 4 Bände (112 Bogen mit 4 Portraits, 1 Skizze in Photographie, Facsimile, 2 Plänen in Steindr. u. 22 in den Text gedruckten Holzschnitten) 9 Thlr. 20 Sgr.

Berlin, den 12. März 1864.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). (170)

Empfehlenswerthe Werke. (176)

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bändchen gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall das Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Geschichte des brandenb.-preußischen Staates

von **Fr. Voigt,** Professor an der Königl. Realschule zu Berlin. 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in engl. Einband mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen, und läßt den äußern Gang der Begebenheiten außer Acht: Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Geschichte, und hat seine Aufgabe trefflich gelöst." Literar. Centralblatt.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 14.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an, für England H. Bender, London, 8 Leo Newport Street, Leicester Square.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 3. April 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ostern, die Göttin Ostara und die Osterei 210

Belgien.

Der Kampf zwischen Staat und Kirche. I. Die Ultramontanen und die Liberalen 214

Frankreich.

Die Arbeiterdichtung in Frankreich . . . 216

England.

Ein Roman aus der englischen Geschichte. Thomas Otway, von Marie Harrer . . 218

Rußland.

Das Geheimniß Rußlands 219

Kleine literarische Revue.

Die Karten von England in Stieler's Hand-Atlas 221
Die holländische Sprache in Japan . . . 221
H. Graetz: Geschichte der Juden 222
Symington's Färöer- und Island-Skizzen 222
Historische Schriften für die Jugend . . . 222
Fröhlich's Silhouetten mit französischem Text 223

Literarischer Sprechsaal 223

Im Verlage von L. Hachette u. Co. in Paris erschienen:

About, E. Le Progrès. 1 vol. in 8. br. 7 fr. 50 c.

Caro. L'idée de Dieu et ses nouveaux critiques. 1 vol. in 8. br. 7 fr. 50 c.

Duchanel. Physiologie des écrivains et des artistes ou Essai de critique naturelle. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 fr.

Durny. Causeries de voyage. De Paris à Bucharest. 1re partie: De Paris à Vienne. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

Hugo, V. Han d'Islande. 2 vol. in 18. br. 7 fr.

—— **Le Rhin.** 3 vol. in 18. br. 10 fr. 50 c.

Lindau. Un voyage autour de Japon. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

Pallu. Histoire de l'expédition de Cochinchine en 1861. 1 vol. in 8. br. 7 fr. 50 c.

Russell-Killough. Seize mille lieues à travers l'Asie et l'Océanie. 2 vol. in 18. br. 7 fr.

Wallon. Richard II. Episode de la rivalité de la France et de l'Angleterre. 2 vol. in 18. br. 15 fr. (179)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

CHEAP EDITIONS OF

STANDARD WORKS.

Jane Eyre. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

Shirley. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

Villette. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2s. 6d cloth.

Wuthering Heights and Agnes Grey. By *Emily* and *Anne Brontë.* With Preface and Memoirs of the Sisters. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

The Tenant of Wildfell Hall. By *Anne Brontë.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

The Professor. To which are added the Poems of *Currer, Ellis,* and *Acton Bell.* Now first collected. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

The Life of Charlotte Brontë. By *Mrs. Gaskell.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

Sylvan Holt's Daughter. By *Holme Lee.* Author of „Against Wind and Tide," „Kathi Brande," &c. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

Transformation: or, the Romance of Monte Beni. By *Nathaniel Hawthorne.* Author of the „Scarlet Letter," &c. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

Autobiography of Leigh Hunt. Edited by his Eldest Son. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

Kathie Brande: The Fireside History of a Quiet Life. By *Holme Lee.* 2s. 6d. cloth.

Lectures on the English Humourists. By *W. M. Thackeray,* Esq. Post 8vo. 2s. 6d. cl.

The Town: its Memorable Characters and Events. By *Leigh Hunt.* Post 8vo. Forty-five Wood Engravings. 2s. 6d. cloth.

Tales of the Colonies; or, the Adventures of an Emigrant. By the late *C. Rowcroft,* Esq. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

The School for Fathers; an old English Story. By *Talbot Gwynne.* Post 8vo. 2s. cl.

Paul Ferrol; a Tale. By the Author of „IX Poems by V." Post 8vo. 2s. cloth.

Decrbrook; a Tale of English Country Life. By *Harriet Martineau.* Post 8vo. 2s. 6d. cl.

A Lost Love. By *Ashford Owen.* Post 8vo. 2s. cloth.

Romantic Tales. By the Author of „John Halifax." Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

Domestic Stories. By the Author of „John Halifax." Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

After Dark. By *Wilkie Collins.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

Below the Surface. By Sir *A. H. Elton,* Bart. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.

British India. By *Harrie Martineau.* 2s 6d. cloth.

The Political Economy of Art. By *John Ruskin.* 2s. 6d. cloth. (178)

The History of Henry Esmond. By *W. M. Thackeray.* Post 8vo. 6s. cloth.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung F. A. Brockhaus, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*

Nouvelle Série. 4me année.

No. 2. *Février* 1864.

I. Le Romain à sa maison des champs. — II. Les Sociétés coopératrices ou Associations ouvrières en Angleterre et sur le Continent. — III. L'exploration des sources du Nil. I. Les femmes d'Afrique. — IV. Curiosités des archives Allemandes. V. L'argent fatal. I. De Chine en Angleterre. — Quelques souvenirs de Thackeray, par Charles Dickens. — La question des sucres, par M. A. Clapier, ancien député. — Pensées diverses. — Poésie. La ballade de la bouillabaisse, par Thackeray. — Correspondence d'Amérique. — Correspondence d'Allemagne. — Correspondence de Londres. — Chronique scientifique. — Chronique et Bulletin bibliographique. — (177)

So eben erscheint in einem zweiten, unveränderten Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM

UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.

Mit zwei Photographien (der Gebrüder Grimm). Velinpapier. S. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (180)

Deutschland und das Ausland.

Ostern, die Göttin Ostara und die Ostereier.

Von der Sitte, einander am Osterfeste mit gefärbten und bemalten Eiern zu beschenken, finden sich in Deutschland die frühesten nachweisbaren Spuren im sechszehnten Jahrhundert. Es unterliegt indessen wohl kaum einem Zweifel, daß man hier einem Gebrauch begegnet, der, gleich unzähligen anderen, aus dem Heidenthum in das Christenthum übergegangen ist.

Es war bekanntlich ein schweres Stück Arbeit, die trotzig wilden Germanen, namentlich die des Nordens, zum Christenthum zu bekehren, zumal sich für sie an die Annahme des Kreuzes der Verlust ihrer Unabhängigkeit knüpfte, und so war nichts gewonnen, wenn man sie, wie Karl der Große die Sachsen, mit dem Schwerte ins Wasser zur Taufe trieb. Indessen entging es der klugen Geistlichkeit nicht, daß das Leben Christi, seine Geburt, sein Tod, seine Auferstehung und sein ewiges Reich manche Aehnlichkeit mit dem heidnischen Naturkultus und namentlich mit Balder, dem jungen Gott des Lichtes, hat, dessen Reich des Friedens nach germanischer Vorstellung beginnen würde, wenn Loki, das böse Prinzip, sich von seinen unterirdischen Fesseln befreit und die schnöde Welt mit Feuer verzehrt hätte. Damit war ein vortrefflicher Anknüpfungspunkt geboten und er gestattete die scheinbare Konzession, daß man die christlichen Feiertage so viel als thunlich mit den heidnischen Festen vereinigte. Die Heidengötter ließen sich freilich nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten. Man ließ ihnen also ihre göttliche Abstammung, aber man schickte sie in die Hölle — obgleich mit zweifelhaftem Erfolg, denn sie flüchteten sich in das Märchen, wo sie bis auf den heutigen Tag lustig fortleben und sich dadurch, allem Bann- und Weihwasser zum Trotz, ein gutes Stück Glauben im Volke bewahrten.

Die Verschmelzung der Auferstehung Christi mit dem germanischen Frühlingsfeste insbesondere wurde aber noch durch den Streit in der christlichen Kirche selbst erleichtert. Im Gegensatz zu den morgenländischen Christen, welche dieses Fest stets mit dem jüdischen Passahfeste zugleich feierten, bestanden nämlich die des Abendlandes darauf, es an einem Sonntage, als dem Auferstehungstage Christi, zu begehen. Dieser Streit wurde auf der ersten Kirchenversammlung zu Nicäa (326) dahin entschieden, daß das Passahfest in der ganzen Christenheit an demselben Sonntage gefeiert werde, welcher unmittelbar auf den Frühlingsvollmond folgt. Unter dem Frühlingsvollmond wird derjenige verstanden, welcher entweder auf den 21. März, als den Anfang des christlichen Frühlings, oder diesem Tage zunächst fällt. Fiele dieser Vollmond aber auf einen Sonntag, so sollte das Auferstehungsfest acht Tage später begangen werden.

Wie kamen aber die Germanen dazu, dieses Auferstehungsfest Ostern zu nennen, während alle übrigen Völker die alt-orientalische Bezeichnung des Passah beibehielten oder annahmen? Die Antwort ist leicht; weil es in den Ostermonat fiel. Aber welche Bewandtniß hat es mit diesem Worte Ostern? J. Grimm citirt in seiner deutschen Mythologie den alten angelsächsischen Schriftsteller Beda, der uns die Namen zweier Göttinnen seines Volkes aufbewahrt hat. Es sind Eostra und Rheda. Von diesen, erzählt er, haben zwei Monate ihre Benennung. Von der Einen wird der März Rhedemonat und von Eostra der April Esturmonat bei den Angelsachsen genannt. Hierzu stimmt ein Citat von Diepholz, wonach die Feste der Eostra bei den teutonischen Völkern in dem Passahmonat, dem April, gefeiert wurden. Bei Eginhart, dem Chronikenschreiber Karls des Großen, finden wir die Bezeichnung östarmânoth und die ältesten altsächsischen Sprachdenkmäler haben für das christliche Fest den Namen ôstarâ (östartaga oder aostattaga, die Pluralform, weil zwei und mehr Ostertage gefeiert wurden).

Wer aber war jene Göttin Ostara? Der fromme Kirchenvater Beda sagt es uns nicht. Daß der Name auf den Ostra, also auf die Richtung des Sonnenaufgangs hinweist, scheint deutlich. J. Grimm zieht zur Erklärung von Ostara aus der baskischen Sprache das Wort ostaro an, welches die Zeit des Blühens und Belaubens von ostoa, Laub, Blatt, bezeichnet. Der Anklang mag, wie Grimm meint, nur zufällig sein; indessen beweisen vielfältige, bis auf den heutigen Tag erhaltene Gebräuche, daß in jenem Ostermonat die Ankunft des Frühlings gefeiert wurde. So wurden in Norddeutschland gegen Abend des ersten, zuweilen auch des dritten Osterfestes auf Hügeln und Bergen Freudenfeuer angezündet. Auch heißt es, daß in alten Zeiten die Osterkerze in der Kirche durch einen Brennspiegel oder Krystall angezündet worden sei. Im Hinterrheinischen wird noch jetzt, wie Grimm erzählt, am Gründonnerstag und am Ostertage die Lampe an dem mit einem Stahl geschlagenen Osterfeuer angezündet. Das durch Brennspiegel oder Stahl erzeugte Feuer galt aber als Symbol des lauteren Feuers, des Elementarfeuers, als welches auch die Sonne aufgefaßt wurde. Wir mögen hier wohl an die Sonnenopfer der alten Mexikaner denken, welche gleichfalls durch einen Brennspiegel entzündet wurden. Weitere Analogieen dürften in dem Kultus der alten Indier und Phönikier zu suchen sein.

In unverkennbarer Beziehung zu der Frühlingssonne stehen die sogenannten Osterspiele, die lange Zeit unter dem Volke im Schwange waren und von der Kirche geduldet wurden; wie ja der Prediger auch am Ostertage von der Kanzel herab, an christliche Vorstellungen anknüpfend, ein sogenanntes Ostermärchen dem Volke zu erzählen pflegte. Als Osterspiel wurde noch später eine Art von dramatischer Vorstellung bezeichnet, wobei zwölf mit langen Schwertern bewaffnete Männer auftraten, von denen Einer den Fridebolt oder Sommer vorstellte, der den Winter aus dem Grade schlug. In dem Norden Englands, namentlich in den abgelegenen Thälern von Yorkshire, wird dieses Spiel noch heut, aber um die Weihnachtszeit, aufgeführt, wie Henry Dixon in seinen „Ancient poems, ballads and songs of the peasantry of England“ bemerkt. Es ist dies das bekannte Zwischenspiel und der Sang der Schwerttänzer, dessen Herstammung den englischen Gelehrten noch immer so viel Kopfbrechen kostet. In diesem Spiele hat der Pfarrer im schwarzen Rock den Winter zu spielen, der erschlagen, aber wieder lebendig gemacht wird. Unter den zwölf Männern sind die zwölf Monate des Jahres zu verstehen.

Grimm hat in seiner Mythologie eine große Zahl von Liedern niedergelegt, die bei derartigen Spielen des Winteraustreibens gesungen werden. So heißt es in Einem:

„Ja, ja, ja, der Sommertag ist da,
Er kratzt dem Winter die Augen aus
Und jagt die Bauern zur Stub' hinaus.“

Oder:

„Stab aus, Stab aus!
Blas' dem Winter die Augen aus.“

An die Stelle des Winters tritt auch der Tod, und dann heißt es:

„Stab aus, Stab aus!
Stech' dem Tod die Augen aus!"

Die Grausamkeit, daß dem Winter oder dem Tod die Augen ausgestochen werden sollen, deutet gleichfalls auf den fernliegenden Ursprung dieser Lieder und Spiele. Dabei ist zu erwähnen, daß das Alterthum das Jahr meistens nur in zwei Hälften schied, und während man im Norden nach Wintern, zählte man im Süden nach Sommern.

Solche Spiele, welche den Kampf des Sommers oder Frühlings mit dem Winter, das festliche Einholen des ersteren und des letzteren Besiegung und Austreibung darstellen, haben sich an vielen Orten bis auf den heutigen Tag erhalten. In Schweden, Dänemark, England und Niedersachsen fallen diese Spiele auf den Mai; am Rhein, in Franken, Thüringen, Meißen, Schlesien und Böhmen auf den März. Nur in den fünf letztgenannten Landschaften wird das höhere Wesen, dessen Einzug und Sieg man feiert, durch eine Puppe, überall sonst durch lebende Personen dargestellt. Der Winter oder Tod ist dagegen eine Puppe von Stroh oder Holz, welche schließlich verbrannt oder ins Wasser geworfen wird.

Ein schöner, poetischer Ostergebrauch herrscht in Ostpreußen. Dort wecken die kleinen Kinder am Morgen des ersten Feiertages ihre Eltern mit kleinen Birkenruthen, an denen sich das erste junge Laub befindet. Man nennt dies „schmackostern" und „schmack ist" wohl nichts als das verdorbene „schmeck": schmeck' Ostern. Dieselbe Sitte herrscht in der Uckermark, wo am Ostermorgen die Kinder auf dem Lande das Recht haben, die Erwachsenen in ihren Betten zu „süpen." Von einem ähnlichen Brauch in Schwaben und Baiern berichtet Wolfgang Menzel in seiner „Deutschen Dichtung." Dort haben noch heut am sogenannten Pfeffertag, dem 28. Dezember, alle Kinder das Recht, die Erwachsenen mit Wachholderzweigen zu schlagen. Menzel sieht darin ein Symbol der Freiheit und Gleichheit, welche nach altem Brauch in der Weihnachtszeit, wie in Rom bei den Saturnalien, gefeiert wurden. Ich bin dieser Ansicht nicht und sehe darin vielmehr eine frohe Mahnung an die Wiederkehr des Frühlings. Der Wachholder oder Machandelbaum spielt bekanntlich in unseren deutschen Märchen eine große Rolle und tritt hier, wie auch Menzel an einer Stelle richtig bemerkt, da er den ganzen Winter hindurch grünt, als ein Sinnbild der unvergänglichen Lebenskraft in der Natur auf. Am 28. Dezember hat aber die Sonne bereits die Winterwende gemacht und schreitet dem Wiedererwachen der Natur entgegen. Zur Osterzeit ist die Verheißung des Wachholders in Erfüllung gegangen. Davon zeugen die neu belaubten Birkenreiser, mit denen die Kinder das Alter gleichsam aus dem Winterschlaf zur Freude an der verjüngten Natur erwecken und wie die Erde selbst verjüngen.

Eine andere schöne Osterfitte, die gleichfalls auf heidnischen Ursprung hinweist, sind die Blumenopfer. Grimm erzählt davon: „Unweit dem hessischen Berge Meisner steht eine hohe Felsenwand, unter der sich eine Höhle befindet, die den Namen des hohlen Steines führt. In diese Höhle tragen am zweiten Ostertage Jünglinge und Mädchen der benachbarten Dörfer Blumensträuße und schöpfen sich dann kühlendes Wasser. Ohne Blumen mitzubringen wagt es Niemand hinabzusteigen. Grundstücke einzelner hessischer Dorfschaften haben jährlich einen Strauß Maiblumen zu zinsen." — Dem Osterwasser wird eine besondere Kraft zugeschrieben: Wasser, welches in der Osternacht schweigend aus dem Flusse und zwar gegen den Strom geschöpft wird, hat eine besondere Kraft, zu heilen und zu verschönen.

Alle diese Spiele und Gebräuche deuten darauf hin, daß Ostara eine gütige, freundliche, heilbringende Gottheit gewesen sein muß, und ich stehe nicht an, in ihr die deutsche Persephone zu begrüßen, die Personifikation der wiedererwachenden Natur und Vegetation, die uns von Osten her strahlend entgegentritt.

In dieser holden Gestalt der Persephone begegnen wir Ostara in den deutschen Frühlingsmärchen wieder. Immer ist es hier eine Jungfrau, oft eine Königstochter, welche von Drachen, Riesen oder Räubern geraubt und in Höhlen gefangen gehalten wird, bis sie entweder ein kühner Ritter befreit, den sie dann heiratet, oder es ihr gelingt, durch eigene List zu entkommen. Auch Persephone kehrte auf goldenem Sonnenwagen, von Hermes geführt, aus dem unterirdischen Reiche des Aides zu ihrer Mutter Demeter zurück. Der ursprüngliche Sinn dieser Märchen kann wohl nicht gut anders als die Befreiung der im Winter gefangenen Natur aufgefaßt werden. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß die jugendlich geschäftige Phantasie des Volkes dieses Motiv bald auch auf analoge Verhältnisse, wie Genesung von schwerer Krankheit, Auferstehung vom Tode u. s. w. anwandte und daraus dem Frühlingsmythus ähnliche Märchen spann.

Eine eigenthümliche Sage dieser Art geht in Königsberg, die hier eine Stelle finden mag, da sie meines Wissens noch nicht aufgezeichnet worden ist. Unweit Königsberg liegt am Ufer des Pregel das Dorf Arnau. Die Kirche dieses Ortes schmückt als Fahne das Bild einer spinnenden Frau. Nun erzählt man, daß in alten Zeiten, als die ganze Gegend noch wüster Wald war, ein schönes Mädchen sich dort verirrte. Räuber fanden sie und schleppten sie gewaltsam in ihre Höhle. Da waren unermeßliche Schätze aufgehäuft. Der Räuber aber waren sieben, und das Mädchen mußte Magddienste bei ihnen verrichten. Endlich gelang es ihr, zu entfliehen, und sie that ein Gelübde, daß sie der heiligen Jungfrau eine Kirche bauen wolle, wenn sie glücklich aus dem Walde heraus sich nach Königsberg zurückfände. Um aber zugleich die Räuber dem Arme der Gerechtigkeit überantworten zu können, hatte sie Erbsen zu sich gesteckt; die streute sie auf ihrer Flucht aus. Vermöge dieser Erbsenspur gelang es denn auch, die Höhle wieder aufzufinden. Die Räuber wurden umgebracht und mit den vorgefundenen Schätzen die Stiftung gemacht, daß alle Tage um 11 Uhr Vormittags und um 9 Uhr Abends von dem Schloßthurm der Stadt ein geistliches Lied geblasen werde, theils als Dank für die glückliche Ueberwindung der Räuber, theils auch um denjenigen, die etwa durch den Wald reisten, ein Zeichen zu geben, daß sie sich nicht verirrten. Das Mädchen aber war arm. Um ihr Gelübde zu erfüllen, spann sie früh und spät, und es ruhte ein Segen auf ihrer Arbeit, daß sie der Jungfrau Maria die Kirche erbauen konnte, welche an der Stelle errichtet wurde, wo früher die Räuberhöhle gewesen war.

Trotz der Jungfrau Maria ist der heidnische Ursprung dieser Sage nicht zu verkennen. Wir erblicken in dem jungen Mädchen die während der sieben Wintermonate unter der Erde gefangen gehaltene Vegetationskraft, als deren Symbol hier wie in so vielen Märchen die Erbse gilt, welche von allen Saaten im Frühling zuerst grünt. Ein eigenthümlicher Zug, der sich sonst nirgends in dem Frühlingsmythus findet, ist das Spinnen; er gehört den Wintermärchen an. Er deutet auf die Göttin Perechta, Perchtha, Bertha, die gute, aber strenge Mutter der Natur, welche der weiblichen Arbeit, besonders dem Spinnen, vorsteht, weil sie selbst die Spinnerin der Lebensfäden ist und den Teppich der Natur webt. Ob man es bei der Choralmusik, welche noch immer vom Königsberger

Schloßthurm herab die Ohren der Hörer zerreißt, mit einem Anklang an die alte Sitte des Anblasens des Frühlings zu thun hat und dieser Zug darum in die Sage aufgenommen worden ist, mag dahingestellt bleiben.

Ich weiß nicht zu sagen, ob je in Königsberg die Sitte geherrscht, die wir noch im Mittelalter in vielen deutschen Städten finden, die Sitte nämlich, die Ankunft des ersten Storches oder der ersten Schwalbe, die von jeher für Frühlingsboten galten, von den Thürmen herab mit Musik zu begrüßen. Von dem Frühlingsboten Storch aber erzählt man den Kindern in Norddeutschland, daß er die Ostereier bringe. In Bezug auf die Schwalbe bemerkt Göthe im 33. Bande seiner sämmtlichen Werke, wo er von nationaler Dichtkunst spricht, daß es in seiner Kindheit zu Frankfurt unter anderm Sitte gewesen, den im Frühling Schwalben Verkündenden Pfennige, Buttersemmel und gemalte Eier zu reichen. In Schwaben heißt es nach Meier (Schwäbische Sagen), die Ostereier bringe der Osterhase. Dasselbe berichtet Schwarz in seinem „Ursprung der Mythologie" vom sächsischen Erzgebirge.

Unsere deutschen Märchen stellen den Hasen zu den elbischen Wesen, welche im Gegensatz zu der Steinwelt der Riesen die organische, aber seelenlose Natur repräsentiren. Es liegt nahe, den Hasen wegen seiner Fruchtbarkeit in Beziehung zum Frühling zu stellen. Doch diese Eigenschaft, wegen der wohl die Wilden Amerika's dem Hasen die Erschaffung der Welt zuschreiben mögen, dürfte in dem Osterhasen kaum als die vorherrschende aufgefaßt werden. Seine hauptsächlichste Bedeutung möchte diejenige sein, welche uns sein Vorkommen auf alten Bildwerken neben Amor und Liber erklärt. Schwarz erzählt in seinem bereits erwähnten Werke: „Bildwerke zeigen uns oft einen mit Hasen spielenden Amor; ein Hase befindet sich auf einem alten Vasengemälde am Eingange der Grotte, wo Liber mit der Liberia sitzt. Liebesgötter werfen sich auf einem Bilde, welches Philostratus beschreibt, mit Aepfeln und jagen kleine Hasen auf. Auch im Kultus tritt uns so der Hase in Rom entgegen; am Frühlingsfeste der Blumengöttin Flora verfolgen junge Mädchen junge Hasen."

Die Feste des Liber, die Liberalien, wurden im März gefeiert. Es scheint demnach, daß der Osterhase mit dem Märzhasen gleichzusetzen ist, der als eine Erst- oder Frühlingsgeburt zu der wiedererwachten Natur in ein gleiches Verhältniß tritt, wie die bereits erwähnten Blumenopfer. Als Symbol der animalischen Fruchtbarkeit möchte ich sein Auftreten neben den Liebesgöttern und jungen Mädchen, namentlich aber neben Liber, erst in zweiter Linie auffassen.

Der Osterhase ist also gleich dem Storch ein Frühlingsbote. Sich mit den Eiern zu beschenken, die sie bringen, ist aber keine ausschließlich deutsche Sitte. Auch bei den slavischen Völkern herrscht sie. Ebenso kannten sie die Kelten, und endlich wissen wir, daß es bei den Parsen Brauch war, am Frühlingsfeste rothe Eier auszutheilen. Bei den Persern ist es noch heute Sitte, am 20. März, um welche Zeit bei ihnen das neue Jahr beginnt, gefärbte Eier zu vertheilen. In Frankreich sind die Ostereier, welche, hauptsächlich roth gefärbt, in der Champagne roulets genannt werden, ebenfalls bekannt. Früher war es daselbst Gebrauch, diese Eier am Charfreitag segnen zu lassen; verschenkt aber wurden sie am heiligen Abend, der dem Osterfeste vorangeht. Französische Schriftsteller mögen die Sitte der Ostereier aus dem Orient ableiten; aber es scheint ein unnöthiger Umweg, sich dazu der Griechen und Römer als Kanal zu bedienen. Auch Gallier und Germanen stammen aus dem Orient, und da beide verwandte Völkerschaften waren, so läge es nahe, beiden auch gemeinschaftliche Gebräuche beizulegen, wenn man einmal, wie es der Tick der modernen französischen Gelehrten ist, den Germanen durchaus nichts verdanken will, obgleich ihr Einfluß, namentlich auf das nördliche und mittlere Frankreich, unbestreitbar und unverkennbar ist. Positiv läßt sich freilich bei den Galliern die Sitte der Ostereier nicht nachweisen, aber sie ist in der französischen Schweiz noch heutigen Tages sehr im Schwange, und die Bewohner derselben sind keltogallischen Ursprungs wie die Franzosen. Gegen eine Einführung jener Sitte etwa aus der deutschen Schweiz scheint zu streiten, daß der echt germanische Weihnachtsbaum dort wie in Frankreich noch immer keine Wurzeln schlagen will. Der Weihnachtsbaum kommt in der französischen Schweiz nur sehr vereinzelt vor, und wo man am heiligen Abend seine Lichter anzündet, hat man das Bewußtsein, daß man einer fremden Sitte huldigt. In Bezug auf England bin ich nur so viel zu berichten im Stande, daß man in London die Ostereier nicht kennt.

Blicken wir auf die erwähnten Ostergebräuche zurück, insofern in ihnen ein religiöser Charakter nicht zu verkennen ist, so zerfallen sie in zwei Gruppen. Die eine, die der Osterfeuer und Osterkerzen, bezieht sich unmittelbar auf die Sonne; die andere Gruppe besteht, wie die Blumen, aus Erstlingsopfern der wiedererwachten Natur. Als ein solches Opfer wird das Ei, welches ja an keine Jahreszeit gebunden ist, kaum gelten können. Auch würde es in diesem Falle wahrscheinlich nicht durch eine besondere Farbe ausgezeichnet sein und die Sage von ihm erzählen, daß es der Frühlingsbote Storch oder der Osterhase bringe. Wir werden es daher wohl als ein Symbol in die erste Gruppe zu den Osterfeuern und Osterkerzen stellen müssen. Die Mythologie, die Sage, das Märchen, diese Spiegeltrümmer des alten Götterhimmels, unterstützen diese Behauptung.

Zunächst erzählt der Altvater der deutschen Mythologie, Jakob Grimm, unter Nr. 46 seiner Märchen eins, in dem das Ei eine Rolle spielt. Es gehört zur Klasse der Wintermärchen, in denen das böse Prinzip der nordischen Götterlehre, Loki, zum Fürsten Blaubart und Räuber geworden ist. In unserem Märchen ist Loki ein Räuber, der nach einander die drei Töchter eines armen Mannes geheiratet hat. Seiner letzten Frau gab er einen goldenen Schlüssel zu einem Gemach, das sie nie öffnen, und ein Ei, das sie nie aus der Hand lassen sollte. Indessen verführte sie die Neugierde doch, in das geheimnißvolle Zimmer zu dringen. Da fand sie ihre beiden Schwestern zerhackt und vor Schreck ließ sie den Schlüssel fallen. Das Ei hielt sie aber glücklicherweise fest und so ahnte der Räuber später auch nicht, daß sie seinem Verbot ungehorsam geworden. Sie aber hatte die Glieder ihrer Schwestern wieder zusammengefügt und lebendig gemacht. Jetzt verlangte sie von dem Räuber, daß er ihren armen Eltern zwei Körbe voll Gold und Silber bringen sollte. In diese Körbe legte sie aber statt des edlen Metalles ihre Schwestern. Dann lief sie voraus, stellte einen geputzten Todtenkopf ans Fenster, bestrich sich selbst mit Honig, wälzte sich darauf in Federn und lief so als Fritschers Vogel dem Räuber entgegen. Als dieser den geputzten Todtenkopf am Fenster sah, hielt er ihn für seine Braut und lief geschwind ins Haus. Sie schloß schnell hinter ihm zu und verbrannte ihn sammt dem Hause.

Der letzte Theil des Märchens ist unklar. Wenn aber Fritschers Vogel von dem isländischen Fritfuglar, Schwimmvogel, herzuleiten ist, so liegt darin ein Grund mehr, die jüngste Schwester für den Frühling, wie die beiden anderen für Herbst und

Winter zu nehmen. Denn der Schwimmvogel zeigt sich erst, wenn das Wasser wieder vom Eise befreit ist. Das Attribut des Reichthums, welches hier dem Räuber, und sonst dem Blaubart beigelegt wird, ist ein fernerer Hinweis auf das erwähnte böse Prinzip, die Alles und schließlich auch die Erde verschlingende Zeit, die auch als feuerspeiender Drache unterirdische Schätze — die im Winter gebundene Vegetation — hütet.

Was nun das Ei in der Hand des Frühlingsmonats, der Ostara, betrifft, welche mit goldenem Sonnenschlüssel die Gemächer des Winters öffnet, so scheint dasselbe gleichbedeutend mit dem Balle, den in einem anderen Märchen (bei Grimm Nr. 1) eine Königstochter in einen tiefen Brunnen fallen läßt. Ein Frosch verspricht dem betrübten Königskinde, den Ball wieder heraufzubringen, wenn es zum Lohn dafür seine Frau werden wolle. Das Mädchen verspricht, was sie nur für einen Scherz hält. Aber Meister Frosch holt den Ball wirklich herauf und verlangt jetzt, daß auch sie ihr Versprechen erfülle. Statt dessen schleudert sie den ellen Bräutigam an die Wand. Da ward aus dem Frosch ein schöner Prinz, und die Königstochter hatte nun nichts mehr dagegen, seine Frau zu werden. Aus Freude über des Prinzen Frosch Erlösung sprangen dessen treuem Diener Heinrich die eisernen Bande krachend ab, die er aus Kummer über die Verzauberung seines Herrn um sein Herz gelegt hatte.

Jakob Grimm bemerkt in seinen Anmerkungen zu diesem Märchen: „Der Frosch, statt dessen noch viel öfter die weibliche Kröte vorkommt, bedeutet die Erde in ihrer winterlichen Kahlheit und schmutzigen Farbe, die eisernen Bande des Dieners aber und deren Sprengung das Eis und dessen Abgang im Frühling."

Danach bleibt für den Ball, den die verjüngte Erde wieder aus der Tiefe herausbringt, keine andere Deutung übrig, als die Frühlingssonne, als deren Symbol in ihrer wiederbelebenden Kraft das Ei des ersten Märchens gefaßt werden darf.

Dieses, Hessen und Westfalen gemeinschaftliche Märchen von der Königstochter und ihrem Balle erinnert unwillkürlich an Nausikaa, deren Ball sich unter den dürren Blättern verliert, unter denen sich der schiffbrüchige Odysseus verbirgt, welcher den Ball zurückbringt und vergnügt durch die Gewänder, welche ihm Nausikaa reicht, in die Stadt des Alkinous einzieht. Es wäre wohl möglich, daß hierin sich ein Stück des griechischen Sonnenmythus verbirgt, wie sich die unverkennbaren Spuren einer solchen deutschen Göttersage in unserem Nationalepos, den Nibelungen, verrathen.

Eine griechische Sage ist es auch, nach welcher die Nacht dem befruchtenden Winde das Ur-Ei gebar, aus dem Eros mit goldenen Flügeln hervorflatterte. Eros war indessen nicht nur der Gott der Liebe, sondern auch, worauf hier durch die goldenen Flügel hingewiesen wird, der Gott des jungen Lichtes. Einem solchen Lichtei begegnen wir auch in der indischen Schöpfungssage. Es heißt in derselben, daß zu Anfang ein goldenes Ei auf dem Wasser schwamm. Für dieses Ei giebt Kuhn wohl mit vollem Rechte die Erklärung, daß darunter die Sonne gemeint sei, weil sie, ehe es voller Tag wird, ehe die Schöpfung beginnt, einer im Nebel schwimmenden Goldkugel gleicht.

Danach wird es nicht schwer fallen die goldgelbe Kugel zu deuten, welche man auf einem bekannten Symbol von zwei Schlangen gehalten findet. Ebenso wird das Ei, welches auf ägyptischen Bildwerken zwischen zwei Drachen dargestellt wird, nichts Anderes als die Sonne, und zwar die Frühlingssonne, bedeuten können.

Aus Aegypten stammt auch die Sage von dem Phönix, welcher sich von Zeit zu Zeit in dem Heiligthum des Helios (der Sonne) selbst verbrennt. Sein Gefieder ist roth und golden. Aus seiner Asche entsteht ein schwarzer Wurm, der dann wieder zum Phönix wird. Einige erzählen auch, daß der junge Phönix die Asche des alten in dem Sonnentempel in einer Eierschale bestattet. Nach Andern wird der Phönix in einer Eierschale verbrannt. — Was ist dieser stets wiederkehrende Phönix als die Sonne, die sich täglich in der Abendröthe selbst zu verbrennen scheint? Da dieser Phönix aus der Asche des alten entsteht und diese nach den Einen in einer Eierschale bestattet wird, so ist es natürlich daß er auch wieder aus der Eierschale ausschlüpfen muß, und dann wäre er gleichbedeutend mit dem goldgeflügelten Eros, der aus dem Ur-Ei hervorgeht. Nach Anderen wird die Asche des alten Phönix, aus der sich der neue entpuppt, zu einem schwarzen Wurm. Diesem schwarzen Wurm dürfte indessen nicht nur die Bedeutung der Nacht, oder im weiten Sinne der todten Jahreszeit unterliegen. Zu diesem Schlusse berechtigen die verwandten nordischen Sagen, die freilich an Formschönheit den griechischen nachstehen, dafür sie aber meistens an Tiefsinn übertreffen.

Zunächst mit dem Wurm als Symbol der Nacht und des Winters auf gleicher Stufe steht der Frosch, welcher dem Königskinde den Ball aus dem Brunnen heraufbringt, dann die Kröte, von der oft wiederkehrende Sagen berichten, daß in ihrem Kopfe ein strahlendes Juwel verborgen sei. Einen weitern Sinn erhält aber dieses Symbol, wenn man den schwarzen Wurm zu den Schlangen hält, die sich überall, wo dieselben in Märchen und Sagen — oft als verzauberte Königstöchter — auftreten, als die unterirdisch wirksame Lebenskraft im Winter erklären lassen. Mit dem Drachen haben sie aber dies gemein, daß sie gleichfalls unterirdische Schätze hüten, deren Bedeutung uns bereits bekannt ist.

Aus dieser unterirdisch wirksamen Lebenskraft geht die Frühlingssonne hervor. Darum heißt es auch, die Schlangen schaffen die Sonne. So heißt es nach einer keltischen Sage, welche Eckermann in seinem „Lehrbuch der Religionsgeschichte" mittheilt: „Jährlich am 13. Mai versammeln sich die Schlangen, Vipern und Nattern in der Sologne zu einem einzigen Stück in der Weise, daß die ganze Masse ein Band bildet, größer als eine Sichel. Wenn sie sich also an den Ufern eines zwischen Jouy und Ardon gelegenen Teiches versammelt haben, so arbeiten sie gemeinschaftlich an der Bildung eines großen Diamanten. Jedes dieser Thiere speit eine Art Flüssigkeit aus, welche sehr glänzend ist; aus dieser wird der Diamant von zwei Schlangen geknetet und von allen polirt."

Diese Sage erklärt vollends jenes Symbol der beiden Schlangen, welche eine goldgelbe Kugel zwischen sich halten. Unter dem Diamanten aber die Sonne zu verstehen, kann um so weniger beanstandet werden, als dieselbe von den alt-niederdeutschen Dichtern als Gemme oder Edelstein des Himmels „gimsteino himins" bezeichnet wird. Es ist dies nur eine weitere Entwickelung jener den Parsen, Aegyptern, Griechen und Germanen gemeinschaftlichen Auffassung der Sonne als Auge ihres höchsten Gottes.

Aber nicht immer erzeugen die Schlangen den Sonnendiamanten, welcher mit dem Edelstein in dem Kopf der Kröte gleichbedeutend ist. Oft tragen ihn die Schlangen auch in Gestalt einer Krone auf dem Haupte, und von dem Schlangenkönig der Esthen, dem Usikuningas, wird gesagt, daß ihm die Unterirdischen seine Krone geschmiedet haben. Der blendende Glanz dieser Krone lockt sämmtliche Schlangen heran, daß sie um ihn ein Knäuel von der Höhe eines großen Heuschobers bilden, aus welchem das Haupt des Königs gleich der Sonne hervorleuchtet. Am Markustage,

dem 25. April, sitzt er auf einem „Himpel" und hält Rathsversammlung.

Auch in dieser, wie in der zuvorerwähnten keltischen Sage wird ausdrücklich durch das Datum auf den Frühling hingewiesen. Indessen ist es klar, daß die Bedeutung der Schlange als die im Winter unterirdisch thätige Lebenskraft hier nicht mehr vollkommen zutrifft. Diese Lebenskraft ist im Frühling entbunden an das Licht getreten, und so wird sich auch jener Begriff erweitern müssen. Diese Erweiterung liegt in der altmythologischen Vorstellung, welche das Fruchtbare mit dem Furchtbaren verbindend, in den Schlangen und Drachen Blitz und Gewitter sich denkt. Fast alle Völker kennen einen solchen von Blitzesschlangen umwundenen Gewitterschlangenkönig, möge er Ulfikuningas, wie bei den Esthen, oder Typhon oder Basilisk heißen, dessen schrecklich funkelnder Blick tödtet. Und diese Blitze durchdringen das letzte Dunkel, in welches die Zeit die Ostereier gehüllt hat.

Zunächst heißt es von dem Basilisken, daß er aus einem Ei hervorgehe, welches ein schwarzer siebenjähriger Hahn in warmen Mist legt und welches von der Hitze ausgebrütet wird. Das Alter des Hahns deutet auf die sieben dunkeln Wintermonate, während welcher die Sonne verborgen ist, bis dann im Frühling, wo sie wieder zur Kraft gelangt ist, das Gewitter aus ihr wie aus einem Ei ausschlüpft.

Aehnliches erzählt Eckermann von dem Oeuf cadrillo de Soraine. Ein Hahn hat es gelegt. Es birgt eine Schlange in sich, welche durch Sonnenhitze und Dampf ausgebrütet wird. Der Blick dieser Schlange ist tödtlich. Wird sie aber zuerst angeschaut, so muß sie sterben.

In diesen beiden Sagen entstehen die Gewitter unmittelbar aus dem Sonnenei. Gutes und Böses schlummert in demselben Wesen, und eines kann ohne das andere nicht zur Erscheinung kommen. Wie furchtbar indessen auch die Gewitter den Menschen schrecken; die Frühlingsgewitter gelten als Vorbedeutung eines fruchtbaren Jahres und sind als solche willkommen.

Nach einer griechischen Sage hat dagegen der Schlangenkönig sein besonderes Ei. Dort erhält Here, die immer wieder zur Jungfrau werdende Gemahlin des Zeus, die Königin der Erde, von Kronos zwei Eier, welche sie auf seinen Befehl unter der Erde verbirgt, und das eine giebt dem Gewitterdrachen Typhon das Dasein. Die Gewitter aber dachte man sich von Westen aufsteigend, wie die Sonne von Osten.

Aus dieser Lichtpforte tritt nun im April die aus langem Winterschlaf erwachte Göttin Ostara uns hold entgegen, in der Hand das Ei als Symbol der Frühlingssonne, in dem alle Keime des Lebens und der Fruchtbarkeit enthalten sind. Der schwarze siebenjährige Winterhahn hat es gelegt; strahlend erhebt es sich im Osten, und das ganze bisher gebundene Leben schlüpft aus und entfaltet sich.

Robert Schweichel.

Belgien.

Der Kampf zwischen Staat und Kirche.

I.

Die Ultramontanen und die Liberalen.

Das kleine Königreich Belgien, welches man den constitutionellen Musterstaat genannt hat, ist wegen seiner in mancher Hinsicht beneidenswerthen politischen Entwickelung oft mit dem großen Staatswesen des stolzen Alt-Englands verglichen worden. Obgleich wir durch den Besitz eines ausgezeichneten Details wider einige allzu günstige Vorurtheile über belgische Zustände gewaffnet sind, müssen wir doch, der strengsten Wahrheit gemäß, anerkennen, daß Belgiens Verfassungsleben insofern dem englischen an die Seite gestellt werden darf, als es die praktische Ausführbarkeit und Wohlthätigkeit des parlamentarischen Regierungssystems energisch bezeugen hilft. Vieles zwar, was wir bewundern, ist auf Rechnung der ruhmvollen Weisheit des Königs Leopold gesetzt worden, und man thäte bitter Unrecht, wenn man diesen Ruhm verkleinern wollte. Allein der persönliche Antheil des Herrschers an dem sichern, geregelten Gang der constitutionellen Staatsmaschine schwächt doch andererseits auch die selbständige Bedeutung und innere Kraft des Parlamentarismus nicht im Geringsten ab. Denn es ist ja keineswegs das Wesen des constitutionellen Königs, ein Schattenkönig zu sein. Das organische Ineinandergreifen der Staatsgewalten erheischt vielmehr gebieterisch, daß jedes Glied am Körper der Staatsleitung seine Schuldigkeit thue, also das Königthum so gut wie der Richter und der Volksvertreter, nur daß eben das Königthum nicht als der einzige Faktor der Entscheidung dasteht.*) Neben der edlen Greisengestalt Leopolds I. wird die dankbare Nachwelt die mit Bürgerkronen geschmückten Häupter eines Charles Rogier, Henri de Brouckère, und eines Vicomte Vilain XIV. erblicken, und es wird zur bleibenden Ehre Belgiens gereichen, daß die Nation ihre Freiheit ihrem unabhängigen Gemeinsinn verdankte und daß sie ihren Fürsten bei dem Werke der Festigung dieser von ihr selbst begründeten Freiheit mannhaft und maßvoll zu unterstützen verstand.

In der That, England und Belgien haben wirklich constitutionelle Verfassungen; weder hier noch dort ist die parlamentarische Selbstbestimmung des Volkes ein Schein- und Schattenbild. Belgien könnte sogar, vermöge seiner gerechteren Abwägung der Gleichheitsansprüche, d. h. des demokratischen Elements, welches jeder vernünftig eingerichtete Staat jedweder Form in sich schließt, ein Fortschritt über England hinaus genannt werden. In Belgien ist das Wahlrecht kein Privilegium, das Kastenwesen bis auf harmlose Titel ganz abgeschafft. Alle Poren und Adern der Gesellschaft haben die Begriffe der modernen Weltanschauung, wenigstens von Amtswegen, aufgenommen: Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Lehr- und Lernfreiheit, Freiheit der Presse, der Gewerbe, der Vereine, der Versammlungen, parlamentarische Selbstregierung und Selbstbesteuerung, provinzielle und lokale Selbstverwaltung, Unabhängigkeit des Richterstuhls von höheren und niederen Einflüssen, Trennung der Justiz von der Verwaltung, effektive Verantwortlichkeit aller Organe der Verwaltung, insbesondere der den Kammern haftbaren Staatsminister, gesetzliche Einordnung der bewaffneten Macht in das bürgerliche Gemeinwesen: kurz, was der moderne Genius immer erdenken mochte zur Sicherstellung der Rechte sowohl des Einzelnen als der neutralen Gesammtheit, ist durch die Verfassung vom 7. Februar 1831 verbrieft und durch eine Reihe gediegener Ausführungsgesetze bestätigt

*) In dieser Beziehung erinnern wir an den wahrhaft mustergebenden constitutionellen Brief, welchen König Leopold im Juni 1857 an den belgischen Ministerrath bei Gelegenheit des „Gesetzes über die Wohlthätigkeits-Anstalten" gerichtet, in dem er so schlagend auseinandersetzt, daß jede politische Maßregel, die den Zweck hat, oder zu haben scheint, die Suprematie einer Partei-Meinung über die andere zu fixiren, durchaus vermieden werden müsse, denn nichts sei gefährlicher für eine Regierung, als diese Tendenz. D. R.

werden. Auf dem Papier nicht allein, sondern selbst auf den ersten unmittelbaren Anblick sieht Belgien unendlich viel liberaler als England aus.

Und dennoch besteht ein weitgreifender Unterschied, der nicht gerade zu Gunsten des kontinentalen Musterstaates ausfällt. Das Unfertige der politischen Zustände des Festlandes und der sozialen Europa's überhaupt erkennt man auch an der belgischen Entwickelung wieder und nach einer bestimmten Richtung hin sogar in furchtbar greller Schattirung. Die Gegensätze der englischen Tories, alten und neuen Whigs, der Liberalen und Radikal-Reformers, der Protectionisten und Chartisten sind lange nicht so scharf und schneidig, wie der Eine, fundamentale Hauptgegensatz des belgischen Staatslebens, der zwischen den klerikalen Katholiken, d. h. den Ultramontanen, und den Liberalen. Priesterpartei und moderne Staatsbürgerpartei befehden sich hier. Eine alte Welt des traditionellen Glaubens und eine neue Welt des Forschens und Wissens treten hart an einander in die Schranken. Von Vermittelung nirgends eine Spur. Der belgische Klerus erhebt Ansprüche, welche, wie wir bald erkennen werden, das Dasein der Staatsgewalt in Frage stellen; der belgische Liberalismus läuft an seinen Spitzen zu Strebungen aus, denen das Christenthum ein überwundener Standpunkt! Während man im Lager der Ultramontanen auf die Wiederherstellung der Kirche des Mittelalters und auf die Herrschaft derselben über den Staat hinarbeitet, ist namentlich durch die für Belgien verhängnißvolle Einmischung der Freimaurerei in die Tagespolitik eine eigenthümliche Form des religiösen Freisinns zur Geltung gekommen, welcher die „religion civile", der nüchterne Gedanke des sonst so genialen Rousseau, d. h. eine knappe Summe von Moralregeln, den Staatsbedürfnissen angepaßt, eine Staats-Humanitäts-Religion", das Ideal der Wünsche ist. Sagen wir, daß ein hocherleuchteter Geist, von der Wissensfülle und Seelentiefe eines Laurent, am Schlusse des dritten Theiles seines merkwürdigen Werkes: L'Eglise et L'Etat*) die Civilreligion Rousseau's lebhaft in Schutz nimmt und für Gegenwart und Zukunft anempfiehlt, so brauchen wir die Sachlage nicht schärfer zu kennzeichnen. Uns Deutschen ist klar, daß die verschiedenen Kulturzweige wie Kunst, Religion, Wissenschaft, Gewerbthätigkeit, nicht dem Staate zu Liebe, sondern um ihrer selbst willen, oder besser, für den Gesammtzweck der Menschheit auf Erden sind; wir haben kein Verständniß für jene Ueberspannung der Staatsidee. Aber das sehen wir wohl, wie unleidlich der belgische Priesterglaube sich geberdet haben muß, wenn Rousseau's magere Civilreligion (die bloß im Interesse der sogenannten „Staatsmoral" und der jeder Rechtspflege unentbehrlichen Eidestreue und bona fides formulirt ist) einem philosophisch gebildeten Kulturhistoriker von internationalem Horizont als die Panacee der sozialen Ethik erscheinen konnte. Auch der offene politische Parteikampf des Freimaurerordens gegen den Jesuitismus wirft ein drastisches Licht auf den belgischen Zwiespalt. Bekanntlich haben deutsche Freimaurerlogen, z. B. die des Sprengels der National-Mutterloge (Johannislogen) und von Royal-York (die Schottenlogen) in Preußen, das Verfahren des Grand Orient belge offiziell gemißbilligt. Diese Erklärung war, wie wir glauben, ein Fehlgriff! Denn mag sein politisches Eingreifen dem belgischen Freimaurerthum seine friedliche Kulturaufgabe erschwert haben, so war doch gemäß der großen Noth der Umstände sein Verhalten wenigstens in hohem Grade entschuldbar. Mußte nicht das feierliche désaveu bei den belgischen Brüdern den Verdacht des deutschen Servilismus erregen? Vollends aber war der Trompetenstoß des „Inneren Orients von Schweden" sehr unangebracht! Die schwedischen Maurer hätten, bevor sie ihren Bruch mit den belgischen allen Zeitungen anvertrauten, gefälligst erwägen sollen, wie dereinst ihre Vorgänger an Gustav III. und an Gustav IV. Adolph (nämlich unter den Auspicien ihres Großmeisters, des Herzogs Karl von Södermanland, späteren Königs Karl XIII.) gehandelt haben! War das etwa nicht politisch?

Wo ein Parteikampf in solcher Weise entbrannt ist, wie der belgische, werden alle religiösen Gegensätze politisch und alle politischen schlagen in religiöse um. Das Streitverhältniß ist kein Zwiespalt mehr, keine ruhige Verhandlung: es ist ein Abgrund, aus dem Schwefeldämpfe emporsteigen! Von der Schroffheit dieser Feindschaft ein merkwürdiges Beispiel. Im vorigen Winter stirbt der liberale Präsident der Repräsentantenkammer, Herr Verhaegen, selbstverständlich eines der vornehmsten Häupter seiner Partei, zugleich ein hochgestellter Freimaurer. Er, der treue Anhänger aufgeklärter Prinzipien, hat das empfindliche Unglück, daß seine Kinder zum Ultramontanismus hinneigen. Als seine Herbstfahrt über den Mont Cénis (irre ich nicht: zur Einweihung der Mailänder Freimaurerloge) ihm die Lebenskraft raubt, erläßt er ein Testament, welches zur bei weitem größeren Portion die freie Universität von Brüssel und die milden Stiftungen des Freimaurer-Ordens, dagegen seine Kinder nur mit einem geringen Bruchtheil seines Vermögens bedenkt. Während er dem Todeskampfe entgegengeht, wollen die Kinder Kerzen anzünden und ein Cruzifix aufstellen; diese katholischen Ceremonien empören den Sterbenden so, daß er nach seinem Pistolenkasten verlangt, noch hart an der Schwelle des Grabes mit einem Selbstmorde und außerdem mit gänzlicher Enterbung droht, falls die katholischen Gebräuche nicht augenblicklich eingestellt würden. So stirbt er denn als Bürger eines stockkatholischen Landes ohne Priesterbeistand und Sakramente; sein Begräbniß wird eine großartige Kundgebung aller Liberalen der Hauptstadt, vom Minister bis zum armen Studenten, und anstatt des geistlichen Gepränges geleitet ihn die reiche Entfaltung der freimaurerischen Ordenstracht. Dieser Tod des berühmten Verhaegen (eines Pächtersohnes aus der Umgegend von Brüssel) war eine Fackel, über dem Gemälde der belgischen Parteischlacht entzündet!

Aber wo, wird man fragen, liegt der reale Grund der ungeheuren sozialen Zerrissenheit? Die Antwort ist nicht gar schwer. Belgien büßt seine religiöse Vergangenheit, den einseitigen Sieg des Katholizismus über alle anderen religiösen Elemente. Es giebt fast nur Eine Kirche in Belgien und das ist diejenige, welche kraft ihrer ganzen Organisation am meisten mit dem Staatswesen konkurrirt und konkurriren muß. Daher endlose Schwierigkeiten wegen der Stellung zum Staate. Die einfachste Lösung derselben schien die auf Lamennais' Anregung vom belgischen Klerus geforderte „Trennung der Kirche vom Staate!" Im Congresse von 1830 wurde sie nicht allein von der dichten Schaar der Abbé's als die freisinnigste Maßregel in den Himmel gehoben, sondern auch von den liberalen „Unionisten", unvorsichtigen, patriotischen Schwärmern, mit großem Aufwand von „Fortschrittlichkeit" gebührend vertheidigt. Wir erwähnten einst in diesen Blättern („Magazin" Nr. 33 vom 14. Aug. 1861, Artikel: „Kirchliche Zustände Belgiens") den idealistischen Ausruf des Baron Nothomb (des älteren der beiden staats-

*) L'Eglise et L'Etat. Troisième Partie: La Révolution. Par F. Laurent, Professeur à l'Université de Gand. Bruxelles, 1862. Malines, Cans. 1 vol. gr. 8vo. de 564 pages.

männischen Brüder): „Es giebt nicht mehr Beziehung zwischen Staat und Religion als zwischen Staat und Geometrie." Er forderte, gerade wie Monseigneur Broglie, Erzbischof von Mecheln, „die absolute Trennung der beiden Gewalten" und schloß seinen Vortrag mit mächtiger Emphase: „Ich endige, indem ich wiederhole, daß uns eine ehrenvolle Initiative zu ergreifen gegeben ist. Welches auch das Loos sei, das uns die Zukunft vorbehalten, wenn wir auch nur zum Vorübergehen bestimmt sind, bezeichnen wir unsere Bahn durch ein großes Prinzip, verkündigen wir die Trennung der beiden Gewalten und geben ein Beispiel, welches nicht ohne Einfluß auf die europäische Gesittung bleiben wird!" Das machte Eindruck. Vergebens erklärte der würdige Rechtskenner Defacqz: „Die weltliche Macht muß die geistliche absorbiren, weil das bürgerliche Gesetz, da es im Interesse Aller gemacht ist, über dasjenige, das nur im Interesse Einiger besteht, das Uebergewicht haben muß," und vergebens ließ Camille de Smet die Katholiken die herbe Wahrheit hören: „In allen Ländern hat es stets eine bürgerliche Gesellschaft gegeben; diese Gesellschaft stand fast immer auf der Höhe der politischen Bedürfnisse des Volkes, war in allen Ländern und zu allen Zeiten Schirmerin der Rechte eines Jeden. Nicht so war es mit der religiösen Gesellschaft; diese war hin und wieder lächerlich, unsinnig, barbarisch: sie ist es Ihrer Ansicht nach in Konstantinopel, in Hindostan; in Konstantinopel, in Hindostan spricht man ebenso von der katholischen, apostolischen, römischen Religion!" — „Die Freiheit ist hier nur eine Maske, Ihre Partei ist überall, wo sie geherrscht hat, Unterdrückerin gewesen. Niemals werde ich darein willigen, Ketten anlegen zu helfen, die uns im Namen der Freiheit angetragen werden. Fürchten wir, daß man uns eines Tages sage: sie hatten Augen, um nicht zu sehen!" Aber die Männer mit offenen Augen, die Henri de Brouckère, die Defacqz, die de Smet, d. h.: die ganze Hauptmacht der liberalen Partei wurde überstimmt: 111 katholische und unionistische Stimmen entschieden gegen 59 altliberale für die Trennung der Kirche vom Staat! (Artikel 16 der Constitution). Mit genauer Noth wurde noch die Civilehe gerettet: so vertrauensselig war man den vom „göttlichen Recht geheiligten" Ansprüchen des Clerus gegenüber. Wahrlich, ein paradiesischer Zustand schien für die Kirche aufzublühen, schier Alles wurde aus dem Vollen gespendet, die uneingeschränkteste Selbstregierung und Selbstverwaltung der kirchlichen Organe, jede Einmischung des Staates abgeschnitten und diesem weiter nichts erlaubt, als — den Klerus zu besolden! (Artikel 14 und 16 der Constitution im Vergleich zu Artikel 117). Ja, es wurde in allen Ländern Europa's zur Losung der ultramontanen Wünsche: „Der Kirche die Freiheit wie in Belgien!"

War jetzt nicht die gesegnete Stunde des Endes allen Haders gekommen? Waren jetzt nicht die beiden Schwerter, welche Gott gesetzt, auf immer endgültig versöhnt? Nein, keineswegs! Gerade das Gegentheil von den enthusiastischen Erwartungen der „liberalen Union" traf ein: jetzt erst fing der Kampf so recht an! Ein wilder, glühender Kampf!

Wir werden im Folgenden sehen, wie er bis zur Stunde geführt wird. Trauttwein v. Belle.

Frankreich.

Die Arbeiterdichtung in Frankreich.*)

Es giebt ein Lied von Béranger, in dem er sein bekanntes Bonmot, daß die Juli-Revolution Karl den Zehnten und die Chansons entthront habe, widerrief und im Hinblick auf die Errichtung des Orleans-Thrones, die Wiederherstellung der erblichen Pairskammer und andre Reaktionsmaßregeln jeden Vers mit dem Refrain schloß:

Chanson, reprend ta couronne!
Messieurs, grand merci!

Der Aufruf des großen Chansonniers fand den lebhaftesten Widerhall, besonders unter denen, die mit ihm das Gefühl der Enttäuschung über die Erfolge der Julitage theilten. Das Lied behielt nicht nur seine Bedeutung als Parteiwaffe und Parteilosung in dem politischen Tageskampfe, es drang in die Schichten der arbeitenden Bevölkerung und wurde bald in ihrem Munde zum Ausdruck aller ihrer Wünsche und Hoffnungen, vor Allem ihres Strebens nach Umänderung ihrer sozialen Stellung. Jene verhängnißvollen Lehren, die gerade im ersten Jahrzehnd des Bürgerkönigthums rücksichtslos unter die Massen geschleudert wurden, gaben den Hauptinhalt für die Poesie des Proletariats; die soziale Frage schuf ebenso zahlreiche Chansons, als es je eine politische gethan. Es entstanden Vereine, Sängerbündnisse; in den Café's und den Weinhäusern organisirte sich der Gesang; ein seltsames Gegenstück der Meistersängerschulen des Mittelalters lebte inmitten des Tobens und Treibens der Weltstadt auf. Wenn man, sagt der Herausgeber der vorliegenden Sammlung, in den Faubourgs das Lokal eines marchand de vin betrat und sich mühsam in die Gaststube hineingedrängt hatte, traf man gewöhnlich sechs bis acht Männer, welche sich an der Ecke eines Holztisches das neueste Lied einübten, die Melodie leise vor sich hinsummend. Plötzlich erscholl ein „Silence"! und die Sänger trugen mit festem Tone ihr Chanson vor, während die Anwesenden laut in den Refrain oder die Chorstrophe mit einstimmten. So wurden diese Lieder bekannt und verbreiteten sich oft in einem oder zwei Tagen durch ganz Paris. Natürlich kamen bei diesen Verbindungen auch Heiterkeit, Frohsinn und Geselligkeit zu ihrem Rechte. Schon die Namen, deren uns der Herausgeber eine Anzahl bewahrt hat, deuten darauf hin, daß der muntere Kneipenton, den Béranger's Muse so anmuthig anzustimmen gewußt, auch unter den Sängern des Proletariats fortlebte. Da sind „Höllengeister" und „Kneipfische", „Templer" und „Troubadours", „Schäfer von Syrakus" und „Phöbuskinder" und eine Menge anderer, oft sehr ephemerer Vereinigungen, denen es denn auch nicht an dem gebührenden Apparate von Präsidenten, Vicepräsidenten, Ehrenmitgliedern u. s. w. gebrach. Einige dieser Vereine hatten größeren Ruf und längeren Bestand; unter ihnen zeichnete sich besonders die „Lice chansonnière" aus, die während ihrer dreizehnjährigen Existenz zwölf Jahrgänge ihres Albums mit Dichtungen der Mitglieder veröffentlichte. Andere wieder, von kürzerer Dauer, gaben ihre Produktionen in

*) Die Arbeiterdichtung in Frankreich. Ausgewählte Lieder französischer Proletarier. In den Versmaßen der Originale übersetzt und mit biographisch-historischer Einleitung versehen; nebst einem Anhange Victor Hugo'scher Zeitgedichte. Von Adolph Strodtmann. Hamburg, Jean Paul Friedrich Eugen Richter. LV und 234 S.

kleinen Heften heraus, die meist zu sehr billigen Preisen mitunter massenhaft verkauft wurden. Auch gab es Volksdichter, die, im Vertrauen auf die eigene Kraft, ihre Lieder, ohne sich einem jener Verbände anzuschließen, selbst unter das Volk brachten, gewöhnlich ebenfalls in kleinen Heften, denen häufig die selbstgefundenen Melodieen beigegeben waren. Von einem der hervorragendsten dieser Poeten, dessen Lieder übrigens auch früher schon zum Theil durch Uebersetzungen von Freiligrath und Alfr. Meißner Verbreitung in Deutschland gefunden haben, von Pierre Dupont, erzählt der Herausgeber eine anziehende Anekdote. Dupont hatte sich im Anfange der vierziger Jahre mit zwei jungen Musikern befreundet, deren Kompositionen ihnen später einen viel verbreiteten Namen gemacht haben, mit Gounod und Parisot. Eines Tages hörte Gounod seinen Freund singen und war erstaunt über dessen wohlklingende Stimme, die den leidenschaftlichsten wie den seelenvollsten Rhythmen mit gleicher Wärme gerecht ward. „Wo hast du singen gelernt," frug Gounod. „Ich weiß es nicht." „du scherzest." „Nein, wahrhaftig, ich habe niemals singen gelernt." „Sonderbar! Und was ist das für eine Melodie?" „Ich habe sie heut Morgen zu einem meiner Lieder erdacht." „Unmöglich! Und du hättest nie Musikunterricht genossen?" „Niemals." „Lieber Freund, du hast da ein wunderbares Motiv erfunden. Singe mir noch einmal das Lied." Gounod ergriff eine Feder und notirte die Melodie, welche Dupont ihm vorsang. Dann spielte er sie auf dem Klavier und betrachtete seinen Freund mit erschrockener Miene. „Ohne Musikunterricht!" rief er aus. „Wenn du Generalbaß studirst, wirst du uns alle übertreffen." „Beruhige dich," lächelte Dupont, „ich werde niemals Generalbaß studiren, ich würde doch nichts Tüchtiges leisten." „Versprich mir wenigstens, wenn dir künftig eine musikalische Idee einfällt, sie dir zu merken, damit ich oder Parisot sie notire." Das versprach Dupont. Einige Tage nachher schlenderte er eines Morgens auf der Straße von Poissy, als ihm eine Heerde feister Landochsen begegnete, die ohne Zweifel zum Schlachthause getrieben ward. Der Anblick der prächtigen Thiere inspirirte ihn zu einem Gedichte, dessen einfach trübe Melodie er sofort vor sich hin summte. Getreu seinem Versprechen, besuchte er Gounod und sang ihm die Verse vor. Der Komponist war außer sich vor Entzücken. Wenige Jahre nachher sang man in den Variétés und bald in Paris das Lied „die Ochsen" mit jenem harmlosen Refrain:

Ach, müßt' ich sie verkaufen,
Eh'r wollt' ich gleich versaufen;
Wohl lieb ich sehr mein Weib, doch schüfe größ're Noth
Der ihre nicht mir, als der Ochsen Tod.

Ein anderer hervorragender Dichter des Proletariats ist der Nähkasten-Arbeiter Gustav Leroy, dessen Lieder neben denen Pierre Duponts am häufigsten in der vorliegenden Sammlung wiederkehren und sich durch eine besondere Melancholie und Innigkeit der Empfindung auszeichnen.

Die Zahl dieser Dichter des Volks ist natürlich sehr groß. Herr Strodtmann versichert, allein handschriftlich über 5000 Chansons von mehr als 400 Verfassern zu besitzen, und er zählt mehrere Sammlungen auf, in denen die besten Lieder der vorzüglichsten und namhaftesten Sänger dieser Klasse zusammen erschienen sind.*)

*) Meist in der libraire chansonnière von Durand. Z. B. La voix du peuple, von August Lonel, 1848; oder die Poésies sociales des ouvriers, herausgegeben von Olind Rodrigues, Paris bei Paulin, 1841. Zu erwähnen sind auch die échos de la rue und die voix d'en bas, von dem Schuhmacher Savinien Lapointe, beide Paris bei Michel, 1850.

Man kann das Buch, das etwa hundert dieser Gesänge der französischen Arbeiter nunmehr zu uns Deutschen bringt, nicht ohne Wehmuth durchblättern. Zwar sind, wenn von den wenigen „Zeitgedichten", die der Anhang bringt (darunter den bekannten lion du quartier Latin), abgesehen wird, ein Dutzend Jahre seit dem Entstehen des jüngsten dieser Lieder verflossen, und man muß sich erst hineinlesen, um das Gefühl des Veraltetseins zu überwinden. Viele von ihnen haben auch in der That das Interesse, das sie zu jener Zeit erregten, unwiederbringlich eingebüßt, ohne daß ihnen selbst der Werth historischer Erinnerungen beiwohnte. Poetischen Werth wird man billiger Weise nur in bescheidenem Maße bei ihnen voraussetzen, und diese Erwartung wird selten übertroffen, nicht selten getäuscht. Aber wie sie da sind, halb vergessen, rauh, oft ungelenk und meist überschwenglich in Inhalt und Form, sind sie doch ein wehmüthiges Denkmal der stürmischen Wünsche und der hochfliegenden Hoffnungen, welche Jahrzehnde hindurch in den Herzen von Hunderttausenden pulsirt haben und welche durch Gott weiß es was für harte Enttäuschungen zu Boden geschlagen worden sind.

Der Herausgeber nennt sie ein Zeugniß des Bildungsdranges, der die Arbeitermassen von Frankreich und besonders von Paris durchdringt; er findet in ihnen nicht Haß, noch Rache, sondern nur das Gefühl der Unsittlichkeit und Ungerechtigkeit der heutigen Gesellschaftsform, nur human die Forderungen, die in ihnen oft so stürmisch aufschreien. — Gewiß, es steht schlimm um den, der theilnahmlos sich von der Noth abwenden kann, die aus ihnen redet, am grellsten da, wo sie sich in den Ton des Humors zu zwängen versucht. Auch wird man nicht leicht in Abrede stellen, daß, in den meisten Fällen wenigstens, ein wahrhaftes und echtes Gefühl in ihnen den Ausdruck sucht, und Ehre jedem Streben nach Höherem, das aus dem Staube der Werkstatt sich emporringt! Aber mehr als von dem Bildungsdrange, der Gerechtigkeit und der Humanität der Arbeiter von Paris legen diese Lieder Zeugniß ab von den Verführungen, denen sie in den dreißiger und vierziger Jahren durch die Lehren ihrer vermeintlichen Helfer und Heilande ausgesetzt waren, und von der Begier, mit denen sie diesen falschen Propheten blindlings in das eigene Verderben gefolgt sind.

Ja, es waren falsche Propheten, damals wie jetzt, die den Arbeiter lehrten, daß der Reiche sein Feind sei, die ihn zum Hasse gegen die Besitzenden entflammten, die ihm die einschmeichelnde und eitle Selbstüberschätzung, daß nur die Handarbeit nothwendig, nützlich, ehrlich sei, beibrachten! Volksverführer waren sie, die den Handarbeiter, ihn, den Arbeitsmann, der da, wie es in dem bekannten Liede von Alcide Reynard heißt:

Mit Armen stramm
Verdirbt
Und stirbt
Ein armer Mann,

losrissen von der Masse des Volkes, indem sie ihm vorspiegelten, daß er allein das wahre Volk sei; die ihn feindlich gegenüberstellten dem gebildeten und dem besitzenden, mit Bildung und Besitz nicht minder arbeitenden Theile der Nation. Sie waren es, die diese Arbeiter entfremdeten den bestehenden Zuständen in Staat, Kirche und Gesellschaft, bis sie sich in wahnsinnigem Aufruhr gegen das Bestehende erhoben und unter seinen Trümmern die Möglichkeit der Besserung und Heilung auf lange Zeit begruben.

Wer der Geschichte dieser letzten Jahrzehnde und ihrer Lehren eingedenk ist, kann diese Bände nicht lesen, ohne mit neuer Er-

bitterung an jene altverbrauchten Sophistereien zu denken, durch die man damals in Frankreich dem Arbeiter den Bürger unter dem Ekelnamen der Bourgeoisie erst verächtlich, dann verhaßt gemacht hat, bis beide der eisernen Zuchtruthe des auf ihrer Zwietracht begründeten Empire's verfielen. Beranger läßt nur seinen Vagabunden fragen, ob denn der Arme ein Vaterland hat? Hier in diesen Liedern der Arbeiter klingt der Refrain anders. Da heißt es in der „Sklavenkette" von Pierre Lä Chambeaudie, dessen Fabeln*) die französische Akademie zweimal krönte, zum Volke:

So lange du von Land zu Lande mit Gewimmer
Der Armuth Kette trägst, der Schmähung Sklavenblei,
So lange sprich von Freiheit nimmer,
Denn Armuth, ach, ist Sklaverei!

Da singt Pierre Dupont in dem schönen „Gesange der Arbeiter":

Geschornes Volk, welch Prachtgewand
Läßt sich aus Deiner Wolle weben!

Und es tönt aus seinem Liede vom Brote, das eine traurige Berühmtheit erlangte, jener finstere Klang:

Man hält nicht von den Marmorstufen
Das Volk zurück mit seiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Und so steigert sich die Wuth bis zu jenem Aufschrei in dem Liede der Jacquerie von Raoul Bravard:

Das Blut tritt an der Thränen Stelle,
Und reifen wird im Blut die Welt!

Ist das Gerechtigkeit, Humanität und Bildungsdrang oder ist es die entfesselte Rohheit, aufgestachelt und verblendet durch ein tolles Gemenge von Wahrheit und Lüge, die ins Verderben rennt?

Der Herausgeber begrüßt am Schlusse seiner an hohen Worten nicht armen Einleitung „die französische Arbeiterdichtung als einen verheißungsvollen Boten der Zeit, wo der Proletarier, von dem Drucke der heutigen Gesellschafts-Ordnung erlöst, als gleichberechtigter Bewerber mit den edelsten Geistern der Menschheit um die Palme der Bildung ringen wird."

Wir heißen seine Arbeit willkommen als eine verhängnißvolle Lehre für Diejenigen, welche für einen Augenblick dem Versuche zujauchzten, der auch bei uns die Arbeiter vom Volke zu trennen unternahm, der aber an der gesunden Einsicht unserer Arbeiter auf das Erbärmlichste gescheitert ist. F.

*) Fables de P. L. Neuvième édition. Paris, Pagnerre, 1851. Eine Auswahl von hundert dieser Fabeln ist von Ludwig Pfau (Dessau, Gebrüder Katz, 1856) ins Deutsche übersetzt worden.

England.

Ein Roman aus der englischen Geschichte.

Thomas Otway, von Marie Harrer.

Die romantische Behandlung historischer Stoffe ist eine moderne Liebhaberei der Schriftsteller und der Leser, wenigstens einer großen Mehrzahl. Der erste und glücklichste Bebauer dieses fruchtbaren Feldes war ein so geachteter, verdienstvoller und talentreicher Mann, der edle Sir Walter Scott, daß man seine Nachfolger ob ihres Beginnens nicht zu tadeln vermag. Dennoch ist es unläugbar, daß in neuerer Zeit sehr selten wahrhaft gute historische Romane, weder in England noch in Deutschland, erschienen sind. Entweder sie sind langweilig oder unwahr, meistens auch Beides zugleich!

Die Geschichte wird entstellt und verwässert durch erfundene Liebe und Kabale, die sehr selten etwas Neues zu Tage fördern und im abgedroschenen Kreise ablaufen. Wer historische Kenntnisse hat, wird die meisten neuern Romane dieser Art schnell aus der Hand legen, und wer keine historische Kenntnisse hat, wird auch keine, oder doch nur höchst verwirrte aus der Lektüre gewinnen.

Als eine Ausnahme von dieser Regel können wir jedoch einen neuen Roman aus der englischen Geschichte hervorheben, der aus der Feder einer deutschen Dame geflossen ist: „Der arme Tom", historischer Roman aus der Zeit Karls des Zweiten von England, von Marie Harrer.*)

Der arme Tom ist Thomas Otway, ein armer Poet, dessen Lebensschifflein in der stürmischen Zeit scheiterte, welche Englands festen politischen Zuständen unter den Stuarts vorausging. Die Verfasserin hat nichts an dem Charakter der Geschichte geändert; sie hat treu und gut referirt, was sie aus fleißigen Studien gelernt und beobachtet.

Die historischen Personen spielen zudem nur Nebenrollen, wodurch es erleichtert wird, sie in ihrer wahren Gestalt auftreten zu lassen. Die Geschichte des Helden dieses Romans, Thomas Otway, ist an und für sich eine der Tragödien, in denen der Dichtergeist als gefallener Engel erscheint; je einfacher und wahrer diese ewig neue „alte Geschichte" erzählt wird, je mehr muß sie rühren und ergreifen.

Otway gehört in die Reihe der englischen Klassiker; er erbte noch einen Hauch von Shakspeare's Geist, in dessen Jahrhundert er auch geboren war. Unter seinen dramatischen Arbeiten, die zu ihrer Zeit den größten Erfolg hatten, fand Schiller Vorbilder für seinen „Don Carlos" und „Fiesko's Verschwörung." In der Gegenwart ist er fast unbekannt; nur wer sich mit der Literatur und ihrer Geschichte beschäftigt, kennt seinen Namen. Der flüchtiglesenden Menge denselben vor die Augen zu führen, ist eine Aufgabe, welche Fräulein Marie Harrer sich gestellt und in vollkommenster Weise gelöst hat.

Besonders anziehend ist der Beginn der Lebensgeschichte des Dichters. Die Landpfarre, auf der sein ehrwürdiger Vater Predigten hält und zugleich mit der alten Magd das Heu selbst bearbeitet und die Schweine füttert, wie es seine kleine Pfründe erheischt, ist ein würdiges Seitenstück zu den besten Stellen des berühmten Vicar of Wakefield. Es ist zu bedauern, daß die künstlerische Ruhe und Gestaltungslust im Laufe der Arbeit die Verfasserin verlassen haben; sie geräth, namentlich gegen den Schluß hin, in eine zu große Hast und oberflächliche Behandlung des allerdings immer mehr anwachsenden Stoffes. Nur durch Einfachheit konnte sie denselben bewältigen und anschaulich gestalten; es werden gar zu viele überflüssige Romanfiguren vorgeführt, gerade in dem Augenblick, wo die einfache Wahrheit so unendlich interessant sein würde. Das tragische Lebensende des Dichters, durch Trunk und moralische Versunkenheit herbeigeführt, wird besonders viel zu flüchtig erzählt, während die Nebenfiguren sich breit machen. Dagegen ist es anerkennenswerth, daß durch das fleißige Studium der Ver-

*) Berlin, Otto Janke.

hierin diesem Romane eins der interessantesten Stücke englischer Literaturgeschichte einverleibt worden ist. König Karl II. und seine geistreichen Günstlinge sind mit Wahrheit und Leben vorgeführt.

F. v. H.

Rußland.

Das Geheimniß Rußlands.*)

Ueber Macht und Pläne unseres riesigen Nachbars im Osten ist so viel zum Theil einander Widersprechendes geschrieben, daß wohl Mancher jedes neue Buch, welches den Schleier hinwegzuziehen versucht, mit einigem Mißtrauen zur Hand nehmen dürfte. Uns ging es mit dem vorliegenden ungefähr ebenso, besonders da sein Verfasser selbst hinter einem Schleier sich verbirgt. Je weiter wir aber hineinlasen, desto mehr wurden die Vorzüge dieses Werkes vor vielen ähnlicher Art uns einleuchtend. Der Verfasser, welches auch sein wahrer Name sei, entwickelt tiefe staatsmännische Kenntnisse und keine leidenschaftliche Aufwallung trübt den klaren, ruhigen Gang seiner Betrachtungen. Wir versuchen aus dem sehr reichhaltigen Inhalt des Werkes das Wesentliche zusammen zu fassen.

Das denkwürdige Erscheinen tscherkessischer Abgeordneten in England (1863) bot eine schickliche Veranlassung, die bisherige Nutzlosigkeit des Schwarzen Meeres für Rußland und die unermeßliche Wichtigkeit der Bemeisterung des Kaukasus (in seinem ganzen Umfang) für die Zukunft dieses Staates quellenmäßig und auf überzeugende Weise ins Licht zu stellen. Der Verfasser widerlegt mit siegenden Gründen den gefährlichen Irrthum, als wäre Rußlands unaufhörliches Ringen um diesen Besitz eine Unklugheit, als verzehre es in beständigen fruchtlosen Kämpfen mit den Bergvölkern seine besten Kräfte — ein Irrthum, welchen die Russen selber aus großer Klugheit uns nicht zu benehmen versuchen. Dann belehrt er seine Leser über die unselige Verblendung, welche Sebastopol für die Centralposition der russischen Macht im Süden des Reiches hielt und durch Zerstörung dieser Feste den Russen einen empfindlichen Stoß beizubringen wähnte. Warum hat Rußland jenes mächtige Bollwerk, statt zur Vertheidigung seines Hauptemporiums neben Odessa, weit davon auf die nackten Klippen der Halbinsel Taurien erbaut, wenn nicht zu dem Zwecke, daß künftige Feinde gegen selbiges, das eigentlich nichts vertheidigt, sich werfen möchten, um Leute, Mittel und Zeit fruchtlos hinzuopfern? An dieser eisengepanzerten Faust sollten die Streitkräfte des Feindes eines Tages zerschellen, als für Rußland die Zeit gekommen war, die unerfahrenen Heere Englands und Frankreichs dazu zu benutzen, um die Türkei als deren sogenannte Verbündete niederzuwerfen.“**)

Von wirklichem Nutzen konnte und kann Sebastopol schon darum nicht sein, weil Rußland auf dem Schwarzen Meere weder gegen die Türkei, noch gegen Tscherkessien etwas zu unternehmen im Stande ist. Sehen wir noch ab davon, daß nach übereinstimmendem Urtheil aller Sachkenner dieser Macht in jedem und vorzugsweise im Schwarzen Meere die nautischen Mittel zu einer größeren Unternehmung fehlen: so verbietet ihr schon die Gefährlichkeit der östlichen wie der westlichen Küsten eine solche. Hier kommt die Richtung der Winde und Strömungen nicht minder, als die Gestaltung der Küstenländer in Betracht. Auch angenommen, die Gefahren des Meeres ließen sich überwinden, so bliebe immer die Unmöglichkeit, von der Ostseite her mit Truppen ins Innere einzudringen. Rußland hat selbst in der größten Noth auf diesem Wege seine Zufuhren nicht befördern können; Alles, was es durch das Schwarze Meer erreicht hat, ist die Verproviantirung seiner Posten an der tscherkessischen Küste, die aber, selbst isolirt, für weitere Operationen auf keine Weise ins Gewicht fallen. Die kleinen Besatzungen derselben leben in steter Blokadezustande und müssen immer auf ihre Vertheidigung bedacht sein.

Im Westen ist der kaukasische Isthmus vollkommen unzugänglich und auf dem in steigender Progression versandenden Kaspischen Meere gehört jede größere Unternehmung heutigen Tages zu den Unmöglichkeiten. In der Nähe des Mittelpunktes windet sich der gefahrvolle Paß Wladi e Kawkas (d. i. Beherrsche den Kaukasus!); an der Ostseite ist die schmale „Pforte von Derbend.“*) Bis zu diesen zwei Verbindungswegen mit den Provinzen im Süden gelangt man nach Zurücklegung von 200—300 (engl.) Meilen durch baum- und wasserloses Steppenland. Erst wenn Rußland den Kaukasus in ganzer Ausdehnung überwältigt haben wird, können seine Streitkräfte übers Meer transportirt werden und alsdann hat es bald auf dem gesunden und gebirgigen Theile Kleinasiens festen Fuß gefaßt, und Armeen für einen persischen, wie für einen türkischen Krieg können von Odessa her dorthin und weiter durch Grusien befördert werden. „Dann wird in Batun (Batumi) und nicht in Kokand oder Astrabad die erste Station auf dem Wege nach Indien angelegt.“ Tscherkessien steht der Eroberung Konstantinopels auf der einen und Kalkutta's auf der anderen Seite im Wege.

Der Besitz Georgiens (Grusiens) ist Rußland nur insoweit von Nutzen, als es dadurch in Stand gesetzt wird, den Kaukasus im Rücken anzugreifen. Die Annexion jenes Landes hat der Zar nicht auf militärischem Wege bewirkt, sondern durch Betrug und Heuchelei erschlichen; aber seine Regierungsweise muß die ganze, wenn auch unkriegerische Bevölkerung der transkaukasischen Flachländer dazu bringen, daß sie, ihre schon sehr gemilderten religiösen Antipathien ganz besiegend, den (muselmännischen) Bergvölkern die Hand bietet zur Vernichtung des gemeinsamen Feindes. Schon ein allgemeiner Aufstand der Bergvölker würde Rußlands Heere im Süden mit einem Schlage vernichten; gelänge ihm aber die gründliche Bewältigung Ersterer, so könnte es einerseits auf nie versiegenden Ersatz an tüchtigen Streitern (und zwar ganz in der

*) „Das Geheimniß Rußlands, oder Schlüssel zum Verständniß der neueren Geschichte und Politik.“ Nebst Beilagen, enthaltend Aktenstücke zur Tscherkessischen Frage. Stuttgart, Krämer, 1863. IX und 162 Seiten.

**) Der scharfblickende Mac Neill sagt in seinem Progress of Russia (S. 35): „Seit den frühesten Zeiten, in welchen Rußland an der Politik Europa's Theil nahm, sind dessen Pläne im Orient durch die Unwissenheit gefördert worden, durch welche andere Mächte getäuscht zu Helfern seiner Angriffspolitik geworden sind.“

*) Auf Seite 77, wo der Verfasser den Namen „Kaukasus“ durch „Gebirge der Kasch“ erklärt, macht er zugleich eine Randnote, die wir ihm ob ihrer Abenteuerlichkeit ganz auszustreichen empfohlen hätten. Von einem Volke Kasch wissen weder die Türken noch die Chinesen etwas, und es ist mit nichts zu beweisen, daß die Ersteren jemals Kasch genannt worden, oder daß die Kuthiten (!!) mit ihnen ein Volk gewesen. Auch stammt der Name Cateja, wie die mittelalterlichen Europäer das nördliche China benannten, keineswegs von türkischen, sondern von tungusischen Eroberern dieses Landes. Was für ein Confusionsrath mag in diesen Angaben dem Verfasser als Autorität gedient haben?

Nähe des künftigen Operations-Theaters), andererseits auf nie versiegende Zufuhr rechnen.*)

Man erwarte von der Ausdauer der Tscherkessen nicht das Uebermenschliche. Ihre immer noch frische Begeisterung für den heiligen Krieg wird sich, wenn die Mittel zu Fortsetzung desselben ihnen gänzlich abgeschnitten und sie auf diese Art zu endlicher Unterwerfung gezwungen werden, über kurz oder lang in Leidenschaft für Krieg überhaupt verwandeln, und alsdann hat Rußland für seine weitaussehenden Eroberungspläne das kriegerischste Volk der ganzen Erde zu seiner Verfügung. Verlust der Hoffnung auf Unabhängigkeit und etwaige Einführung einer gemeinsamen Regierung für alle Stämme könnten solch ein Ergebniß herbeiführen.**)

Die Pläne Rußlands sind immer auf Zerstörung gegründet, nur modificirt sich dieses System nach den Umständen. Zerstörung hält seine Macht aufrecht, doch verfährt es dabei nicht unmittelbar. Völker und Staaten sollen durch einander und jeder Staat durch sich selbst zu Grunde gehen. In der Periode Potemkin's operirte man schon gegen den Kaukasus, aber die damalige Politik war von der heutigen verschieden. Die ganze Ländermasse von den Gränzen Posens bis zum Kaspischen See — von Polen, Kleinrussen, Kosaken und Tataren bewohnt — war damals den (Groß-) Russen nur mittelbar unterworfen. Während jener ganzen Periode hatte Rußland in schwere auswärtige Kriege sich verwickelt und jedes der mittelbar unterworfenen Völker konnte zu jeder Zeit, obwohl nur auf eigener Basis, sich empören. So galt es vor Allem, für diese Völker ein günstiges Feld kriegerischer Thätigkeit aufzufinden, aber nicht innerhalb des Staates und auch nicht zu weit entfernt. Dieses Feld bot sich im Kaukasus, wo man den unzuverlässigen Unterthanen unter rühmlichen Formen eine Schlachtbank bereitete.

Nachmals aber und besonders seit dem glücklichen Kriege mit der Türkei (1829) erhielt der Kaukasus für Rußland eine andere und höhere Bedeutung. Man hatte sich russischer Seits überzeugt, daß die Türkei nicht unmittelbar erobert werden könne, daß man sie von Osten, von Grusien, her lähmen und die Kleinasiaten im Rücken bedrohen müsse. Hierin mußte Rußland später noch bestärkt werden durch die auffallende Ueberlegenheit, welche selbst die türkische Landmacht in dem Kriege von 1854 über die russische zeigte.

Bei den (schon alten) Plänen auf Unterwerfung des osmanischen Reiches war und ist nicht bloße Habsucht, sondern und zwar vor Allem die Pflicht der Selbsterhaltung leitender Gedanke und nicht umsonst gebrauchte Pozzo di Borgo den Ausdruck „Gefahren der Zukunft", um die sich entwickelnden Verhältnisse beider Reiche zu bezeichnen. Wenn die Türkei ihre militärische Organisation wieder erlangte, würde die Politik der Pforte nicht ferner durch Drohungen sich bestechen lassen. Bei der ersten entstehenden Streitfrage genügte ein einfacher, an den Hafen-Kapudan von Konstantinopel erlassener Befehl, die russischen Südprovinzen im Innern zu lähmen. Das Ausschließen des russischen Handels vom Bosporus würde, wenn auch nur von kurzer Dauer, ohne einen Flintenschuß die russische Regierung zwingen, jede ihr von der Pforte auferlegte Bedingung anzunehmen, widrigenfalls für den Staat, wie für die Hälfte der Grundbesitzer ein Bankerott ausbräche, der gewiß einen Aufstand aller südlichen Provinzen zur Folge hätte. Nur von Transkaukasien her läßt sich zwischen die Türkei und Persien ein für beide Staaten tödtlicher Keil eintreiben und darum . . .

Der Abzug der Türken von der Ostküste des Schwarzen Meeres setzte Rußland zuerst in den Stand, Tscherkessien von allen Seiten einzuschließen und so die Niederwerfung dieses Volkes unberechenbar wirksamer als durch vieljährige Kämpfe vorzubereiten. Seitdem widersetzt es sich aus allen Kräften und auf jede Gefahr hin allem Verkehre europäischer Völker mit der tscherkessischen Küste, weil dieser Verkehr den Europäern nicht bloß eine weit günstigere Meinung von den Tscherkessen (die man russischer Seits als gemeine Räuber ausschrie) beigebracht hat, sondern auch die nothwendigen Mittel zu Behauptung ihrer Selbständigkeit ihnen verschaffte.*)

Zusammengesetzt aus Männern, die man ob ihrer außerordentlichen Begabung gewählt hatte, erlangte das russische Kabinet jene staunenswerthe und täglich gesteigerte Fähigkeit, die Verhältnisse und Menschen zu beurtheilen und zu benutzen, während bei anderen Kabinetten nicht solche Verhältnisse obwalteten, aus welchen bei einer gegebenen Unterhandlung eine erfolgreiche Konkurrenz mit Rußland hervorgehen konnte; ja es fehlte denselben sogar die Fähigkeit, wahrzunehmen, was Rußland im Begriffe zu thun oder was es anzustreben entschlossen war. Als nothwendige Folge dieser gegenseitigen Lage ergab sich, daß Rußland immer im Stande war, die fremden Kabinette zu Förderung seiner Zwecke selbst dann zu benutzen, wenn diese Kabinette ihm Widerstand zu leisten vermeinten. Dieser Zustand ward, als der Herzog von Wellington sich im Jahre 1835 am Ruder befand, als eine unbestrittene Maxime verkündet. M'Neill, der hervorragende Diplomat, Verfasser des Progress of Russia in the East, schrieb damals im Quarterly Review: „Von dem Augenblicke an, wo eine Macht, welche wir noch als eine barbarische betrachten, in Stand gesetzt wird, sich in die Angelegenheiten Europa's und Asiens einzumischen, sind die Kabinette und Staatsmänner Europa's die Werkzeuge geworden, mit denen dieselbe arbeitet." Um dieselbe Zeit erklärte Lord Ponsonby, der damalige britische Gesandte in der Türkei, daß „Konstantinopel nur unter dem Schutze des Kaukasus athme." Beide drangen auf einen Umschwung der Politik der Unterwürfigkeit mit Beziehung auf Rußland, und wirklich schien England ein Paar Jahre lang demgemäß handeln zu wollen. Hochgestellte und wohlunterrichtete

*) Der noch völlig unabhängige rauhe Landstrich des Kaukasus liefert den Lebensunterhalt für die gesammte gegenwärtige Bevölkerung, welche nichts aus dem Flachlande bezieht, und setzt den kriegführenden Theil in Stand, von der Arbeit der daheim Bleibenden leben zu können. Das übrige Kaukasien besteht aus Ebenen und Landstrichen, welche, obgleich gebirgig und rauh, dennoch von außerordentlicher Fruchtbarkeit sind.

**) Im Jahre 1834 sagte ein Tscherkesse zu einem Fremden, der ihm von der Nothwendigkeit einer gemeinsamen Regierung sprach: „Wir wären dann der Türkei gleich; das ganze Volk würde sich vor Rußland fürchten, während unter uns jetzt kein Kind ist, das Rußland fürchtet."

*) Hätte der (1837 confiszirte) „Vixen" seiner Salzladung sich entledigt, so wäre augenblicklich Tscherkessiens Handel mit der Donau eröffnet worden, und das Bergsalz der Wallachei hätte den Bergvölkern ein Lebensbedürfniß und noch dazu um billigen Preis geliefert. Diese Zufuhr würde zugleich die Gesundheit der gegen Rußland kämpfenden Krieger gestärkt und die Aufbewahrung des Fleisches zu ihrer Verpflegung ermöglicht haben. Wäre der Handel in dieser Weise eröffnet worden, so wäre es ihnen auch möglich gewesen, Schießpulver zu erhalten. Waffen besitzen sie in Menge und von einer nirgends übertroffenen Arbeit; aber es sind noch dieselben Waffen, mit denen sie erobernd dem Schwerte Roms siegreich entgegentraten! Des Feuerrohrs sind sie noch wenig gewohnt. Wie hoch dürfte man wohl den jährlichen Menschenverlust Rußlands anschlagen, wenn einmal die Einfuhr von Salz und Schießpulver ermöglicht ist, dem bald auch das grobe Geschütz nachfolgen würde?

Männer erkannten in Handelsbeziehungen mit Tscherkessien den einzigen Weg zur Rettung der Türkei, Persiens und — Indiens; und das nächste Ergebniß war (1837) die Absendung eines britischen Fahrzeugs an die tscherkessische Küste. Aber dieses Schiff wurde schmählicher Weise den Russen geopfert; es war also England bald in seine frühere Unterwürfigkeit zurückgefallen, nur mit dem Unterschiede, daß es, wie früher Andere, so jetzt, durch Billigung der Konfiskation des „Vixen", sich selber zum Opfer brachte.

Erst mit der Absperrung vom Meere her hat Rußlands Druck dem ganzen tscherkessischen Volke sich fühlbar gemacht; erst seitdem empfanden sie das Bedürfniß, ihre bis dahin gesonderten Stämme zu vereinigen, und empfindliche Sorge für ihren Lebensunterhalt stimmte sie endlich zur Absendung jener Deputation, die nicht aus Diplomaten bestand und nicht an Regierungen, sondern an Könige und Völker geschickt war. Zum ersten Male seit vielen Generationen sehen wir die Vertreter eines asiatischen Volkes an ein anderes Volk in Europa sich wenden, und was sie von diesem Volke verlangen, kann es selbst thun, ja das niedrigste Individuum kann daran Theil nehmen. Sie verlangen keine Bezeugungen von „Sympathie", keine öffentlichen Beschlüsse oder Petitionen an das Parlament. Sie sagen einfach: „Kommt und treibet Handel mit uns. Wir fürchten Rußland nicht zu Lande, wir können seinen Andrang auf jener Seite leicht hemmen, wenn Ihr das Meer nicht unserem Feinde überlasset und nicht duldet, daß man Euern eigenen rechtmäßigen Handel verpönt.")

Das vorläufige Ergebniß war die Grundung eines tscherkessischen Komité's, das ein Schiff miethete, um die Abgeordneten nach ihrer Heimat zurückzubringen. Die Letzteren erwarten das Schiff in Konstantinopel, nachdem sie den feierlichen Schwur gethan, sich auf demselben einzuschiffen, in der vollen Ueberzeugung, daß sie sich im Falle einer Wegnahme dem Tode weihen; allein sie leben der Hoffnung, daß ein derartiger Tod ihren Landsleuten von unberechenbarem Nutzen sein werde.

Das abzusendende Schiff wird eine Wiederholung der Affaire des „Vixen" sein, jedoch unter Umständen, die von jenen des Jahres 1837 in Bezug auf die Veranlassung der Expedition, wie in Bezug auf die Zustände des türkischen Reiches sehr verschieden sind. Jedenfalls wird der allgemein angenommene Sinn des Traktats von Paris, daß das Schwarze Meer durch die Westmächte frei geworden sei, die neue Expedition von Seiten des englischen Publikums erleichtern und andererseits der englischen Regierung jede augenblickliche Hemmung des Unternehmens erschweren. Denn es dürften alsdann verschiedene Fragen laut werden, welche höchst peinlich sein müßten für gewisse Staatsmänner in England, höchst beunruhigend für die Regierung überhaupt und höchst aufregend für das Volk. Die Expedition wird wenigstens den Erfolg haben, der Welt die völlige Hohlheit und Nichtigkeit der sogenannten Deklaration von Paris, wie des Vertrages von Paris zu beweisen. Im Falle ihres Gelingens aber wird der durch das eine Schiff geführte Schlag das gerade Gegentheil von dem sein, den die Alliirten auf Sebastopol richteten, indem er nicht Rußlands einzigen unverwundbaren, sondern vielmehr seinen einzigen verwundbaren Fleck trifft.

Eine Zugabe handelt von den Gefahren, welche Rußland im Innern bedrohen. Der Verfasser erörtert hier die polnische Frage, wie sie in den letzten Jahren sich gestaltet, wirft einen Blick auf die Emanzipation der Leibeigenen, die Veränderungen des Konscriptionssystems und die immer wachsende Ausbreitung der „Altgläubigen." Er schließt mit folgenden Betrachtungen: „Wenn die inneren Zustände dieses Reiches heute mehr Einfluß auf seine äußere Politik haben müssen, als zu irgend einer früheren Zeit, so darf man daraus ja nicht den Schluß ziehen, daß Rußland, durch Schwierigkeiten aller Art bedrängt, sich nach Außen desto gefügiger zeigen werde. Ganz im Gegentheil: die inneren Angelegenheiten fördern die äußere Aktion, statt sie zu hemmen, und die eigenthümlichen Zustände des Reiches bringen es mit sich, daß der russischen Regierung gerade jetzt nichts erwünschter sein kann, als ein neuer Krieg mit den Westmächten. Rußland bedürfte nur eines mächtigen Drucks von Außen, um seine inneren Wirren zu bewältigen und seine dünngesäete Bevölkerung zu furchtbarer Widerstandskraft zusammenzuballen. Einen Angriffskrieg wird es sorgfältig vermeiden, weil ein solcher seine ganze Schwäche offenbaren würde, aber es braucht einen Vertheidigungskrieg, und weil es ihn braucht, wird es ihn haben, wird alle Mittel überlegener diplomatischer Kunst und seiner geheimen Bundesgenossen jenseits der Gränze aufbieten, um die Westmächte unter die Waffen zu rufen und das eigene Volk aufzurütteln und zu einigen durch den Ruf: „Das heilige Rußland ist in Gefahr!"

") Siehe die höchst anziehenden Beilagen, betitelt: „Aktenstücke zur tscherkessischen Frage."

Kleine literarische Revue.

— **Die Karten von England in Stieler's Hand-Atlas.** Wir müssen einen Irrthum berichtigen, den wir (Nr. 12 des „Magazin") bei der Anzeige einer neuen Ausgabe der Karte von Großbritannien und Irland in Stieler's Hand-Atlas begangen. Wir haben nämlich übersehen, daß dieser Atlas, außer der angezeigten Uebersichtskarte der drei vereinigten Königreiche, auch noch eine Specialkarte von jedem einzelnen dieser drei Königreiche enthält. Auf allen drei Specialkarten sind die Eisenbahnen und Kanäle mit einer Vollständigkeit eingetragen, die nichts zu wünschen übrig läßt, so daß ihre Weglassung auf der Uebersichtskarte, auf welcher dagegen die marine Geographie und die Umgebungen Londons mit einer bei diesem Maaßstabe bewundernswerthen Anschaulichkeit berücksichtigt sind, ganz gerechtfertigt erscheint. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die neuen Ausgaben der Stieler'schen Karten von England und Wales (mit Beikärtchen der Kanal-Inseln), von Schottland und den nördlichsten Grafschaften Englands (mit Beikärtchen von Edinburg, sowie der Shetland- und Orkney-Inseln), und von Irland (mit Beikärtchen von Dublin und den Seen von Killarney) ebenfalls von Dr. August Petermann gezeichnet sind, der sich um den alten Stieler'schen Hand-Atlas außerordentlich verdient macht, indem nicht bloß jede neue geographische Entdeckung, wie jede neue wissenschaftliche Ermittelung der physischen Erdkunde, in diesen Atlas gewissenhaft eingetragen wird, sondern auch jedes einzelne Blatt in seiner neuen Ausgabe an Klarheit und Korrektheit aller Grundzüge des betreffenden Landes ungemein verbessert erscheint.

— **Die holländische Sprache in Japan.** Als mit Anfang des 17. Jahrhunderts das Reich Japan dem Verkehre mit China und Holland allein geöffnet blieb, studirte man daselbst von europäischen Sprachen nur noch die holländische. Zwei Schulen zur Erlernung dieser Sprache wurden gestiftet: eine, wo künftige Dolmetscher sich ausbildeten, und eine andere für Gelehrte, die sich mit holländ-

discher Literatur beschäftigen wollten. Die letztere Anstalt (in Jeddo selbst errichtet) zählte im Jahre 1861 über 60 Schüler, die im Uebersetzen von holländischen Texten verschiedenen Inhalts sich übten. Besonders medizinische und chirurgische Werke der Niederländer studirte man eifrig und übersetzte sie mit vielem Geschick. So wurden die japanesischen Aerzte in den Stand gesetzt, ihre Patienten nach europäischen Grundsätzen zu behandeln.

Während aber die zu Dolmetschern erzogenen Japanesen durch tägliche Uebung das gesprochene Holländische verstehen, und die Articulationen dieser Sprache wenigstens annähernd richtig nachbilden lernten, entstand und vererbte sich in der obgedachten Schule zu Jeddo, weit vom Schauplatze des mündlichen Austausches beider Nationen, eine Aussprache des Holländischen, mittelst welcher der Japanese dem Holländer ebenso wenig verständlich wird, als mit seiner mündlichen Verstümmelung des Chinesischen dem Chinesen, dessen Schreibestil er doch so meisterlich nachzuahmen weiß. Aber sehr groß sind auch die Schwierigkeiten, welche das Lautsystem europäischer Sprachen dem Organe des Japanesen bietet. Um nur einige Beispiele zu geben, so fehlt dem Idiome von Jamato (dies ist der ächte japanesische Name Japans) jedes reine linguale l, dem sie entweder n oder ihr gutturales r substituiren müssen. Ein t vor i oder u wird bei ihnen immer ts (unser z), daher z. B. „dieses Dieners Tüchtigkeit" in japanesischem Munde als „dsises Dsireres Zuchzikeit" sich gestalten würde. Eine überaus beschwerliche Sache ist dem Japanesen die Hervorhebung einer Silbe durch Betonung, daher man wohl thut, für Japanesen bestimmte holländische Texte mit Accent-Zeichen zu versehen.

— **H. Graetz: Geschichte der Juden.** Von dem in diesen Blättern bereits mehrfach angezeigten, historischen Quellen-Werke: „Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, von Dr. H. Graetz", ist soeben der achte Band erschienen*), welcher die Geschichte der Juden von Maimuni's Tod (1205) bis zu ihrer Verbannung aus Spanien und Portugal umfaßt. Es ist darin die düstere Zeit geschildert, von der Lord Byron sagt:

„Die wilde Taube hat ihr Nest,
Der Fuchs seine Höhle,
Der Mensch sein Vaterland,
Israel nur das Grab."

Die Kreuzzüge und der „schwarze Tod" hatten in Deutschland, England und Frankreich die jüdischen Gemeinden entvölkert. Die von den unbarmherzigen Metzeleien und der verzweifelten Selbstentleibung verschont gebliebenen, versprengten Ueberreste hatten den Lebensmuth eingebüßt und wurden wie scheues Wild von dem einen Versteck zu dem anderen getrieben. In Spanien und Portugal blüheten die jüdischen Gemeinden zwar noch; dort zeugten ihre Lehranstalten, in denen Wissenschaft und Poesie auf das Höchste gepflegt wurden, von dem bildsamen Geiste der Juden, wenn ihnen nur Licht und Wärme, diese Förderer geistigen wie physischen Lebens, gegönnt werden; aber nur zu bald sollten sie dort noch viel Herberes, als in den Ländern Mittel-Europa's erfahren. Die heilige Hermandad mit ihren Autodafés, die Torquemadas und die Prototypen Philipp's II. waren bereits im Anzuge und sollten für alle Zeiten die warnende Lehre liefern, wohin ein durch die Natur begünstigtes, der höchsten Ausbildung und Macht fähiges Land und Volk durch eine selbstsüchtige, schwache und fanatische Regierung gebracht werden kann. Dr. H. Graetz hat diesen Zeitraum der jüdischen Geschichte mit dem ihm eigenthümlichen Darstellungstalent geschildert, das, trotz aller gründlichsten Quellenstudien, doch weder Klarheit noch Zusammenhang der über ein weites Gebiet sich ausdehnenden Erzählung vermissen läßt. Angehängt ist diesem Bande eine sehr anerkennenswerthe chronologische Tabelle für die Geschichte und die Literatur-Geschichte der Juden von der Zeit der Makkabäer bis zum Jahre 1498.

— **Symington's Färöer- und Island-Skizzen.** Das englische Publikum, welches bekanntlich an einer tief eingewurzelten Gerechtigkeitsliebe leidet, sobald es ihm scheint, daß seine Handelsinteressen irgendwie durch einen Streit, der es im Uebrigen gar nichts kümmert, benachtheiligt werden könnten, hat sich auch zum Schiedsrichter zwischen uns und Dänemark aufgeworfen und dahin entschieden, daß alles Recht auf Seiten unseres Gegners und alles Unrecht natürlich auf Seiten Deutschlands ist, denn — „we know the cause of the german-danish quarrel exactly well!" sagt John Bull, der ja alle „foreign matters" so genau kennt. Und wie sollte er nicht? geht doch alljährlich eine große Anzahl seiner reichen und „highly educated gentlemen" auf Reisen ins Ausland; ja, seitdem das liebenswürdige Dänemark sein isländisch-färöersches Handelsmonopol seit einigen Jahren aufgegeben hat, sintemalen die Jahrhunderte lang ausgesogenen Inseln nicht weiter auszupressen waren, seitdem reisen diese hochgebildeten Gentlemen sogar nach Island und den Färöern, und wenn sie nach Hause kommen, geben sie prächtig ausgestattete Bücher über ihre Reiseerfahrungen heraus zur Belehrung von Old-England und dem barbarous Germany. Ein solches Werk ist das Buch „Pen and Pencil Sketches of Faröe and Iceland, by Andr. James Symington. (London, Longman, 1862), das wir mit stillem Vergnügen gelesen haben und nun auch unseren Lesern empfehlen, schon wegen der Stelle, wo der gelehrte Mr. Symington sich von der isländischen Sprache so angeheimelt fühlt, daß er angelsächsische Wurzelausziehungen vornimmt und dabei auf die uralte Verwandtschaft der Engländer und Dänen hinweist. „Ja, auch unsere Vorfahren sind aus Dänemark gekommen!" ruft er; „denn Angeln heißt ja noch heute eine Provinz in Holstein, nach unseren angelsächsischen Vätern!" — Gewiß wird ob dieser Entdeckung mancher schleswig-holsteinische oder andere deutsche Schulknabe verwundert den Kopf schütteln, das thut aber nichts in den Augen der Engländer, denn Mr. Symington ist ein gelehrter Gentleman, der Dänemark kennen muß, und er will mit dieser Verlegung Angelns nach der Elbe, die holsteinische Gränze nicht etwa nach der Flensburger Föhrde vorrücken; er will eben nur beweisen, daß zum Lande der oft erwähnten „kindly hearted Danes" auch Holstein natur- und geschichtsgemäß gehört, denn — our english forefathers came from Denmark! also Verwandtschaft geht diesmal über Bekanntschaft und die Engländer sind das am besten unterrichtete Volk in Sachen Schleswig-Holsteins!

— **Historische Schriften für die Jugend.** Einen höchst schätzbaren Beitrag zur Jugend-Literatur bietet die seit Neujahr 1864 erscheinende Sammlung von „Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter".*) Dieselben haben den großen Vorzug, daß sie unmittelbar an die Quellen der deutschen Geschichte sich anschließen und also in doppelter Hinsicht belehrend sind. Sie führen nicht blos in die Geschichte, sondern auch gleichzeitig in die Geschichtschreibung des deutschen Mittelalters ein. Uns liegen zwei Proben vor, welche warme Empfehlung

*) Schriften, herausgegeben vom Institute zur Förderung der israelitischen Literatur ꝛc. Leipzig, Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lord), 1864.

*) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.

verdienen. „Heinrich der Erste und Otto der Große", nach den sächsischen Geschichten Widukind's von Korvei bearbeitet von Dr. Moritz Berndt und das „Leben Karls des Großen", nach Einhard und dem St. Galler Mönch von demselben Verfasser. Dieses zweite Büchlein (Band I. der Sammlung) ist Herren Prof. Herrmann Masius in Leipzig gewidmet. Uebrigens nimmt nicht Wunder, daß der Styl des Herrn Berndt den der altdeutschen Quellen angenähert erscheint; wir finden dies sehr natürlich und keineswegs unangemessen. Die Gränze zwischen den Rechte des modernen Ausdrucks und der Quellensprache mit den Herren Mitarbeitern wohl auch für die Zukunft stets gegenwärtig sein. Handelt es sich doch bei solchem Erziehungsmittel darum, der ernsthaftesten Belehrung wegen nicht geradezu langweilig zu werden — was bisher glücklich vermieden worden ist.

— **Fröhlich's Silhouetten mit französischem Text.** Unter dem Titel „Alphabet parlant en silhouettes découpées aux ciseaux par Charles Fröhlich, texte par la baronne de Reinsberg (Ida de Duringsfeld)" ist jetzt eine französische Ausgabe des bekannten Fröhlich'schen Silhouetten-Alphabets erschienen, zu welcher Ida v. Düringsfeld den Text bearbeitet hat. Als Probe der französischen Reime geben wir den Buchstaben L mittheilen.

Le Lion.

En nommant le Lion, on dit: Sa Majesté,
On vante son grand coeur, sa magnanimité;
On parle des égards qu'il a pour l'innocence;
Pourtant je fuirais, moi, son auguste présence,
S'il courait le désert en pleine liberté.
La liberté souvent ressemble à la licence:
Qui sait? peut-être il en abuserait,
Et s'il en abusait — sa force est formidable:
Il tuerait un boeuf, et s'il vous caressait,
D'un coup de griffe il vous écorcherait,
Ce qui ne serait pas précisément aimable.
Donc je proposerais, pour plus de sûreté,
Evitant sagement la possibilité
D'une caresse trop sauvage,
D'admirer le Lion en cage.

Literarischer Sprechsaal.

Von O. v. Müllmann's Gewerbe-Statistik von Preußen, deren beide erste Bände das Berg-, Hütten- und Gewerbewesen des Regierungsbezirks Arnsberg, von L. H. W. Jacobi, und die gewerbliche und Bergbau-Statistik des Regierungsbezirks Aachen, von Th. Schück, umfassen, wird soeben der dritte Band angekündigt.*) Es ist die Statistik des Regierungsbezirks Düsseldorf, dem dieser dritte Band gewidmet ist, der noch reichhaltiger und belehrender zu werden verspricht, als die beiden ersten Bände, welche sich eines wohlverdienten großen Ansehens erfreuen. Der Regierungsbezirk Düsseldorf bildet in orographischer, populationistischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht einen der interessantesten Gauen des gesammten Deutschlands. Die spezielle, aus amtlichen wie aus wissenschaftlichen und technisch-sachkundigen Federn fließende Bearbeitung der Darstellungen seiner Naturbeschaffenheit, seiner Landesgeschichte, seiner gegenwärtigen Organisation, seiner Volks- und Landwirthschaft, seiner Gewerbe und seines Handels, sowie seiner ethischen Verhältnisse (Kirchen- und Unterrichts-Angelegenheiten, Armenwesen, Gesundheits- und Rechtspflege, Kreis- und Kommunal-Verhältnisse) ist demnach für Jedermann, der sich bei der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten irgendwie betheiligt, eine reiche Quelle der Belehrung. Die Statistik selbst ist von dem Regierungsrath Dr. O. v. Müllmann bearbeitet, während der Oberberghauptmann Dr. v. Dechen die orographisch-geognostische Uebersicht (16 Druckbogen umfassend) geliefert hat. Außerdem haben sich noch Herr Strombau-Direktor Nobiling bei der Schilderung der Rhein-Verhältnisse, Herr Dr. Fahne bei den historischen Uebersichten und die Herren Direktor Lose und Professor Felten bei den klimatologischen Darstellungen betheiligt.

*) Bruxelles, Schnee 1864.
**) Iserlohn, J. Bädeker.

Ueber Friedrich Hebbel's „Demetrius," der leider ebenso unvollendet geblieben, wie der von Friedrich Schiller, sagt die Wiener „Presse": „Als Hebbel anfing, sich im Geiste mit dem Gegenstand zu beschäftigen, als er, nach seiner Gewohnheit, denselben prüfend hin und her wendete, da war es seine Absicht, das Schiller'sche Fragment als Ausgang zu benützen, vor Allem den Reichstag in Krakau als die Eröffnungsscene beizubehalten, und dann selbständig weiterzubauen. Als er aber das Drama wirklich in Angriff nahm, da vermochte er es gar nicht zu fassen, daß er jemals damit hatte umgehen können, sich dem Schiller'schen Torso anschmiegen zu wollen, und die später an Hebbel gerichtete Frage: ob es denn wahr sei, daß er Schiller's „Demetrius" ausführe? beantwortete er mit der Bemerkung: „Es kann ebenso wenig jemand dort anfangen, weiter zu dichten, wo Schiller aufgehört, als jemand dort zu lieben anfangen kann, wo ein Anderer aufgehört."

Von der Tragödie, die sich in einem Vorspiel und fünf Akten gliedert, fehlt der letzte Akt, eine nicht ganz abgeschlossene Einleitungsscene desselben ausgenommen. Das Drama bricht dort eigentlich ab, wo Demetrius, der sich bis dahin für den ersten Sohn des Zars Iwan gehalten, durch die Nachricht niedergeschmettert wird, daß er blos der Bastard des letzteren sei. Prosper Mérimée, aus dessen Schrift: „Der falsche Demetrius" Hebbel vielfach geschichtliche Farbenstriche genommen hat, stellt sich Demetrius als einen Betrüger vor, „der einen Thron zu erringen wußte, und mitten in seinem Triumphe vielleicht nur deshalb unterlag, weil er, statt alle Eigenschaften eines Usurpators zu besitzen, einige von den Vorzügen hatte, wegen deren man einen rechtmäßigen Fürsten liebt." Demetrius hat alle sittlich und menschlich edlen Vorzüge, die einen Helden und Herrscher zieren, doch keine einzige der Eigenschaften, deren der Usurpator bedarf, um sich zu behaupten. Und die Tragik dieses Stückes beruht darauf, daß ein Mensch von so hohem Seelenadel durch die Verkettungen des Schicksals und unter den gefährlichsten Umständen auf einen Gipfel weltlicher Macht getragen wird, von dem er herunterstürzen muß, weil er im entscheidenden Moment eher sich selbst opfern, als seiner bessern Natur abtrünnig werden kann."

Zum Andenken an den großen Juristen Cujas verleiht seine Vaterstadt Toulouse alljährlich an seinem Geburtstage der besten wissenschaftlichen Arbeit, die in der zu diesem Zwecke ausgeschriebenen Bewerbung eingegangen ist, eine goldene Medaille im Werthe von 500 Francs. Unter den für das Jahr 1864 ausgeschriebenen Preisaufgaben befindet sich eine Denkschrift über das Leben und die Schriften Savigny's (Étude sur la vie et les travaux de Frédéric Charles de Savigny).

Wiener Allgemeine Versorgungs-Anstalt, Actien-Gesellschaft.
Gegründet im Jahre 1889.
Garantie-Capital und Reserven: 1,000.000 fl.
Lebensversicherungen, Rentenversicherungen, Aussteuer-Versicherungen, Versicherungen auf den Todesfall, Versicherungen auf den Erlebensfall, Versicherungen auf Leibrenten, Versicherungen auf Witwen- und Waisenrenten, Versicherungen auf Pensionen, Versicherungen auf Heirathsgut, Versicherungen auf Mitgift, Versicherungen auf Ausstattung, Versicherungen auf Erbschaften, Versicherungen auf Vermächtnisse, Versicherungen auf Schenkungen, Versicherungen auf Legate, Versicherungen auf Stiftungen, Versicherungen auf Fideicommisse, Versicherungen auf Majorate, Versicherungen auf Lehen, Versicherungen auf Allodien, Versicherungen auf Realitäten, Versicherungen auf Mobilien, Versicherungen auf Capitalien, Versicherungen auf Forderungen, Versicherungen auf Schuldverschreibungen, Versicherungen auf Pfandbriefe, Versicherungen auf Staatspapiere, Versicherungen auf Actien, Versicherungen auf Obligationen, Versicherungen auf Coupons, Versicherungen auf Dividenden, Versicherungen auf Zinsen, Versicherungen auf Agio, Versicherungen auf Disagio, Versicherungen auf Börsengeschäfte, Versicherungen auf Termingeschäfte, Versicherungen auf Lotteriegeschäfte, Versicherungen auf Wettgeschäfte, Versicherungen auf Spielgeschäfte, Versicherungen auf Glücksspiele, Versicherungen auf Hazardspiele, Versicherungen auf Roulette, Versicherungen auf Trente et Quarante, Versicherungen auf Baccarat, Versicherungen auf Pharao, Versicherungen auf Bank, Versicherungen auf Rouge et Noir, Versicherungen auf Zahlenlotto, Versicherungen auf Klassenlotterie, Versicherungen auf Staatslotterie, Versicherungen auf Privatlotterie, Versicherungen auf Tombola, Versicherungen auf Verlosungen, Versicherungen auf Ziehungen, Versicherungen auf Gewinnste, Versicherungen auf Treffer, Versicherungen auf Nieten, Versicherungen auf Prämien, Versicherungen auf Premien, Versicherungen auf Boni, Versicherungen auf Tantièmen, Versicherungen auf Gratificationen, Versicherungen auf Remunerationen, Versicherungen auf Honorare, Versicherungen auf Gehälter, Versicherungen auf Löhne, Versicherungen auf Taglöhne, Versicherungen auf Accordlöhne, Versicherungen auf Stücklöhne, Versicherungen auf Zeitlöhne, Versicherungen auf Naturallöhne, Versicherungen auf Geldlöhne, Versicherungen auf Sachlöhne, Versicherungen auf Dienstlöhne, Versicherungen auf Arbeitslöhne, Versicherungen auf Handlangerlöhne, Versicherungen auf Maurerlöhne, Versicherungen auf Zimmermannslöhne, Versicherungen auf Tischlerlöhne, Versicherungen auf Schlosserlöhne, Versicherungen auf Schmiedlöhne, Versicherungen auf Spenglerlöhne, Versicherungen auf Dachdeckerlöhne, Versicherungen auf Glaserlöhne, Versicherungen auf Anstreicherlöhne, Versicherungen auf Tapezierlöhne, Versicherungen auf Vergolderlöhne, Versicherungen auf Bildhauerlöhne, Versicherungen auf Steinmetzlöhne, Versicherungen auf Ziegelarbeiterlöhne, Versicherungen auf Erdarbeiterlöhne, Versicherungen auf Grabenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Pflasterarbeiterlöhne, Versicherungen auf Asphaltarbeiterlöhne, Versicherungen auf Kanalarbeiterlöhne, Versicherungen auf Brunnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Bergarbeiterlöhne, Versicherungen auf Hüttenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Fabriksarbeiterlöhne, Versicherungen auf Werkstättenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Manufacturarbeiterlöhne, Versicherungen auf Webereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Spinnereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Färbereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Druckereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Papierarbeiterlöhne, Versicherungen auf Buchbinderarbeiterlöhne, Versicherungen auf Lederarbeiterlöhne, Versicherungen auf Gerberarbeiterlöhne, Versicherungen auf Schuhmacherarbeiterlöhne, Versicherungen auf Sattlerarbeiterlöhne, Versicherungen auf Riemerarbeiterlöhne, Versicherungen auf Handschuhmacherarbeiterlöhne, Versicherungen auf Kürschnerarbeiterlöhne, Versicherungen auf Hutmacherarbeiterlöhne, Versicherungen auf Modistinnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Putzmacherinnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Schneiderarbeiterlöhne, Versicherungen auf Wäscherinnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Plätterinnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Stickereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Spitzenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Bandarbeiterlöhne, Versicherungen auf Posamentierarbeiterlöhne, Versicherungen auf Knopfarbeiterlöhne, Versicherungen auf Perlenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Federarbeiterlöhne, Versicherungen auf Blumenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Kunstblumenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Bijouteriearbeiterlöhne, Versicherungen auf Goldarbeiterlöhne, Versicherungen auf Silberarbeiterlöhne, Versicherungen auf Uhrmacherarbeiterlöhne, Versicherungen auf Optikerarbeiterlöhne, Versicherungen auf Mechanikerarbeiterlöhne, Versicherungen auf Instrumentenmacherarbeiterlöhne, Versicherungen auf Elfenbeinarbeiterlöhne, Versicherungen auf Schildpattarbeiterlöhne, Versicherungen auf Bernsteinarbeiterlöhne, Versicherungen auf Korallenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Perlmutterarbeiterlöhne, Versicherungen auf Muschelarbeiterlöhne, Versicherungen auf Schneckenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Conchylienarbeiterlöhne, Versicherungen auf Naturalienarbeiterlöhne, Versicherungen auf Präparatorarbeiterlöhne, Versicherungen auf Ausstopferarbeiterlöhne, Versicherungen auf Thierarbeiterlöhne, Versicherungen auf Pflanzenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Gärtnerarbeiterlöhne, Versicherungen auf Forstarbeiterlöhne, Versicherungen auf Jagdarbeiterlöhne, Versicherungen auf Fischereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Bienenzuchtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Seidenraupenzuchtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Landwirthschaftsarbeiterlöhne, Versicherungen auf Viehzuchtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Milchwirthschaftsarbeiterlöhne, Versicherungen auf Käsereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Butterarbeiterlöhne, Versicherungen auf Molkereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Brauereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Brennereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Mälzereiarbeiterlöhne, Versicherungen auf Essigsiederarbeiterlöhne, Versicherungen auf Liqueurfabrikarbeiterlöhne, Versicherungen auf Likörfabrikarbeiterlöhne, Versicherungen auf Weinhandlungsarbeiterlöhne, Versicherungen auf Bierhandlungsarbeiterlöhne, Versicherungen auf Spirituosenhandlungsarbeiterlöhne, Versicherungen auf Kaffeehausarbeiterlöhne, Versicherungen auf Restaurationsarbeiterlöhne, Versicherungen auf Gasthausarbeiterlöhne, Versicherungen auf Hotelarbeiterlöhne, Versicherungen auf Pensionsarbeiterlöhne, Versicherungen auf Kostgeberarbeiterlöhne, Versicherungen auf Garköchinnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Kellnerarbeiterlöhne, Versicherungen auf Zimmermädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Stubenmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Hausmeisterarbeiterlöhne, Versicherungen auf Portierarbeiterlöhne, Versicherungen auf Hausbesorgerarbeiterlöhne, Versicherungen auf Hausknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Hausmeisterinnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Portierinnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Hausbesorgerinnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Hausknechtinnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Kammerdienerarbeiterlöhne, Versicherungen auf Kammerzofenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Bedienerarbeiterlöhne, Versicherungen auf Bedienerinnenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstbotenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannknechtarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannfrauarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmannmädchenarbeiterlöhne, Versicherungen auf Dienstmann

1864. No. 15

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an, für England H. Bender, London, 3 Little Newport Street, Leicester Square.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 10. April 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.
Carl Ritter über Frau von Staël . . . 226

Belgien.
Der Kampf zwischen Staat und Kirche. II. Ein Staat im Staate 227

England.
Ein Schulmann über die höheren Lehranstalten Englands 231

Schweden.
Schwedische Celebritäten der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Belletristik, Tagespresse und Schaubühne 233

Brasilien.
Briefe eines deutschen Reisenden aus dem nördlichen Brasilien 236

Kleine literarische Revue.
Zur Erinnerung an Moritz Veit 237
Zur orientalischen Mythologie 237
Molières Tartuffe und Gutzkow's Urbild . 238
Fata Morgana aus Ungarn 238
Englische Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit 238
Die Pariser „Illustration" 238
Literarischer Sprechsaal 239

Im Verlage von **Firmin Didot frères, fils & Co.** in Paris ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Histoire contemporaine depuis la révolution de 1830 jusqua nos jours, par *Amedée Gabourd.* Tom I. in 8vo., ein starker Band von 547 Seiten. Preis 1 Thlr. 22½ Ngr. (Das Werk wird in 6 Bänden von gleicher Stärke und gleichem Preise complet sein.)

Histoire d'une famille et mélanges par Mme *Emmeline Raymond.* 1 vol. in 18. Preis 1 Thlr. (193)

Im Verlage von J. Guttentag in Berlin ist erschienen:

Lessing's
Nathan der Weise.
Ein Vortrag
von
David Friedrich Strauss.
1864. geh. 15 Sgr. (199)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.
This day is published, crown 8vo. strongly bound, 686 pages, 10s. 6d.
THE
STATESMAN'S YEAR-BOOK
A STATISTICAL, GENEALOGICAL, AND HISTORICAL ACCOUNT OF THE STATES AND SOVEREIGNS OF THE CIVILISED WORLD.
FOR THE YEAR
1864.
BY FREDERICK MARTIN.
FROM ‚THE TIMES' *REVIEW OF THE WORK.*

‚There could scarcely be a more opportune publication at this moment. * * * Such a book, if posted up regularly and accurately year by year, will end by becoming as indispensable as *Bradshaw* for our railway trains, or the almanac for the procession of the seasons and movable feasts. We shall know how the world wags to almost the latest particular, as long as this chart and calendar of its progress is published on the 1st of January every year.'

1. Reigning Sovereign and Family.
2. Constitution and Goverment.
3. Church and Education.
4. Revenue and Expenditure.
5. Army and Navy.
6. Population.
7. Trade and Commerce.

CONTENTS.

PART I.
THE STATES OF EUROPE.
AUSTRIA. — BELGIUM. — DENMARK. France. — Germany, (States of the German confederation.) — *Great Britain and Ireland. — Greece. — Italy. — Netherlandt. — Portugal. Prussia. — Russia. — Spain. — Sweden and Norway. — Switzerland. — Turkey and Tributary States.*

PART II.
THE PRINCIPAL STATES NOT IN EUROPE.
I. AMERIKA.
Argentine Republic. — Brazil. — Canada. — Chili. — Confederate States. — Mexico. — United States. —
II. ASIA.
China. — India. — Japan. —
III. AUSTRALASIA.
New South Wales. — New Zealand. — Queensland. — South Australia. — Tasmania. — Victoria. (192)

Ausführliche Prospecte stehen auf Verlangen zu Diensten. — Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung F. A. Brockhaus, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*
Nouvelle Série. 4me année.
No. 3. *Mars* 1864.

I. Le Marquis de Dangeau et le duc de Saint-Simon. — II. L'arsenal des Américains du Nord. — De quelques auteurs dont les écrits révèlent une connaissance supérieure du monde. §. 1. — IV. Scènes de la nature sous l'équateur (3e extrait). Les fourmis et les termites de la rivière des Amazones. — V. L'argent fatal. 1er episode. De Chine en Angleterre (2e partie). — VI. La Sonora. Etendue, population, climat, produits du sol, mines, tribus indiennes etc. — VII. Etat de la question du canal de Suez. — VIII. Poésie. — IX. Correspondance d'Espagne. — X. Correspondance d'Allemagne. — XI. Correspondance de Londres. — XII. Statistique. Agriculture et ressources du Danemark. — XIII. Chronique et Bulletin bibliographique. (200)
Jährlich 50 frcs., halbjährlich 26 frcs. 50 c.
Einzelne Hefte 5 frcs.

So eben erscheint in einem zweiten, unveränderten Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.
Mit zwei Photographien (der Gebrüder Grimm).
Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (206)

Deutschland und das Ausland.

Carl Ritter über Frau von Staël.

Herr G. Kramer, Direktor der Francke'schen Stiftungen in Halle, hat es unternommen, seinem Schwager, unserem gefeierten Geographen Carl Ritter, ein Denkmal der Pietät zu errichten, wozu ihm der handschriftliche Nachlaß des Gelehrten ein überreiches Material geliefert hat.*)

Der vorliegende erste Theil schließt mit Ritters Berufung an die Universität Berlin, umfaßt also die Zeit seiner eigentlich pädagogischen Wirksamkeit, d. h. die Zeit, in welcher er die Hollweg'schen Brüder erzog und mit ihnen die Reisen nach der Schweiz und Italien unternahm. Auf der zweiten dieser Reisen, während eines längeren Aufenthaltes in Genf, trat Ritter in nähere Beziehung zu Frau von Staël, welche damals, im Sommer des Jahres 1809, aus Frankreich verbannt, auf ihrem Schlosse Coppet am Genfer-See lebte. Julien, der bekannte Freund und Verehrer Pestalozzi's, ein Freund auch der Frau von Staël, empfahl ihn der berühmten Frau, die ihm in Folge davon auf die verbindlichste Weise entgegenkam. Es ist von hohem Interesse, den schlichten, einfachen Gelehrten über dieses Ideal der französischen Frauen sich in Briefen aussprechen zu hören. Er schreibt:

„Ihr (der Frau von Staël) Schloß in Coppet steht zwar jedem Fremden von einiger Bildung offen und Jeder ist sicher, von ihr freundlich aufgenommen zu werden, da sie die Huldigungen und den Ruhm liebt; aber doch hätte ich es bei meiner natürlichen Schüchternheit in Weltverhältnissen nicht gewagt, mich einer so geistreichen Dame ohne alle weitere Veranlassung gegenüber zu stellen. Denn der gesunde Menschenverstand reicht in solchen Augenblicken nicht aus, wo es auf Gegenwärtigkeit interessanter Ideen in der Form der großen Welt ankommt, und wo Unbefangenheit die erste Bedingung ist, um sich so viel geltend zu machen, als man wirklich ist. Es war mir aber interessant, mich dieser Frau zu nähern, weil ich überzeugt bin, daß der Kreis von Menschen, in welchem sie gewöhnlich lebt, sehr gebildet und sehr bildend ist. Zugleich war sie mir als Person interessant, von welcher die ganze Stadt spricht, von der ich schon unzählige Anekdoten und Charakteristiken gehört hatte, und als eine Frau, die von einem Kaiser aus seinen Staaten verbannt ist, der ganz Europa nicht fürchtet und doch vor ihr sich scheut."

Frau von Staël hatte ihn nach Coppet zu Mittag eingeladen, und schon dieser erste Besuch fesselte ihn ungemein. Er lernte den ganzen kleinen Hof, den sie um sich versammelt hatte, kennen, auch Wilhelm von Schlegel, den er damals zuerst sah. „Durch seine Vermittelung", schreibt er, „kamen wir bald auf deutsche Geschichte, deutsche Kunst, deutsche Sprache zu sprechen und zu einer recht interessanten Unterhaltung, während welcher ich Frau von Staël's Kenntnisse in diesen Fächern mit Vergnügen wahrnahm. Zwar fielen wir beide zuweilen mit Eifer ins Deutsche, aber Frau von Staël erinnerte artig, daß bei ihr nicht deutsche Ideen, wohl aber die deutsche Sprache Contrebande sei und nur Citate deutscher Autoren und deutsche Gedichte eine Ausnahme machten. Sie selbst führte solche an und sprach das Deutsche ganz gut aus. Aber in diesem Kreise wurde auch ebenso gut englisch und italiänisch konversirt, lateinische Stellen von ihr und für sie nicht minder citirt, doch ohne alle Affectation. So gingen wir zu Tische, wo es rege genug, aber doch sehr fröhlich herging. Es fielen rechts und links Bonmots, Wortspiele, witzige Bemerkungen aller Art, und wenn Frau von Staël sich auch nicht als das zeigte, was man hier in Genf „brillant" zu nennen pflegt, so erschien sie mir doch wenigstens von einer interessanteren Seite, als das erste Mal, da ich in Frankfurt auf dem Riedhofe mit ihr in Gesellschaft zusammen war. Auch bin ich nach mehreren ausgezeichneten Zügen ihres Herzens, die ich kennen gelernt habe, jetzt der Ueberzeugung, daß sie bei genauerer Bekanntschaft immer mehr gewinnen muß, und ihre näheren Freunde sind alle enthusiastisch für sie eingenommen."

Später, nachdem auch er ihr näher getreten war, schreibt er über sie: „Frau von Staël interessirt mich immer mehr, je näher ich sie kennen lerne. Wenn sie auch nicht die première imagination de l'Europe ist, so ist sie sicher eine der geistreichsten Frauen und von einer seltenen Herzensgüte und hoher Simplicität. Außer ihren vielen liebenswürdigen Seiten, giebt ihr zugleich ihre äußerlich unglückliche Lage und die innere Kraft, mit der sie den Neckereien des Schicksals widersteht, die größten Ansprüche auf innige Theilnahme. Während ihres Winteraufenthalts hier in der Stadt habe ich sie sehr oft in ihren häuslichen Verhältnissen gesehen; sie lud mich oft zu sich ein und schrieb mir recht freundlich auf das Billet, daß es nur en petit comité sei: sie wußte sehr gut, daß mir dies das liebste war, weil es dann gewöhnlich zu interessanten Gesprächen kam, in denen sie sich gehen ließ und sich in ihrer ganzen Stärke zeigen konnte. Man pflegt hier, wenn man aus ihrer Gesellschaft kommt, zu fragen: „Est-ce qu'elle a été brillante?" — Ich habe sie einige Male in diesem brillanten Zustande und einmal wahrhaft begeistert gesehen. Diese Begeisterung dauerte wohl eine Stunde, und in meinem Leben wurde ich nicht so durch und durch in allen meinen Nerven erschüttert und bis zu den äußersten Fingerspitzen krampfhaft gespannt. Es war etwas von der Kraft in ihrer Rede, die Alcibiades von Sokrates Gewalt im Symposion des Plato schildert. Das Gespräch hatte von den moralisirenden Predigten eines hiesigen Geistlichen den Anfang genommen und diese Art der Behandlung der sermons wurde von Sismondi in Schutz genommen, der sich gegen die bloß religiösen Predigten erhob und behauptete, Religion müsse auf Moral gegründet sein, sonst bestehe sie bloß im Gefühl; das Gefühl habe kein Prinzip, die Phantasie bemächtige sich desselben, wenn es isolirt sei, und bringe alle die religiösen Ausschweifungen hervor, wovon alle Jahrhunderte so viele blutige und schreckliche Resultate gezeigt hätten. Moral müsse also den Hauptbestandtheil der Predigt ausmachen, weil Religion ihre Basis erst in dem Verstande finde, und das religiöse Gefühl müsse nur gleichsam berührt werden u. s. w. Es war bei diesen mit vieler Lebendigkeit und mit viel eingestreuten Reflexioñen gesprochenen Worten Sismondi's in ihrer Seele, wie wenn Feuer in Zunder fällt. Sie griff die engherzige Ansicht von Religion von allen Seiten mit siegenden Schilderungen, Beispielen, Gründen an, zeigte den höheren Zusammenhang der Religion mit der Natur des Menschen, wie sie die Quelle aller Sittlichkeit, die Bedingung aller Moral, wie fremd unsere Moral und das Leben, wie eins und dasselbe Religion und Leben sei, wie Moral nur ein Bedürfniß der schwachen Menschennatur sei, Religion aber zum Wesen seiner edlen Natur gehört, que la morale ne fait que diriger, mais qu'elle suppose une force, une puissance qui soit dirigée, wie

*) Carl Ritter. Ein Lebensbild, nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von G. Kramer, Direktor der Francke'schen Stiftungen zu Halle. Erster Theil. Nebst einem Bildniß Ritters. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1864.

Moral durchaus nur im Begriff liege und daher nie begeistern könne, wie Religion das ganze Wesen des Menschen durchdringe, wie sie z. B. das höchste Bedürfniß fühle, in einen sermon religieux zu gehen, aber den größten Widerwillen, in einen sermon qui est rempli de morale, weil jeder Mensch die Moral in jedem Augenblicke des Lebens zur Hand habe und sich selbst zu geben im Stande sei, aber Religiosität immer einen veredelten Zustand, eine Erhebung, eine Annäherung zur Gottheit voraussetze; daß dieses der Zweck religiöser Versammlungen sei, und daß diese Erhebung des ganzen im Menschen zugleich auch jede partie en détail veredle; daß eine religiöse Stimmung die Quelle aller moralischen Grundsätze und Handlungen sein könne u. s. w. Genug, der Gegenstand war so ganz in ihrer Sphäre und ihre Auseinandersetzung so klar, der Anwendungen so lichtvoll, ihre Pointen so geistvoll und ideenreich, daß ich diese Unterhaltung zu einer der interessantesten meines Lebens rechne. Sie ließ sich nachher in die Schilderung vieler einzelnen Erscheinungen ein und setzte ihre Ideen psychologisch und historisch ganz vortrefflich auseinander. Der Streit endigte damit, daß, als Sismondi, der sich nicht mehr zu vertheidigen wußte, sagte: Mais comment voulez-vous qu'il n'y ait pas de morale dans le sermon? à quoi mènent tous les sentimens qui ne sont pas dirigés par la raison? — Frau von Staël ihm laut beistimmend sagte: Oui, je veux qu'il y ait dans les sermons de la raison, mais pas de raisonnement. Doch es ist unmöglich, eine solche Unterhaltung wieder zu geben; auch habe ich gefunden, daß sie in ihren Schriften weit unter dem steht, was sie in der lebendigen Unterhaltung ist, wo sie immer wie eine Königin erscheint."

„Ritter theilt", fügt Herr Kramer hinzu, „noch vieles von den Unterhaltungen mit, die er mit dieser merkwürdigen Frau, wie mit anderen Gliedern ihres Kreises hatte, namentlich mit Schlegel, der sich damals mit dem lebhaftesten Interesse mit dem Nibelungenliede beschäftigte und sich gern darüber unterhielt. Aber keine dieser Unterredungen machte, wie er es auch selbst ausspricht, einen so tiefen Eindruck auf ihn, wie jene. Er fand in den Aeußerungen der Frau von Staël über das Wesen der Religion Gedanken und Empfindungen mit hinreißendem Feuer und unabweisbarer Ueberzeugungskraft ausgesprochen, die längst in seiner Seele lagen, obwohl die Unterweisung, die er in seiner Jugend selbst empfangen, und die Theorie, die er in der Führung seiner Zöglinge befolgt hatte, überwiegend mit den von Sismondi vertretenen Prinzipien, den Prinzipien der sogenannten Aufklärung, übereinstimmte."

Belgien.

Der Kampf zwischen Staat und Kirche.

II.

Ein Staat im Staate.

Die große parlamentarische Geisterschlacht, welche in Belgien geliefert wird, ist für ganz Europa, ja vielleicht für die ganze gebildete Welt deshalb von so weitgreifender Wichtigkeit, weil der Hauptgegensatz des modernen Lebens, der zwischen Autorität und Freiheit, nirgends in gleicher Klarheit, einfacher Bestimmtheit und Schärfe zur Anschauung kommt, wie eben hier. Belgien ist den Einen das „gelobte Land" constitutioneller Freiheit, den Anderen das der römischen Priesterherrschaft, und Beide haben Recht! In Belgien hat der National-Kongreß von 1830 und 31 das Prinzip der Trennung von Kirche und Staat bis auf die Spitze getrieben, man hätte glauben sollen, aus denselben oder ähnlichen Beweggründen, welche ihm in Nord-Amerika seinen Ehrenplatz in der Unions-Verfassung erwirkt haben. Und ist dieses Prinzip nicht eines der beliebtesten Schlagwörter unseres Liberalismus? Klingt es nicht in den Ohren der deutschen Pantheisten und protestantischen Freidenker und der französischen und schottischen Independenten wie die süßeste Musik? Da sollte man doch Wunder glauben, was für eine herrliche Bewandtniß es damit habe!

Allein man sagt nicht ohne Grund in dieser bösen Welt: „jedes Ding hat zwei Seiten!" Thatsache ist nun einmal, daß die Trennung der Kirche vom Staate Niemand eifriger gewünscht, gefordert und erstrebt hat, als der römische Clerus! Es war allerdings ein bedeutungsvoller Umstand, daß Herr Alexander Vinet, der berühmte calvinische Redner Frankreichs, die Unabhängigkeit der religiösen von den Staats-Interessen der gedrückten Lage seiner Glaubensbrüder am meisten entsprechend fand, und wer den asketischen Idealismus dieser Kirchengemeinschaft sich etwas näher betrachtet, wird auch das innerliche Motiv der reformirten Sehnsucht dazu entdecken. Doch war A. Vinet keineswegs der Erste, der das große Wort gelassen aussprach, sondern, wenn wir unserem hochverehrten Freunde, dem tapferen Freiheitsritter, Professor Laurent in Gent, hierin Glauben schenken dürfen, so war es der phantasiereiche Stifter jenes eleganten Neu-Katholicismus, der schwärmerische Abbé de Lamennais. Dieser hat den geistlichen Mitgliedern der belgischen Constituante „ihre Idee" eingegeben. Für Belgien war die Trennung der beiden Sphären eine durchaus katholische Idee. Denn, man merke wohl: si duo faciunt idem, non est idem, lautet ein sehr weiser altlateinischer, also klassischer Erfahrungssatz, den das Kirchenstaatsrecht wunderbar schön bekräftigt hat. Herr Alexander Vinet, der Protestant und Herr Lamennais, der Katholik, sind zwei verschiedene Personen und ihre wörtlich übereinstimmenden Anträge sind zwei ganz verschiedene Handlungen. Diejenigen Gelehrten, deren Blick sich zuweilen auf eine Landkarte verirrt, wissen uns zu erzählen, daß noch immer auf Italiens goldigen Gefilden ein „Kirchenstaat" verzeichnet steht! Ein Kirchenstaat? Ist das nicht die vollkommenste Einheit von Staat und Kirche? wird uns irgend Jemand hinwerfen. Ich gestehe, daß dieser geographische Einwurf an Stelle der Herren belgischen und rheinischen Ultramontanen mich sehr außer Fassung bringen würde. Doch was schadet die Geographie den praktischen Denkern? Von der Geographie verweisen sie (z. B. Herr Nothomb der Jüngere, Mitglied der belgischen Repräsentantenkammer) auf die Geschichte, die weit lehrreicher sein soll. Da kommt nun zwar wieder ein unbequemes Dilemma. Sind nämlich Gregor VII. und Innocenz IV. historische Persönlichkeiten, was bisher noch kein David Strauß leugnen mochte, so muß man leider annehmen, daß das Papstthum den Grundsatz der Trennung von Staat und Kirche mehrmals und bei den feierlichsten Gelegenheiten auf das Entschiedenste verdammt hat! Gregor VII. schreibt: „Der heilige Stuhl Petri hat das Recht, die geistlichen Dinge zu binden und zu lösen; um so viel mehr hat er Gewalt über die weltlichen Sachen!" Anderswo schreibt er: „Gott hat Petro alle Fürstenthümer, alle Herrschaften des Erdkreises untergeordnet; er hat ihn zum Fürsten eingesetzt über alle Königreiche dieser Welt!" So sprach der große Gegner Kaiser Heinrich's IV. Papst Innocenz IV., der Friedrich II. von Hohenstaufen bekämpfte, erklärt sich noch deutlicher: „Die weltliche Gewalt ist dem Papste unmittelbar übertragen worden durch Jesus

Christus, wahren Priester und wahren König. Jesus Christus hat eine sowohl königliche als priesterliche Herrschaft begründet, er hat dem heil. Petrus das Reich der Erde wie das des Himmels anvertraut." — — Klarer kann man sich kaum ausdrücken. Inwiefern also die sogenannte „katholische Idee der Trennung von Staat und Kirche" bei der Geschichte und bei den ersten kirchlichen Autoritäten der Geschichte ihre Unterstützung findet, bleibt uns ein ewig verborgenes Räthsel. Dasselbe tritt nur unter Einer Voraussetzung aus seiner totalen Dunkelheit. Es giebt nämlich Leute, welche die Finsterniß nicht lieben. Zu solchen rechnen wir nicht blos zwei berühmte belgische Juristen, wie den ketzerischen Laurent und den gallicanischen Warnkönig (Vater), sondern auch einen ganz rechtgläubigen Rechtsforscher: den Bonner Canonisten, Professor Ferdinand Walter. Alle protestantischen Kenner geistlicher Satzung sind einstimmig in dem Lobe von Walter's Gediegenheit und Wahrheitsliebe. Uns wundert daher, daß der ihm ebenbürtige Laurent noch keine Gelegenheit ergriff, ihn zum Kampfe herauszufordern. In dem dritten Bande von L'Eglise et l'Etat (betitelt „La Révolution" oder L'Eglise et l'Etat en Belgique) wird von ihm, statt des rheinischen Canonisten, der Münchener Prof. Georg Phillips als der Schildhalter des ultramontanen Deutschlands kritisirt. Das ist jammerschade! Denn Phillips leistet zwar ein Erkleckliches an kühnen Kundgebungen, weswegen er von Walter gewöhnlich „mein geistreicher Freund" genannt wird, aber Letzterer, unser Rheinpreuße, hat neben dem Stole von Novalis und Ernst von Lasaulx einen ganz besonderen, obgleich wahlverwandten Vorzug: den einer ungeheuren Naivetät! Was alle belgischen und rheinischen Ultramontanen durch die Bank kaum zu flüstern wagen, das spricht Ferdinand Walter offen aus: „es giebt gar keinen Staat im Gegensatz zur Kirche!" Er sagt dann wörtlich: „der Staat ist eine Abstraction, woraus (!) man in der Rechtsphilosophie alles Mögliche machen kann und gemacht hat!" (Walter, Lehrbuch des Kirchenrechts aller christl. Confessionen, 13. Ausgabe, Bonn 1861, § 43, Anmerk. 2.) Man sieht, Herr Walter ist, wie immer, „correct", er schwört mitten im 19. Jahrhundert auf Gregor VII. und Innocenz IV., legt den Begriff der Souverainetät nur der Kirche bei und macht, er, der königl. preuß. Geheime Justiz-Rath, alle Winkelzüge seiner belgischen und deutschen Freunde zu Schanden! Jetzt wissen wir, was wir von der Einheit und von der Trennung von Kirche und Staat zu halten haben! — — —

Ein derartiges Wissen ist unumgänglich, wenn man den belgischen Kampf zwischen liberaler Staats- und ultramontaner Kirchen-Partei richtig beurtheilen will. Man muß von vornherein die ultramontane Losung: Freiheit der Kirche aus ihren historischen Antecedentien kennen, um es erklärlich zu finden, warum die liberalen Vorkämpfer Belgiens die Freiheit der Kirche als die Herrschaft der Kirche über die Staatsgewalt definiren. Hätten sie darin Unrecht? Die belgische Staatsentwickelung von 1831—1861 giebt die authentische Antwort und diese fällt, man sei noch so entschiedener Anhänger des kosmopolitischen Princips der „Katholicität", rein zu Gunsten der Liberalen aus.

Felicitas Robert de Lamennais ist ohne Zweifel ein schwärmerischer Enthusiast gewesen, aber er war auch gewiß ein ehrlicher Mann. Er meinte es ernst mit der Trennung der Kirche vom Staate! Er hatte verlangt (Zeitschrift „Avenir" vom 18. Oktober 1830), „der Staat solle auf die Wahl der Bischöfe und Pfarrer gar keinen Einfluß haben, dem Papst allein solle die Bestimmung des Wahlmodus zukommen, die Regierung dürfe sich weder in den Cultus, noch in die Lehre, noch in die Disciplin der Kirche einmischen, die geistliche Gemeinschaft müsse außerhalb, vollkommen außerhalb der weltlichen Gemeinschaft stehen." Von einer Besoldung des Clerus durch den Staat konnte nach Lamennais nimmermehr die Rede sein. Dasselbe meinten in Belgien die liberalen Unionisten von 1830, welche aus patriotischen Gründen sich der katholischen Partei angeschlossen hatten. Ihr republikanischer Führer, der berühmte de Potter behauptete geradezu: „Ein vom Staat besoldeter Priester ist ein Anachronismus im 19. Jahrhundert." Nicht so die belgischen Abbé's, welche im National-Kongreß saßen. Sie nahmen strictissime alle Vortheile des von Lamennais verkündigten Programmes in Anspruch, eroberten unbedingte Kirchenfreiheit, wollten aber von einem Verzicht der Priester auf Staatsbesoldung nichts wissen. Der Artikel 117 der Konstitution, welcher die Gehälter und Pensionen der Cultus-Diener dem Staate auferlegt und sie auf das Jahres-Budget seiner Bedürfnisse bringt, ist die „vollkommenste Verleugnung der von Lamennais gepredigten Grundsätze. Schöne Gerechtigkeit, in der That! Jedwede Aufsicht über die Maßnahmen des Clerus ist dem Staate abgeschnitten, aber ihn zu bezahlen, dazu ist er gut genug. Diese schreiende Ungerechtigkeit hat Professor Laurent schon in seinem „Van Espen" (Etude historique sur l'Eglise et l'Etat en Belgique, Bruxelles, Leipzig, Paris 1860) scharf und bitter gegeißelt, man machte es ihm zum schweren Verbrechen, daß er den Ausdruck seiner Indignation in dem Buche „L'Eglise et l'Etat" energisch wiederholte. Vier Millionen jährlich an einen Clerus, der den Staat verfassungsmäßig nichts angeht!

Nun frage man aber, was die Freiheit des Clerus für ihn und für den Staat besagen will. Nach der jetzt herrschenden ultramontanen Auffassung der Kirche, welche man das „Pagalsystem" genannt hat, ist die katholische Priesterschaft dem absoluten Machtgebot ihres Oberhauptes, des römischen Bischofes, unterworfen; die einzelnen Landesbischöfe haben alle und jede Selbständigkeit eingebüßt; „Landeskirchen" giebt es nicht mehr; der Papst ist der Souverain im Reiche Christi. Diese Thatsache auf Belgien angewandt zeigt uns die belgischen Geistlichen als die Beamten einer fremden, auswärts residirenden Macht, die von ihr nach Gutdünken eingesetzt und abgesetzt werden, mit ihr in dem freiesten und ungehindertsten Verkehre stehen und allein dem Papstthum verantwortlich sind! Diese Beamten der römischen Hierarchie besoldet der Staat, während er hinsichtlich ihres Personals nicht die geringste Garantie besitzt. Das Pagalsystem macht die Bischöfe zu gehorsamen Dienern des Papstes und die niedere Geistlichkeit, den Pfarrclerus zumal, setzt sie ebenso wiederum zu gehorsamen Dienern der Bischöfe herab. Wie der Papst die Einsetzung und Absetzung der Bischöfe, so haben die Bischöfe die Einsetzung und Absetzung des niedern Clerus in der Hand. Der Staat kann und darf die Pfarrer nicht schützen. Ihm steht das belgische Episkopat als die belgische Statthalterschaft der römischen Universal-Kirchen-Monarchie drohend gegenüber! Der belgische Staat ist dieser Universalmonarchie tributpflichtig, er muß die fremde, streng disciplinirte Armee, das kampfbereite Heer des geistlichen Oberlehnsherrn, jenes Monarchen, der die Seelen des Staates beherrscht (!), im eigenen Lande hegen und verpflegen!

Das ist die nüchterne Wahrheit von der Unabhängigkeit der Kirche. Vergebens leugnen deren Fürsprecher, daß der Staat ihr mit gebundenen Händen überantwortet ist. Denn wo in aller Welt hat der Staat Bürgschaften? Er hat derselben gerade so viele, daß die Geschichte des Königreichs Belgien eine einzige

straffgespannte Kette von Niederlagen der Staatsgewalt darstellt. hat er etwa eine Bürgschaft in der Art, wie der Clerus von Amtswegen seine Staatsbesoldung auffaßt? das wäre die bitterste Ironie. Nach der Anschauung der Bischöfe besoldet der Staat auch gar nicht den Clerus. Die 4 Millionen Francs, die er ihm jährlich aussetzt, sind keineswegs ein Entgelt für die sociale Dienstleistung der Seelenhirten, die Staatsbürger moralisch zu machen, sondern eine Entschädigungssumme für die Einziehung der Kirchengüter, welche sich die Nationalversammlung von 1789 zu Schulden kommen ließ. Von der juristischen Haltbarkeit dieser Auslegung wollen wir schweigen. Die belgische Constitution deutet mit keiner Sylbe etwas von Entschädigung an, sie spricht von „traitement" (Traktament, Gehalt) und gewährt dieses traitement auch den Dienern der nicht katholischen Culte, die vor der Revolution so wenig in Belgien als in Frankreich Kirchengüter besaßen, welche der Staat hätte einziehen können. Jedenfalls wirft jene Auffassung ein charakteristisches Licht.

Unser Satz: „Die Geschichte des Königreichs Belgien ist eine einzige straffgespannte Kette von Niederlagen der Staatsgewalt", wird sogleich anschaulich werden. Man stelle sich nur vor, daß bis ins Jahr 1847 hinein, d. h. fast die ganzen ersten 17 Jahre der belgischen Unabhängigkeit, die Mehrheit der beiden Kammern aus der „katholischen Partei" hervorging, der Staat also von den principiellen Gegnern der weltlichen Herrschaft regiert wurde. Diese schlichte Thatsache läßt allein schon ermessen, wie die Rechte der Staatsgewalt ein halbes Menschenalter hindurch in Belgien Schutz und Pflege empfingen. Offen durfte man der modernen Staatsidee und dem duldsamen Geiste des Jahrhunderts nicht widersprechen, so that man es denn insgeheim und begünstigte das Fortschreiten der Kirche und ihres Einflusses in der unbefangensten, unverfänglichsten Weise. — —

Wenn es je ein Gebiet gegeben hat, auf welchem der Staat zeigen muß, daß er Herr ist im eigenen Hause, so ist es das Gebiet des Unterrichts! Die älteste und die höchste Staatsweisheit, von Lykurg und Solon an bis auf Peter den Großen und Friedrich den Einzigen, hat in der Erziehung der jungen Staatsbürger einen der wichtigsten Zielpunkte des ordnenden Waltens geschaut, wohl erwägend, daß nicht bloß die Ansammlung eines Menschen-Kapitals, sondern erst dessen Verwerthung dem Staate Kraft verleiht und nur Derjenige die Wagschale des Jahrhunderts hält, der mit den geistigen Ansprüchen desselben Schritt haltend emporwuchs. Die Unterrichtsfrage ist eine Machtfrage für den Staat, eine eminente Souverainitätsfrage, weil sie entscheidet, ob der Staat seine gesammte Bevölkerung moralisch, innerlich, geistig zusammenfaßt und ihr den Stempel humaner Eigenthümlichkeit aufdrücken vermag. Wie ist diese Frage von der klerikalen Partei Belgiens gelöst worden? Daß Gott erbarm'! Jeder vernünftige Mensch fängt seinen Bau mit dem Grundstein an und nicht mit dem Dache, was auf die Unterrichtsfrage angewendet, so viel bedeutet als: die erste Erziehungssorge der Regierung ist die Volksschule, denn sie ist das Allgemeine, Elementare, auf das alle höhere Bildung fortbaut. Aber die klerikalen Majoritäten setzten sich über solch' banale Wahrheit hinweg! Was kümmerte sie auch das A B C der Elementarklassen? Man hatte größere Dinge durchzuführen. Man hatte der Lehrfreiheit, die Art. 17 der Verfassung gewährleistet, einen Damm entgegenzusetzen vermittelst dieser Lehrfreiheit selbst! Der hierarchische Herrschaftsgedanke griff nach der Krone des Erziehungssystems: des Universitätsunterrichts vor Allem wollte man sich bemächtigen. Die alte, gallicanischen Traditionen folgende, Universität Loewen mußte fallen, damit an demselben bisherigen geistigen Mittelpunkte Südniederlands ein katholischer Musensitz sich erheben könne. So wurde denn bei der im Art. 17 verheißenen Regelung des „Unterrichts auf Staatskosten" zuerst auf Hochschulen des Staates Bedacht genommen und laut Gesetz vom 27. September 1835 statt einer sogar zwei Staats-Universitäten (Gent und Lüttich) beliebt. Welch' verschwenderische Huld! Die Sache war klug genug überlegt. Zwei große Staats-Bildungs-Anstalten in den beiden Winkeln der Monarchie zersplitterten die Kraft der von der Laiengesellschaft gespendeten Geisteskultur und machten innerhalb eines kleinen, mit dem Sinn für Wissenschaft und ideale Forschung nicht allzu stark begabten Volksthums den Wunsch nach Concentration des Unterrichts eo ipso rege. Und wer meldete sich gleich nach Stiftung der Staatsuniversitäten zu Gent und Lüttich, um dem Concentrations-Bedürfniß Genüge zu thun? Wer anders, als die katholische Partei! Zwei mittelmäßigen Staatsanstalten gab man in einer fest gegliederten, aus der ganzen katholischen Welt geistig rekrutirten „freien Universität" auf Grund und Boden der alten Musenstadt Loewen eine kräftige Nebenbuhlerin. Allein die Geschichte ist nicht zu Ende. Ihr Humor kommt erst. Denn man fragt vielleicht, wessen Geld die neue Hochschule zu Stande brachte? Natürlich das Geld des Clerus! Doch, irren wir nicht, so ist oben erzählt worden, daß der Clerus wegen Art. 117 der Constitution vom Staate seinen Unterhalt empfängt! Also, jetzt verstehen wir den Humor. Der Staat bezahlt zwei Universitäten, die schwach bleiben, weil ihnen in einem industriellen Lande nicht die gehörige Anzahl von Kapacitäten zuströmt, und eben deshalb unterhält er, ohne Ruhm und Ehre davon zu haben, zwar indirekt, doch fühlbar klingend noch eine dritte Hochschule, die seine beiden eigenen lahm legt! — —

Das war den Liberalen ein Schlag ins Antlitz. Was thaten sie nun ihrerseits der Idee jener „freien katholischen Hochschule" gegenüber? Sie kurirten den Schaden homöopathisch. Sie gründeten eine vierte belgische Hochschule, die von schmalen Portionen lebende „freie Universität von Brüssel!" Herr Laurent stößt sich an dem Titel „freie Universität." Denn in Wahrheit ist sie gar keine Privatanstalt. Sie besteht auf Kosten der Provinz Brabant und der Kommune Brüssel, die ansehnliche Zuschüsse geben, aber die Privaten lassen sie schmachten und die böse Welt behauptet, das „Legat Verhaegen" soll das erste und letzte ihr zugewendete Vermächtniß sein! Corporationsrechte, von denen etwa Herr Professor Van Bemmel, ihr Wortführer in der Presse, träumt, dürften ihr schwerlich aufhelfen. Die Pfründnerfakultäten anderer Länder zeugen für Laurent.

Nein, die Katholiken verstanden besser ihren Vortheil. Sie wußten, wieviel man aus dem süßen Wort „Lehrfreiheit" herausschlagen kann. Eine Universität, welche Diplome ertheilt, die zum Staatsdienst und zur Praxis eines Arztes, Advokaten ꝛc. befähigen, hat eine ungleich größere Anziehungskraft, als eine Universität ohne Doktor- und Licentiaten-Diplome. Gewiß; aber wie solche der katholischen Hochschule verschaffen? Der Zweck gab sofort das Mittel an die Hand. Der hausbackene Zweck der allermeisten Studirenden ist, durchs Examen zu kommen; in den Prüfungen steckt der Schlüssel der Aufgabe! Die Prüfungen werden aber in allen Ländern und wurden auch bis 1835 in Belgien von Vertretern der Staatsbehörde abgehalten. Diese Prärogative mußte man der Krone König Leopolds entreißen! Man hatte ein ultramontanes Ministerium de Theux, und das ließ mit sich

sprechen; man hatte auch ultramontane Majoritäten in den Kammern. Es reifte schnell die feine Idee einer allgemeinen Prüfungs-Jury, für welche das Ernennungsrecht den Kammern zustände. Eine klerikale Kammer ernennt klerikale Prüfungs-Kommissarien. Ohne Zweifel! Indeß ging die Motion des Episkopats doch nur mit einer einzigen Stimme Mehrheit durch. Die Minister enthielten sich der Abstimmung. Das Resultat war: die katholische Wissenschaft kann Diplome ertheilen. — —

September 1842 kam endlich die Regelung des Volksunterrichts auf die parlamentarische Tagesordnung. Der Ultramontanismus hatte inzwischen rüstige Fortschritte gemacht und die brennende Hauptfrage nicht umsonst acht Jahre lang „sequestrirt". Sein Erfolg übertraf nach liberaler Anschauung seine kühnste Erwartung. Denn nichts Kleineres eroberte er, als ein feierlich verbrieftes Recht auf die klerikale Einmischung in die Volksschule, nicht aus Motiven der Zweckmäßigkeit, sondern auf dem Rechtsgrunde der Autorität des Clerus! Hiermit beschenkte der Minister des Innern und des Unterrichts, Herr Rothomb der Aeltere, die belgische Nation. Das Gesetz vom 23. September 1842 machte die Volksschule konfessionell nach Maßgabe der Konfession der Schülermehrheit. Kommentar: unter Belgiens 4½ Millionen Katholiken wohnen 10,000 Protestanten sparsam verstreut. Die Mehrheit der Schüler ist so gut wie immer katholisch, das Recht der Minderheit auf eigenen Religionsunterricht ist ergo inhaltleer, da die vom Clerus beherrschte Schule einen durchaus katholisch-religiösen Charakter trägt. Zum Ueberfluß aber hatte Herr Rothomb sich die 7 Normal-Volksschulen des Clerus als Staats-Normalschulen aufdringen lassen: mit völlig illusorischem Oberaufsichtsrechte, und deshalb wiederum nur in 2 der 9 Provinzen (denn 7+2 = 9) Normalschulen des Staates errichten dürfen!

Nachdem das Volksunterrichtsgesetz die Gleichheit der Kulte umgestürzt, war der Hauptsieg der Priesterschaft errungen: es galt nur, ihn zu befestigen und energisch weiter zu verfolgen. Und wer möchte es glauben? selbst, als die äußerste Noth des Liberalismus den sogenannten Systemwechsel des Jahres 1847 und ein liberales Ministerium Charles Rogier herbeigeführt, blieb die geistliche Armee in Besitz aller ihrer Positionen und ertrotzte sogar neue Zugeständnisse. Die Frage nach Regelung des mittleren Unterrichts rückte heran. Hatte der Clerus früher die Kommunalschulen theils an sich gerissen, theils ruinirt, so wurde, risum teneatis, durch das von der liberalen Majorität diktirte Gesetz vom 1. Juni 1850 die Geistlichkeit höflichst eingeladen, an den neu errichteten 10 königlichen Athenäen und 50 Mittelschulen den Religionsunterricht zu übernehmen. Was that sie? Sie weigerte sich! Etwa, weil man ihren Einfluß beschnitten? Nein, einfach, weil sie den Religionsunterricht an Gymnasium und Stadtschule nicht, wie 1842 den an der Volksschule, „à titre d'autorité" empfangen hatte. Die Seelen der Gymnasiasten und Stadtschüler blieben unversorgt. Zuletzt legte man sich aufs Unterhandeln. Ganz im Geiste des katholischen Interregnums von 1857. Ein Vertrag (!) zwischen dem Erzbischofe von Mecheln und der königlichen Regierung zu Antwerpen katholisirte den Religionsunterricht am königlichen Athenäum dieser Stadt ausschließlich; um diesen Preis gewann man einen „aumônier", wenn man ihn gewann (!) und außerdem versprach die Regierung, sie wolle sich bei den Städten für die Anstellung von geistlichen Schulräthen verwenden. Glücklicherweise zogen die Bischöfe ihre Mitwirkung, die sie besiegelt hatten, faktisch wieder zurück. Aber die Kammer hatte mit ⅞ Majorität jenen Mustervertrag von Antwerpen genehmigt!! — Kein Wunder, daß bei so schlaffer Vertheidigung des Staatsinteresses der Liberalismus Niederlage auf Niederlage erlitt. Jede Stiftung einer neuen geistlichen Mittelschule ist eine neue Niederlage. 1850 zählte man solcher „Kollegien" 51, im Jahre 1860 waren sie auf 66 gestiegen; in Ostflandern allein besitzt die Kirche 11 Kollegien mit 1658 Schülern, der Staat hingegen nur ein einziges (!) mit 254 Schülern! Was folgt daraus? Daß die katholische Kirche die Herrin der Erziehung in Belgien geworden ist! — — —

Vielleicht sind hiernach die „Lettres d'un retardataire libéral à un progressiste catholique," (Bruxelles, Tircher et Manceaux, 1863; schon mehrere Auflagen), welche Prof. Laurent an Baron Rothomb, den jüngern Bruder, Mitglied der belgischen Repräsentantenkammer, gerichtet hat, kein leeres Gerede à la Mr. Van Bemmel! Es sind feurige Worte, blitzenden Schwertern gleich, mit denen Laurent die Angriffe mächtiger Feinde und verblendeter Freunde zurückwies. Aus dem stillen Studierzimmer des Gelehrten ist ein heller Strahl in das Zwielicht der parlamentarischen Debatte gefallen,, und wir denken, daß die Herren Rothomb, Devaux, Dechamps, Thibaut, Pirmez, Van Overloop, die den Genter Professor vor der Volksvertretung verklagt haben, seine wuchtige Strafpredigt etwas beherzigen werden. Künftig werden sie sparsamer sein mit dem Ausruf: „Die Gefahr für die Staatsgewalt ist ein Phantom!" Es scheint vielmehr: Der „Gottesstaat" geht in Erfüllung!

Ein Phantom pflegt bekanntlich machtlos zu sein. Allein der „Gottesstaat" des belgischen Episkopats verkörpert eine notable Ausnahme. Laurent erwähnt eine Wahlbroschüre des Herrn Emile de Laveleye vom Jahre 1858, welche den Liberalismus aufrütteln sollte. Das Jahr vorher war in Holland anders verstrichen, als in Belgien. Dort hatten die Kammern ein Unterrichtsgesetz adoptirt, welches das Kirchendogma vollständig vom öffentlichen Unterricht ausschließt. Diese unseres Erachtens viel zu weit greifende Maßregel wurde von Herrn E. von Laveleye für Belgien energisch anempfohlen, gepriesen und verfochten von einem der gemäßigtsten und gediegensten Publicisten Belgiens! Das ist ein Denkstein zur Situation. Aber was hatte auch nicht derselbe Herr von Laveleye früher von der Feindschaft des Clerus erdulden müssen! Und wo der große Krieg unpolitisch, da gebraucht man die kleinen Hetzereien und Neckereien. Herr von Laveleye hat mehrere Wahlbroschüren verfaßt. Einer von 1847, welche auch das Hauptthema des Kampfes, die Preisgabe der Volksschule an den Clerus, besprach, war von ihm eine französische Uebersetzung einer englischen, der Church of England Quarterly Review gewidmeten Denkschrift seines Freundes, des Freiherrn Johannes von Gumpach beigefügt. Jedoch erst den zweiten Text dieser Denkschrift hatte Herr von Laveleye übersetzen können. Der erste, ursprüngliche nämlich war spurlos verschwunden, oder vielmehr vom Buchdrucker Raës in Brüssel an einen Jesuiten ausgeliefert und von diesem unterschlagen worden! — Besagtes Faktum erinnert an einen etwas stärkeren Gewaltstreich. Der vorgenannte Baron Gumpach war zu Mecheln, in der Residenz des Monseigneur Sterkx, einer Reihe fein angelegter Bekehrungsversuche glücklich entgangen; es hatte aber auch von seiner Intimität mit dem liberalen Abgeordneten Armand de Perceval verlautet. Solches und Aehnliches boten Grund genug, daß eines schönen Morgens die Namen Armand de Perceval und Johannes von Gumpach als die von Erzketzern und Feinden der katholischen Kirche über dem Portal der Erz-Kathedrale Belgiens prangten! Der deutsche Leidensgefährte ist naturalisirter Engländer; er stand

unter dem Schutz des Gastrechts eines freien Landes! Er durfte sich auf den Artikel 128 der Constitution berufen, der da sagt: „Jeder auf dem Staatsgebiet Belgiens befindliche Fremde genießt des der Person und dem Vermögen gewährten Schutzes, unbeschadet gesetzlich bestimmter Ausnahmen." Doch was kümmerte dies die Rachegeister von Mecheln? Ein Verfassungs-Artikel war ihnen ein „Monolog des Gesetzgebers", das Gastrecht ein Hirngespinst und es darum nur angemessen, daß man einen Bürger Englands der Haß und der Verachtung einer fanatisch katholischen Bevölkerung preisgab!

Wenn vor den Augen der Staatsbehörde jenes „machtlose Phantom" des „Gottesstaates" derartige Kecheiten wagt, so bekommt man von der Macht des ihm gegenüberstehenden weltlichen Regiments keinen allzu hohen Begriff. Aber es geschehen vor den Augen der Obrigkeit auch noch weit größere Dinge! Hier betreten wir den geheimnißvollen Schauplatz der kirchlichen Verbrüderungen. Um es kurzweg auszusprechen: Belgien hat Klöster und viele Hunderte von Klöstern ohne legale Existenz! Gesetz und Verfassung kennen keine Klöster, kennen keine todte Hand, in Belgien gilt nach wie vor die französische Gesetzgebung von 89, welche die Klöster abschafft und die todte Hand besitz- und erwerbsunfähig erklärt. Inzwischen für unbequeme Fälle, profane Vertete giebt es an kanonischen Auskünften ein ganzes Arsenal. Vom juridischen Standpunkt muß man die Meisterschaft bewundern, mit der das Verbot des Klosterwesens umgangen wird. Die belgischen Klöster sind beileibe keine Klöster, sondern „freie Associationen", ihre Insassen in weißer, schwarzer, grauer, brauner und rother Tracht „Bürger und Bürgerinnen"! Das scheint allerdings neu: ein Kloster „freie Association", welch' wahrhaft kanonische Auffassung! Alle Kirchenväter möchten sich die Haare darüber vom Schopf reißen. Thut nichts! Die Herren Ultra's wissen, was sie wollen; sie gehen nicht umsonst mit den Traditionen der alten Kirche so modern-gemüthlich um! Wer einen Rest von Ehrfurcht vor seinem angestammten Cultus hat, schaudert. Aber fahren wir fort. Man wird uns vielleicht entgegnen: jene freien Associationen, die der 20. Verfassungs-Artikel schirmt und gegen Präventivmaßregeln wahrt, sind und dies ist auch die Meinung des belgischen Kassationshofes in seinem Urtheil vom 30. Juni 1854) noch lange keine Corporationen, „moralische" oder Rechts-Personen. Sehr richtig! Aber die einzelnen Mitglieder der „freien Associationen" (wir fragen nicht, wiefern sie das strengste Gelübde bindet) werden doch hoffentlich besitzen und erwerben dürfen. Sie sind ja belgische Bürger und Bürgerinnen! Haben sie durch ihren Eintritt ins Kloster etwa aufgehört, belgische Bürger zu sein? fragt Pater N. N. höchst liberal. Bewahre der Himmel, wenn es so durchaus kanonisch sein soll. Fräulein Pauline Roëls ist Redemptoristin, also nach modernem Sprachgebrauch Mitglied einer freien Genossenschaft, in ein verjährtes Vorurtheil könnte sie „Nonne" bezeichnen; sie hat von ihrem Vater 30,000 Francs, als „Bürgerin" kann sie erben, wenn auch eine „Nonne" das Gelübde der Armuth abgelegt, sie kann sogar über ihr Erbe frei verfügen, und so verfügt denn die „Bürgerin" Pauline Roëls zu Gunsten des — „Hauses, in welchem sie ihr Lebensglück gefunden". Alles in gehöriger Form Rechtens. Siehe da, ein schmales Streiflicht auf die belgische Klosterfrage. Wer sich weiter belehren will, den bitten wir das Dekret der Propaganda-Congregation vom 15. December 1840 zu studiren. Es ist für die Schein-Uebertragungen der nordamerikanischen Klosterleute und Weltgeistlichen gegeben, aber auch für Belgien mustergültig. Im Uebrigen weiß man, wie 1857 der erbitterte Sturm gegen den de Decker-Rothomb'schen Klostergesetzentwurf ablief.

So wenig glaubhaft es scheinen mag: Reaktionen des Volksbewußtseins wider allzu kühne Ansprüche des Clerus kommen noch vor in Belgien. Herr Prof. Laurent wurde zum Dank für seine ironischen Briefe eines „liberalen Rückschrittsmannes" (an Rothomb II.), die er zuerst im Journal de Gand publizirt, im Oktober 1863 von den Genter Gemeindewählern zum Stadtverordneten (conseiller communal) erkoren, und hatte unter 1800 Votanten 1600 für sich gehabt. Das war nach der klerikalen Zeitschrift Le Bien Public eine „Demonstration gegen die Gottheit Christi". Leider folgten sehr illiberale Gegendemonstrationen. Die letzten Kammerwahlen zu Gent, Brügge und sonst in vielen Ortschaften der Provinzen Flandern und Antwerpen hätten dem Ministerium Ch. Rogier beinahe das Dasein gekostet. Ohne die Festigkeit König Leopolds wäre der Ultramontanismus nochmals am Ruder und ein unberechenbarer Sieg über Staatsgewalt, Souverainetät, weltliche Autorität stände vor der Thür. Trauttwein von Belle.

(Berichtigung.) In dem ersten Artikel (in voriger Nummer) muß es S. 216, 1. Kol. 3. Zeile von oben statt Monsignour Broglie, Erzbischof von Mecheln, heißen: Monsignour Prinz Méan, und ebendaselbst Zeile 32, statt Henri de Brouckère: Charles und Henri de Brouckère.

England.

Ein Schulmann über die höheren Lehranstalten Englands.

Unter der Ueberschrift „A French Eton" zieht ein Mitarbeiter von „Macmillan's Magazine" *) eine Parallele zwischen den höheren Lehranstalten (Universitäten und Colleges) Englands und Frankreichs. Die ganze Abhandlung — von der wir, zu unserem Bedauern, nur einen Auszug geben können — trägt das Gepräge eines klaren, von keinem Nationalvorurtheil befangenen, denkenden Schulmannes, eines Mannes, der, trotzdem daß er sich als Brite fühlt, nicht dem Glaubenssatz seiner Landsleute huldigt, daß in Staat und Gesellschaft, in Kirche und Schule, extra Britanniam nulla salus. Zugegeben, sagt er unter anderm, die Colleges zu Eton und Harrow, Rugby und Winchester seien unübertroffene Musterschulen: so sind sie ja nur für die Reichsten zugänglich; denn kann wohl ein Familienvater aus der Mittelklasse 120 bis 200 Pfd. St. — so hoch belaufen sich die jährlichen Kosten eines Zöglings in jenen Anstalten — füglich aufbringen? Ist für die Kinder der minderbegünstigten Volksschichten gesorgt und liefern die Schulen für ein jährliches Didaktrum von 5 Pfd. St. ähnliche Resultate wie das Lycée zu Toulouse und das Collège zu Sorèze?

Zwei Dinge, fährt er fort, vermissen wir bei dem englischen Gymnasialunterricht: eine ausreichende Anzahl guter Schulen und ausreichende Sicherheit, daß sie auf die Dauer gut bleiben. Angenommen, die Universitäten geben uns Bürgschaft für das Letztere, so ist doch nicht abzusehen, wie sie das Erstere verbürgen wollen. Es genügt nicht, einen Stab von Inspektoren und Examinatoren aufzustellen und die Kinder der Mittelklassen zerstreut

*) Leipzig, Ludwig Denicke.

den zahllosen obskuren Privatschulen und „Erziehungshäusern" zu überlassen, unter denen wenige gut, manche mittelmäßig, die meisten schlecht, keine mit der imponirenden Würde großer Institute ausgestattet sind. Englands Mittelklassen brauchen Schulen, die ebenso geachtet (respected) wie beobachtet (inspected) werden.

Die Erziehung jeder Gesellschaftsklasse hat, oder sollte haben: ihr von den Bedürfnissen wie von der Lebensbestimmung dieser Klasse bedingtes Ideal. In der Phantasie mag eine Gesellschaft bestehen, die nach einer Schablone, allen ihren Mitgliedern gerecht, erzogen werden kann; die Wirklichkeit hat in keinem Lande Europa's eine solche Gesellschaft aufzuweisen. — Bei dem Unterricht haben wir den Stand der Klassen, aber nicht bloß ihren gegenwärtigen Stand, sondern ihre Bedürfnisse, ihre Bestimmung, vor Allem jedoch ihre ersichtlich dringenden Bedürfnisse, ihre ersichtlich nächste Bestimmung im Auge zu behalten. Sehen wir auf die englische Gesellschaft in der Gegenwart, so darf man mit Recht sagen, das Ideal jeglicher Klasse, das Ziel, das Jeder zu erstreben habe, ist ein verschiedenes. Mr. Hawtrey, dessen bewunderns- und erfolgreiches Wirken an der St. Mark's-Schule ihn berechtigen, daß sein Wort gehört werde, stellt als Hauptgrundsatz auf: „Die Familie ist das Vorbild der Schule". Arnold aber meint, das sei zu beschränken und gelte nicht durchgehends für die Schulen aller Klassen. Sein Vater, auf den sich Mr. H. beruft, habe das nicht so unbedingt behauptet. Für die Bedürfnisse der höchsten Klassen, die z. B. Eton besuchen, „ist nicht die Schule eine Familie", sondern „die Schule eine kleine Welt" das richtige Ideal. Er räumt nicht ein, daß bei den jungen Leuten, die nach Eton gehen, das große Ziel und Streben sein müsse — mit den eigenen Worten H's zu reden — „ihre Jugend durch sanftes Benehmen und freundliche Traulichkeit von Seiten der Lehrer fröhlich zu machen". „Nein, das dringende Bedürfniß für die Kinder der Ueppigkeit ist nimmer das sorgliche Hätscheln, das weiche Betten auf Rosenlaub!" Und fürwahr, das Vorherrschen der Familienverhältnisse und der elterlichen Beziehung im Schulleben ist nicht Eton's stärkste Seite; und es ist gut, daß dem so ist. Für die Klasse, die Eton besucht, muß der Bildungszweck sein, ihnen das zu geben, was ihnen ihre Geburt und ihre häusliche Erziehung schwerlich geben: außer der bloßen Büchergelehrsamkeit den Sinn für eine Art republikanischer Genossenschaft, die Uebung eines schlichten Gemeinlebens, die Angewöhnung des Sichselbsthelfens. Bei den Mittelklassen sei höchster Bildungszweck: Weite der Seele und persönliche Würde; bei den untersten Schichten: Zartgefühl, feine Sitte, Humanität. In diesem Kreise findet Hawtrey's Ideal der Familie, als Vorbild der Schule, seine gebührende Stelle; für die Kinder der Armuth, da ist's angemessen, da ist's nothwendig, „ihre Jugend fröhlich zu machen durch mildes Benehmen und freundliche Traulichkeit von Seiten der Lehrer." Denn hier ist die Gefahr nicht, daß sie durch Verzärtelung übermüthig, sondern daß sie durch Zurücksetzung gefühlsstumpf werden. Hawtrey's Wirken in St. Mark's hat eben dadurch so herrliche Frucht getragen, daß er seinen Grundsatz da angewandt hat, wo er am rechten Orte war. Allein selbst in dieser Sphäre darf er nicht so unbedingt und zu lange vorherrschend bleiben. Das Bewußtsein der Menschenwürde bedarf einer ebenso sorgfältigen Pflege wie das Gemüth. Zuvörderst allerdings mußt du bei der Erziehung auf Erweckung und Veredlung des Herzens einwirken; hast du aber das gethan, so versäume keine Zeit, deinen Zögling seelenstark zu machen. Hawtrey scheint die Gefahr zu übersehen, die darin liegt, wenn die Triebfeder der Sanftmuth, der Traulichkeit, der kindlichen Empfänglichkeit für „das Abhängigkeitsgefühl von dem Vater, der seine Wohlfahrt fördert," zu straff gespannt wird. Die Energie und Mannhaftigkeit, die Hawtrey wie Einer würdigt, können über jener Gefühlsüberfeinerung leicht verloren gehen.

Eton, seien wir gerecht, befolgt keineswegs Hawtrey's Ideal; es trachtet mehr danach, die Fibern der ihm anvertrauten Pflanzen zu kräftigen, als zu schmeidigen. Und selbst die Eltern der Zöglinge haben im Allgemeinen ein zu gesundes Verständniß für das, was ihren Söhnen wahrhaft noththut, um gar zu ängstlich zu sein, daß sie in der Anstalt wohlgepflegt werden. Ob aber in den Mittelklassen der richtige Sinn waltet für die wahrhaften Bedürfnisse ihrer Sprößlinge, ist die Frage. Sie wünschen, daß ihre Kinder in der Schule Behaglichkeit, ausreichenden Unterricht für möglichst geringe Kosten finden, und die Privaterziehungsanstalten verfehlen nicht, diese Reklame auf ihr Schild zu setzen. Sicherlich aber erreichen sie nicht, was sie wünschen, und so lange die menschliche Natur bleibt, wie sie ist, werden sie es auch nimmer erreichen, wenn ihnen nicht eine verläßlichere Bürgschaft, als ein lockender Prospekt geboten wird. Die Aufsicht von Seiten der Universität oder einer anderen vertrauenswürdigen Behörde hat allerdings ihr Gutes: sie kann die Flitterschaft aufgeputzter Prüfungen in ihrer Blöße zeigen, groben Verstößen und Vernachlässigungen in den Weg treten; sie kann viel für den Schulunterricht und etwas für die zweckmäßige körperliche Pflege thun. Allein nimmer kann sie für das stehen, was die Prospekte verheißen, was die Eltern, im Vertrauen auf diese Verheißungen, hoffen, was sie für den mäßigen Preis wirklich haben können. Denn nur ein Sekundär- (Gymnasial-) Unterricht, nach einem großen und geregelten Maßstab organisirt, kann das Gewünschte um so geringe Kosten geben: und einen solchen zu organisiren, hat jene vorausgesetzte Aufsicht keine Macht ....

Das kostbarste Geschenk, das so organisirte öffentliche Schulen den Kindern der Mittelklasse geben könnten, wäre, ihnen in dem Alter, wo der Geist für alle Eindrücke empfänglich ist, die heilsamen Einflüsse der Größe, der Ehre, des Nationalgefühls zuzuführen: Einflüsse, welche die Seele ausweiten, den Geist frei machen, den Charakter veredeln.

Solche Anstalten sind die großen öffentlichen Lehranstalten und Universitäten Englands. Durch ihre Einflüsse haben sie die englische Aristokratie gebildet: eine Klasse, die trotz ihrer Mängel, trotzdem daß sie in manchem Betracht hinter der fortschreitenden Zeit zurückgeblieben, eben von jenen Einflüssen einen hohen, großherzigen, herrschtüchtigen Sinn empfangen, der sie befähigt, dieses große Land regierend zu heben, nimmer zu erniedrigen, und sie so lange befähigt, bis sie von den andern Klassen erreicht oder übertroffen wird. — Diese Anstalten verdanken ihre Entstehung milden Stiftungen, und die Zeit der Stiftungen ist dahin. So schön und ehrwürdig also der Anblick dieser Anstalten dem Beschauer erscheint, so leiden sie dennoch in ihrer gegenwärtigen Form mit ihren Beschränkungen, Bevorzugungen, ihrem kirchlichen Charakter, ihrer Starrheit, ihrer Kurzsichtigkeit in die Zukunft an manchen Uebelständen, manchen Mißbräuchen, und haben sich zum Theil überlebt.

Auf dem Festlande Europas hat man mit dieser alten Form der Stiftungen aufgeräumt, und auf dem reingefegten Boden erheben sich neue Anstalten. England hat sie beibehalten und in die Kette ihres Systems einige als absolut nothwendig erkannte, verbessernde und hinhaltende Fäden eingeschlagen. Das mag noch für einige Zeit so hingehen; aber kein Korrektiv, kein Palliativ

wird jemals eine öffentliche Lehranstalt, die früheren Zeitaltern genügte, für die unsrige genügend machen, noch den Strom der Stiftungen, der schon vorlängst seicht und wasserarm dahin schlich, in den Stand setzen, wiederum so reichlich für das Bedürfniß unserer Zeit zu fließen, wie er im Mittelalter floß. Für die Gründung öffentlicher Schulanstalten hat die moderne Gesellschaft sich an den Staat zu wenden; sich aber heißt: in ihrem Gesammt- und körperschaftlichen Charakter. Das geschah zuerst auf dem Festlande, und das Ergebniß war die Bildung von Schulen gleich dem Lycée von Toulouse: Anstalten, die nicht unbedingt zu preisen, nicht so, wie sie sind, schlechtweg nachzuahmen, die immerhin Anstalten, die von der modernen Gesellschaft, in moderner Verfahrungsweise, für moderne Bedürfnisse eingerichtet sind, und die im Ganzen durch ihre Erfolge diesen Bedürfnissen entsprechen. Sie gewähren der an Zahl unendlich überwiegenden Mittelklasse nicht nur eine an Unterricht und Pflege wohlgesicherte Erziehung, sondern auch, um nicht zu sagen so viel wie Eton, Harrow, Rugby und Winchester, den begünstigten Kindern des Glücks, doch etwas von jenem weiten, erhebenden und geistbelebenden Sinn. Die Erziehung der Gesammtjugend ist und muß fein Sache der öffentlichen Schulen, und darin ist England noch zurück und hat die ihm vorausgeeilten Länder: Frankreich, Holland, Deutschland einzuholen.

Schweden.

Schwedische Celebritäten der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Kritik, Tagespresse und Schaubühne.*)

Ein ungenannter Uebersetzer hat sich das große Verdienst erworben, dem deutschen Publikum einen der großen Geister oder „sieben Weisen" des Stockholmer „Aftonbladet", nämlich den Feuilletonisten Dr. Sturzenbecker, leibhaftig vorzuführen, indem er die „ästhetisch"-historischen Skizzen desselben unter obigem Titel ins Deutsche übertragen hat. Wenn wir auch nicht in der Lage sind, den Inhalt des Werkes loben zu können, so begrüßen wir das Erscheinen desselben doch mit unverhohlener Genugthuung, denn nun hat unser Lesepublikum es in der Hand, sich um wenige Groschen einen Maßstab für schwedische Größen zu kaufen, wenigstens einen solchen, der für den berühmten Orvar Odd — so lautet der „Dichter"-Name des Herrn Doctors — paßt. Außerdem ist — was für uns freilich weniger wichtig — durch die Verdeutschung obiger ästhetisch-historischer Skizzen eine fühlbare Lücke in der feineren Skandalliteratur ausgefüllt, für die Gourmands ein neues Gericht aufgetragen, dessen durchdringender Wildgeruch Jeden einmal anregt, die von deutscher Aesthetik abgespannten Nerven reizt und uns die „Erhabenen der Geisterwelt" nicht bloß im nassen Negligé, sondern in noch secreterer Stellung zeigt — — jener Bauer hatte Recht, welcher selbst für eine schöne Königin die Nothwendigkeit eines gewissen Bedürfnisses behauptete, aber es war auch nur ein grober, dummer Bauer, während Herr Dr. Sturzenbecker in seiner Heimat ein Dichter und Gelehrter bleibt, obschon er seinen Landsleuten, und nunmehr auch uns, zuruft, daß z. B. der unvergleichliche Sänger Tegnér als Mensch ein unsittiger, zotenreißender Pfaff war, ein Renegat, der mit dem Bischofsmantel die Freiheit verrieth, für die er als Jüngling und Mann gefochten; daß ferner die „Davidsharfe des Nordens," der Psalmen dichtende Erzbischof Wallin, ein ferviler Speichellecker des Gascogners und nebenher ein so origineller Kauz war, daß er es selbst in der feinsten Damengesellschaft, am Spieltische, nicht unterlassen konnte, plumpe unsittliche Anspielungen zu machen, „wenn ihn eine Dame todt zu machen drohte."

Es ist Alles eitel! sagt Salome — und die gesammten „mondscheinduftig-schwindsüchtigen deutschen Klassiker sammt Fouqué's Undine sind, Gott sei Dank, auch eitel und in Schweden kein elendes Vierschillingsstück mehr werth!" sagt Herr Dr. Sturzenbecker, der schwedische Feuilletonist par excellence, „und die verrückte Körner'sche Eisenbraut-Begeisterung macht keinen nordischen Dichter mehr zum deutschen Narren", wie weiland Atterbom, Hammarsköld, Ling, Afzelius und andere Phosphoristen oder Gothen, setzt der „Stalbroder" des großen Klassikers Ploug mit edlem eiderdänisch-skandinavistischem Stolze hinzu. O, Du hoher Adel und verehrtes Publikum Deutschlands, warum hast Du den Herrn Dr. Sturzenbecker nicht früher gekannt; würdest Du um die Professoren v. Schiller, Vater Arndt, Uhland, den Geheimenrath v. Göthe und den Lieutenant Körner ꝛc. so viel Aufhebens gemacht haben? Nimmermehr, obschon Du nicht so „ekelhaft" gemein bist, wie Dich der Pinsel des Dichters Orvar Odd im Feuilleton des Aftonbladet und anderer Orten gemalt hat — beiläufig gesagt, unser Literarhistoriker ist zwar kein Maler, obwohl er großes Anstreicher-Talent entwickelt, er gerirt sich aber in den „ästhetischen Skizzen" wie ein schreibender Jünger des Apelles. Uebrigens hat unser Biedermann vom geschäftlichen Standpunkte aus Ursache, sich der schwedischen Unkenntniß deutscher Klassiker und Halbklassiker zu freuen, da er die letzteren gelegentlich auf schwedisch versturzenbeckert — verballhornt wäre ein zu edler Ausdruck. Hier gleich einige Beispiele:

Der Verfasser weist am Anfange des Buches darauf hin, was er und einige „Stalbrödre" schon für Mordskerle waren, „da noch der Regimentstambour, der kleine, blonde Atterbom, bolzengrade wie ein Zinnsoldat am hellen Tage, statt beim Mondschein, durch die Straßen Upsala's wandelte und Alle zu ihm emporschauten und zu seinem verschrobenen nebligen Schelling, auch eine Kritik deutscher Klassiker ein crimen laesae gewesen wäre", da schon hatten sie ihren Ulk mit allem, was von den großen Geistern Schwedens und Deutschlands verehrt und angestaunt wurde, ja sie wagten es sogar, in der Kneipe „bouts rimés" zu machen, wie: „Munkeln, Dunkeln, Funkeln — Geisterwinken, delphisch, Dichterblinken, Schuppenfisch, Urlebens-Aether, Peter" — und „selbstverständlich" wurden diese Gedichtchen vor beendeter Kneiperei sorgfältig vernichtet, denn derselbe Mann, welcher jetzt alles so heldenmüthig mit Schmutz bewirft, war damals noch zu feige zum offenen Vorgehen und begnügte sich mit dem „stummen Krieg." Das ist jedenfalls ein offenes Bekenntniß und wenn der Herr Doktor-Dichter nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre und gestanden hätte, daß er niemals ein Gedicht mit bouts-rimés fabrizirt, vielmehr den famosen Gedanken der „deutschen Gesellschaft für Fabrikation von Sonetten", nämlich den Herren Baggesen, Voß, Aloys Schneider und Martens, entlehnt hätte, dann machte er es uns plausibel, warum er, der Witzedrechsler, sein Licht selber ausgelöscht! Was würden seine Feuilleton-Leser für Augen gemacht haben, kennten sie den deutschen „Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach auf das Jahr der Gnade 1810", darin sich unter vielen ähnlichen folgendes Sonettchen findet:

*) Leipzig, Verlag von Chr. E. Kollmann. 1863.

Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer.

Der Strand empfängt sie. Hinter ihnen knarren
Die Wagen Pharaos; es hilft kein Knurren;
Sie müssen durch die Wogen oder schnurren,
Entweder füllen den bespießten Karren.
Es bäumen viele sich wie wilde Farren
Rückwärts in dem Gedräng'; und viele murren;
Vergebens sucht sie Moses anzupurren;
Schilt er sie Feige, schelten sie ihn Narren.
Der Meerdurchführer hebt des Stabes Knorren,
Als widerspenstig sie zu grob ihn zerren,
Und spricht: Hier geht der Weg! Gott kann nicht irren!
Mir nach! die Fische staunen ganz verworren,
Als, trotz der vielen Juden-Weiber Plärren,
Er geht — und All' ihm nach mit Zungenklirren.

Ein solches Gedichtchen auf Schwedisch nähme heute noch der Prinzipal des Herrn Orvar Odd!

An einer anderen Stelle (S. 92), als er „den größten Wortspielkrämer Fahlkrantz, dessen Witzedrechselmaschinerie man deutlich arbeiten sah," abthut, sagt er, daß dieser doch mitunter einen natürlichen Witz zu Stande brachte und unter anderen einen gemacht hat, der mehr werth ist, wie ein Dutzend seiner akustischen Wortspiele. Die Geschichte hängt so zusammen: Docent Fahlkrantz, der spätere Bischof, tritt in Atterboms Zimmer, um diesen zu besuchen, findet ihn aber nicht zu Hause; im Begriff, das Zimmer zu verlassen, „fand" er auf dem Schreibepulte des Dichters ein Papier mit dem Anfange eines Gedichtes; es waren nur zwei Zeilen, welche in phosphoristischer Weise beschrieben, wie die Sonne einen Fluß in ein Feuermeer verwandelt:

„Die Sonnenstrahlen in dem Flusse schufen
Zum Feuermeer das kalte Element;"

Fahlkrantz tauchte die Feder ins Dintenfaß und schrieb darunter:

„Die Fische fingen an zu rufen:
Pfui Teufel, wie das Wasser brennt!"

— Hier bemerkt nun der Uebersetzer boshafterweise:

„Fahlkrantz kann sich glücklich schätzen, daß Orvar Odd nicht (?) zu wissen scheint, daß eine ähnliche Anekdote von Schiller erzählt wird. Derselbe hatte als Karlsschüler einen seiner Genossen durch seine Lieder so sehr begeistert, daß dieser sich ebenfalls dem Dienste der Musen zu weihen beschloß. Nach vielem Sinnen und Denken war es ihm gelungen, folgende Zeilen auf das Papier zu werfen:

„Die Sonne dringt mit ihren Strahlenblitzen
Bis auf des Meeres tiefsten Grund . . . ."

Weiter war er nicht gekommen, als ihm die Feder entglitten und er darüber eingeschlafen war. Schiller, welcher zufällig zu dem jungen Musenfreunde (auch Kameraden und Hausgenossen) hereintrat und diese Zeilen las, nahm die Feder und schrieb darunter:

„Die Fische fangen an zu schwitzen,
O Sonne, mach' es nicht zu bunt!"

Wir können uns nur erlauben, darauf hinzuweisen, daß, als der Jüngling Schiller seinen Spaß machte, Fahlkrantz noch ein Schulknabe war — aber, selbst wenn der letztere der Urheber jenes Witzes wäre, dann müssen wir fragen, ist das etwa ein Zug „schwedischer Ritterlichkeit", als Mann in eines fremden Mannes Zimmer während dessen Abwesenheit das Schreibpult zu durchstöbern und angefangene Manuskripte zu „finden?" Bisher hielten wir nur Schweden von der Couleur des Herrn Orvar Odd solcher „Ritterlichkeiten" fähig.

An einer andern Stelle (S. 165) besingt unser Feuilletonist par excellence seinen Prinzipal, den biedern Lars Hjerta, den „Gründer und Besitzer des berühmten Aftonbladet, Buchdrucker, Verleger, Fabrikbesitzer, Schifferheder, Kaufmann, Kommunalverwalter, Reichstagsabgeordneten, Blumenpfleger, Lustkutterseglers, der noch Zeit fand, mit seiner liebenswürdigen Familie zu scherzen, und wenn er festsaß, sich stets aus der Schlinge zu ziehen wußte, mit allem Geld zu machen verstand, nie danach fragte, wie es gemacht wurde, wenn es nur gemacht wurde, der beispiellosen Glück hatte, aber auch ungewöhnliches Genie besaß und dem ein Blatt in der vaterländischen Geschichte gesichert ist." Doch wohl nur Aftonblad = Abendblatt (d. h.), dessen Aktionär er jetzt noch ist, oder ist man in Schweden wirklich noch weiter gekommen, wie beim ekelhaften Volke des „hohen Adels und verehrten Publikums", dessen unbewußte Servilität Börne lange vor Herrn Orvar Odd geheilt hat? — Beim Lobgesange auf Hjerta bestiehlt nun unser Literarhistoriker den armen deutschen Gaudy in unverschämtester Weise, indem er dieses witzigen Kopfes Gedankenspähne eines Lieutenants auf dem Exerzierplatze verstürzenbeckert und auf seinen Prinzipal anwendet. Der Lieutenant unseres Gaudy phantasirt bekanntlich etwa folgendermaßen:

„Süße Adelaide, himmlisches Wesen, wie lange noch sollen wir uns in Sehnsucht nach Vereinigung verzehren und —

„Zehen auswärts nehmen, Musketier Schulze! sonst kommen Sie ins Loch!"

— unser junges Leben vertrauern? giebt es denn für uns keinen Weg, du göttliches Mädchen, du —"

„Altes Kameel, Müller! Ihn holt ein Donnerwetter, wenn Er den Bauch nicht einzieht! ꝛc."

Und diesen reizenden Konflikt eines schwärmerisch liebenden Offiziers mit dem prosaischen Wirkungskreise überträgt der Feuilleton-Fabrikant auf einen in Demokratie machenden Spekulanten, indem er diesen einen fulminanten Leitartikel schreiben läßt, der nichts Geringeres verlangt, als Umsturz der bisherigen Säulen des schwedischen Verfassungslebens, wobei er ihn dann von einem Maurergesellen, einem Gärtnergehülfen, einem Novellenschreiber und schließlich vom Tausendkünstler Bosco unterbrechen läßt; aber, wiewohl alle abgefertigt werden, wird der Artikel doch vollendet!

Es ist also wirklich gut, daß die Schweden die Quellen nicht kennen, von denen Bartel(-Sturzenbecker) seinen Most holt, sie möchten sich denselben sonst durch Uebersetzungen reiner und billiger verschaffen!

Uebrigens ist nur Herr Hjerta ganz heil aus den Händen seines Klienten hervorgegangen. Außerdem sind noch zwei Personen, nämlich der Lieutenant a. D. und Dichter v. Braun, sowie die Schauspielerin Höggvist sehr, und die Schriftstellerin Flygare Carlén, so weit es geht, glimpflich behandelt worden. Daß der Sänger des Frohsinns, der seelenvolle Braun, mit diesem Weisen des Aftonbladet irgend eine geistige Verwandtschaft besessen, können wir unmöglich annehmen, und doch sagt er von ihm:

„Die Mädchen nannten ihn nicht anders, als den ausgelassenen Braun, aber selbst die ehrsamsten Mütter sahen es gern, wenn er mit ihren Töchtern schäkerte, obwohl sie den Letzteren bei Leibe nicht erlaubt hätten, die cynischen, frivolen Erzeugnisse seiner Feder zu lesen." Vielleicht hatte er eine gewisse Zuneigung für den Entschlafenen, weil derselbe ein warmer Verehrer der Höggvist war. Was die Letztere betrifft, so liegt der Grund sehr klar auf der Hand; sie hatte ein Herz wie eine Taube, theilte verschwenderisch von ihrem zeitweisen Ueberflusse mit, war bildschön, gab

vertrauliche Soireen mit Champagner, Obst und Butterbroden, bei denen der Herr Doctor ein häufig gesehener Gast war, hatte keine Heimlichkeiten, sondern belustigte ihre Preßgäste durch Erzählung ihrer früheren Leiden und Armuth" — sie war also das grade Gegentheil von der Jenny Lind, dem „stumpfnasigen, im Privatleben nur allzuklugen Frauenzimmer, die Prinzen und Lords vergebens girren ließ, Silber-Service annahm, die mit ihrem Löwenherzen die Högqvist zerrissen hätte, wenn diese ihr in den Weg getreten wäre, d. h. Konkurrenz gemacht hätte! die ihr Vermögen sicher in die englische Bank legte und plötzlich ihre ätherisch-irdische Laufbahn als Madame Goldschmidt endete — von der Kannenhöhe in eine schmutzige Judengasse Hamburgs niederstürzte*) und als holländischer Dukaten in einen schwindsüchtigen ledernen Beutel gesteckt wurde!" Schrecklich! Jedenfalls hat Jenny Lind den Herrn Kritiker nicht eines Blickes, geschweige gar einer Soiree gewürdigt, wie die Högqvist, ja nicht einmal eines Eierkuchens, wie die Flygare Carlén.

Der obligate Eierkuchen nöthigt uns, einen hübschen Spaß der Frau Carlén, den der Verfasser der „ästhetischen" Skizzen in seinem Buche bringt, hier wiederzugeben — er ist, streng genommen, das Beste des ganzen Werkes. Also Frau Carlén ist im Hause die liebenswürdigste, reizendste Wirthin, „und an jenem Abende, da der Herr Doctor einen ihrer kleinen, äußerst delikaten Romane aus Mehl, Eiern und Sahne verzehrte, theilte sie der Gesellschaft vor den Pfannenkuchen einen Brief mit, den sie an demselben Tage aus der Gegend von Calmar bekommen hatte, und zwar von einem jener kleinen Lesezirkel auf dem Lande. Frau Carlén's letzter Roman hatte den ganzen Zirkel durchlaufen: eine Peripherie von einigen Meilen, alle inneren, bisweilen ziemlich krummen Radien ungerechnet. Da war Keiner in dem ganzen Lesevereine, der nicht diesen Roman mit Entzücken gelesen hätte, aber wiederum auch Keiner, der nicht zuletzt in seinen Erwartungen schmerzlich getäuscht gewesen wäre. Einige von den Personen des Romans waren in bester Form erschlagen, Andere verheiratet und glücklich geworden; nur eine Figur, eine brave alte Frau, die sich die ungetheilte Sympathie ihrer Zeitgenossen erworben hatte, war von der Verfasserin auf der letzten Seite plötzlich verlassen und, in gewisser Rembrandt'scher Beleuchtung in einer Luke sitzend, der Fürsorge des lieben Gottes anheimgegeben worden. Der Zirkel hatte diesen Verstoß gegen poetische und irdische Gerechtigkeit mit tiefem Bedauern empfunden und sich durch den von Hof zu Hof gesandten Botenstab zu einer unterthänigen Adresse vereinigt. Ein unschuldiger Adjunkt, der Bibliothekar des Zirkels, hatte sich zum Organ desselben gemacht und nahm sich die Freiheit, „in tiefster Ehrfurcht" und im Auftrage des Zirkels bei der hochgeschätzten Verfasserin darum anzusuchen, ob sie, unter der Hand und nur „mit zwei Worten", gütigst den Leseverein davon in Kenntniß setzen wolle, „wie es später mit der Alten in der Luke geworden sei?" ob sie an der Gicht gestorben, ob sie in das Armenhaus gekommen, ob sie Gehör- oder Sehkraft bis an das Ende behalten habe u. s. w. Die Dankbarkeit des genannten Zirkels und besonders die des Adjunkten würde unbegränzt sein, wenn er sich einer gewigten Antwort erfreuen dürfe, unter der Adresse des Pfarrhofes J. N. via Calmar ꝛc. Das war der Inhalt des Briefes, welcher augenscheinlich von aufrichtigem Ernste und von ehrlicher småländischer Gutmüthigkeit diktirt war. Wir Alle waren einstimmig der Ansicht, daß kein Dichter einen so großen Triumph gefeiert habe seit der Zeit, wo der griechische Maler so naturgetreue Kirschen gemalt hatte, daß die Vögel sie von der Leinwand picken wollten; und wir Alle thaten Fürbitte für den in seiner ländlichen Naivetät so entzückenden Leseverein. Wenn ich nicht irre, ließ Frau Carlén auch wirklich mit nächster Post einen ausführlichen Bericht über die letzten Schicksale der alten Frau abgehen, über ihren sanften Tod, ihr anständiges Begräbniß; nicht zu vergessen, daß man bei dem Ordnen ihrer Hinterlassenschaft ganz unerwartet fand, daß sie eine Summe von 35 Reichsthalern und einigen Schillingen in der Sparbank habe, außer anderen 11 Thalern in lauter Kupfermünze, die in einem kleinen Beutel von blaugestreifter Leinewand versteckt waren."

Diese Geschichte ist ganz gut, obgleich wir dieselbe besser und auf einen anderen Schriftsteller angewandt, gehört haben, ehe sie der Herr Verfasser drucken ließ und dabei vergaß, den fraglichen Roman zu nennen; aber man sieht doch, auch Herr Orvar Odd kann dankbar und selbst „ritterlich" sein. — Ebenso hübsch gemacht ist eine komische Scene mit dem Schauspieler Dahlqvist, an dem Herr Dr. Sturzenbecker kein gutes Haar läßt und nicht verfehlt, ihm boshaft vorzuwerfen, daß er früher Ladenbesitzer gewesen sei und Zwirntüll abgemessen habe — und doch hatte dieser Mann eine „Partei" hinter sich, die ihn sogar außerhalb der Bühne wie ein höheres Wesen, „wie der Lazaroni den schlafenden Garibaldi", verehrte. „Wenn Herr Dahlqvist aus der Probe kam", heißt es, „und quer über die Straße in Pohl's Kaffehaus eintrat, sah man ihn gewöhnlich mit abgemessenen Schritten, wie ein Gespenst, auf den Schenktisch zugehen, der gemüthlichen kleinen Mamsell Rose einen umwölkten Gruß zunickend, und mit gläsernem Auge das verschiedene Backwerk betrachtend; dann steckten seine Freunde die Köpfe zusammen und seufzten: Hm! hm! o weh! Unser armer Hamlet! und wenn Mamsell Rose der Scene dann ein Ende machte mit einem freundlichen: „Einen Anisette, Herr Dahlqvist?" Da antwortete Hamlet: „Ich glaube beinahe, lieber — einen Pfirsich!" — Gewiß nicht übel angebracht, wenn Dahlqvist wirklich nur ein Narr, statt ein für seine Kunst begeisterter Mann gewesen wäre! Ob Herr Dr. Sturzenbecker den prächtigen Witz auch gehört hat, den uns alte lustige Herren über einen gewissen geckenhaften Berliner Schauspieler erzählten, der sehr erschöpft nach Hause zu kommen pflegte, sich auf das Sopha warf und der Frau mit matter Stimme zurief: „Reiche mir den Lorbeerkranz, Geliebte, ich habe ihn heute wieder reichlich verdient, und dann gieb mir eine saure Gurke, denn es ist unerträglich heiß!"

Doch allen Scherz bei Seite: Herr Orvar Odd ist, was er einmal ist und wird sich schwerlich ändern — es liegt in seiner Natur, gleich der Kröte in der Fabel Gellerts, alles Glänzende, weil es glänzt, zu bespritzen; aber was soll man von dem Publikum denken, das zu einem solchen Manne als einem Großen der Nation emporschaut, zu demselben Manne, der seine besten Geister durch niedrige Skandalsucht in den Staub zieht, deren beste Werke begeifert, indem er einige gekünstelte Ausdrücke aus denselben herausgreift, während er selbst immer in widerlich unnatürlichen Worten spricht und überall in seinen Kritiken den feilen Grundsatz: si duo faciunt idem, non est idem zur Geltung bringt? Findet sich in ganz Schweden wirklich kein einziges anständiges Blatt, kein einziger Literat, der den Muth hätte, diesen Monumentbeschmutzer zum Schweigen zu bringen? — Tauchte in Deutschland eine derartige Erscheinung auf, da würden allerdings ihre Produkte ein- auch

*) Der gelehrte eiderdänische Skandinavist scheint in Hamburg ein Ghetto zu vermuthen. — Ob übrigens die Straßen der alten Hansestadt noch schmutziger sind wie die Stockholms, mag er als Sachverständiger selbst entscheiden. F. M.

zweimal verstohlen gelesen — gewissermaßen als literarischer Strachino verbraucht, nach dessen Genuß man sich den Mund ausspült, — aber den Verfasser träfe sofort verdientermaßen die unbarmherzigste Verachtung und jedes anständige Blatt sowie jedes anständige Haus würfe ihm die Thür vor der Nase zu.

Franz Maurer.

Brasilien.

Briefe eines deutschen Reisenden*) aus dem nördlichen Brasilien.

Para, 20. Dezember 1863.

„Endlich" — werden Sie ausrufen — „endlich ein Lebenszeichen des so lange schweigsam Gewesenen." — Gestern traf ich mit dem Dampfer von Manvas ein und begrüßte und wurde begrüßt von allen den lieben Bekannten meines früheren Aufenthaltes. Vorläufig nur diese kleine Notiz, daß ich, seit Sie meinen letzten Bericht über den Amazonas erhielten, eine sehr beschwerliche Weiterreise vornahm. Seitdem habe ich fast den ganzen östlichen Gebirgskessel des Rio Branco durchstreift, wohin wohl vor mir noch kein Deutscher gelangte, aber auch herrliche botanische Ausbeute gemacht. Als ich am Rio Branco längs des Flusses herabstieg, ward mir ein Entzücken durch eine Entdeckung, das nur Der nachempfinden kann, der für pflanzliche Naturwunder so empfänglich ist, wie es der prüfende und forschende Botaniker sein soll. Denken Sie sich: vor mir zeigte sich in aller Glorie und Herrlichkeit der König des vegetabilischen Reichs, ein Sumach (Familie der Terebinthen), dessen Blätterkrone einen Schattenkreis von 260 Palmos (circa 170 Pr. Fuß) im Durchmesser bildet.

Ueber diese Erscheinung, sowie über meine oft sehr abenteuerliche Reise in den unwirthlichsten Gegenden erhalten Sie später der Reihe und Ordnung nach Bericht, sobald ich mich nur erst erholt und meine reichen Sammlungen geordnet haben werde.

Nun zur Beantwortung Ihres hier vorgefundenen Schreibens. Sie fragen, ob es mir genehm wäre, alle früheren, während meiner Reise Ihnen zugesandten Berichte zu dem löblichen Zwecke der Veröffentlichung benutzen zu dürfen, um dadurch eine klarere Anschauung über den fälschlich verschrieenen Norden des Reichs, wegen vermeintlicher Backofen-Hitze, Giftstoffe, Fieberquellen u. s. w. verbreiten zu helfen. Gern ertheile ich Ihnen diese Erlaubniß, da sie als Vorläufer eines größeren von mir beabsichtigten Werkes dienen mögen u. s. w.

Ihr

Gustav Wallis.

Diesem Schreiben, als Einleitung vorangeschickt, mögen die sehr interessanten Berichte in laufender Reihe folgen:

I.

Bahia und Pernambuco.

Mit welchen Vorurtheilen verließ ich Rio zu Ausgang Januars, also im ungünstigsten Monat für die tropischen, für die Aequatorial-Gegenden Brasiliens, um mit dem Dampfschiffe nach Bahia zu reisen. Die Reise dauerte vier Tage. Nur am ersten Tage blieb die Küste in Sicht, und gegen Abend zeigte sich dann die seltsame Felsen-Formation des Cabo Frio.

Das schöngebaute, heitere Bahia mit seiner prächtigen Hafenrunde macht einen guten Eindruck auf den Beschauer. Das Innere jedoch entspricht den Erwartungen nicht, die der Anblick von außen einflößt. Die Stadt, wiewohl hie und da mit schönen, hohen Häusern und öffentlichen Bauten geschmückt, ist im Ganzen höchst unregelmäßig gebaut und voll enger, düsterer Straßen, deren mehrere steil ansteigen und den Verkehr belästigen, weshalb ein dortiger allgemeiner Gebrauch der „Leiteiras", Tragstühle, die von zwei Negern auf den Schultern getragen werden, sehr am Platz ist. An allen Ecken und Winkeln stehen sie der Bequemlichkeit bereit.

Da der Dampfer nur 24 Stunden verweilte, so konnte ich außer Abgabe einiger Briefe ꝛc. nur mit genauer Noth einen Ausflug nach dem außerhalb der Stadt liegenden öffentlichen Garten machen, der die Stelle des weiland „botanischen Gartens" einnimmt, ein Schicksal, dem derartige Institute leider so leicht in Brasilien verfallen. Mit der Aufhebung oder dem Verfall botanischer Gärten des Landes, wie in Bahia, Pernambuco und Para, hat es übrigens folgende Bewandtniß. Bei der Anlage derselben hatte man weniger wissenschaftliche Zwecke, als direkten praktischen Nutzen, die Einführung und Verbreitung indischer Kulturgewächse, im Auge; nachdem diese Bestimmung erfüllt, zerfällt ihre Bedeutung natürlich in sich selbst. Jedem Fremden, der nach Bahia kommt, muß die außerordentliche Menge Palmen auffallen, die hier rings die Bai umkränzen. Es sind dies die Cocospalmen, die auf dem Boden von Bahia eine zweite Heimat gefunden haben und deren Nüsse von dort viel nach Rio und über See weiter transportirt werden.

Nach 30stündiger Fahrt läuft der Dampfer in den Hafen von Maceio, einer kleinen Stadt der Provinz Alagoas, ein. Da der Aufenthalt hierselbst nur wenige Stunden währt, so kann man kaum riskiren, ans Land zu gehen. In Maceio, wie auch in Bahia, waren noch die Spuren der Empfangsfeierlichkeiten des kaiserlichen Paares (während dessen Besuchsreise nach den Nordprovinzen) sichtbar. Maceio hatte ein besonders freundliches Ansehen, denn sämmtliche Häuser waren frisch getüncht und angestrichen. Wiederum ging es bald in See, und andern Morgens, am sechsten Reisetage, lief der Dampfer in den Hafen von Pernambuco ein, der aller Nationen Flaggen repräsentirt.

Pernambuco, wiewohl am Saum der Aequatorialzone (16 Breitegrade umfassend, wovon je acht nord- und südwärts vom Aequator sich erstrecken), erfreut sich eines gesunden, angenehmen Klimas, welches es hauptsächlich seiner freien Lage zu verdanken hat, da es, auf dem äußersten östlichen Punkte des südlichen Amerika liegend, besonders befähigt ist, die ganze Wirkung beider Passate aufzunehmen. Wäre dies nicht der Fall, so würde Pernambuco höchst wahrscheinlich zeitweise sehr ungesund sein, da es viele enge, mit hohen Häusern eingefaßte Straßen hat; vier- bis fünfstöckige Wohnungen sind nicht ungewöhnlich, dazu fast sämmtlich eng und düster vergittert, was der Stadt hier und da ein melancholisches, halb erstorbenes Ansehen geben könnte. Uebrigens nimmt man bald reges Leben in den Straßen wahr; ein Aufschwung aller Verhältnisse, besonders merkantiler, ist unverkennbar. Pernambuco nimmt mit Recht den zweiten Rang brasilianischer Städte ein, wobei der besonders glückliche Hafen — einer der besten Brasiliens, wenn nicht des ganzen Südamerika, von Natur auf das Seltsamste mit einem schützenden Felsenriff umgürtet — sowie die direkte Dampfschiffahrtsverbindung mit Europa besonders ins Gewicht fallen. Pernambuco erzeugt neben anderen Journalen eines von der Größe der Londoner „Times", also von doppelter Größe fast des „Journal do Commercio" zu Rio de Janeiro.

*) Des Botanikers Gustav Wallis.

Seit älterer und neuerer Zeit ansäßig, befinden sich hier viele Deutsche und Schweizer, auch Engländer und Franzosen. Brüderliches Zusammenhalten unserer Landsleute zu Vereinen hat hier jedoch noch nicht stattfinden können. Kaufmännischer Geist — zu dessen Kindern sie sich meist bekennen — unterdrückt hier wie vielwärts in Brasilien leider jede bessere Regung.

Mein mehr denn vierwöchentlicher Aufenthalt daselbst statuirte in meinen Thermometer-Beobachtungen das seltsamste Beispiel gleichmäßiger Temperatur, das ich bisher in Brasilien beobachtet. Den geringen Wechsel des Quecksilbers anzudeuten, will ich hier in Kürze den halben Auszug meiner Beobachtungen geben, indem ich einen um den andern Tag anführe. Die Skala nach Réaumur.

Februar		Mitt.	Nachts
1.	22 Gr.	22½ Gr.	22½ Gr.
3.	" "	" "	" "
5.	" "	" "	" "
7.	23 "	23½ "	22½ "
9.	22½ "	22½ "	21½ "
11.	21 "	22 "	22½ "
13.	21½ "	22 "	" "
15.	" "	" "	" "
17.	20½ "	24 "	" "
19.	" "	" "	" "
21.	20 "	" "	" "
23.	22½ "	22½ "	22 "
25.	" "	" "	22½ "
27.	21½ "	23 "	" "
29.	22½ "	" "	" "

Erwägend, daß der Thermometerstand Nachts nicht besonders sank, so ergeben sich für den ganzen Monat nur 3 Grade als Spielraum der Schwankungen.

Pernambuco wird bekanntlich durch eine Eisenbahn mit Bahia verbunden. Eine große Strecke ist bereits fahrbar und dem Verkehr zugänglich. Abgesehen von der bedeutenden Länge (denn die direkte Entfernung Bahias von Pernambuco beträgt circa 90 geographische Meilen), so stößt der Bau dieser Bahn auf viele lokale Schwierigkeiten. In einer Entfernung von 10 Legoas mußte ein bedeutender Tunnel durchbrochen werden, dem seitdem mehrere kleinere nachgefolgt sind.

Pernambuco verlassend, berühren wir kurz die Stadt Parnahyba am Flusse gleichen Namens mit dem Zusatz „do Norte" zur Unterscheidung von dem Flusse, welcher die Provinz Minas Geraes von der Provinz Rio de Janeiro trennt. An der fünften Landungsstelle, Natal, verließ ich abermals den Dampfer zu vierwöchentlichem Aufenthalt daselbst. Meine Hauptexkursionen waren nach dem vier Legoas entfernten Städtchen Macaiba und nach Ceara-Mearim (7 Legoas) gerichtet, nach ersterem Orte, im Anschluß an eine größere Gesellschaft, um der Einweihung einer Dampfmaschine, und zwar der ersten in dieser Gegend, beizuwohnen; nach letzterem Orte, Ceara-Mearim, begab ich mich, um Augenzeuge einer wunderbaren, üppigen Vegetation zu sein, die — wie ein Räthsel — in der sonst durchschnittlich sandigen Provinz Platz gegriffen. Die Ursache dieser interessanten Erscheinung beruht auf dem jährlichen Austreten dreier kleiner Flüsse, durch das, ähnlich wie beim ägyptischen Nil, das ganze Thal mit schlammigen Erdablagerungen überdeckt und aufs Neue fruchtbar gemacht wird. Ich hatte so viel davon rühmen hören, daß ich einen starken Tagesmarsch durch heißen Sand nicht scheute, mich davon zu überzeugen; und gewiß, ich bereute nicht, die ermüdende Strapaze gemacht zu haben. Die Rückreise war um so interessanter, nach üblicher Landesart nämlich bei Nacht zu Pferde zu reisen. Die Kühle der Nacht, die magische Ruhe, die ringsum über die Gegend ausgebreitet lag, der reine, sternenklare Himmel — Alles vereinigte sich, einen jener unvergleichlichen Genüsse zu verschaffen, die nur den Tropen eigen sind.

„Mit welchen Vorurtheilen verließ ich Rio", so begann mein Brief, und wahrlich, es fiel wie Schuppen von den Augen; diese tropische Zone, anstatt unerträglich heiß zu sein, wie hat sie mich wider Erwarten entzückt und alle irrigen Vorstellungen, die ich selbst aus Deutschland noch mitgebracht, beseitigt und mir ein wahrhaftes Meer von Wundern der üppigst wachsenden Vegetation aufgeschlossen.

Zum Schluß dieses Briefes will ich noch über den Fluß Rio Grande do Norte, an dem Natal liegt, bemerken, daß es mit ihm so viel nicht auf sich hat, wie der Name besagt. In einem von so vielen majestätischen Flüssen durchschnittenen Lande, wie Brasilien, stellte ich mir nach einer solchen Bezeichnung einen gewaltigen Fluß vor. Der Fluß war klein, die Täuschung aber groß!

Kleine literarische Revue.

— **Zur Erinnerung an Moritz Veit.** Der jetzt im Druck erschienenen Rede des Rabbiners Dr. Joël an der Bahre des Dr. Moritz Veit*) entnehmen wir die nachstehenden vortrefflichen Worte: „Ich habe nicht die Aufgabe und nicht den Beruf, die Wahrheit der politischen Prinzipien, die Wahrheit der religiösen Prinzipien, zu denen der Hingeschiedene sich bekannte, in allen Stücken aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Die Wahrheit steht bei Gott. Was wir an Menschen hervorzuheben haben und mit Fug und Recht hervorheben, das ist die Wahrhaftigkeit, das ist die Uebereinstimmung zwischen Gesinnung und Handlung, das ist die Ueberzeugungstreue, die mit sich selber im Einklang ist. Und wer würde von einem Veit zu behaupten wagen, daß er jemals anders, als wahrhaftig gewesen, daß er jemals etwas Anderes, als das Gute gewollt? Man brauchte ihn bloß sprechen zu hören, um zu wissen, daß man einen Menschen vor sich habe, der den Unterschied zwischen allgemeinen und Privat-Interessen nicht kennt, der in den allgemeinen Interessen so recht eigentlich seine eigenen und seine privaten sieht. Wie liebte er sein Vaterland, wie liebte er seine Vaterstadt, wie liebte er seine angestammte Religion, wie liebte er die Gemeinde, der er angehörte!"

— **Zur orientalischen Mythologie.** „Esmun, ein Beitrag zur Mythologie des orientalischen Alterthums", heißt ein Vortrag, welchen Dr. Alois Müller in der philosophisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Wien am 24. Febr. 1864 gehalten hat. Wir theilen darüber folgenden Bericht nach der „Oesterreichischen Wochenschrift" mit: Esmun entspricht dem Asklepios. Er wird gewöhnlich als „der Achte" gedeutet mit Rücksicht auf das semitische Zahlwort Acht (Schemuna). Nachdem der Verfasser diese Erklärung einer eingehenden Kritik unterzogen und als ganz unhaltbar nachgewiesen, geht er zur Feststellung der möglichst wahrscheinlichen Etymologie des Namens über. Gestützt nun auf die andere Form „Asim", welche uns die große Funeral-Inschrift des Königs Esmunezer, der den Esmun so zu sagen als seinen Namenspatron verehrte, bietet, erklärt der Verfasser, auf Belege gestützt,

*) Zusammen gedruckt mit der Rede an der Bahre des (wenige Tage vorher) dahin geschiedenen Rabbiners und Predigers, Dr. Michael Sachs, gehalten von Dr. Joël, Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu Breslau. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

den Namen Esmun als „der Glänzende“ und in übertragener Bedeutung „der Heitere, Holde, Freundliche“, welche Bedeutung auch treffend zum Wesen des Heilgottes paßt. Derselbe ist in der ursprünglichen Vorstellung eine Manifestation der Sonne, und zwar diejenige, welche im Ganzen nicht schädlich, sondern wohlthuend wirkt auf das Geschaffene, auf das physische Leben der Creaturen, deren Fortbestehen und Gedeihen nur dann möglich ist, wenn die Sonne jene Wärme ihnen spendet, die der Bedingung eines gesunden Fortbestandes und einer kräftigen Weiterbildung entspricht, wenn die auf sie einwirkende Luft jene gesunde Temperatur hat, welche im Allgemeinen Krankheiten ferne hält und Wohlbefinden unter Menschen und Thieren hervorbringt. Aber nicht bloß das Bestehen und Gedeihen dachte sich der Naturmensch im Allgemeinen von der Sonne abhängig, sondern auch die Linderung und Heilung der Schmerzen, Krankheiten, Leiden und Qualen, von denen die geschaffenen Wesen heimgesucht werden. Esmun ist also jene Kraft der Sonne, welche Fortbestand und Gedeihen, Genesung und Heilung verleiht, welche wohl und gesund erhält, aber auch wieder gesund macht — er ist die personificirte Gesundheits- und Heilkraft der Sonne, dann der Heilgott überhaupt. Als solcher ist er eine der drei Personen, der drei personificirten Hauptkräfte, welche in der als eine Wesenheit gefaßten Sonne enthalten sind: Baal, der Erzeuger; Moloch, der Verderber; Esmun, der Erhalter, oder das zeugende, das verderbende und das erhaltende Princip.“

— **Molières Tartuffe und Gutzkow's Urbild.** Von unserem Mitarbeiter, Herrn Paul Lindau, ist ein kritischer Excurs, in welchem Molières „Tartuffe“ und Gutzkow's „Urbild des Tartuffe“ auf die historisch-ästhetische Wagschale gelegt werden, als besondere Schrift im Druck erschienen, nachdem diese Kritik vorher in Feuilleton des reichhaltigen „Berliner Fremdenblattes“ abgedruckt war.*). Lindau wirft dem Verfasser der „Ritter vom Geist“ mit Recht vor, daß er, indem er den Präsidenten Lamoignon und nicht den Abbé Roquette zum Urbild des Tartuffes gemacht, eine Sünde gegen die historische Wahrheit, wie gegen die Pietät begangen, die man einem makellosen öffentlichen Charakter schuldig sei. Wir gestehen, daß wir beim Anschauen des Gutzkow'schen Dramas stets eine ähnliche Mißstimmung über jenes Durcheinanderwerfen der Charaktere empfunden haben und besonders in der letzten Scene des Stückes, wo auf eine so wenig künstlerische Weise die Verwechslung des einen Tartuffe mit dem anderen vor sich geht, uns einer gewissen Unbehaglichkeit nicht erwehren konnten. Doch die historisch-literarischen Charaktere Frankreichs haben nun einmal das Geschick, von Deutschlands Bühnendichtern entstellt zu werden. Uebler noch, als dem Präsidenten Lamoignon und Molière's Tartuffe, ist es Rameau's Neffen und der Frau von Pompadour in Brachvogel's „Narciß“ ergangen, wo z. B. das höhnische Wort Ludwigs XV. „Après nous le déluge!“ der sterbenden Pompadour als tragischer Ausruf in den Mund gelegt wird!

— **Fata Morgana aus Ungarn.** Unter dem Titel „Fata Morgana“ erscheint jetzt in Pest und Ofen eine von einer Ungarin, Hermine Czigler v. Eny-Vecse redigirte deutsche Wochenschrift, die sich die Aufgabe gestellt, Novellen und Erzählungen im Original und Uebersetzung, Gedichte, historische Schilderungen, literarisch-belletristische Abhandlungen, Reisebilder, biographische Skizzen ꝛc. mitzutheilen und zugleich das Ausland mit den Erzeugnissen der ungarischen Literatur bekannt zu machen. Wenn von den im Programme genannten zahlreichen Mitarbeitern, unter denen wir Namen wie Anastasius Grün, Johann v. Hunyady, L. Frankl, v. Wurzbach, Alex. Gigl, A. Dux, E. Kuh und Otto Prechtler finden, auch nur ein Theil die Herausgeberin mit ihren Beiträgen unterstützt, so kann die Zeitschrift in der That eine würdige Vertreterin deutscher Bildung in Ungarn werden.

— **Englische Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit.** Die neueste Nummer der „Illustrated London News“ bringt uns die Notiz von einem sogenannten Racheakt der deutschen Truppen in Flensburg, der aber in nichts Anderem besteht, als in der Zerstörung des berüchtigten Löwendenkmals, „das (wie der Engländer sagt) die dänische Regierung zum Andenken an den Kampf von 1848—50 auf dem Grabe dänischer Soldaten errichten ließ.“ Wir wollen gern glauben, daß seine Unwissenheit von Herzen kommt; deshalb mag sich diese illustrirte Zeitung für die englische gebildete Welt merken, daß der „silly act of German revenge“ nur den Zweck hatte, einen „infamous act of Danish bestiality“ aufzuheben, der zur Verhöhnung des ganzen Deutschlands und der auf dem Monumentplatze ruhenden deutschen Krieger seither gedient hatte — denn nicht auf dänischen, sondern auf zerstörten deutschen Soldatengräbern stand das Monstrum, genannt „Idstedter Löwe“. — Uebrigens giebt uns das angezogene Blatt in derselben Nummer noch einen anderen hübschen Beweis englischer Unparteilichkeit, indem es uns die Abbildung einer kolossalen Panzerfregatte zu 22 Geschützen bringt, die auf den Werften des Clyde „für Rechnung des dänischen Gouvernements“ hergestellt ist. Bekanntlich hat Mr. Pam im tiefsten Frieden gewaltsam verhindert, daß ein englischer Fabrikant der preußischen Regierung die 2 Panzerwidder verkaufte, welche ursprünglich für die Secessionisten bestimmt gewesen waren, obschon dem preußischen Ankaufe keinerlei gesetzliches Hinderniß in den Weg zu legen war!

— **Die Pariser „Illustration.“** Man glaubt im Allgemeinen, das deutsche Lesepublikum ließe sich alles bieten, doch scheint es, als ob das französische noch etwas gedankenloser die ihm vorgesetzten Leckerbissen verzehrt. So fanden wir kürzlich in der Pariser „Illustration“, deren Leserkreis doch so ziemlich an den unserer „Leipziger Illustrirten“ heranreicht, einen Bericht und eine bildliche Darstellung „der Erstürmung des Forts Haddeby durch die Preußen.“ Nun hat zwar eine Erstürmung des „Forts Haddeby“, das gar nicht vorhanden, weder durch Oesterreicher, die beim Dorfe Haddeby standen, noch durch Preußen, die weiter rechts fochten, stattgefunden, doch ist dieser Irrthum nebensächlicher, da auch deutscherseits, weit aus dem Schußbereich, in gemüthlichen Redactionszimmern, mancherlei Phantasiestücke in Brief- und Bildform gemacht worden. Auffallender ist es jedoch, daß die allerkriegerischste französische Nation sich eine Abbildung, wie die in Frage stehende, gefallen läßt. Man sieht nämlich von innen den Abschnitt eines wunderlich angelegten Forts, auf dessen Brustwehr eine Menge Geschützröhre ohne Lafseten und Richtungsapparate liegen, und zwar mit der Kammer an der inneren Seite der Böschung abschneidend, während die Mündung weit über die äußere Seite derselben hinausreicht; da, wo die Zickzacklinie der Brustwehr im Winkel zusammenstößt, liegen diese Geschützröhre so, daß sie sich gegenseitig in die Mündung schießen müßten. Von Munitionsvorräthen sieht man nichts; dieselben wären auch unnütz, da sich mit solchen artilleristischen Vorkehrungen, wie die abgebildeten, doch nicht schießen lassen würde. Die vertheidigenden Dänen stehen nicht bei der Brustwehr, sondern links im Vordergrunde etwa 50 Schritte von derselben entfernt; sie haben ein Carré gebildet und schießen ein wenig; rechts liegen

Berlin, Decker'sche Geh. Oberhofbuchdruckerei.

einige Todte unbekannter Herkunft, und drei dänische Offiziere sollen so eben in graziöser Kniestellung auf ihnen sterben, hauen aber vorher noch einmal nach einigen Preußen, die in die Schanze geklommen sind und anscheinend Lust haben, sich gegen die Sterbenden zu vertheidigen. Auf dem mittleren Theile der Brustwehr, also im Culminationspunkte des Bildes, stehen einige preußische Lieutenants und sehen sich um, wobei sie Degen und Fahnen in die Höhe halten; dazwischen, ebenfalls auf der Brustwehr, stehen zahlreiche Tambours, welche ihre flachen Trommeln so eigenthümlich vor der Magengegend tragen, wie Kellner ihr Präsentirbrett; sie scheinen nicht zu wissen, was sie da oben sollen, denn sie stehen so rathlos wie beim Kommando „rührt Euch!" oder „Gewehr ab!" Hinter dieser gelangweilten Reihe von Offizieren und Tambours ragen jedoch Bajonnete und Pickelhauben hervor, was in Verbindung mit der Unterschrift, den Leser auf die Idee bringen soll, es handele sich um Sturm und Blutvergießen, obwohl auf dem Bilde, so recht in der Kernschußweite, preußische Bataillone genau so ruhig wie auf dem Exerzirplatze stehen und sich die Geschichte mit ansehen, ja sich vielleicht bloß über die merkwürdigen Kanonen der „Dänes" wundern. — Jene bemerkenswerthe Nummer, welche in deutschen Leserkreisen die größte Heiterkeit erregt hat, ist übrigens auch durch einen Artikel interessant, der mit bekannter französischer Gründlichkeit nachweist, daß Schleswig immer und ewig dänisch gewesen ist und die Deutschen großes Unrecht damit thun, daß sie in Dänemark einfallen.

Literarischer Sprechsaal.

Der deutsche Zollverein — das steht fest — kann den französischen Handelsvertrag nicht aufgeben, ohne sich von der großen Zukunft auszuschließen, welche die westeuropäische Welt mit den neuen, freisinnigen Prinzipien des internationalen Handels und Verkehrs zu erwarten hat. Oesterreich — und das steht ebenso fest — vermag sich dem französischen Handelsvertrage nicht anzuschließen, ohne seine Industrie, welcher die Capitalien nicht wie dem Zollverein und den westeuropäischen Handelsstaaten zu Gebote stehen, wesentlich zu gefährden. Gleichwohl haben ebenso die Staaten des Zollvereins, wie die österreichische Monarchie das unabweisliche Bedürfniß, auch auf handelspolitischem Gebiete sich nicht gegen einander abzuschließen. Sollte dies nun nicht zu erreichen sein — und zwar ohne Gefährdung der österreichischen Industrie — wenn der Zollverein, der, nach dem französischen Handelsvertrage, Frankreichs Industrie-Erzeugnisse zum Theile zu verhältnißmäßig niedrigeren Zollsätzen zuläßt, als Frankreich die Erzeugnisse des Zollvereins, einen ganz gleichen Handelsvertrag mit Oesterreich abschlösse? Bei dieser Combination brauchte weder der Artikel 31 des preußisch-französischen Handelsvertrages abgeändert zu werden, noch würden sich die österreichischen Industriellen beklagen können, denn die Erzeugnisse des Zollvereins würden immerhin einen höheren Einfuhrzoll in Oesterreich zu entrichten haben, als die österreichischen im Zollverein. Die Industrie des Kaiserstaates aber würde während der Dauer des neuen Vertrages so viel Gelegenheit und Zeit finden, zu erstarken, daß sie nach Ablauf desselben gewiß im Stande sein würde, die Konkurrenz mit den westeuropäischen Handelsstaaten zu bestehen und dann vollständig in ihren Bund einzutreten.

Wir mögen auch unsererseits nicht unterlassen, auf die von dem geschätzten Staatsrechts-Kenner, Professor Dr. L. K. Aegidy neu gegründete „Zeitschrift für deutsches Staatsrecht und deutsche Verfassungs-Geschichte" hinzuweisen, um sie einer recht vielseitigen Verbreitung zu empfehlen. „So lange noch" sagt der Herausgeber in dem Programm seiner Zeitschrift, „über Recht gestritten wird, ist der Wissenschaft die Entscheidung unbestritten; wenn aber einer jener Kämpfe, mit denen ein Zeitalter der Barbarei heraufbeschworen wird, wenn der Kampf gegen die Heiligkeit selbst entbrennt, dann vertheidigt die Rechtswissenschaft ihr eigenes Dasein und mit diesem die Grundbedingung der Fortdauer einer sittlichen Welt." — Als Mitarbeiter an dieser dem Kampfe für die Heiligkeit des Rechts gewidmeten Zeitschrift haben sich dem Herausgeber die Lehrer des Staatsrechts H. A. Zachariae, V. E. Albrecht, R. v. Mohl und G. Waitz angeschlossen. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß es zunächst das in der Schleswig-Holsteinischen Frage bedrohte Völker- und Fürsten-Recht ist, das in dieser Zeitschrift für Staatsrecht und Verfassungs-Geschichte zu wissenschaftlicher Erörterung und Feststellung kömmt.

Die Wiener „Presse" vom 31. März d. J. füllt ihr ganzes Feuilleton von acht Spalten mit einem unserem „Magazin" (Nr. 11) nachgedruckten Artikel über „Wetterpropheten", ohne die Quelle, aus der sie geschöpft, auch nur anzudeuten. Es ist dies nicht das erstemal, daß die vielverbreitete, reiche „Presse" sich auf solche Weise unseres Eigenthums bemächtigt, und wir haben es nur einmal wieder öffentlich konstatiren wollen.

Die große russische National-Encyklopädie hat mit dem sechsten Bande zu erscheinen aufgehört. Die „Baltische Monatsschrift"*) theilt in einem Schreiben aus Petersburg Folgendes über die Geschichte dieses Unternehmens mit: „Die Anlage des Ganzen war kolossal: es sollte über Nacht ein zweiter Ersch und Gruber geboren werden. Alle gebildeten Nationen besitzen wenigstens ein encyklopädisches Wörterbuch; ihnen sollte sich nun Rußland mit einem Sprunge zur Seite stellen. Eine Aktiengesellschaft, vom edelsten Patriotismus beseelt, hatte sich gebildet; literarischen Berühmtheiten wurden die einzelnen Fächer zugetheilt; die Besoldungen waren glänzend; die Artikel, die einliefen, dehnten sich zu Werken aus und wurden demgemäß honorirt. An der Spitze stand als Hauptredacteur Herr Krajewski, ein bisher glücklicher Journal-Spekulant, der aber bald merkte, daß die Sache nicht ganz geheuer sei, und sich zurückzog. Ihm folgte der Oberst Lawrov, ein berühmter Philosoph und Erfinder, wenn ich nicht irre, eines eigenen Systems, der aber leider kein Latein und Griechisch versteht, und dem also Aristoteles und Spinoza ewig verschlossen sind; diesem endlich der Oberst Hörschelmann. Der Redacteur und seine Gehülfen strichen und änderten, das gefiel den Mitarbeitern nicht; spaßhafte Schnitzer liefen mit unter; an Einheit der Arbeit war nicht zu denken. Die Herausgabe stockte, die Honorare liefen fort. Endlich war mit dem sechsten Bande alles Geld der Aktionäre verwirthschaftet, und da das Interesse des Publikums, wie der Herausgeber, sich schon längst anderen, gleich großen Dingen zugewandt hatte, so ist das Unternehmen jetzt eines stillen und sanften Todes entschlafen."

*) Riga, Nicolai Kymmel (Band VIII., Heft 3).

Bei dem Verfasser Dr. **A. Mahn** in Berlin, Neuenburgerstrasse No. 8, ist erschienen: Die **Kunst** oder **Methode**, Sprachen auf die leichteste, schnellste und gründlichste Art zu erlernen, theoretisch dargelegt und praktisch auf die **Französische, Englische, Italiänische, Spanische, Lateinische, Griechische** und **Deutsche** Sprache (letztere für Ausländer) angewandt. 2 Thlr. Jede Sprache ist in grösserem Umfange auch einzeln zu haben. Diese Methode ist die leichteste und wirksamste sowohl beim Unterricht überhaupt als auch für den Selbstunterricht, und berücksichtigt hauptsächlich und zuerst die Umgangssprache. Die Aussprache, namentlich des Französischen und Englischen, ist nach einem genauen, kritisch festgestellten und sogleich auf den ersten Blick verständlichen System bezeichnet. Das Werk wird gegen portofreie Uebermachung des Betrages kostenfrei zugesandt, und ist auch durch Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt
nebst
literarischem Wegweiser.
Zeitschrift für Literatur und Kunst,
redigirt von Dr. Fr. Pletzer.
(201)

Die Zeitschrift hat sich seit den elf Jahren ihres Bestehens durch die Reichhaltigkeit ihres Inhalts, die Mannichfaltigkeit des Stoffes, besonders auch durch ihre unparteiische, unabhängige Kritik einer so hohen Achtung und einer so guten Stellung in der literarischen Welt zu erfreuen, daß wir uns eines weiteren Eingehens enthalten dürfen. Eine Reihe von neuen Mitarbeitern wird den bisherigen sich beigesellen, um das Blatt innerhalb der Grenzen, welche es sich selbst gesteckt hat und innehält, immer vielseitiger und anregender zu gestalten. Daß die Zeitschrift ihren guten literarischen Ruf vollkommen verdient, dürfen wir bei dieser Gelegenheit von Neuem erweisen, indem wir aus dem reichen Inhalte des Jahrgangs 1863 nur Einiges hervorheben. Das Sonntagsblatt enthielt unter Anderm folgende Beiträge: Byrons Leben. Von Otto Gildemeister. Bogumil Goltz. Von A. v. Eye. Charles Wolfe. Von Gisbert v. Vincke. Johann Gottlieb Fichte. Von Wilh. Meyer. August Hermann Francke. Von J. W. Schaefer. Joseph Scheffel. Von Wilh. Kiesielbach. André Chénier. Von A. Laun. Lady Macbeth. Von Otto Gildemeister. Jakob Grimm. Von Hugo Meyer. Richard Wagner. Von F. Pletzer. Major Serre auf Marken. Von J. G. Kohl. Ludwig Uhland. Von Franz Weber. Karl Maria von Weber. Von F. Pletzer. — Fernev und Voltaire. Von Ferd. Lotheißen. Die römischen Katakomben. Von Herm. Allmers. Der Protektor des Basler Concils. Von A. Cohn. Zur Biographie Ludwig Uhlands. Von J. W. Schaefer. Die Franckefeier in Halle. Von A. Wilde. Französische Romane. Von F. Berger. Die Hünengräber des Gieselfeldes. Von J. G. Kohl. Dante's göttliche Komödie. Von A. Doerr. Scotts „Herr der Inseln." Von Wilh. Herzberg. Die Lebbrokesage. Von P. J. Willapen. Das dramatische Ideal. Von Karl Koesting. — Ein Ausflug ins Teufelsmoor. Von J. G. Kohl. Wanderungen in den Alpen. Von G. v. Bernewitz. Der Oberfee bei Berchtesgaden. Von W. Glander. Der tolle Walther. Von Edmund Hoefer. Das Schillerdenkmal in Berlin. Von E. Linden. Wer hat den Adel geadelt? Von Karl Seifart. Fragmente aus dem Kaukasus. Von L. Winter. Vor Jahrtausenden. Von H. A. Schuhmacher. Gluck, Gounod, Hiller, Wagner. Von F. Pletzer. Die Pfropfenschneider von Delmenhorst. Von J. G. Kohl u. s. w. u. s. w.

Bremen, 1864. **C. Ed. Müller.**

In **Hartleben's Verlag** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedanken
von
Joseph Freiherrn von Eötvös.
(195)

Elegante Ausgabe. 8 geh. Preis: 1 Thlr. 20 Ngr., in feinem Leinwandbd. 2 Thlr., in feinem Leinwdbd. mit Goldschnitt 2 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Verfasser des „Karthäuser", des „Dorfnotär", der „Herrschenden Ideen des XIX. Jahrhunderts", nimmt weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus in der **Weltliteratur** eine hervorragende Stelle ein. Namentlich in Deutschland hat der tiefe philosophische Geist und das reiche Gemüth dieses genialen Schriftstellers die wärmste Anerkennung gefunden. In obigem neuesten Werke hat derselbe unter dem anspruchlosen Titel „Gedanken" die wunderbarsten Perlen aus der Tiefe seines erhabenen Geistes und warmen Gemüthes hervorgeholt, zu einem herrlichen Kranze aneinander gereiht; eine Gabe, welche dem nüchternen Verstande des Mannes, wie dem empfindsamen Herzen der Frau in gleich hohem Grade zusagen wird.

So eben erscheint in **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin: (203)

Rede
an der Bahre des hingeschiedenen Rabbiners und Predigers Dr. **Michael Sachs.**

Rede
an der Bahre des **Dr. Moritz Veit**
gehalten von Dr. **Joël,**
Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu Breslau.
Velinpapier. (1½ Bgn.) 8. Preis 4 Sgr.

Preisermässigung,
Carlyle: Leben Schiller's betreffend.

Das immer grösser werdende Interesse für die **Carlyle'schen Schriften** veranlasst mich, das von diesem Verfasser schon vor mehreren Decennien erschienene Werk:

Leben Schiller's. Aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe. 24 Bogen gr. 8. Mit 1 Titelkupfer und Titelvignette, früherer Preis 2 Thlr. 15 Sgr., auf 1 Thlr. herabzusetzen, da lediglich der hohe Preis dem Absatze dieses ausgezeichneten Werkes schadete.

Leipzig, April 1864. (196)
J. M. Gebhardt's Verlag.

In Gebirg und Thal. (194)

Unter diesem Titel ist soeben in der Lüderitz'schen Buchhandlung (A. Charisius) in Berlin ein elegant ausgestatteter Band **Novellen** (Preis 1 Thlr. 21 Sgr.) erschienen von Rob. Schweichel, welcher viele Jahre an den Ufern des Genfersees gelebt hat. Der Leser wird in diesen Novellen vornehmlich in das Waadtland, Wallis, Savoyen geführt. Ein freier Blick, welcher die Menschen erfaßt und darstellt, wie sie wirklich sind, ein tiefes, durchaus gesundes Gemüth, welches eben so voll und rein im erschütternden Ernst, wie in Scherz und Heiterkeit erklingt, zeichnen die vorliegenden Dichtungen aus und empfehlen sie allen Lesern von unverdorbenem Geschmack aufs wärmste.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss von Werken auf dem Gebiete der Sprachforschung,

erschienen in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. März 1862 mit Nachtrag bis 1864.

Dieses Verzeichniss (3½ Bogen gr. 8.) umfasst eine Reihe bedeutender Werke und Zeitschriften von Autoren wie **Th. Aufrecht, Franz Bopp, H. Brugsch, A. Buttmann, G. Curtius, Jacob Grimm, K. W. L. Heyse, W. v. Humboldt, Adalbert Kuhn, M. Lazarus, K. Lepsius, Mahn, Mützner, Schott, H. Steinthal, Spiegel, A. Weber, C. Weinhold** u. A., nebst Angaben über Inhalt und Methode, und ausführlichem Inhalt der aufgeführten Zeitschriften. Das Verzeichniss wird auf frankirte Bestellung portofrei zugesandt. (206)

Zur Shakespeare-Feier!

In meinem Verlage erschien soeben:

William Shakespeare
(in ganzer Figur.)

Nach dem Originalgemälde des Prof. Peter J. N. Geiger in Wien, lith. von C. Foederle in München, Druck von H. Müller in Stuttgart.

Preis auf chines. Papier 5 Thlr.

Posth, den 8. März 1864. (198)
Gustav Heckenast.

Im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig erschien:

Müller, O., Zwei Sünder an einem Herzen.
Eine Erzählung. 2 Bände. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (205)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern u. Prosaikern
von **Shakespeare** bis **Macaulay,**

mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache, nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1862. (25 Bgn). gr. 8. geh. 25 Sgr.

Urtheile der Fachblätter. (202)

„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Bernh. Schmitz dargereicht wird, das hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meisterhaften an sich. So liegt denn hier bereits in zweiter Auflage ein vortreffliches englisches Lesebuch vor uns, das mit feinem Takt ausgewählte Stücke darbietet. — Eine besondere und äußerst werthvolle Zierde dieser zweiten Auflage ist die Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur. Dieses treffliche Buch nun, das auch recht gut ausgestattet ist, können wir nicht genug empfehlen, es verdient die weiteste Verbreitung. Allgem. Schulzeitung.

„Diese mit Geschick und Geschmack veranstaltete Sammlung liegt uns jetzt in einer zweiten, verbesserten und vermehrten Auflage vor. Der durch seine Lehrbücher und Kritiken bekannte Verfasser hat das Buch wesentlich ergänzt und bereichert. Durch die erläuternden Anmerkungen wird die Sammlung auch für den Selbstunterricht brauchbar, für die Einführung in Schulen insbesondere ist sie nicht nur wegen des interessanten Lehrmaterials, sondern auch wegen der Deutlichkeit und Correktheit des Drucks ganz besonders zu empfehlen." Pädagog. Reform.

Gleich günstig sprechen sich die Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen und das Pädagogische Archiv aus.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 16.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, für England H. Bender, London, Hanie Newport Street, Leicester Square.

Sendungen
wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 17. April 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Analogieen und Gegensätze. Straßburg und Bremen 242
Die altnordische Philologie 244

Frankreich.

Das Interventions-Prinzip in unserem Jahrhundert 245

Rußland.

General Michael Murawjew. Von dem Fürsten Peter Dolgorukov 248

Ost-Asien.

I. Die Preußische Expedition nach Ostasien, in den Jahren 1860 und 1861. W. Heine und G. Spieß 250

Nord-Amerika.

Die große Seeschlange wieder einmal . . 251

Kleine literarische Revue.

Die Tietge-Stiftung 252
Die Leipzig-Dresdener Eisenbahn 253
Die heraldische Wissenschaft in England und Amerika 253
Oeuvres politiques de Charlotte de Corday 253
John M. Kemble's nordische Alterthümer . 254
Ein Deutscher in fremden Kriegsdiensten . 254
Humboldt über amerikanische Verhältnisse . 254
Literarischer Sprechsaal 254

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

D. Harrwitz:

Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

mit Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Andersen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (219)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Shakespeare-Literatur.

Shakespeare's Works. Photo-lithographic Facsimiles of the earliest authoritative Texts. Part I. à 10sh. 6d.
— — Reprint of his collected works as put forth in 1623. Part I, II. à 10sh. 6d.
— — Edited by *W. G. Clark* and *J. Glover*. Cambridge-Edition. In 8 vol. Vol. I—III. à 10sh. 6d. each.
— — Edited by *A. Dyce*. In 8 vol. Vol. I. 10sh. 6d.
— — Edited by *Th. Keightley*. Eljeoin-Edition. Vol. I. 5sh.
— — Cassell's illustrated edition. Part I. 6d.
— — Edited by *Staunton*. Illustration by *J. Gilbert*. 3 vol. Roy.-8. £. 2. 16sh.
— — Edited by *Th. Campbell*. Illustrated. In one Volume. 12sh.
— — Edited by *Steevens* and *Malone*. In one Volume. 10sh. 6d.
— — Edited by *W. Hazlitet*. 5 vols 15sh. 6d.
— Songs and Sonnets. Illustrated by *Gilbert*. Bound gilt edges. 7sh. 6d.
— Jest Books: Reprints of the early Jest-Books supposed to have been used by Shakespeare. 7sh. 6d.
— The Seven ages of Man. Depicted by *R. Smirke*. With 9 photographs. 5 sh. (207)

Clarke, A. C., Shakespeare-Characters; chiefly those subordinate. 12 sh.

Foiswell, J. H., Life portraits of W. Shakespeare: a history of the various representations of the poet, with an examination into their authenticity. Illustrated by Photographs of the most authentic Portraits, and with Views etc. by *Cundall, Downes & Co.* Cloth extra, gilt edges. £1. 1 sh.

Jephson, J. M., Shakespeare, his birth place, home and grave. A pilgrimage to Stratford on Avon in the autumn of 1863. With photographic illustrations by *E. Edwards*. A contribution to the Tercentenary commemoration of the poets birth. Cloth gilt £. 1. 1 sh.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Sophia von Rosenberg,
geborne Markgräfin von Brandenburg.
Aus Böhmischen Quellen
von **Dr. T. Märker.**
Königl. Preuß. Geheimen Archivrath und Haus-Archivar S. M.
gr. 8. geheftet. Preis 10 Sgr.
Berlin, 1. April 1864.
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker). (216)

So eben erscheint in einem zweiten, unveränderten Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND
REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (218)

Im Verlage von **F. C. W. Vogel** in Leipzig erschienen soeben:

Shakspeare
in seinem Verhältnisse zu Deutschland.
Ein Vortrag, gehalten von
G. L. Kriehe,
Prof in Marburg.
kl. 8. brosch. 4 Ngr.

Grundriß der Geschichte
der deutschen National-Litteratur
von
A. Koberstein.
Vierte umgearbeitete Auflage.
III. Bandes. 5. Lieferung. gr. 8. brosch. 18 Ngr.
(I., II. u. III. Bandes 1—5. Liefg. 9 Thlr. 18 Ngr.

Die Schlußlieferung des III Bandes, womit zugleich das ganze Werk beendet sein wird, erscheint binnen Jahresfrist. (210)

Deutschland und das Ausland.

Analogieen und Gegensätze.

Straßburg und Bremen.

Als Belege zu den Wandlungen der Zeit, die aus alten Analogieen neue Gegensätze macht, möchten wir Straßburg im Elsaß und die freie Hansestadt Bremen bezeichnen, die beide zu dem ursprünglich deutschen auch fremde, und zwar die heterogensten Elemente in sich aufgenommen und verschmolzen haben, wodurch sie im Laufe der Zeiten in unmerklichem Uebergange ganz neue, unter sich unähnliche Bildungen geworden sind.

Schwäbisch-oberrheinische Ansiedler bevölkerten das alte Argentoratum, Niedersachsen das alte Bremen oder Brema, und beide verehren in Karl dem Großen den Begründer und mächtigen Beschützer ihrer Freiheiten. Unter dem Krummstabe erwuchsen beide, anfangs als Sitze der geistlichen Herrschaft zu Hauptorten ihrer resp. Erzbisthümer gemacht, dann aber in selbstbewußtem Bürgertrotze sich auflehnend gegen jegliche Gewalt unter fortwährender Berufung auf kaiserliche Rechte und deren unmittelbare Oberhoheit.

Bald aber gingen die Geschicke der rheinischen Reichsstadt und der Weserbeherrscherin weit auseinander. Schon als in den Kreuzzügen, wie in den Römerfahrten, die germanischen Stämme sich um Ein gemeinsames Banner scharten, als der Reichsfahne in der Ottonen, der Salier und der herrlichen Hohenstaufen starken Händen die deutschen Städte opferbereit und willig folgten, stellten sich wesentliche Unterschiede heraus zwischen der alemannischen und der niedersächsischen Stadt. Straßburgs Bürger folgten dem allgemeinen Heereszuge. Die Edlen des Elsaß nahmen Theil an dem vielbewegten, abenteuerlichen Leben jener hochromantisch gefärbten, mittelalterlichen Zeit; Minnesänger und fahrende Ritter fanden gastliche Heimstätte in den von der Natur so reich gesegneten Landen. Anders offenbarte sich das Brausen jener wild verworrenen Jugendkraft der germanischen Menschheit an den Nordküsten unseres Vaterlandes. Während die Heinriche und ihre Nachfolger die Marksteine deutscher Kultur und Sitte gen Osten immer weiter in das von Slaven besetzte Land hineinschoben, war Bremen eine Pflanzstätte des Christenthums für alle Küstenländer des „deutschen Meeres" geworden und suchte mit immer größerer Entschiedenheit seine Bedeutung in einer gefestigten handelspolitischen Stellung und in regen, lebhaften Verbindungen zur See. Glückliche Kriege erweiterten seine Macht und sicherten seine Schiffe vor den Angriffen räuberischer Friesen und Vitalienbrüder. Während der Kreuzzüge erscheint seine Theilnahme eine durchaus selbständige, eigenartige, hervorragende. Man erinnere sich seiner Betheiligung bei der Eroberung Portugals und Einnahme Lissabons und der Begründung des deutschen Ritterordens, von der der Chronist auf der Votivtafel im bremischen Rathhause naiv bemerkt:

Die von Bremen un Lübeck hen zuerst angefenget,
Darnach hat sich der Adel och mit angehenget.

Diese auseinanderstrebenden Richtungen bestimmten denn auch den Entwickelungsgang der beiden Städte. Sie fanden sich nur noch einmal vorübergehend wieder vereinigt, und zwar während Deutschlands allertraurigster Zeit, der französischen Occupation. Nach allem menschlichen Ermessen werden sie es wohl kaum jemals wieder werden, wenigstens nicht bevor gewaltige Umwälzungen die alte Europa in ihren Grundfesten erschüttert haben, und so müssen und wollen wir sie heut betrachten und nehmen, wie sie eben geworden sind.

Für beide Städte bezeichnet der westfälische Friede den entscheidenden Wendepunkt. Beide sahen sich, nachdem sie in den Wogen des dreißigjährigen Krieges wie zwei gewaltige Leuchtthürme, die des Glaubens Licht hoch trugen, gestanden, zwar frei von jeder, außer der kaiserlichen, Oberhoheit erklärt, aber verlassen von ihren Volksgenossen, umlagert und umdroht von des Reiches mächtigsten, durch List, Raub und Gewalt siegreichen Feinden: von den Franzosen Straßburg, Bremen von den Schweden. — Aber während Straßburg, — unbeschützt von dem im Breisgau ihm benachbarten Oesterreich, — während der Schlüssel zum Rhein, den Karl der Fünfte an Wichtigkeit weit über Wien geschätzt, verloren ging und — nach wenig Decennien einer Scheinexistenz eigener Macht und Freiheit — durch Verrath und drückende Uebermacht dem schlauen Ludwig zufiel, hielt Bremen muthig Stand, bis Brandenburg's Sieg bei Fehrbellin ihm und den gesammten deutschen Nord- und Ostsee-Küsten die heiß ersehnte, mit manchem Blutstropfen erkaufte Erlösung von dem übergewaltig lastenden Drucke des skandinavischen Nordens brachte.

In jenen Zeiten, in welchen sich die Bewegungsaxe des deutschen Volkslebens und der Schwerpunkt seiner Macht aus dem katholischen Süden nach dem protestantischen Norden vorzuschieben begann, weil die engherzige Hauspolitik der Habsburger eine Machterweiterung und Vermehrung des Reiches, die ihr möglicherweise gefährlich werden konnte, nicht wollte, noch förderte, wurde mit Straßburg einer der edelsten Steine aus der Krone deutscher Städte gebrochen, und nun begannen veränderte Bedingungen ihr geschäftiges Wirken, so daß, wer Bremen mit Straßburg vergleicht, die Geschichte wird zu Hülfe nehmen müssen, um die Aehnlichkeiten, die nichtsdestoweniger zwischen der freien Hansestadt und den französischen Departementshäuptern vorhanden sind, aufzufinden und abzuklären.

Bremen blieb wacker auf dem eingeschlagenen Wege, hielt gute Nachbarschaft mit den stammverwandten Angelsachsen, mit denen jenseits des deutschen Meeres sowohl, als mit denen jenseits der weiten Atlantis; seine Flagge wehte auf allen Meeren, und seine Kaufleute gründeten Niederlassungen in allen bedeutenderen Handelsplätzen, die ihnen zur See erreichbar waren. Straßburg hatte fortwährend an militärischer Bedeutung gewonnen, je mehr sich Frankreichs Gränze dem Herzen Deutschlands genähert hatte; als es selbst den Franzosen zufiel, blieb es der Schlüssel zum Rhein, aber in der Hand des Feindes und für sein eigentliches Mutterland eine drohende Angriffsstellung, eine immer frisch blutende Wunde. Birgt es auch unter der gleißenden wälschen Hülle noch einen prächtigen, gesunden deutschen Kern, so ist doch seine selbständige Eigenart und politische Bedeutung aufgegangen im Neufrankenthum, während Bremen von dem angelsächsischen Nachbarn in Sitte und Art wohl Manches an- und in sich aufgenommen hat, aber sonst doch äußerlich und innerlich grunddeutsch geblieben ist.

Betrachten wir nun, nachdem wir die Geschichte und allmähliche Entwickelung der beiden Städte an uns vorübergleiten ließen, ihre Stellung und Bedeutung in der mitlebenden Zeit. Das eigenthümliche Gepräge einer Stadt liegt in ihrem landschaftlichen und monumentalen Charakter, und dieser wird uns zunächst einige wichtige Berührungs- und Anknüpfungspunkte bieten. Straßburg

liegt, wie Bremen, in einer fruchtbaren, reich bewässerten Ebene, die sonst aber des landschaftlichen Reizes ermangelt. Nur daß von Straßburg aus der Blick bald in nebelige Ferne entrückt, bald durch den leuchtenden Sonnenstrahl in scheinbar fast greifbare Nähe gebracht, die Bergesketten beherrscht, welche beide Ufer des herrlichen oberrheinischen Thales, das früher durch einen großen Landsee angefüllt gewesen sein soll, besäumen, während bei Bremen sich rechts und links der Blick in das unendliche Flachland verliert.

Bei beiden Städten spielen die Wasserverbindungen eine sehr wichtige Rolle; ihnen verdankten und verdanken sie zum Theil auch ihre handelspolitische Wichtigkeit. Aber während das weniger von der Natur begünstigte, jetzt weitab vom Rhein, der früher seine Mauern bespülte, gelegene Straßburg mit Eifer und Energie die künstliche Vervollständigung seiner Kommunikation zu Wasser betrieb, durch Kanäle sich mit der Marne im Westen, wie mit der Rhone im Süden in Verbindung setzt und den Lauf des Flüßchens Ill in der Weise regulirt, daß es jetzt durch, wie um die Stadt die Schifffahrt möglich macht, blieb das unweit der Wesermündung ungleich besser situirte Bremen hinter den Anforderungen zurück, welche Zeit und zunehmender Verkehr zu stellen berechtigt waren.

Zwar wenn man die Opfer erwägt, welche ein Staat von kaum 100,000 Seelen alljährlich für die Instandhaltung seiner Wasserverbindungen bringt, und die in Summa jährlich 150- bis 200,000 Thaler*) Gold betragen, so sollte man meinen, daß es nicht in den Leistungsmöglichkeiten einer einzelnen Stadt liegt, mehr zu thun. Es zeigt sich aber hier, daß die unglückselige deutsche Zerrissenheit, weit entfernt, den Muth und das Selbstvertrauen eines vom Reichskörper losgetrennten Gliedes zu stählen und zu stärken, auch dort vielmehr die redlichsten Anstrengungen lahm legt, die thatkräftigste Unternehmungslust untergräbt, weil jeder wacker Strebende fortwährend fürchten muß, von seinem nächsten Nachbar nicht nur allein gelassen, sondern sogar beeifersüchtelt, contrariirt, behindert zu werden, so daß er zuletzt jede Freude an seinem Werke und die Lust zur Ausführung verliert.

Frankreich verdankt seinen Tyrannen den Ausbau jenes großartigen Kanalnetzes, welches die fernsten Meere und Ströme mit einander in Verbindung setzt und, lange bevor noch Eisenbahnen existirten, den innern Verkehr fast ausschließlich vermittelte, während es jetzt noch eine nothwendige Ergänzung der Schienenstränge bildet. Deutschland, wie wir in diesen Blättern mehrfach nachgewiesen und beklagt, hat für seine künstlichen Flußverbindungen gar nichts oder wenigstens nichts Entscheidendes gethan und selbst seine natürlichen in einer Weise vernachlässigt, die ihre Wichtigkeit und Bedeutung immer mehr in Frage stellen. Auch Bremen ist von einer Unterlassungssünde nicht völlig freizusprechen. Nach dem Plane des genialen Ingenieurs Johann von Valkenberg, sollte die jetzige Neustadt (am linken Weserufer) zur Anlage von Kanälen verwandt werden, welche von der Weser in senkrechter Richtung abgezweigt und, nach Art der Hamburger Fleete, mit Packhäusern eingefaßt worden wären. Furcht, theils vor der allzu schwierigen Reinigung, theils vor Entwerthung der Grundstücke in der Altstadt, kleinliche Motive verhinderten damals die Ausführung, und später hat sich keine Gelegenheit wieder geboten. —

Noch wichtiger wäre die Führung eines vor Versandung geschützten, großen Schiffen zugänglichen Kanals bis zur Nordsee gewesen. — Hier hätte ganz Deutschland mitwirken sollen. — Es giebt gemeinnützige Unternehmungen, welche für die Politik im Großen wichtiger sind, als gewonnene Schlachten. Ein solches würde noch zu dieser Stunde der Elder-Kanal sein, welcher Nord- und Ostsee in kürzeste Verbindung setzend, den Strom des Weltverkehrs in unsere deutschen nordalbingischen Herzogthümer lenken, diese innig und unauflöslich mit dem alten Vaterlande verbinden, die Lebensadern Dänemarks, jenes unberechtigten Parasitenstaates, durchschneiden und damit unsere Stellung im Norden für immer sichern würde.

Jetzt, nachdem die Eisenbahnverbindung mit Bremerhaven hergestellt, ist der Bau jenes Kanals, obwohl noch immer wünschenswerth, doch kein so unabweisbares Bedürfniß mehr und schwerlich wird er wohl nun zu Stande kommen. Wahrlich die gute Hansestadt ist weit entfernt von französischen Sympathien*) und hat gewiß am Allerwenigsten Grund zu solchen, aber fest gewurzelt ist in vielen, namentlich älteren Bürgern die Ueberzeugung — und es kann uns nicht einfallen, sie zu bekämpfen — daß, wenn Napoleon, der ja auch in diesen Gegenden der erste Erbauer von kunstvollen Heerstraßen, wie sie dem neuzeitlichen Verkehr dienen konnten, war, länger geherrscht, er gewiß jenen Kanal zum Meere vollendet hätte, um so mehr, als derselbe in seinem strategischen Kalkül eine wichtige Rolle spielen mußte. Hoffentlich ist unsere Zeit und die nächste Zukunft berufen, zu zeigen, daß unser Land, auch ohne die politische und administrative Centralisation Frankreichs zu besitzen, um die wir es keineswegs beneiden, im Stande ist, Kriegs- und Friedenswerke zu schaffen und hervorzubringen, welche den unbedingten Einsatz aller Kräfte der gesammten Nation fordern und erheischen.

Wenn wir nun den monumentalen Charakter der beiden Städte, ihre Architektur in den allgemeinen Grundzügen, sowie in den besonderen Anwendungen bei privaten und öffentlichen Gebäuden, Tempeln der Kunst und Gottesverehrung ins Auge fassen, so zeigt es sich, daß, trotz aller Stammeseigenthümlichkeiten, deren äußerste Pole wohl die Bewohner von Argentoratum und Bremen unleugbar repräsentiren, doch ein gemeinsames Einheitsbewußtsein der Volksgenossenschaft zu allen Zeiten bestand und daß dasselbe, mehr noch als in der Sprache, in den Gewohnheiten und Sitten, in dem festen, treuen Bürgersinne, sowie in den Bauwerken, in Wissenschaft und Kunst seinen Ausdruck fand. — Himmelanstrebend in tausend Pfeilern, gothischen Spitzen und Thürmen grüßt Erwin von Steinbachs wundervoller Bau ins grüne Rheinthal hinab, durch das sich wie ein breites silbernes Band der herrliche Strom noch in jugendlicher Manneskraft und Schnelle hindurchzieht. So urdeutsch ist dieser Bau, daß ihn die Gallomanen der Revolution abbrechen wollten, weil er etwas Hohes, Erhabenes, Außerordentliches und Individuelles war, das in die allgemeine Gleichheit nicht paßte, und nur dadurch gerettet werden konnte, daß man auf den einzig vollendeten

*) Bremen zahlte 1862 für Instandhaltung des Flusses und seiner Schiffahrtsanstalten:

Schlachten, Holzpforten, Theermagazin	9,348	Thaler	Gold.
Die drei Häfen der Stadt	3,150	"	"
Bollwerke der Weserufer	7,720	"	"
Hafen zu Vegesack	2,670	"	"
Häfen zu Bremerhaven	63,264	"	"
Uferbauten, Baggerungen	54,000	"	"
Tonnen und Baken	11,058	"	"
Leuchtthurm und Leuchtschiff.	10,808	"	"
	162,018	Thaler	Gold,

wobei etwaige Neubauten ꝛc. nicht mit eingeschlossen sind.

*) Napoleon selbst sagte 1812: La bonne ville de Brême est la plus mal intentionnée de tout mon empire.

von den vier projektirten Thürmen eine riesenhafte Jakobinermütze stülpte, die jetzt noch in der Straßburger Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Gegen diesen Wunderriesen gothischer Baukunst stehen nun freilich die kirchlichen Bauten Bremens weit zurück. Es liegt auch eben so wenig im Vermögen einer einzelnen Stadt, nach ihrem Belieben ein solches Wunderwerk, zu dessen Herstellung die ungetheilten Anstrengungen ganzer Generationen der Ruhe, des Friedens und Glückes nöthig sind, zu erzeugen, als es im Vermögen eines Vaters liegt, seinen Sohn zu einem bedeutenden Manne zu prädestiniren, wenn dessen Anlagen und die Zeitverhältnisse nicht angethan sind, ihn zu einem solchen zu entwickeln. — Aber wie ein bedeutender Mann von seinem Lichte zurückstrahlt auf seine ohne ihn in bescheidenes Dunkel gehüllte Umgebung, so drückt auch ein bedeutender Bau, der Jahrhunderte hindurch die gesammten materiellen, finanziellen und geistigen Kräfte einer Stadt konzentrirte und zum Theil für sich in Anspruch nahm, dieser selbst seinen unverkennbaren Stempel auf. Die Reste jener Zeit nun geben uns die entscheidenden Vergleichungspunkte. Es finden sich beispielsweise die Steinbildwerke der klugen und der thörichten Jungfrauen, die das Hauptportal des Straßburger Münsters zieren, mit ihrem idealen Gesichtsschnitte, ihrem weichen, gefälligen Faltenwurfe in der Gewandung getreulich wieder unter den Bildhauerarbeiten des Bremer Domes, die überwölbten Verkaufshallen, Gewerbslauben (Rue des Arcades) genannt, in Straßburg, eine in vielen mittelalterlich deutschen Städten wiederkehrende Erscheinung, erinnern lebhaft an die großen, vorn offenen Hallen des Bremer Rathhauses u. s. w. — Aber auch bauliche Besonderheiten sind vorhanden, die mit den Stammeseigenthümlichkeiten in enger Beziehung stehen. An Stelle jener überhängenden Bauten in den engen reichsstädtischen Gassen, die man zu einer Zeit, als die Erfindung der Regenschirme noch nicht gemacht worden war, immer geschützt und trocken passiren konnte, treten in Bremen die hohen niedersächsischen Giebelhäuser mit ihren schmalen, bald halbrunden, bald kreisförmigen, bald eckigen kleinen Fensterluken und den vorspringenden Erkern im Erdgeschoß, Fortbildungen und Weiterentwickelungen jener niedersächsischen Bauernhäuser mit ihren großen Fluren und Tennen, von denen aus eben so wohl die Viehställe, als die Familienzimmer zugänglich sind.

In seinen bürgerlichen Bauten ist Bremen groß, fast unerreicht. Das Rathhaus mit seinem Weinkeller, den Heine und Hauff mit poetischem Hauche verklärten, mit seinen historischen Ueberlieferungen, die von keckem Bürgertrotze, fröhlicher Thatkraft und energischem Freiheitsstreben erzählen; der Schütting, die neue Börse, die streng in altem Stile gehalten, nun fast vollendet ist, und viele andere geben Zeugniß von dem Reichthum und Gemeinsinn der freien Hansestadt, der sich auch jetzt noch häufig genug in lobenswerthester Weise durch Werke der Liebe und Wohlthätigkeit großartig manifestirt.

Wir gehen für diesmal theilnahmlos an den herrlichen tiefen Einblicken vorüber, welche beide Städte in mittelalterliches Treiben und Thun, namentlich in die Geschichte der Entwickelung des deutschen Handels gewähren, und bezeichnen nur flüchtig noch die Stellung, die sie gegenwärtig im Gefüge der Staaten Europas einnehmen, sehen zu, welche Machtelemente sie bergen, um daraus mit einiger Sicherheit auf ihre fernere Zukunft schließen zu können.

Straßburg beherrscht den Oberrhein, Bremen die Unterweser. Beide haben einen von der Natur der Dinge ihnen angewiesenen, bestimmt umgränzten Wirkungskreis, dessen Bewegungscentrum in ihnen festliegen muß. Als Straßburg vom deutschen Reiche losgerissen wurde, verlor es die Hälfte jenes ihm naturgemäß zugehörigen Landgebietes, aber die neue Zeit mit ihren raschen Verbindungen und Transaktionen, die keine Gränze mehr respektiren, hat es ihm zum Theil wiedergegeben. Es bildet einen wichtigen Knotenpunkt in dem großen centraleuropäischen Netze, das mit eisernen Banden den ganzen Erdtheil umspannt. — Bremen wird erst dann in gleich günstiger Lage sein, wenn es durch die projektirte Hamburg-Venlo-Bremen-Pariser direkte Bahn in rascheste Verbindung mit dem Westen wie mit dem Osten getreten.

Schon jetzt aber erfreut es sich eines großen Vortheils, der schwer wiegt in dem gestaltungsfreudigen Leben unserer Zeit.

Während auf Straßburgs Wällen finstere Kanonenschlünde drohen, klappern auf den seinigen, die in höchst anmuthige Anlagen verwandelt sind, friedliche Mühlen, die nicht Pulver, sondern Korn zu Mehl klein mahlen. Dabei vergessen seine Bürger nicht, daß gerüstet zu sein zur Vertheidigung des heimischen Herdes und der Freiheit erstes Lebensbedingniß auch des kleinsten Staates und echte Bürgertugend ist. Wir hoffen, beim nächstjährigen deutschen Bundesschießen in Bremen die Bremenser Jugend waffengeübter zu finden, als in irgend einem deutschen Staate, der die allgemeine Wehrpflicht nicht hat. — Hier also ein freies, eigenartiges Gemeindeleben, gestützt auf Reichthum, Macht und Bildung; dort die einstige Selbständigkeit erlegen unter dem Druck der eisernen, alles absorbirenden Centralisation.

Wie ganz anders würde sich Straßburg und das elsasser Land unter deutscher Oberhoheit entwickelt haben! Aber so beklagenswerth für uns ihr Verlust auch scheint und immer bleiben wird, ist er doch nicht ohne nachträgliche providentielle Rechtfertigung.

Die Einverleibung des Elsaß rettete vor zwei Jahrhunderten den schon am Boden liegenden, durch die Dragonaden des großen Ludwig fast zu Tode gehetzten französischen Protestantismus und mit ihm eines der wichtigsten Zukunfts-Elemente des neu sich gestaltenden Frankreich. Jetzt scheinen jene deutschen Provinzen bestimmt, das große Zauberwort auszusprechen und für die Durchführung der Sache den festen Kern abzugeben, an dem sich krystallisirend weitere Bildungen ansetzen, jenes Zauberwort, das allein Frankreich die Freiheit und Europa die Ruhe wiedergeben kann: Decentralisation.

Augenblicklich wird Deutschland seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit gegen Norden und Osten zu richten haben, während es sich im Westen auf die bloße Defensive, die „Wacht am Rhein" beschränken kann. Dort, in unseren nordalbingischen Herzogthümern, wo Deutschlands Ehre verpfändet ist, gilt es, sie einzulösen, wenn auch mit großen Opfern an Gut und Blut, um mit ihr die Basis aller nationalen wie materiellen Weiterentwickelung zu erkämpfen: Sicherheit unserer Küsten und Freiheit unserer Meere. — Wirke denn Jeder, so viel er kann, in seinem Kreise, bis aus unserem gemeinsamen Zusammenwirken das Große ersprießt und erblühet.

E. S. von Mühlberg.

Die altnordische Philologie.

Wie Dr. Mahn seinen auf der Meißner Philologenversammlung gehaltenen Vortrag über die romanische Philologie durch den Druck veröffentlichte (s. Nr. 2 d. M.), so auch Professor Dr. Theo-

der Möbius den seinen über die altnordische Philologie in Skandinavien.*)

Wenn auch das Studium des Altnordischen einen Bestandtheil der germanischen Philologie überhaupt ausmacht und demgemäß auch in Deutschland mit mehr oder weniger Eifer betrieben wird, so sind in unserem Vaterlande doch nur wenige Gelehrte zu finden, welchen das Altnordische wirkliche und ausschließliche Fachwissenschaft ist. Zu ihnen gehört auch der durch verschiedene einschlagende treffliche Arbeiten bereits gekannte und als Autorität anerkannte Theodor Möbius in Leipzig, und so war es von Diesem ein sehr dankenswerthe Bemühung, den in Meißen versammelten germanistischen Philologen einen Bericht abzustatten über die altnordischen Studien in den Ländern, wo dieselben ihre eigentliche und naturgemäße Heimat haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Skandinavier der altnordischen Philologie gegenüber eine andere Stellung einnehmen, als etwa wir Deutschen, die Engländer und Andere. Das Alterthum, dem ihre philologische Forschung in diesem Falle gilt, ist für sie nicht ein beliebiges, sondern dasjenige, zu dem sie als der Basis, als der Vorstufe ihrer heutigen volksthümlichen Entwickelung, in dem lebendigen Bewußtsein des innigen Zusammenhanges dieser mit jener hingeführt werden, es ist das eigene, das nationale Alterthum. Und so ist die altnordische Philologie ihnen nationale Philologie, ein Umstand, der ganz vorzugsweise in der betreffenden Wissenschaft zur Geltung kommt.

Ueber den Begriff „altnordisch" in Beziehung auf Sprache und Literatur herrschen nicht immer richtige Anschauungen. Möbius belehrt uns darüber folgendermaßen: „Was den Ausdruck „altnordisch" in seiner Anwendung auf die Sprache betrifft, so folge ich dem herrschenden Gebrauch, so weit damit die Sprache der Edda's, der Saga's u. s. w. bezeichnet, — nicht aber, so weit diese Sprache — wie es doch durch „altnordisch" von ihr prädicirt wird, — hiermit als die einst dem ganzen skandinavischen Norden gemeinsame bezeichnet werden soll. Der allein richtige Ausdruck würde altnorwegisch-isländisch sein, und so wenig ein mit dem Sachverhalt nur einigermaßen Vertrauter da von altdeutsch spricht, wo er das zeitliche Nacheinander von althochdeutsch und mittelhochdeutsch zu trennen versteht, wird man im vorliegenden Falle nicht altnordisch sagen, sobald man sich des dialektischen Nebeneinander von altnorwegisch-isländisch und schwedisch-dänisch bewußt geworden."

Somit kann in diesem engeren Sinne die altnordische Philologie nur für die Norweger und Isländer eine nationale sein, doch ist sie es auch für die Schweden und Dänen geworden. Denn diese Letzteren haben in der Zeit, als die politischen Verhältnisse den Isländern und Norwegern jede Gelegenheit zu nationaler Bethätigung entzogen, der altnordischen Philologie einen regen Eifer zugewandt, als sei es in Wahrheit ihre eigenste.

Im Einzelnen sucht nun der Verfasser den Antheil zu schildern, den die Schweden, die Dänen, die Isländer, die Norweger an den altnordischen Studien nehmen, und verweilt namentlich bei den zuletzt genannten, die zwar erst seit einigen 20 Jahren, doch mit um so größerem Eifer sich ihnen zugewandt haben. Die Bestrebungen in Dänemark finden ihren Halt in Gesellschaften und Instituten, wie sie die deutsche Philologie nicht aufzuweisen hat. Voran steht die Königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, weil sie von Seiten der Regierung thatkräftig unterstützt wird. Die Arna-Magnäanische Kommission und die nordische Literaturgesellschaft haben mehr private Natur. Nach der Charakteristik der verschiedenen Richtungen und Arbeitsgebiete, an denen die einzelnen skandinavischen Völker Theil haben, geht Möbius zur Angabe dessen über, was von ihnen auf dem Gebiete der altnordischen Grammatik und der Kritik und Interpretation altnordischer Texte geleistet worden. In dieser Besprechung handelt es sich hinsichtlich der Veröffentlichung altnordischer Quellen natürlich darum, was ist herausgegeben worden, und wie ist es herausgegeben worden? Wie bei uns, so ist auch im Altnordischen die Grammatik von größter Wichtigkeit. Auf diesem Gebiete sind es vor Allen drei Männer, die wissenschaftlich Werthvolles geleistet haben, wenigstens für ihre Zeit, nämlich Rask, Munch (gesprochen Munk) und Gislason, deren Verdienste uns von Möbius im Einzelnen geschildert werden. Unter den jüngeren aufstrebenden Kräften, an denen die altnordische Wissenschaft in ihrem Vaterlande keinen Mangel hat, zeichnet sich besonders K. J. Lyngby aus.

Die Darstellung dieser gewiß nur wenig bekannten Studien- und Gelehrtenverhältnisse zeugt von außerordentlicher Sachkenntniß, und dies wurde auch von einem Norweger, Gymnasiallehrer Dr. Lökke aus Christiania, auf der Philologenversammlung öffentlich ausgesprochen, wie wir in einem Berichte über die Sitzungen der germanistisch-romanistischen Section mit Freuden gelesen haben. Dr. Lökke hat auch seinen Landsleuten die Abhandlung Möbius' durch Uebersetzung bekannt gemacht. Bn.

*) Ueber die altnordische Philologie im skandinavischen Norden. Ein vor der germanistischen Section der Philologen-Versammlung zu Meissen [29. Sept. bis 2. Oct. 1863] gehaltener Vortrag von Dr. Theod. Möbius, Professor an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Serig, 1864.

Frankreich.

Das Interventions-Princip in unserem Jahrhundert.

Das Dictionnaire général de la Politique*) enthält in seiner achten Lieferung einen Artikel über „Intervention", der unter dem Eindruck der Einmischung Frankreichs in die mexikanischen und polnischen Wirren geschrieben ist; er kritisirt unter der Maske des naturrechtlichen Standpunktes die kaiserliche Politik ziemlich scharf und ist sowohl deswegen, als auch wegen einer kurzen Zusammenstellung der wichtigsten Interventionen in unserem Jahrhundert interessant. Nicht minder kann diese staatsrechtliche Erörterung den Diplomaten ein Fingerzeig sein, die sich jetzt wieder anschicken, in den Angelegenheiten eines fremden Volkes und eines fremden Fürsten, in der schleswig-holstein'schen Frage, zu interveniren, ohne dieses Volk und den berechtigten Fürsten gehört zu haben. Der französische Staatsrechts-Kenner sagt zunächst:

„Nach seiner etymologischen Bedeutung bezeichnet der Begriff Intervention einen Schiedsrichterspruch; aber wenn die Function eines Schiedsrichters vor allen Dingen verlangt, daß er selbst bei der zu richtenden Streitfrage völlig unbetheiligt sei, so darf man in der Politik auf die etymologische Bedeutung des Wortes Intervention kein großes Gewicht legen; die Einmischung des einen Staates in die Angelegenheiten des anderen trägt in der Regel ein sehr selbstsüchtiges Gepräge.

*) Par Maurice Block. Paris, O. Lorenz, 1863—64.

Der Grundsatz, von welchem das Interventions-Recht theoretisch hergeleitet werden kann und wirklich hergeleitet worden ist, liegt in der Anerkennung eines allgemeinen Menschenrechtes, in der Einheit der menschlichen Entwickelung, in der moralischen und materiellen Solidarität der Interessen aller Völker, einer Solidarität, welche höher steht als alle partikularen Gesetze und Staatseinrichtungen. Nil humani mihi alienum puto — Nichts ist mir gleichgültig, was für die Gesammtheit von Interesse ist — so lautet das Glaubensbekenntniß eines Mannes, der an die Fortentwickelung der Menschheit glaubt, sei er Europäer oder Asiate, aber darf man wegen dieser fernliegenden Interessen nähere Pflichten vernachlässigen? und darf überhaupt jener Grundsatz, der für das Individuum gilt, auch Geltung für den Staat beanspruchen?

In unserem Lande, welches der Begeisterung für allgemeine Ideen so zugänglich ist, wird das Recht, im Namen der Humanität in die inneren und äußeren Angelegenheiten anderer Völker zu interveniren, fast als ein durch göttliche Investitur verliehenes betrachtet, und diese edle Anschauungsweise hat uns oft genug vergessen lassen, wie weit wir noch davon entfernt sind, in unserem eigenen Staate nur lobenswerthe Einrichtungen zu besitzen. Und dabei haben wir gar nicht gefragt, ob es überhaupt heut schon ein menschliches Gesetz — wir abstrahiren natürlich von den Grundprinzipien des geselligen Verkehrs — gäbe, so feststehend, so unabänderlich, daß es von aller Welt anerkannt wäre und das daher als unangreifbarer Maßstab dienen könnte für die Beziehungen eines Volkes zu seiner Regierung und nun gar für die Beziehungen der einen Nation zur anderen? Ein einziger Blick auf die Geschichte und auf die Gegenwart belehrt uns, wie weit entfernt wir noch von dieser Kulturstufe sind.

Indeß ob mit Recht, ob mit Unrecht: die Intervention wird tagtäglich geübt, offen oder auf Umwegen, zum Nachtheil der allgemeinen Moral; denn sie mußte ja allem Länderraub, aller Staatsrache, ja selbst persönlichem Hasse zum beschönigenden Vorwande dienen. Statt den Krieg zu verhindern, rief sie oft aus kleiner Veranlassung einen allgemeinen Weltbrand hervor, den sie schürte unter dem gleißnerischen Vorgeben, die Grundsätze ewiger Gerechtigkeit zu vertheidigen gegen leichtsinnigen oder böswilligen Uebergriff.

Die bedeutendsten Schriftsteller, welche über Völkerrecht geschrieben haben, gaben sich die größte Mühe, das Gebiet des Interventionsrechts zu erläutern und abzugränzen; vergebens, es gelang ihnen nicht einmal, eine positive Definition desselben aufzustellen. Vattel, Wheaton, v. Martens, Pinheiro Ferreira sind sämmtlich der Ansicht, daß das Interventionsrecht überhaupt nur Platz greifen kann, wo es sich um äußere Angelegenheiten eines Staates handelt, daß aber die Fälle, in denen eine Intervention bei Streitigkeiten von internationaler Bedeutung erfolgen darf, nach ihrer Zahl und Art äußerst beschränkt seien — aber keiner von den Autoren wagte einen Versuch, diese Fälle zu spezifiziren.

Im Verlauf des letzten Jahrzehnds haben einige Politiker im Gegensatz zum Prinzip der Intervention das Recht der Nicht-Intervention angerufen; sie haben bei der Biegsamkeit der diplomatischen Begriffe einer reinen Negation eine positive Bedeutung zu geben versucht. Anstatt einfach das Recht eines Volkes anzuerkennen, daß dasselbe seine inneren Einrichtungen, seine äußeren Verträge und Allianzen nach seinem eigenen Ermessen regeln dürfe, gestehen sie dieses Recht nur negativ zu, indem sie verlangen, daß Jeder nur um sich allein sich kümmere.

Indeß wir wollen auf diese rein theoretische Differenz kein großes Gewicht legen, da wir bereits praktische Versuche der Regierungen in genügender Anzahl haben, Versuche, dem Interventionsrecht wenigstens einigermaßen seine willkürlichen Gränzen zu nehmen. Einen solchen Versuch machte zuerst die englische Regierung im Jahre 1820, zur Zeit der Kongresse von Troppau und Laybach. Es handelte sich um das neapolitanische Volk, welches seinem Regenten einige Garantien gegen Despotie und Willkürherrschaft abgerungen hatte; eine Volksbewegung war geglückt, der König dankte zu Gunsten des Herzogs von Calabrien ab, und es wurde eine Constitution verliehen. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen waren damit nicht einverstanden und beriefen einen Kongreß der Staaten, welche die Wiener Traktate unterzeichnet hatten, um „im öffentlichen Interesse" die Zurücknahme der gemachten Konzessionen zu erwirken. England versagte seine Betheiligung, und seine damals abgegebene Erklärung verdient wiederholt zu werden, denn sie leitete die Politik der Nicht-Intervention ein, die in Europa wenigstens in vielen Fällen, wenn auch nicht in allen, zur Anwendung kam.

„Indem die englische Regierung zugesteht, daß ein Staat wohl das Recht beanspruchen kann, sich in die Angelegenheiten eines anderen einzumischen, ist sie doch der Ansicht, daß von diesem Recht nur in den dringendsten Nothfällen Gebrauch gemacht werden darf; namentlich ist sie der Meinung, daß eine Volksbewegung, welche innerhalb der Gränzen des Staates bleibt, zur Intervention keine Veranlassung giebt, und vollends unangemessen scheint es ihr, daß bei einer solchen Gelegenheit die Intervention als Basis einer Allianz diene. Sie wiederholt, daß das Interventionsrecht nur in den seltensten Fällen zur Anwendung kommen dürfe."

Wir sind weit entfernt davon, diese politischen Grundsätze und die Zurückhaltung Englands als einen Beweis der Achtung anzusehen, welche dasselbe der Unabhängigkeit und dem Selbstverwaltungsrecht der Völker zollte: wir wissen sehr wohl, die Politik wurde damals wie heut von Interessen diktirt und nicht von Prinzipien. Indeß die öffentliche Meinung hält sich doch gern an solche günstige Interpretationen, indem sie hofft, die besseren Grundsätze durch unablässige Wiederholung zur allgemeinen Anerkennung und dadurch auch zur Wirksamkeit zu bringen.

Das sonderbarste Resultat des Kongresses zu Laybach war der an die Spitze gestellte Grundsatz der intervenirenden Mächte, es solle ein Souverän verhindert werden, seinem Volke Konzessionen zu machen, oder richtiger ausgedrückt, dem Volke diejenigen Rechte wiederzugeben, die ihm widerrechtlich genommen worden waren. Die Entscheidung ging dahin, daß in Neapel der Absolutismus rekonstituirt werde, daß der alte König wieder die Regierung übernehme und daß nöthigenfalls für diese beiden Zwecke Waffengewalt angewendet werden solle. Oesterreich wurde mit der Exekution beauftragt, seine Armee drang in das Königreich beider Sizilien und hielt während mehrerer Jahre auf Kosten Neapels die hauptsächlichsten Städte des Königreichs besetzt.

Ein Jahr später erhob sich Piemont und proklamirte eine Constitution nach dem Muster der spanischen Verfassung von 1812: neue Intervention, neue Verurtheilung des insurrectionellen Aktes der piemontesischen Nation und Wiedereinführung des Absolutismus. Wiederum fiel Oesterreich die Rolle der Exekution zu.

Die alliirten Staaten rechtfertigten ihr Vorgehen in folgender Weise: „Die Revolution, welche eine legitime Regierung stürzt, löst nicht nur in diesem Lande die Bande der Ordnung, sondern giebt zugleich für alle übrigen Staaten ein gefährliches Beispiel

zur Auflehnung gegen alle gesetzlichen Einrichtungen." (Man sprach damals noch von gesetzlichen Einrichtungen und noch nicht von göttlicher Ordnung; der Versuch, seine Willkür für göttliche Ordnung auszugeben, ist eine Erfindung der späteren Zeit.) „Die Wiederherstellung der legitimen Zustände ist daher eine Wohlthat für das revolutionirte Land und eine mahnende Warnung für alle übrigen!"

Zwei Jahre später führte Spanien seine alte Constitution wieder ein; dieses Mal war Frankreich der Exekutor der heiligen Allianz, seine Waffen zerrissen das nationale Uebereinkommen und führten jenseits der Pyrenäen den Absolutismus wieder ein.

Bei Gelegenheit der Erhebung der spanischen Kolonien erhielt ein neuer Versuch zum Interveniren — indeß dieses Mal nahmen die Vereinigten Staaten Partei für die Revolution; England erklärte sich bereit, die unabhängigen Regierungen, welche sich gebildet hatten, anzuerkennen, und die heilige Allianz mußte auf die konsequente Durchführung ihres Prinzips verzichten.

Der Tod Johann's VI. rief 1825 auf den portugiesischen Thron seinen älteren Sohn Dom Pedro, damals Kaiser von Brasilien. Die Constitution dieses letzteren Reiches gestattete nicht die Personal-Union mit einem anderen Staate; Dom Pedro verzichtete deshalb zu Gunsten seiner Tochter Maria und führte die Regierung derselben mit der Ertheilung einer Constitution ein. Da erhob sich ein Prätendent unter den Auspizien der Großmächte; Frankreich unterstützte Dom Miguel, aber England erklärte sich sehr entschieden für die konstitutionelle Regierung Maria's, schickte eine Armee nach Portugal und erzwang durch diese materielle Hülfe auch die Anerkennung der übrigen Mächte.

1826 bildete sich eine neue Intervention, und dieses Mal ist England im Bunde mit Frankreich und Rußland zu Gunsten der griechischen Revolution; man vernichtet die türkische Flotte, und so wird die Revolution legitim.

Vierzehn Jahre später intervenirt Frankreich zu Gunsten des türkischen Reiches, und Europa ist bereit, sich in einen allgemeinen Krieg zu stürzen, um dasjenige Land zu vertheidigen, welches einen kurzen Zeitraum vorher von ihm so arg mitgenommen worden war.

Seit 1848 brachte fast jedes Jahr eine neue Intervention:

die römische Intervention zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes;

die Intervention in der Krim zur Erhaltung der Integrität des türkischen Reiches;

die Intervention in Italien zur Wiederherstellung der italienischen Nationalität;

die Intervention in Syrien zum Schutze der Christen am Libanon;

die Intervention in China und Cochinchina unter dem Vorwande, Repressalien zu nehmen für Grausamkeiten, welche gegen Missionäre begangen worden, in Wahrheit jedoch, um den Kreis der kommerziellen Beziehungen Frankreichs und Englands zu erweitern;

die Intervention in Mexiko, über deren Vorwand wir erst kein Wort verlieren wollen, da die öffentliche Meinung bereits gerichtet hat.

Schließlich die Intervention in Polen; hier ist einmal das von den Staaten betonte Interventionsrecht in wirklicher Uebereinstimmung mit den Geboten der Menschlichkeit und der gesunden Vernunft; im Grunde könnte man hier auch eine Uebereinstimmung mit dem Staats-Interesse finden, diesem geheimnißvollen und vielgestaltigen Interesse, das die unglaublichsten Unternehmungen und die widersprechendsten Aktionen verlangt, das Charakter und Argumente beliebig modelt, je nach der Zeit und den Verhältnissen, das in kurzen Zwischenräumen sich mit den Gegensätzen befreundet und das fast immer Hekatomben von Menschen und Kapitalien verlangt.

Alles in allem ist die Intervention der Krieg, und der Krieg ist die Unterordnung des Bürgerstuns unter das militärische Belieben, und mit den Gefahren und Greueln des Krieges blüht die Aera der „Staatsretter". Scipio stellt die Gracchen in Schatten und ebnet den Pfad für die Cäsaren. Die Strenge der öffentlichen Moral verwischt sich allmählich vor der Corruption der schmachvoll erworbenen Reichthümer; der Ruhm der großen Feldherren hat an seine Fersen die Verderbniß der Sitten geheftet; der Krieg schießt ebenso Bresche in die Tüchtigkeit der Menschen wie in die Finanzen des Staats.

Es geschah im Namen des Interventionsrechtes, daß Katharina II. die Theilung Polens einleitete; unter Anrufung desselben Rechtes sanktionirten Preußen und Oesterreich diese Usurpation, indem sie sich bei dem Raube betheiligten. Unter der Fahne desselben Rechtes hat England allmählich die eingeborenen indischen Fürsten, welche Hindostan beherrschten, entthront; unter dem Vorwand der Intervention schleuderte der Herzog von Braunschweig sein berühmtes Manifest gegen das revolutionäre Frankreich, welches auf jenes Manifest mit so vielen siegreichen Schlachten antwortete — und doch war die französische Revolution eine rein innere Angelegenheit; in der Zeit ihrer Entstehung hatte sie nichts von dem propagandistischen Charakter, welchen sie später erhielt. Man kann wohl sagen: die intervenirenden Mächte verletzten die nationale Autonomie, und das Prinzip der Intervention, welches sie durch eine Reihe von Schriftstücken zu rechtfertigen versuchten, war zugleich ein gebrechlicher Stab und ein zweischneidiges Schwert; in Ermangelung eines scharf umschriebenen und in seiner Anwendung feststehenden Gemeinrechts, das die Völker anerkennen wie die zehn Gebote, gleichviel welches der Stand ihrer Civilisation sei, ist jenes Interventions-Prinzip nichts Anderes als eine schlechte Maske des mittelalterlichen Grundsatzes: Gewalt geht vor Recht!

Jenem Prinzip verdanken wir die ungeheuren militärischen Rüstungen, welche so viele kräftige Arme zur Unthätigkeit verdammen und so viel fruchtbare Kapitalien außer Wirksamkeit setzen; indem es hintereinander das Recht der Völker und das Interesse der Souveräne, das Recht des Gewissens und das Interesse der Religionen anruft, zerstört es heut, was es gestern erbaut hatte, verändert es nach Gutdünken das Gleichgewicht der internationalen Beziehungen, und unter dem Vorwand, zwischen den Völkern ein gleiches Gesetz und ein gleiches Recht walten zu lassen, ruft es unaufhörlich Zwietracht hervor.

Was würde man wohl von einem Tribunal sagen, das unter dem Druck der Interessen und der augenblicklichen Leidenschaften urtheilte? das ein Gesetz anwendete, welches nicht bestimmt und nicht anerkannt ist? das seine Schiedssprüche selbst exekutirte? Und kann das Verhältniß sich jemals bessern? Kann die juristische Idee, kann der allgemeine Gedanke, aus welchem das Interventions-Prinzip hergeleitet wird, jemals gerechte, praktische Geltung finden? Kann über den Conventionen der Politik, über den kommerziellen Traktaten, über den Kabineten, über den Nationalitäten ein allgemeines Menschenrecht gegründet werden? Kann man es auf dauerhafter Basis gründen? Kann man auch nur

dieser Basis unbestrittene Anerkennung verschaffen? Welcher internationale Kongreß könnte diesen Codex der civilisirten Nationen redigiren? Wie ließen sich die Entscheidungen eines solchen Kongresses sanctioniren? Welches Tribunal entschiede die Vergehen gegen den neuen Codex? Und mit welchen Mitteln würden die Entscheidungen zum thatsächlichen Recht geführt, wenn es sich um den Streit zwischen zwei Nationen oder zwischen einem Volke und seiner despotischen Regierung handelte?

Alle diese Fragen müßten sachgemäße und genügende Beantwortung finden, wenn man in der That die Vernunft an Stelle der Gewalt setzen wollte, das Recht an Stelle der Faust, den Frieden an Stelle des Kampfes, das feste Gleichgewicht an Stelle des schwankenden, die Sparsamkeit an Stelle der Verschwendung, die freie Konkurrenz an Stelle der blutigen Entscheidung.

Heute, welche Macht hat heute der Oelzweig? Und die friedlichste Intervention — hat sie heut einen anderen Ursprung als die Selbstsucht? Wer sich frei fühlt von den Vorurtheilen, von der Eitelkeit, von der Habsucht seiner Nationalität, der kann nicht anders als ein ungünstiges Urtheil über jede Einmischung des einen Staates in die Angelegenheiten des anderen aussprechen."

Rußland.

General Michael Murawjev.

Von dem Fürsten Peter Dolgorukov.*)

Es ist ein Glück für den Fürsten Peter Dolgorukov, daß er außer dem Bereich des Mannes ist, von dem er in vorliegendem Büchlein eine so liebenswürdige Schilderung entwirft. Als Verbannter und Pamphletist par excellence ist Dolgorukov vielleicht kein ganz zuverlässiger Gewährsmann; sogar der Teufel soll nicht so schwarz sein, als er gemalt wird, und vielleicht wird auch Murawjev, wie Tiberius, einst seinen Stahr finden, der die verkannte Tugend wieder zu Ehren bringt. In der Hauptsache steht jedoch die Darstellung mit dem, was wir aus anderen Quellen über den Proconsul von Lithauen wissen, nicht im Widerspruch, und wenn auch etwas Uebertreibung mit unterläuft, so muß man sie der erklärlichen Verbitterung des Autors zu gute halten.

Der General Murawjev gehört einer altadeligen Familie an, von der zahlreiche Mitglieder sich in verschiedenen Perioden der russischen Geschichte als Militärs, Staatsmänner und Schriftsteller ausgezeichnet haben. Ueber ihren Ursprung theilt Dolgorukov, der in der Genealogie außerordentlich bewandert ist und ein großes russisches Adelslexikon herausgegeben hat, folgende Angaben mit. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebte im Fürstenthum Rjasan ein gewisser Wassilij Alapowskij. Er hatte drei Söhne, von denen Einer, Namens Jov (Hiob), in Rjasan blieb und die jetzt ausgestorbene Familie „deren von Alapowskij" (um im genealogischen Stil zu reden) fortpflanzte; die beiden Anderen, Ossip (Joseph), genannt Puschtscha**), und Iwan, genannt Murawej, d. h. die Ameise, siedelten nach Nowgorod über. Zar Iwan Wassiljewitsch hatte, nachdem er diese republikanische Stadt bezwungen, den größten Theil der Einwohner verbannt und Kolonisten aus anderen Gegenden seines Reichs berufen, um ihre Stelle einzunehmen. Unter diesen befanden sich Puschtscha und Murawej, von welchen die Familien Puschtschin (nicht mit Puschkin zu verwechseln) und Murawjev abstammen. Außer diesen Murawjev giebt es noch zwei Geschlechter des Namens, die aber mit ihnen nicht verwandt sind. Eines derselben wurde von Ignatij Murawjev, einem Soldaten des Garderegiments Preobraschensk gegründet, der von der Kaiserin Elisabeth geadelt wurde; das zweite verdankt seinen Namen einer kaiserlichen Laune. Zar Paul besichtigte einst das Kadettencorps und fragte zufällig einen der Zöglinge, wie er heiße. „Prikasny, Sire", erwiderte der Jüngling. Nun bedeutet Prikasny etwa so viel wie Beamter, und Paul war den Beamten nicht grün. „Ich kann Prikasny's nicht ausstehen", rief daher Se. Majestät, „man hat von ihnen keinen Nutzen"; und dann, sich zu M. N. Murawjev, dem Erzieher des Großfürsten Alexander, wendend, fuhr er fort: „Leute wie Ihr sind viel nützlicher; der Junge soll ein Murawjev sein." Demgemäß erschien am folgenden Tage ein Ukas, durch welchen der Name des Kadetten von Prikasny in Murawjev umgeändert wurde.

Der Generalgouverneur von Lithauen ist ein Nachkomme der echten Murawjev. Sein Vater war ebenfalls General und bekleidete den Posten des Direktors an einer Militärakademie. Er hatte fünf Söhne, von denen vier sich einen Ruf erworben haben. Der älteste, Alexander, ein Mann von liberalen Gesinnungen und edlem Charakter, war ein thätiges Mitglied der geheimen Gesellschaften, welche sich in den letzten Regierungsjahren Alexanders I. bildeten, und wurde als Theilnehmer an der Verschwörung, die am 26. Dezember 1825 zum Ausbruch kam, nach Sibirien verbannt. In der Folge zurückgerufen, wurde er General und Gouverneur von Nishni-Nowgorod und ist als Mitglied des dirigirenden Senats im Januar dieses Jahres gestorben. Der zweite, Nikolaus, hat sich durch seine Mission nach Aegypten im Jahre 1832 und durch die Belagerung von Kars bekannt gemacht. Der vierte, Andréi, ist ein beliebter Schriftsteller, aus dessen Werken das „Magazin" in früherer Zeit Auszüge mitgetheilt hat; über den Fünften wissen wir nichts zu berichten.

Michael, der dritte Sohn, wurde im Jahre 1796 geboren und trat gerade noch zur rechten Zeit in die Armee, um den Feldzug von 1813 mitmachen zu können, in welchem sein Vater als Stabschef des Tolstoi'schen Corps bei der Blokade von Dresden und Hamburg thätig war. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er Professor der Mathematik in der von dem Vater geleiteten Akademie und widmete seine Mußezeit der Politik. Er schloß sich der Schaar von „sonderbaren Schwärmern" an, die von einer russischen Republik träumten, und seine Heirat mit einer Dame, deren Schwager, Jakuschkin, zu den Häuptern der revolutionären Partei zählte, verband ihn noch enger mit den Gegnern des Regierungssystems. Die Katastrophe vom 26. Dezember, wo Nikolaus die Pläne der Verschworenen zu Schanden machte und den Aufruhr in Blut erstickte, erweckte, Murawjev sehr unsanft aus seinen jugendlichen Visionen. Der Donner der kaiserlichen Geschütze machte ihn auf ewig taub gegen die Stimme der Freiheit, und in den finsteren Zellen der Peterpaulsfestung, in welcher er sich eingekerkert sah, erfuhren seine politischen Ideen eine radikale Umwandlung. Mit inniger Reue, die sich, wie Herr Dolgorukov erzählt, in Strömen von Thränen kundgab, gestand er, daß er Zusammenkünften der Verschworenen beigewohnt, obgleich er leugnete, daß er sich an ihren Verbrechen betheiligt habe. Der bußfertige Sünder wurde zu Gnaden angenommen. Seine Freunde und Verwandten starben auf dem Schaffot

*) Михаилъ Николаевичъ Муравьевъ. Соч. кн. Долгорукова. Imprimerie du Prince Pierre Dolgoroukov. Londres 1864.

**) Puschtscha bedeutet Einöde, wüster Raum, analog mit den ungarischen Puszta, von dem slavischen Worte pust, wüst oder leer.

oder wanderten nach Sibirien, aber Murawjev erhielt nicht allein seine Freiheit, sondern auch den Titel eines Staatsraths und das Amt eines Vicegouverneurs. Von seinen früheren Gefährten wurde er natürlich beschuldigt, sie verrathen zu haben, um sein eigenes Leben zu retten und Carrière zu machen, und wenn man nicht an eine ganz exceptionelle Großmuth von Seiten der russischen Regierung glauben will, so muß man diese Anklagen gerechtfertigt finden. In späterer Zeit wurde jede Anspielung auf seine Verbindung mit den „Decembristen" von ihm sehr übel aufgenommen, wie eine Anekdote beweist, die zuerst im „Kolokol" erschien und (mit verändertem Namen) sogar in ein Petersburger Witzblatt überging. Die von Dolgorukov gegebene Version derselben lautet wie folgt: „Als M., in Grodno ankam (wo er 1831 zum Gouverneur ernannt wurde), hörte er, daß einer von den Einwohnern gefragt habe: „Ist unser neuer Gouverneur mit Sergius Murawjev-Apostol verwandt, der im Jahre 1826 gehängt ward und den ich sehr gut kannte?" Murawjev schäumte vor Wuth und schrie: „Saget jenem polnischen Schurken, daß ich zu den Murawjev gehöre, welche hängen, und nicht zu denen, welche gehängt werden.""

Es gelang Murawjev bald, sich beim Kaiser Nikolaus einzuschmeicheln, welcher Tüchtigkeit, mit blindem Gehorsam verbunden, zu würdigen wußte, und im Jahre 1832 erhielt er den Posten eines Militärgouverneurs von Minsk. Seine Hauptleistung in dieser Eigenschaft war eine Gefälligkeit, die er dem Fürsten Leo Radziwil, einem Günstling des kaiserlichen Hofes, auf Kosten der Gerechtigkeit und zahlreicher Unschuldigen erzeigte. Von den Gütern der Radziwil waren einige in die Hände von Personen übergegangen, welche Geld darauf vorgeschossen hatten, und deren Rechte durch einen halbhundertjährigen Besitz geheiligt waren. Um seine Familiengüter wiederzubekommen, begann Fürst Radziwil einen Prozeß, der aber einen für ihn ungünstigen Verlauf nahm. Ehe jedoch der Gerichtshof seinen Ausspruch gefällt hatte, trieb Murawjev die unglücklichen Eigenthümer von den streitigen Ländereien, ohne ihnen auch nur zu erlauben, ihre persönlichen Habseligkeiten mitzunehmen. Dann entschied er, dem Gesetze zum Trotz, daß das Land und alles, was darauf war, dem Fürsten Radziwil gehöre, und richtete so durch einen einzigen Federstrich mehrere Familien zu Grunde, um sich bei einem einflußreichen Magnaten in Gunst zu setzen.

Sein Verfahren wurde in Petersburg vollkommen gebilligt, und bei seiner Rückkehr nach der Hauptstadt ward ihm seine Beförderung zum Generallieutenant angekündigt. In seiner Herzensfreude, schreibt sein Biograph, eilte er die Generals-Epauletten anzulegen. Zum Unglück für ihn begegnete ihm Tschernyschev, der Kriegsminister, der ihn nicht leiden konnte, und der, nachdem er ihm bemerklich gemacht, daß kein Offizier das Recht habe, die Generals-Epauletten anzulegen, bis seine Ernennung durch einen Allerhöchsten Tagesbefehl angezeigt worden, sich beeilte, die Sache dem Kaiser zu hinterbringen. Nikolaus, der mit wahrem Fanatismus an der Routine hing, war wüthend auf Murawjev und machte seine Beförderung auf der Stelle rückgängig. Es waren viele Dienste und eine lange Reihe von Jahren nöthig, um den Kaiser einen solchen Verstoß gegen die militärische Etikette vergessen zu machen.

Nach einiger Zeit ward Murawjev zum Gouverneur von Kursk ernannt, einer Provinz, in der die Steuern sehr unregelmäßig einzingen, da das Land schlecht und die Bebauer arm sind.*) Bei seiner Ankunft fand er bedeutende Summen im Rückstande und begann sogleich einen Feldzug gegen die unglücklichen Restanten, nahm den Bauern ihr Vieh weg und verkaufte ihre geringe Habe. Dort, wie überall, wo er das Regiment führte, ist sein Name in der Erinnerung des Volks mit Handlungen der Willkür und der Ungerechtigkeit verknüpft. Aber die Anerkennung der Regierung tröstete ihn für den Haß der vile multitude, wenn er überhaupt eines Trostes dafür bedurfte. Der Finanzminister Cancrin, der eine Murawjev zur Frau hatte, verschaffte ihm das zu seinem Ressort gehörige Amt eines Direktors des Departements der Steuern und Auflagen und drang, wiewohl ohne Erfolg, in den Kaiser, ihm die verwirkte Generallieutenants-Würde wiederzugeben. Im Jahre 1842 wurde er jedoch Senator, mit dem Titel eines Geheim-Raths, der im Tschin dem militärischen Rang eines Generallieutenants entspricht, und bald darauf ward er Generaldirektor des Feldmesser-Corps. Die Uniformirungs-Manie benutzend, an der Nikolaus laborirte, bat Murawjev sich die Erlaubniß aus, seine Feldmesser in Waffenröcke zu stecken, und diese glückliche Idee trug ihm endlich die langersehnten Generallieutenants-Epauletten ein, die das Schicksal und der Kriegsminister einst von seinen Schultern gerissen hatten.

Ein Sitz im Reichsrathe war die nächste Beförderung, die ihm zu Theil wurde. Als Mitglied dieser Körperschaft war er ein Kollege Panin's, des Justizministers, mit dem er bald in Rivalität trat, dem er aber als Chef des Feldmessercorps an Rang nachstand. Er wollte letzteren Posten nicht niederlegen, da er von demselben einen ansehnlichen Gehalt bezog, und er noch außerdem mit dem Recht, auf öffentliche Kosten durch das ganze Reich zu reisen und mit einem Patronat verknüpft war, das ihm die Mittel gewährte, zahlreiche Freunde und Klienten zu verpflichten. Trotzdem mißfiel ihm jedoch seine untergeordnete Stellung, und er ließ alle Minen springen, um ein Minister-Portefeuille zu erlangen. Im Jahr 1856 wurde das Ministerium der Reichsdomänen durch die Ernennung Kisseleff's zum Botschafter in Paris vakant; Murawjev säumte nicht, sich darum zu bewerben, sah aber zu seinem Verdruß, daß ihm Scheremetjev vorgezogen wurde. Nach dem Tode des Ministers Perovskij ward er zwar Präsident des Apanage-Departements, mußte aber den Ministertitel dem Grafen Adlerberg überlassen. Bald darauf wurde jedoch Scheremetjev durch einen Schlaganfall außer Stand gesetzt, seinem Amte vorzustehen, und Murawjev begann von Neuem die Portefeuillen-Jagd. Der Einfluß Adlerbergs war ihm gesichert, aber er mußte noch den Präsidenten des Minister-Conseils, Fürsten Orlov, gewinnen. Seinem Biographen zufolge fing er dies in folgender Weise an: Orlov glaubte, daß Rußland am Vorabend einer Revolution stehe, und er verkaufte daher sein Vermögen so schnell als möglich, um den Erlös außer Landes zu schicken. Zur Zeit als sich Murawjev an ihn wandte, wollte er gern ein Palais veräußern, das er nominell vor einigen Jahren gekauft hatte, das ihm aber in der That von Nikolaus geschenkt worden war, indem der kaiserliche Schatz ihm das Kaufgeld, 400,000 Rubel, vorgestreckt und er es nie wiederbezahlt hatte. Murawjev, der dieses wußte, versprach, wenn er Domänen-Minister würde, das Palais für Rechnung des Fiskus anzukaufen. Unter dieser Bedingung willigte Orlov ein, seine Ansprüche zu unterstützen. Murawjev ward im April 1857 zum Minister ernannt, und auf seinen Bericht, daß die Räume des Ministerial-Gebäudes sich nicht gut heizen ließen, wurde Orlov's Palais zum zweitenmal auf Staatskosten angekauft.

Ehe Murawjev Minister wurde, sollen ihm Orlov und Adlerberg das Versprechen abgenommen haben, die Emancipation der

*) Nach anderen Nachrichten ist aber gerade Kursk eines der fruchtbarsten Gouvernements in ganz Rußland.

Leibeigenen nicht zu befürworten. Der Verfasser behauptet, in direktem Widerspruch mit allen anderen Angaben, daß Kaiser Alexander diese Sache ursprünglich nicht begünstigt, sondern nur dem Rathe seines Bruders Konstantin nachgegeben habe. Wie dem auch sein möge, so viel ist jedenfalls richtig, daß die Anhänger der Leibeigenschaft den Großfürsten als ihren Hauptgegner betrachteten. Murawjev wirkte ihm insgeheim nach Kräften entgegen, obwohl er seinen Ansichten öffentlich beistimmte; im Conseil rief er mit Emphase aus: „Nach zehn Jahren werden wir erröthen, uns daran zu erinnern, daß es in Rußland jemals Leibeigene gegeben habe", aber den Adelsdeputirten versicherte er im Vertrauen, daß keine Aenderung in den bäuerlichen Verhältnissen stattfinden solle. Als Vicepräsident der Geographischen Gesellschaft kam Murawjev mit Konstantin, welcher Präsident derselben war, oft in Berührung, aber zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen konnte wenig Sympathie herrschen. Es entspann sich ein geheimer Kampf zwischen den „Konstantinowzy" und der reaktionären Partei, der mit der zeitweiligen Niederlage der ersteren endete. Man redete der Großfürstin ein, daß die Gesundheit ihres Gemahls unter der sorgenschweren Atmosphäre Petersburgs leide, und sie bewog ihn durch ihre Bitten, sich von dem unruhigen Treiben der nordischen Hauptstadt nach den friedlichen Ufern der Insel Wight zurückzuziehen. Murawjev und seine Freunde triumphirten, aber ihr Sieg war nur von kurzer Dauer. Die Krawalle, die in Petersburg und Moskau ausbrachen, setzten den Kaiser so in Schrecken, daß er seinen Bruder nach Hause rief. Der Großfürst kehrte zurück; sein energischer Charakter ließ ihn bald seinen früheren Einfluß bei Alexander wiedergewinnen, und seine erste Handlung war die Verabschiedung Murawjev's. Das Publikum war über den Sturz des Generals entzückt, denn er hatte sich während seiner Amtsführung höchst unbeliebt gemacht. Er hatte schwere Steuern aufgelegt, die im Voraus bezahlt werden mußten; gegen die Säumigen hatte er ohne Gnade zur Exekution schreiten lassen, und Jeder athmete daher freier, als sich gegen Ende des Jahres 1861 die Kunde verbreitete, daß „die Heuschrecke" entlassen sei. Als Balsam für seine Wunden erhielt er jedoch ein Geschenk an Ländereien, das so großartig war, daß es sogar bei den moskowitischen Hofschranzen Aergerniß erregte.

Er war noch nicht lange vom Schauplatz abgetreten, als der polnische Aufstand ausbrach. Der Statthalter von Litbauen, Nasimov, zeigte sich unfähig, den Strom der Revolution zu dämmen; die Aufgabe war in der That schwierig, aber Murawjev glaubte sich ihr gewachsen. Im Mai 1863 traf er, mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet, in Wilna ein, wo seine Thätigkeit seitdem ein Stück europäischer Geschichte geworden ist. Mit seiner Ernennung zum Generalgouverneur bricht die Erzählung Dolgorukov's ab, die, so wenig wir sie in ihren einzelnen Details verbürgen wollen, jedenfalls einen pikanten Beitrag zur Kenntniß der russischen Zustände bildet.

Ost-Asien.

I.

Die Preußische Expedition nach Ostasien, in den Jahren 1860 und 1861.

W. Heine und G. Spieß.*)

Ueber die preußische Expedition nach Ostasien durfte ein offizielles Werk erwartet werden, ein Werk über die politischen, merkantilen und wissenschaftlichen Erfolge des Unternehmens. Nahezu sind drei Jahre verflossen, seit die Expedition an die heimischen Gestade zurückgekehrt ist, und noch immer läßt ein Werk dieser Art nichts von sich hören. Das ist sehr bedauerlich. Zwar wissen wir schon, daß Japan, das eigentliche Ziel der Expedition, ein mehr wunderliches als „wunderbares" Land ist, und Europa, als es neugierig und ein wenig hastig hineinschaute, erblickte darin wie in einem schlechten Spiegel das Zerrbild der eigenen Civilisation; aber diese Wahrnehmung wollen wir Deutschen uns doch amtlich bestätigen lassen. Es nützt uns wenig, daß die einzelnen Mitglieder der Expedition ihre persönlichen Erlebnisse und privaten Wahrnehmungen nach und nach auf eigene Faust auf den literarischen Markt bringen: Alle sagen uns, daß die preußische Regierung sich in den Besitz reicher Sammlungen von Gegenständen japanischer Künste und Gewerbe, von photographischen und gezeichneten Ansichten dortiger Landschaften, Trachten u. s. w. gesetzt hat und daß auch die gelehrten Mitglieder der Expedition nicht leer nach Hause gekommen sind. Wer wollte also einem Werke, das diese Materialien zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, nicht mit Spannung entgegensehen? — Im Uebrigen sind diese Schriften, selbst mit den zahlreichen ähnlichen Büchern des Auslandes verbunden, nur geeignet, unsere Erwartungen auf wissenschaftliche Erforschung Ostasiens und selbst nur auf kommerzielle Ausbeute gar sehr herabzustimmen.

Wieder haben zwei Mitglieder der Expedition, W. Heine und G. Spieß, ihre Erfahrungen am stillen Ocean zum Besten gegeben. Sie bestätigen, was eben gesagt worden: daß wir, trotz einer ganzen Bibliothek von Werken über Japan, blutwenig über dieses Land wissen, und daß der alte Engelbert Kämpfer noch heute mit seiner Erfahrung aushelfen muß.

Das Heinesche Werk besteht aus Briefen, die der Verfasser während seiner Reise „um die Welt" geschrieben hat. Eine gar leichte Weise, Reisewerke zu schreiben! Von dem Briefsteller verlangt man ja gemeinhin nur die Wiedergabe von Eindrücken des Augenblicks, kein Studium, und im Briefe soll sich ja die Person des Reisenden stets im Vordergrunde bewegen, die Reise selbst nur den romantischen Hintergrund bilden. So sind diese Briefe geschrieben. Der Kitt der Reflexion fehlt ihnen gänzlich, und nirgends wird die gesammelte Erfahrung durch ein Urtheil gekrönt. Das ist auch nicht der Zweck des Werkes; der Verfasser wollte, wie er selbst erklärt, absichtlich „keine Theorien aufstellen, sondern dem Leser selbst den Schluß aus den mitgetheilten Thatsachen überlassen."

---

*) Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der Ostasiatischen Expedition in den Jahren 1860 und 1861. Von Wilhelm Heine. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Die preußische Expedition nach Ostasien u. s. w. von G. Spieß. Leipzig und Berlin, Otto Spamer, 1864.

W. Heine war unter Graf Eulenburg als Zeichner und zur Beaufsichtigung der Photographen engagirt, und segelte zum zweiten Male nach Ostasien. Seinen ersten Besuch dieser Länder, oder wie er es zu nennen liebt, seine erste Reise um die Welt unter Admiral Perry, beschrieb er in zwei Werken, die seiner Zeit im „Magazin" besprochen worden sind. Diesen schließt sich als eine Ergänzung das vorliegende Werk an.

Die Erfahrungen der ersten Reise befähigten den Verfasser, da die ersten Eindrücke bereits überwunden hatte, von allgemeinen Gesichtspunkten abzusehen und seine Augen tiefer in die Einzelheiten zu tauchen. Das giebt dem Buche immerhin einigen Werth, insbesondere in Bezug auf Japan. Außerdem enthalten die schmucklosen Erzählungen überall den Stempel der gewissenhaftesten Wahrheit. Der Verfasser hat nur das gezeichnet, was seine Augen erreichen konnten; aber das Auge ist geübt, der Künstler blickt scharf und erfaßt lebendig, und so sind denn recht interessante Schilderungen mit photographischer Treue entstanden, welche durch unverwüstlichen Humor, manch attisches Salzkorn und einfachen, treffenden Styl sich zu angenehmer Lectüre gestalten, und je weniger Studium der Verfasser zum Schreiben aufgewandt hat, desto weniger wird der Leser des Studiums bedürfen, um die Lectüre zu verdauen.

W. Heine reist von Berlin ab, gewöhnt sich in Korfu an wärmeres Klima, kämpft in Aegypten gegen Bakschisch-Forderungen und Schmutz, ersteigt in höchst prosaischer Stimmung eine Pyramide, versinkt beim Anblick der Sphinx, ich glaube das einzige Mal auf der Reise, in sentimentales Träumen, und verwirft das Bedürfniß, ja beinahe die Nützlichkeit des Suezkanals; er verzichtet auf Ceylon aus Humanitätsrücksichten auf die Elephantenjagd und macht einen mißlingenden Versuch, auf Adams Peaks äußerster Spitze den geheiligten Abdruck von Buddhas Fuß, die Erinnerung an des Gottes Himmelfahrt und Wallfahrtspunkt vieler Millionen von Buddhaisten, zu schauen; er besucht in Singapore ein chinesisches Theater, wo man ihm seinen Platz auf der Bühne selbst anweist, und steigt dann in der Bai von Yeddo an japanisches Land, mit der Versicherung, daß dort zunächst alles beim Alten geblieben sei. — Später in China dringt er trotzdem in die Gegenden des Bürgerkrieges, reist zu Lande nach Peking und bereitet sich vor, mit russischer Gelegenheit durch Sibirien nach Europa zurückzukehren; er geht nach Japan zurück, um diese Gelegenheit zu erfassen, muß aber die sibirische Reise aufgeben und sieht sich genöthigt, sich nach Californien einzuschiffen und auf dem Landwege, quer durch ganz Nordamerika über Saltlake-City, wo er sich's einige Tage bei den Mormonen gefallen läßt, nach New-York zu wandern. Hier gönnt er sich kaum acht Stunden Rast, um sein Kind noch ein Mal zu sehen — und stellt sich, eingedenk seiner Pflicht als amerikanischer Bürger, mit dem Kriegsfieber in den Adern, sofort unter das Banner des Nordheeres.

Und wenn wir dann dem Meuterheer begegnen,
Wir stürzen uns voll Zuversicht hinein!

Schlachten, Hospital, eine traurige, grausame Kriegsgefangenschaft, Auswechselung, schwere Verwundung und Dienstunfähigkeit folgen, dann Rückkehr nach Berlin, und der Lauf um „die Welt" ist vollendet.

Legen wir das Buch dieses Reise- und Kriegshelden einstweilen zurück und nehmen wir das Spieß'sche Werk zur Hand. Hier tritt der Beurtheilung störend der Umstand entgegen, daß das Werk in Lieferungen erscheint, was zwar die Herausgabe und Verbreitung erleichtern mag, aber die Uebersichtlichkeit des Ganzen beeinträchtigt. Die erste und zweite Lieferung sind bereits in Nr. 42 des „Magazin" von 1863 kurz erwähnt. Die jetzt vorliegenden nächsten beiden Hefte umfassen den Aufenthalt des Verfassers in Singapore, Yeddo und Yokuhama. Der Reiz der Neuheit ist von großem, günstigem Einflusse auf die Schreibweise gewesen, und wer je eine Seereise mit wechselnder Gunst des Wetters genossen hat, wird, um ein Beispiel anzuführen, die tiefempfundenen, treuen Schilderungen des Meeres nicht lesen, ohne von der Macht der Erinnerung gepackt zu werden. Ueberall macht sich eine freie, weite Auffassung der Verhältnisse durchreister Gegenden geltend, die von sorgfältigen vorbereitenden Studien zeugt, und die darauf gegründeten Urtheile sind vorsichtig und von überschwenglichen Hoffnungen wie von finsteren Besorgnissen für die Zukunft des deutschen Handels in Ostasien gleich weit entfernt. Die patriotische Wärme, mit welcher das Werk geschrieben ist, wirkt ebenso wohlthuend als die maßvolle Weise, wie sich die Persönlichkeit des Reisenden in die Situationen stellt. Zahlreiche geschmackvolle Illustrationen führen den Leser in die Landschaften, Tempel, Wohnungen und Gegenstände der Kunst und Industrie Ostasiens ein und machen Manches recht anschaulich, was ohne sie bei aller genauen Beschreibung irrthümliche Vorstellungen erwecken würde. Wir nehmen diese Illustrationen als naturgetreu an und behalten uns nur einzelne Ausnahmen bei Zeichnungen vor, zu deren Ausführung der Zeichner sich auf sein Gedächtniß hat verlassen müssen. So bezeichnet der Verfasser selbst die „Arkona", welche ihn nach Japan führte, als Schraubendampfer; doch verräth sich die Corvette in der Zeichnung auf Seite 127 zu sehr als Raddampfer. Das ist kaum der Rede werth, doch bedenklicher ist die Wahrheit der Zeichnung auf Seite 131 „Bai von Yeddo." Die Konstruktion der hier im Vordergrunde abgebildeten Brücke weicht wesentlich von derjenigen ab, welche W. Heine ganz speziell beschreibt und als Muster für alle Brücken Yeddos hinstellt.

In Japan leistete Herr Spieß, der sächsische Kommissar der Expedition, wesentliche Dienste durch seine Kenntniß der holländischen Sprache, welche manchem Japanesen noch ziemlich geläufig zu sein scheint; er wurde deshalb zu den ersten diplomatischen Verhandlungen der Gesandtschaft zugezogen, ging aber später nach Yokuhama, wo er sich — der Wahrheit die Ehre! — gründlich langweilte, viel fror und sich überhaupt höchst unbehaglich fühlte. Wir kommen im nächsten Artikel auf einige Einzelheiten in diesen Werken zurück.

Nord-Amerika.

Die große Seeschlange wieder einmal.

Die Zeitungen aus Shanghae (große Handelsstadt und Seehafen in der Provinz Kiang-su in China) veröffentlichen (Oktober 1863) einen Bericht des Capitains Holliday von der Reise des Schiffes „Helen Nicholson" von San Francisko, Californien, nach Shanghae, in 62 Tagen zurückgelegt, aus dem wir folgenden Auszug geben: „Nichts Bemerkenswerthes ereignete sich bis zum 27. August, an welchem Tage wir uns in 22° 40' nördlicher Breite und 152° westlicher Länge befanden. Das Wetter war herrlich wie selten im nördlichen Stillen Ocean, unser Frühstück grade beendet, als wir nordwestlich in beträchtlicher Entfernung von uns eine

Brandung sahen, die sich in wenigen Minuten schnell näherte und, da wir ihr westlich entgegensegelten, an Ausdehnung sichtlich zunahm. Nachdem ich den Cours des Schiffes um einige Striche hatte ändern lassen, beobachteten wir Alle einen hoch über dem Wasser emporragenden Felsen, auf dessen Südseite die Brandung auszulaufen schien, konnten jedoch ebenso deutlich den anscheinenden Felsen auf uns zukommen sehen. In der Meinung, daß wir mit einer starken nordwestlichen Strömung trieben, ließ ich das Schiff auf den anderen Bug wenden. Wir waren inzwischen dem vermutheten Felsen bis auf eine Meile nahe gekommen, konnten deutlich erkennen, daß er sich hin und her bewegte, und nachdem wir uns noch mehr genähert, gewahrten wir durch das Glas den Kopf eines mächtigen Ungeheuers, dessen Rachen sich anscheinend von Zeit zu Zeit und wohl an 20 Fuß weit öffnete. Der Anblick des fürchterlichen Monstrums ließ mich beinahe die Nähe der Brandung vergessen, welche durch das Glas betrachtet eine fortlaufende Linie, vom Kopfe des Ungeheuers am Körper entlang, zeigte, nur von mächtigen Flossen, die 40 bis 50 Yards von einander abstanden, unterbrochen. Wir waren nunmehr, nach etwa 15 Minuten, dem Monstrum so nahe gerückt, daß alles an Bord den mit fürchterlichen Zahnreihen besetzten Rachen und die stieren blutrothen Augen, von der Größe eines gewöhnlichen Suppentellers, vollkommen deutlich sahen. Frau *** und ihre Kinder waren aufs Höchste erschrocken; Manche kletterten in das Tauwerk, entweder einen besseren Anblick der monströsen Kreatur zu erlangen, oder sich dort oben in größerer Sicherheit wähnend, falls das Ungethüm auf Beute ausging. Ungefähr 50 Yards vom Schiffe verschwand der Kopf unter Wasser, und wir erblickten auf dem nachfolgenden Körper eine mächtige Mähne oder Flosse, die mitten in der aufgeregten See in großer Länge sichtbar war.

Wenige Sekunden nach dem Verschwinden des Kopfes erzitterte das Schiff mit fürchterlicher Heftigkeit, als würde es plötzlich durch eine Propeller-Schraube bewegt. Da wir beinahe am nördlichen Ende der Wasserfurche waren, wandten sich Aller Augen naturgemäß seewärts, um zu sehen, ob das Monstrum dort seine Wiedererscheinung machen würde, und so geschah es auch wirklich in der Entfernung von etwa 500 Fuß, wobei wir diesmal zwei gelbe und schwarze Streifen nahe der erwähnten Flosse oder Mähne, am Körper entlang, bemerken konnten. Aber während wir mit gespannter Aufmerksamkeit den verschwindenden Kopf und Körper des Monstrums betrachteten, erhielt das Schiff einen so heftigen Schlag auf dem Steuerbord-Bug, daß die Ketten gegen Masten und Raaen schlugen und es beträchtlich emporbäumte. Nun wurden Alle von der größten Verwirrung ergriffen, die Kinder schrieen jämmerlich, das auf dem Verdeck untergebrachte Pferd wurde wild, und von der Mannschaft erscholl der Ruf: „das Schiff sei im Sinken." Noch konnte ich das Ungeheuer südlich von uns, in derselben Richtung wie vorher, sein Weg durch eine starke Brandung bezeichnet, erblicken. Unsere Vor- und Marssegel waren, wie von einer Sturzsee, vollständig durchnäßt; ich ließ die Pumpen arbeiten und erhielt die freudige Nachricht: „kein Wasser", wonach einigermaßen Beruhigung an Bord eintrat.

Als ich nach vorn gegangen, um den angerichteten Schaden zu untersuchen, fand ich die dicken Eisendraht-Taue am Klüverstag wie von einem scharfen Instrument durchschnitten, das Groß-Bram-Lattenwerk zerschmettert auf Deck liegend, und in dem mit Eisenplatten bedeckten Schanzbord eine tiefe Beule.

Wir waren Alle von Herzen dankbar, daß wir ohne größere Havarie davon gekommen, obgleich das Schiff aufs Heftigste geschüttelt und einen fürchterlichen Schlag empfangen hatte, der, wenn auch glücklicherweise auf das eisenbedeckte Schanzkleid gefallen, dennoch eine neue Platte erforderlich macht, die wir nicht vor unsrer Ankunft in England beschaffen können.

* * *

So weit der Bericht des Capitains Holliday, zu dessen besserer Würdigung und derjenigen aller künftigen Seeschlangen-Beobachter wir nun auch den Bericht eines Passagiers desselben Schiffes, der „Helen Nicholson", datirt Shanghae, 30. Oktober 1863, folgen lassen:

„Nach einer Fahrt von 62 Tagen bin ich am 12. dieses Monats mit dem Schiffe „Helen Nicholson", von San Francisco hier angelangt. Es war eine der langweiligsten Seereisen, die ich je gemacht habe, die Oede auf der See war schrecklich, und bis zum 52. Tage der Fahrt bekamen wir kein Segel in Sicht. Wir passirten Bird-Insel, zur Hawaii-Gruppe gehörig, am 21. Tage, ohne in Honolulu anzulaufen. Am 49. Tage sahen wir St. Alexandro, etwa 1000 Meilen südwestlich von Japan, und erst einige Tage später, als wir die Japanesischen Inseln erreichten, sahen wir die ersten Schiffe, die von nun an zahlreich uns bis Shanghae begleiteten.

„Ich schicke Ihnen hiermit den Bericht des Kapitain Holliday (den Shanghae-Zeitungen entnommen) über die große Seeschlange, die er gesehen haben will; — möge man begreifen, zu welch' erhabner Frechheit im Lügen sich ein Mensch versteigen kann, dessen einziger Zweck es ist, seinem Namen durch die Presse einige Wichtigkeit zu verschaffen. Kapitain Holliday besaß die Unverschämtheit, mich zur Beglaubigung seines Seeschlangen-Abenteuers — eine Erfindung, ein Lügenfabrikat von Anfang bis zu Ende — aufzufordern.

„Für alle Mühe, die er sich gegeben, wird er jetzt hier gründlich ausgelacht."

Kleine literarische Revue.

— **Die Tiedge-Stiftung.** Das Grundvermögen der Tiedge-Stiftung in Dresden ist, seitdem ihr im Jahre 1862 ein Drittel des Ertrages der Schiller-Lotterie zugefallen, auf die Summe von 163,739 Thlr. angewachsen. Sie ist dadurch in den Stand gesetzt worden, ihre Wirksamkeit zu erweitern, und zwar nach folgenden Richtungen:

1) Instandhaltung der Grabstätte Tiedge's und seines Denkmals.

2) Unterstützungen und Ehrengaben an würdige, hülfsbedürftige Dichter und Künstler im Gebiete der Musik, Malerei, Kupferstecher-, Bildhauerkunst und Architektur, ohne Unterschied des Geschlechts, sowie an deren Hinterbliebene.

3) Preise für ausgezeichnete Werke der Poesie und der Kunst, sowie Preis-Aufgaben. Ankauf von deutschen Kunstwerken, die an öffentliche Sammlungen oder an Gotteshäuser verschenkt werden.

Die Namen der von der Stiftung durch Ehrengaben und Unterstützungen ausgezeichneten Dichter, Künstler ꝛc. werden von Zeit zu Zeit bekannt gemacht. Eine solche Bekanntmachung hat nun am 3. März, dem Jahrestage des Ablebens des wackern Majors Serre, stattgefunden, durch dessen Mühen und Opfer die Tiedge-Stiftung in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu Stande gekommen. Im Jahre 1863 sind 2625 Thaler an Ehrengaben und Unterstützungen zur Vertheilung gekommen, und zwar an achtzehn verschiedene Empfänger, unter denen sich einige rühmlichst bekannte Dichter und Künstler, sowie mehrere Witwen geachteter Künstler

befinden. Dem jungen Maler Th. Aster in Dresden wurden zu einer Ausbildungs-Reise 400 Thlr. bewilligt. Die hochgeachteten Männer, die das Comité der Tiedge-Stiftung bilden, sind eine Bürgschaft dafür, daß dieselbe fortdauernd in einem Geiste wirken werde, der des deutschen Namens würdig ist.

— **Die Leipzig-Dresdener Eisenbahn.** Als einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte der Eisenbahnen in Deutschland dürfen wir die soeben zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Unternehmung erschienene Denkschrift über die Leipzig-Dresdener Eisenbahn bezeichnen.*) Am 8. April 1839 wurde diese Bahn zum erstenmale in ihrer ganzen Länge befahren, nachdem bereits am 24. April 1837 die erste Fahrt auf der ersten Strecke von Leipzig aus stattgefunden hatte. Es war dies nach dem Baue einer mit Pferdekraft befahrenen Eisenbahn zwischen Linz und Budweis und nach der im Jahre 1835 stattgehabten Eröffnung der kaum eine Meile langen Bahn zwischen Nürnberg und Fürth der erste Schienenweg Deutschlands, auf welchem die Personen- und Frachtgüter-Beförderung in großen Dimensionen zur Anwendung kam. Es lagen damals noch keine maßgebenden Beispiele für die Einrichtung, die Kontrollirung und die mit der höchsten Beschleunigung verbundene höchste Sicherheit der Passagierbillets-, der Gepäcks- und der Güter-Abfertigung vor. Alle diese Einrichtungen, die uns jetzt, wie das Ei des Columbus, höchst einfach und natürlich erscheinen, mußten damals erst geschaffen werden, und in derselben Weise, wie das Direktorium der Leipzig-Dresdener Eisenbahn sie geschaffen hat, sind sie auch mustergebend für alle übrigen Eisenbahnen Deutschlands geworden und zum größten Theil bis zum heutigen Tage geblieben. Nicht vergessen dürfen dabei die Namen derjenigen Männer werden, die sich bei diesen maß- und mustergebenden Einrichtungen das größte Verdienst erworben. Zunächst war es Friedrich List, der den Gedanken der Erbauung einer Eisenbahn zwischen den beiden Hauptstädten Dresden und Leipzig angeregt und der daran auch sofort die große Idee eines Eisenbahn-Netzes über ganz Deutschland geknüpft hat — eine Idee, die zwar leider nicht so systematisch und fruchtbringend, wie sie List vorgezeichnet hatte, gleichwohl aber in annähernder Weise zur Ausführung gekommen ist. Ueber das persönliche Verhältniß List's zu den anderen Gründern der Leipzig-Dresdener Eisenbahn ertheilt die vorliegende Denkschrift einige neue Aufschlüsse, die auch zur Berichtigung dessen dienen können, was Häusser in seiner Biographie List's über dieses Verhältniß gesagt hat. Demnächst haben wir Gustav Harkort's zu gedenken, der die Idee List's mit Liebe aufgenommen und sie, aller Hindernisse ungeachtet, die sich Anfangs entgegenstellten, mit Energie durchgeführt hat, noch heute, wie vor fünfundzwanzig Jahren, an der Spitze des Direktoriums steht, und der mit seinen Kollegen allen Eisenbahn-Verwaltungen Deutschlands ein Musterbild treuer Pflichterfüllung und strenger Gewissenhaftigkeit geworden ist. Endlich nennen wir noch den wackern Ober-Ingenieur und Erbauer der Bahn und ihrer Brücken, wie der übrigen Bauwerke, Major Kunz, der leider kurz vor dem Eintritte dieser Erinnerungsfeier mit Tode abgegangen, und den ersten Betriebs-Direktor und Bevollmächtigten, Friedrich Bussе, der mit Ablauf des Jahres 1861 wegen Kränklichkeit von seinem Amt zurückgetreten. Beide Männer haben sich um Begründung und Förderung des deutschen Eisenbahnwesens Verdienste erworben, die in dankbarer Erinnerung bleiben werden. Daß das Unternehmen der Leipzig-Dresdener Eisenbahn bei seiner günstigen geographischen Lage und bei seiner volkswirthschaftlich tüchtigen, die Bedürfnisse des Handels und Verkehrs vorzugsweise berücksichtigenden Leitung sehr bald auch als eine der rentabelsten Eisenbahn-Unternehmungen Europa's sich auswies, ist bekannt. Im Jahre 1863 war die Summe der auf derselben in diesen zwölf Monaten beförderten Personen auf 1,228,004, die der beförderten Meilen-Centner-Güter (d. h. die Zahl der Centner mit der von ihnen auf der Bahn durchlaufenen Meilenzahl multiplizirt) auf 117,649,398 und die Summe der Einnahmen für beide Arten des Dienstes auf 2,049,927 Thaler gestiegen.

*) Die Leipzig-Dresdener Eisenbahn in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens. Denkschrift zur Feier des 8. April 1864. Herausgegeben auf Veranlassung des Direktoriums. Leipzig, Druck von Giesecke und Devrient. 154 S. kl. 4. nebst Tabellen und Längenprofilen.

— **Die heraldische Wissenschaft in England und Amerika.** Unter dem Titel „Vicissitudes of Families" (London, 1863) hat Sir Bernard Brcke, der, als Vorsteher des britischen Herolds-Amtes, „Ulster King of Arms" sich nennt, eine Geschichte der großbritannischen Adelsfamilien, soweit es sich um ihre Stammbäume und Wappen handelt, in drei Bänden herausgegeben. Bemerkenswerth ist, was der Verfasser in der Einleitung dieses Buches über die Theilnahme sagt, die der heraldischen Wissenschaft und der Kenntniß alter Stammbäume in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika geschenkt wird. Wörtlich bemerkt er: „Bevor der jetzige Bürgerkrieg ausbrach, waren zehn bis zwölf Jahre lang die Amerikaner die Allereifrigsten und Wißbegierigsten unter meinen genealogischen Klienten. Alle strebten danach, ihre Ahnenschaft auf das Mutterland zurückzuführen und sich auf irgend eine Weise mit dessen historischen Ueberlieferungen in Verbindung zu bringen. Massachusetts besaß mehr Liebhaber der Genealogie und Heraldik, als Yorkshire, und Boston hatte, was London niemals vermocht, eine Zeitschrift aufzuweisen, die sich ausschließlich mit Genealogie beschäftigte. Mein Freund Somerby, ein sehr unterrichteter Amerikaner, beschäftigte sich mehrere Jahre mit Nachforschungen in den Kirchspiels-Registern Englands, um darin Auskunft über die Gründer der vornehmsten amerikanischen Familien und besonders über die Verwandten der „Pilgrim-Väter" zu finden, und in New-York oder Washington sind sehr große Summen auf den Ankauf einer vollständigen Serie englischer Grafschafts-Geschichten, als der besten Quellen amerikanischer Genealogie, aufgewendet worden."

— „*Oeuvres politiques de Charlotte de Corday*", nennt sich ein zu Caën bei E. le Gost erschienenes Schriftchen, dessen Herausgeber sich auf dem Titel als ein Bibliophile Normand bezeichnet. Die Broschüre enthält den Brief an eine Freundin, vom 2. Mai 1792, den schon Casimir Perier vor einiger Zeit in seinem Aufsatze über die Jugend von Charlotte v. Gordan (Revue des deux mondes, 1. April 1862) veröffentlichte, die bekannten beiden kleinen Schreiben an Marat, durch welche sie sich den Zutritt zu ihm verschaffte; ferner die Adresse an die Franzosen, „die Freunde der Gesetze und des Friedens", in der sie vom Gefängnisse aus ihre That rechtfertigt und das französische Volk zur Nachahmung anfeuert, den Brief an ihren Vater, einen an den Deputirten Barbaroux, der ihre Reise von Caën nach Paris ausführlich und sogar mit Humor beschreibt; endlich ein Autograph ihres Briefes an den Advokaten Doulcet von Pontecoulant, den sie zu ihrem Vertheidiger erwählt hatte, der aber von dieser Wahl, wie sich später herausgestellt hat, erst nach ihrer Hinrichtung in Kenntniß gesetzt worden ist. Der kleine Brief ist ein charakteristisches Zeichen ihres energischen Geistes.

Er lautet buchstäblich: „Le Citoyen doulcet de ponteconlant Est un lache davoir Refus de me defendre, lorsque la chöse Etait si facile. Celui qui la fait (es war der Offizialvertheidiger Chaureau Lagarde) s'en est aquité avec toute la dignité possible, je lui en Conserve ma reconnaissance jusqu'au dernier moment."

— **John M. Kemble's nordische Alterthümer.***) Ein wichtiges Werk zur vergleichenden Archäologie des nordischen Alterthums sind die soeben erschienenen Horae Ferales des verstorbenen englischen Gelehrten John M. Kemble (Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften in Berlin), der ursprünglich die Idee hatte, alles zusammenzustellen, was die Schriftsteller des klassischen Alterthums, die Geschichtschreiber des Mittelalters und die Dichter oder Erzähler der neueren Zeit in Bezug auf das Leben, die Sitten, den Opferdienst, die Todtenbestattung u. s. w. der alten Völker des nördlichen Europas uns überliefert haben. An der vollständigen Ausführung dieser Idee ist der gelehrte Kemble durch den Tod gehindert worden, doch ist seine Arbeit von den Herren Latham und Franks aufgenommen und vollendet worden, wenn auch nicht ganz nach der ursprünglichen Idee des Verfassers. Dem Werke sind zahlreiche Abbildungen zur Vergleichung der nordischen Alterthümer, unter denen sich namentlich auch viele aus Deutschland (Preußen, Mecklenburg, Holstein, Hannover ꝛc.) befinden, beigegeben. Zur Lösung der Streitfrage hinsichtlich des steinernen, des bronzenen und des eisernen Zeitalters der skandinavischen Archäologie dürfte sich in dem vorliegenden Werke ebenfalls manches Material finden.

— **Ein Deutscher in fremden Kriegsdiensten.** Unter dem Titel „Erlebnisse und interessante Begebenheiten eines Deutschen in englischen, römischen, garibaldischen, neapolitanischen und französischen Kriegsdiensten, genau nach den geführten Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von J. R.**)", ist ein Buch in die Welt gesetzt worden, das, herzlich schlecht geschrieben, auf dem Niveau der Jahrmarkts-Lektüre steht, hier aber wegen des löblichen Zweckes erwähnt werden soll, nämlich jeden jungen Mann vor fremden Kriegsdiensten zu warnen, da nur Wenigen auf dieser Laufbahn Begründung ihres Glückes beschieden ist. Der Verfasser, ein echter Landsknecht und Kriegshandwerker, focht, wie wir schon am Titel ersehen, in den Kriegen der fünfziger Jahre bald bei Freund, bald bei Feind, fand aber den gehofften Lohn weder in der englischen Fremdenlegion auf dem Kap, noch in Rom, weder bei Garibaldi, noch in Algerien, und kam nach Deutschland zurück mit der wahrlich sehr späten Erkenntniß, daß es in der Heimat am besten sei. Heißblütige und kriegsdürstige junge Deutsche mögen sich diese Erfahrung eines Praktikers zu Herzen nehmen!

— **Humboldt über amerikanische Verhältnisse.** In dem Briefwechsel Humboldts mit Berghaus findet sich eine Stelle über amerikanische Verhältnisse, die Humboldt den 15. August 1825 schrieb und die heute noch von allgemeinem Interesse ist: „Sie verwandeln", heißt es darin, „meinen Ausdruck „Entwickelung" der staatlichen Verhältnisse in den Republiken des spanischen Amerika in „Verwickelung" und schelten die Creolen eine „entartete oder doch der Entartung entgegen gehende Race." Sie haben Recht! Nirgends sind die politischen Zustände verwickelter als in den neuen Gesellschaften des westlichen Kontinents. Wir müssen bei Beurtheilung dieser Erscheinung aber nicht zu streng sein und Vieles in derselben auf Rechnung des Jahrhunderte langen Druckes stellen, den das Mutterland auf die Kolonien ausgeübt hat. Daher die Entfesselung der Leidenschaften, unter deren Herrschaft der klare Blick verschleiert ist. Ich sehe nicht so düster in die Zukunft des spanischen Amerika wie Sie; obwohl dasjenige, was Sie über die körperliche Ausartung des Spaniers in der neuen Welt sagen, nachdem Erneuerungen des europäischen Blutes durch Einwanderung vom Mutterlande aufgehört haben, der Beachtung mir sehr werth zu sein scheint, vor allen Dingen, wo es sich um die Bevölkerung der Küstenländer unter den Tropen handelt. Auf den Plateaux ist es weniger zu besorgen, da der europäische Mensch sich hier seit den Tagen der Conquistadoren akklimatisirt hat. Und selbst den — Bürgern der vereinigten Staaten stellen Sie ein böses Prognostiken! Ich glaube, Sie gehen zu weit. Hier hört die Einwanderung doch niemals auf, also neuer Zuschuß in Hülle und Fülle; und klimatische Zustände, die mit den unseren nahe verwandt sind, walten ob; ich glaube dies in meinem Memoire über die Isothermen klar dargelegt zu haben. Ein Anderes ist es, wenn, wie Sie sehr richtig bemerken, die Sklaven-Frage dereinst zum Ausbruch kommen sollte; für den Fall theile ich vollkommen Ihre Ansicht über das Prekarium des staatlichen Bestandes der nordamerikanischen Union. Ich wünsche diesen Fall nicht zu erleben. Ich halte viel, sehr viel auf die vereinigten Staaten, weil sie der Hort einer vernünftigen Freiheit sind!"

*) Horae Ferales, or Studies in the Archaeology of the Northern Nations. By the late John M. Kemble, M. A. Edited by R. G. Latham and A. W. Franks. London: Lovell Reeve. Berlin: A. Asher & C., 1864.

**) Berlin, Theobald Grieben, 1863.

Literarischer Sprechsaal.

Die Politik des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein, die in neuerer Zeit nicht bloß von dänenfreundlicher und von feudaler Seite, sondern auch sogar von Organen der altliberalen Partei, z. B. von der „Süddeutschen Zeitung", in ungerechter Weise angegriffen worden, findet in einer Kieler Korrespondenz der Leipziger „Illustrirten Zeitung" (vom 9. April) ihre vollständigste Erläuterung. Der Herzog, ein echter Schleswig-Holsteiner, hat im Sinne und Charakter seiner Landsleute nicht anders handeln können, als er gehandelt hat. „Wir Schleswig-Holsteiner", sagt der Korrespondent aus Kiel, „wir wissen, daß unserer Sache jetzt nicht mit physischen, sondern lediglich mit moralischen Waffen, vor allem mit den Mitteln der Ueberzeugung und mit immer größerer Vertiefung und Befestigung des Glaubens im Volke gedient ist, daß Recht Recht bleiben muß, ob die Mächte dieser Erde es wollen oder nicht."

Eine von dem Geh. Archivrath Herrn Dr. T. Märker so eben herausgegebene Monographie: „Sophia von Rosenberg, geb. Markgräfin von Brandenburg"*) ist zum Theil aus archivalischen Quellen des Königreichs Böhmen geschöpft und handelt von der Verbindung einer Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg mit einem Mitgliede des alten böhmischen Geschlechtes der Herren von der Rose, genannt von Rosenberg. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man die Fürstin Sophia mit der Sage von der „Weißen Frau" im Schlosse von Berlin in Verbindung gebracht. Der Verfasser der vorliegenden Schrift weist unter Anderem nach, wie diese Beziehung der Fürstin zu jener romantischen Sage entstanden sein mag.

*) Berlin, R. v. Decker, 1864.

Die Pariser **Illustration** bringt wieder einmal ihren gläubigen Lesern eigene Komposition. Diesmal ist es der Kampf der Dänen und der preußischen Brigade Gröben „unter den Mauern von Düppel." Allerdings ist die heutige Zeichnung frei von Karrikaturen, obwohl die Darstellung des in der Ferne tobenden Kampfes, zwischen Düppel und den Schanzen, geeignet ist, ein ungläubiges Kopfschütteln jedes Militärs zu erregen. Man macht keine Bayonnet-Attaken in Linienstellung mit der Flanke gegen die feindlichen Werke gekehrt. Was aber mag sich der betreffende Künstler wohl unter „la ville de Duppel", unter deren „Mauern" der Kampf stattfand, vorgestellt haben? jedenfalls nicht das im Hintergrunde abgebildete Dorf, welches mit keinem einzigen im ganzen Sundewitt auch nur die entfernteste Aehnlichkeit hat. Bleibe die „Illustration" daher lieber bei den Clichés der „Leipziger Illustrirten Zeitung", die wirklich vortreffliche Zeichner auf dem Kriegsschauplatze besitzt und deren neuestes Blatt (vom 9. April) abermals eine Reihe der interessantesten Illustrationen, unter Anderem eine den Beschauer vollkommen orientirende Vogel-Perspektive der Düppler Schanzen, des ganzen Sundewitt und der Stadt Sonderburg, sowie eine Abbildung der preußischen Kriegsschiffe „Arcona", „Nymphe" und „Loreley" im Seegefecht bei Jasmund, bringt.

In Paris erscheint seit kurzem ein Journal unter dem Titel „L'intermédiaire", das, nach dem Vorgange der englischen „Notes and Queries", die Aufgabe hat, ein Intelligenzblatt der Wissenschaft, Kunst und Literatur zu sein, indem es Gelegenheit zur Erörterung und Beantwortung aller Fragen auf diesen drei Gebieten giebt. Eine der ersten Fragen, die in diesem Journale zur Erörterung kamen, und deren Beantwortung ein so großes, schmerzliches Aufsehen gemacht, war die in Bezug auf die Fortschaffung der Gebeine Voltaire's und Rousseau's aus dem ehemaligen Pantheon in Paris. In einem der neueren Blätter befindet sich auch eine Anfrage in Bezug auf den ungedruckten Briefwechsel zwischen Gresset und dem Könige Friedrich II. von Preußen.

Von Joh. Wilh. Zinkeisen's Geschichte des osmanischen Reichs in Europa ist der siebente Band erschienen (Gotha, Perthes, 1863), welcher die Zeit der Reformen und der Rivalität der Großmächte um ihren Einfluß im Divan, vom Frieden mit Frankreich im Jahre 1802 bis zum Frieden mit Rußland zu Bukarest im Jahre 1812, enthält. Nach der Vorrede hoffte der seitdem mit Tode abgegangene Verfasser das umfangreiche Werk im nächsten und letzten Band bis zur Thronbesteigung des Sultans Abdul Asis und damit zu seinem Schlusse zu führen.

Der rühmlichst bekannte belgische Photograph und Portraitmaler Fierlants hat ein neues Pracht-Album von Photographien herausgegeben. Dieses Album*) besteht aus 15 Folio-Blättern und giebt uns Reproductionen nach den neueren belgischen Meistern Gallait, Troyon, Willems, A. Stevens, Jacque, Germak, Portaëls, Madou, Israels, Verlat und Bource, an der Spitze aber die wohlgelungenen Bildnisse des Herzogs und der Herzogin von Brabant, nach Winterhalter. Um neben den Anforderungen des Luxus auch gemäßigteren Ansprüchen Genüge zu thun, hat Herr Fierlants gleichzeitig ein kleineres Album derselben modernen Meister, 12 Blätter in Quartformat enthaltend, zu dem Preise von 25 Francs (6⅔ Thlr.) herausgegeben. Selbst die kleineren Photographien besitzen den Vorzug seltener Klarheit und Schärfe und machen den Eindruck recht anmuthiger Kupferstiche.

*) Berlin, Mitscher und Röstell. Preis 40 Thaler.

Zur Rechtschreibung deutscher Fremdwörter bemerken wir, daß das Wort Belletrist nicht von „belle et triste", sondern von „belles lettres" herstammt und daher nicht, wie es meistens geschieht, „Belletrist" sondern „Bellettrist" geschrieben und gedruckt werden muß.

Am 27. Febr. wurde im Berliner „Wissenschaftlichen Verein" von dem Grafen Kanitz ein interessanter Vortrag über den aus dem dreißigjährigen Kriege bekannten Reitergeneral Johann v. Werth gehalten, in welchem auch der Kriegsthaten desselben in Frankreich gedacht und der enthusiastische Empfang beschrieben wurde, den man dem kühnen Condottiere bereitete, als er, allerdings nicht als Sieger, sondern als Kriegsgefangener, in Paris einzog. Vielleicht wäre bei dieser Gelegenheit als weiterer Beleg für die Popularität, die er in Frankreich genoß, ein Vers aus Corneille's „Menteur" zu erwähnen gewesen, in welchem der Name Werth's unter denen figurirt, welche der Lügner zum Beweise seiner Vertrautheit mit zeitgenössischen Celebritäten im Munde führt:

„Faire sonner Lamoy, Jean de Vert et Gallas.

Der „Menteur," der nach einem spanischen Original bearbeitet ist, wurde 1642 auf die Bühne gebracht, also in demselben Jahr, wo Johann v. Werth gegen den schwedischen General Horn ausgewechselt wurde, und noch vor dem kläglichen Feldzuge von Gallas gegen Torstenson, nach welchem ihn Corneille schwerlich noch unter die militärischen Größen aufgeführt hätte. Schiller nennt ihn zwar anticipando schon 1634 einen „Heerverderber"; in der That aber hatte er sich bis dahin als Heerführer nicht unbedeutenden Ruhm erworben, der durch den Sieg bei Nördlingen vermehrt wurde.

Aus A. Moser's Zeitschrift für Kapital und Rente „(Systematische Mittheilungen aus den Gebieten der Statistik, National-Oekonomie, Börse, Finanz- und Kredit-Gesetzgebung"*) ist ersichtlich, daß in dem Zeitraume vom 1. Januar 1861 bis zum 1. Oktober 1863, also in 2¾ Jahren, auf den europäischen und einigen amerikanischen Geldmärkten in runder Summe nicht weniger als neuntausend Millionen (neun Milliarden) Francs neuer Schulden für siebzehn verschiedene Länder gemacht worden. An der Spitze dieser Länder stehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Bürgerkrieg in diesen 2¾ Jahren die Summe von fünf Milliarden (5000 Millionen) Fr. verschlungen hat, wozu noch 75 Millionen von Seiten der Südstaaten kommen. Diesen zunächst reihen sich an: Italien: 1721 Millionen; Rußland: 391⅔ Millionen; Oesterreich: 382½ Millionen: Frankreich: 350 Millionen; die Türkei: 350 Millionen; die deutschen Mittelstaaten: 188 Millionen, größtentheils zu Eisenbahnen; Preußen: 18 Millionen, zu Eisenbahnen, die Schweiz: 38 Millionen, zu Eisenbahnen; Ostindien; 175 Millionen u. s. w. — Von den gesammten neun Milliarden ist nur etwa eine halbe Milliarde (500 Millionen Francs) zu productiven Zwecken, hauptsächlich zu Eisenbahn-Bauten, aufgenommen worden; den ganzen übrigen Betrag verschlangen die sonstigen Staatsbedürfnisse, insbesondere die Heere und Kriegsflotten, die Mittel zur Zerstörung der Werke des Friedens und des Gewerbfleißes.

*) Stuttgart, Wilhelm Nitzschke, 1864.

Neuester Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg
durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ernst Moritz Arndt's
Leben, Thaten und Meinungen,
nebst einigen seiner
geistlichen und vaterländischen Lieder.
Ein Buch für das deutsche Volk von
Wilhelm Baur.
2. Auflage. 302 S. 8.
Preis: Brch. 12 Sgr. Ausgabe auf besserem Papier brch. 15 Sgr.

Der Verfasser, der u. a. durch sein „Leben Stein's" in weiteren Kreisen bekannt ist, bietet uns in der vorstehenden Schrift zur 50jährigen Feier des Jahres 1813 zugleich eine der empfehlenswürdigsten Jubelschriften dar. Wenn schon für Jeden anziehend und interessant geschrieben, dürfte sich das Buch namentlich für die reifere Jugend eignen, der in dem „alten Arndt" das lautere Bild eines Mannes entgegentritt, der beseelt von deutscher Freiheit und lebendiger, christlich bewußter Frömmigkeit ein treuer Führer wird durch die Leiden und Siege des Volkes, an denen er selbst mit seinen begeisternden Worten und Liedern bis heute unmittelbar betheiligt ist. — Wir fügen noch hinzu, daß die Schrift in erster Auflage in zehntausend Exemplaren verbreitet worden. (208)

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten: (214)
Verzeichniß von Schul- und Lehrbüchern
aus allen Zweigen des Unterrichts für höhere und niedere Lehranstalten erschienen in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. 1863. (1 Bogen stark). Dieses Verzeichniß wird auf frankirte Bestellung portofrei zugesandt und von den in demselben aufgeführten Schulbüchern zur Prüfung behufs etwaiger Einführung bereitwilligst Freiexemplare geliefert.

In Carl Jügel's Verlag in Frankfurt a. M. sind bis jetzt in vielfältig erneuerten Auflagen (franz. Gramm. 12te Auflage, engl. Gramm. 9te Auflage ꝛc.) folgende nach der
Ollendorff'schen Methode
bearbeitete Lehrbücher, eine Sprache in sechs Monaten vollkommen lesen, schreiben und sprechen zu lernen, erschienen, nämlich:
a. Grammatiken für Deutsche, um Französisch, Italienisch, Englisch, Holländisch, Schwedisch, Dänisch, Russisch, Polnisch, Spanisch und Portugiesisch zu lernen. (Eine lateinische Grammatik ist unter der Presse.)
b. Grammatiken für Engländer, um Deutsch, Französisch, Italienisch und Spanisch zu lernen.
c. Grammatiken für Franzosen, um Deutsch, Englisch und Italienisch zu lernen.
d. Grammatiken für Italiener, um Deutsch, Französisch und Englisch zu lernen.
e. Grammatiken für Russen, um Französisch zu lernen. (Eine russisch-deutsche Grammatik ist unter der Presse.)

Sämmtliche Grammatiken, mit ihren dazu gehörigen Schlüsseln und sonstigen Lehrbüchern sind stets, dauerhaft gebunden, in den renommirtesten Buchhandlungen vorräthig.

Neu erschienen ist und allen Schulen und Instituten als besonders praktisch zu empfehlen:
G. Traut's Unterricht in der französischen Sprache, nach der Ollendorff'schen Methode für die Elementarstufen des Schul- und Privat-Unterrichts und insbesondere als Vorschule der Ollendorff'schen französischen Grammatik eingerichtet. In 8. dauerhaft geb. Preis 1 fl. oder 18 sgr. (212)

Volkswirthschaftlicher Kongreß.

„Der nächste — siebente — **Kongreß deutscher Volkswirthe** wird diesmal in den Tagen vom **22. bis 25. August** c. stattfinden, der Ort jedoch erst später, im Juni, definitiv bestimmt und bekannt gemacht werden. Als Berathungsgegenstände sollen auf die Tagesordnung kommen: I. Einkommensteuer und Octroi mit Bezug auf Staat und Gemeinde; II. Häuserbau-Genossenschaften; III. Zwangscours der Banknoten; IV. Kanalfrage (Rhein-, Weser-, Elbe-Kanal, Oderregulirung); V. Staatslotterien und concessionirte Spielbanken; VI. Die Handelsverträge des Zollvereins, insbesondere der Vertrag mit Rußland; VII. Die Stellvertretung in der Wehrpflicht.

Berlin, den 3. April 1864. (209)

Die ständige Deputation des Kongresses.

Dr. **Lette**, Vorsitzender (Berlin). Dr. **Braun** (Wiesbaden). Dr. **Böhmert** (Bremen). Dr. **v. Carnall** (Breslau). **Classen-Kappelmann** (Cöln). Dr. **Faucher** (Wachwitz bei Dresden). **G. Hopf** (Gotha). **Michaelis** (Berlin). **G. Müller** (Stuttgart). Dr. **Reutsch** (Dresden). **Roepell** (Danzig). **Schulze-Delitzsch** (Potsdam). **Schroeder** (Mannheim). **Strackerjan** (Oldenburg). Dr. **Weigel** (Kassel). **Wichmann** (Hamburg). Dr. **Max Wirth** (Frankfurt a. M.). Dr. **Wolff** (Stettin).

Verlag von **J. Guttentag** in Berlin.

Soeben ist ausgegeben:
Deutsche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
April 1864.
XI. Band 1. Heft. Preis für den Band (3 Hefte) 1½ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr.

Inhalt: Franz Pulszky, Italienische Zustände. F. v. Holtzendorff, ein altfranzösischer Preßprozeß gegen Tasso. Daniel Iranyi, die französischen Eisenbahnen. E. Wiß, Virchow's Cellular-Pathologie. Robert Springer, die naturwissenschaftlichen Anschauungen in Goethe's poetischen Werken. Reinhold Bechstein, die deutsche Philologie in Jacob Grimm's Todesjahr. H. B. Oppenheim, Politischer Monatsbericht. (211)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:
Angelus Silesius und St. Martin.
Auszüge und Bemerkungen
von
Rahel.
Herausgegeben von
K. A. Varnhagen von Ense.
Dritte vermehrte Auflage. 12. eleg. geh. 1 Thlr.

„Was einem edlen Sinn und Gemüth Erhebung und Trost gewähren konnte, wird zusammen mit dem, was solchen Eindruck bestimmter nachweist, nur um so fruchtbarer auch für Andere sich als lieb und werth darbieten." . . . . (217)
Aus dem Vorwort.

Empfehlenswerthe Werke. (213)

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bändchen gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."
Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in Berlin ist erschienen
Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues.
Von Dr. **H. Steinthal,**
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Breslau.
Zweite Bearbeitung seiner Classification der Sprachen. 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. — — Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft. — Historische und philosophische Sprachforschung bedingen sich in ihrer Entfaltung und keine von beiden ist fruchtbar ohne die andere. Die philosophische, wie sie freilich erst eine neuere Frucht ist, will nicht etwa ein dürres logisches Schema aufstellen, welches das Allgemeine der speciellen Sprachen skizzirte, sondern sie geht darauf aus, die Stellung der Sprache in der psychologischen Entwickelung des Menschen zu finden und nur ihre Gestaltung unter den einzelnen Völkern aufzuweisen. Wir dürfen uns nicht erlauben den allgemeinen, aber innig von Concretem belebten Abschnitt, mit welchem die speciellen Darstellungen der wesentlichen Sprachtypen eingeleitet werden, zu zerlegen, können aber jedem, der sich entschliesst denselben durchzudenken zum Voraus reichen wissenschaftlichen und ästhetischen Genuss verheissen. — Hier schliessen wir unsre Anzeige dieses tiefangelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dass Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser innerstes und erstes geistiges Leben wiederspiegeln. (215)

Dieser Nummer liegt bei: **Neuigkeits-Bulletin** von **F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.** Nr. 2. März 1864.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 17.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an, für England H. Bender, London, 1 Little Newport Street, Leicester Square.

Sendungen
wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 24. April 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portozuschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.
William Shakspeare an seinem dreihundertsten Geburtstage 258

England.
Shakspeare-Jubiläen in England 261

Schweiz.
Die öffentliche Meinung in der Schweiz über den deutsch-dänischen Konflikt . . . 263

Nord-Amerika.
Theodor Parker's Leben und Briefwechsel . 266

Frankreich.
Die Publikation der französischen Departements-Archive 267

Ost-Asien.
Die preußische Expedition nach Ostasien. II. Japans kriegerische und religiöse Zustände 268

Kleine literarische Revue.
Shakspeare-Album 270
Shakspeare im Lichte der Theologie . . . 270
Oesterreichische Geschichtschreiber 270
Literarischer Sprechsaal 271

Zur Shakspeare-Feier, am 23. d. M., erlauben wir uns allen Verehrern des grossen britischen Dichters die nachbenannten „**Illustrationen**" zu empfehlen, in denen uns der berühmte Geistesverwandte desselben, **W. von Kaulbach**, die Heldengestalten der Shakspeare'schen Dramen in so wunderbarer Kraft und Vollendung vorführt.

Der Titel lautet:

Shakspeare-Galerie von W. v. Kaulbach in Kupferstichen von den berühmtesten Meistern. Lieferung I—III. Royal-Folio. Preis 36 Thlr.

Den Inhalt derselben bilden Darstellungen aus Macbeth (3 Blatt), dem Sturm (2 Blatt) und König Johann (3 Blatt). — Jedes Blatt ist auch einzeln à 5 Thlr. zu haben.

An diese „**Kupferstich-Ausgabe**" reiht sich in sehr schöner **photographischer** Ausführung würdig an:

Kaulbach, die Ermordung Julius Caesar's an der Bildsäule des Pompejus. (Shaksp. Jul. Caesar Act III Scene 1.) Ausgabe A. à 8 Thlr. — Ausgabe B. 5 Thlr. — Ausgabe C. 1¼ Thlr.

In neuer Ausgabe erschien soeben:

Shakespeare-Album
von W. von Kaulbach.

Nach den Original-Handzeichnungen des Künstlers auf das Sorgfältigste photographirt von G. Schauer, Hof-Photogr. in Berlin. 9 Blätter in grossem Quartformat, in eleg. Carton. Preis 11⅓ Thlr. — Einzeln jedes Blatt 1⅓ Thlr.

Inhalt: Macbeth (3 Blätter). — Der Sturm (2 Bl.) — König Johann (3 Bl.) — Julius Caesar (vorläufig ein Blatt, welchem in Kurzem noch 2 Blätter folgen sollen).

Hinsichtlich der Sauberkeit, mit welcher das rühmlichst bekannte photogr. Institut des Herrn G. Schauer diese Blätter hergestellt hat, äussert sich Herr Director v. Kaulbach vollkommen befriedigt.

Unter dem Titel „**Shakspeare-Galerie**" ist von obigen Compositionen eine mit gleicher Sorgfalt ausgeführte Ausgabe in dem beliebten **Visitenkartenformat** in 9 Blättern veranstaltet worden, deren Preis 3 Thlr. beträgt und wovon auch einzelne Blätter à 10 Sgr. zu haben sind.

Die öffentliche Kritik hat sich einstimmig auf das Günstigste über die Veranstaltung dieser photographischen Ausgaben ausgesprochen und sie jeder **Shakspeare-Bibliothek** zur Anschaffung empfohlen. — Die Verlagshandlung ihrerseits hofft, den Verehrern des grossen britischen Dichters und seines geistvollen deutschen Illustrators das Erscheinen neuer Blätter recht bald ankündigen zu können.

Bei dieser Veranlassung empfehlen wir zugleich, die von **Fr. Kreissig**, dem bewährten Kenner Shakspeare's, herausgegebenen

Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke, 3 Bände, Preis 6 Thlr., welche gleich bei ihrem Erscheinen eine so überaus günstige Aufnahme gefunden, und die zum genaueren Verständniss des grossen Dichters unentbehrlich sind. (222)

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin, Brüderstrasse 13.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Shakespeare-Literatur.

Shakespeare's Works. Photo-lithographic Facsimiles of the earliest authoritative Texts. Part I. à 10sh. 6d.
— — Reprint of his collected works as put forth in 1623. Part I, II. à 10sh. 6d.
— — Edited by *W. G. Clark* and *J. Glover*. Cambridge-Edition. In 8 vol. Vol. I—III. à 10sh. 6d. each.
— — Edited by *A. Dyce*. In 8 vol. Vol. I. 10sh. 6d.
— — Edited by *Th. Keightley*. Elzevir-Edition. Vol. I. 5sh.
— — Cassell's illustrated edition. Part I. 6d.
— — Edited by *Staunton*. Illustration by *J. Gilbert*. 3 vol. Roy.-8. £2. 16sh.
— — Edited by *Th. Campbell*. Illustrated. In one Volume. 12sh.
— — Edited by *Steevens* and *Malone*. In one Volume. 10sh. 6d.
— — Edited by *W. Hazlitt*. 5 vols 15sh. 6d.
— Songs and Sonnets. Illustrated by *Gilbert*. Bound gilt edges. 7sh. 6d.
— Jest Books: Reprints of the early Jest-Books supposed to have been used by Shakespeare. 7sh. 6d.
— The Seven ages of Man. Depicted by *R. Smirke*. With 9 photographs. 5sh. (221)

Clarke, A. C., Shakespeare-Characters; chiefly those subordinate. 12 sh.

Friswell, J. H., Life portraits of W. Shakespeare: a history of the various representations of the poet, with an examination into their authenticity. Illustrated by Photographs of the most authentic Portraits, and with Views etc. by *Cundall, Downes & Co.* Cloth extra, gilt edges. £1. 1 sh.

Jophson, J. M., Shakespeare, his birth place, home and grave. A pilgrimage to Stratford on Avon in the autumn of 1863. With photographic illustrations by *E. Edwards*. A contribution to the Tercentenary commemoration of the poets birth. Cloth gilt £. 1. 1 sh.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutschland und das Ausland.

William Shakspeare
an seinem dreihundertsten Geburtstage.

So laßt uns jetzt des Feldes ersten Segen,
Die ersten Blumen, die der Lenz gebracht,
Den ganzen Lenz, der blühend jetzt erwacht,
Voll Liebe auf des Dichters Wiege legen!

Die Menschheit wird sein Angedenken pflegen,
So lange des Gedankens tiefe Pracht,
So lang der Sprache und der Dichtung Macht
Vermag ein Menschenherz noch anzuregen.

Ein Dichter aller Völker, aller Zungen,
Hat er für alle Zeiten auch gesungen
Und will, der Sonne gleich, für Alle scheinen —

Vor Allem aber in dem deutschen Land,
Von unsrem Volk gewürdigt und erkannt,
So nennt ihn ganz das deutsche Volk den Seinen.

Mit diesem Sonnet, gedichtet von S. Meyer, begrüßt „Auerbach's Volkskalender auf das Jahr 1864" den 23. April. Aber unser 23. April ist gar nicht der Geburtstag Shakspeare's. Vor dreihundert Jahren datirte man in England noch nach dem Julianischen Kalender, der dort erst im Jahre 1754 abgeschafft wurde, und da dieser Kalender im 16. Jahrhundert um neun Tage gegen den Gregorianischen zurückblieb, so ist Shakspeare's dreihundertjähriger Geburtstag eigentlich erst am 2. Mai — wenn nämlich überhaupt feststeht, daß Shakspeare am 23. April alten Styls geboren. Daß er am 23. April 1616 gestorben, besagt allerdings sein Leichenstein; aber was seine Geburt betrifft, so vermuthet man nur, daß sie am 23. April 1564 stattgefunden, da im Kirchenbuche von Stratford der Tag seiner Taufe als der 26. April bezeichnet ist und angenommen wird, daß der Neugeborene am dritten Tage nach der Geburt getauft wurde. Auch ist der 23. April der Festtag des heiligen Georg, des Schutzpatrons von England; das Volk sah es daher als etwas ganz Natürliches an, daß sein Lieblingsdichter an diesem Tage geboren ward.

Der 23. April 1616 — neuen Styls, da in Spanien der Gregorianische Kalender bereits eingeführt war — ist auch der Sterbetag von Cervantes gewesen. Beinah ein Jahrhundert zuvor, am einem Charfreitag des Jahres 1520, welcher Tag i. J. 1483 sein Geburtstag gewesen war, ist Rafael Sanzio gestorben. Der 23. April ist kalendermäßig der letzte Gränztag für den Charfreitag. Also für Engländer, Italiäner und Spanier ist der 23. April gleichmäßig mit hehren Erinnerungen verknüpft.

„Vor Allem aber in dem deutschen Land", wie unser Kalender-Dichter sagt, ist das dreihundertjährige Jubiläum Shakspeare's festlich zu begrüßen. Denn sein Genius hat nicht bloß das englische, sondern auch das deutsche Drama davor bewahrt, daß es der conventionellen Unnatur verfalle, von der sich die zurückgebliebene Tragödie der romanischen Völker bis zum heutigen Tage noch nicht loszuringen vermochte. Es ist daher nicht mehr als billig, wenn wir, wie es in Weimar und an vielen anderen Orten geschieht, das Jahrhundert-Fest Shakspeare's auch in Deutschland feiern, ja, es wäre gerechtfertigt, wenn wir dem Briten Monumente setzten, gleich unserem Lessing, Goethe und Schiller. Wie Homer dem Alterthume, wie Dante dem Mittelalter, so hat ja Shakspeare der gesammten neueren Zeit Geistesstoff und Nahrung für Jahrhunderte zugeführt, und nächst seiner eigenen Nation, war es die deutsche, die dies zuerst erkannt und gewürdigt hat.

Aber nur nächst seiner eigenen Nation; wir halten es um so mehr für nöthig, dies hier zu betonen, da wir auch bei der jetzigen Gelegenheit vielfach den Irrthum haben aussprechen hören, daß die Engländer erst von uns Deutschen gelernt haben, ihren Shakspeare vollkommen zu würdigen und zu verstehen! Herr Professor Lemcke in Marburg z. B. sagt in einem am 16. Februar d. J. gehaltenen Vortrag über „Shakspeare in seinem Verhältnisse zu Deutschland"*); „Wir Deutschen sind es, die Shakspeare zuerst ganz verstanden, seinem ganzen Gehalte, seiner ganzen Bedeutung, seiner ganzen Größe nach gewürdigt haben. Früher als seinen Landsleuten selbst ist uns die Ahnung aufgestiegen von dem, was Shakspeare war. . . . . Man war in England selbst noch lange nicht über seinen Werth einig, noch lange war bei seinen Landsleuten die Ueberzeugung, daß er wirklich ihr größter Dichter war, nicht durchgebrochen, noch gab es sogar Viele, welche zweifelten, ob man ihm auch nur einen Platz neben den größten Dichtern der Nation anweisen dürfe, da war es Lessing, der dem britischen Dichter zuerst fest ins Auge sah und sofort in ihm den Göttersohn erkannte. . . . . Wie folgenreich Lessing's Entdeckungen — dieses Ausdruckes darf ich mich wohl bedienen — für die Entwickelung unserer noch jungen Literatur wurden . . . . ist oben bereits angedeutet worden."

Alle Achtung vor den hohen Verdiensten Lessing's, der aus den deutschen Kunsttempeln die Lüge vertrieb und an ihrer Stelle die Wahrheit auf den Thron setzte, der auf Shakspeare, als einen unerschöpflichen Quell des Menschlich-Wahren und Erhabenen, hinwies, und der mit maßgebendem Takt die jungen deutschen Stürmer und Dränger vor der Nachäffung des großen Briten warnte, indem er ihnen zurief, daß Shakspeare studirt und nicht geplündert sein wolle. Aber es heißt augenscheinlich, die Stimme des Volkes mit der der Kritik verwechseln, wenn man den Deutschen, der Zeit und dem Werthe nach, in der allgemeinen Anerkennung Shakspeare's einen Vorsprung vor den Engländern vindiciren will.

Schon die englischen Zeitgenossen Shakspeare's, die Könige, wie die Großen des Reiches, die Dichter, wie die Schauspieler und die „Gründlinge" des Parterre, waren einstimmig in dem poetischen Verständniß**), in der Anerkennung und in dem Preise Shakspeare's. Bereits im Jahre 1598 schreibt Francis Meres, ein bekannter Chronist jener Zeit: „Wie Plautus und Seneca als die besten Lustspiel- und Trauerspiel-Dichter der Römer angesehen werden, so ist Shakspeare unter den Engländern der Ausgezeichnetste in beiden Arten der Bühnendichtung, wie seine „Edelleute von Verona", seine „Irrungen", sein „Liebesmüh verloren", sein „Liebesmüh gewinnt" oder „Ende gut, Alles gut", sein „Sommernachtstraum", sein „Kaufmann von Venedig", und, was das Trauerspiel betrifft, sein „Richard II.", „Richard III.", „Heinrich IV.", „König Johann", „Titus Andronicus" und sein „Romeo und Julia" beweisen." Um dieselbe Zeit führten die „Burschen" der Universität Cambridge ein Stück auf: „The Return from Parnassus" (wahrscheinlich von Thomas Dekker), worin, nachdem Shakspeare als Dichter

*) Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel.

**) Was allerdings ein anderes, als das kritische Verständniß ist.

den „Venus und Adonis" und von „Lucretia's Raub" gefeiert werden, der Schauspieler Kempt mit Bezug auf die dramatischen Dichter der Zeit sagt: „Ei, da ist unser Kollege, der Schauspieler Shakspeare, der läßt diese Dichter Alle, den Ben Jonson nicht ausgenommen, weit hinter sich."*) Und Ben Jonson selbst giebt in dem poetischen Nachruf, den er dem großen Dichter in der ersten Gesammtausgabe seiner Dramen vom Jahre 1623 gewidmet, folgendes Zeugniß von dem Beifalle, den sie bei der Königin Elisabeth und bei König Jacob I. gefunden:

Sweet Swan of Avon! what a sight it were
To see thee in our waters yet appeare,
And make those flights upon the banks of Thames,
That so did take **Eliza** and our **James**!

Und bedarf es wohl der Hinweisung darauf, daß ein Publikum, unter dem sich ein Lord Baco von Verulam, ein Walter Raleigh und ein Graf v. Southampton befanden, auch das volle Verständniß der Stücke hatte, die für sie geschrieben waren? Ein anderer Zeitgenosse Shakspeare's, Namens L. Digges, giebt in der gedachten Folio-Ausgabe von 1623 folgendes Zeugniß von dem damals schon in England verbreitet gewesenen Glauben an die Unsterblichkeit des Dichters:

This Booke,
When Brass and Marble fade, shall make thee looke
Fresh to all Ages!
— — — — — — — — — — — — —
Be sure, our Shake-speare, thou canst never dye,
But crown'd with Lawrell, live eternally!

Allerdings hat der Sieg des Puritanismus, das fanatische Muckenthum eines Prynne und seiner Genossen schon ein Jahrzehend nach Shakspeare's Tod die englischen Theater geschlossen und den Dichter, der der glänzendste Stern des Theaters gewesen war, in den Bann gethan, aber selbst noch während der Herrschaft des Muckerthums, 1640, im Jahre der Eröffnung des „langen Parlamentes", dichtete John Milton die berühmte Ode:

„What needs my Shakspeare for his honour'd bones",

an deren Schluß es heißt:

And so sepulcher'd, in such pompe dost lye,
That Kings for such a Tombe would wish to dye.

Wahrscheinlich hatte es sich schon damals darum gehandelt, dem großen Dichter ein Grabmal in der Westminster-Abtei zu errichten, und darauf beziehen sich die Worte Miltons: „Du (Shakspeare) besitzest bereits in Deinen Werken ein so prächtiges Grabmal, daß Könige wohl, um ein solches zu erhalten, gern sterben möchten." Gerade ein Jahrhundert später setzten es die Frauen Englands durch, daß dem Dichter der Desdemona, der Imogen, der Miranda und der Viola in Westminster das bekannte Denkmal mit der Inschrift aus dem „Sturm" gesetzt werde.

Im Jahre 1644, während der Parlamentskriege Karls I., erschien die dritte Auflage von Shakspeare's Dramen (nach den beiden ersten von 1623 und 1632) und im Jahre 1685 endlich, nach der Thronbesteigung Jacobs II., die vierte Auflage. Außer der Bibel dürfte aber wohl in England im Laufe von 42 Jahren des siebzehnten Jahrhunderts kein anderes Druckwerk, als die Dramen Shakspeare's, vier Auflagen erlebt haben.

Mit der „Glorious Revolution" und mit der Regierung Wilhelms und Marie's, die von den Niederlanden herüber französische Sitten und französischen Geschmack mitgebracht hatten, kam freilich auch in England die Vorliebe für die sogenannten klassischen Muster der Franzosen an die Tagesordnung. Auf den Schaubühnen, wo bereits unter Karl II. das liederlichste Treiben an die Stelle puritanischer Strenge getreten war, war Shakspeare so gut als vergessen; doch die treuen Bewahrer der stolzen Traditionen der Elisabethanischen Aera sorgten dafür, daß sein Ruhm außerhalb der Bühne unverkümmert blieb. Schauspieler wie Betterton (geb. 1635), Beeston, der darüber an John Aubrey (1627—1697) die uns von demselben überlieferten Mittheilungen machte, hatten unmittelbar aus dem Munde der Schauspieler Shakspeare's vernommen, in welcher Weise die vornehmsten Charaktere zu seiner Zeit dargestellt wurden, und die Traditionen über Kostüm, Haltung, ja über einzelne Geberden Lear's, Hamlets, Richards III., Heinrichs IV., Falstaff's, Shylocks, Antonio's ꝛc. werden noch heute bei der englischen Bühne, wo sie maaßgebend geblieben, von Mund zu Munde fortgepflanzt.

Freilich erscheint darum auch die englische Darstellung Shakspeare's etwas antiquirt und hält mit den gerundeten Aufführungen der besseren deutschen Bühnen keinen Vergleich aus. Gleichwohl hat aber gerade zu jener Zeit, wo die deutsche Bühne anfing, sich von der englischen Nahrung für den Geist zu holen, England die größten Meister und Muster der Darstellung aller Shakspearischen Charaktere besessen. Garrik, Kemble der Aeltere, Mrs. Siddons waren im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die vollendetsten Repräsentanten Hamlets, Lear's, Macbeth's, Othello's, Coriolans, Porzia's, Julia's, der Lady Macbeth ꝛc., und sie waren es, die Shakspeare's Ruhm von der englischen Bühne über die ganze gebildete Welt verbreiteten.

Schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (1709), also noch unter der Regierung der Königin Anna, hatte übrigens der Dichter Nic. Rowe eine mit den ersten Lebensnachrichten über Shakspeare ausgestattete, vielfach verbesserte Ausgabe der Werke des großen Dichters veranstaltet. Ihm folgten Alexander Pope (1725), Theobald (1733), Sir Thomas Hanmer in Oxford (1744), der Bischof Warburton (1747), der berühmte Kritiker Dr. Samuel Johnson (1765), Richardson (1769 „Ueber die wichtigsten Charaktere Shakspeare's", 1776 ins Deutsche übersetzt und in Zürich erschienen), Capell (1768), Isaac Reed (1785) und Nicoll (1787 und ff., ein Prachtwerk mit Kupfern von Boydell), sämmtlich mit kritischen Erläuterungen und philologischen Emendationen des Textes und zum größten Theil in mehreren Auflagen.

Mitten in diese Triumphe, die der Genius Shakspeare's auf der Bühne und in der Presse Englands feierte, fällt (Zürich 1762—1768) der erste schüchterne Versuch Deutschlands, den britischen Heros in ein deutsches Gewand zu kleiden. Man weiß, wie schlecht dieser Versuch ausfiel. Der an französisches Zuckerwerk gewöhnte und selbst die nordischen Elfen Oberons und Titania's nur aus französischen Fabliaux kennende Wieland war nicht der Mann dazu, den lebenskräftigsten, gewaltigsten aller neueren Dichter in Deutschland einzuführen. Wieland, der eben Rowe's Trauerspiel „Lady Johanna Gray" für die deutsche Bühne bearbeitet hatte, war dadurch auch mit dem von Rowe (s. oben) neu edirten und mit einer anziehenden (fabelhaften) Lebensbeschreibung des Dichters ausgestatteten Shakspeare, von dem man bis dahin in Deutschland keine Ahnung gehabt hatte, bekannt geworden. Wie die „Jane Gray" von Rowe, so bearbeitete er nun auch den „Hamlet", den „Mohren von Venedig", „Viel Geschrei und wenig Wolle" (Much ado about nothing) ꝛc. ꝛc., die uns sämmtlich heute wie Travestieen erscheinen. Gleichwohl hat selbst in dieser Ge-

*) Chamber's Cyclopaedia of English Literature, Part. I., p. 216.

stalt Shakspeare seine Wirkung in Deutschland nicht verfehlt, wo Eckhof zum erstenmal den Hamlet darstellte. Und dieser Shakspeare war es, der unserem Lessing der Anlaß wurde, in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" (1767—68) mit siegreicher Kritik auf die Naturwahrheit und die ergreifende Gewalt des englischen Drama's, gegenüber der abstoßenden gespreizten Lüge des französischen, hinzuweisen.

Nur ungefähr ein Jahrzehend dauerte jedoch die Herrschaft des Wieland'schen Shakspeare, der bald von der bessern und treueren, obwohl immer noch prosaischen Uebersetzung Eschenburg's (Zürich, 1775—1782) verdrängt wurde. Auf den deutschen Bühnen hatte sich inzwischen noch ein dritter Shakspeare geltend zu machen und zu behaupten gewußt: Schröder bearbeitete nämlich die beliebteren Stücke und wußte sie sich und dem Theater-Publikum mundrecht zu machen — aber den rechten, den großen Shakspeare kannte man damals in Deutschland noch lange nicht.

Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als der sprachgewandte, mit der dramatischen Kunst und Literatur gleich vertraute Aug. Wilh. Schlegel an die poetische Bearbeitung einzelner Dramen Shakspeare's ging und (1797) anfing, sie herauszugeben*), bekam man in Deutschland einen vollständigen Begriff von der Schönheit dieser Werke, die der geschmackvolle Uebersetzer im Verlaufe seiner Arbeit zugleich durch seine Vorlesungen über Kunst und Literatur (1802 in Berlin und 1811 in Wien) erläuterte. Gleichzeitig (1811) hatte sein Freund Ludwig Tieck seine Forschungen über „Altenglisches Theater" herausgegeben, denen in späterer Zeit seine „Vorschule" (1823) und sein novellistisches „Dichterleben" Shakspeare's (1826) folgten.

Es war hierdurch allerdings für die Kenntniß Shakspeare's und seiner Zeit in Deutschland sehr viel gethan. Aber wenn behauptet wird, daß auch die Engländer erst von Schlegel und Tieck erfahren haben, was sie eigentlich an Shakspeare besitzen und wie dieser sich zu seinen Zeitgenossen und Nachfolgern verhalte, so liegt dem, gelindestens ausgedrückt, eine vollständige Verkennung der literargeschichtlichen Beziehungen beider Nationen zu Grunde.

Wir haben oben einen Blick auf die Geschichte Shakspeare's in England bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts geworfen. Stevens hatte sich damals mit Malone und Reed, Malone wieder mit Boswell zu Publikationen von neuen großen Ausgaben Shakspeare's verbunden, die vom Jahre 1801 ab in zahlreichen Bänden gedruckt wurden, und von denen die Malone-Boswell'sche als eine der besten Ausgaben Shakspeare's angesehen wird, die überhaupt bisher erschienen sind. Gleichzeitig mit Schlegel und Tieck in Deutschland hielten Hazlitt und Coleridge in England Vorträge über Shakspeare und seine Dramen. Samuel Taylor Coleridge hatte allerdings im Jahre 1799 in Göttingen studirt und sich dort mit deutscher Literatur und Kritik vertraut gemacht. Eine Frucht seiner Studien war seine bereits im Jahre 1800 erschienene englische Uebersetzung von Schiller's „Wallenstein." Aber seine Vorträge über Shakspeare, den er gegen den Vorwurf der Regellosigkeit und Extravaganz in Schutz nahm und von dem er nachwies, daß er das Gesetz der Einheit in einem höheren Sinne befolgt habe, als die sogenannten Schulen des Aristoteles, indem die Einheit des Gefühls in jedem seiner Dramen durchgeführt sei, waren ganz unabhängig von den ästhetischen Demonstrationen Schlegel's in Berlin und Wien. Die Engländer sagen von Coleridge, daß er unvergleichlich dastehe in seiner tiefen und zugleich lichtvollen Beurtheilung Shakspeare's und anderer großen Schriftsteller.*) Nicht minder hat sich William Hazlitt durch seinen „Rückblick auf die englische Bühne" (A View on the English Stage), seine „Vorlesungen über die Literatur des Elisabethanischen Zeitalters" (Lectures on the Literature of the Elisabethan Age), sowie endlich durch seine „Charaktere Shakspeare's" (Characters of Shakspeare's Plays) den Ruf eines gründlichen und geistvollen Literarhistorikers erworben, der manchem deutschen, über die Philosophie Hamlets, oder über die Fee Mab in Romeo und Julie und ähnliche Probleme nebelnden und schwebelnden Aesthetiker aus seinen Verlegenheiten und Sorgen helfen könnte.

Dieser Periode Coleridge's und Hazlitt's gehört auch noch N. Drake an, dessen umfassendes Werk über Shakspeare und seine Zeit „(Shakspeare and his Times") im Jahre 1818 erschien und unstreitig den Forschungen unseres Tieck als Hauptquelle gedient hat.

Gleichwohl haben auch die Engländer stets bereitwillig anerkannt, was die „German Scholars" für die Kritik und das Verständniß Shakspeare's gethan haben. Das umfassende Werk von Gervinus über die Dramen des Dichters ist sogar vollständig ins Englische übersetzt worden — eine Auszeichnung, die unstreitig noch höher zu stellen ist, als die englische Uebersetzung von Eduard Fischel's „Constitution Englands", da hierbei bereits ein für die englische Auffassung stets maaßgebender Präcedenzfall in der Uebersetzung von de Lolme's Verfassungs-Geschichte vorlag. Auf künstlerischem Gebiete hat in England ein anderer Deutscher, der Maler Moritz Retzsch, bereits früher die allgemeinste Anerkennung wegen seiner Zeichnungen und Skizzen zu Shakspeare's Werken gefunden.

Nächst Gervinus, haben wir hier auch noch Nicolaus Delius, Ulrici, Tycho Mommsen und F. Kreyßig als deutsche Gelehrte zu nennen, die sich in neuerer Zeit große Verdienste um die Kenntniß und das allgemeine Verständniß Shakspeare's erworben haben. Der von Delius in sieben Bänden herausgegebene und mit deutschen Erklärungen und Nachträgen ausgestattete, englische „Shakspere"**) gehört zu den werthvollsten und vollständigsten Ausgaben des Originals und macht uns die viel theueren, gleich vollständigen, englischen Editionen ganz entbehrlich. Delius war es auch, der mit zuerst, und zwar bald nach dem Erscheinen der von J. Payne Collier im Jahre 1852 herausgegebenen „alten Korrekturen Shakspeare's", die eine völlige Umwälzung des Textes — eines Textes, der für die Engländer eine fast ebenso geheiligte Autorität ist, wie der der ältesten, englischen Bibel-Uebersetzung — herbeizuführen drohten, auf die kritiklose Zusammenstellung und die wahrscheinliche Unechtheit dieser Korrekturen aufmerksam machte. Gewichtige Stimmen englischer Kenner und Kritiker Shakspeare's traten diesem Ausspruche von Delius bei, und es hat sich seitdem durch genaue, zum Theil von unserm Landsmanne Friedr. Bodenstedt, dem besten Uebersetzer von Shakspeare's Sonetten, veranlaßte technische Untersuchungen des sogenannten „Perkins-Folio" von 1632, in welchem die Text-Verbesserungen, Streichungen und Zusätze des „alten Korrektors" sich befinden, herausgestellt, daß

*) Von 1797 bis 1810 erschienen neun Bände von Schlegel's Uebersetzung, die jedoch nur achtzehn Dramen enthielten; die fehlenden Stücke wurden erst später von Tieck (1826—33) nachgeliefert.

*) Vergl. Chamber's Cyclopaedia of English Literature, Vol. II., p. 336.

**) Elberfeld, R. L. Friderichs, 1854—1860.

diese sämmtlich Fälschungen, und zwar des Herrn Payne Collier selbst, seien. Leider hat sich dabei aber auch ergeben, daß viele früher von Collier veröffentlichte Thatsachen, „Thatsachen" aus Shakspeare's Leben, wie z. B. seine steigende Betheiligung an den Einkünften des Theater-Unternehmens von Blackfriars, seine Empfehlung an den Lord-Kanzler Ellesmere durch den Grafen von Southampton, seine Funktionen bei dem Unterrichte der Pagen Jacob's I. u. s. w., ebenfalls auf gefälschten Urkunden beruhen, und da diese „Thatsachen" alle in die seit etwa dreißig Jahren erschienenen Lebensbeschreibungen Shakspeare's übergegangen, so ist letztere dadurch ebenso werthlos geworden.

Eine neue Biographie Shakspeare's, die mit der Erläuterung seiner Werke Hand in Hand ginge, würde daher eine Aufgabe für einen unserer gründlichen Kenner des großen Dichters sein. Herr Direktor F. Kreißig hat dazu bereits in seinen trefflichen, im edelsten Sinne des Wortes populären „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke",*) sowie in seiner auch äußerlich würdig und künstlerisch ausgestatteten „Shakspeare-Anthologie",**) einer Perlenschnur der schönsten und bedeutsamsten Schilderungen und Weisheitssprüche aus den Dramen des Dichters, den Grund gelegt.

Wir glauben, diesen Aufsatz nicht besser, als mit nachstehenden Worten Kreißig's aus seinen Vorlesungen über Shakspeare, schließen zu können:

„Shakspeare's Genius hat einen Erfolg hervorgerufen, der durchaus einzig dasteht in der Geschichte der Dichtkunst. Wie einst sämmtliche Glieder des vielfach getheilten Volkes der Hellenen in dem Festjubel der olympischen Spiele ihres gemeinsamen Ursprungs und ihrer Würde gegenüber der Barbarenwelt freudig inne wurden, so versammeln die erhabenen Geistesspiele dieses Dichterfürsten den denkenden und geistig lebenden Theil aller Völker germanischen Blutes diesseits und jenseits des Weltmeeres täglich und stündlich zu dem Bewußtsein eines gemeinsamen, von der Macht des kühnen, fesselosen Gedankens bewegten und aus den Tiefen eines reichen, echt menschlichen Gemüths sich erneuernden Geisteslebens. Es ist keine Phrase, wenn wir Shakspeare recht eigentlich das Pantheon der germanischen Völker-Familie nennen, das reichgeschmückte Heiligthum aller Götter und Dämonen dieser lebenskräftigsten, entwickelungsfähigsten und ausgebreitetsten aller Racen. Und mit erhobener Stirn darf der patriotischste Deutsche dem Geisteshelden des stolzen Brudervolkes diese Huldigung darbringen, denn einmal glänzen die deutschen Opfergaben rühmlich hervor unter den zahllosen Weihegeschenken des Tempels, und dann sind es zwei Deutsche, die unter den Trägern der germanischen Kunst dem großen Briten zunächst und würdig sich anschließen. Es wird kaum ein Menschenalter vergehen, und die Namen Shakspeare, Göthe und Schiller werden im Munde des angelsächsischen Stammes so unzertrennlich verbunden sein, wie sie in dem des deutschen schon lange waren."

J. L.

*) 3 Bde. Berlin, Nicolaische Buchhandlung, 1858—60.

**) Prachtband mit Shakspeare's silbernem Medaillon auf der Vordertafel des Einbandes und mit einem schönen photographischen Bildnisse des Dichters, das die Unterschrift (aus „Hamlet") trägt: „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, Ihr werdet nimmer seines Gleichen sehn!" XXIV. und 316 S. in 12. Hamburg, Vereins-Buchhandlung, 1864.

England.

Shakspeare-Jubiläen in England.

Wir Deutschen feiern Shakspeare heute vielleicht einiger, als die Engländer, die sich Monate lang durch ihr großartiges Comité und als „Commemorationisten" und „Anti-Commemorationisten" blamirt und lächerlich gemacht haben. Wir feiern ihn würdiger, wir verstehen ihn jetzt besser, als die Engländer. Unser Shakspeare-Cultus hat bei den Engländern allerdings durch die subtile Ulrici-Philosophie-Aesthetik und ähnliche Aus- und Unterlegungen einen komischen Ruf bekommen, aber Summa Summarum kennen, verstehen und spielen wir ihn jetzt besser, als die Engländer. Shakspeare ist bei uns sogar populärer, als in England. Er steckt so sehr in Sinn und Geist unserer Dichter, Denker und Schriftsteller, wie in dem der gebildeten Leser, daß wir Shakspeare-Reminiscenzen viel häufiger in unseren Büchern finden und sie verstehen, als die Engländer in ihrer modernen Literatur. Die ganze Belletristik und Poesie des modernen England, dessen ganze Anschauungs- und Ausdrucksweise, zumal die englische Bühne, Alles ist nicht etwa bloß un-, sondern antishakspearisch geworden. Die oft rauhen, phantastischen Tiefen und Höhen des Dichters, sein ungefesselter Humor, die Anstößigkeit seiner Komik, die vielsagende Gewalt seiner Gedanken und Bilder — das Alles gilt in dem modernen, gebildeten England für vulgar, common, low. Dagegen — und dies ist ganz antishakspearisch — wird die feine, lächelnd-ironische, phrasenreiche und gedankenarme Form auf's Höchste kultivirt und geschätzt.

Shakspeare wird weder verstanden, noch geliebt, und nur in einem Londoner kleinen Nord-Theater noch gespielt, aber auch herzlich schlecht. Die Shakspeare-verständigen Berliner haben die Gesellschaft des Herrn Phelps vom Sadlers Well's-Theater vor einigen Jahren kennen lernen und im Stillen die Köpfe geschüttelt, da die Meisten es nicht geradezu auszusprechen wagten, daß dies keine Shakspeare-Darstellungen in deutschem Verständniß seien. Man könnte sagen, daß wir's eben nicht recht im Englisch-Shakspeare'schen Geiste verstanden; aber hohle Deklamation und künstlerische Darstellung aus innerem Verständniß unterscheiden sich ganz deutlich nach allgemeinen ethischen und ästhetischen Gesetzen. Und vor diesen fällt Phelps mit seinen Shakspeare-Darstellungen entschieden durch. Ich habe ihn und die Seinigen mit dem nach Norden verdrängten, in ein erbärmliches Theater verbannten Shakspeare-Cultus oft genug originaliter kennen lernen und bin empört mehrmals weggelaufen, mit besonderem Zorn aus dem Hamlet, der bloß in zwei ganz unnatürlichen Tönen heulte und deklamirte, während die süße Ophelia mit einer Persönlichkeit wie eine Kuhmagd wie durch einen dicken Stockschnupfen sprach.

Sadlers Well's-Theater unter Phelps ist die noch einzige Cultus-Stätte für Shakspeare. Es liegt etwa wie Wallner's Theater in Berlin und sieht nicht einmal so gut aus, ist sogar kleiner und hat ein sehr beschränktes Publikum, zu welchem weder des Standes, noch der Bildung Aristokratie gehört. Phelps meint es gut. Er scheint wirklich Shakspeare-Enthusiast zu sein; aber der Mann ist hölzern und pedantisch als Darsteller wie als Direktor.

Die übrigen 22 Theater Londons vereinen sich zusammen wohl kaum ein Dutzendmal im Jahre zu einem Shakspeare'schen Stücke und machen dann schlechte Geschäfte damit. Es giebt keine Schau-

spieler mehr, welche die strotzenden, großartigen Charaktere dieses Giganten erträglich reproduciren, deren Sprache reden, deren Leidenschaften und Thatkraft personifiziren können. Deshalb giebt's auch kein Publikum dafür. Vielleicht muß man richtiger sagen, daß Publikum und Bühne sich gegenseitig dem Shakspeare entfremdet, sich in dieser Zeit der Maschinen, der Kohlen, des Eisens, der Baumwolle, der Phrase und des Conventionalismus allmählich aus ihm herausgelebt haben. Außerdem ist alles Bühnenwesen, die dramatische Produktion und Kunst im entsetzlichsten Verfalle, obgleich in London wohl nicht so viel Theaterdirektoren, die nicht richtig schreiben und sprechen können, zusammenzubringen sind, als in der Hauptstadt norddeutscher Intelligenz. Was aber die Shakspeare-Darstellungen in Berlin betrifft, so hab' ich sie wenigstens vor 20—12 Jahren, meiner Theater-Referenten Zeit, durchweg würdiger, wahrer und wirkungsvoller gesehen, als je ein Original bei Phelps und einige Male in anderen Theatern. Von der jetzigen Zeit in Berlin kann ich nicht urtheilen.

Nein, Shakspeare ist nicht populär in England, insofern wir unter Popularität ein Leben in der Nation verstehen, wie das eines Schiller, eines Uhland im deutschen Volke.

So eine Jahrhundertfeier, wie sie aus den Deutschen auf der ganzen Erde am 9. November 1859 hervorquoll, wird uns nicht so leicht eine Nation nachmachen können. Keine hat auch nur annähernd einen Schiller.

Ob die Engländer den hundertsten und zweihundertsten Geburtstag Shakspeare's gefeiert haben mögen?

Keine Spuren von Festlichkeiten weder 1664, noch 1764, auch nicht 1716 und 1816, dem hundertsten und zweihundertsten Todesjahre. Nur durch lokale und individuelle, wie es scheint, nicht sehr erhabene Verhältnisse kam es dreimal zu Shakspeare-Festlichkeiten in England, und zwar ohne Rücksicht auf Geburts- und Todestag.

Das erste Shakspeare-„Jubiläum" ward 1769 auf Anregung der Stadt-Obrigkeit von Stratford und hauptsächlich durch den größten und eitelsten englischen Schauspieler, Garrick, in Scene gesetzt. Der Stratforder Magistrat hatte sich ein neues Rathhaus bauen lassen, in welchem eine Nische an der Facade leer blieb. So kam man natürlich auf den Gedanken, eine Büste oder Statue Shakspeare's hineinzusetzen. Dies erfuhr David Garrick, damals auf der Höhe seines Ruhmes als Direktor und erster Schauspieler des Drurylane-Theaters zu London. Er korrespondirte mit der Stadtbehörde von Stratford, die ihm für diese Ehre das Ehrenbürgerrecht, in einem Kasten aus Holz von Shakspeare's berühmtem Maulbeerbaum gefertigt, übersandte. Für diese Ehre dankbar, entwarf er den Plan zu einem Shakspeare-Jubiläum in Stratford, das sofort Beifall und Unterstützung fand und im Herbst 1769 gefeiert werden sollte.

Es wurde auf einer Wiese vor der Stadt am malerischen Avon-Flusse ein achteckiges Amphitheater für 1000 Personen gebaut und mit Colonnaden, einem Thurme, Vergoldungen, Draperien und einem Kronenleuchter mit 800 Lichtern ausgeschmückt. Vor demselben standen über 60 Kanonen und Mörser, die zu Anfang und Ende des Festes und zu einem großartigen Feuerwerk furchtbaren Lärm machten. Die Coventry-Weber hatten regenbogenfarbige Bänder geliefert, mit denen sich die festlich Versammelten reichlich schmückten. Eine in Birmingham aus Gold, Silber und Bronze geschlagene Erinnerungs-Medaille enthielt auf der einen Seite die Worte aus Hamlet: „We shall not look upon his like again", auf der anderen ein Bildniß Shakspeare's.

David Garrick, der berühmte, und sein Bruder George waren Leiter und Regisseurs der Festlichkeiten, und Ersterer betrug sich, als wär's *sein* Jubiläum.

Am Morgen des 6. September 1769, um 5 Uhr, wurde die mit Gästen und Zuschauern überladene Stadt durch ungeheuren Kanonendonner aus ihrem Schlafe geweckt, und kurz darauf zogen phantastisch gekleidete Schaaren mit Flöten, Clarinetten, Guitarren und anderen Instrumenten umher, um die Damen mit Liedern von Garrick zu beserenaden. Nachher frühstückten die Hauptpersönlichkeiten des Festes im neuen Rathhause. Dann zogen sie in die Kirche, wo das Oratorium Judith von Arne von Sängern und Sängerinnen und Instrumentalisten aus London aufgeführt ward. Hierauf großer Zug nach dem Amphitheater, vor dem Geburtshause Shakspeare's vorbei, wo gehalten und zu seiner Ehre schlechte Verse von Garrick gesungen wurden. Als Muster der Garrick'schen Poesie für den „Schwan von Avon" werden zwei Verse citirt, die so lauteten:

„Here nature nursed her darling boy,
From whom all care and sorrow fly".

Also eine Art von Fibelvers-Poesie, wie:

Gebratene Hasen sind nicht bös'!
Der Hammer giebt gar harte Stöß'!"

Von 3 Uhr an ward im Amphitheater banquetirt mit „schönen neuen Liedern und Jubiläum-Dichtungen". Abends Ball mit großartiger Illumination und Feuerwerk.

Der zweite Festtag verregnete die Hauptsache: den Festzug von 150 kostümirten Shakspeare'schen Charakteren auf Triumphwagen, gezogen von Satyrn u. s. w., in Abtheilungen mit Musen und Grazien an der Spitze und glänzende Musik. Aber da es, nach dem englischen Sprüchworte, „Katzen und Hunde regnete", zogen Melpomene, Thalia, die Grazien, die Satyrn, Hamlet und Lear und die Dromio's, Caliban und Ophelia, Shylock und Falstaff u. s. w. ihre Phantaste-Kleider wieder aus und begaben sich Nachmittags nach vielem Kanonendonner, Glockenläuten, Frühstücken, Ständchen für die Damen u. s. w. ins Amphitheater, um die Widmungs-Ode (von Garrick) und die „Krönung der Shakspeare-Statue" (von Garrick) zu hören. Garrick, prachtvoll aufgeputzt, recitirte die Ode, und Vokal- und Instrumental-Musik, dazwischen eingelegt und von Arne componirt, wechselten mit dessen pompöser Deklamation.

Nachher und am dritten Tage wiederholte man die Festlichkeiten des ersten ohne wesentliche Abwechselung, wenn wir nicht einen großartigen Maskenball in der Nacht des zweiten für eine besonders originelle Shakspearefeier-Idee halten wollen. Der zum dritten Tage versuchte öffentliche Zug von Shakspeare-Charakteren, eine wahrhaft volksthümliche Festlichkeit, die wenigstens einer ungemein poetischen und malerischen Ausführung fähig ist — wurde durch einen noch stärkeren Regen vereitelt.

Das Jubiläum von 1769 endete mit einer wahren Sündfluth von Spott und boshafter Satyre gegen die Sache überhaupt, gegen die Art der Ausführung und besonders gegen Garrick, der den göttlichen Giganten nur benutzt haben sollte, um seine Eitelkeit zu befriedigen.

Von den Satyren werden besonders folgende als witzig und schlagend angeführt: „Garrick's Vagaries or England run Mad; — Trinculo's Trip to the Jubilee; — Shakspeare's Jubilee, a Mask; — The Stratford Jubilee, a Comedy; — „Scrubs Trip to the Jubilee".

Garrick machte entschieden viel Geld mit der Festlichkeit, denn ein Stück, das in Stratford vom Regen weggewaschen worden

war, füllte hernach in Drurylane hundert Abende. — Mehrere Versuche, ähnliche Festlichkeiten zu wiederholen, blieben unausgeführt, so daß erst 54 Jahre später, im Jahre 1827, eine „Gala"-Feier des Shakspeare-Geburts- und Todestages zu Stande kam.

In Stratford hatte sich eine Art Shakspeare-Klub gebildet, dessen Mitglieder sich allemal am 23. April festlich versammelten. Die Mitgliederzahl stieg während der beiden Jahre 1824—26 von einigen Dutzenden auf mehr als vierhundert aus ganz Warwickshire. Diese beschlossen im Herbste 1826, den nächsten Shakspeare-Tag besonders großartig zu feiern und auszuführen, was 1769 vorgenommen worden war. Nach englischer Weise wurden Subskriptionen für Bestreitung der Kosten eröffnet und reichlich geärndtet, so daß man Mittel genug erhielt, ein glänzendes Programm auszuführen. Die Glocken der alten, malerischen Geburts-Stadt Shakspeare's läuteten am Morgen des 23. April 1827 für mehr Gäste, als Einwohner. Um etwa 11 Uhr waren alle Straßen voll Menschen — mehr als 30,000 — um die zahlreichen Künstler und Künstlerinnen aus London und anderen Städten als Fleisch und Blut gewordene, von einem Londoner Costumier für 75 Guineen eingekleidete Shakspeare-Charaktere und den ganzen phantastischen Zug zu bewundern. Die Prozession fiel denn auch wirklich glänzend aus. Von Fahnen und Flaggen und Bannern und Musikchören, tapferen Rittern in Harnisch und Helm angeführt, kamen über fünfzig leibhaftige Charaktere Shakspeare's aus 14 Dramen in zwei Abtheilungen, die tragischen aus sieben Dramen mit Melpomene an ihrer Spitze, und sieben lebendig gewordene Komödien, angeführt von Thalia. Es folgten die beinahe 500 Mitglieder des Shakspeare-Klubs, je vier neben einander. Der Zug bewegte sich vom Rathhause durch die Hauptstraßen nach dem Geburtshause des Dichters, wo eine Büste von Melpomene und Thalia mit einem Lorbeerkranze geschmückt ward, worauf der Schauspieler Serle eine Festrede hielt. Dann ging's vor die Kirche, wo eine für das Fest von Dignum komponirte Musik und Dichtung aufgeführt ward. Es folgte der Zug auf die Baustelle für ein neues Theater, zu welchem der Lord-Mayor feierlich den Grundstein legte. Der Tag schloß mit Banquets, Maskeraden und Feuerwerken. Der zweite Festtag begann, wie der erste, mit Kanonenschüssen und Glockenläuten. Es folgte ein dreistündiges Frühstück mit Musik, Gesang und Vorträgen. Außerhalb war eine Art Jahrmarkt mit vielen Luft- und Schaubuden entstanden, wo sich die Menge bis spät in die Nacht herrlich amusirte. Abends Maskenball mit 1700 maskirten Gästen und Feuerwerk. Am dritten Tage im Wesentlichen Wiederholung mit öffentlichen Tanzvergnügungen und Illuminationen.

Das war das „Gala"-Fest zu Ehren Shakspeare's, 1827.

Schon drei Jahre darauf, 1830, folgte ein noch glänzenderes „Festival". Das erste war „jubilee", das zweite „gala" getauft worden. Das „Festival" von 1830 galt als ein so großer „success", daß man beschloß, es alle 3 Jahre zu wiederholen. König Georg wurde Patron des Festes und reichliche Subskriptionen setzten die Unternehmer in den Stand, Künstler und Künstlerinnen aller Art zu engagiren und von Garderobiers, Waffenschmieden, Fahnen- und Banner-Fabrikanten das Beste reichlich zu kaufen oder zu miethen. Als der wichtige Freitag des 23. April 1830 anbrach, schien er wieder in Regen und Nebel zu Wasser werden zu wollen, aber man ließ sich durch die Drohungen nicht abhalten, den Morgen mit Kanonendonner, Glockengeläute, Fahnen und Flaggen in Händen und an Häusern zu begrüßen. Alle Kutscher und Diener der Tausende von herrschaftlichen Gästen trugen flatternde Jubiläums-Bänder. Während sich die thätigen Mitglieder der großen Prozession, über 150 Personen, ankleideten und hernach im „Königlichen Pavillon" (zu diesem Zwecke extemporirt) frühstückten, klärte sich der Himmel wohlwollend auf, so daß um 2 Uhr der große Festzug sich in regenloser Luft ordnete. Von Standartenträgern und Musikchören angeführt, folgten die Männer des Comités, hinter welchen der Schutzheilige Englands, Sankt Georg, auf einem Grauschimmel ritt. Ihm folgte Charles Kean, der Jüngere, damals in der ersten Blüthe seines Ruhms, vollständig in polirten Stahl gekleidet. Ueber dem polirten Stahl-Helme wehte ein ganzer Wald von Straußfedern. Er war der Anführer der ganzen dramatischen Gesellschaft, die in zwei Abtheilungen Shakspeare's tragische und komische Figuren personificirten. Die Hauptcharaktere aus Lear, Coriolan, Cäsar, Andronicus, Macbeth, Heinrich IV., Romeo und Julie, Heinrich VIII., Richard III., Hamlet und Othello wurden von Melpomene geführt, die komischen aus dem Sturm, den lustigen Weibern, den Irrungen, Zähmung der Widerspänstigen, Kaufmann von Venedig, Sommernachtstraum u. s. w. von Thalia, die auf einem von Satyrn gezogenen Thespiskarren saß.

Diese glänzende, lebendige Verkörperung von beinahe hundert Shakspeare'schen Charakteren, idealen Gebilden auf wirklicher, vom Tageslichte beleuchteter Straße war nach den verschiedensten, enthusiastischen Berichten der Zeitungen eines der imposantesten und glänzendsten Schauspiele, durch welches der dichterische Gestalten-Reichthum des Gefeierten wirklich zur offensten, populärsten Anschauung kam. Dabei werden noch als Curiosa hervorgehoben, daß Othello von einem wirklichen Mohren und die Zwillinge in den Irrungen von wirklichen Zwillingen personificirt waren.

Die Prozession bewegte sich vom Pavillon nach dem Hause Shakspeare's, wo Melpomene und Thalia auf einem Gerüste vor dem Hause die Büste des Dichters mit Lorbeer krönten. Sie thaten dies mit „unnachahmlicher Grazie" und erzeugten „einen elektrischen Schlag unter den Zuschauern", wie es in dem Times-Berichte hieß. Es folgten Reden, Musik, Banquet, dramatische Vorstellungen und noch drei festliche Tage, leider fast nur mit abgeschwächten Wiederholungen.

Das waren die drei Shakspeare-Feste. Keines wurde als hundertster oder zweihundertster Geburtstag gefeiert.

Es ist also dem 23. April 1864 vorbehalten, Versäumtes wieder gut zu machen, was, nach den letzten Nachrichten, nur in beschränktem Maße möglich gewesen sein wird.

Wie wir schon früher berichtet, war das großartige Comité von vorn herein uneinig, zerfallen und in dem Irrthume, daß die Feier wesentlich in London koncentrirt werden müsse, wo just öffentliche Festlichkeiten wegen Mangel an Raum und Ueberfluß an Menschengedränge, nie gedeihen können. Wie auch die Feier ausgefallen sein möge, sicherlich wird sie den Anti-Commemorationisten reichlichen Stoff zu Spott und Satyre geliefert haben. Unsere Festlichkeiten sind hoffentlich würdiger, vielseitiger und zugleich einfacher gerathen. H. B.

Schweiz.

Die öffentliche Meinung in der Schweiz über den deutsch-dänischen Konflikt.

Das Echo des Kanonendonners jenseits der Eider hat in den schweizerischen Alpenthälern eine Erscheinung zu Tage gefördert, welche für die Beziehungen der verschiedenen Racen, aus denen

sich die Eidgenossenschaft zusammensetzt, höchst charakteristisch ist. Die Unterschiede sind in dem schroffen Gegensatz der Meinungen der deutschen und französischen Landestheile der Schweiz hinsichtlich der großen Tagesfrage schärfer hervorgetreten, als jemals früher bei verwandten Gelegenheiten. Der Verfasser gegenwärtiger Zeilen hat diese entgegengesetzten Strömungen und deren Motive aufmerksam verfolgt, und hält die Erscheinung für interessant und wichtig genug, seine Beobachtungen in einem Blatte zu resumiren, welches sich ja auch die Aufgabe stellt, die Meinungsäußerungen und Anschauungen der verschiedenen Nationalitäten hinsichtlich Deutschlands und seiner gesammten geistigen, d. h. also auch politischen Bewegung, zu konstatiren.

In der deutschen Schweiz sprach sich von Beginn des Konflikts an eine warme Sympathie für die deutsche Sache sowohl in der großen Mehrzahl der Organe der Presse, wie unter dem Volk überhaupt aus; südlich vom Neuenburger und Murtener See hingegen bis an den blauen Leman trat eine unverhohlene Theilnahme zu Gunsten der Dänen immer entschiedener hervor. Unter den Zeitungen der deutschen Schweiz, welche das klarste Verständniß der Berechtigung der deutschen Forderungen bekundeten, steht der „Bund", das wichtigste und verbreitetste Organ der Eidgenossenschaft überhaupt, obenan. Der „Bund", wenige Jahre nach der Wiedergeburt der Eidgenossenschaft durch die neue Bundesverfassung von 1848, durch welche sich die Schweiz aus einem locker zusammenhängenden Staatenbund in einen Bundesstaat umgestaltete, begründet, ist in eidgenössischen Dingen stets der getreueste und verständigste Spiegel dieser neuen Richtung geblieben. Er hat das föderalistische Prinzip, welches auf Grundlage der Selbstregierung die historisch entwickelte Eigenartigkeit der einzelnen Kantone fortbestehen läßt, dagegen die Gesammtinteressen der Schweiz namentlich dem Ausland gegenüber, die gemeinsamen materiellen und geistigen Angelegenheiten der ganzen Eidgenossenschaft in einer kräftigeren Centralisation zusammenfaßt, stets mit Einsicht und alle extremen Bestrebungen ausschließender Mäßigung vertreten. Schon unter diesem Gesichtspunkt konnte ihm eine gleichartige Tendenz in dem stammverwandten Deutschland, dessen politische Organisation mit allen ihren Schwächen so manche historische Vergleichungspunkte mit der neueren Geschichte der Schweiz bis 1847 zuläßt, nicht gleichgültig sein. Allein es dauerte nach den Enttäuschungen von 1848 bis 1850 lange, ehe man sich in der Schweiz von der Ernsthaftigkeit und Nachhaltigkeit der deutschen Volksbewegung überzeugen konnte. Das politische Ansehen der deutschen Nation war seit jener Periode zwischen Rhein und Alpen tief gesunken. Erst das kräftige Erwachen des deutschen Nationalgefühls, besonders seit 1859, brachte eine Umstimmung hervor und namentlich die deutschen Schützenfeste, auf welchen, wie in Bremen und Frankfurt, die Eidgenossen eine so herzliche Aufnahme fanden, die dann voriges Jahr in La-Chaux-de-Fonds erwidert wurde, sind es gewesen, welche zwischen den politisch getrennten Stammesgenossen eine innigere Annäherung herbeigeführt haben, die nicht ohne kulturgeschichtlich wichtige Folgen bleiben kann. Der „Bund" hat seit jenen Tagen der deutschen Bewegung stets eine sympathische und eingehende Beachtung zugewendet, die, wie gesagt, seit dem Beginn des deutsch-dänischen Konflikts nur noch wärmer hervorgetreten ist und in den meisten übrigen deutsch-schweizerischen Blättern Nachahmung gefunden hat.

Nicht so in der französischen Schweiz. Man sagt, daß in gewissen Kreisen dieser westlichen Kantone, namentlich in Waadt und Genf, schon der Freundschaftsbund zwischen den eidgenössischen und deutschen Schützen nicht mit besonderer Befriedigung angesehen worden sei. Wir lassen das auf sich beruhen; sicher ist, daß sie hinsichtlich des deutsch-dänischen Konflikts vom ersten Augenblick an in den genannten Kantonen eine unverkennbare Antipathie gegen den Aufschwung des deutschen Nationalgefühls bemerkbar machte. Die Haltung der Presse war in dieser Hinsicht charakteristisch. Um zuerst von Genf zu sprechen, so erklärte das konservative Journal de Genève gleich anfangs mit höchst juffisanter Miene, weder jene querelle d'Allemand zu verstehen, noch überhaupt Interesse dafür bei seinen Lesern vorauszusetzen. Das hinderte freilich nicht, sich zu gleicher Zeit von London aus die schnödesten Ausfälle auf Deutschland, Oesterreich und Preußen, vorzüglich aber das letztere, mittheilen zu lassen, mit denen nun das genannte Blatt sein frommes Publikum in der Genfer Cité täglich regalirte. Erst in späterer Zeit scheint es sich zu größerer Unparteilichkeit bequemt zu haben, indem es eine im deutschen Sinn gehaltene Hamburger Korrespondenz bringt, die sich in ihrer objektiven Bescheidenheit neben der sich sehr cavalièrement über die Thatsachen hinwegsetzenden Hoffnungslosigkeit der englischen Danomanen oft sonderbar genug ausnahm, aber wahrlich nicht zum Nachtheil ihres deutschen Ursprungs. Die Nation Suisse, das Fazy'sche Organ, sonst in allen Stücken der diametrale Gegensatz des Journal de Genève, blies doch in diesem Fall mit ihrem Kollegen von Anfang an in Ein Horn, um endlich in neuester Zeit bei den widerlichsten Hetzereien gegen Deutschland und das deutsche Element anzulangen, und z. B. die deutschen Heere mit Schmähungen zu überhäufen, deren sich ein französischer Vollblutschauvin sicher schämen würde. Zugleich legt das Blatt eine Ignoranz aller einschlägigen historischen, politischen, geographischen Verhältnisse an den Tag, die kaum im Lande der Kaffern zu entschuldigen wäre, unter einer Bevölkerung aber, welche auf Intelligenz Anspruch macht, das gerechteste Erstaunen erregen muß.

Die Presse des Waadtlandes hatte gleichfalls vom Anbeginn des Konflikts an eine ähnliche Richtung eingeschlagen. Dabei blieb die Sache nicht stehen. Schon im Februar versuchten einige Agitationen, unter ihnen der bekannte demokratische Volksredner, Großrathsmitglied Advokat Eytel, eine Adressenbewegung zu Gunsten der Dänen ins Leben zu rufen, Charpie u. s. w. für die dänische Armee zu sammeln und ähnliche Demonstrationen mehr in Gang zu bringen. Von dort aus suchte man auch in Genf Propaganda zu machen. Wir bedauern, hier einen Mann mit dieser antideutschen Bewegung in Verbindung zu treffen, den wir auf anderen Gebieten und unter anderen Gesichtspunkten hochschätzen gelernen Gelegenheit hatten, Prof. Dr. Galiffe, den bekannten Historiker. Wir haben von den gründlichen Forschungen dieses Gelehrten in diesen Blättern bereits wiederholt mit voller Anerkennung gesprochen; wir haben in seiner kritischen Wissenschaftlichkeit, welche muthig tiefgewurzelte Vorurtheile bekämpft, zum Theil die Nachwirkung deutscher Erziehungsweise und Bildungseinflüsse*) zu erkennen geglaubt. Um so mehr thut es uns leid, Professor Galiffe in dieser deutschen Nationalangelegenheit auf der Seite unserer politischen Gegner zu finden! hoffen jedoch, daß derselbe Criticismus, der ihn in seinen Genfer Forschungen auszeichnet, den Historiker auch zu einer wahrhaft unparteiischen Prüfung einer so wichtigen Frage der Tagesgeschichte führen wird.

*) Galiffe, einer alten Genfer Familie entsprossen, wurde hauptsächlich auf dem berühmten Fellenbergischen Institut in Hofwyl, später auf der Universität zu Heidelberg gebildet.

Das wesentlichste Motiv, welches im Waadtland für die Dänen-Agitation angegeben wurde, war gewöhnlich die Gleichartigkeit der Interessen kleiner Staaten den großen Mächten gegenüber. Man übersah geflissentlich nicht nur die Rechts-, sondern auch die Nationalitätsfrage, um einfach das abstrakte Utilitätsprinzip in den Vordergrund zu stellen, nach dem die kleine Schweiz dabei interessirt sein soll, daß das kleine Dänemark nicht von Preußen, Oesterreich und dem übermächtigen Deutschland (!) vergewaltigt werde. Wer übrigens etwas tiefer hinter die Coulissen zu schauen vermochte, dem konnte es nicht entgehen, daß noch eine ganz andere Triebfeder bei jener Agitation mit im Spiele war. Und dieser letzte Grund war der Hauptsache nach kein anderer als die nationale Sympathie der französischen Schweizer gegen ihre Mit-Eidgenossen germanischen Stammes, die Nachkommen der Urbegründer der helvetischen Freiheit, jener unabhängigen Gemeinwesen am Vierwaldstättersee, jenes Kerns, um welchen nach und nach die übrigen schweizerischen Republiken deutscher Nationalität entstanden, ohne welche heute wohl schwerlich von einem Kanton Waadt, Genf, Neuenburg die Rede sein würde. Das deutsche Bern hat Waadt und Genf von savoyischer Herrschaft befreit. Noch in diesem Augenblick liegt die sicherste Garantie, der ganze Schwerpunkt der Unabhängigkeit der französischen Schweizer, nicht in Lausanne oder Genf, sondern im Bundespalast zu Bern. Im Westen lauert ein begehrlicher Nachbar, das sollte man am Genfersee seit 1798 wissen; das hat 1860 die savoyische Annexion wieder ins Gedächtniß gerufen. Und doch hat man mit französischer Unbesonnenheit und Hast einer rein instinktiven Neigung die Zügel schießen lassen, ohne zu überlegen, zu welchen bedenklichen Konsequenzen ein solches Unterfangen führen könnte.

Die große Mehrzahl der französisch-schweizerischen Blätter war, wie bemerkt, zu einer solchen unbedachten Agitation, wie die zu Gunsten der Dänen, vollkommen disponirt; erst allmählich beginnt sich ein verständigeres Urtheil Bahn zu brechen und zur Umkehr zu mahnen. Das erste Organ, dem die Ehre gebührt, auf die Gefahr aufmerksam gemacht zu haben und in vorsichtiger Form zuerst die warnende Stimme zu erheben, ist die Bibliothèque Universelle, die tüchtigste literarische Zeitschrift der französischen Schweiz. In der letzten Märznummer dieses so taktvoll geleiteten Blattes, dessen Streben auch im vorigen Jahrgang des „Magazin" eine wohlverdiente Anerkennung gefunden hat, wird, nachdem auf die fast völlig einstimmige Parteinahme der deutsch-schweizerischen Presse zu Gunsten des deutschen Rechts in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit aufmerksam gemacht ist, (in dem Artikel Chronique Suisse, S. 403) dann weiter gesagt: „In der französischen Schweiz waren die Meinungen mehr getheilt. Ein Theil der Presse hielt sich zurück; ein anderer sprach sich zu Gunsten der Dänen aus, hauptsächlich in Folge der instinktiven Sympathie, welche man dem kleinen Kämpfer gegen den stärkeren zuwendet; eine sehr natürliche Sympathie bei einem Volk, welches stets befürchtet, einmal einen ungleichen Kampf zu bestehen zu haben. Auch hat man sich des guten Empfangs erinnert, welcher vor drei Jahren zwei eidgenössischen Generalstabs-Offizieren zu Kopenhagen zu Theil wurde, und des Trinkspruchs, den damals der König, welcher seine in Genf, wo er selbst als Bürger naturalisirt wurde, gemachten Studien nicht vergessen hatte, auf die Schweiz ausbrachte. Das erklärt die Sympathie-Adresse, die in Lausanne von einer öffentlichen Versammlung an das dänische Volk abzusenden beschlossen wurde. (Man sieht, der Verfasser hebt zuerst die harmloseren Motive hervor; wir wollen ihn wegen dieser Vorsicht nicht tadeln, denn es handelte sich für den Schweizer zunächst darum, zum Frieden zu mahnen). Allein es ist augenscheinlich, daß Manifestationen dieser Art, wie beschaffen auch die Zahl der erhaltenen Zustimmungen sein mag, Gefahr laufen, ihre bedenkliche Seite für unser Vaterland zu haben. Ist es in der Lage der Schweiz nicht im Gesetz der Klugheit, bei uns hinsichtlich der Streitigkeiten fremder Völker oder Souveraine niemals Akte hervorzurufen, welche individuelle Ansichten veralgemeinern? Ohne Zweifel sind die Meinungen frei, und es ist gewiß nicht in der Schweiz, wo man so viel diskutirt, der Ort, in solchem Fall daran zu denken, den Indifferentismus zu predigen. Allein nach unserer Ansicht ist es gut, es zu vermeiden, jene Meinungen unter entgegengesetzten Fahnen durch Kundgebungen zu vereinigen, welche wieder andere im entgegengesetzten Sinn hervorrufen und auf diese Art die Schweizer in einem Fall veruneinigen könnten, wo nichts größeren Werth haben würde, als eine absolute innere Einheit, und welche Manifestationen endlich hauptsächlich in den Augen des Auslandes die Ernsthaftigkeit unserer neutralen Stellung in Frage stellen könnten. Die Sympathien sind überdies vielfachen Mißverständnissen unterworfen, und es ist oft mehr als eine Unschicklichkeit damit verbunden, sie zu laut und zu früh ausgesprochen zu haben. Beweis dafür ist die Umwandlung der öffentlichen Meinung, welche sich in der französischen Schweiz nach dem Feldzug von 1859 und der Occupation Savoyens durch Frankreich kundgab. Wozu endlich nützt es, eine bittere Polemik zu beginnen oder die Eidgenossen unter einander zu entzweien wegen eines Schattens, der vor dem Ende des Streits in sein Nichts zerfließen wird? Der gelindeste Tadel, den man schließlich gegen diejenigen, welche die Initiative solcher Demonstrationen unternehmen, aussprechen könnte, ist der, oft im Namen des schweizerischen Volkes ohne irgendwelches Mandat zu sprechen."

Soweit die wohlmeinenden Worte der Bibliothèque Universelle. Die Rolle, welche wir der französischen Schweiz am liebsten im Kulturleben der Völker zugewiesen sehen möchten, war nun auch stets in unseren Augen eine ganz andere, als diejenige einer politischen Parteinahme wie die Dänen-Agitation in Waadt. Zwischen Frankreich und die deutsche Eidgenossenschaft gestellt, dem ersteren durch Sprache und Nationalität, der zweiten durch die politischen Verhältnisse, durch Geschichte, Sitten und zahlreiche Bildungselemente überhaupt verwandt, schien uns die schönste und fruchtbarste Aufgabe der französischen Schweiz immer eine Vermittelung des romanischen und germanischen Elements in der weitesten Bedeutung des Begriffs. Daß diese Aufgabe wenigstens den Besten in der literarischen Welt dieser gesegneten Landstriche häufig vorgeschwebt hat, dafür liegen zahlreiche Zeugnisse vor. Schon in der protestantischen Richtung der waadtländischen und Genfer Literatur ist die Einwirkung des deutschen Geistes nicht zu verkennen. Die vielfachen Berührungen mit Deutschland, der Besuch deutscher Universitäten durch viele französische Schweizer wirken in demselben Sinn. Erst vor wenigen Monaten ist den Franzosen eine umfassende Kenntniß unseres größten deutschen Dichtergenius durch die von (dem leider so bald nach diesem großen Unternehmen verstorbenen) J. Porchat veranstaltete Uebersetzung der sämmtlichen Werke Goethes ermöglicht, und damit eine neue Brücke zu der geistigen Annäherung der beiden Racen durch einen Sohn der französischen Schweiz geschlagen worden. Vornehmlich aber hat die Bibliothèque Universelle, und besonders, seit sie unter der Redaction zweier so warmer Freunde unserer Literatur, wie G. Revilliod und Ed. Fick, steht, die Vermittelung des französischen und germanischen Elements mit glücklichem Takt verfolgt. Und darum freut es uns

doppelt, gerade in dieser Zeitschrift zuerst ein unparteiisches Wort der Warnung gefunden zu haben.

Für uns aber enthält die Agitation in Waadt auch die politische Mahnung, daß wir wenigstens niemals zu fest auf allgemeine Sympathien bei anderen Nationen rechnen. Ja wohl, es giebt solche in England, in der französischen Schweiz, in Amerika, selbst in Italien u. s. w., so weit nämlich vom „deutschen Element" die Rede ist. Diesen vagen Begriff haben wir bei dieser Gelegenheit in Genf oft erwähnen hören; sobald es sich aber um eine Präzisirung handelte, stellte es sich bald heraus, daß man nichts darunter verstanden wissen will, als jenen Kulturgährungsstoff, jene ewig befruchtenden Bildungskeime, die von Deutschen nach allen Ländern, über die ganze Erde getragen werden. Ja wohl, Erzieher des Menschengeschlechts möchte man uns bis zu einem gewissen Grade schon sein lassen, und sich an der ewig jungen Kraft germanischen Bildungstriebes selbst verjüngen und erfreuen. Aber zu politischer Reife sollen wir nicht gedeihen. Es kommt nun auf uns an, ob wir uns mit dieser Rolle des „Salzes der Erde" begnügen wollen. Als Griechenland seine Bildung über die gesammte Kulturwelt des Alterthums ausströmte, aber seine eigene politische Selbständigkeit nicht mehr bewahren konnte, da war es auch bald mit der Kulturbedeutung des Hellenenthums am Ende. Die Graeculi in Rom sind ein warnendes Beispiel. Die deutsche Nation ist zu elastisch, zu urkräftig, je zu einer solchen Rolle herabzusinken. Aber sie vergesse nie die alte Lehre, die Franz Löher in den kurzen Satz zusammenfaßt: „Ein gesunder nationaler Egoismus thut uns noth."

Genf, April 1864. W. Lampmann.

Nord-Amerika.

Theodor Parker's Leben und Briefwechsel.*)

Obgleich Theodor Parker, wie Moses, das gelobte Land nur von fern erblickte, wird doch sein Name sich stets an die politische und soziale Revolution knüpfen, die, was auch ihre sonstigen Folgen sein mögen, jedenfalls der Sklaverei in Amerika ein Ende machen wird. In Europa und namentlich in Deutschland ist er vorzugsweise durch seine religiös-philosophischen Schriften bekannt, deren Gedankentiefe, Originalität und anziehender Styl ihm zahlreiche Verehrer erworben; aber er war mehr als ein bedeutender Schriftsteller — er war ein Mann im wahren Sinne des Worts, dessen Leben im Kampf für Recht und Freiheit hinfloß, und der nie zögerte, für seine Ueberzeugungen mit seiner Person einzustehen.

Theodor Parker wurde im Jahre 1810 zu Lexington im Staate Massachusetts geboren und starb zu Florenz am 10. Mai 1860. Er war nach Europa gekommen, um unter dem milden Himmel Italiens gegen die Brustkrankheit Hülfe zu suchen, die seinen Tod herbeiführte, aber noch bis zum letzten Athemzuge beschäftigte ihn das Schicksal und die drohende Zukunft seines Vaterlandes. Schon früher, im Jahre 1843, hatte er die alte Welt besucht, und auch damals um seine durch angestrengte Arbeit zerrüttete Gesundheit herzustellen; denn seine Thätigkeit war gränzenlos, und mehrere Jahre nach einander durchzog er alle Nordstaaten der Union, indem er fast täglich Reden hielt und das Volk für seine Ideen begeisterte. Er stand in enger Verbindung mit allen liberalen Staatsmännern des Landes, und man lernt aus seiner Korrespondenz mit denselben den Charakter der amerikanischen Bewegung kennen, wie sie in ihren ersten Anfängen von den standhaftesten und einflußreichsten Mitgliedern der jetzt siegreichen Abolitionisten-Partei betrachtet wurde.

Die Betheiligung Parker's am Emanzipationskampf datirt vom Jahre 1845, wo auf Antrieb der Sklavenhalter die Annexion von Texas beschlossen wurde, und er hatte der guten Sache bereits manchen Dienst geleistet, als am 18. September 1850 unter den Auspizien Daniel Webster's eine schmachvolle Bill durchging, welche die Auslieferung flüchtiger Sklaven verordnete. Die Unterzeichnung dieser Bill durch den Präsidenten Fillmore gab das Signal zu Konflikten, welche in dem blutigsten aller Bürgerkriege ihren Ausgang gefunden haben.

Den Hindernissen zum Trotz, welche die Abolitionisten der Ausführung des Gesetzes — zuweilen auf legalem Wege, zuweilen auch durch Gewalt — entgegensetzten, wurden in den nächsten zehn Jahren über 200 Farbige, Männer, Frauen und Kinder, von den Freistaaten in die Sklaverei zurückgeliefert; viele Andere wurden ohne gerichtlichen Prozeß eingefangen. In dieser Krise legte Parker die ganze Energie seines Charakters an den Tag. Er gab einer Sklavin in seinem Hause Zuflucht, weigerte sich, sie den Behörden auszuliefern, und appellirte von den menschlichen Gesetzen an die ewigen Gesetze Gottes, des Rechts und der Humanität. Man drohte ihm mit Geld- und Gefängnißstrafe, aber die öffentliche Meinung sprach sich so laut zu seinen Gunsten aus, daß man wirklich die Anklage fallen ließ. Das bekannte Unternehmen John Browns, dessen Hinrichtung in Harper's Ferry das Vorspiel zum gegenwärtigen Kriege bildet, fand nicht ohne Vorwissen Parkers statt, obgleich er Amerika schon im Februar 1859, mehrere Monate vor Ausführung desselben, verlassen hatte. „Brown," schreibt er, bei der Nachricht von seinem Tode, „war ein Mann von ungewöhnlichem Seelenadel. Ich habe ihn vier bis fünf Jahre gekannt und rechne seine Freundschaft zu den ehrenvollsten Auszeichnungen meines Lebens. Es ist lange nichts von so heroischer Art geschehen. Die Aufregung, die er veranlaßt hat, ist ohne Beispiel. Ein Sturm bebt jetzt in allen Theilen der Union, der sich nicht bald legen wird. Ein gemeinsames Zusammenwirken zwischen Norden und Süden kann nicht eher stattfinden, bis es mit der Sklaverei zu Ende ist, und das Ende, das sie nimmt, wird ein gewaltsames sein — vielleicht bald. Wer weiß?"

Wie schon bemerkt, starb Parker noch vor Ausbruch des Bürgerkrieges, den er längst als unvermeidlich bezeichnet hatte. „Vor einigen Jahren", heißt es in einem seiner Briefe, „schien es nicht schwer, die Sklaverei erst zu beschränken und sie dann allmählich ohne Blutvergießen abzuschaffen. Ich glaube, dies kann jetzt nicht geschehen und auch in der Zukunft nicht. Alle großen Freibriefe der Menschheit sind in Blut geschrieben worden. Ich hoffte einst, die amerikanische Demokratie würde sich einer weniger kostbaren Dinte bedienen können; aber es ist offenbar, daß unsere Pilgerreise nur durch ein Rothes Meer führen kann, wo mancher Pharao untergehen und umkommen wird. Ach! warum sind wir nicht weise genug, um gerecht zu sein, oder gerecht genug, um weise zu sein, und so Vieles mit geringen Kosten zu gewinnen!"

Ueber den schließlichen Ausgang des großen Kampfes hegte jedoch Parker nicht den mindesten Zweifel. „Die unmittelbare Zukunft

*) Life and Correspondence of Theodore Parker. By John Weiss. 2 vol. London, 1863.

Amerikas", schreibt er aus Rom, „flößt mir große Sorge ein; für die entferntere Zukunft bin ich durchaus nicht besorgt. Wir müssen viel dunklere Stunden sehen, ehe es Tag wird; dunklere und auch blutigere, scheint es mir, denn Nationen schlichten ihre Streitigkeiten nicht ohne Leidenschaft und das, was aus der Leidenschaft hervorgeht. So viel ist klar, daß der sklavereifeindliche Geist im Norden jetzt so wach ist, daß er sich nicht mehr unterdrücken läßt, und weder die Fehltritte eines Einzelnen, noch die einer Partei können seine Fortschritte verzögern oder seinen schließlichen Erfolg verhindern."

Es sei noch erwähnt, daß Parker eine seltene Kenntniß der deutschen Sprache besaß, und daß, wie er selbst anerkannte, deutsche Wissenschaft die Hauptquelle war, aus der er seine geistige Bildung zog. In seinen gesammelten Werken, die jetzt in zwölf Bänden erscheinen, befindet sich unter Anderem auch eine interessante Abhandlung über die rationalistische Schule in Deutschland. Als Theolog stand er David Strauß nicht sehr fern, den er jedoch als politischer Charakter weit überragte.

Frankreich.

Die Publikation der französischen Departements-Archive.

Daß die kaiserliche Regierung Frankreichs mit anerkennungswerther Bereitwilligkeit ihre Archive den Studien der gelehrten Welt geöffnet hat, ist schon mehrfach von uns in diesen Blättern berührt worden, z. B. als wir die höchst interessanten Archival-Briefe des Herrn Ludwig Spach, Ober-Archivars des Niederrhein-Departements, erwähnten*).

Gegenwärtig hat die Regierung in dieser schönen Richtung einen bedeutenden Schritt weiter gethan, indem sie eine Sammlung der Haupt-Inventarien der Departements-Archive bis auf das Jahr 1790 den Freunden historischer Forschung vor Augen legt.**) Wir bemerken hierbei, daß jedes französische Departements-Archiv nach dem gleichförmigen Modus in eine Civil-Abtheilung und eine geistliche Abtheilung zerfällt. Die letztere ist oft viel reicher, als die erstere, wie dies bei dem Straßburger Archive der Fall, dessen weltliche Urkundenschätze mit den geistlichen gar keinen Vergleich aushalten. Allein aus historischen Gründen stellt sich die Sache in anderen Provinzen anders. Die größere oder geringere Macht ihrer einstigen Kirchenfürsten entscheidet darüber. Daher sind einzelne Civil-Archive, nämlich von Landschaften, in denen weltliche Potentaten ihren Herrschersitz aufgeschlagen, von hervorragender Wichtigkeit und es ist also der seit dem vorigen Herbste erscheinende erste Theil der „Collection des inventaires sommaires des archives départementales", der die weltlichen Urkunden an's Tageslicht schaffen soll, keineswegs zu verachten.

Von den 84 Departements, welche in dem Riesenwerke vertreten sein werden und von denen mehrere bereits einen vollständigen Band mit leitenden Anmerkungen und Registern herausgaben, müssen natürlich die Bezirke der alten Isle de France, von Burgund, Lothringen, Flandern, Bretagne, Normandie und Oberelsaß, weil sie gerade die ansehnlichsten weltlichen Herrschaften einschlossen, die Blicke der Leser am stärksten anziehen.

So liefert uns der fertig gewordene Band der Civil-Archive des Cote-d'Or-Departements die Urkunden über das Wesen, den Geschäftskreis und die staatsrechtliche Wirksamkeit der in Dijon residirenden Rechnungskammer (Chambre des comptes) der einstigen Herzoge von Burgund. Diese oberste Gerichtsstelle (cour souveraine) befaßte sich weit über die Sphäre der einfachen Rechnungssachen hinaus mit allen Hoheitsrechten des Herzogs, allen ständischen und Personal-Privilegien der Unterthanen und den verwickeltsten Fragen des öffentlichen Rechts. Von dem sozialen Zustande Burgunds im Mittelalter empfängt man durch diese Urkunden genauen Aufschluß.

Bei dem Departement Seine und Marne, zur ehemaligen Insula Franciae, der Kernprovinz Frankreichs, gehörig, lernt man nicht bloß die Domanialverhältnisse von Crécy, Melan, Mort, Provinz des Herzogthums Nemours, und die Feudalrechte der großen Adelsgeschlechter Bourbon-Penthièvre, Luynes, Allonville, Chavigny, Choiseul, Clermont, der auch lothringischen und zum Theil jetzt in Preußen ansässigen Glairon-d'Haussonville, der Maupeau (Einer war Kanzler Ludwig's XVI.), der Beuvron, d'Uzès, de la Ferronnays, Fréteau de Pény u. s. w. kennen, sondern, was unzweifelhaft lehrreicher ist, die merkwürdigsten Provinzial-Dokumente, welche die Versammlungen der Reichsstände von 1614 und 1789, die Wahlen, Wahlreklamationen, königlichen Instruktionen, Abgeordneten-Mandate, kurz alles die Reichstage Angehende betreffen. Die Beschwerde-Hefte (Cahiers des doléances) der einzelnen Körperschaften werfen grelle Schlaglichter auf die Vergangenheit der Isle de France; es wäre zu wünschen, daß Herr Chassin, der eifrige, etwas tendenziöse Verfasser des „Geistes der Revolution", sie gründlich benutzt hätte.

Das Norddepartement ferner eröffnet einen Schatz von Urkunden zur Geschichte von Flandern, Brabant und Holland, insbesondere enthält es die hohe Politik der burgundischen Herzoge, deren Rechnungskammer zu Lille das Depot für die diplomatischen Aktenstücke, Friedensverträge, städtischen Freibriefe (in den Niederlanden „Keuren" d. i. hochdeutsch „(Will-) Küren" genannt —) bildete. Das älteste Dokument ist aus dem Jahre 706 der christlichen Aera.

Leider hat ein frühzeitiger Tod dem gelehrten Archivar Leglay die Vollendung seines Werkes abgeschnitten. Die Urkunden des Norddepartements reichen vorläufig nur bis zum Jahre 1394, doch soll der übrige Inhalt des ersten Theils oder des Civil-Archivs noch eine ganze Reihe von Bänden liefern.

Außer den drei erwähnten Departements haben Eure und Loire, Nieder-Pyrenäen, Ober- und Nieder-Rhein den vollständigen ersten Theil ihres Archiv-Inventars zu Tage gefördert, Seine und Oise ist wegen der ungeheuren Masse des in Versailles aufgehäuften Materials blos bis zur Serie A. (Hoheitsrechte und Kammergut) gediehen. Denn das königliche Haus und die prinzlichen Hofhalte des alten Frankreichs mußten größtentheils hier erledigt werden.

Nach dem Plane des französischen Ministeriums des Innern werden die Kommunal-Archive den Departements-Archiven unmittelbar folgen. Aber während große Städte, wie Lyon, Avignon, Boulogne-sur-Mer, Cambrai noch mit dem Druck ihres Inventars beschäftigt sind, haben eine kleine Stadt, Saint-Maixent, und der Flecken Duveilhan (Aude-Depart.) das ihrige in je einem Quartheste vollendet. T. v. B.

*) Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin par M. Louis Spach. Strasbourg, Ed. Piton, 1862. 1 vol. gr. in-8vo.

**) Collection des inventaires sommaires des archives départementales antérieures à 1790, publiée par ordre de S. Exc. M. le comte de Persigny, ministre de l'intérieur. Première partie: Archives civiles. Paris, Paul Dupont, 1863. Huit vol. in-4o, à 2 colonn.

Oſt-Aſien.

Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien.

II.

Japans kriegeriſche und religiöſe Zuſtände.

Um Einzelheiten aus den Werken von W. Heine und G. Spieß*) hervorzuheben, möge man mir geſtatten, mich hier zunächſt auf Japan zu beſchränken. Iſt doch Japan deshalb ein ſo wunderliches Land, weil ſeine Bewohner ohne europäiſche Hülfe, ich möchte ſagen, ohne europäiſche Konzeſſion ſich als Kulturvolk erſten Ranges etablirt haben. Je weiter wir hineinblicken, deſto mehr gewinnen wir die Ueberzeugung, daß unſere Civiliſation, abgeſehen von dem Chriſtenthume, dort faſt nichts auszutheilen hat, als was wir gern aus dem Gefolge der Civiliſation ausſcheiden möchten. Agrikultur, Gewerbe, eine Art der Kunſt und der Literatur, ſoziale Einrichtungen und Verfaſſung haben ſich bei dieſem Volke nur durch eigenes Denken, durch eigenen Scharfſinn herausgebildet und eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ſelbſtändig entwickelt. Die relative Vollkommenheit dieſes Zuſtandes verdient unſere Anerkennung um ſo mehr, je klarer die Philoſophie der Geſchichte den Einfluß macht, welchen der gegenſeitige Verkehr, die intellektuelle Reibung der Völker auf ihre Kultivirung ausübt.

Daß die Typen japaniſcher Kultur vielfach von den europäiſchen Formen abweichen, ja ihnen zuweilen ſtracks entgegenlaufen, kann unſern Humor anregen, aber nicht unſere Anerkennung hindern.

Am wenigſten ſcheinen die kriegeriſchen Einrichtungen Japans den Forderungen der modernen Kriegskunſt zu entſprechen. In Europa iſt man zweifelhaft, ob man den Fortſchritten in dem raſchen, behaglichen Genuß des Lebens, oder denjenigen in Mitteln zur ſicheren und maſſenhaften Vertilgung des Lebens die Palme reichen ſoll. In Japan iſt die Kriegskunſt entſchieden zurückgeblieben und die Befeſtigungswerke, Waffen und Krieger der Japaneſen erregen wahrſcheinlich mit Recht das Mitleid unſerer Kriegsgelehrten. Der Krieger, welchen G. Spieß Seite 147 abbildet, gehört offenbar in ein früheres Jahrhundert unſeres Mittelalters, und ebenſo mittelalterlich fühlen wir uns bei der Beſchreibung angehaucht, welche W. Heine von einigen japaneſiſchen Waffen liefert. „Auf jedem japaneſiſchen Wachtpoſten befindet ſich eine Reihe von Haken, in verſchiedener Weiſe an langen Stangen befeſtigt. Dieſe Inſtrumente ſind gewöhnlich von dreierlei Art. Die erſte Art beſteht aus einem Bündel von acht großen Haken, vier nach oben, vier nach unten gekehrt, jeder gleich großen Angelhaken geformt. Dieſes Bündel, in die Kleider eines Fliehenden verwickelt, dient, ihn daran feſtzuhalten. Das zweite Inſtrument hat ein Querholz von 18 Zoll Länge mit vier Reihen eiſerner Spitzen und an jedem Ende mit drei kurzen Meſſerklingen verſehen, von denen zwei nach oben, zwei nach unten und zwei nach außen gerichtet ſind. Dieſe Vorrichtung dient, um einen Angriff von ſich abzuhalten. An der dritten Stange iſt eine eiſerne Gabel befeſtigt, weit genug, um einen Hals zu umfaſſen, nicht weit genug, um den Kopf durchziehen zu können. Dieſe Gabel iſt dazu beſtimmt, den Gegner an die Wand zu drücken, ſo beim Halſe feſtzuhalten und dann zu entwaffnen. Die Stangen ſind 8—10 Fuß lang und 2—3 Fuß des oberen Endes mit eiſernen Spitzen beſchlagen, damit es nicht ſo leicht wird, ſie dem damit bewaffneten Krieger aus den Händen zu reißen."

Die Vortheile der modernen Schußwaffen ſcheinen den Japaneſen noch nicht völlig klar zu ſein. Das gereicht ihnen in den Augen des Humaniſten nicht zum Nachtheile. Indeß, mit ihrem wunderbaren Nachahmungstalente beginnen dieſe Leute ſich die modernen kriegeriſchen Einrichtungen anzueignen und zwar fürs genug auf einem höchſt ſchwierigen Terrain: zur See. — Heine fand in der Bai von Yeddo, außerhalb der Befeſtigungsbatterien vier ziemlich große dreimaſtige, nach europäiſcher Art getakelte Schiffe, die nicht verfehlten, bei der Expedition ſowohl Erſtaunen als Heiterkeit zu erregen. Die Form ähnelte derjenigen, welche man auf alten niederländiſchen Marinebildern findet, breit, tief bauchig, vorn rund, hinten mit weit ausgebauter Campagne, die Geſchützpforten groß wie die Thorwege, die Maſten wunderlich geſtellt und die Raen durch ſeltſames Tauwerk in mancherlei verſchiedenen und ungewöhnlichen Stellungen gehalten. Zwei dieſer Meerwunder waren ſchwarz angeſtrichen, eins am untern Theil grün, das vierte roth. „Wie und wann dieſe ſeltſamen Fahrzeuge entſtanden, bleibt noch eine offene Frage; die Japaneſen wollten oder konnten dieſelbe nicht beantworten, ſcheinen aber ſehr ſtolz auf dieſe Schöpfungen zu ſein. Die Mannſchaft hockte auf den Geländern und anderen Theilen der Schiffe herum, um uns zu inſpiziren, und mit Ausnahme eines Streifens Leinwand um die Lenden trugen die Leute meiſt nur ein einziges Kleidungsſtück, das, obſchon wahrſcheinlich ſehr unbequem zu tragen, wenn ganz neu, dennoch ſpäter nirgends drückt oder Falten wirft. Dieſes Kleidungsſtück beſtand aus der Haut des betreffenden Individuums, vom Halſe bis zu den Sohlen mit allerhand Ornamenten in rother und blauer Farbe tätowirt. Auch auf dieſe Verzierungen ſcheinen die Leute ſich nicht wenig einzubilden, und tragen mit anſcheinendem Wohlgefallen die verſchiedenen Krabben, Fiſche, Schmetterlinge oder auch Portraits von Frauen, die zwiſchen den Schultern oder auch tiefer am Körper abgebildet ſind, zur Schau."

Daß die Japaneſen den mörderiſchen Schußwaffen europäiſcher Civiliſation nicht zu widerſtehen vermögen, wird uns durch derartige Beſchreibungen deutlich genug, und die Erfahrung beſtätigt es. Man findet noch vielfache Anwendung der Bogenſchützen, und wenn auch das Schießen mit Büchſen und Flinten fleißig geübt wird, ſo dürfte doch kein Grund vorliegen, dieſe Waffen ſehr zu fürchten. Deſto gefährlichere Gegner ſcheinen die Japaneſen im Einzelkampfe zu ſein, wo ſie in der Führung des Schwertes eine wohlberechnende Gewandtheit zu zeigen pflegen. Das iſt kein bloßes Dreinſchlagen, vielmehr wird der Gebrauch des Schwertes in Fechtſchulen geübt, deren es in Yeddo allein eine große Anzahl giebt, wie denn die Gymnaſtik auch im Uebrigen, namentlich auch im Ringkampfe, mit Eifer gepflegt wird.

Nichts iſt vielleicht mehr geeignet, die Gegenſätze, aber auch die Aehnlichkeiten der europäiſchen und der oſtaſiatiſchen Kultur in das rechte Licht zu ſtellen, wie die herrſchenden Religionen. Der Buddhismus, wie er in Japan ſich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat, ſcheint den Bekennern eine ungemeine Freiheit in der Ausübung der Religion zu geſtatten. Die Phantaſie hat ſich geſchäftig geregt, um mannigfache Formen des religiöſen Weſens zu geſtalten. Hier finden wir viele Formen der chriſtlichen Kirche wieder. Die Menge der Tempel und Klöſter, welche z. B. in

*) Vergl. die vorige Nr. des „Magazin."

Yedo einen wesentlichen Theil der Stadt in Anspruch nehmen, das Wohnen der Priester in denselben, die Ausschmückung und Einrichtung der Tempel, die Anbetung Buddhas, die Heiligha[l]tung seiner jungfräulichen Mutter — das Alles läuft parallel mit gewissen christlich-kirchlichen Formen. Aber selbst im Wesen der Religionen — mögen die Theologen mir das Wort verzeihen! — müssen wir Gemeinschaftliches zugeben. Der Dualismus des guten und bösen Prinzips im Buddhaismus ist in der christlichen Religion noch nicht überwunden. Aber, wie gesagt, dort herrscht größere Freiheit der Bewegung, und während dem Vertreter des guten Prinzips eine Wohnung neben der andern geweiht ist, versäumt man doch nicht, auch den Repräsentanten des bösen Prinzips, den Füchsen, manch Tempelchen zu errichten und darin fleißig zu opfern. Man wahrt sich eben nach beiden Seiten. Ja, nach ganz anderen Prinzipien baut man Tempel: Herr Spieß fand auf einem Ausfluge in die Umgegend von Yedo einen Tempel, der offenbar dem Gotte der ehelichen Fruchtbarkeit gewidmet war.

Wie in Europa lange Zeit, so scheint auch in Japan die Kirche Beschützerin der Kunst gewesen zu sein. Heines Beschreibung des Tempels Gohiak-Razan oder Gohiak-Lazan in Hendzio bei Yedo ist in dieser Beziehung von großem Interesse. „Dieser Tempel wird auch zuweilen der Tempel der 500 Bildsäulen genannt, von 500 plastischen Darstellungen Buddhas, die hier aufbewahrt werden. Diese stellen den Gott in allen möglichen Stellungen dar, von der einfachen nachdenkenden des fürstlichen Götterjünglings an, der, nachdem er die Eitelkeit der Welt durchgekostet, zum Philosophen wird: die Kasteiung und das ascetische Leben des späteren Propheten, seine Versuchung und sein Sieg über den Versucher, die Offenbarungen, die ihm geworden, der Antritt seines Propheten- und Lehramts, sein heiliger Wandel auf Erden, seine endliche Vergötterung und die immer zunehmende Macht seiner göttlichen Kraft, letztere durch unzählige, bei jedem folgenden Bilde in größerer Anzahl angebrachte Hände dargestellt, jede das Symbol irgend einer Tugend oder einer Kundgebung göttlicher Kraft haltend. Die Bildsäulen, theils aus Holz mit Vergoldung und Malerei, theils in Bronze dargestellt, befanden sich früher in zwei großen Gebäuden von mehreren Stockwerken und waren so aufgestellt, daß man die verschiedenen Gestalten in chronologischer Ordnung sah, wobei die jungfräuliche Mutter des Gottes als Himmelskönigin thronte. Ein Erdbeben hat den einen Tempel theilweise zerstört, den anderen arg beschädigt. Letzterer enthält noch die Statuen in ihrer ursprünglichen Ordnung, ersterer ist ganz verlassen und seine Götterbilder sind in einem leichtgebauten hölzernen Hause aufbewahrt."

Trotz unzähliger Tempel kann diesem Volke ein tiefes religiöses Bewußtsein nicht innewohnen. Die Tempel werden nur selten von Personen besucht, die ihren Gott im Gebet anrufen. Man überläßt die Erfüllung religiöser Pflichten lediglich der Priesterkaste, welche ihres Amtes ohne alle Würde und mit auffallender Gleichgültigkeit waltet. Und kann auch die buddhistische Religion mit ihrer Fülle leerer Aeußerlichkeiten diesem denkenden Volke genügen? Welch eine vielversprechende Perspektive für das Christenthum! Bis jetzt freilich ist unter den Japanesen schon allein der Gedanke an eine andere Religion Verbrechen, und der Besitz einer Bibel kann tödtliche Folgen haben. Aber das Volk wird dem inneren Bedürfnisse einer tiefen, erwärmenden Idee in seiner Religion unterliegen; dann muß das Christenthum auch dort wieder eine Heimat finden.

Viele Sitten stehen einer solchen Hoffnung entgegen; in anderen wird man aber, ohne der Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit bezüchtigt zu werden, einen fruchtbaren Boden für die Religion der Liebe entdecken können. Dahin möchte ich gern das Todtenfest der Japanesen zählen, welches Heine bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Nangasaki anziehend beschreibt.

„Von den Hügeln der Stadt hat man fast überall umfassende Aussichten über Stadt, Hafen und die schönen malerischen Hügel, die Alles umgränzen; die Gräber aber, welche terrassenförmig bis zu den höchsten Punkten reichen, bilden einen pittoresken Theil des Ganzen. Im August, wo die Japanesen ihr Todtenfest feiern, werden vor jeder Grabstätte Matten ausgebreitet; alle Mitglieder der Familie versammeln sich dann hier, essen und trinken, wobei ein Theil der Speisen auf jedes Grab gestellt, später aber den Armen gereicht wird, und am Abend ist jedes Grab mit einer Papierlaterne erleuchtet. Personen, die dieses Fest gesehen haben, beschreiben den Anblick dieser mit vielen Tausenden von Lichtern bedeckten Hügel als höchst eigenthümlich, und meistens pilgert man am Abend des letzten Tages auf die Berge hinaus. Es werden dann die den Todten dargebrachten Speiseopfer und einige kleine Kupfermünzen in kleine aus Stroh verfertigte Boote gelegt, in jedes derselben ein Licht gestellt, und nun segelt diese Miniatur-Flottille dem Meere zu, den Todten ihren Antheil zuzuführen: Hier wartet eine Menge von Bettlern in Booten, um, sobald die Kerze erloschen ist, sich das kleine Fahrzeug mit seiner Fracht anzueignen."

Wir sehen, die Japanesen entbehren keineswegs der Gemüthlichkeit. Ueberhaupt wird ihr Charakter durch eine große Zahl trefflicher Eigenschaften bestimmt, welche vielfach überrascht haben. Mäßigkeit bis zu einem Grade, daß auch der bescheidenste Europäer mit den japanischen Speiseportionen sich nicht begnügen kann; unverwüstliche Heiterkeit und eine in steter Lachlust aufgehende sorglose Auffassung des Lebens; Höflichkeit und Gutmüthigkeit gegen Fremde bis zur Aufopferung; Festigkeit und Würde, Klugheit und Muth, das Leben jeden Augenblick (z. B. durch die Hara-Kirri, d. h. durch Bauchaufschlitzen) in die Schanze zu schlagen; Selbstbewußtsein, Ehrgeiz und unbeugsamer Sinn für Unabhängigkeit — das Alles müssen wir ihnen zugestehen, wenn es auch ein wenig mit Eitelkeit, Hinterlist, Untreue und lockeren Sitten durchflochten sein mag.

Sollten wir die Hoffnung aufzugeben haben, mit einem solchen Volke freundschaftliche Beziehungen unterhalten zu können? Gewiß nicht! Die bisherigen Erfahrungen sind freilich nicht verlockend. Die Schwierigkeit, mit der Regierung Verträge zu schließen und die geschlossenen Verträge aufrecht zu erhalten; das unbesiegbare Mißtrauen der Regierung und zum Theil des Volkes bei allem Verkehr mit Ausländern, die immer sich wiederholende meuchlerische Ermordung Fremder könnte wohl genügen, die fremden Nationen von diesen scheinbar so unwirthlichen Gestaden fern zu halten. Aber seien wir gerecht! Die Japanesen sahen plötzlich ihre Abgeschlossenheit, in welcher sie ein ganz glückliches und vergnügliches Dasein unterhielten, in welcher sich ihre Kultur auf eine fast stolze Höhe geschwungen hatte, durch die ein wenig zudringlichen Anträge von Völkern durchbrochen, die sie nicht gerufen und nicht aufgesucht hatten; nicht sie beanspruchten und bedurften die Freundschaft und den Handel Amerikas und Europas; ihr Handel, ihre Erzeugnisse wurden gesucht, wetteifernd bewarben sich die Eindringlinge um ihre Gunst, und in den Häfen ankerten inzwischen furchtbare Riesen von Kriegsschiffen, durch welche

sie ihre Unabhängigkeit bedroht sehen mußten. War es nicht natürlich, daß sie mit diplomatischer Zurückhaltung, als diese aber fruchtlos, mit blutiger Sprache zu verstehen gaben, wir wollen Euch nicht, wenigstens aber den Preis ihrer Gunst und Freundschaft zu bestimmen suchten? Die Gerechtigkeit fordert die Einnahme dieses Standpunktes, und deshalb halte ich das Urtheil für sehr gewagt, welches Herr Spieß bei Gelegenheit der Ermordung des Engländers Richardson*) fällt: „Es fragt sich aber zunächst, sind Richardsons Mörder nach japanischem Gesetze überhaupt strafbar? Ich glaube dies nicht, will es jedoch nicht näher untersuchen, da ich als gewiß annehmen darf, daß keine Nation des Westens zugeben werde, ihre Unterthanen dem Schutze einer Gesetzgebung anzuvertrauen, welche Mordanfälle ungestraft verüben läßt. Wenn zwei heterogene Civilisationen in Berührung gerathen, so kann es nicht vermieden werden, daß Reibungen stattfinden, und es ist offenbar, daß in diesem Falle die schwächere Civilisation der stärkeren weichen muß. In einem solchen Falle ist also Dasjenige Recht, was wir als Recht annehmen, und in dem Falle, der uns beschäftigt, muß also die japanische Obrigkeit die Mörder von Richardson bestrafen, sie möge in Denselben Verbrecher sehen oder nicht." — Die Mordanfälle sind allerdings nicht zu billigen; aber die hier ausgesprochenen Grundsätze sind solche, wie sie nur im Völkerrechte Englands zu stehen scheinen; sie führten in Deutschland zu der Affaire Macdonald, in Japan zur Beschießung und Verwüstung Kagosimas. Mit dieser Sorte Gerechtigkeit kommen wir bei einem Volke wie die Japanesen nicht zum Ziele. Ich hoffe, Deutschland besitzt noch andere Mittel, „ewigen Frieden und Freundschaft" mit Japan zu erhalten. G. H.

Kleine literarische Revue.

— **Shakspeare-Album.** Einen kleinen Appendix zu der in unserem heutigen Shakspeare-Artikel empfohlenen Anthologie des großen Dichters von S. Kreyßig bildet das von C. E. M. Alberti herausgegebene „Shakspeare-Album."**) In ähnlicher Art, wie der sogenannte „Pharus des menschlichen Lebens" aus allen möglichen deutschen und anderen Dichtern die Sentenzen nach ihrem Sinn und ihrer Anwendung auf die sittliche und die physische Welt zusammenstellt, ist hier Shakspeare, und zwar nach der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung, in einer nicht unästhetischen, oft sogar sinnvollen Weise benützt. Den „religiösen Weltanschauungen" (in nicht großer Zahl) folgen Betrachtungen über den Staat, über Menschen-Schicksale und Stimmungen, über die sittliche Würde und ihre Kehrseite, über die Frauen, die Liebe, über Natur und Kunst ꝛc. Das Büchlein entbehrt allerdings der von Kreyßig befolgten Methode der gleichzeitigen Gruppirung der Dramen Shakspeare's und ihrer schönsten Stellen, so daß wir es nicht auch, wie die „Anthologie", als einen Leitfaden durch den reichen Garten des großen Dichters gebrauchen können, aber es wird immerhin vielen Lesern ein angenehmes Geschenk sein.

— **Shakspeare im Lichte der Theologie.** Der große britische Dichter gewährt, gleichsam wie das Buch der Bücher, die Bibel, jeder Klasse von Lesern Etwas, das ihr Herz erfreut. Einen Beweis dafür bietet die uns vorliegende Schrift eines deutschen Theologen*), worin, zum Theil in den üblichen theologischen Ausdrücken und Redewendungen, nachgewiesen wird: 1) „daß Shakspeare ein Zeughaus voll Waffen wider die kirchenfeindlichen Mächte unserer Tage sei"; 2) daß sich in der heiligen Schrift und in Shakspeare's Dramen viele Aussprüche und Gleichnisse finden, die dem Wesen nach mit einander übereinstimmen, und 3) daß es eine sehr gute Schule für formale Geistesbildung sein würde, wenn man Shakspeare auf Gymnasien läse. Zu seiner Unterstützung citirt der Verfasser einige andere, als rechtgläubig bekannte Theologen, die ebenfalls große Stücke auf Shakspeare halten und die sich allerdings, zu ihrer Ehre, von den zelotischen Puritanern Englands unterscheiden, welche Shakspeare's Theater, nicht lange nach seinem Tode, schlossen und sogar in den damals gedruckten Dramen des Dichters den Namen Gottes streichen und durch irgend ein anderes umschreibendes Wort ersetzen ließen.

— **Oesterreichische Geschichtschreiber.** Auch von österreichischer Seite fängt man jetzt an, die Geschichte des Zeitalters vor und nach der französischen Revolution, wie dies Häusser und Sybel von anderer Seite gethan, quellenmäßig zusammenzustellen. In der „Oesterreichischen Revue" hat ein gelehrter Offizier, unter der Form einer kritischen Besprechung des in Paris herausgekommenen Briefwechsels Napoleons I., eine sehr gründliche, historische Monographie der österreichisch-französischen Feldzüge in Italien zur Zeit der Revolution geliefert. Ein anderer österreichischer Offizier, Hauptmann v. Vivenot, hat soeben, unter der Form einer Lebensbeschreibung des letzten Reichs-Feldmarschalls, Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, einen interessanten Beitrag zur Geschichte des deutschen Reichsverfalls im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts herausgegeben.**) Der Herzog von Sachsen-Teschen war kein glücklicher Feldherr; es ist ihm niemals gelungen, seine Gegner zu besiegen; im Gegentheil, wo und so oft er auch kämpfte, gleichviel gegen wen, er ist überall geschlagen worden. Nun muß man aber auch, um dies sehr natürlich zu finden, die Reichsversammlung zu Regensburg kennen, von der der Reichs-Feldmarschall zuerst, und den Hofkriegsrath zu Wien, von dem derselbe Befehlshaber zu allererst abhängig war. Mit diesen beiden Hemmschuhen und Bleigewichten an Händen und Füßen sollte der deutsche Reichs-Feldmarschall gegen die agilen, von jungen Generalen kommandirten und enthusiasmirten, französischen Republikaner kämpfen und Schlachten gewinnen! Sein Biograph sucht den Herzog v. Teschen außerdem noch dadurch zu rechtfertigen, daß er einen Theil der von dem österreichischen Feldherrn erlittenen Unfälle den Preußen in die Schuhe schiebt, deren zweideutige, zaudernde Haltung bis zum Baseler Frieden den Reichsverfall mit herbeigeführt haben soll. An dem „Reich", wie es damals beschaffen war, ist jedoch wahrlich nichts mehr zu verderben gewesen, und was die Machiavellistische Politik des preußischen Ministers Lucchesini betrifft, so hatte sie doch wohl, wie Jedermann bei Häusser und Sybel lesen kann, an dem österreichischen Minister, Baron Thugut, ihren Herrn und Meister gefunden.

*) Vergleiche Nr. 12. des „Magazin" von 1863.

**) Shakspeare-Album. Des Dichters Welt- und Lebens-Anschauung, aus seinen Werken systematisch geordnet von C. E. M. Alberti. Berlin, C. G. Lüderitzsche Buchhandlung (A. Charisius), 1864.

*) Shakspeare in seiner Bedeutung für die Kirche unserer Tage. Ein zum Theil im Evangelischen Verein gehaltener Vortrag, von Aug. Schmarkopff. Halle, Rich. Mühlmann, 1863.

**) Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichs-Feldmarschall. Nach Original-Quellen bearbeitet von Alfred v. Vivenot, k. k. Hauptmann. Erster Band. Wien, 1864.

Literarischer Sprechsaal.

Im vorigen Jahre, fast um die jetzige Zeit, brachten die „Preußischen Jahrbücher" eine Erinnerungsschrift an Gabriel Riesser, aus der Feder von Moritz Veit; jetzt widmen dieselben Blätter ihrem Mitarbeiter Dr. Veit, der leider dem vorangegangenen Freunde bald gefolgt, ein gleich würdiges, gleich zutreffendes Erinnerungswort, das auch in einem besonderen Abdruck uns vorliegt.*)

Von Thomas Carlyle ist die sinnvolle Bemerkung gemacht worden, daß eine gute Biographie vor Allem zwei Fragen zu beantworten habe: „Wie hat auf die bestimmte Individualität die Allgemeinheit gewirkt, und wie diese Individualiät auf die Allgemeinheit?"

In der vorliegenden Biographie finden wir beide Fragen erschöpfend beantwortet, indem darin Moritz Veit, der jugendliche Dichter und Idealist, der Buchhändler und gereifte Schriftsteller, der Stadtbürger in seinen Beziehungen zu Mitbürgern und zu Glaubensgenossen, der Politiker in seinem Verhältnisse zum preußischen Staat und zum deutschen Vaterlande dargestellt und in allen diesen Beziehungen nachgewiesen wird, daß wir es hier mit einer durchweg selbstlosen, edeln Persönlichkeit zu thun haben. Es war eine nicht leichte Aufgabe, aber es ist dem Biographen gelungen, in diesem begränzten Rahmen zugleich ein Bild der Zeit und der politischen Bewegung zu geben, an welcher Veit so regen Antheil genommen, und dabei seine stets maßvolle Haltung, besonders in den Krisen von 1849 und 1861, in das rechte Licht zu stellen.

Wir lassen hier die Worte folgen, mit denen die treffliche Charakteristik schließt: „So hat Veit zu den seltenen Menschen gehört, von denen ein Segen ausströmt, deren Berührung im Innersten wohlthut, weil die sittliche, die menschliche Idee uns aus ihnen entgegenleuchtet. Ein Vorbild aber für Viele unter uns mag es sein, wie bei ihm, dem einfachen Bürger, das Privatinteresse aufging in dem Gemeinsinn. Auf solchem freithätigen Bürgersinn ruhen, wie auf fester Säule, die Institutionen, die wir aus einer großen Vergangenheit noch haben, und in dem Maße, wie er sich erweitert und die sozial unabhängigen Klassen durchdringt, werden auch die Güter uns zufallen, um die wir jetzt kämpfen."

Zu unserer nicht geringen Ueberraschung bringen die „Deutschen Blätter" (Leipzig, Keil) an ihrer Spitze die Ankündigung von Berthold Auerbach's Rücktritt von der Redaktion dieser seit etwa zwei Jahren mit so vieler patriotischer Hingebung von ihm geleiteten und von den ersten Federn Deutschlands — wir nennen nur Dav. Friedr. Strauß — unterstützten Zeitschrift. Gründe für diesen Rücktritt sind nicht angegeben; dagegen befindet sich dort eine „Die Redaktion" (?) unterzeichnete Erklärung, worin gesagt wird, daß Dr. Berthold Auerbach „durch anderweitige literarische Arbeiten genöthigt wird", die Leitung des Blattes niederzulegen, und daß nun „wir selbst" ausschließlich dieselbe übernehmen. Wir können dies im Interesse des deutschen gebildeten Publikums, an welches sich Auerbach's „Deutsche Blätter" ausschließlich gewandt hatten, nur bedauern, denn wir befürchten, daß die unbekannte neue Redaktion — wie auch bereits die neuesten Nummern des Blattes beweisen — dasselbe zu einer der vielen Leipzig-Berliner „Fabrik-Unternehmungen" machen werde, die nur auf Abonnentenfang, gleichviel in welchen Kreisen, berechnet sind.

„The Illustrated London News" haben uns in ihrer Nummer vom 9. April einen nicht unwesentlichen Dienst erwiesen, den man erst richtig schätzen lernt, wenn man bedenkt, daß Alt-England jede nicht-britische Flottenvermehrung wie die Sünde haßt. Nun hat sich die junge preußische Flotte am 17. März d. J. des Verbrechens schuldig gemacht, mit 57 Geschützen in 2 Korvetten und 7 Kanonenbooten eine dänische Flotte von 179 Geschützen in sechs Ranggschiffen ohne Weiteres, 80 Seemeilen vom „blokirten" Swinemünde entfernt, anzugreifen und in einem vierstündigen Kampfe arg zuzurichten, worauf sie ihren Hafen suchte und schon am Nachmittage des anderen Tages wieder auslief, um nach Feinden zu spähen. Würde die Nachricht von diesem unerhörten Vorfalle unverfälscht in England verbreitet, dann läge es im Bereiche der Möglichkeit, daß sofort eine englische Flotte nach der Ostsee ginge, um Wiederholungen ähnlicher Ausschreitungen gewaltsam zu verhindern; doch die englischen Zeitungen insgesammt und besonders das oben genannte Blatt wenden für diesesmal den Schlag von uns ab. Die „Illustrated London News" bringen nämlich eine Abbildung des Seekampfes, von ihrem „own Danish Correspondent" an Bord „eines" der dänischen Schiffe aufgenommen, und zeigen uns einerseits die in Todesangst vor dem Angriffe der Dänen fliehenden und dabei aus Leibeskräften schießenden Preußen, andererseits die Dänen, welche jene mit voller Fahrt todesmuthig verfolgen, trotz des Hagels von preußischen Geschossen, der über ihre Schiffe dahinsaust, aber — harmlos ins Wasser fällt, wie es in der Beschreibung heißt. Und es ist wirklich so: acht Rauchwolken steigen empor aus den zwei schweren Korvetten „von je 28 Kanonen", der Loreley und den 6—8 Kanonenbooten, „die sich furchtsam dicht am Lande entlang drücken", und acht Granaten fallen jenseits der dänischen Schiffe ins Wasser. Die Preußen haben nicht die Dänen aufgesucht, sondern umgekehrt die Dänen, welche auf Befehl ihrer Regierung die pommersche Küste „blokiren", haben die Preußen dort gefunden, worauf diese, ehe noch ein Schuß fiel, in 2 Meilen Entfernung Kehrt machten, um sich vor der Wegnahme zu retten. Sie wurden aber trotzdem „böse gekämmt" (badly raked) und ihr Verlust muß enorm sein, denn man weiß ja, daß Prussia gleich Russia nicht erlaubt, seine Verluste zu veröffentlichen, und wenn sie 5 Todte und 9 Verwundete angeben (noch dazu namentlich!), wie viel müssen sie da in Wirklichkeit verloren haben! Die Dänen verloren auf dem „Sjölland" 3 Todte und 20 Verwundete, auf den anderen Schiffen Niemand! — Der angehaltene englische Dampfer-Capitain, der gleich nach dem Gefechte auf dem Verdeck des Linienschiffes „Sjold" 20 Todte gesehen, wird sich demnach wohl geirrt haben. Die Dänen waren übrigens in der Minderheit, denn „ursprünglich hatten sie nur eine Fregatte und zwei Korvetten, doch hatte sich am Tage zuvor noch ein Linienschiff zu ihnen gesellt, während eine weitere Anzahl Kriegsschiffe zu fern vom Kampfplatze lag, um thätig eingreifen zu können." Dann wird noch erklärt, daß das Land, welches man auf der Abbildung sehe, Rügen heiße und eine Insel „an der Küste des Baltischen Meeres gerade gegenüber von Kopenhagen" sei. Gerade gegenüber von oder wohl gar in Kopenhagen mag auch wohl die „Bai von Stettin" zu suchen sein, in welcher der Admiral v. Dockum gelegen haben will, als er die Blokade von Swinemünde dekretirte.

---

*) „Zum Andenken an Moritz Veit." Von Dr. W. Wehrenpfennig. Besonders abgedruckt aus dem 13. Bande der Preußischen Jahrbücher. Berlin, Georg Reimer. 28 S.

Zur Shakespeare-Feier.

„Wenn sich Musik und Poesie verbinden
Geschwisterlich in süßer Harmonie,
Muß sich Dein Herz zu meinem Herzen finden
Du liebst Musik, ich liebe Poesie.
Du liebst es, Dowland's hehrem Spiel zu lauschen,
Deß Lautenklang das Herz mit Zauber füllt —
Ich lieb es, mich an Spenser zu berauschen,
Deß Lied die tiefste Weisheit mir enthüllt;
Du liebst des Gottes weihevolle Klänge
Die Dich empor zu höhern Sphären tragen —
Ich liebe seine himmlischen Gesänge
Die, was ich selbst nicht sagen kann, mir sagen.
Ein Gott schuf beide. Wie sie sich verbinden,
Muß sich Dein Herz zu meinem Herzen finden."
(Sen. J.)

William Shakespeare's Sonette
in deutscher Nachbildung von **Friedrich Bodenstedt.**
1) **Pracht-Ausgabe**, gr. 8. Velinp. geh. 2 Thlr., geb. 2⅔ Thlr.
2) **Volks-Ausgabe**, weiß Druckp. geh. 15 Sgr., eleg. geb. 25 Sgr.

Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke.

In Charakteristiken und Uebersetzungen von
Friedrich Bodenstedt.
I. Band: John Webster. II. Band: John Ford. III. Band: „John Lilly", „Robert Greene" und „Christoph Marlowe", die drei bedeutendsten Vorläufer Shakespeare's und ihre dramatischen Dichtungen. 8. geheftet. Preis: à 1 Thlr. 15 Sgr.
(Jeder Band wird einzeln verkauft.)
Verlag der Königlichen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker), Berlin. (223)

Bei R. L. Friderichs in Elberfeld erschien soeben:

Shakspere's Werke.
Herausgegeben u. erklärt von Dr. **N. Delius.**
(Engl. Text mit deutschen erklärenden Noten.)
Neue wohlfeile Ausgabe.
Mit dem Portrait Shakspere's.
Lex.-Format. II. Band. Preis 2 Thaler.
Das complete Werk wird in 7 Bdn. à 2 Thlr. im Laufe d. J. ausgegeben. Einzelne Bände und Stücke behalten den bisherigen Preis. (224)

Im v. J. erschienen in dem unterzeichneten Verlage:

Lateinisch u. Romanisch, besonders Französisch.
Von Dr. **Friedrich August Beger,** vormals Director der ersten Realschule zu Dresden und Ritter des Königlichen Sächsischen Albrechts-Ordens. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Bruder Dr. Johann Heinrich Beger. 8. geh. 15 Sgr.

Das kleine Buch führt Alle, die überhaupt Interesse für Sprachen haben und mit der französischen und lateinischen Sprache auch nur obenhin bekannt sind, auf angenehme und geistreiche Weise in den Prozeß der Entstehung der romanischen Sprachen und namentlich der französischen aus der lateinischen ein.

Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptsächlich an der deutschen und französischen Sprache nachgewiesen, nebst einer Einleitung über das Wesen der Sprache von **F. Eimele,** Dr. phil. gr. 8. geh. 10 Sgr. (230)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Jacob Grimm: Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,
gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin,
herausgegeben von Herman Grimm.
Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).
Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug besseligender Kräfte." Pr. Jahrb.
Exemplare des ersten, November v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8 (ohne die Bilder) sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten. (229)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:
Brugsch, (H.), Wanderung nach den Natron-Klöstern in Aegypten. Vorlesung gehalten im wissenschaftlichen Verein der Singakademie in Berlin. 16. geh. 6 Sgr. (231)

In unserm Verlage ist so eben erschienen:
Ueber die strafbare Nachbildung von Kunstwerken.
(Separat-Abdruck aus dem Archiv für Preußisches Strafrecht.)
Lex.-8. geheftet. Preis 7½ Sgr.
Berlin, den 6. April 1864. (227)
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:
Dainos. Littauische Volkslieder
übersetzt
von
G. H. F. Nesselmann.
eleg. kart. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Zartheit und Innigkeit zeichnen bekanntlich die ernsten, Frische und naiver Witz die heitern Lieder der Littauer aus. Hier sind die schönsten, geschmackvoll übersetzt, in einen duftigen Strauß gebunden. Ein Holzschnitt auf dem Umschlage giebt das Bild eines littauischen Mädchens in ihrem Nationalkostüm. (233)

In allen Buchhandlungen ist zu haben, Berlin in Ferd. Dümmler's Buchhandl. (W. Grubel, Leipziger Straße 112.
Eylerts Charakteristik Friedrich Wilhelm III.
Wohlfeilste Volks-Ausgabe.
3 Theile. 1 Thlr. 26⅔ Sgr. (225)

So eben ist erschienen:
Geschichte oder Roman?
Das Leben Jesu von Ernst Renan,
vorläufig beleuchtet
von
J. J. von Oesterzen,
Dr. und Professor der Theologie zu Utrecht.
4 Bogen gr. 8. Preis 10 Sgr. (226)
Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Luise, Königin von Preußen.
Ihr Leben, Leiden und Sterben
dem Volke erzählt von (235)
Friedrich Adami.
8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."
Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:
Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie
in ihren gegenseitigen Beziehungen.
Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung
5 Bogen. gr. 8. geh. 15 Sgr.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen:
Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates
von **J. Voigt,**
Professor an der Königl. Realschule zu Berlin. 1860. (41 Bgn.) gr. 8., 2 Thlr., in Leinwand geb. mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen. Literar. Centralblatt.

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor J. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Concipirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks." Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.

Gleich günstig sprechen sich über das Buch alle pädagogischen Blätter ohne Ausnahme aus. (228)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

No. 18.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 1. Mai **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Deutsches Singspiel und italiänische Oper. 274
Zur Physiologie der Netzhaut 276

Rußland.

Moskau, Rom und Konstantinopel. I. Der Cäsaro Papismus, das griechische Schisma und die römische Kirche 277

Palästina.

Die Kunde der Münzen und Maße bei den Hebräern 280
Briefe eines deutschen Reisenden aus dem nördlichen Brasilien. II. Die Provinzen Ceara und Maranhao 281

Süd-Amerika.

Die Mythe von El Dorado. Nach Alexander von Humboldt 283

Kleine literarische Revue.

Lessing, Samuel Johnson und Shakspeare . 285
Shakspeare und die englische Literatur, 1564—1864 285
Victor Hugo's Buch über Shakspeare . . 285
Chronik der Gegenwart 286
Die österreichischen Alpen 286
Sibirische Universität 286
Eduard Fischel's Werk in Frankreich . . 287
J. J. van Oosterzee's Christologie . . . 287
Literarischer Sprechsaal 287

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Brandis (Christian August), Gedächtnissrede auf Friedr. Wilh. Joseph v. Schelling. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften 1855. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Schiller gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

— — **Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter** gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. 8. geh. 20 Sgr.

Exemplare des ersten November v. J. erschienenen Abdrucks in gr 8. (ohne Bilder) sind soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten. (237)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

Auckland, Lord William, Journal and Correspondence. With a preface and introduction by the Bishop of Bath and Wells. 4 vols. Ladenpreis 20 Thlr. Für 9 Thlr.

Buckingham, Duke of, Memoirs of the courts and cabinets of William IV. and Victoria. From original family documents. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. Für 6 Thlr.

Dasent, G. W., The story of Burnt Njal, or The life in Iceland at the end of the tenth century. From the Icelandic of the Njals Saga. With an introduction, maps and plans. 2 vols. Ladenpreis 9 Thlr. 10 Sgr. Für 5 Thlr. 25 Sgr.

Holland, H., Essays on scientific and other subjects, contributed to the Edinburgh and Quarterly Reviews. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sgr. Für 3 Thlr. 10 Sgr.

Hutchinson, Th. J., Ten years' wanderings among the Ethiopians; with sketches of the manners and customs of the civilized and uncivilized tribes from Senegal to Gaboon. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sgr. Für 3 Thlr.

Richardson, J, The Polar-Regions. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sgr. Für 3 Thlr. 20 Sgr.

Sayer, Captain, The History of Gibraltar and of its political relations to events in Europe; from the commencement of the Moorish Dynasty in Spain to the last Marocco war. Ladenpreis 6 Thlr. Für 4 Thlr.

Urquhart, D., The Lebanon: (Mount Souria.) A history and diary. 2 vols. Ladenpreis 9 Thlr. 10 Sgr. Für 6 Thlr.

Wellington, Field-Marchal, Duke of, Life. By *Ch. D. Yonge.* 2 vols. Ladenpreis 13 Thlr. 10 Sgr. Für 9 Thlr.

Wiseman, Cardinal H. E., Recollections of the last four popes and of Rome in their times. Ladenpreis 7 Thlr. Für 5 Thlr. 20 Sgr.

Dieses Verzeichniss herabgesetzter Bücher wird fortgesetzt.

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf den Packeten nachgenommen werden sollen. (235)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

April 1864.

Denis Duval. Chapter IV. u. V. — A Gossip on Royal Christenings — Pagan and Christian Religious Sentiment. — On Words best left Unsaid. — The Small House at Allington. Chapter LVIII—LX. — A Day with the Emperor's Hounds. — On an Old Muff. By *Frederick Locker.* — Bookselling in the 13th. Century. — Club-House Sobriety. — A Child of Nature. — Margaret Denzil's History (Annotated by her Husband. Chapter XVI—XVIII.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson.* Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

April 1864.

The Hillyars and the Burtons: A Story of two Families. By *Henry Kingsley.* Chapter XXIII—XXVI. Subscription no Security. By the Very Rev. the Dean of Christchurch, Oxford. — On Sleeps and Dreams. By the Rev. *John Cunningham.* — Letters from a Competition Wallah. Letter XI. Christianity in India. — Inaugural Lecture on Political Economy. By *Henry Fawcett.* — The Mist on the Moor. By *D'Arcy W. Thompson.* — Two Months in Rome. — A Gossip over my Portfolio. — Letters from Coleridge to William Godwin. (236)

LONDON SOCIETY. An illustrated. Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

April 1864.

The London Opera Directors. A Series of Anecdotic Memoirs of Directors, Composers, and the leading Singers who have appeared before the British Public. Nr. 1. (With Portrait of Signora Faustina. By the Author of the Queens of Song. — Refused! — Art in the Auction Room. — Our Entertainment (With fourteen Illustrations by C. A. Doyle). — An April Foole. A Tale. — Contradictions. — The Merchant Princes of England. Chapter III. Richard Whittington of London. (With a Portrait and a Sketch of his House). — IV. The Cannings of Bristol. — The Ordeal for Wives. A Story of London Life. Chapter XIII. u. XIV. — Lovely Lady Coventry: The Story of a Belle. — Art in a Railway Station. — Easter Eve at St. Petersburgh. — Two April Pictures. — My Rowing Days. By an Old University Oar. — From Putney to Mortlake with the University-‚Eights'. — Young England's College Sports: A Day with the Champion Athletes of the Universities.

Deutschland und das Ausland.

Deutsches Singspiel und italiänische Oper.

Sangesluft und Sangfertigkeit sind vom frühesten Mittelalter an keinem Volke in so hohem Maße eigen gewesen als den Deutschen. Mochten auch römische Kleriker, wenn sie unseren Vorfahren die eintönige Weise des Gregorianischen Kirchengesanges mit ihren lateinischen Texten schwer beibringen konnten, in Unmuth gerathen über die Stimmen der Deutschen, mochte ein Johannes Diakonus, der Biograph Gregors, klagen, daß diese Stimmen brausend seien wie der Donner und daß die barbarische Wildheit ihrer durstigen Kehlen nur Laute ermögliche, knarrend wie ein Lastwagen, der über holperiges Pflaster hinrollt — wir finden in diesen Klagen nur die Bestätigung dafür, daß der deutsche Gesang schon damals ein theures Gemeingut der Nation gewesen ist, das sie sich durch die fremden Priester nicht nehmen lassen wollte. Wie zäh sie an ihm festhielt, das bezeugen ferner alle jene Satzungen und Gebote, die auf Kirchenversammlungen und Reichstagen gegen die „Teufelslieder" der Bauern und der Gemeinen erlassen wurden und welche die im Sange fortlebende altheidnische Heldensage mit den Kirchenbußen und Pönitenzen des neuen Glaubens bedrohten. Man hat zwar diese Lieder, ein unwiederbringlicher Verlust für die Geschichte der Sprache und der Sitte unseres Volks, bis auf zufällige und geringe Ueberbleibsel ausgerottet, aber die deutsche Sangeslust blieb die alte und bewies sich bei jedem neuen Stoffe, den die erwachende Dichtkunst und das Volksleben des Mittelalters ihr zuwies, in lebendigster Frische. Lieder und Weisen, wie sie bald das Volk sich selbst zurecht machte, bald kunstfertige Meister erfannen, waren bald allerorten bekannt; Spiel und Gesang, besonders der Chorgesang, waren ein Band, das je und je die vielfach zerspaltenen und zerklüfteten Theile der Nation einigend umschlang. Ein Beispiel aus einer alten Chronik von Limburg möge genügen: „In derselbigen Zeit, erzählt sie vom Jahre 1350, sung man ein new Lied in allen deutschen Landen, das war gemein zu pfeiffen und zu trommeten und zu allen Freuden. Auf dieses aber sung man ein gutes Lied von Frauenzuchten und sonderlich auf ein Weib zu Straßburg, die hieße Agnes und war aller Ehren werth, und trifft auch allen guten Weibern an. Damals machte ein Barfüßer Mönch am Mainstrom die besten Lieder und Reihen in der Welt, von Gedicht und Melodeyen, daß ihm Niemand auf Rheinesstrom oder sonst wol gleichen mochte. Und was er sung, das sungen alle Leute gern, und alle Meister pfiffen es, und andere Spielleute führten den Gesang und das Gedicht."

Ihre höchste Darstellung fand diese deutsche Sangesfreude in den festlichen Spielen, welche die Kirche zur Verherrlichung großer Glaubenslehren in dramatisirter Form unter Begleitung von Chor- und Einzelgesängen veranstaltete. Solche Darstellungen mit Wechselrede und Wechselgesang hatte das Volk seit den ältesten Zeiten geliebt. Spiele, wie der Streit des Sommers und des Winters, die Ostara- und die Julfestlichkeiten, das Todaustreiben, Vermummungen in Thiergestalten, Schwerttänze, der Knecht Ruprecht u. A. wurzeln auch bei uns bis tief in die Heidenzeit zurück. Die Mysterien sind nur die christliche Erscheinungsform dieser uralten Volkssitte, und oft brach durch die christliche Form der Volksgeist sich die Bahn zu ursprünglichen und eigenthümlichen Schöpfungen. Dies volksthümliche Element erklärt zugleich die ungemeine Verbreitung und Ausdehnung, in der diese kirchlichen Spiele fast während des ganzen Mittelalters überall in Deutschland auftreten; es erklärt, daß auch, als die Kirche ihre unmittelbare Herrschaft über das Volksleben verlor, die Theilnahme der Laien an den Mysterien in stetem Wachsen blieb. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert haben oft die Einwohnerschaft einer Stadt sich zu Hunderten an den Oster-, Pfingst- oder Dreikönigsspielen betheiligen sehen. Wurde die Kirche zu eng, so mußte der Markt zum Schauplatz dienen; Gerüste für die Spielenden und die Schaulustigen wurden aufgeschlagen; was auf ihnen nicht Platz fand, bestieg die Dächer umliegender Häuser. Als 1412 das geistliche Schauspiel Dorothea auf dem Markte zu Bautzen aufgeführt wurde, verloren 33 Menschen ihr Leben durch den Einsturz des Löbau'schen Hauses, auf dessen Dach sie Platz gesucht hatten. Aehnliche Unfälle waren nicht selten.

Seit der Begründung einer wissenschaftlichen Literaturgeschichte ist den Mysterien eine sorgfältige Beachtung gewidmet worden, da man in ihnen bald die Anfänge des deutschen Schauspiels erkannte. Man hat aus diesem Gesichtspunkte die Wandelungen dargestellt, welche das dramatisirte Festspiel auf seinem Wege aus der Kirche und dem Klosterhofe zu dem Lärm des Marktes und der Kirchweihplätze, aus den Händen der Geistlichen in die der weltlichen Meistersänger bis zur Reformationszeit hin durchlaufen hat; man hat die Fastnachts-, Oster- und Heiligenspiele gesammelt. In den Werken von Keller, Mone, Pröhle u. A. finden sie sich zu ganzen Bänden. Ihre Bedeutung für die Geschichte unseres Schauspiels hat Gervinus nach umfassender Untersuchung in endgiltiger Weise dargelegt.

Weniger ist dagegen der Zusammenhang beachtet worden, in dem die Mysterien mit unserem musikalischen Drama stehen. Bei dem überwiegenden Interesse, welches das Schauspiel in der Literaturgeschichte mit Recht beansprucht, trat der Umstand, daß neben ihm auch die musikalischen Vettern des Drama's ihren Stammbaum auf die kirchlichen Festspiele zurückführen, mehr in den Hintergrund zurück. Ueberdies wurde die Abstammung noch dadurch wesentlich verdunkelt, daß der vornehmste dieser musikalischen Theaterverwandten, die Oper, zu uns Deutschen von außen her, von Italien, eingewandert ist. Die geringeren Spielarten, das Singspiel, die kleinere Oper, die Melodramen und alle diese leichten Kinder der Thalia wurden auch in der Geschichte der dramatischen Literatur selten einer eingehenden Betrachtung gewürdigt. Nunmehr aber ist dem Singspiel die Ehre zu Theil geworden, in einer ganz stattlichen Spezialgeschichte behandelt zu werden. Das Buch des Kapellmeisters H. M. Schletterer*) in Augsburg thut seine ganz direkte Abkunft von den Mysterien des Mittelalters zweifellos dar und zeigt uns in dem Singspiel den legitimen Sprößling jener großen kirchlichen Festspiele, deren volksthümliche Seite der Verfasser zugleich mit Geschick und Einsicht beleuchtet.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich sein Werk nicht streng auf das eigentliche Singspiel beschränkt. Ist es doch schwierig genug, dasselbe von den verwandten Arten nach oben und unten hin abzugränzen. Im Mittelalter hieß ohnedies Singspiel oder Sangespiel jede Darstellung einer dramatisirten Erzählung, die von Einzel- und Chorgesängen begleitet war. Der Name Oper fand sich erst mit dem ausgebildeten musikalischen Drama ein, das von

*) Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit. Augsburg. Verlag von J. A. Schlosser's Buch- u. Kunsthandlung. 1863. Gr. 8°. X u. 340 S.

jenseit der Alpen zu uns herübergekommen ist. Das Schletterer'sche Buch geht denn auch auf die Entstehung der Oper, ihre Ausbreitung in Deutschland und das Verhältniß, in dem das fremde Kunstprodukt zu dem nationalen Singspiele trat, ausführlich ein. Es ist ein günstiges Zusammentreffen, daß gleichzeitig Herr Dr. E. O. Lindner, der Verfasser der Geschichte der ersten stehenden deutschen Oper,*) in der ersten seiner eben erschienenen Abhandlungen zur Tonkunst**) die Entstehung der Oper in Italien zum Gegenstande einer gründlichen und interessanten Schilderung nimmt. Es ist nicht dieses Orts, auf den sonstigen Inhalt des Buches einzugehen, von dem namentlich der umfangreiche philosophische Essay über künstlerische Weltanschauung uns auf ein diesen Blättern fremdes Gebiet führen würde. Es sei nur erwähnt, daß außer den genannten noch in den Aufsätzen „Biedermann und Bach" und „Johann Sebastian Bach's Werke" höchst schätzenswerthe Beiträge zur Literatur über diesen Großmeister der deutschen Tonkunst gegeben werden, während in dem Ritter Vittorio Lonto ein Lebensbild aus der ersten Blüthezeit des italiänischen Operngesanges und in der Gay'schen „Bettleroper" eine anziehende kulturhistorische Skizze gezeichnet wird. Sie illustrirt insbesondere den Gegensatz, der in England zwischen der italiänischen Oper und dem volksthümlichen Singspiele stattfand und welcher dem Gay'schen Werke, trotz seiner Rohheit und Kunstlosigkeit einen ganz unglaublichen Erfolg verschaffte. Es ist derselbe Gegensatz in Deutschland, auf welchen die Bücher von Schletterer und Lindner uns veranlassen, noch mit einigen Worten einzugehen.

Das deutsche Singspiel, sahen wir, entstammt der Kirche des Mittelalters, aber es ist, wie die Mysterien überhaupt, zugleich ein Ausdruck der volksthümlichen Poesie und Sangeskunst und darum wesentlich ein Erzeugniß des nationalen Geistes. Wie seit seiner Entstehung der Inhalt sich über das Gebiet der kirchlichen Darstellung hinaus auf die Geschichte der Nation erstreckte, namentlich den großen Gegensatz des Mittelalters, Papstthum und Kaiserreich, schon früh in seinen Kreis aufnahm, so sehen wir auch später jedes große Ereigniß sich in ihm wiederspiegeln. Der Aufschwung, den die nationalste deutsche That, die Reformation, dem Singspiele nachhaltig gab, ist der sicherste Beweis seines echt volksthümlichen Ursprungs und Wesens. Die Oper dagegen, in Italien geboren, ist ein Kind der Renaissance und damit zugleich ein Kind der antinationalen kosmopolitischen Weltanschauung, welche, von dem Studium des Alterthums ausgehend, jene Bildungsperiode erfüllte. Betrachten wir nur die erste Oper; wahrhaft vorbedeutend finden sich schon an ihr alle die Merkmale wieder, die dem Opernwesen aller Länder bis auf den heutigen Tag gemein geblieben sind. Es ist bekanntlich die „Euridice", die im Jahre 1600 zur Feier der festlichen Vermählung Heinrichs IV. mit Maria von Medici in Florenz öffentlich aufgeführt wurde.

Ottavio Rinuccini, der Dichter, und Jacopo Peri, der Komponist der Euridice, gehören beide dem Kreise florentinischer Edlen an, die, vornehmlich im Hause des Grafen Bardi da Vernio, aus der damals noch jedem Gebildeten unerläßlichen Beschäftigung mit den klassischen Schriftstellern des Alterthums, sich der Musik und der musikalischen Dichtkunst zugewandt und die sich, von den Erzählungen über Orpheus, Amphion u. s. w., sowie von den unbegränzten Vorstellungen über die Herrlichkeit der altgriechischen Musik angeregt, die Umgestaltung der Tonkunst im Sinne der alten Griechen zur Aufgabe gestellt hatten. Schon einige Jahre vorher hatte Rinuccini ein Festspiel, das Apollo's Kampf mit dem Drachen und seine Liebe zur Daphne behandelte, verfaßt und Peri hatte dasselbe ohne Rücksicht auf jede bis dahin gehörte Art des Gesanges in Musik gesetzt. Zum Ausgangspunkte diente ihm die Vorstellung von der Weise, in welcher die Alten ihre Tragödien gesungen haben sollten. Man stellte sich vor, daß die Griechen sich einer Betonung bedient hätten, die, über die gewöhnliche Rede hinausgehend, doch keine eigentliche gesungene Melodie gewesen wäre. Die Peri'sche Komposition faßte daher hauptsächlich die dramatische Recitation ins Auge und wurde, als stilo rappresentativo, der Anfang des eigentlichen Recitativs. Rinuccini, der Poet, war ein Kavalier, ein Hofmann im Sinne jener Zeit, in der die höfische Bildung sich keineswegs auf äußere Anmuth beschränken durfte, ein Kavalier auch darin, daß er, wie die eleganten Geister am Hofe der Elisabeth, die vornehmsten Damen, z. B. die Königin Marie von Frankreich, mit seinen Versen und seiner Neigung beehrte. „Er war, sagt ein Zeitgenosse, von einnehmender Gestalt, etwas über Mittelgröße, aber proportionirt, offenen Gesichts, mit einem kleinen Munde, in dem viel Würde lag; auf solche Gaben des Körpers und des Geistes vertrauend, ging er den durch Geburt und Schönheit hervorstrahlenden Weibern nach und suchte sich ihrem Willen geneigt zu machen." Am Hofe der Marie hatte er mehrere Jahre als Kammerherr gelebt.

Das Gedicht behandelt den antiken Stoff mit vollkommener Freiheit. Orpheus erhält, nachdem er Pluto durch seinen Gesang gerührt hat, die Gattin aus der Unterwelt zurück, und zwar bedingungslos, so daß, wie auch der Prolog versprach, das Stück in ungetrübtem Jubel über die Macht der Liebe und des Gesanges schließt, freilich aber des tieferen Grundes entbehrt, in dem die griechische Fabel ihren unerschöpflichen Reiz findet. Der Dichter selbst bemerkt bezeichnend: „Es könnte Jemandem scheinen, daß ich durch die Aenderung der Fabel des Orpheus mir eine zu große Freiheit genommen, jedoch erschien mir dies einer so freudigen Zeit angemessen; das Beispiel der griechischen Dichter in anderen Fabeln dient mir zur Rechtfertigung, ebenso unser Dante, der trotz dessen, daß Homer und die anderen Dichter das Gegentheil sagen, den Ulysses bei seiner Schifffahrt ertrinken läßt. Ebenso bin ich der Autorität des Sophokles gefolgt, indem ich die Scene sich verwandeln lasse, da sich anders die Bitten und Klagen des Orpheus nicht darstellen ließen."

Die Aufführung war durch glänzenden Aufwand aller Mittel der Decoration und Maschinerie ausgezeichnet. „Die Ausstattung der Scene, sagt der vorangeführte Zeitgenosse, Giov. de Rossi, als Schriftsteller Erythraeus genannt, war durch die Munificenz der Herzöge Etruriens und anderer hoher Personen so über alle Beschreibung herrlich, daß dieselbe den ganzen Adel Italiens herbeizog. Die verwandelte Scene zeigte bald grüne Gefilde, bald das ungeheure Meer, bald anmuthige Gärten, bald plötzliche Regen und Stürme, indem der Himmel sich mit furchtbaren Wolken bedeckte, bald den glücklichen Aufenthalt der Seligen, bald die ewigen Qualen der Unterwelt. Man sah von Bäumen, deren Rinde sich von selbst öffnete, schöne Mädchen gleichsam geboren werden; unvermuthet entstanden Wälder, bevölkerten sich mit Faunen, Satyrn, Dryaden und Nymphen, brachten Quellen und Flüsse hervor, und anderes noch weit mehr Bewunderungswerthes, was vordem vor Niemandes Auge gekommen war."

Es gehört in die Geschichte der Musik, wie der stilo rappresen-

*) Berlin, 1855.

**) Zur Tonkunst. Abhandlungen von Ernst Otto Lindner. Berlin, J. Guttentag, 1864.

tativo durch die Hinzufügung der Ouverture und die Ausbildung der Arie zu dem Ganzen der jetzigen Oper vervollständigt wurde. Als höfisches Festspiel, dessen Fabel äußerlich dem Alterthum entlehnt dem jeweiligen Gelegenheitsbedürfnisse sich anpaßt, Gesang ohne Rede, ein Schauplatz für die Erfindungen der Maschinerie und der Decorationskünste, erscheint die Oper bei ihrem ersten Entstehen in Italien, und sie ist ebenso auch in Deutschland aufgetreten. Hier wie dort wurde eine Hofceremonie der Anlaß zur ersten Opernaufführung. Auf dem kurfürstlichen Schlosse Hartenfels zu Torgau wurde am 13. April 1627, bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt mit Sophie Eleonore von Sachsen, die „Daphne," Pastoral-Tragikomödie von Martin Opitz von Boberfeld, komponirt vom kursächsischen Kapellmeister Heinrich Schütz, vor den fürstlichen Gästen mit großem Erfolge aufgeführt. Der Kurfürst hatte sich den Text der Rinuccini'schen Daphne vom florentinischen Hofe schicken lassen; Schütz, sein Kapellmeister, hatte in Italien seine Studien gemacht und dort schon Opern gesehen (das Textbuch zur Daphne giebt Schletterer in dem Anhange seines Buchs, der überhaupt von den ältesten Zeiten her gut gewählte Beispiele von Texten bringt).

Der Daphne folgten andere italiänische Opern. Schon um die Mitte des Jahrhunderts, noch mehr gegen das Ende hin, als die schlimmsten äußeren Schäden der Kriegsnoth verwunden waren und seine unheilvolle innere Folge, die Nachäfferei des Ausländischen, immer weiter um sich fraß, wimmelt es von Ariadnen und Arethusen, Orpheus' und Amphions; die römische und die griechische Mythologie geben zu zahllosen, innerlich gleichförmigen Erzeugnissen den Stoff her. Den italiänischen Texten und Melodien folgten die fremden Sänger auf dem Fuße. Schon 1650 finden wir italiänische Sänger in Dresden, 1651 in Berlin. Bald waren in dem sangeslustigsten Lande der Welt an den Sitzen der Fürsten nur noch wälsche Musiker zu finden. Das Unwesen der italiänischen Opernsängerei mit allen ihren schlimmen Folgen hatte sich an den zahlreichen Höfen und Höfchen Deutschlands eingenistet; es hat von dort aus der Entwickelung der Kunst und Sitte argen Schaden gethan. Schletterer giebt eine Menge Belege von der maßlosen Verschwendung, in der namentlich beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die deutschen Fürsten bei Opernaufführungen wetteiferten. Leopold I., ein besserer Musiker als Herrscher, gab jährlich an 100,000 Gulden für seine italiänische Oper aus; unter Karl VI. steigerte sich diese Summe gar auf das Doppelte. Die einmalige Aufführung der Hasse'schen Oper „Sirôe" kostete dem Kurfürsten von Sachsen 23,077 Thlr. 12 Gr. 7 Pf. und das im Jahre 1763, zu einer Zeit, wo sein Land durch den ungeheuren Krieg, dessen Schauplatz es überwiegend gewesen, auf das äußerste erschöpft war. Vergegenwärtigt man sich dabei noch die Sittenlosigkeit, in der die fremden Sänger und Sängerinnen erstaunliche Beispiele gaben, den üblen Einfluß, den ihr Hoftreiben auf das Familienleben der Hochgestellten und bis in die niederen Schichten des Volks hinein ausübte, so kann man die Verwünschungen wohl begreifen, in die manch' patriotischer Mann über diese ganze Opernwirthschaft ausbrach. Sie verdienen von diesem Standpunkte aus den Spott nicht, den unsere Tonkunsthistoriker diesen künstlerisch allerdings sehr leicht zu widerlegenden Herzensergießungen anzuhängen pflegen. Ungehobelt und oft pedantisch, sind sie doch von einem Gefühle durchdrungen, das sie über den Witz und die Geschicklichkeit ihrer Gegner erhebt: es ist das Gefühl der nationalen Ehre, das häufig ihren Angriffen auf das innerlichst fremde und dem Volksgeiste widersprechende Opernwesen zu Grunde liegt. Einen zusammengefaßten künstlerischen Ausdruck, wie es eben die Gay'sche „Bettleroper" in England ist, hat das Gefühl in Deutschland nicht gefunden; aber es ist die Grundlage der vielfachen Versuche geblieben, die sich die Herstellung einer nationalen Oper zum Ziele gemacht haben, und auf ihm beruht die Hoffnung, daß dieses Ziel, trotz so vieler vergeblicher Versuche, dennoch erreicht werden wird. F.

Zur Physiologie der Netzhaut.

Ein überaus interessanter Beitrag zu der Lehre von den Thätigkeiten der Seele ist die von Dr. Hermann Aubert, Professer an der Universität in Breslau, kürzlich herausgegebene „Physiologie der Netzhaut"*). Der Verfasser hat eine der wichtigsten Seelen-Thätigkeiten, das Sehen, zum Gegenstande dieser Monographie gemacht. Prof. Dr. Ferdinand Cohn sagt darüber:

Unser Auge ist nach seinen inneren Einrichtungen mit der dunklen Kammer des Photographen zu vergleichen, wo auf einer empfindlichen Platte nach bekannten physikalischen Gesetzen ein verkleinertes und verkehrtes, aber völlig getreues Abbild der außerhalb in gewisser Entfernung befindlichen Gegenstände entsteht. Aber die empfindliche Platte in unserem Auge, die Netzhaut, vermag etwas zu leisten, was kein Collodium und kein Eiweißpapier ihm nachzuthun vermag, was überhaupt mit physikalischen Vorgängen sich nicht vergleichen läßt; die Bilder auf der Netzhaut wirken als Reize auf unser Sehorgan; sie werden in Empfindungen umgesetzt, sie kommen zum Bewußtsein, und zwar nicht als subjective innere Zustände, sondern sie werden wahrgenommen als objective Gegenstände von bestimmter Größe, Form und Farbe, die in einer bestimmten Entfernung außer uns sich befinden. Die Thätigkeiten, welche bei diesen Leistungen unseres Sehorgans stattfinden, sind so zusammengesetzt, daß sie auf eine höchst complicirte anatomische Structur desselben schließen lassen, über die freilich das Mikroskop uns bisher noch keinen Aufschluß zu geben vermochte; nur vermuthen können wir, daß die Netzhautbilder sich aus einer großen Zahl isolirter empfindender Punkte mosaikartig zusammensetzen, daß der Sehnerv diese isolirten Empfindungen fortleitet; daß aber der Ort, wo dieselben zum Bewußtsein kommen, und sich zu einem Gesichtsfeld combiniren, viel näher dem Gehirn, vielleicht in den sogenannten Vierhügeln zu suchen.

Die „Physiologie der Netzhaut", welche letztere zugleich die übrigen beim Sehen mitwirkenden Nerven-Apparate in sich begreift, stellt sich nun die Aufgabe, die mannigfaltigen Vorgänge, welche bei dieser Seelenthätigkeit zusammenwirken, in ihre Elemente zu zerlegen, jedes einzelne nach allen seinen Beziehungen bloßzulegen und durch Selbstbeobachtung und Experiment, wie bei den Thätigkeiten der Naturkräfte, klar zu erfassen.

Zunächst erfahren wir, daß unser Sehorgan eigentlich gar nicht die Fähigkeit besitzt, den Lichtreiz an sich zum Bewußtsein zu bringen, sondern daß unser Lichtsinn richtiger aufzufassen ist, als die Fähigkeit, Helligkeitsunterschiede, Lichtdifferenzen wahrzunehmen; wir sehen einen Gegenstand nur, wenn er heller oder dunkler, nicht aber, wenn er eben so hell beleuchtet ist, als das umgebende Gesichtsfeld; wir können die Sterne nicht bei Tage sehen, weil sie eben so hell sind, wie der Himmel; und erst wenn mit der Aben-

*) Erste Hälfte, mit 30 Figuren in Holzschnitt. Breslau, E. Morgenstern.

dämmerung die Beleuchtung des Himmels schwächer wird, nehmen wir das eigene Licht der Gestirne wahr.

Wie das Ohr Luftwellen von verschiedener Schnelligkeit als Töne von verschiedener Höhe empfindet, so werden Lichtätherwellen von verschiedener Geschwindigkeit von unserem Sehorgan als Farben empfunden; unser Auge hat nicht bloß Licht-, sondern auch Farbensinn. Hier eröffnet sich ein neues Feld für die Forschungen des Verfassers; wir erfahren, auf welche Bedingungen es ankommt, um die Blumenkrone der Rose als roth und ihre Blätter als grün zu empfinden, und welchen Täuschungen wir hierbei unter Umständen ausgesetzt sind; denn bei einer gewissen geringen Beleuchtung, deren Größe sich durch Versuche in Zahlen ausmitteln läßt, erscheinen alle Farben ungefärbt und nur die eine heller als die andere; in großer Entfernung erscheint uns hellblau wie schwarz, grün wie blau, rosa erst goldgelb, dann hellgelb, dann grau. Um die Farbe eines blauen Quadrats zu erkennen, muß dasselbe etwa 25 mal größer, oder das Auge demselben fünfmal näher sein, als dies bei einem rothen Quadrat erforderlich ist u. s. f.

Die zweite Hälfte des Buches, deren baldiges Erscheinen zu hoffen ist, wird die übrigen Bedingungen des Sehens behandeln: den Ortssinn, in Folge dessen unser Sehorgan die Bilder der Netzhaut in einen bestimmten Raum außerhalb versetzt, das stereoskopische oder binoculare Sehen, in Folge dessen wir die durch gleichzeitiges Sehen mit beiden Augen, oder durch Bewegung unserer Augen oder der Gegenstände erhaltenen, verschiedenen Netzhautbilder zur Vorstellung eines einheitlichen Körpers combiniren, endlich die Phänomene des subjectiven Sehens, welches die Licht- und Farbenempfindungen begreift, die durch äußere Gegenstände nicht direkt erregt werden.

* * *

Wir knüpfen hieran die Anzeige einer andern Schrift über die Netzhaut, und zwar nach dem Feuilleton des „Dresdner Journal":

Die inwendige Photographie ist wahrscheinlich schon so lange betrieben worden, als überhaupt die Menschheit auf der Erde existirt, ja wir müssen sogar zugeben, daß auch die schon lange vor der Menschheit die Erde bewohnenden Thiere, und diese noch in mannigfaltig eigenthümlicher abweichender Weise, dieselbe ausgeübt haben. Aber erst Daguerre ist es gelungen, aus dem inwendigen Menschen diese Kunst herauszuzaubern und sie außerhalb ausüben zu lassen. Der photographische Vorgang im menschlichen Auge war schon lange vor Daguerre bekannt, auch boten sich schon Andeutungen äußerer Lichtbilder dar, deren umsichtige Beachtung diese gemüthliche Kunst dann immer weiter gefördert hat. Diese Gedanken erweckte in uns die Ansicht der sehr wichtigen Abhandlung des Augenarztes Dr. F. Heymann in Dresden: „Die empfindende Netzhaut. Ein Beitrag zur Erkenntniß des Sehvorganges", welche im 30. Bande der „Verhandlungen der k. k. Leop.-Carol. Akademie der deutschen Naturforscher" in allen Buchhandlungen zu finden, auch einzeln zu erhalten ist. Dieselbe enthält auf zwei, von Krantz gezeichneten, bei Braunsdorf lithographirten Tafeln mehre Darstellungen von dergleichen Augenbildern, auch durch krankhafte Affectionen gestörte, deren Ansicht für an den Augen leidende Personen jedenfalls sehr belehrend sein muß, um so mehr, als dieser Vorgang ausführlich erklärt wird. Schwerer wird sich wahrscheinlich das Bild eines Bildes in der Iris erklären, wie zum Beispiel jene deutliche Inschrift von einem Napoleonsd'or im Auge einer Französin, welche in Paris vor wenigen Jahren noch lebte und von den beiden Worten „Napoleon" und „Empereur" im blauen Felde eines jeden Auges eins, als bleibende Decoration ihrer Iris, Jedermann sehen ließ.*) Der Fall wird mit Wahrscheinlichkeit aus einem „Versehen" der Mutter erklärt, da dieselbe während der Schwangerschaft mit der Tochter ihren letzten Napoleonsd'or mit Schmerz noch einmal genau betrachtete, um ihn dann dem zur Armee berufenen Sohne mitzugeben.

Rußland.

Moskau, Rom und Konstantinopel.

I.

Der Cäsaro-Papismus, das griechische Schisma und die römische Kirche.

Wir finden in dem ersten Bande des zweiten Jahrganges (1864) der „Oesterreichischen Revue"**) eine geschichtliche Arbeit des Freiherrn Jos. Alex. v. Helfert, die sehr interessante Forschungen umfaßt. Sie ist betitelt „Rußland und die katholische Kirche in Polen"; der vorliegende Artikel giebt aber erst die Einleitung, worin von dem geschichtlichen Verhältnisse der russischen Nationalkirche zur orientalisch-orthodoxen und zur römisch-katholischen gehandelt wird.

Alt-Rom und Neu-Rom — d. i. Rom und Konstantinopel, das sind die Angelpunkte, um die sich Alles dreht, was im christlichen Europa theokratischer Natur ist und war. Als Constantin der Große das Christenthum annahm und zur Staatsreligion machte, fand er es bereits als fertige Hierarchie vor; der Glaube und Gehorsam der Völker, das Lebensprinzip der Zukunft hatte seine Ziel- und Mittelpunkte in einer wohlgegliederten Priesterschaft, in den Bischöfen und Patriarchen der orthodoxen Kirche, vor Allem dem römischen, dem Nachfolger des ersten der Apostel — er mußte diese Thatsache anerkennen und erkannte sie an; die Hierarchie ging einen Bund mit dem weltlichen Herrscherthume ein, der bis heute der Hauptsache nach fortbesteht; die römische, auf Waffengewalt gegründete Weltherrschaft und das ideale christliche Weltreich deckten einander so ziemlich und konnten vor der Hand mit einander zufrieden sein. Es war eine Solidarität der Interessen geschaffen, welche selbst den Sturz der westlichen Hälfte des Reiches überlebte und im Stande war, nach mehr als vierhundertjähriger Anarchie die Idee des römischen Weltreiches im Westen wieder ins Leben zu rufen und zur Wirklichkeit zu gestalten.

Seit dem Sturze des weströmischen Reiches besteht diese Rivalität von Rom und Konstantinopel; Rom blieb das Centrum der theokratischen, Konstantinopel das Centrum der weltlich-politischen Auffassung der Konstantinischen Stiftung; hier war der christliche Kaiser das Maßgebende, dort der „römische" Papst, und wenn zwischen beiden, zwischen der politischen Kirche von Rom und der kirchlichen Politik von Konstantinopel, nicht heftigere Streitigkeiten und Differenzen ausbrachen, so lag dies eben in

*) Wir halten diese Geschichte, die vor etwa 25 Jahren in allen französischen Zeitungen stand, ebenso für eine „Ente", wie die vor etwa einem Jahre von allen amerikanischen Zeitungen erzählte Geschichte von dem in der Iris eines Ermordeten gefundenen Bildnisse seines Mörders. D. R.

**) Wien, Carl Gerold's Sohn. Vgl. Nr. 43 des „Magazin" von 1863, wo wir ausführlich über den Plan und den Fortgang dieser neuen Zweimonatschrift berichtet haben.

Umständen, die hemmend dazwischen traten, und ferner darin, daß sich die Gegensätze noch nicht schroff ausgebildet hatten.

Konstantinopel hörte nie auf, seine Erbansprüche auf die verloren gegangene Westhälfte des Reiches aufzugeben, das in die Hände der Barbaren gefallen und zersplittert war. Dem alten römischen Reichswappen, dem Adler der siegreichen Legionen, wurde ein zweiter Kopf angesetzt, der diese verlorene Hälfte zu bedeuten hatte, und als später die römische Hierarchie es in ihrem Interesse fand, den mächtigen König der Franken zum neuen Augustus des Westreichs zu krönen, so war dies zur selben Zeit ein Absagebrief an Byzanz, der wohl im Gedächtniß behalten wurde. Die Byzantiner haben nie oder nur mit Widerwillen und unter Protest die abendländischen Kaiser deutscher Nation als solche anerkannt, während diese ihrerseits Byzanz wohl im Auge behielten und es vielfach mehr gelten ließen, als es wirklich werth war. Erst zu der Zeit, als es mit der Herrschaft am Bosporus reißend bergab ging, als die Türken ihr ein entschiedenes Ende machten, wuchs dem deutschen Reichsadler sein zweiter Kopf hervor, der nach Osten deutet und das östliche Römerreich als Erbschaft der Cäsaren in Anspruch zu nehmen scheint.

Nun hat sich aber ein dritter Doppeladler gefunden, der für die Erbschaft des ersten gleichfalls seinen Rechtstitel mitbringt. Im Norden, in dem alten Lande der Scythen und Roxolanen, hat sich ein mächtiges Reich gebildet, bei dem das alte Konstantinopel zu Pathen gestanden hat; es will das Erbe seiner Taufpathe antreten und macht diese geistliche Verwandtschaft zum Zwecke der Wiederherstellung des weltlichen Römerreiches im Osten geltend. —

Die Politik der lateinischen Kirche, deren Prinzipien seit mehr als anderthalb tausend Jahren festgestellt und trotz aller Schwankungen, trotz aller Strömungen und Störungen der Außenwelt unverändert dieselben geblieben sind, hat den Osten und seine Wandlungen nie außer Augen gelassen und in dem Aufgehen des moskowitischen Phänomens sehr bald das erkannt, was es für den Westen bedeutet — eine wachsende, ihm drohende Theokratie, und sie hat auch das Wort dafür erfunden — den Cäsaro-Papismus. Während das profane Europa in dem russischen Kaiser meist nur den weltlichen Despoten, den durch deutsche Unteroffiziere drillenden Zuchtmeister zahlloser, roher Barbarenhorden erblickt, erkennt der römische Priester, der Hierarch, wohl bekannt mit der Macht, welche die Religion über die Gemüther übt, in ihm, trotz seiner militärischen Ausrüstung und Manieren, den wachsenden Nebenbuhler seines geheiligten Oberpriesters und ermißt die Gefahren, die ihm von dort drohen, und die Einbußen, die er theilweise schon erlitten hat.

Die weltlichen Arme, die Schützer und Vollstrecker der römischen Ansprüche sind allerdings wenig zuverläßig mehr. Oesterreich, der alte Erbe der kirchlichen Schirmvogtei, wie Frankreich, sein ziemlich zweideutiger Nebenbuhler, stehen nur noch sehr bedingungsweise zur Verfügung der Hierarchie; indessen würde man doch sehr irren, wenn man glaubte, daß dieser Faktor der Weltgeschichte bereits vollkommen antiquirt und außer Cours gesetzt wäre, oder daß dies in naher Aussicht stände. Wir wollen nicht von Frankreich sprechen, dessen Politik für den Augenblick wesentlich nur durch den Selbsterhaltungstrieb eines einzigen Mannes bestimmt wird — er läßt sich doch gewiß nicht wenig von Rücksichten auf die Katholiken seines Reiches und dessen alte religiöse Instinkte bestimmen — wir meinen vornehmlich Oesterreich. Wenn man tiefer eingeht, so wird man unschwer erkennen, daß auf seine Stellung, sein Verhältniß zu Rußland diese kirchliche Seite der Politik einen ganz bedeutenden Einfluß übt, und daß sich daraus eine Menge Erscheinungen erklären, für welche die profane Journalistik nur selten Blick und Auge hat.

In der polnischen Frage ist diese Seite der Auffassung von der höchsten Wichtigkeit.

Polen ist das Land, wo eine ganz vorwiegend römisch-katholische Bevölkerung unter orientalisch-orthodoxer Herrschaft steht und ihren politischen und religiösen Druck empfindet. Darüber ist keine Frage zu verlieren, auch darüber nicht, daß der Cäsaro-Papismus, wenn wir es so nennen wollen, unter Nikolaus und schon früher zu Gewaltschritten gegriffen hat, um der katholischen Hierarchie in Polen möglichsten Eintrag zu thun. Hier ist also das Papstthum mit der byzantinischen Idee direkt in Konflikt getreten — in einen Konflikt, der bei minder offenkundiger politischer Kraftlosigkeit Rom's weit größere Dimensionen annehmen würde. Wie die Sachen jetzt stehen, wird er mehr als Minenkrieg geführt, und nur hin und wieder dringt etwas davon ans Tageslicht. Die Polen schöpfen ihre Hauptwiderstandskraft aus ihrem Katholicismus; fast mehr noch als der Adel ist die Geistlichkeit das lebendige Centrum der polnischen Nationalität, da sie das einzige Band noch zwischen diesem und dem übrigen Volke, namentlich dem Bauernstande, bildet. Von diesem Punkte aus betrachtet, war der noch jetzt fortglimmende, vornehmlich unter Mitwirkung klerikaler Einflüsse angezettelte Aufstand ein unglückliches und wahnwitziges Unternehmen — wir haben es bereits im vorigen Jahre bei seinen ersten Stadien ausgesprochen — und die französischen und sonstigen Katholiken — weniger die deutschen, — welche sich in lebhafter Weise für diesen Aufstand interessirten, haben damit nur eine Kurzsichtigkeit bewiesen, die völlig an ihrer kirchlichen Politik irre machen kann. So lange die Polen römisch-katholisch sind, so lange haben sie trotz der russischen Oberherrschaft nichts für ihre Nationalität und deren Absorbirung zu befürchten; hätten sie die ihnen unläugbar angebotene Hand angenommen, hätten sie sich mit Wenigem begnügt und wären dann auf gesetzmäßigem, normalem Wege vorwärts gegangen, hätten sie sich um ihr kirchliches Panier geschaart und mit Hilfe geistiger Waffen, durch den Fortschritt von Bildung, Wissenschaft u. s. w., ihre geknickte Nationalität aufgerichtet und wieder gekräftigt, so ist keine Frage, daß in zwanzig bis dreißig Jahren Polen schon eine achtunggebietende Stellung hätte einnehmen und Rußland ein Schach hätte bieten können, vor dem es leicht den Rückzug ergriffen hätte. Indessen die Polen haben wieder einmal beweisen wollen, daß ihr Jähzorn, ihre Leidenschaftlichkeit unverbesserlich ist, und daß sie eben nichts gelernt haben, als Conföderationen machen und Verschwörungen anzustiften. Wie die Sachen jetzt liegen, hat die katholische Kirche in Polen, diese Vormauer des Katholicismus gegen Osten, einen harten Schlag erlitten — das „katholische Volk", d. h. der sonst der Geistlichkeit unbedingt gehorsame Bauer ist fast ganz aus dem Spiele geblieben; wenn er auch die russische Herrschaft nicht liebt, so findet er, der dulden gelernt hat, sie doch erträglich, und wenn er auch noch ein treuer Anhänger seiner Kirche ist, so scheint ihm doch ein Bewußtsein zu dämmern, daß er am klügsten thut, seine Knochen — auf die ganz vorzüglich gerechnet war — für sich zu behalten und sie nicht zum Nutzen seines gnädigen Herrn und des Herrn Probstes aufs Spiel zu setzen. Die Mitschuld der Geistlichkeit in Polen, die nur einige hirnverbrannte Ultramontane in Deutschland ableugnen oder beschönigen können, der Mißbrauch, den sie mit der Religion getrieben,

hat dem Moskowiter furchtbare Mittel gegen sie in die Hand gegeben, und er ist sicher der Mann, der sie anwenden wird. Die Tage der Klöster, welche Sitze der Verschwörungen, Waffen-Depots u. s. w. gewesen sind, dürften gezählt sein; mit ihnen und ihren devoten patriotischen Einwohnern verliert das Polenthum ebenso viele Festungen; das gemeine Volk, welches dahin wallfahrtete und sich dort Rath in allen geistigen und leiblichen Nöthen suchte, verfällt nun weit leichter dem russischen Einflusse, und bei dem Bildungszustande, in dem es sich befindet, bei der Indolenz, die namentlich dem slavischen Bauern einwohnt, läßt es sich voraussehen, daß eine Russifizirung nicht eben bedeutende Hindernisse finden wird. Der Unterschied zwischen dem russischen Popen und dem gewöhnlichen polnischen Probste ist gar nicht so bedeutend.

So viel zur allgemeineren Orientirung in einer der wichtigsten Fragen, die existiren, und nun zurück zu den Forschungen des Freiherrn von Helfert, in denen das Eigenthümlichste der Nachweis ist, daß die russische Kirche weit länger mit Rom in Verbindung geblieben, und ihm weit weniger entfremdet gewesen ist, als die Kirche von Konstantinopel.

Bekanntlich ist der dogmatische Unterschied zwischen dem römischen und dem anatolischen Glaubensbekenntnisse äußerst gering und beschränkt sich auf den Zusatz filioque, welchen das erstere macht. Selbst der Streit über diesen Zusatz ist nicht besonders erheblicher Natur gewesen; wenigstens hat man sich in den Zeiten der beiderseitigen Annäherung darüber ziemlich leicht einigen können.

Dieser Zusatz soll nun die Ursache der tiefgehenden Spaltung in der alten orthodoxen Gemeinschaft gewesen sein. Nichts ist irriger als das; er ist nichts als ein als Nothbehelf aufgegriffenes Schiboleth, um einen bereits bestehenden Riß zu rechtfertigen und die Trennung zu beschönigen. Der Stolz und Hochmuth Neu-Roms, dem alten halb barbarisch gewordenen Rom gegenüber, ist der Hauptgrund; der Patriarch von Konstantinopel wollte nicht die zweite Stelle in der Christenheit einnehmen; die griechische Kirche, der Mutterstätte der christlichen Religion näher, durch den Glanz des untergegangenen Hellenenthums wie durch den Ruhm der glänzendsten Kirchenlehren und der ältesten Concilien den stets näher gebliebenen und nun der Barbarei anheim gefallenen Lateinern weit überlegen, konnte sich keine Unterordnung gefallen lassen.

Die politisch wichtige Stellung Konstantinopels wirkte schon frühzeitig auf das Ansehen seines Bischofs ein. Schon auf dem zweiten Concil von Konstantinopel (381) wurde dem Bischof von Byzanz der erste Rang nach dem römischen, also vor den alten Patriarchensitzen von Alexandria, Antiochia und Jerusalem, zuerkannt. Freilich protestirten auf dem nächsten Concilium von Chalcedon die päpstlichen Legaten (auf dem früheren hatten sie gefehlt) dagegen, indeß vergeblich; nach ihrer Abreise bestätigte die Synode die Ansprüche des Anatolius. Er hatte sie damit begründet, Konstantinopel sei das neue Rom, wogegen die Alt-Römer mit Recht einwandten, dies sei ein Vorzug weltlicher Art; Konstantinopel sei eine kaiserliche, aber keine apostolische Stadt. Doch was half es? Trotz aller Proteste führen die byzantinischen Bischöfe fort, den Patriarchentitel zu führen, ja sie gingen noch weiter; der Patriarch Johannes „der Fastende", ein sehr frommer, ascetischer, dabei aber äußerst hochmüthiger Mann legte sich im Jahre 582 den Titel „ökumenischer Patriarch" bei, ein Titel, der wohl seine Oberherrlichkeit über die gesammte Kirche des byzantinischen Reiches bezeichnen sollte. Soweit, sich πάπας οἰκουμενικός, wie der heilige Vater in Rom hieß, zu schreiben, gingen sie freilich nicht; aber trotz mancher Winkelzüge, die sie dem anerkannten Haupte der Kirche gegenüber machten, kehrten sie sich an die Einsprache der Römer nicht und führten ihren Titel weiter.

Den Muth, sich von Rom ganz loszureißen, hatte erst der ehrsüchtige Patriarch Photius, ein Mann, den geistliche Bedenken wenig störten. Denn er war von Hause aus ein Gelehrter, Beamter und Soldat, keineswegs aber Geistlicher gewesen; auf den Patriarchenstuhl gelangte er als eine Kreatur Kaiser Michael's III., eines Menschen, der nach seinen moralischen Qualitäten etwa mit Caligula und Nero rangiren mag. Der Patriarch Ignatius hatte diesen Kaiser wegen offenkundigen Incestes mit der Frau seines jüngeren Sohnes nicht zum Abendmahl gelassen und war deshalb abgesetzt und verbannt worden. An seine Stelle wurde der Soldat Photius mit Dampfgeschwindigkeit zum Patriarchen geweiht — jeden Tag erhielt er eine Weihe: Mönch, Lector, Subdiakon, Diakon, Priester, Bischof, Patriarch — in einer Woche war er fertig und am siebenten konnte er ruhen.

Gegen diesen, allen Kirchengesetzen hohnsprechenden Vorgang that der Papst Einspruch und erkannte, nachdem er von dem verbannten Ignatius und auf andere Weise hinlängliche Information über die Natur der Ereignisse eingezogen, dem Photius die Weihen ab. Hierauf antwortete Photius mit offener Empörung; er schrieb eine Synode nach Konstantinopel (866) aus und spielte den Reformator, indem er den Pabst und die Lateiner gräulicher Irrthümer und Ketzereien anklagte, z. B. daß sie am Sabbath fasten, daß sie in der großen Osterfaste den Genuß von Milch, Käse und thierischem Fett erlauben, namentlich aber, daß sie das Symbolum mit dem Zusatze filioque verfälscht hätten.

Nach dem Sturze des Photius wurde zwar eine Zeit lang die Trennung wieder beseitigt, aber es dauerte nicht lange, so klaffte sie ärger als zuvor, und der Riß ist seitdem trotz der Einigungsversuche, die namentlich in Zeiten gemacht wurden, wo Byzanz die Hilfe des Abendlandes nöthig hatte, bis heute nicht geheilt worden.

Diese Trennung Konstantinopels von Rom hatte aber auf die junge russische Kirche wenig Einfluß; dieselbe blieb vielmehr noch lange in lebendiger Verbindung mit der Westkirche.

Es war gerade zur Zeit des Photius, als Byzanz zum ersten Male vor dem Namen der Russen zittern lernte; die warägischen Seekönige Askold und Dir, die mit hundert leichten Schiffen den Dniepr hinabgeschifft waren, erschienen in Konstantinopel, das, wenn man dem Chronisten Nestor und den byzantinischen Schriftstellern Glauben schenkt, nur durch ein Wunder des frommen Patriarchen Photius gerettet wurde. Bald verlangten die Russen Lehrer und Priester von Konstantinopel aus, und das Christenthum fand bei ihnen einigen Eingang. Im Jahre 955 ließ sich die Großfürstin Olga in Konstantinopel taufen — fünf Jahre später (960) erschienen am Hoflager Kaiser Otto's I. Gesandte eines bis dahin unbekannten Volkes, Russen oder Rugen geheißen, welche behaupteten, aus einer Stadt Kyjew im fernen Osten zu kommen und von einer Fürstin, Namens Helena (christlicher Name der Olga), abgesandt zu sein, um sich von dem großmächtigen römischen Kaiser, dessen Ruhm nach Osten gedrungen, einen Bischof und Geistliche zu erbitten. Ein Mönch aus dem Kloster St. Maximin in Trier, Adalbert mit Namen — nachmaliger Erzbischof von Magdeburg und Lehrer des böhmischen Britschech, d. h. des berühmten heiligen Adalbert, der von ihm diesen Namen angenommen — wurde zum Bekehrungswerk ausersehen und ging 961

mit einigen Begleitern nach Rußland, kehrte aber schon das Jahr darauf mit getäuschten Hoffnungen zurück.

Aus dieser nicht wohl anfechtbaren Nachricht wird ersichtlich, daß für Olga die Kirchenspaltung noch nicht vorhanden war, oder daß sie dieselbe absichtlich ignorirte.

Wie Wladimir I., der Brudermörder und grausame Perun-Diener, endlich Christ wurde und sein ganzes Volk bekehrte, ist bekannt genug. Als eine bildliche Darstellung des jüngsten Gerichtes sein Gewissen erschütterte und sein Entschluß feststand, die Religion zu ändern, prüfte er durch Gesandtschaften alle Religionen seiner Nachbarschaft, das Judenthum (bei den Chasaren, die dasselbe angenommen), den Islam, das byzantinische und das deutsche Christenthum (in Polen und Mähren). Die schönen Gesänge, die Weihrauchwolken, die Pracht der Gewänder in der Aja Sophia zu Byzanz trugen den Preis davon, und Wladimir entschied sich für das Christenthum des Photius. Zugleich aber warb er um die Hand einer byzantinischen Prinzessin; nachdem er die Taufe empfangen, gebot er, und sein ganzes Volk wurde in den Dniepr getrieben und getauft (991), während die Trümmer der Götzenbilder des Perun und Weles denselben Fluß hinabschwammen.

Palästina.

Die Kunde der Münzen und Maße bei den Hebräern.

Man ist noch vielfach gewohnt, die Wissenschaft und Kunde der Münzen und Maße in der Geschichte der Völker als etwas Apartes, nicht etwa Nothwendiges zu betrachten und eine Münzsammlung als Raritätenkabinet gelten zu lassen; allein so wenig Datenkunde und Chronologie für sich bestehende Wissenschaften sind, sondern dem Studium der Geschichte zur Seite gehen müssen, deren Gebiet sie im Rahmen der Zeit einfassen, so bereichert auch die Kenntniß der Münzen und Maße das Geschichtsstudium über ein bestimmtes Volk in einer bestimmten Zeit in dessen Kunst, Industrie, Gewerbe und religiöser Anschauung und ist zur Beurtheilung des geschichtlichen Lebens der Völker in der inneren Gestaltung des Weltverkehrs unumgänglich nothwendig, weil Münzen und Maße unverfälschte Zeugnisse von der Bildungsstufe und den Beziehungen der Völker zu einander während ihres Bestehens darbieten. Wie nun in der Geschichte alter und neuer Völker und ihres Verkehrslebens die numismatischen und metrologischen Studien die Gelehrten beschäftigt haben, so ist auch seit fast acht Jahrzehnden in der Geschichte der Juden viel Dankenswerthes geleistet worden, und nicht bloß die in der Bibel genannten Münzen und Maße haben von den Philologen und Exegeten eingehende Erörterungen erfahren, sondern auch die spätern Erlebnisse der Juden im babylonischen Exil und die verschiedenen Stadien ihres Bestehens und Verkehrs unter andern Völkern haben reichen Stoff zu Untersuchungen auf dem Gebiete der Münz- und Maßkunde geboten, und seit man der Erforschung der Geschichte der Juden größere und ausgebreitetere Sorgfalt widmet, ist auch dieser Seite der Forschung dankenswerther Fleiß mit erfolgreichen Resultaten zu Theil geworden.

Fast zu gleicher Zeit haben drei Gelehrte die Untersuchung über die Münzen und Maße der Hebräer während und nach der biblischen Zeit sich zur Aufgabe gestellt, und ihre Forschungen haben die Kenntniß der Münzen und Maße reichlich gefördert. Dr. Zuckermann in Breslau schrieb „über talmudische Münzen und Gewichte",*) Dr. M. A. Levy in Breslau schrieb eine „Geschichte der jüdischen Münzen"**) und Dr. L. Herzfeld in Braunschweig veröffentlichte „metrologische Voruntersuchungen zu einer Geschichte des ibräischen, resp. altjüdischen Handels".***)

Die erstgenannte Arbeit hat sich das Ziel gesetzt, das Gewicht und Münzsystem der mischnaisch-talmudischen Zeit nach jetzt gangbaren Nominalen darzustellen und das der so reichlich behandelten biblischen Zeit nur kurz zum näheren Verständniß der gestellten Aufgabe zu berühren. Mischna und Talmud enthalten aber keine wissenschaftlichen Abhandlungen über Numismatik und Metrologie, sondern sie entwickeln nur beiläufig gewisse numismatische und metrologische Relationen, wenn es sich nämlich darum handelt, biblische Verordnungen, in denen Gewicht, Münze oder Maße erwähnt oder angedeutet werden, näher zu bestimmen und ihre Anwendung für veränderte Zustände, und zwar in der talmudischen Zeit, festzusetzen. Der Verfasser bespricht nun zuerst die Gewichte und dann die Münzen und erläutert dabei mit großem Geschicke die verschiedenen Benennungen derselben; am Schlusse belehrt eine Vergleichungstabelle uns über den Werth der Münzen nach preußischem Courant, wonach z. B. eine Mine = 21 Thlr. 21 Sgr., ein Sekel (landesüblicher Münze) 13 Sgr. werth war, oder (nach Herzfeld) nur 9⅓ Sgr. (der heilige Sekel galt das Doppelte).

Die zweitgenannte Schrift hat mehr historisches Interesse; sie bespricht den frühzeitigen Gebrauch des Silbers als Tauschmittel im Handel und Verkehr bei den Hebräern vor dem babylonischen Exil, und wie dann die Juden von der Rückkehr aus dem babylonischen Exil bis zur Erhebung unter den Hasmonäern sich der Landesmünze bedienten, bis dann Simon, der Hasmonäer, zuerst jüdische Münzen prägte. In der historischen Darlegung dieses Wendepunktes des jüdischen Volkes durch Wiedererlangung einer nationalen Selbständigkeit liegt ein großer Theil des Verdienstes der Schrift, welche dann in der Aufführung der Münzgepräge und deren Erklärung bis dahin, wo auch Bar Kosiba (Bar Kochba) eigene Münzen prägte, ihre Hauptaufgabe zu lösen versucht. Ueber die in der Bibel genannte Münze Adarkon (Darkemen) versucht der Verfasser eine nicht zu verwerfende Hypothese aufzustellen, wonach dieses Wort nicht Dareiken (Darius-Münzen) heiße, sondern nach einer hebräischen Etymologie: Münzen mit dem Gepräge eines Bogenschützen, wie sich dergleichen noch in zahlreichen Exemplaren in verschiedenen Münzkabineten vorfinden.

Am Ausführlichsten behandelt die drittgenannte Schrift von Dr. Herzfeld den Gegenstand der Münzen, wie sie bei den Juden von der ältesten Zeit bis zum Schlusse des Talmuds im Gebrauche waren. Mit schätzenswerther Gründlichkeit ist der Verfasser auf die betreffenden Stellen der Bibel und besonders des Talmuds eingegangen und hat manches Irrthümliche bei früheren Forschern zu berichtigen gewußt; so beispielsweise hat der Verfasser mit fast an Gewißheit gränzender Wahrscheinlichkeit die bisher verkannte Stelle in Ezechiel 45, 12. dahin zu erläutern versucht, daß die Mine aus Stücken von 20, von 25, von 10 und von 5 Sekeln bestehe, statt daß man bisher von 20, 25 und 15 las, und selbst, daß statt 20 richtiger 50 zu lesen gewesen wäre.

*) Breslau, 1862. 40 S. gr. 4. (als Programm erschienen).

**) Leipzig, 1862, Carl B. Lorck; mit sehr vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten und Münzabbildungen und einer Schrifttafel; 163 S.

***) Leipzig, 1863, Verlag von Carl Wilfferodt; 95 S.

indem statt Caf (die Buchstabenzahl für 20) Nun (50) gezeichnet war. Ebenso weist Herzfeld mit großer Wahrscheinlichkeit nach, daß der Ausdruck: Litra im Evangelium Johannis 19, 39. nicht Pfund, sondern eine Münze, Litra, bedeute, welche einem Stater gleich war. Dort wird nämlich erzählt, Nikodemus habe eine Mischung von Myrrhe und Aloe, an 100 Litras, zur Bestattung Jesu gebraucht; aber 100 römische Pfund oder 100 jedes andern etwa durch Litra bezeichneten Pfundes waren für einen solchen Zweck ganz unglaublich zu viel, auch von so kostbarer Mischung wohl viel zu theuer, wie denn nach Joh. 12, 3. 5. die ganze Nardensalbe an 300 Denare gekostet haben soll; eher ist aber statt λίτρας zu lesen λιτρῶν, für 100 Litren oder Stateren.

Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser seine „Geschichte des altjüdischen Handels", wozu die genannte Schrift nur einen Theil der Voruntersuchungen bildet, in nicht gar zu langer Zeit veröffentlichen möge, weil bei seinem gründlichen Eingehen in seinen Stoff auch Gediegenes zu erwarten ist, und „wenn erst einmal (mit dem Verfasser zu reden) in einer Geschichte der Menschheit die Beschreibungen blutiger Schlachten etwas abgekürzt werden, um für eine gebührende Würdigung auch der friedlichen Bestrebungen der Völker einigen Raum zu gewinnen, dann wird, so nur Unparteilichkeit die Feder führt, auch der vielgeschmähte jüdische Handelsgeist seine Ehrenrettung und seinen Ehrenplatz finden." — — Durch diese und die andern genannten Schriften ist jedenfalls ein bisher weniger beachteter Zweig der Wissenschaft mannigfach gefördert worden. K.

Briefe eines deutschen Reisenden aus dem nördlichen Brasilien.

II.

Die Provinzen Ceara und Maranhao.

Ueber den Fluß Rio Grande do Norte noch einige Worte. Bald hatte ich mich überzeugt, daß die ersten Entdecker im Triumphe ihres Entzückens zu schnell zur Taufe geschritten waren, indem sie dem Flusse eine Bezeichnung gaben, die später selbst auf die Provinz übertragen wurde. Das Flußbett ist allerdings von respektabler Breite, die jedoch nur 1½ bis 2 Legoas anhält und von keiner Tiefe begleitet ist. Nach besagter Entfernung treffen die zwei Confluenten, Inudiahy und Pontinjy, zusammen; von diesen ist auch der Inudiahy nur ein armseliges Gewässer, da er nur bei Regenzeit fahrbar ist, oder es muß die Meeresfluth so gefällig sein, ihm ihr Wasser zu leihen. Auf diese Art ist es möglich, den Fluß in gewissen Stunden vier Legoas weit zu befahren. Der Pontinjy hat eine Länge von 30 Legoas, ist jedoch eben so wenig wie jener für Schifffahrt nutzbar. — Natal, zwischen dem 4. und 5. Breitengrade belegen, zeugt noch von gutem Gesundheitsstande. Gegenüber der Provinz befindet sich einige 50 Meilen weit im Meere die Insel Fernando de Noronha, wohin die brasilianischen Staatsverbrecher transportirt werden. Ihrer geognostischen und physikalischen Beschaffenheit nach, macht sie einen Theil der Provinz Natal aus, ist jedoch in politischer Beziehung der weiter entfernten Provinz Pernambuco untergeordnet, wahrscheinlich deshalb, um jeden privaten Verkehr mit der Verbrecherinsel um so wirksamer kontroliren zu können. Die Gefangenen, Lebensmittel ꝛc. werden daher auf weiten Umwegen dorthin geschifft. Die Insel wird zum ersten Anlaufspunkt der englischen Postdampfer genommen, um alsdann im südlichen Kurse auf Pernambuco zu steuern.

Den Faden der Reise wieder aufnehmend, so befinden wir uns nach 24stündiger Fahrt vor Ceara, der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens. Die Provinz Ceara ist bekanntlich eine der unfruchtbarsten wegen ihrer sandigen Bodenbeschaffenheit. Dies im Auge behaltend, muß der Neuankommende auf seinem Gange durch die Stadt auf das Angenehmste berührt werden. Er findet sie so schön, so regelmäßig gebaut, wie nicht leicht eine zweite Stadt in Brasilien. Sie ist von wohlthuenderem Eindrucke selbst wie Rio de Janeiro auf den Fremden; denn wer möchte hohe, enge Häuser und noch engere Straßen schön finden? — Das unvergleichliche Panorama, welches Rio im Totalanblick bietet, hat Ceara freilich nicht; was aber Reinlichkeit, Regelmäßigkeit in der Bauart der Wohnungen, gutes Pflaster ꝛc. betrifft, so bekundet es nur zu gut, welche Nation es einst in seinen Mauern beherbergte.

Die Holländer haben bekanntlich im 17. Jahrhundert einen großen Theil des brasilianischen Küstengebiets innegehabt. In einer der vielen, von ihnen unternommenen größeren Bauten hinterließen sie der Stadt Ceara eine werthvolle monumentale Erinnerung, nämlich die schöne große Festung, die noch heute eine Zierde der Stadt und stets in gutem Zustande erhalten wird.

Die Regierung läßt zum Zweck der Transport-Erleichterung durch das sandige Innere Versuche mit eingeführten Kameelen machen. Man hatte deren zuerst fünfzehn Stück aus Afrika holen lassen und verspricht sich günstige Resultate. Die Provinz Ceara bietet zu solcher Art Einführung in Brasilien gewiß die gegründetste Veranlassung, indem auch der Wassermangel daselbst bedeutend ist. Nur fehlte es damals noch an geeignetem Futter für diese ausländischen Thiere; denn die Grassaamen, die man mitgebracht, kamen in unbrauchbarem Zustande an. Durch neue Bestellungen und vorsichtigere Uebersendung ist wohl gegenwärtig dem Mangel abgeholfen. Der „Sociedade scientifica" hätte ich gern einen Besuch abgestattet, jedoch war sie von ihren Exkursionen im Innern zur Zeit noch nicht zur Stadt zurückgekehrt.

Ehe ich von Ceara scheide, muß ich wohl der hier üblichen flachen Fahrzeuge, „Jangada", Erwähnung thun. Man begegnet ihnen schon in Pernambuco und so aufwärts an der Küste stets mehr, bis sie in Ceara ihr Maximum erreichen und darüber hinaus wieder die allgemein bekannten Canoas ihr Recht einnehmen. Vier leichte Baumstämme, mehr oder weniger lang, bilden, durch zwei Querstäbe vereint, das Fahrzeug, das die größte Waghalsigkeit zur Bedingung macht. Einem Baumfloß ähnlich, schiebt der unerschrockene Fährmann dies kunstlose Werk, nachdem er den Passagier auf den Schultern herangebracht, durch die wilde Brandung auf die hohe See. Flink wie eine Katze und vom Wasser triefend, klimmt er nun hinauf, in verzweifelter Hast pflanzt er sein Segel auf und bietet nun — ein Orion — Sturm und Wogen muthig Trotz. Das Fahrzeug fliegt wie ein Pfeil dahin. Der Angst des ungewohnten Passagiers gegenüber ist die unerschütterliche Ruhe, die sich auf dem Gesicht des Fährmanns lagert, ein anziehendes Schauspiel. Das Interessanteste jedoch an diesem Fahrzeuge ist — daß, wenn es einmal umschlagen sollte, außer für Passagiere und Effekten, keine Gefahr waltet. Solche Art Leute verstehen das Tauchen wie die Enten und die Courage geht ihnen nie aus. Sie greifen unterwärts das Segel, ziehen es aus und richten es nun auf der entgegengesetzten Seite auf, und luftig geht es weiter, als wenn nichts vorgefallen wäre. Was Wunder daher, wenn Unerschrockenheit zu ihren ersten Tugenden gehört!

Die Fahrt von Ceara nach Maranhao beträgt 2 Tage per Dampfer und die ganze Reise von Rio nach Maranhao 11 bis 12

Tage, einschließlich Landungsaufenthalt, der circa 3 Tage beansprucht.

Mit erwartungsvollen, gespannten Gefühlen betrat ich den Boden einer Provinz, die durch die Nähe des Aequators, durch die vegetabilischen Reichthümer, überhaupt die gesammten Naturerzeugnisse ein Gegenstand vielfacher, gerechter Bewunderung ist. Inwieweit Maranhao, Para und andere nördliche Provinzen des Reichs die öffentliche Meinung klimatischer Ungunst verdienten, lag mir, zu wissen, nun nicht mehr fern! In Bezug auf den Gesundheitszustand genießen diese Provinzen bekanntlich nicht allein in Rio, sondern auch im übrigen mittleren und südlichen Brasilien keinen schmeichelhaften Ruf. Man hält Maranhao und Para für den Fokus von gelben Fiebern und anderen epidemischen Krankheiten! Ein pures Vorurtheil, wie alle hier ansässige Ausländer (Deutsche und Franzosen) bestätigen! Solche Beurtheilungen wendet man im Gegentheile hier — und das mit Recht — auf die Orte ihrer Entstehung an. Rio de Janeiro zumal, der Glanzpunkt und Konflux des Reiches, mehr denn 300 Meilen von dem so gefährlichen Aequator entfernt, ist in der That ungesunder wie Maranhao. Dieses erfreut sich eines sehr gesunden, wenn auch warmen, doch durch häufige Winde oder Regen gemäßigten Klimas, erfreut sich eines wohlgebauten Menschenschlags, eines fruchtbaren Bodens; kurzum es gewährt in seinen verschiedenen Verhältnissen die Bedingungen eines glücklichen Gedeihens. Ein Blick in das Gesicht der Einwohner bildet den besten Maßstab des Gesundheitszustandes; eine Regel, die gewiß auf dem ganzen weiten Erdenrund zur unumstößlichen Wahrheit wird. Man findet gesunde blühende Gestalten und — Maranhao darf sich rühmen, der Schauplatz einer besonders schönen Damenwelt zu sein! Nicht allein die weiße, auch die schwarze und gemischte Race haben auffallend schöne Gesichtsformen. Die Rentabilität des Bodens ist wunderbar, der Stand des Zuckerrohrs befriedigender und weniger der Degeneration unterworfen, worüber andere Provinzen so viel klagen. Ich stehe selbst nicht an, die Möglichkeit deutscher Kolonisation — wenn es einmal ein warmes Klima sein soll — in dieser Provinz außer Zweifel zu setzen.

Man wird darüber ungläubig den Kopf schütteln. Ich weiß dies, mir ist es selbst so gegangen und, ich gestehe gern, es hat die Günstigkeit der Verhältnisse mich überrascht. Uebrigens befrage man nur die Ursachen, werfe man nur einen Blick auf die physikalische Lage und hydrographische Beschaffenheit des südlichen Amerika oder besser des oberen nördlichen Brasiliens, von dem wir einmal handeln — und das Räthsel löst sich! Die ungeheure Wasserstraße des Amazonas und seiner ebenfalls mächtigen Tributaire, die vielen Flüsse und Binnenseen, von denen die äquatorialen Gegenden durchschnitten sind, tragen genugsam die Bedingungen in sich, um bei höherer Sonnenkraft der Atmosphäre das nöthige Quantum an Feuchtigkeit als Aequivalent zur Seite zu stellen. Ursache und Wirkung stehen hier in schönem Wechselverhältniß zu einander, da ja die Sonne es auch ist, welche anderwärts die Entstehung der Winde veranlaßte. Durch diese berühren das Land auch Einflüsse von außen her, indem sich die Passate, nach weiter Wanderung über große Meere mit reichem Dunstgehalt gesättigt, darüber entladen, also die Temperatur mildern und regeln helfen. Und die obere Hälfte des südlichen Amerika, ist sie nicht ganz dazu geeignet, diese äußeren Einwirkungen in vollem Sinne entgegen zunehmen? Stellen wir dem gesegneten, mit unvergleichlich üppiger Vegetation dastehenden Südamerika eine andere Aequatorialgegend zur Seite — das mittägliche Afrika — und wie schön schlagen sich die Gegensätze, da letzterem Kontinente die beiden Bedingungen fehlen, die das südliche Amerika zum fruchtbarsten und gesunden Erdstriche machen! Sodann muß der Ungläubige und Zweifelsüchtige nie aus den Augen lassen, daß das Geheimniß üppiger tropischer Vegetation nicht auf extremen Wärmegraden, einer Backofen-Temperatur beruht. Abwesenheit der Kälte, oder mäßige Wärme mit Feuchtigkeit gepaart, vermögen günstige, wunderbare Resultate zu erzielen. An ein nahes Beispiel Deutschlands zu erinnern, so gedeiht doch an dessen südlichen Grenzen — noch wo deutsche Zunge erklingt — im nördlichen Tyrol die Eßkastanie, die Melone, der Mais und selbst die Orange ohne besondere Kunst im Freien. Indem wir noch durch pflanzenphysiologische Gesetze hervorheben, daß warme trockene Gegenden eine dürftige oder doch ganz veränderte originelle Vegetation erzeugen, so sind wir hiermit der Theorie hinreichend durch thatsächliche Beweise entgegengekommen. Es geschah, um den faulen Keim mystischer Anschauungen ausrotten zu helfen. Jemand, der von Europa plötzlich hierher versetzt würde, müßte staunen und seine Vorstellungen über ein Aequatorialklima übertrieben finden, wiewohl er sich eingebildet haben mochte, in ihnen noch hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben zu sein. Abgesehen von den oben erwähnten meteorologischen Faktoren, die das Klima so günstig bestimmen, fällt noch ein Umstand ins Gewicht, der die Temperatur erträglicher, wie unter sonst gleichen Verhältnissen in Europa, macht. Gleiche Grade hier und dort äußern sich im Allgemeinen verschieden auf das Lungensystem. Hier ist die Luft, der chemischen Konstitution nach betrachtet, leichter, reiner und klarer. Das bestätigen viele Thatsachen in der Optik, der Schallverbreitung, ja selbst Erscheinungen aus dem Einflusse helleren Lichtes auf organisches Leben. Welcher nach Brasilien übergesiedelte Mittel-Europäer wird nicht gefunden haben, daß 25 Grad R. nicht die beklemmende Wirkung auf die Athmungsorgane üben, wie etwa 20 Grad in seiner alten Heimat? Der Gedanke an Gewöhnung liegt nicht absolut nah, da dies Beobachtungen der ersten Landungstage sind. Noch weniger statthaft würde es sein, die wenigen auf der See verbrachten Wochen als vermittelnden Uebergang betrachten zu wollen, da die Seeluft wieder anderen Gesetzen unterliegt, indem die flache, stets bewegte See die Wirkungen der Sonne, anstatt auf dem Kontinente zu vermehren, nur zu schwächen vermag.

Nun zur Provinz Maranhao speziell zurück. Die Witterung theilt sich in zwei Jahreszeiten, den sogenannten Winter und Sommer, oder auch nasse und trockene Jahreszeit genannt. Der Winter dauert von Januar bis Ende Juni. Die übrige Zeit des Jahres macht der Sommer aus. Jener im Ganzen durch häufige, täglich fallende Regen — die fast regelmäßig um Mittag beginnen und mit einigen Unterbrechungen bis Abend andauern; — in der Temperatur etwas abgekühlt. Meine noch nicht voll dreimonatlichen Beobachtungen kann ich nicht als maßgebend hinstellen, jedoch soll nach allgemeinen Aussagen der Winter ein normaler gewesen sein und kann ich demnach angeben, daß die Temperatur Morgens 18 bis 20 Gr. R. im Schatten betrug und während des Tages um 2 oder 3 Grad, selten mehr, stieg, nie aber 26 Gr. überragte. Die Sommer-Temperatur soll im Allgemeinen weitere 2—3 Gr. höher stehen, aber durch dann herrschende Winde gleichfalls häufig deprimirt werden. Das Maximum der Sommer-Temperaturen betreffend, soll dies 28 bis 30 Gr. betragen und seit Jahren nicht höher beobachtet sein, eine Höhe also, die auch in Deutschland zeitweise vorkommt. In solchen Fällen hat dann aber sicher der Deutsche größere, drückendere Schwüle, wie der Maranhenser — man denke nur an die

heißen Hundstage! Da die nächtliche Temperatur durchaus nur wenig sinkt, so ergiebt sich ein ziemlich konstant-warmes Klima; in seiner Regelmäßigkeit und seinen geringen Schwankungen aber ganz wohlthätig auf den Gesundheitszustand des menschlichen Körpers wirkend.

Die Hauptstadt der Provinz, wie diese auch Maranhao — eigentlich aber San Luiz — genannt, liegt auf dem nordwestlichen Ende einer dem Festlande nahe gegenüberliegenden Insel und bietet, in der Ferne gesehen, einen freundlichen Anblick, indem die weißen Häusermassen im Vordergrunde grünbewaldeter Höhen wie aus dem Meere aufzutauchen scheinen.

Den Ankömmling, wenn er sich der Stadt zur Zeit der Ebbe nähert, befremdet bald die Höhe, zu der die Fluth das Meereswasser erhebt. Ebbe und Fluth erreicht bekanntlich in der Aequatorialzone ihr höchstes Maß, weshalb, und auch unter Begünstigung anderer lokaler Verhältnisse, der Hafen Maranhao's häufig zu Reparatur von Schiffen (selbst großen Tiefganges) aufgesucht wird. Die Höhe der Fluth variirt zwischen 12 und 24 Palmen. Es werden hierdurch leicht erklärlich kostspielige Dock-Vorrichtungen umgangen. Bei einigem Aufenthalte hat man bald Gelegenheit, sich von diesem interessanten Schauspiele zu überzeugen.

Die Bauart der Stadt hat nichts Auffallendes. Die Straßen sind außerordentlich lang, gerade und in rechten Winkeln sich schneidend. Das Terrain, auf dem die Stadt erbaut ist, besteht, trotz der erhöhten Lage, aus einer wenig unterbrochenen Fläche; nur die Partien am Hafen sind besonders abschüssig, wenn nicht zum Theil eben deshalb nur mit Vorsicht zu passiren. Die Einwohnerzahl beträgt nach den allerdings unsicheren Schätzungen ungefähr 30,000, von denen reichlich ein Drittheil der farbigen Bevölkerung angehört (Schwarze und Gemischte). In früheren Zeiten soll die schwarze Einwohnerschaft überwogen haben, — ein Verhältniß, das sich nun jedoch sichtbar auf Seite der Weißen neigen mußte, indem die Verkäufe der Sklaven nach den südlichen Provinzen bei den daselbst höheren Preisen stets mehr und mehr zunehmen. Hierdurch werden der Provinz wohl bedeutende Kapitalien zugeführt, ihr aber andererseits um so größere Mittel — die Arbeitskräfte nämlich — entzogen. Es kann dieser Mißstand nur bedrohend für die Provinz ausfallen, indem der Schwarze, seiner Körperkonstitution nach, im wärmeren Klima leichter ausdauert, wie jeder andere Mensch. Wie also beim steten Abgange einen Ersatz beschaffen, da ein Zuwachs seit der Aufhebung neuer Sklaven-Einfuhr nicht mehr stattfindet? Die Regierung des Landes sollte, indem europäische Einwanderung, für die sie sich lebhaft interessirt, den ihr geeigneteren südlichen Theilen sich zuwendet, doppelt bemüht sein, obigen Nachtheilen vorzubeugen, was leicht durch Besteuerung auf jeden einzelnen Kopf zu bewirken wäre.

Gustav Wallis.

Süd-Amerika.

Die Mythe von El Dorado.

Nach Alexander von Humboldt.

In dem an wissenschaftlichem Material ungemein reichen „Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus"*) reproduzirt der Letztere eine im Jahre 1837 geschriebene, damals in den Annales des voyages von Eyriès veröffentlichte, nicht aber auch in die Sammlung von Humboldt's kleinen Schriften aufgenommene Abhandlung desselben „über einige wichtige Punkte der Geographie von Guyana." Dieser Abhandlung entnehmen wir nachstehende Berichtigung in Bezug auf das lange in allen Beschreibungen Süd-Amerika's vorkommende und bis zur damaligen Zeit auch auf den meisten Landkarten verzeichnete fabelhafte Land El Dorado. Man hat den Namen Dorado (Golden) auch einem sogenannten heiligen See beigelegt, der sich südlich von Bogotá befindet, und nachdem Humboldt in seinen Vues des Cordillères die historische Thatsache mitgetheilt hatte, daß im 16. Jahrhundert versucht worden sei, diesen See abzuleiten, um sich der Schätze zu bemächtigen, die, nach der Tradition, die Eingeborenen bei der Ankunft der spanischen Conquistadoren darin verborgen haben sollten, bildete sich in England sogar eine Gesellschaft zur Aufsuchung dieser Schätze, was die Veranlassung zu außerordentlichen Geldverlusten wurde. Humboldt hat nun zur Widerlegung solcher und ähnlicher Fabeln die folgenden Resultate seiner Forschung in der gedachten Abhandlung niedergelegt:

„Die Karte von Columbien, die ich im Jahre 1825 herausgab und die von Brué nach den Zeichnungen und Materialien, welche ich diesem geschickten Geographen mittheilte, redigirt worden, enthält die Früchte meiner Untersuchungen. Die oberen Theile des Laufes des Rio Branco und des Rio Caroni erscheinen hier in einer ganz neuen Gestalt. Bemüht, die Mythe des Dorado zu enthüllen, welches allmählich von Westen nach Osten, von den Quellen des Rio Negro zu den Quellen des Orenoco gewandert ist, mußte ich eine große Wichtigkeit auf den Lauf des Rio Rupunury oder Rupunuwini (Weni oder Wini bedeutet „Wasser", „Fluß" in der großen Verzweigung der Maypure-, Cabre- und Guyhunare-Sprachen) legen, und zwar mußte ich dies um so mehr, als die Karten, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, dem Parime- oder Dorado-See den Namen Rupunuwini gegeben haben. Die Idee eines ungemein reichen Goldlandes, welches im Jahre 1535 (nach den Berichten des Don Luis Dare) sogleich in die Berge von Neu-Granada (Cundirumarca und Cundinamarca) verlegt wurde, wo „ein Herr, dessen Körper mit Goldstaub bedeckt war, seine religiösen Abwaschungen in einem Alpensee vornahm", ist seit der Expedition des Antonio de Berrio, Schwiegersohn des großen Adelantado Quesada, auf dem Casanare, Meta und Orenoco, an die Hypothese eines großen Binnen-Sees geknüpft worden, der sein Wasser zugleich dem Essequibo, Rio Branco und Orenoco zusendet. Ich glaube, es ist mir durch eine genauere Kenntniß der Oertlichkeit, durch ein langes und mühsames Studium der spanischen Schriftsteller, die von dem Dorado und dem Parime-Meer handeln und namentlich durch Vergleichung einer großen Anzahl chronologisch geordneter Karten, gelungen, die Quelle dieser Irrthümer aufzufinden. Den Fabeln, welche sich an gewisse Lokalitäten knüpfen, liegt gewöhnlich etwas Wahres zu Grunde; die Fabel von dem Dorado (d. h. von dem goldenen Manne el hombre dorado) gleicht jenen Mythen des Alterthums, die, von Land zu Land wandernd, nach und nach auf verschiedene Gegenden übertragen werden. Um das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, ist es in den Wissenschaften meistentheils hinreichend, die Geschichte der Meinungen darzustellen und ihre allmähliche Entwickelung zu verfolgen. Die eingeborenen Völker schilderten, um sich ihrer unbequemen Gäste leichter zu entledigen, beständig das Dorado als leicht erreichbar und in nicht großer Entfernung. Es glich einem Phantom, das vor den Spaniern zu fliehen schien und sie unaufhörlich anlockte. Es liegt in

*) 3 Bde. Leipzig, Hermann Costenoble, 1863.

der Natur des auf der Erde herumschweifenden Menschen, sich das Glück jenseits des ihm Bekannten zu denken. Das Dorado, ähnlich dem Atlas und den hesperidischen Inseln, ist allmählig aus dem Gebiete der Fabel in das der systematischen Geographie übergegangen.

Die große Berühmtheit eines goldreichen Landes zwischen dem Caqueta (Papamene) und dem Uaupe, einem der Zuflüsse des Rio Negro, hat die Lage des ersten Dorado's, des westlichen, des Dorado's der Om-Aguas und Manoa, bestimmt. Ich sehe mit Vergnügen, daß die Nachrichten, die ich in San Carlos am Rio Negro in Bezug auf dies gebirgige und goldführende Land gesammelt habe, neuerlich durch Herrn W. Smith, Schiffs-Lieutenant der englischen Marine, bestätigt worden sind. Dieser Offizier hat, gemeinschaftlich mit Herrn Löwe, fast den ganzen Lauf des Rio Huallaga, einen Theil des Ucayali und den Amazonen-Strom von Nanta oder Omaguas bis zur Mündung des Rio Negro mit großer Genauigkeit aufgenommen. In einer Abhandlung, welche Herr Smith in der Versammlung der geographischen Gesellschaft in London am 14. Dezember 1835 gelesen hat, versichert er, nach einem Manuskript des Pater Andrea Fernandez de Souza, daß die reichen Goldzierrathe, die man bei den Tarianas-Indianern finde, diesen von dem Panenoa-Stamme zukämen, der viel weiter in der Civilisation vorgeschritten sei, als jene, und an den Quellen des Rio Uaupes (Quepe) wohne. Jene Goldwäschen zwischen dem Uaupes, Iguiare und dem Jurubeche sind der Schauplatz der Thaten des Pedro Ursua und Philipp von Hutten, eines deutschen Edelmanns, dessen Namen die spanischen Schriftsteller in Felipe de Urre und Utre verwandelt haben. Indianer von San John de Marapitanos, einem Orte 12 Seemeilen im Süden von San Carlos de Rio Negro, hatten dem Capitän Poblador, Don Apollinario Diaz de la Fuente, der diese Ufer des oberen Orenoco, des Casiquiare und des Rio Negro ein halbes Jahrhundert vor mir besuchte, und dessen Reisejournale nach Quito ich mir verschaffte, eingeredet, „daß wenn man vierzehn Tage lang auf dem Uaupes gegen Nordwesten schiffe, man zu einem berühmten Goldsee gelange, der von Bergen umgeben und so groß sei, daß man das gegenüberliegende Ufer nicht erkennen könne. Die wilde Nation der Guanes dulde es nicht, daß man in dem sandigen Erdreiche, welches die Ufer des Sees bilde, Gold sammle." Das häufig überschwemmte Land zwischen den Quellen des Jurubeche und des Rio Morabi, eines Zuflusses des Caqueta, wohin La Condamine einen anderen Gold-See verlegt, den er Parahi (d. h. der See Wasser!) nennt, kann durch eine Verwechselung der Lokalitäten zu der abgeschmackten Erzählung von der Unermeßlichkeit des Sees des Uaupes Veranlassung gegeben haben. Ich habe es immer für gewiß gehalten, daß zwischen den unbekannten Quellen des Rio Negro und seiner Zuflüsse Quepe und Uaupes (Lat. 1° —2½° N. Long. 71½—74° W. von Paris) ein kleines Gebirgs-Plateau existire, welches goldführendes aufgeschwemmtes Land enthalte. Die Civilisation wird einst in jene Gegenden vordringen, sei es von Osten nach Westen durch die brasilischen Missionen, oder durch die columbischen am Rio Negro und Atabapo, die heutzutage gleich elend sind, oder von West nach Ost durch die Missionen von Caguan und Guayavero, am Fuße der Cordilleren von Cundinamarca. Man wird dann sehen, ob jene Schichten goldführenden Sandes der Bearbeitung werth sind, und ob ich den geographischen Theil des ersten Dorado's, des Dorado's der Om-Aguas, das Ziel aller vom Jahre 1535 bis zum Jahre 1560 unternommenen Expeditionen, richtig erklärt habe. In dem letztgenannten Jahre nahm Pedro de Ursua den stolzen Titel Governador del Dorado y de Omagua an. Er hörte, daß sein Gouvernement in partibus sich über eine Provinz erstrecke, die von den Eingebornen das Land Caricuri genannt werde, und dieser Name, dessen Bedeutung er ohne Zweifel nicht kannte, beweist allein schon die Wirkungen der Einfälle der Cariben in diese westlichen Länder. Im Tamanakischen heißt Gold Caricuri, im Caribischen Carucuro, zwei Sprachen, deren Verwandtschaft schon durch den gelehrten Vollender des Mithridates, Herrn Vater, bemerkt worden ist. Curi (Cori) ist indeß auch das Peruanische (Quichua) Wort für daselbe Metall, so daß wir hier eine jener eingeführten Wurzeln finden, die vermittelst wandernder Stämme einen Raum von 400—500 Lieues in der Richtung von Südwest nach Nordost durchlaufen haben.

Am Ende des 16. Jahrhunderts ging Antonio de Berrio östlich von Tunja über die Cordilleren und gelangte auf dem Casanare, Meta und dem unteren Orenoco nach der Insel Trinidad. Seit dieser Zeit wurde die Mythe von dem Dorado in den östlichen Theil von Guyana, zwischen Long. 62 und 66°, verlegt, in eine Gegend, die ganz neuerdings wieder der Schauplatz nützlicher und mühsamer Forschungen geworden ist. Dieselben Namen wurden an andere Oertlichkeiten geknüpft; die geographische Mythe wurde nach der Configuration eines, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Landes am Fuße der Pacaraina-Kette modifizirt. Da die Quellen großer Ströme stets die Neugierde des Menschen erregt haben, da sie den kühnsten Hypothesen ein weites Feld darbieten, so finden sich die Fragen über die Quellen des Orenoco direkt mit der Aufsuchung des Dorado im östlichen Guyana verbunden. Die Erzählungen eines gewissen Martinez, die durch Raleigh verbreitet wurden und der Geschichte der Abenteuer des Juan Matin de Albujar nachgeahmt waren, hatten im Jahre 1595 die Einbildungskraft Antonio's de Berrio und seines Maese de Campo, Domingo de Vera, erhitzt. Jener Martinez war von den Cariben „von Stadt zu Stadt geführt worden, bis er nach Manoa, der Hauptstadt des Dorado, kam, wo er einen Verwandten des Inca Atabalipa (Atahualpa) zu sehen glaubte, den er schon in Caramarca gekannt zu haben behauptete." Da Martinez am oberen Caroni, der von der Pacaraina-Kette herabkommt, wohnte, und da er nach einer langen Abwesenheit unter den Indianern, den Essequibo herabkommend, auf der Insel Trinidad wieder erschien, so hat er ohne Zweifel dazu beigetragen, den See Manoa auf den Isthmus des Rupunuri oder Rupunuwini zu verlegen. Dieser See wurde nach und nach zu einem Binnen-Meere (Laguna Parime oder Laguna de Roponowini des Jodocus Handius) vergrößert. In dem Jahre, wo ich diese Zeilen schreibe, bewahren viele sehr neue Karten noch immer die Spuren jener alten geographischen Mythe, wie sie eben so gewissenhaft die Mythe von einem großen Plateau im centralen Asien bewahren, das sich ununterbrochen von der Kette des Himalaya-Gebirgs bis zu der des Altai erstrecken soll.

Das zweite Dorado, das östliche, kann man vielleicht das Dorado der Parime oder des Raleigh nennen; denn dieser große Mann unternahm vom Jahre 1595 bis zum Jahre 1617 vier Expeditionen auf dem unteren Orenoco. Er war gewiß selbst getäuscht worden, aber als es darauf ankam, die Einbildungskraft der Königin Elisabeth zu entflammen und die Entwürfe seiner ehrgeizigen Politik auszuführen, da verschmähte er keinen Kunstgriff der ausgesuchtesten Schmeichelei. Er schilderte der Königin die Entzückung jener barbarischen Völker bei dem Anblick ihres Portraits. Er will, daß der Name der erhabenen Jungfrau, die Königreiche zu erobern

weiß, die in das Land der kriegerischen Frauen (Amazonen) von Guyana dringe; er versichert, daß man zu der Zeit, als die Spanier den Thron von Cuzco umstürzten, eine alte Weissagung aufgefunden habe, wonach die Dynastie der Incas eines Tages Groß-Britanien ihre Wiederherstellung danken werde. Er räth, unter dem Vorwande, das Land gegen äußere Feinde zu vertheidigen, Garnisonen von 3000—4000 Mann englischer Truppen in die Städte des Inca zu legen und diesen so edelmüthig beschützten Fürsten zu verpflichten, der Königin Elisabeth einen jährlichen Tribut von 300,000 Pfund Stnl. zu zahlen; endlich fügt er, wie Jemand, der die Zukunft voraus sieht, hinzu, daß alle jene weiten Länder Süd-Amerika's einst Tages der englischen Nation gehören würden.

Die östlichen Theile von Guyana erlangten eine neue Berühmtheit, als, verleitet durch Indianer-Häuptlinge, die mit Hülfe der Spanier sich an einigen feindlichen Stämmen zu rächen hofften, der Gouverneur Don Manuel Centurion im Jahre 1770 auf dem oberen Cauca neue Einfälle machte. Die Nation der Majenaos wurde damals durch falsche Aussprache in Manaos verwandelt und dieser, durch die Expeditionen von Urre (Hutten) und Jorge de Espira (Georg von Speier) berühmt gewordene Name wurde in dem Thale des Rio Branco wiedergefunden. Bis zur Hälfte des 18. Jahrhunderts war das weite Gebiet zwischen den Bergen des französischen Guyana und den aus wilden Cacaobäumen und der Juria (Bertholletia excelsa) bestehenden Wäldern des oberen Orenoco, zwischen den Quellen des Rio Caroni und dem Amazonen-Strome (von Lat. 0° — 4½° N. und von Long. 57° — 68° W. Paris), so wenig bekannt, daß die Geographen dort nach Belieben Seen zeichnen, und Fluß-Verbindungen schaffen konnten. Heutiges Tages ist das Feld der Hypothesen bedeutend eingeschränkt. Man hat die Longitudo von Esmeralda am oberen Orenoco bestimmt und östlich von diesem Punkte mitten in den Ebenen und Savannen der Parime, ist eine Zone von 20 Lieues Breite von Norden nach Süden, längs des Caroni und Rio Branco, durchstreift worden. Es ist dies der gefahrvolle Weg, den im Jahre 1739 der Chirurgus Nikolas Hartsmann aus Hildesheim, im Jahre 1775 der Spanier Don Antonio Santos mit seinem Freunde Nikolas Rodriguez, im Jahre 1793 der Oberst-Lieutenant des ersten Linien-regiments von Para, Don Francisco John Rodriguez Barata und nach den handschriftlichen Noten, die ich dem ehemaligen portugiesischen Gesandten in Paris, Chevalier de Brito, verdanke, mehrere englische und holländische Kolonisten, die im Jahre 1811 über den Tragepaß des Rupunuri und auf dem Rio Branco von Surinam nach Para kamen, eingeschlagen haben. Dieser Weg theilt die Terra incognita der Parime in zwei ungleiche Theile und bezeichnet zugleich, was für die Geographie dieser Gegenden sehr wichtig ist, gewisse Gränzen für die Quellen des Orenoco, die jetzt nicht mehr unbestimmt gegen Osten vorgeschoben werden können, ohne das Bett des Rio Branco, der von Norden nach Süden fließt, das von Osten gegen Westen gerichtete Bett des Orenoco durchschneiden zu lassen.

Kleine literarische Revue.

— **Lessing, Samuel Johnson und Shakspeare.** Zur Geschichte Shakspeare's in Deutschland verdient bemerkt zu werden, daß gerade zu der Zeit, als Wieland's erste Uebersetzungen des „Hamlet", des „Kaufmann von Venedig" ꝛc. erschienen und bevor noch Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie seine Polemik gegen die französische Klassicität und insbesondere gegen Voltaire begonnen hatte, nämlich in den Jahren 1764—65, Dr. Samuel Johnson, der berühmte Polyhistor und Kritiker, der fast ein halbes Jahrhundert lang als Aristarch die englische Literatur beherrschte, einen von ihm recensirten und mit Anmerkungen ausgestatteten Shakspeare edirte. Diese Ausgabe war mit einer Einleitung ausgestattet, welche auch im Auslande und besonders in Frankreich großes Aufsehen machte, weil darin zum erstenmale die dramatische Kunst der Franzosen tief unter die Kunst Shakspeare's gestellt wurde, dessen Extravaganzen und Fehler Johnson zwar zugab, nur aber, um, wie er hinzufügte, um so unparteiischer und glaubwürdiger seine Bewunderung für den Dichter aussprechen zu können. Dieser Angriff auf die dramatische Kunst der Franzosen, als deren Vertreter Voltaire sich betrachtete, veranlaßte Letzteren zu dem bekannten Ausfalle auf Shakspeare, der ihm heute noch unvergessen ist. In dem von Voltaire für das Dictionnaire philosophique geschriebenen Artikel „Art dramatique" wirft er nämlich dem englischen Kritiker Dr. Samuel Johnson vor, daß er die „Possenreißereien" Shakspeare's, „eines trunkenen Wilden", zu den Schönheiten des tragischen Dramas zähle. Johnson selbst hat, merkwürdig genug, auf diesen brutalen Angriff nicht geantwortet, wohl aber übernahm es der deutsche Lessing, den französischen Lästerer verdientermaßen zu züchtigen und dadurch zugleich die erste Hand an den Tempel zu legen, der der französischen Aftermuse in Deutschland errichtet war.

— **Shakspeare und die englische Literatur, 1564—1864.** In München*) ist zur Feier des 23. April ein photographirtes Blatt erschienen, das eine wahrhaft künstlerische Huldigung Shakspeare's genannt werden darf. Das Blatt, von Lindenschmitt gezeichnet, präsentirt uns in einer wirkungsvoll aufgestellten Gruppe von 88 Figuren die portraitähnlichen Köpfe aller Koryphäen der englischen Literatur der letzten drei Jahrhunderte, und zwar in ihren Beziehungen zu Shakspeare, weshalb auch diejenigen berühmten deutschen Schriftsteller, die für die Kenntniß Shakspeare's in Deutschland gewirkt, mit aufgenommen sind. Den Mittelpunkt der vortrefflich charakterisirten und amphitheatralisch aufgestellten Gruppe bildet natürlich Shakspeare selbst. Dem Beschauer zur Rechten thront die Königin Elisabeth, umgeben von den Lords Bacon, Southhampton, Pembroke, Leicester, Essex und Sir Walter Raleigh. In unmittelbarer Nähe des Dichters erblicken wir seine Zeitgenossen Spenser, Sidney, Massinger, Green, Marlowe, Burbadge, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher. Es reihen sich daran die literarischen Zeitalter Milton's, der Königin Anna, Garrick's, Sheridan's, Byron's und Walter Scott's bis auf die Neuzeit, welche uns auch die berühmten Shakspeare-Commentatoren Steevens, Dyce, Coleridge, Hazlitt und leider auch den Fälscher Payne Collier bringt. An einem Platz im Vordergrund, nahe dem großen Dichter, erblicken wir Lessing, Goethe, Schiller, Schlegel und Tieck. Das Ganze, das von einer literargeschichtlichen Erklärung begleitet ist, macht einen überaus freundlichen Eindruck. Wir glauben nicht, daß in England selbst bei dieser Gelegenheit eine geschmackvollere Festgabe publizirt worden.

— **Victor Hugo's Buch über Shakspeare** (Nr. 12. des „Magazin") ist am 23. April erschienen.**) Es ist, wie alle seine neueren Schöpfungen in Poesie und Prosa, ein Gemisch von Erhabenheit und Schwulst, von alten und neuen Weisheitssprüchen und Paradoxieen. Wir

*) Bruckmann's Verlag.

**) William Shakspeare. Par Victor Hugo.

lassen hier, um einen Begriff von diesem Gemisch zu geben, den Anfang des dritten Buches folgen, das „die Kunst und die Wissenschaft" überschrieben ist:

„Die Poesie kann nicht abnehmen. Warum? Weil sie nicht zunehmen kann..... Nur von einem hohen Standpunkte aus werden Phänomene überschaut, und die Poesie ist, von einem hohen Standpunkt aus überschaut, unvergänglich. In der Kunst giebt es weder ein Steigen noch ein Fallen. Der Genius der Menschheit ist zu allen Zeiten in seiner Vollständigkeit. Aller Regen zusammen, der vom Himmel fällt, mehrt den Ocean nicht um einen Tropfen. Was man Ebbe und Fluth nennt, ist eine bloße Illusion; das Wasser fällt an der einen Küste nur, um an der andern zu steigen. Die Menschen aber halten dergleichen Schwankungen für ein Abnehmen. Behaupten, daß keine Dichter mehr kommen werden, heißt ebenso viel als behaupten, daß der Ebbe keine Fluth folgen werde."

Nur auf sehr wenigen Blättern dieses Bandes von 568 Seiten ist von Shakspeare selbst die Rede. Wir haben vielmehr eine Partei- und Streitschrift vor uns, die ebenso gut „Garibaldi", „Victor Hugo", oder „das absolute Genie" heißen könnte. Es ist ein Capriccio über die Kunst an sich und ihr Verhältniß zum Staat und zur Gesellschaft, über die Schönheit im Dienste der Wahrheit, über Heldenthum in der physischen und in der moralischen Welt, über die demokratischen Tendenzen der Gegenwart, über 1789 und 1793, über alte und neue Geschichtschreibung, über des Dichters Märtyrium und Apotheose — und das Alles bei Gelegenheit von Shakspeare's dreihundertjährigem Jubiläum. Nicht allein die mit Shakspeare vertrauten Engländer und Deutschen, sondern auch die ihn noch gar nicht kennenden Franzosen werden durch dieses Buch um keinen Schritt in dem Verständnisse des großen britischen Dichters gefördert werden.

— **Chronik der Gegenwart.** Aus München geht uns das Probeheft einer neuen Monatschrift zu, die sich die Aufgabe gestellt hat, ihre Leser durch historisch-politische und literargeschichtliche Abhandlungen auf den Gebieten des Staates, der Kirche und der Gesellschaft zu orientiren. Das Journal heißt „Chronik der Gegenwart"*) und wendet sich an „alle Stämme und alle Stände Deutschlands", die es ebenso durch Reichhaltigkeit des Inhalts, wie durch Billigkeit des Preises (3 Gulden rhein. jährlich) gewinnen will. Das erste Heft beginnt mit einer historischen Betrachtung der schleswig-holsteinischen Frage, die von einem Stammbaume des Hauses Oldenburg begleitet ist, der, wie die historische Betrachtung selbst, die Thronrechte Friedrich's VIII. geltend macht. Es folgt sodann eine Monographie des fürstlichen Hauses Schönburg, eine Abhandlung über den Schutz unserer materiellen Interessen gegenüber den Gefahren eines Seekrieges; ein volkswirthschaftliches Essay über „Carey und die Arbeiterfrage" und ein anderes über das „Christenthum und die Nationalökonomie", woran sich Uebersichten des Standes der dänischen Armee und Flotte, sowie der bayerischen Armee und der preußischen Flotte, reihen. Den Schluß bildet der literargeschichtliche Theil, der die Beleuchtung einer Schrift gegen Renan und einen Blick auf „die neuere Literatur des Völkerrechtes" umfaßt.

Man sieht, der Wille ist gut; wir wollen hoffen, daß auch die Kräfte zur Durchführung des Planes ausreichen werden. Jedenfalls ist es ein gutes Zeichen für die junge Regierung Ludwig's II., daß in München, so unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, dergleichen auf wissenschaftlicher und freisinniger Grundlage ruhende Unternehmungen Platz zu gewinnen vermögen.

*) München, Druck und Verlag von Joseph Gotteswinter.

— **Die österreichischen Alpen.** Die Erfahrung, daß diese Alpen viel weniger gekannt und besucht sind, als sie es nach den reichen Naturschönheiten verdienen, welche sie umschließen, hat den Vorstand des österreichischen Alpenvereins, Dr. Anton von Ruthner, veranlaßt, seine in verschiedenen Zeitungen und Journalen veröffentlichten Aufsätze über seine Fahrten auf die höchsten Spitzen der österr. Alpen zu sammeln und herauszugeben.*) In dem vor uns liegenden Bande sind vorzüglich die hohen Tauern berücksichtigt; weitere Bände über die anderen Theile der österr. Centralalpen sollen sich anschließen. Der Verfasser ist selbst ein leidenschaftlicher Bergsteiger, hat jede Gebirgsgruppe seiner Alpen mindestens einmal besucht und gründlich durchforscht; er befand sich an der Spitze derjenigen, welche am 3. September 1841 den Groß-Venediger um den Ruf brachten, unersteigbar zu sein; er kennt dort jeden Gletscher, jede Schlucht, jeden „Kogel" und jede Alpe; er weiß nicht minder in der Geschichte jener Gegenden Bescheid; er war daher vor Allen befähigt und berechtigt, dem Mangel an Literatur über einen so hervorragenden Theil unseres Vaterlandes abzuhelfen und auf diese Weise das vernachlässigte Oesterreich gegenüber der von Alpenbesuchern überschwemmten Schweiz zu Ehren zu bringen. Das Buch ist einfach und anschaulich geschrieben und weder trockene Wissenschaft und bloßes Coursbuch, noch schwülstige Schönbeschreibung. Treue und Gewissenhaftigkeit sind Haupttugenden dieser Schreibweise; das Werk wird daher ebenso gute Dienste als Führer in den Alpenpässen leisten, wie es vermöge seiner noblen Ausstattung den feinsten Salon zieren mag. Sechs prachtvolle, wohlgelungene Abbildungen und eine Karte der Alpen von jenem plastischen Ansehen, das der österreichische Kartenstich so meisterhaft hervorzubringen versteht, vollenden den Werth des Werkes, das jede weitere Empfehlung als überflüssig von sich weist.

*) Berg- und Gletscher-Reisen in den österreichischen Hochalpen. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1864.

— **Sibirische Universität.** In Sibirien denkt man jetzt ernstlich an die Gründung einer Universität, zu welcher der Kaufmann Suderov, ein ehemaliger Leibeigener, der sich in den Goldgruben ein kolossales Vermögen erworben, die Summe von nicht weniger als einer Million Silberrubel angewiesen und außerdem nach Eröffnung der Hochschule eine jährliche Beisteuer zur Unterhaltung derselben versprochen hat. Es fragt sich nur noch, ob sie in Tobolsk oder in Irkutsk errichtet werden soll, doch scheint letzteres die meisten Stimmen für sich zu haben. Tobolsk liegt zwar der civilisirten Welt näher und genießt, trotz seiner nördlicheren Lage, eines etwas milderen Klima's (die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 0,2, während sie in Irkutsk — 0,4 nicht übersteigt), aber sowohl in materieller Blüthe als in geistiger Regsamkeit ist es von seinem östlichen Rivalen schon längst überflügelt worden. Irkutsk ist der Sitz des sibirischen Filials der russischen geographischen Gesellschaft, hat drei Zeitungen, eine Bibliothek, ein Theater, treibt einen bedeutenden Handel und dient zum Mittelpunkt des Verkehrs mit dem Amur, in dem man zwar aufgehört hat ein Eldorado zu erblicken, der aber unleugbar sowohl in politischer als in kommerzieller Beziehung für Rußland von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Die Entfernung ist allerdings groß; von Nischni Nowgorod, wo die Eisenbahn aufhört, hat man auf der gewöhnlichen Postroute noch 4732 Werst bis Irkutsk; indessen

dürfte dieser Nachtheil gegen die Umstände, die zu Gunsten von Irkutsk sprechen, um so weniger in Betracht kommen, als es jetzt durch den elektrischen Telegraphen mit Petersburg und Europa in Verbindung steht.

— **Eduard Fischel's Werk in Frankreich.** Das Bulletin bibliographique der R. d. d. M. zeigt Eduard Fischel's „Constitution Englands" an, welche in Charles Vogel einen französischen Uebersetzer gefunden, und bemerkt dabei: „Im Juli 1863 fand ein Mann, dessen Name jenseit des Rheins schon ehrenvoll bekannt war, auf einer Vergnügungsreise zu Paris einen traurigen Tod unter den Rädern eines Omnibus, die sein Haupt zerschmetterten. Das Geschick vernichtete vorzeitig ein Dasein, das die Hoffnung auf ruhmreiche Leistungen erweckt hatte. Fischel war erst 32 Jahre alt, und das einzige größere Werk, welches er uns hinterlassen, giebt ein Beispiel davon, wie bedeutend diese Leistungen geworden wären. Die englische Constitution hat Nichts gemeinsam mit unseren Verfassungen, die nach absoluten Prinzipien auf dem Papier construirt sind; sie hat ihren Ursprung in den Satzungen des alten Sachsen-Rechtes und sie hat sich in der praktischen Wirklichkeit, unter dem Einfluß des freien englischen Geistes entwickelt. Man begreift, wie viel Wissen und Scharfsinn nöthig war, um die verwickelten Verhältnisse und Institutionen historisch zu ergründen und in ihrem gegenwärtigen Bestehen zu kritisiren. Eduard Fischel hat diese Aufgabe mit vielem Talent und Erfolg gelöst und wir sind dem Uebersetzer zu großem Dank verpflichtet, daß er uns Gelegenheit gegeben, eine gründliche und schöne Leistung der deutschen Wissenschaft in unserer eigenen Sprache zu lesen."

— **J. J. van Oosterzee's Christologie.** Das Werk eines der geachtetsten holländischen Theologen, des Professors der Theologie an der Universität Utrecht, Dr. J. J. van Oosterzee, „das Bild Christi nach der Schrift", welches die dritte Abtheilung seiner „Untersuchung über die Person und das Werk des Erlösers" bildet, ist so eben in einer deutschen Uebersetzung von F. Meyeringh erschienen.*) Bei der jetzt in der gesammten europäischen und christlichen Welt durch die Schriften von Renan und Strauß hervorgerufenen Diskussion wird diese Schrift des niederländischen Theologen gewiß Vielen eine willkommene Erscheinung sein.

*) Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1864.

Literarischer Sprechsaal.

Der wegen Ankaufs der v. Aufseßischen Sammlungen, unter Genehmigung des Königs Ludwig I. von Bayern, zwischen dem Germanischen Museum in Nürnberg und Frhrn. v. Aufseß vereinbarte Vertrag ist nunmehr förmlich vollzogen worden. In Folge Dessen ist denn auch die Extradition der Sammlungen des Frhrn. v. Aufseß bereits vor sich gegangen; dieselbe erfolgte in feierlicher Weise am 5. März auf Grund der im Jahre 1862 aufgenommenen Verzeichnisse und Schätzungen. Die „Chronik des Germanischen Museums" bemerkt hierzu: „König Ludwig's I. edler Zweck, alle Zweifel am Fortbestehen des Germanischen Museums zu beseitigen, ist erreicht; das nationale Werk ist gesichert und die Nation wird diese königliche That zu würdigen wissen. Sie wird dem Germanischen Museum ihre Aufmerksamkeit und ihre Theilnahme in erhöhtem Grade zuwenden; sie wird, das kann uns nicht zweifelhaft sein, mit Freuden die Mittel gewähren, deren es noch bedarf, den mühsam gewonnenen, endlich gesicherten nationalen Einigungspunkt immer kräftiger, immer glänzender zu gestalten und im Germanischen Nationalmuseum den Bestrebungen auf dem Gebiete vaterländischer Geschichte und Alterthumskunde eine Centralstelle zu schaffen, würdig einer Nation, die eine große Vergangenheit hat und in Bezug auf geistige Entwickelung, wissenschaftliche und künstlerische Leistungen von keiner anderen Nation überboten wird."

Die Errichtung des neuen mexikanischen Thrones hat hauptsächlich den Zweck, dem in der neuen Welt, wie in der alten, wankend gewordenen kirchlichen Einflusse Rom's eine neue Stütze zuzuführen, und daher der Eifer der Kaiserin Eugenie und Napoleon's III. für die Herstellung dieses Thrones. Rom knüpft an die Errichtung des mexikanischen Kaiserthrons große Erwartungen und erblickt in der Besteigung des Thrones durch einen österreichischen Prinzen eine starke Bürgschaft für die Macht und Ausbreitung der Kirche auf dem amerikanischen Kontinente. Die offiziösen Pariser Blätter rechtfertigen die Restauration in Mexiko mit dem Hinweis, daß es galt, der überfluthenden germanischen Bewegung in Nordamerika einen Boden streitig zu machen, den sie allmählig zu okkupiren drohte. Aber die Monarchie in Mexiko soll nicht blos reagiren gegen die germanische Race jenseits des Rio Grande; sie soll nicht blos einen Damm bilden gegen den Strom der großen Republik und ihrer demokratischen Ideen; sie soll hauptsächlich reagiren gegen den nordamerikanischen Protestantismus, und daher der unermeßliche Jubel, mit welchem die Klerikalen beider Welten, mit welchem Rom die Thronbesteigung Maximilian's I. begrüßt. Napoleon III. hat mit der Errichtung des mexikanischen Thrones der Kirche einen ungeheuren Dienst erwiesen, und wie Heinrich IV. einst seinen Glauben abschwor mit den Worten: „Paris ist wohl eine Messe werth", so sagt man sich jetzt in Rom: „Mexiko ist wohl werth, daß wir dem Kaiser in den Tuillerien ein Opfer bringen."

Von G. F. Daumer sind kürzlich bei Kirchheim in Mainz „Blumen und Früchte aus dem Garten christlicher Weltanschauung und Lebens-Entwickelung" herausgegeben worden, die unter den zahlreichen Anthologieen klassischer Dichtungen, die alljährlich in Deutschland erscheinen, eine der seltsamsten sind. Herr Daumer hat nämlich die Gedichte von Göthe, Schiller, Herder und vielen anderen klassischen und nichtklassischen Dichtern, die er in sein Pantheon aufgenommen, sämmtlich, wie er meint, verbessert, in der That jedoch, wie alle Anderen meinen, verballhornt. In der Vorrede rühmt sich Herr Daumer, die „technischen Greuel gemindert zu haben, deren sich die Autoren der besagten Gedichte schuldig gemacht. Einer der Dichter, dem diese Ehre ebenfalls zu Theil geworden, und der sich darob nicht, da er glücklicherweise noch lebt, wie Göthe, Schiller und Herder, im Grabe umzudrehen braucht, Herr Hermann Neumann, wies in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nr. 2 vom 7. Januar 1864) nach, daß die ganze Anthologie des Herrn Daumer ein „technischer Greuel" sei, der, wenn am Parnaß ein Staatsanwalt fungirte, vor dem Forum der öffentlichen Meinung angeklagt und verurtheilt werden müßte. Herr Neumann theilte als Beleg eines seiner in die Daumer'sche Anthologie aufgenommenen Gedichte, „Freude und Schmerz" (Zwei Kammern hat das Herz ꝛc.) mit und zwar sowohl in der Form, in der es ursprünglich gedichtet ist, als in der von Herrn Daumer verballhornten Form. In dieser liegt in der That ein „technischer Greuel" vor, der die ernsteste Rüge verdient.

Neuester Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ernst Moritz Arndt's
Leben, Thaten und Meinungen,
nebst einigen seiner
geistlichen und vaterländischen Lieder.
Ein Buch für das deutsche Volk von
Wilhelm Baur.
2. Auflage. 302 S. 8.
Preis: Broch. 12 Sgr. Ausgabe auf besserem Papier broch. 15 Sgr.

Der Verfasser, der u. a. durch sein „Leben Stein's" in weiteren Kreisen bekannt ist, bietet uns in der vorstehenden Schrift zur 50jährigen Feier des Jahres 1813 zugleich eine der empfehlenswürdigsten Jubelschriften dar. Wenn schon für Jeden anziehend und interessant geschrieben, dürfte sich das Buch namentlich für die reifere Jugend eignen, der in dem „alten Arndt" das lautere Bild eines Mannes entgegentritt, der beseelt von deutscher Freiheit und lebendiger, christlich bewußter Frömmigkeit ein treuer Führer wird durch die Leiden und Siege des Volkes, an denen er selbst mit seinen begeisternden Worten und Liedern bis heute unmittelbar betheiligt ist. — Wir fügen noch hinzu, daß die Schrift in erster Auflage in zehntausend Exemplaren verbreitet worden. (241)

Im Verlag von **A. Kröner** in Stuttgart ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Don Carlos.
Leben, Verhaftung u. Tod dieses Prinzen.
Von **L. A. Warnkönig.**
Mit einem Stahlstich-Portrait und autographen Brief des Don Carlos.
12 Bogen 8 Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

Genaue geschichtliche Mittheilungen über das geheimnißvolle Schicksal des durch Schiller's Tragödie in Deutschland berühmt gewordenen Don Carlos werden allen Gebildeten von höchstem Interesse sein. (244)

Empfehlenswerthe Werke. (247)

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bändchen gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall das Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."
Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Worte des Heilandes an Christenkinder.
Eine Festgabe
in siebzehn Kinderpredigten von Frauenhand.
Zweite mit einigen Liedern vermehrte Ausgabe.
32. kartonnirt mit Goldschnitt 8 Sgr.

„Das sind Worte durchhaucht von ächter Religiosität und so passend für das zarte Gemüth, wie sie nur eine ächte Frau sprechen kann. Möchte es manchen Kindern so gut werden, daß ihnen am Sonntage eine solche kleine Predigt vorgelesen würde." St. Galler Blätter. (239)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Denkmäler der baskischen Sprache.
Mit einer Einleitung, welche von dem Studium der baskischen Sprache handelt und zugleich eine Beschreibung und Charakteristik derselben enthält. Herausgegeben von **C. A. F. Mahn,** Dr. 1857. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. (245)

Das Baskische ist bekanntlich eine der alterthümlichsten Sprachen, eine Charakteristik derselben ist schon wegen ihres Einflusses auf die romanischen Sprachen und namentlich auf das Spanische von hohem Interesse. Der Verf. behandelt mit Berücksichtigung des Baskischen auch Fragen allgemeiner Art und theilt endlich eine interessante Ankündigung *Wilhelm von Humboldts* mit, die ein von ihm beabsichtigtes Werk über Sprache und Nationalität der Basken betrifft und seit ihrem ersten Abdruck in einer Zeitschrift sich nirgends wieder abgedruckt findet.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Undine. Eine Erzählung von
Friedrich Baron de la Motte Fouqué.
Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelkupfer nach Ludwig Richter; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", durchdrungen vom Zauber einer vergeistigten Natur" (wie sie der Wegweiser durch die deutsche Literatur von Schwab und Klüpfel nennt) schildert die Natur der Niren, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus treffend, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (240)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Gedichte der Troubadours
in provenzalischer Sprache
zum ersten Male und treu nach den Handschriften herausgegeben und mit kritischen Anmerkungen versehen von
Dr. **K. A. F. Mahn.**
Band III. Lieferung 3. Preis 25 Sgr.
Mit dieser Lieferung ist der dritte Band geschlossen. Die bis jetzt erschienenen drei Bände kosten jeder 2 Thlr. 15 Sgr. (242)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen
in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.
Von Baron **J. W. von Müller.**
Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.
Erster Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Der Verfasser legt mit diesem Werke dem deutschen Publikum die Frucht eines längern Aufenthalts in Mexico vor, ein Gemälde des Landes, dem gegenwärtig mehr als irgend einem andern außereuropäischen Staat das politische Interesse zugewendet ist, so daß das Werk gerade jetzt den weitesten Kreisen willkommen sein wird.

Kaiser Maximilian I. von Mexico hat noch vor seiner Abreise aus Europa die Widmung des Werks angenommen und dadurch den Werth desselben anerkannt. (246)

Im v. J. erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber Schillers Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung (Allgemeine Betrachtung und specielle Aufzählung) von Dr. **F. A. Brandstäter,** Professor am Gymnasium zu Danzig. gr. 8. geh. 12 Sgr.

Das Magazin für die Literatur des Auslandes, die Europa, die Grenzboten, die Blätter f. literar. Unterhaltung und viele andere Blätter haben sich über diese kleine Schrift überaus günstig ausgesprochen, die jedem Verehrer Schillers angelegentlich empfohlen werden darf. (243)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern u. Prosaikern
von Shakespeare bis Macaulay,
mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache, nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Von Dr. **Bernh. Schmitz,** Gymnasiallehrer und Lektor an der Universität zu Greifswald. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1862. (25 Bgn). gr. 8. geh. 25 Sgr.

Urtheile der Fachblätter. (238)

„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Bernh. Schmitz dargeboten wird, das hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meisterhaften an sich. So liegt denn hier bereits in zweiter Auflage ein vortreffliches englisches Lesebuch vor uns, das mit seinem Takt ausgewählte Stücke darbietet. — Eine besondere und äußerst werthvolle Zierde dieser zweiten Auflage ist die Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur. Dieses treffliche Buch nun das auch recht gut ausgestattet ist, können wir nicht genug empfehlen, es verdient die weiteste Verbreitung.
Allgem. Schulzeitung.

„Diese mit Geschick und Geschmack veranstaltete Sammlung liegt uns jetzt in einer zweiten, der besserten und vermehrten Auflage vor. Der durch seine Lehrbücher und Kritiken bekannte Verfasser hat das Buch wesentlich ergänzt und bereichert. Durch die erläuternden Anmerkungen wird die Sammlung auch für den Selbstunterricht brauchbar, für die Einführung in Schulen empfehlenswerth ist sie nicht nur wegen des interessanten Lehrmaterials, sondern auch wegen der Deutlichkeit und Correktheit des Drucks ganz besonders zu empfehlen."
Pädagog. Reform.

Gleich günstig sprechen sich die Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen und das Pädagogische Archiv aus.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 19.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 8. Mai 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Augustenburg und Glücksburg 290
Shakspeare, einer unserer literarischen Penaten 291

England.
Das großbritannische Herrenhaus I. Die Lords Brougham und Lyndhurst . . . 292
Eine kurze, aber wahre Lebensskizze Shakspeare's 295

Dänemark.
Zur dänischen Kriegsliteratur 296

Rußland.
Moskau, Rom und Konstantinopel. II. Die russische Kirche in ihren Beziehungen zur römischen 297

Nord-Amerika.
Literarische Briefe aus New-York. Oeffentliche und Privat-Büchersammlungen und Lesehallen 299

Kleine literarische Revue.
Shakspeare in Frankreich und Voltaire . . 301
Das deutsche Kirchenlied von Philipp Wackernagel 301
Caroline Perthes 302
Deutsche Volkspoesien von Karl Weise . . 302
Die Urverwandtschaft der semitischen und indoeuropäischen Sprachen 302
Phönizische Studien 302
Hebräisches Theater 303
Literarischer Sprechsaal 303

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Denkmäler der baskischen Sprache.

Mit einer Einleitung, welche von dem Studium der baskischen Sprache handelt und zugleich eine Beschreibung und Charakteristik derselben enthält. Herausgegeben von **C. A. F. Mahn**, Dr. 1857. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. (256)

Das Baskische ist bekanntlich eine der alterthümlichsten Sprachen, eine Charakteristik derselben ist schon wegen ihres Einflusses auf die romanischen Sprachen und namentlich auf das Spanische von hohem Interesse. Der Verf. behandelt mit Berücksichtigung des Baskischen auch Fragen allgemeiner Art und theilt endlich eine interessante Ankündigung *Wilhelm von Humboldts* mit, die ein von ihm beabsichtigtes Werk über Sprache und Nationalität der Basken betrifft und seit ihrem ersten Abdruck in einer Zeitschrift sich nirgends wieder abgedruckt findet.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

(Fortsetzung aus Nr. 18 d. Bl.)

Ansted, D. Th., and **R. G. Latham,** The Channel Islands. With illustrations drawn by *P. J. Naftel.* Ladenpreis 8 Thlr. 20 Sgr. **Für 8 Thlr.**

Arbuthnot, G., Herzegovina; or, Omer Pacha and the christian rebels. With a brief account of Servia, its social, political, and financial condition. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 2 Thlr.**

Atkinson, Th. W., Travels in the regions of the upper and lower Amoor and the russians acquisitions on the confines of India and China. With adventures among the Mountain Kirghis; and the Manjours, Manyargs, Toungouz, Touzemtz, Goldi, and Gelyaks: the hunting and pastoral tribes. With a map and numerous illustrations. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 7 Thlr. 15 Sgr.**

Aylmer, F., A Cruise in the Pacific. From the log of a naval officer. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 3 Thlr.**

Baldwin, W. Ch., African Hunting from Natal to the Zambesi including lake Ngami, the Kalahari desert, etc. from 1852 tho 60. With illustrations. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Binning, R. B. M., A Journal of two year's travel in Persia, Ceylon, etc. 2 vols. Ladenpreis 9 Thlr. 10 Sgr. **Für 6 Thlr.**

Blunt, J. J., Essays contributed to the Quarterly Review. Ladenpreis 4 Thlr. **Für 3 Thlr.**

Boner, Ch., Chamois Hunting in the mountains of Bavaria and in the Tyrol. With illustrations. A new edition. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 3 Thlr.**

Braddon, M. E., Aurora Floyd. 3 vols. Third edition. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**

— Lady Audley's Secret. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**

Dieses Verzeichniss herabgesetzter Bücher wird fortgesetzt.

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Pakete nachgenommen werden sollen. (248)

Buchhandlung F. A. Brockhaus, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*

Nouvelle Série. 4me année.
No. 4. *Avril* 1864.

I. La Chine, ses ressources agricoles, industrielles et commercielles. §. I. — II. De quelques auteurs dont les écrits révèlent une connaissance supérieure du monde. §. II. Walter Scott et Lord Byron. — III. Les Cosaques pêcheurs. — IV. L'exploration des sources du Nil. 2e extrait: La cour d'Uganda. V. Un épisode de la vie littéraire de Frédéric le Grand (par Nadault de Buffon) — VI. L'argent fatal 1er épisode: Le portefeuille en Angleterre. — VII. Consommation de la viande à Londres, les marchés de Smithfield et les expositions d'animaux de boucherie. — VIII. Histoire d'un jeune Coucou et de sa famille adoptive. — IX. Poésies anglaises et francaises. — Au Coucou. — Le nid du Cygne. — Richelieu. — X. La Sonora. Etendue, population, climat, produits du soleil, mines. §. II. — Pensées diverses. — XII. Correspondance d'Allemagne. — XIII. Correspondance de Londres. — XIV. Chronique scientifique. — Chronique et Bulletin bibliographique. —

Jährlich 50 frcs., halbjährlich 26 frcs. 50 c. Einzelne Hefte 5 frcs. (249)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

D. Harrwitz:

Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen,* dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (255)

Deutschland und das Ausland.

Augustenburg und Glücksburg.

Es liegt uns ein an Lord Malmesbury, den Vertreter Englands bei der famosen Londoner Konferenz von 1852, gerichtetes „offenes Schreiben" vor, das sehr geeignet ist, einerseits die damals von der dänischen Regierung befolgte perfide Politik und andererseits die Kurzsichtigkeit der englischen Regierung, die sich von der ersteren überall täuschen ließ, in das richtige Licht zu stellen.*) Lord Malmesbury hatte die sancta simplicitas, in der Oberhaus-Sitzung vom 9. Februar d. J. zu versichern, daß er zu einer Zeit, nach seinem Rücktritt in das Ministerium, die Angelegenheit der Renunciation des Herzogs von Augustenburg geordnet und somit das letzte Hinderniß, das etwa noch dem Thronfolge-Recht des Prinzen Christian von Glücksburg im Wege gestanden, beseitigt habe.

In der vorliegenden Schrift wird nun dem edeln Lord, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Englands zu jener Zeit, authentisch bewiesen, daß er sich von der dänischen Regierung habe dupiren lassen, und zwar in dreifacher Weise, indem 1) von Seiten des Herzogs von Augustenburg gar keine Verzichtleistung auf sein Successionsrecht stattgefunden, 2) die Verzichtleistung der erbberechtigten Cognaten, nach der ausdrücklichen Bestimmung des dänischen Königs-Gesetzes, ungültig ist, und 3) Rußland, in Gemäßheit alter Familienverträge, seinen frühern Antheil von Holstein zurückzufordern, kein Recht besitzt, so lange Mitglieder des Augustenburgischen Hauses am Leben sind.

Lord Malmesbury, der niemals für einen mit großer Einsicht begabten Staatsmann gehalten wurde, erscheint nach den Darlegungen der vorliegenden Schrift als ein vollständiger Bonhomme, dem man vorgeredet hat, daß jene zum Theil gar nicht stattgehabten, zum Theil wirklichen Erbverzichte, auf welche die Thron-Kandidatur des Prinzen von Glücksburg basirt wurde, rechtskräftig und gültig abgeschlossen seien, und der darauf hin den Traktat vom 8. Mai 1852 unterzeichnete!

Wir wollen versuchen, die Beweise der vorliegenden, sehr concis und überzeugend abgefaßten Schrift hier im Auszuge wiederzugeben.

I. Was die angebliche Renunciation des Herzogs von Augustenburg betrifft, so wird das an denselben gerichtete Schreiben des preußischen Bundestags-Gesandten, Herrn von Bismarck-Schönhausen, vom 31. März 1852 mitgetheilt, worin die Propositionen der dänischen Regierung wegen Ankaufes der Augustenburgischen Güter auf Alsen und in Schleswig enthalten sind, von den Successionsrechten des Herzogs aber und von einem Verzicht auf dieselben gar nicht die Rede ist. Vielmehr wird von dem Herzog nur verlangt, er solle für sich und seine Familie versprechen, der vom Könige von Dänemark beabsichtigten Thronfolge-Ordnung nicht entgegentreten zu wollen, oder mit anderen Worten: er solle keine Schritte dagegen thun. Die dänische Regierung wußte damals aber ebenso gut, wie der Herzog, daß ein ihm auf solche Weise abgenöthigtes Versprechen rechtlich kein Mitglied der herzoglichen Familie binden konnte, da alle Mitglieder derselben majorenn waren. Der dänischen Regierung war es auch gar nicht darum zu thun, eine solche Verzichtleistung zu verlangen, oder auch nur dem Herzog gegenüber zur Sprache zu bringen, da man ja hierdurch, wenn er sie verweigerte, sein Recht erst anerkannt hätte; vielmehr wollte sie in jenem Moment bloß etwas in der Hand haben, was wie ein Verzicht des Herzogs auf seine Successionsrechte aussähe, um damit die Diplomaten der Londoner Konferenz zu täuschen, und das ist ihr denn auch mit dem Grafen v. Malmesbury vollständig gelungen. Der Lord versicherte sogar naiverweise, niemals etwas von einem Proteste des jetzigen Herzoges Friedrich VIII. gehört zu haben, während es allgemein bekannt ist, daß sowohl der damalige Erbprinz von Augustenburg, als der Prinz von Noer gegen die in Dänemark widerrechtlich eingeführte neue Thronfolge-Ordnung protestirte. Der Herzog selbst aber, welcher Gefahr lief, das ganze Eigenthum und Vermögen seiner Familie einzubüßen, und dem der durch seinen hohen Rechtssinn überall in großem Ansehen stehende Prinz Albert zuredete, nahm die durch Preußen vermittelten Propositionen der dänischen Regierung an, wodurch ihm seine Besitzungen abgekauft, aber nur die Hälfte des wirklichen Werthes derselben bewilligt wurde, obwohl Dänemark den Kabinetten erklärt hatte, daß es den Herzog für seine Besitzungen vollständig entschädigen und ihm den ganzen Werth derselben auszahlen lassen wolle.

II. Die Verzichte der Cognaten hatten darum keinen Werth, weil sie nicht zu Gunsten des Nächstberechtigten, sondern eines Entferntberechtigten ausgestellt waren, und weil diese Cognaten zum Theil, wie durch die der Schrift angehängte Stammtafel klar bewiesen wird, nicht selbst die Nächstberechtigten waren. Gewiß kann Jeder, der Erbansprüche auf einen Thron hat, auf sein Successionsrecht verzichten; auch kann Jeder seinem Nächstberechtigtem sein eigenes Recht abtreten; unmöglich aber kann Jemand auf sein Erbrecht zu Gunsten eines Nichtberechtigten oder eines entfernter Berechtigten, wie es hier geschehen ist, verzichten. Um dies dem Lord Malmesbury klar zu machen, stellt der Verfasser folgende Hypothese auf: „Gesetzt, daß der Prinz v. Wales und seine Brüder auf den Thron von Großbritannien zu Gunsten ihrer ältesten Schwester, der Prinzeß Royal, vermählt mit dem Kronprinzen von Preußen, verzichteten, und daß diese wieder auf den Thron von Großbritannien zu Gunsten ihres Gemahls verzichtete, würde durch einen solchen Verzicht der Kronprinz von Preußen das Recht erhalten, König von Großbritannien zu werden? Und würden die anderen Töchter Ihrer Majestät der Königin Victoria durch einen solchen Verzicht der Kronprinzessin von Preußen zu Gunsten ihres Gemahls für sich und ihre Nachkommen ihre Erbrechte auf den Thron von Großbritannien verlieren?"

Daß die dänische Regierung selbst, und zwar noch im Jahre 1851, ein Erbrecht des Hauses Glücksburg auf den Thron nicht als bestehend erkannte, geht aus einer Erklärung der ersteren an den dänischen Reichstag hervor, worin sie, nach dem gedruckten Protokoll, sagte: „Der Prinz Christian, von der Sonderburgischen Seitenlinie, besitzt auf Grund seiner Abstammung von König Christian I. unleugbar gar keine Successionsrechte, weder auf die dänische Krone, noch auf irgend einen der Landestheile, aus denen die dänische Monarchie besteht. Aber zu dem Glanze, der den Prinzen, als Mitglied des Hauses Oldenburg, nothwendig schmückt, kommen die wohlverdienten Sympathieen, die

*) Offenes Schreiben an Lord Malmesbury in Veranlassung seiner Rede im Oberhause am 9. Februar 1864. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 23 S. nebst einer Stammtafel.

er sich durch seine schöne, edle Handlungsweise zu erwerben verstanden hat, und diese Umstände in ihrer Vereinigung sind geeignet, die Combination zu ermöglichen, die auf seiner Person das große Prinzip der Integrität der dänischen Monarchie beruhen läßt."

Das Gegenstück zu dieser Erklärung bildet eine andere, die im Jahre 1852 der Minister Oersted auf dem dänischen Reichstage in Bezug auf das neue Thronfolge-Gesetz abgab, indem er auf die Frage, ob der Herzog von Augustenburg verzichtet habe, erwiderte: „der Herzog habe nicht verzichtet, weil man ihm keinen Verzicht abverlangt, da er durch Theilnahme am Aufruhr seine Rechte verloren habe." Es liegt darin zugleich das Eingeständniß der dänischen Regierung, daß sie die Diplomaten der Londoner Konferenz, mit Einschluß des Lord Malmesbury, belogen, als sie ihnen vorgeredet, daß eine Renunciation des Herzogs auf seine Thronrechte stattgefunden habe.

III. Auch in Bezug auf den dritten, dem Londoner Traktat vom 8. Mai 1852 zum Grunde liegenden Verzicht, den von Rußland auf den Gottorp'schen Antheil, hat sich Lord Malmesbury täuschen lassen. „Mylord! (heißt es in der vorliegenden Schrift) Hätten Sie sich die alten Tauschverträge im Oldenburgischen Hause aus dem 17. und 18. Jahrhundert, sowohl über das Großherzogthum Oldenburg, als über den früheren Gottorp'schen Antheil an Holstein, vorlegen lassen, so würden Sie gefunden haben, daß, so lange sich die jüngere königliche (Sonderburg'sche) Linie des Oldenburgischen Hauses, von welcher Linie der Augustenburg'sche Zweig der ältere ist, am Leben befindet, Rußland kein Recht hat, den früheren Gottorp'schen Theil von Holstein zu reklamiren." Dem alten englischen Minister wird aber bei dieser Gelegenheit auch bewiesen, daß er bei der Ordnung dieses Theiles der Angelegenheit direkt gegen das Interesse seines eigenen Landes gehandelt, indem er hierdurch Rußland ein Successionsrecht nicht nur in Holstein, sondern, bei dem in dem Traktat anerkannten Prinzip der Integrität der dänischen Monarchie, auch in ganz Dänemark eingeräumt habe. „Inwiefern nun," setzt das offene Schreiben hinzu, „Ihre eigenen Landsleute, Mylord, Ihnen dafür dankbar sein werden, daß Sie durch den von Ihnen unterzeichneten Traktat den Kaiser von Rußland zum nächsten Erben von Dänemark nach dem Erlöschen der männlichen Glücksburgischen Dynastie gemacht haben, will ich Ihren Landsleuten zu beurtheilen überlassen."

Bei der Konsequenz in der Vornirtheit, mit welcher die Engländer die politische, wie die nationale Seite dieser Frage auffassen, ist jedoch nicht zu erwarten, daß sie die Bulls und Blunders des ihrer vollkommen würdigen, alten Tory-Ministers auch nur erkennen, geschweige denn mißbilligen. Haben doch selbst die ihnen in dieser Beziehung sehr nahe verwandten österreichischen Publizisten kaum eine Ahnung davon, welcher europäische Mißgriff das Prinzip der Erhaltung der Integrität Dänemarks ist. Die Wiener „Presse", die sich in heuchlerischer Weise stets für eine Vertreterin deutscher Nationalität und Ehre ausgiebt, liefert uns in einem ihrer neuesten Blätter (vom 26. April) wieder einen Beweis dafür, wie sie diese Nationalität und Ehre auffaßt. Sie spricht von der „Unzucht, welche der Nationalverein und die mittel- und kleindeutschen Kabinette daheim, am Bunde und schließlich mit dem Bonapartismus vor allem Volke treiben" (Pfui über diese deutsche „Presse" in Wien!), und bemerkt endlich: „Wer also heute noch in Deutschland die Hoffnung auf eine Lösung der deutsch-dänischen Frage im Sinne irgend einer Losreißung der Herzogthümer von Dänemark nährt, bethört entweder wissentlich die öffentliche Meinung oder jagt Phantomen nach. Daß die Herzogthümer bei der Krone des Protokoll-Königs Christian IX. zu verbleiben haben, ist eine ausgemachte Sache, was immer auf dem Kriegsschauplatze noch vorfallen mag. Wäre diese Frage noch streitig, so würde die Konferenz nicht zusammentreten können. Die in London versammelten Diplomaten wissen, daß dieser Punkt außer Frage steht, und daß im Grunde die Konferenz keinen anderen Zweck hat, als die Bedingungen festzustellen, unter welchen die Herzogthümer vorläufig noch mit Dänemark verbunden bleiben sollen. Von der Londoner Konferenz etwas Anderes oder mehr für die Herzogthümer erwarten, hieße, sich ganz nutzlos Enttäuschungen bereiten."

Shakspeare, einer unserer literarischen Penaten. *)

Der „wissenschaftliche Verein" in unserem Kreise hat geglaubt, daß auch der dreihundertste Geburtstag William Shakspeare's nicht ganz ungefeiert vorübergehen dürfe — wenn wir auch nicht in der Möglichkeit uns befinden, ja vielleicht überhaupt darauf verzichten müssen, hier eines seiner Meisterwerke in würdiger Weise auf der Bühne zu sehen.

Doch nicht darauf kommt es dem pietätvollen Sinn an, daß die Säkularfeier des großen Dichters mit Gepräng und Schauspiel verbunden sei; wohl aber sollten sich heute die Gebildeten jeder deutschen Stadt, jeder deutschen Familie bewußt werden, daß und wie viel sie dem Genius des Dichters, der für alle Zeiten und alle Länder seine Dichtungen geschaffen, geistig verpflichtet sind.

Ja, in dem Gefühl, daß alle Gebildeten dem großen Briten verpflichtet sind und ihm ihre Schuld in einem Zeichen dankbarer Erinnerung abzutragen haben, herrscht wohl Einigkeit in Deutschland. Wir sind darin einiger, als die eigenen Landsleute Shakspeare's, deren laute Wortführer, besonders die Times, als man drüben auf die deutsche Schillerfeier als auf ein Vorbild hinwies, spöttisch erwiderten, daß man dergleichen sentimentale Kundgebungen den guten Deutschen allein überlassen möge. Es war dies eine Verhöhnung edelster, deutscher Nationalgefühle, wie wir sie schon seit längerer Zeit von der Times und ihren rohen Spießgesellen gewohnt und die nur ein Beweis dafür sind, daß selbst eine dreihundertjährige klassische Literatur nicht immer im Stande ist, Denjenigen, die sich für Organe der öffentlichen Meinung ausgeben, Anstandsgefühl und Achtung vor dem einzuflößen, was Anderen heilig ist.

Es bildeten sich in England förmlich zwei Parteien in Bezug auf die Frage, ob das Andenken Shakspeare's gefeiert werden soll oder nicht. Commemorationisten wurden diejenigen genannt, die das Andenken Shakspeare's feiern wollten, und Antimemorationisten ihre Gegner. Wir Deutschen halten uns natürlich zu den Commemorationisten. Wir haben Alle ein treues Gedächtniß dafür, was wir großen Dichtern, den Schöpfern unserer edelsten, erhabensten Genüsse schuldig sind.

In Weimar, wo man den dreihundertjährigen Geburtstag Shakspeare's dadurch feiert, daß in dieser ganzen Woche ein Cyklus seiner großen historischen Dramen nach einander, und zwar in würdigster Weise ausgestattet, zur Aufführung kommt, dort

*) Aus einem, in einem literarisch-wissenschaftlichen Vereine, von dem Herausgeber dieser Blätter am 23. April gehaltenen Vortrage.

hat man zugleich den Gedanken angeregt, eine über ganz Deutschland verbreitete Shakspeare-Gesellschaft zu stiften, welche in zahlreichen Zweigvereinen die Kenntniß Shakspeare's im deutschen Volke mehr und mehr fördern und alle Hebel ansetzen soll, um Literatur, Bühne und Leben immer mehr mit dem Geiste zu befruchten, der durch seine unsterblichen Werke weht.

Ja, mit Recht zählen wir Shakspeare auch zu den Lieblingen des deutschen Volkes. In jeder Büchersammlung deutscher, gebildeter Familien befindet sich neben Schiller, Goethe, Lessing und Herder sicher auch ein Shakspeare. Er gehört gleichsam zu unseren Penaten, zu unseren literarischen Hausgöttern, an deren Orakel, an deren Geist und Herz stärkendes Wort wir uns wenden, wenn die drückende Prosa des Lebens uns eine Erholung, eine Stärkung nothwendig gemacht hat.

Keinen zweiten Dichter und Schriftsteller giebt es irgendwo in der modernen Welt, den, gleich Shakspeare, auch andere Nationen als diejenige, der er durch Geburt und Sprache angehört, zu einem ihrer literarischen Hausgötter gemacht haben. Dieser Umstand allein schon beweist, daß Shakspeare nicht mit demselben Maßstabe, wie andere Dichter, und wären diese auch so populär wie unser Schiller, gemessen werden darf. Aber noch ein anderes Moment kommt hinzu, das ihn auf dramatischem Gebiete über alle anderen literarischen Größen der Neuzeit stellt.

Shakspeare's Werke nämlich haben eine Feuerprobe bestanden, wie keine anderen dramatischen Werke irgend eines Dichters und irgend einer Nation. Mit dieser Feuerprobe meine ich aber nicht bloß die Zeitdauer, die drei Jahrhunderte der Shakspeare'schen Dramen — eine Probe, die alle späteren Dichter natürlich noch nicht bestanden haben können. Ich meine damit vielmehr das große Verhältniß der Zahl seiner Werke, welche die Nachwelt als ewig jung und blühend anerkennt.

Während z. B. von Lessing, Goethe, Schiller nur einzelne dramatische Werke als heutzutage noch mit unserem Geistes- und Gemüthsleben völlig harmonirend angesehen, ihre übrigen Tragödien und Komödien dagegen als damit nicht mehr in Uebereinstimmung, bald als zu idealistisch, bald als zu nüchtern und bald als nur noch für die Lektüre geeignet erscheinen, sind von den 37 Dramen Shakspeare's mehr als dreißig auf der Bühne noch ebenso anziehend und lebensvoll, wie uns ihr Inhalt, wenn wir die Stücke lesen, als ein ewig menschlicher, als ein allezeit die Geister und die Herzen fesselnder erscheint.

Namhafte Kritiker*) haben die treffende Bemerkung gemacht, daß es schwer halten würde, in allen 37 Stücken Shakspeare's auch nur zwei Charaktere aufzufinden, die einander so auffallend ähnlich, wie es in den meisten neueren Dramen sehr viele Charaktere entweder mit anderen Charakteren derselben Dichter, oder auch mit den Prototypen Shakspeare's sind. Jeder Charakter des britischen Dichters hat sein eigenes, inneres Leben, seine besondere, vor unseren Augen organisch sich entwickelnde Art zu sein und seine Geschicke mit Nothwendigkeit zu erfüllen. Die Schablone unserer dramatischen Helden, unserer Väter, Mütter und Tanten, unserer gefühlvollen Vertrauten, naiven Liebhaberinnen, sentimentalen Koketten und verschlagenen Bedienten, wird bei Shakspeare völlig zuschanden. Nicht einmal die Nebenfiguren dieses Dichters sind von der Art, daß der routinirte Schauspieler, dem eine derselben anvertraut ist, sie mit der einmal üblichen Auffassung des betreffenden Rollenfaches behandeln darf. Er muß vielmehr, wenn er dem Kenner genügen will, den Charakter der Rolle und die Intention des Dichters genau studiren.

Am auffallendsten ist dieser Reichthum der Charaktere Shakspeare's, wenn wir seine Dramen mit denen der romanischen Völker, mit denen der Franzosen, Spanier und Italiäner, vergleichen. Wer einige Stücke von Corneille und Molière, von Calderon und Lope de Vega, von Alfieri und Goldoni genau kennt, der wird, wenn er dann an die übrigen dramatischen Werke dieser Dichter geht, zwar vielen neuen, geistreichen und interessanten Situationen und Verwickelungen, schwerlich aber einem Charakter begegnen, den er nicht bereits aus den Stücken kennt, die er früher von diesen Autoren gelesen. Es ist bei ihnen, als sähe man dieselben Steinchen eines Kaleidoskopes bei jeder Umdrehung sich von Neuem gruppiren.*)

Wie ganz anders erscheint dagegen die Originalität und die Mannigfaltigkeit der Charaktere bei Shakspeare! Selbst diejenigen, die eine scheinbare Aehnlichkeit des Geschickes oder des Gemüthes mit einander haben, wie König Lear und Herzog Prospero (im „Sturm"), Hamlet und der königliche Kaufmann von Venedig, Macbeth und Richard III., Caliban, Shylock und Jago, Falstaff und Junker Tobias, Julia und Miranda, Beide in gleicher, jungfräulicher Liebesgluth befangen, Desdemona und Hermione, Beide von eifersüchtigen Ehemännern gequält — es sind ebenso viele verschiedene Typen der Menschheit, als Erzeugnisse der höchsten Kunst.

Mit einer Kraft der Phantasie ausgestattet, wie kein Anderer, macht Shakspeare die ernstesten sittlichen Fragen, wie die gewaltigsten historischen Krisen, zum Gegenstande der dramatischen Behandlung. Es giebt kaum Ein sittliches Problem, das er nicht auf geniale Weise in seinen Dichtungen gelöst hat. Freilich dürfen wir nicht bloße moralische Sentenzen und wohlklingende, didaktische Phrasen bei ihm suchen. Obwohl hoch über seiner Zeit stehend, hat er mitunter nicht umhin gekonnt, ihr seinen Tribut durch Witze und Späße darzubringen, die nicht immer fein und manierlich sind. Gleichwohl ist die höchste Sittlichkeit stets das letzte Ziel der fortschreitenden Handlung und der Katastrophe seiner Dramen. Ihm ist es immer Ernst um die sittliche Freiheit, um die Souveränetät des denkenden und wollenden Mannes, aber ebenso ist es ihm immer Ernst um die Schuld des Frevlers und die ihr auf den Fuß folgende Strafe. Seine Helden tragen ihr Schicksal unabwendbar in sich.

Goethe's Wilhelm Meister sagt von den Helden Shakspeare's: „Diese geheimnißvollsten Geschöpfe handeln vor uns, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse von Krystall gemacht ist; sie zeigen den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt."

*) F. Kreißig. „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke". 3 Bde.

England.

Das großbritannische Herrenhaus.

I.

Die Lords Brougham und Lyndhurst.

Die nachstehende Charakteristik des House of Lords und der Politik der heutigen englischen Aristokratie ist einer amerikanischen Feder entflossen und dürfte auch deutschen Lesern manches Pikante darbieten.

*) F. Kreißig, a. a. O.

„Der erste Eindruck, den das Oberhaus auf einen Amerikaner macht, läßt sich schwer wiedergeben. Wie strömen hier die Erinnerungen auf ihn ein! Die Eroberung Wilhelm's, die Kreuzzüge, die magna charta, die blutigen Kämpfe der beiden Rosen, die Kavaliere, die mit Karl I. litten und mit Karl II. schwelgten, die späteren Lords, deren Familienstolz auf das Haus Hannover verächtlich herabsah, und die dann endlich in ihrem politisch eng geschlossenen Bund das Gold mit vollen Händen spendeten, um Napoleon in seiner glänzenden Laufbahn aufzuhalten und Englands Uebergewicht zu Land und zu Wasser zu sichern.

Treten wir also ein und gestehen offen, daß uns ein Gefühl der Enttäuschung anwandelt. Hier sitzt ein Häuflein anständiger Herren, oft unsorgfältig gekleidet und fast durchgehends in englischem Morgenanzug. Schläfrig wird irgend eine unerhebliche Frage erörtert, und schon seid ihr entschlossen, den Saal zu verlassen, um ein anziehenderes Schauspiel in Drurylane oder Haymarket, oder etwas Hörenswertheres im Hause der Gemeinen aufzusuchen. Folgt aber mir und geduldet euch bis zur Vertagung; sie wird nicht lange auf sich warten lassen, und inzwischen dürfte sich eine interessante Debatte entspinnen oder eine jener Persönlichkeiten erscheinen, deren Ruf so weit wie die Christenheit reicht. Eben entsteht eine leichte Aufregung im Hause. Ein Herr ist eingetreten, und ich rathe euch, ihn nicht aus den Augen zu lassen. Er nimmt hart neben dem Lordkanzler seinen Platz, bleibt aber hier nur eine kurze Weile sitzen. Sind euch Punch's Figuren gegenwärtig, so erkennt ihr ihn auf den ersten Blick. Eine magere, aber muskulöse Gestalt, scharf markirte, bewegliche Züge, eine Nase, die jeder Beschreibung spottet, gehüllt in einen Rock, der für einen weit stärkeren Mann gemacht scheint, die Beine in altmodische bunte Beinkleider, der Hals umwunden mit einer hohen, schwarz seidenen Cravate, dick wie ein Kräuterumschlag. Wer mag das sein? Wer sonst anders als Lord Brougham! fünfundachtzig Jahr alt, würde seine physische Thätigkeit einem Manne in der Lebensblüthe keine Schande machen. Wenige Minuten der Beobachtung können euch von seiner rastlosen Beweglichkeit überzeugen. Ehe ihr's euch versieht, ist er auf von seinem Platz und im Nu am anderen Ende des Saals. Hier stimmt er in das herzliche Gelächter des Bischofs von Oxford ein, und das volle, runde Gesicht „Slippery Sam's" — des aalglatten Sam (Samuel), unter welchem eben nicht zierenden Beiwort jeder Engländer das Kirchenlicht kennt — strahlt von sichtbarer Lust. Kaum aber läßt er dem Bischof Zeit, Etwas zu erwidern, denn schon ist er mit beflügelten Schritten bei den Lords Granville und Somerset, und sich zwischen sie setzend, plaudert er mit dem lebhaften Feuer eines Schulknaben, doch nicht lange, denn bald ist er wieder auf den Beinen und hat mit einem halb Dutzend Herrn Hände geschüttelt. Uneingeschüchtert von der überfeierlichen Miene des Marquis von Normanby, hat er diesem ehrwürdigen Perweltsmenschen einen Scherz zugeworfen und ist, ohne die Wirkung abzuwarten, windschnell vorbeigestreift. Noch einige Worte mit Lord Derby, ein kurzes, belebtes Gespräch mit dem Earl von Ellenborough, und er hat die Runde gemacht; überall wird er lächelnd bewillkommnet, überall findet er empfängliche und dankbare Hörer. Vielleicht sieht man seinem Alter und seiner Größe nach, was bei einem jüngeren Manne als ungeziemend gerügt würde; gewiß aber genießt er eine Freiheit, die keinem seiner Kollegen gestattet wird.

Eine schwerfällige Debatte, die sich eine Stunde lang hingeschleppt hat, kommt endlich zum Schluß; das Haus ist spärlich besetzt, und die Anzeichen einer baldigen Vertagung geben sich kund. Wartet aber noch einen Augenblick, und eure Geduld wird sich vielleicht reichlich lohnen. Eine kurze Pause, und von der Bank der Opposition erhebt sich ein Greis langsam und schwach mit Hilfe eines Stockes, aber seine Stimme ist kräftig und seine Geberdensprache nachdrucksvoll. Ihr fragt euren Nachbar, wie der Lord heißt, und mit unverstellter Verwunderung über eure Unwissenheit sagt er: aber das ist ja Lord Lyndhurst!

Kein Mann der Oeffentlichkeit in England ist vielleicht von solchem Interesse für einen Amerikaner, wie gerade Lord Lyndhurst. Geboren in Boston um die Zeit, wo Nordamerika noch in den Banden kolonialer Abhängigkeit von Großbritannien lag, erlebte er's, daß sein Geburtsland sich dem Vasallenthum entwand, einen lang dauernden Kampf mit der mächtigsten Nation auf Erden kämpfte, das Recht auf Freiheit und Unabhängigkeit glücklich erfocht, mit kolossalen Schritten die Bahn zu einer beispiellosen Blüthe verfolgte, eine unbestrittene Stelle unter den Großmächten der Christenheit einnahm und zuletzt noch eine Riesenkraft entfaltete, um eine Rebellion zu unterdrücken, gegen welche die catilinarische Verschwörung nur als das ohnmächtige Gebahren eines empörten Zwerges erscheint.

Lindhurst erhielt einen Ruf als Advokat nach England im Jahre 1804. Das geschah, bevor die glänzenden Erfolge Erskine's an der Barre ihm den Sitz auf dem Wollsack erworben, bevor Wellington einen ruhmvollen und entscheidenden Feldzug in Indien beendete, bevor die Glorienſonne Napoleons in Austerlitz ihren Höhepunkt erreichte, bevor Pitt die Karte von Europa mit den traurigen Worten aus den Händen legte: „Die können wir nun auf ein halb Jahrhundert verschließen", und gebrochenen Herzens in ein frühzeitiges Grab sank; bevor Nelson die vereinten Flotten Frankreichs und Spaniens bei Trafalgar vernichtete. Lord Byron hatte noch nicht die Universität Cambridge bezogen, Walter Scott hatte noch nicht sein erstes Gedicht an die Oeffentlichkeit gebracht und Canova stand noch auf dem Gipfel seines wohlerworbenen Künstlerruhmes. Noch hatte nicht das erste Dampfboot Robert Fulton's die ruhigen Gewässer des Hudson aufgewühlt, Aaron Burr*) noch nicht seinen verrätherischen Plan geschmiedet, Daniel Webster noch nicht die Bahn seines Berufes angetreten, Thomas Jefferson seine erste amtliche Sendung als Präsident der Union noch nicht vollbracht.

Wie im Fluge wurde er zu den höchsten Ehren in seinem Berufe und zu den einflußreichsten Stellen in seinem Adoptivvaterlande befördert: 1819 General-Prokurator (Solicitor-General), 1823 Kronanwalt (Attorney-General), 1826 Archiv-Direktor (Master of the Rolls), 1827 Lordkanzler, in welcher Würde er bis 1830 verblieb, um sie dann gegen das Amt des Oberschatzmeisters (Lord-Chief-Baron of the Exchequer) zu vertauschen. Noch zweimal, 1835 und 1838, nahm er wieder den Sitz auf dem Wollsack ein.

Das Charakteristische der Reden Lyndhurst's in seiner Blüthe war: unerschütterliche Ruhe und Selbstbeherrschung, höchst gefällige, maßhaltende Action, Unbefangenheit, wenn es galt, entweder eine verzwickte Frage zu lösen, oder die Wirkung eines in der That schlagenden Gegenargumentes zu schwächen. Dazu kommen: eine helle, wohltönende Stimme, große Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, die wundervolle, jedoch mit Bescheiden-

*) Sein Plan, die transalleganischen Staaten von Nordamerika zu trennen und mit Mexiko zu einem besonderen Staate zu verbinden, wurde (1807) von Jefferson vereitelt.

heit gebrauchte Waffe der Ironie und des Spottes. Er ist vielleicht der einzige im Oberhause, dem Lord Brougham zu begegnen sich scheuet. Ueber diese Elemente einer erfolgreichen Redegewalt hat Lord Lyndhurst bis noch vor kurzer Zeit unbeschränkt verfügt.

Ich hörte ihn im Juli 1859. Das Haus war schwach vertreten. Eine kurze, unerhebliche Debatte, betreffend die Bill über den atlantischen Telegraphen, ließ eine baldige Vertagung voraussehen. Da erhob sich Lord Lyndhurst, und zur Sache vorbemerkend, wie er schon früher seine Absicht kundgegeben, die Aufmerksamkeit Ihrer Lordschaften auf die militärische und maritime Vertheidigung des Landes zu lenken, ging er zur eigentlichen Frage über. Es war, beiläufig erinnert, gerade um die Zeit, wo die eingebildete Gefahr einer französischen Invasion eine große, täglich anschwellende Aufregung in England hervorgerufen. — Indeß gab es auch eine starke Friedenspartei, die von allem Aufreizen in dieser Richtung abmahnend, behauptete, der französische Kaiser wie die französische Nation hegen die freundlichste Gesinnung gegen England, und erachtete jeden zu Kriegsvorbereitungen aufgewendeten Schilling als Verschwendung, Mißpolitik und verderblichen Blödsinn. An der Spitze dieser Partei standen Cobden und Bright.

Dieser Anschauung entgegentretend, England zu überzeugen, daß allerdings die Gefahr thatsächlich, handgreiflich hereindrohe, und daß es Ihrer Majestät Regierung dringende Pflicht sei, für einen nicht bloß möglichen, sondern wahrscheinlichen Krieg zu rüsten — dazu nahm Lord Lyndhurst das Wort an das Haus. Zuvörderst versicherte er Ihren Lordschaften, die von ihm vertretene Politik sei keineswegs eine angreifende, sondern eine streng abwehrende. Dann gab er einen geschichtlichen Ueberblick aller früher versuchten, feindlichen Landungen in England, hob das Hinderniß hervor, das allen bisherigen Versuchen mit Segelschiffen sich entgegensetzte, das aber durch die Dampfschifffahrt seine Abwehrkraft verloren habe, und betonte dabei jenen Kernspruch Palmerstons: „Der Dampf hat den Kanal in einen Strom verwandelt und eine Brücke darüber geschlagen."

Er bewies aus der neuesten Geschichte, mit welcher Leichtigkeit Frankreich bedeutende Truppenmassen nach fernen Punkten zu werfen vermochte. Dann — seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung — die Schleusen seines wunderbaren Gedächtnisses aufziehend, fuhr er fort: „Ich fühle so Etwas wie Demüthigung, wenn ich an diese Einzelheiten gehe. Ich erinnere mich der Zeit, wo jeder Punkt an der Küste unseres Nachbars von einem englischen Geschwader blockirt wurde, der Tage bei Camperdown und St. Vincent, die Sir J. Jervis so ruhmvoll gemacht. Ich vergesse weder den großen Sieg auf dem Nil, noch das glorreiche Gefecht bei Trafalgar, das die vereinten Flotten der Franzosen und Spanier fast zu Grunde richtete. Ich vergleiche unsere damalige Stellung mit der gegenwärtigen: die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten, die ununterbrochene lange Reihe der Siege in Spanien, das Auftreten der britischen Armee im Süden Frankreichs und die große Schlacht, die dem Krieg ein Ende machte — all diese Ereignisse treten mir jetzt vor die Seele, und wenn ich auf sie zurückschaue, kann ich mich eines demüthigenden Gefühls nicht erwehren, diesem Hause die Nothwendigkeit geeigneter Maßregeln für die Sicherheit des Vaterlandes darlegen zu müssen."

Einen Augenblick hielt er hier inne, um seiner sichtbaren Aufregung Herr zu werden, und mit einer Gewalt des Ausdrucks in seinem Mienenspiel und einer Würde in seiner Haltung, die keine Feder beschreibt, fuhr er fort: „Doch man könnte mich fragen: „„Weshalb dünken dich solche Maßregeln erforderlich? Sind wir nicht im Bündniß mit Frankreich? Stehen wir nicht mit Rußland auf Freundschaftsfuß? Und welche Macht sonst hätten wir zu fürchten?"" Die Antwort auf diese Frage, Mylords, soll bündig und schlicht sein: Ich werde mich nimmer dazu verstehen, in der Abhängigkeit, sei es von der Freundschaft, sei es von der Schonung, irgend eines fremden Landes zu leben. Ich vertraue lediglich auf meine eigene Kraft, mein eigenes Streben, meinen eigenen Verstand." — Man kann sich denken, daß dieses offene, mannhafte Wort eine Salve heller „Cheers" hervorrief.

Auf den Krieg in Italien übergehend, wies er auf die ungeheure Heeresmacht Frankreichs zu Wasser und zu Lande hin, betonte die ins Fabelhafte streifende Schnelligkeit, mit der es seine Streitmassen in das österreichische Gebiet schleuderte, und schloß mit den Worten: „Und wir sollen, die Hände im Schoße, an unseren Gestaden sitzen und keine Vorkehrungen treffen, dieser Macht im Falle eines Krieges die Spitze zu bieten? Ich will damit nicht sagen, daß wir irgend einen herausfordernden, angreifenden Schritt thun; worauf ich bestehe, das ist, daß wir zu unserem Schutz und Schirm jeden Nerv anspannen müssen; neben diesem Zweck sinkt die Kostenfrage in ihr Nichts. Es ist die Prämie, die wir für unsere Assekuranz zu zahlen haben, und für eine so beträchtliche Assekuranz ist diese Prämie eine sehr mäßige.

„Ich weiß, es giebt Leute, die sagen werden: Wagen wir's darauf hin! — Es sei. Aber, Mylords, wenn das Unheil käme, wenn die Feuersbrunst ausbräche: welche Phantasie vermöchte die Furchtbarkeit der Verwüstung zu fassen, welche Worte vermöchten die Größe des Unheils zu schildern? Man sagt vielleicht, das sind die zagen Rathschläge des Alters. Mylords, ich meines Theils könnte es immer darauf hin wagen; für mich persönlich habe ich nichts zu fürchten. Allein auf eine mögliche Gefahr und auf die Mittel, ihr vorzubeugen, hinweisen, dürfte denn doch nicht als Verzagtheit, sondern als Eingebung der Weisheit und Vorsicht bezeichnet werden. Ich habe mich auf unbestrittene Thatsachen, auf unwiderlegliche Schlüsse beschränkt; ich hoffe, nur Das gesagt zu haben, was mit Ihrem Fühlen und Meinen übereinstimmt, und kann schließlich, was ich zu sagen habe, in jene zwei feierlichen und gewichtigen Worte zusammendrängen: Vae Victis!"

Erinnern wir uns, daß Lord Lyndhurst damals sein sieben undachtzigstes Jahr zurückgelegt hatte, und daß diese stundenlange Rede von Anfang bis zu Ende, ohne das geringste Anzeichen körperlicher oder geistiger Erschlaffung zu verrathen, mit kräftiger, klarer, nie stockender Stimme vorgetragen wurde, daß sie in der logischen Ordnung der Gedanken, in der richtigen Behandlung des Gegenstandes wie in der Unumstößlichkeit der Folgerungen gleich bewunderungswürdig sich bewegte, so dürfte weder das Alterthum, noch die Neuzeit kaum etwas Aehnliches aufzuweisen haben. — Die Rede war übrigens gewissermaßen sein Schwanengesang, denn er sprach in der Folge nur nach langen Zwischenpausen und vielleicht nur ein einziges Mal wieder ausführlich.

Ich habe oben schon Lord Brougham's erwähnt. Seine eigenthümliche Vortragsart ist zu weltbekannt und von der Kritik anderweit zu gründlich gewürdigt, als daß hier am Orte wäre, Proben aus seinen Reden zu geben oder seine Art und Weise in der Debatte zu besprechen. Jeder Mann von Bildung in unserem Lande kennt seine Meistervertheidigung der Königin Karoline, seine bitteren Angriffe auf Canning, seine glänzende Schutzrede für Williams, der von der Durhamer Geistlichkeit verfolgt wurde. Bis auf den heutigen Tag bewahrt er dieselbe rücksichtslose Nicht-

achtung aller Opposition, denselben verbissenen Grimm gegen alle konservative Politik, denselben Feuereifer in der Vertretung seiner fortschrittlichen Grundsätze.

Eine kurze, aber wahre Lebensskizze Shakspeare's.

Wir haben jetzt, bei Gelegenheit des Shakspeare-Jubiläums, wieder so viel Fabelhaftes und längst Widerlegtes über Shakspeare's Leben hören und lesen müssen, daß wir uns dadurch angezogen fanden, für unsere Leser die nachstehende Skizze als das Ergebniß dessen zusammenzustellen, was neuere Biographen und Kritiker, wie Skottowe, Dyce, Delius und Kreißig als authentisch ermittelt haben:

William Shakspeare stammt aus einer Familie, die in Warwickshire, einer Grafschaft des mittleren Englands, nachweislich schon im 14. Jahrhundert, in vielfachen Abzweigungen, ansäßig gewesen, ohne daß, so viel sich bisher hat ermitteln lassen, vor dem großen Dichter sich irgend ein Mitglied der Familie zu einer höheren Lebensstellung emporgearbeitet hätte.

Der Vater desselben, John Shakspeare, war aus dem Dorfe Snitterfield, wo die Familie angesessen war, im Jahre 1551 nach der Stadt Stratford am Avon gezogen, wo im Jahre 1564, angeblich am 23. April, unser William als das älteste von acht Kindern geboren wurde. John Shakspeare scheint den landwirthschaftlichen Betrieb, wozu auch der Handel mit Wolle und Schlachtvieh gehörte, mit allerlei städtischen Handtierungen verbunden zu haben. Seine Frau stammte aus einer angesehenen englischen Gutsbesitzer-Familie Namens Arden.

In Stratford bestand von Alters her eine lateinische Schule, die William Shakspeare nicht ohne Nutzen besucht zu haben scheint, da er schon in seinen frühesten Dichtungen eine gute Kenntniß der alten Mythologie und der römischen Geschichte an den Tag legt.

Im Jahre 1582, als Shakspeare 18 Jahre alt war, ließ er sich mit der sieben Jahre älteren Anna Hathaway kirchlich copuliren, und zwar nach vorher eingeholtem Dispens vom dreimaligen Aufgebot. Sechs Monate nach seiner Verheirathung wurde dem jungen Ehemann die älteste Tochter geboren, die den Namen Susanne erhielt und nachmals an einen Arzt, Dr. Hall, verheirathet ward. Im folgenden Jahre wurden ihm Zwillinge geschenkt, ein Mädchen, Judith, und ein Knabe, dessen Name nach dem Kirchenbuche von Stratford „Hamnet" gelesen wird, der jedoch, wenn man die gothische Frakturschrift der sechs Buchstaben Hamnet richtig liest, d. h. als S. a. m. u. e. l., Samuel heißt. Der Knabe starb, als er 11 Jahre alt war. Judith, verehelichte Guiney, wurde 77 Jahr alt. Von den Kindern Shakspeare's sind keine Nachkommen mehr vorhanden.

Die Einwohner Stratfords waren damals ganz außerordentliche Liebhaber theatralischer Aufführungen. Es steht fest, daß vom Jahre 1569, als Shakspeare 5 Jahr alt war, bis zum Jahre 1587, als Shakspeare 23 Jahr alt war, nicht weniger als 24 Mal Schauspieler-Gesellschaften nach Stratford kamen, um hier eine Reihe von Vorstellungen zu geben. Die berühmten Schauspieler-Namen Burbadge und Green kommen auch in den Stadtbüchern von Stratford als Namen von Bürgern und Einwohnern dieser Stadt zur Zeit Shakspeare's vor. Letzterer war mit seinen Landsleuten, den Schauspielern Burbadge und Green, auf das Innigste befreundet. Richard Burbadge spielte nachmals die Hauptrollen in Shakspeare's Stücken.

Kein Wunder war es demnach, daß der junge William sehr bald auch Geschmack am Theater fand, und daß er durch die gerade um jene Zeit aus den alten Mysterien und Masken-Darstellungen neu hervorgegangene englische Tragödie und Komödie sich angeregt fand, sein poetisches Genie darin zu versuchen!

Wir können, nachdem die Akten darüber längst geschlossen, Alles, was von Shakspeare's Jugendstreichen, von seiner Flucht wegen Wilddieberei, von seinem Debüt am Londoner Theater als Pferdehalter ꝛc. erzählt wird, als abgeschmackte Märchen ansehen. Ebenso ist völlig erfunden, wenn erzählt wird, daß er nach jener angeblichen Flucht eine Zeitlang Dorfschulmeister und Schreiber bei einem Rechtsanwalt gewesen. Auch zum Schlächtergesellen haben ihn sogar einige Philister von Biographen gemacht. Wir dürfen vielmehr mit Sicherheit annehmen, daß er auf Anregung seiner Stratforder Jugendfreunde Burbadge und Green unmittelbar von Stratford nach London ging und dort sogleich wegen seines schöpferischen poetischen Talents eine sehr auskömmliche Anstellung am Theater fand.

Es geschah dies im Jahre 1587. Bereits zwei Jahre darauf ist Shakspeare Miteigenthümer des von Green geleiteten Blackfriars-Theaters, was er nicht in Folge seiner Leistungen als Schauspieler geworden sein konnte, da diese niemals sehr bedeutend waren, sondern nur in Folge seiner Thätigkeit mit der Feder, die sich Anfangs auf die wirkungsreiche Bearbeitung fremder Stücke beschränkte.

Bereits im Jahre 1590, als er von den eigenen Dramen erst den Perikles geschrieben, erregten seine Erfolge die Eifersucht seines Landsmannes Green, der ebenfalls Theaterdichter war und unserem Shakspeare in einem Anfalle von Neid vorwarf, „daß er sich mit fremden Federn schmücke und sich gleichwohl einbilde, die ganze Bühne aus den Angeln heben und eine neue Epoche beginnen zu können." In der That steigerten sich von dieser Zeit die Erfolge Shakspeare's immer mehr, namentlich aber entwickelte er um die Gränzscheide der beiden Jahrhunderte eine wahrhaft erstaunliche Fruchtbarkeit. Zwischen 1589 und 1613, in einem Zeitraume von 24 Jahren, schuf er 37 Stücke, von denen nur vier Ueberarbeitungen älterer Dramen genannt werden können. Im ersten Jahrzehend überwiegen die Liebes-Komödien und Tragödien — Verlorene Liebesmüh und Komödie der Irrungen 1591, Sommernachtstraum 1594, Zähmung der Widerspenstigen 1596, Kaufmann von Venedig 1597, Romeo und Julie 1597, Ende gut, Alles gut 1598 — im zweiten Jahrzehend dagegen die historischen Trauerspiele, von denen jedoch die Trilogie Heinrich VI. bereits in der allerersten Periode entstanden war.

Shakspeare's äußerer Wohlstand nahm sichtlich zu. Als im Jahre 1597 Stratford von einer Hungersnoth heimgesucht war, scheint er dorthin Getraide gesandt zu haben, indem berichtet wird, daß er daselbst große Vorräthe gehabt. 1598 besaß er in seiner Vaterstadt, wo er seine Familie in jedem Jahre besuchte und wo er abwechselnd mit London wohnte, bereits ein großes Haus — New Place — im besten Stadttheil. 1602—3 kaufte er noch verschiedene Grundstücke dazu; 1605 erwarb er einen kirchlichen Zehnten für 440 Pfd. (2000 Thlr.); 1609 bezahlte er in der Londoner Vorstadt Southwark, jenseits der Themse, wo er nahe dem Globe-Theater wohnte, die höchste Armensteuer in diesem Stadtviertel! Man berechnet für seine letzten Lebensjahre sein jährliches Einkommen auf 400 Pfd., was dem Werth einer heutigen Revenue von 1600 Pfd. oder 11000 Thlr. gleichkommen würde.

Sein geselliges Leben in London scheint seinen glänzenden Erfolgen, seinem trefflichen Charakter und der Alles beherrschenden Gewalt seines Geistes entsprochen zu haben. Seit 1599 bildete er den Glanzpunkt des von Walter Raleigh gestifteten Klubs „die Meermaid." In diesem Klub der Schöngeister lieferten sich Shakspeare und der Dichter Ben Jonson jene berühmten Schlachten des Geistes und des Witzes, von denen noch heutzutage manche Ueberlieferungen vorhanden sind. Hierher kam auch zuweilen sein edler Freund, Graf v. Southampton, an den Shakspeare's Sonette zum Theil gerichtet sind, und der ganz unzweifelhaft einer der gebildetsten, ritterlichsten Männer seiner Zeit war.

Von Arbeiten und Erfolgen gesättigt, verließ Shakspeare um das Jahr 1614 die Hauptstadt und das Theater, um in seiner Heimat die Früchte ruhmvoller und glücklicher Anstrengungen in Ruhe zu genießen. Das Schicksal versagte ihm jedoch einen längeren Genuß der Früchte seiner Arbeit. Der Tod ereilte ihn am 23. April 1616, 52 Jahr alt, nachdem er am 25. März desselben Jahres sein noch vorhandenes Testament bei voller Gesundheit unterzeichnet hatte.

Ueber seine letzte Krankheit giebt das Tagebuch des Dr. Hall, seines Schwiegersohnes und Arztes, das zufällig erhalten ist, jedoch erst mit dem Jahre 1617 beginnt, keine Auskunft. Er scheint einem Schlaganfall erlegen zu sein. Sein letzter Wille setzt diesen Dr. Hall und dessen Frau, Shakspeare's Lieblingstochter Susanne, zu Universalerben ein. Dieser letzte Wille ist kürzlich, als Anhang zu Friswell's „Life Portraits of Shakspeare", in einem photographirten Facsimile erschienen, aus welchem sich ergiebt, daß ein mit dem letzten Willen Shakspeare's verbunden gewesenes Inventar seines Nachlasses (wahrscheinlich mit Einschluß seiner Vermögens-Betheiligung an dem Globe-Theater in London) von Dr. Hall am 22. Juni 1616 bei dem „Prärogativ-Gerichtshof" in Canterbury deponirt worden ist. Man will nun in den Archiven dieses Gerichtshofes Nachforschungen nach diesem interessanten Inventar anstellen.

Shakspeare's Grab befindet sich in der alten gothischen Kirche zu Stratford, wo ihm auch bald nach seinem Tode ein Denkmal gesetzt wurde, aus seiner damals bunt übermalt gewesenen Büste bestehend, die mit dem Antlitze der Bildsäule des Dichters in der Westminster Abtei kaum eine entfernte Aehnlichkeit hat. Nach dieser Bildsäule sind aber die meisten uns bekannten idealisirten Köpfe Shakspeare's geformt. Kein einziges der vorhandenen Bildnisse Shakspeare's, mit Einschluß des sogenannten „Chandos-Portrait", kann sich eines beglaubigten Zeugnisses der Aehnlichkeit mit dem Dichter rühmen. Am ähnlichsten dürfte ihm noch die bald nach seinem Tode in der Kirche seiner Vaterstadt aufgestellte Büste sein, obwohl diese ebenso jeder idealen Auffassung ermangelt, als die Bildsäule in Westminster an allzu starkem Idealismus leidet.

In dem Shakspeare-Hause in Stratford, welches neuerdings restaurirt worden ist, hat man nach einem neuen und sehr hübschen Plane eine Bibliothek aufgestellt, welche Alles, was von und über Shakspeare hier und in allen Ländern geschrieben worden, in sich fassen soll: alle verschiedenen Ausgaben des Textes, Uebersetzungen, Commentare, Biographien u. s. w. Es sind bereits mehrere Hundert Bände geschenkt worden. In Deutschland, auf dessen Boden ebenfalls eine reiche Shakspeare-Literatur erwachsen ist, wird diese sinnige Bestimmung des Geburtshauses des Dichters gewiß Anklang finden, und es wird wohl die bloße Hinweisung genügen, um jeden Verleger, der einen dem Zwecke entsprechenden Beitrag aus seinem Vorrathe beisteuern kann, zur bereitwilligen Mitwirkung zu bewegen. Die Buchhandlungen von Williams und Norgate in London und von Ludwig Denicke in Leipzig sind gewiß gern erbötig, Zusendungen entgegenzunehmen und an das Stratforder Comité zu übermitteln.

Dänemark.

Zur dänischen Kriegsliteratur.

In Nr. 2 dieses Jahrganges unserer Blätter nahmen wir Veranlassung, die „klassischen" Kriegsergüsse unserer dänischen Feinde zu besprechen und durch wörtliche Wiedergabe verschiedener Stellen unseren Lesern vorzuführen. Da wir uns streng, ohne Deutelei an den Buchstaben hielten, konnte unser Bericht nicht dazu dienen, die Dänen in den Augen ehrlicher Nationen besonders zu heben, weshalb sie uns jenen vorzüglich in schleswig-holsteinischen Zeitungen nachgedruckten und weiter verbreiteten Artikel in ihrer Weise sehr übel vermerkten.

Leider sind wir genöthigt, nochmals auf jene widerliche Kriegsliteratur zurückzukommen, diesmal jedoch nur, um zu erklären, daß der dänische „Historiker" V. Holst nicht ganz so brutal schrieb, wie z. B. ein Herr V. H. in der Kopenhagener „Illustreret Tidende" vom 3. August 1862 (Nr. 149), S. 4, in dem tragikomischen Artikel „Ein Tag Cantonnementsleben im Jahre 1848" (En Dags Cantonnementsliv i 1848).

Es handelt sich hier für uns um den ebenso tapferen als ehrenwerthen Major v. Staffeldt, der nach dem Ueberfall von Fridericia beim Durchwaten des Randsfjords, obwohl auf dem Rückzuge, doch wie ein echter Held starb. Herr V. H (Vilhelm Holst) sagt hierüber auf S. 230 seines früher besprochenen Geschichtswerkes: „Er erreichte mit etwa einem Dutzend Leute die Furt, als er sich plötzlich umringt sah. „„Ergeben Sie sich, Herr Kammerjunker"", rief ihm der Lieutenant Jäger zu, der vor dem Kriege Unteroffizier gewesen und in seiner (Staffeldt's) Compagnie in Rendsburg gestanden hatte. „Niemals!" schrie der Verzweifelte und stürzte sich ins Wasser; noch einmal wurde er aufgefordert, sich zu ergeben, worauf er erschossen wurde." (Wie die Fama sagt, von demselben Lieutenant Jäger mit einem Riffel, den er einem Gemeinen zu diesem Zweck entriß!)

In diesem Bericht ist sonst noch von Staffeldt gesagt, daß er weniger aus Neigung, als dem Drange der Umstände nachgebend, sich den Schleswig-Holsteinern angeschlossen und später seinen „Abfall" bitter bereut haben solle. Gegen diese Verleumdung hat er am besten durch die Art seines Todes protestirt, und es gehört dem gegenüber schon die gemeine Gesinnung eines Dänen dazu, eine solche Lüge dem Todten nachzurufen. Doch nun zu dem lateinischen Herrn V. H., der uns eine zugleich witzige, rührende, gemüthliche und bramarbasirende Beschreibung von Fridericia und Umgegend, sowie von dem Tage giebt, den er als Offizier mit zwei anderen Offizieren und einem Militärarzt (sämmtlich Universitäts-Kameraden) dort verlebte. Gleich am Eingange stoßen wir auf die Worte: „Ich wohnte in Egeskov, dicht am Randsfjord, wo der Verräther Staffeldt sich am Tage (Nacht!) von Fridericia, nachdem seine Abtheilung zersprengt war, hinüberzuretten versuchte, aber statt dessen den Tod von der Hand eines früheren Untergebenen fand!" Welche tückische Freude über den Tod eines (vielleicht strengen und stolzen) deutschen Com-

pagniechefs von der Hand eines dänischen Untergebenen leuchtet aus diesen wenigen Worten, und welche Brutalität muß in der Natur des dänischen Schreibers liegen, daß nicht einmal eine akademische Erziehung und Bildung ihn lehren konnte, dieselbe wenigstens etwas zu verbergen, noch dazu beim Erzählen eines Geschichtchens, das zur Erheiterung der „gebildeten Welt" dienen soll. Aller Firniß nützt nichts: der von einer Schurkenkugel gefallene tapfere Feind muß noch 14 Jahre nach seinem Tode öffentlich Verräther geschimpft werden! F. M.

Rußland.

Moskau, Rom und Konstantinopel.

II.

Die russische Kirche in ihren Beziehungen zur römischen.

Wir fahren fort, nach der geschichtlichen Forschung des Frhrn. J. A. v. Helfert in der „österreichischen Revue", einen Ueberblick zu geben, und zwar über das Verhältniß der russischen zur römischen Kirche:

„In den ersten Jahrhunderten nach der Christianisirung Rußlands sind schon die Keime alles dessen zu finden, was sich im Laufe der Zeiten entwickelt hat. Namentlich ist es ein doppelter Gegensatz, dessen wechselvolles Spiel man von Anfang her im Auge behalten muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, die heutigen Zustände für willkürlich gemachte oder muthwillig herbeigeführte zu halten.....

„Die beiden Gegensätze sind:

„Von der einen Seite die formell ununterbrochen fortgesetzte Verbindung und Gemeinschaft der russischen Kirche mit Konstantinopel, und daneben doch wieder das sehr frühzeitig auftretende Bestreben der russischen Herrscher, sich in kirchlicher Hinsicht Konstantinopel gegenüber möglichst selbständig und unabhängig zu stellen.

„Von der anderen Seite die von Zeit zu Zeit immer wieder hervorkommenden Beziehungen der russischen Kirche zu Rom und zum christlichen Abendlande, die aber doch jedesmal keine dauernden Folgen zurücklassen, und zwar in den früheren Jahrhunderten mitunter, in den späteren vorzüglich durch den eingepflanzten Widerwillen der Klerisei und die gegentheiligen Bemühungen der Politik des benachbarten Polenthums."

Die russische Kirche empfing ihre Metropoliten von Rechtswegen aus Konstantinopel. Die Patriarchen daselbst hatten sich vorbehalten, die jeweiligen Metropoliten von Kiew zu ernennen und zu weihen. Sie übten dies in der ersten Zeit unbeirrt aus, und es lag bei der Neuheit der christlichen Lehre unter den Russen in der Natur der Sache, daß sie erprobte Männer ihres eigenen Landes und ihres Vertrauens hinschickten. Die ersten vier Metropoliten von Kiew waren Griechen; dann aber scheint die nationale Eifersucht erwacht zu sein. Die Großfürsten mischten sich in die Sache, und bereits 1051 ließ Jaroslaw I., Wladimir's I. kräftiger Sohn, auf einer von ihm berufenen Synode der Bischöfe seines Reiches einen Russen zum Metropoliten wählen. Ja, sie gingen weiter und zogen andere Dinge der christlichen Gerichtsbarkeit, z. B. die Heiligsprechung, vor ihr Forum. Seit 1164 ernannte, einem vorhergegangenen Abkommen gemäß, der Patriarch von Konstantinopel keinen Metropoliten von Rußland mehr ohne vorhergegangene Zustimmung des Großfürsten.

Zehn Jahre später, als die russische Großfürstin Olga in Konstantinopel die Taufe empfing, wurde Herzog Mieczyslaw von Polen durch die Hand der böhmischen Prinzessin Dobrawka zum Christenthum bekehrt (963); zu Ehren des heiligen Wenzel, Ohms der frommen Königin, wurde in Krakau eine Kirche errichtet. Mieczyslaw legte sein Wort auch für die Bekehrung seines Volkes ein, und das von Otto dem Großen mit Gutheißung des Papstes 968 gestiftete Bisthum Posen bildete den ersten Sprengel, dem gleichfalls von Kaiser Otto gestifteten Erzbisthum Magdeburg zugehörig. Im Jahre 997 erlitt der böhmische Adalbert bei den wilden Preußen den Martyrtod, und mehr als der lebende Glaubensbote trug der hingeschlachtete Blutzeuge zur Bekehrung der heidnischen Polen bei. Otto III. errichtete auf seiner berühmten Pilgerfahrt nach Posen in Gnesen beim Grabe des heiligen Adalbert ein Erzbisthum, und ordnete der Metropole die neu gestifteten Bisthümer Kolberg in Pommern, Breslau und Krakau unter. Später unter Mieczyslaw kamen noch die Bisthümer Plock in Massovien und Wloclawek in Kujawien dazu.

Die unmittelbare Nachbarschaft eines dem römischen Stuhle ergebenen stammverwandten Volkes und Herrscherhauses hätte, so sollte man meinen, dazu beitragen müssen, die Beziehungen der russischen Kirche zur lateinischen ebenso zu erleichtern und zu vervielfältigen, als zu stärken und zu befestigen. Es fand aber das Gegentheil statt, und gerade die Nachbarschaft und Stammverwandtschaft war die Hauptursache davon.

Die gottesdienstliche Sprache der Russen war zuerst die griechische, später die slavische. Kultus und sonstige Bräuche gestalteten sich demnach im Laufe der Zeit bei Russen und Polen ziemlich verschieden, während sie das Meiste und Wesentlichste mit einander gemein hatten. Der dogmatische Krieg über das filioque ließ zu jener Zeit, wie es scheint, die russische Geistlichkeit noch unberührt; an dem hierarchischen Vorzug der römischen Kirche aber wurde damals nicht gezweifelt. Die russische Kirche hat Heilige der lateinischen anerkannt und angenommen; so z. B. den heiligen (Papst) Klemens, dessen Tag (25. November) auch so ziemlich zusammenfällt mit dem des römischen Kalenders (23. November); ferner den heiligen Wenzel und die heilige Ludmilla u. A. Die auf dem Concil zu Bari 1098 angeordnete Kirchenfeier der Uebertragung der Reste des heiligen Nikolaus von Myra nach Bari wurde von der russischen Kirche mit der Motivirung, „daß der Papst zu Rom dies eingeführt habe," in ihren Festcyklus aufgenommen. Im Jahre 1117 kam aus dem Abendlande der heilige Anton nach Nowgorod, wo er das berühmte Antoniuskloster stiftete; heute noch werden goldene und silberne Kirchengeräthschaften mit lateinischen Inschriften gezeigt, die er mitgebracht habe. Vom zwölften Jahrhundert ab treffen wir nicht blos römische Katholiken, sondern auch Capellen und Kirchen in verschiedenen Theilen von Rußland; so in Kiew, Perejaslaw, Ladoga, Nowgorod, Pskow, wo die Lateiner ein bedeutsames Element der städtischen Bevölkerung bildeten.

Ueberhaupt scheint es die Politik Jaroslaw's gewesen zu sein, Verbindungen mit dem Westen anzuknüpfen; nicht in Konstantinopel, sondern im Abendlande suchte er die Gemahlinnen für seine Söhne, wie er umgekehrt seine Töchter an westliche Fürsten, nach Polen, Norwegen, Ungarn und Frankreich verheiratete. Diese Heiraten dauern auch noch später fort. Agnes, die Gemahlin des deutschen Königs Heinrich IV., war eine Tochter Wsewolod's I.;

polnische, böhmische Prinzessinnen heirateten russische Fürsten, ohne daß Spuren von Verlegenheiten aus Konfessions-Unterschieden hervortraten; es fehlte sogar nicht an unmittelbaren Beziehungen russischer Fürsten und Kirchenhäupter zu Rom selbst, bei denen es sich um die Oberlehnsherrschaft der Kirche über Rußland und dergleichen handelte. Freilich waren es vertriebene Fürsten, welche diese Bedingungen sich gefallen ließen.

Von der polnischen Geistlichkeit wurden, wie es scheint, von Anfang an diese Versuche gegenseitiger Annäherung zwischen Rußland und Rom mit scheelen Augen angesehen. Sie gewahrte nicht die wesentlichen Stücke, in denen die russische Kirche mit der apostolischen stimmte, sondern legte auf äußerliche Unterschiede wie auf bösartige Ketzereien ein ungewöhnliches Gewicht. Sie dachte nicht auf Anbahnung eines Verständnisses, sondern auf Ausrottung der russischen Mißbräuche, wie z. B. aus einem Briefe des Bischofs von Krakau an den berühmten Abt Bernhard von Clairvaux vom Jahre 1150 hervorgeht.

Von Photius Auftreten 1053 bis zur Einnahme von Konstantinopel 1453 sind genau vierhundert Jahre. In dieser ganzen Zeit haben die Versuche nicht aufgehört, eine Wiederaussöhnung der feindlichen Geschwister herbeizuführen, und auch die Russen haben Theil genommen. Freilich meinten es die Byzantiner nicht ernst; nur ihre Noth und die steigende Gefahr, von den Türken verschlungen zu werden, bestimmte sie, zu diesem Mittel zu greifen, um die Hilfe des Abendlandes zu gewinnen.

Auf dem letzten Concil zu Ferrara und Florenz (1438 und 1439), als den Byzantinern das Wasser bis an den Hals gestiegen war, kam eine Einigung — eine scheinbare — zu Stande.

Der Papst, 8 Kardinäle, 2 Patriarchen, 8 Erzbischöfe, 52 Bischöfe und 45 Aebte wohnten der Eröffnung des Concils von Florenz bei — und unter ihnen befand sich auch der Metropolit Isidor von Rußland, der am 8. September 1437 von Moskau abgereist war und seinen langen Weg über die Ostsee, Lübeck, Erfurt, Nürnberg, Tyrol genommen hatte. Isidor war einer der treuesten Anhänger des Erzbischofs Bessarian von Nicäa, der von den Griechen die Einigung am eifrigsten betrieb und später Kardinal wurde.

Die Einigung scheiterte an dem fanatischen Klerus und dem Volke von Konstantinopel, welches die Friedensstifter mit lautem Schimpfen Ungesäuerte (Azymiten), Lateiner, Verräther und Abtrünnige nannte. Die Geschichte ging ihren Gang und 1453 fiel Neu-Rom in die Gewalt der Türken. Noch im Jahre 1452 war ein letzter Versuch gemacht worden; der ehemalige Metropolit von Rußland, jetziger Kardinal Isidor, erneuerte am 12. Dezember 1452 in der Sophienkirche die Feier der Vereinigung beider Kirchen, aber es entstand ein Aufruhr. Die lateinische Liturgie des Legaten hatte die Wuth der fanatischen Popen erregt, und zuletzt wurden alle Geistlichen, die an dem Gottesdienste Theil genommen, in den Bann gethan, die Sophienkirche aber, die ein Jahr darauf bereits türkische Moschee wurde, für entweiht erklärt.

Die Unterschiede der griechischen Kirche von der lateinischen beziehen sich auf dreierlei: Ritus, Dogma, und Dependenz (Anerkennung des Primates), und sind im Grunde genommen sehr unwesentlich. Was den Ritus betrifft, so hält die griechische Kirche mehr am Alterthümlichen fest, und erklärt gewisse Bräuche und Uebungen für wesentlich, welche die lateinische für sehr heilsam unlöblich, aber unwesentlich erklärt; z. B. ob beim heiligen Abendmahl das Brot gesäuert oder ungesäuert sein muß; ebenso die Anwendung der Nationalsprache, die Verheiratung der Geistlichen vor Empfang der höheren Weihen. Die unirten Griechen folgen darin unbehindert ihrem Herkommen.

Die dogmatische Schwierigkeit, die in dem Zusatze filioque und in der Lehre vom Reinigungsorte (Fegfeuer) besteht, ist nicht besonders tief gehend, denn die Einigungsformel war bereits festgestellt. Rom verlangte blos, daß man den Zusatz filioque nicht für eine Ketzerei ausgeben möchte, ohne den Byzantinern zuzumuthen, denselben in ihr Credo aufzunehmen. Für Verstorbene beten sowohl Griechen, wie Russen, unterscheiden sich also mehr dem Namen als der Sache nach von den Katholiken, wenigstens von denjenigen, welche das Purgatorium nur als einen nicht näher bestimmbaren Reinigungs- und Läuterungszustand auffassen.

Die Anerkennung des apostolischen Primates von Rom haben die Griechen nicht geleugnet, und leugnen sie noch jetzt nicht. Ihre gottesdienstlichen Bücher und Rituale beweisen das. In ihren Litaneien flehen sie um die Fürbitte des heiligen Petrus, „Fürsten der Apostel" und „Felsens der Kirche Christi", des heiligen Klemens des „Schülers Petri", des heiligen (Papstes) Sylvester „Haupt des geheiligten Conciliums, göttlichen Oberhaupts der heiligen Kirche", des heiligen (Papstes) Leo, „Säule der Orthodoxen der Kirche Jesu, Nachfolger des ruhmvollen Petrus" u. s. w.

Um ihre Trennung zu rechtfertigen, bezüchtigt die griechische Kirche die römische eines „Abfalls von der wahren Lehre."

Ein Hauptbuch, in welchem die griechisch-russische Kirche ihre Beschwerden gegen die Lateiner niedergelegt hat, ist die Kormcaja Kniga, die im 13. oder 14. Jahrhundert von einem Serben oder Bulgaren aus einem älteren griechischen Buche übersetzt sein mag und noch in neuerer Zeit zu Moskau neu aufgelegt worden. Das Sündenregister, das hier aufgestellt wird, ist ein Gewebe von Entstellung und offenbaren Lügen und beweist nur für die geistige Versunkenheit des Byzantinismus. Man höre einen der stärksten Vorwürfe: „Statt des Brotes opfern sie (die Lateiner) ungesäuertes (Brot)!

Sie fasten an Samstagen, und wenn auf den Samstag Christi Geburt oder Heiligung fällt, so lösen sie die Fasten nicht auf trotz des Festtages. In der großen Faste fasten sie nicht, sondern essen selbst am Chardonnerstag Eier, Käse und Milch.

Vom Mittwoche der ersten Fastenwoche bis Ostern singen sie gar kein Halleluja.

Sie machen das Crucifix nicht mit Farben, sondern aus einem Holze oder in Stein geschnitzt.

Wenn sie in die Kirche Gottes kommen, fallen sie mit dem Gesicht zur Erde, und so liegend flüstern sie.

In den heiligen Altar (Ikonostase) kann Jeder hineingehen, auch Weiber. Sie essen Erstiktes, von Raubthieren Angefressenes, Fischottern, Schildkröten, und wenn es sonst noch etwas Grausigeres giebt.

Ihre Bischöfe und Priester machen ihr Kleid nicht aus Wolle, sondern weben es mit rothen Fäden und kleiden sich bunt scheckig u. s. w.

Mit allen fünf Fingern geben sie den Segen und bekreuzen sich mit der Mitte des Daumens u. s. w."

Doch genug von diesen Kapitalverbrechen, die freilich in den Vorwürfen, welche die aufgeklärte polnische Geistlichkeit den Russen und Griechen macht, ihr Seitenstück haben. Sie sind einander werth.

Nord-Amerika.

Literarische Briefe aus New-York.

Oeffentliche und Privat-Büchersammlungen und Lesehallen.

Wir lassen unseren in Nr. 3 und 4 des „Magazin" von 1864 enthaltenen Mittheilungen über die literarischen Institute in New-York und speziell über die Astor-Bibliothek noch einige Nachrichten über andere Büchersammlungen und Lesehallen der hiesigen Stadt folgen:

Das Cooper Institute gehört zwar nicht eigentlich zu den Bibliotheken, verdient aber doch, wegen seiner eigenthümlichen Entstehung, eine besondere Erwähnung. Ein reicher, noch lebender Kaufmann Namens Peter Cooper, machte im Jahr 1857 der Stadt New-York eine Schenkung mit einem großen fünfstöckigen Hause — im Werthe von 300,000 Doll. — unter der Bedingung, daß der Ertrag desselben zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse verwendet werde (to be devoted to the moral, intellectual and physical improvement of his countrymen). Zwei Stockwerke des Hauses sind nun als Läden, Magazine und Comptoirs vermiethet, ebenso das Basement (der unterirdische Theil, der hier zu Lande im Allgemeinen, ähnlich wie in England, benutzt wird), woselbst ein „Lecture Room" — 125 Fuß lang und 82 Fuß breit — zur Abhaltung von Reden und Vorlesungen benutzt wird. In den oberen Stockwerken sind Unterrichtssäle, (Classes and lecture-rooms) in welchen in einem mehrjährigen regelmäßigen Cursus Unterricht in allen Zweigen der Mathematik, im Zeichnen, in der Chemie (elementary and applied) ertheilt, und über einzelne Gegenstände (natural and mechanical philosophy etc.) Vorträge gehalten werden. Dieses sind Night-Classes, wo in den Abendstunden Unterricht ertheilt wird. Während des Tages werden Mädchen im Zeichnen und Malen unterrichtet (School of design for women). Alle diese Unterrichtsgegenstände sind „free to all"; sie werden unentgeltlich gelehrt, da die Ausgaben aus dem Ertrag der vermietheten Stockwerke bestritten werden. Ein anderer großer Saal steht als Lesezimmer Jedem unentgeltlich zur Benutzung frei; man findet daselbst amerikanische, englische (eigentlich engländische), deutsche, französische, auch 1—2 italiänische Blätter (Zeitungen und Zeitschriften) im Ganzen über 200.

Dieser „Cooper Union for the advancement of science and art" entsprechend, trägt die Frontseite des Hauses die Inschrift: „To science and art". Gegenüber ist das „Bible-House", so genannt, weil der größte Theil desselben von der Bibelgesellschaft benutzt wird (beiläufig gesagt, auch ein sehr merkwürdiges „literarisches Institut", wo man sich von dem kolossalen Absatz des Artikels „Bibel" überzeugen kann). Der Korrespondent des „Ausland", der nicht nur mit der Grammatik, sondern auch mit der Bibel auf dem Kriegsfuße steht, benutzt diesen zufälligen Umstand zu einer geistreichen Exegese. Die Inschrift „To science and art" drückt nämlich, nach seiner Ansicht, eine feindselige Opposition gegen das gegenüberstehende Bibelhaus aus. Peter Cooper würde, wenn er eine Ahnung davon hätte, von dieser Aus- oder vielmehr Unterlegung ohne Zweifel sehr überrascht sein; außer dem Korrespondenten des „Ausland" hat wohl noch kein Mensch auch nur im Traume daran gedacht, daß Cooper's Institut, weil es „opposite the Bible-house" gelegen ist, auch eine Opposition gegen die Bibel ausdrücken soll. Nachdem unser Vorgänger diese Lanze gegen die Bibel eingelegt, bindet er ein wenig mit den Juden an, die allerdings nicht ganz frei davon zu sprechen sind, daß sie sich viel mit der Bibel beschäftigten, gleichwie nicht zu leugnen ist, daß sich die Bibel sehr viel mit den Juden beschäftigt. Unser Vorgänger erzählt nämlich, daß die Lesehalle im Cooper Institute am Sonnabend, „unmittelbar nach dem Schluß der Synagoge" von Schaaren „israelitischer Jüngelchen" überfallen wird, die, wie Heuschrecken zudringlich und rücksichtslos, besonders die illustrirten Blätter in Beschlag nehmen. Unser Vorgänger spricht, wie ein schwäbischer Kleinstädter in dem ungeheuren New-York vom „Schluß der Synagoge", that beats All, das übertrifft alle seine anderen Blunders. Es giebt in New-York nicht Eine, sondern eine große Zahl von Synagogen, aber man lebt Jahre lang in der Stadt, ohne daß deren Dasein sich irgendwie bemerkbar macht.

Ganz in der Nähe der Astor Library und zugleich des Cooper Institute ist die Mercantile Library, die „Bibliothek der Handelsherren." Wie der Name schon besagt, bestand diese Gesellschaft ursprünglich nur aus Handelsbeflissenen; doch ist jetzt, gegen einen höheren Beitrag (5 Doll. statt 3 jährlich), Jedem gestattet, Mitglied zu werden.

In dem Clinton-hall genannten Gebäude hat diese Gesellschaft ein Lesezimmer und eine Bibliothek. Wenn man letztere — wie in jenem Aufsatze geschieht — eine Handbibliothek nennen will, so ist dagegen Nichts einzuwenden, ebensowenig als man es Jemandem verwehren kann, wenn er den Thesaurus von Stephanus oder das Glossarium von Du Cange ein Taschenwörterbuch nennen will; es kann ja dieser Jemand so gelehrt sein, daß er den Etienne, sammt dem Du Fresne, dominus Du Cange, in die Tasche stecken kann. Diese „Handbibliothek" also zählt ohngefähr 80,000 Bücher, die meisten belletristischen, sehr viele belehrenden, manche auch streng wissenschaftlichen Inhalts. Der gedruckte Katalog, bei dem die „schöne Arbeit des Herauslesens" durch Hinzufügung eines kurzen Catalogue raisonné sehr erleichtert wird, bildet einen stattlichen Großoktavband, und erhält von Zeit zu Zeit Supplemente. Die Werke in deutscher, französischer, auch einige in spanischer und italiänischer Sprache sind in einem kleineren Katalog besonders zusammengestellt. Zu den fremdsprachlichen Werken gehören auch 160 Bände römischer Klassiker in der Valpy'schen Ausgabe und 50 Bände griechischer Klassiker in der schönen Ausgabe von Firmin Didot. Im Lesezimmer sind nahezu an 300 Zeitungen und Zeitschriften — englische, deutsche, französische, italiänische und spanische — außerdem eine Menge Wörterbücher (u. A. Halliwell's archaic dict., Bosworth anglo-saxon dict., Roquefort dict. etym., Jamieson Scott. dict., Grimm's Wörterbuch, so weit es erschienen, Schulze's Gothisches Glossar und sogar Wilson's Sanskritwörterbuch) Reallexika und s. g. Books of reference d. h. Nachschlagebücher (u. A. die Encyklopädie von Rees, Encyclopaedia Metropolitana, Enc. Americana, Enc. Britannica, Pierer's Universallexikon, Bayle Dict. historique, Biographie universelle, l'Art de vérifier les dates). Merkwürdiger Weise ist auch „der Artikel Bibel" im Ueberfluß vorhanden; die Mercantile library hat über 40 verschiedene Bibelausgaben, darunter recht interessante (The Bible of every land z. B. hat Specimina aus vielen „Indianer- und derlei Sprachen") und eine Menge darauf bezüglicher Lexika und Nachschlagbücher.

Die Amerikaner sind, wie die Engländer, große Bibelfreunde. Wenn man in einem amerikanischen Hotel ein Zimmer nimmt, so vermißt man wohl eine oder die andere europäische Bequemlichkeit ist aber auch z. B. kein Nachttischchen da, so liegt doch ganz gewiß eine Bibel auf dem Tische, bei deren Lektüre man sich über die

Misère des Erdenlebens im Allgemeinen und die der theuren Rechnungen insbesondere um so leichter erheben kann, als die Benutzung der Bibel gratis ist und eben so wenig auf's Kerbholz kommt, als das Extraschnäpschen der Marketenderin in Wallensteins Lager. Auch findet man in keinem Lande der Welt soviel biblische (besonders alttestamentarische) Namen von Personen und Städten wie in Amerika, und nirgends auch so viel bibelfeste Leute. Die Bibelfestigkeit geht so weit, daß man sogar in Zeitungen biblische Redeweisen, mit und ohne Gänsefüßchen, antrifft (z. B. das hübsche go down to the sea in ships); und so ist vor Kurzem ein politisches Pamphlet „The new gospel of peace, according to St. Benjamin" erschienen, in welchem der biblische Styl auf eben so witzige als getreue Weise imitirt ist.

Die älteste Bibliothek in New-York ist die New-York Society Library, die schon seit dem Jahre 1700 besteht. Dem Katalog, der 40,000 Bände umfaßt, ist eine Urkunde vorgedruckt, in welcher König Georg III. seinen geliebten Unterthanen die demüthige Bitte um die Forteristenz dieser Bibliothek allergnädigst gewährt (we are graciously pleased to grant the said humble request of our said loving subjects). Außerdem haben die verschiedenen sozialen oder wissenschaftlichen Vereine ihre besonderen Bibliotheken. So hat die Historical Society — die auch das werthvolle ägyptische Museum von Abbott angekauft hat — eine Bibliothek von 30,000 Bänden, die bloß die gedruckten Werke umfaßt. Ferner haben besondere Bibliotheken: die Bible-Society, die zwei theologischen Seminare, Columbia College, Lyceum of natural history, Free Academy, ferner gibt es eine Library of the City-corporation, eine Printers free Library, Mechanics Institute Library u. s. w.

Auch existirt in New-York eine Women's Library; diese ist also ausschließlich „for Ladies" — eine Inschrift, die man, beiläufig bemerkt, hier zu Lande nicht wie in Deutschland bloß in Eisenbahnstationen, sondern auch in Postämtern, Gasthöfen, Wartesälen, Dampfschiffen, Lesezimmern u. s. w. findet. Ueberall ist für das schwächere Geschlecht ein besonderer Eingang oder ein besonderes, den Männern unnahbares, Zimmer, also ein Harem in des Wortes ursprünglicher Bedeutung. Einem Manne ist ausnahmsweise nur dann der Zutritt gestattet, wenn er unter dem Schutze einer Krinolinenflagge segelt, d. h. wenn er sich als Begleiter einer Dame legitimiren kann. Im Allgemeinen aber wird das rauhe Geschlecht der Männer durch die Inschrift „for Ladies only" zurückgeschreckt, und wer nicht das Glück hat, zu dem Gepäck einer Lady zu gehören, dem bleibt nichts Anders übrig, als bei dem Anblick dieser Inschrift mit Dante zu sagen;

Queste parole di colore oscuro
Vid'io scritte al sommo d'una porta,
Perch'io: Maestro, il senso lor m'è duro.

Vor einigen Jahren ist hier ein Buch erschienen: „Private Libraries of New-York, by F. Wynne", das eine Beschreibung von 51 Privatbibliotheken in New-York enthält. Es sind das lauter werthvolle Sammlungen, und viele derselben sind um so werthvoller, als dabei Eine Spezialität vorzüglich berücksichtigt wurde. So ist die Bibliothek des Historikers Bancroft (12,000 Bände) nebstdem, daß sie so vielseitig ist wie ihr Besitzer, besonders reich an gedruckten und ungedruckten Dokumenten, die sich auf Amerika beziehen; die des Prof. Anthon (9000 Bände) an Werken zur griechischen und römischen Literatur; die des Erzbischofs Hughes (10,000 Bände) an theologischen, besonders patristischen Schriften. Ein Privatmann, Mr. Cotheal, der mehrere Jahre im Orient gelebt und ein Kenner der arabischen Sprache und Literatur ist, besitzt eine Bibliothek (10,000 Bände), die besonders wegen der orientalischen Druckwerke und Manuskripte interessant und werthvoll ist. Demselben Gebiete angehörig ist die Bibliothek des — seitdem im Kriege gefallenen — Colonel Pratt. An Werken der englischen Literatur, besonders wegen der Sammlung von Shakspeare-Ausgaben, sehr werthvoll ist die Bibliothek von Burton (16,000 Bände); an holländischen Werken die von G. Felton (ehemaligem Gesandten in Holland), an skandinavischen und isländischen die von Fiske, die zugleich eine möglichst vollständige Sammlung aller Schriften alter und neuer Zeit enthält, die sich auf das Schachspiel beziehen. Die Bibliothek des Dr. Andersen (7000 Bände) ist besonders reich an mathematischen und astronomischen Werken aus den verschiedensten Zeiten, während die von J. Brooker (14,000 Bände) wegen ihrer Vielseitigkeit interessant ist.

In diesen 51 Privatbibliotheken sind fast alle Wissenszweige vertreten. Auch der Artikel „Bibel" hat seine speziellen Verehrer. Ein Mr. Lenox, ein Mann, der so reich ist, daß man ein Paar Millionäre aus ihm machen könnte, hat eine Bibliothek, die — wie kompetente Leute versichern — einen Geldeswerth von 200,000 Doll. repräsentirt, und die sich quantitativ und qualitativ durch seltene und werthvolle Bibelausgaben auszeichnet; natürlich daß derselbe Mann auch Einer derjenigen war, die sich den Codex Sinaiticus anschafften, und sich von Simonides nicht davon abhalten ließen. Uebrigens ist dieser Hr. Lenox in dem erwähnten Buche von Wynne nicht angeführt, wahrscheinlich deshalb nicht, weil keine Autopsie der Bibliothek möglich war, indem der Besitzer derselben nur wenigen Auserkorenen gestattet, seine Schätze in Augenschein zu nehmen. Es ist das allerdings eine Eigenheit, andererseits aber benutzt der Mann eben nur ein Vorrecht, das die Privatbibliothek vor der öffentlichen voraus hat; letztere muß es sich gefallen lassen, daß jeder Penny-a-liner seine Randglossen über sie macht.

Ad vocem Randglossen: Besagter Hr. Lenox wohnt zufällig in der 5. Avenue. Letztere Straße, in welcher allerdings viele reiche Leute wohnen, ist auch so ein Paradegaul, der in manchen deutsch-amerikanischen Berichten figurirt, und der also auch in der mehrerwähnten Korrespondenz des „Ausland" paradiren mußte. Wenn es aber dort als etwas Alltägliches dargestellt wird, daß ein Bewohner der 5. Avenue sich eine Bibliothek in derselben Weise wie andere Möbel bestellt, und daß dabei nur auf äußeren Prunk gesehen wird, so ist das eben so übertrieben, als es andererseits absurd ist, Barnums Museum neben den „literarischen Anstalten" zu erwähnen. Dergleichen Parvenü-Stücklein mögen hier allerdings auch vorkommen, vielleicht häufiger als anderswo, und zwar deshalb häufiger, weil hier überhaupt mehr gewagt und mehr gewonnen wird, es also hier auch mehr Parvenü's und „Upstarts" giebt. Namentlich sind während des Krieges und durch denselben viele Leute plötzlich reich geworden; dieser neue Adel — zu dem die Armeelieferanten ein bedeutendes Kontingent stellen — wird, mit einem ebenfalls neuen, aber sehr bezeichnenden, Namen „Shoddy aristocracy" oder kurzweg „Shoddy" genannt*). Es geschieht nun wohl, daß Mancher, der plötzlich zu Vermögen gekommen, einen Theil desselben, aus Luxus oder aus Bedürfniß, auf Bücher verwendet. Thatsache ist, daß Buchhändler und Buchbinder viel zu thun haben, so wie auch die jährlich stattfindenden Bücherauktionen en gros, bei welchen sich bloß Buchhändler betheiligen, durch den Krieg durchaus keine Einbuße erlitten.

*) Shoddy ist die technische Benennung der schlechten Wolle, die aus alten wollenen Zeugen und Hadern hergestellt und neu versponnen wird.

Wie aber in der neuen Welt neben dem Neuen auch das Alte sich behaupte, davon sind u. a. auch die Antiquare ein Beispiel. Es giebt in New-York eine Unzahl Antiquare, oder richtiger second-hand booksellers." Man hat hier allerdings nicht die Auswahl wie in Deutschland, Frankreich und England, da die große Mehrzahl der Bücher aus englischen besteht, doch findet man natürlich auch Bücher in fremden Sprachen. Das Habent sua fata libelli findet hier oft in anderer Weise seine Bestätigung. Manches Buch, das als fremder, erratischer Block unter den vielen englischen liegt, ist ein stummer Zeuge von dem Schicksal eines Menschen. Beide Schicksalsgenossen, der fremde Mann und das fremde Buch, sind mit einander herübergekommen, und hier trennen sich ihre Geschicke; das Buch wandert zum Antiquar; er aber wandert — Gott weiß wohin, vielleicht nach dem far West.

Uebrigens gibt es auch wirkliche Antiquare in New-York, Leute die nicht sowohl gebrauchte alte Bücher verkaufen, deren Vorzug in der Wohlfeilheit besteht, als vielmehr solche, deren Werth in ihrem Alter und ihrer Seltenheit beruht (livres anciens). Ein solcher Antiquar, Mr. Philes, gibt monatlich einen Katalog derartiger Werke heraus; dieser Katalog bildet aber nur die Beilage zu einer bibliographischen Monatsschrift, die derselbe Herr Philes redigirt und die den Titel führt: „The Philobiblion, a monthly bibliographical journal, containing critical notes of, and extracts from rare, curious and valuable old books." Auf dem Titelblatte prangt das Brustbild unseres alten Erasmus von Rotterdam. Das Ganze ist auf chinesisches Papier (India paper) gedruckt, um auch äußerlich ein alterthümliches Aussehen zu haben.

So ist auch in der neuen Welt das Alte ewig neu, und diese neue Welt selbst ist nur ein Palimpsest. Wie, nach Plutarchs Erzählung, bei der Gründung Rom's Jeder der Ansiedler ein Stück seiner Heimat-Erde dem neuen Boden einverleibte, so ist auch die neue Welt die Palingenesie der alten; und so wie der Name New-York oder New-Amsterdam, (wie New-York früher hieß) eben diese Erneuerung des Alten ausdrückt, so klingen auch in unzähligen anderen Namen Reminiscenzen der alten Welt wieder, der gegenwärtigen nicht nur, sondern auch der vergangenen, des Alterthums, und so ist es denn auch ewig wahr und ewig neu, was der alte Herakleitos sagt: „Es ist Alles ein und Dasselbe, Entstehen und Vergehen, Neues und Altes, Alles abwärts, aufwärts wandelnd und sich vertauschend in der Weltzeit Spiel." Max.

Kleine literarische Revue.

— **Shakspeare in Frankreich und Voltaire.** Herr Dr. Alex. Schmidt in Königsberg, ein geschätzter Kenner der englischen und der französischen Literatur, hat im diesjährigen Programm der von ihm geleiteten städtischen Realschule eine literargeschichtlich sehr anziehende Abhandlung über „Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakspeare's in Frankreich" abdrucken lassen. Nicht um Voltaire solche Verdienste zu vindiziren, sondern vielmehr um die von Albert Lacroix in seiner „Histoire de l'influence de Shakspeare sur le théâtre français" (Brüssel, 1856) aufgestellte Behauptung dieser Verdienste Voltaire's zu widerlegen, ist die vorliegende Abhandlung geschrieben. Allerdings war Voltaire, der, als junger Mann, zwei Jahre in England gelebt und dort mit englischer Sprache und Literatur vertraut geworden war, der Erste, der den Franzosen den für sie barbarisch klingenden Namen Shakspeare nannte. Es geschah dies in seinem, der „Henriade" vorangeschickten Essai sur la poésie epique, den er 1726 in London geschrieben hatte. Voltaire hat jedoch niemals etwas dafür gethan, seine Landsleute auch mit den Werken Shakspeare's und mit ihren Schönheiten bekannt zu machen. Vielmehr suchte er, der den englischen Dichter vielfach geplündert hatte — z. B. in seiner „Zaire", wo „Othello", in seiner „Eriphyle", wo „Hamlet" benutzt war, und in seinem „Mort de César" — soviel als möglich zu verhindern, daß das französische Publikum erfahre, aus welcher Quelle er geschöpft. Erst als Shakspeare gleichwohl im Jahre 1745 von Delaplace übersetzt und in Frankreich mit derselben Bewunderung für den Genius des britischen Dichters eingeführt worden war, wie sie sich in Deutschland zwanzig Jahre später kundgab — erst jetzt ließ Voltaire die Minen, die er heimlich gelegt, vor aller Welt Augen springen, indem er die angebliche „Barbarei des trunkenen Wilden" aufdeckte, dadurch aber nicht dem Angegriffenen, sondern nur sich selbst den allerempfindlichsten Schaden zufügte. Bis an sein Lebensende ist Voltaire dem Ingrimm gegen Shakspeare, dessen dem Welt-Ansehen des französischen Dramas nachtheiligen Einfluß er ahnte und erkannte, treu geblieben. Die letzte literarische Leistung Voltaire's war noch ein an die französische Akademie gerichtetes Schreiben, worin er gegen die, wie er meinte, usurpirte Herrschaft des englischen Dramas protestirte. Herr Dr. Alex. Schmidt hat die unterminirende Maulwurfs-Thätigkeit Voltaire's gegen den Genius Shakspeare's aus den Schriften des Ersteren genau nachgewiesen und seine Abhandlung verdient daher auch in weiteren Kreisen, als in denen eines Schulprogrammes, gelesen zu werden.

— **Das deutsche Kirchenlied von Philipp Wackernagel.***) Mit der vor Kurzem erschienenen achten Lieferung ist der erste Band der deutschen Kirchenlieder von Philipp Wackernagel vollendet. Er bildet gewissermaßen Vorarbeit und Grundlage der in den nächsten Bänden folgenden Liedersammlung, indem er eine Reihe lateinischer Hymnen und Sequenzen, sowie eine historische Bibliographie der deutschen Kirchenlieder enthält, und zwar ist letztere die Fortsetzung der früheren Bibliographie Wackernagel's vom Jahre 1855 und erstreckt sich auf das 16. Jahrhundert, die wichtigste Periode geistlicher Liederdichtung in Deutschland. Bei der Auswahl der lateinischen Gedichte, die sich über einen Zeitraum von dreizehn Jahrhunderten ausdehnte, war des Herausgebers nächste Aufgabe, diejenigen zu sammeln, welche eine unmittelbare Beziehung zu deutschen kirchlichen Liedern haben, doch nahm er zugleich darauf Bedacht, dieselben in ihrem Verbande mit dem großen Ganzen der lateinischen kirchlichen Poesie darzustellen. In der so schwierigen und mühevollen bibliographischen Arbeit hat Wackernagel das Höchste geleistet, was überhaupt in dieser Richtung gefordert werden kann. Seine in der Vorrede entwickelten Ansichten über Begriff und Ziel der Bibliographie überhaupt und über sein Verfahren insbesondere sind sehr lehrreich und beachtenswerth. Das große Unternehmen wurde nur durch die Eröffnung einer Subskription ermöglicht, doch ist die Theilnahme nicht so bedeutend wie seinem Werthe und seiner Wichtigkeit nach zu wünschen wäre. Wird das Werk, wie es in der Natur der Sache liegt, hauptsächlich von

*) Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Mit Berücksichtigung der deutschen kirchlichen Liederdichtung im weiteren Sinne und der lateinischen von Hilarius bis Georg Fabricius und Wolfgang Ammonius. Von Philipp Wackernagel. Erster Band. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1864.

geistlicher Seite aus gefördert, so ist es doch zugleich wegen seines literargeschichtlichen und ästhetischen Elementes den Freunden der deutschen Dichtung nicht minder gewidmet, und diese sollten daher mehr als bisher zur Verbreitung dieses Nationalwerkes beizutragen suchen.

— **Caroline Perthes.***) Es war ein glücklicher Gedanke des Herrn Professor Monnard, die Lebensbeschreibung des deutschen Buchhändlers Friedrich Perthes, die ein so schönes Bild des intelligenten, des bürgerlichen und des Familien-Lebens in Deutschland gewährt, zur Bearbeitung des vorliegenden Buches zu benutzen, das jetzt bereits in zweiter Auflage erscheint und besonders in der französischen Schweiz eine sehr gute Aufnahme gefunden hat. Caroline Perthes, die Tochter von Matthias Claudius, dem Volksdichter und populären Schriftsteller von Wandsbeck, war die ebenso treffliche Gattin des deutschen Mannes, den wir aus seiner Lebensbeschreibung und seinen Briefen schätzen gelernt und liebgewonnen haben. Es sind in dieser französischen Bearbeitung alle diejenigen Episoden des Originalwerkes zusammengestellt, die sich auf die erste Bekanntschaft der beiden jungen Leute, auf das Freundschafts-Verhältniß Carolinens mit der Fürstin Gallitzin-Schmettau und den Gräfinnen Reventlow, auf die für die Familie Perthes so verhängnißvoll gewesene Belagerung Hamburgs durch die Franzosen und auf die weiteren Schicksale dieser Familie beziehen. Angehängt ist eine Auswahl von Stellen aus den Schriften von Matthias Claudius, dem „Wandsbecker Boten." Auch deutsche Leserinnen, die nach einer gesunden und nachhaltig erquickenden, französischen Lectüre suchen, werden uns Dank wissen, sie auf dieses Buch aufmerksam gemacht zu haben.

Deutsche Volkspoesien von Karl Weise.**) Daß des deutschen Volkes Kraft, sein Lebensmark und seine sittliche Würdigung des Daseins in den Liedern seiner Dichter einen treuen Spiegel haben, der Alles, was die deutsche Natur an Licht und Wärme ausstrahlt, der Welt krystallenrein und klar verkündet, das ist eine der erhebendsten Wahrheiten unserer Geistesbildung. Die Dichtkunst hat ihren Thron inmitten des Volkes aufgeschlagen: Schiller, Goethe, Rückert, Uhland, Arndt haben in den Herzen der schlichten Volksmänner gezündet und sie zu keuschem Musendienst, zu anspruchslosem Nachstreben begeistert. Die uns vorliegende Sammlung „Familienleben in Dichtungen," von Karl Weise, zeugt für die Tiefe und Zartheit der Empfindung, welche auf dem Boden treuherziger, volksmäßiger, durchaus unbefangener Betrachtung des innern Menschen gar wundersam gedeiht. Unser Volksdichter, der wahlverwandte Freund Ferdinand Schmidt's, gedachte, als er zu singen begann, der großen Barmherzigkeitspredigt: „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr!" Er spendet denen, die entbehren, und er spendet, statt hohlen Schellenklanges, mannhafte Lieder, in denen der frische Hauch des Volksgenius, Etwas wie von dem Wald-Arom deutscher Eichenwipfel weht. Wer mir's nicht aufs Wort glauben will, der lese einmal das Kerngedicht: Vater Jahn, das fast schönere: Am fünfzigjährigen Todestage Theodor Körners (Stanzen im Sturmschritt), die „Goldenen Worte," die der große Kurfürst auf dem Sterbebett zu Gunsten der vaterlandsflüchtigen Hugenotten sprach, die geharnischte Elegie: „Der alte Dessauer", die Ballade „Ritter Uchtenhagen", dann aber vorzüglich die den Zweck der Sammlung unmittelbar treffenden Lieder, „Die Braut", „Das Weib", die Romanze „Des Posthalters Töchterlein", welche den treuen Erzherzog Johann und seine edle Gemahlin, jene echte Frau aus dem Volke, verherrlicht, und vor Allem das rührende Heimatbild „Die goldene Hochzeit", ein Silberblick auf den Lebensabend eines Hallischen Freiheitskämpfers, eines Kreuzritters von 1813. T. v. B.

— **Die Urverwandtschaft der semitischen und indoeuropäischen Sprachen.** Bekanntlich haben die beiden großen Sprachfamilien, die semitische und die indoeuropäische, untereinander so durchgreifende Unterschiede, daß man sie als prinzipiell unvereinbare Gegensätze betrachtete, nachdem es nicht hat gelingen wollen, ihren genealogischen Zusammenhang zu erweisen. Rudolf von Raumer, ein bewährter Sprachforscher und namentlich durch seine eingehenden Untersuchungen und Darstellungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung auch weiteren Kreisen bekannt, hat sich nicht abhalten lassen, den schwierigen Versuch, die geleugnete und für unmöglich gehaltene Urverwandtschaft jener Sprachfamilien zur Gewißheit zu machen, aufs Neue anzustellen und betrachtet demgemäß erstens den grammatischen Bau derselben und zweitens ihren Wortschatz. Das Ergebniß solcher Vergleichung präcisirt er dahin, daß die semitischen und die indoeuropäischen Sprachen aus einer gemeinsamen arisch-semitischen Ursprache entsprungen seien und zu einander im geschwisterlichen Verhältnisse stehen. Die Abhandlung wurde zum Theil bereits früher mehreren Fachgelehrten, als Manuskript gedruckt, mitgetheilt; jetzt erschien sie in erweiterter Gestalt in des Verfassers gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften.*) Wenn Raumer auch bei den Kennern Widerspruch finden dürfte, so ist doch der Versuch immerhin als Anregung höchst beachtenswerth, indem er auf Wege hinweist, auf denen die Forschung doch vielleicht noch zu einem Ziele gelangt. Auch in dieser seiner jüngsten Arbeit gibt der Verfasser seine große Gelehrsamkeit kund und fesselt durch die Klarheit und den Fleiß seiner Darstellung.

— **Phönizische Studien.** In den „Phönizischen Studien" von Dr. M. A. Levy, deren drittes Heft uns jetzt vorliegt**), begegnen wir einer Arbeit, die es wohl verdient, die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten ebenso in Anspruch zu nehmen, als die bereits früher erschienenen Hefte. Die fleißige und gründliche Forschung auf diesem Gebiete läßt den Verfasser einen immer sicherern Boden gewinnen, so daß er durch glückliche Deutung und sachgemäße Vergleichung manche Räthsel des phönizischen Alterthums löst und die Schleier, welche auf vielen Denkmälern jener Zeit ruhen, lüftet, so wie er frühere Irrthümer anderer Forscher zu berichtigen sucht. Der Verfasser hat es verstanden, die ihm anderweitig gebotenen Arbeiten und Schriftdenkmäler durch eigene Studien zu bereichern, und es ist zu wünschen, daß die von ihm versprochene „Geschichte der semitischen Schrift" bald in die Oeffentlichkeit trete, weil sie einen geeigneten Schlüssel zur Entzifferung mancher Denkmäler bieten würde. — Das Heft enthält neun erklärende Abhandlungen über verschiedene cyprische, sidonische, sardinische, carthagische, so edirte neuphönizische Steininschriften. Ein besonderes Verdienst hat sich der Verfasser noch durch das mit diesem Hefte zugleich

*) Caroline Perthès, ou l'épouse et la mère chrètienne. Par Charles Monnard, professeur à l'université de Bonn. Seconde édition revue et complétée. Genève et Paris, Cherbuliez, 1864. VII. et 198 pages.

**) Dem deutschen Volke gewidmet. Berlin, Theobald Grieben. 344 Seiten kl. 8.

*) Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften von Rudolf von Raumer. Frankfurt a. M. und Erlangen. Verlag von Heyder und Zimmer. 1863.

**) Breslau, 1864, Verlag der Schletter'schen Buchhandlung. Mit einer Tafel. (Die 2 ersten Hefte erschienen 1856/57, Breslau, Leuckart.

herausgegebene „Phönizische Wörterbuch"*) erworben, in welchem er über 900 Wörter sammelte, deren Stellen er in den Werken und Inschriften nachwies, und die vor beinahe drei Jahrzehenden von Gesenius unternommene Arbeit (Gesenius sammelte nur 334 Artikel) großentheils berichtigte und erläuterte. Hier war es dem Verfasser vorläufig darum zu thun, zu sammeln und auf Forschungen von Andern hinzuweisen, ohne sich auf gewagte Etymologien einzulassen, und erst weitere Forschungen können dieses Feld immer mehr vergleichend klären. Der Sammel- und Forscherfleiß des Verfassers verdient den Dank der Gelehrten. — Auch ist bei solchen Werken der schöne und korrekte Druck anzuerkennen.

— **Hebräisches Theater.** In russischen Blättern wurde vor einiger Zeit gemeldet, daß in Odessa eine jüdische Schauspielertruppe angekommen sei, um dort Vorstellungen „in althebräischer Sprache" zu geben. Die von ihr aufgeführten Stücke waren der jüdischen Geschichte entnommen; ob es Originale oder vielleicht Nachahmungen von Racine's „Esther", „Athalie" und ähnlichen alttestamentarischen Dramen waren, ist nicht angegeben. Da sich unter der Bevölkerung von Odessa über 25,000 Juden befinden,**) die sich durch Reichthum auszeichnen und, wie alle russischen Juden, sehr viel auf ihre Nationalität halten, so wurde den Unternehmern ein günstiges Prognostikon gestellt.

Literarischer Sprechsaal.

Die „Grenzboten" enthalten in ihrer Nr. 17 einen Artikel „Hannover und das Blaubuch", der auch besonders abgedruckt und in ganz Deutschland verbreitet zu werden verdient. Es wird dadurch ein interessanter Beitrag zur Geschichte der englischen Diplomatie in Deutschland geliefert. Hannover, das nach dem Ableben Wilhelms IV. der Krone Großbritanniens gegenüber in ganz gleicher Lage sich befand, wie Schleswig-Holstein nach dem Ableben Friedrichs VII. der Krone Dänemarks gegenüber, und das, wenn sich zu jener Zeit die europäische Diplomatie ebenso in deutsche Erbrechte eingemischt hätte, wie jetzt, kein „Welfenstaat" mehr sein würde — Hannover ist gerade derjenige unter den deutschen Mittelstaaten, der sich auch jetzt noch allen Ränken der englischen Diplomatie als Spielball überläßt. Man muß es lesen, um es zu glauben!

In Paris ist bekanntlich die von Freunden der romantischen Literatur beabsichtigte, große Shakspeare-Feier, die mit einem Bankett verbunden sein sollte, aus politischen Gründen verboten worden. George Sand hatte an das Fest-Comité das nachstehende Schreiben gerichtet: „Es ist eine vortreffliche Idee, die großen Todten zu feiern; sie sind unsere Propheten und Heiligen und wir sollten ihnen einen besonderen Kalender widmen. Mit vollem Glauben und von ganzem Herzen schließe ich mich Ihrer Versammlung an, doch kann ich nur im Geiste dabei anwesend sein. Bringen Sie in meinem Namen einen Toast auf das Andenken Shakspeare's aus, des großen Dichters, der mehr vermocht hat, als wir Uebrigen alle, denn er hat über Voltaire gesiegt und ist aus seiner Hand unversehrt hervorgegangen. Später einmal werden wir Voltaire trotz alledem auch wieder feiern, ihn, der über so manche Andere gesiegt hat. Es möge unser Ruhm sein, alle unsere verschiedenen Lehrmeister in demselben Pantheon aufgestellt und sie auch Alle in dem Sinne verstanden zu haben, daß alles Genie von Gott kommt, zu welchem jeder schöne Weg uns führt und dessen Tempel die Wahrheit ist. Meine Hochachtung und Freundschaft allen Brüdern in Shakspeare! George Sand."

Ludw. August Frankl fährt fort, seine Erinnerungen „aus halbvergangener Zeit" in Wiener Blättern zu veröffentlichen. Die letzte dieser Mittheilungen betrifft einen Shakspeare-Klub in Wien. Wien war nächst Hamburg eine der ersten deutschen Städte, welche nach dem Erscheinen von Wielands Bearbeitung (1762—69) Shakspeare's Dramen, mit „Richard III." beginnend, auf das damalige, von Kaiser Joseph II. ins Leben gerufene „Nationaltheater" brachten.*) Seit 94 Jahren haben 21 Dramen Shakspeare's zusammen 1034 Aufführungen auf der Wiener Bühne erlebt. Unter den Uebersetzern Shakspeare's befindet sich auch ein österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, der Dichter Ferdinand Mayerhofer.**) Der Shakspeare-Klub gehörte noch der Zeit des alten, „halbvergangenen phäakischen Wien" an, in welcher auch die bekannte Ludlams-Höhle blühte. Es zerfielen seine Sitzungs-Abende in zwei Abtheilungen, eine „literarische", in welcher ein Drama Shakspeare's vorgelesen und kommentirt, und eine „physikalische", in welcher die Physik in Form von Essen und Trinken getrieben wurde. Jedes Mitglied führte einen Shakspeare-Namen. Alexander Bach, der nachmalige Minister des Innern und jetzige Botschafter in Rom, hieß „Caliban" und Julius Becher, der nachmals im Stadtgraben von Wien mit Pulver und Blei „begnadigt" wurde, hieß „York." Ersterer las und kommentirte den „Julius Cäsar" und Letzterer die „Komödie der Irrungen." Der Klub empfing einmal von Ludwig Tieck ein Schreiben, durch das er sich sehr geehrt fühlte und das er in angemessener Weise von einem mit altenglischer Literatur vertrauten Mitgliede beantworten ließ. Nachdem aber die Vorlesung dieser Antwort beendigt war, erhob sich ein anderes Mitglied und erklärte, der ganze Brief von Tieck sei nur ein Spaß gewesen, den er sich mit dem humorliebenden Klub erlaubt habe. Die Klubisten feierten im Jahre 1848 den 23. April, den Geburts- und Sterbetag Shakspeare's, seit dem Bestande des Vereins zum erstenmal nicht; sie sagten wie Macbeth, als man ihm während des Kampfes die Nachricht vom Tode seiner Lady brachte: „Hätte ein andermal sterben können!" Im Jahre 1849, als Wien im Belagerungszustand war, schien es den Klubisten nicht räthlich, sich zu versammeln, doch versuchten sie es im Jahre 1850 wieder. Die politische Unduldsamkeit, namentlich eines Klubisten (Bach's), zerstörte den eben so heiter-geselligen, als geistig-fördernden Kreis, der nun, am Tage des dreihundertjährigen Shakespare-Jubiläums, auferstanden ohne — Caliban.

*) Breslau, 1864.

**) Tarnopol („Notices historiques sur les Israélites d'Odessa") zählte im Jahre 1855 schon 17,000, die sich seitdem um fast 10,000 vermehrt haben sollen.

*) Man vergleiche den Artikel: „Das deutsche Theater seit einem Jahrhundert" (vom Herausgeber dieser Blätter) in Nr. 20—22 des „Magazin" von 1863.

**) „Der Liebe Müh umsonst." Von William Shakspeare. Uebersetzt von Ferdinand Mayerhofer. Wien, J. P. Sollinger, 1825.

So eben ist erschienen:

Geschichte oder Roman?
Das Leben Jesu von Ernst Renan,
vorläufig beleuchtet
von
J. J. van Oosterzee,
Dr. und Professor der Theologie zu Utrecht.
4 Bogen gr. 8. Preis 10 Sgr.
(Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.) (248)

Bei dem Verfasser Dr. **A. Mahn** in Berlin, Neuenburgerstrasse Nr. 8 in Berlin ist erschienen: Die **Kunst** oder **Methode**, Sprachen auf die leichteste, schnellste und gründlichste Art zu erlernen, theoretisch dargelegt und praktisch auf die **Französische, Lateinische, Italiänische, Spanische, Englisch, Griechische** und **Deutsche** Sprache (letztere für Ausländer) angewandt. 2 Thlr. Jede Sprache ist in grösserem Umfange auch einzeln zu haben. Diese Methode ist die leichteste und wirksamste sowohl beim Unterricht überhaupt als auch beim Selbstunterricht, und berücksichtigt hauptsächlich und zuerst die Umgangssprache. Die Aussprache, namentlich des Französischen und Englischen, ist nach einem genauen, kritisch festgestellten und sogleich auf den ersten Blick verständlichen System bezeichnet. Das Werk wird gegen portofreie Uebermachung des Betrages kostenfrei zugesandt, und ist auch durch Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin zu beziehen. (252)

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Blüthensammlung
aus der morgenländischen Mystik,
nebst einer Einleitung
über Mystik überhaupt und morgenländische insbesondere
von
F. A. G. Tholuck.
gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (253)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Gedichte der Troubadours
in provenzalischer Sprache
zum ersten Male und treu nach den Handschriften herausgegeben und mit kritischen Anmerkungen versehen von
Dr. **K. A. F. Mahn.**
Band III. Lieferung 3. Preis 25 Sgr.
Mit dieser Lieferung ist der dritte Band geschlossen. Die bis jetzt erschienenen drei Bände kosten jeder 2 Thlr. 15 Sgr. (242)

Verlag von **J. Guttentag** in Berlin.
Soeben ist ausgegeben:

Deutsche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
Mai 1864.
XI. Band 2. Heft. Preis für den Band (3 Hefte) 1⅓ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr.
Inhalt: Joseph Görres und die Ultramontanen in Baiern von Karl Friedrich Neumann. Die zwischen Preußen und Rußland abgeschlossene Kartel-Konvention. I. Von Friedrich von Rönne. William Makepeace Thackeray, von Friedrich Spielhagen. Friedrich Hebbel, von Otto Glagau. Das Ideal der Persönlichkeit und eines Hauswesens, von Hermann Reuchlin. Politischer Monatsbericht, von H. B. Oppenheim. (259)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Jacob Grimm: Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,
gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin,
herausgegeben von Herman Grimm.
Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).
Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.
„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." Pr. Jahrb.
Exemplare des ersten, November v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8 (ohne die Bilder) sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten. (251)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Werke.
Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Hoßbach (Dr. W.), Philipp Jakob Spener und seine Zeit.
Eine kirchenhistorische Darstellung. Dritte Auflage. 2 Theile. (36 Bogen) 1861. gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
Was das Werk auszeichnet, ist nicht glänzende Rhetorik, sondern die Keuschheit und Treue der historischen Darstellung, der wahrhaft Spenersche Geist, der sich durch das Ganze hindurchzieht. Hoßbach, bekanntlich mit Schleiermacher und Neander gleich befreundet, hat ein Werk in ihrem Sinne geschrieben.

Neander (Dr. A.), Der heilige Johannes Chrysostomus.
Dritte verbesserte Auflage. Neue Ausgabe. Zwei Theile. (41 Bogen) 1858. gr. 8. geh. 2 Thlr.
Es war dies Werk eine der Lieblingsarbeiten Neanders; vermöge der Verwandtschaft seines eigenen Standpunkts mußte sich Neander ganz besonders durch Chrysostomus, den Märtyrer der Liebe, angezogen fühlen, und keins von Neanders wissenschaftlichen Werken dürfte auch für Laien verständlicher und anziehender sein, als grade unser Chrysostomus. (257)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erscheint:

Florae Columbiae terrarumque adjacentium
specimina selecta
Edidit
H. Karsten.
Tomi I fasciculus I—V. 1859—1863. Imp.-Fol.
Preis des Heftes mit schwarzen Tafeln 15 Thlr., desgl. mit fein colorirten Tafeln 20 Thlr.
Dieses botanische Prachtwerk, von der Königl. Preuss. Regierung auf das Liberalste unterstützt, erscheint in 10 Heften zu je 20 Tafeln, und enthält ausser den Abbildungen einen beschreibenden Text in lateinischer und deutscher Sprache. Die ausgezeichnet schöne Ausstattung des Werkes hat auf der letzten Londoner Industrie-Ausstellung, auf der sich der erste Band befand, allgemeine Anerkennung gefunden.
Der Herausgeber ist durch einen zehnjährigen Aufenthalt in Columbien und den Nachbarländern, während dessen er besonders der Förderung seiner Fachwissenschaft, der Botanik, lebte, in den Stand gesetzt, aus der eigenthümlichen Flora jener Gegenden eine Anzahl von Pflanzen bildlich dargestellt und wissenschaftlich beschrieben vorzuführen, die theils bisher gar nicht oder nicht genügend bekannt waren, theils ein medicinisches, technisches oder ästhetisches Interesse haben. Somit wird der Botaniker von Fach, wie der Arzt, der Techniker, wie der Kunstgärtner, ja jeder Pflanzenfreund an diesem Werke seine Freude haben, da in demselben nur künstlerisch vollkommne, der Natur getreue Abbildungen gegeben werden. Kritische Pflanzen aus allen Familien und solche, die für die Arzneikunde und den Hausbalt des Menschen wichtig sind, werden vorzüglich berücksichtigt, schöne blühende Gewächse, neue Gattungen und morphologisch interessante Arten mit besonderer Vorliebe dargestellt. Die der tropischen Zone eigenthümlichen Formen der Palmen und baumartigen Farren werden in verkleinertem Massstabe vollständig abgebildet und eine vollständige Analyse derselben bildlich gegeben.
Ueberall finden Blume und Frucht ihre angemessene Berücksichtigung, um das Verständniss der systematischen Beschreibung derselben zu erleichtern und die Kenntniss der behandelten Pflanzen hinsichtlich ihrer Stellung im Systeme zu sichern.
Ueber den Werth und die Bedeutung dieses Unternehmens mag an Stelle vieler Zeugnisse folgende competente Stimme urtheilen.
Prof. **Ludw. K. Schmarda**, der bekannte geistreiche Naturforscher und Reisende, beginnt eine Besprechung des Werkes in den Westermannschen illustrirten Monatsheften folgendermassen:
„Wir ergreifen den Augenblick, in welchem die dritte Lieferung ausgegeben wird, um auf dieses Prachtwerk, dessen rasche Fortsetzung schon für sein Gedeihen und den Anklang im wissenschaftlichen Publikum spricht, unsere Leser aufmerksam zu machen. — — In den vorliegenden Lieferungen finden sich 60 verschiedene Pflanzenspecies meisterhaft dargestellt. Ich muss mich hier begnügen auf die hervortretendsten Pflanzenformen, welche das Werk veranschaulicht, aufmerksam zu machen. Die zahlreich repräsentirten Chinarindenbäume, dann die Palmen, die baumartigen Farne, die eine seltene Ueppigkeit der Vegetation verrathen und nicht allein den Botaniker befriedigen, sondern auf jeden mit ästhetischem Sinn für die Schönheit der Natur und der Pflanzenwelt begabten Beschauer durch Mannichfaltigkeit in Gestalt und Farbe den freundlichsten Eindruck machen. (250)
Prospecte und Probeblätter sind durch jede Buchhandlung — die ersteren unentgeltlich zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 20.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen werden alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 15. Mai 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Der Staat des großen Kurfürsten . . . 306

Meyerbeer in Deutschland, Italien und Frankreich 309

Böhmen.

Sächsische Briefe aus Böhmen. II. Neuer sächsischer Frühling 310

England.

Das großbritannische Herrenhaus II. Die Lords Derby und Westbury 311

Das englische Staatsmanns-Jahrbuch . . 312

Australien.

Dr. Doyle über die schwarzen Wilden . . 313

Italien.

Ein Buchhändler Italiens. Gianpietro Vieusseux 316

Frankreich.

Der französische Buchhandel im Jahre 1863 317

Kleine literarische Revue.

Prinzessin Pauline Metternich 317

Ehe und Ehescheidung 318

De Quincey's Opium-Esser 318

Der Katalog der Gemälde-Galerie in der Eremitage von Petersburg 318

Historische Schriften für die Jugend . . . 318

Literarischer Sprechsaal 319

Im Verlage von **Ernst & Korn** in Berlin ist soeben erschienen:

Schinkel

als Architekt, Maler und Kunstphilosoph.

Ein Vortrag von

A. Freiherrn von Wolzogen.

Nebst Schinkels Portrait.

gr. 8. geh. 20 Sgr. (264)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien kürzlich: (273)

Philologie,

Geschichte und Psychologie

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag

gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863.

in erweiternder Ueberarbeitung

von

Dr. **H. Steinthal,**

a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.

5 Bogen. Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Werthvolle neuere englische Bücher

zu herabgesetzten Preisen.

(Fortsetzung aus Nr. 19 d. Bl.)

Alison, A., Lives of Lord Castlereagh and Sir Charles Stewart, the second and third marquesses of Londonderry. 3 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 10 Thlr.**

Andersson, Ch. J., The Okavango river: a narrative of travel, exploration and adventure. With numerous illustrations. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Andrews, A., The History of British Journalism. With sketches of Press celebrities. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Bellew, H. W., Journal of a political mission to Afghanistan in 1857. With 8 illustrations. Ladenpreis 5 Thlr. 10 Sgr. **Für 4 Thlr.**

Berkeley, G. F., The english Sportsman in the Western Prairies. With 10 illustrations. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 7 Thlr.**

Blakiston, Th. W., Five Months on the Yang-Tsze. With illustrations and maps. Ladenpreis 6 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Boner, Ch., Forest creatures. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 3 Thlr.**

Buckingham, Duke of, Memoirs of the courts and cabinets of William IV. and Victoria. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 7 Thlr.**

Burton, R. F., The Lake regions of Central Africa. With illustrations. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 6 Thlr.**

— — The City of the Saints and across the Rocky Mountains to California. With illustrations. Ladenpreis 6 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Carlyle, Th., History of Friedrich II. of Prussia, called Frederik the Great. Vol. I—III. Ladenpreis 20 Thlr. **Für 16 Thlr.**

Carnarvon, Earl of, Recollections of the Druses of the Lebanon. 2d. edition. Ladenpreis 1 Thlr. 25 Sgr. **Für 1 Thlr. 15 Sgr.**

Challice, Dr., The secret history of the court of France under Louis XV. 2 vols. Ladenpreis 6 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Chorley, H. F., Thirty years' musical recollections. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Clark, W. G., Peloponnesus: Notes of study and travel. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 3 Thlr.**

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Packete nachgenommen werden sollen. (260)

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

A

Dictionary

of the

English language.

By **Jos. E. Worcester.**

gr. 4to. 1863. cloth.

LXX u. 1786 pages. Preis 10 Thlr. 15 Sgr.

„Dieses neueste und vollständigste Wörterbuch der Englischen Sprache enthält die Erklärung von nicht weniger als 104,000 Wörtern, nebst ihrer Aussprache und Etymologie und mit reichlichen Beispielen aus Schriftstellern der verschiedenen Perioden der Englischen Litteratur. Aufgenommen sind auch die technischen, veralteten, seltenen, provinzialen, localen, neu eingeführten, ja auch solche Ausdrücke, die sich noch kein volles Bürgerrecht erworben haben. Auf die Orthographie ist besonders Sorgfalt verwendet und dieselbe nach dem besten in England und Amerika bestehenden Schriftgebrauch festgestellt. . . . Der Hauptvorzug des Wörterbuchs ist die Schärfe und Vollständigkeit in den Definitionen der Wörter, ihren allgemeineren wie ihren technischen Bedeutungen nach, und die schwer zu erläuternden sind mit Hülfe eines beigefügten kleinen Holzschnittes erklärt..

Ausserdem sind wohl bei circa 5000 Wörtern die synonymischen Ausdrücke aufgeführt, mit scharfer Angabe ihrer Unterschiede in schlagender Kürze" etc.

Encyclopädie des Philolog. Studiums der neueren Sprachen von Dr. B. Schmitz. (262)

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson.* Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Mai 1864. (261)

Letters from a Competition Wallah. Letter XII. and last. Education of India since 1835 (with a Hitherto Unpublished Minute of Lord Macaulay). — The Hillyars and the Burtons. Chapter XVII—XIX. — Dead Men whom I have Known; or, Recollections of Three Cities. By the Editor. — Has England an Interest in the Disruption of the American Union? By Goldwin Smith. — Jay Apass'd. A Dorsetshire Poem. By William Barnes. — A Son of the Soil. Part. VI. — The State Vault of Christ Church. By Frances Power Cobbe. — One in the Crowd. — April 10 th, 1864. By Isa Craig. — Kant and Swedenborg. — A French Eton. Part. III. By Matthew Arnold.

Deutschland und das Ausland.

Der Staat des großen Kurfürsten.

Von Droysen's wichtigem Werke „Geschichte der preußischen Politik" liegt uns der dritten Theiles zweite Abtheilung vor*), die Zeit von 1651—1663 schildernd, in welcher unter mannigfaltigen Kämpfen der Grund zum preußischen Staate gelegt wurde. Wie Minerva aus dem Haupte Jupiters ist die Idee des preußischen Staates vollendet aus dem Geiste des großen Kurfürsten hervorgegangen und hat sich einen politischen Organismus geschaffen, der, den gesunden Lebenskeim in sich tragend, sich seiner eigenthümlichen Natur nach trotz allen Hemmungen und Störungen fortentwickeln wird, bis die Idee in ihm völlig zur Erscheinung gekommen ist. Wir wollen die Hauptmomente dieser Schöpfungsgeschichte hier kurz andeuten, hoffend, dadurch den Leser zum Studium des ebenso geistvollen, wie gründlichen Werkes Droysen's anzuregen. Es thut gerade in unserer Zeit Noth, den offenen Feinden und den falschen Freunden Preußens gegenüber sich zur klaren Anschauung zu bringen, welche Mission unserem Staate von seiner Entstehung an sowohl in dem großen europäischen Staatenverbande, als in dem engeren deutschen Vaterlande geworden, und wie er diese Mission nur erfüllen kann, wenn er an der Idee seines Gründers festhält.

Frankreich, Oesterreich und Schweden hatten in dem westfälischen Frieden dafür gesorgt, daß innerhalb des Reiches kein Machtgebiet entstehe, groß genug, um die deutschen Interessen zu vertreten und dem vielleicht einst wieder erwachenden Leben der Nation einen Kern der Einigung zu bieten. Am ungünstigsten war das Haus Brandenburg gestellt. Die weit zerstreute Lage der brandenburgischen Territorien, der konfessionelle Gegensatz in ihnen und gegen das reformirte Bekenntniß des Landesherrn, die Libertät der Stände, in Preußen unter dem Schutze der polnischen Krone, in den rheinischen Landen unter dem noch eigensüchtigeren der Staaten Hollands, endlich die Nähe der schwedischen Uebermacht in Liefland, Pommern und den Weserlanden, das Alles schien dazu angethan, die Besorgniß, als könne aus diesen allerlei Territorien je eine norddeutsche Macht werden, für immer zu beseitigen. Wie sehr man in Berlin die eigene und des deutschen Vaterlandes Erniedrigung fühlte, drückt eine Stelle aus einer 1658 erschienenen Broschüre aus: „Unser edles Vaterland ist unter dem Namen der Freiheit und der Religion jämmerlich zugerichtet; wir haben unser Blut, unsere Ehre und unseren Namen hingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, und die wir kaum dem Namen nach kannten, zu Herren gemacht haben. Was sind Rhein, Weser, Elbe, Oder anders, als fremder Nationen Gefangene? Was ist unsere Freiheit und Religion mehr, als daß Andere damit spielen?"

Mit dem Frieden von 1648 war das Reich in seiner ganzen Verfassung in Frage gestellt; erst der nächste Reichstag sollte die Verfassung feststellen und zwar, wie es in dem Friedensinstrument hieß, innerhalb 6 Monate nach erfolgter Ratifikation. Aber die kaiserliche Politik schob die Berufung des Reichstages immer weiter hinaus und entschied indeß willkürlich über die wichtigsten äußeren und inneren Fragen. Vergebens drang Friedrich Wilhelm auf die Erfüllung des Friedens in der jülichischen Sache. Da er bei Kaiser und Reich keinen Schutz fand, so ergriff er selbst die Initiative und erhob sich zu einem Gewaltakte der Selbsthülfe trotz Kaiser und Reich. Man muß aus dem Geschichtswerke selbst die Verwicklungen der jülichischen Angelegenheiten, die Intriguen des von den Jesuiten geleiteten Pfalzgrafen von Neuburg in Düsseldorf, den Oesterreich und Spanien unterstützten, die selbstsüchtige Politik Hollands, die drohende Stellung Frankreichs und Schwedens, den Widerstand der Landstände kennen lernen, um einzusehen, wie hier nur ein entschiedenes Auftreten mit den Waffen helfen konnte. Dem Feldzuge von 1651 machte der Vergleich vom 11. Oktober 1654 zu Cleve und Düsseldorf ein Ende. Das Resultat war anscheinend unbefriedigend, doch die Politik, die den Kurfürsten hierbei geleitet hatte, für ihn wie für ganz Deutschland von der höchsten Bedeutung. Der westfälische Friede hatte ihm wie allen Fürsten und Ständen die freie Ausübung der Landeshoheit, das Recht der Souveränetät gebracht, eine zwar verhängnißvolle Gabe, die jedoch den Keim neuer staatlichen Bildungen in sich trug und Deutschland davor bewahrte, wieder in seine alte Form zurückzusinken. Gegen solches Versinken und Versumpfen hatte sich Brandenburg erhoben, zwar mit einem Gewaltakte, aber gegen einen Mitstand im Reiche, der nicht müde wurde, unter der Larve des Rechtes Unrecht zu üben, und gegen Competenzen, die nicht mehr galten oder in Frage gestellt waren. Friedrich Wilhelm hatte den papistischen Umtrieben im Nordwesten des Reiches ein Halt! zugerufen; er hatte den ersten Schritt gethan, seine Landeshoheit von dem Einflusse fremder Mächte frei zu machen und der Rückbildung zu der alten Reichsform entgegenzutreten. Er konnte, wie einst Hutten, sagen: „Ich habe es gewagt!" Er mußte vorwärts.

Vorerst richtete er sein Augenmerk auf die Umgestaltung der inneren Verhältnisse. Er wußte, daß er auf fremde Hülfe nicht rechnen könne, daß er seine Sicherheit auf seine eigene Macht und Autorität stellen müsse. Drei Dinge waren es, auf die er sein neues System gründete: einheitliches Regiment, Ordnung der Finanzen und Organisation der Armee. Er brauchte nicht neue Provinzen zu erobern, um seinen Staat emporzubringen, sondern nur seinen Sinn darauf zu richten, durch Ordnung, Aufsicht, Gewöhnung an Treue und Pflicht sich seine eigenen Länder zu gewinnen. „Was er schuf, war freilich nur erst ein Anfang, nichts Vollendetes; doch war das richtige Prinzip erkannt, um die schlimmen Schäden der feudalen Wirthschaft zu beseitigen. In allen Neuerungen Friedrich Wilhelms ist das Bezeichnende der gesunde Sinn für das Wirkliche und Wirksame, mit dem er die Dinge erfaßte, und der große und sichere Instinkt des Staatszweckes, der ihn leitete. Er fand so den Gedanken eines Regiments, das sich über die hergebrachten Hemmungen des blos territorialen und ständischen Wesens, über die falsche Alternative von Libertät und dynastischer Landesherrlichkeit erheben und die Summe der öffentlichen Macht, alle ihre Funktionen in der Hand des Regenten monarchisch vereinigen sollte. Nicht ein höchstes Kollegium, nicht Minister für verschiedene Verwaltungszweige, noch ein einzelner Premierminister, sondern der Kurfürst regierte persönlich. Man hat von Ludwig XIV. gesagt, daß er es zuerst unternommen habe, sein eigener Minister zu sein. Ein Jahrzehnd, bevor Ludwig XIV. die Zügel der Regierung selbst ergriff, hatte der Kurfürst jene neue Ordnung seines Staatswesens gegründet, nicht indem er, wie der junge Monarch Frankreichs, eine fertige ministerielle Allgewalt in seine Hand nahm, sondern so, daß er selbst erst die einheitliche Gewalt schuf, kraft deren aus so und so viel Territorien Ein Staat, aus der hergebrachten deutschen Landeshoheit die Monarchie werden sollte. Nicht

*) Leipzig, Verlag von Veit und Comp., 1863.

nach dem Vorbilde Ludwigs XIV. hat er Selbstherrscher zu sein versucht; in ihm selbst war das Bild des Staates, der wohl monarchisch, doch wesentlich aus deutschem Wesen und in reformirtem Geiste sich gestalten sollte, eines Staates, von dem er, als er begann, nichts vorfand, als die leere Stelle, wo er ihn gründen, die wüsten Stoffe, aus denen er ihn auferbauen konnte, und welchem am Ende nichts als die Majestät des Königthums, ja von dieser auch nur der Name fehlen sollte."

Es kostete noch lange und schwere Kämpfe, diesen Staat aufzurichten, Kämpfe gegen die Reichsgewalt, gegen das Ausland und gegen die eigenen Stände. Auf dem Reichstage zu Augsburg, Mai 1654, hatte die österreichische Politik den Sieg davongetragen. Von allen großen Dingen, die das Friedensinstrument angeordnet, war nichts zu Stande gebracht, als eine Revision der Kammergerichtsordnung, die für den kaiserlichen Hof sehr gleichgültig war, wenn daneben der Reichshofrath unverändert blieb. Es war nicht blos der unklare, formlose und hülflose Zustand des deutschen Gemeinwesens erhalten, sondern durch die Differenzen zwischen Kurfürsten und Fürsten, zwischen Beiden und den Städten noch ärger geworden. Die durch das Friedensinstrument bestimmte neue Konstituirung des Reiches konnte als beseitigt gelten. Zudem hatte die kaiserliche Politik die Wahl Ferdinand's IV. erreicht mit einer Wahlkapitulation, die sich der Wiener Hof gar wohl gefallen lassen konnte. Auf ein Menschenalter hinaus war das Hauptinteresse Oesterreichs im Reiche wieder hergestellt. Die Gefahr, die von Oesterreich drohte, das aristokratische Regiment Deutschlands allmählich in eine monarchische Regierung zu verwandeln, wurde wohl erkannt. Ein nach beendetem Reichstage erschienenes braunschweigisches Gutachten äußerte sich: schon sei Oesterreich nahe daran, mit den neu ernannten Fürsten die Majorität im Fürstenrathe zu gewinnen, und wenn erst dieser unter das österreichische Joch gebracht sei, so werde die Reihe auch an das Kurfürsten-Kollegium kommen; ein Mittel, solcher Gefahr vorzubeugen, sei nur, „wenn man Brandenburg, welches bei diesem Reichstage für die gemeine Libertät gute Konsilien geführt, bei so guter Intention erhalten könnte." Dessen bedurfte es nicht; denn daß es in der That geneigt war, diese Intention festzuhalten, ergiebt sich aus einer Vorlage des Kurfürsten an den Geheimen Rath zur Begutachtung von 14 Punkten, die Situation Brandenburgs dem Kaiser und dem Reiche gegenüber betreffend. „Vor Allem kam es dem Kurfürsten darauf an, daß stetig und im Zusammenhange nach allen Richtungen gleichmäßig und aus einem Gesichtspunkte gearbeitet werde. Keine wechselnden Liebhabereien bestimmten sein Thun, noch weniger ein im Voraus festgesetztes System, eine politische oder kirchliche Doktrin. Seine Art glich der des gesunden Lebens, das aus jeder Speise das Nährende, aus jeder Erregung das Kräftigende, aus der Arbeit Gesundheit und Lust zu neuer Arbeit gewinnt. Er lebte und webte in seinem Staate; auf ihn bezog, von ihm aus bestimmte sich ihm Alles. Stets in Mitten der Geschäfte und unermüdlich in ihnen, bei jedem Einzelnen in der lebendigen Empfindung des Ganzen, in Allem großen Sinnes und für alles Bedeutende voll Interesse, nach allen Richtungen hin weiten Blickes, belebend und impulsirend, mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit wirkend, so führte er sein Regiment."

In dem schwedisch-polnischen Kriege, 1655—1657, war der Grundgedanke der brandenburgischen Politik, daß für die Ruhe Europas die Schwäche Polens und die Uebermacht Schwedens gleich gefährlich seien. „In der Mitte ist unser Heil, schreibt ein kurfürstlicher Rath, eine richtige Balance zwischen Polen und Schweden herzustellen." Das Ziel, das der Kurfürst immer vor Augen behielt, war die Souveränetät des Herzogthums Preußen. Die Polen hatten das Herzogthum weder schützen können, noch wollen; sie hatten dem Kurfürsten die Souveränetät geboten, wie er sich für die Republik schlagen wollte; allein er wußte, daß er von Polen Nichts zu hoffen, von Schweden Alles zu fürchten habe. Er vereinigte sich mit Schweden, nicht um sich für dessen Macht und Größe zu opfern, sondern um in seinem und Deutschlands Interesse zwischen Polen und Schweden eine Macht zu stellen, die der baltischen Welt den Frieden sicherte und, da Polen nicht mehr die Kraft hatte, einen Wall gegen die andrängenden Moskoviter, Tataren und Kosaken zu bilden, die abendländische Christenheit vor den Barbaren des Ostens zu schützen. Schweden hatte ihm den souveränen Besitz der vier Palatinate gegeben; mit der Warschauer Schlacht hatte er den Preis gezahlt. Er behielt sich freie Hand den Polen gegenüber und zwang durch seine kluge Politik Schweden zu dem Vertrage von Labiau, 20. November 1656, in welchem es die Souveränetät des Kurfürsten über das Herzogthum Preußen anerkannte, und in dem Wehlauer Vertrage, 19. September 1657, erkannte auch Polen, nachdem der Kurfürst auf Alles, was er in dem Kriege und durch Verträge mit Schweden gewonnen, also auf die vier Palatinate und Ermeland, verzichtet hatte, die volle Souveränetät des Herzogthums an.

In dem schwedisch-dänischen Kriege, 1658—1660, kämpfte der Kurfürst im Verein mit Oesterreich für Dänemark im deutschen Interesse; wie heute, — hoffen wir, in demselben Interesse — beide Mächte gegen Dänemark. Schwedens Uebermuth hatte den höchsten Gipfel erreicht. In einer Druckschrift ließ der Kurfürst „dem ehrlichen Deutschen" die ganze Schmach und Gefahr darlegen, die von Schweden dem Reiche drohten. „Dein edles Vaterland, hieß es darin, war leider im letzten Kriege unter dem Vorwande der Religion und Freiheit gar jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermaßen ausgesogen, daß von dem einst so herrlichen Körper schon nichts mehr übrig ist, als das Skelett; wem noch deutsches Blut im Herzen warm ist, muß darüber weinen." Die Darlegung schließt mit den Worten: „Gedenke ein Jeder, der kein schwedisches Brot essen will, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein einst von allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

Vor dem Ausbruche des neuen Krieges erfolgte, 18. Juli 1658, die Wahl Leopold's von Oesterreich zum deutschen Kaiser. Vorzugsweise dem besonnenen Verfahren des Kurfürsten von Brandenburg verdankte man es, daß die Wahl trotz den Intriguen Frankreichs und seiner Anhänger in Deutschland auf das Haus Oesterreich fiel, aber trotz den Bemühungen Oesterreichs in solcher Weise klausulirt wurde, daß die Kräfte des Reiches nicht für die spanisch-österreichischen Hausinteressen verwendet werden konnten. Die Gefahr, daß ein Theil der Kurfürsten und Fürsten dem mächtigen Zuge der französischen und schwedischen Politik folgen werde, schien ebenso glücklich beseitigt, wie die Selbständigkeit derselben gegen das Haus Oesterreich völlig sicher gestellt. In der Stille jedoch hatte sich eine feste Konföderation zwischen den drei rheinischen Kurfürsten, Münster, Pfalz-Neuburg, Schweden-Bremen, den drei braunschweigischen Herren und Hessen-Kassel organisirt, die am 14. August 1658 die Akte des rheinischen Bundes unterzeichneten, welchem am folgenden Tage Frankreich beitrat. Dieser „Rheinbund", wie er sich nannte, versicherte: „zu keines Menschen Offension, am wenigsten gegen Kaiser und Reich, sondern nur zur gegen-

seitigen Vertheidigung und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe im Reiche zusammengetreten zu sein", und der Bundesrath, der unter dem Direktorium von Mainz in Frankfurt seinen Sitz hatte, erließ eine Aufforderung an Brandenburg, Schweden und den Kaiser, die Waffen niederzulegen. Während der Kurfürst sein mahnendes Wort an alle deutschen Fürsten richtete: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!", verband sich der Rheinbund mit Schweden und Frankreich und paralysirte so die Kraft Deutschlands. „Diese Allianz, schreibt ein französischer Staatsmann an Ludwig XIV., giebt dem Könige Gelegenheit, seine Freunde und seinen großen Kredit im Reiche zu unterhalten; sie öffnet ihm die Thür, seine Minister indirekt zu allen Berathungen des Reiches einzuführen; sie macht ihn zum Mitgliede des Rathes der deutschen Fürsten, ohne ihn davon abhängig zu machen."

Die siegreichen Waffen des großen Kurfürsten traten allen diesen der deutschen Sache feindseligen Bestrebungen entgegen. Der Uebergang der brandenburgischen Truppen von Düppel nach Alsen, die Besetzung Sonderburgs, die zur Folge hatte, daß sich die schwedische Besatzung auf Diskretion ergeben mußte, Dezember 1658, trug dazu bei, daß der Zauber der Unüberwindlichkeit, der bisher an den schwedischen Waffen gehaftet, zu erlöschen begann, und der große Sieg bei Nyborg auf Fünen, 24. November 1659, den der brandenburgische General von Quast erfochten, führte endlich nach langem diplomatischen Intriguenspiel der auswärtigen Mächte, besonders Frankreichs, den Frieden von Oliva herbei, 3. Mai 1660. Das Ergebniß desselben war für Brandenburg scheinbar nur gering. Es stand nach dem Kriege isolirter da, wie vor demselben, dem rachedürstenden Hasse Schwedens, der Eifersucht Oesterreichs, der Mißgunst Polens, dem beleidigten Stolze Frankreichs bloßgegeben, durch den Krieg auf das höchste erschöpft, in Aussicht auf noch schwerere innere Verwicklungen. Allein war auch der materielle Gewinn ein geringer, so war der moralische um so bedeutender. Es hatte durch eine kühne Politik Schweden matt gesetzt und Frankreich, das sich berufen fühlte, die schützende Hand über das Reich zu halten, zur Seite geschoben. Gegen Schweden gab es jetzt einen Staat, der es verstanden hatte, sich ein Heer zu schaffen, das sich bei Warschau, in Jütland und auf Fünen erprobt hatte, und in Paris hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kurfürst selbst einen Krieg mit Frankreich nicht gescheut hätte. „Es war ein Ereigniß für Deutschland und Europa, daß sich aus dem Gewirre deutscher Territorien, aus der Erschlaffung und Ohnmacht des deutschen Wesens ein Staat erhoben hatte, der militärisch, evangelisch, trotz der Libertät seiner Stände und des Partikularismus seiner Theile Eine Macht, verkünden konnte, daß er in seinen Interessen die deutschen mitvertrete, ein Staat, der den Willen und die Macht hatte, die deutsche Freiheit auch ohne Frankreich, das Evangelium auch ohne Schweden gegen die österreichische Politik zu vertreten, und der, im gleichen Rechte neben Oesterreich, stark genug und bereit war, Hand in Hand mit dem Kaiser, Deutschland gegen die Anmaßungen des Auslandes zu schützen."

Diese Bedeutung hatte Brandenburg dadurch erhalten, daß es mit der Souveränetät Preußens aufgehört hatte, nur ein Glied des Reiches zu sein. Es stand mit dem dritten Theile seines Gebietes außerhalb des officiellen Deutschlands, nicht wie Schweden, Dänemark und Spanien, denen die Reichslande, die sie besaßen, nur Anhängsel ihrer Kronen waren, nicht wie Oesterreich, das auch mit seinen Erblanden aufgehört hätte in der Reichsgemeinschaft zu stehen, wenn man versäumt hätte, es durch die Kaiserwahl an die Spitze Deutschlands zu stellen, sondern für Brandenburg blieben das Kurfürstenthum und die Kurländer der Schwerpunkt seiner Macht und seiner Politik, welche die Interessen nicht des abgestorbenen und in sich unwahren Deutschlands verrat, sondern des Deutschlands, das trotz aller territorialen und konfessionellen Zerrissenheit erhalten und hergestellt werden mußte, wenn der Nation ihre Zukunft gerettet werden sollte.

„So folgte der Friede von Oliva dem westfälischen nicht als Ergänzung und Fortbildung, sondern als dem Schlage der Gegenschlag. In Osnabrück und Münster Deutschland in tiefster Erniedrigung; in Oliva die erste Staffel der Erhebung, die Befreiung des Kerns jener Lande, die unsere Nation einst das neue Deutschland genannt hat. Dort, nach furchtbaren Agonien, der Tod des alten Reiches, die Auflösung des entseelten Riesenleibes; hier der Anfang eines neuen Werkes, der Grundstein für ein dereinstiges nationales Deutschland. Dort die beiden fremden Kronen als Sieger und Schiedsrichter in Deutschland; hier die eine von ihnen durch eine Koalition unter Führung der beginnenden norddeutschen Macht auf das Aeußerste gebracht und nur mit Mühe von der anderen aufrecht erhalten. Dort die Grundlegung eines europäischen Staatensystems, das sich um das versunkene Deutschland rings in Willkür und Gewalt zu erheben eilt; hier die erste maßgebende Berichtigung desselben, eine neue Machtstellung, aus dem eingesunkenen Krater emporsteigend, ein Steigen, dem eine Gesammthebung des deutschen Bodens folgen wird. — So hatte Brandenburg in dem großen Zusammenhang der europäischen Politik, in der Rettung der erhaltenden Kräfte gegen den politischen und religiösen Radikalismus, der Legitimität gegen die Usurpation, des öffentlichen Rechtes gegen Willkür und Gewalt seinen ersten großen Waffengang vollbracht. Es hatte eine Stellung genommen, die auf ein großes europäisches Bedürfniß gegründet war, und dies Bedürfniß wuchs in dem Maße, als neue Kämpfe das Gleichgewicht Europas heftiger erschütterten."

Ehe es dazu kam, wurde der Kampf im Inneren gegen die Libertät der Stände ausgefochten. Friedrich Wilhelm erkannte, daß in der Staatenwelt Macht gegen Macht steht, daß das Wesen des Staates zuerst und zuletzt Macht ist, Macht zum Schutz und Trutz für diejenigen, welche er umfaßt, und daß erst innerhalb des so festen Rahmens die weiteren Segnungen, die der Staat zu schaffen und zu erhalten hat, möglich werden. Gegen diese Rücksicht schien ihm vorerst jede andere untergeordnet. Von seinen Landen und Ständen forderte er als erste Pflicht, ihm diese Macht schaffen zu helfen. Der Kurfürst hat mehr als einmal den Ausdruck gebraucht, daß er sich absolut machen wollte. Sein Absolutismus hat aber wenig von dem an sich, was den Namen nachmals verhaßt und verächtlich gemacht hat. Wenn er Willens war, sich absolut zu machen, so meinte er Zweierlei damit: daß der Staat die nöthigen Mittel nicht nach dem Belieben der Herren Stände erhalte, sondern Kraft seiner Pflicht fordere, sodann daß über dem Fürsten und seinem Staat nicht mehr höhere Kompetenzen, fremde Garantien für innere Verhältnisse, Interventions- und Aufsichtsrechte unbetheiligter Dritter stehen dürfen; mit einem Worte, er wollte den Staat aus den Fesseln der feudalen Stände- und Reichsverfassung lösen. Je weniger in gewaltsamer, je mehr in vertragsmäßiger Form und in rechtlicher Begründung diese Umbildung durchgeführt werden konnte, desto fester in sich und nach Außen wurde dieses Werk gegründet. In den Territorien, die, gleich den Marken, nur innerhalb der Reichs- und Kreisordnungen standen, hatte dies keine ernstlichen Schwierigkeiten. Cleve-Mark aber nahm

erst nach heftigem Widerstreben auf dem Landtage zu Duisburg, 3. November 1660, den Receß des Kurfürsten an, und Preußen huldigte nach dem härtesten Widerstande des Adels und der Bürger von Königsberg, den der Kurfürst mit ebenso großer Klugheit, wie Mäßigung zu brechen verstand, seinem souveränen Herzoge am 18. Oktober 1663.

Ueber das Verfahren des Kurfürsten gegen Roth und später gegen den Obrist Kalkstein, das man als dunkle Flecken in der Regierungsgeschichte desselben zu bezeichnen pflegt, sagt der Verfasser: „Nach dem, was die authentischen Akten ergeben, wird man nicht den Zweck, den er verfolgte, die Ideen des Fortschrittes, die er vertrat, zur Rechtfertigung der Mittel, deren er sich bedient hat, anrufen haben. Auch auf seiner Seite war ein großes und ganz positives Recht, und er hat sich dessen wenigstens in ebenso gutem Glauben, gewiß mit größerer Mäßigung bedient, als diejenigen, die wider ihn standen, des ihrigen. Nicht auf die zweischneidige Maxime, daß Macht über Recht gebe, hat er seine Stellung in Preußen, hat er seinen Staat gründen wollen. Er hat Geduld und Eifer, gute Worte und ernste Mahnungen, selbst bedeutende Opfer der Krone Polen, Zugeständnisse den Ständen gegenüber nicht gespart, um zu einem Abschluß in aller Form Rechtens zu gelangen."

Der Verfasser schließt den Band mit den Worten: „Hier wie überall ergriff er den falschen Alternativen gegenüber den höheren Gedanken, der sie überholte. Hieß es im Reiche: entweder österreichisch und spanisch, oder französisch und schwedisch, so wollte seine Politik deutsch sein, und sie war es. Zerriß sich die Christenwelt nach dem Gegensatz der Bekenntnisse, so hatte er schon auf dem Kongreß zu Osnabrück sein bedeutsames Wort gesagt: weder lutherisch, noch calvinisch, sondern evangelisch. Und daß auch die Anhänger der römischen Kirche, die Arianer, Menoniten u. s. w. in seinen Landen ungestört ihres Glaubens leben konnten, zeigte, — es war das erste Beispiel — daß ein Staat sich von den Vermengungen mit der Kirche reinigen, sich in seiner rein politischen Natur begreifen könne. War überall, zumal in den deutschen Territorien, die innere Politik bewegt und erschüttert von dem Kampfe zwischen den ständischen und landesherrlichen Rechten, von der Frage, ob die öffentliche Macht im Lande mehr ein Privatbesitz oder zum Privatinteresse der Stände sei, so erhob er über diese falsche Alternative: ob dynastisch oder ständisch, ob Libertät oder Landeshoheit, den Gedanken des Staates und gab demselben in dem geordneten Verhältnisse des Landrechts zum Staatsrecht, der Staatsregierung zur Landesverwaltung seine innere Gliederung.

Das sind die großen Motive, die der Kurfürst in den Grundstein der Monarchie, die er gründete, gelegt hat. Was immer die zwei Jahrhunderte seitdem geändert haben mögen, Staaten, so lautet der alte Spruch, werden nur mit den Mitteln erhalten, durch welche sie gegründet worden sind." M.

Meyerbeer in Deutschland, Italien und Frankreich.

Giacomo Meyerbeer, der am 2. Mai, 72 Jahre alt, in Paris verstorben ist, gehörte, seinem ganzen Naturell, wie seiner Kunstrichtung nach, dreien Nationalitäten an: der deutschen, der italiänischen und der französischen. Seine musikalische Bildung, und zwar den gründlichsten und tüchtigsten Theil derselben, hatte er dem deutschen Abbé Vogler zu verdanken, bei dem er, zusammen mit seinem Jugendfreunde Karl Maria von Weber, studirte. Fétis, der bekannte belgische Musik-Historiker, ist der Ansicht, daß sich in dem Nachlasse Meyerbeer's noch viele seiner niemals publizirten, tüchtigen Klavier-Compositionen aus jener Zeit finden würden. Karl Maria v. Weber klagte im Jahre 1820, als Meyerbeer eben seine ersten, glänzenden Erfolge in Italien errungen hatte, über die Abtrünnigkeit „dieses großen, echten, deutschen Talentes."

Meyerbeer aber blieb sich des deutschen Ursprunges seiner Kunst, der ersten Stelle, die in seinem musikalischen Streben das deutsche Element einnahm, stets bewußt. Alle Ruhmeskränze, die ihm das Ausland so reichlich gespendet hatte, traten in seiner Schätzung weit zurück gegen den Beifall, der ihm nachmals in der deutschen Heimat zu Theil wurde. Auch blieb er im Herzen stets ein Deutscher, wie er dies durch sein Familienleben und durch die deutsche Erziehung seiner Kinder bewiesen hat.

In Italien, wo er den südlichen Wegen Rossini's gefolgt war, hat man zuerst sein entschiedenes Compositions-Talent, den Reichthum seiner musikalischen Erfindung, gewürdigt und mit Beifallsjubel begrüßt. Meyerbeer erwiderte inzwischen seinem Freunde Weber auf den ihm gemachten Vorwurf, daß ihn der italiänische Beifall in dem Glauben an die deutsche Kunst nicht irre gemacht habe. Das, was seine späteren italiänischen Werke, seine „Emma von Norburgh", seine „Kreuzritter in Aegypten", von dem gewöhnlichen italiänischen Opern-Getändel unterschied, das war eben die gefühlstreuere Anschmiegung der Musik an den Text, und das bezeichnete er selbst als das deutsche Moment in seinen italiänischen Compositionen.

Die eben genannten beiden Werke, die von den Italiänern in Paris aufgeführt wurden, machten ihn auch zuerst in der französischen Hauptstadt bekannt, wo er bald die Aufforderung erhielt, auch für die große Oper zu schreiben, und zwar in Verbindung mit dem gewandtesten französischen Bühnendichter, mit Scribe, der in dem Komponisten der „Kreuzritter" den Mann erkannt hatte, dessen Musik, wenn sie von entsprechenden Texten begleitet wäre, einen starken Zug auf das Publikum üben und für ihn, den betheiligten Dichter, die größten Tantièmen-Antheile herbeiführen würde. Leider war Scribe wirklich der einzige, mit dramatischer Geschicklichkeit arbeitende Libretto-Dichter seiner Zeit. Vergebens hatte sich Meyerbeer nach einem solchen in seinem Vaterlande umgesehen. Er mußte sich, um einen wirksamen Text zu bekommen, in alle Prätensionen und Launen seines französischen Mitarbeiters fügen. Meyerbeer hat oft von seinen Kämpfen mit Scribe, von dessen Eigensinn und Despotismus erzählt, wenn er mit Freunden in Deutschland über die Geschichte der Entstehung des „Robert", der „Hugenotten" und des „Propheten" sprach. Gleichwohl war dem Komponisten keine andere Wahl geblieben, was z. B. auch Rellstab's „Feldlager in Schlesien" bewies, zu welcher Musik er, um die Oper auch für ein anderes Publikum, als das Berliner, genießbar zu machen, von Scribe erst einen neuen Text (L'Etoile du Nord) mußte schreiben lassen.

Trotzdem aber waren und blieben auch in seinen großen französischen Opern, namentlich in den „Hugenotten" und im „Propheten", die tieferen deutschen Empfindungen und Erinnerungen unverkennbar. Ja, mit zu seinen tüchtigsten und tiefempfundensten Tondichtungen gehören seine Ouverture und seine musikalischen Einlagen zu Michael Beer's Trauerspiel „Struensee" und sein zum Schiller-Jubelfest von 1859 komponirter Schiller-Marsch. Möge ihm die deutsche Erde, in welcher er zu ruhen verlangte, leicht sein! J. L.

Böhmen.

Čechische Briefe aus Böhmen.

II.

Neuer poetischer Frühling.

Gottlob, die Censur ist nicht mehr! — Auch das deutsche Volk hat lange unter ihrem Joche schmachten müssen; aber seit Jahren schon sind die letzten Spuren des geistigen Zwanges bei Ihnen verwebt, und nur wie böse Träume mögen Ihnen die trüben Tage geistiger Erstarrung erscheinen. — Bei uns war zwar seit den staatenerschütternden Ereignissen des Jahres 1848 die Censur für Druckschriften ebenfalls abgeschafft, aber Preßfreiheit, wie sie zum Aufblühen und Gedeihen der Literatur unumgänglich nothwendig ist, hatten wir noch lange nicht. Uebrigens sind wir im Staate Oesterreich, wie Sie ohnehin aus Erfahrung wissen, sehr bescheidene Leute und wählen (wenn uns nichts Anderes übrig bleibt) von zwei Uebeln das kleinere, und so balanciren wir, um nirgends anzustoßen, als echt constitutionelle Seiltänzer zwischen den Paragraphen unseres Preßgesetzes. Durch geschickte Wendungen des Styles kann der böhmische Schriftsteller doch so manches vorbringen, und wenn er noch obendrein hochpoetische Figuren und unschuldige Allegorien am rechten Orte anzuwenden weiß, wird ihm nicht so leicht etwas Menschliches passiren. Auch haben jetzt die Kirchenväter und die hohen Herren am Staatsruder einen besseren Magen und vertragen zuweilen auch saure und bittere Gerichte, ohne sich den Appetit auf längere Zeit zu verderben.

Aber wie ganz anders war es in früheren Jahren! Wie hätte unter einer Censur, die sogar die Verbindung des Wortes „Altar" mit weltlichen Dingen, wenn auch in poetischem Sinne, als Ketzerei und jede freiere Regung der Poesie als Hochverrath verdammte, unsere Literatur aufblühen und sich frei entfalten können? Jede Neuerung, selbst die Anwendung des weichen i nach dem Laute c, statt des sprichwörtlich gewordenen y in der Rechtschreibung schien den Herren Censoren staatsgefährlich, und die Verfechter der neuen Lehre hatten von Seiten k. k. Patrioten wahre Märtyrerleiden zu bestehen.

Während der Zeit vom Jahre 1852 bis zur Schlacht von Solferino gab es für unsere Literatur und unser nationales Streben nur trübe Tage. Das Regieren Bach's und die Wirksamkeit des unvergleichlichen Grafen Leo Thun hätten uns auf das Allersanfteste in Finsterniß und Verdummung hineingeführt und eine Gebetbücher-Literatur geschaffen, die den heiligen Geist aus Böhmen in kurzer Zeit herausgefegt haben würde. In den Schulen wurde die Jugend auf Grundlage des Konkordats nach jesuitischen Grundsätzen vom Clerus fleißig bearbeitet; vor Allem wurde unbedingter Gehorsam gegen die römisch-katholische Kirche und die von Gott eingesetzten k. k. Aufsichts-Behörden gepredigt, und in verschiedenen „erbebenden" und gottesfürchtigen Werken und Schriften wurden diese Lehren für Erwachsene weiter tradirt. Das war ein trauriger Zustand in der Literatur, wie im öffentlichen Leben!

Doch die Tage dieses Jammers waren gezählt, und der oppositionelle Geist, das krampfhafte Ringen nach geistiger Freiheit kam immer mehr zum Durchbruche, und schon mit dem Jahre 1859 beginnt eine bessere Epoche der böhmischen Literatur und vorzüglich der Poesie. Besonders war es das akademische Gymnasium in Prag, wo der Nationalgeist, durch edles Streben nach Freiheit und wahre Begeisterung für alles Schöne und Edle gehoben, mächtig aufloderte. Natürlich war das mehr eine literarische, als politische Bewegung; sie war vornehmlich gegen das Spießbürgerthum und die jesuitische Frömmelei in der Literatur abgesehen. Mácha, der vom Philisterthum verketzerte edle Dichter und erste Apostel Hegel'scher Philosophie in Böhmen, ward der Vergessenheit entrissen und als Vorkämpfer geistiger Freiheit hoch gefeiert. Auch Lord Byron, Heine und Victor Hugo fanden ihre Anhänger und Verfechter in der neuen Dichterschule, die sich zum Unterschiede von der alten, sogenannten klassischen, die romantische Schule nannte. Aber man darf sich diese romantische Schule nicht etwa in dem Sinne, wie sie in Deutschland genommen wird, denken. Unter dem Begriffe Romantiker verstand man überhaupt einen Dichter, der gegen die Abgeschmacktheit und Spießbürgerei, wie sie gäng und gebe waren, ankämpft und die Frömmelei und engherzige Philister-Moral über den Haufen wirft. Es war also keineswegs eine Schwärmerei für mittelalterliche Institutionen und mittelalterliche christliche Poesie; es weht uns vielmehr aus den Werken dieser Schule fast überall der moderne Rationalismus an, und in den mannigfaltigsten Variationen wiederklingend, gestaltet er sich bei einigen Dichtern zum offenen Glaubensbekenntniß.

Es ist begreiflich und ganz natürlich, daß die Tendenz der jugendlichen Schule von Seiten der Gegenpartei einen großen Sturm hervorrief, der in heftigen Polemiken tobte. Ganz besonders gegen die neue Dichterschule erbittert war der fromme katholische Dichter P. V. Stulc, der alle seine Kräfte aufbot, um (wie er sich ausdrückte) der böhmischen Literatur ihre Jungfrauen-Reinheit zu bewahren. Ich könnte hier auch den literarischen Taglöhner und Denuncianten Jakob M., der damals mit aller ihm angeborenen Perfidie gegen die neue Schule zu Felde zog, erwähnen, doch ich möchte ihn nicht gern zum Märtyrer seines Glaubens stempeln, und überdies ist er eine so unbedeutende Figur, daß er selbst unter der Lupe verschwindet.

Ein poetischer Almanach, nach der größten Dichtung Mácha's „Máj" (der Mai) genannt und dem frühzeitig verstorbenen Dichter, dem Meister und Vorbilde der romantischen Schule, gewidmet, war die erste bedeutende Manifestation der neuen Richtung, und da finden wir die Namen Barák, Fric, Jahn, Janda, Jersábek, Hálek, Mayer, Neruda, Pfleger u. a. m. unter den besten Dichtungen der neuen Schule. Ihre Thätigkeit war wirklich erfreulich und berechtigte zu schönen Hoffnungen. Gustav Pfleger, der tiefste Denker der romantischen Schule, ließ einen Band Gedichte unter dem Titel „Domky" erscheinen, die sich namentlich durch Innigkeit der Gefühle, Erhabenheit der Gedanken und Eleganz der Sprache auszeichnen. Dann folgte ein großes episches Gedicht, das der Verfasser einen Roman in Versen nannte und „Pan (Herr) Vycinsky" betitelte. Es ist ein satyrisches Gedicht, das besonders gegen den verstorbenen Kritiker Hansmann, Redacteur eines mährischen offiziellen Blattes, gerichtet ist. Mittlerweile traten auch Johann Neruda und Hálek mit selbständigen Arbeiten auf. Neruda veröffentlichte ein Bändchen lyrischer Gedichte, die unter dem Namen „Hřbitovní kvítí (Blumen vom Kirchhofe) erschienen, und Hálek ließ neben zwei größeren epischen Dichtungen: „Vejrimy z Husejn" und „Alfred", die vielfach an Byron erinnern, ein Bändchen erotischer Gedichte unter dem Titel „Večerní písně" (Abendlieder) erscheinen. Letztere mahnen an die erotische Innigkeit Heine's und sind auch, was die Gedanken und poetischen Figuren betrifft, sehr stark mit Heine's Gedicht verwebt.

Auch die dramatische Poesie hat durch die neue Schule einen

mächtigen Aufschwung erreicht und durch inniges Anlehnen an die Meisterstücke Shakspeare's, die wir fast alle in trefflicher böhmischer Uebersetzung besitzen, einen völligen Umschwung erlebt. Die dramatische Poesie unseres Volkes will ich nächstens in einem besonderen Artikel ausführlicher besprechen und dann wieder an den weiteren Verlauf unseres literarischen Strebens in neuester Zeit anknüpfen.

— ———

England.

Das großbritannische Herrenhaus. *)

II.

Die Lords Derby und Westbury.

Lord Derby ist unbestritten der gewandteste parlamentarische Taktiker und vollendetste Redner im Oberhause. Von ihm, im Jahre 1834 Mitglied des Hauses der Gemeinen, sagte Macaulay: „Seine Kunst in Handhabung der parlamentarischen Waffen erscheint wie angeborene Naturgabe." Er ist der anerkannte Führer der Tories oder Konservativen und diktirt seine Parteipolitik mit despotischer Entschiedenheit. Er gehört einer der ältesten Peersfamilien Englands an, hat bereits die wichtigsten Staatsämter bekleidet, ist Kanzler der Oxforder Universität, besitzt eine gründliche wissenschaftliche Bildung, genießt ein unberechenbares Einkommen von seinen ausgedehnten Gütern, und so mag er wohl für eines der besten Muster der englischen Aristokratie gelten. Er hat das nicht zu verkennende Wesen der Autorität ohne den leisesten Beischmack von Anmaßung, jenen „Stolz in der Haltung", der ohne Worte die Würde einer langen Ahnenreihe behauptet. Seinen kraftvollen, eindringlichen Reden steht eine seltene, gewählte Sprache zu Gebote; dazu besitzt er eine genaue und umfassende Kenntniß aller in die Verwaltung einschlagenden Fächer, eine aus lebenslanger, ebenbürtiger Berührung mit den besten Gesellschaften Europas gewonnene Selbstbewachung, ein festes Vertrauen auf die eigenen geistigen Hilfsquellen, und diese Eigenschaften stempeln ihn zu einem vorzugsweis parlamentarischen Redner.

Ein anderer Kämpfer von ausgezeichnetem Talent auf dieser Arena ist Dr. Samuel Wilberforce, Bischof von Oxford. Er ist der dritte Sohn des berühmten Philanthropen William Wilberforce, aber keineswegs Erbe jener Charaktereinfalt, jener Freiheit von allem persönlichen Ehrgeiz, die seinem Vater weit und breit Liebe und Verehrung gewonnen hat. Bekannt als Führer und Vertreter der hochkirchlichen Fraction, ist er stets schlagfertig auf dem Platze, wenn eine Frage unmittelbar oder mittelbar das Interesse seiner Parteisache berührt. Schon längst sagte man von ihm, daß, hätte er die Bahn des Staatsdienstes eingeschlagen, er sich leicht und sicher zum Premier erhoben haben würde. Seit Jahren bezichtigte man ihn einer entschiedenen Hinneigung zum Puseyismus, und die Gewandtheit, mit der er jeder Untersuchung der in seinem Sprengel eingeführten Kirchenzucht auszuweichen verstand, hat ihm wohl zumeist den Spitznamen Slippery Sam eingetragen.

Auch Lord Westbury, der gegenwärtige Lord-Kanzler, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Nachdem er bei zwei aufeinanderfolgenden Administrationen das Amt des Generalprokurators und zweimal das des Kronanwalts bekleidet hatte, beförderte ihn der Tod des Lord Campbell zu dem Sitz auf dem Wollsack. Als Kanzleigerichtsanwalt soll er die reichste Advokaten-Praxis gehabt haben, denn während der vier Jahre, die seiner Erhebung zur Peerschaft vorangegangen, betrug seine jährliche Einnahme im Durchschnitt 20,000 L. St. (125,000 Thlr.)

Im Sommer 1860 traf ich's so glücklich, ihn (damals Sir Richard Bethell) in einer wichtigen und interessanten Sache vor dem Vicekanzler Wood plaidiren zu hören. Der Streitpunkt betraf einen Ehepakt zwischen dem Fürsten Borghese in Rom und der Lady Talbot, zweiten Tochter des Grafen Shrewsbury. Durch ausdrückliche Uebereinkunft sollte der Wortlaut des Kontraktes übereinstimmend mit dem römischen Herkommen ausgelegt werden. Da es sich nun darum handelte, den Sinn gewisser Stipulationen festzustellen, so wurde zu dem Behufe eine Kommission nach Rom gesandt, und das Ergebniß ihrer mühseligen Arbeit waren mehrere dickleibige Folianten, angefüllt mit den widerstreitenden Meinungen der größten römischen Rechtsgelehrten, belegt mit Stellen aus den Kanonisten, den Entscheidungen der „Santa Rota", den Institutionen und Pandekten; ja, man stieg hierauf bis zu den Gesetzen der Republik und der Augusteischen Aera.

Zur Führung des Prozesses, der eine ungewöhnliche Theilnahme des Publikums erregt hatte, wurde der erste Anwalt des Königreichs angenommen. — Die Gerichtssitzung war eröffnet, und Aller Augen richteten sich auf Sir Richard, an dem jede Bewegung, jede Stellung von durchdrungenem Selbstbewußtsein zeugte. Nicht Chatam übertraf ihn an leidenschaftlich theatralischem Effekt; kein Schauspieler auf der Bühne hat jemals eine solche Durchbildung und Vollendung seiner Kunst zur Erscheinung gebracht, und das bis in die geringste Einzelheit. Mochte er einen prüfenden Blick in sein Konzept werfen, einem Kollegen Etwas zuflüstern, über einen Punkt in seines Widerparts Rede eine Notiz aufzeichnen, auf eine Bemerkung von der Richterbank aus horchen — Alles hatte einen dramatischen Anhauch. Während des Verhörs übergab ihm ein Anwaltschreiber einen Brief, und die Art, wie er diesen empfing, öffnete, las und beantwortete war allein eine Studie. Die Güte eines befreundeten Advokaten machte mich mit einem der jüngeren Akoluthen des Kronanwalts bekannt. Während wir uns nun über den Prozeß unterhielten, drehete sich Sir Richard zu uns um und machte eine Bemerkung über den Gang des Verhörs; mein Freund ließ sich's aber so wenig beikommen, mich dem Fürsten der Barre vorzustellen, als er's gewagt hätte, die Königin Victoria bei einer Fahrt durch Hydepark aufzuhalten, um mir Gelegenheit zu geben, ihr meine Huldigung darzubringen.

Mit welcher Ehrerbietung lauschten die anderen Anwälte auf jedes Wort, das er an sie zu richten sich herabließ! Wie gespannt hafteten die Jünger der Themis auf seinen Mienen, als wäre in diesen kalten, harten Zügen irgendwie Rechtsprinzip zu lesen! Und als er sich endlich erhob, langsam und feierlich, um das langerwartete Plaidoyer vorzutragen, mit welcher Sammlung schickten sich Gerichtshof, Barre und Publikum zum Hören an! Er sprach gelassen und deutlich; der Ausdruck war knapp und dem Gedanken angepaßt, ohne rhetorischen Prunk, ohne Haschen nach Schönrednerei. Nach kurzer, gemessener Einleitung ging er sofort auf die Sache ein. Der klare Verstand wendete sich in gewichtigen Worten mit ernster, eindrucksvoller Haltung selbstvertrauend an ein spruchermächtigtes Tribunal.

Und doch sah es keineswegs so aus, als ob ein Untergeordneter einen Höherstehenden zu überzeugen sucht, sondern vielmehr,

*) Nach amerikanischer Darstellung.

als wäge Einer seine Ansichten gegen die eines ihm Ebenbürtigen ab, der zufällig eine Stellung von gemachter Wichtigkeit einnimmt. Man fühlte, hier steht eine Macht hinter dem Thron, die den Thron selbst überragt.

Dieses Bewußtsein geistiger und beruflicher Ueberlegenheit, von dem einmüthigen Urtheil des Publikums unterstützt, hat unbezweifelt in Lord Westbury jenes herausfordernde, um nicht zu sagen übermüthige Gebaren, erzeugt und großgezogen. Bekannt ist die Anekdote, daß, als man ihm vor einigen Jahren eine Richterstelle mit 5000 L. St. jährliches Gehalt antrug, er das Anerbieten mit den Worten von der Hand wies: „Ich will lieber 10,000 L. St. jährlich einnehmen und mit Verstand sprechen, als 5000 L. einnehmen und den Unsinn Anderer geduldig anhören müssen." Aehnliche Geschichtchen aus seinem Advokatenleben sind wenig im Umlauf, und sein barsches Benehmen gegen Kollegen und Clienten hat sich seit seiner Beförderung zum Wollsack um Nichts gemildert. Sein rauhes, anfahriges Betragen gegen Sachwalter, die vor ihm erscheinen, ist oft genug allgemein gerügt worden. Ja er trieb seine Rücksichtslosigkeit so weit, daß er — was in den parlamentarischen Annalen dieses Hauses ohne Vorgang ist — einen Peer bei voller Sitzung der Lüge bezichtigte.

Fürchteten wir nicht, diesen Artikel über Gebühr auszudehnen, wir könnten das Verzeichniß der Oberhaus-Größen mit noch manchen Namen vermehren, worunter z. B. Graf Granville, Graf Ellenborough, Herzog von Somerset, Graf Shaftesbury keinen unverdienten Platz einnehmen würden.

Da aber das Genie sich nicht nothwendig von Geschlecht auf Geschlecht fortpflanzt, wenn auch der Sitz im Oberhause erblich ist, so begreift sich leicht, daß es eine beträchtliche Zahl von Peers giebt, die ihre Bänke eben nur körperlich ausfüllen; weder natürliche Anlagen, noch erworbene Tüchtigkeit befähigen sie zu ihrer gesetzgeberischen Sendung. Sie sprechen gelegentlich aus einem dunkeln Gefühl, daß sie es ihrer Stellung schuldig sind; wenn sie sich aber bewußt werden, daß das, was sie sagen, kein Stäubchen in die Wage der Debatte legt, so sind sie froh, sich der unwillkommnen und lästigen Pflicht wohl oder übel erledigt zu haben. Das sind nun die Stockenden und Stammelnden, denen ihre Hüte und Stöcke stets in die Quere kommen, und die niemals mit sich einig werden, was sie mit den Händen anfangen sollen. Gewiß, wer das Haus der Lords das erste und letzte Mal besucht, während ein Redner dieses Schlages seine Meinung über eine debattirte Frage abgiebt, wird mit einem sehr ungünstigen und völlig unrichtigen Urtheil über das Rednertalent der englischen Peers das Haus verlassen.

Wir schweigen von den Mitgliedern des Hauses, die selten oder nie einer Debatte beiwohnen. Die Gesammtzahl der Lords beträgt 460, und die durchschnittliche Zahl der Gegenwärtigen erreicht kaum die Ziffer 50. Durch Vertretung zu votiren, ist ein Vorrecht der Peers, von dem sie bei den wichtigsten Beschlüssen einen sehr ausgedehnten Gebrauch machen. Schon vor vielen Jahren bezeichnete Macaulay das Oberhaus als ein „spärliches und schläfriges Auditorium", und wahrlich, es steht wohl heute damit um kein Haar besser.

Ein beträchtlicher Theil der Abwesenden ist unter den „lockern Junkern" (fast noblemen) des Königreichs zu suchen. Das sind solche, die ihre höhere gesellschaftliche Stellung zu den niedrigsten Lebenszwecken herabwürdigen, Vermögen, Kräfte und Zeit in entehrenden Lüsten vergeuden, eine leichte Beute durchtriebener Gauner und eine brennende Schmach ihres Standes. Mitunter paustren sie eine Weile hart am Rande des Abgrundes, aber nur um Apostel der Sünde zu werden und Andere in dasselbe Verderben zu locken. Das freche und erfolgreiche Treiben dieser betitelten roués fängt bereits an, die Aufmerksamkeit und das Bangen des besseren Theils ihrer Landsleute zu erwecken. Schon wuchert der Same des vergiftenden Beispiels in den sogenannten unteren Schichten der Gesellschaft, wo es freilich nicht in so vornehmem, elegantem Gewande auftritt. Gegen diese schwellende Fluth des ansteckenden Einflusses erhebt jetzt die Presse ihre warnende Stimme, und ihre offnen und rückhaltslosen Schilderungen, ihre zuversichtlichen Hinweisungen auf eine unheilverkündende Zukunft sind weit entfernt, englische Augen zu befriedigen oder englischen Ohren zu schmeicheln.

Das englische Staatsmanns-Jahrbuch.

„The Statesman's Year-Book",*) heißt ein Jahrbuch, herausgegeben von Frederik Martin, das kürzlich zum erstenmal erschienen und fortan in jedem Jahre fortgesetzt werden soll. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: „Frankreich, Italien, Rußland, Oesterreich und „selbst Deutschland" werden bei uns oft wie lebende Individuen citirt, die eine gewisse Macht, Stärke und Willenskraft besitzen, und deren Bedeutung und Umfang zu kennen von Jedermann vorausgesetzt wird. Aber Diejenigen, die mit diesen Dingen zu thun haben, über politische Gegenstände schreiben und sprechen oder auch wohl bei der Regierung betheiligt sind, sind sich sehr wohl bewußt, daß diese Materie durchaus nicht allgemein bekannt ist und in der That, wenn nicht in absolutes Dunkel gehüllt, doch mindestens ungemein verworren erscheint."

Also um der in England herrschenden allgemeinen Verwirrung in diesem Punkte abzuhelfen, die auch bereits (wie der Verfasser bemerkt) von dem verstorbenen großen Staatsmann Sir Robert Peel schmerzlich empfunden worden, hat man das vorliegende „Staatsmanns-Jahrbuch" gegründet, das in ähnlicher Weise wie der Gothaische genealogische Kalender, jedoch systematischer und vollständiger, statistische, genealogische und historische Uebersichten aller Staaten und souveränen Familien der civilisirten Welt enthält.

Wir können das Unternehmen nur mit dem aufrichtigen Wunsche eines guten Erfolges begleiten, da wir in Deutschland gerade am besten wissen, wie sehr es dem englischen Volke an Kenntniß der Verhältnisse fremder Länder und ihrer Regierungen, besonders aber auch ihrer verfassungsmäßigen Rechte und nationalen Bedürfnisse gebricht. Das Buch des Herrn Martin enthält eine Fülle von Nachrichten über alle Staaten Europas, Amerikas und Australiens, sowie eines Theils von Asien (China, Japan und Ostindien), und so viel wir haben prüfen können, sind alle seine Data mit gewissenhafter Sorgfalt und Objektivität zusammengetragen und dargestellt. Als Motto hat der Verfasser in deutscher Sprache Göthe's Worte abgedruckt:

„Man sagt oft: Zahlen regieren die Welt,
Das aber ist gewiß, Zahlen zeigen, wie sie regiert wird."

Ueberhaupt scheint der Verfasser mit deutscher Sprache und Literatur vertraut zu sein, da er häufig deutsche Ausdrücke citirt und speziell auch über Deutschlands Verhältnisse besser unterrichtet ist, als man es von englischen Schriftstellern erwartet. Sogar

*) A Statistical, Genealogical and Historical Account of the States and Sovereigns of the civilised world. For the year 1864. London and Cambridge, Macmillan u. Co.; Leipzig, Ludw. Denicke.

den schleswig-holsteinischen Erbfolgestreit faßt er ohne Haß und Vorurtheil auf, so daß wir schon darum allein dem Buche recht zahlreiche Leser in England wünschen.

Während das Jahrbuch nämlich unter Dänemark bemerkt, daß nach dem Erlöschen der königlichen Linie des Hauses Oldenburg König Christian IX. aus dem Hause Glücksburg auf den Thron gelangt sei, fügt es hinzu, daß mit Bezug auf die deutschen Herzogthümer die Rechtsgiltigkeit des Londoner Vertrages vom 8. Mai 1852 angefochten werde, wobei der Verfasser auf seine Deductionen unter „Deutschland" verweist. Und hier ist bei „Holstein und Lauenburg" Folgendes gesagt, nachdem in Betreff Christian's IX. auf „Dänemark" verwiesen worden:

„Friedrich, Erbprinz von Holstein, geboren am 6. Juli 1829, Sohn des Herzogs Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, folgte bei dem Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark, nachdem sein Vater auf die Krone verzichtet hatte, am 15. November 1863; vermählt am 11. September 1856 mit der Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg, geb. am 20. Juli 1835. Kinder: zwei Töchter und ein Sohn, nämlich Augusta Victoria, geb. am 22. Oktober 1858; Caroline Mathilde, geb. am 25. Januar 1860, und Ernst Günther, geb. am 9. August 1863.

„Die herzogliche Linie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg wurde von dem Herzog Ernst Günther, geb. 1609 und gest. 1689, gegründet. Dieser erbaute das Schloß Augustenburg auf der Insel Alsen. Durch das Erlöschen der beiden älteren Linien von Franzenhagen und der katholischen Linie ist das Haus Augustenburg der älteste Zweig der Familie der alten Herzoge von Holstein geworden. Nach dem Aussterben der männlichen Linie der Könige von Dänemark wird die Krone von Holstein-Lauenburg, in Gemäßheit des in den Herzogthümern geltenden salischen Gesetzes, vom Herzog Friedrich beansprucht. Das Herzogthum Schleswig, das seit dem Jahre 931 mit Holstein verbunden ist, wird ebenfalls von der herzoglichen Linie in Anspruch genommen. Nach dem Erlöschen der alten Dynastie der Herzoge von Schleswig und Holstein wählten diese Landschaften im Jahre 1459 den König Christian I. zu ihrem Herzog. Er erklärte in einem offenen Briefe vom Jahre 1460, „daß, nachdem die Prälaten, Herren, Städte und Einwohner von Schleswig und Holstein ihn aus freiem und gutem Willen zu ihrem Souverän gewählt und ihm den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen, nicht als König von Dänemark, sondern als ihrem Herzoge, so solle die Erbfolge in diesen Herzogthümern dadurch nicht alterirt werden und ausschließlich der männlichen Linie zustehen." Auf dieses Dokument hauptsächlich stützen sich die dynastischen Ansprüche Friedrich's VIII."

In gleicher Weise unparteiisch, wie in Schleswig-Holstein, ist das englische Jahrbuch auch in Nord-Amerika, wo neben der Regierung, der Verfassung ꝛc. der „Vereinigten Staaten" auch die der „Conföderirten Staaten" vollständige Berücksichtigung finden.

Australien.

Dr. Doyle über die schwarzen Wilden.

Wer die wilden, schwarzen Eingeborenen Australiens nur aus üblichen Beschreibungen oder durch die Halblinge kennen gelernt hat, die sich in und um den großen Städten Melbourne, Sidney u. s. w. stehlend, raubend, bettelnd und verkommen zwischen Civilisation und Barbarei herumtreiben, urtheilt über sie in dem guten Glauben, daß sie zu den niedrigsten und häßlichsten Arten des menschlichen Geschlechts gehören. Eine genauere Kenntniß derselben aber in ihrer echten, unverfälschten Wildheit, der Art und Weise, wie sie die rohe Natur, in der sie leben, beherrschen und überlisten, um sich ihre Bedürfnisse, Nahrung und Kleider, sogar Putz und Schmuck und Luxus zu verschaffen, Krieg und Jagd zu führen, sich zu vertheidigen u. s. w. beweist sehr stark das Gegentheil. Es sind größtentheils starke, geschickte, kräftige, elastische und sehr pfiffige Leute in ihrer Art.

Der Engländer Dr. Doyle hat sie in ihren Wildnissen besucht, sie beobachtet und mit ihnen gesprochen, gelebt, gejagt, gegessen und getrunken. Und man muß gestehen, daß sie aus seinen Schilderungen nach dem Leben geschickter, klüger und pfiffiger hervorgehen, als mancher Doktor der Philosophie bei uns in seiner Weise bestehen würde.

Sie sind besonders listige und geschickte Jäger gegen Emu's, Känguru's, Schlangen und sogar gegen Bienen. Der australische Emu ist ein Vogel, wie ein Strauß, nur etwas kleiner, aber sehr stark in den schnellen, langen Beinen und mit kräftigem Hals und Schnabel. Seine größte Stärke ist das Laufen, denn die Füße sind lang und kräftig, die Flügel sehr kurz und gar nicht hinreichend zu irgend einem Fluge. Auch ist der Emu sehr menschenscheu und flieht schon, sobald ein menschliches Wesen weit in der Ferne nur wie ein schwarzes Pünktchen sichtbar wird. Dagegen haben sie wenig Furcht vor Menschen zu Pferde oder vor ihres Gleichen. Dies wissen die schwarzen Australier recht gut und machen sich das praktisch zu Nutze, um sich des schnellfüßigen Riesenvogels zu bemächtigen. Sie reiten ihm langsam nahe. Wenn der Vogel dann Gefahr merkt, flieht er schneller, wie das beste Pferd oder der geschwindeste Känguruh-Hund. Aber er hält es bloß etwa eine halbe deutsche Meile weit aus. Dann wird er matter und langsamer. Und wenn er jetzt nicht in Waldes Dickicht Schutz findet, kann er von Reitern und Hunden überholt werden, wenn sie die Jagd noch bis 1½ Meilen weit fortsetzen können. Aber auch im Augenblick des Sieges ist die Jagd nicht ohne Gefahr. So furchtsam der Emu ist, ergiebt er sich doch endlich nicht ohne kräftige Gegenwehr. Sind ihm Reiter und Hunde auf den Hacken, kehrt er plötzlich Schnabel, Krallen und die kräftigen Keulenschläge seiner Flügel gegen sie und vertheidigt sich manchmal noch Stunden lang, er allein gegen mehrere Reiter und Hunde. Letztere werden mit einem Schlage des Schnabels oder einer Kralle der Füße getödtet, wenn sie ihm zu nahe kommen.

Die schwarzen Wilden ziehen deshalb auch gern die Jagd durch Beschleichung vor. Darin sind sie Meister.

Irgend ein schwarzer Künstler läßt sich die ganze befiederte Haut eines Emu so geschickt um den Körper nähen, daß er ganz aussieht, wie ein solcher Vogel. Mit einem hervorgestreckten Arm und mit dem Kopfe des Vogels in der Hand, macht er genau dessen Kopf- und Halsbewegungen nach, pickt damit auf der Erde und nähert sich so einer fernen Emuheerde, indem er oft stehen bleibt, mit den Füßen kratzt, wie eine Henne oder ein Emu, und überhaupt durch und durch so vollständig den Vogel spielt, daß weder Menschen in der Ferne noch die Emu's selbst die List merken. So kommt er bis mitten unter die Emuheerde und macht mehreren den Garaus, ohne daß es die andern merken. Welcher civilisirte Jäger könnte diese Kunststücke nachmachen? Auch in Ueberlistung der zwar furchtsamen, aber in Todesnoth furchtbaren und oft nicht auf den Kopf gefallenen riesigen Springratten, der

auf Hinterfüßen und Schwanz mächtig hüpfenden Känguru's, sind die Herren Ureinwohner Australiens schlaue Diplomaten und Jäger. Man stellt ihnen besonders des dicken, fetten Schwanzes wegen nach, der gekocht die delikateste Suppe giebt. Schildkröten- und Ochsenschwanzsuppen sollen armselig dagegen sein. Auch verschmähen die Wilden keinen andern Theil des Känguru's, wenn sie nichts Besseres haben, z. B. Schlangen. Die großen männlichen Exemplare dieser Springratten, mehr als mannesgroß auf ihren Hinterfüßen, machen Jägern und Hunden oft viel zu schaffen. In jedem Hinterfuße haben sie eine Kralle, wie der Zahn einer eisernen Harke, und wenn sie sich in äußerster Gefahr mit dem Rücken gegen einen Baum lehnen und Hund oder Reiter ihnen zu nahe kommen, suchen sie mit den Vordertatzen Roß oder Reiter oder Hund zu umarmen. Gelingt ihnen das, so halten sie fest, bis sie mit den Hintertatzenkrallen ihnen den Bauch aufgerissen haben. Alte Hunde und erfahrne Jäger setzen sich nicht leicht dieser Gefahr aus, aber junge, übermüthige Thiere oder Menschen kommen nicht selten darin um. Auch kommt es vor, daß ein Känguru den Hund packt, ans Wasser schleppt und so lange untergetaucht hält, bis er ertrunken ist. Engländer und Deutsche in Australien stellen Känguru-Jagden zu Pferde und oft nur zum Vergnügen an. Es giebt dort eine ganz vorzügliche Sorte von schnellen, ausdauernden und kühnen Jagdpferden und Reiter dazu, die wie darauf gegossen sitzen und das Pferd ohne Steigbügel und Sporen bloß durch Druck der Kniee regieren. So fliegen sie wie die Götter über unabsehbare Wildnisse dahin, hinter Emu's oder Känguru's her und stechen letztere, wenn sie von Hunden endlich umringt sind und an ihrem Baume stehen, mit großer Geschicklichkeit nieder, was für besser gilt, als das Todtschießen.

Die kleinen Arten werden von Jägern und Hunden gemeinschaftlich vom Leben zum Tode befördert. Erstere gebrauchen ihre Peitschenstöcke oder kleinen Keulen, die, auf die Köpfe treffend, die gehetzten Thiere bald zu Boden bringen, wo sie von den Hunden vollends zerrissen werden.

Fabelhaft klingt es, daß die australischen Wilden auch auf die Honig- und Bienenjagd gehen. Aber es ist eben so richtig und wahr, wie ihre Leidenschaft für die Schlangen-Jagd. Ueberhaupt haben diese herumziehenden schwarzen Bewohner weiter nichts zu thun, als sich Nahrung zu besorgen. Wohnen und Miethebezahlen und Sorgen für Kleider und Schuhe, Steuern und Abgaben sind ihnen unbekannt. Sie ziehen in Stämmen und Heerden, je unter einem Häuptling, umher, gehen auf die Jagd und versammeln sich Abends wieder in einem Lager, wo sie ihre gemeinschaftliche Beute auf Kommando des Häuptlings verzehren, um dann auszuschlafen und den folgenden Morgen dasselbe Geschäft wieder anzufangen. Gefällt es ihnen in einer Gegend nicht mehr oder fehlt's an Wild und Beute, so brechen sie mit Kind und Kegel und all' ihrer Habe auf und ziehen weiter. Dann giebt's wohl auch 'mal einen Krieg mit einem anderen Stamme, der in einer fetten Gegend allein jagen will; aber im Ganzen ist in dem ungeheuer ausgedehnten Innern noch Raum und Jagdrevier genug, so daß sie alle neben einander Platz haben. Freilich rückt ihnen die englische Civilisation von der Küste her immer weiter ins Innere auf den Leib, wie den Indianern in Amerika, so daß sie mit der Zeit an dieser europäischen Bildung, die sie nicht vertragen können, zu Grunde gehen werden. In den ungeheuren Wäldern Australiens, wo es oft wenig zu leben giebt für die Eingebornen, die nicht säen und ärndten, leben wilde Bienen in großer Menge. Europäische Ansiedler wissen das auch, aber es gelingt ihnen selten, die honigreichen Verstecke dieser Wilden zu entdecken. Das verstehen nur die eingebornen, schwarzen Menschen, die nicht selten aus Mangel an Fleisch und Brod hauptsächlich von Honig leben. Weiße, die diese Süßigkeit auch lieben, können sie nur von Schwarzen bekommen.

Wenn man so einem flinken, schwarzen, nackten Teufel eine gute Belohnung verspricht, verschwindet er im Walde und kehrt nach einigen Stunden mit einer guten Aerndte wilder Honigwaben zurück. Civilisirte Menschen begriffen dies lange nicht, bis es Dr. Doyle gelang, sich genau zeigen zu lassen, wie sie's eigentlich machen. Er hatte am Ober-Darling-Fluß den Häuptling Worroallach kennen gelernt und fragte ihn aus über diese geheimnißvolle Geschicklichkeit. Dieser sagte: „Wir passen auf, wo die Bienen trinken, und laufen ihnen dann nach bis in ihr Haus." Das hörte sich wie ein schlechter Witz an und fand wenig Glauben. Da versprach der Häuptling, ihm die Art ihrer Honig-Jagd selbst zu zeigen, wenn er mitkommen wolle. Dies nahm der englische Doktor gern an, und so gingen sie zusammen fort ins Weite bis zu einem Teiche. Hier warf sich der Häuptling nieder, schlürfte den Mund voll Wasser und blieb mit dem Kopfe über'm Wasser ganz bewegungslos liegen, und zwar wohl wenigstens eine Stunde lang, bis endlich eine Biene um ihn herumsummte und durch Veränderung ihres Summ-Tones verrieth, daß sie trinken wolle. Sie summte um seinen Kopf herum, hin und her, über ihm und von allen Seiten, aber der Schwarze blieb liegen wie todt, bis die Biene sich thatsächlich auf das Wasser niederließ, um zu trinken. Jetzt gab er ihr plötzlich mit einem lauten Pusten den ganzen Mund voll Wasser über den Pelz, so daß die kleine Kreatur die Fähigkeit verlor, zu fliegen. Und nun fing er sie geschickt und vorsichtig bei den Flügeln und klebte ihr mit bereit gehaltenem, klebrigem Safte ein lockeres Fläuschchen wilder weißer Baumwolle an den Körper. Nun ließ er sie los. Sie schüttelte sich trocken und flog schwerfällig in einer bestimmten Richtung fort, der Häuptling in vollem Carrière hinter ihr her. Der Doktor folgte ihm und erreichte ihn endlich unter einem großen Gummibaume. Bis hierher hatte er die Biene verfolgt. Hier war sie oben in einer Höhlung verschwunden. Jetzt kletterte er, mit einem Netze umgeben, hinauf, arbeitete sich mit seinem Stein-Tomahawk (Beile) Zugang in das Loch und kletterte bald mit einer guten Menge voller Honigwaben herunter.

Auch nicht ohne Genie ist ihre Art, Schlangen zu fangen. Da diese in verborgenen Löchern und Baumhöhlungen stecken und man nicht wissen kann, welche von den vielen Höhlen bewohnt sind oder nicht, wird an alle Ausgänge frischer Lehm geschmiert. Am folgenden Tage werden die Löcher untersucht und an dem Lehme sieht man sehr leicht, in welchen Schlangen aus- oder eingekrochen sind. Ueber die bewohnten wird nun Honig an einen Baum oben geschmiert. Die Schlange, sehr eifrig und feinnasig für Honig, wittert die Delikatesse bald, kommt vorsichtig herausgekrochen und windet dann ihren klebrigen Körper am Baume aufwärts nach dem Honig. Der versteckte schwarze Lauerer kommt jetzt mit seinem „Bobe", einem sehr langen, am Ende zweizinkigen Stabe, zum Vorschein, aber verborgen hinter einer Opossum-Haut, die ihm als Schild dient. Er reizt die Schlange durch Stiche mit dem „Bobe", die sich nun, oft 10—12 Fuß lang, wüthend herabwindet, um den Feind anzugreifen. Der Jäger läßt sich aber dadurch nicht einschüchtern, sondern fährt fort, das sich windende Ungethüm zu reizen. Es hebt seinen Kopf mit herausgestreckter dreizackiger Zunge hoch empor und hackt nach ihm. Er aber fängt den Stoß blitzschnell mit der Opossum-Haut auf und reizt und erzürnt sie so lange, bis

sie matt ist und sich lang ausstreckt. Jetzt spießt er sie mit der Gabel am Halse fest, jedoch ohne sie zu verletzen. Die Schlange windet sich im Nu um den langen Stock und in demselben Augenblicke streift der schlaue Wilde ein langes Netz über sie weg, zieht es zu und eilt nun im Triumphe mit der lebendigen Schlange ins Lager, wo sie zum gemeinschaftlichen Mahle Abends abgeledert, gekocht oder gebraten und als höchste Delikatesse verzehrt wird. Schlangen sind ihnen immer Leckerbissen und die Ehre des Jägers erfordert es, daß er die Schlange lebendig ins Lager bringe.

Oft verirren sich die einzelnen Mitglieder eines Stammes den Tag über weit umher vom Lager und dürfen in der Regel auch nicht eher zurückkehren, als bis der Häuptling sie ruft. Wie macht er's aber, um weit hinein in die Wildniß seinen Befehl zu rufen? Er steigt auf eine Anhöhe und schreit sein „Guuuuu—i" meilenweit hinein in die Wildniß. Dieses „Guuuuu—i" klingt in der Nähe gar nicht so sehr laut, aber es kann ringsum beinahe eine deutsche Meile weit gehört werden. Diese ungeheure Schallweite wird durch eine eigenthümliche Mund- und Tonbildung erzeugt, die durch vorgehaltene Hände, wie durch das Schallloch einer Trompete, noch mehr verstärkt wird. Es ist eine Art Bauchrednerei. Der dunkele, langgezogene Ton „Guuuu" kommt aus der Tiefe des Halses, statt aus dem Munde und dringt so lang gezogen in weite Ferne. Sowie die zerstreuten Angehörigen des Stammes diesen Feierabend-Ruf hören, kommen sie von allen Seiten, von Höhen und aus Thälern, aus Wäldern und Ebenen mit den Erträgen ihrer Tagesarbeiten herbei, geschwind wie die Hunde, die oft mit ihnen laufen. Sieht man dann aus der Ferne diese Schwarzen am weißen oder grauen Felsen herabklettern, giebt das in dämmernder Abendbeleuchtung gar eigne, großartige Landschafts- und Lebensbilder.

Und wenn sie dann um das hochlodernde Feuer versammelt sind mit Weibern und Kindern und ihre schwarzen, nackten Schatten sich grell von dem Feuer abgränzen, wie sie sich rasch und gewandt hin- und herbewegen, Schlangen abledern, zertheilen und rösten oder kochen, lüstern über dem Känguruschwanz-Suppentopfe schnüffeln, lachen und jauchzen und in ihrer vielsilbigen Sprache mit einander schnattern und schnabbern und dann endlich kauernd und liegend in allen möglichen wilden, malerischen Positionen einhauen und schmatzen und schlingen und ihre großen, weißen Zähne fletschen und mit dem runden Weiß ihrer Augen aus den schwarzen Gesichtern in der Wollust des Gutschmeckens strahlen, so kann man kaum etwas Wilderes und Eindrucksvolleres von menschlichen Zuständen zu Gesicht bekommen. Wenigstens treffen die Schilderungen von Europäern, die mit diesen Wilden in nähere Berührung kamen, darin überein, daß sie an Kraft, List, Geschicklichkeit, Gewandtheit des Körpers und des Geistes in ihrem Gebiete die meisten Wilden anderer Länder bei Weitem übertreffen.

Die malerischsten Nachtscenen in Australien sind theils echt wilder, theils wilder und civilisirter Art. Zu letzteren tragen die australischen Wolfshunde, die Dingo's, viel bei. Dieser australische Hund ist ein Mittelding zwischen Schäferhund und Fuchs mit einem sehr dicken Halse und einem entschiedenen Wolfscharakter. Er bellt nicht, sondern stößt nur manchmal ein melancholisches Geheul aus. Wenn man dann seine großen, runden, glühenden Augen durch die Nacht her flimmern und die unheimlichen Kreaturen mit aufrecht stehenden Ohren und buschigen Schweifen von Bergen und aus dunklen Thälern her heulen hört, wird Jedem unheimlich zu Muthe. Am schlimmsten haben's die zahlreichen Schafhirten, die ihre großen Heerden auch des Nachts in freier Wildniß zu bewachen und zu hüten, besonders gegen die Dingo's zu schützen verstehen müssen. Die Dingo's umschleichen oft heerdenweise die Schafheerden und lauern auf Gelegenheit, plötzlich d'runter zu springen, rechts und links eine Menge verdutzte Schafe mit mächtigem Schnappen zu beißen und endlich bloß eins zum Schmausen auszuwählen. Ein einziger Biß des Dingo's ist in der Regel tödtlich, so tief und fest schnappt er. Deshalb sind diese zottelhaarigen, rothlichen Wolfshunde die größte Geißel der zahlreichen großen Schafzüchter. Sowie der Hirt mit seinen Wächtern während der Nacht einmal nachläßig wird oder wohl gar einnickt, sind sie mitten unter der Heerde und beißen links und rechts mit wüthender Geschwindigkeit und Kraft. Außerdem verfolgen sie aus sicheren Verstecken Schafheerden oft Tage lang und schnappen jedes weg, das sich einmal verirrt oder müde hinter den andern herhinkt. Und was sie dadurch nicht schaden, suchen sie durch ihr schauderhaftes Geheul von nächtlichen Bergen und Höhen her wieder gut zu machen, so daß man einen gesunden Schlaf haben muß, um von ihrer Musik nicht gestört zu werden. Und wenn dann noch Eingeborne zufällig ihr „Corrobberie" in der Nähe feiern, mag man nur die Nachtruhe aufgeben und lieber aufstehen und zusehen.

Sie feiern mehrere „Corrobberie's", eine Art von religiös-politischen Festen, die entweder zu einem Kriege vorbereiten, oder umgekehrt als Friedens-Feierlichkeiten nach einem Kriege gelten. Eine besondere Art ist das jährlich wiederkehrende Fest „Cabbawagocorrobberie", das große Fest der Geheimnisse, wie's etwa übersetzt klingen würde. Es fällt allemal in den zwölften Monat nach dem letzten Feste in die Zeit der Mondabnahme und wird von mehreren Stämmen gemeinsam gefeiert. Tage lang vorher ziehen die benachbarten Stämme nach einem bestimmten Mittelpunkte, zu einem großen, künstlichen, mit Asche bedeckten Erdhaufen, der von einer Menge „Curawai's" oder künstlichen Wasserlöchern umgeben ist. Um diesen Punkt vereinigen sie sich, beladen mit Emu's, Känguru's, wilden Enten, wildem Honig, Opossums und mit großen Massen einer Art von Grassaamenkörnern, aus denen sie Brod zu backen verstehen. Gegen den Abend des Festes kommen zunächst die alten „Wammaruga's" jedes Stammes, d. h. die Arznei- und Religionsmänner auf dem großen Berge zusammen, zünden ein Feuer an und machen die Runde um dasselbe herum, wobei sie ihre Zaubersprüche und Beschwörungsformeln absingen und alte Talismane oder Zauberschutzmittel, die sie während des Jahres um den Hals trugen, ins Feuer werfen. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit steigen sie, Jeder mit einem brennenden Stück Holz, vom Berge herunter und stecken die Holzstücke an den Gränzen des Lagers in die Erde, „um böse Geister abzuhalten." Aehnliche Mittel gegen Beberung und Zauberei, wenn auch in anderer Form, haben sich bis auf den heutigen Tag in manchen Dörfern Deutschlands und anderen civilisirten Ländern erhalten.

Nachdem dies in der größten Stille geschehen, machen die Menge Schwarzer beiderlei Geschlechts ihre Toilette für die Corobberie-Feier, d. h. sie beschmieren sich mit Kalk, rothem Eisenrost und Fett. Die weiblichen Gäste kauern sich dann in langen Reihen kreuzbeinig in Schneidermanier gradlinig hin, in jeder Hand ein Stück Holz, genannt: Nullä-Nullä. Dann wird vor ihnen ein Feuer angemacht, und von einem der Priester, Arzneimänner oder Zauberer unterhalten. Die Männer setzen sich dann ebenfalls in Schneidermanier den Weibern gegenüber, während einer von den Wammaruga's auf dem Berge auf den Aufgang des Mondes wartet. Bis dahin ist Alles mäuschenstill, und der Anblick der doppelten Reihen schwarzer, scheußlich beschmierter Teufel in

flackernder Feuerbeleuchtung ist ebenso entsetzlich, als komisch. So wie der Wammarugo auf dem Berge die Ankunft des Mondes verkündet, geht's los. Die Weiber und Mädchen erheben ein monotones Geschrei, schlagen mit ihren Nulla-Nulla's Takt dazu und die Männer springen auf und tanzen dazu. Die vom weiblichen Theile gesungenen Worte klingen übersetzt etwa so:

Das Känguru ist geschwind,
Doch geschwinder ist — Ugoyullomann.
Die Schlange ist klug,
Doch klüger ist — Ugoyullomann u. s. w.

Der Name Ugoyullomann klingt aus jedem weiblichen Munde anders: jede nennt den Namen ihres Mannes oder Geliebten durch den ganzen Gesang hindurch.

Die Männer scheinen diese Lobeserhebungen ihrer Schönen durch unbändige Sprünge und gellendes Geschrei verdienen zu wollen. Sie brüllen, jauchzen, gröhlen, lachen und gebehrden sich wie eine Hölle voll betrunkener Teufel, werfen mit ihren Speeren, Bumerangs, sonstigen Waffen, Händen und Füßen um sich, bis sie athemlos vor Erschöpfung hinstürzen. Dann geht's ans Braten und Backen und zum Verschmausen der zum großen Picknik mitgebrachten eßbaren Schätze. Sind sie damit zu Ende und überladen, bleiben sie unter einander liegen und schlafen, mit dem Nachthimmel zugedeckt im Mondscheine, bis die aufgehende Sonne auf die schwarzen, mit Fett, Kreide und Ocker verschmierten Massen lebendigen Menschenfleisches brennt. Jetzt geht's wieder an die Tagesarbeit, vielleicht mit einem Gefühl, das wir nach einem recht frohen Weihnachts- oder Sylvester-Abende haben mögen.

Das Kabbawagoccorrobberie-Fest ist ihnen vielleicht eben so viel, wenn nicht mehr als uns Ostern, Pfingsten oder Weihnachten. Man sieht aus diesen Mittheilungen Dr. Doyle's, der als Augenzeuge und aus eigner Forschung berichtet, daß die wegen thierischer Bestialität verschrieenen Urbewohner Australiens in ihrer Weise und für ihre Bedürfnisse ungemein klug und geschickt sind und sogar etwas Religion haben.

Italien.

Ein Buchhändler Italiens.

Gianpietro Vieusseux.

Die Herausgeber des Archivio Storico Italiano veröffentlichen in dem neuesten Hefte dieser berühmten Zeitschrift für historische und archivalische Forschungen in Italien einen dem Andenken ihres Verlegers Vieusseux gewidmeten Nachruf, in welchem die Verdienste dieses eminenten Buchhändlers um die Hebung der Literatur und des wissenschaftlichen Studiums in Florenz, Toskana und ganz Italien gebührend anerkannt werden.

Vieusseux hat in der That zu jenen seltenen Männern gehört, denen der Buchhandel mehr als ein bloßes Gebiet kaufmännischen Verkehrs ist und die, ohne den Standpunkt des Geschäftsmannes zu vernachlässigen, in der Literatur und der Wissenschaft eine vielseitig anregende Wirksamkeit ausüben, wie deren auch Deutschland Mehrere aufzuweisen hat. Obwohl nicht selbst Schriftsteller, sind solche Buchhändler, als Miturheber bedeutender Geisteswerke, doch Literaten im eigentlichen Sinne des Wortes. Kommt, wie bei Vieusseux, hinzu, daß diese Wirksamkeit auf das politische Leben der Nation einen tief eingreifenden Einfluß hat, so wird man keinen Anstand nehmen, einen solchen Mann als eine literarische Erscheinung zu bezeichnen, deren Bedeutung nicht auf die Gränzen ihres Heimatlandes beschränkt ist.

Der Abstammung und Geburt nach Franzose, war Vieusseux erst nach mancherlei Schicksalen nach Florenz gekommen, das ihm eine zweite Heimat geworden ist. Als er sich im Jahre 1819 dort niederließ, war er ein Mann von vierzig Jahren, der die Welt und das Leben auf vieljährigen Handelsreisen gründlich kennen gelernt hatte. In Florenz hielt ihn anfänglich der Zauber fest, mit dem die Herrlichkeiten der Arnostadt jedes dem Sinne für das Schöne und Erhabene offene Gemüth umfangen, dann die Bekanntschaft und Freundschaft mit den an Geist und Bildung hervorragenden Männern, welche Geburt, Beruf, Neigung und die Gunst — oder, wenn man will, die Ungunst der Zeit gerade damals dort in außergewöhnlich hohem Grade vereinigten. Es war die Zeit der Reaktionen und der Kongresse, die auf keinem anderen Lande schwerer lag, als auf Italien, das nach Metternichs Versicherung Nichts war, als ein geographischer Begriff, und das damals in der That wenig mehr war, als ein Appendix des Metternich'schen Oesterreich. Von diesem Drucke, um so schwüler, als der Ausbruch der Militärrevolutionen in Neapel und Sardinien schon in der Luft lag, war Toskana allein verhältnißmäßig frei. Der Großherzog, obwohl österreichischer Prinz, war nicht ohne einigen nationalen Ehrgeiz und gegen die übermüthige Behandlung des österreichischen Gewalthabers empfindlich genug, um hier und da dem Wunsche nach einer selbständigeren Stellung Ausdruck zu geben. Sein Minister Fossombroni, in der Napoleonischen Aera des Königreichs Italien und den Grundsätzen der französischen Gesetzgebung groß geworden, wußte diese Eigenschaften des Großherzogs mit Geschicklichkeit und Erfolg zu benutzen und sich in den Augen aller Unzufriedenen, d. h. ungefähr aller Italiäner, zum Führer der nationalen Wünsche nach Unabhängigkeit zu machen. So wurde Florenz der Sammelpunkt aller derer, die schon damals das Werk begannen, dessen Ausführung wir in unseren Tagen erlebt haben. Der eigentliche geistige Mittelpunkt aber, um den das junge Italien sich schaarte, ward das von Vieusseux hier begründete Leseka binet. „Jeder Fremde", sagt Gervinus in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, „erinnert sich der großen Leseanstalt von Vieusseux in Florenz, zu der hier 1820 die Erlaubniß gegeben wurde, lange ehe Wien etwas Aehnliches besaß. Aus ihr ging 1821 die Antologia hervor, ein Mittelpunkt der geistigen Bewegung in Toskana, die von da auf ganz Italien weiter wirkte. Die verschiedensten geistigen Richtungen waren in ihr vertreten, die aber alle gleichmäßig auf gemeinnützige Zwecke gerichtet waren, die Flüchtlinge der zwanziger Jahre aus Mailand und Neapel, jene Montani, Pye, Porcio, Colletta, Giordani, waren hier vereinigt und fanden ihren Mittelpunkt zu einer freisinnigen Thätigkeit ohne Vermessenheit, eines Wirkens ohne unfruchtbaren Prunk, eines ideenreichen Strebens ohne abenteuerliche Ziele."

Es waren indessen im Anfange, wie bekannt, die politischen Bestrebungen bei dieser Reorganisation Italiens weniger hervortretend, als die literarischen, welche jenen erst Grundlage und Richtung zu geben hatten. Als Organ dieses literarischen Strebens, das auf die Erweckung und Kräftigung des Nationalgefühls in ganz Italien von größter Wirkung gewesen ist, diente eben die von Vieusseux begründete und verlegte Antologia, die während der Zeit ihres Bestehens, von 1821—1832, als das erste literarische und wissenschaftliche Blatt Italiens auch im Auslande Anerkennung und Verbreitung fand. Als die Antologia 1832 den Reaktionen

erlag, welche der verunglückte Aufstand in der Romagna von neuem über die kleineren italiänischen Staaten brachte, folgte ihr, wiederum auf Vieusseux's Anregung und bis zu seinem Tode in seinem Verlage, das Archivio Storico Italiano, eine Zeitschrift, die in ihrer ersten Serie im Wesentlichen das zu leisten unternahm, was die Monumenta, gleichfalls ja eine Schöpfung und Rückwirkung des erhöheten Nationalgeistes, für Deutschland gethan haben, die dann aber zugleich sich zum Organe aller historischen und archivalischen Forschungen in Italien machte und noch gegenwärtig die hervorragendste historische Zeitschrift Italiens ist. Von welcher Wirkung diese Vertiefung des geistigen Lebens und ganz besonders der unermüdliche Hinweis auf die geschichtliche Einheit und Zusammengehörigkeit der Nation auf die Geschicke Italiens gewesen sind, das bedarf kaum eines Hinweises. Die Reorganisation des literarischen und wissenschaftlichen Lebens ist in Italien die Vorgängerin und zum großen Theil die Urheberin der politischen Wiedergeburt geworden.

Der Antheil, der Vieusseux an der Antologia und dem Archivio, sowie an den zahlreichen Werken, die dem Kreise seines Lesekabinets entsprangen, gebührt, beschränkt sich keineswegs auf das Verdienst buchhändlerischer Geschicklichkeit. Er war nicht blos der Verleger, sondern der unermüdliche Berather, Anreger, Freund und Führer der Männer, die sich zu diesen Arbeiten vereinigten. Vieusseux war, so heißt es in dem Nachrufe der Herausgeber des Archivio, in der That ein geborener Feldherr und Führer. Ihn führte ein sicherer Instinkt, wo ihre Gelehrsamkeit irregeleitet haben würde. Ohne gelehrte Bildung, wußte er vielleicht gerade deshalb die verschiedenartigen Gemüther der Schriftsteller und Gelehrten, die sich um ihn schaarten, in Eintracht zu erhalten. Mit dem treffendsten Scharfblick beurtheilte er Jeden nach seinen Fähigkeiten; er ermunterte Alle zur Thätigkeit, wies ihnen den richtigen Weg, versöhnte Alles und fand für Alles die richtige Stelle. Was in Wissenschaft und Volkserziehung an Würdigem und Edlem in diesen letzten vierzig Jahren in Italien geleistet worden ist, wird zum großen Theile seiner Beihülfe und seinem Rathe verdankt. Wer daran zweifelt, mag uns etwas in Florenz an geistigem Leben nachweisen, das nicht von Vieusseux ausgegangen oder gefördert worden wäre.

Seiner unermüdlichen Thätigkeit, schließen die Herausgeber, und einem gewissen Geschehenlassen der damaligen Regierung verdankte es Florenz, daß es in wenigen Jahren die geistige Hauptstadt Italiens wurde. Das gab dem kleinen Toskana einen gerechten Stolz und eine moralische Bedeutung, von der umsichtige Staatslenker seiner Zeit hätten Vortheil ziehen können. Ihm ist es ferner zuzuschreiben, daß Italien den Fremden in seinem wahren Werthe bekannt wurde. Er enthob sie der Information von Führern und Lohndienern und ließ sie begreifen, daß es in Italien nicht blos Bilder und Statuen, Kirchen und Paläste giebt, sondern Männer, die der Achtung und Liebe eines jeden gebildeten Volkes werth sind. Italien und das Ausland vereinigen sich in dem Urtheile, daß wenige Männer, ohne direkten Antheil an der politischen Thätigkeit zu nehmen, auf ihr Land und auf ihre Zeit einen so tiefen Einfluß ausgeübt haben, als Gianpietro Vieusseux.

Sein Name ist werth, der Nachwelt so erhalten zu werden, wie er in dem Andenken seiner Freunde lebt. Möge seine geistige Hinterlassenschaft nicht aus Mangel an Liebe und Thatkraft bei uns, bei den Ueberlebenden, fruchtlos liegen. F.

Frankreich.

Der französische Buchhandel im Jahre 1863.

Der, nach dem Muster des Leipziger Börsenvereins der deutschen Buchhändler, in Paris gegründete Cercle de la Librairie, de l'Imprimerie et de la Papéterie hielt am 26. Februar d. J. seine jährliche General-Versammlung, die von 60 Mitgliedern (Buchhändlern, Buchdruckern und Papier-Fabrikanten) besucht wurde. Herr Roulhac, als Präsident des Verwaltungsrathes, erstattete den Jahresbericht, worin er über die wachsende Ausdehnung und Bedeutung des französischen Buchhandels und der damit zusammenhängenden Geschäftszweige sprach. Der Berichterstatter glaubte diesen Erfolg den aufgeklärten Bestrebungen der Regierung zur Verbreitung des öffentlichen Unterrichts, der Errichtung von Schul- und Kommunal-Bibliotheken, sowie von Spezial-Büchersammlungen in den größeren Fabrik-Etablissements, besonders aber dem wachsenden Geschmack an der Lektüre und der stets zunehmenden Wißbegierde aller Klassen der französischen Bevölkerung zuschreiben zu dürfen.

In dem verflossenen Jahre sind, wie der Berichterstatter sagte, in Paris allein mehr als 12,000 neue Druckschriften und an Musikwerken und Kupferstichen, Lithographien ꝛc. nahe an 20,000 erschienen. Außerdem wurden in den Departements mehr als 6000 Werke publizirt. Nach dem Auslande wurden im vorigen Jahre für 17,477,435 Francs Bücher, Kupferstiche und Lithographien ausgeführt, gegen 15,829,230 Fr. im Jahre 1862. An Papieren und Pappen wurden im Jahre 1863 für 16,677,900 Fr. ausgeführt, gegen 13,542,419 Fr. im Jahre 1862. Zur Vermehrung der letztgedachten Ausfuhren hat namentlich die Herabsetzung des Einfuhrzolles auf Druckpapier in Spanien beigetragen.

Im vorigen Jahre sind übrigens auch in Frankreich, wo bis dahin die Einfuhr von Druckschriften nur über eine sehr beschränkte Anzahl von Gränz-Zollämtern stattfinden durfte, 26 solcher Aemter für die unbeschränkte Zulassung jener Erzeugnisse eröffnet worden. Auch wurden die Transportkosten für Druckschriften, die nach Algerien, den englischen Kolonien, Mexiko und Cuba ausgeführt werden, bedeutend herabgesetzt.

Aus dem Schoße des „Cercle" ist in neuerer Zeit auch eine gerichtliche Sachverständigen-Kommission hervorgegangen, die ihre Wirksamkeit am 13. März 1863 begann und die seitdem in nicht weniger als hundertundfünfzig vor den Gerichtshöfen schwebend gewesenen Prozessen ihre Gutachten abgegeben und dadurch in den meisten Fällen einen Vergleich der Parteien herbeigeführt hat.

Vom 1. Januar 1864 ab ist der jährliche Beitrag jedes Mitgliedes des „Cercle" auf hundert Francs ermäßigt worden.

Bei der am 26. Februar geschehenen Neuwahl sind der Buchhändler Hachette zum Präsidenten des „Cercle" und die Herren P. Firmin Didot und Laboulaye zu Vice-Präsidenten erwählt worden. Herr Pagnerre bekleidet das Amt des Schriftführers und Herr Prioux das des Schatzmeisters.

Kleine literarische Revue.

— **Deinokrates, von Professor J. H. Krause.** Eine der würdigsten Erscheinungen der deutschen Literatur des verflossenen Jahres ist unstreitig der „Deinokrates" des Professors Dr. Krause

in Halle.*) Mit Benutzung der älteſten Ueberlieferungen, wie der neueſten Forſchungen und Entdeckungen, ſind in dieſem zugleich gründlich und gemeinverſtändlich abgefaßten Werke die Wohn- und die Grabſtätten, die Tempel und die Baudenkmäler der früheſten geſchichtlichen Zeit in Aſien, Afrika und Europa dargeſtellt, und zwar unter Hinweiſung auf parallele, tektoniſche Erſcheinungen der mittleren und neueren Zeit. Von der Rohr-, Schilf- und Binſenhütte der älteſten Menſchengeſchlechter, von dem Beduinen-Zelt und Troglodytenbau leitet uns das Werk zu der Entſtehung von Dörfern, Städten und Reſidenzen, zu den Bauten der Aegypter, der Aſſyrer, der Phönizier, der Inder, der Griechen, der Römer und der Byzantiner. Die Belehrung, welche dieſes Gebiet der Wiſſenſchaft darbietet, iſt, wie der Verfaſſer mit Recht bemerkt, noch lange nicht erſchöpft und noch viel weniger zur allſeitigen praktiſchen Reproduktion und Verwerthung gelangt. Mögen ſich Architekten und andere Künſtler, Bautechniker und Induſtrielle die Gelegenheit, welche ihnen hier geboten iſt, nicht entgehen laſſen! Die Ausſtattung des Werkes iſt dem werthvollen Inhalte völlig entſprechend.

— **Ehe und Eheſchließung.** Zwei kultur- und rechtshiſtoriſche Vorträge über Ehe und Eheſchließung im deutſchen Mittelalter und über Eheſchließung und Eheſcheidung in England und Schottland, die Herr Dr. jur. Emil Friedberg, Docent der Rechte an der Berliner Univerſität, vor einem größeren Publikum gehalten, ſind kürzlich im Druck erſchienen.**) Dieſelben können als intereſſante Beiträge zur Charakteriſirung des rein bürgerlichen Momentes der Inſtitution der Ehe bezeichnet werden. Im mittelalterlichen Deutſchland, wie in England, hat der Abſchluß des Ehevertrages in der Form des Brautkaufes, oder, wie die uns überkommenen ſchriftlichen Denkmäler darthun, in der Form des „Kaufes der Mundſchaft", d. h. der Gewalt des Bräutigams über die Braut, ſtattgefunden. Bekannt iſt, wie lange ſich in England bis in die neuere Zeit die mittelalterliche Form der Eheſcheidung durch formellen Wiederverkauf der Frau, die von ihrem Manne an einem ihr um den Hals geſchlungenen Strick geführt und an den Markt gebracht wurde, erhalten hat. Gleichwohl iſt die Einführung der fakultativen Civilehe in England erſt in neueſter Zeit nach langer Bekämpfung durch die Conſervativen ermöglicht worden.

— **De Quincey's Opium-Eſſer.*****) Die „Bekenntniſſe eines Opium-Eſſers" werden von Engländern als ein kleines ſtyliſtiſches Meiſterwerk angeſehen. In älteren Jahrgängen des „Magazin" iſt über dieſe Bekenntniſſe, die zuerſt im Jahre 1821 erſchienen und damals ſogleich großes Aufſehen erregten, mehrfach berichtet worden. In England ſowohl, als in Nord-Amerika, ſind ſie unzähligemal neu aufgelegt, und jetzt, nach dem Tode des Verfaſſers, iſt die vorliegende neue, ſorgfältig revidirte Ausgabe erſchienen, welche, der Ankündigung nach, außer den „Bekenntniſſen" auch ſämmtliche andere Eſſays und größere Werke de Quincey's bringen wird. Die „Bekenntniſſe eines Opium-Eſſers" bilden den erſten Band dieſer neuen Ausgabe. Da der vorliegende, mit dem Portrait des Verfaſſers ausgeſtattete, ſtarke Band nur 4½ Sh. (1½ Thlr.) koſtet, ſo dürfte er auch wohl in Deutſchland zahlreiche Verbreitung finden.

— **Der Katalog der Gemälde-Galerie in der Eremitage zu Petersburg** iſt vor Kurzem im Druck erſchienen. Dieſe prachtvolle Sammlung enthält jetzt 1631 Gemälde, eine Auswahl aus 7—8000, die allmählich von den ruſſiſchen Monarchen ſeit Peter I. erworben worden waren. Den Kern derſelben bilden die berühmten Galerien des Baron Crozat in Paris, des ſächſiſch-polniſchen Miniſters Grafen Brühl und Sir Robert Walpole's, Premierminiſters der Könige Georg I. und II. von England. Dieſen von der Kaiſerin Katharina II. angekauften Kunſtſchätzen fügten ihre Nachfolger die ſchönſten Gemälde aus dem Palaſte Malmaiſon und den Sammlungen des Königs der Niederlande, die Fresken Raphael's aus der Galerie Campana in Rom und andere hinzu. Von den 1631 Gemälden gehören 327 zu den italiäniſchen Schulen, 115 zu den ſpaniſchen, 944 zu den vlaemiſchen, holländiſchen und deutſchen; 172 ſind von franzöſiſchen Meiſtern, 8 von engliſchen und 65 von ruſſiſchen. Der Hauptreichthum der Eremitage beſteht in ihren ſpaniſchen und niederländiſchen Meiſtern; unter erſteren befinden ſich 20 Murillo's und 6 Velasquez, unter letzteren 60 Gemälde von Rubens, 34 von van Dyck, 40 von den jüngeren Teniers, 41 von Rembrandt, 50 von Wouvermans, 9 von Potter. Die franzöſiſche Abtheilung wird an Reichthum nur von den Sammlungen des Louvre übertroffen. Auch unter den Produkten ruſſiſcher Maler giebt es einige von bedeutendem Werth. Die Galerie füllt 39 Zimmer und Kabinette im erſten Stock des Muſeums.

— **Hiſtoriſche Schriften für die Jugend.** Einen höchſt ſchätzbaren Beitrag zur Jugend-Literatur bietet die ſeit Neujahr 1864 erſcheinende Sammlung von „Erzählungen aus dem deutſchen Mittelalter".*) Dieſelben haben den großen Vorzug, daß ſie unmittelbar an die Quellen der deutſchen Geſchichte ſich anſchließen und alſo in doppelter Hinſicht belehrend ſind. Sie führen nicht blos in die Geſchichte, ſondern auch gleichzeitig in die Geſchichtſchreibung des deutſchen Mittelalters ein. Uns lagen zwei Proben vor, welche warme Empfehlung verdienen. „Heinrich der Erſte und Otto der Große", nach den ſächſiſchen Geſchichten Widukind's von Korwei bearbeitet von Dr. Moritz Berndt und das „Leben Karl's des Großen", nach Einhard und dem St. Galler Mönch von demſelben Verfaſſer. Dieſes zweite Büchlein (Band I. der Sammlung) iſt Herrn Profeſſor Herman Maſius in Leipzig gewidmet. Uebrigens nimmt nicht Wunder, daß der Styl des Herrn Berndt dem der altdeutſchen Quellen angenähert erſcheint; wir finden dies ſehr natürlich und keineswegs unangemeſſen. Die Gränze zwiſchen dem Rechte des modernen Ausdrucks und der Quellenſprache wird den Herrn Mitarbeitern wohl auch für die Zukunft ſtets gegenwärtig ſein. Handelt es ſich doch bei ſolchem Erziehungsmittel darum, der ernſthafteſten Belehrung wegen nicht geradezu langweilig zu werden: was bisher glücklich vermieden worden iſt.

*) Deinokrates, oder Hütte, Haus und Palaſt, Dorf, Stadt und Reſidenz der alten Welt, aus den Schriftwerken der Alten und nach den noch erhaltenen Ueberreſten, mit Parallelen aus der mittleren und neueren Zeit, dargeſtellt von Dr. Joh. Heinrich Krauſe, Profeſſor ꝛc. Mit fünf lithographirten Tafeln. Jena, Fr. Maukе, 1863. XVI. und 620 S. in gr. 8.

**) Berlin, Mittler u. Sohn, 1864.

***) Confessions of an English Opium-eater. By Thomas de Quincey. New Edition. Edinburgh, Black; Leipzig, Ludwig Denicke, 1864.

*) Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes.

Literarischer Sprechsaal.

Die Aprilnummer der Londoner Free Press*), des einzigen englischen Blattes, welches die Sache des schleswig-holstein'schen Volkes vertheidigt und das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 als einen frevelhaften Eingriff in die Rechte Dritter bezeichnet, giebt Nachrichten über eine Correspondenz des Prinzen von Schleswig-Holstein-Noer mit dem Grafen von Malmesbury, betreffend die Rechtsgiltigkeit der von den Cognaten des oldenburgischen Regentenhauses und vom Kaiser von Rußland, in seiner Eigenschaft als Prinz von Holstein-Gottorp, ausgesprochenen Verzichtleistungen, auf welchen der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 beruht. Auch in dieser Correspondenz wird, wie in dem (in unserer vorigen Nummer erwähnten, wahrscheinlich von dem Herzog Christian von Augustenburg herrührenden) Sendschreiben an Lord Malmesbury, sowohl die Werthlosigkeit dieser Verzichtleistungen nachgewiesen, als der Umstand geltend gemacht, daß der Herzog von Augustenburg niemals einen wirklichen Verzicht auf seine Thronfolge-Rechte in Dänemark und in Schleswig-Holstein ausgesprochen habe.

Der Verfasser des Artikels gegen Renan in Nr. 7 dieses Blattes erwidert seinem Gegner in Nr. 12, daß sein Artikel nicht geschrieben war zur Verunglimpfung von Renan, sondern zur Verherrlichung des Christenthums, von dem in wenigen Worten gezeigt werden sollte, wie dann erst recht, wenn — ganz übereinstimmend mit Herrn Renan — sein Stifter nicht als übermenschlicher Gott, sondern nur als gottbegeisterter Mensch erfaßt werde, dasselbe die erhabenste und herrlichste Religion sei, die jemals gelehrt worden und jemals gelehrt werden kann. Das Christenthum vermag Allen Alles zu sein und selbst den Zweifler und Spötter zu versöhnen, wenn es in seiner geistigen Erhabenheit erfaßt und durch die That versucht wird. Diese Ansicht über das Christenthum schließt jeden Streit über den Buchstaben seiner Satzungen aus und berechtigt selbstverständlich Herrn Renan zur freiesten Entwickelung seiner Auslegungsweise, die daher mit obigem Artikel in einigen Einzelheiten bloß berichtigt, nicht aber getadelt werden sollte. Fstr.

Von dem großen historischen Quellenwerke der Monumenta Germaniae Histor., herausgegeben von G. H. Pertz, ist kürzlich ein neuer Band, der achtzehnte, erschienen.**) Er enthält ausschließlich „norditalische Annalen", die für die deutsche Reichsgeschichte des Mittelalters von außerordentlichem Werthe sind. Die Annalen von Genua sind durch Dr. Winkelmann und die „kleineren Annalen" von Mailand, Parma, Ferrara, Cremona, Bergamo und Brescia durch Dr. Philipp Jaffé kritisch bearbeitet und kommentirt. Register und Glossen sind von Dr. Wilh. Arndt hinzugefügt.

Zur Vervollständigung des nur langsam fortschreitenden Werkes der Monumenta erscheint seit Kurzem auch (Berlin, Weidmann) eine „Bibliotheca rerum Germanicarum", herausgegeben von Philipp Jaffé, deren erster Band (640 S.) die historischen Handschriften der Abtei Korvei, eine ungemein gründliche Arbeit, enthält.

---

*) Monatsschrift, herausgegeben von einem „Foreign Affairs Committee."

**) IV. und 889 S. Mit 3 color. und 3 Facsimile-Tafeln, in gr. Fol. Hannover, Hahn, 1863.

Bei Gustav Heckenast in Pest ist ein lithographirtes Bildniß William Shakspeare's, in ganzer Figur, nach dem Oelgemälde des Professors Peter J. N. Geiger, erschienen. Der große Dichter sitzt an seinem Pulte, sinnend, mit der Schreibfeder in der Hand, vor ihm die alten Chroniken aufgeschlagen, denen er die Stoffe zu seinen unsterblichen Dramen entlehnt. Die idealisirte Auffassung der Statue Shakspeare's im Poets Corner von Westminster ist diesem Bildniß zum Grund gelegt, das sich jedem Verehrer des Dichters als eine würdige Zimmer-Verzierung empfiehlt.

Ein vortreffliches Wort über den am 31. Januar d. J. in Berlin verstorbenen, durch seine Wirksamkeit als Prediger der jüdischen Gemeinde, durch seine Schriften und Dichtungen und durch seinen Charakter gleich hochgeachteten Dr. Michael Sachs befindet sich in dem kürzlich erschienenen „neunten Bericht" des Dirigenten der Religionsschule der jüdischen Gemeinde in Berlin, Dr. Rosin. Es reihet sich an diese, besonders auch über die Schriften von Sachs Auskunft gebende Lebensdarstellung ein kurzes, aber nicht minder treffendes und schönes Wort über Veit, der nur wenige Tage jünger war, als sein Freund Sachs, und auch nur wenige Tage nach diesem der Welt entrissen wurde. Beide Lebensskizzen sollten, unserer Meinung nach, nicht bloß als Eingang eines Schulprogramms benutzt sein, sondern verdienen auch einem größeren Publikum durch den Druck zugänglich gemacht zu werden.

A. Bernstein's naturwissenschaftliche Volksschriften haben auch in Holland Eingang gefunden, wo sie (Rotterdam, Hendrik Altmann) unter dem Titel „Natuurkundige Leesboekjes" erscheinen. Die Reihenfolge derselben ist mit der Abhandlung über die Schnelligkeit des Lichtes (Over de snelheid van het licht) eröffnet worden.

Ein anderes, in Amsterdam erscheinendes, mit zahlreichen Illustrationen ausgestattetes, naturwissenschaftliches Werk hat den Titel: „Ueber die Einwirkung der Naturgesetze auf sittlichem Gebiete, sowie über die Uebereinstimmung der sittlichen und der materiellen Natur-Erscheinungen."

Das dritte (März-) Heft von Petermann's geographischen „Mittheilungen" bringt auf Einem Blatte neun physikalische und statistische Karten-Skizzen von Oesterreich in hydrographischer, orographischer, geologischer, klimatographischer, hyetographischer (die Regenmenge darstellender), populationistischer, ethnographischer, religiöser und kultur-industrieller Beziehung. Es sind diese neun Kärtchen, die, neben einander auf Einem Blatte, sehr interessante Momente der Vergleichung darbieten, dazu bestimmt, zweien Blättern einer neuen Karte des österreichischen Kaiserstaates, die binnen Kurzem bei Perthes in Gotha erscheinen, als Illustrationen zu dienen.

Das im Februar ausgegebene Ergänzungsheft Nr. 12 der „Mittheilungen" bringt eine ebenfalls mit einer sehr belehrenden Terrain- und Höhen-Karte, sowie mit vier Ansichten in Farbendruck ausgestattete geographische Skizze: „Die hohe Tatra in den Central-Karpathen" von Professor Karl Koristka in Prag.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.

Mit Unterstützung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und unter besonderer Mitwirkung von **H. Barth, H. W. Dove, C. G. Ehrenberg, H. Kiepert** in Berlin, **K. Neumann** in Breslau und **I. E. Wappäus** in Göttingen, herausgegeben von

Prof. Dr. **W. Koner.**

April-Heft 1864.

Ost-Asien und West-Amerika. Nach chinesischen Quellen aus dem 5., 6. und 7. Jahrhundert. Von *Karl Friedrich Neumann.* — Die Indianer-Stämme von Loreto. Von Dr. *Langkavel.* — Die Domkirche von Puebla. Von Prof. Dr. *Ed. Buschmann.* — Routen im türkischen Armenien, von *Julius Bluhm*, bearbeitet von *H. Kiepert.* (Mit zwei Karten.) — Miscellen. — Neuere Literatur.

Durch alle Buchhandlungen sind zu erhalten:

Das phönizische Alterthum.

In drei Theilen.

Von

Dr. **F. C. Movers,**

Professor an der Universität zu Breslau.

Dritter Theil. Erste Abtheilung.

Handel und Schifffahrt.

1856. gr. 8. geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Den reichen kulturhistorischen Inhalt dieses Theiles des ausgezeichneten Werkes, zeigen die folgenden Kapitel-Ueberschriften: 1. Einleitung. 2. Ursprung und Geschichte des phönizischen Handels. 3. Handelsgegenstände (Silber, Gold, Zinn, Kupfer, Eisen.) 4. (Sclavenhandel.) 5. (Wein, Getreide, Obst und Früchte, Affen und Pfauen, Kleidungsstücke, Galanterie- und Luxuswaaren, Arome und Gewürze, Fabelsagen über deren Herkommen.) 6. Die Kaufleute nach verschiedenen Klassen. Kaufmännische Gilden in fremden Handelsstädten. 7. Der Landhandel im Oriente. 8. Der Seehandel, das Seewesen und die Schifffahrt der Phönizier überhaupt. 9. Der phönizisch-palästinensische Handel. 10. Phönizisch-assyrischer Handel. 11. Phönizisch-arabischer Handel. 12. Phönizisch-ägyptischer Handel. — (271)

Ueber die geographische Verbreitung der Baumwolle

und ihr Verhältniß zur Industrie der Völker alter und neuer Zeit

Erster Abschnitt. Antiquarischer Theil.

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften

von **Carl Ritter.**

1852. gr. 4. geh. 25 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin ist erschienen: (274)

Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks.

Ein Beitrag

zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen

von Dr. **Adalbert Kuhn.**

1859. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Wir begrüssen dieses gediegene, treffliche Werk als die erste in vollem Detail ausgeführte Monographie auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie der Indogermanen. Waren die bisherigen derartigen Arbeiten *Kuhns*, der als der wahrhaftige Schöpfer dieser neuen Wissenschaft dasteht, vielleicht in etwas zu allgemeinen Umrissen gehalten, um sich die ihnen gebührende Anerkennung und Zustimmung auch in weiteren Kreisen sofort allseitig zu gewinnen, so wird jetzt vor der Fülle der hier für einen einzelnen Fall gebotenen Thatsachen jeder Zweifel, auch der Bedenklichsten, schwinden müssen." Literar. Centralblatt.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen: (267)

Voigt (J.) — Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates

(41 Bogen.) gr. 8. 2 Thlr.

In Leinwand gebunden mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser verdeutlichen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

Zu erhalten durch alle Buchhandlungen:

Rede an der Bahre des hingeschiedenen Rabbiners und Predigers Dr. **Michael Sachs.**

Rede an der Bahre des Dr. **Moritz Veit** gehalten von Dr. **Jolt,**

Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu Breslau.

Velinpapier. (1½ Bgn.) Preis 4 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

(268)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Indische Skizzen.

Vier bisher in Zeitschriften zerstreute Vorträge und Abhandlungen

von

Albrecht Weber.

Nebst einer Schrifttafel. 1857. gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Diese Arbeiten des sehr geachteten Sanskritforschers sind für Alle, die für Fragen der ältesten Völkergeschichte Sinn haben, von hohem Interesse. Sie behandeln in einer jedem Gebildeten zugänglichen Form die neueren Forschungen über das alte Indien, über den Buddhismus, die Verbindungen Indiens mit den Ländern im Westen, endlich den semitischen Ursprung des indischen Alphabets.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (269)

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Beiträge zur Geschichte des schlesischen Adels.

Herausgegeben von

Rudolph Grafen Stillfried, Grafen von Alcantara.

Heft II. Auszüge aus dem ältesten Glätzer Amtsbuche und der Adel des Glätzer Landes. Royal-4. geheft. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Früher erschien:

Heft I. **Stammtafel und Beiträge zur älteren Geschichte der Grafen Schaffgotsch.** Royal-4. Mit zwei Abbildungen und zwei Stammtafeln. Preis 1 Thlr. 15 Sgr. (270)

Berlin, 4. Mai 1864.

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geschmückt mit dem in Reliefmanier gedruckten Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einb. mit Goldschnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzensblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (268)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erscheint:

Florae Columbiae terrarumque adjacentium specimina selecta

Edidit

H. Karsten.

Tomi I fasciculus I—V. 1859—1863. Imp.-Fol.

Preis des Heftes mit schwarzen Tafeln 15 Thlr., desgl. mit fein colorirten Tafeln 30 Thlr.

Ueber den Werth und die Bedeutung dieses Unternehmens mag an Stelle vieler Zeugnisse folgende competente Stimme urtheilen.

Der berühmte Reisende Hr. **v. Martius** in München sagt darüber in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (6. April 1861): „Dem eben geschilderten Werk stellt sich das von Karsten ebenfalls deutschen Ursprungs, durch Pracht der Ausstattung würdig zur Seite. Auch hier zeigt sich uns die Kunst der botanischen Ikonographie in allen den Vorzügen, welche sie neuerlich durch lebendige Zeichnung, naturgemässes Colorit und Feinheit in Untersuchung der kleinsten Theile von Blüthe und Frucht erreicht hat. Der Verfasser hat zweimal die pflanzenreichen Gegenden Columbiens besucht und dort im ganzen zwölf Jahre vorzugsweise zur Förderung seiner Fachwissenschaft zugebracht. — — Eine reiche Ernte sehr mannichfaltiger Pflanzenformen, wie sie nur auf einem so verschiedenartig gestalteten Terrain vorkommen können, ward gewonnen. Viele hat der Reisende mit umsichtigem Fleiss in die europäischen Gärten übergesiedelt, wo uns denn unter andern auf diesem Weg eine genaue Kenntniss vieler Baumfarren vermittelt wird, jener merkwürdigen Gewächse, die schon in früheren Schöpfungsperioden eine so wichtige Rolle auf unserm Planeten gespielt haben. — — Es ist nicht zu zweifeln, dass die schöne auch der Verlagshandlung zur Ehre gereichende Unternehmung in dem wissenschaftlichen und kunstliebenden Publikum ermuthigende Theilnahme finden werde. Deutschland hat in früherer Zeit für seine Prachtwerke unter geringeren wissenschaftlichen Ansprüchen den Ton angegeben, und darf jetzt um so weniger zurückbleiben, als seine Pflanzenkenner gegenwärtig eine gründliche und [illegible] entwickelte Schule bilden." (267)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 21.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 22. Mai 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portozuschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Die „Matinées royales" und Herr Henry Ratault de Bussen 322
Naturwissenschaft und Volkswirthschaft . . 323

Frankreich.
Frankreich als Seemacht. I. Die Kriegsflotte 324

England.
Das großbritannische Herrenhaus III. Englische Junker 327

Italien.
Einige neue Lebensnachrichten über Galilei 329

Ostindien.
Streifzüge in dem Hochlande von Kaschmir 330

Britisches Nordamerika.
Ein englischer Missionär über Neufundland 333

Kleine literarische Revue.
Zur Marinefrage 334
Der Geist über die Schlei 334
Eine Shakspeare-Feier an der Ilm . . . 334
Britische Studien in Deutschland . . . 335

Literarischer Sprechsaal 335

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Etymologische Untersuchungen über geographische Namen.
von
C. A. F. Mahn, Dr. phil.
Lief. 1–4. 1856–1862. 8. Zu je 5 Sgr.
Lief. 5–7. 1863. 15 Sgr.

Inhalt: 1. Einleitung, Bedeutung des Flussnamens Spree. — 2. Havel, Elbe, Tiber, Rhein. — 3. Braunschweig, die Oker und der Khut, Paris und Lutetia Parisiorum, Weichsel, Hamburg. — 4. Madrid, Rostock, Wittstock, Bialystock, Cumbarazo, Andes, die Pichelsberge, Potsdam. — 5–7. Berlin, Köln an der Spree, Spandau, der Müggelsee und die Müggelberge, Köpenick, Stolp, Stolpe, der Schlachtensee. —

Diese Abhandlungen wenden sich an den wissenschaftlichen Leser überhaupt, der für geschichtliche Untersuchungen Interesse hat; denn etymologische und geographische Namen sind heut das einzige Denkmal der vorgeschichtlichen Völkerwanderungen. Der Werth dieser Arbeiten wird nicht blos durch andere gelegentliche Etymologieen, sondern auch dadurch erhöht, dass der Act der Namengebung an Völker und Städte nach allen Möglichkeiten dargelegt wird und dadurch für alle hierher gehörende Untersuchungen zutreffende Fingerzeige gegeben werden. (277)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

(Fortsetzung aus Nr. 20 d. Bl.)

Collins, W., The Woman in white. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**
— — No Name. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**
Cornwall, B., Dramatic Scenes. With other poems. Illustrated. Ladenpreis 6 Thlr. **Für 5 Thlr.**
Court life at Naples in our own times. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 2 Thlr. 15 Sgr.**
Davis, N., Carthage and her remains. With maps and illustrations. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 5 Thlr.**
Du Chaillu, P. B., Explorations and adventures in Equatorial Africa. With map and illustrations. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**
Dyer, Th. H., History of modern Europe from 1453 to 1857. Vol. I, II. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 8 Thlr.**
Edwards, S., History of the Opera. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 5 Thlr.**
Eliot, G., The Mill on the floss. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**
— — Silas Marner. Ladenpreis 4 Thlr. **Für 2 Thlr. 10 Sgr.**
Female Life in Prison. By a prison matron. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 3 Thlr.**
Freer, M. W., Henry III. King of France and Poland: his court and times. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 7 Thlr.**
— — History of the reign of Henry IV. King of France and Navarre. 4 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 8 Thlr. 20 Sgr.**
Grey, Earl, Parliamentary government with reference to a reform of Parliament. Ladenpreis 2 Thlr. 15 Sgr. **Für 2 Thlr.**
Gurney, J. H., Chapters from French History. Ladenpreis 2 Thlr. 5 Sgr. **Für 2 Thlr.**

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Packete nachgenommen werden sollen. (275)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
Mai 1864.
How Charley Blake Went in for the Heiress. A Tale. — The London Opera Directors. A Series of Anecdotic Memoirs of Directors, Composers, and the leading Singers who have appeared before the British Public. No. II. (With Portraits of Geminiani, Giardini, Veracini, and Aaron Hill). — Notes Drawn on the Avon Bank for General Circulation. (With Portraits of Shakespeare, and Sketches at Stratford.) — Picturesque London. — Hyde Park. — The Ordeal for Wives. A Story of London Life. Chapter XV–XVIII. — Parisian Promenade. — The Merchant Princes of England. The Gresbams of London. — Notes on Dress at a Fancy Ball. — A Modern Masquerade. How Some Folk Prepare for the Derby. — An Answer to Contradictions. — A Gossip about Garden Games. Chapter I. Quoits. II. Bowls, Summer-Skates, and Children's Garden Games.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
Mai 1864.
Denis Duval. Chapter VI. VII. — Garibaldi's Invisible Bridge. — Thoughts on Half-Holidays. — Money and Manners. — The Socrates of the Athenian People. — Margaret Denzil's History (Annotated by Her Husband) Chapter XIX. XX. — Blind Workers and Blind Helpers. — Country Gentlemen. — A Day's Pleasure with the Criminal Classes. (276)

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.
A. Houzé: **Etude sur la signification des noms de lieu en France.** Paris, Ve Hénaux. 5 fr.
Paul Meurice: **Les chevaliers de l'esprit.** Un volume. Paris, Pagnerre.
Seize sujets de Hamlet, dessinés et litographiés par Eugene Delacroix. Paris, Pagnerre.
La Religieuse. Par l'abbé *** (Auteur du Maudit) 2. vol. Paris, librairie internationale. 10 fr.
Histoire de la révolution polonaise, 1772–1864. Par le comte Stanislas Araminski. Un fort vol. 12 fr. (Librairie historique.)
La France en Pologne. Paris, Cournol. 1 fr.
Almanach diplomatique de Paris. Annuaire général de diplomatie, de politique, d'histoire et de statistique pour tous les pays du globe. (En préparation pour 1865.) Paris, Amyot. (278)

Deutschland und das Ausland.

Die „Matinées royales" und Herr Henry Nadault de Buffon.

Herr Henry Nadault de Buffon, ein Urenkel des großen Buffon, hat im April-Hefte der Revue Britannique einen auch in besonderem Abdrucke erschienenen kritischen Excurs über die in neuerer Zeit wieder mehrfach publizirten „Matinées royales" erscheinen lassen.*) Während die gründlichsten deutschen Geschichtsforscher, die gewissenhaftesten, mit den Werken Friedrich's des Großen vertrauten Kritiker sämmtlich darin übereinstimmen, daß die Matinées royales ganz unmöglich von dem Könige geschrieben sein können und vielmehr alle Kennzeichen an sich tragen, daß sie das Erzeugniß eines geschickten, französischen Autors (vielleicht Voltaire's) seien, der vor hundert Jahren dieses Pamphlet abgefaßt, um dadurch dem Könige von Preußen in der öffentlichen Meinung zu schaden, bleiben einige untergeordnete englische und französische Köpfe, die von Friedrich und seinen Werken eine ganz oberflächliche Kenntniß haben, wie z. B. Sir John Dalberg Acton und Herr Nadault de Buffon, bei der Ansicht, kein Anderer, als der König habe diesen literarischen Wechselbalg erzeugt.

„Die Authentizität der Matinées du roi de Prusse," sagt Herr v. Buffon in der vorliegenden Schrift, „die so lange unsicher war, scheint jetzt festzustehen. Das Zeugniß von Buffon's Sekretär, eines unbetheiligten Mannes, der um so glaubwürdiger ist, als er von dem Werthe seiner Behauptung nicht einmal eine Ahnung hat, ist eine kostbare Thatsache, welche die deutsche Kritik zu notiren und zu widerlegen Ursache hat, deren Wichtigkeit aber zu verkennen unmöglich ist."

Nun, wir erkennen weder die Kostbarkeit, noch die Wichtigkeit dieses Zeugnisses an. Was bezeugt und was behauptet denn eigentlich Herr Humbert Bazile, der Sekretär des großen Buffon? Er behauptet, daß im Jahre 1782, als der Sohn Buffon's auf einer Reise nach oder von St. Petersburg durch Berlin kam, der greise König Friedrich dem jungen Buffon die bereits im Jahre 1766 gedruckten „Matinées" in einem vom Könige selbst geschriebenen Manuscripte als Geschenk für seinen Vater übergab, damit dieser, wie Herr Nadault de Buffon sehr scharfsinnig vermuthet, an der Stelle Voltaire's, der nicht mehr am Leben war, die Schrift korrigire. Giebt es wohl etwas Abgeschmackteres, als solche Behauptung? Der König — das steht fest — hat bereits im Jahre 1766 gegen die Niederträchtigkeit der Imputation, Verfasser einer so wenig ehrenhaften Schrift zu sein, auf das Lebhafteste protestirt, und nun soll er, der schon in seiner Jugend den Antimachiavell und später die Geschichte des Hauses Brandenburg und seiner eigenen Zeit, nebst so vielen anderen glorreichen Werken, verfaßt hatte, jenes machiavellistische Opus, worin die Geschichte des Hauses Brandenburg und die Regierungs-Politik des Königs als ein Gewebe von berechneten Nichtswürdigkeiten charakterisirt werden, im hohen Alter, vier Jahre vor seinem Ableben, wie ein Schulknabe dem alten Buffon zur Korrektur gesandt haben!

Mein Herr Nadault de Buffon, der Sie die Werke von Friedrich II. eben so wenig zu kennen scheinen, als Ihr Vorfahr, der Sohn des großen Buffon, den sein Großvater (in einem Briefe vom 10. Juni 1782) erst darauf aufmerksam machen mußte, daß er es in Potsdam mit einem Monarchen zu thun habe, welcher sich im Frieden wie im Kriege berühmt gemacht — ich kann Ihnen nur rathen, sich die „Oeuvres de Frédéric le Grand" in der neuen Ausgabe von dreißig Bänden etwas genauer anzusehen. Sie werden dann bei einiger Vergleichung sofort zugeben müssen, daß diese dreißig Bände durchweg von dem Geiste der Ehre, der Wahrheit und der Schönheit durchdrungen sind, während Ihre Matinées royales von der ersten bis zur letzten Seite ein mephistophelisches Gepräge der Unehrenhaftigkeit, der Lüge und der Karrikatur an sich tragen.

Es ist unmöglich, daß Sie die authentischen Werke des Königs kennen, da Sie es sonst nicht für möglich halten würden, daß dieses Pamphlet von ihm verfaßt sei. Lassen Sie sich daher wenigstens über die ersteren durch einen Ihrer Landsleute belehren, dessen Autorität Sie unbezweifelt anerkennen. Wir meinen Herrn Sainte-Beuve, Mitglied der französischen Akademie, der in seiner Anzeige der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen*) über die Praktiken Auskunft giebt, die man in Frankreich zur Zeit Ludwig's XV. anwandte, um die Schriften Friedrich's zu fälschen und seinen Ruf zu beeinträchtigen, und der dann Folgendes über den Charakter des Königs und seiner Werke sagt:

„Man hat einen Widerspruch zu finden vermeint zwischen den Worten und Schriften Friedrichs, des Philosophen, einerseits und den Handlungen des Königs und Eroberers andererseits. Ich finde jedoch diesen Widerspruch nicht in der Weise, wie behauptet wird. Ich will absehen von einzelnen Aufsätzen und Ausfällen Friedrich's, als er noch Kronprinz und sehr jung war; aber von dem Augenblicke an, wo er sich seiner Stellung als König bewußt war, finde ich den ganzen Mann in Uebereinstimmung mit sich selbst; ich finde ihn überall wahr. Und so finde ich z. B. auch in den Geschichtswerken, die er abgefaßt, nicht Ein Wort, das nicht durch seine Handlungsweise und durch sein Leben gerechtfertigt wäre.

„Ein Fürst — so sagte und so dachte Friedrich — ist der erste Diener und Beamte des Staates. Er ist ihm Rechenschaft schuldig über den Gebrauch, den er von den Abgaben macht. Er erhebt dieselben, um den Staat vermittelst der Truppen vertheidigen zu können, die er unterhält; um die Würde, die er bekleidet, aufrecht zu erhalten; um treue Dienste und das Verdienst zu belohnen; um einigermaßen ein Gleichgewicht zwischen Reichen und Armen herzustellen; um Unglücklichen jedes Standes und aller Art beizustehen; endlich um in Allem, was den Staat als solchen und als ein Ganzes angeht, großartig aufzutreten. Wenn der Monarch einen aufgeklärten Geist und ein gerades Herz besitzt, so wird er alle seine Ausgaben zum Nutzen des Landes und zum größten Vortheil seines Volkes verwenden."

Dies, mein Herr Nadault de Buffon, sind die eigenen Worte und Gedanken des Königs, wie sie Ihr Landsmann Sainte-Beuve anführt. Das Uebrige, was zur Widerlegung Ihrer abgeschmackten Meinung über Friedrich und seine Schriften dienen kann, mögen Sie in der bezeichneten Recension selbst nachlesen. Sie haben zwar auch den Historiographen, Herrn Professor Preuß, aufgefordert, Sie zu widerlegen; ich zweifle jedoch daß der wackere Geschichtschreiber Friedrich's des Großen, der viel Wichtigeres zu thun hat, sich darauf einlassen werde.

J. L.

*) Un épisode de la vie littéraire de Frédéric le Grand, par M. Henri Nadault de Buffon. Paris, au bureau de la Revue Britannique 1864. 35 pages.

*) Causeries du Lundi. T. III. p. 113.

Rechtswissenschaft und Volkswirthschaft.

Der Verfasser der nachstehenden Erörterungen entlieh vor Kurzem zu gleicher Zeit zwei verschiedene Werke, eines von einem englischen National-Oekonomen, das andere von einem deutschen Juristen herrührend, um in beiden nachzulesen, was darin über die Natur der Banknoten gesagt war. Das erste las er, trotz der fremden Sprache und trotzdem er in der Nationalökonomie nur sporadische Kenntnisse besitzt, mit großem Nutzen; er fand durch dasselbe seine Kenntnisse bereichert, seinen Gesichtskreis erweitert, und sich durch jeden Satz zum eigenen weiteren Nachdenken mächtig angeregt. Mit dem Buche des deutschen Professors aber ging es ihm (oder vielmehr mir, — denn es ist lästig, von sich selbst auf die Leser in der dritten Person zu sprechen) seltsam. Wenn Jemand, der zwar englisch und französisch, aber nicht spanisch versteht, zum ersten Male ein spanisches Buch in die Hand bekommt, so wird er bei wiederholtem Lesen sich wohl den allgemeinen Gedankengang zu eigen machen können, aber es wird ihm im Einzelnen Vieles dunkel bleiben. So ungefähr ging es mir mit dem juristischen Werke: ich fand da Erörterungen über Vital-, Genital- und Finalfunctionen der Aktien, über symbolistische Obligationsbildungen und civilistische Intuition, über die Strenge der Verkehrslogik und tausend andere Ausdrücke, die ich nie zuvor gehört hatte. Ich konnte zwar dem Gedankengange des Verfassers im Allgemeinen folgen; ich konnte zur Noth jeden einzelnen von ihm gebrauchten Ausdruck mir übersetzen; allein der Geist der Sprache, in welcher das Werk geschrieben war, blieb mir fremd, und während ich aus dem Buche des Engländers ein klares System von Gedanken mitnahm, welches ich jeden Augenblick im Geiste reproduziren konnte, lieferte mir das deutsche Werk keine Ausbeute, und so oft ich versuchte, mir die Resultate des Autors zu vergegenwärtigen, führte mir der böse Zufall Mirza Schaffy's Lieder durch den Kopf, z. B.:

Ich höre das Geklapper einer Mühle
Und sehe doch kein Mehl;

oder

Das dem gemeinen Verstand Unverständliche
Hat seine Quelle im Unverstand.

Ich übte gern die Bescheidenheit, die Geringfügigkeit der Aerndte, die ich aus dem Durchlesen eines 729 Seiten starken Werkes habe ziehen können, auf Rechnung meiner Unkenntniß oder meines Auffassungsvermögens zu setzen, allein ich träte dadurch vielen verdienten Männern zu nahe, die mir in Glauben verdienenden Formen eine mittelmäßige Tüchtigkeit zur juristischen Theorie und Praxis zugesprochen haben, und ich muß mir die Behauptung gestatten, daß Werke wie das erwähnte — warum sollte ich es nicht bezeichnen? es ist Kuntze's Lehre von den Inhaberpapieren — für das große Publikum, ja für die große Menge des Juristenstandes, mit Einschluß der studirenden Generation, nicht den geringsten Nutzen stiften, wodurch ich ihnen übrigens den Werth und die anregende Kraft für Professoren der Jurisprudenz nicht absprechen will.

Dabei drängt sich mir eine Betrachtung auf, die meines Bedünkens sehr ernster Art ist. Der deutsche Nationalökonom versteht den französischen, den englischen Nationalökonomen so gut, als wäre der Unterschied der Nationalität und der Sprache keiner. Der deutsche Nationalökonom versteht den deutschen Juristen so wenig, als wäre der Unterschied der Fachwissenschaft ein nicht zu überwindender. Ich bemerke, daß ich unter Jurisprudenz und Jurist hier wie im folgenden ausschließlich die Lehre vom Vermögensrecht und den, der diesen Zweig der Wissenschaft behandelt, verstehe. Wenn ein Ereigniß, wie der Brand von Alexandrien, unsere gesammte deutsche Literatur vernichtete, und es bliebe nur Ein Lehrbuch des Privatrechts und Ein Lehrbuch der Nationalökonomie übrig, die beide in demselben Jahre erschienen und von Lehrern an derselben Hochschule geschrieben sind, so würde der glückliche Finder, dem dieselben nach Jahrtausenden in die Hände fallen, zu der Annahme geneigt sein, daß beide in weit von einander entlegenen Ländern und in durch Jahrhunderte geschiedenen Zeiträumen entstanden seien. Umgekehrt würden neben einem deutschen Werke, etwa dem von Max Wirth, die Schriften von Bastiat und Mill in deutschen Uebersetzungen erhalten, so würde derselbe glückliche Finder durch Nichts zu dem Glauben bewogen werden, daß diese verschiedenen Geistesprodukte innerhalb verschiedener Nationen entstanden sind. Gränzen nicht die Felder des Nationalökonomen und des Juristen hart an einander? Ist es nicht die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse durch Arbeit und durch den Austausch der Arbeitsprodukte, die den Stoff zu den Untersuchungen beider hergiebt? Sind nicht Preis, Lohn, Zins die Grundbegriffe, die, in immer kunstvolleren Verschlingungen und Gestaltungen wiederkehrend, den Gegenstand für die Betrachtungen beider hergeben? Und dennoch nimmt selten der Eine Bezug auf das, was der Andere gesagt hat; dennoch berührt sich das, was der Jurist über den Wechsel oder die Aktie zu sagen weiß, gar wenig mit dem, was der Nationalökonom über denselben Gegenstand sagt. Die Folgen davon sind wahrlich nicht erfreulich; es herrscht unter den Berufs-Juristen im Allgemeinen eine bedauerliche nationalökonomische Unkenntniß. Das unseres Dafürhaltens ungerechtfertigte Verlangen nach besonderen Handelsgerichten würde nicht erhoben werden, wenn unsre Richter ein eingehenderes Verständniß für die Verhältnisse des Verkehrs hätten. Und man frage unsere großen Bankhäuser, wie selten sie einen Advokaten, man frage unsere Handelskammern, wie selten sie einen Consulenten finden, tüchtig, um Fragen zu bearbeiten, für welche Kenntnisse der nationalökonomischen Verhältnisse unentbehrlich sind. Auf der anderen Seite zeigen auch die deutschen Nationalökonomen weniger Verständniß für die Anforderungen der Rechtsordnung, als etwa die englischen. Ich sprach vor einiger Zeit mit einem der vortrefflichsten Volkswirthe über gewisse, den Wechselverkehr betreffende Fragen, und erhielt von ihm als ein Argument gegen die von mir entwickelte Ansicht den Satz, daß zu einem gültigen Wechsel unter anderem die Formel gehöre: „Werth erhalten." Als ich ihn erstaunt darauf aufmerksam machte, daß die deutsche Wechselordnung diese Formel nicht verlange, wenngleich ich ihm zugeben müsse, daß sie im Verkehr üblich und unter allen Umständen wünschenswerth sei, antwortete er achselzuckend, er spreche eben von dem im Verkehr Ueblichen, denn er sei kein Jurist, und könne nicht wissen, was in der Wechselordnung stehe. Er sagte es mit einem Stolze, als sei es ein Vorzug, keine juristischen Kenntnisse zu haben, und doch wußte ich, daß er praktischer Jurist gewesen war. Der Nachweis wäre nicht schwer zu führen, daß es zu Einseitigkeiten in der nationalökonomischen Theorie führen muß, wenn man den Verkehr stets nur in seiner normalen Entwickelung vor Augen hat, nicht auch in den Störungen, denen er in Folge von Rechtswidrigkeiten ausgesetzt ist, wenn man sich gewöhnt, über der Geltendmachung der einen Forderung: Freiheit des Verkehrs, die andere: Aufrechterhaltung der Rechtsordnung, zu übersehen.

Die Hauptschuld an dem Zerwürfniß, welches zwischen beiden Wissenschaften besteht, tragen allerdings die Juristen; sie verlangen von ihrem Publikum eine besondere Art des Denkens, das „juristische

Denken", während die Nationalökonomen sich an den gesunden Menschenverstand wenden, das heißt an diejenige Art des Denkens, die allen gemeinsam ist. Der größte Jurist der neueren Zeit und einer der größten aller Zeiten, v. Savigny, hatte eine Verständigung zwischen beiden Wissenschaften angebahnt. Bei ihm findet sich durchgängig das Bestreben, das Wesen der Rechtsinstitute dadurch zu erläutern, daß er sie auf ihre volkswirthschaftlichen Voraussetzungen zurückführt. Dieses Bestreben, wie es mit Nothwendigkeit hervorging aus jenen Principien, auf welche er seine historische Rechtsanschauung gründete, ist ein nicht weniger glänzendes Verdienst, als die Feststellung der Grundprincipien der historischen Rechtsschule selbst. Er bemüht sich, die Rechtsinstitute so darzustellen, daß wirthschaftliche und juristische Bedeutung sich vollkommen decken. Auf diesem Wege sind ihm von seinen Schülern nur wenige gefolgt; wir können von denselben Keller und Ihering nennen. Puchta, welchen das Vorurtheil als den berechtigten Nachfolger Savignys, als den Fortführer seiner Lehre auffaßte, schlug einen völlig entgegengesetzten Weg ein; seine „Constructionen" werden häufig ein scholastisches Spiel mit Begriffen, denen keine Thatsachen zu Grunde liegen. Er setzt sich über die Natur der Sache, das heißt über die wirthschaftlichen Verhältnisse, auf denen die Rechtsregeln beruhen, spöttisch hinweg. Die Schule Puchta's und des eifrigsten unter seinen Anhängern, Gerbers, ist die herrschende geworden. Diese Schule geht nicht darauf aus, die Rechtsverhältnisse von ihrer wirthschaftlichen Seite aufzufassen, sondern sie romanistisch zu construiren, obwohl die römischen Rechtsbegriffe nur auf Verhältnisse anwendbar sein können, die schon im wirthschaftlichen Verkehr der Römer sich vorfanden. So finden wir denn alles Ernstes den Versuch, Theaterbillets, Bade- und Speise-Marken romanistisch zu „construiren", d. h. diese „Rechtsinstitute" so zu erläutern, daß ein römischer Jurist, der aus dem Grabe auferstände, sie sofort dem System seiner Begriffe einverleiben könnte.

Volkswirthschaftliche und juristische Auffassung sind Betrachtungen desselben Gegenstandes von verschiedenen Seiten. Die englische Wirthschaft ist von der deutschen verschieden, so weit sie Landbau, Familienleben und den kleinen Verkehr anbetrifft; auf diesen Gebieten werden und mögen daher England und Deutschland verschiedenes Recht behalten. Der englische und deutsche Verkehr sind hingegen einander völlig gleich, so weit sie sich auf Wechsel, Banknoten, Staatspapiere und Aktien beziehen; hier wird und muß sich daher ein gleiches Recht, ein internationales Recht ausbilden. Ein juristischer Satz, der Grundeigenthum, Erbrecht, Güterrecht der Ehegatten oder Wohnungsmiethe anbetrifft, kann in Deutschland wahr und dennoch in England unwahr sein, weil die wirthschaftlichen Verhältnisse verschieden sind. Ein wissenschaftlicher Lehrsatz, (von willkürlichen Einzelheiten des positiven Rechtes abgesehen,) der Wechsel oder Banknoten betrifft, kann nicht in Deutschland wahr sein, wenn er in England falsch ist. Da nun das römische Recht in England überhaupt, im Großverkehr insbesondere, unanwendbar ist, so kann es in Deutschland, so weit der Verkehr, die wirthschaftliche Organisation, der englischen gleich ist, nicht anwendbar sein.

Von den römischen Juristen hätten ihre deutschen Nachfolger zweierlei lernen sollen: Erstens, daß der beste Jurist zugleich der beste Nationalökonom sein muß. Die wenigen nationalökonomischen Wahrheiten, die wir bei römischen Schriftstellern finden, finden wir bei ihren Juristen, und die Theorie, die Paulus vom Gelde aufstellt, ist noch heute nicht übertroffen. Zweitens, daß wo ein internationaler Verkehr sich bildet, die beschränkte Rechtsauffassung einer Nation einem internationalen Recht weichen muß. Gegen Ende der Republik wurde das commercium des Römischen Bürgers durch den internationalen Verkehr des ganzen orbis terrarum in den Schatten gestellt. Damals wurde das eng umgränzte jus civile auf den wichtigsten Verkehrsgebieten zerbrochen, und an dessen Stelle ein jus gentium, ein internationales Recht gesetzt.

So muß heute das jus civile des deutschen, das heißt das römische Obligationenrecht auf dem Gebiete des Handelsverkehres gebrochen und durch ein internationales Recht ersetzt werden. Diesem muß aber eine internationale Rechtswissenschaft vorangehen. Wir verlangen daher, daß jeder, der über die rechtliche Natur der Wechsel, Banknoten, Staatspapiere und Aktien schreibt, der diese Institute construirt, so schreibe, daß er nicht allein von deutschen Juristen, sondern auch von deutschen Nationalökonomen, auch von englischen, französischen, italiänischen und amerikanischen Juristen und Nationalökonomen verstanden werde, denn er verbreitet sich über Wahrheiten, deren Wirksamkeit nicht auf deutsches Gebiet beschränkt ist. Wir verlangen eine internationale Rechtswissenschaft. A. M.

Frankreich.

Frankreich als Seemacht.

Es dürfte interessant sein, ein Urtheil über Frankreichs Streben nach Seemacht aus der Feder eines amerikanischen Marine-Offiziers kennen zu lernen. Wir entlehnen dasselbe dem Atlantic Monthly:

I.

Die Kriegsflotte.

Seit fünfundzwanzig Jahren hat Frankreich eine Reihe wichtiger Eroberungen unternommen und zum Theil glücklich ausgeführt. Hier und da hat es seine Flagge aufgepflanzt und seine Festungen aufgeführt an Punkten, die von Natur reiche Hülfsquellen bieten; überall hat es dasselbe Ziel verfolgt: Ersatz für seine früheren Verluste an Seemacht und Kolonien. Es hofft, in diesem Wettkampfe um merkantilische und navale Größe der Königin der Meere die Palme zu entringen.

Nach dem Frieden von 1815 lag Frankreichs Seemacht hoffnungslos danieder. Ja in den dreizehn Jahren, die jenem Frieden vorangegangen, hatte ihm England nicht weniger als sechshundert Kriegsschiffe theils abgenommen, theils zerstört. Im Mittelmeere, im Atlantischen Ozean, in Westindien, im fernen goldnen Osten, überall wo sich die erbitterten Zweikämpfer mit einander maßen, sei es Flotte gegen Flotte, sei es Schiff gegen Schiff, zog Frankreich den Kürzeren. Wenige Fischerhäfen abwärts vom Lorenzbusen, etliche Zuckereilande in Westindien, einige wehrlose Faktoreien, die an Afrikas und Hindostans Küsten zerstreut lagen und nur durch Englands Gnade ihr Leben fristeten — das war Alles, was dem hochfliegenden Ehrgeize geblieben war, ihm, der sich vermessen hatte, dem amerikanischen Festlande gegenüber den unbeschränkten Herrn zu spielen, über die reichen Eilande und Halbinseln Asiens eine mehr als königliche Gewalt zu üben und dem zu Boden geworfenen England mit den Kanonenmündungen seiner Armaden den Frieden zu diktiren. Nach fünf, binnen 75 Jahren, geführten furchtbaren Kriegen, nachdem es alle Hülfsquellen erschöpft und mehr als einmal alle Marinen Europas gegen

den insularen Feind verbündet hatte, war Frankreich gezwungen, vor der britischen Beharrlichkeit und seemännischen Tapferkeit die Segel zu streichen. Der Frieden, der keinen Augenblick zu früh kam, fand es mit einer buchstäblich vernichteten Marine, und von seinem Kolonien-Besitz war kaum mehr als die Erinnerung geblieben. Vergleichen wir nun jenen hoffnungslosen Bankerott mit der merkantilen Thätigkeit und der Seemacht des heutigen Frankreich; werfen wir einen Blick auf seine gegenwärtigen Kolonien, die Keime künftiger Reiche: so können wir dem Muth und der Thatkraft, die solche Resultate hervorgerufen, unsere höchste Bewunderung nicht versagen.

Bei diesem Restaurationswerk hatte Frankreich nicht weniger als Alles zu schaffen: Schiffe, Ausrüstung, Maschinen, selbst Matrosen, die in den Schlachten Gefallenen zu ersetzen. Es war zunächst die Produktionsfähigkeit zu produziren: es mußten neue Häfen angelegt oder die alten vervollkommnend ausgebessert, Docks gemauert, Werfte eingerichtet, Material angeschafft werden. Und das geschah, still und unablässig. In der Größe, in den mechanischen Hülfsmitteln, in der Anhäufung aller Werkzeuge und Erfordernisse zum Neubau oder zur Ausbesserung der Kriegsschiffe auf Einem Punkt — kurz in Allem, was zur Förderung der Schifffahrt beiträgt, kann sich kein Hafen in der Welt mit den französischen Häfen messen.

Daß wir nicht übertreiben, dafür mag der Hafen von Cherbourg zeugen. Ursprünglich war er wenig mehr, denn eine offne Bucht, von dem Kanal in die französische Küste gehöhlt, mit felsigem Gestade, das jedem Nordwinde bloßgestellt war. Aber sie lag gerade auf dem Fleck, wo Frankreich einen Hafen brauchte: in der Mitte der Nordküste, England gegenüber. Quer durch diese offne Bucht wurde nun, wie eine Bogensehne, ein Riesenwall gespannt. Ueber eine Meile weit von dem Buchtende im tiefen Wasser aufgeführt, streckt er sich, drei Seemeilen lang, an der Basis neunhundert Fuß breit, fast von einer Küste zur anderen. Von dem Seebette aus sechsundsechszig Fuß hoch, ist er fest genug, die stärkste Festung auf seinem Rücken zu tragen. Das ist der berühmte Damm von Cherbourg. Siebzig Jahre hatte der Bau mit den Elementen zu kämpfen. Oft zerstörten die Wellen das Werk von Jahren. Einmal fegte ein rasender Sturm den ganzen Oberbau hinweg: Schanzen, Rüstzeug, Baracken, die Mannschaft selbst, wurden vom Meere verschlungen. Allein der Widerstand erweckte nur frische Thatkraft; und nun steht er vollendet da, im Meere wurzelnd gleich einem Riff. An jedem Ende des Dammes, zwischen ihm und dem Lande, bieten breite Kanäle den größten Schiffen bei jedem Meeresstande einen bequemen Durchgang. So hat die Wissenschaft einen sicheren Hafen ins Dasein gerufen; sicher gegen die Anfälle des Meeres durch eine Barre von Granit; aber auch nicht minder sicher gegen die Anfälle der Menschen durch das Gestoß aus mehr denn sechshundert Feuerschlünden.

Doch das ist nur das Aeußere von Cherbourg. In den Busen der Felsklippen an der Westküste sind drei Becken oder Docks gehauen worden. Ein wahres Riesenwerk! Das erste, 1813 vollendete, 950 Fuß lang, 768 Fuß breit und 55 Fuß tief, kann 15 Linienschiffe fassen. Das zweite, von kleineren Dimensionen, 1829 vollendete, hat Raum für 12 Schiffe; das dritte und größte, das 1858 mit großen Feierlichkeiten eröffnete, ist 1365 Fuß lang, 650 Fuß breit und 60 Fuß tief und kann 18—20 Schiffe ersten Ranges bequem aufnehmen. Neben denselben befinden sich zwölf Schiffsbauplätze und sieben Docks. Dann reihen sich an einander Zeughäuser, Magazine, Zimmerhöfe, Seilerbahnen, Segeltuchwebereien, Maschinenwerkstätten — kurz alle Anstalten zur Fertigung alles möglichen Schiffsbedarfs. Und es ist keine windige Prahlerei, daß eines schönen Morgens in diesem Hafen auf eine bestimmte Stunde eine Flotte ausgerüstet und bemannt bereit stehen kann, um eine Armee von 100,000 Mann einzuschiffen.

Cherbourg ist indeß nur einer von den fünf Häfen, die eben so mächtig, eben so befestigt, eben so mit allen Erzeugnissen mechanischer und nautischer Erfindung ausgestattet sind. Brest, l'Orient und Rochefort im Westen haben bei weitem größere natürliche und kaum geringere durch die Kunst angeeignete Vorzüge; während der alte Touloner Hafen am Mittemeere das für die südlichen Gewässer, was Cherbourg für die nördlichen leisten kann. Eine Thatsache mag zeigen, bis zu welchem Grade man die Macht der nautischen Produktion gesteigert hat: In diesen fünf Häfen sind etliche und achtzig Werften, fünfundzwanzig Docks und damit verbunden alles Material, alle Werkzeuge, alle Arbeit sparende Maschinen, alle mechanischen Kräfte, die das neunzehnte Jahrhundert kennt, und so kann Frankreich, wenn es will, vierzig Linienschiffe und vierzig Fregatten zu gleicher Zeit bauen und überdies fünfundzwanzig andere Schiffe in Ausbesserung nehmen. Der Schluß ist also kein gewagter, daß in Betreff des Umfangs, der Vollständigkeit, der Konzentrirung aller Arbeitskräfte auf Einen und den rechten Punkt die Häfen und Werften Frankreichs schlechterdings ihres Gleichen nicht haben. Und das Werk geht unausgesetzt seinen Gang. Gegenwärtig sind 22,000 Menschen bei den nautischen Arbeiten beschäftigt. Binnen sechs Monaten ist ein Dock in Toulon, ein anderer in l'Orient fertig geworden, während in Brest eine lange Reihe von Werften ihrer Vollendung nahe sind. Auch zu Cherbourg soll, wie man sich zuflüstert, noch ein Bassin in dem festen Gestein ausgehauen werden.

Was hat nun Frankreich durch diese ungeheuren Vorbereitungen an Seekriegsmacht gewonnen? Alles! Seine Dampfflotte — denn die Segelschiffe haben durch die Einführung dieses allmächtigen Hebels auch in der Nautik viel an ihrer Bedeutung verloren — steht keiner in Europa nach. Der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen hat das ganze Gewicht dieses neuen Elements in der Seekriegführung zu würdigen verstanden und in den letzten zehn Jahren seine volle Energie darauf gewendet, Dampfer von der größten Kraft und der schönsten Bauart herzustellen. Seit 1852 stieg die Zahl seiner Linienschiffe von zwei auf zwanzig und seiner Fregatten von einundzwanzig auf sechsundvierzig. Numerisch ist seine Flotte der englischen gleich, an Stärke und Wirksamkeit — insofern diese von der Festigkeit und Tragkraft der Schiffe abhangen — ihr vielleicht überlegen.

Werfen wir einen Blick auf die Panzerschiffe, so geben sie uns wieder Gelegenheit, den Scharfblick, die Energie und das geheimnißvolle Walten Louis Napoleon's zu bewundern. In dem Krimkriege schwammen drei eisenbeschlagene Batterien, jede achtzehn Fünfzigpfünder auf ihrem Rücken, an die Feste Kinburn, und vor ihrem Donner verstummten die russischen Geschosse. Das war eine Lektion, aus der jeder lernen mochte, und Napoleon lernte. Kann ein Schiff ganz oder zum Theil unverwundbar gemacht werden, welchen Vortheil bietet dann die Wahl der Stellung, die früher meist Schlachten entschied? Wird nicht der als Sieger hervorgehen, dessen Kanonen die schwersten Ladungen mit Blitzesschnelligkeit schleudern und dessen Kanoniere den zerstörenden Kugeln die genaueste Richtung zu geben vermögen? Der französische Kaiser hat seine Rivalen jenseit des Kanals ausgestochen. Während sie noch experimentirten, legte er den Kiel zu zwei Panzer-

schiffen von 6000 Tonnen Last. 1859 befahl er den Bau von zwanzig stahlgekleideten Fregatten und fünfzig Kanonenböten. Lord Clarence Paget erklärte vor Kurzem in einer Debatte, daß, während England bloß sechszehn eisenbeschlagene Fregatten theils vollendet, theils in Angriff genommen, Frankreich einunddreißig fertig gebaut habe — ungerechnet die schwimmenden Batterien und Kanonenböte, von denen die französischen Zeitungen, wenn ihnen zu trauen, fabelhafte Zahlen angeben.

Allein wie sollen diese verschiedenen und zahlreichen Fahrzeuge bemannt werden? Wo sind die Arme, diese furchtbaren Hebel in wirksame Bewegung zu setzen? — Nelson rief einst beim Anblick der stattlichen spanischen Schiffe: „Gott sei Dank, daß Spanien keine Leute bauen kann!" Nun hat zwar die jüngste Veränderung in der Nautik vielleicht den bezüglichen Werth des bloßen Seemannes um Vieles herabgesetzt, so daß jener Ausruf heutzutage nicht ganz zutreffend scheint; allein am Ende kann auf dem rauhen, sturmbedrohten Meere, der sprüchwörtlich gewordenen wandelbaren, unsicheren Reise, „auf der Welle, wo Alles Welle ist", Nichts den Menschen ersetzen; da gilt dennoch der brave und tüchtige Seemann, gehärtet in dem Kampf mit Wind und Wetter, ruhig, besonnen in Gefahren, auf alle Zufälle gefaßt; der da noch den engen Pfad der Rettung ausfindet, wo das gewöhnliche Auge nichts als Untergang und Tod siehet. Frankreich weiß das, weiß, wie viele seiner früheren Niederlagen zur See der Mangel an tüchtigen Seeleuten verschuldet hat.

Aber von wannen sollte Abhülfe kommen? Woher Matrosen nehmen, wo solche machen, daß sie denen gewachsen seien, die auf den rastlosen Wogen sozusagen geboren und erzogen sind? Aus dem Schoße einer schwachen Kauffahrerflotte und eines Volkes, das den Mühsalen und Gefahren des Seelebens abhold ist, wie vermöchte man die dünn gewordenen Reihen der geschickten Seeleute auszufüllen? Das ist Frankreichs Aufgabe, und es hat Alles gethan, sie zu lösen; aber Unmöglichkeiten kann es nicht aus dem Wege räumen.

Der erste Schritt, zu dem die Klugheit rieth, war, die Zahl der Matrosen zu vermehren. In Frankreich verkehren, nach ungefährer Schätzung, höchstens 150,000 Menschen zur See, wogegen England an Bootsleuten, Fischern, Küstenfahrern und eigentlichen Matrosen 800,000 Köpfe zählt. Hebet dieses Mißverhältniß und die Frage ist erledigt. Unglücklicher Weise kann die Regierung hier Nichts, des Volkes Neigung und Gewohnheit Alles thun. Der strengste Despotismus kann keine Handelsmarine schaffen, wenn im Volke der Handelssinn fehlt. Und keine noch so lockende Stimme wird den französischen Bauer von seinen Weinbergen, seinen Saatfluren wegbringen. Die französischen Regenten haben gethan, was sie konnten. Sie haben die Fischereien mit fester und freigebiger Hand gehegt. Jeden Frühling segelten 20,000 Menschen nach der besten Pflanzschule für das Seewesen, nach den Gestaden von Neufundland. Sie bekommen von der Regierung eine Prämie; dagegen sind sie der Schiffsdisciplin unterworfen und gehalten, wenn einberufen, sofort ohne Verzug in den Seedienst zu treten. Um zu überseeisch-kaufmännischen Unternehmungen anzuspornen und so mittelbar die Bildung von Seeleuten zu fördern, gewährte man den Dampfern, die nach Brasilien und nach dem Osten steuerten, bedeutende Subsidien. Und das Streben nach dem Besitz von Kolonien, so daß in unseren Tagen fast gleichzeitige Versuche angestellt worden, auf beiden Hemisphären und in allen Gewässern Niederlassungen zu gründen, — es hat unstreitig in der Absicht seine Wurzel, eine Handelsmarine und somit eine zahlreiche Schaar geschickter Seeleute ins Dasein zu rufen. Wenn aber der Erfolg weit hinter dem Plane zurückgeblieben ist, so lag die Schuld wahrlich nicht an der Mangelhaftigkeit des Entwurfs, sondern an der Schwierigkeit, den Seesinn in der Brust derer zu wecken, die ihrem ganzen Wesen nach mit dem Festlande verwachsen sind.

Kann nun die Vermehrung der Flottenmannschaft auf dem einfachen Wege der Werbung nicht bewirkt werden; lebt im Herzen des Franzosen eine unüberwindliche Liebe zu der Scholle, die ihn taub macht gegen den lockendsten Gesang der meergebornen Sirene — was räth nun die Klugheit zunächst? Das: Mache die Seeleute, soviel du ihrer hast, so tüchtig und brauchbar wie möglich zum Dienste. Und das hat die französische Admiralität mit Umsicht und Erfolg gethan. Jeder Matrose, jeder Maat, ja Jeder, dessen Beschäftigung irgendwie mit dem Wasser in Berührung steht, sei es auch nur der Führer eines Flußkahnes, der Arbeiter im Hafen oder den Docks, wird in die Marinerolle eingetragen, und von da ab ist er gehalten, auf den an ihn ergangenen Ruf in den aktiven Dienst einzutreten. So steht die gesammte seefahrende Bevölkerung der Regierung zur Verfügung. Ueberdies findet jährlich eine Aushebung unter den Eingetragenen statt, so daß in einer neunjährigen Periode alle nach einander an die Reihe kommen. Sie werden in Allem, was den Seedienst betrifft, fleißig geübt: in der Bedienung der Stücke, in der Handhabung des Segels und Steuers und den Manövern der Flotte. Wie plötzlich denn auch die Einberufung an sie ergeht; aus welcher Richtung sie auch herbeikommen: immer sind sie tüchtig auf dem Platze und nimmer sticht eine Flotte mit einer Schaar von Grünlingen in die See.

Mit demselben Ernst wird die Bildung der Seeleute im wirklichen Dienst fortgesetzt. Die französische Admiralität duldet keine Drohnen am Bord: in keinem Falle werden sie zu Vertrauensstellen befördert. Die Ehrenplätze werden gewonnen, nicht erkauft. Jede Stufe aufwärts, vom Maat bis zum Admiral, muß durch ehrenwerthen Dienst, durch theoretische und praktische Fortschritte in der Seemannskunst erstiegen werden. Der heutige französische Seeoffizier ist Meister in allen Fächern seines Berufes und nimmt es darin mit jedem Berufsgenossen in anderen Flotten auf. Offiziere, wie Gemeine — 25,000 Mann sind selbst in Friedenszeit im Dienste — werden am Bord großer Uebungsflotten in allen Zweigen der Nautik fleißig geschult. In und außer dem Hafen sind sie nie müßig. Auf die täglichen, vorgeschriebenen Exercitien wird streng gehalten. Und der Erfolg dieser Organisation liegt unverkennbar zu Tage. Der französische Matrose von 1863 ist kein Abklatsch des Matrosen von 1800; in Gewandtheit, in Sachkenntniß, in schweigendem Gehorsam steht er hoch über seinem Vorgänger. Das französische Schiffsvolk wird die Anker lichten, die Segel beisetzen und reffen, die Stangen aufsetzen und streichen, die Takel handhaben, kurz alle Arbeiten, die das Tagewerk am Bord fordert, mit derselben Schnelligkeit und Präzision ausführen, wie das Schiffsvolk irgend welcher Nation. Keine Verwirrung, kein Geschrei, worüber sich die britischen Schriftsteller sonst so lustig machten, für die Eleganz der Flottenmanöver. Ein Kopf lenkt das Ganze. Eine Stimme unterbricht das Schweigen. Seit dem Krimkriege sprechen die Engländer mit Hochachtung von dem seemännischen Takt der Franzosen; und wenn sie ihnen auch nicht den gleichen Rang neben sich einräumen, so stellen sie doch nicht in Abrede, daß in einem eventuellen Seekriege zwischen den beiden Nationen mit einer bisher niegekannten Heftigkeit um die Palme würde gerungen werden müssen.

Alles, was Klugheit und Erfahrung an die Hand geben können, ist versucht; Alles, was Bildung und Mannszucht vermögen, ist ausgeführt worden. An einer Schwäche jedoch kränkelt Frankreich, für die es keine Heilmittel hat: es fehlt ihm an Reserven für den Flottendienst. Um seine Marine auf den Kriegsfuß zu setzen, braucht es alle seine verfügbaren Seeleute; ein Ueberschuß, um die Lücken, die der Krieg reißt, sofort auszufüllen, ist nicht vorhanden. Die Schaaren von Leuten, die mehr auf der See als auf dem Lande einheimisch sind, wie sie in den englischen Häfen wimmeln und auf eine Anwerbung passen, fehlen in Frankreich und werden so lange fehlen, bis der rechte Handelsgeist in der Bevölkerung erwacht, daß sie der „blauen Göttin" sich freudig weihen, „die sie mit freundlicher Spiegelhelle ladet in ihren unendlichen Schooß."

England.

Das großbritannische Herrenhaus. *)

III.

Englische Junker.

Eine andere und keine spärliche Klasse des Oberhauses charakterisirt Sydney Smith in seinem „Granby": „Mit Lord Chesterton kamen wir oft zusammen und hatten von Sr. Herrlichkeit nicht wenig auszustehen. Ein plumper, aufgeblasener Mengtschinalles, reißt er den größten Theil der Unterhaltung an sich, sagt in zehn Worten, wozu zwei genug wären, und ist dennoch überzeugt, daß er mit seiner Beredtsamkeit einen überwältigenden Eindruck macht. Er weiß genug, um mit seinem Wissen die Mitmenschen zu quälen, aber nicht genug, sie zu belehren. Von den jungen Mädchen wird er gefoppt und von witzigen Köpfen aufs Korn genommen. Wer aber sein langweiliges Gewäsch aus Höflichkeit anhören muß, würde gewiß, hätte er eine Wahl, Zahnweh und Ohrenzwang vorziehen. Und es mag fürwahr keinen geringen Seelenkampf kosten, wenn man an einem Menschen entdeckt hat, daß er ein Dummkopf ist, und dennoch weder durch Worte, noch durch Winke verrathen darf, daß man die Entdeckung gemacht habe."

Unglücklicher Weise existirt die edle Sippschaft Chesterton bis auf den heutigen Tag, und die zahlreichen Vertreter hegen und pflegen die ererbten Familien-Narrheiten mit wahrer Mutterliebe. Ihr Lieblingsschauplatz, wo sie ihr Licht leuchten lassen, ist das Oberhaus, theils weil hier der gemessene Anstand sie vor jeder unbequemen Unterbrechung schützt, theils auch, weil sie sich hier an ein ebenbürtiges Auditorium wenden, bei dem sie ihrer Würde nichts vergeben. Im Hause der Gemeinen würden sie, bevor sie zehn Minuten der kostbaren Zeit, die der Oeffentlichkeit gehört, verbracht hätten, niedergehustet oder niedergebrummt werden. Und wenn sie dem Geschick im Oberhause entgehen, so haben sie es mehr der Urbanität dieser Körperschaft, als deren richtiger Schätzung der Kürze des menschlichen Lebens zu verdanken. Selten wird im Oberhause eine wichtige Frage debattirt, ohne daß ein Sproß der Chesterton's sein Scherflein an hochtrabendem Blödsinn und bodenloser Sachunkunde beigesteuert oder seinen Sack veralteter und abgetriebener Vorurtheile ausgeschüttet hätte. Da steht er, der flache, eingebildete, in seine Gedankenmenge eingezwängte Hohlkopf, feierlich, unerschütterlich, unlenksam, unverbesserlich, an den jedes Wort in Gestalt eines Vernunftbeweises rein verschwendet ist, von dem alle Pfeile des Witzes und Spottes, ohne ihm auch nur die Haut zu ritzen, wie Strohhalme abfallen. In der That ist er gefeiet gegen alle geistigen Waffen, welche menschliche Kunst schmieden und ein kräftiger Arm schwingen kann; er erwartet jeden Angriff und widersteht jedem Ausfall mit jener dummen, verächtlichen Ruhe, die einen Gegner zum Wahnsinnn bringen könnte.

Das treffende Bild eines Chesterton in und außer dem Oberhause zu zeichnen, geht über meine Kräfte. Er ist streng genommen sui generis; er hat weder die ruhige, unanmaßliche Würde der Derby, der Shaftesbury, Warwick, noch die gemeine Eitelkeit eines Cockney, der nie über das Weichbild seiner Stadt hinausgekommen. Dickens hat es versucht, diesen Charakter im „Bleak House" darzustellen; allein Sir Dedlock ist selbst der Meisterhand nicht gelungen, bloß weil die Selbstsucht und der Wichtigkeitsdünkel bei dem Baronet nur eine oberflächliche Kruste ist, während dem richtigen Chesterton diese Eigenschaften ins Herz gedrungen sind, und ebenso wie irgend ein Glied seines Leibes oder ein Zug seines Gesichts einen Theil von ihm bilden. Ein echter Chesterton ist seiner albernen Karrikatur, wie sie in der Rolle des „Lord Dundreary" auf unseren Bühnen erscheint, ebenso wenig ähnlich, wie John Bull auf den französischen Brettern, der seine Frau am Halfter herbeischleppt und ruft: „Goddam! ich will mein Weib in Smithfield verkaufen", einem Engländer aus dem wirklichen Leben ähnlich sieht. Lord Chesterton kneift sich kein Glas ins rechte Auge, beginnt nicht jeden neuen Satz mit einem „Ah, wohlan nun!" Er stiert euch nicht aus der Fassung in einem Kaffeehause, verwundert sich auch nicht: „Was Teufel meint der unverschämte Kerl!"

So viel für die negative Schilderung; um ihn positiv zu fassen, müßt ihr ihn sehen, hören; gleichviel wann und wo ihr ihm begegnet, er ist stets und überall derselbe; ihr findet zuletzt sein Benehmen ganz natürlich für einen Schwachkopf, der die Traditionen eines alten, betitelten Geschlechts ererbt hat und von Kindheit auf in dem Glauben erzogen ist, daß er einer höheren Wesenordnung angehört.

Der Angelpunkt, um den sich das ganze Chestertonwesen dreht, ist das, was er seinen „Conservatismus" nennt. Jedes Ding hat für ihn nur Werth, wenn es grau vor Alter ist. Ein von der Zeit geweiheter Mißbrauch gilt ihm höher, als der wohlthätigste Fortschritt, der jung an Jahren ist. Mit dem verstorbenen Herzog von Somerset bedauert er den armen Adam, „der ja keine Ahnen zählte." Seine Sympathien — sofern er jemals Etwas empfindet, was diesen Namen verdient — stehen immer auf der Seite der Tyrannei. Er läßt sich allerdings so weit herab, den liberalen Institutionen Englands seinen Beifall zu zollen, nicht aber weil sie liberal, sondern weil sie englisch sind. Nächst der Hochkirche, dem regierenden Souverän der königlichen Familie, seinem Stande und seinem kostbaren Selbst, gilt seine wärmste Verehrung jedem althergebrachten, durchgreifenden, allesniedertretenden Despotismus. Er vertheidigt den österreichischen Kaiser und steht in dem König von Neapel einen unwürdig behandelten Monarchen.

Hat Se. Herrlichkeit — was höchst wahrscheinlich — auf der diplomatischen Bühne gespielt, so wird er das gefährlichste Organ, das jemals die edelsten Gefühle einer civilisirten Gesellschaft irregeführt oder in die Räder der öffentlichen Diskussion hemmend gegriffen hat. Von den berechneten Schmeicheleien despotischer Höfe berauscht, sieht er den schwärzesten Zustand in Rosenfarbe

*) Nach amerikanischer Darstellung.

Er versichert Ihre Lordschaften, keinen einzigen, amtlich beglaubigten Fall der Bedrückung der unteren Volksklassen zu kennen, während unter seinen Augen Hunderte der besten Familien Italiens, z. B. vor einem entzügelten, verthierten Pöbel flüchten mußten, um, mit Zurücklassung aller ihrer Habe, das nackte Leben zu retten. Wie überschwemmt er das Haus mit verfälschten Thatsachen und eigens zugerichteten statistischen Angaben! Wie warnt er die edlen Lords gegen die Streiche Mazzini's, den gewissenlosen Ehrgeiz Victor Emanuel's, die kopflose Hast Garibaldi's!

Natürlich spart Se. Herrlichkeit seinen bittersten Haß und seinen innerlichsten Abscheu für die demokratischen Institutionen. Gegen sie predigt er einen beständigen Kreuzzug. Vom Wirbel bis zur Zeh hieb- und stichfest gerüstet gegen den gesunden Menschenverstand, legt er seine stumpfe Lanze ein, arbeitet wie toll mit seinem hölzernen Schwert und wirft sich dann wie ein Feiger in die Brust; lächerlich anzuschauen. Die Demokratie ist die bête noire der Chestertön's. Nicht weil die Demokratie als neue Erfindung ihnen ein Dorn im Auge ist, sondern weil sie die Fortdauer ihres exclusiven Standes bedrohet, darum richten sie ihre Angriffe gegen dieselben. Von dem praktischen Wirken einer Republik haben sie keine tiefere Kunde, als von den Institutionen Islands oder der Politik Patagoniens. Für sie genügt es vollkommen, zu wissen, daß sich die Demokratie auf die Gleichheit der Menschen gründet, und daß, wo ihre Lehren ins Leben getreten sind, eine bevorrechtete Klasse zu den unbekannten Größen gehört.

Es ist kaum nöthig, hinzuzufügen, daß der gegenwärtige Zustand der Union der ganzen Familie der Chesterton's als ein Gottesurtheil erscheint. Haben sie uns nicht unseren Untern und Verfall prophezeiet? Haben sie nicht wirklich seit unserer nichtzurechtfertigenden Unabhängigkeits-Erklärung uns diese Prognose gestellt? Haben sie nicht Jedem, der's hören wollte, bewiesen, daß eine Republick die Elemente nationalen Zusammenhangs entbehrt? Kurz, haben sie nicht unsere wachsende Macht und Bevölkerung so gefürchtet, wie nur solch niedriggesinnte und unedle Seelen den sicheren und stetigen Fortschritt eines rivalen Volkes fürchten können? Zum Unglück ist ihr Einfluß an maßgebender Stelle nicht unwichtig: der Blendeschimmer eines alten Geschlechts, die ehrerbietige Rücksicht, die man in England einer höheren gesellschaftlichen Stellung zollt, und die Patronatsmacht vereinigen sich, den Chesterton's eine gebieterische und überwiegende Autorität zu geben, die mit ihrer geistigen Berechtigung in einem lächerlichen Mißverhältniß steht.

In unserem Lande trägt man sich mit der Vorstellung, daß England langsamen zwar, aber festen Schrittes einer mehr demokratischen Regierungsform und einer gleichmäßigeren und gerechteren Vertheilung der Gewalt unter die verschiedenen Schichten der Gesellschaft näher zu kommen strebe. Wie weitab von der Wahrheit liegt diese Vorstellung! In England wurde es vielmehr stets und wird es noch jetzt als ungebührlich angesehen, wenn ein Mensch mit weniger als zwei- bis dreitausend Pfund jährlich sich's beikommen läßt, über wichtige Staatssachen eine Meinung zu haben. Vervierfacht sich aber diese Summe und kommt als Zugabe noch ein Sitz im Oberhause dazu, dann wird es der Inhaber schon gewahr werden, wie seine Meinungen in der Beachtung steigen. Die Zusammensetzung des gegenwärtigen englischen Kabinets ist ein neuer, schlagender Beleg für dieses Prinzip. Es ist nicht zu viel gesagt, daß in diesem Augenblick die innere und äußere Verwaltung in den Händen der Lords liegt. Heute, wie im Verlauf des vorigen Jahrhunderts, hat das aristokratische Element der englischen Gesellschaft die überwiegende praktische Gewalt. Während die Geschäfte des Oberhauses sich zu denen des Unterhauses wie 1:20 verhält, erfreut jenes sich des Löwenantheils an der Administation.

Diese Machtvertheilung im englischen Kabinet erklärt hinreichend die Haltung der englischen Regierung gegen unser Land. Die herrschenden Klassen in England können keine Sympathie für den Norden haben, dessen Institutionen und Neigungen demokratisch sind. Dagegen leisten sie dem Süden Vorschub, weil er in Herzen und That wesentlich aristokratisch ist. Das gefährliche Beispiel einer blühenden Republik, worin Jedermann dieselben bürgerlichen und religiösen Rechte genießt, worin bürgerliche und politische Bevorrechtung undenkbar ist — dieses Beispiel zu beseitigen, wurde in den Köpfen der Aristokratie Englands eine gebieterische Nothwendigkeit. Verglichen mit der Wichtigkeit, dieses Ziel zu erstreben, sind alle anderen Rücksichten wie „das Scherflein, das in der Wage bleibt." Verwandt nach Abstammung, Sprache und Religion, nannten sie uns Brüder, so lange wir einig und mächtig waren. Seitdem aber die Bürgerkriege uns geschwächt, große Nationalfragen uns getrennt haben, sehen sie in uns Fremde, wo nicht Feinde. Der Süden dagegen, dessen Führer stets in erster Reihe waren, Front gegen England zu machen und dessen „eigenthümliche Institutionen" uns von Seiten der englischen Philanthropisten mit einer Fluth beredter und schonungsloser Anklagen überschwemmt haben — der Süden ist nun liebes Kind bei dem „Mutterlande." Daß der von je schlecht verhehlte Widerwille der Tories jetzt zu offener Gehässigkeit gereift ist, erklärt sich nun von selbst; daß wir den schalen Witzen der Chesterton's zur Zielscheibe geworden, mag hingehen; muß sich der sterbende Löwe nicht Langohrs Fußtritte gefallen lassen? Aber woher kommt es, daß Männer, wie Lord Brougham und Lord Shaftesbury, die sich einst zu unseren Freunden bekannten, die mit Feuer gegen die Sklaverei in die Schranken traten — daß auch sie uns den Rücken kehren? — Woher? Die Erklärung liegt in einer Nußschale vor: Wir wurden zu stark, wir droheten, das Gleichgewicht der Macht zu stören. Die rastlose Thätigkeit und die allüberwältigende Energie, die einer reinen demokratischen Verfassung anhaftet, stach ihnen zu empfindlich in die Augen, und darum: „muß Karthago zerstört werden!"

Aber merkt, wie eine christliche Nation mit einem christlichen Verbündeten umspringt. Unsere Auflösung muß vollbracht werden, aber nicht im offenen Kampf, nein, unter dem feigen, tückischen, trugvollen Vorwand der Neutralität. Diplomatisch anerkannt wird die südliche Konföderation nicht, aber eine furchtbare Flotte wird unserem Feinde zur Verfügung gestellt, seine Heere werden reichlich mit Kriegsbedarf versehen — von der englischen Regierung? Behüte! England kann den Süden nicht officiell anerkennen oder unterstützen, ohne eine feindliche Stellung gegen unser Land einzunehmen. Inzwischen aber können englische Kapitalisten öffentlich auf das vom Süden ausgeschriebene Anlehen zeichnen; von englischen Werften können Geschwader gepanzerter Kriegsschiffe auslaufen, unsern Handel zu vernichten und die blokirten südlichen Häfen zu durchbrechen. Was dann das Ende sein wird? Wer mag in die Zukunft schauen. Aber dazu gehört keine Sehergabe, vorauszusagen, daß viele Jahre die Politik des englischen Kabinets unter der Leitung der englischen Aristokratie bei den Amerikanern nicht in Vergessenheit bringen werden.

Italien.

Einige neue Lebensnachrichten über Galilei.

Bei Gelegenheit der am 18. Febr. d. J. in der Universität Pisa stattgehabten Feier des dreihundertsten Geburtstages von Galilei ist daselbst auch eine Schrift zur Vertheilung gekommen, welche eine Anzahl bisher noch nirgends gedruckter Briefe, die von und an Galilei geschrieben waren, sowie einige auf sein Leben und seine Werke sich beziehende, neue Ermittelungen enthält.*) Man könnte es kaum für möglich halten sollen, daß nach den in neuerer Zeit erschienenen, vortrefflichen und vollständigen Ausgaben der Schriften Galilei's, namentlich der prachtvollen Ausgabe von Eugenio Albéri, noch irgend Etwas über den großen Mathematiker vorhanden sein könne, was nicht gedruckt ist. Gleichwohl ist es den Forschungen seiner gelehrten Landsleute in Pisa gelungen, noch eine kleine Nachlese zu halten, welche, wenn sie auch den früheren Erndten auf diesem Felde keinen außerordentlichen Zuwachs zuführt, doch auch nicht besorgen läßt, daß seinem Ruhme dadurch Abbruch geschehe, wie wir dies zuweilen schon bei der Publikation posthumer Schriften großer Autoren erlebt haben.

Den Briefen von und an Galilei sind einige sehr interessante neue Lebensnachrichten über ihn beigefügt, z. B. das bisher unbekannte Moment, daß er einige Zeit in einem Kloster des Ordens von Vallombrosa als Novize zugebracht und beinahe Mönch geworden wäre, wodurch die Welt vielleicht seiner freien Forschungen über das Verhältniß der Erde im Weltraume beraubt geworden sein würde. In diesem Kloster von Santa Maria di Vallombrosa hatte Galilei ein inniges Freundschafts-Verhältniß mit dem Mönche Don Orazio Morandi angeknüpft, welcher Letztere ebenfalls astronomische Studien trieb und nachmals, obwohl er zum Abte des Vallombrosaner Klosters, zum Abate Generale in Rom und zu anderen hohen Kirchenwürden befördert worden war, auf Befehl des Papstes Urban VIII., nebst einigen anderen Mönchen eingekerkert und wiederholt gefoltert wurde, so daß er an den Folgen dieser Folterungen, am 6. Oktober 1580, im Gefängniß gestorben ist. Ueber die Ursache von Morandi's Einkerkerung sind verschiedenartige Berichte vorhanden, die unter Anderm auch seine Liebhaberei für die Astrologie als diese Ursache angeben. Herr Professor Francesco Selmi, der die betreffende Nachricht über Morandi und Galilei in der vorliegenden Festschrift mittheilt, bemerkt dazu: „Es ist nicht uninteressant, zu bemerken, daß während die Folterungen Galilei's durch die Inquisition von Geschichtsforschern in Zweifel gezogen werden, jetzt ermittelt wird, daß ein Freund, Bewunderer und Wissenschaftsgenosse von Galilei so grausamen Folterungen unterworfen worden, daß er in Folge derselben gestorben ist."

Nicht minder von Interesse sind die Nachrichten, welche die vorliegende Schrift über den Zustand der Universität Pisa zur Zeit Galilei's enthält. Nachdem in Folge der Bürgerkriege des Mittelalters die Stadt mit ihren alten Unterrichts-Anstalten ungemein gelitten hatte und fast zerstört war, ließ Cosmo von Medici die Universität wieder herstellen und mit den besten Lehrkräften Italiens ausstatten. Am 1. November 1543 wurden die neuen wissenschaftlichen Vorlesungen eröffnet. Die glänzendsten Namen, an deren Spitze der Philolog Robertelli als Rektor stand, zierten damals, sowie zur Zeit, als Galilei am 18. Februar 1564 geboren wurde, die Universität. Im Jahre 1589, als er 26 Jahr alt war, trat Galilei selbst als Lehrer der Mathematik in die Hochschule ein. Seine Kollegen waren Buonamici, der Portugiese Rodrigo Fonseca, Giulio Libri, Buonaparte von San Miniato u. A. Aristoteles war damals der unumschränkte Meister und das Muster aller Fakultäten. In der juristischen wagte es zuerst Buonaparte und in der philosophisch-mathematischen Galilei seine eigenen Theorien geltend zu machen. Darob mußte Letzterer schon nach drei Jahren die Universität Pisa verlassen, worauf er nach Florenz und bald darauf zur Universität Padua ging, von wo er jedoch nach Verlauf von 16 Jahren wieder von Cosmo di Medici nach Florenz zurückberufen wurde, um sich dort des Schutzes und der Ehren dieses großherzigen Fürsten zu erfreuen. Gegen Ende des Jahres 1610 kam Galilei nach Florenz, wo er nunmehr als Lehrer der Mathematik verblieb, obwohl er fortdauernd dem Rectorate der Universität Pisa unterworfen war und von dort auch sein Honorar bezog.

Unter den bisher ungedruckten Briefen Galilei's, die in der vorliegenden Festschrift mitgetheilt sind, hat derjenige, den er aus Florenz am 26. Juni 1612 an den Maler Cardi di Cigoli in Rom richtete, ein ganz besonderes Interesse, weil sich der berühmte Mathematiker darin, zum Theil aus optisch-mathematischen Gründen, über die Vorzüge der Kunst des Malers gegen die des Bildhauers ausspricht. Wir lassen hier einen Theil dieses Briefes in der Uebersetzung folgen:

„Hochgeehrtester Herr und Gönner!

„Es ist eine durchaus falsche Behauptung, die Skulptur sei bewunderungswürdiger als die Malerei, weil jene plastisch ist und diese nicht. Gerade aus diesem Grunde übertrifft ja eben die Malerei so außerordentlich die Skulptur, weil die Plastik, die man in der Skulptur wahrnimmt, diese nicht als Skulptur, sondern als Malerei erscheinen läßt. Ich erkläre mich deutlicher: Man versteht unter Malerei jene Fähigkeit, die mit Hülfe von Licht und Schatten die Natur nachahmt. Nun müssen die Skulpturen so viel Relief haben, als sie einerseits Licht und andererseits Schatten zeigen sollen. Und daß dies wahr ist, beweist ja die Erfahrung selbst, denn wenn wir eine Relief-Figur künstlich beleuchten, nachdem wir sie vorher mit gleichmäßiger Farbe so bestrichen haben, daß da Schatten hinfällt, wo sonst Licht ist, so wird sie jeglichen Reliefs beraubt erscheinen.

Um wie viel höher steht also die Malerei, die gar kein Relief besitzt und uns doch das Plastische ebenso wie die Skulptur veranschaulicht. Doch was sage ich, ebenso? Tausend Mal mehr, wenn man bedenkt, daß es ihr nicht nur möglich ist, auf einer und derselben Fläche das Relief einer Figur mit einem oder zwei Armen darzustellen, sondern sogar die Entfernung einer Landschaft und die Ausdehnung des Meeres auf viele, viele Meilen weit. Und diejenigen, welche darauf erwidern, daß in diesem Falle das Tastgefühl uns die Täuschung zu erkennen geben würde, sind gewiß nur solche ungebildete Leute, für welche Skulptur und Malerei nicht nur zum Betrachten, sondern auch zum Anfühlen gemacht sind. Ueberdies bin ich überzeugt, die Leute bewundern das Plastische der Statuen hauptsächlich deshalb, weil sie es als das Mittel betrachten, uns durch Naturtreue zu täuschen. Nun achte man auf folgenden Beweis: Jene Plastik, welche das Gesicht täuscht, theilt die Malerei mit der Bildhauerkunst — sogar in höherem Grade,

*) Nel trecentesimo natalizio di Galilei in Pisa. XVIII Febbrajo MDCCCLXIV. Pisa, tipografia Nistri, 1864.

weil außer Licht und Schatten, (die man das sichtbare*) Relief der Skulptur nennen könnte) die Malerei noch die natürlichen Farben hat, welche die Skulptur entbehrt. Daraus folgt zwar, daß die Skulptur die Malerei in jenem Theil der Plastik überragt, der dem Tastgefühl unterliegt, jedoch nur für diejenigen, welche meinen, die Skulptur könne mehr Täuschungen auf dieses Gefühl hervorbringen als die Malerei, indem sie beabsichtigt, uns das Werk so täuschend darzustellen, daß unser irre geführter Sinn den Gegenstand so für richtig hält, wie er uns vorgeführt, nicht aber, wie er von Natur ist. Aber wer glaubt wohl, daß Jemand, der eine Statue anfaßt, wähnen könnte einen lebendigen Menschen zu berühren? Gewiß Niemand; und um jenen Bildhauer ist es schlimm bestellt, der, nicht im Stande das Gesicht zu täuschen, seine Zuflucht zur absichtlichen Täuschung des Tastgefühls nimmt, und der übersieht, daß nicht nur die Erhöhungen und Vertiefungen (die die Plastik der Statuen sind) jenem Gefühl unterliegen, sondern auch Weichheit und Härte, Kälte und Wärme, Zartheit und Schroffheit, Schwere und Leichtigkeit; — Alles Merkmale, die das Täuschende einer Statue bedingen.

„Die Statue hat nicht das Relief, um breit, lang und tief zu sein, sondern um Licht und Schatten hervorzubringen. Und man beachte wohl, daß bloß zwei von den drei Dimensionen dem Auge sichtbar sind, nämlich Länge und Breite; (welche die Oberfläche bilden und bei den Griechen „Epiphanie," d. h. Umfang oder Peripherie, genannt wurde) und weil man von Dingen, welche erscheinen und sichtbar sind, nur die Oberfläche sieht, und die Tiefe vom Auge nicht begriffen werden kann, da unsere Sehkraft nicht in undurchsichtige Körper zu dringen fähig ist. Also von einer Statue sehen wir offenbar nur die Oberfläche, also Breite und Länge ohne Tiefe. Daher kennen wir die Tiefe nicht als bestimmtes Objekt für die Sehkraft, sondern nur ungefähr und in Anbetracht von Licht und Schatten. All dieses findet sich in der Malerei ebenso vor, wie in der Skulptur; ich meine, Licht, Schatten, Länge und Breite; aber der Skulptur giebt die Natur von selbst Licht und Schatten, während die Malerei sie durch die Kunst erhält; darum ist aus diesem Grunde auch ein ausgezeichnetes Gemälde bewunderungswürdiger, als eine ausgezeichnete Bildhauerarbeit.

„Darauf endlich, daß die Bildhauer sagen, die Natur verfahre beim Menschen mehr als Skulptur, wie als Malerei, antworte ich, daß sie ihn nicht weniger *malt* als *meißelt*, denn sie formt und färbt ihn. Gerade das ist es, was zu ihrer Unvollkommenheit beiträgt, und was den Werth der Skulptur ungeheuer verringert, denn je mehr die Mittel, mit denen man nachahmt, von den nachzuahmenden Dingen verschieden sind, desto bewunderungswerther ist die Nachahmung. Im Alterthum wurden solche Gaukler höher geschätzt, welche eine ganze Geschichte und Fabel durch Zeichen und Gesten zu erzählen wußten, als die, welche sie ihnen durch lebendige Sprache in der Tragödie und Komödie wiedergaben; weil die Mittel und die Darstellungsart, die sie anwendeten, so himmelweit verschieden von den Handlungen selbst waren.

„Werden wir nicht einen Musiker, welcher singend uns die Kämpfe und Leidenschaften eines Liebhabers darstellt, und uns dadurch zum Mitleid bewegt, mehr bewundern, als wenn er uns dieselben weinend veranschaulichte? Und kommt dies nicht daher, weil gerade Gesang von dem wirklichen Ausdruck des Schmerzes und der Thräne nicht nur verschieden, sondern ihm gerade entgegengesetzt, und das Weinen das Naheliegende ist? Und noch mehr werden wir ihn bewundern, wenn er selbst schweigend, nur durch sein Instrument mit starken, musikalisch-pathetischen Accenten auf uns wirkte, weil die leblosen Saiten weniger fähig sind, die verborgenen Affekte unserer Seele wachzurufen, als die erzählende Stimme es thut. Ist es daher ein so großes Wunder, die meißelnde Natur durch die meißelnde Kunst nachzuahmen, und Plastisches durch ebensolche Plastik wiederzugeben? Kein großes, oder doch nur ein geringes! Die kunstvollste Nachahmung ist diejenige, welche das Erhabene durch sein Gegentheil, die Fläche, darstellt. In Anbetracht dessen ist also die Malerei viel wunderbarer, als die Skuptur."

*) sichtbar im Gegensatze des Fühlbaren.

Ostindien.

Streifzüge in dem Hochlande von Kaschmir.

Wenn unter der Hochfluth leichter Reisebeschreibungen, die alljährlich den englischen sowohl, als den deutschen Büchermarkt überschwemmen, einmal eine frische, originelle, urwüchsige Erscheinung auftaucht, so ist das immer ein erfreuliches Ereigniß, und wir sehen dem Veranlasser desselben mit Rücksicht auf das Behagen, welches er uns verschafft hat, gern so manche kleine Schwächen und Mängel nach, die sein Buch vielleicht besitzt.

So begrüßen wir freudig Richard Bentley's Verlagsproduktion: „Das Tagebuch eines Fußwanderers in Kaschmir und Thibet, von Capt. Knight vom 48. Regiment." *) Ein praktisches Buch, denn mit seinen minutiös genauen Angaben der Beförderungsmittel, Wege und Stege, der Reise-Annehmlichkeiten und unzertrennlichen Leiden, der Etablissements, welche in derlei Gegend die Stelle unserer Hotels und Wirthshäuser vertreten und Baradarees (Landhäuser mit 12 Thoren) heißen, kann es recht wohl als ein vorläufiger Murray für die Himalaya-Hochlande gelten.

Der Verfasser ist, wie der Titel des Buches bekundet, Offizier im 48. Linien-Infanterie-Regiment und seit Umgestaltung des Heerwesens nach der Empörung von 1857/58 in Indien stationirt. Er nimmt mit einem Freunde und Kameraden einen sechsmonatlichen Urlaub zu einer Reise ins Innere und führt dieselbe von Mai bis Oktober 1860 aus.

Die Vorbereitungen sind bald gemacht. Waffen und Schießbedarf, leichte und bequeme Kleidungsstücke, gesunder, fröhlicher Muth und etwa 100 £ in silbernen Zwei-Shillings-, sogenannten Guldenstücken, der einzigen englischen Münze, die sich in Ostindien neben der einheimischen Rupie völliges Bürgerrecht erworben hat, wurden angeschafft, zu dem noch ein vielgewandter Hindu, Namens Rajer, der schon mehrmals mit Engländern die Himalaya-Thäler besucht, auch als Soldat während der großen Rebellion für seinen Herrn gefochten hat, engagirt, der sich verpflichtete, als Führer die Reise mitzumachen; er wird mit dem stolzen Titel eines Generalquartiermeisters (Quarter-Master General) bekleidet und erscheint im ganzen Buche mit der Bezeichnung seines militärischen Ranges „Qu. M. G." — Er hat für möglichst comfortable Nachtquartiere zu sorgen, mit Führern, Trägern und Wirthen zu unterhandeln, und, wenn die jungen Offiziere in stürmischer Abenteuerlust Streif- und Entdeckungszüge auf eigene Faust und

*) Diary of a pedestrian in Cashmere and Thibet by Capt. Knight, 48. Reg. 1 vol. gr. in 8. Cloth, with numerous Engravings 23 s. London, Bentley; Leipzig, Ludwig Denicke.

Rechnung zu kulinarischen Zwecken oder in löblichem Jagdeifer unternehmen, für die Sicherheit des Rückzugs Sorge zu tragen und den immerhin zahlreichen Troß zu bewachen. Er wird als ein schlauer und geriebener, dabei aber gutmüthiger Bursche bezeichnet, der zufrieden ist, wenn er seine Hubble-Bubble oder Cocosnußwasserpfeife schmauchen kann und nur über meum und tuum manchmal sehr unsichere Begriffe in die Praxis des täglichen Lebens übersetzt, was ihm aber wenig verdacht wird, da er einer unterdrückten und beraubten Nation angehört.

Nun geht es vorwärts in das alte Wunderland von Kaschmir (the hills), wie es im Pendschab heißt, dem milden, mäßigen, ja kühlen Landstriche, der in den Einsattelungen des Himalaya gelegen, sich hoch über die verzehrend heißen, sumpfigen und deshalb für die Gesundheit der Europäer mörderischen Niederungen der Stromgebiete des Indus und Ganges erhebt.

„Wer hat vom Thale Kaschmir nicht gehört,
Von seinen Rosen, seiner Sonne Spiegel,
Mit Grotten, Tempeln, Hallen halb zerstört;
Ein Kuß des Himmels und der Gottheit Siegel."

So singt schon Thomas Moore, der das Land, das seine Phantasie mit so glühenden Farben malte, niemals sah, freilich dafür auch nichts von den tausend kleinen und großen Unannehmlichkeiten zu leiden hatte, die für unsere Reisenden den halb komischen, halb ernsten Revers de la médaille bilden. Bis Pawnur geht die Reise mit der Eisenbahn, dann bis Simla im Dak, einem eigenthümlichen Reisefuhrwerk, oder dem Dak garn, der landesüblichen Postkutsche, freilich in grellem Kontrast gegen die raschen, bequemen, gemüthlichen und poetischen Stage-coaches of Old-England.

Das Tagebuch der eigentlichen Reise beginnt mit dem 21. Mai und fürchterlicher Hitze. Bisher haben noch die allgemein bekannten, mehr oder minder bequemen und regulären Murray-Conveyances leidlich vorgehalten, jetzt ist man auf die eigenen Füße und die Begleitung eines Trosses von 14—20 Hindus oder Kulis angewiesen.

Noch aber überläßt Britannia ihre Söhne nicht völlig und theilnahmlos den Gefahren der bergeinsamen Wildniß, allwo es kein Rostbeef giebt und Mutton-Chop manchmal nur schwer und mit Gefahr des eigenen Lebens zu bereiten ist. In Umballa, am Fuße des Himalaya, erfreuen sie sich noch an dem fetten, heiter lächelnden Gesicht einer 18 Stein schweren englischen Landlady. Das herrliche Klima bestimmt viele europäische Familien, ihre Sommerfrische hier zu nehmen; für Bäder und sonstige Annehmlichkeiten ist auf diesem herrlichen Landsitze zur Genüge gesorgt, und sogar Konkurrenz ist hinreichend vorhanden, so daß alle die kleinen Häkeleien und Kunden-Abtreibungsversuche der englischen und kontinentalen Bäder sich wiederholen.

Unsere Reisenden sind aber keine Freunde von derlei bezahlter Höflichkeit und landsmännischer Freundschaft. Der Zustand ihrer Kasse fordert außerdem auf, am Luxuriösen zu sparen, um am Nützlichen und Nothwendigen nicht Mangel zu leiden, und so verlassen sie nach kurzem Aufenthalt die englische Colonie, um sich weiter, gegen die „Heimat des Schnees" hin, vorwärts zu bewegen.

Bei Mondscheinbeleuchtung ward unter zahlreicher Begleitung aufgebrochen, und nun geht's vorwärts zu Roß, zu Fuß und in einem landesüblichen Beförderungsmittel, dem Jampan, in die wundervolle Landschaft hinein, die, je höher man steigt, ihre eigenthümlichen Schönheiten mehr und mehr enthüllt und auch manchen herrlichen Einblick in das mehr und mehr entschwindende Pendschab gestattet. Mr. Knight bekundet sich zugleich als Maler, und die geschmackvollen Farbenskizzen erinnern an die zu Andrásy's großen Reisewerke, *) wenn auch sonst die beiden Länderbeschreibungen wenig Wahlverwandtschaft zu einander haben.

Immer hält sich unser Knight streng an die Form des Tagebuches, bei einem derartigen Werke vielleicht die zweckmäßigste und interessanteste, aber hier mit einer solchen militärischen Pünktlichkeit und Präcision durchgeführt, daß wir an jedem Reisetage genau erfahren, wann aufgebrochen, was, wann und wie gefrühstückt, ob und wann gemittagt wurde, wobei auch, als bei einer ordentlichen Comptabilität, die Einkaufspreise nicht vergessen worden sind. Diese variiren nach Ort, Umständen und Gelegenheiten sehr. Wir entnehmen im Ganzen, daß unsere Reisenden bei allem kolossalen Dienertroß, allen Uebervortheilungen, denen sie durch Gastgeber, Kaufleute und ihren eigenen Fourieren ausgesetzt gewesen sein mögen, doch nicht theurer gelebt, nicht mehr gebraucht, als sie als einzelne junge Leute bei sehr mäßigen Ansprüchen in den gleichen sechs Monaten, welche ihre Reise dauerte, in London ausgegeben haben würden.

Das in Kaschmir cirkulirende Geld von nationalem Gepräge besteht aus Rupien im Werthe von 1 s 3 d oder 12½ Sgr., welche die für eine heidnische Münze allerdings sonderbare Aufschrift J. H. S. tragen, und Anna's im Werthe von 1 gGr. unseres Geldes. Letztere sollen in Form und Gepräge einem Bremer Groten gleichen, d. h. ganz ebenso schlecht gehalten sein.

Mit wenigen Anna's kann man schon eine große Menge von Handreichungen und Dienstleistungen bezahlen, und der Besitz von mehreren Rupien ist ein Reichthum, dessen sich die Landes-Einwohner, aus Furcht vor neuen Steuern, Bedrückungen und Erpressungen, nicht gern rühmen.

Zur Besteigung der Schnee- und Eisfelder, für die im Chamouny-Thale der Hausknecht die Bergschuhe mit besonders starken, spitzen Nägeln beschlägt und wohl auch mit Steigeisen befestigt, benutzt man in Kaschmir unförmlich klumpige Geflechte von Gras oder Bast, die aber, wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, ebenso bequem als praktisch sein sollen. Freilich sind sie für europäische Füße selten länger, als einen ordentlichen Marschtag brauchbar, kosten dafür aber auch nur 6 Annas (9d oder 7½ Sgr.) Unsere Reisenden fanden auf den besuchteren Bergpfaden überall solche Schuhe liegen, welche nach gemachtem Gebrauche weggeworfen worden waren, und genügsame Kulis können durch deren Benutzung sich wohl die Reisekosten noch beträchtlich ermäßigen.

Interessante Streifzüge und Jägerabenteuer der drolligsten und verwegensten Art, bei deren Erzählung man aber vielleicht gut thun wird, sich des vom edlen Waidwerk nun einmal unzertrennlichen Jägerlatein aus „Herrn Petermann's neuestem Jagdbuche" **) zu erinnern, um gleich selbst die nöthigen Reductionen vorzunehmen, bringen anmuthige Abwechselung in die Eintönigkeit des Marsches. Aber herrliche Ausbeute muß dies wilde, jungfräuliche Terrain doch der fröhlichen Jagdlust bieten, und wie die Flora, so steigt auch die Fauna von der des glühendsten Südens, den heißesten Tropen, zu der ernsten, winterlichen Nordlands-Fauna in den Regionen des ewigen Schnees und Eises auf.

*) Reise des Grafen Emanuel Andrásy in China, Japan und Bengalen. gr. Fol. mit Holzschnitten und 16 Chromolithographien. Pest, 1859, Carl Geibel.

**) München, Braun und Schneider.

Originell sind die Schilderungen der einheimischen Würdenträger in Kaschmir. Das Land erkennt zwar die britische Schutzherrschaft an, hat sich aber sonst eine vollkommene Selbständigkeit zu wahren gewußt, und sein Beherrscher, der Maharadscha, übt ziemlich unumschränkt alle Hoheitsrechte aus. Fremde werden von ihm freundlich empfangen und bewillkommnet, meist sogar beschenkt. Sie bringen Geld ins Land, an dem der Selbstherrscher ein großes Bedürfniß hat. Unsere beiden Offiziere wohnen einer Parade bei und lassen die etwa 2000 Mann reguläre und circa dreimal so viel irreguläre Truppen stattlich im langsamen preußischen Paradeschritt vor sich vorüberziehen. Weiter im Lande rufen die Gewohnheiten von Land und Leuten und einige sprachliche Anklänge Reminiscenzen aus dem Krimkriege wach, die auch durch die verschiedenen zerstreuten Völkerstämme tatarischer Abkunft nicht ohne Berechtigung sind.

Eine Ehrenwache von 8 Mann wird den beiden Offizieren zuertheilt, und sie präsentiren vor ihnen mit gravitätischer, bewußter Würde. Vor ihrem Zelte finden sie auch die Gastgeschenke des Maharadscha, durchaus dem praktischen, augenblicklichen Bedürfnisse entsprechend, etwa 30 Töpfe mit Butter, Fett, Gemüse, Mehl und Korn. Tabak, Branntwein und Pulver haben die Reisenden in hinreichender Menge für das halbe Jahr ihrer Abwesenheit von den englischen Lagerplätzen mitgenommen, und das nöthige frische Fleisch liefern ihnen Jagd und Fischfang, oder der gelegentliche Ankauf eines fetten Hammels, der nie mehr als etwa 1 Thlr preuß. Crt. kostet und ein vortreffliches Mutton Chop liefert. Jagd- und Fischfang sind in den Vorländern des Himalaya natürlich vollkommen frei; nur die sogenannten heiligen Fische in den herrlich klaren, tiefblauen Teichen stehen unter dem Schutze der Religion. Sie sind so zahlreich, daß sie sich durch ihre Massen gegenseitig aus dem Wasser drängen und heben, so zahm, daß sie sich in der hohlen Hand fangen lassen und das Brot, das man ihnen unter dem Wasser hinhält, mit hastiger Bewegung aus den Fingern reißen, und werden fett wie Butter. Die heiligen Teiche, in denen sie sich befinden, sind rings mit steinernen, uralten, bemoosten und grün bewachsenen Götzenbildern umstellt, um welche die beschuppten Heiligen Tag und Nacht sich gleichsam in ewiger Gebets- und Andachtsübung aufhalten und wie zum Ave ihre Schnauze fortwährend öffnen und schließen. Dieser Umstand, der natürlich den Geruch der Heiligkeit der stummen Flossenthiere bei allen Gläubigen noch erhöht, erklärt sich aber sehr einfach dadurch, daß fromme Seelen fortwährend Reis und andere Leckerbissen, die sie zum Opfer bestimmt haben, auf oder neben die steinernen Götzen legen, wo sie dann von den Fischen dankend in Empfang genommen werden.

Die gegenwärtige Hauptstadt von Kaschmir heißt Sirinaggar und wird von Abendländern das Venedig des Ostens genannt.

Die Shawls von Kaschmir sind weltberühmt. Der größte Kaufmann in dieser Spezialität heißt Saifala Baba, in seiner tadellosen weißen Kleidung mit grünem Turban eine stattliche Erscheinung, zugleich Bankier für das ganze Land, dessen Verkehr mit der übrigen Welt er zum großen Theil vermittelt, mit seinem Heer von Dienern, Commis, Agenten, fast einflußreicher, als der Maharadscha. Seine Shawls verkauft er zu 300 bis 1000 Rupien (120—400 Thlr.) Auch andere Industrien floriren in Sirinaggar. Es giebt Goldschmiede und Juwelenhändler, die einen großen Ruf wegen des Reichthums sowohl, als der künstlerischen Vollendung ihrer Arbeiten haben. Auch in Silber werden viel künstliche Sachen geliefert, und hübsche Niello- und Filagran-Arbeiten gehören eben nicht zu den Seltenheiten. Den Preis eines Silberwerthes von 2 s veranschlagt man verarbeitet mit 2½ s; die Arbeit erhöht also den Preis des edlen Metalles um 25 pCt. Bei allen Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern, denen die Fremden Besuche machen, wird ihnen Thee und süße Speise vorgesetzt, und es würde unhöflich sein, zu refüsiren. — Ein großes Fest bei dem Maharadscha vereinigt die beau-monde von Sirinaggar. Grell contrastiren die einfachen Uniformen oder Jagdröcke der europäischen Gäste gegen die prachtvollen Toiletten von Kaschmir. Nach Tisch zeigen üppige Tänzerinnen ihre Künste und — nackte Sohlen; für beides wird ihnen reichlicher Beifall gespendet.

Ueber die weiblichen Schönheiten jener von der Natur so überreich gesegneten Landstriche sind von den Reisenden die verschiedensten Urtheile gefällt worden. Alle haben ihren kritischen Scharfsinn auf Grund mehr oder minder empirischer Forschungen daran erprobt; unser Knight hat jedenfalls das klügste Theil erwählt, denn statt alles Raisonnements zeichnet er den Kopf und die Büste seiner Gulambie auf das geduldige und starke Papier. Dies gesehen, müssen wir allerdings anerkennen, daß Diejenigen sehr im Irrthum sind, welche behaupten, es könne das Herz eines zukünftigen Europäers nicht durch eine solche braune Schönheit zu heißer Liebe entflammt werden; vielmehr müssen in dem dunklen Gesichtchen die hellen, blitzenden Augen ganz absonderlich leuchten. Die Formen sind weich, voll und gerundet, das reiche dunkle, glänzende Haar ist gewiß auch kein übler Schmuck, und die einfache, aber doch phantastische Kleidung, welche die zarten Umrisse mehr bezeichnet, als verhüllt, muß wohl einen andern Eindruck machen, als die modischen Stahlreifen und Faßdauben unserer weißen hochciviliſirten Frauen.

Außer in der Hauptstadt, wo Engländer häufig verkehren und ansäßig sind, hatten übrigens unsere Reisenden nicht viel Gelegenheit, die weiblichen Schönheiten, die echten, leicht elfenbeinfarbenen Even zu bewundern, denn überall in den kleinen Dörfern und Weilern am Wege nahmen bei ihrer Annäherung die Frauen gewöhnlich ihre liebsten Schätze, ihre Kinder, auf den Rücken, schlossen das Haus zu und verbargen sich in den nächsten Wäldern und Schluchten. Nur selten gelang es ihnen, durch Ueberraschung und Ueberredung einen Schluck Milch zu erlangen und die Einwohner zu traulicherem Verkehre zu vermögen.

Von Sirinaggar wurden zu Land und zu Wasser, bald im Anschluß an größere Gesellschaften, bald allein meist sehr lohnende Ausflüge gemacht.

In der Nähe steht der alte Tempel, Thron des Salomo (Tuft i Suliman) genannt, dessen auch Moore in seiner „Lalla Rukh" Erwähnung thut. Man nimmt an, daß er ums Jahr 200 v. Chr. erbaut worden sei. Der Felsen, auf dem er ruht, erhebt sich 1000 englische Fuß über das umliegende Land, und so genießt man von dort eine wundervolle Fernsicht weit in die Ebene hinab und ins Gebirg hinein. Ein Theil des alten Baues ist unter der Hindu-Dynastie zu einem Tempel der Göttin Mahadewin umgewandelt, und büßende Fakirs treiben dort ihr wunderliches Wesen.

Herrlich ist die Lage des Forts Hurree Purbor. Die hügelige Landschaft bildet einen reichen belebten Vordergrund, den des Himalaya schneegekrönte Häupter schweigend umrahmen. In dem Staatsgefängnisse werden 110 Gefangene mit dem Aushülsen von Reis und anderen nützlichen Dingen beschäftigt. Ihre Uniform ist die einfachste, die sich denken läßt; sie besteht nämlich einzig

aus Fußeisen von beträchtlicher Schwere und Dicke, sonst sind die Körper völlig nackt.

Der Wular See, auf den wohl die Beschreibung paßt, die Moore von jenem „sunny lake of cool Cashmere", entwirft, ist ein herrliches, blaues, durchsichtig klares Landschaftsauge, ein kostbarer Edelstein in reicher Fassung. Die zahlreichen Inseln scheinen eher auf einem weiten, grünen Rasenteppich, als auf dem blauen Wasserspiegel zu ruhen, so haben die Wasserpflanzen sich ringsherum gelagert.

Am 11. Juli ward der alten, jetzt ziemlich verfallenen Hauptstadt des Landes Islamabad, der Burg des Islams, ein Besuch gemacht. Auch dort vorherrschende Teppich-Industrie, ausschließlich Holzarchitektur, einzelne sechsstöckige Häuser von wunderlicher Bauart. In der Nähe ein schöner, von Dschehengar, dem Weltbezwinger, angelegter Brunnen, zu dem der Dichter Survasi eine Inschrift gemacht. Sie lautet: „Von den Wassern des Paradieses sind diese Wasser geflossen", und drückt, ähnlich wie die Sinnsprüche an alten Bürgerhäusern in den schwäbischen Reichsstädten, zugleich die Jahreszahl der Erbauung aus. —

Im August geht dann die Reise weiter nach Thibet, in das alte Buddha-Land. „Um mani pane" ist dort das Zauberwort, das auf allen Straßen wiedertönt, bei jedem Gruß ausgesprochen und in Tausenden von Gebeträdern täglich viele Millionenmal abgeleiert wird, dessen eigentliche Bedeutung zu erforschen jedoch auch unseren Reisenden nicht gelingt. Diese Gebeträder vertreten ungefähr die Stelle der Rosenkränze, nur sind sie viel großartiger und arbeiten fabrikmäßiger. Eins derselben sah unser Freund von einer Wassermühle getrieben, und sollte dasselbe wahrscheinlich in seinen unaufhörlichen Umdrehungen der Gebetspflicht des ganzen Landes genügen, der außerdem aber auch jeder Einzelne, so viel an ihm ist, eifrig und gläubig nachzukommen sucht. In einer buddhistischen Kathedrale begeht Knight einen Kirchenraub, um wenigstens dahinter zu kommen, was eigentlich in jenen Gebeträdern, die senkrecht aufgestellt und von den Gläubigen mit den Fingern umgedreht werden, verborgen sei. Er fand darin nichts, als einen langen Papierstreifen, auf dem jenes geheimnißvolle „Um mani pane" 4444 mal abgedruckt war.

Uebrigens haben auch gründlichere Forscher, als unser Knight vom 45ten Linien-Infanterie-Regiment, an den Geheimnissen des Buddhismus sich vergeblich die Stirne blutig gestoßen, so Ad. Schlagintweit in seinem umfangreichen Werk.*)

Auch Kloster Hermis wird besucht und noch manch kühner und lohnender Streifzug gemacht, auf dem wir hier unserm braven Hauptmann nicht wohl folgen können. Lieber möchten wir es in Wirklichkeit! — So kommen denn die letzten Tage des Urlaubs heran, ehe man sich dessen versieht, und um nicht in die Lage zu kommen, Nachurlaub, fordern zu müssen und die Geduld der Kameraden, die indessen alle dienstlichen Geschäfte mit besorgen mußten, nicht über die Gebühr in Anspruch zu nehmen, ist die baldige Rückkehr unerläßlich.

Den Schluß bilden nicht eben tiefe, aber immerhin lesbare Betrachtungen über die Religion des fernen Ostens und ihr Verhältniß zum Christenthum, dessen Bekenner, im Besitze der wahren Religion, nach des Verfassers Meinung, so wenig bemüht sind, ihre Ueberzeugung thatkräftig zu beweisen, während die Völker des Ostens ihre Irrthümer mit so vieler Liebe hegen und pflegen.

*) Schlagintweit, Buddhism in Thibet.

Wir scheiden ungern von dem Buche, wie dessen Verfasser von den wunderbaren Ländern, die zu besuchen ihm gegeben war. Knight gesteht unumwunden, daß er die Forschungen von Klaproth und Cunningham erst kennen lernte, nachdem er bereits von seiner Reise zurückgekehrt war. Gewiß hätte er mit umfangreicherem Wissen und besseren Vorstudien noch ganz andere Resultate aus seiner Reise ziehen können; aber eben die fröhliche Unmittelbarkeit der Eindrücke, die sich darin wiederspiegeln, die kunstlose Form und der rein touristische Beigeschmack machen uns sein Buch vor vielen anderen lieb und werth. E. S. v. Mülberg.

Britisches Nord-Amerika.

Ein englischer Missionär über Neufundland.*)

Neufundland spielt weder in der Ethnographie, noch in der Geographie, noch in der Politik der Welt eine bedeutende Rolle; es ist die Heimat der Stockfische, und die Stockfischfänger, die dorthin gehen, pflegen sich nicht mit Schriftstellerei abzugeben.

Rev. Moreton ist ein Geistlicher, der sich dreizehn Jahre lang als Missionär zu Labuan, später zu Greenspond, einem Hauptorte der unwirthbaren Insel, aufgehalten hat, um die englische Bevölkerung jener Gegenden zu pastoriren — eine ziemlich traurige Lebensaufgabe. — Wir sehen Rev. Moreton auf dem Titelblatte im Holzschnitte dargestellt, wie er sich — ein halber Eskimo seiner Ausrüstung nach — auf seine geistlichen Rundreisen zu begeben pflegt: Pelzrock, riesige Pelzmütze mit Klappen, Schneeschuhe an den Füßen, Tornister, die Stiefel zur Seite hängend, das Gewehr auf dem Rücken.

Auch die übrigen Illustrationen — Hütte im Walde — Windschutz in der Schneenacht, das kleine Kirchlein nebst Pfarrhaus in Greenspond — haben nicht viel Anmuthendes. Alles Frost und Winter! — Auch ist davon sehr viel die Rede. Daß das Brot gefriert, ist gewöhnlich — um dies zu verhindern, nehmen es wohl die Dienstmädchen Nachts mit in's Bett. Das Leben des Fischervölkchens scheint sehr ärmlich und materieller Natur zu sein; auch scheint der Geistliche seine liebe Noth bei ihnen zu haben. Sie glauben, der Reverend würde nicht zu ihnen kommen, wenn er nicht Geld zu verdienen hätte — nämlich das schmale Salair, das ihm seine Gesellschaft giebt — und die genannte Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums bilde einen Theil der englischen Regierung, der sie somit indirekt Steuer zahlen müßten.

Die Neufundländer sind sehr geldgierig und deshalb unlovely. Das neufundländische Christenthum scheint eigenthümlicher Natur zu sein. Den Namen zufolge, die dort im Schwange sind, ist es sehr alttestamentarisch. So Ruhama („fand nicht Gnade"), So Ammi, Jeruscha, Abi, Keren-Hapuch sind vorkommende Taufnamen; aber sie nennen ihre Kinder wohl auch Hemmony (Hermione? meint Mr. Moreton), Pertilda (statt Matilda?), Familia (statt Pamela), ja sogar Diana — „a very frequent choice, I rejected as heathen and substituted Dinah."

Er traf sogar einen unglücklichen Jungen, dem man den ominösen Namen Kain gegeben hatte. Das war doch zu stark; die

*) Life and Work in Newfoundland. Reminiscences of Thirteen Years spent there, by the Rev. Julian Moreton. London: Rivingtons, Berlin; A. Asher et Co. 1863.

Gültigkeit des Aktes nicht anerkennend, griff der Missionär zu der Auskunft einer neuen Taufe. — Eine Frau nannte ihren Namen Blizer; auf weitere Nachforschung erklärte sie, zwei Namen zu haben und eigentlich Anna Bliza zu heißen und scharfsinnig brachte nun Mr. Mereton heraus, daß sie eigentlich auf die Namen Annabella Eliza getauft sei.

Ein schönes Land ist Neufundland nicht, und der Pfarrer von Greenspond, in dessen Garten wirklich noch Kartoffeln und Kohl wachsen, nicht zu beneiden.

Kleine literarische Revue.

— **Zur Marinefrage.** Ein preußischer Seeoffizier hat in einer so eben erschienenen Broschüre „Kann unsere Flotte der dänischen Seemacht die Stirn bieten?"*) seine Gedanken und sachgemäßen Erfahrungen vor dem deutschen Publikum in unbeeinflußter und würdiger Weise ausgesprochen. Er sagt in Betreff der augenblicklichen Abhülfe der preußischen Schwäche zur See, daß die Operationsbasis unserer größeren Schiffe dem eigentlichen Kriegsschauplatze so nahe gelegt werden müsse wie möglich, unsere Korvetten daher versuchen sollten, den Kieler, Flensburger oder, wenn es irgend anginge, den Apenrader Hafen zu erreichen; wolle man aber dieses nicht thun, dann solle man, mit Aufgebot aller verfügbaren Mittel, Swinemünde mehr zu einem provisorischen Kriegshafen umwandeln, als bisher geschehen, und vor allen Dingen für die sofortige Anschaffung eines hinreichend großen schwimmenden Docks daselbst sorgen, damit es unseren Schiffen möglich würde, schwere Beschädigungen schnell auszubessern. Hinsichtlich Danzigs und der oft genannten Bucht von Oxhöft giebt er den wohlbegründeten Rath, beide aufzugeben, resp. außer Acht zu lassen, da der Hafen zu seicht, die Bucht nicht zu befestigen ist, und — was der schlimmste Uebelstand — der Abschnitt zwischen Hela und der frischen Nehrung für die preußische Marine strategisch so ungünstig liegt, wie kaum ein Küstenpunkt der Monarchie. — Bei dem genauen Vergleiche der dänischen und der preußischen Schiffsartillerie, so wie der Wirkung derselben auf die beiderseitigen Schiffskörper motivirt er das dringliche Verlangen unserer Marine-Offiziere nach stählernen Spitzgeschossen, da nur mit diesen die Panzerplatten und damit der Uebermuth unserer dänischen Feinde **gebrochen** werden könne, „denn um **Brechen**, nicht um Erschüttern handelt es sich!" wie der Verfasser sehr treffend sagt und damit gleichzeitig denen von seinen Herren Collegen einen gelinden Seitenhieb versetzt, welche noch immer der „Erschütterungstheorie" anhangen. — Sehr ansprechend in dieser rein sachgemäßen Schrift ist das consequente Vermeiden von Anspielungen auf die innere Politik der letzten Jahre, sowie die bescheidene Weise, in welcher der gewiß sachkundige Autor zu den Laien in Marinesachen spricht, sie über einen ihnen unbekannten Gegenstand erst zu belehren und dann zu seiner Privatansicht herüberzuziehen sucht. Wer noch kein Kriegsschiff betreten hat, wird die übersichtliche Beschreibung eines solchen, sowie der Vorbereitungen zum Kampfe, gewiß mit Interesse lesen und wer hierin für sich nichts Neues zu finden vermag, dürfte dafür um so eingehender bei der Durchführung eines fingirten, bis in die äußersten Consequenzen gedachten Fernkampfes (Verfolgung im Kielwasser) zwischen einem großen feindlichen Dampfer und einem preußischen Kanonenboote verweilen. Und so wird jeder Leser, der sich überhaupt für die Marine interessirt, etwas Ansprechendes in dem Schriftchen finden, von dem wir zum Schlusse doch nicht umhin können zu sagen, daß es jedenfalls mehr genützt hätte, wenn es vor drei Jahren erschienen wäre. F. M.

*) Berlin, Vossische Buchhandlung (Strikker).

— **„Der Erste über die Schlei,"***) lautet der Titel einer allerliebsten Erzählung, welche A. von **Winterfeld** in dem kürzlich erschienenen neunten Bändchen seiner „Humoristischen Soldaten-Novellen" mit patriotischer Wärme vorgetragen hat. Den Stoff gewährte die aufopfernde Heldenthat eines leider nicht genau namhaft gemachten und nach Winterfeld noch unbelohnt gebliebenen **Sergeanten W. Kr., vom Westfälischen Pionier-Bataillon Nr. 7**, der in eiskalter Januarnacht mit einem einzigen militärischen Begleiter von Missunde her als Recognoscirungs-Vorhut über die Schlei setzte und dann ganz allein die dänischen Schanzen bei Cappeln wegnahm. Es ist ein tiefer Humor in dieser Geschichte, und der Verfasser hat ihn durch die malerische Zeichnung einer wahren **Stimmungs-Landschaft** anmuthig verstärkt. In die Seele dieses Berichts trifft sympathisch hinein die mächtige Strophe von Klaus Groth (dem einstigen Schulmeister von Heide und Dichter des „Quickborn") „**Dar kumt en Bruſen as Vaerjahrswind**," die Rettungsbotschaft des deutschen Heeres, das für Schleswig-Holstein kämpft und blutet. Eben so schön wie diese gigantische Strophe des plattdeutschen Barden eingewoben ist, eben so kernhaft ergreift uns der Schleswig-Holsteiner populäres Spottlied auf die Dänen, frei nach Ernst Moritz Arndt gedichtet und anhebend: „**Was is de Dän' sin Vaterland?**", welches Winterfeld an passender Stelle mittheilt. Er hat seinem Geschichtchen einen gutdeutschen Geist eingeblasen, jenen Geist, der des Autors Dichtung, „Ein Spazierritt nach Jütland," durchweht, und wir denken, diese, wie die vorangehende Erzählung („Die Geschichte von den Kanonen"), eine drastische Kanonier-Episode aus dem großen Schlachtgemälde von Waterloo — wiederum eine rettende That, und zwar die des wackeren Kanoniers Schmerk von der englisch-deutschen Legion, der schwarzen Schaar Braunschweigs, darstellend — werden Anklang finden bei Lesern, denen ein patriotisches Herz und der Sinn für soldatisches Wesen einwohnt. L. v. B.

*) Humoristische Soldaten-Novellen für Sopha und Wachtstube, von A. v. Winterfeld. Neuntes Bändchen. Berlin, B. Behr's Buchhandlung (E. Bock), 1864.

— **„Eine Shakspeare-Feier an der Ilm."****) In Weimar hat am 23. April, außer der großen, eine Woche dauernden Feier durch die Aufführung von Shakspeare's „Historien" im Hoftheater auch eine kleinere, vor dem Auditorium eines geselligen Vereines veranstaltete und von **Karl Gutzkow** geleitete Feier stattgefunden, die in der Aufstellung von lebenden Bildern aus Shakspeare's Dramen, namentlich aus „Coriolan", „Mittsommernachts-Traum", „Macbeth", „Was ihr wollt", „Romeo und Julia", „König Johann" und „Hamlet" bestand, denen sich ein Bild aus „Weimars goldner Zeit" anschloß. Den poetischen Rahmen zu diesen Bildern d. h. die erklärenden Verse, die, als Prolog und Intermezzi, gesprochen wurden, hat Gutzkow geliefert, und zwar in der geschickten, die Interessen der Gegenwart mit den allgemeinen Interessen der Kunst verwebenden Weise, die wir oft schon Gelegenheit hatten, in seinen Dichtungen anzuerkennen. Der vorliegende Abdruck dieser Verse giebt vielleicht auch noch anderen Gesellschaftskreisen An-

**) Von Karl Gutzkow, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

laß, die beliebte Unterhaltung der lebenden Bilder mit einer künstlerischen Feier Shakspeare's zu verbinden.

— **Celtische Studien in Deutschland.** Es ist gewiß eine unbedingte Anerkennung deutscher Wissenschaft, wenn die Engländer ihre Forschungen auf Sprachgebieten, die, wie das alte Irische und das Gaelische, ausschließlich der britischen Herrschaft angehören, auf die Studien deutscher Gelehrten begründen, deren Publikationen sie übersetzen und als maßgebend adoptiren. Eine solche Anerkennung liegt uns in Dr. William Sullivan's, Professors an der „katholischen Universität" in Dublin, Uebertragung von Hermann Ebel's „Celtischen Studien" vor.*) In der Vorrede seines Buches sagt der englische Uebersetzer: „Die Ehre, in einem großen Maße derjenige, was Jakob Grimm durch seine berühmte Grammatik für die germanischen Dialekte that, für die celtischen Dialekte gethan, und dadurch die Grundlage festgestellt zu haben, auf welchen nachmals der indo-europäische Charakter dieser Dialekte nachgewiesen werden konnte, gebührt dem deutschen Gelehrten J. Kaspar Zeuß. Nach dreizehnjähriger Arbeit überreichte er der wissenschaftlichen Welt im Jahre 1853 unerwartet seine Grammatica Celtica, in lateinischer Sprache, ein Denkmal zugleich seines Genius und seiner beispiellosen Ausdauer." — „Im Jahre 1856", so bemerkt unser irländischer Gewährsmann weiter, „wurde in Deutschland ein den arischen, celtischen und slavischen Sprachen gewidmetes Journal gegründet, das unter dem Titel: „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung" von den Herren Dr. Kuhn und Schleicher herausgegeben wurde, als eine Art Supplement zu der bekannten „Zeitschrift für vergleichende Sprachkunde", von Th. Aufrecht und Adalbert Kuhn (jetzt von Dr. Kuhn allein redigirt), deren Gebiet das Germanische, Griechische und Lateinische ist. Von den „Beiträgen" erscheint alle zwei Jahre ein Band in vier Abtheilungen."**) Dieselben verdienen die lebhafte Unterstützung aller derjenigen, die sich für den Fortschritt in der celtischen Philologie interessiren, und in keiner öffentlichen Bibliothek in Irland, Schottland oder Wales sollte ein Exemplar dieser „Beiträge" fehlen". Die „Celtischen Studien" Ebels bilden acht Abhandlungen der „Beiträge, und diese werden nun von Professor Sullivan mit einer Einleitung über die Wortbildung im Celtischen, nach Zeus, den britischen und hauptsächlich den irländischen Gelehrten vorgelegt.

*) Celtic Studies: from the German of Dr. Hermann Ebel, with an Introduction etc. By William K. Sullivan etc. London, Williams and Norgate, 1863.

**) Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Literarischer Sprechsaal.

Soweit ist es mit Lord Palmerston gekommen, daß ihn die Deutschen jetzt — und zwar mit Fug und Recht den neuen Metternich nennen. (Vgl. Nr. 110 der Berliner Spenerschen Zeitung). Wie der alte Metternich gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Griechen, der Belgier und der Italiäner konspirirte und intriguirte, so konspirirt und intriguirt jetzt der neue Lord Metternich gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Schleswig-Holsteiner, die doch an Reichthum und Bildung den Griechen, den Italiänern und den Dänen weit überlegen sind. Es ist zu hoffen, daß ebenso, wie der alte Metternich seine antinationalen Umtriebe gegen die Griechen und die Belgier — zuletzt sogar seine Definition des geographischen Begriffes von Italien — zu Schanden werden sah, auch sein englischer Nachfolger die rechts- und freiheitsfeindlichen Intriguen gegen Schleswig-Holstein wird zu Schanden werden sehen. Bereits hat ja der neue Metternich es erreicht, daß seine Politik in einem großen Theile von Europa, Asien und Amerika ebenso gründlich gehaßt und verachtet wird, als jemals die des alten Metternich gehaßt und verachtet worden.

Die Frage: Wird Shakspeare in England gelesen? ist, wie es scheint, eine überflüssige Frage, wenn man die zahllosen Ausgaben von Shakspeare mustert, die alljährlich in England die Presse verlassen — Ausgaben in allen möglichen Formaten, zu allen möglichen Preisen, mit und ohne Anmerkungen und Erklärungen — Ausgaben für das Volk, für den Salon, für das Studirzimmer — Ausgaben à la Bowdler, mit Ausscheidung solcher Stellen, welche manche Dramen des unsterblichen Dichters zu einer Lectüre machen, que la mère ne permettra pas à sa fille. Es giebt keine einigermaßen wohlsituirte Familie in England, die nicht ihr Exemplar des Shakspeare besitzt — aber liest sie es auch? Die Saturday Review glaubt diese Frage verneinen zu müssen, und zwar zunächst auf Anlaß eines Artikels in jenem großen Bilderbuche, der Illustrated News (das sich übrigens als Journal eben so sehr durch seine Gesinnungslosigkeit, wie durch seine Unwissenheit auszeichnet), in welchem die bekannte Stelle aus „Troilus und Cressida":

One touch of nature makes the whole world kin,

als ein Vers von Campbell citirt wird! Der Reviewer beweist ferner, daß diese oft angeführte Stelle, weil man sie eben aus dem Zusammenhang reißt, gewöhnlich falsch verstanden wird, und fragt mit Recht, ob ein solches Mißverständniß möglich wäre, wenn Shakspeare wirklich allgemein studirt würde — wenn man ihn weniger priese und mehr läse, wenn man sich nicht damit begnügte, ein Entzücken zu heucheln, das man nicht fühlt, und statt sich an den herrlichen Gebilden des Dichters zu erfreuen, nach der Leihbibliothek liefe, um sich die letzte „Sensation novel" zu holen. „Mögen wir immer," fährt er fort, „um die Mode mitzumachen und uns des unangenehmen Gedankens zu erwehren, daß die Deutschen mehr von Shakspeare halten als wir, sein dreihundertjähriges Gedenkfest feiern. Aber wir sollten uns die Wahrheit nicht verbergen, daß unser größter Schriftsteller — derjenige, der uns vor allen Andern lehren kann, richtig zu urtheilen und edel zu fühlen — in England noch wenig gelesen wird." — Wie möchte wohl eine solche Frage, eben so aufrichtig beantwortet, in Bezug auf Deutschland ausfallen?

Die Literatur und die Literaten Spaniens der heutigen Zeit hat ein Buch des französischen Schriftstellers Antoine de Latour zum Gegenstand. Es heißt: Études littéraires sur l'Espagne contemporaine und schließt sich an die touristischen Darstellungen an, die derselbe Autor früher über Spanien veröffentlicht hat. Unter den zeitgenössischen Literaten Madrids, denen die Études sur l'Espagne gewidmet sind, nehmen der Novellist Antonio de Trueba, der Geschichtschreiber Amador de los Rios und der Bühnendichter Adelardo Lopez de Ayala eine hervorragende Stelle ein.

Ein im Buchhandel gewiß selten vorkommender Fall ist der der Preis-Erhöhung eines erst kürzlich erschienenen Werkes. Die Buchhandlung L. Hachette u. Comp. in Paris kündigt an, daß sie sich veranlaßt finde, die bei ihr erschienene, von Gustav Doré illustrirte Ausgabe von Dante's „Hölle", in italiänischer Sprache, von 100 auf 150 Fr. zu erhöhen.

Literatur des Auslandes

erschienen in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin:

Französisch.

Corneille's (P.), Meisterwerke metrisch übersetzt (von Carl v. Häntein) Zwei Theile. kl. 8. geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Cid. Cinna. — Horatius oder der Kampf der Horatier und Curatier. Pompejus' Tod.

Griechisch.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile. 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Enthält zahlreiche Uebersetzungen, die poetischen Stücke meist in der Versform des Originals.

Indisch.

Malavika und Agnimitra. Ein Drama des Kalidasa in fünf Acten. Zum ersten Male aus dem Sanskrit übersetzt von Albrecht Weber. 1856. kl. 8. geh. (ursprüngl. Preis 1 Thlr.) jetziger Preis 15 Sgr.

Die erste Uebersetzung eines indischen Lustspiels.

Sündfluth (Die) nebst drei anderen der wichtigsten Episoden des Maha-Bharata. Aus der Ursprache übersetzt von Franz Bopp. kl. 8. 20 Sgr. (279)

Littauisch.

Dainos. Littauische Volkslieder, übersetzt von G. H. F. Nesselmann. 1853. 16. in Umschlag kart. mit Goldschnitt. 1 Thlr.

Neugriechisch.

Rhangawis (Alexandros Rhisos), Die Hochzeit des Kutrulis, ein aristophanisches Lustspiel. Aus dem Neugriechischen übersetzt von Dr. D. H. Sanders. Zweite Ausgabe. 1851. 16. geh. 15 Sgr.

Persisch.

Blüthen-Sammlung aus der morgenländischen Mystik nebst einer Einleitung über Mystik überhaupt und morgenländische insbesondere, von F. A. D. Tholuck. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Polnisch.

Niemzewicz (Julian), Levi und Sara. Briefe polnischer Juden. (Ein Sittengemälde. Aus dem Polnischen übersetzt. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.
Eine Darstellung der Secte der Chassidim.

Römisch.

Horatius' erste Satyre, lateinisch und deutsch mit einigen Scholien (von Fr. Aug. Wolf). 1813. gr. 4. 12½ Sgr.

Terenz. — Das Mädchen von Andros, eine Komödie des Terentius in den Versmaassen des Originals übersetzt von F...x (Felix Mendelssohn-Bartholdy). Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. W. L. Heyse. Angehängt ist die neunte Satyre des Horatius, übersetzt von dem Herausgeber. 1826. 4. 22½ Sgr.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur. Drei Theile. 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Enthält zahlreiche Uebersetzungen. Die poetischen Stücke im Versmaße des Originals.

Spanisch.

Cervantes. — Numancia. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Miguel de Cervantes Saavedra. Zum ersten Male übersetzt aus dem Spanischen in den Versmaßen des Originals (von Friedrich Baron de la Motte Fouqué). 16. 11½ Sgr.

Ungarisch.

Ungarische Märchen und Sagen. Aus der Erdelyischen Sammlung übersetzt von H. Stier. 1850. gr. 16. Velinpapier. geh. 17½ Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Jacob Grimm: Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin,
herausgegeben von Herman Grimm.
Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).
Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." Pr. Jahrb.

Exemplare des ersten, November v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8 (ohne die Bilder) sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten. (285)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Undine. Eine Erzählung von
Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelkupfer nach Ludwig Richter; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, feinster Ausdruck romantischer Poesie", durchdrungen vom Zauber einer vergeistigten Natur" (wie sie der Wegweiser durch die deutsche Literatur von Schwab und Klüpfel nennt) schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus treffend, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (280)

Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Kunst über alle Künste
Ein bös Weib gut zu machen.

Eine deutsche Bearbeitung von *Shakespeare's The Taming of the Shrew* aus dem Jahre 1672.
Neu herausgegeben
mit Beifügung des englischen Originals und Anmerkungen
von **Reinhold Köhler.**
8. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Bietet als wahrscheinlich älteste gedruckte deutsche Bearbeitung eines Shakespeare'schen Stückes in literar-historischer Beziehung ein ganz besonderes Interesse. (281)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Ueber das Schwimmen.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.
kl. 8. (51 S.) geh. 5 Sgr.

Diese kleine Schrift aus der Feder des General a. D. v. Pfuel, bekanntlich des Begründers der großen Pfuel'schen Schwimm-Anstalt in Berlin, giebt nützliche Winke und anziehende Bemerkungen über das Schwimmen, namentlich in Betreff des Unterrichts in demselben.]

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann). (282)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

A. v. Sydow: Central-Karpathen.

Bemerkungen auf einer Reise im Jahre 1827 durch die Beskiden über Krakau und Wieliczka nach den Central-Karpathen, als Beitrag zur Charakteristik dieser Gebirgsgegenden und ihrer Bewohner. Von Albrecht von Sydow. Mit einer Karte von den Central-Karpathen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Für Denjenigen, der die hochromantischen Karpathen besuchen will, ist dieses Werk — eines der wenigen überhaupt über diesen Gegenstand erschienenen — noch immer fast unentbehrlich; bei dem in neuester Zeit diesem Gegenstande zugewandten Interesse erlaubt sich die unterzeichnete Buchhandlung auch andern Lesern die auf sorgfältiger Beobachtung beruhende Darstellung dieses Gebirges zu empfehlen. (283)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erscheint:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von
Dr. **M. Lazarus,** Professor der Psychologie an der Hochschule zu Bern
und
Dr. **H. Steinthal,** a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.

Erschienen sind zwei Bände (1859—1862) und vom dritten Bande zwei Hefte. Preis des Bandes von 4 Heften zu 8 Bogen 3 Thlr.

Die Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift gesteckt hat, ist im Allgemeinen: eine Erkenntniß des Volksgeistes zu bereiten, wie die bisherige Psychologie eine des individuellen Geistes erstrebte. Es soll die Geschichte der Menschheit, der einzelnen Völker und ihrer Bestrebungen, nicht nur als Thatsache kennen gelernt, sondern auch nach ihren innersten Gründen begriffen werden. Demnach kann alles, was im Verlauf der Geschichte als Saat oder Frucht, als Bedingung oder Erfolg des öffentlichen Geisteslebens sich darstellt, Gegenstand der Betrachtung unserer Zeitschrift werden, alle Arten von Strebungen und Leistungen des Kulturlebens bis hinauf zu den Ideen, welche den Genius einer Nation erfüllen und bewegen.

Die Sprache ist diejenige Erscheinung im Leben eines Volksgeistes, über welche uns die Thatsachen am vollkommensten vorliegen, und aus der mannichfaltige Lichtstrahlen auf andere Gebiete desselben geworfen werden. Die Sprachwissenschaft, wie sie hier bearbeitet werden soll, verschieden von Philologie und rein empirischer Linguistik, hat auf dem Wege der exakten Forschung vornehmlich die psychologischen Gesetze zu begründen, nach welchen die Idee der Sprache sich im Menschen verwirklicht. Die Zeitschrift wird von übersichtlichen Darstellungen eigenthümlicher Sprachbildungen, Charakteristiken der verschiedenen Sprachstämme oder einzelner Sprachen oder auch besonderer Gruppen von Formen, wie z. B. Verbal-Formen, ausgehend, zu allgemeinen sprachwissenschaftlichen Aufsätzen übergehen, in welchen durch Thatsachen aus den verschiedenen Sprachen psychologische Gesetze entweder gewonnen oder unterstützt werden. (284)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. **Magazin** No. 22.

für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 29. Mai **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts. Simpliciana 338

Frankreich.

Frankreich als Seemacht. II. Kolonieen . 341

Nord-Amerika.

Die Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 343

Italien.

Bilder aus den Apenninen. Von Rom nach Civita Castellana 346

Serbien.

Serbiens Baudenkmäler 348

Kleine literarische Revue.

Ein englischer Gesandter im vorigen Jahrhundert 350

Die freie Presse Englands 350

Literarischer Sprechsaal 350

Von nachstehenden zwei Werken ist eine Anzahl von Exemplaren in meine Hände übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Peintures à fresque du Camposanto de Pise, dessinées par Joseph Rossi et gravées par le Prof. Chev. D. P. Lasinio fils. Fol. 44 pag. avec 46 planches. Florence 1833. 80 fr.

Raccolta di pitture antiche intagliate dal C. G. P. Lasinio. Edizione seconda. Fol c. 13 tavole. Firenze 1853. 20 fr. (291)

Turin. Hermann Löscher.

Neue Erscheinungen der italiänischen Literatur.

Storia d'Italia, dal 1814 al 1863. Da Luigi Anelli. 4 vol. Milano, Brigola. 12 Lire.

La Battaglia di Novara. Notizie storiche, da Felice Venosta. Milano, Brigola. 50 c.

La terra e l'uomo. Manuale di geografia, metafisica, fisica e politica. Da G. Boccardo. 2 vol. Torino. 5 Lire.

Lutero il riformatore. Guglielmo Herschel etc. 3 vol. Torino, Amministrazione della Democrazia. 1½ Lire.

Della morte di Francesco I de' Medici e di Bianca Cappello. Relazione storica, da G. E. Saltini. Firenze, Cellini. (292)

L'uomo di stato, indirizzato al governo della cosa publica. Dal conte Clemente Solaro della Margherita. Torino, Speirani.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

(Fortsetzung aus Nr. 21 d. Bl.)

Hind, H. Y., The Canadian Red River and the Assiniboine and Saskatchewan exploring expeditions of 1857—58. 2 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 9 Thlr.**

Hogg, Th. J., Life of Shelley. vol. 1, 2. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Holt, E. S., Memoirs of Royal Ladies. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Kavanagh, J., French Women of letters. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Kennedy, E. S., Peaks, passes and glaciers. Second Series. With maps and illustrations. 2 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 10 Thlr.**

Lennox, Lord W., Pictures of sporting life and character. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 3 Thlr. 15 Sgr.**

— — Recreations of a Sportsman. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Lyell, Ch., Geological evidences of the antiquity of man. Second edit. With illustrations. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sgr. **Für 4 Thlr.**

Macleod, L., Travels in Eastern Africa. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 3 Thlr. 15 Sgr.**

Maddon, R. R., Phantasmata, or Illusions and fanaticisms of protean forms productive of great wils. 2 vols. Ladenpreis 9 Thlr. 10 Sgr. **Für 6 Thlr.**

Marryat, Hor., A Residence in Jutland, the Danish Isles, and Copenhagen. 2 vols. Ladenpreis 8 Thlr. **Für 6 Thlr.**

Metcalfe, F., The Oxonian in Thelemarken. Notes of travel in South Western Uvnway 1856—57. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

— — The Oxonian in Iceland. Notes of travel in that island 1860. Ladenpreis 4 Thlr. **Für 2 Thlr. 15 Sgr.**

Middleton, Ch. S., Shelley and his writings. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Motley, J. L., History of the United Netherlands from the death of William the Silent to the Synod of Dort. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 9 Thlr.**

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Packete nachgenommen werden sollen. (286)

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

A

Dictionary

of the

English language.

By **Jos. E. Worcester.**

gr. 4to. 1863. cloth.

LXX u. 1786 pages. Preis 10 Thlr. 15 Sgr.

„Dieses neueste und vollständigste Wörterbuch der Englischen Sprache enthält die Erklärung von nicht weniger als 104,000 Wörtern, nebst ihrer Aussprache und Etymologie und mit reichlichen Beispielen aus Schriftstellern der verschiedenen Perioden der Englischen Litteratur. Aufgenommen sind auch die technischen, veralteten, seltenen, provinzialen, localen, neu eingeführten, ja auch solche Ausdrücke, die sich noch kein volles Bürgerrecht erworben haben. Auf die Orthographie ist besonders Sorgfalt verwendet und dieselbe nach dem besten in England und Amerika bestehenden Schriftgebrauch festgestellt. . . . Der Hauptvorzug des Wörterbuchs ist die Schärfe und Vollständigkeit in den Definitionen der Wörter, ihren allgemeineren wie ihren technischen Bedeutungen nach, und die schwer zu erläuternden sind mit Hülfe eines beigefügten kleinen Holzschnittes erklärt.

Ausserdem sind wohl bei circa 5000 Wörtern die synonymischen Ausdrücke aufgeführt, mit scharfer Angabe ihrer Unterschiede in schlagender Kürze" etc.

Encyclopädie des Philolog. Studiums der neueren Sprachen von Dr. B. Schmitz. (287)

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Le sac à malices. Par Francisque Ducros. (Unter den Satyren dieses Buches heißt eine „Un malin d'avant Jésus-Christ" und ist der Geschichte Julius Cäsars und seinem neuesten Geschichtschreiber gewidmet; eine andere: „Le cuisinier du Docteur Strauss" bezieht sich auf Renan und sein berühmtes Werk, und eine dritte: „Le père Trinquefort au bord du Rhin" hat die Politik der deutschen Fürsten und die davon abweichende Politik des deutschen Volkes in Schleswig-Holstein zum Gegenstand). Paris, E. Maillet. 3 fr. (293)

L'ami des femmes. Comédie en cinq actes, par Alex. Dumas fils. Paris, Cadot. 2 fr.

Dissertations bibliographiques. Par P. L. Jacob, bibliophile. In 12. VIII et 364 p. (Tiré a 260 exemplaires numérotés.) Paris, Gay.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts.

Simplicíana.

Den Nationalschriftstellern eines Volkes kann kein schöneres und dauernderes Ehrendenkmal gesetzt werden, als wenn man deren Werke der Gesammtheit in Ausgaben zugänglich macht, die sich durch ihren inneren Werth sowohl, wie durch eine geschmackvolle äußere Ausstattung empfehlen. Ein solches Verdienst hat sich die Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig durch die „Deutsche Bibliothek" erworben, die eine Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen National-Literatur, von dem rühmlichst bekannten Literar-Historiker Heinrich Kurz herausgegeben und erläutert, enthält. Es liegt uns der dritte und vierte Band der Sammlung, die Simplicianischen Schriften von Grimmelshausen enthaltend, vor.*) Die gehaltvolle Einleitung giebt die Literatur der Simplicianischen Schriften, die Untersuchungen über den wahren Namen und das Leben des Verfassers, ein Verzeichniß seiner Schriften und deren Gesammtausgaben, eine Charakteristik seiner Sprache und Orthographie, seiner schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten, seines Styls und seiner Darstellung, eine Aufzählung der früheren Ausgaben des Simplicíssimus, die kritischen Prinzipien, nach denen die vorliegende Ausgabe veranstaltet worden ist, endlich eine Beurtheilung des poetischen Werthes des Romans.

Der wahre Name des Verfassers des Simplicíssimus ist zuerst von Herman Kurz entdeckt und von Echtermeyer und Passow außer allen Zweifel gesetzt worden. Er lautet Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, woron die angeblichen Autornamen „German Schleifheim von Sulsfort", „Samuel Greiffenson von Hirschfeld" und viele andere nichts als Anagramme sind. Grimmelshausen ist im Jahre 1625 oder 1626 in Gelnhausen in der hessischen Provinz Hanau von niederen Eltern geboren, ward schon als zehnjähriger Knabe, von hessischen Truppen gefangen, Soldat, im Jahre 1635, und diente in den verschiedenen Kriegsheeren während des dreißigjährigen Krieges, vielleicht bis zu Ende desselben. Er durchstreifte als Soldat viele Länder und machte später große Reisen, namentlich nach der Schweiz und nach Frankreich. Nach dem Kriege scheint er sich den Studien und schriftstellerischen Arbeiten hingegeben zu haben. Als Protestant geboren, ist er später aus unbekannten Gründen zum Katholicismus übergetreten. Er hatte ausgedehnte Verbindungen mit den angesehensten Personen, und durch ihre Vermittelung geschah es wahrscheinlich, daß er geadelt wurde. Im Jahre 1667 wurde er bischöflicher Schultheiß oder Prätor zu Renchen, in dem jetzigen Großherzogthume Baden, und er starb als solcher am 17. August 1676.

Grimmelshausen war ein Mann von reichen Kenntnissen in den verschiedensten Wissenschaften und von einer seltenen Belesenheit. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die spanischen Romane des Quevedo und Guevara, die er jedenfalls gekannt hat, anregend auf ihn gewirkt haben. Was ihn von den Schriftstellern seiner Zeit besonders unterscheidet, ist der heitere Geist und der frische Humor, der sich auf die schönste Weise mit der volksthümlichen Haltung in Sprache und Darstellung verbindet. Sein Styl ist durchaus rein und echt deutsch, und seine Darstellung zeichnet sich durch eine seltene rhetorische Kraft und durch großen Gedankenreichthum aus. Vor allen seinen Schriften verdient der Simplicíssimus, abgesehen von den späteren Fortsetzungen, die nur lockr mit dem Hauptwerke zusammenhängen, als Kunstwerk unsere vollkommenste Anerkennung, und gewiß giebt es nur wenige deutsche Romane, die ihm gleichzustellen sind. Die Komposition ist höchst einfach, indem der Verfasser die Schicksale seines Helden von dessen erstem Auftreten bis zu dem Augenblicke, wo er der Welt entsagt, chronologisch vorüberführt; aber eben durch diese biographische Anlage erhält das Ganze eine leichte und erfreuliche Uebersichtlichkeit. In diesen engen Rahmen führt der Dichter eine große Menge von Verhältnissen und Personen vor, in welchen er eine eben so große Erfindungs- als Gestaltungsgabe offenbart. Daß er zum Theil sich selbst mit dem Helden des Romans identifizirt, giebt der Dichtung den Reiz der Wahrheit. Die Zustände und Ereignisse des dreißigjährigen Krieges und besonders das Soldatenleben während desselben können nicht lebensvoller und wahrer geschildert werden. Simplicíssimus selbst tritt uns zuerst als ein durchaus unwissender Bursche entgegen, der mit den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen völlig unbekannt ist. Ein Einsiedler nimmt sich des Verlassenen an, erzieht ihn zur Gottesfurcht und theilt ihm einige Kenntnisse mit. Nach des Einsiedlers Tode wird er in das wilde Treiben des Soldatenlebens geworfen. Hier muß er sich verstellen und heucheln lernen, um sich vor mannigfaltigem Unglück zu hüten; doch verliert er hierbei seine ursprüngliche Herzensreinheit nicht, und der Dichter hat es mit großem Geschick durchgeführt, wie sich Offenheit und Wahrheitsliebe auch mit Verstellung und Heuchelei vertragen könne. Stets vom Schicksal hin- und hergeworfen, gelangt Simplicíssimus sehr früh zur Selbständigkeit und wird noch in jungen Jahren zu einem kühnen und gewandten Freibeuter. Als er gefangen lange Zeit unthätig bleiben muß, verleitet ihn der Müßiggang zu allerlei Verirrungen, die ihn zuletzt in das äußerste Elend bringen, so daß er zum Marktschreier herabsinkt; aber nach einer Reihe von Wechselfällen findet er sein besseres Selbst wieder und zieht sich endlich ganz von der Welt zurück.

Es ist dies ein Hauptvorzug des deutschen Schelmenromans vor den ähnlichen spanischen und französischen, daß der Held bei allen seinen Verirrungen doch nie sich selbst verliert, und dieser sittliche Gehalt ist es, der dem Roman seinen besonderen Werth giebt, zumal das Didaktische nicht in trockenen und langweiligen Moralpredigten sich äußert, sondern geschickt in die Erzählung selbst verflochten ist. Es spricht sich hierin eine Tüchtigkeit der Gesinnung aus, die uns in dem Verfasser einen Ehrenmann erkennen läßt, der in den traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges nicht sein Mitgefühl für die Leiden der Einzelnen, wie des gesammten Vaterlandes eingebüßt hat. Der Dichter ist ein echter deutscher Patriot; er empfindet die Zerrissenheit des in der Politik und in der Religion getheilten Deutschlands um so schmerzlicher, als eine Aussicht auf Besserung in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Daher wiegt er sich in schöne Träume von einem einigen Deutschland, das an Ruhm und Macht alle Reiche der Welt, die je gewesen und noch sind, übertreffen müßte, und, bezeichnend genug, legt er die Phantasien von einem freien und glücklichen Vaterlande einem Wahnsinnigen in den Mund, der, sich Jupiter dünkend, seine Göttermacht dazu benutzen will, ein wunderbar herrliches deutsches Reich herzustellen.

*) H. J. C. v. Grimmelshausen, Simplicianische Schriften. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Zwei Bände. (3. und 4. Band der „Deutschen Bibliothek"). Leipzig, J. J. Weber, 1863.

„Ich will einen solchen Helden schicken, läßt er ihn sagen, der keiner Soldaten bedarf und doch die ganze Welt reformiren soll. Er wird von einer Stadt zur anderen ziehen und von jeder Stadt durch ganz Deutschland zwei von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Städte auf ewig mit einander vereinigen, die Leibeigenschaften sammt allen Zöllen, Accisen, Zinsen, Gülten und Umgelten durch ganz Deutschland aufheben und solche Anstalten machen, daß man von keinem Frohnen, Wachen, Kontribuiren, Geldgeben, Kriegen, noch einziger Beschwerung beim Volke mehr wissen, sondern viel kürzer als in den elysischen Feldern leben wird. Alsdann werde ich erstmals den ganzen Chorum Deorum nehmen und herunter zu den Deutschen steigen, mich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergötzen; da werde ich den Helikon mitten in ihre Gränzen setzen und die Musen von neuem darauf pflanzen; die drei Grazien sollen meinen Deutschen tausend Lustbarkeiten erwecken. Ich werde Deutschland höher segnen mit allem Ueberfluß als das glückselige Arabiam, Mesopotamiam und die Gegend um Damaskus. Die griechische Sprache werde ich alsdann verschwören und nur deutsch reden und mit einem Worte mich so gut deutsch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vor diesem den Römern, die Beherrschung über die ganze Welt werde zukommen lassen."

„Höchster Jupiter, sagte hierauf Simplicissimus, was werden aber die Fürsten und Herren dazu sagen, wenn sich der künftige Held unterstehet, ihnen das Ihrige so unrechtmäßiger Weise abzunehmen und den Städten zu unterwerfen? Werden sie sich nicht mit Gewalt widersetzen oder wenigstens vor Göttern und Menschen dagegen protestiren?"

Jupiter antwortete: „Hierum wird sich der Held wenig kümmern! Er wird alle Großen in drei Theile unterscheiden und diejenigen, so unexemplarisch und verrucht leben, gleich den Gemeinen strafen, weil seinem Schwerte keine irdische Macht widerstehen kann; den Uebrigen aber wird er die Wahl geben, im Lande zu bleiben oder nicht. Was bleibet und sein Vaterland liebet, die werden leben müssen wie andere gemeine Leute; aber das Privatleben der Deutschen wird alsdann viel vergnügsamer und glückseliger sein, als jetzt das Leben und der Stand eines Königs, und jeder Deutsche wird alsdann ein Fabricius sein, welcher mit dem Könige Pyrrho sein Königreich nicht theilen wollte, weil er sein Vaterland neben Ehre und Tugend so hoch liebte. Die Dritten aber, die Herren bleiben und immerzu herrschen wollen, wird er durch Ungarn und Italien in die Moldau, Wallachei, in Macedoniam, Thraciam, Gräciam, ja über den Hellespontum in Asiam hineinführen, ihnen dieselben Länder gewinnen, alle Kriegsgurgeln in Deutschland mitgeben und sie alldort zu lauter Königen machen. Alsdann wird er Konstantinopel in einem Tage einnehmen und allen Türken, die sich nicht bekehren oder gehorsamen werden, die Köpfe vor die Füße legen; daselbst wird er das römische Kaiserthum wieder aufrichten und sich wieder nach Deutschland begeben und mit seinen Parlaments-Herren, welche er, wie schon gesagt, aus allen deutschen Städten paarweise sammeln und die Vorsteher und Väter seines deutschen Vaterlandes nennen wird, eine Stadt mitten in Deutschland bauen, welche viel größer sein wird, als Manoa in Amerika, und goldreicher, als Jerusalem zu Salomon's Zeiten gewesen."

„Was werden aber, fragte Simplicissimus, die christlichen Könige bei der Sache thun und ausrichten?"

Er antwortete: „Der in England, Schweden und Dänemark werden, weil sie deutschen Geblütes und Herkommens, der in Hispania, Frankreich und Portugal aber, weil die alten Deutschen selbige Länder hie bevor auch eingenommen und regiert haben, ihre Kronen, Königreiche und inkorporirten Länder von der deutschen Nation aus freien Stücken zu Lehen empfahen, und alsdann wird, wie zu Augusti Zeiten, ein ewiger und beständiger Friede zwischen allen Völkern in der Welt sein."

„Wie wird aber, wendete Simplicissimus ein, Deutschland bei so unterschiedlichen Religionen einen so langwierigen Frieden haben können? Werden so unterschiedliche Pfaffen nicht die Ihrigen hetzen und wegen ihres Glaubens wiederum einen neuen Krieg über den anderen anspinnen?"

„O nein! sagte Jupiter: mein Held wird dieser Sorge weislich zuvorkommen und vor allen Dingen alle christlichen Religionen in der ganzen Welt mit einander vereinigen."

Hierauf sagte Simplicissimus: „O Wunder! Das wäre ein großes, wares und recht vortreffliches Werk! Wie müßte dies zugehen?"

Jupiter antwortete: „Das will ich dir herzlich gern offenbaren. Nachdem mein Held den Universal-Frieden der ganzen Welt verschafft, wird er die geistlichen und weltlichen Vorsteher und Häupter der christlichen Völker und unterschiedlichen Kirchen mit einem sehr beweglichen Sermon anreden, und ihnen die bisherigen hochschädlichen Spaltungen in den Glaubenssachen trefflich zu Gemüthe führen, so auch durch hochvernünftige Gründe und unwiderlegliche Argumenta dahinbringen, daß sie von sich selbst eine allgemeine Vereinigung wünschen und ihm das ganze Werk seiner hohen Vernunft nach zu dirigiren übergeben werden. Alsdann wird er die allergeistreichsten, gelehrtesten und frömmsten Theologos von allen Orten und Enden her aus allen Religionen zusammenbringen und ihnen einen Ort, wie vor diesem Ptolemäus Philadelphus den zweiundsiebenzig Dolmetschern gethan, in einer lustigen, doch stillen Gegend, da man wichtigen Sachen ungehindert nachsinnen kann, zurichten lassen, sie daselbst mit Speise und Trank, auch aller anderen Nothwendigkeit versehen und ihnen auflegen, daß sie, sobald immer möglich, jedoch mit der allerreifsten und fleißigsten Wohlerwägung, die Streitigkeiten, so sich zwischen ihren Religionen enthalten, erstlich beilegen und nachgehends mit rechter Einhelligkeit die rechte, wahre, heilige christliche Religion, der heiligen Schrift, der uralten Tradition und der probirten heiligen Väter Meinung gemäß, schriftlich verfassen sollen. Um dieselbige Zeit wird sich Pluto gewaltig hintern Ohren kratzen, weil er alsdann die Schmälerung seines Reiches besorgen wird; ja, er wird allerlei Finten, Ränke, Bosheit und List entdecken, einen Querstrich darein zu machen, und die Sache, wo nicht gar zu hintertreiben, jedoch solche ad infinitum oder indefinitum zu bringen, sich gewaltiglich bemühen. Er wird sich unterstehen, einem jeden Theologe sein Interesse, seinen Stand, sein geruhig Leben, sein Weib und Kinder, sein Ansehen und je so etwas, das ihm seine Opinion zu behaupten einrathen möchte, vorzumalen. Aber mein tapferer Held wird auch nicht feiern; er wird, so lange dieses Concilium währet, in der ganzen Christenheit alle Glocken läuten und damit das christliche Volk zum Gebet an das höchste Numen unabläßig anmahnen und um Sendung des Geistes der Wahrheit bitten lassen. Wenn aber er merken würde, daß sich Einer oder der Andere vom Plutone einnehmen läßt, so wird er die ganze Gongregation wie in einem Conklave mit Hunger quälen; und wenn sie noch nicht daran wollen, ein so hohes Werk zu fördern, so wird er ihnen allen vom Hängen predigen oder sein wunderbarlich Schwert weisen und sie alle erstlich mit Güte, endlich mit Ernst, Erschrecken und Bedrohungen dahin bringen, daß sie ad rem schreiten und mit ihren

halsstarrigen falschen Meinungen die Welt nicht mehr wie vor Alters foppen. Nach erlangter Einigkeit wird er ein groß Jubelfest anstellen und der ganzen Welt diese geläuterte Religion publiziren; und welcher alsdann darwider glaubet, den wird er mit Schwefel und Pech martyristren oder einen solchen Ketzer mit Burbaum bestecken und dem Plutoni zum neuen Jahre schenken. Jetzt weißt du Alles, was du zu wissen begehrt hast."

Der Gedanke an eine allgemeine Union aller christlichen Kirchen kehrte in Deutschland seit der Reformation in allen Zeiten bei Männern von echter Religiosität, denen die Anfeindungen und Verfolgungen des Glaubens wegen ein Greuel waren, immer wieder. Hat ja selbst der große Leibniz durch Wort und Schrift für eine solche Vereinigung zu wirken gesucht. Man hat sich bemüht, eine allgemeine Glaubensformel zu finden, der sich Alle fügen könnten; aber Niemand hat mit treffenderer Ironie die Vergeblichkeit solcher Bestrebungen dargethan, als eben unser Grimmelshausen, der seinen Jupiter die Theologen durch Hunger und Androhung von Galgen und Rad ein allgemeines Bekenntniß auszuarbeiten zwingen läßt, das zuletzt doch nur wieder aufrecht erhalten werden kann, wenn man die Widersprechenden als Ketzer wieder mit Feuer und Schwert ausrottet. Daß unser Verfasser recht wohl zwischen Religion und Konfession zu unterscheiden wußte, indem er in jedem Bekenntnisse nur eine menschliche Meinung sah, die auf absolute Wahrheit keinen Anspruch machen könne, geht aus einem merkwürdigen Gespräch zwischen Simplicissimus und einem beschränkten calvinistischen Pfarrer hervor, worin, wie der Herausgeber richtig bemerkt, Gedanken und Ansichten ausgesprochen werden, die an Lessing's Nathan erinnern. Simplicissimus, von dem Pfarrer gefragt, welcher Religion er angehöre, da er zu Weihnachten weder bei den Calvinischen noch bei den Lutherischen zum Tische des Herrn gegangen, antwortet: „Der Herr Pfarrer höret ja wohl, daß ich ein Christ bin, und wenn ich keiner wäre, so würde ich mich nicht so oft in der Predigt eingefunden und dem Gottesdienste beigewohnt haben; im Uebrigen aber gestehe ich, daß ich weder Petrisch noch Paulisch bin, sondern allein simpliciter glaube, was die zwölf Artikel des allgemeinen heiligen christlichen Glaubens in sich halten, werde mich auch zu keinem Theil vollkommen verpflichten, bis mich einer oder der andere durch genugsame Erweisungen persuadiret, zu glauben, daß er vor den anderen die rechte, wahre und allein seligmachende Religion habe."

Hierauf sagt der Pfarrer: „Jetzt glaube ich erst recht, daß Er ein kühnes Soldaten-Herz habe, Sein Leben wacker dran zu wagen, weil Er gleichsam ohne Religion und Gottesdienst auf den alten Kaiser hinein dahin leben und so frevelhaftig Seine Seligkeit in die Schanze schlagen darf. Mein Gott! wie kann aber ein sterblicher Mensch, der entweder verdammt oder selig werden muß, so keck sein? Er sage mir doch, warum Er seiner Eltern Fußstapfen in der reinen christlichen Religion nicht nachfolget? Oder warum Er sich ebenso wenig zu dieser, als zu einer anderen begeben will, deren Fundamenta sowohl in der Natur, als heiligen Schrift doch so sonnenklar am Tage liegen, daß sie auch in Ewigkeit weder Papist, noch Lutheraner nimmermehr wird umstoßen können?"

Simplicissimus antwortet: „Herr Pfarrer! das sagen auch alle Anderen von ihrer Religion; welchen soll ich aber Glauben schenken? Vermeinet der Herr wohl, es sei so ein Geringes, wenn ich einem Theile, den die anderen zwei lästern und einer falschen Lehre bezüchtigen, meiner Seele Seligkeit vertraute? Er sehe doch, aber mit meinen unparteiischen Augen, was Conrad Vetter und Johannes Naß wider Lutherum und hingegen Luther und die Seinigen wider den Papst, sonderlich aber Spangenberg wider Franciscum, der etliche hundert Jahre für einen heiligen und gottseligen Mann gehalten worden, in offenen Druck ausgehen lassen. Zu welchem Theil soll ich mich dann thun, wann ja eins das andere ausschreiet, es sei kein gut Haar an ihm? Vermeinet der Herr Pfarrer, ich thue Unrecht, wenn ich einhalte, bis ich meinen Verstand völliger bekomme und weiß, was Schwarz oder Weiß ist? Sollte mir wohl Jemand rathen, hineinzuplumpen, wie die Fliegen in einen heißen Brei? O nein! das wird der Herr Pfarrer verhoffentlich mit gutem Gewissen nicht thun können. Es muß unumgänglich eine Religion recht haben und die anderen beide unrecht; sollte ich mich nun zu einer ohne reiflichen Vorbedacht bekennen, so könnte ich ebenso bald eine unrechte als die rechte erwischen, so mich hernach in Ewigkeit reuen würde. Ich will lieber gar von der Straße bleiben, als nur irre laufen; zudem sind noch mehr Religionen, als nur die in Europa, und was ich für eine davon annehme, so muß ich mit meinen Religionsgenossen den anderen allen widersprechen."

Darauf sagt der Pfarrer: „Der Herr steckt in großem Irrthum und herannahendem höchst schädlichem Seelenverderben; aber ich hoffe zu Gott, er werde Ihn erleuchten und aus dem Schlamm helfen; zu welchem Ende ich Ihm dann unsere Konfession ins künftige Dergestalt aus der heiligen Schrift bewähren will, daß sie auch wider die Pforten der Hölle bestehen soll."

Simplicissimus antwortete, dessen würde er mit großem Verlangen gewärtig sein, gedachte aber bei sich selber: „Bis du mit deinen Beweisthümern fertig bist, so bin ich vielleicht, wo der Pfeffer wächst."

Der Roman schließt mit dem fünften Buche befriedigend ab. Zu den Fortsetzungen, die der Verfasser giebt, mag er durch den Beifall, den sich die Hauptschrift erworben, veranlaßt worden sein. Das sechste Buch, das er zunächst dem Roman hinzugefügt hat, bildet ein selbständiges Ganzes von einem durchaus verschiedenen Charakter und gehört eher unter die Vistonsschriften, als unter die Romane. Merkwürdig ist es auch deshalb, weil es in Kapitel 19—27 die erste Robinsonade enthält, da Defoe's Robinson erst 1719, also 50 Jahre später, erschien. Die drei Kontinuationen sind noch spätere Nachträge, die der Verfasser wahrscheinlich ursprünglich zu seinem Kalender bestimmt hatte, da sie aber zu umfangreich waren, als besondere Flugschriften herausgegeben hat. Auch diese Nachträge enthalten nicht nur viel Ergötzliches, sondern auch manches Belehrende; wie denn überhaupt die Simpliciana eine wahre Fundgrube für die Kultur- und Sittengeschichte Deutschlands in der Mitte des 17. Jahrhunderts sind, ein Schatz, der noch lange nicht vollständig ausgebeutet worden ist.

Bisher haben die meisten Gebildeten Deutschlands von dem Simplicissimus höchstens nur eine historische Kenntniß aus der Literaturgeschichte gehabt; hoffentlich wird sie die einladende Form, in der ihnen jetzt der Roman geboten wird, anregen, ihn selbst kennen zu lernen, um sich an dem naturwüchsigen Humor und der ergötzlichen Schalkhaftigkeit des Helden zu erfreuen; einige Rohheiten und Derbheiten werden sie ihm um so eher verzeihen, je naturgetreuer solche Züge an einem Abenteuerer aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges sind. M.

Frankreich.

Frankreich als Seemacht.

II.

Kolonieen.

Wenden wir uns von der Flotte zu dem Kolonialwesen, so tritt uns ein neuer Beweis entgegen, daß die Franzosen den vor fünfzig Jahren so traurig für sie abgebrochenen Kampf wieder aufgenommen haben. Der alte Traum des Kolonienbesitzes ist wiedergekehrt. Und konnte es anders sein? Eine Nation, wie die französische, mit dem hochfahrenden Ehrgeiz, wird nimmer, wenn sie's ändern kann, Tag für Tag den bitteren Trank der Demüthigung trinken, während Englands Kolonien, soweit die bewohnte Erde reicht, verbreitet sind, Holland fast den Alleinhandel im östlichen Archipel in Händen hat, selbst Spanien Manila im Osten und Cuba im Westen besitzt — ließ sich's erwarten, daß die Franzosen, jeder dieser Nationen ebenbürtig und in gewissem Betracht allen überlegen, sich's werden gefallen lassen, allein auf das heimische Gebiet beschränkt zu bleiben?

Ferner lebt im Herzen der Franzosen tief wurzelnd, wenn auch äußerlich verhüllt, die Eifersucht auf Englands Uebermacht zur See. Die strenge Logik der Thatsachen hat allerdings gegen sie entschieden; sie sind aber weit entfernt, das Verdikt anzuerkennen, vielmehr sind sie gesonnen, mit starker Hand die Akten zu revidiren. Dazu bedürfen sie nun einer Marine; eine Marine aber kann ihre höchste Macht nur dann entfalten, wenn sie einen thatkräftigen, weitreichenden Handel zur Grundlage hat; und solch ein Handel kann wiederum nicht bestehen, wenn ihm nicht überall Stapelplätze und Agenturen, Absatzkanäle und Märkte eröffnet sind. Vor Allem jedoch haben wir die Quelle dieses neuen Strebens nach Kolonien-Erwerb in dem Charakter und den Zwecken des außerordentlichen Mannes zu suchen, der gegenwärtig die Geschicke Frankreichs mit gewaltiger Hand lenkt. Seine geistige Begabung machen ihm selbst seine Feinde nicht streitig. Die Kunst, mit der er seine Gegner selbst gezwungen, seine Größe zu fördern — das Gepräge, das er seiner Politik aufgedrückt, — seine Macht, die ganz Europa scheuet: sie zeugen für ihn. Wer aber sein vergangenes Leben studirt, muß zu der Einsicht kommen, daß sein Ehrgeiz kein gewöhnlicher ist. Die Herrschaft eines einzigen Königreichs füllt den Ehrgeiz nicht aus. Ueber die Schicksale der Staaten als Schiedsmann zu bestimmen — den Strom der Ereignisse zu leiten und die Zukunft nach seinen Entwürfen zu gestalten — auf jedem Punkt der Erdkugel seiner Macht Geltung zu verschaffen — seinen Namen in jeglichem Lande, unter jeglicher Sonne bekannt zu machen: das ist sein Ehrgeiz. Kein Wunder, daß unter solchem Herrscher Frankreich in eine Bahn zur Kolonialvergrößerung eingelenkt hat, deren Ziel und Grenze nicht zu berechnen ist. Die Hand, die den nordischen Despoten gebeugt und den Traum der italiänischen Einheit zur Wirklichkeit gemacht hat, darf sich wohl vermessen, einen Puppenkaiser auf den Thron der Azteken zu setzen und aus dem fernen Indien reiche Provinzen zu schneiden.

Mit der Eroberung Algeriens machte Frankreich seinen ersten Kolonisirungsversuch. Der Dey von Algier sagte eines Tages zu dem englischen Konsul: „Die Algerier sind eine Bande Hallunken und ich bin ihr Oberster" — eine selbsterkennende Erklärung von unübertroffener Richtigkeit. Daß die europäischen Völker es duldeten, sich von solchem Gesindel brandschatzen zu lassen, gehört zu den Anomalien der neueren Geschichte. Noch leben Zeitgenossen, die Zeuge waren, wie diese Piratenhorde sich der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts ins Gesicht mit ihrer Barbarei brüstete. Doch im Jahre 1830 ward die Schale des Zorns bis an den Rand gefüllt. Der Dey gab, bei öffentlicher Audienz, dem französischen Konsul einen Schlag ins Gesicht. Ein französisches Geschwader erschien, um den Schimpf zu rächen, und da zeigte sich's, auf welchem hohlen Boden diese Gewalt stand. Das landende Heer stieß auf keinen Widerstand. In fünf Tagen war die ganze algerische Kriegesmacht zerstoben; in weniger als Monatsfrist waren die festen Plätze gebrochen und besetzt. In Verfolg fortgesetzter Züge dehnte Frankreich seine Herrschaft über eine Strecke an der Nordküste des Mittelmeeres von sechshundert Meilen in die Länge und fünfzig Meilen in die Breite. — Welchen Nutzen sonst Algerien dem französischen Staate gebracht oder nicht gebracht hat: soviel ist gewiß, es eröffnete ihm ein weites Uebungsfeld, eine Bildungsschule für Soldaten. Fünfundsiebzigtausend Mann beobachteten und befehdeten hier einen verschmitzten Feind Tag und Nacht. Hier gewannen die großen Krieger des Kaiserreichs ihre ersten Lorbeeren: Arnaud, Pelissier, Canrobert, Bosquet. Hier unter den Drangsalen wilder Oeden, in den Feldlagern rauher Gebirge erwuchs jene wunderbare Truppe: die Zuaven, „auserlesene Bursche, untersetzt, breitschulterig, tiefgebrustet, stiernackig", flink wie die Ziegen; die bei Hunger und Durst an Ausdauer auf dem Marsch, im Gefecht den Wüstenaraber überboten; Kerle, die niemals einem Feinde den Rücken zeigten. Nehmet der Armee Louis Napoleons die algerischen Helden und es bleibt ein Leib, dem die Seele entflohen ist.

Nicht ganz so befriedigend stellen sich die Handelsergebnisse heraus. In der That übersteigt die Einfuhr (ungefähr 125,000,000 Fr.) die Ausfuhr (etwa 75,000,000 Fr.) bedeutend genug. Allerdings haben sich beiläufig 200,000 Europäer in der Kolonie ansässig gemacht und einige Hundert Quadratmeilen sind auf europäische Art angebaut worden; allein, da die Verwaltungskosten sich auf 75,000,000 Fr. belaufen, kann der reine Gewinn eben nicht von großem Belang sein. Dennoch braucht die Regierung sich die Kosten nicht gereuen zu lassen; denn Algerien ist das Sicherheitsventil Frankreichs, um die ungesunden, müßigen, unzufriedenen, revolutionären Dünste abzuleiten.

Noch Eines ist bei der Besitznahme Algeriens übersehen worden: die Folgen für das Seewesen. Bisher hatte Frankreich außer Toulon und Marseille keinen guten Hafen am Mittelmeere. Es war in seinen eigenen Gewässern weniger zu Hause, als England. Die neue Eroberung gab ihm einen Küstenstrich am südlichen Rande dieses Meeres, aber keinen Hafen. Aehnlich wie bei Cherbourg klaffte bei Algier eine offene, nach Norden gekehrte Bucht, von den Stürmen mit solcher Wuth gepeitscht, daß ein Windstoß eines Tages nicht weniger denn zwanzig Fahrzeuge an den Strand warf. Die Franzosen scheinen sich indeß darin zu gefallen, mit den Fluthen anzubinden und um den Sieg zu ringen. Fast unmittelbar nach der Einnahme der Citadelle legten die Ingenieure Hand an's Werk. Drei Dämme wurden nach verschiedenen Richtungen weit hinaus in dem tiefen Gewässer aufgeführt, und 1850 waren sie soweit fertig, daß sie einen sicheren Hafen von 200 Morgen einschlossen. Damit nicht zufrieden, haben sie, um die angreifbaren Punkte zu decken, noch andere Wehre entworfen und vielleicht schon ausgeführt, die einen sicheren Ankerplatz von tausend Morgen herzustellen bezwecken. Daß diese Arbeiten nicht lässig fortschreiten werden, dafür sind die bezüglichen Präcedentien Bürge, und in nicht ferner Zeit wird sich hier vor den Augen des staunenden

Europa ein zweites Cherbourg erheben. — Jungfrankreich freilich flüstert schon von einem Algier, das das Mittelmeer zu einem französischen See machen werde. Doch das erscheint etwas verfrüht. So lange England in Gibraltar und Malta Wache hält und seine Seemacht nicht gebrochen ist, hat es mit jeder Großprahlerei gute Wege.

Nicht ganz so ehrenhaft und berechtigt, wie die Eroberung Algiers, erscheint das nächste Unternehmen Frankreichs. Mitten im stillen Ozean liegt ein Eiland, Otaheiti oder Taheita, ein wahres Juwel, „das die himmelumwandelnde Sonne anblickt mit einer freundlichen Helle." Die stille balsamische Luft — die Wellenfläche, die sich bald zu Hügeln hebt, bald zu Thälern senkt, in tropisch-üppigem Pflanzenwuchse grünend — der in der Ferne schimmernde Gürtel von Korallriffen, der das Land von dem ruhigen blauen Gewässer abschließt — der leichte, harmlose Sinn der Eingeborenen: Alles vereinigt sich, über den bloßen Namen Otaheiti einen romantischen Duft zu verbreiten. Die christliche Welt ist noch durch ein anderes Band mit der Insel verbunden. Protestantische Missionäre, durch die Berichte von dem lenksamen Sinn der Eiländer herbeigezogen, wirkten mit solchem Erfolg auf dieselben, daß 1817 der König und alle seine Unterthanen sich zum Christenthum bekehrten. In dieses Eden nun schlich die Zwietracht in Gestalt eines römisch-katholischen Katecheten, um für die Rückkehr der Verlorenen in den Schoß der Alleinseligmachenden zu arbeiten. Wie sehr er aber auch, sich der Unliebsamkeit seiner Sendung bewußt, seinen Charakter und seinen Zweck verheimlichte, wurde er dennoch entdeckt und von der verwittweten Königin Pomare, um Aufregung der Gemüther und Störung der öffentlichen Ruhe zu verhüten, mit seinen Gefährten aus der Insel gewiesen. Das war ihr ganzes Vergehen. Vier Jahre später, 1838, erschien jedoch unerwartet der französische Kapitän De Petit Thouars in der Fregatte „Venus" und verlangte im Namen seiner Regierung als Genugthuung 2000 spanische Piaster und freie Ausübung der katholischen Religion. Beides ward ihm bewilligt. In zwei darauf folgenden Besuchen steigerte er, ohne daß ein gegründeter Anlaß von Seiten der Königin gegeben war, die Maßlosigkeit seiner Ansprüche, stellte das Eiland unter französisches Protektorat und nahm endlich 1843 davon als französische Kolonie völlig Besitz. Die hülflose Königin wandte sich an Louis Philipp, der ihr großmüthig die Insel zurückgab, aber das Protektorat ferner beibehielt.

Seltsame Ironie dieses Protektorat! Der französische Gouverneur ziehet alle Aus- und Einfuhrzölle ein, fertigt alle Staatsschriften aus, beruft und entläßt nach Wohlbelieben die gesetzgebende Körperschaft, reicht der Königin zur Bestreitung ihrer Hofhaltung 1000 Pfd. jährlich wie ein Almosen, hält sie in ihrem eigenen Hause in Gewahrsam, wenn ihr Benehmen ihm mißfällt, und gestattet ihr, nur nach eingeholter ausdrücklicher Erlaubniß, fremden Besuch aufzunehmen. Es gehört wahrlich ein starker Glaube dazu, daß es der Eifer für die katholische Kirche war, der Louis Philipp antrieb, für ein so leichtes Vergehen eine so unverhältnißmäßig schwere Strafe über die arme Königin zu verhängen. Eine weit größere Schuld lastet auf der Insel: sie ist die reichste Vorrathskammer in der Südsee, wo landende Schiffe sich bequem mit Zehrung versorgen können; für diese Schuld konnten lüsterne Augen keine entsprechendere Sühne finden, als eben die Besitznahme, gehüllt in den bescheidenen Namen des Protektorats.

Versetzen wir uns nun aus der Südsee nach dem indischen Ozean. Wir stoßen da auf ein kleines felsiges Eiland St. Paul. Es liegt in demselben Breitengrade mit Kap Town und Melbourne und in völlig gleichem Abstand von beiden, so daß es auf der langen Fahrt zwischen jenen Punkten den einzigen Schutzort bietet. Der Hafen — wenn es ein Hafen zu nennen ist — ist vielleicht der sicherste, abgeschlossenste und romantischste in der Welt. Er ist vulkanischen Ursprungs und wenig mehr denn ein erloschener Krater mit einem schmalen Erdrand, der ihn von der See scheidet. Durch diesen Rand haben die Gewässer des Ozeans einen Kanal gehöhlt, sich hinein ergossen und einen klaren, tiefen, fast kreisförmigen Salzsee gebildet. Er hat eine Meile im Durchmesser und die ihn einschließenden vulkanischen Wälle leuchten im schönsten Grün. Die ihn mit der See verbindende Straße ist nur 300 Fuß breit und bei hoher Fluth 10 Fuß tief, so daß nur kleine Fahrzeuge durchkommen können; ohne Zweifel aber kann sie vertieft genug werden, um auch größeren Schiffen den Durchgang zu gestatten. Gegenwärtig ist St. Paul freilich nicht stark besucht; allein auf einem Meere, das mit jedem Jahre von den Kauffahrern aller Nationen mehr und mehr durchkreuzt wird, ist die Wichtigkeit einer solchen Mittelstation nicht hoch genug anzuschlagen. Der Besitztitel ist einigermaßen schwankend. England schien sie für eine Dependenz von St. Mauritius zu halten. Allein 1847 nahm der Gouverneur von Bourbon mit einem kühnen Griff, als von einem Außenposten seiner Insel, Besitz davon und verpflanzte eine kleine französische Fischerkolonie dahin. Wir haben nicht gehört, daß sie ihm seitdem streitig gemacht worden.

In Cochin-China bereitet sich eine neue Eroberung im Osten vor, die an Umfang und Wichtigkeit vielleicht nur der englischen in Hindostan nachsteht. Der Kambodja, der größte Fluß in Südasien, mit dem parallellaufenden Saigon bewässert ein Gebiet von mindestens 500,000 Quadratmeilen. Der Landstrich, um den die Franzosen kämpfen, umfaßt die Provinzen an den Mündungen dieser Flüsse. Eine glücklichere Lage kann es nicht geben. Denn während sie einerseits die Mündung eines Flusses beherrscht, der achtzehn Meilen lang ein reiches und fruchtbares Land durchströmt, und andererseits sich in das chinesische Meer hineinstreckt und in einen Punkt zwischen Singapore und Hong Kong ausläuft, sichert sie so dem Besitzer einen entschiedenen Einfluß auf diese wichtige Handelsstraße. Der scheinbare Grund dieses Krieges war der Mord eines französischen Missionärs. War dies aber je der wirkliche Grund, so ist er seitdem längst zurückgetreten und hat der festvorgesetzten Absicht der Eroberung Platz gemacht.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1862 ward der Kaiser von Cochin-China gezwungen, den Franzosen die Provinzen, nach denen ihnen gelüstete, abzutreten. Schon hatten sie zu Saigon Befestigungen, Schiffswerfte, Kohlenmagazine angelegt, kurz alle Vorbereitungen getroffen, sich hier dauernd festzusetzen. Die „Times" brachte unter dem 23. Januar 1863 folgende Notiz für Rheder: „Für die Administration der französischen Marine liegt zu Glasgow ein schwimmendes eisernes Dock in Stücken, die sie nach Saigon versenden will. Das Gewicht dieses Docks mit Maschinen, Pumpen, Ankern und sonstigem Zubehör wird zwischen 1000 und 1500 Tonnen betragen. Rheder, die geneigt sein sollten, den Transport zu übernehmen, haben ihr Angebot bei dem Ministerium der Marine und der Kolonien vor dem 5. Februar abzugeben." Bedenken wir, daß die Nachricht von der erwähnten Abtretung nicht vor dem Schlusse des Jahres 1862 nach Frankreich gelangen konnte; daß ein Dock von solcher Größe nicht binnen wenigen Monaten herzustellen möglich war: so läßt sich's an den Fingern abzählen, daß der Annektirungsplan längst zuvor in des Kaisers Kopfe fertig gelegen hatte.

Nord-Amerika.

Die Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Aus offiziellen Berichten*) über den Gesundheits-Zustand der Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten ergeben sich folgende, zur Beurtheilung des Bürgerkrieges nicht uninteressante Zahlen:

Die Zahl der Regimenter, welche dem Bericht zu Grunde gelegt sind, ist zweihundert (200), von welchen 37 in den Neu-England-Staaten (Maine, New Hampshire, Vermont, Rhode Island und Massachusetts), 101 in den Mittel-Staaten, einschließlich Virginien, Maryland und Delaware, und 62 in den West-Staaten, einschließlich Kentucky, Missouri, Kansas und Nebraska, rekrutirt worden.

Zeitaufwand der Rekrutirung.

Die zur Rekrutirung eines jeden dieser Regimenter verwandte Zeit betrug durchschnittlich 6 Wochen, der kürzeste Zeitraum 10 Tage, der längste ungefähr 3 Monate.

Geburtsort der Freiwilligen.

Geborene Amerikaner bildeten die Mehrheit der Soldaten in 76½ Procent der inspicirten Regimenter; in 6½ Procent waren es Deutsche; in 5½ Procent Irländer, und in 5½ Procent der Regimenter war die Zahl der Einheimischen und der Ausländer ungefähr gleich. Unvollständige Listen bezüglich der Nationalität der Soldaten hat nur Ein Procent der Regimenter geführt.

Mit Genauigkeit das relative Verhältniß der Zahl der Einheimischen und Fremden in der Freiwilligen-Armee anzugeben, ist nicht möglich. Es ist eine unrichtige Angabe, daß die Mehrzahl der Armee von Ausländern gebildet ist; dagegen wird der Wahrheit die Annahme näher sein, daß zwei Drittheile unserer freiwilligen Soldaten von amerikanischer Geburt, neun Zehntheile aber adoptirte Bürger der Vereinigten Staaten, unter den Gesetzen und in der Sprache des Landes auferzogen, sind.

Alter.

Die etwas unvollständigen Listen ergeben das Durchschnitts-Alter der Freiwilligen ein Geringes unter 25 Jahr. Mehr als die Hälfte der Zahl sind unter 23 Jahr. Das Durchschnittsalter der Offiziere ist 34 Jahr.

Die Zahl der Leute in dem Alter zwischen 18 und 40 Jahren ist ungefähr die doppelte der 5 Jahr älteren; z. B. die Zahl der 20 Jahr alten ist doppelt die der 25 Jahr alten, die der 25 Jahre alten doppelt die der 30 Jahr alten u. s. w.

Untersuchung der Rekruten.

In 58 Procent der Regimenter hatte eine gründliche Untersuchung bei der Einstellung der Rekruten nicht stattgefunden. Nur in 9 Procent der Regimenter wurden dieselben nachträglich genau untersucht.

Der Bericht weist auf die erstaunliche Thatsache hin, daß von 1,620 Mann, die aus der Potomac-Armee als untauglich für den Dienst entlassen wurden, 53 Procent dieser Zahl schon vor oder bei ihrer Einstellung von jedem verständigen Arzte als unbrauchbar für den Dienst hätten bezeichnet werden müssen. Jeder dieser Leute kostete der Regierung wenigstens 100 Dollars für Löhnung, Rationen, Bekleidung, Beförderung, Medizin &c., eine Ausgabe im Ganzen von über 80,000 Dollars, die durchaus auf Leute verschwendet worden, die niemals hätten eingereiht werden dürfen. Nicht nur dürfte die Verschwendung in demselben Verhältniß bei der ganzen Armee weit über eine Million Dollars betragen, es leidet auch die Wirksamkeit derselben, wo eine beträchtliche Zahl solcher „impedimenta" ihr zugehören.

Es wird auch auf die Gefahr hingewiesen, die die Aufnahme lüderlicher und lasterhafter Individuen in die Freiwilligen-Armee zur Folge hat. Während in der regulären Armee dergleichen Leute durch strenge und systematische Disziplin gezügelt werden, ist dies bei neugebildeten Freiwilligen-Corps nicht eher ausführbar, als bis die Mehrheit der Leute in Wirklichkeit und nicht bloß dem Namen nach Soldaten geworden sind. Während diese Heranbildung stattfindet, kann das Beispiel von einem halben Dutzend bösartiger und widerspenstiger Leute die Disziplin einer ganzen Truppe gefährden.

Feldlager.

Die Lager der Truppen werden in der Regel nur mit Rücksicht auf militärische, mit weniger oder gar keiner Rücksicht auf gesundheitliche Erfordernisse gewählt. Die Militärärzte werden selten dabei zu Rathe gezogen, und häufig sind Krankheiten dieser Unterlassung direkt zuzuschreiben.

Auf solchen Lagerplätzen, die schon früher von anderen Truppen benutzt worden, fanden sich 25 Procent der Regimenter vor. Gewöhnlich befinden sich die Lager auf Hügeln oder deren Abhängen; während der warmen Jahreszeit war beinahe die Hälfte im Schatten von Bäumen — ein der Gesundheit nachtheiliger Umstand.

Wasser. In der Nachbarschaft aller Feldlager, mit Ausnahme von zweien, befand sich Wasser von guter Beschaffenheit. Auch wurden viele derselben während der heißen Jahreszeit mit Eis versorgt.

Dauer des Feldlagers. Die durchschnittliche Dauer der Benutzung eines Feldlagers war 21 Tage. In den östlichen Staaten wurde diese Periode oft bedeutend überschritten, und Regimenter lagen häufig viel länger auf derselben Stätte, als sicher oder rathsam war.

Lager-Ordnung. Im Allgemeinen werden hierin die vorgeschriebenen Gesetze befolgt, jedoch die Zelte näher aneinander gestellt, als es vorschriftlich erlaubt ist. Die Entwässerung wird dadurch erschwert, und die mühsam zu reinigenden engen Räume zwischen den Zelten dienen zur Anhäufung von Unrath.

Zelt-Ordnung. In dem gewöhnlichen „Keil"-Zelt wohnen 6 Leute. In dem „Sibley"-Zelt, von konischer Form, dessen Spitze geöffnet werden kann und bequem Ventilation gestattet, lagern im Kreise, mit den Füßen nach dem Centrum gekehrt, 12—16, manchmal 20 Leute.

Ventilation. Die Zelte werden selten in der Nacht hinlänglich gelüftet. Bei allen inspizirten Regimentern in Keil-Zelten war dies nicht der Fall, und in Folge dessen litten die Leute an ihrer Gesundheit. Das Sibley-Zelt läßt sich viel besser lüften und kann nicht so dicht wie das keilförmige geschlossen werden. Es ergiebt sich, daß Typhus in keilförmigen Zelten im Vergleich zu den Sibley'schen sich wie 29,5 zu 23 verhielt. Das 7. Massachusetts Freiwilligen-Regiment war das einzige, in welchem eine vollständige Ventilation des Keil-Zeltes durchgeführt worden. Die Veran-

*) A Report to the Secretary of War upon the Sanitary Condition of the Volunteer Army. By Fred. Law Olmsted. Washington, Withero w. — Mortality and Sickness of the U. S. Volunteer Forces, 1861—62, by E. B. Elliot. New-York, Wm. C. Bryant & Co.

lassung dazu war der Ausbruch des Typhoid-Fiebers, und gelang es durch strikte Ventilation neben anderen untergeordneten Mitteln, die Krankheit gänzlich zu entfernen.

Zelte. 58 Procent der Regimenter waren mit Keil-Zelten versehen, 10 Procent mit Wand-Zelten, 7 Procent mit Glocken-Zelten, 19 Procent mit Sibley-Zelten, von den anderen fehlte der Bericht.

Von allen zusammen waren 90 Procent von gutem Segeltuch, der Rest von geringem oder so altem Stoffe, daß er nicht wasserdicht war.

Fußböden. In 24 Procent der Regimenter waren die Zelte mit Bretter-Fußböden, in 20 Procent mit Gummi-Decken versehen. In 21 Procent wurde Stroh oder Laubwerk dazu benutzt und in 35 Procent schliefen die Leute auf dem Erdboden.

Aus den Berichten von 120 Regimentern im Monat November 1861 ist folgender Krankheitsstand (mit Bezug auf Fußböden und im Durchschnitt für je 1000 Mann) ersichtlich:

bei Bretter-Fußböden	krank per 1000 Mann	75,7
" Gummi-Decken	" " " "	60,9
" bloßem Erdboden	" " " "	91,3
" Stroh oder Laubwerk	" " " "	77,5

Bekleidung. Die im Gebrauch der Leute befindlichen Hemden wurden in 26 Procent aller Regimenter von schlechter Qualität befunden, in 74 Procent waren sie von der erforderlichen Güte. In 94 Procent aller Regimenter hatten die Leute jeder zwei Hemden, in 4½ Procent jeder ein Hemde und in den übrigen waren sie unvollständig damit versehen.

Der Mangel dieses oder anderer Kleidungsstücke beruht auf dem Umstande, daß die Leute die empfangenen Stücke oft verkaufen oder vertauschen. Die Freiwilligen-Offiziere vernachlässigen häufig ihre Pflicht, indem sie dergleichen Unordnung übersehen, anstatt sie auf Kosten der verantwortlichen Leute zu beseitigen und zu bestrafen.

82 Procent aller Regimenter waren mit Mänteln, 7 Procent nur theilweise mit denselben versehen; in 11 Procent fehlten die Mäntel.

75 Procent aller Regimenter hatten gute Tuchröcke, Flanell-Jacken ꝛc.

Von den 200 Regimentern waren 175 hinreichend mit Hosen versehen, 8 nur spärlich, 17 sehr knapp. Von den letzteren wurden im Sommer einzelne Leute auf Wache oder Parade nur in der Unterhose gesehen.

In 75 Procent der 200 Regimenter hatten die Leute jeder eine wollene Decke empfangen, in 20 Procent zwei wollene Decken und in 5 Procent keine dergleichen.

Die sich aus der Inspektion ergebenden Mängel sind überall beseitigt worden; wo solche noch vorhanden sind, ist die Unwissenheit, Nachlässigkeit oder Unehrlichkeit der Regiments- oder Compagnie-Offiziere daran Schuld. Genügende Vorräthe von allen erforderlichen Bekleidungsstücken, sowie von Handschuhen und Strümpfen, befinden sich in den Hauptdepots und werden auf Befehl der dazu ermächtigten Offiziere schleunigst ausgeliefert. Niemals zuvor ist vielleicht eine so große Armee in einer ähnlichen Kriegsperiode so wohl versorgt gewesen.

Beköstigung. Die vorschriftliche Beköstigung ist, wie allgemein anerkannt, im größten Ueberfluß vorhanden, und alle Regimenter sprechen sich zufrieden darüber aus. Der Mangel an frischen Vegetabilien veranlaßte Klage, aber nur in den Regimentern, welche durch Nachlässigkeit der Offiziere keine Compagnie-Kassen besaßen. Getrocknete Gemüse wurden theilweise verwendet, waren aber nicht beliebt, da die Leute die Zubereitung derselben nicht verstanden. In der regulären Armee ziehen die Soldaten die getrockneten Gemüse den frischen vor.

Compagnie-Kassen. Das Kriegsministerium hat endlich den wiederholten Vorstellungen nachgegeben und Befehl zur Anlegung von Compagnie-Kassen ertheilt, wodurch ein Austausch der Rationen oder Verkauf von überschüssigen Lebensmitteln an die Regierung gestattet wird. Die Freiwilligen können somit ihre Diät durch Einschaltung anderer Lebensmittel, als die in den Rationen vorgeschriebenen, wechseln.

In 40 Procent der inspizirten Regimenter waren im November 1861 Compagnie-Kassen vorhanden; auch in den Compagnien mancher der anderen Regimenter bestanden dieselben. Bei einer früheren Inspektion von 200 Regimentern war in 136 derselben nicht eine einzige Compagnie mit einer Kasse versehen.

Die einzige Hilfsquelle des Soldaten für viele seiner Gesundheit, Bequemlichkeit und Wirksamkeit unentbehrliche Gegenstände, wie z. B. frische Gemüse, Butter, Milch, Pfeffer, Koch- und anderes Geschirr, Bürsten, Wichse u. s. w. ist die Compagnie-Kasse.

In einem Falle betrugen die Ersparnisse einer Compagnie in einem Monat 57 Dollars, und die Leute lebten, nach ihrer eigenen Aussage, sehr gut dabei.

Ein Regiment von 1000 Mann müßte per Jahr mindestens 6000 Dollars ersparen, und diese Summe geht verloren, wo keine Compagnie-Kassen bestehen. — Ganz ebenso verhält es sich mit den Hospital-Kassen.

Trunkenheit. In 31 Regimentern war Händlern der Verkauf von Branntwein gestattet, in 169 ward dies, laut Bericht der Offiziere, nicht erlaubt. Dennoch ergiebt es sich, daß in 177 Regimentern Branntwein von Händlern mehr oder weniger öffentlich zu erstehen war, während in nur 23 Regimentern die Leute selten oder nie denselben erlangen konnten.

Dies ist keineswegs so zu verstehen, als wenn in Folge dessen ernstliche Trunkenheit in den Regimentern stattgefunden hätte; vielmehr war dieselbe in nur 6 Regimentern etwas Gewöhnliches. In 31 Regimentern kam Trunkenheit hin und wieder vor, und in 163 ergab die Inspektion nur höchst seltene Fälle.

In einigen Regimentern, die viele Deutsche zählten, wurde Lagerbier in reichlichem Maße getrunken, und die Inspektion fand, daß der Genuß desselben (besonders während des Sommers) der Gesundheit der Leute förderlich war.

Erholung. Ungefähr der fünfte Theil aller Regimenter besitzt Bibliotheken, meist religiöse Bücher, Geschenke der Feldkaplane. Die „American Tract Society" in Boston allein hat mehr als 20,000,000 Seiten Drucksachen unter die Freiwilligen-Armee vertheilt.

Der Begehr nach leichter Lektüre und Zeitungen ist sehr groß. In einer Compagnie wurden aus den Ersparnissen an Lebensmitteln 60 Dollars für Zeitungssubscriptionen und für ein Lesezelt verausgabt.

In 42 Regimentern finden gymnastische Uebungen, Spiele, Turnen ꝛc. statt. In 156 Regimentern giebt es dergleichen nicht, von 2 Regimentern mangelt der Bericht darüber. Wo diese Uebungen nicht existiren, findet sich Karten- und Hazardspiel an deren Stelle, und mancherlei Uebel, wie das, daß gewerbsmäßige Spieler sich als Soldaten zu dem Zwecke haben aufnehmen lassen, ihren Kameraden das Geld abzunehmen.

Regiments-Musik. Von 200 Regimentern waren 143 mit Musik versehen, 57 entbehrten dieselbe. Wenn auch die Leistungen sehr untergeordneter Art waren, schienen doch die Leute stolz auf ihr Musikcorps, welches sie gemeinschaftlich mit den Offizieren durch Selbstbesteuerung, die oft 5 Procent ihres Soldes betrug, nebenbei unterstützten. Die Inspektoren überzeugten sich von dem großen Werthe, selbst der schlechtesten Militärmusik, sei es in oder nach der Schlacht, namentlich aber im Lager nach ungünstigem Waffengeschick. Ein Soldat bemerkte: „Ich fechte mit zehnmal größerem Muth, wenn ich die Musik unserer Nationalhymne höre," und die Verwundeten baten, „daß mehr Musik gemacht würde."

Verwendung des Soldes. In 114 Regimentern hatten die Leute einen großen Theil ihres Soldes an ihre Familien gesandt. Von den übrigen 86 waren viele am Tage der Inspektion noch ohne Löhnung. Allgemein war die Neigung der Leute, ihren Sold an ihre Familie zu senden, und es wird daher der Regierung empfohlen, diesen lobenswerthen Zug der Freiwilligen — die somit von den Lastern des Kriegslebens bewahrt bleiben, nicht herabsinken zu gemeinen Söldlingen und bei ihrem Wiedereintritt in das Gemeindeleben gute Bürger sind — in jeder Weise und selbst mit Aufwand von erheblichen Kosten zu bestärken und zu ermuthigen.

Schließlich heben wir aus dem voluminösen Bericht (108 Druckseiten), der sich besonders ausführlich über Befähigung und Thätigkeit der Chirurgen, Hospitäler, Vorkommen und Charakter der Krankheiten, Behandlung derselben und statistische Resultate verbreitet, noch etwas über Sterblichkeit in der Armee hervor.

Die durchschnittliche Zahl der Todesfälle per annum in der Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten beträgt pro 1000 Mann der Zahlenstärke: 53,2 — von welchen auf Krankheit 44,6 und auf Verwundung 8,6 kamen. (Diese Angabe bezieht sich auf 9 Monate, vom 1. Juni 1861 bis 1. März 1862, und es stellt sich bei den folgenden 15 Monaten dasselbe Verhältniß fast ohne Abweichung heraus.) Bei den Offizieren betragen Todesfälle, da sie mehr bloßgestellt sind und vom Feinde ausgezielt werden, durch Verwundung 11½ pro 1000, bei den Soldaten dagegen nur 8½. Durch Krankheit verlieren die Ersteren indessen nur 22 pro 1000, die Soldaten dagegen 46 pro 1000.

Im Juni, Juli und August 1861 war die Sterblichkeit in der Armee pro 1000 = 21,2; im September, Oktober und November pro 1000 = 36; im December, Januar und Februar 1862 pro 1000 = 70,3.

Die durchschnittliche Stärke der Regimenter ist 872 (35 Offiziere und 837 Soldaten) wovon beständig 91 krank sind; daher ist es nothwendig, um die Zahl von 500,000 dienstfähigen Leuten im Felde zu haben, eine fernere Zahl von 58,300 in Hospitälern oder sonst wo zu verpflegen, und da die Verluste in den Reihen durch Tod, Entlassung, Desertion u. s. w. jährlich 119,000 Mann betragen, so lange der Krieg dauert, monatlich etwas über 10,000 Rekruten eingestellt werden. Von diesen 119,000 Mann ergänzen 83,000 den Verlust durch Tod (und Ausstoßung vom Dienste), 34,000 den Verlust durch Desertion und Versprengung in der Schlacht und 2000 den nicht spezifizirten Verlust.

Die Zahl von 500,000 dienstfähigen Leuten korrespondirt zu 573 Regimentern à 872 Mann; 58,000 Kranke sind gleich 67 Regimentern, daher die ganze zu unterhaltende Stärke von 558,000 Mann gleich 640 Regimentern von 872 Mann Stärke ist.

Zur Vergleichung der Sterblichkeitraten in der Vereinigten Staaten-Armee und anderen Armeen während Frieden und Krieg sind noch folgende Zahlen anzuführen:*)

Die Durchschnitts-Sterblichkeit per annum der Vereinigten Staaten-Armee in Friedensjahren (reguläre Armee-Stärke 10,397 Mann) von 1840—1846 und 1849—1859 (Mexikanische Kriegsjahre 1847 und 48 ausgelassen) war auf 1000 = 26, und zwar unterschiedlich in West-Point (Hudson River, N.-Y.) 4 auf 1000; an Texas' Südgränze 50 auf 1000.

Die Sterblichkeit der Civil-Bevölkerung per annum derselben Altersstufen in England und Amerika ist pro 1000 = 9,5, also ungefähr ein Drittheil der obigen Rate von 26.

Die jährliche Sterblichkeit der Vereinigten Staaten-Truppen im mexikanischen Kriege (1847/48) war pro 1000 = 118, wovon 104 durch Krankheit und 14 durch Verwundung. Die Stärke der Armee, reguläre und Freiwilligen-Armee zusammen, 100,454 Mann.

Die jährliche Sterblichkeit in der britischen Armee im Peninsular Kriege (1811—14) unter Wellington war pro 1000 = 165, wovon 113 durch Krankheit und 52 durch Verwundung.

Die Sterblichkeit per annum in der britischen Armee in den Kolonien war im Kriege (1803—12) pro 1000 = 80, wovon 71 pro 1000 durch Krankheit und 9 durch Verwundung.

Während des Krieges in Europa und in den Kolonien (1793—1815) war die jährliche Sterblichkeitsrate der britischen Soldaten pro 1000 = 56, also ähnlich der unserer Truppen im gegenwärtigen Kriege (= 53).

Die Sterblichkeit per annum der im Krim-Kriege engagirten britischen Truppen (1854—56) war in den ersten 3 Monaten (April bis Juni 1854) bei ihrer Ankunft in der Türkei pro 1000 = 8,8, also beinahe identisch mit der der Civil-Bevölkerung in der Heimat.

Im folgenden Monat, im Juli, in Bulgarien, Varna, stieg die Sterblichkeitsrate per annum auf 160 pro 1000. In den folgenden 3 Monaten, Juli, August und September, war sie schon 293 pro 1000, wovon 96 Procent, also 282, auf Krankheit kamen.

In den nächsten 3 Monaten, Oktober, November und Dezember, wo die Truppen in die Krim gelangten, stieg die Sterblichkeit (selbstverständlich stets durchschnittlich per annum berechnet) auf 511 pro 1000, wovon ⅞, oder 443, auf Krankheit kamen.

Im Januar 1855 kulminirte die Sterblichkeit, denn in diesem Monat war die Durchschnittsrate per annum unter den britischen Truppen 1,174 pro 1000, wovon 97 Procent, also 1,143, auf Krankheit und nur 31 auf Verwundung kamen.

Nach diesem Verhältniß würde der durch Tod allein, abgesehen also von Verlust durch Untauglichkeit, Ablauf der Dienstzeit, Desertion und anderen Ursachen, entstehende Verlust eine gleichzählige, vollständig neue Armee in je 10½ Monaten nöthig machen.

Die Durchschnittsrate der Sterblichkeit in den ersten 3 Monaten von 1855 war 912 pro 1000, wovon 98 Procent, also 892, auf Krankheit und 20 auf Wunden kamen. Das würde eine vollständige Ergänzung der Armee durch eine gleiche Zahl Truppen in je 13 Monaten nöthig machen.

Im April, Mai und Juni 1855 begann der Einfluß der von der britischen Regierung angeordneten Sanitäts-Maßregeln sich

*) Die britischen Sterblichkeitsberichte enthalten nur die Todesfälle durch Krankheit oder Verwundung im Hospital, dagegen die amerikanischen Berichte auch die auf dem Schlachtfelde Getödteten einschließen; mithin war die britische Sterblichkeit um so viel größer, als die Zahl der Todesfälle auf dem Schlachtfelde betrug.

geltend zu machen, und die Durchschnittsrate der jährlichen Sterblichkeit für diese Periode fiel herab auf 250 pro 1000, woven 215 auf Krankheit, 35 auf Wunden kamen.

Von nun an fiel dieselbe schnell und regelmäßig bis zum Ende des Feldzuges:

im Juli, August und September	pro 1000 =	152,
im Oktober, November und Dezember	" " =	54,
im Januar, Februar und März 1856 nur	" " =	16,6.

Aus folgendem Kontrast ergiebt sich der Einfluß und die Nützlichkeit der Sanitäts-Maßregeln: Während des Winters 1854/55, in der Periode von 7 Monaten, von September bis März, war die durchschnittliche Sterblichkeit per annum 650 pro 1000, dagegen während des Winters 1855/56, in den korrespondirenden 7 Monaten, nur 48 pro 1000.

Im Januar 1855 war die Durchschnittsrate per annum 1,174 pro 1000, dagegen im Januar 1856, unter dem Einfluß der Sanitäts-Maßregeln, 25 pro 1000.

Im Februar 1855 979 pro 1000; im Februar 1856 12 pro 1000.

Für die ganze Kriegsperiode (2½ Jahre), von der Ankunft der Armee in Konstantinopel bis zum 30. Juni 1856, war die durchschnittliche Sterblichkeit per annum 232 pro 1000, oder vier und ein Drittheil Mal größer, als die der Vereinigten Staaten-Armeen jetzt im Felde. Etwas mehr als 93 Procent der Todesfälle war die Folge von Krankheit, und wiederum neun Zehntheil der Krankheitsfälle (wie dies auch heut in der Vereinigten Staaten-Armee sich ebenso verhält) gehören der vorzubeugenden, Zymoti'schen Klasse an, d. h. Krankheiten hauptsächlich sterbutischer Art und malaria, welche bei gehöriger Aufmerksamkeit auf Beschaffenheit und Zubereitung der Speisen und Getränke, bei richtiger Wahl der Lagerplätze, Vermeidung von Ueberfüllung der Zelte und bei wirksamen Lager-Regulativen mit Leichtigkeit vermieden oder besiegt werden können.

Unter dem neuen, verbesserten System der britischen Armee-Statistik hat sich die Sterblichkeit um die Hälfte vermindert; im Jahre 1859 war dieselbe nur 9 pro 1000, während sie in früheren Jahren 16 pro 1000, in den 10 Jahren von 1837—46 17,5 pro 1000 gewesen. Nach diesem System — hervorgegangen aus der Kommission, bestehend aus Lord Herbert, Sir Alex. Tulloch und Dr. Wm. Farr — werden Berichte über den Zustand und die Veränderungen in jedem Armee-Corps *wöchentlich* an den General-Direktor gemacht. „Der veränderliche Zustand der Armee wird „somit klar zum Bewußtsein des ärztlichen Departements, der „Befehlshaber, des Oberbefehlshabers und des Staatssekretärs „gebracht, so daß Uebelstände augenblicklich bekannt und häufig „schon im Entstehen unterdrückt werden können."

Aus den angeführten Thatsachen ergiebt sich, daß die Durchschnitts-Sterblichkeit der Vereinigten Staaten-Soldaten im gegenwärtigen Kriege bei Weitem *geringer* ist, als im Allgemeinen die anderer Armeen im Kriegsdienste, daß sie *beinahe dieselbe* ist wie die der ganzen britischen Armee in Kriegszeiten (1793—1815), welche Armee aus Truppen im aktiven Dienste außerhalb des Landes und im inaktiven Dienste im Lande bestand, und daß sie *größer* als die der britischen Armee im letzten Theile des Feldzuges in der Krim, nach Einführung und kräftiger Handhabung der Sanitäts-Maßregeln, ist.

Den Berichten sind ferner Tabellen beigegeben, welche die Sterblichkeit in den britischen und amerikanischen Armeen, im Felde, im Frieden, nach Rang, nach Jahreszeiten u. s. w., mit überraschender Deutlichkeit und nach offiziellen Daten bearbeitet, darstellen.

Italien.

Bilder aus den Apenninen.

Von Rom nach Civita Castellana.

Das muntere Geklingel der Schellen und Glöckchen, mit denen unser Dreigespann stattlich behangen ist, verstummt plötzlich. Der Wagen, den sie vor uns her gemächlich den Abhang hinaufgezogen haben, hält oben auf der Höhe; der Vetturin winkt uns zu folgen, öffnet den Schlag zum Einsteigen und zeigt mit dem Peitschenstiel über die weiten Linien des welligen Hügellandes hin nach etwas am fernen Horizont: Addio Roma! Und dabei lacht er vergnügt, daß jedes Haar in seinem schwarzen Vollbart sich kraust, reibt sich die Hände, sieht nach den Koffern hinten, Avanti! Und die Schellen und Glöckchen klingen hurtig ihren Weg ins Thal hinab.

Er kann wohl lachen, der hübsche Bursch draußen, wenn er die Kuppel von Sankt Peter zum letzten Mal auf ein paar Wochen sieht. Ist's nicht für ihn ein rechter Stolz, hoch auf dem Bocke zu regieren wie ein Souvrane, die drei getreuen Unterthanen die Peitsche hören und schmecken zu lassen und den Signori drinnen, was auf der Landstraße zu sehen ist, zu demonstriren wie der beste Cicerone in Roma? Und wenn der Wagen durch einen der dunkeln, sonnenverbrannten Orte rasselt, nicken ihm nicht alle die würdigen Stadtbürger, die, ihre Jacke auf der einen Schulter, vor der Hausthür ihr Pfeifchen rauchen, die freundlichsten Grüße zu, als könnte er die forestieri jedem Einzelnen ins Haus bringen, und erwidert nicht manch hübsches Gesichtchen am Brunnen auf dem alten Markt oder vor der braunen Kathedrale gar holdselig das Lächeln des Krausbarts? Don Alceste, der römische Vetturin, ist ein gern gesehener Gast in den Städtchen der Campagna, der Marken und des Gebirgs, wenn er Fremde bringt, besonders jetzt, wo dies Himmelsmanna so selten kommt.

Mit weniger heiteren Mienen haben die drinnen im Wagen Michel Angelo's Riesenkuppel verschwinden gesehen. Das Addio Roma hat schon in den letzten Wochen auf ihnen gelastet wie ein banger Alp. Wie sind sie erstaunt gewesen, als die Zeit ihres römischen Lebens mit einem Male abgelaufen, überschritten war. Wie vieles hatten sie noch zu sehen, vieles noch einmal und öfter wiederzusehen. So sind sie in den letzten Tagen von einem Orte zum andern gegangen, Abschied zu nehmen, und dann wiedergekehrt, um sich mit neuer Wehmuth loszureißen. Von Sankt Peter zu den Hallen des Vatikans, von der Transfiguration zum Apollo, und wieder zurück, um noch einmal unter der erhabenen Kuppel des größten Domes der Christenheit zu stehen. Von den Kaisergärten oben auf dem Palatin, wo Monsieur Rosa jetzt auf Befehl des Napoleoniden die Herrlichkeit der Cäsaren entdecken soll, haben sie zum letzten Mal auf das schweigende Forum geschaut, auf die Säulengrazien am Abhang des Kapitols, und auf das schöne Rund des Colisee, mit dem Rom steht und fällt. Und welch ein Sonnenuntergang war es, der ihnen von der Ruine der Tasso-Eiche, bei dem Klösterlein Sant' Onofrio, wo der Sänger des befreiten Jerusalem schlummert, die ewige Stadt mit all' ihren Kuppeln, Thürmen und Palästen, die weite Campagna ringsum und die leuchtenden Bergzüge von Albano, Tivoli und dem Sabinerlande zum letzten, schönsten Scheidegruße schimmernd zeigte? Addio Roma!

Beati Loro seufzen die Römer den Abschiednehmenden zu, die sich wieder zur Heimat „draußen" wenden. Wenn diese Glückspreisung nicht bloße Form römischer Höflichkeit ist, so muß sie dem Fremden als ein wunderbarer Zug der menschlichen Ungenügsamkeit erscheinen, die nie mit dem eigenen, wahren Glücke zufrieden nach dem eingebildeten des Andern trachtet. Er seinerseits wäre im Stande auf diese beneidete Seligkeit noch länger Verzicht zu leisten. Hat doch die unzerstörbare Herrlichkeit Roms, nachdem der erste Drang, das Längstersehnte zu schauen, gestillt war, seine Seele je länger je mehr, wie mit dem Zauber der Heimat, umsponnen. Das wußte auch der alte, joviale Papst Gregorio, der Vorgänger seiner jetzigen Heiligkeit, sehr gut. Wenn Fremde in den Vatikan zur Abschiedsaudienz kamen, pflegte sie der santissimo Padre zu fragen, wie lange sie in Rom gewesen wären? Sagten sie dann vergnügt: drei Wochen oder einen Monat, so gab er ihnen seinen Segen und wünschte glückliche Reise. Hörte er aber von bloß sechs Monaten oder von einem, von nur einem Jahre, so sagte er lächelnd: Wir werden uns wiedersehen.

Und ist es nicht wahr, daß Jeder, der nur einige Tage der Ruhe, des friedlichen Genießens oder gar des Studiums und des Schaffens in Rom verlebte, sich gar nicht wieder von ihr trennen mag, der alten Weltherrscherin? Die freilich, welche als Packete oder als Felleisen durch Italien geschleudert werden, bringen von Rom böse Erinnerungen mit. Die vielen Kirchen! Und der unerbittliche Mahner, das Reisehandbuch mit seinen endlosen Sehenswürdigkeiten, die alle in ein paar Tagen „durchgemacht" sein wollen! Von dem Jammer derer, die hier den Comfort der Hotels am Arno oder die leckere Küche des üppigen Neapel entbehren, will ich gar nicht reden. Sie haben daneben meistens noch den Schmerz, daß die Ruinen ihnen in der Wirklichkeit lange nicht so „romantisch" vorkommen, wie auf der Photographie oder im Stereoskop. Aber wer in Rom Zeit und Herz für Rom hat, verläßt es nie wieder, oder mit dem festen Vorsatz, es wiederzusehen.

Aber wie hat sich die Gegend verändert! Die unabsehbaren ernsten Wellenlinien der Campagna, nur hier und da durch die kräftigen Ueberreste einer Wasserleitung oder eines mittelalterlichen Castells unterbrochen, sind zugleich mit San Pietro verschwunden. Tiefer schneiden sich links die Thäler in die leichtbewaldeten Höhenzüge ein; oft zwingen sie die treffliche Landstraße — es ist die alte via Flaminia — ihren launischen Windungen zu folgen. Rechts stellt sich uns unser wohlbekannter Soracte in völlig unerwartet neuer Gestalt vor. So lange haben wir ihn nur als eine mäßig ansteigende wohlgesittete Pyramide von Rom aus erblickt, mit ehrwürdigem kahlen Haupte. Von hier aus sieht man ihn höchst durchaus steil, unregelmäßig ansteigen; statt des Gipfels trägt er eine ganze Sierra phantastischer Zacken und Zinken, deutlich ist ein Wäldchen erkennbar, und weißes langhingestrecktes Gemäuer daneben. Der alte, heitere Berggott, der auf Horazens schönstes Trinklied stolz sein konnte, ist schon lange in einen christlichen Sant' Oreste konvertirt worden; statt des Apollotempels trägt er seit Jahrhunderten auf seinem breiten Rücken das Kloster San Silvestro, das Karlmann schwachen Angedenkens, Pipins Sohn, hier oben gegründet hat. Sein Name verlockte uns nicht, den Berg zu erklimmen.

Und wieder hält der Wagen auf der Höhe, uns Ausgestiegene zu erwarten. Oben ist ein wundersamer Anblick. Gerade gegenüber liegt in gleicher Höhe, auf gänzlich schroff gesenkter Felsenwand, vor uns Civita Castellana, das uns zur Nachtrast auserkoren ist. Nicht minder steil senkt sich der Abhang dicht vor uns in das tiefe, weite, ebene Thal, das der Tiber zwischen schönen Wiesen und hellen Baumgruppen in lieblichen Schlingungen durcheilt. Wie kommen wir hinüber? Ci vuol pazienza, sagt Don Alceste. In einer Stunde werden wir da sein. Die alte Flaminia weiß solche Schwierigkeiten meisterlich zu umgehen. Langsam führt sie uns mit dem Hemmschuh hinab, langsam mit Ochsenvorspann auf der anderen Seite hinauf, und durch altes Festungsgemäuer hindurch langen wir in der letzten Stadt des Pontifex an. Zu welchem Zwecke diese Mauern erbaut sind, ist nicht leicht zu errathen. Keinenfalls machen sie die Stadt fester, welche schon von Natur die stärkste Festung ist, die man sich nur vorstellen kann. Ohne gerade hoch gelegen zu sein, nimmt sie ein durchaus unzugängliches Plateau ein, das von allen Seiten durch breite und tiefe Abgründe abgeschnitten ist. So schroff, so phantastisch erhebt sich überall aus der buschigen Sohle dieser Schlünde der nackte Stein, der die Stadt trägt, wie etwa die zinnengekrönten Felsenburgen, welche unsere Düsseldorfer Romantiker in den Hintergründen ihrer frühesten Gemälde, aller Geologie zum Trotz, emporstarren ließen. Eine prachtvolle Brücke verbindet den Stadtfelsen an einer Stelle mit dem gegenüberliegenden Continent; sie erspart den Einwohnern die Nothwendigkeit, auch auf dieser Seite, wie auf der römischen, eine Stunde hinab und hinaufklettern zu müssen.

Die kleine Stadt füllt den Raum, den ihr die jähen Abgründe umschränken, völlig, aber behäbig und wohnlich aus. Kein ängstliches Durch- und Uebereinander von hochemporgeschossenen Häusern und asthmatischen Gassen, sonst allenthalben die Erbkrankheit von Bergstädten, verwirrt hier den Reisenden; ein stattlicher Marktplatz, selbst einige Gärten am Rande der Platte haben Platz gefunden. Einer der lieblichsten umfängt die kleine Kathedrale, die in diesem stillen Winkel friedlich altert. Ein schöner weithin gespannter Porticus mit freien Mosaiken spricht von der frühen Zeit ihrer Erbauung, die im Innern besonders durch die phantastischen Ornamente an den Säulenkapitälen der kleinen Krypte bezeugt ist. Leider sind die Wände dieser Krypte, an deren leichte Säulenstellungen mich später die reizende Unterkirche von San Miniato in Florenz lebhaft erinnerte, neuerdings ganz frisch geweißt worden. Dem alten Sakristan, der seine Kirche dem Fremden mit großer Genugthuung zeigte, war diese Weißheit ebenso störend wie uns. Die alten Fresken wären zwar sehr verblichen gewesen, hätten aber doch besser ausgesehen, und die Signori Forestieri hätten sie oft gelobt. Aber Monsignore habe seinen Kopf für sich. Große Kunstschätze wird der Tünchерpinsel der Welt hier kaum entzogen haben; aber er thut es an anderen Orten, wo mehr zu verderben ist.

Der alte Dom ist indessen weder die älteste noch die größte Sehenswürdigkeit von Civita-Castellana. In ersterer Beziehung kommt vielmehr die unbestrittene Priorität den nahebei belegenen Ruinen von Falerii zu, jenem uralten tuskischen Landstädtchen, das Livius durch die Historie von der Belagerung und dem verrätherischen Schulmeister verherrlicht hat. Dieser Schurke, ganz das Widerspiel seines biederen Kollegen in den „Hussiten vor Naumburg", führte die ihm anvertraute Schuljugend als Geiseln ins Feindeslager; aber der große Camillus, nicht weniger edelmüthig als der kleine Prokop, ließ ihn vor den Kleinen mit Ruthen in die Stadt zurückpeitschen, worauf sich denn die gerührten Bewohner dem hochherzigen Diktator ergaben. Daß ich dessenungeachtet keine Sehnsucht in mir verspürte, die — in der That unbe-

deutenden — Ueberreste des Schauplatzes solcher Thaten zu besichtigen, setzte mich in den Augen meines Gastwirths tief herab. Gleich bei unserer Ankunft hatte er Falerii auf den Lippen und die Kalesche — er ist nämlich zugleich Posthalter — im Hofe. Auf unser ablehnendes Lächeln machte er sich mit der dringendsten Beredsamkeit ans Werk, uns von der unvermeidlichen Nothwendigkeit dieser Visite zu überzeugen, deren Reize er über alle anderen Merkwürdigkeiten von Italien weit erhob. Wären wir nur nicht am nämlichen Tage von Rom geschieden, der größten Ruine der Welt! So war seine Peroration vergeblich, vergeblich auch, daß er unsern wissenschaftlichen Ehrgeiz durch die Bemerkung spornte, alle fremden Herrschaften gingen nach Falerii. Dies così fan tutti wendet man allerwärts in Italien als letztes und stärkstes Mittel gegen halsstarrige forestieri an, meistens mit gutem Erfolge.

Ich habe auch die anderen Curiosita vernachlässigt, deren sich Civita Castellana gleichfalls seit langer Zeit erfreut. Das ist der famose Räuber Antonio Gasperone, der in dem hiesigen Bagno seit länger als einem Menschenalter residirt. Aus den Erzählungen früherer Besucher war mir bekannt, mit welchem Respekt der alte Bandit, ehemals das Haupt einer furchtbaren Schaar, von seinen Schließern und Gensdarmen behandelt werde, und mit welcher Würde er die Huldigungen dieses Hofstaates, sowie der durchreisenden Neugierigen entgegenzunehmen pflege. Unter der großen Anzahl der paarweis an einander geschmiedeten Züchtlinge bewegt er allein sich frei und in der alten Tracht seiner Bergheimat; noch hat er nicht vergessen, daß er nur durch verrätherischen Bruch einer Capitulation in die Gefangenschaft des strengen Leo XII. gerathen ist, und daß er ein Anrecht auf die Bewunderung seiner Mitmenschen hat. Ich konnte mich indessen nicht dazu bewegen, den alten Sünder darin zu bestärken; es widerstrebte mir, die Hand zu drücken, die so viel Menschenblut vergossen hat, und die jetzt mit der gedruckten Liste ihrer Mordthaten — über hundert sollen es sein — den Besuchern einen Zoll der Ehrfurcht abheischt. Wie Gasperone solchen Passagieren gegenübertritt, wird manchem Leser dieser Blätter aus den pikanten Plaudereien von Edmond About (Rome contemporaine) überdies bekannt geworden sein.

Das Castell, in dessen Gängen und Höfen dieser Patriarch und seine wilde Heerde hauset, ist von der Stadt, an deren Ende es liegt, durch Wall, Graben und Zugbrücke getrennt und sonst rings von den furchtbarsten Abgründen umgeben. Von der Plattform des hohen runden Thurmes, der sich über die Gebäude des ziemlich regelmäßigen Pentagons, eines Denkmals von Cesare Borgia, stolz erhebt, bietet sich eine entzückende Aussicht dar in die fremdartigen, dunkeln Schluchten rings um die Felsenstadt und über das weite Thal des viel gewundenen Tiber hin nach den Bergketten, die den Horizont terassenförmig aufsteigend beschränken. Ein gefälliger Tambour des französischen Voltigeur-Regiments, von dem hier eine Compagnie in Garnison liegt, hatte uns hinauf geführt und machte uns mit einigem Stolz auf die Festigkeit der Position aufmerksam. Civita Castellana ist jetzt eine Gränzfestung; der Zeigefinger unseres petit tambour wies uns die Tiberbrücke, die von ihrem Erneuerer Sixtus V. (Felix Peretti) den Namen Ponte Felice bewahrt hat, auf der die französische Fahne der italiänischen Trikolore, der Garibaldist im rothen Hemd dem rothhosigen Beschützer des Kirchenstaats Auge in Auge schaut. Von jenen Soldaten der französischen Südarmee sprach unser flinker Pariser mit einer gewissen Zurückhaltung, aber doch mit kameradschaftlichem Tone. Des jeunes gens, mais des bons garçons; sie haben sich recht gut geschlagen, besser als die polissons da unten. Und dabei richtete er seinen Pfeifenstiel auf die päpstlichen Gensdarmen unten im Hofe, die zwischen dem kettenklirrenden Gewühl auf- und abstolzirten. Wüstes Geschrei der Züchtlinge tönte herauf; sie hatten uns erblickt und riefen einander und uns ausgelassene Worte zu. Mancher streckte die Hand mit der schmutzigen Kappe bettelnd zu uns empor; keiner zeigt sich durch die Anwesenheit zahlreicher Schergen und Wärter im mindesten genirt. Ein widriger Anblick! Ein Bagno war das Erste gewesen, was ich, in Civita Vecchia landend, von dem Reiche des Statthalters Petri wahrgenommen hatte; hier, in der letzten Stadt, über deren Thor die Löwen der Mastai mit den Schlüsseln und der Tiara schildern, wiederum ein Bagno!

Die Sonne war hinter den glühenden Spitzen der Apenninenkette verschwunden; das letzte Tageslicht verblich in falbem Schimmer auf den Anhöhen rings umher; finstere Nacht stieg aus den Felsengründen um die Stadt herauf, als wir uns zum Rückwege wandten. Morgen geht's in die Berge hinein!

P. D. Fischer.

Serbien.

Serbiens Baudenkmäler.*)

Mehr als einmal mußten Kunsthistoriker von Fach beklagen, daß ihnen alle Baudenkmäler in dem ehemals serbischen Reiche aus Mangel an geeigneten Beschreibungen und Zeichnungen unzugänglich wären, und dieses Bedauern war um so gerechtfertigter, als gerade die architektonischen Monumente Serbiens dadurch von großem Interesse sind, daß sie zwar im engsten Zusammenhange mit den Traditionen byzantinischer Bauweise stehen, aber die Einwirkungen abendländischen Einflusses nur zu oft nicht verleugnen können.

Der bekannte Maler F. Kanitz in Wien, dessen ethnographische Bilder in der „Leipziger Illustrirten Zeitung", im „Globus" und anderen illustrirten Blättern ihn als vortrefflichen Kenner südslavischer Länder und Völker bekunden, hat daher die auf seinen Reisen gemachten Studien serbischer Baudenkmäler gesammelt und unter dem Titel: „Serbiens Byzantinische Monumente", mit begleitendem Text in deutscher und serbischer Sprache, als ein Album in Groß-Folio herausgegeben, welches die k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien mit gewohnter Vollendung in Buntdruck ausgeführt und mit wahrhaft verschwenderischer Pracht ausgestattet hat.

Im Allgemeinen hat die vielgerühmte Aya Sophia in Constantinopel, das unerreichte Vorbild aller Kirchen im byzantinischen Reiche, auch den Serbenstämmen als Muster der zahllosen religiösen Bauten gedient, in deren Gründung sich geistliche und weltliche Herrscher der Nation überboten. Denn wo nur ein Heiliger gelebt und gefastet, oder wo er am liebsten gebetet hatte, wo nur ein Wunder geschehen oder ein Martyrium erlitten worden war, erhob sich bald eine Kirche oder ein Kloster, und eine Sage erzählt, der Zar Duschan, der sich „in Christum wohlgetreuer Zar der Serben, Griechen und Bulgaren" nannte, habe einen reichen Mann, welcher sich schwer gegen ihn vergangen hatte, unter der Bedingung

*) Serbiens Byzantinische Monumente. Gezeichnet und beschrieben von F. Kanitz. Wien, Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. (Leipzig, L. Denicke.)

begnadigt, daß er 70 Kirchen im Moissinje-Gebirge bei Kruševac baue.

Da der Boden, auf welchem eine Kirche steht, und der Raum, der sie umgiebt, als geheiligt betrachtet wird, ist er gewöhnlich durch Mauerwerk abgeschlossen, und nicht selten sind die Mauern, durch die es geschieht, noch durch Thürme verstärkt, so daß das Ganze, von Außen gesehen, den Eindruck einer Feste macht. Ein Wohngebäude mit einigen Mönchszellen und Fremdenzimmern, einige untergeordnete Baulichkeiten für das Gesinde und die ökonomischen Bedürfnisse schließen sich den Umfassungsmauern an und einige Anpflanzungen zieren in der Regel den freien Raum um die Kirche. Die selbst, welche mit ihrem oft rohgezimmerten Glockenthurm die Mitte des geweihten Terrains einnimmt, bildet in ihrem Grundriß ein griechisches Kreuz. Ueber der Vierung erhebt sich eine Kuppel, das Symbol der Auferstehung des Herrn, die Vorderschiffe sind tribünenartig abgeschlossen und die Vorderhalle (Narthex) ist so breit wie das ganze Gebäude. Manche Kirchen haben auch mehrere Kuppeln, und in dem meist sehr hohen Tambour, auf welchem die Kuppel ruht, sind viele schmale Fenster so angebracht, daß zwischen ihnen nach Innen zu eine ziemlich breite Fläche zu Bildern von Heiligen und Propheten bleibt.

Die Schiffe sind gewölbt, die Querschiffe durch Apsiden geschlossen, die fast immer Polygonalform haben. Aus der Mitte des Hauptschiffes und der Querarme führen gewöhnlich Eingänge nach dem Transepte, die hier und da mit Vorhallen versehen sind. Ueber den Thüren befinden sich einfache oder Doppelfenster, oft auch Fensterrosen, um die Kreuzschiffe zu erhellen.

Der Narthex oder die Vorhalle ist zwar größtentheils mit in den Gesammtbau der Kirche eingeschlossen, aber vom Hauptschiff getrennt und nur durch eine, manchmal durch drei Thüren mit dem Hauptraum verbunden.

Die Glockenthürme sind, da die Glocken erst seit der Besitznahme Griechenlands durch die Franzosen unter Villehardouin und Guë de la Roche im Orient eingeführt wurden, getrennt von der Kirche, aus Holz, selten aus Stein errichtet, und nur Kruševac besitzt einen gleich ursprünglich mit in den Bau begriffenen Glockenthurm, der sich an der Stirnfaçade über dem Narthex befindet.

Die prachtvollen Taufkapellen, welche einen wesentlichen Bestandtheil der alten byzantinischen Bauten bilden, fehlen an den serbischen Kirchen. Auch Krypten finden sich nirgends. Dagegen ward die älteste byzantinische Dekorirungsweise der Stirn- und Seitenfaçaden durch Nischen und blinde Arkaden auch in Serbien angewandt.

Die Bedachungen sind gewöhnlich niedrig und gewölbt und bestehen aus Blei- oder Kupferplatten, mitunter auch blos in italiänischer Weise aus Ziegeln.

Bei der äußeren Dekorirung der serbischen Kirchen haben sich vielfach abendländische Einflüsse geltend gemacht; das Innere dagegen ist ziemlich gleichmäßig nach byzantinischer Weise dekorirt. Von dem Sockel bis zur Kuppel, von der Vorhalle bis zur Tribuna sind die Wandflächen mit streng stylisirten Scenen aus der heiligen Schrift oder aus dem Leben der Heiligen bedeckt. Die vier Pfeiler oder Säulen, welche sich durch Bogen- und Gewölbestücke zu einem runden Unterbau verbinden und den Tambour tragen, zeigen symbolisch die geistigen Pfeiler der Kirche, die Brustbilder der Heiligen, und in der Kuppelwölbung erscheint in dem gedämpften Lichte, das durch die schmalen Fenster des Tambour fällt, das gigantische Bild des Pantokrators inmitten seiner Heiligen, Apostel und Propheten.

Die sogenannte Bilderwand oder Ikonostas trennt das Sanctuarium von den übrigen Räumen der Kirche, zu denen drei Eingänge führen. Das Thor in der Mitte, welches das Königsthor heißt, ist dem celebrirenden Priester vorbehalten, mit reich vergoldeten, durchbrochenen Arabesken verziert und durch einen purpurrothen Vorhang geschlossen; die beiden Seitenthüren sind für die Diakone und die Djak's oder geistlichen Schüler bestimmt.

Der von allen vier Seiten freistehende Altar bildet einen Tisch, dessen Platte gewöhnlich nur von einer einzigen hölzernen oder steinernen Stütze getragen wird, und ist in der Regel mit einer Art Tabernakel, in welchem sich Theilchen geweihten Brodes befinden, einem Kreuz, einem Evangelienbuch und zwei bis drei Leuchtern, größtentheils Geschenken aus Rußland, geschmückt.

Einfache Pulte mit zum Küssen aufgestellten Heiligenbildern, einige seltsam geformte riesige Kerzenträger und Lampen vor der Ikonostas, ein aus der Kuppel herabhängender vielarmiger Leuchter, mehrere zierlich gearbeitete Betstühle und manchmal ein Vorlese- oder Singpult (Ambo) in der Mitte der Vierung vervollständigen die innere Ausstattung der serbischen Kirchen.

Eines der ältesten byzantinischen Monumente Serbiens ist die nahe vor der Stadt Semendria oder Smederevo an der Donau auf einer Anhöhe gelegene alte Kirche, die, laut einer Inschrift, im Jahre 1010 erbaut worden sein soll, und von welcher die Volkssage behauptet, sie habe mehrere Jahrhunderte hindurch unter einem Berge gelegen, ehe sie wieder entdeckt und ausgegraben worden sei.

Ueber die von den Serben hochverehrte Klosterkirche zu Ravanica an dem Flüßchen Ravana, das sich zwei Stunden davon bei Cuprija in die Morawa ergießt, berichtet ein Volkslied: Kuez Lazar, der für den Gründer oder Erweiterer des 1375 erbauten Schlosses zu Ravanica angesehen wird, habe dieselbe Anfangs aus den kostbarsten Materialien aufführen wollen, sei aber von seinem Schwiegersohn Miloš Obilić davon abgehalten worden, weil dieser fürchtete, die Habgier der Türken möchte dadurch gereizt werden. So unterblieb es, und als die Türken 1435 das Schloß mit seinen sieben Thürmen vollständig verwüsteten, beschränkte sich ihre Zerstörungswuth in der Kirche auf die Vernichtung der Fresken.

Noch wohlerhalten in seiner ursprünglichen Gestalt und frei von allen entstellenden Zuthaten aus späterer Zeit tritt dem Beschauer das merkwürdige Kloster Manassia entgegen, als dessen Erbauer der Sohn des unglücklichen Lazar, Stephan Lazarević, „Despot aller serbischen Länder und Küsten", aber eigentlich Vasall seines Schwagers, des Sultans Bajazeth, genannt wird. Eng umschlossen von mächtigen Bergen, steht die kleine hellfarbige Kirche mit ihren metallgedeckten sechs Kuppeln in der Mitte des alterthümlichen Schlosses, welches aus zwölf frenelirten, durch hohe Mauern mit einander verbundenen Thürmen gebildet wird. Einer der Thürme, von denen jeder wieder von einem frenelirten Vorwerk umgeben wird, überragt alle anderen, und eine Mauer, deren Bruchstücke man noch sieht, diente als äußerste Ringmauer des Schlosses.

Žiča, in dessen prächtiger Kirche sechs serbische Könige gekrönt wurden, ist zwar gegenwärtig restaurirt, aber so gänzlich umgestaltet worden, daß man die alte Krönungskirche nur noch in ihrem Grundriß erkennen kann.

Auch die weithin sichtbare Kirche von Kruševac, die bei der Verheerung der ehemaligen Residenz des bei Kossovo gefallenen Zars Lazar allein verschont blieb, hat durch Restaurirung sehr gelitten und zeichnet sich nur noch durch die reiche Fülle von Ornamenten aus, welche die Façaden schmücken.

Das größte, reichste und prachtvollste Kloster Serbiens ist das von Studenica, welches die Serben nie anders als Carska lavra, Kaiserkloster, nennen.

In einem höchst romantischen Gebirgskessel an der Studenica gelegen, die an den Klostermauern vorüber dem Ibar zurauscht, ward es von dem ersten serbischen Könige, Stephan I. Nemanja, gegründet, welcher 1199 als Mönch auf dem Berge Athos starb, und unter dem Namen „Simeon" heilig gesprochen wurde. Sein Leichnam wurde auf Veranlassung seines Sohnes, des heil. Sava, schon 1203 mit großem Pomp nach Studenica geholt und von seinem Enkel Radoslav zwar 1227 nach Zica übertragen, aber später wieder nach Studenica zurückgebracht, wo er noch jetzt in einem vor der Ikonostas stehenden alten, mit Ebenholz und Perlmutter ausgelegten Sarge ruht, den Fürst Alexander Karageorgevic durch einen prachtvollen silbernen ersetzen ließ. An dem Tage des Heiligen wird der Sarg geöffnet und das Volk zum Küssen des Kopfes zugelassen.

Der in der linken Seitenkapelle des Anbaues eingeschlossene Kirchenschatz enthält unter Anderem Kirchengewänder und Rauchfässer, welche vom heil. Sava herrühren sollen.

Der neue, 1839 beendigte massive Klosterbau ist für die übernachtenden Pilger bestimmt, während der Archimandrit ein im türkischen Styl eingerichtetes kleines Häuschen neben dem Glockenthurm bewohnt und seine Mönche sich in den daranstoßenden älteren Baulichkeiten aufhalten.

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Kleine literarische Revue.

— **Ein englischer Gesandter im vorigen Jahrhundert.** Thomas Carlyle kömmt im neuesten Bande seiner Geschichte Friedrichs des Großen endlich auf die Zeit des siebenjährigen Krieges.*) Mit großer Ausführlichkeit geht er auf die geheime Geschichte der Motive dieses Krieges und auf den diplomatischen Verrath von Menzel und Weingarten ein, den er in wohlverdienter Weise brandmarkt. Dagegen spricht er mit patriotischem Stolze von der Loyalität des englischen Gesandten, Sir Andrew Mitchell, der im Jahre 1756 an die Stelle von Mylord Tyrconnel an den Hof des Königs Friedrich gekommen war. Der Geschichtschreiber ist vollkommen berechtigt, auf diesen geraden, männlichen und zugleich tapferen Mann mit Stolz hinzuweisen, besonders zu einer Zeit, in der das für jeden englischen Gentleman beschämende Schauspiel aufgeführt wird, daß englische Gesandte an deutschen Höfen es sich zum Geschäfte machen, im angeblichen Interesse ihres Landes den Samen der Zwietracht in Deutschland auszustreuen. Carlyle berichtet in seiner bekannten Manier, an jener Stelle (S. 238 der Tauchnitz-Edition):

„Ein weises Ding haben die Engländer gethan: sie sandten eine Excellenz Mitchell, einen Mann voll Loyalität, Verstand und Ehrenhaftigkeit, als ihren Residenten nach Berlin. Es ist dies der kennenswürdige, leider noch nicht genug gekannte Sir Andrew Mitchell, bei Weitem die beste Excellenz, die England jemals an diesem Hofe besaß. Ein Schotte aus Aberdeen, zur Ehre seines Landes ebenso energisch als scharfblickend, skeptisch bei dem, was er sieht, aber fähig, überall das Richtige zu erkennen und daran loyal, ja, wo es möglich ist, hartnäckig festzuhalten. Zu einem gegenseitig innigen Verkehr mit Friedrich, dessen er ganz würdig war, gelangend, war er während der folgenden sieben Kriegsjahre beständig um seine Person. Seine Briefe gehören zu den für alle Zeit werthvollen Dokumenten über Friedrichs Geschichte.")

„Mitchell befindet sich in Berlin seit dem 10. Juni 1756. Mitchell, der sich auf dem Schauplatze selbst befindet und der mit eigenen Augen in Friedrich hineinschaut, hat anfangs oft das Wort zu wiederholen: Behüte, Majestät!, das bis zu einem gewissen Zeitpunkte seine Haupt-Ermahnung blieb, doch erschien ihm das Wort selbst bald mehr und mehr bedenklich. Endlich giebt er dem Könige zu erwägen: „Fragen Sie doch ganz offen Ihre Majestät von Ungarn, was eigentlich diese Feldlager in Böhmen zu bedeuten haben?" „Pah!" antwortet Friedrich, „es erfolgt Nichts, als irgend eine zweideutige Antwort, vielleicht sogar in beleidigender Weise." Nichtsdestoweniger denkt er (der König) besser und beschließt auch, demgemäß zu handeln.

— **Die freie Presse Englands.** Es hat wirklich das Ansehen, als sei es vorbei mit der alten freien Presse Englands, die bei unseren Vätern und Großvätern in hohem Ansehen stand, daß sie von ihnen als die höchste Bürgschaft der politischen Freiheit eines großen Landes und Volkes gepriesen wurde. Es giebt in diesem Augenblick in England keine einzige Zeitung, die über innere und auswärtige Angelegenheiten eine andere Meinung zu haben wagt, als Lord Palmerston, der die englischen Journalisten alle am Schnürchen hält. David Urquhart, der einzige englische Publizist von bekannter Selbständigkeit, bezeichnet die Zeitungen seines Landes ohne Ausnahme als „mercenary". Bekanntlich hat er selbst seit dem J. 1854 eine politische Monatsschrift unter dem Titel „The Free Press" herausgegeben, worin er mit Freimüthigkeit als Vertheidiger der Königin Victoria gegen die Anmaßungen ihrer Minister und gegen die „zehntausend Regierenden" überhaupt auftrat. Aber dieses Blatt scheint nach zehnjährigem Bestehen, wegen Mangels an Theilnahme, eingehen zu sollen, wie aus der letzten Mai-Nummer desselben zu schließen ist. Er wartet zwar noch auf neue Anregung zur Fortsetzung seines Journals, doch er sagt selbst, daß unter den gegenwärtigen, politischen Verhältnissen seines Vaterlandes seine vereinsamte Stellung hoffnungs- und einflußlos sei. Urquhart war in der englischen Presse bisher der einzige Vertheidiger des deutschen Rechtes in Schleswig-Holstein und der Einzige in England, der den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 als mit der Gerechtigkeit überhaupt und mit dem Interesse Englands insbesondere — wegen der Ansprüche, die der Vertrag dem Kaiser von Rußland auf die dänische Monarchie verleiht — im Widerspruch erklärt.

Literarischer Sprechsaal.

Wir haben in der vorigen Nummer unseres Blattes einer Anerkennung auf sprachlichem Gebiete, und zwar auf dem der irischen und galischen Sprache gedacht, die in Irland der deutschen Wissenschaft zu Theil geworden. Eine andere solche Anerkennung, und

*) History of Friedrich II. of Prussia, called Frederick the Great. By Thomas Carlyle. Copyright Edition. Vol. IX. Leipzig, Tauchnitz, 1864.

*) „Glücklicherweise sind diese Briefe im British Museum erhalten und befinden sich jetzt in der vollständigsten Ordnung behufs Nachschlagens — Dank dem Sir F. Madden und dreijähriger wohlangewandter Arbeit. Die Briefe Mitchells sollten und werden gewiß einmal auf das Gründlichste durchgelesen und von ihren Dunkelheiten, äußerlichen und innerlichen — die sehr bedeutend sind — durch irgend eine kompetente Feder befreit werden." (Anmerkung Carlyle's.)

zwar auf dem Gebiete Newton's und Herschel's liegt uns in einer, zum Gebrauche von Vorlesungen auf den Universitäten Oxford und Cambridge veranstalteten Uebersetzung von Brünnow's „sphärischer Astronomie" vor*). Der Uebersetzer, Herr Rob. Main, ist Präsident der k. astronomischen Sozietät und Direktor der Sternwarte der Universität Oxford und sagt in der Vorrede seines Buches, daß namentlich auf der Universität Cambridge, die stets wegen ihrer besondern Pflege der mathematischen Wissenschaften (Whewell ist bekanntlich Head-Master des Trinity-College in Cambridge) einen großen Ruf hatte, der Mangel eines guten Lehrbuches der sphärischen Astronomie sehr tief empfunden worden. In Folge davon sei er von den größten Astronomen Englands aufgefordert worden, das in Deutschland mit Recht allgemein geschätzte Werk des Hrn. Dr. Brünnow zu übersetzen. — So wird wir vernehmen, veranstalten jetzt die Verleger des deutschen Originals eine englische Ausgabe dieses vor zwei Jahren in zweiter Auflage erschienenen Werkes, die der Verfasser, der eine Reihe von Jahren einer Sternwarte in den Vereinigten Staaten vorgestanden hat, selbst abfaßt.

Das März-Heft der Zeitschrift des statistischen Bureau's in Berlin enthält über die Frage der Besteuerung derjenigen, die wegen körperlicher oder anderer Hindernisse, ihre Militairpflicht zu leisten außer Stande sind, einen sehr belehrenden Aufsatz aus der Feder des Geheimen Regierungsrath Dr. Engel.**) Im J. 1862 belief sich in Preußen die Zahl der zwanzigjährigen männlichen Bevölkerung auf 227,005, von denen, wenn die Zahl der jährlich in die Armee einzustellenden Rekruten auf 63,000 angenommen wird, 164,005 Mann von der Wehrpflicht befreit blieben, welches Verhältniß ungefähr auch für jedes der folgenden Jahre angenommen werden kann. Die „Schlesische Zeitung" bemerkt, mit Bezug auf diesen Umstand: „So, wie die Sache gegenwärtig liegt, sind wir offenbar nahe daran, die Wehrpflicht, nicht, wie es wahrer Gemein- und Mannessinn verlangt, und wie die patriotischen Gründer unseres Wehrsystems es bezweckten und beabsichtigten, als eine Bürger- und Ehrenpflicht zu betrachten, sondern als eine in der ungerechtesten Weise auf gesunde Gliedmaßen gelegte schwere Last anzusehen, die man, wo möglich sich vom Halse schaffen müsse. Die Stimmen vom Rhein, die nach Stellvertretung rufen, sind ein trauriges Zeugniß dafür." Die vom Militairdienste befreiten jungen Männer erhalten für die Dauer der Dienstzeit vom Staate, wenn man den wirthschaftlichen Verdienst jener 164,005 Mann durchschnittlich berechnet, jährlich ein Geschenk von vielen Millionen Thalern, und zwar auf Kosten derjenigen 63,000 Mann, die ihr körperlicher Zustand und das Loos ausersehen hat, die Militairlast allein zu tragen. In keinem Lande ist die allgemeine Wehrpflicht konsequenter durchgeführt, als in der Schweiz; aber mit der größten Strenge wird gerade in diesem Staate eine Steuer, nicht bloß von allen Dienstunfähigen, sondern sogar auch in Fällen der Dienstversäumniß wegen Krankheit von Dienstfähigen eingezogen. Auf dem „volkswirthschaftlichen Kongreß" in Weimar (1862), wo eine höchst anziehende Besprechung über die Frage der Unwirthschaftlichkeit des Systems der stehenden Heere stattfand, trug der Volkswirth, Herr Gögg aus Offenbach, auf die vom Kongresse schließlich angenommene Resolution an, „daß die, zum Heeresdienst untauglich Befundenen einen im Verhältnisse zu ihrem Vermögen stehenden Beitrag zum Besten der bedürftigen Kriegspflichtigen und ihrer Familien zu leisten haben." — Es würde dem Staat, wenn er diese Resolution des volkswirthschaftlichen Kongresses zur Ausführung brächte, dadurch leicht das beste und einfachste Mittel gegeben sein, unseren im Kriege gefallenen, oder verkrüppelten Landeskindern, oder resp. ihren Angehörigen, gerecht zu werden, so daß die Einen, wie die Andern einer Almosen-Unterstützung nicht bedürften, deren wir uns zu schämen hätten.

Der gemeine Hohn, mit welchem das englische Parlament die Nachricht von der angeblichen Niederlage des österreichisch-preußischen Geschwaders bei Helgoland aufnahm, hat die gute Folge gehabt, daß das deutsche Nationalgefühl der sonst so undeutsch-schwarzgelben Blätter Wien's einmal wirklich aufgeregt wurde. Hoffen wir, daß dieses ihr deutsches Gefühl nicht von ebenso kurzer Dauer sein werde, wie ihr deutscher Rausch bei der im August 1863 zu Frankfurt a. M. aufgeführten Allerdurchlauchtigsten deutschen Komödie! Die halbamtliche „Wiener Abendpost" sagt: „Es spiegelt sich in diesem unanständigen Jubel des englischen Publikums etwas von dem gemeinen Behagen, mit dem es sich Preisboxereien, Hahnen- und Rattenkämpfe ansieht, und geistiger Rohheit macht es keinen Unterschied, wenn es einmal zur Abwechslung um Menschenleben geht. Mit der angeblichen Geringschätzung der deutschen Bestrebungen zur Hebung seiner Seemacht kann es unmöglich ernst sein in England, wenn man dort schon das geringste Ereigniß, welches etwa in dem Sinn gedeutet werden könnte, als seien diese Bestrebungen erfolglos geblieben, oder müßten es künftig bleiben, mit Aeußerungen brutaler Freude begrüßt.

Das Goethehaus in Weimar ist bereits seit einer Reihe von Jahren mit allen seinen Spuren geheiligter Erinnerung den Verehrern des großen Dichters verschlossen. Adolf Stahr sagt in seinen Briefen über die Shakspeare-Feier in Weimar (Nat.-Ztg. Nr. 223): „Uns verlangte, das Innere des Goethe-Hauses zu sehen, aber dieser Wunsch sollte unerfüllt bleiben. . . . Die Enkel Goethe's, die das hohe unverdiente Glück genießen, seinen Namen zu tragen und deren schönste Pflicht es sein sollte, dafür zu sorgen, daß die Stätte, an welcher der Genius ein halbes Jahrhundert hindurch gelebt und gewirkt, der diesen Namen für alle kommende Zeiten unsterblich gemacht hat, ein Heiligthum Weimars und der deutschen Nation sei und bleibe — sie haben kein Gefühl für die Ehre dieser Pflicht. Sie lassen das Haus verfallen, die Räume des Arbeitszimmers, in denen er so viel Großes geschaffen, und des Gemaches, in welchem er nach mehr Licht verlangend, seinen Geist verhaucht hat, in Verschlossenheit verdumpfen und verkommen. Sie lassen den Garten am Stern mit dem kleinen, durch tausend Erinnerungen geweihten Hause verwildern und verwachsen, und gönnen allen den Tausenden, die unendlich mehr Anrecht auf die Verwandtschaft mit dem Geiste Goethe's haben, als sie, nicht einmal den frommen verehrenden Einblick in die Heiligthümer ihrer theuersten geistigen Erinnerungen!"

---

*) Brünnow's Spherical Astronomy. Translated by the Rev. Robert Main, M. A., F. R. S. President of the Royal Astronomical Society and Radcliffe Observer at Oxford.-Cambridge and London. Bell et Co.

**) Resultate des Ersatz-Aushebungsgeschäfts im preußischen Staate in den Jahren 1855—1862.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien soeben:

Zwei Sepulcralreden
aus der Zeit Augusts und Hadrians
von
Theodor Mommsen.
Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1863.
gr. 4. cart. 14 Sgr. (294)

Zu Gelegenheits-Geschenken empfehlen wir:

Worte des Herzens.
von J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von **C. W. Hufeland.**
Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr. (297)
Bessere Ausgaben mit L's Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr. resp. 1 Thlr.
Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann.
Theolog. Repert.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:
Sur le lieu de naissance de Charlemagne.
Mémoire
présenté a l'Academie royale de Belgique
en reponse à la question suivante:
Charlemagne est-il né dans la province de Liége?
par
M. Hahn,
Docteur en Philosophie, à Berlin.
1861. gr. 8. geh. 20 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (298)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist so eben erschienen:

Englisches Elementarbuch
mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache.
Ein Lehrbuch,
mit welchem man auch selbständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann.
Von
Dr. **Bernh. Schmitz.**
Dritte nicht mehr veränderte Auflage. (9 Bogen.)
gr. 8. geh. 10 Sgr.
Die bereits in der zweiten Auflage hinzugekommenen deutschen Aufgaben sind zugleich Schreib- und Sprechübungen, nämlich über die in 17 Leseabschnitte eingetheilten Stücke aus der englischen und schottischen Geschichte.
Der Verfasser ist durch seine Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen, wie durch seine Lehrbücher der englischen und französischen Sprache (Engl. Grammatik, 3. Auflage, Engl. Lesebuch, 2. Aufl., Franz. Elementarbuch I, 4. Aufl., II, 3. Aufl.) in pädagogischen Kreisen wohlgeachtet, die vorgenannten Schulbücher, wie das obige Elementarbuch sind in vielen Schulen als Lehrmittel eingeführt. (295)

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben:

WILLIAM SHAKESPEARE
von
Victor Hugo
Deutsch von A. Diezmann.
Autorisirte Ausgabe.
Gr. Octav. — 19 Bogen. — Preis 1⅓ Thlr.
Shakespeare und *Victor Hugo*! Der grösste Dichter Englands beurtheilt von dem grossen Dichter Frankreichs! Gewiss ein interessantes Buch und zugleich eine zeitgemässe und willkommene Festgabe zur Feier der dreihundertsten Wiederkehr des Geburtstages des genialen Britten!
Uebrigens ist diese Schrift *Victor Hugo's* nicht etwa eine kritische, nicht einmal eine rein literarische, sondern eine viel weiter greifende, eine sociale und selbst politische. Bei der Besprechung *Shakespeare's* und der Werke desselben berührt er alle Fragen der Kunst und der Civilisation, ja Alles, was unmittelbar alle Völker bewegt. Die Schrift wird deshalb ein wirkliches literarisches Manifest von hoher Bedeutung sein. (288)
Leipzig, Mai 1864. E. F. Steinacker.

In dem Verlage von **Georg Wigand** in Leipzig erschien soeben:

Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika.
Skizzenbuch
von
A. v. Scherzer.
gr. 8. geh. 2 Thlr. (290)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Souvenirs d'un Exilé en Sibérie
(le prince Eugène Obolenski).
Traduit du russe
par
le prince Augustin Galitzin.
un vol. 24 Sgr.

Mes Prisons en Russie
Mémoires
de **J. Gordon** (Polonais).
un vol. 20 Sgr.
In Frankreich verboten.

La Vérité sur la Russie
par
le prince Pierre Dolgoroukow.
Deuxième édition, augmentée et corrigée.
2 vols. 1 Thlr. 15 Sgr.
In Frankreich verboten.
Paris und Leipzig. (289)
A. Franck'sche Buchhandlung.

Empfehlenswerthe Werke. (296)

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.
„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."
Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.
Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin erscheint:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
Herausgegeben von
Dr. **M. Lazarus,** Professor der Psychologie an der Hochschule zu Bern
und
Dr. **H. Steinthal,** a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.
Preis des Bandes von 4 Heften zu 8 Bogen 3 Thlr.
Die bisher erschienenen (Bd. I. u. II, III. 1—3) Hefte enthalten u. a. folgende größere Arbeiten: **M. Lazarus** und **H. Steinthal,** Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. — **Steinthal,** Assimilation und Attraktion psychologisch beleuchtet. — **Paul Heyse,** Ueber italiänische Volkspoesie. — **v. Eckstein,** Der Sitz der Kultur in der Urwelt. — **Steinthal,** Ueber den Idealismus in der Sprachwissenschaft. — **Derselbe,** Zur Charakteristik der semitischen Völker. — **Pott,** Ueber Mannigfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff. — **L. Tobler,** Versuch eines Systems der Etymologie mit besonderer Rücksicht auf Völkerpsychologie. — **G. Gerland,** Psychologische Anthropologie. — **Steinthal,** Ueber den Wandel der Laute und des Begriffs. — **Lazarus,** Ueber den Ursprung der Sitten. — **H. v. Blomberg,** Das Theatralische in Art und Kunst der Franzosen. — **Steinthal,** Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus. — **Derselbe,** Ueber den Aberglauben. — **Derselbe,** Die Sage von Simson. — **L. Tobler,** Ueber die dichterische Behandlung der Thiere. — **W. Lübke,** Der gothische Styl und die Nationalitäten. — **Steinthal,** Der Durchbruch der subjektiven Persönlichkeit bei den Griechen. — **M. Lazarus,** Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit. — **Steinthal,** Ueber die Wurzeln der Sprache. — **Lazarus,** Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie. — **L. Rüdiger,** Ueber Nationalität. — **Laband,** Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömischen und germanischen Recht. — **L. Tobler,** Das Wort in der Geschichte der Religion. — **Berthold Delbrück,** Die Entstehung des Mythos bei den indogermanischen Völkern. Ein psychologischer Versuch. — **C. Arendt,** Ein Hauptzug der magyarischen Poesie. — **Pott,** Ueber Mannigfaltigkeit des Ausdrucks nach Laut und Begriff. Wetter, Himmel, Gott.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 23.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 5. Juni 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Die Holsteiner und Herzog Friedrich . . . 354
Sprache und Geschichte 356
England.
Zur zweiten Auflage der Biographie Göthe's von Lewes 358
Frankreich.
Ein protestantisches Ketzergericht zu Paris im Dezember 1863 359
Frankreich als Seemacht. III. Mexiko und die Rivalität Englands 361
Rußland.
Moskau, Rom und Konstantinopel. III. Tatarenherrschaft und Unions-Versuche . . 362
Mexiko.
Land und Leute in Mexiko 365
Kleine literarische Revue.
Der Nord- und Ostsee-Kanal 366
Virgil im Mittelalter, von Dr. Creizenach . 366
Soll und Haben in Amerika 366
Unser beiderseitiger Freund, von Dickens . 366
Zwei Reden zur Shakspeare-Feier 366
Ein französischer Roman aus dem dreißigjährigen Kriege 367
Literarischer Sprechsaal 367

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mémoires de l'Amiral Tchitchagoff
(1767—1849).
Avec une notice biographique
d'après des documents authentiques.
un vol. broché 1 Thlr.

Table des matières. I. L'amiral Tchitchagoff, ses mémoires et sa vie. — II. Paul Ier. — III. Campagne de 1812. — IV. Incendie de Moscou. — V. La Pologne. — VI. Testament de l'amiral Tchitchagoff. (304)

Paris und Leipzig.
A. Franck'sche Buchhandlung.

Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin. (303)

Soeben erschien:

Göttinger Festreden
von
Ernst Curtius.

8. eleg. geh. (255 S.) Expr. 1 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt: 1. Der Wettkampf. 2. Das Mittelramt der Philologie. 3. Der Weltgang der griechischen Cultur. 4. Wort und Schrift. 5. Die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens. 6. Die Idee der Unsterblichkeit bei den Alten. 7. Das alte und neue Griechenland. 8. Die Freundschaft im Alterthume. 9. Die Kunst der Hellenen. 10. Zum Andenken Schillers (10. November 1859).

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

(Fortsetzung aus Nr. 22 d. Bl.)

Moore's, Thomas, Memoirs, journal and correspondence. 6 vols. Ladenpreis 21 Thlr. **Für 16 Thlr.**

Napier's, Admiral, Life and correspondence. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 7 Thlr.**

(Oliphant.) Chronicles of Carlingford. Salem Chapel. 2 vols. Ladenpreis 8 Thlr. **Für 6 Thlr.**

Paton, A. A., Researches on the Danube and the Adriatic. 2 vols. Ladenpreis 4 Thlr. **3 Thlr. 15 Sgr.**

Pim, B., The Gate of the Pacific. With maps and illustrations. Ladenpreis 6 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Porter, W., History of the Knights of Malta. 2 vols. Ladenpreis 8 Thlr. 10 Sgr. **Für 7 Thlr. 10 Sgr.**

Red, White and Blue. Sketches of military life. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Richardson, J., Travels in Marocco. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 3 Thlr. 15 Sgr.**

— — The Polar Regions. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sgr. **Für 3 Thlr. 20 Sgr.**

Roscoe, W. C., Poems and Essays. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Rose's, George, Diaries and correspondence. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 6 Thlr. 15 Sgr.**

Russell, W. H., My diary North and South. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 5 Thlr.**

de Saulcy, Narrative of a journey round the Dead Sea and in the Bible Lands. 1850—51. Edited by E. de Warren. Second edition. 2 vols. Ladenpreis 8 Thlr. 20 Sgr. **Für 7 Thlr.**

Schlesinger, M., Saunterings in and about London. By O. Wenckstern. **Für 1 Thlr. 10 Sgr.**

Scott, Ch. H., The Danes and the Swedes. Ladenpreis 2 Thlr. 25 Sgr. **Für 2 Thlr. 10 Sgr.**

— — The Baltic, the Black Sea and the Crimea. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 1 Thlr. 20 Sgr.**

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Packete nachgenommen werden sollen. (300)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedächtnissreden.

Grandis (Christian August), Gedächtnissrede auf Friedr. Wilh. Joseph v. Schelling. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften 1855. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Schiller gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

— — **Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter** gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. 8. geh. 20 Sgr.

Rudorff (A. F.), Gedächtnissredo auf Friedrich Carl von Savigny. Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1862. gr. 4. geh. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (305)

Statistische Abhandlungen
von dem verstorbenen
Director des Königl. Preuss. Statistischen Bureau in Berlin
Geh. Reg.-Rath und Professor Dr. **Dieterici.**

Ueber die Anzahl der Geburten in den verschiedenen Staaten Europa's überhaupt, und im preussischen Staate insbesondere. 1855. gr. 4. cart. 20 Sgr.

Ueber den Begriff der mittleren Lebensdauer und deren Berechnung für den preussischen Staat. 1859. gr. 4. cart. 24 Sgr.

Ueber die Fortschritte der Industrie und die Vermehrung des Wohlstandes unter den Völkern in besonderer Beziehung auf die ethischen Verhältnisse und die geistige Entwicklung der Menschen. 1856. gr. 4. geh. 10 Sgr.

Ueber das Verhältniss der neu geschlossenen Ehen zu der Anzahl der gleichzeitig Lebenden. 1857. gr. 4. cart. 24 Sgr.

Ueber die Zunahme der Bevölkerung im preussischen Staate in Bezug auf Vertheilung derselben nach Stadt und Land. 1857. gr. 4. cart. 22 Sgr.

Sämmtliche hier aufgeführte Abhandlungen sind besonders abgedruckt aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. (306)

Deutschland und das Ausland.

Die Holsteiner und Herzog Friedrich. *)

Es war ein kalter Januartag zu Anfang d. J., als ein langer Zug ernst blickender Männer durch die Holstenstraße in Kiel, die im bunten Schmucke deutscher und schleswig-holsteinischer Fahnen prangte, und dann durch die Buchenallee zu den schneebedeckten Höhen von Düsternbrook hinaufzog.

Dithmarsen waren es, die Nachkommen jener berühmten alten Bauernrepublik, deren Namen glorreich in der Geschichte dasteht und ewig unvergessen bleiben wird, weil sie der Welt gezeigt hat, wie man Land und Freiheit wahren und schützen soll gegen jede Anmaßung, die sie anzutasten wagt. Vierhundert jener tapferen Bauern standen im Jahre 1550 unter Wolff Isbrand in der Schanze auf dem Dusenddüwelswall dreißigtausend Dänen und Holsteinern gegenüber. Ein Mädchen, mit dem Crucifix in der einen, mit dem Schwerte in der anderen Hand, sprach ihnen Muth zu, als sie den langen Zug der dänischen Ritter heranrücken sahen, feuerte sie an, tapfer zu kämpfen, und sie hielten Stand; der Regen ward ihr Bundesgenosse, und in wenig Stunden war die ganze große Armee des Dänenkönigs vernichtet, so daß an 20,000 dänischer Ritter todt auf dem Platze blieben. Und im letzten Dänenkriege, als eine dithmarsische Pastorwittwe von ihren beiden Söhnen, die vor Friedrichstadt standen, einen Brief erhielt, worin sie ihr den bevorstehenden Sturm auf die Festung meldeten und bei der nahe liegenden Möglichkeit, dabei den Tod zu finden, ihr Bedauern aussprachen, ihr die Liebe, die sie ihnen erwiesen, nicht vergelten zu können, antwortete die hochherzige Frau ganz im Sinne jener Spartanerin: „Meine Liebe werde ich alsdann vergelten sehen, wenn Ihr bei dem Sturm die Ersten, bei dem Rückzug die Letzten seid!"

Jetzt kamen dreihundert Männer aus diesem Ländchen, um im Namen seiner sämmtlichen heimatstolzen Bewohner ihrem rechtmäßigen und angestammten Herzoge zu huldigen. Vorausgetragen wurde das Bild einer Doppeleiche, mit grünem Laub umkränzt und mit Bändern in den schleswig-holsteinischen Farben geschmückt. Dann kamen die Sprecher der Deputation, die Vertreter der Geistlichen, der Lehrer, der Landleute und der Gewerbtreibenden, dann zehn Prediger im Ornate, in langen, schwarzen Gewändern. Ihnen folgten die übrigen paarweise. Ueber dem Zuge wehten deutsche und schleswig-holsteinische Fahnen; in der Mitte des Zuges wurde die dithmarsische grüne Fahne getragen, mit dem goldenen, gepanzerten Reiter auf weißem Roß im rothen Felde. Sie zogen die Höhen von Düsternbrook hinauf nach dem Kurhause, von wo man einen weiten Blick über den Hafen und ebenso auf die kleine Feste Friedrichsort und die Ostsee hat. Dort machten sie Halt. Der Saal des Kurhauses war festlich mit Fahnen geschmückt. Ein Sessel stand auf einer mit Teppichen belegten Thronstufe. In diesen Saal zogen die Dithmarsen ein.

Als sie sich in einem großen Halbkreis um den Thronsessel aufgestellt hatten, erschien der Herzog. Er ist in seiner Gestalt, in Gesicht, in Sprache, kurz in seinem ganzen Wesen das Prototyp eines Schleswig-Holsteiners. Blond, von mittlerer Größe, tragen seine Züge den Stempel der holsteinischen Gesichtsbildung; sogar seine Sprache hat etwas Schwerfälliges, wie es vielfach im Lande vorkommt, und die Tonfärbung des Dialekts zwischen Elbe und Königsau.

Das war der Mann, der jetzt in den Saal zu der Deputation der Dithmarsen trat. Der Empfang war dem Unabhängigkeits-Gefühl derselben und dem holsteinischen Wesen völlig entsprechend. Es ertönte kein serviles „Hoch," sondern die Bauern, die Gewerbtreibenden, die Pastoren und die Lehrer traten zu dem Herzog heran, gaben sich gegenseitig die Hände und sprachen ihre Freude aus, einander in Schleswig-Holstein zu sehen. Dann, nachdem dieser herzliche und freundliche Empfang einige Minuten gedauert hatte, trat der Herzog auf den Teppich, auf dem der Sessel aufgestellt war, und nun begann die Ansprache der drei Sprecher der Deputation. Sie sprachen ganz dem Stolze, dem Freiheitsgefühl und dem Unabhängigkeitssinn ihres Landes, der ehemaligen freien Bauernrepublik gemäß, langsam und deutlich, jeder mit dem dem Holsteiner eigenen schweren Ton in der Sprache.

„Wir sind gekommen, begann Dr. Christiany aus Brunsbüttel aus beiden Dithmarsen, Geistliche, Lehrer, Landleute und Gewerbtreibende, um Ihnen nochmals zu bethätigen, was wir bereits in der Adresse ausgesprochen haben, um Ihnen zu wiederholen, daß wir Sie anerkennen, daß wir keinen Anderen wollen, daß wir Ihnen getreue Unterthanen sein werden. Wir sind erfüllt von Freude und Dank gegen die Vorsehung, daß sie uns einen Herzog gegeben hat, der die Eigenschaften des Herrschers mit denen des deutschen Mannes vereinigt. Wir sind beglückt, das Antlitz des geliebten Fürsten zu sehen, ihm bestätigen zu können, daß er nicht nur unser Herzog sei als der legitime Erbe des Landes, sondern daß auch dann, wenn die freie Wahl uns zustände, wir Sie zu unserem Fürsten erwählt haben würden. Wir wollen, da Sie die Rechte unseres Landes anerkannt haben, da Sie gelobt haben, das Volk zu lieben, es zu schützen, es glücklich zu machen; — wir wollen Sie lieben und zu Ihnen stehen fest und immerdar. Gott segne Sie, Hoheit, Gott segne das Vaterland!"

Die Anrede war echt dithmarsisch. Auf die Freiheit des Landes, auf die freiwillige Anerkennung, auf die freie Wahl war das hinreichende Gewicht gelegt.

Dann trat Pastor Hansen von Meldorf vor im langen schwarzen Talare. Auch er sprach in würdiger, nationaler Weise von der großen Geschichte und von der Freiheit seines Landes. „Die Geistlichkeit des Landes Dithmarsen," begann er mit langsamer, tönender Stimme, „ist gekommen, um Sie, Hoheit, als den von Gott gegebenen, rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen. Dithmarsen ist stolz auf die Thaten seiner Vorfahren; es hat eine große Geschichte. Aber als es aufgehört hat, ein freies Volk zu sein, da hat es wohl mit Schmerz diese Freiheit dahingegeben, aber es hat seitdem stets mit Liebe und Treue dem rechtmäßigen Landesherrn angehangen. Das dithmarsische Volk ist nie leibeigen gewesen; es steht keinem Landestheil nach an Adel der Gesinnung, welche es mit vollem Herzen seinem Fürsten darbringt. Möge Gott der Herr Sie und Ihr Haus segnen!"

Der dritte Redner war Lehrer Sönnichsen aus Meldorf. „Ich habe die feste Ueberzeugung," sagte er, „daß alle Lehrer Dithmarsens gekommen sein würden, wenn nicht äußere Verhältnisse sie abgehalten hätten; alle aber halten fest und unerschütterlich an ihrem Fürsten. Wir werden keine Opfer scheuen, Ihr Recht, Hoheit, sowie unser Recht zur Geltung zu bringen. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo die Lehrer sich endlich der schönen Aufgabe hingeben können, nationale Gesinnung, Treue und Ergeben-

*) Gustav Rasch, der Krieg in Schleswig-Holstein im Jahre 1864. Erster Band: Die Bundesexekution in Holstein. Leipzig, Otto Wigand, 1864.

heit gegen Vaterland und Fürst in die Herzen der Kinder zu pflanzen."

Die Art und Weise, wie der Herzog antwortete, war ebenso würdig, wie die Anrede der drei Sprecher. Er sprach langsam, aus dem Stegreif. Die Art und Weise seiner Rede, der holsteinische Ton seiner Worte war von sichtlicher Wirkung. „Ich danke Ihnen," sagte er, „für die Gefühle der Treue, der Liebe und der Ergebenheit, welche Sie mir dargebracht haben. Gott hat mir die Pflicht auferlegt, meine Rechte geltend zu machen. Ich fühle mich erhoben durch die Uebereinstimmung mit meinem Volke. Denn nur dadurch, daß mein Recht in der Ueberzeugung des Volkes wurzelt, daß es eines ist mit dem Rechte des Volkes, kann es zur Geltung kommen. Ich bin beglückt, bei den Dithmarsen solche Gesinnung für mich zu finden. Ich weiß es gewiß zu würdigen, wenn ein von jeher freies Volk in solchen Gefühlen sich ausspricht. Noch sind wir waffenlos, haben keine Armee, haben nur die Ueberzeugung von unserem Recht und das Bewußtsein, daß, wenn Alle zusammenhalten, wir dann das eine Ziel erreichen: die Freiheit Schleswig-Holsteins. Der Welt wollen wir zeigen, was wir wollen: keine Dänen sein, frei und selbständig werden. Mit dieser Einigkeit wollen wir ganz Europa entgegentreten, und das Wohl des Landes wird gegründet werden."

Jetzt brach die Versammlung in ein dreimaliges „Hurrah" aus. Der Herzog trat dann wieder zu der Deputation heran, und es wiederholte sich nochmals die Scene, welche der Huldigung vorausging. —

So schildert uns der unermüdliche Agitator für Schleswig-Holstein, Gustav Rasch, in seinem soeben erschienenen Werke über die Bundesexekution in Holstein diesen schönen, vielversprechenden Tag. Und doch, so glückverheißend diese ersten Schritte auch waren, so laut und einstimmig das ganze Land seinen Willen und sein Recht vor der ganzen Welt aussprach, es wäre über diese ersten Schritte hinaus nie zu weiteren Erfolgen gekommen, Schleswig wäre nimmer befreit worden, wenn nicht Preußen und Oesterreich, ohne den deutschen Bund zu fragen, aus eigener Machtvollkommenheit zum Schwerte gegriffen, Deutschlands militärische Ehre gerettet und mit vernichtenden Streichen den Feind aus den Marken des Bruderstammes hinausgewiesen hätten.

Als der deutsche Bund nach der Besetzung Holsteins unthätig blieb und sich wochenlang nicht entschließen konnte, die Anerkennung des Herzogs auf die Tages-Ordnung zu setzen, war allgemein die gespannteste Erwartung darauf gerichtet, ob Holstein selbst auf eigene Hand es unternehmen würde, das Werk weiter zu führen, die Brüder jenseit der Eider zu befreien und für Schleswig-Holstein die Selbständigkeit zu erringen.

Freilich wirkte an einzelnen Orten Holsteins, wie z. B. in Altona und Neumünster, der materielle Nutzen in bedenklicher Weise auf die Stärke der nationalen Gesinnung der Bewohner ein; die heimlichen Dänen im Lande, die dänisch gesinnten, von den Bundes-Kommissären nicht entfernten höchsten Beamten wendeten alle Mittel des Einflusses, der Bestechung und der Intrigue an, um jede nationale Bewegung niederzuhalten. Groß war endlich die wohlberechtigte Furcht vor abermaliger Auslieferung an die alten Unterdrücker und deren künftige Rache: dennoch aber, bei allem Phlegma, bei aller Neigung zur Apathie, die tief im Charakter der Holsteiner liegt, ihre Aufopferungsfähigkeit, mit der sie gern und freudig Leib und Leben, Hab und Gut für das Vaterland hingeben, ihre unwandelbare Treue, ihr tapfrer Muth, mit dem sie der für Recht und Ehre erhobenen Fahne folgen, stehen einzig unter allen deutschen Volksstämmen da; aber die Fahne muß auch von der berechtigten Hand erhoben und ihnen vorangetragen werden; geschieht das nicht, so ist an eine Volks-Erhebung in Holstein gar nicht zu denken. Sehr bezeichnend sagt der Verfasser: „Wenn der Herzog von Schleswig-Holstein heute eine freiwillige Steuer von einer halben Million ausschriebe, ich glaube, die Ausschreibung würde geringen Erfolg haben; aber wenn er zum Wohle Schleswig-Holsteins eine solche Besteuerung befehlen würde, man würde mit einer Million binnen acht Tagen antworten."

In bekannter Weise giebt der Verfasser hunderte von Belegen in den sprechendsten Zügen aus allen Schichten des Volkes für das Gesagte. Hätten die Bundestruppen plötzlich das Land verlassen und hätte der Herzog die Holsteiner zum Kampfe aufgerufen, in acht Tagen hätten sicherlich 20,000 Bewaffnete dagestanden, um die Dänen zurückzuschlagen. „Man überlasse uns nur uns selbst, wir werden allein Schleswig erobern!" konnte man alle Tage hören. Von Stunde zu Stunde kamen die Deputationen aller Gemeinden des Landes, um dem Herzog nicht bloß ihre Huldigung darzubringen, sondern um die Dienste, das Geld, die Pferde ihrer Gemeinden ihm zur Verfügung zu stellen, sobald er nur riefe. Der Gutsbesitzer Bülow von Boetkamp übersandte dem Herzog die Summe von 25,000 Thaler zur Verwendung für das Wohl des Landes und schrieb dazu: „Ich werde 125,000 Thaler außerdem senden, sobald die Vertreibung der Dänen aus Schleswig in Angriff genommen worden ist." Der Hauptmann Wiggers war ein tapferer und verdienstvoller Offizier der schleswig-holsteinischen Armee gewesen. Nachdem er, wie die meisten Offiziere der Armee, nach ihrer Auflösung lange in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen gelebt hatte, fand er endlich vor einigen Jahren eine sehr gute Anstellung als Wasserbau-Direktor in Cuxhaven. Der Mann hat Familie und lebt in Cuxhaven in sehr guten Verhältnissen. Trotz alledem kam er nach Kiel, um dem Herzoge seine Dienste anzubieten, bereit, ohne irgend eine Garantie, seine Stelle in Cuxhaven aufzugeben und wieder den Säbel in die Hand zu nehmen, um die Dänen aus Schleswig zu vertreiben. Derartige Beispiele kamen täglich vor, und man muß dies besonders hervorheben — ohne jede Ostentation. Und auf welche Gesinnungen die Verführungs-Versuche der Dänen stießen, dafür bleibt uns der Verfasser ebenso wenig die Belege schuldig. Ein Lehrer, Mestern mit Namen, erzählt er, wurde seiner Stelle in der Nähe von Kellinghusen vor einer Reihe von Jahren von der dänischen Regierung seiner deutschen Gesinnung wegen entsetzt. Diesem Manne wurde kürzlich Seitens eines Agenten der dänischen Regierung ein Gehalt von 800 Thalern geboten, wenn er sich für Durchführung dänischer Interessen in Holstein gewinnen lassen wollte. Der brave Mann schlug das Anerbieten aus. Eine allgemein bekannte und unter den kleinen Bürgern und Handwerkern einflußreiche Persönlichkeit in Kiel ist der Zimmermeister Riepen. Von einem Agenten der dänischen Regierung wurde ihm vor anderthalb Jahren die kolossale Summe von 60,000 Banktalern geboten, wenn er in Kiel die dänischen Interessen befördern wollte. Man muß den braven und energischen Zimmermeister kennen, sagt der Verfasser, um sich sagen zu können, mit welchem Hohn er das Ansinnen ausschlug.

Und der Herzog? Bei ihm stand es ganz allein. Nur ein Wort von ihm hätte genügt, und das ganze Land hätte, von einem feurigen Strom des Wetteifers ergriffen, alle seine Kräfte aufgeboten und wäre, ohne rück-, noch vorwärts zu sehen, ihm

gefolgt, wohin er es geführt. Zu wiederholten Malen war der Augenblick für ihn günstig. Wieder und wieder bot das Zusammentreffen der Umstände ihm die Gelegenheit zur Initiative dar. Er ergriff sie nicht. Warum nicht? Die vollständige Antwort darauf fehlt uns bis jetzt. „Der Herzog wird sich lieber tödten lassen, als das geringste Dorf von Schleswig aufgeben!" sagte zum Verfasser Dr. Sammer. „Für den äußersten Nothfall ist für Alles gesorgt, selbst wenn der Herzog erschossen würde. Unser Recht kann weder untergehen, noch geschmälert werden. Fürchten Sie nichts!" Das sind beherzte Worte, und wenn die bisherigen Handlungen des Herzogs nicht ebenso beherzt scheinen, so spricht eben nur der Schein gegen sie. Denn der Herzog durfte diesmal nicht, wie im Jahre 1848, seine Persönlichkeit auf das Spiel setzen, ohne die Aussicht zu haben, dadurch etwas für sein Land und sein Volk erreichen zu können. Am Nichtswürdigsten aber ist unter den Verdächtigungen und Verleumdungen, die gegen den Charakter des Herzogs erhoben worden sind, gewiß die der Feigheit. An allen Kämpfen des vorigen Krieges hat er Theil genommen und sich die höchste Anerkennung aller Waffengenossen erworben, und diejenigen, die es ihm zum Vorwurf machen, daß er jetzt nicht in der preußischen Armee persönlich am Kampfe gegen die Dänen Theil genommen, wissen es selbst am besten, daß unter den Versprechungen, die ihm in Berlin abgenommen worden, auch diejenige war, nicht als Offizier des preußischen Heeres am Kampfe Antheil zu nehmen.

„Ich verlasse mich auf den König von Preußen," sagte der Herzog zu unserem Verfasser, „und ich weiß, worauf ich mich verlasse!" Und so müssen schließlich auch wir sprechen, heute, am Vorabend der Entscheidung, wo die preußische Politik endlich ihren tief verhüllenden Schleier herabfallen lassen muß. Wieder einmal beruht auf Preußens Haltung Deutschlands Geschick. Möchte die Entscheidung so ausfallen, daß unsere Todten auf Düppels blutigen Höhen in ihren Gräbern ruhig weiterschlafen, wir Lebenden aber Lust zum Leben gewinnen und wieder uns des deutschen Namens freuen können! Das walle Gott!

Sprache und Geschichte.

Einer unserer gelehrtesten und geistreichsten Sprachforscher, Professor Dr. Steinthal in Berlin, hat in einer kleinen, aber gehaltvollen Schrift*), die eine Erweiterung eines in der Philologen-Versammlung zu Meißen 1863 gehaltenen Vortrags ist, sich die Aufgabe gestellt, das Verhältniß der Sprachwissenschaft zur Geschichtswissenschaft zu bestimmen, angeregt, wie er selbst in dem Vorworte angiebt, durch folgende Aeußerung Droysen's: „Die Aufgabe, das Wesen und die Gesetze der Geschichte zu bestimmen, hat außer der besonderen Bedeutung für geschichtliche Studien noch eine andere, allgemeinere und beginnt eben darum die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt zu beschäftigen; sie scheint dazu angethan, der Mittelpunkt der großen Diskussion zu werden, welche in dem Gesammtleben der Wissenschaften die nächste bedeutende Wendung bezeichnen wird." Wir können uns hier nur darauf beschränken, das Hauptresultat der Steinthal'schen Schrift in kurzen Worten vorzuführen, was hoffentlich genügen wird, auf die Bedeutung derselben aufmerksam zu machen.

Ueber das Verhältniß der Sprachwissenschaft zur Philologie sind in der neuesten Zeit wieder sehr unklare Vorstellungen verbreitet worden, nachdem schon während eines Menschenalters die richtige Ansicht gegolten hat, daß die Sprache ein Moment des geschichtlichen Geistes, die Grammatik eine geschichtliche Wissenschaft sei. Die jüngere Schule der vergleichenden Grammatik hat im Gegensatze zu dieser Ansicht den Grundsatz aufgestellt: die Sprachwissenschaft ist eine naturhistorische Disciplin und die Sprache ein Naturorganismus; verschieden von der Sprachwissenschaft, deren Objekt ein konkretes und reelles ist, nämlich die bestimmten, gegebenen Sprachen, ist die Sprachphilosophie, die ein ideelles, abstraktes Objekt, die Sprache überhaupt, vor Augen hat. Die Sprachwissenschaft oder Glottik hat man für eine naturhistorische Disciplin gehalten, weil man glaubte, daß die Ausbildung der sprachlichen Lautformen vor aller Geschichte liege und in der historischen Zeit sich nirgends eine Entwickelung und Weiterbildung der sprachlichen Form, sondern vielmehr das Schauspiel des sprachlichen Verfalles zeige; denn Sprachbildung und Geschichte seien sich ablösende Thätigkeiten der Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich stattfinden, sondern von denen stets die erste der zweiten vorangeht.

Dagegen wendet unser Verfasser mit Recht ein, daß nicht nur die Sprache, sondern alle geistigen Momente, wie die Entstehung und Ausbildung der Mythen, der Poesie, des Glaubens, der Sitte, der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, in der vorgeschichtlichen Zeit der Völker ihren Anfang nehmen und später, wenn das geschichtliche Bewußtsein erwacht, durch dasselbe alterirt werden und zum Theil untergehen, indeß der Verfall vieler Sprachen schon in der vorgeschichtlichen Zeit beginnt, während gerade umgekehrt die Geschichte durch die Kultur überhaupt und besonders durch die Schrift eine konservirende Macht ausübt. Gegen die Behauptung, daß Geschichte und Sprachwissenschaft im umgekehrten Verhältnisse stehen, daß je reicher und gewaltiger die Geschichte, desto rascher der Sprachverfall, spricht gerade die geschichtliche Erfahrung. Hatten die Osseten, Kurden, Afghanen, Zigeuner und heutigen Hindus eine so gewaltige, reiche Geschichte, wie ihre Sprachen verfallen und herabgekommen sind? Ist die Geschichte der Engländer um so viel reicher denn die der Deutschen, als die englische Sprache ärmer ist als die deutsche? Welche Geschichte hatte der Grieche der römischen Zeit hinter sich! und doch stand seine Sprache derjenigen, welche das hellenische Volk beim Beginn seiner Geschichte sprach, noch um vieles näher, als unser Deutsch dem karolingischen. Gesetzt aber auch, jene Thatsache, daß die Sprachformen sich vor der Geschichte bilden und in der Geschichte verfallen, sei wahr, so folgt noch nicht daraus, daß die Sprache ein Naturobjekt sei. Wäre sie dies, so müßte sie, wie die Natur überhaupt, von jeder Geschichte unberührt bleiben. Durchweg zeigt die Sprache geistiges Wesen, und wenn sie unabänderlichen Gesetzen unterworfen ist, so sind dies keine physiologischen, sondern psychologische. Die Sprachformen und ihre Geschicke liegen allerdings außerhalb der Willensbestimmung des Einzelnen; allein dasselbe gilt auch von anderen allgemeinen geistigen Momenten des Völkerlebens, von Sitte, Glauben, Vorurtheilen und dergl., wie denn überhaupt der Gang der Geschichte außerhalb der Willensbestimmung des Einzelnen liegt, wenn er sich auch ihrer Macht für seine Person theilweise entziehen kann, so daß ihn selbst nichts hindert, seine Sprache zu wechseln.

*) Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Von Dr. H. Steinthal, Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1864.

Die meisten Völker haben gar keine Geschichte, oder ihre Geschichte ist eine unselbständige, von der eines geschichtlichen Volkes abhängige; dennoch äußert sich auch bei ihnen ein geistiges Leben in Sprache, Religion, Sitte, Staat u. s. w., nur daß überall die geschichtliche Entwickelung fehlt. Für dieses ungeschichtliche geistige Leben ist die Ethnographie die Wissenschaft. Es gab ferner eine Zeit, in welcher die geschichtlichen Völker, wie Griechen, Römer, Deutsche, noch keine Geschichte hatten; doch lag in ihrem Charakter schon der Keim der Geschichte; sie waren also zu jener Zeit nicht ungeschichtliche, sondern vorgeschichtliche Völker. Von der geschichtlichen Bewegung werden alle Momente des Geistes ergriffen, wenn auch nicht in gleichem Maße. Am meisten macht sich der geschichtliche Fortschritt im Denken und Erkennen geltend. Der eigentliche Boden der Geschichte ist das Selbstbewußtsein. Ein gewisses Selbstbewußtsein hat jedes Volk, ein Gemeingefühl, eine nationale Ehre und Schmach; aber es ist deshalb noch kein nationales Selbstbewußtsein, das erst entsteht, wenn die Nation das Bewußtsein von der Stellung besitzt, welche sie in der Welt einnimmt, von der Geltung, die sie in derselben hat, und wenn nach Innen sich ein bestimmtes Streben nach erkannten Gütern der Civilisation, ein freies Setzen gewisser Ziele bemerkbar macht. Das ungeschichtliche Volk gleicht dem Kinde oder Ungebildeten, dessen Selbstbewußtsein noch kein persönliches ist, das geschichtliche Volk aber einem Manne, der die Welt, in der er lebt, überschaut und sich selbst in ihr findet. Dieses nationale Selbstbewußtsein, das sich in dem Volksgeiste ausspricht, setzt eine Stufe geistiger Entwickelung voraus, welche die ungeschichtlichen Völker nie, und selbst die geschichtlichen in vorgeschichtlicher Zeit nicht erreicht haben. Die Träger des Volksgeistes sind Individuen; daher muß die Verschiedenheit des Selbstbewußtseins des geschichtlichen Geistes von dem des ungeschichtlichen in der Seele des Individuums nachgewiesen werden und zwar einerseits in dem Verhältnisse des individuellen Bewußtseins an sich, andererseits in dem Verhalten der Individuen zu einander und endlich in der Wechselwirkung beider, aus welcher das Nationalbewußtsein entsteht, welches, obwohl von den Individuen getragen, doch über jedes hinübergreift und den Boden für die Entwickelung des Einzelnen darbietet.

In dem vorgeschichtlichen und geschichtlichen Leben handelt es sich um Ereignisse von allgemein geltendem Werthe, die dem ungeschichtlichen Leben fehlen. Es tritt etwas Individuelles auf, das an sich selbst allgemein ist, ein Individuum, das den Werth der Art beansprucht und sich selbst seine Norm giebt. Das geschichtliche Leben unterscheidet sich von dem vorgeschichtlichen durch eine immer mannigfaltigere Gliederung und immer bestimmtere Formung der Verhältnisse, durch eine fortschreitende Individualisirung bei Erhöhung des allgemeinen Gehaltes, durch eine Vervielfältigung und Steigerung der Kräfte und Leistungen. Bei ungeschichtlichen Völkern hat die gleichförmige Volksmasse nur geringen Halt und Festigkeit, und der Selbsterhaltungstrieb, die erste und niedrigste Form des Selbstbewußtseins, ist noch schwach. Bei den Kulturvölkern tritt der Unterschied zwischen niederen und höheren Ständen, die individuelle Bildung, hervor, wogegen die Sinnlichkeit und alles unmittelbare Zusammenleben mit der Natur zurücktritt. Der Naturmensch hat mehr Kraft zu allen Schöpfungen lebendiger Sinnlichkeit, wie Sprache, Glaube, Poesie, Sitte. Er schafft die Sprache, indem die Sprachwurzeln wie freiwillig bei jeder inneren Regung hervorbrechen. Je mehr jedoch das individuelle Selbstbewußtsein wächst, desto mehr sinkt die Fähigkeit zur Sprachschöpfung, und für die neu auftauchenden Erkenntnisse werden schon vorhandene Elemente zu neuen Formen kombinirt und überflüssige Gebilde verwerthet. In der geschichtlichen Zeit versiegt auch die Kraft zu neuen Lautschöpfungen; dafür beginnt das intellektuelle Wirken des Geistes, das sich an der Bedeutung des Wortes und der Wortform und in der Satzbildung äußert. Der Leib stirbt und der Geist ersteht, der sich zuletzt in dem, was geniale Denker und Schriftsteller durch Entwickelung von Bedeutungen, durch neue Ableitungen und Zusammensetzungen, durch neue Wendungen des Satzbaues schaffen, zwar auf individuelle, doch wiederum nationale Weise als geschichtliche Schöpfung ausspricht, so daß das Individuelle Gemeingut Aller wird.

Wollte man behaupten, die Betrachtung dieser Thatsachen gehöre in die Philologie, während die Sprachwissenschaft nur die Entstehung der Redetheile und Wortformen zum Gegenstande habe, so würde man das einheitliche Objekt der Sprache zerreißen, gleich wie wenn der Naturforscher für jede Entwickelungsstufe der Pflanze, für Wurzel, Stamm, Blüthe und Frucht, eine besondere Wissenschaft schaffen wollte. Bei der Theilung der wissenschaftlichen Arbeiten wird allerdings der Sprachforscher die Entwickelung der Sprache durch Zustände hindurch verfolgen, der Philologe aber vorzugsweise die sprachlichen Thatsachen betrachten, die einzelne Rede, welche, von geschichtlicher Bedeutung, eine literarische That, ein sprachliches Denkmal ist. Beide zusammen fördern die Sprachwissenschaft, die die Sprache sowohl als sprachlichen Zustand, wie auch als sprachliche That zu erforschen hat. Der Historiker hingegen kann nur die Sprache, wie alle anderen Momente des geistigen Lebens eines Volkes aus dem Volksgeiste erklären, und dieser kann wieder nur in seiner geschichtlichen Entwickelung aus dem allgemeinen Entwickelungsgesetze des menschlichen Geistes erkannt werden.

Hierbei hat man auf den Unterschied zu achten zwischen der Ableitung und der Erklärung einer geschichtlichen Erscheinung aus dem Volksgeiste. Eine Erscheinung aus dem Volksgeiste ableiten, heißt in ihr denselben Charakterzug nachweisen, den man zugleich als die den gesammten Volksgeist beherrschende Idee erkannt hat. Eine solche Ableitung ist eine Charakteristik, eine ästhetische Konstruktion aus dem Volksgeiste, aber keine genetische Erklärung, keine Entwickelung eines geistigen Zustandes aus dem anderen nach Gesetzen, die ihren Grund in der menschlichen Seele haben. Geschichte ist nicht das Machwerk der Einzelwillkür, noch auch ein geistloser Zufall; sie ist das Produkt gewisser idealer Mächte oder Ideen, die nicht in der Luft schweben, sondern in einem Bewußtsein oder Subjekte liegen und die Macht haben, zu anderem Inhalte desselben in ein wirksames Verhältniß zu treten. Die Ideen geschichtlicher Thatsachen sind nicht an sich schon Gesetze der Geschichte, sondern bedürfen, als Elemente der Geschichte, der Analyse und unterliegen Gesetzen, die, weil aus der Seele des Individuums entnommen, psychologischer Art sind. Eine Psychologie, welche die Geschichte erklären will, mag Völkerpsychologie heißen, weil die Völker der reale Boden und die realen Faktoren der Geschichte sind. Indem aber ihre Aufgabe überall da liegt, wo Seelen, Subjekte, mit und in einander wirken, so gehört jede Gemeinsamkeit geistigen Lebens in ihren Bereich. Ihr Gegenstand ist der Mensch, als das sich geistig entwickelnde Wesen, nicht in seiner Einzelheit, sondern in seinem Zusammenleben innerhalb einer Gemeinsamkeit, vor Allem innerhalb eines Volkes. So fallen Völkerpsychologie und Geschichte in Wahrheit zusammen und lassen sich relativ so unterscheiden, daß man die Geschichte als den analytischen, die Völkerpsychologie als den synthetischen Theil der Wissenschaft vom Geiste bezeichnet. Der Philologe oder Historiker in der Idee ist

zugleich der Völkerpsychologe und umgekehrt. Wir, die endlichen Individuen, ziehen freilich uns jeder seine besonderen Schranken, die jedoch die Gemeinsamkeit und Einheit der Geister nicht stören, sondern stärken sollen. M.

England.

Zur zweiten Auflage der Biographie Goethe's von Lewes.

I.

Wie von der ersten Auflage dieses Werkes, so hat auch von der kürzlich in London erschienenen, zum Theil umgearbeiteten zweiten Auflage die Brockhaus'sche Buchhandlung in Leipzig mit Bewilligung des Verfassers und des englischen Verlegers einen wohlfeilen Abdruck in zwei Bänden veranstaltet.*) Das Lewes'sche Werk ist eine so würdige, dem großen deutschen Dichter und unserer gesammten Literatur dargebrachte Huldigung, daß wir es für unsere Schuldigkeit halten, auch dieser zweiten, veränderten Auflage in ausführlicher Weise zu gedenken. Bevor wir aber zu einer Uebersicht des Inhaltes und der Modifikationen dieser zweiten Auflage übergehen, wollen wir Herrn Lewes selbst darüber sprechen lassen, indem wir Nachstehendes aus der neuen Vorrede mittheilen:

„Es lag vielleicht eine gewisse Kühnheit in dem Versuch, ein Leben Goethe's zu einer Zeit zu wagen, in der kein deutscher Schriftsteller die Aufgabe unternommen hatte,**) aber die Aufnahme, die mein Werk, selbst nach dem Erscheinen der Biographieen eines Viehoff und Schäfer erfahren hat, sei eine Rechtfertigung des Unternehmens. Der Absatz von vierzehntausend Exemplaren in England und Deutschland und die edelmüthig ausgesprochenen Beweise der Theilnahme, die freilich gleichzeitig mit manchen absprechenden, ja heftigen Kritiken mir zugingen, sind Zeugnisse, daß meine Bemühungen, so weit sie auch vom Ziele zurückgeblieben sein mögen, doch nicht gänzlich verfehlt waren. Für die öffentlichen und privaten Theilnahmsbeweise sage ich meinen schuldigen Dank; auch habe ich mich so viel wie möglich bemüht, aus jeder noch so feindseligen Kritik Nutzen zu ziehen.

„Es ist mir Bedürfniß, die mir von dem verstorbenen Franz Demmler geleistete Hülfe hier speziell zu erwähnen. Obgleich ein mir Fremder, hatte dieser vollendete Goetheken ner die Freundlichkeit, trotz mancherlei dringender Geschäfte, mein Buch zu dem ausdrücklichen Zwecke durchzulesen, mir seine Bemerkungen darüber mitzutheilen. Er sandte mir auch mehrere Blätter mit Notizen und Kritiken, die alle die Schärfe seines Geistes und seine große Belesenheit bekundeten. Einige davon habe ich mit Freuden benutzt, und konnte ich mich auch mit andern nicht einverstanden erklären, so waren sie doch alle sorgfältig erwogen. In gewissen Punkten waren unsere Ansichten sogar geradezu entgegengesetzt, aber immerhin war es von Vortheil für mich, so freimüthige und scharfe Kritiken lesen zu können.

„Die gegenwärtige Auflage ist, der Form und dem Inhalte nach, verändert. Sie ist theilweise neu geschrieben und zwar nicht nur, um alles durch verschiedene wichtige Veröffentlichungen gelieferte neue Material zu verwerthen, sondern auch in der Absicht, durch Verbesserung und Umarbeitung des Vorhandenen das Werk der Gunst des Publikums würdiger zu machen. Da für spätere Veröffentlichungen wichtigen neuen Materials wenig Aussicht ist, so hoffe ich, daß diese Umarbeitung meines Buches eine endgültige bleiben werde.

„In Bezug auf die Benutzung des mir zu Gebote stehenden Materials, insbesondere der Autobiographie Goethe's, kann ich nur wiederholen, was ich schon in der Vorrede zur ersten Auflage ausgesprochen habe: Dichtung und Wahrheit entbehrt nicht nur der egoistischen Schwatzhaftigkeit, der genauen Details, die solchen Memoiren erst ihren eigentlichen Werth verleihen, es bietet dem Biographen auch große Schwierigkeiten. Der Hauptgrund liegt in der Ungenauigkeit der Stimmung, die weit mehr irreführt, als die vielen thatsächlichen Ungenauigkeiten, und die der ganzen von ihm dargestellten Jugendperiode ein so vollkommen anderes Ansehen giebt, als sie aus gleichzeitigen Zeugnissen, besonders aus seinen Briefen gewinnt, daß ein Versuch, die Widersprüche zu vereinigen, unmöglich ist. Wer das bezweifelt und nach dem ersten Theil dieses Werkes bei seiner Meinung beharrt, der lese Goethe's Briefe an die Gräfin von Stolberg, oder die kürzlich veröffentlichten Briefe Kestners und Lotte's, und vergleiche ihren Ton mit dem Tone der Autobiographie, in der der Greis den Jüngling malt, wie ihn der Greis sah, nicht aber wie der Jüngling wirklich fühlte und lebte. Das Bild der jugendlichen Thorheiten und Leidenschaften wird, durch den weiten Raum dazwischenliegender Jahre betrachtet, ein gemildertes. Das Feuer eines genialen Jünglings ist zwar nicht ganz vergessen, wird aber mit majestätischer Zurückhaltung angedeutet. Jupiter, der heiter auf dem Olympos thront, vergißt, daß er sich einst selbst mit den Titanen empört hat.

„Wenn wir die wirklichen Thatsachen kennen lernen, so sehen wir, daß die Autobiographie nicht falsch darstellt, aber die Bedeutung der Dinge unterschätzt; wir, die wir zwischen den Zeilen lesen, bemerken, daß sie weit mehr durch Mangel an Schärfe und Genauigkeit der Details, als durch positiv falsche Schilderungen sündigt. Im Vereine mit gleichzeitigen Zeugnissen bietet sie eine ergiebige Quelle für die Geschichte der jüngeren Jahre; schade, daß nicht mehr gleichzeitige Zeugnisse für fernere Details vorhanden sind.

„Für spätere Perioden habe ich neben Benutzung der Massen gedruckter Zeugnisse in Gestalt von Briefen, Memoiren, Erinnerungen u. s. w. auch versucht, die Wahrheit von Denjenigen zu erforschen, die mit ihm unter einem Dache lebten, in freundschaftlichem Verkehr mit ihm standen oder sich sein Leben und seine Werke zum speziellen Studium gemacht haben. Ich habe versucht, ein bestimmtes Bild von dem lebendigen Manne zu gewinnen und wiederzugeben, nicht bloß von dem Manne, wie er in allen gedruckten Schilderungen dasteht. Zu diesem Zwecke berichtigte und vervollkommnete ich die gedruckten Zeugnisse mit Hilfe von Papieren, die nie das Licht gesehen haben und es wohl nie sehen werden, durch persönliche Bekräftigungen und die vielen kleinen Details, die von Fern und Nah gesammelt werden, wenn man auf jeden noch so geringen Beitrag authentischer Belehrung Werth legt. Indem ich nun so Zeugniß mit Zeugniß verglich und das gestern Gelernte durch heute Gelerntes ergänzte, nicht selten einen einzigen Satz aus Details zusammenstellte, die mir von sechs verschiedenen Seiten zuströmten, habe ich die Resultate gewonnen, die mein Werk bietet.

*) The Life of Goethe. By George Henry Lewes. Second Edition. Partly rewritten. 2 vol. Leipzig, Brockhaus. Copyright Edition.

**) Dies ist nicht ganz richtig; die Aufgabe war bereits von mehreren deutschen Schriftstellern unternommen, jedoch von keinem derselben in befriedigender Weise gelöst worden. D. R.

„Hoffentlich wird es bei dieser schweren, oft delikaten Arbeit ersichtlich sein, daß mich nur der reine Wunsch nach Wahrheit geleitet hat, da ich weder einer bestimmten Sache dienen wollte, noch durch Parteistellung oder persönliche Beziehungen irregeführt werden konnte. Man wird erkennen, daß ich die Schwächen meines Helden weder leugnen, noch mit Stillschweigen übergehen wollte. Der Mann ist zu groß und zu gut, um unserer Liebe verlustig zu gehen, weil er in einigen Punkten unseren Tadel auf sich zieht.

„Einen großen Raum habe ich Analysen und Kritiken von Goethe's Werken eingeräumt, aber im Leben eines großen Feldherrn nehmen ja billig auch seine Feldzüge einen beträchtlichen Platz ein. Mit diesen Analysen glaubte ich ebensowohl dem Forscher deutscher Literatur, als den nicht Deutsch Lesenden von Nutzen zu sein; hoffentlich leuchtet überall die Bemühung hindurch, den Leser auf diesem ihm fremden Gebiete heimisch zu machen.

„Die wissenschaftlichen Schriften sind mit scheinbar unverhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt, und zwar nicht nur weil die Wissenschaft auch einen großen Theil von Goethe's Leben ausgefüllt hat, sondern auch weil selbst in Deutschland keine vollständige Darlegung seiner Bestrebungen und Leistungen auf diesem Felde existirte."

Frankreich.

Ein protestantisches Ketzergericht zu Paris im Dezember 1863.

Der französische Protestantismus hat in den letzten Jahren einiges Unglück gehabt; er hat ein paar Niederlagen erlitten, welche der Freund seiner Sache um so schwerer beklagen muß, als sie in der That selbstverschuldet waren. Wir meinen hier gewiß nicht den ehrenvollen Vertheidigungskampf wider den übermächtigen Einfluß des Romanismus, sondern wir meinen ganz andere Dinge, höchst unangenehme Erfahrungen, die das kleine Häuflein „evangelischer Bekenner" sich hätte ersparen sollen. Eine grobe Niederlage des Protestantismus war schon der Bekehrungsaufruf „Ce qu'il faut à la France" aus der stylgewandten Feder des feurig beredsamen Professors E. Rosseeuw-Saint-Hilaire, und wir haben in Nr. 4 dieser Blätter vom 24. Januar d. J. wohl deutlich genug gezeigt, inwiefern dieser Appell an Frankreichs Volk eine Niederlage war. Der calvinische Independent schien uns gegen die objektive Vernunft der Dinge und gegen die subjektive Toleranz, gegen die Weltanschauung des Zeitalters und gegen das Prinzip des historischen Fortschritts gesündigt zu haben: darum bestritten wir seinen Standpunkt. Heute haben wir einen ähnlichen Mißgriff der reformirten Staatskirche zu beleuchten. Der neueste Mißgriff ist weit gefährlicher, denn er ist praktischer Natur! Hören wir, um was es sich handelt!

Herr Athanase Coquerel Sohn, vielleicht das berühmteste Kirchenlicht der modernen Hugenotten, der Verfasser des schönen Buches Jean Calas et sa famille (Etude historique d'après les documents originaux suivie des dépêches du comte St. Florentin, Paris 1858), er, der dem letzten großartigen Märtyrerthum von Frankreichs Protestantismus ein Denkmal gesetzt, ist selber zum Märtyrer geworden. Man hat, zur ewigen Schande seiner Richter, diesem in zwei Erdtheilen hochgeachteten Namen die Schmach der Amtsentziehung angeheftet. Seit 1846 Suffragan-Pfarrer des unaufhörlich dienstunfähigen Titular-Pastors Martin Paschoud in Paris hatte der jüngere Coquerel bisher jedes Jahr die ihn wie den Presbyterialrath gleicherweise ehrende Erneuerung seiner Approbation erlebt. Allein urplötzlich hat die geistliche Behörde eine andere Meinung von ihm gewonnen. Nicht blos der Polizei-Präfektur-Beamte Mettetal, nein, auch eine viel gewichtigere Stimme hatte ihn der „Ketzerei" beschuldigt. Herr Franz Guizot (!!), der Exminister des Bürgerkönigs, glaubte den frommen Eifer des Presbyterialraths durch eine Blumenlese aus Coquerel's Zeitschrift „Le Lien" unterstützen zu müssen. Ein Guizot gab sich zu der Rolle eines Denunzianten her! Wir erröthen in der Seele des großen Geschichtsschreibers. Indessen, wer Guizot's Flugschrift: „L'Église et la société chrétienne en 1861" gelesen hat und sich erinnert, wie der staatskluge Doctrinär in dem Angriff der Italiäner auf das Papstthum eine Gefahr für das Christenthum erkannte, muß willig einräumen, daß seine neueste öffentliche Handlung rein die praktische Consequenz seiner jüngsten theoretischen Einsicht ist. Herr Victor Cousin hat vor dem Throne des Statthalters Christi seine philosophischen Ketzereien abgeschworen und sein historisches Seitenstück, Herr Guizot, hat die Solidarität der protestantischen mit der katholischen Kirche verkündet. Der verewigte Bunsen würde sicherlich in diesen Phänomenen bedeutungsvolle „Zeichen der Zeit" erblickt haben, wenn er sie noch erlebt hätte! Und es sind Zeichen der Zeit. Cousin und Guizot sind in ihren Bußpsalmen durch Renan's Leben Jesu bestärkt worden, sie liegen auf ihren Knieen und flehen, wie einst Friedrich Julius Stahl gebetet, aus dem Herzen ihres Zeitalters heraus (?) um Gnade für den „allgemeinen Abfall von Gott." Als Guizot die Sache des edlen Coquerel so unduldsam entschied, sprach er, ein getreuer Spiegel des deutschen Staatsphilosophen: „Es giebt ein Bächlein, das wider den christlichen Glauben anströmt, wir müssen uns sorgsam vor Allem hüten, was seine Gewässer anwachsen läßt!" O sonderbares „Bächlein!" Sieht man die bebende Angst, die es einflößt, man sollte es fast für einen recht breiten Strom halten.

Die Anklage, die der Polizei-Agent Mettetal und die Se. Exzellenz, der Exminister Ludwig Philipps, Herr F. Guizot auf das Haupt des angeblich rationalistischen Predigers gehäuft, wurde zwar aus der Zeitschrift „Le Lien" herausdestillirt, aber ihr Kernpunkt betraf nichts destoweniger nur die paar unschuldigen Worte, die Coquerel gelegentlich gebraucht: „Herr E. Renan, unser gelehrte Freund"! Der geistreiche Charles Dollfuß, der in seiner Revue Germanique (vom 1. April 1864) das Ketzerurtheil einer vernichtenden Kritik unterzog, rieth dem Beschuldigten, er hätte einfach antworten sollen: „Wir haben Herrn Renan unsern gelehrten Freund genannt, weil er gelehrt und weil er unser Freund ist!" Allein Coquerel fand es unter seiner Würde, auf dergleichen überhaupt zu antworten, er erklärte kurzweg in summa: „Ihr habt meine Eide und habt meine Schriften, leset selber! Was brauch' ich da mehr zu sagen und was verhört ihr mich dann?"

Charles Dollfuß bemerkt mit Recht, daß Herr Guizot sich hier sehr indiskret bewiesen. „Wollte er sich noch über die Grundwahrheiten des Christenthums unterrichten und über den Geist des Evangeliums? Wir möchten es nicht glauben, sagt Dollfuß; Herr Guizot lehrt gern, er liebt es weniger zu lernen!" — Das Ende vom Liede war, wie erwähnt, daß Coquerel der Ketzerei schuldig befunden wurde, weil er zum Socinianer-Unglauben hinneige. Er habe die Gottheit Christi geleugnet und ergo sei er kein Christ. Quod erat demonstrandum.

Obwohl wir selbst am allerletzten einem abstracten Nationalismus huldigen und nicht zugeben, daß die Philosophie das Chri-

stenthum widerlegen könne, erscheint uns doch das Verfahren des Pariser Presbyterialraths, d. h. der 9 verurtheilenden unter den 12 richtenden Stimmen, über die Maßen unchristlich, lieblos und widersinnig. Ja noch mehr, es scheint uns die leibhaftige Verleugnung des Protestantismus. Vor Allem war es geradezu der Wahrheit zuwider, daß Coquerel sich zum Socinianismus bekannt habe; er war lediglich mit der Behauptung aufgetreten, daß die Socinianer Christen seien, oder besser gewesen seien. Denn wer irgendwo die ersten Elemente der Kirchengeschichte studirt hat, weiß, daß der weiland in Polen geborene Socinianismus nicht mehr gangbare Münze, sondern den Theologen ein überwundener Standpunkt ist. Der (natürlich nur relative) Zweifel gewisser protestantischer und unprotestantischer Sekten an einzelnen Dogmen hat längst ganz andere Formen als die des abgelebten Socinianismus angenommen, was die Herren Ankläger hätten bedenken sollen, weil man nicht einem Verklagten jedes beliebige Schimpfwort an den Kopf werfen darf. In Deutschland werden von den rechtgläubigen Lutheranern die Katholiken und Rationalisten „Pelagianer" titulirt, in Frankreich scheint bei gewissen calvinischen Heiligen der Ausdruck „Socinianer" populärer zu sein. Der Begriff, der mit solchen Redensarten verbunden wird, ist jedenfalls äußerst düster und unklar, wenn er nicht durch seine Geschmeidigkeit sich empfiehlt. Leider aber macht man die Erfahrung, daß dem Parteihaß eben jedes Wort und jedes Mittel recht ist und die Eigenthümlichkeit historisch verbriefter Erscheinungen zum leeren Schall herabsinkt, wenn es darauf ankommt, einen Gegner zu brandmarken. Das von der Kirchengeschichte aufgehäufte Lager von Ketzersorten bildet in dieser widerwärtigen Polemik ein wahres Brandmarkungsdebit.'

War nun Herr Coquerel Socinianer oder nicht, treuer Bekenner der Confession de foi de La Rochelle oder nicht, so fragt sich immerhin noch, wie seine Richter zu ihrer Orthodoxie gekommen waren? Auch diese 9, resp. 12 „Pastoren und Aeltesten" sind Kinder des 19ten Jahrhunderts und von der geistig-sittlichen Lebenswürdigung desselben unzweifelhaft tief durchdrungen. Daß sie ausnahmsweise von ‚dem Geiste der Toleranz nicht durchdrungen waren, thut bei ihrer Orthodoxie nichts zur Sache. Es ist rein unmöglich,' daß die 12 Ketzerrichter einen andern Glauben hegen, als den, welchen die Erkenntnißstufe unserer dermaligen Kultur bedingt. Sie glauben nicht à la Chlodwig und nicht à la Philipp der Schöne von Frankreich. Wenn sie aber so und nicht anders glauben, so erscheint ihre moralische Kompetenz sehr anfechtbar. Sie hätten Herrn Coquerel beweisen müssen, daß er als retrograder Socinianer mit seinem Zeitalter im Widerspruch steht. So freilich haben sie bewiesen, daß sie ihrerseits mit dem Zeitalter im Widerspruch stehen, daß sie von dessen Gesinnung und sittlicher Lebenswürdigung nichts wissen, daß sie das reformirte Christenthum, wie es unter dem Einfluß des 19ten Jahrhunderts sich gestaltet hat, nicht kennen, daß sie folglich außerhalb der modernen reformirten Kirche stehen und daher im schreiendsten Grade inkompetent sind.

Das ist die Erwägung, welche an der sonst meisterhaften Kritik des Herrn Dollfuß fehlt und zum Schaden seiner eigenen Zuständigkeit fehlt. Denn nur vom christlichen Standpunkte ist unchristliches Gebahren zu bekämpfen. Er mußte den Spieß umkehren.

Unserer Ansicht nach verschlägt es wenig, wie die Orthodoxie des Herrn Coquerel in specie beschaffen war. Sie konnte unter allen Umständen nicht anders beschaffen sein, als ein erleuchteter Geist den ihm von der Geschichte dargebotenen Stoff zu verarbeiten, als Protestant selbständig zu verarbeiten pflegt. Welche Auffassung und Auslegung dies den traditionellen Formen und Formeln gegenüber ergab, ist eine Sache des Gewissens und der innern individuellen Prüfung. Insofern war es vortrefflich gesagt, daß Charles Dollfuß die größtmögliche Orthodoxie im Protestantismus die Aufrichtigkeit nennt! Wären nur die Ketzerrichter ebenso aufrichtig als eifrig gewesen.

Der französische Berichterstatter hebt besonders die formale Seite ihrer theologischen Incompetenz hervor. Die geißelt er mit erbarmungsloser Schärfe. Er verweist auf den gerade von den Konservativen stets gepredigten Grundsatz, daß über den Glauben keine Mehrheit entscheiden kann.' Es ist das die auf Kirchensachen angewandte Predigt wider die Majoritäten Wirthschaft, der wir in diesem Falle übrigens (hier, wo es sich um das Recht jedes einzelnen Gewissens handelt) aus voller Seele zustimmen. Herr Dollfuß fragt: waren die 9 Richter der Mehrheit oder die 3 Richter der Minderheit vom heiligen Geiste getrieben, oder war es etwa die Stimmabgabe jener Gemeindewähler, die alljährlich einen neuen Presbyterialrath bestellen? Die Achillesferse des Calvinismus kommt hierbei zur Sprache. Geben also diese 12 jährlich wechselnden Repräsentanten einen Maßstab, einen Kanon der Orthodoxie? Wenn nicht, dann etwa die Confession de La Rochelle, wie sie vor 300 Jahren verstanden wurde, und wenn diese nicht, das Symbolum Apostolorum, wie es vor 1500 Jahren verstanden wurde, oder endlich die Bibel, von der Boileau sagt: „Jeder Protestant ist Papst, eine Bibel in der Hand?" Gewiß inhaltschwere Fragen. Bei der Bibel muß länger verweilt werden, denn sie ist die Quelle aller Dogmen. Herr Dollfuß, kein Bekenner der absoluten Göttlichkeit Christi, erinnert an den einst nach Millionen zählenden Anhang des Arius, der Christi Gottesnatur leugnete. Sie sei bis zum Nicäischen Concil bestritten gewesen, sei noch auf diesem discutirt worden, der ehrwürdige Bischof Eusebius habe trotzdem den Arianismus vertheidigt und Kaiser Constantin die Lehre von der bloßen Gottähnlichkeit des „Sohnes" begünstigt. Dann erwähnt er, wie die Nichtanerkennung der Trinität keineswegs an den Socinianern ihre letzten Fürsprecher gefunden habe, sondern bis zum heutigen Tage bei sehr orthodoxen Protestanten, bei den Unitariern Englands und Nordamerikas, den Freunden eines Channing und Theodor Parker. „Die Unitarier, fügt er hinzu, existiren zahlreich zu Manchester, zu Amsterdam, in Genf und in Berlin. Es giebt deren in Paris." ——

Wir glauben, diese unitarische Auseinandersetzung war überflüssig, weil in dem hyperbolischen Sinne, in welchem Coquerel ein Unitarier genannt werden könnte, seine Richter, mindestens die Laien unter ihnen, es höchst wahrscheinlich selber sind. Hierfür bürgt, indem von einer Revolution oder plötzlichen konservativen Reaction in der Pariser Gemeinde nichts berichtet ward, schon genugsam der Umstand, daß ein so rationalistischer Prediger 18 Jahre lang auf seinem Posten belassen wurde. Das charakterisirt unseres Erachtens den abscheulichen Richterspruch weit besser, als die Schonung, welche, Herrn Dollfuß zufolge, die reformirte Staatskirche Frankreichs für den in ihrem Schooße aufkeimenden Unitarismus hegen soll. Wir empfehlen ihr eine andere Schonung, und das ist die Schonung für das Grundprinzip des Protestantismus. Die freie Forschung ist die Seele und die Größe desselben und es kann keine härtere Beleidigung gegen ihn erdacht werden, als die Annahme, daß Protestantismus und freie Forschung einander verneinen. Herr Athanase

Cauerel Sohn war und ist eine Zierde der freien protestantischen Forschung und so hat sich die Pariser Calvinisten-Gemeinde ins eigne Antlitz geschlagen, als sie eine ihrer Leuchten vom Altar entfernte. Und wie durften, fragt Dollfuß wieder sehr scharf, die 9 strafenden Ketzerrichter sich unterfangen, das protestantische Gesammtbewußtsein, das Gewissen der reformirten Kirche absorbiren zu wollen? Ist die reformirte Nationalkirche ein Dutzend jährlich neu gewählter Presbyterialräthe, oder ist sie nicht vielmehr, echt konservativ gesprochen, eine Institution, die durch die Jahrhunderte schreitet? Wie durften jene Zwölf das Evangelium diskutiren und das zum Gegenstand einer Abstimmung machen, was eine Angelegenheit zwischen Gott und Menschenseele ist?

Das Recht der Minderheit (auf Achtung ihrer Ueberzeugung) war sonst immer das eigenste Recht und das charakteristische Merkmal protestantischer Gemeinden. Für das Recht der Minderheit auf Glaubensfreiheit haben die alten Hugenotten gekämpft und geblutet, gehungert und gedürstet, ihr Vaterland verlassen und sich, der Heimat gewaltsam beraubt, fremden Gesetzen und fremder Sitte gefügt. Jetzt aber tritt ein Pariser Presbyterialrath, einen Polizei-Agenten und einen Exminister und großen Geschichtsschreiber an der Spitze, die ruhmvollen Traditionen seiner Vorältern mit Füßen, schändet einen Mann, der dieses Märtyrerthum der Glaubensbrüder mit heiliger Begeisterung und glühender Beredsamkeit geschildert; man lügt diesem Vorkämpfer der edelsten Sache an, er sei kein wahrer Reformirter, er sei kein wahrer Hugenott; man proskribirt das Recht der Minderheit, auf welchem allein der reformirte Rechtsbestand ruht; man proskribirt die freie Forschung, welche die Seele des Protestantismus, und man krönt seinen Abfall von den so theuer erkauften Heiligthümern, indem man eine Inquisition einsetzt und den Protestantismus an den Romanismus verräth. Die Jesuiten müssen recht gelacht haben bei der Nachricht von dem Ketzerprozesse. Köstlicher Beifall der Ultramontanen! Wenden wir das Auge ab von dem traurigen Anblick! — — Trauttwein von Belle.

Frankreich als Seemacht.

III.

Mexiko und die Rivalität Englands.

Die Unterwerfung Mexiko's ist — den Beweis dafür können wir uns ersparen — in Charakter und Methode um kein Haar von den anderen ähnlichen Akten des französischen Herrschers verschieden. Allerdings hat Mexiko den Verbündeten Grund zur Beschwerde gegeben. Es hat ihren Unterthanen, die sich zeitweilig dort aufhielten, große Summen unter dem Namen von Anleihen abgezwungen, sie ins Gefängniß geworfen, mitunter ermordet. Es segelte nun eine gemeinschaftliche Flotte nach Mexiko. Der Zweck der Expedition war, erstens Genugthuung für die Beleidigungen und zweitens sichere Bürgschaft zu erlangen, daß sie sich fürder nicht wiederholen. Ausdrücklich aber war es unter den Betheiligten verabredet, daß es den Mexikanern überlassen bleibe, ihre Regierungsform frei zu wählen; und die späteren Vorgänge scheinen zu beweisen, daß England und Spanien ihren Erklärungen treu geblieben sind.

Alles ging seinen ruhigen Gang bis zur Einnahme von Vera-Cruz. Da begann Louis Napoleon seine geheimen Pläne, ganz abweichend von dem ursprünglichen Programm, zu enthüllen. Sie liefen darauf hinaus, die Schwäche der Union zu benutzen, um in Mexiko den europäischen Einfluß anzubahnen, von der Hauptstadt Besitz zu nehmen und dem Volke eine Regierung zu geben, die sich den Verbündeten gefügiger als die gegenwärtige erwiese. England und Spanien zogen sich nun mit kaum verhehltem Verdrusse von der Expedition zurück, indem sie erklärten, sie seien nicht gekommen, ein freies Volk seiner Rechte zu berauben, sondern um Zufriedenstellung und Schutz für ihre eigenen Unterthanen zu erlangen. — Louis Napoleon nahm sich nicht einmal die Mühe, dem Washingtoner Kabinet seine Pläne zu verheimlichen. „Unser Zweck ist", sagte er, „der lateinischen Race auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans ihre Macht und ihren Glanz wieder zu gewinnen. Allerdings liegt es auch in unserem Interesse, daß die Republik der Vereinigten Staaten erstarke und gedeihe; nicht aber, daß sie des ganzen mexikanischen Golfs sich bemächtige, um die Antillen, wie den Süden Amerikas zu beherrschen und über die Produkte der neuen Welt allein und nach Gutdünken zu verfügen." — Das ist doch deutlich genug. Gleichgiltig bleibt, in welche Regierungsform er den eroberten Staat, ob in die monarchische, vicekönigliche oder republikanische, gegossen — welchen Schattenregenten er unter dem Kaisertitel an die Spitze dieses von ihm abhängig bleibenden Reiches gestellt — genug, wenn sein Plan gelingt, sinkt die unermeßliche Länderstrecke, die Cortez gewonnen und Spanien verloren hat, zu einem bloßen Anhängsel Frankreichs herab.

Nicht zu übersehen ist folgender Umstand: Es ist Napoleon gelungen, mit der Macht, die das meiste Interesse und die meiste Fähigkeit hat, seine Pläne zu durchkreuzen, in eine Reihe von Beziehungen zu treten. Unter den Bourbonen lag der alten Politik Frankreichs das Princip einer unwandelbaren Feindschaft gegen England zum Grunde. Und das Ergebniß war, daß stets, wenn Frankreich seine Vorbereitungen noch nicht vollendet hatte, der Krieg zum Ausbruch kam und daß die konzentrirte Flotte Englands jede Spur einer widerstrebenden Macht von der See wegfegte. Louis Napoleon schlug einen anderen Weg ein. Er suchte Englands Freundschaft. Er führte häufig die Gelegenheit zu gemeinschaftlichem Handeln herbei. Er vermied sorgfältig jeden Anlaß zu einem Anstoß. — Kinglake in seinem „Krimkrieg"*) meint, Louis Napoleon suche die Freundschaft der Engländer und ihrer edlen Königin, um die Frevel, die ihm zur Macht verhalfen, zu verhüllen. Es ist aber wahrscheinlicher, daß er darauf sinnt, sich unter ihrem Schatten eine widerstandslose Gewalt aufzurichten; gerade wie die Eiche im Schatten anderer Bäume zu Stärke und Höhe wächst, nur um ihre Wohlthäter zu erdrücken.

Das angetragene Bündniß wurde anfangs von Seiten des englischen Volkes mit Empfindungen aufgenommen, die hart an Ekel streiften. Die Erinnerung an die Treulosigkeit, durch welche die usurpatorische Gewalt gewonnen worden — an die Mißhandlung und Verbannung der größten Staatsmänner und Krieger Frankreichs — an die gräßlichen Metzeleien auf den Boulevards — die Erinnerung war in England zu frisch, um sich von solcher Freundschaft sehr angezogen zu fühlen. Wohl mochte eine kluge Politik die Annahme befürworten; eine menschlich gerechtfertigte Abneigung aber widersprach ihr. Da kam ihr ein gewisser Nationalstolz zu Hilfe. Der Gedanke war zu schmeichelhaft, daß den

*) The Invasion of the Crimea: its Origin, and an Account of its Progresses down to the Death of Lord Raglan. By A. W. Kinglake. With all the plans, maps and emendations of the third London Edition 4 vols. London, Tauchnitz, 1863.

verbündeten Mächten die Obmannsrolle in der Welt zufallen, daß ihrem Spruch sich keiner zu widersetzen wagen und daß es nur bei ihnen stehen würde, den moskowitischen Despoten, der danach trachtet, seine Horden aus den nordischen Eisfeldern in die heiteren Fluren des Westens zu verpflanzen, in seine Gränzen zurückzuweisen. Die gebotenen Gaben waren zu lockend, um nicht endlich zu übersehen, von welchen Händen sie dargereicht wurden.

Nachhalten aber konnte dieses Gefühl nicht. Als das englische Volk innewurde, wie unausgesetzt Louis Napoleon bei jedem Kriege seinen Privatvortheil ärndtete, wie aller Glanz aus dem Krimkriege auf ihn zurückstrahlte; wie der italiänische Krieg ihm den Bissen, wonach ihm der Mund gewässert hatte, die Provinz Nizza, zuwarf; da begann es an seinen schönen Versprechungen zu zweifeln; und diese Eifersucht ist fast in Furcht übergegangen. Das englische Volk ahnet instinktartig die nahende Gefahr. Wer will, kann es sehen, daß die „entente cordiale" nicht mehr das ist, was sie war; sie sinkt immer mehr dem Gefrierpunkte zu. Ein Lord der Admiralität, nachdem er im Parlamente von seinem Platze aus über die mächtig wachsende Marine Frankreichs gesprochen, schloß mit den Worten: „Ich sage, daß jedes Ministerium, das nicht von diesem Gesichtspunkte aus handelt und nicht sofort daran geht, das Land in die Stellung zu bringen, die es in Bezug auf seine Marine einnehmen muß, verdienen würde, in den Tower geschickt zu werden." Und wahrlich, wenn ein britischer Lord der Admiralität so spricht, dann können wir gewiß sein, daß Englands Eifersucht im höchsten Grade erweckt ist.

Doch um zu wissen, wie England denkt, brauchen wir nur zu sehen, was es thut. Seit sechs Jahren ist es in unausgesetztem Krieg gegen Frankreich, nicht mit Schwert und Bajonett, aber thatsächlich mit seinen Werkstätten und Schiffswerften, deren Arbeitskräfte es auf's äußerste anspannt, um seine Ueberlegenheit zur See zu sichern. Die neue Befestigung seiner Häfen, wie die Erweiterung und Verstärkung alter Bollwerke — Alles deutet auf ein tiefgewurzeltes Mißtrauen. Plymouth ist befestigt, die Themse-Mündung wird für uneinnehmbar erklärt. Portsmouth und Gosport sind mit einem ungeheuren Schanzengürtel umringt. — Wir mögen über Cherbourg beliebig denken, England siehet darin eine fortwährende Drohung. Der stolzen Herausforderung sendet es eine trotzige Antwort zurück. Gerade Cherbourg gegenüber, an der ihm zunächst gelegenen Küste, erhebt sich ein „Gibraltar des Kanals" auf der kleinen Insel Portland. Bei seichtem Wasserstande wird sie zur Halbinsel, die mittelst eines zehn Meilen langen, niedrigen Kieselwerders, Chesilbank genannt, mit dem Festlande verbunden ist. An dieses Eilands nördlichem Rande, der in die Weymouth-Bucht schauet, ist eine Gruppe felsiger Hügel, die zu beträchtlicher Höhe schroff aufsteigen und beiläufig einen Flächenraum von sechzig Fuß einnehmen. Auf diesen ist die Festung Verne erbauet. An der nördlichen Seite ist sie durch eine Klippe, die sich fast senkrecht aus dem Wasser erhebt, schlechterdings unzugänglich; an den anderen Seiten hat man sie durch einen in das feste Gestein gesprengten Graben isolirt. Durchweg nicht weniger denn hundert Fuß breit und achtzig Fuß tief, erweitert er sich an den Winkeln bis zu zweihundert Fuß und senkt sich unterhalb der Batterien fast lothrecht hundertunddreißig Fuß tief. Zwei Basteien, die von dem Hauptwerke in diesen furchtbaren Schlund hineinragen, schützen ihn durch ein Kreuzfeuer vor jedem feindlichen Andrang. Auf allen Seiten ist die felsige Fläche der Hügel so rasirt, daß jeder Punkt, see- oder landwärts, von dem Festungsgeschütze bestrichen werden kann. Für den Fall einer Belagerung ist die Festung durch Magazine und Wasserbehälter auf Monate, ja auf Jahre versorgt. — Ist dieses Titanenwerk im Geiste des Vertrauens errichtet? Bekundet es die Hoffnung Englands auf die Dauer französischer Freundschaft? Gewiß nicht. Es sagt uns vielmehr, daß unter dem freundlichen Schein ein haßglühender Kampf im Anzuge ist; daß jedes gehöhlte Dock, jedes vom Stapel gelassene Schiff, jede neugegründete Kolonie und jede neuangelegte Feste ein Schritt näher ist zu einem Krieg auf Tod und Leben um die Seeherrschaft.

Wann diese unter der Asche glimmende Gluth ausbrechen, wann diese scheinbare Verbrüderung in offene Feindschaft und erbitterten Kampf umschlagen wird — wer mag das voraussagen? Aber es geschieht, ohne Zweifel, früher oder später; denn in dem Schooße rivaler Nationen liegen die Keime zum Streite, den kein Bündniß, kein Vertrag, kein Motiv der Weisheit oder des Interesses für immer im Zaume hält; und hat er sich einmal vom Zügel losgerissen, wer vermag dann End und Ziel seines tollen Laufes abzusehen? Nur diese gefürchtete Ungewißheit erhält, mehr als alles Andere, den Frieden. Wir können uns nur denken, daß Englands Seefahrtsgenie, welches die größten Erfolge auf dieser Erde sich erkämpfte, damit eigentlich die Gränzen seines wahren Nationalcharakters weit überschritten hat, daß aber dieselben Ursachen, die es in den gefahrvollen Kämpfen der Vergangenheit befähigt haben, seine Allgewalt auf den Meeren zu behaupten, es auch in der Zukunft anspornen und stählen werden, allen es erwartenden Konflikten die Stirn zu bieten, um den mächtigen Dreizack nicht aus den Händen zu lassen. Wie es aber auch kommen, über wen auch das Geschick die Niederlage verhängen mag: die Erinnerung an den Scharfsinn, die Beharrlichkeit und den Muth, womit das französische Volk und sein Beherrscher gerungen haben, sich aus der, entweder durch die Organisation ihrer Gesellschaft oder die Natur ihrer Race verschuldeten Inferiorität zur See herauszuwinden — diese Erinnerung kann nimmer von den Blättern der Geschichtsbücher gelöscht werden.

Rußland.

Moskau, Rom und Konstantinopel.

III.

Tataren-Herrschaft und Unions-Versuche.

Wir haben in den früheren beiden Artikeln (Nr. 18 und 19) eine Abhandlung des Freiherrn v. Helfert in der „Oesterreichischen Revue" über die Verhältnisse der russischen Landeskirche zum Papstthum besprochen; wir führen jetzt aus derselben Quelle weitere Arbeiten desselben Verfassers über „Rußland und die katholische Kirche in Polen" vor, um daraus das für unseren Leserkreis Wichtigste zu entnehmen.

„Das dritte Rom" (Moskau) ist die Ueberschrift des zweiten Abschnittes jenes historischen Essay. Das erste Licht, welches die europäische Geschichte auf die weiten Länderstrecken von den Karpathen bis an das südliche Gestade der Ostsee und von der Oder bis jenseits des Dnjepr wirft, zeigt uns Russen und Polen als unmittelbare Nachbarn. Sie waren beide ursprünglich Binnenvölker. Von der Ostsee schied sie eine Reihe wilder, tapferer, zum Theil noch lange Jahrhunderte hindurch heidnischer Völker: die Preußen, die Litauer und Letten, die Lieven und Esthen, die

beiden letzteren finnischen Ursprungs. Vom Schwarzen Meere war das alte Russenland durch die von den Dako-Romanen bewohnten Landstriche und durch jene Steppen vom Dnjester bis an die Wolga getrennt, auf deren ausgedehntem Gebiete die Chazaren, die Petschenegen, die Polowzen ihren Tummelplatz hatten; doch vermittelte der Dnjepr den Zugang zum Schwarzen Meere. Die Bildung des russischen Staates nahm von Groß-Nowgorod am Ilmensee und von Kyjew am Dnjepr ihren Ausgang; nach Westen hin gehörte ein großes Stück bis über die Karpathen und in's nördliche Ungarn hinein dem russischen (ruthenischen) Stamme. Wenn die heutigen Polen und ihre schlecht unterrichteten Freunde von der nationalen Wiederherstellung einer Volksmasse von 20 Millionen Seelen sprechen, so liegt dem eine arge Täuschung zu Grunde. Zur Zeit der größten Ausdehnung der polnischen Herrschaft gehörte ethnographisch mehr als die Hälfte, territorial mehr als drei Viertheile des polnischen Reiches der litauischen und kleinrussischen Race an, die unterjocht, aber in Sprache und Sitte und meist auch in der Religion von ihren Nachbarn ganz verschieden war.

Selbst in den Gränzen des heutigen Königreichs Polen befindet sich ein nennenswerthes Gebiet, das von nicht polnischen Slaven bewohnt ist.

Längs dem Bug und der mittleren Weichsel geriethen Polen und Russen frühzeitig an einander, und ihre territoriale Herrschaft war vom Ende des 10. bis Anfang des 13. Jahrhunderts herüber und hinüber häufigen Wechseln unterworfen.

Hierauf lastete die furchtbare Mongolen-Herrschaft an dritthalb hundert Jahre lang über Moskau und schlug dem jungen Reiche Wunden, an denen es theilweise noch jetzt leidet. Es ging damals eine altrussische Kultur zu Grunde, die auf griechischer Grundlage beruhte, und von der man nicht zu geringschätzig denken darf. Die Zerstörung der prächtigen, altehrwürdigen Metropole von Kyjew (im Jahre 1240) durch denselben Batu-Chan, der das Jahr darauf die Schlacht gegen Heinrich den Frommen bei Liegnitz lieferte, war ein schwer-vernichtender Schlag gegen das frisch und kräftig aufstrebende Volk. Das russische Land sank blutend zu den Füßen seines grausamen Siegers. Im Jahre 1243 berief Batu-Chan zum ersten Male die russischen Fürsten nach Saraj, legte ihnen Tribut auf und behielt sich das oberste Richteramt über sie vor. Vom Don bis zum Uralgebirge, vom Schwarzen und Kaspischen Meere bis an die Kama hielten die Chane der Goldenen Horde das russische Volk unter ihrer eisernen Faust. Tief in der Tatarei residirte der Großchan, zwischen dem Orchon und Tamir in Karakorum; ihm waren die Chane des Kiptschak unterthänig. Sklavisch war die Unterwürfigkeit, welche die mongolischen Bedrücker von den Ueberwundenen forderten. Der Chan setzte als oberster Lehnsherr die russischen Fürsten ab und ein, wählte den Großfürsten, zog ihre Streitigkeiten vor seinen Stuhl, gebot über Leben und Tod. Die russischen Fürsten mußten um ihre Anerkennung an den goldenen Sitz von Saraj in der ersten Zeit sogar bis Karakorum pilgern, bei den Hofleuten um Fürsprache bitten, Frauen beschenken, Gesinde bestechen, zwischen Reinigungsfeuern durchgehen, Götzenopfer bringen, sich vor dem heiligen Gürtel, der Sonne, dem Feuer verneigen. Fürst Michael von Tschernigov, der letzteres standhaft weigerte, starb dafür als Märtyrer 1246.

Gefiel es dem Chan, eine Botschaft zu schicken, so mußte ihr der Fürst oder Großfürst demüthig entgegengehen, einen Pelz unter die Hufe des Rosses, auf welchem der Gesandte ritt, breiten, ihm selbst aber einen Becher Pferdemilch zum Willkomm reichen und, wenn jener einen Tropfen auf die Milch seines Zelters verschüttete, diesen mit seinen eigenen Lippen wegnehmen, sodann knieend das Gebot des Oberherrn anhören oder ablesen. Die Steuern trieben armenische, bucharische, jüdische Kaufleute ein; wer nicht baar erlegen oder Rückstände mit Wucherzinsen zahlen konnte, zahlte mit Leib und Freiheit.

Durch die Mongolenherrschaft wurde Rußland in zwei große Hälften auseinander gerissen, aber gleichwohl der Grund zu der jetzigen mächtigen Herrschaft gelegt. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts hatte der Großfürst Georg Dolgorukej (Langhand) den Grund zu Moskau gelegt; hier bildete sich langsam die Macht von Großrußland heran. Daniel Romanowić dagegen, der Sohn des von den Mongolen 1224 bei Kalka geschlagenen Mstislaw von Halić, erkaufte durch demüthige Bitten und große Geschenke vom Großchan die Unabhängigkeit vom Großfürsten von Moskau. Er wurde der Gründer von Kleinrußland, das Halić (Galicien theilweise), Wolhynien, Podolien, Theile von Grodno, Lublin und der Moldau umfaßte. Die Herrscher dieses Landes machten sich vom Joche der Tataren frei, büßten aber ihre Unabhängigkeit nach anderer Seite hin ein. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts vereinigte Georg von Halić ganz Südwest-Rußland unter seinem Scepter und nannte sich König von Rußland; aber bald wurde dieses Reich von den seit Wladislaw Lokietek (seit 1306) mächtig werdenden Polen und Litauern geschwächt. Der polnische Ruhm war freilich nicht von besonderer Gediegenheit. Seit Wladislaw II. Jagello wurde Polen ein Wahlreich, und somit war die abschüssige Bahn betreten, welche diesem Lande allmählich den Untergang bereiten sollte.

Ganz im Gegensatze mit der polnischen Geschichte bietet die Geschichte Rußlands das Schauspiel einer wachsenden, inneren Erstarkung mitten aus einem Zustande tiefster Bedrängniß und Gebietsbeengung heraus.

Es gab eine Zeit, da sich der ganze Umfang Großrußlands so zu sagen auf die Gegenden um die Kljasma und obere Wolga beschränkte. Im Palaste des Großfürsten zu Wladimir hausten die Oberbefehlshaber der goldenen Horde, deren schreckenvolle Macht durch die vielfältigen Erbtheilungen und endlosen Streitigkeiten unter den einzelnen Dynasten aus Rurick's Stamme nur verstärkt wurde. Aus dieser traurigen Zeit tritt nur die Heldengestalt Alexander Newski's hervor, der 1240 an der Newa (daher sein Name) die Schweden auf's Haupt schlug und 1242 den deutschen Schwertbrüdern Pskow und andere Eroberungen entriß. Später aber folgte für Großrußland eine langjährige Anarchie, aus der es sich erst etwa hundert Jahre später wieder erholte. Iwan I. Kalita (1328—1340), der den Steuereinnehmer des Großchans machte und dieses Amt für sich nutzbar zu machen wußte, gründete das dauernde Uebergewicht des Großfürsten von Moskau über alle übrigen russischen Fürsten. Er hatte einen reichen Schatz und eine ansehnliche Streitmacht; so wurde er Gossudar von ganz Rußland, entschied über Krieg und Frieden und führte allein die Verhandlungen mit der goldenen Horde. Schon Dimitry Iwanowić (1378—1380) wagte, sich gegen die Tataren zu erheben, wurde aber geschlagen, als der Chan Tochtamys seine ganze Macht gegen ihn aufbot. Ebenso ging es Dimitry's Sohne, Wasil I., den der Mongolenführer Edigej 1408 wieder zur Unterwerfung zwang. Die Zeit von 1439—1447 gehört wieder zu den traurigsten der russischen Geschichte; Fürstenfehden, Bürgerkriege, Tartaren-Einfälle verwüsteten das Land.

Als Iwan III. Wasiljewić 1462 den Großfürstenstuhl von Moskau in Besitz nahm, zerfiel Großrußland in die Fürstenthümer Moskau, Twer, Rjäzan, Nowgorod und Pskow; jedes derselben zerfiel aber wieder in eine größere oder geringere Anzahl von Theilgebieten, da man im Ganzen 150 Familien aus Rurick's Stamme zählte, die alle den Fürstentitel führten. Manche davon besaßen freilich nur sehr winzige Fürstenthümer.

Iwan brachte während seiner langen Regierung alle diese Gebiete sowohl durch Ueberredung und auf friedlichem Wege, als durch List und Gewaltthat unter seine besondere Botmäßigkeit; das mächtige Nowgorod bezwang er nach zweimaligem harten Streite. Endlich, etwa im Jahre 1472, wagte er es, der Goldenen Horde den Gehorsam zu kündigen und die Tributzahlungen einzustellen. Die Horde im Kiptschak und das Ansehen wie die Kraft ihrer Herrscher waren bereits im Verfall. 1480 zog Chan Achmed aus, um die Russen wieder zu unterwerfen, und Iwan zog ihm mit einem großen Heere entgegen. Beide Theile standen sich an der Ugra wochenlang gegenüber; es kam aber zu keinem Treffen. Da riß in Iwan's Heere solche Muthlosigkeit ein, daß er sich eiligst gegen Borowsk zurückziehen mußte. Andererseits aber ergriff auch Achmed Chan die Flucht, und zwar deshalb, weil er die Flucht der Russen als eine ihm gefährliche Kriegslist ansah.

Er wurde bald darauf von den Nogacern aus dem Reiche vertrieben und erschlagen; Rußland aber war, ohne auf besonderen Ruhm in einem Befreiungskampfe Anspruch machen zu können, der furchtbaren Mongolenherrschaft für immer entledigt.

Seit Iwan III. richtet Rußland nach Westen seine Blicke und sucht, jene Theile des russischen Bodens wieder zurückzugewinnen, die es in der Zeit der Knechtschaft eingebüßt hatte.

Doch wir kehren zum Kirchlichen zurück und erinnern dabei an unseren ersten Artikel, wo der Nachweis geführt wurde, daß prinzipielle Gegensätze zwischen der römischen und der russischen Kirche gar nicht beständen. Diese sind vielfach erst künstlich geschaffen. Freiherr v. Helfert führt Beispiele offenbarer Fälschung von russischer Seite an, Edikte z. B. eines Metropoliten Johannes aus dem zwölften Jahrhundert, welche Gemeinschaft mit den Lateinern und dergleichen verbieten, Fälschungen, die selbst bei den russischen Geschichtschreibern (Karamsin, Strahl) Eingang gefunden; andererseits erklärt sich der Verfasser gegen zu weit gehende Folgerungen römischer Seits, z. B. P. Augustin Theinerts, der aus den Schreiben eines vertriebenen russischen Fürsten den Schluß zieht, „Rußland sei ein Lehenreich des heiligen Stuhles" gewesen.

Die Schuld der gegenseitigen Entfremdung liegt stark auf beiden Seiten, bei den Russen in dem starren Festhalten an gewissen durch's Alter geheiligten Aeußerlichkeiten, bei den Lateinern an der hochmüthigen Verachtung, mit welcher sie darauf herabblickten. Was insbesondere Polen betrifft, so kam ein politisches Moment hinzu.

Papst Innocenz III. sandte 1209 Legaten nach Rußland mit der Ermahnung an die russische Geistlichkeit, in den Gehorsam des apostolischen Stuhles zurückzukehren. Bei den Russen, namentlich einigen Fürsten, war große Geneigtheit dazu vorhanden. Manche entschuldigten ihr bisheriges Fernbleiben mit der Unwissenheit, in der sie über diese Dinge gelebt, Andere verlangten nur Beibehaltung der slavischen Kirchensprache. Von 1220—1230 zog ein gewaltiger Mann, eines der ersten begeisterten Mitglieder des damals jungen Dominikanerordens, der heilige Hiacynthus, ein geborener Oberschlesier aus dem Hause der Grafen von Odrowanz, von Krakau aus durch Rußland bis tief nach Asien hinein, überall lehrend, predigend und Klöster seines Ordens stiftend, davon eines in Kiew. Die bald einbrechende Tatarennoth machte die russischen Großen, die Hilfe vom Westen erwarteten, nur noch geneigter dazu. Mit mehreren derselben kam eine Union zu Stande, einzelne fielen davon wieder ab, bei anderen löste sie der Tod im Kampfe mit den Tataren, anderwärts erhielt sie sich länger. Der herabgekommene Metropolitensitz wurde von Kiew nach Wladimir (1299) und später (1328) nach Moskau verlegt, was dem Unionswerke keineswegs nachtheilig war. Römische Glaubensboten (societas peregrinantium), namentlich Franziskaner und Dominikaner, durchzogen mit Gestattung der Tataren Rußland und mit Erlaubniß der damals noch heidnischen Großfürsten auch Litauen. Von Nordwesten her machte Schweden Versuche, der katholischen Kirche mit Gewalt Bahn zu brechen. 1348 machte König Magnus einen förmlichen Kreuzzug gegen die Russen im Nowgoroder Gebiet.

Nach dem Tode des Metropoliten Alexis, der zugleich mit den Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien und Jerusalem an Papst Urban V. ein Bekenntniß des katholischen Glaubens eingesandt hatte und später von der Synode von Zamósć für heilig erklärt wurde, traten wegen Besetzung des Metropolitenstuhls durch eine Partei herrschsüchtiger Bojaren Zwistigkeiten ein. Cyprian, ein Serbe, der nach harten Kämpfen den Stuhl dauernd behauptete (er starb 1408), blieb stets in freundlichen Beziehungen zu Rom und hegte die heißesten Wünsche für die dauernde Vereinigung beider Kirchen. Nach seinem Tode trat eine Spaltung der russischen Kirche in zwei Metropolien, in die von Moskau und die von Kiew ein, die erstere unter dem Schutze der russischen Großfürsten, die letztere unter dem des litauischen Großfürsten Witold stehend. Zu letzterer gehörten das Erzbisthum von Polozk und Litauen, die Bisthümer von Tschernigow, Luzk, Wladimir, Przemysl, Smolensk, Chelm und Turow. Später ging das Schützeramt dieses Theiles auf die polnischen Könige über.

An dem Einigungswerke der östlichen Kirche mit der westlichen nahmen auch Litauen und Polen Theil. Von König Wladislaw II. von Polen und dessen Bruder Witold von Litauen abgesandt, erschienen am 19. Februar 1418 neunzehn Bischöfe auf dem Concile zu Konstanz, den Metropoliten Gregor von Kiew an der Spitze, die als ihren hauptsächlichsten Wunsch die Förderung der Union durch ein aus beiden Kirchen zusammengesetztes Concil ausdrückten. Papst Martin V. verlieh den beiden nordischen Herrschern den Titel von Generalvikaren der römischen Kirche in den russischen Gebieten und ermahnte sie, das Werk zu fördern.

1437 wurde ein Grieche, Isidor von Thessalonich, einer der berühmtesten Theologen seiner Zeit, von Konstantinopel aus zum Metropoliten von Moskau und Kiew, die nun wieder vereinigt werden sollten, bestellt. Er war ein eifriger Freund des Unionswerkes und betrieb alsbald seine Absendung zum Concil von Ferrara.

Karamsin schildert uns mit lebhaften Farben die Reise Isidor's, wie er am 8. September 1437 Moskau verläßt, wie ihn zu Riga der Erzbischof mit Ehrenbezeugungen überhäuft, wie er überall in Deutschland Freundlichkeit und gastliche Aufnahme findet, wie seine Russen vor Erstaunen über die blühenden deutschen Städte, über die dauerhaften und bequemen Gebäude, die herrlichen Gärten, „die durch Menschenhände geleiteten Flüsse" (die steinernen Wasserleitungen) ganz außer sich gerathen, wie sie im südlichen

Zirel am Fuße himmelanstrebender, mit ewigen Eis- und Schneedecken bedeckter Berge den üppigsten Blumenflor, Pflanzen und Fruchtbäume des Südens erblicken. Am 18. August 1438 langten sie in Ferrara an und gingen zu Anfang des nächsten Jahres nach Florenz hinüber. Isidor von Rußland stand während der Unions-Verhandlungen seinem greisen Patriarchen Joseph von Konstantinopel und dem wackeren Bessarion treu zur Seite. Der Papst machte ihn im August 1439 zum Legatus a latere für Litauen und verlieh ihm später im Dezember zugleich mit Bessarion die Kardinalswürde.

Die Russen gingen im September über Venedig, Dalmatien und Kroatien nach Ofen ab, von wo aus Isidor einen Hirtenbrief nach Rußland vorausſandte, der einen vorurtheilsfreien, erkündigen Geist athmet. Er fordert darin Griechen und Lateiner auf, herüber und hinüber in denselben Kirchen zu beten und in gleicher Weise das Abendmahl, sei es von gesäuertem oder ungesäuertem Brote, zu empfangen. Noch vor dem Ende des Jahres kam Isidor unter dem Jubel des Volkes nach Kiew und im Frühling 1440 nach Moskau. Hier erhob sich aber der Widerstand; der russische Klerus nahm an „dem römischen Kreuz" und den Bischofsstäben, die beim Einzug sichtbar geworden, großen Anstoß, ebenso der Großfürst, der sich streng gegen jede Aenderung in Glaubenssachen erklärte; Isidor wurde also abgesetzt und in ein Kloster gesteckt, um Buße zu thun. Nach zwei Jahren indeß gelang es ihm, vielleicht unter stillschweigender Gutheißung des Großfürsten, aus seiner Haft zu entkommen und nach Rom zu gelangen, wo er fortfuhr, die Union mit Eifer zu betreiben. Er überlebte den Fall Konstantinopels und starb im Jahre 1463 zu Rom.

Mexiko.

Land und Leute in Mexiko. *)

Mexiko besteht, nach seiner republikanischen Verfassung vom 4. Oktober 1824, aus neunzehn verschiedenen Staaten, deren jeder bisher seine inneren Angelegenheiten selbst verwaltete und die nur nach Außen, sowie in Betreff der Armee, der Flotte, der Rechtspflege, der Post ꝛc., wie die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und die Kantone der Schweiz, als gemeinsamer politischer Staatskörper regiert wurden. Der Kongreß, aus einem Repräsentantenhause und einem Senat bestehend, deren Mitglieder besoldet waren (2000 Doll. jährlich pro Kopf), war in jedem Jahre vom 1. Januar bis zum 15. April versammelt.

Die Staats-Einnahmen Mexikos beliefen sich in verschiedenen Perioden seit dem Jahre 1700 auf folgende Summen:

1700	3,000,000	Doll.	1827	10,494,299	Doll.
1763	5,705,676	„	1828	12,232,385	„
1802	20,200,000	„	1829	14,493,189	„
1825	10,690,608	„	1830	18,923,299	„
1826	13,289,682	„	1831	16,413,060	„

Die Budgets der Finanzminister von 1824 bis 1841 — mit Ausnahme der Jahre 1835 und 1836, deren Budgets niemals veröffentlicht worden — beliefen sich zusammen auf 274,737,317 Doll., was im fünfzehnjährigen Durchschnitt 18,315,821 Doll. pro Jahr ergiebt; doch hat die wirkliche Einnahme und Ausgabe in vierzehn dieser Jahre nur 17,732,292 Doll. (24,800,000 Thlr.) jährlich betragen.

Die Hälfte der Staats-Einnahmen floß aus den Zöllen; andere Einnahme-Quellen waren: die Münze, sowie Monopole auf Tabak, Salz, Pulque (indianisches Getränk statt des Bieres) und Schießpulver; Post, Lotterie, Stempelgebühren, Patente und Privilegien. Die Staatsländereien, von denen bisher nur wenige veräußert wurden, vermögen, nach einer mäßigen Schätzung, einen jährlichen Ertrag von vier Millionen Doll. (5⅓ Millionen Thlr.) zu liefern.

Die Staatsschulden Mexikos, mit Einschluß der rückständig gebliebenen Zinsen, berechnete man zu Anfang des Jahres 1863 auf 116 Millionen Doll. (160 Millionen Thlr.), von denen mehr als zwei Drittel englische Gläubiger zu fordern haben.

Man schätzt die Zahl der Einwohner sämmtlicher neunzehn Staaten — eine genaue Zählung hat noch niemals stattgefunden — auf acht Millionen, wovon 270,000 auf die Hauptstadt Mexiko kommen.

Die Bevölkerung zerfällt in 5 verschiedene Klassen: 1) Weiße, die die Aristokratie des Landes bilden und gewöhnlich Creolen genannt werden; es sind die direkten Nachkommen der Spanier, und ihre Anzahl wird auf 300,000 geschätzt. 2) Diejenigen, die sich für Weiße halten; es sind Mischlinge von spanischer und indianischer Abkunft, die hauptsächlich Militairs sind oder Beamtenstellen bekleiden; ihre Anzahl beträgt etwa 800,000. 3) Indianer, die sich im Zustande der Dienstbarkeit und der größten Armuth befinden; sie leben in Dörfern und bilden die Ackerbau-Bevölkerung; ihre Anzahl wird auf 4 Millionen geschätzt; ihre Sprache ist das Aztekische. 4) Die Mestizos oder Mischlinge verschiedener Racen, die wiederum verschiedene Bezeichnungen haben: Zambos sind die Mischlinge von Indianern und Negern; Mulattos die von Weißen und Negern; Terzeronen von Weißen und Mulatten; Quadronen die von Weißen und Terzeronen u. s. w. bis zur zehnten Farbenstufe. Die Anzahl der „Mestizos" wird auf 1½ Millionen geschätzt. 5) Die Europäer, unter denen die Spanier die Mehrzahl bilden, und die auf 40,000 geschätzt werden. Letztere werden von den Mexikanern „Gatschupinos" genannt, was auf aztekisch so viel als „Sporenträger" bedeutet. In früherer Zeit gehörte es zu den Majestätsrechten der Könige von Spanien, die Farbigen zu „Weißen" zu erheben, d. h. zu erklären: „que se tenga por blanco", „daß er sich für weiß halte." Damit waren politische Vorrechte verbunden, die jedoch durch die Verfassung von 1824 aufgehoben wurden.

Die Gesammt-Einfuhren Mexikos hatten im Jahre 1856 den Werth von 26 Millionen Dollar oder 36 Millionen Thaler; die Ausfuhren wurden auf 28 Millionen Dollar oder 38½ Millionen Thaler berechnet. England war bei den Einfuhren mit ungefähr der Hälfte und bei dem gesammten Export- und Import-Geschäft Mexikos mit drei Fünftel betheiligt. Ein großer Theil dieses Handels ging früher im Transit durch die Vereinigten Staaten. Im Hafen von Veracruz sind im Jahre 1859 183 Schiffe eingelaufen, worunter nur 7 deutsche (hanseatische), dagegen 31 nordamerikanische, 20 französische, 18 englische und 12 spanische waren.

Unter den Einfuhren aus England befanden sich im Jahre 1860 22 Millionen Yards (englische Ellen) Calicots (Kattun), 3102 Centner baumwollen Garn, sowie Seiden- und Leinen-Waaren zum Werthe von 1,340,000 Thaler. In demselben Jahre wurden die Einfuhren aus den Vereinigten Staaten auf 2,284,929 Dollar oder 3,200,000 Thaler und die Ausfuhren dahin aus Mexiko auf 1,649,206 Dollar oder 2,309,000 Thaler berechnet.

*) Nach Frederick Martin, The Statesman's Year-Book. Leipzig, Ludw. Denicke, 1864.

Kleine literarische Revue.

— **Der Nord- und Ostsee-Kanal.** Ueber diesen wichtigen Gegenstand geht uns so eben eine kleine Schrift von J. J. Sturz zu*), die wir unseren Lesern nicht dringend genug empfehlen können. Denn nächst der Emanzipation eines deutschen Stammes von der dänischen Sklaverei wird die Eroberung Schleswigs durch deutsche Heere die für ganz Deutschland segenverheißende Folge haben, daß unserem Ostsee-Handel durch Legung eines hinlänglich tiefen und breiten Kanals ein sicherer und naher Weg nach der Nordsee und dem Ozean eröffnet wird und daß unsere Kriegsmarine künftig nicht mehr der Erlaubniß Englands und Dänemarks bedürfen wird, um sich aus dem einen deutschen Meere nach dem anderen zu begeben. Schon aus den ärgerlichen und boshaften Aeußerungen der Engländer über jeden Gedanken, Kiel zu einem deutschen Seehafen zu machen, ist ersichtlich, wie nothwendig unserem Seehandel und unserem Nationalreichthum die Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Deutschland ist. Aus der vorliegenden Schrift des Herrn Sturz (auf welche wir zurückzukommen denken) ist jedoch zu entnehmen, welche unermeßlichen Vortheile der an den rechten Punkten und in möglichst vollständiger Weise herzustellende Kanal für ganz Deutschland haben kann.

— **Virgil im Mittelalter, von** Dr. **Creizenach.** Einen interessanten Beitrag zur Charakteristik des Mittelalters liefert das diesjährige Programm des Gymnasiums zu Frankfurt am Main in der Abhandlung des Dr. Th. Creizenach: „Die Aeneis, die vierte Ecloge und die Pharsalia im Mittelalter." Der Verfasser zeigt an der Auffassung der Virgilischen Gedichte, wie das Mittelalter mit allen überlieferten Bildungsstufen durchaus selbstthätig und schöpferisch verfahren sei. In den ersten Jahrhunderten lebte, bei dauernder Wirkung des Alterthums, auch Virgil fort, wenn auch unter entstellenden Einflüssen einer sinkenden Periode. Vom 6. Jahrhundert an wendet sich der rohe Zeitgeist von ihm ab; unter dem Schutze der Allegorie und der christlichen Deutung bleibt er jedoch der Schule und dem Leben erhalten. Unter den Karolingern, mehr noch unter den Ottonen genießt er einer großen, klaren Verehrung; er regt zu selbständiger Nachbildung auf volksthümlicher Grundlage an (Eckhardt's Waltharius). Mit Beginn der Kreuzzüge wird er von der mächtig erregten Zeit zum Genossen ihrer Sinnesart umgestaltet; sein Held kleidet sich in romantisches Gewand (Roman d'Eneas von Benoit de Sainte More; „Eneit" von Heinrich von Veldeke). Zugleich hilft er eine Weltanschauung begründen, die sich unter den Hohenstaufen weiter entwickelt, um sich bei Dante zu vollenden. Er ist der Ausgangspunkt der mittelalterlichen geschichtlichen Auffassung, die den Dualismus der politischen und kirchlichen Herrschaft auf Cäsar und Christus zurückführt. Die vierte Ecloge verkündet den Eintritt des Christenthums als gleichzeitig mit dem in der Aeneis verherrlichten Abschlusse des römischen Weltreiches durch Cäsar und Augustus. Den Gegensatz zu Virgil bildet Lucanus, der sich in seiner Pharsalia dem Götterschlusse entgegenstellt, durch welchen Cäsar zum Siege gelangt ist. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Virgil, der eigentliche Hauptheld des Gedichtes, erscheint bei Dante als die Persönlichkeit, die den höchsten sittlichen Standpunkt einnimmt, der ohne die Gnade und Taufe zu erreichen war, und die Minnesänger verehren ihn als den Heiden, der eine des Christenthums würdige Moral gelehrt habe. Am Ausgange des Mittelalters nimmt Virgil's Bild schwankende und abenteuerliche Züge an, indem er bald als christlicher Seher, bald als Magier auftritt. Nachdem in der neueren Zeit das Alterthum wieder in vollem Umfange bekannt geworden war, drang auch die objektive Beurtheilung der antiken Schriftwerke wieder durch und Virgil und Lucan erhielten die ihnen nach ihrem rein poetischen Werthe gebührenden Plätze in der Reihe der antiken Dichter.

— **Soll und Haben in Amerika.** Gustav Freytag's vielgelesener Roman hat in Amerika ein eigenthümliches Schicksal gehabt: er ist dort zweimal fortgesetzt worden, zuerst als Roman unter dem Titel „Anton in Amerika", von R. Solger, die Schicksale des aus Freytag's Erzählung bekannten jungen Anton in den Vereinigten Staaten behandelnd, welcher Roman, ungeachtet seiner Mittelmäßigkeit, den Preis davontrug, den eine deutsche Zeitungs-Redaktion in New-York auf die beste deutsch-amerikanische Novelle ausgesetzt hatte. In neuester Zeit ist eine zweite Fortsetzung in der Form eines Theaterstücks unter dem Titel „Anton in Amerika oder Faust's Soll und Haben", von Seeberg, sowohl auf der deutschen Bühne in New-York, als in Druck erschienen.") Dieses Stück ist bei seiner ersten Aufführung ausgepfiffen und vom „Sonntagsblatte der New-Yorker Staatszeitung" als „gemein" und „albern" charakterisirt worden. Wir wagen nicht zu behaupten, daß es dieses Schicksal nicht verdient habe. Der Verfasser hat die Freundlichkeit gehabt, uns sein Opus zu übersenden, und da er unsere Meinung darüber zu hören wünscht, so sagen wir ihm, daß es zur Ehre deutscher Kultur und deutschen Geschmackes in Amerika besser wäre, wenn dergleichen Dinge dort ungeschrieben oder doch mindestens ungedruckt blieben.

— **Unser beiderseitiger Freund, von Dickens.** „Our Mutual Friend," heißt die neueste, in Lieferungen erscheinende Novelle in vier Büchern von Charles Dickens.**) Es liegen uns von der ersten Lieferung sowohl die Londoner Ausgabe in 8°, die in Deutschland durch die reich mit englischem Verlag ausgestattete Buchhandlung von Ludwig Denicke zu Leipzig debitirt wird, als die gleichzeitig erscheinende wohlfeile Tauchnitz-Edition in 16°. vor. Beide Ausgaben umfassen, die eine auf ihren 32 und die andere auf ihren 64 Seiten, genau denselben Inhalt. Auch von den der Londoner Ausgabe beigefügten zwei Illustrationen von Marcus Stone ist eine: „The Bird of Prey," in kleinerem Maaßstabe auf das Sauberste ausgeführt, in der Tauchnitz-Edition enthalten. Wir müssen nun unseren Lesern anheimstellen, welche von beiden Ausgaben sie sich anschaffen wollen.

— **Zwei Reden zur Shakspeare-Feier** liegen uns vor, die beide gleich gedankenreich sind: die eine „über die sittliche und volksthümliche Berechtigung des Shakspeare-Kultus", von F. A. Th. Kreyßig***) und die andere „über Shakspeare als Dichter der Naturwahrheit"†), von Paul Möbius. Nur Folgendes läßt sich dagegen bemerken: Beide Redner haben für nöthig erachtet, die

*) Der Nord- und Ostsee-Kanal durch Holstein, Deutschlands Doppelpforte zu seinen Meeren und zum Weltmeere. Mit einem Vorschlage zu einer neuen Befestigungsweise der deutschen Strom-Mündungen und Küsten. Von J. J. Sturz. Berlin, Mitscher u. Röstell, 1864.

*) New-York, Druck von G. B. Teubner. 1864.

**) Our Mutual Friend. By Charles Dickens. With illustrations by Marcus Stone. London: Chapman u. Hall, May 1864. Leipzig, L. Denicke. Pr. 1 Schill. The Same. Copyright Edition. Nr. 1. Leipzig, Tauchnitz. Pr. 1/10 Thlr.

***) Elbing, Neumann-Hartmann.

†) Leipzig, Voigt u. Günther.

Berechtigung des fremdländischen Dichters, in Deutschland so gefeiert zu werden, wie am 23. April geschehen, erst nachzuweisen, was uns mit Verlaub etwas überflüssig erscheint.

— **Ein französischer Roman aus dem dreißigjährigen Kriege.** Herr Amedée Achard hat einen zweibändigen historischen Roman unter dem Titel: Les coups d'epées de M. de la Guerche herausgegeben.*) Die Chevaliers von La Guerche und von Chaufontaine, Abkömmlinge von alten französischen Burgrittern, ziehen nach Deutschland und dienen dort abwechselnd unter Tilly, Gustav Adolph und Wallenstein. Kriegs- und Liebes-Abenteuer wechseln in bunter Reihe und sind, wenn auch zum Theil auf Kosten der historischen Treue, mit großem Talent dargestellt.

*) Paris, L. Hachette & Co.

Literarischer Sprechsaal.

Am 25. Mai hat der Provinzial-Landtag des alten deutschen Kurlandes Böhmen mit — allerdings nur unbedeutender — Majorität beschlossen, daß die čechische Sprache auch in den deutschen Schulen Böhmens obligatorischer Lehrgegenstand sein soll und daß in zahlreich besuchten Gymnasien in gewissen Fällen Parallel-Klassen für jede der beiden Sprachen zu errichten seien. In Böhmen giebt es bekanntlich große, volk- und gewerbreiche Kreise, die ausschließlich von Deutschen bewohnt sind, welche das Bedürfniß, die schwere, nur in einem verhältnißmäßig sehr kleinen Ländergebiet verständliche čechische Sprache zu erlernen, durchaus nicht empfinden. Die deutschen Abgeordneten sagten nun auf dem böhmischen Landtage ihren čechischen Kollegen ebenso human als sachgemäß: „Wollt Ihr Eure Kinder deutsch lernen lassen — in Gottes Namen! Doch gezwungen sollt Ihr dazu nicht werden. Ja, noch mehr: unseren deutschen Kindern wollen wir sogar Gelegenheit bieten, auch das Čechische zu erlernen, wenn ihre Eltern es wünschen, aber — nur keinen Zwang nach irgend einer Seite hin!" Diesen, den Grundsätzen der Freiheit und der Humanität entsprechenden Vorschlag haben jedoch die Čechen abgelehnt, und mit ihrer Majorität von zehn Stimmen glauben sie nun, die gebildeten Deutschen Böhmens zwingen zu können, alle ihre Kinder die für sie ganz nutzlose, čechische Sprache erlernen zu lassen!

Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" enthält jetzt „finanzielle Briefe", die über den Geldmarkt der europäischen und amerikanischen Börsen Auskunft geben und augenscheinlich von einer gut unterrichteten, gewiegten Feder herrühren. In dem letzten dieser Briefe spricht der Verfasser über den seit einiger Zeit in England neu erwachten Aktienschwindel, der auch über das Ausland seine gierige Hand ausstreckt. So haben die Engländer seit Kurzem eine sogenannte „kaiserliche Bank für China, Japan und Ostindien", eine „Londoner Bank für Mexiko und Südamerika" gegründet, welche direkte Geschäftsverbindungen mit allen diesen Ländern anknüpfen. Gesellschaften sind entstanden, die auf dem europäischen Kontinent alle möglichen Eisenbahnen, für die dort kein Kapital zu finden ist, gegen Ausgabe von Aktien erbauen wollen, deren geschickte Unterbringung jedenfalls guten Gewinn abwerfen würde. Dampfschiff-Gesellschaften wollen nach allen möglichen überseeischen Plätzen Fahrten unternehmen, unter Anderem auch nach den Häfen der konföderirten Südstaaten, deren Blokade man durch besondere, zu diesem Zweck erbaute, schnell fahrende Dampfer durchbrechen will, um Baumwolle zu holen. Den „Gründern" dieser Unternehmungen liegt natürlich blutwenig an einem soliden Geschäft; ihr nächster Zweck ist ein möglichst hoher Gewinn auf die neuen Aktien; was später aus der Sache wird, das kümmert sie nicht.

Die „Zeitschrift für ägyptische Sprach- und Alterthumskunde," herausgegeben von Dr. Heinrich Brugsch in Berlin*) enthält in ihrer April-Nummer einen Artikel: „Zur Umschrift der Laute des altägyptischen Alphabetes," der ein großes Interesse für Alle darbietet, die sich mit den Rudimenten der Hieroglyphen-Schrift vertraut machen wollen. — Die seit dem 1. Juli v. J. erscheinende Monatsschrift, die mehr und mehr zu einem Centralblatte der ägyptologischen Studien Europas sich gestaltet, hat auch in den letzten Monaten aus Frankreich, England und anderen Ländern zahlreiche Einsendungen gebracht, welche Sprachkunde und Archäologie des alten Aegyptens betreffen.

Von Herrn Dr. Brugsch ist folgendes neue Werk angekündigt: „Zwei bilingue Papyrus, die wichtigsten Schrift-Denkmäler zur Entzifferung altägyptischer Texte nächst der Inschrift von Rosette." (Mit 44 lithographirten Tafeln. Preis 12 Thlr.)

*) Leipzig, Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

Eine den gegenseitigen internationalen Austausch von Büchern, Journalen und Druckschriften aller Art ungemein erleichternde und befördernde Maßregel ist die seit dem 2. Mai d. J. in Kraft getretene Vereinbarung der preußischen und der französischen Postverwaltung über einen neuen Porto-Tarif für Sendungen unter Kreuz- und Streifband. Hiernach werden dergleichen Sendungen fortan bis zum Gewichte von drei Pfund zur Beförderung mit der Briefpost angenommen, und zwar beträgt das preußische und das fremde Frankirungs-Porto zusammen nicht mehr als ½ Sgr. für je 2⁴/₁₀ Loth Gewicht, wofür man jetzt innerhalb des deutsch-österreichischen Postvereins 3×4 Pfennige = 1 Sgr. zu zahlen hat. Wir begrüßen diese wohlthätige Maßregel als einen, dem internationalen Verkehr zu Statten kommenden Vorläufer des mit Sehnsucht erwarteten deutsch-französischen Handelsvertrages.

Es ist zu wünschen, daß die von der dänischen Regierung in Schleswig-Holstein systematisch angeordnete Vertheuerung und Beförderungs-Erschwerung der deutschen Zeitungen sobald als möglich durch Einführung des deutsch-österreichischen Porto-Tarifs für Briefsendungen, für Sendungen unter Kreuzband und für Zeitungsbeförderungen beseitigt werden. Bis zum heutigen Tage muß man in Altona und in ganz Schleswig-Holstein für Briefe und Zeitungen, die aus Deutschland kommen, beinahe noch einmal so viel, als in Hamburg zahlen. Die Altonaer können freilich diese dänische Steuer dadurch umgehen, daß sie die für sie bestimmten Briefe und Zeitungen nach Hamburg adressiren und dort abholen lassen; die übrigen Bewohner der Herzogthümer müssen jedoch ihre Lust an deutscher Brief- und Zeitungs-Lektüre sehr theuer bezahlen. Daß auch Handel und Verkehr unter dieser Vertheuerung des Briefportos sehr leiden, versteht sich von selbst.

Bei **Karl Gerold's Sohn** in Wien erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Theorie der Politik
als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen.
Von **Julius Fröbel.**

Erster Band: Die Forderungen der Gerechtigkeit und Freiheit im Staate.
gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. = 3 fl. ö. W.

Zweiter Band: Die Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage als Bedingungen und Beweggründe der Politik.
gr. 8. geh. Preis 2⅔ Thlr. = 4 fl. ö. W.

Das vorliegende Werk hat den Zweck, das leitende Prinzip für die Politik — die Wissenschaft und Kunst des Lebens im Staate — darzulegen. Während der erste Band gewissermaßen eine Staatsethik und der zweite eine Staatsphysik enthält, werden im dritten Bande die Ergebnisse beider als Grundlage zu einer Staatstechnik dienen, in welcher die Forderungen der Idealpolitik und die Bedingungen der Realpolitik praktisch ausgeglichen werden sollen. (301)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Entwicklung der Schrift.
Nebst einem offnen Sendschreiben an Herrn Prof. Pott
von
Dr. **H. Steinthal.**
(7⅓ Bgn.) gr. 8. geh. 22½ Sgr.

Nachdem der Verf. an W. v. Humboldt anknüpfend den Begriff der Schrift erörtert hat, stellt er vom psychologischen Standpunkte aus die verschiedenen Schriftarten als ebenso viele Entwicklungsstufen dieses Begriffes dar. In der Entwicklungsreihe, die mit der Schriftmalerei der wilden Nordamerikaner und der Mexikaner beginnt, folgen die Bilderschrift der Chinesen und der Aegypter, die mit einander verglichen werden, dann wird den übrigen bekannteren Schriftarten in der Reihefolge, die mit den Runen schliesst, die ihnen gebührende Stelle angewiesen. Das Sendschreiben stellt des Verf. Verhältniss zu Humboldt dar und bespricht die Classification der Sprachen. (311)

In der unterzeichneten Buchhandlung sind im v. J. erschienen:

Beger (Dr. Friedrich August), **Lateinisch und Romanisch, besonders Französisch.** Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Bruder Dr. Johann Heinrich Beger. 8. geh. 15 Sgr.

Eimele (Dr. F.), **Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen,** hauptsächlich an der deutschen und französischen Sprache nachgewiesen, nebst einer Einleitung über das Wesen der Sprache. (Gothenburg 1862.) 8 geh. 10 Sgr.

Mahn (Dr. K. A. F.), **Ueber die Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der Romanischen Philologie.** Ein Vortrag in der germanisch-romanischen Section der in Meißen tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 1. October 1863 gehalten. 8. geh. 6 Sgr.

Diese drei kleinen Schriften werden für Jeden, der mit einer der romanischen Sprachen vertraut ist und für sprachliche Erscheinungen Sinn hat, von großem Interesse sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Goßmann) in Berlin. (312)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre:

Eran das Land zwischen dem Indus und Tigris.
Beiträge
zur Kenntniss des Landes und seiner Geschichte
von
Dr. **Friedrich Spiegel.**
24 Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

In mehreren Abschnitten, die zum Theil aus der Zeitschrift „Das Ausland", jedoch in erweiterter und verbesserter Gestalt wieder abgedruckt sind, behandelt der Verfasser, dessen frühere Arbeiten auf diesem Gebiete in grosser Achtung stehen, zunächst die Lage und die ethnologischen Verhältnisse dieses für die älteste Geschichte Asiens so wichtigen Landes. In den folgenden Abschnitten werden die frühesten Beziehungen der Eranier zu den Indiern und den Semiten mit Hülfe des Avesta, des Veda und der Genesis und zum Theil auf Grund von sprachlicher Prüfung untersucht, dann die Stammverfassung der Eranier, die Regierung des Darius nach den Keilinschriften und die kulturgeschichtliche Stellung des alten Eran u. a. m. dargestellt. (307)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.
Dem deutschen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geschmückt mit dem in Reliefmanier gestochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldschnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (309)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin sind erschienen:

Dove (H. W.), Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. 1857. gr. 4. geh. 24 Sgr.

— — Ueber die täglichen Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre. 1857. gr. 4. geh. 14 Sgr.

Hagon (G.), Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864. gr. 4. geh. 8 Sgr. (310)

Demnächst erscheint der Schlußband von

Pierer's Universal-Lexikon.
4. Auflage.

Das Werk hat sich durch seine große Vollständigkeit und Genauigkeit der verschiedenen Artikel einen guten Ruf erworben, und steht in dieser Beziehung einzig in seiner Art da. Der 1. Band liegt in jeder Buchhandlung zur Ansicht bereit. (302)

Altenburg. Verlagshandlung **H. A. Pierer.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Zumpt (C. G.) Die Religion der Römer. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

— Ueber die bauliche Einrichtung des römischen Wohnhauses. Zweite Auflage. Mit einer lithographirten Tafel. gr. 8. geh. 10 Sgr. (313)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Ueber den Ursprung der Sitten.
Antrittsvorlesung,
gehalten am 23. März 1860
in der Aula der Hochschule von Bern
von
Prof. **Dr. M. Lazarus.**
Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
3 Bogen. gr. 8. geh. 8 Sgr. (314)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Voigt (F.) — Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates
(41 Bogen.) gr. 8. 2 Thlr.
In Leinwand gebunden mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professer F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unprätentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Concipirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks." Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg. (308)

Gleich günstig sprechen sich über das Buch alle pädagogischen Blätter ohne Ausnahme aus.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 24

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 12. Juni 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Deutsche und englische Art zu reisen. Das Reisewerk des Herzogs Ernst 370

Frankreich.

Renan's Leben Jesu, die philosophische Kritik und das Publikum. I. Der französische Standpunkt in der Kontroverse der Zeit 372

Schweiz.

Gaberel's neue Beiträge zur Geschichte der Reformation in Genf. I. Calvin's Verfolgung des Bürgers Pierre Ameaux. 1546. 374

England.

Zur zweiten Auflage der Biographie Goethe's von Lewes. II. Goethe's wissenschaftliche Leistungen 376

Die Kunst und die Zimmer-Möblirung . . 378

Rußland.

Moskau, Nowgorod und Konstantinopel. IV. Polenthum und Russenthum im Mittelalter . 379

Polen.

Der Spion, eine Novelle in polnischer Sprache 380

Kleine literarische Revue.

Essays über die deutschen Universitäten . . 382

Methoden der Naturforschung, von Agassiz 382

Die achte Auflage des Conversations-Lexikon 382

Florentine, der Feuilletonist 382

Literarischer Sprechsaal 383

Im Verlage von L. Hachette & Co. in Paris erschienen:

Chodzko, Al. Contes des paysans et des patres slaves. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

Dumas, Ch. Les grandes espérances. Trad. de l'anglais par Derosne. 2. vol. in 18. br. 6 fr.

Feval, P. Annette Laïs. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Figuier, Mme. L. La prédicante des Cevennes. 1 vol. in 18. br. 2 fr.

Jenin, F. Les oiseaux bleus. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Lavergne, Al. de. Le chevalier du silence. 1 vol. in 18. br. 2 fr.

Urzbaud, Mme. Ch. Valdepeiras. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Perret, E. Neuf filles et un garçon. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Entretiens populaires publiés par E. Thévenin, 4e Série (1863). 1 vol. in 18. br. 2 fr. Inh.: Bouchardat, Du lait. — Duval, Emigration et colonisation. — Samson, Le Misanthrope. — Barral, De l'air. — Paris, Du sentiment littéraire chez le peuple au moyen âge. — Chasles, Du progrès. — Babinet, Des sciences d'observation. — Perdonnet, Le Pont du Rhin, Le Mont Cenis. — Battio, Crédit et prévoyance. (317)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

(Fortsetzung aus Nr. 23 d. Bl.)

„Scrutator", Lord Fitzvarine. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**

— — Recollections of a Fox-Hunter. Ladenpreis 5 Thlr. **Für 3 Thlr. 15 Sgr.**

Seymour, H. D., Russia on the Black Sea and Sea of Azof. With maps and illustrations. Ladenpreis 4 Thlr. **Für 2 Thlr. 15 Sgr.**

Sleemann, W. H., Journey through the kingdom of Oude 1849—50. 2 vols. Ladenpreis 8 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Smiles, S., Lives of the Engineers, with an account of their principal works. With Portraits and numerous illustrations. 2 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 11 Thlr. 15 Sgr.**

Smith, Aesop, Rides and reveries. Edited by *Peter Query* (Martin F. Tupper). Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 2 Thlr. 15 Sgr.**

Stanhope, Earl, Life of William Pitt. 4 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 12 Thlr.**

Thornbury, G. W., Art and Nature at home and abroad. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

— — Life in Spain: past and present. With 8 tinted illustrations. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Trollope, T. A., A decade of Italian women. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. 10 Sgr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Tyndall, J., Mountaineering in 1861. Ladenpreis 2 Thlr. 15 Sgr. **Für 2 Thlr.**

Valdez, T. F., Six years of a traveller's life in Western Africa. With numerous illustrations. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 7 Thlr.**

Watson, J. S., Life of Richard Porson. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sgr. **Für 3 Thlr. 15 Sgr.**

Wilson, D., Prehistoric Man. Researches into the origin of civilisation in the old and the new world. With illustrations. 2 vols. Ladenpreis 9 Thlr. 10 Sgr. **Für 9 Thlr. 10 Sgr.**

Wyndham, F. M., Wild life on the fjelds of Norway. With illustrations. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 2 Thlr. 10 Sgr.**

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Packete nachgenommen werden sollen. (315)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juni 1864.

How they ‚get up' a Company. — In the Water. I. A Fatal Negligence. II. The Ladies' Swimming-school on the Seine, and the Ladies' Bath in Marylebone. III. Society in the Sea. — What is my Love like? — Our Croquet Party. — A Midsummer Lyric. — The Playgrounds of Europe: Cheap Switzerland. — The London Opera Directors. — The Undercurrent! — Social Pioneers: Charles Knight and the Penny Press. — The Merchant Princes of England. VI. The Hawkinses of Plymouth. — The Ordeal for Wives. A Story of London Life. Chapter XIX — XXII. — The Bay-Window of our Club. — Searching for Summer Quarters. —

THE WESTMINSTER REVIEW. New Series Nr. L.

April 1864.

I. The Basin of the Upper Nile and its Inhabitants. II. Strikes and Industrial Co-operation. — III. The Abolition of Religous Tests. — IV. The Prerogative of Pardon and the Punishment of Death. — V. New Zealand. — VI. Taine's History of English Literature. — VII. The Philosophy of Roger Bacon. — Contemporary Literature. — (322)

Vierteljährlich ein Band. Preis 6 Shilling.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein:

DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. Mai 1864.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mélanges sur la Russie

par

Le Prince Augustin Galitzin.

Un vol. broché. 20 Sgr.

Table des matières: La Princesse Dachkoff. — L'impératrice Marie Féodorovna et Lavater. — Louis XVI. et Alexandre II. — Le comte Grégoire Schouvalof. — Une canonisation en Russie. — L'apôtre des monts Alléghaniens. — La Russie et le comte de Maistre. — La Russie devant la papauté. — La Russie devant le protestantisme. — Un fou qui ne l'était pas. — Le cabaret du petit Martin. — La nuit du 11 mars 1801. (318)

Paris und Leipzig.

A. Franck'sche Buchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche und englische Art zu reisen.

Das Reisewerk des Herzogs Ernst.*)

Germanische Wanderlust ist seit Beginn unserer Kultur-Epoche eine der Haupttriebfedern zur Entwickelung und Heranbildung der Menschheit gewesen. Von den Jahrhunderten, da halbbarbarische Horden das römische Weltreich zertrümmerten, bis zu unsern Tagen, wo der rührigste Weltverkehr Land und Meer der „vielfach umwohnten" Erde umspannt, verbindet und zusammenhält, haben die Römerfahrten der Deutschen, die Kreuzzüge des Abendlandes und später die Entdeckungen einer neuen Welt der Wander- und Abenteuerlust der Massen immer neue Impulse gegeben, während einzelne kühne Pioniere des Geistes und der Kultur in der eignen Brust Muth und Anregung schöpften, bisher noch unbetretene Pfade zu versuchen, den trägen Massen voraus zu eilen, neue Bahnen zu bereiten.

Das Interesse der Nation ist den wackeren Reisenden dauernd gefolgt; noch in jüngster Zeit legte die Ausrüstung der Heuglin'schen Expedition großartiges Zeugniß für die Willenseinheit unseres Volkes in diesem Sinne ab. Auch die buchhändlerische Spekulation wußte sich dieses echt germanischen Zuges erfolgreich zu bemächtigen, und so ist eine Reiseliteratur entstanden, die an Gediegenheit und wissenschaftlichem Werthe keiner ausländischen, auch der englischen nicht, deren neueste Produktion wir am Schlusse unseres Aufsatzes besprechen werden, untergeordnet ist.

Von dem Prachtwerk, welches die preußische Expedition nach Ostasien illustriren soll**), ist soeben das erste Heft zur Versendung gekommen, stattlich genug und im Verhältnisse zu dem, was es bietet, nicht theuer (10 thlr. pro Heft), aber doch zu kostspielig, um dem Privaten die Anschaffung zu erleichtern. Daß, angesichts der Zeitverhältnisse, die verlegerische Thätigkeit von solchen Werken, die ein nicht unbeträchtliches Anlage-Kapital erfordern, einigermaßen Abstand nehmen mußte, kann nicht in Verwunderung setzen. Wir sind daher in den letzten Monaten an Zahl der neu auf den Markt gekommenen Produkte merklich hinter den Engländern zurückgeblieben, schwerlich aber an Werth, denn das Werk des deutschen Herzogs wiegt viele andere auf.

Wie man auch über den „Schützen Ernst" urtheilen mag: Hoheit, Seelen-Adel und warmes Vaterlandsgefühl besitzt er in reichem Maße, und wenn er den langen und beschwerlichen Weg von einem kleinstaatlichen Dynasten zum freien Fürsten eines deutschen Volkes ehrenvoll zurücklegt, wozu die Ereignisse mindestens eben so viel beitragen müssen als er, so wird sein Herzogshut höher strahlen, als manche Kaiserkrone. In dem vorliegenden Werk erscheint er uns mit allen seinen Eigenschaften und — Schwächen klarer, bestimmter und schärfer, als in irgend einer seiner vorhergegangenen Aeußerungen; es ist zugleich ein werthvoller Beitrag zur Charakteristik des Mannes, der nicht einflußlos auf Deutschlands Geschick geblieben ist und zu einer noch größern Rolle vielleicht berufen ist. Er reist nicht mehr wie sein junger Neffe, der Prinz von Wales, mit dem er in Aegypten zusammenkommt, um sich die Hörner abzustoßen, sondern als gereifter Mann, der bestimmte Ziele verfolgt und auch praktische Resultate mit heimbringen will. Wer sich erinnert, mit welcher freudigen Erregung die Nachricht von dem eben so rasch gefaßten als ausgeführten Entschlusse des Herzogs, fast unmittelbar einer höchst unliebsamen Begegnung, deren Eindruck er verwischte, folgend, in ganz Deutschland begrüßt wurde, wird dem Buche das rechte Verständniß entgegen tragen.

Die zahlreiche Reisegesellschaft, bestehend aus dem herzoglichen Paare, den Fürsten Ed. Leiningen und Herm. Hohenlohe, Dr. Brehm, Gerstäcker, Major Reuter nebst Frau, verschiedenen Dienern und Dienerinnen, schifft sich in Triest auf der Archiduchessa Carolina des Oesterr. Lloyd ein und landet nach ziemlich bewegter Meerfahrt in Alexandria, wo englische Kriegsdampfer salutiren und Kanonensalven die grün-weißen sächsischen Flaggen begrüßen, denen es ja so selten vergönnt ist, und immer nur als Kuriosität, sich auf hoher See zu zeigen. Die Bahnstrecke von Alexandria nach Kairo, wo die deutschen Gäste im Namen des Vice-Königs höchst zuvorkommend empfangen werden, legt ein beschleunigter Extrazug in 4 Stunden zurück, während gewöhnliche Personenzüge 7 Stunden brauchen und die Passagiere nach Suez in Kairo übernachten müssen. Bei geregelterem Betriebe würde es leicht sein, in 7—8 Stunden von Alexandria bis Suez zu gelangen, wobei dann der Aufenthalt in Kairo wegfallen müßte. Daran liegt aber der ägyptischen Regierung wenig und auch dem größten Theil der Reisenden nicht allzuviel. Zwischen Kairo und Alexandria ist täglich zweimal, nach Suez nur einmal Verbindung.

Da in Kairo die Nachricht eintrifft, daß der englische Kriegsdampfer Odin, welcher die japanesische Gesandtschaft nach Hause zurück gebracht hat und nun unsere Reisenden von Suez nach Massaua befördern soll, im Rothen Meere noch mit widrigen Winden zu kämpfen hat, so acceptirt man gern des Vice-Königs Vorschlag, einige Tage erzwungener Ruhe zu einem Ausfluge nil aufwärts zu benutzen, der ursprünglich nicht im Reiseplan lag. Während der angenehmen Fahrt auf dem schmucken, mit allen Bequemlichkeiten ausgerüsteten Dampfer erschließen sich alle Reize des wundervollen Nilthales, nicht minder die neuen Schöpfungen, als die Trümmer der alten, untergegangenen Welt. Man besucht das hunderthorige Theben, Luxor (eigentlich El Ukser), wo der Vertreter Preußens sich ziemlich in den Landesfarben, in schwarzem Kaftan mit weißer Einfassung, präsentirt, freilich ohne in irgend einer abendländischen Sprache sich verständlich machen zu können. Außer dem schmucken Dampfer „Krokodil", auf welchem sie fuhren, können die Reisenden nicht mit Bestimmtheit versichern, eines jener gefürchteten Amphibien gesehen zu haben. Nach einem Zusammentreffen mit dem Prinzen von Wales, der eben von einem Ausfluge ins Obernilland zurückkommt, kehren auch die Koburger nach Kairo zurück und treten, da unterdessen telegraphische Meldung von dem Eintreffen des „Odin" in Suez angelangt, die weitere Eisenbahnfahrt durch die Wüste an, die sie mit dem Extrazuge wieder in 4 Stunden hinter sich lassen. Ein in Kairo ansäßiger Arzt aus Hohenzollern-Sigmaringen, Billhartz, und zwei deutsche Handwerksburschen, auf ihren Wanderungen bis hierher gelangt, vergrößern den stattlichen Zug und erweisen sich sämmtlich als nützliche Glieder der Expedition. Billhartz freilich erliegt, allgemein betrauert, kurz nach Beendigung der Reise einer Krankheit, die er sich während

*) Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha nach Aegypten, den Ländern der Habab, Mensa und Bogos. Mit 20 Illustrationen nach der Natur aufgenommen und chromolithographirt von Robert Kretschmer, 4 Photographien nach Zeichnungen und 2 Karten. Leipzig, 1864. Arnold. Quer-Folio. Geb. 32 Thlr.

**) Ansichten aus Japan, China und Siam. Erstes Heft. 1 Blatt Haupttitel, 3 Bl. Text, deutsch, französisch, englisch. Berlin, Geheime Ober-Hof-Buchdruckerei (R. v. Decker.)

derselben zugezogen. Bemerkenswerth ist, was S. 24. und 25 über Lesseps und seine Arbeiten gesagt wird. Mit dem Bau des Süßwasserkanals ist in der bisher völlig kulturlosen Wüste Wadi Tumeilat eine Möglichkeit zum Anbau geschaffen worden. Französische Arbeiter und Kolonisten bevölkern das Land; auch die Eingebornen, welche sich hier niederlassen, entziehen sich ebenso der einheimischen Gerichtsbarkeit. Die Gesellschaft hat unumschränkte Hoheitsrechte während des Baues und 99 Jahre nach Vollendung des Kanals; wie also, wenn derselbe gar nicht fertig würde? Die Unternehmer haben nun eigentlich gar keinen Grund, die Sache zu beeilen; Hr. v. Lesseps, ein Verwandter des Kaisers der Franzosen, ist nur dessen Werkzeug, und wenn Frankreich in einer oder der andern Weise den Isthmus in seine Hände bekommt, so ist der Zweck erreicht. Uebrigens behauptet man, daß die ungeheuern Anlage-Kapitalien sich kaum mit ¾ % verzinsen würden und die Einnahmen vielleicht kaum zureichen werden, um den Kanal vor fortwährend drohender Versandung zu schützen und schiffbar zu erhalten.

Nach kurzer Rast in dem comfortablen europäischen, aber mit orientalischer Pracht ausgerüsteten Hôtel zu Suez geht man an Bord des Odin, passirt die Linie und landet im Hafen von Massaua. In dem Dörfchen M'Kullu, nahe genug, um immer unter dem Schutze englischer Kanonen und doch hoch genug, um nicht allzu ungesund zu sein, bilden zwei ärmliche Strohhütten, ohne Fenster und sonstige Annehmlichkeiten, die Sommerresidenz der Herzogin. Die Frauen werden unter genügendem Schutz dort zurückgelassen, während die Männer ihrer Ungeduld und Wißbegierde weiter ins Land hinein folgen. Freilich ist die Lage der Zurückgebliebenen nicht ganz so beneidenswerth und idyllisch, als unter ähnlichen Verhältnissen etwa in einem romantischen Waldthale Thüringens, obwohl die Reize der afrikanischen Berglandschaft nichts zu wünschen übrig lassen, und besonders gehoben werden durch das unvergleichliche Farbenspiel, welches die Sonne der Tropen erzeugt. Die Nachtkonzerte der nahe heranschleichenden Schakals und Hyänen, gegen welche die wachsamen Hunde anschlagen und die Lagerwachen zuweilen feuern, die Schaaren von Insekten, welche aus den strohenen Wohnungen sich nicht verbannen lassen, der brennende Durst, den man nie voll befriedigen darf, sind eben keine Touristen-Annehmlichkeiten. Aber die muthigen deutschen Frauen zagen nicht; sie besuchen die Ruine von Andulis, welches im Munde der Eingeborenen noch wie bei den alten Griechen Andule heißt und einst eine bedeutende und weit berühmte Handelsstadt war, die den Verkehr Central-Afrika's mit den Kulturvölkern am Mittelmeer beherrschte; sie besteigen die waldigen Berge von Kreilat, die den Tiroler Alpen gleichen, und beschleunigen durch angenehme Beschäftigung mit Zeichnen und Skizziren den trägen Lauf der Zeit.

Die „Jäger" sind indessen westlich gezogen. Von nun an übernimmt Herzog Ernst die unverantwortliche Redaktion des Textes selbst, der alsbald von Waidmanns-Ausdrücken zu wimmeln beginnt, wie von Trichinen das Muskelfleisch einer kranken Sau. Siehe, geneigter Leser, im Fall Du solches nicht verstehst, darüber nach im Idiotismus venatorius, das ist „Revierförster Holster's auf richtiger kleiner Lehrprinz der Jägersprache, mit 50 dauerhaften Kupfern, bei Arnz in Düsseldorf."

Mit mannigfachen Schwierigkeiten kämpfend, geht der Zug bis an das Bett des Flusses Ain-Saba, dessen Namen die christlichen Eingebornen mit der Königin von Saba in Verbindung bringen, und der, wie so viele andere in dem heißen Lande, von einer Breite wie der Rhein bei Bonn, plötzlich spurlos im Sande verschwindet.

Keren ist das äußerste Reiseziel, doch verweilt man dort nur einige Stunden und kehrt noch an demselben Tage wieder in das alte Nachtquartier zurück. Es gelingt mit Hülfe eingeborner Jäger, auf dem Rückmarsch zwei Elephanten zu erlegen, sonst kommen noch eine Menge von Vierfüßlern, Vierhändern und Federwild, jedoch kein Löwe zum Schuß.

Am 22. April vereinigen sich die Jäger wieder mit ihren zurückgelassenen Frauen, und ein solennes Abschiedsmahl wird den englischen Offizieren und dem Pascha von Massaua gegeben, wobei freilich unzählige Heuschrecken, Grillen und Muskito's als ungebetene Gäste sich einstellen und die Freude sehr beeinträchtigen. — Alle Reisenden nehmen aus den afrikanischen Tropenregionen großartige Eindrücke mit nach Haus, die Meisten freilich ein ganz anderes Bild, als sie sich früher entworfen. Die Rückfahrt ist vom Wetter nicht begünstigt und die Patienten haben hart zu kämpfen. In Kairo erholen sie sich ein wenig, und nachdem die Frau Herzogin noch der ersten Frau des Vice-Königs in Alexandria einen Besuch abgestattet, wird auf der englischen Brigg „The Queen" die Heimfahrt angetreten.

Von den artistischen Beigaben haben namentlich die Photographien nicht Schärfe, Klarheit und einheitlichen Ton genug; besser sind die Chromolithographien und die beiden kleinen Reisekarten. Im Texte macht es sich eigenthümlich, daß in den ersten Kapiteln alles bei hohen und höchsten Herrschaften übliche Ceremoniell in sehr verschwenderischer, fast komisch-pathetischer Weise gebraucht wird, während es später ganz einfach heißt: „Ed. Leiningen, Herm. Hohenlohe und meine Wenigkeit." Wie schon erwähnt, ist der Jagdzug vom Herzog selbst, die übrige Reise von einem Andern beschrieben, aber obwohl man dies weiß, thut doch dieser Umstand der Wirkung des Ganzen einigen Eintrag. Aber diese kleinen Mängel sollen uns nicht hindern, dem Werke voll und freudig die Anerkennung zu zollen, welche es verdient. Der deutsche Herzog hat sich gerechten Anspruch auf unsere Dankbarkeit erworben, seine Afrika-Expedition war eine nationale That und wir haben aus seiner Darstellung ihn selbst zumeist und alle seine Reisegefährten, bis zu den abenteuer- und wanderlustigen deutschen Handwerksburschen herab, lieb gewonnen. Wir wiederholen, daß sein Werk die größere Anzahl der englischen Produktionen gleicher Art, welche uns die letzten sechs Monate gebracht, vollkommen aufwiegt.

Es bleibe uns noch übrig, einen Blick auf diese letztern zu werfen. Nachdem wir in einem frühern Artikel Knight's Diary of a Pedestrian bereits ausführlich besprochen, haben wir noch der Werke von Speke*), Smythe**), Reade***) und Eastwick†) zu erwähnen.

Bei Speke's vielbesprochenem Berichte prävaliren englische Ignoranz und Anmaßung. Der deutschen Forschungen wird nicht gedacht; sie werden nur an geeigneter Stelle ohne Angabe der Quellen benutzt. — Der Titel von Savage Africa schmeckt nach

*) Journal of the discovery of the Source of the Nile, by John Hanning Speke, Captain H. M. Indian Army, with map and portraits, and numerous illustrations chiefly from drawing, by Capt. Graul. Edinburg, Blackwood, Leipzig, L. Denicke.

**) Smythe (Mrs.), Ten Months in the Fidgi-Islands. With an introduction and an appendix by Col. W. J. Smythe, R. A. Hamburg, Oncken.

***) Savage Africa, being the Narrative of a Tour in aequatorian, south-western and north-western Africa. By W. Winwood Reade. London 1864. Leipzig, Denicke.

†) Eastwick, Journal of a Diplomate's three years Residence in Persia. 2 vols. London, Smith, Elder & Co. Leipzig, Denicke.

Münchhausen, das Buch nach gar nichts; die Expedition beschränkt sich auf unfruchtbare Küstenexplorationen. Die Bücher von Smythe und Gastwick sind dankenswerthe Erscheinungen. Col. Smythe war im Regierungsauftrage zu den Fidschi-Insulanern geschickt, seine Frau hat in Briefen nach der Heimat lebhafte Schilderungen der vorgefundenen Zustände entworfen, und aus diesen Briefen ist der vorliegende Band entstanden.

Es legt aber auch die Reiseliteratur Zeugniß von der Zersetzung englischer Zustände ab. Deutschlands maritimer Aufschwung wird hoffentlich die Ueberlegenheit Albions brechen:

Frisch auf, Deutschland, zur Sonne!

E. S. v. Mühlberg.

Frankreich.

Renan's Leben Jesu, die philosophische Kritik und das Publikum.

I.
Der französische Standpunkt in der Kontroverse der Zeit.

Die Nachhaltigkeit der Wirkung des Renan'schen Werkes läßt sich heut nicht voraus erkennen; für die zeitige Extensität der Wirkung haben wir einen klaren Maßstab an den vielfachen Auflagen, welche das Buch in den meisten Ländern Europas erfahren hat.

Wir Deutschen können uns nur schwer Rechenschaft geben von den Ursachen, welche in den romanischen Ländern die religiöse Strömung dirigiren; unsere Nachbarn — so muß es uns scheinen — nehmen erst ein halbes Jahrhundert später als wir Notiz von den gewaltigen philosophischen Geistern, die bei uns für die Betrachtung der Geschichte, der Religion und der Kirche neue Gesichtspunkte aufstellten. Bei uns werden diese Gesichtspunkte von einer großen Zahl der Gebildeten getheilt, von allen gekannt: bei den romanischen Völkern ist nur ein kleiner Kreis der Fachmänner gefolgt, aber in diesem Kreise haben sich die Wandlungen mit eiserner Konsequenz vollzogen, und nun, da Einer aus dem Kreise heraustritt auf den Markt, da erzählt er einfach, was er denkt — einfach, ohne Beweis — und immer größer werden die Schaaren, die hören wollen.

Das ist nach unserer Meinung charakteristisch für die Eigenthümlichkeit des Werkes und des Publikums, daß nirgends in eine kritische Prüfung der Quellen eingetreten und nirgends ein Beweis dafür geliefert oder auch nur versucht wird, daß die Darstellungsweise des Verfassers die richtige ist. Wir kennen nur eine einzige Stelle, in welcher man eine Beweisführung finden könnte: „Keines der Wunder, von denen die alten Geschichten voll sind, hat sich unter wissenschaftlich zulässigen Bedingungen begeben. Eine Beobachtung, welcher noch nie widersprochen worden ist, ist die, daß Wunder nur in den Zeiten und Ländern geschehen, wo man an Wunder glaubt und in Gegenwart von Personen, die zu diesem Glauben aufgelegt sind. Kein Wunder hat sich bisher gezeigt vor einer Versammlung von Menschen, welche geistig befähigt sind, den wunderbaren Charakter eines Faktums zu konstatiren. Weder Personen aus dem Volke, noch Weltleute sind dazu kompetent. Es bedarf großer Vorsicht und einer langjährigen Gewohnheit wissenschaftlicher Untersuchung dazu!" Diese wenigen Zeilen, welche den historischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Standpunkt des Verfassers bezeichnen, sprechen ein Anathema über die Bildung desjenigen aus, der an Wunder glaubt. Renan spricht nur zu denen, die nach seinen Begriffen nüchtern sind; diesen erzählt er, wie es wohl mit der Lebensgeschichte Jesu gewesen sein möge; ungefähr, denn die genaue Wahrheit ist nicht zu ermitteln: „Wer dafür hält, Geschichte bestehe in der bloßen Wiedergabe der Dokumente, welche auf uns gekommen sind, den bitte ich zu bedenken, daß dies bei einem solchen Gegenstande nicht gut thunlich ist. Die vier Hauptdokumente stehen mit einander in offenem Widerspruch; man muß wählen." Wer sein Werk liest und seinen Worten glaubt, der mag es thun, gut; wer z. B. an Wunder glaubt, der legt das Buch bald fort, er muß es langweilig finden und kann vielleicht einer großen Entrüstung sich nicht erwehren, daß der Inhalt eines zweitausendjährigen Glaubens in so naiver Weise als völlig unhaltbar dargestellt wird. Aber er kann nicht sagen, daß irgendwo ein Versuch gemacht wird, durch langathmige naturwissenschaftliche Erörterungen oder philosophische Deduktionen Schritt für Schritt Terrain zu gewinnen.

Wäre das Buch in Deutschland zuerst erschienen, so hätte es wegen der Schönheit der Darstellungsweise und wegen der Konsequenz in der rein menschlichen Auffassung Christi gewiß einen großen Leserkreis gefunden, aber es ist ebenso gewiß, daß es nicht epochemachend gewesen wäre. Die Geistlichkeit hätte es auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, aber es wäre ihr nicht eingekommen, Anti-Renan's und in großer Zahl zu schreiben. Denn um einen Gegner zu widerlegen, muß man einzelne Gründe des Gegners aufsuchen können; Strauß prüfte einzeln, Schritt für Schritt, die Angaben der Evangelien — darauf ließ sich Schritt für Schritt antworten; Lessing selbst in seinem Nathan läßt den weisen Richter und den Nathan hinterher Gründe anführen, „denn gründen sich nicht alle auf Ueberlieferung ꝛc.?" Diese Gründe ließen sich prüfen. Wenn aber Jemand sagt: „Kein vernünftiger Mensch glaubt an Wunder, folglich ist Alles, was von den Wundern Christi, seiner göttlichen Abstammung und seiner Himmelfahrt erzählt wird, bloße Phantasiedarstellung!" — nun so erklärt man ihn einfach für einen Ketzer, aber man widerlegt ihn nicht. So denken wir in Deutschland!

In Frankreich hingegen ist es anders: die naive Darstellung hat dem Anschein nach für die dortigen Leser Ueberzeugendes genug. Das kann nur zweierlei Ursachen haben: entweder ist die religiöse Frage, um welche es sich handelt, so allseitig diskutirt, daß die Elemente zu den letzten Schlüssen überall vorhanden sind, und diese letzten Schlüsse nur einfach ausgesprochen zu werden brauchen, um allgemeine Zustimmung zu finden, oder die außerordentliche Cultur hat eine solche Richtung, daß gerade diese religiöse Anschauung sich ihr anpaßt: wer sie in ansprechender Weise erklärt, hat ohne weiteres Zuthun Alle für sich. Wir stehen nicht an, für den bei weitem größten Theil der Renan'schen Anhänger in Frankreich die zweite Alternative zutreffend zu finden; es ist dort heut die Gesammtstimmung eine ähnliche, wie im vorletzten Decennium bei uns in Deutschland; der Materialismus lag damals bei uns in der Luft: je konsequenter ein Autor ihn durchführte, um deste mehr konnte er gewiß sein, daß er gefiel, der Menge, wie den denkenden Köpfen.

Der Kampf gegen den Materialismus ging in Deutschland damals gleichzeitig von drei Lagern aus: dem kirchlichen, dem philosophischen und dem naturwissenschaftlichen. Die Kirche fand

die Ursache des Uebels in dem Mangel an Concentration des Gemüths und in dem wissenschaftlichen Dilettantismus; sie erließ die Schulregulative in Preußen und vermehrte das Aufsichtsrecht der Geistlichkeit über den Unterricht in Oesterreich (Concordat). Die philosophische Partei — und zu ihr gehören, Dank dem Einflusse und der Nachwirkung Hegels, fast alle Gebildeten, auch diejenigen, die heut sehr geringschätzig von Hegel sprechen — hatte zunächst ein ästhetisches Bedenken: der Materialismus erschien oft sehr häßlich; dann aber ein moralisches: so edel einzelne Vertreter der herrschenden Richtung waren, die Jünger und ihr Anhang steuerten fast ausschließlich nach dem Egoismus. Unter den Naturforschern erhoben sich Männer ersten Ranges, die man nicht wohl „der doppelten Buchführung" beschuldigen konnte, erinnerten an das kleine Maß unseres positiven Wissens und machten darauf aufmerksam, daß die Materialisten ebenso Dogmen aufstellten und diese ebenso intolerant verfochten, wie die Orthodoxen aller Religionen. Der Materialismus verlor allmählich den Boden, und geläuterte, maßvolle Ansichten brechen sich gegenwärtig überall Bahn.

In Frankreich ist Seitens der Naturforscher eine Streitschrift gegen Renan nicht zu erwarten gewesen; der Inhalt seines Werkes bietet der Naturwissenschaft kein Angriffs-Objekt. Diejenigen Forscher, welche dort den naturwissenschaftlichen Materialismus bekämpfen — und wir haben bei der Besprechung der Entdeckungen Pasteur's und der Darwin'schen Hypothese über geistvolle Darlegungen referiren können — wenden sich naturgemäß gegen Darwin. Aus dem kirchlichen und philosophischen Lager hingegen wurde der Kampf sehr eifrig aufgenommen. Die Kirche erinnerte in zahlreichen kleinen Schriften (von denen mehrere auch ins Deutsche übertragen worden sind) an die tausendfachen Zeugen von Christi Leiden und Wundern, an die Zuverlässigkeit der Evangelien, deren Glaubwürdigkeit seit achtzehnhundert Jahren nur der Leichtsinn anzugreifen gewagt habe; zu diesen Leichtsinnigen gehöre auch Renan; aber auch ihm werde die wahre Erkenntniß noch kommen, durch Gnade oder durch Züchtigung (je nach der milden oder strengen Gesinnung des Verfassers). Diese Schriften wenden sich an die Gläubigen wie Renan's Werk an die Ungläubigen; jene sind in ihrer Darstellung naiv wie dieses; auch sie feuern ihre Leser an, ohne indeß extensiv Propaganda zu machen.

Anders ist es mit der philosophischen Partei, so weit sie Renan bekämpft. Sie läßt den antidogmatischen und damit zugleich den kirchlichen Theil der Renan'schen Schrift völlig bei Seite; sie sucht als den Ausgangspunkt seiner Anschauungen den Gottesglauben Renan's zu erkennen. Die Gottesidee Renan's, behauptet sie, sei nicht konstant; in seinen früheren Schriften*) sei er Kantianer und thue eigentlich nichts Anderes, als daß er die Hauptresultate der „Kritik der reinen Vernunft," in künstlerische Form gebracht, vertrage. Aber während Kant trotz der negativen Ergebnisse der „Kritik der reinen Vernunft" den Glauben an Gott und an eine ewige Weltordnung als unabweisliche Annahme der praktischen Vernunft hinstelle, bleibe Renan in der Negative. Nur spreche er diese Negation nicht offen aus, vielmehr verhülle er sie, indem er mit seiner negativen Doktrin in ganz wunderbarem Kontrast ein ganz ungewöhnlich tiefes religiöses Gefühl verbinde. Man wolle nicht untersuchen, ob dieses so prononcirte religiöse Gefühl ein aufrichtiges sei; man wolle das nicht bezweifeln, aber man mache eine wunderbare Entdeckung, wenn man den Charakter dieses Gefühls untersuche. An vielen Stellen nämlich mache das Buch den Eindruck, daß Renan für alle religiösen Ideen die tiefste Devotion empfinde; Niemand scheine tiefer durchdrungen von der Heiligkeit alles Göttlichen, als er, Niemand drücke diese Heiligkeit mit so schönen Worten aus. Indeß stamme diese religiöse Darstellung nicht aus religiösem Glauben, vielmehr bleibe es in diesem Punkte bei der reinen Negation; aber wie Kant als Ergänzung des Kritikers den tief sittlichen, moralisch-praktischen Mann folgen lasse, so erscheine plötzlich bei Renan nach dem Kritiker der begeisterte Künstler! Die tiefe Erfassung des Göttlichen, von dem das Buch durchdrungen scheint, sei Nichts weiter als eine von den Formen, welche die Liebe zur Kunst eingebe. Das Schöne, das sei sein Cultus, sein Glaube, sein Gott! Er habe eine neue Art des Dilettantismus erfunden: den religiösen; aber diesen Dilettantismus treibe er mit einer Leidenschaft, einer Intelligenz und einem Geschmack, der wie ein Zauber die Negation seines Inhaltes verdecke und eine Poesie über seine Darstellung verbreite, die das Gemüth bewältige und den Zweifel gar nicht zu Worte kommen lasse.

In den späteren Schriften Renan's*) zeige sich eine Wandelung: Renan habe sich Hegel zugewandt; der Gottesbegriff sei durch beständige Abstraktion so abstrakt geworden, daß er nicht mehr faßbar sei. Aber aus welcher Quelle entspringe dieser abstrakte Begriff? Die Erfahrung und die Spekulation, sage Renan, kann den Menschen nie zur Erkenntniß Gottes führen; es bleibt nur ein Weg übrig, den die Mystiker von jeher gewandelt: das Gefühl, und Renan, der sonst vollendeter Skeptiker sei, spreche wie ein Mystiker: „Wenn die Menschheit nur intelligent wäre, so könnte sie nur atheistisch sein. Gott ist das Produkt des Gemüths, nicht des Wissens und der Metaphysik. Nicht die Vernunft erkennt ihn, sondern das Gefühl!" Allein diese Anschauung werde nicht festgehalten, sie bilde nur einen Hintergrund, von dem sich der Begriff des absoluten, die Summe alles Hohen umfassenden, aber doch nur abstrakten Gottes desto schärfer abhebe. Von diesem Gotte Renan's sei denn nun freilich ein Eingreifen in den Gang der Ereignisse nicht zu erwarten, weil er nichts Anderes sei als eine höhere Form unserer Ideen, eine reine Idee. Die religiöse Kritik könne daher nach Renan keinen anderen Zweck haben, als die Erklärung des Weges, auf welchem die Religionen durch die Arbeit der menschlichen Fähigkeiten allein sich gebildet haben, wie allein die verschiedenen äußeren Verhältnisse nicht nur die Culte, sondern auch die Gottesbegriffe bestimmt hätten.

An diese Anschauungen müsse man denken, wenn man das letzte Werk Renan's, das Leben Jesu, richtig beurtheilen wolle. Man könne dann von diesem letzten Werke auch nicht überrascht sein; es sei nicht plötzlich außer allem Zusammenhange als etwas Neues entstanden, es sei vielmehr das ganz natürliche Endergebniß der langen Geistesarbeit, die sich seit 50 Jahren in Deutschland, seit etwa 20 Jahren in Frankreich vollzogen habe, in Deutschland durch Anregung der Philosophen, in Frankreich durch Anregung der Untersuchungen von Strauß über das Leben Jesu.

Die philosophischen Gegner Renan's sind daher, wie man sieht, weit entfernt, ihn des Materialismus zu beschuldigen: er ist ihnen ein Vertreter der „kritischen Schule," welche sie freilich energisch bekämpfen. Die Energie konzentrirt sich begreiflicherweise gegen Renan's letztes Werk, weil dieses sich an das große

*) Études d'histoire religieuse.

*) Avenir de la métaphysique.

Publikum wendet und nicht mehr, wie die früheren, an die Fachmänner, und weil mit der Abnahme der selbständigen Denkfähigkeit des Lesers die Gefahr wächst.

Schweiz.

Galiffe's neue Beiträge zur Geschichte der Reformation in Genf.

I.

Calvin's Verfolgung des Bürgers Pierre Ameaux.
1546.

Wir haben schon im vorigen Jahrgang dieser Blätter*) auf die Verdienste aufmerksam gemacht, welche sich die beiden Galiffe, Vater und Sohn, um eine gründlichere Kenntniß der Genfer Geschichte und vornehmlich des Reformations-Zeitalters, oder, um den Kern dieser Verdienste genauer zu bestimmen, um die Einführung eines ernsteren Studiums der Quellen erworben haben. In den Materialien zur Geschichte Genfs und dem umfangreichen Werke Notices généalogiques des ältern Galiffe, sowie in den historischen Beiträgen des jüngern, des gegenwärtigen Professors der Nationalgeschichte an der Genfer Akademie, ist ein kritisch gesichteter Stoff angesammelt, der früher theils noch völlig unbekannt war, theils sich die allerwillkürlichste Behandlung seitens der Bearbeiter der Genfer Geschichte gefallen lassen mußte. Die meisten frühern Autoren, die sich mit der Reformationsgeschichte beschäftigten, sind in ihrer Darstellung der damaligen Zustände, sowie der unmittelbar vorhergehenden Periode Bonivard und den übrigen Parteimännern des 16ten Jahrhunderts gefolgt. Erst die beiden Galiffe sind zu den Urquellen, den offiziellen Staats- und Rathsregistern, sowie den Konsistorial-Protokollen, hinabgestiegen, um ein gänzlich neues Licht über jene bis dahin so oberflächlich und einseitig behandelten Zeiten zu verbreiten. Mit vollem Recht durfte der jüngere Galiffe von den Resultaten seiner Forschungen mit Menander sagen: „venit veritas in lucem interdum non quaesita," denn die der traditionell-dogmatischen Richtung folgenden Geschichtsschreiber waren zuerst nicht wenig überrascht, jenen Zeitraum, den sie als den Glanzpunkt der Genfer Geschichte zu feiern gewohnt waren, nun zum nicht geringen Theil seines Nimbus entkleidet, und ihren Heros Calvin, den sie als den unmittelbaren Mann Gottes auf den Altar erhoben hatten, nicht nur als gewöhnlichen Sterblichen, sondern sogar mit Schwächen und Mängeln des Charakters behaftet zu sehen, welche kaum von den großartigen und unantastbaren Geistesgaben dieses Mannes aufgewogen werden können. Denn bei einem Reformator, dessen Mission doch wesentlich eine sittliche sein soll, werden wir stets und vor allen Dingen nach seinen humanen Eigenschaften fragen, und wo diese fehlen, oder durch Herrschsucht, geistigen Hochmuth, Unversöhnlichkeit, Rachsucht, Härte und Grausamkeit überall beschränkt und verdunkelt erscheinen, uns unmöglich mit unerschütterlicher Willenskraft, starrer Consequenz, glänzendem Verstand, Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu befriedigen vermögen.

Die Ergebnisse der Galiffeschen Forschungen sind nicht nur ein wissenschaftlicher, sondern ein praktisch-sittlicher Gewinn. Dieser wiegt um so schwerer, als die überfrommen Kreise Genfs seit der Restauration bis auf diesen Tag die größten Anstrengungen gemacht haben, im Gegensatz zu der mehr rationellen, wenn auch etwas bureaukratischen, vom Zopfthum ihrer Zeit nicht freien Richtung der Genfer Geistlichkeit des vorigen Jahrhunderts eine Umkehr zu dem streng dogmatischen Urcalvinismus, den man durch die organisatorische Praxis des englischen Methodismus zu unterstützen suchte, anzustreben und damit auf kirchlichem, wie politischem und gesellschaftlichem Gebiet die Bahn einer Reaktion zu betreten, deren nachtheilige Folgen nicht ausgeblieben sind, indem sie dem Materialismus, wie dem politisch-radikalen Nihilismus als natürlichem Gegensatz die Thore geöffnet, das soziale Leben überhaupt unterwühlt hat. Die grünen Tische, welche sich im Anschluß an den, seiner Zeit vielgenannten, jetzt endlich geschlossenen Cercle des Etrangers im Faubourg St. Gervais etablirt hatten, und das Genfer Konventikelwesen mit seiner Heuchelei und Scheinheiligkeit ergänzten sich nicht übel als die extremen Gegensätze desselben Abfalls von wahrer Vernunft und Sittlichkeit. Jeder Kultus will seine Götter und Heroen haben; die geistlichen Schriftsteller der angedeuteten Richtung waren bemüht gewesen, Calvin zu dieser hohen Stellung zu erheben. Man hatte ihn so lange mit Weihrauch umräuchert, so lange mit buntem Flitterstaat schönrednerischer Ausschmückung und einer conventionell gewordenen Tradition umhangen, daß die historische Gestalt des Reformators zuletzt völlig unkenntlich geworden, ja verloren gegangen war. Daß endlich ein solches Gebahren in Genf selbst, wo — außer auf politischem Parteigebiet — die Kritik sich nicht sehr muthig zeigt und gewöhnlich sehr leisetreterisch und mit Sammtpfötchen einherschreitet, eine energische Polemik, wie sie Galiffe übt, hervorrief — schon das verdient, abgesehen von dem der Wissenschaft geleisteten Dienst, volle Anerkennung. Unser Historiker hat die Axt an die Wurzel des Uebels gelegt.

Herr J. B. G. Galiffe hat seiner von uns im vorigen Jahrgang besprochenen Schrift kürzlich eine neue folgen lassen. Sie führt den Titel: „Nouvelles pages d'histoire exacte, sur le procès de Pierre Ameaux et ses incidents 1546. Suivi de nouveaux éclaircissements sur l'état des partis politiques et religieux sous Calvin etc. etc."*) Der Verfasser sagt Seite 110: „Es paradox diese Behauptung auch erscheinen könnte, so sind wir doch der Meinung, daß Calvin, wie es der Fall mit allen großen Männern ist, nur dabei gewinnen könnte, wenn er endlich in seinem wahren Licht dargestellt wird, mit seinen Fehlern, wie mit seinen guten Eigenschaften, mit seinen Ausschreitungen, wie mit seinen ruhmvollsten Werken: denn nur der ist wahrhaft groß nicht nur in der vorgefaßten Meinung einer Partei, sondern in den Augen Aller, von dem man Alles sagen kann, ohne daß er aufhört groß zu sein; während der gesunde Menschenverstand und die Billigkeit immer gegen solche Berühmtheiten ein Mißtrauen empfinden werden, welche ihre Apologisten nur dadurch fest begründen zu können glauben, daß sie Alles, was jene verdunkeln könnte, ohne Grund verleumden."

Diese Sache wird gewiß jeder, der den Maßstab der Sittlichkeit an die Geschichte zu legen gewohnt ist, von ganzem Herzen unterschreiben; allein die Apologisten Calvin's werden freilich der Meinung sein, daß Galiffe dem Zweck, auch ihrem Idol durch eine Rehabilitation der objektiven historischen Wahrheit zu nützen, „für wahr auf gar besondere Weise dient." Denn auch das vorliegende Werk gleicht einer vollkommenen Anklageschrift und die Gegner möchten es ohne weiteres gern als Parteipamphlet verurtheilen,

*) Vergl. „Zwei Hochverrathsprozesse unter Calvin" in Nr. 7 des „Magazin" von 1863.

*) Genève, 1863.

wenn sie nur die Quellen widerlegen könnten! Das ist freilich so wenig geschehen, wie bei Galiffe's frühern historischen Arbeiten. Die calvinistischen Schriftsteller haben sie wohl zu verdächtigen gesucht, allein wir kennen nicht eine einzige gründliche oder haltbare Widerlegung; im Gegentheil, selbst Hr. Merle d'Aubigné, um von andern zu schweigen, citirt die beiden Galiffe in seinem neuesten Werk über die Geschichte der Reformation in Genf und Frankreich häufig, natürlich soweit solche Citationen seinen Zwecken dienen können. Allein schon dieses Zeugniß eines der geachtetsten unter den calvinistischen Autoren dürfte genügen, die Verdächtigungen der kleinen Kalefschmiede zum Schweigen zu bringen. Die Quellen unseres Historikers sind, um dies noch einmal zu wiederholen, hauptsächlich die Staatsregister, von denen er eine von seinem Vater selbst verfertigte, mehr als 40 starke Quart-Bände umfassende Abschrift besitzt, welche bei der Schwierigkeit, viele dieser vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1547 gehenden Protokolle zu entziffern, eine wahre Riesenarbeit genannt zu werden verdient — das glänzendste Zeugniß für den ausdauernden Fleiß und Sammlereifer des ältern Galiffe.

Auch in den Nouvelles pages bietet, wie in den Quelques pages d'histoire exacte, die Beleuchtung der Genfer Justiz- und Parteiverhältnisse unter den Einflüssen Calvins das Hauptinteresse. Wir erhalten hier zunächst wieder die aktenmäßige Darstellung eines politischen Prozesses, der zwar nicht, wie so viele andere, auf dem Schaffot sein blutiges Ende findet, der aber, als erster Versuch Calvins nach seiner Rückkehr im Jahr 1541, seine Macht der Nationalpartei und den Genfer Behörden gegenüber zu erproben, eine ganz eigenthümliche Bedeutung erhält. Die Zeit des Dramas fällt in das Jahr 1546, also ein Jahr vor dem Perrinischen Prozeß, den Galiffe in seinem letzten, von uns besprochenen Buche zum Gegenstand der interessantesten Untersuchungen gemacht hatte. Ueber das Opfer dieses ersten calvinistischen Experiments, Pierre Ameaux, Staatsrath, Generalkapitain und Gouverneur des munitions de guerre de la république, werden wir sogleich einiges Nähere erfahren, wollen jedoch zuvor noch Einiges aus Galiffes Betrachtungen zum Verständniß der allgemeinen Lage der Dinge und des Standpunkts des Verfassers vorausschicken.

Dieser Prozeß, sagt unser Gewährsmann, so unbedeutend bei seinem Beginn, nimmt nach und nach immer größere Ausdehnung an, indem er eine Menge unvorhergesehener Zwischenfälle erzeugt. Man findet hier über die religiösen, politischen, sozialen und Rechtszustände der Zeit eine Masse von Nachrichten, welche man anderwärts, als in den bisher unveröffentlichten Materialien, vergebens suchen würde. Hier lernt man das Räderwerk dieser auf Angeberei, selbst unter Verwandten und Freunden, begründeten geheimen Polizei kennen, mittelst deren Calvin nicht allein von den Thaten, Handlungen und Worten, sondern selbst den Gedanken und Meinungen aller Einwohner von Genf, selbst der momentan abwesenden, unterrichtet war. In einer Note führt Galiffe dann eine Reihe solcher Beispiele von Angebereien an. So mußte 1545 eine minderjährige Tochter gegen ihren Vater zeugen, „weil sie ihren himmlischen Vater mehr fürchten müsse, als ihren irdischen." Es gab förmlich angestellte und bezahlte Spione, so ein gewisser Bombrille; der Prozeß gegen Ami Perrin und Maigret liefert andere Beispiele. Angebereien zwischen Brüdern, Gatten, Freunden, Amtsgenossen waren an der Tagesordnung.

Auch wird man, fährt der Verfasser fort, mit Spannung die Haltung des großen Reformators, der bekanntlich ebenso großen Ruf als Rechtskundiger wie als Theolog genießt, in einem Prozeß verfolgen, wo die einfachsten Rechtsbegriffe, die Genfer Verfassung und Edikte, welche er selbst derselben hatte hinzufügen lassen, wiederholt verletzt und mit einer Rücksichtslosigkeit mit Füßen getreten wurden, von welcher man nur unter diesem Regime ein Beispiel finden kann. Allein die historische Wichtigkeit der gegen Ameaux gerichteten Verfolgungen liegt hauptsächlich in der Thatsache, daß sie seit Calvins Rückkehr von Straßburg den ersten offenen Angriff der calvinistischen Partei gegen die Nationalpartei konstituiren, welcher Angriff selbst der Wiederherstellung dieser letztern, 1540 unterdrückten Partei vorhergeht, wenn er nicht wohl gar die hauptsächlichste Ursache derselben war. Denn seit dem Sieg der Guillermins (der Anhänger Guillaume Farels und Calvins, d. h. der französischen Reform im Gegensatz zu dem lutherischen Protestantismus, wie er zuerst unter dem Einflusse des Bündnisses mit Bern in Genf Eingang gefunden hatte), welchem die Rückberufung Calvins nach Genf folgte, würde man vergebens die geringste Spur einer ernsten, übereinstimmenden Opposition gegen die Absichten des Reformators suchen, selbst unter denjenigen, welche sich später als seine erklärtesten Feinde zeigten. Der General-Kapitän Ami Perrin, an welchen die Reihe erst im folgenden Jahr kommen sollte, war ihm noch vollkommen ergeben und noch im Jahr 1546 höchst nützlich. Die Gebrüder Berthelier (die Söhne des frühern Freiheitsmärtyrers), ganz ihren Geschäften gewidmet, hatten die Rolle, welche sie später spielen sollten, noch nicht ahnen können. Der ältere, Philibert, war selbst 1541 in Frankreich wegen seiner Religion verfolgt, und der Rath beschloß, sich seiner mit allen Kräften anzunehmen. Auch die übrigen Opfer der spätern Verfolgungen im Jahr 1555 verhielten sich damals noch ruhig. Die vom calvinistischen System untrennbaren strengen Maßregeln waren nur gegen schutzlose Fremde oder einzelnstehende, bedeutungslose Eingeborene gerichtet.

Das Alles erklärt vielleicht die Wahl des Hauptopfers von 1546. Es wäre gefährlich gewesen, dies aus einer mächtigen Familie zu nehmen; und doch mußte es hervorragend genug sein, um wirksam zu diesem Einschüchterungssystem beizutragen, welches die ganze Richtung Calvins charakterisirt. Pierre Ameaux gehörte jener Kleinbürgerklasse an, welche durch die gezwungene Auswanderung der Katholiken, den Rücktritt der alten „Eidgenossen"*) und die neuliche Verbannung der Partei der Independenten ans Ruder gekommen war. 1530 in den Rath der Zweihundert, 1533 in den der Sechzig und 1535 in den Staatsrath eingetreten, war Ameaux von der Partei, welche die französische Reformation zurückwies, in diesen letztern nicht wiedergewählt worden; er stand selbst auf kaltem Fuß mit der Regierung von 1539. Daß die Guillermins und die Calvinisten ihn für Einen der Ihrigen hielten, wird durch den Umstand noch mehr erwiesen, daß sie ihn im Jahr der Rückkehr Calvins (1541) wieder in den Rath der Zweihundert und den der Sechzig eintreten ließen. Bei den Wahlen von 1545 gelangte er auch wieder in den Staatsrath, welcher ihn mit den sehr wichtigen Funktionen eines Capitaine des artilleries et Gouverneur des munitions de guerre de la ville betraute. Seine bürgerliche Stellung stand kaum im Verhältniß zu den hohen politischen Würden, welche er bekleidete; er trieb, wie auch sein Vater, das Geschäft eines Cartier, d. h. er verfertigte Spielkarten, Kegel, Würfel und andere Spiel-

*) Eydguenots; so nannte man bekanntlich die Gründer der Unabhängigkeit Genfs von Savoyen und des Bündnisses mit Freiburg, Bern und den Schweizern überhaupt. Aus dem Wort soll später die Bezeichnung der französischen Protestanten, Huguenots, entstanden sein.

werkzeuge, und hielt diese Gegenstände in einem Laden feil. Außerdem hatte er das Unglück, eine leichtfertige Frau zu besitzen, deren Ausschweifungen und Thorheiten den Schein des Lächerlichen auf ihn werfen mußten. Nimmt man noch hinzu, daß Ameaux sich niemals zu den Staatsgeschäften vordrängte, so liegt die Vermuthung nahe, daß die calvinistische Partei jedenfalls einige Verdienste an ihm finden mußte, wenn hauptsächlich sie ihn zu allen jenen Aemtern berief. Vergebens würde man auch in den Urkunden der Zeit irgend einen Umstand suchen, der seinen Ruf als guter Genfer und Protestant beeinträchtigen könnte. Um so auffallender muß es erscheinen, wenn wir diesen Mann plötzlich in offener Feindschaft mit dem Reformator sehen. Auch würde diese Thatsache, wie so manche andere ähnliche, unerklärlich bleiben, wenn wir nicht die kleinsten Umstände der frühern Beziehungen der Gegner genau untersuchen wollten. Die calvinistischen Historiker haben den ersten Grund der Zwietracht in dem skandalösen Prozeß der Gattin Ameaux's zu finden geglaubt, den sie nach ihrer Art zustutzten. Der Groll des beleidigten Gatten gegen Calvin findet allerdings dadurch seine genügende Erklärung; allein die sonderbare Rolle des letztern wird in andern, frühern Umständen zu suchen sein, wobei zu bedenken bleibt, daß selbst viele Panegyristen Calvins die Neigung desselben zum Nachtragen nicht blos für erlittene Beleidigungen, sondern selbst für kleine, oft ganz absichtslose Widerwärtigkeiten nicht in Abrede stellen.

Mit diesen fast wörtlich übertragenen Betrachtungen leitet unser Verfasser seine Geschichte des Ameaux'schen Prozesses ein. Ueber seine Quellen, die Protokolle des Konsistoriums und des Raths, fügt er noch hinzu: „Die den Absichten derjenigen, welche diese Register geführt haben, entgegen stehenden Wahrheiten treten dort so klar hervor, daß wir, wenn wir die Sache Ameaux einfach plaidiren wollten, es nicht besser zu thun wüßten, als durch buchstäbliches Abschreiben der Stellen, in denen sie enthalten sind."

England.

Zur zweiten Auflage der Biographie Goethe's von Lewes.

II.

Goethe's wissenschaftliche Leistungen.

In der vorliegenden neuen Bearbeitung seines Werkes beschäftigt sich Lewes noch eingehender mit Goethe's wissenschaftlichen Arbeiten, als in der ersten Auflage. In Bezug auf die von den Newtonianern heftig bekämpfte und zurückgewiesene, wenn auch nicht in gleichem Maße widerlegte Farbenlehre sucht er Goethe's Verdienste, trotz der falschen Basis seiner Theorie, zur richtigen Würdigung zu bringen und Goethe's bittere Polemik gegen seine Widersacher theils durch das Gefühl der eigenen Schwäche, theils durch die Aufnahme seiner anderen, wirklich verdienstvollen naturwissenschaftlichen Arbeiten zu erklären. Die französische Akademie, von der er einen Bericht über sein Werk verlangte, versagte ihm diese Ehre; Cuvier erklärte verächtlich, daß ein solches Werk nicht dazu angethan sei, eine Akademie zu beschäftigen, Delambre antwortete auf alle Bitten mit der Phrase: „Des observations, des expériences, et surtout ne commençons pas par attaquer Newton." Als ob die Erhaltung von Newton's Ruhm wichtiger wäre, als die Wahrheit selbst!

Lewes führt beide Theorien auf ihre Grundzüge zurück und findet die Streitfrage einfach in dem Satz: Welche von beiden Lehren giebt die vollste, klarste Erklärung der Beobachtungen?

Licht und Farben sind, gleich Schall und Tönen, entweder als objektive, gewissen äußeren Bedingungen unterworfene Phänomene oder als subjektive, von gewissen Sinnes-Wahrnehmungen abhängige Erscheinungen anzusehen. Wir müssen daher, ehe wir fragen: Was ist Licht oder Schall? feststellen, ob wir die objektive Thatsache oder die subjektive Empfindung meinen.

Jedermann weiß nun, daß außerhalb des empfänglichen Organismus die objektiven Phänomene des Lichts und Schalls existiren, wenngleich nicht als das Licht und der Schall, die wir durch unsere Sinne kennen. Da wir sie aber nur mit ihrer Hülfe erkennen können, so scheint es außerordentlich philosophisch, auf dem Studium der sinnlichen Empfindungen selbst unsere Forschungen zu beginnen. Dies hat nun Goethe gethan; er entwickelt die Gesetze physiologischer Farben, die Modifikationen der Netzhaut, und seine außerordentlichen Verdienste in dieser Richtung sind von Physiologen bereitwillig anerkannt worden. Wir lernen jedoch auf diese Weise nie die äußeren Bedingungen der Erscheinungen kennen und müssen daher in objektiven Thatsachen die möglichst beste Erklärung suchen. Da Schall und Licht die Wirkungen gewisser Schwingungen eines elastischen Mediums sind, so müssen akustische und optische Erscheinungen auch zu berechnen sein und hier liegt der Schlüssel zu Goethe's Irrthümern. Er, der seiner ganzen Geistesrichtung nach nur das concrete Phänomen erfassen und sich nicht in Abstraktionen verlieren wollte, verschmähte hartnäckig die Anwendung der von ihm verachteten Mathematik. Während ihn subjektive Beobachtungen zu dem Glauben verleiteten, daß Töne aus der Zusammenwirkung von Schall und Stille und Farben aus Licht und Finsterniß entständen, die je nach der überwiegenden Einwirkung des einen Faktors entweder hoch oder tief, hell oder dunkel würden, läßt sich die entgegengesetzte Annahme der verschiedenen Strahlen von ungleicher Brechung nicht nur durch prismatische Zerlegung und Wiederherstellung, sondern auch durch das von Snellius entdeckte Gesetz der Refraktion beweisen. Der daraus folgende Schluß, daß das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels zwar für jede Farbe konstant, aber für die verschiedenen Farben des Spektrums wechselnd ist, bringt die ganze Frage ins Gebiet der Mathematik; die Phänomene sind nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ, also meßbar. Wollten wir nun selbst die Richtigkeit der Goethe'schen Theorie zugeben, so sind doch seine Beobachtungen nicht berechenbar, und gerade die Genauigkeit und Ausdehnung, mit denen in neueren optischen Werken die Berechnungen geführt werden, geben an sich schon Grund genug, eine Theorie vorzuziehen, bei der solche möglich sind. Denn Copernikus sagt tiefsinnig: Es ist durchaus nicht wichtig, ob eine Hypothese wahr sei oder auch nur wahr erscheine; es genügt, wenn sie Berechnung mit Beobachtung in Einklang bringt. Trotz alledem ist Goethe's Arbeit für Künstler und Physiologen von unberechenbarem Werth, und selbst Physiker müssen gestehen, daß bei allen Irrthümern der Theorie und Unvollkommenheiten der Methode doch die Fülle und Systematisirung der Beobachtungen und ihre geistreichen Erklärungen aufrichtige Hochachtung verdienen.

In Bezug auf den Werth Goethe'scher Arbeiten auf dem Gebiete der Naturgeschichte, für die seine, durch Naturanlagen und Erziehung gebildete Geistesrichtung ihn besser befähigte, kann der Biograph, wie er in seiner zweiten Auflage sagt, das Zeugniß mancher Autorität sparen, da Goethe's Stellung zur Wissenschaft täglich mehr und mehr anerkannt wird.

Was Goethe's Ansprüche auf die Entdeckung des Zwischenknochens im menschlichen Unterkiefer betrifft, so hat sich

Lewes vielfach mit der Frage beschäftigt und eine Beobachtung gemacht, die, je nach den herrschenden Ansichten über solches Eigenthumsrecht, von größerer oder geringerer Wichtigkeit ist. Es ist vor Allem die Frage, ob das Aussprechen der bloßen Idee ohne alle Detaillirung Jemandem die Priorität einer Entdeckung sichert oder ob, nach dem Worte Owen's, der wahre Entdecker erst derjenige ist, der eine Theorie so einführt, daß sie allgemein anerkannt und aufgenommen wird. Wer sich also einer vernachlässigten oder zurückgewiesenen Lehre annimmt, sie nach allen Seiten hin beleuchtet und die Gründe darlegt, die zu ihrer stillschweigenden oder offenkundigen Zurückweisung geführt haben, der wird schließlich immer in die Rechte des Entdeckers eingesetzt werden. Nach der ersten Ansicht müssen wir die Entdeckung dem berühmten französischen Anatomen Vicq d'Azyr zuerkennen, nach letzterer gebührt sie Goethe. Vicq d'Azyr hatte bereits 5 Jahre, ehe Goethe seine Entdeckung an Herder mittheilte, dieselbe in der Académie des sciences 1779 niedergelegt, wenn auch dieselbe erst 1786 eigentlich veröffentlicht wurde. Daß Goethe von der Entdeckung seines Vorgängers nichts gewußt hat, dafür spricht sein plötzlicher Enthusiasmus, sein jubelnder Triumph; und daß sie auch in der übrigen wissenschaftlichen Welt kein Echo gefunden hatte, geht daraus hervor, daß drei der berühmtesten Gelehrten, Camper, Blumenbach und Sömmering, von der Existenz der von Goethe beanspruchten Entdeckung nichts wissen wollten. Lewes giebt uns in seiner zweiten Auflage einen kleinen Beitrag zu der nicht sehr ehrenvollen Neigung der Menschen, sich bei passender Gelegenheit mit der Kenntniß einer Entdeckung zu brüsten, von der sie vorher durchaus nichts wissen wollten. Vicq d'Azyr erzählt in seinem Discours sur l'Anatomie bei Erwähnung seiner Entdeckung des Zwischenknochens, Camper habe ihm bei seiner letzten Reise nach Paris gesagt, daß dieser Knochen ihm schon längst bekannt sei. Nun hatte aber derselbe Camper, als er die anonyme Dissertation empfing, in der Goethe seine Entdeckung niedergelegt, gesagt, er müsse das Alles noch einmal untersuchen; als er aber erfahren, daß Goethe der Verfasser sei, Merk gegenüber versichert, der Knochen existire nicht. Kaum sagt ihm dagegen ein großer Anatom, daß der Knochen vorhanden ist, so erklärt er: „Ich habe das schon lange gewußt."

Während andere Botaniker und Anatomen sich mit Analysen beschäftigten, die Merkmale einzelner Theile beschrieben, und ihnen unterscheidende Namen gaben, suchte Goethe's poetischer und philosophischer Geist im Gegensatz zu ihnen nach einem allgemeinen Gesetz, das alle individuellen Abweichungen auf eine höhere Einheit zurückführe. Die Anwendung dieser durchaus nicht so nahe liegenden oder in die Augen springenden Idee unternahm er nach zwei Richtungen hin, bei der Metamorphose der Pflanze und der Lehre von den Wirbelknochen. Um seine Theorie zu beweisen, was nicht leicht war, nahm er eine Urpflanze an, von der alle existirenden Pflanzen die mannigfachen Abbilder seien, und hier bestätigt Lewes Schleiden's Meinung, der diese Idee nicht nur unglücklich, sondern auch irreführend nennt. Glücklicher war seine Annahme, daß die verschiedenen Organe einer Pflanze Abarten eines Grundtypus seien, den er Blatt nennt; doch meint Lewes, damit einen in der ersten Auflage von ihm gemachten Irrthum berichtigend, sei dies nicht analog mit der Metamorphose der Thiere, noch überhaupt Metamorphose. Pistill und Blumenblatt sind nicht zuerst als Blätter entwickelt und aus diesen Blättern in Pistill und Blumenblatt, wie die Raupe in die Puppe und die Puppe in den Schmetterling, verwandelt; nur das sei Metamorphose. Statt derselben müssen wir die ganze Pflanze als eine Reihenfolge von mannigfaltigsten Wiederholungen des Grundtypus ansehen, von denen einige wenig, die anderen merklich variiren. Die beiden typischen Formen sind Stengel und Blatt. Vom Keime geht eine aufsteigende und eine heruntergehende Axe aus, die aus einer Reihe von Stengeln gebildet ist. Die aufsteigende Axe ist der Stiel der in die Luft geht, die heruntergehende die Wurzel. Von diesen beiden Stengeln gehen Seitenstengel oder Zweige aus und von diesen wieder andere. Das Blatt ist der zweite Typus, er bildet alle anderen Organe mit verschiedenen Modifikationen. So weit auch Pistill vom Blumenblatt und beide wieder vom gewöhnlichen Blatte abweichen, so werden sie doch durch die Geschichte ihrer Entwickelung als identisch enthüllt.

Auch hier unterzieht Lewes die Frage wieder einer eingehenden Betrachtung, in wie weit Goethe, der ja selbst Linné und Wolff seine Vorgänger nennt, die Ehre der Entdeckung zukommt. Jedenfalls war sie das aperçu Linné's, ein Funke, der durch die Berührung mit einer empfänglichen Phantasie zur Flamme angefacht wurde, und wenn wir uns vergegenwärtigen, wie Goethe Linné liebte, so ist es kaum anders anzunehmen, als daß dessen aperçu mehr als einmal als Ahnung der Wahrheit seinen Geist durchblitzt habe. In Bezug auf Caspar Friedrich Wolff steht es fest, daß er in seiner unsterblichen Theoria Generationis die morphologischen Prinzipien so klar dargelegt hatte, daß Goethe wenig hinzuzufügen brauchte; doch ist es sehr ungewiß, ob Goethe sie gelesen. Erst wenige Jahre nach Veröffentlichung seines eigenen Werkes erwähnt er mit Stolz Wolff's als seines bewundernswerthen Vorgängers und sagt, daß seine Aufmerksamkeit auf das Werk desselben durch den Namensbruder des berühmten Embryologen gelenkt worden sei. Es war daher für Lewes keine geringe Ueberraschung, bei Düntzer die unverblümte Versicherung zu lesen, daß Goethe im Jahre 1785 von Herder die Wolff'sche Theoria Generationis zum Geschenk erhalten habe, die in einfachen Umrissen mehrere Goethe'sche Lieblingsideen enthalte. Wäre diese Behauptung wahr, so stände allerdings Goethe in schwerem Verdacht, doch ist sie durchaus inkorrekt. Vor allen Dingen geht Herder in seinem Briefe an Knebel, der Düntzer zum Beweise seiner Behauptung dient, durchaus nicht auf die Theoria Generationis speziell ein, noch nennt er überhaupt C. F. Wolff, er meint vielleicht einen ganz anderen Wolff, da dieser Name unter deutschen Schriftstellern ein ziemlich gewöhnlicher ist; sodann beabsichtigt auch Herder erst, das Geschenk zu machen, wenn er ein Exemplar erhalten kann, und bittet Knebel, gegen Goethe nichts von dem Buche zu erwähnen. Gegen die schweren Anschuldigungen, die Düntzer's Behauptung gegen Goethe erhebt, spricht aber vor Allem Goethe's nicht hoch genug zu haltende Wahrhaftigkeit, seine Versicherung, die Schrift seines Vorgängers erst mehrere Jahre nach dem Erscheinen seines eigenen Werkes gelesen zu haben, und schließlich die Jahreszahl des erwähnten Briefes, der zehn Jahre später (1795), als Düntzer uns vermuthen läßt, also 5 Jahre nach der Veröffentlichung der Goethe'schen Ansichten, geschrieben ist. Mögen aber immerhin Linné und Wolff die Morphologie der Pflanze anticipirt haben, Goethe gebührt das Verdienst, ihre Einführung bewerkstelligt zu haben.

Indem nun Lewes die Ansichten Goethe's mit Hülfe der Aussprüche neuer Botaniker berichtigt, meint er: Wie auch die endgiltige Entscheidung über die Morphologie der Pflanze ausfallen möge, immer wird es der größte und einzige Ruhm eines Dichters bleiben, einen neuen Zweig der Wissenschaft mit vollgiltigen wissenschaftlichen Mitteln geschaffen zu haben.

Auch Goethe's Verdienste um anatomische Forschungen sucht Lewes in seiner zweiten Auflage noch eingehender zu besprechen und ihm vor Allem den Rang eines Denkers neben dem eines nicht zu verachtenden Arbeiters einzuräumen. Er beweist, daß Milne-Edward's Gesetz von der Theilung der Arbeit im thierischen Organismus und Cuvier's Subordination der Theile schon klar von Goethe ausgesprochen waren. Mit großer Klarheit entwirft nun Lewes ein Bild vom Standpunkt der früheren und jetzigen anatomischen Wissenschaft und ihren leitenden Theorien, mit besonderer Bezugnahme auf die Vertebral-Theorie des Schädelgerüstes.

Lewes schließt das in seiner zweiten Auflage noch verlängerte Kapitel, wie in der ersten, mit den Worten: „Mein Hauptzweck war, die Richtung seines Geistes, seine Leistungen und Fehlgriffe in der Wissenschaft darzuthun, zu zeigen, welchen großen Raum seines Lebens sie ausgefüllt hat, und alle Vermuthungen zurückzuweisen, als sei er ein bloßer Charlatan gewesen. Was Buffon von Plinius sagt, kann wahrlich auf Goethe angewendet werden: er habe cette facilité de penser qui multiplie la science; für den Denker Goethe verlange ich aber einen erhabenen Platz in diesem großen Reiche."

Die Kunst und die Zimmer-Möblirung.

„The Fashion of Furniture," so ist ein Essay in einem der neuesten Hefte des früher von Thackeray redigirten Cornhill Magazine überschrieben. Es dürfte für deutsche Leser nicht ohne Interesse sein, auch einmal das Gebiet der Möbelmoden, das in neuerer Zeit die Engländer den sonst überall maßgebenden Franzosen nicht ohne Erfolg bestritten haben, von einer englischen Feder besprochen zu sehen. Wir geben nachstehenden Auszug aus jenem Essay:

„Der Entwurf zur Ausstattung eines Gesellschafts-Zimmers bleibt seit langer Zeit in statu quo. Schwankende, schwache Gestelle von Wallnuß- oder Rosenbaumholz, mit fast unsichtbarer Perlmutter eingelegt oder zu einer imaginären Lehne geschnitzt, welche den Sitzenden entweder martern und drücken oder unter seiner Last zusammenbrechen, stellen die „Gesellschaftsstühle" vor, welche von dem englischen Publikum so sehr gesucht werden. Sophas, welche nicht mehr Façon haben, als ein in einem Winkel versteckes Federbett, ohne nur annähernd so bequem zu sein, werden „elegant und luxuriös" genannt. Luxuriös sind sie allerdings für diejenigen, welche die ganze Nacht darauf schlafen wollen, ohne sich ihrer Kleider zu entledigen; aber unter solchen Umständen ziehen es die Leute gewöhnlich vor, sich ins Bett zu legen. Es hält schwer, in einer ganzen Ausstellung von Zimmergeräthen irgend etwas Häßlicheres aufzufinden, als das moderne Sopha oder Kanapée. Die lächerlichen Schnörkeleien und Geflechte desselben, das sorgfältige Verstecken seiner Bauart (ein leidiger Mißgriff bei der Anfertigung aller nützlichen Gegenstände), sowie sein aufgeblasenes und prahlerisches Aeußere bilden zusammengenommen ein vollkommen unkünstlerisches Werk. Das alte quasigriechische Sopha, welches in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Mode war, hatte eine viel bessere Form und war so bequem, wie es nur jeder Träumer oder Faulenzer wünschen konnte. Die Behauptung ist nicht zu stark, daß man jetzt in dem modernen Laden eines Möbelhändlers kaum Einen Gegenstand finden kann, welcher nur entfernt den allergewöhnlichsten Ansprüchen an ein gutes Modell entspräche. Die individuellen Verdienste gothischer oder klassischer Kunst werden hier nicht berücksichtigt. Unser jetziges Möbel hat gar keinen Styl. Räthselhaft aber ist's, wer die Muster zu dieser endlosen Mannigfaltigkeit von Abgeschmacktheiten liefert, wer für die ausgeschweiften Verzierungen der Büffets und Waschtische und die verschnörkelten Beine unserer Stühle verantwortlich ist. Ohne Zweifel giebt es viele großartige Lager, welche sich schmeicheln, daß ihre Waaren eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bilden, und in der That, wenn hohe Preise und solide Arbeit guten Geschmack in sich begriffen, würde man gewiß in dieser Beziehung zufrieden gestellt werden. Unglücklicher Weise ist aber das Möbel, welches sich — um einen kaufmännischen Ausdruck zu benutzen — auf Lager befindet, um so häßlicher, je kostspieliger es ist.

„Ich will hier nicht auf den gegenwärtigen Zustand der sogenannten schönen Künste Englands hindeuten, außer in so fern, als er die Modelle neuerer Manufaktur beeinflußt. Was Malerei und Skulptur (in dem gewöhnlichen Sinne des Worts) betrifft, so können wir nicht sagen, daß wir je nationale Schulen gehabt hätten. Aber wir hatten eine nationale Architektur und darin liegt der Unterschied zwischen ihrer Geschichte und der anderer Länder. Sie besitzen die ihre meistentheils in einer entarteten Form. Wir haben unsere eigene gänzlich verloren und mit ihr jene Fähigkeit, die richtige Form von der falschen in Gegenständen täglichen Gebrauchs herauszuerkennen, und gerade daraus bildet sich der nationale Geschmack.

„Leider hat die Kunstrichtung in England bis auf unsere Zeit die gewöhnlichen Dinge allzusehr vernachlässigt. Wir haben gelernt, wie wir schöne Kostüme innerhalb goldener Rahmen malen, aber nicht, wie wir rohe Wände übertünchen. Wir haben die Götter des Olymps in weißem Marmor wiedergegeben, aber können nicht mit den alten englischen Bildhauern wetteifern, welche in ihre Quadersteine scherzhafte Satyre meißelten. Wir haben versucht, Monumente zu errichten, ohne zuerst unsere Hand an Hütten zu üben, und vertieft in das Studium von Palästen, haben wir vergessen, uns nach einem Stuhle umzusehen. Dennoch finden wir gerade ihn in den guten Zeiten der Kunst zu den Nothwendigkeiten gezählt, so gut wie die Poesie des Lebens, nicht mit größerem Ernste in des Künstlers Atelier, als in des Tischlers Werkstatt behandelt. Eine große Autorität hat uns bewiesen, daß die einzig wahre historische Malerei aller Nationen diejenige gewesen ist, welche ihre eigene Zeit verherrlichte. Können wir auf eine solche Kunst hoffen, während wir von Gegenständen umgeben sind, für die sich der Maler unmöglich interessiren oder begeistern kann? Die moderne Schule der Prä-Raphaeliten stellte die Idee auf, die heroischen Ereignisse des Alltaglebens zum Sujet zu nehmen. Diese Idee war vortrefflich und versprach eine gesunde und gerade Richtung der Kunst in diesem Lande. Aber von den Beförderern dieser Richtung sind nur wenige ihrer ursprünglichen Tendenz treu geblieben und der Grund, obgleich vielleicht nicht anerkannt, ist augenscheinlich genug.

„Es ist unmöglich, mit einem poetischen Begriff die rohen und gewöhnlichen Formen, welche die Nebendinge eines modernen Hintergrundes sind, zu vereinen. Diese Feuerprobe war zu stark selbst für den Pinsel eines Hunt oder Millais. Diejenigen, welche Werke, wie „das erwachende Gewissen", gesehen und bewundert haben, werden sich erinnern, wie unmöglich es war, nur einen Blick auf die Staffage eines edeln Bildes zu werfen, ohne zu fühlen, daß der Komposition ihre halbe Poesie geraubt war. Das Auge wird durch die Einführung moderner Möbel in einer Scene, welche dem Beschauer die höchste Bewegung und Sympathie entlockte, vollständig beleidigt. Daß solche Gemälde überhaupt anziehend waren, danken sie den Meisterhänden, welche sie hervorbrachten. Und was

selbst Meisterhände mit Schwierigkeit vollbrachten, verfehlten untergeordnete Künstler vollständig. Es ist nicht zu viel gesagt, daß von jenen ausgestellten Gemälden, deren Sujets aus dem Gefühlsleben der Salons und Boudoirs entnommen sind, neun Zehntel mit Gleichgültigkeit oder Verachtung übergangen werden. Die Darstellungen unserer häßlichen Stühle und Tische erregen das Bedauern, daß Zeit und Mühe auf die Abbildung solch' uninteressanter Gegenstände verschwendet worden ist. Ganz anders war es in den guten Zeiten der Kunst. Damals brauchte sich der Maler seines Hintergrundes nicht zu schämen und verwandte eben so viel Sorgfalt auf die Darstellung eines Sessels oder das geblümte Muster eines Vorhangs, als auf die Züge seines Helden. Es giebt ein Gemälde von Van Eyck (einst bekannt als „die Verlobung," in der Nationalgalerie). Die Staffage dieses Bildes ist eben so interessant, als die Figuren selbst. Eine von der Decke herabhängende eherne Lampe und ein konvexer Spiegel an der Wand sind mit so außerordentlicher Genauigkeit gemalt, daß sie von jedem intelligenten Handwerker nachgebildet werden können.

Es ist allgemein beobachtet worden, daß der Zustand der Manufakturen in Frankreich hoch über unserm eigenen steht, und in der That, der fruchtbare Erfindungsgeist und das Zeichnentalent seiner Arbeiter stellen unsere Produktionen vollständig in den Schatten. Aber ihre Leichtigkeit ist sogar noch gefährlicher, als unsere Unwissenheit. Das Auge wird durch die Feinheit der Ausführung so geblendet, daß der Zweck des beabsichtigten Artikels und das Motiv des angebrachten Ornaments ganz vergessen werden und daß eine leicht und graziös gearbeitete Zierde mehr um ihrer selbst als um des Gegenstandes willen, welchen sie schmücken soll, geduldet wird.

„Ein Verein junger Leute (die meisten derselben sind Maler) hat den Versuch gemacht, eine Schule für Kunstmöbel zu gründen. Einige Resultate ihrer Arbeiten waren in dem „Mediaeval Furniture Court" bei der letzten großen Ausstellung zu sehen. Ihre nach altem Prinzip gearbeiteten Tapeten wurden von Kennern bewundert, aber die Schönheit ihrer Holzarbeiten wurde hauptsächlich nur von Malern anerkannt.

„Die Frage bleibt also noch zu erledigen: Werden wir je wieder einen richtigen Möbelstyl haben? Wird irgend ein Londoner Gewerbsmann die Sache mit etwas Besserem als Handelsgeist aufnehmen und das Beispiel zu einer Reform geben? Es ist gewiß, daß einen solchen Zweck zu erreichen, er die werthvollste Hilfe von der Künstlerwelt erlangen könnte, und vorausgesetzt, daß seine Waaren einen billigen und angemessenen Preis hätten, würden sie ihm ohne Zweifel eine ausgedehnte Kundschaft sichern."

Rußland.

Moskau, Rom und Konstantinopel.

IV.

Polenthum und Russenthum im Mittelalter.

In Rußland blieb der Zustand ein schwankender; für Kiew ernannte der Papst Eugen IV. 1444 einen Metropoliten, während Wasil II. auf eigene Veranstaltung hin, ohne in Konstantinopel anzufragen, einen Metropoliten für Moskau wählen ließ. Die Eparchien der südlichen Metropolie, Brzesć, Smolensk, Przemysl, Turow, Luzk, Wladimir, Polozk, Cheim, Halitsch, Lemberg, Briansk schlossen sich der Union an, während Jonas, der Metropolit von Moskau, alle Mittel in Bewegung setzte, die ruthenische Geistlichkeit in den genannten Bisthümern abspenstig zu machen. Im Moskauer Gebiet selbst hatte die Union immer noch ihre eifrigen Freunde; Isidor's Freunde, Bischof Elias von Twer und Euthymius II. von Nowgorod z. B. ließen sich nicht von ihrem Metropoliten in Moskau, sondern in Kiew weihen. Nur die Drohungen des Moskauer Oberbischofs und die Gewaltmaßregeln des Großfürsten Iwan vermochten es, jene Bestrebungen endlich zu unterdrücken.

Im Bereiche der südlichen Metropolie blieb die Union zum größten Theile aufrecht, und sie würde noch tiefere Wurzeln geschlagen und den moskowitischen Fürsten und Metropoliten noch erfolgreicher getrotzt haben, wenn nicht die Politik der polnischen Regierung die Sache verdorben hätte.

Den Polen waren der orientalische Ritus und Russenthum, der occidentalische Ritus und Polenthum gleichbedeutend. Sie führten daher gegen den ersteren einen Vernichtungskrieg.

Schon Kasimir der Große, welcher 1340 Galizien und Wolhynien unter seine Botmäßigkeit brachte, fing damit an, sich die neuerworbenen Unterthanen durch rücksichtslose Gewaltmaßregeln zu entfremden. Er plünderte ohne Umstände die reichen ruthenischen Kirchen (z. B. in Lemberg); bald nahm er dieselben ganz weg und verwandelte sie in lateinische, confiscirte die Güter ruthenischer Bojaren, schenkte sie an Polen und vergab Aemter und Würden nur an solche, welche zur lateinischen Kirche übergingen. Schon 1343 war den Ruthenen das polnische Joch so unerträglich geworden, daß sie die Tataren um Hilfe gegen die Polen anriefen.

Freilich machte dies ihre Lage nur schlimmer; die vollständige Verklarung und Rechtlosigkeit des ruthenischen Landvolkes war die Folge davon.

Nicht besser ging es in Litauen zu, nachdem der Großfürst Jagello 1386 zu Krakau die Taufe empfangen und auf dem Reichstage zu Wilna 1387 die römisch-katholische Religion zur herrschenden erklärt hatte. Die Bekehrung der Litauer fand in ebenso roher und oberflächlicher Weise statt, wie vierhundert Jahre früher die der Russen. In Wilna wurde ein Bisthum errichtet und der Erzdiöcese Gnesen zugetheilt. Später eroberte Großfürst Witold (1413 und 1416) Samogitien und führte auch dort das Christenthum ein. Doch kaum war er aus dem Lande abgezogen, als die wilden Heiden sich wieder empörten, die Priester erschlugen oder verjagten und die Kirchen zerstörten. Wenn auch nun das Christenthum am Ende Sieger blieb, so fehlte doch viel daran, daß es im Gemüthe des Volkes Wurzel geschlagen; es blieb mehr äußerer Firniß. Die lateinischen Missionäre, meist der Sprache unkundig, konnten sehr wenig thun. Die besten darunter waren noch die polnischen, obgleich auch sie nicht zu den würdigsten Söhnen ihrer Heimat zählten. Die Politik, welche in Polen gegenüber dem orientalischen Ritus eingehalten wurde, fand auch in Litauen Eingang. Schon unter Wladislaw Jagello wurden die bürgerlichen Rechte der griechischen Glaubensgenossen auch in Litauen beschränkt, Wechselheiraten mit Lateinern verboten und dergleichen; kurzum in Polen, wie in Litauen, war die ausgesprochene Bekämpfung und Unterdrückung des russischen Ritus an der Tages-Ordnung, und dabei wurde mit einer Rohheit und Schonungslosigkeit verfahren, welche das unterjochte Volk in seinen heiligsten Gefühlen kränken mußte. Als man z. B. 1412 die Domkirche zu Przemysl wegnahm und zur lateinischen Kathedrale machte, warf

man, ehe man sie der neuen Weihe für würdig erachtete, alle Leichen und Reste der hier begrabenen Ruthenen (und das waren doch sicher nicht gemeine Leute) hinaus — unter lautem Schluchzen und Wehklagen des ruthenischen Volkes. Den Ruthenen wurde untersagt, neue Kirchen zu bauen, alte zu restauriren; es wurden dieselben in verächtlicher Weise mit dem Namen „Synagogen" bezeichnet. Kein Ruthene durfte als Zeuge wider einen Polen vor Gericht zugelassen werden.

So verfuhren die Polen in den Landstrichen, die sie noch vor kurzer Zeit als altpolnische Provinzen reklamirten; wir aber sehen hieraus, daß die tödtliche Feindschaft zwischen Polen und Russen nicht von heute und gestern ist.

„In der Geschichte des russischen Zarenthums," sagt Ustrjalov, „tritt hauptsächlich die fortdauernde Entwickelung des Gedankens hervor, daß es unerläßlich sei, Rußland wieder in denselben Gränzen herzustellen, welcher es unter Jaroslaw und etwa dreihundert Jahre nach ihm hatte. Aus dieser Quelle flossen alle unsere Streitigkeiten mit Polen, mit dem livländischen Adel, mit Schweden, die sich während der unglücklichen Unterwerfung Rußlands durch die Mongolen der besten Theile unseres Vaterlandes bemächtigt hatten."

Nachdem Iwan III., vom Glücke begünstigt, das Joch der Tataren abgeschüttelt hatte, richtete er alsbald sein Augenmerk auf die Wiederherstellung der russischen Macht und die Wiedererwerbung der verlorenen Provinzen. Iwan's Kämpfe mit Polen um die abgerissenen Landestheile begannen 1492 gegen Kasimir IV.; als oberster Schutzherr und Vertheidiger des „orthodoxen" Glaubens, auch der unter litauischer und polnischer Herrschaft stehenden Russen, hatte er hinlänglich Gelegenheit zur Einmischung. Als Iwan III. 1505 seine Augen schloß, gab ihm sein dankbares Reich den Beinamen des Großen. 1487 hatte er Kasan erobert und dadurch seine Macht nach Asien zu erweitert, wie 1503 Severien gegen Litauen zu. Er fügte seinen Titeln den eines Zaren von Weißrußland bei, der eine dauernde Bedeutung gewann: Den Völkern des Ostens bis tief nach Asien hinein ist der Beherrscher Rußlands „der weiße Zar."

Bei dieser feindlichen Stellung des lateinischen Polens und Litauens gegen das griechische Rußland kann es nicht Wunder nehmen, wenn das mühsam zu Stande gebrachte kirchliche Einigungswerk mehr und mehr verfiel.

Schon 1514 klagte der berühmte Erzbischof von Gnesen, Johann Lasko, auf dem lateranensischen Concil, daß sich die Union in Rothrußland gänzlich aufgelöst habe.

Der polnische König Sigmund I. schien in der ersten Zeit seiner Regierung ernstlich darauf bedacht, sich die Zuneigung seiner ruthenischen Unterthanen zu erwerben und ihre gerechten Wünsche zu befriedigen; er machte den ruthenischen Fürsten Constantin von Ostrog, einen ebenso ausgezeichneten, als mächtigen Mann, von erklärter Anhänglichkeit an den griechischen Ritus, zum Woiwoden von Trezk; allein hierdurch brachte er den polnischen Adel auf das Heftigste gegen sich auf; ein Sturm des Unwillens entstand, der ihn zwang, auf dem Reichstage zu Grodno 1522 für sich und seine Nachkommen das Versprechen abzulegen, die Bekenner der griechischen Kirche für immer von allen Würden auszuschließen. Die Bedrückung des orientalischen Ritus und seiner Bekenner war bald wieder im vollen Gange. 1525 erging in Lemberg an die Ruthenen das Verbot, Ausschank zu halten, Gewerbe zu treiben oder in Zünfte zu treten, denen sie nicht schon früher angehört. Häuser zu bauen war ihnen nur in gewissen Gassen erlaubt.

Um diesen Bedrückungen zu entgehen und an den Vortheilen politischer Geltung Theil zu nehmen, traten zahlreiche ruthenische Adelsfamilien zum lateinischen Ritus über; dies ist der Grund, weshalb sich Litauen und Ostgalizien so bald polonisirten. Der litauische und kleinrussische Adel verschmolz bald ganz und gar mit dem polnischen, indem er neben seinem Kultus auch seine Sprache und Sitte mit der polnischen vertauschte. In Rothreußen und Wolhynien, den zuerst von Polen erworbenen Ländern, ging dieser Prozeß auf sehr einfache und gewaltsame Weise vor sich. Man verjagte die alten Besitzer von Haus und Hof und setzte dafür Polen ein. Viele nahmen also aus Schreck und Furcht die polnische Staatsreligion an. Etwas glimpflicher scheint es in Litauen hergegangen zu sein, weil sich das kleinrussische Idiom selbst als Staatssprache gegen das Polnische behauptete. Das litauische Statut von 1530 ist in kleinrussischer Sprache verfaßt und behielt seine Geltung bis in die spätesten Zeiten der Republik.

Polen.

Der Spion, eine Novelle in polnischer Sprache. *)

Der letzte polnische Aufstand hat seinen Sänger noch nicht gefunden, während der von 1830—31 bekanntlich einen ganzen Parnaß polnischer Dichter begeisterte, unter denen Mickiewicz den Reigen führte. Zwar berechtigte das ausgezeichnete Talent des jungen Dichters Mieczyslaw Romanowski die Polen zu der Hoffnung, daß in ihm ein würdiger Nachfolger von Mickiewicz erstanden sei; doch den jungen Dichter, der es vorzog, zu kämpfen, statt zu singen, raffte eine feindliche Kugel hinweg. Zwar gab auch der Verfasser des „Pater Hilari," Wlodzimirz Wolski, ein Bändchen „revolutionärer Gesänge" heraus, doch hat die Muse dieses Dichters keine Sympathien zu erregen vermocht.

Ein bedeutenderes, poetisches Gebilde würde unzweifelhaft „Einige Blätter aus dem blutigen Jahre 1863" zu nennen sein, wenn mit der geübten Hand des beliebten Sängers der Vergangenheit die Klänge seiner Laute nicht auch verriethen, daß sie nicht auf dem Schlachtfelde gerührt worden ist.

So ist denn der polnische Aufstand bisher ohne Sang und Klang geblieben, und noch schweigt die Muse der Geschichte!

Indessen hat sich auf dem Gebiete der Roman-Literatur in der Person des Herrn Boleslawita (vermuthlich ein Pseudonymus) ein Mittler gefunden, der hervorragende literarische Bedeutung mit genauer Kenntniß der Vorgänge verbindet und uns dieselben in dem Rahmen einiger Erzählungen vorführt.

Zuerst erschien „Ein Kind der Altstadt,"**) welches die Zeiten bescheidener Demonstrationen und des Chorals: „Gott, der Du Polen" darstellt. Der „Spion" geht weiter; in ihm weht der Geist des Hymnus: „Mit dem Rauch der Feuersbrünste," der Geist der Zeiten kriegerischer Rüstungen, militärischer Uebungen, heimlicher Organisation.

Man hat die Hoffnung aufgegeben, von Rußland Konzessionen ohne Blutvergießen zu erlangen; schon giebt es ein russisches und ein polnisches Lager. In letzterem giebt sich ein gewisses Auseinandergehen zu erkennen; man theilt sich in die Parteien der „Weißen" und „Rothen," d. h. im polnischen Sinne dieser

*) Posen, J. K. Żupański, 1864.

**) So heißt die älteste Straße in Warschau.

Wörter in die Partei der noch zu einigen Leidensjahren Resignirten, um dann kraftvoller, durch den inzwischen zu hebenden Bauernstand verstärkt, eine große Anzahl vom wahren Nationalgefühl beseelter Streiter stellen und mit der Gewißheit des Sieges sich erheben zu können, während den „Rothen" das Joch der Fremdherrschaft bereits jetzt so unerträglich geworden, daß sie Kampf um jeden Preis verlangen und das ganze Volk von der ihnen eigenen Ansicht durchdrungen glauben. Begeisterung und Durst nach Rache ersetzen bei ihnen den Mangel an materiellen Streitkräften und Waffen.

Weit entfernt, uns in eine eingehende Beleuchtung der Thätigkeit oder der Richtigkeit der Ansichten dieser beiden Parteien einzulassen, wollten wir nur das Nöthige zum Verständniß der Erzählung hier erwähnen.

Der Ort der Handlung ist Warschau, als Ausgangspunkt aller das Land bewegenden Ereignisse — ein „Spion" ist der Held. Doch in ihm finden wir nicht die bewunderungswerthen Eigenschaften von Cooper's Spion, sondern Moskowiens feiler Söldling stellt sich uns dar, ein früher, wegen irgend eines Vergehens, aus der polnischen Armee gestoßener alter Militär, den Armuth und Trunksucht zu gänzlicher Verworfenheit geführt haben, ein Mann von geringen Fähigkeiten, dessen untergeordnete Dienstleistungen nur dürftigen Lohn erhalten. Im Herzen dieses Menschen, dem längst jede andere Tugend entflohen, lebt nur das einzige bessere Gefühl der Liebe zu seinem Sohne. In dieser Liebe findet der Verbrecher seine Strafe und die Erzählung ihren Knotenpunkt.

Dieser Sohn ist Student und als solcher Mitglied der Verschwörung, welche die Befreiung des Vaterlandes bezweckt. Das Weib des Spions ist eine arme, vom Unglück zermalmte Frau, welche das Geheimniß ihres Gatten kennt und vor einer Entdeckung desselben durch den Sohn bebt; — noch wächst eine Tochter inmitten dieses Kreises auf, ebenso ungepflegt und schön wie die Blume der Einöde, welcher Sonnenstrahlen und Thautropfen zauberische Farbentöne leihen. Des Bruders Fürsorge, welche sie mit Büchern versieht, einer reinen Liebe heilige Flamme, die ihr Herz beseelt, sind Rosa's mächtigste Schutzwaffen gegen jeden verderblichen Einfluß von Außen.

Wenn nun in diesem Familienkreise des Spions die Entwickelung und die Hauptscenen der Erzählung zu finden sind, so bieten dagegen die Schilderungen der Kanzlei des Polizeihauptmanns, der russischen Generäle und Adjutanten, der Citadelle und des bis zu Thränen rührenden Abschiedes beim Abmarsch der nach Sibirien Verbannten höchst interessante Accessorien.

Julian, der Sohn des (allgemein unter dem Namen „der Lieutenant" bekannten) Spions, im Begriff, der patriotischen Zusammenkunft verschiedener Handwerks-Innungen in einer Verkleidung beizuwohnen, erblickt inmitten der Anwesenden seinen eigenen Vater. Ein Unbekannter flüstert ihm zu: „Hüte Dich vor Jenem, denn das ist ein russischer Spion." — Julian ist wie vom Donner gerührt. Athemlos stürzt er nach Hause, ladet sein Pistol und harrt nur des väterlichen Wortes zur That. Des Vaters Leugnen giebt dem Jüngling das Leben zurück. Doch damit ist das Drama nicht geschlossen.

Vom Wunsche eines bedeutenderen Erwerbes beseelt, ist es dem „Lieutenant" gelungen, ein altes Fabrikgebäude ausfindig zu machen, wo man der Jugend lehrt, Gewehre zu fertigen. Die Polizei verhaftet die dort Versammelten — unter ihnen auch Julian.

Jetzt kommt die Zeit schwerer Buße. Von seiner Frau als Sohnesmörder verflucht, von Gewissensbissen zur Verzweiflung getrieben, will der Spion des Sohnes Leben auf Kosten des seinigen retten. Geistige und moralische Versunkenheit hindert ihn an der Auffindung edlerer Mittel und Wege. — Vergebens windet er sich zu Füßen Unwürdiger. Endlich verspricht der die Untersuchung leitende General dem Spion die Freilassung seines Sohnes, wenn dieser nur das National-Comité verrathen wolle. — Die Scene in der Citadelle ist schaudererregend. Julian steht leichenblaß vor dem General und seinem Vater — doch unbeugsam im Verweigern des Verrathes. Dem Vater zeigt er die Blutflecken auf seinem Hemde, Spuren der erlittenen Tortur; er bittet ihn um den letzten Segen. Da tritt der General zwischen Vater und Sohn, um neues Feuer in die brennenden Wunden des letzteren zu gießen, indem er fragt: „Weißt Du denn auch, was Dein Vater ist?" Stolz entgegnete der Sohn: „Ein alter Krieger Polens!" „Hahaha," hohnlacht der grausame Sbirre, schon im Vorgefühl des zu machenden Eindrucks: „also Du weißt —" Das trotz all seiner Versunkenheit vor einer Entehrung in Gegenwart des Sohnes zurückbebende Vaterherz ließ den Spion die ganze Ungeheuerlichkeit der noch nicht vollendeten Worte errathen, und in der Angst das Aeußerste wagend, schließt er mit beiden Händen den Mund des Generals.

Jetzt aber greift der Vater zum letzten Mittel zur Rettung Julian's.

In Warschau befindet sich der Adjutant Schurkin, ein getreues Prototyp des verfeinerten Russen. Dieser ist nicht ohne Einfluß in den Regierungskreisen und zugleich großer Liebhaber des schönen Geschlechts. Diese Eigenschaft will der Spion zur Rettung seines Sohnes vermittelst einer Fürbitte Rosa's benutzen. Letztere durchschaut den Gedanken ihres Vaters; sie versieht sich heimlicher Weise mit Gift, folgt dem Vater zum Adjutanten und erlangt von ihm das Versprechen seiner Verwendung für Julian. Nach einigen Tagen besucht Schurkin das unglückliche Mädchen, dem er Geschenke mitbringt. Eben im Begriff, sich an ihr gewaltsam zu vergreifen, wird er von dem rechtzeitig eintretenden Bräutigam Rosa's zur Thür hinausgeworfen. Es ist bekannt, wie man in Rußland solche Beleidigungen rächt; — von nun an ist Julian's Verweisung nach Sibirien beschlossen. Mit tief ergreifender Wahrheit ist der Abzug der Verbannten nach Sibirien geschildert. Auch Julian's früh gealterte Mutter ergreift den Wanderstab, um ihrem Sohne zu folgen. Rosa verschwindet spurlos — Schurkin stirbt eines gewaltsamen Todes. Auch der alte Spion endet sein Leben, in einem Anfall von Trunkenheit, in den Wellen der Weichsel.

In dem Vorstehenden ist nur der Erzählung kurzer Abriß, die Entwickelung derselben flüchtig angegeben, denn wie vieles wäre erwähnenswerth gewesen, was sich nicht obenhin berühren, sondern nur geradezu abschreiben ließe — daher unser gänzliches Uebergehen dieser Stellen.

Wenn die Charakteristik der russischen Generäle sich durch Witz und Richtigkeit auszeichnet, so scheint dagegen die Feder, welche die nach Sibirien verbannten Truppen malt, in Thränen getaucht zu sein.

Ebenso verdienten die Gestalten einiger Handwerker, Studenten, russischer Beamten und der polnische Oberst eingehendere Beschreibung, als uns in dieser Uebersicht zu geben möglich war.

B. v. P.

Kleine literarische Revue.

— **Renan über die deutschen Universitäten.** Im Maiheft der Revue d. d. Mondes befindet sich ein Artikel von Ernst Renan über den Universitäts-Unterricht in Frankreich*), bei welcher Gelegenheit er Folgendes über die deutschen Universitäten sagt:

„Obwohl gegenwärtig im Rückgange, ist doch die Bewegung der deutschen Universitäten immer noch sehr glänzend; sie bildet den vornehmsten Theil der Errungenschaften des menschlichen Geistes. In den physikalischen und mathematischen Wissenschaften haben die Hochschulen Deutschlands vielleicht Rivalen, aber in der Philologie und Geschichte steht ihre Ueberlegenheit so fest, daß man von Deutschland sagen kann: es habe der Wissenschaft größere Dienste geleistet, als das ganze übrige Europa zusammen genommen. Die großartige Wiederherstellung der griechischen und lateinischen Texte, die seit fünfzig Jahren stattgefunden, ist das Werk Deutschlands. Die vergleichende Sprachkunde ist eine Schöpfung Deutschlands. Die historische Kritik verdankt ihm, wo nicht ihr Dasein, doch mindestens ihre allgemeine Anwendung. Nur in der Archäologie und im Fache der wissenschaftlichen Reisen hat Deutschlands Ruhm auch in anderen Ländern seines Gleichen. Eine deutsche Universität letzten Ranges, wie Gießen oder Greifswald, mit ihren kleinstädtischen Sitten, mit ihren dürftig besoldeten, linkisch aussehenden Professoren, mit ihren hohlwangigen, ausgehungerten Privatdocenten thut mehr für den menschlichen Geist, als die aristokratische Universität Oxford mit ihren Millionen Einkünften, ihren prachtvollen Lehrhallen, ihren reichen Besoldungen und ihren faulen Fellows. Verhüte Gott, daß ich England herabwürdige! In der Physik und Mathematik hat es Männer vom ersten Rang aufzuweisen. In allen Stücken gleicht sich durch die Großartigkeit der Leistungen Einzelner die Schwäche der staatlichen Direktion aus. Aber in der Wissenschaft der Geschichte und der Philologie bildet die geringe Befähigung des englischen Geistes: das, was er nicht selbst ist, zu begreifen, die Schwerfälligkeit seines starken, praktischen Verstandes, der in derlei Studien nicht zu Hause ist, ein wirkliches Hinderniß und daher seine Inferiorität. Man könnte fast sagen, daß das Talent für die Wissenschaften, von denen wir sprechen, im umgekehrten Verhältnisse zu dem Talent für die Politik steht. Ich hatte eines Tages Macaulay lesen wollen; aber wie haben mich sein vorweg eingenommener Standpunkt, seine Art und Weise, die Gegner nicht zu lieben, seine unverhüllten Vorurtheile, sein Mangel an Parteilosigkeit, seine Unfähigkeit, die entgegengesetzte Ansicht zu begreifen, sein Liberalismus, der nichts weniger als Freiheit des Geistes, und sein Christenthum, das so wenig christlich ist, verletzt! Das arme, schwache Menschengeschlecht bedarf solcher engherzigen Geister. Vielleicht ist die politische Ohnmacht Deutschlands die Bedingung seiner geistigen Ueberlegenheit. Ja, weil der französische Geist das liebenswürdige Vorrecht besitzt, sich leichter als ein anderer über die Vorurtheile des Kasten- und Sektenwesens, des Handwerks und der Spezialität zu erheben, darum setzt er die Welt so oft durch seine Widersprüche, seine Schwäche und seine merkwürdige Umkehr in Erstaunen."

— **Methoden der Naturforschung, von Agassiz.** Professor Louis Agassiz hat soeben in Boston ein überaus lehrreiches Werk über die verschiedenen Methoden der Naturforschung herausgegeben.**) „Die Zeit ist gekommen", sagt er in der Einleitung, „wo die wissenschaftliche Wahrheit aufhören muß, das Eigenthum von Wenigen zu sein und sie vielmehr mit dem gewöhnlichen Leben der Welt verwebt sein muß." Agassiz selbst ist bekanntlich einer der großen Pioniere der neuern Naturwissenschaft; seine Methode der Forschung hat Bahn gebrochen, wie kaum eine andere. Gleichwohl weist er sich selbst einen bescheidenen Rang unter den Naturforschern an. „Was ich gethan", sagt er, „besteht darin, daß ich eine Uebereinstimmung nachgewiesen zwischen der Aufeinanderfolge der Fische in geologischen Zeiten und den verschiedenen Stationen ihres Wachsthums im Ei, — dies ist Alles." — Daß hierin, wie unscheinbar es auch aussieht, gleichwohl ein großes Verdienst um die Wissenschaft involvirt ist, brauchen wir wohl nicht erst bemerklich zu machen.

— **Die elfte Auflage des Conversations-Lexikon.***) Mit dem kürzlich erschienenen zehnten Hefte ist nunmehr der erste Band dieser neuen Auflage vollendet, die in der That als eine Umarbeitung und Verbesserung bedeutender Art angesehen werden kann. Wir glauben nicht, daß irgend eine frühere neue Auflage dieses vielbearbeiteten Werkes sich einer so umfassenden Restauration, wie die vorliegende, rühmen kann, denn seit dem Erscheinen der zehnten Auflage sind gerade auf dem Felde der Wissenschaft, der Entdeckungen und Erfindungen und der Technik die allerbedeutendsten Fortschritte gemacht worden, die, wie nicht zu verkennen ist, in das große Nachschlagebuch sorgfältig eingetragen sind. Wir besitzen in unserer Privat-Bibliothek, außer dem berühmten großen Werke der französischen Encyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts, mehrere, der neuesten Zeit angehörende, ähnliche Werke der Franzosen, wie die „Encyclopédie Moderne" (27 Bände), das „Dictionnaire de la conversation," das „Dictionnaire universel des contemporains" und das (noch nicht vollendete) „Dictionnaire général de la politique," aber keines derselben hält einen Vergleich mit dem deutschen Buche, besonders in seiner neuesten Auflage, aus. Während sich jene vier französische Werke gegenseitig ergänzen, indem das erste vorzugsweise die mathematisch-physikalisch-geographischen, das zweite die philosophisch-sozialen, das dritte die biographisch-historischen und das vierte die politischen und staatsrechtlichen Gebiete behandelt, umfaßt das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon alle diese Gebiete zusammen und ist nebenbei auch noch für Deutsche ein Erklärungsbuch für jedes wissenschaftliche Fremdwort. Es hat sich erwiesen, daß der vor einem halben Jahrhundert zu diesem Werke entworfene Grundriß so vollständig und so praktisch als möglich war, indem nach diesem Grundrisse das Gebäude stets erweitert, ergänzt und immer als ein für die Bedürfnisse der Gegenwart vollkommen ausreichendes Nachschlagebuch hergestellt werden konnte. Wir können nur wünschen, daß auch die neue Auflage eine recht weite Verbreitung finde, damit die Verlagshandlung, deren Inhaber sich bereits in der dritten Generation an der Erweiterung dieses Werkes betheiligen, dadurch aufgemuntert werde, das deutsche Conversations-Lexikon stets mit der Zeit gleichen Schritt halten zu lassen und es auch künftigen Generationen als ein Musterbuch seiner Art darzubieten.

— **Fiorentino, der Feuilletonist.** Der am 31. Mai in Paris als ein steinreicher Mann verstorbene Feuilletonist und musikalische Kritiker Pier Angelo Fiorentino, war ebenso, wie sein Kollege P. Scudo, ein mit großer Gewandtheit französisch denkender und schreibender Italiäner. Zu Neapel im Jahre 1810 geboren, hatte

*) L'instruction superieure en France, son histoire et son avenir.

**) Methods of Study in Natural History. By L. Agassiz. Boston, Ticknor et Fields.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

er dort bereits im Jahre 1831 zwei Journale, „Il Omnibus" und „Il Vesuvio", gegründet. Später schrieb er mehrere, auf den Theatern von Neapel und Turin mit Beifall aufgeführte Dramen, sowie einige Novellen, welche letzteren ihn mit Alex. Dumas dem Aeltern bekannt machten, der mit dem geistvollen Manne in Paris ein Kompagnie-Geschäft in Novellen gründete. Fortan schrieb Fiorentino nur in französischer Sprache, und zwar unter dem Namen von Alexander Dumas, dessen Novellen „Le Coppicolo", „le Speconare", „Maitre Adam le Calabrais", „Jeanne de Naples" u. a. von dem Italiäner verfaßt sind. Nachdem er sich auf diese Weise in Paris eine Position begründet hatte, trat er im Jahre 1846 in die Redaktion des Corsaire ein, von wo ab sein Ruf als Feuilletonist datirt. Mit der politischen Gesinnung nahm er es dabei ebenso wenig genau, als mit der Nationalität. Er schrieb nach der Thronbesteigung Napoleons III. gleichzeitig für den Constitutionnel und für den Moniteur, und zwar in letzterem pseudonym als A. de Reuray, oder Rovere. Durch diese Doppelstyligkeit zog er sich Angriffe von Seiten der Société des gens de lettres zu, deren Mitglieder er in Folge dieser Angriffe sämmtlich herausforderte. Herr Amédée Achard, dem Alphabet nach der Erste in jener Gesellschaft, stellte sich zuerst und wurde in dem Zweikampfe schwer verwundet. Dies hatte die Folge, daß man Herrn Fiorentino nunmehr in Ruhe ließ und seine Feuilletons, die er fortan auch in der „France" fortsetzte, noch mehr als früher gelesen wurden. Besonders seine musikalischen Kritiken waren sehr gefürchtet und genossen großes Ansehen sowohl beim Publikum, als bei den Künstlern und Komponisten. Meyerbeer soll zu den besonderen Protektoren Fiorentino's gehört haben, der eine der werthvollsten Sammlungen von Kunst- und anderen Geschenken hinterlassen hat, die ihm im Laufe der letzten fünfzehn Jahre von Künstlern und Kunstfreunden zugegangen sind.

Literarischer Sprechsaal.

Die agrarischen Fragen sind jetzt ein vielbesprochenes Thema der liberalen englischen Presse. Cobden und die Manchester-Schule haben ermittelt, daß in ganz Großbritannien und Irland die Zahl der eigentlichen Grund-Eigenthümer — nicht zu verwechseln mit den temporären Grundbesitzern, deren Grundstücke jedesmal nach 99 Jahren an die Eigenthümer zurückfallen — nur noch fünfzehntausend beträgt, während sie im Jahre 1821 noch auf 38,000 sich belaufen hat. Freiheit der Arbeit und Theilung der Arbeit sind die beiden großen Grundsätze der Volkswirthschaft, welche Adam Smith vor neunzig Jahren in England zuerst gelehrt und die seitdem dort auch auf den Gebieten der Industrie, der Gewerbe und des Handels den Nationalreichthum ungemein vermehrt haben. Nur der Landbau der vereinigten Königreiche kennt noch die in früherer Zeit viel geschilderten, furchtbaren englischen Kontraste des kolossalsten Reichthums und der elendesten Armuth ohne irgend ein verbindendes Mittelglied, wie es in den Städten und Fabrikorten der Gewerbestand ist. — Es giebt jetzt in Großbritannien und Irland über 1,200,000 meistens elende Tagelöhner neben jenen 15,000 Grund-Eigenthümern. Die Schuld dieser traurigen Zustände trägt eben nur das englische Erbfolge- und Heimfalls-Recht, die Primogenitur, die dort dem ältesten Sohn alles unbewegliche und zum größten Theil auch das bewegliche Vermögen, den jüngeren Söhnen des Adels und der Gentry aber fast nur die traurige Mitgift einer anspruchsvollen Erziehung und eines verschwenderischen, luxuriösen Lebens überläßt. Vergebens hat bereits Adam Smith gegen diese Mißbräuche der britischen Erbfolge-Gesetze gewarnt. Vergebens warnen jetzt auch Cobden und die Manchester-Schule vor den nothwendig aus solchen naturwidrigen sozialen Verhältnissen hervorgehenden Reaktionen. Ihre Organe — Morning- and Evening-Star — sind die einzigen, die es wagen, den regierenden 15,000 Grund-Eigenthümern zuweilen durch Hinweisung auf das Elend, das unter den Pächtern und Tagelöhnern der ländlichen Distrikte herrscht, entgegenzutreten. Die übrigen Organe der englischen Presse, namentlich die Times, die Morning-Post, der Morning Herald, die Daily-News ꝛc., sind sämmtlich zu korrumpirt und zu abhängig von jenen 15,000, als daß sie den Muth besitzen sollten, auch nur eine eigene Meinung über solche verrottete Zustände zu haben. Sie verschweigen nicht bloß die Wahrheit, sondern fälschen geradezu das Bild ihres Landes.

Das zweite Heft der neuen Münchener Monatsschrift „Chronik der Gegenwart" setzt die im ersten Hefte begonnene Rundschau auf den Gebieten des Staats, der Kirche und der Gesellschaft fort und liefert in seinem historisch-politischen Theile einen Artikel über den verewigten König Maximilian II. und einen andern über die Kriegsoperationen in Schleswig. Vorwiegend sind auch in diesem Hefte die volkswirthschaftlichen Themata, wie der Einfluß der verschiedenen Lebensverhältnisse auf Sterblichkeit und Lebensdauer, die Stellung der Frauen in Staat und Gesellschaft, Carey und die Arbeiterfrage, Christenthum und National-Oekonomie, Staatswörterbücher in England, Frankreich und Deutschland und die neuere Literatur des Völkerrechts. Der deutsche Wanderkongreß der Volkswirthe und der zuletzt in München tagende deutsche Handelstag haben augenscheinlich auch in Bayern mehr Theilnahme, als früher dort zu finden war, für volkswirthschaftliche Gegenstände ins Leben gerufen, und diese Theilnahme rege zu erhalten, dazu scheint uns die populär geschriebene „Chronik der Gegenwart" ganz geeignet. Hoffentlich wird dieselbe auch bald die Erhaltung des deutschen Zollvereins und des damit Hand in Hand gehenden französischen Handelsvertrages in den Bereich ihrer Besprechung ziehen. Geschieht dies, wie zu erwarten ist, vom richtigen volkswirthschaftlichen Standpunkte, so wird es in Bayern, wo sich die Regierung noch in solchem Widerspruche mit den Ansichten der deutschen Volkswirthe über die mit dem Auslande abzuschließenden Handelsverträge befindet, nur von Segen sein.

Nach den Anträgen des böhmischen Landtages sollen die Gymnasien des Königreichs Böhmen fortan in sprachlicher Hinsicht folgendermaßen charakterisirt sein:

Deutsche Gymnasien.		Čechische Gymnasien.	
Kleinseite Prag.		Altstadt Prag.	
Eger.		Jicin.	
Leitmeritz.		Königgrätz.	
Komotau.		Neuhaus.	
Brüx.		Pisek.	
Böhmisch-Leipa.		Neustadt Prag.	
Saaz.		Klattau.	
Pilsen.		Leitomischl.	
Budweis.		Beneschau.	Unter-Gymnasien.
Braunau.	Unter-Gymnasien.	Schlan.	
Schlackenwerth.		Jungbunzlau.	
		Reichenau.	
		Deutsch-Brod.	

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

Soeben wurde ausgegeben:

Deutsche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
Juni 1864.

Inhalt: Württembergische Zustände und Parteien von N. N. — Die zwischen Preußen und Rußland abgeschlossene Kartel-Konvention (Schluß) von **Friedrich von Rönne.** — Berlins Architektur in der Neuzeit II. von **Alfred Woltmann.** — Aus Berlins Malerwerkstätten von **J. L. Klein.** — Eine Apostrophe an Pio Nono von Aleardo Aleardi. Mitgetheilt von **Adolf Stahr.** — Nordamerikanische Statistik von **C. J. Bergius.** — Russische Briefe über deutsche Zustände. (1. Der Reichswirrwarr. 2. Die Zoll-Vereinskrisis.) — Erklärung der Redaktion.

Preis für den Band (3 Hefte) 1½ Thlr.
Einzelne Hefte 18 Sgr. (319)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Etymologische Untersuchungen
auf dem Gebiete der
romanischen Sprachen
von
C. A. F. Mahn, Dr.

Specimen I—XVI (enthaltend Nr. 1—103)
1853—1861. 8. 1 Thlr. 2 Sgr.
Jedes Specimen einzeln für 2 Sgr.

Der als gründlicher Kenner der romanischen Sprachen bekannte Verfasser behandelt eine Reihe von romanischen Wörtern, indem er ihrem Ursprunge nachspürt und die Ansichten anderer Gelehrten darüber kritisirt. Wir begnügen uns hier die bekannteren Wörter aufzuzählen:

Anchois, alligatore, calibre, casamatta, caserne, hazard, amiral, maraudeur, porcellana, bastard, rodomonte, saftian, liene, blouse, chiffre, fricasser, abricot, rue, eau, brusc, maskera, amarillo, cabale, zutano, massacrer, cammeo, feu, feue, chimie, mazapan, gazzetta, huguenot, elixir, pistole, pedante, buffet, alcahol, blasé, ananas, cahier, camphre. (325)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Beliebtes Festgeschenk.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin empfiehlt als solches:

Worte des Herzens.
von **J. C. Lavater.**
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von
C. W. Hufeland.

(Siebzehnte Auflage 1862) mit Widmungsblatt, L's Facsimile und Porträt in Kupferstich; in engl. Einbd. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann.

Diese neue Auflage ist mit einem höchst interessanten Schriftbilde geschmückt, auf das namentlich die zahlreichen Verehrer Lavaters aufmerksam gemacht werden.

Außerdem sind Ausgaben zu 1 Thlr. 10 Sgr. und zu 20 Sgr. vorhanden. (322)

So eben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die preußische Expedition nach Ostasien.
Reisebilder aus Japan, China und Siam.
Aus dem Tagebuche von J. Kreyher,
ehemaligem Schiffsprediger an Bord S. M. S. „Arcona".
28 Bogen. 8. br. Preis 1 Thlr. 12 Sgr. oder 3 Mk. 8 Sch.
Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg. (320)

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben:

Darstellungen
aus der
Sittengeschichte Roms
in der Zeit
von August bis zum Ausgang der Antonine.
Von
Ludwig Friedländer,
(Professor in Königsberg.)
Zweiter Theil.
8. Preis 2 Thlr. 7½ Sgr.

Der erste Band erschien im Jahre 1862 und kostet 1 Thlr. 25 Sgr. (316)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Philologie,
Geschichte und Psychologie.
Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen
zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. H. Steinthal,
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft
an der Universität zu Berlin. (324)
5 Bogen gr. 8. Velinpapier. 15 Sgr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschienen:

Grimm (Jacob): Ueber den Ursprung der Sprache.
Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851.
Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (326)

Steinthal (Prof. Dr. H.): Der Ursprung der Sprache
im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung, Kritik und Fortentwicklung der vorzüglichsten Ansichten. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Ausgabe. 1858. gr. 8. geh. 1 Thlr.

In der neuen Ausgabe ist diese Schrift eine vollständige geschichtliche Darstellung und Kritik aller bemerkenswerthen Ansichten über den Ursprung der Sprache, die in neuerer Zeit aufgestellt worden sind. Denselben schliesst sich zuletzt die Ansicht des Verfassers an, nach welcher die Frage nach dem Ursprunge der Sprache nicht nur zum Mittelpunkt, ja zum Inbegriff der ganzen Sprachwissenschaft wird, sondern auch eines der wichtigsten Kapitel der Psychologie bildet, indem von ihrer Beantwortung für die Entwicklung des individuellen Subjects wie der Völker die anziehendsten und gründlichsten Aufschlüsse zu erwarten stehen.

In der Math. Rieger'schen Universitäts-Buchhandlung in München erschien soeben, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der kirchlichen Trennung
zwischen dem
Orient und Occident
von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart.
Von Dr. **A. Pichler,**
Privatdocent der Theologie an der Universität München.
I. Band. Byzantinische Kirche.
gr. 8. broschirt. Preis fl. 5. 24 kr. oder Rthlr. 3. 6 Sgr.

Den Geist und Inhalt dieses Werkes bezeichnet der Verfasser hinlänglich in der Vorrede mit den Worten: „Vorliegendes Werk bietet den ersten Versuch einer vollständigen Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen Orient und Occident. Die Trennung der beiden Kirchen, der Lateinischen und Griechischen, übte auf die ganze Entwickelung Europa's in kirchlicher wie in staatlicher, in wissenschaftlicher wie in socialer Hinsicht einen mächtigen Einfluß, der dem des Protestantismus im Ganzen kaum nachsteht. Die richtige Beantwortung der beiden Fragen: wer trägt die Schuld an dem Ursprunge dieser Spaltung? und wie kommt es, daß die zahllosen, bis in die jüngste Zeit fortgesetzten Versöhnungsversuche in der Hauptsache gänzlich erfolglos geblieben sind, ist daher nicht blos für den Theologen, sondern für den Historiker überhaupt (und, fügen wir bei, gewiß für jeden Gebildeten) von großer Wichtigkeit. Die bisher gewöhnlich gegebene Lösung: der Hochmuth und die stumpfsinnige Hartnäckigkeit der Orientalen sei die Ursache an dem Einen wie an dem Andern, schien mir für keinen ernsteren Denker genügend zu sein. Ich hielt es für nothwendig, die griechische Kirchentrennung vor Allem im Zusammenhange mit der Entwickelung des Papstthume, der Rechtsbegriffen und der hierüber im Laufe der Zeit herrschenden Doctrinen, sowie der Europäischen Staatsverhältnisse zu betrachten, und bin auf diesem Wege zu dem Resultate gekommen, daß auch der Occident von einem guten Theile der Schuld an dem Ursprunge und der Fortdauer dieser Trennung nicht freizusprechen sei." (321)

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss: Neuer Verlag der **C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung** in **Leipzig** und **Heidelberg.** III. Abtheilung: **Philologie, Theologie** und **Pädagogik. — Vermischtes.**

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 25.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 19. Juni 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Wie wird der letzte orientalische Krieg herbeigeführt? 386

England.

Erinnerungen eines Flüchtigen. Von Berlin nach London. I. Die Hochverraths-Broschüre II. Herr Omnibus 388

Frankreich.

Renan's Leben Jesu, die philosophische Kritik und das Publikum. II. Die Gottesidee, von E. Caro 389

Schweiz.

Gaiffe's neue Beiträge zur Geschichte der Reformation in Genf. II. Calvinistische Strafjustiz 392

Böhmen.

Sechsische Briefe aus Böhmen. Die dramatische Poesie 396

Rußland.

Was sind Kirgisen? 397

Kleine literarische Revue.

Ein Engländer ohne Haß und Vorurtheil . 398
Psychiatrische Briefe 398
Krug's deutsche Gütertracht-Tarife . . . 399
Russisches Album Viardot 399
Literarischer Sprechsaal 399

Benachrichtigung.

Mit der nächsten Nummer (Nr. 26) endet das laufende Quartal. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Neue Erscheinungen der spanischen Literatur.

De la beneficencia en Inglaterra y en España. Informe leido por Sr. D. Salustiano de Olózaga en la Academia de ciencias. Madrid, 1864. En 4.

El ejercito español; lo que ha sido y lo que debe ser. Por el commandante de infanteria D. Ignacio Andres. Zarogoza y Madrid, Cuesta. En 4. 72 paginas. 4 R

España y Santa Domingo. Observaciones acerca de lo que interesa á la nacion española la posesion de dicha isla, y sobre los beneficios que han de recibir los Dominicanos. Por D. Cayetano Martin y Oñate. Toledo y Madrid, Cuesta. 176 pag. 10 R. (331)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint bei **Longman & Co.** in **London** die erste wohlfeile Original-Ausgabe des berühmten Werkes:

LORD MACAULAY'S
HISTORY OF ENGLAND
FROM THE
ACCESSION OF JAMES THE SECOND.

PEOPLE'S EDITION,
Embodying the Author's last Notes and Corrections.

Diese neue, correct und schön gedruckte Ausgabe wird vier Bände umfassen und gebunden nur 16 sh. kosten.

Erschienen sind bis jetzt Band I, Preis 4 s. 6 d., und Band II, Preis 3 s. 6 d.; der dritte und vierte Band erscheinen noch im Laufe dieses Jahres. (327)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juni 1864.

Denis Duval. Chapter VIII. With a Note by the Editor. — The Red Shirt in Calabria. — Parting By Frederick Greenwood. — The — Story of a Spoilt Life. — How we Mounted the Oldenhorn. — Margaret Denzils History. Chapter XXI—XXIII. — Devon Lanes and their Associations. — The Church as a Profession.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson.* Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juni 1864.

The Hillyars and the Burtons: A Story of two Families. By *Henry Kingsley.* — The Kalif of Baldacca. By *Henry Wadsworth Longfellow.* — The Last Days of Simon de Montfort: A Fragment. By the Rev. *F. J. A. Hort.* — A Little French City. By Philip Gilbert Hamerton (Second Article.) — A Son of the Soil. VII. — Biography at a Discount. By *Charles Allston Collins.* — A Mother's Waking. By *E. M. Murray.* — On the Study of Nature as a Guide to Art. By *J. L. Roget.* — Note on the Article „Subscription no Security" in the April Number. By the Dean of Christ Church, Oxford. — Mr. Matthew Arnold and the Great Public Schools: Eton.

Buchhandlung F. A. **Brockhaus**, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de **M.** *Amédée Pichot.*
Nouvelle Série. 4me année.
No. 5. *Mai* 1864.

I. Le christianisme primitif, ses origines et ses développements. — II. La péninsule du Labrador, par *M. H. Y. Hind.* — III. Les banques. — IV. Veronica Cybo, par *M. Guerazzi.* — V. Dix jours d'agonie. — VI. La ville et le port de Panama. — Une légende Musulmane. — Ressources naturelles de Mexique. — Pensées diverses. — VII. Correspondance d'Espagne. — VIII. Correspondance de Londres. — IX. Chronique scientifique. — Chronique et Bulletin bibliographique. (329)

Durch jede Buchhandlung ist aus dem Verlag von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M. zu beziehen:

Dr. L. Bördrlein's
öffentliche Reden.
1860. gr. 8. X. u. 446 S. broch. 2 Thlr.

Ueber die Bildung zum Mann und zum Menschen. Ueber die Pflege ächt deutscher Gesinnung. Ueber die wahre Jugendlichkeit. Ueber die Pflege des Gemüths. An Göthe's, an Schiller's 100jähr. Geburtstag.

„Das theure Vermächtniss eines Meisters, der in Wahrheit den Gehalt des Alterthums in seinen Busen, die Form in seinen Geist geschöpft hatte. Sie gehören zu den classischen Erzeugnissen deutscher Prosa, werth von jung und alt gelesen und studirt und geliebt zu werden; ja wenn manch schimmerndes Meteor unsrer Tagesliteratur, nach unseres Dichters Wort: „für den Augenblick geboren", längst wird verschwunden und vergessen sein, werden diese Reden auch künftigen Geschlechtern zur Bildung und Erhebung dienen, denn „das Echte bleibt der Nachwelt unverloren." (330)

Beilage der Allg. Zeitung.

Das Verzeichn. einer werthvollen philolog. orient. Bibliothek, meist aus d. Sammlungen Heyse's, Benary's, Olshausen's, deren Versteigerung am 8. Aug. d. J. in Berlin stattfindet, steht auf Verlangen gratis zu Diensten beim Verleger dieser Zeitschrift, ferner bei J. A. Stargardt in Berlin, Jägerstr. 53, wie bei allen Buchhändlern.

Deutschland und das Ausland.

„Wie ward der letzte orientalische Krieg herbeigeführt?“*)

Der Verfasser der vorliegenden Schrift beweist uns, daß Napoleon III. der eigentliche Urheber des orientalischen Krieges gewesen ist, womit er freilich nur aktenmäßig bekräftigt, was der gemeine Mann seither instinktmäßig fühlte und der Gebildete längst klar eingesehen hat. Durch seine meisterhafte Bloßlegung der diplomatischen Gespinnste, deren einzelnen Fäden er bis zu ihrem Ursprunge in Paris, London, St. Petersburg und Konstantinopel folgt, führt er aber den denkenden Leser auf die jetzt sehr nahe liegende Idee, daß derselbe Meister der Staatskunst, welcher es damals so ausgezeichnet verstanden hat, aus einem kleinen Fünkchen einen Brand anzufachen, der die Füße des Europa erdrückenden russischen Kolosses wegschmolz und das riesenhafte Schreckbild zum Gespötte der vom Alp befreiten Völker der Länge nach zu Boden warf, ohne daß er sich selbst die Finger dabei so verbrannte, wie der düpirte John Bull, oder wie Oesterreich, das sich mit seinem „weltberühmten Undank“ seinen ältesten Verbündeten verscherzte, — daß dieser selbe Meister es auch verstehen wird, den Tyrannen aller Meere und Küsten, den nimmer satten englischen Haifisch an die Angel zu locken und auf's Trockene zu ziehen, wozu sich gerade jetzt eine schöne Gelegenheit bietet, da gegen den brutalen Krämerstaat nicht bloß in deutschen Volkskreisen, sondern auch — aus sehr verschiedenen Motiven entspringend — in höheren Regionen die größte Erbitterung herrscht. Die „continentale“ britische Armee würde also diesmal jedenfalls nicht für England bluten.

Napoleon III. hat viele Sünden begangen und wird deren voraussichtlich noch mehr begehen, aber wenn er zur Bändigung des russischen Bären noch die Unschädlichmachung des englischen Seeungeheuers fügte, dann wäre ihm, trotz alledem, in der neueren Mythologie (die nicht bloß in Frankreich blüht!) der Ehrenplatz eines Theseus oder gar Herkules gesichert.

Uebrigens sind wir mit dem Verfasser der „historischen Untersuchung“ vollständig darin einverstanden, daß der Krim-Krieg, der über hunderttausend Menschen das Leben kostete und noch mehr zu Krüppeln machte, aus ganz frivolen Ursachen angefangen wurde und in seinem weiteren Verlaufe die frivolsten und zugleich gleißnerischsten Bemäntelungen gefunden hat. An das grauenvoll Lächerliche streifen z. B. in erster Reihe die russischen Kriegs- und Rekrutirungs-Ukase (über welche der Verfasser schweigend hinwegschlüpft), in denen der „bedrohte heilige Glaube“ und die „Gefährdeten Gränzen des heiligen Rußlands“ eine so große Rolle spielen; oder die anglo-französischen Proklamationen, Depeschen, Noten ꝛc., oder die Medaillen mit der famosen Umschrift „England and France, to avenge offended Europe“; oder auch die Ergüsse der vom Russenhasse förmlich berauschten damaligen Tagesblätter mit fast einziger Ausnahme des Kladderadatsch, der dem Krim-Schwindel von vornherein die richtige Seite abgewann und nicht in die Anbetung der Dezembermänner Canrobert, St. Arnaud, Colonel Carbonade, oder der englischen Patent-Generale und Admirale resp. Mordbrenner an der wehrlosen finnischen Küste, mit einstimmte, sondern die Fahne der gesunden Vernunft und zweischneidigen Kritik aufrecht hielt.

*) Historische Untersuchung. Leipzig, 1863, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. (194 S. gr. 8.)

Der Rückblick, welchen der Verfasser auf die damalige Bearbeitung resp. Kundgebung der öffentlichen Meinung macht, ist sehr unterhaltend, doch hätte er die angenehme Lesung desselben nicht durch geflissentliche Unrichtigkeiten abschwächen sollen, indem er zu Zeiten von einer öffentlichen Meinung Deutschlands und Oesterreichs spricht, „die entschieden russenfreundlich und gegen das Vergehen der Westmächte eingenommen war, auch in dem Autokraten Nikolaus den populärsten (!) Monarchen Europas sah.“ Jedenfalls hat er mit dieser „Volksstimmung“ nur die Meinung der „kleinen aber mächtigen Partei in Preußen“, mit der er beständig liebäugelt, bezeichnet; er entfremdet sich aber damit den Theil derselben, welcher noch für altpreußische Ehre Sinn hat und die Behandlung des Grafen Brandenburg in Warschau abseiten dieses „gemäßigtsten aller Souveräne“, — in Folge deren jener preußische General buchstäblich am gebrochenen Herzen starb, — nicht vergessen kann. Ueberdies ist es eine politische Taktlosigkeit, in einer Schrift, die, Angesichts der neuesten Ereignisse, Frankreich in Deutschlands Meinung herabsetzen und Rußland erhöhen soll, Privatansichten Raum zu gestatten, indem der Verfasser schadenfroh auf die Ursache der Amtsentsetzungen eines Bunsen, Pourtalès, Bonin ꝛc. anspielt; besonders was den Letzteren betrifft, ist es sogar unklug zu sagen, daß der General vom deutsch-dänischen Kriege her einen Grimm gegen Rußland hegte, denn damit berührt er einen Fleck, der nicht geeignet ist, die Sympathien eines großen Theiles der preußischen Militärs zu erwecken, trotzdem dieselben in dem „unparlamentarischen“, absoluten Zarenreiche sonst ihr Ideal erblicken mögen.

Wir können es uns nicht versagen, unseren Lesern eine auf Preußen bezügliche Stelle des Buches, die zugleich eine hübsche Probe der Schreibweise desselben bildet, wiederzugeben; sie handelt über die 30 Millionen Anleihe von 1854 und lautet:

„Preußen befand sich in der unbehaglichsten Lage. Von allen Seiten gedrängt, hin und her schwankend, mangelte ihm die feste Hand, die sein Staatsschiff durch die offenen und verdeckten Klippen und Untiefen sicher hindurchgeführt hätte. Sein erster Steuermann hatte dazu weder die Geisteskraft, die Ideen, noch die Charakterstärke. Da man sich trotz der Friedensliebe des Königs auf alle möglichen Fälle gefaßt zu halten hatte, also auch zum Kriege, so mußte man sich der nöthigen Mittel dazu versichern. Zu diesem Zwecke verlangte die Regierung am 18. März von den versammelten Kammern die Bewilligung zu einer Anleihe von 30 Millionen Thalern. Hier offenbarten sich die Gestimmungen. Die zwei Parteien, in welche das Land damals getheilt war, die russische und anti-russische, erwarteten mit Ungeduld den Vortrag des Ministerpräsidenten, um daraus zu ersehen, nach welcher Seite die Regierung sich eigentlich neige. Doch die Rede des Präsidenten war so verzwickt und unbestimmt, so reich an Worten und arm an Gedanken, daß am Ende beide Parteien so klug waren wie zuvor und jede ihre Hoffnungen und Befürchtungen behielt. Ein Ausschuß von 21 Personen wurde hierauf gewählt, um den Regierungsentwurf einer Prüfung zu unterwerfen und der Kammer über ihn zu berichten. Hier zeigte sich abermals das Uebergewicht der Rußland feindlichen Partei, indem auf 5 Russischgesinnte 16 anti-russische Glieder gewählt wurden, unter ihnen der Hauptredner der Opposition, v. Vincke. In diesem engeren Ausschusse hoffte man der Regierung ihr Geheimniß zu entreißen und drang auf eine nähere Erklärung über ihre künftigen Entschlüsse. Der Ministerpräsident legte ihnen auf die damaligen Verhandlungen bezügliche Papiere vor und ließ sich die Versicherung entschlüpfen:

daß man an der Wiener Konferenz festhalte und, wenn man Geld verlange, es nur geschehe bei der Möglichkeit eines Konflikts mit Rußland. Der Kriegsminister General Bonin, der vom dänisch-holsteinischen Kriege her ein Gefühl des Grimmes gegen Rußland behalten, ging noch weiter. Nachdem er vorgestellt, daß Preußen zwischen drei Entschlüssen zu wählen habe: Neutralität oder Anschluß an eine der entgegengesetzten Mächte, sagte er, nachdem er die zwei ersten Fälle erwogen und die zu befolgenden Operationen entwickelt hatte: „Was den dritten Fall betrifft, Anschluß an Rußland, so mag ich gar nicht davon sprechen. Es giebt Dinge, die man nicht einmal voraussetzen darf; — so wollte auch Solon für den Vatermord keine Anordnung treffen, da er ihn für unmöglich hielt." — Die Worte waren bezeichnend für den Mann und die Partei, erregten aber bei den Gegnern und Allen, welche die Dinge aus einem höheren (?!) Standpunkte betrachteten, einen gerechten Unwillen. Auch der König theilte diesen und bemerkte: „Nicht um Voraussetzungen zu machen und Kriegspläne zu entwerfen, habe er den General in den Ausschuß geschickt." — Einige Wochen darauf ward das Kriegsministerium ihm abgenommen. — Der Ausschuß billigte endlich die Anleihe, wofern die Regierung in ihrem bisherigen System verharre, d. h. im Verein mit den Konferenzmächten vorschritte und sich vornehmlich eng an Oesterreich und Deutschland hielte; er schloß seinen Bericht mit einer heftigen Erklärung gegen Rußland."

Zum Schlusse können wir nicht umhin, das angeblich schon 1856 geschriebene Buch einer größeren Aufmerksamkeit zu empfehlen, als ihm bisher zu Theil geworden ist, denn es bildet in seiner Fassung wirklich eine beherzigenswerthe Erinnerung und einen recht werthvollen Beitrag, resp. eine Ergänzung der sachgemäßen Krimkriegs-Literatur, wie dergleichen bis zu seinem Erscheinen noch nicht vorhanden war. Franz Maurer.

England.

Erinnerungen eines Flüchtigen.*)

Von Berlin nach London.

I.

Die Hochverraths-Broschüre.

Im Frühlinge des Jahres 1849 hatte man schon ziemlich aufgeräumt in Berlin, aber ich war noch da und arbeitete, 6 Pfennige die Zeile, für die Nationalzeitung, für die Abend-Post und schrieb eine Broschüre, wenn sonst keine Aussicht auf Befriedigung des Regiments-Schneidermeisters, bei dem ich wohnte, und zum Ankauf von Eß-Marken bei Pietsch Unter den Linden vorhanden war. Bei Pietsch. Der runde Tisch am Sopha war damals der Literaten-, speziell der Kladderadatsch-Tisch. Hier aßen damals noch, im Abonnement zu 6 Silbergroschen, A. Hofmann, Verleger und Pflegevater des lustigsten und unsterblichen Kindes der Revolution, der damals bloß lange und sonst durch keine Dimension bemerkliche W. Scholz, neben ihm der körperlich bloß kurze Dichter des hohen Liedes, Titus Ullrich, der immer bereit war, einen Witz von dem Langen durch die geniale Art des „Sichgefallenlassens" zu verschönern, Dohm, der Redacteur, Löwenstein, Vater von „Karlchen Mießnick", Kalisch, der außer „Hundert Tausend Thaler", „Berlin bei Nacht" u. s. w. auch „Hrn. Zwickauer" geschaffen hat, Rudolph Genée, damals Xylograph, später Bühnendichter, zuletzt Redacteur der Coburg-Gothaer Zeitung und während der ganzen Zeit ein Virtuose, Witze im tiefsten Basse theils zu machen, theils zu würdigen und zu würzen. Ein Paar Buchhändler, wie Lassar, Doktoren und Assessoren waren als Gäste, später als Stammgäste stets willkommen, weil man stets Marken von ihnen kaufen konnte. Herr Pietsch nahm allerdings nicht bloß monatliche Abonnements, sondern verkaufte jederzeit für jeden beliebigen Thaler fünf Marken, jede im Geldwerthe von 6 Sgr., aber in Zahlung für Mittagstisch und Kaffee von 8 Sgr. Da wir während des Essens immer die mächtigsten und gesundesten Verdauungspillen, Witz auf Witz und homerisches Göttergelächter mitgenossen, hatten wir alle immer guten Appetit. Manteuffel und Hinkeldey aber sorgten dafür, daß wir nie Ueberfluß an Honorar mit uns herum trugen, nicht einmal immer einen ganzen Thaler zum Ankauf der Abonnements-Marken, en gros, nehmlich fünf auf einmal. Bei gutem Appetite und gedrückten Zeiten aber 8 statt 6 Sgr. für ein- und dieselbe Waare zu bezahlen, erschien uns immer als eine desto schwerere Sünde, je leichter wir uns in der Tasche fühlten. Wer konnte uns daher willkommener sein, als die Krösus von Nicht-Literaten, die immer für einen ganzen Thaler Marken auf einmal von dem freundlichen Herrn Pietsch im Großen kauften, um sie sofort im Detail ohne Profit und Prozente uns abzulassen? Es war doch trotz Manteuffel und Hinkeldey eine schöne Zeit, wenigstens bei Tische. Wir gediehen vortrefflich, und es war mehr Wahrheit als Witz in dem großen Bilderbogen der Gelehrten des Kladderadatsch: „Der Traum eines Republikaners", worin unter Anderem der populäre „dicke Stein" leibhaftig, mit einer Tafel vor dem Magen abgebildet war, auf welcher Pietsch anzeigte: „Dieser Mann aß bei mir im Abonnement zu 6 Silbergroschen."

Wir hatten und verdienten damals wenig Geld, aber keiner von uns zweifelte daran, daß wir Manteuffel und Hinkeldey überleben, und Das, was wir in der Jugend wünschten, im Alter die Fülle haben würden. Insofern darunter Geld und Gut verstanden wurde, hat sich's an Allen leidlich, an Einigen glänzend bewährt.

Aber damals sah es einmal zu Ende des Monats kläglich in der Richtung zum ersten aus. Hinkeldey hatte mir zwei große Arbeiten konfisziren lassen. Der Regimentsschneider hatte kein Erbarmen, das wußt' ich sicher. Er hielt es für ein Verdienst in der Zeitlichkeit und Ewigkeit, mich zu vertilgen. Nur durch pünktlichste Zahlung für Miethe, Aufwartung und Auslagen konnte er von Monat zu Monat bewogen werden, mein Leben zu schonen. Wo das Geld hernehmen und nicht stehlen? „Du schreibst wieder eine Broschüre", flüsterte mir eine unsichtbare Macbeth'sche Hexe zu. Aber worüber?

„Die rothe Fahne wird über ganz Europa wehen". So schloß an dem Tage, an welchem ich nach einem Thema suchte, ein Leitartikel der Kreuzzeitung. Da hatt' ich den Titel. In 24 Stunden war diese „Prophezeiung der Neuen Preußischen Zeitung" in guter Broschürenlänge beleuchtet und 24 Stunden später mit prächtigen Goldstücken Gerhardt's honorirt. Einige Tage später und die rothe Broschürenfahne flog in alle Welt. Damit man mich nicht für'n Rothen halte, mach' ich ausdrücklich darauf aufmerksam, daß ich bloß diese Prophezeiung der Kreuzzeitung beleuchtete und der Sicherheit und Hinkeldey's wegen so schloß, es werde leider so kommen, wenn man es durchsetze, das Königthum zum Schilde und Heiligenscheine des feudalen Programms zu machen.

Bei Pietsch wurden Legionen Witze über diese rothe Fahne, die um der Miethe willen über Europa wehte, in das Abonnements-Essen gemischt, aber der Staatsanwalt aß nicht mit uns und

*) Aus einem zum Druck vorbereiteten Werke von Dr. H. Beta.

nahm die Sache ohne Witz als „Anreizung zum Hochverrath". — „Zwei bis neun Jahre Zuchthaus." Nicht möglich! sagten juristische Kenner. Keine Frage, daß du freigesprochen wirst. Aber in die Untersuchungshaft mußt Du, wenn Du Dich kriegen läßt. Verreise doch in 'ne stille Gegend bis zum Termine. Dann stellst Du Dich und wirst mit Glanz freigesprochen. Die Untersuchungshaft ist sehr langweilig und ennuyant.

So schien es mir auch. Und so ließ ich mich eines Morgens nach einer stillen Gegend verschwinden, in das Haus eines alten Schiffs-Kapitäns unweit der Ostsee, unmittelbar zwischen zwei Fischerdörfern hinter Lehmbergen am Wasser gelegen.

II.

Herr Omnibus.

Hier blüht' ich im Verborgenen, in ländlicher Einsamkeit von Lehmbergen, Fischerhütten, Kranichen, Verhaftungs- und Zuchthausgedanken umgeben, einen ganzen Frühling, einen ganzen Sommer, einen ganzen Herbst, einen ganzen Winter hindurch, immer des Termins oder einer „Wendung der Dinge", einer stets „dem Vernehmen nach" beabsichtigten allgemeinen Amnestie harrend, und „steckbrieflich verfolgt." Die Fischersleute lesen keine Zeitungen, keine Steckbriefe, und über diese Berge hinunter kam niemals Polizei. Die friedlichen Leute fischten, aßen Kartoffeln mit Buttermilch und thaten nichts Böses, sondern lieferten mir gelegentlich Stoff zu Fischerdorfgeschichten. Der alte Kapitän hatte alles Mögliche auf allen möglichen Meeren und in allen möglichen Häfen erlebt und kriegte oft Besuch von stämmigen, braunen, noch activen Kollegen, so daß ich öfter in die Lage kam, unserem einzigen Seeromanhelden, dem dicken, braven Heinrich Smidt, ins Handwerk zu pfuschen.

Auch lag oben auf dem Lehmberge zwischen Pflaumenbäumen ein zweites Haus des Schiffs-Kapitäns, in welchem das größte Universal-Genie lebte, das ich je in meinem Leben habe kennen lernen. Er war Dorfschullehrer, dann Heldenspieler, dann Theater-Direktor und unglücklicher Ehemann gewesen, später Uhrmacher, Thierarzt, Fliegenwasserfabrikant, Hühneraugen-Operateur, Schlosser, Goldschmied, Freiwerber, Rechtsanwalt, Bitt- und Beschwerdeschriften-Verfertiger, Ratten-, Mäuse- und Grillenvertilger und Kreisphysikus wider Willen der ganzen Fischerdorf-Gegenden. Alle diese Geschäfte trieb er jetzt zusammen in friedlicher Harmonie. So weiß ich, daß er eines Tages auf ein benachbartes Dorf gerufen ward, um einer alten Frau das kalte Fieber zu vertreiben. Dabei brachte er die alte Wanduhr wieder in Gang, feilte einen Schlüssel zum Holzstall-Vorlegeschloß zurecht, besserte einen Fischkasten aus, stand Gevatter, fungirte als Friedensrichter zwischen zwei Nachbarn, die sich um einen auf der wand- und stacketlosen Gränze stehenden Pflaumenbaum geprügelt hatten, machte für 2½ Sgr. den Accoucheur bei einer kalbenden Kuh, deklamirte beim Schulzen Schillers „Handschuh"' im jüdischen Dialekt und kam Abends mit einem großen Kornsack voll Hobelspänen nach Hause. Letztere waren das Honorar für eine dem Dorftischler aufgesetzte Bittschrift an den Landrath, er möge die in Aussicht stehende Ausbesserung der Kirchenthüre ihm übertragen.

Ich sah an diesem Abende Herrn „Omnibus", den Mann für Alle und für Alles, wie ich ihn taufte, riesig groß wie er war und größer durch den über ihn hin sich bauschenden Honorar-Sack, sich am Abendhimmel abzeichnend, von der Höhe her über den holprigen Lehmweg heimwärts schreiten. Erst dacht' ich, es wär' ein Gensdarm zu Pferde, wollte mich an dessen Schwanz binden und so mit mir zum Ober-Staatsanwalt Meyer in Berlin reiten. Das war eine Vorstellung, an welche ich mich mit der Zeit gewöhnt hatte. So oft ich unter den Fischerkähnen oder auf heranrudernden Dampfschiffen oder zu Lande von den Höhen her oder im Thale am Flußufer entlang zwischen Bäumen etwas Helmartiges oder Uniformliches oder zweierlei Tuch oder Tressen-Kragen oder sonst etwas Glänzendes aufblitzen und wohl gar näher kommen sah, und vielleicht gar ein Kahn mit einem irgendwie rockzugeknöpften Menschen darin vor dem weißen Hause des Kapitäns anlegte, rief eine Stimme in mir: „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften", jetzt wirst auch Du von den unheimlichen, geisterhaften, aber ehernen Armen der in Form und Gestalt nicht mehr zu messenden, unbegreiflichen, unsicher fluctuirenden und doch so gußeisern-preußisch-kontrerevolutionären Staatsmacht ergriffen, eingeschlossen, von einem grimmigen Staatsanwalte, vor Literaten, friedlichen Bürgern und Eigenthümern in den schwärzesten Farben gemalt und dann wegen einer für Miethe und Stiefelwichsen geschriebenen, harmlosen Broschüre mit geschorenem Haar in eine graue Jacke gesteckt, um als Hochverräther mindestens zwei Jahre Wolle zu spinnen.

Ich bin niemals wirklich und wahrhaftig arretirt worden, aber unendlich oft und in den verschiedensten, lächerlichsten und grausamsten, phantastischen Formen der unheimlichen Staatsmacht im Geiste und im Traume. Diese Träume stellten sich hernach später auf englischem Boden immer wieder ein, nur daß sie stets mit dem wonnig erwachenden Bewußtsein endeten: Wir sind auf englischer Erde.

Dieses Phänomen kam einmal in einer Flüchtlings-Versammlung zur Sprache, grade als vierzehn zum Tode Verurtheilte (drei davon doppelt) neben einander saßen. Sie alle bestätigten die furchtbarsten, mitunter lächerlichsten Torturen, die im Traume von den Arretirungs- und Strafgewalten der Heimat an ihnen wieder und immer wieder vollzogen würden. Mehrere davon fühlten sich auch am Tage nicht sicher und ließen sich, theils aus Eitelkeit von dem Gefühl ihrer ungeheuern Wichtigkeit, oder von wirklicher, bis zur Geisteskrankheit ausartenden Einbildung auf Tritt und Schritt von deutschen, sogar französischen, fabelhaft hoch honorirten Spitzeln und Spionen verfolgen. Einer der edelsten Menschen, Flüchtling aus Dresden, hernach einer der angesehensten Aerzte in London, wurde von dieser Krankheit so zerrüttet, daß er um sein ganzes Haus herum Tag und Nacht Spione stehen und schleichen, in seinem Hause während seiner Abwesenheit durch bestochene Dienstboten Untersuchungen anstellen, hinter seinem Wagen hereilen, in Nebenzimmern von Krankenstuben horchen, ja sogar selbst krank werden und zu ihm kommen sah, bloß um ihn auszuhorchen und sich nach verdächtigen Dingen umzusehen und darüber zu berichten. Alle Bemühungen der Freunde halfen nichts, die Krankheit nahm langsam, aber sicher zu. Als ich ihn zuletzt sah, erzählte er mir mit lächelnder Ruhe und Sicherheit, daß Napoleon wieder 100,000 Franks herübergeschickt habe, um die Spionage gegen ihn zu vervollkommnen und zu stärken. Eines Morgens war er verschwunden, auf einem Schiffe nach Amerika. Hier fühlte er sich dicht von Spionen und gedungenen Mördern umgeben, denen er kurz vor der Landung in New-York zuhörte, wie sie über die Art seiner Ermordung berichten. Um ihnen zuvorzukommen, stieß er sich ein Messer in den Leib. Der Schiffsarzt war schnell bei der Hand. Die Wunde, nicht absolut tödtlich, heilte, und seine Krankheit wurde unter Behandlung des Dr. Löwe aus Calbe, damals praktischen Arztes in New-York, so weit gehoben, daß er sich später auf seiner Farm in Missouri nicht mehr von bezahlten Spionen umschlichen sah.

Nein, es war kein berittener Gensdarm, sondern Freund Omnibus, der unter seinem Honorar-Sacke vom Abendhimmel her auf dem Berge heimwärts schritt. Er erkannte mich zuerst und rief mir unter dem Sacke hervor gesungene und declamirte Stellen aus seinen Opern und Heldenrollen zu. Eine alte Schwester, die ihm die Wirthschaft führte, eilte aus dem Hause erwartungsvoll, denn es fehlte an Holz, Brod, Butter, Geld, Abendessen.

„Freude sei in Troja's Hallen!" rief er ihr in seiner unverwüstlichen guten Laune und mit Sarastro-Baß zu, warf den Sack zur Erde und fing an, verschiedene Honorarzahlungen aus den Spänen heraus zu enthüllen. „Da sind zunächst die Späne, altes Haus! die gehören nach der neuesten Naturforschung zu den verbrennbaren Produkten, zu den Kaffee kochenden. Honorar für 'ne Bittschrift Speckstreifen — wo ist der Speck? Ah hier! In Anerkennung des vertriebenen kalten Fiebers, das aber alle drei Tage wiederkommt. Hat keinen Respekt vor der Weidenrinde, die ich aus Patriotismus statt der weithergeholten China verabreiche. Dieser Wurstzippel nebst drei Eiern, die ich in der Tasche habe, außerdem 2½ Sgr., für Auspusten der alten Wanduhr. Alten Schlüssel gefeilt zum Holzstallschlosse — Metze Kartoffeln unten im Sacke. Vom Schulzen diese Gabe der Ceres — das schöne, runde Bauerbrod für den jüdischen Handschuh. Bei Schrödern Gevatter gestanden und das Gebet gesprochen — Steinkruke voll Reissuppe hier in der Tasche. Fischkasten ausgebessert: 6 Krebse unten im Netze und zwei Silbergroschen. Also Alles da, Alte! Fortunatus-säckel. Morgen wieder Verdienste um die Menschheit: 3 Scheeren zu schleifen, mütterlichen Brief zu schreiben an einen Matrosen. Maß genommen zu zwei Trauringen. Schwarze Hufsalbe bestellt für Heinzen's „Chiker Talpaim", wie die Juden hufkranke Pferde nennen. Morgen krieg' ich noch Pferdegeschirr auszubessern. Und Du mußt ein Brautkleid anmessen, zuschneiden und fertig machen. Zwei Jungens, die nach Höherem streben, wollen Violine bei mir lernen. Nun komm und mach Dir Speck und Eier. Ich bin noch satt genug. Reich' mir die Hand mein Leben, komm' in mein Schloß mit mir! Euch begrüß' ich, ehrwürdige Hallen, säulengetragenes, herrliches Dach, wo es niemals durchregnet, wenn's schneit. Gute Nacht, Doktor." —

Was war natürlicher, als eine Fischerdorfgeschichte mit dem Helden Omnibus zu schreiben? Ein dickes Buch, das ich geschrieben, war, wie die Arbeit eines ganzen Jahres durch Hinkeldey, durch kurhessische Staatsrettungs-Maßregeln geopfert worden. Man hatte den Verleger in Kassel arretirt und alle sein Hab' und Gut mit Beschlag belegt.

Ich wollte nun etwas ganz Unschuldiges schreiben, die Omnibus-Fischerdorfgeschichte. Durch den Helden, durch den Capitain und einige andere Persönlichkeiten war viel interessanter Stoff geboten. Ich benutzte Erlebtes, machte aber natürlich ganz andere Dinge und Menschen daraus. Ich arbeitete mehrere Tage hintereinander. Sie schoß schnell zusammen und zum Ende. Um mich zu erholen, begleitete ich Herrn Omnibus auf einer Wasserpartie, die er machen mußte, um in einem Dorfe weiter unten den letzten Willen eines sterbenden Fischers aufzunehmen. Niemand im Dorfe konnte schreiben. Die Frau kam selbst, um ihn zu holen und sich gegen die gefürchteten Ansprüche Verwandter an die Hinterlassenschaft zu schützen.

Die vollendete Fischerdorf-Geschichte war auf meinem Zimmer offen liegen geblieben.

Da Omnibus außer dem letzten Willen auch noch einen Ofen zu setzen fand und hernach noch zu zwei Kranken, einer Kuh und einem Kinde, gerufen ward, kamen wir erst spät Abends nach Hause.

Frankreich.

Renan's Leben Jesu, die philosophische Kritik und das Publikum.

II.

Die Gottesidee, von E. Caro.*)

Es machen sich in Frankreich neben der kritischen Schule drei philosophische Richtungen geltend. Der Naturalismus, als dessen Vertreter Taine bezeichnet werden kann; der Idealismus, von Vacherot, dessen Hauptwerk**) eine ganz vorzügliche Leistung ist und einer Uebertragung in's Deutsche nach unserer Meinung in hohem Grade würdig, und der Spiritualismus. Die beiden ersteren haben mit der kritischen Schule den Ausgangspunkt und die Methode gemeinsam; der Spiritualismus trennt sich in jeder Beziehung von ihr; er stellt die entschiedensten Gegner Renan's, und aus dem Werke eines dieser spiritualistischen Gegner wollen wir im Folgenden die wesentlichsten Züge einer Kritik des „Lebens Jesu" mittheilen:

Renan, sagt Herr Caro, behandelt die Quellen für das Leben Jesu nicht als historische Dokumente, sondern als Legenden; um das Leben Jesu darzustellen, muß er daher dasselbe nach den gewöhnlichen Gesetzen des Entwickelungsganges organischer Wesen behandeln; als Führer auf diesem Wege nimmt er sein eigenes Gefühl, d. h. mit anderen Worten, er schreibt Geschichte nach den Gesetzen des historischen Romans. Zu seiner Rechtfertigung weist er auf die Widersprüche der vier Evangelien hin: „man muß wählen!" Die Evangelisten sagen: „Jesus war ein Nachkomme David's; Jesus war geboren zu Bethlehem; Jesus war geboren von einer Jungfrau, auf daß die Prophezeiung sich erfülle!" Renan sagt in seinem fünften Evangelium: „Jesus war nicht ein Sohn David's; er war nicht geboren zu Bethlehem; er hatte Brüder und Schwestern, auf daß die Prophezeiung sich nicht erfülle!" Das ist allerdings eine sehr einfache Argumentation; statt die Genealogie zu diskutiren, welche S. Mathäus und S. Lukas geben, und welche die Abstammung nachweist, erklärt er sie ohne Weiteres für erfunden und erledigt die Frage mit den Worten: „Der Titel „Sohn David's" war der erste, den Jesus annahm, wahrscheinlich ohne an der unschuldigen Täuschung Theil zu nehmen, mit der man ihm diesen Titel sichern wollte. Die Familie David's war, wie es scheint, längst erloschen. „Es ist wahr, heißt es in einer Note, daß manche Gelehrte, wie Hillel und Gamaliel, für Abkömmlinge David's ausgegeben wurden: aber das sind sehr zweifelhafte Angaben!" Warum? — Weil, wenn die Familie David's noch vorhanden gewesen wäre, sie in den Kämpfen der Zeit eine besondere Rolle gespielt hätte. Nun — hat sie das etwa nicht, da Jesus von ihrem Stamme war?

„Dieser Methode der Darstellung entspricht der Styl: kein wichtiger Punkt ohne ein „wahrscheinlich," „wie es scheint," „beinahe." Die Evangelisten sind nicht zuverlässig, aber sie sind es doch beinahe. Jesus ist nicht Gott, nicht Gottes Sohn, aber in einem gewissen Sinne ist er es beinahe. Das ist der Styl der Künstler: die modernen Schöngeister wie die Führer der kritischen Schule operiren nur mit zarten Annäherungswerthen. Die Farbe ist immer falsch, weil sie zu roh ist: sie stört die empfindlichen Augen, welche

*) L'Idée de Dieu, par E. Caro. Paris, Hachette, 1864. Un volume de 504 pages.

**) La Métaphysique et la science.

nur für die Nüance gestimmt sind. Bejahen kann nur der Naturbursche und der pedantische Schulgelehrte, für diese paßt das; der Künstler bejaht niemals, er sagt niemals: diese Sache hat sich so zugetragen, sondern nur: diese Sache hat sich vielleicht so zugetragen, oder sie hat müssen diesen Verlauf nehmen — weil er sofort den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung begreift. Wo er diesen Zusammenhang nicht sofort begreift, da ist es auch mit der ganzen Historie Nichts! Oder die Historie ist zwar nicht zu leugnen, aber sie ist dunkel, man muß sie auslegen, „nach den Gesetzen unserer eigenen Brust," „man muß wählen!" Und bei dieser Wahl bleibt man in einem erhabenen Dunkel, aus dem der Leser ganz verschiedene Wahrheiten herauslesen kann. Dieses erhabenen Dunkels ist Renan in ganz besonderem Grade mächtig. Wenn er spricht vom Reiche Gottes, von dem kindlichen Gefühl, das der Mensch im Schooße des Vaters empfindet, von der reinen Religion, von Gott — so haben diese Worte auf seinen Lippen dieselbe Bedeutung wie auf denen eines anderen Menschen, aber haben sie auch dieselbe Bedeutung in seinen Gedanken? Wer möchte das glauben? Warum möchte er sich sonst derselben mit einer Art Affektation bedienen? Warum sonst die mystische und oft sentimental weiche Sprache, wenn man eben die metaphysischen und religiösen Illusionen zerstört hat, welche die Welt mit diesen Worten verbindet?

„Die Wirksamkeit Jesu selbst theilt Renan in zwei Abschnitte; er will für ihn dasselbe thun, was man für Muhammed gethan hat: „„Der Koran, der das Leben Muhammed's in einer vollständigen Verworrenheit überliefert, hat durch eine sorgfältige Kritik sein bisheriges Dunkel in Betreff der Zeitfolge verloren. Ein solches Ordnen ist für das Leben Jesu viel schwieriger, weil sein Leben kürzer gewesen und ärmer an äußeren Ereignissen; indeß es ist nicht unmöglich. Man stellt keine bloße Hypothese auf, wenn man annimmt, daß der Stifter einer neuen Religion sich zunächst an die geläufigen Moral-Aphorismen anschließt; daß er dann, reifer und in vollem Bewußtsein seines Gedankens, sich in einer Sprache gefällt, die poetisch, warm, lieblich, fern von jeder Controverse und frei wie das reine Gefühl; daß er schließlich durch Polemik und heftige Angriffe zur Exaltation kommt!"" Es ist für das Leben Jesu schwierig, eine solche Eintheilung durch haltbare Beweise zu unterstützen; Renan stützt deshalb dieselbe durch sein entscheidendes Kriterium: das Gefühl eines lebenden Organismus, und durch eine eigenthümliche Deutung des Evangeliums Mathäus. Aber eine unbefangene Betrachtung dieses Evangeliums lehrt, daß es unmöglich ist, aus ihm eine chronologische Ordnung herauszufinden. Der sanfte Jesus der Renan'schen ersten Periode zu Galiläa und der feurige in seiner zweiten zu Jerusalem, sie wechseln in jedem Kapitel mit einander. Und gesetzt auch, es ließe sich eine solche Eintheilung nachweisen, so müßte die Umwandlung doch nach der eigenen Annahme Renan's gemäß den Entwickelungsgesetzen eines lebenden Organismus sich vollziehen. Aber nein! Diese beiden Personen bleiben einander völlig fremd, zwischen ihnen ist keine Entwickelung möglich, sondern nur ein Widerspruch.

„Und nun vollends: was wird aus Jesus in der zweiten Periode bei Renan? Seine Stimmung wird durch die Kämpfe düster, das Gefühl seiner Kraft wankt bald, bald wird es übermächtig. Es beginnt der finstere Fanatismus, er sucht den Tod zu seiner eigenen Befriedigung! Und diese Aenderung vollzog sich in zwei bis drei Jahren!

„Und was wird aus seiner Lehre? Kein Symbol, kein Sakrament! Die Taufe eine Nebensache, das Abendmahl eine Metapher. Dafür bekommen wir die reine Religion, die ewige, absolute, definitive. Jesus ist ein Idealist, kein Spiritualist: er hat keinen Begriff von einer Seele ohne Körper, seine Unsterblichkeit ist nicht wörtlich zu verstehen; wenn er vom Himmel spricht, so ist das eine Redensart!

„Dies Christenthum ist keine Religion, sondern ein philosophisches System, und sein Stifter ist kein Heiliger, sondern ein edler Mensch mit menschlichen Schwächen!

„Und doch, frägt man, hat dieses Buch ein so gewaltiges Aufsehen gemacht, da alle jene Anschauungen oft ausgesprochen und ebenso oft widerlegt worden? — Sonst lockt doch nur das Neue, und hier? —

„Das Publikum Renan's besteht zunächst aus den systematischen Gegnern jeder Religion: das ist eine Menge, unzählbar wie der Sand am Meere, unlenksam, störrisch, unruhig, aggressiv und maßlos argwöhnisch; ihre Kampfesmittel gegen die Doktrinen, deren Größe sie nicht zu erfassen vermögen, sind Beschuldigungen und Beleidigungen, die ihnen bequemer und geläufiger sind als Ideen. Die einzige Fahne, welche sie zusammenhält, ist das Prinzip der Negation; alles, was auch nur entfernt an eine religiöse Lehre streift, ist Aberglaube und droht der Menschheit Knechtschaft und Verderben; die bürgerliche Freiheit scheint ihr nicht gesichert, die Civilisation nicht garantirt gegen die Gespenster des Mittelalters, so lange das Christenthum noch unter uns besteht; das Christenthum ist ihr die Insurrektion in Permanenz gegen die moderne Gesellschaft; diese retrograden Einrichtungen, sagt sie, werden sich niemals bessern, man muß ein Ende mit ihnen machen; das einzige Mittel, sie zu reformiren, besteht darin, daß man sie ausrottet.

„Wie jeder Fanatismus, macht auch dieser seine Gründe geltend: er ist fanatisch im Namen der öffentlichen Wohlfahrt, die ein Gegengewicht verlangt gegen die drohende Gefahr des wieder hereinbrechenden religiösen Fanatismus! Aber ist jener Fanatismus weniger schlimm? Uebt er nicht einen ungeheuren Druck auf die Gewissen? Versichere Einer, er gebe gegen die Uebergriffe der Kirche alle gesetzlichen Garantien, alle möglichen Einschränkungen der Priester — das nützt nichts, wenn er zugleich eine auch nur mäßige Selbständigkeit des religiösen Cultus verlangt — er ist verdächtig. Der Katholik vollends! Aber auch der Protestant, der da erklärt, daß er an etwas Ueberirdisches glaube! Und es schützt nicht — man denke an Guizot — die unbestreitbare wissenschaftliche Tüchtigkeit und anerkannte Unsträflichkeit des Gewissens.

„Dieses ganze, große Publikum war schon im Voraus gewonnen für ein Buch, welches die christliche Religion an ihrer Quelle angreifen würde; die Führer dieser Partei haben keinen Augenblick gezögert, das Werk Renan's als ein Manifest zu ihren Gunsten auszugeben. Gewiß, Renan ist unschuldig an der Complicität dieser Genossen, er ist hoch erhaben über diese Art des Triumphes. Aber bei großen Erfolgen finden sich stets niedrige Einflüsse, die sich einmischen, um alles zu beschmutzen.

„In den höheren Regionen, in welchen man denkt, finden sich, man kann es nicht leugnen, sehr entschiedene Gegner des Christenthums, die dasselbe nach der Manier von Voltaire, oder von Strauß oder auf tausendfach andere Weise bekämpfen. Ohne Paulus, oder Strauß, oder Baur, oder Ewald gelesen zu haben, ohne zu wissen, daß es eine Göttinger und Tübinger Schule giebt, haben sie doch bei ihrer Lektüre eine Reihe von Gedanken eingesogen, die in der Luft zu liegen scheinen. Die Einen ge-

stehen die Wahrheit der evangelistischen Thatsachen zu, aber sie leugnen alles Wunderbare: der Gang durch's Rothe Meer — Ebbe und Fluth; die Plagen Pharao's — Phänomene des Klima's; die Speisung mit den fünf Broten — Phänomene der Mäßigkeit. Andere gestehen die Wunder zu, aber die Wunder vollziehen sich nach ihnen nicht in der Wirklichkeit, sondern nur im menschlichen Geist, der die Thatsachen in Symbole umwandelt. Für Andere sind die Evangelien keine Mythen, sondern Legenden: die historische Realität Jesu und seiner Zeitgenossen bleibt intakt, aber seine Zeitgenossen haben undeutlich gesehen oder mißverstanden.

„In diesen Regionen verzichtet man nicht auf das Christenthum, aber unter dem Vorwande oder in der redlichen Absicht, dasselbe von Auswüchsen zu reinigen, zerstört man es. Zunächst beginnt man mit dem Cölibat der Priester, der Einrichtung der Sakramente; dann kommen die Dogmen an die Reihe, und es bleibt nichts übrig als die Moral. Aber auch hier muß man noch sichten: unter den Vorschriften Christi stoßen viele hart gegen die Natur und brechen vor der Liebe zu Gott alle menschlichen Bande — warum diese nicht ausmerzen, da sie zu weit gehen? —

„Und was bleibt nach alledem übrig? Eine individuelle Religion ohne jedes gemeinsame Band, ein Jerusalem, wie Herr von Sacy sagt, mit hundert Thoren, über die man den Namen Mohammeds neben den von Moses schreibt, den von Buddha neben Christus, Voltaire und Rousseau neben St. Petrus und St. Paulus! Das ist kein Jerusalem, das ist ein Babylon mit seinem Thurm!

„Das Werk Renan's hat das Glück, als eine Fahne angesehen zu werden, unter welche alle Negirenden sich schaaren! Sprecht Einen positiven Satz aus, und die Menge zerstiebt in alle Winde!"

Soweit Herr Caro! Ueber seine geistvolle Kritik des Renan'schen Werkes mögen Sachverständige sich aussprechen: wir sind weder Historiker, noch Theologe; aber seine treffende Charakteristik des Publikums macht einige Bemerkungen nöthig.

Die „große, aggressive und maßlos argwöhnische Menge der systematischen Gegner" jeder Religion — woher kommt sie? Diese Partei lebt nicht nur in Frankreich und nicht allein im katholischen Lager, sie findet sich im Christenthum, im Judenthum, im Islam, und wir wissen aus den neueren Berichten, daß sie sich in den Staaten Ostasiens ebenso mächtig regt, und das Vorhandensein dieser Partei beklagen nicht nur die Orthodoxen aller Konfessionen, sondern jeder ehrliche Mann, der die Religiosität erhalten wissen will, wenn die Kirche ihren politischen Einfluß aufgiebt! Woher kommt das Anwachsen dieser Partei? — Ist es denn wirklich nur die Folge eines giftigen Contagiums, das von einzelnen Literaten in die Welt geschleudert worden ist, und das pestartig um sich greift? Sind die Diener der Kirche und die orthodoxen Parteien in der jetzigen Generation und in der vorausgegangenen denn wirklich außer aller Schuld? — „Ja, allerdings," sagt Herr Caro, „haben im Mittelalter die Diener der Kirche und die orthodoxen Parteien das Fortschreiten der Cultur aufgehalten und durch den religiösen Fanatismus die öffentliche Wohlfahrt beeinträchtigt. Aber wer wird heut die Gespenster des Mittelalters beschwören?" — Wirklich Gespenster? Und wirklich des Mittelalters? Ist der letzte Bannfluch wirklich im Mittelalter ergangen, die Rekonstituirung der Jesuiten wirklich im Mittelalter erfolgt? Ist wirklich vor Jahrhunderten zum letzten Mal ein Mensch zum Zuchthaus verurtheilt worden, weil er die Bibel gelesen? Ist das österreichische Konkordat vor vielen Menschenaltern geschlossen? Und in Bezug auf die orthodoxen Parteien: sind die Katholiken in England seit Jahrhunderten emanzipirt? Sind die Juden es heut auf dem Kontinent? Darf aus Schweden und Norwegen Niemand mehr auswandern, weil er zum Katholicismus übertritt? — „Ah ba! das sind unbedeutende Einzelheiten!" — Aber soll „der maßlos Argwöhnische" nicht auf den Löwen schließen dürfen, wenn er die Klaue sieht? Und gesetzt auch, dieser Löwe ist ein Gespenst, hat die Furcht vor der Wiederkehr der Tage von 1789 oder der Junitage von 1848 bei Euch in Frankreich keine Macht über die Parteien? Und soll diese Gespensterfurcht bei der Gegenpartei erklärlich sein und bei der anderen nicht, bei der Gegenpartei Beachtung verdienen und geschont werden und bei der anderen nicht? Und wird sie bei der anderen geschont? Setzte die Gegenpartei nicht alle politischen Mittel in Bewegung, um Strauß unschädlich zu machen? Und ist es heut mit Renan anders? Ist dies wirklich der kürzeste Weg, um Religiosität zu verbreiten? Ist es der edelste, liebevollste?

Und nun die Kreise, „in denen man denkt." „In diesen Regionen verzichtet man nicht auf das Christenthum" — wir sagen: überhaupt auf positive Religion — „aber man zerstört es unter dem Vorwande, oder in der redlichen Absicht, es von seinen Auswüchsen zu reinigen." — Giebt es keine Auswüchse? Darf kein Wort der Bibel aufgegeben werden? Nach unserer Meinung ist der orthodoxe Spiritualismus des Herrn Caro unhaltbar: man beschuldige uns nicht des Materialismus, die Beschuldigung wäre falsch; nicht des Pantheismus: wir halten ihn, auch in seiner sublimsten Form, für eine Irrlehre; nicht der bloßen Negation: wir wollen einen positiven Glauben mit Dogmen und Symbolen. Aber können wir irgend Jemand zu der Annahme zwingen, daß die Sonne um die Erde kreist, damit seine Annahme konform mit der Bibel sei? Und wenn die Bibel einmal irrt, folgt nicht nothwendig die Möglichkeit, daß sie auch ein anderes Mal irrt? Und wenn Jemand einen solchen Irrthum korrigirt, darf man ihm dann mit Recht vorwerfen: „Du zerstörst das Gebäude, da Du die Absicht hast, einen morschen Stein durch einen gesunden zu ersetzen!" — Ist es wirklich wahr, daß der Bau eine so schmale Grundlage hat?

Es bleibt kein anderer Weg: die orthodoxe Partei muß sich zu einem Kompromiß verstehen, wenn die Menge der „systematischen Feinde" und der unliebsamen Reformatoren nicht noch weiter wachsen soll.

Aber freilich ist dies nur die eine Seite der Reformation und die am leichtesten zu vollbringende; viel mißlicher steht es mit der nothwendigen Reformation der „denkenden Kreise" aus: sie sind zum großen Theil in ihrer religiösen Gesinnung negativ und daher passiv in ihrem Verhalten. Als vor drei Jahren in der zweiten preußischen Kammer die fakultative Civilehe für Geschiedene diskutirt wurde, da erklärten alle liberalen Redner: „Es ist schlimm, daß der Geistliche Denjenigen nicht trauen will, welchen der Staat für berechtigt hält, ein neues Ehebündniß zu schließen; aber damit wir den Ehe-Kandidaten nicht zwingen, aus der Landeskirche auszuscheiden und zur freien Gemeinde überzutreten, müssen wir die Civilehe einführen!" Das ist das passive Verhalten der negativen Religion, deren Mattherzigkeit keinen Segen bringen kann. Ein einziger Mann sprach einen positiven Gedanken aus: „Es ist nicht genug, daß wir dem Geschiedenen, der sich wieder verheiraten will, die Möglichkeit erhalten, in der Landeskirche zu bleiben; es ist nicht genug, daß wir die Weigerung des Geistlichen ergänzen durch die Staatsgewalt: wir müssen dafür sorgen, daß die Gesinnung des Geistlichen konform ist mit

dem ſtaatlichen Geſetz. Jeder Chriſt hat ein Recht auf kirchliche Trauung, und der Geiſtliche, der betreffenden Falls die Gewährung des Rechts verweigert, muß vom Staat zur Gewährung gezwungen werden!" Die Worte des Herrn Gneiſt fanden damals wenig Anklang: wir wollen uns nicht darüber äußern, ob ein Zwang gegen den Geiſtlichen ausgeübt werden darf, deſſen Privat-Geſinnung im Konflikt iſt mit der Staats-Geſinnung; wir wollen von dem Inhalt des Beiſpiels abſtrahiren — aber die religiöſe Grundanſchauung, welche Herr Gneiſt ausgeſprochen hat, die wollen wir betonen, weil wir ſie für die allein ſegenbringende halten. Es bedarf der Dogmen, es bedarf der Symbole, und es brauchen keine neuen geſchaffen zu werden — aber gegen die Auslegung der alten Seitens der orthodoxen Partei darf ſich die liberale nicht paſſiv verhalten und nicht negativ, ſondern aktiv.

Wenn wir nicht irren, zeigt ſich dieſe Aktivität ſchon bei vielen Führern derjenigen Culte, welche ſich am freieſten bewegen können; aber ſollen dieſe Bemühungen nicht fruchtlos verhallen, ſo müſſen die Laien, denen es um Erhaltung der Religion und der Religioſität zu thun iſt, jene Bemühungen auf das Wärmſte unterſtützen. Dr. Pincus.

Schweiz.

Galiffe's neue Beiträge zur Geſchichte der Reformation in Genf.

II.

Calviniſtiſche Strafjuſtiz.

Galiffe geht nun zu den Umſtänden über, in welchen er die erſte Urſache des Grolls des Reformators gegen Ameaux zu entdecken glaubt. Dieſe führen auf den Monat September des Jahres 1541 zurück, auf jene geſpannten Zeiten, wo das Genfer Volk, noch unter der Wucht der Enthauptungen und Verbannungen des vorhergehenden Jahres, von einem Tag zum andern Calvin zurückerwartete, der von ſeinen ſiegreichen Anhängern von Straßburg zurückberufen war, nachdem ihn im Jahr 1538 die gegneriſche Partei, die bekanntlich aus den erſten Proteſtanten beſtand, aus Genf vertrieben hatte, jetzt aber ihrerſeits proſkribirt wurde. Der Rath beſtand aus den wärmſten Anhängern des Reformators und hielt darauf, ihn aufs Beſte zu empfangen, wozu es jedenfalls nicht an Zeit fehlte, da Calvin zehn Monate auf ſich hatte warten laſſen. Sonderbarer Weiſe hatte man die Hauptſache, die Wohnungsfrage, noch nicht entſchieden, als ein Brief aus Neuenburg vom 9. September die unmittelbar bevorſtehende Ankunft des Reformators meldete. Nun wurden zwei Rathsmitglieder beauftragt, in Eile ein paſſendes Lokal zu beſchaffen; ſie wählten eines der ſchönſten Gebäude in Genf, das Haus eines Herrn de Fresneville in der Rue des Chanoines, welches ſie gewiſſermaßen von Amtswegen mit Beſchlag belegten, ohne ſich zuvor mit dem abweſenden Eigenthümer über Miethzins oder die Einwilligung überhaupt zu verſtändigen; Calvin kam am 13. September an, vier Wochen nachher ſeine Gattin und ſeine ganze Haushaltung. De Fresneville war ſehr unzufrieden über die gegen ihn geübte Willkür, ſowie über den geringen, vom Rath ausgeſetzten Miethzins der Wohnung (14, ſpäter 30 Genfer Gulden). Hieraus entſtanden nun zwiſchen dieſem ſehr angeſehenen Eigenthümer und den Behörden zahlreiche Reibereien, wobei Pierre Ameaux, den Herr de Fresneville in ſeinen Briefen ſeinen cher frère et bon ami nennt, als Vertreter dieſes auftritt. Die Verhandlungen endigten ſchließlich damit, daß Calvin ausziehen und ſich in dem für ihn inzwiſchen eingerichteten Nachbarhauſe niederlaſſen mußte (Mai 1542)*). Man weiß, wie außerordentlich empfindlich Calvin gegen jeden Schein der Lächerlichkeit war; dieſe erſten Widerwärtigkeiten in einer Stadt, in die er im Triumph zurückzukehren gedachte, mußten ihn daher um ſo unangenehmer berühren. „Iſt es unwahrſcheinlich, fragt Galiffe, daß in Abweſenheit des Herrn de Fresneville die üble Laune der Behörden und Calvins ſelbſt ſich gegen den Vertreter des Eigenthümers kehrte?" Sicher iſt, daß von dieſem Augenblick an die Verfolgungen gegen Ameaux begannen. Unter dieſen nimmt der ſchon erwähnte ſkandalöſe Prozeß gegen ſeine Ehefrau einen Hauptplatz ein. Dieſes Weib, Benôte, geborne Jaccon, gehört zu jenen im Reformationszeitalter nicht ſeltenen Erſcheinungen, die als Vorläufer der „emanzipirten Frauen" der Neuzeit angeſehen werden können. Man wollte mit Hülfe des neuen Dogma's die eigne Lüderlichkeit entſchuldigen und rechtfertigen. Die von dem Gatten wegen Ehebruchs angeklagte Genfer Meſſaline erklärte wiederholt vor Gericht, daß ſie bei ihren Ausſchweifungen ſtets nach bibliſchen Lehren und vor Allem nach dem Gebot gehandelt habe: „Andern das zu thun, was man von ihnen ſelbſt gethan zu haben wünſche!" Wiedertäuferiſche Ideen und die Theorie einer auf die Bibel ſich ſtützenden Rehabilitation des Fleiſches begegnen ſich in der Vertheidigung der verhafteten Angeklagten. Am Auffallendſten aber iſt die Erſcheinung, daß Calvin, der ſonſt, wie hundertfältig bei Unzuchtsklagen, Hexenprozeſſen u. ſ. w., erwieſen iſt, mit ganz beſonderer Strenge gegen das weibliche Geſchlecht zu verfahren pflegte, in dieſem Fall nicht ohne Einfluß bei der Entſcheidung des Raths geweſen zu ſein ſcheint, daß Pierre Ameaux ſeine Frau, weil ſie Reue zeige, wieder zu ſich nehmen und die Ehe fortſetzen ſolle! Nach hartnäckiger Weigerung und langwierigen Verhandlungen, in denen der Ehebruch der Frau gerichtlich anerkannt wird, bequemt ſich Ameaux, Mai 1544, wirklich, das Weib zurückzunehmen! Allein ſchon nach einigen Monaten, ſeit September 1544, haben die Rathsregiſter von neuen Ausſchweifungen der Unverbeſſerlichen, die nun geradezu als anabaptiſte bezeichnet wird, zu berichten. Endlich, im Sommer 1545, wurde die Eheſcheidung ausgeſprochen, und Pierre Ameaux erhielt die Erlaubniß, ſich wieder zu verheiraten. Allein auch die Frau wurde nach wenigen Wochen gegen allen Brauch und Regel des calviniſtiſchen Rigorismus begnadigt, unter dem Verſprechen jedoch, bei Lebensſtrafe ſich eines ſittſamen Lebenswandels zu befleißigen.

Ameaux hatte durch das anſtößige Verhalten und den Prozeß ſeiner Gattin nichts in der Achtung ſeiner Mitbürger verloren. Denn noch während der Verhandlungen wurde er zu verſchiedenen bürgerlichen und militäriſchen Aemtern und kurz nachher in den Staatsrath gewählt. Calvin mußte alſo zu anderen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen, wenn er die ihm verhaßte Perſönlichkeit verderben wollte. Die Gelegenheit fand ſich bald. Nach langer Krankheit hatte Pierre Ameaux am 26. Januar 1546 vier Bekannte, den Rath Pierre Verna, den Kerkermeiſter (damals eine wichtige Perſönlichkeit) Aimé des Arts, Mitglied des Raths der Zweihundert, den Apotheker Amblard Dupan und Jean Malbuiſſon, Mitglied des Raths der Zweihundert, zum Abendeſſen bei ſich. Die Unterhaltung drehte ſich um die wichtigſten politiſchen und confeſſionellen Fragen des Tages, und es konnte nicht fehlen, daß die einflußreichſte Perſönlichkeit Genfs, Calvin, dabei eine Hauptrolle ſpielte. Von Wein erhitzt,

*) Als Kuriosum mag erwähnt werden, daß dieſes Haus ſich gegenwärtig im Beſitz eines katholiſchen Frauenordens befindet.

vergaß Pierre Ameaux jene Vorsicht, welche hundert Beispiele damals mehr als zu jeder andern Zeit anriethen; die Vermuthung liegt nahe, daß selbst seine Gäste ihn noch mehr anregten, seinen innern Herzensmeinungen freien Lauf zu lassen. Genug, am folgenden Tage, 27. Januar, erschien einer dieser angeblichen Freunde, Pierre Verna, in der Rathssitzung und hinterbrachte die Aeußerungen seines Wirths vom vorigen Abend. Worin nun diese für Ameaux so verhängnißvollen Worte bestanden, ist aus seinen Aussagen und denjenigen seiner Gäste, wie sie sich in den Akten finden, dem Buchstaben nach nicht leicht mehr festzustellen. Nach der grauenhaftesten Version, hätte Ameaux etwa gesagt: „Calvin sei ein schlechter Kerl und nur ein Picarde, er predige eine falsche Lehre und das wolle er, Ameaux, beweisen." Weiter soll er hinzugefügt haben, Calvin wolle nicht gestatten, daß die Kinder in der lateinischen Sprache und der Grammatik unterrichtet würden, damit seine falsche Lehre nicht entdeckt und beleuchtet werde; es sei unrecht, daß Calvin diesen Lehrgegenstand durch die hebräische Sprache ersetzt habe. Ferner, daß die amtlichen Besoldungen Calvins und der Prediger im Verhältniß zu ihrer Mühwaltung übertrieben schienen*); daß die Herren von der Genfer Regierung nichts ohne den Wunsch und Rath Calvins thäten, und endlich, daß die Fremden, d. h. die Franzosen, bald die Herren der Stadt sein und die Genfer unter ihren Armen durchkriechen lassen würden.

Es steht fest, wie aus einer Vergleichung der Akten hervorgeht, daß Pierre Ameaux nicht mehr gesagt hatte. Seine Worte sind nichts weiter als das Echo der Klagen, welche von der Nationalpartei, von den Berner Bundesgenossen, ja selbst von vielen französischen Flüchtlingen fortwährend gegen Calvin und seine Partei erhoben wurden. Die meisten dieser Klagen waren nur allzu begründet, sie aber auszusprechen, war freilich das größte Unrecht in den Augen der Calvinisten, welche durch Verdrehungen und Zusätze zu den ursprünglichen Worten des unglücklichen Ameaux einen einfachen Disziplinarfall in ein Staatsverbrechen zu verwandeln suchten. Nach den Edikten hätte der unbedeutende Handel in ein paar Tagen erledigt sein müssen, Calvin und seine Freunde spannen ihn zu einem langwierigen Prozeß aus, in welchem die größten Willkürlichkeiten und Rechtsverletzungen geübt wurden.

Wir können nun die ganze aktenmäßige Darstellung des prozessualischen Verfahrens, wie sie Galiffe gibt, in ihren Einzelheiten, so wichtig diese auch in kulturhistorischer Hinsicht und so charakteristisch sie für die Parteien und die handelnden Personen sind hier nicht verfolgen, sondern müssen uns auf eine gedrängte Zusammenstellung der Hauptmomente beschränken. Allein auch so werden wir uns einen deutlichen Begriff machen können, welchen unheilvollen Einfluß der Reformator auf die bürgerlichen Zustände und Rechtsverhältnisse Genfs auszuüben wußte. Der Rath hatte sogleich am 27. Januar auf Verna's Denunziation die Verhaftung Ameaux beschlossen. Gleich im Anfang treten die größten Willkürlichkeiten hervor; ein Diener Ameaux's wird gegen seinen Herrn vernommen, eine Haussuchung angeordnet; ein Gesuch des fünfzehnjährigen Sohnes des Angeklagten, diesen freizugeben, da wegen bloßer Aeußerungen eine Haft nicht über drei Tage dauern dürfe, erhält abschläglichen Bescheid. Nach längern Verhandlungen finden wir plötzlich die Anklage, die ursprünglich nur auf unehrerbietige Aeußerungen über Calvin lautete, auf Gotteslästerung ausgedehnt. Endlich hatten sich Ameaux's Verwandte für seine Freilassung und Verzeihung der Auslassungen über Calvin verwendet, worauf der Rath unterm 23. Februar beschließt: daß der Gefangene zuvor in einer Bittschrift jene Worte eingestehe! In diesem Begehren lag eine jener in hundert ähnlichen Fällen wiederholten Maßregeln des calvinistischen Systems, die aus dem rechtlichen wie allgemein menschlichen Gesichtspunkt gleich verwerflich erscheinen und an manche neuere politische Prozeduren erinnern, welche die traurigste Periode der Reaktion nach den Jahren 1848 und 1849 in verschiedenen Ländern begleiteten. Aus den Zeiten der Genfer Geschichte, von denen wir hier sprechen, liegen Beispiele genug vor, wo die lange Haft, die Rücksicht auf die in Verfall gerathenden Privatverhältnisse, die Hoffnung auf Freiheit mehr wirkten als die Folter. Und wie oft wurde die Hoffnung betrogen, wie oft sehen wir in den Urtheilen solche Eingeständnisse als „freiwillige Bekenntnisse" figuriren!

Auch Ameaux erlag der verführerischen Aussicht, die Freiheit wiederzuerlangen; seine de- und wehmüthige Bittschrift vom 26. Februar ist noch erhalten. Voll Zerknirschung nennt er sich gleich Eingangs den désolé serviteur et sujet der magnifiques, puissants et trés redoutés Seigneurs. Nun aber gab es in Genf keine Unterthanen als die zinspflichtigen Bauern der Landbezirke, und Ameaux war selbst noch neuerdings von seinen Mitbürgern zum Seigneur Conseiller d'Etat ernannt: man wird stark versucht, anzunehmen, daß der Gefangene nicht freiwillig diese demüthigenden Worte niederschrieb. Aber auch in diesem seinem abgedrungenen Bekenntniß beharrt er darauf, daß jene inkriminirten Worte gegen Calvin in einem Zustand ausgesprochen seien, wo er noch unter den schlimmen Nachwirkungen seiner Krankheit stand. Die Supplik Ameaux's schließt mit der Bitte um Freilassung, in Anbetracht des vorstehenden mildernden Umstandes, der langen Haft, der seinem Handelsgeschäft drohenden Nachtheile u. s. w. Höchst merkwürdig und charakteristisch für die Rechtszustände ist nun die unterm 1. März gefällte Vorentscheidung. Sie besteht in einer Alternative, über welche sich dann der Rath der Zweihundert auszusprechen hatte. Es heißt in den Protokollen: „Hinsichtlich des Prozesses Pierre Ameaux und seiner Antworten, aus denen erhellt, daß er gegen die christliche Reformation (dieß war ein durchaus willkürlicher Zusatz, wie noch mehrere folgen) gesprochen und den Herrn Johann Calvin, Prediger, schwer beleidigt hat, indem er sagte, er sei ein Irrlehrer und habe als solcher seit sieben Jahren eine falsche Lehre verkündigt, wie noch weiter in seinen (Ameaux's) Bekenntnissen enthalten ist, — wird beschlossen: in Anbetracht, daß er um Gnade bittet, soll ihm Gnade zu Theil werden in der Art, daß er im großen Rath die Gnade Gottes und die Gerechtigkeit anruft (crier merci à Dieu et à la Justice, die gewöhnliche Formel), Böses geredet zu haben bekennt und für die Festungswerke der Stadt 60 Sonnenthaler (mehr als 3000 Fr. nach heutigem Gelde) zahlt. — Und wenn man ihm keine Gnade gewähren will, so soll er von der Bischofsburg (l'Evêché, das Gefängniß) baarhäuptig, eine brennende Fackel in seinen Händen tragend, herbeikommen, und zwischen den beiden Thoren (des Stadthauses) soll sein Prozeß verlesen werden, und der Angeklagte soll auf den Knien Gott und die Gerechtigkeit um Gnade anrufen und in Gegenwart des Herrn Calvin bekennen, daß er Böses geredet hat, und man soll ihm alle seine Ehren nehmen (d. h. er soll mit dem bürgerlichen Tode bestraft werden). Und diese beiden Anträge (opinions) sollen morgen im Rath der

*) Galiffe weist in der That an einem andern Ort schlagend nach, daß die Besoldungen und Gratifikationen, welche Calvin und die übrigen französischen Prediger aus Staatsmitteln erhielten, in auffallendem Gegensatz zu der dem Reformator und seinen Anhängern gewöhnlich nachgerühmten ascetischen Lebensweise und Genügsamkeit stehn.

Zweihundert vorgebracht werden, welcher auf Kosten des besagten Ameaux gehalten werden wird."

Die Sitzung des Raths der Zweihundert fand am 2. März statt und gab zu heftigen Debatten Veranlassung. Auffallend ist, daß man zwar die persönlichen Freunde Ameaux's zur Abstimmung zuließ, aber auch seine Ankläger, die also nach einander Zeugen, Richter und Partei in einer Person gewesen waren. Ueber den gefaßten Beschluß sagt das Register: „Man hat die Untersuchung gegen Pierre Ameaux verlesen, nebst dem Gutachten der Advokaten und dem von ihm eingereichten Bittgesuch, worin er bekennt, mehrere häßliche Worte gegen die Ehre Gottes (neuer falscher Zusatz), des Herren Predigers Calvin und gegen Andere gesagt zu haben, wie ausführlicher in der besagten Bittschrift enthalten ist (worin sich indessen nicht ein Wort von l'honneur de Dieu findet), in welcher er bittet, die gesagten Worte ihm zu verzeihen. Auch hat man das Gutachten des Kleinen Raths verlesen, und als die Frage zur Abstimmung gebracht wurde, hat sich die Mehrheit dafür entschieden, daß mehrgenannter Ameaux in den großen Rath kommen, und dort auf den Knien Gott, die Gerechtigkeit und den besagten Herrn Calvin um Verzeihung bitte, bekennend, bös und schändlich geredet zu haben, und daß ihm auf diese Weise verziehen werde." Auch die zweite Abstimmung ergab das gleiche Resultat. So war also Ameaux's Begnadigung, freilich unter Bedingungen, die sich mit unsern heutigen Begriffen von „Gnade" wenig reimen, entschieden. Doch blieb wenigstens die bürgerliche Ehre des Angeklagten unberührt und seiner Wiedereinsetzung in seine Würden hätte nichts im Wege gestanden. Calvin aber trachtete, seinen Gegner für immer unschädlich zu machen. Der Reformator sann also darauf, den Beschluß des souveränen Raths der Zweihundert, gegen dessen Sentenzen bisher nicht appellirt werden konnte, kassiren zu lassen. Wie übrigens das Volk schon jetzt über den Fall dachte, läßt sich daraus schließen, daß drei der Ankläger Ameaux's Gegenstand des Volksunwillens geworden waren.

Allein noch andere Umstände riethen Calvin zur Vorsicht, ehe er seine, auf eine offene Verfassungsverletzung gerichteten Ränke spielen ließ. Denn man erwartete in den nächsten Tagen die Berner Gesandten, welche den Eid des Bürgerrechtsvertrags, d. h. des Bündnisses zwischen Bern und Genf, erneuern sollten. Die Berner aber machten aus ihren Sympathien für die Genfer Nationalpartei kein Hehl.

Unterm 4. März beschließt der Staatsrath, daß die Zweihundert auf den folgenden Tag einberufen werden sollen, um über Ameaux's Freilassung zu berathen. In den Registern findet sich aber die weitere Notiz, daß der „Sieur Calvin" auf die an ihn ergangene Einladung, sich gleichfalls wegen der ihm von dem Angeklagten zu leistenden Ehrenerklärung in der Sitzung einzufinden, erwidert habe, „er werde nicht erscheinen, auch niemals die Kanzel wieder betreten, bevor nicht die Ehrenerklärung und öffentliche Gerechtigkeit (justice patente) wegen der Schmähung des Namens Gottes erfolgt sei. Auch sei es nicht genug, daß Ameaux die schändlichen und blasphemistischen Worte gegen Gott und mehrere andere gegen die Herren Syndici Corne und Dupan gethane Aeußerungen widerrufe." Der Reformator mußte sich jetzt in der That stark genug fühlen, sich so geradezu den Befehlen der beiden Räthe zu widersetzen, da er doch sonst stets den Satz aufstellte, daß deren Jurisdiction nicht angegriffen werden dürfe, weil sie von Gott komme. Wir haben den Schlüssel dieses kecken Auftretens in den Registern des Konsistoriums zu suchen. An demselben 4. März war es nämlich Calvin gelungen, diese Behörde mit in sein Interesse zu ziehen. Sie hatte beschlossen, bei den Räthen die sogenannte „Begnadigung" Ameaux's rückgängig zu machen, da er den Namen Gottes gelästert habe. Bis dahin waren die Prediger jenem Prozeß fremd geblieben, jetzt treten sie solidarisch für Calvin auf. Vielleicht war es nicht ohne Einfluß auf diese Wendung geblieben, daß sich der Reformator gleichzeitig, wie so häufig, für eine Verbesserung der ökonomischen Lage seiner Amtsgenossen beim Rath verwendet und die gewünschten Zusagen erhalten hatte. Schon am 5. März brachten Calvin, die Geistlichen und die Laienmitglieder des Konsistoriums ihre Collectivklage gegen Ameaux vor den Rath. Der Angeklagte habe sie als schlechte Leute und Irrlehrer bezeichnet; dazu könnten sie nicht schweigen und die Schmach auf sich sitzen lassen, denn diese würde auf die Kirche zurückfallen. Ein solches Vergehen könne nicht „im Geheimen" abgebüßt werden. Der schwache Staatsrath beschloß, die Sache sofort vor den Rath der Sechzig zu bringen, wo die Geistlichen ihre Klagen vorbringen sollten; ebenso vor den Rath der Zweihundert.

Dem Staatsrath stand die Kriminaljustiz zu, dem Rath der Zweihundert das Begnadigungsrecht. In einer rein gerichtlichen Angelegenheit hatte der Rath der Sechzig, eine Zwischenkörperschaft von zweifelhaftem Nutzen in der Genfer Verfassung, nichts zu schaffen; seine Aufgabe und Befugniß war vorwiegend politisch. Mischte sich aber dieser Rath in die Ameaux'sche Angelegenheit, wie später in den Perrin'schen Prozeß, so erhielten solche Fälle einen politischen Anstrich und traten in Beziehung zu der Sicherheit des Staats. Ferner ist zu bedenken, daß die Staatsrathsmitglieder auch im Rath der Sechzig saßen, diese aber wieder im Rath der Zweihundert, welcher niemals vollzählig war. So versicherten sich Ameaux's Feinde im Voraus der Mehrheit, was keineswegs überflüssig war, wie wir gleich sehen werden.

Denn schon in der am Nachmittag des 5. März stattfindenden Sitzung des Raths der Sechzig wagte ein Mitglied, Julien Boccard, gegen die Ungesetzlichkeit der Prozedur zu protestiren und auf die Aufrechthaltung des ursprünglichen Beschlusses zu dringen, da ja durch die in Vorschlag gebrachte Aenderung die Autorität der Zweihundert geradezu verspottet werde, woraus leicht Streit entstehen könne. Allein die Anhänger Calvins wußten sofort den Beschluß durchzusetzen, dem Rath Boccard einen Verweis zu ertheilen, ihn zu fragen, welche Kunde er von einer möglichen Meuterei habe und ihm anzudrohen, daß man, im Fall eine solche ausbreche, sich an ihn halten werde. Das wirkte; der erschrockene Boccard erklärte, er wisse von keiner Meuterei, und bat wegen seiner kühnen Worte um Entschuldigung. So weit war die Einschüchterung der Rathsmitglieder bereits fortgeschritten. Es darf uns daher nicht wundern, wenn der Rath der Zweihundert am 6. März den Beschluß faßte, die Begnadigung Pierre Ameaux's zurückzunehmen, und, „damit die Ehre Gottes und Genfs bewahrt bleibe," die Sache nochmals vor den kleinen Rath zu bringen, damit dieser „nach Gewissen" darüber entscheide!

Seit einigen Jahren kamen in Genf sonderbare Unregelmäßigkeiten im Gerichtswesen, wie im Administrations- und Regierungsfach, vor. Um aber in den Genfer Annalen Präzedenzfälle zu dem gegenwärtigen zu finden, müßte man auf die sogenannten Generalräthe zurückgehen, welche in Abwesenheit der flüchtigen und eingekerkerten „Eidgenossen" unter dem Druck der bewaffneten Schaaren des Fürstbischofs Johann von Savoyen oder der Hellebardierer seines würdigen Vetters, des Herzogs Karl III., gehalten wurden. Und dennoch lag die calvinistische Strafjustiz noch erst in ihren Windeln; acht Jahre später hätte der Prozeß Ameaux's

weniger Zeit gebraucht, hätte aber sicher auf dem Schaffot sein Ende gefunden, wie es bei so vielen andern Genfer Bürgern der Fall war, deren Antipathien sich fast in denselben Worten Luft gemacht hatten. Schließlich ist es um so wichtiger, diese Rücknahme einer durch zwei Abstimmungen bestätigten Begnadigung zu notiren, als man während der gerichtlichen Schlächtereien des Jahres 1555 dieselben Richter, denselben Einflüssen und derselben Leitung unterworfen, die Erklärung abgeben sieht, daß ein Verdammungsurtheil nicht zurückgenommen werden könne.

So stand denn für Ameaux eine entehrende Strafe in sicherer Aussicht und seine Feinde hatten ihren Zweck erreicht. Doch müssen wir mit Uebergehung des farbenreichen culturhistorischen Gemäldes, welches die von Galiffe mit größter Sorgsamkeit zusammengetragenen Materialien vor uns entrollen, noch summarischer als bisher verfahren, um rasch zum Schluß des Dramas zu gelangen. Seit dem 11. März tritt der Prozeß in eine neue Phase, indem unter diesem Datum einer Denunziation Erwähnung geschieht, welche von dem französischen Flüchtling Dr. Benôt Tixier oder Textor, eine der Kreaturen Calvins, gegen den Prediger Henri de la Mare zu Jussy erhoben wurde. Dieser de la Mare war damals der Aelteste unter dem Genfer Klerus. Sein erstes Auftreten datirte aus dem Jahr 1534; er hatte schon damals, also zwei Jahre vor Calvins Ankunft, der Reformation angehangen und später in dem Gewühl der heftigsten Kämpfe zwischen den religiösen und politischen Parteien durch seine Mäßigung die allgemeine Achtung erworben. Allein bei Calvin war es keine Empfehlung, die nationale, lutherische Regierung, welche ihn 1538 wegen Rebellion und Ungehorsam ausgewiesen hatte, zur Zufriedenheit bedient zu haben. De la Mare wurde, um irgend einem neuen Günstling in der Stadt Platz zu machen, nach Jussy, wo er allerdings schon früher das Predigeramt verwaltet hatte, zurückversetzt und erhielt dort eine Wohnung, die den Einsturz drohte, während seine neuangekommenen calvinistischen Amtsgenossen in der Stadt die besten Wohnungen und reichen Gehalt durch Calvin's Fürsorge bekamen. Auch blieben alle Vorstellungen de la Mare's unberücksichtigt. Dieser arme Prediger hatte seinen vermeintlichen Freund Textor in dessen Schreibstube besucht und hier, im vertraulichen Gespräch an den Ameaux'schen Prozeß anknüpfend, sich einige kritische Aeußerungen über den französischen Reformator und dessen zornmüthigen und rachsüchtigen Charakter erlaubt, zugleich aber die Bitte hinzugefügt, doch ja nichts von diesen Meinungsäußerungen weiter zu sagen. Dr. Textor aber, nachdem er den arglosen Mann unter dem Versprechen unverbrüchlichen Stillschweigens vollends ausgehorcht, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Sache gehörigen Orts anhängig zu machen, indem er mit gleißnerischer Naivetät hinzufügt: als ich nun sah, daß die Sache von so großer Wichtigkeit wäre, entschloß ich mich, mehr das öffentliche Beste und den Vortheil einer Stadt, wo ich wohne, zu berücksichtigen, als das Wohl eines einzelnen Mannes, und wäre er selbst der beste Freund, den ich auf dieser Welt besitze." Das war die neue calvinistische Moral, welche die französischen Flüchtlinge in Genf importirt hatten.

Am 16. März wird dann de la Mare's Verhaftung verfügt, nachdem noch ein anderer Franzose, der Geistliche Jean Ferron, als Ankläger gegen ihn aufgetreten war. Dieser Ferron war schon 1544 schlechter Sitten überführt und mußte endlich 1549 wegen wiederholter Lüderlichkeit (paillardise) abgesetzt werden. Allein wir haben schon in dem Maigretschen Prozesse*) gesehen, daß Calvin im Punkt seines vielgerühmten sittlichen Rigorismus unter Umständen verschiedenes Maß und Gewicht anzuwenden wußte, besonders wenn er die betreffenden Leute noch zu gebrauchen dachte.

Inzwischen hatte sich die allgemeine politische Lage Genfs außerordentlich gespannt gestaltet. Bei der Anwesenheit der Berner Gesandten, des bekannten Schultheis Hans Franz Nägeli und des Bannerherrn Anton Tillier, zur Erinnerung der Combourgeoisie (14. März) war das Mißtrauen Berns gegen die Plane der calvinistischen Partei scharf hervorgetreten. In Bern, wie in den übrigen Schweizerkantonen, in Savoyen und den andern Nachbarländern, hegte man die Ueberzeugung, daß diese Partei, die man als die französische bezeichnete, im Stillen dahin arbeite, Genf dem König von Frankreich zu überliefern. Die Calvinisten ihrerseits warfen den Bernern Anmaßung und usurpatorische Tendenzen vor. Bei der Bürgerrechtserneuerung, welche zu andern Zeiten stets Anlaß der glänzendsten Volksfeste gewesen war, ging es daher dießmal sehr kühl her; die Gesandten verweigerten selbst das ihnen von der Stadt gebotene Festsouper, um noch denselben Abend abreisen zu können. Der Empfang der Genfer Gesandten in Bern war noch kühler gewesen. Noch schlimmer gestalteten sich die innern Verhältnisse. In dem von jeher durch seine politische Rührigkeit bekannten Quartier oder Faubourg*) St. Gervais trat die Unzufriedenheit des Volkes offen hervor. Ganz besonders empörte es die Bewohner, daß sie von Calvin selbst von der Kanzel herunter als bêtes, batteurs de pavé, pendarts u. s. f. traktirt worden waren. Es war überdies das Viertel, in welchem Pierre Ameaux ansäßig war. Man befürchtete Unruhen. Als Schreckmittel verordnete der Rath, daß auf der Place St. Gervais (30. März) ein Galgen errichtet werde, Verhaftungen wurden vorgenommen, Streifwachen mußten des Nachts, von mehreren Rathsherren geleitet, die Straßen durchziehen. Ganz besonders bezeichnend für die Schwierigkeit der Lage ist es, daß plötzlich Farel und Viret aus Neuchâtel und Lausanne ankommen, welche beide Reformatoren stets als Dei ex machina erscheinen, wenn durch Calvins Eifer und Ränke die Sachen auf die Spitze getrieben waren.

Dieser übrigens schien seines Erfolges sicher; stützte er sich doch auf die ergebenen Räthe und vor allem auf die Geistlichkeit, welcher er gerade um jene Zeit durch eine außerordentliche Fürsorge schmeichelte, zugleich aber auch bei einzelnen zweifelhaften die Drohungen und indirekten Einschüchterungen nicht zu sparen unterließ. So kann es denn nicht auffallen, daß die am 17. März auf Veranlassung des Staatsraths versammelten „ministres de la ville et de la campagne" bezüglich der von Ameaux gegen den Reformator erhobenen Beschuldigungen die Erklärung abgaben, „daß sie Calvin als wahren Christen erkannt hätten, der stets das reine Wort Gottes predige, und daß sie für seine Lehre leben und sterben wollten." So vorbereitet, konnte man denn endlich den letzten Schlag führen. Am 8. April, für welchen Tag der Rath ganz besondere Vorkehrungen und Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte, wurde das Endurtheil gegen Pierre Ameaux gefällt; es lautete dahin, daß der Angeklagte im Hemd, entblößten Hauptes, eine brennende Fackel in der Hand, durch die Stadt geführt, dann vor das Gericht zurückgebracht werden und auf den Knien Gott und die Gerechtigkeit um Gnade anrufen und bekennen solle, jene „schändlichen Worte schmählicher Weise ausgesprochen zu haben, welche ihm jetzt sehr leid thäten." Dieses ihm genau vorgeschriebene Be-

*) Vergl. „Zwei Hochverrathsprozesse."

*) Richtiger Bourg, denn es bestand eine eigene, gesonderte städtische Verfassung dort.

kenntniß, welches Galiffe aktenmäßig mittheilt, hatte der Angeklagte auch auf drei öffentlichen Plätzen, Bourg-de-Four, Molard und St. Gervais, in obigem Aufzug vor allem Volk zu wiederholen, und endlich alle Prozeßkosten zu tragen. So hatte denn Calvin seinen Zweck erreicht; sein verhaßter Gegner war unschädlich gemacht, denn nach einer solchen Schmach war Ameaux's bürgerliche Ehre verwirkt, er konnte kein öffentliches Amt mehr bekleiden. Aber auch in seinen privaten Verhältnissen war er zu Grunde gerichtet. Später scheint er Buchdrucker geworden zu sein und verschwindet endlich in völliger Obscurität, nachdem wir diesen einst so angesehenen Mann 1548 und 1549 noch einigemal vor das Konsistorium citirt sehen, um sich wegen seines seltenen Kirchenbesuchs und dergleichen zu rechtfertigen. Die Antworten des armen Mannes in den Protokollen zeigen, wie tief er gebeugt war. Der Pfarrer de la Mare aber wurde seines Amtes entsetzt und dadurch in das größte Elend gestürzt. Später scheint er sich nach Bern gewandt zu haben. Ameaux's Ankläger hingegen sehen wir mit Ehrenämtern überhäuft.

Böhmen.

Čechische Briefe aus Böhmen.

Die dramatische Poesie.

Die dramatische Poesie ist in der böhmischen Literatur keinesfalls eine neue Erscheinung. Wie bei allen gebildeten und auf der Bahn der Civilisation fortschreitenden Nationen Europas, ist sie auch hier religiösen Ursprunges, und demgemäß hat sie sich in ihrem Uranfange, der in das 13. Jahrhundert zu verlegen ist, zuerst durch die sogenannten Fastnachtsspiele manifestirt. Nach der fortschreitenden Progression aller geistigen Entwickelung hat sich unsere dramatische Poesie auf dieser Grundlage weiter entfaltet, und nachdem sie sich aller dogmatischen Anhängsel und des religiösen Aberglaubens glücklich entledigt, hat sie seit den Vierzigerjahren dieses Jahrhunderts eine neue, die Bahn vorurtheilsfreier Anschauung und Darstellung des Lebens, angetreten. Es wäre sehr weitläufig, wollte ich den Entwickelungsgang unserer dramatischen Dichtung, vom 13. Jahrhundert angefangen, bis zur neuesten Zeit im Detail schildern. Ich müßte nur das, was vom Drama in der Weltliteratur überhaupt zu sagen ist, wiederholen: besonders von den Fastnachtsspielen müßte ich erwähnen, daß sie nichts Anderes als Nachahmung oder Uebersetzung lateinischer Muster sind und nur hier und da, wo das komische Element, wie im Mastičkář (der Quacksalber), bunt und farbig hervortritt, Ursprünglichkeit und Naturwahrheit durchschimmern lassen.

Erst gegen das Ende des 18., oder wenn man will im Anfange des 19. Jahrhunderts, schlägt die dramatische Poesie eine patriotische Richtung ein und wählt Stoffe aus der vaterländischen Geschichte. Das böhmische Drama geht aus dem kirchlich-mystischen in das heroisch-wunderbare, oder besser gesagt, in das romantische über, und dabei müssen natürlich die Wundergeschichten und Sagen aller Nationen, und besonders die romantischen Spukgebilde deutscher Literatur aus jenen trüben Tagen stark herhalten. Mit wahrem Heißhunger wird übersetzt, alle möglichen Stoffe, ob tragisch oder komisch, werden bearbeitet, und besonders groß in dieser Eigenschaft zeigt sich Wenzl Tham, einer von denen, die durch unermüdlichen Fleiß mehr, als durch wirkliches Talent, der neueren böhmischen Literatur Bahn gebrochen.

Nach ihm in erster Reihe zu nennen ist J. Nep. Stepánek, der Theologe, Krieger, Sekretär, Theaterdirektor und endlich Theaterkassirer, welcher eine erstaunliche Masse von Theaterstücken ins Böhmische übersetzt und daneben eine nicht unbedeutende Menge im kläglichsten Sinne des Wortes bearbeitet hat. Stepánek war auch patriotisch gestimmt, oder vielmehr verstimmt, denn jenen servilen und jesuitisch-moralisirenden Ton in seinen dramatischen Werken muß man nothwendig der traurigsten Gattung menschlicher Gefühls-Verstimmung zuschreiben. Stepánek's größter Fehler aber war ein gränzenlos hochfahrendes Selbstbewußtsein, sein anmaßendes Benehmen gegen andere dramatische Schriftsteller, und besonders gegen Klicpera und Tyl, deren weit vollkommenere Schöpfungen er neben seinen kurzathmigen Figuren auf der Bühne nicht leiden mochte. Theaterberichte und Anekdoten aus dem damaligen Künstlerleben geben uns in dieser Beziehung sehr interessante Aufschlüsse über die Bühnenverhältnisse jener Zeit und zugleich den deutlichsten Beleg für die wahren Ursachen des langsamen Aufschwunges unserer dramatischen Literatur. Man muß sich nur um so mehr wundern, daß neben solcher Misére Dichter wie Klicpera und Tyl noch emporkommen konnten.

Klicpera und Tyl sind ebenbürtige dramatische Dichter und mit vollem Recht als Bahnbrecher und theils auch Begründer einer neuen Richtung unserer dramatischen Poesie zu betrachten. Sie sind die ersten wahrhaft nationalen dramatischen Dichter unseres Volkes, weil sie nationale und populäre Stoffe zu ihren Dichtungen gewählt und diese in würdiger, anständiger und leicht faßlicher Form dem Publikum wiedergegeben. Sie beide sind in das innerste Wesen des böhmischen Nationalcharakters eingedrungen, sie haben dem Volke seine Geschichte, seine Leiden, seine Gebräuche und Gewohnheiten wie in einem Spiegel vorgehalten, und darum werden sich ihre besten Stücke noch lange Zeit auf der Bühne erhalten. Besonders fruchtbar und glücklich war Klicpera, dessen Lustspiele zu den anmuthigsten und markirtesten Schöpfungen dieser Art gehören. Zu Tyl's populärsten und beliebtesten Stücken gehören „Slepy malíčeree" (der blinde Jüngling) und „Jiráskovo videní" (Jirák's Traumgesicht). Ersteres ist wohl unbedeutend und verträgt den Maßstab strenger Kritik durchaus nicht, aber es findet immerhin Anklang in den weniger gebildeten Kreisen, weil seine Hauptfigur, der blinde Jüngling, mit den Traditionen unserer Volkssage so innig verwachsen ist und mächtig in das Volksbewußtsein eingreift. Weit vollkommener und als Posse recht anmuthig ist das Stück „Jiráskovo videní," dessen Hintergrund die allbekannte böhmische Sage von den im Berge Blanik schlafenden böhmischen Rittern bildet. Das Märchenhafte der Posse verschwindet mit dem ersten Akte, und obwohl Grundlage des ferneren Verlaufes der Handlung, läßt es doch weit mehr das wirkliche Leben in vier verschiedenen lebendigen Bildern hervortreten. Hier findet man nicht das fade und widerwärtige Moralisiren der Kaiser'schen oder Nestroy'schen Possen, und dies ist wohl der Hauptvorzug des böhmischen Stückes. Außer diesen beiden Dramen wären noch viele andere zu nennen, allein eine ausführliche Besprechung derselben würde nur in einer größeren Monographie über Tyl's Thätigkeit Raum finden; hier konnte nur das Allgemeine und das besonders Charakteristische hervorgehoben werden.

Eine von beiden erstgenannten Dichtern verschiedene, poetisch erhabenere und in manchen Punkten an Schiller erinnernde Natur ist der Dichter und Schauspieler Jos. J. Kolár, der treffliche Dolmetsch von Schiller's und Shakspeare's dramatischen Werken, der unübertreffliche Uebersetzer von Göthe's Faust und der Ver-

fasser der beiden Tragödien: „Monika“ und „Magelona,“ an die sich das dritte Stück „Zizkova smrt“ (Zizka's Tod) würdig anschließt. Kolár's Dichtungen zeichnet das wahrhaft Dramatische der Handlung und ganz besonders eine schöne und schwungvolle Sprache aus. Die Charaktere seiner Tragödien sind meisterhaft durchgeführt und gleich groß im Göttlich-Erhabenen wie im Teuflisch-Abscheulichen gezeichnet. Kolár steht als dramatischer Dichter erhaben über allen seinen Vorgängern in unserer Literatur und viel höher als der leider zu früh verstorbene geniale Archäolog Mikovec, dessen zwei dramatische Werke: „Záhuba rod Premysloveur“ (Untergang des Premysliden-Stammes) und „Dimitri“ zu den besseren der böhmischen Literatur gehören.

Mächtig anregend und segensreich war der Einfluß Schiller's, dessen bester Uebersetzer Kolár gewesen, auf unsere dramatische Dichtung, aber intensiver war der Impuls, welchen die unsterblichen Werke Shakspeare's unserer dramatischen Literatur gegeben. Als Beispiel könnte ich unter den älteren wiederum Kolár anführen, in dessen Werken ich Shakspeare's theatralische Technik und bildliche Sprache nachweisen könnte; aber wozu Belege mühsam heraufbeschwören, da das Bestreben unserer jüngsten dramatischen Dichter, und unter ihnen besonders die erhabene Muse des geweihten Priesters im Tempel der Melpomene, die Muse des Dichters Vitezslav Hálek, so deutlich für diese Ansicht sprechen? „Alexej“ (Alexis), das Opfer schnöder Verführung, eigener Schwäche und Opfer grausamer Hof-Intriguen, derselbe, den auch Jul. Mosen zum Helden einer Tragödie gemacht, ist in Hálek's erstem dramatischen Werke meisterhaft wiedergegeben, und dieses Werk dürfen wir als die erste offenbare Manifestation Shakspeare'scher Richtung kennzeichnen.

Wir sind nun mit der dramatischen Poesie wiederum bei der romantischen Schule angekommen. Hálek, ihr gefeiertester Vertreter, ist zugleich der erste dramatische Dichter der neuesten Zeit. Seine zweite und beste Tragödie „Závis Falkensteina“ (Zawisch v. Falkenstein) hat ihn über alles in unserer dramatischen Poesie bisher Geleistete erhoben, und wenngleich auch seine späteren Tragödien: „Catilina“ und „Král Vukasin“ (König Vukasin) schwächer als beide erstgenannten sind, so bleibt doch sein Ruf ungeschmälert, und die Hoffnungen, die wir in Hálek's dichterischen Beruf setzen, bleiben ungeschmälert. Neben Hálek ist als Tragödiendichter Gustav Pfleger löblich hervorzuheben, und als Lustspieldichter sind wiederum Beiden Joh. Neruda und Fr. V. Jerábek an die Seite zu stellen.

Um unsere jetzigen Theaterzustände zu berühren, erwähne ich, daß wir seit dem Jahre 1862 in Prag ein selbständiges Theater besitzen, ein neues, unter der Direktion, die seit Ostern 1863 fungirt, wohleingerichtetes Gebäude, worin täglich, an Sonn- und Feiertagen sogar zweimal, gespielt wird. Natürlich gehören Shakspeare's Stücke zur schönsten Zierde unseres Repertoirs. Sie sind es auch, die gleich bei ihrem ersten Erscheinen auf der Bühne den ungetheilten Beifall des böhmischen Publikums erhielten, was gewiß vom guten Geschmack unseres Volkes zeugt. Man mag immerhin unser Streben belächeln, wie dies von mancher Seite schon geschehen; man mag auch mit Achselzucken von unseren literarischen Zuständen sprechen — was ist damit erwiesen? Den sprechendsten Beweis für unser Kunstgefühl gab die am 23. April d. J. vom böhmischen Künstlerverein veranstaltete Shakspeare-Feier, welche so glänzend ausgefallen, daß sie ihres Gleichen sucht. Wir haben den göttlichen Meister, den Genius der Dichtkunst gefeiert und dadurch auch unseren ästhetischen Standpunkt angedeutet. Naturwahrheit einerseits und auf der anderen Seite wiederum Erhabenheit und ideales Streben wollen wir in der dramatischen Poesie. Wir fordern von ihr, daß sie uns den Menschen, in seinen Vorzügen, wie in seinen Schwächen, wiedergebe, und hier ein wahrer Spiegel der Natur, soll sie auch dem erhabenen Ringen des Menschengeistes, dem Höchsten in der Welt, ihre beredte Zunge und überzeugende Kraft leihen. Die dramatische Poesie sei eine Welt im Kleinen, wo das Göttliche wie das Böse, das Erhabene wie das Kleinliche, in kleinen Raum konzentrirt, desto heller hervortritt. Und diese Bahn hat unsere dramatische Poesie in der neuesten Zeit eingeschlagen; inwiefern sie glücklich und heilbringend ist, das wird die nächste Zukunft entscheiden.

Rußland.

Was sind Kirgisen?

Gewöhnlich, aber ganz mit Unrecht, giebt man diesen Namen einem Volke, das ihn keineswegs beansprucht, nämlich den Chasak oder Kasak, die, in drei Horden zerfallend, vom Kaspischen Meere bis zum Altai und von der Stadt Omßk bis zum Reiche Chokand nomadisiren. Den Namen Kirgisen erhielten die Kasak durch die russischen Eroberer Sibiriens, welche das echte Kirgisen-Volk im östlichen Altai lange bekämpft hatten und die benachbarten „drei Horden“ mit demselben nahe verwandt glaubten. Später wurden beide Völker so unterschieden, daß man die echten Kirgisen „schwarze“ und die Kasak: „Kirgis-Kasak“ (oder „Kaissak“) nannte.

Die kirgisische Nation hatte weiland ihre vornehmsten (vielleicht ursprünglichen) Wohnsitze am oberen Jenißej und stand vom 6. bis ins 13. Jahrhundert unserer Zeit in häufiger Beziehung zu den Chinesen, in deren Annalen die „Kiku,“ oder, nach möglichst genauer späterer Schreibung, Kiltiß, als ein starker und hochgewachsener, dabei blonder und blauäugiger (genauer „rothhaariger und grünäugiger“) Menschenschlag geschildert werden. Dieser Schilderung zufolge haben ältere europäische Forscher das in Frage stehende Volk bald für ein germanisches und bald für ein finnisches erklärt; aber von den Chinesen uns aufbewahrte Wörter ihrer Sprache lassen kaum einen Zweifel darüber, daß sie schon vor wenigstens tausend Jahren türkisch gesprochen, und mag es vorläufig dahin gestellt bleiben, wie dieser Umstand mit ihrer angeblichen ehemaligen Blondheit in Einklang zu bringen ist.

Im Altai darf man übrigens keine Kirgisen mehr suchen: dasjenige Volk, welches heutzutage sich selbst diesen Namen beilegt, hat seine Weideplätze wohl zehn Breitegrade südwestlicher im sogenannten „Himmelsgebirg“ (Thjan Schan der Chinesen) und seine Winterquartiere zumeist am See Issi Köl, bis wohin die russische Herrschaft im letzten Jahrzehend vorgedrungen ist.

Als Nachkommen der vor kaum zwei Jahrhunderten vertriebenen Jenissej-Kirgisen sind die am Himmelsgebirge gewiß nicht zu betrachten, da keine, auf eine frühere nördliche Heimat hinweisende Tradition bei ihnen sich findet. Herr W. Radloff aus Berlin (Professor an der Bergschule zu Barnaul) vermuthet nicht ohne Grund, daß ein Theil der alten Kirgisen (die unmittelbaren Vorältern der heutigen?) auf ihrer im zehnten Jahrhundert u. Z. erfolgten Flucht aus dem Uiguren-Lande (wo sie Jahrhunderte lang geherrscht und gewüthet) sich westlich wendeten und im Thjan

Schau ein bleibendes Asyl fanden.*) Die heutigen Chinesen nennen die Kirgisen des Himmelsgebirges Bulut oder Burut (wie sie bei den Kalmyken heißen) und ahnen nichts von Verwandtschaft derselben mit den berühmten „Kilkis" der alten Zeit.

Herr Radloff charakterisirt die (von ihren Nachbarn mit dem Epithet „schwarze" belegten) echten Kirgisen als athletisch, rauh, leidenschaftlich und von düsterem Ernste. Das Gastrecht ist ihnen so heilig wie den Beduinen. Wie ihre Heimat keine scenische Mannigfaltigkeit bietet, wie man da überall entweder riesige, mit ewigem Schnee bedeckte Berge, oder endlose, einförmig grüne Ebenen erblickt: so offenbart auch der Kirgise, sei er reich oder arm, Herr oder Knecht, immer gleichen Typus und gleiche Bildungsstufe. Zur Musik haben sie viel natürliche Anlage, und ihre Stegreifdichter sind weit berühmt, aber die Industrie ist sehr im Rückstande.

Die „schwarzen" Kirgisen bekennen sich zwar zum Islam, sollen aber nur mit den äußeren Gebräuchen desselben vertraut sein und haben weder Geistliche, noch religiöse Bücher. Sch.

Kleine literarische Revue.

— **Ein Engländer ohne Haß und Vorurtheil.** Wir nehmen gern Act von der Schrift eines Engländers zur Bekämpfung der Irrthümer und der Unwissenheit seiner Landsleute in Sachen Schleswig-Holsteins. Es liegt uns ein kleines „blaues Buch" vor, ein „nicht offizielles" natürlich, das sich als die „Ansicht eines alten Engländers über Schleswig-Holstein und Deutschland" und als ein „praktisches Zeugniß für die Gerechtigkeit der deutschen Sache" ankündigt.**) Für uns Deutsche ist in der über 4 Bogen starken, eng gedruckten Schrift allerdings Nichts enthalten, was wir nicht bereits wissen; neu ist uns nur, daß wir auch einmal in englischer Sprache einen auf historischer Wahrheit ruhenden Bericht und kein unwürdiges, verstandloses Gepolter und Geschimpfe über die schleswig-holsteinische Frage vor uns sehen.

Wir theilen zur Probe aus dieser Schrift eines ihrer argumenta ad hominem mit, das selbst den hartköpfigen Lesern der Times verständlich und einleuchtend sein dürfte:

„Gesetzt den Fall, der König von Dänemark, als Nachfolger des Königs Canut des Großen, wäre heutzutage auch noch, wie zu den Zeiten der Heptarchie, Herzog von Kent, und es herrschte überhaupt in England noch ein so vielgegliederter Staats-Zustand, wie in Deutschland. Dänische Beamte und dänische Soldaten würden in diesem Falle die Engländer nöthigen, so oft sie nach dem südöstlichen Theile von London hinüberfahren, einen Eingangs-Zoll, und zwar in dänischem Gelde zu entrichten. Auf der anderen Seite der Themse würden wir — wie die Hamburger auf der unteren Elbe — beständig dänische Küstenfahrer unter dänischer Flagge hin- und herfahren sehen; hier und da, an der Mündung des Flusses, würde vielleicht auch ein dänisches Kriegsfahrzeug liegen. Bei einem Besuche in Kopenhagen würden wir am Palaste des Königs Christian unsere Landsleute von Kent Schildwacht stehen sehen, und zwar bemerken wir, daß die herzoglichen Regimenter aus Kent von dänischen Offizieren in dänischer Sprache kommandirt werden. Würden wir Engländer dabei wohl einen Trost in dem Argumente finden, daß die respektiven Herrscher-Familien blutsverwandt mit einander sind? Und wenn — um die hypothetische Aehnlichkeit festzusetzen — diese traurigen, empörenden Zustände, nach vierhundertjährigem Bestehen, endlich aufhörten, und zwar auf vollkommen legale Weise, gleichsam durch ein Gottesurtheil, — was würden wir dann wohl sagen und thun, wenn sich Frankreich einmischte, uns über die Kleinlichkeit unserer Beschwerden Vorstellungen und uns sogar den Vorwurf machte, daß wir in unehrenhafter Weise ein armes, kleines Land, wie Dänemark, unterdrücken und plündern, ja, wenn es bei allen anderen Mächten herumbettelte, eine allgemeine Razzia gegen England zu unternehmen?"

— **Psychiatrische Briefe.***) Dr. Schilling giebt in dem unten näher bezeichneten Werke für gebildete Laien eine allgemeine Uebersicht der normalen und krankhaften psychischen Verhältnisse. Der Verfasser ist der Ueberzeugung, daß eine allgemeine Kenntniß des Irren-Wesens für jeden Gebildeten nothwendig sei, und daß es an einer geeigneten Schrift fehle. Die normalen psychischen Verhältnisse werden in einer kurzen Einleitung recht übersichtlich besprochen; es folgt dann eine ausführliche und allgemein verständliche Erörterung der Ursachen der Geistesstörungen, und es werden die einzelnen Formen des Irrseins, von der Melancholie bis zur allgemeinen Geisteslähmung, durch zahlreich eingestreute Beispiele verdeutlicht. Einen sehr interessanten Anhang bildet ein Kapitel: „Geschichte der Entstehung des Wilhelm von Kaulbach'schen Bildes: das Narrenhaus," nebst eingehender Schilderung der einzelnen Figuren jenes Bildes.

In dem Buche webt ein warmer Hauch reiner Menschenliebe; nicht mit kaltem Auge durchforscht der Verfasser die traurigen Zerstörungen der intellektuellen und gemüthlichen Kraft, sondern mit tief von Schmerz bewegtem Herzen. Diese Schreibart thut dem Gesunden wohl, aber für den Schwachen ist sie bedenklich, sie erinnert an alle die Gefahren, welche so vielen Laien von dem Lesen medizinischer Bücher drohen. Wir heben beispielsweise eine Stelle hervor: „Und kein Mensch, kein Alter, kein Geschlecht ist je vor diesem schrecklichen Unglück (geisteskrank zu werden) völlig gesichert. Wer heut über die Tollheit der armen Irren spottet und mit kaltem, hochmüthigem Lächeln ihre Reihen durchgeht, kann morgen schon zu ihnen gehören. Wie wenig gehört überhaupt manchmal zum Närrischwerden? Eine unmerklich, tückisch schmerzlos auftretende Erkrankung des Gehirns — ein Kochlöffel voll Wasser in einer der Gehirnhöhlen — ein gedrückter Nerv — ein überraschendes Unglück — eine verfehlte Spekulation sind oft hinreichend, den kurz zuvor noch frischesten Geist in dem gesundesten Körper plötzlich zu zerrütten und leider oft für immer zu umnachten!"

Gewiß ist das wahr; gewiß sollen uns solche Erfahrungen vor Uebermuth warnen; gewiß hat der Verfasser solche Erfahrungen mit tiefstem Schmerz wahrgenommen — aber der Laie, der diese

*) Siehe einen auf persönliche Bekanntschaft mit einem Kirgisen-Stamme in dessen eigenen Revieren gegründeten Artikel des oben erwähnten reisenden Forschers im diesjährigen Journal Asiatique.

**) An old Englishman's Opinion on Schleswig-Holstein and Germany, being a practical Evidence for the Justice of their Cause, given after a 50 years' residence in Germany. With supplement of official documents. A non-official Blue Book. London, Trübner & Co., 1864. Pr. 6 d.

*) Psychiatrische Briefe, oder die Irren, das Irresein und das Irrenhaus. Von Dr. med. Joh. Aug. Schilling. Augsburg, J. A. Schlosser, 1863. 500 S.

Zeilen lieſt, kann leicht vergeſſen, daß ſelbſt der ſchwache Geiſt jahrelanges Anſtürmen der verſchiedenſten Leidenſchaften erträgt, ohne zu erkranken, und daß Erkrankungsfälle durch einmalig wirkende Momente und namentlich urplötzliche Erkrankungsfälle immerhin zu den Ausnahmen gehören. Der Laie kann dies vergeſſen oder er weiß es überhaupt nicht — und weſſen Gemüth erregbar iſt, der kann ganz unnöthigerweiſe ernſte Beſorgniſſe über ſeinen Geiſteszuſtand ſchöpfen und gerade dadurch krank werden.

— **Rörig's deutſche Güterfracht-Tarife.** Von dem koloſſalen Wachsthume des Güterverkehrs auf den deutſchen Eiſenbahnen giebt der kürzlich erſchienene fünfte Jahrgang des von A. Rörig herausgegebenen „Allgemeinen deutſchen Eiſenbahn-Gütertarif-Buches" einen Begriff. Aus dem beſcheidenen Bändchen von 200 Seiten des erſten Jahrganges ſind zwei Bände von reſp. 450 und 106 Seiten in gr. 8. geworden, die jetzt in engem, wiewohl deutlichem und durchaus nicht anſtrengendem Drucke vor uns liegen.*) Neben dieſen deutſchen Güter-Reglements, Eiſenbahn-Stationen-Regiſtern, Frachten- und Zahlen-Tabellen bildet der in Frankreich alljährlich zum Preiſe von 12 Francs erſcheinende „Recueil général des Tarifs des Chemins de fer et de leur Correspondances pour les transports à grande et à petite vitesse," ein Buch von beſcheidenem Umfange, das gleichwohl eine viel ſchwierigere Berechnung der Frachten auf langen, aus mehreren Bahnen zuſammengeſetzten Linien, ſowie eine ſehr komplizirte Vergleichung der auf den verſchiedenen Eiſenbahnen geltenden, verſchiedenartigen Reglements, erforderlich macht. Daß es, was den letzteren Punkt betrifft, in Deutſchland viel beſſer beſtellt ſei, als im centralen Frankreich und ſelbſt im praktiſchen England, iſt das Verdienſt des ſeit dem Jahre 1847 beſtehenden „Vereins der Deutſchen Eiſenbahn-Verwaltungen," deſſen „Reglement für den Vereins-Güter-Verkehr" auf allen deutſchen Eiſenbahnen maßgebend iſt, und dem ſich zum Theil auch die Eiſenbahnen der Schweiz und der Niederlande angeſchloſſen haben. Neben dieſem centraliſirenden, deutſchen Eiſenbahn-Verein, giebt es zwar noch einzelne engere Verbände, wie den „Norddeutſchen," den „Mitteldeutſchen," den „Weſtdeutſchen," den „Süddeutſchen," den „Weſtfäliſchen," den „Rheiniſchen," den „Rheiniſch-Thüringiſchen," den „Rheiniſch-Thüringiſch-Belgiſch-Franzöſiſchen," den „Norddeutſch-Rheiniſch-Franzöſiſchen" und den „Oeſterreichiſch-Süddeutſch-Schweizeriſch-Franzöſiſchen" Eiſenbahn-Verband, doch die Beſtimmungen aller dieſer Verbände, die ſämmtlich nur die Erleichterung und Beſchleunigung des Verkehrs im Auge haben, dürfen nichts enthalten, was mit den allgemeinen Beſtimmungen des centralen deutſchen Eiſenbahn-Vereins im Widerſpruch iſt. Auch über die genannten engeren Verbände giebt übrigens das Rörig'ſche Tarifbuch meiſtens die erforderliche Auskunft. Zu wünſchen iſt, daß dieſes mit jedem Jahrgange umfangreicher werdende Buch dadurch nicht mit der Zeit an Ueberſichtlichkeit verliere. Es liegt im Intereſſe der Eiſenbahn-Verwaltungen ſelbſt, daß ſie den fleißigen Herausgeber in den Stand ſetzen, ſein Werk mehr und mehr zu vereinfachen und dadurch um ſo brauchbarer zu machen.

— **Ruſſiſches Album Viardot.** In Rußland macht ein muſikaliſches „Album" großes Glück, zu welchem Madame Viardot, geb. Garcia, die Kompoſitionen der darin enthaltenen ruſſiſchen Lieder geliefert. In Moskau iſt nun eine Ausgabe dieſes Albums mit ruſſiſchem und deutſchem Text erſchienen, und zwar hat Friedrich Bodenſtedt die deutſche Ueberſetzung der ruſſiſchen Lieder veranſtaltet. Madame Viardot, die auch in Deutſchland, wo ſie ebenſo vortrefflich deutſch, als in anderen Sprachen (italiäniſch, ſpaniſch, franzöſiſch und ruſſiſch) geſungen, in ſehr gutem muſikaliſchen Andenken iſt, hat durch dieſes Album einen neuen Beweis ihres außerordentlichen, vielſeitigen Talentes geliefert.

*) G. Schulz, Allgemeines deutſches Eisenbahn-Gütertarifbuch, mit Einschluss des Güterverkehrs von und nach den wichtigeren Orten Frankreichs, Belgiens, der Niederlande und der Schweiz, 1864. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von A. Rörig. Fünfter Jahrgang. 2 Bde. Berlin, Ernst Schotte & Co., 1864.

Literariſcher Sprechſaal.

Der Landtag des Herzogthums Sachſen-Coburg hat in ſeiner Sitzung vom 30. Mai einmüthig und feierlich erklärt, „daß er ſich der bekannten gemeinſchaftlichen Rechtsverwahrung deutſcher Abgeordneten in Sachen Schleswig-Holſteins anſchließt und gegen jeden Verſuch, das gute und zweifelloſe Recht der Herzogthümer Schleswig-Holſtein, welches zugleich das gute Recht Deutſchlands iſt, zu beugen, ſowie insbeſondere gegen die Ueberlaſſung eines Theiles von Schleswig an Dänemark, auch ſeinerſeits Proteſt einlegt."

Leider haben wir abermals den Tod eines der wackeren Männer zu regiſtriren, die ſich vor drei Jahren in Gotha zu der afrikaniſchen Expedition zur Aufſuchung des Dr. Eduard Vogel verbanden. Der Gärtner Schubert aus Penig bei Leipzig, von welchem man, ſeiner robuſten, an Abhärtungen aller Art gewöhnten Körper-Conſtitution wegen, mit Sicherheit gehofft hatte, daß er alle Gefahren des Klimas überwinden werde, iſt dieſen gleichwohl erlegen. Am 15. November 1862 hatte er, nachdem die Heuglin'ſche Expedition ſich getrennt hatte, von Chartum aus auf dem Bahr el Ghaſal ſich eingeſchifft, um mit dem Kaufmann und Elephanten-Jäger Glanznik über El Haſrah nach Wadai vorzudringen. Sie gingen den genannten Fluß hinauf bis Miſchna el Reck, der letzten Schifffahrts-Station des Stromes. Von hier aus folgten ſie dem Wege von Glanznik's Handelsſtation im Lande der Njam-Njam (im Lande der angeblich geſchwänzten Neger). Dort iſt Schubert mit Tode abgegangen. Ob von ſeinen Aufzeichnungen etwas nach Europa kommen wird, iſt noch ungewiß, da Glanznik's Schiff noch nicht nach Chartum zurückgekehrt iſt. Auch die muthige holländiſche Dame, Mejuvrouw Tinne, die im vorigen Jahre mit einem eigenen Schiffe eine Expedition von Chartum aus auf dem Bahr el Ghaſal nach den weſtlichen Ländern Afrika's veranſtaltet hatte, iſt dort mit ihren beiden Kammerfrauen dem verderblichen Klima erlegen.

Bei Gelegenheit des Berichtes über die von den deutſchen Hoftheater-Verwaltungen beſchloſſene Gründung einer muſikaliſchen „Meyerbeer-Stiftung" erinnert das Londoner Athenaeum daran, daß bereits vor mehreren Jahren beſchloſſen worden, ein Inſtitut ähnlicher Art unter dem Namen „Mendelsſohn-Stiftung" zu begründen, ohne daß jedoch in Deutſchland etwas Weiteres dafür gethan worden ſei. In England allein, und zwar mit Hülfe von Madame Jenny Goldſchmidt-Lind, ſei ein Anfang gemacht worden, für dieſe Stiftung ein Gründungs-Kapital zu ſchaffen.

Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Verantwortlicher Redacteur **J. E. Schmaler.**

Zweiter Band. Erstes Heft.

I. Die alten glagolitischen Denkmale von *J. Szjeznjevskij.* — II. Bosnien zu Anfang des Jahres 1858; von *A. von Hilferding.* — Die Slaven in Andalusien von *K. Szajnocha.* — IV. Gedrängte Uebersicht der liturgischen Bücher der griechisch-slavischen Kirche von *P. J. Schafarik.* — V. Die Lausitzer Serben erhielten das Christenthum zuvörderst von den Slaven und dann von den Deutschen von *J. E. Schmaler.* — Die kroatische Literatur; von *V. Jagić.* — Ueber bulgarische Literatur von *Vasil D. Stojanov.* — Kurze Nachrichten. — Vom Büchertische. — Sbornik. Slavische Novitäten (Nr. 1). (332)

Schiller- und Göthe-Grammatik für das Ausland.

La plus facile des grammaires allemandes

fondée sur un choix de poésies (334)

de **Göthe** et de **Schiller**

par

Bernhard Schmitz.

gr. in-8. 1863. 12 Sgr.

Berlin. Ferd. Dümmler, libraire-éditeur.

Empfehlenswerthe Werke.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall das Charakteristische eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbstständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (333)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Philologie, Geschichte und Psychologie.

Ein Vortrag

gehalten in der Versammlung der Philologen zu **Meissen** 1863

in erweiternder Ueberarbeitung

von

Dr. H. Steinthal,

a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (339)

5 Bogen gr. 8. Velinpapier. 15 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Jacob Grimm: Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin,

herausgegeben von Herman Grimm.

Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).

1864. Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." Pr. Jahrb.

Exemplare des ersten, November v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8 (ohne die Bilder) sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten. (337)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Bei den Verlegern dieser Zeitschrift erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Alexander Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facsimile. 8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe (zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kabinets-Ausgabe (elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, seinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (336)

Einladung und Programm

zur siebenten

Versammlung des volkswirthschaftlichen Kongresses,

welche

in Hannover

vom 22. bis 25. August d. J. stattfindet und am 22. August, Vormittags 10 Uhr, eröffnet wird.

1. Die Anmeldung wie die Aushändigung der Eintrittskarten nebst etwanigen Schriften über die Berathungsgegenstände erfolgt gegen Erlegung von 3 Thalern oder 5¼ Gulden süddeutscher oder 4½ Gulden österreichischer Währung bei dem Localcomité am 21. und 22. August c., Vor- und Nachmittags, in dem von demselben anzuzeigenden Local, später während der Sitzungstage, am Eingange des Versammlungs-Locals, das bei der Anmeldung bekannt gemacht wird.

2. Der Zutritt zum Kongress und dessen Verhandlungen steht Jedermann frei, welcher sich dazu meldet und die Eintrittskarte löst. Staats- und Gemeindebehörden, Gesellschaften, Vereine und Geschäftshäuser können durch Bevollmächtigte vertreten werden.

3. Die Mitglieder früherer Kongresse, wie neu hinzutretende Mitglieder, welche auf dem Kongresse zu erscheinen verhindert sind, erhalten gegen Einsendung des oben gedachten Jahresbeitrages an das Localcomité oder an den Schatzmeister, Finanzrath Hopf in Gotha, ein Exemplar der Berichte nebst vorhandenen Schriften.

Tages-Ordnung des Kongresses.

a) Jahresbericht der ständigen Deputation.

b) Wahl eines Präsidenten, seiner beiden Stellvertreter und von fünf Schriftführern für die Kongressverhandlungen.

c) Entgegennahme etwaniger neuer Anträge von Mitgliedern, dergleichen statutenmässig nur vor oder bei Eröffnung des Kongresses gestellt werden können, über deren Berathung und den Zeitpunkt derselben der Kongress entscheidet.

d) Berichterstattungen durch die von der Deputation bestellten Kommissionen und Referenten und Berathungen, in der Regel sofort im Plenum.

I. Einkommensteuer und Octroi mit Bezug auf Staat und Gemeinde.

II. Häuserbau-Genossenschaften.

III. Zwangskurs der Banknoten.

IV. Kanalfrage (Rhein-Weser-Elbe-Kanal, Nord-Ostsee-Kanal durch Schleswig-Holstein, Oder-Regulirung).

V. Staats-Lotterien und konzessionirte Spielbanken.

VI. Die Handels-Verträge des Zoll-Vereins, insbesondere der Vertrag mit Russland.

VII. Die Stellvertretung in der Wehrpflicht.

e) Wahl der ständigen Deputation zur Geschäftsbesorgung für das folgende Jahr von 18 Mitgliedern, 9 durch die Versammlung, 9 durch Cooptation.

Anfang und Zeit der Plenarsitzungen an den folgenden Tagen wird jedesmal bestimmt.

Berlin, den 1. Juni 1864.

Die ständige Deputation des Kongresses deutscher Volkswirthe.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 26.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 26. Juni 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Deutsches Regiment in Schleswig 402
Eine Geschichte des deutsch-dänischen Krieges 403
Brandenburger und Preußen im Sundewitt 403
Schweiz.
Galiffe's neue Beiträge zur Geschichte der Reformation in Genf. III. Die Opfer des calvinistischen Systems 404
Frankreich.
Eine politische Episode des Juli-Königthums 405
England.
Erinnerungen eines Flüchtigen. Von Berlin nach London. III. Das Tau-Ende, oder Ideal und Wirklichkeit 408
Arabien.
Arabische Namengebung 409
Gifford Palgrave über Arabien. (In der Geographischen Gesellschaft zu London) . 410
Brasilien.
Briefe eines deutschen Reisenden aus dem nördlichen Brasilien. III. Von Maranhao nach dem Indianer-Gebiet 412
Kleine literarische Revue.
Jean Calvins Leben 414
Jean Reboul 414
Stimmen aus England über die dortige Corruption 414
Die drei Reiche der Natur 414
Volkslieder-Album 414
Italiänische Uebersetzungen deutscher Werke. 414
Gottschall's „Gedanken-Harmonie aus Göthe und Schiller" 415
Literarischer Sprechsaal 415

Benachrichtigung.

Mit der nächsten Nummer (Nr. 26) endet das laufende Quartal. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Der
Rosengarten
des
Scheikh Muslih-eddin Sadi
aus
Schiras.
Aus dem Persischen übersetzt von
G. L. F. Uesseimann.
8. Elegant cartonnirt in farbigem Umschlag. Preis 1 Thlr. 20 Sgr. (342)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint bei **Longman & Co. in London** die erste wohlfeile Original-Ausgabe des berühmten Werkes:

LORD MACAULAY'S
HISTORY OF ENGLAND
FROM THE
ACCESSION OF JAMES THE SECOND.

PEOPLE'S EDITION,
Embodying the Author's last Notes and Corrections.

Diese neue, correct und schön gedruckte Ausgabe wird vier Bände umfassen und gebunden nur 16 sh. kosten.

Erschienen sind bis jetzt Band I, Preis 4 s. 6 d., und Band II, Preis 3 s. 6 d.; der dritte und vierte Band erscheinen noch im Laufe dieses Jahres. (340)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Das bekannte Prachtwerk:
Dav. Roberts's
Sketches in the Holy Land,
Syria, Idumea, Arabia, Egypt, and Nubia;
reduced
from the lithographs by Louis Haghe.
With
historical and descriptive notices
by
S. Croly and **W. Brockedon.**
6 volumes. With 250 plates.
ist jetzt zu nachstehendem bedeutend ermässigtem Preise zu erhalten:

In 6 parts. Broch. Statt 7 £ 7 sh.
für 3 £ 15 sh.
In 3 volumes. Blue cloth. Statt 9 £ 9 sh.
für 4 £ 10 sh.
In 3 volumes. Half morocco. Statt 10 £ 10 sh.
für 5 £.
In 3 volumes. Whole morocco. Statt 11 £ 11 sh.
für 6 £.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. 341)

Neue Erscheinungen der italienischen Literatur.

Annuario statistico-italiano per cura di Cesare Correnti e Pietro Maestri. Anno II. 1864. 16. Torino. 7 l. 50 c.

Bombicci, L., Corso di mineralogia. Con XLV tavole. 8. Bologna. 12 l.

Cantù, C., Storia della letteratura greca. 12. Firenze. 4 l.

Cipolletta, E., Memorie politiche sui conclavi da Pio VII. a Pio IX., compilate su documenti segreti rinvenuti negli archivi degli esteri dell' exregno delle due Sicilie. 12. Milano. 3 l. 50 c.

Falconcini, E., cinque mesi di prefettura in Sicilia. 8. Firenze. 5 l.

Heyse, P., l'amore in Italia; racconti, tradotti da G. Strafforello. 2 Vol. 32. Torino. 2 l.
Forma il 6. e 7. volume delle „Ore di piacere; raccolta nuovissima di romanzi racconti, viaggi".

Mommsen, T., Storia romana. Prima traduzione dal tedesco di G. Sandrini. Con note e discorsi illustrativi di insigni scrittori italiani. Vol. I. 8. Milano. 9 l. 50 c.

Poliziano. — Le stanze, l'orfeo e le rime di Messer Angelo Ambrogini Poliziano, rivedute su i codici e su le antiche stampe e illustrate con annotazioni di varii e nuove da G. Carducci. 12. Firenze. 4 l.

Polo. — I viaggi di Marco Polo, secondo la lezione del codice Magliabechiano più antico; reintegrati col testo francese a stampa per cura di Adolfo Bartoli. 12. Firenze. 4 l.

Regli, F., Storia del violino in Piemonte. Col ritratto di N. Paganini. 8. Torino. 12 l.

Selvatico, P., Arte ed artisti; studi-racconti. 12. Padova. 5 l.

Spaventa, B., la filosofia di Gioberti. Vol. I. 8. Napoli. 8 l. (343)

Tommaseo, N., di Giampietro Vieusseux e dell' andamento della civiltà italiana in un quarto di secolo; memorie. 12. Firenze. 2 l. 50 c.

Buchhandlung von **H. Löscher** in Turin.

Erscheinungen der spanischen Literatur.

Alfredo, ó la unitad católica en España. Por el P. Pedro Salgado, sacerdote escolapio. Obra dedicada al Nuncio de S. S. en España. Madrid, libreria de Sanchez Rubio. 488 paginas con 6 laminas. 15 R.

Krause y sus discipulos convictos de panteismo. Por Don Juan Manuel Orti y Lara. Madrid, Olamendi. En 4. 68 paginas.

La mujer adultera. Novela de costumbres, original de D. E. Perez Escrich. Madrid, Manini. Entrega 1.

Proverbios ejemplares, por D. Ventura Ruiz Aguilera. Madrid, Lopez. Dos tomos en 4. (344)

Deutschland und das Ausland.

Deutsches Regiment in Schleswig.

Wir haben in Nr. 23 des „Magazin“ nach dem neuen Buche von Gustav Rasch: „Der Krieg in Schleswig-Holstein im Jahre 1864“ eine Episode mitgetheilt, die den wackeren Holsten und besonders den Dithmarsen gewidmet war. Wir lassen uns jetzt durch den zweiten Band des Werkes*) nach Schleswig hinauf geleiten, und zwar gehen wir über die Periode des Mißtrauens, mit welchem dort Anfangs das deutsche Regime aufgenommen wurde, rasch hinweg, damit wir mit um so freudigerem Gefühle bei der seitdem wiedergekehrten Zeit des deutschen Vertrauens weilen können. Der Verfasser sucht jenes Mißtrauen der patriotischen Schleswiger durch die Maßregeln zu erklären, welche die deutsche Civilverwaltung Schleswigs, die sich Anfangs des dänischen Regiments und seiner Vertreter schützend annahm, zu treffen für gut fand. Dazu kam die Proklamation vom 8. Februar, in der es hieß, daß die Regierungsgewalt des Königs von Dänemark nur suspendirt sei, daß die zu Recht bestehenden Landesgesetze maßgebend für die Civilverwaltung bleiben sollten, daß sämmtliche im Lande angestellte Beamte bestätigt würden, falls sie sich der Autorität des Civilkommissars unterwürfen, und falls nicht durch ganz besondere Umstände ihre Entfernung nothwendig gemacht werde. Alle diese Beamten hätten auf Schutz und Unterstützung in ihrer Amtsführung zu rechnen, und es seien Vorkehrungen getroffen, daß Bedrohungen dieser Beamten durch irregeleitete Massen (!) sich nicht wiederholten. Zum Schluß dieser Proklamation wurden die Vertreibungen der Beamten „strafbare Excesse“ genannt und ihre „strafbaren Urheber und Theilnehmer“ mit strengen Strafen bedroht. Außerdem wurden alle „politische Vereine,“ alle öffentlichen Demonstrationen und Kundgebungen, und insbesondere diejenigen, welche sich auf die Proklamirung des Herzogs von Schleswig-Holstein beziehen würden, verboten und ebenfalls mit strengen Strafen bedroht.

Diese Proklamation erregte einen Sturm der Entrüstung im ganzen südlichen und mittleren Schleswig. Sie war die Antwort auf die energischen Worte des braven Hansen in Flensburg: „Diese dänischen Beamten, diese Unterdrücker jedes Rechts, müssen fort!“ sie war die Antwort auf die Erklärungen von Deputationen, die in keinem Lande der Welt in so gemäßigter Weise aufgetreten wären, wie in Schleswig-Holstein; sie war die Antwort auf die Bitte um Abschaffung notorischer entsetzlicher Zustände. Im ganzen mittleren und südlichen Schleswig war man zu einem einmüthigen Widerstande entschlossen. Die braven Bewohner der Städte und Landschaften gaben sich das Wort, die dänischen Beamten so oft von Neuem fortzujagen, als man sie ihnen von Neuem aufdringen würde. „Wir werden uns der Gewalt mit Gewalt widersetzen!“ so lautete der allgemeine Wahlspruch, und die Erbitterung gestaltete sich zu einem intensiven Haß gegen die Intervenirenden. Graf Revertera, der österreichische Civilkommissar, war freilich noch immer nicht angekommen und hütete sich weislich, bei diesem Gange der Dinge durch persönliche Theilnahme die Verantwortlichkeit und das Odium mit zu übernehmen.

Einige Tage später — wer und was den wirksamen Anstoß ertheilte, ist noch zu wenig enthüllt — trat ein merkwürdiger Umschwung in der Verwaltung der obersten Civilstelle in Flensburg ein. Herr v. Zedlitz fing wirklich an aufzuräumen, und zwar in gründlichster Weise. Täglich wurden die erbärmlichen „Levebröder“ massenhaft abgesetzt. Alle Absetzungen und Erneuerungen, welche die braven Bürger in Schleswig, in Eckernförde, in Husum, in Friedrichstadt, in Tönningen, in Bredstedt vorgenommen hatten, wurden bestätigt; die Stellen aller Lehrer an der schleswigschen Domschule, diesem „Sumpf von Bornirtheit und eiderdänischem Fanatismus,“ wurden für erledigt erklärt. Dann fegte es wie ein Westseesturm unter die dänischen Postbeamten und Zollbeamten; selbst das Haupt des Löwen auf dem Friedhofe zu Flensburg fiel unter den Streichen der beiden Civilkommissare; denn als die Ereignisse diese veränderte Richtung genommen, hatte sich auch Graf Revertera eingefunden und übte einen energischen Einfluß auf die neue Thätigkeit der obersten Civilstelle aus. Massenweise fielen die Amtsverwalter, die Landvögte, die Deichinspektoren. Dann schlug der Blitz in die Flensburger und Hadersleber Gelehrten-Schule ein und verzehrte sie in Haupt und Gliedern in einer stürmischen Winternacht. Mit einem einzigen Schlage fiel das ganze Flensburger Appellationsgericht. Leider traten für das nördliche Schleswig der Thätigkeit der Civilkommissare plötzlich Instruktionen aus Berlin und Wien entgegen, so sehr auch die Bewohner um Erlösung von ihrer Landplage flehten. Denn das nördliche Schleswig ist nicht dänisch, es ist deutsch. Die deutschen Sympathien haben sich daselbst weit energischer kundgegeben, als in Flensburg. Die großen Grundbesitzer sind durchweg deutsch. Daß ein Theil der ärmeren, ländlichen Bevölkerung, der aus eingewanderten Jüten besteht, dänisch ist, kann nicht maßgebend sein.

Woher dieser plötzliche Windstoß eigentliche stammte, dem die armen Schleswiger reine Luft und fröhliches Aufathmen nach langer, drückender Schwüle verdanken, ist dunkel, und erst spätere Tage werden eine genauere Aufklärung darüber bringen können. Man mochte sich überzeugt haben, daß die Volksbewegung leicht den Regierenden über den Kopf wachsen könne, wenn man sich nicht bei Zeiten selbst ihrer bemächtigte. So viel aber steht fest, daß an jenem blutigen, glorreichen 18. April neben dem Feldherrntalent des Prinzen Friedrich Karl der deutsche Volksgeist der Soldaten es war, welcher triumphirte. Das tiefe Gefühl der von einem verächtlichen Feinde verletzten deutschen Ehre, der Rachedurst für die dem deutschen Namen angethane Schmach war es, die den preußischen Krieger zum Helden machten und auf den Schwingen des von der Musik angestimmten Liedes: „Ich bin ein Preuße! Kennt Ihr meine Farben?“ ihn durch Ströme von Blut über den Plan des Höchstkommandirenden hinaus unaufhaltsam in einem Zuge zum ganzen, vollen Siege trieben. Es war der Drang der Volksbewegung, der hier sich Luft machte und im Verjagen des Feindes von deutscher Erde seine Befriedigung fand, und die Ströme deutschen Blutes, die dort an jenem Tage geflossen sind, haben die schleswig-holsteinische Sache für immer zu einer deutschen gemacht.

„Wird die Erlösung Schleswig-Holsteins von dänischer Knechtschaft den Denkstein auf diesen Gräbern bilden? Ich glaube es nicht,“ ruft der Verfasser. Gott sei Dank, hierin allein glauben wir ihm jetzt nicht mehr beipflichten zu dürfen. Die wenigen Wochen, die verflossen sind, seitdem er dieses traurige Wort schrieb, das damals auch das niederdrückende Bekenntniß unserer Seele war, — die wenigen Wochen haben zu lehren begonnen, daß die Macht der Verhältnisse gewaltiger ist, als das Widerstreben einer kleinen Partei. Mit der entscheidenden That auf Düppels Höhen

*) Leipzig, Otto Wigand.

ist eine Bahn eingeschlagen, von der man nicht mehr wieder abweichen kann, ohne sich selbst völlig zu verlieren. Es liegt eine Consequenz in den Dingen, die wie ein Naturgesetz mit unwandelbarer Strenge fortwirkt und treibt. Eine Umkehr scheint nicht mehr möglich. Die eigenen Thaten haben eine Mauer dagegen aufgethürmt, hinter der ein Chaos voll Graus und Schrecken dem Verwegenen droht, und vorwärts müssen sogar die Widerstrebenden. Ja, es ist der Anfang zum Besseren geschehen; die eine Last wird von unserer Seele genommen werden, und freudige Hoffnung wird wiederum in unserem theuren, über Alles geliebten deutschen Vaterlande erstehen.

Wenn wir aber unsere aus Schleswig heimkehrenden Sieger schänzen und wir jubelnd danken Allen, die mitgewirkt zur Wiederherstellung deutscher Ehre, dann vergessen wir auch nicht, mit einem vollen, frischen Eichenkranze unseren Verfasser, Herrn Gustav Rasch, zu schmücken. Denn wahrlich, er hat tapfer und treu gekämpft gleich dem besten der deutschen Krieger und kann sich seiner Erfolge freuen. Denn er ist es, der es wie kein Anderer verstanden hat, in ganz Deutschland, vom ersten bis zum letzten Hause, die einmüthige Entrüstung über die Schmach und Unterdrückung unserer nordischen Brüder hervorzurufen; die kolossale Wucht der öffentlichen Meinung, welche die mächtige Pression auf die Regierungen ausgeübt hat und noch weiter ausüben wird, ist zum großen Theil sein Werk. Darum gebührt ihm mit Recht die öffentliche Anerkennung.

Eine Geschichte des deutsch-dänischen Krieges.

Lange bevor der gegenwärtige deutsch-dänische Konflikt durch die Erstürmung der Düppeler Schanzen und die Besetzung von Jütland die Bedeutung eines ernstlich gemeinten Krieges erlangte, ging uns die Schrift „Der deutsch-dänische Krieg von 1864, politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow, Oberstbrigadier, Ritter des militärischen Ordens von Savoyen“ (Mit Kriegskarten und Plänen. Erste Abtheilung.) zu.*)

Das ist ein Werk, welches eine ganz neue Art der Geschichtsschreibung in sich schließt, nämlich die Schreibung einer Geschichte, die noch nicht geschehen ist. Wohl gemerkt, der Verfasser will nicht eine einfache Chronik liefern, sondern die Verhandlungen und Ereignisse, aus welchen der Konflikt besteht, mit der Flamme seiner Kritik beleuchten. Wenn aber die historische Kritik die Aufgabe hat, zu zeigen, einerseits in welcher Weise der Zweck politischer Handlungen erreicht worden ist, andererseits wie dieser Zweck hätte erreicht werden sollen, und wenn die Kritik einen bestimmten Standpunkt einnehmen muß, von welchem herab sie ihren Schauplatz übersieht, so bedarf die Rüstow'sche Kritik aller dieser Erfordernisse nicht. Sie hat kein Ziel, weil sie den Zweck nicht kennt, der erreicht werden soll; ihr fehlt jede Grundlage, weil ihr Gegenstand selbst noch gleich einem Irrlicht auf dem Sumpfe einer sehr trostlosen Ungewißheit umherschwankt; sie hat keinen Standpunkt und sie scheut sich vor der Angabe ihrer Quellen.

Bei solch seichter Art, einen, wenigstens für Deutschland, hochwichtigen Gegenstand zu behandeln, kommt es auf ein paar Anachronismen nicht an. Es ist Sache des Lesers, die Irrthümer zu berichtigen. Z. B. erzählt uns Rüstow bei Gelegenheit der Verhandlungen, welche vor Ausbruch des Krieges diplomatisch gepflogen wurden, die interessante Neuigkeit, daß Oesterreich und Preußen die Occupation von Schleswig auf Grund des Bruchs mit den Vereinbarungen von 1851 und 1852 durch den Bund vorgenommen wissen wollten, und später also allein vorgenommen haben. Das wußte Rüstow ganz allein; denn ganz Deutschland sah erst im Verlaufe der neuen Londoner Conferenzen die lange vergeblich genährte Hoffnung erfüllt, daß Preußen offiziell erklären würde, der Krieg habe das Londoner Protokoll vernichtet.

Wir würden dieses Muster leichtfertiger Geschichtsschreibung mit Stillschweigen übergangen haben. Wenn uns aber darin die offenbare Absicht entgegentritt, Deutschlands gutes Recht in Bezug auf die Elbherzogthümer zu schmälern, so haben wir dem Auslande gegenüber, wo diese Schrift verlegt worden ist, die Pflicht, darüber zu sprechen. In deutscher Sprache entwickelt Rüstow eine Auffassung von den Verhältnissen Schleswig-Holsteins, wie sie aus dem Munde eines Dänen oder Engländers kaum undeutscher hervorgehen könnte. Mit der gelehrtesten Miene von der Welt tischt uns Rüstow die Geschichte der Herzogthümer auf, und zwar von Karl dem Großen ab, um uns mit dem Resultate zu regaliren, daß Herzog Friedrich von Augustenburg dort keineswegs erbfolgeberechtigt sei, nicht allein weil sein Vater allen Erbfolge-Ansprüchen entsagt habe (?), sondern auch weil die Herzogthümer sich in ältester Zeit an die Krone von Dänemark gekettet hätten.

So führen wir den Krieg mit Dänemark also wirklich als Räuber fremden Gutes; so ist also unser gutes deutsches Recht nur eine bequeme Phrase, um unser Gelüst nach Schleswig-Holstein zu verbergen; so ist denn der träumerische Deutsche zu einem Raufbolde geworden, der die Gelegenheit vom Zaune bricht, um den ruhigen, schwachen Nachbar in seinem Besitzthum zu stören, und so haben denn unsere besten Staatsrechtslehrer in ihren Urtheilen über die Erbfolge in Schleswig-Holstein nur Kindermärchen zur Welt gebracht!

Gewiß kann Herr Rüstow nicht gehindert werden, seine Ansichten über irgend welche Gegenstände drucken zu lassen. Aber eingedenk des Arndt'schen Wortes, daß Deutschlands geistige Gränzen reichen, soweit die deutsche Zunge klingt, wünschen wir lebhaft, Herr Rüstow möge ferner nicht die deutsche Sprache mißbrauchen, um deutsches Recht im Auslande zu untergraben.

*) Zürich, Friedrich Schulthess. 1864.

Brandenburger und Preußen im Sundewitt.

Der große Kurfürst in Satrup, 1658.*)

„Am Sundewitt, am Sundewitt,
Er einst für unsre Ehre stritt
Und warf den Feind zu Boden.
Er hat die Siegesbahn gezeigt,
Die unser Adler aufwärts steigt.
Ehrt ihn, den großen Todten.“

Alte Traditionen weisen uns den Weg nach den nordischen Marken. Dort hat das Geschlecht der fast in allen Dingen praktischen und gediegenen sächsischen Kaiser sich in Wahrheit als des Landes Schutz und Schirm bewährt, dort hat Brandenburg mit seine ersten Lorbeeren erfochten. Ueber den Aufenthalt des großen Kurfürsten im Lande sind nur wenige Details bekannt geworden. Das Küsterhaus in Satrup, welches man als sein Hauptquartier

*) Aus dem nächstens (Bremen, C. Ed. Müller) erscheinenden Skizzenbuche: „Aus dem Tornister eines preußischen Freiwilligen in Schleswig-Holstein, von Emil Schneider (Mühlberg).“

bezeichnet, steht nicht mehr, doch mag das später erbaute sich wohl genau an derselben Stelle erheben, welche die Gegenwart des großen Fürsten geweiht und geheiligt hat. Man könnte daher dort immerhin mit einigem Rechte eine Denktafel errichten, vorausgesetzt natürlich, daß dieser Theil des Landes nicht wieder dänisch wird, denn sonst dürfte sie schwerlich erhalten bleiben.

Bei dem im darauf folgenden Jahre ausgeführten Uebergange der brandenburgischen Truppen nach Alsen und nach Fühnen, wo sie bei Nyborg wacker kämpften, war der Kurfürst nicht persönlich gegenwärtig.

Die Erde, welche unserer Brüder Blut getrunken, und der Boden, welcher sie bedeckt, müssen uns heilig sein für alle Zeiten. Auch für uns sind die Braven gefallen und als Sieger von der blutigen Erde geschieden; ihre Arbeit hat uns frei gemacht. — Die Heldengräber des hübsch gelegenen Kirchhofs zu Broacker veranlaßten den folgenden Nachruf für die gefallenen Waffengefährten:

Schweigend ruhen Eure Hügel, die der Frühling übergrünt,
Alte Schuld am deutschen Reiche habt Ihr Braven wohl gesühnt.
Frei bis zu dem fernsten Meere ist des Nordlands reiche Mark,
Und gebeugt in seinem Heere liegt das stolze Dänemark.

Ruht in Frieden, wack're Brüder, leicht mög' Euch die Erde sein,
Und Euch preisen deutsche Lieder von der Weichsel bis zum Rhein.
Bald, ach, schiedet Ihr vom Leben, ließt die Liebe trauernd hier,
Doch den schönsten Tod erlitten habt gewiß vor Allen Ihr.

In der Kampfslust Jugendfülle und vom Pulverdampf umwogt,
Bei des Donners Grabgeläute Ihr zur Himmelsheimat zogt.
Unverloren, unvergessen seid Ihr in dem Strom der Zeit,
Im Gedächtniß sollt Ihr leben bis in alle Ewigkeit.

E. Schneider.

Schweiz.

Galiffe's neue Beiträge zur Geschichte der Reformation in Genf.

III.

Die Opfer des calvinistischen Systems.

So schließt diese Episode, welche den offenen Kampf Calvins und seiner Anhänger gegen die Genfer Nationalpartei einleitet. Sie kann einen Vorgeschmack von den Prozeduren geben, welche nun von Jahr zu Jahr bis zu der Vernichtung dieser Partei im Jahre 1555 mit immer größerer Kühnheit sich folgten, nach dem Maße, wie Calvin seine Stellung sich immer mehr befestigen sah. In dem zweiten Abschnitt seines Buchs gibt Galiffe noch eine ganze Reihe von Beispielen, welche das Genfer Justizwesen in wachsender Demoralisation darstellen. Wir müssen darauf verzichten, dieses interessante Material und die daran geknüpften Betrachtungen hier noch weiter zu verfolgen, können uns jedoch nicht enthalten, diesem Abschnitt noch eine summarische Statistik der Opfer zu entnehmen, welche in einem verhältnißmäßig sehr beschränkten Zeitraum dem calvinistischen System fielen. Dieser Zeitraum geht von der Rückkehr Calvins im Herbst 1541 oder richtiger vom Anfang des Jahres 1542 bis Ende 1546, umfaßt also nur 4 Jahre. Er gehört noch zu den friedlichsten Perioden, denn noch hatte der offene Kampf der Calvinisten gegen die Nationalpartei nicht begonnen, noch hatten die Enthauptung Jacques Gruets, der berüchtigte Prozeß Ami Perrins, der ohne die Dazwischenkunft der Berner Bundesgenossen ebenfalls auf dem Schaffot geendigt haben würde, und andere Verfolgungen im Jahre 1547 nicht den Beweis geliefert, welche Riesenschritte zur absoluten Gewalt der Reformator und seine Freunde in so kurzer Zeit gemacht hatten. Auch war jener Moment noch nicht gekommen, wo Calvin, die französischen Flüchtlinge und ihr Anhang sich stark genug fühlten, wie dies acht Jahre später, 1555, geschah, sich mit Einem Schlage aller ihrer politischen und religiösen Gegner, die der Zahl nach einige Hunderte betrugen durch den Tod und die Verbannung zu entledigen. Ebenso wenig sind hier die zahlreichen, größtentheils aus dem Auslande gekommenen Opfer berücksichtigt, welche, wie die Sev. Castalion, Hieron. Bolsec, Mich. Servet u. s. w., der Zorn Calvins aus dogmatischen oder kirchendisziplinarischen Gründen traf. Galiffe spricht in dem angegebenen Zeitraum vielmehr nur von den bestraften Personen, welche er die „laufenden Opfer" (victimes courantes) des Systems nennt. Bei einer flüchtigen Durchsicht der Staatsregister von 1542 bis 1546 zählt er nur achtundfünfzig Hinrichtungen und sechsundsiebenzig Verbannungen auf, von welchen letztern die meisten bei Todesstrafe ausgesprochen und durch vorhergehende Buße in bloßem Hemd, wobei der Verurtheilte eine Fackel in der Hand zu halten hatte, verstärkt worden waren. Verurtheilungen geringeren Grades, obwohl sie häufig mit Folter, Auspeitschung, Halseisen, Buße im Hemd, in bloßem Haupt und Füßen, einfacher Haft oder Gefangenschaft bei Wasser und Brod u. s. w. verbunden waren, hat der Verfasser gleichfalls nicht in Anschlag gebracht.

Von den 76 Verbannungen betreffen nur 23 Genfer Bürger oder Unterthanen; 40 kommen auf Männer, 36 auf Frauen oder Mädchen. Sie vertheilen sich nach der Natur der begangenen oder in den meisten Fällen nur gemuthmaßten Verbrechen folgendermaßen: 6 Fälle von Diebstahl, Hehlerei, Betrügerei u. s. w.; 13 von Korrektionalsachen, wie Schlägerei, Trunkenheit, Ungehorsam, Spiel, Vagabundiren, Verleumdung u. dergl.; 7 von Blasphemie, Wiedertäuferei, Sektirerei (dabei einige Fälle von Geistesverwirrung, aliénation mentale, die gelegentlich als Verbrechen behandelt wird); 21 von Vergehungen gegen die Sitten, wobei die Frauen gewöhnlich schlimmer wegkamen als die Männer, vorzüglich wenn letztere zur „Partei" gehörten; 27 von Hexerei und Pestverbreitung (bei welcher letzteren gleichfalls ein Bündniß mit dem Teufel vorausgesetzt wird); 2 von politischen Vergehungen. Bei den 58 Hinrichtungen dieser vier Jahre sind 30 der Opfer männlichen, 28 weiblichen Geschlechts; 13 dieser Personen wurden gehängt, 10 enthauptet, 35 lebendig verbrannt, nachdem ihnen vorher die rechte Hand abgehauen, einige auch mit glühenden Zangen gezwickt worden waren. Unter diesen Todesstrafen sind 20 wegen gewöhnlicher Verbrechen, wie Mord, qualifizirter Diebstahl, Falschmünzerei, politische Vergehen, Schriftfälschung u. s. f. gefällt worden. Bei den politischen Todesurtheilen kommt ein Fall vor, wo der Rath zuerst sich geneigt zeigte, gegen eine Loskaufssumme den Angeklagten zu begnadigen, und erst, als diese nicht aufgebracht werden konnte, zur Verurtheilung und Hinrichtung schritt! Und leider sind, wie Galiffe nachweist, solche Fälle keineswegs vereinzelt; zu solcher Käuflichkeit und Verwilderung war die Genfer Justiz in jenen Zeiten herabgesunken. Es gab eine förmliche Taxe für die Begnadigung; alles war fiskalisch geworden unter dieser schlechten Verwaltung. — Die 38 übrigen Hinrichtungen betreffen alle solche Personen, welche der Zauberei oder der Pestverbreitung angeklagt waren, oder beider Verbrechen zusammen; denn, wie bereits eben bemerkt, diese beiden angeblichen Verbrechen wurden in gleiche Linie gestellt, und die sogenannten semeurs und engrais-

jears de peste galten ebenso wie die sorciers und devins als dem Teufel mit Leib und Seele verschrieben, von dem sie die todbringende Salbe erhalten haben sollten. Natürlich wurden alle Geständnisse durch die Folter erpreßt, und die von Calvin nach Genf gezogenen französischen Rechtsverständigen hatten sogar neue, bis dahin im Genfer Criminalwesen unbekannte Martersqualen imaginirt. Die Verurtheilten wurden auf einer Schleife durch die Stadt gezogen, indem die Gravirtesten auf diesem Wege noch mit glühenden Zangen gezwickt wurden. Auf dem Molard, einem mitten in der Stadt gelegenen Platz, wurde ihnen die rechte Hand abgehauen; dann ging der Zug nach dem Plainpalais, einer kleinen, westlich von Genf zwischen Arve und Rhone gelegenen Ebene, wo die lebendige Verbrennung der Unglücklichen stattfand. Der furchtbarste, haarsträubendste Fall, den unser Gewährsmann in den Akten entdeckt hat, ist jedenfalls der, daß im März 1545 der im Amte befindliche Scharfrichter Jean Granjat seine eigene, der Pestverbreitung angeklagte Mutter lebendig verbrennen mußte, nachdem er ihr vorher die rechte Hand abgehauen hatte! Mit Entsetzen wenden wir uns ab von so vielen Greueln. Galiffe ist geneigt anzunehmen, daß der furchtbare Wahnglauben von der Pestverbreitung durch teuflische Künste von dem calvinistischen Genf aus seinen Weg in die Nachbarländer fand, wie die von der Stadt Lyon, aus dem Wallis, aus den Schweizerkantonen, aus mehreren Städten Savoyens an die Genfer Regierung gelangten amtlichen Anfragen bezeugen. Doch waren auch früher schon, freilich in beschränktem Umfang, einige ähnliche Fälle in Genf vorgekommen, und in Wiers Buch De Praestigiis finden wir (S. 525 in der deutschen Frankfurter Ausgabe von 1575) eine Stelle, welche den Ursprung des entsetzlichen Aberglaubens nach Italien zu verlegen scheint. Daß dieser durch die Autorität des großen französischen Reformators neues Gewicht und immer weitere Verbreitung fand, unterliegt dagegen wohl keinem Zweifel. Ebenso weist Galiffe nach, daß die Kriminaljustiz des bischöflichen Genf keine ähnlichen Grausamkeiten kannte, wie sie unter Calvin zuletzt förmlich zur Tagesordnung wurden.

Das Mitgetheilte dürfte genügen, das hohe Interesse auch der neuesten Galiffe'schen Schrift genügend zu beurkunden. Sie verbreitet, wie die früheren Forschungen desselben Gelehrten, ein ganz neues Licht über einen Zeitraum, Zustände und eine Persönlichkeit, die bisher, wie wir Eingangs sahen, der historischen Wahrheit entrückt und in den Bereich eines künstlich geschaffenen, mit Parteilichkeit festgehaltenen Nimbus versetzt waren. Die Veröffentlichung fällt in eine Zeit, wo noch einmal von der Partei, welche jene phantastische, götzenhafte Gestalt geschaffen, die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht werden, durch neue Weihrauchwolken den unbefangenen Blick des Publikums zu trüben. Im Mai des gegenwärtigen Jahres nämlich ist auch in Genf, wie von den Protestanten in Frankreich, der dreihundertjährige Todestag Calvins gefeiert worden. In Frankreich hat das Fest ohne Zweifel seine Bedeutung; am Leman aber wird eine Demonstration beabsichtigt und die frommen Kreise bieten Alles auf, verlornes Terrain wiederzugewinnen. So wächst also auch die actuelle Bedeutung der Galiffe'schen Enthüllungen, und es erklärt sich das Aufsehen, welches die Schrift in Genf selbst hervorruft, so sehr auch eine in literarischen und wissenschaftlichen Dingen allzu zahme Presse sie „todtschweigen" möchte. Jede der Galiffe'schen Arbeiten ist ein neuer Baustein zur Wiederherstellung der Genfer Geschichte, welche erst dann gründlich wird dargestellt werden können, wenn die kritische, quellenmäßige Forschung sich über alle Zeiträume gleichmäßig verbreitet haben wird, für welchen Zweck jetzt auch manche andere tüchtige Kräfte thätig wirken. Noch fehlt in den Galiffe'schen Studien die wichtige Periode von 1532 bis 1540, d. h. der Zeitraum der ersten, von Bern kommenden Einführung der Reformation; worauf dann erst das Erscheinen des französischen Reformators (1536) folgt. Auch diese Lücke wird, wie wir von dem Geschichtsforscher selbst wissen, demnächst ausgefüllt werden.

Galiffe mußte fast überall von Grund aus neu beginnen, so zu sagen aus dem Rohen herausarbeiten. Genfer Recensenten, denen Eleganz der Form das Höchste ist, werfen unserm unermüdlichen Forscher wohl gelegentlich einmal vor, daß er die künstlerische Ausführung zu sehr vernachlässigt habe. Für Leute, die sich mit einer leichten Lectüre eine angenehme Stunde verschaffen wollen, hat Galiffe allerdings nicht geschrieben. Ihm kam es zunächst auf eine Auffindung, kritische Sichtung und Zusammenstellung des Stoffes an; wenn diesen Zwecken genügt war, so war auch seine Hauptaufgabe erreicht. Und er hat sie mit ebenso viel Fleiß und Kenntnissen, wie mannhafter Gesinnung gelöst. Daß er gelegentlich mit einiger Schroffheit auftritt, daß er bei dem humanen Antheil, welchen ihm das von Calvin in seinen tüchtigsten Vertretern um einen leeren Wahn und zur Befriedigung unbegränzter Herrschsucht hingeopferte Volk einflößt, manchmal vielleicht auch mildernde Umstände übersieht, nicht immer die allgemeine Roheit eines stürmisch drängenden Zeitalters, sondern mehr den humanistisch-sittlichen Maßstab der modernen Welt bei seinen Urtheilen in Anschlag bringt — das wird man unserm Forscher kaum zum großen Vorwurf machen können, besonders wenn man das Verfahren seiner Gegner kennt. Seine Angaben beruhen auf den Quellen, und wenn jene erwähnten Recensenten es tadeln, daß Galiffe allzusehr seine Belegstellen häufe, so möchten wir gerade darin einen der besonderen Vorzüge seiner Schriften erkennen. Denn bei dem bisherigen Dunkel, welches über jenen Zeiträumen und Zuständen schwebte, und geflissentlich erhalten wurde, kam es vor allem auf aktenmäßige, diplomatisch treue Begründung der neuen Entdeckungen an, welche somit der Prüfung und Kontrole jedes andern Forschers unterbreitet werden. Daß übrigens Galiffe auch nach den Gesetzen der künstlerischen Geschichtsschreibung zu arbeiten versteht, hat er in seinem „Bazanson Hugues" gezeigt, und Verfasser dieser Zeilen selbst hofft demnächst Zeit zu finden, dem deutschen Publikum den Beweis dafür in einer freien, sich aber stofflich streng an das Original haltenden Bearbeitung dieses Buches vorlegen zu können.

Genf. Wilhelm Lampmann.

Frankreich.

Eine politische Episode des Juli-Königthums.*)

Die Denkwürdigkeiten eines Staatsmannes der, wie Franz Guizot, die Geschicke des mächtigen und weit über seine Territorial-Verhältnisse einflußreichen Franzosen-Staates gelenkt hat, verdienen an und für sich schon die regste Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, sie verdienen sie aber in noch weit höherem Grade, wenn dieser politische Kopf noch unter den Mitlebenden weilt, wenn seine Gedankenarbeit ungeschwächt fortdauert und das Drama seiner Tha-

*) Memoires pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot. Tome 6me. Leipzig, Brockhaus, 1864. Edition interdite pour la France. 532 pages.

ten dem Leser noch deutlich vor Augen schwebt. Guizot's Memoiren sind gewiß ein unschätzbares Material für die einstige unbefangene Würdigung der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Dies ist ein objektiver Ruhm derselben, zu dem sich glücklicher Weise auch ein subjectiver gesellt. Der subjektive Werth der Memoiren, welcher den objektiven verbürgt und vergrößert, besteht in der Aufrichtigkeit, deren unverkennbarer Stempel dem Werke aufgedrückt ist. Mag im Einzelnen hin und wieder ein klarer, unleugbarer Fehler des Orleanischen Ministers durch einen liebenswürdigen Euphemismus und die dem Franzosen eigene Gewandtheit der Darstellung verdeckt sein, das Ganze trägt um so schärfer und lebhafter jenen Stempel, je tiefer die Feder des Autors in den innersten Zusammenhang der Dinge einzutauchen und das genaueste Detail zu geben sich veranlaßt fand. Was man also an irgend einer Stelle nicht in den Zeilen unseres Guizot ausgesprochen sieht, das liest man deutlich zwischen seinen Zeilen und es gehört bei der Ehrenhaftigkeit des Berichterstatters keine ungewöhnliche Divinationsgabe dazu.

Ein gutes Buch läßt aus jedem Theile den Inhalt des Ganzen erkennen. Selten ward dieser Satz wirksamer bethätigt, als durch Guizot's Memoiren. Ihr Totaleindruck schwebt nicht in nebelgrauer Ferne über ihnen, sondern er bekundet sich in jedem Kapitel mit vollendeter Energie. Ueberall hat man die Empfindung, daß hier eine große politische Katastrophe geschürzt wird und ein Märtyrerthum des constitutionellen Conservatismus oder des Doctrinarismus, der Fleisch und Bein anzunehmen suchte, in Aussicht steht. Guizot hat unseres Erachtens die Meisterschaft seiner Darstellung dadurch am schönsten erwiesen, daß er die Katastrophe seiner Politik, seiner Partei, seiner Person und seines Herrschers zum Brennpunkte aller Phasen der Entwickelung macht und indem er die Gegenwart erzählt, unmittelbar das Räthsel der Zukunft löst. Denn das Kommende schließt sich immer auf's Engste an das Verangegangene an. Insofern darf man dreist sagen, daß Guizot sich nicht geschont hat. Die Fehler, in die er seit seiner ersten Besitzergreifung eines Ministerpostens verfiel, waren durchweg methodischer Art; sie flossen aus einer Gesammtanschauung der Situationen und einer weithergeholten Berechnung der Umstände, welche den pragmatischen Historiker, den gelehrten Professor characteristisch auszeichnet, aber dem praktischen Staatsmanne schwere Verlegenheiten bereitet hat.

Eine Dynastie vertheidigt man nicht durch bloßen Vertheidigungskampf. Und die Vertheidigung, die Rettung, die Erhaltung der Julidynastie war viel zu offenkundig der einzige Zweck jeder Regierungsmaßregel des Hauses Orleans. Auch der quecksilbern regsame Thiers hat in dieser Beziehung erstaunliche Thorheiten geleistet. Vielleicht klingt es grausam hart, wenn wir behaupten, daß der bitterste Vorwurf, den man der Orleanischen Politik ins Antlitz schleudern kann, zugleich der treffendste ist. Allein der treue, gewissenhafte Anhänger der parlamentarischen Monarchie darf vor der ungeschminkten Wahrheit nicht zurückschrecken. Es ist leider nur allzu wahr, daß die theils in Ludwig Philipp personificirte, theils um ihn gruppirte Politik des Julithrons gar nicht zum unbefangenen Blick auf die allgemeine Weltlage, gar nicht zum Standpunkte der allgemeinen europäischen Interessen sich erhob! Das ist das Gegentheil von einem vagen Paradoxon. Man vergleiche doch nur die angstvoll besorgten Schritte der Julikabinette mit den ebenso kühnen als vorsichtigen Schachzügen der Politik Napoleon's III. Dieser Kontrast wirkt schlagend. Die Herren Minister des Julikönigs dachten bei jeder Eventualität und jeder Unternehmung nur an die Existenzfrage der Dynastie: „Wird auch nicht etwa der Thron hierüber umstürzen?" Das hieß förmlich den Teufel an die Wand malen. Wer kann sich einbilden, daß die Welt seine Befürchtungen nicht merkt, wenn er unablässig ein und dieselbe Richtung ins Auge faßt, als drohe von dorther seinem Leben Gefahr? Sollten es die auswärtigen Mächte nicht gemerkt haben? Sollte es dem französischen Volke nicht evident geworden sein? Nur eine großartige Auffassung der Sachlage konnte retten, eine energische auf Europa gemünzte Politik, nicht aber das sorgliche Hin- und Herrücken auf dem unsicheren Thronsessel, nicht der allgegenwärtige und ewige Gedanke an das Uebelwollen der Parteien und die Eifersucht der Nachbarstaaten. Allerdings hatte man darin Recht: im Grunde ihrer Seele mochten sehr wenig Leute das Orleanische Regiment, in Frankreich und außer Frankreich; aber es war doch über das Maaß ungeschickt, das Bewußtsein so starker Antipathien auf Schritt und Tritt sich merken zu lassen und Jedermann auszuplaudern: „Hört, ihr Leute, ich fürchte mich, ich weiß sehr genau, daß die Mehrzahl meiner Umgebung lieber heute als morgen meinen Tod wünscht!" Eine wahrhaft köstliche Naivetät! Furcht ist zwar leider seit der Revolution von 89 ein Hauptagens der socialen Bewegung Frankreichs geworden, allein wenn nun einmal das Moment der Furcht unabweisbar sich aufdrängt, so scheint es immer klüger, Furcht einzuflößen, als bei sich selber Furcht zu empfinden. Jenes war von jeher das Mittel starker Regierungen, die auf straffe Gewaltübung ihrer Herkunft wegen angewiesen waren, dieses von jeher der Fehler schwacher Regierungen, die über den Makel ihrer revolutionären Abstammung nicht hinfort kommen können. Dem Orleanismus schlug das Legitimitätsprincip unaufhörlich in den Nacken: er wollte aller Welt kundthun, wie prächtig der Conservatismus mit ihm, dem Julikönigthum, sich vertrage, wie legitimistisch es denke; er wollte Europa, d. h. die Großmächte, über seine schöne, durch und durch conservative Loyalität beruhigen, mit den Verträgen von 1815 leben, aber auch die Charte constitutionelle von 1830 in Ehren halten und ebenfalls loyal conserviren. Es kann sogar im Allgemeinen behauptet werden, daß kaum jemals auf Erden eine loyalere Regierung einem Volke vorgestanden, als die Regierung des Königs Ludwig Philipp. Und doch mußte sie fallen, denn mit Loyalität und Furchtsamkeit allein kann man der Welt sein Dasein nicht aufdrängen.

Der vorliegende 6. Theil der Denkwürdigkeiten Guizot's ist der getreue Spiegel unserer obigen Glossen. Die tragische Ironie des hausväterlichen Bürgerkönigs, die freilich mehr Ironie als Tragik war, springt aus der Episode von 1840—1842 in plastischen Zügen hervor, sie ist ganz eigentlich mit Händen zu greifen. Dieser 6. Theil nimmt den Faden der Erzählung am 29. Oktober 1840 auf, an dem Tage, an welchem Guizot seinen Nebenbuhler Thiers, dem das Kriegerischsein so eben verunglückt war, in dem reellen Vorsitz des Cabinets (den formellen hatte nach wie vor der Marschall Soult) und der Leitung der auswärtigen Geschäfte ablöst. Die Leser des 5. Theils erinnern sich, daß im Grunde keine politische Combination, sondern dem Charakter der Orleanischen Epoche getreu das am 15. Oktober 1840 durch den Bohner Marius Darmès an Ludwig Philipp verübte Attentat den Cabinetswechsel verschuldet hatte. Das erste Capitel des Theils und das 34. des Gesammtwerkes kann nun als ein klassisches Modell für den Sorgenstuhl des Julimonarchen und seiner Räthe gelten. Guizot unterhält uns am Eingang mit einer Auseinandersetzung über das Rechnungtragen und Nichtrechnungtragen den

Mächten und den Volkswünschen gegenüber, einer Auseinandersetzung der Situation, die sehr schön geschrieben, in sehr weisem Ton gehalten und sicher auch sehr weise gemeint war. Man wird bereits durch die ersten Sätze unterrichtet, daß Frankreich in Folge seiner orientalischen Politik zu Gunsten des ehrgeizigen Mehemed Ali sich auf dem Isolirschemel befand und daß es hohe Zeit war, sich nach Stützen umzusehen, sich im Innern und nach Außen hin zu kräftigen. Herr Thiers, der Amtsvorgänger Guizot's, hatte schon gleichfalls den Stachel dieser Isolirung empfunden, er hatte vor Allem nach einem Stützpunkt im Innern getrachtet und war bei seinen politischen Meditationen auf die Volkssympathien für Napoleon I., auf die Idee der Abholung seiner „Asche" von St. Helena gekommen. Man gedachte dem Bonapartismus seine Popularität gleichsam aus den Eingeweiden herauszuschneiden, sie auf das Julikönigthum, diesen „Bewahrer aller edlen Instincte des französischen Volkes," hin- und abzuleiten und dadurch den Prinzen Louis Napoleon unschädlich zu machen. Guizot trat im zweiten Monat seiner Amtsführung die Erbschaft der hohen Idee des Ritalen an und schildert in Tacitischer Kürze, doch ausdrucksvoll genug, die Landung der Kaiserleiche am 30. November und ihre Beisetzung im Invalidendom am 15. December 1840. Der schwarze Anstrich der Fregatte Belle Poule, welche der Orleanische Königssohn, der ritterliche Prinz von Joinville, über den Atlantischen Ocean zum Grabe des schlachterprobten Imperators gesteuert hatte, war ein finsteres Symbol für die Julidynastie; diese Fregatte war der schwimmende Sarg des Orleanismus, der in blinder Vermessenheit einen dräuenden Geist beschwor und seine lebendigen Feinde noch um einen todten, doch im Volksbewußtsein stets fortlebenden Gegner vermehrte. Welch' unsägliche Thorheit diese Abholung der Kaiserleiche, diese Erweckung der ruhmreichen Erinnerungen an den Monarchen, welcher die Neider des französischen Revolutions-Kolosses zittern gemacht hatte! Welche Thorheit von Seiten eines friedliebenden Regiments! So eben war man, des lieben Friedens halber, vor den Großmächten zurückgewichen; der Sommer 1840 hatte keine französischen Waffen an der Rheingränze geschaut, ja man war entschlossen, dem gehätschelten Schützling Mehemed Ali das erbeutete Syrien rauben zu lassen, und jetzt zeigte man dem französischen Volke die einbalsamirte Leiche, die unzerstörten Züge des sieggewohnten Soldatenkaisers, den kleinen Hut und den schmalen Degen, die grüne Jägeruniform des gewaltigen Nimrod! Fehler zu begehen in der Politik ist erlaubt, weil es alle Tage vorkommt, aber Fehler wie jener fallen unter die Kategorie der Staatsverbrechen; es sind Attentate gegen die eigene Sicherheit, gegen die eigene Existenz. Die stets wache, stets ventilirte Existenzfrage des Julithrons wurde hier gegen ihn selbst gewandt! Wahrlich die Julidynastie hat das politische (?) Verdienst, die „Napoleonische Idee" in Frankreich wieder eingeführt zu haben!

Ein ähnlicher Mißgriff war es unter den gegebenen Umständen, wie man die Befestigung von Paris betrieb. Alle Welt sagte den Ministern auf den Kopf zu, die Bollwerke der Hauptstadt würden nicht gegen das Ausland, sondern gegen das Inland und dessen Unruhe gerichtet. Guizot räumt in seiner Darstellung mit gewöhnlicher Offenheit ein, daß der zweite Punkt wirklich den Schwerpunkt der Sache bildete; er entwickelt uns, während er die Vorliebe des Marschalls Soult für die den Parisern anstößigen „detachirten Forts," das von den Generalen Haco und Clauzel treponirte, von der Bevölkerung erwünschte System der Umwallung, das Schwanken des Cabinets, das von Maison befürwortete gemischte System und das persönliche Interesse des Königs und des Herzogs von Orleans an dem Befestigungsplane schildert, alle Momente einer vom innersten Antriebe der Furcht geleiteten Berathung, die, um schließlich nirgends oder besser überall anzustoßen, sich für das gemischte System, sowohl der Umwallung als der detachirten Forts, entschied, weil die Juliregierung zwei Hauptzwecke: Sicherung vor dem Auslande, Sicherung vor dem Inlande, im bitteren Gefühl gränzenloser Unsicherheit verfolgen zu müssen glaubte.

Gegen wen ist die Festung Paris eine Festung? fragte sich Europa im Jahre 1840, und dieselbe Frage empfing von ganz Frankreich alltäglich die unliebsamste Antwort. Den Schwachen ist es gefährlich, sich stark zu heucheln, und die Gegenwart, welche den Februar 1848 erlebt hat, fragt ihrerseits (ist sie constitutionell, vielleicht mit gepreßter Stimme): was hat die Festung Paris dem Julithron genützt, was seine Schonung aller Sympathien, was seine parlamentarische Loyalität, was sein europäischer Conservatismus? Wir denken: Niemand kann zween Herren dienen; wer dem Schein der Dinge sich hingiebt, verfällt der bösesten Macht des Erdballs und, das ist die furchtbarste Großmacht!

Eine Regierung, die auf Dauer Anspruch machen will, muß den Glauben an sich selbst besitzen und nicht in jedem Staatsbürger einen Feind erblicken. Die Julidynastie sah aber nur rings um Feinde, weil die unaufhörlichen Attentate gegen den König und die königlichen Prinzen das Mißtrauen stets in Athem hielten und der Regierung immer wieder und wieder zu Gemüthe führten, wie unbeliebt sie war. Man denke sich, der Herzog von Aumale (der dritte Sohn Ludwig Philipps), kehrt am 13. September 1841 an der Spitze des von ihm als Obersten befehligten 17. leichten Infanterie-Regiments nach siegbaften Kämpfen, für welche das Antlitz der Krieger und die vom Pulver geschwärzte, von Kugeln zerfetzte Fahne der Schaar Zeugniß gab, aus dem neugewonnenen Algerien zurück, die Herzoge von Orleans und von Nemours holen den tapfern Bruder ein; war das die rechte Gelegenheit für einen Mordversuch auf die Prinzen? Als sie durch die Rue Saint-Antoine ziehen, fällt aus nächster Nähe ein Schuß auf die fürstliche Gruppe, aber statt des jugendlichen Obersten wird nur das Pferd des neben ihm reitenden Oberst-Lieutenants Levaillant getroffen und stürzt unter diesem zusammen. Ein peinlicher Anblick, den Soldaten wie dem Volke. Und dies war kaum ein Jahr nach den Obsequien des Kaisers Napoleon I. geschehen! Zwei Tage nach denselben, am 17. Dezember 1840 wurde die Pariser Zeitung Le National vor den Schwurgerichtshof der Seine gestellt, weil sie in ihrer Nummer vom 9. Dezember, von Thiers und Guizot sprechend, erklärt hatte: „Was kümmern uns Eure hohlen Zwistigkeiten? Ihr seid Alle Mitschuldige. Aber der Hauptschuldige: o, wir wissen wohl, wer er ist und wo er ist; Frankreich weiß es auch und die Nachwelt wird es sagen; aber Ihr, Ihr seid die Mitschuldigen gewesen!" — Man glaubt zu träumen, wenn man dergleichen unter den Augen des Königs in der Hauptstadt seines Reiches veröffentlichte, ihn unverblümt persönlich anklagende Worte liest! Solche Dinge bot man dem constitutionellen, dem nicht verantwortlichen, dem vom Gesetz geheiligten, unverletzlichen Herrscher! Und weit gefehlt, daß die Pariser Geschwornen wider den Lästermund eingeschritten wären! Nein, sie sprachen den National frei! Gleich am Tage nach der Freisprechung rief er bei Ankündigung derselben aus: „Ja, es war der König, den wir bezeichnen wollten; unser Gedanke war sonnenklar, unsere Ausdrücke gaben ihn ganz treu wieder. Es leugnen, wäre eine wahrhafte Beschimpfung des gesunden Menschenver-

standes und der Intelligenz der Jury gewesen und unsererseits eine unwürdige Lüge!" Diese directeste Majestätsbeleidigung zog denn doch Strafe nach sich? Bewahre der Himmel! Die Geschwornen des Seine-Departements sprachen zum zweiten Mal frei! Was kümmerte sie der Träger des baumwollenen Regenschirms und der freigebige Spender cordialer Händedrücke? Dieser Julikönig imponirte ihnen nicht, sie ließen ihn ruhig beschimpfen.

Daß Ludwig Philipp nicht die ihm unnatürliche Rolle des Eroberers spielen mochte, verzeiht man ihm gern, um des Weltfriedens halber, der durch seine Friedfertigkeit auf Jahrzehende gewonnen ward; doch, moralische Eroberungen mußte er dafür desto größere im Innern des Reiches machen; er mußte sich mit einem Parlamente umgeben, das den wahrhaften Ausdruck des Volkswillens, die unverfälschte Stimme der Nation darstellte. Diese Muth erfordernde That hat Ludwig Philipp verabsäumt. Seine durch die Höchstbesteuerten gewählte Deputirtenkammer mit ihrem starken bureaukratischen Beisatz konnte nicht für eine unabhängige Volksvertretung gelten. Es war sehr kurzsichtig und ein wiederum nur von der Angst dictirtes Verfahren, daß Guizot's Ministerium die Reformvorschläge der Herren Gameron und Ducos vom 10. und 14. Februar 1842 von der „dynastischen" Majorität verwerfen ließ. Ludwig Philipp, der Stützen so bedürftig, hätte an einer der Stellenjägerei unzugänglichen, von der ganzen Nation erkorenen Vertretung, an einem beim Volke beliebten Parlamente die einzig dauerhafte Stütze gefunden; er verschmähte diesen kräftigsten Anhalt des verfassungsmäßigen Thrones, er opferte, wenngleich wider seinen Willen, dem Götzen des Schein-Constitutionalismus, und ehe er sich dessen versah, war sein Platz unterhöhlt und das Julikönigthum sank in Trümmer! —

Trauttwein von Belle.

England.

Erinnerungen eines Flüchtigen.

Von Berlin nach London.

III.

Das Tau-Ende, oder Ideal und Wirklichkeit.

Das Haus des Kapitäns lag, bloß durch einen Vorgarten getrennt, weiß und weitleuchtend zwischen den düstern Fischerhütten, am Ufer des Flusses, von welchem ein Graben dicht an das Haus führte. In diesen Graben lief unser Kahn ein und wir sprangen lustig an's Land, uns gegenseitig rasch eine gute Nacht wünschend.

Omnibus stieg langbeinig nach seiner Schlaf-, Werk- und Wohnstätte hinauf, ich trat ganz heiter beim Kapitän in die Parterre-Wohnstube ein, wo um diese Zeit, außer der Familie gewöhnlich noch andere Leute versammelt waren. So sah ich mit Erstaunen, daß der Kapitän ganz allein, unruhig und puterroth im Zimmer auf und abschritt, wie ein wildes Thier im Käfig.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen, lieber Kapitän? Was ist hier vorgefallen?"

Er ging, er stürzte noch einige Male rascher, rasender im Zimmer hin und her, ein mehrfach gedrehtes, hartes Tau-Ende in der Hand. „Sollen's gleich erfahren," stotterte er fast sprachlos vor Wuth heraus. „Keinen Knochen will ich an Ihnen ganz lassen. Das hab' ich geschworen, Sie — Sie — Alles gelesen auf Ihrer Stube. Mich zum Dummkopf gemacht. — Und das soll gedruckt werden, wie? Mich, der ich Ihnen Zuflucht — mich vor der Welt — daß es alle Leute lesen können — mit Fingern auf mich zeigen?" —

„Erlauben Sie, liebster, bester Kapitän, — Wo denken Sie hin? Beruhigen Sie sich erst und ich will Ihnen deutlich auseinander setzen —"

„Ich bin deutlicher", brüllte er in furchtbarer Wuth, mit dem Tau-Ende auf mich zuspringend.

„Einen Schlag — und ich steche Sie in demselben Augenblicke nieder!" schrie ich nun auch mit aller meiner Kraft und hielt ihm ein großes, aufgeklapptes Gartenmesser entgegen. Ich hatt' es in demselben Augenblicke gezogen, als ich die lieblichen Worte vernahm „Keinen Knochen ganz lassen!" Ich erinnere mich genau, daß ich in diesem Augenblicke fest entschlossen war, den ersten schmachvollen Schlag durch einen Stich zu rächen.

Hinter der verschlossenen Thür im Nebenzimmer kreischte die Frau erschreckt auf, die Kinder schrieen. Der Kapitän sprang von dem Messer zurück.

„Um Gottes willen, Herr Kapitän, lassen Sie uns als Männer reden und zwingen Sie mich nicht, eine Brutalität, eine Schmach, die Sie mir anthun wollen, mit Blut zu rächen. Hören Sie, hören Sie es genau, einen Schlag nehm' ich nicht hin, ohne es auf Tod und Leben ankommen zu lassen. Sonst jede Genugthuung!" —

Er sah bläulich-weißlich aus und ließ das Tauende schnell herunter hängen. Jetzt glaubte ich gewonnen zu haben. Ich schritt sacht' auf ihn zu, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte ganz weich und herzlich: Wir haben uns bisher gegenseitig so lieb gehabt, bester Herr Kapitain! und jetzt diese Situation! Hab' ich Sie erzürnt, will ich Ihnen jede Satisfaction geben, wie sie ein Paar anständige Leute nur irgend verlangen und geben können. Nur hören Sie mich erst an! Der Kapitän in der Novelle —

— Das soll ich sein! Welch 'nen Hanswurst —

„Der Kapitän in der Novelle ist eine komische, heitere, liebenswürdige, erdichtete Figur, erdichtete, lieber Herr Kapitän!!" —

„Ach was, Redensarten! Sie haben mich lächerlich gemacht! Denken Sie, ich bin so dumm, daß ich nicht lesen kann?"

„Bitte, beruhigen Sie sich. Göthe sagt" —

„Ich scheere mich den Teufel um das, was Göthe sagt. Ich sage, daß Sie ein niederträchtiges Pasquill auf mich gemacht haben."

„Wenn das wahr ist, wenn Sie dasselbe noch sagen, wenn ich mit Ihnen meine Erzählung durchgenommen" —

„Ist verbrannt, verbrannt hab' ich die Sudelei." —

„Wie? Sie haben" —

„Verbrannt hab' ich die Schmiere, verbrannt, verstehen Sie das?"

Jetzt dacht' ich eine ganze Reihe Gedankenstriche mit einzelnen Worten dazwischen: „Zwei Arbeiten — ein ganzes Jahr — vom Hinkelbey kurz vor der Aufführung verboten, — Miethe-Broschüre — Hochverräther, — dickes Buch von Staats- und Gelehrtensachen in Kassel mit einem ganzen Verlage weggenommen — endlich „unschuldige" Novelle verbrannt und das Ende davon ein Tau-Ende." —

„Wissen Sie, was das heißt?" fragte ich endlich.

„O ich weiß wohl, Sie können mich verklagen, wenn Sie als steckbrieflich Verfolgter" —

„Schon gut. Sie fühlen sich also sicher. Nichts mehr davon. Ich kann Ihnen nicht einmal zürnen, da sie einmal geglaubt haben, ich habe Sie lächerlich machen wollen. Göthe sagt, bitte — Göthe sagt, man solle bei Dichtungen sich immer fragen, ob man etwas

Erlebtes zu Grunde legen könne. Ich habe hier auch Erlebtes zu Grunde gelegt, aber etwas ganz Neues daraus gemacht, ideale Figuren, die mit dem Erlebten nur einzelne Thatsachen gemein haben, aber ganz andere Menschen sind. Sie werden auch gefunden haben, daß der Kapitän in der Novelle tausenderlei Dinge thut und sagt, die Sie nie" —

„Um so schlimmer. Dadurch haben Sie mich eben nur um so lächerlicher machen wollen." —

Kurz, wie lange ich mich auch noch bemühte, ihm den Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit deutlich zu machen, wie gut es mir endlich auch gelang, die Menge liebenswürdiger Züge in dem Charakter des Novellen-Kapitäns für meine gute Gesinnung gegen den wirklichen aus der Asche phönixartig auffliegen zu lassen, — Summa Summarum verstand er doch keinen Spaß. Das Tau-Ende lag am Boden, aber unter seinem Dache sollt' und durft' ich nicht mehr schlafen. —

Nachdem ich bei Freund Omnibus unter der Drehbank (er war natürlich auch Drechsler) auf drei frischen Schaffellen, die er gerben und seiner Schwester zu einem Pelze verarbeiten sollte, von Tau-Enden, Messerstichen, Gensdarmen, Ketten und Kerkern, geschorenen Köpfen, grauen Jacken, Spulen und Spindeln und sonstigen höheren Kunstgegenständen geträumt hatte, glaubte ich auch mir wachend gefallen zu lassen, wie ein furchtbarer Riese mir mit einem dumpf aufdröhnenden Hammer Nägel in den Kopf schlug. Es war aber doch nicht recht angenehm, so daß ich mit der Hand nach dem Hammer griff und damit meinen Freund Omnibus in seiner Arbeit störte. Diese bestand darin, daß er auf meine neubesohlten Stiefeln eben Nägel schlug.

„O seht, wie strahlet schön der Morgen
Hier am Gestad' nach trüber Nacht."

sang er mir mir seinem gewaltigen, lustigen Basse zu.

Ich klagte über Kopfschmerzen. Schuster Omnibus verwandelte sich in Doktor und Apotheker, rührte mir ein Pulver ein und reichte es mir mit dem Mephisto-Ausspruche:

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen:
Man durchstudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende geh'n zu lassen,
Wie's Gott gefällt."

„Nehmen Sie getrost, Doktor! Ein Doktor hackt dem andern die Augen nicht aus. Das Pulver ist gut. Ich hab' das Pulver erfunden. Warten Sie zehn Minuten und Sie singen wie der Fieberkurirte in „Doktor und Apotheker" (durch die Fistel:)

„Herr Fips, mich treibt die Freu — ende her,
Das Fieber ist verschwunden." —

Das war so seine Art. Ein untergegangenes Genie durch und durch und der beste, heiterste, gutmüthigste, naivste Mensch, der mir je auf Erden vorgekommen. Der wüthende Kapitän hat auch Deine Apotheose mit verbrannt, Du höchste Glorie aller heruntergekommenen Götter unter den Menschen! Jetzt bist Du mir ein freundlicher, aber unbestimmter Schatten geworden, wie so viele liebe Freunde und Freundinnen, die wie nie alternde, unzertrennliche Gefährtinnen dieser süßen Gewohnheit des Daseins alle Tage kamen und gingen, wie das liebe Sonnenlicht und doch endlich sanken, ohne je wieder aufzugehn.

Wir tranken eine seiner Erfindungen, geröstete Gerste als Kaffee, Malzextrakt, den also mein Freund Omnibus erfunden hat, nicht der Anzeige-Fabrikant in der „neuen" Wilhelmsstraße zu Berlin. Wir tranken Malzextrakt und ich nahm herzlichen Abschied, um durch furchtbar aufgeweichte Lehmwege mich bis zur nächsten Stadt hindurchzuwinden. Ein entsetzlicher, weiter, ermüdender, erschöpfender Weg.

Arabien.

Arabische Namengebung.

Der preußische Konsul für Syrien, Herr J. G. Wetzstein in Damaskus, der sich um die Kenntniß dieses Landes namentlich durch seine auch in unseren Blättern besprochenen Reisen in das wenig bekannte Haurângebirge große wissenschaftliche Verdienste erworben, hat jetzt seine in jenen wichtigen Gegenden gesammelten griechischen und lateinischen Inschriften herausgegeben. Sie liegen uns in einem besonderen, aus den Abhandlungen der Berliner Akademie (1863) veranstalteten Abzuge*) vor und werden gewiß nicht verfehlen, das lebhafteste Interesse der gelehrten Welt zu erwecken. Sie belaufen sich auf 207 Nummern, von denen freilich manche nur wenige Worte enthalten; die größte Anzahl derselben ist griechisch und zum Theil schon aus christlicher Zeit herrührend. Sehr wichtig ist das hinten angefügte, umfangreiche Verzeichniß der in diesen Inschriften vorkommenden arabischen, aber in griechischer Schrift festgehaltenen Eigennamen, insofern damit die philologische Erklärung aus der arabischen Sprache verbunden ist. In Bezug auf die Namengebung bei den Arabern finden wir einen sehr lesenswerthen Exkurs, den wir hier mittheilen wollen.

„Die Araber haben sich zu keiner Zeit, wie die heutigen europäischen Völker, mit einer Handvoll abgestorbener und versteinerter Eigennamen behelfen, vielmehr sichtete bei ihnen jede Generation das überkommene Erbe ihrer Vorgängerin und ersetzte den Abgang durch neue, dem eigenen Leben und dem eigenen Geschmacke entsprechende Namen. Tausende derselben entstehen mit ihren Trägern und sterben wieder mit ihnen ab, weil sie nicht, wie bei uns, bedeutungslose, den Nummern ähnliche Unterscheidungszeichen sind, sondern bestimmte appellative Bedeutung haben, die meistens von einer direkten Beziehung zu der genannten Person sind, sei es, daß sie an zufällige Ereignisse und Umstände bei der Geburt erinnern oder durch eine körperliche Eigenschaft, oft auch nur durch das momentane Befinden des Kindes, veranlaßt werden. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß dies die nämliche Basis ist, auf welcher die biblische Namengebung beruht; eine solche Uebereinstimmung ist aber für uns von Interesse und für die Exegese der Bibel von Nutzen. Jene uns so fremdartige Sitte der Semiten besteht, wie im grauen Alterthume, so noch heutigen Tages in ungeschwächter Volksthümlichkeit fort.

„Im Jahre 1860 war ich Gast des Scheichs Toêmis, Oberherrn des Stammes der Mesaid, und dieser stellte mir seine drei Söhne, Suwerân, Furêwân und Galûs, vor. Auf meine Frage, was die Namen bedeuteten, sagte der Vater, der älteste sei in einer Hürde (suwêra) geboren worden, der zweite sei als Siebenmonatskind zur Welt gekommen und habe zwei Monate lang in einem Pelze (furêwa) gesteckt und der dritte sei bei seiner Geburt klein wie eine Puppe (galûs) gewesen. Der eigene Name des Toêmis bedeutete

*) Ausgewählte Griechische und Lateinische Inschriften, gesammelt auf Reisen in den Trachonen und um das Haurângebirge von Joh. Gottfr. Wetzstein. Mit einer Karte. Berlin, Druck der Akademie, 1864. In Kommission in F. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann)

„den kleinen Blinzer," da er bei seiner Geburt die tamasa (eine Augengeschwulst) hatte. Ein durch seinen Edelmuth in der Steppe gefeierter Mann, der Scheich der Sulubât, heißt Fuwerân, weil bei seiner Geburt eine Maus (fuwêra) über die Mutter lief. Ein Damascener Kaufmann heißt Zalamtani, weil seine nach der Niederkunft sterbende Mutter zu dem Kinde sagte: „Du hast mir Unrecht gethan" (zalamtani). Im Winter (šitâ), Sommer (qêd), Regen (matar), Nebel (ghathâth), am Tränkort (menhil) geboren, heißt das Nomadenkind Sitwân, Quêdân, Matrân, Ghuthêjith, Munêhil. Ein Beduinenmädchen in der Nacht (lêl), am Morgen (subh), auf der Wanderung (rahil), beim Gastmahl (kerwa), in einem Dorfe (qirja), bei Thau (tall) oder Schnee (thelg) geboren, würde Lêla, Subêha, Ruhêla, Kerma, Qirjâna, Talla, Thelga genannt werden.

„Fällt bei der Geburt das Auge der Mutter auf einen Ameisenhaufen (nimil), auf des Mannes Lanze (zâna), Streitroß, Jagdunze (fahed) u. s. w., so wird sie die Tochter Nimla (Ameise), Zâna, Filwa (Füllen), Fuhêda nennen. Bei dem Stamme der Bekâr in Gôlân fragte ich ein durch ihre Schönheit auffallendes Mädchen nach ihrem Namen, und sie nannte sich Zôêla, „der kleine Aerger," erklärend, daß sich ihre Eltern geärgert hätten, weil sie nicht ein Knabe war. Einem in dem Dorfe Sekkâ als Flüchtling lebenden armen und kranken Manne wurde ein Kind geboren, das er Dêf-allâh, „Gottesgast," nannte, weil er zweifelte, es ernähren zu können. Ein Beduine, dessen Tochter Ghubna, „die Sorge," hieß, erzählte mir als Veranlassung dieses Namens, daß, da bei ihrer Geburt eine schwarze Ziege, die man als Lösegeld bei der Geburt eines Mädchens schlachten muß, nicht bei der Hand gewesen, er sich schnell auf das Pferd eines anwesenden Gastes aus Damaskus gesetzt habe, um das Thier zu holen, aber beim Ueberspringen eines Grabens gestürzt sei, wobei das Pferd einen Fuß gebrochen habe. Wie nun der Gast erklärte, daß er in Betracht der Umstände das Thier nicht ersetzt haben wolle, habe er in einer Anwandlung von Hochherzigkeit ausgerufen: „Nun, so erziehe ich Dir das Mädchen als Deine Braut!" der Andere habe sie acceptirt, und dieser Umstand sei die Ursache ihres Namens, denn der Gedanke, daß das Kind der Freiheit die Frau eines Städters werden würde, sei die Sorge seines Lebens. Von zwei mir befreundeten Stammhäuptern der Ruwala wurde der Eine bei der Hochzeit ('irs) geboren und deshalb Moarvis, „Hochzeitmacher (seiner Kinder)," benannt, ein Name, der zugleich von guter Vorbedeutung für ein langes und glückliches Leben war. Bei der Geburt des Andern wurde die Niederlassung von Ibrâhim Pascha's Landreitern überfallen, deren Anführer, einen in der Steppe sehr gefürchteten Offizier, die Beduinen nur unter dem Namen seiner Hofcharge als Gaftân Aga, „Mantelbewahrer," kannten. Das Kind erhielt daher den Namen Gaftân.

„Natürlich giebt es auch eine Menge Eigennamen, die häufiger wiederkehren, was hauptsächlich daher kommt, daß der Enkel sehr oft wie der Großvater genannt wird, um, wie man sagt, den Namen des verstorbenen Großvaters zu beleben. Auch die Namen berühmter Stammgenossen sind häufig, weil sie guter Vorbedeutung sind. Bei den in Städten und Dörfern ansässigen Arabern, welche durchgängig gute Muselmänner, Christen oder Juden sind, findet man selbstredend alle diejenigen Eigennamen, an welchen die religiöse Tradition haftet, denn sie gelten für segenbringend."

Gifford Palgrave über Arabien.

(In der Geographischen Gesellschaft zu London.)

Am 22. Februar d. J. hatte die „Königl. geographische Gesellschaft" in London unter dem Vorsitze ihres Präsidenten Sir Roderich Murchison eine ungewöhnlich zahlreich besuchte Sitzung, um den Bericht des Herrn Gifford Palgrave (Sohnes des vor Kurzem verstorbenen Geschichtsschreibers, des Master of the Rolls Sir Francis Palgrave) über die Reise anzuhören, welche er von Gaza in Syrien aus mitten durch Arabien nach El Chalif am Persischen Meerbusen und von dort nach dem wenig bekannten Königreich Oman an der südöstlichen Spitze Arabiens gemacht hat. Der vorgelesene Bericht enthielt, nach dem Ausdrucke des ausgezeichneten Reisenden, kaum mehr als eine magere Inhalts-Anzeige (skeleton) seiner Reise-Erfahrungen; aber selbst in dieser unausgeführten Form verdient er besondere Aufmerksamkeit, weil er von Gegenden und Ländern handelt, über die so wenig bekannt und doch so viel Falsches verbreitet ist. In Gaza hatten die Reisenden sich mit Verkleidungen zu versehen, da die nomadischen sowohl als die ansässigen Araber allen Europäern, selbst die Türken nicht ausgenommen, so feindselig gesinnt sind, daß schon mancher kühne Reisende unter ihnen seinen Tod gefunden. Herr Palgrave reiste als wandernder Doktor oder galt eigentlich den meisten Personen, mit denen er in Berührung kam, als ein Charlatan, der in seiner Geburtsstadt Damaskus sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht hatte und deshalb nach Arabien geflohen war. Diese Maske, durch einige Kenntnisse der Arzneikunde vervollständigt, war ihm dadurch sehr nützlich, daß sie ihn mit allen Klassen der Gesellschaft in Berührung brachte und sogar eine große Anzahl Personen aus weiter, 10—12 Tagereisen abgelegener Entfernung um ihn versammelte. Von diesen Patienten konnte er die beste Auskunft über den Weg erhalten, den er zu nehmen hatte, um die Ortschaften zu vermeiden, in denen eine politische Aufregung herrschte, die stellenweise bedeutend genug war, um den Namen einer Revolution zu verdienen. Der Redner bemerkte entschuldigend, daß er seine Muttersprache fast vergessen habe, da er 18 Jahre von England abwesend war und während dieser Zeit fast ausschließlich Arabisch gesprochen hatte.

Beim Ueberschreiten der Gränze von Gaza aus kommt man zunächst in die Wüste und erreicht Djebel Schomur, das nördlichste Königreich Arabiens, bei Man. Von hier eilten die Reisenden in östlicher Richtung weiter durch eine andre 7 Tagereisen lange Wüste, die nur Einen Brunnen enthält und in der sie während eines erstickenden Wüstenwindes beinahe umgekommen wären. Darauf kamen sie nach Jauf, einer Ortschaft mit einigem Handel, mitten in der Wady Serhan. Von dort wandten sie sich südlich nach Haih, der Hauptstadt von Djebel Schomur, einer Stadt von 20,000 Einwohnern, nahe an der südlichen Gränze des Königreichs. Jetzt waren sie an den großen Centralebenen Arabiens und im Begriff, das vielbesprochene Königreich der Wechabiten zu betreten.

Der Titel, den der Monarch desselben führt, ist Sultan der Nedjed; der jetzige Sultan heißt Ibn Saûd. Zu Riath, der gegenwärtigen Hauptstadt, nachdem das bekanntere Derajeh, das eine halbe Tagreise entfernt, von Ibrahim Pascha zerstört worden, blieben unsere Reisenden 7 Wochen; darauf fanden sie nützlich, sich heimlich davon zu machen und erreichten nach einiger Noth und Gefahr El Chalif. Von hier sandte Mr. Palgrave seinen Reisegenossen nach Bagdad, um nicht die bisher gewonnenen werthvollen Reise-Ermittelungen noch größeren Gefahren des Verlustes

durch eine gemeinschaftliche Reise nach der räuberischen Küste von Oman auszusetzen. Dieses letzte Abenteuer bestand Mr. Palgrave allein; er wäre auf der Seereise fast in einem Schiffbruche umgekommen, aus welchem von 21 Reisenden nur 9 sich retteten. Er wurde sehr freundlich von dem Machthaber aufgenommen, der bei uns als Imaum von Maskat bekannt ist. Nach Hrn. Palgrave ist dies ganz unrichtig; sein wahrer Titel ist vielmehr Sultan von Oman; seine Hauptstadt heißt Sohar und liegt etwas nordwestlich von Maskat, welches blos der bedeutendste Handelsplatz des Landes ist. Von hier aus erreichte er nach dreimonatlicher Reise Bagdad, wo er seinen Reisegenossen fand, nachdem seit 11 Monaten keiner seiner Freunde Nachricht über ihn erhalten hatte.

Auf Ersuchen des Vorsitzenden gab Mr. Palgrave darauf eine höchst anziehende und lebendige Auskunft über die Sitten, sowie über die politischen und religiösen Eigenthümlichkeiten der Stämme, die er besucht hat; außerdem erzählte er mit großem Humor die Fährlichkeiten, in welche der Durst des Sultans der Wechabiten nach verbotener Erkenntniß ihn verwickelt hat. Demnächst bestritt P. den allgemein verbreiteten Irrthum, welcher den wandernden Beduinen mit dem eigentlichen Araber verwechselt und annimmt, daß die ganze Halbinsel von nomadischen Zeltbewohnern bewohnt sei. Die Beduinen, sagte er, wandern an den Außenseiten des Königreichs umher, dessen mittlere Theile in ihrer Art eine eben so fest ausgebildete und ebenso ausgeprägte Form der gesellschaftlichen Entwicklung haben, als irgend ein civilisirteres Land. Einige Städte haben 20,000 Einwohner und darüber und enthalten nicht nur Läden, Bazars und Moscheen, sondern Häuser von 2 und 3 Stockwerken; die Außenseiten von einigen derselben sind mit einem Geschmack verziert, mit dem, wie P. meint, die Straßen Londons nicht wetteifern können. Was die Toleranz der Bewohner betreffe, so sei zwar Gastfreundschaft bekanntlich die eigenthümliche Tugend der Araber; doch habe er kaum erwartet, daß sein Christenthum, aus dem er kein Geheimniß machte, ihm nie die geringste Beleidigung, oder Unannehmlichkeit zuziehen werde. Ein viel ernstlicherer Nachtheil könne den Reisenden aus der außerordentlichen Strenge des Muhamedanismus der Wechabiten entstehen. Der Gründer dieser Secte, Ibn Abd'el Wechab (in originali: Wahab) ist vor ungefähr hundert Jahren in der Stadt Hormeilemeh (durch die der Reisende kam) geboren. Er erneuerte die Glaubensvorschriften in ihrer alten Strenge, so daß, wer zu sehen begehrte, was der Islam in seinen Blüthentagen gewesen, nichts Besseres thun konnte, als zu Wechab zu gehen. Seine Anhänger sind getheilt in Mollahs, geistliche Führer, die sich lediglich durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichnen, und die große Masse der Laien, die mit einem erblichen Despotismus regiert werden, der an Strenge und Härte vielleicht in der Geschichte seines Gleichen nicht hat. So fest werde hier an den Vorschriften des Koran gehalten, daß ein demüthigender Feudalismus statt aller Religion diene; hiervon gab Mr. Palgrave einige lächerliche Beispiele. Außerdem würde die Eintheilung der Sünden in große und kleine in Europa schwerlich viele Anhänger finden. Die Strafen für Mord und Raub hat sich die Vorsehung selbst vorbehalten, und Alla hu kerim (Gott ist gnädig) ist der Trost, den der Gläubige murmelt, wenn er einen Verbrecher seiner wohlverdienten Strafe entrinnen sieht. Aber die tödtlichste und verdammenswertheste aller Sünden ist das Tabakrauchen — „das Schändliche trinken" — wie der von Abscheu ergriffene Wechabit es nennt. Gleichwohl war es nicht unbekannt, daß Mr. Palgrave zuweilen dieser abscheulichen Gewohnheit fröhnte, aber er wurde deshalb nicht belästigt und hätte viel länger im Lande bleiben können, wenn er nicht unglücklicherweise einen Anfall von Lähmung der Zungennerven durch äußerliche Anwendung einer sehr kleinen Dose Strichnin mit Erfolg kurirt hätte. Der Ruf dieser Wunderkur verbreitete sich bis zu Sr. Majestät; und der Sultan verdoppelte darauf seine schon vorher dem syrischen Doktor erwiesene große Aufmerksamkeit, um von dem wunderwirkenden Pulver etwas zu erhalten. Dies wurde abgeschlagen auf den Grund hin, daß die Anwendung ohne Kenntniß gefährlich; darauf aber ließ der Monarch einen Wink fallen, daß solche Eigenschaft es ihm um so werthvoller mache zur Erreichung politischer Zwecke. Nach einer Scene, in welcher der Reisende sich nur durch Charakterfestigkeit vom augenblicklichen Verderben gerettet, machte er sich am nächsten Tage während des langen Abendgebetes heimlich davon, und erreichte wie oben erwähnt, El Chalif, in dessen Rosengebüschen er sich eine Zeit lang verborgen hielt. Ehe er aber die Hauptstadt verließ, war er nach dem Marstall berufen worden, um eines der königlichen Pferde zu kuriren, und sah bei dieser Gelegenheit die Auswahl der schönsten arabischen Pferde der Nedjed-Race. Alle für arabisch ausgegebenen Pferde, sagte der Redner, kommen aus dem nördlichen Arabien, dem südlichen Syrien oder Aegypten. Ein echtes Roß der Nedjed-Race auszuführen, sei absolut unmöglich. Dieselben seien entweder Grauschimmel oder Hellbraune (Füchse kommen nie vor) selten Schimmel, Rappen oder Dunkelbraune. Schecken und Falbe seien gänzlich unbekannt. Das eigenthümlich schräg angesetzte Schulterblatt gebe ihnen Elastizität in ihren Bewegungen; nächstdem machen der vorzüglich gebaute Rumpf, das kräftige Sprung-Gelenk, der schön angesetzte Schweif, das zarte Maul und der herrliche Hals sie zum beau ideal des Pferdes, obgleich sie selten höher als 15 Hand hoch, und ein 16 Hand hohes Pferd gar nicht vorkomme.

Oman, den Theil Arabiens, den Palgrave unmittelbar nachher besuchte, schilderte der Reisende als den schönsten Theil des Landes; in seiner Bodenformation und im Klima gleiche es Indien, da es eine Reihe Berge wie die westlichen Ghauts, aber dem Anscheine nach so hoch als der Libanon, von Ras Musseudem bis unterhalb Maskat an der Küste, besitze. Der Sultan (oder Imaum) habe ihn sehr gastlich empfangen. Die Einwohner von Oman danken einen großen Theil ihrer Eigenthümlichkeit dem Umstande, daß sie von dem übrigen Arabien durch weite Wüsten getrennt sind. — Der Islamismus Arabiens hat noch häufig Spuren der alten sabäischen Anbetung der Sonne, aus der Zeit vor Muhammed. Im nördlichen Arabien z. B. fängt das Morgengebet an, wenn der erste Sonnenstrahl den Horizont beleuchtet und dauert bis die ganze Scheibe sichtbar ist. Das Gleiche, nur in umgekehrter Ordnung, gilt für das Abendgebet. — In Oman dagegen fand P., daß die Betenden sich nicht der Sonne im Osten oder Westen zuwandten, sondern gegen Norden, und erfuhr zu seiner Ueberraschung, daß der Name des Polarsterns hier Jah sei, derselbe Name, mit welchem im alten Testament die Gottheit bezeichnet werde. Der Gebrauch, wie der Name, bezöge sich seiner Meinung nach auf die angenommene Unbeweglichkeit des Nordsterns. Zum Schlusse wolle er noch bemerken, daß alle Völker die den Islam nicht angenommen, im Orient sich in den Gebirgen festgesetzt hätten.

Nachdem der Redner unter Beifall geendet, sagte der Präsident, daß, so lange er der Gesellschaft angehöre, er nie einen Reisebericht angehört, der durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts

und durch die vollendete Form anziehender, als der des ausgezeichneten Redners gewesen sei.

Sir Henry Rawlinson pflichtete dem Vorsitzenden bei, daß der Bericht Palgrave's der werthvollste Beitrag sei, den die Gesellschaft über Arabien erhalten. Besonders anziehend sei ihm gewesen, was der Reisende über den Feuerkultus mitgetheilt; doch sei er geneigt, die in Oman herrschende Form der Nachbarschaft Persiens zuzuschreiben, da er zweifle, daß der Kultus in Arabien herrschend gewesen. Ueber die Nedjed-Pferde bemerkte er, daß er selbst eines in seinem Stalle habe, an dessen Abstammung er nicht zweifle, obgleich es ein Fuchs, und Pferde dieser Farbe, nach des Redners Versicherung, in Arabien nicht vorkommen.

Brasilien.

Briefe eines deutschen Reisenden aus dem nördlichen Brasilien.

III.

Von Maranhao nach dem Indianer-Gebiet.

Ueber Maranhao weiter berichtend, gehe ich zum Totaleindruck der Stadt über. Es ist nichts Hervorragendes in der Bauart derselben zu bemerken. Die Straßen sind außerordentlich lang, gerade und im rechten Winkel sich schneidend. Das Terrain, auf dem die Stadt erbaut ist, besteht, trotz der erhöhten Lage, aus einer wenig unterbrochenen Fläche; nur die Partien am Hafen sind besonders abschüssig und darum nur mit Vorsicht zu passiren. Die Einwohnerzahl beträgt nach den allerdings unsicheren Schätzungen ungefähr 30,000, von denen reichlich ein Drittel der farbigen Bevölkerung angehört (Schwarze und Gemischte). In früheren Zeiten soll die schwarze Einwohnerschaft überwogen haben — ein Verhältniß, das sich jedoch auf Seite der Weißen neigen mußte, seitdem die Verkäufe von Sklaven nach den südlichen Provinzen bei den daselbst höheren Preisen stets mehr und mehr zunehmen. Hierdurch werden der Provinz wohl bedeutende Kapitalien zugeführt, ihr aber andererseits um so größere Mittel — die Arbeitskräfte nämlich — entzogen. Es kann dieser Mißstand nur bedrohlich für die Zustände der Provinz sein, indem der Schwarze seiner Körper-Constitution nach im wärmeren Klima leichter ausdauert, als jeder andere Mensch. Wie also beim steten Abgange einen Ersatz beschaffen, da ein Zuwachs seit der Aufhebung neuer Sklaven-Einfuhr nicht mehr stattfindet? Die Regierung des Landes sollte, da die europäische Einwanderung, für die sie sich lebhaft interessirt, den ihr geeigneten südlichen Theilen sich zuwendet, doppelt bemüht sein, obigen Nachtheilen vorzubeugen. Das Gesundheits-Verhältniß der Stadt ist gut und hat selbst bei dem den Norden strichweise durchziehenden gelben Fieber nicht mehr, ja noch weniger Opfer erheischt, wie an anderen, vermeintlich gesunder gelegenen Orten.

In Beziehung auf Luxus, Bildungs-Anstalten, Journal-Literatur ꝛc. sucht Maranhao mit anderen modernen Städten sich gleichzustellen. In solch mildem Klima eitlen Moden nachjagen, sich von allen Formen lästigen Zwanges nicht einmal lossagen können, das heißt der glücklichen Zone allen zauberhaften Reiz nehmen. Der Maranhenser achtet nicht die Gunst eines ewig sonnenheitern Himmels, und der Fremde bemerkt es kaum, daß er sich in einer tropischen, äquatorialen Stadt befindet. Eine eigene, nationale Tracht, wie der Orientale sie sich geschaffen, dem Klima angemessen, würde ihn nicht so befremden, wie die nichtssagenden Pariser Moden mit ihrer allwöchentlich frischen Auflage. Die Herren müssen ganz gewaltsam von Kopf zu Fuß in schwerer Tuchbekleidung sich quälen; Glacéhandschuhe, ein eleganter Frack und des Castors hoher Trommelkasten verstehen sich von selbst. Die Damen gehen wespenleibig zusammengeschnürt, in schwerer Seide rauschend. Richtigen, bescheidenen Sinn muß dies Alles natürlich unbefriedigt lassen. Die eitle Putzsucht bemächtigt sich hier nicht allein aller freien, sondern auch der schwarzen, der dienenden Bevölkerung, was ein Gang durch die Straßen der Stadt an festlichen Tagen besonders darzuthun vermag. Das einzige Nationale hat sich hier wie überall nur unter der niederen Bevölkerung erhalten. Eigenthümlich schmückt die schwarzen Frauenzimmer eine helmartig aufgekämmte Erhöhung des Haares, besonders aber der gewaltige aufrechtstehende Kamm, dessen Höhe 10—12 Zoll, wenn nicht darüber beträgt, und neben Perlen und anderem Flitterkram den Hauptstaat dieser Klasse ausmacht. Man glaubt eine Krone auf dem Haupte zu sehen.

Unter den Festlichkeiten wird die Prozession des heiligen Benedictus wohl nirgends im Kaiserreiche so gefeiert, wie hier. Da dieser Heilige ein Schwarzer war, so gilt dieses Fest auch besonders der schwarzen Bevölkerung, und theilnehmendem Sinn muß es zu freudiger Wahrnehmung gereichen, wie selbst die Weißen, Alt und Jung, diesen Tag feiern. Man könnte die Feier als ein Verbrüderungs- und Aussöhnungsfest bezeichnen. Der 15. April gab mir Gelegenheit, ihm beizuwohnen. Man sah den langen Feierzug durch etwa 400 Kinder eröffnen, von denen wohl 150 der schwarzen, die übrigen der weißen und gemischten Farbe angehören mochten. Alle gingen ohne Zwang, ohne Absonderung durcheinander, je drei oder vier eine Reihe bildend, deren äußerstes Glied von einer älteren Person geführt wurde. Einzelne waren, wie das überall im Lande bei solchen Gelegenheiten Sitte ist, auf das Kostbarste mit feinen Steinen, Gold und ähnlichem Schmuck beladen, kleine Engel vorstellend. Nächst den Kindern erschien auf einem Gerüste der heilige Benedictus, der natürlich so schwarz war, daß ihn die Schwarzen selbst nicht schwärzer sich denken können. Hieran reihten sich unübersehbar erwachsene Personen beiderlei Farben, worauf einige Abtheilungen mit zwei Musikbanden den langen Zug beschlossen.

Zu den Bildungsanstalten der Hauptstadt kann man namentlich zwei Collegien rechnen. In einem derselben, dem „Collegio episcopal," finden wir einen jungen Deutschen, Herrn Carl Seidl aus Wien, als Mitdirigenten thätig. Es wird daselbst außer den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen auch Englisch, Deutsch und Latein gelehrt.

Das große Interesse, welches das Publikum am Journalwesen nimmt, läßt sich am besten aus den bestehenden Tageblättern ermessen. Vier Druckereien verlegen deren mindestens 9, von denen 6 politischen, gemischten Inhalts, 2 lediglich der Unterhaltung und 1 der Religion gewidmet sind. Dies letztere soll unter der Mitwirkung des Bischofs von Maranhao eine gediegene Leitung haben und seiner Gattung nach das einzige Brasiliens sein.

Was das Theater betrifft, so wechselt eine Schauspieler-Gesellschaft zwischen Maranhao und Pernambuco, indem sie abwechselnd in jeder Stadt einen sechsmonatlichen Aufenthalt nimmt.

Mit den öffentlichen Vergnügungsorten ist es ebenso bestellt, wie im ganzen Lande. Es existiren keine, da die Brasilianer sie nicht frequentiren würden. Und gute Gelegenheit wäre den Maranhensern geboten, durch vergnügte Tage eine Abwechselung in das ewige Einerlei des Lebens zu bringen! Liegt doch der Stadt

gegenüber auf dem Festlande das kleine freundliche Städtchen Alcantara; um so geeigneter zu Ausflügen, als die Dampfschiffahrts-Gesellschaft im Falle des Bedürfnisses eine geregelte Verbindung mit diesem Punkte bewirken würde, was bisher nur einmal wöchentlich geschah.

Seit noch nicht gar langer Zeit erfreuen sich die Maranhenser auch eleganter Droschken, die in keiner Beziehung, selbst buntbetreßte Jockeis nicht ausgenommen, etwas zu wünschen übrig lassen. Gute Reitpferde sind ebenfalls zu jeder Stunde zu miethen. Die Pferde hierselbst, wie auch in der Provinz Para, verlieren bei einiger Behandlung durchaus nicht an ihren guten Eigenschaften.

Omnibus sind hier eine Schöpfung neuester Zeit und oft drechend besetzt.

Für die Verbindung mit den hauptsächlichsten an der Küste und den Flüssen belegenen Städten ist auf das Möglichste gesorgt. Die zu diesem Zweck gegründete „Internationale Dampfschifffahrts-Compagnie" unterhält sechs Linien, von denen drei für den Küstendienst und die übrigen zur Befahrung der Flüsse Itapecuru, Mearim und Pindaré bestimmt sind. Außer der schon länger bestehenden größeren „Companhia brasileira," die ihren Sitz in Rio de Janeiro hat, setzen genannte Küstenfahrten die Hauptstadt noch speziell nördlicherseits mit der Provinz Para und dem schon genannten Alcantara, sowie südlich mit den Provinzen Paranahyba und Ceara in geregelte Verbindung. Die Fahrten auf den Flüssen bedingen wegen des im Sommerhalbjahr bedeutend herabsinkenden Wasserstandes nur sehr flachgehende Fahrzeuge. Die Dampfer haben deshalb nur 3—5 Palmen Tiefgang und 30—50 Pferdekraft. Die verschiedenen Flußfahrten verbinden die Hauptstadt 1) mit Coxies am Itapecuru, einer Stadt von 5600 Einwohnern und 83 Leguas von der Küste entfernt, 2) mit Secco das Almas am Mearim circa 70 Leguas entfernt und 3) mit Vianna und Moncao am Pindaré, in Entfernung von 30 und 50 Leguas liegend.

In Folge der Reise, die ich mit den Dampfern in die verschiedenen Richtungen der Provinz unternahm, entschloß ich mich zu einer abermaligen auf dem Pindaré, um dieses Flußgebiet unter besserer Vorbereitung weiter durchforschen zu können. Noch liegt dieses Gebiet größtentheils mit geheimnißvollen Schleiern umschlossen, den Wilden noch nicht abgerungen. Noch verfolgte kein europäischer Forscher den Lauf des unbekannten Flusses, und dies besonders bestimmte mich zu dem Wunsche, das Innere der Provinz in dieser Richtung zu durchreisen, indem ich zugleich nach verschiedenen Angaben und theilweise eigenen Schlüssen mir ein günstiges Resultat für meine speziellen Zwecke versprechen durfte. Nach gefaßtem Entschlusse reiste ich daher schnell nach Maranhao zurück, um mich für eine eventuell dreimonatliche Reise zu verproviantiren, wie auch die übrigen Einrichtungen zu besorgen. Dem Präsidenten der Provinz wurden zu gleicher Zeit die geeigneten Schritte getroffen, um aus dem Detachement zu Moncao zwei Soldaten zu meiner Begleitung auszuheben und in S. Pedro (einer Indianer-Kolonie oberhalb Moncao) ein Boot mit der nöthigen Mannschaft und einem Missionär bereit zu halten. Eine Bereisung unwirthbarer Gegenden, wie sie dem Pindaré eigen sind, und die monatelang jeden Recurses menschlicher Erhaltung entbehren, erfordert, daß man wohlbedacht auf geistiges wie materielles Wohl zu Rathe gehe. Es mußten unter Anderem Schießgeräthschaften, Conservationsmittel für Naturalien, wie auch eine Partie Haushaltungsgegenstände, Perlen und ähnlicher Kram zum Handel und Verkehr mit den Wilden berücksichtigt werden. Unter den Wilden coursiren Waaren stets wie Geld. Auch ließ ich noch einen Ochsen schlachten und das Fleisch einsalzen und trocknen, um mit der Jagd möglichst wenig Zeit zu verlieren, denn schon mahnte ein erster Abschluß der Regenperiode an Beschleunigung. Dieser Fleischvorrath sollte uns auch vor etwaiger Noth schützen; aber schlecht berechnet! Denn 8 Mann bei saurer Arbeit zehren einen Ochsen rasch auf. Als ich denn in der Kolonie S. Pedro (5 Leguas oberhalb Maranhao und gleichfalls am Pindaré liegend) eingetroffen war, wurde noch so viel Aufenthalt genommen, als erforderlich war, dem Boote die letzte zweckmäßige Einrichtung zu geben. Die Kolonie lernte ich schon während meines ersten Besuches kennen und bin mit einer Schilderung derselben noch im Rückstande. S. Pedro ist nämlich eine der von der Provinzial-Regierung gegründeten Kolonien, die zum Zweck haben, die benachbarten Wilden zu civilisiren, respectiv geregeltem Landbau zuzuführen und zeitgemäß ordentliche Landesbürger aus ihnen heranzubilden. Das Unternehmen gedieh besonders unter der Mitwirkung eines Brasilianers, der eine Reihe von Jahren als politischer Flüchtling unter den Wilden verlebt und sich deren Sprache zu eigen gemacht hat — derselbe Mann, der mir als Missionär mitgegeben wurde. Unter den verschiedenen Stämmen der Wilden waren jedoch nur die friedlich gesinnten Gujajaras einer gewissen Civilisation fähig. Alle übrigen Versuche, die selbst die so gefürchteten raub- und mordlustigen Timbiras nicht ausgeschlossen hatten, scheiterten nach und nach.

Das Aeußere dieser Race, wie auch der übrigen, die ich später kennen lernte, zeigt jene Typen, die fast alle südamerikanischen Wilden, so verzweigt sie sind, in Gemeinschaft zu charakterisiren pflegen. Die Farbe ist ein helles Zimmetbraun, der Körper meist untersetzt, die Glieder muskulös und in richtiger Proportion und auch die Gesichtszüge von auffallender Regelmäßigkeit. Kaum verräth der gemeiniglich den Wilden eigene mißtrauische Blick eines geschlitzten oder kleinen Auges die Abkunft der Gujajaras. Nur das Haar und die nicht immer ganz senkrechte Zahnstellung lassen außer der Farbe — die doch in Brasilien bei einer so farbedurchmischten Bevölkerung nichts sagen will — in vielen Fällen erst den Gujajara von civilisirten Weißen unterscheiden. Und in der That, oft erfordert es selbst geübten Kennerblick, um sogleich die richtige Mitte herauszufinden. Das Haar ist schlicht, schwarz und dünnzählig (fast wie bei Pferden) und über den ganzen Kopf gleich vertheilt, nur über der Stirn, diese oft verdeckend, stumpf abgeschnitten. Bei den Frauen hängt das Haar schlicht im Nacken herab, in einer Länge von 1½ bis 2 Fuß, ohne weiteren Schmuck, als einzelne eingewebene Papageienfederchen, zu tragen. Die Zähne sind blendend weiß und ganz geeignet, dem Gesichte größere Schönheit zu verleihen. Die Unsitte, die Zähne fleischig spitz zu wetzen, wie einzelne brasilianische Schöne sie üben, fand ich wider Erwarten bei keinem Wildenstamme. Das Lob dieser schönen Erfindung gebührt also ihnen nicht, wie man mit scheinbarer Wahrscheinlichkeit angenommen hat. Jeder Leser, und besonders wenn er noch keine wilden Menschen sah, wird sich ungläubig erzählen lassen, daß unter den weiblichen Gujajaras ganz interessante Physiognomien existiren. In einigen Haushaltungen Moncao's fand ich indianische Mädchen erzogen, die man — jedoch nur in früherer Zeit — gegen verhältnißmäßig geringe Vergütung von den Eltern derselben erlangen konnte. Da die Wahl natürlich stets auf ein möglichst schönes Mädchen fiel, so könnte der anfängliche Beobachter allerdings leicht zu einer vorgefaßten, allzu günstigen Meinung über diese Wilden verleitet werden. Wieder-

holte Erfahrungen jedoch haben mich überzeugt, daß in dieser Beziehung die Frauenzimmer der Gujajares selbst im Naturzustande vor anderen Stämmen bevorzugt sind. Jene Mädchen sind arbeitsam und für alle häuslichen Dienste verwendbar. Ich lernte Brasilianer kennen, die selbst mit indianischen Mädchen sich verheirateten. So auch mein Missionär, der der Vater einiger netten Kinderchen war. Gewöhnlich tragen die aus solchen Ehen entsprossenen Kinder noch die Farbe ohne merkliche Abänderung. Amerikanisch-indisches Blut scheint bei der Mischung mit weißer Race stärker zu influiren, wie dies unter gleichen Verhältnissen bei afrikanischer Abkunft (mit Negern) der Fall ist. Gustav Wallis.

Kleine literarische Revue.

— **Jean Calvin's Leben.** Wir sind es der literarischen Gerechtigkeit schuldig, neben dem Berichte, den unsere Blätter über die neuesten Genfer Publikationen in Bezug auf die politische und richterliche Wirksamkeit Calvin's enthalten, auf die, bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Jubiläums von Calvin's Todestage (27. Mai 1564) erschienene Lebensbeschreibung des Reformators, von Paul Pressel, hinzuweisen.*) Neben der Kritik vom heutigen Standpunkte der Bildung hat, bei der Beurtheilung eines Mannes, der so gewaltig, wie Calvin, in die Geschicke seiner Zeit eingegriffen und der stets einem Heere von Feinden, die ihn von entgegengesetzten Seiten angriffen, kampfbereit gegenüber stehen mußte, auch die Anschauung seiner eigenen Zeit ihre Berechtigung. Und diese Anschauung stellt den französischen Reformator fast einstimmig neben seine großen deutschen Zeitgenossen. Der Verfasser der vorliegenden Lebensbeschreibung behauptet, daß sich selbst gegen die Verbrennung Michel Servet's unter den Zeitgenossen Calvin's keine Stimme von reformatorischer Bedeutung und prinzipiell nur die sogenannten „Libertiner", sowie Wiedertäufer und humanistische Laien, erhoben hätten. „Humanistische Laien" sind freilich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fast alle Gebildeten, und wenn jetzt, im Gegensatze zum sechzehnten Jahrhundert, die reformatorische Wirksamkeit Calvin's von den Schatten seiner strafrichterlichen Wirksamkeit in ein bedenkliches Dunkel gestellt wird, so ist das eben eine Folge der in den Köpfen und Herzen der Menschen vorgegangenen Wandlungen.

— **Jean Reboul**, der poetische Bäcker von Nimes, ist zu Anfang dieses Monats, 68 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Er war der Sohn eines Schlossers und hatte nur sehr dürftigen Jugend-Unterricht genossen. Den Vater verlor er früh, und um sich zu ernähren, mußte er sehr jung bei einem Bäcker in die Lehre eintreten, wo er jedoch Zeit und Gelegenheit fand, seine bald sich kundgebenden poetischen Anlagen auszubilden. Allerdings sind seine Jugend-Poesien sehr unbedeutend; erst in späterer Zeit entwickelte sich ein wahrhaftes poetisches Gefühl bei ihm. Im J. 1828 erschien in der Quotidienne (der „Kreuzzeitung" der Restauration) sein schönes Gedicht „der Engel und das Kind", das er der Mutter eines eben verstorbenen Säuglings gewidmet hatte. Dieses Gedicht machte ihn bekannt und populär in Frankreich. Lamartine feierte ihn durch die Ode „Le Génie dans l'obscurité" in seinen „Harmonien." Reboul's Poesien erschienen im J. 1836 zum erstenmale gesammelt und erlebten fünf Auflagen. Als er im J. 1839 nach Paris kam, wurde ihm hier die allgemeinste Huldigung dargebracht. Man feierte in ihm allerdings mehr noch den Handwerker, der sich durch Talent und tiefe Empfindung emporgeschwungen, als den Dichter. Später hat er auch für die Bühne zu schreiben versucht, doch ohne sonderlichen Erfolg. Im J. 1848 wurde Reboul in seinem Departement zum Deputirten der constituirenden Versammlung gewählt, wo er sich der legitimistischen Fraktion anschloß. Die Stadt Nimes hat ihrem poetischen Mitbürger ein Ehren-Begräbniß auf ihre Kosten zu Theil werden lassen.

— **Stimmen aus England über die dortige Corruption.** Urquhart hat sein politisches Blatt, die „Free Press", nicht aufgegeben, wie er im Mai angekündigt; es ist für den Monat Juni wie gewöhnlich erschienen und soll auch noch für die nächsten Monate fortgesetzt werden. Bei aller seiner Excentricität verdient Urquhart doch von Deutschland beachtet und unterstützt zu werden, denn er ist einer der wenigen englischen Publicisten, die es ehrlich mit der Sache meinen, über die sie schreiben und die nicht der britischen Oligarchie verkauft sind. Aus Lancashire haben einige unabhängige Männer die Bitte an Urquhart gerichtet, daß er seine politische Thätigkeit nicht aufgeben möge, „damit die Königin nicht in ihrem Kampfe gegen den Verrath von Lord Palmerston und gegen die Intriguen einheimischer und fremder Diplomaten ganz allein stehe." Ein anderer Freund, das frühere Parlaments-Mitglied Mr. Attwood, schreibt ihm, daß auch er allerdings an Englands politischen Zuständen und namentlich an der Corruption der gesammten englischen Tagespresse verzweifle, daß er jedoch in der Erwartung der Katastrophe, welcher das Land unvermeidlich entgegen gehe, dem Freund um so dringender auffordern zu müssen glaube, die Fahne nicht zu verlassen, damit er zur rechten Stunde an dem Kampfe Theil nehmen könne. Attwood, der sich in diesem Schreiben als einen auf dem Sterbebette liegenden Kranken bezeichnet, dessen letzte Worte dies vielleicht seien, fügt hinzu: „that never heretofore in any land, at any period, the corruption has become so universal and so absolute as in ours" (daß in keinem Lande und zu keiner Zeit je zuvor die Corruption so allgemein und absolut gewesen, wie jetzt in England).

— **Die drei Reiche der Natur.** Seit dem Anfange dieses Jahres erscheint bei L. Hachette u. Co. in Paris eine illustrirte Wochenschrift unter dem Titel „Les trois règnes de la nature," die es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Gebiet der Naturgeschichte zu populariſiren. Bisher ist es hauptsächlich die Zoologie, die wir in dieser Zeitschrift vertreten finden. Einige der darin enthaltenen Thier-Illustrationen sind ebenso naturtreu als kunstvoll zu nennen. Die beiden anderen Reiche der Natur sollen demnächst an die Reihe kommen.

— **Volkslieder-Album.***) Deutsche, hauptsächlich süddeutsche, und einige ausländische, beliebte Volkslieder für eine Singstimme, mit Begleitung des Pianoforte, sind in diesem Album, 32 an der Zahl, zusammengestellt. Die Auswahl ist gut getroffen und ganz geeignet, jüngeren gebildeten Kreisen den musikalischen Unterhaltungsstoff zu liefern.

— **Italiänische Uebersetzungen deutscher Werke.** Von Chamisso's „Peter Schlemihl" ist vor kurzem eine italiänische Uebersetzung aus der Feder einer Dame, der Signora Sofia Weill-Schott in

*) Johann Calvin. Ein evangelisches Lebensbild von Paul Pressel. Elberfeld, R. L. Friderichs, 1864.

*) Eine Sammlung ausgewählter Volkslieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Berlin, T. Trautwein'sche Buch- und Musikalien-Handlung (M. Bahn).

Mailand, erschienen, deren Bruder, Herrn Leone Weill-Schott, einen italiänischen Offizier, wir bei dem internationalen statistischen Kongreß in Berlin, wo er unter den Abgeordneten der italiänischen Regierung sich befand, als einen Kenner und Verehrer der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands kennen gelernt haben. — Das „Nibelungen-Lied" hat einen Uebersetzer in dem italiänischen Landtags-Abgeordneten, Professor Schiavoni aus Neapel, einem der früher von der neapolitanischen Regierung verfolgten und verbannten Gelehrten, gefunden. Ein anderer dieser Verfolgten, der ehemalige Minister de Sanctis, der im Kerker deutsche Studien getrieben, hat ein philosophisches Werk des Königsberger Professors Rosenkranz ins Italiänische übersetzt. — Auch Mommsen's römische Geschichte erscheint jetzt in italiänischer Uebersetzung und soll sich in Italien großen Beifalls erfreuen.

— **Gottschall's „Gedanken-Harmonie aus Göthe und Schiller."***) Innerlich sowohl, als äußerlich ist diese Blumenlese, von der uns bereits die zweite Auflage vorliegt, so geschmackvoll ausgewählt und ausgestattet, daß sie jedem Büchertische gebildeter und kunstliebender Frauen als Zierde dienen kann. Sie bildet innerlich und äußerlich ein schönes Seitenstück zu der in derselben Hamburger Verlagshandlung erschienenen „Shakspeare-Anthologie" von Kreißig. Die Stellung, die beide große Dichter, denen die vorliegende Sammlung gewidmet ist, neben einander in der Werthhaltung und Gruppirung des deutschen Volkes einnehmen, nehmen sie auch in dieser Auswahl ihrer schönsten Gedanken, ihrer Lebens- und Weisheits-Sprüche ein. Der Herausgeber charakterisirt dies sehr bezeichnend in folgender Weise: „Wo es sich um Vaterland und Freiheit, um die Fragen der sittlichen Welt handelt, da vertritt Schiller die erste Stimme und Göthe accompagnirt nur; das Umgekehrte ist der Fall, wo es Gott und Natur und die Regeln der Lebensweisheit betrifft. In der Feier der Liebe aber und der Dichtkunst tönt die Lyra des Einen vollkräftig mit der des Andern zusammen. Gerade die Vergleichung der neben einander stehenden Sentenzen wird außerordentlich anregend wirken und das Charakterbild der beiden großen Dioskuren unserer Poesie in scharf gesonderten Umrissen vor die Seele führen."

Literarischer Sprechsaal.

— Im Mai 1865 werden sechshundert Jahre verflossen sein, seitdem Dante, der größte Dichter des Mittelalters, der Dritte im Bunde von Homer und Shakspeare, in Florenz geboren wurde. Karl Witte, unter den deutschen Dante-Forschern einer der verdientesten, macht in der Augsburger „Allg. Zeitung" folgende drei Vorschläge zu einer würdigen Dante-Jubelfeier in Deutschland:

1) Es soll in Dresden, der Residenz des königlichen Dante-Kenners und Uebersetzers, eine vollständige Dante-Bibliothek, d. h. eine Sammlung nicht bloß aller Ausgaben Dante's sondern auch des gesammten, von einem halben Jahrtausend gelieferten Apparates von mystisch-scholastischen, philosophischen, historischen und linguistischen Kommentaren und Uebersetzungen gegründet werden.

2) Gründung einer Dante-Zeitschrift, die in italiänischer, französischer und lateinischer Sprache alle wahrhaft neuen Ergebnisse der Dante-Forschung registrirt und die neuere Dante-Literatur bespricht.

3) Gründung von Stipendien für junge Deutsche, die nach Italien reisen wollen, um mit philosophischem Fleiße das dort überall reichlich vorhandene Material zu einer noch nicht vorhandenen kritischen Ausgabe der kleineren Schriften Dante's zu sammeln, zu sichten und zu verarbeiten.

Wir bezweifeln, sagt die „Kölnische Zeitung", daß, wenn nicht Philalethes (König Johann von Sachsen) das Beste dazu thut, von diesen drei Vorschlägen mehr als Nr. 2 zur Ausführung gelangt.

Der französische Akademiker, Herr Salomon Munk in Paris, geboren zu Glogau in Schlesien im Jahre 1807, der als Nachfolger Renan's auf dem Lehrstuhle für orientalische Sprachen im Collége de France genannt wird, ist ein Schüler von Bopp und Wilkens in Berlin und von Sylvestre de Sacy in Paris. Er hat sich hauptsächlich durch seine hebräischen, arabischen und persischen Sprachstudien, sowie durch seine Herausgabe des großen philosophischen Werkes: „Wegweiser der Irrenden," von Maimonides, in arabischer und französischer Sprache, bekannt gemacht. Auch sein historisch-archäologisches Werk über Palästina (La Palestine, déscription biographique, historique et archéologique) erfreut sich mit Recht eines großen Rufes. Im Jahre 1842 wurde Munk zum Conservator der orientalischen Handschriften der königlichen Bibliothek in Paris ernannt, doch mußte er nach etwa zehn Jahren diese Stelle niederlegen, da er in Folge anstrengender Arbeiten gänzlich erblindete. Mit seinem Kollegen, dem Akademiker Renan, führte er vor mehreren Jahren im Schooße der Akademie einen zur Zeit auch in diesen Blättern erwähnten wissenschaftlichen Kampf über die Offenbarungs-Lehre unter den semitischen Völkern, namentlich auch unter den Phöniziern, mit deren Sprache und Geschichte sich Herr Munk ebenfalls sehr viel beschäftigt hat. Sein Namensvetter, Professor Dr. Eduard Munk, der Verfasser der geschätzten deutschen Werke über die Geschichte der griechischen und der römischen Literatur, ist ein entfernter Verwandter von Salomon Munk und ebenfalls in Glogau gebürtig, wo er jetzt wieder lebt, nachdem er bis zum Jahre 1848 ein Lehramt in Breslau bekleidet hatte.

Neue interessante Beiträge zur novellistischen Literatur sind:

Das „Mormonen-Mädchen." Eine Erzählung aus der Zeit des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage" im Jahre 1857—1858. Von Balduin Möllhausen, Verfasser der „Halbindianer," des „Flüchtling," des „Mayordomo" ꝛc.**)

„Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit." Aus dem Leben eines Verstorbenen, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet von Julius von Wickede. Erster Theil: Die Feldzüge von 1848 bis 1850 in Schleswig-Holstein.**)

„Die Chronik der Sperlings-Gasse." Herausgegeben von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). Neue, durchgesehene berichtigte Auflage.***)

*) Lebens- und Weisheitssprüche aus Göthe's und Schiller's Werken. Gesammelt und herausgegeben von Rudolph Gottschall. Mit acht Farbendruck-Titeln nach Adalbert Müller. Zweite Auflage. Hamburg, Vereinsbuchhandlung. 1863.

*) Wohlfeile Volksausgabe. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble, 1864.

**) Deutsche Roman-Bibliothek. Zehnter Band. Jena und Leipzig, Costenoble, 1864.

***) Berlin, Ernst Schotte u. Co.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates von F. Voigt,

Professor an der Königl. Realschule zu Berlin. 1860 41 Bgn. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in Kattunband und Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr. (349)

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Die Preussische Expedition nach Ost-Asien.

ANSICHTEN
AUS
JAPAN CHINA UND SIAM.

Im Auftrage der Königl. Regierung herausgegeben von A. Berg.

Erstes Heft.

1 Blatt Haupttitel.
3 Blatt Text, deutsch, französich, englisch.
6 Blatt Ansichten.

(4 in photo-lithograph., 2 in chromo-lithograph. Druck von Korn, Process **Osborne.**) 26½ Zoll Höhe und 20½ Zoll Breite.

Preis: Acht Thaler.

Inhalt:

1. **Yeddo.** Aufgang zum Tempel O-Yawuts.
2. **Yeddo.** Der Tokaido.
3. **Yeddo.** Strasse bei Akabane.
4. **Yeddo.** Japanischer Garten.
5. **Yeddo.** Portal eines Miodjin-Tempels.
6. **Yokuhama-Kanagava.**

Berlin, Juni 1864.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker.) (348)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Die deutschen Ortsnamen

mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz

von

Prof. Al. Guttmann.

1856. 8. geh. 17½ Sgr.

Die Wichtigkeit, welche die Erforschung der Bedeutung der Ortsnamen sowohl für die Sprachforschung, als auch für die Geschichte der Völker hat, ist schon längst allgemein anerkannt. Das vorstehende Buch gehört nicht nur zu den umfangreichsten, sondern auch zu den gründlichsten und interessantesten Arbeiten auf diesem Gebiete. Im ersten Theile desselben gibt der Herr Verf. die Gesichtspunkte an, nach denen die Ortsnamen überhaupt zu erklären sind, wobei er, so zu sagen, die Physiologie dieser Namen im Allgemeinen, aber durch zahlreiche Beispiele belegt, darstellt. Der zweite Theil enthält die specielle Anwendung dieser Gesichtspunkte auf die slavischen Namen der Städte im nordöstlichen Deutschland, dem Sitze der ehemals mächtigen Wenden, für deren Ausdehnung, Lebensweise und Religion die Ortsnamen eine schöne und sichere Ausbeute liefern. Ein alphabetisches Register der erklärten Ortsnamen erleichtert den Gebrauch des Buches. (347)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Angelus Silesius und St. Martin.

Auszüge und Bemerkungen
von
Nahel.
Herausgegeben von
K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage. 12. eleg. geh. 1 Thlr.

„Was einem edlen Sinn und Gemüth Erhebung und Trost gewähren konnte, wird zusammen mit dem, was solchen Eindruck bestimmter nachweist, nur um so fruchtbarer auch für Andere sich als lieb und werth darbieten." . . . . (345)

Aus dem Vorwort.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz & Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben
dem Volke erzählt von (346)
Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Verlag von **George Westermann** in Braunschweig.

Unsere Tage.

Blicke aus der Zeit in die Zeit.

Culturgeschichtliche Revue in zwanglosen Heften.

Zweite Folge.

Monatlich ein Heft von vier Bogen à 6 Sgr.

Das allseitige Streben unsrer Zeit auf den sämmtlichen Gebieten, welche dem menschlichen Wissen und Können angewiesen sind, hat etwas Verwirrendes. So Vieles und so Mannigfaltiges wird geschaffen, mit so drängender Thätigkeit bewegen sich Wissenschaften und Kunst, Handel und Industrie gegen ihre Ziele hin, daß auch das aufmerksamste Auge den Faden verliert und vielleicht ein Chaos zu erblicken glaubt, wo doch nur ein förderndes Ineinandergreifen verwandter Kräfte und harmonischer Richtungen vorhanden ist. Wer in einer solchen Zeit dem Allgemeinen sich entziehen wollte, um einem bestimmten Fach, irgend einem abgegrenzten Theil des Ganzen seine Beachtung allein zu widmen, der würde in Einseitigkeit verfallen und schließlich das Verständniß der Gegenwart einbüßen. Eben das ist ja der größte, der eigentlich charakteristische Zug des Jahrhunderts, daß die in der geistigen Welt und im Völkerleben neu entstehenden Tausende von Berührungspunkten alles Isolirtsein aufheben, und daß kaum etwas Bedeutendes geschehen kann, das nicht eine umgestaltende Wirkung auf scheinbar Fernliegendes ausübte. Was Goethe so schön von der Werkstatt des Dichters sagt, „daß ein Tritt tausend Fäden regt, — ein Schlag tausend Verbindungen schlägt", gilt von unserm ganzen modernen Leben. Trotz freiester Bewegung gibt es sich uns wie eine riesige Maschine, deren Hebel, Stangen, Räder und Stifte in gemeinsamer Wechselwirkung schaffen und erzeugen. Ist die Tendenz der Zeit offenbar die, Alles einander zu nähern und zu einem ungeheuern Ganzen zu verflechten, so ist es vom höchsten Interesse, allen Phasen dieses Processes zu folgen und in jedem Augenblicke zu wissen, bei welchem Punkte die gewaltige Bewegung angelangt ist.

Der Gelehrte und Künstler, wie der Geschäftsmann wird den beherrschenden Standpunkt, dessen er bedarf, um sich über die Zeit und seine Stellung in ihr klar zu werden, weder in Zeitungen noch in abgeschlossenen Sammelwerken finden. Die ersten liefern ihm nur Notizen, einen stets zerreißenden Faden; die letztern zeigen ihm bloß, was kurz vorher gewesen ist. Das beste Conversationslexikon ist im nächsten Jahre veraltet. Hier thut ein in kürzeren Fristen erscheinendes Werk Noth, bei dem jede einzelne Monatslieferung planmäßig darauf berechnet ist, das menschliche Schaffen der Gegenwart in seinen interessantesten und bedeutendsten Momenten aufzufassen und alles neu und bleibend Gewonnene in den vorhandenen Vorrath an Wissen an der rechten Stelle einzufügen. Ein solches Werk darf seinen Inhalt weder in Notizenkram zersplittern, noch einer schwerfälligen Gelehrsamkeit nachgeben. Es muß im besten Sinne des Worts **populär**, also klar und doch nicht flach sein, mit lebhaftem Streben der **Zeitbewegung Schritt für Schritt folgen**, in richtigem Verständniß der Gegenwart keinen Fortschritt sich entgehen lassen, kurz seinen Lesern vor Augen führen, wo der Zeiger der Welt eben steht.

Diese Zwecke suchen **„Unsere Tage"** zu erfüllen. Sie wollen Alles aufzeichnen, was im Gebiete des **Staats**, der **Religion**, der **Wissenschaft**, der **Kunst**, der **Industrie** und der **Erfindungen**, als wichtigee Moment hervortritt, sie wollen vollständig, genau und faßlich sein, die Masse des Geschehenen ordnen und alles wichtige Neue vorführen, unter Hervorhebung der charakteristischen Merkmale und mit steter Hinweisung auf das, was dadurch gegen den frühern Standpunkt gewonnen worden, also den Kern aller Bestrebungen der Zeit im Zusammenhange geben. Sie wollen endlich über jede Stufe, zu der eine Wissenschaft oder ein Industriezweig aufsteigt, einen **Ueberblick** des frisch eröffneten Gesichtsfeldes geben, der Entwicklung der **volkswirthschaftlichen** Gedanken eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmen, die fernere **Geschichte der Culturvölker** in passenden Abschnitten erzählen, den **geographischen Entdeckungen** folgen und insbesondere die **hervorragendsten Männer der Zeit** in Biographien und Charakteristiken vorführen.

Die Ausgabe von **„Unsere Tage"** geschieht in Heften von 4 Bogen, welche jährlich (13 bis 16 Hefte) einen Band bilden.

Jedes Heft kostet 6 Sgr. — Format in gebrochenen Columnen gr. Lexikon-Octav. — Schrift wie die vorstehende.

Subscriptionen werden in allen Buchhandlungen angenommen. (350)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Sechsundsechszigster Band.

Juli bis December 1864.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Gossmann.
1864.

Digitized by Google

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der deutsche Nord- und Ostsee-Kanal. S. 418. — Ludw. Aug. Frankl's jüdische Poesieen. S. 420. — Beiträge zur volksthümlichen Sprachkunde. Die praktische Seite der Sprachvergleichung. I. (Zur Lösung des Räthsels Negesanti). S. 434; II. (Die Lautsysteme der Hauptsprachen Europa's). S. 451. — Die Sprachforschung und die Darwin'sche Theorie, nach A. Schleicher. S. 437. — Aus Schinkels Nachlaß. Schinkel als Künstler und Kunstphilosoph. S. 450. — Friedrich von Raumer als Literarhistoriker. S. 466. — Der biographische Roman. S. 467. — Ein Gothischer Volksbuch. S. 468. — Ein sächsischer Minister zur Zeit Napoleons I. Memoiren des Grafen von Senfft. S. 482. — Fremde Ortsnamen in Deutschland. S. 485. — Die österreichische Politik nach Julius Fröbel. Legalismus und Legitimismus. Die Triasidee. S. 498. — Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft. S. 501. — Der Staat und die Volkswirthschaft. Rentsch und Lassalle. S. 514. — Anfänge Shakespeare'scher Poesie in Deutschland. S. 516. — Die Psychologie in Verbindung mit der Geschichtswissenschaft. S. 530. — Eine neue Bearbeitung des deutsch-angelsächsischen Gedichtes Beowulf. S. 546. — Das Zeitungswesen und die Journalisten in Oesterreich. I. (Einförmigkeit aus Mangel an politischen Parteien). S. 562; II. (Achtzehn Wiener Zeitungen und einige andere). S. 579. — Der moderne Reiseroman. S. 578. — Schulze-Delitzsch und die Vorschußvereine in Frankreich. S. 594. — Aus dem Orient, von Heinrich Brugsch. S. 610. — Feigenblätter, eine Umgangsphilosophie von Bogumil Goltz. S. 611. — Deutsche Charaktere, von Gustav Kühne. S. 626. — Aesthetische Vorträge von A. W. Grube (Göthe und Schiller in der Gegenwart). S. 642. — Briefe an Ludwig Tieck. S. 658. — Ein Eisenbahn-Sanitätsbericht. S. 660. — Ein Wort über Steinkohlen in deutschen Hauptstädten. S. 661. — Der Staatskanzler Hardenberg. S. 674. — Die Walhalla Nordalbingiens. S. 690. — Richard Böckh's Sprachkarte vom preußischen Staat. S. 706. — Das Städtewesen im Großherzogthum Posen. S. 707. — Sagenbuch der Lausitz. S. 708. — Die englische Sprache und Literatur in Deutschland. S. 722. — Mandschuisch-deutsches Wörterbuch. S. 723. — Die Adresse der englischen Handelskammern an die österreichischen. S. 738. — Die Revue des deux Mondes in der schleswig-holsteinischen Frage. S. 739. — Die große Karte der Welt (Chart of the World) und die neue Mercator-Karte von Herm. Berghaus. S. 754. — Das österreichische Steinöl und dessen Produkte. S. 756. — Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten. S. 770. — Ein Winterfeldzug im Jahre 1678. S. 771. — Eines deutschen Malers Weltreise. S. 794. — Buntes Laub. S. 795. — Die politischen Parteien in Deutschland und Gneist's Englisches Staatsrecht. S. 810. — Die Seelenstörungen und die Humanität in ihrer Behandlung. S. 810. — Zur Geschichte von Erfurt. S. 826.

Schweiz.

Die Gletscherbildung. Nach einer geologischen Vorlesung von Agassiz in Amerika. S. 422. — Eine Stimme aus der französischen Schweiz für Schleswig-Holstein. S. 439. — Genfer Literatur. I. Sammlung des Briefwechsels der französischen Reformatoren. II. Etymologisches Schulwörterbuch der französischen Sprache. S. 457. — Leopold Robert. S. 744. — Jean Jacques Porchat. S. 812.

England.

Parteien und Aussichten im Parlament. S. 420. — Die alten hölzernen Wälle Englands und die neuen Panzerschiffe. S. 441. — Der City-Verkehr Londons. S. 454. — Facsimile von Shakspeares erster Folio-Ausgabe. S. 469. — Erinnerungen eines Flüchtigen. Von Berlin nach London. IV. Ein bürgerliches Trauerspiel. S. 470. — Barbara's Geschichte, von Miß Edwards. S. 490. — Philippica gegen das Tabakrauchen. S. 507. — Der Großfischmarkt in London. (Billingsgate). S. 548. — Die periodische Presse Englands. S. 551. — Zur Physiologie des Schlafes. S. 566. — Maria Stuart's Bibliothek. S. 587. — Die Königin der Sensations-Belletristik. S. 600. — Eine Galerie englischer Celebritäten. S. 634. — Die englische Correspondenz über Wissenschaft und Glauben. S. 643. — Britische Forschungen über Ortsnamen. S. 644. — Thackeray's Biographie. S. 665. — Zur englischen Roman-Literatur. S. 684. — Höhere Schulen in England. S. 694. — Deutsche Früchte aus England. Von H. Beta. Zehn Jahre in London. S. 697. — Wärme als Faktor der Bewegung. Nach Professor John Tyndall. S. 713. — Ein neuer Roman von Charles Reade. Hard Cash. S. 724. — Enoch Arden, von Alfred Tennyson. S. 739. — Die deutsche Bühne in London im Jahre 1852. S. 762. — Der Kreuzzug von Richard Löwenherz. S. 763. — Franz Müller und die englische Presse. S. 772. — Hauptmomente in der Entwickelung der englischen Literatur. Nach H. Taine. I. (Die Literaturgeschichte ein Spiegel der Geistesentwickelung). S. 796 II. (Die Zeit der Emancipation des Geistes). S. 814. — Zur Beurtheilung Milton's. S. 828.

Schweden.

Neue Gedichte vom Probst Mellin. S. 621.

Belgien.

Die katholische Reaktion im Zeitalter der Religionskriege. S. 647.

Frankreich.

Pariser Bilder. Napoleon und die Veilchen. S. 429. — Victor Hugo's kleinere Schriften. Die Pariser Theater und die civilisatorische Mission Frankreichs. S. 471. — Zur Statistik des Selbstmordes. S. 489. — Die Geschichtschreibung des Elsaßes. Ludwig Spach und sein Wirken. S. 521. — A. Gabourd's „zeitgenössische Geschichte" I. (Zur Charakteristik der Restauration). S. 535; II. (Ludwig Philipp und die Herzogin von Berri). S. 552. — Janet gegen Darwin. I. (Die Entwickelung des Auges). S. 564; II. Der Instinkt). S. 585. — Edmond About über den Fortschritt unter Napoleon III. S. 597. — Guizot über das Wesen der Religion, Gott und Moses. S. 613. — Zur Molière-Literatur. Molières Werke. S. 629. — Der Stand des Volksunterrichts in den Mädchenschulen. S. 662. — Bibliographie der auf Liebe, Frauen und Heirath bezüglichen Werke. S. 664. — Kosmopolitische Emigranten-Literatur. Fürst Dolgorukow über Persigny. S. 714. — Internationale Schulen. S. 729. — Ein Gespräch mit Meyerbeer über die Musik der Zukunft. S. 731. — Aus Paris von Paul Lindau. Victor Hugo und seine letzten romantischen Dichtungen. S. 742 und S. 759. — Die historische Gesellschaft in Straßburg und Colmar. S. 758. — Deutsche Romane aus französischer Geschichte. Die Dame von Payerne. S. 827.

Italien.

Italien und die Italiäner, nach statistischen Momenten. S. 426. — Das Ministerium Ricasoli. S. 442. — Der römische Musenalmanach. S. 474. — Roba di Roma, von William W. Story. S. 538. — Das Brigantenthum in Neapel. S. 568. — Sang und Klang in den Straßen von Rom. S. 616. — Der Kostenpunkt. S. 667. — Die Reisen und die Schauspiele der alten Römer. S. 677. — Rudolf Gottschall: Reisebilder aus Italien. S. 732. — Platen's Grab. S. 733. — Präsident von Kirchmann: Erinnerungen aus Italien. S. 800 — Eine illustrirte Beschreibung der römischen Katakomben in Rom. S. 829.

Dalmatien.

Dalmatinisches Inselleben. S. 779.

Portugal.

Portugiesische Volkslieder und Romanzen. S. 555. — Die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie. S. 745.

Rußland.

Wanderungen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens I. (Thomas W. Atkinson). S. 501; — II. (Rußlands Politik in Central-Asien). S. 517. — Des Kaufherrn Sadko Meerfahrt. Eine alte Nowgoroder Sage. S. 541. — Charkow, die Hauptstadt der Ukraine. S. 618. — Die Mennoniten an der Molotschna. S. 710.

Finnland.

Europäische Angelegenheiten. S. 461. — Neueste Erscheinungen der finnischen Literatur. S. 820.

Polen.

Zoroaster als Prophet der Polen. S. 504.

Böhmen.

Böhmische Christussagen. S. 492; 605; 709; 817. — Cechische Briefe aus Böhmen. Der Sozial-Roman. S. 581.

Serbien.

Erinnerungen an poetische Zeitgenossen. Vuk Stefanovich. S. 519.

Griechenland.

Ein neugriechisches Gedicht. Mitgetheilt von A. Ellissen. S. 486. — Die französische Hochschule in Athen. I. (Deutsche, Franzosen und die klassischen Sprachen). S. 675; II. (Die Protection der Wissenschaft durch Frankreich). S. 692.

Ungarn.

Ladislaus Szalay. S. 583. — Städtebilder aus Oberungarn. Der Elisabethdom zu Kaschau. S. 646. — Michael Horváth: Ursprung und Herkommen der Magyaren. S. 681. — Emerich Madách. S. 702. — Ueber den Ursprung der Magyaren. I. (Sprachliche Momente, nach Paul Hunfalvy). S. 798; II. (Historische Momente. S). 818.

Orient.

Der Priester Johannes in Sage und Geschichte. S. 556. — Hebräisch-biblische Literatur. Massoretisches. S. 589. — Kritische Text-Ausgabe des Talmud. S. 637. — Zur Geschichte des Judenthums. S. 679.

Persien.

Die erotische Poesie bei den Persern. S. 834.

Ost-Indien.

Neuestes Werk über den Buddhismus. S. 477.

Indischer Archipel.

Dr. Karl Scherzers Novara-Reise. Die Nikobarischen Inseln. S. 570.

Siam.

Der Buddhismus nach der Erklärung eines protestantischen Geistlichen. (J. Kreyher). S. 636.

China.

Die menschliche Ungenügsamkeit. S. 445. — Das Leben in Shanghai. S. 836.

Japan.

Rudolf Lindau's Japanfahrt. Zur Geschichte Japans und seiner Verfassung. S. 803.

Aegypten.

Aus Dendera. S. 717. — Die Aegypter der Gegenwart. S. 832.

Das übrige Afrika.

Speke's Reisewerk in deutscher Uebersetzung. Die Nilquellen und das Negerland. S. 601.

Nord-Amerika.

Die Sanitäts-Commission der Vereinigten Staaten. S. 475. — Amerikanische Kriegsbedürfnisse. S. 525. — A. Doual: Land und Leute in der Union. Die Partei der Rohheit und die der Bildung. S. 532. — Zur Geschichte Europa's in Amerika. I. (Die Hugenotten und die Indianer in Florida). S. 726; II. (Französischer Wind, herannahender Sturm). S. 748; III. (Die Noth, der englische Sklavenhändler, die spanische Macht). S. 764. — Zur Geschichte der Abolitionisten-Partei. S. 774. — Der freie Mensch und die freie Arbeit in den Vereinigten Staaten. S. 801. Eheliche Verhältnisse der Indianer und Neger Amerika's. S. 820. — Draper's Geschichte der geistigen Entwickelung Europa's. Einfluß des Klima's auf die Menschen. S. 829.

Mexiko.

J. W. v. Müller's Reisen in Canada und Mexiko. S. 458. — Die Armee, das Freiheitsfest und der Popokatepetl. (Nach v. Müller). S. 699. — Mexiko und seine gemischte Bevölkerung. Charakter der Indianer. S. 777.

Westindien.

Cuba und die Sklaven-Emancipation. S. 604.

Süd-Amerika.

Soziale und kirchliche Zustände in Uruguay. S. 651.

Oceanien.

Leben und Literatur bei unsern Antipoden. S. 524.

Kleine literarische Revue.

Nathaniel Hawthorne. S. 430. — Sealsfield. S. 430. — Grammatik der deutschen Mundarten. S. 430. — Antheil des Auslandes an der germanischen Philologie. S. 430. — Don Carlos, von L. A. Wienbarg. S. 445. — Geschichte des Alterthums im Orient. S. 445. — Eine Reliquie von Hermann Marggraff. S. 446. — Shakspeare-Schule für dramatische Künstler. S. 446. — „Clarinette", von Aug. Lewald. S. [illegible] — Die beiden Hamlets. S. 462. — Schleswig-Holstein, von Patrik Matthew. S. 462. — Ausländische Dichtungen, von A. Laun. S. 462. — Zwei deutsche Monatsschriften. S. 477. — Der Engländer George Stephens. S. 478. — „Aus dem Tornister eines preußischen Freiwilligen". S. 479. — „Dunkele Häuser und Straßen in London". S. 479. — Die deutsche Expedition in Ost-Afrika, 1861 und 1862. S. 493. — Der dänische Krieg im Jahre 1864. S. 493. — Der Citatenschatz des deutschen Volkes. S. 493. — Typen der Gesellschaft. S. 494. — Oesterreichische kulturhistorische Bilder. S. 494. — C. v. Winterfeld, Schleswig-Holsteinischer Krieg. S. 510. — Die französischen Prosaisten des vierzehnten Jahrhunderts. S. 510. — Dorfgeschichten aus der französischen Schweiz. S. 510. — Der Palmbaum. S. 511. — Talmud-Ausgabe. S. 511. — Der Name „Germanen". S. 525. — Bodenstedts ausgewählte Dichtungen. S. 525. — Geistliche Volkslieder. S. 526 — Eine Straßburger theologische Studie. S. 526. — Griechische gelehrte Gesellschaften in Konstantinopel. S. 526. — Block's französisches Staats-Lexikon. S. 542. — Englisches Jahrbuch für innere und auswärtige Politik. S. 542. — Der Römer und der Teutone. S. 542. — Altdeutsche Sprichwörter. S. 543. — „[illegible] an Ludwig Tieck". S. 557. — Der französische Buchhändler Hachette. S. 558. — Diplomatische Geschichte der Jahre 1813—15. S. 558. — [illegible]lé's Bernard's Geschichte der Poesie. S. 558. — Novellistik. S. [illegible] Archiv für Buchdruckerkunst. S. 558. — Der große norddeutsche Kanal. S. 574. — Oesterreichs Betheiligung am Welthandel. S. 574. — Oesterreichs Handelspolitik. S. 575. — Das Juli-Königthum und das Judenthum in Frankreich. S. 590. — Max Müller's sprachwissenschaftliche Vorlesungen. S. 590. — Zur Naturgeschichte der Sage. S. 591. — [illegible] seits und jenseits des Oceans. S. 606. — Ernst Scherenberg's Gedicht des Frühlings. S. 606. — Die Himmelsstraße, eine altdeutsche Dichtung. S. 606. — Der britische Staat, eine Spar-, Bank- und Altersversorgungs-Anstalt. S. 622. — Die evangelischen Slowaken Ungarns. S. [illegible] — Ein Schreiben Ludwigs XVI. über Dichter-Ehren. S. 638. — Cardinal Wisemann's Vorschlag zu einem Shakspeare-Denkmal. S. 638. — Zu Briefe Joachim Imhof's. S. 638. — Zur Schach-Literatur. S. 638. — Homer und die Aesthetik. S. 654. — Kulturbilder aus Hellas und Rom. S. 654. — Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen. S. [illegible] — Der Sozialismus vom ultramontanen Standpunkte. S. 655. — Die russischen Finanzen. S. 669. — Lehrstuhl für Volkswirthschaft in Paris. S. 670. — Brasilien und Uruguay. S. 670. — Das altnordische Lesebuch. S. 670. — Die österreichische Wochenschrift. S. 686. — Der Plan der Schöpfung. S. 686. — Das mittelländische Meer und Nord-Afrika. S. 686. — Vorschule der Aesthetik von Ludwig Eckardt. S. [illegible] — Jacob Grimm's kleinere Schriften. S. 702. — Staats- und Verfassungsrecht. S. 703. — Italiänische Uebersetzung von Platen's Gedichten. Neapel. S. 703. — Graf von Sievers und Rußland unter Katharina II. S. 703. — Schleswig-Holsteins Landesgeschichte S. 718. — Zur Vertheidigung. S. 718. — Pierre Scudo. S. 718. — „Einfache Gedichten". S. 718. — Die slavische Bewegung in Belgien. S. 733. — Die englischen Genossenschaften im Jahre 1863. S. 734. — Ein allgemeines Alphabet. S. 734. — Rudolf Gottschall's Maja. S. 734. — Populäre Medizin. S. 734. — „Oesterreichs Zukunft." S. 749. — William Pitt's „Preußische Geschichte". S. 750. — Göthe's Jugend auf französischen Theater. S. 750. — Aug. Scheler's französische Etymologieen. S. [illegible] Dr. Levysohn's „Kritische Blätter". S. 751. — Payne's Illustrirter Familien-Kalender. S. 751. — General La Marmera und Garibaldi. S. 765. — Peter von Köppen. S. 766. — Bryant's amerikanische Gedichte. S. 766. — (Eine englische Anthologie. S. 766. — Himmel- und Höllenfahrten eines Kleinstädters. S. 766. — Deutsche Orthographie. S. [illegible] — Literarische Weihnachten. S. 781; S. 806; S. 822. — Zur Geschichte der Jungfrau von Orleans. S. 782. — Simplicianische Schriften. S. 782. — Alfred von Reumont. S. 806. — Präsident Lincoln. S. [illegible] Albert Wild's Theorie und Praxis der Lotterieanleihen. S. 807. — Dichter Lander. S. 822. — Deutsch-englisches Handelskorrespondenz. S. 822. — Ergänzungsblätter zu jedem englischen Handwörterbuch. S. [illegible] — Die Fremdwörter in Luther's Bibelsprache. S. 838. — Gindely's Rudolf II. und seine Zeit. S. 838. — Valentin Weigel. S. 838. — Die alte Gerichtsverfassung der Mark Brandenburg. S. 838. — Die jüdische Sage. S. 838.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 27.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 3. Juli **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Der deutsche Nord- und Ostsee-Kanal . . 418
Ludw. Aug. Frankl's jüdische Poesien. . . 420

England.

Parteien und Aussichten im Parlament . . 420

Schweiz.

Die Gletscherbildung. Nach einer geologischen Vorlesung von Agassiz in Amerika. . . 422

Italien.

Italien und die Italiäner, nach statistischen Momenten 426

Frankreich.

Pariser Bilder. Napoleon und die Veilchen 429

Kleine literarische Revue.

Nathaniel Hawthorne 430
Sealsfield 430
Grammatik der deutschen Mundarten . . . 430
Antheil des Auslandes an der germanischen Philologie 430

Literarischer Sprechsaal 431

Benachrichtigung.

Titel und Inhalt der ersten 26 Nummern dieses Jahrganges, die den 65. Band des Magazins bilden, werden den geehrten Abonnenten mit der nächsten Nummer zugehen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Charakteristik

der

hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues

von

Dr. **H. Steinthal.**

Zweite Bearbeitung seiner

Classification der Sprachen.

(24 Bogen.) 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

„Da die Darstellung der Art ist, dass man dem Verfasser fast überall ohne besondere Vorkenntnisse zu folgen vermag, so ist diese Schrift ganz vorzüglich geeignet, einem jeden, der Sinn für das eigenthümliche Leben der Sprachen mitbringt, die grosse Mannigfaltigkeit des menschlichen Sprachbaues, auf feste Gesichtspunkte zurückgeführt, summarisch vor Augen zu führen. — Wir scheiden von dem Verfasser mit Dank für reiche Belehrung und Anregung.“ —

Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin. (353)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint bei **Longman & Co. in London** die erste wohlfeile Original-Ausgabe des berühmten Werkes:

LORD MACAULAY'S

HISTORY OF ENGLAND

FROM THE

ACCESSION OF JAMES THE SECOND.

PEOPLE'S EDITION,

Embodying the Author's last Notes and Corrections.

Diese neue, correct und schön gedruckte Ausgabe wird vier Bände umfassen und gebunden nur 16 sh. kosten.

Erschienen sind bis jetzt Band I, Preis 4 s. 6 d., und Band II, Preis 3 s. 6 d.; der dritte und vierte Band erscheinen noch im Laufe dieses Jahres. (351)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Das bekannte Prachtwerk:

Dav. Roberts's

Sketches in the Holy Land,

Syria, Idumea, Arabia, Egypt, and Nubia;

reduced

from the lithographs by Louis Haghe.

With

historical and descriptive notices

by

G. Croly and **W. Brockedon.**

6 volumes. With 250 plates.

ist jetzt zu nachstehendem bedeutend ermässigtem Preise zu erhalten:

In 6 parts. Broch. Statt 7 £ 7 sh.
für 3 £ 15 sh.

In 3 volumes. Blue cloth. Statt 9 £ 9 sh.
für 4 £ 10 sh.

In 3 volumes. Half morocco. Statt 10 £ 10 sh.
für 5 £.

In 3 volumes. Whole morocco. Statt 11 £ 11 sh.
für 6 £.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. 352)

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Staatengeschichte der neuesten Zeit.

Achter Band.

Geschichte Englands

seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815.

Von

Reinhold Pauli

(Professor in Tübingen).

Erster Theil.

555 S. in gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die früheren Bände der Staatengeschichte enthalten:

1. 2. Geschichte **Frankreichs** von 1814 bis 1852. Von **A. L. v. Rochau.** 2 Thle. 1 Thlr. 28 Sgr.
3. 4. 5. Geschichte **Italiens** von Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart. Von Herm. Reuchlin. 2 Theile in 3 Abtheilungen. 2 Thlr. 18 Ngr.
6. Geschichte **Oesterreichs** seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 1. Theil. 1 Thlr. 18 Ngr.
7. Geschichte **Rußlands** und der europäischen Politik in den Jahren 1814—1831. Von Th. v. Bernhardi. 1. Theil. 1 Thlr. 14 Ngr. (354)

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Librairie philosophique de Ladrange, Paris.

Philosophie de la nature, de Hégel. Traduite pour la première fois et accompagnée d'une Introduction et d'un Commentaire perpétuel par *A. Véra,* Professeur de philosophie à l'université de Naples. Tomes I et II. 16 fr. 50 c. (Le Tome III est sous presse.)

Mémoires pour servir à l'histoire de la philosophie au XVIIIe siècle, par *Ph. Damiron,* précédés d'une introduction par *Ch. Gourbaud.* T. III, contenant les mémoires sur Maupertuis, Dumarsais et Condillac. 6 fr.

Neueste Schriften gegen Renan:

Action de Jésus sur le monde, ou conséquences du christianisme. Par Daniel Ramée. Paris, Dentu. 6 fr.

Les Déicides. Examen de la vie de Jesus et des developpements de l'église chrétienne dans leurs rapports avec le judaïsme. Par *J. Cohen.* Paris, Michel Lévy. 6 fr. (355)

Deutschland und das Ausland.

Der deutsche Nord- und Ostsee-Kanal. *)

Bereits im Jahre 1848—49, während des ersten Schleswig-Holstein-Krieges, wurde die Ausführung eines Kanales, der für die größten Seeschiffe die Befahrung zwischen den beiden deutschen Meeren möglich macht, als das erstrebenswertheste Ziel deutscher Volkswirthschaft und deutscher Küsten-Vertheidigung bezeichnet. Zwei tüchtige Ingenieurs beschäftigten sich damals mit diesem Projekte: der Wasserbau-Direktor Christensen, ein Schleswig-Holsteiner, der seitdem mit dem Herzog Christian von Augustenburg nach Schlesien übersiedelte, und der österreichische Oberst Möring, der auf den Wunsch des damaligen Reichsverwesers, Erzherzog Johann, einen Entwurf zur Ausführung dieser patriotischen, deutschen Idee ausarbeitete.

Als aber in den folgenden Jahren die Dänen wieder von den Herzogthümern Besitz nahmen, wurde das große Projekt zu den Akten gelegt. So lange die „Danske" über einen Fußbreit deutscher Erde zu gebieten haben, werden sie ihre Herrschaft zur Unterdrückung deutscher Wohlfahrt anwenden — das war selbstverständlich für alle Welt, und darum dachte Niemand wieder an die Möglichkeit der Ausführung des Kanals, bis König Friedrich VII. starb und mit diesem Ereignisse die Stunde der Erlösung für die deutschen Herzogthümer schlug. Bereits am 15. Dezember v. J. wurde von Berlin eine Denkschrift nach Holstein gesandt, welche die Grundzüge der Betrachtungen enthielt, die uns jetzt in der Druckschrift des Herrn Sturz vorliegen. Ein Theil des Inhaltes derselben ist in der Berliner geographischen Gesellschaft am 3. April d. J. zum Gegenstand eines eingehenden Vortrages gemacht worden. Deutsche Staatsmänner, Techniker und Kapitalisten machten sich mit der Idee vertraut, und diese hat seitdem mehr und mehr Aussicht zu ihrer Verwirklichung auf die eine oder die andere Weise erhalten.**)

Nicht die Sache Einer deutschen Regierung — etwa Schleswig-Holsteins oder Preußens allein — wird und kann es sein, der Ausführung dieses großen, Deutschland zu einer Seemacht erhebenden Kanalprojektes ihre Kräfte zu widmen. Der Verfasser berechnet die Kosten desselben auf 100—120 Millionen Thaler,***) deren Sicherstellung durch den Kanalzoll allein nicht zu ermöglichen sein dürfte. Wohl aber wird das gesammte Deutschland, dessen Nationalreichthum durch den Kanal ungemein gefördert werden wird und das an den beiden Mündungen dieses Kanals die bestgelegenen, wirksamsten Kriegshäfen zur Vertheidigung seiner Seeküsten erhält, die Sicherheit und die Verzinsung der darauf verwendeten Kapitalien zu garantiren die Pflicht haben.

Die meiste Aussicht auf eine außerordentliche Vermehrung ihres Wohlstandes und ihrer Weltbedeutung durch den projektirten Kanal haben die beiden Hansestädte Hamburg und Lübeck. Denn wie Herr Sturz in seiner Schrift nachweist, hat die südlichste der in Holstein gezogenen Linien, und zwar die zwischen Büttel, unfern von Glückstadt und der Mündung der Stör in die Elbe und dem Hämelsdorfer See, unfern von Travemünde und dem Lübschen Fahrwasser, die geringsten Terrain-Schwierigkeiten zu überwinden und die meisten strategischen sowohl, als Seefahrts-Vortheile für sich.

Der Kanal würde hiernach an derselben Stelle, wie die von Christensen vorgeschlagenen Kanal-Anlagen, bei Büttel, unmittelbar neben dem kleinen Flüßchen Stör, auf der linken Seite des letzteren, in die Elbe münden und von diesem Punkte aus in beinahe völlig gerader Linie bis zu dem Orte Schönbeck, eine Meile westlich von Lübeck, laufen. Bei Schönbeck wendet sich der Kanal nach Nordost, tangirt neben Schwartau die Serpentine der Trave und läuft in den Hämelsdorfer See; vom See soll, eine Achtelmeile nördlich von seiner gegenwärtigen Mündung, ein neuer Weg zum Meere gegraben werden. Diese Kanallinie ist, je nachdem man auf die eine oder andere Variante eingeht, dreizehn oder vierzehn deutsche Meilen lang. Ihre Herstellung würde, wie bereits erwähnt, 100—120 Millionen Thaler kosten, wenn man den Kanal, wie Herr Sturz räth, ohne alle Hebeschleusen, 30 Fuß tief und 200 Fuß in der Sohle, 320 Fuß im Wasserspiegel breit bauen, rechts und links, anstatt des Leinpfades, Schienenwege für Schlepp-Lokomotiven anlegen und die Böschungen mit Bruchsteinen auskleiden würde. Eine solche Tiefe und Breite gestattet den größten Linienschiffen und Klippern, ohne alle Gefahr, im Fluge an einander vorüberzufahren. Die Schlepp-Eisenbahn soll das nicht ganz gefahrlose Verwenden der Schiff-Dampfmaschinen ersparen und die Durchfahrt selbst von mehreren hundert Dreimastern an einem Tage möglich machen. Man glaubt nämlich auf eine sehr große Frequenz dieser neuen Fahrstraße, und deshalb auch auf eine gewisse Rentabilität derselben, wenigstens in einer späteren Zukunft, wenn auch nicht schon im ersten Jahrzehend, rechnen zu können. Die Schiffe, die aus der Ostsee nach dem Kanal La Manche oder der Themse fahren, oder umgekehrt, kürzen nämlich durch den Nord-Ostsee-Kanal ihren Weg um vierthalbhundert Seemeilen ab; Dampfer gewinnen zwei, Segelschiffe fünf bis acht Tage, und man nimmt an, daß der ganze Verkehr zwischen den ungeheuren Hinterländern der Ostsee, zwischen Rußland, Preußen, Schweden und dem Westen diese neue Straße einschlagen und dann mit den Durchgangsgebühren das auf die Anlage verwendete Kapital allmählich verzinsen werde.

Vor der Hand erwartet man vom deutschen Bund eine ausgiebige Subvention, falls dieser es nicht vorziehen sollte, den Bau auf eigene Kosten zu unternehmen, da der Kanal selbst mit seinen Zwischenbassins auch den deutschen Hauptkriegshafen mit zwei Ausfallsthoren nach Westen und nach Osten bilden und die Anlage anderer kostspieliger maritimer Etablissements ersparen soll. Man verspricht sich von einer richtigen Befestigung der Elbemündung genügende Sicherheit gegen einen aus der Nordsee anlegenden Gegner und bezeichnet den Hämelsdorfer See als das trefflichste Hafenbassin, das sich für ähnliche Zwecke überhaupt finden lasse. Dieses Binnenwasser ist nur durch 2000 Fuß Haideland vom Meere getrennt, welches unmittelbar am Strande schon 40 Fuß

*) Der Nord- und Ostsee-Kanal durch Holstein, Deutschlands Doppelpforte zu seinen Meeren und zum Weltmeere. Mit einem Vorschlage zu einer Befestigungsweise der deutschen Strommündungen und Küsten. Von J. J. Sturz. Berlin, Mitscher und Röstell, 1864.

**) Bereits im Laufe des Jahres 1863, noch vor dem Ableben Friedrichs VII., war in Schleswig (bei Heiberg) eine anonyme Schrift erschienen: „Durchstich der Holsteinschen Landenge zwischen Ostsee und Nordsee," die eigentlich das Verdienst hat, in jüngster Zeit die Sache zuerst wieder angeregt zu haben. D. R.

***) Die in Berlin unter dem Vorsitze des Freiherrn v. d. Heydt organisirte Nordostsee-Kanal-Kommission hat die Kosten der kürzesten Kanallinie — natürlich ohne Befestigungs-Bauten — nur auf 35 Millionen berechnet. Ein preußischer hoher Beamter und geschätzter Techniker hat demnach auch bereits die ersten Vorarbeiten eingeleitet. D. R.

Tiefe besitzt. Der See erstreckt sich, bei einer Breite von ½ bis ¾ Meile, 1½ Meilen weit in das Land hinein; seine Oberfläche beträgt 2000 Morgen, wovon 350 über 30 Fuß und ein Theil sogar 148 Fuß tief. Hügelreihen schützen ihn vor widrigen Winden und machen die Anlage sichernder Befestigungen möglich. Deutschland könnte hier also mit verhältnißmäßig geringen Kosten einen Hafen gewinnen, der, vollkommen gedeckt gegen Angriffe der überlegensten Gegner, seinen Flotten gestattet, binnen einem halben Tage auf der Höhe von Rügen oder auf der von Helgoland zu erscheinen, der vor den schleswigschen Fjörden den Vorzug hat, daß seine Zufahrt nicht durch die Engstraßen zwischen den dänischen Inseln hindurchführt und gegen eine Land-Invasion vom Norden her durch die Fortifikationen an der Eider geschützt werden könnte.

Daß England auf das Zustandekommen des deutschen Kanals mit scheelen Blicken herüberschaut, darf uns nicht wundern. Es erkennt in diesem von Dänemarks Kontrole und feindseliger Gesinnung unabhängigen Verbindungsgliede der Nord- und Ostsee einen außerordentlichen Vorschub deutscher Machtstellung zur See. So bereit daher jetzt auch englische Kapitalisten sind, jedes Agiotagegeschäft zu unterstützen, das irgend einem Schwindel-Projekte zur Herstellung kontinentaler Eisenbahnen zum Grunde liegt, so entschieden werden sie sich weigern, bei dem deutschen Kanalprojekte sich zu betheiligen. Sie werden gegen dasselbe, wo möglich, eine noch thätigere Opposition entwickeln, als gegen das Suezkanal-Projekt. Aber noch viel weniger, als dem letzteren, werden sie dem ersteren durch ihre Ränke und lügenhaften Ausstreuungen zu schaden im Stande sein. Im Gegentheil wird und muß jedes Zeichen einer englischen Intrigue gegen den deutschen Kanal ein vermehrter Sporn für das Streben unseres Landes sein, das großartige Unternehmen recht bald zur Ausführung zu bringen.

Auch Herr Sturz bringt das Projekt des Suez-Kanals in eine vergleichende Verbindung mit dem deutschen Kanal-Projekt. Er sagt: „Wer aber erwägt, daß, fern von der Heimat und unter den widrigsten Verhältnissen, *französische* Industrie 96 Millionen Kubikmeter oder 3,105 Millionen Kubikfuß Erde fortbewegen will und *wird*, und damit in acht Jahren fertig zu werden gedenkt, der müßte des deutschen Namens unwürdig sein, wollte er daran zweifeln, daß Deutschlands Kraft und Wille einem *Werk für die eigene Existenz* ebenso gewachsen sei, wie Frankreich, das jetzt einen großartigen Kanal baut, bloß um seinen Einfluß auszudehnen. Und wie günstig sind bei uns alle Verhältnisse! Uns kann kein mächtiger Nebenbuhler einen Plan durchkreuzen, der zu unseren *häuslichen* Einrichtungen gehört und der zugleich die Gesammtinteressen des Welthandels aller Völker befördert. Freie deutsche Arbeiter werden eifriger arbeiten, als gepreßte Aegypter, und Deutschlands so ruhmvoll gepriesene Techniker werden gewiß nicht hinter französischen Ingenieurs zurückstehen. Wenn die Compagnie des Suez-Kanals jährlich 7½ Millionen Kubikmeter oder 242,600,000 Kubikfuß Erde aushebt, wird Deutschland auf deutschem Boden spielend das Doppelte, wenn nicht das Vierfache leisten, so daß in 6—8 Jahren der ganze Kanal vollständig fertig und eröffnet werden kann. Welch ein Tag, wenn die Völker Deutschlands aus allen Gauen herbeiströmen, nicht um wie so oft das Gedächtniß der Vergangenheit zu feiern, sondern mit Himmelsjauchzen das Morgenroth der langersehnten, besseren Zukunft zu begrüßen! Kaiser Barbarossa hat endlich den festgewachsenen Bart aus dem steinernen Tische gezogen, und frei führt er sein Volk aus dem rabenumkrächzten Binnenkeller hinaus aufs freie Weltmeer!"

Frankreich und seine Kapitalien werden dem deutschen Kanalbau ihre Theilnahme schenken, und wäre es auch bloß darum, weil die Engländer dagegen intriguiren. Sicher wird aber auch der auswärtige Handel Frankreichs, namentlich mit Rußland und den anderen Ländern der Ostsee, durch den die Fahrten so bedeutend abkürzenden und die Seegefahren außerordentlich vermindernden deutschen Kanal erheblich gewinnen. Was Rußland betrifft, so sagt Herr Sturz darüber:

„Das gewaltige russische Reich, das neuerdings in seiner noch ungeschwächten Urkraft einen mächtigen Anlauf genommen hat, um mit seinen 70 Millionen in die Reihe der fortschreitenden Völker einzutreten, hat seine Hauptküste am Gestade des Meeres, welches durch den deutschen Kanal in unmittelbare Verbindung mit der Nordsee und dem Atlantischen Ocean gelangen soll. Was ist natürlicher, als daß die ungeheure Masse der Erzeugnisse Rußlands, dessen Produktionsfähigkeit noch gar nicht zu übersehen ist, nach diesem Kanal strömen, daß sein im Entstehen begriffenes Eisenbahn-Netz und Kanalsystem, welches in nicht allzu langer Zeit einen großen Theil des Handels zwischen Europa und Asien vermitteln muß, sich an der Ostsee concentriren und nach dieser Richtung die innersten Landestheile dem Weltmarkte eröffnen wird? Nach dem Vorhergesagten liegt es auf der Hand, daß der Handelsverkehr von Nord- und Mittel-Rußland, sowie eines Theils von Asien, mit den Atlantischen Gestaden und den wichtigsten Küsten Amerikas nur über die Ostsee, also nur durch den künftigen Kanal gehen kann, so daß also der deutsche Kanal in viel höherem Grade als der von Suez ein *weltverbindender* werden würde. An den Ufern des Kanals (oder in Hamburg) wird daher ein großer Theil von allen, meist voluminösen Export-Erzeugnissen Rußlands gelagert werden müssen, da die Häfen dieses Reiches fünf Monate des Jahres durch Eis verschlossen sind. Aber auch die fremden Produkte, deren die große russische Bevölkerung bedarf, müssen aus demselben Grunde daselbst aufgestapelt werden, und man wird also nicht nur die Erzeugnisse des Nordens (mit Einschluß Skandinaviens) in den holsteinischen Speichern finden, sondern auch Westindiens Tabake und Zucker, Afrikas Hölzer, Palmöl und Elfenbein, Ostindiens Baumwolle, Amerikas Bergöl, Wälschkorn, Mehl, Tabak und Baumwolle, Brasiliens Kaffee, Chilis Kupfererze, Perus Guano und Salpeter, der Laplata-Länder Häute und Hörner, Frankreichs, Italiens und Griechenlands Weine, Oele, Südfrüchte, Droguen, Schwefel, kurz alle Produkte, die zum Verbrauch jener nordöstlichen Länder und des ganzen russischen Reiches bis tief nach Asien hinein bestimmt sind."

Der Verfasser verbindet mit seiner Schrift über den deutschen Kanal auch einige, wie es scheint, neue und sinnreiche Vorschläge in Bezug auf die künftige Vertheidigungsart der Seeküsten Deutschlands. Die Anwendbarkeit dieser Vorschläge zu beurtheilen, sind wir außer Stande, und bemerken wir nur noch, daß Strandbatterien eigenthümlicher Art mit unterirdischen und unterseeischen Geschossen, die durch elektrische Drähte entzündet werden, das wesentliche Moment dieser Vorschläge bilden, in deren Beziehung wir Diejenigen, die sich für den Gegenstand interessiren, auf die Schrift selbst verweisen müssen.

Ludw. Aug. Frankl's jüdiſche Poeſien.

Unter dem Titel „Ahnenbilder“*) hat Ludwig Auguſt Frankl, der gemüth- und ſinnreiche Dichter, wieder einen ſchönen poetiſchen Kranz gewunden, deſſen Blumen theils der älteren jüdiſchen Geſchichte und ihrem Sagenkreiſe, theils freien Dichtungen und Erlebniſſen entnommen ſind, und die eine angenehme und erhebende Lektüre bieten. In Frankl lodert noch eine Gluth frommer Begeiſterung für die Heiligthümer ſeines Volkes, und er weiß mit zartem Gefühl die rechten Saiten anzuſchlagen, wenn er uns auch nicht immer beſonderes Neues bietet, das nicht ſchon früher von Andern (Sachs, Stein, Tendlau, Kraſt) bearbeitet wäre. Er verſteht es aber, ſeinen Dichtungen einen feinen Anhauch ſeines weichen Gemüthes zu geben, das auch das Bekannte uns lieb erſcheinen läßt.

Viele Scenen ſind der ſo überreichen Leidensgeſchichte des jüdiſchen Volkes entnommen und mit einem düſtern Schleier der Trauer umflort. Zu den ſchönſten unter den Gedichten gehört: „Ein Gräber-Eremit,“ in dem ein Sprößling eines untergegangenen Königsgeſchlechtes „als Bettler lebt zwiſchen Gräbern und ſchläft zu Nacht auf Leichenſteinen,“ und von Alexander dem Großen, der ihn trifft, wie „er wägt, juſt prüfend in den Händen, betrachtend ernſt, zwei Todtenſchädel,“ befragt wird: „Warum verweilſt du unter Gräbern?“ und er giebt die Antwort: „Den Unterſchied will ich erforſchen, weiß' einer war von dieſen Schädeln, ob eines Sklaven oder Königs?“ Und als ihn Alexander einlud, bei ihm in ſeinem Palaſte zu wohnen, ſpricht er zu ihm:

„O Schwerterführer, Kronenhalter!
Kannſt ohne Tod du mir das Leben
Und eine Jugend ohne Alter
Und Freuden ohne Sorgen geben?“

Und Alexander ſpricht für ſich: „Fürwahr, ein Weiſ'rer, als der Weiſe, der mich beſcheid'nen Sinns geheißen, ihm aus der warmen Sonne gehen.“

In dem Gedichte: „Jochanan ben Sackai,“ das uns ſchildert, wie dieſer Mann bei dem Untergange Jeruſalem's von dem Feldherrn Rom's die einzige Gnade erbat, in Jabnah (Jamnia) eine Lehrſchule zu gründen, was ihm auch gewährt wurde, preiſt der Dichter den Sieg, den Iſrael's Lehre über die herrſchenden Völker des Heidenthums errang, und ſchön und wahr heißt es darin:

„Wenn ein Geſchlecht von Weiſen ſtarb,
Geſchlechter erben's muthig weiter,
Bis, ob umdroht von Tod und Nacht,
In tauſendjähr'ger Geiſterſchlacht
Der Bau des neuen Reichs vollbracht,
Ein für die Ewigkeit gefeiter.
— — — — — — — — —
Noch ziehen Deines Geiſt's Gebete,
O Königin des Zederthums,
Empor gleich Adlern Libanon's — —
Du bleibſt der grüne Strauch voll Duft,
Wenn ihn die Flamme auch umwehte.

Und wenn in Zeiten, die verſchollen,
Der Holzſtoß flammend Dich umloht,
Da ſangen ſie Dich in den Tod
Mit Pſalmenſang, die Mitleidsvollen
O ſchön're Rache ward Dir nie:
Der Pſalmen heilige Melodie,
Von Deinem Dichter borgen ſie
Die Hymnen, wenn ſie beten wollen.

Die Sänger aller Völker dichten
An Deiner ew'gen Elegie;
Entflammt iſt ihre Phantaſie
Von Deinen heiligen Geſichten.
Es iſt unſterblich nur allein,
Wen ſanft umfließt der Myrthe Schein —
Und iſt die Gegenwart nicht Dein,
Es muß ſich Deine Zukunft lichten.“

Um des ſchönen Ganzen willen mag dem Dichter mancher Vers nachgeſehen werden, dem die gehörige Feile fehlt; wir begegnen dem ſinnigen Poeten gern in ſeinen Erzeugniſſen. A.

*) Leipzig, Oskar Leiner, 1864.

England.

Parteien und Ausſichten im Parlament.

Unter dieſer Ueberſchrift bringt die Westminster Review (1864, I.) einen längeren Artikel, der in mehr als einer Beziehung intereſſant iſt. Wir meinen weniger die freimüthige Art, in der an den Staatsmännern Kritik geübt wird — das iſt ein Ding, bei dem ſich die Betroffenen ganz wohl fühlen, und das Niemand in England für ehrenrührig hält, das aber für uns große Aehnlichkeit mit ſauern Trauben hat. Ein größeres Intereſſe haben für uns bei einer ſolchen Kritik die Schlaglichter, welche auf die jetzt regierenden Miniſter fallen, und die manches zur Erklärung der politiſchen Sachlage beitragen können. „Lord Palmerſton,“ heißt es z. B. gleich im Anfange, „hat jetzt augenſcheinlich keinen weiteren Wunſch mehr, als daß die Staatsmaſchine noch ſeine Lebenszeit aushält. Seine Stellung im Parlament iſt die einer ungetrübten Behaglichkeit (serene comfort)“ — ſo daß Punch vielleicht Recht hat, wenn er Old Pam mit Jupiter vergleicht! — Das ganze Credo der Whigs unſerer Zeit hat Graf Ruſſell in bewundernswürdiger Weiſe bei Gelegenheit ſeiner Blairgowry-Rede in das berühmte Motto zuſammengefaßt: „Ruh Dich aus und danke Gott!“ Vergleiche Polen, Dänemark.

Die jetzige Seſſion, beginnt der Reviewer, iſt eine ganz ungewöhnliche. Durch das Fehlen bedeutender innerer Fragen ſind die alten Parteien zerfallen; man iſt ſtillſchweigend übereingekommen, ſolche Fragen entweder in aller Ruhe abzumachen oder ganz bei Seite zu ſchieben; nur zum Schein ficht man noch Kämpfe, von denen aber Jedermann weiß, daß ſie nicht ernſt gemeint ſind. Ein Tory „von der durchſchnittlichen Dummheit“ weiß gar nicht, wie er daran iſt: die Oppoſition klatſcht Lord Palmerſton Beifall, und ein Angriff auf Disraeli ruft bei derſelben Oppoſition Bravos und Gelächter hervor. Früher war es doch anders, da war kein Irrthum möglich: drüben ſaßen die Miniſter, folglich kämpfte man gegen ſie. Die Conſervativen haben entſchieden keine rechte Luſt, das jetzige Miniſterium zu ſtürzen, denn ſie können „weder mit Disraeli, noch ohne ihn leben.“ Niemand beſitzt auch den Einfluß, deſſen ſich Lord Palmerſton im Hauſe der Gemeinen erfreut; was er nicht durchſetzt, gelingt keinem Anderen, ſeine Popularität iſt unbegränzt — und doch iſt er weder ein Redner, noch hat er ſich irgend eines großen, ſtaatsmänniſchen Erfolges zu rühmen. In ſeinen Reden erhebt er ſich weder in Sprache,

noch in Gedanken über Gemeinplätze; dabei ist seine Haltung ungefällig, die Sprache oft stotternd, die Gesten sind eckig; er hält sich stets an der Oberfläche einer Frage, kein erhabener Gedanke, kein großes Prinzip, keine glänzende Gelehrsamkeit, keine überwältigende Logik — kurz, der Premier ist alles Andere, nur kein Redner. Und doch sind seine Reden von großer Wirkung. Mit einem gewissen Instinkt bringt er nur die Gründe vor, die am besten für die Stimmung seiner Zuhörer passen, er gefällt ihnen, weil er nie Vorlesungen hält oder sie langweilt, sie brauchen auch nicht ihren Verstand anzustrengen, um ihm folgen zu können, sie haben nie einen scharfen Gegner an ihm. Witz liegt ihm sehr ferne, aber seine „Späße" sind höchst selten unzeitgemäß, oft sind sie von meisterhafter Wirkung, um die Gegensätze abzustumpfen oder die Nachwirkungen eines glänzenden Angriffs zu schwächen. Das ganze Geheimniß seines Erfolges liegt in seiner genauen Kenntniß des englischen Charakters und in seiner Verzichtleistung auf jeden Anspruch auf „Geistreichigkeit." Er ist der Durchschnitts-Engländer, der Repräsentant eines Zeitalters, das merkwürdigen Abscheu hat vor erhabenen Zielen und konsequent durchzuführenden Bestrebungen, das alles Extreme haßt, namentlich das Genie, welches nicht gern hat, wenn seine Gefühle lange nach einer Richtung hin angespannt werden, eines Zeitalters, welches praktisch ist, insofern es nichts riskiren will, besonders aber alles haßt, was, sei es in Kunst oder in Literatur, oder in Diplomatie, größere Anforderungen an seine Verstandeskräfte erhebt. Lord Palmerstons Politik ist das augenblicklich Zweckmäßige; sein Triumph ist es, wenn er dabei Erfolge erzielt; sein Ruhm wird es sein, daß er dabei Erfolge erzielt hat.

Man braucht nicht persönlich Erfahrungen gesammelt zu haben, es genügt, nur aufmerksam die Zeitereignisse zu verfolgen, um das Treffende in dieser Charakteristik des greisen Premierministers zu erkennen, der einen Einfluß ausübt, wie ihn nur wenige englische Minister besessen haben, einen Einfluß, den die Königin, wie früher auch Prinz Albert, nur widerwillig ertragen haben. Ohne Prinzipien im öffentlichen, wie im Privatleben, ohne Streben nach einem Ideal, nur nach dem Zweckmäßigen trachtend und nur nach den Bedürfnissen des Augenblicks sein Handeln bemessend, ist Lord Palmerston der getreue Repräsentant des jetzigen England und darum unentbehrlich; es ist auch Niemand vorhanden, der seine Stelle jetzt ausfüllen könnte.

Ohne Zweifel, fährt der Verfasser fort, wird mit Lord Palmerston's Abgange der jetzige lethargische und erfolglose Waffenstillstand zwischen den Parteien aufhören. Aber wer soll dann die Führerschaft im Hause der Gemeinen übernehmen? Sidney Herbert ist todt, Lord Canning ist dem indischen Klima erlegen, Sir G. Cornewall Lewis ist frühzeitig entschlafen — Mr. Gladstone, der „brillant" Finanzminister des jetzigen Kabinets. Gladstone ist jedenfalls der größte Parlamentsredner, weit größer als Lord Derby, geschweige als Disraeli; Bright ist nur bedeutend als Volksredner. Daneben glänzt Gladstone als Finanzmann; als solcher ist er stets kühn und unternehmend, nie zögernd oder vorsichtig. Es ist bei ihm Alles dazu angethan, daß er über kurz oder lang Premier wird — und doch scheint sich Niemand auf diese Aussicht zu freuen. Er ist kein echt englischer Charakter, wie das Volk ihn als Staatsmann verlangt: er ist zu gewissenhaft, er studirt sorgfältig alle Seiten einer Frage und entdeckt dann zu viel Seiten in ihr. Das lieben die Engländer nicht, die der Amerikaner Hawthorne sehr treffend charakterisirt: „Das Geheimniß ihrer großen praktischen Erfolge liegt in der eigenthümlichen Fähigkeit, ein Auge zuzumachen; dadurch erhalten sie eine so deutliche und bestimmte Ansicht von dem, was sie unmittelbar betrifft, daß sie über hundert unübersteigliche Hindernisse weg darauf losstolpern und einen herrlichen Triumph davontragen, ohne auch nur die Hälfte der Schwierigkeiten gewahr zu werden." Gladstone dagegen hat immer beide Augen offen, weit offen; wenn alle Anderen die schwächere Sache verloren gegeben haben, entdeckt er irgend etwas, um sie noch zu stützen. Lord Palmerston ist anders, er freut sich, wenn das Volksgeschrei ihm Gelegenheit giebt, mit dem Stärkeren zu gehen. Ferner fehlt Gladstone die unerschöpfliche gute Laune und Höflichkeit Lord Palmerston's gegen die Opposition; früher allerdings behandelte der edle Lord seine Gegner mit einer fast unverschämten Geringschätzung, die jetzt das Gewand der „bonhomie" trägt. Gladstone ist zu heißblütig, er nimmt alles ernst, was er sagt; es ist seine volle Ueberzeugung, die aus dem Herzen kommt; seine glänzende Beredsamkeit reißt oft ihn selbst und seine Gegner mit sich fort, dadurch verletzt er manchen, namentlich solche, die im Ganzen genommen seiner Meinung sind, aber mit geringen Modifikationen, Leute mittelmäßigen Schlages, die es durchaus nicht lieben, von überwältigender Beredsamkeit zum Schweigen gebracht zu werden. Denn man darf wohl behaupten, kein Charakter sichert in England so viel Vertrauen, als der einer soliden, konsequenten Mittelmäßigkeit. Das weiß eben Lord Palmerston. Aber Gladstone ist dem Engländer zu genial. — Der fein gebildete, kenntnißreiche Mann kann sich auch über nationale Vorurtheile hinwegsetzen, seine Politik würde nicht in dem alten, ausgefahrenen Geleise bleiben, nicht so durchaus von der Hand in den Mund leben. Er ist dem gewöhnlichen Engländer ein „unruhiger Kopf," er gefällt ihm auch nicht, weil er öfters wohl nicht gleich einsehen würde, cui bono sein Minister handelte. In der schleswig-holsteinischen Frage findet die kurzsichtige Politik des Premiers und des Grafen Russell an ihm ihren Hauptgegner. Doch weiter!

Auf der liberalen Seite fehlt es ganz entschieden an Capacitäten: die Granville, Argyle, Cardwell, Grey u. s. w. sind in ihrer Art sehr ehrenwerthe Leute, aber zum Premier hat keiner von ihnen das Zeug. Es sind wohl noch vielversprechende junge Leute da, aber es fehlt ihnen die Hauptsache, die vornehme Abkunft, ohne die es nun einmal in England nicht möglich ist, die höchste politische Stellung zu erreichen. Die Radikalen, Bright und Cobden, haben sich so zu sagen überlebt; unter ihren Anhängern ist nichts Hervorragendes zu entdecken. Die ganze liberale Partei ist todtkrank an der respektablen Mittelmäßigkeit.

Bleiben die Konservativen. Sie sind noch schlimmer daran: mißtrauisch, uneinig, unsicher, mißvergnügt. Ihrem Führer Disraeli trauen sie kaum, können ihn aber nicht ersetzen, und ihnen selbst, als Partei, fehlt es gänzlich an parlamentarischen Talenten; sie haben nicht eine einzige Person, die man Staatsmann nennen könnte, nicht ein einziges Wesen, das selbst die Parteilichkeit seiner Freunde einen hervorragenden Redner nennen könnte. Die Partei ist so heruntergekommen, daß sie „sogar mit einer Art von Bewunderung die erbärmlichen, cynischen Spiegelfechtereien anhört, die dem unverbesserlich beschränkten Gehirn eines Lord R. Cecil entstammen." (Vergl. die Debatte im Unterhause Anfang Mai über H. Verney's Interpellation.) Lord Stanley allein besitzt alle Eigenschaften eines Parteiführers, aber wenn er jemals Führer würde, so würde er gewiß falsche Wege führen.

Die Tories sind allerdings schlimm daran; sie wissen meistens kaum, wofür sie eigentlich kämpfen sollen, das Zeitalter ist ihnen über den Kopf gewachsen. Früher, vor 50 Jahren und mehr, machte der angehende Tory seine „grand tour," erwarb sich den „jargon de la haute politique," wußte von vornherein, daß er gegen die Whigs zu stimmen habe, und machte so seine Carrière. Inzwischen aber hat sich Europa gewaltig geändert, neue Prinzipien sind erstanden, alte verschwunden. Legitimität, europäisches Gleichgewicht, Nationalhaß gegen Frankreich sind ziemlich überwundene Standpunkte: auf der anderen Seite steht der Freihandel mit seinem unermeßlichen, nur mühsam zu erforschenden Gefolge von national-ökonomischen Fragen. Der Sieg des Freihandels hat nicht bloß die conservative Partei aus dem Amte getrieben; was viel wichtiger ist, er hat ihren ganzen Prinzipien den Boden unter den Füßen weggezogen, die Partei hat kein Losungswort mehr. Einsehend, daß stummer Groll nichts nutzt, geht sie auf den modernen Standpunkt über: der Freihandel ist auch ihr Glaubensbekenntniß, für die Südstaaten wie für Italien (— nur für Schleswig-Holstein nicht —) beansprucht sie das „heilige, unveräußerliche Recht" des Volks, sich seinen Herrscher selbst zu wählen. Kurz, die Tories als Partei sind jetzt nichts; vielleicht findet später eine Reorganisation derselben statt auf Grundlage der modernen Prinzipien.

Doch die Whigs? — „Das Capua des Ministeramtes hat sie ruinirt." Ihnen fehlt auch ein neues Glaubensbekenntniß; das alte von Frieden, von Sparsamkeit, von Reform haben sie jämmerlich in Mißkredit gebracht. Vor der Unverschämtheit eines Fürsten Gortschakov kriechen sie demüthig im Staube; Heer und Flotte kosten jetzt im Frieden mehr, als in gewöhnlichen Kriegszeiten, und was die Reform betrifft, so gehört mehr als gewöhnlicher Muth dazu, sich als einen Anhänger derselben zu erkennen zu geben. Jetzt ist das Glaubensbekenntniß der Whigs von ihrem Herrn und Meister kurz und trefflich festgestellt worden: Sei ruhig und danke Gott! Lord John existirt nicht mehr, der „Adler, der früher zur Sonne emporstrebte," sitzt gemächlich in seinem Horste; früher sang man ihn an: „alles Große und Erhabene steht hochstrebenden Geistern, wie dem Deinen, zu Gebote." Aber Graf Russell ist alt, freilich nicht so alt wie Lord Palmerston, aber er denkt, weil er harter Arbeit müde sei, müsse das ganze Land auch müde sein. Für seine schwächliche Vertheidigung Polens führte er auch als Grund an, in seinem Alter könne er nicht die Verantwortlichkeit für eine so kritische Politik übernehmen. Er ist alt und schwach geworden wie andere Staatsmänner auch, das Zeitalter bringt es mit sich.

Im englischen Charakter sind zwei Gegensätze: das innige Behagen am Alten, das Mißtrauen gegen Neues stehen einer rastlosen Energie, einem unermüdlichen Streben nach Vorwärts gegenüber. Halten beide sich das Gleichgewicht, so entsteht jener gleichmäßige, sich nicht überstürzende Fortschritt, der England so groß gemacht hat. Aber jetzt scheint der letztere der beiden Gegensätze zu fehlen, England sucht, wie jedesmal in Zeiten der Entartung und Schwäche, das Bündniß Oesterreichs. Im Innern giebt es genug zu reformiren; die jetzt herrschende Neigung zum Schlaf ähnelt der des armen Reisenden, der sich im Schnee verirrt hat. Diese Politik des „Ruh dich aus und danke Gott!" macht aus den Staatsmännern alte Invaliden, die sich vor der Thür ihres Hospitales sonnen und in der Erinnerung ihrer Heldenthaten schwelgen. Darum ist die jetzige Parlaments-Session so vorzüglich arm gewesen, es hat viel geschwatzt über innere und äußere Fragen, aber keine gelöst: der einzige Trost ist der, daß seine Stunden gezählt sind.

So weit der Reviewer. Die Richtigkeit seiner Bemerkungen hat sich auch in der letzten Zeit herausgestellt. Es ist schwer, den politischen Zustand anders zu bezeichnen, als er; die alten Parteien sind zerfallen, ihre alten Prinzipien sind im Laufe der Zeiten beseitigt worden, daher die Russell'sche Friedenspolitik, daher steht Lord Palmerston, der Mann ohne Prinzip, an der Spitze, daher ist er augenblicklich nicht zu ersetzen. Wohl aber hat die Neubildung der Parteien schon begonnen; die Kirchsteuerfrage muß gelöst werden, das Verhältniß der katholischen Kirche in Irland muß geregelt werden, und von vielen Seiten regt sich eine Agitation gegen das Monopol der herrschenden Klasse; Gladstone hat sein „first bid for the premiership" in einer Reformrede gethan. Lord Palmerston wird nicht lange mehr die Gegensätze vertuschen können — dann hat er seine Schuldigkeit gethan und kann gehen; ein anderer ersetzt ihn. Die schleswig-holsteinische Frage hat recht deutlich den Zerfall der Parteien gezeigt. Mit welcher Sorgfalt ist jede direkte Kundgebung des Unterhauses vermieden worden, mit welcher sauren Miene hat man selbst Interrellationen beantwortet! Erhebt sich die conservative Partei für ihr erhabenes Prinzip der Legitimität? Kämpfen die Liberalen für das heilige, unveräußerliche Recht des Volkes, sich seinen Herrscher selbst zu wählen? Fehlen der Partei große Prinzipien, so werden gemeine Leidenschaften und Vorurtheile um so hartnäckiger als erhabene Grundsätze verfochten. Die Seeherrschaft der Engländer ist längst dahin: die Vereinigten Staaten, Frankreich sind ebenbürtige Gegner geworden, andere Mächte stellen auch beträchtliche Kontingente — und Deutschland, der natürliche Verbündete Englands in sozialer wie in politischer Hinsicht, soll der nimmersatte Räuber sein, weil es endlich einmal sein klares Recht fordert und mit den Waffen durchsetzen, weil es ein paar Kriegsschiffe bauen will, um seinen Handel, den dritten der Welt, zu schützen! Indessen ein fait accompli imponirt Niemandem mehr, als dem Engländer; ein entschlossener self-made Charakter, der nöthigenfalls mit der Faust dreinfährt, erfreut sich stets seiner Hochachtung, während ihm das bloße Pochen auf das Recht, ohne festen Entschluß, das Recht durchzufechten, als Schwachheit erscheint. Die neuesten Ereignisse beweisen es — sobald Preußen das nationale Recht entschieden verfolgt, verwandelt sich das wüthende Gekläff offizieller und nicht offizieller bulldogs in das wohlbekannte Knurren.

Darum frisch vorwärts!

Schweiz.

Die Gletscherbildung.

Nach einer geologischen Vorlesung von Agassiz in Amerika.

Der lange Sommer war vorüber. Jahrhunderte hindurch hatte eine tropische Luft über der Erde geweht und Thiere, die jetzt unter dem Aequator heimisch sind, schweiften überall auf der Erde von dem fernsten Süden bis zu den arktischen Gestaden. Die Riesengeschöpfe: Mastodone, Elephanten, Rhinozerosse; die Raubthiere: Löwen, Tieger, Hyänen und Bären, deren Ueberreste gegenwärtig in Europa von den südlichsten Vorgebirgen bis zu den

nördlichsten Säumen Sibiriens und Skandinaviens, wie in Amerika vom Kap Horn bis nach Grönland und den Melville-Inseln unter dem Boden gefunden werden — damals hausten sie auf dem Erdboden wie in ihrem ausschließlichen Eigenthume. Allein ihr Reich ging zu Ende. Ein plötzlich hereinbrechender strenger Winter, der seinerseits wiederum Jahrhunderte anhalten sollte, lagerte sich auf das Erdenrund, seine Gewalt auch über die Gegenden verbreitend, wo jene Tropenthiere ihre Heimat hatten; und so jählings überkam sie das, daß sie in die Schnee- und Eismassen eingesargt wurden, ehe sie noch Zeit gehabt, in die dem Tode folgende Verwesung überzugehen. Im Norden Rußlands und Asiens kommen die Ueberreste von Elephanten so häufig vor, daß sie bei den unwissenden Einwohnern Anlaß zu dem Aberglauben gegeben haben, es leben unter der Erde Riesenmaulwürfe, die, wenn sie an die Luft kommen, sich auflösen und in Staub zerfallen. Ohne Zweifel entstand diese Volkssage daher, daß die Leute beim Graben die Körper dieser Thiere unter dem gefrorenen Boden wohlerhalten fanden, die aber, dem Licht und der Wärme ausgesetzt, sofort in Stücke zerfielen. Admiral Wrangel, dessen arktische Forschungen die Wissenschaft so sehr bereichert haben, erzählt uns, daß die Reste dieser Thiere an gewissen Stellen in Sibirien in solchen Massen angehäuft liegen, daß er und seine Leute über Anhöhen kletterten, die ganz aus Elephanten- und Rhinozeroknochen bestanden.

Noch aber fehlt uns der Schlüssel zu dem Räthsel der großen und plötzlichen klimatischen Veränderung. Mancherlei Vermuthungen sind darüber angestellt worden; unter anderen auch die, daß die Neigung der Erdachse in Urzeiten größer gewesen sei, oder daß eine Ueberschwemmung, die das Festland unter Wasser gesetzt, die Lufterkältung herbeigeführt habe. Alle diese versuchten Erklärungen befriedigen nicht und es bleibt der Wissenschaft annoch die Aufgabe, zu dieser, wie zu allen damit zusammenhängenden Erscheinungen die Ursache aufzufinden. Als unbezweifelte Gewißheit ist jedoch anzunehmen, daß mit dem Eintritt des tertiären Zeitalters ein Weltsommer und ein Weltwinter einander abgelöst, so daß tropische Hitze und nordischer Frost auf einem großen Theil unserer Kugel abwechselnd gewaltet haben.

In dem sogenannten Trieb (drift), einer der tertiären Formation sich anschließenden Flächenablagerung, von der wir weiterhin reden werden, finden sich im fernen Süden Ueberreste von Thieren, die gegenwärtig theils in der nördlichen Polargegend, theils in den kältesten Strichen der Mittelzone heimisch sind. Das Rennthier ist heutzutage auf den nördlichsten Theil Schwedens und Norwegens beschränkt und doch finden sich seine fossilen Reste in dem Trieb in der Umgegend von Paris; so daß ihr ehemaliger Aufenthalt hier ein dem nördlichsten Skandinavien entsprechendes Klima voraussetzt. Neben den Rennthiergerippen liegen die Reste des europäischen Murmelthiers, dessen gegenwärtige Heimat die Gebirge sind, die sich zu sechstausend Fuß über den Meeresspiegel erheben. Das Vorkommen solcher Thierreste in den Flächenablagerungen der Ebenen Centraleuropa's, von denen die noch lebenden Exemplare der einen Gattung auf den äußersten Norden, die der anderen auf die hohen Berge beschränkt sind, weist augenscheinlich auf eine vollständige Umwandlung der klimatischen Verhältnisse hin, die seit der Zeit ihrer Existenz eingetreten ist. Die europäischen Schalthiere, die jetzt auf den Nord-Ozean beschränkt sind, finden sich als Fossilien in Italien und zeigen, daß, während das gegenwärtige arktische Klima in der Mittelzone vorherrschte, die letztere sich weit in die südlichen Regionen hineinstreckte, die wir jetzt die ostertropischen zu nennen pflegen. In Amerika giebt es ausreichende Beweise derselben Art: durchweg in den jüngsten Meerablagerungen der Mittelzone, welche die Niederungen des transatlantischen Festlandes bedecken, trifft man auf fossile Schalthiere, die gegenwärtig an Grönlands Gestaden leben. Nicht bloß auf der Nordhalbkugel, sondern auch in Afrika und Südamerika kommen diese thierischen Ueberreste vor; auch hier sind Spuren von Geschöpfen, die ein vormals viel kälteres Klima bezeugen.

Doch nicht die organischen Ueberreste allein sind Zeugen des geologischen Winters; zahlreiche Erscheinungen der anorganischen Welt deuten darauf hin, daß während jener Periode zwei ungeheure Eisvorberge sich vom Nordpol südwärts und vom Südpol nordwärts weit in das Land gegen den Aequator zu gestreckt haben; und die Eismassen, wie sie sich gegenwärtig über die Polargefilde ausbreiten, bedeckten damals einen großen Theil der Mittelzone, während auf den tropischen Hochgebirgen die Schneelinie sich viel tiefer als jetzt hinzog. Da nun diese Thatsachen in der beobachteten Erscheinung des Gefrierens eine Erklärung finden dürften, so wenden wir uns natürlich der Betrachtung der Gletscherbildung zu.

Die erste wesentliche Bedingung der Gletscherbildung in den Gebirgen ist die Gestalt der Thäler. Zu der Höhe und Ausdehnung der Berge stehen die Gletscher durchaus in keinem Verhältniß. Es giebt Bergketten von gleicher oder noch größerer Höhe wie die Alpen, die nur wenige und kleine, wenn überhaupt, Gletscher haben. In den Anden, den Rocky-Mountains, den Pyrenäen, dem Kaukasus sind die wenigen, aus der Eisperiode übrig gebliebenen Gletscher von unbedeutendem Umfang. Die vulkanische Kegelgestalt der Anden, obgleich ihre Gipfel mit Schnee bedeckt sind, bietet dennoch der Gletscherbildung keinen günstigen Boden. Die Gletscher der noch wenig untersuchten Rocky-Mountains sind bekanntlich von keiner beträchtlichen Ausdehnung. In den Pyrenäen giebt es bloß Einen großen Gletscher, und doch erheben sie sich zu so bedeutender Höhe, daß, wäre die Formation ihrer Thäler zur Anhäufung von Schnee geeignet, sie die schönsten Eisfelder darbieten würden. In Tirol dagegen, wie in Norwegen und Schweden, geben die Gletscher an Größe und Schönheit den helvetischen wenig nach, obgleich sie den Alpen in der Höhe beiweitem nicht gleich kommen, weil bei der Mannigfaltigkeit ihrer Formen die Thäler sich an den Halden der langgestreckten Kämme nach oben erweitern. Die Gletscher des Kaukasus stehen in keinem Verhältniß zu seiner Höhe; dagegen erglänzen an der Nordseite des Himalaya weite und schöne Gletscher, während der südliche Abhang sie ganz entbehrt. Spitzbergen und Grönland sind wegen ihrer prachtvollen Gletscher berühmt. Sie senken sich der Seeküste zu, wo ungeheure Eisstücke, viele hundert Fuß dick, sich ablösen und auf dem Ozean fortschwimmen. Dieses in großartigem Maßstabe vorgehende Polarphänomen wiederholt sich im Kleinen bei Almetsch, am südlichen Abhang der Jungfrau. Auch hier neigt sich der zehn Meilen lange Gletscher zum Rande eines schmalen Sees, den ein Becken zwischen den Bergen einschließt; ein Stück Eis bricht sich hin und wieder los und treibt auf dem Wasser umher.

Wasser verwandelt sich bei einem gewissen Temperaturgrade in Eis, nach demselben Krystallisationsgesetz, wonach jegliche flüssige anorganische Substanz fest wird, indem sie die Gestalt eines regelmäßigen, mathematisch genau zusammengefügten Körpers annimmt. Der Frost bildet nicht etwa eine solide Eistafel über der Wasserfläche, vielmehr erzeugt er Krystalle, d. h. dünne Blättchen, die unter einem Winkel von 30—60 Grad an einander anschließen und ein geschlossenes Netzwerk darstellen. Bei dem Prozeß abwechselnden Gefrierens und Aufthauens verlieren diese Krystalle ihre regel-

mäßige Form und gehen in einander auf. Aber auch dann ist die dadurch entstandene Eismasse keineswegs von absoluter Dichtigkeit; denn die Luftblasen, deren Gegenwart leicht erklärlich ist, machen sie zu einer porösen Substanz. Da das Eis nun die Wärme leicht durchläßt, so ist das Wasser unter der gefrorenen Decke eben so empfindlich für die Steigerung der Temperatur außerhalb, als wenn es mit der Luft in unmittelbarer Berührung wäre. Dieser Temperaturwechsel erzeugt Luftblasen, die aufwärts gegen die Kehrseite der Eisfläche schweben und dort stranden. In der Nacht kommt etwa ein harter Frost, neues Eis bildet sich unterhalb der Luftblasen, diese werden eingefangen und festgehalten; und so entsteht eine Luftblasenschicht zwischen zwei parallelen Eisschichten. Bei der Fortsetzung dieses Prozesses lagert sich eine ganze Reihenfolge solcher abwechselnden Schichten auf einander und bilden einen mehr oder weniger von Luft durchdrungenen Eiskörper. Bei der Expansionskraft, die diesen Blasen einwohnt, sind sie im Stande, die Masse noch poröser zu machen, denn da das Eis dem Durchgang der Wärme keinen Widerstand leistet, so kann eine Luftblase während des Tages erwärmt werden; hat sie nun 32 Gr. Wärme erreicht, so schmelzt sie das Eis in ihrer nächsten Nachbarschaft, schafft sich dadurch mehr Raum und steigt durch das Wasser, das sie durch ihre eigene Wärmethätigkeit erzeugt hat. So bilden sich im Eise vertikale, mit Wasser gefüllte Röhren, die an ihrer obersten Mündung eine Blase tragen.

Das Eis dieser Art, das aus dem unmittelbaren Gefrieren des Wassers hervorgeht, ist unter allen Umständen an seinem regelmäßigen Geschichte leicht kenntlich, da die erwähnten, abwechselnden Lagen, je nach der Intensität der Kälte und je nach dem Stande unter dem Gefrierpunkte während einer längeren oder kürzeren Periode an Dicke bald zu- bald abnehmen. Die Schichtungsart wird von den Umständen bedingt, unter welchen das Wasser gefriert. Die Temperatur wechselt nämlich weit rascher in der Atmosphäre, als im Wasser. Wenn in der ersteren die Temperatur unter den Gefrierpunkt sinkt, dann breitet sich über die Wasserfläche eine kalte Luftschicht, die durch ihre Intensität und Dauer die erste Eisschicht erzeugt. Gemäß der wechselnden Temperatur, nimmt dieser Prozeß seinen Fortgang mit wechselnder Thätigkeit, bis die Eisplatte eine solche Stärke hat, daß sie dem Wasser unter ihr ein Schutz gegen die äußere Kälte wird. So kann eine gegebene Dicke des Eises die Aussetzung des Gefrierprozesses verursachen; ja die erste Eisschicht kann zum Theil aufthauen, bevor die Kälte sich mit solcher Intensität erneuert, um durch das Ansetzen frischer Lagen die weitere Verdickung der Eistafel zu bewirken. — Auf diese Art wachsen die Eisschichten stufenweis und ihre Unterscheidung wird verschärft durch Anhäufung der Luftblasen, die an einem warmen und hellen Tage aus schlammigem Grund in großer Zahl aufsteigen. Zufolge dieser zufälligen Ansammlung von Luftblasen weichen die Lagen nicht bloß an Dichtigkeit und Geschlossenheit, sondern auch an Farbe von einander ab; denn die gedrungenen Schichten sind blau und durchsichtig, während die von Luftblasen durchzogenen undurchsichtig und weißlich sind, wie das zu Schaum geschlagene Wasser.

Nehmen wir eine Scheibe Teich- oder Flußeis und halten sie nach verschiedenen Richtungen gegen das Licht, so wird sie die angegebenen Erscheinungen ganz deutlich zeigen; wir werden überdies, das allmähliche Schmelzen beobachtend, die kristallisirte Struktur noch besser kennen lernen. Ebenso wie der Bildungsprozeß ist auch der Zersetzungsprozeß verschieden, je nachdem er am Frischwassereis, oder an Land- und Gletschereis vor sich geht. Das Wassereis im Kontakt mit warmer Luft schmilzt gleichmäßig über die ganze Fläche, indem die Masse stufenweis von außen verringert wird, bis sie sich endlich auflöst und verdunstet. Geht der Prozeß langsam vor sich, so steigert sich die Temperatur der darin enthaltenen Luftblasen in dem Grade, daß sie die eben erwähnten Röhren bilden. Bei der Verästung dieser Röhren verwandelt sich möglicher Weise die ganze Masse in viele winkelige Pyramiden, die durch Querbalken von Eis bald fester, bald loser zusammenhängen, und fällt, wenn sie im Innern mehr und mehr schmelzend, durch und durch gehöhlt ist, zuletzt in Stücke.

Die Ursache dieses Eisbruches liegt in der Erweiterung der von den erwärmten Luftblasen erzeugten Räume, die nothwendig mehr oder weniger parallel in vertikaler Richtung laufen, indem die Luftblasen ihrer Natur gemäß aufwärts streben, bis sie die Oberfläche erreichen und dort verschwinden. Eine derartige auf dem Wasser schwimmende Eistafel löst sich in derselben Weise auf: sie schmilzt entweder an der ganzen Oberfläche, wenn der Prozeß einen raschen Verlauf nimmt, oder zerfällt stückweise, wenn die Luftblasen nur allmählich den Temperaturgrad erreicht haben, um die Gesammtmasse zu durchlöchern und zu lockern. Vergleichen wir nun diese Thatsachen mit dem, was uns von der Textur des Landeises bekannt ist, so werden wir sehen, wie wesentlich verschieden die beiden Bildungsarten sind.

Das Landeis, woraus die polaren Eisgefilde, wie die Berggletscher, bestehen, wird durch die stufenweise, langsame Verwandlung des Schnees in Eis erzeugt; aber obgleich das so entstandene Eis an Klarheit und Durchsichtigkeit dem weißen Teich- oder Flußeis gleich kommen mag, so ist die Textur nichtsdestoweniger eine durchaus verschiedene. Um aber die Spuren der beiden unterschiedenen Prozesse zu verfolgen, brauchen wir weder die beschwerliche Reise nach den Polargegenden, noch die anlockendere auf die Alpen zu unternehmen: in jeder Umgebung können wir mit etwas gutem Willen erfolgreiche Beobachtungen anstellen. Der erste warme Tag nach einem dichten Schneefall von heller und trockener Beschaffenheit reicht hin, dessen Oberfläche zu schmelzen. Bei der Porosität dieses Schnees dringt das Wasser leicht durch, so daß im Laufe des Tages die ganze Masse mehr oder weniger von Wasser geschwängert wird. Während des niedrigern Temperaturgrades in der Nacht jedoch friert das Wasser wieder und der Schnee wird von neuem mit Eistheilchen angefüllt. Setzt sich dieser wechselnde Prozeß lange genug fort, so verwandelt sich der Schnee in eine Art Eisgerinne; oder, wenn die Körner zusammenhangen, in eine dem Puddingstein ähnliche Masse, innerhalb welcher sich die Luft verfängt und zwischen den Eisklümpchen eingeschlossen bleibt. Dieser Prozeß, vermöge dessen die Schneeflocken oder Schneekristalle in mehr oder weniger feste Eiskörner sich umgestalten, ist leicht begreiflich. Er ist das Resultat eines theilweisen Aufthauens bei einer Temperatur, die 32° nahe kommt, indem sie bald ein wenig über den Gefrierpunkt steigt, bald ein wenig unter denselben sinkt, und so einen Wechsel des Gefrierens und Aufthauens hervorbringt. Dieser Vorgang knetet gewissermaßen den Schnee, daß sich die in den Flocken kohärirenden Theilchen klümpern und das gekörnte Eis erzeugen. Natürlich greift dieser Wechsel stufenweis Platz und hält mit den verschiedenen Tiefen in demselben Bette des frischgefallenen Schnees ungleichen Schritt. Das hängt sehr von dem Belauf der Feuchtigkeit ab, durch die die Masse gelockert ist; ob sie nun von der eigenen geschmolzenen Oberfläche, oder vom Thau, Regen, Nebel, die darauf gefallen sind, herrühre. Die in der Masse enthaltene Wassermenge wird sowohl von dem Boden, auf dem sie ruhet

wie von dem Temperaturstand der Atmosphäre affizirt. Bei einem gewissen Kältegrad verglast der Schnee bloß auf der Oberfläche, indem sich eine dünne Eiskruste darüber bildet, die die untere Masse schützt, daß der Frost nicht tiefer eindringt; oder er wird, von Wasser überfüllt, zu einem weichen Brei, der beim Gefrieren sich sofort in festes Eis verwandelt; oder das Wasser sinkt auf einmal zu Boden, so daß es nur von der untersten Schicht eingesogen wird, während die oberste trocken bleibt. Unter allen diesen Umständen jedoch wird der Frost die Schneekristalle in bald mehr, bald weniger kompaktes Eis umgestalten; dieses besteht dann aus einer unendlichen Zahl angehäufter, in Regelmäßigkeit der Umrisse ungleicher Schneepartikeln, die von anderartigem, aus der durchsickerten gefrorenen Feuchtigkeit entstandenem Eis zusammengekittet und von Luft durchzogen sind. Laß nun die Temperatur sich heben, und die vorher starre Masse wird sich wiederum in getrennte, mehr oder weniger gerundete Hagelkörner auflösen. Dieser Prozeß kann sich so oft wiederholen, bis die ganze Masse in ein sehr festes, fast gleichförmig durchsichtiges, blaues, von den eingedrungenen Luftblasen gelichtetes Eis verwandelt wird. Solche Eismasse, wenn einer hinreichend hohen Temperatur ausgesetzt, schmilzt nicht an der Oberfläche und verliert sich nicht wie die des Flußeises durch allmähliche Verminderung ihres Volums; sondern zerkrümelt sich in ihre ursprünglich hagelförmigen Theilchen, die dann einzeln schmelzen. Daraus erklärt sich, daß man oft die Eisberge, anstatt sich langsam in die Fluthen des Ozeans zu verlieren, in Stücke fallen und mit eins verschwinden sieht.

Die Bildung derartigen Eises können wir jeden Winter an dem Rande kleiner Teiche, oder an den mit Schnee bedeckten Spitzen der Thorpfosten beobachten. Aus solchem Eise bestehen die Gletscher; nur kommt bei denselben noch ein anderes Bildungsmoment hinzu, das wir noch nicht besprochen haben: der ungeheure Druck des berghoch angehäuften Schnees innerhalb eines umschlossenen Raumes. Im Kleinen sehen wir die Wirkungen dieses Zusammenpressens, wenn unsere Jungen Schneebälle machen. Lockerer, leichter, stark poröser, und, durch die Menge eingeschlossener Luft, lichtweißer Schnee wird sofort in einen harten, festen und durchschimmernden Klumpen gestaltet. Diese Verwandlung wird um so schneller vor sich gehen, wenn der Schnee anfangs feucht ist; ist er aber trocken, so wird die Thätigkeit der Hand alsbald Feuchtigkeit genug erzeugen, um den Prozeß zu vervollständigen. In diesem Falle wird der bloße Druck dieselben Wirkungen hervorbringen, wie die eben erwähnte Abwechselung des Aufthauens und Gefrierens; nur daß im letzteren Falle das Eis körnig erscheint, anstatt daß es, unterm Druck gebildet, eine massive Substanz darstellt. Bei den Gletschern gehen die beiden Prozesse Hand in Hand, und einseitig und irrthümlich haben die bisherigen Beobachter den Eiserscheinungen bald den einen, bald den andern ausschließlich ins Auge gefaßt. Einige schreiben daher die ganze eisbildende Bewegung der Ausdehnung zu, als Folge des Frierens der eingesickerten Feuchtigkeit; Andere hielten Schwere und Druck lediglich für die wirkenden Ursachen. Noch eine dritte Ansicht, die wahren Eigenschaften des Eises verkennend, möchte uns glauben machen, daß sie wie der Theer z. B. zähe ist, wenn er sich bewegt, so sei auch das Eis zähe, weil es sich bewegt. Wir werden weiterhin sehen, daß die an der fortrückenden Bewegung der Gletscher beobachteten Erscheinungen weit mannigfaltiger sind, als man gemeinhin angenommen hat.

In keiner Gebirgskette ist die Gestalt der Thäler für die Gletscherbildung so günstig, wie in den helvetischen Alpen. Eng an den untersten Theilen, erweitern sich diese Thäler nach oben und strecken sich in tiefen und breiten muldenförmigen Einbiegungen. Das Haslithal z. B. ist am Eingang oberhalb Meyringen nur ½ Meile breit; aufsteigend jedoch erweitert es sich mit jedem Schritt, bis es ob dem Grimsel am Fuße des Finsteraarhorns mehrere Meilen in der Breite mißt. Die so ungeheuren Bergmulden sind die rechten Wiegen für den Schnee, der sich in unermeßlicher Menge darin sammelt und, sich langsam niedersenkend, in Eis übergeht. Das in dem untersten engen Raum zusammengepreßte ist rein, blau und durchsichtig; je höher wir aber steigen, desto lockerer und poröser wird es, selbst die Körnerform verliert sich und es nimmt allmählich den Schneecharakter an, bis es endlich in der höchsten Region so leicht und zerstäublich wie der Wüstensand wird. Ein Schneesturm auf einem Berggipfel unterscheidet sich sehr von einem Schneesturm in der Ebene, was seinen Grund in dem verschiedenen Grad der atmosphärischen Feuchtigkeit hat. Auf bedeutenden Anhöhen sind nicht Dünste genug vorhanden, um die zarten Schneekristalle zusammengerinnen zu machen und Schneeflocken zu bilden. „Ich habe," sagt Agassiz, „auf der Firn der Jungfrau gestanden, als eine gefrorene Wolke die Luft mit Eisnadeln füllte, während ich sehen konnte, wie dieselbe Wolke Regengüsse über Lauterbrunn ergoß. Es war ein Naturschauspiel, wie ich mich eines ähnlichen auf meinen Alpenwanderungen nicht zu erinnern vermag. Die Luft in meiner nächsten Umgebung schien von Regenbogenstaub angefüllt: die Eisnadeln glitzerten in tausend Farben des zurückgeworfenen zersetzten Lichtes, während das finstere Wettergewölk im Thale danieder zu dem Glanz der obern Region, in welcher ich mich befand, einen scharfen Abstich bildete." Man wundert sich, woher die vielen Dünste in solcher Höhe kommen mögen, um in die zartesten Schneefasern verwandelt zu werden. Das geht aber ganz natürlich zu: die warmen Winde, die an den Thalgehängen hinanklimmen, erwärmen diese um die Mittagszeit, nehmen die dadurch entwickelten Dämpfe auf und führen sie in die streng kalten oberen Luftschichten, wo sie bald in Schnee verwandelt werden.

Warme Luftströme wirken auf die Ausdehnung der Gletscher und beeinflussen auch die stehende Schneelinie, die keineswegs selbst in benachbarten Oertlichkeiten gleiche Höhe innehält. Die Größe der Gletscher bestimmt zum Theil ihre Höhengränze, aus dem einfachen Grunde, weil kleine Eismassen rascher und bei verhältnißmäßig niedrigerer Temperatur schmelzen, als große. Die kleinen Gletscher des Rothhorns, der Trift ob dem Grimsel erheben sich zu bedeutender Höhe über der Ebene, während das Eismeer, gespeist aus den großen Eiskesseln des Montblanc, sich tief nach dem Chamouni-Thal neigt, der Grindelwald-Gletscher, fortwährend genährt aus den tiefen Behältern, wo die Jungfrau ihre Schneevorräthe aufspeichert, bis auf 4000 Fuß ob dem Meeresspiegel niedersteigt. Der Aar-Gletscher, obgleich ebenfalls von beträchtlichem Umfang, macht auf einer Höhe von beiläufig 6000 Fuß Halt, weil der Südwind von der andern Alpenseite, der italiänische Sirocco, über ihn hinweht und ihn in einem weit höhern Niveau, als das des Eismeeres und des Grindelwaldes, zum Schmelzen bringt. Eine merkwürdige Thatsache ist's, daß, wenn Ihr im Hasli-Thale aufwärts steigt, die Temperatur sich oft hebt, statt zu fallen; ebenso zeigt das Thermometer auf dem Grimsel einen höhern Temperaturgrad, als in Meyringen, das niedriger liegt, wo die warmen Winde nicht so unmittelbar verspürt werden. Der Aletsch-Gletscher am südlichen Abhang der Jungfrau, in welchen viele andere Gletscher münden, reicht bis zu einer ansehnlichen Höhe, weil er gegen

das Rhone-Thal gewendet ist, durch welches die Südwinde unablässig streichen.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen hört in diesen Gebirgen die Vegetation bei einer Höhe von 6000 Fuß auf; allein in Folge der verwaltenden Winde und der schützenden Bergwände sind die Gränzen des ewigen Schnees und Eises nicht gleichförmig abzustecken. Bei stetigen Strömungen der warmen Luft bilden sich durchaus keine Gletscher, selbst wenn die andern Bedingungen ihre Formation günstig sind. Es giebt Alpenthäler in einer Höhe von 6000 Fuß, die keine Gletscher und auch den ewigen Schnee nur an der Nordseite haben. Dieser Temperaturgegensatz führt zu einem wunderbaren Gegensatz der Scenerie: Sommer und Winter weilen hier neben einander und hart an den Schnee lagern, ja mitten unter ihnen, zehn- bis zwölftausend Fuß über dem Meeresspiegel, lächeln uns Blumen an. Nirgends stirbt die Vegetation ganz aus. Agassiz erinnert sich, auf dem höchsten Punkt der Jungfrau ein Büschel Moos an einem Felsen, der aus dem Schnee emporstarrte, erblickt zu haben. Einen unsäglichen Eindruck machen auf den höchsten Alpen die völlige Einsamkeit und die tiefe Stille: da tummelt sich kein Wild, da weidet kein Vieh, da flattert kein Vogel, da hört man keinen Laut; denn bei der Dünnheit der Luft könnte sich, wenn auch eine Stimme angeschlagen würde, der Schall kaum fortpflanzen. Die ungestörte Ruhe, die Reinheit der Atmosphäre, in welcher jeglicher Gegenstand in seinen natürlichen Umrissen erscheint, die weiten Schneefluren, nur hin und wieder von den Kuppen winkliger Felsen unterbrochen — geben ein Bild, das eben so schön, wie erhaben ist. Mitunter stößt man auf einen Fleck von sogenanntem rothen Schnee. Aus der Ferne glaubst Du, die Spuren irgend eines blutigen Vorfalls zu erblicken; je näher aber Du kommst, desto mehr geht das grelle Roth in ein zartes Rosa über, bis auch diese Tinte sich in den reinen farblosen Schnee umher verliert und den ersten Eindruck völlig verwischt. Dieser rothe Schnee rührt von einem kryptogamischen Gewächs her, das hier in üppiger Fülle wuchert; gerade wie die mikroskopischen Pflanzen, die im Frühling unsere Sümpfe grün färben. Es ist eine in den Polargegenden bekannte Alge, die während des Sommers über die dortigen Gefilde einen Teppich webt.

Nachdem wir uns mit den die Bestandtheile der Gletscher betreffenden Thatsachen bekannt gemacht haben, gehen wir nun an die Betrachtung ihrer Struktur in Verbindung mit ihrer Bewegung und den Wirkungen, die sie auf die Fläche, über die sie sich erstrecken, ausüben. Wir haben bereits bemerkt, daß das Gletschereis nicht überall in gleicher Beschaffenheit erscheint, sondern sich darin nach dem Höhenverhältniß richtet. Wir unterscheiden nun in dieser Beziehung drei Regionen: in der obersten, an den steilsten und höchsten Abhängen der Bergrücken, bestehen die Eisfelder hauptsächlich aus den Schneeschichten, wie sie sich durch die fortgesetzten Schneefälle in den kältern Jahreszeiten auf einander gestößt haben, und die in dieser Uebereinanderlage unverändert verbleiben würden, wenn sie nicht in Folge der stufenweisen Abwärtsbewegung einen Wechsel erlitten: die Masse senkt sich und der leer gewordene Raum wird durch frische Schneehaufen ausgefüllt. Diese Uebertragung, durch welche in der Vertheilung der Schneemasse das Gleichgewicht bewahrt wird, wiederholt sich bei allen Gletschern, so daß anstatt unbegrenzt in die Höhe zu wachsen, da bei der intensiven Kälte der Zuwachs selten zum Schmelzen käme, sie andauernd dieselbe Dicke behalten, indem sie durch die Wiederbewegung auf ein Maß zurückgebracht wird, das dem jährlichen Zuschuß an frischem Schnee entspricht. Gerade so bewahrt ein Hauptstrom, in den viele Nebenflüsse münden, den gleichen Wasserstand, indem Zufluß und Abfluß einander die Waage halten. Schwere Regengüsse, plötzliches Thauwetter in manchen Jahren oder auch in gewissen Jahreszeiten können allerdings die Ueberschwemmung eines solchen Stromes herbeiführen. Auch bei den Gletschern treten in manchen Jahren und zu verschiedenen Perioden Unterbrechungen in dem regelmäßigen Verlauf der Schneefälle ein, und die nothwendige Folge davon ist, daß die auf einander geschichteten Schneelager nicht von gleicher Stärke sind. In gewöhnlichen Zeiten jedoch beträgt die Stärke der jährlich zugewachsenen Schicht sechs bis acht Fuß durchschnittlich über ausgedehnte Gefilde; denn die größere Anhäufung von Flugschnee an einzelnen Punkten kommt hier nicht in Betracht. Diese Schneeschicht verwandelt sich allmählich in mehr oder weniger kompaktes Eis, indem es durch einen vermittelnden Zustand geht, ähnlich dem Zustande des Geleises einer Schlittenbahn; und in diesem Zustande hauptsächlich nimmt es die Oberfläche der ausgedehnten, muldenförmigen Vertiefungen ein, in welche die Massen sich niedersenken. Diese Region heißt die Névé-Region. Sie ist die angebliche Geburtsstätte der Gletscher, denn hier beginnt die Eiswandlung. Das Névé-Eis, obgleich wechselnd in dem Grade der Gedrungenheit und Festigkeit, ist doch stets sehr porös und von weißlicher Farbe, während es tiefer unten geschlossen, kernig, durchsichtig und bläulich ist.

Abgesehen aber von der Verschiedenheit in der Festigkeit und der äußern Erscheinung, sind noch gar manche andere wichtige Abwechselungen an dem Eise in den verschiedenen Regionen wahrzunehmen, die hauptsächlich von dem Drucke, den es bei der fortschreitenden Bewegung niederwärts, den Erschütterungen bei dieser Ortsversetzung herrühren; endlich übt die Form selbst ihren Einfluß nicht bloß auf die äußere Erscheinung, sondern auch auf die innere Struktur der Gletscher.

Italien.

Italien und die Italiäner, nach statistischen Momenten.*)

Der anerkannt tüchtigste Statistiker Italiens, Herr Correnti aus Mailand, jetzt Staatsrath in Turin, gab im Jahre 1858 ein statistisches Jahrbuch heraus, welches großen Beifall fand. Er wollte es in den nächsten Jahren fortsetzen, allein es hatte sich seitdem in Italien so viel verändert, daß er erst mit dem Anfang des Jahres 1864 diesen zweiten Jahrgang zu liefern vermochte.

Daß hier nach deutscher Gründlichkeit gestrebt worden, zeigen schon die vorausgeschickten deutschen Denksprüche von Göthe und Humboldt, von denen der erste sagt: daß Zahlen zeigen, wie die Welt regiert wird, und der letztere: daß im politischen Haushalte die Zahlen das Entscheidende sind und der letzte entscheidende Richter.

Vorausgeschickt ist eine kurze Einleitung über das Wesen und die Wirksamkeit der Statistik mit einer tabellarischen Uebersicht der europäischen Staaten in Ansehung ihres Umfangs, der Bevölkerung, der bewaffneten Land- und Seemacht, der Finanzen und des Handels, was zur Vergleichung mit den italiänischen Verhältnissen einen nützlichen Anhalt giebt.

*) Annuario statistico Italiano per cura di C. Correnti e P. Maestri. Anno II. Torino, 1864. Tip. Letteraria. 709 p. in 16.

Hierauf folgt der Bericht an das italiänische Ministerium über den fünften statistischen Kongreß in Berlin im Jahre 1863, von dem Staatsrath Correnti, der dem Kongresse als Abgeordneter der Regierung des Königreichs Italien beiwohnte.

Was nun die Statistik von Italien selbst betrifft, so hatte bereits der erste Jahrgang das ganze, von Italiänern bewohnte Land umfaßt, mithin Corsica, Malta, Istrien, das italiänische Tirol und die italiänische Schweiz ebenfalls. Dies ist nun auch im zweiten Jahrgange beibehalten.

Den ersten Abschnitt bildet die Bevölkerung, wonach die verschiedenen Provinzen des jetzigen Königreichs Italien 21,893,141 Einwohner zählen; dazu kommen noch die anderen, nicht zu diesem Königreiche gehörigen, von Italiänern bewohnten Länder, als Malta mit 155,711 Einwohnern, Corsica mit 254,350, Venetien mit 2,380,353, der Kirchenstaat mit 723,121 Seelen u. s. w.; so daß die Gesammtzahl der von Italiänern bewohnten Länder eine Bevölkerung von 26,910,733 Einwohnern nachweist. Die Bevölkerung hat in 10 Jahren um 0,54 auf 100 Einwohner zugenommen, mehr als in Frankreich, aber weniger als in Oesterreich, Preußen, Belgien und England. Was die Dichtigkeit der Bevölkerung betrifft, so wohnen im Durchschnitt auf dem Quadrat-Kilometer (8 Kilometer sind gleich einer geographischen Meile) 84 Seelen; auf der Insel Sardinien nur 24, in Piemont und Ligurien 103, in Umbrien 53, in der Lombardei 134. Eine beigefügte Karte zeigt die Dichtigkeit der Bevölkerung in 8 verschiedenen Schattirungen. Ueberall erscheint die Zahl der männlichen Geburten überwiegend gegen die der weiblichen. Die Civil-Stands-Register sind nur in den Provinzen vorhanden, wo nach der Restauration auf dem Wiener Kongresse das Gesetzbuch Napoleons beibehalten worden ist, als in Parma und in dem ehemaligen Königreiche beider Sicilien; in den anderen Provinzen des Königreichs Italien werden noch die Kirchenbücher nach alter Art geführt, doch soll dies durch das jetzt in Arbeit befindliche neue allgemeine Gesetzbuch abgeschafft werden.

Die Topographie weist für das jetzige Königreich Italien einen Flächen-Inhalt von 256,396 Qr.-Kilometer nach und wird bei Aufzählung der 59 Provinzen oder Präfekturen, in welche das Königreich getheilt ist, bei jeder Provinz der Flächen-Inhalt und die Seelenzahl angegeben, sowie der Nachweis, wie viel Seelen in jeder Provinz auf den Qr.-Kilometer kommen. Bei allen Provinzen sind die Kreise angegeben, in welche sie getheilt sind, nebst der Seelenzahl derselben. Die größte Provinz ist in Ansehung der Bevölkerung Turin, mit 944,992 Seelen auf 10,270 Qr.-Kilometer, mit den Kreisen Aosta mit 81,881 Seelen, Forec, Pinerolo, Susa und Turin mit 484,571 Seelen. Die Provinz Neapel zählt 867,983 Seelen. Eine der kleinsten Provinzen ist Lucca mit einem Flächeninhalt von 1,472 Qr.-Kilometer und 256,161 Einwohnern und einem einzigen Kreise; noch kleiner ist die Provinz Grossetta mit 100,000 Seelen auf 4,299 Qr.-Kilometer, so daß nur 23 Seelen auf 1 Qr.-Kilometer kommen, in Lucca dagegen 174 Seelen, in der Provinz Turin 92 Seelen, in Genua 158 und in der Provinz Mailand 317 auf 1 Qr.-Kilometer. Es wird hierbei gezeigt, wie diese Eintheilung entstanden, nämlich so daß man die neapolitanische Provinzial-Eintheilung beibehalten, aber die in den alten Provinzen geändert hat. Aus diesen früheren Verhältnissen wird auch nachgewiesen, daß sich darin ein Uebelstand findet, daß die Gemeinden ebenfalls von ganz verschiedener Größe sind. In der Lombardei ist die Seelenzahl einer Gemeinde im Durchschnitt gegen 1000 Einwohner, in Toscana und der Romagna sind die Gemeinden aber bis 7 Mal mehr bevölkert; hier umfaßt eine Gemeinde durchschnittlich beinahe 100 Qr.-Kilometer, in der Lombardei nur etwa 10 Qr.-Kilometer. In dem gesammten Italien findet überall Selbstverwaltung der Gemeinden statt, da dort das Lehnwesen nicht in dem Maße zur Ausführung kam, wie in Deutschland, wo der Edelmann die Gemeinde war, und noch jetzt selbst in Ländern, die auf der höchsten Stufe der Civilisation zu stehen vermeinen, der gnädige Gutsherr das Polizei-Verwaltungs-Recht zugleich mit erbt oder erkauft. Das Königreich Italien zählt 7,721 Gemeinden, die, wie gesagt, sich selbst verwalten. Im Durchschnitt zählt eine solche Gemeinde 2,821 Einwohner; weniger als 500 Seelen zählen nur 1,094 Gemeinden, von denen 607 auf die Lombardei kommen und 359 auf Piemont und das Genuesische (Ligurien); 141 Gemeinden haben über 10,000 Einwohner, 79 über 20,000, 9 über 50,000 und 8 über 100,000 Einwohner.

Ein Unterschied zwischen Städten und Dörfern findet in Italien eigentlich nicht statt, noch weniger, daß der Bewohner der einen Bürger, der anderen Bauer genannt wird. Ueberhaupt ist Italien kein Kastenland; man überläßt dort die historisch begründete Gliederung der Gesellschaft denen, welche darin das Ziel der Welt suchen. Von den in diesem Werke namentlich aufgeführten Gemeinden mit mehr als 20,000 Einwohnern sind nur 8 in ihren alten Mauern eingeschlossen, nämlich Mailand, Genua, Parma, Florenz, Cremona, Pavia und Siena; die anderen mit Wällen und Mauern umgebenen Städte sind auch außerhalb derselben bedeutend, z. B. Alessandria, Ferrara, Ravenna, Arezzo u. a. m. Städte über 100,000 Einwohner sind folgende: Messina 103,000 Bologna 109,000, Florenz 114,000, Genua 137,000, Palermo 194,000, Mailand 196,000, Turin 204,000 und Neapel 447,000 Einwohner. Bei diesem Abschnitte werden auch die vorzüglichsten, Italien betreffenden Karten angeführt, und ist eine Karte von den Julischen Alpen, von dem Passe von Gonteba an bis nach Adelsberg beigegeben.

Der Abschnitt über die innere Verbindung weist nach, daß über 12,000,000 Meter Kunststraßen in dem Königreiche in Gebrauch sind, deren jährliche Unterhaltung über 8,400,000 Franken kostet; am wenigsten ist damit die Insel Sicilien versehen. Der Bau der Eisenbahnen hat in den letzten Jahren, seit dem Entstehen des Königreichs Italien, einen so mächtigen Aufschwung genommen, daß jetzt bereits 3,446 Kilometer befahren werden; noch mehr aber sind bereits in Arbeit, welche vertragsmäßig, da sie Bau-Gesellschaften überlassen sind, bis zum Jahre 1868 vollendet sein werden. Dann kommen auf 1000 Qr.-Kilometer Flächenhalt 24 Kilometer Eisenbahnen; in Frankreich nur 10 Kilometer, in Preußen 19, in Oesterreich 7, in Belgien 44 und in England 48. Von den im Bau begriffenen Eisenbahnen mit 2,157 Kilometer kommen auf das Neapolitanische 394, auf Toscana 566 und auf Piemont mit Ligurien 655 Kilometer, worunter die Bahnen von Genua nach Nizza und Sarzana mit begriffen sind, sowie der Tunnel des Mont Cenis. Außerdem werden bereits Studien noch für andere 2,307 Kilometer Eisenbahnen gemacht, wobei es noch nicht ganz entschieden ist, ob die Verbindung zwischen Genua und dem Mittelmeere nach der Nord- und Ost-See über den Lukmanier, den Splügen oder den Septimer gewählt werden wird.

Die bereits in Thätigkeit befindlichen 248 Telegraphen-Stationen umfassen 12,800 Kilometer und bringen beinahe die Kosten auf. Das Königreich hat 2,368 Postämter, die im Jahre 1862 133,900,000 Briefe beförderten, welche 10½ Millionen Franken einbrachten; dennoch fehlt noch viel zu dem Verhältniß in England,

wo jährlich auf einen Einwohner 22 Briefe kommen. Die Postschiffe werden von 4 Privat-Gesellschaften unterhalten, welche 11 Dampfer mit Rädern und 25 mit Schrauben gebrauchen, aber noch einen jährlichen Zuschuß von 3,700,000 Franken bedürfen. Die Zahl der Postbeamten beträgt 4,048 und deren Besoldung 4,500,000 Franken.

Ein sehr wichtiger Abschnitt enthält die Einrichtung der inneren Verwaltung. Es wird hier zurückgegangen in die klassische Vorzeit des römischen Reiches, in die Zeit der erstarkenden Macht des Bürgerthums, welches dem Lehnwesen ein Ende machte, worauf aber das göttliche Recht des Hohen-Priesters zu Rom alle Rechte der Humanität vernichtete. Erst unter Napoleon I. fing Italien an, sich wieder als ein einheitliches Volk zu fühlen. Alle dortigen Bewegungen hatten seitdem nur den Zweck, zur Einheit zu gelangen, bis man in der Monarchie von Sardinien das Mittel fand, die erstrebte Einheit zu erhalten. (S. der italiänische Bund und der deutsche Fürstentag, von J. F. Neigebaur, Leipzig 1863, bei Sonnenberg.) Als diese Einheit seit 1860 endlich erreicht war, erhob sich Streit über die Einrichtung der Verwaltung. (S. Giorgini, L'unità d'Italia in ordine al diritto ed alla storia, Firenze 1860, und Proudhon, La fédération et l'unité en Italie, Paris, 1863.) Indem hier die Vortheile der Centralisation und Decentralisation beleuchtet werden, erscheint Frankreich als der klassische Boden für die Centralisation. Man fand aber nach Vergleichung mit der inneren Verwaltung in England und in Nord-Amerika für Recht, das rationelle Prinzip vorzuziehen, das sich auf freies Gemeindewesen gründet.

Es folgen dann alle die nach diesen Erörterungen erlassenen Gesetze, welche gegeben worden, um die vollständige Einheit des italiänischen Königreichs zur Ausführung zu bringen. Dieser Abschnitt schließt mit der Statistik der Wahlen zum Parlamente. Hiernach hat das Königreich 394,365 Wähler; von diesen wählen stets 50,000 einen Abgeordneten, so daß auf 443 Abgeordnete gerechnet wird; auf 55 Einwohner aber kommt ein Wähler.

Der von der bewaffneten Macht handelnde Abschnitt fängt mit der Geschichte der Errichtung eines italiänischen Heeres an, nachdem früher nur kaiserliche, französische, spanische, päpstliche und wieder kaiserliche, päpstliche und andere Soldaten in Italien gekannt waren. (S. Stella Milizia cisalpina Italiana, per Zonoli, Milano, 1845.) Diese Geschichte wird fortgesetzt bis zum Falle Napoleons I. und weiter bis zur Restauration, wo sich ergiebt, daß unter den 5,500,000 dem italiänischen Volksstamme angehörigen österreichischen Unterthanen sich 74,900 Soldaten befinden. (Siehe die Vertheilung der Volksstämme in der österreichischen Monarchie von Czörnig. Wien, 1861.) So werden auch die sardinischen und neapolitanischen Heere beschrieben, wie dieselben vor 1848 waren, worauf die Kriege seit jener Zeit, die Vertheidigung von Venedig, Rom u. s. w. folgen, die damaligen Bewaffnungen in Bologna, Florenz u. s. w. Sehr wichtig sind die hier mitgetheilten Zahlen-Verhältnisse, sowie die zur Zeit des letzten Krieges mit Oesterreich im Jahre 1859, als Neapel noch ein Heer von 90,800 Mann, der Papst 13,400 und Toscana, Parma mit Modena gegen 24,000 Mann unter den Waffen hatten, also den Piemontesen weit überlegen waren. Nach der letzten Armee-Formation ist der Bestand des italiänischen Heeres: 91 Regimenter Infanterie, 7 Regimenter Schützen, 26 Cavallerie, 11 Regimenter Artillerie, mit den Pontonniers, 2 Regimenter Sappeurs vom Genie, 3 Regimenter Train, mit den Verwaltungs- und den anderen Mannschaften 243,931 Köpfe. Es wurde berechnet, daß auf 500 Seelen alle Jahre ein Rekrut ausgehoben werden konnte, so daß deren jährlich 45,000 eingestellt werden. Das Heer bildet 7 Armee-Corps, das von Turin, von Mailand, von Parma, von Bologna, von Florenz, von Neapel und Palermo; die Insel Sardinien bildet ein abgesondertes General-Kommando. Jeder Italiäner ist zum Militärdienst verpflichtet, kann aber durch die Zahlung von 600 Thalern sich von der persönlichen Dienstpflicht befreien. Da dies den Unbemittelten, welche länger dienen wollen, zukommt, findet kein Mensch darin eine Ungerechtigkeit, weil kein unerreichbares Vorrecht der Geburt stattfindet, jeder aber die Möglichkeit vor sich hat, etwas erwerben zu können. Dem Unbemittelten ist es gleich, ob er dem Bauer oder dem Bürger dient, oder dem Staate; dagegen kann Jeder auf Beförderung rechnen, denn das dritte Avancement in jedem Regiment zum Unter-Lieutenant ist für die Unteroffiziere bestimmt. Im Frieden geht das Avancement bis zur höchsten Stelle fort nach der Anciennetät, im Kriege aber hat der König den dritten Theil zu bestimmen, doch muß jeder 2 Jahre in dem vorhergehenden Grade gedient haben. Bei jedem Regiment sind Schulen angeordnet, in denen Offiziere die Unteroffiziere zu höheren Graden vorbereiten. Ausgenommen sind die in den Militär-Erziehungs-Anstalten ausgebildeten Zöglinge über 18 Jahr alt. Die gelehrten Waffen werden hier am meisten geschätzt, daher die vornehmsten und reichsten jungen Leute sich für die Artillerie u. s. w. ausbilden, da sie die Mittel haben, in die diesfallsige Turiner Militär-Akademie einzutreten. Cadetten-Häuser für einen bevorzugten Stand giebt es nicht, wohl aber Militär-Erziehungs-Armen-Häuser für arme Soldaten-Söhne. In die Erziehungs-Anstalten zum Offizier steht der Eintritt jedem frei; die Anstellung als Offizier erfordert aber eine strenge Prüfung. Ueber alle diese Verhältnisse, Pensionirung, Verpflegung, das Rechnungswesen, über Hospitäler, Festungen u. s. w. wird hier genaue Auskunft gegeben, selbst über die Militär-Bibliotheken. (S. die Bibliotheken im Arsenal zu Turin und die Militär-Bibliotheken des Herzogs von Genua daselbst, von dem Geheimrath Neigebaur im Leipziger „Serapeum.")

Hierauf folgen die genauesten Nachrichten über die Seemacht des Königreichs Italien, welche in 53 größeren Kriegsschiffen besteht, die 1,189 Kanonen führen; darunter befinden sich 14 gepanzerte Schiffe (corazzate) mit 558 Kanonen, 14 Schraubendampfer mit 574 Kanonen, 15 Raddampfer mit 31 Kanonen und 10 Segel-Schiffe mit 100 Kanonen. Außer diesen sind noch 100 kleine Schiffe mit 1,322 Kanonen bewaffnet. Die Mannschaft dieser Seemacht besteht aus 23,162 Köpfen. Außer dieser hier genau beschriebenen Seemacht steht die italiänische Handels-Marine ebenfalls unter dem Marine-Minister, da sie gewissermaßen die Pflanz-Schule der Kriegs-Marine ausmacht. Auch Garibaldi und andere jetzt bekannte Generale führten früher Kauffahrer in den amerikanischen Gewässern; doch fehlt es nicht an Unterrichts-Anstalten für die See-Offiziere, von denen die eine in Genua, die andere in Neapel ist. See-Arsenale sind in Genua, in Porto Ferraje, 2 in Neapel, in Palermo und Ancona, und wird noch ein solches in Spezzia errichtet.

Der Abschnitt über die National-Garde ist besonders merkwürdig, da sie schon im letzten Kriege, zum Theil mobil gemacht, die Festungen besetzte und jetzt im Neapolitanischen zur großen Zufriedenheit der Linie mitwirkt; sie besteht aus 1,997,540 Mann, von denen bereits 1,230,988 Mann vollständig organisirt sind, so daß hier die gesammte bewaffnete Macht, mit Einrechnung der mobilisirten National-Garde, auf 563,000 Mann angeschlagen wird. Zur Vergleichung wird angeführt, daß in Oester-

reich für den Krieg ausgerüstet sind 612,650 Mann, in Frankreich 700,000 Mann und in Rußland über eine Million, in Preußen 439,500 Mann. Hiernach wird hier berechnet, daß in Italien ein bewaffneter Mann auf 38 Einwohner des Königreichs Italien kommt, in Preußen auf 35, in Oesterreich auf 57, in Rußland auf 55 und in Frankreich auf 52 Einwohner. In Ansehung der großen Kriegsschiffe wird Italien mit seinen 53 Schiffen (die stärker sind als Corvetten) der vierte Rang eingeräumt; Rußland besitzt solcher Schiffe 57, Frankreich 156 und England 260, Preußen deren 8.

Es würde zu weit führen, diesem höchst interessanten Werke noch weiter zu folgen; wir bemerken nur noch aus der Statistik des öffentlichen Unterrichts, daß allein im Jahre 1862 in 363 Gemeinden neue Volksschulen angelegt wurden, und daß die Zahl der angestellten Volks-Schullehrer und Schullehrerinnen in demselben Jahre um 2,751 vermehrt wurde. Die Gemeinden genießen die vollkommenste Selbst-Verwaltung auch hinsichtlich ihrer Unterrichts-Anstalten. Reigebaur.

Frankreich.

Pariser Bilder.*)

Napoleon und die Veilchen.

Die „lebenden Bilder aus Paris" sind eine bequeme, angenehme Lektüre im Feuilletonstyl. Die sozialen Verhältnisse werden geschildert, die bedeutendsten Persönlichkeiten, die Vergnügungen des Hofes und Adels, der Bourgeoisie, der unteren Schichten. Wir wohnen in der großen Oper der ersten Vorstellung des „Tannhäuser" bei, bei Hofe dem Empfange des türkischen Gesandten; wir belauschen hinter einem Fenstervorhang den Kaiser im Familienkreise — Alles ist hübsch geschrieben, ohne Anspruch, etwas Bedeutendes zu sein. Von Politik und Religion ist nicht viel die Rede; wo dies geschieht, befindet sich der Verfasser auf dem Standpunkt der „Kölnischen Blätter," für welche die Abschnitte des Buches einzeln geliefert wurden. Wir geben als Probe eine kleine Episode, die auch an und für sich interessant ist.

Es war in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts. Der große General, der die Geschicke Frankreichs und Europas, wie er sich selbst rühmte, auf der Spitze seines Schwertes trug, war bereits zum Consul auf Lebenszeit ernannt und stieg raschen Schrittes die Stufen zum Kaiserthron hinan. In Malmaison wohnte seine Gemahlin Josephine; er selbst bewohnte das Elisee, denn die Tuillerien bezog er erst nach seiner Krönung. Fast täglich ritt er nach Malmaison hinaus, nur von einem Diener oder auch von seinem treuen Rustan gefolgt. So war er auch an einem Februar-Morgen unterwegs und ritt schneller als gewöhnlich, denn er hatte sich verspätet. Die Ursache der Verzögerung war ein Veilchen-Bouquet, das der Consul aus den Treibhäusern von Versailles erwartete, und das nicht ankam. Damals waren Veilchen im Winter eine Seltenheit, und ein Bouquet sofort anderweitig aufzutreiben, war geradezu unmöglich. Und doch hatte Bonaparte ein Versprechen zu lösen, denn es war der Namenstag seiner Frau, und sie hatte ihm wenige Tage vorher auf seine Anfrage, welches Geschenk sie wünsche, einfach geantwortet: Nichts als einen Strauß Veilchen. Nun sollte er diesen Wunsch nicht erfüllen. Zwei Couriere hatte der Ungeduldige schon nach Versailles geschickt; es ging ihm wirklich wie Ludwig XIV.: er mußte warten. Da bringt man plötzlich von unbekannter Hand einen großen, prächtigen Veilchenstrauß, so duftig und frisch, wie mitten im Mai gepflückt, jedenfalls viel schöner, als das von Versailles erwartete Bouquet gewesen wäre. Der Consul, überrascht und gerührt — ahnte er vielleicht, von wem der Strauß kam? — schwingt sich hastig damit aufs Pferd und sprengt nach Malmaison. Dort ist schon große Versammlung; die Freunde des Hauses — und begreiflich zählt der erste Consul deren nicht wenige — waren mit reichen, glänzenden Geschenken gekommen. Bonaparte tritt hinein, umarmt seine Gemahlin und überreicht ihr das Bouquet.

Von da an datirt die Vorliebe Napoleons für Veilchen. Der bewußte Strauß wurde gehegt und gepflegt wie ein Schooßkind, auf den besonderen Befehl des Consuls. Als die Blumen endlich verwelkt waren, sorgte Josephine, die sich die plötzliche Veilchen-Passion ihres Gemahls gar nicht erklären konnte, für frische, und auch als Kaiserin blieb sie diesem Cultus treu.

Später, da sie als Opfer einer unheilvollen Politik dem Thron entsagte und sich nach Malmaison zurückzog, gebeugt und verlassen, war Blumenpflege ihre liebste Beschäftigung, und ihre Lieblingsblume blieb das Veilchen. Als sie nach einigen Jahren am gebrochenen Herzen starb, pflanzte man Veilchen auf ihr Grab, und noch heut, wo ein prächtiges Mausoleum über der Gruft der ersten Kaiserin aufgeführt ist, blühen Veilchen in Fülle rings umher.

Auch auf St. Helena pflanzte Napoleon Veilchen mit Vorliebe, und als sein Sarg in Cherbourg die französische Erde berührte, war er in wenigen Minuten mit Veilchensträußen und Kränzen über und über bedeckt.

Unter der Restauration hob die weiße Lilie ihr stolzes Haupt, und unter der prosaischen Juli-Regierung bekümmerte man sich gar nicht um Blumen; aber mit dem neuen Kaiserthum trat das Veilchen wieder an seinen früheren Ehrenplatz.

Im November 1848 war die Aufregung der Gemüther groß in Paris, denn es waren die Tage der Präsidentenwahl für die neue Republik. Die blutigen Juni-Tage waren noch im Gedächtniß Aller, und verhüllter als je zuvor schien die Zukunft Frankreichs. Man fragte sich ängstlich, welcher Name hervorgehen würde aus der Volksabstimmung? Cavaignac mit dem Säbel-Regiment, Louis Blanc, oder Ledru-Rollin mit dem Sozialismus und dem Communismus, oder endlich Louis Napoleon mit dem neuen Kaiserreich? Der Prinz ging unruhig auf und ab in einem Salon des Hotel du Rhin am Vendome-Platz, wo er als schlichter Privatmann abgestiegen war. Auf dem Kamin und auf den Fensterbrüstungen standen in reichen Vasen herrliche Veilchen-Bouquets, eine Aufmerksamkeit des Wirths, die ihm der spätere Kaiser nicht vergessen haben soll. Wenige Getreue umgaben ihn: Persigny, Morny, Dr. Conneau. „Die Blumen bedeuten Glück," sagte der Prinz zu Persigny und wies auf die Veilchen — und schon wälzte sich der Tumult näher und näher vom Hotel de Ville, wo man gerade die gigantische Addition der drei Millionen Stimmen abgeschlossen hatte: neun Zehntheile waren zu Gunsten Napoleons ausgefallen. Der Saal und die anstoßenden Zimmer füllten sich nach wenig Minuten mit zahlreichen Gratulanten, und bis nach Mitternacht wogte die Menge auf und ab. Der Prinz

*) Lebende Bilder aus dem modernen Paris. 2 Bände. Köln, J. P. Bachem, 1863.

zog sich spät zurück; im leeren Saal dufteten die Veilchen, und in jedem Jahr, wenn der Napoleonstag kommt, scheint sich ganz Paris in einen Veilchengarten zu verwandeln. Verkünden die Blumen die Dauer seines Glücks?

Kleine literarische Revue.

— **Nathaniel Hawthorne.** Dieser amerikanische Schriftsteller, von dessen geistvollen Skizzen Englands das „Magazin" im vorigen Jahre einige Proben mittheilte, ist am 19. Mai zu Plymouth in den Vereinigten Staaten, 60 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Gewöhnlich wurde er als der Verfasser des „Scarlet Letter" und des „House of the Seven Gables" bezeichnet, weil dies seine besten Arbeiten, Novellen voll psychologischen Interesses, sind. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren hatte er sich den amerikanischen Socialisten angeschlossen, die allerlei Versuche von Arbeiter-Kolonien machten, um solche Theorien, wie sie früher Owen von Lanark und in Deutschland neuerdings Lassalle gepredigt, praktisch zu machen. Aber die Arbeiter-Kolonie zu Roxburg, an deren Spitze Hawthorne und einige andere Literaten standen, ging bald zu Grunde, und Ersterer nahm darauf eine Stelle als Steuerbeamter in Boston an. Von seinem Freund und Studien-Genossen Franklin Pierce wurde er, als Letzterer Präsident der Vereinigten Staaten geworden war, zum Consul in Liverpool ernannt, welchen sehr einträglichen Posten Hawthorne im Jahre 1853 antrat und bis zur Präsidentenschaft Lincoln's bekleidete. Seine Skizzen Englands und der Engländer hat er erst nach seiner Rückkehr in Amerika publizirt. Sie sind sämmtlich aus dem Leben gegriffen und, da der Verfasser unangesteckt von dem verblendeten Eigendünkel der Engländer war, nichts weniger als schmeichelhaft für diese, und haben daher in England manchen Widerspruch gefunden.

— **Sealsfield.** Am 26. Mai verstarb auf seinem bescheidenen Landsitze bei Solothurn der Deutsch-Amerikaner Charles Sealsfield, über dessen geheimnißvolle Herkunft und Erscheinung diese Blätter vor etwa zwei Jahren einen Artikel aus der Feder der Frau v. Reinsberg-Düringsfeld gebracht haben. Wahrscheinlich ist Sealsfield, Saalfeld oder Siegelfeld, ein geborener Deutscher gewesen, der in früher Jugend nach den Südstaaten von Nord-Amerika kam und dort durch den Betrieb einer Plantage ein nicht unbedeutendes Vermögen erwarb. In der Einleitung zu seinem Romane, der „Virey (Vicekönig)," findet sich eine Notiz, nach welcher der Verfasser im Jahre 1828 in Mexiko sich befand. Der Banquerott eines Bankhauses in Neu-Orleans brachte ihn um einen großen Theil seines Vermögens, und in Folge dessen wandte er sich der Schriftstellerei zu, und zwar zunächst als Mitarbeiter des damals in Neu-Orleans in französischer Sprache erscheinenden Courrier des Etats-Unis. Aus Gesundheitsrücksichten ging er im Jahre 1830 nach Europa, wo er abwechselnd in London und in Paris lebte, von wo er in englischer, französischer und deutscher Sprache mit verschiedenen Zeitungen korrespondirte. Seit dem Jahre 1832 ist die Schweiz sein Adoptivland. Hier soll er mit dem jetzigen Kaiser der Franzosen und dessen Mutter auf Schloß Arenenberg in näherer Verbindung gewesen sein. Im Jahre 1833 erschien in Zürich sein erster Roman in deutscher Sprache „Der Legitime und der Republikaner," welchen er früher englisch unter dem Titel „Tokeah" in Amerika veröffentlicht hatte. Da das Buch in Deutschland, seiner originellen, kernigen Schreibart und der Naturwahrheit wegen, mit der es die amerikanischen Zustände schilderte, großen Beifall fand, so folgten ihm bald darauf andere Arbeiten des „Verfassers des Legitimen," namentlich die „Transatlantischen Reiseskizzen," die „Lebensbilder aus beiden Hemisphären," der „Virey" ꝛc. ꝛc. Auf den späteren Werken wird er als „Verfasser des Virey" bezeichnet; sein Name jedoch blieb länger unbekannt, als der des Verfassers der Waverley-Novellen (Walter Scott). Vor etwa 12 Jahren kehrte Sealsfield nach Amerika zurück, wo er neue Materialien zu einem größeren Werke einer vergleichenden Charakteristik der alten und neuen Welt, sammelte, doch ist dieses, so viel bekannt, nicht vollendet worden – der Bürgerkrieg in Amerika brach nämlich aus und lieferte ihm den Beweis, daß die Schlüsse, die er aus seinen Studien gezogen, falsch seien. Er soll das Manuscript in seiner letzten Krankheit verbrannt haben. Krank kehrte er nach Europa zurück, wo er auf seinem Landhause in der Nähe von Solothurn, einsam und von keinem Angehörigen betrauert, verstorben ist.*)

— **Grammatik der deutschen Mundarten.** Für die Erforschung des mundartlichen Sprachbestandes hat Karl Weinhold schon früher Bedeutendes geleistet, und darum hatte er, wie wenige Grammatiker neben ihm, den Beruf, die bis jetzt ungelöste große Aufgabe einer zusammenfassenden grammatischen Darstellung der deutschen Mundarten in ihren Hauptgebieten auf sich zu nehmen. Der vorliegende erste Band behandelt den alemannischen Dialekt,**) der zweite ist dem baierischen bestimmt. In gleicher Weise sollen dann die Mundarten der anderen deutschen Stämme, der Franken, Thüringer, Sachsen und Friesen bearbeitet werden. Weinhold's Werk führt den von Jacob Grimm begonnenen Bau einer historischen Grammatik weiter aus, nicht aber ist es, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, eine Darstellung ausschließlich der heutigen Dialekte, und obwohl diese auch in gebührender Weise berücksichtigt sind, so liegt doch der Kern der Arbeit in der Veranschaulichung des geschichtlich grammatischen Stoffes. Von den ältesten Zeiten an sucht der Verfasser aus den zugänglichen Quellen die Laute, die Wortbildung und die Wortbiegung in jedem Dialekte zu entwickeln. Die Leistung Weinhold's entspricht der Aufgabe in vollkommenster Weise; sie stellt sich dem klassischen Werke Grimm's würdig an die Seite. In der deutschen Philologie ist lange kein so hervorragendes Buch erschienen, welches zugleich auf das Studium und seine Entwickelung einen so entschiedenen Einfluß auszuüben bestimmt und geeignet ist. Wir müssen es herzlich wünschen, daß dem Verfasser Leben, Kraft und Muth bleibe, das begonnene Werk weiter zu führen und zu beenden.

— **Antheil des Auslandes an der germanischen Philologie.** Die von Jacob Grimm zur eigentlichen Wissenschaft erhobene historische Sprach- und Literaturforschung hat auch auf die uns stammverwandten Nationen ihren Einfluß ausgeübt, namentlich auf die Skandinavier. Wir möchten alle diejenigen, welche solchen Bestrebungen ihr Interesse schenken und den Gang der Alterthums-Wissenschaft im Auslande, wenn auch nur zunächst durch Kenntnißnahme von der Existenz der betreffenden Literatur-Erscheinungen, zu verfolgen wünschen, auf die von Professor Karl Bartsch zu

*) Seine Testamentserben wohnen, wie man vernimmt, in Mähren.

**) Grammatik der deutschen Mundarten, von Karl Weinhold. Erster Theil: Das alemannische Gebiet. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Harrwitz und Gossmann, 1863. (XVIII. u. 477 S. gr. 8.) Auch unter dem Titel: Alemannische Grammatik, von Dr. Karl Weinhold, ord. Professor an der Universität zu Kiel.

Rostock in Pfeiffer's Germania gegebene „bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie im Jahre 1863" aufmerksam machen, welche auch in einem besonderen Abdrucke erschienen ist.*) Es ist dies das zweite Mal, daß eine solche Bibliographie veröffentlicht wird. Diese letzte hat gegen die vorjährige dadurch bedeutend an Umfang gewonnen, daß Bartsch auch die Abhandlungen und Zeitschriften unter die eigentlichen Büchertitel eingereiht hat. Die Betheiligung des germanischen Auslandes an der Wissenschaft ist gebührend und in möglichster Vollständigkeit in dieser Uebersicht zum Ausdruck gekommen. Was das Altnordische betrifft, so hatte der Bibliograph in Professor Theodor Möbius in Leipzig einen zuverlässigen Mitarbeiter gewonnen, der die von ihm bibliographisch genannten Werke zugleich mit kurzen, sehr dankenswerthen Referaten begleitete und so zur Bereicherung unserer Kenntniß von jener, den meisten immer etwas fern liegenden Literatur und Gelehrsamkeit wesentlich beiträgt. Ohne Zweifel wird eine derartige Beihülfe auch für die anderen Länder- und Sprachgebiete nicht verbleiben, und so dürfte mit der Zeit die alljährliche Bibliographie der deutschen Philologie allseitigster Beachtung sicher sein.

Literarischer Sprechsaal.

Die Idee der skandinavischen Union wird vielleicht durch den Drang der Ereignisse sehr bald verwirklicht; jedenfalls tritt sie früher ins Leben, als die lang genährte Idee der deutschen Einheit. Die Union der drei Königreiche Schweden, Norwegen und Dänemark wird sich nach den Verhandlungen, die kürzlich in Stockholm und Kopenhagen stattgefunden haben, zunächst auf die Gemeinsamkeit der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegswesens erstrecken, die durch ein gemeinsames Unions-Parlament (Oberhaus und Volkshaus) kontrolirt werden, dem auch die Minister der auswärtigen, der Kriegs- und Marine-Angelegenheiten in den drei außerdem unter völlig abgesonderten Regierungen verbleibenden Königreichen verantwortlich sein sollen. Die schwedischen und die norwegischen Skandinavier, die in dieser Kombination einen Keim künftiger nationaler Entwickelung und Größe erblicken und die von einer Beimischung antipathischer Elemente, wie der Deutschen in Schleswig-Holstein, eine Schwächung der skandinavischen Einheit besorgen, stellen geradezu das Verlangen an die Dänen, sich dieser Elemente zu entschlagen, während mit aller vereinigten Kraft darauf gehalten werden soll, daß das skandinavische Element in Nord-Schleswig dem dänischen Reiche nicht verloren gehe. Bisher haben die Dänen sich nicht entschließen mögen, auf diese Idee vollständig einzugehen; sie hielten bisher an der Illusion fest, die Deutschen bis zur Schlei danisiren zu können. Haben sie sich aber erst entschlossen, unbedingt auf das Verlangen der Schweden und Norweger einzugehen und die antipathischen deutschen Städte und Landschaften auch des mittleren Schleswig aus ihrer dänischen Unterthanenschaft zu entlassen, dann ist wohl mit Recht anzunehmen, daß ihnen die in Nord-Schleswig vorherrschenden skandinavischen Elemente in keinem Falle entrissen werden können.

Es darf wohl nicht Wunder nehmen, daß in demselben Jahrzehend, in welchem die Beibehaltung der Sklavenpeitsche in einem Theile der neuen Welt dort einen Bürgerkrieg auf Leben und Tod hervorgerufen, die gesetzliche Einführung der Peitsche in einem Theile des alten Deutschland hier wenigstens einen Sturm von Unwillen und Mißachtung gegen die betreffende Landesverwaltung hervorgerufen hat. Nachdem die politischen Organe Deutschlands ihre Schuldigkeit gethan und einstimmig ihr Verdammungs-Urtheil über das mecklenburgische Prügel-Gesetz ausgesprochen, ist es nun auch an den deutschen Organen der Literatur, sich diesem Veto anzuschließen, damit es in allen Chroniken und Erinnerungsschriften des Jahres 1864 verzeichnet sei, daß man in unserer Zeit in Deutschland nicht ungezüchtigt dem Geiste der Humanität in das Gesicht schlagen darf. Mit Vergnügen lasen wir daher in den „Grenzboten" (Nr. 25) einen Bericht aus Mecklenburg über die diplomatische Aktion des Schweriner Ministeriums in Sachen der körperlichen Züchtigung. Wir entnehmen daraus, daß das Oberappellations-Gericht in Mecklenburg sich in dieser Frage in entschiedenem Widerspruch mit der Ansicht der Regierung befinde und den Rittergutsbesitzern in wiederholten gerichtlichen Entscheidungen das polizeiliche Strafrecht in Fällen von Dienstvergehen aberkannt und dasselbe den Gerichten vindicirt habe. Aber gerade diesen Entscheidungen gegenüber hat die Regierung geglaubt, selbst ohne vorherige volle Zustimmung des Landtages, die Verordnung vom 2. April d. J. erlassen zu müssen, wodurch der Guts-Obrigkeit die Befugniß ertheilt wird, auf Strafen bis zur Höhe von fünf Thalern und einer Woche Gefängniß, sowie auf körperliche Züchtigung bis zu fünfundzwanzig Streichen zu erkennen. In der Note zu der Denkschrift, mit welcher das mecklenburgische Ministerium sich veranlaßt gesehen, einigen anderen deutschen Regierungen gegenüber ihre Verordnung zu rechtfertigen, wird zwar behauptet, daß nur die „Umsturz-Partei" in Deutschland und einige Mißvergnügte im Lande Mecklenburg gegen seine Ansichten über Menschenwürde sich auflehnen; das mecklenburgische Ministerium brauchte jedoch nur einmal eine Incognito-Reise durch Deutschland und das civilisirte Europa zu unternehmen, um gründlich über die Stellung belehrt zu werden, die es in der Achtung der Welt einnimmt.

Das von W. Henckel herausgegebene „Post-Wochenblatt"*) enthält in seiner Nummer vom 8. Juni einen Artikel über das Postwesen in den Herzogthümern Holstein und Schleswig, wo jetzt neben den alten, von der dänischen Regierung eingesetzten Post-Verwaltungen preußische, österreichische, hannoversche und sächsische Feldpost-Anstalten bestehen. Jedes der beiden Herzogthümer legt besondere Rechnung in Post-Angelegenheiten, und es findet zu diesem Zwecke auch an der Gränze beider Verwaltungs-Bezirke eine gegenseitige Verrechnung der Porto-Beträge statt, was eben nicht zur Vereinfachung des Geschäftsganges und zur Erleichterung des Verkehrs beitragen mag. Holstein gehörte nach dem Jahre 1848 eine Zeit lang zum deutsch-österreichischen Postvereins-Gebiet, doch hat die dänische Regierung nach ihrer Reoccupation des Herzogthums in ihrer bekannten antideutschen Weise bald dafür gesorgt, daß die Verbindung wieder aufhöre. Ebenso hat sie den schleswig-holsteinischen Eisenbahn-Verwaltungen, welche Mitglieder des deutschen Eisenbahn-Vereins sind, die Portofreiheit entzogen, welche sämmtliche deutsche Eisenbahn-Verwaltungen für ihren gegenseitigen amtlichen Briefverkehr genießen. Auch das „Post-Wochenblatt" spricht (wie wir es kürzlich gethan) den Wunsch aus, daß die Herzogthümer bald wieder in den deutsch-österreichischen Postverein eintreten mögen.

*) Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie im Jahre 1863. Von Karl Bartsch. Wien, Druck und Verlag von Karl Gerold's Sohn, 1864. (46 S. 8.)

*) Cammin in Pommern, W. Henckel.

Zu Gelegenheits-Geschenken empfehlen wir:

Worte des Herzens.

von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr. (362)

Bessere Ausgaben mit L's Bildniß, Widmungeblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr. resp. 1 Thlr.

Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann.

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erscheint so eben:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft

herausgegeben von Prof. Dr. **M. Lazarus**, und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Dritter Band. Drittes Heft.

L. Tobler, Das Wort in der Geschichte der Religion. — **Berthold Delbrück**, Die Entstehung des Mythos bei den indogermanischen Völkern. Ein psychologischer Versuch. — **L. Tobler**, Innere Sprachformen des Zeitbegriffes. — **Carl Arendt**, Ein Hauptzug der ungarischen Poesie. — **Pott**, Ueber Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff (Wetter, Himmel, Gott). — **H. Steinthal**, Die Zählmethode der Mandenga-Neger. — Derselbe, Beurtheilungen. (363)

Preis d. Bandes v. vier Heften (30 Bgn.) 3 Thlr.

Empfehlenswerthe Werke.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall das Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (359)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

D. Harrwitz, Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Andersen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (357)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Monatsbericht

der

Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Die Hefte Januar bis April d. J. enthalten u. a. folgende Vorträge:

Schott, Ein Artikel zur Lexikographie der Japaner. — **Hübner**, Ueber das Alter der *Porta nigra* in Trier, mitgetheilt von Hrn. **Mommsen.** — **Riedel**, Ueber den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg und sein Streben nach der Herrschaft am ganzen Ostseestrande, namentlich auch nach dem Erwerbe von Holstein und Lauenburg. — **Kirchhoff**, Ueber die Zeit der pythischen Festfeier. — **Kiepert**, Beitrag zur alten Ethnographie der iberischen Halbinsel. — **Magnus**, Ueber die Beschaffenheit der Sonne. — **Hopf**, Schluss seiner Reiseberichte, mitgetheilt von Herrn **Olshausen.**

Preis des Jahrganges von 12 Monatsheften (etwa 60 Druckbogen gr. 8. nebst zahlreichen Tafeln) 2 Thlr. (361)

Im v. J. erschienen in dem unterzeichneten Verlage:

Lateinisch und Romanisch,

besonders Französisch. Von Dr. **Friedrich August Heger**, vormals Director der ersten Realschule zu Dresden und Ritter des Königlichen Sächsischen Albrechts-Ordens. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Bruder Dr. Johann Heinrich Heger. 8. geh. 15 Sgr.

Das kleine Buch führt Alle, die überhaupt Interesse für Sprachen haben und mit der französischen und lateinischen Sprache auch nur einigermaßen bekannt sind, auf angenehme und geistreiche Weise in den Prozeß der Entstehung der romanischen Sprachen und namentlich der französischen aus der lateinischen ein.

Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptsächlich an der deutschen und französischen Sprache nachgewiesen, nebst einer Einleitung über das Wesen der Sprache von **F. Eimele**, Dr. phil. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) (360)

Westermann's

Holzschnitt-Illustrations-Katalog.

für Buchhändler und Buchdrucker

in mehr als 2500 Nummern.

Monatlich 1 Lieferung in gr. 4. à 6 Sgr.

Der Katalog bietet ein reiches und mannigfaltiges Illustrationsmaterial zu den verschiedensten Zwecken, und zugleich das Mittel, durch Bezug von Clichés oder galvanischen Niederschlägen einem Illustrationsbedarf abzuhelfen, wo zu eigener Herstellung von Original-Illustrationen weder Neigung noch Zeit, und diese vorausgesetzt — weder Zeichner noch Holzschneider vorhanden sind.

Bei Bestellungen bitte ich Gegenstand und Nummer genau anzugeben, und berechne für Clichés pro Quadratzoll Braunschweiger Maaß 6 Sgr., für galvanische Niederschläge 7½ Sgr. Baarzahlung; besondere Vereinbarungen bei großen Bestellungen vorbehalten. Ich bedinge für jede Ausführung 8 Tage Zeit, und liefere jede Sendung franco Braunschweig oder Leipzig. — **Die neunte Lieferung ist soeben ausgegeben.** (358)

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

Zeitung des Vereins

Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen.

Red.: **Dr. W. Koch.** — Commissionair: **J. C. Hinrichs**'sche Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich eine Nummer à 1½—2 Bogen. gr. 4. (356)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Inserate werden à 1½ Ngr. pr. Zeile, 1300 Beilagen in 4. zu den durch den Buchhandel und die Eisenbahnen bezogenen Exemplaren für 2 Thlr. angenommen.

Diese Zeitung bringt ausser den officiellen Bekanntmachungen der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen Alles, was für das direct oder indirect bei den Eisenbahnen betheiligte grosse Publicum von Wichtigkeit ist, indem sie alle betreffenden financiellen, national-ökonomischen, statistischen und juristischen Thatsachen und Fragen, die neuen technischen Erfindungen nicht nur über Eisenbahnwesen, sondern auch über das Dampfschifffahrts-, Post-, Telegraphenwesen und das übrige Verkehrswesen Deutschlands und des Auslandes bespricht.

Dieser Nummer liegen bei:

Alphons Dürr's Skandinavischer und Niederländischer Literatur-Bericht. No. 7 Neuigkeits-Bulletin von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig. No. 3. Mai 1864.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. **Magazin** No. 28.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 10. Juli **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Porteaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Beiträge zur vollsthümlichen Sprachkunde. Die praktische Seite der Sprachvergleichung. I. Zur Lösung des Räthsels Mezzofanti 434

Die Sprachforschung und die Darwin'sche Theorie, nach A. Schleicher 437

Schweiz.

Eine Stimme aus der französischen Schweiz für Schleswig-Holstein 439

England.

Die alten hölzernen Wälle Englands und die neuen Panzerschiffe 441

Italien.

Das Ministerium Ricasoli 442

China.

Die menschliche Ungenügsamkeit 445

Kleine literarische Revue.

Don Carlos, von L. A. Warnkönig . . . 445
Geschichte des Alterthums im Orient . . . 445
Eine Reliquie von Hermann Marggraff . 446
Shakspeare-Schule für dramatische Künstler 446
„Clarinette", von Aug. Lewald 446
Literarischer Sprechsaal 447

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Ueber
den Personenwechsel in der Rede
von
Jacob Grimm.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
gr. 4. cart. 22 Sgr.

In dieser Abhandlung des berühmten Gelehrten wird die Literatur der alten und neueren Völker mit Unterscheidung der verschiedenen Darstellungsformen und Style berücksichtigt und überall weiss der Verfasser die zarten Abschattungen der Wirkung, welche die eine oder andere Gebrauchsweise der Personenwörter hervorbringt, mit dem feinen Sinne, der ihn auszeichnete, ins Licht zu setzen. Zwei Excurse stellen die Ausdrücke für *denken* und *sprechen* etymologisch zusammen und ein dritter zeigt die Uebereinstimmung der Völker im Eingange der Märchen, Parabeln und Volkslieder. (369)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

Murray's Student's Manuals.

The Student's Hume.
A History of England. Based on the history of Hume. Continued to the year 1858. Illustrated by engravings on wood. Fortieth thousand. Cloth 7 sh. 6 p.

The Student's
Manual of the English Language.
Lectures of the English Language. By **G. P. Marsh.** Edited by **W. Smith.** Second edition. Cloth 7 sh. 6 p.

The Student's
Manual of English Literature.
A History of English Literature. By **Th. R. Shaw.** Edited by **W. Smith.** Cloth 7 sh. 6 p.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (366)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

Samuel Smiles,

Self Help;
with illustrations of character and conduct.
Fifty-fifth thousand.
1863. cloth. 6 sh.

The story
of the life of G. Stephenson.
With portrait and illustrative woodcuts.
Eighteenth thousand.
1863. Cloth. 6 sh.

Industrial Biography:
Iron workers and tool makers.
Fifteenth thousand.
1863. Cloth. 6 sh.

Direkt oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (367)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:
Ueber Leibnitzens Entwurf einer allgemeinen Charakteristik von Adolf Trendelenburg. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1856. gr. 4. geh. 12 Sgr.

Wenn eine anerkannte philosophische Autorität einen Gedanken Leibnitzens erörtert, welcher sich der Zeit und dem Inhalte nach an die Erfindung der Differenzialrechnung knüpft, so darf solche Arbeit gewiss auf die allgemeinste Theilnahme rechnen. Je mehr sonst der Versuch einer allgemeinen Sprache mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen ist, um so anziehender wird es sein zu sehen, wie ein grosser Geist das Triviale zur höchsten Bedeutung zu bringen vermag. (381)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Neue Erscheinungen der italiänischen Literatur.

Bertolotti, A., Peregrinazioni in Toscana. 12. Torino. 2 l.
Claretta, G., Notizie storiche intorno alla vita ed ai tempi di Beatrice di Portogallo, duchessa di Savoia; con documenti. 8. Torino. 4 l.
Coletta, L., il Pentateuco Renan o i razionalisti di Germania. 8. Napoli. 2 l.
Comparetti, D., Notizie ed osservazioni in proposito degli studi critici del prof. Ascoli. — 1. Sui coloni greci e slavi dell' Italia meridionale. — 2. Sulle ricerche albanesi. 8. Pisa. 1 l. 50 c.
Fagnani, E., delle intime relazioni in cui sono e con cui progrediscono la filosofia, la religione e la libertà. 8. Torino. 6 l.
Guerrazzi, F. D, Pasquale Paoli ossia la rotta di Pontenuovo; racconto corso del secolo XVIII. 2 Vol. 12. Milano. 8 l.
Liberatoro, H., Opuscoli varii. — Del matrimonio. Confutazione di un enciclica ad Antimo. — Roma e il mondo. — Dialoghi filosofici. — Commedie filosofiche. 12. Roma. 8 l.
Manzoni, G., Annali tipografici Torinesi del secolo XV. 8. Torino. 6 l.
Vigano, F., le banche popolari ovvero banche in generale — monti di pietà — casse di risparmio — banche di Scozia — associazioni di prestiti d'onore agli operai — società di anticipazione di Prussia e germaniche — la cooperazione inglese — banche dell' avvenire pelle classi medie, pegli artisti e letterati, pegli operai. 8. Milano. 12 l. (371)

Hermann Löscher in Turin.

Buchhandlung F. A. Brockhaus, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*
Nouvelle Série. 4me année.
No. 6. *Juin* 1864.

I. Les Anglais à la campagne. — Rome au moyen âge. — La Chine, ses ressources agricoles, industrielles et commerciales (seconde et dernière partie). — La misère en Angleterre. — L'influence des chemins de fer considerée sous trois points de vue. — Mes voisins d'en face. — Le christianisme hétérodoxe. — Don Fulano (1er extrait). — L'observatoire de Greenwich. — Correspondance d'Allemagne. — Correspondance de Londres. — Chronique et Bulletin bibliographique. — (370)

Deutschland und das Ausland.

Beiträge zur volksthümlichen Sprachkunde. *)

Die praktische Seite der Sprachvergleichung.

I.

Zur Lösung des Räthsels Mezzofanti.

Aus dem Alterthum ist uns König Mithridates, aus der Neuzeit Kardinal Mezzofanti wegen des ungewöhnlich großen Umfanges ihrer Sprachenkenntniß als lebendige Polyglotten bekannt. Von dem poetischen Könige wird erzählt, daß er sämmtliche zweiundzwanzig Sprachen der seiner Herrschaft unterworfenen Völkerschaften verstand, und noch bedeutend größer ist die Zahl der Sprachen, welche Mezzofanti nicht bloß verstand, sondern auch mit Geläufigkeit sprach und schrieb. Einer seiner nächsten und glaubwürdigsten römischen Freunde, der bekannte Pater Augustin Theiner, der als Vatikan-Bibliothekar mit dem Kardinal fast täglich verkehrte, giebt die Anzahl dieser Sprachen auf zweiundsechzig an, und das von ihm mitgetheilte Sprachen-Verzeichniß umfaßt in der That nicht allein sämmtliche europäische Sprachen durch das ganze Alphabet, vom Albanesischen bis zum Türkischen und Wallachischen, sondern auch die bedeutendsten asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Sprachen.

Es wäre nun sicherlich nicht bloß in psychologischer, sondern weit mehr noch in kulturgeschichtlicher und pädagogischer Hinsicht von größter Wichtigkeit gewesen, wenn der berühmte Kardinal über diese ans Wunderbare streifende Erscheinung entweder selbst die näheren Umstände mitgetheilt, namentlich die Methode, welche er bei Erlernung so vieler und so verschiedenartiger Sprachen angewandt, und den Zeitraum, innerhalb dessen er eine jede dieser Sprachen bewältigt, angegeben hätte, oder wenn wenigstens seine Freunde Alles, was ihnen in dieser Beziehung aus dem Leben und den Studien des großen Sprachenkenners bekannt geworden, veröffentlicht hätten. Denn bei Betrachtung dieser in der Kulturgeschichte bis jetzt einzigen Erscheinung einer sicher beglaubigten Kenntniß von 62 Sprachen in Schrift und Rede (das Letztere ist bekanntlich etwas ganz Anderes, als die gegenwärtig gar nicht mehr seltene linguistische Polymathie) tritt von selbst die Frage an uns heran, ob eine glückliche geistige Begabung, verbunden mit besonders günstigen äußeren Verhältnissen, der längere Aufenthalt in fremden Ländern, der Verkehr mit vielen „in Zungen Redenden," zur Erklärung dieser Erscheinung ganz ausreichen, oder ob hierzu noch irgend ein unbekanntes, geheimnißvolles, über den Kreis des Natürlichen hinausgehendes Agens angenommen werden muß. Da wir aber auf wissenschaftlichem Gebiete uns zur Annahme eines solchen wunderthätigen Agens schwer entschließen können, so wird es Aufgabe der Wissenschaft sein, nach den natürlichen Kräften zu forschen, welche bei der in Rede stehenden Erscheinung wirksam gewesen sind.

Mehr als irgend eine frühere Zeit, nimmt die Gegenwart Interesse an der richtigen und vollständigen Lösung dieses Räthsels, weil in keiner Zeit das Bedürfniß nach umfassender Sprachenkenntniß so viel verbreitet war, wie in der gegenwärtigen. Zuvörderst ist es der so mächtig erweiterte Völkerverkehr, die weitreichende direkte geschäftliche Verbindung mit dem Auslande, die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher wir jetzt nach fremden Ländern und zu fremden Zungen gelangen — schon diese Umstände lassen uns das Verstehen einer größeren Anzahl fremder Sprachen als dringende Nothwendigkeit erscheinen. Mit dem Französischen und Englischen allein reicht gegenwärtig die Geschäftswelt bei weitem nicht mehr aus. Der Verkehr mit italiänisch oder spanisch redenden Kaufleuten, mit Schweden und Russen, mit Griechen und Türken, und die leicht eintretende Nothwendigkeit des Reisens unter den verschiedensten Nationalitäten zieht von selbst die Sprachen derselben in den Bereich der Studien des Geschäftsmannes. Wie in Rom zu Missionszwecken, so werden jetzt in den großen Handelsstädten Europas für Industriezwecke fremde Sprachen in viel größerem Umfange, als ehemals, studirt, und es ist nichts Seltenes mehr, Kaufleuten zu begegnen, welche fünf, sechs fremde Sprachen mit Gewandtheit sprechen und schreiben.

Aber auch auf dem höheren, kulturgeschichtlichen Standpunkte erscheint eine umfassendere Sprachenkenntniß als Zeitbedürfniß. Seitdem Lessing uns mit Shakspeare und Herder mit den Stimmen der Völker in Liedern bekannt gemacht hat, ist die „Literatur des Auslandes" eine Lieblingsbeschäftigung der Deutschen geworden, und die täglich sich steigernde Fülle von Uebersetzungen ausländischer Geistesschöpfungen beweist, daß diese Lieblingsbeschäftigung an Umfang außerordentlich gewonnen hat. Allein was sind die besten Uebersetzungen, gegen die Originale gehalten? Es bedarf keines Beweises, daß, so wenig Voß uns den griechischen Homer, ebenso wenig Streckfuß uns den italiänischen Dante, Schlegel uns den englischen Shakspeare entbehrlich gemacht hat. Uebersetzungen sind unter allen Umständen nichts als mehr oder weniger gelungene Kopien, im besten Falle Kunststücke, niemals selbst Kunstwerke; sie sind Nothbehelfe in Ermangelung der Originalwerke, oder, wie Platen einmal sagt: „man kommt am Ende zu dem Resultate, daß alle Uebersetzungen immer nur Pygmäen im Vergleich mit ihren großen Originalen bleiben." Wer der französischen oder englischen Sprache mächtig ist, wird sicherlich nicht Beranger oder Byron in einer Uebersetzung lesen wollen. Je reicher und voller aber gegenwärtig die Quellen der verschiedenen Nationalliteraturen fließen, je klarer und ausgeprägter die durch keine Uebersetzung wiederzugebenden Eigenthümlichkeiten dieser Literaturen hervortreten, desto lebhafter muß das Verlangen sein, dieselben in ihren eigenen Lauten zu vernehmen und nachzufühlen. Wer von uns hat in seiner Jugendzeit, als die Abenteuerlichkeiten des berühmten spanischen Ritters an seinem geistigen Auge vorüberzogen, nicht den Wunsch gehegt, dieses Meisterwerk des großen Cervantes in der Ursprache genießen zu können? Und wer, dem dieser Wunsch später sich erfüllte, hat nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß der übermüthige und doch so maßvolle Humor des Originals von keiner Uebersetzung jemals erreicht werden kann? Daß den wahren Hidalgo von la Mancha nur der kennt, der ihn in spanischem Gewande kennen gelernt hat? — Ganz dasselbe gilt von Tegnér's in fast alle europäische Sprachen übertragene Frithjofssage, deren elegische Accorde nur aus dem schwedischen Original in ihrem ganzen, vollen, wundersam ergreifenden Klange zu uns herüber tönen. Dasselbe gilt von den in unerschöpflicher Fülle dem Herzen entquellenden Liedern des neuern Hellas, dasselbe auch von den Erzeugnissen einer der jüngsten europäischen Literaturen, die lange mit der Ungunst der politischen Verhältnisse im Kampf, sich endlich zu vollkräftiger Selbständigkeit emporgerungen hat und nun mit dem ganzen Feuer der Jugend ihre Begeisterung für Freiheit und Recht und Vaterland in die Welt hinausklingt, aber

*) Von Herrn Director Dr. Wilhelm Freund, dem geschätzten Lexikographen.

nämlich ganz nur von dem verstanden werden kann, für den die naturwüchsigen magyarischen Sprachformen keine unbekannten, monströsen Lautgebilde sind.

Es erscheint darum völlig zeitgemäß, daß die Sprachwissenschaft an die Beantwortung der Frage gehe, ob die Erlernung einer größeren Anzahl fremder Sprachen, also zunächst etwa der zwölf Hauptsprachen Europas, das angeborene Vorrecht einiger weniger vom Schicksale besonders Begünstigter, also einer sn Philologen-Adels ist, oder ob jeder Mann und jede Frau von guter Schulbildung und nicht beschränkten Geistesanlagen unter fachkundigen Lehrern und bei geregeltem Fleiß in einer bestimmten Anzahl von Jahren das angegebene Ziel ebenfalls erreichen kann.

Ich weiß nicht, welche Antwort die gefeierten Meister der Sprachwissenschaft auf diese Frage geben möchten. Darf ich aber meine auf vieljährige Beobachtung sich gründende Ueberzeugung aussprechen, so erkläre ich mich ohne Bedenken für die letztere Annahme. Es giebt in Europa keine einzige Sprache, welche, methodisch gelehrt und täglich praktisch geübt, von gereiften und lernbegierigen Schülern nicht in den 365 Tagen Eines Jahres bis zum Verstehen und Sprechen erlernt werden könnte. Wo dieses Ziel nicht erreicht wird, da hat es entweder an der Tüchtigkeit des Lehrers, oder an der allgemeinen geistigen Begabung des Schülers, oder an dem stetigen Fleiß desselben gefehlt.

Freilich, wer sich die mitunter dickleibigen Grammatiken und Wörterbücher der europäischen Sprachen vor Augen stellt, der muß sich wohl vor der furchtbaren Masse des zu überwältigenden Stoffes entsetzen und wird darum meine Behauptung für unbegründet halten. Allein in der Wirklichkeit gestaltet sich diese Massenhaftigkeit doch ganz anders. Von den 25 getrennten Sprachen, welche gegenwärtig in Europa gesprochen werden, gehören nicht weniger als zwanzig, und unter diesen gerade die zwölf Hauptsprachen, zu Einem Sprachengeschlecht, dem sogenannten indo-europäischen, und sind darum in grammatischer und lexikalischer Beziehung so vielfach miteinander verwandt, daß ganze Reihen von Wörtern und Wortformen, mit geringen, leicht faßlichen Modifikationen, das Eigenthum mehrerer Sprachen zugleich sind. Ueberdies gruppiren sich innerhalb dieses Sprachengeschlechts die zwanzig europäischen Sprachen wiederum zu besonderen Sprachenfamilien, deren Glieder zu einander in noch engeren Verwandtschafts-Verhältnissen stehen. Die erste Gruppe, die griechisch-romanische, umfaßt 5 Hauptsprachen: das Neugriechische, Italiänische, Spanische, Portugiesische und Französische; die zweite Gruppe, die germanische, umfaßt ebenfalls 5 Hauptsprachen: das Deutsche, Holländische, Englische, Dänische und Schwedische; die dritte Gruppe, die slavische, enthält 2 Hauptsprachen: das Polnische und das Russische. Jede dieser drei Gruppen hat z. B. für Gott eine andere Bezeichnung; aber jede dieser Bezeichnungen geht auch mit geringem Lautwechsel durch alle zusammengehörigen Familienglieder, so daß also drei Namen für zwölf Sprachen ausreichen. In der griechisch-romanischen Gruppe heißt Gott: griechisch θεός (theós), italiänisch dio, spanisch dios, portugiesisch deos, französisch dieu; in der germanischen Gruppe: deutsch Gott, holländisch god, englisch ebenfalls god, dänisch gud, schwedisch ebenfalls gud. Endlich in der slavischen Gruppe, sowohl polnisch, als russisch, bóg. Untersuchen wir vollends die drei Gottesnamen θεός, Gott und Bóg ihrem etymologischen Ursprunge nach, so finden wir, daß das germanische Gott, god, gud, d. h. „der Gute," stammverwandt ist mit dem griechischen ά-γαθός, (a-gathós) „gut," und daß Bóg eigentlich „der zu Ehrende," „Ehrwürdige," „Venerabilis" heißt, von der im Sanskrit noch vorhandenen Wurzel bhag, ehren, sowie endlich das griechisch-romanische θεός (theós), dio etc., eigentlich „der Glänzende," „Lichtvolle," das „Licht," ebenfalls in dem sanskritischen dio, „glänzen," seinen Ursprung hat.

Ein sämmtlichen genannten Sprachen gemeinsames Wort ist die Bezeichnung der Nacht, nämlich:

in der griechisch-romanischen Gruppe: griechisch νύξ (nyx), italiänisch notte, spanisch noche, portugiesisch noite, französisch nuit; in der germanischen Gruppe: deutsch Nacht, holländisch ebenfalls nacht, englisch night, dänisch nat, schwedisch natt; endlich in der slavischen Gruppe: polnisch noc, russisch nóč (notsch).

Wie in diesen beiden Beispielen, so sind viele Hunderte von Wörtern den verschiedenen Sprachen Eines Sprachengeschlechts oder doch Einer Sprachenfamilie gemeinsam, und da diese Wörter meist Grundwörter sind, an welche sich ganze Reihen von Ableitungen und Zusammensetzungen anschließen, so wächst die Zahl der in den Hauptsprachen Europas stammverwandten und darum leicht faßlichen Wörter zu mehreren Tausenden heran. Welch ein reiches Geleit führt z. B. das deutsche „Herz" hinter sich her, das ja selbst seine Stammverwandtschaft mit dem καρδία (kardía) der Griechen und mit dem cord (cor) der Lateiner, also auch mit cuore, corazon, coração, coeur der Romanen nicht verleugnen kann. Sowie sich nun an unser deutsches Herz die Wortgebilde herzlich, herzhaft, herzlos; Herzeleid, Herzweh, Herzenslust, Herzensgrund, Herzlichkeit ꝛc. leicht kenntlich anlehnen; so werden neben dem italiänischen cuore auch cordiale, cordialmente, cordialità, cordoglio, cordoglioso, cordogliosamente; neben dem englischen heart auch hearty, heartily, heartless, heartblood, heartsore, heartbroken, lightheartet, stoutheartet unserem Gedächtniß sicherlich ohne Schwierigkeit einzuprägen sein.

Hierzu kommt nun noch bei sämmtlichen europäischen Sprachen die sehr große Menge von Wörtern mit ihren Ableitungen und Zusammensetzungen, welche im Laufe der Jahrhunderte auf dem Wege des Völkerverkehrs aus fremden Ländern eingewandert und in der neuen Heimat in mehr oder weniger veränderter Gestalt eingebürgert sind. In Religion, in Wissenschaft und Kunst (namentlich in Musik und ihrem Widerpart, der sogenannten Kriegskunst), in Handel und Gewerbe, in Schifffahrt, in Hauswesen, Kleidertrachten u. s. w. haben Griechenland, Rom und Italien, später Frankreich, England, Deutschland Hunderte von ihnen eigenthümlichen Wörtern an die übrigen europäischen Völker abgegeben, und es gewährt dem Sprachforscher oft ein besonderes Interesse, diese Fremdlinge in ihrer Jahrhunderte alten Umgestaltung wiederzuerkennen. Wie der griechische „Chor" (ὁ χόρος, ho choros) seinen Weg durch ganz Europa gemacht und in den verschiedenen Sprachen verschiedene Gestalt (coro, choeur, choir, koor, chorus [englisch], cór [polnisch]), in Deutschland auch noch verschiedenes Geschlecht (der Chor, das Chor) angenommen hat, ebenso erscheint die griechische λαμπάς (lampás) „Fackel" oder „Leuchte," als italiänisch lámpade, spanisch lámpara, portugiesisch lámpada, französisch lampe, deutsch Lampe, holländisch lamp, englisch lamp, polnisch lampa; ja selbst der Ungar, dessen Sprache bekanntlich ganz außerhalb des indo-europäischen Sprachengeschlechts steht, hat seine lampa. Auf gleiche Weise hat das griechische μάρμαρον (mármaron), „Marmor," die Runde durch Europa gemacht, hier als mármo (italiänisch), dort als marmol (spanisch), wiederum als marbre (fran

zëstisch), marble (englisch), marmur (polnisch), bis es endlich selbst in der Türkei heimisch geworden ist und als mermer sich behauptet. — Dieselbe Wanderung und Wandelung läßt sich beim griechischen βάλσαμον (bálsamon) nachweisen, das jetzt am Tajo wie an der Themse heimisch geworden ist und unter den Engländern sich in balm zusammengezogen, unter den Franzosen gar zu baume sich umgestaltet hat. — Daß Bibel, Evangelium, Katechismus, Philosophie, Physik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Monarchie, Aristokratie, Demokratie und hundert ähnliche Fachbezeichnungen aus griechischen Wörtern zu europäischen geworden sind, braucht hier nur vorübergehend erwähnt zu werden.

Als Cicero in seinem rühmlichen Streben, die vaterländische Sprache von griechischen Fachwörtern möglichst zu reinigen, in der Bezeichnung des „Sittlichen" für das herkömmliche griechische ἠθικός (ēthikós, ethisch) aus dem rein lateinischen mores ein neues Wort moralis wagte, wie er ausdrücklich bemerkte, „um die lateinische Sprache zu bereichern" (decet augentem linguam Latinam dicere *moralem*), da konnte er nicht ahnen, daß er mit diesem neuen Worte nicht bloß das Wörterbuch der Römer, sondern fast aller civilisirten Völker bereichert hatte. Schon im nächsten Zeitalter war das Wort moralis bei den römischen Schriftstellern gang und gäbe; Seneka und Quintilian gebrauchen es ohne Weiteres zur Bezeichnung eines Theils der Philosophie neben naturalis und rationalis, und noch während des Bestehens des Römerreichs hatte es den Sproß moralitas getrieben. In späterer Zeit ist es mit seinen Derivaten in fast alle Sprachen des christlichen Europa übergegangen, und wie der Spanier sein moral, moralmente, moralidad, moralista, moralizar, moralizador, so hat der Engländer sein moral, moraly, morality, moralist, moralize, moralization, und der Pole sein moral, moralny, moralista, moralność, moralizować und dergl. Nur allein der derbgermanische Holländer hat sich die romanische „Moral" fern gehalten und ist der germanischen „Sitte" treu geblieben; er kennt in seiner Sprache nur zede (Sitte), zedig (sittig), zedelijk (sittlich), zedelijkheid (Sittlichkeit), zedekunde oder zedeleere (Sittenlehre), zedewet (Sittengesetz). Wir Deutschen sprechen noch heute von „moralischen" Eroberungen, wo „sittliche" besser an ihrem Platze wären, ja sogar von einem „ethischen Prinzip" (also griechisch und lateinisch neben einander), obgleich unser eigener Sprachschatz uns das gleichbedeutende „sittlicher Grundsatz" darbietet.

Ganz eigenthümlich ist es einem Sprößling des lateinischen Wortes umbra (Schatten) auf seiner Wanderung durch Europa gegangen. Neben dem klassischen Derivatum von umbra, umbraculum, für „Sonnenschirm," war im Mittelalter die lateinische Neubildung umbrella in Gebrauch gekommen, und zur ursprünglichen Bedeutung „Sonnenschirm" wurde noch die übertragene „Regenschirm" gefügt. Während nun die Franzosen auf eigenem Boden für „Sonnenschirm" parasol, für „Regenschirm" parapluie herausgebildet und „ombrelle" in den Hintergrund gedrängt, haben die Engländer das letztere Wort wieder zu Ehren gebracht, und zwar — echt charakteristisch englisch — in der alten Form mit der neuen Bedeutung: umbrella, „Regenschirm," während für Sonnenschirm das französische parasol angenommen ist. Ebenso ist jenes Wort aber auch nach dem heutigen Griechenland und nach der Türkei gewandert; in ersterem ist ὀμβρέλλα (ombrélla), in letzterer omrella die herrschende Bezeichnung für „Regenschirm."

Eine noch interessantere Carrière hat der lateinische minister auf seiner Wanderung durch Europa gemacht. Wenn die Annahme auch unrichtig ist, daß der minister seinen Namen von manus, „Hand," hat und daher von Haus aus einen „Handlanger" bedeutet, so weist die richtigere Ableitung von minus, „geringer" (entsprechend dem magister von magis, „mehr") dem minister doch jedenfalls die ursprüngliche Stellung eines „Dieners," gegenüber dem magister, als dem „Herrn," zu. Minister Falerni ist dem römischen Dichter Catull „der Mundschenk," und Virgil berichtet aus dem Palaste der Dido von hundert ministri, die neben einer gleichen Anzahl von famulae (Dienerinnen) den Tisch zu serviren und die Pokale herumzusetzen hatten (ministri, qui dapibus mensas onerent et pocula ponant, Aen. I, 706). Ebenso spricht Seneka von einem „Ministerium des Sklaven" (ministerium servi esse etc.). Es war daher ganz folgerichtig, daß der, namentlich in religiösen Dingen, am Alten festhangende Engländer die Worte der Schrift: „Da stand Moses auf und Josua, sein Diener" (Exod. 24, 13), durch die Worte: „Mose rose up and his minister Joshua" übersetzte, während der Franzose dafür serviteur wählte. Gegenwärtig ist dieser römische „Diener" in sämmtlichen Staaten Europas (mit alleiniger Ausnahme Griechenlands und der Türkei) und in allen europäisirten Staaten Amerikas zur höchsten Staatswürde, zum „Zweiten neben dem Könige" emporgestiegen.

Nächst den Griechen und Römern haben die Italiäner und Franzosen die größte Menge von Kunstausdrücken den europäischen Sprachen geliefert, aber auch andere Völker haben ihren Beitrag gezahlt, so selbst die Mauren zur Zeit ihrer spanischen Herrschaft: die Wörter arabischen Ursprungs: Admiral, Algebra, Alkali, Alkohol, Alkove, Almanach, Arsenal, Bazar, Magazin, Tarif, Nadir und Zenith u. a. sind bei allen civilisirten Völkern der Erde eingebürgert.

Aus dem Bisherigen geht, hoffe ich, zur Genüge hervor, daß die scheinbar nicht zu bewältigende Fülle des Wörtervorraths einer größeren Anzahl von Sprachen doch durch die denselben gemeinsamen Wörter, deren Zahl mehrere Tausende beträgt, sehr wesentlich verändert wird und dadurch an ihrem abschreckenden Charakter bedeutend verliert. Wenn der Zoologe, der Botaniker zwanzig- dreißigtausend Thier- und Pflanzennamen seinem Gedächtnisse sicher einprägen kann, so wird auch der Sprachenbeflissene seine Wörtertausende in einer gewissen Reihe von Jahren bewältigen können, wenn nur die rechte Methode — denn sie ist die wesentlichste Bedingung des günstigen Erfolges — angewandt wird, und namentlich die Wörter nicht bloß ungesprochen an dem Auge vorüberziehen, sondern durch das Ohr in die geheimnißvolle, mit jedem Zuwachs wunderbar sich erweiternde Werkstatt der Gedanken eingeführt werden.

Ich komme nun zur grammatischen Seite der vorliegenden Frage. Es ist bekannt, daß die meisten europäischen Sprachen, und die zwölf Hauptsprachen allesammt, im Laufe ihrer geschichtlichen Entwickelung durch die Jahrhunderte und zum Theil Jahrtausende ihres Schriftthums, außerordentlich viel von der Mannigfaltigkeit ihrer grammatischen Formen eingebüßt haben. Das, was man jetzt in der Grammatik italiänische, englische, schwedische, ja selbst polnische und russische Formbildung nennt, ist, gegen die organische Formenfülle des Sanskrit, des Altgriechischen, des Gothischen, des Altslavischen gehalten, fast nur leichtes Elementarwerk. Was will die ganze Formenlehre des Englischen, die ein aufmerksamer Schüler in 6 Stunden überwunden haben kann, bedeuten? was die Declinations- und Comparationslehre der romanischen Sprachen? Wie geringfügig in Rücksicht auf das Erlernen derselben erscheinen die abge-

schwächten neueuropäischen Conjugationen mit ihren fast überall wiederkehrenden Hülfszeitwörtern „haben," „sein" und „werden," im Vergleich zu den selbständigen, starkgegliederten und gedrungenen Conjugationsformen des Sanskrit, des Griechischen, des Lateinischen? Welche neuere Sprache brächte dem Lernenden die kopfbrechenden Qualen eines griechischen Perfects und Aoristś in Activ, Passiv und Medium?

Dazu kommt, daß die zu Einer Familie gehörenden neueuropäischen Sprachen den grammatischen Bau nach seinem Grundcharakter und in seinen Haupttheilen gemein haben (reich, reicher; rich, richer; rik, rikare — riche, plus riche; ricco, piu ricco; rico, mas rico u. dergl.), so daß, wer Deutsch und Französisch versteht, in den meisten grammatischen Regeln der Schwestersprachen, des Dänischen wie des Holländischen, des Spanischen wie des Italiänischen, schon theilweise Bekanntes erfährt, und daß, wer des Polnischen kundig ist, mit dem Russischen und Serbischen nur halbe Mühe hat.

Was hier von der Formbildung in den europäischen Sprachen gesagt ist, gilt im Großen und Ganzen auch von der Satzbildung, der sogenannten Syntax. Auch hier ist, namentlich in Sprachen Einer Familie, des Gemeinsamen und Gleichartigen so viel, daß der Lernende nach Ueberwindung einiger Hauptsprachen Europas sich in den übrigen sehr leicht orientirt und auf bekanntem Terrain bewegt.

„Alles das zugegeben," so lautet häufig die Entgegnung auf das zuletzt Gesagte: „aber die Aussprache? Wenn nur die abschreckend schwierige Aussprache nicht wäre!"

Dieser „Seraph mit dem flammenden Schwerte" hat schon Hunderte, die es ernst mit dem Erlernen fremder Sprachen meinten, von dem Baume der Erkenntniß zurückgewiesen. Und dennoch wage ich zu behaupten, daß, wie überall im Leben Schreckbilder nur so lange ihre angsterweckende Gewalt üben, bis man an sie herangeht und den Kampf mit ihnen versucht, so auch das Schreckbild der Aussprache fremder Zungen, bei näherer Betrachtung als bloßes Phantom sich erweist. Am allerwenigsten aber haben wir Deutschen Ursache, uns vor den fremden Lauten zu fürchten, da gerade unsere Sprache selbst einen größeren Reichthum an Vocal- und Consonantenlauten besitzt, als die meisten übrigen europäischen Sprachen, und darum die Zahl der Laute, welche den einzelnen Zungen eigenthümlich, der unsrigen aber fremd sind, nur eine sehr geringe ist. Eine sorgfältige Zusammenstellung der wirklich gesonderten Laute sämmtlicher 25 lebenden Sprachen Europas ergiebt 24 Vocal- und 27 Consonantenlaute, im Ganzen 51; von diesen besitzt die deutsche Sprache in ihrem gegenwärtigen Lautsystem — das nicht mit ihrem mangelhaften Lautzeichen- oder Schriftsystem verwechselt werden darf — 39, nämlich 19 Vocal- und 20 Consonantenlaute. Demnach fehlen uns, um die Wörter der übrigen 24 europäischen Sprachen aussprechen zu können, im Ganzen 5 Vocal- und 7 Consonantenlaute. Und diese Laute bieten unserem Sprachorgane nicht etwa Schwierigkeiten dar, wie z. B. die Clicks der Südafrikaner, Schnalzlaute, denen ähnlich, deren wir uns beim Antreiben der Pferde bedienen, obgleich am Ende auch diese Clicks, da sie von Menschenzungen hervorgebracht werden, auch von Menschen zu erlernen sein müssen. Allein die europäischen Töne, von denen hier die Rede ist, sind viel harmloserer Art; es befindet sich darunter der Laut des französischen j, den wir uns in bon jour schon von Kindesbeinen an zu eigen gemacht haben; es gehört dazu der offene O-Laut, der uns in dem bekannten sächsischen „lieber goar" so liebenswürdig erscheint und von uns gar nicht schwer nachgeahmt werden kann. Und was die übrigen zehn Laute betrifft, so dürfen wir nie vergessen, daß Sprache ein Tonwerk ist, daß auf dem uns anerschaffenen Toninstrumente, welches von der Stimmritze bis zu den vorderen Lippenrändern reicht, alle menschlichen Sprachlaute ihre bestimmte Stelle finden, und daß darum bei sorgfältig aufmerkendem Ohr und bei unermüdlich fortgesetzten Uebungen dem menschlichen Willen die Nachahmung eines noch so schwierig scheinenden Sprachlautes gelingen muß.

Wir wollen zur Aufklärung dieses für das Sprachstudium so wichtigen und doch noch so wenig in populärer Weise besprochenen Punktes in unserem nächsten Artikel eine Musterung der Hauptsprachen Europas in Beziehung auf ihre Laute anstellen.

Wilhelm Freund.

Die Sprachforschung und die Darwin'sche Theorie, nach A. Schleicher.*)

Mit dem Namen Darwin's ist der Begriff des allmählichen Entstehens und Vergehens aller pflanzlichen und thierischen Gattungen für lange Zeit verbunden; diese Vorstellung ist nicht neu, sie ist ebenso alt wie die andere: daß jede Gattung durch Schöpferkraft aus dem Nichts hervorgerufen worden, aber vielleicht war sie niemals so verbreitet wie heut. Daher die Leidenschaft, mit der sie verfochten und angegriffen wird.

Das unten bezeichnete kleine Büchlein acceptirt die Darwin'sche Hypothese für eine Disziplin, in welcher sie nach unserer Meinung mit klaren Beweisgründen diskutirt und entschieden werden kann. „Die Sprachen," sagt Herr Schleicher, „sind Naturorganismen, die, ohne vom Willen des Menschen bestimmbar zu sein, entstanden, nach bestimmten Gesetzen wuchsen und sich entwickelten und wiederum altern und absterben; auch ihnen ist jene Reihe von Erscheinungen eigen, die man unter dem Namen Leben zu verstehen pflegt. Die Glottik, die Wissenschaft der Sprache, ist demnach eine Naturwissenschaft; ihre Methode ist im Ganzen und Allgemeinen dieselbe, wie die der übrigen Naturwissenschaften!"

Es folgt nun der Nachweis für diesen Satz im Einzelnen, und wir wollen die wesentlichsten Momente dieses Nachweises hier wiederzugeben versuchen:

Die Beobachtung lehrt, daß alle lebendigen Organismen, die überhaupt in den Kreis genügender Beobachtung fallen, sich nach bestimmten Gesetzen verändern; die Entwickelungsgeschichte eines Organismus ist daher ein sehr wesentliches Moment für seine Erkenntniß. Das ist zunächst einleuchtend für den individuellen Organismus des Pflanzen- und Thierreichs. Lyell ging dann weiter und stellte das Leben unseres Planeten als eine Reihe allmählich verlaufender Veränderungen dar; ein ruckweises, plötzliches Eintreten neuer Lebensphasen finde auch hier nicht statt; die Beobachtung des allerdings sehr kurzen Zeitraumes des jüngsten Erdenlebens ergiebt nur eine allmähliche Veränderung, daher haben wir kein Recht, für die Vergangenheit eine andere Art des Lebensverlaufs vorauszusetzen. Ebenso fällt das Leben der Sprachen auch nur für den jüngsten kurzen Zeitraum ihres Bestehens in den Kreis der Beobachtung; aber diese kurze Zeit lehrt mit Ge-

*) Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft. Sendschreiben an Professor Häckel von August Schleicher. Weimar, Hermann Böhlau, 1863. 29 S.

wißheit, daß das Leben der Sprachorganismen nach bestimmten Gesetzen in ganz allmählichen Veränderungen verlaufe, und daß wir nicht berechtigt sind, vorauszusetzen, es hätte dies je sich anders verhalten.

Die Verhältnisse der Spezifizirung im Gebiet der Sprachen sind im Wesentlichen dieselben wie die im Reich der Naturwesen, aber die Worte zur Bezeichnung dieser Verhältnisse sind verschieden. Die Gattung der Naturforscher heißt bei den Glottikern Sprachstamm, auch Sprachsippe; näher verwandte Gattungen werden wohl auch Sprachfamilien einer Sippe genannt. Die Arten einer Gattung sind die Sprachen eines Stammes, die Unterarten die Dialekte einer Sprache.

Was zunächst die von Darwin behauptete Veränderungsfähigkeit der Arten im Verlauf der Zeit betrifft (durch welche, wenn sie nicht bei allen Individuen in gleichem Maße hervortritt, aus einer Form mehrere Formen hervorgehen), so ist sie für die sprachlichen Organismen längst allgemein angenommen. Von Sprachsippen, die uns genau bekannt sind, stellen wir Stammbäume auf, wie diese Aufstellung für Pflanzen und Thiere versucht worden. Es zweifelt Niemand mehr, daß die ganze Sippe der indogermanischen Sprachen, Indisch, Eranisch, Griechisch, Italisch, Keltisch, Slavisch, Litauisch, Germanisch, also eine Sippe, die aus zahlreichen Arten, Unterarten und Varietäten besteht, von einer einzigen Grundform, der indogermanischen Ursprache, ihren Ausgang genommen habe; dasselbe gilt von den Sprachen der semitischen Sippe, zu denen Hebräisch, Syrisch, Arabisch gehören.

Die Differenzirung der Sippe in Arten muß man sich etwa folgendermaßen denken: in einer früheren Lebensperiode des Menschengeschlechts gab es eine Sprache, die wir aus ihren Abkömmlingen ziemlich genau erschließen können, die indogermanische Ursprache. Nachdem diese von einer Reihe von Generationen gesprochen worden, nachdem die Generationen selbst an Zahl und Ausbreitung gewachsen, nahm die Ursprache auf verschiedenen Theilen ihres Gebietes allmählich einen verschiedenen Charakter an, so daß endlich zwei Sprachen aus ihr hervorgingen. Möglicherweise waren es auch mehrere Sprachen, von denen aber nur zwei am Leben blieben und sich entwickelten; dasselbe gilt auch von allen späteren Theilungen. Jede dieser beiden Sprachen unterlag dem Differenzirungsprozeß noch zu wiederholten Malen. Der eine Zweig, den wir nach dem, was später aus ihm ward, den Slavodeutschen nennen wollen, theilte sich abermals „durch die fortgesetzte Neigung zur Divergenz des Charakters" (wie es bei Darwin heißt) in Deutsch und Slavolettisch, von denen das erstere die Stammmutter aller germanischen Sprachen und Mundarten, das letztere die der slavischen und litauischen (baltischen, lettischen) ward. Die andere Sprache, welche sich durch Differenzirung aus der Ursprache entwickelt hatte, das Ario-Griechische, theilte sich später in zwei Sprachen, von denen die eine die Mutter der griechischen, albanesischen und derjenigen Sprache wurde, aus welcher später Keltisch und Italisch hervorgingen, die andere aber, die arische, die nah verwandten Stammmütter der indischen und der eranischen Sprachfamilie, erzeugte.

So denken wir uns die Differenzirung — aber ist das Phantasie, bloße Vermuthung oder ist das ein Wissen? Aehnliche Stammbäume auch für Pflanzen- und Thiersippen zu entwerfen und ihre Grundform in ihren Hauptzügen zu erschließen, ist ein unausführbares Beginnen; die Existenz dieser Grundform ist aber der Angelpunkt, um den sich die ganze Darwin'sche Frage dreht. Auf dem Gebiet der Pflanzen und Thiere ist sie nicht mehr nachzuweisen, aber der Sprachforscher ist in glücklicherer Lage: einige Sprachfamilien kann er durch mehr als zwei Jahrtausende beobachten, da ihm mittelst der Schrift das im Wesentlichen treue Bild ihrer früheren Formen überliefert ist. Dies ist z. B. beim Lateinischen der Fall. Wir kennen sowohl das Altlateinische, als die durch Differenzirung und durch fremden Einfluß — die Naturforscher würden sagen: durch Kreuzung — nachweislich aus ihm hervorgegangenen romanischen Sprachen; wir kennen das uralte Indisch, kennen die zunächst aus diesem gewordenen Sprachen und die weiterhin von diesen stammenden neuindischen Sprachen. So hat der Sprachforscher festen Beobachtungsgrund. Was bei denjenigen Sprachen, die wir so lange Zeiträume hindurch beobachten können, weil die sie redenden Völker glücklicherweise aus verhältnißmäßig früher Zeit Schriftdenkmale hinterlassen haben, wirklich vorliegt, das darf auch bei den anderen Sprachsippen vorausgesetzt werden.

Der Schrift verdanken wir jene langen Beobachtungsreihen; wäre sie nicht erfunden, so würden die Sprachkenner wohl niemals auf den Gedanken gekommen sein, daß Sprachen, wie z. B. Russisch, Deutsch und Französisch, von Einer Stammmutter abstammen. Vielleicht wäre man überhaupt dann gar nicht darauf verfallen, gemeinsamen Ursprung für irgend welche Sprachen vorauszusetzen und anzunehmen, daß die Sprache veränderlich ist. Wir wären ohne Schrift in dieser Beziehung noch übler daran als Botaniker und Zoologen, denen doch Reste früherer Bildungen zu Gebote stehen, und deren wissenschaftliche Objekte sich leichter beobachten lassen als Sprachen. Dafür mögen wohl die Veränderungen in den Sprachen im Ganzen in kürzeren Zeiträumen vor sich gegangen sein, als in der Thier- und Pflanzenwelt, so daß Zoologen und Botaniker etwa erst dann mit den Sprachforschern gleich günstig gestellt wären, wenn wenigstens von einigen Gattungen ganze Reihen sogenannter vorweltlicher Formen in vollkommen erhaltenen Exemplaren, also mit Haut und Haar, mit Blatt Blüthe und Frucht auf uns hätten kommen können. Die sprachlichen Verhältnisse sind also die paradigmatischen Beispiele für die Entstehung von Arten aus gemeinsamen Grundformen, und sie sind daher lehrreich für jene Gebiete, auf denen es, bis jetzt wenigstens, an nachweislichen Fällen der Art fehlt.

Allein über die Grundfrage, wie es sich mit der Ursprünglichkeit der den Sippen zu Grunde liegenden Muttersprachen verhält, giebt auch die Schrift keine Auskunft. Hat es nur Eine Ursprache gegeben? Die Antwort ließe sich mit größerer Sicherheit geben, wenn wir die Gattungsgrundformen einer größeren Reihe von Sprachsippen aus ihren Nachkommen nach den Gesetzen des Sprachlebens erschlossen hätten; heut läßt sich nur Folgendes sagen.

Die Verschiedenheit der einzelnen, als solche sicher erkannten sprachlichen Sippen ist eine so große, daß ein gemeinsamer Ursprung sich kaum denken läßt. Kein Mensch ist im Stande, sich eine Sprache vorzustellen, von welcher Indogermanisch und Chinesisch, Semitisch und Hottentottisch abstammen könnten; selbst aus den Grundformen benachbarter und in ihrem Wesen einigermaßen ähnlicher Sprachstämme (z. B. Semitisch und Indogermanisch) läßt sich keine Mutterform erschließen.

Anders aber verhält es sich in Bezug auf die rein sprachliche Form. Sämmtliche höher organisirte Sprachen zeigen durch ihren Bau augenfällig, daß sie aus einfachen Formen durch allmähliche Entwickelung hervorgegangen sind, aus solchen Formen, wie z. B. das Chinesische heut noch zeigt. Alle Sprachen begannen mit

Bedeutungslauten, einfache Lautbilder für Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe, die in jeder Beziehung, d. h. als jede grammatische Form fungiren konnten, ohne daß für diese Funktionen ein lautlicher Ausdruck vorhanden war. Auf dieser urältesten Stufe sprachlichen Lebens giebt es also, lautlich unterschieden, weder Zeitworte, noch Hauptworte, weder Conjugation, noch Declination. Die älteste Form z. B. für die Worte, die jetzt im Deutschen „That, gethan, Thäter, thätig" lauten, war zur Entstehungszeit der indogermanischen Sprache „dha"; davon im Altindischen „dha", im Altbaktrischen „da", im Griechischen „the", im Litauischen und Slavischen „de", im Gothischen „da", im hochdeutschen „ta". In etwas späterer Entwickelungsstufe setzte man, um bestimmte Beziehungen auszudrücken, die Wurzeln, welche damals noch als Worte fungirten, doppelt, oder fügte ihnen ein anderes Wort bei, doch war jedes dieser Elemente noch selbstständig. Um die erste Person des Präsens auszudrücken, sagte man „dha — dha — man," aus welchem im späteren Lebensverlauf der Sprache durch Verschmelzung zu einem Ganzen „dhadhami" entstand (Altindisch „dhadhami," Altbaktrisch „dadhami," Griechisch „tithemi," Althochdeutsch „tom, tuom," Neuhochdeutsch „thue").

Einigermaßen entsprechend wird es sich wahrscheinlich mit der Entstehung der pflanzlichen und thierischen Organismen verhalten; die einfache Zelle ist wohl die gemeinsame Urform derselben; die Zellen sind in einer gewissen Periode des Lebens unseres Weltkörpers, als in Menge entstanden, vorauszusetzen; diese anfänglichen, weder als Pflanzen, noch als Thiere anzusprechenden Formen des organischen Lebens bildeten sich später nach verschiedenen Richtungen hin allmählich aus.

In historischer Zeit sehen wir fort und fort sprachliche Arten und Gattungen untergehen und andere sich auf ihre Kosten ausbreiten, z. B. die indogermanische Sippe sich ausbreiten und die amerikanische zu Grunde gehen. In der Vorzeit, als die Sprachen noch von schwachen Bevölkerungen gesprochen wurden, mag das Aussterben sprachlicher Formen in höherem Grade stattgefunden haben. Da nun die höher organisirten Sprachen, z. B. die Indogermanische, bereits sehr lange existiren müssen (wegen ihrer hohen Entwickelung und ihrer jetzt schon senilen Form), so folgt, daß die vorgeschichtliche Lebensperiode der Sprachen eine viel längere gewesen sein muß, als die innerhalb der geschichtlichen Zeit fallende; in diesem langen Zeitraum gingen höchst wahrscheinlich viel mehr sprachliche Gattungen zu Grunde, als deren gegenwärtig noch fortleben, und so erklärt sich auch die Möglichkeit der großen Ausbreitung einzelner Sippen.

In der gegenwärtigen Lebensperiode der Menschheit sind vor Allem die Sprachen indogermanischen Stammes die Sieger im Kampf um das Dasein; sie sind in fortwährendem Wachsen begriffen und haben bereits zahlreichen anderen Sprachen den Boden entzogen.

Durch den massenhaften Untergang von Sprachen starben manche Mittelformen aus, durch die Wanderungen der Völker verschoben sich die ursprünglichen Verhältnisse, so daß nicht selten Sprachen sehr verschiedener Form als Gebietsnachbaren erscheinen, ohne daß Mittelglieder zwischen beiden vorhanden sind; so ist z. B. das vom Indogermanischen völlig verschiedene Baskische als Sprachinsel in jenes eingesprengt.

Dies sind die wesentlichen Grundzüge der interessanten kleinen Schrift; wir haben auf die Verklausulirungen des Herrn Verfassers nicht erst aufmerksam zu machen: die Hauptfrage, ob Eine Ursprache oder mehrere, läßt er selbst unentschieden. Nur das wollen wir noch kurz erwähnen: man darf nicht etwa für die Darwin'sche Theorie aus dem Verhalten der Sprache ein Beweismoment deduziren wollen; die Sprachen sind Produkte menschlicher Denkthätigkeit, die Gesetze des Denkens gelten auch für sie, also vor Allem das wesentlichste: das Gesetz der Entwickelung. Die thierischen Gattungen mit gleichem Maß zu messen, gestattet bis jetzt nur eine Hypothese.

Schweiz.

Eine Stimme aus der französischen Schweiz für Schleswig-Holstein.

Die dänische Demokratie, deren usurpatorisches Gebahren in Deutschland bei allen Parteien, bei allen Ständen und allen Confessionsverwandten die tiefste Entrüstung hervorgerufen hat, ist, wie man weiß, in anderen Ländern glücklicher gewesen; in England sowohl, als in den Gebieten romanischer Zunge hat sie wahre Triumphe gefeiert, ein Garibaldi hat ihr das Loblied gesungen; sie ist sammt ihrem Christian IX. und ihrer wahnwitzigen Wuth gegen das Deutschthum zu einer Art Popularität emporgestiegen, nachdem die öffentliche Meinung des Südens und Westens zum Echo der Presse des Nordens, d. h. durch ihre einheimischen Organe methodisch irre geleitet worden war.

Auch in der romanischen Schweiz hat jener „kosmopolitische Radikalismus, der mit der Geschichte und den wohlerworbenen Rechten sehr verschwenderisch umgeht," für Dänemarks Centralisations-Bestrebungen Propaganda gemacht, und eine recht eifrige! Im Waadtlande, in Genf, in Neuchatel sind Adressen zum Besten des „unterdrückten Dänemarks" geschmiedet worden, und selbst die Gazette de Lausanne, welche, abgesehen von ihrer sonderbaren „Correspondenz aus Schlesien," noch nicht zu den schlechtunterrichtetsten Blättern gehört, soll ihre Spalten dänisch gesinnten Kundgebungen geöffnet haben. Wir wollen nicht fragen: warum diese Saat des Hasses und der Verfolgung? Wir wissen nicht, was das deutsche Volk den anderen Völkern Europas für ein Leid angethan hat, daß jede Erhebung desselben, jeder begeisterte Aufschwung eine Gift sprühende Eifersucht erregt. Mögen Diejenigen, welche Slaven und Romanen, Engländer und Skandinavier wider uns aufhetzen, es hier vor ihrem Gewissen und dereinst vor dem Richterstuhl der Vorsehung rechtfertigen, daß sie den abscheulichsten Einflüsterungen und einer strafbaren Unkenntniß heilig verbriefter Thatsachen Gehör gaben.

Zum Glück denken nicht alle Geister in den romanischen Gauen wie die Federn der Times oder der Opinion nationale. Aus der französischen Schweiz ist jüngst eine ehrenhafte Stimme zu uns gedrungen, welche, ohne Dänemark zu hassen, den deutschen Standpunkt in der Schleswig-Holsteinischen Sache vertritt. Es ist die Stimme eines achtungswerthen Juristen romanischer Abkunft, eines Waadtländers, des Professors der Rechte Alphonse Rivier zu Bern, welcher im Mai-Hefte der Bibliothèque universelle et Revue suisse einen trefflich stylisirten, klar durchdachten und von der Wärme unparteiischer Gerechtigkeit durchglühten Aufsatz veröffentlicht hat. Die Aufnahme dieses Artikels, der den Titel führt: „Le royaume de Danemark et les duchés-unis," und also schon im Titel die Untrennbarkeit der Herzogthümer betont, macht der Unabhängigkeit und dem Rechtsgefühl der Genfer Redaction alle

Ehre und bestätigt von Neuem die ausgezeichnete Meinung, die man bei uns von der Schweizerischen Revue stets gehegt hat.

Herr Alphonse Rivier will nicht bloß anregen, er will unterrichten; er giebt eine genaue Darstellung des gesammten status causae et controversiae, er greift tief in die Geschichte der Herzogthümer zurück, bespricht ihre mittelalterlichen Rechtsbriefe: König Waldemar's Constitution, dann die Handfeste von 1460, die Natur des Königsgesetzes (Kongo Lov, lex regia) von 1665, welches in den Herzogthümern niemals Gültigkeit erlangt hat; er erklärt, wie die „Incorporation" vom 22. August 1722, d. h. die Vereinigung des herzoglichen mit dem königlichen Antheil Schleswigs (des Antheils der damals ausgestorbenen herzoglichen mit dem der königlichen Linie Holstein-Gottorp) zu verstehen sei; er beleuchtet alsdann die Assimilirungs-Versuche des 19. Jahrhunderts, den famosen „offenen Brief" Christians VIII. von 1846, der das Königsgesetz auch auf Schleswig und Lauenburg ausdehnen wollte, endlich die Katastrophen von 1848, von 1850 und das verhängnißvolle Londoner Protokoll.

Was das innere Staatsrecht der Herzogthümer oder die Seite ihrer Rechtseinheit betrifft, so hebt Herr Rivier die Gemeinsamkeit der politischen Institutionen sehr schön hervor. Er verweist zuerst auf die gemeinschaftliche, oberste, begutachtende Behörde, das Landraths-Kollegium von 24 Mitgliedern, von dem schleswigschen Land-Drost und dem holsteinischen Land-Marschall präsidirt, geht dann auf die gemeinsame Ständeversammlung über, welche seit 1397 bestand und „gemeine Mannschaft" genannt wurde. Sie war aus den Vertretern der drei Stände: den Prälaten, der Ritterschaft und den Städten beider Länder gebildet und wurde bald auf schleswigschem, bald auf holsteinischem Boden abgehalten. Sie hatte über Krieg und Auflagen zu entscheiden. Als es nach 1712 zu keinem General-Landtage mehr kam, wurde das gemeinsame Parlament durch die Ritterschaftsconvente und die Prälatentage ersetzt, ein Einheitsband, welches, ungeachtet es dem Wesen nach schwächer schien, doch seine Dauerhaftigkeit bewährte. Denn dieser sogenannte „nexus socialis" von Schleswig-Holsteins Adel und Geistlichkeit, von einem bleibenden Ausschusse ununterbrochen verkörpert, hat nie aufgehört: noch Christian VIII. hat ihn 1840 nebst anderen nationalen Rechten feierlich anerkannt.

Die Truppen beider Herzogthümer machten bis zur vorvorigen Regierung einen von der dänischen Armee ganz unabhängigen Heeresverband aus; die Gesetzgebung, die Finanzverwaltung, das Kirchen- und Schulwesen, das Ober-Appellationsgericht waren den Herzogthümern gemeinschaftlich und zahllose Verordnungen aus den letzten Jahrhunderten, wie namentlich die Zollordnung von 1668, die Münzordnung von 1678, welche das „Schleswig-Holsteinische Courant" einführte, die Stempelordnung von 1732, die Jagdordnungen von 1737 und 1746 sind klassische Zeugen dieser stetigen Geschwisterschaft.

Wenn aber die Centralstelle ihrer Verwaltung die „deutsche Kanzlei" zu Kopenhagen war, der alle die „deutschen Herzogthümer" betreffenden Sachen in letzter Instanz zu erledigen oblag, so war hiermit nicht nur die Einheit der Herzogthümer auf das Unzweideutigste bekundet, sondern auch deren Nationalität!

Das Moment der reinen Personal-Union mit Dänemark (bis 1863) und der Verschiedenheit der Erbfolge in den Herzogthümern und im Königreiche ist von Herrn Rivier scharf, klar und anschaulich entwickelt. Deutschen Lesern berichtet er, was diesen Punkt anlangt, allerdings nichts Neues. Am tüchtigsten scheint die Darstellung der dänischen Einverleibungs-Versuche, die schon 1802 begannen und 1806 beim Tode der deutschen Reichsherrlichkeit, als Friedrich VI. sich in Holstein souverain und dieses Herzogthum für einen „ungetrennten" (Anfangs wollte er sagen: „untrennbaren") Theil der dänischen Monarchie erklärte, einen papiernen Anhalt empfingen. Die späteren Gewaltstreiche der dänischen Fanatiker sind sattsam in Aller Munde.

An den schnöden Bruch jener Verheißungen, welche der König-Herzog unter dem 29. Januar 1852 den deutschen Großmächten gegenüber hinsichtlich der Selbständigkeit Schleswigs und seiner Verbindung mit Holstein gethan, knüpft Herr Rivier ganz passend ein paar Beispiele aus den offiziellen Aktenstücken, welche das Ausland in Betreff der deutsch-dänischen Frage dem dänischen Uebermuthe anzuhören gegeben hat. Sie lauten für das Inselvolk am Sund nicht gar schmeichelhaft. Mag die große Masse in England unter Anführung ihres Heros Palmerston den Sinn für Wahrheit, Gerechtigkeit, Treue und Ehrlichkeit eingebüßt haben und für die heiligsten Güter einer achtbaren Nation blind und taub geworden sein, es ist auch zu englischen Staatsmännern aus englischer Quelle die Stimme der Wahrheit gedrungen, und es ist bedeutsam genug, wenn ein englischer Diplomat, Herr Ward, großbritannischer Geschäftsträger und General-Consul zu Hamburg, an seine Regierung schrieb:

„Das dänische Gouvernement hat feierlich versprochen, niemals das Herzogthum Schleswig dem Königreich Dänemark einzuverleiben. Aber die konstante Politik, welche es unaufhörlich verfolgt hat, muß allgemein die Ueberzeugung einflößen, daß die bevorstehende Einverleibung des Herzogthums seit sehr langer Zeit und noch jetzt der wahrhafte Zweck seines Strebens ist. Was die Rechtspflege, das Kirchenwesen, den öffentlichen Unterricht anlangt, so wird notorisch die dänische Nationalität der deutschen vorgezogen, und die schreiendsten Handlungen der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit, zu zahlreich, um hier einzeln aufgeführt zu werden, sind in den letztverflossenen Jahren von der dänischen Regierung begangen worden. Das beständige Ziel war, das Herzogthum zu danisiren und mit allen guten oder bösen Mitteln die deutsche Nationalität auszurotten. — — Die Klagen der Bewohner von Schleswig sind notorisch. Wenn auch nur von dem einzigen Gesichtspunkte der Menschlichkeit, wäre es wünschenswerth, daß einem solchen Zustande der Dinge ein Ende gemacht werde!" — Eine russische Depesche vom 5. Mai 1861 sagt: „Es wäre zu wünschen, daß die dänische Regierung ihre Zugeständnisse vervollständigen möchte, namentlich was den Gebrauch der deutschen Sprache, das Associationsrecht und die Ausübung der politischen Rechte betrifft. Auch würde wesentlich sein, daß sie gleichzeitig der deutschen Bevölkerung eine Bürgschaft gegen die willkürliche und drückende Einmischung der Lokalbehörden, sei es in den Wahlen, sei es in den Verwaltungs- und Polizei-Angelegenheiten, darböte. Endlich, und das ist ein gewichtiger Punkt, könnte sie das Herzogthum Schleswig, wie das Herzogthum Holstein, nicht genugsam über die Erhaltung der nicht (!) politischen Bande beruhigen, welche seit Jahrhunderten zwischen ihnen bestehen. In dieser Hinsicht ist die dänische Regierung mehr als einmal Verbindlichkeiten eingegangen, welche durch den königl. Erlaß vom 28. Januar 1852 formell bestätigt wurden, und es ist die wirkliche oder eingebildete Furcht, jene Bande sich lockern zu sehen, welche Sr. Majestät Regierung bestimmt hat" u. s. w. — Schon am 1. Dezember 1857 hatte Rußland die ernstesten Vorstellungen gemacht. Allein was verschlug der dänischen Pöbelherr

schaft die Stimme der Vernunft, die Stimme Europas? Herr Ministerpräsident Hall erklärte in seiner Depesche vom 26. December 1861 mit dürren Worten: „Die Regierung verzichtet auf die nutzlosen Versuche, die Verbindlichkeiten von 1852 zur Ausführung zu bringen." — Das war der reine Hohn. Die deutschen Großmächte, welche nur unter Wahrung jener Verbindlichkeiten dem Londoner Protokoll beigetreten waren, mußten in dieser peremtorischen Antwort die Lösung ihrer eigenen Verpflichtungen erblicken.

Dänemark hat ein sehr hohes und sehr leichtsinniges Spiel gespielt, und es wird gewiß der Tag kommen, an welchem ganz Europa und allem Volk diesseits und jenseits des Meeres über dieses falsche Spiel die Augen aufgehen werden. Herr Professor Rivier hat für seinen Theil wacker dazu beigetragen; wir wünschen ihm Angesichts seiner Landsleute in der romanischen Schweiz den kräftigsten Erfolg! Unseren deutschen Brüdern aber, den treuen Schleswig-Holsteinern, wünschen wir die endliche Erhörung ihres theuersten Anliegens, ein freies, ein deutsches Vaterland! Mögen sie einen Fürsten empfangen, der ihre Rechte achtet und ehrt, auf daß jenes von Herrn Rivier angeführte Protestlied von 1846, das Emanuel Geibel aus tiefster Seele gesungen, nie wieder vor der Burg des eigenen Herrschers ertöne! T. v. B.

England.

Die alten hölzernen Wälle Englands und die neuen Panzerschiffe.

Wir entlehnen Nachstehendes einem Referate des Londoner Athenaeum über Berichterstattungen, die in dem englischen Institute für Schiffbau stattgefunden:

„Seitdem Menschen sich zuerst in gehöhlten Baumstämmen oder in rohgezimmerten Nachen dem Meere anvertraut, bis auf die neueste Zeit hat das Schiffbausystem keine solche Umwälzungen erlebt, wie in den letzten Jahren. Und welche Veränderungen der Flotte noch bevorstehen, ist ein Problem, dessen Lösung von Jahr zu Jahr schwieriger wird. Der Zweikampf zwischen der Kunst des Angriffes und der Kunst der Vertheidigung kommt nimmer zur Entscheidung. Wir hören von fußdicken Eisenplatten und von Feuerschlünden, die sechshundertpfündige Bomben werfen. Die Platten sollen den Festungsgeschützen trotzbieten; aber welches Fahrzeug kann Sechshundertpfünder tragen?

Die Geschichte der eisernen Schiffe fällt in die Neuzeit. 1787 baute Wilkinson ein Kanalboot, 70 Fuß lang, 6 Fuß 8½ Zoll breit und 8—9 Zoll dick. 1815 baute Jervons von Liverpool ein schmales eisernes Boot und fuhr damit auf dem Mersey. 1821 entwarf Aaron Manby den Riß zu einem eisernen Dampfboote, das von der Horsley-Gesellschaft der Staffordshire-Werke ausgeführt wurde. Es nahm eine Ladung Leinsamen und Gußeisen ein und segelte von London nach Havre und von hier die Seine aufwärts nach Paris, unter dem Befehl des Admirals Sir Charles Napier. Ein zweites Fahrzeug wurde in Charenton gebaut. 1839 baute Laird die „Nemesis" und den „Phlegethon" für die Ostindische Compagnie. Diese Dampfer nahmen thätigen Antheil an dem chinesischen Kriege von 1842. Sie führten eine Last von resp. 660 und 570 Tonnen und bestanden die Feuerprobe, die Erschütterung von den schweren Geschützen, die von ihren Decken donnerten, auszuhalten.

Auf Anlaß des Sir George Cockburn stellte die Admiralität in den Jahren 1834 und 1835 Versuche an, um die Widerstandskraft der eisernen Platten gegen Schüsse zu erproben. Schießscheiben wurden zu Woolwich aufgestellt und Dreißigpfünder auf dreißig Yard Distanz gegen sie abgefeuert. Das Resultat war für die Eisenplatten so ungünstig, daß die Admiralität auf die Anwendung des Holzes zurückkam. Aehnliche Experimente wurden 1835 in Metz gemacht. Die Ergebnisse brachten den General Du Bourg in seinem Werke: „Les Principes de l'Organisation de la Marine de guerre" zu dem Schluß, daß „unter allen Dampfschiffen die eisernen die untauglichsten für den Krieg sind."

Was würde er jetzt sagen, wenn er hörte, daß die eiserne Brust des „Warrior" einem Achtundsechzigpfünder bei einem Abstande von 60 Yards widersteht? — 1840 machte man Versuche zu Woolwich, die Wirkungen der Kugeln auf eine eiserne, mit Kautschuck und Kork gefütterte Schießscheibe zu prüfen. Die Stärke der Eisenplatte betrug ½, die der Unterlage 8 Zoll. Der Schuß, ein Zweiunddreißigpfünder, durchdrang das Eisen und blieb in der Unterfütterung stecken. 1850 wurden verschiedene Versuche am Bord des „Excellent" gegen eine Schießscheibe gemacht, die, die Seiten des „Simoon" darstellend, ½ Zoll dick war; sie wurde stets von den Kugeln durchbohrt. Dasselbe Schicksal hatten die Dampfer, und gar durch Traubensegel, in einem Treffen auf dem Parana 1846. General Paixhans in seinem Werke: „Nouvelle force maritime" meint zwar, die eisernen Schiffe könnten schußfest gemacht werden; allein Sir Howard Douglas findet das lächerlich. Ein anderes Experiment fiel eben so unglücklich aus. Nach der Erfindung Napier's wurde ein mit festeingestampfter Baumwolle gefüllter eiserner Cylinder aufgestellt und dagegen ein Vierundsechzigpfünder abgefeuert. Der Schuß ging richtig durch, zum nicht geringen Erstaunen des Erfinders, der mit Zuversicht auf Erfolg gerechnet hatte. Die Baumwollkugeln, vom General Jackson in New-Orleans angewandt, und der Widerstand eines lose aufgehängten Taschentuches gegen eine Pistolenkugel mochten seiner erhitzten Phantasie vorgeschwebt haben.

Während des russischen Krieges ließ Napoleon III. eisenbeschlagene schwimmende Batterien bauen, die in dem Krimfeldzuge gute Dienste leisteten. Die zerstörenden Wirkungen der Bomben und des geschmolzenen Eisens auf Holz erschienen unberechenbar. Vor den Paixhans' und Moorsom's bot sich kein Schutz und entsetzlich war das Gemälde einer Explosion dieser Maschinen unter der gedrängten Mannschaft auf den Decken; die bravsten Leute konnten bei ihren Kanonen nicht Stand halten; alle Bande der Mannszucht waren gelöst und das Schiff glich einer schwimmenden Schlachtbank. Und als nun gar die Gewalt der Geschosse durch die vom Kapitän Minié erfundenen gezogenen Rohre bis zur Alldurchdringlichkeit gesteigert wurde, da schien die Vertheidigungskunst völlig überwunden; denn das Miniégewehr brachte Feldgeschütze zum Schweigen. Whitworth erfand ein gezogenes Rohr, das an Wirksamkeit und Genauigkeit das Minié'sche noch übertraf, und William Armstrong konstruirte eine gezogene Kanone, die durch jeden Gegenstand drang. Sein glattgebohrter Dreihundertpfünder mit einem hundertundfünfzigpfündigen Bolzen und einer Ladung von fünfzig Pfund Schießpulver durchdrang eine Scheibe mit fünfthalbzölligen Eisenplatten und einer festen Rückenbekleidung von achtzehn Zoll. Whitworth's gezogener Hundertundzwanzigpfünder mit abgeglätteter cylindrischer Kugel und einer Ladung von 27 Pfund Pulver durchbohrte eine fünfthalbzöllige Scheibe in einer Distanz von 800 Yards.

Es war nun erwiesen, daß hölzerne Schiffe einer solchen Artillerie nicht Stand halten können, und hohe Zeit, sich nach anderen Vertheidigungsmitteln umzusehen. Auf Antrieb des französischen Kaisers entwarf und konstruirte Dupuy de Lôme ein hölzernes Schiff „La Gloire", beschlagen mit fünftehalbzölligen Platten von gewalztem Eisen, die 800 Tonnen wiegen; 77,90 Metres lang, 16,77 Ms. breit und 8,50 Ms. wassertief, von 5600 Tonnengehalt, führt es 36 Fünfzigpfünder bei 900 Pferdekraft und 12 Knoten Schnelligkeit. Von den anfänglichen guten Erfolgen dieses Fahrzeuges und dem erlangten Uebergewichte der Franzosen beunruhigt, veranstaltete die Admiralität unter der Verwaltung des Grafen Derby den Bau des „Warrior", der die „Gloire" bei weitem übertrifft. Das Gerüst, wie die innere Bekleidung ist von Eisen, die äußere Bekleidung von achtzehnzölligen festen Bohlen; ein Panzer von fünftehalbzölligen Eisenplatten deckt ein Drittel der Seitenlänge. Es hat eiserne Querwände vorn und hinten. Seine Länge beträgt 380 Fuß, die Weite 58 Fuß, Tonnengehalt 6109, Wassertiefe 26 Fuß 2 Zoll, Schnelligkeit 14,3 Knoten. Nach dem Bauplane sollte es 50 Kanonen führen; es hat aber nur 13 Achtundsechzigpfünder Breitseite. Diese Ausrüstung ist entschieden ungenügend und Hundertzwanzigpfünder nach Whitworth's Konstruktion wären bei weitem angemessener.

In der Anstalt hat sich eine Sektion unter ihrem Vorsteher Samuda gegen die Bauart der „Gloire" und des „Warrior" erklärt. Sie finden es unrathsam, die Extremitäten der Schiffe, wie es bei dem „Warrior" der Fall ist, unbeschützt zu lassen. Die vier Punkte, auf die unser Augenmerk gerichtet sein müsse, sind ihrer Meinung nach: vollkommene Deckung, höchste Schnelligkeit, leicht zu ersetzende Ausrüstung; endlich muß die Rüstung, wenn sie die Stärke des Schiffes vermehren soll, der Struktur einverleibt werden. Diese Bedingungen finden indeß ihre wesentlichen Beschränkungen in den Erfordernissen des Dienstes. Denn, haben wir vollständige Panzerung, so müssen wir Etwas an der Schnelligkeit und viel an der Lenksamkeit opfern. Der „Warrior" würde im baltischen Meere und in engen Seen unbeholfen manövriren und bei der Vertheidigung der englischen Küsten an den seichten Stellen sich von weniger Wirksamkeit erweisen. Ungern würde man ihn zu einer längeren Kreuzung in den Stillen Ozean oder fern von den Docks schicken, wo er alle zwei oder drei Monate sich einfinden müßte, um seinen Raum klar zu machen. Das außerordentliche Gewicht der Eisenbekleidung schließt nothwendig nahezu das Doppelte an Tonnengehalt in sich, wenn er dieselbe Zahl Stücke führen und dieselbe Schnelligkeit behaupten will; überdies bieten sein Umfang und die außerordentliche Wassertiefe ernstliche Schwierigkeiten, die möglichst zu erledigen sind.

Einen bedeutenden Schritt näher zu diesem Ziele that Kapitän Coles durch die von ihm erfundenen Kuppel- oder Thurmschiffe. Bei beträchtlich vermindertem Gewicht der Panzerung schützt diese das Schiff vollständig. Durch einen Mechanismus leicht beweglich, wirkt Eine Kanone hier mehr, als zwei auf anderen Schiffen. Die Bauart gestattet einen geringeren Tonnengehalt und gewährt zugleich eine größere Schnelligkeit. Die Kuppelschiffe sind im Stande, die schwersten Stücke zu tragen, während Schiffe mit Breitseitenpforten sich auf Armstrong-Hundertzehnpfünder beschränken müssen. Jenes kann eine im Verhältniß zu seinem Tonnengehalt schwerere Volladung geben und dabei rascher und präziser feuern, als irgendwelches nach anderer Methode gebautes Kriegsfahrzeug. Unter anderen Verbesserungen empfiehlt Coles für seine Kuppelschiffe dreifüßige, röhrenförmige, eiserne Masten.

Die Schwere der Eisenrüstung macht es nothwendig, daß die Schiffe sehr lang gebaut werden, die aber in engen Gewässern, in Flüssen, Buchten, wie in der Nähe der Küsten nicht operiren können. Sachkundige, mit den theilweis gepanzerten Fahrzeugen, wie „Warrior" und „Defence", unzufrieden, behaupten, daß ein Kriegsschiff durchweg in Eisen gekleidet sein muß. Kann eine darauf geschleuderte Bombe in dem Rumpf explodiren, so entspricht es nimmermehr seinem Zwecke. Und in der That, eine dreihundertpfündige Whitworth-Bombe, die in der Achter-Kajüte eines Kriegsschiffes platzt, macht, wenn sie es auch nicht zerstört, es doch kampfunfähig. — Die Admiralität gab nun Befehl zum Bau des „Minotaur", der vom Schnabel bis zum Spiegel geharnischt ist. Er ist 400 Fuß lang, bei 6621 Tonnengehalt. Er zieht 26 Fuß 2 Zoll Wasser und dampft 14,3 Knoten in der Stunde. Er führt 13 Achtundsechzigpfünder und 4 Hundertundzehnpfünder auf der Breitseite, giebt eine Volladung von 1324 Pfund und zählt 704 Köpfe der Bemannung.

Allein Fahrzeuge von solchen Dimensionen sind zum allgemeinen Gebrauch zu schwerfällig. Reed legte nun Zeichnungen zum Bau geharnischter hölzerner Schiffe von verhältnißmäßig kleinen Dimensionen und geringer Wassertiefe vor und sein Plan wurde angenommen und er zum Schiffbaumeister der Admiralität ernannt. Er modifizirte indessen seine Ansicht dahin: Brauchen wir ein Schiff, das den Dienst unserer Jachten und Korvetten zu übernehmen hat, die Flüsse ab- und aufzudampfen, innerhalb und außerhalb der Häfen herumzufahren, den Weg über unerforschten Grund ermitteln, so kann der Rumpf allerdings von Holz gezimmert werden. Soll aber ein Schiff von ungewöhnlichem Umfang seine 14 Knoten in der Stunde machen, so muß es durchaus von Eisen gebaut werden. Im Auftrage der Admiralität baute nun Reed nach seinem System die drei Schiffe: „Entreprise", „Research" und „Favorite." Coles, der mit dem Admiral Halsted Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit der Bauart erhob, baute ein Kuppelschiff nach seiner Methode mit dem seltsamen Namen „Naughty Child" (unartiges Kind).

Die Vortheile und Mängel beider Systeme gegen einander abwiegend, geht nun der englische Referent in die technischen Einzelheiten ein, die nur Fachmännern verständlich und interessant sein können. Für unsere Leser genügt, aus dem Vorstehenden die Anschauung gewonnen zu haben, welche Riesen-Anstrengungen die englische Marine macht, um mit der fortschreitenden Wissenschaft und Technik Hand in Hand, von ihren unerschöpflichen Hülfsquellen unterstützt, sich auf der Höhe ihres ungebrochenen Uebergewichts zu behaupten. Ob auch für Deutschland die Zeit kommen wird, im Rathe der meerbeherrschenden Mächte seine Stimme in die Wage zu legen, das ist zwar vorläufig noch ein Problem, doch wird die Lösung desselben hoffentlich nicht mehr zu lang auf sich warten lassen.

Italien.

Das Ministerium Ricasoli.

Italien kann sich über den Mangel an sympathisirenden deutschen Schriftstellern nicht beklagen. Eine ganze Reihe mehr oder minder gewandter Federn bemüht sich, das Mitgefühl des deutschen Volkes für die italiänische Sache an den Tag zu legen. Unter diesen Federn nimmt die des Herrn W. Rüstow, des bekannten Militär-Schriftstellers, nicht die letzte Stelle ein, sowohl was die Bezei-

sterung für die Einheit Italiens, die er einst mit dem Schwerte erkämpfen half, als auch was die Stoffmenge betrifft, welche er dem deutschen Publikum zuführt.

Vor uns liegt ein neues Buch der Annalen des Königreichs Italien,*) in dem sich Rüstow zum Geschichtsschreiber des Ministeriums Ricasoli macht und die Thätigkeit dieses Ministeriums in jener Weise kritisirt, welche in Bezug auf die italiänischen Zustände bei den deutschen Schriftstellern zum guten Tone zu gehören scheint, nämlich von dem Standpunkte der italiänischen Fortschrittspartei.

Wir stehen nicht auf diesem Standpunkte. Statt die italiänischen Staatsmänner der Neuzeit zu verurtheilen, weil sie Rom und Venedig noch nicht erobert haben, beklagen wir sie aufrichtigen Herzens; denn sie müssen sich zu der traurigen Erfahrung bekennen, daß es weit leichter ist, einen großen Staat zu schaffen, als ihn zu erhalten und zu entwickeln. Das ist um so schmerzvoller und muß auch den lebendigsten Patriotismus um so mehr niederdrücken, als ein Staatsmann in solcher Lage Niemandem genügt, auf Niemandes Dank rechnen darf.

Das Ministerium Ricasoli übernahm eine verhängnißvolle Erbschaft. Als Cavour starb, betrauerte man in ihm den Schöpfer des Königreichs Italien. Die Leichtigkeit, mit welcher er den zerrissenen Stiefel Europa's zusammengefügt hatte, war genügend gewesen, ihm den Ruf des größten Staatsmanns seiner Zeit zu erwerben. Und in der That, in der Eleganz und Sicherheit, mit welcher Cavour wie ein großer Jongleur die diplomatischen Künste ausübte, lag viel Großartiges, Anziehendes, Bewundernswerthes. Dennoch würde der Ruf dieses Staatsmannes erst dann gerechtfertigt sein, wenn Cavour auch die innere Entwickelung Italiens vollbracht, oder doch in ihren Grundzügen für alle Zeit gesichert hätte. Wohl lag der Stiefel — um bei diesem populären Gleichnisse zu bleiben — fertig da; allein dem Fabrikate fehlte zweierlei: Cavour hatte nicht allein zwei große Löcher, Rom und Venedig, darin gelassen, sondern auch selbst ein paar dergleichen, Nizza und Savoyen, hineingerissen; und dann schien der Stiefel noch auf keiner Seite recht passen zu wollen. Dem Entschlusse, diese Mängel an seinem Werke zu beseitigen, unterlag Cavours physische Natur; das nachfolgende Ministerium ging moralisch an derselben Aufgabe zu Grunde, und diesem Schicksale wird noch mancher Nachfolger Cavours verfallen. Der Grund davon scheint sehr einfach: die Italiäner verlangen von jedem Ministerium, daß Italien in demselben Presto, mit welchem das Königreich hätte constituirt werden können, nun auch zu einem Kulturstaate ersten Ranges erhoben werden soll, ein Ziel, zu dessen Erreichung viele Jahrzehnte erforderlich sind.

Rüstow hat seine Annalen insofern ganz glücklich angelegt, als er für Jeden, der sehen will, wenngleich unwillkürlich, alle Schwierigkeiten aufdeckt, die sich der Vollendung des Cavour'schen Werkes entgegenthürmen. Die Annalen müssen in dieser Beziehung auf jeden Freund Italiens den unbehaglichsten Eindruck machen. Italien sollte frei sein, und es kann sich nimmer der Kette entledigen, an welcher Napoleon Rom wie Turin festhält. Italien sollte „das ganze Italien" sein, und es muß noch immer Rom, die dekretirte Hauptstadt des Landes, außerhalb seiner Grenzen sehen. Italien sollte einig sein, und doch gelingt es nicht einmal im Parlamente, die Gegensätze von Nord- und Süd-Italien zu verschmelzen. Italien sollte stark sein, um unabhängig zu werden, und doch sieht die Aktionspartei nur in der Revolution das Heil des Vaterlandes. Italien sollte auch intelligent sein, und doch muß noch der weitaus größte Theil der Jugend ohne Primärunterricht sein. — Italien mit einem Schlage ganz, frei, einig, stark und intelligent zu machen, das verlangte man von dem Ministerium Ricasoli; ja noch einige Kleinigkeiten mehr, als da sind: Regulirung der zerrütteten Finanzen, Herstellung eines umfassenden Eisenbahnnetzes, Bildung einer Flotte ersten Ranges, Ausführung von Garibaldi's Vorschlag der Nationalbewaffnung, Reorganisation des Justizwesens, Verminderung der Beamten, Unterdrückung der Brigantage, Erfüllung des Cavour'schen Testamentes: „freie Kirche im freien Staate", und tausend andre Dinge mehr. Dies Alles sollte das Ministerium etwa ein Jahr nach Eroberung Neapels schaffen. Vermiethete man in dem Ministerium den Geist des Albertus Magnus, der den Frühling mitten in den Winter hinein zaubern konnte?

Allein nicht nur in der Menge von Aufgaben, welche der Lösung harrten, lag die Schwierigkeit der Lage. Nach allen Seiten hin wurde das Ministerium in seiner Thätigkeit von Personen gehemmt, über welche man nicht einfach hinweggehen konnte. Da war vor Allem Napoleon, der die Vormundschaft über das junge Italien fest in seiner Hand hielt; der Papst mit seinem unveränderlichen fatalen Non possumus; ein großer Theil der Geistlichkeit mit einem leicht begreiflichen Egoismus und einem respektablen Einflusse; Garibaldi, der schmollende Heros Italiens; Mazzini, den Schatten der Revolution über Italien verbreitend, und andre Geister geringerer Gattung.

Dagegen waren die Hülfsquellen des Ministeriums ziemlich unbedeutend. Schon das Programm, mit welchem es vor das Parlament trat, zeigte sich so locker, daß aus demselben auf eine feste, dauernde Einheit innerhalb des Ministeriums durchaus nicht zu hoffen war. Außer der Nationalbewaffnung konnte das Ministerium vorläufig keine organischen Gesetze in Aussicht stellen. Die Berathung der wichtigen Gesetze über Verwaltung und Verwaltungseintheilung vermöchte man, so hieß es, in der damaligen Session noch nicht zu Ende zu führen und man habe sich daher geeinigt, vorerst in dieser Beziehung nur einige dringende Punkte zur Erledigung zu bringen. Außerdem hoffte das Ministerium die Anerkennung auswärtiger Staaten zu erlangen, das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe durch eine Anleihe, und die Vermehrung der Einkünfte durch einige Finanzgesetze herbeizuführen; übrigens versprach es, immer nur aus der Verfassung und den sie ausführenden Gesetzen die Kraft zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung zu schöpfen.

Das ist ein Programm von solcher Magerkeit, wie sie in bewegten Zeiten sich nicht zu zeigen pflegt. Sie hatte offenbar in der sehr losen Zusammensetzung des Ministeriums ihren Grund. In der That traten die Spaltungen in demselben bald genug hervor, Spaltungen, welche die volle Entfaltung einer segensreichen Thätigkeit nicht zuließen und endlich wirklich den Sturz des Ministeriums herbeiführten. So hatte Ricasoli an seinen Kollegen nur sehr wankende Stützen, ja in einigen wichtigen Fragen sogar prinzipielle Gegner, deren einen er allerdings später — zu spät beseitigte.

Was Ricasoli selbst betrifft, so war für ihn dreierlei charakteristisch. Erstens besaß er einen unbeugsamen Sinn für Unabhängkeit, den er auf die Leitung des Staates übertragen zu können

*) Annalen des Königreichs Italien. 1861—1863. Von W. Rüstow, Oberst-Brigadier, Ritter des militärischen Ordens von Savoyen. 2. Buch Das Ministerium Ricasoli. Zürich, Meyer u. Zeller; Leipzig, K. F. Köhler, 1864.

vermeinte. Er haßte jeden Einfluß, der sich von außen auf Italien geltend machen wollte. Er hatte mit Befriedigung die Oesterreicher aus Italien vertreiben sehen; aber aus demselben Grunde verschmähte er die französische Freundschaft. Dagegen hoffte er auf ein Bündniß mit dem — angeblich — diskreten, uneigennützigen und thatkräftig hülfreichen England. Zweitens, war er entschiedener Feind der Revolution und hatte sich in früheren Stellungen durch seine Jagd auf Mazzinisten bekannt gemacht. Man konnte nicht im Unklaren darüber sein, was er mit den Worten des Programms meinte: er werde aus der Verfassung die Kraft zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung schöpfen. Drittens hatte er als Privatmann, als Besitzer umfangreicher Landgüter, ein organisatorisches Talent gezeigt, das sich, wie man hoffte, in der Verwaltung eines mächtig sich aufschwingenden Reiches bewähren sollte.

Unglücklicherweise pflegt man in der Neuzeit den Beziehungen zum Auslande einen verhältnißmäßig viel zu großen Werth beizulegen und die sogenannten auswärtigen Angelegenheiten weit über die innere Entwickelung eines Landes zu stellen. Respekt vor dem Scharfsinn, welchen die glückliche Behandlung der auswärtigen Beziehungen erfordert; aber der Schwerpunkt für die Thätigkeit des besten Kopfes und des braufsten Herzens sollte stets innerhalb der Marken des Vaterlandes liegen. Italien insbesondere bedurfte in der Zeit, von welcher wir sprechen, eines erleuchteten Sinnes, um die vielfachen inneren Mängel des neuen Staates zu beseitigen, und wir glauben, daß Ricasoli, dessen tüchtige Kräfte an dem offen sich zeigenden Felsen der römischen Curie und an den verborgenen Klippen der französischen Freundschaft Schiffbruch litten, bessere Erfolge erzielt haben würde, wenn er die ganze Wucht seiner Thätigkeit der inneren Organisation des Landes zugewandt hätte. Als Minister des Aeußeren stand Ricasoli gleichsam sich selbst im Wege.

Das Parlament hätte dem Ministerium eine feste Stütze sein müssen. Gewiß sind Volksvertretungen behufs der Theilnahme an der Gesetzgebung ein glänzendes Erzeugniß des Geistes unserer Zeitperiode. Aber je größer unsere Achtung vor diesem Institut ist, deste anspruchsvoller dürfen wir in den Anforderungen an die Würde und Hingebung gesetzgebender Körperschaften sein und desto verächtlicher erscheinen uns jene Versammlungen, welche sich selbst zum Tummelplatz fesselloser Leidenschaften oder zum Tempel engherziger Servilität machen. Leider müssen wir diesen Satz auf das italiänische Parlament jener Periode anwenden. Nicht selten wurde das Unterhaus Italiens durch seine Majorität mit Scenen entweiht, welche sich von den berüchtigten Vorfällen im Senate zu Washington nur dadurch unterschieden, daß sie das Forum der europäischen Gesittung nicht scheuten. Aber hiervon abgesehen, nahm „die Kammer" dem Ministerium gegenüber eine seltsame Stellung ein. Nicht daß sie den Gesetzesvorlagen nicht zugestimmt hätte — im Gegentheil, das Ministerinm setzte fast alle Entwürfe durch. Aber trotz der Majorität vermochte sich das Ministerium nach dem Ausscheiden des Ministers des Innern nicht wieder aus der Kammer zu ergänzen, weil kein Mitglied derselben das Programm des Ministeriums theilte, und obgleich dieser Umstand ein sehr herbes *Mißtrauensvotum* in sich schloß, so ertheilte die Kammer dem Ministerium dennoch ein *Vertrauensvotum*, um bald darauf gänzlich von ihm abzufallen. Jenes Votum war also gleichsam das letzte Mahl, das man einem in die Ewigkeit zu spedirenden Verurtheilten noch darreicht. — Bei näherer Untersuchung dieses Verfahrens gelangen wir zu so niedrigen Intriguen, zu so engherzigen Parteikämpfen, zu so offenen Spaltungen innerhalb der Kammer, daß wir wohl an der Einheit Italiens verzweifeln sollten, wenn wir nicht überzeugt wären, daß die Idee eines einigen Italiens, einmal tief erfaßt wie sie ist, vom Volke auch bis zum letzten Ziele durchgekämpft werden wird.

Nicht weniger fehlten dem Ministerium die Hülfsmittel, die sonst ein geordneter Staat darbietet. Flotte und Heer standen ihm noch am zuverlässigsten zu Gebote. Im Uebrigen hatte es ein Land ohne Finanzen, ohne intellektuelle Grundlagen, ohne Industrie, ohne weitere Verbündete als den zweifelhaften Freund an der Seine, zu regieren — wahrlich, Muth zu solcher Aufgabe war nicht die geringste Tugend dieses Ministeriums.

Es ist wahr, das Ministerium war nicht glücklich in der Lösung seiner Aufgaben; und es konnte nicht glücklich sein.

Was die auswärtigen Beziehungen betrifft, so triumphirte Ricasoli mit der Anerkennung Italiens durch Frankreich. Allein dieser sogenannte diplomatische Erfolg war mindestens zur Hälfte eine Täuschung, insofern derselbe nicht diejenige Freiheit der Bewegung zur Folge hatte, welche Ricasoli für die Lösung der römischen und venetianischen Frage so dringend wünschte. Die römische Frage blieb nach wie vor ungelöst, obgleich Ricasoli in jenem bekannten Briefe, zu dessen Bestellung die französische Regierung sich leider nicht als Briefträger hergab, dem Papste ein Concordat unter so günstigen Bedingungen darbot, daß der heilige Vater unter andern Umständen wohl beide Hände danach ausgestreckt haben würde. Die Lösung der venetianischen Frage ward nicht erst versucht.

Die inneren Angelegenheiten litten zum Theil an schweren Verwickelungen; zum Theil beanspruchte ihre Förderung einen Zeitraum, dessen Länge nicht zu der Eile paßte, der man sich in allen Dingen befleißigen zu müssen glaubte. — Zu der ersteren Kategorie gehörten z. B. die Finanzen, zu deren Regulirung das Ministerium eine Anleihe in der respektablen Höhe von 500 Millionen Fr. und außerdem eine Menge Steuergesetze forderte und erhielt, ohne jedoch durch diese schwere Belastung des Landes aller Verlegenheiten enthoben zu sein. Die Anleihe kostete die erheblichsten Opfer, und die Steigerung der Einnahme, auf welche der Finanzminister hoffte, blieb aus, weil die Erhebung der Steuern, namentlich in den südlichen Provinzen, auf Hindernisse stieß, die freilich nicht unerwartet kommen konnten: Niemand will die Freiheit billiger, als wer sie so eben theuer bezahlen mußte! — Unter denjenigen Angelegenheiten, welche ihrer Natur nach sich erst allmählich entwickeln lassen konnten, die man aber gleichwohl in vollendeter Gestalt forderte, zählt die Herstellung eines Eisenbahnnetzes, das systematisch über ganz Italien gespannt werden sollte; ferner die Verbesserung der Marineschulen, namentlich für die Handelsmarine; ferner der Ausbau der Seehäfen, die Fürsorge für Sicilien und Sardinien, das Unterrichtswesen. Die Opposition bombardirte in dieser Beziehung das Ministerium planmäßig mit Interpellationen, deren Masse einen ziemlich humoristischen Eindruck macht. Und doch hatten diese Erörterungen ihre tief gerechte Seite. Sie deckten Zustände auf, welche uns das klassische Land der Römer in dem Gewande äußerster Verkommenheit zeigen. Der öffentliche Unterricht ist hierbei der beste Maaßstab. Es ist wahr, Italien besaß damals, d. h. im Jahre 1861, ohne Rom und Padua nicht weniger als zwanzig Universitäten mit etwa 1200 Lehrstühlen. Nur bildet diese Ueberfülle einen komischen Kontrast zu der Dürftigkeit des *Volksunterrichts*. Selbst in Piemont, wo seit 1848 für das Schulwesen viel geleistet worden war, konnten noch im Jahre 1857 von 17705 Rekruten deren 9096, also über die Hälfte, weder lesen

noch schreiben. Noch bei weitem trauriger sah es im Neapolitanischen aus. Hier hätten nach den alten Schulgesetzen an 3094 Orten oder Theilen von Orten Elementarschulen bestehen sollen; aber an 1084 dieser Orte fehlten die Schulen gänzlich; an 920 war nur für Knaben, an 91 nur für Mädchen gesorgt, und nur etwa der achtzehnte Theil derjenigen Kinder, welche in den Elementarschulen hätten unterrichtet werden sollen, erhielt überhaupt regelmäßigen Unterricht.

Hier that schleunige Hülfe Noth, hier aber konnte von einem schleunigen Erfolge am wenigsten die Rede sein. Auf die dießfällige Interpellation in der Kammer antwortete der Unterrichtsminister de Sanctis, er werde nicht eher ruhen, bis alle Italiäner lesen und schreiben könnten; er habe schon den Anfang zur Ausbildung von Volksschullehrern für die südlichen Provinzen gemacht und neuerdings zwei Lehrer dorthin geschickt, um in der Methode zu unterrichten; die betreffenden Schulen hätten schon 300 Schüler, was als ein gutes Zeichen erscheine. Uebrigens erkläre er sich für vollständige Freiheit des Unterrichts; d. h. es soll Jedem frei stehen, eine Schule zu gründen, Jedem auch, seine Kinder unterrichten oder verwildern zu lassen. Das ist eine Nachahmung des englischen Unterrichtswesens; sie ist aber in Italien weit gefährlicher, weil, wie Rüstow mit Recht hervorhebt, der Unterricht hier nothwendig in die Hände des Klerus zurückfallen muß, von dessen verderblichem Einfluß Italien sich eben befreien will.

Wenn von den vielen Versuchen, Italien zu einem Staate zu erheben, manche mit vollständigem Fiasko endeten, andere nur den Keim der Entwickelung in die vernachlässigten Elemente legten, so konnte doch das Ministerium auch von wichtigen Erfolgen sprechen. Diese beschränken sich hauptsächlich freilich nur auf drei Ziele ministerieller Thätigkeit: es gelang erstens, die Unification der Staatsschulden, d. h. die Zusammenziehung aller öffentlichen Schulden der alten Theile Italiens, durch Anlegung des „großen Buchs der italiänischen Staatsschuld" herbeizuführen, in dessen Blätter man nicht weniger als 3000 Millionen Fr. mit einer Rente von 115 Millionen Fr. einzutragen hatte. Dadurch wurde der Kredit des Königreichs wesentlich gehoben. Zweitens, zog Ricasoli nach und nach die Statthalterschaften in Umbrien, Neapel und Sicilien ein und vernichtete dadurch nicht allein das sinnlose System der Regionen, in welche der Minister des Innern, Minghetti, Italien nach Maßgabe seiner alten Bestandtheile eintheilen wollte, sondern auch ein gutes Stück Partikularismus, der trotz der Einheitsidee noch immer in den Italiänern steckt. Drittens, gelang in unerwartet vollkommener Weise die erste allgemeine Militärausheben auch in den südlichen Provinzen.

Die Bedeutung dieser Erfolge zu unterschätzen, wäre ein großer Irrthum. Die Einigung Italiens, weit entfernt ein leichtes Werk, ein Spiel zu sein, mißt ihre Fortschritte nur nach sehr kurzen und sehr langsamen Schritten. Desto wichtiger sind die Schritte, welche wirklich näher zum Ziele führen, und seine drei Maßregeln, bestimmt, die bisher höchstens durch das Parlament lose zusammenhängenden Bestandtheile Italiens trotz ihrer widerstrebenden Naturen zu verschmelzen, müssen als die ersten Grundlagen für die innere Einheit Italiens in finanzieller, administrativer und militärischer Beziehung betrachtet werden.

Das Ministerium Ricasoli, mißtrauisch empfangen auf dem Boden seiner Thätigkeit, oft unglücklich in seinen Unternehmungen, ruhmlos bei seiner Auflösung, wird daher dennoch nicht vergessen werden können, wenn Italien einst die Begründer seiner Einheit in der Geschichte feiern wird. H. H.

China.

Die menschliche Ungenügsamkeit. *)

Den ganzen Tag wird überlegt,
Wie man dem Hunger wehren mag,
Und ist die Sättigung erreicht,
So sinnt man über Kleidung nach.

Ist gute Kost zur Gnüge da,
Und hüllet reiches Kleid den Leib,
So fehlt noch, reizend anzuschaun,
Im Schlafgemach ein junges Weib.

Hast Du ein schönes Weib erlangt
Und schöne Kebsen noch dazu,
So fehlen Sänfte Dir und Roß,
Die Beine sehnen sich nach Ruh'.

Ist muntres Rößlein nun im Stall
Und auch die Sänfte angeschafft,
So findest Du Dein Grundstück klein,
Zum Aufwand fehlt des Bodens Kraft.

Du kaufest Garten, Wiese, Feld,
Der Zahl nach wohl ein hundert King: **)
Da fehlen Rang und Titel Dir,
Die Menschen schätzen Dich gering.

Du steigst zum sechsten, fünften Grad,
Noch scheinest Du Dir allzuklein;
Du steigst zum vierten, dritten Grad,
Noch macht die Niedrigkeit Dir Pein.

Jetzt ist der erste Grad erreicht,
Du wirst am Hofe Tsai-siang: ***)
Da geizest Du mit wilder Gier
Nach eines Lehensfürsten Rang.

Ist endlich Dir so hold Dein Glück,
Daß es Dir schenkt die Kaiserkron',
So willst Du gar dem Tod entfliehn
Und ewig sitzen auf dem Thron.

Der eitlen Wünsche bunter Hauf
Umtobet Dich auf jedem Schritt;
Erst wenn der Sarg für immer Dich
Umschließet, hat's ein End' damit.

Sch.

*) Aus einem moralischen Volksbuche der Chinesen, betitelt Ngán sehi téng, d. i. des finstern Hauses Leuchte. Der Text ist zumeist in Prosa, doch sind auch Verse eingemengt, zu denen die obigen gehören.

**) Ein king (genauer khing) ist ungefähr 15 Morgen Landes.

***) Tsai-siáng ist der erste Staatsminister.

Kleine literarische Revue.

— **Don Carlos, von L. A. Warnkönig.** †) Seitdem Ranke vor mehr als dreißig Jahren zuerst das deutsche Publikum darüber belehrte, was eigentlich von dem Charakter des durch Schiller's

†) Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen. Nach den neuesten Biographieen und mit Rücksicht auf frühere Forschungen bearbeitet von L. A. Warnkönig. Mit einem Stahlstich-Portrait und einem autographen Brief des Don Carlos. Stuttgart, A. Kröner, 1864.

Poesie mit einem moralischen Nimbus umgebenen Infanten von Spanien zu halten sei, sind bekanntlich mehrere andere historische Forscher, Deutsche, Engländer, Franzosen und Belgier, in seine Fußstapfen getreten und haben, namentlich nach dem spanischen Archive von Simancas, neues Licht über die drei Generationen Karl's V., Philipp's II. und des Infanten Don Carlos verbreitet. Wir haben in verschiedenen Jahrgängen des „Magazin" über die Forschungen Stirling's, Mignet's, Pichot's und Gachard's, den Aufenthalt Karl's V. im Kloster zu Juste betreffend, sowie über die Forschungen Ranke's, Friedrich von Raumer's, de Mouy's und Gachard's über den Infanten Don Carlos, zu denen auch noch die Berichte des Professors Ahrendt in Löwen, in den Bulletins de l'Académie royale de Belgique, zu zählen, Mittheilung gemacht. Herr Professor **Warnkönig** in Stuttgart hat nunmehr alle diese Forschungen zu einer Biographie des Infanten Don Carlos verarbeitet, die den zahlreichen Freunden einer leichten historischen Lektüre eine willkommene Erscheinung sein wird. Es würde dieser halb blödsinnige Enkel Karl's V., der nur die krankhaften und nicht auch die erhabenen Empfindungen seines Großvaters und seines Vaters kannte, und der sein trauriges Leben nur bis zu einem Alter von 23 Jahren (1545—1568) brachte, kaum ein Interesse für deutsche Leser haben, wenn ihn nicht eben die veredelnde Darstellung Schiller's zu einer mit der deutschen Literatur verwebten historischen Person gemacht hätte. Nicht uninteressant ist, daß, wie aus der vorliegenden Schrift ersichtlich, noch ein anderer von Schiller idealisirter Charakter, **Maria Stuart**, vor gerade dreihundert Jahren (als William Shakspeare geboren wurde) mit dem Infanten Don Carlos in die engste Verbindung kommen sollte. Maria Stuart entschied sich damals unter den vielen Bewerbern um ihre Hand (unter denen sich Erzherzog Karl, ein Sohn Kaisers Ferdinand I., und König Karl IX. von Frankreich befanden) für die des spanischen Infanten, und die Verbindung wäre auch wirklich zu Stande gekommen, wenn nicht Philipp II. im August 1564 die lange mit Schottland gepflogenen Unterhandlungen plötzlich abgebrochen hätte, worauf dann Graf Darnley so glücklich war, die Hand der schönen Königin zu erlangen.

— **Geschichte des Alterthums im Orient.***) Laut der Vorrede, hatte der Verfasser des vorliegenden Buches zunächst diejenigen gebildeten Laien im Auge, welche, ohne die Muße für das Studium der betreffenden größeren Geschichts- und Reisewerke finden zu können, sich genauer und eingänglicher mit der Geschichte des Alterthums im Orient, namentlich mit den Resultaten der neueren Forschungen, bekannt machen wollen, als dies durch die gewöhnlichen Handbücher möglich ist. Sein Hauptzweck war demnach, in zusammenhängender und ansprechender Darstellung, frei von dem gelehrten Apparat, gerade die unbestrittenen (?) Resultate der neueren Forschung vorzuführen. Auf selbständige Forschung macht das Buch keinen Anspruch. Das Unternehmen, die Geschichte des Orientes als ein Ganzes gesondert hinzustellen, ist ein anerkennungswerthes, und wir glauben auch, wie es hier gelöst wird, kein verfehltes. Man muß nur in Anschlag bringen, was in dieser Sache möglich und was unmöglich ist. Denn was wir Geschichte des orientalischen Alterthums nennen, ist eben nichts als eine Zusammenstellung elendester Restchen, die sich aus einem allgemeinen Schiffbruch gerettet haben; dieses gilt selbst nach den Errungenschaften neuester Forschungen.

*) Geschichte des orientalischen Alterthums von den ältesten Zeiten bis auf die Perserkriege. Von F. Pahle, Kollaborator am Gymnasium zu Jever. Oldenburg, Gerhard Stalling, 1864.

— **Eine Reliquie von Hermann Marggraff.** Unter den vielen bei Gelegenheit des Shakspeare-Jubiläums herausgekommenen Schriften über den und nach dem großen Dichter ist uns die von Hermann Marggraff: „William Shakspeare als Lehrer der Menschheit"*) doppelt werth, denn sie enthält neben einer geschmackvollen, alphabetisch nach den Ueberschriften geordneten Blumenlese aus dem reichen poetischen Garten Shakspeare's die letzten von Marggraff niedergeschriebenen Worte über die geistige Erziehung eines großen, weltumfassenden Dichters. Mit Recht führt Marggraff aus, daß eine Weltanschauung und eine Poesie von der Höhe und dem Umfange, wie sie bei Shakspeare erscheint, unbedingt von Seiten des Dichters die gründlichste Kenntniß und das tiefste Studium der bis zu seiner Zeit bekannt gewesenen größten poetischen Schöpfungen aller Zeiten voraussetzen lasse. Auch die philosophischen Systeme der Alten, wie seiner Zeitgenossen, muß Shakspeare aus dem Grunde gekannt haben, denn er steht in seinen Dramen auf der Höhe der Philosophie eines Baco von Verulam. In der Ausbildung ihrer poetischen Fähigkeiten können es Autodidakten, auch wenn sie aus niederen, ungebildeten Verhältnissen hervorgegangen, allerdings zu etwas bringen, wenn sie ein lebhaftes Naturell und einen energischen Geist besitzen. Aber gewiß werden sie nicht leicht dazu gelangen, sich über die Regeln ihrer Kunst Rechenschaft zu geben und sich jene feine und zarte ästhetische Empfindung anzueignen, die erforderlich ist, um sich für Werke der Malerei, wie der bildenden Kunst überhaupt, lebhaft zu erwärmen und Geschmack an ihnen zu finden. Aus diesen Prämissen zieht Marggraff den Schluß, daß Shakspeare, dessen Vater in frühester Zeit ein wohlhabender Mann und dessen Mutter einem edeln Geschlecht entsprossen war, einen sehr guten Jugend-Unterricht genossen und vielleicht auch frühzeitig Reisen in das Ausland gemacht habe, wo er den Grund zu seiner weltmännischen Bildung gelegt, die ihm nachmals die Freundschaft der edelsten und gebildetsten Männer seiner Zeit verschafft habe. Jedenfalls muß die Peripherie seines Lebenslaufes eine viel umfassendere gewesen sein, als wir aus den dürftigen Ueberlieferungen desselben wissen; ja, sie muß ihn mit den mannigfachsten Verhältnissen, mit allen Tiefen und Höhen der Gesellschaft in unmittelbare, persönliche Berührung gebracht haben.

— **Shakspeare-Schule für dramatische Künstler.** Das unter dem Protektorate der Königin Victoria stehende Dramatic College in London hat beschlossen, eine „Shakspeare-Schule für klassischen Unterricht und allgemeine Bildung der Kinder von Schauspielern, Schauspielerinnen oder dramatischen Schriftstellern" zu gründen. Der Director des Adelphi-Theaters und der Banquier Coutts in London nehmen zu diesem Zwecke Subscriptionen an. Es scheint, daß der Bericht über den bei Gelegenheit des Shakspeare-Jubiläums in Dresden gegründeten Verein mit ähnlichen Zwecken die englischen Shakspeare-Verehrer aufgestachelt hat. In ihrer Ansprache an das Publikum sagen sie, daß durch eine solche dramatische Schule dem Dichter und Schauspieler Shakspeare das würdigste Denkmal gesetzt werden würde.

— **„Clarinette," von Aug. Lewald.** Der frühere Redacteur der „Europa", der in seiner Jugend vom Judenthume zum evangelischen Christenthum übergetreten und der in seinen alten Tagen katholisch geworden, scheint in neuester Zeit in den Jesuiten-Orden

*) Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitung, von Hermann Marggraff. Leipzig, F. A. Brockhaus. VIII und 235 S.

eingetreten zu sein. Kürzlich hat er bei Hurter in Schaffhausen einen Roman unter dem Titel „Clarinette" herausgegeben, in dem er die allerseltsamsten Ansichten aufstellt und verficht. Unter Anderm behauptet er (S. 24), „daß die Jesuiten solche Helden sind, denen selbst die erbittertsten Feinde des Ordens ihre Verwunderung nicht versagen können. Ihr Glaubenseifer, ihre Ausdauer, ihre Weisheit, die sie in allen von ihnen gestalteten Einrichtungen zeigten, ihre milde, das Vertrauen erweckende Ueberredung, das feste Band, welches sich dadurch zwischen ihnen und den durch sie Bekehrten knüpfe, die strenge Ordnung in gleichmäßiger Verwaltung der Einkünfte, der Reichthum, der hierdurch dem Ganzen erwächst, während der Einzelne arm bleibt und an demüthiger Entsagung und Opferwilligkeit unübertrefflich erscheint — diese unvergleichliche Organisation der Gesellschaft Jesu, welche Menschen einem unverbrüchlichen Gehorsam unterwirft, der unter jeder anderen Verfassung einer empörenden Sklaverei gleichkäme, steht einzig und unerreicht da. Es ist eine veredelte Dienstbarkeit zu nennen, die den, der sich ihr unterzieht, nicht erniedrigt, weil das Gelübde der Religion ihn heiligt und ihn in jeder anderen Beziehung frei erklärt .... Männer von höchster Begabung, von tiefstem Wissen erfüllt, entsagen den Freuden der Welt, um in den Orden zu treten, und tragen in Demuth, aber auch mit Würde, ihre Mönchskleidung, unbeirrt von dem Geschrei, das sie verfolgt und lästert. Wer darin die gewöhnliche Weltklugheit sähe, die auf ganz andere Ziele lossteuert, müßte selbst nicht klug sein und die Welt nicht kennen."

Literarischer Sprechsaal.

Das große, seit einer Reihe von Jahren in Florenz erscheinende Werk, die Berichte der venetianischen Gesandten an ihre Regierung während des sechzehnten Jahrhunderts enthaltend, ist kürzlich mit dem fünfzehnten Bande beendigt worden.*) Auch diese interessanten Offenbarungen verdanken, wie die spanischen Publikationen von Simancas, zum guten Theil den historischen Forschungen unseres Leopold Ranke den ersten Anstoß zu ihrer Enthüllung aus dem Dunkel der Archive. Der gelehrte Marchese Gino Capponi verband sich zu diesem Zwecke mit mehreren seiner Landsleute aus verschiedenen Theilen Italiens, namentlich mit Signor Eugenio Alberi, und dem ausdauernden Eifer des Letztern ist es hauptsächlich zu verdanken, daß das große Werk, welches er mit erklärenden Anmerkungen begleitet hat, glücklich zu Ende geführt worden.

Im neuesten (Mai-) Hefte der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde"**) giebt Dr. Heinrich Barth, nach dem arabischen Reiseberichte des vom Senegal gebürtig gewesenen muhamedanischen Offiziers Aliun Sal, eine Uebersicht der Reise dieses mit der Negersprache und Negersitten innig vertraut gewesenen, leider bei seiner Rückkehr verstorbenen Mannes durch das westliche Negerland bis in die Nähe von Timbuktu. Es wird dadurch unsere Kenntniß dieses Theiles von Afrika abermals um einige wesentliche Momente bereichert. Auch ist es bei dem fortdauernden, unbesiegbaren Fanatismus der meisten Negerfürsten gegen christliche, weiße Reisende erfreulich, daß sich jetzt auch landeseingeborene Muhamedaner finden, welche wissenschaftlichen Sinn genug besitzen, sich den Forschungen der europäischen Reisenden anzuschließen. Ursprünglich hat der französische Marine-Lieutenant Regnault einen Abriß dieses arabischen Reiseberichts in dem von dem französischen Gouverneur, General Faidherbe herausgegebenen Annuaire du Sénégal mitgetheilt.*)

Nach den Sonnenflecken-Beobachtungen und den Berechnungen des englischen Astronomen Carrington**) beträgt die Umdrehungszeit der Sonne um ihre Achse zwischen 28,36 und 30,86 Tagen, im Durchschnitt also etwa 29 Tage. Eine ganz genaue Ermittelung und Feststellung ist erst noch von künftigen Beobachtungen und Berechnungen zu erwarten. Es wäre jedoch überaus merkwürdig, wenn die Umdrehungszeit der Sonne mit der Umlaufszeit des Mondes um die Erde genau übereinstimmte, wenn also der Mond der astronomische Zeitmesser für die Achsen-Umdrehung der Sonne und wenn hierdurch eine neue gesetzmäßige Einwirkung der drei den Menschen und alles irdische Leben zunächst beherrschenden großen Weltkörper auf einander konstatirt wäre.

The Reader kündigt das bevorstehende Erscheinen einer großen englischen Mondkarte mit einem ausführlichen genauen Katalog aller bisher auf dem Monde beobachteten Krater, Gebirge, Rinnen, Thäler, Flächen (sogenannten „Meere"), lichten und dunkeln Flecken ꝛc. an. Die Mondkarte von Beer und Mädler, die das englische Journal als eine bisher unübertroffene, wissenschaftliche Meister-Arbeit bezeichnet, ist der neuen Karte zu Grunde gelegt, natürlich unter Beseitigung ihrer seitdem konstatirten Irrthümer und unter Eintragung aller neuen Beobachtungen, die namentlich in England der Astronom de la Rue mit Hülfe der von der Königl. Sozietät aufgestellten großen Teleskope bewirkt hat. Die neue Karte wird etwa den vierfachen Umfang der Beer-Mädler'schen haben und in Zonen, sowie in Quadrate mit entsprechender Buchstaben-Bezeichnung abgetheilt sein, so daß Karte und Katalog sich gegenseitig leicht expliciren.

Das französische Gewerbeblatt „Le Génie industriel" macht Mittheilungen über die von einem Mechaniker, Namens Bryois, erfundene stenographische Druckmaschine, welche die Forderung, daß die Hand nicht mehr Zeit als die Stimme gebrauche, um ein Wort herzustellen, vollständig erfüllt. Der „sténographe imprimeur", wie Herr Bryois seine Maschine nennt, hat die Form eines Klaviers, dessen Tasten, den Lauten der Zunge entsprechend, so geschickt vertheilt und disponirt sind, daß ein einziger Finger allenfalls genügt, um eine Rede vollständig wiederzugeben. Mit allen zehn Fingern arbeitend, kann ein Stenograph vermittelst dieser Maschine in derselben Zeit so viel leisten, als zwanzig gewöhnliche Schreiber mit der Feder. Die mit dem neuen Stenographen aufgenommenen Worte sollen sofort allgemein lesbar sein, was uns jedoch nicht recht einleuchtend ist, da andererseits gesagt wird, daß die Maschine für jeden einfachen oder zusammengesetzten Ton der Sprache ein besonderes Zeichen hat.

*) Le Relazioni degli ambasciatori Veneti al Senato durante il secolo decimosesto, raccolte ed illustrate da Eugenio Alberi. Vol. XV. (Appendice). Firenze, 1864.

**) Berlin, Dietrich Reimer.

*) Annuaire du Sénégal et des dépendances, pour l'année 1864; suivi d'un résumé des voyages d'exploration faits par ordre du Gouverneur en 1859, 1860 et 1861. St. Louis, 1864.

**) Observations of the Spots of the Sun, from Nov. 9. 1853 to March 24. 1861, by R. C. Carrington.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates von F. Voigt,

Professor an der Königl. Realschule zu Berlin. 1860. 41 Bgn. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in Kattunband und Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr. (372)

„Dreysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig sind erschienen: (373)

Pfarrius, G., Schein und Sein. Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert. Kl. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Raabe, W. (Jakob Corvinus), **Die Leute aus dem Walde,** ihre Sterne, Wege und Schicksale. Ein Roman in 3 Bänden. Kl. 8. eleg. geh. 5 Thlr.

Raabe, W. (Jakob Corvinus), **Unseres Herrgotts Canzlei.** Eine Erzählung in zwei Theilen. 2 Bände. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vorträge
im
Wissenschaftlichen Verein in der Singakademie in Berlin.

Grugsch, (Heinrich), Die Adonisklage und das Linoslied. Mit einer lithogr. Tafel. gr. 8. geh. 10 Sgr.

— — Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten. 16. geh. 6 Sgr.

Casper, (Dr. Joh. Ludw.), Ueber die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Förster, (W.), Johann Keppler und die Harmonie der Sphären. 8. Velinpapier. geh. 8 Sgr.

Rumpf, (C. G.), Die Religion der Römer. 8. geh. 7½ Sgr.

— — Ueber die bauliche Einrichtung des römischen Wohnhauses. Zweite Auflage. Mit einer lithogr. Tafel. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Hieran schließen sich:

Grimm, (Jakob), Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck 1860. Velinpapier. gr. 8. geh. 8 Sgr.

— — Ueber den Ursprung der Sprache. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1851. Fünfter, unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

— — Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter, gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographien (der Brüder Grimm). 1864. Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

Lazarus, (Prof. Dr. M.), Ueber den Ursprung der Sitten. Antrittsvorlesung, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern. gr. 8. geh. 8 Sgr. (374)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Zu Gelegenheits-Geschenken empfehlen wir:

Worte des Herzens.
von J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von
C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr. (377)

Bessere Ausgaben mit L's Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr. resp. 1 Thlr.

Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann. Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Soeben ist ausgegeben:

Deutsche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
Juli 1864.

Inhalt: F. H., Die geschichtlichen Bedingungen des englischen Selfgovernment. Karl Friedrich Neumann, die Monroe-Lehre und das Kaiserthum Mexiko. I. Die Monroe-Lehre. Alfred Woltmann, Berlin's Architektur in der Neuzeit (Schluß.) A. von Stramberg, ein Blick auf den dänischen Feldzug. Dr. Gustav Eberty, die öffentlichen Abgaben und Schulden. Dr. Hermann Vogel, die Photolitographie. H. B. Oppenheim, Stahl über die Parteien. — Russische Briefe über deutsche Zustände. III. (Geschichte und Physiognomie der bürgerlichen Gesellschaft.)

Abonnements-Bedingungen: Die deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur erscheinen vom Jahre 1864 an in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1½ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr. (378)

Berlin, im Juni 1864. **J. Guttentag.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Dainos. Littauische Volkslieder
übersetzt von
G. H. L. Nesselmann.
eleg. kart. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Zartheit und Innigkeit zeichnen bekanntlich die ernsten, frische und naiver Witz die heitern Lieder der Littauer aus. Hier sind die schönsten, geschmackvoll übersetzt, in einen duftigen Strauß gebunden. Ein Holzschnitt auf dem Umschlage giebt das Bild eines littauischen Mädchen in ihrem Nationalkostüm. (375)

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Worte des Heilandes
an Christenkinder.
Eine Festgabe in siebzehn Kinderpredigten.
von Frauenhand. (376)
Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage.
1856. 32. eleg. geh. mit Goldschnitt 8 Sgr.

„Das sind Worte, durchhaucht von ächter Religiosität und so passend für das zarte Gemüth, wie sie nur eine ächte Frau sprechen kann. Möchte es manchen Kindern so gut werden, daß ihnen am Sonntage eine solche kleine Predigt vorgelesen würde." St. Galler Blätter.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Lehrbuch der Naturlehre
für Volksschullehrer, zum Gebrauch an Seminarien und zum Selbstunterricht,
von
Dr. **W. Erler,**
Professor und Oberlehrer am Königl. Pädagogium bei Züllichau.
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 177 Holzschnitten.
1862. 19½ Bogen. kl. 8. 20 Sgr.

Dieses Lehrbuch, das in den Fach-Zeitschriften durchweg auf das Günstigste beurtheilt worden, zeichnet sich vor den meisten für denselben Zweck bearbeiteten Büchern durch ausführliche Behandlung derjenigen Gegenstände aus, die praktische Wichtigkeit haben, sowie der einschlägigen Erscheinungen des täglichen Lebens, namentlich der meteorologischen, sowie der klimatologischen Gesetze, endlich durch die den einzelnen Paragraphen angehängten geschichtlichen Bemerkungen.

Se. Excellenz der Herr Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, hat die Königl. Provinzial-Schulkollegien auf das Buch aufmerksam gemacht und dessen Einführung in Seminarien gestattet. (379)

In dem unterzeichneten Verlage ist im v. J. erschienen:

Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen u. Römern
mit besonderer Rücksicht auf die Logik
von
Dr. **H. Steinthal,**
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.
XXII u. 712 S. gr. 8. geh. 3 Thlr. 25 Sgr.

Nach der allgemeinen Einleitung, in welcher Wesen und Beziehungen der Geschichte, sowie die Keime der Sprachwissenschaft bei verschiedenen Völkern dargelegt werden, wird zunächst die Geschichte der Sprachbetrachtung bei den Philosophen gegeben und dann die Stellung der Grammatiker im Zusammenhange mit dem allgemeinen Geiste der Griechen in der Zeit nach Alexander und mit der Entwicklung des griechischen Geistes überhaupt dargelegt. — Hierauf wird das Object, an welchem sich die griechische Grammatik entwickelte, nämlich die Sprache der alten Classiker und im Gegensatze zu ihr die spätere Sprache, endlich die Eigenthümlichkeit des Textes der homerischen Dichtungen, im Verhältnisse zur grammatischen Thätigkeit charakterisirt, wobei das Wesen der vielbesprochenen Κοινή ausführlicher zu bestimmen versucht wird. — Dann folgt der Versuch einer gründlichen Darstellung des Kampfes für und gegen die Analogie und Anomalie. Endlich wird die Grammatik der Alten sowohl nach ihrem allgemeinen Geiste, als auch nach ihren wesentlichen Ergebnissen im Einzelnen angeführt, insofern letztere entweder an sich wichtig sind oder als die Verwirklichung grammatischer Ideen zu gelten haben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (380)

Dieser Nummer liegen bei: **Titel und Inhalts-Verzeichniss des verflossenen Halbjahres Nro. 1—26.**

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 29.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 17. Juli 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Das Schinkel-Nachlaß. Schinkel als Künstler und Municipalbeamter 450

Beiträge zur volksthümlichen Sprachkunde. Die praktische Seite der Sprachvergleichung. II. Die Lautsysteme der Hauptsprachen Europa's 451

England.

Der City-Verkehr Londons 454

Schweiz.

Neuere Literatur. I. Sammlung des Briefwechsels der französischen Reformatoren. II. Etymologisches Schulwörterbuch der französischen Sprache 457

Mexiko.

J. v. Müller's Reisen in Canada und Mexiko. Politische Stimmung der Canadier. Der Gift-Lattich und ein Hoffnungsstrahl für die Finanzen des Kaisers Maximilian 458

Finnland.

Europäische Angelegenheiten 461

Kleine literarische Revue.

Die beiden Hamlets 462
Schleswig-Holstein, von Patrik Matthew . 462
Ausländische Dichtungen, von A. Laun . 462
Literarischer Sprechsaal 462

Bei Franzen und Große in Stendal erschien so eben:

Beiträge
zur Geschichte Kaiser Karls V.
Briefe Joachim Imhof's an seine Vettern zu Nürnberg aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547.
Herausgegeben von
J. G. F. Knaake.
gr. 8. geh. 10 Sgr. (382)

Soeben erschien bei J. Russel Smith in London und ist bei uns zu haben: (388)
William Shakespeare's Coriolanus
edited by
Dr. F. A. Leo.
With a Quarto-Facsimile of the tragedy of Coriolanus from the folio of 1623.
Photolithographed by A. Burchard. And with extracts from North's Plutarch. Gr. 8 vo. in elegantem englischen Einbande. Preis 5 Thlr.
A. Asher & Co.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.
Murray's Student's Manuals.
The Student's Hume.
A History of England Based on the history of Hume. Continued to the year 1858. Illustrated by engravings on wood. Fortieth thousand. Cloth 7 sh. 6 p.
The Student's
Manual of the English Language.
Lectures of the English Language. By **G. P. Marsh.** Edited by **W. Smith.** Second edition. Cloth 7 sh. 6 p.
The Student's
Manual of English Literature.
A History of English Literature. By **Th. B. Shaw.** Edited by **W. Smith.** Cloth 7 sh. 6 p.
Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (386)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.
Samuel Smiles,
Self Help;
with illustrations of character and conduct.
Fifty-fifth thousand.
1863. cloth. 6 sh.
The story
of the life of G. Stephenson.
With portrait and illustrative woodcuts.
Eighteenth thousand.
1863. Cloth. 6 sh.
Industrial Biography:
Iron workers and tool makers.
Fifteenth thousand.
1863. Cloth. 6 sh.
Direkt oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (387)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien kürzlich: (394)
Philologie,
Geschichte und Psychologie
in ihren gegenseitigen Beziehungen.
Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. H. Steinthal,
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.
5 Bogen gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr.

New Publications
by **F. Leypoldt, Philadelphia.**
Schiller's Complete Works in English Selected by *S. T. Coleridge, L. E. Bulwer, Melish, T. Martin, A. J. W. Morrison, J. Churchill* and others. Edited by *Charles J. Hempel.* 2 vols. large royal 8 vo. Price 5 Dollar.
Letters of Felix Mendelssohn-Bartholdy, from 1833 to 1847. With a Catalogue of all his Musical Compositions. Translated by *Lady Wallace.* 1 vol. 16 mo. 1½ Dollar.
Musical Sketches by *Elise Polko.* Translated from the sixth German Edition by *Fanny Fuller.* 1 vol. 16 mo. Pr. 1¼ Doll.
Life of Chopin by *F. Liszt.* Translated by *Mrs. Martha Walker Cook.* Second revised edition. With a Photograph. Pr. 1 Doll.
Heinrich Heine's Book of Songs. Translated by *Charles G. Leland.* Printed on tinted paper. Pr. 1¼ Doll.
Heinrich Heine's Pictures of Travel. Translated by *Charles G. Leland.* Fourth revised edition. Pr. 1¼ Doll.
Modern Essays. By *Matthew Arnold.* I. Heinrich Heine. Pr. 25 Cents.
Wilhelm von Humboldt's Letters to a Lady. With an introduction by *C. G. Leland.* Pr. 1 Doll.
Immensee. By *Th. Storm.* Translated from the eighth German edition, by *H. Clark.* — Grandmother and Granddaughter. From the German of *Louise Esche,* by *Mme. C. R. Corson.* 1 vol. Pr. 75 Cents.
The Good for Nothing (Der Taugenichts). A Story of Artist Life and Love. By *Joseph Baron von Eichendorff.* Translated from the German by *C. G. Leland.* (385)

Bei dem Verfasser Dr. **A. Mahn** in Berlin, Neuenburgerstrasse No. 8, ist erschienen: Die **Kunst** oder **Methode, Sprachen** auf die leichteste, schnellste und gründlichste Art zu erlernen, theoretisch dargelegt und praktisch auf die **Französische, Englische, Italiänische, Spanische, Lateinische, Griechische** und **Deutsche** Sprache (letztere für Ausländer) angewandt. 2 Thlr. Jede Sprache ist in grösserem Umfange auch einzeln zu haben. Diese Methode ist die leichteste und wirksamste sowohl beim Unterricht überhaupt als auch für den Selbstunterricht, und berücksichtigt hauptsächlich und zuerst die Umgangssprache. Die Aussprache, namentlich des Französischen und Englischen, ist nach einem genauen, kritisch festgestellten und sogleich auf den ersten Blick verständlichen System bezeichnet. Das Werk wird gegen portofreie Uebermachung des Betrages kostenfrei zugesandt, und ist auch durch Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin zu beziehen.

Deutschland und das Ausland.

Aus Schinkel's Nachlaß.

Schinkel als Künstler und Kunstphilosoph.

Den drei Bänden, deren in den beiden letzten Jahrgängen des Magazins Erwähnung gethan ist, reiht der Freiherr v. Wolzogen mit dem nun vorliegenden vierten Bande*) den Schluß seiner durch Pietät wie durch inniges Verständniß gleich ausgezeichneten Arbeit über die geistige Verlassenschaft seines berühmten Schwiegervaters an. Wenn wir hier die Gelegenheit ergreifen, den Abschluß des werthvollen Werkes, dessen Fortschreiten mit vollster Theilnahme begleitet werden konnte, unseren Lesern anzuzeigen, so giebt uns doch der vorliegende Band nicht wie seine Vorgänger Anlaß zu eingehenderer Besprechung. Denn er enthält nicht, wie sie, Briefe, Tagebücher, Fragmente aus der baukünstlerischen und staatlichen Thätigkeit des großen Architekten, sondern einen von dem Herrn Verfasser im Auftrage des preußischen Ministeriums für die öffentlichen Arbeiten angefertigten Katalog des zu Berlin in der Bau-Akademie befindlichen Schinkel-Museums. Der Reichthum dieser großentheils aus Schinkels Handzeichnungen bestehenden Sammlung, die in räumlicher Gemeinschaft mit dem Beuth-Museum das Andenken der beiden großen Beförderer von Preußens Kunst und Gewerbefleiß zu erhalten bestimmt ist, wird durch diesen sorgfältig bearbeiteten Katalog, wir hoffen es, einem immer größeren Kreise zugänglich werden. Ahnen doch außer den Jüngern und Kunstgenossen des Meisters nur Wenige, welche Schätze die Mappen dieser Sammlung bergen. Schinkel war als Maler ebenso groß wie als Baumeister. Wie er durch seine vollendete Kunstfertigkeit als Zeichner, durch die großartig entworfenen Panoramen aus Italien und Griechenland, die wohl noch bei manchem älteren Bewohner dieser Stadt in dankbarer Erinnerung leben, sich den ersten Zutritt in die große Sphäre seines staatlichen Wirkens eröffnet hat, so blieb dem rastlos schaffenden Manne bis in die letzten Jahre seines arbeitvollen Lebens die Malerei der höchste Genuß und die liebste Erholung. Das Schinkel-Museum bewahrt einen großen, wohl den werthvollsten Theil der zahlreichen Zeichnungen und Farbenskizzen, der ausgeführten und entworfenen Landschafts- und Figurenbilder, der Dekorationsentwürfe, so daß es eine vollständige Uebersicht über dieses Gebiet von Schinkel's künstlerischer Thätigkeit gestattet. Es bietet aber auch in der reichen Fülle der Baupläne des Meisters, die es bewahrt, die Möglichkeit, Schinkel als Architekten vollständiger und eingehender als irgend wo sonst zu studiren. Gewiß ist es beklagenswerth, daß gerade der Baumeister, welcher, um mit den Worten seines Schwiegersohnes zu reden, sich bei allen seinen Entwürfen nur von dem konkreten praktischen Bedürfnisse leiten ließ, er, der so sehr darauf ausging und es so sehr verstand, den obwaltenden Verhältnissen Rechnung zu tragen, Alles zu berücksichtigen und kein hülfreiches Element unbenutzt zu lassen, dennoch fast mehr als alle übrigen großen Architekten nur auf dem Papiere gebaut hat. Wenn man bedenkt, daß gerade die größten Entwürfe Schinkel's nicht ausgeführt worden sind, daß die ausgeführten mit Rücksicht auf die engen Verhältnisse der damaligen Geldwirthschaft die erheblichsten Beeinträchtigungen und Verkümmerungen zu erleiden hatten, dann wird man sich den Denkmälern seines Genius, die das Schinkel-Museum enthält, mit um so größerer Theilnahme zuwenden; man wird eingestehen, daß die Errichtung und die Erweiterung dieses Museums eine einfache Pflicht der Gerechtigkeit gegen Schinkels Manen war, und man wird Herrn von Wolzogen für seinen Katalog Dank wissen, der die Erreichung des jener Sammlung vorgezeichneten Zieles wesentlich erleichtert.

Wir begreifen es leicht, daß der Herausgeber von Schinkels Nachlaß nach der vollständigsten und getreulichsten Lösung seiner Aufgabe sich gedrungen gefühlt hat, die Ergebnisse seiner Arbeit in einem kurzen Bilde des Meisters zusammenzufassen. Er hat dies vor dem Vereine für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau in einem Vortrage gethan, der uns in etwas erweiterter Gestalt, mit der dankenswerthen Zugabe eines Bildnisses von Schinkel (nach dem schönen Krüger'schen Portrait der Sammlung des Grafen Raczynski), vorliegt*) und der unter sorgfältiger Benutzung der gesammten Schinkel-Literatur uns den Meister als Architekten, Maler und Kunstphilosophen in glücklichster Schärfe zeichnet. Begünstigt durch das nahe persönliche Verhältniß, in welchem Herr von Wolzogen zu dem Geschilderten stand, und durch die intime Kenntniß seiner gesammten Wirksamkeit, ist es dem Herausgeber von Schinkels Nachlaß gelungen, Schinkels Wesen als Künstler und als Mensch in dem engen Rahmen dieses Bildes auf das Klarste zusammenzufassen, so daß wir nicht anstehen, dies Bild als den eigentlichen Schlußstein des Wolzogen'schen Werkes zu bezeichnen. Bleibt es auch noch immer einem eigentlichen Fachgenossen Schinkels vorbehalten, die ganze Bedeutung des Meisters in erschöpfender Weise darzuthun, so wird doch dem größeren Kreise eines kunstliebenden Publikums eine Schrift genügen, welche wie die vorliegende die geistigen Eigenthümlichkeiten unseres großen Baumeisters mit dem innigsten Verständniß erfaßt, seine Stellung in der Kunstgeschichte mit sicherem und durch die erprobtesten Gewährsmänner gebilligten Urtheile nachweist und in der Darstellung seiner unvergleichlichen Thätigkeit uns zugleich das Bild eines Lebens aufrollt, das in seiner edlen Reinheit und Uneigennützigkeit, seiner hohen Begeisterung für jede gute und große Sache und seiner unerschütterlichen Willenskraft ein glänzendes Vorbild für die Nachwelt genannt werden muß.

Ja, wir dürfen es mit Stolz bekennen, Schinkel war ein großer Mensch, wie er ein großer Künstler war. Rein, frisch, voll keuschen Ernstes, wie ihn uns die Blätter seines ersten Reisetagebuches in das Leben eintreten sehen ließen, so ist er durch ein langes Leben voll Arbeit und voll Glanz gewandelt. Nicht die Luft der Aemter, nicht die heiße Luft der Gesellschaft und der Hofzirkel vermochten ihm jene siegesfrohe Frische, jenen Apollonischen Zug des Geistes zu rauben, der ihn als Jüngling über die Alpen begleitete und der seinen Tagebuchblättern ihren unnennbaren Reiz verleiht. Schinkel ist, umstürmt von den heißesten Anforderungen der wichtigsten Geschäfte, begehrt, gequält und gefeiert wie selten Einer, stets ein Freiherr und ein Mann geblieben; ihn haben die Ideale, denen er seine Jugend geweiht, treu durch's Leben geleitet. Ein Freiherr war er, frei nicht bloß gegenüber den verführerischen Verlockungen der falschen Kunst, der Mode des Tages, des Jagens nach Reichthümern und nach Auszeichnungen, sondern auch frei

*) Aus Schinkels Nachlaß. Vierter Band. Katalog des künstlerischen Nachlasses von C. Fr. Schinkel im Beuth-Schinkel-Museum in Berlin. 41 Bogen gr. 8. Berlin, E. v. Decker, 1864.

*) Schinkel als Architekt, Maler und Kunstphilosoph. Berlin 1864. Verlag von Ernst und Korn (Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung). 109 S. gr. 8.

gegenüber den Großen, mit denen ihn seine Kunst in persönlichen Verkehr brachte. Er hat sie, freigebiger als sie, mit den reichsten Schöpfungen verschwenderisch beschenkt, beschenkt oft im eigentlichsten Sinne des Worts, ohne Dank zu hoffen oder zu erhalten; ihm war die Kunst, der er allein diente, Dank und Lohn. Als ein Beispiel statt aller sei hier seiner letzten, größten und herrlichsten Arbeit gedacht, jenes Planes zum kaiserlichen Lustschlosse Orianda in der Krim, den er, wohl die reichste Frucht seines immer weiter drängenden, immer freier waltenden und immer Größeres wagenden Genies, im Jahre 1838 für die Kaiserin von Rußland entwarf. Wie Mozart seinen Don Juan, und zwar in noch viel eigentlicherem Sinne, als dieser (denn nichts ist je davon ausgeführt und nicht ein Pfennig dem Meister dafür bezahlt worden) — hat Schinkel diese Pläne zu seiner eigenen Herzenserhebung erfunden und mit schon erlahmender Hand und geschwächter Sehkraft noch bewunderungswürdig schön auf das Papier gebracht.*)

Wir können es uns nicht versagen, die Worte anzuführen, mit denen Herr von Wolzogen seinen Vortrag schließt. „Die Wirksamkeit des wissenschaftlichen Denkens, wie aller Kunstthätigkeit, beruht darauf, daß beide aus dem Geiste der Zeit, der ein Produkt historischer Verhältnisse ist, hervorgehen und deshalb ein schon relativ präparirtes Publikum vorfinden, welches in dem gebotenen Neuen eine Fortbildung oder geforderte Neubildung findet. Die Heroen aller Art, des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst, sind Kinder ihrer Zeit und Fortbildner derselben, Väter der Nachwelt; sie sind der Willkür entrückt und bilden Glieder in der Kette der Nothwendigkeit, welche wir als den Keim oder die Substanz des geschichtlichen Lebens der Völker ansehen können. In diesem Sinne wird es sich stets bei Darstellung einer hervorragenden Persönlichkeit darum handeln, die Elemente aufzuweisen, welche derselben als Voraussetzung dienten, um den Punkt zu bezeichnen, wo ihre produktive Thätigkeit weiterbildend einsetzte. Vornehmlich ist dabei an die Richtung der Zeit zu erinnern, welche in ihren großen Strömungen bewußt und unbewußt im Einzelnen wirkt und solchergestalt für die Fortentwickelung der Ideen bei weitem der wichtigste Faktor ist; erst in zweiter Linie stehen die Individuen, die eine direkte, unmittelbare Einwirkung gehabt haben. Denn ein geistiger Aufschwung, der neu auftritt, bricht sich unmittelbar sogleich nach allen Seiten hin Bahn und bewährt seine Homogenität in den verschiedensten Richtungen. Daher kommt die Erscheinung, daß in produktiver Periode eine unendliche Menge von Koryphäen ganz plötzlich auftreten, während in Zeiten der Ebbe alle Personen mehr einen uniformen Fabrikzuschnitt zeigen. Eine solche Ueberfülle von Genialitäten weist vor Allem auch der Anfang dieses durch die große französische Revolution inaugurirten Jahrhunderts auf. Schinkel prägt die Architektur darin aus, und zwar auf dem Standpunkte jener Welt- und Zeitbildung, die, ein Resultat unserer mit Lessing beginnenden Bildung des vorigen Jahrhunderts, zu Anfang dieses Säkulums in der Politik einen Stein und Hardenberg, in der Philosophie einen Kant, Fichte, Schelling und Hegel, in der Poesie neben dem Weimarischen klassischen Vierblatt die allerersten hervorwachsenden Romantiker, in der Musik einen Beethoven, in der Schauspielkunst neben außerdeutschen Sternen erster Größe unseren Devrient und Sophie Schröder, in der bildenden Kunst Männer wie Thorwaldsen, Rauch und Cornelius zu ihren Trägern erkor. In diesen Heroen setzte die Bildung wahrhafte Früchte an. Bei ihnen Allen aber ist es charakteristisch, daß sie durchaus nicht eine spezifische, beschränkte Richtung haben, die sich in das Technische verläuft, sondern daß sie eine universelle Tendenz verfolgen, mit der sie, als wie mit der Boussole, erst in das spezielle Gebiet ihres Amts und Berufs hinübertreten. Alle gehen sie von einem Universalismus der Bildung aus und streben darnach, diesen in ihrer besonderen Richtung auszudrücken; sie schätzen die spezielle Thätigkeit nur, sofern sie, so zu sagen, aus der Tiefe einer weltumfassenden Hingebung, eines heiligen Enthusiasmus für die höchsten Lebensaufgaben geboren ist.

„In unserer materiellen Zeit überwiegt dagegen die entgegengesetzte Richtung; die Technik ist Alles, und es werden im Ganzen und Großen blos soit-disant Kunstwerke gemacht, um technische Kunststücke daran zu zeigen. Das mag zuweilen einen traurigen Aspekt gewähren und dennoch — stehen wir nicht Alle, wie wir da sind, mit dem Anfange dieses Jahrhunderts an der Wiege unserer Zeit, an dem Quellpunkte unseres geistigen Daseins? Die geistigen Ströme, die unser heutiges Leben noch befruchten, entsprangen sie nicht damals? Wir aber sind eben fast in jedem Gebiete die Epigonen, die mit all' unseren Gebrechen dennoch an der Durchführung und Verwirklichung des damals Gefundenen und Erstrebten arbeiten. Ist unsere Zeit weniger produktiv, so ist sie dies in Folge des Umstandes, daß die leitenden Ideen, welche damals im Drange der Ereignisse hervortraten, noch lange nicht unser volles Eigenthum geworden, noch lange nicht in die Wirklichkeit übersetzt, noch lange nicht zum Gemeingut der Nation gemacht sind. Dadurch rechtfertigt sich das Studium jener Zeit, jener Persönlichkeiten; wir wollen die Goldbarren aus dem Schachte der Vergangenheit heben, um sie in kleiner Münze in den Verkehr zu bringen, und deshalb wird es wohl auch an diesem Orte (und wir können mit demselben Rechte sagen: in diesen Blättern) nicht unpassend gewesen sein, daß wir auf den einzelnen Mann Schinkel, als der Edelsten Einen, mit größerer Ausführlichkeit eingegangen sind."

P. D. Fischer.

*) „Eine Perlmutter-Dose und die nach Jahresfrist erhaltene Erlaubniß, seine baaren Auslagen bei der kaiserlichen Hofkasse liquidiren zu dürfen, waren der äußere Lohn für das großartigste Projekt seines Geistes." v. Wolzogen S. 50.

Beiträge zur volksthümlichen Sprachkunde.

Die praktische Seite der Sprachvergleichung.

II.

Die Lautsysteme der Hauptsprachen Europa's.

Wir lassen nunmehr die in dem Vorhergehenden angekündigte Musterung der Hauptsprachen Europas in Beziehung auf ihre Laute folgen:

1. Unter den furchtbar zerstörenden und zersetzenden Einflüssen der äußeren Verhältnisse hat die heutige neugriechische Sprache den größten Theil des bezaubernden Wohllauts, durch den die alte hellenische Sprache sich auszeichnete, eingebüßt. Sie besitzt gegenwärtig nur noch die einfachen fünf (langen und kurzen) Vocale a, e, i, o, u, keine Umlaute, keine Diphthonge; unter den Consonanten fehlt ihr der deutsche b-, d- und j-Laut vollständig, ebenso unser weicher ch-Laut (wie in ich, recht, echt ꝛc.). Dagegen hat sie zwei gehauchte Zungenlaute, die dem deutschen Lautsystem fehlen: das altgriechische aspirirte θ (th) und ein aspirirtes δ (dh). Wären wir zur Zeit unseres Gymnasial-Unterrichts gewöhnt worden, in der Aussprache griechischer Wörter das θ von τ (th von t) genau zu unterscheiden — wer so glücklich gewesen ist, zu den Füßen des Berliner Altmeisters der klassischen Philologie zu sitzen,

wird sich erinnern, wie derselbe in θεός, ἀγαθός, ἄνθρωπος, θυγάτηρ u. dergl. die Aspiration des θ deutlich hören läßt — so würde uns später bei Erlernung der neueren Sprachen dieser gehauchte Zungenlaut (der bekanntlich auch als englisches th in father, mother, brother, thunder, three u. s. w. zur Qual der Lernenden erscheint) keine Schwierigkeit machen. Die Aussprache desselben, sowie die seines schwächeren Bruders, des gehauchten δ in ἀδελφός (adhelfós, Bruder), δόντι (dhónti, Zahn), ποδάρι (podhári, Fuß), gelingt übrigens nach einiger Uebung, sobald man sich nur gewöhnt hat, die Zunge an das obere Zahnfleisch anzulegen und so t und d, jenes stärker, dieses schwächer, beide aber ohne Beimischung eines s-Lautes (der sich bei dieser Lage der Zunge in der Nähe der Zähne leicht erzeugt), auszuhauchen. — Außer den genannten beiden Lauten hat der Deutsche noch die harte Aussprache des χ (ch), wie in unserem ach, Rache, doch, als die im Neugriechischen allein herrschende zu beachten, also χω (cho), nicht wie unser Echo, sondern mit scharf gehauchtem Kehllaut (wie wenn a ch o zu Einem Worte verbunden, acho, und für a e gesetzt würde) auszusprechen.

2. Die italiänische Sprache besitzt ebenfalls ein viel einfacheres Lautsystem, als die unsrige. Sie hat, wie die neugriechische, nur die fünf einfachen (kurzen und langen) Vocale, keinen Umlaut, keinen Diphthong; außerdem fehlen ihr die Kehl- und Gaumenlaute h, j und ch (wie in unserem hat, ja, ich, ach) gänzlich. Mehr als die deutsche Sprache hat sie nur den weichen französischen Zischlaut j, diesen aber stets in Verbindung mit einem vorschlagenden d (man denke sich im Französischen déjà das é hinweg, bleibt jà; hiervon ist dj der italiänische Laut), so daß dieser Laut dj, wie in già, giorno, giusto, als spezifisch italiänisch erscheint. Der diesem Laut entsprechende starke Zischlaut tsch in cera, cielo, cio u. dergl. kann nicht als ein dem Deutschen fremder Laut betrachtet werden, da er nur eine Verbindung des t- und sch-Lautes ist und in unserem Kutsche, rutschen, klatschen erscheint.

3. Die spanische Sprache hat wiederum nur die fünf einfachen Vocale, keinen Umlaut, keinen Diphthong. Unter den Consonanten fehlt ihr unser j-, z- und zum Theil auch unser b-Laut, da das spanische b in den meisten Fällen so erweicht und gelind ausgesprochen wird, daß es viel näher unserem w-Laute steht. Ferner fehlt dem Spanischen wie dem Neugriechischen unser weiche ch-Laut (in ich, recht, echt); es besitzt aber, wie dieses, unseren harten ch-Laut (in ach, Macht, doch), und zwar auch zu Anfang eines Wortes und nach den Vocalen e und i (wo wir weiches ch hören lassen). Was den Lernenden bei diesem Laute stutzig macht, ist lediglich die Bezeichnung desselben durch j (früher x) und g, wie in Méjico (früher Mexico), Alejandro (früher Alexandro), Don Quijote (früher Don Quixote), gente, egemplo, gigante, welche mit hartem, starkgehauchten ch (wie in Rache oder im Schweizerischen i^ch) gesprochen werden: Méchiko, Alechandro, Don Kichote, chente, echemplo, chigante u. dergl.: woran unser Auge sich jedoch ebenso schnell gewöhnt, wie an die französische Schreibung Bruxelles, soixante, wo Brüssähl, swassangt gesprochen wird. — Gar nichts Abweichendes haben die spanischen l- und n-Laute in lleno, Sevilla, maravilla, Señor, dueña, da hier nur die Laut-Verbindungen lj und nj stattfinden (ljeno, Sjewilja, marawilja, Sjenjor, duenja).

4. Das Portugiesische gleicht in der Vocal-Armuth den drei genannten Sprachen. Es besitzt aber alle Consonanten der deutschen Sprache, außer unserem weichen ch; es besitzt ferner den specifisch-französischen j-Laut, wie in gentil, gengivas, perjuro, javali u. a. Eigenthümlich ist der portugiesischen Sprache ein Nasenlaut in der Verbindung ão, õe, ães, welcher dem unsrigen in Angel, Enge, bringen u. dergl. ähnlich ist, aber etwas milder, mit geringerem Hervortreten des g-Lautes, ausgesprochen wird.

5. Die französische Sprache ist in ihren Vocallauten reicher als die bisher genannten Sprachen. Sie besitzt außer den fünf einfachen (langen und kurzen) Vocallauten auch unsere langen und kurzen Umlaute (wie in unseren Wörtern: käme und Kämme, Göthe und Börne, Gefühl und Fülle); aber unsere deutschen Diphthonge ei, au und eu fehlen ihr. Dagegen hat sie den oben erwähnten langen, offenen o-Laut des sächsischen gär (wie in encore, or, alors u. dergl.). Von Consonanten fehlen ihr unser j-, unser harter und weicher ch- und unser z-Laut; sie besitzt dagegen den mehrfach erwähnten milden Zischlaut j (in bonjour, déjà, jamais und dergl.).

So wären wir denn die fünf griechisch-romanischen Hauptsprachen Europas durchgegangen, ohne einem für uns besonders schwer auszusprechenden Laute begegnet zu sein.

6. Unter den fünf Hauptsprachen der germanischen Familie steht bekanntlich das Holländische dem Deutschen am nächsten; es hat sämmtliche deutsche Laute, ausgenommen unseren (langen und kurzen) Umlaut ä (wie in käme und Dämme), unser g, unser weiches ch und unser sch. Der Holländer spricht sein eh, auch in der Verbindung sch, stets als harten Kehllaut aus, wie der Grieche sein χ, der Spanier sein j, und wie wir in ach, Macht, Schlucht (also holländisch in dicht, Gedicht, wie in kracht, Kraft; schip, Schiff, gelesen s-chip, schoon, schön, gelesen s-choon). Und neben diesem harten Kehllaut eh hat sich analog ein milderer Kehllaut g ausgebildet, den man als specifisch holländischen Laut betrachten kann, und der sich zum holländischen harten eh, wie französisch j zu unserem vollen Zischlaut sch verhält; er wird mit geringerem Nachdruck in der Kehle hervorgebracht und gleicht dem Laute, der in manchen Gegenden Deutschlands das auslautende g (z. B. in den Wörtern mag, Tag, genug ꝛc.) hat. So holländisch geven, geben; getal, Zahl; twintig, zwanzig; dertig, dreißig; negentig, neunzig; gunstig, günstig u. dergl.

7. Wir kommen nun zu der bekanntlich wegen der Aussprache so sehr verschrieenen englischen Sprache. Dem Engländer fehlen fünf von unseren deutschen Vocallauten, nämlich das klare kurze a, die beiden langen Umlaute ä und ö und das lange und kurze u. Er hat keine Wörter wie unser das, wäre, Göthe, Güte, Gränze. Von unseren Consonantlauten fehlen ihm ch (sowohl das weiche in ich, als das harte in ach) und z, also Wörter wie mächte machen, zürnen. Was nun andererseits die englischen Laute betrifft, welche der deutschen Sprache fehlen, so möchte ich unter diese die Vocallaute in can, bas, but, cut nur bedingt rechnen: denn wenn wir nur unser kurzes ä in Dämme, Glätte, Fälle und unser kurzes ö in Götter, Zölle, Börne genau und scharf aussprechen, so sind wir jenem englischen a und u schon so außerordentlich nahe, daß wir von einer fortgesetzten Uebung getrost das völlige Erreichen der englischen Laute erwarten können. Was ferner den englischen langen, offenen o-Laut in all, ball, law betrifft, so haben wir ihn bereits in dem französischen o in encore, or, alors besprochen; er bietet uns Deutschen gar keine Schwierigkeit. Englische Consonantenlaute, die dem Deutschen fehlen, sind die beiden gehauchten d- und t-Laute (wie in father, mother, that, thunder) und der specifisch englische w-Laut (in water, what, wonder). Die beiden ersteren haben wir bereits im Neugriechischen gefunden, und das englische w erlernen wir mit großer Leichtigkeit, wenn wir es nur einige Male richtig aussprechen hören und die Stellung der gegenseitig gebogenen, aber einander nicht berührenden Lippen bei der Aussprache desselben beobachten.

8. Die dänische Sprache hat sämmtliche deutsche Vocallaute und alle Consonantlaute, ausgenommen ch und z. Eigenthümliche, dem Deutschen fehlende Laute besitzt sie gar nicht.

9. Das Schwedische hat ebenfalls sämmtliche deutsche Laute, außer ch und z; dagegen besitzt sie den langen offenen o-Laut des französischen encore, alors und des englischen all, ball, und einen specifisch schwedischen Vocallaut, der auf der Sprachtonleiter seine Stelle zwischen dem o und u, doch näher dem u zu einnimmt (wie in bot, Hülfe; ro, Ruhe; dom, Urtheil).

Wir gelangen endlich zu den beiden Hauptsprachen der slavischen Familie, zum Polnischen und Russischen.

10. Allbekannt ist das Vorurtheil, das gegen die Erlernung des Polnischen wegen der überaus schwierigen, vom deutschen Organ angeblich gar nicht zu bewältigenden Aussprache herrscht. Sehen wir, wie weit dieses Vorurtheil begründet ist. Die polnische Sprache hat nur die deutschen fünf einfachen Vocallaute und den kurzen Umlaut ä (wie in jeden, ein; Niemiec, der Deutsche ꝛc.), sonst weder Umlaute, noch Diphthonge. Von den deutschen Consonanten fehlen dem Polnischen der reine h-Hauch und das weiche ch, da der Pole jenen Hauch stärker aus der Kehle hervortreibt, und den harten ch-Laut (in unserem ach, Macht), gleich dem Neugriechen, Spanier und Holländer, in allen Verbindungen anwendet.

Eigenthümlich ist dem Polnischen zunächst ein zwischen o und u befindlicher, sich dem u nähernder Laut, dem eben erwähnten schwedischen Laut in bot, ro, dom ähnlich; so im Polnischen Bóg (Gott), król (König), naród (Nation); dann das sogenannte gestrichene l (ł), das wir leicht hervorbringen, wenn wir die Zungenspitze an die Oberzähne legen und die Zungenfläche hohl biegen.

Hiermit ist aber auch alles specifisch Polnische im Lautsystem erschöpft. Denn die sehr mannigfachen Zischlaute der polnischen Sprache erweisen sich bei genauerer Prüfung theils als nicht ausschließlich polnisch, theils als bloße Verbindungen allgemein verbreiteter Laute. Da ist zuvörderst der Zischlaut in prośba (Bitte), rażno (bequem), pieśń (das Lied): was ist dieser Laut aber anders als der französische j-Laut in jour, jardin, jamais? Mit diesem uns hinlänglich geläufigen j-Laut verbindet sich in vielen polnischen Wörtern ein schwach vorschlagender r-Laut, also wie französisch rj gesprochen; so in rzeka (der Fluß), rzadko (selten), rząd (die Regierung). Ferner ist die im Polnischen häufige Lautverbindung tsch, wie in czas (die Zeit), czapka (die Mütze), czarny (schwarz) uns keineswegs fremd: wir haben sie inlautend in klatschen, Kutsche, rutschen, auslautend in Putsch. Und denken wir uns eine deutsche Zischlaut-Verbindung wie: sie wäscht schon, er hascht schier, in Einem Worte verbunden, so haben wir das polnische schtsch in puszcza (puschtscha, die Wüste), szczupak (schtschupak, der Hecht), deszcz (däschtsch, der Regen), und werden endlich in dieser Lautverbindung die eigentlichen Zischlaute nicht wie deutsches sch, sondern wie französisches j, und der vermittelnde Zungenlaut nicht wie t, sondern wie d gesprochen, also zusammen wie französisch jdj, so haben wir die richtige Aussprache von kość (kojdj, der Knochen), dość (dojdj, genug), leźć (lejdj, kriechen) u. dergl.

So viel über die polnische Sprache, deren Verachtung unsererseits gerade so gerecht ist, wie die Bezeichnung Niemiec, „der Sprachlose," „Stumme," mit welcher die Polen bekanntlich den Deutschen wegen seiner ihnen kauderwälsch erschienenen Sprache belegt haben.

11. Das Lautsystem der russischen Sprache endlich gleicht dem Polnischen sowohl im Mangel der deutschen Umlaute, Diphthonge und des milden h- und ch-Hauches, als in der großen Häufung der Zischlaute, vom weichen j-Laute bis zur Verbindung schtsch, und im Besitz des specifischen Lautes des gestrichenen l (ł), dagegen besitzt sie den besonderen polnischen u-Laut nicht.

Die bisherige übersichtliche Darstellung der wichtigsten europäischen Lautsysteme, in welcher nichts Wesentliches übergangen worden, ist, wie ich glaube, ausreichend, um die vielverbreitete Furcht vor der Aussprache fremder Zungen als grundlos oder doch als sehr übertrieben darzustellen. Die Laute der europäischen Sprachen bieten dem aufmerksamen Hörer durchaus keine unbesiegbaren Hindernisse für die Nachahmung, vorausgesetzt, daß er mit keinem Fehler der Sprachwerkzeuge und des Gehörs behaftet ist, und daß er nicht als Anfänger schon die feinsten oratorischen Laut-Nüancen des eingeborenen und geübten Redners hervorbringen soll: was freilich so viel hieße, als von dem Geigerlehrling den festen, reinen Strich des Violinvirtuosen verlangen. Eine wirkliche, wenn auch gleichfalls nicht unüberwindliche Schwierigkeit tritt nur dann ein, wenn nicht zuerst die gehörten Laute nachgesprochen, sondern die geschriebenen Laute gelesen werden sollen; wenn demgemäß der englische Sprachunterricht z. B. mit der nicht sehr anlockenden Regel beginnt: a wird im Englischen auf fünf verschiedene Arten ausgesprochen: wie äh in cake, wie langes offenes o in all, wie kurzes o in what, wie kurzes ä in bad, wie langes a in dark, und der Schüler dann weiter für die richtige Aussprache mit Regeln und Ausnahmen und Ausnahmen von den Ausnahmen in Hülle und Fülle Monate lang gequält und verwirrt wird: — dann freilich

„wird ihm von alle dem so dumm,
als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum;"

dann muß die fremde Sprache die Sünden der verkehrten Methode büßen. Wenn ich Minister des Unterrichts wäre, würde ich den Lehrern der neueren Sprachen in den ersten 4 oder 6 Wochen des Sprachunterrichts den Gebrauch eines jeden gedruckten Buches auf das Strengste untersagen. Erst wenn der Schüler Hunderte von Wörtern und leichten Sätzen nachgesprochen und nachgebildet hat, wenn ihm the sun shines; the cake is sweet; come, make haste u. dergl. in Laut und Bedeutung ganz geläufig sind, erst dann öffne er ein Buch und sehe, wie die alten Bekannten sich in Schriftgestalt ausnehmen: dann findet er in the das sonst so gefürchtete englische th, in sun das theoretisch mit so viel Umschweif behandelte englische u, in sweet das specifisch englische Dobb'ljuh ꝛc.

Sprache muß vor Allem und ohne Unterlaß gesprochen werden; nicht ohne Grund entlehnt sie bei den meisten Völkern ihren Namen von der Zunge (lashón, γλῶσσα, lingua, langue etc.). Wenn der Schüler die Laut-, Form- und Satzlehre der zu erlernenden Sprache an zahlreichen, vorgesprochenen Beispielen hörend und nachsprechend lernt, und wenn ihm gleichzeitig der nöthige Wortvorrath aus den ihm am nächsten liegenden Sphären des Familien- und des bürgerlichen Lebens für eigene Satzbildungen eingeübt wird: dann stellt sich nach wenigen Monaten — oft nach wenigen Wochen — schon die Befähigung ein, Sätze aus dem Gedankenkreise des Lernenden in der fremden Zunge mit Leichtigkeit auszusprechen; dann beginnt, wenn auch in beschränktem Kreise, das Denken in der fremden Sprache — und hiermit ist der sicherste und zugleich kürzeste Weg zum völligen Erlernen und Verstehen der letzteren geebnet. Je größer aber die Zahl der bereits überwundenen Sprachen ist, desto leichter werden neue hinzugelernt, weil des Gleichartigen und Analogen im Wortvorrath und in der Formbildung der europäischen Sprachen so außerordentlich viel ist.

Denken wir uns nun einen begabten jungen Mann, der mit Vorliebe für das Sprachenstudium erfüllt ist, in Verhältnisse gesetzt, die ihm die Befriedigung dieser seiner Neigung besonders erleichtern, sei es, daß er in einer Weltstadt, wie Rom, London oder Paris, lebt, wo Hunderte von Fremden aus allen Erdtheilen ihm Gelegenheit geben, die fremden Sprachen aus dem Munde der Eingeborenen zu hören und im Verkehr mit ihnen sie selbst zu üben, oder, daß er reisend, in vieler Herren Länder kommt und dort sich die fremden Sprachen im täglichen Umgang mit leichter Mühe aneignen kann: so wird es uns gar nicht überraschen, wenn wir einen solchen, vom Schicksal besonders begünstigten Sprachbeflissenen — ohne daß er Sprachgelehrter und Sprachforscher in strengem wissenschaftlichen Sinne, ein Bopp, Pott oder Grimm, zu sein braucht — nach Verlauf mehrerer Jahrzehnde mit der Kenntniß von zwanzig Sprachen und mehr ausgestattet finden. Und hat ein Solcher erst die Hauptsprachen des Morgen- und des Abendlandes inne, dann setzen sich im weiteren Verkehr mit Eingeborenen fremder Länder und Zonen neue Sprachen wie neue Knospen an, und wenige Monde reichen hin, die Knospen zur Blüthe zu entfalten.

Aus solchen Momenten, aus der viva vox der Lehrenden, aus der Verwandtschaft der Sprachen und den darauf beruhenden Sprachanalogieen, aus dem durch ein halbes Jahrhundert mit Eifer fortgesetzten Sprachenstudium und endlich aus der Gunst der Verhältnisse wird, nach meiner Ueberzeugung, das Räthsel Mezzofanti am sichersten zu lösen sein, zugleich aber auch für Andere, die unter weniger günstigen Verhältnissen die Erlernung einer größeren Anzahl fremder Sprachen anstreben, die Hoffnung erwachsen, daß ihr Mühen, in rechter Weise angewandt und stetig fortgesetzt, kein vergebliches sein wird. Wilhelm Freund.

England.

Der City-Verkehr Londons.

Während sich die Politiker und Diplomaten in aller Herren Ländern die Köpfe um Schleswig-Holstein zerbrechen, giebt es hier kaum eine brennendere Frage, als: Wie kommen wir so schnell wie möglich in oder durch die oder aus der City? Die City ist der Mittelpunkt Londons und aller Geschäfte, das Herz im Herzen der Welt und dabei nicht umfangreicher, als eine englische Geviertmeile, während London selbst bereits über Einhundert Quadratmeilen bedeckt. Aus diesem London und der Umgegend gehen oder reiten oder fahren täglich im Durchschnitt 1,000,000 Menschen in der City aus und ein, dazu etwa 130,000 Fahrzeuge auf Rädern, außer den unter, auf und über London fortwährend hinsausenden Eisenbahnen. Wie sollen sie's machen, um neben und gegen einander rasch durchzukommen und das kostbare Geld, genannt „Zeit", das in zunehmenden Massen durch täglich wiederholte Stauungen und „stoppages" verloren geht, möglichst zu retten? In den vielen Verkehrs-Schwingungsknoten je fünf zusammenlaufender Straßen (dem Verkehr viel günstiger, als die rechtwinkeligen Durchschnitte je zweier Straßen oder vier gerader Straßen-Linien) fahren sich unzählige Arten von Wagen alle Tage mehrmals fest, so daß die Verkehrs-Direktoren der Polizei und die Um- und Einsicht und die kaltblütige Wagenlenker-Kunst der Kutscher alle ihre Genialität vereinigen müssen, um immer wieder flott zu werden. Und so breit und musterhaft eben und rinnsteinfrei auch die meisten Straßen-Trottoirs sind, gerathen doch geschäftseifrige Fußgänger und bauschende Krinolinen oft genug in eine Mischung, die mit gleichen Kräften nach entgegengesetzten Seiten drängt und deshalb einen sehr bewegten Stillstand bildet. Omnibus-Pferde stecken ihre pfauchenden Nüstern in die Hinterfenster ihrer Vorgänger oder stoßen sich gegenseitig die Deichseln in die Rücken, zwei- und vierrädrige Droschken verwirren und mischen sich mit ihren Rädern und reißen eilende Doctor-Wagen oder Vergnügungs-Equipagen in allgemeine Verräderung, so daß Doctoren zu schon Gestorbenen, Eisenbahnreisende 10 Minuten nach Abgang des Zuges, Waaren und Güter nach dem letzten Termine der Ablieferungsfrist an Ort und Stelle kommen. Die Goliath's von Güterwagen, die Pickfords, drohen, ihre obersten Ballen und Tonnen*) durch die Fenster erster Etagen zu schleudern und die Hunde oben auf wechseln freundschaftliche Schwanzwedelungen und Küsse mit den Schoßkötern, die aus 1—2 Treppen hohen Fenstern gucken. Die Uebergänge in den fünfstrahligen Straßenkernen, obwohl in der Mitte durch Stein- und Eisenumschützte Zufluchtsörter gegen drehende Räderung versehen, sind immer voller Angst und Lebensgefahr, obwohl Menschen und Wagen eine wahrhaft wunderbare Geschicklichkeit und Virtuosität besitzen, sich gegenseitig zu schonen. Aber es wird immer ärger und unmöglicher, den steigenden Verkehrsmassen Raum zu verschaffen. Man hat mehr dafür gethan, als in irgend einer Stadt der Welt und arbeitet noch Tag und Nacht unter, auf und über den Straßen an neuen Auswegen, doch ehe diese fertig sind, sieht man schon, daß sie nicht ausreichen.

Die City-Obrigkeit erhielt in der vorigen Session ein Parlaments-Privilegium, den Straßen-Verkehr durch besondere Gesetze und Maßregeln zu ordnen. Zu diesem Zweck wurden zunächst ganz in englisch-praktisch-statistischer Manier Untersuchungen über den Umfang und die Masse des Verkehrs zu Fuß und zu Wagen angestellt, um das Ergebniß mit früheren Resultaten zu vergleichen. So ergab sich aus übereinstimmenden Berichten scharfäugiger Policemen, daß 1850 an einem bestimmten Tage von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends 11,000 Wagen vor der Bow-Kirche und Cheapside (gespr. Tschiepsseid) der Hauptverbindungsstraße zwischen Ost und West in der City, vorbeigefahren waren, in derselben Zeit voriges Jahr 12,300. Die Zählung der Wagen auf der London-Brücke (der Hauptverbindung zwischen Süd und Nord) ergab 1850 an einem Tage 13,000, im vorigen Jahre nicht weniger als 20,000. Von andern ähnlichen Zählungen will ich nur die neueste und umfangreichste erwähnen. Es galt zu ermitteln, wieviel Menschen und Wagen überhaupt durch alle 48 Zugänge in die City täglich einpassirten. Man nahm zu dieser Abschätzung einen bestimmten Tag an welchem alle Eingänge mit einer Armee von zählenden, sich gegenseitig ablösenden und kontrolirenden Policemen besetzt wurden und blieben. Das Ergebniß klingt fabelhaft, ist aber durch sieben mehr Zählende vollständig beglaubigt. An diesem Tage also bahnten sich 48,177 Wagen ihren Weg in die City mit ungezählten Waarenmassen und 155,650 Personen in und auf diesen Wagen, während 370,107 andere Personen zu Fuß kamen. Da man eben so viel Ausgehende annehmen muß, stellt sich der tägliche Aus- und Einverkehr in der City auf etwa 100,000 Wagen und über 700,000 Personen, die oft genug zu mehr als 1 Million anschwellen mögen.

Dabei ist nichts ausgemachter, als daß weder ein Pferde- noch

*) Pickford hat das größte Gütertransport-Geschäft in der Welt mit Hunderten von eisernen Lastwagen auf Federn und mehr als 1500 Pferden.

Menschenfuß zum Vergnügen in die City geht. Lauter dringendes, eisernes, unaufschiebbares Geschäft. Alle großen Geschäfte Englands und des Welthandels werden auf dieser Fünftel-Quadratmeile (geographisch genommen) abgemacht. Ja hier giebt's Großgeschäfte. Die Firma Morison Dillon und Co. (Schnitt- und Strumpf-Waaren) sagte vor einem Parlaments-Comité offiziell aus, daß ihr Geschäft jährlich 5 Millionen Pfund Sterling Umsatz mache, jeden Morgen durchschnittlich 150 Bestellungen aus der Provinz erhalte und diese binnen 3—4 Stunden befriedigt, wo die Packete den betreffenden Eisenbahnen übergeben werden müßten, daß die Bestellungen aus der Stadt selbst den ganzen Tag einliefen und ausgeführt würden, daß sie binnen 3 Tagen über 2200 Packete in 23 großen und 40 kleinern Wagen abgeschickt habe. Die Zufuhr von Waaren habe 1863 über 40,000 große Ballen und Kisten betragen. Mr. Trowers, Haupt des Zucker-, Kaffee-, Reis- und Italiäner-Waarengeschäfts sagt aus, daß seine Firma 17 große massive Häuser in Cannonstreet vereinigt habe, um Raum für das wachsende Geschäft zu bekommen und man im letzten Jahre anderthalb Millionen Centner Zucker, Kaffee, Reis u. s. w. empfangen und wieder verkauft habe. Copestake und Moore, Hauptfirma in Manchesterwaaren, gab dem Parlaments-Comité zu Protokoll, daß sie 25 Häuser zwischen drei Straßen der City in Ein Geschäftshaus vereinigt, so daß es nun in allen drei Straßen Ein- und Ausgänge habe, daß sie siebzehn Nebengeschäfte besitze und 35 Reisende beschäftige. Vom Comité gefragt, wie viel Menschen in dem Londoner Hause beschäftigt seien, antwortete Mr. Moore: Wir sind täglich unser 600 bei Tische.

Das sind einige Firmen unter den Hunderten von „größten" Engros-Geschäften. Man denke, daß sie alle ihre Güter importiren und exportiren und diese alle auf diesem Raume einer Fünftel-Quadratmeile so schnell als möglich ab- und zugeschafft werden müssen.

Diesen Lokal-Verkehr auf Rädern zwischen den Eisenbahnstationen Londons für die Großhandels-Ballen und Kisten besorgen besonders zwei Spediteurs: die Firma Pickford und „Chaplin und Horne". Letztere hat wöchentlich 140,000 Centner Waaren in London hin- und herzufahren, Pickford noch mehr, doch sind von Letzterem keine amtlichen Angaben gemacht worden. Erstere Firma beschäftigt 450 Wagen, 350 ganz große und 100 kleinere, um diese etwa 15 Millionen Centner jährlich zu befördern. Dabei ist es interessant, zu erfahren, welche Mühe man sich gegeben, um Wagen und Waaren auf den kleinsten Raum zu beschränken und beide mit einander in Uebereinstimmung zu bringen. Beide große Spediteurs haben ihre kostbaren, festen, auf Federn ruhenden eisernen Wagen so vervollkommnet und verkleinert, daß just immer zwei Waaren-Ballen, die zu diesem Zweck auch immer eine bestimmte Größe und Weite angenommen haben, daß je zwei Manchesterwaaren-Ballen, je zwei Ballen von Derby-Strumpfwaaren oder Nottingham-Spitzen gerade neben einander Platz haben. Die Wagen sind dadurch einen Fuß schmäler (7½ statt wie früher 8½ Fuß breit) geworden und werden just mit 100 Centnern für je zwei ihrer riesig starken Pferde voll beladen. Die früheren Wagen wurden von vier Pferden gezogen und erschwerten dadurch sich und andern das Fortkommen außerordentlich. Mit den jetzigen Zweispännern geht's rasch und mit bedeutend verringerten Hindernissen.

Man darf diese freiwillige Vereinigung unzähliger freier Privat-Industrieen zu dem gemeinsamen Zweck der Verkehrs- und Transport-Erleichterung nicht gering anschlagen. In weniger kultivirten Städten und Staaten wäre ein solches Zusammenwirken wohl nur durch polizeilichen Zwang und schwere Strafen für Kontraventionsfälle zu Stande gekommen. Hier in London haben sich die beiden großen Konkurrenz-Spediteurs, die Kunden, die Fabrikanten in den Provinzen um des praktischen Zwecks willen alle vereinigt, um Wagen und Waaren in genaue Uebereinstimmung zu bringen. Den Spediteurs hat diese Reform, die sie selbst veranlaßten, Lastwagen voll Geld gekostet, aber sie hatten Capazität genug, den Vortheil dieser Opfer einzusehen und rasch und rüstig danach zu handeln. Das ist etwas werth, zumal wenn man den Jammer und die Verlegenheit des unendlich kleineren Verkehrs in den weiten Straßen Berlins gesehen hat und damit vergleicht.

Von den Angaben der Herren Chaplin und Horne erwähnen wir nur noch, daß sie allein nach dem einen großen Eisenbahnhofe von Great Northern 1300 Wagenladungen wöchentlich abliefern. Pickfords Geschäft ist noch größer, und dann giebt's noch 9 andere große Eisenbahnhöfe voll stets kommender und gehender Waaren. Und dann die ungeheuren Tonnenlasten für Schiffe und aus Schiffen! Sie und alle andern Lasten von Waaren, Produkten und Fabrikaten von der ganzen Erde und für die ganze Erde werden von dem kleinen City-Mittelpunkte Londons aus bewegt und brauchen dazu mehr Raum, als in, auf und unter diesem kostbaren Stück Boden beschafft werden kann. Ich will nicht auf das für den Laien unentwirrbare Gewinde von über- und unterirdischen resp. unter-Themslichen Eisenbahnprojekten eingehen, mit welchen man diesen sich stets ab- und zudrängenden Waarenmassen leichtere Wege und Durchgänge verschaffen will. Einige davon sind schon fertig. Nach Vollendung aller wird die City oben, parterre und unter der Erde ein dichtes Geäder von Eisenbahnen sein, mit einem dichten Netze von Telegraphen-Drähten ganz oben darüber, so daß es aussehen wird, als läge dieses mit Centnerlasten stets pulsirende Herz wie unter einer ungeheuren Glocke von Draht-Gaze.

Auch die umfangreichen Gesetze und Maßregeln für beständige Flüssighaltung des City-Verkehrs auf Wagen sind interessant, freilich aber auch für auswärtige Leser zu lokal. Deshalb nur im Allgemeinen, daß Omnibus gewisse Straßen vermeiden, daß gewisse große Fuhrwerke zwischen 9 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends gar nicht durch die City fahren dürfen, daß alle Fuhrwerke eine gewisse Höhe und Breite einhalten müssen. In gewissen Straßen dürfen zwischen 9 — 5 Uhr des Tages keine Kohlen, kein Bier u. s. w. abgeladen und abgeliefert werden. Weder Wagen, noch Menschen, noch Waaren dürfen sich zu gewisser Zeit und in gewissen Straßen durch Stehen oder Liegenbleiben an der souveränen Macht des Verkehrs versündigen. Eine Hökerkarre am unrechten Orte wird wie eine Majestäts-Beleidigung gegen den englischen Diktator „Verkehr" bestraft, eine Majestätsbeleidigung gegen die Königin aber nicht, da eine solche selten vorkommt und dann bloß mit Verachtung bestraft wird.

Ja, England ist klein und noch viel kleiner die allergrößte Stadt der Welt im Verhältniß zu der Ungeheuerlichkeit des Verkehrs. Einkommen und Ausgaben haben sich während des letzten halben Jahrhunderts zum Theil um 1000 bis 1500 Prozent vermehrt, also auch die Gegenstände, welche dieses Wachsthum bedingen.

Der Präsident des Civil-Ingenieur-Instituts, Mr. M'Clean, hielt neulich in der großen Jahres-Versammlung einen Vortrag über diesen Gegenstand, aus dem einige Angaben von Interesse sein werden. Im Jahre 1815 betrug das Jahres-Einkommen aus Bergwerken, Kohlen- und Eisenminen noch nicht 1½ Millionen Pfund, 1856, also 40 Jahre später, über 18 Millionen, welche nach

dem Maße der bisherigen Steigerung 1866 über 25 Millionen ausmachen werden. Dieses ungeheure Wachsthum ist, wie er nachwies, ein Segen der Eisenbahnen, welche nach den ungeheuersten Schwindeleien und Verlusten nun doch ein darin steckendes Kapital von ungefähr 400,000,000 Pfund Sterling meist gut, in einzelnen Fällen mit mehr als zehn Prozent verzinsen. Die Eisenbahnen nehmen 200,000 Acres Land ein, der bebaute Boden umfaßt 40,000,000 Acres. Und dabei bezahlen diese 200,000 Acres Eisenbahnen beinahe denselben Betrag an Steuern, wie sämmtliche Besitzer der 40,000,000 Ackerbauboden.

Ungefähr 300,000 Menschen schaffen jährlich 2,000,000,000 — zweitausend Millionen Centner — Kohlen aus dem englischen Boden, und es wurde im Hauptorte dieser Kohlen-Industrie, Newcastle, die Besorgniß laut, daß bei diesem ungeheuren, noch immer steigenden Bedarf der noch so reiche Vorrath doch endlich erschöpft werde und man einst Kohlen nach Newcastle, wie früher Eulen nach Athen, tragen würde, aber nicht mehr als einen Ueberfluß, sondern als ein theures Bedürfniß. M'Clean zerstörte diese Furcht mit Hülfe der Geologen, durch welche man ermittelt hat, daß in einer tieferen Schicht über halb England auf starken Kohlenlagern ruhe, welche trotz der größeren Schwierigkeiten und Hitze in diesen tieferen Schichten (durch massenhafte Ventilation) mit dem größten Vortheil benutzt werden könnten, ohne daß an eine Erschöpfung im Laufe von Hunderttausenden von Jahren zu denken sei. Jetzt ersetzen die englischen Kohlen in England allein die Kraft von 12 Millionen Pferden à 1 Penny Tageskosten für jede Pferdekraft (d. h. im Bergwerke selbst, ohne die Transportkosten).

Mit den Kohlen wird auch viel Eisen gewonnen. Die 1862 aus der Erde geholten 160,000,000 Ctr. Erze wurden in 80,000,000 Centner Roheisen u. s. w. verwandelt. Für Kohlen- und Eisen-Export wurden 25,000,000 Pfund Sterling eingenommen, 1863 noch mehr, in welchem Jahre der Gesammtwerth aller englischen Produkte und Fabrikate auf 146,489,763 Pfund Sterling stieg, d. h. um beinahe 20,000,000 höher, als im Jahre vorher.

Da sich die Engländer, wie jedes gescheidte Volk, nicht todtes Geld für diese Exporte zahlen lassen, sondern Waaren und Produkte, die mehr werth sind, als das baare Geld, alle im- und exportirten Waaren aber in London wenigstens verrechnet und ausgeglichen werden, nicht in London, sondern im hundertsten Theile desselben, der City, so kann man sich denken, oder vielmehr nicht denken, was darin gebucht, verrechnet, durch Wechsel und Baarzahlungen ausgeglichen wird. Also Respekt vor diesen Pferden und Menschen der City! Sie sind die Majestät Englands, welche sich meist nur mit ihren Anfangsbuchstaben schreibt, die so aussehen: „£. s. d." (Pfund, Schilling, Penny.) Man nennt die Engländer deshalb auch gern ein gemeines Krämer-Volk, bestehend aus backenbärtigen Sklaven des Geldmachens (whiskered slaves of money-making), aber da andere Menschen und Majestäten auch gewaltigen Respekt vor Geld haben und es sich oft um jeden Preis zu erwerben suchen, werden diese gemeinen Engländer mit dem meisten Gelde und dem großartigsten Verkehre verehrt, beneidet werden, so lange der Mammonismus eine verbreitetere Religion bildet, als der Monotheismus.

Uebrigens ist's nicht bloß das Geld, das sie groß macht und so erhält. Man darf England nicht nach seinen Diplomaten, auch nicht nach seiner politischen Presse beurtheilen. Diese repräsentiren bloß die gemeinste, mercurialste und mercantilste Seite Englands und schimpfen und intriguiren gegen Alles, was außerhalb nur Miene macht, im Handel zu konkurriren oder den Handel zu stören. Die Preßwuth gegen Preußen stammt aus keiner andern Quelle, als aus dem Gefühl, daß es durch Krieg die Handelsinteressen störe und sich durch Ausdehnung bis zur Eider an der Nord- und Ostsee seemächtig und handelstüchtig gegen England machen könne. Und insofern die englischen Staatsmänner annehmen, daß sich der Krieg doch noch hätte vermeiden und Alles diplomatisch lösen lassen können — in welcher Richtung sie sehr thätig waren, kann man ihnen und der Presse diese Erbitterung gar nicht so sehr übel nehmen. Sympathieen für Dänemark liegen nicht zu Grunde. Sie würden, wenn es ihren Interessen nothwendig erschiene, Kopenhagen ebenso ohne Umstände bombardiren, wie 1807. Daß der Haß gegen die siegreichen Waffen Preußens die Form von dänischen Sympathieen und einer hämischen Opposition gegen die zeitlebens bisher verehrte und gebildete Königin angenommen hat, ist Folge einer eigenthümlichen Entwickelung des mündig, Ehemann und Vater gewordenen Prinzen von Wales. Mir hat dieser Jüngling nie recht gefallen wollen, so oft ich ihn als Knabe größer und größer sah. In seinem Gesicht lag stets etwas von dem Charakter eines „sneak", der hinter den Ohren hat, wo gewisse untergeordnete Geistesanlagen und Leidenschaften ihre phrenologischen Höcker ansetzen. Er scheint einer der Georgs zu werden, der fünfte. Die vier Vorgänger sind sehr gut gekannt durch Thackeray's weltberühmt gewordene Vorträge. Der englische Thronfolger fängt als fünfter gut an mit Trotz und Hohn gegen seine Mutter, mit Wein und Liebe und sonstigen Tugenden eines „fast young man", wofür wir auf deutsch Lebemann oder noch deutscher roué sagen würden. Es coursiren allerlei böse Sagen über ihn, seine unglückliche kranke, schöne Frau und die noch unglücklichere Mutter. Manches hat auch in deutschen Zeitungen gestanden, aber noch lange nicht Alles. Obgleich dergleichen gern und gierig gelesen wird, will ich doch die Chronique scandaleuse über diesen hoffnungsvollen König von England, der Garibaldi in einem sehr weinseligen Zustande besuchte, und in dessen Interesse am Windsorschlosse der Königin mehrmals angeschlagen stand: „Diese Zimmer sind zu vermiethen!" nicht noch vermehren. Die pöbelhafte Times, die's immer mit werdenden und gemachten Größen hält und dem Sinkenden oder Todten mit Falstaffs-Courage noch gern ein Bein abbaut, wie dem gefallenen Percy, die Times und die meisten übrigen Zeitungen schwärmen mit dem fünften Georg für Dänemark, um Deutschland und die deutschgesinnte Königin zu kränken. Das ist allerdings unerhört gemein und pöbelhaft einer solchen Königin gegenüber, welcher sogar die Trauer um den Tod des deutschen Gemahls, den der junge Georg auch beschleunigt haben soll, zum Vorwurf gemacht wird, so daß sie neulich es für nöthig fand, öffentlich erklären zu lassen, daß sie alle Pflichten einer Königin auch ferner noch erfüllen werde, die Beförderung des Absatzes von Schnittwaaren und Putzsachen aber durch Veranstaltung von Hoffestlichkeiten nicht mehr selbst unternehmen könne.

Ich habe schon oft angedeutet und mehr oder weniger deutlich gesagt, daß man England nicht nach seinem Throne, seiner Aristokratie, seinen Diplomaten, seinem Parlamente, seiner Politik und Tagespresse beurtheilen dürfe. Diese Mächte herrschen in England nur nach den Vorstellungen außerhalb und auf Grund der täglichen Auszüge aus der Schlesinger'schen lithographischen Korrespondenz. In der Wirklichkeit aber herrschen die produktiven und Handels-Interessen, denen sich, wenn's so zu sagen zum Klappen kommt, alle die offiziellen Staatsgewalten fügen müssen. Und da Deutschland und der Friede mehr werth sind, als das vom Kopenhagener Pöbel beherrschte Dänemark, wird's auch der fünfte Georg, wenn er kö-

niz geworden sein wird, nicht zu einem Kriege für Dänemark gegen Preußen bringen können, selbst wenn ihm dies in weinseliger Laune als eine nothwendige und unumgängliche Heldenthat erscheinen sollte. Zwar munkelt man bereits von allerlei kühnen Plänen und Maßregeln, durch welche der künftige König die von seiner Mutter und seinem Vater stets zu weit getriebene Nachgiebigkeit gegen Parlaments- und Volksstimme abschaffen wollte, um das von seinen Eltern verscherzte Ansehen der Krone wieder zu restauriren, aber die Zeiten der vier Georgs sind vorbei. Auch dürfte die von dem Prinzen adoptirte Lebensweise nicht geeignet sein, ihm viel Energie zu restaurirenden oder kriegerischen Heldenthaten übrig zu lassen. Auch darf man nicht vergessen, daß die verhaßte Palmerston-Politik, so lange und so oft sich der Schrecken und das Verderben anderer Völker, sehr altersschwach und eben in der deutsch-dänischen Sache nicht nur allgemein lächerlich, sondern auch verächtlich geworden ist und jedenfalls über ein Kleines mit moralischem und physischem Tode abtreten wird. Inzwischen hat sich eine volks- und staatswirthschaftliche Einsicht begründet und verbreitet, die eben so richtig rechnet, als auf Grund dieser richtigen Exempelsummen human ist, die sogenannte Manchester-Schule der Friedens-Tauben, die in ihren Repräsentanten Cobden, Bright u. s. w., trotz aller Versuche, sie lächerlich zu machen, doch immer schon lange dermaßen respektirt wird, daß Cobden und Bright nirgends eine Rede halten können, die nicht mit vielen Kosten in den Zeitungen sofort nach stenographischer Nachschrift wörtlich und ausführlich mitgetheilt und durch Leitartikel ausgezeichnet würde. Das passirt den Herren Ministern nur ausnahmsweise. Man begnügt sich, den in der Regel strohernen Inhalt ihres Makulatur anzugeben und die Sache dann zu vergessen und zu vergeben.

Die große produktive und bis weit hinab gebildete Masse der Nation läßt sich die Palmerston- resp. Derby-Größen eben noch gefallen, weil sie in ihrem Sinne doch nichts Gescheidtes mehr ausrichten und stets klug genug waren, starkem Gedränge des Nationalbedürfnisses nachzugeben, auch weil die Ratten in dem Bewußtsein dieser Macht durch die etwas schwach gewordenen Schwindel-Diplomaten im Wesentlichen nicht inkommodirt wird und es für besser hält, deren Ende abzuwarten, statt durch gewaltsame Demonstrationen deren Ab- und Untergang zu beschleunigen. In Folge der Perfidie gegen Garibaldi kam es allerdings zu bedeutenden Aeußerungen des Unwillens und Vorschlägen, dem Palmerstonianismus einen sanften Schub zum Abgange angedeihen zu lassen, aber die Vorstellung, daß jede Krise nachtheilig auf Wagen- und Menschen-Verkehr in der City wirkt und ein so verfrühtes Gericht Geld kostet, siegte wie immer über die zornerglühenden Gesichter, so daß man nun die alten Herren Schwachköpfe wieder ruhig konferenzen ließ, womit sie ihr unseliges Ende hoffentlich selbst etwas beschleunigt haben.

Schweiz.

Genfer Literatur.

I.

Sammlung des Briefwechsels der französischen Reformatoren.

Das Calvin-Jubiläum, welches zwar, wie aus den Zeitungen bekannt, als nationale Feier in Genf aus historischen, politischen und dogmatischen Gründen gescheitert ist, hat dagegen eine Reihe von literarischen Unternehmungen und Publikationen in seinem Gefolge gehabt, die nicht bloß für die theologische Welt, sondern auch für das große gebildete Publikum überhaupt von hohem Interesse sein dürften. Eine der wichtigsten ist jedenfalls die von der H. Georg'schen Buchhandlung in Genf angekündigte Sammlung des Briefwechsels der französischen Reformatoren. Sie führt den Titel: „Correspondance des Réformateurs dans les pays de langue française, récueillie et publiée avec d'autres lettres relatives à la réforme et des notes historiques et biographiques, par A. L. Herminjard.“ Das Werk ist auf den Umfang von 8—10 Großoctavbänden, je zu etwa 500 Seiten, berechnet und wird eine Vollständigkeit anstreben, wie sie bei ähnlichen Sammlungen nur selten erreicht ist. Der Herausgeber selbst hat bereits 4000 Briefe und Aktenstücke gesammelt, unter denen sehr viele bisher ungedruckt geblieben; er hofft, während des Erscheinens seines Werkes durch die Theilnahme und Beiträge des gelehrten Publikums dieses sehr ansehnliche Material noch vervollständigen zu können. Nicht nur die hervorragendsten Gestalten, wie Calvin, Farel, Viret, Theodor Beza, sollen berücksichtigt werden, sondern überhaupt alle jene Männer, welche an dem Reformationswerk in den französischen Ländern während der Periode von 1512—1565 einen thätigen Antheil nahmen. Jedes einzelne Stück soll der leichteren Uebersicht wegen mit kurzen Summarien und historischen und biographischen Erklärungen nach den besten Quellen versehen werden. Sehr erfreulich ist überhaupt das ernstere und mehr kritische Streben, welches sich gegenwärtig auf dem Gebiete der französischen Reformationsgeschichte im Gegensatz zu der früheren oberflächlichen, traditionellen Behandlung des Gegenstandes geltend zu machen beginnt. In dieser Richtung hat die entscheidende Polemik Galiffe's unzweifelhaft gute Früchte getragen.

II.

Etymologisches Schulwörterbuch der französischen Sprache.

Professor J. A. Weiß-Haas aus Breslau, ehemaliger Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium in Genf, hat soeben (bei H. Georg daselbst) ein „Französisch-deutsches etymologisches Wörterbuch, enthaltend eine Sammlung von mehr als 11,000 nach Wurzeln geordneten Wörtern und Redensarten (zum Schulgebrauch und Selbstunterricht empfohlen vom Unterrichtsdepartement des Cantons Genf,)“ herausgegeben. Der Verfasser sagt in der Vorrede, wie zur Ausführung eines Baues die Herbeischaffung des nöthigen Materials das erste Geschäft sein müsse, so sei auch die Ansammlung eines gewissen Wörtervorraths die erste Bedingung der Erlernung einer Sprache. Die größte Schwierigkeit sei hierbei für die Lehrer und Lernenden, einen geeigneten Grundsatz aufzufinden, welcher das Auswendiglernen und Behalten der Wörter erleichtere. Diese Aufgabe werde am besten gelöst durch die genetische Methode, d. h. die etymologische, oder mit anderen Worten durch die Unterordnung der einzelnen abgeleiteten Wörter unter die den Grundbegriff ausdrückende Wurzel. Diese Methode hat bereits in den klassischen Sprachen ihre vielfache Anwendung gefunden; für die modernen, und namentlich für die französische Sprache, fehlte es noch an solchen für den Schulgebrauch bestimmten Wörterbüchern, obwohl durch das „Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne,“ von Aug. Scheler, Bibliothekar des Königs der Belgier zu Brüssel, eine vortreffliche, sich auf die großen Vorarbeiten und Prinzipien von Diez stützende wissenschaftliche Grundlage geliefert war. Herr Weiß-Haas hofft, einem

solchen Mangel durch sein etymologisches Wörterbuch abzuhelfen, und, so viel uns eine flüchtige Durchsicht zu urtheilen gestattet, hat er seine Aufgabe sehr glücklich gelöst. Das Buch bietet in der That mehr, als der Titel besagt; nicht nur wird es dem Schüler die Erlernung der französischen Sprache durch eine nach den Wurzeln sehr übersichtlich geordnete Zusammenstellung des nothwendigsten Sprachmaterials wesentlich erleichtern, sondern auch jedem Gebildeten einen interessanten Einblick in die innere Geschichte und Physiologie der Sprachen-Entwickelung eröffnen. Ein besonderes alphabetisches Verzeichniß derjenigen Wörter, deren Abstammung nicht in die Augen fällt, ist eine sehr zweckmäßige Beigabe für Anfänger. Der Unterrichtsrath des Cantons Genf hat das Buch warm empfohlen, welches, wie wir hören, auch auf den Schulen mehrerer anderer Schweizer-Cantone amtlich eingeführt werden wird. W. L.

Mexiko.

J. W. v. Müller's Reisen in Canada und Mexiko.*)

Politische Stimmung der Canadier.

Der Citlaltepetl und ein Hoffnungsstrahl für die Finanzen des Kaisers Maximilian.

Der Kaiserthron in Mexiko ist errichtet und das Kaiserreich im alten Lande der Azteken eine Thatsache, die bereits auf die deutsche Literatur ihren Einfluß übt. Das uns vorliegende Buch, ein schön ausgestattetes Reisewerk, ist bereits Sr. Majestät Maximilian I., Kaiser von Mexiko, gewidmet. Man sieht, daß das Werk dieser hohen Dedikation, der zu Ehren der schön in Kupfer gestochene Haupttitel „Reisen in Mexiko" vorgesetzt ist, erst in den späteren Stadien der Ausarbeitung theilhaftig geworden; denn eigentlich nehmen die Erlebnisse des Reisenden in Mexiko in diesem ersten Bande nur einen mäßigen Theil des Buches ein, das, wie auch ein zweiter Titel richtig angiebt, überhaupt eine Reise in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko beschreibt.

Aus dem Vorworte erfahren wir, daß die Veröffentlichung des Werkes erhebliche Verzögerungen erfahren hat. Der Herr Verfasser hatte das Unglück, daß ihm in Mexiko mehrere Kisten auf eine unerklärbare Weise abhanden kamen, welche die Resultate vieler meteorologischer und magnetischer Beobachtungen, topographischer Aufnahmen und Barometer-Bestimmungen, mehrere aztekische Original-Manuskripte, eine Anzahl altmexikanischer Geschichtswerke und besonders ein reiches Material zu einer Statistik des Landes enthielten. Als Folge der Reisen in dem tropischen Klima stellte sich auch ein längeres Siechthum ein, welches am Arbeiten hinderte.

Das Werk ist auf drei Bände berechnet, von denen die beiden ersten die einfache Erzählung der Reise-Erlebnisse mit eingeflochtenen Beobachtungen über Menschen, Thiere und Pflanzen enthalten sollen.

Von dem dritten sagt der Herr Verfasser:

„Er zerfällt in drei Abtheilungen, deren erste der Geschichte des Landes gewidmet ist. Nachdem ich die Quellen aufgeführt, aus welchen die Geschichtsschreiber bisher geschöpft, habe ich versucht, in einer Geschichte der Tolteken, Chichimeken und Azteken, in der sorgfältigen Revision des aztekischen Kalenders und durch eine Prüfung der Werke des Ixtilxochitl, des größten mexikanischen Schriftstellers, dem Leser ein wahrheitsgetreues Bild der Entwickelung dieser Völker vor der spanischen Eroberung zu geben. Um dieses Gemälde zu vervollständigen und den Leser namentlich mehr mit dem inneren Wesen und dem psychischen Leben der Autochthonen bekannt zu machen, habe ich der aztekischen Sprache, den Menschenopfern, den Künsten und Wissenschaften, sowie den Gesetzen Netzahualcoyotl's besondere Abschnitte gewidmet und durch Citate und Uebersetzungen indianischer Dichtungen und deren Vergleichung mit hebräischen das poetische Element der Azteken zu veranschaulichen gesucht. Die gesunde Moral, die vollkommenste Sittenreinheit und Tugend, der hohe Seelenadel, welchen wir in so vielen Handlungen jener Völker treffen, erfüllt uns mit Staunen und Entzücken, während wir in nicht geringerem Grade den raschen Verfall dieser Tugenden bedauern, sowie Schauer über die Greuel empfinden, welche die Horde der tapferen, aber blut- und golddurstigen fanatischen Abenteurer unter Cortez beging, wie uns dies die Geschichte der spanischen Eroberer zeigt."

Wir sind auf diesen Theil sehr begierig. Er dürfte geeignet sein, eine große Lücke in unserer Kenntniß Amerika's auszufüllen.

Der Verfasser, der in Württemberg ansässig zu sein scheint, verließ Stuttgart am 20. Februar 1856 und begab sich über Paris nach Havre, von wo er mit einem Segelschiffe nach New-York überfuhr. Er besuchte von hier aus die nördlichen Theile der Union und ging von da nach Canada.

Seine Schilderungen amerikanischen Lebens gehören selbstverständlich der Zeit des damals noch nicht gestörten Friedens an und nehmen bei den vorwiegend wissenschaftlichen Reisezwecken des Verfassers nur eine untergeordnete Stelle ein. Herr v. M. machte unter den Gelehrten Amerika's interessante Bekanntschaften, namentlich auch die des berühmten Eismeerbefahrers Kane, der bekanntlich seitdem gestorben ist. Ueber den Niagarafall finden wir eine kleine wissenschaftliche Abhandlung, die, von Illustrationen begleitet, für geologische Forscher von besonderem Interesse sein wird. In Canada wurden Queenstown, der Ontariosee, Toronto, Montreal, Quebek besucht. Wir erfahren da manches Neue, so z. B. über die politische Gesinnung der Canadier.

„Während der Fahrt mischte ich mich unter die Passagiere zweiter Klasse, welche sich auf dem Vorderdeck gesammelt hatten. Es waren sämmtlich Canadier, Landleute der nächsten Umgebung, welche den Markt von Montreal besuchen wollten und sich, ihrer Abstammung getreu, lebhaft in französischer Sprache unterhielten. Ich nahm Theil an ihrer Unterhaltung. Meiner Aussprache nach hielten sie mich für einen geborenen Franzosen und kamen mir deshalb mit größter Artigkeit entgegen. Einer „aus dem alten Vaterlande" bedarf hier keiner weiteren Empfehlung; den Engländern ist es nie gelungen, sich ihre Sympathieen zu erwerben. Alle Canadier rühmen sich heute mit Stolz ihrer französischen Abkunft und im Fall eines Krieges zwischen England und Frankreich würden sie wie Ein Mann aufstehen, um gegen den britischen Leoparden zu kämpfen. Nach den vielen praktischen Einrichtungen und Verbesserungen, welche die Engländer geschaffen, nach den bedeutenden Freiheiten, deren sich die Canadier unter ihnen erfreuen, erscheint dies beinahe unerklärlich; allein wer sie sprechen hört, überzeugt sich bald von der Wahrheit meiner Behauptung." (Wer kann sich auch in Deutschland heutzutage noch darüber wundern, daß der englische Volkscharakter, ungeachtet seiner vielen guten Seiten, bei allen anderen Völkern den unüberwindlichsten Widerwillen erregt?)

*) Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko, von Baron J. W. von Müller, Dr. phil. etc. In 3 Bänden. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

„Mit unersättlicher Neugier fragten sie nach Paris und allen dort vorgenommenen Neuerungen und Verschönerungen, als ob diese Stadt ihre eigene Heimat wäre, und waren so auf dem Laufenden, daß ihnen alle Lieder und Couplets der Vaudevilles und Straßen bekannt waren. Als sie aber gar auf den Kaiser zu sprechen kamen, auf seine Allgewalt in der Welt, seinen alldurchdringenden Verstand, seine Allen überlegenen Fähigkeiten, und wie es ihm gelungen, in wenigen Jahren eine Seemacht herzustellen, welche der englischen bereits gleich komme, da leuchteten ihre Augen vor Freude und es schien, als ob ihnen mit dem Gedanken eines Krieges mit England ein neuer Hoffnungsstern aufginge."

„Mais, vous-êtes pire qu'un Anglais" hörte der Verfasser einen Fuhrmann auf der Gasse schimpfen, nachdem er den ganzen Vorrath seiner Scheltworte erschöpft hatte.

Bereits am 14. Juli desselben Jahres finden wir den Reisenden auf der Fahrt von New-York nach Vera-Cruz, wo er am 5. August ankam und von den dortigen Regierungsbehörden sehr freundlich aufgenommen wurde. Von Vera-Cruz führte die Reise nach Orizaba. Auf dem Wege dahin wunderte sich Herr v. M. über die Menge von Wohnplätzen mit zahlreicher Bevölkerung, während er doch oft im Umkreise von Tagereisen keine Spur von Ackerbau zu entdecken vermag. Das Räthsel löst sich durch das Vorhandensein der Bananenfrucht, die streckenweise angebaut wird und eine ungemein ausgiebige Nahrung gewährt.

„Ein Arbeiter von ungewöhnlich gutem Appetit bedarf, ohne irgend ein anderes Nahrungsmittel, 12 Bananen zu seiner täglichen Nahrung oder 4380 im Jahr. Diese werden nach Annahme des geringsten Ertrages von 6—7 Stammgruppen geliefert, welche zu ihrer Kultur (à 8 Quadratfuß Abstand) eine Bodenfläche von ca. 150 Quadratfuß fordern."

„Sehen wir, welche Bodenfläche dagegen erfordert wird, um z. B. mit Korn bepflanzt einem Manne sein tägliches Brod zu liefern. Wir können annehmen, daß auf 300 Quadratfuß guten europäischen oder nordamerikanischen, mit Kunst und vieler Arbeit zugerichteten und gedüngten Landes im höchsten Anschlage 30 Pfund Korn oder 21½ Pfund Mehl oder 26,61 Pfund Brot erzeugt werden. Ein Mann gebraucht von letzterem zu seiner Ernährung während eines Jahres 1200 Pfund, zu deren Hervorbringung also 12,000 Quadratfuß Landes bearbeitet werden müssen."

Die Banane (Musa paradisiaca L.) stammt übrigens aus der östlichen Hemisphäre; sie wurde von den Arabern von Afrika aus zuerst nach den kanarischen Inseln verpflanzt. Von dort her brachte sie der Pater Thomas de Berlangas im Jahre 1516 nach S. Domingo, wie dies ein Zeitgenosse Oviedo's in seiner Naturgeschichte von Indien bezeugt. Die Banane, von den Spaniern Platano, in der Mayasprache Jaa's genannt, zählt sehr verschiedene Varietäten, je nach den Ländern, von denen sie späterhin eingeführt wurde: Platanos machos y hembras (Musa paradisiaca), Platanos de Zanzibar (Musa troglodytorum), Platanos de India, zuerst aus Otaheiti nach Lima und Acapulco gebracht, Platanos de Guinea aus Afrika, Musa coccinea aus China u. s. w.

Alle diese Arten verbraucht man roh oder gekocht, grün, halbreif, reif oder getrocknet, je nach dem Geschmack der Bewohner. Die Familie der Platanos de Guinea enthält alle Grundstoffe, um aus ihnen Zucker, Wein, Essig und Branntwein zu bereiten. Sie sind sehr süß, aromatisch und angenehm zu essen; doch muß man sich hüten, zu viel davon zu genießen, und vermeiden, nach dem Genusse Spirituosen zu trinken. Aus dem trockenen Schaft oder Stamme der Banane (auch Pisang genannt) gewinnt man den Stoff zur Bereitung eines Papiers, zu Geweben, ferner eine Art Flachs oder Hanf, der sich zu allerlei Seilerarbeiten verwenden läßt.

Herr v. M. hatte sich als erste größere Expedition in Mexiko die Besteigung des Citlaltepetl, oder des Vulkans von Orizaba, vorgenommen und führte diesen heroischen Entschluß auch aus. Dieser ungemein hohe und interessante Berg war bisher noch unbestiegen, wie der Chimborazo vor A. v. Humboldt, auf dessen Spuren wir unseren gelehrten Landsmann mehrfach erblicken. Sein Begleiter auf dieser gefährlichen Fahrt war sein Sekretär, Herr August Sonntag; ferner schlossen sich dem Unternehmen an: der in Orizaba wohnende Herr Bernhard Malmsjö aus Schweden und Dr. Stamm aus Berlin, der im Begriffe war, nach Mexiko zu gehen. Die Zeit war nicht die günstigste, alle eingezogenen Nachrichten stimmten darin überein, daß der gegenwärtige Moment zur Besteigung der gefährlichste sei, da der aufgeweichte Schnee das Steigen sehr erschwere und namentlich häufige Lawinen dem kühnen Reisenden todbringend werden könnten.

Wir können auf die Einzelheiten dieser Bergbesteigung, die weit über die Höhe des Montblanc hinausreicht, nicht weiter eingehen, wir bemerken nur, daß der erste Versuch verunglückte und daß die Gefährten des Reisenden — zuerst Dr. Stamm — von ihm abfielen. Freilich waren auch die Strapazen und Gefahren, die man zu bestehen hatte, ganz ungeheuere. Es ging Herrn v. Müller beinahe so, wie Alexander v. Humboldt auf dem Chimborazo, als er sich plötzlich auf einer dünnen Schneebrücke über einem unendlich tiefen Abgrunde sah. Sein Begleiter, Hr. Malmsjö, sank plötzlich bis unter die Arme im Schnee ein, aus dem er sich nur mühsam hervorarbeitete. „Beinahe in demselben Augenblicke brach auch ich mit einem Beine ein. Als ich mich darauf Malmsjö näherte, zeigte mir dieser, vor Schreck beinahe sprachlos, das Loch, in welchem er gesteckt hatte. In meinem Leben werde ich den Eindruck nicht vergessen, den der Anblick auf mich machte. Ich fühlte, wie mein Haar sich sträubte und kalter Schweiß mir über den Körper rieselte. Wir befanden uns über einem Abgrund, von dem uns nur eine wenige Zoll dicke Eisdecke trennte. Vergebens suchten meine Blicke den Boden zu erspähen: Eissäulen und Krystalle erfüllten die Tiefe; dabei war der Abgrund nicht dunkel, sondern schien von einer unterirdischen Lichtquelle prachtvoll erleuchtet." . . . . . .

Beide Reisende hielten es nun gerathen, sich mit ausgebreiteten Armen platt auf den Schnee zu werfen und sich so weit hinabgleiten zu lassen, bis sie wieder steinigen Grund fanden. Kaum waren sie dort, so brachten dunkle Wolken und ein schrecklicher Schneesturm neue Leiden, und nur mit großer Mühe gelang es, nachdem man die völlige Besteigung des Gipfels von dieser Seite aus aufgegeben, zu der Hütte zurückzukommen, wo Dr. Stamm zurückgeblieben. Am nächsten Tage war die halbe Reisegesellschaft, die als Führer dienenden Indianer einbegriffen, so gut wie erblindet — ein Zustand, der mehrere Tage lang anhielt.

Hr. v. M. wagte eine neue Besteigung, der sich, nachdem seine früheren Begleiter hierzu den Muth verloren, zwei andere Herren anschlossen, ein Nordamerikaner, Inspektor der mexikanischen Telegraphenstationen, Hr. Campbell, und Hr. de la Huerta von Puebla. Diese zweite Besteigung gelang, der Citlaltepetl oder „Berg des Sternes" mußte sich ergeben und seinen furchtbaren Krater, von dem eine kleine Ansicht beigegeben ist, zum ersten Male sterblichen Augen sehen lassen. Die Mühsale auf dieser Fahrt müssen unbeschreiblich gewesen sein; indessen selbst die heftigsten Brustschmerzen, die schrecklichsten Augenschmerzen, die größten Athembeschwerden, die todähnliche Erschöpfung waren nicht im Stande, den

kühnen Muth des Reisenden zu dämpfen; er erreichte sein Ziel, als er aber in den Krater hineinschaute, sank er zusammen und ein heftiger Blutstrom ergoß sich aus seinem Munde. Seine vollkommene Erschöpfung ließ ihm eben nur noch Kraft, mit dem Azimuth-Kompaß die Form des Kraters zu bestimmen. Da der Plan, am oder im Krater zu übernachten, sich als unausführbar erwies, so mußte bald der Rückweg angetreten werden, der denn mit Hülfe der Indianer ziemlich rasch von Statten ging.

In Chalchicomula angekommen, ließ sich Hr. v. M. von dem dortigen Subpräfekten Don Cristoval Contolene ein ausführliches Zeugniß über die vollbrachte Besteigung des Orizaba ausstellen, welches in Uebersetzung wie im Original mitgetheilt wird und auf den Aussagen von Hrn. Campbell und Hrn. de la Huerta beruht.

Zum Belege dafür, daß dem Reisenden manchmal Ereignisse so wunderbarer Art zustoßen, daß er sich genirt, dieselben wieder zu erzählen, berichtet der Hr. Verfasser eine Geschichte, die wir allerdings mit Kopfschütteln gelesen haben. „Obgleich dieselbe in allen Stücken der Wahrheit gemäß ist und aus authentischer Quelle stammt, so zwingen mich doch die Verhältnisse, die Namen der handelnden Personen, wie des speziellen Schauplatzes zu verschweigen." . . . . . „Ein Reisender in Mexiko (!!) erzählte nachstehende Episode."

Doch wir müssen kurz sein und uns allgemein fassen: Der betreffende Reisende wird in seinem Nachtquartiere durch einen Indianer ersucht, schleunig mit ihm zu kommen, und von demselben durch Kreuz und Quer, durch Straßen und Felder in eine Hütte geführt, in der ein Geistlicher auf dem Sterbebette — ganz allein — liegt. Der Sterbende erklärt, warum er ihn habe holen lassen; er habe Zutrauen gerade zu einem Fremden, zu einem Landsmann von A. v. Humboldt, der sich um Neuspanien so große Verdienste erworben, ihm wolle er deshalb ein großes Geheimniß anvertrauen.

Dieses Geheimniß besteht darin:

Als in Spanien die Dynastie der Bourbonen gestürzt wurde, habe der damalige Vizekönig von Mexiko, Don José Iturrigaray, und sein Anhang in der Hauptstadt schnell die ungeheure Summe von vier Millionen Pesos zusammengeschossen, um damit den König Ferdinand VII. und das alte Königshaus zu unterstützen, und dieses Geld, zu dem noch lebensgroße silberne Heiligenstatuen und andere Kleinode kamen, auf den Weg nach Vera-Cruz gebracht, von wo es nach Spanien hätte eingeschifft werden sollen.

Doch wir gehen in die direkte Rede über, um den Kern der Sache klar zu machen.

Die Nachricht von der großen Conducta war wie ein Lauffeuer durch's Land gegangen und hatte alle beuteluftigen Leute, an denen es in Mexiko bekanntlich nicht fehlt, elektrisirt. Es dauerte nicht lange, so war eine Bande von hundert der kühnsten und entschlossensten Männer zusammengebracht, darunter auch der Priester, der dem gedachten Reisenden auf dem Sterbebette das Geheimniß anvertraute. Der Streich glückte, man überfiel den Zug in einem wüsten Engpasse, metzelte die Begleitung nieder und brachte dann den ganzen Schatz, den man auf der Stelle zu vertheilen nicht gerathen hielt, in Sicherheit. Die sämmtlichen schwerbeladenen Maulthiere wurden in vier Haufen getheilt und auf vier verschiedenen Wegen nach einem bestimmten Punkte im Gebirge getrieben, wo man sich wieder vereinigte. Hier versteckte man den ganzen Schatz in einer Höhle, die sich an einer 1000 Fuß hohen Felswand befand. Hierauf trieb man die Maulthiere fort, schlachtete sie an einer bestimmten, weit entfernten Stelle und warf ihre Körper in die Fluthen des Rio, der sie dem Meere zuführte. Alle Spuren wurden nun sorgfältig unkenntlich gemacht, ja sogar ein Fluß, der in jener Gegend fließt, abgeleitet und „durch die natürlichen Verhältnisse des Terrains", die zu Hülfe kamen, gerade auf die Felswand zugeführt, so daß er von nun an gerade darüber herabstürzte und die nur mit Strickleitern zu erreichende, wohl mit Steinen verschlossene Höhle bedeckte.

Nach Jahresfrist wollten die Herren Räuber zurückkommen und die Theilung in aller Ruhe vornehmen. Vorläufig ging Jeder nach Hause und seinem Geschäfte nach; dabei aber vergaß man nicht das Gerücht auszusprengen, die ganze Geschichte des Raubes sei eine Erfindung des Vizekönigs.

So weit war alles gut; der Vizekönig wurde nicht lange darauf in seinem Palaste ergriffen, nach Vera-Cruz transportirt und von da nach Spanien geschickt; aber wie es stets ergeht, wie das Verbrechen stets neue Verbrechen zeugt, so auch hier; der Teufel des Geizes und der Habsucht bemächtigte sich der einzelnen Räuber, indem Jeder wo möglich den ganzen Schatz für sich haben wollte. Es bildeten sich einzelne kleinere Banden aus der großen, Verschwörungen entstanden und ein gegenseitiges Morden ging los, das bald tüchtig aufräumte.

Endlich, nach verschiedenen Zwischenfällen, waren deren so wenige nur noch übrig, daß sie nicht mehr im Stande waren, für sich allein den Schatz zu heben. Denn fremde Hülfe durften sie aus Furcht vor Verrath nicht beanspruchen.

Der Erzähler dieser Geschichte also, ein Theilnehmer an dem Raube, ging ins Kloster — jetzt lag er auf dem Sterbebette; um nun das Geheimniß, das ihm auf der Seele lag, nicht mit ins Grab nehmen zu müssen, hatte er den Fremden (sollte es unser Landsmann Hr. v. M. selbst gewesen sein?) zu sich rufen lassen. Er starb vor seinen Augen, nachdem er ihm gesagt, daß unter dem Maisbündel, worauf sein Haupt ruhte, ein Papier liege, welches eine genaue Beschreibung des Ortes, wo der Schatz sich befinde, enthalte.

Der Reisende nahm das Papier an sich, verließ die Hütte und theilte dann einem Freunde die Erlebnisse der letzten Nacht mit.

„Neugierig machten wir uns an das Studium des empfangenen Papiers. In demselben war die ganze Lokalität auf's genaueste bestimmt, um von einem Punkte am Rio de la Soledad aus die betreffende Felswand zu finden."

Richtig! — Der Freund nahm die Sache auf sich, während der Andere weiter zog; er machte eine Expedition nach den betreffenden Gegenden und fand, trotz der „üppigen tropischen Vegetation", die Alles überwuchert und unkenntlich gemacht hatte, zwar nicht den Schatz, aber wenigstens den Wasserfall und die Felswand nebst allen anderen Anzeichen, so daß für beide Freunde das Vorhandensein des Schatzes feststeht. Leider waren sie nicht im Stande, ihn zu heben, theils weil die mexikanische Regierung davon hätte Kenntniß erhalten und sie um die Früchte ihrer Arbeit bringen können, theils aus Furcht vor Banditen und Mördern.

So liegt also, wie es scheint, dieser ungeheure Schatz noch in der 1000 Fuß hohen, von einem Wasserfalle überstürzten Felswand. Ein glückliches Schicksal scheint seine Hebung und die damit verbundenen ungeheuren pekuniären Vortheile, welche den Finanzen Mexiko's ein ganz anderes Ansehen zu verleihen im Stande sein werden — Sr. Majestät dem Kaiser Maximilian I. von Mexiko zugedacht zu haben und es wäre nur gerecht und dem Laufe der Dinge angemessen, wenn der neue Monarch sobald als möglich Anstalten träfe, das Geheimniß, das ihm unser Herr Verfasser zu enträthseln im Stande ist, auch in seinen Einzelheiten zu erfahren.

Wir zweifeln keinen Augenblick, daß derselbe für diese unschätzbare Morgengabe, diese Inauguritung seiner neuen Regierung sich dankbarer erweisen wird, als die ehemalige republikanische Regierung, mit der wegen ihrer Wortbrüchigkeit kein Vertrag zu schließen war. Also Glückauf!

Objektiv betrachtet, dürfte man vielleicht sich die Freiheit nehmen, eine Geschichte von so romantischer Färbung, die dreist in einem Roman von A. Dumas stehen könnte, anzuzweifeln, indeß muß man in Anschlag bringen, daß Mexiko eben ein außergewöhnliches Land ist, wo Romane weit häufiger passiren können als bei uns. Wollten wir ferner, wozu wir vorläufig keinen Anlaß haben, den Fährten des Zweifels nachgehen, die hiermit angeschürft werden könnten, so müßte sich überhaupt unsere kritische Stellung zu dem vorliegenden Buche so bedeutend ändern, daß dann auch die Besteigung des Orizaba (der Glanzpunkt des Buches) und das darüber ausgestellte Testat, sowie andere Gegenstände von Bedeutung in nähere Erwägung gezogen werden müßten. Wir faliren hiermit nur unser kritisches Gewissen und wollen Niemanden zu nahe getreten sein.

Von San-Andres Chalchicomula reiste Hr. v. M. nach Mexiko, wo er den 16. September 1856 ankam. Die Reise hatte also etwa 7 Monate gedauert. Der Schluß ist merkwürdig kurz. Im Anhange sind Abhandlungen über den Gebrauch einiger physikalischen Instrumente, die Logge, den Sextanten, den Chronometer, über Länge- und Breitebestimmungen auf dem Meere beigegeben, die, streng genommen, eigentlich nicht hierher gehören. Mehr ist dieses mit den meteorologischen Beobachtungen, die der Hr. Verfasser in Vera-Cruz gemacht hat, der Fall.

Finnland.

Europäische Angelegenheiten.

Diese Ueberschrift gilt nicht etwa unserem ganzen Welttheil, sondern einem darin geborenen Individuum, Herrn D. E. D. Europaeus in Helsingfors, den sein Name zu großen Dingen verpflichtet.

Dieser Herr — mit verdientem Ruhm genannt als Entdecker epischer Gesänge des finnischen Alterthums, Verfasser eines guten schwedisch-finnischen Wörterbuchs u. s. w. — gehört zu der Klasse von Patrioten, die politische Geringschätzung und in deren Folge politische Unterdrückung ihrer Landsleute befürchten, wenn sie — mit gewissen Völkern näher als mit gewissen anderen verwandt sein sollen. Wie es gar viele Stock-Magyaren giebt, die knirschend an ihre Säbel schlagen, wenn man ihre Muttersprache als eine wesentlich tatarische ihnen darstellt: so kann Finnland wenigstens eines Gelehrten sich rühmen, der seine Sprache und Nationalität durch Nachweisung näherer Verwandtschaft mit denen der Türken, Mongolen und Tungusen beschimpft glaubt. Doch reicht unser finnischer Eiferer wenigstens den Magyaren die Bruderhand, während die Mehrheit der Letzteren selbst den Finnen wie ein unreines Thier von sich stößt, weil sie dann konsequenter Weise auch Lappen, Ostjaken, sogar Samojeden als ihre Vettern begrüßen müssen. Herr Europaeus strapazirt sich um den Beweis, daß die finnisch-ungarische Familie eine frühere Abzweigung des riesigen Stammes sei, welcher unmittelbar nach jener die sogenannten indisch-europäischen Sprachen und hinter diesen wohl alle Sprachen der Welt hervorgetrieben; aber die finnisch-ungarische Familie soll der indisch-europäischen gerade drei Mal näher stehen als die türkisch-tatarische.

Zum Unglück steht der wackere Patriot in seinem eigenen Vaterlande wie ein Säulenheiliger da und erfreut sich nicht einmal der Verehrung eines solchen; kein Wunder also, wenn er auf's Aeußerste erbittert ist und seinen Klagen, zu erhöhter Verbreitungs-Fähigkeit derselben, in einem deutsch abgefaßten Schriftchen Luft gemacht hat.*) Sein deutscher Ausdruck ist oft nicht weniger „fürchterlich," als die Schwierigkeiten, mit denen er nach seiner Versicherung gegen Diejenigen kämpfen muß, die es als eine Lebensaufgabe ansehen sollen, die große Masse der Nation zum todten Werkzeug ihrer eigenen winkelparteilichen Pläne und Interessen zu machen.

Lassen wir den Verfasser jetzt selbst reden: „Durch jene Kunstgriffe wurden mir vor ein paar Jahren 4,225 Rubel Silber abgeschlagen, und noch vor einem Jahre wurde es mir so vorbereitet, daß mir ein Stipendium von 750 Rubel jährlich zum Schaden dieser meiner Sprachforschungen von drei Jahren auf ein Jahr eingeschränkt wurde. Es ist leicht, mir den Vorwurf zu machen, daß ich über diese Forschungen bis jetzt gar zu wenig habe drucken lassen. Die prosaische Ursache dazu ist aber, daß man mir verweigert hat, Abhandlungen über diese Forschungen zum Druck anzunehmen, obgleich sehr zweideutige Artikel gegen mich freien Eintritt erhalten haben. Man hat es mir sogar offen herausgesagt, daß diese Weigerungen als Vorwand benutzt worden sind, mir eine vollkommen geeignete Anstellung, die Dozentur (!) in den finnisch-ungarischen Sprachen an der Universität, abzuschlagen. Weil das rechte Verhältniß dieser Sache mehreren von den respektiven Herren durch briefliche und mündliche Mittheilungen zur Genüge bekannt war: so muß ich es annehmen, daß die Benutzung der Weigerung gestissentlich und aus der alten, massenfresserischen (so!) Politik hervorgegangen ist. Trotz dieser fürchterlichen Opposition habe ich jedoch keine Noth, meinen ehrlichen, nationalen Standpunkt den Parteitreiblern gegenüber zu behaupten. Mit der Hülfe reiner Unehrlichkeiten, mit logischen und anderen Absurden (!) und mit allen Zeichen, nur einer massenfresserischen, außergesetzlichen, dritten Macht im Staate dadurch dienen zu wollen, mag Niemand diese meine Forschungen zu bekriegen versuchen, ohne öffentlich erwähnt und entgegnet zu werden... Eine bedenkliche Hebung darf hier von keiner anderen Seite befürchtet werden können, als nur von der Seite eines gröberen oder feineren, massen-erzwingenden (!) Parteirevolutionismus (!). Diesen Interessen will ich aber nie, weder mit einer ganzen, noch mit einer halben Nachgiebigkeit zu dienen, mich erniedrigen."

Wir werden also durch Herrn Europaeus darüber belehrt, daß die historisch-philologische Fakultät, die ihm sein Gesuch abgeschlagen, nicht etwa einfache Menschenfresser (was schon ziemlich paradox klänge), sondern Verzehrer ganzer Massen unter ihren Mitgliedern zählt. Denselben Ehrentitel hat er aber, wie man deutlich sieht, auch für jeden negirenden Kritiker seiner Forschungen, sobald er dabei logisch (also absurd) zu Werke geht, in Bereitschaft, und Gott bewahre uns davor, ihn zu verdienen. Wir

*) Der Titel desselben ist: „Vorläufiger Entwurf über den Urstamm der indo-europäischen Sprachfamilie und seine vor-indo-europäischen Abzweigungen." Helsingfors, 1863.

wollen ihm nur noch bemerken, daß Massen zwar unter Umständen sich zwingen und in gewissem Sinne sogar verschlingen lassen, daß aber ein Erzwingen derselben zu den bis jetzt ungelösten Aufgaben gehört.

Kleine literarische Revue.

— **Die beiden Hamlets.** Zum Verständnisse und zur Seelen-Geschichte Shakspeare's ist in England ein Wiederabdruck der beiden ersten Ausgaben des „Hamlet" von den Jahren 1603 und 1604, und zwar in einem Bande neben einander, zur Vergleichung der Texte erschienen.*) Diese beiden ersten Ausgaben, welche zugleich zwei von einander sehr verschiedene Formen des ganzen Dramas sind, bilden in der That eine anziehende Studie Shakspeare's, denn sie zeigen, welcher schöpferischen Gedanken- und Wortbildung der Dichter fähig war, wenn er, von einem seiner älteren Werke nicht voll befriedigt, dasselbe zu verbessern und umzugestalten sich entschloß. Die Ausgabe von 1604 — der „Hamlet," wie wir ihn jetzt allgemein besitzen und kennen — verhält sich zu dem von 1603, welches übrigens nicht das richtige Datum ist, da dieser „Hamlet" bereits fünfzehn Jahre vorher (1588) geschrieben worden sein soll, aber im Jahre 1603 zuerst, und zwar, wie man glaubt, ohne Zustimmung des Autors, gedruckt wurde — wie das vollendete Kunstwerk zu einem zwar genialen, aber rohen Entwurfe. Jede Parallelstelle in der zweiten Bearbeitung, verglichen mit der ersten, bezeichnet einen geistigen und künstlerischen Fortschritt des Jüngers, der sich zum Meister aufgeschwungen. Auch Charles Victor Hugo, der in seine französische Uebersetzung Shakspeare's beide Texte des „Hamlet" aufgenommen, sagt, sie lieferten „une comparaison infiniment curieuse en ce qu'elle nous permet de pénétrer puisqu'au fond la pensée du poéte et de surprendre les secrets du génie en travail."

— **Schleswig-Holstein, von Patrik Matthew.**"*) Die in dieser kleinen Schrift enthaltenen fünf Briefe zu Gunsten des deutschen Rechtes in Schleswig-Holstein hat ihr englischer Verfasser vergeblich den „Gentlemen" von der Londoner Presse zum Druck angeboten. Er hegt, wie er in der Vorrede sagt, die Hoffnung, daß die Gentlemen of the Press der Zukunft besser unterrichtet und wahrheitsliebender, als die der Gegenwart, ihm und den wackeren Deutschen in Schleswig-Holstein werden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der erste der hier abgedruckten Briefe ist speziell an Lord Palmerston gerichtet und hat die Ueberschrift: „Versuchte Zerstückelung Deutschlands." Der zweite wendet sich an das britische Volk und klagt die Presse Englands an, daß sie verfassungsmäßigen und nationalen Rechten in Schleswig-Holstein entgegentrete. Die drei letzten Briefe sind mehr allgemeiner, kosmopolitischer Tendenz. Der Verfasser ist bestrebt, schlicht und redlich die Sachen darzustellen, aber wir fürchten, daß gerade darum seine Schrift in England wenig gelesen werden wird. Wenn man dort recht viele Leser haben will, muß man dreist lügen und erfinden, wie die Morning Post, die durch ihre diplomatischen Enthüllungen aus Berlin, Wien, St. Petersburg und Paris den Beweis geliefert hat, wie weit man in England in der Ausbeutung des Grundsatzes Mundus vult decipi zu gehen wagt.

— **Ausländische Dichtungen, von A. Laun.**"*) In der ersten der beiden unten genannten Sammlungen ausländischer Gedichte finden wir nur Poesien nach englischen, französischen und spanischen Originalen, die, fein ausgewählt, fließend übersetzt und mit dem Anhang deutscher Gedichte aus des Uebersetzers eigener Feder den frischen, jugendlichen Geist bekunden, der diese Sammlung schuf, ohne Absicht auf Herausgabe derselben. In der zweiten Sammlung, die um viele Jahre später veröffentlicht wurde, finden wir England und Nordamerika, Spanien und Portugal, Frankreich, Italien, Rußland, Schweden und Holland vertreten. Manche bis dahin wohl wenig bekannte poetische Blüthe des Auslandes wird dem Leser geboten; deutsches Gemüth hat das Fremde durchdrungen und bietet es dem deutschen Herzen zum Genusse dar, als sei es in der Muttersprache gedacht und empfunden. Man fühlt den Uebertragungen an, daß sie kein mühsames Werk sind, sondern leicht aus der Feder geflossen und mit Liebe wiedergegeben.

Literarischer Sprechsaal.

Das Londoner Athenaeum vom 25. Juni enthält zwei in sehr gutem Englisch abgefaßte, literarische Berichte deutscher Schriftsteller: Friedrich Bodenstedt's in München, über die in Weimar in der Woche des 23. April veranstaltete dramatische Shakspeare-Feier, die er, was den solennen Ernst und die nachhaltige Wirkung betrifft, mit den religiösen Schauspiel-Aufführungen im bayerischen Oberammergau zusammenstellt, und Julius Rodenberg's in Berlin, über die ihm speziell bekannt gewordene Absicht Meyerbeers, für englische Musikfreunde, die das Theater nicht zu besuchen pflegen, ein weltliches Oratorium zu komponiren. Rodenberg hatte es übernommen, den deutschen Text eines solchen Oratoriums abzufassen, der nach Vollendung der Composition ins Englische übersetzt werden sollte. Das unerwartete Ableben des Meisters hat jedoch die Ausführung dieses Planes vereitelt.

Der Sprachenstreit in Schleswig giebt der Wiener „Presse", die dabei einen Seitenblick auf den Sprachenstreit in Böhmen wirft, zu folgenden treffenden Bemerkungen Anlaß:

„Es ist eine alte Lehre, daß kleine Tyrannen die ärgsten sind; der Satz ist auch wahr, weil er seine innere Begründung hat. Die Unmacht führt zur Furcht und aus der Furcht fließt häufiger das tyrannenhafte Gebahren, als aus Laune oder Bosheit. Jetzt, da der Druck auf immer vorübergegangen, ist es schwer, ohne daß die Lachmuskeln in Bewegung gerathen, daran zu denken, wie die geistlichen Nachfolger des hochwürdigen Bischof Monrad den deutschen Bauern in Schleswig Sonntag nach Sonntag in urdänischen Lauten Predigten halten mußten, die diesen unverständlicher waren, als der Gesang der Vögel in den Bäumen oder das Blöken der Heerden auf dem Anger. Nichts ist überhaupt unbedachter und unverständiger, als das Verlangen kleiner Nationalitäten, mit ihrer Zunge auf den Fuß vollkommener Gegenseitigkeit gesetzt zu

*) Hamlet, 1603—1604: Being exact Reprints, in one Volume, of the First and Second Editions of „Hamlet." With a Biographical Preface by Samuel Timmins. Birmingham, Josiah Allen jun.; Leipzig, Ludwig Denicke.

**) Schleswig-Holstein. By Patrick Matthew, Author of „Emigration Fields" etc. London, Spottiswode. Berlin, A. Asher & Co.

*) Poetische Nachbildungen ausländischer Gedichte mit einem Anhang eigener, von Dr. Adolph Laun, Professor der deutschen Sprache am königl. Collegium in Bordeaux. Bremen, Carl Schünemann, 1846.

Fremde Dichtungen in deutschem Gewande, von Fr. Ruperti und A. Laun. Bremen, Heyse, 1862.

werden mit den Sprachen der großen Kulturvölker. Wenn der Ire aus den Bergen von Connaught englisch zu reden sich bemüht, schon um in den fruchtbaren Grafschaften Englands sich mit Vortheil zur Einheimsung der Aerndte zu verdingen, oder um im Hafen von Liverpool die Schiffe entlegener Länder entfrachten zu helfen, hat er darum ein Recht, dem Engländer zuzumuthen, auch Gälisch zu studiren? Die schönen Geister Dänemarks, Baggesen und Oehlenschläger, zuletzt Andersen, haben die deutsche Sprache gleich ihrer eigenen gebraucht, um, anstatt mit etwa 2 Millionen Menschen, mit 50 Millionen in Verkehr zu treten. Wollen etwa die Eiderdänen behaupten, daß die Deutschen schlechte Kameraden sind, die keine Reciprocität üben, weil Schiller und Uhland nicht dänisch schrieben und dichteten? Wenn eine Sprache eine Kokarde wäre, welche man um einen Groschen in jedem Kramladen kaufen könnte, so dürfte Einer zum Anderen sagen: Trage Du meine Farben, wenn ich die Deinen tragen soll. Aber wenn die Zunge eines fremden Volkes nur mit einer großen geistigen Anstrengung, nur mit einem Stück Leben erkauft werden kann, da ziemt es sich wohl, eine Unterscheidung zu machen. Wenn der gleiche Preis für Güter verschiedenen Werthes gezahlt werden soll, so sucht sich der denkende Mensch das werthvollere Gut aus. Er nimmt für seine Leistung lieber das goldene Gefäß, als das kupferne, lieber das seidene Gewand, als das hanfene. Es ist nicht unser Verschulden, wenn der Himmel eine Sprache zum Gemeingut von Millionen, die andere nur zum Besitz von Tausenden von Menschen gemacht hat. Es wäre aber unsere Schuld, wenn wir unseren Verstand nicht brauchten, um bei der Wahl zwischen beiden den höheren Werth dort nicht anzuerkennen, wo er sich findet.

Zu Melbourne in Australien ist der dreihundertjährige Geburtstag Shakspeares festlicher und würdiger, als in den meisten Städten Englands gefeiert worden. Dort ruht auf seinen theatralischen Lorbeeren der alte Charles Kean, der in der neuesten Welt von den Renten des Kapitals lebt, das ihm in der alten die gelungene Darstellung Shakspeare'scher Charakter-Rollen eingetragen. Ein in der Stadthalle von Melbourne unter dem Vorsitze des Mayors der Stadt abgehaltenes Meeting überreichte zunächst dem Herrn Charles Kean und seiner Gattin eine von den vornehmsten Einwohnern Melbournes unterzeichnete Adresse, worauf Kean selbst eine Festrede zu Ehren Shakspeare's hielt. Es wurde sodann beschlossen, an der Universität Melbourne einen Lehrstuhl für englische Literaturgeschichte und insbesondere für die Erläuterung Shakspeare's zu gründen. Abends traten Kean und seine Gattin zum erstenmale wieder nach langer Zeit im Theater auf, und zwar in Scenen aus dem „Kaufmann von Venedig" (Kean als Shylock) aus „Wie es euch gefällt" und aus „Romeo und Julie." Zum Schlusse wurde der dritte Akt von „König Johann" vollständig gegeben.

Die preußische Regierung hat beschlossen, die Erlebnisse und Resultate der Expedition nach Ost-Asien in einem umfassenden Werke zur Kenntniß und Anschaffung des Publikums zu bringen. Dasselbe zerfällt in drei Abtheilungen:

eine allgemeine Beschreibung der Expedition, von welcher der erste Band mit nächstem erscheinen wird;

einen wissenschaftlichen Theil, die Berichte der der Expedition beigegebenen Fachmänner enthaltend, von dem die zoologischen Bände jetzt vorbereitet werden; diese beiden Werke in groß Oktav,

und ein Folliowerk „Ansichten aus Japan, China und Siam."

Von letzterem ist das erste Heft von 6 Blättern mit erklärendem Text in deutscher, französischer und englischer Sprache bereits versandt worden.*) Es enthält Darstellungen aus Yeddo und eine Ansicht von Yokuhama. Vier dieser Blätter sind auf photolithographischem Wege nach den Federzeichnungen eines der Gesandtschaft beigegebenen Künstlers in dem Institut von W. Korn in Berlin nach dem Osborne'schen Verfahren fakfimilirt, die beiden anderen in chromolithographischem Druck ausgeführt. Die Bilder gründen sich auf gewissenhaft an Ort und Stelle gemachte Studien und dürfen auf die größte Treue, sowohl im allgemeinen Eindruck, als auch in den Einzelheiten Anspruch machen. Die photolithographische Fakfimilirung gewährt den großen Vortheil, die Originalzeichnungen, welche durch jede Reproduktion auf Metall, Holz oder Stein abgeschwächt zu werden pflegen, in ihrer vollen Ursprünglichkeit wiederzugeben.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Expedition bei ihrem fünfmonatlichen Aufenthalte in der japanischen Hauptstadt ein künstlerisches Material gesammelt hat, wie es bis jetzt noch nicht existirt hat und nach der Gestaltung, welche die dortigen Verkehrsverhältnisse seitdem angenommen haben, schwerlich so bald von anderer Seite wird gesammelt werden können.

Das Werk soll landschaftliche Darstellungen aus Yeddo, Nangasaki, Shanghai, Taku, Tientsin, Peking, Hongkong, Canton, Macao, aus der siamesischen Hauptstadt Bangkok und deren Umgebung bringen und in mehreren Heften zu je 6 Blättern erscheinen. Die Ausstattung ist des monumentalen Charakters durchaus würdig, welchen die preußische Regierung dem Unternehmen zu geben beabsichtigt.

Das von Le Verrier in Paris redigirte Bulletin international enthält zwei in meteorologischer Hinsicht höchst interessante Mittheilungen des Astronomen Pater Secchi in Rom und des Herrn Henri de Parville in Paris über den magnetischen Einfluß des Mondes und der Sonne auf die Atmosphäre der Erde, auf die Luft- und Meeres-Strömungen und auf die Witterung. Der englische Admiral Fitzroy, der ebenfalls über diese Einflüsse und ihre regelmäßige Wiederkehr Beobachtungen angestellt, theilt die gedachten beiden Artikel in französischer Sprache im Londoner Athenaeum vom 25. Juni mit.

---

*) Die Preußische Expedition nach Ost-Asien. Ansichten aus Japan, China und Siam. (Im Auftrage der Königl. Regierung herausgegeben von A. Berg.) Erstes Heft. 1 Blatt Haupttitel. 3 Blatt Text, deutsch, französisch, englisch. 6 Blatt Ansichten. (4 in photo-lithograph., 2 in chromo-lithograph. Druck von Korn, Prozeß Osborne.) 26½ Zoll Höhe und 20½ Zoll Breite. Preis: Acht Thaler. Inhalt: 1) Yeddo. Aufgang zum Tempel O-Yawate. 2) Yeddo. Der Tokaido. 3) Yeddo. Straße bei Akabane. 4) Yeddo. Japanischer Garten. 5) Yeddo. Portal eines Miodjin-Tempels. 6) Yokuhama-Kanagawa. Berlin, Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Ausgewählte Dichtungen
von **Friedrich Bodenstedt.**

kl. 8. geh. 20 Sgr. Elegant gebunden 1 Thlr.

Inhalt: Lieder. Stanzgedichte und Sprüche. Sonette. Verschiedene Zeit- und Gelegenheits-Gedichte. Volksweisen als Intermezzo. Aus dem Morgenlande (1843—1845). Die Rose von Tistis. Aus dem Buche Felitam (1847—1851). Aus dem Divan des Abbas-Kuli-Chan. Der Edelfalk.

Diese Auswahl des beliebten Dichters von „Mirza Schaffy" darf wohl zu dem billigen Preise als Gelegenheits-Geschenk besonders empfohlen werden.

Blüthen
des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung,
gepflückt am Lebenswege
von
E. v. P

kl. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Berlin, 1. Juli 1864.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei
(R. von Decker). (392)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. **Miniatur-Ausgabe**, geschmückt mit dem in Reliefmanier gestochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldschnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (393)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall das Charakteristische eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (391)

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausg. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

„Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen, und läßt den äußern Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser verführen, natürlich im Lichte der Geschichte, und hat seine Aufgabe trefflich gelöst." Literar. Centralblatt.

Zu Gelegenheits-Geschenken empfiehlt die unterzeichnete Buchhandlung:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facsimile. Ver. 8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter, gestochen von Chr. Hoffmeister. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, feinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (390)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig

macht in Bezug auf die von ihm im November 1862 gestellte Preisfrage:

„Welche sind die geographisch-statistischen und politisch-commerciellen Verhältnisse „derjenigen Länder, nach denen in neuerer Zeit der Zug der deutschen Auswanderung „vorzugsweise gerichtet gewesen ist, und welche Länder empfehlen sich hiernach am „meisten für eine wohlorganisirte deutsche Colonisation?"

hierdurch Folgendes bekannt.

Es ist auf diese Preisfrage nur eine Beantwortungsschrift eingelaufen, mit dem Motto: *„Rex est, qui metuit nihil etc."* Ihr Herr Verfasser zeigt unverkennbar sowohl Talent als Fleiss. Er hat aber sehr vieles gar nicht zur Sache Gehöriges mit hereingezogen. Wenn er in der zweiten Hälfte der Preisfrage unter „wohlorganisirter deutscher Colonisation" nur politisch organisirte Massen-Uebersiedelung versteht, so wollen wir das keineswegs tadeln. Es hätte dann aber die zweite Hälfte von der ersten: Schilderung „derjenigen Länder, nach denen in neuerer Zeit der Zug der deutschen Auswanderung vorzugsweise gerichtet gewesen ist", scharf gesondert werden müssen. Der Herr Verf. dagegen vermischt diese beiden Gesichtspunkte und hat dadurch keinem derselben völlig genug gethan. Seine Besprechung der Erfordernisse, welche zu einem geeigneten Ziele der Massenauswanderung gehören, ist viel zu wenig gründlich und systematisch, um die Theorie dieses Gegenstandes wirklich zu fördern. Ebensowenig aber kann die Einzelnschilderung derjenigen Länder, nach welchen die Colonisation gerathen oder widerrathen wird, in dem Grade vollständig und lebendig heissen, dass man sich bei einer etwa beabsichtigten Auswanderung aus ihr Rath erholen könnte. Der Verein sieht sich daher, unter Anerkennung manches Guten in der vorgelegten Bewerbungsschrift, doch ausser Stande ihr den Preis zu ertheilen.

Er verlängert vielmehr den für die Beantwortung der oben ausführlich abgedruckten Preisfrage angesetzten Termin bis zum 30. November 1865. Dabei wird noch ausdrücklich bemerkt, dass der Verein nicht unbedingt eine vollständige Beantwortung der ganzen Frage verlangt. Es wird ihm vielmehr genügen, wenn auch nur eins oder einige derjenigen Länder, welche vorzugsweise als Ziel der deutschen Auswanderung gedient haben, oder als solches zu empfehlen sind, diese dann aber freilich mit solcher Gründlichkeit und solchem praktischen Eingehen geschildert werden, dass die Bewerbungsschrift z. B. dem gebildeten Auswanderungslustigen wirklich als Rathgeber mit gutem Gewissen in die Hand gegeben werden kann.

Der ausgesetzte Preis beträgt Einhundertundfunfzig Thaler. Die Bearbeitungen müssen in deutscher Sprache abgefasst sein und bis spätestens am 30. November 1865 bei dem Schriftführer des Vereins Dr. Henry Lange (Leipzig) eintreffen, an welchen sie portofrei in der Weise anonym einzusenden sind, dass jede derselben mit dem nämlichen Motto wie das den Namen und die vollständige Adresse des Verfassers enthaltende versiegelte Couvert versehen wird. Die Veröffentlichung der motivirten Urtheile erfolgt im März 1866.

Gemäss dem vom Verein aufgestellten Preisfragen-Regulativ wird das Manuscript jeder mit dem Preise oder einem Accessit gekrönten Arbeit Eigenthum des Vereins, jedoch so, dass es dem Vereinsvorstande freisteht, jede solche Arbeit entweder ganz oder auszugsweise oder theilweise drucken zu lassen, ohne dass der Verfasser auf Honorar Anspruch zu machen hätte; doch ist der Vereinsvorstand befugt, dem Verfasser eine anderweitige Veröffentlichung seines Werks im ersten Falle nach Jahresfrist, im zweiten und dritten Falle sofort zu gestatten.

Leipzig, im April 1864.

Der Verein von Freunden der Erdkunde.

Prof. **J. V. Carus.**	Dr. **H. Lange.**	Dr. **A. Barth.**
Vorsitzender.	Schriftführer.	Cassirer. (384)

Bei den Verlegern dieser Zeitschrift erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Harfenklänge von Adolf Krummacher.

gr. 16. Velinpapier in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Anstatt aus einem der zahlreichen anerkennenden Zeugnisse der Presse möge der Leser aus der folgenden Probe über den Werth dieser „lieblichen Lieder und Gesänge" sich selbst ein Urtheil bilden.

Dürre.

Leise träuft der Regen nieder
Auf das dürre, durstige Land,
Und es grünt und blühet wieder,
Was die Sonne schon verbrannt.
Und es klingt von allen Zweigen
Neu der Vöglein froher Chor;
Blumenduft und Lieder steigen
Wie ein Opfer frisch empor.

Laß, o Herr, den Gnadenregen
Träufeln auch in mein Gemüth,
Daß es unter solchem Segen
Wieder grünt und wieder blüht!
Und es soll in neuen Weisen
Deine Huld erhoben sein:
Herz und Lippe soll Dich preisen,
Meine Harfe Dir sich weihn. (389)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 30.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 24. Juli 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Friedrich von Raumer als Literarhistoriker . 466
Der biographische Roman 467
Ein Gotscheer Volkslied, mitgetheilt von Ludw. Aug. Frankl 468

England.

Facsimile von Shakspeare's erster Folio-Ausgabe 469
Erinnerungen eines Flüchtigen. Von Berlin nach London. IV. Ein bürgerliches Trauerspiel 470

Frankreich.

Victor Hugo's kleinere Schriften. Die Pariser Theater und die civilisatorische Mission Frankreichs 471

Italien.

Der römische Musenalmanach 474

Nord-Amerika.

Die Sanitäts-Commission der Vereinigten Staaten 475

Ost-Indien.

Neuestes Werk über den Buddhismus . . 477

Kleine literarische Revue.

Zwei deutsche Monatsschriften 477
Der Engländer George Stephens 478
„Aus dem Tornister eines preußischen Freiwilligen" 479
„Dunkele Häuser und Straßen in London" 479

Literarischer Sprechsaal 479

Guizot über das Wesen des Christenthums.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MÉDITATIONS
SUR L'ESSENCE DE LA RELIGION CHRÉTIENNE
PAR **M. GUIZOT.**
Édition autorisée pour l'étranger.
8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der bekannte Verfasser behandelt in dieser aus acht einzelnen Abschnitten bestehenden Schrift: das innerste Wesen der christlichen Religion, d. h. die natürlichen Probleme, denen sie entspricht; die Grunddogmen, durch welche sie diese Probleme löst; die übernatürlichen Thatsachen, auf welchen diese Dogmen beruhen; die Schöpfung; die Offenbarung; die Inspiration der heiligen Schrift; Gott nach der Bibel; Jesus Christus nach dem Evangelium. Als ein Seitenstück zu Renan's und Strauss' „Leben Jesu" wird diese Schrift Guizot's gewiss Aufsehen erregen. (396)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

The English
Catalogue of Books.

Royal 8. pp. 918, half-bound morocco,

15 Thlr.

This Catalogue gives the title, size, price, number of volumes, Publisher's name, and date of publication of 67,500 distinct works — being the English publications, importations of original American works, and Continental English books, for the twenty-eight years from January 1835 to January 1863.

The latest Edition of the London Catalogue — now incorporated with this work — gave 42,340 works for the twenty-five years from 1831 to 1855; additional researches have added to this number about 5,300 titles which had escaped former compilers; from which, however, 1,500 must be deducted, omitted by reason of the four years' difference of date in commencement. This calculation leaves 21,960 books published during the last eight years, or an average of 2,787 per annum, exclusive of reprints.

The chief feature of the present Catalogue is the addition of dates to every title, indicating either when the work was first published, or, if it was not originally published within the period embraced by this volume, the date of the last edition. In many instances both dates are given, as also the dates of alterations in the prices of the books. The dates were first introduced by the Editor in his British Catalogue in 1849, and now uniformly adopted throughout.

In addition to the general Alphabetical Catalogue are the following Appendices: —

Appendix A. — Learned Societies, Printing Clubs, and other Literary Associations, with a List of their Publications.
„ B. — Publishers' Libraries, Series, &c.
„ C. — Magazines and Miscellaneous Periodical Literature.
„ D. — List of Works first published on the Continent in the English Language.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (395)

Erscheinungen der italienischen Literatur.

Annuario statistico del regno d'Italia con particolari notizie sulle provincie di Lombardia pel 1864, compilato su dati ufficiali dal Rag. A. Dell' Acqua. Anno V. 8. Milano. 7 l.
Audisio, G., Diritto pubblico della chiesa o delle genti cristiane. 3 Vol. 12. Roma 1863. 10 l.
Bosio, F., il marchese Salvatore Pes di Villamarina; memorie e documenti inediti. 12. Torino. 2 l.
Campori, G., Notizie inedite di Raffaello da Urbino tratte da documenti dell' archivio Palatino di Modena. 4. Modena. 2 l. 50 c.
Capranica, L., Fra Paolo Sarpi. Romanzo storico. 3 Vol. 12. Milano. 9 l.
Chiavacci, E., Guide de la galerie royale du palais Pitti. 16. Florence. 2 l. 50 c.
De' Sivo, G., Storia delle due Sicilie dal 1847 al 1861. Vol. I. 12. Roma. 5 l.
Hamberger, i principali punti della filosofia della religione secondo i principii dello Schelling; diciotto discorsi tradotti dal tedesco della marchesa Fl. Waddington, con una introduzione e note della stessa. 12. Firenze. 2 l.
Luzzati, L., la diffusione del credito e le banche popolari. 12. Padova. 2 l. 50 c.
Petrarcae, Franc., epistolae de rebus familiaribus et variae, studio et cura J. Fracassetti. 3 Vol. 8. Florentiae 1861—1864. 30 l.
Salinas e Seveso. — I monumenti sepolcrali scoperti nei mesi di Maggio, Giugno e Luglio 1863 presso la chiesa della Santa Trinità in Atene, descritti da A. Salinas e disegnati da A. Seveso. Con 5 tavole. 4. Torino. 15 l.
Storia, la, di Ginevra degli Almieri di Agostino Velletti, riprodotta sulle antiche stampe, con prefazione del Prof. A. D'Ancona. 8. Pisa. 1 l. 50 c.
Edizione di 100 esemplari. (397)
Torricelli di Torricella, la poesia di Dante ed il suo castello del Limbo. Commento con annotazioni del cav. F. Scolari; si aggiunge qualche studio di bibliografia dantesca per F. S. Fapanni. 8. Venezia. 2 l. 50 c.

Verlag von Hermann Loescher in Turin.

Max Müller's
Lectures (398)
on the
Science of Language.
Second Series.

Ein starker Band in 8vo. cloth. 18 sh.
vorräthig bei A. Asher & Co.,
Berlin und London.

Deutschland und das Ausland.

Friedrich von Raumer als Literarhistoriker.

Der ehrwürdige Veteran der deutschen Historiker, Friedrich von Raumer, hat ein „Handbuch der Geschichte der Literatur" herausgegeben*), das seine Entstehung Vorlesungen verdankt, die er im Winter 1849—1850 vor einem Kreise von Damen gehalten hat. „Von dem unermeßlichen Inhalte der Literaturgeschichte, heißt es in dem Vorworte, war es nothwendig, nur das Anziehendste und Wichtigste auszuheben, mithin alle mittelmäßigen Schriftsteller, ja selbst nicht wenige der gerühmteren unerwähnt zu lassen, insbesondere sobald, ungeachtet löblichen Inhaltes, die Form vernachlässigt war. Hingegen erschien es wichtig, zunächst hinsichtlich der am kürzesten behandelten alten Literatur durch eine Auswahl vorzulesender Stellen eine nähere Bekanntschaft mit den Schriftstellern selbst herbeizuführen."

Das Werk hat einen eigenthümlichen Eindruck auf den Referenten gemacht, ungefähr wie wenn nach vielen Jahren ein Jugendbekannter uns besucht und wir, die Gegenwart vergessend und alte Erinnerungen weckend, die längst entschwundene Welt mit ihren damaligen Interessen und Anschauungen wieder auffrischen. Welchen Reiz eine solche Versetzung in die längst vergangene Jugendzeit hat, werden die älteren unter unseren Lesern wohl an sich selbst schon erprobt haben. Raumer's Handbuch zaubert uns in die glückliche Zeit zurück, als es noch keine politischen und sozialen Fragen zu erörtern gab, sondern neben dem Theater die Literatur fast den einzigen Stoff der Unterhaltung in den Kreisen der gebildeten Welt bot. Eine allgemeine Kenntniß der Literatur war ein nothwendiges Erforderniß für Jeden, der sich in solchen Kreisen bewegte. Man mußte mit den wichtigsten Lebensumständen und den Hauptschriften der namhaftesten Autoren bekannt sein und über sie ein bestimmtes Urtheil in kurzer, charakteristischer Fassung bei der Hand haben. Die Meisten entlehnten diese Kenntniß aus den damals gangbarsten literarhistorischen und kritischen Werken von Bouterwek, Eschenburg, Tieck, den beiden Schlegel, auf die auch unser Verfasser am häufigsten verweist. In der Würdigung der einzelnen literarischen Erscheinungen nahm man nicht einen objektiven historischen Standpunkt ein, sondern folgte seinem subjektiven Gefühle und dem Geschmacke, der meist von der Zeitrichtung bestimmt wurde. Jeder hatte seine besonderen Lieblinge, denen er seine ganze Zuneigung schenkte, während er sich wieder von anderen Schriftstellern antipathisch abgestoßen fühlte, und hierin lag der pikante Reiz der literarischen Unterhaltung, daß Jeder für den Erwählten seines Herzens muthig in die Schranken trat und seine Lanze einlegte.

Diese gemüthliche, fast möchte ich sagen, ritterlich-romantische Zeit der literarhistorischen Auffassung bringt Raumer in seinem Buche der Gegenwart wieder vor Augen. Er erkennt keinen organischen Zusammenhang, keine naturgemäße Entwickelung in der Literaturgeschichte an. „Die politische Geschichte, sagt er, läuft ab an einem untrennbaren Faden. Die Verbindung von Ursachen und Wirkungen, die Uebergänge und Gegensätze liegen meist klar zu Tage; hingegen steht die Literaturgeschichte allerdings mit der politischen Entwickelung, dem allgemeinen Bildungszustande, dem Sinn und Charakter des Volkes u. s. w. in wesentlicher Verbindung; andererseits aber finden wir fast unerklärliche, wunderbare Erscheinungen, verletzende Lücken und überraschende Sprünge. Durch höhere Schickung treten die verschiedenartigsten Meister in den Vordergrund. Hesiod folgt auf Homer, Virgil auf Lukrez, Göthe auf Klopstock." — Es kann daher dem Verfasser auch gar nicht auf den inneren Zusammenhang, auf die Erklärung der einzelnen Erscheinungen an, sondern er erfaßt jede literarische Persönlichkeit als etwas unmittelbar Gegebenes, das sich unserer Betrachtung und Beurtheilung von unserem subjektiven Standpunkte aus darbietet. Darum behandelt er auch nicht die Literaturen der verschiedenen Völker und Zeiten ethnographisch und chronologisch, sondern nach einer freien Auswahl reiht er Aehnliches zu Aehnlichem oder er stellt die Kontraste neben einander, immer den Eindruck schildernd, den die Objekte auf ihn selbst gemacht haben.

Der Verfasser hat sich selbst über diesen seinen Standpunkt ausgesprochen in einer humoristischen Selbstrecension, die er dem Schlusse der zweiten Abtheilung seines Buches folgen läßt. „Ich erschrecke, zurückblickend, mit welcher Kühnheit ich über die größten Männer geurtheilt habe. Um zur gebührenden Bescheidenheit und Selbsterkenntniß zu gelangen, will ich mich selbst recensiren, wie folgt: Im Anfange des zweiten Heftes seiner literarischen Randglossen erzählt uns der Verfasser, daß sich Sprachen verändern: dies weiß Jeder, mithin sind die hierüber ausgesprochenen Bemerkungen trivial und überflüssig. Mit einem Sprunge, einem salto mortale, möchte sich der kleine Verfasser zum großen Dante erheben; fällt aber sogleich hinab auf einen philistrigen, bornirten Standpunkt, und klagt z. B., daß ihm die Höllenqualen sehr herbe erscheinen: als wenn die Teufel in der Hölle Verkehr trieben mit Zuckerwasser und Rosenöl, und als wenn Dante beim Erfinden und Niederschreiben jener Qualen nicht selbst mehr ausgestanden hätte, als ein schwächlicher Leser! — Da nun der überzarte Verfasser sich in Hölle, Fegefeuer und dem theoretisirenden Paradiese nicht bequem befindet, so sollte man glauben, der zarte Petrarca müsse ihn entzücken; allein die Hunderte variirter Liebessonette wollen ihm auch nicht munden und er versteht es nicht, sich bei Boccaccio zu stärken, sondern nergelt, aus angeblich sittlichen Rücksichten, an dem, was natürlich und damals an der Zeit war. — Gegenstände, über welche große, gelehrte Bücher geschrieben sind, beseitigt der Verfasser auf wenigen Seiten und fügt einige Jammereien bei über deutsche und italiänische Zustände, welche dieselben gewiß nicht verbessern werden. — Die Hoffnung, eine genaue Inhaltsanzeige des rasenden Roland und des befreiten Jerusalems zu finden, wird getäuscht und nur für Camoens zeigt sich einige Vorliebe, wahrscheinlich, weil der Verfasser eine größere Wahlverwandtschaft besitzt zu trockener Geschichte, als zur lebendigen Poesie. — Daß er Lope und Calderon nicht so hoch stellt, als einige deutsche Kritiker, wollen wir nicht tadeln; doch giebt sich auch hier des Verfassers Unfähigkeit kund, den weltbeherrschenden Standpunkt des Katholizismus zu begreifen. — Allerdings finden wir 14 Bände deutscher lyrischer Gedichte des 17. Jahrhunderts (v. W. Müller und K. Förster) auf 14 Blätter zusammengeschnürt; wir würden uns aber auch nicht grämen, wenn sie mit 14 Zeilen abgefertigt wären. — Mit Shakspeare treibt der Verfasser Götzendienst und Ben Jonson konnte einem Manne nicht behagen, der willkürliches Belieben über Regel und Gesetz hinaufstellt. — Daß Klopstock den Milton erst gereinigt und geheiligt hat, ist dem Verfasser verborgen geblieben und sein anmaßlicher Tadel des Messias zeigt die Mangelhaftigkeit seines Studiums, Gefühls und seiner Einsicht. Ueber Geschichtschreibung giebt der Verfasser allerhand gute Rathschläge: Schade

*) 2 Theile. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1864.

nur, daß er unfähig war, sie in seinen historischen Werken zur Anwendung zu bringen. — Der Verfasser las, so scheint es, die vielen französischen Memoiren und die langen italiänischen Geschichtschreiber mit Vergnügen; unbegreiflich, warum er sich nicht einen weit größeren und heiligeren Genuß durch wiederholtes Lesen des Messias verschaffte. — Möchte diese Recension, die von einem dem Verfasser aufrichtig zugethanen Manne herrührt, dazu dienen, ihm auf den rechten Weg zu verhelfen, und ihn abhalten, Gegenstände, welche die umständlichste, gründlichste Erörterung verdienen, leichtsinnig und cavaliérement zu behandeln oder vielmehr zu mißhandeln."

Der Hauptwerth des Raumer'schen Handbuches ist, daß wir daraus weniger die Literarhistorie, als den Literarhistoriker kennen lernen. Ihn zieht in den Werken großer Schriftsteller nicht sowohl die vollendete künstlerische Form, als der klare Gedanke, die tüchtige Gesinnung, die edle Absicht an; er sucht in der Literatur Nahrung für den Verstand und das Herz, nicht für die Phantasie, und indem er so nicht den ästhetischen, sondern den ethischen Maßstab anlegt, erscheint er oft ungerecht gegen den gefeiertsten Namen, während er andererseits für manchen geschmähten Schriftsteller als beredter Vertheidiger auftritt. Daher dienen auch die Auszüge, die er aus den Schriften der verschiedenen Autoren giebt, meist dazu, nicht die schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten, sondern die persönliche Gesinnung derselben zu charakterisiren.

Die deutsche Literatur des vorigen Jahrhunderts bildet den Stoff des letzten Vortrages und der Verfasser schließt mit einer kurzen Uebersicht des durchlaufenen Weges: „Wenn ich zurückblicke, sagt er, auf den Entwickelungsgang der Literatur, so schlossen die Abtheilungen meiner Vorträge auf sehr verschiedene Weise. Die alte Literatur zeigte ein trauriges Absterben, einen völligen Bankerott, und das Mittelalter genügte nur in Hinsicht auf einzelne Richtungen. Es vergingen an acht Jahrhunderte, bevor sich ganz neues eigenthümliches Leben hervordrängte. Dies war aber so kräftig, daß die nächsten Abtheilungen meiner Vorträge keineswegs mit Erschöpfung endeten, sondern mit mannigfachen glänzenden Erscheinungen: Shakspeare und Milton, Rousseau und Voltaire, die englischen Redner, Scott und Byron. Betrachten wir hingegen die zuletzt behandelte Reihe deutscher Schriftsteller, so könnte, sobald wir nicht seitwärts, sondern vorwärts schauen, die Besorgniß entstehen, es zeige sich seit Lessing, Herder und Wieland eine Abnahme der Tiefe und Kraft. Gottlob, daß dem nicht so ist; sondern wiederum über alle Erwartung und geschichtliche Wahrscheinlichkeit hinaus stieg der glänzendste literarische Tag über unser Vaterland herauf. Seit den Griechen hat eine so mannigfache Entwickelung der Philosophie nicht stattgefunden: Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Jacobi, Herbart, Fries, Schleiermacher, Solger u. A. werden, trotz mancher Auswüchse, ihre große Bedeutung nie verlieren. Nicht minder ist Geschichtforschung und Geschichtschreibung wesentlich fortgeschritten und durch ein verändertes öffentliches Leben, durch eine nationale Wiedergeburt auch der Beredsamkeit Bahn eröffnet.

„Am reichsten endlich hat sich die Dichtkunst entwickelt. Daß man in der gerechten Freude Manches überschätzte, ist nicht zu tadeln, sondern natürlich und löblich: was aber auch die Zeit, dieser strengste Kritiker, allmählich in den Hintergrund stellen mag, es bleibt des der Ewigkeit Würdigen noch genug übrig. Selbst Abgeneigte werden zugeben: Göthe sei der erste aller neueren deutschen Elegiker und Lyriker und sein Hermann ein auf unbetretener Bahn gegründetes meisterhaftes Epos. Verlieren seine Romane, wie alle, auch den Reiz der Neuheit und Gegenwart, so bleibt ihnen die Vollendung der Auffassung und Darstellung; sind seine Dramen minder drastisch, als die einiger großen Meister, so offenbaren sie psychologische Tiefe und gemüthliche Zartheit. Und wer mit den Wanderjahren und dem zweiten Theil des Faust unzufrieden ist, wird gestehen, daß die großen Vorzüge der ersten Hälften zu diesem Urtheile Veranlassung geben.

„An dem vielbewunderten Schiller ist vielleicht das Größte, daß er seine wilde Kraft zu Maß und Schönheit erzog und verklärte. Mit Recht sind beide Dichter Lieblinge des Volkes geworden; doch beruht der Reichthum deutscher poetischer Literatur nicht auf ihnen allein. So dürften z. B., um aus Mehreren nur Einen zu nennen, Tieck's Werke mit der Zeit immer mehr hervorragen über die unzähligen Wasserwogen, welche sie umspülen und nicht wenigen sonst rüstigen Leuten verdecken.

„Um diese, sowie viele andere denkwürdige Schriftsteller der europäischen Neuzeit und ihr Verhältniß zu der politischen Entwickelung gebührend zu schildern, sind größere Kräfte erforderlich, als mir zweiundachtzigjährigem Greise zu Gebote stehen. Möge das bis hieher Dargebotene freundliche Aufnahme finden!"

Der Wunsch des edlen Greises wird gewiß nicht unerfüllt bleiben; denn in der Gabe, die er uns gereicht, hat er sich selbst ganz in der milden und gewinnenden Weise gegeben, die ihm von jeher eigen war und die ihm auch das Alter nicht hat rauben können. M.

Der biographische Roman.

Vor kurzer Zeit hat in diesen Blättern der neueste Roman Brachvogel's „Schubart und seine Zeitgenossen" eine Besprechung gefunden. Im Anschluß daran erlauben wir uns, nachträglich auf einige frühere Arbeiten desselben Verfassers hinzuweisen, die von ihm unter dem Titel „Historische Novellen"*) herausgegeben sind. Von den acht Erzählungen, die uns hier geboten werden, bewegen sich zwei in der Geschichte Richelieu's und Mazarin's und sind jedenfalls glänzende Früchte eines schönen Studiums und einer phantasievollen Ergreifung jener Zeiten. Doch scheuen wir uns nicht zu gestehen, daß uns die kleine Novelle „die Pforte der Zukunft," die das erste Auftreten Colbert's uns schildert, bei weitem als die Perle der beiden ersten Bände erschienen ist. Mit dem hohen Reiz einer lebendigen Darstellung, wie sie dem Verfasser stets eigen ist, verbindet die gelungene Arbeit durchaus die Anlage, die wir bei einer historischen Novelle erwarten. Mitten aus der deutlich und kräftig gezeichneten Umgebung der Zeit tritt ein interessanter Charakter und ein bedeutender Vorgang heraus, dessen Resultat eine weite Perspektive auf die Zukunft eröffnet, die wir in dämmernder Ferne zu erkennen glauben.

Den bei weitem größten Raum in dem Werke nimmt aber die Darstellung des Lebens jenes intellektuellen Erfinders der Dampfmaschine ein, des unglücklichen Mondecaus. Der Verfasser hatte ursprünglich den Stoff zu einem Drama benutzt, und erst später hat er ihn zu der vorliegenden „historischen Novelle" umgeformt.

Der biographische Roman, wozu wir auch diese Erzählung rechnen müssen, ist neuerdings eine sehr beliebte Gattung geworden. Das Leben von bedeutenden Männern, von Dichtern, Künstlern, Fürsten ꝛc. wird, je bunter und bewegter es ist, desto begieriger

*) A. E. Brachvogel. Historische Novellen. Vier Bände. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble, 1863—64.

von Schriftstellern und Schriftstellerinnen ergriffen und der Held mit farbenreicher Zeichnung der zeitigen Umgebung über alle Höhenpunkte seines Lebens von der Wiege bis zum Grabe geführt. Mögen es uns die Leser, wenn sie durch die draſtische Darstellung und durch den reichen Stoff, zumal wenn er, wie sehr oft, aus der Neuzeit entlehnt ist, überwältigt und gefesselt worden sind — mögen sie es uns verzeihen, wenn wir über diese moderne Gattung des Romans unser Bedenken nicht zurückzuhalten vermögen und so kühn sind, den biographischen Roman als eine beklagenswerthe Entartung des historischen Romans zu bezeichnen.

Der biographische Roman ist eine Zwittergeburt, in der die Kunst aus ihren Gränzen heraustritt und dadurch sich selbst zerstört. Das freie poetische Schaffen hört auf; die Erfindung der Fabel und der Charakter steht dem Verfasser nicht mehr frei, vielmehr muß er sich der Geschichte beugen und sich darauf beschränken, das von ihr Gegebene durch eine phantasievolle Reproduktion zu beleben. Während er so seines schönsten Vorrechtes, der freien Erfindung und Gestaltung, sich selbst entäußert, empfängt er von Jedem, dem es ernstlich um das Historische zu thun ist, für seine nothwendigen Zuthaten und freieren Ausführungen wenig Dank. Aus dieser schwankenden Doppelnatur ferner ergiebt sich eine Reihe von Konsequenzen, die unsere Auffassung noch mehr zu bestätigen scheinen. Denn abgesehen von dem Ungeschmack, stets ab ovo zu beginnen, wozu der novellistische Biograph gezwungen ist, wird sich die weitere Darstellung in fortwährenden Sprüngen bewegen müssen. Aus der Fülle des Stoffes wird der Verfasser stets nach interessanten Scenen haschen, die ein charakteristisches Licht auf Zeit und Personen werfen. Personen kommen und handeln; plötzlich sind sie wieder verschwunden und kehren nicht mehr wieder, weil der Gang der Geschichte eine andere Wendung nimmt. So wird das Werk mit Nothwendigkeit sich in eine Reihe von lose aneinander gereihten Einzelheiten auflösen, und für den inneren Mangel an kunstreicher, organischer Gestaltung wird der Verfasser nur durch die Lebendigkeit der Schilderung und die Schärfe der Charakteristik im Einzelnen entschädigen können. Immer nur das Einzelne wird den Leser fesseln und oft auch bestechen; der höhere Genuß aber, den die Einheit einer nach poetischen Gesetzen entworfenen Komposition bietet, wird ihm entzogen, und darin erkennen wir die deutlichen, in der Geschichte jeder Kunst wiederkehrenden Zeichen des Verfalls und der Entartung. Doch müssen wir innehalten, da hier nicht der Ort ist, diese Gedanken weiter zu verfolgen. Wir begnügen uns vielmehr, unsern Standpunkt in Kürze angegeben zu haben, um es zu rechtfertigen, wenn wir solche Werke, so glänzende Seiten sie auch darbieten mögen, als verfehlt bezeichnen.

In ungleich höherem Maße als Brachvogel's Erzählung ist uns hiefür der „Thaddeus Kosciuszko" von Marianna Bugomirska*) ein Beispiel; das Erstlingswerk der Verfasserin, das im Einzelnen durch die große Lebendigkeit der Darstellung und genaue Schilderung der Zeit und des Volkscharakters bedeutende Vorzüge besitzt. Es lebt Polenblut in der Verfasserin, die außerdem durch ihren verstorbenen Gatten dem Helden ihres Werkes verwandt ist; sie ist daher vor Allem zu einer lebenswahren und getreuen Zeichnung jener Zeit, sowie des Polenvolkes in allen seinen Schichten, befähigt. Freilich können wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß die allzu grelle und ausführliche Schilderung der tiefen Unsittlichkeit und der daraus entspringenden Verirrungen unter den höheren Ständen aus der Feder einer Frau uns schmerzlich berührt hat.

Den richtigen Weg des historischen Romans scheint uns dagegen Julius von Wickede in seinem „langen Isaack"*) eingeschlagen zu haben. Er versetzt uns in die große, mächtig bewegte Zeit unserer Befreiungskriege. Der Held des Werkes ist die höchst originell gezeichnete Figur eines hausirenden Juden, der in seiner unscheinbaren Hülle den glühenden Patriotismus verbirgt und ohne Unterlaß, trotz vielfachen Undanks und harter Demüthigung, sein Leben für die Sache der Befreiung auf das Spiel setzt. Ob historisch, ob nicht, jedenfalls ist dieser Charakter ein historisch möglicher, und es ist ein edler, humaner Gedanke, der dem Herzen des Verfassers Ehre macht, gerade ein Glied des noch immer mit Vorurtheil und Mißtrauen betrachteten Volksstammes, mit dem höchsten Adel der Seele geschmückt, als mitwirkend an jenem großen, deutschen Werke hinzustellen. Personen, wie des Hausirers liebliche Tochter und die treffliche Gestalt des lüneburgischen Bauern Bruhn treten in vollendeter Zeichnung hervor, wogegen wir das Zeitgemälde im Ganzen großartiger angelegt wünschten.

*) Thadeus Kosciuszko. Historischer Roman von Marianna Bugomirska. 4 Bde. H. Costenoble, Leipzig, 1864.

*) Der lange Isaack. Historischer Roman aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege, von Julius von Wickede. Leipzig, H. Costenoble, 1864.

Ein Gotscheer Volkslied,

mitgetheilt von Ludw. Aug. Frankl.

Die Gotschee, ein Landstrich von 16 Quadrat-Meilen mit 2,800 Einwohnern im Süd-Osten des Herzogthums Krain gelegen, stellt eine deutsche Sprachinsel inmitten slavischen Landes dar und gehört zum Fideikommiß des Fürsten Carlos Auersperg. P. v. Radics, krainerischer Historiograph, mit der Erforschung der topographischen, ethnographischen und linguistischen historischen Verhältnisse dieses merkwürdigen Ländchens beschäftigt, erkennt in den heutigen Bewohnern — den auf allen Märkten sichtbaren „Gotscheewern" — dreierlei Abkömmlinge: Gothen aus der Völkerwanderung, Franken und Thüringer (aus dem heutigen Herzogthum Meiningen) hierher im 14. Jahrhundert versetzt, und Bayern. Neben eigenthümlichen Sagen und Märchen besitzen die Gotscheer auch Lieder, unter denen besonders die Hochzeitlieder, das Lied von der „maererin," (Sagenjungfrau — Gudrun), das von der „faulen Grete" (ganz so gesungen wie das von Professor Schleicher publizirte gleichnamige Lied aus Meiningen) und das hier mitgetheilte verzügliche Beachtung wohl in Anspruch nehmen dürften; wir geben es in wortgetreuer Uebersetzung:

„O mueter liebai mueter moain!"

„O Mutter, lieb Mutter mein!
Weh thut mir greulich mein Herzelein
Um die schöne Maid,
Um die schöne Maid,
Die gestern ich gesehn
Auf einen schönen Kirchtag gehn."
„„Mein lieber Sohn, sei nicht betrübt so heiß,
Wir werden baun ein Mühlchen weiß;
Wenn malen kommen alle Leut',
Kommt malen auch die schöne Maid.""
Es kam nicht malen die schöne Maid.

„O Mutter, lieb Mutter mein!
Weh thut mir greulich mein Herzelein

Um die schöne Maid,
Um die schöne Maid,
Die gestern ich gesehn
Auf einen schönen Kirchtag gehn."
„„Mein lieber Sohn, sei nicht betrübt so heiß,
Wir werden dann ein Kirchlein weiß;
Wenn zur Messe kommen alle Leut',
Kommt beten auch die schöne Maid.""
Es kam nicht beten die schöne Maid.

„O Mutter, lieb Mutter mein!
Weh thut mir greulich mein Herzelein
Um die schöne Maid,
Um die schöne Maid,
Die gestern ich gesehn
Auf einen schönen Kirchtag gehn."
„„Mein lieber Sohn, sei nicht betrübt so heiß,
Wir werden anrichten ein Leichlein weiß;
Wenn zur Leiche kommen alle Leut',
Wird kommen auch die schöne Maid.""

kam zur Leiche die schöne Maid:
„Was ist das für wunderbare Leich!
Die Füße zum Sprung bereit,
Die Hände, zum Haschen gleich,
Die Augen, zu sehen weit!"

Er springet auf,
Er erwischt sie um den Hals,
Er halst und küsset sie:
„Nun bleibst Du mein und ich bin Dein!"
„„Nun bin ich Dein und Du bist mein!""
Es kann und mag nicht anders sein.

Nachher sah man zwei weiße Leichen ruhen,
Sie legten sie in zwei weiße Truhen,
Sie trugen sie zum Kirchlein weiß,
Zum grünen Friedhofkreis,
Und gruben Eins an jeder Seite ein.
Aus Ihm wuchs auf ein Weinreblein,
Aus Ihr wuchs eine Gartenros' herauf,
Sie wuchsen ineinand nach Jahreslauf;
Die hal'ten sich und küßten nun,
Wie Eheleute thun.

England.

Facsimile von Shakspeare's erster Folio-Ausgabe.

Fast gleichzeitig sind uns aus England die Ankündigungen und die Probe-Lieferungen von zwei verschiedenen, dort veranstalteten Facsimiles der sehr selten gewordenen und, wenn sie einmal auf Auktionen vorkömmt, mit Gold aufgewogenen, ersten vollständigen Ausgabe Shakspeare's von 1623 zugegangen.

Das eine dieser Facsimile ist auf photo-lithographischem Wege hergestellt, und zwar nach den beiden Exemplaren des Originals, die sich in den Bibliotheken von Bridgewater-House und des Britischen Museums befinden, wobei der bekannte Shakspeare-Editor Howard Staunton, dem die beiden seltenen Exemplare anvertraut waren, die Oberaufsicht des Verfahrens nach seiner wissenschaftlichen Seite übernommen hatte. Die photo-lithographische Anstalt von Day & Son in London, aus welcher bereits mehrere als Kunstwerke mit Recht bewunderte Arbeiten der photographischen Kunst hervorgegangen, hat das Verdienst, auch diesen Shakspeare hergestellt und es so jedem Liebhaber seltener Bücher, sowie den Verehrern des großen britischen Dichters in der gesammten literarisch gebildeten Welt, möglich gemacht zu haben, sich zu einem allerdings immer noch hohen, jedoch im Vergleiche zu den Auktions-Preisen der Folio von 1623 mäßigen Preise ein Exemplar dieser Ausgabe anzuschaffen.*)

Die uns vorliegende erste Lieferung, 64 Seiten in gr. Folio mit zwei Columnen enthaltend, ist, auch was den Farbenton des Papiers und die Schwärze des Druckes betrifft, genau dem Buche nachgeahmt, welches vor 241 Jahren durch die Presse geliefert wurde. Das Haupt-Titelblatt, auf welchem sich das von einem Zeitgenossen Shakspeare's gestochene Brustbild mit der Inschrift Martin Droeshout sculpsit London befindet, trägt den Titel: **Mr. William Shakespeare's Comedies, Histories, & Tragedies. Published according to the True Originall Copies. London. Printed by Isaac Jaggard, and Ed. Blount. 1623.** Gegenüber dem Bildnisse auf dem Titelblatte stehen die B. I. (Ben Jonson) unterzeichneten Verse To the Reader:

This Figure, that thou here seest put,
It was for gentle Shakespeare cut, etc. etc.

Es folgt darauf die (sehr unterthänige und phrasenreiche) Dedication des Buches an die Grafen Pembroke und Montgomery, unterzeichnet von den beiden Herausgebern desselben, den Schauspielern John Heminge und Henry Condell, Kollegen Shakspeare's. Daran reihet sich die würdiger gehaltene Vorrede derselben beiden Männer: To the great Variety of Readers. Es folgen sodann die Weihgedichte an die Manen Shakspeare's von Ben Jonson (worin das berühmte Sweet Swan of Avon), Hugh Holland, L. Digges und J. M., woran endlich ein Verzeichniß der Namen sämmtlicher Schauspieler, welche mit Shakspeare zusammen diese Dramen aufgeführt und ein „Catalogue der verschiedenen in diesem Bande enthaltenen Comedies, Histories und Tragedies" sich reiht.**)

Das Bisherige nimmt nicht weniger als die ersten achtzehn Folio-Seiten ein. Es folgen sodann auf den übrigen 46 Seiten der ersten Lieferung „der Sturm," „die beiden Edelleute von Verona" und ein Theil der „lustigen Weiber von Windsor." Das Ganze wird hiernach etwa 1000 Folio-Seiten umfassen. Die Form der Typen erscheint keineswegs veraltet, sondern im Gegentheil deutlich auch für ein verwöhntes Auge. Daß wir hier das treueste Spiegelbild des Abdruckes mit allen seinen Curiosa und typographischen Fehlern vor uns haben, dafür bürgt die wundervolle Kunst der Photographie, deren jodirte Platten in England mittelst eines neuen Verfahrens auf Stein und Zink übertragen werden, eines Verfahrens, mittelst dessen auch das in diesen Blättern früher erwähnte, schöne Facsimile des englischen Domesday Book hergestellt worden ist.***)

*) Shakespeare. The First Folio Edition of 1623. Reproduced under the immediate Supervision of Howard Staunton. By Photo-Litography. London, Day and Son. Leipzig, Ludwig Denicke. Part I. Price 10 *s.* 6 *d.* To be completed in 16 parts. (Das Ganze kostet 8 £ 8 *s* = 53⅓ Thlr.)

**) Die Folio von 1623 enthält sämmtliche Dramen Shakspeare's, mit Ausnahme des „Perikles." Etwa die Hälfte der Dramen war bis dahin noch nicht gedruckt worden.

***) In Berlin ist dieses Verfahren ebenfalls bereits in Anwendung gekommen, und zwar ist es von dem englischen Photographen Osborne in dem Institute von W. Korn eingeführt worden. D. R.

Das zweite, in England erschienene Facsimile der Folio-Ausgabe von 1623 ist auf gewöhnlichem typographischen Wege mit einer ebenfalls bewundernswerthen Treue hergestellt,*) doch ist das Folio-Format in ein bequemes Quarto verwandelt. Diese Ausgabe erscheint in drei Abtheilungen, von denen die erste die „Comedies," die zweite die „Histories" und die dritte die „Tragedies" umfaßt. Jede Abtheilung kostet nur 10 s 6 d, so daß das Ganze nur etwa den fünften Theil der anderen Ausgabe (10½ Thaler) kosten wird. Freilich bekömmt man dafür auch nicht, abgesehen von dem geänderten Formate, so vollständig wie dort die alte Folio von 1623 wieder. Die Verleger selbst nehmen in einem vorgedruckten Worte die Nachsicht des Publikums wegen der bei einem solchen Wiederabdrucke, aller Sorgfalt ungeachtet, unvermeidlichen Irrthümer — als solche wären selbst alle Verbesserungen ursprünglicher Druckfehler zu betrachten — in Anspruch. Einem ähnlichen Unternehmen der Herren Vernor und Hood in London, die im Jahre 1807 einen genauen Wiederabdruck der Folio von 1623 veranstalteten, hat man nicht weniger als 368 Fehler nachgewiesen.

Wem es also darum zu thun ist, aus der Urquelle von 1623 selbst zu schöpfen, wer selbst einen überflüssigen Punkt oder ein Komma nicht vermissen will, welche Shakspeare's Zeitgenossen vielleicht nicht ohne Absicht in ihrer Ausgabe haben stehen lassen, der muß sich ein photographisches Exemplar anschaffen. F. L.

Erinnerungen eines Flüchtigen.

Von Berlin nach London.**)

IV.

Ein bürgerliches Trauerspiel.

Um die Mittagsstunde — Sonntags — trat ich endlich wieder ein in den heiligsten Raum meines Lebens, in welchem die blondlockige, blauäugige Jungfrau erblüht war, die einst als Braut sprachlos an mein Herz sank, die mich in Liebe und Treue durch's Leben zu geleiten, im edelsten und schönsten, zu führen hoffte, und die wir mit den treuen, blauen Augen zum letzten Schlummer geschlossen, hinaustrugen, grade, als der „Oberbefehlshaber in den Marken" die Kanonen um die Nationalversammlung herum auffahren ließ. Das einst epheugrüne Grab war eingesunken, als ich's nach zwölfjährigem Exil wieder sah. —

„Mama schläft da unten?" fragte mein Kind mit großen, blauen Augen, als wir den Epheu pflanzten. „Wann kommt sie denn wieder, Papa?" —

In demselben Raume, in welchem ich an jenem Sonntage Mittags eintrat, sprang mir im blauen Kittel und mit blonden Locken mein Knabe entgegen vom Mittagseſſen. Er war hier in lieber Pflege. In meiner Freude merkt' ich zuerst nicht, daß mir die Erwachsenen im Zimmer auf meine Fragen kein Wort erwiederten und stumm vor sich hinsahen.

Das liebe Kind wand sich aus meinen Armen, um mir alle seine Spielsachen zu zeigen, auch das Meisterstück von wirklich auf einem künstlich aus faltigem Zeuge untergeklebtem Meere und einer versteckten Feder schwankendem Schiffe, deren Baumeister der Kapitän, ich und Omnibus gewesen waren, ein vollständig richtiges, bis in die kleinsten Theile genaues Schooner-Modell, seine unbändigste Freude, sein unerschöpflichstes Glück, wenn er es immer wieder mit Zuckerwerk oder seinem Frühstück laden, so hübsch zwischen den Wogen schwanken lassen, in den Hafen, die Sophaecke, einlaufen, löschen und die ganze Ladung aufessen konnte.

Während er noch um mich herumtrippelte mit seinen bloßen Waden und weißen Höschen, Alles so leicht, so elastisch, so weich und graziös in jeder Bewegung mit den kleinen Händchen und Füßchen und dem um mich herum strahlenden, sonnigen Gesichte, warf ich zuerst einen vollen Blick auf den jungen Hausherrn, der Messer und Gabel klirrend weggeworfen hatte und kurzathmig vor innerm Zorn nach Worten zu suchen schien. — Also auch hier war ein böser Geist eingezogen, keine Frage! Man kann ganz unschuldig sein, wie Desdemona, und doch erwürgt werden, wie ich's manchmal auf dem Theater Shakspearisch gesehen und singen gehört habe. Wer war hier mein Jago? Und was hatte er in die Ohren derer, die mich sonst so liebten, für Gift geträufelt?

„Aber was ist dir? fragte ich endlich im Angesicht einer entsetzlichen Wirkung, von deren Ursache ich keine Ahnung hatte. „Was ist hier vorgefallen? Wie siehst du aus? Sieh mich an und sprich!"

„Wenn Sie nicht gehen, müssen wir unser Haus verlassen," so stürzten seine ersten Worte aus zorngeschnürter Kehle in furchtbar gequälten, heiseren Accenten hervor. Er sprang vom Tische auf, daß der Stuhl umfiel und rief den Andern barsch zu: „Kommt! Wenn er nicht gehen will, gehen wir."

Die Andern erhoben sich zu folgen, obwohl mit Widerstreben. „Kommt!" befahl er noch aufgebrachter.

Mein lieber Junge, der bisher ganz in sein Glück verloren, auf dem Teppich kauerte, sprang bei diesem „Kommt!" erschreckt auf und sah uns Alle mit großen, großen, runden, blauen Augen an. Der junge Hausherr riß die Thür auf, stürzte die Treppe hinunter und schrie den Uebrigen noch schneidender zu: „Kommt!"

„Halt!" rief ich nun meinerseits auch mit aller Schärfe und Kraft. „Es versteht sich von selbst, daß, wenn es sich bloß um die Frage handelt, wer gehen soll, ich es thun werde. Also bleibt. Und du, kehr' um! Komm zurück! Mach mir Platz! Du siehst, daß ich diese Art, mich hinauszuweisen, verstehe. Aber das Geringste, was ich vorher verlangen kann, was du mir schuldig bist und jetzt augenblicklich zahlen mußt, ist, mir zu sagen, was diesem unerklärlichen, entsetzlichen Zorne zu Grunde liege."

Er kam zurück, stürzte im Zimmer hin und her, konnte aber nicht sprechen.

Mein Kind weinte und schrie. Ich nahm es in meine Arme und mußte mit ihm weinen, sprachlos, unmännlich aufgelöst, im Tiefsten erschüttert, widerstandslos eine Beute des unsäglichsten Weh, mit ihm weinen, schluchzen, mich von dem Schmerzenskrampfe durchzucken lassen, wie ein Schulbube.

„Wir haben leider Alles erfahren," sagte endlich eine weibliche Stimme. „Sie haben uns sehr weh gethan, sich in eine Verbindung einzulassen" —

Und nun kam eine persönliche Angelegenheit, die im Leben auch sonst leicht genommen und leicht übersehen wird, aber hier in den grellsten Farben und Jago-Entstellungen (den Jago vertraten hier eine ganze Reihe ehrbarer, unbescholtener, ältlicher und sehr alter Damen ledigen Standes) vor dem drakonischsten Richterstuhle

---

*) Shakespeare. A Reprint of his collected Works as put forth in 1623. In three parts. London, Lionel Booth. Leipzig, Ludw. Denicke.

**) Aus einem nächstens erscheinenden Skizzenbuche von H. Beta (Nr. 25 und 26 des „Magazin"). Wir brechen hierdurch diese Skizzen ab, behalten uns jedoch vor, darauf zurückzukommen, sobald die Erzählung erst den englischen Boden erreicht haben wird. D. R.

untersucht und ohne Anhörung des Angeklagten furchtbar in contumaciam verurtheilt worden war.

Ich forderte jetzt Gehör als mein Recht, begegnete aber so maßlosem, beleidigenden Zorne und wurde durch die schon in Ausführung begriffene Drohung, daß sie dann gehen müßten, genöthigt, von meinem Kinde Abschied zu nehmen und das Zimmer, das Haus zu verlassen, wo ich so manches Mal der liebendste und geliebteste Gast gewesen.

Da das Ganze eine persönliche Angelegenheit ist, die viele noch lebende Personen berührt, will ich sie übergehen. Nur so viel, daß sich — freilich erst nach Jahren — Alles auf das Gründlichste und Versöhnlichste ausgeglichen hat. Mich aber warf diese Katastrophe in einer Stimmung und Lage auf die Straße, die an Demüthigung und Tiefe des Elends Alles übertraf, was je im Leben mich niederdrückte. In solchen Lagen nehmen sich Menschen das Leben oder werden wahnsinnig. Es war kein großes, tragisches Geschick, durch welches Helden auf der Bühne und im Leben zusammenbrechen: es war etwas unendlich Tödtlicheres, eine lange Reihe von kleinlichen Misèren, ohnmächtigen, vereitelten, literarischen Kämpfen, Konfiskationen, Verboten, Ausweisungen und Verurtheilungen von Freunden, einer lächerlichen Anklage (wie sich hernach vor Gericht selbst erwies), die mit Verurtheilung zu schmachvollem Zuchthaus enden konnte, eines qualvollen, müssigen, steckbrieflichen, versteckten, bürgerlich todten Jahres, eines mir zugeschwornen Tau-Endes und der angedeuteten Katastrophe, die mit ihren Kontrasten so tief in's Herz und gleichsam physisch in alle Sehnen schnitt, daß ich auf den kalten, feuchten, engen Straßen kraftlos schlotterte und schwankte. Durch den mühsamen, weiten Weg durch aufgeweichten Lehm- und Thonboden, war ich durch und durch erhitzt worden. Jetzt rieselte es an der Haut herunter, durch alle Glieder mit zitteriger Todeskälte. Der Magen war leer und appetitlos. Als ich ihm später etwas bieten wollte, fand ich auch alle Taschen leer. Wahrhaftig! das Bischen Kasse war wirklich beim Kapitän zurückgeblieben. Das Alles war nicht tragisch, besonders letzterer Umstand nicht, aber Alles zusammen wirkte viel entsetzlicher, als alle Schauerfurcht-Akte in Tragödien. Ich habe später mit Manchen gesprochen, die wegen politischer Vergehen zum Tode verurtheilt, im Kerker saßen und sie ausführlich schildern hören, wie sie, einmal vollständig auf die Kugeln der Soldaten gefaßt, eine vorher nie geahnte Kraft wunderbar in sich aufglühen und durch alle Glieder mit elektrischen Schlägen zucken fühlten, eine Kraft, die sie dann nie wieder auf die Dauer verließ, die sich nach „feiger Gedanken bänglichem Schwanken" immer wieder einstellte, schöner, göttlicher, stolzer. Daß dies keine Redensart ist, beweisen theils deren Briefe, Gedichte und Reden aus solcher Zeit, theils die Briefe, Reden und Handlungen Solcher, die wirklich von den Kugeln der Contre-Revolution durchbohrt niederfielen. Einer kompakten Masse wirklich tragischen Geschicks, einem Märtyrertode kann man eine große, moralische Selbsterhebung entgegensetzen und als Mann kämpfen, dulden und sterben. Aber wenn man auf einem Ameisenhaufen gesessen und dann wüthend aufspringt, oder zwischen ein Paar Millionen Mücken geräth, mag man thun und declamiren, was man will, tragisch können wir uns nicht erheben und untergehn.

Alle die kleinlichen, theils lächerlichen, theils verächtlichen Misèren, die jetzt im vollen Chore harpyienhaft um meinen dumpfen Kopf, um die dumpf sausenden Ohren, um die leichenhaft kalten Glieder fledermaushäutig flirrten und schlugen, durchrieselten mich mit einer Todeskälte, einer Selbstverachtung, einer physischen und moralischen Niedergebrochenheit, gegen welche ich stundenlang keine Spur von moralischem Gegengewicht ausfindig machen konnte. Erst als ich gegen Abend auf einer hohen, breiten Brücke stehen blieb und lange hinunter gesehen und mir ausgemalt hatte, wie sie mich herausfischen würden und die Zeitungen dann Alles mit ein Paar rührenden, politisch-demonstrativ-lächerlich-tragischen Zeilen auf immer abmachen könnten, warf ich eine Art von altem Adam verächtlich von mir und statt meiner selbst in's Wasser.

Ich kehrte wenigstens mit einem bestimmten Gedanken um. Es war freilich erst Ende März, und der furchtbare Hochverrathstermin auf den 4. Juni „anberaumt," aber ich wollte mich nun stellen. Die Polizei sollte mich ausliefern. So wankte ich ziemlich grade auf das Haus der Polizei-Direktion zu. Bald stand ich davor und sah mir's erst ein Weilchen von Außen an. Vor der Thüre standen mehrere uniformirte Herren, schienen mich zu bemerken und von mir zu sprechen. Es lag förmlich eine Art Trost darin. Ich weiß es noch ganz genau; das lag wirklich in diesem Augenblicke darin nach den eben durchlebten Stunden. Wenigstens der Staat hielt jetzt etwas von mir. Diese unheimlich-unbegränzte Macht, aus Jahrhunderten hervorgewachsen, mit Hunderttausenden furchtbarer Waffen und Gesetze, hatte Furcht vor mir, daß ich, ich allein, hätte den Staat können verrathen wollen. —

Hier bin ich nun! Staat, fünfte Großmacht, bring Deinen mächtigen Gegner unter Schloß und Riegel, sonst ist's um Dich geschehen.

Wie ich nun so dastehe nnd warte, daß sie mich einladen sollen, näher zu treten, geht einer der Herren in einem Bogen so, daß ich in dessen Peripherie komme. Er schreitet langsam näher, legt dann die Hand an den Mund und flüstert mir im Vorbeigehen, ohne mich anzusehen, zu: „Ach Jott, jehn Sie doch nur! Wir wollen Ihnen ja gar nich! Hab' Ihnen Mal in den „Drei Kronen" die Stiebeln gewichst. Wir sind hier nich Hinkeldeisch." — —

Gott sei Dank, das war heiter. Die Komik dieser Wendung war echt. Es wärmte mich beinahe, als ich mit dem Ausrufe davon ging:

„Aus allen Himmeln vertrieben und von der Hölle verschmäht!"

Frankreich.

Victor Hugo's kleinere Schriften.*)

Die Pariser Theater und die civilisatorische Mission Frankreichs.

„Man hat in unseren Tagen längst aufgehört, irgend welche ideale Forderungen an das Theater zu stellen. Von Poesie, ja selbst nur von einem verständigen Zusammenhange ist in den allermeisten der heutigen Bühnen-Machwerke Nichts zu finden. In dem chaotisch-wüsten, schmutzigen Gewoge der alles sittlichen Inhalts baren ausländischen Frivolität und ästhetischen und moralischen Blasirtheit, wie es die Dichter des neuesten Imperialismus zu uns herübersenden, erscheinen nur noch selten wie Schiffbruchs-Trümmer die Schöpfungen echter Dichtung, verirrte Fremde in der Oede, ungehörte Prediger in der Wüste. Der Gemüths- und Ideen-Gehalt der alltäglichen Theater-Waare schwankt in einer raffinirt berechneten Oscillation zwischen zwei Polen einher, deren einer das Bordell, der andere das Zuchthaus ist."

---

*) Littérature et Philosophie mêlées. 2 vols. Paris, L. Hachette, 1864.

So klagte jüngst Adolph Stahr bei Gelegenheit eines brieflichen Berichts über die Shakspeare-Feier in Weimar. Leider sind die Klagen gerechtfertigt: die Moral und der gesunde Menschenverstand sind in den meisten jetzt erscheinenden Theaterstücken um einen Grad tiefer gesunken, als in den früheren Jahrzehnden. Der Witz ist immer noch eine seltene Waare, das Publikum verlangt stets Neues und Neuestes, und die schnellschreibenden Genies sind rar genug. Der Imperialismus trägt Schuld, viel Schuld; seine Dichter malen die „Sünde recht nackt" und der Polizei und der Wohlanständigkeit wegen auch „den Teufel dazu" — aber man darf auch seine Schuld nicht vergrößern. Sue und Dumas und ihre Nachfolger in Deutschland hatten schon vorher die grotesksten Phantasien dem Publikum aufgetischt und auf den sinnlichen Kitzel desselben spekulirt, und es ist nicht schwer begreiflich, daß die Theaterdichter nicht hinter den Romanschriftstellern zurückbleiben durften, wenn sie sich an dasselbe Publikum wenden wollten. Allerdings Genien ersten Ranges durften und dürfen es schon wagen, gegen den Strom zu schwimmen und einfache, gesunde Kost vorzusetzen; das große Publikum folgt ihnen gern: aber die Woche hat sieben Theaterabende, es geht nicht ohne Lückenbüßer. Freilich sind die Lücken sehr groß, und die Marmorsäulen sind selten — aber wie bessern? „Subvention den Theatern und den Künstlern!" sagte man in dem centralisirten Frankreich, „um sie unabhängig zu machen von dem verdorbenen Geschmack des Publikums." Wir blättern in der eben erschienenen neuen Auflage der kleinen Schriften von Victor Hugo: Die Junitage des Jahres 1848 sind vorüber, Paris dämpft noch von dem vergossenen Blut, die ultima Ratio hat alle Utopien und alle Versuche zu ihrer Ausführung niedergeschmettert; indeß auch die Sieger sind beklommen: das Alltagsleben kommt noch nicht recht in Fluß. Die National-Versammlung zu Paris fühlt, daß sie Etwas thun müsse, um eine behaglichere Stimmung zu schaffen; die Vergnügungslokale, die Theater an der Spitze, sind leer, die Schauspielertruppen wollen sich wegen Mangels an Theilnahme seitens des Publikums auflösen. Victor Hugo schlägt in der Versammlung vor, dies zu verhindern, es gilt, sagt er, die Institute zu erhalten, die eine erhebende Wirkung auf die Masse auszuüben im Stande sind. Die Versammlung ernennt eine Kommission zur Berichterstattung, Victor Hugo ist Referent, in dem Referat jedoch wird hauptsächlich — der Arbeitsstille wegen — auf die Stockung Rücksicht genommen, welche beim Schließen der Theater in vielen Industriezweigen sich zeigen würde. Nur am Schluß des Referats finden sich diejenigen Gedanken kurz angedeutet, welche den Antragsteller eigentlich leiteten. Es ist ein Genrebild der Zeit, dieses Referat, und wir wollen die wesentlichsten Momente desselben hier anführen:

„In den ernsten Zeiten, welche wir heut erleben, haben die Mitglieder der Kommission, welche Sie, meine Herren, zur Berichterstattung über den Antrag, die Pariser Theater zu subventioniren, ernannt hatten, den Muth gehabt, völlig abzusehen von den hohen Betrachtungen über Kunst, Wissenschaft und nationalen Ruhm, die bei Erwägung unseres Gegenstandes sich so natürlich einstellen; wir haben den Muth gehabt, davon abzusehen und allein auf dem Standpunkt der politischen Zweckmäßigkeit auszuharren.

„Aber auch schon mit Rücksicht auf diesen einzigen Standpunkt halten wir es für unsere Pflicht, Ihnen die Annahme der Subvention zu empfehlen.

„Die Theater von Paris sind vielleicht die wichtigsten Räder in dem komplizirten Mechanismus, welcher den Luxus der Hauptstadt in Bewegung setzt und mit dem Luxus zugleich die unzählbaren dahin einschlagenden Industriezweige; das ist ein ausgedehnter und doch ein empfindlicher Mechanismus, den eine gute Regierung mit Sorgfalt beschützt; seine Störung erzeugt Elend und, wenn sie lange anhält, würde sie die fatale Stunde hervorrufen, wo von Neuem soziale Umwälzungen den politischen folgen.

„Die Theater von Paris geben der Pariser Industrie einen bemerkenswerthen Impuls, und die Pariser Industrie influirt ebenso bemerkenswerth auf die der Departements. Die Pariser Theater ernähren ganz unmittelbar zehntausend Familien; außerdem beschäftigen sie dreißig oder vierzig Handwerkszweige, deren jeder Hunderte von Arbeitern umfaßt, und die Summe, welche sie jährlich in Umlauf bringen, ist mit dreißig Millionen Francs noch sehr niedrig gegriffen.

„Ein Schließen der Pariser Theater ist daher eine kommerzielle Katastrophe. Diese vermeiden, heißt uns das Gebot der Selbsterhaltung, denn die Summen, welche wir Ihnen heut als Subvention vorschlagen, müßten Sie in einem Monat als Almosen für die allgemeine Armuth verzehnfachen.

„Andere Betrachtungen unterstützen die politische Bedeutung der Maßregel, welche das Bestehen der Theater ermöglicht. Wir leben in einer Epoche der Lässigkeit und der Passivität, wie sie stets den Stürmen folgt; in einer solchen Epoche, welche nur wenigen Geistern eine schlagfertige Aktivität läßt, folgt die Menge den Schlagworten und Richtungen, welche ihr in blendender Form geboten werden — in einer solchen Periode sind die dramatischen Darstellungen eine wünschenswerthe Zerstreuung, aber ebenso sehr eine Macht, und insbesondere bei einem Volke, das eine so hohe Intelligenz besitzt, wie das unsere. Die Bewohner von Paris, die in so vielfacher Beziehung denen von Athen gleichen, wenden sich gern, auch in Zeiten der Bewegung, den Genüssen für Geist und Gemüth zu; wenig Aufläufe halten Stand neben einem geöffneten Theater, keiner würde Stand halten neben einem Theater mit Gratis-Vorstellungen."

Nun folgt in dem Bericht eine Berechnung der Summe, welche voraussichtlich nöthig sein würde (680,000 Francs), und ein Vorschlag über die allmähliche Bezahlung derselben an die Direktoren der Theater. Schließlich heißt es:

„In Folge aller dieser Erwägungen hoffen wir, daß Sie, meine Herren, dies Dekret votiren werden, dessen Wichtigkeit Sie bereits anerkannt haben. Es ist nothwendig, daß die Symptome des allgemeinen Vertrauens und Behagens sich wieder zeigen; es ist nothwendig, daß die Theater sich öffnen; es ist nothwendig, daß die Bevölkerung ihre Heiterkeit wiedergewinnt, indem sie ihre gewohnten Erholungen wiederfindet. Was die Gemüther zerstreut, stimmt sie auch zur Zufriedenheit.

„Und erlauben Sie, meine Herren, dem Referenten zum Schluß die Bemerkung: was wir Ihnen vorschlagen als nützliche Maßregel für die Gegenwart, das wird sich fruchtbar und heilbringend zeigen für die Zukunft. Es ist keine verlorene Wohlthat, die Sie den Theatern gewähren: die Theater werden sie Ihnen zurückerstatten. Ihre Ermuthigung wird für die Theater eine Verpflichtung sein. Heut kommt die Gesellschaft dem Theater zu Hülfe, morgen wird das Theater der Gesellschaft zu Hülfe kommen. Das Theater (das ist nicht bloß seine Pflicht, es ist auch seine unwandelbare Funktion) moralisirt die Massen. Es hat den unmittelbarsten Einfluß auf die Phantasie, und in ernster Zeit, wie die unsrige, werden die dramatischen Autoren, daran zweifeln Sie nicht, meine Herren, ihre Pflicht begreifen: sie werden aus der

Bühne eine Stätte der unbestechlichen Wahrheit und Sittenreinheit machen, in dem Gefühl, daß sie Wahrheit und Sittenreinheit in das Herz der Zuschauer führen; sie werden ihren Stolz und ihren Ruhm darin suchen, zu erfreuen, zu belehren und zu trösten. Meine Herren, bewilligen Sie die Summe!"

Nun die Summe wurde bewilligt — aber wenn die Theater belehrten, so war der Inhalt der Lehre wahrlich nicht lehrenswerth, und wenn sie erfreuten, so war es wahrlich nicht durch Sittenreinheit. Moralisirt wurden im Verlauf der Zeit die Massen nicht; Alexander Dumas Sohn stieg in der Scala der Wohlanständigkeit noch einige Stufen tiefer, als seine Vorgänger, und die Begabtesten, wie Feuillet, brachten ihre natürliche Logik der Hofgunst zum Opfer. Der Realismus und der Materialismus der Zeit bewirken, daß die Bretter, welche die Welt bedeuten, in Paris besonders, ein fast photographisches Abbild der Wirklichkeit geben. Wenn wir von Frankreich nichts weiter wüßten als den Inhalt der heutigen Pariser Theaterstücke, wir hätten ein genügendes Urtheil über das „Frankreich, das für eine Idee zu kämpfen im Stande ist, und das an der Spitze der Civilisation einherschreitet." Wir sind es seit der Revolution von 1789 und eigentlich schon seit Ludwig XIV. gewohnt, daß die offiziellen Aeußerungen der Pariser Machthaber in hochtönender Phrase viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit geben, und wir haben es deshalb längst verlernt, jene hochtönenden Phrasen für ernst gemeint anzusehen und sie kritisch zu beleuchten. Indeß von Zeit zu Zeit ist eine solche Kritik doch gut, nicht dem Auslande gegenüber, denn das Ausland liest sie nicht, sondern um unseretwillen; man hat es oft genug gesehen: die stereotype Wiederholung einer Redensart, sie wirkt doch, gleich der Catonischen Verwünschung gegen Karthago, und daher ist eine öffentliche Zurechtweisung oft an ihrem Platze.

Der Verfasser der unten bezeichneten kleinen Schrift *) prüft nicht in der Art eines Politikers oder Feuilletonisten, sondern in der Art und in dem Styl eines Philologen, auf das Gründlichste den Stand der französischen Civilisation. Er beruft sich auf französische Quellen, und wir wollen die wichtigsten seiner Daten hier kurz anführen.

Chateaubriand sagte 1818: „In Frankreich findet sich ebenso Unabhängigkeit in den Ideen, als Servilität in den Sitten. Wir sind frei von allen Vorurtheilen, aber wir sind Sklaven aller Leidenschaften, wir beherrschen alle Gesetze, aber wir kriechen vor allen Herren." Und daß es heut nicht anders ist, das lehren die Geständnisse von Dupont-White, Bastard-d'Estang, Guizot, Remusat, Carne. Ueber den Zustand der Kunst und Dichtung sagte David: „Die Kunst ist bei uns unmöglich, weil die Franzosen ein unmoralisches Volk sind; die Kunst hat sich nach Deutschland geflüchtet;" und Laboulaye: „Wir lieben nicht die Natur; wie alle lateinischen Völker, brauchen wir das Stadt- und Kasernenleben. Die Gesellschaft und die Abhängigkeit gefallen uns, die Einsamkeit und die Freiheit flößen uns Furcht ein."

In Bezug auf die öffentliche Moral hatte Tocqueville behauptet, daß die Ehen nirgends schlechter seien, als in Frankreich; Carlier hatte ihm entgegnet, sie seien in England und Amerika, trotz dem Seligovernment, nicht besser, aber er gab allerdings zu, daß die Eheschließung selbst in Frankreich ein reiner Handel geworden, wie sonst nirgends. Die Familienerziehung fehlt; das Kloster und das Collège für die Wohlhabenden, die Schule für die Aermeren, das sind die einzigen Erziehungsinstitute neben einem zügellosen Leben, in welches man ohne Vermittelung aus der klösterlichen oder militärischen Zucht tritt. Mit dem Gemeindeleben steht es nicht besser, als mit dem privaten: die wenigen Reste kommunaler Freiheit hat die Revolution und das erste Kaiserreich vernichtet, und die Aktien des zweiten Kaiserreichs hat diese Vernichtung vervollständigt. Die mittelalterlichen Stände sind sammt den entsprechenden Zuständen nicht durch eine gesunde organische und dadurch selbst wieder produktive Entwickelung beseitigt, sondern mit Gewalt aufgehoben und an deren Stelle die Ideen einer Freiheit und Gleichheit gesetzt worden, für welche, auch wenn sie richtiger verstanden worden wären, noch alle reale Grundlage fehlte. Der Adel, der Bürgerstand und die unteren Klassen waren, jede in ihrer Art, demoralisirt, und indem sie sich gegenseitig aufzureiben suchten, weil ihnen die höhere, gemeinsame Idee fehlte, begegneten sie sich nur in der Gemeinschaft der Eitelkeit und Hinneigung für eine vorherrschend äußerliche nationale Größe und in dem Streben, diese Größe für die eigene Eitelkeit auszubeuten.

Die Presse ist geknechtet; dieser Gradmesser zeigt den tiefen Stand der civilisatorischen Entwickelung an; die Verwaltungs-Maschine allein arbeitet prompt, sie kann wohl ein todtes Mittel im Dienst einer Idee sein, nicht aber selbst Erfinder und einziger Träger derselben; die Ressorts der Maschine werden dem Naturgesetz der Abnützung unterliegen und, wenn nicht von anderer Seite Rettung kommt, in das Chaos zurückführen, aus welchem sie ein Mechaniker herausgebaut hat.

Es ist bemerkenswerth, daß Proudhon in seiner neuesten Broschüre (über die vereideten und eidverweigernden Demokraten) die gegenwärtige Lebensfrage Frankreichs darin findet, dasselbe allgemeine Stimmrecht, welches die formell legale Grundlage des ganzen jetzigen Zustandes ist, zu retten und mit diesem Stimmrecht zugleich die Nation vor weiterer Entsittlichung zu bewahren; er hofft diese Rettung sogar eventuell von der kaiserlichen Regierung, welche, entsetzt über die sittliche Verkümmerung des ganzen Volks, überzeugt von der Ungeheuerlichkeit der Gefahr, dadurch, daß sie das allgemeine Stimmrecht zu einer Wahrheit werden läßt, die Nation ins politische Leben zurückrufen muß. Aber ist die französische Nation fähig, das allgemeine Stimmrecht frei in wahrhaft politischem Sinne zu üben? Und hat die Regierung die Macht und den Willen, einen derartigen Gebrauch herbeizuführen?

So lange nicht eine innere Wiedergeburt Frankreichs energisch versucht wird durch eine gänzliche Umgestaltung des Unterrichts-, Gemeinde- und Verwaltungssystems, kann Frankreich für seine idealen Vorspiegelungen keinen Glauben verlangen. Selbst seine redlich angebotenen Gaben erwecken den Verdacht der Danaer-Geschenke, und die Spitze der Civilisation, an der es stünde oder an die es sicherlich bald zu stehen käme, müßte die *untere* Spitze sein. Denn es ist wahr, was der Marquis de Pierre jüngst sagte: „Eine Nation kann während einiger Zeit die Freiheit entbehren, aber nur mit der Folge, daß sie in dem Gange der Civilisation hinter den anderen zurückbleibt."

So weit Herr Held!

Dem Auslande gegenüber, wir wiederholen das, ist eine kritische Beleuchtung der hohlen Phrase nutzlos, aber um unseretwillen begrüßen wir sie mit Dank. Unsere Nation fühlt sich stark genug, um nicht vor tönenden Worten zu Kreuz zu kriechen — die Tage von Jericho sind vorüber — indeß auch wir haben in un-

*) Frankreich an der Spitze der Civilisation, von Dr. J. Held. Würzburg, A. Stuber, 1863.

serem sozialen und politischen Leben noch allen Grund, uns von der Phrase zu emanzipiren. Seien uns unsere westlichen Nachbarn ein Muster, wie wir es nicht zu machen haben.

Italien.

Der römische Musenalmanach.

Rom hat keinen Antheil an dem Aufschwunge, den die italiänische Poesie seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts erfahren hat. Weder die Stadt, noch der Staat des Papstes haben Männer hervorgebracht, die sich den großen Poeten Norditaliens, einem Manzoni, Niccolini, d'Azeglio, ebenbürtig zur Seite stellen können. Der einzige namhafte Dichter, dessen der Kirchenstaat sich bis vor Kurzem rühmen mochte, Leopardi, war zwar dort geboren, in Recanati, weit ab von Rom im Appennin, aber er hat in Florenz gelebt und ist in Neapel gestorben. Rom selbst hat bis in die neueste Zeit auch nicht einmal eine Kraft zweiten Ranges in den italiänischen Dichterbund gestellt. Die Thatsache hat auf den ersten Blick etwas sehr Befremdendes. Es scheint kaum glaublich, daß die Stadt, deren Vergangenheit und Gegenwart vor anderen die dichterische Betrachtung wach rufen, deren ganze Erscheinung einem erhabenen Gedichte gleicht, daß die Stadt der Seele, wie Byron sie so tief empfunden nennt, die bis in die neueste Zeit die Dichter aller Nationen so unwiderstehlich anzieht und anregt, nicht selbst in ihren Kindern die Gabe des Gesanges gedeihen lassen sollte. Um so unglaublicher, als nicht bloß das Grandiose der historischen Erinnerungen, die Majestät der Ruinen, die Wunderwerke der Kunst zur Dichtung herauszufordern scheinen, sondern auch ganz entgegengesetzte Naturen durch die Frische und die Fülle des täglichen Lebens, durch den unnennbaren Reiz des Daseins in der ewigen Stadt wohl zu heiteren Schöpfungen, gleich den römischen Elegien unseres Goethe, begeistert werden dürfen.

Allein dies Schweigen ist erklärlich. Die unbefangene Freude an der Gegenwart, von der man hier nicht mit Unrecht edle Früchte hoffen möchte, wird in Rom, und zwar gerade unter den Gebildeten Rom's, durch die politische Lage auf's Schwerste beeinträchtigt, wo nicht gar ganz verdrängt. Sie mochte sich noch zu Goethe's Zeiten, kurz vor dem Ausbruche des großen Revolutionssturmes, und unter dem milden Regimente von Pius VI. Braschi, heiter ergehen in jenen wohlgemeinten Produktionen der Dichter-Akademien, die ja auch nicht verfehlt haben, den großen deutschen Gast in die Reihen ihrer seltsam benannten Kunstbrüderschaft aufzunehmen. Heut hätte kein Mensch die Geduld, sich mit den Reimereien dieser Arkadier, oder wie sie sonst heißen, zu befassen, wenn er nicht etwa selbst einer ist. So wäre denn die römische Dichtung darauf hingewiesen, sich in die Größe der Vergangenheit, in die unvergleichliche Geschichte der Welt zu versenken. Aber wie wäre eine Behandlung der Stoffe, die sich dem Dichter hier in so seltener Großartigkeit bieten, möglich, ohne ihn in den lebhaftesten Gegensatz mit den gegenwärtigen Zuständen und damit in den Konflikt mit den gegenwärtigen Machthabern zu bringen? Unter der Herrschaft der Hierarchie konnte sich Rom nicht selbstthätig an dem Aufschwunge der nationalen Dinge betheiligen, denn dieser Aufschwung beruht auf dem Erwachen der nationalen Ideen und Hoffnungen, denen die Hierarchie hemmend und feindlich gegenübersteht.

Nichtsdestoweniger hat sich in der jüngsten Zeit auch in Rom ein eigenthümliches poetisches Schaffen zu entfalten begonnen. Ein Abschnitt des neulich in diesen Blättern besprochenen Buches von Ferdinand Gregorovius giebt uns Gelegenheit, unsere Leser mit dem Haupterzeugnisse dieser neuesten römischen Poesie, dem römischen Musenalmanach, bekannt zu machen. Er ist, wie es ja auch bei uns früher war, der Mittelpunkt und das Organ einer Vereinigung meist junger Dichter, und es mag als ein Beleg des vorhin Bemerkten dienen, daß dieser römische Almanach sich genöthigt sieht, in Florenz *) zu erscheinen. Dort sind auch die Poesien der einzelnen Mitglieder dieses römischen Dichterkreises in besonderen Heften gedruckt worden; in Rom sind sie zum Theil verboten.

Durch Geburt und Reichthum, nicht minder aber durch Begabung und innere Neigung, war Don Giovanni Torlonia ganz dazu berufen, daß die junge römische Poetenschule sich in freier und zwangloser Weise um ihn versammelte. Er hatte den Muth, nicht nur den aufstrebenden Talenten ein Mäcen zu sein, sondern auch mit ihnen selbst als Dichter zu wetteifern. Er und Paolo Emilio Castagnola sind als Herausgeber des Almanachs genannt. Seine Poesien sind überdies schon einige Jahre früher (gleichfalls in Florenz) besonders erschienen. Man fühlt sich sonderbar berührt, in dem kleinen Bändchen von nur 66 Seiten so vielen Anklängen, oft auch Uebersetzungen, aus deutschen Dichtern zu begegnen. Vor Anderen ist Lenau für ihn, wie für seine römischen Genossen, von besonderer Anziehungskraft gewesen. Es wird nicht ohne Interesse sein, den Deutschen und seinen römischen Interpreten neben einander zu hören. Dies Beispiel wird zugleich die Schwierigkeiten veranschaulichen, die dem Uebersetzer durch die der deutschen so entgegengesetzte Strenge und Klarheit seiner Muttersprache bereitet wurden, und die Gewandtheit, mit der er dies Hinderniß zu besiegen wußte.

Hesperus, der blasse Funken,	Oh quanto melanconico
Blinkt und winkt uns traurig zu.	E d'Espero il fulgor,
Wieder ist ein Tag gesunken	Quando scintilla languido
In die stille Todesruh';	Tra il giorno che si muor!
Leichte Abendwölkchen schweben	La nuvolette, simili
Hin im sanften Mondenglanz,	A impalliditi fior,
Und aus bleichen Rosen weben	Sembra che un serto intrecino
Sie dem todten Tag den Kranz.	Al giorno che si muor.
Friedhof der entschlafnen Tage,	Del cuore umano i gemiti
Schweigende Vergangenheit!	Ma le sue gioie ancor,
Du begräbst des Herzens Klage,	Al muto avello scendono
Ach, und seine Seligkeit!	Col giorno che si muor.

Tief vertraut mit der deutschen Poesie ist Fabio Nannarelli (Poesie, bei Le Monnier, 1853 und 1856), ein ernster, zur Melancholie, ja zur Sentimentalität, die sonst dem römischen Wesen so innerlich fremd ist, geneigter Charakter, dessen Richtung sich durchaus mit dem Motto aus Tiedge bezeichnen läßt:

> Suche Hoffnung, Trost und Ruh' und falle
> Weinend in die Arme der Natur,

das er einem seiner Gedichte vorgesetzt hat. Andere tragen Sprüche aus Schiller und aus dem Hamlet. Hier liegt die Verirrung in jene thränenselige Empfindsamkeit der Naturvergötterung nahe, in der Engländer und Deutsche des vorigen Jahrhunderts gewetteifert haben. Der romantische Cultus des Schmerzes, bemerkt

*) Strenna Romana. Florenz, Le Monnier. Zuerst 1858.

Gregorovius treffend, scheint wie eine Cholera durch die Literaturen zu wandern; unter den Römern aber nimmt er sich seltsam aus. Mögen sich, fügt er hinzu, die Poeten Rom's vor der Ansteckung bewahren, sonst erleben wir es noch, daß der Geist Werther's im Mondscheindämmer des Colosseums mit Förster's Reisehandbuch unterm Arm spazieren geht.

Sicher vor dieser Gefahr scheint das heitere und kräftige Talent des Advokaten Ignazio Ciampi, der mit romantischen Novellen in Ottaverime aufgetreten ist, Liebesgeschichten mit abenteuerlichen Schicksalen und phantastischen Scenen. Unter seinen Gedichten finden sich wunderlich genug Nachahmungen russischer Lieder, aber auch manches eigene, das erfreulicher ist, als dieser Versuch, der bei der unermeßlichen Kluft, die Russisches und Römisches scheidet, doch nur als eine literarische Curiosität betrachtet werden kann. Wie hübsch ist z. B. die von Gregorovius mitgetheilte „Fata Morgana:"

Die Erde der Sel'gen
Zu suchen, mit Muth
Vertraut' ich dem Schiff mich
Und wallender Flut.

Da lachte ein Ufer,
O lachender Hohn!
Schon weiter und weiter
Mir war es entflohn.

Ich ahnte der Zukunft
Verworrenen Lauf,
Der graue Pilote
Versetzte darauf:

Ihr fahret die Fata,
Sie lachte, denn wißt:
Auf Erden die Erde
Der Sel'gen nicht ist.

Auch eine Dame treffen wir in diesem Kreise, Fräulein Teresa Guoli, die sowohl den Musenalmanach mit einigen zum Theil vortrefflichen Gedichten bereichert, als auch sich in einem größeren Werke „Tasso in Sorrent" versucht hat, einer Art Melodram, mit dem idyllischen Apparate der Schäfer und Schäferinnen, der im Vaterlande des Aminta und des „Pastor fido" noch immer gebräuchlich ist. Ihre Stellung zu den Vorgenannten und die Einwirkung der Deutschen auf sie Alle ergiebt sich am klarsten aus den Zeilen, die Torlonia an sie gerichtet:

E dello ides Germanicho
Seguendo il volo, libero, sublime,
Prendi soggetto alle tue nuove rime.

Der Gegenwart und ihren Bestrebungen näher stehen der schon oben als Mitherausgeber des Almanachs genannte Castagnola und Grambattista Maccari. Zwar die Romanze „Emellina," in welcher Castagnola das tragische Ende Conradin's, seine Gefangennahme im Schloß Astura durch den verrätherischen Frangipane, besingt, behandelt diesen anziehenden Gegenstand mit allem Aufwande romantischer Schwärmerei. Aber hier und da findet in seinen Gedichten die Politik der Gegenwart ihre Stelle, und mehr noch in denen des geistverwandten Maccari, der auch sonst in seinen Balladen aus dem Leben zu schöpfen liebt und versteht, und in der „Erdbeerenverkäuferin," der „Pastorella," der „Ciconara" mit großem Reiz jene volksthümlichen Gestalten vorführt, die aus den Bergen und der Campagna in die ewige Stadt und von da in den Mappen der Maler durch die ganze Welt ziehen.

Aus den Bergen und der Campagna, aus dem Munde eben jener Hirten und Schnitter stammten endlich jene Volksgesänge, deren Sammlung den Almanach schließt. Durch Paul Heyse's italiänisches Liederbuch sind diese Volkspoesien bei uns allgemeiner bekannt geworden; Jedermann kennt seitdem das Ritornell, diese Blumensprache des italiänischen Bauers, von denen neuerdings Tigri in Toscana und Vigo in Sicilien so wundervolle Sträuße gesammelt haben. Hier ist eine Nachlese aus Rom, der Sabina, der Campagna und der Marittima, darunter einzelnes von ganz besonderer Schönheit. So das liebliche:

M' affaccio alla finestra e vedo mare
Tutte le barche le vedo venire
Quella dell' amor mio non vuol tornare.

Ich liege im Fenster, da sehe ich Meer.
Alle die Barken, ich sehe sie kommen,
Die Barke des Liebsten kommt nimmermehr.

Oder dies Blumenritornell:

Io benedico de la rosa 'l fiore
Quest' è la sorte delle cose caro,
S'acquista 'n pranto, e se lascia 'n doloro.

Man darf diese reizenden kleinen Lieder mit doppelter Freude begrüßen. Dem Volke entsprungen, die Sprache seiner Liebe und seines Leides, sind sie ein lebendiges Zeugniß von der unverwüstlich edlen Menschennatur, die aus dem Schutte der Jahrhunderte und aus dem Drucke der Priesterherrschaft stets neue und kräftige Blüthen treibt. F.

Nord-Amerika.

Die Sanitäts-Kommission der Vereinigten Staaten.*)

In Nr. 22 dieses Blattes (v. 29. Mai d. J. pag. 343—346) haben wir verschiedene Notizen über die Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten und namentlich über den Gesundsheitszustand derselben mitgetheilt und gezeigt, daß die Durchschnitts-Sterblichkeit bei den Soldaten der Vereinigten Staaten im gegenwärtigen Kriege bei weitem geringer ist als im Allgemeinen die anderer Armeen im Kriegsdienste. Der hauptsächlichste Grund hiervon ist in den Leistungen der Sanitäts-Kommission zu suchen, welche sich für den gegenwärtigen Krieg gebildet hat. Verschiedene amerikanische Berichte über dieselbe werden in einem Aufsatze der Revue des deux mondes (vom 1. Mai d. J.) besprochen, nach welchem wir hier einige Mittheilungen über das Wesen und die Zwecke dieser speziell amerikanischen Einrichtung machen.

Die Ehre, den ersten Antrieb zu dem großen amerikanischen Nationalwerk gegeben zu haben, gebührt den amerikanischen Frauen. Schon seit dem Beginn des Krieges hatten sich in allen Theilen der Union Frauen-Comité's gebildet, um die in den Krieg ziehenden Freiwilligen zu unterstützen, doch wurde es den vereinzelten Vereinen natürlich schwer, die patriotischen Gaben richtig zu vertheilen und an den rechten Mann zu bringen. Die Newyorker Frauen wandten sich deshalb an einige angesehene Männer, damit diese sich mit der Regierung verständigten und eine einheitliche Leitung

*) The United States Sanitary Commission, a Sketch of its purposes and its work, compiled from documents and private papers. Boston 1863. The Sanitary Commission Bulletin. New-York, 1863—1864. The Philantropic Results of the War in America, by Marcellus Hartley. New-York, 1864.

übernähmen. Dieselben setzten sich mit den Militärbehörden und mit den verschiedenen Unterstützungsvereinen in Verbindung, um sich die nöthige Uebersicht über die Bedürfnisse des Heeres und die Vorräthe an Gaben zu verschaffen und wurden, trotz des anfänglichen Widerstrebens sowohl der Militärbehörden wie der Regierung, doch schließlich von dieser durch ein Dekret vom 13. Juni 1861 ermächtigt, sich als United States Sanitary Commission zu konstituiren. Ohne sich durch den ihnen vielfach gezeigten üblen Willen irre machen zu lassen, entfaltete die Kommission die regste Thätigkeit und wußte sich auch bald das Vertrauen der Truppen zu erwerben, ja sich denselben nach und nach ganz unentbehrlich zu machen.

Die Thätigkeit der Kommission ist eine sehr vielseitige. Sie sendet zu den verschiedenen Heerestheilen Aerzte und andere Agenten als Inspekteren, welche alle Fragen zu untersuchen haben, die sich auf die Gesundheit, das materielle Wohl, die Polizei bei den Truppen, die Verwaltung der Hospitäler ꝛc. beziehen. Dabei ist deren Stellung eine rein offiziöse; sie stehen ganz außerhalb der Militär-Hierarchie und behalten ihren Charakter als freie, von der Armee unabhängige, nur dem amerikanischen Volke verantwortliche, wahre Vertreter desselben. Diese Agenten verschaffen sich eine genaue Kenntniß von dem Zustande und den Verhältnissen des Heeres, zu welchem Zwecke sie z. B. den Offizieren eines jeden Regiments eine Reihe von mehr als 150 bestimmten Fragen vorlegen, und stellen dann das Resultat aller erhaltenen Antworten und ihrer eigenen Beobachtungen in einem an die Central-Kommission in Washington gerichteten Rapport zusammen. Diese kann nun, da sie mit dem Gesundheitszustande der verschiedenen Regimenter immer vollständig bekannt ist, bei grassirenden Krankheiten sofort der Ursache nachspüren, die Armeewundärzte genau beurtheilen u. s. w.

Die Sanitäts-Kommission facht ferner den patriotischen Eifer des Volkes immer wieder von neuem an; sie sorgt dafür, daß das, woran es dem Heere gerade besonders fehlt, von den 30,000 Frauen-Comités beschafft wird, und daß die eingegangenen Gaben richtig und zweckentsprechend vertheilt werden, wobei kein Unterschied gemacht werden soll, ob die Soldaten von diesem oder jenem Staate gestellt sind; ob es Eingeborne oder Eingewanderte, Weiße oder Schwarze sind. Auf dem Schlachtfelde soll sogar den Unionisten wie den Konföderirten gleiche Pflege zu Theil werden.

Die von der Kommission zu den verschiedenen Heeren gesendeten inspizirenden Aerzte haben die strenge Weisung, die Disziplin in keiner Weise zu verletzen, dieselbe vielmehr gerade als die erste Gesundheitsbedingung im Feldleben zu betrachten. Sie haben daher stets die Aufforderung der bei dem Heere angestellten Wundärzte abzuwarten, ehe sie die Dienste ihrer Krankenwärter und die Benutzung ihrer Apotheken, Vorräthe und Feldlazarethe anbieten, und müssen sich jeder Einmischung enthalten, so lange die Mittel der Armee zur Pflege der Kranken und Verwundeten ausreichen. Sobald aber der ärztliche Dienst beim Heere aus irgend einem Grunde leidet, treten die Agenten der Kommission mit ihrer Hülfe ein. Im ersten Kriegsjahre war dies sehr oft nöthig, denn die Sanitätsanstalten des Heeres lagen sehr im Argen und es fehlte namentlich entsetzlich an tüchtigen Militärärzten. Seit jener Zeit ist nun zwar der Sanitätsdienst im amerikanischen Heere ganz neu organisirt worden und würde sogar, wenn man den offiziellen Berichten hierüber glauben dürfte, dem keines andern Heeres nachstehen, allein die mannigfachen Wechselfälle des Krieges verschaffen doch der Sanitäts-Kommission noch öfter Gelegenheit, dem Heere die nützlichsten Dienste zu leisten. Das Resultat dieser ständigen Ueberwachung und Unterstützung des Gesundheitsdienstes bei der amerikanischen Freiwilligen-Armee durch die Sanitätskommissionen hat sich glänzend gezeigt in der verhältnißmäßig geringen durchschnittlichen Sterblichkeit, welche in dem oben erwähnten Aufsatze nachgewiesen wurde.

Eine weitere Fürsorge der Sanitäts-Kommission für die Freiwilligen besteht darin, daß sie in allen bedeutenden Städten große Herbergen (homes) errichtet hat, in welchen die zur Fahne Eilenden sowie die vom Heere Entlassenen, selbst deren Verwandten, wenn sie den Ihrigen entgegeneilen ꝛc. umsonst verpflegt werden. Die an diesen Armee-Heimathshäusern angestellten Beamten beschäftigen sich überhaupt mit der Sorge für die materiellen Interessen der Freiwilligen: sie verfolgen die vielen Spitzbuben, welche den unerfahrenen Soldaten das Geld abschwindeln wollen; sie vertreten die Soldaten der Regierung gegenüber, damit sie Sold und Service richtig erhalten, nicht ungerecht bestraft werden ꝛc.; sie wirken den in ihre Heimat Zurückkehrenden billigere oder ganz freie Beförderung auf den Eisenbahnen aus u. dgl. m. Um Mißbräuche zu verhüten, übt die Sanitäts-Kommission eine außerordentlich strenge Aufsicht, bringt Deserteurs ꝛc. alsbald zur Anzeige und führt ein sehr genaues Register über den Aufenthaltsort sämmtlicher Soldaten der Vereinigten Staaten, welches sie in den Stand setzt, besser als die Regierung selbst stets Auskunft über jeden Freiwilligen zu geben.

Man sieht, daß die Sanitäts-Kommission eine wesentlich amerikanische Einrichtung und auch nur in einem Lande wie Amerika möglich ist, welches jetzt fast hundert Jahre im Genusse der freiesten Staatseinrichtungen lebt. Kein europäischer General würde die Bildung einer solchen freien Gesellschaft von Hospitalitern dulden, welche sich ähnliche Aufgaben stellte wie die amerikanische. Als die englischen Streitkräfte während des schrecklichen Winters in der Krim fast die Hälfte ihres Effektivbestandes verloren, entschloß sich die britische Regierung zwar dazu, eine Gesundheits-Kommission zu ernennen, um die Reste ihres Heeres zu retten, welches sich fast aufzulösen drohte, aber die Kommission mußte sich darauf beschränken, die Militärintendanz zu reorganisiren und die Befolgung von Gesundheitsmaßregeln anzuempfehlen. Am meisten lassen sich mit den Bestrebungen der amerikanischen Patrioten die jenigen des im Oktober v. J. in Genf versammelten internationalen Kongresses vergleichen. Die Ideen desselben sind zwar sogar noch edler und weitergehend als die amerikanischen, auch haben ihr offizielle Ermuthigungen und die Zustimmungen verschiedener Fürsten nicht gefehlt; leider hat ihr aber die volksthümliche Begeisterung noch nicht ihre allmächtige Unterstützung gelieben.

Die nothwendigen, sehr bedeutenden Mittel werden der Sanitäts-Kommission durch den Patriotismus der Nation verschafft. In den 27 Monaten ihres Bestehens, bis zum 1. Oktober 1863, erreichten die von den Frauen-Comité's eingegangenen Gaben an Geld und anderen Gegenständen den Betrag von etwa 11½ Millionen Thalern; gegenwärtig haben sie den Werth von 13 Millionen überschritten, und da die meisten Anstalten der Kommission ihre Dienste umsonst leihen, können fast alle Gelder direkt zur Verbesserung des Schicksals der Soldaten verwandt werden. Während die amerikanischen Frauen auch früher schon von Zeit zu Zeit und an verschiedenen Orten kleine Gegenstände zum Besten der Sammlungen verkauften, sind in jüngster Zeit zu diesem Zwecke förmliche allgemeine Industrie- und Kunst-Ausstellungen veranstaltet worden. Alle Handwerker arbeiten hierbei umsonst an dem Bau und

zur Ausschmückung des Gebäudes; die Kaufleute überlassen ihre Waare, die Künstler ihre Gemälde ꝛc., Jeder steuert sein Bestes dazu bei, damit möglichst viel Geld gewonnen wird. Cincinati, Boston, Chicago, Brooklyn haben schon große Wohlthätigkeits-Messen gehabt, welche zusammen etwa 1½ Millionen Thaler eingebracht haben. Von der gegenwärtig in New-York befindlichen, bei welcher aber auch nichts versäumt ist, um möglichst viel Einnahme zu erzielen, hofft man noch viel mehr für das Budget der Kommissionen, da sie in den ersten sechs Tagen schon etwa ½ Million eingebracht hat. Durch diese Messen nimmt zugleich die Popularität des Werkes so zu, daß die Gründer desselben hoffen, das bisherige jährliche Budget von ungefähr 5 Millionen Thaler für das Jahr 1864 auf das Doppelte steigen zu sehen.

Ueberdies beschäftigen sich neben der Sanitäts-Kommission noch mehrere andere Gesellschaften in den Vereinigten Staaten mit der Wohlfahrt der Soldaten. So sorgt die vom General Frement gegründete Western Sanitary Commission speziell für die von den Weststaaten ausgeschickten Heere; die „christliche Kommission" will durch Verbreitung von Büchern und Broschüren, Einrichtung von Lesekabinets u. s. w. die Sittlichkeit unter den Truppen fördern; die War-Claim Association endlich, unter Präsidium des General Winfield Scott, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Soldaten bei etwaigen Forderungen an die Regierung zu vertreten.

Ein schönes Ziel hat sich die Sanitäts-Kommission endlich noch für die Zeit gesteckt, wenn der Krieg einmal glücklich beendigt sein wird, und die Freiwilligen verabschiedet und in ihre Heimat entlassen werden. Sie will dann dem Soldaten den Rücktritt aus dem militärischen in das bürgerliche Leben erleichtern und namentlich für die Invaliden und deren Familien sorgen. Zwar zahlt die Regierung jedem Invaliden eine Pension von wenigstens 11 bis 12 Thaler monatlich aus, welche auch auf seine Wittwe und minderjährigen Kinder übertragen wird, und bietet ihm außerdem, wie jedem andern Familienvater, ein Eigenthum von etwa 250 Morgen Land an, aber die Pension ist in vielen Fällen gänzlich unzureichend, nur ein geringer Theil der Soldaten wird sich im Stande sehen, das ihm in den Einöden des Westens angebotene Land anzunehmen, und auch die nicht invaliden Soldaten werden durch das lange Leben im Felde mehr oder weniger zur Arbeit untauglich geworden sein. Die Kommission wird sich dann bemühen, allen verabschiedeten Freiwilligen passende friedliche Beschäftigung zu verschaffen und räth, auch den verstümmelten Soldaten in den Schoß seiner Familie zurückkehren und den Rest seiner Kräfte auf eine nützliche Arbeit verwenden zu lassen. Jedenfalls hat sie sich schon jetzt sehr entschieden gegen die Anlage von Verpflegungshäusern ausgesprochen, welche etwa den europäischen Invalidenhäusern nachgeahmt wären, da jede Anhäufung von müßigen Menschen unvermeidlich eine Quelle der Demoralisation werden und Gelegenheit zu einem Faulenzerleben in einem Lande geben würde, in welchem alle Bürger bis jetzt ihren Unterhalt nur aus der Arbeit zu ziehen gewohnt sind.

Ostindien.

Neuestes Werk über den Buddhismus.

Aus mongolischen, tibetischen, chinesischen, japanischen, indischen Quellen haben Forscher, wie J. J. Schmidt, Hodgson, Burnouf, Hoffmann (in Leyden), W. Schott, Foucaux, Wassiljew u. A., viel wichtigen Stoff zur Erkenntniß des Buddhismus ans Licht gefördert und zum Theil mit kritischem Geiste verarbeitet. Aber die vielen Schulen oder Systeme, welche im Schooß dieser so merkwürdigen Lehre entstanden, und ihre äußere Entwickelung in den verschiedenen Ländern, wo sie herrschend geworden, gestatten noch manche reiche Nachlese. Jetzt hat Herr Dr. Emil Schlagintweit, angeregt durch persönliche Beobachtungen seiner rühmlichst bekannten Brüder, die sie in den tibetischen Hochlanden angestellt, das Studium der tibetischen Sprache mit Erfolg angegriffen und unter gewissenhafter Benutzung aller in Europa verfaßten, die „Heilslehre" irgendwie betreffenden Werke, in englischer Sprache ein Werk herausgegeben, das sich ebenso durch typische Schönheit, wie durch Beherrschung des Stoffes und Klarheit der Darstellung empfiehlt.*) Beigegeben ist ein Atlas in größtem Folio mit sorgfältig umgedruckten Facsimiles von religiösen Bildern, und dem Texte selber ist viel dergleichen einverleibt.

Nach einleitendem Bericht über Entstehung, Verbreitung und die vornehmsten Systeme des Buddhismus, geht der Verfasser auf dessen Gestaltung in Tibet (den sogenannten Lamaismus) ein, bei den heutigen Satzungen der dortigen Hierarchie und den mannigfachen heiligen Gebräuchen mit Ausführlichkeit verweilend. Ueber gewisse Priester-Erfindungen, z. B. eine Art religiöser Schauspiele, an die autos sacramentales einigermaßen erinnernd, erhalten wir erst in diesem Buche Auskunft. Eine neue und willkommene Gabe ist des Verfassers eigene Uebersetzung einer Ansprache an diejenigen Buddha's, von denen man vorzugsweise Sündenvergebung hofft, mit beigegebenem, sehr schön gedrucktem tibetischen Texte.

In die statistischen Angaben hat der Irrthum sich eingeschlichen, daß die sogenannten Kirgisen (Kasak), Buddha-Verehrer seien. Dieses Nomadenvolk bekennt sich zum Islam, obgleich es fast nur mit dessen Außenseite vertraut sein soll. Als reine Buddhisten sind die Hunderte von Millionen des chinesischen Volkes deshalb nicht zu betrachten, weil ihr Cultus einen synkretistischen Charakter hat. In den Schulen lehrt man sie die Religion von „Himmel und Erde," und die Mönche bringen ihnen buddhistische Litaneien bei. Was die Theokratie der Lama's betrifft, so findet diese bekanntlich, außer Tibet und der Mongolei, keine Anerkennung.

Kleine literarische Revue.

— **Zwei deutsche Monatsschriften** gingen uns aus dem Auslande zu, und zwar aus den entgegengesetztesten geographischen und politischen Richtungen, aus Rußland und aus Nord-Amerika, und beiden müssen wir die Anerkennung zu Theil werden lassen, daß sie deutschen Geist und deutsche Wissenschaft im Auslande würdig repräsentiren.

Von Riga und Dorpat erhalten wir freilich nicht zum ersten Male solche Beweise, aber die Vereinigten Staaten haben uns in der That durch ihre „Deutsch-Amerikanischen Monatshefte für Politik, Wissenschaft und Literatur"**) in ganz unerwarteter Weise überrascht. Der Herausgeber, Herr Caspar

*) Buddhism in Tibet, illustrated by literary documents and objects of religious worship etc. Leipzig bei Brockhaus, und London bei Trübner.

**) Chicago, Druckerei des „Hausfreund." 1864. Leipzig, Bernhard Hermann.

Butz, ein klassisch geschulter Literat, der, wie es scheint, seine Mitbürger auch bereits im Repräsentanten-Hause von Washington vertrat, hat sich zu der neuen Zeitschrift mit den besten literarischen Kräften verbunden, die sich jetzt unter den Deutschen Amerikas finden, nämlich mit den Herren J. B. Stallo, Theodor Olshausen, Friedrich Kapp, Karl Göpp, Emil Preetorius, C. Hering, R. Solger, E. Dorsch, Adolf Douai, Karl Schurz, Friedrich Hecker, H. Tiedemann, Franz Sigel und Friedrich Münch (pseudonym: Far West). Die uns vorliegenden beiden ersten Hefte bringen mannigfaltige historische, politische und literarische Artikel, sämmtlich (mit Ausnahme einer Korrespondenz von Karl Blind in London) in Amerika geschrieben, alle in Ton und Haltung gleich würdig. Deutsche Lesekabinette, die so viele ausländische Zeitschriften halten, welche deutschem Leben fremd und feindlich sind, würden wohlthun, statt derselben die „Deutsch-Amerikanischen Monatshefte" anzuschaffen.

Die „Baltische Monatsschrift"*) bringt in ihrem Mai-Hefte unter Anderm eine überaus interessante „Livländische Korrespondenz" über die scheelen Blicke, die man in Moskau auf das selbständige geistige Leben der deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands wirft. Der kürzlich in einer Landtags-Predigt des evangelischen Bischofs Walter in Riga ausgesprochene fromme Wunsch, daß doch die Zeit bald kommen möchte, in der auch die lettischen und estnischen Bauern an dem geistigen Leben der Deutschen in den baltischen Provinzen Theil nehmen, hat in Moskau böses Blut gemacht und die „Moskauer Zeitung" zu der ganz unprovozirten Aeußerung veranlaßt: „Was müßte aus diesen unseren, an Deutschland gränzenden Provinzen werden, wenn die deutsche Nationalität alle Bevölkerungs-Schichten durchdränge? Würden sie dann nicht auch in politischer Beziehung zu Deutschland gravitiren? Und dann — welche Quelle von Widerstrebungen, Niederdrückungen und Widerwärtigkeiten in diesem jetzt friedlichen Lande! Man bereitet den Nachkommen keine segensreiche Aerndte, wenn man die Saat der Zwietracht auszustreuen gestattet. Wir dürfen also im Interesse des russischen Staates, im Interesse der betreffenden Provinzen und in dem der Esten und Letten selbst deren Germanisirung nicht zulassen!"

Dieser Insinuation, daß die Deutschen in den russischen Ostsee-Provinzen, daß Männer, wie Bischof Walter und andere Vertreter deutscher Wissenschaft und Bildung, dort die Saat der Zwietracht ausstreuen, tritt nun die „Baltische Monatsschrift" in der würdigsten Weise entgegen. Wenn den baltischen Deutschen, scheinbar mit Recht, der Vorwurf gemacht wird, daß sie an ihrer veralteten ständischen Sonder-Verfassung festhalten, so findet dies, wie die Monatsschrift bemerkt, seine Erklärung darin, daß diese Sonder-Verfassung mindestens ein Landesrecht, die Gleichberechtigung der protestantischen mit der russischen Staatskirche, garantire, während die allgemeinen Reichsgesetze das gerade Gegentheil enthalten. Erst wenn die russische Reichsgesetzgebung die humanen und liberalen Forderungen der Zeit erfüllt haben werde — erst dann werde sich mit den Ostsee-Provinzen über ein Aufgeben ihrer Sonderstellung reden lassen. Und was die Slavisirung der Esten und Letten betrifft, welche die russischen Panslavisten als Gegen-Bestrebung gegen die Germanisirung verlangen, so antwortet darauf die „Baltische Monatschrift" in ähnlicher Weise, wie Lessing's Nathan in der Erzählung von den drei Ringen:

Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten?
— — — — — — — — —
Wohlan,
Es eifre Jeder seiner unbestoch'nen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend, tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl; da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen!

— **Der Engländer George Stephens.** Es wird einem Theil unserer Leser noch erinnerlich sein, daß wir einst einen Kopenhagener Professor dieses Namens an das Tageslicht ziehen mußten, indem wir auf das Erscheinen seines Werkes aufmerksam machten, das um den geringen Preis einer Guinea allen Wissensdurstigen Aufklärung über die Inschrift jedes nordischen Runensteines geben würde und von dem schon ein so gründlicher Gelehrter, wie der schwedische Possenreißer, Herr Oscar Patrik Sturzenbecker, im Voraus erklärte, es würde beweisen, daß die angelsächsische Sprache (die sich bekanntlich erst aus Anglisch und Sächsisch in England bildete) das älteste Idiom des skandinavischen Nordens gewesen sei. Nun war diese Empfehlung des „verehrten Gesinnungsgenossen" aber eine so handgreifliche Reklame, daß uns augenblicklich ein ähnliches Unternehmen der Art, nämlich das weltbekannte „Buch der Wilden" einfiel; umsomehr, als besagter englischer „Professor" durch eine ebenso schimpfwörterreiche als wissensarme Polemik gegen Deutschland (welcher der pfiffige „Klassiker" Ploug beim Abdruck das Ansehen gab, als ob sie der Saturday Review nachgedruckt wäre!) bewiesen hatte, daß er vom Hochdeutschen eben so wenig wie von irgend welchem alten oder modernen Deutsch, eben von deutschen Verhältnissen die geringste Kenntniß habe. Unser Hinweis hierauf erlaubten wir uns daher einige bescheidene Zweifel an der Unfehlbarkeit seines Subscriptionswerkes und erhielten bald darauf in Folge dessen ein eigenhändiges Schreiben des großen Mr. George Stephens, worin er u. A. viel von deutschen und englischen Brüdern sprach und schließlich feierlichst erklärte, daß er nie und nirgends je eine Zeile Polemik gegen Deutschland losgelassen habe; ganz besonders aber bestritt er die Autorschaft des mit seinem vollen Namen unterzeichneten Schmähartikels in „Faedrelandet." Nun bringt die immer wohlunterrichtete „Süddeutsche Zeitung" unter dem Titel „Englische Feld-Correspondenten" eine Notiz auch über unseren Helden, die wir hier wörtlich wiedergeben: „Mr. Stephens, ein der Kopenhagener Universität attachirter englischer Sprachlehrer, hat seit längerer Zeit eine ausgedehnte Thätigkeit in der englischen Presse entfaltet, um das Land, das ihn ernährt, dem Lande, das die Ehre hat, ihn geboren zu haben, zu empfehlen. Jetzt eben hat er eine der besseren Verbreitung wegen als besonderes Supplement gedruckte Rhapsodie im „Faedrelandet" veröffentlicht, welche Deutschland in trochäischen Rhythmen mit Koth bewirft. Schade, daß er, wie ihm neulich im „Dagbladet" nachgewiesen wurde und er so gut wie zugeben

*) Riga, Nicolai Kymmel.

mußte, unlängst in drohendem Tone bedauerte, seine Dienste einer Sache gewidmet zu haben, die ihn nur ärmlich belohnt habe." — Gewiß, ein anglo-dänisches Normal-Genie von einem Seidschreiber!

— **„Aus dem Tornister eines preußischen Freiwilligen."***) Nicht sowohl aus einem Tornister — denn wir glauben kaum, daß der Dichter selbst auf der Wahlstatt von Schleswig mitgekämpft — als aus einem patriotischen Herzen sind diese poetischen Kriegsbilder aus Düppel, Gravenstein und Broacker geflossen. Der preußische Freiwillige, den wir im bürgerlichen Leben als einen mit vielen Ländern und Sprachen vertrauten Jünger des deutschen Buchhandels kennen, hat hier in Versen seine Begeisterung für deutsche Waffenehre ausgesprochen und dem noch einige andere Dichtungen hinzugefügt, die seine alten und jungen Waffengefährten, denen sie gewidmet sind, gewiß mit Theilnahme lesen werden.

— **„Dunkele Häuser und Straßen in London."****) Der literarische Anwalt Schleswig-Holsteins, Herr Gustav Rasch, entrollt hier eine Reihe von Bildern aus seiner Londoner camera obscura. In dem uns vorliegenden zweiten Bändchen befinden sich unter Anderen Schilderungen des Irrenhauses Bedlam, des Newgate-Gefängnisses und des Besserungshauses in Westminster. In einem Anhange theilt der Verfasser Einiges über seine Besuche bei Karl Blind und Gottfried Kinkel mit.

Literarischer Sprechsaal.

Herr Emil Pirazzi in Offenbach hat seinen von mehreren Zeitungen bereits im Auszuge gebrachten schleswig-holsteinischen Briefwechsel mit dem englischen Parlaments-Mitgliede Sir H. Verney auf einem besondern Blatte vollständig abdrucken lassen. Letzterer hatte in seiner Erwiederung auf Pirazzi's Denkschrift: „Ein Wort an England ꝛc." den Vorschlag gemacht, die Bewohner Schleswigs selbst darüber abstimmen zu lassen, ob sie zu Deutschland oder zu Dänemark gehören wollen. Herr Pirazzi antwortet darauf:

„Es sind dem gegenüber zwei hochgewichtige Einwände zu machen: 1) Die Zone, wo deutsche, und die, wo dänische Bevölkerung wohnt, legen sich keineswegs so glatt nebeneinander, wie zwei Streifen Leinwand, und lassen sich nicht ebenso glatt von einander abscheiden, es findet sich da vielmehr die unregelmäßigste Sprach- und Volksschichtung: in Mittelschleswig z. B. das halbwegs dänische Flensburg; ganz im äußersten Norden aber, unfern der jütischen Gränze, die urdeutsche Stadt Hadersleben, seit Jahrhunderten ein Sitz deutscher Bildung, der nördlichst vorgeschobene Posten deutscher Kultur! Am 6. Juni haben 6000 (zu einem großen Theil dänischredende) Nordschleswiger in einer Versammlung auf einer Anhöhe bei Hadersleben erklärt, daß eine Theilung Schleswigs das größte Unglück sei, welches sie nur treffen könne! Und am 21. d. M. haben 5000 Westschleswiger auf einer Versammlung in Lügumkloster unter lautem Jubel die Erklärungen der Versammlung von Hadersleben auch zu den ihrigen gemacht. 2) Die Ehre der deutschen Nation fordert gebieterisch, auch nicht Eine deutsche Seele, geschweige denn ganze Städte und Distrikte, der Rache ihrer dänischen Bedrücker zu überliefern! Was es aber um dänische Rachgier, Treulosigkeit und Gewalt ist, davon hat die Welt in Schleswig-Holstein bereits das Aergste erfahren, und was es hieße, Nordschleswig den Dänen aufs Neue preiszugeben, das hat erst unlängst eines der erlesensten Rüstzeuge dänischer Tyrannei, der Amtmann von Helgen in Apenrade, in der ausgestoßenen Drohung bekundet: „Wann erst die Dänen wieder Herren der Stadt seien, so werde er drei Tage lang kein Auge für die Dinge haben, die dann in Apenrade sich ereignen würden!"

Herr Pirazzi hat seine oben erwähnte Denkschrift, mit bedeutenden Zusätzen vermehrt, ins Französische übersetzt und denkt nun diese internationale Ausgabe seines „Wortes an England" an sämmtliche Mitglieder der Parlamente und Kammern von England, Frankreich, Belgien, Holland, Italien ꝛc. zu übersenden.

In Nr. 24 des „Magazin" befindet sich ein kleiner Artikel über die agrarischen Fragen Englands. Daß die englischen Grundbesitz-Verhältnisse dem Verfasser des Artikels nicht gefallen und derselbe sie nach seiner Ansicht beleuchtet, steht ihm frei; über subjektive politische Ansichten ist überhaupt nicht zu rechten; in Hinsicht seiner Behauptung über die Primogenitur befindet sich jedoch derselbe in einem so großen Irrthum, daß ich nur bedauern kann, daß derselbe in einer so schätzbaren Zeitschrift einen Platz gefunden hat. In England findet die unabänderliche Erbfolge des Grundbesitzes nur bei den mit einer Pairie verbundenen Liegenschaften statt, bei allen anderen Grundstücken tritt die Erbfolge der Primogenitur nur als subsidiarisches Erbrecht ein, wenn keine Disposition des Besitzers vorhanden ist. Das Dispositionsrecht des Besitzers im Leben und durch Testament ist unbeschränkt. Es ist vor einigen Jahren ein kleines Werk über den Gegenstand erschienen, das aus der sachkundigen Feder des Herrn Thomas Solly geflossen*), dessen Studium ich Jedem empfehlen kann, der sich mit englischen Agrar-Zuständen beschäftigt.

v. H. zu L.

Der vom Professor Karl Biedermann, Redacteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung," erstattete Bericht über den ersten deutschen Journalistentag, gehalten zu Eisenach, am 22. Mai d. J., ist soeben im Drucke erschienen.**) Wir können diesem Berichte nur eine recht weite Verbreitung wünschen, damit die auf dem Journalistentage ausgesprochenen Wünsche in Bezug auf die ungehinderte Entwickelung der moralischen Kraft der deutschen Presse mehr und mehr Unterstützung und Förderung finden.

Die Deutsche Wehrzeitung***) vom 5. Juli enthält einen Bericht über den von einer Anzahl süddeutscher Offiziere in und außer Dienst vor einem Vierteljahre gegründeten deutschen Offiziertag. Wir heben daraus die Bemerkung hervor: „Der deutsche Offiziertag ist in strenger Folgerichtigkeit der Thatsachen nur eine Konsequenz des deutschen Fürstentages, durch den seine Bestrebungen von selbst legalisirt worden sind."

---

*) Von Emil Schneider. Bremen, C. Ed. Müller. Berlin, G. Bethge, 1864.

**) Von Gustav Rasch. Wittenberg, R. Herrosé.

*) Grundsätze des englischen Rechtes über Grundbesitz, Erbfolge und Güterrecht der Ehegatten. Von Thomas Solly, Barrister of Law und Lector an der Universität Berlin. Berlin, Enslin 1853.

**) Leipzig, F. A. Brockhaus.

***) Coburg, F. Streit.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien so eben:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft

herausgegeben von Prof. Dr. **M. Lazarus,** und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Dritter Band. Drittes Heft.

L. Tobler, Das Wort in der Geschichte der Religion. — **Berthold Delbrück,** Die Entstehung des Mythos bei den indogermanischen Völkern. Ein psychologischer Versuch. — **L. Tobler,** Innere Sprachformen des Zeitbegriffes. — **Carl Arendt.** Ein Hauptzug der ungarischen Poesie. — **Pott,** Ueber Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff (Wetter, Himmel, Gott). — **H. Steinthal,** Die Zählmethode der Mandenga-Neger. — Derselbe, Beurtheilungen.

(401)

Preis des Bandes v. 4 Heften (30 Bgn.) 3 Thlr.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für allgem. Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen." 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und ein Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft." —

„Hier schliessen wir unsere Anzeige dieses tief angelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dass Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser innerstes und erstes geistiges Leben wiederspiegeln." (402)

Zu Gelegenheits-Geschenken empfehlen wir:

Worte des Herzens.

von **J. C. Lavater.**

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr. (403)

Bessere Ausgaben mit L's Bildniss, Biographie, resp. Widmungsblatt und Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr. resp. 1 Thlr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann."

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Dainos. Littauische Volkslieder

übersetzt von

G. H. F. Nesselmann.

eleg. kart. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Zartheit und Innigkeit zeichnen bekanntlich die ernsten, frische und naiver Witz die heitern Lieder der Littauer aus. Hier sind die schönsten, geschmackvoll übersetzt, in einen duftigen Strauß gebunden. Ein Holzschnitt auf dem Umschlage giebt das Bild eines littauischen Mädchen in ihrem Nationalcostüm. (399)

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Zweiter unveränderter Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM

UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON HERMANN GRIMM.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (406)

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates von F. Voigt,

Professer an der Königl. Realschule zu Berlin. 1860. 41 Bgn. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in Kattunband und Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr. (405)

„Dropsen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser verführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Worte des Heilandes

an Christenkinder.

Eine Festgabe in siebzehn Kinderpredigten, von Frauenhand. (404)

Nach dem Englischen.

Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage. Mit einem Holzschnitt gez. von Ludwig Richter, geschnitten von A. Gaber.

1856. 32. eleg. geh. mit Goldschnitt 8 Sgr.

„Das sind Worte, durchhaucht von ächter Religiosität und so passend für das zarte Gemüth, wie sie nur eine ächte Frau sprechen kann. Möchte es manchen Kindern so gut werden, daß ihnen am Sonntage eine solche kleine Predigt vorgelesen würde." St. Galler Blätter.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (407)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften Literatur.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** ist erschienen:

Ueber den Ursprung der Sprache von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprechen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (408)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre:

Eran das Land zwischen dem Indus und Tigris.

Beiträge

zur Kenntniss des Landes und seiner Geschichte

von

Dr. Friedrich Spiegel.

24 Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

In mehreren Abschnitten, die zum Theil aus der Zeitschrift „Das Ausland", jedoch in erweiterter und verbesserter Gestalt wieder abgedruckt sind, behandelt der Verfasser, dessen frühere Arbeiten auf diesem Gebiete in grosser Achtung stehen, zunächst die Lage und die ethnologischen Verhältnisse dieses für die älteste Geschichte Asiens so wichtigen Landes. In den folgenden Abschnitten werden die frühesten Beziehungen der Eranier zu den Indiern und den Semiten mit Hülfe des Avesta, des Veda und der Genesis und zum Theil auf Grund von sprachlicher Prüfung untersucht, dann die Stammverfassung der Eranier, die Regierung des Darius nach den Keilinschriften und die kulturgeschichtliche Stellung des alten Eran u. a. m. dargestellt. (409)

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss: Neuester Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (1864. Nr. 1).

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 31.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 31. Juli 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Porteaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Ein sächsischer Minister zur Zeit Napoleon's I. Memoiren des Grafen von Senfft 482

Fremde Ortsnamen in Deutschland . . . 485

Griechenland.

Ein neugriechisches Gedicht. Mitgetheilt von A. Ellissen 486

Frankreich.

Zur Statistik des Selbstmordes 489

England.

Barbara's Geschichte, von Miß Edwards . 490

Böhmen.

Böhmische Christussagen 492

Kleine literarische Revue.

Die deutsche Expedition in Ost-Afrika, 1861 und 1862 493

Der deutsch-dänische Krieg im Jahre 1864 493

Der Citatenschatz des deutschen Volkes . . 493

Typen der Gesellschaft 494

Ofenbrüggen's kulturhistorische Bilder . . 494

Literarischer Sprechsaal 494

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Caisse de l'avenir et hôtels d'invalides civils. Projet par Ch. Bordon. 1 fr.

Législation française des chemins de fer. Traité théorique et pratique, par M. Cotelle, professeur de droit etc. In 8vo. XV et 516 p. Paris.

Le libéralisme jugé par la Civiltà cattolica. Analyse et traduction de la Revue Romaine, par Leonce de la Rallaye, redacteur du Monde. 3 fr.

Le loup et le renard dans la guerre d'Italie. Par Martial Urbain. 3 fr. 50 c. Paris, Aug. Fontaine.

Londres pour ceux qui n'y vont pas. Par Antonin Rondelet, professeur de philosophie. 1 fr. 50 c.

Qu'est-ce que l'homme? Controverses sur l'état de pure nature etc. Par Ant. Casinius, de la compagnie de Jésus. Le Mans. 3 fr.

Madame Swetchine, sa vie et son influence religieuse. Par le père Ch. Daniel, de la compagnie de Jésus.

En chemin de fer. Nouvelles de l'est et de l'ouest. Par X. Marmier. 3 fr.

Théatre de Nohant. Par George Sand. (Le Drac. — Plutus. — Le pavé. — La nuit de Noël. — Marielle.) Un fort vol. in 18. Paris, Michel Lévy. 3 fr. (412)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The English

Catalogue of Books.

Royal 8. pp. 918, half-bound morocco,

15 Thlr.

This Catalogue gives the title, size, price, number of volumes, Publisher's name, and date of publication of 67,500 distinct works — being the English publications, importations of original American works, and Continental English books, for the twenty-eight years from January 1835 to January 1863.

The latest Edition of the London Catalogue —now incorporated with this work—gave 42,340 works for the twenty-five years from 1831 to 1855; additional researches have added to this number about 5,300 titles which had escaped former compilers; from which, however, 1,500 must be deducted, omitted by reason of the four years' difference of date in commencement. This calculation leaves 21,960 books published during the last eight years, or an average of 2,787 per annum, exclusive of reprints.

The chief feature of the present Catalogue is the addition of dates to every title, indicating either when the work was first published, or, if it was not originally published within the period embraced by this volume, the date of the last edition. In many instances both dates are given, as also the dates of alterations in the prices of the books. The dates were first introduced by the Editor in his British Catalogue in 1849, and now uniformly adopted throughout.

In addition to the general Alphabetical Catalogue are the following Appendices: —

Appendix A. — Learned Societies, Printing Clubs, and other Literary Associations, with a List of their Publications.

„ B. — Publishers' Libraries, Series, &c.

„ C. — Magazines and Miscellaneous Periodical Literature.

„ D. — List of Works first published on the Continent in the English Language.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (410)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juli 1864.

A Lady's Adventures in Search of a Horse. — The Paris Season. — Society gone to the Dogs. — Young Oxford at the Commemoration. — Society in Cambridge. The Royal Visit. — The Ordeal for Wives. A Story of London Life. Chapter XXIII., XXIV. — The Colonel's Love Change, or, the Story of a Blank Envelope. — The Playgrounds of Europe. The Southern Slope of the Alps. — Cricket Legislation (With a Portrait of Edward Grace, Esq.) — Seven Flats. By Mrs. *T. K. Hervey.* — The London Opera Directors. — My competitive Examination. — My First Soirée.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juli 1864.

Brother Jakob. — My Three Days' Dictatorship. — Turnpikes. — Sentimentalism. — Margaret Denzil's History annotated by her Husband. Chapter XXIV—XXVII. — Charleston under Fire. — Dreary Court Sky. — On some Points of the Eton Report. By *Paterfamilias.*

THE FINE ARTS QUARTERLY REVIEW. Vierteljährlich ein Band. 2½ Thlr.

Mai 1864.

Proposal for a Tercentenary Memorial of Shakespeare. — Analysis and Synthesis in Painting. — The Reaction from Pre-Raphaelitism. — Recent Additions to the National Art Collections. — Paul Delaroche. — Art-Exhibitions in London. — The Fine Arts in India in the Reign of James I. — Catalogue of Pictures belonging to the Society of Antiquaries, II. — Gleanings from the Westminster Abbey. — Professor Schäffer on a Copy of Raphael's St. Cäcilia. — Jacob Binck. — Early Christian Glass. — Catalogue of C. Visscher's Works III. — Correspondence. — Fine Arts Record.

Diese Periodicals sind in continentalem Debit der Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein: (411)

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. June 1864.

Deutschland und das Ausland.

Ein sächsischer Minister zur Zeit Napoleon's I.

Memoiren des Grafen von Senfft.*)

Die Freunde neuerer Geschichte werden in dem unten näher bezeichneten Werke eine Quelle, zwar nicht neuer großer Züge, wohl aber vieler pikanter Einzelheiten aus jener Zeit finden, wo des ersten Napoleons gewaltige Hand tyrannisch auf Deutschland, auf Europa lag, aus jener Zeit, auf welche kein deutsches Herz auch der spätesten Geschlechter ohne schmerzliche Bewegung wird zurückblicken können.

Der Graf von Senfft, von 1806—1809 sächsischer Gesandter in Paris, später, und zwar bis nach der Schlacht bei Lützen, Minister der auswärtigen Angelegenheiten im sächsischen Kabinet, dann für Oesterreich diplomatisch in der Schweiz beschäftigt, schrieb diese Memoiren im Jahre 1814 und vermachte das Manuscript einem Freunde, mit dessen uneigennütziger Zustimmung das Werk nunmehr, nachdem zehn Jahre seit dem Tode des Verfassers verflossen sind, von der Verlagshandlung der Herren Veit und Co. in Leipzig herausgegeben wird.

Das Hauptinteresse der Memoiren bewegt sich um die Haltung des sächsischen Kabinets einerseits Napoleon und Deutschland, andererseits Polen gegenüber. Es ist zunächst des Kurfürsten, des Königs Friedrich August persönliche Politik, die sich in ihrem ziemlich beschränkten Horizont vor unseren Blicken aufrollt. — In einer Zeit, wo die Zertrümmerung von Thronen fast zur Tagesordnung geworden war, wo mächtige Reiche von der Karte wie alte Fürstengeschlechter von der Regententafel ohne alle Umstände gestrichen wurden, schien es für das Oberhaupt eines kleinen Staates wohl gerathen, sich recht nahe an den Krater des verderbenspeienden Vulkans anzuklammern; dann konnten die Ausbrüche des Riesen vielleicht unschädlich über das zitternde Haupt hinweg gehen und man hatte überdies Gelegenheit, das wunderbar großartige und nur ein wenig blutig-schauerliche Schauspiel der Zermalmung befreundeter Staaten, von sicherem Verstecke aus, zu betrachten. Wenn Friedrich August so dachte, so wird man ihm doch kaum den Vorwurf undeutscher Politik machen können: ein Deutschland gab es nicht mehr; das heilige römische Reich lag in Trümmern; der Kurhut Sachsens vermoderte im Staube. Was konnte also Sachsen für Deutschland thun?

Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, wird die Politik Friedrich August's wenigstens mildernde Umstände für sich gewinnen, wenn wir auch nicht im Stande sind, in ihr die Perspektive der Ehre und der Würde, welche in der Politik doch nie außer Acht gelassen werden soll, zu verfolgen.

Furcht und Hoffnung erscheinen seit der Schlacht bei Jena als die Leiter der sächsischen Politik, und diese beiden Motive finden wir bei jedem bedeutsamen Schritte des Kabinets in der verhängnißvollen Epoche zwischen den Schlachten bei Jena und Leipzig wieder: die Furcht vor der Vergewaltigung Napoleon's, der, wie schon manche bedeutendere Macht auch Sachsens Fürstenhaus an die Räder seines Siegeswagens spannen konnte, und die Hoffnung — auf den Thron von Polen.

Wenn Friedrich August nach der Schlacht bei Jena, in welcher sächsische Truppen dem preußischen Heere zur Seite gestanden hatten, die Verbindung mit Preußen aufgab und sich Napoleon zur Verfügung stellte, so war der Kaiser für dieses rührende Vertrauen nicht undankbar. Der Friede von Tilsit brachte dem Könige das Herzogthum Warschau ein. Ein köstliches Geschenk! Polens anarchische Zustände, die rastlose Aufregung, die unpatriotischen Zwistigkeiten der dortigen Brauseköpfe, die traurige Zerrüttung der Finanzen, die trostlose Vernachlässigung aller Bildungsmittel, die Verkehrtheit aller staatswirthschaftlichen Einrichtungen hätten wohl den schwärmerischen Gesetzgeber vor der Aufgabe zurückschrecken sollen, die Zügel der Regierung über ein Land mit so schwachen staatlichen Elementen zu übernehmen. Friedrich August fühlte sich aber, wie es scheint, stark genug für diese Aufgabe. Stand doch der allmächtige Kaiser hinter ihm mit dem Befehle, seine französische Gesetzgebung nach Polen zu verpflanzen; konnte doch seine Eisenhand den Herzog über die Parteien heben, damit er nicht wieder ihr Spielball werde. Die Erfahrungen, die zwei seiner Vorfahren in Polen gesammelt hatten, schienen für Friedrich August nicht aufgezeichnet worden zu sein. Und Napoleon seinerseits, in der Eilfertigkeit, mit welcher er die widerstrebendsten Nationalitäten zusammenzuschweißen pflegte, übersah, daß Polen und Deutsche als Staatselemente nie zu einem harmonischen Ganzen sich vereinigen lassen. Ueberdies war es ihm, wie er später in beleidigender Weise zeigte, höchst gleichgültig, ob das sächsische Fürstenhaus in den ruhigen Besitz von Polen gelangen würde. Sein Zweck war erreicht: Friedrich August hatte sich mit Polen ködern lassen, und inzwischen war Sachsen eine französische Provinz geworden, eine feste Stütze des Kaisers zu dem gewaltigen Zuge nach dem Zarenreiche.

Diese Zustände fand Herr von Senfft vor, als er das Portefeuille als Minister der auswärtigen Angelegenheiten übernahm.

Herr von Senfft, von dem ehrenhaftesten, biedersten Charakter, treuer Patriot, war, wie man ziemlich allgemein glaubte, im Grunde seines Herzens dem französischen Systeme abhold. Das Publikum begrüßte daher seine Ernennung mit der Hoffnung, daß er dem Kabinet eine dem französischen Einflusse sich entziehende Richtung geben würde. Und in der That sehen wir in den Memoiren mehrfach den Wunsch des Herrn von Senfft auftauchen, daß sich Gelegenheit finden möchte, das Joch Frankreichs von Sachsen, von Deutschland abzuschütteln. Aber größer als die Hoffnung der sächsischen Patrioten war des Königs Furcht vor demselben Umstande. War es nun die Auffassung damaliger Minister, daß sie mehr Diener als Räthe der Krone seien; war es der überwältigende Einfluß der Unterredungen, welche er bei seinem Abgange von Paris mit dem Kaiser gehabt, oder wie in den Memoiren als hauptsächlich angenommen wird, „der Schrecken, welcher während jener traurigen Epoche ganz Europa unwiderstehlich zur Unterwerfung fortriß" — Herr von Senfft ging ganz in das französische System ein, dergestalt, daß er noch nach der Katastrophe von Moskau, ja, als schon die „Alliirten" siegreich über die Schlagbäume Sachsens schauten, mit allzuzähem Vertrauen auf die Unvergänglichkeit dieses Systems daran festhielt. Als im Januar 1812 Herr von Watzdorf als Gesandter nach Wien ging, waren seine Instruktionen von Herrn von Senfft abgefaßt „in dem Sinne einer unveränderlichen Anhänglichkeit am französischen Systeme," und wirklich, weit entfernt, die Wendung der Ereignisse voraus zusehen oder zu ahnen, daß die Sache von Frankreich jemals von

*) Memoires du Comte de Senfft, ancien Ministre de Saxe. Empire. Organisation politique de la Suisse. 1806—1813. Avec Portrait. Leipzig, Veit et Co., 1863.

derjenigen Napoleons getrennt werden könnte, glaubte der sächsische Minister die Haltung seines Hofes in jedem Stande der Dinge durch die Alternative vorgezeichnet: „entweder triumphirt der Kaiser, dann ist die Möglichkeit nicht gestattet, sich seinem Einflusse zu entziehen; oder die Alliirten erreichen Erfolge, dann würde der Herrschaft Napoleons in Deutschland allerdings ein Ziel gesetzt, Frankreich aber dem ungeachtet mächtig genug gelassen werden, um seine Alliirten zu unterstützen, berufen wie es ist, die natürliche Stütze der deutschen Fürsten gegen ihre Nachbarn in Nord und Ost zu bleiben."

Inzwischen mußte man den Einmarsch der Alliirten in Sachsen täglich erwarten, und es war vorauszusehen, daß die französische Armee nicht im Stande sein würde, ihn zu verhindern. „Die Menge wünschte, daß der König in seiner Hauptstadt bleiben und sich in die Arme der Alliirten werfen möchte; und einige Leute am Hofe unterstützten indiskreterweise diese Ansicht. Aber des Königs Art zu denken stieß diesen Vorschlag zurück. Andererseits erschien es Herrn von Senfft sowohl der Würde als auch den Interessen seines Fürsten entgegen, sich auf Gnade und Ungnade dem vielleicht nur vorübergehenden Uebergewicht zu überliefern, welches das Schicksal der Waffen den Alliirten gab, und sich unter die Feinde Frankreichs zu stellen, ohne Beschwerde gegen die Macht erheben zu können, wie z. B. Preußen, und bevor Frankreichs Gewalt in Deutschland als gänzlich niedergeworfen betrachtet werden könnte."

Erst als der Strom der Bewegung gegen Frankreich in unwiderstehlichen Wogen daherrollte und Frankreichs Heere immer weiter nach Westen gedrängt wurden, machte das sächsische Kabinet auf Herrn von Senffts Betrieb eine erfolgreiche Bewegung zum Anschlusse an das damals neutrale Oesterreich. Aber es ist seltsam, daß auch dieser Schritt, den man im Publikum als den Anfang einer nationalen Politik begrüßte, nur in den Fesseln einer durchaus antinationalen Richtung gewagt wurde: Oesterreich sollte an Stelle Frankreichs dem Könige den Besitz von Polen garantiren, auf dessen Nacken Rußland bereits seinen Fuß gesetzt hatte.

Der nächste Erfolg der französischen Waffen lehrte, wie ungern sich Friedrich August dem Zauberkreise Napoleons hatte entziehen lassen. Von Gewissensbissen gequält, durch die Verhandlungen mit Oesterreich die gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen gebrochen zu haben, von Napoleon mit dem gänzlichen Verluste seiner Staaten bedroht, eilte dieser unglückliche Fürst, nach einer ziemlich undiplomatischen Scene mit Herrn von Senfft, von neuem unter die Fittige des kaiserlichen Adlers. Herr von Senfft aber glaubte sich doch zu weit in die Verhandlungen mit Oesterreich eingelassen zu haben, um dem Könige mit Ehre folgen zu können. Er legte sein Amt nieder, mußte aber doch noch seine Hand zur Erfüllung jener drei demüthigenden Bedingungen leihen, die Napoleon dem sächsischen Kabinet als Preis seiner Gnade auferlegte: er mußte dem Kaiser eine genaue Schilderung der Beziehungen zu Oesterreich liefern, hatte dafür aber auch die Genugthuung, daß Napoleon ihn und den General Langenau mit der Drohung beehrte, „er werde den Einen festnehmen und den Anderen füsiliren lassen, wenn er sie in seiner Gewalt haben würde."

Wir wollen mit Herrn von Senfft nicht darüber rechten, ob es deutscher Ehre und den Interessen Sachsens nicht angemessener gewesen wäre, dem Drängen des Volkes nachzugeben und sich eng und rückhaltlos an die kämpfenden Alliirten anzuschließen. Die vielen unerträglich-übermüthigen Beleidigungen, welche das sächsische Kabinet von Napoleon erfuhr, hätten den innigen Anschluß an die Feinde des Kaisers mehr als gerechtfertigt, sie erheischten ihn unseres Erachtens gebieterisch. Außerdem würde man dadurch Gelegenheit gefunden haben, das Verfahren gegen das befreundete Preußen nach der Schlacht bei Jena zu sühnen, ein Verfahren, das dem Könige nicht die geringsten Gewissensbisse verursacht zu haben scheint. Wir machen dem Diplomaten nur zwei Vorwürfe: daß er sich allzusehr von dem (zuweilen mit der niedrigsten Pöbelhaftigkeit gepaarten*) Glanze des kaiserlichen Riesen blenden ließ, während er sich das Wort jenes Marquis d'Ormond, dessen Bekanntschaft er in Paris machte, besser zu Herzen hätte nehmen sollen: „Wer ihn berührt, besudelt sich! (Quiconque y touche se salit!)"; andrerseits, daß auch er eine zu überschwängliche Hoffnung auf den Besitz von Polen setzte und die Kräfte Sachsens dieser Chimäre zum Opfer brachte.

Man wird nicht fehl gehen, wenn man Polen als den Kernpunkt der sächsischen Politik von damals betrachtet. Abgesehen von anderen schlagenden Thatsachen beweist dies die offenbare Vorliebe, mit welcher sich Herr von Senfft über die polnischen Angelegenheiten, Persönlichkeiten und Zustände verbreitet. Herr von Senfft hatte große Pläne in Bezug auf Polen, Pläne, die, wie wir sehen werden, sich einigermaßen im Widerspruch mit der sonstigen etwas pedantischen Anschauungsweise und Politik dieses nüchternen, wir möchten sagen, hausbackenen Charakters befinden.

Von diesen Plänen heben sich vorzugsweise zwei hervor: derjenige der inneren Entwickelung des Landes und seiner Bevölkerung, und derjenige der Erweiterung der Gränzen, welche, um eine Machtentfaltung zu gestatten, allerdings immer bis zur Ostsee würden ausgedehnt werden müssen.

Die Reise des Königs nach Warschau im Jahre 1811 giebt Herrn von Senfft Gelegenheit, Polen und die Polen näher kennen zu lernen, deren intellektueller Führer er sein sollte. Er fand die traurigsten Zustände da, wo seine Hoffnungen so rege gewesen waren. Er that eben so tiefe Blicke in die leitenden Persönlichkeiten wie in das Volk. Er sah, daß in den Ministerien Leute herrschten, welche an der Spitze der Verwaltungszweige nur die Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihrer Privat-Interessen suchten, oder Leute, deren glänzender und beliebter Name, nicht deren Kraft, ihre Wahl bewirkt hatte. Ueberall fehlte die Einsicht in die wahren Interessen des Staats; überall machte sich eine Erschlaffung der sozialen Organisation, eine Nachlässigkeit in Ausführung der höheren Befehle, ein Mangel an Gehorsam geltend, was insbesondere auf die Einziehung der direkten Abgaben den unseligsten Einfluß ausübte. Dazu kam, daß der Seekrieg die Ausfuhr der Landesprodukte verhinderte, was wiederum den Handel lähmte. Der Grundbesitz war zu wenig getheilt und wenig ergiebig, ein großer Theil der Güter überdies in den Händen französischer Besitzer, welche die Revenüen davon auswärts verbrauchten. Endlich hatte das Herzogthum eine Armee von 50,000 Mann zu erhalten, eine Last, welche die wenigen Mittel des Landes vollends erschöpfte. — Noch trauriger war der Anblick der niederen ländlichen Bevölkerung. Herr von Senfft findet sie in einer so trostlosen

*) Einen bisher weniger bekannten Akt dieser Pöbelhaftigkeit erzählt Herr von Senfft bei Gelegenheit des Aufenthaltes in Bayonne. Der oktroyirte König von Spanien, Joseph, sollte von spanischen Edelleuten feierlich begrüßt werden. Unter ihnen führte der Herzog del Infantado das Wort; seine Anrede schien jedoch dem Kaiser einige Zweideutigkeiten zu enthalten, und er unterbricht ihn daher, indem er ihn andonnert: „Weit entfernt, ein Diplomat zu sein, tauge er nur für die Schwelgereien von Paris; er prophezeie ihm den Strick (la corde)" und so weiter.

Geistesverfassung, daß er den Ausdruck „viehische Dummheit" dafür nicht zu stark hält.

Eines langen Friedens und einer Hand von Eisen bedurfte es, um diese Schäden auszurotten — Früchte einer zwanzigjährigen Anarchie, die sich aber nur zu sehr dem Geiste des Volkes assimilirt hatten.

Herr von Senfft urtheilte ganz richtig, daß die soziale Reinigung des Volkes nur durch Hebung des öffentlichen Unterrichts gründlich erfolgen könne. Das ist ein langer, aber der allein geeignete Weg zum Ziele. Herr von Senfft setzte sich daher mit Herrn Kolontay in Verbindung, von welchem der im Jahre 1790 mit vielem Beifall eingeführte Plan für den Volksunterricht ausgearbeitet worden war. Später war dieser wichtige Gegenstand in die Hände des Grafen Stanislaus Potocki gelangt, welcher aus der Leitung desselben nur Nahrung für seine Eitelkeit zog und nur eine höchst armselige Einsicht darin besaß, während der Justizminister, um seine Privatinteressen zu begünstigen, durch eine mehr als gewagte Anwendung der Prinzipien des Code Napoleon die Mittel unsicher zu machen suchte, die dem öffentlichen Unterrichte gewidmet und auf die früheren Besitzungen der Jesuiten angewiesen waren. Herr von Senfft stellte später die Rechte der Unterrichtskammer durch eine Königliche Entscheidung wieder her.

Die Erziehung des Volkes wollte Herr von Senfft in zweierlei Form versuchen: zunächst durch den öffentlichen Unterricht. In dieser Beziehung schien es ihm, daß man nichts dauernd Gutes stiften könnte, wenn man die Primärschulen vermehre, bevor die Mittel und die Einrichtung der Landesuniversität in Krakau, des wahren Mittelpunkts und der wahren Quelle des Unterrichts für Polen, nicht auf soliden Fuß gestellt würden, und wenn man sich nicht gleichzeitig mit der Sorge um die Erziehung der neuen Generation, namentlich mit der Civilisation der Masse der Landbewohner beschäftige, deren Verdummung sich stets durch die Macht des Beispiels und der Gewohnheit in der Familie als ein unüberwindliches Hinderniß den Anstrengungen entgegenstellen würde, die man auf den Unterricht der Jugend verschwenden möchte. Deshalb wollte Herr von Senfft zweitens auf militärischem Wege die Bildung des Volkes versuchen.

Die wunderbare Fähigkeit des polnischen Volkes, sich durch die militärische Disziplin zu bilden und zu entwickeln, welche selbst bei den von aller Kultur entblößten Individuen in wenig Wochen eine kaum begreifliche Veränderung erzeugt, gab Herrn von Senfft die Ueberzeugung, daß nichts das Werk der Civilisation bei dieser so reich begabten Nation so schnell befördern werde, als die Bildung von Nationalgarden, welche periodisch die ganze Bevölkerung dem Dienste, der Strenge und der Gewohnheit des militärischen Lebens unterwerfen und sie so an Ordnung und Sauberkeit gewöhnen würde. Er hoffte, daß dabei gleichzeitig der Keim jenes Ehrgefühls sich würde entwickeln lassen, welchen man in so hohem Grade bei dem polnischen Soldaten bemerkt, wenn er in der Sprache und durch Offiziere seiner Nation kommandirt wird. Herr von Senfft ging noch weiter. Er wollte an ausgezeichnete Dienste in der Nationalgarde den Besitz kleiner Bauergüter knüpfen, die nach einem allgemeinen Gesetze, auf den Domainen sei es des Staats, sei es des Adels, in Aussicht zu nehmen sein würden. Hierdurch würde man Muster von Industrie und Landwirthschaft heranbilden, und so würde sich mit der Zeit unter der Landbevölkerung der Geschmack an jenen Tugenden verbreiten, welchen das Beispiel fremder Kolonisten umsonst gepredigt hatte und dessen Mangel sich vielleicht mehr als der Wille der Herren der größeren Theilbarkeit des Grundeigenthums und der wirklichen Emanzipation der Leibeigenen entgegenstellte, deren Fesseln nur scheinbar durch die Konstitution von 1807 gelöst worden waren.

Bei weitem kühner erscheint der Plan, die Gränzen Polens zu erweitern oder vielmehr Polen in seinen alten Gränzen wieder herzustellen. Hier ist der kühle Minister aus des heiligen römischen Reiches bestem Gaue kaum wieder zu erkennen. Die Schwingen seiner Phantasie fürchten nicht mehr das Napoleonische System, scheuen sogar die Revolution nicht, um Polen und mit ihm das sächsische Fürstenhaus zu einer Macht ersten Ranges zu erheben. In einer Zeit, als scheinbar Unmögliches gelang und oft Tiefdurchdachtes scheiterte, wo man um Throne und Völker gleichsam im Hazardspiele rang, durfte sich vielleicht auch der ernste deutsche Minister die Theilnahme an einem solchen Spiel erlauben. Und in der That hatte seine Kombination, die Kraft der Ausführung vorausgesetzt, manche Chancen für sich. Die Polen der alten Provinzen waren stets zu einer Erhebung bereit; Rußland war tief verwickelt in seinen Krieg mit der Türkei; die Höfe von Wien und St. Petersburg behandelten sich mit gegenseitiger Empfindlichkeit; Schweden hatte Interesse an der Schwächung Rußlands; Frankreich beschäftigte einen großen Theil seiner Truppen in Spanien; die Festungen Danzig, Küstrin und Glogau waren von polnischen und sächsischen Truppen besetzt und man konnte sich also ohne Schwierigkeit zum Herrn dieser Plätze machen. Dann hätte man eine feste Barrière an der Oder und Weichsel gehabt und leicht eine Verbindung mit England herstellen können.

„Es ist wahr, fährt Herr von Senfft fort, man konnte hierbei nicht auf die bedeutendste Persönlichkeit unter dem damaligen Polen, den Fürsten Poniatowski, rechnen. Mit wenig unternehmendem Geiste begabt, war er durch die schmeichlerischen Aufmerksamkeiten Napoleons zu sehr gefesselt, um dem französischen Interesse entgegenzuhandeln. Leichter hätte man die Generäle Dalatewski, Zajaczek und Rozniecki gewinnen können. Herr von Senfft verständigte sich über diesen Gegenstand mit dem Grafen Felix Potocki, der kürzlich aus Spanien zurückgekehrt war, wo er ein polnisches Regiment kommandirt hatte. Sie kamen darin überein, daß die Wiederherstellung Polens von einem Kriege hoffen, den, wie man nicht mehr zweifeln konnte, Napoleon gegen Rußland im Sinne trug, so viel sei als das Schicksal der Nation und die Frucht ihrer Anstrengungen dem Ungefähr einer fremden Politik überliefern. Man mußte also dieser Eventualität zuvorkommen und Potocki, Enkel des Marschalls der Konföderation von Bar, feuriger Patriot, verbunden mit Allem, was in Polen der Sache des Vaterlandes ergeben war, versprach das Gewebe der Revolution zu spinnen, die auf ein von der Armee des Herzogthums gegebenes Zeichen, zu derselben Zeit von Kiew bis zu den Ufern der Dwina ausbrechen sollte.

„Die Genehmigung des Königs konnte man nur dann hoffen, wenn man, nachdem alle Federn gespannt waren, sich im Stande sah, ihm einen zur Ausführung vollständig reifen Plan zu unterbreiten. Herr von Senfft hielt den Sommer von 1811 für den geeigneten Zeitpunkt, um die Unternehmung mit Erfolg zu beginnen. Allein der Graf Potocki erlebte diesen Zeitpunkt nicht, und die Verhältnisse drängten sich dann mit einer unaufhaltsamen Raschheit, um die französische Macht an den Abgrund hinzureißen und Polen um alle seine Hoffnungen zu bringen."

Man kann Herrn von Senfft zu der Zertrümmerung seiner Hoffnungen im Grunde nur Glück wünschen: ihm wurde der herbe Schmerz erspart, welcher stets im Gefolge der Ernüchterung

ist. Diese Ernüchterung mußte bald genug eintreten. Die Hoffnung auf eine dauernde Verbindung mit Polen mußte sogleich schwinden, wenn Sachsens Fürsten wirklich die Eisenhand auf Polen gelegt hätten, die Herr von Senfft für erforderlich hielt. Nimmer würden die Polen das Scepter eines fremden, zumal deutschen Fürsten auf die Dauer über sich geduldet haben. Und die Sachsen? Weit entfernt, auf den Besitz von Polen stolz zu sein, gaben sie sich vielmehr einer gerechten Eifersucht hin auf Alles, was von dem sächsischen Kabinet für Polen gethan wurde. Die Aufschrift, welche Herr von Senfft einst an seinem Hause fand: „Hotel de Pologne" enthielt ein treffendes Epigramm, das man zunächst auf den Verkehr so vieler Polen in des Ministers Hause beziehen mochte, das aber in einem Witze à la Kladderadatsch den Empfindungen der deutschen Sachsen gegen die Polen unverhüllten Ausdruck gab. Je mehr der sächsische Hof sich die Sympathien der Polen erworben hätte, desto mehr würde er seinen Halt bei den deutschen Unterthanen verloren haben — ein trügerischer Tausch, an den Hund in der Fabel erinnernd, der sein gutes Stück Fleisch fallen ließ, um nach dem im Wasser wiedergespiegelten Fleischbilde zu schnappen. G. H.

Fremde Ortsnamen in Deutschland.

Nach Vollendung seines altdeutschen Namenbuches, dessen erster Theil die Personennamen und dessen zweiter die Ortsnamen enthält, hat der verdienstvolle Ernst Förstemann als Fortsetzung seiner bisherigen Thätigkeit eine Schrift über die deutschen Ortsnamen*) veröffentlicht, welche den Zweck hat, eine möglichst leichte Uebersicht über das Gebiet der deutschen Ortsnamenkunde zu gewähren. Der Verfasser setzt hier das Material und die gelehrten Nachweise des Namenbuches voraus; hinsichtlich der neueren und neuesten Ortsnamen hat er aus eigenen Sammlungen, sowie aus den Arbeiten Anderer geschöpft. So wissenschaftlich auch Förstemanns abhandelnde Schrift ihrem Inhalte und Wesen nach gehalten ist, so wenig hat sie gelehrten Schmuck durch Citate und Anmerkungen gewinnen sollen, so daß sie eine fast populäre Gestalt bekommen hat und somit allen Gebildeten und nicht bloß den Gelehrten Nutzen und Genuß gewähren kann.

Die Ortsnamen werden von Förstemann in mannigfachster Weise der Bearbeitung unterworfen: Formen und Arten der Bildung und Zusammensetzung werden sowohl nach ihrer grammatischen als auch nach ihrer geistigen Seite hin geordnet und beleuchtet, und ein gutes Register erleichtert die Benutzung des inhaltreichen Werkes. — In einem Capitel „Deutsch und Fremd" werden die verschiedenen räumlichen, zeitlichen, sprachlichen und geistigen Beziehungen, in welchen die deutschen Ortsnamen zu den undeutschen stehen, in kurzer und nur andeutender Weise — eine erschöpfende Behandlung erforderte für dieses Gebiet ein Buch — zusammengestellt und besprochen. Für die Leser dieser Blätter wird dieser Theil der deutschen Ortsnamen ein besonderes Interesse haben, weshalb wir denselben in seinen Hauptzügen verfolgen wollen.

Bei Besprechung der fremden Namen auf deutschem Gebiete beschränkt sich Förstemann auf einen in einem früheren Capitel bezeichneten Raum, auf welchem noch gegenwärtig, und zwar schon seit langer Zeit, die deutschen Ortsnamen die Hauptmasse bilden. Auf die Frage, in welchen Landschaften gegenwärtig deutsche Ortsnamen vorherrschend seien, zieht dort Förstemann mit Berücksichtigung der Landkarte eine Gränze, welche zu vier Fünfteln fast genau mit der gegenwärtigen Sprachgränze zusammenfällt. Nur zwischen dem Fichtelgebirge und der Ostsee ist die deutsche Sprache über gewaltige Gebiete vorgerückt, ohne den onomatologisch vorherrschend slavischen Charakter diesen Gebieten nehmen zu können. Aehnlich hat im Westen die romanische Zunge Eroberungen gemacht, ohne die Mehrheit der deutschen Ortsnamen zu unterdrücken.

Von einem großen Theile jenes Raumes ist es gewiß, daß die Vorgänger der Deutschen die Kelten waren, und keltischer Namen sind daher sicher auf deutschem Gebiete unzählige haften geblieben. Besonders sind sie unter den Bezeichnungen der Berge und Flüsse zu erwarten. Da jedoch wahre Wissenschaft auf keltologischem Gebiete noch ziemlich jung ist, so hat es bei vielen dieser Namen noch nicht gelingen wollen, ihre Deutung mit irgend einer Wahrscheinlichkeit zu lösen. Mit annähernder Gewißheit sind als keltisch erkannt und gedeutet z. B. Hercynia, Dubra (Tauber), Glana (die Glan oder Glon), Labara (die Laber). Klarer sind die Namen vieler bewohnten Oerter. Dahin gehören die Formen auf das Adjectivsuffix iac (iacum, iacus), wie Lauriacum, Mongontiacum, die unzähligen, namentlich am Rhein begegnenden, heutigen Formen auf ich, ig (Linnich, Breisig), die auf uba, wie Goldaba, die auf magus (wie Noviomagus, das heutige Nimwegen), ferner die auf bona, briga, dunum und durum u. s. w.

Kürzer gedenkt der Verfasser der Slaven, welche sich in mancher Hinsicht zu den Germanen verhalten wie diese zu den Kelten. Die Slaven sind als nachrückendes Volk selbst in jenes engere Gebiet, welches wir hier nur im Auge haben, hineingedrungen.

Minder organisch hat sich Romanisches in das deutsche Gebiet eingedrängt. Dahin gehören römische Militairstationen, wie Augusta, sowohl Vindelicorum wie Rauracorum, Colonia Agrippina Confluentes, Aquae, Tabernae u. s. w. Ferner neumodische französische Namen von Schlössern, wie Sanssouci, Bellevue, Montbrillant, die mehr ein kulturhistorisches als sprachlich-etymologisches Interesse haben. Die Endung ei mit ihren zahllosen Bildungen gehört insofern auch hierher, als sie zur Ortsnamengebung diente. Bekannt ist die Sitte, Häuser nach dem Namen der Wirthe mit angehängtem ei zu bezeichnen, welche sich namentlich in Universitätsstädten findet.

Aber germanische Brüder skandinavischen Stammes sind in unser Gebiet eingedrungen, wovon vor allen südschleswigische Namen mit -by, -hund, -löft, -büll u. s. w. Zeugniß geben. In unseren Tagen ist die dänische Benennung in Schleswig noch weiter und zwar oft gewaltsam versucht worden.

Dagegen hat der angelsächsische Stamm, wie Förstemann sagt, „uns ziemlich unbehelligt gelassen". Außer einigen Wirthshausnamen, wie British Hotel oder London Tavern, verräth nichts in unseren Namen die Spur seines Daseins.

Nach dieser kurzen Ueberschau über den fremden Sprachbestand im Gebiete unserer Ortsnamen gedenkt der Verfasser der Uebersetzung fremder Namen, wie wir sie innerhalb und außerhalb unseres Vaterlandes vorgenommen haben.

Wenn unsere geographischen Lehrbücher und Karten in allen Erdtheilen einen Reichthum deutscher Namen aufweisen, so ist dies von geringer Bedeutung, dagegen hat die Erscheinung ihre besondere Wichtigkeit, daß wir Ortsnamen derjenigen Völker, mit denen wir uns in Wohnsitzen und Blutmischung durchdrungen haben, zugleich mit eigenen Benennungen bezeichnen. So vor allen sla-

*) Die deutschen Ortsnamen. Von Ernst Förstemann. Nordhausen 1863. Ferd. Förstemanns Verlag.

vische Ortsnamen. Besonders in den Ländern, in welchen noch heute eine slavisch redende Bevölkerung unter deutscher Herrschaft steht, in Böhmen, in der Lausitz, in Oberschlesien, Posen, Westpreußen und Illyrien finden sich Oerter theils mit deutschen, theils mit slavischen Namen. Seltener kommt im gewöhnlichen Leben die Uebersetzung aus dem Deutschen ins Romanische vor. Dagegen war die gelehrte Uebersetzung deutscher Ortsnamen ins Lateinische in älterer Zeit, namentlich im Reformationszeitalter beliebt, ähnlich wie die Latinisirung deutscher Familiennamen.

Ein geringerer Grad als die Uebersetzung, möge sie nun genau oder ungenau sein, ist die Annäherung des fremden Namens an den heimischen Klang. Wackernagel nennt diesen Prozeß bekanntlich „Umdeutschung". Es ist dies einer der interessantesten Vorgänge der Sprachentwickelung, indem durch den Trieb nach leichterer Aussprache das fremde Wort eine so deutsche Gestalt erhält, daß seine Abstammung nicht gefühlt, sondern sogar volksetymologisch zu einer deutschen gemacht wird. Bei Deutung solcher Namen ist das Zurückgehen auf die älteste Form vor allem unerläßlich, weil sonst der Irrthum auf Schritt und Tritt begegnet. — Förstemann hat ein kleines Verzeichniß solcher umdeutschten Namen gegeben und in Parenthese das die Volksetymologie bewirkende Wort beigefügt. Daß auch einzelne nicht spezifisch einheimische Oerter berücksichtigt wurden, liegt in der Natur der Sache. Einige Beispiele mögen hier folgen.

Keltisch-deutsche Namen sind z. B. Noviomagus (noch 1674 Nieumegen), das heutige Nimwegen (Gedanke an Weg); Danubius, Donau (Au); Mediolanum, Mailand (Land); Vitoduram, Winterthur (Winter); Alemana, Altmühl (alt und Mühle); slavisch-deutsch sind: Potsdussimi, Potsdam (Damm); Luboraz, Lieberose (Rose); Dubrawica, Dummerwitz (dumm und Witz), ferner die wendischen Namen auf das Suffix —ow, —owo, welches sich zu deutschem —au (Au) umwandelt. Von romanisch-deutschen Bildungen sei erwähnt: Klagenfurt und das überseeische Finsterstern (jetzt gewöhnlich in pedantischer Weise wieder finis terrae genannt). Bei Klagenfurt denken wir unwillkürlich an Klage und Furt (wie Schweinfurt, Frankfurt), die ursprüngliche Form lautet aber Claudii forum. Das englische Canterbury wurde früher Cantelberg genannt. Aus Kiöbenhavn (Kaufmannshafen) wird Kopenhagen mit dem Gedanken an Hagen, aus Norge Norwegen (Weg). Oft täuscht sich auch die Volksetymologie und sieht ein wirklich germanisches Wort, dessen Bedeutung aus dem Sprachbewußtsein schwand, als ein fremdes an und sucht es dann zu verdeutschen. So wird Antwerpen noch im 17. Jahrhundert Antorff genannt.

Zu der allerinnigsten Vereinigung kommen zwei Sprachen, wenn jede von ihnen einen Theil eines zusammengesetzten Wortes liefert. Bei den deutschen Ortsnamen kann das deutsche Element den ersten oder den zweiten Theil der Komposition bilden. Auch hier kommen jene drei fremden Einflüsse in Betracht; zum romanischen Elemente haben wir hier auch die griechischen und hebräischen Ueberlieferungen zu rechnen, welche uns durch Vermittelung des Römischen zugeführt werden. Es ergeben sich folgende sechs Arten zweisprachiger Namen:

Deutsch-romanisch: Hierher genau genommen alle Namen, die auf Fremdwörter ausgehen, wie Celle, Kirche, Kammer, Münster, München und dergl.

Deutsch-slavisch: Beispiele sind unter anderen: Waldbrietzen, Treuenbrietzen, Deutschbrod, Brücklas, Höflas.

Deutsch-keltisch: Seewalchen, Dietrichsmais, Holzdobel, Rehkogel.

Mehr Anspruch auf die Bezeichnung als deutsche Namen haben die folgenden drei Klassen:

Romanisch-deutsch: Alle mit romanischen (griechischen, hebräischen) Personennamen beginnenden, wie die Hunderte von Julien-, Margarethen-, Marien- (wozu auch wohl Mergentheim), von Augusts-, Theodors-, Johannes-; ferner die auf eine Würde, wie Kaiser-, Bischof-, Probst- hinweisenden. Dann die mit Kloster, Klause u. s. w. anfangenden; überhaupt ist die Masse hier unerschöpflich.

Slavisch-deutsch: Beispiele sind Knietzenberg, Piastenthal, Wenzelsdorf, Nowahutta u. s. w.

Keltisch-deutsch: Hierher sind zu rechnen z. B. Wirtemberg, besonders aber solche Namen, deren ersten Theil ein undeutscher Flußname bildet, wie Rheinstein, Ahrweiler, Tauberschallbach. In Tauberbischofsheim vereinigt sich keltisch, romanisch und deutsch.

In der letzten Abtheilung unseres Kapitels stellt der Verfasser eine Vergleichung zwischen Deutschen und Fremden an und entwickelt hier höchst geistvolle und anregende Ideen, welche die Sprachwissenschaft der Zukunft weiter auszuführen hat. Am Schlusse giebt er eine bibliographische Uebersicht über solche Schriften und Aufsätze, welche die Erforschung fremder Ortsnamen sich zur Aufgabe gemacht haben. In dieser Bibliographie findet sich auch die kleine Arbeit zur Etymologie des Namens „Berlin" in Nro. 44 des Jahrgangs 1862 dieser Blätter mit aufgeführt. R. B.

Griechenland.

Ein neugriechisches Gedicht.

Mitgetheilt von A. Ellissen.

Die in Athen erscheinende, relativ ausgezeichnete politische und literarische Zeitschrift Εὐνομία enthält im Feuilleton ihrer Nummer vom 21. April (3. Mai) d. J. ein Gedicht mit der pseudonymen Unterschrift Philon, welches der Herausgeber der Eunomia, der als Archäolog, Dichter und Staatsmann rühmlichst bekannte Professor Alexander Rhisos Rhangabé (unter König Otto vom Oktober 1855 bis Juni 1859 Minister der auswärtigen Angelegenheiten) mit folgenden Worten einleitet.

„Misanthropischer Unmuth über den gegenwärtigen Zustand der griechischen Angelegenheiten hat einem Dichter unseres Volkes das nachstehende beachtungswerthe Gedicht eingegeben, welches wir übrigens eben sowohl, wie er selbst, als einigermaßen blasphemistisch anerkennen. Könnten die arg mitgenommenen Alten es lesen, so würde die Rache dieser wohlwollenden und uneigennützigen Bewunderer der schönen Poesie darin bestehen, daß sie dem Dichter ihren Beifall spendeten."

Abgesehen von dem eigentlich poetischen Werthe des Gedichts, hinsichtlich dessen wir dem Urtheil des Lesers nicht vorgreifen wollen, schien es uns durch seinen ganzen, für die Auffassung der gegenwärtigen griechischen Zustände von Seiten eines hellsehenden und vorurtheilsfreieren griechischen Patrioten höchst charakteristischen Inhalt ein allgemeineres Interesse hinlänglich beanspruchen zu können, um die nachstehende vollständige Mittheilung einer treuen Verdeutschung zu rechtfertigen. Allem Anschein nach,

beſonders nach den letzten Strophen zu ſchließen, gehört Philon, wie er ſich nennt, nicht zu den ſanguiniſchen Neuhellenen, welche in der Palmerſton-Bulgaris'ſchen Oktober-Revolution von 1862 und ihren Ergebniſſen, die neuerdings in der Vereinigung Griechenlands mit den Joniſchen Inſeln zu einem engliſchen Vaſallenſtaat nach dem Muſter der indiſchen Nabobthümer bis auf Weiteres zu einem würdigen Abſchluß gediehen, die Wiederkehr des goldenen Zeitalters für Hellas erblicken.

Was die metriſche Bearbeitung des im Original gereimten Gedichts betrifft, ſo glaubten wir uns dabei auf reimfreie Jamben beſchränken zu müſſen, da eine gereimte Ueberſetzung nur auf Koſten der Worttreue durchzuführen wäre, die vor Allem wünſchenswerth ſchien, und die mit dem hier gewählten leichten Versmaße ſehr wohl vereinbar iſt.

Οἱ ἀρχαῖοι.*)

Μὲ ἐρωτᾷς εἰς τὴν ἐπιστολήν σου
Ὁποῖοι ἀληθῶς εἶν' οἱ ἀρχαῖοι,
Δεινὸν τὸ ζήτημά σου καὶ συγχέει
Δικαίως, ἀδελφέ, τὴν κεφαλήν σου.

Κ' ἐγὼ συχνάκις ἀφορῶν ὀπίσω
Τὸ μέτωπόν μου εἰς τὰς χεῖρας κρύπτων,
Καὶ εἰς τὰ πάλαι νοερῶς ἐγκύπτων,
Πασχίζω τὸ μυστήριον νὰ λύσω.

Ἀναδιφῶν τὴν δόξαν τῶν προγόνων,
Ἦσαν μεγάλοι, ἐμφανῶς, ἐκεῖνοι;
Ἢ μήπατηλῶς τοὺς μεγαλύνει
Ἡ μὴ ἀπατηλῶς τοὺς μεγαλύνει
Ὁ τὰ ὄμματά μας ἡ ἀχλὺς τῶν χρόνων;

Die Alten.

Du fragſt in deinem Briefe, wie in Wahrheit
Wohl unſre Ahnen einſt beſchaffen waren.
Traun, eine inhaltſchwere Frage, Bruder,
Die Dir mit Recht den Kopf verwirren mag.

Ich ſelbſt auch, rückwärts ſchauend, in den Händen
Die Schläfen bergend und im Geiſt mich in
Die alte Zeit verſetzend, mühte oft ſchon
Mich ab, um das Geheimniß zu erforſchen.

Dem Ruhm der Ahnen ſpür' ich nach und frage
Mich zweifelnd: waren ſie denn wirklich groß?
Wie, oder ſollte trügeriſch der Nebel
Der Zeit in unſern Augen ſie vergrößern?

Bläht bis zum Uebermaß nicht ihre Thaten
Die Lupe willkürlicher Täuſchung auf?
Hat der gelehrten Alterthumsverehrer
Vertrauen unſer Urtheil ſtumpf gemacht?

Vergiß auf einen Augenblick die Welt
Der Bücher, jene Welt der Unnatur;
Laß hinter Dir der Schule Phantaſien
Und würdige die Vorzeit, wie ſie war.

Sieh der Geſchichte wirklichen Verlauf,
Und ob der Griechen Weſen ſich verwandelt.
Der Vortheil war die Gottheit auch der Alten,
Ihr Ich der Götze, dem allein ſie dienten.

Bei ihnen auch war dünn geſät die Tugend
Und ihre Thaten die gewöhnlichſten;
Nicht anders ward das Land, gleich blieb ſich Alles,
Die nämliche Geſellſchaft überall.

Drum nenn' ich weiſ' und treffend auch die Worte
Des Fremden, der den richt'gen Spruch gefällt:
„Das Volk der Griechen iſt noch heutzutage,
Was es vor Alters war: Canaillenpack!"

Möcht'ſt Du um ſolche Worte mich vielleicht
Der Läſt'rung zeihen, richte nicht zu raſch:
Denn prüfſt Du unparteiiſch nur die Dinge,
Wer weiß, du ſtimmſt mir endlich ſelbſt noch bei.

Laß uns ſelbander denn die alte Zeit
Durchlaufen, um zu ſehen, wie ſie war.
Womit nur ſollen wir den Anfang machen?
Beginn' ich mit den Göttern des Olymp?

Sprech' ich von ihrer Liebſchaft Aergerniſſen?
Gedenk' ich ihres ruchlos wüſten Treibens,
Der Schändlichkeit in der Myſterien Hülle,
Der ganzen zucht- und ſittenloſen Lehren?

Du ſagſt vielleicht, nicht von den Göttern ſolle,
Nur von den Menſchen hier die Rede ſein.
Gut! — doch für jede Zeit und jedes Land
Iſt durch den Göttercult die Form bedingt.

Die Sterblichen ſind gleichwie ihre Götter,
Und ſo verfiel ich auf die alten Mythen,
Um Dir zu zeigen, wie das alte Hellas
In ſeinen Sitten des Olympos Bild.

Geh' von den Göttern zu der Zeit nun über,
Die man die goldne hieß, das Heldenalter.
Sieh doch, mit welchen ſtolzen Heldenthaten
Es prangt: mit Räubereien, Diebſtahl, Mord,

Mit Seeraub, mit Gewaltthat aller Art . . .
Das iſt's, wovon ganz Hellas übervoll war,
Worin von Kadmos bis zur Ilias
Die liebſten ſeiner Heldenſagen wurzeln.

Wovon denn anders hat Homer geſungen?
Was ſind's für Tugenden, die er gefeiert?
All überall Verleumdung, Scheelſucht, Neid,
Zwietracht und Trunkenheit und Völlerei.

Das giebt ihm Nahrſtoff der Begeiſterung!
Und was denn war des Ilionsliedes Anlaß?
Der See- und Heerzug räuberiſcher Schaaren:
Um welchen Preis? Um ein verlauf'nes Weib!

Sieh nur, wie der verſtänd'ge Heſiod
In ſeiner Dichtung ſeine Zeit geſchildert.
Was ihn umgiebt, erregt ihm tiefſten Unmuth,
Abhold und widerwärtig ſcheint ihm Alles.

Doch das ſind eitel Fabeln, magſt Du ſagen.
Nur die Geſchichte willſt Du ſehn, die echte?
Im Weſen findeſt Du auch hier daſſelbe,
Siehſt gleiches Leid und Laſter mit Bedauern.

Blick' hin auf ihrer Seiten glänzendſte,
Auf Marathon's glorreich geprieſ'nen Kampf.
Wo wär' ein andrer Tag doch aufzuweiſen,
Der mehr, als der, das Vaterland geehrt?

*) Wir theilen zur Probe die drei erſten Verſe des Originals mit, woraus die des Neugriechiſchen kundigen Leſer entnehmen können, wie glücklich der deutſche Ueberſetzer die Schwierigkeiten des Originals überwunden hat. D. R.

So lange Herzen in der Männer Bruſt,
Durchglüht von Tugend, kühn und ſtolz noch ſchlagen,
So lange wird dein Namen ehrfurchtsvoll
Genannt, du heil'ges Feld von Marathon.

Ein Häuflein freier Schwerbewaffneter
Errettete dich, hehre Freiheit, dort.
Doch was hat die Geſchichte hier verſchuldet?
Wem wohl war der Triumph allein zu danken?

Ward nicht jedweder Held von Marathon
Des gleichen Lohns: des Bildes werth geachtet?
Und ward die Schlacht durch Zufall nicht entſchieden?
Mußt' eines Looſes Wurf nicht Hellas retten?

Dem Vaterlande drohte das Verderben,
Der Strom der Feinde hatt' es überſchwemmt:
Und worauf nur ſann jedes ſeiner Kinder?
Wie Feldherr der nur ſein ſoll und kein andrer!

Zwietracht und Hader herrſchen unter ihnen,
Zehn Führer zählt das Heer und ſo viel Sinne.
Verleumd' ich etwa oder täuſch' ich mich?
So leider iſt, ſo war einſt der Hellene!

Und hätt' ein Andrer an demſelben Tage
Statt des Miltiades den Stab geführt,
So ſiegte dort des Perſers Heer, ſo beugte
Athen ſich unter'n Turban der Satrapen.

Und wenn Themiſtokles bei Salamis,
Wo man mit Ruthenſtreichen ihn bedrohte,
Die zagenden Hellenen nicht mit Liſt
Zum Kampf gebracht — was wäre draus geworden?

Als des Verderbens Abgrund vor ihm gähnte,
Als die Vernichtung ſeinem Volke drohte,
Stand ſo es um das hochgeprieſ'ne Hellas,
Bewährte ſo ſich der Hellenen Sinn!

Verlangſt Du mehr und ſtärkere Beweiſe?
Blick' hin doch, als es frei nun von dem Andrang
Der Fremden war, iſt wohl ein Tag vergangen,
Der innerliche Fehden nicht gebracht?

Streit überall: es haßt des Feſtlands Grieche
Die Dorerſtämme des Peloponnes;
Der Attiker verabſcheut den Böoter;
Schwer trifft Meſſenien Sparta's finſtrer Groll.

Zwietracht, wohin' Du nur den Blick magſt wenden:
Stadt gegen Stadt, ein Freiſtaat wider'n andern,
Derweil der badernden Partein Selbſtſucht
Und Streit im Innern jeden noch zerreißt.

Wer war auf das Gemeinwohl nur bedacht,
Den eignen Vortheil aus dem Sinn ſich ſchlagend?
Wer gab, den Fernblick in die Zukunft ſendend,
Dem Traum ſich eines großen Hellas hin?

Gar weit entfernt war jeder, auf's Gemeinwohl
Sein Denken und ſein Träumen nur zu richten;
Nein! wie der eigne Name widerhallen
Und wie er ſeine Kaſten füllen möge.

Er ſelbſt das All und Alles nur für ihn,
Richtſchnur iſt ihm der eignen Füße Spur,
Sein Griechenland der kleine Heimatflecken,
Und er allein der größte der Hellenen.

Wer hätte willig wohl des Erſten Platz
Dem Beſſern, als er ſelbſt war, eingeräumt?
Wer ließ ſich wohl herbei, das theure Ich
Zu opfern auf des Vaterlands Altar?

Hoffahrt und Hochmuth, Ruhmſucht, Eitelkeit,
Unwiſſenheit und müßiges Geſchwätz,
Selbſtſucht und ſchmutziger gemeiner Geiz,
Kargheit an Thaten, Ueberfluß an Worten:

Ja, ſo war Hellas, und nicht wähn' etwa,
Daß ich die Zeiten durcheinanderwerfe!
Sein eager Horizont, er blieb derſelbe
Und unverwandelt der Hellenen Weſen.

Doch warum wird denn Hellas ſo gefeiert
Und zu den Wolken ſchier ſein Ruhm erhoben?
Um ein'ger hellen Sterne willen, die da
An ſeinem nächtlich dunkeln Himmel glänzen.

Wenn es die Sänger der Aeonen preiſen,
Erhellt ihr Licht das Vaterland, und unter
Dem Schirm des einzigen Leonidas
Birgt eine Schaar von Ephialten ſich.

Leicht täuſchen uns die längſt verrauſchten Zeiten,
Das Licht entrückt das Dunkel unſern Augen;
Der großen Namen mächtig voller Klang
Läßt uns nichts Andres klaren Sinns beachten.

Doch wenn vereinzelt jene nicht geweſen,
Wie würde wohl ihr Ruhm ſo hoch gefeiert?
Wenn ihre Tugend nichts gar Seltnes war,
Wie dann verfolgte Hellas ſie mit Wuth?

Abhold und neidiſch höherer Begabung,
Begegnet es mit Undank jedem Ruhm.
Glücklich zu preiſen jeder ſeiner Söhne,
Den zeit'ger Tod vor der Verfolgung ſchützte.

Der Hellas vor dem Perſerjoch beſchirmt,
Fand ſeiner Leiden Ziel in Kerkerbanden,
Und dem Athen die Wohlthat der Geſetze
Verdankt, er ſchied verzweiflungsvoll vom Leben.

Der große Sieger auch von Salamis
Befreite ſich durch Gift in fernem Lande;
Denſelben Ausweg der Verzweiflung ſeh'n wir
Demoſthenes fern von Athen ergreifen.

Verbannung, Schierling, gift'ger Neid — das ſind
Die Preiſe, die den Edeln Hellas ſpendet!
Herzloſe, blinde Mutter, die den Ruhm
Den eignen Sprößlingen nicht gönnen mag.

Auf alle Arten iſt ſie nur bedacht,
Den einz'gen Glanz zu tilgen, der ihr leuchtet.
Du fragſt dem Grund nach? Iſt denn der Undank
Nicht aller Sterblichen gemeines Erbtheil?

Verkennen nicht der Zeitgenoſſen Augen
In ihrem Nächſten noch den Trefflichen?
Täuſcht nur der Glanzſchliff der Aeonen drüber,
Wie Schlacken ſich vom Golde unterſcheiden?

Wie, oder kann nicht leider ſolcher Schliff
Der Dinge Weſen und Natur verwandeln?
Iſt er im Stande nicht, des Goldes Farbe
Auch den gemeinſten Schlacken zu verleihn?

War wohl der Glanz auch jener hellen Sterne
So leuchtend, wie er uns verkündet ward?
Hat nicht der Nachgeborenen Verblendung
In trügerischen Schimmer sie gehüllt?

War so ganz ungerecht ihr Vaterland,
Wenn es des Guten nicht allein gedachte?
Ja waren auch die Besten jener Besten
Von schweren Mängeln gänzlich frei und rein?

Der ruhmgekrönte Sieger Marathons
Wetteiferte mit persischen Satrapen;
Die Chersoneser knechtete die Hand,
Die Hellas Freiheit neu befest'gen sollte.

Den Persern beugte sich des Helden Ruhm,
Der ihnen obgesiegt bei Salamis,
Und dem Demosthenes verschloß zur Schmach
Der Pnyx Geldbräune den beredten Mund.

Wer war der trefflichste von Allen? Der
Den Göttern gleichgeschätzte Sokrates.
Allein wer sagt mir, ob Xantippe, als
Sie ihn bezeß, so ganz im Unrecht war?

Wer möchte wohl sein Weib gewesen sein?
Glaub' nur! wenn manche, die ihn jetzt vergöttern,
Zu seiner Zeit gelebt, sie hätten wahrlich
Es wider ihn mit Anytus gehalten.

Ach! eitel ist des Patrioten Freude
Auch an der Väter Thaten: Wind war Alles;
Und unsrr heutiges Canaillenpack
Ist von dem alten wenig nur verschieden.

Doch welche Läst'rung! O des Trugs, des Irrthums!
Wohin riß mich des Herzens Bitterkeit?
Verzeihung, hehre Schatten unsrer Ahnen!
Euch Riesen wären wir, wir Zwerge gleich?

Nein! nimmermehr reicht bis zu eurer Höhe
Dies lebende Geschlecht; — o meiner Blindheit,
Der blinden Thorheit! Was denn blieb uns noch,
Wenn euer Ruhm auch uns genommen würde?

Des alten Griechenlandes Zerr- und Spottbild,
Sein kläglich Spottbild, dieses heut'ge Hellas:
Sieh da den Schlüssel, der Dir Aufschluß giebt,
Was mich zu dieser Threnodie begeistert.

Als ich gewahrt, wie jeder Conspirant
Den Thrasibul will spielen und für einen
Aristogiton jeder Mörder gelten,
Sah unsern Spiegel ich im Alterthum.

Da ward mir auch der Ahnen Ruhm verhaßt,
Und gleichwie Hiob jene Nacht verfluchte,
Da man einst sprach: „Ein Knäblein ist geboren,"
Flucht' ich dem Angedenken unsrer Väter.

Frankreich.

Zur Statistik des Selbstmordes.

Seitdem man entdeckt hat, daß auch die anscheinend freiesten Handlungen des Individuums, sobald man sie in Massen betrachtet, dem Gesetze einer regelmäßigen Wiederkehr unterliegen, oder wie es ein berühmter Statistiker ausdrückte: „daß das Budget der Schaffotte, Bagnos und Gefängnisse jährlich mit größerer Sicherheit eingeht, als das Budget des Staates", hat man der Aufzeichnung der Zahl moralischer Ereignisse größere Sorgfalt zugewendet. Indessen beschränkt sich diese Aufmerksamkeit in den meisten Ländern nur auf die Verbrechen und Vergehen, die ohnedies von den Gerichten erhoben werden müssen; weniger hat man auf die straflosen Handlungen des bürgerlichen Lebens, z. B. auf den Selbstmord geachtet. Hier ist Frankreich allen andern Staaten voraus; seine statistischen Tabellen ziehen seit 1827 auch den Selbstmord in ihr Bereich, und eine durchschnittliche Bevölkerung von etwa 33 Millionen hat seit diesem Jahre nahezu eine Million Selbstmörder geliefert, eine Fülle an diesem traurigen Material, welche einen sichern Schluß auf die zu Grunde liegenden allgemeinen Gesetze zuläßt. Wir nehmen hier die Zahlenangaben des Herrn Legoyt, Direktor des statistischen Bureaus in Frankreich, zu Hülfe.

Am meisten Interesse bietet das Verhältniß der Selbstmorde zur Zahl der lebenden Menschen. Gegenwärtig sterben in Frankreich 11 Menschen von 10,000 durch eigene Hand, doch ist dieses Verhältniß in den einzelnen Jahrgängen sehr wandelbar. Im Jahre 1827, wo die statistische Aufzeichnung der Selbstmorde anfing, kamen 5,41 Selbstmorde auf 10,000 Lebende, von 1831—1835 waren es 6,41, von 1836—1840: 7,59, von 1841—1845: 8,48, von 1846—1850: 9,68, von 1851—1855: 10,04, endlich von 1850—1860: 11,04. Man sieht also ein stetiges Zunehmen in der Zahl der Selbstmorde; doch ist der Anwachs seit 1840 langsamer geworden.

Vergleicht man die Zahl der männlichen und der weiblichen Selbstmörder, so stellt sich das Verhältniß von 207 Männern gegen 100 Frauen heraus und bleibt auch im Laufe der Jahre ziemlich beständig. Dagegen treten nach dem Alter fühlbare Unterschiede ein. Bis zu 20 Jahren sind nicht viel mehr Selbstmörder als Selbstmörderinnen (137 gegen 100), so daß man, mit Rücksicht auf die frühere Reife des Weibes, für die gleiche Reife die Zahlen gleich setzen könnte. Von da bleiben die Frauen in der Zahl der Selbstmorde immer mehr zurück, und das Maximum des Unterschiedes findet sich zwischen dem 50. und 60. Jahre (375 gegen 100). In den höheren Jahren nähern sich die Zahlen wieder, und über 80 Jahre kommen nur 24,3 Männer auf 100 Frauen, die Hand an sich legen.

Aber giebt es wohl noch Selbstmörder in einem Alter, welches dem natürlichen Tode so nahe ist? Allerdings! Der Hang zum Selbstmord wächst fortwährend von der Kindheit an (man hat schon zehnjährige Selbstmörder gefunden) und erreicht seine größte Frequenz zwischen 40 und 50 Jahren. In diesem Alter, wo die Noth des Lebens an den Menschen am härtesten herantritt, wo so viele Hoffnungen der Jugend gefallen sind und zugleich die Charakterfestigkeit vorhanden ist, die zu verzweifelten Entschlüssen gehört, wird auch am ehesten der Entschluß gefaßt, seinem Leben durch Gewalt ein Ende zu machen. Auch der Wahnsinn ist, wohl aus denselben Ursachen, am häufigsten in diesem Alter. Vom 50. Jahre an nimmt der Selbstmord langsam ab, ohne doch irgend ein Lebensalter ganz zu verschonen. Sogar die Zahl der achtzigjährigen Selbstmörder ist bedeutend, wenn man sie mit der Zahl der Lebenden überhaupt vergleicht, welche dieses Alter erreichen. So ist selbst die körperliche Schwäche, die von hohen Jahren unzertrennlich ist, kein genügendes Abhaltungsmittel, und Menschen, die schon nach dem Laufe der Natur den Tod nahe haben, widerstehen nicht immer der Versuchung, ihm freiwillig entgegen zu gehen.

Den Jahreszeiten nach, ist eine große Verschiedenheit bemerklich. Von 12,000 Selbstmorden kommen 2467 auf den Winter (Dezember bis Februar), 2616 auf den Herbst (September bis November), 3346 auf den Frühling (März bis Mai) und 3571 auf den Sommer (Juni - August). Herr Legoyt folgert hieraus einen Zusammenhang des Selbstmordes mit der Wärme. Allein dieser Ansicht steht entgegen, daß sich zwischen Sommer und Frühling eine weit geringere Differenz zeigt, als zwischen Frühling und Herbst, welche Jahreszeiten einander doch in der mittleren Temperatur nahe stehen. Eine genauere Untersuchung ist geeignet, hier auf den rechten Weg zu führen. Vergleicht man nämlich die einzelnen Monate, so findet man, daß der Selbstmord in der ersten Hälfte des Jahres von Januar bis Juni steigt, und eben so stetig in der zweiten Hälfte von Juli bis Dezember abnimmt. Der Selbstmord nimmt also zu und ab mit der Länge der Tage. Durch welche Zwischenglieder diese erste Ursache mit der Leibes- und Gemüthsverfassung zusammenhängt, aus welcher der Selbstmord unmittelbar hervorgeht, mag freilich noch lange ein Geheimniß bleiben. — Leichter läßt sich die bisher unerklärte Thatsache begreifen, daß von allen Tageszeiten zwischen 12 und 2 Uhr Mittags die wenigsten Selbstmorde vorfallen. In diesen Stunden spürt man entweder Hunger, oder man ist gerade in voller Sättigung vom Mittagsessen, und sowohl die eine, als die andere Empfindung läßt den Entschluß zum Selbstmord schwer aufkommen.

In Beziehung auf die Mittel zur Verübung des Selbstmordes herrscht ebenfalls eine große Regelmäßigkeit. Mehr als zwei Drittel der Selbstmörder wählen den Strick oder das Wasser; darauf folgen im Range die Feuerwaffen, nach diesen die Erstickung durch Kohlendampf. Nur ein Zehntel der zum Selbstmord Entschlossenen nimmt zu Gift, zu schneidenden Werkzeugen oder zum Herabsturz von einer Höhe seine Zuflucht. Nach dem Geschlechte unterschieden, geben die Männer dem Hängen, die Frauen dem Ertränken den Vorzug; es stürzen sich 9 Weiber gegen 5 Männer ins Wasser. Auf 25 Männer, die sich erschießen, kommt erst eine Frau; dafür tödten sich die Weiber doppelt so oft durch Gift oder Kohlendunst als die Männer. Man will daraus schließen, daß die Frauen jede Todesart scheuen, welche den Körper verunstaltet.

Es scheint indessen, daß die Statistik bei der Erwägung der Todesarten manchmal zu spitzfindig sei. Der Selbstmörder greift wohl immer zu dem Mittel, welches am nächsten zur Hand ist und ihm den am wenigsten schmerzhaften Tod verspricht. Niemand wird sich deshalb wundern, wenn der Soldat oder Jäger die Feuerwaffe anwendet, der Apotheker oder Arzt Gift nimmt, der Barbier sich die Kehle abschneidet oder die Adern öffnet ꝛc. Auch die konstanten Unterschiede in der Häufigkeit gewisser Todesarten, welche sich zwischen den beiden Geschlechtern oder zwischen verschiedenen Ländern aufweisen lassen, werden ohne Mühe aus diesen Ursachen erklärt. In den Ländern, wo die Flüsse mehrere Monate gefroren sind, werden weniger Selbstmorde durch Ertränken vollzogen werden, als in wärmeren Gegenden, deren Gewässer das ganze Jahr eisfrei bleiben. England, wo Jedermann leicht Gift zu kaufen bekommt, wird mehr Vergiftungen aufweisen, als jene Länder, wo der Gifthandel einer strengen Aufsicht unterliegt. Seit zwanzig oder dreißig Jahren sind die Selbstmorde durch Phosphor immer häufiger geworden, weil man diesen Stoff ohne Mühe von den Zündhölzchen abnehmen kann. Wenn so wenige Frauen sich durch Erschießung tödten, so erklärt sich das ganz natürlich, weil sie überhaupt wenig mit Feuergewehr zu thun haben. Insbesondere ist die Erklärung unbefriedigend, daß das weibliche Geschlecht die Todesarten scheue, welche die Leichen entstellen. Die Leiche Ertrunkener oder durch einen Herabsturz Getödteter sehen häßlich genug aus, und doch werden diese Todesarten viel öfter von Frauen, als von Männern gewählt.

Trotzdem ist in der Wahl der Todesart noch immer manches Unerklärliche; neben den Fällen, welche die Wissenschaft aufhebt, bleiben dunkle Stellen, wohin bis jetzt noch kein Strahl gedrungen ist. So ist die Vorliebe der Frauen für den Wassertod unleugbar; „das wird mich noch dem Wasser zutreiben", hört man oft von Frauenzimmern der niederen Stände als Ausdruck der Verzweiflung. In England wird der Strick öfter als in irgend einem anderen Lande von den Selbstmördern gewählt, wie denn der Brite auch den Tod am Galgen nicht mit demselben Abscheu betrachtet, als der Festländer, und ein Sprichwort hat: gehängt werden, ist kein Tod. Dagegen ist die Erstickung durch Kohlendunst die national-französische Art des Selbstmordes, oder genauer gesagt die Pariser Art, denn zwei Drittel derjenigen, welche diesen Tod wählen, gehören dem Seine-Departement an.

Was den Familienstand betrifft, so ist der Selbstmord häufiger bei ledigen Männern und bei Frauen, die in der Ehe oder in Concubinate leben. Die Ehe macht den Mann ruhiger und geduldiger, bringt aber dem Weibe Leiden, welche es zum Selbstmorde führen können (Eifersucht, schlechte Behandlung durch den Mann, empfindliche Noth, wobei ihre Kinder leiden ꝛc.)

In Beziehung auf die Häufigkeit des Selbstmordes nach einzelnen Bezirken zeigt Frankreich keine Erscheinungen, welche von denen anderer Länder abweichen, oder schwer zu erklären sind. Der Selbstmord ist häufiger in den Städten, als auf dem Lande, häufiger unter einer industriellen Bevölkerung, als unter Ackerbauern, häufiger in den gebildeten, als in den zurückgebliebenen Bezirken. Diese Verhältnisse finden sich überall wieder. Das mühevolle städtische Leben, der häufigere Glückswechsel, die bei dem künstlichen Getriebe der Industrie und bei der höheren Bildung gesteigerten Hoffnungen und Ansprüche, deren Enttäuschung dann um so schmerzlicher trifft, alles das vermehrt die Beweggründe zum Selbstmord, während die Macht der Religion, als des kräftigsten Abhaltungsmittels, unter dem Einflusse eben dieser Umstände geringer wird.

L. Rüdiger.

England.

Barbara's Geschichte, von Miß Edwards.*)

Barbara's History ist natürlich wieder die alte Geschichte, die ewig neu bleibt, aber sie hat einige Besonderheiten, und die wollen wir hier bezeichnen. Man könnte die junge Schriftstellerin etwa einen umgekehrten Turgenjeff nennen und behaupten, daß, während dessen „adeliges Nest" den Verrath einer koketten Frau an ihrem Manne und den Einfluß dieser Treulosigkeit auf das Seelenleben des in jeder Hinsicht gediegenen, getäuschten Gatten schildert, Barbara's Geschichte die Wirkung, welche der Verrath oder die Schwäche des Gatten auf ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes weibliches Wesen ausübt, malen soll.

Auch einige Gestalten ähneln sich. Da ist die alte Tante Pestow bei Turgenjeff und die alte Tante Sandyshaft in dem englischen Werke, die beide als barocke, alte jungfernhafte, unzu

*) Barbara's History, by Miss Edwards. 2 vols. Leipzig, Tauchnitz-Edition, 1864.

gängliche Repräsentanten ihrer vorurtheilsvollen, die Fremden verachtenden Nationalitäten erscheinen und beide im Leben des oder der Helden mitbestimmend wirken. Beide Schriftsteller endlich bevorzugen deutsche Reminiscenzen, deutsche Anschauungen und Gestalten in einer ganz hervortretenden Weise, der Russe in der mit köstlichem Humor und photographischer Treue gezeichneten Gestalt des Kapellmeisters Christoph Gottlieb Lemm, die Engländerin, indem sie ihre Heldin in Deutschland und von deutschen Lehrern gebildet werden läßt, sie mit deutschen Freundinnen und Traditionen umgiebt, und auch schließlich ihrem alten deutschen Führer geistig und körperlich ihre Rettung verdanken läßt.

Die Geschichte beginnt mit dem ersten Jugendalter Barbara's in einem düstern, alten herrschaftlichen Hause im nördlichen London. Mutterlos wird sie mit ihren beiden Schwestern vom Vater wenig beachtet, bis eine alte Tante in Suffolk sie zu sich nimmt. Auf dem großen Landgute fließt ihr ein Jahr rasch und glücklich dahin, während welcher Zeit sie, ein elfjähriges Mädchen, eine glühende, kaum noch kindische Zuneigung für den benachbarten Squire, Hugh Farghar von Broombill gewinnt. Weit über ihre Jahre reich an Geist wird sie auch von dem reichen Gutsherrn, der viele Jahre lang sich in allen Welttheilen herumgetrieben, bevorzugt und halb scherzend, halb ernsthaft schenkt er ihr einen silbernen Ring mit arabischen Zeichen und verspricht, ihn nach sieben Jahren gegen den goldenen Verlobungsring zu lösen.

Bald darauf muß sie in ihr väterliches Haus zurück. Ihr Vater, ebenso stolz als arm, Nachkomme des großen Lord Marlborough will nur unter der Bedingung, daß die Tante sich zu einem Testamente zu Gunsten seiner Kinder verpflichtet, die Tochter bei ihr lassen. Nachdem ihre mittlere Schwester gestorben, wird sie mit der ältern Hilda gleichzeitig in ein deutsches Erziehungs-Institut unweit Frankfurt a. M. gebracht. Sie findet dort und namentlich in ihrer aufrichtigen Liebe für die Kunst eine wahre Heimat und ist auf den besten Wegen eine bedeutende Malerin zu werden, während Hilda sich aus den engen Mauern hinaus in ein reiches, bewegtes Weltleben sehnt.

Ihr Vater besucht sie nach sechs Jahren zum ersten Male, zeigt ihnen an, daß er sich wieder verheirathet hat, stellt sie der neuen Mrs. Churchill vor und nimmt Hilda, die zu einer blendenden Schönheit geworden ist, mit sich nach Paris, wo sie bald den alten, reichen Grafen Chaumont zu fesseln versteht und sich mit ihm verlobt. Zur Hochzeit wird Barbara eingeladen und ihre Abreise für die nächsten Tage festgesetzt. Da zeigt sich zum ersten Mal der Jugendfreund ihr wieder, der bisher von ihrem Aufenthalt keine Kunde hatte, England und Europa, zum Theil sie suchend, durchstreifte, und nun sie nach Paris begleitet. Ihrer Vereinigung steht nichts im Wege; die sieben Jahre sind verflossen, Barbara ist ein prächtiges Mädchen geworden und nach einem wonnevollen Reisejahre in Deutschland, Italien und der Schweiz führt Hugo sie heim nach England, nach Broombill. Nicht ungemischte Freude bei Tante Sandyshaft, die sich vorgenommen hatte, die Zukunft des einstigen Zöglings in ihrer Weise zu sichern und eine alte Gegnerin der Farghars ist, im Ganzen aber ein überaus glückliches Leben, wobei auch die Kunst nicht völlig vernachlässigt wird. — Barbara malt einen „Erasmus in Basel." Sie geht in die große und wohlerhaltene Bibliothek, welche einen besondern Theil des weitläufigen Landsitzes ausfüllt, um einen Band der Acta Sanctorum zu holen, der aufgeschlagen vor dem Satyriker des Reformations-Zeitalters liegen soll. Die Bibliothek ist vortrefflich gehalten, Spuren, daß jüngst hier noch eine ordnende Hand gewaltet, ein loderndes Feuer brennt im Kamin. — Gegenüber den alten Bänden der Acta steht eine Reihe von neuen; sie will einen herausziehen und findet, daß die Rückentitel nur eine Bretterwand verdecken; unabsichtlich gleitet ihre Hand darüber hin und dem unmerklichen Drucke öffnet sich geräuschlos eine verborgene Thür, die zu einem dunklen Gange leitet. Mit zögernder Neugier, bebend betritt ihn Barbara und gelangt in ein wohnliches, nett eingerichtetes Zimmer, dessen Fenster der Epheu umschlingt und verbirgt. Auf dem Tische italiänische Bücher, auf dem Pult angefangene Briefe, ein Medaillon mit dem Bildniß ihres Gatten: kein Zweifel, unter einem Dache, in diesem Zimmer wohnt, vor aller Welt verborgen, eine Geliebte des Ungetreuen. — Ist nicht Tippoh, der indische Diener, verschwiegen wie das Grab? Ist sie nicht selbst in dem weitläufigen Park manchmal einer Dame tief in Schwarz begegnet, die immer hastig vor ihr floh und deren Namen sie nie erfahren konnte?

Gefoltert von diesen Gedanken ist sie in einen Stuhl gesunken, als ihr Mann eintritt. Er redet ihr sanft zu, verspricht ihr vollständige Aufklärung und sie folgt ihm in sein Zimmer. Sie vernimmt, daß Maddalena die Tochter eines Schiffers ist, deren Bekanntschaft er auf Capri gemacht und die, von ihren Verwandten zu einem verhaßten Ehebündniß gezwungen, vom Hochzeitsmahle hinweg in sein zur Abfahrt bereites Schiff geflohen ist. Er versichert, daß er nie ihr näher gestanden, nur aus Mitleid ihr eine sorgfältige Erziehung und später ein verborgenes Asyl in seiner Bibliothek gegeben habe, deren Ordnung zugleich ihre einzige Erholung und Beschäftigung bilde.

Barbara glaubt ihm und der eheliche Frieden bleibt ungetrübt, bis eines Nachts, als die Gatten von einem Balle in der Nachbarschaft zurückgekehrt sind, Hugo sich entfernt, um noch einige Briefe zu schreiben. Angekleidet sinkt die junge Frau auf dem Sopha in einen kurzen Schlummer. Als bei ihrem Erwachen der Gatte noch nicht zurückgekehrt, will sie nach ihm sehen und belauscht ihn ungesehen im Gespräch mit Maddalena, die zu seinen Füßen hingestreckt, den Kopf auf seinen Knieen gestützt, ihn mit den zärtlichsten Worten beschwört, sie doch nur einmal wieder bei ihrem alten Namen zu nennen. Er nimmt ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und nennt sie: Sposa mia ....

Die unglückliche junge Frau ist keines andern Begriffs fähig, als daß sie nicht länger unter diesem Dache weilen, ihren Gemahl nie wiedersehen darf. Er hat sie schändlich betrogen. Jene Frau ist seine Geliebte, seine Gattin und sie selbst, trotz ihrer legitimen Ehe, nur seine Mätresse, das Kind, welches sie unter dem Herzen trägt, ein Bastard.

Noch an demselben Morgen bewerkstelligt sie ihre Flucht, begleitet von ihrer alten Amme, die nicht von ihr lassen will und deren Ersparnisse ihr Reisegeld bis nach Rom bilden sollen, wo sie mit Hülfe ihrer Kunst sich und ihr Kind zu ernähren hofft. Unter falschem Namen gelangt sie nach Civita Vecchia, wo sie schwer erkrankt. Ihr ehemaliger Lehrer findet sie dort, unterstützt sie und sichert ihren künstlerischen Arbeiten in Rom günstige Aufnahme, so daß sie wirklich ihren Lebensunterhalt erwirbt. Gerührt durch ihre Jugend, Schönheit und ihr Unglück trägt ihr der Professor, der sie nach ihrer Aussage für eine Wittwe hält, seine ehrliche, schlichte, einfache Liebe an und erfährt jetzt erst ihre wahre Stellung. — Im Vatican mit künstlerischen Arbeiten beschäftigt, wird sie von ihrer Tante aufgefunden und nach verschiedenen Irrfahrten mit dem durch ihre Flucht trostlos vereinsamten Gatten wieder vereinigt, dessen Geliebte, aber nicht Gattin, Maddalena allerdings

gewesen ist. Diese, nachdem sie durch Intriguen das Wiedersehen der Versöhnten noch um einige Monate verzögert, stirbt in der Stunde des Zusammentreffens am Krankenbette Hugo's. . . .

Schon aus diesem möglichst scharf umrissenen Gedankenskelett des Romans wird man ersehen, welches seine hauptsächlichsten Mängel sind, wenn sie auch bei der reichen Umhüllung, welche die Verfasserin ihm gegeben, vielleicht weniger klar zu Tage treten. — Kommen wir nun auf die im Eingange angeregte Vergleichung mit Turgenjeff (S. „Magazin" 1861 S. 223) zurück, so zeigt sich der Russe in Bezug auf Zeichnung und Ausführung im knappen Rahmen und Raum entschieden überlegen. Schon die beiden prächtigen Charakterfiguren der Tante Pestov einer- und Mrs. Sandys haft andrerseits sind ganz geeignet das zu erhärten. Ebenso klingt der russische Roman in einer gewaltigen, schrillen Dissonanz aus, die erst außerhalb des eigentlichen Rahmens der Geschichte ihre endliche befriedigende Lösung finden kann, die aber deshalb so schön und unersetzlich ist, weil sie eine natürliche Folge innerer Nothwendigkeit und äußerer Bedingungen, eine konsequente Frucht der vorhergegangenen Begegnungen, oder, wie Emerson sich trefflich ausdrückt, „der Schatten früherer Thaten" ist. Miß Edwards läßt, wie man sieht, nach einem Prüfungsjahre, ihre Heldin wieder in den Hafen ungetrübten Glückes einlaufen, und wenn dieser Schluß jedenfalls dem großen Publikum der angenehmste und willkommenste ist, so zeigt er sich doch hier weder mit genügender äußerer Wahrscheinlichkeit noch mit Folgerichtigkeit genugsam motivirt, um den Kritiker vollständig zu befriedigen. Doch J. S. Turgenjeff ist silberlockig und von allen Stürmen des Lebens geschüttelt, die englische Schriftstellerin aber wahrscheinlich noch eine junge Miß (für welchen Umstand auch die jugendliche Exuberanz ihres Stils an manchen Orten spricht) und so haben wir wohl noch mehr und immer Vollkommneres von ihr zu erwarten. E. S.

Böhmen.

Böhmische Christussagen.*)

1. Wie die Elster entstand.

Als der Herr Jesus, als Bettler verkleidet, auf Erden wanderte, um die Menschen zu prüfen, kam er einmal zu einer Bäuerin, die eben Brot backen wollte. Da bat Jesus um ein Brot. „Lieber Mann, jetzt habe ich keins," antwortete sie, „denn der Teig ist noch im Gähren; kommt aber später, ich will für euch kleines Brot machen." Der Herr Jesus war über den milden Sinn der Bäuerin sehr erfreut und sprach insgeheim seinen Segen über den gährenden Teig aus, so daß die Brote ungewöhnlich groß aufschossen. Am größten aber wurde das dem Herrn versprochene Brötchen, das doch früher am kleinsten gewesen. Nach einigen Stunden kam der Herr Jesus abermals vor die Thür der Bäuerin und bat um das versprochene Brot. Allein diesmal steckte die Bäuerin den Kopf zur Thür hinaus und rief scheltend: „Ich gebe nichts — das Brot ist zu groß — will es selber essen!" Hierauf schlug sie die Thür heftig zu. Weil sie aber so geizig war und das gegebene Wort nicht erfüllte, so erzürnte sich der Herr Jesus über sie und fand für gut, sie zu strafen. Und er verwandelte die scheltende Bäuerin in eine weiße Elster, die alsbald kreischend zum Schornstein herausflog, wo sie sich noch an dem Ruß zur Hälfte schwarz machte. Und so fliegt sie noch immer herum, ist noch immer so geizig und hat sich auch das Schimpfen noch nicht abgewöhnt.

2. Der Guckuck.

Der Festtag „Mariä Verkündigung", der nicht blos der Jahrestag der Empfängniß unseres Heilands, sondern auch der Jahrestag seines heiligsten Sterbens sein soll, wurde vor alten Zeiten so streng gefeiert, daß sogar die lieben Vögel ruhen mußten und nichts in ihre Nester eintragen durften. Nur der Guckuck zollte dem Herrn Jesus nicht die gebührende heilige Ehrfurcht und sammelte ganz allein von jenen Vögeln noch fleißiger als je ein. Deßhalb wurde er von Christus verflucht, fortan nirgends Rast und Ruhe, ja nicht einmal ein eigenes Nest zu haben und stets ohne Männchen leben zu müssen.*) So ist es noch und so bleibt es auch.

3. Die Erdbeeren.

Unser Herr Jesus wandelte einmal ganz allein durch einen grünen Wald und fand daselbst ein Mädchen, das rothe Erdbeeren in einen Krug sammelte. „Was pflückest du hier, Jungfräulein?" fragte der Heiland. „Ich pflücke nichts," antwortete das Mädchen mürrisch, denn es besorgte, von den Erdbeeren hergeben zu müssen. Worauf der Herr Jesus zu dem geizigen Mädchen sagte: „Wenn Du „Nichts" pflückest, so möge es immerdar auch „Nichts" bleiben!" Von diesem Augenblicke an verloren die Erdbeeren ihre sättigende Kraft; mag man davon noch so viel essen, man bleibt dennoch hungrig.

4. Die Schildkröte.

In einem Dorfe lebte eine Bäuerin, und die war so geizig und hartherzig, daß sie sogar ihr einziges Kind hungern ließ. Eines Tages war sie eben mit Brotbacken beschäftigt, als ein alter Bettler in die Stube trat und um ein Stückchen Brot flehte. „Gehe nur in Gottesnamen weiter, lieber Bettelmann," sagte die Bäuerin zu ihm, „ich habe leider nichts zu verschenken, denn ich selber bin sehr arm!" Der Bettler schüttelte traurig das Haupt und bat noch einmal um ein Stückchen Brot. Da sprach die Bäuerin mit geheuchelter Milde: „Begieb dich noch in die andern Häuser und komme nach einer Stunde wieder; inzwischen wird das Brot gebacken sein und ich schenke dir nachher ein Stück davon." Der Bettler dankte und verließ die Stube. Nach einer Weile rief die Bäuerin ihr Kind zu sich und sagte: „Ich werde mich unter diese Strohschüssel verbergen; du sage hernach dem zurückkommenden Bettler, ich hätte eilig eine kranke Nachbarin besuchen müssen, er möge also in Gottesnamen weiter ziehen." Alsdann verbarg sich die geizige Frau unter die Strohschüssel. Es währte nicht lange, so trat der Bettler in die Stube und bat um das versprochene Brot. Da sagte das Kind, was ihm die Mutter aufgetragen hatte; trotzdem blieb der Bettler an der Thürschwelle stehen. „Die Mutter ist nicht daheim," wiederholte das Kind, „sie mußte eine kranke Nachbarin besuchen. Gehet also in Gottesnamen weiter, alter Mann!" — „Kind, du lügst," sagte darauf der Bettler und seine Stimme klang so ernst und erschütternd; „deine Mutter ist zu Hause und hält sich unter jener Backschüssel verborgen. Allein weil sie dies aus Geiz gethan, um nicht einem hungernden

*) Aus einem nächstens erscheinenden Werke von Alfred Waldau über die böhmischen Christussagen, welches bisher noch wenig gekannte, reichhaltige Gebiet der cechoslavischen Literatur der Verfasser zum Gegenstande besonderer Studien gemacht hat. D. R.

*) Der Guckuck ist bei allen Slaven weiblich.

Bettler einen Bissen Brotes darreichen zu müssen, so möge sie auch fernerhin unter der Strohschüssel bleiben und immerdar nur mühsam und schmerzenreich von Ort zu Ort sich bewegen, bis sie alle den ganzen Erdkreis durchwandert hat!" Der Bettler sprach's und war schon verschwunden. Wer war aber dieser Verwünschende? Der Herr Jesus selber! Und sein strafendes Wort ging rasch in Erfüllung. Das arme Kind sah seine Mutter nie mehr, denn schon war sie in eine Schildkröte verwandelt! Nun kriecht sie in der weiten, weiten Welt herum, schmerzerfüllt und ruhelos. Die Stunde ihrer Erlösung wird erst am jüngsten Tage schlagen: dann wird ihr der Heiland die Sünde des Geizes verzeihen.

5. Christus und der Engel.

Es war einmal eine arme Wittwe und die hatte sechs unmündige Kinder, für die sie als gute Mutter unermüdlich sorgte. Allein trotzdem hatte sie gar oft kein Brot für sie, und darob härmte sie sich so sehr, daß sie zuletzt zu Tode erkrankte. Als nun ihr letztes Stündlein kommen sollte, da rief der Herr Jesus einen Engel von seinem goldenen Himmelsthron und sagte zu ihm: „Gehe hinab zur Erde und führe die Seele der armen Wittwe in das Reich der Seligen!" Der Bote Gottes flog vom Himmel hernieder. Als er jedoch vor das Lager der armen Wittwe trat und die sechs Waisen um die sterbende Mutter bitterlich weinen sah, da that ihm sein Engelherz so recht weh und er kehrte allein zum Herrn Jesus in den goldenen Himmel zurück. Hierauf sank er vor dem himmlischen Herrn auf die Kniee und bat ihn, er möchte doch den armen Waisen die gute Mutter noch einige Zeit am Leben lassen. Da sagte der Sohn Gottes zu dem Engel: „Kehre zur Erde zurück, tauche in das Meer, da wo es am tiefsten ist und hole mir einen großen Felsenstein herauf!" Sogleich flog der Engel zurück, holte vom Meeresgrunde einen großen Stein und trug ihn in den Himmel hinauf. Der Heiland nahm den Stein und brach ihn entzwei, als wäre es ein Brot, und o Wunder! in dem Stein wimmelte es von tausend und abermals tausend Thierchen! Nun sprach Jesus zu dem staunenden Engel: „Siehe, tausend Thiere leben vergnügt in diesem Felsenstein und ich lasse sie nicht zu Grunde gehen. So werde ich auch jene sechs Waisen nicht umkommen lassen, wenn ihre Mutter nicht mehr unter ihnen ist!" Nach diesen Worten legte er die beiden Steinhälften wieder zusammen und gab sie dem Engel. Dieser mußte den Stein wieder an jene Stelle im Meere hinlegen, woher er ihn genommen. Und weil er ein so schwaches Vertrauen zu des Heilandes Macht und Güte hatte, mußte er zur Strafe drei Jahre auf Erden verbleiben und den Menschen dienen. Erst als diese Zeit um war, durfte der Engel wieder in den Himmel zu Christus, dem Herrn, zurückkehren.

Alfred Waldau.

Kleine literarische Revue.

— **„Die deutsche Expedition in Ost-Afrika, 1861 und 1862."***) Unter den werthvollen Ergänzungsheften zu Petermann's geographischen „Mittheilungen" ist das soeben erschienene Ergänzungsheft Nr. 13 eines der werthvollsten. Es enthält eine Zusammenstellung der astronomischen, hypsometrischen und meteorologischen Beobachtungen, sowie der trigonometrischen und itinerarischen Aufnahmen von r. Heuglin, Kinzelbach, Munzinger und Steudner im ostägyptischen Sudan und den nordabessinischen Gränzlanden, womit ein von Munzinger abgefaßter, allgemeiner Bericht über den Verlauf der deutschen Expedition von Massua bis Kordofan verbunden ist. Nahezu drei Jahre haben die wissenschaftliche Ausarbeitung, die Berechnung der astronomischen Beobachtungen Kinzelbach's durch Professor C. Bruhns in Leipzig, die Zusammenstellung der meteorologischen und hypsometrischen Beobachtungen Kinzelbach's durch den inzwischen verstorbenen Direktor Dr. Kreil in Wien, die Konstruktion der trigonometrischen und itinerarischen Aufnahmen durch B. Hassenstein in Gotha und die dazu nöthigen persönlichen Konferenzen mit Werner Munzinger, die Zeichnung und der Stich der Karten und die Ausführung der anderen Illustrationen in Anspruch genommen. Die uns jetzt vorliegende Frucht dieser Arbeiten ist aber auch ein literarisches Werk, auf welches die deutsche Erdbeschreibung stolz sein kann. Sie bildet den ersten Abschnitt der wissenschaftlichen Resultate jener aufopferungsvollen Bestrebungen der deutschen Expedition zur Aufsuchung Vogel's, einer Expedition, von deren sieben Theilnehmern drei, die Herren Moritz Beuermann, Dr. Steudner und Hermann Schubert, leider in Afrika ein frühes Grab gefunden. Dr. A. Petermann, der verdienstvolle Herausgeber des vorliegenden Werkes, sagt von den Arbeiten der deutschen Reisenden, daß sie eine solche treffliche und genaue Basis zur Mappirung der erforschten Gebiete geliefert, wie sie ihm in seiner 25jährigen geographischen Praxis noch niemals vorgekommen. Mit Recht weist der Herausgeber zugleich auf die große, in naher Zukunft, nach Vollendung des Suez-Kanals, zur Erscheinung kommende, handelspolitische Wichtigkeit der hier vorzugsweise erforschten ostafrikanischen Landstriche hin, die mit ihren günstigen Naturverhältnissen in diesem Augenblicke noch eine Art „No Man's Land" sind, nach welchem irgend eine europäische Macht die Hand ausstrecken kann. Die der Arbeit beigegebenen drei größeren Karten, entworfen von A. Petermann, bearbeitet und gezeichnet von B. Hassenstein, sind wiederum als bahnbrechend auf den behandelten afrikanischen Gebieten zu betrachten und ebenso, wie das Frontispiz-Bild „Keren und die Hochebene von Mogâra" und die von Heuglin aufgenommene „Rundsicht vom höchsten Gipfel des Sewân bei Keren" auch technisch schön und ansprechend ausgeführt.

— **Der deutsch-dänische Krieg im Jahre 1864.***) Ein preußischer Offizier hat auf den vorliegenden Blättern (16 S. gr. 8.) eine chronologische Uebersicht der Ereignisse und Waffenthaten des letzten Krieges geliefert, wobei jedoch die Eroberung der Insel Alsen noch nicht aufgenommen, da die Schrift mit der Waffenruhe vom 12. Mai abschließt. Es dürfte auch für Laien interessant sein, eine klare Uebersicht sowohl der Formation der drei (österreichischen, preußischen und dänischen) Heere, als der gleichzeitigen, in neben einander gedruckten Kolumnen vergleichbaren Bewegungen der verschiedenen preußischen und österreichischen Armee-Corps zu besitzen.

— **Der Citatenschatz des deutschen Volkes.****) Unter dem Titel „Geflügelte Worte" hat ein Herr Georg Büchmann versucht, den Citatenschatz unseres Volkes aus einheimischen und fremden Schriftstellern zu sammeln. Der Erfolg dieser wirklich umfassenden Anstrengungen ist nicht allein angenehm zu lesen,

*) Mit 4 Original-Karten, einer Ansicht und einem Gebirgs-Panorama in Farbendruck. Gotha, Justus Perthes, 1864.

*) Mit zwei erläuternden Karten. Wittenberg, R. Herrosé.

**) Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Berlin 1864. Haude- und Spenersche Buchhandlung (F. Weidling).

sondern auch oft belehrend, indem der Ursprung mancher weitläufigen Wendung, die wir unser Eigenthum glauben, aufgeklärt wird. Von dem vielgebrauchten „rothen Faden" z. B., der durch die Tauwerke der englischen Flotte geht, ist interessant zu erfahren, daß Göthe (Thl. II. Kap. 2. der „Wahlverwandtschaften") es war, der ihn als Bild in die deutsche Sprache eingeführt hat. Den von Hauff und von Platen so gegeißelten Verfasser der „Mimili" Clauren (Heun) begrüßen wir hier mit mächtigem Staunen, weil er das „Der König rief und Alle, Alle kamen" gedichtet und, von Philipsborn in Musik gesetzt, zu Gnadenfrei am 24. Juni 1813 (Datum des ersten Druckes) dem patriotischen Preußen übergab. Die bekannte Redensart „durch seine Abwesenheit glänzen" findet an Tacitus (Annalen, Buch III.) ihren Erfinder und an J. Chénier (im „Tibère" Akt I., Sc. 1) ihren heutigen Formgeber. Das berüchtigte Wort: „Dem Menschen ist die Sprache gegeben, um seine Gedanken zu verbergen" soll nach Büchmann keineswegs von Talleyrand herrühren, sondern von Voltaire, der in seinem 14. Dialoge „le Chapon et la Poularde" den Kapaun sagen läßt: „Les hommes ne se servent de la pensée que pour autoriser leurs injustices et n'emploient les paroles que pour déguiser leurs pensées." — In einzelnen Citaten aus dem Alterthum ist der Verfasser weniger glücklich. Ovid ist ihm z. B. (Metamorphosen B. III. V. 136 und 137) Urheber des Spruches

Dicique beatus
Ante obitum nemo supremaque funera debet;

während wir aus Herodot genau wissen, daß der weise Solon den prahlerischen Krösus mit diesem bescheidenen Satze („Niemand kann vor seinem Tode glücklich gepriesen werden!") auf die Eitelkeit aller irdischen Größe aufmerksam machte. T. v. B.

— **Typen der Gesellschaft.***) Wenn Bogumil Goltz seine „Typen der Gesellschaft" im Titel als „Ein Komplimentir-Buch ohne Komplimente" näher erklärt hat, so hat er, wie sonst oft genug, ein wahres Wort gesprochen, und die im Jahre 1864 neu erschienene dritte Auflage hat diese Wahrheit von Neuem bestätigt. Die „Typen der Gesellschaft" sind die derbste, unumwundenste und schneidigste Schöpfung ihres Meisters, aber auch vielleicht die urkräftigste und am meisten aus ganzem Holze geschnitzte. Ich verordne uns biedern Philistern beispielsweise das Kapitel „Die Mysterien der Mittelmäßigkeit" als ein untrügliches Rezept für schwache Stunden, und da ich weder an dem Ehrenprädikat „ein Dutzend-Literat", noch an dem „ein Staats-Tagelöhner", noch an dem „ein graduirter Hosenpauker" irgend Anstoß nehme, so darf man von meiner Unparteilichkeit aufs Innigste überzeugt sein. Um „uns" jedoch wieder auf den hehren Standpunkt kritischen Ernstes zu schwingen, wollen „wir" augenblicklich hinzusetzen, daß Etwas uns an dem Buche nicht gefällt, nämlich die harte Beurtheilung der Frauen. Goltz ist kein Verehrer des schönen Geschlechts und das ist den deutschen Frauen gegenüber, unter denen Gott sei Dank noch viele sind, welche den Kern von der Schaale zu unterscheiden wissen, ein ungerechtes Goltzisches Kompliment! Das „Ehret die Frauen!" ist keine Erfindung Schiller's, es ist eine urdeutsche Losung, welche der unserm Volke tief eingewurzelten Achtung vor der Weiblichkeit ihren Ursprung schuldet, und selbst der Humorist könnte in dieser Achtung recht aus dem Herzen heraus einiges Gediegene leisten. Goltz verwechselt offenbar die kleinstädtischen Frauen und die Klatschschwestern mit den Frauen überhaupt.*) T. v. B.

— **Osenbrüggen's kulturhistorische Bilder.** Unter den Juristen der Westländer Europa's ist die Anzahl der literarisch gebildeten Männer nicht unbedeutend. In der Schweiz ist sie, wie der Kenner unserer Zeitgeschichte sich erinnern wird, durch mannigfache Anlässe, namentlich von Deutschland her, verstärkt worden, und diese Neuschweizer verstehen es, die Eigenthümlichkeit ihrer zweiten Heimat mit der ganzen Wärme und Innigkeit des Deutschen zu erfassen. Ein hervorragendes Beispiel ist der Professor der Rechte, Dr. Eduard Osenbrüggen in Zürich, Verfasser jener (auch im „Magazin" besprochenen) „Kulturhistorischen Bilder aus der Schweiz", die im vorigen Jahre ein so allgemeines Interesse erregt haben. Das Buch enthält eine Menge merkwürdiger Notizen über die Sitten der Schweizer in den Central-Cantonen. Für die Richtigkeit der Angaben Osenbrüggens leistet die Anerkennung der Schweizer selbst die sicherste Bürgschaft. Im benachbarten Elsaß hat der Appellationsgerichtsrath Véron-Reville zu Colmar, der in seinem „Essai sur les anciennes juridictions d'Alsace" die feste Grundlage zu einer Landes- und Rechtsgeschichte des Elsaß gelegt, die „Kulturhistorischen Bilder" des Züricher Rechtslehrers zum Gegenstand einer besonderen Schrift gemacht, in welcher er viele Uebersetzungen daraus liefert. Die „Tableaux historiques de la vie sociale en Suisse", (Neufchatel, Attinges, 1863) von der kundigen Feder des Rechtshistorikers Véron-Reville erläutert, sind unseres bescheidenen Erachtens eine wirkliche Bereicherung der französischen Literatur. T. v. B.

Literarischer Sprechsaal.

In einer schon des Ortes wegen, wo sie gedruckt ist, höchst interessanten Anzeige des neuen, „für das deutsche Volk" bearbeiteten „Leben Jesu" von Strauß, in der Wiener „Presse", heißt es am Schlusse:

„Derselbe Mann, der so energisch schreibt, wo er außerhalb der gelehrten Tretmühle steht, wie spricht er zum deutschen Volke! Mitunter leuchtet wohl auch hier die Flamme seines frischen Geistes auf, aber nur, um den weiten Weg durch die doktrinäre Steppe hoffnungslos zu beleuchten. Schon auf der Eintheilung des neuen Werkes sieht man den alten Schulstaub liegen. Die Einleitung allein geht bis zur Seite 145; sie kämpft wieder gegen alle längst bekämpften Theologen und resumirt wieder alle längst besiegten Hypothesen über das Verhältniß der synoptischen Evangelien zum Johanneischen. Erst nach 159 Seiten Druckes erscheint das Wahrzeichen des Neubaues, „das Leben Jesu im geschichtlichen Umrisse." Hier stünde er endlich mit Renan auf gleichem Boden, hier könnte er wirken wie dieser. Allein was finden wir? Kritik und wieder Kritik — Gelehrsamkeit ohne Ende. Gleich im Anfange eine interessante, aber sehr weitläufige Vorbereitung; dann Rückblicke auf den Entwickelungsgang des Judenthums, auf den Entwickelungsgang der griechisch-römischen Bildung — Abhandlungen von hohem Werthe für die Reichen an Wissen und Bildung, ermüdend selbst für den gebildeten Mittelstand, Luxusartikel für Alle. Denn Strauß hat vergessen, daß im Laufe der Zeit selbst die Gränzen

*) Typen der Gesellschaft. Ein Komplimentir-Buch ohne Komplimente von Bogumil Goltz. 3. Auflage. Berlin 1864, Otto Janke. 2 Bände kl. 8.

*) Eine begeisterte Kritik der Goltz'schen Schriften ist soeben unter dem Titel: „Denkrede auf Bogumil Goltz, von Otto Spielberg" als besondere Schrift (Grünberg, W. Levysohn) erschienen. D. R.

des gemeinen Verständnisses vorgerückt sind, daß Vieles, was damals neu war, jetzt, und zum Theil durch ihn selbst, schon als fertiges Moment in die Bildung unserer Zeit eingegangen ist. Sagt er doch selbst in der Einleitung, daß wir auf einem anderen Boden stehen, daß wir einen Theil des feindlichen Gebietes schon erobert haben, daß es an sich nicht nothwendig wäre, sich mit den Theologen einzulassen. Allein die alte Gewohnheit siegt, der geschichtliche Umriß ist polemisch zerfasert, die Noten sind in den Text aufgenommen. Es fehlt uns hier der Raum, dies weiter nachzuweisen; man darf das Buch wo immer aufschlagen — es wird sich zeigen. Das Werk hat 630 Seiten und einen Druck, der uns schon physisch zurücktreibt, — er starrt uns wie ein dichter, stadtleser Wald entgegen und benimmt uns allen Muth, einzudringen. Und dies ist der berühmte Verlag von Brockhaus in Leipzig! Man sehe, wie schön gedruckt ähnliche Werke der Pariser uns licht, freundlich und übersichtlich entgegenkommen. Man sehe Druck und Papier von Dentu, Levy in Paris, Lacroix in Brüssel; man betrachte die großen Ausgaben von Renan, von Peyrat, vom Exodt, von La Religieuse — dann muß man sich wahrlich schämen, daß wir so weit zurück sind. Es ist dies nicht unbedeutend; das Eine ist ein Gewinn, das Andere ein Schaden für die Sache selbst. So druckt man nicht Bücher für das deutsche Volk und so schreibt man sie nicht. Wenn unser edler und tüchtiger David Strauß ein wirkliches Volksbuch schreiben will, so setze er nochmals die Feder an, aber nicht um zu schreiben, sondern um zu streichen. Er gebe weniger, damit es mehr werde. Es fehlt ihm nichts zu diesem Unternehmen, er hat die Einsicht und den Muth, den Geist und die Phantasie, um das schönste Volksbuch zu schreiben. Dann aber lasse er ihm auch die äußere Erscheinung geben, die seiner Leistung und des deutschen Volkes würdig ist."

Es ist uns ein „Flugblatt der volkswirthschaftlichen Gesellschaft für Ost- und Westpreußen" (Nr. 2) zugegangen.*) Dasselbe hat den Zweck, populäre Gedanken über das Gränz-Zollwesen und den Zollverein zu verbreiten. Ist in Deutschland die Erkenntniß der Nachtheile des alten Schutzzollsystems und der Vortheile des Anschlusses an das westeuropäische freie Handelssystem mehr und mehr im Wachsen, so kann man von Ost- und Westpreußen sagen, daß diese Erkenntniß dort bereits seit vielen Jahren zum Gemeingut des Volkes geworden. Es kömmt jetzt nur darauf an, dasjenige, was dort bisher instinktiv als das Richtige erkannt wurde, nach Ursache und Wirkung zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen, und dies ist die Aufgabe, die sich die vorliegende Flugschrift stellt, der wir auch außerhalb Ost- und Westpreußens eine große Verbreitung wünschen.

Von dem kürzlich in Paris als steinreicher Mann verstorbenen französisch-italiänischen Kritiker Fiorentino wird erzählt, daß ihm einmal ein junger, die Bühne in Paris zum erstenmale betretender Sänger versprochen, ihm den ganzen Betrag seiner ersten Jahres-Gage zu überlassen, falls des Sängers erstes Debut und seine folgenden Rollen in den von Fiorentino beherrschten Feuilletons der Pariser Zeitungen lobend kritisirt werden. Am nächsten Tage las man in diesen Zeitungen die Ankündigung des Debuts jenes Sängers mit den Worten: „Ce jeune homme promet beaucoup, nous verrons ce qu'il tiendra."

*) Danzig, A. W. Kafemann.

Wir sprachen kürzlich von der stenographischen Druckmaschine des Herrn Bryois. Ein Seitenstück dazu bildet der telegraphische Druck-Apparat des Herrn Hughes, den kürzlich der französische Physiker Abbé Moigno in Paris einem gemischten Publikum von Herren und Damen vorzeigte und erklärte. Auch dieser Apparat hat die Form eines Klaviers, vermittelst dessen man in einer Minute zweihundert Buchstaben, vollständig gedruckt, nach jeder beliebigen Richtung telegraphiren kann.

Ein medizinisches Werk des englischen Arztes Dr. Chapman: „Functional Diseases of Women; Cases Illustrative of a new Method of treating them through the Agency of the Nervous System by means of Heat and Cold" wird als epochemachend bezeichnet. Es soll darin dem von Harvey aufgestellten System der Blutcirculation durch eine Reihe von Beobachtungen entgegengetreten sein.

Die französische Akademie der Künste hat für das Jahr 1865 folgende Preisfrage gestellt:

> Welches sind die Ursachen, die vom Beginn der Renaissance bis zu dem Ende dieser Fortschritts-Periode auf den Gang der Kunst Einfluß ausgeübt, und welches sind die Ursachen, die im umgekehrten Sinne den zweiten Verfall der Kunst herbeigeführt, der bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gedauert hat?

Der für die beste Beantwortung dieser Frage zu gewährende Bordin'sche Preis besteht in einer goldenen Denkmünze im Werthe von 2,900 Francs. Die concurrirenden Schriften müssen vor dem 15. Juni 1865 bei dem Sekretariat des „Instituts" in Paris eingegangen sein.

In Genf (J. G. Fick) ist eine Reihe von 14 der seltensten Schriften des sechzehnten Jahrhunderts in neuen Abdrücken erschienen, und zwar in getreuer Nachbildung der Originale in Druck und Papier.*) Darunter sind:

1. Les Actes et gestes merveilleux de la cité de Genève, nouvellement convertie à l'Evangile, faicts du temps de leur Reformation et comment ils l'ont receue, rediger par escript en fourme de Chroniques Annales ou Histoyres commençant l'an 1532 par Anthoine Froumont. Mis en lumière par G. Revilliod.

2. Confession de Foy faicte d'un commun accord par les fidèles qui conversent ès pays bas, lesquels desirent vivre selon la pureté de l'Evangile de nostre Seigneur Jesus Christe. Reimpression faite sur l'édition de 1561.

Außer dem Glaubensbekenntnisse der Niederlande enthält dieses kostbare Werk noch eine sehr schöne und rührende Epistel an den König Philipp II.

3. Annales de la cité de Genève, attribuées à Jean Savoyen, syndic.

4. Comédie du Pape Malade et tirant à la fin. Reimpression faite sur l'édition de 1561.

5. Vie de tres haulte, tres puissante et tres illustre Dame, Madame Loyse de Savoye, religieuse au couvent de Madame Saincte-Claire d'Orbe, escripte en 1507 par une Religieuse, précédée d'une notice et suivie de documents et de notes historiques.

6. Le livre du Recteur. Catalogue des étudiants de l'Academie de Genève, de 1559 à 1859.

*) Vorräthig bei J. A. Stargardt in Berlin, Charlottenstr. 54.

So eben erschienen in zweiter vermehrter Auflage die

Gedichte
von
Ludwig Bauer.

Preis broch. 1 Fl. 30 Kr. = 25 Sgr., elegant in englische Leinwand gebunden 2 Fl. 12 Kr. = 1 Thlr. 7½ Sgr.

Wenn schon die erste Auflage von Seiten des Publikums sich der besten Aufnahme und von Seiten der Kritik sich der günstigsten Beurtheilung erfreute, so dürfte dies bei der vorliegenden zweiten Auflage umsomehr der Fall sein, als viele ältere Jugendlieder weggelassen und durch reifere, neuere Producte ersetzt sind. Tiefe der Empfindung und Formgewandheit wurden von fast allen Beurtheilern besonders hervorgehoben.

Herr Dr. Ludwig Storch sagt am Schlusse einer Besprechung: „Wir sehen den Dichter die Ansprüche, die man an sein reiches Talent zu machen berechtigt ist, nach allen Seiten hin glänzend erfüllen. Und so schließt er sich über sechs Jahrhunderte hin an seinen großen Landsmann Walther von der Vogelweide an, dessen Vielseitigkeit auch ihm eigen ist. Um das Urtheil über unsern Dichter in ein kurzes, bezeichnendes Wort zusammenzufassen: „Ludwig Bauer ist ein ächter deutscher Minnesänger unserer Zeit.

Die Verlagsbuchhandlung war bestrebt, durch würdige Ausstattung und billigen Preis eine größere Verbreitung zu ermöglichen. (413)

A. Stuber's Buchhandlung, Würzburg.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Worte des Heilandes
an Christenkinder.

Eine Festgabe in siebzehn Kinderpredigten, von Frauenhand. (416)

Nach dem Englischen.

Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage. Mit einem Holzschnitt gez. von Ludwig Richter, geschnitten von A. Gaber.

1856. 32. eleg. geb. mit Goldschnitt 8 Sgr.

„Das sind Worte, durchhaucht von ächter Religiosität und so passend für das zarte Gemüth, wie sie nur eine ächte Frau sprechen kann. Möchte es manchen Kindern so gut werden, daß ihnen am Sonntage eine solche kleine Predigt vorgelesen würde." St. Galler Blätter.

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbstständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (421)

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausg. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Zu Gelegenheits-Geschenken empfiehlt die unterzeichnete Buchhandlung:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adolph Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facsimile. Ver. . in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter, gestochen von Chr. Hoffmeister. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, feinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (415)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien:

Philologie,
Geschichte und Psychologie
in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. **H. Steinthal,**
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (417)

5 Bogen gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geschmückt mit dem in Reliefmanier gestochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldschnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitautheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (420)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Geßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Dainos. Littauische Volkslieder
übersetzt von
G. H. F. Nesselmann.

eleg. kart. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Zartheit und Innigkeit zeichnen bekanntlich die ernsten, Frische und naiver Witz die heitern Lieder der Littauer aus. Hier sind die schönsten, geschmackvoll übersetzt, in einen duftigen Strauß gebunden. Ein Holzschnitt auf dem Umschlage giebt das Bild eines littauischen Mädchen in ihrem Nationalkostüm. (418)

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Zweiter unveränderter Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMANN GRIMM.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (419)

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint:

Zeitschrift des Königl. preussischen statistischen Bureaus

jährlich 40 Bgn. Royal-4to in 12 Monaten. Preis 2 Thaler.

Diese von dem Director des Bureaus, Herrn Geheimen Ober-Regierungsrath Dr. Engel redigirte Zeitschrift ist gegenwärtig in ihrem 4. Jahrgange und hat sich während der kurzen Zeit ihrer Existenz zu einer der ersten ihrer Art emporgeschwungen. In der That steht sie an Reichhaltigkeit und Gediegenheit statistischer und staatswirthschaftlicher Originalabhandlungen keinem anderen ähnlichen Pressorgane nach, an Wohlfeilheit übertrifft sie alle. Solchen, welche sich für die genaue Kenntniss preussischer Verhältnisse interessiren, ist sie längst eine unentbehrliche Fundgrube der werthvollsten Nachweise geworden.

Das stetig wachsende Interesse an dieser bereits in 4200 Exemplaren Absatz findenden Zeitschrift giebt sich auch in der wachsenden Zahl ihrer Mitarbeiter und der zur Aufnahme eingesandten Abhandlungen kund, so dass die Redaction auf eine Erweiterung des Blattes bedacht sein musste. Zu diesem Zwecke ist die Einrichtung getroffen, von Zeit zu Zeit, in zwangloser Folge,

Ergänzungshefte

zur Zeitschrift zu veröffentlichen, denen zwar eine eben solche Ausbreitung wie die der Zeitschrift selbst zu wünschen, zu deren Abnahme jedoch kein Abonnent der letzteren verpflichtet ist. Genannte Ergänzungshefte sind vorzugsweise für die Aufnahme der grossen Monographieen bestimmt, wovon einige treffliche im Manuscript vorliegen und demnächst zur Veröffentlichung gelangen werden. So z. B. eine Geschichte und Statistik des Danziger Handels bis zum Jahre 1864; ferner: Nachrichten über die Lage der arbeitenden Klassen in den einzelnen Kreisen des preussischen Staats u. s. w. — Der Bogen dieser im Format der Zeitschrift erscheinenden Ergänzungshefte wird mit 2 Silbergroschen berechnet.

Bestellungen auf die Zeitschrift und die Ergänzungshefte nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (410)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Geßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 32.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 7. August 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Die österreichische Politik, nach Julius Fröbel. Legalismus und Legitimismus. Die Triasidee 498

Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft 501

Rußland.

Wanderungen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens. I. Thomas W. Atkinson 501

Polen.

Zerwafter als Prophet der Polen 504

England.

Philippica gegen das Tabakrauchen . . . 507

Kleine literarische Revue.

C. v. Winterfeld, Schleswig-Holstein'scher Krieg 510

Die französischen Prosaisten des vierzehnten Jahrhunderts 510

Dorfgeschichten aus der französischen Schweiz 510

Der Palmbaum 511

Talmud-Ausgaben 511

Literarischer Sprechsaal 511

Im Verlage von L. Hachette & Co. in Paris erschienen:

About, E. Le progrès. 2me éd. 1 vol. in-18. br. 3 fr. 50 c.

Desigs, Ch. L'héritage de Charlemagne. 2 vol. in-18. br. 6 fr.

Fangère, M. P. Mémoires de Madame Roland, écrits durant sa captivité. Nouv. éd. revue et complétée. 2 vol. in-18. br. 7 fr.

Figuier, L. La terre et les mers, ou description physique du globe. 2me éd. revue et augm. 1 vol. gr. in-8. cart. 182 vignettes et 20 cartes de géographie physique. br. 10 fr. rel. 14 fr.

Legrelle, A. Holberg considéré comme imitateur de Molière. 1 vol. in-8. br. 6 fr.

De Meny, Ch. Le roman d'un homme sérieux. 1 vol. in-18. broch. 3 fr.

Robert, A. Le combat de l'honneur. 1 vol. in-18. br. 3 fr. (426)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

South Kensington Museum.

Italian Sculpture of the Middle Ages and Period of the Revival of Art

A descriptive catalogue of the works forming the above section of the Museum, with additional illustrative notices.

By

J. C. Robinson, F. S. A.

Text.

Octavo. Plates, Cloth. 2 Thlr. 15 Sgr.

Der zu diesem Werke gehörende

Atlas

erschien unter folgendem Titel:

A Series of fifty Photographs of Works in the above section of the Museum.

Selected and arranged

by **J. C. Robinson**, F. S. A.

The Photographs executed by *C. Th. Thompson*.

Gross-Folio. Half morocco. 42 Thlr.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (422)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson*. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juli 1864.

The Hil yars and the Burtons. Chapt. XXXV—XL. — Corruption at Elections. By *F. D. Maurice*. — „Resurrecturis" A Poem, from the Polish of Sigismund Krasinski. — Dead Men whom I have Known; or Recollections of Three Cities. By the Editor: *Dr. Chalmers*. Part I. His Youth. — Paliogenesis. By *Henry Wadsworth Longfellow*. — In Her Teens. — A Son of the Soil. Part VIII. — Nathaniel Hawthorne: By *Edward Dicey*. — The Last Days of Sönderborg.

Dieses Periodical ist in continentalem Debit der Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und' prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein: (423)

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. Juli 1864.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist kürzlich erschienen:

Haussen (G.), Die Gehöferschaften (Erbgenossenschaften) im Regierungsbezirk Trier. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1863. gr. 4. geh. 8 Sgr. (427)

Darstellung einer anziehenden volkswirthschaftlichen Erscheinung.

Erscheinungen der italienischen Literatur.

Anelli, L., Storia d'Italia dal 1814 al 1863. 4 Vol. 12. Milano. 12 l.

Aretino, P., Opere ordinate et annotate per Massimo Fabi, precedute da un discorso intorno alla vita dell' autore ed al suo secolo. 12. Milano. 4 l.

D'Azeglio, R., Ritratti di uomini illustri dipinti da illustri artefici, estratti dall' antica raccolta dei Reali di Savoja, con una biografia dell' autore per G. Briano. 12. Firenze. 3 l.

Bentivoglio, — Memorie del cardinal Guido Bentivoglio con correzioni e varianti dell' edizione d'Amsterdam del 1648, aggiuntevi cinquantotto lettere inedite tratte dall' archivio del cav. C. Morbio. 3 Vol. 16. Milano. 5 l. 50 c.

Brunengo, G., i primi papi-rè e l'ultimo dei rè langobardi. 8. Roma. 3 l.

Dalbono, C. T., Storia di Beatrice Cenci e de' suoi tempi, con documenti inediti. 12. Napoli. 5 l.

De Rosa, i Moriddu, scene della vita sarda. 2 Vol. 12. Parma. 6 l.

Levi, G., sulla teocrazia Mosaica; studio critico e storico. 12. Firenze. 2 l. 50 c.

Nel trecentesimo natalizio di Galileo in Pisa il 18 febbrajo 1864. Cinque lettere inedite di Galileo. — Lettere a Galileo. — Una particolarità ignota della vita di Galileo del prof. F. Selmi. — Pisa e la sua università ai tempi di Galileo del prof. F. Buonamici. — Saggio di concetti di Plauto e Terenzio, col volgar fiorentino da un manuscritto di Galileo. 8. Pisa. 1 l. 50 c.

Nobile, G., un mese a Napoli. Descrizione della città di Napoli e delle sue vicinanze divisa in XXX giornate. 3 Vol. 12. Napoli. 25 l.

— Pompei descritta ed illustrata, estratto dalla guida un mese a Napoli. Con 32 figure. 8. Napoli. 5 l.

Saraceno, F., Vita del cav. Pietro Derossi di Santa Rosa, con documenti inediti. 12. Torino. 2 l. (428)

Hermann Loescher in Turin.

Deutschland und das Ausland.

Die österreichische Politik, nach Julius Fröbel. *)

Legalismus und Legitimismus.

Die Triasidee.

Der zweite Band von Julius Fröbel's Theorie der Politik, der über die Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage als Bedingungen und Beweggründe der Politik handelt, liegt uns vor. Der Verfasser nennt seine Theorie der Politik das Ergebniß einer „erneuten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen." Sein gegenwärtiger Standpunkt ist hinlänglich bekannt, um uns den Schlüssel zu gewähren, wie diese erneute Prüfung aufzufassen sei. Die vorliegende Theorie der Politik, weit davon entfernt, sich in der Weise der meisten Demokraten in aprioristischen Konstruktionen zu ergehen, hat sich mit den Thatsachen abgefunden, wie sie nun einmal im österreichischen Kaiserstaate vorliegen, und auf diese Thatsachen ist sie gebaut; sie ist eine oratio pro domo, eine Schutzrede für das liberal wiedergeborene Oesterreich, sie sucht die Grundlagen zu ermitteln, auf denen dieser in mannigfacher Hinsicht krankende Staat seine Stellung in Europa und ebenso sehr in Deutschland behaupten, vor Allem aber stärken und befestigen könnte. Es handelt sich also hier vornehmlich darum, den spezifischen Austriacismus in möglichsten Einklang mit den allgemeinen Ideen zu bringen, welche die Zeit bewegen, z. B. die Nationalidee so weit zu mäßigen und abzuschwächen, daß Czechen, Italiäner, Ungar u. s. w. in den Rahmen des neuen Centralstaates passen, die deutsche Idee so weit in die Hand zu bekommen, daß Preußen unschädlich und die Kleinstaaten dem österreichischen Selbsterhaltungs-Interesse dienstbar bleiben, die Legitimität so weit zu stärken und zu kräftigen, daß Oesterreich, kraft derselben, gegen Italien, Frankreich, Rußland u. s. w. einen Stein im Brett erhalten kann, endlich die demokratische Weltanschauung nicht ganz fahren zu lassen, um gegen Frankreich Fühlung zu behalten und nicht von der allgemeinen Strömung ausgeschlossen zu bleiben. Wir haben es also nicht mit einer allgemeinen Theorie der Politik zu thun, die unbestimmt in der Luft schwebt und etwa dem Königreiche Utopien angehören könnte, sondern mit einer spezifisch österreichischen, welche mit liberalen Elementen verquickt, die Perspektive der kaiserlichen Hofburg hat.

Wie rasch wir in unserer Zeit leben, ist uns bei Lesung dieses Buches wieder recht aufgefallen. Offenbar ist es unter Stimmungen, Eindrücken und Hoffnungen geschrieben, welche dem berühmten Fürstenkongreß von Frankfurt im vorigen Jahre vorangingen und folgten; vielleicht gehört es mit zu dem philosophischen Unterbau, der einer erneuerten Herrschaft Oesterreichs in Deutschland zur Grundlage zu dienen bestimmt war. Seit jener Zeit ist indessen schon wieder eine bedeutende Masse Wassers die Donau hinuntergeflossen, und die Perspektive hat sich so vollständig geändert, daß wir Mühe haben, uns in vielen der dort geäußerten Ansichten zurechtzufinden. Die österreichischen Staatsmänner dürften sich seit jener Zeit überzeugt haben, daß eine bundesstaatliche Mediatisirung, resp. Pensionirung, Preußens vermöge einer modifizirten Triasidee keineswegs ein so leichtes Werk sei, als man sich damals vorgestellt; ja die überraschend schnelle Schwenkung, die sie gemacht, die gegenwärtigen Konstellationen zeigen, daß man in Oesterreich die Sachen weit weniger ernst nimmt, als es den Anschein hat, daß man sich mit allerlei Thatsachen abzufinden weiß, und eben das thut, was man nach dem herrschenden Winde thun kann; im größten Maßstabe extemporiren.

Ganz Europa experimentirt; überall sind die Pfuschuren im größten Maßstabe im Gange; der Vorrath von gesammelter Erfahrungsweisheit ist ein ungeheurer, aber der Muth, den entscheidenden Schritt zu thun, die Fähigkeit und das Selbstvertrauen, etwas Durchgreifendes anzubahnen, äußerst gering. Wir tadeln das auch gar nicht; denn der Grund dieser Vorsicht, die es zu nichts Ernstlichem kommen läßt, liegt in dem instinktmäßigen Bewußtsein, daß Großes auf dem Spiele steht, und daß, wenn einmal die Ereignisse im Flusse sind, große Verrückungen der Machtverhältnisse nicht ausbleiben können. Jeder thut daher gut, sich seine Philosophie zu machen und Rechenschaft über das abzulegen, was er etwa zu hoffen oder zu fürchten, zu gewinnen oder zu verlieren haben dürfte.

Die Lage Oesterreichs ist gerade nicht die günstigste; es hat äußere Feinde und leidet an inneren Schäden; es hat verhältnißmäßig wenig zu hoffen, aber viel zu fürchten. Wir können uns mit Hilfe unseres Buches ziemlich in die gegenwärtige österreichische Perspektive hineinleben.

Das dritte Buch, welches den Anfang des vorliegenden zweiten Bandes macht, handelt von den Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage als Bedingungen und Beweggründen der Politik, von der Ungleichheit unter den Menschen, ihren Gränzen und Grundformen, der politischen Stellung des weiblichen Geschlechts, der Geschlechter und Lebensalter, der Racenunterschiede, der Ungleichheit des Vermögens, der gesellschaftlichen Stellung, der Civilisation, der Ungleichheit der Macht als Ursprung des Staates.

Hier kommt der Verfasser auf die Begriffe des Legalismus und der Legitimität zu sprechen, die er für sein System zur Geltung zu bringen sucht.

„Ungleichheit der Macht ist der thatsächliche Ursprung des Staates und seiner Ordnung, sowie die Grundbedingung aller Staatenverhältnisse" . . . . . „Mit der Uebermacht konstituirt sich eine Gewalt, die wir — je nach ihrer sittlichen Qualität — Herrschaft, Obrigkeit, Regierung nennen, und unter der die Gesammtheit der Beherrschten oder Unterthanen sich als Volk ausbreitet." „Volk und Regierung zusammen machen die organisirte Macht-Gemeinschaft aus, die wir eine Nation nennen, und welche mit dem geographischen Gebiete ihrer Machtvollkommenheit den Staat darstellt." . . .

„Das Verhältniß von Macht und Recht ist das von Thatsache und Prinzip. Der Fortschritt von ersterer zu letzterem wird durch das sittliche Bewußtsein bewirkt. Die bewußte Machtgemeinschaft ist eine Zweckgemeinschaft, und die anerkannte Zweckgemeinschaft ist eine Rechtsgemeinschaft. Aber die Durchdringung des Staates mit dem Rechtsgedanken, oder mit anderen Worten seine Legalisirung, ist ebendarum erst ein Ergebniß seiner Bildungsgeschichte, und der Rechtsgedanke kann also nie den Staat hervorbringen. Das thatsächliche Dasein des Staates ist noch kein legales; aber es ist mehr als das: es ist ein legitimes. Durch das Recht legalisirt sich freilich der Staat, aber nur durch die Macht kann er sich legitimiren . . . . Legitim ist die Uebermacht, von welcher der Ursprung des Staates ausgeht, legal sind nur die

*) Theorie der Politik, als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen. Von Jul. Fröbel. Zweiter Band. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1864.

Untermächte, welche durch diese Uebermacht geschaffen werden oder unter ihrem Schutze zur Anerkennung gelangen."

„Die Unklarheiten über das Verhältniß, welches zwischen der Legalität und der Legitimität besteht, haben in den Systemen und praktischen Richtungen der Politik viel Unheil gestiftet. Legitimismus und Legalismus haben sich einander als zwei sich ausschließende Prinzipien gegenübergestellt, während jeder Staat eine Sphäre der Legitimität und eine Sphäre der Legalität haben muß. Es handelt sich darum, daß dies richtig verstanden wird. Die Legalisirung des Staates soll nicht alle legitimen Machtbildungen ausschließen oder absorbiren. Der Legalität gegenüber macht sich die Legitimität praktisch als Autonomie geltend. Legitim ist, was sein Recht aus der Macht der Thatsache, aus der Natur des Dinges selbst schöpft, und eben dies ist es, was wir im Gegensatze gegen die Allgemeinheit des abgeleiteten Rechts Autonomie nennen. Die Autonomie einer Provinz, eines Standes, einer Familie gehört der Sphäre der Legitimität an." „Ein legalistischer Absolutismus ist der Freiheit so gefährlich wie ein legitimistischer. Wenn durch den Absolutismus der Legalität alle autonomen Mächte im Staate absorbirt oder vernichtet werden, muß mit der Macht die Kraft und mit der Kraft die Freiheit untergehen. Die, welche im Namen der Freiheit den äußersten Folgewirkungen des Legalitätprinzipes das Wort reden, vergessen, daß selbst die „Menschenrechte," welche das Grunddogma der Demokratie bilden, nicht legal, wohl aber legitim sind. Die Menschenrechte sind die unterste Stufe der Autonomie." . . .

Mit anderen Worten: der Staat ist wesentlich ein Produkt der Gewalt; als sich selbst behauptende Gewalt ist er legitim; insofern dieses Produkt der Gewalt die Rechtsidee in sich aufnimmt und sich hierdurch veredelt (was bestimmte Gränzen hat), wird der Staat ein legaler. Einen reinen Rechtsstaat giebt es nicht, da der Staat nie seinen Ursprung durch die Gewalt, also durch ein Unrecht, verleugnen kann; vielmehr ist die Durchführung eines solchen Rechtsstaates abermals ein Akt der Gewalt, folglich des Unrechts, aber einmal durchgeführt, kann er auch legitim werden.

„Legitim ist das fait accompli, sobald es unbestreitbar geworden. Legitim ist der Eroberer, sobald er feststitzt. Legitim ist der Fürst aus eigner Kraft, welcher nicht der Klient eines Advokaten oder einer rabulistischen Diplomatie sein darf." —

Danach ist natürlich Napoleon III. der legitimste Monarch Jung-Europas. Die alte österreichische, Metternich'sche Legitimität, „die Erhaltung der reinen Thatsache, wie sie ist, gut oder schlecht, dumm oder gescheidt," „das Prinzip der reinen Prinziplosigkeit, wird mit der neuen französischen Legitimität vertauscht und nachgewiesen, daß es Unrecht sei, in Frankreich die verkörperte Revolution zu sehen, daß vielmehr Napoleon I. und Napoleon III. sich um die conservativen Interessen große Verdienste erworben haben." (S. 250.)

„Der französische Imperialismus legitimirt sich damit als eine wesentliche und nothwendige historische Bildung und ist weit davon entfernt, die vorübergehende Monstrosität zu sein, für die er von einseitigen und verblendeten Parteiurtheilen erklärt wird." . . . . „Das französische Kaiserthum ist ein im Zusammenhange der gegenwärtigen Weltverhältnisse tief begründetes, politisches Gebilde. Es mag vielleicht nochmals umgestürzt werden — es wird abermals neu entstehen . . . . Eine französische Republik von dauerndem Bestande gehört zu den größten Unwahrscheinlichkeiten der Weltgeschichte. Nur eine Theilung Frankreichs, eine Vernichtung der französischen Nation, könnte Frankreich seine Rolle (als erste Kontinentalmacht und Erbin der Kaiseridee) entreißen, und diese Rolle findet im Kaiserthum den richtigen Ausdruck." —

Also das österreichische Kaiserthum, das um seinen Principat gekommen und in die zweite Stelle gerückt ist, paktirt mit dem als legitim anerkannten gallischen Kaiserthume und benutzt dasselbe zur Behauptung seiner Stellung in Deutschland. Um den gefährlichen Nebenbuhler Preußen, von dem Herr Fröbel mit sichtlichem Unbehagen redet, möglichst unschädlich zu machen, wird die Trias-Idee stark befürwortet.

Welche Chancen der Verwirklichung die Triasidee unter den gegenwärtigen Verhältnissen habe, können wir ruhig dahingestellt sein lassen; so viel wenigstens steht fest, daß Preußen, das damit aus Deutschland in ähnlicher Weise exkludirt werden soll, wie es Oesterreich bereits ist, sich mit Hand und Fuß dagegen wehren würde. Sie ist das Ende der Weisheit, das caput mortuum, das nach fünfzigjährigem Schwärmen, Reden, Philosophiren übrig geblieben, der Nagel zu Deutschlands Sarge.

„Die Trias (sagt Herr F.) ist die Form, in welcher allein sich die wesentlichen Interessen der deutschen Parteien und der europäischen Mächte entweder vereinigen oder neutralisiren (ja wohl) lassen. Vor Allem ist die Trias die einzige Form, in der sich eine Regeneration Deutschlands mit der französischen (conservativen?) Politik verträglich machen läßt, und wir haben gezeigt, daß hierauf ein besonderer Werth zu legen ist. Der gute Wille Frankreichs (sol) ist unentbehrlich, um mit irgend einem Grade von Sicherheit des Erfolges die Lösung der deutschen Frage zu unternehmen, und der gute Wille Frankreichs ist dazu auch ausreichend. Die Trias aber ist die einzige Lösung, bei welcher Deutschland (weil es schwach und ungefährlich bliebe?) dieses guten Willens sicher (?) ist. Die Einwendung, daß die engere Bundesgenossenschaft der deutschen Mittel- und Kleinstaaten eine Wiederholung des Rheinbundes sei, hat schlechterdings keinen Sinn. Der Rheinbund war an sich eine durchaus naturgemäße (legitime?) Bildung, gegen welche nichts als seine Abhängigkeit von Frankreich einzuwenden war." . . .

„Eine richtige österreichische und preußische (?) Politik wäre es also, die Triasbildung zu befördern. Die Trias läßt Oesterreich und Preußen (??) ungestört die Bahn ihrer naturgemäßen besonderen Entwickelung gehen. Sie rettet das deutsche Mutterland vor dem widernatürlichen Schicksale, von seinen Kolonien erobert zu werden." . . .

Die naturgemäße besondere Entwickelung, die Preußen nehmen könnte, möchten wir gern sehen. Herr Fröbel scheint ganz vergessen zu haben, was er S. 124, 125 geschrieben.

„Gestalten, wie die der Republik Chili, des Staates Californien, des Königreichs Preußen, gehören zu den ungünstigsten und würden, wenn nicht Chili durch seine Abgelegenheit, Californien aber und Preußen als Glieder größerer, föderativer Körper gesichert wären, durchaus unhaltbar sein. Hat Preußen ein Recht, sich als einen unabhängigen europäischen Staat hinzustellen (nach Herrn Fröbel's Erklärung von Legitimität vollkommen), so ist auch die preußische Politik eine Abrundung oder Unterwerfung der dazu erforderlichen kleineren deutschen Staaten gerechtfertigt." —

Wie klar, wie schön, wie vernünftig! Nun wird uns Herr Fröbel wohl zugeben, daß es unstreitig keine richtige preußische Politik sein würde, die Triasidee zu befördern, eine Idee, die weiter nichts heißt, als daß Preußen seine für Oesterreich unbe-

queme Stellung an Bayern abtreten soll, weil dieses bequemer ist, einen allenfalls dienstwilligen Vasallen abzugeben, und zugleich den Zweck erfüllt, den preußischen Vergrößerungs-Gelüsten einen Gypsverband anzulegen, in welchem keine Verheilung seiner zwei getrennten Hälften möglich wäre.

Dafür, daß Bayern keinen absorbirenden und assimilirenden Einfluß auf die kleineren Staaten übe, würde von Wien aus schon gesorgt und dem unschädlichen Berlin zu dem Zwecke einiger Einfluß eingeräumt werden. Die Krähwinkelei innerhalb der Trias wäre dann für lange Zeiten gewährleistet; dasselbe Stück, welches jetzt fünfzig Jahre gespielt hat, könnte weitere fünfzig Jahre gespielt werden, wenn nicht in der Zwischenzeit das Ausland, Russe oder Franzose, das Einsehen hätte, dieser Spottgeburt ein Ende zu machen.

Die Grundgedanken der österreichischen Politik sind sehr einfach und leicht zu verstehen. Man irrt gewaltig, wenn man glaubt, daß der Sturz des Metternich'schen Systems (welches nur sehr theilweise gestürzt ist) bedeutend viel geändert habe; wesentlich ist die Sache dieselbe geblieben, die Männer und Köpfe sind andere. Die Idee der Legitimität, der Conservation des Hergebrachten, so weit es für das Kaiserhaus zuträglich ist, hat Metternich überlebt und macht französische Studien. Die Napoleone haben sich um die conservativen Interessen sehr verdient gemacht; sie haben den rebellischen Pöbel zusammenkanonirt, die Bourgeoisie matt gesetzt und eingeschüchtert, der Welt ein Zwangsgesetz aufgedrungen. — Schaun's, wie schön das paßt; das kann man in Wien auch brauchen; dafür kann man schon die Schaffung des Königreichs Italien und die Amputirung der Lombardei hingehen lassen; die große Aehnlichkeit in der Finanzverwaltung, wie sie in beiden Staaten besteht, müßte diese Freundschaft vollends zu einer intimen machen. Für Oesterreich handelt es sich darum, daß Frankreich die Idee der Unschädlichkeit des triadischen Deutschlands behält, daß dieses sich sagen kann: „Die thun mir nichts, ces bons Allemands;" daß ferner Oesterreich den unbequemen Nebenbuhler lähme und in der Zwangsjacke halte. Preußen soll seiner „europäischen" Machtstellung entsagen, das Triasdeutschland keine solche bekommen, folglich ist bloß Oesterreich mit seinen vorwiegend undeutschen Interessen Großmacht und Deutschland sein bloßer Appendix; quod erat demonstrandum.

Hören wir, was Herr Fröbel, dem auf der anderen Seite auch Rußland schwere Sorge macht, in Bezug auf Polen und die polnische Frage sagt:

„Wenn auf dem blutgetränkten Boden Polens Ruhe und Ordnung wieder hergestellt sein wird, werden Oesterreich und Preußen zu europäischen Gränzländern geworden sein. Nicht nur für sich selbst, auch für Europa ist Polen verloren; es müßte denn einmal noch durch Oesterreich und Preußen für Europa wieder erobert werden. Die polnische Frage in ihrer allgemeinsten Bedeutung ist eine osteuropäische Gränzfrage. Mit der dänischen gemeinsam, hat ihre Entscheidung den wichtigsten Einfluß auf das Schicksal Deutschlands. Eine Wiederherstellung Polens würde einer Wiederherstellung des deutschen Reiches unter Oesterreichs Führung vorausgegangen sein. In seiner polnischen Politik wurde Oesterreich zuerst dem Programm des Frankfurter Fürstentages untreu. Dieses Programm hatte nur einen Sinn, sofern Oesterreich im Vereine mit Frankreich und England die Wiederherstellung Polens durchzusetzen entschlossen war. Ein regenerirtes Deutschland setzte ein regenerirtes Polen voraus, und nur mit einem wiederhergestellten Polen im Rücken Deutschlands konnte Frankreich eine Erneuerung Deutschlands zulassen. Das Programm des Frankfurter Fürstentages aber, ohne Oesterreichs Mitwirkung zur Wiederherstellung Polens, war ein Widerspruch in sich selbst, eine Unmöglichkeit, welche nur durch die Gefahr Bedeutung erhält, die mit jedem unmöglichen Unternehmen verbunden ist. Indem sich Oesterreich in der polnischen Angelegenheit von einer aktiven, westmächtlichen Politik fern hielt und damit die westmächtliche Politik selbst hinderte, aktiv aufzutreten, trat es thatsächlich auf die Seite des russischen Interesses, traf wieder mit Preußen zusammen, von dem es sich durch die großdeutsche Politik getrennt sah, und gab dem deutschen Dualismus, der durch das Programm des Fürstentages hatte beseitigt werden sollen, eine neue Grundlage. Durch die Haltung Oesterreichs in der polnischen Angelegenheit wurde eine, wenn auch vielleicht nur ganz vorübergehende Verständigung Oesterreichs und Preußens auf der Basis der Mainlinie vorbereitet. Die Wirkung ist eine durchaus folgerichtige. Mit der Theilung Polens ist der Riß entschieden, welcher zwischen Oesterreich und Preußen durch Deutschland geht, und nur eine Wiederherstellung Polens durch Oesterreichs Zusammengehen mit England und Frankreich hätte ihn heilen können. Indem Oesterreich dieses Zusammengehen von sich wies, verzichtete es auf die Heilung, und die Ausführung der Mainlinien-Politik wäre unvermeidlich gewesen, wenn nicht der Tod Friedrich's VII. von Dänemark plötzlich den deutschen Mittelstaaten die Möglichkeit gegeben, Stand zu halten und die Triaspolitik der Mainlinien-Politik entgegenzustellen. Die Triaspolitik aber, welche Vortheile sie auch für Deutschland, für Oesterreich, für Frankreich (sic) haben mag, ist hoffnungslos für Polen; es sei denn, daß es von den Polen für einen Gewinn gehalten werden sollte, dereinst den russischen Theil ihres Landes in den Besitz Preußens oder Oesterreichs übergehen zu sehen. Dies ist die einzige Aussicht, welche aus einer deutschen Dreiherrschaft für Polen hervorgehen kann." —

Was das Zusammengehen Oesterreichs mit England und Frankreich zum Zwecke der Befreiung Polens betrifft, so haben wir gleich von Anfang nie an seinen Ernst, geschweige denn an die Möglichkeit eines Krieges zu Gunsten des unglücklichen Landes geglaubt. So tief konnte sich der Kaiserstaat mit den seit 1859 liebreich gepflegten liberalen Ideen gar nicht einlassen, ohne seinen eigenen Bestand zu gefährden. Polen befreien und herstellen, ist leicht gesagt; aber ganz abgesehen davon, daß Oesterreich den Hauptschlag gegen Rußland hätte thun und auf sich nehmen müssen, was würde die ganz unausbleibliche Folge davon gewesen sein? Tödtliche Feindschaft mit Rußland, Entfesselung des Nationalitäts-Prinzips im Osten und Südosten Europas, als Gegendienst die Befreiung Ungarns durch Rußland, vielleicht mit Hilfe des befreiten Polens.

Wir glauben nicht, daß durch eine Wiederherstellung Polens, selbst wenn dieses Land, wie angenommen zu werden scheint, sich unter die schützenden Fittige des österreichischen Doppeladlers begeben hätte, der Riß in Deutschland geheilt, d. h. Preußen mediatisirt worden wäre. Wie prekär die geographische Lage dieses Staates sein mag, wie wenig abgerundet sein Gebiet und wie unsicher noch seine Stellung als europäische Großmacht sein mag, so besitzt er doch eine ungleich größere Kraft und Machtconcentration und stärkere Assimilationsfähigkeit, als namentlich Oesterreich, und hat wiederholt bewiesen, daß er ein Faktor ist, mit dem man rechnen muß. Die Geringschätzigkeit, mit der man in Wien wieder von ihm zu sprechen beliebt, ist überdies keine natürliche, sondern eine erkünstelte. Wenn sich Preußens Staatsmänner,

wie die österreichischen ohne Skrupel thun, einmal zu der Idee erhöben, rein europäische Großmachtspolitik zu treiben, und ausländische, namentlich französische Gewogenheit zu erkaufen, um in Deutschland auf Kosten Oesterreichs vorzugehen, man würde in Wien wahrscheinlich sehr bald zur Ueberzeugung kommen, daß gewisse Versuche, den alten deutschen Reichsjammer wieder herzustellen, keine Aussicht auf Erfolg mehr haben.

Wie die Dinge jetzt liegen, so kann man sich kaum verhehlen, daß in Sachen Deutschlands ein ernstes Wort gesprochen werden wird. Die schleswig-holsteinische Frage birgt bereits den Keim großer Veränderungen innerhalb des Bundes in sich. Für Oesterreich handelt es sich darum, in dem neuen, von Dänemark losgerissenen Staate, ein neues Bundesglied zu schaffen, das die Aufgabe übernimmt, seinen Anhang zu verstärken und Preußen von Norden her zu hemmen und zu behindern; für Preußen handelt es sich darum, zum Meere vorzudringen und den neuen Staat mit seiner günstigen Lage so weit in die Hand zu bekommen, daß er den dringenden maritimen Interessen Deutschlands nutzbar werden kann.

Wie dieser schon sichtbare Konflikt ausgefochten werden wird, auf dem Wege der gewöhnlichen Bundesintrigue, oder, was Gott verhüten wolle, auf gewaltsamem Wege, das liegt im Schooße der Zukunft.

Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft. *)

Die Waffen ruhen, mit welchen wiederum eine Zeit lang zwei slavische Völkerschaften in bedauernswerthem Hasse sich zerfleischten, und des Friedens segensreiche Tage scheinen auch ihnen wieder zurückgekehrt zu sein. Es ist daher an der Zeit, daß solche Unternehmungen, wie die bereits früher in anderer Form erschienene lausitzische „Zeitschrift für slavische Literatur," die nicht von einem aggressiven panslavistischen, sondern von einem völkerverstehenden und vergleichenden, deutschen Standpunkte die verschiedenartigen literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen der Slaven auffaßt und darstellt, wieder aufgenommen und in der alten, ebenso anerkennenden wie anerkannten Weise fortgesetzt werden. Es soll von dieser Zeitschrift fortan regelmäßig in je sechs Wochen ein Heft von 5—6 Bogen erscheinen, und sechs Hefte werden einen Band oder Jahrgang bilden. In dem vorliegenden Hefte befinden sich zehn Artikel, die sich über fast alle Zweige der großen slavischen Völkerfamilie verbreiten. Neben einem historischen Aufsatze über die alten glagolitischen Schrift-Denkmale finden sich politisch-literarische Excurse über „Bosnien zu Anfang des Jahres 1858" (von A. Hilferding) und über die neuen Anfänge der alten bulgarischen Literatur. In beiden Artikeln findet der unglückselige Einfluß der türkischen Herrschaft auf die Kultur-Zustände der Slaven beredte Schilderung. Die Bosnier sind bekanntlich zum Theil zum Muhammedanismus übergetreten; gleichwohl haben sie die serbische National-Poesie noch mit ihren christlichen Stammesgenossen gemein, wenn auch zuweilen türkische Wörter, mit denen sie gern prahlen, der Schönheit ihrer ursprünglichen Sprache Eintrag thun. Die muhammedanischen Bosnier sind übrigens jetzt eben solche Feinde der osmanischen Unterdrücker ihres Landes, wie die christlichen. (Wir haben früher im „Magazin" selbst nach dieser Darstellung Hilferding's einen Artikel über die Bosnier geliefert.) In Bulgarien waren es von der Zeit der Eroberung Konstantinopels bis zum Jahre 1830 die Griechen (Fanarioten), welche, als Werkzeuge der Unterdrückung, noch viel ärger gegen die Kulturzustände der Slaven wütheten, als die Osmanen selbst. Seit dem Krim-Kriege scheint auch dort eine Zeit der Wiedergeburt und der Erlösung eingetreten zu sein, besonders nachdem sich die bulgarische Kirche von der Herrschaft der griechischen Popen vollends emancipirt hat. Auf dem Felde der Literatur sind allerdings erst schwache Anfänge wahrzunehmen, doch versprechen diese mit der Zeit sich zu einer erfreulichen Blüthe zu entfalten. Die türkische Regierung ist freilich noch immer sehr mißtrauisch, und so ist eine seit dem 1. Januar 1864 in Bukarest gegründete bulgarische Zeitung, „die Zukunft" (Budustnost), „bei Todesstrafe" von ihr verboten worden; doch — das Signal ist einmal gegeben, und der Geist der Zeit drängt vorwärts. Nicht minder erfreulich ist, was in der vorliegenden Zeitschrift über kroatische Literatur von V. Jagić mitgetheilt wird, der im Vereine mit Dr. Racki und J. Torbar in Agram eine tüchtige „Zeitschrift für kroatische und serbische Sprache und Geschichte, sowie für Naturwissenschaft," in kroatisch-serbischer Sprache herausgiebt. — Schließlich bemerken wir, daß jedes Heft der lausitzischen Zeitschrift unter der Ueberschrift „Sbornik" eine Auswahl von guten slavischen Dichtungen in zwei slavischen Sprachen mit deutscher Uebertragung, sowie eine bibliographische Uebersicht aller Novitäten in russischer, polnischer, čechischer, südlich-serbischer und lausitzisch-serbischer Sprache mittheilt.

*) „Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft." Verantwortlicher Redacteur: J. E. Schmaler. Zweiter Band, erstes Heft. Bautzen, Schmaler und Pech, 1864.

Rußland.

Wanderungen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens.

I.

Thomas W. Atkinson.

Wer den Glauben an die biblische Mission Adams bewahrt hat, zweiter Schöpfer des Menschengeschlechts zu sein, der wird ihm auch das Verdienst zuschreiben müssen, die ersten Entdeckungsreisen gemacht und seinen Nachkommen die Neigung zum Reisen, zum „in die Ferne schweifen" in das Herz gelegt zu haben. Adams erste Reise, diejenige aus dem Paradiese in das wüste Land, wo er im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen mußte, war freilich eine unfreiwillige Auswanderung, zu welcher ihm der Engel mit dem flammenden Schwerte den Consens überreichte. Aber schon diese erste Reise genügte, um in dem ganzen nachfolgenden Geschlechte den Wandertrieb für immer hervorzurufen.

Ein literarisches Unternehmen, auf den Wandertrieb des Menschen gestützt, wird, verständig angefaßt, immer glückliche Erfolge haben. Solche Erfolge prophezeien wir denn auch Herrn Hermann Wagner für sein „Buch der Reisen und Entdeckungen," ein Werk, welches in diesen Blättern schon mehrfach erwähnt ist.

Der soeben ausgegebene siebente Band dieser Reisebibliothek führt den Leser in die Steppen und Hochgebirge Asiens,*) in jene Gegenden, welche in Europa noch immer als bloße Verbrecher-Colonie Rußlands, als lebendiges Grab der Verbannten, als der

*) Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Asien II. Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Central-Asiens. Leipzig, Otto Spamer, 1864.

Inbegriff aller Unwirthlichkeit und Barbarei, kurz, um ein geläufiges Wort Hamlet's frei zu benutzen, als das Land angesehen wird, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. Das Buch der Reisen giebt ein ganz anderes Bild, und es ist kein geringes Verdienst, daß dasselbe durch wahrheitsgetreue Schilderungen und durch Zusammenstellung der neuesten Forschungen die irrenden Ansichten über einen wesentlichen Theil unserer Erde zu berichtigen sucht. Ja, das bessere Wissen über Central-Asien ist für denjenigen geradezu unentbehrlich, der die asiatische Politik Rußlands nur einigermaßen würdigen will und in der Erweiterung seiner südlichen und östlichen Gränzen in Asien etwas Anderes sieht, als bloße gierige Verschluckung zwar ungeheurer, aber scheinbar nutzloser Landstriche.

Getreu dem Programm des ganzen Unternehmens, bietet der vorliegende Band als Einleitung eine Uebersicht des gesammten asiatisch-russischen Reiches, von der kundigen Hand Anton von Etzels entworfen. Das Buch ist vorzugsweise für deutsche Leser geschrieben, und die Bedeutung des asiatischen Rußlands für Deutschland ist darin mit Recht betont. Einem allgemeinen Ueberblicke über die physischen Verhältnisse folgen Naturgemälde Nord- und Mittelasiens; das Pflanzen- und Thierreich, soweit es erforscht ist, entwickelt sich vor dem Leser, der über die Mannigfaltigkeit, insbesondere der Fauna, erstaunen muß. Sodann passiren die Völker Sibiriens und der Steppenländer die Revue: Tataren, Turalinzen, Barabinzen, Mongolen, Bukharen, Wugolen, Jäken, Kalmücken, Oelotsen, Samojeden, Jakuten, Tungusen, Tschuktschen, Buräten und wie die Mitglieder der großen Völker-Menagerie Rußlands sonst noch heißen. Ein besonderer Abschnitt ist den Amurländern und ihren Bewohnern gewidmet, aus Anlaß der Wichtigkeit, welche dieses Gebiet unter der russischen Regierung erlangt hat, und welche weit über Asien hinaus auch nach Amerika und Europa hinübergreift. Den Schluß der Einleitung bildet die Geschichte der politischen und wissenschaftlichen Eroberung Nordasiens und der Amurländer.

Die Reisen in das mittlere Asien sind noch nicht modern geworden; unsere Touristen glauben dort zu wenig Comfort und pikante Abenteuer, unsere Maler zu geringe Sujets für ihre Staffelei zu finden; selbst die Wissenschaft, nicht immer völlig unabhängig von den Strömungen der Mode, inklinirt neuerdings mehr für Afrika, als für Asien. Mit Unrecht! Von Marco Polo an, diesem kühnen Touristen, Schriftsteller und Diplomaten in Einer Person, bis auf die jüngsten russischen Gelehrten, welche die Regierung des Zaren unausgesetzt in die Länder ihrer Wünsche entsendet, hat noch jeder Reisende eine reiche Ausbeute seiner Forschung aus Asien davongetragen; jeder bekundet, daß Central-Asien allenfalls kulturfähig ist und ebenso den Maler wie den Natur- und Völker-Forscher zu befriedigen weiß, und Alexander von Humboldt muß seine geheimen Gründe gehabt haben, als er dem bekannten Maler und Reisenden W. Heine von einer projektirten Reise durch Mittel-Asien abrieth, angeblich weil Heine als Maler dort nur auf geringe Ausbeute zu rechnen haben würde.

Unser Buch der Reisen stützt sich bei der Schilderung Asiens auf die Forschungen von R. Ludwig, Ledebur, Erman, Middendorf, Kaiserling, Krusenstern, Semenov und anderen Reisenden, im ersten Bande des vorliegenden Theiles aber vorzüglich auf die Darstellungen, welche der unerschrockene Engländer Atkinson mit Pinsel und Feder entworfen, und welche seine nicht minder kühne Frau ergänzt und vervollständigt hat. Zahlreiche Abbildungen, zum Theil nach R. Ludwig, zum Theil nach Atkinson selbst, gehören mit zu dem Besten, was bisher im Holzschnitt geleistet worden.

Atkinson, diesen modernen Marco Polo, kennen zu lernen, wird für manchen Leser dieser Blätter von Interesse sein, und ich darf daher das, was in dem Buche der Reisen über ihn gesagt ist, hier wiedergeben, zumal seine Lebensgeschichte mit Asien eng verflochten ist.

Thomas W. Atkinson war eine jener kräftigen, interessanten Naturen, die man in England als einen „selbstgemachten Mann" bezeichnet. Schon als Knabe von acht Jahren verlor er seine Eltern und mußte von dieser Zeit an, da sie ihm kein Vermögen hinterlassen hatten, sich durch eigene Kräfte weiterhelfen. Er lernte indeß etwas Tüchtiges, bildete sich nachmals zum Architekten aus und erbaute unter Anderem in Manchester eine Kirche. Eine besondere Geschicklichkeit erwarb er sich im Entwerfen und Ausführen von Aquarellen, vorzüglich von Landschaftsbildern.

Außer seinen eigentlichen Fachstudien eignete er sich aber auch äußerlich alle jene angenehmen Manieren an, durch welche er selbst in den feinsten Zirkeln der Gesellschaft wohlgelitten ward. Von Gestalt hager, gewandt und sehnig, trug sein Auftreten das Gepräge eines vollendeten Gentleman alten, guten Geschlechtes. Seine auffallend sanfte Gemüthsart spiegelte sich in seinem gutmüthigen Gesicht, und sein Auge verrieth einen Zug von Poesie, der sich auch in seiner Unterhaltung und seinen Schriften wiederspiegelt. Dazu gesellte sich aber auch jene Zähigkeit des Willens, die das einmal gesteckte Ziel trotz aller Schwierigkeiten beharrlich verfolgt, jene Energie, welche einem echten Sohne Albions zukommt. Mit einem Handgelenk wie ein Fels, sicher im Kernschuß und völlig sattelfest, war er gleichzeitig gerüstet, physischen Hindernissen erfolgreich entgegenzutreten, und seine Belesenheit in den Klassikern, seine Gabe, angenehm zu unterhalten, machten ihn bei dem reichen Schatze von Erfahrungen, der ihm in späteren Jahren zu Gebote stand, zum gesuchten Gesellschafter. Er war nicht nur ein großer Freund von Musik, sondern blies auch selbst gewandt die Flöte. Ein zweiter Orpheus, durchzog er mit seinem Lieblings-Instrumente die Wildniß und übte durch dasselbe eine eigenthümliche Macht über die rohen Kinder der Natur, mit denen er in Berührung kam, wie er andererseits bei den Abendkränzchen der nordischen Noblesse hierdurch mit zum gern gesehenen Gaste ward.

In Bezug auf seine ausgedehnten Reisen in Asien erzählt Atkinson, daß er durch eine zufällige Bemerkung A. von Humboldt's auf die landschaftlichen, geographischen, naturhistorischen und ethnographischen Schätze aufmerksam geworden sei, welche das Innere von Asien noch unerschlossen berge. Der berühmte Naturforscher war bekanntlich in Begleitung Ehrenberg's und Erman's bis zum Altai vorgedrungen und hatte durch Erkundigungen von den russischen Bergbeamten und den Kaufleuten, welche mit den Karavanen die Steppen im Süden der russischen Gränze durchzogen, mancherlei Interessantes auch über die Gegenden erfahren, die er nicht mit eigenen Augen gesehen. Hierdurch war Atkinson auf den Gedanken gekommen, sich eine eingehendere Erforschung jener Gegenden als Aufgabe zu stellen, trotzdem er nicht über ein ansehnliches Privatvermögen zu gebieten hatte. Er hat sich, wie es scheint, größtentheils durch den Ertrag seines Malerpinsels durchgeholfen. In der Steppe mußte die Büchse die Küche versorgen, und die bekannte Gastfreundschaft der russischen Beamten in den abgelegenen Berg- und Hüttendistrikten mag das Uebrige gethan haben.

Nachdem er 1847 allein einen Streifzug von Petersburg aus über Moskau und Jekaterinburg nach dem Ural und dem Altai gemacht und seine Mappe mit zahlreichen Skizzen bereichert hatte, die er wahrscheinlich verwerthete, kehrte er nach Petersburg zurück und verheiratete sich mit einer Engländerin, welche acht Jahre in dem Hause des Generals Murawiew in Petersburg die Erziehung der Tochter des Generals geleitet hatte. Sie scheint eine ganz ähnliche Natur gewesen zu sein, wie er selbst, von früh an gewöhnt, sich in alle Lagen des Lebens zu schicken, und mit der seltenen Fähigkeit begabt, selbst mißlichen und drückenden Situationen die angenehme Seite abzugewinnen. Dabei war sie körperlich abgehärtet, passionirte Wassertrinkerin und eine solche Verehrerin von kalten Bädern, daß sie sich nicht scheute, selbst das Eis aufhauen zu lassen, um sich — zu stärken. Sie ritt, trotz ihrem Manne, ebenso sicher zu Roß, wie auf dem Kameele; ja, sie erzählt in einem Briefe an eine Freundin, daß sie sogar gelernt habe, auf Kirgisen zu reiten — bei einer Flußpassage nämlich, bei welcher Gelegenheit ein Sohn der Steppe die Lady dienstfertig auf dem Rücken hinübertrug. Sie verstand ferner mit gleichem Geschick die Küche und die Speisekammer zu versorgen, wie sie eigenhändig die Garderobe im Stande hielt. Durch ihre Virtuosität in der Führung der Nadel und Scheere erschien sie, trotz ihrem geringen Körpergewicht und ihrer schmächtigen Statur, selbst den Kirgisen-Fürsten als ein Juwel von Frauenzimmer, und einer derselben bot ihrem Ehegespons eine namhafte Anzahl Rindvieh als Aequivalent, wenn er sie ihm käuflich überlassen wollte. Obgleich Atkinson gelegentlich kaustisch genug bemerkt: die Engländer könnten von den Kirgisen in Bezug auf die Behandlung der Frauen gar mancherlei lernen, so fand er sich doch bewogen, jenes Anerbieten abzulehnen.

Herr und Frau Atkinson verließen im Februar 1848 Petersburg und kamen im März bereits in Tomsk an. Nachdem sie gemeinschaftlich den Altin-Kul (Goldnen See) im Altai besucht, durchzogen sie die Kirgisensteppe und gelangten bis Kopal, am Fuße des Alatau, damals dem äußersten russischen Vorposten nach Süden. Hier ward die Familie durch die Geburt eines Söhnchens vermehrt, das die erfreuten Eltern nach dem Gebirge „Alatau" und nach einem daselbst befindlichen schönen Quell „Tamschibulak" tauften. Das reisende Paar ward von den Bergkirgisen in Folge dieses Ereignisses allgemein angestaunt. Die Nomaden hatten Beide für ein Paar Brüder und die Lady für einen jungen Mann gehalten und meinten, Allah habe ein ganz unerhörtes Wunder geschehen lassen, daß er zwei Männer mit Familie gesegnet. Durch diese Veränderung des Hausstandes waren die beiden Atkinson aber gezwungen, gegen ihre ursprüngliche Absicht den ganzen Winter über in Kopal zu bleiben, das sich noch in den ersten Anfängen seines Entstehens befand und an Einfachheit aller Verhältnisse selbst die Niederlassungen der Hinterwäldler im „fernen Westen" weit übertrifft. Im Sommer 1849 besuchte die Malerfamilie die benachbarten Gebirge: den Karatau, Alatau, Actau und Mustau, und erreichte Anfangs September wieder den Bergdistrikt am Altai, wo sie in Smeinogorsk gastfreie Aufnahme fanden. Nachdem sie hier und in Barnaul bis zum Juni des folgenden Jahres gelebt, brachen Beide auf zu einer Partie nach dem Jenisey und machten in den Jahren 1850 und 51 von Irkutzk aus Touren in das Sajangebirge und bis zu dem chinesischen Gränzort Meimatschin. Im Jahre 1852 ward die Rückreise von Irkutzk nach Barnaul angetreten, 1853 von hier nach dem Ural, und am 24. Dezember dieses Jahres kamen Beide wieder in St. Petersburg an. Atkinson berechnet, daß er während seiner siebenjährigen Reisen in Rußland 59,400 Werst oder 8,500 deutsche Meilen zurückgelegt habe.

Die Reisemühsale und das Alter machten bei Atkinson aber sich geltend, und als er in England im Sommer 1860 sich durch einen unglücklichen Fall verletzte, bedurfte er eine geraume Zeit, ehe er sich wieder erholte. Er besuchte zu diesem Zwecke das Seebad Lower-Walmer (Kent). Seine Kräfte nahmen trotzdem mehr und mehr ab und am 13. August des folgenden Jahres verschied er so ruhig, als sei er eingeschlafen, in einem Alter von 62 Jahren.

Atkinson hatte seine Reise-Erlebnisse in zwei mit zahlreichen Abbildungen geschmückten Bänden veröffentlicht; nach seinem Tode gab die Witwe ihre Reise-Erinnerungen ebenfalls in einem besonderen Bande heraus. Während Atkinson vorzugsweise als Maler und Naturfreund die landschaftlichen Scenerien schildert, erzählt Miß Atkinson in liebenswürdigster Weise eine Menge jener kleinen Erlebnisse des täglichen Lebens, durch welche das Gesammtbild der Reise gleich einem Stereoskopbilde plastisch wird. Wenn man das vorgerückte Alter des biederen Malers, seine zunehmende Kränklichkeit und die damit verbundenen mißlichen Verhältnisse bedenkt, so kann man nicht umhin, den Mann zu bewundern, der, nachdem er eine Reihe von Jahren alle Unbilden der Steppe und des wilden Berglebens durchgemacht, der bei den Kosaken auf einsamen Wachtposten, bei den Jägern in bärenreichem Waldgrund und bei den Hirtenstämmen der Wüste sich heimisch fühlen gelernt hat, als alter Herr noch Ausdauer und Kraft zu umfangreichen literarischen Arbeiten besitzt, welche durch die Poesie ihrer Schilderungen noch die Begeisterung und Jugendfrische wiederspiegeln, unter deren Einfluß die Reise angetreten ward. Merkwürdigerweise erwähnt Atkinson seiner Gattin in seinem Werke niemals, während sie doch fast überallhin seine treue Begleiterin gewesen. Dieser seltsame Umstand läßt sich nur durch die Absicht Atkinson's erklären, seiner Gattin für ihre Darstellungen die unbeschränkteste Selbständigkeit zu lassen und so die Theilnahme für ihre Reise-Erinnerungen in keiner Weise zu schmälern.

Die zerstreuten Mittheilungen aus beiden Werken des Malers und die Erzählungen seiner Gattin hat Herman Wagner in seinem Buche der Reisen zu einem Gesammtbilde des asiatischen Rußlands und der Kirgisensteppen verschmolzen, welchem da, wo Mittheilungen anderer tüchtiger Reisenden vorlagen, auch diese noch einverleibt sind. In der That sind hier sowohl die großartigen Naturschönheiten der Hochgebirge und die ermüdenden aber durch ihre ungeheuren Ausdehnungen und durch ihre Einförmigkeit gleichwohl imponirenden Steppen mit gewandter, eindringlicher Feder gewürdigt, und die natürlichen Anlagen und Anschauungen, die Sitten und häuslichen Zustände der Russen wie der Eingeborenen in gemüthlicher, oft recht heiterer Weise geschildert. Es ist ein Bild voll Leben und Bewegung. Gleichsam dramatisch sind die Gegensätze an einander gereiht, spannend und anregend die persönlichen Erlebnisse der Reisenden, welche an Abenteuerlichkeit oft die Phantasiegeburten arabischer Märchen-Dichter weit hinter sich lassen, eingeflochten und klar genug für den denkenden Leser das Streben der russischen Regierung, die Kultur des Westens mit den natürlichen Reichthümern ihrer asiatischen Besitzungen zu verbinden, hervorgehoben.

Polen.

Zoroaster als Prophet der Polen.*)

Das von uns hier näher zu besprechende Buch, eine neue und sogar, wie es auf dem Titel heißt „verbesserte" Uebersetzung der Schriften Zoroaster's, erregte in uns eine lebhafte Neugierde, und wir machten uns sofort daran, uns über den Werth oder Unwerth desselben ins Klare zu setzen.

Was Herrn Dr. Pietraszewski, den Verfasser dieser angeblichen Uebersetzung betrifft, der ein persisches Motto auf den Titel seines Buches setzt, der, wie eine Anmerkung unter dem Texte verräth, selbst Persien besucht hat und Ritter des (persischen) Löwen- und Sonnen-Ordens ist, so gehen wir wohl kaum fehl, wenn wir ihn für identisch mit dem Dolmetscher halten, der vor einigen Jahren einer bekannten Gesandschaft nach Persien attachirt war. Von einem solchen Manne können wir es glaubhaft finden, daß er sich auch mit dem Studium des Altpersischen, der zoroastrischen Schriften u. s. w. befaßt hat.

In der That giebt derselbe in der Vorrede an, daß er sich seit länger als zwanzig Jahren mit dem Studium der Zendsprache (bekanntlich nicht so schlechthin Eine) befaßt habe: „Tage und Nächte habe ich jedem Worte nachgeforscht, um es richtig zu erklären, die meisten orientalischen Sprachen zur Hülfe genommen; besonders aber ist es mir durch Kenntniß slavischer Dialekte gelungen, eine wort- und sinngetreue Uebersetzung zu liefern. Hier wiederhole ich die Behauptung: daß ohne Kenntniß der polnischen Sprache, wie überhaupt aller slavischen Dialekte, eine richtige Uebersetzung durchaus unmöglich ist."

Freilich ist die Philologie der von Herrn Pietraszewski entdeckten Zendsprache (Altbaktrisch, Pehlvi, Huschwaresch scheinen für ihn in ihrer Sondirung nicht zu existiren) ziemlich auffallend und gewährt gerechtes Bedenken.

Er giebt seiner deutschen Uebersetzung den Titel: „Zen-dawasta" „das Leben-Gebende." „Wollte ich dieselbe „Avesta" betiteln, ich würde die Laien betrügen, denn es ist nur ein halbes Wort ohne Sinn und Bedeutung."

Was sagen nun wohl die Herren Spiegel, Lassen und andere Gelehrte dazu, die behauptet haben, „Zend-Avesta" sei eigentlich unrichtig, und müsse heißen Avesta (die Urschrift) und Zend die Erläuterung, der Kommentar?

Daß „spεontoy" (so ohne nähere Angaben statt cpenta heilig) und das polnische święty heilig u. s. w. alte Sprachverwandtschaft zeigen, ist keine neue Entdeckung des Herrn Pietraszewski, daß aber „mithroy" mithre (Mithras?) in deutscher Sprache geblieben (wie auch gathao!! Gatte) und „Meister" bedeute, klingt im Munde eines so bedeutenden Gelehrten verwunderlich. Als nur mäßig sattelfester Etymologe und Sprachforscher mußte er wissen, daß „Meister" kein ursprünglich deutsches Wort, sondern aus dem lateinischen magister entstanden ist.

Doch auf das, was Windischmann, Lassen, Spiegel, Haug, ja selbst Bournouf und noch früher Anquetil du Perron, der die Zendschriften aus Asien brachte, von Zoroaster, altarischer Religion und Sprache zu wissen behaupten und lehren, kömmt es hier nicht an. In der Zeit der Sassaniden ist nämlich die Zendsprache in vollkommenen Verfall gerathen und „es war aus mißverstandenen einzelnen Worten eine Mythologie gebildet, mit welchem Irrthum die neueren Gelehrten Europas sich vergebens abmühen."

„Sie häufen Irrthum (heißt es weiter) auf Irrthum, und eben weil eine Täuschung das Fundament ist, auf welches sie bauen, wird ihr Bau in sich zusammenstürzen; dessen bin ich in meiner Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit meiner Behauptungen (wir werden sehen, ob das wahr ist) gewiß, obgleich ich mich weder mit den Gelehrten an Weisheit messen, noch mit ihnen streiten werde, denn „Ich übersetze nur."

Gut! Herr Pietraszewski übersetzt? Glücklicherweise haben wir die neueste Arbeit, die Zoroastrischen Studien von Fr. Windischmann, zur Hand — wir können einen Vergleich anstellen, und zwar an dem zweiten Kapitel (Fargard).

Windischmann.

1. Es fragte Zarathustra den Ahura-Mazda: Ahura-Mazda! heiligster Geist, Schöpfer der körperlichen Irdischen, reiner! Wem zuerst von den Menschen hast Du, o Ahura-Mazda außer mir dem Zarathustra, geredet, wem hast Du gezeigt die ahurische, zarathustrische Lehre?

2. Hierauf sprach Ahura-Mazda: Mit Yima, dem schönen, mit guten Schaaren, o reiner Zarathustra; ihm zuerst von den Menschen habe ich geredet, ich der ich Ahura-Mazda bin, außer Dir, dem Zarathustra; ihm habe ich gezeigt die ahurische zarathustrische Lehre.

3. Da sprach ich zu ihm, ich Ahura-Mazda: Sei mir Yima, schöner Sohn des Vivanhao, Verkünder und Träger der Lehre. Hierauf antwortete mir der schöne Yima, o Zarathustra: Ich bin nicht tauglich und nicht unterrichtet zum Verkünder und Träger der Lehre.

Pietraszewski.

1. Zoroaster betet zu Gott: Herr mit Schöpfer! der Du nur im Geist erfaßt werden kannst — der Du die Menschheit wie eine hoffnungsvolle Saat erschaffen hast — deren Bestimmung es ist, immer tugendhaft d. h. ohne Sünde zu sein.

2. Wem ist es vor mir gelungen, wie Dir, der Du ein Geist bist, zu sprechen!

3. Hast Du einen andern außer mir, dem Zoroaster, den Geist gegeben, diese Gesetze den Menschen zu lehren, welche ich, Zoroaster, als Dein Prophet verkündige!

4. Hierauf antwortete der allmächtige Gott: Dem tugendhaften und dem Geist Gottes beseelten Jima (spelu. ausgesprochen Jima) — o du frommer Zoroaster!

5. Er war der erste von den Menschen, mit welchem ich gesprochen habe — Ich — der Schöpfer der Welt!

6. Andere Gesetze, als die Ich durch Dich, Zoroaster, verkündige — kannte ich jetzt sind die Gebote Gottes, zuletzt den Die dem Propheten Zoroaster.

7. Höre Folgendes, was Ich mit ihm gesprochen habe, o Zoroaster, Ich der allmächtige Gott.

8. Höre auf mich, o Du tugendhafter und die Menschheit beglückender Jima! Gieb Dir Mühe, die Menschen dahin zu lenken, Meine Gesetze zu lernen und nach denselben zu leben.

9. Höre, was Jima, der Tugendhafte, Mir antwortete, o Zoroaster.

10. Ich besitze nicht die Gabe der Rede — meine Aussprache ist mangelhaft — man wird mich nicht verstehen, und ich mich dadurch bewegen lassen, nach den Gesetzen zu leben und dieselben zu lernen.

Wunder über Wunder möchte man ausrufen! wo Windischmann drei Verse in seinem Texte hat, liest Herr Pietraszewski deren zehn; ersterer hat den Namen Zoroaster fünfmal, letzterer siebenmal und in ganz verschiedenen Versen; wie das zugeht, wie die Verse so ganz und gar abweichen, die Worte einen so verschiedenen Sinn haben, wie das gemeine Zend-Avesta und das höhere Zen-dawasta im Urtexte sich zu einander verhalten, das auszumachen, scheint eine schwierige Sache zu sein. — Allerdings hat Herrn Pietraszewski's Uebersetzung den Vortheil, daß sie durchsichtig und klar, wie Wasser ist.

Auch das erste Kapitel entspricht noch dem ersten Fargard des Avasta nach Art einer weitschweifigen Paraphrase; wir finden hier

*) Deutsche verbesserte Uebersetzung der Bücher des Zoroaster I. Theil. Zen-dawasta, das „Leben Gebende." Zur Erleichterung (!) der ersten Auflage von Dr. Professer Ignatius Pietraszewski, Mitglied der Jagellonischen Akademie in Krakau, Ritter des Löwen- und Sonnen-Ordens u. s. w. Berlin. 1864. Kommission der Hande- und Spener'schen Buchhandlung. (F. Weidling.)

wirklich die verschiedenen Redensarten von Iran, die Ormuzd erschaffen und Arman dann verdorben hat, mit ihren deutlich erkennbaren Namen aufgezählt: Sogd, Merv, Balch, Herat, Wejekert, Urwa, u. s. w., aber doch schon mit ganz eigenthümlichen Dingen vermischt. Weiterhin aber in den folgenden Kapiteln bis zum Schlusse hört Alles rein auf. — Wer da etwas von Gajomart, Tamuraph, Feridun, den Amescha spenta, dem Berge Alberdsch, dem Safte Hom, von den Kajaniern u. s. w. zu erfahren hofft, der ist übel dran und zu bemitleiden, weil er noch so tief in den falschen Vorstellungen steckt, welche die Sassaniden und der böotische Stumpfsinn der französischen und deutschen Zendgelehrten verschuldet haben; man erstaunt über die ungeheure Wendung der Frage, über den Ruck und Umschwung, welchen der berühmte slavische Gelehrte durch seine tiefe Kenntniß der polnischen und sonstiger slavischen und asiatischen Sprachen der beregten Sache gegeben hat. Derselbe hat auch bereits die Zustimmung bedeutender Autoritäten erlangt. Vor einigen Jahren schickte er laut der Vorrede seine erste Uebersetzung des Zen-dawasta dem „größten Orientalisten Europa's dem Direktor der Universität Kasan, Dr. und Professer Kowalewski."

„Sein gewichtiges Urtheil gab mir Muth, weiter zu arbeiten und noch Vieles zu verbessern; denn schwer, sehr schwer wurde es mir, ohne Lexikon, ohne richtige Grammatik (löbliches Geständniß), in den wahren Sinn und Zusammenhang einzudringen, was bei der Armuth (sic) der Ur-Zend-Sprache um so schwieriger war, als sie keine bestimmte Artikel (o!) und keine ausgebildete Biegungen (!!!) hat und ein Wort oft viele Dinge und Begriffe bezeichnet, deren jedesmalige Bedeutung nur aus dem Zusammenhange herausgefunden werden kann. Doch der genannte Gelehrte und Orientalist schrieb mir, obgleich persönlich mir unbekannt: „Lieber Pietraszewski, Du hast es getroffen!!" — Das war ein so großer Lohn für meine Arbeit, daß ich diese Worte immer und immer wieder lese."

Unseren mit der Sache vertrauteren Lesern wird einigermaßen kurios zu Muthe geworden sein, — Manche werden denken: „Wieder eine jener überstudirten, gelehrten Einfaltspinseleien und Faseleien, an denen wir schon reich genug sind; vielleicht irgend eine harmlose gelehrte Monomanie, eine nationale Marotte von der Art, wie etwa, wenn Einer etruskische Inschriften aus dem Cechischen, Irischen u. dgl. erklärt.

Nun, nationaler Eifer ist allerdings sehr stark dabei im Spiele; allein sehr irren würde man sich, wenn man glaubte, es mit einer harmlosen Marotte zu thun zu haben.

Herr Pietraszewski ist ohne Zweifel ein gelehrter und seiner fünf Sinne, wie seiner Phantasie vollständig mächtiger Mann; der Inhalt seines Buches, der es mit der Gesetzgebung Zoroasters für das Slaventhum zu thun hat, zeigt eine vorwiegende rationalistisch nüchterne Verstandesthätigkeit; auch die Korrespondenz mit dem Direktor Kowalewski, die, wenn erdichtet, auf Herrn Pietraszewski ein sehr zweideutiges Licht werfen würde, scheint ihre Richtigkeit zu haben. Herr Kowalewski versteht Herrn Pietraszewski wie ein Freimaurerbruder den andern; wir aber werden, wie es scheint, als Profane und Laien angesehen! —

Was hat es also mit diesem sonderbaren Buche für eine Bewandtniß? —

Wir sind gewiß fern davon, unberufen in fremde Geheimnisse eindringen zu wollen, und noch ferner liegt uns der Gedanke, Gefühle nationaler Antipathie zu hegen; gewiß haben wir mit einem unglücklichen und tiefgebeugten Volke ein aufrichtiges Mitleid, und wollen ihm selbst manche Extravaganz, die aus unnatürlicher Gefühlslage entspringt, zu Gute halten; aber Alles hat seine Gränzen. Nicht das Buch selbst, wohl aber die Art und Weise, wie dasselbe in deutscher Uebersetzung uns entgegengebracht wird, verdient eine ernste Abweisung.

Wenn Herr Pietraszewski Recht hat, so sind offenbar die gefeierten französischen und deutschen Gelehrten Einfaltspinsel, und unsere ganze universelle Sprachwissenschaft ist reiner Humbug, und indirekt sagt dieses auch Herr Pietraszewski ziemlich deutlich. Diese deutsche Uebersetzung soll offenbar Verachtung der deutschen pedantischen Gelehrsamkeit ausdrücken; sie ist ein uns in's Gesicht geschleuderter Hohn, und soll uns auch ihre Dreistigkeit imponiren und ärgern. Wir glauben recht gern, daß Herr Pietraszewski seinen gelehrten, wie ungelehrten polnischen Landsleuten, vielleicht einer gewissen slavischen Partei, vollgültig sein Prophetenthum, und die Richtigkeit seiner Uebersetzung der Schriften Zoroasters, dessen Namen sie wahrscheinlich das erste Mal hören, im Gegensatz zu den hochmüthigen und dummen Deutschen vollständig einleuchtend gemacht haben wird; ja wir glauben, daß es im Bereiche der Hängegendarmerie gefährlich wäre, einen Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptungen zu äußern; glücklicher Weise aber athmen wir nicht in dieser Atmosphäre, und somit protestiren wir wider den bewußten planmäßigen Unfug, der hier mit einem der ehrwürdigsten Namen der alten Religionsgeschichte und mit der ernsten Würde der Wissenschaft getrieben wird; damit aber Herr Pietraszewski sehe, daß wir Deutsche gar nicht so pedantisch und einfältig sind, als er uns zu halten scheint, so wollen wir ihm hier seinen Gedankengang, wie er der Schmiedung eines falschen Zoroaster's zu Grunde liegt, vollkommen klar darlegen.

Man kennt das famose Buch Mormon, einen apokryphen Roman, der zur Stiftung der fanatischen Sekte der Mormonen in Amerika Veranlassung gegeben hat. Hier liegt etwas Aehnliches vor: dieses Zen dawasta (das Leben-Gebende!) ist ein slavisches Buch Mormon, der Versuch, durch eine apokryphe, angeblich von Zoroaster herrührende Gesetzgebung, das Slaventhum, vor allem die Polen, zu regeneriren.

Zu einem einfältigen Spaße ist die Sache zu ernst und schwerfällig angelegt: Das angebliche Original nach Herrn Pietraszewski's Lesung, d. h. sein echter Zoroastertext, wahrscheinlich eine Uebertragung eines ursprünglichen modern polnischen Originals in einen phantastisch ausgeklügelten urslavisch-persischen Dialekt, existirt, wie wir aus der Rückseite des Umschlages ersehen: Text, mit polnischer und französischer Uebersetzung, mit Vokabulär und Grammatik. Die drei Bände kosten zusammen 20 Thaler, müssen also sehr umfangreich sein. Daß Herr Pietraszewski seine Uebertragung aus den echten Texten herauslocken könne, glauben wir nicht, und ich denke, unsere Leser werden es auch nicht glauben, sobald sie die raren Dinge erfahren werden, die hier zu finden sind.

Aber wie kann ein Mensch von fünf Sinnen auf diese kolossale Idee gerathen, den Zoroaster zum Propheten der Polen zu machen?

Ich denke, etwa auf folgende Art.

Man weiß, in welches Entzücken slavische Gelehrte, Böhmen, Polen wie Russen gerathen, wenn sie auf die herrlichen Zeiten des Urslaventhums zu sprechen kommen. — Damals herrschte ihnen zufolge die patriarchalische Republik, die höchste Freiheit, deren ein Sterblicher fähig ist, war verwirklicht. Die alten Slaven lebten in paradiesischer Unschuld; als friedliche, sanfte Menschen bauten sie, von ihren Aeltesten, den Starosten und Schupanen, ohne Zwang geleitet das Land, zehrten, ohne Privateigenthum zu besitzen, von den gemeinsamen Aerndten, tranken Meth, aßen Honigfladen, tanzten, sangen und waren guter Dinge. — Das Bild, welches

moderne Slaven davon entwerfen, bleibt immer etwas unvollständig und entbehrt der alterthümlichen Farbe; will man aber eine Schilderung dieses Lebens aus dem grauesten Alterthum haben, wo Alles Zug für Zug paßt, so braucht man nur die Schilderung des heiligen Gartens zu lesen, in welchem der gerechte, fromme Jima die auserlesensten Menschen, Thiere, Pflanzen und Feuer sammelte. Jima, ein Urprophet der Arier, ist der Stifter des Ackerbaus und aller auf Ackerbau gegründeter Stammverpflanzungen und Gemeinwesen — also auch Urprophet der Slaven.

In dieser Beziehung hat Herr P. gar nicht Unrecht; daß die Slaven zu demselben Völkerstamme gehören, wie die Schaaren Jima's, daß sie einen nahverwandten Dialekt sprechen, ist außer Zweifel; ebenso gewiß scheint es uns, daß die ältesten sozialen und religiösen Einrichtungen bei den Slaven, wie wir sie geschichtlich finden, auf Civilisirung von Iran aus und auf Einflüssen der zoroastrischen Religion beruhen.

Die Slaven haben für die Ausdrücke heilig und Gott (svęty, bóg u. s. w.) genau dieselben Wörter, wie das Zendvolk (çpenta, bagas). sie kannten in Czarni Bug und Bjel Bug den altiranischen Dualismus, die ältesten Stammeintheilungen und viele andere Dinge zeigen die engste Verwandtschaft.

Man kann also sehr gern zugeben, daß Zoroaster in gewissem Sinne ein alter Prophet und Gesetzgeber der Slaven gewesen ist.

Hierauf ist der Roman des vorliegenden Buches gegründet: Zoroaster tritt hier als Prophet der heutigen Polen auf, und giebt ihnen auf göttliche Eingebung hin eine soziale Ordnung, die, obgleich in höchst alterthümlichen Ausdrücken geoffenbart, dennoch das neunzehnte Jahrhundert und die französischen Ideen des achtzehnten an der Stirn trägt.

Mit Recht sagt daher Herr Pietraszewski in der Vorrede:

Diese Gesetze (die Zoroaster den nach Polen ziehenden Ariern gab — im Texte: „nach dem siebenten Klima, wo man Bernstein fischt") enthalten nur die einfache, aber heilige Lehre von einem allbarmherzigen Gott. Dieselben fordern die Sittlichkeit, die Monogamie und die Arbeit, besonders gebieten sie den Ackerbau, als das sicherste und segensreichste Mittel, wohlhabend und unabhängig zu werden. Außer diesen heiligen Wahrheiten finden wir nirgends eine tiefe Gelehrsamkeit, nirgends eine mystische Andeutung, wohl aber große Weisheit darin."

Je nach Geschmack, auch vielleicht das Gegentheil. Wie z. B. hat Herr Pietraszewski aus dem aller geschichtlichen Anhaltspunkte baren Texte die Notizen herausbekommen, die in der Vorrede und einigen Ueberschriften stehen? — Ihm zufolge lebte Zoroaster im 8. Jahrhundert vor Chr. Geburt (S. 168.) Damals „herrschten die persischen (sic!!!) Satrapen mit solcher Grausamkeit, daß sie dem Volke sogar das Trinkwasser besteuerten." Dieser Noth und Unterdrückung abzuhelfen, befiehlt Zoroaster dem Volke („Persern auch Lachen" d. i. Lechen, Polen genannt, S. 154) nach dem siebenten Klima, „wo man Bernstein findet," (vergl. Vorrede), auszuwandern und giebt ihnen seine Gesetze mit auf den Weg, die so vortrefflich sind, daß sie, namentlich mit den erklärenden Noten des Herrn Pietraszewski versehen, noch heute als anwendbar erscheinen.

Deshalb sagt derselbe auch in seiner Vorrede zum „Wyspered" (S. 197), welches bedeutet „Vor Allem" oder das „Wichtigste":

„Ich übergebe auch diese Uebersetzung der Oeffentlichkeit mit der vollen Ueberzeugung, nicht nur ein für die Sprachforschung, Völker- und Geschichtskunde sehr verdienstvolles Werk vollendet, sondern auch ein noch in unseren Zeiten allgemein nützliches Lehrbuch, das auch als solches in allen Ständen sich Bahn brechen wird, an's Licht gerufen zu haben."

Das Natürlichste wäre die demnächstige Bildung einer polnisch-zoroastrischen Religionsgemeinschaft. Wir bedauern im Interesse der polnischen Zoroastrier und ihrer Lichtreligion dann nur dieses, daß Herr Pietraszewski dabei nur auf die prosaische und wenig imponirende Würde eines Dollmetschers Anspruch macht. Warum hat er nicht lieber die vorhandenen Zendtexte, mit denen sich die deutschen Gelehrten abquälen, geradezu für Fälschungen und untergeschobene erklärt? warum ist der echte Text, der uns hier offenbar vorliegt, nicht mindestens in altslavischer Keilschrift geschrieben und in den jüngst entdeckten Gräbern der alten scythischen Könige gefunden worden? warum hat sich Herr Pietraszewski zur Entzifferung keiner inspirirten Brille bedient, wie der berühmte Joe Smith, als er das berühmte Buch Mormon aus dem „verbesserten Aegyptisch" übersetzte? Wir wollen hier nur auf den altslavischen Philosophen Abaris, der auf einem goldnen Pfeile durch die Lüfte fuhr, auf der Scythen Anacharsis aufmerksam machen, die ohne allen Zweifel sehr geistreiche Erklärungen zu dem obigen Zoroaster haben könnten.

Herrn Pietraszewski-Zoroaster ist es indessen blutig ernst mit seiner auf eine Regenerirung der Polen gerichteten Gesetzgebung. Vor allem räth er den Ackerbau an und giebt umfassende Vorschriften darüber:

„Wir sollen aufs Neue geboren werden und Ackerbau treiben! das gebietet der Herr" . . . (nur 31mal auf 4 Seiten wiederholt, S. 201 flgd.) In der ersten Hälfte giebt Gott darüber die detaillirtesten Vorschriften, die sich sogar auf das Castriren aller Arten von Vieh erstrecken.

Einige Proben dieser Offenbarungen:

V. 124. „Wenn Jemand auf Land (frägt Zoroaster), welches zum Ackerbau benutzt werden kann, Leichen von Menschen oder Thieren hingeworfen hat, und sie beinahe ein Jahr liegen läßt. —

124. Wie soll man ihn bestrafen?

125. Der Allmächtige antwortete: Man gebe ihm fünfhundert Hiebe mit der Pferdepeitsche auf seinen Hintertheil — und er zahle noch fünfhundert Silbermünzen dazu." (S. 24).

In diesem Tone mit Steigerung der Strafen geht es fort, und man ersieht ganz deutlich daraus, welche geringe Meinung Herr Pietraszewski von der Arbeits- und Ordnungsliebe der polnischen Bauern hat, an deren Adresse Dies und das meiste Uebrige geht. Aus diesem Grunde schenkt er auch, trotz der problematischen Ansichten Zoroasters über das Jenseits, ungeheuer viel Fegefeuer. S. 88.

252. O Schöpfer der Welt! welche zur Tugend bestimmt ist. Wenn Jemand eine Fabrik für Eisengießer — oder für Töpfer — oder Bäcker einrichten möchte (würde) — oder eine Glashütte — oder Schmelztiegel für Goldschmiede und Silberarbeiter — oder einen Eisenhammer — oder Kupferhammer — oder eine Tuchwalkerei — oder Pechhütte — oder Apotheke — oder Jemand möchte (würde) für die Feld- und Landarbeiter ein Haus erbauen, wo sie sich durch Vergnügungen erholen könnten — oder ein Haus, wo man scharfe Getränke verkauft (Schnaps?) — oder einen Gasthof, wo der Reisende aufgenommen wird und Brot findet.

253. Was wird seine Belohnung, wenn die Seele — vom Körper geschieden — in die Ewigkeit zurückkehrt?

254. Der Allmächtige antwortete: „Wenn er zu tausend Jahren Fegefeuer verdammt ist — ist er frei — weil er für den allgemeinen Nutzen etwas erfunden hat."

255. „Und ein Anderer hätte fünfhundert Jahre im Fegefeuer zu büßen — wird er frei — weil er für den allgemeinen Nutzen etwas erfunden hat."

In diesem Tone erläßt Herr Pietraszewski-Zoroaster 100, 90, 80, 70, 60, 50, 40, 30, 20 Jahre Fegefeuer. Nur schade, daß bereits das Pulver erfunden worden ist; man hätte für dessen Erfindung wohl einen Generalablaß bekommen. Andererseits ist mit dem Propheten nicht zu spaßen; die Karbatsche spielt bei ihm eine große Rolle — wahrscheinlich aber blos unter dem Gesetze des Jima, im alten Testamente, wo die „Leibeigenschaft" bestand.

Zoroaster steht auf der Höhe seines Jahrhunderts; er befiehlt im Namen Gottes: „daß in den Gemeinden die Wirthe gemeinschaftlich eine Schule errichten — wo die Kinder und der Kinder Kinder in den Wissenschaften unterrichtet werden — damit sie neugeboren ihren „Eltern in der Tugend nachahmen möchten." — Dieselbe soll zehn Schritt von den Wohnungen der vom „Glauben erleuchteten Landleute sein, zwanzig Schritt von der herrschaftlichen Wohnung (sic), dreißig Schritt vom Wasser und fünfzig Schritt von den Wirthschaftsgeräthen, welche zum allgemeinen Gebrauch dienen" (S. 152.) — Meisterhaftes Kunststück, wenn es die Schule zu machen im Stande ist!

„Das Kapitel, welches vom Glauben (an Zoroaster) handelt, müssen die Ruthen den Kindern nöthigenfalls vorsingen."

Doch genug von dieser tiefen Weisheit Zoroaster's, dessen Grundgedanke ist, einem Ackerbau treibenden Volke eine sociale Verfassung zu geben, die wesentlich auf den Grundsätzen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und einem aufgeklärten Deismus beruht. Zoroaster giebt Vorschriften über alles Mögliche, wie man Ackerbau treiben, Vieh züchten, Gärten anpflanzen, Krankheiten heilen, Todte begraben, eine Frau wählen und die Tugend üben solle; namentlich eifert er sehr stark gegen die Lügenhaftigkeit und die Unzucht; er dringt vor Allem auf strenge Heilighaltung der Ehe. Der Kultus dagegen ist wenig bedacht und schwach organisirt: eine heilige Lampe, die stets im Hause brennt und eine mystische Bedeutung zu haben scheint, und eine „Abendmusik" spielen dabei eine hervorragende Rolle. Wie das Fegefeuer zu diesen geläuterten Vorstellungen paßt, wird uns nicht gesagt. Gelegentlich hat Zoroaster gemüthliche Faseleien im Style des höheren Alterthums eingesprengt, gewiß aber nur in der Absicht, um nicht ganz aus der Rolle zu fallen und dem Ganzen einen antiken Anstrich zu geben.

Politischer Fanatismus — wir bemerken das ausdrücklich — ist in dem Buche nicht sichtbar, und als solches mag es unschädlich sein. Wir wollen es nur als eine interessante Studie und als ein Symptom gewisser sonst unsichtbarer Geistesströmungen betrachtet wissen, die unleugbar vorhanden sind. In den Zeiten minutiöser Gelehrsamkeit, in den Zeiten der Aufklärung und der vollendeten Zweifelsucht wirft man derselben den Fehdehandschuh hin und greift zu dem Mittel, an die Gläubigkeit zu appelliren. Sie muß doch eine ungeheuer starke Potenz sein. Die Entstehung des Mormonenthums in Amerika, die auf einer lächerlich einfältigen Erdichtung beruht, ist genügender Beweis, daß wirklich heutzutage Dinge möglich sind, die über allen Begriff hinausgehen, und daß hier Spott am ganz unrechten Orte wäre. Rußland und die slavischen Länder überhaupt wimmeln von Ansätzen zu solchen Erscheinungen: man denke an die vielen Sekten! es wäre gar nicht unmöglich, daß — wir lassen hier Zoroaster ganz bei Seite — bei der Unwissenheit, Unbildung und dem Glaubensbedürfniß dieser jetzt losgebundenen und in Gährung befindlichen Massen plötzlich einmal eine religiöse Afterbildung in irgend einer Weise aufträte. An geheim brütenden Geistern fehlt es gewiß nicht.

Von diesem Standpunkte wird nun auch das erste Kapitel, von den bekannten Segensorten Iran's, die Ariman mit Plagen schlug, klar. Man hat darunter wahrscheinlich polnische Landschaften zu verstehen, „die sich überall einnistenden und fleißigen Ameisen," welche die Einwohner der Stadt und Landschaft Balch belästigen, bedeuten wohl ein gewisses Volk, dem die Polen nicht gewogen sind. — Die einzelnen Sünden und Gebrechen aller dieser Landschaften geben ein ziemlich vollständiges Sittengemälde des Volkes, auf welche das Buch berechnet ist.

England.

Philippica gegen das Tabakrauchen.

Es geht in viele Millionen Thaler und Centner, was die Menschheit jährlich an verschiedenartigen, aufregenden und narkotischen Genußmitteln verbraucht. Wir wollen keine Liste derselben geben, sondern uns hier blos mit der Leidenschaft des Rauchens beschäftigen.

In Deutschland ist das eine oder das halbe Procent von Nichtrauchern (die dafür wahrscheinlich meist schnupfen, was noch schlimmer ist) viel zu unbedeutend zur Annahme einer Ausnahme. Alles qualmt hier, alle Privatzimmer (mit nur vornehmen, seltenen Ausnahmen), alle öffentlichen Lokale, alle Vereins-Hallen und politischen Versammlungssäle, die meisten Comptoire und amtlichen Bureaux, alle Omnibus- und Eisenbahn-Coupés. Menschen und Kleider (auch die der seidensten Damen, die sich darin räuchern lassen) duften nach den flüchtigen und brenzlichen Oelen und giftigen Alkalien der Tabaksgiftpflanze. Neunundneunzig Procent der männlichen Muskeln und Lungen Deutschlands sind mit Nicotingift erfüllt, die der starken Schnupfer manchmal so arg, daß man das reine Gift aus ihren Leichen destillirt hat, und daß sie im Leben bis zum Ohnmächtigwerden Anderer dieses Gift ausathmen.

Es ist im Jahre 1859 dreihundert Jahre gewesen, daß die ersten Tabaksblätter nach Europa kamen, aber lange noch nicht nach Deutschland. Fernandez de Toledo brachte die ersten Pflanzen und Samen im Jahre 1559 von St. Domingo nach Spanien. Er schenkte dem französischen Gesandten in Portugal, Jean Nicot, etwas davon, der, in Lissabon angekommen, einige Blätter dem Groß-Prior schenkte. Nach ihm wurde das Giftkraut zuerst „Herbe du Grand-Prieur" genannt. Nicot machte nach seiner Rückkehr nach Paris mit sorgfältig bewahrten Samen und Blättern der Königin Katharina von Medici ein Geschenk, nach welcher der Tabak mit dem Titel: „Herbe de la Reine," Königin-Kraut, beehrt ward. Der botanische Name ward und ist geblieben: „Herba Nicotiana," zu Ehren des ersten Tabak-Missionärs Nicot. Der Name Tabak stammt von dem Orte Tabago, von wo er zuerst bezogen ward. Ein anderer, noch heiligerer Titel kam in den Zeiten des ersten Tabaks-Enthusiasmus in die Mode: „Herba sanctae crucis," italiänisch: Santa Croce, Heilig-Kreuzkraut, von dem päpstlichen Nuntius in Portugal Santa Croce, der zuerst Samen und Pflanze in Italien einführte. In Zeit von zehn Jahren hatte der Tabak einen größeren Ruhm wegen seiner Allheilkräfte, wie zur Zeit der sogenannte Malz-Extrakt des Herrn Hoff

in der „Neuen" Wilhelmſtraße. Er heilte damals auch hauptſächlich Perſonen höheren Standes, wie dieſes Malzbier. Er war gut gegen alle Uebel des Leibes und der Seele, wie aus einem engliſchen Lobgedicht aus damaliger Zeit hervorgeht:

„The herb which borrows Santa Croce's name
Sore eyes relieves and healeth wounds; the same
Discusses the king's evil, and removes
Cancers and boils; a remedy it proves
For burns and scalds, repels the nauseous itch,
And straight recovers from convulsion fits.
It cleanses, dries, binds up, and maketh warm,
The headache, toothache, cholic, like a charm etc. etc.

Nach beinahe einem Jahrhundert freilich war das Gift und die Schmutzerei der Rauchleidenſchaft ſo arg geworden, daß überall Verfolgung und Beſtrafung der Rauchſünde und Ausrottung des Uebels verſucht ward.

Das Tabaksgericht zu Moskau (1643) beſtrafte jeden zum erſtenmal ertappten Nicotinſelbſtvergifter mit der Knute, zum zweiten Male mit dem Tode. Faſt gleichzeitig ward in Perſien Todesſtrafe auf das Rauchen geſetzt; aber Viele waren ſchon in dem Maße vom Rauchteufel beſeſſen, daß ſie in einſame Gebirge und Wüſten flohen, bloß um zu rauchen. Sultan Amurath IV. des türkiſchen Reichs ließ erwiſchte Tabaksraucher mit einer durch die Naſe geſtochenen Pfeife durch die Straßen peitſchen, das zweite Mal enthaupten. Papſt Urban VIII. ſchleuderte 1624 eine Bulle gegen das Schnupfen in Kirchen. Das Verbot blieb in Kraft gerade ein Jahrhundert, bis es 1724 von dem ſelbſt ſchnupfenden Benedict XIV. aufgehoben ward.

In der Schweiz (wenigſtens in Appenzell) wurden (1653) Raucher vor Gericht geſtellt und zu Geld- und Gefängnißſtrafen verurtheilt. Auch die Puritaner in Amerika erließen Verbote gegen das Rauchen. Im Reiche des Rebellen-Kaiſers von China wird Opium- wie Tabakrauchen als Kriminal-Verbrechen beſtraft.

König Jakob I. verſuchte erſt durch eine Steuer von 7 Schillingen (2 Thlr. 10 Sgr.) auf's Pfund Tabak den Rauchteufel zu bannen, aber es half eben ſo wenig, wie die jetzige engliſche, ſehr hohe Tabaks-Steuer, und ſeine (Jakob's I.) berühmt gewordene Strafpredigt: „Counterblaste of Tobacco." Wir wollen nur den Schluß ſeiner Verurtheilung überſetzen: „Die Gewohnheit des Rauchens iſt ekelhaft dem Auge, gehäſſig für die Naſe, ſchädlich für das Gehirn, gefährlich der Lunge und in dem ſchwarzen, ſtinkenden Rauche des Tabaks ganz ähnlich dem ſchrecklichen Dunſte der Unterwelt der Verdammten, welche bodenlos iſt in ihrem Abgrunde."

Bald darauf erſchien in England ein Spott- und Strafgedicht mit dem komiſch-wüthenden Titel: „Tobacco battered, and the pipes shattered about their ears that idly idolize so base and barbarous a weed, or, at leastwise, over-love so loathsome a vanity, by a volly of holy shot thundered from Mount Helicon."

Der Dichter, genannt Sylveſter, beweiſt hier in Verſen, daß beide Arten von rauchenden Mordinſtrumenten — Pfeifen und Schießgewehre — ſataniſchen Urſprungs ſeien, wie prophezeiet in der Apokalypſe.

Die betreffende Stelle iſt originell genug, daß wir ſie hier citiren wollen:

„Two smoky engines, in this latter age
(Satan's short circuit the more sharp his rage,)
Have been invented by too wanton wit,
Or rather vented from the infernal pit:
Guns and tobacco pipes, with fire and smoke,
At least a third part of mankind to choke;
(Which happily the Apocalypse foretold:)
Yet of the two we may, I think, be bold,
In some respects to think the last the worst,
However, both in effects accurse:
For guns shoot fromward to their foes,
Tobacco pipes homeward to their own,
When from the touch-hole firing the wrong end,
Into ourselves the poison's we send.

Der in dieſem Gedicht ausgeſprochene Gedanke, daß Pfeifen ſich nur darin von Schießgewehren unterſcheiden, daß wir mit letzteren Tod gegen unſere Feinde ſchleudern, mit erſteren aber tödtliches Gift in uns ſelbſt hinein, indem wir die Mündung wie Selbſtmörder gegen uns ſelbſt richten und in den Mund nehmen, iſt gewiß nicht übel und von tragikomiſcher Kraft.

Seitdem ſind die Beweiſe für die Schädlichkeit des Rauchens die Angriffe gegen Rauchen, Schnupfen und Kauen, die traurigen Folgen des Tabakgebrauchs immer häufiger und ſchlagender, das Rauchen, Schnupfen und Kauen ſelbſt aber Lieblingslaſter aller gebildeten und barbariſchen Völker geworden. Man ſieht, daß alle Warnungen und Beweiſe nichts geholfen haben. Man ſchlägt jeden Angriff gern mit dem Einwande ab: Es ſchmeckt und thut wohl, und ſollte es auch ein Gift ſein, es ſchadet uns nichts mehr, da wir daran gewöhnt ſind. Wir wollen ſehen, was die neueſte engliſche Broſchüre „What Put only Pipe Out; or Incidents in the Life of a Clergyman" (London, Partridge) Alles dagegen vorzubringen weiß.

Nach Linnée gehört die Tabakspflanze zu den geſpenſtiſch-häßlichen, giftigen „luridae," wie Fuchskraut, Nachtſchatten, Schierling, Lobelia und andere Giftpflanzen, die ſich alle durch ein unheimliches (lurida) Anſehen auszeichnen und unter dem Namen „Atropa" (ein Furiennamen) zu einer Klaſſe vereinigt ſind.

Als die Soldaten-Preſſung noch in England Mode war, haben ſich oft Soldaten dienſtunfähig, zu Invaliden gemacht, indem ſie naſſe Tabaksblätter unter die Armhöhle klemmten. Sie wurden dadurch gelähmt und mußten ſich nach dem Eſſen übergeben. Schon durch Eintauchung der Hand in eine ſtarke Abkochung von Tabaksblättern entſteht Todesſchwäche und Empörung des Magens durch häufiges Uebergeben. Nach dem Zeugniſſe eines Arztes wurde ein Mann ohnmächtig und litt hernach noch lange an Schwindel und Nervenſchwäche, bloß weil er in gutem Glauben an die Heilkraft des Tabaks etwas von einer Abkochung als Medizin eingenommen hatte.

Es iſt bekannt, daß Jeder erſt rauchen „lernen," d. h. ſeine Natur an die jedesmalige Vergiftung durch Tabaksrauch gewöhnen muß. Dieſes Lernen beſteht darin, daß man ſich von Todtenblaſſe, Herzklopfen, Zittern am ganzen Körper, Schwarzes vor den Augen, Schwäche, kaltem, fieberhaftem Schweiß, Uebelkeit, Uebergeben u. ſ. w. nach der erſten halben Cigarre oder Pfeife nicht abhalten läßt, zum zweiten Male anzufangen, und ſo fort. Dieſe Heldenthaten werden von ſchon rauchgewohnten Tertianern, „Füchſen" und ſonſtigen älteren Freunden inſofern unterſtützt, als ſie den Feigling verhöhnen, der nicht den Muth aufbringen kann, ſich immer wieder zu übergeben u. ſ. w., bis er's endlich „kann." Die junge, ſtarke Natur überwindet denn auch eine Vergiftung durch Cigarre oder Pfeife nach der andern, bis es dann und wann denn doch zu toll wird. Dann will's durchaus nicht mehr ſchmecken. Auch ſagen Bürger und Bauern ſprüchwörtlich: „Wenn mir die Pfeife nicht ſchmeckt, dann weiß ich, daß ich wirklich krank bin."

Das ist richtig, denn in allen diesen Fällen ist die Natur eben nicht stark genug für ihre sonstige Heldenarbeit, alle Tage die Folgen von sechs Pfeifen oder ein Dutzend Stinkadores-Cigarren zu überwinden. Auch tritt bei älteren Rauchern, wenn sie nerven- und sonst schwach werden, eine mehr oder weniger bleibende Unfähigkeit ein, die sonst gewohnte Vergiftung zu vertragen, so daß sie nur noch sehr wenig rauchen können oder es ganz aufgeben müssen. Folgendes ist eine charakteristische Stelle, wörtlich übersetzt aus dem englischen Buche:

„In Deutschland gilt das Rauchen für so wesentlich zum Leben, wie das liebe Brot. Ueberall Tabaksrauch. Auf den Straßen, in den Gassen, in Höfen, auf Plätzen, in Gärten, auf Promenaden, auf allen Wegen und Stegen, in allen Versammlungen und Kneipen, überall Tabaksqualm.

Ich denke dabei an das Abendessen in Südamerika, von Friederike Bremer beschrieben. Man wird gefragt: Sind Ihnen Pickles (essigeingemachte Früchte, Gurken u. s. w.) gefällig?

„Nein, dank' Ihnen!"

Es entsteht eine Pause von einigen Minuten. Dann entdeckt Dein Tischnachbar, daß Du keine Pickles hast, und Pickles kommen von der linken Seite: Darf ich Ihnen Pickles anbieten?

„Nein, dank' Ihnen!"

Während der nun folgenden Gespräche fährt Dein Nachbar zur Rechten mit Selbstvorwürfen auf: „Was, Sie haben keine Pickles? Hätt' ich längst bemerken sollen. Hier ist die Flasche. Darf ich Ihnen selbst einige Pickles auflegen?"

„Sehr gütig! Nein, nein, dank' Ihnen!"

Du kommst dann in eine interessante Unterhaltung mit dem Nachbar und bist eben im Begriff, über eine wichtige Frage Belehrung zu bekommen, als eine Dame gegenüber Deinen picklelosen Zustand bemerkt, und die Picklesflasche wandert zu Dir über die Breite der Tafel hinweg, und Du bist verpflichtet, Dich wieder zu vertheidigen:

„Nein, dank' Ihnen! Ich esse keine Pickles."

Nun vertiefst Du Dich in die Unterhaltung. Da fährt plötzlich in lauter dienstwilliger Liebenswürdigkeit ein von einem Ohre bis zum andern mit den weißesten Zähnen lächelnder schwarzer Sklave dazwischen und hält Dir die Picklesflasche vor die Nase, so daß Du Dich endlich ganz überwunden und geschlagen fühlst von der unbarmherzigen Pickles-Verfolgung.

Dieselbe Verfolgung mit Pickles ist in Deutschland Mode. Die Pickles bestehen aber hier aus Cigarren.

„Wollen Sie nicht rauchen?" sagt ein Freund.

„Bitte, nehmen Sie doch 'ne Cigarre," ein Anderer.

„Sind Sie doch kein Sonderling," der Dritte.

„Sie sind ja kaum halb ein Mann ohne Cigarre," Nummer Vier.

„Versuchen Sie's nur, es macht so munter und gemüthlich," der Fünfte.

Vergebens schilderte ich ihnen meine traurigen Erfahrungen bei meinen Versuchen.

„Das ist immer so im Anfange," hieß es. „Haben gleich zu viel gequalmt. Kinder können nicht laufen, ehe sie gehen gelernt. Die Sache verdient einige Opfer. Abgesehen von dem Vergnügen selbst rauchen zu können, raucht doch eben auch jeder Andere. Und ein Mann sieht so sonderlingsartig aus ohne Cigarre zwischen lauter Rauchern. Außerdem muß man zu seiner Selbstvertheidigung rauchen. Du kannst vielleicht leben, ohne zu rauchen, aber dich nicht vor Rauch retten. Und das beste Mittel gegen den Rauch Anderer ist, selbst zu rauchen." —

Hierin liegt die meiste Verführung zum Rauchen angedeutet. Es muß aber auch hinzugefügt werden, daß die Meisten in Lehr- und Flegeljahren rauchen lernen, weil sie's überall von Erwachsenen sehen, die dadurch in ihren Augen eine höhere Würde und Weihe gewinnen. Der Lehrjunge nimmt auch sofort eine Herren-Physiognomie an, wenn er mit dem schmauchenden Nicotin-Zulper (drei für 'n Sechser) aus dem Laden tritt, wenigstens versucht er ganz so männlich und würdevoll zu spucken, wie der Herr Graf, dem er neulich ein Paar Stiefel oder eine Buckskinhose brachte.

Es ist die verführerische Macht der Mode. Böse Beispiele verderben gute Sitten. Man hätte einmal vor der Mode einer Dame zumuthen sollen, sich in einen Krinolinen-Hühnerkorb zu stecken: zehn Pferde hätten sie nicht dazu bringen können. Jetzt können sie zwanzig Pferde nicht aus dem Korbe herausziehen. Erst wenn dieses Stahllattenwerk von der Mode verurtheilt wird, fällt es von selbst wieder, und erst dann bekommt man wieder Damen zu sehen, die gehen, schreiten, schweben und Grazie und Anmuth in ihrem Gange entwickeln.

Die Rauchwuth kommt freilich wohl nie wieder ganz aus der Mode, obwohl man auch darin in Deutschland anständig sein lernen wird, wie in England. Die furchtbare Allgemeinheit des Rauchens liegt aber hauptsächlich darin, daß sich die Meisten während der Flegel-Jahre dazu dressiren und hernach den gewohnten Reiz nicht leicht wieder entbehren können, sondern im Gegentheil durch mehr und stärkere Cigarren ihn immer wach zu erhalten suchen.

Mit der Gewöhnung, d. h. dem immer wieder erneuerten, siegreichen Kampfe der Natur, so lange sie noch stark genug dazu ist, gegen jede neue Vergiftung, und der Mode, wird der Gebrauch des Tabaks in der Regel entschuldigt und beschönigt. Was aber Tabak, namentlich das concentrirte Gift desselben, „Nicotin," thun kann, dafür werden manche tragische Beispiele angeführt.

Endlich werden eine Menge berühmter Aerzte genannt, Taylor, Marschall Hall, Sir Astley Cooper u. s. w., welche die Ursache vieler Krankheiten: Ohnmachten, Epilepsie, Krämpfe, Schlaflosigkeit, Magenleiden, Koliken, allgemeine Nervenschwäche, Zucken der Augenlider, Blindheit, Taubheit, Entzündungen verschiedener Art dem übermäßigen Tabaksgenusse zuschreiben. Krankheiten dieser Art treten ein, wenn der an Tabak Gewöhnte durch diesen ewigen Kampf gegen die tägliche Vergiftung so schwach geworden, daß er in diesem Kampfe nicht mehr siegen kann.

Eine ungeheure Armee von Zahlen, die man gegen das überall den besten Boden erobernde und aussaugende Tabaksungeheuer in den Kampf geschickt hat, sieht nach den angeführten Thatsachen allerdings fürchterlich aus. Die Zahlen sind einem Berichte im englischen Unterhause von 1848 entlehnt und haben sich seitdem beinahe um ein Drittel vergrößert. Danach bauten die europäischen Staaten allein, ohne Amerika, schon vor 15 Jahren nicht weniger als 136,680,000 Pfund Tabak jährlich. Man kann jetzt mehr als 150 Millionen Pfund annehmen und ein ganzes Drittel auf Deutschland rechnen.

In England darf gar kein Tabak gebaut werden, so daß die 30 Millionen Pfund, die dort jährlich verbraucht werden, alle von außerhalb — mit 3 Thaler Steuer für's Pfund — kommen. Amerika baut jährlich etwa 300 Millionen Pfund, von denen mehr als die Hälfte im Lande selbst verbraucht werden. Die kleinere Hälfte kommt nach Europa, wovon 50 Millionen nach Eng-

land, von wo jedoch viel wieder gleich aus den Docks unversteuert exportirt wird.

Zum Tabaksbau gehört der beste Boden. Dieser Boden mit Weizen und sonstigen Nahrungsmitteln bebaut, würde jedes Viergroschenbrot in eins für zwei Groschen verwandeln und der rauchenden Menschheit ohne Rauch jährlich über 300 Millionen Thaler für nützlichere, schönere Dinge, für bessere Kleider, Wohnungen, für Erziehung, Bildung, Wohlstand, Handel, Kunst und Wissenschaft und allgemeinere Verschönerung des Lebens und einen unendlich besseren Gesundheitszustand — mehr, als sie jetzt dafür verwenden kann, zur Verfügung lassen.

Doch alle diese Thatsachen und Gründe werden den Rauchern, die einmal daran gewöhnt sind und es nicht lassen können oder wollen, den Appetit und die Leidenschaft wenig oder gar nicht verderben. Sie sagen:

1) Ich merke nicht, daß es mir schade.

2) Ohne Cigarre oder Pfeife oder Prise bin ich so gut wie krank.

3) Ich habe Freude dran. Ich rauche für mein Leben gern.

4) Das Rauchen ermuntert, beruhigt, wirkt namentlich förderlich auf die geistige Thätigkeit, so daß ich's als Studirender, als geistiger Arbeiter, durchaus nicht entbehren kann.

Das spricht für's Rauchen. Dagegen:

1) Man hat's zuerst von Wilden gelernt.

2) Jeder lernt's seitdem in seinen Flegel-Jahren, wohl selten Jemand, wenn er zu Verstand und Bildung gekommen.

3) Es ist eine Beleidigung gegen die natürlichen und ästhetischen Gefühle der Gesellschaft, besonders wenn Damen und reine Gardinen im Zimmer sind.

4) Die berühmtesten Aerzte wissen aus Erfahrung, daß das Rauchen der Gesundheit schadet, viele Krankheiten erzeugt und auch die Gesunden, denen es scheinbar nicht schadet, nöthigt, unbewußt einen guten Theil ihrer Kraft in steter Ueberwindung der Vergiftung zu vergeuden.

5) Der Tabaksbau nimmt ungeheure Länderstrecken, den besten Boden der Kultivirung gesunder und angenehmer Nahrungs- und Genußmittel.

6) Das natürliche Gefühl empört sich immer zuerst gegen die Selbstquälerei des Rauchenlernens.

7) Es fördert die Trunksucht, namentlich die deutsche Bier-Völlerei. (Dagegen verträgt es sich schlecht mit Alkohol.)

8) Tabak kostet im Leben eines Rauchers außer Zeit, Gesundheit u. s. w. mehr als die Ausstattung mehrerer Töchter oder die Erziehung einiger Söhne.

Das ist wenig für, sehr viel gegen.

Wenn dem Leser die Pfeife oder Cigarre dabei ausgegangen, wird er sie sich hoffentlich wieder anzünden und weiter über die Sache nachdenken. Er läßt's dieses Artikels wegen nicht. Aber etwas Gescheidtes könnte er doch thun, nämlich seinen heranwachsenden Jungen die Sache klar machen, wenigstens ihnen sagen, daß sie gut thäten, sich nicht abzustrapaziren, um's zu „lernen." Auch könnte er als gebildeter Mensch daran denken, daß es besser sei, den Leuten nicht überall an öffentlichen Orten seinen Qualm in's Gesicht zu blasen. Endlich möchten wir besonders Eisenbahn-Behörden gebeten wissen, auch für die dritte Klasse Coupés für Nichtraucher einzuführen. H. B.

Kleine literarische Revue.

— **C. v. Winterfeld, Schleswig-Holstein'scher Krieg.***) Es liegt uns hier die erste Abtheilung einer pragmatischen Geschichte des gegenwärtigen Krieges vor, der wir die Anerkennung gern zu Theil werden lassen, daß sie mehr erfüllt, als ihr Titel verspricht, und zwar in einer Weise, die keinen deutschen Leser zurückstößt, er mag der preußisch-österreichischen oder der mitteldeutschen Anschauung des schleswig-holsteinschen Krieges huldigen. „Schleswig-Holstein und sein Recht" ist die Einleitung überschrieben, die uns auf 48 Seiten mit dem Land und seinen wackern Bewohnern, sowie mit der früheren Geschichte der Herzogthümer bis zum Londoner Protokoll von 1852 und bis zum Tode des Königs Friedrich VII. bekannt macht. Der daran sich schließende Abschnitt hat die Ueberschrift: „Der Krieg für Schleswig-Holstein's gutes Recht," und hat dem Verfasser dabei augenscheinlich ein reicheres und zuverlässigeres Material, als das der in den Zeitungen enthaltenen Kriegsberichte, zu Gebot gestanden. Das Ganze wird in drei, höchstens vier solchen Abtheilungen, wie die vorliegende, vollendet sein.

— **Die französischen Prosaisten des vierzehnten Jahrhunderts.** Der studirenden Jugend, der es darum zu thun ist, auch in den neueren Sprachen sich eine mehr wissenschaftliche, die historische Entwickelung derselben umfassende Kenntniß zu erwerben, empfehlen wir als ein passendes Hülfsbuch für das Studiren der französischen Sprache Monnard's Chrestomathie der französischen Prosaiker des 14.—16. Jahrhunderts, (3 Theile).**) Der erste, einleitende Theil enthält einen kurzen Abriß der Geschichte der französischen Sprache, eine Grammatik der älteren Prosa und ein Wörterbuch, in welchem auch der Etymologie die nöthige Berücksichtigung geschenkt ist. Die Chrestomathie selbst zerfällt in zwei Theile, deren erster den elementaren, während der zweite den höheren Cursus bildet. In dem elementaren Cursus sind höchst zweckmäßig die Lesestücke nach der umgekehrten Zeitfolge geordnet, so daß mit Proben aus Schriftstellern des 16. Jahrhunderts begonnen und mit Proben aus dem 14. Jahrhundert geschlossen wird, damit der Anfänger stufenweise von dem Bekannteren bis zu der von dem jetzigen Französisch am meisten abweichenden Sprache geführt werde. In dem höheren Cursus ist die natürliche Zeitfolge beibehalten; er beginnt mit Proben aus Froissart und schließt mit Proben aus Montaigne. Kurze Notizen über das Leben, die Schriften und den Werth der Autoren gehen den einzelnen Abschnitten voraus. Die Auswahl der Proben ist eine zweckmäßige, ebenso die Belehrung, wie die Unterhaltung der Schüler berücksichtigend.

— **Dorfgeschichten aus der französischen Schweiz.** Unter dem Titel „Im Gebirg und Thal"***) hat uns Robert Schweichel mit drei Novellen erfreut, die wir allen Liebhabern lebensfrischer, natürlicher Darstellung zur Lesung empfehlen können. Der Verfasser hat lange Zeit in der französischen Schweiz gelebt, deren Natur und Eigenthümlichkeiten er mit deutscher Gründlichkeit beobachtet und aufgefaßt hat; deshalb werden seine Dorfgeschichten, welche nicht

*) Der Schleswig-Holstein'sche Krieg von 1864. Von C. v. Winterfeld. Erste Abtheilung. 120 S. in 8. Potsdam, Eduard Döring.

**) Chrestomathie des prosateurs Français du quatorzième au seizième siècle. Par Charles Monnard, Professeur ordinaire à l'Université de Bonn. 3 Parties. Genève & Paris, Joël Cherbuliez, libraire-éditeur, 1862.

***) Berlin, C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung (A. Charisius), 1864.

blos Personen und Sachen, sondern auch das republikanische Gemeindeleben, das decentralisirte und doch fest zusammenhaltende Schweizerthum schildern und einige historische Reminiscenzen mit hineinweben, nicht blos eine unterhaltende, sondern auch eine angenehm belehrende Lektüre bilden, wenigstens für jeden Leser, der nicht selbst Gelegenheit hatte, das eigenthümliche Leben und Treiben jener abgelegenen Berge und Thäler mit eigenen Augen zu sehen. In den beiden Novellen „Das weiße Kreuz in Ormont" und „Die Wildheuerin" begegnen wir nur hausbackenen und nach der Natur gezeichneten Charakteren; die Entwickelung ist logisch, nirgends gekünstelt oder unwahrscheinlich, und das Ende der beiden Geschichten ist selbstverständlich der Triumph des guten Prinzips, wie es der Leser gern hat, aber so, daß er die Absicht nicht merkt und darüber verstimmt wird. Die „Wildheuerin" verdient jedenfalls den Preis von allen dreien. Weniger hingegen konnte uns der „Schmuggler" gefallen, weil in ihm das Motiv der Erzählung unter dem lieblichen Gewande allzu deutlich hervorschimmert, auch etwas gesucht zu sein scheint — nämlich der Triumph des edlen Herzens und der gesunden Vernunft über die mannigfachen Standesvorurtheile und die Zerklüftungen der menschlichen Gesellschaft.

F. M.

— **Der Palmbaum.** Das Buch, das eine englische Dame, Mrs. Moody, soeben über den Palmbaum hat erscheinen lassen,*) gehört in das jetzt weniger, als im vorigen Jahrhundert, angebaute Fach der theologischen Botanik. Die Verfasserin sagt in dem Vorworte selbst, daß es hauptsächlich ihr Bestreben sei, dasjenige, was der Psalmist über die Schönheit des Palmbaumes, „dieses Zeugen Gottes und Freundes der Menschen" gesagt, in seiner Wahrheit nachzuweisen. Was die Naturgeschichte der Palmen betrifft, so hat sie bloß abgeschrieben, was unser Landsmann Dr. Berthold Seemann in seinem deutsch und englisch gedruckten, vielgelesenen Buche über den Gegenstand gesagt.

— **Talmud-Ausgaben.** Unter den Talmud-Ausgaben der jüngsten Zeit, die einander den Rang abzulaufen suchen, zeichnet sich die im Selbstverlage von A. Salomon in Tilsit**) vortheilhaft aus. Nicht nur die äußere Ausstattung: schönes Papier, scharfe Typen — so daß selbst die kleine Raschischrift das Auge nicht anstrengt — und handliches Format, sondern auch der reiche Inhalt, in den zu den gewöhnlichen Kommentarien, Additamenten und Novellen eine Reihe Erklärungen, Superkommentarien, Anmerkungen späterer Gelehrten aufgenommen sind, werden dieser Ausgabe bei den Talmudlesern willkommenen Eingang verschaffen, da überdies der Preis von 18 Thlr. als ein sehr billiger zu bezeichnen ist. Gleichwohl möchte dem Herausgeber zu empfehlen sein, noch größere Sorgfalt auf die Korrektur zu verwenden, da in den bereits erschienenen Bänden — von den 24 haben bis jetzt 9 die Presse verlassen — allerlei Druckfehler aufgefallen sind.

*) The Palm Tree. By S. Moody. London, Nelson & Sons. Leipzig, Ludw. Denicke.

**) Berlin, W. Adolf und Co.

Literarischer Sprechsaal.

Ein Artikel der „Oesterreichischen Wochenschrift" (Nr. 9 vom 23. Juli) über den gegenwärtigen Zustand der ungarischen Literatur klagt über die verhältnißmäßig geringe Theilnahme, welche diese jetzt in Ungarn selbst finde, und sucht dies durch den überwiegend idealistischen und erkünstelten Charakter der Literatur zu erklären, mit welchem der realistische, praktisch-wissenschaftliche Drang der Zeit in Widerspruch sich befinde. Wir entlehnen dem Artikel die folgenden Bemerkungen.

„In den letzten Jahren des verflossenen Decenniums ist in Ungarn die Schreibelust, welche am Anfange desselben ganz gelähmt schien, mit erneuerter Kraft wieder erwacht. Das ungarische Publikum, das durch die allmähliche Ausbreitung des deutschen Elements den Fortbestand der ungarischen Nationalität bedroht fühlte, sah in der Literatur den einzigen Rettungs-Anker und that Alles, was möglich war, zur Befestigung desselben. Man las zwar wenig, aber man kaufte Alles, was ungarisch geschrieben war, und zwar hauptsächlich dieses letzteren Umstandes wegen. Es fanden sich Mäcenaten, die in materiellen Opfern wetteiferten, um die Literatur zu heben und die Verbreitung derselben möglichst zu befördern. Daß unter solchen Umständen die Zahl der Schriftsteller jeden Ranges täglich wuchs, bis endlich der Büchermarkt mit guten und schlechten Produkten aller Art überschwemmt wurde, ist selbstverständlich. Insbesondere aber war es die periodische Tagespresse, welche, wenn auch nicht qualitativ, so doch quantitativ Erstaunliches leistete. Es bestanden damals regelmäßig nicht weniger als 60 bis 70 Zeitschriften, unter denen manche sehr beliebt und verbreitet waren, wie z. B. die „Vasárnapi ujság" (Sonntags-Zeitung), welche zeitweise an 10,000—12,000 Pränumeranten zählte. Die Produktion stieg immer höher, bis sie endlich im Jahre 1861 unnatürlich wurde und deshalb, den gegebenen Verhältnissen gemäß, sich in engere Gränzen zurückziehen mußte. Der Fluth folgte die Ebbe, der unnatürlichen Anstrengung die nothwendige Erschöpfung. Die Krisis ist eingetreten, wie dies z. B. schon aus der einen Thatsache erhellt, daß im Laufe des vorigen Jahres nicht weniger als 21 Blätter aufgehört haben zu erscheinen."

Mit dem kürzlich ausgegebenen dritten Hefte der Münchener Chronik der Gegenwart*) ist zum erstenmal auch ein belletristischer Anhang, der Beginn einer Novelle „Vor siebzig Jahren," von G. E. Haas, verbunden. Der Eine der beiden Herausgeber, Herr F. Retzer, setzt in dem vorliegenden Hefte seine Betrachtungen über die Stellung der Frauen in Staat und Gesellschaft fort, während der Andere, Herr J. Strobel, die letzte Londoner Konferenz zum Gegenstande seiner Darstellung macht. Eine Biographie von König Maximilian II., statistische Ermittelungen über Sterblichkeit und Lebensdauer bei verschiedenen Ständen und Volksklassen und „Gedanken über moderne Geschichtschreibung füllen den übrigen Raum des „historisch-politischen Theiles" aus. In dem „literargeschichtlichen Theile" setzen Dr. Leonhard Freund (Verfasser der Schrift „Ueber das Recht auf Wahrheit") und Dr. Carl Adler ihre volkswirthschaftlichen Abhandlungen über „das Christenthum und die National-Oekonomie" und über „Arbeit und Verkehr" fort. Wir wollen wünschen, daß dem jungen literarischen Unternehmen durch den neuerdings in München zu Gunsten der Dunkelmänner eingetretenen Umschwung keine Hindernisse bereitet werden mögen.

*) Redigirt von F. Retzer und J. Strobel.

Zu Gelegenheits-Geschenken empfehlen wir:

Worte des Herzens.

von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben

von

C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einl. mit Goldschnitt 20 Sgr. (4)

Bessere Ausgaben mit L's Bildniß, Biographie, eig. Widmungsblatt und Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr., resp. 1 Thlr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann."

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** ist erschienen: (430)

Ueber den Ursprung der Sprache von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (430)

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte

des

brandenburgisch-preußischen Staates

von

F. Voigt,

Professor an der Königl. Realschule zu Berlin.

1860. 41 Bgn. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in Kattunband und Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr. (431)

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Neuer Roman von Charles Dickens.

Unser gemeinschaftlicher Freund.

Roman in 4 Büchern von Charles Dickens (Boz).

Mit 40 Illustrationen von Marcus Stone.

Deutsche, autorisirte Ausgabe von Marie Scott.

Vollständig in 20 Monats-Lieferungen à 6 Ngr.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. (42)

Die erste Lieferung ist am 15. Juli erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheinen:

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte

für das

gesammte geistige Leben der Gegenwart.

Gr. 8. Velinpap. Geheftet. Preis pro Quartal 1 Thlr.

15 Bände sind bereits erschienen. Preis jedes Bandes 2 Thlr.

Wir dürfen uns bei der heutigen Aufstellung unsers Programms über die Tendenz d[er] Zeitschrift, die seit ihrer ersten Nummer die Lösung ihrer großen Aufgabe mit Kraft und sich[erem] Schrittes angestrebt hat, — mit einiger Genugthuung auf das bisher Geleistete zurückwenden. [Wir] die vielen Tausende derjenigen unserer Leser, die mit wachsender Theilnahme unser Unternehmen [bis] her begleitet haben, und von denen uns zahlreiche Zeichen der Anerkennung geworden, bedarf [es] wie wir hoffen und vertrauen, keiner erneuten Zusicherungen für das, was wir ferner zu leisten gedenken.

Unsere Motive, unsre Auffassung, unser Streben, bleiben unverändert, und — wir dürfen es dankbar hinzufügen — unter der unausgesetzt wachsenden Zahl der mitwirkenden Kräfte wächst die Gewähr für eine weitere Entwicklung und Bedeutung unsers Unternehmens auf's Erfreulichste. Die Register der ersten zwölf Bände weisen über zweihundert Mitarbeiter nach.

Wir dürfen deshalb mit gutem Grunde hoffen, daß die Illustrirten Deutschen Monatshefte noch viele neue Freunde finden, und also in mannigfache neue, ihnen bisher nicht geöffnete Kreise eindringen werden.

An diese richten wir noch Folgendes:

Die Illustrirten Deutschen Monatshefte haben es sich zur Aufgabe gemacht, ein Central-Organ für die nach Volksthümlichkeit ringende Bildung zu sein. — Sie wollen [die] die Resultate der Wissenschaft vortragen, soweit solche in des Volkes Blut und Leben übergehen können; sie wollen mit Tiefe und Wahrheit die Einfachheit der allgemein verständliche Form der Darstellung verbinden: sie wollen, mit kurzen Worten die Bildung zu populariſiren suchen. — Sie widmen sich nicht nur der allgemeinen Unterhaltung, sondern sie beschäftigen sich auch mit den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften und ihren Einflüssen auf die Culturzustände. Sie berichten über Kunst, Literatur und gesellschaftliches Leben, über Erzeugnisse und interessante Erscheinungen auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und Völkerverkehrs, und vergegenwärtigen so wohl in Uebersichten wie in speciellen Ausführungen die auf all diesen Feldern stattfindenden Bewegungen und Fortschritte. — Mit Sorgfalt ausgeführte Illustrationen kommen der Phantasie und dem Verständniß des Lesers zu Hilfe.

Die Illustrirten Deutschen Monatshefte wollen in jeder Familie zu Hause sein; sie werden die Stunden der Muße beim traulichen Zusammensein bilden und veredeln helfen, sie werden unterhaltend belehren, und belehrend unterhalten. Sie werden fortfahren, indem sie das menschliche Wissen, Denken und Streben zu umfassen suchen, für Geist und Gemüth jene Schätze zusammentragen und Jedem zuführen zu helfen, dem die Bildung und Pflege seiner geistigen Befähigung ein Bedürfniß, und die Theilnahme an den rastlos vorwärts strebenden Bewegungen auf allen Richtungen des menschlichen Geistes unentbehrlich ist, und so das gediegenste und vielseitigste Familienbuch sein für alle Stände des gebildeten deutschen Volkes, eine fortwährend bereichernde Hausbibliothek des mannigfachsten Inhalts von bleibendem Werthe.

Subskriptions-Bedingungen.

Die Illustrirten Deutschen Monatshefte erscheinen zu Anfang jedes Monats in gr[oßem] Lexikon-Octav Format. Jedes Heft in einer Stärke von 7 bis 8 Bogen reich und geschmackvoll [ausgestattet]. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der unglaublich billige Preis für jedes Heft von wenigstens 112 Seiten des größten Octav-Formats in doppelten Columnen beträgt nur 10 Sgr. — Vierteljährlich 1 Thlr. — Die Subscribenten brauchen sich nur zur Abnahme eines Quartals zu verpflichten. — Die bisher erschienenen 87 Hefte sind ebenfalls noch durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Jeder Band ist auch elegant gebunden zu haben. (42)

Dieser Nummer liegt bei eine Literarische Anzeige: Verlagsbericht von J. J. Weber in Leipzig. Juli 1864.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 33.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 14. August 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Der Staat und die Volkswirthschaft. Rentzsch und Lassalle 514

Anfänge Shakspeare'scher Poesie in Deutschland 516

Rußland.

Wanderungen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens. II. Rußlands Politik in Central-Asien 517

Serbien.

Erinnerungen an poetische Zeitgenossen. Vuk Stefanovich 519

Frankreich.

Die Geschichtschreibung des Elsasses. Ludwig Spach und sein Wirken 520

Oceanien.

Leben und Literatur bei unsern Antipoden . 524

Nord-Amerika.

Amerikanische Kriegsbedürfnisse 525

Kleine literarische Revue.

Der Name „Germanen" 525

Bodenstedt's ausgewählte Dichtungen . . 525

Geistliche Volkslieder 526

Eine Straßburger theologische Studie . . 526

Griechische gelehrte Gesellschaften in Konstantinopel 526

Literarischer Sprechsaal 527

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

A trompeur trompeur et demi, ou le renard et la cicogne (Un vol. de la Bibliothèque chretienne et morale) Limoges.

Memoires sur la Chine. Par le comte Escayrac de Lauture. I. Histoire. In 4. 131 p. et cartes dans le texte. Paris.

Voyages et aventures en Mexique. Par G. Ferry. 355 p. 3 fr. 50 c.

Dictionnaire des noms propres, ou Encyclopédie illustrée. Par B. Dupiney de Vorepierre. T. I. Livraison prém. In 4. à 3 colonnes avec des cartes, portraits et gravures. 160 livraisons à 50 c. Paris, Michel Lévy.

Doctrine des Bouddhistes sur le Nirvana. Par P. E. Foucaux, professeur au collège de France. In 8. 33 p.

La Justice, ou les intérêts, les droits et les devoirs en conciliation. Prém. partie. Les lois éternelles et la justice de dieu. Par L. W. Gasne, president. XI et 537 p. Paris.

La jeunesse de Haydn, suivie d'une notice sur Aug. Pajou. Par Madame A. Grandsard. 142 p. Lille. (435)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

BELL AND DALDY'S

POCKET VOLUMES,

A SERIES OF SELECT WORKS OF FAVOURITE AUTHORS.

The intention of the Publishers is to produce a Series of Volumes adapted for general reading, moderate in price, compact and elegant in form, and executed in a style fitting them to be permanently preserved.

They do not profess to compete with the so-called cheap volumes. They believe that a cheapness which is attained by the use of inferior type and paper, and absence of editorial care, and which results in volumes that no one cares to keep, is a false cheapness. They desire rather to produce books superior in quality, and relatively as cheap.

Each volume will be carefully revised by a competent editor, and printed at the Chiswick Press, on fine paper, with new type, and ornaments and initial letters specially designed for the series.

The Pocket Volumes will include all classes of Literature, both copyright and non-copyright; Biography, History, Voyages, Travels, Poetry, sacred and secular, Books of Adventure and Fiction. They will include Translations of Foreign Books, and also such American Literature as may be considered worthy of adoption.

The books will be issued at short intervals, in paper covers, at various prices, from 10 Sgr. to 1 Thlr. 5 Sgr. and well bound in cloth top edge gilt at 5 Sgr. per volume extra.

Now Ready.

Burns's Poems. 25 Sgr.
Burns's Songs. 25 Sgr.
Walton's Complete Angler. 25 Sgr.
Sea Songs and Ballads. By Dibdin, and others. 25 Sgr.
White's Natural History of Selborne. 1 Thl.
Coleridge's Poems. 25 Sgr.
The Robin Hood Ballads. 25 Sgr.
The Lieutenant and Commander. By Capt. Hall. 1 Thl.
The Midshipman. By Capt. Hall. 1 Thl.
Southey's Life of Nelson. 25 Sgr.
George Herbert's Poems. 20 Sgr.
George Herbert's Works. 1 Thl.
Longfellow's Poems. 25 Sgr.
Lamb's Tales from Shakespeare. 25 Sgr.
Milton's Paradise Lost. 25 Sgr.
Milton's Paradise Regained and other Poems. 25 Sgr.
Well Bound in cloth, 5 Sgr. extra.

Preparing.

The Conquest of India. By Capt. Hall.
Walton's Lives of Donne, Wotton, Hooker, &c.
Gray's Poems.
Goldsmith's Poems.
Goldsmith's Vicar of Wakefield.
Henry Vaughan's Poems.

Other Works are in Preparation.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (433)

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiquarium, Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*

Nouvelle Série. 4me année. 15 Thlr. pr. Jahrg.

No. 7. *Juillet* 1864.

I. L'artillerie rayée en Angleterre et en France. — II. Les aveugles assistés par eux-mêmes. — III. Un village dans l'Inde et ses habitants. — IV. Henri Heine. — V. De l'établissement de colonies Belges en Allemagne et en Angleterre §. 1. — VI. Don Fulano (2e extrait). — VII. 1. Les oiseaux du roc d'ailsa. 2. Les écitons ou fourmis fourragères. — VIII. L'observatoire de Greenwich (2e et dernière partie). — IX. Pensées diverses. — X. Correspondance d'Allemagne. — XI. Correspondance d'Italie. — XII. Correspondance de Londres. — XIII. Correspondance de Belgique. — XIV. Chronique scientifique. — XV. Chronique et Bulletin bibliographique. (434)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für allgem. Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen." 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und ein Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft." —

„Hier schliessen wir unsere Anzeige dieses tief angelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dass Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser innerstes und erstes geistiges Leben wiederspiegeln." (436)

Deutschland und das Ausland.

Der Staat und die Volkswirthschaft. *)

Rentzsch und Lassalle.

Unter den vielen Schriften, die in neuerer Zeit zur Erläuterung und Popularisirung der Volkswirthschafts-Lehre in Deutschland erschienen, ist keine so geeignet, nach den verschiedensten Seiten dem Belehrungsdrange der Zeitgenossen zu entsprechen, wie die vorliegende. Es sind nicht akademische Vorlesungen und gelehrte Abhandlungen, sondern populäre Belehrungen und Vorschläge zu Reformen in Bezug auf die verschiedenen, den Gewerbetreibenden, wie den Politiker in gleicher Weise interessirenden, volkswirthschaftlichen Fragen, die uns hier vorliegen. „Programm der zeitgemäßen volkswirthschaftlichen Reformen," hätte der Verfasser, wie er selbst sehr richtig bemerkt, seine Schrift nennen können, in welcher er an der Hand streng wissenschaftlicher Begründung und mit Zugrundlegung der Kultur-Geschichte und Statistik belehrende Vergleichungen zwischen den Forderungen der Volkswirthschaft und den leitenden Grundsätzen der bestehenden Gesetzgebung angestellt hat. Mannigfaltiger, gemeinverständlicher und darum auch lehrreicher, als die Abhandlungen in gewissen neueren, für Volkswirthschaft und Politik ausdrücklich gegründeten Zeitschriften, sind die patriotischen Wünsche und Vorschläge, die der Verfasser hier ebenso an die deutschen Regierungen, wie an das deutsche Volk gerichtet hat.

Freiheit des Grundes und Bodens, Freiheit der Niederlassung, Freiheit der Arbeit, Freiheit des Kapitals, Freiheit des Handels und des Verkehrs sind die Themata, die der Verfasser hauptsächlich in den vorliegenden vierzehn volkswirthschaftlichen Essays behandelt. Die Fortschritte, welche in den letzten Jahrzehnden die Freiheit auf den vorgedachten Gebieten in den meisten deutschen Staaten gemacht, werden von dem Verfasser constatirt, und mit Recht knüpft er daran die Ueberzeugung, daß diejenigen Staaten, die bisher noch zurückgeblieben, ihren passiven Widerstand sehr bald werden aufgeben müssen. Unmöglich können sich Bayern und Würtemberg lange noch von schutzzöllnerischen Ideen leiten lassen. Ebenso ist es unglaublich, daß Bayern noch auf lange Zeit dem Zunftzopfe huldige, während Würtemberg und Baden die Freiheit der Gewerbe auf ihre Fahne schreiben. Während Bremen und Oldenburg die in allen Handelsstaaten längst unangefochtene Freiheit des Zinsfußes anerkannten und die wohlthätigen Einwirkungen dieser Freiheit sich bei ihnen geltend zu machen anfangen, wird das ihnen benachbarte Königreich Hannover unmöglich länger die Unfreiheit der Kapitalien aufrecht erhalten können, indem es den Kapitalisten die Höhe des Zinsfußes vorschreibt, zu welchem sie die Mittel zur Vermehrung der National-Arbeit und des National-Reichthums hergeben sollen. Und sollte Mecklenburg wirklich im Stande sein, die chinesische Mauer, durch die es sich gegen die von außen kommende Vermehrung seiner Productions- und Arbeitskraft absperrt, durch die es sogar den eigenen Landeskindern die Freizügigkeit wehrt, noch länger aufrecht zu erhalten, obwohl es sichtlich sowohl physisch, als moralisch verkommt, während seine deutschen Nachbarstaaten ebenso an Intelligenz und Bildung, wie an Einwohnerzahl und Wohlhabenheit alljährlich zunehmen?

Der eine deutsche Bruderstamm fühlt sich mit den anderen Stämmen nicht nur vereinigt durch gleiche Sprachen und Sitten, verbunden durch die Ereignisse früherer böser und guter Tage, sondern auch durch die Gemeinsamkeit in der Production und Consumtion, durch die Harmonie des übereinstimmenden Verkehrslebens. So viele Versuche auch gemacht worden sind und noch gemacht werden mögen, die auf die freieste Entwickelung basirten Tendenzen unseres neuen wirthschaftlichen Lebens in Deutschland nach alten verbrauchten Doctrinen wieder künstlich zu regeln und seine Entwickelung schablonenmäßig zu formuliren, so herrscht doch bereits ein so freier Geist, daß selbst Siege der reactionären Partei zwar momentan außerordentlich schaden, sich aber auf die Dauer unmöglich halten können.

Wir haben vorstehend die Gedanken des Herrn Rentzsch, zum Theil sogar mit seinen eigenen Worten, wiedergegeben. Fügen wir hier noch hinzu, welche Aufgaben der Verfasser dem sich eben neu generirenden Zollvereine stellt: „Der Hauptzweck des Zollvereins," sagt er, „besteht auf keinen Fall darin, die Zölle als eine bequeme Fundgrube für den Staats-Haushalt auszunutzen. Seine Aufgabe denken wir uns vielmehr in der Wahrung der deutschen Handels-Interessen im Auslande, in der Schaffung eines völkerrechtlich anerkannten Organes mit gemeinsamer Konsular-Vertretung und in dem Schutze der gemeinsamen Handelsflagge durch eine deutsche Kriegsflotte. Die Wirksamkeit dieses Handelsverbandes wird sich nach Innen zu erstrecken haben auf eine gemeinsame Handels-Gesetzgebung, auf Durchführung eines einheitlichen Münz-, Maß- und Gewichts-Systems — eventuell auf eine gemeinsame Erfindungspatent-Gesetzgebung — auf Beförderung des Verkehrs durch die Regulirung der Wasserstraßen, durch den Bau von Kanälen (vornehmlich des großen deutschen Nord- und Ostsee-Kanals) und Eisenbahnen, soweit diese nicht durch die Privatthätigkeit hergestellt werden, durch das im volkswirthschaftlichen Interesse zu führende Oberaufsichts-Recht über das Post- und Telegraphenwesen u. s. w., endlich auf die zu leistende Garantie, daß von Seiten der einzelnen Staaten nach keinerlei Richtung hin die liberalen, volkswirthschaftlichen Grundsätze der Einigung verletzt werden."

Wir gehen nunmehr zu einer Frage über, die neuerdings wieder zum Gegenstande der Polemik, und zwar nicht bloß auf schriftstellerischem Gebiete, sondern auch öffentlicher Versammlungen geworden: nämlich zu der Frage der Arbeiter-Associationen. Ein wichtiger Beitrag zur Erörterung dieses viel besprochenen aber nur selten richtig aufgefaßten Themas ist die Geschichte der Arbeiter-Associationen in Frankreich, die kürzlich ein in Paris lebender Deutscher, Herr Sigmund Engländer, herausgegeben. *) Die Geschichte der konfusen Ideen, die in Frankreich seit der Juli-Revolution von 1830 über diese Materie verbreitet waren, und die in der Februar-Revolution von 1848 ihren entsprechenden Ausdruck fanden, wird zu allen Zeiten ein warnender Spiegel für das Volk der Arbeiter sowohl, als der Arbeitgeber sein können. Noch immer tönt zu uns aus jener Periode Frankreichs der Wiederhall der Phrase von der Feindschaft des Kapitals und der Arbeit — einer Phrase, die selbst in der objektiv fein

*) Der Staat und die Volkswirthschaft. Eine Parallele zwischen den leitenden Grundsätzen der bestehenden Gesetzgebung in den zeitgemäßen Forderungen der Volkswirthschafts-Lehre. Von Dr. Hermann Rentzsch. Leipzig, Gustav Mayer, 1863.

*) Geschichte der französischen Arbeiter-Associationen, von Sigmund Engländer. Vier Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe.

stellenden Geschichte Engländer's zu den Axiomen gezählt wird, und die auch der ebenso klassisch gelehrte, als unklassisch pöbelhafte Lassalle in seinem „ökonomischen Julian" zur Grundlage seiner Lehre von der Emancipation der Arbeit macht. Die Arbeit ist vom Kapital zu emancipiren, so lautet das Carthaginem esse delendam der französischen und der deutschen Arbeiter-Catone. Aber das ist gerade so rationell und ebenso praktisch möglich, als das Wasser von der Luft oder die Frau vom Manne emancipiren wollen. Arbeit und Kapital sind gleich untrennbar, gleich unemancipirbar von einander, wie Frau und Mann, wie Wasser und Luft, vorausgesetzt, daß sie existenzfähig bleiben, und daß das soziale Leben, das Menschen-Leben und alles irdische Leben überhaupt nicht aufhören sollen. Kapital ist nichts weiter, als gewesene Arbeit, und Arbeit nichts Anderes, als künftiges Kapital. Nicht sie von einander zu trennen und zu emancipiren, sondern sie noch inniger und zweckentsprechender zu associiren, als bisher, ist die ihrer Lösung entgegengehende Aufgabe unserer Zeit. Arbeiter-Associationen allein mögen zur Wahrung persönlicher Freiheit, persönlicher Rechte förderlam und wohlthätig sein; sollen die Associationen jedoch auch die materiellen Interessen der Arbeiter fördern, sollen sie ihnen und ihren Familien das Hilf dir selbst! möglich machen, sollen sie endlich den National-Reichthum und damit das Wohlbefinden jedes Einzelnen in der Nation vermehren, so müssen sich die bereits zum Kapital gewordene und die erst Kapital zu werden bestrebte Arbeit mit einander associiren. Das richtige System dieser Association aufzufinden, haben sich die wahren Freunde der Arbeiter unter unseren praktisch tüchtigen Zeitgenossen, die Schulze-Delitzsch, die Lette, die Huber u. A., zur Aufgabe gemacht, und die Anfänge der Ausführung dieses Systems liegen uns bereits in mannigfachen, gelungenen Versuchen, sowohl in Vorschuß-, als in Productions- und Consum-Vereinen, vor.

In dem Essay über das Thema Staats-Unterstützung und Selbsthilfe geht Herr Rentzsch ebenfalls auf den von Lassalle ausgesprochenen Vorwurf der angeblichen Ausbeutung der Arbeiter durch den „wucherischen Unternehmer-Gewinn" des Kapitals ein. Herr Professor Schäffle in Tübingen hat bereits *) dem Herrn Lassalle in ähnlicher Weise, wie einst der berühmte französische Sozialist Graf v. St. Simon einem deutschen Theoretiker, nachgewiesen: „qu'il a bien critiqué, mais pauvrement doctriné." Es ist leicht, zu behaupten, daß die Arbeiter, wenn ihnen der Staat nur das nöthige Betriebskapital vorschieße, den Unternehmer-Gewinn ebenso unter einander theilen könnten, als die Arbeitslöhne. Aber was soll geschehen, wenn gar kein Unternehmer-Gewinn, sondern vielmehr, wie es nur zu häufig in Folge von Handels-Conjuncturen der Fall ist, ein Unternehmer-Verlust konstatirt ist? Als ob der Gewinn des Unternehmers ebenso nothwendig und unausbleiblich wäre, als der Lohn des Arbeiters! Es ist eben das charakteristische Unterscheidungs-Merkmal des kaufmännischen Unternehmers, daß er ein „Gewinn- und Verlust-Conto" führt und führen muß; es sind seine Kenntnisse, seine Erfahrungen, welche bewirken, daß auf diesem Conto der Verlust durch den Gewinn stets überwogen wird und werden muß, wenn der Unternehmer nicht untergehen, d. h. bankerott werden will. Sollen etwa die vom Staate mit Betriebs-Kapital ausgestatteten Arbeiter-Associationen des Herrn Lassalle, wie der kaufmännische Unternehmer, unter Umständen auch Bankerott machen und die Benefizien der cessio bonorum beanspruchen können?

Die Behauptung Lassalle's, daß die „Bourgeois-Gesellschaft" den Lohn des Arbeiters auf das niedrigste Maß des Bedarfes zum Lebensunterhalt herabdrücke und es darauf zu erhalten wisse, ist übrigens gerade in neuester Zeit durch die Erscheinung widerlegt, daß in Deutschland sowohl, als im Auslande, Forderungen der Arbeitnehmer auf höheren Lohn sich geltend machten, denen die Arbeitgeber, die Unternehmer, zum Theil entsprechen mußten. Man hat diese Erscheinung volkswirthschaftlich durch den Mangel an Arbeitern erklärt, der hier und da durch die stärkeren Militär-Aushebungen herbeigeführt worden. In Preußen namentlich wird auf dem Lande sowohl, als in bestimmten Gewerben, über den Mangel an Arbeitern sehr geklagt. In Preußen sind seit drei Jahren etwa 60,000 kräftige junge Männer mehr, als früher, der produzirenden Arbeit entzogen und der bewaffneten Macht zugeführt worden. Das hat in vielen Gewerben und Orten die instinktive Erkenntniß unter den Arbeitern herbeigeführt, daß die Nachfrage nach Arbeit jetzt stärker sei, als das Angebot, und wie in allen anderen Dingen, hat dies auch hier die volkswirthschaftliche Folge einer Erhöhung der Preise gehabt.*) Aber eine solche Erscheinung eben beweist genügend, daß die volkswirthschaftlichen Gesetze auch auf diesem Gebiete das richtige Niveau herbeiführen, ohne daß es der ungesunden, thörichten Rathschläge des Herrn Lassalle bedarf.

Herr Rentzsch sagt mit Bezug auf die Bestrebungen des Herrn Lassalle und seiner Freunde: „Die kleine Partei, die in Deutschland darauf ausgeht, die Arbeiter als eine besondere Klasse darzustellen, wird für den höchst wünschenswerthen Einheitsbau des Gesammt-Vaterlandes auch nicht Einen Stein herzutragen; sie wird vielmehr durch ihre unglückselige Theorie, daß die eine Klasse auf Kosten der anderen unterhalten werden müsse, Zwiespalt und falsche Interessen-Vertretung heraufbeschwören, um endlich durch Bürgerkrieg und Straßenkampf Freiheit und Kultur zu Grabe zu tragen und der Reaction die Wege zu ebenen. Ist bei uns noch nicht Alles so, wie es sein könnte und sollte, so empfiehlt es sich weit mehr, dem Arbeiter die intellektuelle Bildung zugänglicher zu machen, auf dem Wege der Gesetzgebung die Hindernisse zu beseitigen, die der Verwerthung der geistigen und physischen Kräfte noch entgegenstehen, und ihn dann ganz auf seine eigene Kraft zu verweisen. Dann wird es nur noch von der Thätigkeit und der Energie des Einzelnen oder einer Vereinigung von Arbeitern abhängen, mit welchem Grade des materiellen Wohlbefindens sie sich begnügen und welche Stufe sie in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen wollen. Der Weg ist langsam, aber naturgemäß und sicher."

Schließlich gedenken wir noch der von Herrn Rentzsch behandelten Frage der Freiheit des Zinsfußes. Hohe Zinsen vom Produzenten und hohe Zinsen vom Konsumenten nehmen — das unterscheidet das Disconto- vom Wucher-Geschäft. Das Alterthum kannte, wie Herr Lassalle in seiner oben erwähnten Schrift richtig bemerkt, nur das Leihbedürfniß der Konsumenten, die, oft um nur das Leben zu fristen, Gelder aufnehmen mußten, und daher der Abscheu des Alterthums, wie aller Religionsstifter, vor dem Zinsennehmen. In unserer Zeit werden zwar auch noch

*) Deutsche Vierteljahrsschrift, 1864, II b.

*) Vergl. den lehrreichen Aufsatz über die Resultate des Aushebungs-Geschäfts und die Militärdienst-Steuer, von Dr. Engel, in der Juli-Lieferung der Zeitschrift des statistischen Bureau in Berlin von 1864.

manche Darlehne zu konsumtiven Zwecken und um die Noth des Daseins zu befriedigen, gemacht, doch die Summen dieser Darlehne sind verschwindend klein im Vergleiche zu den Hunderten von Millionen, die der Kredit des Produzenten und des Kaufmanns benutzt, um dadurch Arbeit, Kapital und Nationalreichthum zu vermehren. Diesem Bedarf gegenüber ist der hohe Zins kein Wucher, sondern nur der wohlbegründete Antheil des Gewinnes an einem gemeinsamen gewagten Geschäft. Und daher kömmt das einstimmige Verlangen der Neuzeit, die Wuchergesetze abzuschaffen. J. L.

Anfänge Shakspeare'scher Poesie in Deutschland.

Die Shakspeare-Feier dieses Jahres hat von Neuem die literarhistorische Frage über die Zeit, in welcher die Shakspeare'sche Poesie zuerst in Deutschland eingeführt worden, angeregt. Einen interessanten Beitrag zur Lösung derselben hat Herr Dr. Reinhold Köhler geliefert durch die neue Ausgabe des Lustspiels „Kunst über alle Künste ein bös' Weib gut zu machen."*) Das Stück ist offenbar eine Nachbildung der „gezähmten Widerspenstigen" von Shakspeare und, abgesehen von dem „Peter Squenz" des Andreas Gryphius, die erste gedruckte Bearbeitung eines Shakspeare'schen Dramas in Deutschland. Nach der Forschung des Herausgebers, ist die erste Ausgabe des Lustspiels in Rapperswil im Jahre 1672 erschienen, und ihr folgte noch in demselben Jahre ein Wiederabdruck, der jedoch minder korrekt ist. Daß das Stück nicht das einzige gewesen, das sein Verfasser geschrieben, hat Herr Köhler nachgewiesen, der so glücklich war, noch zwei andere Stücke nebst ihren Nachspielen oder „singenden Possenspielen," wie sie der Verfasser nennt, aufzufinden: „Der pedantische Irrthum", Rapperswil 1673, und „altmodisch technologisches Interim," Rapperswil 1675.

Ueber Namen, Geburtsort und Stand des Verfassers hat sich bis jetzt noch nichts ermitteln lassen. Er selbst sagt im Nachworte zum „pedantischen Irrthum": „Meinen Namen hat der Leser nicht nöthig zu wissen: denn ein Kätzchen Mignon, Mietzchen, Heinz, Murner, Nopazemblisch oder Australisch mag genannt werden: wenn es nur wohl mauset." Der Herausgeber vermuthet, daß der Name den Zeitgenossen kein Geheimniß gewesen; möglicher Weise findet er sich bei Durchforschung der gleichzeitigen Literatur noch irgendwo angedeutet. Bei dem Mangel aller äußeren Zeugnisse über den Autor sind wir allein auf seine Schriften angewiesen, aus denen sich ergiebt, daß er ein Mann von klassischer Bildung gewesen sein muß, wie die häufigen lateinischen Wörter und Phrasen, die Citate aus alten Autoren und die Reminiscenzen aus der antiken Mythologie und Geschichte beweisen. Sein Deutsch ist von einer mundartlichen Färbung, die auf eine süddeutsche Abkunft schließen läßt. Der Druckort seiner Schriften, Rapperswil, könnte vermuthen lassen, daß er in der östlichen Schweiz oder in Schwaben zu Hause gewesen sei.

Das Lustspiel „Kunst über alle Künste" hat er ebenso wenig, wie Gryphius seinen „Peter Squenz", unmittelbar aus dem Shakspeare übertragen. Beide kannten gewiß weder den Namen, noch die Schriften Shakspeare's. Unserem Verfasser lag höchst wahrscheinlich eine handschriftliche Uebersetzung aus dem Englischen vor, die zum Behufe einer Bühnenvorstellung gemacht worden war. Daß das Stück aus England stamme, davon hatte er keine Ahnung; vielmehr verleitete ihn der Umstand, daß die Handlung in Italien spielt und daß die Personen italiänische Namen führen, zu dem Glauben, der ursprüngliche Autor sei ein Italiäner gewesen, wie aus dem Nachworte zu dem Stücke hervorgeht, worin es heißt: „Von diesem Freudenspiele kann ich sagen, daß es eines Anderen und doch auch mein sei. Eines Anderen ist es, weil es nicht allein schon oft von Komödianten auf dem Schauplatze vorgestellt worden, sondern auch die Erfindung, alle Namen und Redensarten dem, so es zuvor angesehen und gehört, zeigen, daß es von italiänischem Ursprunge. Mein kann ich es nennen, dieweil ich solches wegen seiner artigen Manier gefaßt und aus meinem Kopfe, wie es mir gefallen, geändert und hingeschrieben, nach dem es die geschwinden Einfälle ohne Kopfbrechen gegeben." Hierzu bemerkt der Herausgeber: „Aus diesem Nachwort ist abzunehmen, daß das Shakspeare'sche Lustspiel mit Beibehaltung der italiänischen Namen und sonstiger darin vorkommender italiänischer Beziehungen auf den deutschen Bühnen im 17. Jahrhundert gegeben worden ist. Unser Verfasser sah es und verfaßte ohne Zweifel nach einem Bühnenmanuskript — denn aus dem bloßen Gedächtniß ist nicht denkbar — seine Bearbeitung, ohne zu wissen, daß es von einem englischen Dichter herrühre, vielmehr in dem leicht erklärlichen Glauben, daß es italiänischen Ursprungs sei. Nach dem, was wir in neuerer Zeit von dem Einfluß der englischen Komödianten auf die deutsche Bühne und insbesondere von ihrer Uebertragung Shakspeare'scher Dramen nach Deutschland wissen, könnten wir ohne Weiteres auch die Darstellung der bezähmten Widerspenstigen voraussetzen; es lassen sich aber gerade hiervon sichere Spuren nachweisen." Nämlich nach einem Zittauer Schulprogramme des Rektors Keimann vom Jahre 1658, wurden in diesem Jahre vier Stücke in Zittau aufgeführt, worunter eins den Titel hatte: „Die wunderbare Heirat des Petrurio mit der bösen Katharina," offenbar eine mehr wörtliche Bearbeitung des Shakspeare'schen Lustspiels. Dieses Stück diente wahrscheinlich zum Vorbild eines anderen desselben Inhaltes, das noch handschriftlich vorhanden ist: „Die böse Katharina" von dem bekannten Zittauer Schulrektor Christian Weise, der es im Jahre 1705 in Zittau aufführen ließ. Das Stück stimmt in der Grundanlage der Fabel und in den drei Personennamen Baptista, Katharina, Bianca mit Shakspeare überein.

Unser Verfasser hat alle Namen, bis auf den der Katharina, geändert und in deutsche umgewandelt. Ueberhaupt rühmt ihm der Herausgeber nach, daß es ihm gelungen sei, durch Beseitigung alles spezifisch Englischen in Kostüm und Anspielungen dem Stücke einen so deutschen Charakter, ein solches Gepräge der Originalität zu geben, daß ein Leser, der das Shakspeare'sche Lustspiel nicht kennt, nimmermehr daran denken würde, die Bearbeitung eines ausländischen Originals vor sich zu haben. Das von unserem Verfasser benutzte Vorbild scheint sich noch ziemlich treu an Shakspeare gehalten zu haben, daher selbst noch in unserem Stücke sich fast auf jeder Seite wörtliche Uebereinstimmung mit dem Shakspeare'schen Texte findet, wobei es freilich nicht an einzelnen Anglicismen und Mißverständnissen fehlt. Um die Vergleichung zu erleichtern, hat der Herausgeber den entsprechenden englischen Text unter den deutschen gesetzt. Doch finden sich auch wieder viele Weglassungen, Abweichungen und Zusätze, die größtentheils wohl von unserem Verfasser herrühren, so daß er mit Recht sagen konnte, das Stück sei das eines Anderen und doch auch wieder das seine.

*) Kunst über alle Künste. Ein bös Weib gut zu machen. Eine deutsche Bearbeitung von Shakspeare's The Taming of the Shrew aus dem Jahre 1672. Neu herausgegeben mit Beifügung des englischen Originals und Anmerkungen von Reinhold Köhler. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1864.

In Bezug auf den Werth und Unwerth dieser Aenderungen erlaubt sich der Herausgeber kein Urtheil. Uns scheinen sie im Allgemeinen theils unnöthig, theils geradezu verfehlt. Der Shakspeare'sche Geist war gewiß noch in der unserem Verfasser vorliegenden mehr wörtlichen Bearbeitung nicht gänzlich ausgetrieben; in unserer Nachbildung ist dies durchaus geschehen. Der Verfasser scheint überhaupt kein Organ für die Auffassung des köstlichen Humors und der feinen Ironie Shakspeare's gehabt zu haben. Er zieht Alles in das Grobe und Gemeine herab. Das Stück hat im Ganzen für ihn nur die praktische Tendenz, geplagten Ehemännern zu zeigen, wie man ein böses Hauskreuz bessere. Daher läßt er den „geduldigen Hiob in des frommen Sokrates Hosen" als Prologus auftreten und klagen, wie sehr er von seinem bösen Weibe geplagt worden sei. „Wollte Gott", so schließt er, „es hätte zu meiner Zeit der Sittenlehrer, welcher jetzt auftreten wird, gelebt; ich hätte bei ihm wollen in die Schule gehen, um zu lernen, einem bösen Weibe den Irrthum aus dem eigensinnigen Gehirn zu treiben. . . . Ihr seid in der glücklichen Zeit, in der Ihr von ihm lernen könnet, weil er Euch die beste Weise sagt. . . Begreifet die Kunst wohl und saget mir Dank für gute Anweisung und Erinnerung. Wer aber solche nicht fassen oder damit fortkommen kann, komme zu mir und lasse sich von dem in der Geduld unterweisen, der zu seinem Symbolo hat: Perfer perpatienda." Und am Schlusse, wo bei Shakspeare Katharina, die auf Befehl Petruccio's den starrköpfigen Weibern erklären soll, was für Pflichten sie ihren Ehemännern schuldig seien, die köstliche Rede hält, in der sie ihrem Manne das Unrecht abbittet und ihm als ihrem Herrn huldigt, legt unser Verfasser ihr nichts, als die kurze, trockene Lehre in den Mund: „Ihr Männer, liebet Eure Weiber, und Ihr Weiber, gehorchet Euren Männern!"

Der Witz bewegt sich am liebsten in Obscönitäten. Die zahlreichen Abänderungen und Zusätze verdanken größtentheils der Lust des Verfassers an Zweideutigkeiten und unsauberen Scherzen ihren Ursprung. Man vergleiche z. B. die köstliche Scene bei Shakspeare, in welcher Bianca bei Lucentio und Hortensio Sprach- und Musikunterricht nimmt (Act 3, Scene 1), mit der entsprechenden in unserem Stücke (S. 91 flg.): dort die zarteste Bewerbung um die Gunst der Geliebten und die feinste Huldigung ihrer Vorzüge; hier die plumpesten Anträge und die gemeinsten Anspielungen, welche die edle Jungfrau ohne Unwillen anhört, ja in die sie nicht selten selber eingeht. Als eine kleine Probe stellen wir die Erklärung der Scala, die Hortensio der Bianca giebt, der entsprechenden bei unserem Verfasser gegenüber. Bei Shakspeare heißt es:

C. Scala, Grund der Harmonie genannt,
D. Soll Hortensio's heiße Wünsche deuten.
E. F. O Bianca, schenk' ihm Deine Hand
G. A. Und laß sein treues Herz Dich leiten.
H. Nimm zwei Schlüssel an, die er Dir bot:
C. Dein Erbarmen, oder seinen Tod.

Bianca: Das nennt Ihr Scala? Geht, die mag ich nicht.
Die alte lieb' ich mehr, bin nicht so lüstern,
Seltsamer Neu'rung Echtes aufzuopfern.

Bei unserem Verfasser:

Musikus: Hier ist die Scala, welche ich nach einer neuen Manier auf das Beste eingerichtet, und weil b-dur dem Frauenzimmer besser als b-moll eingehet, als will ich solches am liebsten mit Ihr fürnehmen und zwar erstlich ascendendo, da sich dann descendere selbst lehret.

Sabina: Von diesem habe ich schon so viel, als ich von ihm zu wissen begehre, ist also ganz unnöthig, solches fürzunehmen.

Die gegen Ende des Stückes eingeschobene Gerichtsscene (S. 191 flg), so charakteristisch sie auch in vieler Beziehung für die damalige Zeit ist, hat ihre Pointe in dem unsauberen Verhältniß des Dieners Wurmbrand zu der Kammermagd Sibylle, das hier in Gegenwart der Katharina und ihrer Schwester Sabina ohne Scheu bloßgelegt und auf eine mehr als milde Weise beurtheilt wird. Der Herausgeber entschuldigt dies alles mit dem Zeitgeiste: „Das 17. Jahrhundert hatte eben ganz andere Anstandsbegriffe als wir, und so sind die meisten Lustspiele jener Zeit, obwohl sie in Gegenwart von Damen, auch der höchsten Stände, aufgeführt wurden, reich an Derbheiten und Zoten; selbst Schulkomödien, wie z. B. die Weise'schen, sind nicht überall frei davon. Alle diese Stellen in unserem Stücke zu mildern oder wegzulassen, hätte seinen Charakter entstellt und den Werth des Abdrucks bedeutend verringert. Nur drei besonders schmutzige Stellen habe ich geglaubt weglassen zu dürfen, zumal da sie unbeschadet des Zusammenhanges wegfallen können." In der That trifft der Vorwurf der Lust an dem Laseiren fast alle Schriftsteller dieser Zeit; selbst Gryphius hat sich in seinem Peter Squenz, wie in seinen übrigen Lustspielen nicht frei davon gehalten; allein dafür entschädigt er andrerseits wieder durch echten Witz und gesunden Humor, woron sich bei unserem Verfasser nur sehr schwache Spuren finden. Jedoch die Mängel des Stückes beeinträchtigen durchaus nicht das Verdienst, das sich Herr Köhler sowohl durch die Herausgabe desselben, als auch besonders durch die hinzugefügten Anmerkungen um die Kenntniß der Literatur, der Sprache und der Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts erworben hat. M.

Rußland.

Wanderungen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens.

II.

Rußlands Politik in Central-Asien.

Was die Schilderungen der Naturschönheiten in des Engländers Atkinson Werk über den Altai und Ural noch weit überragt, das sind seine tiefen Einblicke in die von Rußland in Central-Asien befolgte Politik. Nicht allein die Riesenfortschritte, welche die russische Herrschaft nach Süden und nach Osten hin macht, bedingen dieses Interesse, sondern auch, was allerdings davon nicht zu trennen sein wird, die Thatsache, daß die Thätigkeit der russischen Regierung nach Osten hin derjenigen nach Westen stracks entgegengesetzt ist. Dies nachzuweisen, wird es nur weniger Andeutungen bedürfen.

Während die Mächte Europa's, Rußland an der Spitze, ängstlich ihre Blicke auf das Zünglein der Gleichgewichts-Wage gerichtet halten und in fieberhaft kriegerische Aufregung gerathen, um, wenn das Zünglein schwankt, seine Spitze wieder aufzurichten, wird in Asien das Gleichgewicht unausgesetzt und dauernd unterbrochen. Rußland hat hierzu den Anstoß gegeben. Rußland sperrt seine Gränzen gegen Deutschland und die Türkei ab — und alle Hoffnungen auf Beseitigung der Zollschranken waren bis jetzt verfrüht. Am Stillen Ocean und an der chinesischen Gränze dagegen ist Rußland ganz Freihändler. In seinen westlichen Besitzungen arbeitet Rußland auf den Panslavismus hin — im Osten läßt es die eingeborenen Völker im Stolze ihrer unvermischten

Abkunft. Im Westen zerknickt es mit eherner Faust die nationale Selbständigkeit seiner Völker — im Osten begnügt es sich mit der Beherrschung des Terrains und läßt es den Nomaden-Sultanen die Herrschaft über ihre angeborenen Stämme. Im Westen sucht es die griechische Kirche auf Kosten der katholischen auszubreiten — im Osten theilen sich Islamiten, gottlose Heiden, Buddhisten, Christen und Juden ungestört in die Liebe Gottes; dort kann Jeder nach seiner Façon selig werden. Im Westen hat Rußland bis jetzt das Barbarenthum in der Politik vertreten — im Osten überläßt es diese Rolle den Engländern und Franzosen, wie die Geschichte der chinesischen und japanischen Verträge beweist. Kurz, Rußland verleugnet sich im Osten völlig.

Solche Widersprüche lassen sich ohne ein tieferes Eingehen in die Bestrebungen Rußlands in Asien nicht lösen. Es ist leicht, aber sehr seicht, zu sagen, Rußland fürchte an seinen europäischen Gränzen die Einschleppung staatsgefährlicher Gedankenseuchen, zu welchen es im fernen Osten keine Veranlassung habe. Als ob die Idee der Freiheit in dem Freihafen von Nikolajewsk keinen Eingang, durch Sibirien keinen Fortgang finden könnte! Wir müssen den Schlüssel zu dieser Politik tiefer suchen, und die Geschichte diene uns als Wegweiser.

Rußland verfolgt in Asien ein Ziel, das am Amur, am dauriſchen Gebirge, am Altai erst sichtbar wird. Es verfolgt dieses Ziel seit Jahrhunderten mit denselben Mitteln, und in unserer Zeit, wo in dem diplomatisch geschulten Europa die Politik nur aus der Hand in den Mund lebt, verdient die russische Beharrlichkeit in Asien, auch abgesehen von dem Erfolge, unsere volle Anerkennung, mag auch manches Mittel dieser Politik sich nur durch den Drang politischer Nothwendigkeit rechtfertigen lassen. Aber je mehr wir die Befolgung einer solchen traditionellen Politik bewundern, desto größer ist unsere Berechtigung, einen Blick in die Zukunft Asiens zu thun und Rußlands Absichten in Asien mit dem Maßstabe seiner bisherigen Schritte, mit der Elle von Jahrhunderten, zu messen.

Erst kurze Zeit hatte man mehr Kenntniß, als Ahnung von den weiten Landstrecken Nordasiens, als Rußland mit seinen Eroberungen der Gränz-Länder östlich vom Ural begann. Der erste Schritt dazu geschah um die Mitte des 15. Jahrhunderts; am Ende dieses Jahrhunderts war die Eroberung ausgeführt. Wenig mehr als 50 Jahre später (1555) bot Jndiger, Herrscher in Sibirien, durch Gesandte dem Großfürsten Jwan II. Wasiljewitsch die Unterwerfung Sibiriens an, und von da ab nahm Rußlands Zar den Titel „Herrscher aller sibirischen Lande" an, ohne jedoch Herrscherrechte ausüben zu können. Sibirien mußte erobert werden. Dies geschah durch flüchtige donische Kosaken, deren Hauptmann seine Versöhnung mit dem Zaren erwirkte, indem er verschiedene Chane von ihren Thronen stieß und die herrenlosen Chanate dem Zaren zu Füßen legte. Von nun an sehen wir Rußland mit wahren Siebenmeilenstiefeln über Sibirien hineilen. Schon Feodor I. pflanzte seine Fahne am Baikal und am Jenisey auf. 1639 unterwarfen sich die Jukagiren, Burâten, Tungusen und Andere dem russischen „Schutze." Das ganze ungeheure Land zwischen der Anabara, dem Jenisey und Ob, bis zum Amur und der Lena kam mehr durch die Kunst der Ueberredung, als durch Gewaltthat unter die russische Herrschaft; 1689 wurde Kamtschatka in Besitz genommen: Rußland hatte seinen nordöstlichen Ocean; 1713 wurden endlich auch die Kirgisen zinsbar gemacht. Seitdem ist noch manche Quadratmeile hinzugetreten, und obgleich schon im Jahre 1727 ein Gränzvertrag mit China, dessen Gränzen erreicht waren, aufgestellt wurde, hat Rußland doch seine Kosakenstationen allmählich immer tiefer in das chinesische Mongolen- und Tatarenreich verlegt, ohne daß irgend Jemand in Europa sonderlich davon Notiz genommen hätte, bis endlich die Ergreifung des Amurgebietes — beiläufig 36,000 Quadratmeilen groß — eine ebenso lebhafte, als natürliche Besorgniß der Herren vom Gleichgewicht hervorrief. Seit länger als 200 Jahren bereits hatte Rußland seinen Fuß aufgehoben, um ihn für immer auf das reiche Amurgebiet zu setzen — und dennoch hat die Leichtigkeit überrascht, mit welcher das Geschäft sich schließlich regelte.

Mit derselben Leichtigkeit setzt Rußland weiter westlich seine Gränzpfähle vorwärts. Das weite Mongolenreich, dem Namen nach chinesisch, wird noch vielfach von unabhängigen Sultanen und ihren Stämmen bewohnt, die sich gegenseitig bekriegen und sonst ein freies, ungebundenes, nicht selten räuberisches Dasein führen. Hier ist noch ein günstiges Feld für die Thätigkeit Rußlands, und zuweilen recht belustigend sind die Erwerbungen, welche hier gemacht werden. In der Regel genügen einige gemüthliche Unterhandlungen mit dem betreffenden Sultan, ein kleines Opfer in blanken Silberrubeln, eine Medaille, einige glanzvolle Phantasie-Uniformen, um auf die Eitelkeit des Häuptlings zu wirken — und der Vertrag wird geschlossen. So erkaufte Rußland erst nach dem Krimkriege einen silberreichen, gut gelegenen Distrikt im Tschingis-Tau, einem Gebirgszuge nordöstlich vom Balkasch um den Preis von 1000 Silberrubeln, einigen Medaillen und Goldmünzen, einem Säbel und mehreren buntfarbigen Seidenkleidern. Wo aber edle Metalle nicht genügen, da weiß Rußland auch im Nothfall das Eisen anzuwenden, und die Kanonen der russischen Artillerie haben an der chinesischen Gränze guten Klang! — Mit Geld, List und Gewalt hat Rußland neuerdings ohne großes Geräusch einen Bezirk am Ili und Issi-Kul erworben, groß genug, um ihn zu einem besonderen Kreise (Ala-tau) zu erheben. Die Verlegenheiten der chinesischen Regierung im Osten kommen den russischen Operationen wesentlich zu Statten. Man legt an einem günstigen Punkte ein sogenanntes Fort an, wirft einen Kosakenposten hinein, stellt einige Geschütze auf den Schanzen auf, macht einiges Land urbar oder baut einen Schacht auf Silber — und das russische Gebiet ist fertig. So sind die Besitzungen Kopal,*) Wjerneje und andere entstanden. Erst 1857 wieder bemächtigten sich die Russen eines Forts, welches der Sultan Tawtschubek, unterstützt von seinen Verbündeten aus Kokan, an einem sehr wichtig gelegenen Punkte des Ili errichtet hatte.

Aber Rußland ist noch nicht am Ende seiner Eroberungen. Ein Blick auf die Karte beweist, daß es erst das Geringste von demjenigen erreicht hat, was es in Asien erreichen muß; es hat erst die nördlichste Hälfte des Amurs erlangt, eines Flusses, dessen schiffbare Wasser im großen Oceane aufgehen. Rußland muß noch weitere große Wasserstraßen nach Osten und Süden erhalten und zu diesem Zwecke noch zu mancher Eroberung schreiten. Es ist darin wahrlich nicht saumselig, ja sein Vorgehen nach Süden und Osten scheint gleichsam dem Gesetze der Schwere zu folgen: je länger der Koloß nach jener Richtung hinrollt, desto rascher wird die Bewegung. China und selbst England in Indien mögen sich hüten: die Zeit wird erscheinen, wo Rußland nach den Flußgebieten des Hoanghe, Jangtse-kiang, des Indus und Ganges

*) Auf den neuen Karten findet man diesen Punkt bereits unter dem Namen Kopalsk.

greift! Dann aber wird es den Schwerpunkt seiner Macht ganz nach Asien verlegen.

Was kann auch Rußland an den Flüssen Sibiriens, da sie ihren Lauf nach dem Polarmeere nehmen, gelegen sein, so lange die nördliche Durchfahrt nach Amerika nicht offen ist? Was kann ihm an den Hochgebirgen Asiens, was an der mongolischen Hochebene und an der Wüste Gobi gelegen sein?

Rußland muß große, natürliche Verkehrsmittel haben, um seinen Handel nach Osten leiten zu können. In der That, für den lebhaften Verkehr, der sich bereits auf dem Landwege Sibiriens entwickelt und an den chinesischen Gränzen eine nie geahnte Ausdehnung annimmt, sind die Transportmittel viel zu gering. Karawanen, zum Theil mit Kameelen, zum Theil in Wagen, befördern mit großem Zeitverlust und ungeheuren Schwierigkeiten die Handelsartikel durch den ganzen Erdtheil, in China noch insofern beschränkt, als die aus Rußland kommenden Züge nicht von mehr als 200 Personen begleitet sein dürfen. Diese Karawanen sind das einzige Verkehrsmittel, unzuverläßig und tausend Zufällen bloßgestellt. Zudem geht eine einzige Straße mitten durch die nordsibirischen Länder zur Verbindung mit dem europäischen Rußland. — Der elektrische Telegraph verknüpft den fernen Osten mit dem Westen, aber er befördert nur Gedanken, und Eisenschienen werden vorläufig erst bis in den Ural, bis Jekaterinburg, auf den russischen Boden genagelt.

Aber wo der Handel blühen soll, müssen Menschen leben, und diese müssen Bedürfnisse haben. Vom Amurgebiete abgesehen, leben im russischen Asien nur 12, sage zwölf Menschen durchschnittlich auf der Quadratmeile. Rußland muß also die Einwanderung befördern, und da diese von Westen her nicht zu hoffen ist, so wird sie durch unbedingtes Freihandelssystem an den asiatischen Gränzen von Osten her hineingeleitet. Das ist es auch, was Rußlands zartes Auftreten gegen die eingeborenen Völker gebietet. Nichts leichter, als diesen Völkern jede freie Bewegung zu rauben, sie zu knebeln und zu vernichten, etwa wie man die Indianer in Amerika aussterben läßt. Aber welche Unruhe würde sich Rußland durch einen solchen Vernichtungskrieg aufbürden; wie würde es dadurch von seinen eigentlichen Zielen abgelenkt werden, und hauptsächlich, wie viel Menschen würde es aus seinen Besitzungen verdrängen, die es durch friedliche Begegnung verbinden, die es vom Nomadenleben doch endlich zu einem ruhigen, seßhaften Dasein emporheben kann.

Wie richtig Rußlands Spekulation in dieser Beziehung ist, beweist der ungewöhnliche Zusammenfluß von Menschen an Orten, die für den Handel günstig gelegen sind. Nicht allein am Amur, wo Tausende schon an dem lebhaften Verkehr auf dem Flusse Theil nehmen, und wo Nikolajewsk schon eine ansehnliche Handelsstadt geworden ist, sondern auch in den Binnenländern. So fand Atkinson das Fort Kopal in der Nähe des Issi-Kul noch im Entstehen; damals waren 800 Kosaken die einzigen Bewohner, jetzt zählt der Ort gegen 1100 Einwohner und verspricht einer der lebendigsten Handelsplätze jener Gegend zu werden; ja seit jener Zeit ist bereits wieder eine neue Stadt, Wenoje am Almatai, 50 Meilen südwestlich von Kopal, entstanden, und andere folgen nach. Das erinnert an das Aufwachsen nordamerikanischer Städte und sollte in Deutschland nicht unbeachtet bleiben.

Eine Politik, die ihre Ziele sich in solche Ferne stellt, muß nothwendig die Saatkörner der Kultur auf ihrem Wege auszustreuen suchen. Rußland kultivirt in der That sein Asien — nicht mit der Ueberstürzung, in welcher man z. B. Aegypten im Anfange dieses Jahrhunderts mit einer dünnen Kruste von Kultur zu vergolden suchte, sondern systematisch aufsteigend und dem Bedürfnisse an seinem rechten Orte stufenweise Rechnung tragend. Es unterdrückt die Räubereien der Kirgisen, lehrt diese Nomaden den Acker bebauen und nimmt ihre Häuptlinge bereitwillig als Offiziere in die Armee auf; russische Dörfer entstehen auf fruchtbaren Gefilden da, wo der Kosak zuerst nur seinen Speer als Gränzwächter in den jungfräulichen Boden steckte. Der russische Bauer, anstellig in allerlei mechanischen Arbeiten, treibt neben seinem Ackerbau alle Handwerke; zahllose Bergwerke schachten die Metalle aus der reichen Tiefe der Gebirge; Gelehrte durchfurchen im Auftrage der Regierung nach allen Richtungen das großentheils noch unerforschte Land; niedere und höhere Schulen werden da, wo der Erfolg den Versuchen entspricht, unterhalten, wie denn z. B. in Irkuzk sich Schulen selbst für Tungusen und Buräten und am Gymnasium Lehrstühle für Chinesisch und Japanesisch finden. Rußland hat endlich schon viel zur Aufklärung der bildungsfähigen, vornehmeren Kalmückenstämme gethan und bereits 1829 zur Erzielung geschickter Dolmetscher und Beamten ein besonderes kalmückisches Institut gegründet. Es versteht sich von selbst, daß man die Verbannten oder, wie sie in Rußland heißen, die „Unglücklichen" als Mittel zur Kultur benutzt und nach ihren Fähigkeiten verwendet, was ihnen ein unerwartet volles Maß von Freiheit und Selbständigkeit einträgt. Nur wer diese Freiheit mißbraucht und sich einem müßiggängerischen, verbrecherischen Leben ergiebt, wird in die schauerlichen Schachte der Bergwerke von Nertschinsk gesteckt. Muth, Talent und Fleiß finden auch in Sibirien Anerkennung.

Das Alles wird einst gute Früchte tragen; das, wenn ich nicht irre, Heine'sche Wort: Im Osten geht die Sonne auf, im Westen geht sie u. s. w. wird vielleicht in ungeahnter Weise zur Wahrheit, und wer Beruf zum Prophezeien in sich fühlte, könnte ausrufen: Rußland, nach Jahrhunderten im Besitze des ganzen kultivirten Asien, die eine Hand auf Europa, die andere auf Amerika, wird der Welt Gesetze geben, und sie werden von der Humanität und von der Freiheit diktirt sein! G. H.

Serbien.

Erinnerungen an poetische Zeitgenossen.

Vuk Stefanovich.

Es giebt bisweilen hier und da im Leben kleine Gruppen von Tagen, die durch und durch interessant sind. An einer solchen Oase in der Langenweile der Jahre erquickte ich mich im März 1854, als wir auf der Rückkehr von Dalmatien nach Schlesien in Wien ausruhten. Nie wieder habe ich binnen so kurzer Zeit so viele bedeutende Menschen kennen gelernt, wie damals, und zwar so kennen gelernt, daß mir von jeder Bekanntschaft ein bestimmter und dauernder Eindruck blieb. Jeden Morgen kam Fürst Friedrich Schwarzenberg, der „Landsknecht," um zu erzählen, wie er schreibt; Miklosich, der Weltmann unter den slavischen Gelehrten, besuchte mich, um mir bei meinen südslavischen Uebersetzungen Rath zu ertheilen; an einem Abend brachte Rudolph Hirsch mich zu Heinrich Laube, an einem andern lud Frau von Pereira, die Freundin Theodor Körners, mir Hammer-Purgstall ein, mit dem es sich so munter plaudern ließ, als hätt'

er keine große Geschichte des osmanischen Reiches geschrieben, und endlich war ich einen ganzen Nachmittag lang draußen auf der „Landstraße“ beim alten lieben Vuk Stefanovich.

Siegfried Kapper, der Böhme, der südslavische Wanderer, der literarische Arzt, hat uns in der Augsburger Allgemeinen ein ansprechendes Bild des alten Serben geliefert. Wir sehen ihn als Knaben in dem prägnant stereotypen südslavischen Bergleben, welches halb aus Gesang, halb aus Gefechten, oft aus Mangel, noch öfter aus Einsamkeit und immer aus Poesie besteht. Die Mutter singt, die blinden Bettler singen, die alten Basen und die jungen Muhmen singen, der Knabe hat Page werden sollen und daher im Kloster schreiben gelernt; er kann nicht Page werden, es kostet zu viel, er wird einstweilen Vaters Hirtenbub', aber während er die kleine Heerde weidet, schreibt er die Lieder auf, die er gehört. Und mit diesen Liedern wird er bekannt und berühmt, als er das Vaterland verlassen muß, für welches er umsonst gekämpft. Diese Lieder erwarben ihm die Freundschaft Grimm's, die Beachtung Goethe's, die Bewunderung der europäischen Gelehrtenwelt und endlich, wenn auch spät, die volle Anerkennung in der Heimat. Um das wissenschaftliche Existenzrecht dieser Lieder zu beweisen und zu begründen, schafft er gleichsam die serbische Sprache, und als er sich in ihr erst ein Medium gebildet, durch welches er mit seinem Volke verkehren kann, da giebt er diesem Volke mehr und mehr die Früchte seiner Studien, die Resultate seiner Arbeit, man möchte sagen: sein ganzes Leben aus vollem Herzen und mit vollen Händen, und ermüdet nicht im Geben, bis er stirbt.

Ich hatte in Dalmatien überall vom Vuk gehört. Er war Tradition, Quelle, Autorität geworden. Nur die Spalatriner hielten mehr vom Kacic, aber sonst konnte man einen Dalmatier, mochte er Zaratiner, Ragusäer oder Bocheſe sein, in Bezug auf Volkssitten oder Volkspoesie fragen, was man wollte, so antwortete er mit: „Il Vuk.“ Il Vuk hatte das gesagt, gesammelt, aufgeschrieben, gedruckt, il Vuk wußt' es, folglich braucht es Niemand anders zu wissen, wenigstens nicht besser, als il Vuk. Auch ich hegte alle mögliche Verehrung für il Vuk, nur etwas hatt' ich gegen ihn: das neue Alphabet, welches er sich zurecht gemacht, und welches zu lernen man nun auch noch gezwungen war. Als ob es beim Slavischen an Sprachen, Dialekten und Ortographien nicht schon genug zu lernen gäbe! Indessen man lernte es, und während im feuchten ragusäischen Winter der Scirocco auf dem Meer brauste und die Tausendfüße an den Wänden herumliefen, las ich mit meinem siebenjährigen Knaben, welcher das Serbische theils in den Conversazioni der vornehmen Bürgerinnen, theils von den Straßenjungen der Vorstadt gelernt hatte, manchen Abend in den Helden- und Frauenliedern von Vuk Stefanovich.

Ich hatte damals den Plan, den ich übrigens jetzt noch nicht aufgegeben habe, die südslavischen Volkslieder so zu behandeln, daß die Versionen eines jeden Liedes, in den verschiedenen Dialekten vergleichend nebeneinander gestellt, eine Uebersicht des poetischen Materials der Serben und seiner ethnographisch variirten Behandlung gewähren sollten. Außerdem hatte ich viele noch ungedruckte Lieder von der Insel Lesina übertragen, welche mir vom Sammler derselben, Don Sime Ljubich, der damals noch ein junger, unbekannter Priester war, zur Uebersetzung anvertraut worden waren. Von diesen Liedern hofft' ich, sie könnten il Vuk interessiren, meinen Plan wollte ich ihm doch auch gern vorlegen, und so ging denn Baron Reinsberg am Morgen zu ihm und frug an, ob er am Nachmittag mit mir kommen dürfe. Nun, das verstand sich doch wohl von selbst. Waren wir denn unbekannt? Waren wir nicht Deutsche ohne Slaven-Antipathien? Genug, wir sollten nur kommen, willkommen waren wir.

Noch seh' ich den kleinen Herrn vor mir, wie er, ganz der Beschreibung Kappers getreu, mit seinem Stelzfuß, seinem rothen Feß auf dem Kopfe und dem prächtigen weißen Schnurrbart in dem guten, soldatischen Gesichte, mich in seiner Studirstube empfing, mir die Hände schüttelte, sich freute, mich zu sehen und mir wieder die Hände schüttelte. Einfach, anspruchslos, natürlich und dabei völlig durchgebildet und sehr bedeutend, erschien Wilhelmine Karadschi ihrem Vater zur Seite. Man fühlte sich ungemein wohl zwischen Vater und Tochter, eben weil beide sich gar keine Mühe gaben. Sie waren wie sie immer waren; das Gespräch kam von selbst, das Lachen blieb nicht aus. Der alte Serbe war frisch und munter, das Leben in der Stadt und zwischen Büchern hatte das Waldgrüne und Bergkräftige in seiner Natur nicht dämpfen und abschwächen können. Man hörte und fühlte in ihm noch immer den Hirtensänger und den Freiheitskämpfer, der sein Bein auf dem Felde gelassen hatte und dann mit dem Stelzfuß zu der Höhe des Gelehrtenruhmes emporgeklommen war. Daß er jetzt oben saß, kümmerte ihn weiter nicht. Er war nicht einmal bescheiden, denn es fiel ihm nicht ein, daß er es nicht sein könnte. Er war aber der Vuk, mit warmem, offenem Herzen für Alles, was zu ihm kam, Freunde oder Fremde. Wenn es mit allen Besuchern gewesen ist, wie mit uns, und bei den meisten dürfte es wohl gewesen sein, so gingen selbst die als Fremde gekommen waren, sicherlich als Freunde wieder fort. Ganz Ohr und Herzlichkeit, bezeigte er für alle unsere Entwürfe, und damals war bei uns alles Südslavische noch Entwurf, die lebendigste Theilnahme. Bei den Liedern rieth er mir nur: ich möchte ja die Originale mit drucken lassen, damit man nicht etwa dächte: ich hätte sie fabrizirt. Als ich ihn ganz erstaunt ansah und fragte: „Aber wer wird denn das thun?“ lachte er herzlich über meine Naivetät. Meinen Plan billigte er so ganz, daß er mir vorschlug, wir wollten gemeinschaftlich eine Reise nach Serbien und Bosnien unternehmen. Er hatte schon einmal eine Engländerin begleitet, die hatte sich indessen zu den Volksstudien, bei denen Vuk ihr als Professor dienen sollte, äußerst ungeschickt angestellt. Wilhelmine besonders wußte die ergötzlichsten Schilderungen von dieser verunglückten wissenschaftlichen Reise zu machen und der alte Vuk schüttelte noch in der Erinnerung lachend den Kopf darüber. Mit mir, meinte er, würde er sich mehr Ehre einlegen, ich würde mit ihm jedes südslavische Volk so recht aus dem Grunde kennen und zugleich serbisch sprechen lernen, wozu ich es, Dank meinem Widerwillen gegen Frauenschwatzereien, nicht gebracht hatte. Die Männer in Dalmatien verstanden sämmtlich eine oder die andere europäische Salonsprache; ich wäre also nur mit meinem Geschlecht auf Serbisch angewiesen gewesen, und, wie gesagt, zu häufiger Unterhaltung mit „guten Frauen“ und schlimmen Dienstmädchen fehlte mir der Muth. So konnte ich denn nicht serbisch sprechen, aber ich sagte Vuk, daß mein Sohn es könne. Wo der Junge wäre? warum wir ihn nicht mitgebracht hätten? Wir hatten ihn mit, nur daß er es vorgezogen hatte, unten beim Kutscher zu bleiben. — Vuk erklärte: den müsse er sehen. — Folglich Gesandtschaft an den Jungen, der sich nach mancherlei Einwendungen endlich dazu bequemte, vom Bock herunterzuklettern und sich oben vorzustellen. Auf dem langen deutschblonden Haar die scharlachrothe Merlachenkappe, erschien er vor dem alten Slaven und antwortete auf dessen Anrede im geläufigsten „Raschki“, wie der Ragusäer den ihm eigenthümlichen Dialekt nennt. War Vuk schon über die rothe Kappe erfreut gewesen, so war er über das Raschki ganz und gar entzückt.

fiel förmlich über den Jungen her und küßte ihn, als ob er ihn geradezu aufessen wollte.

Uns schenkte er sein Kovcecic, das interessante kleine Werk, worin Rizano so vortrefflich beschrieben ist. In diesem Bändchen haben wir auch seine Handschrift, in einem Briefe nicht — er schien nur durch Geschäfte gezwungen epistolär zu sein, denn auf eine Sendung von Brüssel aus antwortete er nicht. Dagegen erschien im Sommer 1857, glaub' ich, bei Ferdinand Hirt in Breslau ein alter, militärisch aussehender Herr mit einem Stelzfuß und einem mächtigen weißen Schnurrbart und frug sehr herrisch: wo unsere Güter lägen? — er wäre auf der Durchreise, wollte Post nehmen und zu uns auf's Land. Als Hirt ihm antwortete, wir hätten schon seit drei Jahren verkauft, schüttelte er den Kopf, meinte: das thäte ihm leid, und er sei Vuk Stefanovich. Im vorigen Jahre bekamen wir noch einen schriftlichen Gruß von ihm durch den bekannten Maler Philipp Kanitz; vor einigen Tagen erhielten wir durch Zufall nur die Blätter, in denen sein Nekrolog steht. Einer mehr dahin, der uns wohl wollte, und ein Verlust mehr für die Slaven, welche einen ihrer großen Namen nach dem andern aus dem lebendigen Wirken in die Literaturgeschichte übergehen sehen.

Ida von Düringsfeld.

Frankreich.

Die Geschichtschreibung des Elsasses.

Ludwig Spach und sein Wirken.

Es ist oft in diesen Blättern besprochen worden, wie regsam das geistige Leben in den Gegenden, welche wir die „Vermittelungsländer" nennen möchten, sich gestaltet und offenbart. Im Nordosten sind die baltischen Provinzen Rußlands, dann das eigentliche Alt-Preußen mit seinem Lichtheerd Königsberg und das gesegnete Schlesien klassische Zeugen von diesem blühenden Wachsthum, im Nordwesten sind es die Niederlande und im Südwesten bietet vor Allem die grüne Flur des von der Vorsehung so reich beschenkten Elsasses eine schöne Bekräftigung der Wahrheit unserer Aussage. Wo verschiedene Stämme und Zungen zusammentreffen, da ist es, als schlüge ein Funke geistiger Elektrizität unablässig über und hinüber und entzünde ein magisches Licht in den Häuptern der Strebenden: es erhebt sich ein warmer Wetteifer der schöpferischen Kräfte, der die Vergangenheit nicht hinter Gegenwart und Zukunft zurücktreten läßt. In allen jenen vorgedachten Ländern findet die Erforschung der geschichtlichen Denkmäler den dankbarsten Boden, die Geschichte eines Staates und Volkes greift hier unmittelbar in die innersten Falten der Schicksale eines benachbarten ein, man hat sofort ein großes Panorama von Völker-Wanderungen und Wandelungen vor sich und die werthvolle Errungenschaft der Neuzeit, in aller Geschichte Kulturgeschichte zu erblicken, kommt hier am tiefsten zum Bewußtsein.

Was das Elsaß betrifft, so ist der historische Sinn seiner Bürger einer der schärfsten Züge ihres Charakters. Die Anhänglichkeit an die engere Heimat und die Pietät für der Väter Thaten und Leiden gränzt bei dem Elsasser fast an Schwärmerei; jedes Stäubchen vaterländischer Erde ist ihm ein Heiligthum. Wohl in keinem Lande der Welt hat eine historisch-archäologische Gesellschaft bei der Gesammtheit der Bevölkerung so die allgemeinste Theilnahme zu wecken verstanden, wie bei den Elsässern die „Gesellschaft zur Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsasses" (Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace; — mit dem Hauptsitz Straßburg und Filialverein zu Colmar für das Oberelsaß), seit dem Jahre 1855 von dem Ersten Archivar des Niederrhein-Departements, dem würdigen Ludw. Spach, präsidirt. Aber die Fluthen elsässischer Geschichtschreibung, die der heutige Betrachter dieser einst deutschen Reichsprovinz in nirgends ähnlicher Fülle strömen sieht, haben schon ein Alter von Jahrhunderten, und die gleiche Liebe der Einwohner hat im 17. Jahrhundert von Bernegger und Knipschildt angeregt, die „Straßburger Regimentsblume", d. h. das Musterbild der weisesten Stadtverfassung, angestaunt und im 18. Jahrhundert Schoepflin und Grandidier entflammt. Schoepflin, der Verfasser der Alsatia illustrata und der Alsatia diplomatica, obgleich kein geborener Elsässer, sondern aus Baden-Durlach gekommen (das er durch seine Historia Zaringo-Badensis verherrlicht hat), genießt noch bis zur Stunde der feurigsten Popularität im Elsaß und überstrahlt, ungeachtet er im Grunde mehr Quellensammler, als pragmatischer Geschichtsschreiber war, noch immer den höchst verdienten Ruhm seines genialen, man könnte sagen, Schülers, des blutjung dahingewelkten Abbé's Philipp Andreas Grandidier (lebte vom November 1752 bis zum Oktober 1787), der, ein Straßburger Stadtkind, aus der katholischen Stifts-Atmosphäre heraus hart an der Schwelle der französischen Revolution und des mächtigsten Umschwungs seines Heimatlandes die geistliche und weltliche Geschichte desselben mit französischer Feinheit und deutscher Redlichkeit schilderte. (Von Grandidier's Hauptwerk: L'Histoire ecclésiastique, militaire, civile et littéraire de la province d'Alsace ist nur der erste Band in seinem Todesjahre fertig geworden; vorher hatte dieser glühende Bewunderer des Münsterdomes eine Histoire de l'Eglise de Strasbourg und 1782 den Essai historique et topographique sur l'église cathédrale de Strasbourg, Tome I. veröffentlicht).

Unsere Tage sind nicht nur nicht ärmer an Elsässer Historiographen, sondern weisen auch deren sehr ausgezeichnete auf. Wieder in deutscher Sprache (nachdem Schoepflin der lateinischen, Grandidier der französischen sich bedient) schrieb der Professor A. W. Strobel seine „Vaterländische Geschichte des Elsasses von der frühesten bis auf die gegenwärtige Zeit" (Straßburg 1841—1849, 6 Oktav-Bände, im 6. von L. H. Engelhardt angemessen vollendet) und der protestantische Pfarrer Timotheus Roehrich ebenfalls deutsch die: „Geschichte der Reformation im Elsaß und besonders in Straßburg" (Straßburg 1820—32, 4 Theile in 12), zu welcher 1855 in 3 Oktavbänden „Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsasses" hinzugetreten sind. Neben Roehrich haben der 1863 verstorbene Straßburger Stadtbibliothekar Professor der evangelischen Theologie A. Jung 1830 in deutscher, und 1857 der Vicomte Th. de Bussierre in französischer Sprache die Elsässer Reformationsgeschichte bereichert. Allein in gewisser Hinsicht ist, Grandidier gegenüber, der Professor Karl Schmidt, von der Straßburger Theologenfakultät, noch ein besseres Analogon als Roehrich. Denn Schmidt, der Verfasser der europäisch berühmten Histoire des Cathares (Sekte der Katharer) hat die alte Nebenbuhlerin des Münsters, die ehrwürdige Thomasstiftung, jetzt der Kern und der Anhalt des Protestantismus im Elsaß, historisch verherrlicht: seine nur in wenigen Exemplaren abgezogene Histoire du Chapitre de Saint-Thomas de Strasbourg pendant le moyen âge (Straßburg, 1860, etwa 480 Seiten in 4.) hat das schmeichelhafteste Aufsehen erregt. Nennen wir endlich noch auf weltlichem Gebiete den Rechtshistoriker Appellationsrath Véron-Reville in Colmar,

dessen Essai sur les anciennes juridictions d'Alsace (Colmar, 1857, in 8.) ihn als gründlichen Germanisten zum würdigen Vorsitzer der oberelsässischen Abtheilung der historischen Gesellschaft stempelt, so haben wir gewiß reichlich angedeutet, daß die Elsässer der Gegenwart nicht hinter ihren Vätern zurückbleiben.

Es giebt aber Einen unter den heutigen Geschichtsschreibern des Elsasses, welchem eine eigenthümliche generelle Stellung zukommt. Dies ist der bereits oben erwähnte Straßburger Archiv-Direktor Ludwig Spach. Derselbe darf als der wahrhafte Illustrator seines Vaterlandes gelten: auf einer Menge von Feldern heimisch, konnte er den Ruhm seiner Landsleute in tausend Richtungen verfolgen und durch die gleich tüchtige Kenntniß der deutschen wie der französischen Sprache und eine überaus glückliche stylistische Anlage unterstützt, einen unausgesetzten Verkehr zwischen dem Heute und dem Gestern und Ehedem anbahnen, die historische Monographie und die Biographie im Elsaß zur Blüthe bringen. Das Schicksal vergönnte ihm nicht die Concentration aller Kräfte auf ein einziges das ganze Leben beschäftigende Werk; er mußte stets unmittelbar in den Gang der Dinge eingreifen und sich in umfassendem Maße an der periodischen Presse betheiligen. Es giebt keine größere periodische Publikation des Elsasses, die Spach nicht mit historischen Monographien ausgestattet hätte.

Spach wurde am 27. September 1800 zu Straßburg geboren. Sein Vater, aus Colmar stammend, hatte die anfangs eingeschlagene juristische Laufbahn später mit dem Kaufmannsstande vertauscht und eine Dame aus der seit dem 10. August 1792 historisch merkwürdigen Familie Roederer geheiratet. Er war Protestant und ließ seinen Sohn Ludwig das vom protestantischen Seminar abhängige St. Wilhelms-Gymnasium und dann die Hörsäle der Straßburger Juristenfakultät besuchen.

Aber in der Seele des Studenten Spach schlummerten noch andere als blos juristische Gedanken. Ein Aufenthalt zu Lausanne im Jahre 1819 hatte seine Begeisterung für die Natur und alles Schöne und Edle in helle Flammen ausbrechen lassen; er wurde, dem Janusantlitz der Heimat getreu (bei französisch-deutscher „Doppelbildung", wie Professor L. A. Warnkoenig sagt) zugleich deutscher und französischer Dichter; er schrieb drei französische Romane: Henri Farel, roman alsacien, Le Nouveau Candide und Roger Manesse, die 1834 und 1835 zu Paris das Licht der Welt erblickten, aber auch deutsche Gedichte, die 1839 zu Straßburg herauskamen, alle vier Publikationen unter dem Pseudonym Ludwig Lavater. Die Gedichte haben uns vorgelegen, sie tragen den Stempel der Lord Byron-Epoche der schönen Literatur und verdienen wegen ihrer warmen und anmuthigen Sprache die Aufmerksamkeit der deutschen Literarhistoriker. Sehr gewandt zeigt sich Spach in der Wiedergabe fremder Klänge, seine Uebersetzung von Ritter Harolds Abschiedslied ist die beste, die uns vor Augen kam, sie übertrifft an Kraft und Schwung bei Weitem die Leistungen von Baron Zedlitz und Adolf Boettger. Allein was diesen Dichtungen „Lavaters" ihren innersten Werth an sich selbst und für des Autors Lebensentwickelung verleiht, ist ein melancholisch prophetischer Hauch, der sie durchweht und uns des Dichters Zukunft enthüllt. So am Schluß des Sonettes „Regen":

Nach innen kehrt sich späterhin der Sinn
Der früher nur in Wald und Bergen lebte
In ungemessener Höh' mit Adlern schwebte;
Er sucht Genuß am freundlichen Kamin.
Er sieht die Welt in einem andern Lichte:
Die Fabel sinkt, es hebt sich die Geschichte.

Und noch zarter und inniger fühlen wir dies aus dem Liedchen heraus, das nach der Anfangszeile den Titel führt:

Die Berge sah ich noch so eben.

Die Berge sah ich noch so eben
Im Wolkenschleier fern verhüllt;
Der Heimat Berge, wo das Leben
Aus tausend reinen Röhren quillt.

Ich hoffte dort in Wald und Triften
Zu mehren diese Liederschaar,
Und in den balsamreichen Lüften
Zu werden, was ich ehdem war.

Ich hoffte wieder zu erwecken
Was leise wie das Echo schlief,
Und in der Wildniß aufzudecken
Der Brust verschlossenes Archiv.

In's Bergland zieht ihr nun, ihr Zeilen,
In lieben Händen, ohne mich,
Auch dort in Wolken zu verweilen;
Seid ihr nicht glücklicher als ich? .....

Fünf Jahre nach seinem Aufenthalte zu Lausanne übernahm der junge Spach eine Hofmeisterstelle beim Grafen Saint-Aulaire, begleitete diesen Diplomaten, als derselbe 1831 den Gesandtschaftsposten in Rom erhielt, in der Eigenschaft seines Privat-Sekretärs dorthin und knüpfte hier neben anderen literarischen Bekanntschaften freundschaftliche Beziehungen mit Bunsen an. In den Jahren 1834 und 35 finden wir ihn zu Paris, das, wie es scheint, mächtig auf ihn einwirkte; er widmete sich der Erziehung eines Sohnes von Grafenried de Villar (und Enkels des Banquiers Rougemont), trat durch die obengenannten Romane Saint-Marc Girardin nahe und wurde Mitarbeiter verschiedener periodischen Blätter, namentlich am Journal des Débats. Ein Brustleiden, das erst 1838 nachließ, beschleunigte seine Rückkehr ins Vaterland und führte ihn zurück in die Welt seiner Heimatprovinz, der er von nun an ganz angehören sollte. Straßburg besaß damals einen durch dichterische Begabung, tiefe Gelehrsamkeit im Fach des öffentlichen Rechts und administratives Talent gleich ausgezeichneten Maire, den Professor Friedrich Schützenberger (Veranstalter des Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg, Straßburg, Silbermann 1843, gr. 4, in dessen erster Abtheilung auch die berühmte Chronik von Jacob Twinger von Königshofen abgedruckt steht —) und Schützenberger war der Mann, Spach's Fähigkeiten zu würdigen. Er vermittelte für ihn die Stelle eines Sekretärs beim Präfekten des Niederrheins, Herrn Sers, und zugleich den Posten eines Departements-Archivars am Straßburger Provinzial-Archiv. Hierzu kam 1848 noch das Sekretariat beim Directoire de l'Eglise de la Confession d'Augsbourg, der obersten geistlichen Behörde der Lutheraner Frankreichs: man liebt es in Straßburg, seine Leute so vielfältig als möglich zu verwenden, fast wie in der Schweiz. Inzwischen war auf die Dauer diese Häufung von Aemtern mit dem Hauptstreben des Historikers unvereinbar. Nicht daß wir an eine Beengung seiner Vorurtheilsfreiheit durch die Pflichten des Kirchendienstes zu denken hätten: die Straßburger Kirche, von einem Theodor Braun, einem Reuß, einem Karl Schmidt beeinflußt, ist den hochsinnigen Grundsätzen treu, welche die Ehre des Protestantismus ausmachen. Wenn Spach 1854 den Posten beim Lutherischen Direktorium aufgab, so geschah es, weil seine Ernennung zum Ersten Archivar des Departements (archiviste-

en chef du Bas-Rhin) ihm die Concentration seiner Kräfte dringend anrieth. Ihn hatte der Geist der Geschichte seines Vaterlandes ergriffen, es war ihm eine Wonne geworden, sich in deren Schätze zu vertiefen, sie aus den Archiven ans Tageslicht zu heben und er wollte diesem Dienste historischer Wissenschaft von nun an sein ganzes Dasein widmen.

Mit dem Jahre 1840 hatte sein freilich in örtlicher Hinsicht sehr zersplittertes Werk der Illustration seiner Heimat begonnen, doch gewährte ihm die Description du département du Bas-Rhin,*) welche der rastlos eifrige Präfect Herr Migneret, ein Kenner und Werthschätzer der Statistik, 1858 ins Leben rief, den Trost einer größeren, zusammenhängenden Arbeit. Während Spach's gelehrter Freund, der Buchhändler Karl Friedrich Heitz, den bibliographischen Theil dieser Publikation übernahm, durfte er selbst, frei von jeder offiziellen Einmischung, ein abgerundetes Bild von der Geschichte des Nieder-Elsasses liefern, eine Darstellung, welche er noch in demselben Jahre 1858 als eigenes Werk herausgab. Ungeachtet der gewissenhaftesten Quellentreue, welche diese gediegene Arbeit verräth, liest sie sich doch äußerst leicht und angenehm, und man muß die Schärfe und Präcision bewundern, wie die Energie der Auffassung, mit welcher Spach ein so massenhaftes Detail in den engen Rahmen von 384 Großoktavseiten (ohne 31 Seiten Urkunden-Beilagen und Register) einzufügen wußte.

Neben der Histoire de la Basse Alsace bilden die in diesen Blättern mehrfach (und noch vor Kurzem in Nr. 17 vom 24. April c.) erwähnten Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin Spach's umfangreichste Veröffentlichung (436 Seiten gr. 8), sie waren 1861 einzeln im „Niederrheinischen Courier" abgedruckt worden und erschienen im folgenden Jahre selbständig.

— — Wer nun unsern historiographischen Helden nach obigen Aufzählungen beurtheilen wollte, der möchte vielleicht seine Thätigkeit als Geschichtsschreiber für etwas bescheiden ansehen. Man erinnere sich jedoch, daß wir in der Einleitung dieses Aufsatzes den Schwerpunkt des Mannes im Fach der Monographie antrafen und diese erst rechtfertigt unsere Behauptung, Spach sei der moderne Illustrator seiner Heimatprovinz. Ihre Freudenfeste und ihre Todtenklagen hat er monographisch begleitet und der eigenen wie der Pietät seiner Mitbürger Schritt für Schritt Denkmäler gesetzt. Als 1842, im Jahre der geräuschvollen Säkularfeier des Gutenbergsfestes, der Congrès scientifique de la France in Straßburg tagte, war es Ludwig Spach, der den versammelten Gelehrten das alte Straßburg aus Goethe's Jugendzeit plastisch vorführte (gedruckt als La Ville et l'Université de Strasbourg en 1770); als der berühmte Pädagog und Geschichtsschreiber der deutschen Philosophie, Joseph Willm, dahinstarb, war es Spach, der ihm in der Revue d'Alsace eine Gedenktafel schuf; als Christian Bartholmeß, der Straßburger Geschichtsschreiber der preußischen Akademie ebenfalls viel zu früh der Wissenschaft und den Seinen entrissen ward, schrieb Spach 1855 dem Verehrer des großen Friedrich und dem Verfasser des „Giordano Bruno" einen feurigen, trefflich durchdachten Nekrolog an demselben Orte; seinem Freunde, dem Maire Schützenberger, den seine „Lois fondamentales de l'état social" bei den Staats- und Rechtsforschern berühmt gemacht haben, wie dessen Vorgänger Friedrich von Türkheim, dem Sohne von Goethe's Lilli, jener Elisabeth Schoenemann aus Frankfurt am Main, widmete er psychologisch tief begründete Charakteristiken; den geistreichen Maler Henri Lebert (aus Mühlhausen), den Dichter und Erzieher George Ozanneaux, den Humanisten Theodor Kreiß feierte er in der würdigsten Weise: kurz er schien der geborene Leichenredner seiner berühmten Landsleute. Das unmittelbare Gebiet der Geschichte aber betreffen schon seine Eloges auf historische Größen des Elsasses und hier stehen naturgemäß voran die übrigens keineswegs in leeren Schmeichelworten sich ergießenden Eloges auf Grandidier, auf Schoepflin (1850), auf Oberlin (1862); auch die Biographie des Generals Rapp (in der Revue d'Alsace, und selbständig Colmar 1856) trägt den Stempel dieser Darstellungsform, wogegen jene Abhandlungen, welche die beiden Straßburger Bürgermeister des Namens Dietrich betreffen, nämlich den Ammeister Dominicus Dietrich, der die Hauptstadt des Elsasses 1681 an Frankreich übergeben mußte, und den ersten Maire Friedrich von Dietrich, der 1790 die neue Aera der Stadt einleitete, in strengerem historischem Style gehalten sind.

Ein gleiches Urtheil verdienen Deux voyages d'Elisabeth d'Autriche, épouse de Charles IX., roi de France, Correspondance inédite (1570—75), eine aus archivalischen Quellen geschöpfte Monographie (Colmar, Decker, 1855) und die schier unzähligen historischen Beschreibungen, die Spach von den alten Burgen, den Dynastenschlössern (wie der berühmten Hohenkönigsburg, von Oberbronn ꝛc.) von Abteien und Klöstern (Weißenburg, Eschau, Maurusmünster, Neuburg) von der altheffischen, meist im Elsaß belegenen Grafschaft Hanau-Lichtenberg und über die einstige Landvogtei Hagenau, welche die 10 oder 11 vereinigten Reichsstädte des Elsasses umfaßte, veranstaltet hat.

Die letzten Jahre haben unsern, im Jünglingsalter auch mit deutscher Dichtung beschäftigten Spach dem Studium der altdeutschen Muse des Elsasses zugeführt und er hat schöne Früchte dieses Studiums gesammelt. Im weitesten Umfange beweisen es seine Etudes sur quelques poëtes alsaciens du moyen âge, du 16e et 17e siècle (zuerst in Briefen an den Redakteur des Niederrheinischen Couriers, dann 1862 selbständig bei Silbermann in Straßburg), eingehender aber und die innigste Liebe zur Sache bekundend, die Abhandlungen „Meister Gottfried von Straßburg" (1862 in der ersten Lieferung des Bulletin de la Société littéraire de Strasbourg) und „Wolfram von Eschenbach" 1863 in der 2. Lieferung des Bulletin, aber auch selbständig bei Berger-Levrault). Beide Darstellungen hätten sich auch eines innerdeutschen Verfassers nicht zu schämen, denn sie stehen auf dem Standpunkte der germanistischen Wissenschaft der Gegenwart und sind augenscheinliche Zeugnisse, daß ihr Autor den vertrautesten Umgang mit dieser pflegt.

Wenn das Haar grau wird, scheint die Hingabe an die alten kraftvollen Stämme der Völker ein erquickender Balsam zu sein. Das erkennen wir an so vielen greisen Forschern im Berne urewiger Poesie, unter den Deutschen an den Verehrern Walter's und Wolfram's, Shakspeare's und des feurigen Dante; es ist wie eine mild beglückende Abendröthe, welche dem strebsamen Geiste die Wunder der Schöpfung anhaucht. Möge dem rüstigen Sechziger Ludwig Spach diese Abendröthe noch lange und freundlich die Bahn erhellen!

Trauttwein von Belle.

*) Tome premier. Strasbourg, Veuve Berger-Levrault et fils, 1858. 1 vol. gr. 8, de XX. et 720 pages.

Oceanien.

Leben und Literatur bei unsern Antipoden.

Bei dem internationalen statistischen Kongresse in Berlin waren die Kolonien des fünften Erdtheiles nur durch ihr Mutterland vertreten, und die betreffenden Vorarbeiten für den Kongreß hatten während der politischen und administrativen Umgestaltung, die sich zu jener Zeit auf den Inseln, welche Oceanien bilden, vollzog, nicht mit der Genauigkeit und Uniformität vorgenommen werden können, die eine universelle Statistik erfordert hätte. — Drei Jahre früher, bei dem internationalen Kongresse in London (4. Versammlung) waren die Vertreter der hauptsächlichsten Kolonien erschienen, und ihre Mittheilungen fanden gebührende Würdigung.

Seitdem sind die damals gemachten Angaben längst überschritten und veraltet. Man kann mit Recht behaupten, daß jetzt erst die Weltstellung Australiens gesichert und konsolidirt erscheint. Das Goldfieber ist mit seinen wildesten Ausbrüchen vorüber und hat einer geordneten und regelmäßigen Ausbeute Platz gemacht. Hunderttausende jener abenteuernden Goldsucher, die aus Europa, Amerika und Asien, namentlich China, herbeiströmten, sind friedliche Ansiedler geworden; die Segnungen des errungenen Self-government beginnen sich zu entfalten; die Ruhe ist, abgesehen von den Kämpfen in Neuseeland, wiedergekehrt, und nur die wohlthätigen Folgen der Erschütterung wirken nach.

Es ist ein eigenthümliches Bild, das sich dort erschließt: heimische Zustände, eine Bevölkerung, deren älteste Glieder vor noch nicht einem Menschenalter unsern Erdtheil verlassen haben und deren überwiegend größere Masse noch kaum ein Decennium in der neuen Heimat weilt, in einer durchaus fremden Natur, und die doch wiederum so sehr den Bedürfnissen und Gewohnheiten unserer gemäßigten Klimate entspricht, daß sie berufen scheint, einige der europäischen Lebenskeime mit staunenswerther Raschheit zu einer solchen Entwickelung zu bringen, wie sie in der vielfach beengten und beschränkten alten Heimat kaum für möglich gehalten worden war. Australien, wie man die kompakte Landmasse, und Australasien, wie man den gesammten Insel-Komplex mit Einschluß von Neu-Seeland nennt, haben einige wesentliche Vorzüge vor allen durch Europäer kolonisirten Ländern, und wenn man die oft mißbrauchte Phrase von einer großen Zukunft auf dieselben anwendet, so heißt das so viel als: sie sind bestimmt, ein vergrößertes Groß-Britannien für die Uferländer des Indischen und des Stillen Oceans zu werden, vielleicht einst ihre Mutterländer an Seemächtigkeit weit zu übertreffen. Werfen wir einen Blick auf die Entwickelung der Kolonie Victoria, deren Name erst seit wenigen Jahren vorkommt und die jetzt auf den ihr abgegränzten 55 Millionen Acker Land 655,000 Einwohner zählt.

Ein genauer Kenner Australiens und einer der ältesten Kolonisten, William Westgarth, hat ein neues Werk*) vom Stapel gelassen, das sich seinen früheren Schriften über denselben Gegenstand würdig anschließt. Ihm werden wir in nachstehenden Skizzen hauptsächlich folgen.

Es ist ein wildes, eigenartiges Leben „im Busch" und in den Bergen, deren Goldreichthum noch nicht erschöpft scheint und die, während bei allen übrigen Lagerungen des edlen Metalles die Ergiebigkeit sich auffallend rasch vermindert, sobald man von der Erdoberfläche sich entfernt, noch in einer Tiefe von 50 Fuß „Nuggets" (gediegene Goldklumpen) von sehr bedeutendem Gewicht zu Tage gefördert haben. Die Bevölkerungs-Elemente sind so bunt als möglich gemischt; daß darunter Deutsche nicht fehlen, ist klar. Noch immer bilden Diejenigen, „welche ihre Ueberfahrt nicht bezahlt haben," die Convicts oder old coves, die vom Mutterlande ausgeschlossenen Verbrecher, einen nicht unbedeutenden und gefährlichen Bruchtheil der Kolonial-Einwohnerschaft, obwohl auch andererseits die erfreulichen Thatsachen nicht selten sind, daß solche, die in England durch Noth getrieben zu Verbrechern wurden, bei den Antipoden sich wieder zu thätigen und ehrlichen Mitgliedern der Gesellschaft hinauf arbeiteten.

Ihre Kinder frägt Niemand mehr nach Abstammung und Herkunft; oft zählen sie zu den reichsten und angesehensten Bürgern der Kolonien. Die eingeborene schwarze Bevölkerung des Hauptlandes ist dem Aussterben nahe. Tasmania zählte Ende 1863 nur noch 7 der alten Ureinwohner. Mit Ausnahme der Neuseeländer Maori's, mit denen jetzt die Kolonisten sich im blutigsten Vernichtungskampfe befinden, und die eifrige, fanatisch gläubige Christen sind, betrachtet man, und wie es scheint mit Recht, die australische Rasse als vollkommen kulturunfähig. Bis jetzt ist jedes Mittel gescheitert, sie zu Arbeit und regelmäßigem Leben zu bringen und mit Ausnahme einiger treuen Herrenhuter haben die übrigen Missionäre keinerlei nur irgend nennenswerthen Erfolg aufzuweisen.

Die brennende Frage und zugleich der Erisapfel der Kolonien ist die regelmäßige Verbindung, namentlich die rasche Postverbindung mit dem Mutterlande zunächst und mit dem gesammten übrigen Europa. Der Weg um Kap Horn ist als langweilig und viel zu zeitraubend längst verlassen worden und gegenwärtig schwankt man, ob man im Anschluß an die ostindische Overland-mail dem Wege über Suez und durch das Mittelmeer, oder einer selbstständigen Postverbindung über Panama den Vorzug geben soll, welche letztere namentlich den Neu-Seeländern die gelegenste und von ihnen durch hohe Beiträge wirksam unterstützt werden würde. Eine Fahrt auf flinkem Postdampfer durch die ewig lachenden Wellen des Stillen Oceans, an jenen kleinen smaragdenen Inseln vorüber, die Juwelen in funkelnder Strahlenkrone gleichen, muß in der That so höchst poetisch sein, daß diese Fahrt allein einer Reise werth wäre. Da aber Dampfboote nicht mit Poesie, sondern mit Kohlen unterhalten sein wollen, so ist diese Frage im wahren Sinne des Wortes die „brennende". Durch die liberalen Unterstützungen der Kolonien aber wird es wahrscheinlich, daß trotz großer Schwierigkeiten namentlich auf letzterer Route, wahrscheinlich doch nun beide zur Ausführung kommen werden, und der unternehmende Tourist hat dann die Annehmlichkeit, in einer nicht allzu großen Anzahl von Wochen die Reise um die Welt auf schnellen, comfortablen Postdampfern vollenden zu können.

Die Kolonien Victoria und Neuseeland haben für ihre eigene Rechnung, zunächst ohne jede äußere Veranlassung, je ein gepanzertes Kuppelschiff in Sydney bauen lassen und bemannt, lediglich um zu beweisen, daß sie mit der Selbstregierung auch ihre Selbstvertheidigung zu übernehmen gesonnen sind, in welchem Sinne sie auch die äußerst schwache Militärmacht von etwa 1200 Mann für ganz Australien, mit gegen 10,000 freiwilligen Riflemen verstärkten. Herrschte in unseren alten deutschen Städten nur ein Zehntel der Thatkraft und Opferfreudigkeit, die in jenen jungen Kolonien übersprudelt, wie bald sollte dann eine stolze deutsche Flotte das

*) The Colony of Victoria, its History, Commerce and Gold Mining; its Social and Political Institutions; down to the end of 1863. With Remarks, incidental and comparative, on the other australian colonies. With a map. London, Low. Leipzig, Denicke, 1864.

deutsche Meer bedecken, mächtig genug, jedem Feinde wenigstens vor den Mündungen unserer Ströme und an den Eingängen unserer Häfen die Stirn zu bieten.

Die Colonisation geht mit Riesenschritten vorwärts. Westgarth nennt mit Recht das Vorgehen der großen Viehzüchter mit ihren nomadenhaft wandelnden Heerden eine Colonisation im Galopp, die einerseits mit staunenswerther Raschheit ungeheure Ländergebiete sich dienstbar und nutzbar macht, ohne sie der spätern Bearbeitung mit Pflug und Spaten zu entziehen, die freilich in Australien vielfach durch die Natur des Bodens auf Hindernisse stößt, an deren Beseitigung man wenigstens jetzt noch nicht denkt, wo noch weite Strecken mächtig fruchtbaren Landes ohne große Mühe reichen Ertrag bieten.

Der Krieg in Neuseeland wüthet fort und kostet der Regierung gewaltige Opfer an Geld und Menschenleben. Von dem Geiste, in welchem derselbe von den Eingebornen geführt wird, mag ein Brief Zeugniß geben, den man nach einem Treffen auf dem blutigen Schlachtfelde fand. Er war von einem Maori-Häuptling kurz vor der Schlacht an einen seiner Stammgenossen geschrieben und lautet:

Taramakoe, 8. Juli 1863.

„Freund Witare, ich grüße Dich und Dein ganzes Volk. Groß ist meine Liebe zu Euch. Das ist wieder mein Wort und wird es in aller Zukunft sein. Bitte Gott, daß er unser Freund sei. Weil ich höre, daß Ihr nicht müßig gewesen seid, ermahne ich Euch, auch vom Glauben nicht zu lassen.

Im Kriege zwischen den Philistern und Israel war Gott David's Freund, und Goliath, der große und sehr tapfere Mann, wurde von David getödtet.

Darum also ist dies ein Zeichen für uns, daß wir nicht auf unsere Kraft vertrauen, sondern uns auf Gott verlassen sollen.

Freunde, Väter, lasset uns vorsichtig sein! O Volk, halte fest an Gott, ehe denn er sich von Euch wende.

Dies ist Alles von Eurem Bruder

Hakareia te Kuby Ataiwchakaen.

England folgt dem Schicksal aller einstmals seemächtigen Nationen. Seine Kraft verstreut und verzettelt sich in ungeheuren Territorien, die später ihre lose Verbindung mit dem Mutterlande mit kräftigem Ruck zerreißen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr allzu fern, wo die in sich unhaltbar gewordene Position zusammenbricht und die Trümmer des Weltreichs auseinander fallen. E. S.

Nord-Amerika.

Amerikanische Kriegsbedürfnisse.

Der englische National-Almanach bringt eine interessante Zusammenstellung der im verflossenen Jahre vom Kriegsministerium der Vereinigten Staaten aufgewandten Summen. Außerordentliche Ankäufe, Anschaffung von Ausrüstungs-Gegenständen und Munition belaufen sich im Jahre 1863 allein auf 42,313,630 Dollars, und folgende Gegenstände figuriren als angekauft in den Listen:

1,577 Feld- und Belagerungsgeschütze nebst Zubehör.
1,082,841 Handfeuerwaffen für Fußtruppen.
282,389 " " Kavallerie.
1,251,995 Kanonenkugeln und Granaten.
48,719,862 Pfund Ladung und gefüllte Geschosse.
1,435,046 Vollständige Geschützpatronen.
259,022,216 Patronen für Handfeuerwaffen.
347,276,400 Zündhütchen.
3,925,369 Friktions-Zünder.
5,764,768 Pfund Schießpulver.
919,676 Uniformen und Montirungsstücke für Soldaten.
94,639 Sattel und Riemenzeug für Kavalleriepferde.
3,281 " " " " je 2 Artillerie-Bespannungspferde.

Seit Beginn des Krieges bis zum 30. Juni 1863 wurden auf Seiten der Nordstaaten 13,071,073 Pfund Schießpulver zu Kriegszwecken verschossen, und die Kanonen warfen 1,745,586 Vollgeschosse und 50,054,515 Pfund an Ladung und Füllung dem Feinde zu. — Um das Bild zu vervollständigen, sei noch erwähnt, daß 1861 die Einfuhr an edelen Metallen — Silber und Gold — um 3,309,760 £ die Ausfuhr überstieg, daß also Amerika beträchtlich mehr an Handelswerthe producirte, als es verbrauchte, und dafür zum Ersatz klingendes Metall bekam. 1863 überstieg dagegen die Ausfuhr an edelen Metallen um 10,920,192 Pfund Sterling die Einfuhr, woran der Ausfall des Baumwollen-Exports wohl hauptsächlich die Schuld trägt. — Die National-Schuld der Vereinigten Staaten war im Jahre 1837 vollständig abbezahlt, und das Budget war mit keiner Ausgabe für Zinsen der Staatsschuld belastet. Jetzt beträgt die öffentlich anerkannte Schuld 1,222,113,569 Dollars, ohne die schwebende Schuld und natürlich auch ohne diejenige Anleihe, welche einzelne Staaten, Landschaften und Communen für kriegerische Zwecke oder in Folge des Krieges contrahiren mußten. E. S.

Kleine literarische Revue.

— **Der Name „Germanen."** Ueber den Namen, mit dem wir uns zu nennen lieben, herrschen bekanntlich sehr verschiedene und auseinandergehende Ansichten. Adolf Holtzmann, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Heidelberger Universität, hat schon vor geraumer Zeit in seiner Schrift „Kelten und Germanen" nachzuweisen versucht, daß das Wort lateinisch sei, ohne jedoch die andere und beliebteste Ansicht vom gallischen Ursprunge des Namens verdrängt zu haben. Neuerdings hat Holtzmann in Pfeiffer's Germania die Frage wieder aufgenommen und versucht es, die verschiedenen aus dem Keltischen genommenen Deutungen als nichtig darzustellen und seiner alten, auf das Zeugniß Strabo's gestützten Behauptung, daß die Römer den Deutschen den Namen Germanen gegeben hätten, auf's Neue zur Anerkennung zu verhelfen. Der Aufsatz ist sehr lesenswerth und verdient von denen, die sich für die Streitfrage interessiren, hauptsächlich deshalb beachtet zu werden, weil fast alle Ansichten über Geschichte und Begriff des Namens zusammengestellt und beleuchtet sind. An sich läßt Holtzmann's Beweis die römische Etymologie des Wortes vermissen, und so scheint uns das Dunkel noch nicht enthüllt; auch werden Holtzmann's Gegner mit neuen Gegenbeweisen nicht auf sich warten lassen.

— **Bodenstedt's ausgewählte Dichtungen.***) Seit langer Zeit ist uns von der deutschen Presse kein so reicher und mannigfaltiger,

*) Ausgewählte Dichtungen von Friedr. Bodenstedt. Berlin, R. von Decker. 1864.

poetischer Strauß dargeboten werden. Wer den Dichter der Lieder Mirza Schaffy's, den Erzähler von Tausend und Ein Tag im Orient kennt und lieb gewonnen, der wird begierig nach seinen „ausgewählten Dichtungen" greifen und gewiß unserem vorstehenden Ausspruche aus vollem Herzen beistimmen. Jugendliebe und Altersweisheit, Gedankentiefe des Abendlandes und Bilderpracht des Orients begegnen sich in diesen Liedern, Sinngedichten und Sprüchen, Sonetten und Volksweisen, deutschen und fremden Anklängen. Mit einem sinnigen Rückblicke auf des Dichters Lebenslauf beginnt diese Sammlung seiner besten kleineren Dichtungen. Wir lassen die erste und letzte Strophe dieses poetischen Lebenslaufs folgen:

Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt;
Bedeckt von Torf und Heidemooren
Und Acker, der den Bauer nährt,
Liegt rings das Land, der Kunst verloren,
Der es ein Obdach nie gewährt —
Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt.
— — — — — — — — —

Ich dürfte nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.
Herr, segne Weib und Kind hienieden,
Sei, wenn ich nicht mehr bin, ihr Stab!
So scheid' ich von der Welt in Frieden
Und bange nicht vor Tod und Grab —
Ich dürfte nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.

— **Geistliche Volkslieder.** Als ein Supplement zu Philipp Wackernagel's deutschem Kirchenlied hat Friedrich Hommel eine Sammlung geistlicher Volkslieder und Singweisen*) herausgegeben, welche die Beachtung der Literaturfreunde verdient, wenn sie auch gegen den praktischen Nutzen, den der Herausgeber von seinem Werke hofft, gleichgültig sein werden. Die handschriftlichen und gedruckten Quellen zu dem 254 Stücke zählenden Liederschatze reichen vom 15.—18. Jahrhundert; namentlich bot das Reformationszeitalter reiche Ausbeute. In der Mittheilung der Texte hat Hommel die Ueberlieferung so viel als möglich geschont und mit richtigem Takt die nöthige Modernisirung eintreten lassen. Die Melodien sind in der Weise unserer heutigen Notenschrift gegeben, auf eine mittlere Stimmlage gesetzt und in der Regel durch eine zweite begleitende Stimme ergänzt. Besonderes Interesse gewähren diejenigen geistlichen Lieder, die ursprünglich weltliche Volkslieder waren, und deren bekannter Melodie ein frommer Text untergelegt wurde. Streng genommen, waren lateinische Hymnen von einer Volkslieder-Sammlung auszuschließen, doch durften solche, die das Gepräge der Volksmäßigkeit an sich tragen, und deren Melodien anmuthig sind, nicht ganz unberücksichtigt gelassen werden.

— **Eine Straßburger theologische Studie.****) Der Zusammenhang, in welchem sich die Straßburger protestantisch-theologische Fakultät mit der deutschen Wissenschaft befindet, zeigt sich in jeder gelehrten Arbeit, welche von Elsässern ausgeht, mag sie unmittelbar aus dem Schoße der Fakultät oder aus deren weiterem Umkreise entsprungen sein. An diese Thatsache, die zu den Triumphen internationaler Bildung zu zählen, wurden wir kürzlich wieder durch eine recht gründliche Straßburger Abhandlung erinnert, die, theologisch-orientalischer Natur, von einem Professor am evangelischen St. Wilhelms-Gymnasium herrührt. Die Studie des Herrn Daniel Eugen Scherdlin, Licentiaten der Theologie, über die Erörterungen das Osterfest betreffend, zeugt von vertrauter Kenntniß der deutschen theologischen Exegese und orientalischen Kritik, ohne welche diese Forschung wohl auch kaum möglich gewesen wäre. Denn auf orientalistischem Boden scheint die deutsche Wissenschaft fast alleinherrschend, wenigstens tonangebend. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die vorliegende Abhandlung, welche dem Straßburger Professor der Theologie Dr. Fritz gewidmet ist, die Resultate der deutschen Textkritik weiter zu verfolgen strebt und zwar in der Richtung von Franz Delitzsch, T. H. M. Biesenthal und hier und da auch von Lücke. Fachmänner werden entscheiden, ob Herrn Scherdlin's Leistung den hohen Anforderungen des jetzigen Stadiums der Entwickelung entspricht; auf den ersten Anblick möchte es der Fall sein. — Wir aber freuen uns von Herzen, daß die Brücke der Ideen, welche zwischen dem Elsaß und Deutschland Glaube und Wissen aufgerichtet haben, noch immer in fröhlicher Kraft fortbesteht! T. v. B.

— **Griechische gelehrte Gesellschaften in Konstantinopel.** In der alten Hauptstadt des oströmischen Reiches bestehen seit einigen Jahren, wie wir aus einer deutschen Zeitschrift*) ersehen, eine philologische und eine medizinische, gelehrte Gesellschaft, deren Mitglieder zu bestimmten Zeiten zusammenkommen und durch Vorträge und Besprechungen über wissenschaftliche Gegenstände ihre Zwecke verfolgen. Die philologische Gesellschaft giebt auch eine alle zwei Monate in neugriechischer Sprache erscheinende Zeitschrift heraus, in welcher philologische und archäologische Aufsätze, die Verhandlungen der Gesellschaft, bibliographische Notizen und Auszüge aus ungedruckten Handschriften mitgetheilt werden. Am 15. Mai d. J. begingen beide Gesellschaften (unter Zuziehung eines ebenfalls von Griechen in Pera gebildeten musikalischen Vereins) ihr dreijähriges Stiftungsfest in feierlicher Weise durch eine in der dasigen Börsenhalle, Βούρσιον, veranstaltete öffentliche Versammlung, zu der auch das schöne Geschlecht Zutritt hatte, und welcher unter Anderen auch der österreichische Internuntius, Prokesch v. Osten, als Ehrenmitglied der philologischen Gesellschaft, beiwohnte. Aus der bei dieser Gelegenheit vom Vorsteher der letzteren gehaltenen Rede war ersichtlich, welches Interesse diese Gesellschaft auch unter den Hellenisten und Gelehrten Europas bereits gefunden hat. Es wurden Zuschriften an dieselbe von Gladstone, Brunet de Presle (Mitglied des Institut de France), dem jüngst verstorbenen Hase in Paris und dem Nestor der deutschen Philologen, Boeckh, erwähnt. Als ein Curiosum theilen wir hier aus der gedachten Rede mit, daß sogar die türkischen Minister, der Großwesir Fuad Pascha, und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Aali Pascha, die „Ehre der Mitgliedschaft" angenommen und nicht unterlassen haben, „ermuthigende und wohlwollende Worte gegen dieselbe auszusprechen."

*) Geistliche Volkslieder aus alter und neuerer Zeit mit ihren Singweisen herausgegeben von Friedrich Hommel, Bezirksgerichtsrath zu Ansbach. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1864. (XVIII. und 308 S. gr. 8.)

**) Étude sur les discussions relatives à la fête de Pâques, par Daniel Eugène Scherdlin, docteur en philosophie etc. Strasbourg, Silbermann, 1864. 148 pages.

*) Literarischer Wegweiser des „Bremer Sonntagsblatt."

Literarischer Sprechsaal.

Aus Paris schreibt man: „Der General von Mylius hatte der französischen Akademie das Anerbieten einer jährlichen Rente von 500 Francs gemacht, die sie als Preis für die Verbreitung von Grundsätzen religiöser Toleranz zuerkennen sollte. Die Akademie hat jedoch dieses Anerbieten abgelehnt, und in Folge dessen hat der genannte General folgendes Schreiben an mehrere Pariser Zeitungen gerichtet:

Paris, 8. Juni 1864.

„Mein Herr! Durch ein Schreiben vom 27. Mai c. hat mich Herr Villemain, beständiger Sekretär der Akademie, benachrichtigt, daß dieselbe sich weigert, das Geschenk von 500 Francs immerwährender Rente anzunehmen, das ich ihr zu dem Zwecke offerirte, alljährlich eine goldene Denkmünze dem Verfasser der besten Abhandlung über allgemeine religiöse Toleranz zuzuerkennen, durch welche der Haß unter den verschiedenen Glaubensbekennern getilgt, so daß unter allen Völkern ein gegenseitiges Wohlwollen herrschend wird. Mein Vorschlag hat für die Menschheit ein zu großes Interesse, als daß ich mich durch jene Weigerung sollte abschrecken lassen. Ich offerire daher die gedachte Rente von 500 Frs. jedem kompetenten Verein, der sich an mich wenden und mir für die Dauer seiner Existenz, sowie für die Ausführung meines Vorschlages Garantie leisten wird. Ich behalte mir vor, den Namen des Vereins, seine Adresse und die Zeit des Beginnens der Konkurrenz bekannt zu machen. Das Programm und das Schreiben, welche ich an die Akademie gerichtet, werde ich sofort dem Druck übergeben und vertheilen lassen.

„Genehmigen Sie ꝛc.

Der General F. von Mylius."

In einem Feuilleton-Artikel Ludwig Aug. Frankl's in der Wiener „Presse," der den vormärzlichen Künstler-Verein „Concordia" zum Gegenstande hat, wird daran erinnert, daß, als im Jahre 1840 Nikolaus Becker's „Rheinlied" durch ganz Deutschland ertönte, dieses, weil es eben ein deutsches, nationales Lied, in Wien zu singen verboten war. Ein Mitglied der „Concordia," Adolf Müller, hatte eine Composition des „Rheinliedes" geliefert und erregte damit großen Jubel. Die deutsche Stimmung der Wiener fand hier nach langen Jahren wieder zum erstenmal einen, wenn auch erst zaghaften Ausdruck. Der Komponist wurde, um dem Vorgange noch mehr Relief zu geben, von der Gesellschaft mit einem silbernen Pokale ausgezeichnet. Frankl fügt hinzu: „Wie dem Lichte der Schatten, folgte die liebliche Polizei diesen Versammlungen. Der Präsident der Gesellschaft wurde von ihr vorgeladen, um über das Absingen des Rheinliedes Auskunft zu geben und sich „standhaft" zu rechtfertigen. Es war auch denuncirt worden, daß Lieder von Hoffmann von Fallersleben gesungen worden seien! Als dies in Abrede gestellt und zugesagt wurde, daß fortan keine politischen Lieder mehr gesungen werden sollten, versprach der Polizei-Direktor, Herr v. Amberg, die „harmlosen Vergnügungen der Gesellschaft" nicht stören zu wollen, bestellte aber einen Kommissar, der fortan den Versammlungen beiwohnen mußte."

In Frankreich hat seit kurzem — in Folge einer ministeriellen Autorisation vom 19. April 1864 — eine Gesellschaft zur Verbesserung und Förderung der Volksliteratur (Société pour l'amélioration et l'encouragement des publications populaires) ihre Wirksamkeit begonnen. Letztere besteht darin, daß die Gesellschaft alle Volksschriften, ältere sowohl als neuere, ohne Unterschied der Herausgeber und Verleger, einer Prüfung unterzieht und in einem Monats-Kataleg diejenigen bezeichnet, die ihr besonders empfehlenswerth scheinen; daß sie es übernimmt, alle in ihren Katalogen verzeichneten Bücher denjenigen, die es wünschen, geheftet oder in billigen Einbänden, zu übersenden; sie stellt auch ganze Büchersammlungen zusammen, je nach dem Zweck und dem Preise, den diese Sammlungen haben sollen. Die gedachten Monats-Kataloge werden gratis versandt. Die Gesellschaft hat folgende Preise zur Beförderung der Volksliteratur ausgesetzt: 1) 500 Fr. für den besten Volkskalender; 2) 1000 Fr. für die beste Auseinandersetzung der christlichen Glaubenslehre, verbunden mit einer Uebersicht der Religionsgeschichte; 3) 1000 Fr. für das beste Werk unter dem Titel: „Erzählungen und Biographien aus der Geschichte Frankreichs; 4) 1000 Fr. für die beste gemeinverständliche Darstellung der Volkswirthschafts-Lehre.

In San Francisco (Kalifornien) erscheint jetzt, wie Philippson's „Zeitung des Judenthums" berichtet, unter dem Titel „The Hebrew" eine den religiösen Interessen und der Geschichte der Juden gewidmete Zeitschrift in englischer Sprache, herausgegeben von Philo Jacoby. Auch Artikel in deutscher Sprache bringt diese Zeitschrift; unter Anderem war darin ein deutsch geschriebener, interessanter Artikel über die dem preußischen Abgeordneten-Hause angehörenden drei Mitglieder jüdischen Glaubens abgedruckt. Die unter den amerikanischen Juden sehr beliebte Freimaurerei bildet ebenfalls ein häufig besprochenes Thema der Zeitschrift.

Vom österreichischen General-Consul v. Hahn in Syra (dem Sammler der Albanesischen Volkslieder) und von dem Architekten Ziller in Dresden sind im vorigen Monat merkwürdige Ausgrabungen auf dem Felde von Troja gemacht. Es ist die ganze Akropolis des alten Troja freigelegt. Sie befindet sich 20 Minuten vom Dorfe Bunar baschi entfernt, auf dem Endpunkte des Bergrückens, der die drei bekannten großen Grabhügel der homerischen Helden trägt. Die Umfassungsmauern und Ausfallsthore sind noch wohl erhalten. Sie gehören zwar verschiedenen, aber nur hellenischen Zeitaltern an. Die Bodenverhältnisse und die Art und Weise der Verschüttung machen es sehr wahrscheinlich, daß mehrere Fundamente der Akropolis dem ältesten Troja angehören.

Einer historischen Abhandlung zufolge, die kürzlich in einer Abtheilung der ungarischen Akademie von Herrn Csengery vorgetragen wurde, leben in Pest christliche Abkömmlinge eines jüngeren Bruders des türkischen Sultans Murad Bey, welcher Erstere sich im Jahre 1436 mit Weib und Kindern in Ungarn niedergelassen hat. Sollte also einmal das jetzt in Konstantinopel regierende osmanische Herrscherhaus aussterben, so würden sich in Pest direkte Nachkommen des Propheten nachweisen lassen.

Soeben ist ausgegeben:

Deutsche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
August 1864.

Inhalt: Von einem Würtemberger, König Wilhelm von Würtemberg. F. v. Holtzendorff, die Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland. Dr. Karl Braun, die Zugfreiheit in Deutschland und in Rußland. Karl Friedrich Neumann, die Monroe-Lehre und das Kaiserthum Mexiko. II. Das Kaiserthum Mexiko. Adolph Stahr, die Tapferkeits-Ehrenzeichen der Gladiatoren bei den Römern. Otto Glagau, Schleswig-Holsteinische Zustände. H. B. Oppenheim, das Gespenst der heiligen Allianz.

Abonnements-Bedingungen: Die deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur erscheinen vom Jahre 1864 an in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1½ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr. (439)
Berlin, im August 1864. **J. Guttentag.**

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin sind erschienen:

Jacob Grimm:

Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. geh. 8 Sgr.
Ueber den Ursprung der Sprache. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1851. Fünfter, unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.
Rede auf Wilhelm Grimm und **Rede über das Alter**, gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr. (446)

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur. Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."
Literar. Centralblatt 1862. (441)

Geschichte der griechischen Literatur. Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

DAS DEUTSCHE KRIEGSWESEN DER URZEITEN
IN SEINEN VERBINDUNGEN UND WECHSELWIRKUNGEN
MIT DEM GLEICHZEITIGEN
STAATS- UND VOLKSLEBEN.
VOM
GENERAL VON PEUCKER.
DRITTER THEIL.

Inhalt: Wanderung über die Schlachtfelder der deutschen Heere der Urzeiten. Erster Theil. Die Kämpfe in den letzten beiden Jahrhunderten vor dem Beginn unserer Zeitrechnung.

26½ Bogen gr. 8. geheft. Preis 2 Thlr.
Früher (1860) erschien von demselben Werke der I. und II. Theil.

Inhalt I. Die im Staats- und Volksleben wurzelnden allgemeinen Grundlagen der Heeresverfassung, die aus solchen hervorgehende Entwickelung des Waffenrechts und der Waffenpflicht, und die durch den Heerbefehl hervorgerufenen Veränderungen in der Staatsverfassung. II. Der Bereich der Organisation, der Bewaffnung, der Taktik, der Befestigungen und des Seewesens, und ein Blick auf das römische Heerwesen Behufs Beurtheilung der Wirksamkeit der Germanischen Kampfesweise und Gefechtsaufstellungen, den römischen Heeren gegenüber.

64 Bogen gr. 8. geheft. Preis 4 Thlr. (437)
Berlin, den 1. August 1864. Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Verlag von **George Westermann** in Braunschweig.

Unsere Tage.

Blicke aus der Zeit in die Zeit.
Culturgeschichtliche Revue in zwanglosen Heften.
Zweite Folge.

Monatlich ein Heft von vier Bogen à 6 Sgr.

Das allseitige Streben unsrer Zeit auf den sämmtlichen Gebieten, welche dem menschlichen Wissen und Können angewiesen sind, hat etwas Verwirrendes. So Vieles und so Mannigfaltiges wird geschaffen, mit so drängender Thätigkeit bewegen sich Wissenschaften und Kunst, Handel und Industrie gegen ihre Ziele hin, daß auch das aufmerksamste Auge den Faden verliert und vielleicht ein Chaos zu erblicken glaubt, wo doch nur ein förderndes Ineinandergreifen verwandter Kräfte und harmonischer Richtungen vorhanden ist. Wer in einer solchen Zeit dem Allgemeinen sich entziehen wollte, um einem bestimmten Fach, irgend einem abgegrenzten Theil des Ganzen seine Beachtung allein zu widmen, der würde in Einseitigkeit verfallen und schließlich das Verständniß der Gegenwart einbüßen. Eben das ist ja der größte, der eigentlich charakteristische Zug des Jahrhunderts, daß die in der geistigen Welt und im Völkerleben neu entstehenden Tausende von Berührungspunkten alles Isolirtsein aufheben, und daß kaum etwas Bedeutendes geschehen kann, das nicht eine umgestaltende Wirkung auf scheinbar Fernliegendes ausübte. Was Goethe so schön von der Werkstatt des Denkens sagt, „daß ein Tritt tausend Fäden regt, — ein Schlag tausend Verbindungen schlägt", gilt von unserm ganzen modernen Leben. Trotz freiester Bewegung giebt es sich uns wie eine riesige Maschine, deren Hebel, Stangen, Räder und Stifte in gemeinsamer Wechselwirkung schaffen und erzeugen. Ist die Tendenz der Zeit offenbar die, Alles einander zu nähern und zu einem ungeheuern Ganzen zu verflechten so ist es vom höchsten Interesse, allen Phasen dieses Processes zu folgen und in jedem Augenblicke zu wissen, bei welchem Punkte die gewaltige Bewegung angelangt ist.

Der Gelehrte und Künstler, wie der Geschäftsmann wird den beherrschenden Standpunkt, dessen er bedarf, um sich über die Zeit und seine Stellung in ihr klar zu werden, weder in Zeitungen noch in abgeschlossenen Sammelwerken finden. Die ersten liefern ihm nur Notizen, einen stets abreißenden Faden; die letztern zeigen ihm bloß, was kurz vorher gewesen ist. Das beste Conversationslexikon ist im nächsten Jahre veraltet. Hier thut ein in kürzeren Fristen erscheinendes Werk Noth, bei dem jede einzelne Monatslieferung planmäßig darauf berechnet ist, das menschliche Schaffen der Gegenwart in seinen interessantesten und bedeutendsten Momenten aufzufassen und alles neu und bleibend Gewonnene in den vorhandenen Vorrath an Wissen an der rechten Stelle einzufügen. Ein solches Werk darf seinen Inhalt weder in Notizenkram zersplittern, noch einer schwerfälligen Gelehrsamkeit nachgehen. Es muß im besten Sinne des Worts **populär**, also klar und doch nicht flach sein, mit lebhaftem Streben der **Zeitbewegung Schritt für Schritt folgen**, in richtigem Verständniß der Gegenwart keinen Fortschritt sich entgehen lassen, kurz seinen Lesern vor Augen führen, wo der Zeiger der Welt eben steht.

Diese Zwecke suchen **„Unsere Tage"** zu erfüllen. Sie wollen Alles aufzeichnen, was im Gebiete des **Staats**, der **Religion**, der **Wissenschaft**, der **Kunst**, der **Industrie** und der **Erfindungen**, als wichtiges Moment hervortritt, sie wollen vollständig, genau und faßlich sein, die Masse des Geschehenen ordnen und alles wichtige Neue vorführen, unter Hervorhebung der charakteristischen Merkmale und mit steter Hinweisung auf das was dadurch gegen den frühern Standpunkt gewonnen werden, **also den Kern aller Bestrebungen der Zeit im Zusammenhange geben.** Sie wollen endlich über jede Stufe, zu der eine Wissenschaft oder ein Industriezweig aufsteigt, einen **Ueberblick** des frisch eröffneten Gesichtsfeldes geben, der Entwickelung der **volkswirthschaftlichen** Gedanken eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmen, die fernere **Geschichte der Culturvölker** in passenden Abschnitten erzählen, den **geographischen Entdeckungen** folgen und insbesondere die **hervorragendsten Männer der Zeit** in Biographien und Charakteristiken vorführen.

Die Ausgabe von **„Unsere Tage"** geschieht in Heften von 4 Bogen, welche jährlich (13 bis 16 Hefte) einen Band bilden. Jedes Heft kostet 6 Sgr. — Format in gebrochenen Columnen gr. Lexikon-Octav. — Schrift wie die vorstehende.
Subscriptionen werden in allen Buchhandlungen angenommen. (438)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 34.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 21. August 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Die Psychologie in Verbindung mit der Geschichte-Wissenschaft 530

Nord-Amerika.

A. Dewai: Land und Leute in der Union. Die Partei der Rohheit und die der Bildung 532

Frankreich.

A. Gabourd's „zeitgenössische Geschichte. I. Zur Charakteristik der Restauration . . 535

Italien.

Roba di Roma, von William W. Story . 538

Rußland.

Des Kaufherrn Sadko Meerfahrt. Eine alte Nowgoroder Sage 541

Kleine literarische Revue.

Block's französisches Staats-Lexikon . . . 542
Englisches Jahrbuch für innere und auswärtige Politik 542
Der Römer und der Teutone 542
Altdeutsche Sprichwörter 543
Literarischer Sprechsaal 543

Zweiter unveränderter Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMANN GRIMM.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (444)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Now ready, in small foolscap 8vo.

BELL AND DALDY'S

ELZEVIR SERIES

OF STANDARD AUTHORS.

MESSRS. BELL AND DALDY, having been favoured with many requests that their Pocket Volumes should be issued in a larger size, so as to be more suitable for Presents and School Prizes, have determined upon printing New Editions in accordance with these suggestions.

They will be issued under the general title of „Elzevir Series," to distinguish them from their other collections. This general title has been adopted to indicate the spirit in which they will be prepared, that is to say, with the greatest possible accuracy as regards text, and the highest degree of beauty that can be attained in the workmanship.

They will be printed at the Chiswick Press, on fine paper, with rich margins, and will be issued in tasteful binding at prices varying from 1 Thl. 5 Sgr. to 2 Thl.

Most of the Volumes already published in the „Pocket Volumes" will be issued in this Series, and others of a similar character will be added. Some will contain a highly finished Portrait, or other Illustration.

Now ready.

Burns's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Coleridge's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Longfellow's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Shakespeare's Plays. Carefully edited by Thomas Keightley, Esq. Vols I. II. and III. à 1 Thl. 20 Sgr.

This edition will be completed in six volumes before the end of the year.

Shortly.

Walton's Lives.
Milton's Paradise Lost.
Walton's Angler.
Washington Irving's Sketch Book.
— — *Tales of a Traveller.*
And others. (442)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Neue Erscheinungen der italiänischen Literatur.

Annuario bibliografico italiano pubblicato per cura del Ministero della Istruzione pubblica. Anno I. 1863. 8. Torino. 5 l.

Atti del decimo congresso degli scienziati italiani. 4. Siena. 7 l.

Belgiojoso, C., Repubblicani e Sforzeschi 1447—1450. 2 Vol. 12. Milano. 7 l.

Bianco di Saint-Jorioz, A., il brigantaggio alla frontiera pontificia dal 1860 al 1863. Studio storico-statistico-morale-militare. 16. Milano. 6 l.

Castagnola, P., Osservazioni intorno ai pensieri di Giacomo Leopardi. 8. Torino. 2 l.

Colombo. — Raccolta completa degli scritti di Cristoforo Colombo ad illustrare e documentare la scoperta dell' America recati in italiano, corredati di note e di una introduzione da G. B. Torre. 8. Torino. 12 l. 50 c.

Documenti diplomatici tratti dagli archivj Milanesi e coordinati per cura di L. Osio. Vol. I. Parte 1. 4. Milano. 8 l.

Gervinus, G. G., Risorgimento della Grecia, traduzione dal tedesco coi fatti posteriori della Grecia e delle isole Ionie. 3 Vol. 12. Milano. 15 l.

Guerrazzi, F. D., Vita di Andrea Doria. 2 Vol. 12. Milano. 8 l.

Menzel, V., Storia dell' Europa dal 1789 al 1856. Vol. I. II. 8. Milano. 10 l.

Passaglia, C., Conferenze di diritto pubblico. 8. Torino. 6 l.

Platen, A. di, Storia del reame di Napoli dal 1414 al 1443, tradotta dal tedesco da T. Gar. 12. Napoli. 2 l. 50 c. (443)

Viaggio in terra santa di Fra Riccoldo da Monte di Croce. Volgarizzamento del secolo XV secondo un manoscritto della Biblioteca imperiale di Parigi. 8. Siena. 1 l. 25 c. Edizione di 150 esemplari ordinatamente numerati.

Hermann Löscher in Turin.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien:

Philologie,
Geschichte und Psychologie
in ihren gegenseitigen Beziehungen.
Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. **H. Steinthal,**
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (445)
5 Bogen gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr.

Deutschland und das Ausland.

Die Psychologie in Verbindung mit der Geschichts-Wissenschaft. *)

Obwohl wir über die in der Anmerkung näher bezeichnete Schrift bereits in Nr. 23 des „Magazin" ein Referat geliefert, glauben wir doch berechtigt und verpflichtet zu sein, noch eine andere Stimme, von anderem Standpunkte ausgehend, darüber zu hören, da es sich hier um eine bahnbrechende neue Idee auf dem Gebiete der Philologie und Geschichte handelt.

„Alle Besucher der vorjährigen Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner in Meißen, welche Professer Steinthal aus Berlin über „Philologie, Geschichte und Psychologie" haben reden hören, waren darin einig, daß dieser Vortrag unter allen der geistvollste, gedankenreichste, freilich aber auch der schwierigste für das Verständniß gewesen sei. Mag dieser Umstand zum Theil auch in der Art und Weise der Behandlung und Darstellung begründet sein, so ist er der Hauptsache nach in der Neuheit des Themas zu suchen oder geradezu in der Neuheit des wissenschaftlichen Systems, für welches erst das allgemeine Interesse erweckt werden sollte. Leitete doch der Redner seinen Vortrag gleich mit der Bemerkung ein, daß er gegen die Gewohnheit, in solchen Versammlungen Ergebnisse der Forschung zur Mittheilung zu bringen, die Aufmerksamkeit der Versammlung nicht sowohl für etwas Fertiges in Anspruch nehmen wolle, als vielmehr für etwas Begonnenes, und eine Aussicht zu eröffnen hoffe auf ein weites Gebiet von Aufgaben und möglichen Leistungen. Wenn durch das gesprochene Wort die lebendigste Anregung gegeben wird, so bietet doch die Schrift erst dem Verständnisse wie dem Urtheile eine sichere Stütze dar, und darum begrüßen wir die Veröffentlichung von Steinthal's Vortrage auf das herzlichste, aber nicht bloß im Interesse der eigentlichen Fachmänner, sondern auch im Interesse Aller, die an den wissenschaftlichen und überhaupt an den geistigen Bestrebungen der Gegenwart Antheil nehmen. Wird der Vortrag Steinthal's auch zunächst in unserem Vaterlande, in welchem ja die Wissenschaft der Philosophie, der Geschichte und Philologie ihre eigenste Heimat hat, Beachtung finden und Einfluß ausüben, so sind die in ihm angeregten Fragen doch so allgemeiner und prinzipieller Art, daß sie nicht ausschließlich dem Gebiete der speziell deutschen Wissenschaft zufallen, sondern auch ein Anrecht haben, von der Wissenschaft des Auslandes berücksichtigt und beurtheilt zu werden.

Die Ansichten, die Steinthal in seiner kleinen Schrift entwickelt, sind allerdings in gleicher oder ähnlicher Weise schon in seinen früheren Werken und namentlich in der von ihm und Lazarus herausgegebenen Zeitschrift für Sprachwissenschaft und Völker-Psychologie ausgesprochen worden; der Vortrag ist aber besonders deshalb bedeutsam, weil hier das Prinzip, welches er von seiner Wissenschaft verlangt, als solches dargelegt, weil hier gewissermaßen sein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß im Zusammenhang abgelegt wird. Jede neue und weiterschreitende Erkenntniß setzt sich der Natur der Sache nach immer in einen Gegensatz zu den bestehenden abweichenden Auffassungen, und darum ist auch in Steinthal's Vortrage eine bald gelindere, bald entschiedenere Polemik gegen allgemeine wissenschaftliche Prinzipien oder gegen besondere Disziplinen mit der Aufstellung neuer Gesichtspunkte auf das engste verknüpft. Ohne Zweifel wird Steinthal nicht überall Glauben, sondern im Gegentheil vielfachen Widerspruch finden, einmal was die prinzipiellen Fragen, und dann was verschiedene von diesen mehr oder weniger unabhängige Einzelheiten betrifft. Es wird die Aufgabe der gelehrten Zeitschriften sein, die Kritik in ihrer Strenge walten zu lassen; wir können in diesen Blättern dagegen nur für die Wichtigkeit der Steinthal'schen Anregung zu interessiren suchen und wollen dies, indem wir den allgemeinen Gedankengang verfolgen und die besonders bedeutsamen und anziehenden Punkte hervorheben.

Steinthal giebt gleich im Anfang kurz und bestimmt seine Absicht und die Art seiner Aufgabe kund: „Ich will von der Beziehung der Psychologie zur Philologie reden, d. h., um es sogleich bestimmter auszudrücken, ich werde die Frage zu beantworten versuchen: welche Aufgaben hat der Philologe und Historiker der Psychologie zu stellen? Es braucht wohl kaum ausdrücklich hinzugefügt zu werden, daß, wenn jener auf seinem eigensten Gebiete psychologische Aufgaben vorfindet, dann auch für ihn die Lösung derselben von nicht geringer Wichtigkeit sein muß. Die angegebene Frage kann demnach auch so gestellt werden: welche Hülfe hat der Historiker von der Psychologie zu erwarten? Und diese Frage schließt eben die dritte ein: welche Veranlassung hat der Historiker der Psychologie seine Aufmerksamkeit zu schenken?" Bevor der Verfasser des Näheren auf die Beantwortung dieser Fragen eingeht, hält er einige Bemerkungen für nöthig über das Wesen der Philologie und ihre Stellung im Kreise der Wissenschaft, wobei es nahe liegt, sich auch zugleich über das Wesen der Philosophie und ihre Beziehung zur Empirie und Historie zu äußern.

Schon aus diesen Angaben ist ersichtlich, daß Steinthal die Begriffe „Philologie" und „Historie oder Geschichte" prinzipiell als einheitlich ansieht, und später äußert er sich über diesen Punkt noch ausdrücklich; er begreift beide unter dem Namen der Wissenschaft vom Geiste im Gegensatze zur Naturwissenschaft. Diesen beiden Wissenschaften steht als abgesonderte Wissenschaft die Philosophie gegenüber, wenn ihnen allen auch der Kreis höchster wissenschaftlicher Begriffe und Denkformen gemeinsam ist.

Steinthal glaubt, daß der Dualismus von Philosophie oder Spekulation einerseits und Empirie oder Historie andererseits, den das Mittelalter erzeugte, das Alterthum aber nicht kannte, in der neueren Zeit überwunden zu werden beginne. Zwar hat das Alterthum auch die Gegensätze zwischen a priori und a posteriori, synthetisch und analytisch, Syllogismus und Induction, die jenem Dualismus entsprechen, erkannt und zu ergründen gesucht. Jene Gegensätze hat die Philosophie der neueren Zeit systematisch verwerthet und ihnen so Deutungen gegeben, welche sich nach und nach prinzipiell umwandelten. Diese Auffassungen sind von Steinthal mit großer Klarheit, wenn auch nicht in ganz leichter Sprache dargestellt. Im Gegensatze zu früheren Theorien behauptet Steinthal, daß bei jedem Akte unseres Denkens und Erkennens ein relativ aprioriischer und relativ aposteriorischer Faktor in Wirksamkeit sei. Ebenso verwirft er die Forderung, die in der Geschichts-Wissenschaft aufgestellt wird, von der objektiven und voraussetzungslosen Betrachtung, indem er die wahren Ergebnisse als

*) Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung von Dr. H. Steinthal, a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann), 1864.

das Produkt von „richtigen" Voraussetzungen ansieht. Wie die allgemeinen Disziplinen die Vermittelung bilden zwischen den besonderen Disziplinen und der theoretischen Philosophie, so erblickt Steinthal in der Psychologie die Prinzipien für die geschichtliche und philologische Wissenschaft enthalten, und deshalb erachtet er es für unerläßlich, daß sich die Vertreter dieser Wissenschaft dem psychologischen Studium hingeben.

Der Verfasser giebt nun zur Aufklärung und Annäherung einige Punkte an mit Bezug darauf, wie die Psychologie vortheilhaft für die Geschichte werden kann. Zunächst kommt er auf die Sprache als Objekt der Philologie zu sprechen und beruft sich auf seine verschiedenen früheren Darlegungen, in welchen er den Nachweis zu liefern suchte, daß die Sprache nicht durch Logik und Metaphysik, sondern nur auf Grundlage der Psychologie zu erforschen sei. Dennoch scheint es ihm nicht überflüssig, auf das Verhältniß der Sprachwissenschaft zur Philologie zurückzukommen, weil hierüber in neuester Zeit wieder sehr unklare Vorstellungen verbreitet worden seien, nachdem schon während eines Menschenalters eine richtigere Ansicht gegolten hätte. Es knüpft sich nun eine Polemik an gegen die jüngere Schule der vergleichenden Grammatik, namentlich gegen August Schleicher und Max Müller, als deren prinzipiellen Gegner wir Steinthal schon früher kennen gelernt haben. Diese Polemik scheint uns der hauptsächlichste und interessanteste Theil des ganzen Vortrages zu sein; auch gewinnt hier des Verfassers Darstellung einen vortheilhaften Ausdruck frischer Lebendigkeit.

Mit dem Auftreten der neuen Sprachwissenschaft, namentlich also durch Jakob Grimm, wurde es bekanntlich als die neue Entdeckung, als der neue Fortschritt verkündet, die Grammatik sei nicht ein todtes Objekt, sondern ein Moment des geschichtlichen Geistes. Folgerichtig gründet hierauf Steinthal die Behauptung, daß sie ein psychologisches Objekt sei. Dagegen erscheint den jüngeren Vertretern der vergleichenden Grammatik die Sprachwissenschaft als eine naturhistorische Disziplin und die Sprache als ein Naturorganismus. Wir können hier nicht im Einzelnen die Einwendungen verfolgen, die Steinthal gegen die Behauptungen seiner Gegner geltend macht, wir wollen nur ganz besonders auf diesen Theil der Schrift aufmerksam machen, weil hier die systematischen Gegensätze innerhalb einer jungen und jugendlich regen Wissenschaft auch für den Fernerstehenden in einer so klaren und bestimmten Weise ausgesprochen sind, wie man es sonst nicht leicht finden wird. Bevor Steinthal an eine eigene Darlegung des Verhältnisses zur Sprachwissenschaft geht, spricht er als Ergebniß der vorausgeschickten Kritik unter Anderem Folgendes aus: „Die Sprache gehört ebenso wenig dem freien, in der Geschichte schöpferischen Geiste, als der Natur. Sie stammt aber nicht aus einem Dritten, einer Indifferenz und Grundlage von Natur und Geist, sondern sie ist ganz und durchaus geistigen Wesens, ein Erzeugniß des Geistes, aber unter eigenthümlichen Bedingungen hervorgebracht."

Der Verfasser geht aus von Böckh's Bestimmungen, die dahin lauten, daß die Philologie die Erkenntniß der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit sei, die Wissenschaft von dem sich entwickelnden Geiste, „kurz, Philologie ist Geschichte," und darum will er im Folgenden nur von Geschichte reden. Natürlich ist dies bloß eine begriffliche Bestimmung; Jeder weiß, daß beide, Geschichte und Philologie, in gewissem Sinne besondere und sich gegenseitig ergänzende und fördernde Wissenschaften bilden. — Die Geschichte gliedert sich einerseits nach den Völkern, andererseits nach den inneren Momenten des Geistes; beide Theile sondern sich und hören doch nicht auf, ein Ganzes zu bilden. Die Sprachwissenschaft geht über das Gebiet der Geschichte hinaus, weil sie auch die Sprache ungeschichtlicher Völker zum Gegenstande hat. Die Wissenschaft für das Leben dieser ungeschichtlichen Völker ist die Ethnologie. Die Sprachwissenschaft, indem sie die Sprachen aller Völker zusammenfaßt, verbindet also nicht bloß die Geschichte der verschiedenen Völker, sondern setzt diese Verbindungslinie auch noch fort aus der Geschichte durch die Ethnologie hindurch.

Die folgende Betrachtung über die ungeschichtliche, vorgeschichtliche und geschichtliche Zeit in ihren Bedingungen und Aeußerungen enthält eine Fülle feiner und anregender Gedanken. Von besonderem Werthe scheint uns die ausdrückliche Betonung des geistigen Inhaltes der Sprache zu sein. Während viele Sprachforscher der neueren Zeit den ursprünglichen Sprachgebilden um ihres unbestrittenen Vorzugs des Lautreichthums und der Formenfülle willen eine so hohe Verehrung zollen, daß die modernere Sprache in den Schatten gestellt wird, fragt Steinthal mit Recht: „Gehört denn nun die Bedeutung nicht zur Sprache? Ist es erlaubt, die Sprache verkümmert und verkrüppelt zu nennen, weil der Laut verdorrt, da doch die Bedeutung des Wortes und der Wortform und die Satzbildung lebt? Nein, hier heißt es so klar wie in seltenen Fällen: der Leib stirbt und der Geist ersteht." Und ferner: „Darf man denn unbeachtet lassen, was geniale Denker und Schriftsteller durch Entwickelung von Bedeutungen, durch neue Ableitungen und Zusammensetzungen, durch neue Wendungen des Satzbaues in der Sprache schaffen? Ist nicht die Sprache Pindar's, Platon's, jedes griechischen Klassikers, eine Schöpfung, eine geschichtliche That, eben sowohl eine geschichtliche That, als die eines Phidias, eines Praxiteles?" Die Trennung zwischen Philologie und Sprachwissenschaft, den Gegensatz zwischen Geschichte und Sprache weist Steinthal entschieden zurück. „Der Laut ist durchweg der sekundäre Faktor der Sprache, der primäre ist die innere, seelische Thätigkeit."

Allerdings ist die Art, wie die Sprache betrachtet wird, eine verschiedene, wie es durch die Theilung der Arbeit geboten ist. An sich aber hat die Sprachwissenschaft die Sprache als sprachlichen Zustand, wie auch als sprachliche That zu erforschen. Und also setzt sie nicht nur Geschichte und Ethnologie, sondern auch Vorgeschichte und Geschichte und den verhältnißmäßig ruhenden Zustand mit den lebendigsten Thaten der Geschichte in Verbindung. Und diese Untersuchungen können nicht ohne Psychologie geführt werden. „Die Philologie und Geschichte wird größere Sicherheit und Klarheit erhalten, ja prinzipiell vertieft und wohl auch berichtigt werden, wenn ihr die psychologische Grundlage bereitet wird, wenn zur ästhetischen Konstruktion nach Ideen und zur Erklärung aus Entwickelungsgesetzen des Geistes die Erklärung aus der Seele, aus psychologischen Gesetzen, hinzutritt."

Wie sich immer mehr das Bedürfniß und die Forderung gezeigt hat, die Geschichte in ihren verschiedenen Richtungen als Kultur-Geschichte aufzufassen und zu betreiben, so bedarf auch die Statistik schon zu ihrer eigenen Ergänzung der Psychologie und um so mehr, wenn sie eine Stütze der Geschichte werden soll.

Um an einer Thatsache zu erweisen, wie durch die Psychologie der historische Sinn gereinigt und gestärkt werden könne im Gegensatze zu dem allgemeinen Fehler des Formalismus erinnert Steinthal an die gewohnte, nach literarischen Gattungen geordnete Geschichtsbetrachtung der griechischen Dichtung, in welcher das Prinzip irrig, durchaus ungeschichtlich ist, weil unpsychologisch. Um-

gekehrt verlangt Steinthal nicht etwa nur eine vorwiegend chronologisch angeordnete Literaturgeschichte, sondern er präcisirt seine Forderung dahin, „daß die ganze Aufgabe noch reiner historisch zu erfassen ist.“ Weiterhin werden wir noch auf einen nicht minder bedeutsamen Fall aufmerksam gemacht, der ein Lieblings-Gegenstand für die Philologen wie für die Laien geworden ist, nämlich auf die Charaktere der griechischen Stämme, welche bisher viel zu sehr als bloße Naturbestimmtheiten aufgefaßt worden seien, als etwas Gegebenes, das alle Bedingungen zu den geistigen Erzeugungen jedes Stammes schon vollständig in sich trug. Zu der Lösung dieser Frage bedarf es durchaus der Vereinigung psychologischer und historischer Betrachtung; es liegt hier eine Aufgabe geschichtlicher Psychologie und psychologischer Geschichte vor, was der Verfasser im Folgenden näher bezeichnet und ausführt. Keineswegs will Steinthal die Geschichte ihrer idealen Seite berauben, noch auch will er sie in einen ihr fremdartigen Kreis von Wissenschaften ziehen; er behauptet nur, daß die Geschichte nach der Eigenthümlichkeit ihrer wesentlichen Aufgabe die *psychologische Methode* zur Grundlage haben müsse.

Die in unseren Tagen immer mehr wachsende Entfremdung zwischen den exakten und den spekulativen Disziplinen läßt sich nicht leugnen, aber dennoch ist sie anormal und unwahr, und gewichtige Stimmen dringen auf eine Ausgleichung dieser Gegensätze. Eine echt wissenschaftlich bearbeitete Geschichte wird hierzu beitragen, und Steinthal erwartet dies, wie er es zu erweisen suchte, von der psychologisch eindringenden Geschichte.

Zum Schlusse spricht der Verfasser einen Namen für eine Wissenschaft aus, den er vorher nicht genannt, der aber in seiner Betrachtung begrifflich immer durchschimmerte, den anderwärts schon eingeführten und, wie es scheint, allgemein verstandenen und adoptirten Namen der „*Völkerpsychologie*.“ Wir nannten schon Eingangs das wissenschaftliche Organ, welches die Völker-Psychologie in Verbindung mit der Sprachwissenschaft fördern und zur Geltung bringen soll. Steinthal sagt: „Eine Psychologie, welche die Geschichte erklären will, mag Völkerpsychologie heißen, weil die Völker der reale Boden oder die realen Faktoren der Geschichte sind. Indem aber, bestimmter ausgedrückt, ihre Aufgabe überall liegt, wo Seelen, Subjekte mit und in einander wirken, sich einen, so gehört jede Gemeinsamkeit geistigen Lebens in ihren Bereich. Ihr Gegenstand ist der Mensch als das sich geistig entwickelnde Wesen; das ist aber der Mensch nicht in seiner Einzelheit, sondern in seinem Zusammenleben innerhalb einer Gemeinsamkeit, vor Allem innerhalb eines Volkes.“

In der ideellen Auffassung der Geschichte und der Völker-Psychologie müssen wir dem Verfasser beistimmen, wenn er sagt: „Der Philologe oder Historiker in der Idee ist zugleich der Völker-Psychologe und umgekehrt.“

Der Schrift von Steinthal wünschen wir viele Leser, natürlich nur ernste und aufmerksame. Die philosophische Ausdrucksweise ist für das größere gebildete Publikum mit der Zeit ungewöhnlich geworden, und es bedarf deshalb der Anstrengung, wenn man von jeder Einzelheit das volle Verständniß gewinnen will. Erleichtert aber wird die Lektüre durch die ungemeine Klarheit und Schärfe der Gedanken und äußerlich auch durch die Gewandtheit der stylistischen Darstellung. Der gebildete Mann findet in dem Vortrage Steinthal's eine Fülle reifer Urtheile und überraschender Gedankenblitze, daß er sie sicher als eine reiche Quelle der Belehrung, aber auch vielleicht des Zweifels, der zur Wahrheit drängt, betrachten wird. Wir dürfen unserem kurzen Berichte das Eine hinzufügen, daß wir sehr gespannt sind auf die ohne Zweifel nicht ausbleibenden wissenschaftlichen Controversen, die Steinthal's Ansichten hervorrufen werden. B—n.

Nord-Amerika.

A. Douai: Land und Leute in der Union.*)

Die Partei der Rohheit und die der Bildung.

Wir haben seit einer Reihe von Jahren eine ganze Anzahl von Büchern vor uns gehabt, die in der Absicht geschrieben waren, uns Europäern Land und Leute von Amerika zu schildern. Wie verschieden dabei auch die Standpunkte und Lebensanschauungen der Verfasser waren, im Ganzen kann man sagen, ihre Schilderungen stimmten in der Hauptsache mehr überein, als dies bei jedem andern Volke der Fall gewesen sein würde. So buntscheckig die Verhältnisse jenseits des Oceans sein mögen, der Gesammtausdruck ist bleibend und Amerika hat seine sehr bestimmte Physiognomie.

In der letzten Zeit haben uns wiederholt die Schilderungen von Trollope und von Griesinger beschäftigt. Was den ersteren betrifft, so hat der englische Tourist von bestimmter Lebensstellung vornehmlich die höheren Kreise von Nordamerika, das höhere geistige Leben in Boston, New-York, Philadelphia, Washington seiner Untersuchung unterworfen, und sieht daher Alles mit ziemlich kühler Objektivität an; Griesinger dagegen, der sich durch das rauhe Leben selbst hat Bahn brechen müssen, und also keine Veranlassung hat, den Yankee's überflüssige Höflichkeiten zu sagen, schildert mit schwäbischer Derbheit, was er gesehen und erlebt hat.

Einen andern Standpunkt als Beide nimmt der Verfasser des uns jetzt vorliegenden Buches, Herr Adolph Douai, ein. Als naturalisirter Amerikaner und anderweitigen Präcedenzen zufolge — Herr Douai stammt aus der Hansestadt Bremen — sieht er das amerikanische Leben mit weit günstigeren Blicken an, und es läßt sich unschwer erkennen, daß eine bestimmte staatliche Theorie ziemlich stark auf seine Anschauungsweise influirt. Er unterscheidet im Süden wie im Norden eine Partei der Bildung und eine Partei der Rohheit, wobei natürlich die an den Yankee's gerügten Fehler ausschließlich der letzteren zugeschoben werden. Dies ist eine sehr charakteristische Unterscheidung, und wir glauben auch, daß sie sehr richtig ist und lange schon bestanden hat; aber bisher hat man kaum gewagt, sie als ein Kriterion hinzustellen, das einen socialen Unterschied begründen könnte. Der gebildete Amerikaner und der ungebildete Amerikaner, einen solchen Unterschied zu machen, wäre noch vor Jahren ein Attentat auf die amerikanische Staatsverfassung und die demokratische Gleichheit gewesen, die Keinem erlaubt, gebildeter zu sein, als die große Masse. Hörte man die Freunde derselben, so waren alle Amerikaner gebildet und, namentlich an Kenntnissen, allen andern Völkern bei weitem überlegen; hörte man dagegen die Gegner derselben an, so waren alle Amerikaner im Grunde genommen roh und gemein, und ihre Bildung äußerer Firniß. Wir sehen also, daß auch hier eine Klärung eintritt, daß ein Scheidungsproceß vor sich geht, der auch völlig naturgemäß ist.

Wir stellen hier gleich ein Urtheil über die amerikanische Gesittung voran. Der Verfasser hat im Vorhergehenden den Wissens

*) Land und Leute in der Union. Von Adolf Douai, Director der Hoboken-Akademy im Staate New-Jersei. Berlin, O. Janke, 1864.

trieb der Amerikaner und die große Sorgfalt, die sie Schulen und Bildungsanstalten widmen, lobend hervorgehoben. „Die Durchschnittsbildung der Massen in Amerika ist deswegen höher, als selbst in Deutschland, wenn auch ziemlich einseitig, und der günstige Fortschrittsdrang bei Weitem größer, weil freiwillig entsprungen und nicht von oben herab dem Volke aufgedrängt. Allein diese Bildung ist viel oberflächlicher, weil von vorn herein auf bloße Nützlichkeit für das gewerbliche und öffentliche Leben angelegt. Wie das Volk schnell durch Bildung (!) reich werden will, so will es auch schnell gebildet werden und dünkt sich am Ziele der Weisheit und Erkenntniß, wenn sich ihm kaum die Laufbahn eröffnet hat. Die Schulen werden zu Abrichtungsanstalten, die Lehrer zu bloßen Ueberhörern des von den Schülern Auswendiggelernten, und die Schulbücher und Handbücher der Wissenschaft zu Eselsbrücken; das Lernen hört auf, auch in dem Sinne Selbstzweck zu sein, daß es der inneren Befriedigung, dem Innewerden des geistigen Wachsthums zur Selbstständigkeit dienen soll; es wird fast lediglich Mittel zum Zweck des leiblichen Selbständigwerdens und stockt, nachdem der Zweck erreicht ist.

„Die Wissenschaft und Kunst um ihrer selbstwillen werden von einem weit engern Kreise wahrer Verehrer gepflegt, als in Deutschland, während die Zahl der Liebhaber aus Langeweile, der Anhänger um des bloßen Scheines der Bildung willen, in den wohlhabenden Klassen des Nordostens oft sehr groß und rasch im Wachsen ist. Diese Ungründlichkeit der Bildung trägt zur Vermehrung des Leichtsinns im Nationalcharakter nicht wenig bei."

Dies Urtheil ist keineswegs neu; ziemlich so haben den Amerikaner auch zahlreiche andere Verfasser geschildert. Was man unter Bildung hier versteht, ist eben nichts, als eine einseitige Ausbildung der Verstandesthätigkeit. Diese vorherrschende Verstandesthätigkeit begünstigt das amerikanische Leben selbst, das vorläufig mit rein praktischen Zielen der Urbarmachung eines neuen Erdtheils zu thun hat; die wissenschaftliche Bildung tritt nur als Förderungsmittel ergänzend hinzu; von Bildung, wie wir sie verstehen, d. h. von Bildung der edleren Gefühle, des Herzens und Gemüthes, scheint nicht die Rede sein zu können, und man wird den Amerikanern schwerlich Unrecht thun, wenn man sie von dieser Seite als ein rohes Volk bezeichnet. Beides verträgt sich recht gut: virtuose Ausbildung der logischen Fähigkeit und große Rohheit des Fühlens, Stumpfheit des Gemüthes. Hätten die Amerikaner mehr Gemüth, so würden sie aber sicher nicht jenen rastlosen, unbedenklichen Unternehmungsgeist besitzen, bei dem der Begriff Gewissen eine unbekannte Größe ist.

Herr Douai erkennt diese Thatsache an, und er leitet sie aus verschiedenen Ursachen ab, unter denen die physikalischen und geschichtlichen keine geringe Stelle einnehmen.

„Die Hindernisse der höheren Kultur sind in der neuen Welt größer als in der alten. Der Körper hat zunächst mit klimatischen und Bodeneinflüssen zu kämpfen, welche den Geist mächtiger herabziehen oder einseitig werden lassen, und es gehört mehr geistige Tüchtigkeit dazu als in Europa, um sich in Amerika zu einem harmonisch entwickelten Menschen auszubilden und auf der errungenen Kulturstufe zu erhalten. . . . . .

„Zunächst ist die Einförmigkeit der Landschaft ermüdend und wirkt verflachend auf Geist und Gemüth, und zwar um so mehr, je weiter die Wanderung in's Innere des Landes führt. . . . . Große Ebenen befördern die Verstandes-Entwickelung, wo sie einmal begonnen hat, aber nicht die des Gefühls und Gemüthes, denen sie zu wenig Abwechselung der Eindrücke bieten, zu wenig tiefe Aufregung und mannigfache Uebung. . . . .

„Sodann ist das Klima zu sehr zu Ausschreitungen geneigt, um eine harmonische Entwickelung des Menschen zu begünstigen. Wir können seine Wirkungen am verständlichsten bezeichnen, daß es den Menschen vor der Zeit reife und altere. Seine schroffen Witterungswechsel regen das Nervenleben bedeutend an, seine langen Zwischenräume trockener Winde, welche das Ausgleichen der Körper-Elektricität hemmen, spannen die Willenskraft frühzeitig (?), machen die Kindheit und Jugend wild und ruhelos, Erwachsene übermäßig thätig und doch dabei veränderlich und lassen schon bald nach erreichtem vierzigsten Jahre eine Abgenutztheit und Erschlaffung des Organismus eintreten, welche der harmonischen Geistesentwickelung zu einer Zeit ein Ende setzt, da sie eigentlich erst die nöthige Reife der Erfahrung vorfindet. . . . . Es giebt in Amerika keine wahre Jugend, mit ihrem frohen Spiele, Kindessinne und ihrer Poesie, wie es keinen Frühling giebt. Das frühere Alter Erwachsener ist zu wechselvoll, stürmisch und schwül, ohne allen wahren Lebensgenuß — wie es der amerikanische Sommer ist. Das höhere Alter aber ist zu lang und abspannend, erschöpft und konservativ — wie es der lange amerikanische Spätsommer und Herbst ist.

„Und dies ist um so nachtheiliger, da das Klima mit jedem Geschlechte nachtheiliger die Körperverfassung angreift. Wie bei den Indianern dehnt es den Körper in die Länge, hält die Muskel- und Knochen-Entwickelung des Oberkörpers zurück, drückt den Schädel in eine länglich ovale Form, die vordersten und hintersten Gehirntheile auf Kosten der mittleren begünstigend und die Stärke des Verstandes und Willensvermögens auf Kosten der Breite und Allseitigkeit der Geistesausbildung. Die Nase tritt mehr und mehr scharf geschnitten und fein gebildet, vor die senkrechte Linie, welche Stirn und Kinn verbindet, hervor, und die Stirn bleibt breit blos unmittelbar über den Augen, während das Gesicht schmäler und schmäler wird. Der Hinterkopf thürmt sich empor, so daß er die höchste Stelle des Schädels wird und überhaupt seine breitesten Durchschnitte zeigt. Zugleich zieht sich, bei der energischen Kopfarbeit des Amerikaners welche ihm zu wenig Zeit zum, und zu wenig Genuß am Essen läßt, die untere Kinnlade sammt allen Eßwerkzeugen in immer kleinere Verhältnisse zurück. Es fehlt bald den Zähnen an Raum — woher die häufigen Zahnkrankheiten (und die größere Kunstfertigkeit der Zahnärzte) — und mit diesen Hauptbedingungen thierischer Gesundheit muß allmählich die Zeugungsfähigkeit der Race erlöschen. . . . . "

Das ist ein schlechtes Prognostikon; interessant bleibt aber die Erscheinung doch, auf die man bereits mehrfach aufmerksam gemacht hat — nämlich die Umgestaltung des anglo-europäischen Typus in einen sich dem indianischen annähernden. Ob man indeß dem entsprechend auch Recht hat, die geistigen Eigenthümlichkeiten der Amerikaner in größter Ausdehnung aus physikalischen Verhältnissen zu erklären, wollen wir auf sich beruhen lassen.

Der Amerikaner macht sich wenig Bewegung; er hat eine starke Abneigung vor Fußwanderungen, wie überhaupt vor regelmäßiger Muskelthätigkeit. Grobe Arbeit überläßt er gern den Negern, Iren und Deutschen. Um diesen Charakterzug zu erklären, hat man allem Anscheine nach nicht nöthig, auf die klimatischen Verhältnisse zurückzugehen; er erklärt sich, wie auch Herr Douai an einer andern Stelle andeutet, aus der zunehmenden Einwanderung, die den dollarbesitzenden Yankee's ihre Arme zur Verfügung stellte.

Seit dieser Zeit entartete die amerikanische Race reißend schnell; bei geringer Fleischnahrung und fehlender Muskelthätigkeit entstand ein überreiztes Nervenleben. Dieser Verfall wird durch den fortgesetzten Genuß alkoholischer Getränke beschleunigt, welche in dem trockenen Klima Amerika's doppelt so stark als in England oder Deutschland berauschen und die Verdauung stören. Die Deutschen sind diesem körperlichen Verfalle weit weniger ausgesetzt, und daher prophezeit ihnen der Verfasser eine große Zukunft. —

Da derselbe auf der Seite des Nordens steht und an abolitionistischem Eifer wenig zu wünschen übrig läßt, so wird man ihm wohl da unbedingten Glauben schenken können, wo er unwillkürlich zum Ankläger wird.

Mit grelleren Farben, als er selbst thut, haben auch Pelz und andere absprenstig gewordene Demokraten, die hier der Uebertreibung bezüchtigt werden, den herrschenden Schwindel auch nicht geschildert. Freilich hilft sich der Verfasser seiner Anschauung gemäß dadurch, daß er den amerikanischen Handelsstand schlechthin zur „Partei der Rohheit" rechnet, die bei ihm eine so bedeutende Rolle spielt; indeß es ist hierbei nur die Frage, wie stark bereits die Partei der Bildung ist, und welche Aussicht sie hat, an's Ruder zu kommen. Zu der Partei der Rohheit wird nicht nur alles das gerechnet, was mit dem Süden, den Sklavenhaltern u. s. w. Gemeinschaft hat, sondern auch im Norden ziemlich alles dasjenige, was wir als spezifisch amerikanisch-demokratisch anzusehen gewohnt sind, namentlich z. B. der allmächtige Handelsstand und die städtische Bevölkerung überhaupt. „In den reinen Yankeedistrikten pflegt das Land der Partei der Bildung, die Stadt der der Rohheit anzugehören" — also umgekehrt, wie in Europa.

Freilich ist es für den Fernerstehenden sehr schwer, sich eine klare Vorstellung vom Unterschiede dieser beiden Parteien zu bilden, wenn wir z. B. lesen, daß die bekannte Knownothing-Bewegung von den Prinzipien der Bildungspartei ausgegangen sei (S. 106). Wenn die Nativisten und Knownothings die amerikanische Bildung vertreten, so wären wir wirklich begierig, die entsprechende Rohheit kennen zu lernen. Die Sklavenhalterpartei im Süden soll die Excesse hervorgerufen haben, um die Bildungspartei zu diskreditiren. — Kurzum, wir verstehen hier nichts mehr, wir ahnen blos, daß in Amerika unter den Leuten, welche bessere Instinkte gerettet haben, ein Bestreben sich geltend macht, die rohe Pöbel- und Bummlerwirthschaft los zu werden, die das reiche und schöne Land in solche unabsehbare Wirren gestürzt hat, und daß man hin und her tappt, um irgend eine Parole zu finden, welche die Formel der Lösung abgeben soll. Welchen politischen Kurs die „Partei der Bildung" jenseits des Oceans habe, ob sie nicht vielleicht blos ein frommer Wunsch sei, darüber wollen wir uns nicht weiter den Kopf zerbrechen.

Inwiefern der Handelsstand dazu kommt, Patron der „Partei der Rohheit" zu sein, wird von Seite 209 ab ausführlich entwickelt. Die Großstädte gleichen sich auf der ganzen Erde am meisten — der Handelsstand ist kosmopolitisch — dieser Kosmopolitismus ist der falsche, auf keinen Patriotismus begründet. — Die Kaufleute sind in der Regel die kurzsichtigsten Politiker; sie ziehen raschen Gewinn dauernden Vortheilen vor, der gedeihliche Augenblick giebt ihnen mehr, als die auf gleichmäßigen national-ökonomischen und sittlichen Fortschritt des ganzen Volkes begründete gedeihliche Zukunft.

„In der Union, wo die allerfreieste Bewegung aller Interessen obwaltet, wo das Recht des Stärkern gilt, alle Schwächern so weit unter seine Füße zu treten, als sie sich dessen nicht durch Selbsthülfe erwehren können, in der Union ist die Herrschaft und Herrschergewalt des Handelsstandes am frühesten zur Reife entwickelt worden, und Europa wird die Zustände und Entwickelungen, welche er hier heraufbeschworen hat, erst erleben müssen. . . . .

„Unsere Geschichte ist deshalb lehrreich für die Geschichte der alten Welt; unsere bedauerlichen Erfahrungen sollten drüben nicht Spott und Schadenfreude, sondern warnende Aufmerksamkeit erregen. Nie vorher in der Geschichte hatte der Handel eine so riesige Bedeutung unter den Berufsarten, als er sie in Amerika erlangt hat. . . . . .

„Es ging ihm Alles nach Wunsch. Und wie benutzte er diese Gunst des Schicksals? Beförderte er die Volksbildung und alle Fortschrittsbestrebungen? Suchte er den Mißbrauch der demokratischen Freiheit, die Demagogie, die Rohheit, die Sklaverei zu bekämpfen, durch welche allein dem Fortbestehen seines eigenen Gedeihens Gefahr drohte? Ging er Hand in Hand mit der Industrie, um die Menge der Handelswerthe zu vermehren, anstatt die vorhandenen durch bloßen Zwischenhandel und Spekulation zu vertheuern? Strebte er nach Solidität, nach Beschränkung des Kredits auf die desselben Würdigen und Fähigen, nach Verhütung der Ueberspekulation, des Schwindels, der Finanzkrisen und Bankerotte? Im Ganzen das reine Gegentheil von alledem. Es bezeichnet ein bodenloser Leichtsinn, ein blindes Leben in den Tag hinein, eine verdammliche Gleichgültigkeit gegen die Geschicke des Landes den hiesigen Handlsstand als solchen.

„Charakteristisch ist zuerst die Art, wie die großen Geldinstitute verwaltet werden, also Banken, Versicherungs-Anstalten, Sparkassen und Aktien-Gesellschaften aller Art. Nachdem die Jahres-Versammlung und Beamtenwahl stattgefunden hat, bekümmert sich, wenn der Jahresbericht der Direktoren nur irgend günstig lautet, die Gesellschaft das ganze Jahr nicht weiter um die Geschäfts-Verwaltung, es sei denn, daß die Dividenden ausbleiben. Selbst die Direktoren lassen in der Regel dem Präsidenten, Sekretär und den eigentlichen Beamten die Zügel schießen. Die Folge ist, daß Unehrlichkeit der Letztern unverhältnißmäßig häufig ist. Fälle, wie der des Herrn Schuyler, Kassirers der New-Haven-New-York-Eisenbahn, welcher nach Ausgabe von 1½ Millionen Dollars falscher Aktien mit seinem ganzen Raube nach Europa entwich (1853), der Ohio Life and Trust-Company, welche mit 4 Millionen fallirte, nachdem alle Beamten sich durch den ärgsten Schwindel bereichert hatten (1857), des Herrn Allibone, des Präsidenten der Pensylvania-Bank in Philadelphia, unter dessen Verwaltung 700,000 Dollars rein verschwunden waren (1857), sind so wenig Seltenheiten, daß die vollständige Aufzählung aller ähnlichen ein Buch von der Dicke des vorliegenden füllen würde. Auch in Europa bekannt sind die massenhaften Fallissements der Noten-Banken, wie sie im Jahre 1837 (800 Banken auf einmal) 1842, und die vorübergehende Einstellung der Baarzahlungen, wie sie 1857 bei allen Banken der Union, welche gerade nicht fallirten, vorkamen. Die Anzahl der Privat-Bankerotte beträgt seit Jahrzehenden 5 bis 900 für die Union (jährlich?)." Daß ein selbst betrügerischer Bankerott nichts Entehrendes an sich hat, daß er sogar als Beweis von „Smartness" betrachtet wird, und keineswegs weiteren Kredit verschließt, wissen wir auch von vielen anderen Seiten her.

„Das Kreditwesen ist bodenlos; 9-, 12- und 15monatliche Kredite werden ganz gewöhnlich gegeben, und zwar auf die ungenügendste Sicherheit hin. Der kaufmännische Osten verlor an dem kaufmännischen Westen im Jahre 1857 nahe an 300 Millionen.

wovon später nur ein kleiner Theil „kollektirt“ wurde.“ Mit Ausnahme der Zettelbanken von New-York, Massachusetts und New-Orleans sind die meisten übrigen Banken als Schwindel-Anstalten im Großen zu betrachten. „Sie geben Papiergeld aus, welches auf Nichts fundirt ist, als auf angeblich in gleichem Belaufe beim Staate deponirte Staatsschuldscheine und andere Werthpapiere, die aber zu oft nicht vorhanden sind, oft nicht einmal auf dieses Unterpfand. . . . . .“

„Die Versicherungs-Gesellschaften sind im Ganzen solider; die Eisenbahn-Gesellschaften aber um so unsolider. Die Börsen-Geschäfte sind durch gar kein Gesetz vor dem Schwindel der Zeitkäufe und Verkäufe, der großen Kombinationen für Hausse und Baisse und anderem Börsenspiel bewahrt.

„Ohne eine hohe Ehrenhaftigkeit und einen gründlichen Abscheu vor Schwindel war wenigstens in früheren Zeiten, und ist noch hier und da der echte Kaufmann nicht denkbar. . . . . Nicht so in Amerika. Hier ist noch immer der eigentliche Handelsstand mit der Partei der Rohheit verbündet gewesen. Darum eben herrscht dieselbe in allen Handelsstädten und Staaten. Darum steht der eigentliche Kaufmannsstand mit wenigen Ausnahmen auf Seiten des Südens und der Sklaverei. Es wäre z. B. dem Handelsstande und den Kapitalisten von New-York ein Leichtes, diese Stadt zu einer eben so gut policirten als Boston zu machen, die Demagogie zur Ruhe zu weisen und das Proletariat zu heben; aber sie wollen nicht. Ihre Hauptzeitung der „New-Yorker Herald“ ist das verlogenste, gemeinste Pöbelorgan in der Welt. Alle übrigen von ihnen bevorzugten Blätter, wie der „New-Yorker Expreß“ „New-Yorker Commercial“, „World“ und andere sind im Interesse der Sklavenhalter, der Rohheit, der Demagogie, der Bordell-, Schnaps- und Raubhöhlenwirthe. Und wie es in New-York ist, so in allen Handelsstädten.“ —

Was der Verfasser von den Deutschen in Amerika sagt, berechtigt zu den besten Hoffnungen für die Zukunft. Er leugnet, daß sich unter denselben die Stammesunterschiede so stark geltend machten, als von anderen Seiten vielfach behauptet worden ist.

„Deutschland wird überhaupt nirgends, außer in Mexiko (?!) seine eignen Kolonien haben, bevor es seine Einheit als freie Nation errungen hat. Es wird, wie wir gezeigt zu haben glauben, überhaupt nie Kolonien im Sinne der Römer haben, das hat ihm zum Glück der Geist, welcher in der Weltgeschichte herrscht, versagt, damit dereinst die ganze Welt eine einzige deutsche Kolonie im Sinne der Griechen werde. Es hat aber schon eine großartige Kolonie dieser Art in den Vereinigten Staaten, welche allen seinen Bedürfnissen bis dahin genügt, wo eine mächtige deutsche Nation deren in allen übrigen Theilen der Welt gründen kann. . . . . .“

Wir schließen mit dieser Prophezeiung, und empfehlen das Buch dem Studium. Es macht auf Gründlichkeit Anspruch, während die Schilderungen des Grafen Baudissin, des Herrn Eduard Pelz, der beiden Trollope, des Herrn Julius Fröbel, und des Herrn Karl André großer Oberflächlichkeiten bezüchtigt werden. Wir haben darüber kein Urtheil und maßen uns auch keines an, aber, wie gesagt, wir finden, daß in den Hauptgesichtspunkten Herr Douai ganz mit Jenen übereinstimmt; der Gesammteindruck — und das ist doch die Hauptsache — bleibt derselbe. — Herr Douai konnte als nationalisirter Amerikaner allerdings eine strengere Perspektive und einen bestimmteren Parteistandpunkt einhalten und deshalb seinen Schilderungen einen minder schwankenden Mittelpunkt geben.

Frankreich.

A. Gabourd's „zeitgenössische Geschichte.“ *)

I.

Zur Charakteristik der Restauration.

Nach der Schlacht von Waterloo dachte Niemand an eine Republik als eine für Frankreich auch nur mögliche Staatsform; es gab nur die Alternative: Napoleon II. oder die Bourbonen. Die Wahl war für die auswärtigen Mächte nicht schwer und die Bourbonen begriffen, daß sie eine Nothwendigkeit waren. Obwohl sie noch den Staub des Exils an ihren Füßen trugen, sprachen sie mit Autorität.

Die Aufgabe der Restauration war nicht leicht: sie sollte die Revolution lieben, deren Schlachtopfer sie gewesen war, sie sollte ihre treuesten Freunde verleugnen, die mit ihr proskribirt worden und mit ihr das bittere Gnadenbrot im Auslande gegessen hatten. Diese treuen Freunde selbst verlangten, sie solle durchaus keinen Unterschied machen zwischen den Ideen von 1789 und den Personen; sie verlangten eine Art Königthum, wie es in Frankreich nie bestanden hatte und nie begriffen worden wäre, selbst nicht zur Zeit des größten Absolutismus; auch die letzten Volks-Prärogative, welche Ludwig XIV. geschont hatte, sollten fallen.

Ludwig XVIII. hatte die Constitution von 1814 oktroyirt und auf Veranlassung des Kaisers Alexander von Rußland hatte er Frankreich politische Rechte eingeräumt, deren Umfang er vielleicht hätte einschränken wollen. Indeß wie weit auch hierin seine Neigung ging: er hatte einen feinen und scharfsichtigen Geist und die langen Jahre des Exils hatten ihn gelehrt, daß er ohne Transaktion mit den Ideen von 1789 den Thron seiner Väter nie würde besteigen können. Er ließ sich gern den gesetzgebenden König nennen, den Autor der Charte, der die Gegenwart mit der Vergangenheit verbunden habe, und das war bei ihm nicht Phrase, sondern aufrichtig gemeint. Die Liberalen indeß, die Verschwörer und die Revolutionäre der untersten Gattung antworteten auf seine versöhnlichen Ideen mit Haß, Bitterkeit oder Aufsässigkeit, und erlaubten ihm nicht, auszuruhen unter der „Herrlichkeit der konstitutionellen Monarchie.“ Als Mann von gefälligen Sitten, nach dem Erfolg des Salons verlangend, eingenommen für künstlerische Feste, war er kein großer Freund der ernsten Politik und nur die dringende Nothwendigkeit veranlaßte ihn, alle seine Geisteskräfte auf Regierungs-Fragen zu richten. Indeß er regierte trotz aller Complotte; ohne Zagen nahm er den Kampf auf, den seine Feinde ihm boten, obwohl er sich nur danach sehnte, im intimen Zirkel seiner Günstlinge zu leben, den Horaz zu kommentiren, über Anakreons Verdienste zu disputiren und Witze in Cours zu setzen, über welche der Hof in Verwunderung gerieth. Er erinnerte in mannigfacher Beziehung an Karl II. von England.

Karl X., wir möchten sagen Jakob II., vollendete die Analogie mit den Stuarts. Unter der Regierung seines Bruders war er der Führer der Partei gewesen, die gesetzliche Freiheit und schrankenlose Willkür mit gleichem Gewichte weg und gleich stark verwarf. Mit großem Mißbehagen hatte er gesehen, daß die Charte von 1814 die Grundlage der neuen Einrichtungen wurde, und nun

*) Wir können die soeben in den beiden ersten Bänden erschienene „Histoire contemporaine, par Amédée Gabourd (Paris, Firmin Didot Frères,) allen Lesern als einen treuen, überaus lehrreichen Sitten- und Charakter-Spiegel der Zeit empfehlen. D. Red.

sollte er die Ausführung dieser Charte selbst in die Hand nehmen. Während der Revolution hatte er Antheil genommen an allen Kämpfen, welche die Legitimität gegen die neuen Ideen versuchte, und nun war er der Erbe eines Mannes, der durch einen freien Akt diese Ideen selbst legitim gemacht hatte. Vor 1789 hatte er Turgot und Necker verwünscht und Calonne halsstarrig unterstützt; in den beiden Notabeln-Versammlungen war er der energische Advokat der königlichen Prärogative gewesen. Er war unter den Ersten, die, erschreckt von den blutigen Scenen der Revolution, Frankreich verlassen und sich an die fremden Höfe begeben hatten, um die Könige und Armeen Europa's zum Kampfe aufzurufen gegen die französische Demokratie und zur Rettung eines Thrones, der in Trümmer fiel. Später, in den Londoner Zusammenkünften, hatte er sich mit Pitt verständigt zur Organisation des Krieges gegen Frankreich; und dann, als wollte er für das Unglück von Quiberon Revanche nehmen, hatte er die Urheber des Komplotts unterstützt, das gegen den ersten Konsul geschmiedet worden. Mit einem Worte: seit Beginn seiner Laufbahn hatte er unter allen Formen und mit allen Waffen die Ideen und die Vertreter der französischen Revolution bekämpft.

Ein guter und freundlicher Mensch, leutselig, gewöhnt, Irrthümer hinzunehmen und sich der Nothwendigkeit zu fügen, war er nicht der Mann, thöricht gegen Hindernisse anzustürmen, deren Macht er begriff; aber wenn er sich entschloß, die Charte aufrecht zu erhalten und ihre Ausführung zu versichern, so geschah das doch nur mit dem stillen Vorsatz, in günstigeren Zeiten das lästige Joch abzuwälzen. Bei seiner Thronbesteigung waren die Gefahren für die Dynastie zu groß, als daß es möglich gewesen wäre, ungestraft einen Kampf aufzunehmen gegen die Ordnung, welche Ludwig XVIII. eingerichtet hatte. Vielmehr wäre es dringend geboten gewesen, die Herzen zu gewinnen, die Parteien zu besänftigen, das Mißtrauen auszurotten. Man hatte die Majorität des Parlaments für sich und rechnete auf die Armee: die gewöhnliche Klugheit hieß abwarten und sehen, ob man nicht selbst innerhalb der Gränzen der Charte allmählich Boden gewinnen und die liberalen Ideen außer Cours setzen konnte.

Während das Königthum die Zukunft der Charte bedrohte, fingen die mittleren Klassen der Gesellschaft bereits an, sich mit dem Werke Ludwigs XVIII. zu befreunden und die Waffen niederzulegen. Sie zeigten zwar noch eine starke Antipathie gegen die Minister der Krone, aber, einmal entschlossen, das Königthum zu respektiren, wiesen sie dem Souverän die unantastbare Stätte der konstitutionellen Unverantwortlichkeit an. Man hätte sagen können, daß sie diese konstitutionelle Fiction ernst nahmen und daß sie zu Gunsten der Charte den Pakt mit den Bourbons erneuerten, der früher zwischen Frankreich und Heinrich von Navarra geschlossen worden war.

Man hat bisher diese Verhältnisse des Landes nicht scharf genug betont; die Restauration wenigstens begriff sie nicht. In dem Maaße, in welchem der König an den Konflikten des Landes unmittelbaren Antheil nahm, gerieth er mit der Charte, die er beschworen, in Widerspruch; und in demselben Maaße gewöhnte sich das Land, der konstitutionellen Doktrin zu huldigen, seine Interessen zu diskutiren, die Presse auszubeuten; der Groll und die Nachwehen lang vergangener böser Tage dämmerten wieder auf. Das Königthum hörte auf, dem Volk eine freundschaftliche Hand zu reichen — indeß seitens des Landes war das Vertrauen noch groß genug.

Das Fatale der Lage wuchs indeß, als nach dem Abtreten Villèle's eine intelligente, versöhnliche und maaßvolle Administration zwischen Volk und König trat. Die kleinsten Konzessionen wurden vom Volk mit Dank angenommen, die Führer der Parteien begnügten sich mit einer sehr loyalen Opposition, die Jakobiten und Puritaner von 1815 verwandelten sich in konstitutionelle Royalisten und man sah die erleuchtetsten Führer der Restaurations-Partei, Chateaubriand, Delalot, Hyde de Neuville, sich verständigen mit Royer-Collard, Villemain, Guizot. Von hier bis zu dem Standpunkt von Laffitte und Constant war nur ein Schritt, und die Zeitgenossen werden gern einräumen, daß Casimir Perier kein gefährlicher Anarchist war.

Indeß die Situation war schwierig. Die Opposition, beherrscht von dem Toben der Presse und von philosophischen Doktrinen, zeigte sich auf mehreren Punkten ungerecht und unwissend: sie hatte die Regierung gezwungen, gegen die religiösen Congregationen Maßregeln kleinlicher Verfolgung zu ergreifen, sie ereiferte sich stets gegen die Geistlichkeit und gefiel sich darin, aus der Freiheit eine stets nachstichtige Beschützerin der Religionslosigkeit zu machen. Man ändert aber nicht in Einem Tage die Sitten eines Landes. Indeß wollen wir nicht in Abrede stellen, daß man auch in unabhängigen und gebildeten Kreisen anfing, von der Religion mit Achtung zu sprechen, und wie ein Dichter sich damals ausdrückte, es war erlaubt, „sogar in die Messe zu gehen aus Achtung vor der Freiheit." Die geheimen Gesellschaften waren machtlos: die heranwachsende Generation hatte die Erniedrigungen von 1814 und 1815 nicht erfahren. Das liberale Frankreich verlangte nur die Aufrechthaltung der Charte; es fügte sich dem Mechanismus Ludwigs XVIII., und wenn es diesen Mechanismus als Waffe benutzte, so geschah es ohne Hintergedanken. So hätte also eine aufrichtige Versöhnung zwischen dem Volk und dem konstitutionellen König in kurzem Zeitraume sich vollenden können, die Regierung der beiden Greise, deren Erinnerung noch in die Zeit des Absolutismus hineinreichte, wäre vorübergegangen, die Thronbesteigung des jungen Königs, der in den bestehenden Formen auferzogen, wäre das Signal zum Frieden gewesen; die Jakobiten hätten aufgehört, sich auf die Negation des neuen Rechts zu steifen, die Rundköpfe der Revolution hätten sich in Whigs des linken Centrums verwandelt. Das ist der Gang der Ereignisse und der Parteien; wenn man jeden Fatalismus bei Seite läßt und nur die Vorsehung, welche die Freiheit des Menschen leitet, als eine Nothwendigkeit betrachtet, so summirt sich die Geschichte aller großen Konflikte in die drei Worte: Aktion, Reaktion, Transaktion.

Weder der König, noch die Prinzen, noch der Hof, noch die Bourgeoisie und die Massen ahnten das. Die Arbeit der Versöhnung und des Friedens vollendete sich ohne ihr Wissen, und nur auf der Oberfläche erschien die Gährung des Kampfes. Karl X. hatte zu viel von der Revolution von 1789 gesehen, um ohne Furcht ihr auch nur einen Theil des Terrains zu überlassen. Die Volksrechte dagegen, welche 1814 anerkannt und proklamirt worden waren, glaubten sich stets bedroht und verlangten für sich Garantien, welche mit der Würde der Krone sich nicht vereinigen ließen. Vergeblich versuchten die maaßvollen und einsichtigen Männer aller Klassen, sich im Interesse des Königthums und des Landes zu verständigen und zu verstärken: die Umgebung des Königs sah darin nur neue Gefahr und neuen Frevel gegen das göttliche Gesetz. Als daher das Ministerium Martignac in Bezug auf die Generalräthe und Munizipalitäten des Königreiche Gesetze mit liberaler Färbung vorlegte — es waren jedoch die Wahlbeschränkungen bei diesen Gesetzen noch einengender als die heutigen Konstitutionen — gerieth der Hof über diese Konzessionen in Aufregung und beklagte

sich laut darüber, daß man mit dem revolutionären Prinzip zu transigiren wage. Die Unzufriedenheit wurde so groß, daß Karl X. selbst erklärte, „er steige lieber auf das Pferd als in den Karren" — und das Ministerium, erschreckt von den Wirkungen seiner Vorlage, beschloß die Zurückziehung derselben; und dabei waren, wir wiederholen es, diese Gesetze weniger gefährlich für die Souverainetät des Monarchen als die heut geltenden, die doch wahrlich keinen bedenklichen Charakter haben. Wenn das Königthum von solcher Furcht ergriffen war, war es dann auffallend, wenn die Liberalen mißmuthig wurden und die Einsichtigen an der Zukunft verzweifelten?

Das Königthum, das sich ernstlich bedroht glaubte, und das über die Angriffe gegen die Kirche erschreckt war, warf zuerst seinen Feinden den Fehdehandschuh hin. Es handelte in gutem Glauben, es befand sich nach seiner Meinung in der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen und sah sein Heil in einem offenen Kampfe gegen die Männer und Ideen von 1789. Polignac wurde zu dem gefahrvollen Präsidium eines Ministeriums berufen, das ganz und gar für die monarchische Reaktion stimmte. Er selbst zweifelte nicht an dem Erfolge, die übrigen Minister waren weniger zuversichtlich und glaubten auch weniger an die Gerechtigkeit ihrer Sache: indeß sie zögerten nicht. Die Revolution, nicht mehr in ihren Ueberschreitungen bedroht, sondern in ihrem legitimen Besitz, mußte die Herausforderung annehmen. Es erschienen die Ordonnanzen und die Revolution siegte.

Die Krisis von 1830 war die unvermeidliche Ergänzung der von 1789; Casimir Perier unterschied sich von Mirabeau nach seinem Talent, nach seinem Charakter; er aber vollendete das Werk, das dieser angefangen hatte. Die Erschütterung von 1830 war ausgebreiteter und nachdrücklicher als die von 1789, weil diese für die meisten Völker vorzeitig kam. Aber die Revolution von 1830 hatte nicht das Privilegium, die politischen gewaltsamen Umänderungen abzuschließen. Das kam daher, daß die erste Revolution eine große Zahl von politischen und sozialen Problemen *aufgeworfen* hatte, deren *Lösung* während der Napoleonischen Kriege auch nicht einmal versucht werden konnte, Probleme, die alle bestehenden Anschauungen über den Haufen warfen.

Die unteren Schichten wurden durch populärisirte Ausgaben der Werke von Voltaire, Diderot, Raigeon, Volney in ihrem religiösen Glauben erschüttert; es wurde ein neues Testament herausgegeben, in dem die Erzählungen von den Wundern Christi und seiner göttlichen Abkunft gestrichen waren und, das Volk griff begierig danach. Die gebildete Gesellschaft hielt sich in der Negative oder wenigstens im Zweifel; es entwickelte sich als freilich machtloses Korrektiv die Schule von Kant und Fichte, die sich vom Sensualismus losſagte, nicht zu Gunsten der religiösen Wahrheit, sondern zum Triumph des menschlichen Ich. Victor Cousin lehrte Kant, Royer-Collard die schottische Philosophie — aber beide, trotz ihrer Fehler ausgezeichnete Männer, versuchten vergeblich, die Jugend für gewisse spiritualistische Ideen zu gewinnen: die überwiegenden Doktrinen gehörten dem Materialismus Broussais' an, oder dem anatomischen Fatalismus Gall's, und von Beiden wurde der Mensch als eine mechanische Maschine betrachtet. Durch alle Schichten gleichmäßig spukten außerdem sozialistische Ideen, die, mit einer Selbstlosigkeit und einem Feuer ohne Gleichen verkündigt, im Sturm alles Elend und allen Jammer von der Erde vertilgen wollten.

Das waren die Zustände, bei welchen die Restauration den Versuch gemacht hatte, den konstitutionellen Vertrag zu brechen, welchen Ludwig XVIII. unterschrieben und den das Land nach und nach angenommen hatte; die Restauration hatte ihre Zeit mißverstanden und ihr Versuch, der an und für sich ganz unnöthig war, mußte scheitern.

Auf das Signal von Paris pflanzte Frankreich die Trikolore auf und proklamirte den Julisieg mit aufrichtigem Herzen oder um schlimmeren Eventualitäten zu entgehen. Das Land durchzitterte vor Furcht, Freude oder Zorn bei der Erzählung von den drei Tagen, an welchen der Sieg geschwankt hatte. Die königliche Familie wanderte zum drittenmal ins Exil, aber indem sie die Insignien der alten Monarchie zusammenfaltete, hatte sie das Gefühl, daß sie nur das Rechte gewollt und nur ihre Pflicht gethan. Das Königthum fühlte sich nicht schuldig, es glaubte sich verrathen; es sagte sich: sein Kampf sei für Thron und Altar zum wahren Wohle Frankreichs unternommen worden. Höchstens gestand es sich, daß die Umstände schlecht gewählt gewesen seien; indeß es hielt fest an der Reinheit seiner Aufgabe und seiner Mittel. Das war eine Illusion, aber diese Illusion hat es sich bewahrt bis auf den heutigen Tag: es repräsentirt eine völlig abgewickelte Vergangenheit; die Gegenwart vermag es nicht zu begreifen, und so kann man sich auch für dasselbe keine Zukunft denken.

Der Herzog von Orleans, der den Titel eines Königs aus den Händen des Volkes empfing und der liberal umgearbeiteten Verfassung Treue geschworen, stand bereits in seinem siebenundfünfzigsten Lebensjahre. Unter den Massen war er nur wenig populär, aber die Führer der Linken und des linken Centrums, welche sich seit Jahren schweigend um ihn geschaart hatten, bürgten für ihn bei dem Volke. Indeß dieser Bürgschaft zum Trotz beruhigte die Vergangenheit des neuen Königs die Revolutionäre nur halb, und die Herzen der Royalisten waren ihm wegen dieser Vergangenheit ganz entfremdet. Man wußte, daß sein Vater einen schändlichen Antheil genommen hatte an der Verurtheilung Ludwig's XVI. Er war ein Zögling der Schriftstellerin Frau von Genlis, einer Dame ohne Sittenstrenge und ohne religiöse Grundsätze, die alle ihre Erziehungsmaximen aus dem Emil von Rousseau schöpfte. Von Kindesbeinen an Voltairianer und Skeptiker, hatte er als junger Prinz den ersten Saturnalien der Revolution beigewohnt; er hatte Antheil genommen an dem Haß seines Vaters, an seinen Hoffnungen und seinen Wünschen. Im Jahre 1790 hatte er sich als Mitglied in den Jakobinerklub aufnehmen lassen, und er hatte in den Civilstandsregistern hinter seinem Namen den Titel „Prinz" durchgestrichen. Später hatte er, fortgerissen von Begeisterung und einem Patriotismus, welchen Niemand ihm zu bestreiten wagte, ruhmvollen Antheil genommen an den Siegen von Valmy und Jemmappes, und auch bei dem unglücklichen Gefecht von Neerwinden hatte er sich ausgezeichnet. Nach seiner Proskription genöthigt, die Verbannung zu suchen, hatte er sich lange Zeit hindurch still verhalten und sich entschieden geweigert, an den Conspirationen der Emigranten sich zu betheiligen. Das war die ruhmvolle und reine Periode seines Lebens; die folgende war weniger ehrenvoll. Nach vieler Demüthigung von Ludwig XVIII. in Gnaden aufgenommen, hatte er unter dem Kaiserreich die spanischen Cortes aufgereizt, die Armeen Napoleons zu bekämpfen und feindlich zu behandeln. Als vier Jahre darauf die Restauration vollendet war, sah man ihn die Ideale seiner Jugend verleugnen, und sein politisches Verhalten nur nach den Regeln der kühlen Klugheit einrichten. Indem er mit Würde seine Stellung als Prinz von königlichem Geblüt wahrte, nahm er doch allmählich seine Stellung als Chef einer jüngeren Linie; er spähete nach allen möglichen

Gelegenheiten, seine Hand an das Scepter zu legen, und er befreundete sich mit den Hoffnungen der Unzufriedenen. Bei Hofe war er gemäßigt, zuvorkommend, unterwürfig und bemüht, sich dem Mißtrauen der Legitimität gegenüber keine Blößen zu geben; in den prächtigen Gemächern des Palais-Royal sprach er von dem National-Ruhm und erinnerte an Jemmappes; er zog Alles an sich, was sich nach der Trikolore sehnte, alle diejenigen, welche sich durch die Traktate von 1814 und 1815 verletzt fühlten. Indem er diese doppelte Rolle spielte, hörte er nicht auf, über seine geringsten Schritte zu wachen, seine geringsten Worte abzumessen, um dem Souverain niemals verdächtig zu werden, und doch alle Nüancen der liberalen Opposition an sich zu ziehen. Zuweilen ließ er durch Vertraute die Mißvergnügten zu sich rufen und vermehrte die Schwierigkeiten, welche die bestehende Regierung hatte, aber er benahm sich stets so, daß man ihm Nichts anhaben konnte, und spielte stets die Rolle des loyalsten Unterthanen, des sorgsamen Familienvaters, des Cincinnatus, der nur mit seinen Gütern, seinen Aerndten, seinen Einkünften und seinen Prozessen beschäftigt war. Er spekulirte auf die Banquiers und auf die Bourgeoisie; den Massen gegenüber hielt er sich zurück, und gegen weitgehende Forderungen des Liberalismus zeigte er sich entschieden abgeneigt. Als ihm die Krone angeboten wurde, zögerte er mit der Annahme aus Furcht, der rechte Augenblick sei noch nicht gekommen; als seine Zuversicht stieg, kam er zu Pferde mitten unter die Barrikaden, die nur erst halb fortgeräumt waren, um die revolutionäre Weihe zu empfangen, und stimmte laut in die Marseillaise ein. Am nächsten Tage schrieb er vertraulich an alle Souveräne Europas, um ihren Dank dafür zu ärndten, daß er durch die Annahme der Krone Frankreich und Europa gerettet habe vor der Rückkehr der Greuel der ersten Revolution.

Diese Klugheit verließ ihn nicht während seiner ganzen Regierungszeit, nie wurde er übermüthig; aber seine Neigung, es mit keiner Partei zu verderben, entfremdete ihm allmählich alle Parteien; und wenn seine Regierung am Ende ihres zweiten Dezenniums zusammenbrach, so geschah es hauptsächlich darum, weil er auch die Bourgeoisie, auf die er am meisten rechnete, nicht an sich zu ketten vermocht hatte.

Italien.

Roba di Roma, von William W. Story.*)

Ein amerikanischer Künstler, der seit Jahren in Rom lebt, führt uns hier das römische Leben in heiteren und getreuen Schilderungen vor, das Rom der Gegenwart, wie es einem gebildeten und empfänglichen Ausländer erscheint, der sich von nationalen Vorurtheilen losmachen und für die Eigenthümlichkeiten eines fremden Volkes Verständniß fassen kann. Es sind nicht Bilder eines Touristen, denn Mr. Story lebt in der Stadt, die ihm eine zweite Heimat geworden ist, als ein dauernd ansässiger Gast, und er malt nicht mit verschönender Erinnerung aus, was er einmal sah, sondern was täglich und seit Jahren den Kreis seines Lebens berührt und erfüllt. Diese Roba di Roma bringen nichts von pikanten Raisonnements über die politischen Gegensätze, in denen die päpstliche Hierarchie, das Napoleonische Kaiserreich und das neuitaliänische Königthum so wirr verflochten sind; sie zeigen uns Rom nicht durch das bunte Glas des tendenziösen Broschüre-Schreibers, wie es die „Rome contemporaine" des Herrn Edmond About that, oder in dem verschönernden Lichte des Curialen, wie der Cardinal Wiseman in seinen Erinnerungen an die letzten vier Päpste. Roba di Roma sind, wie der Name es sagt, römische Dinge im Alltagsgewande, wie die ewige Stadt sie eben bringt, in buntem Wechsel und in reichlicher Fülle an einander gereiht, von einem Manne, dem Rom lieb ist, weil es Rom ist, nicht als Zukunftsmetropole des Königreichs Italien und auch nicht als Residenz des Statthalters Christi. Am ehesten könnte man das Buch des Amerikaners den „Figuren" unseres Landsmannes Ferdinand Gregorovius an die Seite stellen; beide Verfasser haben den langen Aufenthalt in der Stadt gemein, und daß sie dort sich nicht bloß aufhielten, sondern dauernde und die Stadt selbst angehende Studien betreiben, der Deutsche als ihr Geschichtschreiber, der Amerikaner für seine Kunst. Aber der Unterschied ist doch nicht unbedeutend. Gregorovius giebt mehr persönliche Erinnerungen, in die er, wie er's ja seitdem öfter und immer anziehend zu thun gewußt hat, Klassisches und Romantisches aus dem Alterthum und Mittelalter reichlich einwebt, oder sich der Beschreibung der wunderschönen Landschaften der römischen Campagna mit Begeisterung hingiebt; und wo er Bilder aus dem römischen Volksleben der Gegenwart einflicht, geschieht es doch immer mehr aus einem ästhetischen Gesichtspunkte und in einem Style, dessen Eleganz vor der Schilderung alltäglicher und derber Wirklichkeiten eine gelinde, mitunter etwas vornehme Abneigung bekennt. Story ist zwar Künstler, aber Realist; auch er liebt es, seine Belesenheit, nicht selten sogar in einem Schweife seltsamer Citate, zu entfalten; aber er geht dabei in einer ruhigen und nüchternen Weise zu Werke, etwa wie ein gutes Reisehandbuch, und weniger aus persönlicher Vorliebe, als im Interesse derer, die sein Buch an Ort und Stelle benutzen wollen. Sein Buch hätte den gelehrten Apparat, der ihm Mühe genug gekostet haben mag, füglich entbehren können, ohne dabei wesentlich an seinem Werthe zu verlieren. Seine Stärke liegt eben in der gründlichen Kenntniß des gegenwärtigen Roms, das er uns mit seltener Anschaulichkeit und Lebendigkeit ganz prächtig vorzuführen weiß. Er ist Künstler, aber das hat ihn nicht verführt, von seinem Plane abzuweichen; Räsonnements über die Kunst bringt er gar nicht, und die Aufzählung der immensen Schätze in den Galerien, Museen, Palästen und Kirchen von Rom hat er den professionellen „Führern" vollständig überlassen.

Die anspruchslose Aufgabe, die sich der Verfasser hiernach gestellt hatte, giebt ihm zu einer heiteren Polemik gegen die hastigen und vorurtheilsvollen Meinungen Anlaß, die noch immer über den Charakter des italiänischen Volkes im Gange sind, und die nicht zum wenigsten der bornirten Selbstgenügsamkeit flüchtiger und unwissender Reisenden entfließen. Besonders ist es die bekannte Art britischer Touristen, die ihm reiche Gelegenheit zu treffender Satyre giebt. „Das moderne Leben in Rom," sagt Story, „ist bisher nur oberflächlich erörtert worden, hier und da mit Geist und Anmuth, wie von Charles M'Farlane und Andersen, öfters mit beträchtlicher Ignoranz, wie von Jones, Brown und Robinson (er hätte hinzusetzen sollen: und ähnlichen Philistern aus aller Herren Ländern), die durch die Augen ihres Couriers und durch die Brille ihrer Vorurtheile zu sehen pflegen. Der erste Eindruck eines Fremden ist leicht ein falscher Eindruck, und es ist mein beständiges Loos, meine Landsleute aus den dürftigsten

*) Roba di Roma, by William W. Story. Third Edition. London, Chapman and Hall. Leipzig, Ludw. Denicke, 1864.

prämissen die falschesten Folgerungen ziehen zu sehen, sie über den Charakter der Italiäner, die sie natürlich alle in Einen Topf werfen, aburtheilen zu hören, wenn sie gerade lange genug im Lande waren, um unter der Obhut eines Couriers von Civita Vecchia nach Rom zu reisen, wenn sie von der Sprache ungefähr so viel verstehen, daß sie nach einem Kutscher fragen, wenn sie einen Löffel haben wollen, und wenn sie außer ihrem Courier bereits mit ein Paar Lastträgern, einigen Bettlern und Gastwirthen, sowie mit dem padrone ihrer Wohnung, Bekanntschaft gemacht haben."

Wie Jeder, der lange in Rom gelebt hat, liebt Story die Stadt und ihre Bewohner. Er ist nicht blind für die Schwächen der Italiäner und kennt die wirklichen Fehler des Nationalcharakters; aber er hat ein Auge für seine Vorzüge, und sein Urtheil ist gerecht, aber im Ganzen günstig. Aus eigener, wenn auch weit weniger andauernder Bekanntschaft, möchte Unterzeichneter buchstäblich bestätigen, was der Verfasser am Schlusse eines hübschen Kapitels über die Sangeslust der Italiäner sagt: „Ob diese Gewohnheit der Südländer beständig, auch bei der Arbeit, zu singen, Glück und Zufriedenheit ausdrückt, wage ich nicht zu entscheiden; aber sie ist erfreulicher, als das traurige Stillschweigen, mit dem wir Anglo-Sachsen unser Werk verrichten, und sie scheint ein freieres und weniger beängstigtes Gemüth vorauszusetzen. Aber das scheint mir ganz sicher, daß diese südlichen Menschen leichter zu befriedigen und zu vergnügen, weniger mürrisch und weniger neidisch sind auf Rang und Reichthum, als wir. Sie geben wenig auf den Unterschied der Stände, haben wenig Ehrgeiz und wenig Verlangen nach großem Vermögen und sind mit dem geringsten Bedarf zufrieden, wenn sie nur einigermaßen genug davon haben. Der Dämon der Unzufriedenheit quält sie nie. Sprichst du mit ihnen, so antworten sie mit einem Lächeln, das man nirgends sonst findet. Die Nation ist alt, aber die Menschen sind Kinder. Ihr Gemüth ist wie ihr Klima, meist sonnig, gelegentlich heftigen Stürmen unterworfen, aber sie verbrüten ihr Leben nicht in einem dauernden Landregen von Unzufriedenheit. Sie leben in der Natur, sympathisiren mit ihr und lieben sie, sind für jeden Hauch der Schönheit empfänglich, und wenn man sie nicht reizt oder herausfordert, sehr friedlich und liebenswürdig. Der Flecken ihres Charakters ist Eifersucht, und es ist ein großer Flecken. Ihr Mangel an Wahrheitsliebe ist das Resultat ihrer Erziehung. Wir, die wir thätigeren und geschäftigeren Nationen angehören, blicken verächtlich auf sie herab, weil sie nicht jene reizbare Anlage besitzen, die uns vorwärts treibt und uns zwingt, unsere Lage zu verbessern; wir halten unseren Ehrgeiz für edeler, als ihre Lässigkeit. Aber in beiden liegt Gutes. Wir thun mehr, sie genießen mehr; wir machen heftige Anstrengungen, glücklich zu werden, wir erfinden, schaffen, arbeiten, um zu dem ruhigen Genusse zu gelangen, den sie mühelos besitzen, und für den uns unsere Arbeit selbst oft unfähig macht, wenn wir die Mittel dazu erworben haben. Die landläufige Vorstellung, daß der Italiäner streitsüchtig und bösartig und im besten Falle doch immer ein verkleideter Bandit sei, ist lediglich ein Irrthum. Lernt man sie näher kennen, nicht bloß auf den großen Heerstraßen, wo die Reisenden selbst sie oft verderben, so wird man sie einfach, gutmüthig und offen finden."

Dieses Volk bei seiner Arbeit und seiner Erholung, auf dem Markt und im Hause, von der Bettlerlegion Roms bis zu dem purpurnen Prälaten und dem ahnenreichen Nobile hinauf, ihre Wohnungen in Hütten und Palästen, in den Vignen und Villen, ihre Gärten und Haine, Ackerbau und Jagd auf der Campagna, das Familien- und Gesellschaftsleben, in dem die Reminiscenzen der uralt klassischen Kultur sich auf das sonderbarste mit den Einwirkungen der altbegründeten Priesterherrschaft verbinden; die Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten und Verlöbnissen, Taufe und Begräbniß, das Ghetto und die Ruinen, Pasquin und die Theater: das sind einige Unterschriften zu den Bildern, die der Verfasser in lebendiger Fülle und farbenreicher Frische vor uns entrollt. Er führt uns hinaus auf die Campagna, wie sie bis zu den blauen Bergen der Sabiner und Volsker im Sonnenglanze sich ausbreitet, mit den Aquäducten der Kaiserzeit, die mit ihren halbzerbrochenen Gliedern den Skeletten riesiger Urweltsthiere gleichen, und mit den braunen Ruinen des fehdereichen Mittelalters, das sich aus den Grabmälern des klassischen Roms Burgen und Thürme umschuf. Er sieht sie, die herrlichste Einöde der Welt, nicht bloß mit dem entzückten Auge des Künstlers oder mit der Begeisterung des Archäologen oder Geschichtsfreundes; für ihn hat dieser historische Boden auch Reiz als die Heimat der jetzt lebenden Menschen, und er verfolgt die Anstrengungen, die sie machen, um diesem ewig blüthenreichen Lande auch Früchte zu entlocken, die Arbeiten, die mancher Papst auf die Kultivirung dieses weiten Gebiets, jetzt das einzige, das dem Stuhle Petri geblieben ist, gewandt hat, und die seine Nachfolger verfallen ließen, wie der jetzige Papst die Meliorationspläne des menschenfreundlichen und energischen Leo XII. verfallen läßt. Er führt uns in die Ackerwirthschaft des Kirchenstaats ein, in das Verhältniß der wenigen Grundbesitzer zu den zahllosen kleinen Pächtern und Tagelöhnern, und zeigt uns, wie der größte Grundbesitzer des Staats, die Kirche, ihrer mittelalterlichen Erinnerungen vergessend, am wenigsten für den Anbau ihres Landes thut. „Die Kirche betreibt natürlich selbst keine Ackerwirthschaft. Die starken, kraftvollen, feisten und robusten Bettelmönche — es gab ihrer im früheren Umfange des Stato della Chiesa nicht weniger als 21,415 — sind eine Armee von Müßiggängern, nicht von Arbeitern, sie graben nicht und pflanzen nicht; nach dem Worte des Evangeliums arbeiten sie nicht und spinnen sie nicht, auch war wohl Salomo nicht angethan wie sie; aber sie klopfen mit ihrem Bettelsacke an die Thür des Pächters oder sie schlendern in den Weinbergen und füllen ihren Korb auf Kosten des Besitzers, den sie dafür durch ihre Unterhaltung und ihr Zusehen unterstützen, und bieten dem schwer arbeitenden Tagelöhner, der vom Schweiße seines Angesichts lebt, leutselig eine Prise an. Sie unterstützen das Volk wie jener Küstenwächter in Toscana, der in dem Berichte über einen Schiffbruch in der Nähe seiner Station schrieb: „Ich half dem Schiff, so viel ich nur immer konnte, mit meinem Sprachrohre, aber nichtsdestoweniger wurden am nächsten Morgen mehrere Leichen am Strande gefunden." Wie man von jenem englischen Garderegimente sagte: „das Zehnte tanzt nicht," so heißt es auch: „die Kirche arbeitet nicht, sie begnügt sich damit, Andere arbeiten zu lassen."

Oder um einen anderen Abschnitt zu skizziren, folgen wir dem Verfasser in das Colosseum. Er schildert es nicht, oft beschrieben, wie es ist, aber er läßt seine Geschichte und mit ihr die der Gladiatorenkämpfe und der Jagdspiele in Rom überhaupt an uns vorüberziehen, und wie Jerome, der Franzose, auf seinem berühmten Gemälde, belebt er die Bänke mit seinen hunderttausend Zuschauern der Kaiserzeit, die Arena mit dem Getümmel des schrecklichen Kampfes und zeichnet uns hier mit sehr glücklicher Beleſenheit das furchtbare Bild mit den erschütternden Versen des Amphilochius:

Sie ſitzen während dieſer Qualen froh,
Zuſchauer eines Schauſpiels. Fliebt ein Mann
Dem Rachen eines Thiers, ſo murren ſie,
Als ob die Beute ihnen, nicht dem Thier,
Entginge und vergebens ſie nun ſäßen.
Reißt dann der nächſte Sprung das Opfer nieder
Und ſchreit es unter Biſſen oder ſtöhnt
Und ſchlägt in ſeiner Leiden Qual den Staub,
Dann ſtirbt das Mitleid in den ſtieren Blicken;
Sie jauchzen, wenn das Blut in Bächen fließt,
Sie ſtarren gier'gen Auges, ohne Thränen
Und hegen das Gethier mit Beifallsruf
Und fordern neue Opfer für die Beſtien,
Und heulen, toben wie die Meeresbrandung,
Und knirſchen Tigern gleich, nach Menſchenfleiſch.

Wie dämoniſch der Reiz war, den dieſe ſchauervollen Schauſpiele auf ein römiſches Gemüth ausübten, das beweiſt er dann mit jener Erzählung des heiligen Auguſtin von einem ſeiner Freunde, dem jungen Alipius, der um's Jahr 300, bereits dem Chriſtenglauben zugethan, von Mailand nach Rom kam. Hier drängten ihn ſeine Mitſtudenten, das Coloſſeum zu beſuchen. Er weigerte ſich, gab aber endlich nach, indem er ſich feſt vornahm, die Augen zuzumachen, damit er nichts von den Scheußlichkeiten des Gladiatorenkampfes ſähe. Dieſen Entſchluß hielt er eine Weile; aber als das Volk über einen gewandten Fechterſtreich beſonders laut jubelte, öffnete der arme Alipius unwillkürlich die Augen. Nun war es vorbei mit ihm, er konnte ſie nicht mehr abwenden; von Augenblick zu Augenblick ſtieg ſeine Aufregung, und bald jauchzte er wahnſinnig wie die Anderen und behielt fortan eine raſende Leidenſchaft für dieſe Schreckensſpiele.

„Das ſind einige der Schatten, die in dem zerbröckelnden Rund des Coloſſeums hauſen. Nach ſoviel Blut und Mord und Schlacht und Märtyrerthum, wie friedlich und ſtill liegt es da! Ueber uns flattert die Schwalbe, die ihr wiegenreiches Neſt bis hoch hinauf zu dem überhängenden Frieſe und den Pfeilern des höchſten Walles erbaut. Oben iſt die Luft köſtlich. Da rauſcht die Krähe vorbei und die Eule, wenn die Nacht heraufkommt. Da bauen und brüten Schwärme wilder Tauben unter den Ruinen und ſegeln in die blaue Weite hinab. Alle Bänke ſind mit Gras und Unkraut bewachſen, von Buſch und Blumen überwuchert, darunter manche ſeltſame und ſeltene Pflanze, die dem Orte eigenthümlich iſt. Der Platz läßt ſeine alten Schreckenstage nicht ahnen, wenn er friedlich in dem vollen Sonnenlicht eines italiäniſchen Tages ſchläft. Aber wenn die Schatten der Nacht heraufziehen, wenn die Wolken ſich verdunkeln und der Wind durch die leeren Galerien und Bogen heult, wenn der Sturm über das Coloſſeum hereinbricht, dann hört man wieder das Geklirr der Gladiatoren, das Blutgeſchrei tauſendfältiger Stimmen erwacht mit der Windsbraut, und auf den zerbrochenen Sitzen nimmt eine furchtbare Audienz von Geſpenſtern Platz."

Aber laſſen wir die Geiſter des Coloſſeums ruhen. Der Sommer ſteht in voller Höhe. Die Stadt flüchtet ſich auf's Land. Ein reizendes Kapitel giebt uns Mr. Story über die römiſchen Villeggiaturen. Wie er Italien kennt und wie er es zu ſchildern verſteht, das möge die köſtliche Beſchreibung einer jener ſchönen Sommernächte darthun, mit der wir unſere Ueberſicht ſchließen.

„Die Stadt ſtirbt zu Mittag aus. Die Straßen ſind ſtill wie in Pompeji. Die Sonne backt und brätelt an den weißen Häuſern und glüht auf dem Pflaſter. Der Erdboden, das flimmernde Licht, das über ihm zittert, Alles ſchläft. Selbſt die Heuſchrecke, die den ganzen Tag ſonſt ſägt und ſchrillt, hört auf, unter den Ulmen und den Steineichen zu zirpen. Die Stimme der contadini in den Vignen verſtummt, kein Karren raſſelt durch die Straßen. Neigt ſich nun aber die Sonne, dann ſtrömen die Menſchen aus den Häuſern hervor. Alle Stühle und Bänke vor den Caffés ſind voll; Geſellſchaften von Spazierenden drängen ſich, vor jeder Thür iſt eine Gruppe, die todte Stadt iſt wieder auferſtanden. In den grünen Baumgängen der „Galerien," die meilenweit von Albano nach Genzano führen, ſieht man ganze Familien wandeln und durch die mächtigen Stämme der Kaſtanien hinausſehen in das purpurne Licht, das ſich mehr und mehr über die Campagna ergießt. Die Heuſchrecke nimmt ihren Sang wieder auf. Die Bauern kehren aus den Weinbergen heim, mächtige Körbe mit Trauben oder große Holzbündel auf dem Kopfe tragend. Um den Brunnen drängt man ſich; Frauen füllen ihre großen Kupfergefäße mit Waſſer und ruhen zum Plaudern aus, ehe ſie unter ihrer Laſt wie ſtattliche Karyatiden ſich heimwärts wenden. Breitge hörnte weiße Stiere ziehen ihre knarrenden Wagen heim. Von ferne hört man den eintönigen Sang des Hirten, mitunter von einem ſchrillen Ausruf an das Vieh unterbrochen. Weißhaarige Ziegenböcke kommen in Heerden durch die Feldwege, kniſpern im Vorbeigehen an überhängendem Gebüſch, ſteigen auf deine Bank, um an den Blumen hinter dir zu rupfen, und ſehen dich mit glasgelben Augen an und nicken mit dem Barte.

„Nun beginnt die Grille im Gras zu zirpen, und Feuerfliegen ſchwirren durch die Hecken. In den Eichengebüſchen und den Gärten ſingen Nachtigallen bis in die Mitte des Juli; den ganzen Sommer laſſen Glühwürmer ihren ſmaragdnen Glanz um die grauen Mauern und die überhängenden Weinreben ſchimmern. In der Ferne hörſt du lachende Mädchen und ſingende Wanderer und das Geſumme des Tamburins, wenn ſie den Saltarello tanzen. Die Jagdeule flattert um alte Grabmäler; der Uhu antwortet aus den Ruinen, und der klagende Ruf des Käuzchens erſchallt durch die Thäler. Das Mondlicht ruht in ſchimmernden Flächen auf der Piazza, und die Schatten der Häuſer ſchneiden ſich ſcharf dagegen ab wie ſchwarze Marmorblöcke. Die glänzenden Blätter des Lorbeers blinken im Mondſtrahl und flüſtern, wenn der Wind darüberfährt. Hoch darüber iſt der ſanfte, klare Himmel; große, nahe, funkelnde Sterne ſtrahlen ihr Licht von Smaragden, Topaſen und Rubinen. Die Milchſtraße ſchwingt ſich wie ein zarter, zerriſſener Schleier über den Himmel. Die Fronten der Villen glänzen durch die grauen Oliven am Hügel. Reben wehen vor Thurm und Gemäuer; aus ihrem Schatten klingt es zur Guitarre: Non ti scordar, non ti scordar di me.

„Es giebt nichts Köſtlicheres, als dieſe italiäniſchen Sommernächte. Der Himmel ſelbſt, ſo weit, ſo weich und zart, iſt nirgends ſo ſchön. Stehſt du auf einem der Balkone oder wandelſt auf der Terraſſe deiner Villa in Frascati und ſiehſt über die geheimnißvolle Campagna, dem beſtändigen Geplätſcher der Brunnen und dem Sange der Nachtigall lauſchend: dann fühlſt du Italien, das Italien von Romeo und Julia. Alles iſt wie verzaubert durch dieſen magiſchen Glanz. Der friſche, köſtliche Luftſtrom, der durch die Orangen und Myrtengrotten weht und Stirn und Wange kühlt, bringt die ſchönſten Jugendträume zurück. Das iſt Italien, das Italien unſerer Träume, nicht das Italien der Bettler, Vetturinen und Flöhe, ſondern das Italien der Romantiker, der Dichter und der Liebenden." P. D. Fiſcher.

Rußland.

Des Kaufherrn Sadko Meerfahrt.

Eine alte Nowgoroder Sage.*)

Von seinen ungezählten Schätzen ließ Sadko dreißig Schiffe zimmern; die befrachtete er mit Waaren aus Nowgorod.

Und es segelte Sadko den Wolchow hinab, aus dem Wolchow in den Ladoga, aus dem Ladoga in die Newa, aus der Newa ins blaue Meer.

Auf dem blauen Meere steuerte er der Goldenen Orda zu.**) Da verkaufte er seine Nowgoroder Waaren mit großem Gewinn, füllte zwei Tonnen, die je vierzig Eimer faßten, die eine mit rothem Golde,***) die andere mit reinem Silber, und begab sich wieder auf die Heimfahrt über das blaue Meer.

Da erhob sich im Meer ein gewaltiger Sturm: die Segel wurden zerrissen, die Schiffe zerschlagen und kamen nicht von der Stelle.

Sprach Sadko, der reiche Kaufherr, zu seiner Mannschaft: „Schon viele Jahre haben wir das Meer befahren und dem König des Meeres keinen Zoll entrichtet. Gewiß verlangt er nun, was ihm zukommt. Wohlan, Brüder, meine wackern Genossen! nehmet die Tonne mit reinem Silber und versenkt sie in das blaue Meer."

Und sein Gefolge that, wie er geboten. Aber die Woge zerriß die Segel und schlug zerstörend an die Schiffe, wie vorher, und keines kam von der Stelle.

Da nahmen Sadko's wackere Genossen die Tonne voll rothen Goldes und senkten sie auf den Meeresgrund. Aber der Sturm wüthete wie vorher, und kein Schiff kam von der Stelle.

Sprach Sadko, der reiche Kaufherr: „Ich sehe, der Meerkönig verlangt ein lebendiges Haupt zum Opfer. Brüder, machet euch Loose aus Holz; ich selbst will für mich eines aus rothem Golde machen. Jeder schreibe seinen Namen auf sein Loos, dann werfet sie alle ins Meer. Wessen Loos auf den Grund sinkt, der gebe sich dem Meere Preis."

Und sie thaten nach seinem Befehl. Da schwammen die Loose der Mannschaft wie Enten auf dem Wasser, aber Sadko's Loos versank.

Sprach Sadko, der reiche Kaufherr: „Brüder, wackere Genossen! Diese Loose sind nicht richtig. Machet für euch Loose aus rothem Golde und ich will das meinige aus Holz machen."

Und sie thaten also und warfen die Loose mit ihrem Namen darauf ins Wasser. Da schwammen die der Mannschaft wie Enten auf dem Wasser, aber das Loos des Kaufherrn versank.

Sprach Sadko: „Ich sehe, liebe Brüder, der Meerkönig verlangt mich selber zum Opfer. Bringet mir Dinte, ein Blatt gestempeltes Papier und eine Schwanenfeder." Und sie brachten ihm das Verlangte.

Da verzeichnete der reiche Kaufherr seine ganze Habe. Ein Theil derselben verschrieb er den Gotteshäusern, ein anderes Theil den Armen, ein drittes seinem jungen Weibe, das übrige seiner wackern Mannschaft.

Darauf sprach Sadko: „Brüder, wackere Genossen! Reichet mir mein Gußli, daß ich zum letzten Mal die Saiten rühre. Oder soll ich es mit mir nehmen ins blaue Meer?"

Er nahm sein Gußli und sprach: „Werfet ein eichenes Brett ins Wasser! Wenn ich auf dem Brette treiben kann, ist mir der Tod nicht so schrecklich."

Sie ließen das eichene Brett ins Wasser hinab. Da setzten sich die Schiffe in Bewegung und flogen dahin wie schwarze Raben.

Sadko blieb im Meere zurück und schlief auf seinem Brette vor Erschöpfung ein. Er erwachte auf dem Grund des Meeres. Durch das Wasser sah er die glühende Sonne, die Abendröthe und das Morgenroth. Er erblickte einen Palast aus schimmernd weißem Steine und trat in denselben.

Da saß der Seekönig mit einem Kopfe wie ein Haufen Heu (куча сѣнная!). Und es sprach der König zu ihm:

„Ei du reicher Kaufherr Sadko! So lange schon befährst du die Meere und hast mir noch keinen Zoll bezahlt. Man sagt, du seiest ein Meister auf dem Gußli: spiele mir doch etwas vor!"*)

Da griff Sadko in die Saiten, und der Seekönig begann zu tanzen im blauen Meere. Sadko spielte einen Tag, dann noch einen, dann einen dritten, und immer wüthiger tanzte der König. Das Wasser des Meeres wogte gewaltig und trübte sich vom gelben Sande. Viele Schiffe wurden zertrümmert, viel reiche Habe ging unter, viele Seefahrer ertranken.

Und die Menschen flehten zum heiligen Nikolai von Mojaisk. Da fühlte Sadko seine rechte Schulter berührt und hörte die Worte: „Sadko von Nowgorod, du hast genug gespielt."

Sadko wendet sich um, ein greiser Alter steht vor ihm. „Ich habe nicht meinen eigenen Willen im blauen Meere; es ist mir befohlen, auf dem Gußli zu spielen."

Der Greis sprach: „Zerreiß' die Saiten, zerbrich die Zapfen und sage dem König, daß du nicht weiter spielen kannst. Dann wird er dich fragen, ob du nicht im blauen Meer eine schöne Maid zum Weibe verlangst. Sag' ihm darauf, du habest im Meere keinen eigenen Willen. Wiederum wird er dir sagen: „Erhebe dich morgen in der Frühe und wähle dir eine schöne Maid." Wenn es dann zur Wahl kommt, so daß dreimal dreihundert Jungfrauen an dir vorübergehen, hinter Allen kommt die schöne Tschernawa, diese nimm dir zum Weibe."

Sadko riß an seinem Gußli die Saiten aus und zerbrach die Zäpfchen. Da frug ihn der Seekönig: „Warum spielst du nicht weiter?" — „Die Saiten meines Gußli sind entzweigegangen und die Zapfen zerbrochen, und ich habe weder Saiten, noch Zapfen in Vorrath."

---

*) Auszugsweise mitgetheilt in Filonov's Русская Хрестоматія (Petersburg, 1863). Sadko heißt einer der vornehmsten kaufmännischen Heroen des Sagen-Cyklus von Nowgorod. In ihm personificirt sich der Reichthum dieser alten Handelsstadt und seine Quellen.

**) D. h. durch die Ostsee, Nordsee, das Atlantische, Mittelländische und Schwarze Meer. Bis an die Nordgestade des Letztgenannten erstreckte sich die Goldene Orda, d. h. der Mongolen-Staat in Rußland.

***) Rothes Gold hieß bei den Slaven, den Scandinaviern und Deutschen des Mittelalters (wie noch jetzt bei den Chinesen) das reine, unverfälschte Gold.

*) Nach einer anderen Sage hatte Sadko schon als armer und verachteter Mann mit seinem Gußli-Spiel die Gunst des Seekönigs erworben und verdankte dieser Gunst die Grundlage zu seinen unermeßlichen Reichthümern. Als er einst am Ilmen-See sitzend, seiner Schwermuth auf dem lieben Tonwerkzeug Sprache lieh, tauchte der entzückte Gott aus den Wellen empor und rieth ihm, mit den reichsten Kaufleuten Nowgorod's um ihre ganze Habe zu wetten, daß Fische mit goldenen Flossen im See lebten. Der Seekönig verschaffte ihm solche Fische ins Netz, und die riesige Wette war gewonnen! Sadko hatte, da er nichts besaß, seinen eigenen Kopf verwettet.

Sprach der König: „Willst du nicht heuren im blauen Meere ein liebes Seelchen, ein schönes Mägdlein?" — „Habe nicht eigenen Willen im blauen Meere." — „Nun Sadko, erhebe dich morgen früh und suche dir eine Schöne aus."

Sadko erhob sich am Morgen recht früh, und siehe da, es kamen dreihundert schöne Jungfrauen. Die ersten dreihundert ließ er vorbei, desgleichen die anderen und die dritten. Ganz hinten folgte die schöne Tschernawa; diese nahm er zur Gattin.

Vorüber ging der hochzeitliche Schmaus, und Sadko legte sich schlafen. Da erwachte er in Nowgorod, an des Flüßchens Tschernawa steilem Ufer! Und wie er aufblickte, siehe da kamen seine Schiffe den Wolchow hinein.

Schon erhob Sadko's Weib die Todtenklage: „Nicht kehrt er wieder aus dem blauen Meer!" Aber Sadko steht am steilen Ufer, begrüßt seine Mannschaft, die auf dem Wolchow heransegelt.

Und die Mannschaft staunt ob des Anblicks. „Geblieben ist Sadko im blauen Meere und jetzt erscheint er vor uns in Nowgorod, begrüßt seine vom Wolchow kommenden Leute!"

Sadko eilte den Seinen entgegen, führte sie in seinen glänzenden Palast. Da freute sich sein Weib über die Maßen, drückte ihm die weißen Hände, küßte ihm den süßen Mund.

Darauf entrichtete Sadko seine reiche Habe,*) baute eine Hauptkirche dem heiligen Nikolai von Mojaisk. Und Sadko fuhr nicht wieder über das blaue Meer, lebte forthin ruhig und behaglich in Nowgorod.

Kleine literarische Revue.

— **Block's französisches Staats-Lexikon.** Das uns vorliegende, neueste Heft von Maurice Block's Dictionnaire de la Politique**) Douzième livraison, ist die reichhaltigste und interessanteste der bisher erschienenen Lieferungen dieses von den ersten Schriftstellern Frankreichs und auch von einigen ausgezeichneten deutschen Federn unterstützten Staats-Lexikons. Es umfaßt diese Lieferung allerdings die anziehenden und mannigfaltigen Stoffe, die innerhalb der alphabetischen Gränzen einerseits des „Prince" und andererseits der „Résistance (Droit de)" sich finden. Mit der Erklärung des Begriffes „Fürst" hebt das zwölfte Heft nämlich an und mit der Erörterung des „Widerstands-Rechtes" eines gegen alle göttliche und sittliche Ordnung unterdrückten und geknechteten Volkes schließt dasselbe. Zwischen diesen beiden äußersten Extremen befinden sich in ziemlich naher Nachbarschaft: „Principes de 1789," Progressistes et Modérés," „Réaction" und „Rebellion", welchen beiden Letzteren die „Révolution" im nächsten Hefte auf den Fuß folgen wird. Wir lassen, um ein Beispiel von der Art der Auffassung und Darstellung zu geben, hier den Schluß des Artikels „Reaktion" folgen: „Wenn in einem Parteienkampfe die Sieger zu Verfolgern werden, so werden sie überall Interesse für ihre Opfer, d. h. eine Reaktion, erwecken; man wird mit Eifer wissen, die schwache Seite der Unterdrücker aufzufinden und die auf diese Weise wider sie vereinigten Einflüsse werden dann mit Recht zu ihrem Nachtheil ausgebeutet. Wenn dagegen die Sieger Mäßigung beobachten, wenn sie außerdem mehr als ihre Gegner die Wahrheit auf ihrer Seite haben, so findet eine Reaktion entweder gar nicht statt, oder sie bleibt ohnmächtig, und der angegriffene Fortschritt befestigt sich. Einem ruhigen, ernsten Fortschritte gegenüber fällt die Reaktion bald zu Boden; sie hat nur dann Erfolg, wenn der Fortschritt seinen Zweck überschreitet.

— **Englisches Jahrbuch für innere und auswärtige Politik.** Nach dem Beispiele des Annuaire des deux Mondes, erscheint jetzt auch in England das Annual Register in veränderter Form, indem es nicht mehr, wie früher, eine bloße abgekürzte Zusammenstellung der Parlaments-Verhandlungen ist, sondern eine politische und soziale Geschichte Englands im vorangegangenen Jahre sein soll. Der erste Jahrgang dieses neuen Register liegt uns jetzt vor.*) Wie sich jedoch die jetzige Politik Englands zu der von Frankreich verhält, verhält sich auch das Annual Register zu dem Annuaire. Nirgends findet sich dort eine Spur großartiger, objektiver Auffassung der Welt-Ereignisse; überall vielmehr machen sich die kleinlichsten Gesichtspunkte und die eigennützigsten Motive geltend. Während das Annuaire, der Schwäche und der Rechtlosigkeit der innern Politik Frankreichs sich bewußt, über diese einen Schleier wirft, der bei Allem, was er verbirgt, doch dem künftigen Kulturgeschichtsschreiber manche beredte Andeutungen giebt — gefällt sich das Annual Register, das schwatzhaft wie ein Kind ist, in der Erzählung alles möglichen Anekdoten-Kramß vom Hofe und von der Aristokratie Englands, in der Befriedigung der gemeinen Vorliebe für Kriminal-Geschichten und causes célèbres und in der ausführlichsten Darstellung aller „accidents", die das englische Volk in ganz gleiche Linie mit historischen Ereignissen zu stellen pflegt. Die auswärtige Politik des Annual Register hat natürlich denselben Kirchthurms-Horizont, den die Politik des englischen Parlaments hat. Dänemark ist das Schoßkind und Deutschland der Prügelknabe dieser Politik. Bei der Alles überwindenden Herrschaft jedoch, welche die „vollendete Thatsache" auf die politische Anschauung der Engländer übt, wird das Annual Register für das Jahr 1864 sicher den Deutschen sowohl als den Dänen ganz andere Stellung und Bedeutung vindiciren, als das für das Jahr 1863.

— **Der Römer und der Teuton.****) Unter dem untenstehenden Titel hat der Professor der neueren Geschichte, Charles Kingsley, eine Reihe seiner Vorträge, welche er an der Universität Cambridge gehalten, in einen Band vereinigt durch den Druck veröffentlichen lassen. Wie der Titel schon andeutet, behandeln diese Vorträge den Kontakt der germanischen und der romanischen Race und stellte sich der Verfasser hierbei die Aufgabe, den römischen oder germanischen Ursprung gewisser Institutionen der Jetztzeit und der Vergangenheit zu ermitteln, sowie die Ursache des Falles vom weltbeherschenden Rom und des Untergangs so mancher auf den römischen Trümmern erbauten deutschen Staaten zu begründen, wobei trotz aller Unparteilichkeit die Römer, besonders aber der römisch-katholische Clerus, nicht immer gut wegkommen. Die Weise des Verfassers hat viel Aehnlichkeit mit der Chateaubriands, nur daß wir hier nicht mit einem fränkischen Aristokraten und Katholiken vom reinsten (und edelsten) Wasser, sondern mit einem angelsächsischen Vollblutbürger und Protestanten entschiedenster Färbung zu thun haben, der in seinem reinen teutonischen Blute allein schon sein

*) Obgleich beide Tonnen ins Meer versenkt waren?!

**) Dictionnaire général de la Politique, par Maurice Block, avec la collaboration d'hommes d'état, de publicistes et d'écrivains de tous les pays. Paris, O. Lorenz. Leipzig: A. Dürr. Genève: H. Georg.

*) The Annual Register. A Review of Public Events at Home and Abroad. For the Year 1863. New Series. London: Rivingtons. Leipzig: Denicke. VII. and 775 p. 10 sh 6 d.

**) The Roman and the Teuton. By Charles Kingsley. London and Cambridge: Macmillan and Co. 1864. Leipzig: Denicke.

Ehrendiplom, aber ein nationales, erblickt. Wie bei Chateaubriand, so weht auch hier durch alle Vorträge neben gothischem Stolze ein Geist der Milde und Humanität, aber es tritt auch überall der Hinweis auf das ewige Weltgericht hervor, dem schließlich doch jedes Unrecht zur Rache anheimfallen muß. So nimmt er bei Gelegenheit der Darstellung des Unterganges der Gothen Veranlassung, zu erklären, daß eine der Hauptursachen ihrer Vernichtung die Sklavenhalterei gewesen ist, der auch sie fröhnten und durch welche sie nach und nach zur Zügellosigkeit ihrer Leidenschaften, d. h. zum Unrechte, verleitet wurden, sowie in unsern Tagen eine eben so ritterliche(?) und tapfere Nation jenseits des Oceans, die deshalb auch fallen und vergehen muß gleich den tapferen Ostgothen. Wenn diese Parallele für die Südstaatler auch viel zu schmeichelhaft ist, so gereicht sie England jedenfalls doch zu größerer Ehre, als die ekelhaft heuchlerischen Deduktionen über die Heiligkeit und Nothwendigkeit der Sklaverei, welche wir seit dem amerikanischen Bürgerkriege von England her zu hören gewohnt sind. Recht originell ist übrigens das Kapitel von der „Strategie der Vorsehung", welches außerdem beweist, daß der Herr Professor (der vielleicht auch zu den Volunteers gehört) sich nicht bloß in angenehmer Beschaulichkeit an der Streitbarkeit seiner teutonischen Vorfahren ergötzt, sondern die Tradition praktisch aufleben läßt, indem er mit gutem Beispiele voranging und eingehende Studien über Strategie und Taktik gemacht hat, die eigentlich Jedermanns Sache und nicht blos Aufgabe der Militärs von Fach sein sollten. F. M.

— **Altdeutsche Sprichwörter.** Die Sprichwörterliteratur steht gegenwärtig bei uns in hoher Blüthe. Wenn es aber bei allen Volksüberlieferungen darauf ankommt, die Erscheinungen bis in die entlegene Zeit zurück zu verfolgen, so ist es auf diesem Gebiete vor allen Dingen deshalb geboten, weil uns die ältere Literatur die reichste Ausbeute gewährt und von dem langen und frischen Leben unseres Sprichwörterschatzes beredtes Zeugniß giebt. Darum hat die von dem bekannten Germanisten Ignaz Zingerle, jetzt Professor der deutschen Literatur und Sprache an der Innsbrucker Universität, veranstaltete Sammlung der deutschen Sprichwörter im Mittelalter*) einen ganz besonderen Werth. Denn während die meisten heutigen Sammler höchstens bis ins 16. Jahrhundert zurückgehen und die damaligen bekannten Sprichwörter-Sammlungen, wie die von Agricola und Sebastian Frank, als Quellen benutzen, giebt Zingerle eine Blumenlese der Sprichwörter und sprichwortähnlichen Wendungen, sowie der dichterischen Umschreibungen einer sprichwörtlichen Tendenz aus den Werken des 12.—15. Jahrhunderts, unter denen natürlich die Dichtungen bevorzugt sind, und unter diesen Freidank's Bescheidenheit, Hugo von Trimberg's Renner und Boner's Edelstein. Die Ordnung ist eine alphabetische nach den Schlagworten. Eine ähnliche Sammlung hatte sich Wilhelm Grimm vorgenommen, wozu ihm seine Ausgabe von Freidank's Spruchgedichte den Anlaß gab. Da diese Verheißung nicht erfüllt worden ist, so sind wir dem jüngeren Arbeiter auf gleichem Gebiete zu Danke verpflichtet, daß er sich der nicht geringen Mühe des Sammelns unterzogen hat. Den Freunden des deutschen Sprichworts wird das auch in seiner äußeren Erscheinung ansprechende Buch eine anregende und belehrende Gabe sein, und nur in äußerst wenigen Fällen dürfte die ältere Sprache dem Uneingeweihten einige Schwierigkeit im Verständnisse verursachen.

*) Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter. Gesammelt von Dr. Ignaz V. Zingerle. Wien, 1864, Wilhelm Braumüller. (199 S. 8.)

Literarischer Sprechsaal.

Im Verlage von Dietrich Reimer wird soeben eine neue Auflage der „Karte vom preußischen Staate, mit besonderer Berücksichtigung der Kommunikationen," herausgegeben vom technischen Eisenbahn-Bureau des k. Handels-Ministeriums, angekündigt. Diese zuerst im Jahre 1859 herausgegebene, aus 12 großen Blättern bestehende Karte des Preußischen Staates und des mit ihm verbundenen Zollvereins-Gebietes erscheint jetzt in dritter, durch Hinzufügung der neuesten Eisenbahnen und Chausseen wesentlich vervollständigter Auflage. Da die Materialien über den Eisenbahn- und Chausseebau in Preußen dem Ministerium, als der hierfür ressortmäßig obersten Behörde, zur Disposition standen, und bezüglich der übrigen in die Karte fallenden Staatsgebiete von den betreffenden Regierungen bereitwilligst übermittelt wurden, so gewährt dieselbe eine genaue und zuverlässige Uebersicht der verschiedenen dem Handelsverkehr dienenden Straßen, die in dem letzten Jahrzehend eine so große Ausdehnung gewonnen. — Es sind sowohl die in Betrieb gesetzten als die im Bau begriffenen Eisenbahnen, erstere mit Angabe aller Stationen und deren Entfernungen von einander, ferner die Chausseen und Poststraßen mit deren Stationen und Längen, sowie die Stationen der Staats-Telegraphen darauf bezeichnet.

Der Sekretär des „Deutschen Hülfsvereins in Paris," Herr Professor Dr. Julius Oppert, hat uns seinen bei Georg Kugelmann in Paris gedruckten deutschen Bericht über die Leistungen dieses Vereins im Jahre 1863 zugehen lassen. Wir ersehen daraus, daß es jetzt im Plane ist, mit dem seit zwanzig Jahren bestehenden Hülfsverein ein deutsches Hospital in Paris zu verbinden und daß ein zu diesem Zwecke zusammengetretenes Damen-Comité in Paris und in Deutschland Sammlungen an Geld und an Verkaufs-Gegenständen für einen im Laufe des nächsten Jahres im Hotel der österreichischen Gesandtschaft abzuhaltenden Bazar veranstaltet, dessen hoffentlich reicher Ertrag dem gedachten Hospital gewidmet ist. Die Einnahmen der Hülfsvereine haben im Jahre 1863 mit Einschluß der Bestände aus dem vorigen Jahre 48,112 Fr. 90 C. betragen. Verausgabt wurde: 1) an Unterstützungen, 2) an Medikamenten und 3) an Reisegeldern für heimkehrende arme Deutsche 24,813 Fr.; ferner an Gehältern, Bureaukosten ꝛc. 5021 Fr., was uns als viel zu viel im Verhältniß zu den Einnahmen und Unterstützungen erscheint. Der Kaiser der Franzosen, der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen haben jeder 1000 Francs beigesteuert. Von anderen regierenden Fürsten haben nur noch der König von Hannover 500 Fr. und der Großherzog von Hessen 200 Fr. beigetragen. Gleichwohl ist der königlich sächsische Gesandte, Freiherr von Seebach erster und der königlich bayerische Gesandte, Herr von Wendland, zweiter Präsident des deutschen Hülfsvereins. In dem vorliegenden Berichte warnt der Hülfsverein wiederum vor dem leichtsinnigen Reisen nach Frankreich. „Ein ganz bedeutender Theil der Reise-Unterstützungen wird von Leuten in Anspruch genommen, die nur einige Tage in Paris sind und nur deshalb die Hülfe der Gesellschaft erhalten, weil sie ohne schleunige Zurückbeförderung in der großen Weltstadt zu Grunde gehen würden."

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geschmückt mit dem in Reliefmanier gestochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldschnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (450)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Charakteristik
der
hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues
von
Dr. **H. Steinthal.**
Zweite Bearbeitung seiner
Classification der Sprachen.
(24 Bogen.) 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

„Da die Darstellung der Art ist, dass man dem Verfasser fast überall ohne besondere Vorkenntnisse zu folgen vermag, so ist diese Schrift ganz vorzüglich geeignet, einem jeden, der Sinn für das eigenthümliche Leben der Sprachen mitbringt, die grosse Mannigfaltigkeit des menschlichen Sprachbaues, auf feste Gesichtspunkte zurückgeführt, summarisch vor Augen zu führen. — Wir scheiden von dem Verfasser mit Dank für reiche Belehrung und Anregung." — (451)
Literar. Centralblatt.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte
des
brandenburgisch-preußischen Staates
von
F. Voigt,
Professor an der Königl. Realschule zu Berlin.
1860. 41 Bgn. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in Kattunband und Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr. (452)

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unprätentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Concipirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerkes." Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Populäre Astronomie. J. J. von Littrow's **Wunder des Himmels** erscheinen gegenwärtig in neuer Bearbeitung von **Carl von Littrow**, Director der Sternwarte in Wien, in 20 Lieferungen à 5 Sgr., mit 8 lithogr., theils in Farben gedruckten Tafeln und zahlreichen Holzschnitten. **Fünfte Auflage.**
(Verlag von Gustav Weise in Stuttgart.) (446)

☞ **Die erste Lieferung ist in jeder Buchhandlung vorräthig.**

Zu Gelegenheits-Geschenken empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facsimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter, gestochen von Chr. Hoffmeister. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (447)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschienen:

Grimm (Jacob): Ueber den Ursprung der Sprache.
Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851.
Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8 geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (449)

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung.
Zweite und theilweise dritte Auflage. Zehn Bände. gr. 8. mit 2 Karten. 12 Thlr.

Band I.—III. (untrennbar). **Vom Kriege.** Drei Bände (etwa 60 Bgn.) 4 Thlr.

Die dritte Auflage dieses ausgezeichneten Werkes, bereichert durch einen Lebensabriß des Verf. und geschmückt mit dem Bildniß desselben in Stahlstich befindet sich in der Presse.

Bd. IV. **Der Feldzug von 1796 in Italien.** Mit einer Karte von Oberitalien, bearbeitet von Prof. F. Kiepert, und 5 Plänen. 1858. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bd V. u. VI. **Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz.** 2 Bände (untrennbar.) 2 Thlr. 20 Sgr.

Band VII. **Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand, und der Feldzug von 1814 in Frankreich.** Mit einer Operationskarte von Rußland bearbeitet von Prof. F. Kiepert. 1862. 1 Thlr.

Band VIII. **Der Feldzug von 1815 in Frankreich.** 1862. 1 Thlr.

Band IX. **Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Gustav Adolph, Turenne, Luxemburg und andere historische Materialien zur Strategie.** 1863. 1 Thlr. 10 Sgr.

Band X. **Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Sobieski, Münich, Friedrich dem Großen und dem Herzog von Braunschweig und andere historische Materialien zur Strategie.** 1863. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Bände VII—X (Einzelpreis 5 Thlr. 10 Sgr.) werden auf einmal bezogen, wie die obige erste und zweite Gruppe, zum Preise von 4 Thlrn. abgegeben.

„Kein anderer Schriftsteller," sagt die Neue Militär-Zeitung (1858 Nr. 28), „ist gleich geeignet in das Wesen des Krieges einzuführen, keiner zwingt so unerbittlich den eigentlich entscheidenden Factoren, den letzten bewegenden Ursachen bis auf den Grund nachzugehen. **Clausewitz** ist ein Kritiker ersten Ranges im besten Sinne des Wortes, insofern die Kritik nicht blos die negative Aufgabe hat, den Irrthum und die Unwahrheit aufzudecken, sondern zugleich die positive, im nothwendigen Prozeß des Denkens und der Betrachtung zur Erkenntniß des Richtigen und Wahren zu führen. Er ist ein Schriftsteller, mit dem nicht blos der Offizier, sondern jeder höher Gebildete, der über den Krieg mitsprechen will, vor allem aber der Staatsmann vertraut sein sollte. In der hohen, durchdringenden Art, wie er seinen Gegenstand ergreift und hinausführt, erinnert er an Lessing. Wie bei diesem ist es nicht der Stoff an sich, sondern der Geist in Form und Behandlung, der unwiderstehlich anzieht und wieder Frucht des Geistes hervortreibt; wie von Lessing in Sachen des Geschmackes und der Kunst, so sind von Clausewitz im Gebiete des Krieges neue Bahnen gebrochen, die ächten, bleibenden Gesetze desselben mit einem neuen Licht umgeben worden. Indessen ist seine Theorie allein nicht genügend, ihn vollständig zu verstehen und zu würdigen. Dieselbe ist an der fortwährenden Betrachtung einer Reihe der wichtigsten Kriege gleichsam genährt und aufgewachsen; und wieder sind seine kriegsgeschichtlichen Werke vom Geist seiner Kritik getragen und durchdrungen. Darum ist uns eine neue Auflage derselben besonders erwünscht" u. s. w. (448)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 35.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 28. August 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Eine neue Bearbeitung des deutsch-angelsächsischen Gedichtes Beowulf 546

England.

Der Großfischmarkt in London. (Billingsgate) 548
Die periodische Presse Englands 551

Frankreich.

Gabourd's „zeitgenössische Geschichte". II. Ludwig Philipp und die Herzogin von Berri 552

Portugal.

Portugiesische Volkslieder und Romanzen . 555

Orient.

Der Priester Johannes in Sage und Geschichte 556

Kleine literarische Revue.

„Briefe an Ludwig Tieck" 557
Der französische Buchhändler Hachette . . 558
Diplomatische Geschichte der Jahre 1813—15 558
Thalés Bernard's Geschichte der Poesie . 558
Novellistik 558
Archiv für Buchdruckerkunst 558
Literarischer Sprechsaal 559

Im unterzeichneten Verlage erschien im v. J.:

Lehrbuch des Schachspiels
von
D. Harrwitz,
enthaltend die
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Andersen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen,* dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (454)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Just published, in 2 vols. royal 8vo, cloth, 11 Thlr. 20 Sgr.

INTERNATIONAL
COMMERCIAL LAW.
BEING
THE PRINCIPLES OF MERCANTILE LAW
OF
THE FOLLOWING AND OTHER COUNTRIES,
VIZ:
ENGLAND, SCOTLAND, IRELAND,
BRITISH INDIA, BRITISH COLONIES,

Austria,	*Greece,*	*Prussia,*
Belgium,	*Hanseatowns,*	*Russia,*
Brazil,	*Italy,*	*Spain,*
Buenos Ayres,	*Netherlands,*	*Sweden.*
Denmark,	*Norway,*	*Switzerland,*
France,	*Portugal,*	*United States,*
Germany,		*Wurtemburg.*

BY LEONE LEVI.
SECOND EDITION.

WHARTON'S LAW LEXICON.
Third Edition. 1864.

A Law Lexicon, or Dictionary of Jurisprudence, explaining all the Technical Words and Phrases employed in the several Departments of English Law; including also the various Legal Terms used in Commercial Transactions, together with an Explanatory as well as Literal Translation of the Latin Maxims contained in the Writings of the Ancient and Modern Commentators. Third Edition. Greatly Improved and Enlarged. Royal 8vo. 13 Thlr. 10 Sgr.

PHILLIPS'S LAW OF COPYRIGHT.

The Law of Copyright in Works of Literature and Art, and in the Application of Designs. With the Statutes relating thereto. By *Charles Palmer Phillips.* In 8vo. 4 Thlr. cloth. (453)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Théâtre impossible. Par Edmond About. (Guillery. L'assassin. L'éducation d'un prince. Le chapeau de Ste. Catherine.) 2e édition. Paris. 3 fr. 50 c.

Les salons d'autrefois. Souvenirs intimes, par Mme la comtesse de Bassanville. Abbeville et Paris. 321 p. in 18.

Recherches sur les eaux pluviales, recueillies à Nantes en 1863. Par A. Bobierre, professeur &c. Nantes. 39 p. in 4.

Jésus devant Caïphe et Pilate, ou procès de Jésus-Christ, suivi d'un choix de textes contenant les principaux fondements de la religion chrétienne. Par M. Dupin, procureur général à la cour de cassation. Paris. XIV et 315 p. in 32. 2 fr.

Dégustation medico-hygiénique. Le procès des fécules, tapioca, sagou, fécules d'igname, de pomme de terre &c., leur non-valeur alimentaire, et de l'atrophie des enfants qui en sont nourri. Par le docteur Deroche. 48 p. in 8. Paris.

Etude sur l'association des idées. Par M. Mervoyer. Paris. 6 fr. (455)

Neue Erscheinungen der spanischen Literatur.

Dos años y un dia. Los hombres necessarios: Espartero, Olozaga. Memoria historico-politica. Madrid, Cuesta.

El diablo en palacio. Novela historica original de Don Ramon Ortega y Frias. Madrid, Cuesta.

Historia de las heresias. Traducida del Italiano y anotada por D. Miguel Sanchez, presbitero. Madrid, Cuesta y Olamendi.

La venganza catalana, ó la Espedicion de Oriente. Barcelona. (Biblioteca popular historica y novelesca.)

Estudios del archipelago asiatico, por D. Balbino, Cortés, Consul de España en Singapore. En 4. 140 p. Madrid, Cuesta. (456)

Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Verantwortlicher Redacteur: *J. E. Schmaler.*
Zweiter Band. Zweites Heft.

I. Die Ueberreste der Sclaven auf der Südküste des baltischen Meeres. Von *A. von Hilferding.* (Schluss.) — II. Slovenisches. — III. Jährlicher Vertrieb polnischer Bücher und Zeitschriften und die Stärke ihrer Auflage. — IV. Die Slaven im chemaligen griechischen Kaiserreiche. — V. Kurze Nachrichten. — VI. Vom Büchertische. — Verzeichniss slavischer Novitäten Nr. 2. (457)

Verlag von Schmaler und Pech in Bautzen.

Deutschland und das Ausland.

Eine neue Bearbeitung des deutsch-angelsächsischen Gedichtes Beowulf. *)

Zum ersten Male wird uns hier eine lesbare Uebersetzung der edelsten Perle der angelsächsischen Poesie geboten, eine Gabe, die wir nach unserer Meinung mit ganz besonderem Danke entgegennehmen sollten. Denn unsere Literaturgeschichten pflegen die Dichtungen jenes so bald von Deutschland ausgeschiedenen Volksstammes aufs kürzeste abzufertigen und deren Betrachtung den englischen Literarhistorikern zu überlassen. Und ganz gewiß werden Letztere stets in ihnen den Anfangspunkt ihrer Literatur finden. Wenn wir aber sehen, wie rein deutscher Geist in diesen Dichtungen weht und wie die Verschiedenheit derselben von unseren eigenen Volksdichtungen keine andere ist, als die von Geschwistern, die unter gleichem Herzen geruht haben, an denen wir in jedem Zuge die überraschendste Aehnlichkeit entdecken, dann, glauben wir, ist es ein Unrecht, das wir uns selbst anthun, wenn wir so theure Abdrücke eines stammverwandten Geistes so unfromm unbeachtet lassen. Entziehen wir uns dadurch doch jenen edelsten und reinsten Genuß, wenn das Wort unserer Altvordern wie ein trauter Gruß uns durch die Seele wallt und wir wie Weitgewanderte voll Freude bei ihnen deutsche Art und Sitte, deutsches Gemüth wiederfinden. Traun, das sind gute, schöne Stunden, wenn aus alter, grauer Zeit edler Samen in unser Herz herüberfliegt und es befruchtet; dann tönt in den Lüften der liebe, holde Ruf:

An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an:
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Bedenken wir ferner, daß wir von unseren ältesten Liedern, die Karl den Großen einst erfreuten, nichts als ein kleines Fragment aus dem Hildebrandsliede übrig haben, das ein gütiger Zufall uns aufbewahrt hat und wunderbar uns finden ließ, daß für den Verlust jenes Liedes, das die Kämpfe Walthers von Wasichenstein sang, wir durch die lateinische Uebersetzung uns trösten müssen, mit welcher Liebe und Ehrfurcht müssen wir dann an ein Werk wie den Beowulf herantreten — wenn wir von Caedmon's Paraphrase der Genesis absehen — das älteste und vollständig erhaltene in einem deutschen Dialekte geschriebene Gedicht, durch und durch voll deutschen Lebens! Denn die Sagen von dem tapfern Gothenkönig Beowulf nahmen die Angeln und Sachsen bereits im fünften Jahrhundert auf ihren Fahrten nach Britannien mit; dann wurde die ruhmvolle Regierung des nach Angabe des Uebersetzers historischen Gothenkönigs Hygelac und seine Kämpfe gegen die Franken und Friesen aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts mit hineinverwebt, während zugleich das von den Angelsachsen so willig aufgenommene Christenthum seinen durchgreifenden Einfluß auf Geist und Ton der Volksdichtung ausübte, bis das Gedicht in seiner jetzigen Gestalt im achten Jahrhundert aufgezeichnet wurde. Noch, heißt es, sind manche angelsächsische Dichtungen ungedruckt geblieben; aber so viel wir wissen, wird uns außer der oben genannten Paraphrase der Genesis von Caedmon kein älteres Werk genannt.

*) Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht, übersetzt von Moritz Heyne. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1863.

Es ist wahr, unserem Gedichte liegt kein so hochpoetischer, tief erschütternder und das Weh der Menschheit wiedertönender Gegenstand wie dem Hildebrandsliede zu Grunde, eine Sage, deren Quelle vielleicht im fernen Osten liegt, wo später Firdusi sie fand und sie in seinem Liede von Rustem und Sohrab zu wunderreller Schönheit gestaltete. Auch jene reiche Kunst der Abwechselung und den kecken Humor, den unser Walthertied geathmet haben muß, finden wir nicht im Beowulf; vergebens suchen wir nach einer aus dem innersten Gemüth entspringenden tragischen Verwickelung; keine süße Minne, keine liebreizende oder dämonische Frauengestalt tritt uns entgegen, nichts von all dem! Und dennoch, wenn wir ein wohlmeinendes, liebevolles Gemüth, jene unerläßliche Pietät zu dem Gedichte mitbringen, so werden wir, je weiter wir lesen, von der schlichten Einfalt der Darstellung, der die Kraft und Würde nicht fehlt, von dem treuherzigen Tone und Geist der Dichtung, von all den Zügen deutschen Lebens und dem hehren Bilde des ebenso starken und tapferen, wie milden Helden, das die Seele unserer Altvordern erfüllte, — von all dem werden wir, je weiter wir lesen, stets sanfter und inniger uns gefesselt fühlen.

Das Versmaß des Gedichtes ist das allerälteste deutscher Dichtung, nämlich das alliterirende. Dieses hat der Uebersetzer aber, wie wir glauben, mit Recht aufgegeben, da dasselbe, abgesehen von der Schwierigkeit der Nachbildung, wirklich zu wenig, namentlich in einem längeren Gedichte, unserem Gefühle entsprechen würde. Statt dessen hat er den schlichtesten Vers, den wir haben, den fünffüßigen Jambus, erwählt, und, wie es uns scheint, wiederum mit richtigem Takte; denn die mittelalterlichen Reimzeilen würden für dieses Werk, dessen wesentlicher Charakter Einfachheit ist, schon zu künstlich erscheinen, und unsere Nibelungen-Strophe geradezu unmöglich sein, da die Dichtung nicht strophisch gedacht ist. Die Treue der Nachbildung sind wir aus Unkenntniß des Originals nicht im Stande, zu beurtheilen; aber das wollen wir mit Freude bezeugen, daß die Sprache auf uns im Ganzen durchaus den Eindruck macht, wie der ehrwürdige Rost des Alterthums.

Der Gang des Gedichtes, das seinem Inhalte nach in drei Hauptabenteuer mit einigen eingestreuten kleinen Episoden zerfällt, ist ein sehr einfacher.

Hrodgar, der greise König der Dänen, hat eine herrliche Königshalle errichten lassen, um dort mit seinen Getreuen täglich am Methe sich zu erfreuen und den Harfenklängen und Liedern der Sänger zu lauschen. Gegen dies Wonneleben erhebt sich der Neid Grendels, des „einsam wandelnden" teuflischen Unholds aus dem Geschlechte des brudermörderischen Kain. Allnächtlich stürmt er in den goldenen Prunksaal, verschlingt 15 der dort schlummernden Helden und führt 15 andere als Beute in sein düsteres Reich im Grunde eines unzugänglichen Meeres. Gramvoll trauert der alte König über den Tod der Seinigen, den keiner der Tapferen zu rächen im Stande ist. Da hört Beowulf, ein edler Kämpe des Gothenkönigs Hygelac, von diesem Unheil und fährt über das Meer, um den Kampf mit dem Scheusal zu unternehmen. Aufs freundlichste von König und Königin aufgenommen und bewirthet, erwartet er mit seinen wenigen Begleitern im Saale die Nacht. Grendel naht und tödtet einen der letzteren; wie er aber seine Hand nach Beowulf's Lager ausstreckt, wird diese von der nervigen Faust des Helden gepackt. Nach wüthendem Ringkampfe gelingt es Grendel, zu entrinnen, doch todeswund, denn Hand und Arm muß er zurücklassen.

Schon glaubt der hocherfreute Hrodgar des Leides überhoben zu sein, als in der folgenden Nacht die grausige Mutter Grendel's, „die Wölfin des Meeres," racheschnaubend heranstürmt und einen schlafenden Helden aus dem Saale als Raub davonschleppt. Der König klagt gramerfüllt dem tapfern Beowulf seine neue Noth und schildert ihm den grausen Aufenthalt jener Unholde:

„Sie haben inne unerforschtes Land,
Der Wölfe Klüfte, wind'ge Vorgebirge,
Und schauervolle Sümpfe, wo der Bergstrom
Herunter von des Kapes Nebelkrone
Zur Ebne stürzt. Nicht ferne ist's von hier
Zum Meere, über dem die Wälder hangen,
Die rauschenden, in Wurzeln fest; das Wasser
Beschatten sie. Da kannst du jede Nacht
Ein feindlich Wunder sehn, im See ein Feuer;
Da lebt kein noch so weises Menschenkind,
Der seine Tiefe weiß, und wenn einmal
Der hörnerstarke Hirsch, der flücht'gen Schrittes
Die Heide mißt, gehetzt von Hunden, aufsucht
Des Waldes Schutz, von ferne her gejagt,
So läßt er lieber an des Meeres Ufer
Sein Leben, ehe er, hinein sich stürzend,
Sein Haupt verbirgt. Da ist es nicht geheuer:
Der Wogen Strudel steigt da gräßlich auf
Bis zu den Wolken, wenn der Wind dahertreibt
Gewitternebel, bis die Luft erdröhnt,
Die Himmel weinen."

Beowulf erklärt sich auch zu diesem Kampf bereit, und am folgenden Morgen geleitet der König mit seinen Mannen den tapfern Helden zur Schreckensstätte. Längs dem Walde zogen sich über ein dunkles Moor die Spuren der Unholdin, wo sie den besten der dänischen Männer geschleift.

Da überschritt
Der edle Held die steilen Felsgeklüfte,
Die schmalen Steige, enge Schreckenspfade,
Noch ungekannte Wege, steile Höhen
Und Nickjenhäuser viele. Vorwärts ging er,
Von wenigen der Trefflichen begleitet,
Die Gegend zu erforschen, bis er plötzlich
Dahin gelangte, wo des Bergwalds Bäume
Hinüberhingen über graue Felsen,
Ein schauervoll Gehölz; tief unten stand
Die See von Blute trüb. — —
Und längs des Wassers sah man viel Gewürm,
Seedrachen, ungeheure, schwimmend streifen
In dem Geklüft der Felsen Nickse liegen,
Die oft zur Frühzeit bringen bösen Weg
Den Schiffenden, Gethier und Ungeheuer.

Hier empfiehlt Beowulf, im Falle daß er aus dem Kampfe nicht wiederkehre, seine Mannen der Vaterhuld des Königs und stürzt sich in die See hinab. In einem Saale auf dem Grunde des Meeres findet er das schreckliche Weib. Sein Schwert versagt ihm an der festen Hornhaut desselben; schon liegt er selbst am Boden; doch rafft er sich wieder auf, reißt ein Riesenschwert von der Wand und erlegt mit ihm die grimme Meereswölfin. Den ganzen Tag hatte der König unterdessen droben am Strande auf seine Wiederkehr gewartet. Da sah er die Fluth von neuem Blutstrom hoch aufwallen, und unter Klagen und Trauer kehrte er mit seinen Kriegern zurück, denn sie glaubten den Helden verloren. Am folgenden Tage aber kommt er, mit schweren Siegeszeichen beladen, ans Land geschwommen und wird im Triumphe vor den hocherfreuten König geführt. Dieser spendet Lob und Ehre ihm, als dem besten aller Ritter; doch da er ihn liebt wie einen Sohn, so fügt er folgende Ermahnung hinzu:

„Wende Deinen Blick
Stets auf des Mannes Höchstes! Diesen Spruch
Hab' ich für dich gethan als ein in Jahren
Gereifter Mann. Ein Wunder ist's, zu sagen,
Wie der Allmächt'ge dem Geschlecht der Menschen
In seiner Großmuth Weisheit spendet, Gut
Und Heldenschaft: er waltet über Alles!
Da läßt er auf Besitz zuweilen gehen
Des Menschen hehrer Abkunft Herzgedanken:
Er giebt im Stammland ihm der Erde Wonnen,
Läßt ihn der Mannen Herrscherburg besitzen,
Und Länder, weite Reiche unterwirft
Er ihm, daß sein Verstand zu blöde ist,
Derselben Gränze zu ermessen; Fülle
Umgiebt ihn und durch nichts, durch Krankheit nicht,
Noch Alter je gehemmt, bekümmert weder
Geheimer Kummer ihm das Herz, noch zeigt
Sich irgend Feindschaft, kriegerischer Haß;
Es kehrt die ganze Welt sich ihm zu Willen.
Nichts Leides kennt er, bis in seinem Innern
Der Uebermuth ihm wächst und sprosset, wenn
Der Wächter schläft, der Seele Hirt; es ist
Der Schlummer, durch Anfechtungen genährt,
Zu sicher und zu nahe der Verderber,
Der des Geschosses Pfeile tückisch sendet.
Dann ist die Brust, die bergende, verwundet
Vom bittern Stachel: nicht mehr widersteht er
Durch des verruchten Geistes räthselhafte
Gebote dem Verderben: was er lange
Besessen hat, das dünkt ihm jetzt zu wenig.
Er geizt im bösen Herzen, giebt nicht mehr
Für Kampfverpflichtung goldgetriebne Ringe:
Was künftig ihm bestimmt ist, das vergißt er
Und setzt es hintenan; Gott hat ihm lange,
Des Glanzes Herr, der Ehren Theil verliehen.
Zu Ende aber trifft sich's, daß der Leib
Gebrechlich hinsinkt, todtgeweiht zerfällt:
Ein andrer nimmt das Reich, der ohne Gram
Die Schätze austheilt, alte Kostbarkeiten
Des Herrschers, ohne Wehe thut er das.
Vor solchem Frevel schirm Dich, Beowulf,
Der Männer bester! und das Schön're wähle,
Den ew'gen Lohn: nicht hege Uebermuth,
Berühmter Held! Nun währet eine Weile
Die Fülle Deiner Heldenkraft; doch einst
Geschieht alsbald, daß Krankheit oder Schwert
Der Stärke Dich berauben, oder Klauen
Des Feuers oder Uebermacht der See,
Des Schwertes Angriff oder Speeresflug,
Das graufe Alter, oder es vergeht
Der Augen Glanz im Dunkel; plötzlich dann
Besieget Dich der Tod, o Herr der Krieger!"

Reich beschenkt, kehrt darauf Beowulf mit den Seinigen heim.

Hier wartet sein bald noch höhere Ehre. König Hygelac entschläft, und bald nach ihm stirbt auch sein junger Sohn. Da wird Beowulf, der mit dem Königshause verwandt und verschwägert ist, von den Gothen zum Könige erkoren. — Lange Jahre hatte er mit Kraft und Milde geherrscht, und schon war das hohe Alter ihm genaht. Da entdeckte einst ein Flüchtling, der sich ins Gebirge rettete, eine Felsenhöhle, in welcher ein gewaltiger Drache zahllose Schätze bewachte. Da das Unthier schlief, so gelang es

dem Manne, etwas davon zu erbeuten. Fortan fuhr der Drache allnächtlich feuerschnaubend durch die Lüfte und rächte sich an vieler Menschen Leben. Da unternimmt der alte Held für seines Volkes Heil und Wohlfahrt den schweren Kampf gegen diesen Feind. Mit Todesahnung zieht er zum Gebirge und ruft das Ungeheuer aus seiner Schlucht hervor. Furchtbar ist der Kampf; die glühende Lohe droht den Helden zu verzehren. Seine Begleiter entfliehen; nur Einer vermag es nicht; er gedenkt der Güte und Freundlichkeit des lieben Herrschers und stürzt ihm zur Hülfe sich nach. Den vereinten Kräften Beider gelingt der Sieg. Doch zu tief und schwer ist die Wunde, die des Drachen Kralle der Brust des alten Helden geschlagen hat. Er fühlt sein Ende nahen. Rasch läßt er seinen Gefährten die reichen Schätze aus der Höhle holen; denn damit wollte er seinen Treuen lohnen. Sich weidend an diesem Anblick und im Bewußtsein eines schönen Sieges zum Besten seines Volkes, gab er seinen Geist auf. Unter Thränen und lauten Klagen wurde der Körper des edlen Königs auf hochgethürmtem Scheiterhaufen den Flammen übergeben.

Da nun bereiteten der Gothen Helden
Am Abhang einen Hügel, hoch und breit,
Den Wogenschiffern weit hinauszusehen,
Und bauten völlig innerhalb zehn Tagen
Des Kampfberühmten Grab. Der Brände besten
Umgaben sie mit einem Wall, so würdig,
Wie ihn der Männer weiseste ersannen.
Sie legten in den Hügel Ring und Schmuck,
Die Kleinod' alle, wie sie aus dem Horte
Die Kampfesmuthigen vorher genommen.
Da ritten um das Grab die streitestapfern,
Der Edelinge Schaar, in Allem zwölf;
In Kummer klagten sie, den König lobend;
In wahrem Spruche sagten sie vom Helden,
Verkündeten sein ritterliches Wesen
Und priesen mächtig seine Heldenthat.
So ziemt es sich, daß man den lieben Herrn
Mit Worten lobe und im Herzen ihm
Ein liebendes Gedächtniß wahre, wenn er
Den todtverfallnen Leib verlassen muß.
Also betrauerten die Gothenleute
Des Herrschers Fall, die lieben Herdgenossen;
Sie sprachen, aller Weltenkön'ge sei er
Der mildeste und menschenfreundlichste,
Den Mannen lind, nach Lob am meisten strebend.

So schließt das Gedicht zwar mit inniger Klage. Doch bleibt das erhebende Bild des starken und milden Helden, der ein treuer Schutz und Hüter seines Volkes war, mit dem Siegeskranze geschmückt, in dem Herzen des Lesers zurück, und wir freuen uns herzlich, daß durch das Verdienst des Herrn Moritz Heyne nun auch das größere Publikum sich an diesem edlen deutschen Werke erfreuen kann.

England.

Der Großfischmarkt in London.
(Billingsgate.)

London ist alles Mögliche, unter Anderem aller möglicher Markt: immerwährender, unaufhörlicher Tag-, Nacht-, Wochen-, Jahr- und Weltmarkt; zu jeder Jahreszeit Oster- und Michaelis-Messe. Es giebt nie eine Stunde im Tage oder Jahre, in welcher nicht etwas feilgeboten und gekauft würde. Am heiligen Sonntage, wenigstens Morgens, ist's mitten unter Polizei und Verbot am schlimmsten. Die Sonnabend-Nacht- und Sonntags-Morgen-Märkte versorgen die Menge, die Millionen, hauptsächlich für die Woche. Auch wird jede Nacht hindurch in jeder Stunde auf der Straße und in weit offenen Läden und Liederlichkeits-Instituten ge- und verkauft, gegessen und getrunken. Auf den Straßen dauern Austern und andere See-Delikatessen, geröstete Kartoffeln und dergl. bis nach Mitternacht. Und dann sind schon die großen, blechernen Straßen-Kaffee-Behälter mit frischer Labe bereit, den müden, obdachlosen Vagabunden oder Unglücklichen für ihren letzten Half-Penny heißes Cichorienwasser zu kredenzen.

Auch kommen dann schon die häuserhohen Fuder von Früchten, Blumen und Gemüsen schwer und duftig durch die Straßen gerumpelt, alle nach der Centralstelle Coventgarden. Und unten auf der mächtig heranfluthenden Themse klappen und flatschen, wie seit Jahrhunderten, jede Nacht, nur immer zahlreicher, die braunen Segel einer ganzen Flotte von Gravesend herauf, reichlicher für einen Tag mit einer Aerndte aus dem Meere beladen, als vielleicht ganz Deutschland mit seiner vernachlässigten Seefischerei in einem ganzen Jahre selber aus dem unerschöpflichen Aerndtefelde zu schöpfen vermag.

Es ist die Seefischflotte Londons, die auf der stillen, ewig lebendigen Wasserstraße der Themse heranwächst, um, wie jede Nacht, in Billingsgate den täglichen Fischbedarf für London abzuliefern. Noch schläft London, wie es scheint. Die Penny-Dampfboote, die den ganzen Tag wie Schwalben auf der gepeitschten Themse umherfliegen, liegen zusammengehuddelt an den Ufern. Die riesigen Waarenlager und Großgeschäfte sind ungeheuer diebesfest geschlossen und die lange Säulenwand des Zollhauses hat nicht ein einziges ihrer vielen Fensteraugen offen. Selbst der knurzige Thurm der Kohlenbörse scheint sich schläfrig zusammengekauert zu haben. In den Docks liegen die Tonnen Wein, Cognak und sonstiger Spirituosen, die Lattenkörbe mit Früchten u. s. w. wie dicht zusammengepferchte, unabsehbare Schafheerden. In den engen Citystraßen trapst blos mit schwerem Schritt der einsame Policeman und zieht und zerrt im Vorbeigehen immer wieder an den dicken Eisenbarren der Ladenfenster, um sich zu überzeugen, daß sie auch wirklich diebesfest halten. Hier und da begegnen ihm bekannte Diebe und Nachtwandlerinnen mit Gin-Gesichtern. Aber er thut ihnen nichts, so lange sie blos wandern, und trinkt wohl gar seinen Cichorien-Mokka aus derselben Quelle.

London schläft, wie es scheint. Alle soliden Häuser, Läden und Augen sind geschlossen. Aber kommt nur in die rechten Gegenden des Nachtlebens, z. B. in die Nachbarschaft von Coventgarden und Billingsgate: Läden weit offen, scheunthorweit offen, heraus- oder vielmehr hineinfordernd offen, ohne eine einzige Scheibe in der ganzen Front, sondern mit lustig gähnender Hahaha-Mauloffenheit jeden Nachtwanderer anlachend und einladend. Das sind die Shops oder Schuppen, die Dich sättigen, um Dich durstig zu machen, das sind die Schuppen der Fischgerichte, die bei uns größtentheils nur als Gerüchte vorkommen. Welche Bündel und Haufen fabelhafter Fische, geräuchert, gesalzen und frisch, lachen aus diesen weiten Shops hervor! Getrocknete, gesalzene, geräucherte und frische Häringe, Bloaters*) aus Yarmouth, „gekipperte" See-

*) Schwer übersetzbare Benennungen, die wir deshalb beibehalten, da, wenn es auf Unterscheidung ankommt, die englischen Namen wieder zu Hülfe genommen werden müssen.

fische, Pilchards, Mussels, Periwinkels, Shrimps, Sprotten, Lachse, Hummern, riesengroße Seespinnen, unbekannte Delikatessen des Meeres in Fässern, Körben, Tonnen, Haufen, Paketen und Bünteln, in Millionen, in Myriaden.

Da viele dieser ehemaligen Bewohner salzigen Wassers getrocknet sind, so wirken Trockenheit und Salz ganz besonders auf den Durst. Es ist daher kein Wunder, daß die blaugeschürzten Eigenthümer dieser Fisch- und Austern-Shops nicht selten mitten aus ihren Reichthümern hervor um die Ecke schlüpfen, um im nächsten Nacht-Bier- und Gintempel ihre Andacht zu verrichten und nationale Mittel gegen den Durst einzunehmen. Manche begnügen sich auch mit der auf der Straße feilgebotenen Abkochung aus Cichorien, Pferde- (d. h. bei uns Sau-) Bohnen und gebranntem Korn, die unter dem Namen Kaffee gekauft und nicht aus Tassen, sondern pintenweise — ein Nösel auf einmal — getrunken wird.

Dicht an Billingsgate ist eine Schlüpfe, ein Gäßchen, genannt Darkhouse Lane — Dunkelhausgasse — mit der Darkhouse-Taverne, stets die ganze Nacht offen, wie die Namensvetterin auf dem Nachts lebendigen großen Fleischmarkte Newgate. Die anderen drei: Bowlers, Bacons und Simpson's nehmen einen höheren Rang und besseren Platz auf dem prachtvoll modernisirten Billingsgate-Fischgroßmarkte ein.

Das Wort Billingsgate ist so wichtig und wesentlich in der englischen Sprache und Literatur, daß man gut thut, zu sagen, was es bedeute.

Um gelehrt anzufangen, bemerken wir, daß der König altheidnischer Briten, Belin mit Namen, das Wasserthor und den Fischhafen Londons, jetzt genannt Billingsgate, vier Jahrhunderte vor Christi Geburt erbaut haben soll. Da Fischweiber und Fischmärkte überall in einem bestimmten Rufe stehen, konnte es auch im Laufe der vielen Jahrhunderte nicht fehlen, daß Billingsgate mit seiner Bevölkerung, Sprache und Sitte als Muster des Plebejen und Gemeinen ein festes Gepräge gewann, so daß Jeder wußte, was es heiße, wenn Shakspeare oder irgend ein anderer Dichter Jemanden mit Billingsgate-Anspielungen traktirte. Das alte ist nun freilich verschwunden. An die Stelle der alten Schuppen, Ställe, Schmutzereien und Hütten, die bis vor etwa 20 Jahren den Großfischmarkt von London charakterisirten, ist eine architektonisch großartige Verkaufshalle mit Dach und Thurm, und eine luftige, reinliche Räumlichkeit mit einem Springbrunnen in der Mitte getreten, so daß die vornehmsten Herren nicht anstehen, hierher zu kommen, um bei Simpson's an einem der täglich zweimal wiederholten Ordinair-Fisch-Diners (à 18 Pence oder 15 Sgr.) Theil zu nehmen und dazu ein Glas des berühmten Simpson'schen kalten Punsches zu trinken.

Freilich jetzt, d. h. zwischen 1—5 Uhr des Nachts, ist nicht viel Platz für vornehme Herrschaften. Die Fahrzeuge der Flotte landen und löschen in fieberhafter Schnelligkeit, holländische Schiffe mit Aalen, Nordseeboote mit Hummern, Schiffe von Hartlepool, Whitstaple, Harwich, Groß-Grimsby u. s. w., klobige, kauernde, faßartige, aber auch sehr faßliche Lastwagen des Meeres, die sich immer dichter heranschieben, durch fliegende Brücken mit dem steinernen Bollwerk verbunden und in einer Mischung von Gaslicht und Morgenroth von unzähligen massiven privilegirten Trägern gelöscht werden. Dabei kann man das seit Jahrhunderten berühmte Billingsgate-Englisch in ganzer Fülle und Frische hören, aber selten etwas davon verstehen, auch wenn man mit der Ausdrucksweise des gemeinen Lebens und Volkes vertraut ist. Das frische, stets für die vornehme Welt und die Literatur produktive Straßen-Englisch mischt sich hier stark mit nautischen Ausdrücken, mit der eigenen, mächtigen Seemanns-, Salz- und Süßwassersprache. Ich will hierbei eine Bemerkung machen, die ich genial und treffend von einem Anderen gehört habe. Die englische Sprache ist ungemein produktiv an neuen, treffenden, meist schlagend witzigen Ausdrücken, die sich fortwährend in die höhere Umgangs- und Literatursprache einbürgern. Dickens und andere drastische Volks-Schriftsteller schöpften ihren besten Reichthum an frischen Worten und Anschauungen aus den Polizeigerichtshöfen, in denen Verbrecher und Vagabunden und gemeine Leute von der Straße ihre unstudirte, aus der Tiefe und Niedrigkeit des Lebens sprudelnde Beredsamkeit entwickeln. Sie sind die besten Wort- und Witz-Lieferanten. Anderswo, also auch in Deutschland, ist's ebenso; nur daß unsere meisten Literaten sich der gebildeten Mittelmäßigkeit wegen, um parlamentarischer Blässe willen, zu sehr an bereits ausgemünzte und abgescheuerte Phrasen und Formen halten und neue Anschauungen und Worte aus dem Leben als unparlamentarisch vermeiden. Auch lassen Redaktionen und Verleger nicht leicht originale Kraft und Frische zu.

Doch zurück in den malerischen Tumult des beginnenden Billingsgate-Marktes! Straßen- und Seewasser-Englisch, der Duft frischer Mackarelen und von Theer und Pech, gelbbraune Segel und morgenrother Himmel, Taue, Takelagen, Körbe, Fische, Leinwandhosen, Wasserstiefeln, blaue Schürzen, schwer trapsende Füße, Nachtluft und Düfte aus den „Halle" der Fischerflotte mischen sich in dramatischer Konfusion. Dabei schlägt's auch mit der Zeit fünf Uhr von der großen Billingsgate-Glocke herunter, fünf elektrische Schläge, die durch alle Glieder des Fisch-Publikums zucken, denn nun geht's los. Die nicht privilegirten Fisch-Auktionatoren eilen aus Bacon's Taverne heraus mit ihren langen, starken Conto-Büchern, die sie bei'm Zuschlagen an den Meistbietenden als Hammer brauchen, und suchen ihre Bühnen auf in der Mitte von hölzernen Bänken und umgeben von eifrig heandrängenden Menschen und Haufen beschuppter Seeungeheuer, unter denen aber auch die populären Häringe, ganz frisch und eingesalzen (obgleich Jemand sagte, das Meerwasser sei so salzig wegen der vielen Häringe darin), fette Lachse und sonstige alte Bekannte nicht fehlen.

Die meisten Leute drum herum haben ihre orthodoxen blauen Fischhändlerschürzen um und kleine Augen im Kopfe. Ob vielleicht eine Art von physiologischer Sympathie zwischen den kleinäugigen Wasserbewohnern und ihren Händlern herrschen mag, so daß sie im zeitlebigen Umgang mit ihnen unwillkürlich so fischäugig werden?

Wir überlassen die Antwort darauf anderen Leuten und sind ganz Auge für die nun rasch und frisch sich entwickelnde achtfache Verauktionirung.

Wir halten uns an einen. Er steht in seinem „box", auf seinem Katheder, seiner Auktions-Kanzel. Um ihn herum stehen in dichten Haufen auf Bänken die „doubles" von plaice, soles, haddocks, whitings, mackarels, herrings" und „offal". Ein „double" oder „Doppelt" ist ein länglichrunder Korb, nach unten abnehmend, gefüllt mit 3—4 Dutzend Fischen. „Offal", Abfall, heißt jeder Haufe verschiedener, mehr oder weniger beschädigter, aber natürlich ebenfalls noch ganz frischer Fische. Auf ein Zeichen des Auktionators packt ein muskulöser Kerl ein Paar „doubles" und wirft sie sich auf beide Schultern, daß sie vom Publikum genau gesehen werden können und nun beginnt das Bieten.

„Soles", Soolfische, eigenthümlich runde und flache Kreaturen, gehen manchmal für 4 Schillinge pro „double" (1 Thlr. 10 Sgr.)

ab und werden nicht selten ein Paar Stunden darauf für 2—3 Pfund (20 Thaler) im Einzelnen verkauft, so daß man sieht, was für ein Geschäft der Fischhandel ist, von welchem wir in unserer Trägheit noch gar keine Ahnung haben, obwohl wir mit ordentlichem „Fischfang auf hoher See" und einiger Organisation landeinwärts alle Tage unsere frischen Seefische bis Berlin, Leipzig, Dresden u. s. w. essen könnten.

In früherer Zeit wurden in Billingsgate einmal 40 Guineen (280 Thaler) für 100 Makarelen geboten. Jetzt wird dieselbe Menge oft für eben so viel Schillinge zugeschlagen. Die „plaice"-Fische gehen für 1 Schilling 6 Pence bis 4 Schillinge für jedes „double" ab.

„Offals" oder Abfälle werden nur von den Fischbratern gekauft, besonders von dem Rothschild der zahlreichen Fischbrater-Race, der weit im Norden, im populären, plebejen „Somers Town" wirthschaftet. Der lange, hagere, gelbliche Mann mit einem brennend rothen und gelben Taschentuche um seinen schecken, schmutzigen Hemdenkragen, der kaltblütig und spielend beinahe in einem Athem bis 20 Doubles von Abfällen und bis 30 Scheffel „periwinkles" und „whelks" (zwei Arten von Meeresschnecken) kauft, um sie mit Profit wieder an Tausende von kleinen Bratfischhändlern und Verkäufern auf der Straße abzulassen, das ist der Rothschild der Offalisten und „Bumbarees."

Bumbaree's sind in diesem gewerbefreien Lande gedeihende, ungelernte, ungelehrte und unkonzessionirte, völlig freie Geschäftsleute, die weiter nichts thun, als Fische vom Auktionator zu Billingsgate kaufen und sie im ersten, besten, für 6 Pence gemietheten stall, offener Bude, mit Profit an Wiederverkäufer und „Brater" verkaufen. Jeder Mensch kann mit ein Paar Thalern ein Bumbaree werden und es weit bringen.

Nicht alle Fische werden in Billingsgate verauktionirt. Dazu privilegirt sind blos folgende: plaice, soles, frische haddocks, skates, maids, cod und ling, letztere beide Sorten in Bündeln zu 3—4 Stück, die an Fäden durch die Flossen zusammengebunden sind.

Die frischen Häringe werden auf den Schiffen selbst in „langen Hunderts" (d. h. zu 130) und in Fünf-Würfen (mit jedem Wurf 5) verkauft, Aale in rafts oder Zügen zu 20 Pfund, Sprotten scheffelweise und in „Tindals" à 1000 Scheffel. Im Winter werden jede Woche mehrere solche „Tindals" und vielleicht jeden Tag ein Tindal zu 1000 Scheffeln verkauft und wohlfeil und wohlschmeckend von den Reichsten und Aermsten gegessen. Für 3 Pence oder 2½ Sgr. kann man sich über und über, in- und auswendig mit gebratenen Sprotten einölen. Sie werden eine Minute auf einer Drahtpfanne übers Kohlenfeuer gehalten und mit den Fingern gegessen. Wer dazu Messer und Gabel brauchte, würde für ebenso barbarisch gelten, als Jeder, der beim Fischessen ein Messer in die Hand nähme.

Lachse und Lachsforellen kommen in Fässern (im Sommer in Eis) per Eisenbahn und werden durch Privat-Kontrakt für so und so viel pro Pfund an Wiederverkäufer abgelassen. Dieser aristokratische Fisch wird nicht der Demüthigung des Hammers unterworfen.

Die ungeheure Masse von getrockneten und geräucherten Fischen, die uns aus unzähligen Fisch- und Austerläden (oder Speise-Anstalten) entgegenduften, kommen meist (wenigstens am besten) von Yarmouth. Die meisten Verkäufer auf den Straßen räuchern sich ihre frisch gekaufte Waare selbst und zwar in schilderhausförmigen Kasten von Draht, an welchen die frischen Fische ringsum angereiht werden. Dann wird ein Kohlenfeuer unten in die Mitte gemacht und mit Mahagonispänen so lange bestreut, bis die Räucherung vollendet ist.

Unter den Käufern und Verkäufern von Billingsgate fiel mir ein sonderbares Individuum auf, das blos Häute von abgeledierten Sool-Fischen (soles) für den festen Preis von 4½ Pence pro Pfund kaufte und nichts Anderes. Dieses eigene beschränkte Geschäft hat gleichwohl eine ungeheure Ausdehnung. Alle Fischhändler bringen ihre Sohl-Häute zu ihm und er verkauft sie wieder centnerweise für Raffinir-Zwecke.

Krustaceen und Mollusken, also krebs- und schneckenartige Seethiere, werden in anderen traditionellen Formen verhandelt. Was die populäre, von jedem Bettler bis in die Nacht hinein auf der Straße gegessene Auster betrifft, so giebt es außer den allgemeinen „natives" noch native pearls, eingeborene Perlen, Jersens, Old Barleys und Commons, gemeine. Sie werden immer auf den Austerschiffen selbst aus erster Hand gekauft und zwar scheffelweise. Vermöge einer alten, mysteriösen Gerechtigkeit, muß jeder Käufer für jeden Scheffel 4 Pence an einen stets anwesenden Mann abgeben. Niemand weiß, warum und wofür und wozu, aber deshalb verweigert ihm doch Niemand diese Steuer. Ebenso läßt sich's jeder Käufer gefallen, daß er seine Waare nicht selbst ans Ufer tragen darf, sondern sie, 4 Pence pro Scheffel, von privilegirten „shoremen" (Ufermännern) ans Land bringen lassen muß, so daß dem Käufer für jeden Scheffel 8 Pence Abgaben entstehen. Dies vertheuert aber den allgemein beliebten Artikel nicht merkbar. Jeder in London kann Austern von früh bis tief in die Nacht hinein essen, entweder vornehm zum Wein, oder billiger in einem der unzähligen Austern-Shops, oder noch billiger mit Essig und Pfeffer gleich auf der Straße von der Tisch-Karre des herumfahrenden, bis tief in die Nacht ausrufenden Hökers.

Da Krebse und Austern ihre Zeiten haben, erstere in den Monaten ohne, letztere in denen mit „r", ist die jedesmalige Eröffnung der Austern-Saison ein echtes Volksfest auf allen Straßen, besonders in der Nähe von Billingsgate und den tiefen, alten Straßen in der Nachbarschaft der London-Brücke, in deren Regionen man auf vielstufigen Steintreppen hinaufsteigen muß. Die echten Austern-Enthusiasten steigen dann aber lieber hinunter, um sich mit Matrosen, Krethi und Plethi weiblichen, männlichen und unerwachsenen Geschlechts um den Tisch auf der Straße zu drängen und zu warten, bis der aufgestreifte, nackte Arm und das blitzschnelle Austernbrechermesser des Händlers ihm sein Dutzend für 5 Sgr. aufbricht und mit der Hand präsentirt. Aus der Essigflasche und Pfefferbüchse kann er sich so viel dazu nehmen, als er will. Oder der junge Austern- und Schönheitsliebhaber wartet wohl auch, bis die dralle Gehülfin und Tochter des geschäftigen Vaters ihn mit derber Antwort auf eine derbe Schmeichelei mit den zwölf oder vierundzwanzig vollen Austerschaalen-Präsentirtellern bedient. Manchmal sind sie auch billiger als ½ Pence (5 Pfennige) das Stück, so daß jede Kasse und Klasse sich alle Tage mit der wohlschmeckenden, frischen, nahrhaften Delikatesse gütlich thun kann. Und ich habe einen Ungar in London gekannt, der seinen unersättlichen Appetit auf diese lebendigen Sahntorten des Meeres dadurch befriedigte, daß er fast jede Mitternacht mit einem großen Sacke ausging und den Ausrufern ihre Reste spottbillig abkaufte, bis der Sack voll oder kein Ueberbleibsel mehr zu haben war.

Ja, die Engländer genießen und würzen ihr Leben prächtig durch unerschöpfliche, alle Morgen frische Aerndten aus dem Meere. Was sie außer Fischen und Austern noch an mussels (Seemuscheln), „winkles" (periwinkles), Krebsen, Hummern und „shrimps" (heuschreckenartigen Meerkrabben) und sonstigen Schnecken, Muscheln, Mol-

lusken und Meerdelikatessen verzehren, das geht für unsere Begriffe und Magen ins Fabelhafte.

Wir wollen eben nur noch sagen, daß die drei Arten „mussels": holländische, Exeters und Shorehams, in großen Säcken à 3 Ctr. zu 3—5 Schillingen pro Sack, die vier Sorten „winkles": schottische, Clays, Insel Wight- und Maldens, scheffel- und gallonenweise, Krebse in „Kits" (langen, flachen Körben) oder in Portionen zu zwanzig, Hummer in Zwanzigern und „doubles" in Billingsgate en gros verkauft werden.

In einigen benachbarten Gäßchen, darunter Love lane (Liebesgäßchen), giebt es große Kochanstalten für die rohen, frischen Krebs- und Molluskenthiere, wo sich jeder Wiederverkäufer, der's nicht selbst dazu hat, seine Waare zu 4 Pence pro Scheffel gar und salzig kochen läßt. Krebse und Hummern werden ebendaselbst, 6 Pence für je zwanzig, geschäftsmäßig rasch todt gebrüht und roth gekocht, während alle anderen Thiere durch den Tod blaß werden.

Nun möcht' ich noch das Talent haben, zu sagen und zu schildern, wie diese Millionen von Meeresbewohnern jeden Morgen in Tausende von Läden mit Marmorplatten und Eis, in Hunderttausende von Küchen, auf Millionen Tische und Tafeln und in Millionen Magen wandern, wie auch die Aermsten alle Tage von der täglich frischen Aerndte aus dem Meere ihren Antheil bekommen und sich mit Hülfe einer großen gerösteten Kartoffel (die alle Abende — „all hot" — ganz heiß durch alle populären Straßen hindurch ausgeschrien und à ½ Penny ohne, à 1 Penny mit Butter massenweise bis gegen Morgen abgesetzt werden) satt und warm essen können, wie Andere neben ihnen schon ihr erstes Frühstück als Kaffee auf der Straße genießen, während Diese erst zu Nacht essen, wie in anderen Straßen und auf anderen Plätzen sich während der Nacht der täglich frische Gemüse-, Frucht- und Blumenmarkt, der lebendige und todte Fleischmarkt immer wieder hinreichend für 3 Millionen Menschen füllt und mit jedem anbrechenden Morgen ganze Armeen von dienstbaren Geistern sich meisterhaft durch die 3100 Straßen vertheilen und vor jeder Thüre Fische, Fleisch, Gemüse, Früchte und jedes Bedürfniß ausschreien und auf einen Wink rasch und billig befriedigen.

Ja, wer das ordentlich sagen und schildern könnte, der würde zugleich der Welt das Geheimniß verrathen, wie die Bevölkerungsmasse manches Königreichs, hier in Einer Stadt vereinigt, gerade deshalb so sicher, bequem und hinreichend jeden Morgen und jeden Tag 24 Stunden lang mit allen möglichen Bedürfnissen und Luxus-Gegenständen versorgt wird, weil Niemand durch Polizei, Konzession und sonstige Regierungsweisheit gehindert wird, sich zu nähren und jedes Nahrungs- und Lebensbedürfniß Anderer zu befriedigen.

Die periodische Presse Englands.

Schon früher wurde in diesen Blättern darauf hingewiesen, von wie mächtigem Einflusse eine an sich nicht sehr bedeutende finanzielle Maßregel, die Aufhebung der Papiersteuer, auf die Entwickelung der englischen Presse, namentlich derjenigen, welche bestimmt ist, in die breiteren und tieferen Massen zu dringen, gewesen ist. Wir sind heute in der Lage, noch genaueres statistisches Material zu bieten, welches aus den Angaben der größeren Londoner Verlagshandlungen und Zeitungs-Verleger erwachsen ist, zusammengestellt von John Francis, dessen frühere Uebersichten wesentlich dazu beigetragen haben, die schwankende Majorität im Parlament der Aufhebungs-Bill zu sichern und so die letzte chinesische Mauer der „Intelligenz-Besteuerung" in England zu stürzen.

Der durchschnittliche Umsatz der in London erscheinenden Tagesblätter beläuft sich jetzt auf zusammen 248,000 Exemplare, also wöchentlich 1,488,000; jährlich 77,376,000 Nummern. Die Times allein zieht seit Aufhebung der Papiersteuer durchschnittlich 13,000 Nummern mehr ab. Im Gegensatze zu der deutschen Weise suchen nämlich die englischen Zeitungen ihr Haupt-Absatzfeld im Verkauf einzelner Nummern, deren Auflagen nach Zeit und Umständen manchmal sehr bedeutend variiren.

Die wöchentlichen Journale hat Francis ihrem Inhalte nach in 10 Unterklassen gruppirt und giebt deren Gesammt-Auflage, wie folgt, an:

1,149,000	von	solchen, die wesentlich politische, aber auch andere Artikel bringen;
510,400	„	politischen Journalen;
252,500	„	Journalen für Sport ꝛc.;
47,000	„	Zeitschriften für Acker- und Gartenbau;
44,050	„	„ „ Bau- und Ingenieur-Wissenschaft;
40,750	„	Zeitschriften für Literatur und Kunst, auch literarische Journale mit politischen Leitartikeln einbegriffen;
15,300	„	Zeitschriften für Medizin, Chemie, Pharmazie;
12,000	„	„ „ Rechtswissenschaft;
8,500	„	„ „ Musik;
183,700	„	„ „ Theologie, wissenschaftliche sowohl, als erbauende;

also 2,263,200 Höhe der Gesammt-Auflage aller wöchentlichen Journale, wobei diejenigen, welche im englischen Bücherverkehr als „Magazines" bezeichnet werden, nicht mit einbegriffen sind.

Das giebt also jährlich die Anzahl von 117,686,400 Nummern und zusammen mit den oben angegebenen Tagesblättern eine Totalsumme von 195,062,400, gegen 118,799,200 im Jahre 1860, demnach einen Zuwachs von 76,263,200 Nummern. Außerdem wird in einer Londoner Offizin noch der wesentliche und allgemeine Theil von 400 Lokalblättern gedruckt, welche in einer Auflage von je 800 Exemplaren in kleinen Orten Englands ausgegeben werden.

Bereits in den Jahren 1830 und 1831 wurden verschiedene Versuche gemacht, billige volksthümliche Wochenschriften für Unterhaltung und Belehrung einzuführen und besonders wurde dieses Ziel von der „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" (Society for the Diffusion of Useful Knowledge) ins Auge gefaßt. Aber fast alle Versuche scheiterten; nur 2 Journale von den vielen damals begründeten erscheinen noch heut, das „Mechanic's Journal & Magazine," das in gewerblichen Kreisen sehr verbreitet ist, und „Chambers's Journal," das eine Circulation von 60,000 Exemplaren besitzt.

Die Agitation für die Reformbill brachte eine mächtige Bewegung und ein fast leidenschaftliches Lesebedürfniß hervor, und mit Umgehung der Stempelsteuer erschienen zu jener Zeit billige Neuigkeiten-Berichte. Diese Berichte fanden in jeder Stadt des Königreichs sehr rasch eine große Anzahl von Käufern, obwohl die Regierung deren Verbreitung mit allen Mitteln zu hemmen suchte. Es entstand der in der englischen Presse wohlbekannte sogenannte „Stempelkrieg," eine Bewegung von großer Tragweite, in Folge deren in den Jahren 1832 bis 1835 nicht weniger als 500 Personen eingekerkert wurden. Auch Henry Hetherington, Verleger und Drucker der Zeitschrift: „The Poor Man's Guardian" mußte vor einem

besondern Tribunale des Court of Exchequer, welchem Lord Lyndhurst präsidirte, erscheinen. Er führte seine Sache selbst und wurde freigesprochen. Dieser wichtige Urtheilsspruch ebnete den Weg für die bald darauf folgende Umgestaltung in der englischen Preß-Gesetzgebung, welcher man zum großen Theile mit den Aufschwung und Erfolg der englischen Zeitungspresse verdankt.

Vorher aber hatte Hetherington noch manche unliebsame Begegnung. Die Polizei bewachte ängstlich seine Thür, ohne jedoch in das Innere seines Hauses eindringen zu dürfen. Wenn er nun gerade nicht im Gefängnisse saß, suchte er verstohlen in seine Arbeitsbureaux zu gelangen, oft als Quäker verkleidet, ließ dann Ballen mit Makulatur, scheinbar mit Beobachtung äußerster Vorsicht, hinausschaffen und benutzte die Zeit, während welcher die Polizei mit Durchsuchung dieser für ihn werthlosen Packete beschäftigt war, um auf anderem Wege die wirkliche Kontrebande sicher zu befördern.

Was die „Magazine" anbetrifft, so hat deren Gesammt-Auflage im Jahre 1831 schwerlich die Zahl von 125,000 überschritten. Vergleichen wir damit den gegenwärtigen Stand, so finden wir schon in dem wöchentlich erscheinenden ein ganz erstaunliches Wachsthum.

Nach Klassen geordnet, finden wir als religiöse 15 wöchentlich erscheinende Publikationen mit einer Gesammt-Auflage von 489,600; technologische, pädagogische und allgemein bildende Journale, von denen manche auch Unterhaltungs-Lektüre bringen, giebt es 32 mit 734,000 Exemplaren. Eigentliche Unterhaltungs-Journale mit artistischen und musikalischen Beilagen erscheinen wöchentlich 13 mit einer Gesammt-Auflage von 1,053,000.

Dann kommt das eigenthümliche Feld der grausigen Mord- und Räubergeschichten zu Wasser und zu Land, der romantischen Erzählungen, der Berichte von besonders interessanten Hinrichtungen, „very nice murders" u. dergl., welche nicht eigentlich als Journale, aber doch regelmäßig wöchentlich erscheinen. Sie figuriren mit durchschnittlich 8 Stück und 195,000 Exemplaren wöchentlich.

Interessant ist es ferner, die Einwirkung der liberaleren Preßgesetze auf unmoralische Schriften (Erotica) zu verfolgen. Diese schienen allerdings bei Aufhebung der Papiersteuer einen frischen Anlauf zu nehmen, sanken aber bald sehr weit unter ihren früheren Stand zurück. Vor 3 Jahren wurden wöchentlich 52,000 Exemplare von direct unmoralischen Schriften gedruckt; gegenwärtig sind es noch 9000; eine Erscheinung, die sich übrigens auf dem Kontinent und auch sonst in der Kulturgeschichte vielfach wiederholt. Die Zeiten, in welchen die Presse durch äußeren Druck oder innere Fäulniß verkommen ist, sind stets die Blüthentage der Erotica.

Die sogenannte „freidenkende" Literatur erreicht in ihren wöchentlichen Publikationen die Zahl von 5000 noch nicht.

Lassen wir nun die Monthly Magazines noch Revue passiren, so zeigen dieselben analoge Verhältnisse.

Der wissenschaftlichen Theologie und Erbauung dienen 84 Publikationen mit zusammen 1,469,500 Auflage. Eine andere Klasse, ebenfalls mit religiösem Hintergrunde, doch auch Unterhaltungs-Lektüre bietend, zählt 22 Monatsschriften mit 400,000 Exemplaren. Mäßigkeits-Literatur ist durch 20 Publikationen in 793,500 Exemplaren vertreten und verfolgt meist die Tendenz, durch Belehrung und Ueberzeugung die Ausbeutung der Mäßigkeits-Prinzipien zu fördern und gouvernementale Einmischung zurückzuweisen. Der Unterhaltungs-Lektüre und technologischen Literatur dienen 19 Zeitschriften mit 338,500 Auflage. Eigentliche „Magazine" giebt es 54 mit 224,850 Exemplaren; von bedeutenden Buchhändler-Firmen herausgegebene bringen eine Auflage von 363,250; im Ganzen dürfte der Verbrauch von monatlichen Magazines mindestens viermal so groß sein, als in den Jahren 1830—1831.

Die Verleger, welche die Grundlage dieser Statistik mit großer Bereitwilligkeit geliefert, sind: Chambers, Chapman & Hall, Wallis, Cassel, Routledge u. A. Wir entnehmen dieselben dem englischen Bookseller, 1864, Nr. 5. E. S.

Frankreich.

A. Gabourd's „zeitgenössische Geschichte."*)

II.

Ludwig Philipp und die Herzogin von Berri.

Ludwig Philipp saß bereits zwei Jahre auf dem Thron. Die Bourbonisten begriffen sehr wohl die Schwierigkeiten seines Regiments und suchten dasselbe überall zu erschüttern; der Heerd dieser Versuche war nicht mehr der Wohnsitz des exilirten Königs Karl X., sondern der Hof oder vielmehr das Lager der Herzogin von Berri in Massa. Karl X. sah nur mit Mißtrauen auf die Unternehmungen der Herzogin, er forderte sie auf, Nichts zu thun, sondern zu ihm nach Schottland zurückzukehren; sie folgte der Einladung nicht und der König schickte einen seiner Vertrauten, den Herzog von Blacas, der sie vor allen übereilten Schritten warnen sollte. Die Herzogin suchte sich dieses Wächters zu entledigen, und begann ihre Operationen.

Bei diesen war von Discretion nicht die Rede: die „Royalisten," wie sie sich nannten, bewaffneten sich unter freiem Himmel und sagten dem Ersten Besten: nächstens würde die Erhebung des „Königthums" wieder erfolgen. In Italien waren das ganze diplomatische Corps und die Consuln, ihre Gehülfen, von den Plänen der Herzogin unterrichtet, und natürlich ebenso der Gesandte Ludwig Philipp's in Rom. Man wußte, daß die Herzogin an eine Landung an der französischen Küste dachte; nur kannte man den Ort noch nicht. Ludwig Philipp ließ im Mittelmeer einige Fahrzeuge kreuzen, welche die Einschiffung verhindern sollten.

Indeß nahte der entscheidende Moment: die Agenten des Hofes von Massa waren längs des Meerbusens von Genua zerstreut, Banquiers liehen ihnen die nöthigen Gelder; die Herzogin zählte auf ihre Anhänger am Turiner Hofe, namentlich auf den Marquis Pallavicini, den Vertrauten des Königs Karl Albert, dessen Unvorsichtigkeit auch einen Moment den Hof von Turin kompromittirte. Die Herzogin hatte ihren Palast zu Massa noch nicht verlassen, als bereits Herr von Saint-Priest in Livorno ankam, um den Erfolg der Expedition zu sichern. Zunächst galt es, einen geheimen und sicheren Weg ausfindig zu machen: in Livorno fand sich ein Privatdampfer, der Carlo-Alberto, der öfter den Weg zwischen Livorno und Genua gemacht hatte; Herr von Saint-Priest hatte unter dem Titel eines Herzogs von Almazan sich mit dem Capitain in Beziehung gesetzt, um das Fahrzeug zu einer Vergnügungsreise nach Barcelona und Gibraltar zu miethen. In dem Vertrage, der zu Stande kam, gab der Herzog sein Gefolge auf dreizehn Personen an; es waren dies (natürlich sämmtlich unter falschen Namen) der Graf Kergorlay und sein Sohn, de Bourmont, de Sala, Offiziere der königlichen Garde, die Herzogin von Berri, Fräulein Lebeschu, ihre alte Hofdame, der

*) Histoire contemporaine par Amédée Gabourd. Paris, Firmin Didot Frères, 1864. (Vergl. Nr. 34 des Magazins.)

Graf Mesnard und einige Personen von geringerer Wichtigkeit. Am 25. April 1832 um drei Uhr Morgens segelte man nach Frankreich und die Fahrt war glücklich. Indeß während die Herzogin sich Marseille näherte, war bereits der Präfekt des Departements der Rhone-Mündung und der Commandant der Militair-Division vorbereitet, das Unternehmen zu vereiteln.

Am Abend des 28. April kam man an der Küste von Marseille an; das Ausschiffen erfolgte in der Nacht und unter mannigfachen Gefahren. Das Meer ging hoch: man dirigirte das Schiff zunächst nach einem nahgelegenen Punkte, an dem sich leicht landen ließ. Es war wichtig, daß man vor Tagesanbruch auf dem Festlande war: indeß als man sich näherte, bemerkte man ein rothes Licht, das die Anwesenheit einer Zollwache verrieth; man steuerte also auf einen anderen Punkt los. Die Herzogin mußte über große zerklüftete Felsen klettern, Schluchten überspringen: indeß man kam doch ans Land und schlich nach einem vorher ausgewählten isolirt gelegenen Hause, das einige (französische) Meilen von Marseille entfernt ist. Die Sonne stand schon sehr hoch, als man daselbst ankam, auf das Höchste ermüdet und abgespannt. Nach kurzer Rast schickte die Herzogin zwei Vertraute nach Marseille und ließ dem Chef des royalistischen Comités daselbst sagen, daß sie angekommen sei und die Erfüllung der Versprechungen erwarte, welche sie zu ihrem Unternehmen veranlaßt hätten. Noch an demselben Abend brachte ein Bote folgendes Billet: „Heil über die glückliche Ankunft! Marseille wird sich morgen erheben!" Die royalistische Partei liebte die Illusionen.

In der Nacht vom 29. zum 30. April hatten die Behörden zu Marseille die Posten verdoppeln lassen und das Militair in den Kasernen konsignirt. Die Verschworenen glaubten sich entdeckt, und überstürzten daher ihre Aktion: am 30sten 5 Uhr Morgens begab sich eine bewaffnete Versammlung nach der Kirche Saint-Laurent, nahm die Trikolore fort und pflanzte das legitimistische Zeichen auf; zugleich ertönte überall die Sturmglocke und rief die Getreuen, indeß es kam nur ein sehr kleines Häuflein. Die große Masse, welche sich um die Kirche sammelte, bestand nur aus Neugierigen. Zwei- oder drei tausend Menschen, die sich in der nächsten Nähe der Verschworenen befanden, riefen: Es lebe Heinrich der Fünfte! und richteten ihre Blicke auf das Meer, als erwarteten und begrüßten sie ein Schiff. Der Posten, der sich in der Nähe des Quarantaine-Gebäudes befand, wurde überfallen, die Mannschaften entwaffnet und gemißhandelt, man riß ihnen die Kokarden ab, die Trikolore ward auch hier durch die legitimistische Farbe ersetzt: das war der einzige Sieg, welchen die Royalisten davontrugen.

In der Stadt selbst hatten sich bei dem Rufe: Es lebe Heinrich V.! Es lebe das Kreuz! verschiedene Gruppen gebildet. Die größte zog unter Führung eines alten Obersten der königlichen Garde, de Lachaud, vor den Justizpalast, der von einer Abtheilung Linien-Truppen unter dem Lieutenant Chazal besetzt war. Chazal kommandirte: Geladen! Fällt das Bayonnet! Bei dieser Demonstration flohen die Meisten, Chazal stürmte nun mitten in die Menge und verhaftete Einige von denen, die laute Drohungen vernehmen ließen, darunter den Oberst de Lachaud, und einen früheren französischen Consul zu Nizza, de Candolle. Die Menge, welche sich ihrer Führer beraubt sah, stob auseinander, und als die Garnison und die Nationalgarde im Eilschritt herbeikamen, fanden sie kein Angriffsobjekt mehr: die Ruhe war völlig hergestellt.

Auf dem Carlo-Alberto beobachtete der Kapitän mit Hülfe eines Fernrohrs, was sich in Marseille zutrug: er bemerkte von der Höhe des Mastes eine lebhafte Bewegung, er sah das weiße Banner auf dem Thurme von Saint-Laurent, sah dies Banner nach einigen Stunden ersetzt durch die Trikolore und begriff, daß die Emeute unterdrückt war.

In ihrem kleinen Hause erwartete die Herzogin mit einer Angst, welche sie nicht zu unterdrücken vermochte, Nachrichten aus Marseille; am 30. vier Uhr Nachmittags kam endlich ein Bote mit dem lakonischen Billet: „Der Versuch ist mißglückt, man muß Frankreich verlassen". „Frankreich verlassen, rief die Herzogin, das scheint nicht nothwendig; diesen Ort allerdings verlasse ich, um diese braven Leute, welche mich aufgenommen haben, nicht zu kompromittiren." Sie gab den Befehl zum Aufbruch, und als sie das Haus verließ, sagte sie zu den Herren, deren Begleitung sie abgelehnt hatte: „Uns bleibt die Vendee, dort hoffe ich, Sie zu sehen." Zwei Tage und zwei Nächte irrte sie umher, immer in Furcht, den Zollsoldaten in die Hände zu fallen. Endlich fand sie Aufnahme in dem Landhause des Herrn von Bonrecueil; man verschaffte ihr einen Paß, und den 4. Mai reiste sie nach dem Westen.

In tiefstem Incognito passirte sie Nimes, Montpellier, Narbonne und Carcassonne; in Toulouse bot ihr ein Getreuer ein sicheres Asyl an, in dem sie den günstigen Augenblick zu einem Aufruf an die südliche Bevölkerung abwarten sollte, die Herzogin lehnte ab. Sie hatte in Toulouse eine politische Unterhaltung, in welcher man sie darauf aufmerksam machte, daß die Vendee mit Soldaten vollgepfropft sei: „Die Vendee vollgepfropft mit Soldaten? entgegnete sie; gut! desto besser! Ich kenne Viele von ihnen, die in der Garde waren: sie werden nicht auf mich schießen. Die Vendee hat mein Wort, ich werde es halten!" Sie zeigte sich immer stolz darauf, die Aufgabe einer Margarethe von Anjou, einer Maria Stuart und Henriette von England zu erfüllen. Die Regierung Ludwig Philipp's glaubte, die Herzogin habe sich auf den Carlo Alberto geflüchtet, der nach Corsika steuerte und den sie verfolgen ließ; als sie ihren Irrthum erkannte, war die Herzogin bereits in der Vendee und hatte das Signal zur Erhebung gegeben. Ein Advokat von Nantes hatte es übernommen, allen Führern den Befehl der Herzogin zu überbringen: der 24. Mai war der bestimmte Tag; die Herzogin folgte ihrem Emissär und begab sich zunächst nach dem Schloß de la Prueille bei Montaigu. Sie trug das Costüm der jungen Bauern von Poitou; ihre blonden Haare waren unter einer schwarzen Perrücke verborgen; sie nannte sich Petit Pierre. In diesem Costüm kam sie am 21. Mai zu Meliers an, bei Nantes, auf einem Schloß, das Herrn de la Roche Saint-André gehörte. — Hier begann für sie eine Reihe bitterer Täuschungen.

Die meisten Legitimisten der Vendee hatten zu dem Unternehmen der Herzogin kein Vertrauen; sie waren der Ansicht, es werde mißglücken und die aktive Regierung werde dasselbe ausbeuten, um die Legitimität vollends zu ruiniren; überdies hatten sie direkte Anweisung von Karl X., sich still zu verhalten. Nur einige Wenige wiegten sich in Illusionen: sie erwarteten, die meisten Regimenter würden zu ihnen übergehen, sobald sie nur das weiße Banner sähen. Die Vendee selbst war für eine Erhebung gar nicht vorbereitet: die Städte waren bewaffnet, die Käufer der Nationalgüter hatten die Macht in Händen. Allerdings bewahrte die Menge die alten Traditionen, die Anhänglichkeit an die Religion und die alten Farben; aber es fehlte der alte Eifer und auch die Majorität war gelichtet. Das Landvolk wollte nicht zu den Waffen greifen, weil es zum Erfolge derselben nicht das mindeste Vertrauen hatte; das Militär, die Nationalgarde, die Besitzer der Nationalgüter, waren eng liirt mit dem bestehenden

Regime, und die Erhebung konnte auch nach der Ansicht der Masse nur bei einem gleichzeitigen europäischen Kriege Erfolg haben.

Die Herzogin hatte von dem Marquis von Coislin im Namen mehrerer einflußreichen Royalisten ein Memoire empfangen, das die Schwierigkeiten der Situation darlegte und zu dem Schluß kam: die Erhebung würde im Verlauf eines einzigen Monats die letzte Hülfsquelle der Legitimität ruiniren. Wollte man hingegen warten, so würde das Elend, welches der jetzigen schlechten Aerndte unausbleiblich folgen müßte, die bestehende Regierung in Verlegenheit bringen; vielleicht erfolge eine Erhebung in Paris oder ein allgemeiner Krieg, dann wäre es Zeit. Indeß die Herzogin blieb taub und verharrte auf dem 24. Mai.

Die legitimistischen Führer in Paris blieben nicht unthätig; sie entsandten Herrn Berryer nach der Vendee, der der Herzogin jede Aktion entschieden widerrathen sollte. Sie wich nicht; nur in der Zeit gab sie nach, und schrieb an den Marschall von Bourmont: „Ich habe beschlossen, mich Euch anzuvertrauen, ich rechne auf Euch; bereitet Alles vor zu der Erhebung, die in der Nacht vom 3. zum 4. Juni erfolgen soll. Alle Muthigen rufe ich zu mir. Gott wird uns beistehen bei der Errettung des Vaterlandes. Keine Gefahr, keine Anstrengung wird mich entmuthigen!" Diese Depesche war unterzeichnet: Marie Caroline, Regentin von Frankreich. Allein ihrem Rufe folgte nur ein Theil der Führer; der andere entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit des Erfolges, und so entstand keine Armee, sondern eine Anzahl vereinzelter Banden.

Die Regierung hatte den Aufenthalt der Herzogin erfahren: den 1. Juni wurden die Arrondissements von Laval, Chateau-Gonthier und Vitre in Belagerungszustand erklärt, am 3. Juni die benachbarten Departements. Die Liberalen und Republikaner sahen mit Freuden die Energie der Regierung. Der Kampf brach los, die einzelnen Banden wurden angegriffen und zerstreut; die Herzogin flüchtete unter tagelangen harten Entbehrungen nach dem Schloß eines ihrer Anhänger, Herrn de Nouvien, und begab sich von dort nach Nantes.

Die Regierung wußte nur, daß die Herzogin sich im Departement der unteren Loire aufhielt. Dies Departement wurde verwaltet von dem Grafen Saint-Aignan, einem Gentleman, von dem die Regierung nicht glaubte, daß er den Polizeidienst, die Herzogin aufzusuchen und gefangen zu nehmen, sehr eifrig betreiben würde. Thiers, der eben Minister des Innern geworden war, ersetzte ihn daher durch Duval, einen harten Mann.

Die Herzogin bewohnte in Nantes eine Mansarde im dritten Stock; in der Mansarde fand sich in einem Winkel des Kamins ein Verschlag, der 1793 construirt worden, verdeckt aufgestellt war, und etwa vier Fuß im Quadrat hatte.

Von ihrem Hofe in Massa aus hatte die Herzogin verschiedene Agenten an die europäischen Höfe ausgeschickt, um dieselben zu einer thätigen Aktion für die Bourbons zu veranlassen; die Agenten standen noch immer mit ihr in Verbindung, und einer von ihnen beschloß, sie an die Regierung zu verrathen. Thiers mußte sich der fatalen Aufgabe unterziehen, mit diesem Verräther in Beziehung zu treten; man einigte sich, derselbe solle unter falschem Namen nach Nantes gehen und stellte fest, daß der Herzogin kein Leid geschehen, daß sie ihrem Stande gemäß behandelt, und daß allen Kompromittirten das Leben geschenkt werde. Ein sehr geschickter Polizeiagent folgte dem Agenten der Herzogin nach Nantes; es fand zwischen dem Agenten und der Herzogin eine Unterredung statt, und kurz darauf war das Gebäude von allen Seiten cernirt. Ein treuer Diener der Fürstin hatte kaum Zeit, ihr zuzurufen: „Madame, retten Sie sich, Sie sind entdeckt!" Sogleich eilte die Herzogin in den Verschlag und mit ihr drei Vertraute, Fräulein von Kersabiec, de Mesnars und Guibourg. In diesem Augenblick hatten die Durchsuchungen begonnen: man durchwühlte das Haus nach jeder Richtung: die Möbel, Alkoven, Kamine, Dachstuhl — erfolglos; und doch hatte man die Ueberzeugung, daß die Herzogin in dem Hause verborgen war. In dem Speisesaal stand ein Tisch mit sechs Gedecken, frisch servirt, man fand außerdem einen an die Herzogin gerichteten Brief, der eben geöffnet worden sein mußte. Sollte man das Haus demoliren, wenn es nicht gelang, die Verborgene aufzufinden? Wenigstens war das der Befehl von Thiers.

Um Mitternacht zog sich Duval, der Präfekt, der selbst die Nachsuchungen geleitet hatte, zurück, auf das Höchste ermüdet, mit dem Befehl, während der Nacht jedes Zimmer auf das Sorgfältigste zu bewachen. Zwei Gendarmen waren in der Mansarde postirt; es war sehr kalt, die Gendarmen machten Feuer, die Platte und die Mauer des Kamins wurden heiß, die Wärme theilte sich dem Verschlage mit, dessen Wände so heiß wurden, daß man die Hand nicht auf sie legen konnte. Die Herzogin wollte sich nicht gefangen geben, indeß die Hitze wurde unerträglich und einigemal fing selbst ihr Kleid zu brennen an; sie hatte nur die Wahl, sich zu verrathen, oder zu ersticken. Man entschloß sich endlich, und klopfte laut an die Wand. „Was giebt's da? frug einer der Gendarmen. „Wir ergeben uns" antwortete Fräulein von Kersabiec, „löschen Sie das Feuer aus, wir wollen öffnen!" Die Herzogin schritt zuerst heraus, abgemattet, daß sie sich nicht aufrecht zu halten vermochte (sechzehn Stunden hatten die vier Personen in einem Raume zugebracht, der kaum für eine Person ausreichte und sechzehn Stunden waren sie nicht im Stande gewesen, einmal ihre Stellung zu ändern), sie verlangte nach dem General Dermoncourt und sagte ihm: „General, ich ergebe mich Ihnen und baue auf Ihre Loyalität. Trennen Sie mich nicht von meinen Gefährten!"

Die Herzogin wurde nebst den anderen Gefangenen nach dem Schlosse geführt, ohne daß in der Stadt die geringste Aufregung sich kundgab. Das Gouvernement erkannte, daß es nicht wohl anging, die Herzogin in Nantes, mitten im Insurrektions-Schauplatz gefangen zu halten; man wählte das Schloß Blaye auf den Höhen an der Garonne. Der General Drouet d'Erlon kündigte der Fürstin die bevorstehende Uebersiedelung an, die Reise sollte zur See zurückgelegt werden. Eine Brigg wurde zur Disposition gestellt, die Herzogin bestieg dieselbe, begleitet von allen Autoritäten der Stadt, theils aus Ehrerbietung, theils zur Ueberwachung. Man wagte nicht, die Aufsicht einem einzigen Obersten der Gensdarmerie zu übertragen; mehrere höhere Polizeibeamte und Offiziere waren ihnen beigegeben. Während der Fahrt selbst zeigte sich die Herzogin gefaßt, ruhig, selbst heiter; sie sprach wiederholt von ihrer Lage, doch nie mit Bitterkeit. Am fünften Tage kam man zum Ausfluß der Garonne und mit ernstem aber gefaßtem Blick betrachtete die Fürstin das Schloß, dessen Mauern im Abendsonnenschein freundlich hernieder glänzten. Die Aufmerksamkeit der Parteien folgte ihr: die Royalisten klagten die Regierung der ungerechtfertigten Strenge an, mit welcher die Bewachung erfolge; die Demokraten beschwerten sich bitter über die großen Umstände, welche man mit den Gefangenen mache. Nach ihrer Meinung handelte es sich einfach um Caroline Berri, wie es sich früher bei Ludwig XVI. um Ludwig Capet gehandelt hatte; man mußte sie vor ein gewöhnliches Geschwornengericht stellen und wenn sie, wie unzweifelhaft, wegen versuchten Umsturzes der bestehenden Regierung verurtheilt war, mußte man das Urtheil vollziehen. Man kann nicht leugnen: die

Majorität der Kammer dachte ebenso und es bedurfte des laut und entschieden ausgesprochenen Gegenwillens des Königs, um das Geschick von ihr abzuwenden.

Indeß ein unerwarteter Zwischenfall löste alle Schwierigkeiten. Die Herzogin hatte sich während ihres Aufenthalts in Italien zum zweiten Mal verheirathet, die Ehe jedoch geheim gehalten; der Gemahl war ein neapolitanischer Edelmann. Durch die im Auslande vollzogene Verbindung mit einem Ausländer hatte sie aufgehört französische Staatsbürgerin zu sein; sie konnte den Titel einer Regentin Frankreichs nicht mehr beanspruchen und ihre politische Rolle war beendet! Sie hatte aus Rücksicht für ihre Kinder erster Ehe die zweite Vermählung verheimlicht; es war dies jedoch jetzt nicht mehr möglich, da sie ihrer Niederkunft entgegen sah.

Die Legitimisten behaupteten, weder die Ehe noch die bevorstehende Entbindung seien eine Wahrheit, Alles Erdichtung der bestehenden Regierung, um die Herzogin zu verderben. An die Ehe glaubte eigentlich Niemand, und der Verfasser deutet an, daß er gleichfalls sie für nicht wirklich geschlossen betrachte. Indeß die Form und das Dekorum wurden gewahrt: die Herzogin gebar als legitime Gemahlin des Grafen Hektor Lucchesi-Palli am 10. Mai 1833 in Blaye eine Tochter. Die Regierung hatte fortan kein Interesse, einen Prozeß wegen Insurgirung des Landes anzustrengen; am 8. Juni schiffte die Herzogin sich nach Palermo ein und verweilte eine Zeit lang beim Grafen Lucchesi-Palli. Die Aussöhnung mit ihrer Familie wurde verzögert, doch wurde es ihr schließlich verstattet, zu ihren Kindern zurückzukehren. „Mag die Frau Herzogin von Berri, hatte Karl X. gesagt, nach Palermo gehen, mag sie vor den Augen der Welt in ehelicher Gemeinschaft mit dem Grafen Lucchesi leben; dann wird man den Kindern sagen, daß ihre Mutter wieder geheirathet hat, und dann mag sie zu ihren Kindern kommen!"

So geschah es, und Ludwig Philipp war von einer schweren Sorge befreit.

Portugal.

Portugiesische Volkslieder und Romanzen.*)

Die uns vorliegende Sammlung besteht theils aus fünfundzwanzig Romanzen und Lendas, welche dem Liederbuch von J. B. de Almeida Garret (14. und 15. Bändchen seiner Werke, Lissabon, 1851) entlehnt worden sind, theils aus Poesien, welche der Uebersetzer selbst während seines Aufenthaltes in Portugal, 1818—1852, gesammelt hatte. Wir wählen als Probe seiner Behandlung von den ersteren „das Hirtenmädchen", eine neuere Schäferromanze, wie sie das Volk unter dem Namen Xacara besonders liebt, von den letzteren „die heilige Iria", ein echtes Volkslied, welches der Verfasser in Lissabon von einer Dame erhielt und oft singen hörte. Wir geben vom Original den Anfang.

A pastorinha.

— „Dios vos salve, Rosa, que fazeis aqui?"
— „Procuro o meu gado, que eu aqui perdi."
— „São gentil senhora a guardar o gado!"
— „Senhor, ja nascemos para esse fado."
— „São altas montanhas, corre alli perigo;
Diga me, menina, se quer vir commigo?"
— „Não he bem discreto, quem da tal conselho,
Querer que se perca do gado hum ovelho."

Das Hirtenmädchen.

„Grüß dich Gott, schön' Röschen, sag' was thust du hier?"
— Ich verlor ein Lämmchen hier im Waldrevier."
„Ein so feines Mädchen muß die Schafe hüten?"
— „Herr, das will mein Stand so, und ich bin zufrieden,"
„Doch hier ist's gefährlich auf den steilen Höhen,
Sag' mir, liebe Kleine, willst du mit mir gehen?"
— „Ihr seid unverständig, sprecht ihr solche Worte!
Soll das Lamm verschmachten an dem wüsten Orte?"
„So ist's nicht gemeinet zu der Heerde Schaden,
Will dich nur zum Ausruhn auf ein Stündchen laden."
— „Ein Gespräch, wie dieses lass' ich mir nicht gelten,
Wenn ich mich verspäte, wird mein Herr nicht schelten?"
„Sag' ihm, liebe Kleine, ein gewalt'ger Regen
Und ein schwer Gewitter kam mir hier entgegen."
— „Nein, ich mag nicht lügen, muß die Wahrheit sagen,
Daß mich aufgehalten eure Liebesklagen."
„Hörst du nicht, mein Dirnchen, ein Gebrüll von Thieren?"
— „Ach, das sind die Lämmer, die ich thät verlieren."
„Wart', ich will sie holen, sieh, ich laufe wacker,
Reißt mir auch die Kleidung auf dem stein'gen Acker."
— „O wie macht euch Sorge euer Strumpf von Seide!
Seht euch vor, zerreißt nichts in der strupp'gen Haide."
„Kleid und Strumpf und Alles will ich gern d'ran geben,
Kann ich dir gefallen, mein geliebtes Leben."
— „Ei, da kömmt mein Lämmchen, kömmt die ganze Heerde!"
„Sieh, mein Glück ist's, daß ich hier dein Diener werde."
— „Herr, quält mich nicht länger, macht euch auf die Reise,
Gleich kömmt auch mein Dienstherr mit der Vesperspeise."
„Laß' ihn immer kommen, was kann's Großes geben!
Wollen sagen, Liebchen, daß ich kam so eben."
— „Herr, geht eurer Wege, müßt mich nicht mehr kränken,
Will euch nicht mehr sehen, nicht mehr an euch denken."
„Dann leb' wohl, du falsche, allerliebste Kleine,
Bleib' mit deinen Schafen im Gebirg alleine."

— „Komm nur her, mein Lieber, bleib' hier ohne Bangen,
Blind ist ja die Liebe, giebt mich dir gefangen."

Rasten dort im Schatten bei der Sonne Glut,
Thun die Mädchen spröde, doch sind sie uns gut.

Der Uebersetzer hat den Garretschen Text dieses Liedes nach einer ebenfalls in Lissabon erhaltenen Abschrift hier und da geändert. Zu der Legende „Tod der heiligen Iria" giebt er folgende Erklärung: „Die heilige Iria, Sancta Irene, wird als Märtyrerin besonders in der Stadt Santarem am Tajo verehrt und soll auch dort ihr Grab haben, die Stadt, das alte Scalabis, leitet ihren christlichen Namen davon ab. Die kunstlose Erzählung ist einfach wie eine Geschichte des alten Testaments. Der Estrado und die Almofada, statt der Stühle, sind jetzt noch portugiesischer Gebrauch auf dem Lande. Das blaue Gewand ist das der Pilger." Das reizende Lied selbst lautet:

Die heilige Iria.

I.

Ich saß auf meinem Bänkchen eines Tages
Und nähte still an der geflocht'nen Matte,
Mit goldnem Fingerhut, silberner Nadel.
Da kam ein Reiter und um Herberg' bat er.
Ich gab zur Antwort ihm: die könnt ihr haben;
Wenn es mein Vater will, mir soll's gefallen.

*) Portugiesisch und deutsch mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Christ. Fr. Bellermann. Nachgelassenes Manuskript des Verfassers. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1864.

Und bald richt' ich ihm zu im Haus die Tafel,
Der Becher ist von Gold, silbern die Kanne;
Bereite denn ihm auch im Haus ein Lager
Mit goldnem Vorhang und silbernem Dache.
Doch in der Nacht ward unser Haus verrathen,
Und von uns Dreien schleppt' er mich von dannen.
Hoch im Gebirg that er an mich die Frage,
Der freche Reitersmann: wie ist dein Name?
„Im Vaterhaus Iria voller Adel,
Hier im Gebirg Iria, die Verlass'ne."
Dort hat er mich beraubt, hat mich erschlagen,
Und unter einem Rosenbusch verscharret.

2.

Und wieder kam er einst nach sieben Jahren:
„Ihr Hirtinnen, um Gotteswillen saget,
Was für ein Kirchlein ist das dort im Walde?'
„„Der heiligen Iria Grabeskammer,
Die einstmals dort ein Räuber hat erschlagen
Und unter einem Rosenbusch verscharret."'
„O heilige Iria, Heißgeliebte,
Vergieb mir, und ich bleibe nun dein Pilger."
„„Vergeben meinem Mörder kann ich nimmer,
Der mich gleich einem Schlachtlamm hat erwürget.""
„O heilige Iria, Heißgeliebte,
Vergieb mir und ich bleibe nun dein Pilger."
„So leg' ein blau Gewand an wie der Himmel,
Verstoße Gott mich, wenn ich dich verstieße."

Die Sprichwörter, welche im Anhang gegeben werden, dürften zwar sämmtlich in dem vortrefflichen Vocabulario Portuguez-Latino p. D. Raphael Bluteau, 8 vol. Lisboa 1716, zu lesen, indessen, da dieses Werk hier zu Lande äußerst selten ist, noch ziemlich unbekannt sein. Einige fanden wir auch in Bohns Polyglot of foreign proverbs, z. B.:

Deixa fazer a Deos, que he Santo velho,
(Laß' Gott machen, denn er ist ein alter Heiliger).

und:

Se queres boa fama, não te toma o sol na cama.
(Willst du guten Namen, finde die Sonne dich nicht im Bette.)

Von den neumitgetheilten lautet das originellste:

Quando o enfermo diz: Ai!
O medico diz: Dai!

Wenn der Kranke sagt: O weh!
Sagt der Doktor: Gieb her!

Ida von Düring

Orient.

Der Priester Johannes in Sage und Geschichte. *)

Es liegt uns die sehr gründliche, streng quellenmäßige und doch recht angenehm zu lesende Erstlings-Arbeit eines jungen Gelehrten vor, welcher eine räthselhafte mittelalterliche Persönlichkeit kritisch zu beleuchten unternommen hat. Der Verfasser ist ein Bruder des um die Entzifferung der assyrischen Schriftdenkmale sehr verdienten Professor Julius Oppert in Paris.

*) Der Priester Johannes in Sage und Geschichte, ein Beitrag zur Völker- und Kirchenhistorie und zur Heldendichtung des Mittelalters. Von Dr. Gustav Oppert. Berlin, Springer, 1864.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts verbreitete sich in Europa das Gerücht, es herrsche tief in Asien ein überaus mächtiger christlicher König, der sich Presbyter Johannes betitelte. Dieser sollte verschiedene muhammedanische Fürsten besiegt haben und nun zum Schutze der Kreuzfahrer heranrücken. Otto von Freisingen erwähnt ihn zuerst, gestützt auf das Zeugniß des 1145 nach Europa gekommenen Bischofs von Gabala, welcher den priesterlichen König oder königlichen Priester mit smaragdenem Szepter regieren, zu dem (in Hochasien sehr früh verbreiteten) nestorianischen Christenthum sich bekennen und von den drei Magiern des Evangeliums abstammen ließ. Etwa zwei Jahrzehnde später kam ein sehr weitschweifiges lateinisch abgefaßtes Sendschreiben an die abendländischen Fürsten zu Tage, dessen Verfasser niemand Geringeres als der Presbyter selbst sein sollte. Obschon diese, wahrscheinlich von einem Nestorianer verfaßte Epistel mit ihren Ungeheuerlichkeiten lebhaft an die fabelhaften Reisen des Sindbad erinnert, so bestimmte doch die Besorgniß vor der damals sehr bedrohlichen Macht der Seldschuken Westasiens Papst Alexander VI. im Jahre 1177 eigenhändig an den angeblichen oder vorgeblichen Priester Johannes zu schreiben. In diesem Briefe, den sein eigner Leibarzt bestellen sollte, zeigte der Papst seine Bereitwilligkeit, den hohen Adressaten zur römischen Kirche zu bekehren, da man voraussetzen durfte, das Christenthum desselben sei noch nicht wahrhaft echt und allein selig machend. Von dem Schicksal dieser Sendung ins Blaue ist nichts bekannt geworden.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als die Weltstürme der Mongolen etwas nachließen, schickte Papst Innocenz IV. fromme und muthige Mönche nach Innerasien, damit sie die Sitten des fürchterlichen Steppenvolkes einigermaßen milderten und, wo möglich, den christlichen Glauben unter ihnen anpflanzten. Ein Hauptzweck dabei war, in den Mongolen tüchtige Verbündete gegen die Muhammedaner zu gewinnen; denn so lange es noch mächtige muhammedanische Staaten in Vorderasien gab, verknüpfte Europäer und Mongolen ein gemeinsames Interesse, und eine Zeit lang wurden sogar Botschaften zwischen den Päpsten, den Königen Frankreichs und den Groß-Chanen ausgewechselt.

Ein anderer Zweck dieser Missionen war die Aufsuchung des noch keineswegs verschollenen Priesters Johannes, da dieser Titel auf alle Könige des angeblichen christlichen Staates Innerasiens forterben sollte. Obgleich nun die meisten Reisenden behaupteten, der Letzte des Geschlechtes sei im Kampfe wider Tschinggis-Chan gefallen, so erhielt sich doch der Glaube an die Fortdauer jener Priesterkönige mit großer Zähigkeit. Aber die damaligen mangelhaften und verworrenen Kenntnisse geographischer und ethnologischer Art führten zu den wunderlichsten Mißgriffen, die wir der Kürze wegen hier übergehen. Endlich vereinigten sich die Gelehrten darüber, daß der Presbyter Johannes aus einem gewissen Ung-Chan (genauer Wang-Chan*) fabrizirt sei, einem Fürsten des Stammes Kerait in der nordöstlichen Mongolei, der nach Bar-Hebraeus' und Raschideddin's (s. w. u.) Zeugniß zum Christenthum sich bekannte und, aus einem treuen Bundesgenossen des Tschinggis zuletzt dessen Feind geworden, im Kampfe wider ihn Herrschaft und Leben einbüßte.

Herr Oppert erzählt nach Mirchond's persischem Geschichtswerke die Beziehungen jenes Wang-Chan zu Tschinggis, und wir

*) Wang-Chan ist bloßer Titel des betreffenden Fürsten gewesen, zusammengesetzt aus zwei einfacheren, aber gleichbedeutenden Titeln, dem tatarischen Chan und dem aus China überkommenen Wang.

sind mit ihm einverstanden, wenn er daraus die Unhaltbarkeit der eben erwähnten Hypothese folgert. Weder Wang-Chan, noch seine Vorfahren nahmen je eine so hervorragende Machtstellung ein, daß sie einen großen Ruf im Abendlande erlangen konnten. Auch hat der Keraiten-Häuptling niemals mächtige muhammedanische Fürsten besiegt. Wenn der Verfasser aber hinzusetzt, es werde weder in persischen, noch in ostasiatischen Historikern erwähnt, daß die Keraiten je Christen gewesen, so steht ihm wenigstens das Zeugniß Raschideddin's, des berühmten Hofhistorikers der Mongolen in Persien entgegen, der sogar von allen mongolischen und türkischen Stämmen nur die Keraiten als Christen bezeichnet.*) Daß sie Buddhisten gewesen (wie Herr Oppert an mehreren Stellen behauptet), dafür giebt es gar keine Autorität; auch ist dies höchst unwahrscheinlich, da der Buddha-Glaube selbst zu den Mongolen erst spät im dreizehnten Jahrhundert und von Tibet her gekommen.**)

Nach Abweisung der Ansprüche des Keraiten-Fürsten wendet sich Herr Oppert zu dem Beweise, daß die „Priester Johannes" aus den Kur-Chanen oder Kara-Chitajer entstanden seien.

Als die Macht des aus Tungusien entstammten Volkes Chitan (Chitai, Catai) in Nord-China gebrochen war, gründete ein flüchtig gewordener Magnat dieses Volkes früh im zwölften Jahrhundert im östlichen Turkistan einen neuen Staat, der bis zu Anfang des dreizehnten bestand, und welcher besonders unter seinem Stifter der Schrecken der westlich angränzenden muhammedanischen Staaten wurde. Der letzte Kur-Chan dieses Staates war ein fürstlicher Flüchtling vom Volke Naiman, den die Mongolen Tschinggis-Chans vernichteten.***)

Schon Rubruquis thut eines „Coir-Chan" als Oberhauptes eines Volkes Cara-Catai Erwähnung. Aus dem nestorianisch-christlichen Nachbarvolke Naiman sollte ein bloßer Hirte König von Cara-Catai mit dem Titel „König Johannes" geworden sein. Ein Bruder (!) desselben, Unc, sei ihm in dieser Würde gefolgt (!), aber dem Tschinggis erlegen. In diesen Angaben ist Mehreres ganz falsch, aber den Usurpator von Cara-Chitai darf Rubruquis „König Johannes" nennen, da er Thronfolger des letzten Kur-Chan gewesen.

Sehr nachdrücklich spricht für die Identität der Kur-Chane mit dem Presbyter Johannes besonders der Umstand, daß Otto von Freisingen (vergl. oben) diesen „vor wenigen Jahren" (also um 1141) die königlichen Brüder Samjar glücklich bekämpfen und Ekbatana erobern läßt. Es ist hier ohne Zweifel an die Niederlage zu denken, welche der großmächtige Seldschucken-Sultan Sandschar im Jahre 1141 durch den ersten Kur-Chan erlitt. Dieser Sandschar hatte eine Zeitlang seine zwei Brüder zu Mitregenten seines gewaltigen Reiches gehabt. Bis nach Ekbatana (wo übrigens ein Neffe des Sandschar als Statthalter residirte) sind die Cara-Chitaier zwar nicht vorgedrungen, aber nach Abulfeda fiel der Schützling des Kur-Chan's, Schach Atsys von Chareßen, in Choraßan ein und plünderte den Schatz des Sandschar.

Mirchond bemerkt in seinem Berichte einmal beiläufig, daß die Tochter des letzten rechtmäßigen Herrschers von Cara-Chitai — die er dem flüchtigen Kutschluk zur Ehe gab — Christin gewesen. Diese Notiz ist leider die einzige, aus der man schließen kann, daß die Kur-Chane und ihre Nation zum Christenthum sich bekannt. Ist der Schluß richtig, so macht uns auch der Titel Presbyter wenig zu schaffen, denn nach Rubruquis empfingen fast alle Individuen nestorianischen Glaubens in Mittelasien die Priesterweihe. Der Titel Kur-Chan wurde im Abendlande mit Juchanan, der syrischen Form von Jochanan, d. i. Johannes, verwechselt,*) wobei noch zu berücksichtigen, daß die mittelalterliche Sage den Apostel dieses Namens, auf eine bekannte Stelle des Evangeliums gestützt, bis zur erwarteten Wiedererscheinung Christi fortleben ließ.**)

Wie nachhaltig der Eindruck des Namens Cara-Chitai in Innerasien geblieben, erhellt aus dem merkwürdigen Umstande, daß in Kuldscha (Gouvernement Ili, im alten Dsungaren-Lande) die dort ansäßigen oder dahin verwiesenen Chinesen gewöhnlich Cara-Chitajer genannt werden.***)

Ein Anhang: „Ueber die Ursprünge der Parcival- und Gral-Sage" möge bei anderer Gelegenheit Besprechung finden. Sch.

*) In Ermangelung des persischen Textes müssen wir Beresin's ganz russische Uebersetzung citiren, wo man in dem die Kerait betreffenden Artikel (S. 94) liest: „Die Lehre Jesu — Friede über ihm — gelangte zu ihnen und sie bekannten sich zu derselben."

**) Daß das persische Wort but aus Buddha entstanden, ist aus verschiedenen Gründen sehr annehmbar (vergl. Schott's Abhandlung über die annamische Sprache, 1855, S. 17); aber die Perser verstehen darunter Götzen jeder Art, im Gegensatze zu dem einen und wahren Gotte; es hat also den umfassendsten Gebrauch.

***) Siehe Schott's akademische Abhandlung über das Reich Cara-Chitai (1849). Die Benutzung dieser Arbeit würde Herrn Oppert überzeugt haben, daß keineswegs „alle chinesischen Historiker den Untergang dieses Reiches völlig falsch fixiren." Man liest nämlich daselbst (S. 513 des betreffenden Bandes): „Eine im Jahre 1699 gedruckte Geschichte der Mongolen in China, das Juan-szy, erzählt (Buch I., Bl. 3—4), Kutschluk sei im zwölften Jahre des Ning-tsung (1206) an den Irtysch geflohen, habe daselbst zwei Jahre später eine neue Niederlage erlitten und nun bei dem [Cara-] Chitan ein Asyl gesucht. Andere chinesische Quellen lassen diesen Naiman-Fürsten schon im Jahre 1201 dieses Reich zerstören [usurpiren], welche Angabe den meisten übrigen widerspricht und zugleich die ganze chronologische Folge der Thaten des Tschinggis verrückt."

*) Kur-Chan bedeutet nicht „großer Fürst," sondern „Volks-Fürst," und fällt insofern zusammen mit Il-Chan, wie die mongolischen Beherrscher Persiens sich betitelten.

**) Wem die Verwechselung von Kurchan mit Juchan [ar] bedenklich sein sollte, dem sei gesagt, daß der Laut r im Munde der Türken nicht scharf vibrirt ist, also am Ende der Silben leicht überhört wird.

***) Erman's Archiv, Band XX., S. 287.

Kleine literarische Revue.

— **„Briefe an Ludwig Tieck."**†) Wir empfangen soeben die beiden ersten Bände der von Karl von Holtei herausgegebenen Briefe von fünfhundert mehr oder weniger berühmten oder bekannten Männern und Frauen an Ludwig Tieck. Sechszig Jahre lang war der Dichter des „Phantasus" ein in Deutschland und in der ganzen literarischen Welt gefeierter Name. Franzosen und Engländer, Dänen und Schweden, Russen und Amerikaner korrespondirten mit ihm, und zwar oft um seine Ansichten über Fragen ihrer eigenen Literaturen kennen zu lernen. In Deutschland gab es vom Jahre 1792 bis zum Tode Tieck's kaum Einen literarisch berühmten Namen, der nicht mit ihm in Verbindung stand. So finden sich in den ersten Bänden, welche die Buchstaben A bis M umfassen, vier Briefe von Göthe, zwölf Briefe von Hardenberg (Novalis),

†) Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei. Erster und zweiter Band. Breslau, Eduard Trewendt, 1864.

einundzwanzig Briefe von Alexander von Humboldt — um von vielen Namen nur einige zu nennen. Wir behalten uns vor, auf diesen reichen Schatz von Materialien zur Geschichte der zeitgenössischen, europäischen Literatur ausführlicher zurückzukommen und zweifeln nicht, daß das Buch in weiten Kreisen Deutschlands und des Auslandes mit Freuden begrüßt werden wird.

— **Der französische Buchhändler Hachette.** Der Chef einer der bedeutendsten französischen Verlags-Buchhandlungen, Herr Louis Hachette in Paris, ist am 31. Juli, 64 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Er war ein Mann von vortrefflichem Charakter, großer wissenschaftlicher Bildung und außerordentlicher, erfolgreicher Thätigkeit. Männer aus allen Ständen und Berufsklassen, Staatsmänner, Gelehrte und Literaten, Buchhändler, Buchdrucker und einfache Arbeiter waren am 2. August an seinem Sarge in der St. Severins-Kirche zahlreich versammelt, um dem allgemein hochgeachteten Hingeschiedenen den Tribut ihrer Huldigung darzubringen. Ursprünglich hatte sich Hachette dem Berufe des Universitäts-Lehrers gewidmet, aus welchem er durch eine politische Gewalt-Maaßregel der Bourbonen gedrängt wurde. Nicht einmal ein Pensionat zu begründen gestattete ihm damals die Regierung; er ward daher im Jahre 1826 Buchhändler, indem er ein älteres, kleines Geschäft kaufte, dem er das Motto gab: „Sic quoque docebo" — ein Motto, das er bald durch seinen Verlag zur Wahrheit machte. Es waren zunächst namentlich die griechischen und römischen Klassiker, deren Texte er mit großer Sorgfalt redigiren ließ und von denen er auch treffliche französische Uebersetzungen herausgab. Daran reiheten sich neue lateinische und griechische Wörterbücher, gründliche Lehrbücher aller Art, Spezial-Zeitschriften für den Unterricht, wie die Revue de l'instruction publique, welche vorzugsweise „Hachettes Journal" genannt wurde, das Manuel général de l'instruction primaire u. a. Seit dem Jahre 1850 hat Hachette mit diesen klassischen auch den allgemein literarischen und wissenschaftlichen Verlag verbunden. Wir nennen von diesen Verlags-Artikeln nur die Bibliothèque variée, Bibliothèque des chemins de fer (500 Bände), die Collection des guides-itinéraires (eine Art von „Bädeker" in 150 Bänden), das Dictionnaire des contemporains" und andere ähnliche Konversations-Lexika, die neue, nach der Original-Handschrift veridirte Ausgabe der Memoires de Saint-Simon etc. Hachette war zugleich Präsident des französischen Buchhändler- und Buchdrucker-Vereins (Cercle des libraires etc.), sowie der Gründer und Leiter zahlreicher, die gegenseitige Aufhülfe der Gewerbetreibenden bezweckender Vereine. Auch im Auslande wird der Tod dieses großen Buchhändlers tief empfunden und betrauert werden.

— **„Diplomatische Geschichte der Jahre 1813—15."***) Das unter diesem Titel vor Kurzem erschienene Buch ist ein überaus lehrreicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Befreiungskriege, indem es den glorreichen Thaten des Kriegsschwertes die kläglichen Thaten der Diplomatenfeder gegenüberstellt, welche letzteren durch beglaubigte Aktenstücke erläutert werden. Das Verhältniß der drei Alliirten zu einander wird dadurch in manchen Punkten in ein ganz anderes Licht gestellt, als es in den überlieferten historischen Darstellungen erscheint, und besonders die Persönlichkeiten des Kaisers Alexander I., Metternich's und Hardenberg's erhalten dadurch eine eigenthümliche, ihnen allerdings nicht immer günstige Beleuchtung. Namentlich werden auch sämmtliche Verfassungs-Entwürfe für den deutschen Bund mitgetheilt, die dem Wiener Kongresse vorgelegen, die jedoch sämmtlich, sofern sie einen Bundesstaat mit Volksvertretungen anzubahnen geeignet waren, durch die Intriguen Metternich's beseitigt wurden. Aus den ebenfalls mitgetheilten Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden geht hervor, daß, mit Ausnahme der preußischen und einiger anderen deutschen Staatsmänner, sämmtliche Vertreter der europäischen Diplomatie unter den nichtigsten Vorwänden darauf hinarbeiteten, dem besiegten Frankreich diejenigen Abtretungen zu ersparen, welche damals von Deutschland zum Schutze seiner Westgränze als unerläßlich verlangt wurden.

— **Thalès Bernard's Geschichte der Poesie.***) Der geschätzte französische Kritiker und Literarhistoriker Thalès Bernard hat mit diesem Buche den Franzosen einen großen Dienst erwiesen. Er zeigt der französischen Poesie, die es liebt, sich in ausgetretenen Geleisen zu bewegen, neue Bahnen, auf denen sie frische Kränze zu pflücken vermag. Er macht sie mit den Volksliedern anderer Nationen, mit denen der Deutschen, der Slaven, der Albanesen, der Esten ꝛc. bekannt und empfiehlt den jungen Dichtern Frankreichs, aus diesem unverfälschten Borne der Natur zu schöpfen, um der französischen Poesie neue Anziehungskraft und Schönheit zuzuführen. Was Herder's „Stimmen der Völker" den Deutschen gewesen, ein anregender Springquell neuer populärer Dichtungen, das soll die Bernard'sche Anthologie — denn eine solche ist es ebenso gut, als eine „Geschichte" und ein „Lehrbuch" zu nennen — den Franzosen werden. Die poésie populaire bildet in der Darstellung des Herrn Bernard zwar die letzte, aber augenscheinlich die mit der meisten Sorgfalt von ihm behandelte Abtheilung, welcher zwei andere Abschnitte: die „poésie antique" und die „poésie moderne" vorangehen. In einem folgenden Bande will der Verfasser auch noch eine Sammlung von Volksliedern der Russen, der Polen, der Ungarn, der Provençalen und der Bearner mittheilen.

— **Novellistik.** Neue Novellen, die entweder das Ausland zum Gegenstande haben, oder aus dem Ausland in Deutschland eingeführt worden, sind:

„Hoffnungen in Peru." Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. (Unter den Deutschen in Süd-Amerika spielend.) 3 Bde.**)

„Das Geisterhaus in New-York." Roman von Mathilde Franziska Anneke. (Die geheimnißvolle Geschichte eines reichen Erben und einer italiänischen Sängerin unter den Yankees.) Ein Band von 307 S.***)

„Der Rechte." Erzählung von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar. (Ein in Schweden spielender Roman.) 4 Bändchen. †)

„Mathilde, oder ein gefallsüchtiges Weib." Erzählung von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar. (Ein Bändchen von 216 S., abwechselnd in Italien und in Schweden spielend.) ††)

— **Archiv für Buchdruckerkunst.** Zu den vielen technischen Journalen, welche die Gegenwart hervorgebracht hat, gesellt sich

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

*) Histoire de la poésie, par Thalès Bernard. 1 vol. de 350 pages. Paris, Dentu. 10 fr.

**) Jena und Leipzig, Hermann Costenoble.

***) Jena und Leipzig, Hermann Costenoble.

†) Leipzig, F. A. Brockhaus.

††) Leipzig, F. A. Brockhaus.

neuerdings auch ein „Archiv für Buchdruckerkunst,“ *) welches, nach dem vorliegenden ersten Hefte zu urtheilen, eine hervorragende Stelle einzunehmen verspricht. Von dem Ernste und der rechten Würdigung des Zeitbedürfnisses giebt die Absicht des Herausgebers, Buchdruckereibesitzers Waldow in Leipzig, seinen Lesern neben den technischen auch wissenschaftliche, auf die Geschichte des Buchdrucks bezügliche Beiträge zu bieten, günstiges Zeugniß, und in dieser Hinsicht dürfen wir das Unternehmen in einem der Literatur gewidmeten Blatte zur Beachtung empfehlen. Für die folgenden Hefte wird unter Anderem eine größere Abhandlung über den „Holzschnitt als geschichtliche Macht“ angekündigt, und zwar aus der Feder August von Eye's, Vorstandes der Kunstsammlung des germanischen Museums zu Nürnberg, der auf diesem Gebiete als einer unserer ersten Kenner bekannt ist und sich als solchen namentlich durch seine umfassende und gediegene Monographie über Albrecht Dürer bewährt hat. Wird das Archiv durch solche Arbeiten in den Kreisen der Berufsgenossen anregend und belehrend wirken, so wird es ihm auch außerhalb dieser Kreise an theilnehmender Berücksichtigung gewiß nicht mangeln.

Literarischer Sprechsaal.

In welchem patriarchalischen Zustande das Ländchen Lauenburg mit seinen 19 Quadratmeilen und 50,000 Einwohnern während des seit den deutschen Befreiungskriegen verflossenen halben Jahrhunderts sich befand, ist daraus zu entnehmen, daß die dänische Regierung in dieser Zeit dort Alles so bestehen ließ, wie sie es vorgefunden und durchaus nichts gethan hat, um eine Gemeinsamkeit der Interessen Lauenburgs mit denen des benachbarten Holstein herbeizuführen. Lauenburg hat sein eigenes Münzwesen, seine eigene Kirchenverfassung, sein eigenes Gesangbuch, sein eigenes Volljährigkeitsalter, seine eigenthümlichen bäuerlichen Verhältnisse, sein mittelalterliches Landzollwesen, welches nach den dermaligen Verhältnissen die Ausländer günstiger stellt als die Inländer, seine scharf geschiedene Zollgränze gegen Holstein, seine eigene Domicil-Gesetzgebung, seine mittelalterliche Gewerbe-Gesetzgebung, die dem Landschuster und Landschneider verbietet, sich bei Ausübung seines Gewerbes der natürlichen Hülfe seiner Ehefrau oder seines Sohnes zu bedienen. Lauenburg ist in Heimats-Armensachen gegen die übrigen Theile der dänischen Monarchie, selbst gegen das benachbarte Holstein als Ausland hingestellt gewesen, und ein Holsteiner, der in Lauenburg einziehen wollte, mußte ebenso behandelt werden wie ein Chinese. So wie anderen Gränzländern, die unter das Scheermesser der Diplomaten gefallen sind, so ist es auch Lauenburg ergangen; es hat nicht allein das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem größeren Staate niemals aufkommen können, das Gefühl, ein eigner kleiner Staat zu sein, hat ebenfalls nicht aufkommen dürfen. Das Ländchen hat sich im Laufe der Jahrhunderte wesentlich in seinen Gränzen verändert, ganz abgesehen davon, daß es von Lübeckischen und Strelitz'schen Enklaven durchschnitten ist. Das Amt Steinhorst hat in einer langen Periode, bis 1740, nicht zum Herzogthume Lauenburg gehört. Die Hälfte mancher Dörfer und mehrere Güter sind lange Jahre unter lübeckischer Staatshoheit gewesen. Die Stadt Mölln ward erst in unseren Tagen wieder in den ständischen Verband aufgenommen, und bei Abtretung Lauenburgs an Dänemark wurde der auf dem andern Elbufer liegende Theil von Lauenburg ganz abgeschnitten und verblieb bei Hannover.

Kürzlich sind auch in Mecklenburg ähnliche Pfahlbauten wie in der Schweiz aufgefunden worden, die aus den ältesten Zeiten herzurühren scheinen und vielleicht viertausend Jahre alt sind. Man schreibt darüber aus Schwerin:

„Im Mai 1864 entdeckte Herr Busch eine große Pfahlbau-Anlage in einem Torfmoor bei Wismar, in der Nähe des Stadtgutes Müggenburg. Hier liegt noch der ganze Pfahlbau der Steinperiode mit allen dazu gehörigen Alterthümern in sehr großer Anzahl. Das ausgedehnte Moor bei Wismar ist ungefähr 16 Fuß tief. In der Tiefe liegt auf Thon eine 10 Fuß dicke Schicht von wasserhaltigem, jedoch festem, torfartigem, schwarzem Moder. Bis zur Höhe dieser untersten Schicht, welche in uralten Zeiten den Spiegel eines Sees gebildet haben wird, reichen die Pfähle der Pfahlbauten, und innerhalb der Pfahlringe und neben denselben liegt auf dem Grunde der gesammte Hausrath der ehemaligen Bewohner. Diese unterste Moder- oder Pfahlbautenschicht wird von einer ehemaligen Rasenschicht von etwa 1 Fuß Dicke bedeckt, welche nichts enthält. Auf dieser Mittelschicht, welche schon in grauer Vorzeit die im tiefen Grunde stehenden Pfahlbauten mit Vergessenheit verhüllt hat, ist eine reine Torfschicht von etwa 5 Fuß Dicke gewachsen. Um zur Erkenntniß eines Pfahlbaues zu kommen, mußte die ganze Moder- und Torfmasse bis zur Tiefe von 16 Fuß bis auf den Grund ausgegraben werden, was bei dem stark andrängenden Grundwasser und langen, heftigen Regengüssen in der ersten Hälfte des Monats Juli große Schwierigkeiten hatte. Am 6. Juli und in den folgenden Tagen lag aber das Pfahlwerk eines runden Hauses von ungefähr 14—16 Fuß Durchmesser klar frei. Die Pfähle von Eichenholz sind jetzt etwa 10 Fuß hoch und 6—7 Zoll dick und stehen gegen 2 Fuß weit von einander entfernt. Das Holz ist schwarz und von dem Moder schwer zu unterscheiden; es ist beim Aufdecken weich wie letzterer und zerbricht oft bei der geringsten Berührung, jedoch erhärtet es wieder an der Luft. Auf den jetzigen oberen Rasendecken des Moores liegt außerordentlich viel Holz von diesen schwarzen Pfählen, welche hier in sehr großer Anzahl gestanden haben. In und bei dem oben erwähnten runden Pfahlfundament sind in kurzer Zeit bis jetzt schon außerordentlich viele Alterthümer der Steinzeit gefunden, viele Pfähle von Eichenholz, einige auch an der Oberfläche verkohlt, 14 Keile aus Feuerstein, 2 Schmalmeißel aus Feuerstein, 1 Säge aus Feuerstein, 4 angearbeitete Feuersteinblöcke zu Geräthen, 10 Feuersteinsplitter zu Messern, viele Splitter und Stücke von Feuerstein, 1 Streitaxt aus Diorit, 2 ausgeschliffene schöne Schleifsteine aus altem rothen Sandstein, 2 kugelförmige Reibsteine aus feinkörnigem Granit und altem Sandstein, 1 linsenförmiger Glättstein aus Thonschiefer, 1 runde Mühlsteinplatte aus Lava, viele Gefäßscherben, Holzkohlen, viele vollständige Haselnüsse, vollständige und angearbeitete Hirschgeweihe, abgehackte Hirschhorn-Enden zu Geräthen, außerordentlich viele zerhackte und gespaltene Thierknochen, Rehgeweihe, Stierhörner, Schafhörner, viele Thierzähne der verschiedensten Art, ganze Schädel von kleinen Thieren, z. B. ein Hundeschädel und ein Biberschädel, und Anderes. Beim Fortschreiten der Torfarbeit im jetzigen und in den künftigen Jahren werden die Alterthümer sich ohne Zweifel sehr mehren, da es scheint, als wenn die Grabung erst bis gegen die Mitte der runden Pfahlfundamente vorgeschritten ist.“

*) Archiv für Buchdruckerkunst und verwandte Geschäftszweige. (Heft 1. Erster Jahrgang. Mai 1864.) Leipzig, Druck und Verlag von A. Waldow. gr. 4.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung Harrwitz und Goßmann) in Berlin sind erschienen:

Lehrbücher
der französischen und englischen Sprache
von
Dr. **Bernhard Schmitz,**
Gymnasiallehrer und Lector der französischen und englischen Sprache an der Universität zu Greifswald.

Französisches Elementarbuch, nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache.

Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Vierte, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1861. (8½ Bogen) gr. 8. 10 Sgr.

Zweiter Theil: Grammatik und Uebungsbuch für mittlere Klassen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1862. (13½ Bgn.) gr. 8. 15 Sgr.

„Bestimmtheit, Kürze und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuches."
Pädagog. Reform.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Dritte, mit deutschen Aufgaben vermehrte Auflage. 1864. (9 Bog.) gr. 8. 10 Sgr.

Englische Grammatik, nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Dritte Auflage. Neue Bearbeitung. 1853. (22 Bogen.) gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf., dessen Bücher Niemand, der für die Methodik des Unterrichts in den neueren Sprachen ein Interesse hat, ignoriren darf, ist durch andere werthvolle Bereicherungen der Schulbücherlitteratur bereits rühmlichst bekannt. Seine in dritter Auflage erschienene „Englische Grammatik" ist unstreitig eine der gediegensten."
Pädagog. Archiv.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern von Shakspeare bis Macaulay mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Litteratur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache; nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (25 Bgn.) gr. 8. 25 Sgr.

„Diese mit Geschick und Geschmack veranstaltete Sammlung des durch seine Lehrbücher und Kritiken vortheilhaft bekannten Verfassers ist durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbstunterricht recht brauchbar. Pädagog. Reform.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. gr. 8. geh. 15 Sgr.

„Von besonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferes Interesse gründlich befriedigende, endlich zuverlässigere Darstellung. Pädagog. Archiv.

Fr. Gedicke's Französisches Lesebuch für mittlere Classen. Herausgegeben von Dr. **Bernhard Schmitz.** Zwanzigste, verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 12½ Sgr.

„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz dargereicht wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meisterhaften an sich."
Allgem. Schulzeitung.

Prospecte über diese Bücher liefert auf Verlangen jede Buchhandlung; den Herren Lehrern stehen auf directe Mittheilung Exemplare gratis zur genelgten Prüfung zu Diensten. (461)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Worte des Heilandes
an Christenkinder.
Eine Festgabe in siebzehn Kinderpredigten,
von Frauenhand. (458)
Nach dem Englischen.
Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage.
Mit einem Holzschnitt gez. von Ludwig Richter, geschnitten von A. Gaber.
1856. 32. eleg. kart. mit Goldschnitt 8 Sgr.

„Das sind Worte, durchhaucht von ächter Religiosität und so passend für das zarte Gemüth, wie sie nur eine ächte Frau sprechen kann. Möchte es manchen Kindern so gut werden, daß ihnen am Sonntage eine solche kleine Predigt vorgelesen würde."
St. Galler Blätter.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen
Ihr Leben, Leiden und Sterben
dem Volke erzählt von (459)
Friedrich Adami.
8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifender Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."
Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften Litteratur.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheinen:

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte
für das
gesammte geistige Leben der Gegenwart.
Gr. 8. Velinpap. Geheftet. Preis pro Quartal 1 Thlr.
15 Bände sind bereits erschienen. Preis jedes Bandes 2 Thlr.

Wir dürfen uns bei der heutigen Aufstellung unsers Programms über die Tendenz dieser Zeitschrift, die seit ihrer ersten Nummer die Lösung ihrer großen Aufgabe mit Kraft und sicherm Schrittes angestrebt hat, — mit einiger Genugthuung auf das bisher Geleistete zurückwenden. Für die vielen Tausende derjenigen unserer Leser, die mit wachsender Theilnahme unser Unternehmen bisher begleitet haben, und von denen uns zahlreiche Zeichen der Anerkennung geworden, bedarf es wie wir hoffen und vertrauen, keiner erneuten Zusicherungen für das, was wir ferner zu leisten gedenken.

Unsere Motive, unsre Auffassung, unser Streben, bleiben unverändert, und — wir dürfen es dankbar hinzufügen — unter der unausgesetzt wachsenden Zahl der mitwirkenden Kräfte wächst die Gewähr für eine weitere Entwicklung und Bedeutung unsers Unternehmens auf's Erfreulichste. Die Register der ersten zwölf Bände weisen über zweihundert Mitarbeiter nach.

Wir dürfen deshalb mit gutem Grunde hoffen, daß die Illustrirten Deutschen Monatshefte noch viele neue Freunde finden, und also in mannigfach neue, ihnen bisher nicht geöffnete Kreise eindringen werden.

An diese richten wir noch Folgendes:

Die Illustrirten Deutschen Monatshefte haben es sich zur Aufgabe gemacht, ein Central-Organ für die nach Volksthümlichkeit ringende Bildung zu sein. — Sie wollen alle die Resultate der Wissenschaft vortragen, soweit solche in des Volkes Blut und Leben übergehen können; sie wollen mit Tiefe und Wahrheit die Einfachheit und allgemein verständliche Form der Darstellung verbinden: sie wollen, mit kurzen Worten die Bildung zu populariſiren suchen. — Sie widmen sich nicht nur der allgemeinen Unterhaltung, sondern sie beschäftigen sich auch mit den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften und ihren Einflüssen auf die Culturzustände. Sie berichten über Kunst, Literatur und gesellschaftliches Leben, über Erzeugnisse und interessante Erscheinungen auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und Völkerverkehrs, und vergegenwärtigen sowohl in Uebersichten wie in speciellen Ausführungen die auf all diesen Feldern stattfindenden Bewegungen und Fortschritte. — Mit Sorgfalt ausgeführte Illustrationen kommen der Phantasie und dem Verständniß des Lesers zu Hilfe.

Die Illustrirten Deutschen Monatshefte wollen in jeder Familie zu Hause sein; sie werden die Stunden der Muße beim traulichen Zusammensein bilden und veredeln helfen, sie werden unterhaltend belehren, und belehrend unterhalten. Sie werden fortfahren, indem sie alles menschliche Wissen, Denken und Streben zu umfassen suchen, für Geist und Gemüth jene Schätze zusammentragen und Jedem zuführen zu helfen, dem die Bildung und Pflege seiner geistigen Befähigung ein Bedürfniß, und die Theilnahme an den rastlos vorwärts strebenden Bewegungen in allen Richtungen des menschlichen Geistes unentbehrlich ist, und so das gediegenste und nützlichste Familienbuch sein für alle Stände des gebildeten deutschen Volkes, eine sich fortwährend bereichernde Hausbibliothek des mannigfachsten Inhalts von bleibendem Werthe.

Subskriptions-Bedingungen.

Die Illustrirten Deutschen Monatshefte erscheinen zu Anfang jedes Monats in großem Lexikon-Octav-Format. Jedes Heft in einer Stärke von 7 bis 8 Bogen reich und geschmackvoll ausgestattet. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der unglaublich billige Preis für jedes Heft von wenigstens 112 Seiten des größten Octav-Formats in doppelten Columnen beträgt nur 10 Sgr. — Vierteljährlich 1 Thlr. — Die Subscribenten brauchen sich nur zur Abnahme eines Quartals zu verpflichten. — Die bisher erschienenen 87 Hefte sind ebenfalls noch durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Jeder Band ist auch elegant gebunden zu haben. (460)

Dieser Nummer liegt bei eine Ankündigung von „Aus den Tauern." Berg- und Gletscher-Reisen in den österreichischen Hochalpen. Verlag von Carl Gerold's Sohn in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Giegau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 36.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 4. September 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Porto-Aufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Das Zeitungswesen und die Journalisten in Oesterreich. I. Einförmigkeit aus Mangel an politischen Parteien 562

Frankreich.

Janet gegen Darwin. I. Die Entwickelung des Auges 564

England.

Zur Physiologie des Schlafes 566

Italien.

Das Briganten-thum in Neapel 568

Indischer Archipel.

Dr. Karl Scherzer's Novara-Reise. Die Nikobarischen Inseln 570

Kleine literarische Revue.

Der große norddeutsche Kanal 574
Oesterreichs Betheiligung am Welthandel . 574
Oesterreichs Handelspolitik 575
Literarischer Sprechsaal 575

Zweiter unveränderter Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND
REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON HERMANN GRIMM.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (456)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

The Roman and the Teuton.

A Series of Lectures
delivered before
the University of Cambridge.
By
Charles Kingsley.
Gr. 8. Cloth. 4 Thlr.

Words and Places

or
Etymological Illustrations
of
History, Ethnology, and Geography.
By
Isaac Taylor.
8. Cloth. 4 Thlr. 5 Sgr. (453)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage der S. Schropp'schen Landkarten-Handlung (L. Beringuier) in Berlin ist so eben erschienen:

Neuer
Unzerbrechlicher Erdglobus
von
Professor Dr. **Kiepert.**
1864.

12 Zoll im Durchmesser. Auf elegantem Fussgestell.
Preis 5 Rthlr.
(Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes.) (454)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Indische Skizzen.

Vier bisher in Zeitschriften zerstreute Vorträge und Abhandlungen
von
Albrecht Weber.
Nebst einer Schrifttafel. 1857. gr. 8. geh.
1 Thlr. 6 Sgr.

Diese Arbeiten des sehr geachteten Sanskritforschers sind für Alle, die für Fragen der ältesten Völkergeschichte Sinn haben, von hohem Interesse. Sie behandeln in einer jedem Gebildeten zugänglichen Form die neueren Forschungen über das alte Indien, über den Buddhismus, die Verbindungen Indiens mit den Ländern im Westen, endlich den semitischen Ursprung des indischen Alphabets.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (457)

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Vie de Jésus. Examen critique de son histoire, par le docteur Fréderic Strauss. Traduit par E. Littré, avec un long avant-propos du traducteur. 2 très-forts volumes in 8. 3e edit. française. Paris, L. Ladrange, 1864. 15 Fr.

Annuaire philosophique, examen critique des travaux de physiologie, de métaphysique et de morale accomplis dans l'année 1864. (Journal paraissant en 12 livraisons). Paris, Ladrange. 6 Fr.

Anne-Paule-Dominique de Noailles, Marquise de Montague. (Histoire d'une exilée de 1792). 1 vol. Paris.

Etudes sur l'histoire de l'art (Serie I et II). Par L. Vitet, de l'Académie française. 2 vol Paris.

Le cheval de Phidias. Causeries athéniennes. Par Victor Cherbulliez. 1 vol. in 18. Paris.

Raphaël et l'antiquité. Avec une introduction sur l'histoire de l'art chrétienne. Par F. A. Gruyer. 2 vol. Paris.

Des gelées printanières, de leur causes etc. Par le colonel F. J. Lugan. 1 vol. Paris.

Du commerce et du progrès de la puissance commerciale de l'Angleterre et de la France au point de vue de l'histoire, de la législation et de la statistique, d'après les sources et les données officielles, par Ch. Vogel. Prem. vol. Strasbourg.

Oeuvres complètes de Frédéric Bastiat. Tome septième. Essais, ébauches et correspondance.

Histoire de la comédie. Période primitive. (Comédie des peuples sauvages. Théatre asiatique. Origines de la comédie grecque.) Par Edelstand du Méril.

Histoire de Paris, suivie de Paris agrandie. Par Emile de la Bédollière. Paris. 3 Fr.

Description géologique du Dauphiné. Par Charles Lory, professeur à la faculté des sciences de Grenoble. (455)

Im v. J. erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber Schillers Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung (Allgemeine Betrachtung und specielle Aufzählung) von Dr. **F. A. Brandstäter,** Professor am Gymnasium zu Danzig. gr. 4. geh. 12 Sgr.

Das Magazin für die Literatur des Auslandes, die Europa, die Grenzboten, die Blätter f. literar. Unterhaltung und viele andere Blätter haben sich über diese kleine Schrift überaus günstig ausgesprochen, die jedem Verehrer Schillers angelegentlich empfohlen werden darf. (458)

Deutschland und das Ausland.

Das Zeitungswesen und die Journalisten in Oesterreich.

I.

Einförmigkeit aus Mangel an politischen Parteien.

Obzwar in Oesterreich gegenwärtig für die Tagespresse mehr geschrieben wird, denn je, und die Zahl der Journalisten mit jedem Tage wächst, so kann es dem unbefangenen Beobachter doch unmöglich entgehen, daß die österreichische Publicistik, die politische sowohl wie die nichtpolitische, sich in einem Zustande befindet, den wir als den des Verfalles zu bezeichnen nicht anstehen würden, wenn wir nicht die Hoffnung hegten, daß diese Erscheinung nur eine vorübergehende, durch das Zusammenwirken mannigfacher Umstände herbeigeführte sei. Man wird vielleicht dieses hart klingende Urtheil dem weitern Inhalte dieser Zeilen widersprechend finden, denn wir werden Gelegenheit haben, mancher ausgezeichneten, der Tagespresse gewidmeten Kraft ehrenvolle Erwähnung zu thun, allein der Widerspruch ist nur ein scheinbarer; ja die Anerkennung des Einzelnen wird uns nicht hindern, obigen über das Ganze gefällten Ausspruch aufrecht zu erhalten.

Wenn wir beurtheilen wollen, ob ein Buch gut oder schlecht sei, müssen wir untersuchen: einerseits ob es einen bestimmten Zweck habe und diesen erfülle, andererseits woraus es bestehe, respektive welches die Mittel sind, durch welche der Zweck erreicht werden soll. Sind Mittel und Zweck tadelnswerth, dann ist das Verdikt ein gerechtfertigtes. Hätte die Tagespresse keinen andern Zweck, als das Publikum mit Nachrichten über die Tagesereignisse zu versorgen, die belletristische Publicistik keine andere Aufgabe, als ein gewisses Quantum Lesematerial zu liefern, dann wären wir einer Untersuchung der Mittel überhoben und könnten der österreichischen Publicistik unser unbedingtes Lob zollen, denn was das rasche Mittheilen von Neuigkeiten betrifft, steht sie nicht nur gegen die Presse keines Landes, etwa mit alleiniger Ausnahme Englands, zurück, sondern wir wären sogar geneigt, ihr in der deutschen Presse den ersten Rang einzuräumen. Ebenso werden wir keinen Anstand nehmen, zu behaupten, daß die belletristische Publicistik dem lesebedürftigen Publikum ein sehr weitläufiges Material biete. Allein wir brauchen wohl nicht erst zu betonen, daß sowohl die politische als die nicht politische Presse auch andere Zwecke zu verfolgen habe, und wir werden zeigen, daß die Fehler unserer Presse zum Theil grade aus dem Streben abzuleiten sind, jene Zwecke zu erreichen, die wir unmöglich als die eigentlichen der Publicistik gelten lassen können.

Fassen wir zunächst die politische Presse ins Auge. Der Zweck der Tagespresse besteht offenbar in der Beleuchtung der politischen Ereignisse, durch welche Mission sich der Journalist von dem die Ereignisse bloß aufzählenden Chronisten unterscheidet und wodurch er seiner Arbeit erst die tagesgeschichtliche Bedeutung giebt. Die Beleuchtung hat aber wieder einen doppelten Zweck: einmal wirklich dunkle Partieen aufzuhellen und dem Leser in lichtvoller Darstellung vorzuführen; andererseits die Gebrechen der Politik ans Licht zu ziehen. Stets bleibt die Aufgabe des Publicisten auf diese beiden Ziele gerichtet, und von je mehr Gesichtspunkten aus ein Gegenstand beleuchtet wird, deste klarer wird das Verständniß und in deste höherem Grade erfüllt die Publicistik in ihrer Gesammtheit ihre Aufgabe. Natürlich kann ein Gegenstand nur dann von verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet werden, wenn die Männer mit der Leuchte verschiedene Standpunkte einnehmen.

Betrachten wir nun die österreichische Publicistik, so werden wir auf den ersten Blick eine Uniformität gewahr, als trügen wirklich alle Schreiber eine Livree — eine Uniformität, die um so auffallender ist, als ja Jedermann weiß, daß es nirgends eine größere Vielgestaltigkeit gebe, als in Oesterreich, wo sie aber in der That nur in nationalen Fragen hervortritt, und daß der sogenannte österreichische Standpunkt, auf welchen diese Uniformität zurückgeführt werden könnte, nirgends so sehr verhorreszirt wird, als eben in Oesterreich selbst.

Woher also die Erscheinung, daß in der Regel die Leitartikel sämmtlicher österreichischer Blätter, sobald sie irgend ein allgemeineres Thema, durch welches nicht gerade nationale Fragen berührt werden, behandeln, eine wahrhaft seltsame Uebereinstimmung an den Tag legen, die oft so groß ist, daß sie sich bis auf ganze Gedankenreihen, ja auf dieselben Schlagwörter erstreckt? Ist etwa die österreichische Presse mundtodt, und sind etwa alle Journale gezwungen, aus demselben Loch zu pfeifen? Bei allen Fehlern und aller drakonischen Strenge unseres Preßgesetzes, das, nebenbei gesagt, zu den mangelhaftesten und verfehltesten Preßgesetzen Europa's gehört, wird dies doch Niemand behaupten wollen! Nein, die Uniformität ist keine zufällige; sie ist eine natürliche und entspringt aus dem Mangel an politischen Parteien. Daß es keine politischen Parteien in Oesterreich giebt, brauchen wir wohl nicht erst zu beweisen, denn es kann dies füglich als eine allgemein bekannte Thatsache angesehen werden, und wir würden uns erst dann veranlaßt finden, den Beweis zu führen, wenn Jemand behaupten wollte, daß es politische Parteien in Oesterreich gebe. Das Aufstellen einer solchen Behauptung haben wir aber nicht zu fürchten. Sind doch solche Parteien auch im Reichsrath bisher nicht hervorgetreten, wenn wir nicht jene Gruppe, die sich in der Negation quand même zusammenfand, um Anstandshalber, weil es in allen Parlamenten eine solche giebt, eine Opposition zu bilden, eine politische Partei nennen wollen.

Wo es aber keine Partei giebt, da giebt es folgerichtig auch keine Partei-Standpunkte, kann es also auch keine Partei-Organe geben. Die politischen Ereignisse werden also von der österreichischen Presse, da es keine anderen Partei-Standpunkte, als etwa die nationalen giebt — und wir sprechen hier von der deutschen Presse Oesterreichs — auch nicht von verschiedenen Standpunkten beurtheilt. Die österreichische Presse erfüllt mithin den Zweck der Publicistik, die politischen Ereignisse von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu beleuchten, nicht; sondern alle Journale nehmen mehr oder weniger denselben Standpunkt ein; sie unterscheiden sich eigentlich nur stylistisch, indem das eine für ein auf einer höheren, das andere für ein auf einer niedrigeren Bildungsstufe stehendes Publikum schreibt, das eine daher lokaler, das andere allgemeiner gehalten ist. Wäre der Bildungs-Unterschied geringer, so fiele für manche Journale die Bedingung ihrer Existenz ganz weg, und sie würden überflüssig. Es genügte, wenn für das gesammte Lesepublikum nur ein einziges Journal erschiene. Man wende uns nicht ein, daß hierdurch ein Monopol geschaffen würde. Dieses Monopol existirt faktisch und befindet sich im Besitz zweier oder dreier Journal-Eigenthümer, dieweil sie ihr „Geschäft" zur richtigen Zeit begonnen, dabei reich geworden, und sich nun im Besitze solcher Mittel befinden, daß sie ihrem Publikum mehr bieten

können, oder wenn sie es nicht thun, wenigstens könnten, als die andern Journal-Eigenthümer, deren Organe nur dann eine größere Verbreitung zu finden vermöchten, wenn sie eben einer politischen Partei dienen würden, was sie aber aus dem einfachen Grunde nicht können, weil, wie gesagt, die Parteien fehlen.

Was wir hier vom „Monopol" gesagt, ist nicht figürlich oder als eine Hyperbel zu nehmen, sondern eine unleugbare Thatsache, die dadurch nicht aufhört, eine solche zu sein, daß die andern Journale trotzdem neben den durch das Monopol begünstigten fortexistiren; denn erstens existiren sie eben im Verhältnisse zu der großen Rente, welche die Monopol-Journale ihren Besitzern sichern, nur kümmerlich, und verdanken selbst diese dürftige Existenz nur dem großstädtischen Leben in der Residenz und den größern Provinzstädten. Mit einem Worte, sie dienen dem Lese-Luxus, während sich die auf das Lesebedürfniß basirten Journale in dem Besitze der Monopolisten befinden. Wenn zum Beispiel irgend Jemand, der auf dem Lande oder selbst in der Hauptstadt lebt, das Bedürfniß hat, auf ein Blatt zu abonniren, so kömmt ihm gar nichts Anderes in den Sinn, als je nach der Bildungsstufe, auf welcher er steht, eines der Monopol-Journale zu halten. Alle Anstrengungen der andern Journale sind diesem tief eingewurzelten Umstande gegenüber vergebens, und jedes neue Unternehmen kann schon im vorhinein als ein verunglücktes bezeichnet werden. Manche Versuche, die im Laufe der letzten Jahre in dieser Richtung gemacht worden, bestätigen dies zur Genüge.

Die Wirkungen der Erscheinung, daß die Publicistik in Oesterreich ihren eigentlichen Zweck nicht erfüllt, sondern lediglich die Mittheilung von Nachrichten, die mehr oder weniger von demselben Standpunkte aus beleuchtet werden, zu ihrer Aufgabe gemacht hat, äußern sich in mannigfacher Weise: vor Allem in dem Zurücktreten der Persönlichkeiten und dem Herabsinken derselben zu literarischen Fabrik-Arbeitern, welche dem Fabrikherrn die nach der Jahreszeit gangbaren Stoffe liefern, und je nach ihrer Geschicklichkeit bezahlt werden. Von einem Fabrik-Arbeiter aber kann man natürlich weder jene Begeisterung für seinen Gegenstand, noch jenen Schwung erwarten, welche die Sprache des Mannes kennzeichnen, den es drängt, für seine Ueberzeugung einzutreten, einem Gedanken Bahn zu brechen, eine Partei zu schaffen oder zu ermuthigen. Der Mitarbeiter eines österreichischen Blattes thut in der Regel nur seine Pflicht, und wenn er ein Mann von Charakter ist, sucht er eben seine Pflichterfüllung möglichst mit seiner Ueberzeugung in Einklang zu bringen. Böswillige wollen behaupten, daß auch dies bei Vielen nicht der Fall sei. Außer den ständigen bezahlten Mitarbeitern, schreibt aber selten irgend Jemand, es sei für einen Privatzweck oder eben auch nur des Erwerbes willen, für ein Journal. So lange nun die Zeitungen ihre bisherigen eingeschulten Haupt-Mitarbeiter — es sind meist Leute die seit dem Jahre 1848 publicistisch beschäftigt sind — besitzen, können sich diese Organe auf ihrer bisherigen Höhe erhalten. Bekanntlich aber haben Journalisten und Federn die Eigenschaft gemeinsam, daß sie sich mit der Zeit abstumpfen. — Was nun dann, wenn dieser Fall eingetreten sein wird? Man wird uns erwiedern: „Es giebt doch wohl einen Nachwuchs!" Ja wohl giebt es einen Nachwuchs. Hiemit sind wir bei einem Kapitel angelangt, das eine besondere Beachtung verdient, denn wir werden bei näherer Betrachtung des journalistischen Nachwuchses sehen, daß mit dem Umstande, daß die österreichische Publicistik ihren Zweck nicht erfüllt, noch ein zweiter Uebelstand im engsten Zusammenhange steht, nämlich daß sie Gefahr läuft, auch bezüglich ihrer wichtigsten Mittel zu verarmen, und wenn wir Eingangs von dem Verfalle unserer Publicistik gesprochen, so haben wir dies nicht ohne Rücksicht auf den sich bereits jetzt in sehr fühlbarer Weise geltend machenden Mangel an Kräften gethan.

Der österreichische Journalismus unterscheidet sich dadurch von demjenigen anderer Länder, daß selten außer den stabilen Mitarbeitern irgend Jemand für ein Blatt schreibt. Selbst brennende Tagesfragen, die mit der hohen Politik gar nichts gemein haben, werden in unsern Journalen selten von Fachmännern behandelt, denen es zunächst zukäme, ihre Meinung auszusprechen. Diese Herren schreiben wohl zuweilen, wenn eine solche Frage an der Tagesordnung ist, ein Buch oder eine Broschüre, bei Leibe aber keinen Aufsatz für ein Tagesblatt. Wenn sich ab und zu irgend eine außerhalb der Journalisten-Innung stehende Persönlichkeit herbeiläßt, einem Tagesblatte einen Artikel zu liefern, so ist dies immer ein Ereigniß. Die ungarische Presse allein macht in Oesterreich in dieser Beziehung eine Ausnahme. Da nun dieser Fall sehr selten oder gar nicht eintritt, so bleiben die Zeitungen in allen Fragen auf ihre stabilen Mitarbeiter angewiesen, welche die öffentliche Meinung machen. Die Zeitungen geben mithin in der Regel nur den individuellen Ansichten ihrer stabilen Mitarbeiter Ausdruck, und das Publikum hat sich auf diese Weise gewöhnt, dieses oder jenes Journal eben nur zur Hand zu nehmen, um zu erfahren, was Herr X oder Herr Y über diesen Gegenstand sagt. Natürlich wird hierdurch die Aufgabe des Journalismus geradezu auf den Kopf gestellt, während die Abstinenz der Fachmänner in einem natürlichen Causalnexus zu den früher angeführten Thatsachen steht, aus welchen wir die Ursachen des Verfalles unserer Publicistik abzuleiten versuchten.

Nun wäre die Lage noch immer nicht so schlimm, wenn die stabilen Mitarbeiter, die kontraktlich zur Ventilirung aller Tagesfragen und noch einiger darüber verpflichtet sind, in der Erfüllung ihrer Aufgabe etwas mehr erblicken möchten, als eben die Erfüllung ihres Kontraktes. Bei Vielen ist dies in der That der Fall; Manche werden durch ihre anderweitige Lebensstellung, sowie durch den Umstand, daß ihnen eben das Publikum genau nachrechnen kann, was und wie sie schreiben, angeeifert, wirklich etwas mehr zu leisten, als wozu sie eben ihr Chef, der in der Regel die Journal-Unternehmung geradezu gewerbemäßig betreibt, anhalten kann. Es sind das meistens Leute der alten Garde, die im Jahre 1848 zur Fahne der Publizistik geschworen, seitdem allerdings verschiedene Phasen durchgemacht, aber, wenngleich sie ihre Ueberzeugung gewechselt, doch wenigstens ihrer jeweiligen Ueberzeugung Ausdruck gaben. Allein auch diese alte Garde wird immer kleiner; sie ist fast decimirt und an ihre Stelle droht ein fürchterliches Geschlecht von Nachzüglern zu treten. Ist es an und für sich schon traurig, daß sich der Publizistik als solcher nur noch Diejenigen zuwenden und die Lücken der sich lichtenden Reihen auszufüllen anschicken, die in der Tagespresse lediglich ein „rentables Geschäft" erblicken, so ist es doppelt traurig, wenn sich gerade Diejenigen derselben zuwenden, die sich bei einiger Selbstkenntniß und richtiger Schätzung ihrer Mittel eingestehen müssen, daß sie zur Ergreifung keines Handwerkes geringere Veranlassung haben, den Muth es aber dennoch zu ergreifen nur aus der völligen Unkenntniß der Aufgabe, der sie sich unterziehen und aus dem Schutze schöpfen, den ihnen die Anonymität gewährt. Wir wollen nicht leugnen, daß Uebung den Meister mache; wenn aber junge Leute, wie das in Oesterreich der Fall ist, glauben, das „Zeitungsschreiben" lasse sich einüben, wie jedes andere Handwerk und deshalb

als Volontairs in Redaktionen eintreten, so mögen diese wohl von ihrem Handwerks-Standpunkt aus Recht haben; wir bedauern aber, daß sich der Journalismus — und wir verstehen unter demselben denn doch etwas Höheres — aus dieser Sorte rekrutirt. Wenn Jemand, der niemals die Nadel geführt, bei einem Schneider, oder Jemand, der nie eine Zange in der Hand gehabt, bei einem Schlosser Beschäftigung suchte, so würde dieser ihn einfach abweisen. Ein Redaktions-Bureau soll aber eine Freistätte für Jedermann sein, der sich, obwohl, vielleicht sogar weil er nichts gelernt hat, zum Journalisten befähigt glaubt?

Da sich nun aber einmal bei der Beurtheilung des Journalismus Personen und Dinge nicht trennen lassen, so sei es uns verstattet, den Leser in die einzelnen Laboratorien zu führen, zu welchem Zwecke unser nächster Artikel eine Revue der einzelnen bedeutenderen Zeitungen Oesterreichs liefern soll.

Frankreich.

Janet gegen Darwin.

I.

Die Entwickelung des Auges.

Die Freunde und die Gegner des Materialismus sind beide darin einig, daß er seine wesentlichste Stütze in dem Fortschreiten der Naturwissenschaften findet. Die Coincidenz ist für das gegenwärtige Jahrhundert allerdings nicht zu leugnen, der causale Zusammenhang aber läßt sich bestreiten. Indessen wir wissen es aus vielfachen Erfahrungen: der Streit führt nicht zur Ueberzeugung des Gegners, und wir wollen daher nur konstatiren, daß gerade die Führer der naturwissenschaftlichen Bewegung unseres Jahrhunderts die verpönte „doppelte Buchführung" aufrecht erhielten. Sie leugneten und leugnen noch heut, daß die Geologie z. B. dem religiösen Gefühl zu nahe trete, wenn sie die mosaische Schöpfungsgeschichte als eine allegorische darstellt. Wir wählen absichtlich dieses handgreifliche Beispiel, weil wir die Ueberzeugung haben, daß noch in unserem Jahrhundert die ersehnte Entwicklung der Theologie sich vollziehen wird — die Entwicklung, kraft deren die Theologie dem Verstande geben wird, was des Verstandes ist, und sich beschränken wird auf die Bedürfnisse des Gemüths mit seinem Sehnen und seinem Entsagen, wo keine Logik beweist, aber auch keine Logik bestreitet.

Allein mit dieser unserer Hoffnung und Ueberzeugung stehen Diejenigen, die sie hegen, ziemlich isolirt da; das große Publikum entwickelt ein erstaunliches Interesse für die Entdeckungen von Pasteur, für die Hypothesen oder Theorien (wie man will) von Darwin. Der Unbefangene frägt: „Und wenn Ihr nun wißt, ob die mikroskopischen Pflänzchen und Thierchen aus Keimen entstehen oder ohne diese Keime; und wenn Ihr nun wißt, daß alle Geschöpfe sich im Laufe von Millionen Jahren aus wenigen Arten entwickelt haben, oder daß jede Art ihr ganz besonderes Stamm-Eltern-Paar gehabt hat — seid Ihr darum den Fragen näher gerückt, um welche es Euch zu thun ist? Ist damit das Dasein Gottes bewiesen oder widerlegt? Gesetzt, die Menschen stammen von den Affen ab durch „natürliche Züchtung" und die Affen von der tiefer stehenden Gattung und so fort — wißt Ihr darum mehr von der Entstehung des Mutterthieres? Ob es von einem Schöpfer gebildet oder von selbst entstanden? Und wenn Ihr das wißt, sind dann Eure Bedenken gehoben, ob mit dem Tode des Leibes neues Leben beginnt oder uranfängliche Nacht?" —

Indeß die bei weitem größere Zahl der Gebildeten bringt jene Fragen in unmittelbaren Zusammenhang mit einander: steigt die Wahrscheinlichkeit, daß die Welt geschaffen von einer Allweisheit, so wächst auch das Vertrauen zur Allgüte, zum eigenen Geschick und zur schrankenlosen Fortentwicklung des Ichs.

Die Hypothesen Darwins stehen seit drei Jahren im Vordergrund der materialistischen Naturauffassung; der Vortrag von Häckel auf der letzten deutschen Naturforscher-Versammlung in Stettin, die Entgegnung von Volger, der Feuereifer hier und dort waren Symptome der Bewegung, die deutlich genug sprachen. Doch ist, so weit wir dies zu beurtheilen vermögen, in Deutschland das Interesse für jene Hypothesen nur mäßig; unser Jahrhundert hat gerade in Deutschland eine große Zahl so geistreicher, aber auch so künstlicher Theorien über Schöpfung und Weltall seitens der Naturphilosophen entstehen sehen, daß eine neue nicht leicht Enthusiasmus erweckt. In Frankreich und England hingegen, wo man die deutschen Systeme erst aus zweiter Hand empfing, ist die Theilnahme für Darwins Anschauungen eine außerordentlich rege: man diskutirte sie wenig: man nahm sie bald an, und die Gegner derselben stießen allerorten auf eine kompakte Majorität, die im Laufe des letzten Jahres wohl noch gewachsen ist.

Die Revue des deux Mondes gehört zu den entschiedenen Gegnern; sie brachte kürzlich einen ziemlich ausführlichen von Paul Janet unterzeichneten Artikel, der die Darwinschen Hypothesen vom philosophischen und vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus erörtert und schließlich einen Versuch macht, jene allgemeinen Gesichtspunkte auf zwei bestimmte Fälle anzuwenden, auf die Theorie Darwins von der Bildung des Auges bei den höheren Thieren und auf die Theorie von der Entstehung der Instinkte. Die Beispiele vereinigen zugleich in glücklicher Weise das rein naturwissenschaftliche mit dem philosophischen Gebiet, und wir heben sie deßhalb heraus.

Es handelt sich für Darwin um den Nachweis, daß das Auge, d. h. der vollkommenste optische Apparat, entstanden ist durch „natürliche Züchtung", d. h. durch eine Aufeinanderfolge zufälliger Modifikationen. Er selbst schreckte zunächst vor dieser Aufgabe zurück. „Beim ersten Blick", sagt er, „scheint es geradezu absurd, anzunehmen, daß das Auge durch natürliche Züchtung entstanden sei; das Auge, das so wunderbar befähigt ist, mehr oder weniger Licht in sich einströmen zu lassen, sich beliebigen Entfernungen zu akkommodiren, die sphärische und chromatische Aberration zu korrigiren — doch die reifere Erwägung führt über dies Gefühl des Bangens mit Sicherheit hinweg!"

Versuchen wir Darwin in seinen Schlüssen zu folgen. Er stützt sich auf die Thatsache, daß die Entwicklungsstufe des Gesichtsorganes im Thierreich eine von der niederen Organisation zur höheren stetig fortschreitende ist. Zunächst giebt es nur einen optischen Nerven, der durch die Lichtwellen in Erregung gesetzt werden kann — diesen Ausgangspunkt kann man sich vorstellen als durch einen Zufall entstanden; es bedarf dazu nicht der Annahme einer mit Bewußtsein nach einem Plane schaffenden Kraft. Daß die unzählbaren Kombinationen der organischen Materie in einem bestimmten Entwicklungs-Moment ein Organ bilden, welches für Licht empfindlich ist, gleich einer Daguerreotyp-Platte, muß als möglich zugegeben werden. Man kann sich nun weiter vorstellen, daß der mit dieser wunderbaren Eigenschaft begabte Nerv unter den verschiedensten Verhältnissen eine Reihe von Modifikationen

erfährt, von denen einige ihm und dem ganzen Thier förderlich sind, andere aber schädlich. Die schädlichen Modifikationen müssen im Lauf der Zeit diejenigen Individuen und Spezies, bei welchen sie sich fixiren, auf eine tiefere Entwickelungsstufe herabdrücken, die förderlichen auf eine höhere erheben. Zugleich haben jene die Tendenz, die gesammte Lebensfähigkeit der Spezies zu verringern, diese geben ihren Spezies größere Dauer und größere Widerstandskraft — jene müssen daher nach Jahrtausenden allmählich verschwinden, diese sich beständig vervollkommnen. Es werden daher eine sehr große Anzahl von eigenthümlichen Gesichtsorganen bereits völlig verschwunden sein, ohne Spuren auf der Erde zurückgelassen zu haben, und die noch vorhandenen werden große Variationen zeigen müssen, wie wir diese ja auch aus den Forschungen der Zoologen, namentlich durch die bahnbrechenden Untersuchungen von Johannes Müller, kennen. Alle die vorhandenen Variationen können aber sehr wohl die Resultate der natürlichen Verhältnisse sein, welche, ohne Zuthun irgend einer dritten Kraft, auf sie eingewirkt haben — warum soll man daher nicht annehmen, daß die Natur, die ja immer die einfachsten Mittel wählt, auf diesem Wege durch einfaches Wirkenlassen der mannigfachsten Ursachen die Stufenleiter der Gesichtsorgane gebildet habe!

Das ist der Gedankengang bei Darwin.

Bei einer Prüfung desselben muß man zunächst einräumen, daß die Konstitution der Gesichtsorgane im Thierreich eine äußerst mannigfache ist. Johannes Müller unterscheidet drei Hauptformen. Bei der ersten bestehen die Augen nur aus einem optischen Punkt, einem wahrnehmenden Nerven ohne jeden Brechungs-Apparat; die gesammte Wahrnehmung besteht nur in der Unterscheidung des Hellen vom Dunkeln. Die höhere Stufe ermöglicht die Wahrnehmung der Form und es wird dies auf zwiefache Weise erreicht. Eine Fläche, welche wahrgenommen werden soll, können wir uns zusammengesetzt denken aus einer unendlich großen Zahl von äußerst kleinen Flächen oder Punkten; jeder Punkt schickt nach allen Seiten Lichtstrahlen aus und kann als Punkt nur gesehen werden, wenn alle von ihm ausgehenden Strahlen durch brechende Apparate (Medien) wieder in einen einzigen Punkt vereinigt werden, oder wenn nur ein einziger der von ihm ausgehenden Strahlen in das Auge gelangt. Dieses Letztere ist nun der Fall bei allen Insekten-Augen; sie haben nicht gleich den höheren Thieren eine einfach gewölbte Hornhaut, sondern anstatt derselben eine große Zahl ganz kleiner Kugelabschnitte, so klein, daß von jedem Punkt einer leuchtenden Fläche nur eine kleine Menge Licht in das Auge dringen kann; hinter jedem Kugelabschnitt liegt ein kleiner Kegel, dessen Seitenwände mit schwarzem Pigment bedeckt sind; hinter den Kegeln liegt die wahrnehmende Netzhaut, die Ausbreitung der Sehnerven. Von den Punkten einer leuchtenden Fläche dringen nun Lichtstrahlen in jeden Kegel, aber diejenigen Strahlen, welche schief in einen Kegel eindringen, werden von dem schwarzen Pigment der Seitenwände verschluckt, nur diejenigen Strahlen, welche gerade in der Axe des Kegels ankommen, gelangen zur Netzhaut und werden wahrgenommen; das so zusammengesetzte facettirte, musivische Auge sieht daher einen Gegenstand niemals als ein Ganzes, sondern stets als ein sehr nahes Beieinander kleiner Flächen, etwa wie uns der gestirnte Himmel erscheint. Bei der vollkommensten Art der Augenformation werden die Kegel ersetzt durch einen Koncentrirungs-Apparat für die eindringenden Lichtstrahlen: die Linse; hier werden alle Strahlen, welche von einem Punkt der leuchtenden Fläche ausgehen, wieder in einen Punkt vereinigt, hier reiht sich aber auf der Netzhaut Punkt an Punkt ohne Unterbrechung zu einem Bilde zusammen. Die Kegel sind isolirende Apparate, sie wählen von den vielen Lichtstrahlen des Punktes einen einzigen aus; die Linse ist ein einsammelnder Apparat, der alle Strahlen umfaßt — aber beide Apparate entsprechen genau den einschlagenden optischen Gesetzen.

Man kann demnach, ohne den Thatsachen irgend einen Zwang anzuthun, eine allmähliche Stufenfolge der organischen Bildungen von der einfachsten bis zum Linsensystem zugestehen — und Darwin legt ja auf diese Stufenfolge den Hauptaccent — aber streitet denn die Erscheinung einer allmählichen Stufenfolge irgendwie gegen die Annahme eines *Planes*? Ist nicht vielmehr bei Annahme einer schöpferischen und ordnenden Intelligenz das Gesetz des unmerklichen aber stetigen Fortschritts das weiseste und das am meisten naturgemäße? Die Idee des Fortschritts enthält in sich die Tendenz der Vollendung — und behaupten, daß die Vollendung herrührt von der beständigen Komplikation der Phänomene, heißt den Begriff der Vollendung zusammenwerfen mit dem Begriff der Vielgestaltigkeit. Es scheint aber vielmehr ein feindliches Verhältniß zwischen diesen Begriffen obzuwalten: in dem Grade, in welchem die Phänomene sich auf das Vielfachste verflechten, wächst die Schwierigkeit, ein methodisches und reguläres Ergebniß zu erzielen. Wenn ich drei Steine auf einen Tisch werfe, so können sie sehr leicht die Spitzen eines regulären Dreiecks beschreiben; wenn ich hundert Steine werfe, steht es tausend gegen eins, daß sie nicht zu einer regulären Figur niederfallen. Wenn wir annehmen, daß das Auge sich bildet durch eine einfache, wenn auch unbegrenzte *Addition* der Phänomene, so ist es viel wahrscheinlicher, daß das Auge eine Verschlechterung oder gar eine Zerstörung erfährt, als daß es sich vervollkommnet.

Und zeigt die Entwicklung des Auges wirklich eine ununterbrochene Stufenfolge? Von den beiden höheren Systemen, dem der isolirenden Kegel und dem der sammelnden Linse läßt sich dies allerdings annehmen, und Darwin erwähnt selbst einige Fälle, wo ein Uebergang stattfindet, wo die Kegel eine Linsen-Gestalt annehmen — aber der wesentlichste Punkt ist der Uebergang des niedrigsten Systems zu einem der beiden höheren! Von einem solchen Uebergang citirt Johannes Müller kein Beispiel und auch Darwin weiß keins beizubringen. Wie entsteht aus Augenpunkten, die nur Sonnenschein von Finsterniß unterscheiden, ein optischer Apparat, ein konischer oder ein linsenartiger, der die Fähigkeit giebt, eine *Form* zu erkennen? Darwin fühlt natürlich selbst, daß ihn die Thatsachen im Stich lassen, und so versucht er, die Kluft durch eine Hypothese auszufüllen: „Wir müssen uns, sagt er, einen Sehnerv gelagert denken hinter einem dichten Lager durchsichtiger Gewebe, welche gleichfalls durchsichtige Flüssigkeiten einschließen; wir können uns dann weiter vorstellen, daß die durchsichtigen Gewebe und Flüssigkeiten allmählich ihre Dichtigkeit verändern, aber freilich nicht alle in gleicher Weise; die dichtesten formen sich dann schließlich zur Linse, die weniger dichten zum Glaskörper!“ Welche Voraussetzungen! Und wie unendlich hypothetisch! Und wenn man das Uebrige thun und die Voraussetzungen zugeben wollte — hätte Darwin mehr gewonnen als einen Uebergang vom untersten System zum höchsten (dem dritten)? vom linsenlosen Auge der untersten Thiere zu dem sammelnden der höchsten? Wie entsteht denn das konische System mit seinen Facetten? Sollen diese auch aus einer allmählichen Verdichtung entstehen? Und das schwarze Pigment an ihren Wänden, welches alle unbrauchbaren Strahlen absorbirt, etwa auch?

Und wo sich im Thierreich Uebergänge finden vom Kegel- zum Linsen-System, da wird dennoch das Sehvermögen des Thieres nicht beeinträchtigt: der optische Apparat thut seine Pflicht; das deutet mit Macht auf einen Plan, nach dem er gebildet worden. Sollte Darwin Recht haben, so hätte er unter diesen Uebergangs-Apparaten eine große Zahl nachweisen müssen, welche den optischen Gesetzen widersprechen; denn die natürliche Züchtung wird doch nicht zufällig nur solche Formen bilden, welche gerade der Strahlenbrechung und Strahlensammlung günstig sind. Er hätte Kegel nachweisen müssen mit hellen Wänden ohne Pigment, die freilich trotz der sorgfältigen Konstitution dem Auge nicht die Möglichkeit gegeben haben würden, eine Form zu erkennen. Er hätte uns Augen zeigen müssen mit konkaven Krystallinsen, welche die Lichtstrahlen zerstreuen, anstatt sie zu sammeln; er hätte brechende Medien nachweisen müssen, deren Dichtigkeit geringer ist als die Dichtigkeit des Elements, in welchem das Thier lebt. Diese Widersprüche gegen die Idee oder gegen den Plan hätte er auffinden müssen und in großer Anzahl, um die Annahme der Bildung des Auges durch natürliche Züchtung, d. h. durch Zufall, glaublich zu machen. Die materialistische Natur-Auffassung geräth stets in Aufregung, wenn man von den Zwecken der Schöpferkraft spricht; das Auge, sagt sie, ist nicht geschaffen, um zu sehen, sondern es ist da und es hat die Fähigkeit zu sehen — aber wenn es nicht gebildet worden ist zu jenem Zwecke, dann hätte doch wohl allmählich eine große Zahl von Modifikationen entstehen müssen, die gar keine Beziehung zur Funktion des Sehens hätten. Annehmen, daß solche ungünstige Modifikationen entstanden aber sämmtlich sammt den ganzen Thier-Spezies zu Grunde gegangen wären, — heißt doch, es sich gar zu bequem machen; denn man muß sich doch vorstellen können, daß die Modifikation, welche die Sehfähigkeit eines Thieres verringert, der Lebensfähigkeit des übrigen Organismus nicht feindlich ist — warum sollte also der ganze Organismus erliegen? Wenn wir sehen, daß zahlreiche Thiergattungen mit Augenpunkten, ohne alle optischen Medien, seit Uranfang der Welt leben — warum sollten sie nicht leben können, wenn sie heut plötzlich Kegel, aber mit durchsichtigen Seitenwänden ohne Pigment, erhielten, die freilich ihre Sehfähigkeit nicht steigerten, aber sie auch nicht verringerten? Ja, es könnte die Depotenzirung des Gesichtssinnes ausgeglichen werden durch eine Potenzirung anderer Organe, so daß also absolut kein destruirendes Moment entstände!

Wenn aber die Physiologie überall Gesichtsorgane zeigt, die bis in die kleinsten Details passend für die Funktionen gebildet sind, so kann der gesunde Menschenverstand nicht anders als der philosophisch gebildete: er muß annehmen: die Konstruktion ist planmäßig angelegt worden.

England.

Zur Physiologie des Schlafes.

Die Westminster Review bespricht in einem „The Physiology of Sleep" überschriebenen Artikel mehrere Schriften, die vom Schlafe als physiologischem Zustand handeln. Wir heben daraus Folgendes hervor.

„Jedermann hat eine allgemeine, auf persönliche Erfahrung gegründete Vorstellung von dem, was unter Schlaf verstanden wird. Und doch, so sonderbar es scheinen mag, ist es keineswegs leicht, von diesem alltäglichen, aber wahrhaft wunderbaren Zustande eine genügende Beschreibung, viel weniger noch eine genaue Definition zu geben. Wie Sir H. Holland*) bemerkt, ist es selbst schwer, „auszumitteln, was sein vollkommenster, sein am meisten vom Wachen entfernter Zustand ist."

Einige behaupten, wir besäßen während des Schlafes Bewußtsein, Andere, wir seien bewußtlos. Einige versichern, wir träumten stets, wenn wir schlafen, Andere, daß Träume nur zwischen Schlaf und Wachen vorkommen. In der That waltet über diese und viele andere mit unserem Gegenstande verknüpfte Punkte unter den verschiedenen Schriftstellern die möglichst größte Meinungsverschiedenheit ob. Diese Meinungsverschiedenheit mag bis zu einem gewissen Grade durch die folgenden Betrachtungen erklärt werden:

Erstlich unterscheiden sich die Schlaferfahrungen verschieden gearteter Individuen in derselben Weise, wenn auch nicht im selben Grade, wie ihre Erfahrungen vom Wachen; und deshalb mögen verschiedene Beobachter, weil jeder nach seiner eigenen Erfahrung urtheilte, zu etwas verschiedenen Schlüssen gekommen sein.

Sodann ist „der Schlaf kein einheitlicher Zustand(?), sondern eine Reihe fluktuirender Zustände"; und so mag es gekommen sein, daß Einige diese Phase, Andere eine andere als die vollkommenste beobachtet haben mögen.

Drittens mischen sich philosophische und religiöse Theorien in die Frage.

Sir H. Holland und Mr. Durham,**) welche den Gegenstand von vollkommen verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, drücken ihre Ansichten in Betreff der Natur des Schlafes in sehr verschiedener Weise aus. Der Erstere betrachtet den Schlaf in seinem allgemeinsten, der Letztere in seinem speziellsten Wortsinne. Sir Henry Holland schreibt, wie folgt:

„Schlaf im allgemeinsten und bestimmtesten Sinne des Ausdruckes muß nicht als ein einziger Zustand, sondern als eine Reihe von Zuständen in beständiger Veränderung betrachtet werden. Diese Veränderung besteht dabei nicht allein in den verschiedenen Graden, in welchen derselbe Sinn oder dasselbe Geistesvermögen ihm verfällt, sondern auch in den verschiedenen Proportionen, in welchen diese verschiedenen Kräfte zur selben Zeit unter seinem Einflusse stehen. Wir verbinden daher alle die Erscheinungen, wie entfernt und regelwidrig sie auch scheinen mögen, durch ein gemeinsames Prinzip mit einander, — von den körperlichen Handlungen des Somnambulen; dem lebhaften, aber unzusammenhängenden Gedankenzuge, der durch unsere Eindrücke erregt wird; der gelegentlich scharfen Thätigkeit des Verstandes, und der Stärke der Erregung — bis zu dem tiefen Schlafe, in welchem Sinneneindrücke empfangen werden, worin kein Wille sich geltend macht, und beim Erwachen kein Bewußtsein, keine Erinnerung zurückbleibt von den Gedanken oder Gefühlen, die im Geiste vorhanden waren. Anstatt manche dieser Thatsachen als Ausnahmen oder Anomalien zu betrachten, ist es gerathener und vernunftgemäßer, nur solche Definitionen vom Schlaf aufzustellen, die sie alle in sich schließen." —

Andererseits sagt Mr. Durham:

„Psychologisch betrachtet denke ich, Schlaf mag am besten als ein Zustand erklärt werden, in dem Wille, Sinn und Bewußtsein suspendirt sind, aber durch die Anwendung eines Reizmittels leicht wieder hergestellt werden können. „Nur der Schlaf ist ge-

*) On Sleep. By Sir H. Holland.

**) The Physiology of Sleep. By A. E. Durham.

sind," sagt Dr. Wilson Philip, „aus dem man leicht geweckt werden kann." „Wenn unsere Ermüdung derartig ist, daß er sehr tief wird, so nimmt er etwas vom Wesen der Krankheit an." —

„Physiologisch betrachtet kann der Schlaf am füglichsten angesehen werden als jener besondere Zustand cerebraler Unthätigkeit, welche wesentlich zusammenhängt mit der Ernährung und dem Ersatze der Gehirnsubstanz."

Diese Beschreibungen — denn Definitionen kann man sie schwerlich nennen — vom Schlaf sind einander keineswegs entgegengesetzt, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte. Beide können, denken wir, als richtig angenommen werden, obwohl keine derselben die ganze Wahrheit enthält. Sir H. Holland spricht offenbar von aktuellem, wirklichen Schlaf, Mr. Durham vom Schlaf-Typus, vom Schlafe, wie er sein soll. Der eine beschreibt daher den Schlaf, wie er gewöhnlich vorkommt; der andere den vollkommensten Schlaf, wie man ihn sich denken muß.

Jeder Theil des Körpers, dessen Thätigkeit vital, und nicht rein mechanisch ist, macht abwechselnde Perioden von Ruhe und Thätigkeit durch. Jedermann weiß, daß es unmöglich ist, vermittelst unterstützungsloser Muskelspannung irgend welches Glied längere Zeit gerade zu halten. Nach einer gewissen Zeit der Thätigkeit verlangen die Muskeln eine verhältnißmäßige Zeit der Ruhe. Ebenso ist es mit den Sinnesorganen, dem Gehirn und jedem anderen vitalen Theile. Jeden Tag lehrt uns die Erfahrung, daß dies wahr ist; die Physiologie zeigt uns, es müsse so sein.

Während jeder dieser Thätigkeitsperioden leidet das Zellengewebe des betreffenden Theiles und verzehrt sich; während der Ruhe wird es genährt und der Abgang ersetzt. Zeitweise Unthätigkeit scheint für vollständigen Ersatz wesentlich zu sein. Verschiedene Theile desselben Organes, z. B. verschiedene Theile eines Muskels oder des Gehirnes, dürfen zweifelsohne in derselben Zeit in verschiedener Lage sein, ein Theil thätig und sich abnutzend, der andere in Ruhe und sich neu herstellend; aber es ist Grund zu glauben, daß für dieselben Theile die zwei Zustände, Thätigkeit und Abnutzung einerseits, und Ruhe und Ersetzung andererseits nicht gleichzeitig eintreten können; oder jedenfalls, wenn sie es thun, nur eine Zeitlang, insofern nämlich früher oder später die Abnutzung die Oberhand gewinnt über den Ersatz.

Wir hören bisweilen den Ausdruck, „die Lampe des Lebens." Das Gleichniß ist keineswegs ein schlechtes. Wenn eine Lampe gehörig zurecht gemacht und angezündet ist, beginnt chemische Thätigkeit. Diese Thätigkeit währt eine Zeitlang; das Oel wird verzehrt; es entwickelt sich Hitze und das Licht kommt zum Vorschein. Nach und nach muß frisches Oel zugegossen und die Lampe geputzt werden. Während sie brennt, muß man die Verbrennungsprodukte — die neuen von der chemischen Action gebildeten Substanzen, beseitigen, wenn sie nicht bald die Flamme auslöschen sollen. Ebenso ist es mit den Geweben unseres Körpers. Ob die chemischen Veränderungen, welche in der Flamme der Lampe vorgehen, die Ursache von Licht und Hitze, oder ob Hitze und Licht die Ursache von chemischen Veränderungen sind, können wir nicht sagen. Ebenso wenig können wir sagen, ob die chemischen Veränderungen, die in gewissen Organen unseres Körpers vorgehen, Ursache oder Folge ihrer funktionellen Thätigkeit sind. In beiden Fällen ist es vollkommen gewiß: die besonderen chemischen Veränderungen sind unzertrennlich verbunden mit den mehr sichtbaren Erscheinungen; und wenn das Material verbraucht ist, oder wenn durch irgend eine andere Ursache die normalen Prozesse der chemischen Thätigkeit gestört oder gehemmt werden, so modifiziren sich die anderen Erscheinungen, oder hören gänzlich auf.

Bewußtsein, Sinnesthätigkeit, Wille, Fühlen und Denken treten in Verbindung mit funktioneller Gehirnthätigkeit auf. In Begleitung damit finden chemische Veränderungen im Gehirn statt, welche nothwendig zur Aufbrauchung gewisser Theile seiner Substanz führen. Um diesen Verlust zu ersetzen, ist also zeitweises Aufhören der funktionellen Thätigkeit erforderlich. Funktionelle Thätigkeit des Gehirnes also, wie sie sich in Sinn, Denken, Fühlen, Wollen manifestirt, verbunden mit Aufbrauchung von Hirnsubstanz, kann betrachtet werden als die wesentliche psychologische und physiologische Bedingung des vollkommenen Wachzustandes; und Ruhe des Gehirnes, verbunden mit Ersetzung und Nährung der Hirnsubstanz, kann als die entsprechende Bedingung des vollkommenen Schlafes betrachtet werden.

Nach dem Gesagten wird es klar sein, daß zwischen dem Zustande des Gehirnes während des Schlafes und seinem Zustande während des Wachens große und greifbare Unterschiede stattfinden müssen. Sir Benjamin Brodie meint, daß es nicht möglich sei, dieselben empirisch zu erkennen und nachzuweisen; damit stimmt aber Mr. Durham nicht überein; er meint, daß man darüber wohl etwas Zuverlässiges nachweisen könne.

„Während des Schlafes, sagt er, ist das Gehirn verhältnißmäßig blutarm, und das Blut der Gefäße im Kopfe ist nicht bloß der Quantität nach vermindert, sondern bewegt sich auch mit verminderter Schnelle."

Caldwell, welchen Durham citirt, führt den Fall von einer Frau in Montpellier an, die durch Krankheit einen Theil der Hirnschaale verloren, so daß das Gehirn und ein Theil der Membranen bloß lagen. Wenn sie in tiefem, festen Schlafe lag, blieb das Gehirn im Schädel fast regungslos; sowie sie träumte, erhob es sich, und wenn ihre Träume (beim Erwachen erzählte sie's) lebhaft oder interessant waren, wurde das Gehirn durch die Schädelöffnung in die Höhe getrieben.

Blumenbach beschreibt ebenfalls Fälle, wo er, bei Verlust von Schädeltheilen, ein Sinken des Gehirns während des Schlafes und ein Anschwellen mit Blut, wenn der Leidende erwachte, wahrnahm. Indessen dergleichen Fälle sind so selten, daß sie kaum in Betracht kommen, und sich oft aller Beobachtung entziehen. Mr. Durham hat, um die Streitfrage auszumachen, zu dem Mittel gegriffen, das Magendie, Orfila und andere berühmte Physiologen angewandt, nämlich zu jenen schrecklichen Vivisektionen an Thieren, welche den hohen Eifer für die Wissenschaft, aber zugleich sehr wenig menschliches Gefühl bekunden. Er hat zahlreiche Hunde chloroformirt, ihnen ein Stück Hirnschale abgenommen und dann weitere Experimente gemacht. Inwiefern die erlangten Resultate Aufschlüsse über den „gesunden Schlaf" der Thiere und des Menschen geben, da ein so behandeltes Thier jedenfalls sich im abnormen Zustande und in der Krankheit befindet, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Mr. Durham findet seinen obigen Satz bestätigt; auf die ausführlichen Einzelheiten können wir hier nicht eingehen.

Unschuldigerer Natur sind die Beobachtungen, welche man an kleinen Kindern machen kann, bei denen die Schädelknochen noch nicht fest verwachsen sind. Man findet z. B., daß die Nähte des Schädels, wenn das Kind schläft, leichte Vertiefungen bilden, umgekehrt, wenn es wacht, kleine Erhöhungen, und man kann daraus schließen, daß die geringere oder größere Blutmenge Ursache dieser Erscheinungen ist. Jedermann weiß auch, daß man schlecht schläft,

wenn man erhitzte Backen und pochende Schläfe hat, während Hände und Füße kalt sind und ein Gefühl von Frösteln über den ganzen Leib verbreitet ist. In diesem Falle sind die Gefäße des Gehirns offenbar voll und die Blutcirkulation thätig; andererseits ist es ebenso gut bekannt, daß Kühle des Kopfes bei Wärme in den Extremitäten unabänderlich mit behaglichem Schlafe verbunden sind. In manchen Fällen von Schlaflosigkeit, die von Ueberreizung des Gehirns herrührt, wirkt nach Mr. Durham's Behauptung ein warmes Bad, ein Fußbad in heißem Wasser, wie ein Zauber.

Italien.

Das Brigantenthum in Neapel.

Das südliche Italien zieht fortwährend die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, da von der Herstellung einer staatlichen Ordnung dort noch gar keine Rede ist und sicher noch manche Jahre verstreichen werden, bevor die italiänische Regierung nur so weit gelangt, der dort herrschenden Unordnung wenigstens bis zu dem Grade abzuhelfen, daß die neapolitanischen Provinzen wieder solche geordnete Verhältnisse darbieten, wie sie dieselben unter der Herrschaft der Bourbons besaßen. Ueber die neapolitanischen Zustände hat Niemand mehr Licht verbreitet, als Marc Monnier, ein französischer Schriftsteller, welcher seit Jahren in Neapel lebt und sich das Studium des Landes und der Bevölkerung ganz vorzüglich zur Aufgabe gestellt hat. Von ihm hat die Revue des Deux Mondes eine ganz vorzügliche Arbeit über diesen Gegenstand veröffentlicht, der wir ein paar Abschnitte entlehnen wollen, wobei wir nur bedauern, daß die Uebertragung außer Stande ist, die trefflichen Schilderungen des Originals treu wiederzugeben.

Zunächst entwirft der Verfasser in wenigen Zügen die Physiognomie des italiänischen Brigantenthums, das sich zu allen Zeiten im Neapolitanischen gefunden hat, doch immer nur sporadisch auftrat, während es jetzt in Folge einer politischen Revolution, nach welcher die besiegte Partei es nicht verschmäht hat, Banditen unter ihre Fahnen zu enrolliren, epidemisch geworden ist. Dann fährt Marc Monnier fort:

„Nachdem die italiänische Macht in Neapel errichtet war, nachdem das regelmäßige Heer die Belagerten von Capua bis Gaëta gejagt hatte, erlaubte Franz II., ohne das nutzlose Unglück vorherzusehen, das er über sein Land bringen würde, die Organisation bewaffneter Banden; aber diese ersten Banden, die besonders von Soldaten und Gensdarmen gebildet wurden, waren rein politisch und sie wurden von Männern befehligt, deren man sich nicht zu schämen brauchte. Unter diesen Letzteren kann man den Grafen Emile de Christen erwähnen. Der neapolitanische General Lurara verschmähte es nicht, eine dieser Expeditionen zu befehligen, in der sich einige wahrhafte Royalisten als muthige Männer schlugen. Ohne Zweifel hatten sich schon einige schlechte Elemente in diese Parteigänger-Truppen eingeschlichen; die saccheggiatori (Plünderer) Giorgi's rekrutirten sich theilweise in den Bagnos; aber man muß diesen ersten Ausbruch gleichwohl von den traurigen Unbesonnenheiten, die später folgten, unterscheiden. Was den Parteigängerkrieg betrifft, welcher während der Belagerung von Gaëta in der Nähe der römischen Gränzen versucht wurde, so hängt derselbe nicht mit der Geschichte des Brigantenthums zusammen.

Das wahre neapolitanische Brigantenthum, das man später umzuformen und dem man eine militärische Organisation aufzuzwingen suchte, rekrutirte sich Anfangs unter früheren Galeeren-Sträflingen. Mehrere von ihnen waren während der Revolution aus den Gefängnissen entwischt. Andere waren durch das letzte Dekret des Königs Franz II. begnadigt worden; Einige hatten sich den Garibaldianern angeschlossen und man hatte sie vor Gaëta kämpfen sehen. Nach dem Kriege verlangten sie Gratifikationen und Anstellungen; die Regierungs-Behörde prüfte ihre Ansprüche und schickte die Sträflinge in die Gefängnisse zurück. Um diesem Schicksale zu entgehen, flüchteten sie sich in die Wälder und bildeten Banden. In dieser Weise begannen mehrere Briganten ihre Laufbahn, unter Anderen der berüchtigte Crocco, der zum Ritter des heiligen Georg und zum General en chef aller Straßenräuber erhoben wurde. Er war einer der Ersten, welcher den Krieg gegen die italiänische Regierung begann. Die Verabschiedung der Truppen nach der Uebergabe von Gaëta verstärkte die Banden, jedoch weniger als man es geglaubt hat. Eine gute Zahl bourbonischer Soldaten, die in ihre Dörfer zurückkehrten, aber unfähig waren, den Pflug und den Hammer wieder zu ergreifen, schlossen sich den Banden an, welche schon anfingen, die Landstraßen unsicher zu machen. Hierzu kamen die, welche bereit waren, weiter zu dienen, und sich bei den Behörden in ihren Dörfern einfanden, sowie sie einberufen wurden; aus Mangel an Militär-Depots, in die sie aufgenommen werden konnten, wurden sie oft wieder nach Hause geschickt. Das begegnete Manchem von ihnen dreimal, und sie wurden Briganten, weil man sie als Soldaten nicht einstellte. Andere machten sich, mit einem Abschiede versehen, den geschickte Fälscher ihnen für zwei Ducati gefertigt hatten, aus dem Staube. Als die Ordnung wieder hergestellt war und dieser Betrug entdeckt wurde, fing man an, die Zahl derer zu mustern, welche in Folge eines gefälschten Abschieds von dem Soldatendienste frei geworden waren, und es gab deren dreißigtausend. Alle diese Umstände trugen zur Vergrößerung der Banden bei; die zwei Elemente aber, aus denen sie Anfangs zusammengesetzt waren, konnten sich nie mit einander verschmelzen oder übereinstimmen. Die meisten Soldaten verließen, man muß das zu ihrem Lobe sagen, das Feld; nur die früheren Verbrecher und die geborenen Diebe blieben zurück.

In diesem Zustande fand die Reaktion die Banden, als sie den Entschluß faßte, sie zu benutzen und sie zu lenken; doch die Sache kehrte sich um, denn die Banden zogen von der Reaktion Nutzen und ließen sich nicht von ihr führen. Die Bergbewohner wiesen das Geld aus Rom und Neapel nicht zurück und willigten ein, die weiße Fahne aufzupflanzen; sie ließen sich aber nie zügeln oder an Disziplin gewöhnen; ihr einziger Gedanke war Plündern.

Was bedeutet nun dieser Bauernkrieg? Welche Ursachen haben ihn hervorgerufen und aufrecht erhalten? Vor Allem der traurige Zustand auf dem Lande, die Unwissenheit, das Elend, der Haß gegen den Bürgerstand und dann die auf die Revolution gegründeten tollen Hoffnungen, die aus Rom gekommenen Aufreizungen und zuletzt und vor allem Anderen die Furcht.

Beginnen wir mit dem Zustande, der auf dem Lande in den Dörfern herrschte, und erinnern wir an das, was diese noch vor drei Jahren waren. In dem Grade, wie man sich von Neapel entfernte, sah man allmählich nicht bloß die Pracht der großen Stadt, sondern selbst den Schein eines civilisirten Landes verschwinden. Die Eisenbahnen nahmen nach einer oder zwei Stunden ein Ende, und an ihre Stelle traten staubige Landstraßen, die am Fuße der Gebirge sich in schmutzige Wege zusammenzogen, aus denen zuletzt Fußpfade wurden, die nur von Maulthieren erklettert werden

konnten. In einer Entfernung von etwa zwanzig Stunden von der Hauptstadt traf man ganze Provinzen, wo, mit Ausnahme der großen Landstraße von Neapel, keine Verbindungsstraßen sich fanden. Dem kleinsten Cabriolet war es und ist es jetzt noch unmöglich, sich in den südlichen Theil der Basilicata hineinzuwagen und von dort die Meeresküste zu erreichen. Diese Provinz, welche eben so groß wie Toscana, ist gewissermaßen von den übrigen Provinzen isolirt. Von ihren 124 Gemeinden sind 91 aller Straßen beraubt, und andere noch mehr vernachlässigte Provinzen beneiden ihr Loos. Noch im Jahre 1861 fand sich nicht die kleinste Straße, welche aus den Abruzzen nach Apulien geführt hätte; um von Chieti nach Foggia zu gelangen, mußte man über Neapel dahin reisen, was ohngefähr dasselbe ist, als wenn man von Paris aus nur über Bordeaux sich nach Lyon begeben könnte. Der Uebelstand war für den Reisenden, welcher viel Geld auszugeben hat, von keiner großen Bedeutung, wohl aber für die Schäfer, die im Jahre zweimal ihre Heerden aus einer Provinz in die andere treiben. Sie mußten diese Reise machen, indem sie die Felsen erkletterten. Ein Banditen-Anführer Namens Tamburinno erwartete sie mit seiner Bande und erhob von ihnen ein Wegegeld nach der Kopfzahl ihrer Heerden. Man denke sich den Zustand dieser verlassenen Dörfer, wo es oft einer ganzen Tagereise bedurfte, um aus dem einen Dorfe ins andere zu gelangen. Jedes gesellige Band war in dieser wilden Zerstreuung unmöglich, und gehässige Nebenbuhlerschaften, welche noch dauern und zu den wichtigsten Ursachen des Brigantenthums gehören, traten an die Stelle jener Beziehungen der Interessen und der Familie, wie man sie in anderen Ländern zwischen den benachbarten Dörfern so häufig findet. Jede Gemeinde des Königreichs glich einer Festung und fast einem Kloster, in welches die Bevölkerung sich eingeschlossen sah. Was ließ sich wohl von einer solchen Absperrung hoffen, in welche nichts eindrang, um diese trägen Massen zu erleuchten? Der König Ferdinand hat es mit seiner eigenen Hand geschrieben: er wolle keine Elementarschulen in Orten haben, welche bloß von Bauern bewohnt würden. So viel in Betreff der Dörfer; was soll man aber erst von den Gegenden sagen, wo die Hirten ein förmliches Nomadenleben führten und in der Mitte ihrer Heerden ganz allein und thierisch lebten und so ganze lange Monate bloß auf sich angewiesen waren, ohne ein lebendes Wesen zu finden, mit dem sie reden konnten?

Die Unwissenheit ist ohne Zweifel ein sehr bedenkliches Uebel; ein anderes noch weit tieferes ist der Mangel. Der Bauer oder Cajone, wie man ihn spottweise nennt, lebt in einer Armuth, die fast unglaublich ist. In Apulien, z. B. in Foggia, Cerignola, San Marco in Lamis, besteht eine unterste Klasse von Proletariern, die man Terrazzani, Leute ohne Feuer und Wohnort, nennt, welche, wenn sie nicht stehlen, nicht leben könnten. Massari sagt: „Bloß in der Stadt Foggia leben mehrere Tausend Terrazzani. Große Güter, aber kein Pächter und viele Elende, die nicht wissen, wo sie ihr Brot finden sollen. Die Terrazzani und die Cajoni, sagte uns der Direktor der Domänen in Foggia, haben Brot von einer solchen Beschaffenheit, daß unsere Hunde nichts davon fressen würden." Ich könnte hinzufügen, daß ich in der Umgegend von Neapel Arbeiterinnen gekannt habe, für welche das Brot selbst ein Luxusgericht war. Nun hegen diese armen Leute, die in einer so gehässigen Weise von den Reichen ausgebeutet werden, einen tiefen Haß gegen die Galantuomini, d. h. gegen den Bürgerstand.

Was unter ähnlichen Bedingungen denkende Menschen in Verwunderung setzen muß, ist nicht, daß dieses endemische Brigantenthum in einen Bürgerkrieg ausgeartet, sondern daß dieser Bürgerkrieg erst so spät ausgebrochen ist. Dieselben Elemente der Auflösung waren schon zu den Zeiten Ferdinands II. vorhanden; wie ging es nun zu, daß dieser nichts weniger als sehr gescheidte Monarch 30 Jahre lang König blieb und auf dem Throne starb? Um diese Frage zu beantworten, werden einige Worte genügen, und wir wollen den König selbst sprechen lassen: „Wenn ich mein Königreich verlassen werde," sagte er eines Tages zum Fürsten Dentice, „so werde ich meinen Nachfolgern fünfzig Jahre der Anarchie hinterlassen." Ferdinand fühlte das Uebel, that aber nichts, um es zu bekämpfen, sondern begnügte sich damit, den gewaltsamen Ausbruch desselben zu vertagen. Er verfolgte den Bürgerstand, hätschelte die Armen, unterstützte die Priester, und indem er die energischen Männer, welche Briganten geworden sein würden, anwarb, bildete er aus denselben sein Heer, seine Polizei und seine Miliz für die Dörfer. Die Folge davon war, daß diese zu Brigaden formirten rohen Gesellen beinahe das thaten, was die Wölfe thun würden, wenn man ihnen die Bewachung der Schaafheerden anvertraute. Ferdinand starb und Franz II. wurde gezwungen, seinem Lande eine Konstitution zu geben. Sofort brach auf mehreren Punkten seines Königreichs der Bürgerkrieg aus. In Bovino zum Beispiel fand ein Volksaufstand gegen die Reichen statt, und dabei gab es schon Plünderung und Blutvergießen. Garibaldi, der sich durch drei Siege zum Herrn Siziliens gemacht hatte, setzte auf den Kontinent über; sofort stürzte das von dem verstorbenen König aufrecht erhaltene prachtvolle Gerüst zusammen, und selbst der Klerus betete das neue Licht an.

Das Volk, welches gewohnt war, in den Revolutionen nur Komplotte der Bourgeoisie zu sehen, welche politische Freiheiten forderte, von denen es für seinen Theil gar nicht wußte, was es damit anfangen sollte, glaubte, endlich sei seine Stunde gekommen, und wenigstens diesesmal hätte man sich um des Volkes willen erhoben, und in Folge dessen wurde es aufrichtig Garibaldisch und ist es noch. Die Herstellung der regelmäßigen Gewalt täuschte alle seine Hoffnungen. Es hatte irgend eine soziale Entschädigung erwartet und sah statt ihrer eine politische Umgestaltung kommen. Anstatt Garibaldi's und der rothen Hemden gab man ihm ein uniformirtes Heer und einen abwesenden König; anstatt des ihm für alle Tage zugesicherten Brotes einen Winkel Erde in der Sonne, und um es in seinen Mußestunden aufzuheitern, gab man ihm, an Stelle der wöchentlich einen oder zwei Prozessionen mit Fackeln und Fahnen, ein Parlament in Turin, Verordnungen wegen Zusammenrottungen, das beschränkte Stimmrecht, das Geschwornengericht für Prozesse über Verbrechen und tausend andere Wohlthaten, die ihm ganz gleichgültig waren und um die es sich gar nicht kümmerte; dann gab man ihm noch Preßfreiheit, und es konnte nicht lesen! Es sagte sich mit Bitterkeit: Wieder eine Revolution der Bourgeoisie!

Eine Revolution der Bourgeoisie! Das war die vorzüglichste Klage des armen Volkes nach dem Aufstand von 1860, der in ihren Augen nichts weiter war, als eine Fortsetzung des Aufstandes im Jahre 1848. Es war eine im Volke sehr beglaubigte Meinung, daß diese Revolutionen bloße Differenzen zwischen der Bourgeoisie und dem Souverän seien, was sogar so viel Glauben fand, daß die Führer der Lazzaroni, als die liberale Verschwörung im Jahre 1859 einige Schritte that, um sich die Mitwirkung derselben zu sichern, unzweideutig antworteten: „Wir werden uns euch unter der Bedingung anschließen, daß ihr das Treiben von 1848 nicht wieder anfangt, und daß es auch etwas für uns giebt."

Das neapolitanische Volk erhielt nichts von dem Allen; dagegen sah es den populären Helden, der ihm so viel versprochen hatte, abreisen und den re galantuomo — was von ihm als „König der Sbirren" aufgefaßt wurde — ankommen, der ihm befahl, sich ruhig zu halten, und der an gutgekleidete Männer Stellen und Dekorationen vertheilte. Natürlich war das eine sehr bittere Enttäuschung; aber in den Provinzen und ganz besonders auf dem Lande gab es Opposition, welche durch eine gerechtere Unzufriedenheit hervorgerufen worden war. Der Bourgeois wurde daselbst wirklich der König des Dorfes; es bildete sich eine Oligarchie von kleinen Gutsbesitzern, die früher unterdrückt waren, und die nunmehr mit der ganzen Bitterkeit eines lange unterdrückten Zornes ihrerseits unterdrückten.

Der einfache Dorfbewohner, der Bauer, der Hirt blieben indessen eben so arm wie ehedem; die frühere Unwissenheit hatte nicht in einigen Tagen beseitigt werden können, und so dauerte das frühere Elend mit allen seinen unheilvollen Aufreizungen fort. Zu gleicher Zeit war der Zügel zerrissen, der Verkehr war frei; Colporteurs verkauften Pulver und Kugeln, Büchsen und Revolvers. Nun erwachte der alte Haß plötzlich, welcher früher durch List oder mit Gewalt im Zaume gehalten worden, aber durch die Revolution aufgeschüttelt und zügellos geworden war, und der sich jetzt bis zur Wuth steigerte.

Die Dörfer, welche sich seit fünfzig Jahren um ein Feld oder um einen Wald stritten, die Familien, welche sich um einer Rangfrage willen einander befeindeten, benutzten die allgemeine Aufregung, um handgemein zu werden; jeder Privatgroll nahm eine politische Maske an, jede persönliche Rache befriedigte sich im Namen Viktor Emanuel's oder Franz des Zweiten. Wenn in den Zeiten der Bourbons ein muthloser Dorfjunker einen Feind hatte, so denuncirte er denselben als einen Liberalen und beförderte ihn mit Hülfe dieses Mittels auf die Galeeren. Dieselben Denunciationen wurden unter der neuen Regierung fortgesetzt; nur wurde der Mann, den man zu beseitigen wünschte, angeklagt, ein Anhänger der Bourbons zu sein. Daraus sind viele Ungerechtigkeiten, Verfolgungen und Niederträchtigkeiten hervorgegangen. Nun waren aber die Wälder nahe, die Gebirge boten den Unterdrückten, die an nichts weiter dachten, als die Flucht, einen sichern Zufluchtsort, und dort bildeten sich dann Banden, welche von Stunde zu Stunde wuchsen, alle Opfer der Gesellschaft — Uebelthäter und Dürftige, Galeerensklaven und Soldaten — an sich zogen, ihnen Feste, Piaster, Mädchen, Waffen, Mittel der Rache und Blut zu vergießen, kurz Alles, was sie nur wünschen mochten, versprachen. So bildete sich oder vielmehr so erstand jenes Brigantenthum von Einheimischen wieder, welches wirklich bedenklich, wahrhaft schrecklich ist und das nur gelegentlich eine politische Färbung annimmt, aber mehr oder weniger unter allen Dynastien fortdauern wird, so lange das Volk Hunger leidet."

Indischer Archipel.

Dr. Karl Scherzer's Novara-Reise.

Die Nikobarischen Inseln.

Vor einiger Zeit tauchte in den Zeitungen das Gerücht auf, Dänemark wolle die nikobarischen Inseln an Preußen abtreten, um sich Schleswig zu erhalten und auf diese Weise den deutsch-dänischen Konflikt wegen der Elbherzogthümer zu lösen.

Von wem auch dieser Vorschlag ausgegangen sein mag, eine ernstliche Hoffnung auf Durchführung desselben kann selbst der Urheber nicht gehegt haben. Immerhin aber wird es wegen dieser sonderbaren Combination sich empfehlen, Näheres über die nikobarischen Inseln zu erfahren, sei es auch nur, um zu wissen, daß — hätte Dänemark wirklich daran gedacht, die angeblichen Eroberungsgelüste Preußens mit den Kokosnüssen jener Eilande zu befriedigen, — ein derbes deutsches Sprichwort wieder einmal im Rechte gewesen wäre, das Sprichwort nämlich: „Wer Lust hat zu tauschen, hat Lust zu täuschen!" Dänemark könnte kein besseres „Geschäft" machen als diesen Tausch, weil es die nikobarischen Inseln gar nicht mehr besitzt und dem Könige von Preußen mit gleichem Rechte z. B. die beste Provinz der Vereinigten Staaten hätte anbieten dürfen.

Eine sehr ausführliche und anziehende Monographie der nikobarischen Inseln finden wir ganz apropos in dem Werke: „Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858 und 1859 unter den Befehlen des Kommodore B. von Wüllerstorf-Urbair. Beschreibender Theil von Dr. Karl von Scherzer" *) — ein Werk, das sich überhaupt durch wissenschaftlich gründliche und zugleich ansprechend geschriebene Darstellungen aus jener Reise auszeichnet.

Die Novara ankerte am 23. Februar 1858 an der Insel Kar-Nikobar und verließ nach 32 Tagen die Inselgruppe, nachdem die gelehrten Mitglieder der Expedition mit Unterstützung der Schiffs-Offiziere nach allen Seiten hin die sorgfältigsten Untersuchungen über Land und Leute des Archipels angestellt hatten.

Wir heben aus dem Berichte des Herrn von Scherzer über diesen verhältnißmäßig langen Aufenthalt der Expedition daselbst dasjenige heraus, was von allgemeinerem Interesse scheint. Wenn daraus eine Art Robinsonade entsteht, so wird das doch der Wahrhaftigkeit unserer Mittheilungen bei dem Leser keinen Eintrag thun.

Die nikobarischen Inseln mit ihren etwa 6000 Einwohnern liegen zwischen 6° 50' und 9° 10' n. Br. und vom 111. bis 112° ö. L. von Ferro oder 93 bis 94° von Grenwich. Sie bilden die unterbrochene Verlängerung der centralen Gebirgskette von Sumatra nach Norden zu und halten ziemlich die Mitte auf der Linie zwischen den südlichen Spitzen der beiden Ostindien. Durch diese Lage wurden die Inseln rasch in den großen Verkehr auf der Seestraße zwischen Europa und Ostasien hineingezogen. Es wird daher nicht wunderbar erscheinen können, daß dieselben den Seefahrern bereits seit länger als tausend Jahren bekannt sind.

Als die ersten Besucher, von denen man bestimmtere Kunde hat, werden arabische Kaufleute bezeichnet, welche auf ihren Fahrten nach dem südlichen China das erste Mal im Jahre 851, das zweite Mal im Jahre 877 n. Chr. auf diesen zu jener Zeit unter dem Namen Megabalu oder Legabalu bekannten Inseln landeten. Schon diesen Besuchen haben wir den Anfang der Literatur über die Inselgruppen zu verdanken. Abu-Zeyd-Hassan, einer der Unternehmer, gab einen umständlichen Bericht über diese Reise, den Eusebius Renaudot in das Französische übersetzt und unter dem Titel veröffentlicht hat: Anciennes relations des Indes et de la Chine de deux voyageurs mahométans qui y allèrent dans le IXe s. Traduit de l'Arabe avec des rémarques par Eus. Renaudot. Paris chez Coignard. 1718. — Nach Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung wurden die Nikobaren häufig von Ostindienfahrern berührt, ohne daß da-

*) Wien, Carl Gerolds Sohn. 1864. Sogenannte Volksausgabe.

durch die Kenntnisse über diesen wichtigen Archipel vermehrt worden wären. — Im Jahre 1602 verweilte der englische Schiffskapitän Lancaster zehn Tage auf den Nikobaren. Er fand daselbst Bäume, die vermöge ihres Umfanges und ihrer Höhe Schiffbauholz für die größten Fahrzeuge liefern konnten. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts erschien der Schwede Köping in dem Archipel. Sei es, daß damals die Fabel von geschwänzten Menschen die Phantasie der seefahrenden Abenteurer überall beschäftigte, sei es, daß die eigenthümliche Kleidung der Eingebornen, nämlich ein langes, schmales Stück Zeug, das um den Leib gewunden rückwärts hinabhing, das Auge täuschte, kurz, Köping glaubte in den Bewohnern geschwänzte Menschen zu erblicken. — Erst mit dem Auftreten Dampiers in den indischen Gewässern, jenes eben so kühnen wie wahrheitsliebenden Seefahrers, wurden die Nachrichten über die Inseln verläßlicher. Dampier giebt eine höchst umständliche Beschreibung seiner abenteuerlichen Schicksale von dem Augenblicke an, wo er das europäische Corsarenschiff verließ, um auf einer der Inseln Hülfe zu suchen, bis zu der Zeit, wo er in einem Canoë mit sieben seiner Leidensgefährten nach einem furchtbaren Sturme halb todt die Nordspitze von Sumatra erreichte. — Im Jahre 1708 besuchte der englische Kapitän Owen unfreiwillig diesen Archipel, indem er sich nach dem Stranden seines Schiffes auf eine der Inseln rettete. Zum ersten Male berichtet jetzt die Geschichte von Gewaltthätigkeiten, welche sich die Eingebornen gegen Fremdlinge zu Schulden kommen ließen. Owen wurde von denselben getödtet, offenbar, weil er selbst gegen die Wilden mit Gewaltthätigkeiten vorgegangen war. Seinen Gefährten wurde keinerlei Unbill zugefügt.

Den ersten Versuch einer Niederlassung auf den Nikobaren machten die Jesuiten im Jahre 1711. Sie unterlagen aber alle den schädlichen klimatischen Einflüssen, und die wenigen Bekehrten sanken bald wieder ins Heidenthum zurück. Gleiches Schicksal hatten alle späteren Versuche von Europäern, die Inseln zu kolonisiren. Weder das Interesse des Handels, noch der religiöse Eifer von Missionären der verschiedensten Konfessionen, namentlich auch der mährischen Brüder, vermochte die Ungunst des Klimas zu überwinden, und so findet sich noch heute nicht ein einziger Europäer dauernd auf den Inseln.

Der zweite Versuch einer europäischen Niederlassung geschah im Jahre 1756 durch den dänischen Lieutenant Tank, welcher von der ganzen Inselgruppe im Namen des Königs von Dänemark Besitz ergriff, dieselben Friedrichs-Inseln nannte und auf der Nordseite von Groß-Nikobar die erste Kolonie gründete. Im Jahre 1760 wurde dieselbe von Tank's Nachfolger nach der Insel Komorta verlegt, aber bald darauf auch hier wegen der Ungesundheit des Klima's wieder aufgegeben. Seitdem hat die dänische Regierung den Nikobaren wiederholte Aufmerksamkeit zugewendet, theils durch geistliche Missionen, theils durch wissenschaftliche Untersuchungen. Aber erst am 25. Januar 1846 geschah auf Nangkouri durch den Kapitän Steen-Bille die feierliche Besitzergreifung der Inselgruppe im Namen des Königs von Dänemark. Zwei Eingeborne, Luhr und Angre, Vater und Sohn, Ersterer auf der Insel Malakka, Letzterer in Enuang wohnhaft, wurden bei dieser Gelegenheit als Häuptlinge installirt, ein Jeder mit einem Stock mit der Chiffre Christian VIII. bekleidet und mittelst eines in englischer und dänischer Sprache ausgefertigten Dokumentes über ihre Obliegenheiten unterrichtet, welche hauptsächlich im Aufziehen der dänischen Flagge beim Anlaufen fremder Schiffe im Hafen von Nangkouri bestanden. — Nach dem Ableben Christian's VIII. zeigte sich indeß die dänische Regierung bei der damals herrschenden politischen Strömung nicht geneigt, die Nikobaren durch eine dauernde Besiedlung faktisch in Besitz zu nehmen; vielmehr sandte sie im Jahre 1848 die königliche Corvette Valkyrien nach dem Archipel, um Flaggen und Stöcke wieder abzuholen. Dänemark hat also den Besitz der Inseln schon seit sechszehn Jahren aufgegeben. In Folge dessen haben nach Thorton's Gazetteer of India die Häuptlinge der Insel Kar-Nikobar die englische Flagge gehißt und durch englische, in Maulmein ansässige Kaufleute den Wunsch aussprechen lassen, sich unter den Schutz der britischen Krone stellen zu wollen. Diese Mittheilung scheint, insofern dieselbe das Benehmen der eingebornen Häuptlinge betrifft, ungenau. Die Einwohner hissen zwar irgend eine Flagge, die man ihnen schenkt, weil sie gern die Europäer nachzuahmen suchen und sich dadurch gegen die Ansprüche anderer Nationen gesichert glauben; aber sie fürchten nichts mehr als eine wirkliche Besitznahme ihrer Inseln und sind bei dem Erscheinen eines Kriegsschiffes stets ungemein besorgt, sich ihrer Freiheit und ihrer Kokosnüsse beraubt zu sehen. Ja, es herrscht sogar unter ihnen die wahrscheinlich durch schlaue Häuptlinge verbreitete Sage, daß, wenn sich ein Europäer bei ihnen niederließe, sogleich alle Kokosnüsse von den Bäumen fallen und sie dadurch ihres wichtigsten Nahrungsmittels für immer beraubt werden würden. Wahrscheinlicher dagegen ist es, daß englische Schiffskapitäne, welche mit diesen Inseln verkehren, zur größeren Sicherung ihres so einträglichen Handels mit Kokosnüssen bei der ostindischen Regierung Vorstellungen machten, wie dies in letzterer Zeit mit den Andamanen geschehen ist. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß dieser Fall sehr bald eintreten wird.

Das vorzüglichste Produkt der Nikobaren ist die Kokosnuß. Vor ihr verschwindet Alles, was die Inseln sonst noch bieten. Die üppige Vegetation, welche auf den meisten der Inseln in ungestörter Freiheit wuchert, wird vollständig in den Schatten gestellt von dem dichten Kranze der herrlichen Palmen auf schlanken Stämmen, die, mit Tausenden von Nüssen belastet und, genügsam auf dem Korallensande des Ufers sich ausbreitend, den Menschen verführerisch zum Aufenthalte einladen. Ohne die Kokospalme wären die Inseln wahrscheinlich noch heute unbewohnt. Sie gewährt den Einwohnern die meisten ihrer Bedürfnisse; sie giebt ihnen fast ausschließlich die Nahrung, und nur bei feierlichen Gelegenheiten gehen die Eingebornen von ihrer einfachen Pflanzenkost zu Fleischspeisen über; dann holen sie in alttestamentarischer Weise ein Thier, d. h. ein Schwein oder Huhn, aus dem Walde und verzehren es gemeinschaftlich. Die Kokospalme liefert ihnen ferner allerhand Geräthschaften, leider auch ein berauschendes Getränk, und vielleicht würde sie auch für Bekleidung sorgen, wenn die Bewohner einer andern Kleidung bedürften als die ihnen die Natur oder der Zufall verabfolgte. Die Kokospalme ist der ganze Reichthum dieser Insulaner, und der Handel mit ihren Nüssen bürgert nach und nach europäische Genüsse, europäische Bedürfnisse und europäische Laster bei ihnen ein. In dieser Beziehung ist es interessant zu erfahren, welchen Werth die Eingebornen den importirten Artikeln beilegen. Sie gaben z. B. auf Groß-Nikobar für eine Hirschfängerklinge im Werthe von 1½ Dollars 300 Paar reife Kokosnüsse; für ein amerikanisches Messer 50 Paar, für eine Muskete 500, für eine Doppelflinte 2500 Paar; für einen großen Löffel 150, für dreißig Fuß Silberdraht 2500, für ein Faß Rum ebensoviel, für eine Flasche Arrak 10, für drei Stangen Tabak 100, für eine Lampe 500, für einen Sack Reis 100, für ein Halstuch 300 Paar u. s. w. Auf diese Weise werden jährlich gegen 5 Millionen Stück reifer Kokosnüsse gegen europäische Fabrikate ausgetauscht. Gegenwärtig

ist die Kokospalme die einzige Pflanze, welche von den Eingebornen, wenigstens auf Kar-Nikobar, gepflegt wird. Indeß unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß, je mehr die Inseln in die Handelsbeziehungen mit Europäern hineingezogen werden, die Bewohner auch der Kultivirung des Innern ihrer Heimat, wo die Kokospalme nicht zu gedeihen scheint, sich befleißigen müssen. Das wird dann zunächst zur Pflege des Zuckerrohres Veranlassung geben, das schon jetzt im wilden Zustande auf den Inseln wächst.

Unser lebhaftestes Interesse nehmen jedoch die Eingebornen selbst in Anspruch. Obgleich schon seit einem Jahrtausend mit den Kulturvölkern des Westens in Verbindung, sind sie doch noch heute die vollkommensten Naturmenschen. Allerdings mag ihr erster Anblick nicht den günstigsten Eindruck auf denjenigen Europäer machen, der den Werth der Menschen nach dem Glanze von Promenaden- oder Salon-Toiletten mißt. Sie erscheinen dem Fremdling wie eine ausgewählte Schaar von Vagabonden, welche sich hier in der Tropennatur vollends der Verwilderung hingeben. Man denke sich eine Anzahl dieser Insulaner neugierig am Strande hocken, ihre ursprüngliche höchst einfache Bekleidung, nämlich ein langer, sehr schmaler Streifen aus dunkelblauer Leinwand, den sie um den Leib winden, zwischen den Beinen nach rückwärts ziehen, am Gürtel befestigen und hinten herabhängen lassen; diese Bekleidung sahen wir vervollständigt durch einzelne alte Toilettenstücke, die sie von europäischen Kapitänen zum Geschenk erhielten. Der Eine präsentirt sich in einem stark durchlöcherten Rocke, ein Anderer preßte seine bisher freien Beine in ein Paar Unaussprechliche; ein Dritter hat sich in den Besitz eines Hemdes gesetzt und außerdem sein Haupt mit einem zerknitterten schwarzen Cylinderhute gekrönt; hier sieht man einen blauen Frack mit blanken Knöpfen aus den Pariser Salons seine Tage auf dem sonst nackten Körper eines braunen Häuptlings beenden, dort die letzten Reste einer Matrosenjacke auf dem Rücken eines nikobarischen Jünglings verwittern. Dazu tragen diese Männer von meist großer wohlproportionirter Gestalt und dunkelbronzener Hautfarbe langes pechschwarzes Haar, das ihnen in eigenthümlicher Schönheit bis über die Schultern herabhängt. Einige halten blanke Säbelklingen, Andere lange hölzerne Spieße mit Spitzen aus Thierknochen in der Hand. Und um das wunderliche Bild vollständig zu machen, erscheint der Mund jedes Eingebornen von unbeschreiblicher Häßlichkeit durch den ekelerregenden Gebrauch des Betelkauens völlig verunstaltet.

Bei näherem Verkehr verschwindet aber das Abschreckende dieser Gestalten. Die Eingebornen zeigen sich ungemein friedfertig und von Feindseligkeit, wie von übergroßem Mißtrauen, weit entfernt. Als die Novara bei Kar-Nikobar landete, standen etwa dreißig Männer in dem beschriebenen Kostüm am Ufer und schrieen den Fremdlingen mit sichtbarer Aufregung schon von weitem in gebrochenem Englisch zu: „Good friend? no fear?“ gleichsam als wollten sie erst die Bestätigung abwarten, daß sie wirklich gute Freunde vor sich hätten. Als sie nur noch zwanzig Schritte entfernt waren, übergaben Einige von ihnen, welche Häuptlinge zu sein schienen, ihre Säbelklingen den Umstehenden und kamen den Europäern freundlich entgegen, indem sie ihnen die Hand zum Gruße reichten. Dieser friedliche Empfang hat sich später zu einem ganz freundschaftlichen Verkehr ausgebildet.

Fast jeder Eingeborne brachte, wenn er sich den Europäern vorstellte, ein schmutziges, zerknittertes Zeugniß zum Vorschein, welches seinen ehrlichen Charakter und seine Redlichkeit im Handel mit Kokosnüssen bestätigen sollte und von einem oder dem anderen Schiffskapitän herrührte, der hier gegen verschiedene Waaren diese Früchte eingekauft hatte, um sie in Ostindien oder Ceylon zu verwerthen. Die meisten dieser Zeugnisse waren in englischer Sprache abgefaßt; nur ein einziges deutsches, von dem Kapitän eines Bremer Schiffes, und ein holländisches kamen den Mitgliedern der Expedition zu Gesicht. Diese Zeugnisse enthalten zuweilen auch höchst drollige Bemerkungen über die betreffenden Persönlichkeiten. Einer der Ersten, welcher unsern Weltreisenden die Hand zum Willkommen reichte, war ein Eingeborner, der sich Kapitän Dickson nannte. In dem Zeugnisse, welches er überreichte, stand unter andern: „Kapitän Dickson, obschon ein lumpig aussehender Kerl, ist doch ein Mann von Gehalt.“ In einem zweiten Zeugnisse hieß es: „Er wird dem nahenden England Ehre machen.“ Diese Certifikate enthalten gleichzeitig verschiedene wichtige Winke, namentlich in Bezug auf das Verhalten mit den Eingebornen, auf die besten Ankerplätze, auf die Schwierigkeiten an der Küste zu landen, auf das Verhältniß der begehrtesten Tauschgegenstände zu der Anzahl der gelieferten Kokosnüsse u. s. w.

Die flüchtigste Unterhaltung mit den Inselbewohnern beweist, daß Dieselben öfters und vorzugsweise mit englischen Schiffskapitänen verkehrt haben, welche ihnen einige Kenntnisse in der englischen Sprache und gewisse humane Begriffe beigebracht zu haben scheinen. Als die Novara-Reisenden ihnen zu verstehen gaben, daß sie als Freunde unter ihnen erschienen, erwiderten sie in gebrochenem Englisch: „Nicht blos Freunde, Brüder! Alle Brüder. Alle nur Einen Vater und Eine Mutter!“ Jeder zündete dann mit großer Freude eine der ihnen geschenkten Cigarren an, während sie die übrigen in Ermangelung eines anderen Behälters in den Oeffnungen ihrer weit durchlöcherten Ohrläppchen aufbewahrten und sodann mit größter Freigebigkeit, als Zeichen ihrer Gastfreundschaft, eine Anzahl junger Kokosnüsse von Bäumen holten und deren flüssigen Inhalt den Reisenden zum Trinken darreichten. Trotz dieser Gastfreundschaft war jedoch bei Allen eine große Angst und Aufregung erkennbar, und den Schluß ihrer Reden bildeten immer die stereotypen Fragen, was die Ankömmlinge denn eigentlich bei ihnen wollten, ob sie Kokosnüsse zu kaufen wünschten und ob sie bald wieder fortzingen?

Wir haben bereits einen Kapitän Dickson unter den Eingebornen kennen gelernt. Der Humor englischer Schiffskapitäne scheint sich darin gefallen zu haben, alle Eingebornen mit den Namen berühmter Männer auszustatten. So lernten unsre Reisenden auch einen Kapitän John, Kapitän Morgan, Kapitän Douglas, Doktor Crisp, Lord Nelson, Lord Byron u. s. w. kennen. Wenn indeß dieses Verfahren auch auf die Eitelkeit der Insulaner berechnet sein mag, so ist doch der Einfluß der Engländer auf die Insulaner ein überwiegend günstiger gewesen. Einzelne Kapitäne sind nicht dabei stehen geblieben, die Kenntniß der englischen Sprache unter den Eingebornen zu befördern; sie haben auch die Grundlagen des Christenthums hergestellt und sind dabei glücklicher gewesen, als die dänischen und französischen Missionäre. — Ein Eingeborner, der Kapitän John, zeigte den Novara-Reisenden eine Bibel, welche er von dem englischen Kapitän Green zum Geschenk erhalten hatte und an welcher er mit rührender Einfalt hing. „Das ist mein Jesus Christus!“ sagte er voll blinden Vertrauens auf die Wunderkraft der heiligen Schrift; „wenn ich mich krank fühle, lege ich dieses Büchlein unter meinen Kopf und dann werde ich wieder gesund!“ Der brave Mann konnte weder lesen, noch war er sich bewußt, was eigentlich in dem Buche gedruckt stand; aber er schien instinktmäßig zu fühlen, daß es kein gewöhnlicher Inhalt sei, und hielt das Geschenk hoch in Ehren gleich einem

Talisman. Das Büchlein enthielt auf dem ersten Blatte einige Verse von Greens Hand und einige Lobreden auf die Bewohner von Kar-Nikobar, „das tugendhafteste Volk, welches dem Kapitän Green während achtunddreißigjähriger Seereisen vorgekommen," mit der Bemerkung schließend: „Wie schade, daß sie keinen geistlichen Lehrer haben!"

Die Novara-Reisenden kennten diesen Ruf der Tugendhaftigkeit bestätigen. In ihrem Verkehr mit den Fremden zeigten sich die Bewohner von Kar-Nikobar als ein kindliches, unwissendes, aber biederes, zutrauliches Volk ohne Ehrgeiz und Wissensdrang, aber auch ohne Scheelsucht und Neid. Wenn sie sich je gegen Europäer ein Verbrechen zu Schulden kommen ließen, so geschah dies sicher mehr aus Nothwehr als aus bloßem Hange zum Bösen. Als ein Eingeborner gefragt wurde, auf welche Weise auf der Insel Verbrecher bestraft würden, entgegnete er höchst naiv: „Wir begehen deren nicht, wir sind alle gut; — aber in eurem Lande muß es viele böse Menschen geben, wozu braucht ihr sonst so viele Kanonen und Gewehre?" Solche Einfachheit übertrifft wahrlich noch diejenige von Seume's Canadier, „der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte." Aber noch höher steigt unsre Bewunderung, wenn wir das Wesen der wirklichen Eingebornen betrachten. Leider vermag unser Gewährsmann über das schöne Geschlecht der Nikobarer nur vom Hörensagen zu berichten; denn während des ganzen Aufenthalts der Novara in dem Archipel war es nicht gelungen, eine weibliche Gestalt anders als durchs Fernrohr zu erblicken. So vertraulich die Männer sich zeigten, so scheu flohen die Frauen mit den Kindern vor den Europäern in die Wälder. Nicht Furcht allein treibt sie in ihre Verstecke; die gewöhnliche, angeborene Neugierde der Frauen überwindend, hält ein hohes Sittlichkeitsgefühl sie ab, sich vor Europäern blicken zu lassen, die sie übrigens den Eingebornen gegenüber als Wesen niederer Gattung ansehen. Diese Scheu und diese geringe Achtung vor den weißen Männern rührt höchst wahrscheinlich von allerlei Unzukömmlichkeiten her, die sich die Matrosen von Handelsschiffen gegen die Eingebornen zu Schulden kommen ließen, und ist ein schöner Zug von Zartgefühl in dem Charakter dieser sogenannten Wilden.

Im Uebrigen sollen die Nikobarerinnen, im Gegensatz zu den Männern, die Haare ganz kurz geschoren haben und auf ihren braunen, mit Oel gesalbten Körper blos um die Lenden ein Stück weißen oder rothen Calico winden; auch soll ihre Schönheit weit unter ihrer Tugendhaftigkeit stehen.

Die Dörfer der Nikobaren, aus den gewöhnlichen runden, verräucherten und berußten Hütten bestehend, liegen stets in der Nähe der Meerküste in der Region der Kokospalme. Das Innere ihrer Insel — wir sprechen hier insbesondere von Groß-Nikobar — ist den Eingebornen eben so unbekannt geblieben wie den Reisenden, welche von der Undurchdringlichkeit der tropisch verwachsenen Wälder abgehalten wurden, das Innere der Insel zu durchforschen. Ja, so weit geht die Unwissenheit der Insulaner hinsichtlich der Verhältnisse ihrer Scholle, daß sich bei ihnen die Sage erhält, es befinde sich im Innern der Insel eine andere Menschenrace blos mit einem Auge mitten auf der Stirn, welche keine festen Wohnsitze haben, die Nächte gleich Thieren auf Bäumen zubringen, und sich blos von den Früchten und Wurzeln des Waldes nähren.

Die innere Einrichtung der Hütten ist höchst einfach. Im Hintergrunde zeigt sich eine Art von Feuerheerd, und auf diesem stehen verschiedene Gefäße aus Thon, welche von der benachbarten Insel Tschaura importirt werden. An den Dachbalken hängen ausgehöhlte, paarweise zusammengebundene Kokosnußschalen, als Wassergefäße dienend, sowie zierlich geflochtene Körbe und die wenigen Habseligkeiten der Familie, endlich einige Früchte, Betelblätter und Taback, als Opfergaben für die Jual oder bösen Geister, im Falle diese einen Besuch machen und nach solchen Dingen gerade ein Gelüste tragen sollten. Mehr nach vorn, gegen den Eingang der Hütte zu, stecken an der Seitenwand als Zeichen von besonderem Reichthum Säbelklingen, Wurfspieße und Ruder. Außerdem liegen noch geflochtene Strohmatten am Boden, welche nebst kleinen hölzernen Schemeln statt Kopfkissen zum Schlafen dienen. Die Hütte enthält Raum für etwa dreißig Personen. Auf der Insel Rangkauri halten die Eingebornen in ihren Hütten eine Menge roh geschnitzter und roth oder mit Ruß beschmierter Figuren, die, mit drohenden kämpfenden Geberden dargestellt, bestimmt sind, die bösen Geister zu vertreiben.

Diese Schnitzereien scheinen im Allgemeinen die einzige Beschäftigung der Insulaner zu sein, welche über die nächstliegenden persönlichen Bedürfnisse hinausgeht. Nur auf Tschaura wird eine Art von Industrie mit Topfwaaren getrieben. Diese ziemlich unfruchtbare Insel besitzt mehr Bewohner, als ihre Bodenfläche zu ernähren im Stande ist, und hier liegt offenbar der interessante Fall vor, daß die an sich traurige Erscheinung von Uebervölkerung den ersten Anstoß zu einer industriellen Thätigkeit der Bewohner gegeben und die Letzteren dadurch aus dem rohsten Naturzustande auf die nächsthöhere Stufe geistiger Entwickelung gehoben hat. Leider war es den Novara-Reisenden nicht vergönnt, die Insel Tschaura zu besuchen und die gewerbthätigen Bewohner derselben näher kennen zu lernen.

Es würde hier am Platze sein, von dem Geistesleben der Insulaner zu sprechen, die, wie wir gesehen, durchaus nicht ohne Fähigkeiten sind. Indeß bietet der Bericht in dieser Beziehung äußerst wenig Material, und wir beschränken uns daher darauf, der nikobarischen Feste zu gedenken, bei deren Einrichtung der Einfluß einer reichen Phantasie nicht zu verkennen ist.

Ein Volk, das eigentlich das Jahr als eine ununterbrochene Reihe von Feiertagen kennt, schafft sich natürlich auch möglichst viele Feste. Die Veranlassung zu den nikobarischen Festen kann nicht verfehlen, den europäischen Festfreunden zu imponiren. Bei uns wird der Eintritt eines besonderen Freudentages festlich begangen. Besondere Freudentage mögen aber den Nikobaren selten erscheinen, und so feiern sie denn allerhand Unglückstage. Wenn z. B. ein Eingeborner vom Baume fällt, von einer Schlange gebissen wird, sich sonst verwundet oder gar stirbt, so stellen die Nikobaren sogleich jegliche Arbeit ein und feiern ein sogenanntes Urakafest. Der Beginn der Regenzeit steht mit einem vierzehntägigen, das Ende derselben aber mit einem höchst lustigen Feste im Kalender der Insulaner. Schon mehrere Wochen vor dieser Feier wird nämlich eine große Anzahl von Schweinen in kleine Ställe gesperrt, um am Festtage in einem eingezäunten Raum ausgelassen und daselbst von jungen, muthigen oder vielmehr muthwilligen Eingebornen gereizt und mit Spießen gepeinigt zu werden. Die Jugend von Kar-Nikobar scheint einen besondern Ruhm darein zu setzen, die Schweine wild zu machen und sich in einen förmlichen Kampf mit denselben einzulassen, so daß nicht selten ernste Verwundungen vorkommen. — Wenn diese nichts weniger als ästhetischen Spiele, diese Karrikaturen der Stiergefechte, eine Zeitlang gedauert haben, so werden die Schweine getödtet, am Feuer gebraten und von Kämpfern und Zuschauern verzehrt.

Ein nicht minder eigenthümliches und noch mehr barbarisches Fest wird fast zu derselben Zeit gefeiert. Es werden die Gebeine

der Verstorbenen ausgegraben, welche bereits ein Jahr lang in der Erde lagen. Hierauf bringt man dieselben in eine Hütte, setzt sich im Kreise herum und schreit und heult wie am Sterbetage des Verblichenen. Während dieser Trauerscenen wird gewöhnlich dem Todtenschädel eine brennende Cigarre in das knöcherne Gebiß gesteckt und dieser sodann wieder begraben; die Gebeine aber werden ins Meer oder tief in den Wald geworfen und gleichzeitig als Zeichen der Trauer eine Anzahl Kokospalmen umgehauen und deren Früchte nach allen Winden zerstreut. Die Trauernden wollen dadurch wahrscheinlich das Ueberwältigende ihres Schmerzes, den Lebensüberdruß und die Gleichgültigkeit selbst für die kostbarste Naturgabe andeuten, und sie würden sich in der That eines ihrer wichtigsten Nahrungsmittel berauben, möchte es sich bei der Leichtigkeit der Verbreitung dieser Seeuferpalme nicht fügen, daß die im Kummer zerstreuten Nüsse rasch Wurzel schlagen und in wenigen Jahren als nahrungspendende Waldzierden sich wieder erheben!

Dieses Inselleben in üppiger Tropennatur ruft lebhaft die Fahrten des Robinson in das Gedächtniß zurück. Und in der That fehlt unserer Erzählung auch der Robinson selbst nicht. Unsre Novara-Reisenden gewahrten eines Tages auf Kar-Nikobar plötzlich am fernen Strande zwei Männer in europäischer Kleidung, mit Flinten über die Achsel gehängt, welche, von einem Troß nackter Eingebornen begleitet, auf die Reisenden zukamen. Einer derselben, ein hübscher, stattlicher junger Mann, sprach die Oesterreicher französisch an und gab sich als Supercargo einer sardinischen Brigg aus Singapore zu erkennen, die hier eine Ladung Kokosnüsse erwarb. Er selbst war Franzose, sein Begleiter ein Sarde. Beide waren bei der ersten Begegnung ungemein befangen und bleich, wahrscheinlich aus Freude und Ergriffenheit, sich auf so einsamen Punkten unverhofft mit Weißen zusammenzufinden; bald aber fühlten sie sich behaglich, und leisteten unseren Reisenden in der Folge um so größere Dienste, als sie bereits seit längerer Zeit unter den Eingebornen lebten und von Diesen schon ganz als die ihrigen betrachtet wurden.

Diese trauliche Einsamkeit wird indeß bald einem regen Verkehr Platz machen, wenn England sich auf den Nikobaren eingebürgert haben wird. Wir sehen im Geiste schon die Wälder gelichtet, das Zuckerrohr, die Baumwollenstaude, den Kaffeebaum in sorgsamer Pflege, Faktoreien und Hafenstädte an Stelle der Hütten, üppiges Leben an Stelle der jetzigen Frugalität — und von dem freien Volke der Nikobaren, dem tugendhaftesten Volke der Erde, wird man bald nur noch im Märchen zu erzählen wissen.

G. H.

Kleine literarische Revue.

— **Der große norddeutsche Kanal.***) An dem Tage, an welchem der König von Preußen in Wien angekommen war, am 20. August, las man Folgendes in einem der verbreitetsten unabhängigen Blätter der österreichischen Hauptstadt: „Es giebt nur Einen Titel, unter welchem Preußen die Erlangung eines Rechtes in Schleswig-Holstein anstreben kann. Dieser besteht in der Ungunst, mit welcher die Natur seine Häfen, in der Gunst, mit der sie diejenigen von Schleswig-Holstein bedacht hat. Die Seetüchtigkeit der preußischen Marine darf wohl als ein allgemein deutsches Interesse gelten. Preußen darf offen anstreben, eine Ostsee-Macht ersten Ranges zu werden. Der Schutz des deutschen Handels im Allgemeinen; die Sorge, daß die Politik der skandinavischen Staaten nicht in ein deutsch-feindliches Geleise gezogen werde; die Aufgabe, eine der russischen vollkommen ebenbürtige Seemacht im Baltischen Meere zu erhalten — das sind allerdings legitime Ziele einer gesunden preußischen Politik. Daß Deutschland hier ersetzen dürfe, was die Gunst der Natur Preußen versagte; daß einige der schleswig-holsteinischen Häfen, ohne den feuveränen Rechten des Herzogs jener Lande wesentlich zu nahe zu treten, der preußischen Marine nützlich und dienstbar gemacht werden, dürfen wir gern zugeben."

Wir haben uns sehr gefreut, ein solches Zugeständniß, das allerdings nur die Anerkennung einer jedem deutschen Vaterlandsfreunde unzweifelhaften Wahrheit enthält, in einem süddeutschen, in einem österreichischen Blatte zu finden. Wesentlich stimmt damit überein, was in der unten näher bezeichneten Schrift über den großen norddeutschen Kanal gesagt ist. Darin sind alle Projekte, die bisher in Bezug auf die Linie und die Endpunkte des Kanals gemacht worden, vergleichend zusammengestellt. Schon im Jahre 1820 wurde ein Kanal zur Verbindung der Trave bei Lübeck mit der Alster bei Hamburg projektirt, der jedoch, da man damals noch nicht an die Möglichkeit einer deutschen Kriegsflotte dachte, nur für kleinere Schiffe berechnet war und daher jetzt ebenso, wie die meisten anderen der zwölf älteren und neueren Projekte, keinen praktischen Werth mehr hat. Auf der Seite der Nordsee wird die Elbmündung schon darum jedem direkten Küstenpunkte als Endpunkt vorzuziehen sein, weil dadurch die Uebelstände von Ebbe und Fluth für den Kanal vermieden werden. Auf der Seite der Ostsee scheint allerdings der Kieler Hafen auch in militärischer Hinsicht der geeignetste Endpunkt zu sein. Wir verweisen auf die sehr objektiv gehaltene Schrift, die in mannigfacher Hinsicht Belehrung darbietet.

*) Der große norddeutsche Kanal zwischen Ostsee und Nordsee. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Kanalprojekte. Mit Karte und Plan. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, 1864.

— **Oesterreichs Betheiligung am Welthandel.** Der bekannte Triester Großhändler R. Revoltella hat Betrachtungen und Vorschläge über Oesterreichs Betheiligung am Welthandel drucken lassen*), in denen er auf die dringende Nothwendigkeit hinweist, 1) dem österreichischen Handel neue Abzugs-Kanäle nach dem Auslande zu eröffnen, zu diesem Zwecke Handels- und Schifffahrts-Verträge mit nicht-europäischen, insbesondere mit ostasiatischen Regierungen abzuschließen, die österreichischen Konsulate in transatlantischen Ländern zu vermehren und See-Expeditionen mit dem ausdrücklichen Zwecke der Anknüpfung neuer Handelsverbindungen auszurüsten; 2) im Innern die Valute wieder herzustellen, den Zolltarif zu reformiren und die Communikationsmittel, namentlich die Eisenbahnen zwischem dem Binnenland und der Seeküste, zu vermehren.

Der Verfasser weist auf die Rührigkeit der Adriatischen und Mittelländischen Seehäfen des Königreichs Italien hin, hinter welchen Oesterreich nicht zurückbleiben dürfe, wenn es nicht seinen Welthandel ganz einbüßen wolle. „Was es bedeutet," sagt er, „wenn sich der Handelszug im Adriatischen Meere von der österreichischen Seeküste ab in italiänische Häfen lenkte, daß hierdurch die ganze politische Machtstellung Oesterreichs in der Adria in ihren Grundfesten erschüttert würde, bedarf wohl kaum einer nähern Begründung. In unserem Zeitalter des Positivismus üben die materiellen Interessen die stärkste Anziehungskraft und ent-

*) Triest, H. F. Münster'sche Buchhandlung (W. Eßmann), 1864.

scheiden über die Geschicke der Staaten. Noch steht Oesterreich in dem schon begonnenen Kampfe um das kommerzielle Uebergewicht im Adriatischen Meere im Vortheil; daß Italien mit seinen Eisenbahnen viel südlicher als der Kaiserstaat reicht, wird durch die längere Strecke der wohlfeileren Wasserkraft nach österreichischen Häfen und unsern längst vollendeten Schienenweg über die Alpen noch immer aufgewogen. Wenn aber gegnerischerseits mit einer außerordentlichen — nur durch die im Hintergrunde liegenden politischen Zwecke erklärlichen — Rührigkeit Alles aufgeboten wird, jene Nachtheile zu überwinden, und unsererseits Nichts geschieht, unsere natürlichen Vortheile zu benützen, so kann das Endresultat leider nicht zweifelhaft sein.

— **Oesterreichs Handelspolitik.***) Die vorliegende Schrift eines Professors an der Wiener Handels-Akademie, des Herrn Dr. Franz Neumann, ist ein recht schlagender Beweis für die Macht der volkswirthschaftlichen Ideen unserer Zeit, die, trotz aller Gegenbestrebungen der Hochschutzzöllner, auch in Oesterreich Boden gewinnen. Der Verfasser ist nicht bloß prinzipiell für Handelsfreiheit, sondern er weist auch die Nothwendigkeit nach, die Schutzzoll-Politik, als unheilvoll und jede Entwickelung der Industrie hemmend, in Oesterreich gänzlich aufzugeben. Er ist ferner ganz entschieden dafür, daß der Kaiserstaat, der mit seinem Völker-Conglomerat nicht immer dieselbe Richtung mit dem Zollverein zu verfolgen berufen ist, seine Autonomie auf volkswirthschaftlichem Gebiete sich bewahre und unabhängig vom Zollverein seinen Zolltarif reformire. Er schlägt vor, daß zu diesem Behufe zunächst ein Zollkongreß aus allen Kronländern einberufen werde, der aus Vertretern der Urproduktion, der Industrie und des Handels einerseits und der Konsumenten andererseits bestehe.

Literarischer Sprechsaal.

Die Revue des deux Mondes brachte in ihrer Lieferung vom 1. August unter dem Titel: La Belgique et la crise nouvelle einen höchst lesenswerthen Aufsatz über die belgische Frage, den wir um so wärmer empfehlen dürfen, als er aus der Feder eines der ersten Publizisten Südniederlands geflossen ist. Herr Emil von Laveleye, ein Freund und durch Mäßigung sich auszeichnender Parteigenosse des Professors Laurent in Gent, hat in jenem Aufsatze die staats- und freiheitsgefährlichen Angriffe des belgischen Klerus auf die Grundlagen der modernen Gesellschaft am Faden einer treuen historischen Entwickelung sonnenklar aufgedeckt, und jedem Bürger des neunzehnten Jahrhunderts ernst und eindringlich gezeigt, wohin diese Drachensaat priesterlicher Ueberhebung zuletzt führen muß. Die Religion, als Fangball politischer Umtriebe gebraucht, schwindet in Belgien immer mehr aus den Gemüthern; denn die 3000 Kanzeln, 6000 Beichtstühle, 15,000 Mönche und Nonnen und 100,000 Mitglieder von Laienbrüderschaften befördern die Verweltlichung des Katholizismus, statt sie zu hindern. Seit der katholischen Generalversammlung von Mecheln, vom 18. bis 23. August 1863 handelt es sich für die Ultramontanen um Gewinnung von Korporationsrechten für die Klöster, d. h. um die Wiederherstellung der todten Hand! Belgiens vornehmster Jurist, der klerikale Herr von Gerlache, hat dies auf jenem Katholikenkongreß unumwunden eingeräumt. So ist denn ohne Scheu an den Tag getreten, was 1857 in der merkwürdigen Schrift „La Mainmorte et la Charité" des pseudonymen Jan van Damme, welche den liberalen Finanzminister Frère-Orban zum Verfasser haben soll, den Anhängern des sozialen Fortschritts warnend verkündigt wurde. Glücklicherweise haben jedoch die jüngsten allgemeinen Wahlen zur Repräsentanten-Kammer ein für die liberale Partei so günstiges Resultat geliefert, daß für jetzt die befürchtete Katastrophe einer neuen Verfinsterung in Belgien und eines daraus hervorgehenden, politischen, Alles verheerenden Orkans abgewandt zu sein scheint.

Ein schlichter, süddeutscher Gewerbetreibender, der Goldwaaren-Fabrikant Moritz Müller in Pforzheim, der an der Spitze des dortigen Arbeiter-Bildungs-Vereins steht, läßt es sich seit zehn Jahren angelegen sein, im Volke und namentlich unter den Arbeitern die Rohheit, die Unwissenheit, die Genußsucht und die Selbstsucht zu bekämpfen, zu welchem Zwecke er auf seine Kosten Volksschriften in Form von Flugblättern drucken und vertheilen läßt, von welchen letzteren uns das vor kurzem erschienene dreihundertste vorliegt. Dasselbe spricht sich über die jetzt auf religiösem Gebiet obschwebenden Fragen aus und erklärt sich ebenso gegen die eisernde Orthodoxie, wie gegen die flache Aufklärung und die frivole Glaubenslosigkeit. Er weist auf Lessing hin und auf das, was Letzterer dem deutschen Volke von dem rechten Glauben gesagt, der in der Liebe Gottes und in dem Wohlwollen gegen alle Menschen ohne Unterschied besteht. Dieses Flugblatt ist zugleich ein Vorwort zu einem Vortrage, den der Verfasser im Arbeiter-Bildungs-Verein über die das Leben Jesu behandelnden Werke von Strauß, Renan und Schenkel halten wollte.

Von D. Schenkel's (badischen Kirchenraths und Professors der Theologie in Heidelberg) „Charakterbild Jesu"*) ist soeben die dritte Auflage erschienen. In diesem Buche, das zum Theil einer Widerlegung der rationalistischen Auffassung Renan's gewidmet ist, zeichnet der Verfasser nach biblischen Quellen das Lebensbild des Erlösers nach seiner geschichtlichen und im edelsten Sinne des Wortes menschlichen Seite. Die Verlagshandlung hat den Preis der neuen Auflage auf Einen Thaler herabgesetzt, während das Werk in den früheren beiden Auflagen 2½ Thlr. gekostet hat.

Es dürfte von Interesse für Freunde ausländischer Literatur sein, daß ein größeres dahin einschlagendes Sammelwerk — eine Bibliothek ausländischer Klassiker — in neuen, mit großer Sorgfalt ausgewählten Uebertragungen vorbereitet wird, (vom Bibliographischen Institut in Hildburghausen). Unter Anderem wird eine neue Shakspeare-Uebersetzung (von Jordan) darin enthalten sein, welche Vorzügliches verspricht. Für Schriftsteller, die in der Uebersetzungskunst sich auszeichnen, bietet sich an diesem Unternehmen eine gewiß willkommene Gelegenheit der Betheiligung.

---

*) Oesterreichs Handelspolitik in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von Professor Dr. Franz Neumann. Wien, Gerold, 1864.

*) Das Charakterbild Jesu. Ein biblischer Versuch, von D. Schenkel. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag.

Konfirmations-Geschenk.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Worte des Herzens.

von

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben

von

C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr. (459)

Bessere Ausgaben mit L's Bildniß, Biographie, resp. Widmungsblatt und Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr., resp. 1 Thlr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann."

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geschmückt mit dem in Reliefmanier gestochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldschnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mittutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (460)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall das Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Literar. Centralblatt 1862. (467)

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Zu Gelegenheits-Geschenken empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adolph Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facsimile. Kr. 8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter, gestochen von Chr. Hoffmeister. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geb. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (461)

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 5 Bogen gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr. (465)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen: (463)

Ueber die chinesische Verskunst von Wilhelm Schott. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1857. gr. 4. 16 Sgr.

Es werden die mannigfachen Verhältnisse des Reimes in der alten chinesischen Dichtung, wie auch die rythmischen Gesetze, denen der neuere chinesische Vers unterliegt, ausführlich dargelegt. Die zahlreichen Beispiele, welche in chinesischen Schriftzeichen mit daneben gesetzter Aussprache und wortgetreuer Uebersetzung gegeben sind, liefern zugleich anziehende Proben von dem Inhalt der alten und neuen Poesie der Chinesen.

Im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig sind erschienen:

Pfarrius, G., Schein und Sein. Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert. Kl. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Raabe, W., (Jakob Corvinus), **Die Leute aus dem Walde,** ihre Sterne, Wege und Schicksale. Ein Roman in 3 Bänden. Kl. 8. eleg. geh. 5 Thlr.

Raabe, W., (Jakob Corvinus), **Unseres Herrgotts Canzlei.** Eine Erzählung in zwei Theilen. 2 Bde. Kl. 8. eleg. geb. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, O., Zwei Sünder an einem Herzen. Eine Erzählung. 2 Bände. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (464)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates

von

K. Voigt,

Professor an der Königl. Realschule zu Berlin.

1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in Leinwand gebd. mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Conzipirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks." Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.

Gleich günstig sprechen sich über das Buch alle pädagogischen Blätter ohne Ausnahme aus.

Allen Kaufleuten,

sowie den der Handlung Beflissenen

wird die bei **W. Leuysohn** in Grünberg (seit 1856) erscheinende Zeitschrift:

Der Kaufmann,

Zeitschrift für Verbreitung kaufmännischer Kenntnisse,

angelegentlichst empfohlen. — Preis: vierteljährlich 15 Sgr. = 54 Kr. rh.

Erscheinen: wöchentlich in Stärke von wenigstens 1 Bogen.

Inhalt: Waarenkunde — Comptoirwissenschaft — Technologisches — Bezugsquellen — Handelsrechtliches u. s. w.

Eine Ausgabe in Monatsheften erscheint zu demselben Preise. (466)

Zu beziehen durch alle Postanstalten und Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 37.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 11. September **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Der moderne Reiseroman 578

Das Zeitungswesen und die Journalisten in Oesterreich. II. Achtzehn Wiener Zeitungen und einige andere 579

Böhmen.

Cechische Briefe aus Böhmen. Der Sozial-Roman 581

Ungarn.

Ladislaus Szalay 583

Frankreich.

Janet gegen Darwin. II. Der Instinkt . 585

England.

Maria Stuart's Bibliothek 587

Orient.

Hebräisch-biblische Literatur. Masforetisches 589

Kleine literarische Revue.

Das Juli-Königthum und das Kaiserthum in Frankreich 590

Max Müller's sprachwissenschaftliche Vorlesungen 590

Zur Naturgeschichte der Sage 591

Literarischer Sprechsaal 591

Im unterzeichneten Verlage erschien im v. J.:

Lehrbuch des Schachspiels

von

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (485)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Cyclopaedia of useful arts,

Mechanical and chemical,

Manufactures, Mining, and Engineering.

Edited

by

Charles Tomlinson.

Two volumes,

illustrated with 40 steel engravings, and 2500 wood engravings.

Royal 8vo. 15 Thlr. (481)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

So eben ist ausgegeben:

Deutsche Jahrbücher

für

Politik und Literatur.

September 1864.

Inhalt: Wilhelm Wackernagel, Schleswig-Holstein und der Nord-Ostsee-Kanal. E. R. Die neuesten Vorgänge unter den russischen Altgläubigen. J. E. Bergius, die Fortschritte des Britischen Indiens. Reinhold Bechstein, die deutsche Philologie in Jacob Grimm's Todesjahr (Schluß). Rudolf Rost, über die romanischen Sprachen. (E. Wiß, Virchow's Forschungen über die letzten Formelemente des Lebens (Schluß). Dr. Karl Richter, Schiller's Bürgerrecht in Frankreich. J. C. Klein, Ed. Hildebrandt's neueste Reisebilder.

Abonnements-Bedingungen: Die deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur erscheinen vom Jahre 1864 an in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1½ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr. (480)

Berlin, im September 1864. **J. Guttentag.**

Von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist zu beziehen:

Die Werke des Troubadours,

in provenzalischer Sprache.

Herausgegeben von Dr. **C. A. F. Mahn.**

Lyrische Abtheilung. Zweiter Band.

Lieferung 3. 15 Sgr.

Es ist dies Werk nicht mit den Gedichten der Troubadours zu verwechseln, von dem drei Bände vollständig vorliegen. Die Lieferung 2 von obigem erschien 1857. (484)

Neue Erscheinungen der amerikanischen Literatur.

The Life of Philidor, Musician and Chessplayer. By *George Allen*, Greek Professor in the University of Pennsylvania. With a supplementary essay on Philidor, by *Tassilo von Heydebrand und der Lasa*, Envoy Extraordinary of the King of Prussia at the court of Saxe-Weimar. Philadelphia, Butler & Co. 1½ Doll.

Spots on the Sun, or the Plumbline-Papers. Critical examinations of difficult passages of Scripture. By the Rev. *T. M. Hopkins*. Auburn, William Moses. 1 Doll.

Husband and Wife, or the Science of Humand Development through inherited tendencies. New-York, G. W. Carleton. 1½ Doll.

Palmoni, or the Numerals of Scripture a Proof of Inspiration. A free inquiry. By *M. Mahan*, D. D. and Professor. New-York, Appleton. 75 C.

History of Charles the Bold, Duke of Burgundy. By *John Foster Kirk*. 2 vols. Philadelphia, Lippincott. 6 Doll.

Industrial Biography, Iron Workers and Tool-makers. By *Samuel Smiles*. Boston, Ticknor & Fields. 1½ Doll.

Henry Ward Beecher in England. Speeches and addresses delivered to English audiences. Boston, Ticknor & Fields. (483)

Asher & Co. in Berlin und London

halten nachstehende billige, correct und elegant gedruckte Ausgaben der beliebtesten englischen Classiker stets auf Lager:

Lord Byron's Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bunyan (John), The pilgrims progress and holy war; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.

Cowper's (William) Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.

Milton (John) Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.

Moore's (Thomas) Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.

Scott's (Walter) Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.

Shakspeare's (William) Complete Works; with portrait. 2 vols. 2 Thlr. 20 Sgr.

Wordsworth's (William) Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.

Sämmtlich in elegantem englischen Leinwandband mit Goldschnitt. (478)

Deutschland und das Ausland.

Der moderne Reiseroman.

Hat Jemand große Reisen nach fremden Ländern und Erdtheilen gemacht und besitzt er dabei die rechte Gabe, zu sehen und zu hören, wer wollte dann seinen Mittheilungen nicht lauschen, die des Interessanten und Merkwürdigen eine unendliche Menge enthalten müssen? Die weltumspannende Wissenschaft wird dabei ihre Ausbeute finden; der Auswanderungslustige, der Handelsmann, der Missionar wird Rath und Belehrung aus seinen Berichten schöpfen; den ganzen Gesichtskreis kann er bei Tausenden von Menschen außerordentlich erweitern; ja, dem Steuerrade der Zeit vermag er vielleicht einen neuen Stoß zu ertheilen, Segen und Glück über viele Geschlechter zu verbreiten; — wird er aber auch einen guten Roman schreiben können? Man verzeihe uns die Frage, die hoffentlich den meisten Lesern, wie uns selbst, nicht minder überflüssig erscheinen wird, wie die sich von selbst einstellende Antwort: „Nein, das wird er nicht können, es sei denn, daß er der Muse Geschenk, die Kunst zu fabuliren, schon vorher in seinem Busen trug; die Reisen thun es nicht!“ Und doch sind wir in unserer literarischen Entwickelung gegenwärtig bereits auf den Punkt gelangt, daß weder jene Frage, noch die Antwort uns als völlig müßig erscheint. Zeuge dafür ist uns jene Masse von Reiseromanen, mit denen wir überflutet sind und noch in jedem Jahre aufs Neue versorgt werden, so daß wir bei jedem ankommenden Schiffe schon befürchten möchten, es möchte in dem Reisesacke eines Touristen das Embryo zu einem neuen Romane mit sich führen.

Kürzlich nahmen wir in diesen Blättern Veranlassung, uns über die Schwierigkeit und das Bedenkliche des biographischen Romans mit einigen Worten auszulassen. Haben wir dort nicht umhin gekonnt, denselben, wie er heute gehandhabt wird, als eine Entartung zu bezeichnen, so müssen wir bei der beliebten Gattung der Reiseromane behaupten, daß sie auf dem besten Wege ist, fast jegliches poetisches und künstlerisches Bewußtsein einzubüßen. Der Roman, diese letzte liebliche Herbstblume, die uns von dem blühenden Garten der Poesie noch geblieben, wird geradezu als eine Form angesehen, die sich von selber mache, wozu es keiner Künstlerhand, keiner dichterischen Seele bedürfe, gut genug, um alle möglichen Notizen hineinzustopfen, die man, wissenschaftlich zu verarbeiten, nicht aufgelegt oder fähig ist, und sonst sachgemäß zum Nutzen und Frommen des Publikums zusammenzustellen, für nicht geistreich genug hält. Mit Staub, Schweiß und Kohlendampf bedeckt und von der Tropensonne gebräunt, dringen die Herren des krassen Realismus in Hemdsärmeln in die den Musen geweihte Halle ein, machen mit dreisten Ellenbogen sich rechts und links Bahn und bringen Papageien, Affen, Aligatoren, Cactus und große Seeschlangen mit hinein; eine allzeit schaulustige Menge stürmt ihnen nach, erfüllt lärmend die Galerien und spendet mit Mund und Hand lauten Beifall den neuen Günstlingen des Tages, die lachend zu ihren noblen Gönnern hinaufschauen; denn die Muse ist entflohen.

Der Roman hat, wie alle Poesie, den Menschen zum Gegenstande. Die Geheimnisse und Abgründe des menschlichen Herzens, die Menschenseele als Produkt des eigenen Willens und der gewaltigen Macht der Schicksale, Zeiten und Verhältnisse, das ist sein Gebiet. Recht eigentlich ist er dazu berufen, die abgekürzte Chronik des Zeitalters zu liefern und ihm in idealem Bilde seinen Spiegel vorzuhalten, Allem, was in ihm von tieferer, weitgreifender Bedeutung lebt, dem Guten, wie dem Häßlichen, dem Hohen, wie dem Niedrigen, dem Großen und Erhabenen, wie dem Kleinen und Lächerlichen, in typischen Gestalten seinen seelenvollen, sprechenden Ausdruck zu geben. Dazu bedarf es eines hohen Verstandes, eines Seherblickes, der bis in das innerste, geheimste Leben der Seele klar zu schauen und das in ihr sich Gestaltende zu erkennen vermag; es bedarf eines tiefen, warmen Gemüthes und einer starken, poetischen Gestaltungskraft. So ausgerüstet, wird der Romandichter hineingreifen ins volle Menschenleben und des Interessanten genug zu ergreifen wissen. Denn reich und überreich ist unsere Zeit an Gegensätzen, an Umwandlungen und Uebergängen in allen Sphären des Lebens und Denkens. Da bedarf es nicht greller, fremdartiger Dekorationen, nicht der Vorträge über Länder- und Völkerkunde, noch Reden in fremden Zungen. Denn auch hier gilt das goldene Wort:

> An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an:
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Will der Dichter uns aber hinüberführen in ferne Erdtheile, nun gut, die Muse vermag ihm auch dorthin zu folgen. Dann wird er aber die schwierige Aufgabe haben, die tiefen inneren Bezüge zwischen der fremden Natur und der eigenthümlichen Entwickelung des Menschen und zugleich den in allen Zonen und in allen Gestalten sich gleichbleibenden Urgedanken des Menschen uns darzustellen, auf daß wir den brüderlichen Herzschlag vernehmen und mit ihm empfinden. Unsere Reiseromane liefern uns aber oft schon wenig mehr als große, bunte Coulissen, zwischen denen ein Stück von gänzlicher Bedeutungslosigkeit sich hinschleppt.

Wenden wir uns nun mit wenigen Worten zu einem neuen Werke der bezeichneten Gattung, so geschieht dies nicht in dem Sinne, als wollten wir es als ein besonders prägnantes Beispiel für alle die Verirrungen büßen lassen, denen nach unserer Meinung die Gattung entgegengeht. Wir haben die Gefahren, die auf diesem Wege drohen, bezeichnen und auf die bessere Straße hinweisen wollen; wie weit aber der Einzelne auf dem falschen Pfade vorgeschritten, dies ausführlich nachzuweisen, verbietet die Tendenz dieser Blätter. Wir haben sine ira et studio gesprochen und wollen es weiter thun.

Herr Gerstäcker nimmt das Verdienst in Anspruch, wie einst Herrn von Bibra, so jetzt einen neuen Reisenden veranlaßt zu haben, auch auf diesem Felde die Feder zu ergreifen und seine Erfahrungen in Form eines Romans mitzutheilen, und unter diesen Auspizien ist das Erstlingswerk eines Herrn, der unter dem malayischen Namen Ati Kambang auftritt, erschienen, das uns nach langer Seereise nach Australien führt.*) Der Zeitpunkt ist vor der Entdeckung der Goldminen gewählt, und die Hauptsache bildet die Schilderung der Physiognomie des Landes, der Niederlassungen der Deutschen und wendischen Einwanderer und des Lebens der räuberischen Buschbewohner mit ihren Verbindungen in der Stadt. Wir wollen keinen Augenblick verkennen, daß für den, welcher aus anderen ähnlichen Büchern nicht schon die Hauptzüge dieser Gemälde kennt, viel Neues und Interessantes darin enthalten sein wird; ja auch der Kundige wird sich an der

*) „Auf fremder Erde.“ Ein Roman von Ati Kambang. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. 3 Bände. Jena und Leipzig, bei H. Costenoble, 1864.

lebendigen humoristischen Darstellungsweise des Verfassers erfreuen. Aber der Roman selbst ist durchaus unbedeutend. Der intervenirende Heros, der bei den Hauptwendepunkten stets als deus ex machina erscheint, bleibt eine durchaus nebelhafte Erscheinung, die schemenartig auftritt und verschwindet. Die übrigen Personen sind fast sämmtlich, bis etwa auf eine, von der Art, daß sie nur als Nebenfiguren in einem künstlerischen Gebilde ihre Stelle finden könnten. Dabei hat es den Anschein, als wenn der Verfasser einen Zweig der Fabel in einem zweiten Werke noch nach Indien hinüberführen will; denn den großen Unbekannten hat er bereits mit einem Schützlinge dorthin abgehen lassen, und der Verfasser ist, wie Herr Gerstäcker uns mittheilt, auch dort bekannt. Wir unsererseits möchten ihm gern das ganze weitläufige Gebäude dieser Romane schenken, wenn er seine auf fremder Erde gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen uns ohne die Emballage in einfacher und sachgemäßer Weise zu genießen geben wollte.

Einen bedeutenden Gegensatz hierzu bilden die Werke Balduin Möllhausen's, und große Freude macht es uns, unsere Leser bei dieser Gelegenheit wiederum nachdrücklich auf diesen Schriftsteller hinzuweisen. Zwar liebt auch er es, zu seinen Romanen Fortsetzungen zu geben auf Kosten der künstlerischen Einheit des einzelnen Werkes. Sein letztes Werk, „Der Mayordomo,"*) steht im Zusammenhange mit dem „Flüchtling" und „Halbindianer." Wir glauben, daß der Raum von vier Bänden hinreichend sein dürfte, um einen in sich vollkommen abgerundeten Roman zu umfassen, und lieben durchaus nicht die mächtigen Trilogien und Tetralogien in dieser Gattung, die wohl selten aus dem künstlerischen Gewissen hervorgegangen sind, und Nichts würde uns erfreulicher sein, als wenn Herr Möllhausen bei seinen späteren Werken diese Form aufgeben und immer mehr die Abrundung des künstlerischen Ganzen als die Hauptthat des Dichters erkennen wollte. Daß er den Sinn dafür in sich trägt, hat er in seinen kleinen Novellen, „Palmblätter und Schneeflocken," aufs Glänzendste bewiesen.

Was wir aber an diesem Schriftsteller in hohem Grade schätzen, das ist die echt poetische Grundanlage und der ideale Zug. Daher finden wir bei ihm wahrhaft poetische Bilder und ergreifende Scenen von außerordentlicher Schönheit und Kraft, denen wir mit gespanntester Seele und vollem Entzücken folgen. Diese Vorgänge, diese lieblichen und hohen Gestalten, die oft von einem leisen elegischen Hauche umflossen sind, im Verein mit der Pracht und Größe der umgebenden Natur, die selten ein Dichterpinsel mit so weiser Kunst, noch seit Sealsfield irgend Jemand mit so vollen, saftigen Farben gemalt hat, bilden ein entzückendes Ganze, das unsere Phantasie mit magischen Kreisen umschlingt. In der That, wir können es nicht fassen, nicht begreifen, wie ein weitverbreitetes Journal, an welchem Männer von dem edelsten Geschmacke sich betheiligen, das genannte Werk Möllhausen's als leere Länder- und Völkerkunde zu bezeichnen vermochte.

*) Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Kalifornien und Neu-Mexico, von Balduin Möllhausen. 4 Bde. Leipzig, H. Costenoble, 1863.

Das Zeitungswesen und die Journalisten in Oesterreich.

II.

Achtzehn Wiener Zeitungen und einige andere.

Was zunächst die offizielle Presse betrifft, so hat sich in den letzten Jahren Manches geändert. Die offizielle Presse zählt in Oesterreich fast nicht mehr, wenn vom Journalismus die Rede ist; sie dient faktisch nur zur Veröffentlichung von Regierungsakten und rein amtlichen Publikationen. Die Tagesgeschichte liefert sie nur nebenbei für ihren gleichfalls offiziellen Leserkreis und beschränkt sich eben auf die Mittheilung des Thatsächlichen mit Weglassung eben dessen, was der offizielle Leserkreis nicht zu erfahren braucht, und das besser vor ihm verschwiegen bleibt. So hält man es wenigstens mit der „K. K. Wiener Zeitung", die bei alledem für denjenigen, der über die Ereignisse kein Raisonnement will, das vollständigste Quellenblatt in Oesterreich ist.*) Der Rahmen der offiziellen Provinzblätter ist etwas weiter, denn diese haben neben ihrer amtlichen Eigenschaft auch noch den Zweck, den neben ihnen erscheinenden Provinzialblättern Konkurrenz zu machen, was den meisten um so leichter gelingt, als letztere in der Regel eben nur das lokale Interesse befriedigen, im Uebrigen aber ihren Stoff aus den Journalen der Hauptstadt schöpfen, an welche Quelle der Lesebedürftige ohnehin selbst geht. Die Regierung bedient sich in der Regel für die Kundgebung ihrer Ansichten nicht der offiziellen, sondern der offiziösen, der halb- und viertelsoffiziösen und da auch die meistens sogenannten unabhängigen Blätter, was die Aufnahme von aus Regierungsquellen stammenden Nachrichten betrifft, nicht spröde sind, auch letzterer.

Unter den offiziösen Blättern steht die „General-Korrespondenz" obenan. Sie erscheint lithographirt zu Mittag und des Abends und nebenbei noch einmal mit französischem Text. Sie ist so wie die Berliner „Zeidler'sche Korrespondenz" eigentlich keine Zeitung, sondern nur ein Journal blos für die Redaktionen, denen sie neben den offiziellen Communiqués und offiziösen Korrespondenz-Mittheilungen — sie wird in der Regel von der Regierung jedoch nur zu Berichtigungen und in besonders wichtigen Momenten zu Aufklärungen benutzt — einen Auszug aus den in Wien erscheinenden Blättern, ferner während der Reichsraths- und Landtags-Sessionen Referate über die Verhandlungen bringt. Als Redakteur fungirt Dr. Müller. Sie steht direkt unter dem Preßbureau und wird administrativ von dem auch publizistisch in hervorragender Weise thätigen Ministerial-Sekretär Dr. Falke geleitet. Hauptmitarbeiter derselben ist der bekannte Zeitungs-Korrespondent Dr. Brühl, der ursprünglich als Mitredakteur des feudalen „Vaterland" nach Wien berufen wurde und der dann in das offiziöse Lager überging. Brühl ist der betriebsamste Journal-Korrespondent Wiens und versorgt die Mehrzahl der auswärtigen Journale, gleichviel welcher Färbung, mit Mittheilungen, für welche er zum Theil in der Staatskanzlei die Materialien erhält. Man könnte fast sagen, er habe das Korrespondenz-Wesen in Wien monopolisirt. Der „General-Korrespondenz" am nächsten steht die als Abendblatt der Wiener Zeitung erscheinende „Abendpost." Diese hat, seitdem Herr Ernst von Teschenburg, ein Publizist von feiner Bildung, die Leitung erhalten, einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Leitartikel der „Abendpost" geben den unmittelbaren Regierungs-Anschauungen, sowohl was die innere als was die auswärtige Politik anbelangt, Ausdruck. Oft tragen sie geradezu den Charakter von Manifesten und sind in diesem Falle, wenn sie Fragen der auswärtigen Politik behandeln, aus der Feder des Regierungsraths Dr. Karl Weil geflossen, der, durch mannigfache

*) Das literarische Beiblatt der „Wiener Zeitung," die Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben, ist so reichhaltig und interessant, wie kein anderes uns bekanntes Beiblatt irgend einer Zeitung, sei es in Oesterreich, oder in anderen Ländern. D. R.

politische Schriften als ein bedeutender älterer Publizist bekannt, seitdem Hofrath Max von Gagern dieses Amt niedergelegt hat, die Preßangelegenheiten der Staatskanzlei leitet. Auch die „Abend-Post" steht unter dem Preßbureau des Staatsministeriums und übt der Chef des ersteren, Hofrath Fiedler, unmittelbaren Einfluß auf dieselbe.

Die Brücke zu den nicht offiziösen Blättern bildet der „Botschafter", der, ursprünglich von Fröbel und Kolatschek, welcher Letztere sich seitdem zurückgezogen, als großdeutsches Blatt begründet, das Organ des Herrn von Schmerling ist. Der „Botschafter" wird von dem bekannten Schriftsteller Friedrich Uhl redigirt, der das Blatt, was die Gediegenheit seines Inhaltes betrifft, sehr emporbrachte und ihm zu jenem Ansehen verhalf, das es unstreitig in Deutschland genießt. Die bedeutendste Kraft dieses Blattes ist Julius Fröbel, aus dessen Feder die Mehrzahl der der deutschen Frage gewidmeten Artikel stammen, während die Mehrzahl der sonstigen politischen Angelegenheiten, besonders die Verfassungsfragen, von Dr. Granitsch, einem geistvollen jüngeren Publizisten, behandelt werden. Neben diesen sind auch der auf belletristischem Gebiete in weiteren Kreisen als Autor mehrerer schätzbarer Publikationen bekannte Carl von Thaler und der national-ökonomische Schriftsteller Dr. Theophil Pisling bei diesem Blatte in hervorragender Weise thätig.

Dem „Botschafter" am nächsten steht die „Constitutionelle österreichische Zeitung", die vor Jahresfrist in das Eigenthum und die Redaktion des durch seine in das Börsenfach einschlägige Schriften bekannten volkswirthschaftlichen Schriftstellers Adolph Neustadt übergegangen. Leitartikler des Blattes ist der wie Neustadt seit mehr als zwei Dezennien auf publizistischem Gebiete thätige Dr. Raphael Basch, der zu der alten Garde österreichischer Journalisten zählt und sich durch Charakterfestigkeit und Konsequenz, die sich in seinen gediegenen Arbeiten ausspricht, das wohlverdiente Vertrauen unseres Publikums erworben hat. Seitdem Dr. Orges die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" niedergelegt und nach Wien übersiedelt ist, widmet er gleichfalls seine Feder diesem Blatte. Die „Constitutionelle österreichische Zeitung", die, nebenbei gesagt, auch einen reichhaltigen volkswirthschaftlichen Theil hat, ist vor Allem ein spezifisch österreichisches Organ und vertritt, an dem großösterreichischen Standpunkte festhaltend, die Entwickelung der Verfassung auf centralistischer Basis.

In diesem Punkte stimmt auch die Kuranda'sche „Ostdeutsche Post" mit ihr überein, die jedoch, der Stellung ihres Leiters gemäß, mehr als Organ der Reichsrathslinken erscheint und, wenn gleich mit Mäßigung, der Entwickelung der liberalen Ideen und einer dieser angemessenen auswärtigen Politik mit Entschiedenheit das Wort redet. Ihr eigentliches Gebiet ist die hohe Politik und auf diesem steht sie in fortwährendem Kampfe mit dem Grafen Rechberg. Natürlich ist Kuranda selbst die Seele des Blattes, dessen zweiter Leitartikler Dr. Walter Rogge ist. Die Redaktion hat Dr. Schmidt, und sehr wohlthätigen Einfluß auf dieselbe Dr. Hildebrand, der aber selbst leider wenig schreibt.

Einige Verlegenheit, wohin wir es einreihen sollen, bietet uns gegenwärtig das größte und verbreitetste Blatt Oesterreichs, die „Presse." Bekanntlich sind die Hauptmitarbeiter dieses Blattes, die Herren Friedländer und Etienne, aus der Redaktion getreten und haben sich ihnen auch Dr. Lecher und mehrere Andere angeschlossen, um ein neues Journal, die „Neue freie Presse", zu gründen. Dieses, das sehr großartig zu werden verspricht, wofür schon die Namen der beiden Herausgeber bürgen, deren Ersterer die Seele des volkswirthschaftlichen und der inneren Politik gewidmeten Theiles der alten „Presse" war, während Etienne die auswärtigen Fragen in geistvoller Weise behandelte, wird erst vom September ab erscheinen. Auch ist es ihnen geglückt, beliebte Federn, wie die von Berthold Auerbach, für ihr Feuilleton zu gewinnen. Die alte „Presse" ist aber auch in der Reorganisation begriffen.*) Herr Zang war bisher sehr glücklich in der Acquisition neuer Kräfte; ein Zufall wollte es, daß sich gerade um dieselbe Zeit ein Publizist, der unstreitig lange Zeit hindurch die glänzendste Feder in Oesterreich führte, Eduard Warrens, wieder der Publizistik zuwandte und Zang ihm die Spalten seines Blattes öffnen konnte. Neben Warrens hat die Behandlung auswärtiger Fragen der ehemalige Redakteur der „Oesterreichischen Korrespondenz", Joseph Tuwora, übernommen. Die oberste Leitung des Blattes führt Dr. Seiffert, ein langjähriger Mitarbeiter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung"; für die Behandlung der inneren Fragen hat Herr Zang gleichfalls eine tüchtige Feder, den bisherigen Hauptmitarbeiter des „Wiener Lloyd", Herrn Wravani, gewonnen.

Der „Lloyd", früher „Neueste Nachrichten", ruht nun lediglich auf den Schultern seines Eigenthümers, O. Bernhard Friedmann, unter dessen Leitung er von einem kleinen Blättchen zu einem großen Journale herangewachsen, das, streng oppositionell, den Dualismus vertritt und deshalb das deutsche Organ der Ungarn ist. Als solches wird es aber demnächst eine Konkurrenz von einem neuen Blatte erhalten, das der Publizist Moritz Haas — unter dem Namen Ludosi Hauptmitarbeiter des ungarischen offiziellen Sürgeny — wie es heißt unter den Auspizien des ehemaligen Iudex curiae Grafen Apponyi — herausgeben wird.

Entschiedener föderalistisch und deshalb mit allen Nationalitäten und Nationalitätchen Oesterreichs kokettirend, ist der demokratisch gehaltene „Wanderer", bekanntlich eines der ältesten Journale Oesterreichs. Dem gegenwärtigen Herausgeber, Dr. Moritz Graß, muß man, wie man auch sonst über die Haltung des Blattes denken mag, jedenfalls eine streng konsequente Haltung nachrühmen. Die auswärtigen Fragen werden im „Wanderer" zumeist von Dr. Brosch, einem gewiegten, aber in die radikalen Prinzipien des Organs, dem er seine Feder widmet, verrannten Journalisten, behandelt, während sich mit den inneren Fragen der besonders mit den ungarischen Angelegenheiten sehr vertraute und durch mehrere anonym erschienene Monographien bekannte Dr. Falk beschäftigt.

An die großen Blätter reiht sich auch ein sehr frisches, erst seit wenigen Monaten erscheinendes Journal, die „Verfassung", gegründet von dem Herausgeber der „Allg. medizinischen Zeitschrift," Dr. Kraus, an. Es ist das Organ der Reichsraths-Opposition von der Farbe der Fraktion Schindler, Tschabuschnig, Skene ꝛc. Redakteur desselben ist ein ehemaliger Mitarbeiter des „Fremdenblattes", Dr. Kofka. Die Seele des Blattes ist aber Dr. Herzel, ein aus der Berliner Schule hervorgegangener, äußerst begabter Publizist, dessen schneidige, geistvolle Arbeiten dem Blatte binnen kurzer Zeit, besonders in den auswärtigen Journalen, Anerkennung erwarben.

Eine Spezialität bildet das feudale „Vaterland", ein Ableger der Berliner „Kreuzzeitung", deren Uebersetzung ins Oesterreichische es ursprünglich war, als es noch lediglich als Verkämpfer

*) Ihr neues Beiblatt, die „Feierstunde," ist gerade nicht geeignet, ihr neue Leser zuzuführen, oder die alten zu fesseln. D. R.

der historisch-politischen Individualitäten und als Organ der Partei Clam-Thun auftrat. In neuerer Zeit ist das „Vaterland" geradezu eine Filiale der Kreuzzeitung, d. h. ein in Oesterreich erscheinendes preußisches Blatt, mit Einem Worte das Wiener Organ des Herrn von Bismarck geworden. Redigirt wird es von dem gleichfalls aus Berlin hierher verpflanzten Dr. Keip. Neben dem „Vaterland" und mit ihm in vielen Stücken übereinstimmend, erscheint auch der ultramontane „Volksfreund", das Blatt des Severinus-Vereins, ein Organ für Judenfresserei und Verdummung, und im Verborgenen blüht noch die gleichfalls derselben Richtung huldigende „Schnellpost."

Eine nicht unwichtige Rolle spielen neben den genannten großen Zeitungen in Wien die Penny-Blätter theils durch den Einfluß, den sie in Folge ihrer weiten Verbreitung in Wien auf die große Masse ausüben, theils durch die Haltung ihrer Leitartikel. Wenn man den Inhalt dieser Blätter von heute mit ihrem Inhalt noch von vor wenigen Jahren vergleicht, so sieht man, welche Fortschritte die Heranbildung des Publikums gemacht, obzwar sich, was den Geschmack betrifft, noch manches wünschen und verbessern ließe. Diese Blätter sind Landsteiner's „Morgenpost", die Hügel'sche „Vorstadtzeitung" und Heine's „Fremdenblatt." Die beiden ersten widmen, ihrer Bestimmung gemäß, den kommunalen Interessen einen sehr großen Raum, sind aber auch ihrer politischen Haltung wegen beachtenswerth. Die „Morgenpost", deren leitende Kraft, Herr Szapó, zu den besten Federn Wiens zählt, ist entschieden liberal und oppositionell, letzteres ein wenig par force. Zu ihren Hauptmitarbeitern gehört der beliebte Lustspieldichter Sigmund Schlesinger. Die „Vorstadtzeitung", deren Leitartikler die Herren Pechhöfer und Hemsen sind, ist, da sie in auswärtigen Angelegenheiten ihre Inspirationen aus dem auswärtigen Amte holt, auf diesem Gebiete besser unterrichtet, als es in der Regel Volkszeitungen zu sein pflegen.

Das „Fremdenblatt", dessen Eigenthümer Gustav Heine, der Bruder Heinrich Heine's, durch dieses Unternehmen ein Millionär geworden, sich aber nicht blos durch diese materielle Eigenschaft von seinem unsterblichen Bruder unterscheidet, ist das verbreitetste Blatt Wiens, wozu namentlich die Vollständigkeit seiner lokalen Mittheilungen und die aus der Feder des Redakteurs Wilhelm Wiener stammenden Sonntags-Briefe eines Müßiggängers und endlich der Reichthum an Annoncen, durch welchen es seine Aufgabe als Volksblatt in vollstem Maße erfüllt, das Ihrige beigetragen. Zu der Regierung, welcher der Einfluß dieses Blattes nicht entgangen, steht es in einem zwar unabhängigen, aber freundlichen Verhältnisse, was für erstere um so weniger zu unterschätzen ist, als das Fremdenblatt immer mehr zu einem politischen Blatte heranwächst, seitdem einer unserer ältesten und gewiegtesten Publizisten, Isidor Heller, früher Herausgeber des „Fortschritt" und durch mannigfache Broschüren bekannt, die Leitung des politischen Theiles übernommen.

An diese Blätter reiht sich noch eine Anzahl von Pennyblättern, welche den erwähnten Konkurrenz zu machen versuchen und unter denen die „Glocke", seitdem der bekannte Gelehrte Dr. Giehne die Leitung übernommen, die meiste Beachtung verdient.

Von der Provinz-Journalistik ist wenig zu berichten, da wir die fremdsprachigen Journale für diesmal von unserer Rundschau ausgeschlossen und die beachtenswerthesten Partei-Organe in den betreffenden Landessprachen erscheinen, wovon nur das in Prag in deutscher Sprache erscheinende Čechenblatt, die „Politik", eine Ausnahme macht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es den gebildeten Čechen, die ihrer Muttersprache oft nicht mächtig sind, bequemer ist, eine deutsche Zeitung zu lesen, und nur auf diese Weise den konfusen čechischen Tendenzen Verbreitung verschafft werden kann.

Das verbreitetste deutsche Blatt in Böhmen ist die „Bohemia", das sich neben dem von Kuh herausgegebenen „Tagesboten" in erfreulicher Weise der Vertretung der deutschen Interessen gewidmet hat. Ein drittes deutsches Blatt Böhmens, die „Morgen-Post", ist in der letzten Zeit in den Zeitungen öfters todt gesagt worden, ein Beweis, wie wenig die deutsche Partei in Böhmen für die Unterstützung ihrer eigenen Sache thut. Nicht ohne Bedeutung ist in Böhmen die „Reichenberger Zeitung", bis vor Kurzem von dem bekannten National-Oekonomen Alexander Penz redigirt, die in Nordböhmen eine große Verbreitung hat.

Mähren besitzt in dem „Mährischen Korrespondenten" ein wackeres gegen die in diesem Kronlande auftauchenden čechischen Bestrebungen gerichtetes Blatt. Ebenso hat Steyermark in der „Grätzer Tagespost" ein sehr gut redigirtes und in dieser Provinz sehr einflußreiches Journal. In Ungarn ist der „Pester Lloyd" das bedeutendste in deutscher Sprache erscheinende Blatt, das besonders auf volkswirthschaftlichem Gebiete vorzügliche Artikel bringt.*) Neben dem „Lloyd" erscheint seit einigen Monaten ein zweites großes deutsches Blatt in Pest: der „Pester Bote", das große Anstrengungen macht, die bereits von günstigen Erfolgen belohnt sind und das in erster Linie bestrebt ist, in Ungarn für die Verfassung zu plaidiren.

Im Uebrigen besitzt, wie wir bereits im Eingang erwähnt, jede Provinz ein Regierungsblatt, welches das Lesebedürfniß zu befriedigen bestimmt ist. Manche dieser Blätter, wie z. B. die „Prager Zeitung", die nur halbamtliche „Triester Zeitung", die „Ungarischen Nachrichten" sind sogar recht gute Journale, die oft auch in weiteren Kreisen Beachtung verdienen und finden. Was sonst an deutschen Zeitungen in den österreichischen Provinzen erscheint, kömmt über das Niveau des Lokalanzeigers nicht hinaus, zählt also nicht, wenn vom österreichischen Journalismus die Rede ist.

Das Feuilleton haben wir für diesmal von unserer Betrachtung ausgeschlossen, weil der uns gegönnte Raum ein näheres Eingehen, dessen es wohl werth ist, nicht gestattet. Wir gedenken aber nächstens dem „Feuilleton in Oesterreich" und seinem Einflusse auf die bellettristische Literatur einen besondern Artikel zu widmen.

R. F.

Böhmen.

Čechische Briefe aus Böhmen.

Der Sozial-Roman.

Gespenster- und Räubergeschichten, hier und da auch durch Ritterromane à la Dellarose ergänzt und erweitert, das waren die allerersten Produkte der literar-historischen Periode vom Jahre 1774—1846. Das waren auch nebst der Bibel und den Psalmen- und Evangelienbüchern die einzigen Druckschriften, welche dazu bestimmt waren, das Volk zu belehren, zu unterhalten und vor

*) Kürzlich brachte der Pester Lloyd als Beilage eine von Ludwig Schoch angefertigte graphische Darstellung der Preise des Weizens seit zehn Jahren, die als eine statistische Musterarbeit angesehen werden kann.

D. R.

Allem Wißbegierde und Lust zum Lesen in den Schichten der Ungebildeten zu erwecken. Freilich es war ein verzweifeltes und höchst unpädagogisches Mittel; indessen es lag im Geschmacke damaliger Zeit, welcher Geschmack namentlich von Deutschland sich herübergepflanzt hatte. Auch war das Mittel das einzige und hat insofern zu kühnen Hoffnungen berechtigt, als es vor Allem auf die Phantasie zu wirken versprach, und diese ist ja gleich rege bei Gebildeten ebenso, wie bei Ungebildeten. Die Gespenster- und Räuber-Geschichten waren der Köder, welcher die Menge anlocken sollte; um das hatte es sich ja vorerst gehandelt, denn das wußte man, daß das Lesen durch Gewohnheit zum Lebensbedürfniß werde, und auf diese Rechnung hin konnte und wollte man späterhin auch den Verstand bestürmen und durch vernünftigere Schriften die Urtheilskraft des lesenden Publikums schärfen und überhaupt Sinn für Schönes, Wahres und Erhabenes im Volke wecken. Der Plan ist auch gelungen und es ist wirklich staunenswerth, die Fortschritte in dieser Richtung mit der kurzen Spanne Zeit, welche der Bildungsprozeß erfordert, zu vergleichen. Und gar wenn man die literarischen Zustände der jetzigen Tage mit denen vor kaum hundert Jahren vergliche, was für ein Abstand zwischen ehedem und jetzt, was für ein ungeheuerer Fortschritt in einer Zeitperiode, die keine hundert Jahre umfaßt und nebenbei so große Bedrängnisse unseres nationalen Lebens aufzuweisen hat, daß es den Literarhistoriker schier bedünkt, er schriebe statt Geschichte ein langes und peinliches Martyrologium.

Schon in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts bekundet sich ein besserer Geschmack in den Leserkreisen; sie vertragen eine poetisch-natürlichere Kost und werden von den Schriftstellern durch die historische Erzählung und Novelle auf den eigentlichen historischen Roman vorbereitet. Statt des Phantastisch-Gespenstigen tritt das Heroisch-Romantische in die Schranken; die Ritter lüften ihr Visir und lassen die gespenstige Maske fallen; sie werden Menschen, welche nur das edle oder unbändige Wesen vor Anderen auszeichnet; sie werden Menschen, die der Reiz romantischer Poesie verklärt und die durch mondscheinsichtige, schmachtende Liebe in unseren Vorstellungen nur noch mehr gehoben werden. Diese historischen Rittergeschichten bildeten den natürlichen Uebergang zur historischen Novelle und zum eigentlichen historischen Romane.

Der historische Roman hatte bei uns in Böhmen guten Grund und Boden; er fand Anklang im Publikum und weckte und beschäftigte auch viele schriftstellerische Talente, aber zur vollen Blüthe, zum Glanz und Ruhm hat es der historische Roman in Böhmen nie gebracht. Er blieb, trotz der bedeutenden Talente eines Sabina und Chocholoušek, immer in den mittleren Regionen und blieb, trotz der Ueberfülle historischen Stoffes, immer nur ein Aschenbrödel unter den historischen Romanen der Weltliteratur. Woher diese Erscheinung, wird man fragen. Die einfachste Erklärung geben wiederum die Zeitverhältnisse und die traurigen Preßzustände in Böhmen während der nicht lange verflossenen Jahre. Eben während der Periode, welche am geeignetsten gewesen wäre, den historischen Roman zu schaffen, war die Censur für Erzeugnisse der böhmischen Literatur besonders streng und mochte eine Verklärung der böhmischen Geschichte durchaus nicht leiden(!) Als aber die neue, immerhin freiere und bessere Aera, die sich etwa vom Jahre 1860 datirt, hereingebrochen, da war es schon mit dem historischen Roman vorbei. Der historische Roman ist wohl eine selbständige, für sich abgeschlossene poetische Gattung; er gehört unstreitig zu den Meisterstücken der Dichtkunst, wie denn die Romane von Walter Scott überhaupt zu den vollkommensten Werken der Weltliteratur gehören; aber im Allgemeinen ist er doch nur als Vorläufer und Bahnbrecher für den Sozialroman zu betrachten und unterscheidet sich vom letzteren nur durch Zeitverhältnisse. Der historische Roman schildert fertige Thaten, längst fertige, der soziale Roman erst werdende Geschichte, und wie das Werdende schon dadurch, weil es uns am nächsten steht und mit unserem eigenen Geschick eng verbunden, wichtiger für uns ist und unser Interesse völlig einnimmt, so ist auch der Sozialroman, die eigentlichste Errungenschaft der neuesten Zeit, welcher das Leben und Weben der Gegenwart, das Ringen der Menschen nach einer besseren, gerechten und Alle beglückenden Weltordnung darstellt, zum mächtigsten Hebel der Aufklärung geworden. Der Kampf der verschiedenen Elemente, das bunte Gewühl des gesellschaftlichen Lebens, das sind die herrschenden Momente und Konflikte des Sozialromanes, und der Schauplatz der Handlung ist die ganze civilisirte Welt. Frankreich war ehedem das Vaterland des Sozialromans, Frankreich war es, wo die ersten sozialen Kämpfe entbrannten, Frankreich war es, wo der Uebermuth der Großen und der Haß der armen Unterdrückten zuerst wie Stahl und Kiesel an einander schlugen, so daß die heftig sprühenden Funken im mächtigen Feuerbrande, der die halbe Welt entzündete, aufloderten — seitdem ist die große soziale Frage zum Gemeingute Aller geworden, und so ist auch der Boden für den sozialen Roman überall vorbereitet. Bei uns in Böhmen waren die Verhältnisse freilich spießbürgerlicher als anderswo; die dumpfe, von sumpfigen Ausdünstungen geschwängerte Atmosphäre schien alles regere Leben betäubt und die Gemüther eher in Taumel als in bewußte Regsamkeit versetzt zu haben; allein es war nur eine scheinbare Stille, es war nur Gewitterschwüle, die sich allmählich konzentrirt, um Blitze voll zündendem Feuer zu zeugen und die leblosen Massen zu elektrisiren. Es sind nicht mehr die idyllisch-naiven und harmlos-unschuldigen Dorfgeschichten in der Manier Auerbach's, die besonders glücklich durch die Schriftstellerin Bozena Nemcová und den christlich-frommen Pater F. Pravoda tradirt, unseren literarischen Markt beherrschen; nein, auch ernste soziale Fragen werden geweckt und mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge behandelt. A. Pašabina, der hochbegabte Literarhistoriker und beliebte Romanschriftsteller, der unermüdliche und gründliche Denker, ist der Begründer des sozialen Romanes. Er hat Alles, was dem Autor sozialer Romane unentbehrlich: er hat Phantasie, Erfindungsgabe, Erzählertalent, Ironie und Sarkasmus; nur Eines hat er im Uebermaße, und das ist Philosophie. Philosophie ist seine schwächste Seite, weil er den Trieb zur Grübelei und Reflexion nicht zu zügeln vermag und auf Kosten des philosophischen Grübelns die Handlung schmälert und in den Hintergrund versetzt. An diesem heillosen Uebel leidet sein größter, von ihm mit aller Liebe und Hingebung geschaffener Roman, den er Na poušti (In der Wüstenei) betitelt und in Kober's slavischer Roman-Bibliothek (Slovanské Besedy) im Jahre 1863 erscheinen ließ. Der Roman handelt von den geheimen Gesellschaften, die, ähnlich dem Freimaurerorden, gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in Böhmen thätig waren, und mit ihrer Thätigkeit wird hier das Aufleben des böhmischen Nationalgeistes in Verbindung gebracht. Leider wird das eigentliche Wesen der geheimen Verbindungen nur sehr matt beleuchtet und darum kann man die Konsequenzen ihrer Thätigkeit, welche die Ereignisse des 48. Jahres in Böhmen herbeigeführt haben sollen, nicht recht verfolgen. Der Roman schließt natürlich mit dem Anfange des Jahres 1848, indem er nur des ersten Sturmausbruches erwähnt und auf ihn als auf eine Errungenschaft der vorangegangenen Handlung hindeutet.

Glücklicher auf diesem Felde war der junge talentvolle Dichter Gustav Pfleger, dessen wir gelegentlich bei Besprechung der romantischen Dichterschule rühmend gedachten. Er hat auch als dramatischer Schriftsteller Erfreuliches geleistet, allein sein glücklicher Genius hat ihm ein dankbareres Feld angewiesen; sein guter Stern hat ihm den Roman und vorzüglich den Sozialroman als Fundgrube für sein ungemein elastisches Talent bezeichnet und hier hat der Dichter das Beste, was unsere Literatur bis jetzt aufzuweisen hat, geleistet. Der erste höchst glückliche Anlauf zum eigentlichen Sozial-Roman geschah in dem zweibändigen Werke Ztraceny zivot (Ein verlorenes Leben), welches kurz vor dem erstgenannten Romane ebenfalls in Kober's Original-Romanbibliothek erschienen. Der Roman schildert das eiserne Polizei-Regime Bach's nach den Stürmen des 48er Jahres und das öde Leben, welches dem ersten Freiheitsrausche folgte. Besonders glücklich charakterisirt sind die zwei unversöhnlichen Elemente, das sich aufopfernde, nach Thaten dürstende radikale und das schweigsam duldende, mühsam arbeitende konservative Element. Der begeisterte Apostel des ersteren wird freilich zum Märtyrer; er muß aus Böhmen, seinem Vaterlande, fliehen und stirbt in Italien im Kerker, in den er als Rebell, der für die Sache des jungen Italiens gekämpft und verwundet eingefangen wurde, verdammt wird; aber ein schöneres Morgenroth verklärt sein Grab und es verkündet, daß die Sache der Freiheit noch nicht verloren ist.

Heuer erschien von Gustav Pfleger ein neuer, im strengsten Sinne des Wortes Sozial-Roman. Er führt den Titel Zmalého sveta (Aus der kleinen Welt) und führt uns mitten hinein in die kläglichen gesellschaftlichen Verhältnisse der hartgedrückten, vernachlässigten und zum größten Theile auch verwahrlosten Arbeiterklasse. Wir schauen den schnöden Uebermuth der herzlosen Fabrikherren, ihren gränzenlosen Geiz und daneben die armen, unter der Bürde übermäßiger und schlecht belohnter Arbeit schmachtenden und geistig wie körperlich ruinirten Arbeiter. Ihr trauriges Loos wird durch herzergreifende und doch dem wirklichen Leben entnommene Scenen und Ereignisse lebhaft veranschaulicht, und diesem ewigen Hinsiechen und langsamen Absterben der Armen wird der Uebermuth und der Ueberfluß ihrer Arbeitgeber, die doch nur vom Schweiße der Armuth leben und durch Bedrückung der Arbeiter (?) reich geworden sind, entgegengestellt. Eine meisterhafte Figur, ein Prophet und Führer, taucht unter den geächteten Arbeitern auf. Er lehrt sie Ordnung lieben, erweckt in ihnen das schlummernde Bewußtsein menschlicher Würde, lehrt sie Muth und Zutrauen gewinnen und verschafft ihnen durch eigene Geistesstärke ein milderes Loos. So vergeht eine geraume Zeit im anscheinenden Frieden, bis das Jahr 1845 erscheint und in den Kattundruckereien unerwartet die Perrotinen eingeführt werden. Der Kattundruck, der ehedem durch Handarbeit bewerkstelligt wurde, wird von nun an durch die Maschine verrichtet und dieser Umschwung macht einige Hundert Handdrucker sammt ihren Familien brotlos. Die Fabrikherren jauchzen, daß sie sich des gefährlichen Pöbels, wie sie die Arbeiter nennen, entledigt, und träumen schon im Voraus von neuen, unermeßlichen Reichthümern. Die brotlosen und schnöde vertriebenen Arbeiter aber schwören Rache, sie versammeln sich vor den Fabriken, stürmen und zerstören die gehaßten Maschinen (?). Natürlich werden sie vom einschreitenden Militär angegriffen und vertrieben. Im Kampfe fällt die Hauptfigur des Romans, der Arbeiterführer, und mit ihm ein junger Arbeiter, ein intelligenter Jüngling, der die fortschreitende Bildung und das auflebende Nationalbewußtsein unter den Arbeitern vertritt. Selbstverständlich ist auch diese Arbeiterbewegung in Verbindung mit dem erwachenden Volksbewußtsein gebracht, und eine nicht unbedeutende Rolle spielt darin ein demokratisch gesinnter Graf (wahrscheinlich Bubna), welcher als opferwilliger Agitator für die nationale Sache, als Matador der Freiheit und vorzüglich als menschenfreundlicher Unterstützer der Armen auftritt. — Das ist in Kürze gefaßt der Inhalt des höchst interessanten, dreibändigen Romans von Gustav Pfleger. Natürlich ist das vorhandene Material durch dieses Werk keinesfalls erschöpft und wird auch durch hundert ebenso gediegene Werke nicht erschöpft werden. Der Romanschriftsteller, der sich das soziale Leben unseres Landes als Stoff gewählt, hat eine unendlich geräumige Basis und er wird jederzeit ein dankbares und anhängliches Publikum finden. Möge Gustav Pfleger, der so glücklich angefangen, auf dieser Bahn weiter fortfahren und sein produktives Talent zum Besten unserer Literatur so viel als möglich verwerthen. Nur Eines noch wünschen wir im Interesse der Romane selbst: Die Handlung möge mehr dramatisch gehalten und die handelnden Personen mehr durch ihre Handlungen und Reden als durch lange und breite Beschreibung und Erzählungsweise charakterisirt werden. Dadurch wird man auch den zumeist lästigen Reflexionen ausweichen und des Lesers Denkvermögen und Phantasie werden dabei angeregt und zu selbstständiger Thätigkeit angewiesen.

Ungarn.

Ladislaus Szalay.*)

Die irdischen Ueberreste des ersten Historikers Ungarns liegen wohl seit einigen Wochen in der kühlen Erde, aber die tiefe Trauer, die schon bei der ersten Nachricht von dem Tode des Dahingeschiedenen alle Schichten der Gesellschaft ergriffen, hat sich noch immer nicht gelegt und findet in der gesammten ungarischen Presse tagtäglich neuen Ausdruck. Und zwar nicht ohne Grund, denn, wie „Koszoru" richtig bemerkt, — Szalay nahm sowohl im öffentlichen Leben als auch in der Literatur Ungarns eine in ihrer Art vereinzelte Stellung ein. In ihm vereinigten sich solche Gegensätze zu einem harmonischen Ganzen, welche wir sonst in dem Entwickelungsgange unserer Kulturverhältnisse größtentheils isolirt und mit einander im Kampfe begriffen zu sehen pflegen. Er war ein Gelehrter und zugleich ein Staatsmann; ein hervorragender Redner und gründlicher Fachmann, ein Philosoph und Geschichtsforscher und dabei ein Mann von Geschmack, der nach künstlerischen Formen strebt; ein muthiger Verfechter der modernen europäischen Ideen und zugleich ein Kenner der historischen Entwickelung; der erste wirkliche Redner des Bürgerthums, doch — wie er selbst erklärte — nicht deshalb, damit diese Klasse alleinherrschend werde, sondern damit sie die Einseitigkeit der übrigen mildere. Er suchte nicht die Popularität bei der großen Menge, und selbst damals wollte er sich durch diese nicht heben, als seine Prinzipien triumphirten. Ihm war weder die Geburt noch das Schicksal günstig. Kälte, selbst Hohn begegnete ihm auf seinen politischen und literarischen Wegen, aber er fand endlich die Genugthuung, daß auch seine Gegner die von ihm hoch getragenen Prinzipien anerkannten, um sich denselben anzuschließen. Auf Grund einer vielseitigen Erfahrung, gründlicher Studien und wiederholter Reisen kannte er ebenso die Ver-

*) Nach der Oesterreichischen „Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben."

hältnisse des Auslandes wie seiner eigenen Heimat, und während er hier befruchtend wirkte, war er in Folge seiner vielfachen Verbindungen mit den hervorragenderen Gelehrten des Auslandes zugleich gewissermaßen ein würdiger Repräsentant der ungarischen Wissenschaft auch jenseits der Gränzen Ungarns. Auch als Mensch war er ein achtungswerther Charakter, der Bescheidenheit mit männlichem Selbstgefühl, Strenge mit Gerechtigkeit, Höflichkeit mit Aufrichtigkeit vereinigte, aber in jeder Richtung charakterisirt ihn das Bestreben, die ungarische Nationalität, Verfassung und Literatur mit den großen Ideen der europäischen Civilisation in Einklang zu bringen. Diesem Bestreben opferte er sein ganzes Leben, dies ließ er seiner Nation als Vermächtniß zurück. So war der Mann, den wir verloren haben.

Szalay's Leben war eine lange Zeit nichts anderes, als ein fortwährender Kampf der verschiedenen, oft sogar entgegengesetzten Elemente, die, seinem Geiste und seiner vielseitigen Bildung entsprungen, mit einander stritten, bis endlich nach erfolgtem Ausgleich der Schriftsteller und Staatsmann in jener edlen Gestalt dastand, in der wir ihn kannten. Er ist am 18. April 1813 in Ofen geboren, wo sein Vater Statthalterei-Sekretär war. Schon in seiner Kindheit und während seiner Jugend war er der Einwirkung entgegengesetzter Factoren ausgesetzt. Zuerst besuchte er die Schule seiner Vaterstadt, ward aber bald nach Stuhlweißenburg geschickt, wo er zwei Jahre zubrachte und so seine ersten Kenntnisse unter theils deutschen, theils ungarischen Elementen sich erwarb. Seine Jugend bietet dieselbe Erscheinung. Die excentrisch-ungarische Richtung Stephan Horváth's wirkte auf ihn eben so begeisternd wie Kazinczy, der den europäischen Geist nach Ungarn zu verpflanzen bemüht war. Und in der That giebt es unter den ungarischen Schriftstellern und Staatsmännern kaum Einen, in dem die spezifisch ungarische und spezifisch europäische Kultur so harmonisch sich ausgeglichen hätte, wie in Szalay. Es scheint, daß schon die ersten Eindrücke seines Knaben- und Jugendalters ganz geeignet waren, um aus ihm einst den muthigen Reformator, der die veralteten Institutionen der ungarischen Verfassung bekämpft, andererseits aber auch den gründlichen Historiker zu bilden, der an den Ereignissen der Vergangenheit seine, bald verzweifelnde und bald zu sanguinische Nation ermuthigt oder sich mäßigen lehrt. Kazinczy und Szemere wurden seine Freunde, als er aus der Schule getreten und seine ersten poetischen Versuche machte und dieselben so wie einige kritische Artikel in den damaligen Journalen und Taschenbüchern, bald aber auch selbständig veröffentlichte (so z. B. Bimbok, 1831. — Alphonse levelei, 1832. — Fridrik es Katt, 1833). Später verließ er das Feld der Poesie, indem er fühlte, daß er nicht „zum Dichter geboren", doch blieben diese Versuche nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung seines Styls. Durch diese wurde er in die Geheimnisse der erneuten ungarischen Schriftsprache eingeführt, durch sie erhielt auch seine Prosa Leichtigkeit und Schwung. Nach beendeten Studien ist Szalay — der damals allgemein herrschenden Sitte gemäß — Jurat geworden, bald darauf Statthalterei-Sekretär und endlich Advokat, aber nicht auf lange Zeit. Der früh reif gewordene ernste Jüngling blickte auf das öffentliche Leben Ungarns und fand es leer. Dies schmerzte ihn tief, wie damals alle Einsichtigen, aber er hoffte eine bessere Zukunft nicht von jenen Ideen, welche unsere Redner in den Komitats- und Landtagssälen verkündeten. Wie er in einem Journal-Artikel selbst gesteht, war nur Ein Mensch und nur Ein Buch auf ihn von Einfluß, nämlich das Werk Széchenyi's, genannt „Hitel." Das hat ihn zu einem Vorkämpfer der Reformen gemacht, doch deshalb ging er nicht in die stürmischen Komitatssäle, noch gesellte er sich zu den Aufwieglern, sondern zog sich zurück in sein Arbeitszimmer, um die großen Ideen der europäischen Civilisation zu studiren; er machte wiederholt Reisen ins Ausland, um die Institutionen des neueren europäischen Staatslebens kennen zu lernen. Er trat als Rechtsphilosoph auf und schrieb in dieser Periode fast ausschließlich Werke, welche in dieses Fach einschlagen (so z. B. Themis. Értekezések a jog es közgazdaság körében. 1837—1839. — Budapesti Szemle. 1840. — A büntető eljárásról különös tekintettel az esküdtszékekre. 1840). Hierdurch hat Szalay ein Gebiet betreten, das vor ihm ganz brach lag; er trachtete einem Mangel abzuhelfen, den wir noch heute tief empfinden. Aber das Publikum empfing ihn kalt, seine Unternehmungen sind gescheitert. Der erste Rechtsphilosoph Ungarns, den selbst bis zum heutigen Tage Niemand übertroffen hat, blieb unbekannt — ein Schicksal, das alle jene trifft, die, indem sie neue Ideen verkündigen, in den strengen Gränzen der Wissenschaft bleiben, sich den Tagesleidenschaften nicht unterordnen, nicht zu dem Publikum heruntersteigen, sondern dasselbe zu sich zu erheben trachten. Szalay's Name ist nur allmählich berühmt geworden. Zu allererst wurde er nicht durch das große Publikum, sondern durch die Akademie ausgezeichnet, die ihn im Jahre 1836 zum korrespondirenden und zwei Jahre darauf zum ordentlichen Mitgliede gewählt, ferner durch den 1840er Landtag, dessen strafrechtlicher Ausschuß Szalay zum Schriftführer ernannte.

Die Jahre 1843 bis 1848 bildeten die wichtigste Periode in dem Leben Szalay's. Aber der Nation ist er besonders als Historiker bekannt. Es ist möglich, daß er als Schriftsteller auf diesem Gebiete die meisten Verdienste sich erworben, aber andererseits kann man nicht leugnen, daß er als Journalist, als der entschiedenste Vertreter einer neuen politischen Partei, den größten Einfluß auf die Geschicke der Nation ausgeübt hat. Auf dem 1843—1844er Landtage trat er als Deputirter der Stadt Karpfen auf; man hörte ihn an, aber einen Erfolg hatten seine Reden nicht. Im Jahre 1845 übernahm er die Redaktion des „Pesti Hirlap" und — die Zahl der Pränumeranten sank bis 500. Seine Genossen empfingen ihn mit Hohn, als einen Gelehrten, der sich in die Politik mengt, und verdächtigten ihn, daß er die Opposition sprengen wolle. Seine Partei zählte nur wenige seiner Freunde, diese waren aber von der Hoffnung einer besseren Zukunft erfüllt und kaum vergingen vier Jahre, so hatte das ganze Land seine Ideen angenommen und das Prinzip der Centralisation in ihr Gesetzbuch eingetragen. Die Aufwiegler schöpften ihre Wissenschaft aus den Werken des verhöhnten Gelehrten, und der Wahlspruch der kleinen Partei wurde zum Schlagworte der Anführer erhoben. Die Ideen Szalay's sind populär geworden, aber nicht sein Name. Die Wirkungen dieser Ideen haben Alle gesehen, aber nur Wenigen ist die Quelle bekannt, der sie entströmten. In dieser Periode erschienen von ihm zwei größere Werke: Publicistikai dolgozatok, 1847; und Országok es státusférfiak könyve, 1846—1847. Seine journalistische Thätigkeit war auch bezüglich der Form von großer Bedeutung. Er war der Erste, der im Gegensatze zu der damals üblichen Phrasenhaftigkeit der Leitartikel die europäische Form einheimisch zu machen suchte und dadurch der Journalistik auch in dieser Beziehung eine andere Richtung gab.

Das Jahr 1848 brachte Szalay auf die diplomatische Laufbahn, wo er Gelegenheit fand, neue Seiten seiner außerordentlichen Fähigkeiten an den Tag zu legen. Er wurde von der ungarischen Regierung nach Frankfurt geschickt als Vertreter derselben bei der Centralgewalt Deutschlands. Im Jahre 1849 zog er sich in die

Schweiz zurück, wo er sich in das Studium der ungarischen Geschichte vertiefte. Dort blätterte er in den bestaubten Urkunden und Folianten; dort betrachtete er vom rechtsphilosophischen Standpunkte die großartigen Momente in der historischen Entwickelung der europäischen Völker. Und dieser doppelte Standpunkt ist es eben, der den historischen Arbeiten Szalay's einen solchen Werth verleiht und ihn zum ersten Historiker Ungarns erhebt. Die ersten Bände seiner „Geschichte Ungarns" sind 1851 bis 1853 in Leipzig erschienen, die er — in seine Heimat zurückgekehrt — in Pest fortsetzte. Das Erscheinen dieses Werkes hat der vaterländischen Geschichtsforschung neuen Anstoß, neuen Schwung gegeben. Doch stand er immer in erster Reihe und war der fleißigste unter Allen, was die folgenden, während eines Dezenniums von ihm geschriebenen Werke beweisen: Magyar történelmi emlékek, 1856—1860; — Adalékok a magyar nemzet történetéhez a XVI. században, 1859. — Veránczics Antal minden munkái, 1857—1860. — A magyar történelemhez. Erdély és a porta, 1861; — II. Rákóczy bujdosása, 1862; — Gr. Eszterházy Miklós, 1863. — Im Jahre 1861 betrat er wieder die politische und publizistische Laufbahn und nahm als Deputirter der Stadt Pest am Landtage Theil. Zu derselben Zeit schrieb er: A horvát kéidéshez, 1861; — Fiume és a magyar országgyülés, 1861; — A magyarországi szerb telepek jogviszonya az államhoz. 1862. Diese unermüdliche Thätigkeit, sowie die vielfachen Geschäfte, welche Szalay als Sekretär der ungarischen Akademie zu besorgen hatte, mußten seine ohnedies nicht starke Gesundheit allmählich untergraben. Die Aerzte empfahlen ihm den Gebrauch der Wildbader Bäder, wohin er sich auch im Juni begab, ohne seine Gesundheit wieder zu erlangen. Er wollte in seine Heimat zurückkehren, kam aber nur bis Salzburg, wo er am 17. Juli starb. Seine irdischen Ueberreste wurden nach Pest gebracht und am 22. Juli im Beisein einer ungeheuren Menge Trauernder zur Erde bestattet.

Der Verlust ist eben so groß, als die Trauer der ganzen Nation, als das Vermächtniß, welches er uns zurückließ. Dies ist das Bestreben, unsere sozialen, literarischen und Kulturzustände mit den Ideen des gebildeten Europa's in Einklang zu bringen — ein Bestreben, von dessen Gelingen die Zukunft Ungarns abhängt.

Frankreich.

Janet gegen Darwin.

II.

Der Instinkt.

Bei der Bildung eines materiellen Organs, das da entsteht, bevor noch der Organismus vollendet ist, kann eine Modifizirung von dem Willen des Organismus natürlich nicht ausgehen: es wirken allein die Außen-Gesetze. Bei der Entstehung des Instinkts ist die Frage seiner Bildung eine komplizirtere.

Seit langer Zeit betrachtet man den Instinkt als eine ererbte Gewöhnung. Darwin schließt sich dieser Anschauung an; nur wendet er wieder die natürliche Züchtung an. „Zuvörderst, sagt er, gilt von den Instinkten dasselbe, was von den materiellen Organen gilt: jede Modifikation in den Gewohnheiten einer Spezies kann für die gesammte Lebensleistung vortheilhaft sein; die Spezies wird dadurch kräftig, kräftiger als eine andere, der die Aneignung jener Modifikation nicht gelingt: die weniger kräftige wird daher zu Grunde gehen. Nun kann man zwar durch direkte Beobachtung eine Modifikation der Instinkte nicht nachweisen, aber einige indirekte Wahrnehmungen scheinen jene Annahme zu stützen: nämlich die Gradation der Instinkte. So zeigt z. B. die Erzeugung des Honigs durch die Bienen drei verschiedene Typen, die in gleichmäßigen Abstufungen in einander übergehen: zunächst die Hummeln, welche Honig und Wachs in ihren hohlen Bäumen bereiten, dann unsere Hausbienen, welche in der Konstruktion ihrer Zellen ein mechanisches Problem wunderbar genau lösen, und endlich die amerikanischen Bienen, eine Mittelgattung, welche zwischen unseren Bienen und den Hummeln steht. Kann man nicht hierin den Fingerzeig einer allmählichen Entwickelung des Instinkts sehen, welcher von dem einfachsten Bau in der Höhlung eines Baumes allmählich zum kunstvollen Bienenstock fortschritt? Es wird diese Auffassung unterstützt durch die Thatsache, daß Bienen, welche aus dem Stock in ungünstigere Verhältnisse versetzt werden, allmählich ihre Gewohnheiten ändern, ihren Bau immer weniger kunstvoll einrichten und sich schließlich den Hummeln in hohem Grade nähern."

Man muß zuvörderst einräumen, daß die Theorie, welche den Instinkt als eine erbliche Gewöhnung auffaßt, nicht ohne ernste Prüfung verworfen werden darf — aber freilich ist der Beweis und der Gegenbeweis ein äußerst schwieriger. Die Modifikationen des Instinkts, welche man unter gewissen Umständen beobachtet, würden nicht nothwendig gegen die andere Annahme streiten, daß ein primitiver Instinkt jedem Thier mitgegeben sei: denn die Natur, welche der Spezies den Instinkt zu ihrem Schutze gab, kann in ihrer ewigen Fürsorge den Instinkt an und für sich modifizirbar gemacht haben, an und für sich, ohne Zuthun des Willens, der Einsicht oder der Erfahrung der Spezies. Die ausgekrochene Ente setzt instinktiv ihre Füße so, daß sie gehen kann; kommt sie in's Wasser, so setzt sie dieselben völlig anders; den veränderten äußeren Bedingungen entspricht eine Modifikation des Gebrauchs der Organe. Wenn die Natur dem Vogel den Instinkt gegeben, aus bestimmten Materialien sein Nest zu konstruiren, so hat sie natürlich auch die Möglichkeit bedacht, daß diese Materialien vielleicht einmal nicht zur Stelle sind.

Indeß das sind nur Möglichkeiten, keine Beweise. Der wichtigste Einwand hingegen ist dieser: Nach Darwin hat sich die Modifikation des Instinkts, die anfangs eine zufällige gewesen ist, durch Vererbung fortgepflanzt und so fixirt — aber was ist denn eine zufällige Modifikation des Instinkts? das ist eine zufällige Aktion! Kann aber eine zufällige Aktion, d. h. eine solche, welche nicht in der Organisation begründet ist, sich erblich übertragen? Hier tritt der Unterschied zwischen der Modifikation eines materiellen Organs und der des Instinkts recht lebhaft hervor: die erstere, so geringfügig sie auch sein mag, und wäre es nur die Färbung einer Feder, ist permanent und dauert durch das ganze Leben; sie ist in fester Weise mit der Organisation verbunden und ihre Vererbung scheint begreiflich. Diese organische Basis fehlt dem Instinkt; er ist nichts anderes, als eine bestimmte Aufeinanderfolge von Thätigkeiten; eine Veränderung des Instinkts ist daher eine besondere Aktion, welche sich zufällig in die Aufeinanderfolge einschiebt — wie soll man sich vorstellen, daß diese Aktion, und mag sie sich noch so oft während des Lebens wiederholen, der eigenen Organisation so einpräge, daß sie sich auf die Descendenten übertragen ließe? Wir sehen wohl, daß Aeltern auf ihre Kinder ihre eigenthümlichen Gewohnheiten übertragen (und wie viel kommt hier auf Rechnung der bewußten, absichtlichen Nachahmung), aber wir sehen nicht, daß sie auch zufällige Aktionen vererben.

Wenn man noch zweifelhaft wäre, daß Darwin bei der Entstehung der Instinkte den Zufall eine Rolle spielen läßt, die weit über das berechtigte Maaß hinausgeht, so ließe sich am geeignetsten das Beispiel erwähnen, welches er selbst zitirt: der Instinkt des Kukuk. Das Weibchen legt die Eier in ein fremdes Nest: diese instinktive Aktion gilt aber nur von dem europäischen Kukuk, nicht von dem amerikanischen. Darwin konjekturirt, daß der europäische Kukuk einstmals es eben so gemacht habe, wie heut noch der amerikanische. „Nehmen wir an, sagt er, daß der europäische Kukuk zuweilen zufällig seine Eier in ein fremdes Nest gelegt; wenn die Brüt-Henne oder ihre Kleinen irgend welchen Vortheil daraus gezogen, wenn das junge Vögelchen sich kräftiger entwickelte bei dem zufälligen Irrthum des Instinkts seiner Mutter, so konnte diese zufällige Thatsache sehr leicht eine für die Gattung vortheilhafte Gewöhnung herbeiführen; denn alle Analogie veranlaßt uns zu dem Glauben, daß die so erzogenen Küchlein mehr oder weniger die Abweichung des Instinkts ererbt haben, welche ihre Mutter veranlaßte, sie selbst Fremden anzurertrauen!" Hier wird also eine ganz zufällige Aktion als übertragbar durch Vererbung angesehen — würden die Zoologen von Fach dies wirklich für möglich halten?

Man müßte eine außerordentliche Anzahl von Thatsachen beibringen, um die Theorie von den erblichen Gewohnheiten auf ihr richtiges Maaß zu fixiren; wir wollen indeß nur Eine erwähnen, welche jeder derartigen Theorie zu widerstreiten scheint: nämlich der Instinkt der Nekrophoren. Diese Thiere haben die Gewohnheit, sobald sie ihre Eier gelegt, Leichname von Thieren aufzusuchen, und sie neben die Eier zu legen, damit die kleinen Thierchen, sobald sie ausgekrochen, gleich ihre Nahrung finden; einige Spezies der Gattung legen sogar die Eier in die Kadaver selbst. Das Unbegreifliche hierbei ist, daß die Mütter, welche diesen Instinkt haben, niemals ihre Kinder sehen werden, wie sie auch ihre eigenen Mütter niemals gesehen haben; sie können daher unmöglich wissen, daß diese Eier einstmals Thiere von ihrer eigenen Gestalt sein werden, und können daher auch unmöglich die Bedürfnisse dieser Wesen voraussehen. Bei anderen Insekten, z. B. bei den Grabwespen, ist der Instinkt noch wunderbarer: es haben nämlich die Mütter eine Lebensweise, welche völlig verschieden ist von der ihrer Kleinen; die Mütter sind Herbivoren, die Kleinen sind Carnivoren. Sie können daher nicht einmal nach ihrem eigenen Beispiel die Bedürfnisse der Larven vermuthen. Wird man vielleicht auch hier auf eine erbliche Gewöhnung zurückgehen? Und muß man nicht annehmen, daß der Instinkt von Anbeginn an völlig entwickelt gewesen ist? Eine Spezies, welche diesen Instinkt nicht gehabt hätte, würde sehr früh haben erliegen müssen; die jungen Grabwespen z. B. hätten, kurz nachdem sie ausgekrochen, keine Nahrung gefunden und die Nahrung weit zu suchen, fehlt es ihnen an Kraft. Wollte man behaupten: die Larven wären von Hause aus eigentlich Herbivoren gewesen, die Mütter hätten zufällig, verleitet von einem sonderbaren Geschmack, ihre Eier in Kadaver gelegt, und die auskriechenden Larven, in dieser Umgebung geboren, hätten sich an diese Nahrung allmählich gewöhnt, wären aus Herbivoren Carnivoren geworden, dann hätte die Larve, sobald sie selbst Mutter geworden, die Gewohnheit, ihre Eier in Kadaver zu legen, verlassen, hätte aber, durch einen Rest von Ideen-Assoziation veranlaßt, Kadaver gesucht, um sie neben ihre Eier zu legen, und dies Alles ohne einen ihr selbst bewußten Plan — man vervielfältigt auf so erschreckende Weise die Zahl der glücklichen Zufälle, welche ein solches Resultat hätten herbeiführen können, daß man wohl besser thut, einfach einzugestehen: man wisse es nicht!

Trotz der zahlreichen Einwendungen, welche wir gegen die Theorie von Darwin erhoben haben, nehmen wir doch schließlich nicht entschieden gegen dieselbe Partei: denn kompetent sind nur die Zoologen. Wir sind weder für noch gegen die Verwandlung der Spezies, weder für noch gegen die natürliche Züchtung. Der einzige positive Schluß unserer Erörterung lautet: kein Prinzip (weder das Zusammenwirken der äußeren Einflüsse, noch die Gewöhnung, noch die natürliche Züchtung) kann die organischen Lebensäußerungen erklären ohne Zuhülfenahme einer Schöpferkraft. Die natürliche Züchtung, die nicht geleitet wird, die nur den Gesetzen eines Mechanismus folgt, scheint nur ein neuer Name für den alten Zufalls-Begriff des Epikur; aber die natürliche Züchtung, geleitet durch einen weisen Willen mit Hülfe providentieller Gesetze, diese kann allerdings das Mittel sein, um von einer niedrigeren Stufe zu einer höheren zu führen, um die Formen zu verbessern, um das Leben im Universum zu vervollkommnen. Wir möchten an Darwin selbst die Frage richten: welches Interesse hat er daran, die natürliche Züchtung als eine zufällige, nicht von höherer Hand geleitete aufzufassen? Welches Interesse hat er daran, jede schöpferische Kraft durch zufällige Aktionen zu ersetzen? Wir begreifen das nicht! Gestehe er zu, daß bei der natürlichen Züchtung ebenso gut wie bei der künstlichen eine Wahl und eine Leitung walte — und sein Prinzip wird mit Einem Schlage mächtig und bedeutsam. Indem seine Hypothese den Vortheil hätte, die Wissenschaft von der Nothwendigkeit zu befreien, für jede Schöpfung der Arten die persönliche Intervention Gottes anzurufen, würde sie dennoch dem Universum die allgütige Vorsicht erhalten und die Welt nicht dem blinden und harten Zufall unterwerfen.

Nach unserer innersten Ueberzeugung widerspricht das Gesetz der natürlichen Züchtung keineswegs der Annahme einer schöpferisch wirkenden Vorsehung. Schon vor Darwin erkannte ein ausgezeichneter Botaniker, Naudin, der die plastische Thätigkeit der Natur in der Bildung der Spezies verglich mit der systematischen Züchtung des Menschen, die Bedeutung der natürlichen Züchtung, aber er erkannte auch, daß sie allein nicht Alles erkläre. „Wir müssen, sagt er, zurückgehen auf jene geheimnißvolle Macht, die, selbst unbegränzt, tödtlich für die Einen, beglückend für die Anderen, für alle Ewigkeit die Gestaltung und die Lebensdauer aller Wesen festsetzt, so daß der Einzelne in Harmonie sich befindet mit dem All; jene allweise Macht, die die Harmonie des Alls hervorruft dadurch, daß sie den Einzelnen mit sich selbst harmonisch sein läßt!"

Der Fehler, welchen wir in der Theorie Darwin's entdeckt zu haben glauben, liegt in dem übermächtigen Einfluß, welchen er dem Zufall einräumt. Und dieser Fehler — er ist ein Fehler unserer ganzen Zeit! In der Geschichte, in der Philosophie, in der Kritik sehen wir das Accidentelle zur Bedeutung des Prinzips erhoben und es war zunächst nur die Uebereinstimmung zwischen den Prinzipien Darwin's und dem Geiste der Zeit, welche uns Zweifel an der wissenschaftlichen und definitiven Bedeutung seiner Theorie einflößte. Und je länger wir uns mit derselben beschäftigten, desto unwahrscheinlicher wurde sie uns. In dem Leben des Einzelnen schon spielt der Zufall nur eine sekundäre Rolle — ist es glaublich, daß in der gesammten Natur weniger Stetigkeit und Folgerichtigkeit gelten solle, als im Leben des Menschen, daß ihre Entwickelung, ja selbst ihre Existenz von glücklichen Zufälligkeiten abhängen solle?

Zwei Auffassungen von der Welt und ihrem Werden machen sich heut besonders bemerkbar. Nach der einen ist das All nur eine

Reihe von Ursachen und Wirkungen: am Anfange aller Zeiten bestand eine gewisse Materie mit gewissen primitiven Kräften, diese Kräfte riefen gewisse Phänomene ins Dasein, diese Phänomene führten zu neuen Erscheinungen, die neuen wieder zu neuen und so fort ohne Ziel, aber auch ohne Gränze. Die Welt, welche wir heut sehen, ist demnach die Wirkung jener primitiven Kräfte, die durch Zufall wegen der Gränzenlosigkeit der Zeit allein all das Große und Schöne des Alls geschaffen. Nach der anderen Auffassung ist die Welt gleichsam ein lebendes und organisirtes Wesen, das sich nach einer bestimmten Idee entfaltet und das, von Stufe zu Stufe sich erhebend, einem Ideale zueilt, welches in seiner absoluten Vollendung freilich niemals erreicht werden kann. Jede Stufe ist nicht nur herbeigeführt und bedingt durch die vorausgehende, sie hat auch die nächstfolgende nach einheitlichem Gesetze bestimmt. Die Natur erhebt sich nach dieser Anschauung aus der todten Materie in die Sphäre des Lebens und des Gedankens; sie ist kein rohes Spiel, in dem das zufällige Hin- und Herschieben der Steine den Erfolg bedingt, sie hat vielmehr einen Plan, der sich nach vorausbestimmten Zielen hin entfaltet.

Lassen sich diese beiden Anschauungen vereinigen? Kann die Auffassung einer Ursache und ihrer Wirkung auch eine Auffassung des Mittels und seines Zweckes werden? Kann der todte Mechanismus der Natur das organische Gesetz entfalten, welches der Geist verlangt? Der einzige Weg, die Gegensätze zu versöhnen, liegt in der Annahme, daß ein bewußter Gedanke gewollt und gebildet hat. Und dieser Gedanke regelt das All, er war von Anfang an und wird sein bis zum Ende, und was da lebt und was da wirkt, ist dieses Gedankens voll. Ob dieser Gedanke immanent ist dem All oder nicht, ob er das All von Innen heraus lenkt oder außerhalb desselben steht, ob er ein reelles Wesen oder Eins mit dem All — wir sind über die Beantwortung dieser Fragen gar nicht im Zweifel: ein Ideal kann nur wirken, wenn es ist, ein Gedanke kann nur sein Ziel erreichen, wenn er weiß, wohin er strebt. Aber gewählt muß werden: zwischen der Lehre vom fatalistischen Mechanismus und der Lehre einer ewigen Vorsehung giebt es keine Vermittelung, aber auch kein Drittes. Viele Männer, und es sind wahrlich nicht die schlechtesten, möchten vor sich selbst den Abhang verhüllen, der sie zum Atheismus hinzieht, indem sie der Natur ein Leben zuschreiben, einen Instinkt, eine Seele, und dieser Weltseele eine ihr selbst unbewußte Tendenz zum Guten — aber sie täuschen sich selbst. Machen sie Front gegen den Materialismus, so müssen sie ihn abschwören, in welches Gewand er sich auch kleidet — können sie das nicht, so führt ihr Weg sie immer mehr abseits vom Spiritualismus: tertium non datur.

England.

Maria Stuart's Bibliothek.

Im ersten Bande seiner englischen Geschichte hat Leopold Ranke mit Meisterhand das Bild der beiden Königinnen in Albion gezeichnet, der schottischen Maria und der englischen Elisabeth, die in dem Gegensatze ihrer Charaktere und bei den Konflikten ihrer persönlichen und politischen Stellung einen „Anblick ohne Gleichen" gewähren. „Sie waren Beide von hoher Geistesbildung. Von Maria hat man französische Gedichte, von einer Wahrheit des Gefühls und einer Einfachheit der Sprache, die damals in der Literatur selten wurden. Ihre Briefe sind frische und beredte Ergüsse momentaner Stimmungen und Wünsche; sie machen Eindruck, auch wenn man weiß, daß sie nicht vollkommen wahr sind. Sie hat ihre Freude an lebendiger Diskussion, wo sie gern einen scherzhaften, zuweilen einen familiären Ton anschlägt, aber sich immer den Gegenständen gewachsen zeigt. Auch von Elisabeth hat man einige versificirte Zeilen, nicht gerade von poetischem Schwunge, noch von sehr harmonischem Ausdruck, aber voll hoher Gedanken und Entschlüsse. Ihre Briefe sind kunstvoll in ihren Anspielungen und Gegensätzen, keine verständliche Produktionen des Nachdenkens, gedrungen und inhaltsreich. Sie war der gelehrten Sprachen kundig, hatte die alten Klassiker studirt und Eines und das Andere übersetzt, manches von den Kirchenvätern gelesen; in ihren Aeußerungen erscheint zuweilen eine Anschauung des inneren Zusammenhanges zwischen Geschichte und Ideen, die in Erstaunen setzt. In der Conversation suchte sie vor Allem ein Gefühl von ihren Vorzügen und Vollkommenheiten hervorzubringen, eine persönliche Huldigung zu erwecken, nach der sie in tiefster Seele Verlangen trug. Sie spielte mit diesen Gefühlen, Maria machte Ernst damit. Maria besaß jene Naturgewalt weiblichen Reizes, welche gewaltsam, wenn auch nicht nachhaltige Leidenschaft erweckt. Zwischen dem Wunsch, einen Gemahl zu finden, der ihre Interessen fördern könnte, und diesen leidenschaftlichen Wallungen, von denen sie auch selbst ergriffen wird, schwankt ihr persönliches Leben. Das hindert sie jedoch nicht, den Geschäften der Regierung alle Aufmerksamkeit zu widmen. Mit gleichem Eifer arbeiten die beiden Königinnen in ihrem geheimen Rath, und nur mit Männern intimen Vertrauens berathen sie sich; die Entschlüsse, welche gefaßt werden, sind immer die ihren. Elisabeth giebt mehr der Weisheit erprobter Rathgeber nach, wiewohl auch diese ihrer Gnade keinen Augenblick sicher sind und einen schweren Stand bei ihr haben. Maria schwankt zwischen voller Hingebung und leidenschaftlichem Haß; fast immer wird sie von einem unbedingten Vertrauen auf den beherrscht, der ihren Wünschen entgegenkommt. Elisabeth läßt die Dinge an sich kommen, Maria ist ewig unruhig und unternehmend. Auch Elisabeth ist einmal im Feld erschienen, um in einer großen Gefahr den Muth ihrer Truppen zu beleben. Maria hat an der lokalen schottischen Fehde persönlich Antheil genommen: an der Spitze eines kleinen feudalen Heerhaufens hat man sie Feinde ansprengen sehen, die Pistolen am Sattel."

Mir trat dies Bild lebhaft vor die Seele, als ich in diesen Tagen den stattlichen Band in die Hände bekam, den der Marquis von Dalhousie als seinen diesjährigen Beitrag zur Ballantyne Society mit allem dieser bibliophilen Gesellschaft entsprechenden Aufwande typographischer Kunst veröffentlicht hat. Er enthält die Inventarien, welche die schottische Königin zu verschiedenen Zeiten über ihr bewegliches Hab und Gut aufnehmen lassen, und welche sie vielfach mit eigenhändiger Namensunterschrift vollzogen hat. Mitten unter dem Gewimmel schwer verständlicher Garderoben- und Toilettenausdrücke, aus denen aber doch recht deutlich zu ersehen ist, wie wenig die Königin es verschmähte, ihre Reize durch diese weiblichen Künste zu erhöhen, findet sich auch ein Verzeichniß ihrer Büchersammlung in Holyrood Palace, dem Schlosse, in dem sie ihre eigentliche Königs-Residenz gehabt, in dem sie mit Heinrich Darnley gelebt, mit Rizzio gesungen und mit Knox disputirt hat; jener wundervollen kleinen Romanze in Stein, in welcher noch heute jeder Raum ihr Andenken, oft in schauervollen Zügen, trägt. Dies Inventar ist im November 1569 für den Regenten Murray, ihren Halbbruder, aufgenommen, achtzehn Monate nach ihrer Flucht

nach England. Es ist weder genau, wenigstens nicht, wenn man heutige bibliothekarische Ansprüche zum Maßstab nimmt, noch vollständig, denn wie an dem übrigen Hausrathe, so möchte wohl auch an den Büchern der entflohenen Königin manches durch Fanatismus oder Habgier untergegangen sein. Indessen, sowie es ist, erscheint es doch in vielfacher Hinsicht von großem Interesse. Es ist nicht bloß der eigenthümliche Reiz, mit dem uns nun einmal Alles berührt, was wir von der Person dieser geistvollen und unglücklichen Herrscherin erfahren, auch nicht bloß der immer sehr merkwürdige Einblick, den uns dies Verzeichniß ihrer Bücher in den Charakter und die Bildung der Königin und ihrer Zeit gewährt. Was mir am anziehendsten erscheint, ist dies, daß es ein unmittelbares Zeugniß ist von einem Literaturzustande, von dem alle abstrakte Kenntniß und alles Einzelwissen doch nur sehr schwer ein lebendiges Gesammtbild zu geben vermag. Es ist die Zeit, in der aus dem allgemeinen mittelalterlichen Latein heraus die Volkssprachen auch literarisch sich emancipirten und zu selbständigen Einzelwesen herausbildeten, die Zeit, in der sprachlich und sachlich die neue Zeit sich von dem Mittelalter schied, der Beginn aller nationalen Literaturen im Gegensatz zu der universalen Weltanschauung, mit der die Kirche, über den Nationalitäten stehend, alle Völker und alle Bildung des Mittelalters gleichmäßig zu erfüllen gestrebt hatte. Was uns dies Verzeichniß lebendig vor Augen führt, sind nicht bloß die gewaltigen Gegensätze, in denen sich das Zeitalter der Maria Stuart und der Elisabeth, Philipp's II. und des Oraniers, der Kirchenverbesserung und der Kirchenspaltung bewegte, und in denen die literarischen Kräfte rangen; es kann uns, da es den geistigen Besitz einer Königin und einer hochbegabten und hochgebildeten Königin darstellt, die wirklich auf des Lebens Höhen wandelte, als ein Repräsentant des gesammten literarischen Genius dienen, der damals das Leben der gebildetsten Menschen erfüllte. Kommt nun noch dazu, daß dies Inventar für den Bücherfreund manch seltenes oder selten gewordenes Kleinod benennt, so möchte ich es am liebsten ganz anführen können, in seinem kuriosen altschottischen Englisch und in seiner sonderbaren Anordnung, zumal es in dem Bande der Ballantyne Society wohl nicht vielen Lesern des „Magazin" zu Gesicht kommen wird.

Das Inventar weist drei Abtheilungen auf: Griechisch, Lateinisch und moderne Sprachen. Das Griechische ist charakteristisch für das Zeitalter, in dem noch die großen Schwingungen der Renaissance nachzitterten. Die Königin besaß Homer, Herodot, Sophokles, Euripides, Isokrates, den ganzen Plato, nebst einem Bande Commentare dazu, den Demosthenes, die Geographie des Ptolemäus, mit Wilibald Pirkheimer's lateinischer Uebersetzung, den Athenäus und zwei Ausgaben von Lucian. Ferner den Poemander des Hermes Trismegistus, die griechische Grammatik des Clenardus, und des Budaeus Commentarien der griechischen Sprache, den Buttmann damaliger Zeit, von dem Georg Buchanan, Maria's gelehrtester Landsmann, sagte:

> Gallia quod Graeca est, quod Graecia barbara non est
> Utraque Budaeo debet utrumque suo.

Ferner das Diktionar des Hesychius und die Progymnasmata des Aphtonius, beides geschätzte Handbücher für damalige Studenten des Griechischen. Endlich von theologischer Literatur die evangelische Vorbereitung des Eusebius von Cäsarea, die Homilien des heiligen Chrysostomus zu den Paulinischen Briefen und eine Ausgabe der Episteln des heiligen Ignatius.

In Uebersetzungen waren ferner vorhanden lateinisch: der Diodorus Siculus, Diogenes Laertes und noch einmal Ptolemäus; französisch: Herodot, Xenophon's Cyropädie, die Ethik des Aristoteles, Plato's Timäus und Symposion, die Olynthischen Reden des Demosthenes, Hippokrates, ein Theil des Plutarch, Herodian und die Aethiopica des Heliodor, bekanntlich der Hauptroman, den wir aus der klassischen Literatur übrig haben, und als „Histoire des loyales et pudiques amours de Théagenes et de Charielée" in jenem Zeitalter von hohem Ruf und gutem Einfluß.

Lateinisch ist weniger gut vertreten. Wir haben den Cicero de officiis und drei Bände seiner Werke auf Pergament, neun andere in vergoldetem Einbande, zwei Ausgaben des Virgil, Horaz, Livius, Cornelius Nepos und Commentare dazu. Dann der heilige Augustin und der Boethius, die Hauptphilosophie des Mittelalters, ein paar lateinisch-französische Wörterbücher und die Copia des Perotti, eine der beliebtesten, lateinischen Grammatiken der Zeit. Reichlicher ist das mittelalterliche und moderne Latein vertreten; neben scholastischen und theologischen Werken finden wir die berühmte Nürnberger Chronica Chronicorum, das üblichste Handbuch der Universalgeschichte, des Boccaz Genealogia Deorum und die unübertreffliche Uebersetzung der Psalmen von Georg Buchanan. In italiänischen Uebersetzungen sind Sallust und die Ovidischen Metamorphosen, in französischen ebenfalls Sallust, Ovid's Episteln, Lucanus, Suetonius, mehrere Leben der Päpste und das Lob der Narrheit von Erasmus von Rotterdam da.

Gehen wir zu den neueren Sprachen, so haben wir den Decameron, den Orlando furioso, die Asolani von Peter Bembo und ein Gedicht über die Belagerung von Troja, den Roman von Opier, dem Dänen, und das „goldene Buch" des Bischofs Antonio de Guevara. Spanisch ist eine Chronik und der Cancionero de Romances, sowie in französischer Uebersetzung der Dialog über die Liebe, von Leo, dem Hebräer, und die gefeierten Romane Palmarin und Amadis de Gaul vorhanden. Weit zahlreicher ist natürlich das Französische vertreten. Es war ja die Muttersprache der Königin. Da ist des Sieur Froissart famose Chronik, das Geschichtsbuch des Monstrelet und das, in welchem Jean Lemaire der belgische Poet und Historiker, die Abstammung der Franken von dem Sohne Hektor's von Troja nachgewiesen hat; ferner la Mer des Histoires, eine Geschichte Karl's des Großen, die des ersten Kreuzzuges, Chroniken und Geschichten von Frankreich, Lothringen, Savoyen und Schottland und andere historisch-politische Werke. Wir haben da die Romane Jason, Lanzelot vom See, Giron den Adligen, Gadifer und Perceforest und die endlosen Fortsetzungen des Amadis; des Alain Chartier Lieder, die Gedichte der Königin von Navarra, jene „Marguerites de la Marguerite des Princesses," und, hervortretend aus der Masse dichterischer Werke, die großen Namen von Rabelais, Marot und Ronsard; Ronsard, der das erste Buch seiner Gedichte der Königin gewidmet und von ihr schon aus der Gefangenschaft in Fotheringhay dafür ein Silbergeschirr im Werthe von zweitausend Kronen erhalten hat mit der Inschrift A Ronsard l'Apollon des Français, und den sie als ihren Lehrer in der französischen Dichtkunst ganz besonders verehrte.

Englisch hat Maria Stuart erst während ihrer Gefangenschaft ernstlich getrieben. Unter ihren Büchern sind nur drei in der Landessprache nachzuweisen, ein Katechismus, die Parlamentsakten der Königin Maria von England und die des Königs Jacob V. von Schottland, ihres Vaters.

Besonderer Beachtung werth ist der Antheil, den die Königin auch in ihrer Privatlektüre an dem großen theologischen Streite nahm, der ihre Zeit erfüllte. Wir finden unter ihren Büchern Luther's Enarrationes in Genesin, in vier Folianten, die evangelischen

Harmonien des älteren Oſtander, die Schrift des reformfreundlichen Kurfürſten Hermann von Köln über die Kirchenverbeſſerung, des italiäniſchen Proteſtanten Pier Martino Vermigli Schrift über das Abendmahl, Calvin's Inſtitutionen und ſeine Vertheidigung der Verbrennung des Servet, jenes Juſtizmordes, von dem Gibbon mit Recht geſagt hat, daß er ihn tiefer ſchmerze, als die Hekatomben, die in den Autodafés der ſpaniſchen Inquiſition umgebracht worden ſind. Von der anderen Seite haben wir die orthodoxen Schutzſchriften des René Benoiſt, Doktors der Sorbonne, und nachmals Beichtvater Heinrich's IV., die Rede, welche der Onkel der Königin, der Kardinal von Lothringen, gegen Theodor de Beza auf dem berühmten Religionsgeſpräche zu Poiſſy gehalten, und ein Gebetbuch eines anderen Kardinals aus dem Hauſe Guiſe, des Großonkels der Königin, der in den Straßen Roms ſo fürſtliche Almoſen zu vertheilen pflegte, daß einſt ein blinder Bettler, den ſeine Freigebigkeit traf, ausgerufen haben ſoll: Du biſt entweder Chriſtus, oder der Kardinal von Lothringen!

Eine geneigte Leſerin, die ſich glücklich durch dieſe Maſſe von Büchertiteln durchgearbeitet hat, fragt vielleicht mit leiſem Grauen, ob denn die Königin dieſe gelehrten Bücher, auch die griechiſchen und lateiniſchen, geleſen haben kann? Nun, in Maria Stuart's Bücherſpind wird manches auch mehr zum Schmuck, als zur wirklichen Benutzung geſtanden haben. Aber daß ſie Griechiſch und Lateiniſch verſtanden, halte ich für zweifellos, denn beides gehörte damals ebenſo ſelbſtverſtändlich zu den Unterrichtsgegenſtänden einer gebildeten jungen Dame, wie heutzutage Engliſch und Franzöſiſch. Man erinnere ſich nur, was Ranke von Eliſabeth ſagt. Und um nur noch von engliſchen Damen ein paar Beiſpiele anzuführen: Johanna Gray galt für eine gründliche Kennerin des Griechiſchen und hat, jung wie ſie war, vortreffliche Ueberſetzungen aus dieſer Sprache hinterlaſſen. Lady Burleigh, die Frau von Eliſabeth's Staatsſekretär, ſprach und ſchrieb fertig Griechiſch, und ihre Schweſter, die Mutter von Franz Bacon, hat in derſelben Sprache mit Prälaten korreſpondirt und lateiniſche Bücher tadelloſer ins Engliſche überſetzt, als neulich Lady Wallace die Mendelsſohn'ſchen Briefe. Von Maria Stuart ſind ſchriftſtelleriſche Leiſtungen in den klaſſiſchen Sprachen nicht bekannt; daß ſie ihrer mächtig war, lag in der Richtung der Zeit und wird durch den Katalog ihrer Bibliothek beſtätigt. Man braucht ſie aber darum noch nicht für eine Gelehrte zu halten. Ebenſo irrig wäre es, den Damen unſerer Zeit vorzuwerfen, daß ſie an Bildung hinter ihren Schweſtern des 16. Jahrhunderts zurückſtehen.

Es läßt ſich hierüber Beſſeres nicht ſagen, als was Macaulay in dem Eſſay über Franz Bacon ſchreibt. „Wir wollen den Damen des 16. Jahrhunderts und ihren Vollkommenheiten bei Leibe nicht zu nahe treten. Aber wer ſie auf Koſten unſerer Frauen erhebt, vergißt einen ſehr nahe liegenden und ſehr weſentlichen Umſtand. Wer damals nicht Griechiſch und Lateiniſch leſen konnte, hatte überhaupt nichts oder beinahe nichts zu leſen. Italien war das einzige Land, das eine Art Literatur beſaß. Alle leſenswerthen Bücher in allen übrigen modernen Sprachen Europa's würden kaum ein mäßiges Spind gefüllt haben. England hatte keine Shakſpeare'ſchen Stücke und keine Feenkönigin, Frankreich keine Eſſays von Montaigne, Spanien keinen Don Quijote. Was gab es denn in wohlbeſetzten Bibliotheken an engliſchen und franzöſiſchen Büchern, als Johanna Gray und Eliſabeth erzogen wurden? Chaucer, Gower, Froiſſart, Contius, Rabelais, das iſt beinahe die ganze Liſte. Eine Frau mußte damals klaſſiſche Bildung erhalten oder ganz ungebildet bleiben. Ohne Kenntniß wenigſtens einer alten Sprache konnte damals Niemand eine klare Vorſtellung von dem erlangen, was in dem politiſchen, literariſchen und religiöſen Leben ſeiner Zeit vorging. Latein war für jene Zeit alles das und mehr als alles, was das Franzöſiſch für das 18. Jahrhundert geweſen iſt. Es war ſo gut die Sprache der Höfe wie die der Schüler. Es war die Sprache der Diplomatie, es war die der theologiſchen und politiſchen Debatte. Wer es nicht verſtand, war von aller Bekanntſchaft ausgeſchloſſen, nicht bloß mit Virgil und Cicero, oder mit den ſchweren Traktaten über kanoniſches Recht und ſcholaſtiſche Theologie, ſondern auch mit den intereſſanteſten Memoiren, Staatsſchriften und Pamphleten ſeiner Zeit, ja ſelbſt mit der bewundertſten Poeſie und den populärſten Flugblättern über brennende Tagesfragen, mit Buchanan's Lobgedichten, mit den Dialogen des Erasmus und mit Hutten's Briefen."

Die Bibliothek von Maria Stuart iſt ein Zeugniß davon, daß dies Bild, übertrieben wie es in einzelnen Zügen nach der Art des Verfaſſers der Geſchichte von England iſt, doch im Großen den literariſchen Charakter der Zeit wiedergiebt, und darum iſt ihr Katalog von einem Intereſſe, das den perſönlichen Antheil an ihrer Beſitzerin überwiegt. P. D. Fiſcher.

Orient.

Hebräiſch-bibliſche Literatur.

Maſſoretiſches.*)

Unter „Maſſora", das wörtlich Ueberlieferung heißt, verſteht man in der Wiſſenſchaft den Inbegriff von traditionellen, Anfangs mündlich fortgepflanzten, ſpäter aber ſchriftlich fixirten Bemerkungen jüdiſcher Schriftgelehrten über den Text der heiligen Schrift, und hat es demnach die Maſſora vorzugsweiſe mit der äußeren Form der heiligen Schrift, und mit Beſtimmungen über deren Rechtſchreibung zu thun. Indeſſen, wenngleich zunächſt nur auf die einzelnen Buchſtaben des Bibeltextes ſich erſtreckend, enthält ſie doch auch vielfache Bemerkungen über Sätze, Satzformen und Verſe, wie über die Abſchnitte und Bücher der heiligen Schrift, und liefert dadurch für die Textkritik, für hebräiſche Grammatik, Lexikographie und Exegeſe ein reiches Material, ſo daß ſie von jeher bei Bibelforſchern in hohem Anſehen ſtand. Allein ſo ſehr man auch von ihrem Werthe überzeugt war, ſo konnte ſie doch nur von Wenigen benutzt werden, ſo lange ſie ſich neben dem Bibeltexte nur in Handſchriften vorfand; zum Gemeingute wurde ſie erſt, als im Jahre 1525 ein jüdiſcher, ſpäter zum Chriſtenthume übergegangener Gelehrter, Namens Jacob ben Chajim ſie in der rabbiniſchen Bibel edit. Bomberg zu Venedig zum erſten Male im Druck erſcheinen ließ. In dieſer wie in den ihr folgenden ſpäteren Ausgaben erſcheinen die maſſoretiſchen Angaben, wie in den Bibel-Handſchriften, theils über, theils unter, theils neben dem Texte, und nur die allgemeinen Angaben nebſt den Bemerkungen, für welche im Texte kein Raum war, finden ſich am Ende der Bibel alphabetiſch geordnet nachgetragen.

*) Das Buch Ochlah W'ochlah (Maſſora). Herausgegeben, überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen verſehen nach einer, ſoweit bekannt, einzigen in der Kaiſerlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Handſchrift von Dr. S. Frensdorff, Oberlehrer der Bildungsanſtalt für jüdiſche Lehrer in Hannover. Hannover, Hahn'ſche Hofbuchhandlung, 1864.

Außer dieser dem Texte Seite für Seite sich anschließenden Zusammenstellung massoretischer Angaben ist die Massora aber auch in besonderen Werken selbständig bearbeitet worden, und unter diesen nimmt, so weit dieselben uns bisher bekannt sind, das so eben erschienene und nach seinem Anfange also genannte Buch Ochlah W'ochlah sowohl wegen seines Inhaltes, in Folge dessen es von den ältesten jüdischen Grammatikern als höchste massoretische Autorität angeführt wird, als auch weil es für die gedruckte Massora die wesentlichste Grundlage bildet und bei den vielen Fehlern, die sich in diese eingeschlichen haben, für dieselbe als sicherstes Korrektiv gelten kann, den ersten Rang ein. Dieses Buch aber schien, nachdem es noch von dem berühmten Elias Levita als Hauptquelle seiner massoretischen Arbeiten benutzt worden war, verschwunden zu sein und galt seit drei Jahrhunderten als verloren, bis Herr Dr. Frensdorff, von Herrn B. Goldberg in Paris aufmerksam gemacht, daß es sich unter den Handschriften der dortigen kaiserlichen Bibliothek vorfinde, sich vor zwei Jahren nach Paris begab und daselbst dieses, so weit bekannt, als Unicum vorhandene Manuscript abschrieb, später bearbeitete und nunmehr publizirte.

Darf nun schon die Herausgabe eines so schätzbaren Werkes an und für sich als ein Verdienst um die Wissenschaft angesehen werden, so erscheint letzteres um so größer, wenn man erwägt, wie der seit mehreren Dezennien mit dem Studium der Massora beschäftigte und darum vor vielen Anderen zu einer Bearbeitung derselben berufene Herausgeber dieses Werk erst durch seine Erläuterungen dem Publikum verständlich gemacht und, abgesehen von den beiden Vorworten in deutscher und hebräischer Sprache, in denen er sich über die Beschaffenheit des seiner Publikation zu Grunde liegenden Manuskripts, wie über den Werth des Buches selbst in eingehender Weise ausspricht, durch einige sehr lehrreiche Abhandlungen den Werth desselben bedeutend erhöht hat. In diesen wird über die Massora, deren Bedeutung, Zweck, Eintheilung und Ausdrucksweise, wie auch über das Verhältniß der Massora zu dem Buche Ochla W'ochla ausführlich gehandelt und jede Angabe des letzteren mit der der gedruckten Massora mit vieler Gründlichkeit und fast mikrologischer Genauigkeit verglichen, wobei sich herausstellt, wie häufig diese korrumpirt ist und das richtige Verständniß derselben erst durch unser Buch ermöglicht wird. Aber auch für dieses selbst und um den Gebrauch desselben auch den Ungeübteren zugänglich zu machen, ist von Herrn Dr. Frensdorff Vieles geschehen, indem er eine jede massoretische Ueberschrift übersetzt, jedes Schlagwort mit den erforderlichen Vokalen versehen, die angeführten Schriftstellen nach Büchern, Kapiteln und Versen der heiligen Schrift verzeichnet und mannigfache unrichtig abgetheilte und daher verworrene Stellen durch eine anschaulichere Darstellung einleuchtender zu machen versucht hat. Der ganze Werth der Leistungen des Herausgebers ist indeß nur durch das Studium des Buches selbst ersichtlich, das allen Denen, welche die häufig so verschlungenen Gänge massoretischer Forschungen an der Hand eines zuverlässigen Führers zu durchwandern und auf dem von letzterem gebahnten Wege weiter zu schreiten beabsichtigen, um so nachdrücklicher zu empfehlen ist, als von der Theilnahme des Publikums das Erscheinen der ausführlichen Bearbeitung der Massora, mit welcher Herr Dr. Frensdorff seit einer Reihe von Jahren beschäftigt ist, abhängt. Auch der Verlagshandlung zollen wir unsere Anerkennung dafür, daß sie das, einen seit langer Zeit wenig gepflegten Literaturzweig behandelnde Werk im Interesse der Wissenschaft auf so splendide Weise ausgestattet hat. Dr. M. Wiener.

Kleine literarische Revue.

— **Das Juli-Königthum und das Kaiserthum in Frankreich.** Ein Minister Napoleon's III. hatte bekanntlich die Dreistigkeit, in der letzten Session des französischen „gesetzgebenden Körpers" vor aller Welt die Behauptung aufzustellen, daß Frankreich Alles, was es an Macht, Ansehen und Nationalreichthum besitze, der kaiserlichen Regierung zu danken habe, während das ihr vorangegangene Juli-Königthum nichts, ja gar nichts geleistet habe. Ein Minister Ludwig Philipp's, der greise Graf v. Montalivet, hat sich veranlaßt gefunden, auf jene durch den Moniteur weiter getragene Behauptung eine Erwiderung zu ertheilen und die Beweise für seine Gegenbehauptung in einer Schrift von 280 Seiten niederzulegen.*) „Nichts," nennt sich diese Schrift, nach dem Schlagworte des Gegners, dem eine Reihe von historischen Thatsachen und statistischen Zahlen vorgeführt wird, deren Richtigkeit er nicht bestreiten kann und die unumstößlich beweisen, daß Frankreich in den Jahren 1830—48 nicht bloß mehr Freiheit, mehr Intelligenz, mehr Selbstgefühl und mehr sittliche Macht besaß, als jetzt, sondern daß zu jener Zeit auch in der Gesetzgebung Frankreichs, wie in der Verwaltung, die gewaltigsten Fortschritte und Reformen bewirkt und die Keime gelegt wurden, deren Früchte jetzt das Land genießt; ja, daß Frankreich damals auch in den ganzen Welt von Allen, an deren Ehre, Achtung und Werthschätzung ihm allein etwas gelegen sein kann, geehrt, geachtet und als Musterstaat gepriesen wurde. Man muß die Schrift, die der ehrwürdigen Königin Marie Amélie gewidmet ist, lesen, um sich von der Kraft und Wahrheit derselben durchdringen zu lassen.

— **Max Müller's sprachwissenschaftliche Vorlesungen.** Professor Max Müller in Oxford hat soeben eine zweite Serie seiner geistvollen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache in England erscheinen lassen.**) Es sind abermals zwölf Vorträge über die Geschichte, die Etymologie und den Zusammenhang der Sprachen als organischer Schöpfungen, die hier dem Studium dargeboten werden, und zwar sind es die Arischen oder Indogermanischen Sprachen, auf die sich diesmal die Ausführung der in der ersten Serie niedergelegten allgemeinen Prinzipien beschränkt. Wir kennen diese Fortsetzung bisher nur aus den Berichten, die das Athenaeum darüber giebt, ersehen daraus jedoch von Neuem, daß die Wissenschaft der Sprache, wie sie in Deutschland von Wilhelm von Humboldt, von Jakob Grimm, von Bopp gegründet worden, in Max Müller den würdigsten Interpreten und Apostel für die anglo-amerikanische Welt gefunden hat. Das Athenaeum sagt am Schlusse seiner Anzeige: „Wir können nicht schließen, ohne unsere Bewunderung für das Werk als ein Ganzes, sowie über die herkulische Arbeit des Gelehrten zu erkennen zu geben, der hier nicht bloß die gründlichste Kenntniß zahlreicher Sprachen und eine bewundernswerthe Macht über unsere eigene, ihm, als einem Ausländer, fremde Sprache an den Tag gelegt hat, sondern der auch mit vielen anderen Wissenschaften auf das Innigste vertraut sich zeigt. Obwohl voll origineller und tiefer, philosophischer Gedanken, ist doch die Ausdrucksweise Max Müller's überall so klar und

*) Rien! Dix-huit années de gouvernement parlementaire, par le Comte de Montalivet, ancien Ministre. Paris, Michel Lévy, 1864.

**) Lectures on the Science of Language, delivered at the Royal Institution of Great Britain in February, March, April and May 1863. By Max Müller. Second Series. London: Longman.

Durchsichtig, daß wir ihm mit Vergnügen bei seinen oft mühseligen Untersuchungen folgen, während er ebenso anziehend für ein gemischtes Auditorium, wie für den wissenschaftlichen Leser ist."

— **Zur Naturgeschichte der Sage.***) Der Verfasser des vorliegenden Buches ist durch seine mythologischen Arbeiten, die sich namentlich an Röth anschließen und sich durch manche abweichenden Ansichten von denen der norddeutschen kritischen Schule unterscheiden, hinreichend bekannt. Obgleich wir in mancher Beziehung seine Ideen theilen, so können wir doch nicht umhin, zu erklären, daß uns das vorliegende Werk nicht zu seinen besseren Leistungen gehört. Ein solches Zusammenwerfen aller möglichen Sagenkreise, Kulten, Nationalitäten und Zeiten, ein solches athemloses Wühlen in allen möglichen Mythus-Fragmenten ist uns noch nicht vorgekommen. Wenn das „Naturgeschichte der Sage ist," (kann es eine solche geben?), dann möchten wir die Naturgeschichte der Natur sehen. Was aber in wilder Etymologie mit allen möglichen alten Sprachen, mit Sanskrit, Zend, Griechisch, Hebräisch, Aegyptisch, Altdeutsch geleistet wird, geht über allen Begriff hinaus.

„Ocham. (?) Cham ist zum Namen der Aegypter selbst geworden, und denselben Agathodämons-Namen (Ocham oder Ogan) wiederholen die Patriarchen, Ochma, Chna oder Kanaan, Achäenes und Achäos. Camesene war der älteste Name Italiens. Aus Cham, Charma wird Hermes, und an ihn schließen sich die Völkernamen der Hermionen, Hermunduren, Germanen. Höchster Gott der Germanen war Hermes Agathodämon (unter dem Namen Wodan). Nach anderen Agathodämons-Namen, Amun und Kum, nannten sich seine Verehrer die Ammonier und Numidier u. s. w. u. s. w." Sapienti sat. — „Israel, Dan, Danaos, Danus, Chet, Kusch, Assur, Medus, Indos, Aeolus, Pelasgos, Italos, Megareus, Eleios, Kar, Samos u. s. w. sind sämmtlich Cronosnamen." (S. 57.) „Kadmos, Ogyges, Janus, Odysseus, Menelaos, Odin, Dschemschid, Nala u. s. w. sind lauter Agathodämons-Formen" (S. 128), die überhaupt die Hauptrolle spielen. Die Vorstellung von Agathodämon, von dem wir blutwenig wissen, ist überhaupt eine phantastische.

Kurzum, Herrn Braun's Gelehrsamkeit ist eine riesige, dabei über das gerade Gegentheil von klar. Dieses Urtheil glauben wir mit gutem Gewissen verantworten zu können.

Literarischer Sprechsaal.

Auch im **Bodensee** sind in neuester Zeit uralte **Pfahlbauten** entdeckt worden, worüber die Leipziger „Illustrirte Zeitung" (vom 20. August) berichtet, die zugleich einige Abbildungen von den aufgefundenen Alterthümern enthält. Eine Bucht des Bodensees, der Ueberlinger See genannt, ist besonders reich an solchen Funden, welche die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Alterthums-Forscher auf sich gezogen haben. Es sind über 1200 Stück, Werkzeuge und Waffen von Stein, die man bereits an den beiden Pfahlwerken von Nußdorf und Maurach gesammelt hat. Der Nußdorfer Pfahlbau nimmt ein Viereck von etwa drei Morgen des seichten Ufers ein, mit ungefähr 3000 Pfählen, welche durchschnittlich zwei Fuß von einander abstehen. Das Mauracher Pfahlwerk nimmt etwa acht Morgen mit über 5000 Pfählen ein. Unter den aufgefundenen Werkzeugen befinden sich mehrere Sägen aus Feuerstein von 1½ bis 4 Zoll Länge, mit hölzernen, gebohrten Handhaben, wobei das Sägeblatt mittelst Pech in der Einfassung befestigt ist. So viel bekannt, wurden in keinem anderen Pfahlbau der Schweiz und anderwärts solche wohlerhaltene, geschmackvoll geformte Werkzeuge gefunden. In dem Pfahlwerke von Maurach fand sich auch eine **kupferne Axt**, das einzige Werkzeug von Metall unter den in den Bodensee-Pfahlbauten bisher aufgefundenen Gegenständen. Bemerkenswerth ist, daß hier, wie in der Schweiz, Beile aus **Nephrit**, einem aus dem Orient stammenden Material, gefunden worden; auch eine durchlöcherte **Bernstein-Kugel** von der Größe eines Hühner-Eies fand sich — was ein Beweis zu sein scheint, daß die Pfahlbau-Bewohner mit handeltreibenden, fernen Nationen in Verbindung waren.

Ein schönes Zeugniß für die von den Südstaatlern Nordamerikas und anderen Freunden der Sklaverei vielfach bestrittene Thatsache, daß der **Neger** sich auch für die **freie Arbeit** eigne, findet sich in dem von uns früher angezeigten Reiseberichte von **Kreyher** über die Preußische Expedition nach Ostasien. Der Verfasser, der den blühenden Zustand der Kolonien auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung preist und der dortigen englischen Regierungsweise ein unbedingtes Lob spendet, läßt sich über die Bevölkerung wie folgt aus: „Zu diesen weißen Bewohnern des Kaps kommen nun noch die zahlreichen Farbigen, die in der Kapstadt selbst wohl ein volles Drittheil der Kopfzahl ausmachen. Es sind nicht etwa Hottentotten und Kaffern, sondern Neger und Neger-Mischlinge, die von der alten Sklaven-Bevölkerung abstammen und noch fortwährend durch die befreiten Passagiere der genommenen Sklavenfahrer vermehrt werden. Sie sind fast sämmtlich Christen, haben völlig dieselben persönlichen Rechte, wie jeder Weiße, und sind als Dienstboten oder freie Arbeiter in der zufriedenstellendsten Lage. Wie ganz anders sieht dieses immer vergnügte Volk hier aus, wo man ihm seine Menschenrechte wiedergegeben hat, und z. B. in Brasilien, wo Herr **Burmeister** seine gelehrt-geistreichen Betrachtungen darüber anstellte, ob sie wohl so recht eigentlich Menschen seien. Schwarze und weiße Arbeiter stehen hier an Einer Ramme, schwarze und weiße Matrosen sitzen auf Einer Ruderbank, schwarze und weiße Kinder gehen in Eine Schule, und die gelehrtesten Argumente werden Niemanden bewegen, an der Menschlichkeit Jemandes zu zweifeln, weil seine Haut schwärzer ist, als die unsere. Freilich ist ein echtes, naturwüchsiges Negergesicht gerade kein Musterbild von Schönheit, und man bekommt manchmal einen leisen Schrecken, wenn sich zufällig eine schlanke, aufgeputzte Frauengestalt umwendet. Je besser erzogen und gebildet sie aber sind, desto mehr verlieren sich diese widrig rohen Formen, und ich erinnere mich z. B. an eine junge, ganz dunkelfarbige Lehrerin in einer Missionsschule, deren feine, geistige, anziehende Züge gleichsam nur noch die Verklärung des Negertypus bildeten und vollkommen schön genannt werden durften."

---

*) Naturgeschichte der Sage. Rückführung aller religiösen Ideen, Sagen, Systeme auf ihren gemeinsamen Stammbaum und ihre letzte Wurzel, von Julius Braun. München, Friedr. Bruckmann's Verlag, 1864.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin sind erschienen:

Lehrbücher
der französischen und englischen Sprache
von
Dr. **Bernhard Schmitz,**
Gymnasiallehrer und Lector der französischen und englischen Sprache an der Universität zu Greifswald.

Französisches Elementarbuch, nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache.

Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Vierte sorgfältig durchgesehene Auflage. 1861. (8⅔ Bogen) gr. 8. 10 Sgr.

Zweiter Theil: Grammatik und Uebungsbuch für mittlere Klassen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1862. (13⅓ Bgn.) gr. 8. 15 Sgr.

„Bestimmtheit, Kürze und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuchs."
Pädagog. Reform.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Dritte, mit deutschen Aufgaben vermehrte Auflage. 1864. (9 Bog.) gr. 8. 10 Sgr.

Englische Grammatik, nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Dritte Auflage. Neue Bearbeitung. 1853. (22 Bogen.) gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser, dessen Bücher Niemand, der für die Methodik des Unterrichts in den neueren Sprachen ein Interesse hat, ignoriren darf, ist durch andere werthvolle Bereicherungen der Schulbücherliteratur bereits rühmlichst bekannt. Seine in dritter Auflage erschienene „Englische Grammatik ist unstreitig eine der gediegensten."
Pädagog. Archiv.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern von Shakspeare bis Macaulay mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache; nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (25 Bgn.) gr. 8. 25 Sgr.

„Diese mit Geschick und Geschmack veranstaltete Sammlung des durch seine Lehrbücher und Kritiken vortheilhaft bekannten Verfassers ist durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbstunterricht recht brauchbar. Pädagog. Reform.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. gr. 8. geh. 15 Sgr.

„Von besonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferes Interesse gründlich befriedigende, endlich zuverlässigere Darstellung." Pädagog. Archiv.

Fr. Gedicke's Französisches Lesebuch für mittlere Classen. Herausgegeben von Dr. **Bernhard Schmitz.** Zwanzigste, verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 12½ Sgr.

„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz dargereicht wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meisterhaften an sich."
Allgem. Schulzeitung.

Prospecte über diese Bücher liefert auf Verlangen jede Buchhandlung; den Herren Lehrern stehen auf direkte Mittheilung Exemplare gratis zur geneigten Prüfung zu Diensten. (486)

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Buch lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Anordnung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude an Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einer Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist." Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten (487)
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66⅔ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden, auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Bei **Gerhard Stalling** in **Oldenburg** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte
des
Orientalischen Alterthums
von den ältesten Zeiten bis auf die Perserkriege.
Von **F. Pahle.**

Mit einer Tabelle und zwei Karten. 15 Bogen. geh. 22½ Sgr.

In zusammenhängender und ansprechender Darstellung, frei von gelehrtem Apparat, die unbestrittenen Resultate der neueren Forschungen auf diesem Gebiete vorzuführen, war der Hauptzweck des Verfassers bei Abfassung des vorliegenden Buches. Dasselbe ist sowohl für diejenigen gebildeten Laien bestimmt, die ohne Muße für das Studium der betreffenden größeren Geschichtswerke die Resultate der neueren Forschungen auf diesem Gebiete kennen lernen möchten, als auch für Lehrer und strebsame Schüler der oberen Gymnasialclassen. (488)

In **J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vorschule der Völkerkunde
und der
Bildungsgeschichte
von **Dr. Lorenz Diefenbach.**

47⅓ Bogen gr. 8. geh. Preis Rthlr. 3. 20 Sgr. oder fl. 6. 24 kr. rhein.

Die Gegenwart mit ihren Nationalitätsfragen und ihrem großartigen Völkerverkehr verlangt von jedem Gebildeten einen tieferen Einblick in das Wesen der Völker, als ihn die bisherigen Handbücher der Völkerkunde zu gewähren vermochten. Es fehlt noch an Schriften und an öffentlichen Vorträgen, welche diese Wissenschaft in ihrem vollen Umfange, also auch in ihren Beziehungen zu der Naturforschung, der Sprachwissenschaft, der Kulturgeschichte in allen ihren Verzweigungen, in einem großen Gesammtbilde darstellen. Das unter obigem Titel auftretende Werk eines anerkannten Gelehrten, der zugleich die Gabe lebendiger Anschauung und Schilderung besitzt, nennt sich nur „Vorschule", weil es vor Allem die Grundzüge jenes wissenschaftlichen Gebäudes zeichnet. In der That aber bildet es schon eine bündige Encyclopädie der Völkerkunde und giebt die wichtigsten Eintheilungen der Racen und der Volksstämme, die Lehre von der Sprache, die Natur- und Entwickelungsgeschichte des Volksthums in Lebensweise, Gesellschaft, Staat, Glauben, Literatur und Kunst. Kritische Ansicht des überreichen Stoffes verbindet sich mit der eigenthümlichen Auffassung und Beleuchtung des Verfassers. (489)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates
von **F. Voigt,**
Professor an der Königl. Realschule zu Berlin.

1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in Leinwand gebd. mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unprätentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Conception und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks." Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

No. 38.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin — Sonntag, den 18. September — 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Schulze-Delitzsch und die Vorschuß-Vereine in Frankreich 594

Frankreich.

Edmond About über den Fortschritt unter Napoleon III. 597

England.

Die Königin der „Seniations"-Belletristik." 600

Afrika.

Speke's Reisewerk in deutscher Uebersetzung. Die Nilquellen und das Negerland . . . 601

Westindien.

Cuba und die Sklaven-Emanzipation . . 604

Böhmen.

Böhmische Christussagen 605

Kleine literarische Revue.

Diesseits und jenseits des Oceans 606
Ernst Scherenberg's „Stürme des Frühlings." 606
Die Himmelsstraße, eine altdeutsche Dichtung. 606

Literarischer Sprechsaal 607

Neue Erscheinungen der russischen Literatur.
(In russischer Sprache.)

Die Belagerung von Sebastopol, 1854—1856. Vom preussischen Artillerie-Officier Weigelt nach amtlichen französischen und englischen Quellen zusammengestellt, und auf kaiserlichen Befehl ins Russische übersetzt. Petersburg. 5 Thlr.

Bobrovskij, P. Das Gouvernement Grodno. Zwei sehr starke Bände nebst Beilagen. Petersburg. 16 Thlr.

Dänemark, seine gegenwärtige politische und militairische Bedeutung, und die schleswig-holsteinsche Frage. Petersburg. 1 Thlr.

Gorski, P. Die slavischen Handschriften in der Synodal-Bibliothek zu Moskau. Erster und zweiter Theil. Moskau. (495)

Kojalowić M., Die Union von Lublin, oder die letzte Union Litthauens und Polens. Petersburg. 18 Sgr.

Krasnov, N. Das Land des donischen Heeres. Mit 4 Karten. Petersburg. 3 Thlr.

Meyer, D. J. Das russische Bürgerrecht, nach den Bestimmungen der neuesten Gesetzgebung. Petersburg. 5 Thlr.

Sjemjentowskij, N. Kiew, seine Heiligthümer, Alterthümer und Merkwürdigkeiten. Mit 55 Abbildungen. Kiew. 4 Thlr.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

BELL AND DALDY'S
POCKET VOLUMES,
A SERIES OF SELECT WORKS OF FAVOURITE AUTHORS.

The intention of the Publishers is to produce a Series of Volumes adapted for general reading, moderate in price, compact and elegant in form, and executed in a style fitting them to be permanently preserved.

They do not profess to compete with the so-called cheap volumes. They believe that a cheapness which is attained by the use of inferior type and paper, and absence of editorial care, and which results in volumes that no one cares to keep, is a false cheapness. They desire rather to produce books superior in quality, and relatively as cheap.

Each volume will be carefully revised by a competent editor, and printed at the Chiswick Press, on fine paper, with new type, and ornaments and initial letters specially designed for the series.

The Pocket Volumes will include all classes of Literature, both copyright and non-copyright; Biography, History, Voyages, Travels, Poetry, sacred and secular, Books of Adventure and Fiction. They will include Translations of Foreign Books, and also such American Literature as may be considered worthy of adoption.

The books will be issued at short intervals, in paper covers, at various prices, from 10 Sgr. to 1 Thlr. 5 Sgr. and well bound in cloth top edge gilt at 5 Sgr. per volume extra.

Now Ready.

Burns's Poems. 25 Sgr.
Burns's Songs. 25 Sgr.
Walton's Complete Angler. 25 Sgr.
Sea Songs and Ballads. By Dibdin, and others. 25 Sgr.
White's Natural History of Selborne. 1 Thlr.
Coleridge's Poems. 25 Sgr.
The Robin Hood Ballads. 25 Sgr.
The Lieutenant and Commander. By Capt. Hall. 1 Thlr.
The Midshipman. By Capt. Hall. 1 Thlr.
Southey's Life of Nelson. 25 Sgr.
George Herbert's Poems. 20 Sgr.
George Herbert's Works. 1 Thlr.
Longfellow's Poems. 25 Sgr.
Lamb's Tales from Shakspeare. 25 Sgr.
Milton's Paradise Lost. 25 Sgr.
Milton's Paradise Regained and other Poems. 25 Sgr.
Well Bound in cloth, 5 Sgr. extra.

Preparing.

The Conquest of India. By Capt. Hall.
Walton's Lives of Donne, Wotton, Hooker, &c.
Gray's Poems.
Goldsmith's Poems.
Goldsmith's Vicar of Wakefield.
Henry Vaughan's Poems.
Other Works are in Preparation.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (494)

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiquarium, Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amedée Pichot.*
Nouvelle Série. 4me année. 15 Thlr. pr. Jahrg.
No. 8. *Août* 1864.
I. Les fouilles de Pompée. — II. Le journal d'une dame de qualité. — III. Le pays basque. — IV. Les arbres et les fleurs chez les païens et chez les chrétiens. I. Arbres. — V. Don Fulano (3e extrait). — VI. Les musées italiens. Milan. Venise. Florence. Rome. Naples, par M. Nadault de Buffon. (1re partie. Milan). — VII. Poésie. Lise la fière. — VIII. Correspondance d'Allemagne. — IX. Correspondance d'Italie. — X. Correspondance de Londres. — XI. Correspondance de Belgique. — XII. Chronique et Bulletin bibliographique. (489)

Neue Erscheinungen der spanischen Literatur.

Biarritz y sus alrededores. Por do Mariano Vergara. (Forma el tome VIII de la biblioteca de viaje.) Madrid.

Dios, el socialismo y la libertad. Folleto politico, por D. Mariano de Fresneda, redactor de El Pueblo. Madrid.

Memoria sobre las industrias del lino y del cañamo en la esposicion de Londres de 1862. Por D. German Losada.

El panteismo germano-frances. Apuntes criticos sobre las doctrinas filosóficas de Mr. Ernesto Renan, por D. Luis Vidart. Madrid.

Sermon, predicado el dia 22 de Mayo de 1864 á la associacion de labradores de Madrid, por el presbitero D. Antonio Ruiz y Ruiz. Madrid.

La verdad en la cuestion sobre la enseñanza. Por R. y. P. 60 p. in 4. Madrid. (496)

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

La sainte Alliance et l'Allemagne. Etude sur le duché et la maison de Saxe-Cobourg-Gotha. Par J. Guiraudet. 48 p. Paris, Amyot.

Chants populaires de la Provence, recueillis et annotés par Damase Arbaud. Aix.

Histoire de la révolution et de l'empire, par Amédée Gabourd. 2e édition. Empire. T. I. 512 p. Paris, Lecoffre.

Louis XVI, Marie Antoinette et Mme. Elisabeth. Lettres et documents inédits publiés par F. Feuillet de Conches. T. I. LVIII et 501 p. Paris, Plon.

Notes sur la Lorraine allemande. Les corporations de Fénétrange. Par Louis Benoit. Nancy. (497)

Deutschland und das Ausland.

Schulze-Delitzsch und die Vorschuß-Vereine in Frankreich.

Es ist sicher als ein Triumph der deutschen Sozialwissenschaft und des sittlichen Ernstes deutscher Volksfreunde zu betrachten, daß in neuerer Zeit die Idee der Volksbanken, der sogenannten Vorschußvereine nach den Prinzipien von Schulze-Delitzsch, in Frankreich den Sieg über alle anderen, den Arbeiter-Kredit im Auge habenden Ideen davongetragen hat, die dort seit einem Menschenalter genährt und verbreitet wurden. Wir bringen nachstehend einen Artikel der Revue des deux Mondes vom 15. August, den wir ohne weiteren Kommentar wörtlich wiedergeben:

„Soziale Probleme, die seit längerer Zeit bereits von der Tagesordnung öffentlicher Besprechungen verschwunden waren, beginnen von Neuem die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Die Besonnenheit, die jetzt in den Gemüthern vorherrschend ist, gestattet uns heutzutage, mit kaltem Blut an die Erörterung von Fragen zu gehen, die vor sechzehn Jahren das Volk leidenschaftlich erregten. Man erinnert sich wohl noch des Ansehens, welches nach der Revolution von 1848 die Zauberworte „Arbeiter-Associationen“ und „Organisation der Arbeit“ besaßen. Es gereicht unseren Volkswirthen zur Ehre, daß sie sich weder von den früheren Uebertreibungen einerseits, noch von der seitdem eingetretenen Entmuthigung andererseits haben bewegen lassen, die Büchse ins Korn zu werfen. Nicht minder macht es ihnen Ehre, daß sie, nachdem sie die Einzigen gewesen waren, welche gegen die Utopien des Sozialismus öffentlich protestirt und auf die Gefahren desselben hingewiesen hatten, jetzt wieder die Einzigen in Frankreich sind, die auf dem Gebiete der Wissenschaft fortfahren, das große Problem der Arbeit zu erörtern.

Diesen Männern ist es zu verdanken, daß die eingeschüchterte Mehrzahl wieder Muth bekömmt, daß man wiederum an das Studium der Arbeiterfrage geht und die im Sturme der früheren Zeit unerledigt gebliebenen Aufgaben nun wirklich zu lösen versucht.

Damit in Uebereinstimmung, hat die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften im vorigen Jahre als Preisfrage gestellt: die Untersuchung des Kredits in seinem Verhältnisse zur Arbeit und zur Wohlfahrt der mittellosen Volksklassen. Die bei dieser Gelegenheit gekrönte Preisschrift*) bezeichnet die Arbeiter-Associationen als einen der kräftigsten Hebel, dessen sich die Arbeiter bedienen können, um sich bis zum Wohlstand zu erheben, und citirt die von diesen Vereinen in England und Deutschland erreichten Resultate.

Die Arbeiter-Vereine zerfallen in drei verschiedene Hauptarten, neben denen allerdings noch viele andere Arten gedacht werden können: in Kreditvereine, Consumvereine und Produktions-Vereine. Von diesen bieten die letztgedachten allerdings die meisten Schwierigkeiten dar. Im Jahre 1848 glaubten viele Arbeiter, nachdem sie bereits durch traurige Erfahrungen über die Nichtigkeit des sogenannten Rechts auf Arbeit belehrt worden waren, in der Association das Mittel gefunden zu haben, sich von der „Tyrannei der Kapitalisten und Unternehmer“ zu emanzipiren und ihre Arbeitslöhne dadurch bedeutend zu erhöhen. Es war dies eine Täuschung, von der sie sehr bald zurückkamen; von den 300 Associationen, die sich damals bildeten, und von denen 31 Staats-Unterstützungen im Belaufe von 890,000 Fr. erhielten, giebt es jetzt nur noch etwa zwanzig. Die Ursache dieses Mißerfolges ist weniger in den politischen Umständen, als in den Verhältnissen zu suchen, unter denen sich diese Associationen gebildet hatten. Gerade der Zweck, den sie verfolgten, nämlich die Entbehrlichmachung des Kapitals, mußte sie ins Verderben führen. Der Theorie nach erscheinen die Arbeiter-Associationen auf Grundlage einer Betheiligung der Arbeiter auch an dem Unternehmer-Gewinn allerdings möglich, aber in der Praxis stoßen sie auf Schwierigkeiten, die nur von ganz intelligenten, vorzugsweise begabten Arbeitern besiegt werden können. Während bei Unternehmungen gewöhnlicher Art nur dem Meister Vorsicht, Umsicht, Thätigkeit und Spekulationsgeist obliegen, werden bei Associationen diese Eigenschaften von den Arbeitern selbst verlangt. Außerdem müssen sie unbedingtes Vertrauen zu denjenigen haben, die sie zu ihrem Vorstand erwählten, und die höchste Achtung vor den Rechten Anderer — was Alles leider den französischen Arbeitern nur zu oft abgeht. Von Natur zum Mißtrauen und Oppositionmachen geneigt, ertragen sie nicht leicht die Autorität von ihresgleichen und fehlt es ihnen nur zu häufig an der nöthigen Ruhe, um ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu erörtern. Sie haben in dieser Beziehung noch Manches zu erlernen. Eine andere Schwierigkeit ist die der Geschäftsleitung, welche Männer von Intelligenz und Thätigkeit erheischt — Eigenschaften, die zu selten sind, als daß diejenigen, die sie besitzen, nicht auch etwas anspruchsvoll sein sollten. Gewöhnlich haben diejenigen, die sich durch ihre Tüchtigkeit auszeichneten, sehr bald wieder die Association verlassen, wenn sie anderwärts eine vortheilhaftere Stellung fanden; die Zurückgebliebenen beuteten dann das Unternehmen zu ihrem Nutzen aus oder ließen es an ihrem Mangel an Umsicht zu Grunde gehen. Viele Arbeiter, die sehr gute Geschäftsführer hätten sein können, nahmen Anstand, die Funktion anzunehmen, weil sie fürchteten, die Handarbeit, die sie ernährte, zu verlieren und sich nach einigen Jahren außer Stande zu sehen, diese Arbeit wieder aufzunehmen.

Solche Schwierigkeiten sind es, welche die Auflösung fast aller im Jahre 1849 begründeten Associationen herbeigeführt haben. Unter denjenigen, die sich bis zum heutigen Tage erhielten, befinden sich gleichwohl einige, welche prosperiren, wie die der Tischler und Stuhlmacher, der Instrumentenbauer, der Bijouterie-Arbeiter und insbesondere die der Maurer, deren Geschäfts-Umsatz sich, Dank einigen ausnahmsweise für sie günstigen Umständen, auf mehr als 1½ Millionen Francs beläuft.

Gewiß sind die Arbeiter-Associationen für gemeinsame Produktion nicht immer zur Erfolglosigkeit verurtheilt; aber vor allen Dingen müssen es sich die Arbeiter klar machen, daß sie bei dieser Form von Associationen nicht allein der Selbstsorge nicht überhoben sind, sondern im Gegentheil dabei mehr, als bei der Arbeit für Unternehmer, selbst sorgen müssen und Nichts von Anderen erwarten dürfen. Mit der größeren Freiheit ist auch immer die größere Verantwortlichkeit verbunden.

Es giebt freilich einige Industrie-Zweige, namentlich solche, die sehr bedeutende Kapital-Vorschüsse oder spezielle Kenntnisse erheischen, welche der Association, wie wir sie eben bezeichneten, stets verschlossen bleiben werden; es giebt dagegen aber auch andere, die nur dadurch gewinnen können, daß sie durch Associationen betrieben werden. So besitzen wir in der Landwirthschaft bereits ein merkwürdiges Beispiel in dem Betriebe der Käsereien im Jura.

*) Le crédit populaire, par A. Batbie. Paris, Cotillon & Guillaumin, 1864.

Die Associationen zum gemeinsamen Ankaufe von Consumtions-Artikeln, obwohl sie nicht mit gleichen Schwierigkeiten wie die Produktions-Vereine zu kämpfen haben, sind gleichwohl in Frankreich auch noch nicht recht vorwärts gekommen; ebensowenig in Deutschland, ungeachtet der Bemühungen von Schulze-Delitzsch, sie in diesem Lande einzuführen. In England dagegen sind sie sehr zahlreich. Der deutsche Professor Huber hat in einer uns vorliegenden Schrift über diesen Gegenstand das Vorhandensein von 800 solchen Associationen in England konstatirt. Mit Hilfe eines gemeinsamen Fonds, der durch Subskription gebildet ist, kaufen sie die für das Leben nothwendigen Gegenstände en gros und verkaufen sie den Mitgliedern wieder en detail. Sie bieten Letzteren den dreifachen Vortheil, sich Lebensmittel von guter Qualität zu niedrigen Preisen verschaffen zu können, ihre Sparpfennige in einem rentablen Unternehmen vortheilhaft anzulegen und durch Ansammlung der Dividenden ein Kapital sich zu schaffen. Einige dieser Associationen haben mit dem Verkauf von Lebensmitteln auch allerlei Produktionszweige, z. B. Kornmühlen, verbunden. Die Gesammtzahl der associirten englischen Arbeiter hat sich im Jahre 1858 auf etwa 45,000 und die Summe des Geschäfts-Umsatzes auf 500,000 Pfd. St. belaufen. Eine der blühendsten Associationen, die der „Pioniere von Rochdale," im Jahre 1844 von 28 Personen gegründet, zählte 1859 an 3000 Mitglieder und besaß ein Kapital von 30,000 Pfd. Sterl., angelegt in Spinnereien und anderen Etablissements. Sie machte jährlich für 100,000 Pfd. Geschäfte und vertheilte 10,000 Pfd. an Dividenden. Die Association der Spinnereien von Leeds macht jährlich für 60,000 Pfd. Sterl. Geschäfte.

Andere Länder sind, wie gesagt, in dieser Hinsicht weniger begünstigt, als England. Es giebt indessen in Zürich eine Association dieser Art, die mit ihrem Lebensmittel-Magazin eine Bäckerei und einen Ausschank verbunden hat, und die im Jahre 1861 für 801,883 Fr. verschiedene Lebensmittel debitirt hat. Andererseits theilt Herr Casimir Perrier in einer kürzlich erschienenen Schrift (Les sociétés de cooperation) mit, daß in Grenoble seit dem Jahre 1851 ein Consumverein existirt, der seinen Mitgliedern Speisen verabreicht, die in einer gemeinsamen Küche bereitet werden, und zwar können die Speisen zu Hause oder auch in Speisesälen genossen werden, die mit der Anstalt verbunden sind. Dieselbe hat es nicht auf Gewinn, sondern nur auf Deckung ihrer Kosten abgesehen. Im Jahre 1863 war die Anzahl der Mitglieder 450; die Einnahmen beliefen sich auf 130,000 Fr. und gewährten etwa 5000 Fr. Ueberschuß über die Ausgaben. Die Eisenbahn-Gesellschaft von Orleans hat für ihre Beamten eine ähnliche Einrichtung ins Leben gerufen, die sehr gute Resultate liefert.

Die dritte Art von Associationen bilden die Kredit- oder Vorschuß-Vereine, und mit diesen beschäftigt sich Herr Batbie in seiner obengedachten Schrift vorzugsweise. Sie haben den Zweck, den arbeitenden Klassen zu Kredit und Wohlstand zu verhelfen, und machen demzufolge den Wohlthätigkeits-Anstalten, sowie den Sparkassen und den Vereinen zu gegenseitiger Aufhilfe, eine Konkurrenz, die für das allgemeine Beste nur förderlich sein kann.

Pfandleih-Anstalten gehören eigentlich nicht in die Kategorie der Kredit-Associationen, aber sie haben in einigen Ländern, namentlich in England, zur Bildung von Darlehns-Vereinen (loan societies) beigetragen, welche sich diesen Associationen in gewisser Beziehung sehr annähern. In England ist das Pfandleih-Geschäft, ohne Gegenstand eines Monopols zu sein, einem gesetzlichen Reglement unterworfen, mit welchem ein Maximaltarif verbunden, der gleichwohl für die Geldbedürftigen so onerös ist, daß in Folge dessen besondere Gesellschaften entstanden, die zum Theil auf Aktien und zum Theil auf Associirungen gegründet worden, und die zu besseren Bedingungen Geld ausleihen. Viele dieser loan societies sind sogar das Werk frommer, religiöser Vereine und Sekten. Sie verleihen Geld ohne Caution zu einem Zinsfuß, der 12 Prozent nicht übersteigt, und zwar in Summen von nicht über 13 Pfd. Sterl., die vermittelst wöchentlicher Abschlags-Zahlungen zurückerstattet werden. Sie sind für die arbeitenden Klassen eine wahre Wohlthat gewesen und haben viel dazu beigetragen, daß die durch die Baumwollen-Noth herbeigeführte Krisis von den Arbeitern überwunden wurde.

Die Zahl dieser Darlehns-Gesellschaften beläuft sich in England auf 703, die, nach einem von John Tidd Pratt dem Unterhause vorgelegten Bericht, zusammen ein Vermögen von 210,139 Pfd. (beinahe 1½ Millionen Thaler) besitzen und im Jahre 1862 161,150 Darlehne im Belaufe von 764,987 Pfd. (über 5 Millionen Thaler) bewilligt hatten. Die Darleiher hatten 37,220 Pfd. Zinsen gezahlt, wovon die Aktionäre 26,179 Pfd. erhielten, während nach Abzug der Kosten ein Reingewinn von 6,584 Pfd. verblieb.

In Deutschland sind die Kredit-Associationen der Arbeiter nicht minder blühend, als in England, doch ruhen sie dort auf einer ganz anderen Basis. Die Gründung dieser Associationen verdankt Deutschland einem der merkwürdigsten Männer dieses Landes, dem Herrn Schulze-Delitzsch. Diese Vereine, auch „Volksbanken" genannt, obwohl sie nichts gemein haben mit der Institution, die vor fünfzehn Jahren in Frankreich diesen Namen getragen, haben so unerwartete und so vortheilhafte Resultate gehabt, daß sie die Aufmerksamkeit Aller auf sich gezogen, die an dem sozialen Fortschritt ein Interesse nehmen. In Deutschland gilt Herr Schulze-Delitzsch gewissermaßen als die Personifikation der Mittelklassen, deren liberale Gesinnungen er auch in der Politik vertritt. Kürzlich hat eine National-Subskription von 50,000 Thalern die Anstrengungen des Mannes belohnt, der, ohne Vermögen, ohne Staats-Unterstützung, sein Vaterland mit einem Institut ausgestattet, das nach zehn Jahren einen Geschäfts-Umsatz von mehr als 100 Millionen jährlich macht.*)

Die Vorschuß-Vereine sind ein indirektes Erzeugniß der Jahre 1848 und 1849. Man erinnert sich, daß die sozialistische Bewegung, nachdem sie Frankreich aufgewühlt, über den Rhein sich ausgedehnt und, wie bei uns, auch in Deutschland die arbeitenden Klassen, die so leicht in Feuer und Flammen zu setzen sind, in große Aufregung versetzt hatte. Wie bei uns, wandten sie sich auch dort an den Staat, um ihren wirklichen oder eingebildeten Leiden ein Ende zu machen. Mehr als sechzehnhundert Bittschriften dieser Art wurden an das deutsche Parlament in Frankfurt gerichtet. Schulze-Delitzsch, dem die unvolkswirthschaftlichen Ideen und Begehren dieser Petitionen sofort einleuchteten, und der zugleich von den wirklichen Bedürfnissen, die ihnen zum Grunde lagen, und von der Nothwendigkeit, ihnen abzuhelfen, überzeugt war, wies schon damals darauf hin, daß den Arbeitern nur durch Selbsthilfe, durch ihre eigene, intelligente Thätigkeit Heil erwachsen könne. Nachdem der vollständige Sieg der Reaktion dem bisherigen preußischen Kreisrichter die erforderliche Muße

*) Bekanntlich hat Herr Schulze-Delitzsch den Ertrag dieser National-Subskription nicht unbedingt angenommen, sondern das Kapital zum größten Theil fundirt, um dadurch indirekt seine Bestrebungen im Interesse des Arbeiterstandes zu fördern. D. R.

verschafft hatte, ging er an das Werk, um seine eigenen Ideen auszuführen.

Von dem Gedanken ausgehend, daß da, wo eine Anzahl von Personen, Jeder für sich betrachtet, keinen Pfennig Kredit bekomme, diese, sobald sie sich associiren und solidarisch verbindlich machen, hinreichendes Vertrauen einflößen, um Darlehne zu bekommen, schlug er die Gründung von Banken vor, deren Gesellschafts-Fonds aus folgenden Faktoren besteht: 1) Kapitalien, welche die Association aufnimmt, und 2) monatliche, von den Mitgliedern einzuzahlende Beiträge, wozu ein kleines Eintrittsgeld kömmt. Auf diese Weise konstituirt, macht die Bank jedem ihrer Associés Vorschüsse — ohne Bürgschaft, so lange das Darlehn die Summe seines Guthabens nicht überschreitet, und gegen persönliche Verbürgung eines oder mehrerer anderen sicheren Mitglieder, sobald die Darlehns-Summe größer ist. Der Darleiher zahlt an die Bank einen Zins, der zwischen 4 und 8 Prozent variirt, sowie eine Provision von ½ Prozent monatlich.*) Hierdurch wird der Association ein Gewinn zugeführt, der nach dem Jahresschluß als Dividende unter ihre Mitglieder vertheilt wird.

Der Mechanismus dieser Banken ist, wie man sieht, ein sehr einfacher, und die Vortheile, die sie gewähren, sind in die Augen springend. Wie auch Herr Passy, als Berichterstatter über das Werk des Herrn Batbie, bemerkt, fungiren diese Anstalten gleichzeitig als Sparkassen und als Vorschuß-Banken. Die Verpflichtung des Arbeiters, monatliche Einzahlungen zu machen, veranlaßt ihn, einen Theil seines Tagelohns in Kapital zu verwandeln. Außerdem wird er durch die Nothwendigkeit, sich vorkommenden Falles unter seinen Mitbürgern einen oder mehrere Bürgen zu verschaffen, genöthigt, seine Handlungsweise streng redlich zu erhalten. Endlich verleiht ihm der persönliche Antheil, den er an dem Geschäfte hat, mit dem Gefühle der eigenen Verantwortlichkeit auch ein gewisses erhebendes Selbstgefühl.

Die moralischen Erfolge sind demnach viel wichtiger noch, als die materiellen. Letztere sind ein Ausfluß jener festen volkswirthschaftlichen Gesetze, welche aller Produktion und jeder Vermehrung des Nationalreichthums zum Grunde liegen. Alle Produktion, werde sie nun durch Associationen oder durch Unternehmer, die das Arbeitslohn hergeben, vermittelt, bedarf zweier unentbehrlicher Elemente: des Kapitals und der Arbeit. Ist eines dieser Elemente gegen das andere in einem Mißverhältniß, so wird auch ihr respektiver Antheil an der Produktion in einem Mißverhältniß sich befinden. Wenn die zur Verfügung stehenden Kapitalien im Verhältniß zu der Zahl der Arbeiter nicht erheblich sind, so sinkt der Tagelohn der Letzteren, während der Zinsfuß steigend ist. Letzterer dagegen fällt seinerseits, wenn das der Arbeit zu Gebot stehende Kapital im Verhältniß zu der Zahl der Arbeiter sich vermehrt hat. Damit also die Produktion ihr Maximum erreiche, muß es in der Welt so wenig als möglich müßige Kapitalien und müßige Hände geben, d. h. es müssen alle sozialen Kräfte gleichzeitig in Thätigkeit sein. Außerdem muß aber auch unter diesen Kräften ein gewisses Gleichgewicht herrschen, das nicht verletzt werden kann, ohne daß dadurch große Uebel herbeigeführt werden. Wenn nun zu allen Zeiten viele unthätige Kapitalien vorhanden sind, so giebt es auch andererseits stets Arbeiter, welche Beschäftigung suchen. Die Einen in Verbindung zu bringen mit den Anderen, die Annäherung jener beiden Elemente der Produktion zu erleichtern — das ist das Ziel gewesen, das sich Schulze-Delitzsch gesteckt hatte, und dieses Ziel hat er vollständig erreicht, indem die Banken durch die Ersparnisse, zu denen sie die Arbeiter nöthigten, selbst zur Bildung von Kapitalien beitrugen, die sonst in unproduktiver Weise verausgabt worden wären.

Ein Beweis übrigens, wie sehr diese Banken einem wirklichen Bedürfniß entsprechen, und wie richtig die Idee ist, auf der sie ruhen, ist ihre außerordentliche Ausbreitung und Entwickelung in Deutschland. Die ersten Versuche wurden im Jahre 1850 zu Delitzsch, dem Wohnorte des Herrn Schulze, und zu Eilenburg, einer benachbarten kleinen Stadt, gemacht. Mehrere Jahre dauerte es, bevor in weiteren Kreisen von diesen Versuchen gesprochen wurde. Die Arbeiter zweifelten daran, daß sie durch so unbedeutende Opfer, wie man von ihnen verlangte, wirklich große Vortheile würden erlangen können. Und was die Gebildeten betrifft, so glaubten sie in den neuen Banken ein Werk jenes Sozialismus zu erblicken, der sie im Jahre 1848 so sehr erschreckt hatte, und sie hüteten sich darum, für die Sache Propaganda zu machen. Inzwischen zogen die Resultate, welche die ersten Versuche schon nach einigen Jahren lieferten, sehr bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, und es wurden nun nach demselben Prinzipe zahlreiche Vereine gegründet. Im Jahre 1858 gab es bereits 120 Vorschuß-Vereine in voller Thätigkeit, und zwar in den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Im Jahre 1859 war die Zahl derselben auf 183, 1860 auf 257, 1861 auf 364 gestiegen, und jetzt giebt es deren mehr als 500 mit etwa 140,000 Mitgliedern. Mit einem Gesellschafts-Kapital von 16 Millionen Francs, das den Societären gehört, und mit einem Darlehns-Kapital von 12 Millionen Francs machen die Vorschuß-Vereine einen Geschäfts-Umsatz von mehr als dreißig Millionen jährlich.

Außer diesen Vorschuß-Vereinen hat Schulze-Delitzsch auch Consumvereine, wie in England, zu gründen versucht, doch, wie gesagt, ohne großen Erfolg. Die Associationen für gemeinsamen Einkauf von Rohstoffen, etwa 200 verschiedene Gewerbe umfassend, wie Schuhmacher, Weber, Tischler, Schneider ꝛc., scheinen in Deutschland mehr Zukunft für sich zu haben. So besitzt z. B. die Association der Möbeltischler in Berlin in einer der Hauptstraßen dieser Stadt ein großes Haus, das als allgemeines Magazin dient, wo die von den Mitgliedern fabrizirten Möbel aufgestellt sind und für Rechnung eines Jeden verkauft werden. Die Association erhebt vorweg 10 Prozent vom Verkaufspreis, von welchen 8 Prozent als Handlungskosten, sowie zur Verzinsung und Tilgung der aufgenommenen Kapitalien, verwendet werden, während die verbliebenen 2 Prozent am Ende jedes Jahres als Dividende an die Aktionäre zur Vertheilung kommen. Diese Association, deren Möbel wegen ihrer Eleganz berühmt sind, macht im Durchschnitt einen Jahres-Umsatz von 60,000 Thaler und hat im Jahre 1861 tausend Thaler Dividende vertheilt.

Alle diese verschiedenen Vereine sind durch ein Centralbüreau verbunden, dessen Leitung Herr Schulze-Delitzsch sich vorbehalten hat, und das eine statistische Uebersicht ihrer Thätigkeit gewährt. Was als das besondere Verdienst dieser Einrichtungen angesehen werden darf, ist der Umstand, daß sie sich ohne irgend einen fremden Beistand gebildet haben. Ihrer persönlichen Thätigkeit, ihrer Entbehrung und Sparsamkeit allein haben die Arbeiter das Kapital zu verdanken, das sie besitzen, und dies ist auch für die Zukunft eine Bürgschaft für ihren Erfolg, deren Wichtigkeit ihnen einleuchtend ist, denn sie haben bisher noch allen Aufforderungen

*) Letzteres ist nicht ganz richtig; nur diejenigen Vorschuß-Vereine, die einen niedrigen Zins (4 Prozent) erheben, lassen sich zur Deckung ihrer Kosten eine solche Provision bezahlen. D. R.

sich die Mitwirkung des Staates zu verschaffen, Widerstand geleistet. Es ist dies ein unermeßlicher Fortschritt in den Ideen der arbeitenden Klassen, welchen wir mit Freuden konstatiren, und der übrigens nicht bloß in Deutschland stattgefunden hat. In Brüssel hat ein im September 1863 zusammenberufenes Arbeiter-Meeting, welches die Regierung um die Stiftung von Pensionen zu Gunsten der Arbeiter-Invaliden, und zwar vermittelst einer Auflage auf das Kapital, angehen sollte, einstimmig gegen dieses Projekt sich erklärt. Selbst in Frankreich fangen die Arbeiter an, zu begreifen, daß sie vom Staate nichts weiter zu fordern haben, als die Freiheit der Arbeit, wie sie in Nord-Amerika herrscht; denn noch immer finden sich in unserer Gesetzgebung die ernstesten Hindernisse gegen die Ausbreitung solcher Kreditvereine, wie die deutschen von Schulze-Delitzsch.

Allerdings giebt es deren bereits fünfunddreißig in Paris, von denen der älteste, die Société mère du credit mutuel, aus dem Jahre 1857 datirt. Anfangs als bloße Sparkasse auftretend, ist sie durch wöchentliche Beiträge von 1—2 Fr. zu einem Kapital von 12,000 Fr. gelangt, mit Hilfe dessen sie ihren Mitgliedern 150,000 Fr. Vorschüsse machen konnte. Bis jetzt hat diese Sozietät lediglich mit eigenen Fonds operirt, ohne daß sie anderwärts eine Anleihe zu machen brauchte. Die anderen Vereine dieser Art gehen fast in derselben Weise zu Werke, wie der obengedachte. Kürzlich hat Herr Beluze eine „Arbeits-Kreditbank" gegründet, welche die Aufgabe hat, den Arbeiter-Associationen, die kein ausreichendes Kapital besitzen und Kredit bedürfen, einen solchen zu gewähren. Diese Bank macht zugleich ihren eigenen Aktionären Vorschüsse, so daß sie zugleich ein auf Gegenseitigkeit beruhender Vorschuß-Verein und eine Bank für andere Associationen ist.

Endlich hat sich in neuester Zeit hier ein „Comité zur Förderung cooperativer Vereine" gebildet, das aus lauter Männern besteht, die, so verschieden auch ihre politischen Stellungen und Ansichten sind, sich doch stets durch lebhafte Theilnahme für die Interessen des Volkes ausgezeichnet haben. Der Vorsitz in diesem Comité ist dem Herrn Batbie übertragen. Dasselbe hat es sich unter Anderem zur Aufgabe gemacht, dem französischen Publikum die guten Erfolge vor Augen zu halten, welche die Volks-Kreditvereine im Auslande und besonders in Deutschland davongetragen.

Zu demselben Zwecke hat Herr Wolowski eine Anzahl von Vorträgen im Pariser Gewerbe-Institut (Conservatoire des Arts et Métiers) gehalten. Dem Arbeiter-Auditorium, vor welchem er sprach, suchte er alle mit diesen Associationen verbundenen Vortheile einleuchtend zu machen; gleichzeitig warnte er sie jedoch vor jeglicher Illusion, bei welcher Gelegenheit er an die schönen Worte Franklin's erinnerte: „Wer euch sagt, daß ihr zu irgend einem Fortschritt anders, als durch Arbeit und Sparsamkeit gelangen könnt, den hört nicht an! er ist ein Giftmischer!"

Hoffen wir, daß so viele Bemühungen unserem Lande gute Früchte tragen, so daß wir in Bezug auf den Volkskredit weder die Deutschen, noch ein anderes Volk zu beneiden brauchen."

Frankreich.

Edmond About über den Fortschritt unter Napoleon III.*)

Das in der Mitte des 19. Jahrhunderts so unendlich oft gebrauchte und auch gemißbrauchte Wort „Fortschritt" beurkundet seine Zaubermacht bald in Spanien, bald in Deutschland, bald in Frankreich. Letzteres hat seinen Reichthum an regsamen und leicht beweglichen Geistern nie verleugnet; für den gewaltigen Fragekasten, welchen die geniale Nation stets in Bereitschaft hält, fehlte es nie an Stoff und nie an schlagfertigen Antwortgebern. Wer hätte von der unermüdlichen Feuilleton-Beredsamkeit des kampflustigen Edmond About nicht vernommen und wer hätte, nachdem er etwas von ihm gelesen, je glauben können, daß Herr About irgend ein großes Prinzip unbehandelt, seine Gegner sagen: unverschont ließ? Der „Fortschritt" ist ein viel zu großes Prinzip, als daß er auf die Dauer Herrn Edmond About entgehen konnte. Er ist ihm nicht entgangen. Dieser Schriftsteller, dem man die Ehre anthut, ihn zur „inspirirten Opposition" zu rechnen, d. h. zu jener Sorte von Helden des „Siècle", deren „Demokratie" die Vogelscheuche der „edleren Demokratie" bilden soll, ist kein so ganz oberflächlicher Denker und die Aufmerksamkeit George Sand's, welche er auf sich zu ziehen wußte, bürgt einigermaßen dafür. Auch der überschwängliche Alexandre Dumas ist ganz begeistert für Edmund About. In einer Pariser Zeitung ließ er kürzlich Folgendes mit fetter Schrift drucken: „Herr Edmond About hat wieder ein Buch geschrieben, das ein Meisterwerk ist. Wir haben dieses Buch von 489 Seiten, ohne uns zu unterbrechen, in einem Zuge durchgelesen. Wir erklären unter Verantwortlichkeit unserer Intelligenz, daß dieses Buch eines der schönsten Bücher sei, die jemals geschrieben worden. Ganz Frankreich, ganz Europa, Alles, was auf dem Erdboden denkt und liest, wird dieses Buch lesen."

Herr Edmond About hat dieses Buch, dem er im Lapidarstyl den lakonischen Titel: „Le Progrès" verlieh, George Sand gewidmet und in der Widmung offen eingestanden, daß sie es gewesen, die ihn zu einer „bescheidenen Meinungsäußerung über die großen Angelegenheiten des Lebens" befeuert hat, indem sie ihm rieth, etwas Ernsthaftes zu schreiben! Er hat in der That einen „dicken Band", seinem Selbstlobe nach, „ohne Rhetorik, ohne Leidenschaft, ohne Berechnung, ohne auf- und absteigende Schmeichelei" geliefert. Seine Feder hat sehr ernsthafte Dinge besprochen, und es wäre eine falsch angebrachte Gelehrsamkeits-Pruderie, dieser Feder das Talent für ernsthafte Dinge abzuerkennen.

Herr About redet vom Fortschritt; es fragt sich, von welchem Fortschritt? Unterhält er uns von dem Fortschritt der Künste und Wissenschaften, von den Eroberungen im Reiche der „reinen Idee", von der Macht des Gedankens oder von der Macht des Schwertes: will er uns den geistigen oder den materiellen Fortschritt empfehlen?

Wenn man so blos obenhin die Ueberschriften einer ganzen Schaar von Kapiteln verfolgt und Wohlstand, Arbeit, Recht, Genossenschaftswesen, Unwerthe des Bodens, Unwerthe der Gesellschaft, Städte und platted Land, Eigenthum u. s. w. aufgezählt findet, möchte man mit einer geistreichen jungen Frau, deren idealistisches Bedenken das 13. Kapitel eröffnet, der Vermuthung Raum geben,

*) Edmond About, Le Progrès. Paris, L. Hachette et Co. 1864. 1 vol. gr. in-8. de 489 pages.

daß hier nur der materielle Fortschritt zu Worte kommen soll. Und jenes 13. Kapitel, das vom Fortschritt in den Wissenschaften, den Künsten und den Sitten, und das 14., welches von der Erziehung handelt, scheinen allerdings gegen obige Stoffmassen nur ein geringes Gegengewicht zu bilden. Aber, kritischer Leser, der Du es auch einmal so machen sollst, wie so manche Kritiker vom Fach, die von einem Buche nichts — als die Kapitel-Ueberschriften, die Vorrede, die erste und die letzte Seite lesen (was ihre Geduld und ihren Fleiß schon hinlänglich erschöpft), erwäge nun außerdem noch die Ueberschriften „der Staat", „das Budget", „die Erziehung", „die Strafe", „die Politik und der Krieg", und wenn Du dergestalt die Programme des 10., 12., 14., 15. und 16. d. h. letzten Kapitels in Dich aufgenommen haben wirst, so möchtest Du mir vielleicht beipflichten, wenn ich den Fortschritt, von welchem Herr Edmond About reden will, den sozialen Fortschritt nenne. Dieses Buch ist weder in die Philosophie, noch in die alte Politik, noch in die engere Sphäre der Nationalökonomie einzuordnen, sondern es gehört offenbar den Wünschen und den Bedürfnissen der modernen Gesellschaft an, und sollte es überhaupt den Ansprüchen einer Wissenschaft genügen, so paßt es allein in den noch etwas weiten und weichen Rahmen der neuen „Gesellschafts-Wissenschaft.

Allein, wenn diese Wissenschaft eine Zukunft haben soll, so muß sie sehr viel voraussetzen, sehr viel in Obacht nehmen und mit den höchsten Angelegenheiten der Menschheit in Verbindung treten. Ein sozialer Fortschritt, der nicht zugleich ein religiöser, moralischer, intellektueller, ist eine Lüge von Anfang, ein inhaltleerer Begriff oder, am mildesten ausgedrückt, eine Oberflächlichkeit. Das ist freilich kein Satz, welcher den „positiven Geistern" der neuen Realistenschule Frankreichs, den Edmond About, den Champfleury, den Comte, sonderlich gefällt. Ueber den religiösen Fortschritt gehen sie buchstäblich zur Tagesordnung über, und Nordbahn-Aktien scheinen weitmehr Tagesordnung zu sein, als Religion. Mit liebenswürdigster, wohlgefälligster Offenheit charakterisirt Edmond About in der Einleitung seinen Standpunkt: „Wir bestreiten nicht das Dasein einer übernatürlichen Welt, wir erwarten, daß es bewiesen werde, und bis dahin schließen wir uns in die Schranken der wirklichen ein (ist das nicht vielleicht Beschränktheit?). Hier, innerhalb eines engen Horizonts, der entvölkert ist von lachenden Erscheinungen und drohenden Gespenstern, suchen wir aus bescheidenen Verhältnissen und einem kurzen Leben Nutzen zu ziehen." (!!)

Man bemerke wohl, wie bescheiden das junge und jüngste Frankreich geworden ist, nachdem seine sozialistischen und kommunistischen Glückseligkeits-Apostel sich in der sterblichsten Weise bloßgestellt haben. Dieser bescheidene Standpunkt, der nach den Juni- und Dezembertagen des Jahres 1848 an das französische Sprichwort: „chat échaudé craint l'eau froide" (ein verbrühter Kater fürchtet das kalte Wasser) ganz unwillkürlich erinnert, hat nichts mit Dogmen zu schaffen, denn alle theologischen Systeme „vom rohesten Fetischdienst bis zum reinsten Christenthum" wollen eine absolute Lösung des „großen Problems" (nämlich von Glück und Wohlfahrt) und sie beginnen mit der Forderung eines Glaubensaktes d. h. nach Edmond About „einer partiellen Abdikation der menschlichen Vernunft." Er, About, spricht „zur Erde im Namen der Erde", er und seine Freunde, die „Positivisten", haben kein Recht, eine solche Abdikation zu fordern; indem sie „nichts ohne Beweis behaupten", keine Hypothese dulden, müssen sie oft mit unvollkommenen Lösungen der Aufgabe sich begnügen. Aber gerade diese unvollkommenen, diese „natürlichen" Lösungen hätten den großen Vorzug, für Jedermann: bei allen Völkern, unter dem Einflusse jeder Religion und jedes Klima's, annehmbar zu sein. Deshalb empfiehlt unser Autor „ein System rein praktischer Regeln, fern von Dogma und Uebernatürlichkeit," als eine sehr nützliche Sache!

Herr About ist dergestalt, wie es vielen Menschen geht, in Einem Athem sehr bescheiden und sehr anspruchsvoll. Er will zwar den Himmel unangetastet lassen, aber Dinge lehren, die unter jedem Himmelsstriche Geltung haben können. Das ist wahrlich keine Kleinigkeit. Ein „Fortschritt", der so weite Strecken umfaßt, hat etwas zu bedeuten. Dieser „Fortschritt" würde freilich sehr unpraktisch klingen, wenn er an Chinesen oder Tibetanern aufgezeigt würde; man erweist den Fortschritt klarer an Menschen, die bereits ein wenig fortgeschritten sind, z. B. an Franzosen, die doch einem Franzosen die allernächsten Erdensöhne. Das erscheint um so praktischer, als es jene bitterböse Wahrheit verschleiern hilft, welche die bitterböse Logik lehrt, nämlich, daß Umfang und Inhalt eines Begriffes im umgekehrten Verhältniß stehen. Ein unmittelbar und sofort die ganze Erde umfassender Fortschritt wird höchst wahrscheinlich nicht gar tief in den Kern der Zustände einschneiden können, er wird mehr die Oberfläche der Dinge, mehr das Aeußere der vielgestaltigen Menschengruppirung berühren, vielleicht den Leuten eine soziale Uniform anziehen helfen, die auf jede Witterung berechnet ist. Nun kennt Herr Edmond About am besten die französischen Witterungsverhältnisse, nicht die in den Tagen der Fronde oder in dem goldenen Zeitalter Ludwig's XIV., sondern die der Gegenwart. Er beschränkt also seine Fortschrittsgedanken, weise und bescheiden genug, auf das heutige Frankreich auf das Frankreich Napoleon's III. Den übrigen „Fortschritt" der Welt läßt er laufen, wohin er will, wenn er nicht zufällig die französische Bahn einschlagen sollte.

Wir gönnen gewiß dem französischen Volke alles nur erdenkliche Glück, vor Allem aber Ruhe und Ordnung, Stetigkeit und vernünftige, des gesetzlichen Maßes bewußte, durch Mäßigung auch gesicherte Freiheit; denn Europa hat oft erfahren, wie verhängnißvoll die Unzufriedenheit der Franzosen wirkt. Wir wünschen diesem genialen Volke das spurlose Verschwinden jener chimärischen Köpfe, welche der zeitgemäßen Entwickelung des Staatslebens die unnützesten Hindernisse bereiten, und insofern Herr Edmond About von diesen Phantasten sich abwendet, injoiten wollen wir seine Rathschläge aufmerksam anhören und ihm die Nichtbeachtung der übrigen Länder Europa's auf Grund der europäischen und selbst mehr als europäischen Wichtigkeit Frankreichs verzeihen. Dem braven About gebieten Klugheit und Taktgefühl, daß er diese Abneigung wider den Umsturz bekunde, mindestens was Frankreich anlangt; er bemerkt sehr richtig, daß die Omnibus zu weit besseren Zwecken erschaffen sind, als zum Umsturz und Barrikadenbau (S. 86), er durchschaut S. 87 sogar das Fortschrittswidrige der Revolutionen, da sie „immer etwas zerbrechen, verbrennen oder zerstören" und folglich selbst im Falle der kleinstmöglichen Verwüstung den gewohnten Gang der Dinge aufhalten. Welch' großartige Auffassung, die davor zurückschreckt, daß „etwas zerbrochen, verbrannt oder zerstört werde"! Welche rührende Sorgfalt für Omnibus- und Droschkenbesitzer! Wäre diese Sorgfalt nur beständiger und folgerechter! Auf Seite 486, drei Seiten vor dem Schluß des Ganzen, predigt er als Aufgabe des zweiten Kaiserreichs den allgemeinen Revolutionskrieg, die bewaffnete Intervention in die Angelegenheiten aller Völker, die Be-

feiung Venetiens, die Befreiung Polens, die Losreißung Ungarns, die Beglückung Deutschlands und jenes nie vergessene Panacee: das allgemeine Stimmrecht. Jedoch giebt er den Landsleuten zu all diesen verlockenden Zukunftsgerichten einen essigsauren Beisatz: er verlangt den Verzicht auf die Politik der natürlichen Gränzen! — —

Furchtsame Gemüther werden ohne Zweifel einander ins Ohr flüstern: „Das ist am Ende ein offiziöses Programm!" „Ein gutes Stück Italien ist schon befreit worden durch bewaffnete Intervention und allgemeines Stimmrecht, die ungarische Frage ist bei'm Angriff auf dasselbe Oesterreich, welches Venetien „geknebelt hält", mit der italiänischen leicht in Verbindung zu bringen, von der polnischen ist in den Tuilerien bereits viel geredet worden und die Verträge von 1815 hat ein erlauchter Mund, gerade als von Polen die Rede war, schlechtweg für durchlöchert erklärt." „Und Herr About behauptet sogar mit dem Rechte vollendeter Thatsachen, daß alle seine Prophezeiungen betreffs der neuen Karte von Europa nebst vielen anderen eingetroffen sind!" — Wir glauben, die Furchtsamen thun der Politik des Herrn About denn doch zu große Ehre an. Man denke sich nur das arme Frankreich, das auf Ein Mal ganz Europa, blos England ausgenommen (dem Herr About höchst großmüthig die Rolle des passiven Zuschauers gönnt), befreien und beglücken, in Deutschland allein 35—36 Regierungen absetzen und über dieses Deutschland hinweg zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen einen lebensfähigen Polenstaat begründen soll, nachdem Polen binnen einer tausendjährigen selbständigen Geschichte kein eben glänzendes Talent für politisches Leben gezeigt hat!! Wir glauben, diese Anmuthung ist Unvernunft und darum dem begabtesten Staatsmann Europa's nicht zuzutrauen. Die Rolle des Weltbefreiers, mag sie an Heinrich's IV., des klügsten Bourbon, Ideen erinnern oder nicht, würde Frankreich die ungeheuersten finanziellen Opfer auferlegen und, was noch verhängnißvoller ist, den Kaiser Mächten in die Hände arbeiten lassen, die seinem Throne am allergefährlichsten sind. Denn vom 2. Dezember 1849 datirte die „Rückkehr zur Ordnung" (nach Carl von Forster's Ausdruck) auf dem gesammten Kontinent, und wenn die Sozialdemokratie dies dem Urheber des Umschwungs je verzeihen könnte, so hat sie Wasser statt Blut in ihren Adern. Bei „Rothen" eine seltsame Voraussetzung. —

Das Wahre an der Divination des Hrn. About beschränkt sich unseres Erachtens darauf, daß er einzelne Anklänge der Napoleonischen Politik belauscht haben mag, Einiges, das nach Präcedenzfällen weniger schwer zu errathen scheint; aber ein tollkühner Gedanke wäre es wahrlich, wollte man annehmen, der vorsichtigste Schachspieler Europa's hätte seine geheimsten Absichten und seinen gesammten Schlachtplan der plauderhaften Feder eines Skribenten zweiten Ranges anvertraut, eines solchen, der ohnehin seine republikanischen Neigungen offen zur Schau trägt und dasjenige als Zielpunkt des kaiserlichen Frankreichs hinstellt, was die „rationelle" Linke hofft und erwartet und was sie dem Kaiser oktroyiren möchte, um ihn mit dem monarchischen Prinzip zu seinem eigenen Verderben für ewig zu entzweien!

Uebrigens ist die Revolutionspredigt des Herrn E. About schwerlich sehr ernsthaft gemeint. Das erhellt nicht etwa aus seiner Betonung der freien Selbstbestimmung der Völker (denn man weiß, daß dergleichen oft nur literarische Redensart ist), sondern aus dem Hauptinhalt des ganzen Buches, das ja den friedlichen Fortschritt behandelt. All' die schönen Reformen des Hrn. About, die er so freigebig anempfiehlt, würden leere Hirngespinste sein, wenn der Krieg die Nation zwänge, ihre Menschen- und Vermögenskraft auf auswärtige Unternehmungen vom riesigsten Maßstabe zu konzentriren und allein Dem zu leben, was ein neues Europa, und nicht Dem, was das heutige Frankreich bedarf.

Unser Autor ist nicht selten in seinem „Fortschritt" ein warmer Vertheidiger der kaiserlichen Regierung, wie es einem Mitarbeiter an der Revue contemporaine wohl ansteht, und da er, obschon unter den Demokraten, zu den Vertheidigern des Bonapartismus gehört, so sind wir versichert, daß er auf seine Schlußexpektorationen geringeren Werth legt, als auf die Vorschläge und Anregungen, welche er für das Gedeihen der inneren Entwickelung Frankreichs in Bereitschaft hält.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Hr. About einige der dringendsten Nothwendigkeiten dieser inneren Entwickelung ganz richtig erkennt. So sagt er S. 177, 178 in einem Satze, der zugleich auf seinen imperialistischen Standpunkt ein helles Licht wirft:

„Ein Publizist, der einen recht schönen Weg gemacht hat (denn er herrscht heute über 36 Millionen Menschen), hat folgende Worte geschrieben, die man mit goldenen Buchstaben in alle unsere öffentlichen Denkmäler eingraben sollte: „Man muß jene unheilvolle Tendenz vermeiden, welche den Staat antreibt, das selber auszuführen, was die Privaten ebenso gut und besser, als er, besorgen können." —

Napoleon's III. Verurtheilung der französischen Centralisation ist gewiß von der höchsten Bedeutung und ein wahrer Trost Angesichts der Zukunft. Auch ist dieser Ausspruch, ob taktvoll oder nicht, an einer nicht unbedeutenden Stelle eingeschaltet, nämlich da, wo About die Kolonisation von Staatswegen und in specie das Verunglücken der Algierischen Staatskolonisation (mit Elsässer Bauern) drastisch genug schildert. Man könnte fast behaupten: das ganze Werk des Hrn. About sei dem Kapitel von der Decentralisation gewidmet; immer wieder kommt er in den verschiedensten Wendungen, bei den verschiedensten Veranlassungen darauf zurück, und dieser Eifer ehrt ihn ohne Frage. Wenn das Buch nur deshalb geschrieben wäre, um, im Einverständniß mit dem denkenden Oberhaupte des Verwaltungsorganismus, die Selbstthätigkeit der Privaten anzuspornen, so wäre das Buch, trotz der Schlußphraseologie, ein segensreiches Buch. Zwar wäre es in jedem Falle nur die breitere Ausführung der Kerngedanken, die Odilon Barrot in seinem köstlichen Büchlein „De la centralisation et de ses effets" 1861 niedergelegt hat. Aber dem Herrn Leonce de Lavergne ist sein Verdienst unverkürzt gelassen.

Wie dem auch sei, es wimmelt bei About von Betonungen der privaten Selbstthätigkeit. In dem Kapitel „Die Städte und das flache Land" weiß er die Hülflosigkeit des französischen Bauern, an dem die moderne Volkswirthschaft spurlos vorübergegangen scheint, meisterhaft anschaulich zu machen. Die Rechnung dieses Bauern ist die Rechnung des Tagelöhners, der von der Hand in den Mund verdient und sich den Teufel um Eisenbahnen, Dampfschiffe und Associationen kümmert. Allein gerade in der Genossenschaft erblickt About mit Recht einen gewaltigen Hebel des materiellen Fortschritts. Er zeigt uns die Vortheile der Association zuweilen in einer etwas burlesken Manier, z. B. wenn er auf Heller und Pfennig nachweist, um wie viel billiger und angenehmer die Commis voyageurs leben könnten, wenn sie sich zusammenthäten und Klubhäuser in Paris und in den Provinzial-Hauptstädten bauen, eine gemeinsame Küche und einen gemeinsamen Weinkeller halten wollten, oder wenn er anräth, alle Leihbibliothekare Frank-

reichs möchten einen Buchaustausch-Kartell schließen, damit man (vielleicht wieder der so zärtlich geliebte Commis voyageur?) in Paris ein Buch leihen und in Orleans oder Bordeaux ein anderes dafür eintauschen könne, also durch ganz Frankreich von Leihbibliothek zu Leihbibliothek-Station führe! Es ist auch buchstäblich wahr, daß das Freiwilligkeitssystem an den Omnibus auffallende Wirkungen erzielt und daß, wenn „der Staat einen Gensdarmen oder Profoßen als Kondukteur" anstellen wollte, bei Weitem geringere Wirkungen die Folgen wären, ja sogar Alles „sich auf die Fiacres stürzen würde." Das klingt nun freilich sehr kindlich-einfach, aber es sind demonstrationes ad hominem, welche das Buch wie ein rother Faden durchziehen und auf die kindliche Anschauungsweise des Landmanns und Kleinbürgers nicht schlecht berechnet sind.

Man lese das Kapitel „Die Unwerthe des Bodens" (les nonvaleurs de la terre) und man wird an dem farbensatten Bilde der Urbarmachung des Landes (im Gironde-Departement südwestlich von Bordeaux die Küste entlang) den klaren Beweis finden, daß Herr About in der That ernsthafte Dinge ernsthaft zu behandeln versteht und Sinn und Geschick hat für die großen Umwandlungen der Erdoberfläche, welche die rege Selbstthätigkeit des Privatfleißes und der Genius des Einzelnen in unserem Jahrhundert, oft bis ans Wunder streifend, verkörpert hat. Jene 300,000 Hektaren Landes, trocken im Sommer, im Winter überschwemmt, unangebaut und ungesund zu jeder Jahreszeit, waren bis vor wenigen Jahren in Bausch und Bogen etwa 900,000 Franken werth, so viel als auf dem Montmartre bei Paris gerade Eine Hektare kostet! Ein schlichter Ingenieur, Namens Chambrelent, hat diesem hoffnungslosen Boden ruhmreiche Früchte abgewonnen, er hat in der wilden Einöde die Ansiedelung Saint-Alban begründet, Fichten und Eichen heben ihre Wipfel in die Lüfte, wo sonst auf Meilen kein Baum und kein Strauch zu sehen war; selbst der Weinstock gedeiht jetzt an der sonst so unwirthlichen Küste, und Herr About träumt schon, daß der Medoc bald bis an den Fuß der Pyrenäen reichen werde.

Die materiellen Fortschritte unseres Jahrhunderts, die ein Chambrelent bei Bordeaux, ein spekulativer Rheder Kaspar Malo bei Dünkirchen (wo der kulturerstickende Dünensand in Kleeboden umgeschaffen wurde) dem staunenden Auge der Zeitgenossen enthüllt hat, gewähren, was auch über die Einseitigkeit des materiellen Fortschritts geklagt wird, eine kräftige Ermunterung, sie feuern an, daß der Einzelne seine Kraft messe mit den Hindernissen der Natur und gegebener Verhältnisse, und es ist, bei genauer Erwägung, gar keine Sorge zu hegen, daß auch die innere, rein geistige Seite des Problems auf die Dauer vernachlässigt werde. Schon About hat hier die Aufgabe der Wissenschaft, die der Ehe, der Familie, die der Religion, wenigstens berührt; hoffen wir, daß andere Autoren des geistreichen Volkes ihm den Zusammenhang der seelischen mit den physisch-ökonomischen Problemen ebenso einleuchtend klar machen werden!

Trauttwein von Belle.

England.

Die Königin der „Sensations-Belletristik."

Erst zog der männliche Blondin, der seine Frau auf einem 200 Fuß hoch gezogenen Seile im Crystall-Palaste hin und her zu hucken pflegte, ungeheure Massen Zuschauer an, hernach aber noch mehr der „weibliche Blondin." Was Wunder, daß ein Sensations-Belletristik-Blondin weiblichen Geschlechts ebenfalls von bewundernden und staunenden, fiebererregten Massen umdrängt wird, Alle gespannt und gespannter und athemlos gaffend und staunend, was nun endlich aus allen diesen halsbrechenden Kunststücken und Verwickelungen werde und wer und wie Viele den Hals brechen.

Der Geschmack für solche Kunststücke ist in beiden Fällen getadelt worden. Freilich de gustibus non est disputandum. Guter Geschmack und fashionableste Mode in einer Zeit ist unerträglich in einer anderen. Welch weibliches Wesen hätte es vor Eugenia's Mutterschaft gewagt, sich mit Stahlreifen aufzuschwellen? Und wie Wenige haben den Muth behalten, ohne diese hohle Geschwulst zu erscheinen bis in diese Tage, wo wenigstens einige königliche und sonst souveräne Damen diese entsetzliche Aufplusterung von sich und ihrer Umgebung verbannt haben. Die kannibalischen Gladiatorenkämpfe des Alterthums, die blutigen Turnier-Heldenthaten des Mittelalters, grausame Stiergefechte, zartes weibliches Stricken und Stricken an Fenstern und auf Balkonen, von wo man 20—30 Köpfe abguillotiniren sah — das Alles war seiner Zeit fashionable und wird's wieder, sobald Schauspiele ähnlicher Art aufgeführt werden, wenn auch vielleicht in anderer, modernerer Form. Wenigstens scheint mir der heißhungrige Geschmack des fashionablen Englands, besonders des weiblichen, wie eine subtile Mischung von dergleichen Grausamkeiten, wie eine Geschmackseinrichtung der Art. Die „Sensations"-Belletristik verdankt ihre höchste Popularität einem Geschmacke für das Grausame und Verbrecherische, für die Folterung Anderer und der schönen Leserinnen selbst. Miß Braddon, Verfasserin von „Lady Audleys Secret," der kindlich-jungfräulich-unschuldigen Mörderin und halben Irrenhäuslerin, ist seitdem Königin der Sensations-Belletristik geworden und Collins, als zu schwach mit seinem sehr starken Sensations-Tabak, durchgefallen bei Besetzung dieses Thrones.

Worin ihr Vorzug, ihre Zauberkraft eigentlich liegt, mögen die Götter wissen. Ich gehöre wenigstens in dieser Beziehung zu den Philistern, die auch nicht herauskriegen konnten, aus welcher Quelle die Riesenkraft Simsons floß. Vielleicht steckte sie auch in Haaren, in den Haaren, bei welchen sie uns und ihre Verbrecher in sozialem Schmutze, an jeden Galgen oder lieber am Galgen und schwachen Detectives hinweg in Sicherheit und Mysterien schleppt? Mag sein! Sicher aber ist die ungeheure Zauberkraft, welche diese Königin mit ihren Sensations-Romanen ausübt, besonders über Damen. Ob sie Alle eine geistige Verwandtschaft mit den Tugenden ihrer Königin fühlen, mit dieser Virtuosität in verbrecherischen Intriguen, Mysterien, Kunststücken des Beschleunigens, Flüchtens und Versteckens?

Allerdings mag sie sehr viel von ihrem Ruhme und Erfolge der bis zur Erschöpfung getriebenen genialen Kunst des „Pusfens," des Reklamemachens verdanken; aber das erklärt durchaus nicht ihre königliche Herrschaft und Zauberkraft. Auch Sprache, Stil, Schilderungs-, Charakteristirungs-, dramatisches Schwung-Talent geben keinen Anhalt. Sie ist sogar mittelmäßig oder nachlässig in diesen Tugenden, denen andere Schöngeister ihren Werth und Ruhm verdanken. Sie sucht gewissermaßen im Gegentheile solcher dichterischen Eigenschaften ihre Force. Von Charakteristik und konsequenter Durchführung derselben ist nichts zu sehen. Im Gegentheil läßt sie ihre Helden sogar gern aus der Rolle in eine entgegengesetzte fallen. Sie giebt den Faust und Mephistopheles in Einer Person. So darf man auch nicht an Wahrscheinlichkeit in der Naturwahrheit denken. Es muß immer ganz wunderbar kon-

men, ganz so, daß man's vorher für unmöglich gehalten hätte. Die Quintessenz oder Substanz ihrer Force ist aber das Verbrechen. Sie wirft ihre Geschöpfe und deren Handlungen, Leiden und Intriguen meist in die Regionen des „sozialen Böhmens," der Lüderlichkeit, und unter Menschen, wo die Detectives ihre sehnlich verlangten Leute für das Criminalgericht suchen. Wir athmen fast immer in der unheilvollen Atmosphäre von Falschmünzern und Mördern oder suchen mit schlauen Detectives nach solchen Helden, die verurtheilt und sicher eingekerkert waren, aber wie durch Zauberei entkommen sind. Kommen wir ja in bessere Gesellschaft, so finden wir göttliche Schönheiten von Töchtern, aber voll von Racheplänen („avenging daughters" sind seit Collins' Magdalen in „No Name" ein förmlicher, sehr gesuchter Roman-Modeartikel geworden), wüthende, intriguirende Liebhaber und unentwirrbare Netzwerke von Verwickelungen, durch welche wir athemlos hindurchgetrieben werden, aus denen wir in Fieberangst herauszukommen suchen, so daß wir im Galopp lesen und verzweifelt hoffen, endlich aus dem Gewirr heraus zu einer Entwickelung und Auflösung zu kommen und am Ziele halb ohnmächtig zusammenzubrechen. Prächtig! Aber welche Menschenquälerei! Gegen Thiere dürfte man sich wegen der Vereine gegen deren Quälerei so etwas nicht ungestraft erlauben.

Freilich, wenn's die Herrschaften nun einmal so haben wollen und gar nicht genug davon kriegen können, warum sollte man das Angebot für so brennende Nachfrage verbieten, Angebote, für welche mehr als fürstliche Civillisten bezahlt werden?

Und so müssen wir uns wohl auch den neuesten Roman der Sensations-Königin gefallen lassen: „Henry Dunbar." By the Author of „Lady Audleys Secret. (3 vols. London, Roxwell and Co.) Henry Dunbar mit seiner melodramatischen Kunst, seinen kriminal-polizeilichen Kunst-Dialogen, seinen liebenswürdigen Ungeheuern unerbittlicher Rächerinnen, seinen blauen, braunen und besonders grauen Mode-Augen, den koketten rothen Häckchen an Schlafschuhen und sonstigen Negligée-Prisen. Die Puchenin ist freilich nur eine Art Collins'scher „Magdalen" und jüngere Schwester von „Eleanor's Victory;" aber sonstige Ungeheuerlichkeiten, lächerliche Unwahrscheinlichkeiten, ja faktische und logische oder physische Unmöglichkeiten häufen sich allerliebst und thürmen sich zu solchen unermeßlichen Chimborassos ohne Zweck auf, daß wir auch mit Staunen und in Fieber durch die drei Bände hindurch Spießruthen laufen mußten, obgleich wir das Buch jeder Zeit hätten wegwerfen können. Daß wir's nicht thaten, ist unsere Schwäche und die Zauberkraft der Sensations-Königin, die deshalb Königin ist, weil auch andere Kriminal-Schöngeister beinahe so schön das Verbrechen verherrlichen, aber nicht so meisterhaft, indeß doch alle gierig gelesen werden. „Die Apotheose des Verbrechens" ist ziemlich überall beliebtestes Unterhaltungsfutter, vielleicht weil, nach Bettina, der Verbrecher des Staates eigenstes Verbrechen ist und die Opfer des Staates eigentlich unschuldig sind. Wer weiß?

Afrika.

Speke's Reisewerk in deutscher Uebersetzung.*)

Die Nilquellen und das Negerland.

Wir haben in diesen Blättern bereits zu seiner Zeit von den Entdeckungen in Betreff der Ursprünge des Nilstrom's berichtet, welche der englische Afrika-Reisende, Kapitän Speke, auf seiner letzten Forschungsreise gemacht; jetzt liegt uns das Reise-Tagebuch, das er nach seiner Rückkehr in England veröffentlicht hat, in deutscher Uebersetzung vor, und wir ergreifen die Gelegenheit, unseren Lesern daraus einiges Interessante mitzutheilen.

Die Erwartungen, welche die ersten Nachrichten vom Gelingen dieser Expedition erweckt hatten, sind allerdings durch die später bekannt gewordenen Resultate derselben nicht ganz befriedigt worden; das Haupträthsel, die Entdeckung der eigentlichen Nilquellen, ist noch immer nicht gelöst; aber es würde ungerecht sein, wenn man in Abrede stellen wollte, daß diese wichtige Frage ihrer Lösung einen bedeutenden Schritt näher gerückt sei. Dabei darf man nie die ungeheuren Schwierigkeiten vergessen, welche die muthigen Reisenden zu überwinden hatten, trotzdem diese Expedition mit den bedeutendsten Hülfsmitteln unternommen war.

Kapitän Speke's dritte Expedition nach Afrika hatte, wie er selbst ausdrücklich sagt, den Zweck, die Wahrheit seiner Behauptung nachzuweisen, daß der Victoria N'yanza, den er am 30. Juli 1858 entdeckt hatte, sich vermuthlich als die Quelle (?) des Nils herausstellen werde. Gleich bei seiner Rückkehr nach London betrieb er das neue Unternehmen, für welches Sir R. J. Murchison, welchem Speke seine Karten vorlegte, sich alsbald lebhaft interessirte. Auf seinen Antrag ließ sich die Geographische Gesellschaft von London bereit finden, dasselbe zu unterstützen. Nachdem Speke vor derselben einen Vortrag über die Geographie in Afrika gehalten, fand eine Beamtensitzung der Geographischen Gesellschaft statt, in welcher die von dem Reisenden vorgelegten Pläne zu der neuen Erforschungs-Expedition geprüft und begutachtet wurden.

Einige hielten es für den besten Plan, wenn Speke den Nil aufwärts ginge; doch diesem widersetzte er sich, weil Fahrten auf dieser Tour, obwohl häufig genug versucht, doch stets verunglückt seien. Wenn man ihm, sagte er, auf der Stelle 5000 Pfund Sterling auf einmal geben wolle, so werde er Ende des Jahres nach Zanzibar zurückgehen, wieder nach Kazé reisen und die nöthigen Untersuchungen des Victoria N'yanza vornehmen. Er machte sich dabei anheischig, noch drei Jahre in jenem Lande zu bleiben, die Wasserzuflüsse zu erforschen, die Wasserscheiden zu untersuchen, den See zu befahren und Sammlungen in allen Zweigen der Naturgeschichte zu machen. Die Geographische Gesellschaft meinte indeß, 5000 Pfund Sterling sei eine zu große Summe, um sie von der Regierung erwarten zu können. Speke erklärte sich hierauf mit der Hälfte zufrieden und sagte, daß er, was auch die Expedition kosten möge, für den Rest selbst stehen und unter allen Umständen das, was er angefangen, vollenden oder beim Versuch seinen Untergang finden wolle.

Die Ausführung des Unternehmens verzögerte sich indessen; denn Speke erhielt die Bewilligung der 2500 Pfund Sterling und

*) Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch von John Hanning Speke, Kapitän der englischen Armee in Indien. Aus dem Englischen übersetzt; mit zwei Karten, zwei Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

die Ernennung zum Anführer der Expedition erst nach Ablauf voller neun Monate. Er schrieb nun dem englischen Konsul in Zanzibar, Oberst Rigby, die erste Sendung seiner Gegenstände (Glasperlen und Messingdraht u. s. w. als Artikel für Geschenke) nach dem Innern, wo er sie dann später selbst in Empfang zu nehmen gedachte, abgehen zu lassen.

Das indische Departement der Regierung gab ihm ferner fünfzig Artillerie-Karabiner mit Gurten und Bajonnetdegen und 20,000 Kugeln Munition. Ebenso erhielt er die nöthigen Meßinstrumente, reiche Geschenke für die Häuptlinge, namentlich goldene Uhren für die angesehensten Araber, welche die letzte Expedition freundlich unterstützt hatten. Ein alter Freund und Jagdgenosse aus Indien, Kapitän Grant, schloß sich als Begleiter an und erhielt seine Ernennung durch Vermittelung von Oberst Sykes, damals Vorsitzenden eines Comité der Geographischen Gesellschaft.

Ziemlich zu derselben Zeit kam Herr Petherick, ein Elfenbeinhändler, in England an, der viele Jahre auf dem Nile zugebracht hatte, und erbot sich aus freien Stücken, Boote nach Gondokoro zu stellen und in der Zwischenzeit Leute den weißen Fluß aufwärts zu senden, Elfenbein zu sammeln und möglicherweise beim Abwärtskommen der Expedition behülflich zu sein — ein Versprechen, dem er freilich nicht nachkam.

Am 27. April schifften sich Speke und Grant an Bord der nach Indien gehenden Dampffregatte Forte in Portsmouth ein und kamen nach einer langwierigen Seereise, auf der sie Madeira und Rio de Janeiro berührten, am 4. Juli am Kap der guten Hoffnung an, wo sie der Gouverneur der Kolonie, Sir George Grey sehr freundlich und liebevoll aufnahm. Er war selbst ein alter Reisender, der seine Sporen in Australien verdient hatte. Auf seinen Antrag bewilligte das Parlament des Kaplandes der Expedition die Summe von 300 Pfund Sterling zu dem Zwecke, Bagage-Maulthiere zu kaufen. Ebenso veranlaßte er den General-Lieutenant Wyngard, zehn Freiwillige von dem berittenen Kap-Jäger-Corps zur Reisebegleitung zu kommandiren. So um zwölf Maulthiere und zehn Hottentotten reicher, segelte die Expedition auf der Schrauben-Dampfkorvette Brisk am 16. Juli nach Zanzibar ab, wo man nach einigen Verzögerungen am 17. August ankam.

Konsul Rigby hatte daselbst bereits Alles zur Aufnahme seiner Gäste vorbereitet. Die Stadt, die Speke bei unruhigen Verhältnissen verlassen, fand er in voller Ruhe; die Hauptneuigkeiten des Ortes waren, daß zu den früher hier errichteten Konsulaten — dem englischen, französischen und amerikanischen — noch ein viertes für Hamburg — gekommen, daß der deutsche Reisende, Dr. Roscher, im Innern des Landes ermordet worden und daß Oberstlieutenant von der Decken eine neue Expedition vorbereitete, um Roscher's Projekt auszuführen. Ebenso hatte Oberst Rigby vor dreizehn Tagen sechsundfünfzig Lasten Zeuge und Glasperlen unter gehöriger Obhut nach Kazé abgehen lassen.

Das Erste, was die Reisenden thaten, war, daß sie dem Sultan von Zanzibar, Said Madjid, ihre Aufwartung machten. Er empfing sie sehr leutselig und versprach, sie mit allen in seiner Macht stehenden Mitteln zu unterstützen.

Nachdem die Hottentotten, die Maulesel und das Gepäck gelandet waren, begann das Werk der Vorbereitung alles Ernstes. Es bestand in Prüfung der Sextanten, Bestimmung des Ganges der Uhren, Untersuchung der Kompasse und Siedethermometer, Anfertigung von Zelten und Packsatteln, Bestellung von Vorräthen von Glasperlen, Zeugen und Messingdraht, und Wahl von Dienern und Trägern.

Der früher schon in Speke's Diensten gewesene Cafila Baschi oder Karawanen-Hauptmann, wurde wiederum zu dieser Stellung ernannt. Das Faktotum der Expedition war gleichfalls ein alter Bekannter, Bombay, der, wie drei alte Matrosen, die er engagirte, Hindustani verstand. Diese Leute mit Einschluß der Hottentotten bildeten den Kern. Nun wurde Befehl gegeben, so viele Wanguana, d. h. freigelassene Negersklaven, als nur möglich zu engagiren. Dieselben sollten als Lastträger und zu andern erforderlichen Dienstleistungen verwandt werden und die Expedition bis Aegypten begleiten, von wo ihnen die kostenfreie Zurücksendung nach Zanzibar zugesichert wurde.

Im Anhange ist der mit diesen Eingebornen in Zanzibar geschlossene Vertrag sammt einer Liste ihrer Namen, der Höhe ihrer Besoldung und anderer wichtiger Anzaben mitgetheilt. Mit den Hottentotten, die alle gut holländische und englische Namen haben (z. B. Mitholder, Vandermerve, Jansen, Peters, Middleton) werden ihrer 86 aufgeführt. Von diesen desertirten indeß später an verschiedenen Orten allein 40, eine Anzahl, namentlich die Hottentotten, wurden vom Innern aus zurückgeschickt, starben oder blieben als krank zurück. Nur 12 von ihnen bewährten sich die ganze Reise über und wurden in Aegypten dem Abkommen gemäß ausgezahlt. Um die großen Abgänge an Leuten zu ergänzen, engagirte man im Innern hier und da noch 22 Personen, von denen 5 bis nach Aegypten aushielten, so daß die Zahl der Eingebornen, welche bis ans Ende treu blieben, 18 betrug.

Speke hat diese 18 Getreuen in Alexandrien auf einem Bilde photographiren lassen, welches im Holzschnitt beigegeben ist.

Ein sonderbarer Anblick, diese theils kauernden, theils sitzenden, theils stehenden halbnackten, theils mit Büchsen, theils mit sehr primitiven Lanzen versehenen schwarzen Gestalten zu schauen, in denen so ziemlich alle Typen der Negerrace vertreten sind. Auch das Bildchen, welches die vier zur Expedition gehörigen Negermädchen und Frauen nach einer Photographie darstellt, ist nicht ohne malerischen Reiz.

In einem zweiten Anhange finden wir ein Verzeichniß der Waaren nebst spezifizirtem Werth, welche zuerst von Zanzibar nach Kazé vorausgeschickt wurden, und dann des Besitzthums, welches die Expedition selbst mitnahm. Die erste Sendung bestand aus 56 Trägerlasten. An Tragelohn und Lohn an die zwei Negerführer wurden allein 611 Dollar vorausbezahlt, wobei der Werth der Waaren selbst noch keine 1000 Dollar ausmachte. Die zweite Waarenladung betrug 100 Menschenlasten, und wurde von 100 Pagazi oder Wanyameczi-Trägern, welche 925 Dollar im voraus bekamen, unter Speke's eigener Führung fortgeschafft. Diese Ladungen bestanden zum größten Theil aus verschiedenen Zeugen und Geweben, wie sie in Innerafrika gebräuchlich sind, Westen, Mützen, verschiedene Glasperlenarten, namentlich Kupfer- und Messingdraht, der dort ziemlich die Stelle des Geldes vertritt.

Aus dem Angeführten kann man sich schon einen Begriff von der Schwierigkeit der Expedition und der Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen machen. Kein Wunder, wenn diese Lastschlepperei den Trägern zu schwer und langweilig wurde, und wenn sie bei passender Gelegenheit entliefen. Andererseits sorgte freilich die Raubgier und die Unverschämtheit der Negerhäuptlinge und Könige dafür, daß sich diese Lasten sehr bald minderten und die Karawane sehr erleichtert weiter zog. Sie verstanden es so trefflich, Durchgangszölle zu erheben und Paßschwierigkeiten zu machen, so gründlich, daß alles andere Derartige dagegen in Schatten tritt.

Das erste Land, wohin die große, aus 215 Mann, 12 Maulthieren, 3 Eseln und 22 Ziegen bestehende Karawane kam, hieß Uzarame.

Hier kniffen indeß, trotz ihres Fahneneides, gleich am ersten Tage zehn Männer aus, weil sie fürchteten, der weiße Mann, den sie für einen Kannibalen hielten, könne sie im Innern verspeisen.

Von nun ab geht es in die wüste Wildniß, in das unbekannte barbarische und kannibalische Mohrenland hinein. Wir sind hier nicht mehr im Stande, das Einzelne zu verfolgen.

In der Einleitung hat Kapitän Speke ein Gesammtbild des äquatorialen Afrika, so weit er es aus Augenschein kennen gelernt, zu entwerfen gesucht. Im Ganzen ist der Eindruck kein besonders erfreulicher. Wir haben hier die Menschheit auf ihrer tiefsten Naturstufe oder in ihrer tiefsten Entartung vor uns. Dabei wird indeß die Bildungsfähigkeit der Neger nicht in Abrede gestellt. „Zu sagen, ein Neger sei unfähig unterrichtet zu werden, ist eine einfache Albernheit, denn die wenigen Knaben, welche in unsern Schulen unterrichtet worden sind, haben sich sogar noch schneller an Auffassung beim Lernen gezeigt, als unsere eigenen. Dabei ist, bei ihnen untereinander, die Größe ihrer Verschlagenheit und ihrer Schlagfertigkeit in scharfen Antworten geradezu wunderbar; beides zeigt sich besonders darin, daß sie es vorziehen, mit großem Geschick in sehr passender Weise zu lügen, und zwar mit einer so naiven Art, daß sie äußerst amüsant sind."

Merkwürdig sind die Mittheilungen über das mittelafrikanische Klima, die nun folgen. Wir erfahren daraus, daß es unter dem Aequator keineswegs so heiß ist, als man geneigt sein dürfte anzunehmen. Die große, durch die senkrecht fallenden Sonnenstrahlen erzeugte Hitze wird nämlich auf der Ostküste in der Nähe von Zanzibar durch die Regengüsse, die dem Laufe der Sonne nach Norden und Süden folgen, gemäßigt. Diese Regen währen nicht länger als vierzig Tage an jedem Orte, den die Sonne passirt; dabei wehen die Winde von Südwest und Nordost nach den durch die senkrechte Stellung der Sonne erhitzten Gegenden. Im Centrum des Kontinents bis mit 5° vom Aequator findet man dagegen die Regen viel andauernder; so fällt z. B. in 5° südlicher Breite während der ganzen sechs Monate, in denen die Sonne im Süden steht, beständig Regen, und Speke hörte, daß dasselbe auch in 5° nördlicher Breite stattfindet. Am Aequator dagegen, oder vielmehr etwas nördlich davon, regnet es mehr oder weniger das ganze Jahr durch, am meisten indeß zur Zeit der Aequinoctien. In der trockneren Jahreszeit wehen die Winde, die ziemlich unbeständig sind, so kalt, daß die Sonnenwärme zu ertragen ist. In Folge hiervon und wegen der Höhe des Plateaus von 3000 Fuß ist die Temperatur der Atmosphäre im Ganzen sehr angenehm. Speke legte seine ganze Reise in dicker wollener Kleidung und zu Fuße zurück, und schlief jede Nacht in Decken.

Um nun auf die Eingeborenen zurückzukommen, so unterscheidet der Reisende den echten, plattnasigen, backentaschigen (?) Neger und die sogenannten Wahuma, ein, wie es scheint, aus Abyssinien gekommenes Eroberervolk, das meist die Züge einer höheren Race besaß und sie noch jetzt nicht, trotz ihrer langjährigen Vermischung mit den eigentlichen Negern, verloren hat.

„Die Neger sind über diese ganzen Breiten gut vertheilt, finden sich aber nirgend in dichten Gemeinden. Ihr Regierungssystem ist meistens von patriarchalischem Charakter. Einige sind Hirtenvölker, die meisten aber Ackerbauer. Häuptlinge herrschen in den Dörfern und kleinen Gemeinden, welche Schiedsrichter in allen häuslichen und politischen Fragen sind. Sie haben sowohl Distrikts- als Dorfhäuptlinge, aber keine Könige, wie die Wahuma. Ein solcher Distriktshäuptling herrscht absolut, jedoch in bedeutendem Maße von seinen „Graubärten" geleitet, die sich beständig an seinem Wohnorte befinden und sich mit ihm über die Staatsangelegenheiten besprechen. Die Graubärte senden die Befehle der Häuptlinge unter den Dorfhäuptlingen herum, welche gestraft werden, sobald sie keine Folge leisten. Deshalb wird allen Befehlen ziemlich gut gehorcht.

Nur Ein Umstand droht das Land zu verderben, und dies ist der Krieg. Zunächst wird er durch die Polygamie verursacht, welche eine Familie von Halbbrüdern hervorbringt, von denen jeder strebt, seinem Vater in der Herrschaft zu folgen, und daher mit jedem Anderen kämpft, wobei sein Hauptziel ist, Sklaven und Rinder zu erbeuten. Dann erhält sie die Sklaverei fortwährend im Kampfe und verringert ihre Zahl. . . . .

Nimmt man die Neger alle zusammen, so findet man keine sehr ausgesprochenen oder großen Verschiedenheiten unter ihnen. Es ist wohl wahr, jeder Stamm hat seine Eigenthümlichkeiten. Der eine beschneidet z. B. seine Zähne oder tättowirt sich das Gesicht in einer von der der übrigen verschiedenen Art und Weise. Aber bei der fortwährenden Kreuzung mit Sklaven geht viel von diesem Einflusse verloren; auch verlieren sie ihre Stammes-Eigenthümlichkeiten selbst in Folge der vorherrschenden Wanderungen aus den Augen, die durch Krieg oder Theilung der Regierung eintreten. Wie es mit den Abzeichen der Stämme sich verhält, so steht es auch mit den Waffen; die am meisten im Gebrauch befindlichen sind der Speer, Assagé, Schild, Bogen und Pfeil. Es ist richtig, die einen ziehen diese, die anderen jene vor; in keiner Weise sehen wir aber den Muth der Stämme durch den Gebrauch irgend einer besonderen Waffe bestimmt werden, denn die Tapfersten brauchen den Pfeil, welcher die gefürchtetste Waffe ist, während die Schwächsten sich auf den Speer beschränken. Handelsrouten sind für einen Reisenden die schlechtesten Wege — Straßen existiren in den hier berührten Gegenden nicht — weil nicht bloß die Gastfreundschaft des Volkes durch die häufige Berührung mit Reisenden abgekühlt, sondern auch ihr natürliches Ehrgefühl und ihre Lauterkeit durch den Umgang mit halbcivilisirten Handelsleuten verderbt, ihre Habgier vergrößert ist, und weil der Anblick von Feuerwaffen aufhört, sie zu erschrecken.

Von beträchtlichem Einfluß ist die Gewalt, welche der Magier (Myanga) besitzt; er lenkt den Sinn der Könige. Sie sind in der That ein Fluch für die Reisenden; denn wenn es ihren Neigungen entspricht, sie außerhalb des Landes zu halten, so brauchen sie nur alle Arten von Unglück vorherzusagen — wie Trockniß, Hungersnoth oder Krieg — als Folge davon, daß jene ihre Augen auf das Land werfen, und Häuptlinge, Volk, Alle miteinander werden ihnen glauben; denn wie man leicht denken kann, richten bei unaufgeklärten Leuten übernatürliche, imaginäre Prophezeihungen mehr aus, als sachliche Gründe. Das Instrument, mit dem sie wahrsagen, so einfach es erscheinen mag, ist das Horn einer Kuh oder Antilope (Uganga), welches sie mit magischem Pulver füllen, das gleichfalls Uganga heißt. Vor einem Dorfe in den Boden gesteckt, glaubt man, daß es hinreichend Kraft besitze, vor dem Angriffe eines Feindes zu schützen.

Einfach dadurch, daß der Magier es in der Hand hält, giebt er vor, Alles, was verloren gegangen oder gestohlen worden ist, entdecken zu können, und es sind Beispiele bekannt geworden, wo es vier Mann mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortriß bis zu einem Diebe, den es dann bearbeitete und völlig seiner Sinne beraubte. Der Glaube an die Macht des Zaubers hat sich so fest in den Geist der Eingeborenen eingeprägt, daß sie den Magier für Stöcke, Steine oder Schlamm bezahlen, die er für sie zube-

reitet hat. Sie glauben, daß gewisse Blumen, in der Hand gehalten, sie nach irgend etwas Verlorenem hinführen werden, wie die Stimme gewisser Thiere, Vögel oder Säugethiere, ihnen Glück bringe oder sie vor Gefahr warne. Mit dem äußersten Wohlbehagen bauen sie eine zwergige Hütte auf dem Felde und legen etwas Korn darauf, um den bösen Geist geneigt zu machen, und gestatten ihm, die Früchte ihrer Arbeit zu ärndten, und auch dies nennen sie ihr Uganga oder Kirche.

Sie haben aber auch noch viele andere und schreckliche Gebräuche. In unruhigen Zeiten z. B. schlachtet der Magier, wenn er durch die Betrachtung des Blutes und der Knochen eines zu diesem Zwecke geschlachteten Huhnes die Gewißheit erhält, daß ein Krieg beabsichtigt wird, ein kleines Kind und läßt dann, nachdem er es der Länge nach auf einen Weg gelegt hat, die Krieger auf ihrem Wege zum Kampfe darüber schreiten, um durch dieses Opfer ihnen den Sieg zu sichern. Ein anderer dieser außerordentlich barbarischen Gebräuche findet dann statt, wenn ein Häuptling seinen Nachbar mit Krieg zu überziehen wünscht und den Magier herbeiruft, um eine günstige Zeit zum Losschlagen zu entdecken. Der Doktor stellt ein großes irdenes Gefäß halbvoll Wasser über ein Feuer, legt über dessen Oeffnung einen Rost von Stöcken und auf diesen dicht neben einander ein kleines Kind und ein Huhn, bedeckt dann beide mit einem gleich großen irdenen Gefäß wie das erste, nur umgekehrt, um den Dampf darin zu halten, und brennt das Feuer an. Hat es eine Zeit lang gekocht, dann sieht er nach, ob seine Opfer noch am Leben sind oder todt. Sind sie bereits todt, dann muß der Krieg verschoben werden, leben sie aber noch, muß er sofort beginnen.

Zu diesen Extremen nimmt man aber nicht oft seine Zuflucht, denn die Eingeborenen sind gewöhnlich mit einfachen Mitteln zufrieden, wie mit dem Schlachten einer Ziege statt eines Kindes, um darüber wegzuschreiten. Um irgend ein ihren Wohnungen sich nahendes Unheil abzuwenden, wird schon ein zertretener Frosch, oder irgend eine andere solche Abgeschmacktheit in den Weg gelegt als ein specifisches Mittel betrachtet.

Wie der Neger so viel Jahrhunderte lang, ohne fortzuschreiten, hat leben können, scheint wunderbar, da alle Afrika umgebenden Länder im Vergleiche so vorgeschritten sind, und nach dem vorwärts strebenden Zustand der Welt zu urtheilen, wird man zu der Annahme geführt, daß der Neger entweder bald aus seiner Dunkelheit heraustreten oder durch eine ihm überlegene Race ersetzt werden muß. Könnte man eine Regierung bilden, wie die englische in Indien, so würden sie gerettet; ohne eine solche aber, fürchte ich, ist wenig Aussicht vorhanden, denn augenblicklich kann sich der Afrikaner weder selbst helfen, noch von Andern helfen lassen, weil sein Land sich in einem beständigen Zustande von Unruhe befindet, und er zu viel naheliegende Sorge, nach seiner Nahrung zu sehen, hat, als daß er an irgend etwas Anderes denken könnte. Wie seine Väter von je handelten, so handelt er. Er nutzt seine Frau durch Arbeit aus, verkauft seine Kinder, macht Alle, an die er Hand legen kann, zu Sklaven, und begnügt sich, wenn er nicht um das Eigenthum Anderer kämpft, damit, zu trinken, zu singen, wie ein Pavian zu tanzen und die trüben Sorgen zu vertreiben. Nur Wenige machen baumwollenes Zeug oder arbeiten in Holz, Eisen, Kupfer und Salz; ihr Gesetz schreibt ihnen eben vor, so wenig als möglich zu thun und nicht mehr aufzuspeichern, als der Bedarf der nächsten Jahreszeit erfordert, damit nicht ihre Häuptlinge oder Nachbarn es begehren und es ihnen entreißen.

Ich muß hinzufügen, daß Sklaverei eine bedeutende Ursache der Faulheit ist; es werden durch dieselbe die Herren zu stolz, um zu arbeiten, damit man sie nicht etwa selbst für Sklaven halte. In Folge hiervon gehen die Frauen den häuslichen Arbeiten nach — Brauen, Kochen, Korn mahlen, Töpfe und Körbe machen, das Haus und die Kinder behüten — außerdem helfen sie den Sklaven beim Landbau oder zuweilen selbst beim Hüten der Heerden."

Den Lichtpunkt der ganzen Expedition bildet der Aufenthalt derselben an dem Hofe des freundlichen Königs Rumanika von Karagué. Welche Schicksale mußten die Reisenden erdulden, wie oft wurden sie von den frechen, unverschämten Häuptlingen, von welchen der Durchzug zu erkaufen war, geplündert, ja beraubt und einmal sogar von dem schon erreichten Punkte (der Hauptstadt Kazé) zurückgetrieben! Nun hörten Unterdrückungen und Erpressungen auf. In dem Könige Rumanika (aus der Wahuma-Race) lernen wir wirklich einen Mann von überlegener Geisteskraft und von Charakter kennen. In seinem Lande werden keine Steuern von Fremden erhoben, die Karawane wurde auf seinen Befehl regelmäßig von den Dorfbeamten mit dem Nöthigen versorgt, der König selbst aber brannte vor Begierde, die weißen Männer zu sehen und zu bewirthen. Als dieselben anlangten, erzeigte er ihnen wirkliche Gastfreundschaft, und obwohl in den lächerlichsten Irrthümern und höchst kindischen Vorstellungen aufgewachsen, äußerte er doch das lebhafteste Interesse, sich zu belehren, von fremden Ländern, von den Künsten und Wissenschaften der weißen Menschen zu erfahren. Freilich stellte dieser intelligente Schwarze an unsere Reisenden nebenbei die kleine Bitte, seinen ihm unbequemen Bruder, der als Thronbewerber auftrat, wenn es sein könnte, durch eine kleine Zauberformel und dergleichen zu beseitigen. Tödten wollte er ihn dabei eigentlich nicht, da Brudermord allerdings hier zu Lande ein großes Verbrechen sei, er wolle ihm nur die Augen ausstechen und ihn dann laufen lassen.

Westindien.

Cuba und die Sklaven-Emanzipation. *)

Die unheilvolle Frage der Negersklaverei, die ein blühendes Land in den schrecklichsten Krieg gestürzt hat, den man seit Menschengedenken kennt, entwickelt sich in immer größeren Dimensionen und scheint ihrer Lösung entgegenzugehen. Von der Entscheidung in Nordamerika hängt die Entscheidung im ganzen amerikanischen Kontinente ab. Die vorliegende Schrift ist ein Beweis dafür, daß man es fühlt, daß den Sklavenbesitzern auf Cuba und sonst in den spanischen Kolonien, so zu sagen, das Feuer schon auf die Nägel brennt, daß man die Lösung der Frage bereits als nicht länger aufzuschiebende Nothwendigkeit betrachtet. Den Bewohnern von Cuba steht namentlich das Beispiel von S. Domingo als drohende Warnung vor Augen. „Seine stets blutigen Wunden (sagt der Verfasser) grüßen jeden Tag die Wunden unseres Cuba's und ihre Zahl führt uns stets neue Thaten einer zügellosen Rache vor Augen." Das Triumphgeschrei dieser Afrikaner wird unseren Sklaven leicht vernehmbar werden, sobald sie darauf Acht geben; ein einziger, scheinbar verirrter Funke dieses Brandes kann in unserem Vaterlande niederfallen, hier in dem leicht entzündbaren Centrum

*) Cuba y la emancipacion de sus esclavos, por D. Durama de Ochoa. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

einer ungerecht unterdrückten Race. Nur wenige von uns Cubanern haben sich bisher darüber Sorgen gemacht, denn die Versenkung in den Gelderwerb, der Genuß einer thatsächlich ungestörten Ruhe, das Vertrauen auf die Regierungstruppen haben uns ganz und gar blind gegen die Konsequenzen gemacht, welche das traurige Beispiel von S. Domingo unter uns haben kann. Die Revolution unserer Sklaven im Jahre 1844, welche, von freien Farbigen angezettelt und begünstigt, zum Glück noch entdeckt wurde, ehe noch ihre weitangelegten Pläne ihr Zerstörungswerk vollführten, erschien uns blos als eine traurige Episode einer Mandel Mißvergnügter; die Erschießung des Dichters Placido (Schwarzer) als Rädelsführers und die Bestrafung anderer Angeklagter, die unter der Peitsche starben, schien uns eine genügende Beschwichtigung."

Die Schrift ist also ein Nothschrei; die weiße Bevölkerung, die sich in bedeutender Minderheit befindet, sieht mit Schrecken der Zukunft entgegen, die ihr möglicher Weise selbst den Untergang bringen kann.

Wir finden über die Negersklaverei und die damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Zustände Cuba's alles Mögliche zusammengestellt; auch die Einführung von Chinesen und indischen Kuli's wird besprochen. Der Transport, namentlich der Ersteren, ist nicht viel menschlicher als jener der Negersklaven; der außerordentlich aufsässige Charakter der Chinesen macht ganz ungewöhnliche Maßregeln nöthig. Mehrere solcher Schiffe sind nämlich bereits durch Aufstände und Meuterei von den Chinesen genommen worden und, um solchen Vorfällen zuvorzukommen, greift man zu den strengsten Mitteln: Schildwachen unter dem Gewehr, mit Kartätschen geladene Kanonen u. s. w. — Diese Chinesen bilden also ein sehr gefährliches Element in der cubanischen Bevölkerung und können den Negern leicht die nöthige Intelligenz leihen, die diesen fehlt. Die indischen Kuli's werden dagegen als weit friedlicher und ungefährlicher gelobt.

Uebrigens werden die Chinesen völlig als Sklaven behandelt; auch sprechen die Landbesitzer in ihrer Weise nicht von Miethen und Vermiethen, sondern von comprar und vender (Kaufen und Verkaufen) dieser angeblich freien Arbeiter — ganz also dieselbe Weise, wie man mit unseren deutschen Landsleuten in Brasilien zu verfahren pflegt.

Der Verfasser empfiehlt bei Lösung der Sklavenfrage seiner Regierung namentlich die Maßnahmen, welche Holland in Surinam getroffen hat. Am Schlusse wendet er sich in einer sehr lebhaften Apostrophe an das christliche und katholische Spanien und beschwört es, diesem gegen alle Dogmen des Christenthums verstoßenden Institute ein Ende zu machen. Namentlich verweist er als auf ein glänzendes Beispiel auf die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland unter Alexander II.

Böhmen.

Böhmische Christussagen. *)

6. Wie die rothen Rosen entstanden.

Im Anfange gab es auf Erden nur weiße Rosen. Auch der Rosenstrauch, der in Bethlehem an der Krippe des göttlichen Kindes stand, trug während Alles mit Schnee bedeckt war, nur milchweiße Blüthen, die ringsum einen silbernen Schein ergossen. Schneeweiß blühte auch der Rosenbusch, der auf Golgatha nahe dem Kreuze des sterbenden Heilandes stand. Allein da rannen aus den heiligen Wunden des Erlösers die Blutstropfen herab, und alsbald waren die weißen Rosen hochroth gefärbt. Seitdem trug der Strauch alljährlich nur rothe Rosen die gar köstlich dufteten. Und so giebt es nun weiße und rothe Rosen, und zum Preise des Heilandes blühen beide wunderbar in der Christnacht eine Stunde lang, während alle anderen Pflanzen kahl und dürr unter dem Schnee schlafen.

7. Der Hagedorn.

Ehedem trug der Hagedorn keine Blüthen. Als aber einst die Juden seine Zweige abschnitten, um sie zur Dornenkrone für das heilige Haupt des Erlösers zu flechten, war er darob sehr betrübt und fing zu weinen an. Da erbarmte sich seiner der sterbende Sohn Gottes und verwandelte dessen Thränen in zarte Blüthen von schneeweißer Farbe. Von dieser Zeit an ist der Hagedorn alljährlich in der heiligen Leidenswoche mit weißen, schneeflockengleichen Blüthen geschmückt. Wer sie erblickt, möge andächtig des Leidens unseres lieben Herrn und Heilandes gedenken!

8. Christus und der Teufel.

Zu jener Zeit, als Christus noch allein auf Erden wanderte, begegnete er einst auf einer grünen Wiese dem Teufel, der ebenfalls allein den Erdkreis durchzog. Da begann der Teufel zu sprechen: „Meister, es ist doch nicht gut, allein zu wandern. Laß uns zusammengehen!" Ob dieser Worte war der Herr Jesus sehr erzürnt und rief: „Weiche von hinnen, du Erzfeind meiner Werke, denn mit dir will ich keine Gemeinschaft haben!" Darauf fing der Teufel zu bitten an: „So gieb mir wenigstens ein Thier aus deiner Schöpfung, das mich auf meiner Wanderung begleiten würde, und dir wähle auch eines, auf daß du nicht einsam wandelst!" „Das möge geschehen," sagte Jesus. „Nimm diese Geige und hebe zu spielen an. Jenes Thier, das, von deinen Klängen angelockt, aus diesem Haine hervorkommt, soll dir gehören und allzeit dir folgen!" Der Teufel erfaßte die Geige und spielte eine wilde, höllische Weise auf. Nach einer Weile rauschte es im Gebüsch, und eine große, schwarze Schlange kroch hervor. „Das ist dein Thier," sagte Jesus, „das soll dich begleiten. Nun aber will auch ich ein Thier mir wählen!" Und der Sohn Gottes nahm die Geige und spielte eine wunderliebliche Weise. Alsbald kam ein allerliebstes milchweißes Lamm aus dem Haine zum Vorschein. „Das ist mein Thier," sagte der Herr Jesus, und das Lamm hüpfte zu ihm heran. Darauf ging der Teufel zornig nach links, und die Schlange folgte ihm, Jesus aber schritt nach rechts, und ihn begleitete das weiße Lamm. Deshalb gehört noch heute die Schlange dem Teufel an, das Lamm aber ist dem Herrn Jesus geweiht. Auf des Teufels Geheiß lauert die böse Schlange dem Lamm auf und sucht es zu verderben. Doch Christus, der Herr, wird es beschützen in Ewigkeit.

9. Der Marienring und die Christuskrone.

Vor vielen hundert Jahren thronte in Prag eine Frau Königin, die war jung und wunderhold und badete an jedem schönen Sommertage im kühlen Moldaufluffe. Einmal jedoch erhob sich ein Sturm, die Wellen schäumten und tobten, und die arme Königin gerieth in große Gefahr. Schon begann sie in die Tiefe zu sinken, und nur ihr langes, goldenes Haar schwamm obenauf, als sich plötzlich der dunkle Himmel öffnete und die heiligste Jungfrau

*) Vergl. Nr. 31 des Magazins.

Maria, das holdselige Jesukindlein am Arme, unter großem Glanze herniederschwebte. Alsdann tauchte sie ihre schneeweiße Hand in die Wellen, erfaßte die sinkende Königin, trug sie an das grüne Ufer und kehrte wieder in den Himmel zurück. Allein bei jener rettenden That war der heiligsten Jungfrau der leuchtende Diamantring vom Finger herabgeglitten und dem Jesukindlein die goldene Sternenkrone vom Haupte gefallen: sie sanken auf den dunklen Stromgrund und kamen bis zur Stunde nicht wieder ans Sonnenlicht. Einmal aber werden zwei fromme Jünglinge sie beim Baden auffinden. Wer von den beiden den diamantnen Marienring findet, wird König von Böhmen werden; wer aber die goldene Christuskrone hinaufholt, den wird man in Rom zum Papste machen. Alsdann wird Böhmen das reichste und mächtigste Reich der Erde sein. Und wenn einmal König und Papst gestorben sind, dann gelangen beide in die himmlische Residenz.

10. Die stolze Schäferin.

Es war einmal eine junge Schäferin, die war sehr schön, aber auch sehr stolz. Sie besaß eine Heerde weißer Lämmer und hütete sie auf grünem Anger. Eines heißen Tages kam ein ehrwürdiger Greis zu ihr und sprach: „Du liebe, holde Tochter, reiche mir einen Trunk kühlen Wassers.“ Allein die Schäferin antwortete trotzig: „Ich habe kein Töpfchen und keinen Krug und kann dir kein Wasser reichen!“ Da blickte der Greis die Lügende gar wundersam an, und augenblicklich war sie und ihre Heerde in weiße Steine verwandelt. So steht die stolze Schäferin noch heute dort auf dem Grünanger, allen Menschen zur Warnung. Der Greis aber war der Herr Jesus, der jedes stolze Herz verabscheut.

11. Christus und die Himmelssoldaten.

Das, was ich Euch nun mittheilen will, hat mir einmal ein gutes Altmütterchen erzählt, das solches als junges Mädchen mit eigenen Augen gesehen hat, und Ihr dürfet es daher ruhig für wahr halten. In der heiligen Weihnacht, Schlag zwölf Uhr, sollen nämlich hoch in den Lüften die Himmelssoldaten sichtbar werden. Es sind zahllose, herrlich geschmückte Reiter, die unter den Klängen einer wunderschönen Musik einherziehen: Mann und Roß glänzen wie Feuer und bedecken die Wälder und Felder unten mit mächtigem Lichte. An ihrer Spitze reitet eine königliche Gestalt auf einem Pferde, das wie die Sonne leuchtet; sie selbst ist weiß wie der Schnee und hält eine große Fahne in der Hand. Mit der ersten Glockenstunde verschwindet der ganze wunderbare Zug in den fernen Gebirgen. Der königliche Reiter auf dem Sonnenpferde soll der Herr Christus sein, der mit seinen Himmelssoldaten den Einzug in die Welt hält, um wider die Feinde Gottes zu streiten.

Alfred Waldau.

Kleine literarische Revue.

— **Diesseits und jenseits des Oceans.** Gustav Struve, der bekannte badische Publizist, der nach zwölfjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nach Deutschland zurückgekehrt ist, giebt jetzt hier in zwanglosen Heften eine periodische Schrift „zur Vermittelung der Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland“ heraus.*) Jedes der bisher erschienenen Hefte beschäftigt sich in der ersten Hälfte mit amerikanischen und in der zweiten mit europäischen, speziell mit deutschen Zuständen. Der Verfasser ist in Amerika vollständig zum Republikaner geworden, und so weit er die Zustände in den Vereinigten Staaten, wo der republikanische Standpunkt legal und berechtigt ist, von diesem Standpunkte betrachtet, werden wir ihm mit Theilnahme und Aufmerksamkeit folgen. Er ist mit den Dingen dort viel besser vertraut, als die meisten anderen Deutschen, die darüber schreiben. Seine Artikel über Gründung von Staaten und Städten in Amerika, über Städte-Vergrößerung, über die Versorgung der Städte mit Wasser, über städtische Eisenbahnen, über das amerikanische Wehrsystem, über die Deutschen in Amerika und die Arbeiter-Verhältnisse, über die Sklavenfrage und die Verwendung der freigelassenen Sklaven werden auch in Deutschland gewiß mit Theilnahme sowohl, als mit Vortheil gelesen werden. Weniger möchte dies mit seinen Artikeln über Deutschland und das alte Europa der Fall sein. Die Leser dürften Herrn Struve auf diesem Gebiete leicht denselben Vorwurf machen, den er den meisten deutschen Federn macht, die über Amerika schreiben. Er ist auf diesem Gebiete ein Fremder, oder ihm doch fremd geworden, und versteht davon wenig mehr, als geborene Engländer oder Amerikaner, die darüber schreiben. Was und wie er hier von seinem Standpunkte aus sieht und urtheilt, mag subjektiv ganz wahr und achtungswürdig sein; objektiv ist es jedoch meistens oberflächlich, unzutreffend und darum von nur geringem Werth.

— **Ernst Scherenberg's „Stürme des Frühlings.“***) Die Freunde des Dichters werden mit Vergnügen diese neue Musengabe aus seiner Hand empfangen. „Altes Leid“ in Liedern schließt mit der Ermuthigung:

Laß muthig deines Schiffes Bug
Des Lebens Brandung theilen —
Die Wunden, die die Welt dir schlug,
Kann auch die Welt nur heilen.

und geht dann mit einigen „deutschen Liedern“ an das Vaterland zu „neuem Leben“ über. Die Dichtung „Verbannt,“ die bereits in besonderem Abdruck erschien und sich viele Theilnahme erwarb, ist dem vorliegenden Bändchen ebenfalls beigefügt. Es sind die Lieder eines politischen Flüchtlings über das Meer, die wehmüthigen Laute eines Heimatlosen, die letzten Worte eines in der öden Fremde Verscheidenden, deren edle poetische Haltung ihnen überall Freunde gewinnen wird. Auch zur Composition scheinen uns die Lieder sehr geeignet, deren erstes mit den Worten schließt:

Sei stark, mein Weib, und weine nicht!
Gieb, Knabe, mir die Hand:
Die Küste dort im Abendlicht —
Das war dein Vaterland!

— **Die Himmelstraße, eine altdeutsche Dichtung.** Im August-Hefte der „Nordischen Revue,“ von Wilhelm Wolfsohn,**) giebt der russische Oberbibliothekar, Dr. R. Minzloff, Nachricht über eine in der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg befindliche altdeutsche Pergament-Handschrift, angeblich aus dem Jahre 138[illegible] welche auf 86 Blättern in 4. ein religiös-philosophisches Gedicht „die Himmelstraße“ enthält, dessen Verfasser sich nicht genannt und das, ungeachtet seines poetischen, wie seines literargeschichtlichen Werthes, bisher gänzlich unbekannt geblieben zu sein scheint.

*) Diesseits und jenseits des Oceans. 1.—3. Heft. Coburg, F. Streit's Verlagsbuchhandlung, 1864.

*) Stürme des Frühlings. Neue Gedichte von Ernst Scherenberg. (Ein Bändchen von 132 S. in 32.) Berlin, Heinr. Schindler, 1864.

**) Leipzig, Veit u. Co., 1864.

Ueber die Tendenz des Gedichtes sprechen sich die ersten Verse desselben in folgender Weise aus:

Daz buch sol uns sin bekant
Ez ist die himmel straze genant
Unde leret und wiset den menschen eben
Den rechten weg zu dem ewigen leben
Und Got zu in daz himmelrich
Da freide ist ane ende ewiklich.

Auf Blatt 12 ist Nachstehendes von des Menschen freiem Willen gesagt:

Got hat dem menschen in disem leben
Eigen vrien willen geben
Daz er mag dun und lazen mit.
Anders hat der mensche auch nit
Uf erden keine eigenschaft
Von siner natürlichen craft.
Alle sine andern habe
Die nimmet man im wol abe:
Ere und gut und waz er hat
Sin gelieder und waz er geleisten mag.
Den eigen willen im nieman
Genemmen mag oder kan.
Er mag in keren und wenden
Wo er hin will zu allen enden.
Den willen hat Got uns menschen gelazen
In solicher meinunge und mazen.

Literarischer Sprechsaal.

Abgesehen von der in unserem heutigen Eingangs-Artikel besprochenen Preisschrift des Herrn A. Batbie, ist das Volkskredit-System von Schulze-Delitzsch auch von dem bekannten Publizisten E. Seinguerlet in Frankreich kommentirt und warm empfohlen worden. In einer Reihenfolge von Artikeln im Journal le Temps hat derselbe die wahren Freunde der Handwerker und der Arbeiter seines Vaterlandes aufgefordert, in ähnlicher Weise, wie Schulze-Delitzsch in Deutschland der Arbeit fruchtbringendes Kapital verschafft hat, auch in Frankreich vorzugehen. „Man möge nur immerhin, sagt er, klein anfangen, wie Schulze in Delitzsch und Eilenburg angefangen. Rien de grand n'a de grand commencement, heißt es bei de Maistre; von dieser Regel wird es in der Geschichte der Menschheit kaum Eine Ausnahme geben. Crescit occulto velut arbor aevo, ist und bleibt der Wahlspruch jeder großen Institution."

Die in Berlin vor einiger Zeit unter berathender Mitwirkung des Herrn Schulze-Delitzsch zusammengetretene Productiv-Assoziation der Shawl-Weber hat sich jetzt als „Verein selbständiger Stuhlarbeiter" konstituirt, und zwar unter der Handelsfirma ihres Geranten G. Petri (Grüner Weg Nr. 4), der den Verkauf der von der Genossenschaft fabrizirten Shawls, Tücher und anderen Wollenwaaren besorgt. Der Verein, der die Beachtung des Publikums in hohem Grade verdient, sagt in einem uns vorliegenden gedruckten Circulare:

„Wenn der ungeheuere, durch die Anwendung der Dampfkraft und des Maschinen-Betriebs erfolgte Aufschwung der Industrie von unberechenbarem Segen für den Volkswohlstand gewesen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß der handwerksmäßige Gewerbs-Betrieb dadurch nach und nach zu Grabe getragen wird und die betreffenden Gewerbetreibenden — soweit sie nicht Vermögen genug haben, sich der Mittel zu bedienen, welche die Konkurrenz und die Anforderung an ihre Produktionskraft nothwendig machen — gezwungen sind, nach und nach ihre bisherige Selbständigkeit aufzugeben und zum Fabrikarbeiten zurückzugreifen. Auch wir haben diese bittere Erfahrung machen müssen; weit entfernt aber, unser Heil in jenen verkehrten Bestrebungen zu suchen, womit viele unserer Leidensgenossen ein gänzliches Verkennen ihrer wahren Interessen bekundeten, gingen wir von der lebensvollen Ueberzeugung aus, daß wir Hülfe nirgend anders als in uns selbst zu suchen hätten, und eine dreijährige Erfahrung lehrt uns, daß wir uns hierin nicht getäuscht haben. Es ist uns während dieser Zeit durch Fleiß und Sparsamkeit, durch Auferlegen aller möglichen Entbehrungen gelungen, ein Kapital zu schaffen, welches uns, verbunden mit unserer solidarischen Verhaftung, innerhalb der gesetzlichen Bestimmungen, die Mittel in die Hand giebt, mit der Groß-Industrie in Konkurrenz zu treten."

Die neueste Nummer der Zeitschrift des statistischen Büreau in Berlin bringt aus der Feder des Geh. Regierungsraths (früheren Ministerialraths) Jacobi in Liegnitz einen für alle Freunde des Gewerbestandes höchst anziehenden Aufsatz über die auf dem Prinzipe des Genossenschafts-Wesens gegründete Wollengarn-Spinnerei, Tuchwalkerei und Appretur-Anstalt der Tuchmacher in Sagan. Ursprünglich bloß eine gemeinsame Walkerei, ist diese, nachdem das Sozietäts-Gebäude im Jahre 1841 abgebrannt war, zu einer vollständigen Fabrik für die vorgedachten drei Zwecke erweitert worden, und zwar mit einem ursprünglichen Kosten-Aufwande von 48,362 Thaler. Im Jahre 1842 waren es 47 Meister, die sich bei dem Unternehmen betheiligten und die solidarisch sowohl für die Beschaffung des Kapitals, als für die auf dem Gebäude lastende Hypothekenschuld verantwortlich waren. Gegenwärtig ist die Zahl der bei der Fabrik betheiligten Meister 85, von welchen 51 mit 316 Gesellen und 126 Lehrlingen auf etwa 500 Stühlen wöchentlich mindestens tausend Stück Tuch liefern. Das gemeinsame Vermögen der Fabrik beträgt nach der letzten Bilanz 200,817 Thaler, wovon 120,373 Thaler zum Dividenden-Fonds gehören und in den statutenmäßigen Fristen zur Vertheilung kommen sollen. Das Beispiel der Saganer Tuchmacher ist so aufmunternder Art, daß es auch anderwärts nachgeahmt zu werden verdient. Es ist aus diesem Beispiel ersichtlich, wie es der Handwerkerstand anzufangen hat, um mit den mächtigen Fabrik-Herren zu konkurriren. Die Macht der Genossenschaft ist es, die dem einzelnen, mittellosen, aber rechtlichen und darum kreditfähigen Arbeiter die Vortheile des Kapitalisten verschafft. Hilf dir selbst, ruft die Volkswirthschaft der tüchtigen Arbeitskraft zu, so wird dir der Himmel helfen

Von des englischen Kardinal Wiseman „Erinnerungen an die letzten vier Päpste und an Rom zu ihrer Zeit", welche Herr Professor Dr. Reusch im Auftrage des Verfassers ins Deutsche übertragen, ist soeben die dritte Auflage der deutschen Uebersetzung erschienen.*) Wir haben nach dem Erscheinen der ersten Auflage im Jahre 1858 sehr eingehend über dieses Buch berichtet, das einen Theil der Sammlung von ausgewählten Werken der katholischen Literatur Englands bildet. In demselben Verlage erschien M. Thomson's ebenfalls hauptsächlich für katholische Leser geschriebene Novelle „Die Hexe von Melton-Hill" in dritter und desselben Verfassers „Margaret Danvers, oder die Bagadere" in zweiter Auflage.

*) Köln, J. P. Bachem, 1864.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Ueber den Ursprung der Sprache von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr. (501)

Bei G. H. Schröder in Berlin ist soeben erschienen:

Anakreon's Lieder.

Im Versmaße der Urschrift übersetzt von

Karl Uschner.

16. (XII, 70 S.) geh. 10 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 15 Sgr.

Der durch seine trefflichen Uebersetzungen des Ovid und Homer vortheilhaft bekannte K. Uschner übergiebt hiermit den Freunden der Poesie und des Alterthums eine mit besonderer Vorliebe bearbeitete Uebertragung des Anakreon. Das elegant ausgestattete Büchelchen wird sicherlich denselben wohlverdienten Beifall finden, welcher den früheren meisterhaften Uebertragungen Uschner's so allseitig zu Theil geworden ist. (491)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedächtnissreden.

Brandis (Christian August), Gedächtnissrede auf Friedr. Wilh. Joseph v. Schelling. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften 1855. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

— — **Rede auf Wilhelm Grimm** und **Rede über das Alter**, gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. Velinpap. 8. geh. 20 Sgr.

Exemplare des ersten, November v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8. (ohne die Bilder) sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten.

Rudorff (E. A.), Gedächtnissrede auf Friedrich Carl von Savigny. Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1862. gr. 4. geh. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (502)

Bei Ambr. Abel in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Mecklenburg's Volkssagen.

Gesammelt und herausgegeben von

Dr. A. Niederhöffer,

Mitgl. d. Ver. für Mecklenb. Gesch. u. Alterthumsk.

4 Bde. (67 Bog.) Brosch. Preis n. 2 Thlr.

Diese Sammlung ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Der reiche Schatz köstlicher Sagenstoffe ist hier nicht in breite, verwässernde Erzählungen verwandelt, sondern ganz schlicht und einfach wiedergegeben, so daß dies Werk, schätzbar für den Alterthumsfreund, zugleich ein vortreffliches Unterhaltungsbuch bildet und als solches dem gesammten deutschen Volke (nicht blos den Bewohnern des Landes dem diese Sagen angehören) empfohlen werden kann. (494)

Verlag der S. Schropp'schen Landkartenhandlung (L. Beringuier) in Berlin.

Dechen,

Dr. H. von, K. Ober-Berghauptmann, **geologische Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westphalen.** Im Auftrage des Königlichen Handels-Ministeriums herausgegeben. 31 Sectionen. Maassstab 1 : 80,000. Preis à Section 1 Thlr.

In jeder Buchhandlung liegt eine Probe-Section nebst Prospectus zur Ansicht bereit. Erschienen sind bis jetzt 31 Sectionen. Jede Section wird einzeln gegeben.

Wichtig für Staats-Oeconomen, Bergleute, Land- und Forstwirthe. (440)

Chronik der Gegenwart.

Rundschau auf dem Gebiete von Staat, Kirche und Gesellschaft

für alle Stämme und Stände Deutschlands,

redigirt von den Herausgebern

F. Meyer und J. Strobel. (442)

Eine zusammenhängende in Monatsheften erscheinende Geschichte unserer Tage in Leben und Literatur mit eingehenden historisch-politischen und literaturgeschichtlichen Erörterungen über die hervorragendsten Fragen, Ereignisse und Erscheinungen der Gegenwart. — Die bis jetzt erschienenen Hefte enthalten außer einer jedesmaligen politischen Revue, Abhandlungen staats-, völker- und kirchenrechtlicher, sowie geschichtlicher Natur, Statistik, Nationalökonomie, historischen Roman, Politik, Kritiken, literarische Rundschau &c.

Zu beziehen durch jedes **Postamt** und jede **Buchhandlung.** — **L. Finsterlin** in München.

Abonnementspreis pro Vierteljahr 45 kr. oder 15 Ngr., pro Jahr 3 fl. oder 1¾ Thlr.

Konfirmations-Geschenk.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Worte des Herzens.

von **J. C. Lavater.**

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr. (499)

Bessere Ausgaben mit Lavater's Bildniß, Biographie, resp. Widmungsblatt und Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr., resp. 1 Thlr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann."

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für allgem. Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen." 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes in Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und ein Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft." (495)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

OBRAS ESCOGIDAS

DE

DON JUAN EUGENIO HARTZENBUSCH.

Edicion alemana dirigida por el autor.

2 Tomos. Con el retrato del autor. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese von Hartzenbusch, einem der gefeiertsten lebenden spanischen Dichter, sorgfältig besorgte Originalausgabe einer Auswahl seiner Werke bietet den Liebhabern der spanischen Literatur eine reiche Sammlung von Erzählungen, Fabeln, Gedichten und Dramen. Die Sammlung ist auch zum Verkauf in Spanien selbst autorisirt. Das dem ersten Bande beigegebene Porträt des Verfassers in Stahlstich ist auch einzeln zum Preise von 10 Ngr. zu beziehen.

Das Werk bildet zugleich Band XIV und XV der von der Verlagshandlung unter dem Titel: „Coleccion de autores españoles", herausgegebenen Sammlung spanischer Werke, wovon bis jetzt folgende Bände erschienen sind:

Fernan Caballero, Clemencia.
Fernan Caballero, La Gaviota.
Cervantes Saavedra, Don Quijote de la Mancha. 2 tomos.
Fernan Caballero, La familia de Alvareda. Lágrimas.
D. Antonio de Trueba, El libro de los Cantares
A. Herrmann, Composiciones jocosas en prosa.
Fernan Caballero, Cuentos y poesias populares andaluces.
D. Antonio de Trueba y la Quintana, El Cid Campeador.
D. Antonio de Trueba, Las Hijas del Cid.
José Marmol, Amalia. 2 tomos.
Fernan Caballero, Relaciones.
Fernan Caballero, Elia ó la España treinto años ha.

Jeder Band kostet geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Sammlung ist vollständig oder in einzelnen Bänden durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (496)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. **Magazin** No. 39.

für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 25. September 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Aus dem Orient, von Heinrich Brugsch . . 610
Feigenblätter, eine Umgangs-Philosophie von Bogumil Golz 611

Frankreich.

Guizot über das Wesen der Religion. Gott und Moses 613

Italien.

Sang und Klang in den Straßen von Rom 616

Rußland.

Charkow, die Hauptstadt der Ukraine . . . 618

Schweden.

Neue Gedichte vom Probst Mellin . . . 621

Kleine literarische Revue.

Der britische Staat eine Spar-Bank und Alterversorgungs-Anstalt 622
Die evangelischen Slowaken Ungarns . . 622

Literarischer Sprechsaal 622

Mit dieser Nummer endet das laufende Quartal. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Im Verlage von Karl Czermak in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ce qu'une femme doit être.

Réflexions sur l'éducation

par

Mme. Ve. Leprince de Beaufort,

née Csse. de Beaufort.

Membre de l'académie des Belles-Lettres de Falaise, de l'académie de statistique; de l'académie de l'industrie et de plusieurs sociétés savantes.

16. VI. und 56 Seiten geh. 45 kr. Oe. W. — 9 Sgr.

Elegant gebunden 75 kr. Oe. W. — 15 Sgr.

Das Büchlein, im elegantesten Französisch geschrieben, reiht sich in Tendenz und Sprache den allgemein geschätzten Schriften der Luise Büchner, Julie Burow, Elise Polko etc. durchaus würdig an. Dasselbe hat nicht verfehlt in gebildeten Damenkreisen das regste Interesse wachzurufen und wurde auch von der Kritik lobend anerkannt. (505)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

Lectures
on the
Science of Language
delivered at the
Royal Institution of Great Britain
in 1863.
By **Max Müller**, M. A.
Second series.
With 31 wood cuts.
Roy. 8vo. Cloth. 6 Thlr.

The
Annual Register;
a
review of public events at home and abroad,
for 1863.
New Series.
Roy. 8vo. Cloth. 6 Thlr.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (510)

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben:

Mikrokosmus

Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit.

Versuch einer Anthropologie

Von

Hermann Lotze.

Dritter (und letzter) Band.

8. Preis 3 Thlr. (512)

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

Chronicles and Memorials of Great Britain and Ireland during the Middle Ages. Year-Books of the Reign of King Edward I. Edited by A. J. Horwood. 606 p. London, Longman. 10 s.

Secession in Switzerland and in the United States compared. By J. Watts (de Peyster) London. 1 s. 6 d.

Index the The Times and to the topics and events of the year 1863. By J. Giddings. 199 p. London, Freeman, 7 s. 6 d.

An Inquiry into the Character and Origin of the Possessive Augment in English and its Cognate Dialects. By James Manning. London, Trübner.

An English Catalogue of Books published from January 1835 to January 1863. Compiled by Sampson Low. London, Low & Co. (516)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von

Franz Pfeiffer.

Erster Band. **Walther von der Vogelweide.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.

Die Sammlung, deren erster Band hiermit vorliegt, wird dem deutschen Volke neue, sorgfältige, das Verständniss erleichternde Ausgaben der schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen in ansprechender Ausstattung und zu billigem Preise darbieten.

Der erste Band, enthaltend die Gedichte **Walther's von der Vogelweide**, eingeleitet, herausgegeben und erklärt von Franz Pfeiffer, ist nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst auch Unterzeichnungen auf die ganze Sammlung angenommen werden. (503)

Im Verlage von L. Hachette & Co. in Paris erschienen:

About, Edm., Salon de 1864. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

— — Madelon. 3. éd. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

Dealys. L'héritage de Charlemagne. 2 vol. in 18. br. 6 fr.

Enault, L., Olga. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Figuier. La terre et les mers. 2. éd. 1 vol. gr. in 8. br. 10 fr.

— — La terre avant le déluge. 4. éd. 1. vol. gr. in 8. br. 10 fr.

Jurien de la Gravière. Voyage en Chine pendant les années 1847—1850. 2. éd. 2 vol. in 18. br. 7 fr.

Logrelle. Holberg considéré comme imitateur de Molière. 1 vol. in 8. br. 6 fr.

Moüy, Ch. de. Le roman d'un homme sérieux. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

L'Obole des conteurs. Publication de la société des gens des lettres. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

Robert. Le combat de l'honneur. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Roland, Mme., Mémoires. Nouv. éd. revue et complétée par Faugère. 2 vol. in 18. br. 7 fr. (507)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Deutschland und das Ausland.

Aus dem Orient, von Heinrich Brugsch.*)

Die anziehenden sieben Vorträge, die Herr Dr. Heinrich Brugsch im Laufe einiger Jahre im „wissenschaftlichen Verein" von Berlin über das alte und neue Aegypten, über Pyramiden und Hieroglyphen, über Germanen und Perser gehalten, liegen uns zum erstenmale gedruckt vor und werden gewiß in weiten Kreisen mit demselben Vergnügen gelesen werden, das sie den Zuhörern im engeren Kreise gewährt haben.

Der gelehrte Aegyptolog, der zugleich, wie Adalbert Kuhn, H. Steinthal, Max Müller und einige andere seiner begabten Altersgenossen, ein Jünger und Apostel der vergleichenden Sprachwissenschaft ist, welche mit ihren Leuchten, Hammern und Meißeln in die entlegensten Schachte sprachlicher Denkmäler und Ueberlieferungen gedrungen, hat hier in elegantester und ansprechendster Form einige Resultate seiner Forschungen vorgelegt. Frühzeitig mit der Kunst vertraut, die Geheimnisse der Vorwelt, wie sie in den Papyrusrollen und auf den Steinen des alten Aegyptens enthalten sind, zu entziffern, erzählt uns Heinrich Brugsch hier in anspruchslosester Weise — als ob er eine Novelle aus dem Französischen übersetzte — was er Erhabenes und Anmuthiges gelesen, welche Weisheit er aus den ewigen Quellen des Lichtes und des Lebens geschöpft, an denen einst auch der älteste Gotteslehrer, an denen Moses gesessen, der dasjenige, was die auf ihr Wissen stolzen und eifersüchtigen Aegypter als tiefes Geheimniß bewahrten, zum Gemeingut der Menschheit gemacht hat.

Wunderbar und überraschend aber ist es in der That, daß sich in jenen Papyrusrollen und auf jenen Steinen Zeugnisse für die Wahrheit der biblischen Erzählung finden, unverwerfliche Zeugnisse, die hier in Aeußerungen von Zeitgenossen dieser Erzählung vorliegen. Eine Papyrusrolle, die sich im British Museum befindet, enthält Baurechnungen des Schreibers Pimbsa über Arbeiten der Israeliten an einer der von Moses erwähnten Zwingburgen, Pithum (die auf ägyptisch „Pachtum" heißt) und Ramses, wobei es wörtlich heißt: „Summe der Bauten zwölf (bekanntlich die Zahl der Stämme Israels), ausgeführt von den Leuten, die, um Ziegel zu streichen, aus ihren Wohnplätzen herangezogen wurden zu den Arbeiten an der Stadt. Sie machten ihre Zahl an Ziegeln täglich, ohne auszuruhen von ihren Ziegelarbeiten, bis dieselben vollendet waren. In solcher Weise ist dem Auftrage Folge geleistet, den mein Herr gegeben hat." Die Arbeiter werden sehr häufig „Apuru" genannt, in welchem Worte man das semitische „Eber", Hebräer erkannt hat. Unter der Aufsicht ägyptischer, als Polizei fungirender Miethstruppen von libyscher Herkunft, „Mazai" genannt, wird eine Schaar von Apuru bezeichnet, die in den Steinbrüchen Werksteine zu dem Bau von Ramses brechen. In zwei andern Papyrusrollen, die sich in Leyden befinden, haben sich briefliche Mittheilungen ägyptischer Schreiber am Hofe des Pharao (Aegyptisch Per-ăa und Pher-ao, „hohes Haus") Ramses II. (Sesostris) erhalten, worin es heißt: „Möge mein Herr Befriedigung darin finden, daß ich dem Auftrage, den mir mein Herr gegeben, Folge geleistet, welcher Auftrag lautete: Uebergieb die Nahrung den Soldaten, ebenso wie den Apuru, welche die Steine nach der Stadt Ramses-Miamun, des Wahrheitliebenden, ziehen und die dem Hauptmann der Polizei, Ameneman, untergeordnet sind." Ebenso werden in einer Felsen-Inschrift von Hamamât achthundert Apuru als Erd- und Stein-Arbeiter unter der Aufsicht der „Mazai" bezeichnet.

Auch ein Kartel-Vertrag des Pharao Ramses II. mit dem semitischen Könige der Hethiter hat sich erhalten, worin es heißt: „Wenn die Unterthanen des Königs Ramses zum Könige der Hethiter kommen, soll der Letztere sie nicht aufnehmen, sondern dieselben zwingen, zu Ramses, dem Könige Aegyptens, zurückzukehren." Herr Brugsch meint, daß der Inhalt dieses Vertrages kommentirt werde durch die Worte der Bibel, welche den Pharao ausrufen läßt: „Wohlan, wir wollen sie mit List bekämpfen, daß ihrer nicht so Viele werden; denn wenn sich ein Krieg erhöbe, dann möchten sie sich zu unsern Feinden schlagen und wider uns streiten und zum Lande ausziehen." — Auch mag jener Vertrag vielleicht mit ein Grund gewesen sein, warum Moses nach dem Auszuge aus Aegypten vorerst noch in der Wüste blieb.

Das Vorstehende, wie sehr vieles andere Interessante und Neue aus den Mumien-Gräbern, ist in dem Vortrage über „Moses und die Denkmäler" enthalten. Ein anderer Vortrag: „Was sich die Steine erzählen," führt uns in die Pyramiden-Gräber, deren Granit- und Felsen-Wände gleich beim Eintritte uns in Hieroglyphen-Schrift die Mahnung zurufen: „O, die ihr lebet auf Erden, die ihr noch liebet das Leben und den Tod hasset, wenn ihr eintretet in dieses Grab und schauet diesen Stein, so lobet und preiset die Gottheit eures Landes; überlasset einst gern den Kindern und Kindeskindern Amt und Würden und legt euch hochbetagt zur Ruhe nieder, wie dieser Verstorbene, für dessen Angedenken ihr ein Gebet sprechen möget."

Die Steine in den Pyramiden-Gräbern sprechen es aus, was die ägyptischen Priester als ein tiefes Geheimniß bewahrten: daß die Gottheit eine Ewige, Ungetheilte, vom Anfang an Bestehende, alle Dinge Erschaffende sei, daß Namen sie nicht nennen, daß sie den verklärten Seelen als das auch von Moses so bezeichnete „Ich-bin-der-ich-bin" sich offenbare. Nur den Eingeweihten ward diese reine Lehre kund gethan, und die Gräbersteine rufen den Jüngern der Mysterien warnend zu: „Das ist ein sehr verborgenes Buch, laß es niemanden irgendwo jemals wissen, sage es keinem Menschen, laß es kein Auge sehen, kein Ohr hören, nur du allein sollst es wissen, sammt dem, der es dich gelehrt hat."

In einem dritten Vortrage zu den Papyrusrollen wieder zurückkehrend, theilt uns Brugsch aus denselben ein altägyptisches Märchen mit. Das vierzehnte Jahrhundert vor Christi Geburt sah in Theben, am Hofe des Pharao Ramses Miamun, viele Poeten und Literaten. Es fehlte auch nicht an einem ägyptischen Homer, der mit dichterischer Begeisterung die Kriege und Siege seines Königs und Herrn besang und im Liede verherrlichte. Als unerreichbar durch den Glanz seines Styles ward der Dichter Ra gabu angesehen, der vom Pharao den Titel eines „Hüters der Bücherrollen" erhalten hatte. Durch seine Sorgfalt sind ursprünglich viele der Papyrusrollen aufbewahrt worden, die bis auf unsere Zeit gekommen und die jetzt in viele Bibliotheken und Museen zerstreut sind.

Im Jahre 1852 war eine Madame d'Orbiney aus London auf einer Reise in Italien durch Kauf in den Besitz eines schön geschriebenen altägyptischen Papyrus gekommen. Auf ihrer Heimkehr legte sie die braune Rolle mit ihren seltsamen Schriftzügen, welche neunzehn Seiten füllten, dem berühmten französischen Aegyptologen Vicomte de Rougé vor, der den Inhalt des Papyrus als ein altägyptisches Märchen bezeichnete und eine Mittheilung darüber in

*) Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Werner Große, 1864.

der Revue archéologique machte. Diese Mittheilung verschaffte dem Papyrus d'Orbiney, wie er seitdem genannt wird, in den Augen der Kenner einen so großen Werth, daß die Besitzerin jetzt einen sehr hohen Preis dafür verlangte. Da die französische Regierung diesen nicht zahlen wollte, so wanderte der zerbrechliche Schatz nach England, wo die reichen Mittel des British Museum nicht nur die Erwerbung der Rolle gestatteten, sondern auch eine möglichst genaue Copie des Originals in einer splendiden Publikation der gelehrten Welt zugänglich machte.

Herr Brugsch ist es, der von diesem über dreitausend Jahr alten Märchen zum erstenmal eine vollständige Uebertragung liefert und jetzt auch deutschen Lesern zugänglich macht, was ein Zeitgenosse von Moses, der ägyptische Schriftgelehrte Annana, für das Kind des Pharao Ramses Miamun, den Prinzen Seti Mernephta — einen wahrscheinlichen Spielgenossen des nachmaligen großen Gesetzgebers der Israeliten — geschrieben hat. Daß die alten Aegypter das Märchen zu den besten Schriften ihrer damaligen Literatur zählten, beweist ein kritisches Nachwort am Schlusse, worin es heißt, daß dieses Werk wegen seiner Vorzüglichkeit den berühmten Schriften von Kagabu, Kora und Meremapu beigesellt werde.

Der Styl und der Ausdruck des Märchens erinnern allerdings an die Naivetät, an die Satzbildung und mitunter auch an die Wortbildung der mosaischen Urkunde. Der Inhalt des Märchens ist jedoch gerade nicht sehr anziehend für moderne Leser. Den Grundstoff bildet eine ganz ähnliche Scene, wie die zwischen Joseph und der Frau des Potiphar, wie sie in der Bibel erzählt wird, doch ist dieselbe in einen Rahmen von wunderlichen Thiergestalten eingefaßt, wie sie nur der altägyptischen Phantasie eigenthümlich ist, und die gegen die erhabene und doch natürliche Einfachheit der biblischen Erzählungen sehr absticht. Das Märchen ist und bleibt aber gleichwohl ehrwürdig durch seinen Ursprung, wie durch sein nachweisbar hohes Alter.

Der vierte Vortrag: „Germanen und Perser", versucht es, die indogermanische Verwandtschaft der beiden Völker und Sprachen in den iranischen und altdeutschen Heldenliedern, sowie in den Naturbildern und Kunstdenkmälern Persiens, nachzuweisen, in welchem Lande Herr Brugsch als preußischer Gesandtschafts-Attaché, ebenfalls längere Zeit geweilt und Studien gemacht hat. Gemeinsame Vorstellungen, offenbar von den Ansichten über den Götter-Cultus und die den Göttern geheiligten Thiere ausgegangen, theilen Germanen und Perser über die Bedeutung gewisser Thiere und über deren Verhältniß zu den Menschen, und diese Vorstellungen sind von ihnen in Sitte und Sage unverkennbar deutlich erhalten.

In Bezug auf den Aberglauben stehen die heutigen Perser noch auf der Stufe des germanischen Mittelalters, und sie verharren so zäh darin, daß selbst in offizieller Weise demselben strenge Rechnung getragen werden muß. Der Schah ist stets von Hof-Astrologen umgeben, die aus den Sternen weissagen müssen, ob diese oder jene Handlung zu einer bestimmten Zeit glücklich oder unglücklich vollführt werden kann. Kein europäischer Gesandte wird empfangen, ohne daß die Astrologen des „Mittelpunktes des Weltalls" (des Schah) die Stunde der Audienz nach der Stellung und dem Einfluß der Gestirne genau berechnet und bestimmt haben. Die persischen Astrologen geben noch heutzutage solche Kalender heraus, worin alle glücklichen und unglücklichen Tage des Jahres verzeichnet sind, wie sie Tycho de Brahe und Kepler für ihre Zeit haben bearbeiten müssen.

Körperbildung, Charakter und geistige Anlagen bieten ebenfalls viel Analoges und Gleichartiges bei Germanen und Persern dar. „Der Perser ist kein stiller, ernster, in sich gekehrter und brütender, semitischer Patriarch, sondern eine bewegliche, heitere, lebenslustige, lachende Person von ungewöhnlicher Verstandesschärfe und schlagendem Witze, eine Verkörperung der dichterischen Fiction des heitern Mirza Schaffy, wie ihn Bodenstedt in seinen „Tausend und Ein Tag im Orient" so trefflich und scharf gezeichnet. Die Mirza Schaffys laufen in allen Gassen der persischen Städte umher; leider findet sich nicht immer ein Bodenstedt, um das geistige Bild in so gelungener Weise zu photographiren."

Diesen vier Vorträgen gehen drei andere voran, welche das heutige Aegypten: „einen Tag und eine Nacht in Kairo," „das Nilboot" und „eine Wüstenreise", zum Gegenstand haben. Auch diese Scenerien hat der Verfasser mit objektiver Treue und mit anspruchsloser Kunst geschildert. Sie bilden zusammen mit jenem Einblick in altägyptische Mysterien, Märchen und Weisheitslehren und mit der poetisch-historischen Hinweisung auf die gemeinsame Völkerwiege der kaukasischen Race ein wahres, literarisches Schatzkästlein „aus dem Orient". J. L.

Feigenblätter, eine Umgangs-Philosophie von Bogumil Goltz.*)

Bogumil Goltz, der Schriftsteller, der zugleich Bogumil Goltz der Mensch ist (eine nicht bei allen Schriftstellern geläufige Erscheinung), hat uns nach langem Harren und unverschuldetem Steckenbleiben des 2. und 3. Bandes seiner „Feigenblätter" (ursprünglich: „Hinter den Feigenblättern") betitelten Umgangs-Philosophie den vollen Strauß derselben in die Hände gelegt und eine Fluth von Gedanken und Ahnungen auf's Neue über uns ergossen. Wir haben es in dieser Zeitschrift offen bekannt, daß wir zu den Freunden und Werthschätzern des urwüchsigen Dichters gehören, aber auch klar angedeutet, daß wir keine blinden Verehrer sind, weil wir aus Bogumil Goltz keine sociale Dogmatik extrahiren mögen, sondern in ihm nur den Charakter, den Freimuth, den ehrlichen Menschenkenner lieben und außerdem, wie in allen Dingen, so zumal in der Literatur: — das audiatur et altera pars!

Der unscheinbare Bürger von Thorn, und nach seinem eigenen Ausspruch „westpreußische Junker", ist nicht durch irgend eine Laune des literarhistorischen Genius in die Welt geschleudert worden. Da thäte man ihm bitter Unrecht! Goltz vertritt eine nothwendige Richtung unter Deutschlands Dichtern und Denkern, seitdem aus dem individuellen Leben unserer Schöngeister und Hausphilosophen (das um 1830 sein Grablied hören mußte), sich der breite Strom der allgemeinen, der politischen, der socialen Interessen und, was die Bildung des Einzelnen betrifft, eine gewisse Schablonenmäßigkeit entwickelt hat. Ich glaube, es war ein Rathschluß des lieben Gottes, daß hart an der Ostgränze deutscher Kultur, in einem fernen, halbpolnischen Erdwinkel ein Mann die Feder ergriff, der den Kampf mit der wüsten Allgemeinheit entschieden, ja unerbittlich aufnahm und einem nivellirenden Zeitalter von rings gleichartigem Gepräge die sonderthümlichen Erfahrungen einer in sich gefesteten und sehr von sich selbst durchdrungenen Einzelnatur entgegenstellte.

*) Feigenblätter ꝛc., Zweiter Band: Diagnosen, Signalements und Verdikte für exakte Menschenkenntniß; Dritter Band: Umgangs-Philosophie. Berlin, 1864. A. Vogel u. Comp.

Bogumil Goltz hat in hervorragendem Grade seine eigene literarische Aufgabe, einen persönlichen Beruf unter den Dichtern und Denkern, er ist ein Schriftsteller, der für eine ganz bestimmte Richtung so und nicht anders geschaffen ward. Die heutige Welt der Massenparteiung, der Centralisation, der Socialdemokratie und der Industrie-Aktien braucht Menschen, denen ein durchaus selbständiger Trieb innewohnt, die statt bei jeder neuen Naturerfindung vor Entzücken aus der Haut zu fahren, ihren Mitmenschen den Glauben an die Uebernatur predigen und ihnen den Spiegel einer Wahrheit vorhalten, die keine Raumverkürzung und keine Zeitersparniß erschöpft, den Spiegel jener Wahrheit, von der Schiller begeistert ausruft:

In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Wir sind sehr in die Breite gegangen in unserer heutigen Zeit und alle unsere Entdeckungen gehen in die Breite des Erdballs oder des Himmelsgewölbes. Ist es da nicht gut und nützlich, wenn auch die andere Seite, das Recht des Innenmenschen, die so verachtete Seele, das Gemüth und der Humor, ihren Vertheidiger finden? Mancher möchte behaupten: das thun ja schon unsere philosophischen Systeme, unsere Dialektiker, Metaphysiker und logischen Abstraktionsmenschen, unsere treuen Schildknappen der Methode, der Klassicität und der Alterthümlichkeit. Allein so hoch der Werth, die Würde und die Weihe der Wissenschaft anzuschlagen sind, es ist doch lange nicht genug, daß die Weisheit des Lehrstuhls der studirenden Jugend ein Privatcolleg vorträgt, bei welchem die Jugend leider nur all' zu oft einschläft. Es muß auch einmal ein Mann zu den Leuten reden, d. h. es müssen wir Alle mit und ohne Amt, mit und ohne Doktorgrad, mit und ohne Ehefrau, Parteistandpunkt und Aktienkapital, einmal uns tüchtig abkanzeln lassen über den reichen Stoff unserer zeitgemäßen Thorheiten, Ueberhebungen, Lieblingsgedanken und Gesammtabenteuer. Die Berechtigung hierzu fließt aus der Kraft einer lebenswahren, frischen und muthvollen Auffassung des Menschenbildes. Eine solche besitzt Bogumil Goltz, ob ihn auch hin und wieder eine hypochondrische Grille anwandelt und sein Muth stellenweis bitterer Unmuth wird.

Die neue Strafpredigt, die von einer bornirten Kapuzinerpredigt wie der Geist vom Fleisch sich unterscheidet, führt näher ins Einzelne und Praktische aus, was Goltz in dem Buche: „Die Bildung und die Gebildeten, eine Beleuchtung der modernen Zustände" (Berlin, 1864, Otto Janke) markig angedeutet hat. In den „Feigenblättern" geht er dem Menschlein schärfer zu Leibe, er verfolgt es erbarmungslos in all' seine Schlupfwinkel und giebt ein oft wohlgetroffenes, gewiß nie geschmeicheltes Conterfei des großen Staats- und Gesellschaftsbürgers, des tausendfältigen Vereinsmitgliedes, des nach dem Goltzischen Sprachlexikon „geleitartikelten oder leitartikelnden Genius". Das apodiktische Urtheil ist das Lebenselement unseres Dichters, und das hat augenscheinlich seine Gefahren, die wir keinen Augenblick weder verkennen noch beschönigen dürfen. Doch es ist Mannheit in diesem Thurmbau energischer Sätze, die oft neben Hand und Fuß noch einen sehr gewichtigen und gewaltigen Rumpf haben. Selbst wo die Wahrheit einer Bemerkung auf die Spitze getrieben wird, läßt man sich den kühnen, klirrenden Schwert-Hieb gefallen, weil eine derbe, biedere und kerndeutsche Faust ihn austheilt.

Jedes Buch hat seinen „Herzpunkt", in welchem der Verfasser den Schrein seines Innersten öffnet und das Lebensprinzip seiner gesammten Weltbetrachtung offenbart. Bei einem Bogumil Goltz ist der nicht gar leicht zu treffen, denn er liefert nicht wie die englischen Romanschreiber es machen, an auserlesenen Plätzchen genial zerstreute Sentenzen, sondern sein ganzes Werk ist ein Gefüge von solchen, ein fortlaufender Faden von Beobachtungen der Wirklichkeit, die — es ist manchmal um der Häufung willen jammerschade — keine Fabel, keine Erzählung, keine ausgedachte Romantik unterbricht. Die schweren Massen der Kernstellen drängen sich zu stark. Indessen es giebt Leuchten in diesem Urwalde „exakter Menschenkenntniß." — Hören wir ihn selbst:

„Die „gescheutesten Leute" begreifen heute nicht mit Konsequenz bis in das Gewissen hinein, daß der Untergrund des sinnlichen, des endlichen Lebens: die übersinnliche Welt und die Unendlichkeit ist; daß die Augenblicke in der Ewigkeit gehalten sind, daß jede vereinzelte Thätigkeit und Vorstellung ihre Kraft und Wahrheit von dem „allgemeinen Leben" bezieht, mit dem sie korrespondirt, zu dessen Augenblicken sie gehört.

„Der Verstand" kann also nur in dem Maaße und in der Weise ein Verstehen des Göttlichen, des Absoluten und Lebendigen sein, als er mit Seele, Gemüth und Gewissen korrespondirt! Ohne diesen Kontakt bliebe der Verstand ein abstrakter Prozeß ohne Reflexion der sinnlichen Formen, ein auf die Endlichkeit und Aeußerlichkeit bezogener Geist. Wir meinen und fühlen mit unsern „hallenden Worten von Erde", sobald wir in Freude oder Schmerz bewegt, von Glaube und Liebe erregt sind, doch das große, ganze, unendliche Leben, wenn wir auch nur einzelne Dinge und Augenblicke benennen! Im einzelnen Baum, in einem Blatt, einer Blume, in einem Grashalm: entzückt uns ja doch das Wunder der Vegetation! In der Geliebten umarmt der Mann nicht nur eine bestimmte Person, sondern seine andere Menschenhälfte, das Weib, die ewig junge Eva; sie dolmetscht dem Geliebten die Natur, macht seinen dürren Schulverstand flüssig und leiht ihm den Witz, welcher die Prozeduren abkürzt. Die vereinzelten Erscheinungen, die Augenblicke, die Vorstellungen und Begriffe wären nichts und würden nichts wirken, wenn sie nicht mit dem ganzen Leben aus einem Wuchse wären, wie die Gliedmaaßen und alle innern Organe mit dem Leibe und wie der Leib mit Seele, Wille und Geist.

„Es ist eine Täuschung des sinnlichen, von Seele und Gemüth abgelösten Verstandes: wenn wir isolirte Dinge, Kräfte und Wirkungen wahrzunehmen, wenn wir eine isolirte Situation zu erleben vermeinen. Jede scheinbar vereinzelte Kraft vermag eine solche nur dadurch zu sein, daß sie eine Weltkraft, ein Mikrokosmus ist, der sich einen Augenblick zu einem Gravitationspunkt des allgemeinen Lebens gemacht hat. Im Reiche des Geistes sehen wir Ursachen und Wirkungen, Mittel und Zwecke, primäre und sekundäre Kräfte, Lichter und Licht-Reflexe nie so im Zusammenhange, wie in der sinnlichen Welt; in dieser erblicken wir den Arm und den Mann, der eine Kraftäußerung ausübt, oder seinen Hebel und den Boden, der seinen Stützpunkt abgiebt; — aber in der sittlichen Welt nehmen wir oft eine bohrende Spitze wahr, auch wohl den Arm, der das Instrument handhabt, jedoch selten den Körper und keinmal den unsichtbaren Prozeß, welcher dem Körper die Lebenskraft, die Nervenkraft, die Willenskraft zuführt. — Nur Vernunft und Gewissen sagen uns, daß der Mensch seine Kraft aus der Gesellschaft, aus der Zeit, aus der Geschichte, aus dem Schöpfer und aus der ganzen Natur bezieht; daß es Gott ist, der im Vogel singt, im brünstigen Hirsche schreit; daß wir durch göttliche Kraft hören und sehen; daß wir nur mit dem göttlichen

Willen wollen, mit Seinem Verstande denken, „„daß wir in ihm leben, weben und sind.““

— Diese Stelle, die wir ausführlich wiedergeben, weil sie eine der Hauptleuchten des Buches darstellt, gewährt einen klaren Einblick in die Seele unseres Verfassers und läßt den sittlichen Ernst erkennen, welcher seinen Humor durchweht. Hier ist nichts von Stückwerk, nichts von Zerrissenheit bemerkbar! Es ergreift uns ein Schwung der Sprache, der uns an sich selbst bezeugt, daß der Dichter von der idealen Ganzheit und Harmonie der Dinge ein geheiligtes Bild im Busen trägt und daß die auf den schöpferischen Mittelpunkt bezogene Einheit des Lebens ihn über die kleinlichen Gegensätze von Heute und Gestern hinaushebt. — Aber so allgemein gefaßt ist seine Philosophie doch nur selten. Wo die Selbstcharakteristik des Dichters gegen die Charakteristik seiner Figuren zurücktritt, da steht es anders. Die „Feigenblätter" sind kein Buch voll lyrischer Lobgesänge auf die Weisheit und Allgüte, welche jenseits der Sphäre irdischen Witzes und menschlicher Bosheit ihren Thron aufgeschlagen; nicht gen Himmel, sondern auf die Erde und den oft recht elenden und jammerhaften Erdenbürger schaut Goltz; die Unsumme der bunten Physiognomien, die jeder Tag ihm entgegenbrachte, hat ihm ebenso viele Studienköpfe in die Werkstatt geliefert, und er hat sie mit treuem Pinsel gemalt. Der praktische Mensch kann etwas lernen aus diesen „Feigenblättern"; ja, er kann Gutes und Gedeihliches in Menge lernen.

Daß Bogumil Goltz ein Stubengelehrter sei, ward schwerlich einmal behauptet, gewiß nie von irgend einer Person, die irgend eine Seite seiner Schriften bei wachem Geiste gelesen hat. Obgleich es in allen Werken des Dichters von Spuren der umfassendsten Kenntnisse wimmelt, ist ihr schönster Vorzug das Gepräge der Unmittelbarkeit, der Lebensfrische, der Unbefangenheit eines denkend gereisten, durch mannigfaltigen Aufenthalt und tausendfachen Verkehr in seiner Anschauung bereicherten Mannes. Goltz versteht es, zu sehen! Er hat den Leuten verschiedenster Artung, Fühlung und Stellung ihre Praktiken abgelauscht. Als Gutsbesitzer in Westpreußen, als Geschäftsmann in Polen und Rußland, als literarischer Tourist in Deutschland, Frankreich und im Orient, als Kleinstädter in Aegypten und als Weltbürger in Gollub und Thorn hat er einen Schatz von Erlebnissen, Erfahrungen, psychologischen Beobachtungen eingesammelt, jede Wahrnehmung sofort auf einem Zettelchen verzeichnet, den unablässig sich füllenden Inhalt seines Papierkorbes zu Büchern verarbeitet und durch solches an Jean Paul's Gedanken-Herbarium erinnerndes Verfahren ein buntes Mosaik von Seelenskizzen hergestellt.

Jedermann hat seine Weise, wofern er selbständig zu handeln pflegt. Bogumil Goltz hat seine höchst Goltzische Weise und das ist sein Recht und sein Ruhm. Er ist ein Mann von echtem Schrot und Korn, der nicht dem Allerweltsgeschmack dient und der von seinen Zeitgenossen die Krone des reifen Alters: herzliche Achtung und aufmerksame Beachtung, verlangen darf!

Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Guizot über das Wesen der Religion.*)

Gott und Moses.

Die berühmten Schriften von Renan und Strauß, welche in jüngster Zeit der denkenden Welt einen neuen Zündstoff des Geisteskampfes geboten, haben auch Guizot, den ernsten, strengen Calvinisten, vermocht, in die Arena zu treten und in seinen „Betrachtungen über das Wesen der christlichen Religion" den Kampf aufzunehmen. Wenn er auch die Namen der Männer nicht nennt, so merkt man doch gleich in den ersten Worten der Vorrede, wem eigentlich seine Arbeit gilt.

„Seit neunzehn Jahrhunderten, beginnt er, hat die christliche Religion viele Angriffe erlitten und überstanden, einige heftiger, als die, deren Gegenstand sie heute ist, aber keinen ernster. Während achtzehn Jahrhunderte sind die Christen nach der Reihe Verfolgte oder Verfolger gewesen: Verfolgte als Christen, Verfolger gegen jeden, der nicht Christ war, als Christen sich gegenseitig verfolgend. Die Verfolgung ist nach Zeiten und Ländern mehr oder minder grausam, mehr oder minder unbeugsam und eindringend gewesen; aber wie verschieden auch die Staaten, die Kirchen oder die Züchtigungen waren, wie strenge oder milde in der Praxis, das Prinzip blieb stets dasselbe. Nachdem die christliche Religion unter der Kaiserherrschaft des heidnischen Staates Aechtung und Märtyrerthum erduldet, ist sie wieder unter dem Schutze des bürgerlichen Gesetzes aufgelebt und ist durch die Waffen des weltlichen Armes vertheidigt worden. Jetzt lebt sie unter dem Schutze der Freiheit; sie hat es mit dem freien Gedanken, mit der freien Diskussion zu thun. Sie ist aufgefordert, sich zu vertheidigen, sich zu schützen, fortwährend gegen Jedermann ihre moralische und geschichtliche Wahrheit, ihre Ansprüche an den Verstand und an die Seele zu beweisen. Diese Kundgebung muß für Alle, Katholiken, Protestanten oder Juden, Christen oder Philosophen, frei sein und darf Niemandes Rechte oder Güter des bürgerlichen Lebens beschränken. Die religiöse Freiheit, d. h. die Freiheit, zu glauben, verschieden zu glauben oder gar nicht zu glauben, ist freilich in verschiedenen Staaten noch unvollkommen angenommen oder gewährleistet, aber es ist offenbar, daß sie stets mehr allgemein, daß sie endlich das Gemeingut der ganzen civilisirten Welt werden muß. Und der Grund dafür ist, weil sie nicht isolirt stehen kann; sie behauptet ihren Platz in der großen geistigen und sozialen Revolution, welche nach einer mehrhundertjährigen Gährung und Vorbereitung hervorgetreten und sich in unseren Tagen erfüllt hat. Der Geist der Wissenschaft, das demokratische Uebergewicht und die politische Freiheit sind die wesentlichen Charaktere und die unbesiegbaren Bestrebungen dieser Revolution. Diese neuen Gewalten können in krasse Irrthümer fallen und gewaltige Fehler begehen, die sie immer theurer werden bezahlen müssen; aber sie sind einmal entschieden in die moderne Gesellschaft eingetreten; die Wissenschaften werden fortfahren, sich in voller Unabhängigkeit ihrer Methoden und ihrer Resultate zu entwickeln; die Demokratie wird sich in den Stellungen, die sie erobert, und in den Wegen, die ihr geöffnet worden, behaupten; die politische Freiheit wird sich, trotz ihrer Stürme und ihrer Verrechnungen, dennoch mehr

*) Méditations sur l'essence de la religion chrétienne. Par M. Guizot. Paris, Michel Lévy Frères; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

oder weniger langsam, als die nothwendige Garantie aller erlangten Güter und aller möglichen Fortschritte, in der Gesellschaft geltend machen. Das sind jetzt die herrschenden Thatsachen, denen sich alle öffentlichen Institutionen anbequemen und mit welchen alle moralischen Gewalten in Frieden leben müssen."

Wir sehen, Herr Guizot hat in seiner unfreiwilligen Muße etwas gelernt, nämlich die Macht der Verhältnisse, die Ansprüche der Demokratie und der politischen Freiheit (wenn auch mit etwas bittersüßer Miene), anzuerkennen.

Dieser Probe, fährt Herr Guizot fort, muß sich auch die christliche Religion unterziehen, und er geht nun daran, diese Prüfung vorzunehmen. Er will dies in vier „Betrachtungen" oder vielmehr Untersuchungen thun, deren erste uns vorliegt. Aber bei dieser frommen und heilsamen Arbeit verspricht er sich weder einen schnellen, noch einen vollständigen Erfolg; der christliche Glaube wird sich behaupten und fortpflanzen, allein er wird im Schooße der Gesellschaft nicht den Unglauben und den Zweifel unterdrücken; er wird sich im Kampfe daran gewöhnen müssen, ihre Gegenwart zu ertragen; die Herrschaft der Freiheit ist wesentlich gemischt vom Guten und Bösen, von Wahrheit und Irrthum; die entgegenstehenden Ideen und Gesinnungen erzeugen und entwickeln sich gemeinsam. „Ich bin nicht gekommen," spricht Jesus, „der Erde den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Und dieses Schwert Jesu, das ist die christliche Wahrheit, den menschlichen Irrthum und die Unvollkommenheit bekämpfend; der Sieg, jedoch der in dem fortwährenden Kampfe stets unvollkommene Sieg, das ist die Bedingung, der sich die Vertheidiger der christlichen Wahrheit im Schooße der Freiheit hingeben müssen.

Herr Guizot meint es, wie wir sehen, gut und wohl auch ehrlich; ob es ihm aber gelingen wird, den Kampf siegreich ausfechten zu helfen, müssen wir abwarten, bis uns das ganze Werk vorliegt. So viel wir aus dem ersten Theile zu entnehmen vermögen, hegen wir einige bescheidene Zweifel. Der uns vorliegende Band umfaßt den ersten Theil seiner „Betrachtungen," und zwar über das Wesen der christlichen Religion; (die natürlichen Probleme, die christlichen Dogmen: die Schöpfung, die Vorsehung; die Erbsünde, die Fleischwerdung, die Erlösung, das Unnatürliche, die Gränzen des Wissens, die Offenbarung, die Inspiration der heiligen Schrift, Gott nach der Bibel, Jesus Christus nach dem Evangelium). Dabei steht er von aller direkten und persönlichen Polemik ab, weil die Persönlichkeiten die Fragen nur verwirren und vergiften; er will nur Ideen, nicht Personen bekämpfen. Die zweite Reihe der „Betrachtungen" soll der Prüfung von der Authenticität der heiligen Schriften gewidmet sein; die dritte Reihe wird sich mit dem jetzigen Zustand, dem inneren und äußeren der christlichen Religion befassen, und endlich die vierte die Zukunft und den Weltensieg derselben besprechen.

Guizot schließt seine Vorrede mit dem frommen Wunsche, „daß, nachdem er 34 Jahre seines Lebens in heißer Arena im Kampfe für die Herstellung der politischen Freiheit und die Handhabung der gesetzlichen Ordnung zugebracht und in den Arbeiten und Prüfungen dieses Kampfes erfahren habe, was der christliche Glaube und die christliche Freiheit vermögen, ihm Gott in der Ruhe seiner Zurückgezogenheit gestatte, seine übrigen Tage und Kräfte diesem Glauben und dieser Freiheit zu weihen; dies dünke ihm die heilsamste Gnade und größte Ehre, die ihm die göttliche Güte gewähren könne."

Wir billigen in Guizot diesen frommen Eifer und das gute Streben; allein wir zweifeln nach dem bisher Gegebenen, ob er der rechte Mann dafür sei. Guizot ist ein ernster Denker, ein fleißiger Forscher, ein guter Schriftsteller und versteht es, anzuregen. Dennoch hat uns das Werk, so weit es uns bis jetzt vorliegt, unbefriedigt gelassen, weil es sich in seinen Hauptzügen und Resultaten kaum über das Niveau eines im naivsten Kinderglauben befangen Einherwandelnden erhebt. Wir verlangen von einem denkenden Schriftsteller zwar nicht immer, daß er uns ganz neue Bahnen öffne oder führe, aber das können wir fordern, daß er uns nicht die altbetretene, staubige und ausgetretene Landstraße zeige oder führe, auf welcher uns kein frischer, erhebender Gedanke erquickt. Wir wollen nicht mit Guizot um seine naive Strenggläubigkeit rechten, die ihn in den Hauptresultaten die Worte der Bibel zu buchstäblich nehmen läßt (das mag seine Sache sein), aber er gebe auch dem denkenden Leser nicht allgemein Triviales, das wohl in ein Compendium für Schüler gehört, nicht aber in „Betrachtungen über das Wesen der Religion." Guizot wird oft sehr breit und flach und zuweilen, scheint es uns, hat er sich die Betrachtungen sehr bequem gemacht und seinen Gedanken eine Erholung gegönnt, während er verschiedene Bibelstellen in einen losen Zusammenhang bringt. Doch ist nicht zu verkennen, daß einzelne Partien des Buches, mehr als Episoden, mit Geist und Geschmack bearbeitet sind und wohl gelesen zu werden verdienen. Dahin gehört z. B. die siebente „Betrachtung": „Gott nach der Bibel," und wir heben hieraus die zweite Nummer (die erste heißt: „Gott und Abraham") hervor: „Gott und Moses," weil sie, wenn auch nicht viel Neues, doch in gedrängter Kürze viel Schönes enthält. Nachdem Guizot von „Abraham gesagt, daß sich an dessen Namen die wahre Kenntniß von Gott und der Glaube an seine thätige und ununterbrochene Gegenwart und Vorsehung, als die zwei großen religiösen Thatsachen, knüpfen, fährt der Verfasser also fort:

„Moses wird aus den Wellen des Nil durch die Tochter Pharao's selbst gerettet; er wird zu Heliopolis, inmitten der Pracht des Hofes erzogen und in den Wissenschaften der ägyptischen Priester unterrichtet. Er hat dem Herrscher Aegyptens gedient, er hat seine Truppen befehligt und für ihn den Krieg gegen die Aethiopier geführt; er hat einen ägyptischen Namen Osarsiph oder Tisithen erhalten;*) Alles scheint dahin zu zielen, aus ihm einen Aegypter zu machen, aber er bleibt ein treuer Israelit, treu dem Glauben und der Bestimmung seiner Brüder. Ihre Unterdrückung kränkt ihn; er rächt einen der Unterdrückten, indem er seinen Unterdrücker tödtet. Die Unterdrückten haben Furcht und verleugnen ihn, statt ihn zu schützen. Moses entflieht aus Aegypten, begiebt sich in die Wüste zu einem Stamme nomadisirender Araber, die Midianiten, Abkömmlinge Abraham's, wie er. Ihr Häuptling, der Scheich des Stammes, Jethro (auch Chobab genannt), nimmt ihn väterlich auf und giebt ihm seine Tochter Sephora zur Frau. Der stolze Israelit, welcher nicht Aegypter hatte bleiben wollen, wird Araber und führt während mehrerer Jahre ein Nomadenleben bei einem gastlichen Stamme. Auf der Halbinsel Sinai irrt Moses mit den Dienern und Heerden seines Schwiegervaters umher; mitten in dieser Halbinsel, einstens eine Provinz des Pharaonenreiches, aber wieder in den Besitz der arabischen Hirten

*) So nennt ihn der ägyptische Geschichtschreiber Manethe; die jüdische Legende legt Moses 10 Namen bei, aber keinen der obigen; auch läßt sie ihn, statt gegen die Aethiopier, für diese gegen die Aegypter siegreich kämpfen. (Dr. B. Beer: Leben Moses, nach Auffassung der jüdischen Sage. Ein Fragment.) Der Moses, der gegen die Aethiopier gekämpft, war, wie neuere Forschungen ergeben, ein Anderer.

gekommen, erhebt sich der Sinai, der Berg, an den sich seit unvordenklicher Zeit, unter den ihn umgebenden Völkerschaften, heilige Ueberlieferungen knüpfen, wie an den Berg Ararat in Armenien und an den Himalaya in Indien. An diesem verehrten Orte, vor einem flammenden Busche, hört Moses, das Herz voll Glaubens, Gott, der ihn ruft und ihm befiehlt, zu gehen, um sein Volk, die Kinder Israel, aus Aegypten zu ziehen. Wie einst Abraham, ist Moses bescheiden, und an sich zweifelnd, spricht er: „Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehen und die Kinder Israel aus Aegypten ziehen soll? .... Wenn ich zu ihnen komme und zu ihnen sagen werde: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch geschickt, und sie sagen: Wie ist sein Name? was soll ich ihnen sagen?" Darauf sagte Gott zu Moses: „Ich bin, der ich bin; er sagte auch: Du wirst also zu den Kindern Israel sagen: Der, welcher sich nennt: Ich bin, hat mich zu euch geschickt." (2. Moses, Kap. 3, 11. 13. 14.) Moses glaubt und gehorcht; der Befreier Israels hat von Jehovah seine Mission empfangen und bemüht sich nur noch, sie auszuführen.

In Gegenwart solcher Thatsachen, vor dieser Verbindung Gottes mit dem Menschen in demselben Werke, werden die Gegner des Uebernatürlichen ausrufen: „Wozu diese Mischung der göttlichen und der menschlichen Handlung? Bedarf Gott erst der Mitwirkung der Menschen, und kann er nicht, wenn er will, selbst und durch seine Allmacht alle seine Pläne durchführen?" Ich meinerseits würde sie fragen, ob sie wissen, warum Gott den Menschen geschaffen und ob er sie in das Geheimniß seiner Absichten hinsichtlich der Werkzeuge zugelassen, die er bei seinen Plänen anwendet? Es ist gerade das Privilegium des Menschen, der zugleich untergebene und doch freie Genosse Gottes zu sein und durch sein eigenes Wirken in die Pläne Gottes einzugreifen, deren unendlich kleinen Theil er seinem Verstande offenbart und seiner Arbeit vorbehalten hat. Westasien und seine Geschichte sind voll des Namens von Moses; Juden, Christen und Muhammedaner nennen ihn den ersten Propheten, den großen Gesetzgeber, den großen Gotteskenner; überall auf dem Schauplatze der Ereignisse bewahren die Orte sein Andenken auf; der Reisende begegnet dem Mosesbrunnen, der Mosesschlucht, dem Mosesberge, dem Mosesthale. In anderen Ländern und anderen Jahrhunderten wurde dieser Name als der ruhmvollste gegeben, welchen die Heiligen erhalten konnten; der heilige Petrus ist der Moses der christlichen Kirche genannt worden, der heilige Benedict der Moses der Mönchorden, Ulphilas der Moses der Gothen. Was hat Moses gethan, um einen so hohen und so bleibenden Ruf zu erhalten? Er hat keine Schlachten gewonnen, er hat keine Gebiete erobert, er hat keine Städte gegründet, er hat keine Staaten beherrscht, er war nicht einmal ein durch Beredsamkeit gewandter und mächtiger Mensch. „Ach, Herr," spricht er zum Ewigen, „weder von gestern, noch von vorgestern bin ich ein Mann, der eine leichte Sprache hätte, selbst seit Du zu Deinem Diener gesprochen; denn schwer von Mund und von Zunge bin ich." (2. Moses 4, 10.) Es giebt in dieser Geschichte nicht Eine große menschliche Handlung, nicht Ein großes Ereigniß, das die That des Menschen wäre. Alles ist die That Gottes und Moses bei dieser Gelegenheit nur der Dolmetscher und das Werkzeug Gottes; dieser Mission hat er seine Seele und sein Leben geweihet; nur unter diesem Titel allein ist er mächtig und wirkt, so weit er als Mensch es vermag, an einem unendlich größeren und dauernden Werke mit, als das aller Helden und aller Herren der Welt ist.

Ich kenne kein treffenderes Schauspiel als das des unerschütterlichen Glaubens und der unerschöpflichen Energie des Moses in der Verfolgung dieses Werkes, welches nicht sein eigenes ist, und in welchem er nur das ausführt, was er empfangen hat; er gehorcht weit mehr, als er befiehlt. Die Hindernisse, die Verstöße häufen sich vor ihm; er sieht sich umfangen von den Schwächen, vom Unglauben, von den Scheingebilden, von der Eifersucht, von den Empörungen seines Volkes, seiner eigenen Familie, er selbst hat Augenblicke der Traurigkeit und Unruhe. Er ruft zum Ewigen: „Was soll ich diesem Volke thun? es fehlt wenig, daß sie mich nicht steinigen; ... ich bitte Dich, laß mich Deine Herrlichkeit schauen." Und Gott erwiedert ihm: „Ich werde all meine Güte vor deinem Angesicht vorüberziehen lassen; aber du wirst nicht mein Antlitz sehen können, denn kein Mensch kann mich sehen und leben." (2. Moses 17, 4; 28, 18—20.) Und Moses vertraut auf Gott und fährt fort, zu triumphiren, indem er gehorcht.

Das Werk der Befreiung ist vollendet; Moses hat das Volk Israel aus Aegypten geführt und die ersten Gefahren und die ersten Leiden der Wüste überwunden. Sie schreiten in die gebirgige Gruppe der Halbinsel Sinai vor; von Thal zu Thal kommen sie an dem Eingang eines breiten, von hohen Bergspitzen umgebenen Thalbeckens an. Jene Spitze, welche die weiteste Aussicht bietet, ist bedeckt von gewaltigen Felsblöcken, wie wenn der Berg durch ein Erdbeben wäre umgekehrt worden. Ein tiefer Spalt theilt die Spitze in zwei Gipfel. Die untengelegene Ebene ist der genau bezeichnete Platz für das israelitische Lager. Das Bestehen einer solchen Ebene im Angesicht eines steilen Berges stimmt ganz mit der biblischen Erzählung, um einen starken Beweis zu liefern, nicht nur, daß dies der Ort der Scene, sondern auch, daß diese Scene durch einen Augenzeugen beschrieben ist. Das langsame und feierliche Herannahen an diesen Ort, wie an ein natürliches Heiligthum, scheint eine passende Vorbereitung für das folgende Ereigniß zu sein. Eine Linie von hochangeschwemmtem Boden am Fuße des Gipfels erinnert an die Gränzen, welche, nach dem 2. Buche Moses, das Volk abhalten sollten, den Berg zu berühren (Kap. 19, 12). Die Ebene ist nicht ungleich, gebrochen und gerade geschlossen, wie fast alle, welche sich in dieser Gruppe finden; sie bietet eine lange und tiefe Biegung, in welcher das Volk sich aufstellen und seitwärts halten konnte. Der Hügel, welcher sich wie ein unermeßlicher Altar im Angesichte des ganzen Volkes erhebt und sich am Himmel abspiegelt von einem Ende der Ebene bis zum andern, ist in seiner einsam stehenden Größe das Abbild jenes Berges, welcher „nicht berührt werden sollte," und von dessen Höhe herab „die Stimme Gottes" weithin im ganzen Stamme gehört werden konnte, der auf diesem Punkte durch das Zusammentreffen aller benachbarten Thäler noch vergrößert wurde. Hier ist in Wahrheit unter allen Partien der Halbinsel ein abgeschlossenes Heiligthum wie am Ende der Welt, fern von Tumult und der Verwirrung irdischer Dinge.*)

So war schon vor 3300 Jahren und so ist noch jetzt der Ort, wo Moses dieses Gesetz der zehn Gebote von Gott empfing und es dem Volke Israel gab, welches noch heute in allen christlichen Kirchen wiederhallt wie als erste Basis des Glaubens und als Sittenregel der christlichen Völker.

Die Hebräer waren in dem Augenblicke, da der Dekalog das Fundament ihres Glaubens wurde, in einer Krisis sozialer Umbildung und nahe daran, aus einem Hirten- und Nomadenstande

*) Sinai und Palästina in Verbindung mit ihrer Geschichte, von Arthur Stanley, Dechant von Westminster, S. 42, 43. London, 1862 (englisch).

in den Stand des Ackerbaues und der festen Niederlassung überzugehen. Es scheint, daß in einer solchen Epoche die politischen Einrichtungen eines Volkes, die Grundlagen seiner Regierung, seine natürlichste und wichtigste Angelegenheit seien. Der Dekalog bleibt dem aber ganz fremd und enthält nicht die entfernteste Anspielung darauf. Es ist ein ausschließlich religiöses und Sittengesetz, das sich bloß mit den Pflichten gegen Gott und gegen Seinesgleichen beschäftigt und übrigens, durch sein Stillschweigen hierüber, alle Regierungsformen zuläßt, welche der innere oder äußere Zustand der Gesellschaft gebieten oder erzeugen kann. Es ist dies etwas Großartiges, wie es sich nirgends in den ursprünglichen Gesetzen entstehender Staaten wiederfindet, und worin sich offenbar die göttliche Quelle desselben enthüllt; der Dekalog wendet sich an die Natur und an die sittliche Bestimmung des Menschen; er will dessen Seele und innere Freiheit regeln und überläßt seine äußere und bürgerliche Stellung allen Wechseln des Ortes und der Zeit.

Ein anderer Charakter dieses Gesetzes ist nicht weniger originell, nicht minder erhaben; es stellt Gott und die Pflichten gegen Gott an die Spitze des Lebens und der Pflichten der Menschen, es vereinigt auf das Innigste die Religion und die Sittenlehre und betrachtet sie als unzertrennlich. Mögen die Philosophen sie scheiden, indem sie sie studiren, mögen sie in der menschlichen Natur das Prinzip oder die besonderen Prinzipien der Moral an sich und seitens der Religion betrachten, das Recht hat die Wissenschaft; aber das ist eben nur eine wissenschaftliche Arbeit, eine Scheidung der Seele, welche sich nur an einen Theil ihrer Fähigkeiten wendet und sie nicht in der Gesammtheit und Wirklichkeit ihres Lebens auffaßt. Das ganze und lebendige menschliche Sein ist natürlich zugleich moralisch und religiös; das Sittengesetz, das es in sich findet, bedarf eines Urhebers und Richters; dafür ist Gott die Quelle und der Bürge, das Alpha und das Omega der Moral. Mag der oder jener Metaphysiker Gott vergessen, indem er doch das Sittengesetz anerkennt, mag der oder jener Mensch die Sittlichkeit erkennen und achten, während er der Religion fremd bleibt, es geht; der menschliche Geist kann sich mit einer so kleinen Dosis Wahrheit begnügen. Der Mensch vergißt und verstümmelt sich selbst so leicht! Sein Gedanke ist so leicht unvollständig, inkonsequent, verdunkelt und irregeleitet durch seine Leidenschaft und seine Freiheit! Aber das sind nur Ausnahmszustände des Geistes, wissenschaftliche Abstraktionen; die Menschen verfallen allgemein und für die Dauer nicht darein; im natürlichen Leben und in der Praxis des Menschen sind Moral und Religion nothwendig verbunden, und es ist eben einer der göttlichen Charakterzüge des Dekalogs, wie eine der Ursachen seines dauernden Ansehens bei so vielen Jahrhunderten, daß er zur Basis ihrer innigen Vereinigung verkündet und genommen worden ist.

Weiterhin spricht Guizot noch davon, daß „Moses nie in seinem eigenen, noch im Namen einer menschlichen Macht oder eines Theils des hebräischen Volkes spricht, sondern Gott allein ist's, welcher spricht und befiehlt." Moses berichtet dem Volke nur dessen Worte und Befehle. Moses ist nur der Dolmetscher des göttlichen Willens; der Pentateuch ist die Geschichte und das Gemälde der persönlichen Regierung Gottes über das Volk Israel.

Zuletzt kommt Guizot auch noch auf das Wort und den Begriff der „Theokratie" zu sprechen, und er zeigt noch, wie dieser zuerst von Josephus geschaffene Ausdruck für die mosaische Regierungsform von den Gelehrten der Neuzeit, Ewald in Deutschland, Milman und Arthur Stanley in England, Nicolas in Frankreich, immer nur in dem Sinne genommen sei, daß er nicht etwa eine Priesterherrschaft im Gegensatz zur königlichen Gewalt bedeute; denn in der mosaischen Gesetzgebung seien die Priester nicht die Diener und Werkzeuge des göttlichen Willens, sondern Gott herrscht und regiert durch sich allein, er giebt den Hebräern Gesetze. Moses ist zwar der Vermittler zwischen Gott und dem Volke, aber das Volk selbst ist Augenzeuge der Gesetzes-Offenbarung; es hat dasselbe freiwillig angenommen, und in dem Bündnisse, welches zwischen dem Ewigen und der Familie Jacob's geschlossen worden ist, ist Moses, wenn man den Ausdruck gestatten will, nur der öffentliche Beamte, welcher den Vertrag aufgestellt hat; dazu kommt, daß Moses selbst außerhalb der Priesterkaste blieb, und endlich, daß die Sorge, die Gesetzgebung zu erhalten, zu verbessern und ausführen zu lassen, keineswegs den Priestern anvertraut worden war.

„Es ist," so schließt Guizot diese Betrachtung, „eine einzig dastehende Thatsache in der Weltgeschichte. Die Idee Gottes ist bei allen Völkern die Quelle der Religionen; aber überall, außer bei den Hebräern, ist die Quelle kaum hervorgetreten, als sie schon auf Abwege kommt und sich trübt. Die Menschen nehmen die Stelle Gottes ein; sein Name dient dazu, alle Arten von Anmaßungen und Lügen zu verdecken; bald bemächtigen sich priesterliche Körperschaften der ganzen bürgerlichen und religiösen Herrschaft über die Völker, bald herrschen weltliche Gewalten und unterjochen den Glauben und das religiöse Leben. Nichts dergleichen in der mosaischen Regierungsform; ihr Ursprung und ihre Grund-Prinzipien verurtheilen und bekämpfen von vornherein solche Irrungen: nirgends eine herrschende Priesterschaft, nirgends eine weltliche unterdrückende Gewalt; Gott ist der beständig gegenwärtige und alleinige Gebieter; Alles wird zwischen Gott und dem Volke verhandelt durch Vermittelung eines einzigen Menschen, welchen Gott inspirirt, an welchen das Volk glaubt, und der keine andere Autorität beansprucht, als die der Offenbarungen, die er empfängt. Hier ist nicht eine menschliche That; ebenso wie der Gott der Bibel der wahre Gott ist, ebenso ist die Religion, die vom Sinai durch Moses zum Gotterwählten Volke herabsteigt, die wahre Religion, bestimmt, die Religion des Menschengeschlechts zu werden." S.

Italien.

Sang und Klang in den Straßen von Rom.

Rom ist die Stadt des Epos, nicht der Lyrik. Der mächtige Zauber der Vergangenheit ruht auf ihr; er zieht die Herzen und Sinne derer, die dort weilen, an sich und lenkt ihre Bestrebungen unabweisbar auf das Studium der Geschichte hin, die nirgends so körperhaft und greifbar in die Gegenwart hineinragt als dort. Große Geschichtswerke verdanken dem unmittelbaren Eindruck dieses historischen Odems von Rom ihre Entstehung. Wir wissen den Tag und den Ort, wo Edward Gibbon, von diesem Odem begeistert, die Geschichte des Verfalles und des Unterganges von Rom zu schreiben beschloß. Wir wissen, daß Jahrhunderte vor ihm der Anblick der Ruinen von Rom den größten Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Italiens, den Florentiner Giovanni Villani, zum Beginn seiner Historien trieb. Bis in die neueste Zeit hinein hat sich dieser Impuls an Männern aller Völker wiederholt; ich nenne neben dem Florentiner und dem Briten nur noch als

den jüngsten ihrer Nachfolger unsern Zeitgenossen und Landsmann Ferdinand Gregorovius, der uns in der Vorrede zur „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" erzählt, daß ihm der Gedanke zu seinem Werke, der Fortsetzung Gibbon's, wie diesem in der uralten wunderbaren Kirche Santa Maria von Araceli, oben auf dem Kapitol hoch über dem Forum, gekommen ist.

Gedichte hat die ewige Stadt, zu groß für das Maß des Lyrikers, nur wenige angeregt, und unter den Dichtern Italiens sind von jeher nur selten geborene Römer anzutreffen gewesen. Seltsam genug, daß auch die spärlichen Blüthen, die uns in der neuesten Zeit eine junge römische Dichterschule gebracht hat, ihr Wachsthum zumeist fremden Einflüssen zu danken haben, der Bekanntschaft mit der englischen und deutschen Poesie, die auch zu den Ultramontanen allmählich Eingang gefunden hat. Der römische Musenalmanach, dessen neulich in diesen Blättern gedacht wurde, legt ein redendes Zeugniß davon ab, ein Zeugniß zugleich von dem völlig unrömischen Geiste, der diese jungrömischen Gesänge erfüllt.

Es wäre indessen völlig irrig, aus diesem Mangel an römischer Poesie in der Literatur einen Schluß auf die Physiognomie der Stadt oder auf den Charakter ihrer Bewohner zu ziehen. Auf den Straßen und Plätzen Roms ist genug lebendige Poesie anzutreffen. Ich meine nicht die Poesie des unaussprechlichen Kontrastes, den die Vergangenheit Roms mit seiner heutigen Gestalt bildet, nicht die Poesie der Ruinen, obschon sie nirgends einen erhabeneren Thron hat als hier, auf den zertrümmerten oder verfallenden Riesendenkmälern zweier Weltreiche. Auch nicht die Menge der Gestalten, die von allen Völkern und Zeiten hier zusammenströmt und die in dem bunten Gewirr ihrer oft originellen Figuren für den Griffel des Dichters nicht minder reichen Stoff darzubieten vermöchte, als für den des Malers; sondern ich rede von der Poesie, die in Sang und Klang auf den Straßen und Plätzen der alten Roma erschallt, einer Poesie, die freilich von der steifen Muse jener Arkadien-Schäfer, Hirten und wie die altehrwürdigen Akademien der zünftigen Dichter Roms alle sonst heißen mögen, himmelweit verschieden ist, die aber für die Literatur einen unendlich höheren Werth hat, als die kunstgerechten Fabrikate jener akademischen Reimschmiede. Sang und Klang in Rom! Man muß ihn freilich in Roms Straßen und Plätzen aufsuchen, denn in den Büchern ist von ihm nichts zu finden, weder bei den Einheimischen noch bei den Fremden, die doch, besonders wenn sie selber unter irgend einem hochtönenden Namen der Mitgliedschaft einer Akademie theilhaftig geworden sind, selten verfehlen, von den feierlichen Sitzungen, den stiftungsmäßigen Wettgesängen und all' dem Schnickschnackschnurr jener Ueberreste der Renaissance mit gebührendem Respekt Erwähnung zu thun. Aber dafür leben die Akademien nur in den Büchern; der Sang und Klang der römischen Straßen dagegen prägt sich dem Gedächtnisse jedes Besuchers der ewigen Stadt unauslöschlich ein als ein Zug in dem großen Bilde, das ihm bleibt, wenn er über die Alpen heimgekehrt ist; er ist eine der Erinnerungen, an die man nur zu rühren braucht, um Rom, das Rom, in dem man gelebt hat, wieder vor die Seele zu rufen.

Es ist December, auf dem Soracte liegt Schnee, aber die Luft ist mild und in den Vignen von Porta Pia trinkt man den weißen Wein von Orvieto im Freien und sieht das bunte Gewühl der Spaziergänger vorbeiziehen. Mit ihnen kehren wir in die Stadt zurück; da hemmt an der ersten besten Straßenecke eine Gruppe unsern Schritt und eine eigenthümliche schrille Melodie trifft unser Ohr. Es sind die Pifferari; sie sind zur Adventszeit aus ihren Bergen dort hinten, dal regno, wie sie das ehemalige Königreich Neapel noch nennen, gekommen, um vor den Bildern der Madonna die Novena zu blasen. Da stehen sie, die unzertrennlichen Zwei, wie wir sie zu Hause so oft in Kunstausstellungen und Maler-Ateliers gesehen haben, der Alte mit der Zampogna, dem Dudelsacke der Appenninen, und der braune Schwarzbart mit dem piffero, jener weltbekannten Pickelflöte, die er so eifrig fingert und bläst, daß ihm die Schweißtropfen unter dem spitzen Filzhute hervorrinnen. So kommen sie Jahr für Jahr paarweise um die Weihnachtszeit nach Rom und blasen vor dem Standbilde der Madonna, neun Tage zu ihrer Ehre, und neun Tage zur Ehre des Heilandes. Alle dasselbe Lied mit derselben einfachen Melodie, die vielleicht eine der ältesten Volksweisen von Italien ist. Für Liebhaber mögen die Worte, von den Nasallauten der Abbruzzen befreit, hier einen Platz finden.

Tu Verginella figlia di Sant' Anna,
Che in ventri tuo portasti il buon Gesù;
E lo partoristi sotto la campanna,
E dov' mangiano lo bue e l'asinello.

Quel angelo gridava: Venite, Santi!
Ch'è andato Gesù dentro la campanna;
Ma guardate Vergine beata,
Che in ciel in terra sia nostr 'avvocata!

San Giuseppe andava in compagnia,
Il trovó al partorir di Maria.
La notte di Natale è notte Santa —
St. Padre e l'Figliuolo e lo Spirito Santo.
Sta la ragione che abbiamo cantato;
Sia a Gesù bambino rappresentato.

Zwischen jedem Verse wird ein sonderbares kleines Ritornell geblasen, und das Ganze schließt mit einem eigenthümlich feierlichen Adagio.

Aber lassen wir unsre Rhapsoden aus dem Ciociarenlande die Runde mit dem Hute machen und die Bajocchi und halben Bajocchi ärnten, die ihnen den Rückweg in die bergige Heimat versüßen werden. Die Novena ist kaum verklungen, da hören wir den fröhlicheren Klang der Violine. Unterstützt von dem Geraffel eines Tamburins, begleitet sie ein langes Lied, das ein blinder Alter mit seiner Frau vorträgt, während das kleine Mädchen, eine Enkelin vielleicht, das Tamburin dazu schlägt. Das alte Ehepaar ist gut bei Stimme und schont sie nicht; nach Leibeskräften singen sie abwechselnd, erst er einen Vers, dann sie die Antwort, denn die Ballade, die Du auch für einen Bajocco gedruckt bei ihnen haben kannst, ist ein Dialog zwischen Liebenden, oder vielmehr mit ihrem vollen Titel, eine „canzonetta Nuova, sopra un marinaro, che da l'addio alla sua promessa sposa mentre egli deve partire per la via di Levanto. Sdegno, pace e matrimonio degli medesimi con intercalare sull aria moderna. Rime di Francesco Calzaroni" (neues Lied von einem Seemann, der seiner verlobten Braut Lebewohl sagt, weil er nach der Levante fahren muß. Zorn, Versöhnung und Hochzeit derselben mit verschiedenen Ereignissen, nach einer neuen Melodie in Reime gebracht von Fr. C.) Und geziert ist dies neue Lied mit einem Holzschnitt unter dem Titel, der ein Schiff mit vollen Segeln zeigt. Oder sie singen biblische Dialoge, wie den von Jesus und der Samariterin, den Göthe uns in der italiänischen Reise mitgebracht hat, oder auch die Mordthaten der Saison, oder „ein moralisch Lied", von der „Reue der jungen Männer nach der Hochzeit" oder von Federigo dem Spieler, der auf dem unvermeidlichen Holzschnitte mit weitgespreizten Beinen steht, im Küraß, einen riesigen Säbel an der Seite und zwei Straußenfedern auf dem Hute.

Aber es singen und spielen in Rom nicht bloß die, die ein Gewerbe daraus machen. Arbeit und Erholung, Freud und Leid, jede Leidenschaft, die dies leicht bewegliche Volk ergreift, macht sich im Gesang Luft. Wer hat nicht, wenn er italiänische Bauern bei ihrer Arbeit sah, etwa in den blühenden Schluchten des Volskerlandes oder in dem reichen Tiberthale von Perugia und Assisi oder im tuscischen Val d'Arno, dem Garten Italiens, die einfachen Melodien weit hin schallen hören, mit denen Jung und Alt hier bis an die Brust im goldenen Korn stehend, dort unten den Weingesängen beim Traubensammeln, den langen heißen Tag verkürzt? Wer da in Italien war, erinnert sich nicht, wie dann, wenn die Abendkühle kam, die jungen Männer und Mädchen bis in die Nacht hinein auf der Landstraße oder unter der alten Cypresse am Brunnen vor dem Thor auf und nieder wandelten und jene Klänge der Guitarre und der Mandoline sangen? Wie auf der einsamen Campagne oder in den stillen Waldthälern des Appennin der Hirt, auf seinen Stab gestützt, unter ihm seine Schafe, sein Lied weit in die stille Abendluft erschallen ließ und wie dann nicht selten von ferne ein ähnlicher Sang antwortete und der Wettkampf der Ritornelle begann? Die ewige Stadt ist nicht ärmer an Sang und Klang als das Land. Da sitzt der Schuhflicker an der Straßenecke; sein Tischchen mit dem Licht vor sich arbeitet er bis in die Mitternacht, aber sein lustiges Lied stockt nicht, und von dem Kesselschmiede, der da gegenüber, natürlich auch im Freien, seinen Hammer führt, kommt manche kräftige Antwort. Spaziergänger bleiben stehen; ein Ausfall des witzigen Schusters, der den Cyclopen zu Boden zu strecken scheint, wird mit lautem Bravo und Händeklatschen belohnt, aber da rafft der scheinbar Besiegte sich auf und singt gleichmüthig den Takt klopfend eine geharnischte Erwiderung, die die Lacher auf seine Seite bringt. Oder an der nächsten Ecke, dort wo aus marmornem Löwenrachen das Wasser in das Becken hinabplätschert, ist's nicht wieder ein Wettgesang, diesmal weiblicher Stimmen? Wir kommen näher; es sind die Wäscherinnen — denn auch dies Handwerk arbeitet hier sub Jove, wie in homerischen Zeiten die Königstöchter — sie singen sich über dem Brunnen einander zu und ihr Lied verklingt erst, wenn sie ihre Körbe stolz auf dem Haupte tragend den Heimweg angetreten haben.

Aber wir treten aus dem engern Gewirr der Straßen hinauf, wir sehen im Mondlichte den Triton des Bernini den schönen lautlosen Wasserstrahl hoch in die Luft blasen. Es ist die Piazza Barberini, und Licht winkt uns aus mancher Osteria. Laßt uns zu Zio Pepe gehen, der die Maccaroni so vortrefflich alla Napoletana kocht. Gäste genug sitzen in dem kleinen Raume, Arbeiter, die Jacke auf der Schulter und den Kalabreser auf dem Kopfe; die schwarzen Augen glänzen und die Hände gehen in die Höhe, wie einer mit der alten Padrona des Hauses in ein Witzgefecht geräth, in dem er wohl sicher den Kürzern ziehen wird. Im Nebenzimmer die gleiche Gesellschaft, sie haben Guitarre und Mandoline bei sich, und lassen sich alle Melodien von dem jetzt regierenden Opernkönig von Italien, Maestro Verdi, vorklingen. Wir mengen uns unter sie; man erkennt uns als Fremde, aber man respektirt unsre gute Absicht und ist höflich, ja bald vertraulich. Die letzte Arie war so schön, und der Orvieto von Meister Pepe ist gut — wie wär's, wenn ihr Reime machtet, Signori? Eine Improvisation, nun wohl, Guitarre und Mandoline spielen eine Melodie in Ottave rime, und der kräftige Krausbart uns gegenüber hebt mit lauter Stimme an eine Strophe zu recitiren. Kaum ist das kleine Ritornell der Instrumente vorbei, so beginnt ein Anderer die Erwiderung, und ihm entgegnet wieder der Erste. Da mischt sich ein Dritter ein, der in ein paar Strophen über beide herfällt, aber ein vierter Gast, ein Karrenführer, wie wir hören, nimmt sich der Bedrängten an, natürlich in Strophen. So geht das Gefecht wohl eine halbe Stunde hin und her, von dem lauten Zuruf der Hörer oft unterbrochen, in Versen, die an Wohllaut wenig zu wünschen übrig lassen und deren Ideen, natürlich Wein und Liebe, Gesang und Musik, doch auch weit über das hinaus gehen, was Fremde sich von dem niederen Volke in Italien und seiner Geistesbildung vorzustellen geneigt sind. Manches ist originell, und auch wo Reminiscenzen und Gemeingut den Inhalt bilden, wird es doch mit einer naiven Frische und Lebendigkeit vorgebracht, und selten fehlt der eigenthümliche italiänische Witz, den man wohl nirgends besser vertreten findet als in Rom, der Vaterstadt der Epigramme und der Pasquinaden.

Sollen wir zum Schlusse der Serenaden gedenken, die Galanterie, Liebe und Eifersucht in Rom allnächtlich laut werden lassen? Meist ist es der Liebhaber selbst oder ein Freund, der von der unvermeidlichen Guitarre und Mandoline begleitet, das einfache Lied singt; oft ist's aber auch ein Verschmähter oder Eifersüchtiger, der seine Leidenschaft, in einer Serenata di gelosia, in bitteren Spottversen ertönen läßt. Weithin vernehmbar ist der Klang, wenn die Sänger mit ihren Freunden beim Schwirren der Instrumente die Straße auf- und abgehen. Stehen sie dann unter dem Fenster ihrer Schönen, so sammeln sich dichte Gruppen Vorübergehender um sie, den Gesang zu hören. Oft scheinen sie ihre Gefühle hauptsächlich durch die Kraft ihrer Lungen bestätigen zu wollen. So ein sospiro d'amore ist drei Straßen weit zu hören, und mit den zarten, sehnsuchtsvollen Worten steht die Stentorstimme des „Seufzenden" nicht selten in einem ungemein komischen Widerspruche. F.

Rußland.

Charkow, die Hauptstadt der Ukraine.

Wer sich über die Verhältnisse Südrußlands unterrichten will, dem empfehlen wir dringend das unten angezeigte Reisewerk von A. Petzholdt,*) welches zwar zunächst auf die Darstellung der landwirthschaftlichen Zustände Rußlands berechnet ist, daneben aber auch eine Menge höchst interessanter und gründlicher Schilderungen von anderen Gegenständen, z. B. der Handelsverhältnisse, der Fabrik- und übrigen gewerblichen Unternehmungen, der Bildungsanstalten, der geographischen und hydrographischen Verhältnisse ꝛc. in den von dem Verfasser durchreisten Gegenden enthält.

Petzholdt, welcher bereits im Jahre 1849 eine Reise in das Innere des europäischen Rußland, vorzugsweise in die großrussischen Gouvernements unternahm, untersuchte nunmehr in wissenschaftlicher Weise auch das südliche und westliche Rußland, und zwar im Auftrage des Ministeriums der Volksaufklärung, was ihm ein viel reicheres, über das Gebiet der Landwirthschaft oft weit hinausgehendes Feld der Beobachtung eröffnete. — Er veröffentlicht das vorliegende Werk ausdrücklich für deutsche Leser,

*) Reise im westlichen und südlichen europäischen Rußland im Jahre 1855, von Alexander Petzholdt. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und Karten. Leipzig, Hermann Friese, 1864.

weil er glaubt, daß man in Deutschland russische Zustände noch viel zu wenig kenne. Und in der That müssen wir bekennen, daß die uns hier dargebotenen Nachrichten, namentlich über gewerbliche Verhältnisse Südrußlands und über die von der russischen Regierung dort eingerichteten Bildungsanstalten, einen wahrhaft imponirenden Eindruck gemacht haben, so daß wir überzeugt worden sind, Rußlands südliche Provinzen gehen noch einer großen Zukunft entgegen.

Herr Petzholdt verfolgte seine Reise von Dorpat aus über Riga, Dünaburg und Witebsk nach der landwirthschaftlichen Lehr-Anstalt zu Gorki im Mohilew'schen Gouvernement; von da über Tschernigov nach Kiew, von hier längs des rechten Dniepr-Ufers nach Jekaterinoslaw und in das taurische Gouvernement, wo die Besichtigung der an der Molotschna liegenden Menoniten-Kolonien, ein Hauptziel der Reise, längeren Halt gebot. Nach einem Abstecher an der Südseite der Krim, zunächst in der Absicht angestellt, um das Auftreten der Weinreben-Krankheit zu studiren, ging die Reise längs der Küste des Asow'schen Meeres nach Mariupol, von wo der Verfasser eine nördliche Richtung einschlug, um die deutschen Ansiedelungen, sowie die Colonien der Juden zu besuchen; er berührte dann die Jekaterinoslaw'sche Lehrferme, sowie die Weliki-Anatol'sche Kronförsterei, wendete sich dann nach der kaiserlichen Eisengießerei von Lugan, ging über Bachmut nach Charkow und kehrte über Kursk, Orel, Tula, Serpuchov, Moskau und Petersburg nach Dorpat zurück.

Aus dem reichhaltigen Materiale, welches Petzholdt auf dieser Reise sammelte, heben wir seinen Besuch von Charkow hervor, weil diese Stadt in ihrer raschen Entwickelung dem Leser am besten ein Bild von den intellektuellen und materiellen Zuständen Südrußlands zu geben im Stande ist, und weil sie uns als ein neuer Beleg zu unserer schon früher geäußerten Bemerkung gilt, daß das Aufblühen gewisser Städte im russischen Reiche mit der oft bewunderten Entfaltung der neueren amerikanischen Städte wetteifert.

Im Jahre 1663 gegründet, wurde Charkow unter der Regierung von Katharina II. zur Hauptstadt der Ukraine, des heutigen Gouvernements Charkow, erhoben, und es scheint wenig zu fehlen, so wird es mit Odessa um den Rang, welche der beiden Städte für den Süden von Rußland die größte Bedeutung habe, streiten können. Offenbar liegt der Grund dieses Aufblühens in der Lage der Stadt, wodurch Anlaß gegeben wurde, daß sich hier der interne Haupthandel zwischen dem Süden und Norden Rußlands concentrirte, wie die große Bedeutung der Charkow'schen Messen beweist, die an Größe des Umsatzes nur von der Messe zu Nishni-Nowgorod und zu Irbit im Gouvernement Perm übertroffen werden.

Es wird die Vergleichung ermöglichen und zugleich die Bedeutung der russischen Messen überhaupt in das rechte Licht stellen, wenn wir einen Blick auf die Summen werfen, welche den Umsatz auf diesen Messen vom Jahre 1851 repräsentiren.

Der Werth der Waaren, welche auf diesen Messen ausgelegt wurden, betrug nämlich:

in Nishni-Nowgorod	60,976,000	Silberrubel,
in Irbit	35,531,000	„
in Charkow		
Januarmarkt	12,770,000	„
Augustmarkt	5,192,000	„
Oktobermarkt	3,346,000	„
Juni-Wollmarkt	1,288,000	„

und der Werth der Waaren, welche verkauft wurden:

in Nishni-Nowgorod	53,690,000	Silberrubel,
in Irbit	28,741,000	„
in Charkow		
Januarmarkt	7,938,000	„
Augustmarkt	1,922,000	„
Oktobermarkt	1,586,000	„
Juni-Wollmarkt	1,377,000	„

„Die mit Sicherheit zu erwartende Steigerung der Wohlhabenheit und Wichtigkeit Südrußlands wird auf noch weitere Steigerung der Wohlhabenheit von Charkow den günstigsten Einfluß ausüben, so daß kaum bezweifelt werden darf, daß der Stadt Charkow eine glänzende Zukunft bevorstehe. — Die im Jahre 1848 auf 43,726 sich belaufende Einwohnerzahl betrug bereits im Jahre 1852 nicht weniger als 54,201, war also in fünf Jahren um mehr als den fünften Theil gestiegen; ja im Jahre 1855 sollte dieselbe bis nahe an 70,000 angewachsen sein. Mag auch diese letztere Angabe etwas übertrieben sein, so steht doch so viel fest, daß man es mit einer Stadt zu thun hat, welche in rapidem Wachsthum sich befindet, wie auch der Hinblick auf die überall unternommenen Neubauten zweifellos darthut.

Dabei liegt Charkow weder am Meere, noch an einem großen Flusse, sondern an dem Vereinigungspunkte zweier unbedeutender Gewässer, nämlich da, wo das Lopanflüßchen in die Charkow sich ergießt; letztere fällt in das Udy-Flüßchen, welches sich endlich mit dem Donez vereinigt, um mit ihm das Asowsche Meer zu erreichen. Charkow genießt also nicht einmal die ungeheuren Vortheile der Schifffahrt; es wächst lediglich durch den Verkehr im Binnenlande, welcher nur unterstützt wird durch die ungemeine Fruchtbarkeit, deren sich die umliegende Ukraine erfreut. Allerdings ist die Möglichkeit einer Schiffsverbindung mit dem Asowschen Meere nicht ausgeschlossen, wenn man sich nämlich zu dem vernünftigen Entschlusse erheben könnte, den Donez wieder schiffbar zu machen, wie er es früher gleich anderen bedeutenden Flüssen in jenen Gouvernements, z. B. dem Oskol, gewesen ist. Diese Flüsse sind aber jetzt zum Theil versandet, wozu die Ausrottungen der Wälder beigetragen haben mögen; zum Theil durch Ablagerung von Mist, Stroh und Reisig seicht gemacht; denn da Stroh und Mist bei der natürlichen und unversiegbaren Fruchtbarkeit des Bodens nicht als Dünger, auch nicht, wie in den Steppengegenden, als Brennmaterial gebraucht werden, so sucht man sich dieser sonst so gesuchten Materialien zu entledigen, indem man sie in die Bäche wirft, von wo sie zum empfindlichen Nachtheil für den größeren Verkehr in die stärkeren Flüsse geleitet werden. Was könnte Charkow werden, wenn man die Flüsse reinigte und Ausfuhrwege zu ihnen baute!

Der Bedeutung von Charkow als Hauptstadt der Ukraine angemessen, sind die wissenschaftlichen Anstalten des Ortes.

Die besondere Aufmerksamkeit unseres Reisenden zog die dortige Universität auf sich. Er lernte den Rektor, jetzigen Curator, Voigt und den Professor Kotschetoff näher kennen und hätte das fünfzigjährige Jubiläum der Universität mitfeiern können, das in dem Jahre seines Aufenthaltes begangen werden sollte.

Die Anstalt wurde im Jahre 1805 unter Alexander I. und auf den Wunsch des Charkow'schen, Jekaterinoslaw'schen und Cherson'schen Adels, welcher zu ihrer Begründung bedeutende Summen gespendet hatte, eröffnet und im Jahre 1854 im Ganzen von 470 Studirenden besucht, von denen 123 der juristischen, 223 der medizinischen,

34 der historisch-philologischen und 80 der physiko-mathematischen Fakultät angehörten.

Die Universität besitzt eine geschmackvolle und zweckmäßig in einem einzigen großen Saale aufgestellte Bibliothek von über 50,000 Bänden und außer den gewöhnlichen wissenschaftlichen Sammlungen und einem botanischen Garten auch eine eigene Buchdruckerei, welche 2 Setzer und 4 Drucker beschäftigt. Im Allgemeinen machte die Anstalt, wenn sie auch die Bedeutung der benachbarten Kiew'schen Universität noch nicht erreicht, doch den günstigsten Eindruck auf Petzholdt, der von ihr die volle Ueberzeugung mit fortnahm, daß sie unter den russischen höchsten Bildungsanstalten durchaus nicht die letzte sei.

Nach der Universität erregte die Veterinärschule Charkow's die lebhafteste Aufmerksamkeit unseres Reisenden, zumal diese Anstalt durch einen äußerst stattlichen, ja prachtvollen, soeben vollendeten Neubau in eine neue Phase erweiterter Wirksamkeit getreten war. Sie kann als ein Muster derartiger Anstalten gelten, da auch ihre inneren Einrichtungen dem glänzenden Aeußeren durchaus entsprechen. Als besonders lobenswerth erscheint es, daß beinahe für jedes einzelne der vorzutragenden Fächer ein besonderes Auditorium vorhanden ist, wodurch der große Vortheil erreicht wird, daß es dem betreffenden Professor leicht ist, seine mit Demonstrationen verbundenen Vorträge den Zuhörern möglichst nützlich zu machen. Er hat vollkommene Zeit und den nöthigen Raum, Alles was zum besseren Verständniß des Vortrages von der experimentellen oder demonstrativen Seite beitragen kann, gehörig zu besorgen, und ist sicher, daß eingeleitete Experimente nicht mit der heutigen Vorlesung unterbrochen oder aufgestellte Apparate nicht unmittelbar nach dem Schluß des Vortrages fortgeschafft zu werden brauchen, wie es nicht selten bei anderen Lehranstalten aus Mangel an Auditorien der Fall ist. Bei der Charkow'schen Veterinärschule scheint man dem wichtigen Grundsatze zu huldigen, daß bei dem Vortrage aller vornehmlich in das Gebiet der Naturwissenschaft gehörenden Lehrfächer das „Sehen" mindestens ebenso wichtig ist, als das „Hören," und es wird, wenn die betreffenden Vorträge nicht im höchsten Grade instruktiv sind, die Schuld nicht auf die Lokalität geschoben werden können. So sind z. B. im botanischen Auditorium die zahlreichen Futterpflanzen in getrockneten Exemplaren größten Formates unter Glas und Rahmen aufgestellt, also den Zuhörern stets vor Augen.

Die verschiedenen Sammlungen der Anstalt, zum Theil noch im Entstehen begriffen, boten vielfaches Interesse dar; die Bibliothek ist höchst elegant und durchaus nicht unbedeutend, die zootomische Sammlung besonders durch Gefäße- und Nervenpräparate ausgezeichnet, zu einem physikalischen Kabinet der Anfang gemacht, und ebenso verdient die ebenfalls ganz neue Apotheke besondere Erwähnung wegen ihrer geschmackvollen Anordnung. Die Docenten der Anstalt, namentlich die der verschiedenen Hülfsfächer, sind größtentheils Universitäts-Professoren.

Charkow besitzt außerdem zwei Gymnasien, ein geistliches Seminar und ein zur Erziehung adeliger junger Damen bestimmtes Institut. Alle diese Anstalten sind in Gebäuden untergebracht, welche durch ihre Schönheit ebensowohl Zierden der Stadt abgeben, als sie durch ihr Aeußeres den augenfälligen Beweis liefern, daß die Regierung keine pekuniären Mittel scheut, wo es gilt, geistige Bildungsstätten zu begründen.

Wie in jeder Gouvernementsstadt von Rußland, befindet sich auch in Charkow eine von dem Ministerium der Reichsdomänen ressortirende Behörde, Domänenhof genannt, welche die Pflicht hat, die landwirthschaftlichen Bedürfnisse ihres Gouvernements dem Ministerium mitzutheilen und umgekehrt die Befehle des Ministeriums zur Ausführung zu bringen, und es ist die nicht genug zu lobende Einrichtung getroffen, daß bei jedem Domänenhofe eine Sammlung von Ackergeräthschaften und landwirthschaftlichen Maschinen (in Modellen), sowohl der in dem betreffenden Gouvernement landesüblichen, als der für letzteres zur Einführung empfohlenen fremden (gleichgiltig ob russisch oder ausländisch) aufgestellt sein soll. In gleicher Weise sollen auch die in dem Gouvernement erzeugten Rohstoffe aller drei Naturreiche, sowie die Produkte wenigstens der ersten Verarbeitung derselben ausgelegt sein. Diese Sammlungen sind, abgesehen von ihrem sonstigen Werthe und Nutzen, in hohem Grade geeignet, das Interesse des Reisenden in Anspruch zu nehmen, insofern man mit einem Blicke die Kulturverhältnisse des Gouvernements erkennen oder doch wenigstens vermuthen und demgemäß seine weiteren Nachforschungen arrangiren kann. Der Domänenhof in Charkow bot in dieser Beziehung nicht viel Bemerkenswerthes dar, da außer einer Anzahl Modellen von Acker-Werkzeugen, denen man im russischen Reiche, durch Cankrin verbreitet, überall begegnet, nur noch eine kleine Sammlung von den im Gouvernement vorkommenden technisch wichtigen Mineralien vorhanden war.

Um vollständig zu sein, dürfen wir die eine Meile nördlich von Charkow gelegene Lehrferme nicht übergehen.

Die Lehrfermen Rußlands haben den Zweck, tüchtige, praktische Arbeiter für die Landwirthschaft zu bilden, und stellen das dar, was man in Deutschland eine Ackerbauschule, besser noch „Knechtschule," in Frankreich eine Ferme-Ecole nennen würde. In solchen Lehrfermen werden arbeitstüchtige junge Leute aus dem Stande der Bauern von 16—20 Jahren aufgenommen und in allen für den Landmann wichtigen Arbeiten praktisch unterrichtet und erhalten im Laufe des Winters Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der russischen Sprache und den Grundsätzen der Landwirthschaft, so weit sie für den Bauer passend und nöthig sind. Im Jahre 1855 gab es in Rußland acht Lehrfermen, und zwar in den Gouvernements Wologda, Samara, Tambov, Gorki (mit dem dortigen landwirthschaftlichen Institute verbunden), Kasan, Charkow, Saratow und Jekaterinoslaw. Außerdem giebt es noch in Petersburg und Moskau ähnliche Anstalten, welche jedoch in mancher Beziehung anders organisirt sind.

Alle diese Fermen wurden in der Zeit von 1843—1849 gegründet. Jede derselben sollte für eine gewisse Anzahl von Gouvernements tüchtige Arbeiter bilden, welche gerade mit derjenigen Art von verbesserter Landwirthschaft, wie sie für diese Gouvernements paßt, vertraut gemacht würden, wie denn auch selbstverständlich die Aufgabe, zu ermitteln, welches für jeden klimatisch und sonst wie verschiedenen Theil von Rußland die am meisten zusagenden Kulturmethoden seien, mit diesen Anstalten verbunden ist. Zwei derselben, nämlich diejenigen von Samara und Jekaterinoslaw sind inzwischen geschlossen worden, und zur Aufhebung derjenigen von Wologda werden ebenfalls bereits Anstalten getroffen; auch steht eine Reorganisation dieser ganzen Angelegenheit in Aussicht.

Die Baulichkeiten der Ferme von Charkow sind, sowohl was die Anordnung rücksichtlich ihrer gegenseitigen Lage, als was die Ausführung derselben betrifft, ausgezeichnete, und keine der Herrn Petzholdt bekannten Fermen gewährte dem Reisenden, was das Aeußere ihrer Erscheinung anlangt, einen so schönen und durch die

Symmetrie ihrer Hauptgebäude wohlgefälligen, ja beinahe großartigen Anblick, wie die Charkow'sche Ferme. Die nähere Besichtigung der inneren Einrichtung mit Allem, was zur Wirthschaft im engeren und weiteren Sinne gehört, störte das günstige Vorurtheil, welches durch das schöne Aeußere hervorgerufen ward, keineswegs, vielmehr befriedigte das Ganze unsern Reisenden vollkommen.

Die Lage der Stadt ist in Folge der unebenen Terraingestaltung eine sehr malerische, da es viele Standpunkte theils im Innern der Stadt, theils außerhalb derselben giebt, von wo aus man einen bald größeren, bald kleineren Theil derselben übersehen kann. Der wichtigste Theil der Stadt liegt auf der ansehnlichen Höhe, welche sich von Norden her gleich einem Vorgebirge bis zur Vereinigung des Lopan mit der Charkow vorschiebt; er ist das Centrum der Stadt, um welches sich die übrigen Stadttheile in mächtigem Gürtel herumlegen, und der Blick auf diesen Stadttheil gehört zu den ausgezeichnetsten großstädtischen Ansichten. Die Stadt ist im Allgemeinen regelmäßig angelegt, und fast alle Hauptstraßen sind mit Pflasterung und Trottoir versehen. Um die in dieser Hinsicht bemerkbaren Fortschritte würdigen zu können, muß man wissen, wie frühere Reisende die Stadt fanden. Noch im Jahre 1840 giebt Blasius in seinem Reisewerke folgende Schilderung von Charkow:

„Charkow besitzt nicht einen einzigen Pflasterstein und mußte sich zur Zeit des Ueberganges in den Winter mit einem ganz breiweichen Straßenpflaster von zwei bis drei Fuß Höhe begnügen. Ohne Wasserstiefeln war es nicht möglich, trockenen Fußes auf dem reingefegten Trottoir zur Seite zu gehen. So viel möglich, hatte man den Straßenkoth auf der Mitte der Straße zu kleinen Bergen aufgehäuft, um die Passage zu beiden Seiten möglich zu machen. Auf diesen passirbaren Stellen, zur Seite der Kothhügel, lag der Morast nur etliche Fuß hoch, so daß die Droschken mit genauer Noth vorwärts konnten. Ohne Droschke durfte sich Niemand auf die Straße wagen. Die Häuser, auch die anständigsten, waren nur dadurch zugänglich gemacht, daß man das Trottoir und die anliegenden Theile der Straße mit Mist befestigt hatte. Durch alles dieses war hier eine nachahmungswürdige Schuleinrichtung hervorgerufen, die wohl schwerlich anderswo ihres Gleichen haben wird. So wie man sonst wohl Hundstagsferien wegen großer Hitze angesetzt hat, waren hier weniger astronomisch, als terrestrisch bestimmte Dreckferien eingerichtet. Das Gymnasium hatte seit vierzehn Tagen, die Universität seit acht Tagen Dreckferien. Es würde ebenso zwecklos gewesen sein, zu erwarten, daß jeder Student oder Gymnasiast sich eine Droschke zum Besuche der Kollegien halte, als daß er sich der Lebensgefahr des Straßenpflasters aussetze. Und so hätten sich die Ferien ohnehin von selber, ohne Befehl, einstellen müssen." — Die Zeit der Dreckferien ist jetzt vorüber.

Endlich scheint auch das gesellige Leben in Charkow ein sehr angenehmes zu sein, da, abgesehen von den vielen Elementen zur Hervorrufung eines geselligen Verkehrs, welche in der großen Zahl von Professoren, Lehrern und Beamten gegeben sind, noch die zahlreiche wohlhabende und zum Theil sehr reiche Kaufmannschaft, sowie der, namentlich während des Winters, in Charkow lebende Adel des Gouvernements mit in Anschlag gebracht werden muß. „Hätte ich," so ruft der Verfasser aus, „nur dem Gefühle persönlicher Behaglichkeit nachgeben und danach meine Abreise von Charkow bemessen wollen, wahrhaftig, ich säße wahrscheinlich noch jetzt dort, wie es mit einem meiner Begleiter, dem Maler, der Fall gewesen ist, der sich hier so gut gefiel, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, dazubleiben."

Schweden.

Neue Gedichte vom Probst Mellin.*)

Der greise Dichter Schwedens, Probst G. H. Mellin, mit dem wir die Leser dieser Zeitschrift in den im Jahre 1860 darin veröffentlichten „schwedischen Skizzen" bekannt zu machen suchten, hat zur Freude seiner zahlreichen Verehrer noch einmal in die Saiten seiner Leier gegriffen, und sie hat so voll, frisch und rein wie früher getönt. Da die poetische Sündfluth, die bei uns noch immer höher und höher steigt, Schwedens meerumspültes Land noch nicht mit überschwemmt hat, so sind dort Gedichte aus der Feder und dem Herzen Mellin's noch ein Ereigniß — vielleicht weil sie durch ihre Reinheit und Zartheit sich in den Gegensatz zu den Frivolitäten gewisser Herren vom Feuilleton des „Aftonbladet" setzen, die seiner Zeit hier genügend gewürdigt worden sind. Aus demselben Grunde aber verdient die kleine Sammlung, die freilich äußerlich in ihrer bescheidenen Ausstattung nichts mit dem Prunke unserer deutschen poetischen Erscheinungen gemein hat, auch in Deutschland einige Aufmerksamkeit, und daher möge eine kurze Probe aus derselben in Urschrift und Uebersetzung hier Platz finden:

Tvenne ljus.

Mitt ljus är, säger Gud, uti din hand:
Ditt ljus, o menska, står uti min hand.
Din själ hon är ditt ljus, som jag har tändt:
Mitt ljus är ordet, som jag dig har sändt.
Och om mitt ljus du håller rent och kärt,
Min nåds beskärm jag åt ditt ljus beskärt.

Deutsch:

Zwei Lichter.

Mein Licht ist, so spricht Gott, in deiner Hand:
Dein Licht, o Mensch, das steht in meiner Hand.
Die Seele ist dein Licht, von mir entzündet,
Mein Licht das Wort, das ich dir hab' verkündet.
Und wenn mein Licht du hält'st recht lieb und werth,
Wird meiner Gnade Schirm einst deinem Licht beschert.

Aus dem Inhalte des ersten Gedichtes: „An meine Gesangsmuse," schöpfen wir die Vermuthung, daß Mellin noch weitere poetische Gaben bringen wird. Ihm gehen die Welt-Angelegenheiten zu unruhig durcheinander; die Völker leiden, majestätisch rollt des Krieges Donner im Süden wie im Norden, tiefe Schatten ziehen über die Länder, und Keiner ahnt, was ihr Erscheinen bringen kann: „Komm," ruft er seiner Muse zu, „laß uns fliehen, laß von der Welt uns trennen; wie Indiens Vögel bauen wir ein Nest, hängt es auch nur mit einem Faden an der Palme; dort wollen wir im Schatten uns verbergen, um frei zu sein und in poetischer Ruhe!" — Hoffentlich genügt seiner Muse auch die nordische Buche, um in ihrem Schatten unbeirrt von den Kämpfen der Welt den schwedischen Dichtergarten weiter bepflanzen zu helfen!

G. H.

*) Några Nya Smärre Dikter, af G. H. Mellin. Helsingborg, E. T. Borg, 1864.

Kleine literarische Revue.

— **Der britische Staat eine Spar-Bank und Alterversorgungs-Anstalt.** England hat in neuester Zeit gegen die sonst von ihm befolgte Regel des laisser aller und laisser faire, eine volkswirthschaftliche Institution eingeführt, die von außerordentlichen Folgen sein kann. Ein englischer Assekuranz-Beamter, Herr Marcus N. Adler, giebt darüber, sowie über die dem Parlamente in dieser Beziehung vorgelegte Bill, belehrende Auskunft in einer Schrift, in welcher zugleich einige Nachrichten über die Geschichte des Leibrenten- und Lebensversicherungs-Wesens enthalten sind.*) Die Idee der Lebensversicherungen und der Sterbekassen ist, wie neuere Entdeckungen und die Forschungen des englischen Historikers Herrn Kenrick dargethan, bereits den Römern bekannt gewesen. Zur Zeit des Kaisers Hadrian gab es in Lanuvium, nach dort ausgegrabenen Tafeln, welche die Statuten enthalten, eine Anstalt, bei welcher man monatlich 3 Asse einzahlte, um nach dem Tode den Hinterbliebenen eine Summe von 300 Sesterzien zur Bestreitung der Leichenbestattungs-Kosten zu sichern. In Folge nun einer in der jüngsten Session dem englischen Parlamente vorgelegten Bill wird es künftig möglich, daß Arbeiter von ihren Verdiensten monatlich kleine Einzahlungen beim Staate (vielleicht bei den Postämtern) machen, um nach einer gewissen Anzahl von Jahren (mindestens sechzehn) eine gewisse jährliche Pension bis zu höchstens hundert Pfd. Sterl. zu beziehen. Die englischen Postämter haben bereits seit einigen Jahren die Befugniß, Spar-Einlagen anzunehmen. Der Staat, der also schon eine große Sparbank der Arbeiter ist, wird nunmehr durch die neue Einrichtung auch ihre Invaliden-Versorgungsanstalt, sofern die Arbeiter bei Zeiten daran denken, sich durch kleine monatliche Einzahlungen eine künftige Jahres-Rente zu sichern. Herr Adler weist in seiner Schrift, die wir namentlich allen Versicherungs-Fachmännern empfehlen, nach, daß der Staat durch diese Institution den bestehenden Lebensversicherungs-Anstalten nicht allein keine Konkurrenz machen und keinen Schaden zufügen, sondern ihnen vielmehr durch Gewöhnung der unbemittelten Klassen, Ersparnisse zu machen und Renten-Zusicherungen zu erwerben, ein großes neues Publikum zuführen wird, da die Regierung durch die ihr auferlegten gesetzlichen Beschränkungen den Lebensversicherungs-Gesellschaften jede Versicherung wird überlassen müssen, welche die Summe von hundert Pfund übersteigt.

— **Die evangelischen Slowaken Ungarns.****) Wenn diese kleine, im vorigen Jahre in deutscher Sprache erschienene Schrift nicht übertreibt, so befinden sich, ungeachtet des kaiserlichen Religions-Patentes vom 1. September 1859, die evangelisch-lutherischen Slowaken Ungarns in einem Zustande schrecklicher Unterdrückung, und zwar nicht durch die Regierung oder durch die katholische Kirche, sondern durch die ihnen im Glauben nahe stehenden reformirten Magyaren, die mit ihren kirchlichen Unions-Projekten politische Magyarisirungs-Pläne verbunden haben, welche sie mit der ganzen Gewalt der überlegenen Bildung und des überlegenen Reichthums gegen die armen Slowaken durchzusetzen suchen. Während es nämlich in Ungarn über anderthalb Millionen Reformirte, fast ausschließlich Magyaren mit einer geringen Anzahl von Deutschen giebt, zählt die lutherische Kirche nur 830,000 Bekenner, und zwar 436,000 Slowaken, 15,000 Slovenen, 202,000 Deutsche, und 177,000 Magyaren. Unter diesen wissen sich die Deutschen als die Intelligentesten am besten gegen die nationale und Glaubens-Propaganda der Reformirten zu wehren, obwohl es auch unter den jungen deutschen Fortschritts-Freunden manche Ueberläufer giebt, die sich zum Theil magyarische Namen geben und die der Verfasser als „Magyaronen" bezeichnet. Auch der bekannte Gelehrte Hunfalvy soll zu den Letzteren gehören und als Deutscher Hunsdorfer geheißen haben. Tavassy hieß früher Teichengräber, Szépréti hieß Schönwiesner, Szalaghy hieß Lauf ꝛc. Zu den slawischen „Magyaronen" werden v. Kossuth, v. Pulszky, v. Benyowsky gezählt, wie sich denn überhaupt unter den evangelischen Slowaken die Adeligen sehr häufig von ihren armen bürgerlichen Glaubensbrüdern abwenden. Mitunter erinnert das Verfahren der magyarischen Beamten in den slowakischen Gemeinden an das der dänischen Beamten in den Gemeinden Schleswigs. So wurde in der aus 16000 lutherischen Slowaken bestehenden Gemeinde Szarvas vom dortigen Stadtnotar, einem Magyaronen Namens Hellebrand, angeordnet, daß monatlich einmal magyarisch gepredigt werde. Da aber die Kirche stets leer blieb, wenn eine solche Predigt vorher angekündigt war, so unterließ man fortan diese Ankündigung, und ohne daß das slowakische Volk eine Ahnung hatte überraschte der Geistliche dasselbe nach dem slavischen Choral mit einer ihm unverständlichen magyarischen Predigt. Dadurch entstand Unruhe, das Volk wollte die Kirche verlassen, aber an den Kirchthoren waren Panduren aufgestellt, die Niemand hinausließen. Auch wurden die Widerstrebenden hier, wie in mehreren anderen Gemeinden, als Unruhstifter bestraft. Das ist allerdings arg und verdient, daß es auch im übrigen Europa bekannt und als einer freien Nation unwürdig bezeichnet werde.

*) Some Considerations on the Government Life Annuities and Life Assurances Bill. By Marcus N. Adler, M. A., Fellow of the Institute of Actuaries etc. London, 1864.

*) Die Märtyrer-Kirche der evangelisch-lutherischen Slowaken im Jahre des tausendjährigen Jubiläums, historisch geschildert von Lic. theol. Johannes Borbis. Erlangen, Andreas Deichert, 1863. 156 S.

Literarischer Sprechsaal.

Die Versammlung deutscher Tonkünstler in Karlsruhe (vom 22.—26. August) hat sich auf dem betreffenden Gebiete als ein Ereigniß von ungewöhnlicher Tragweite ergeben. Wesentlich unterschied sich diese Zusammenkunft von unseren „Musikfesten" dadurch, daß dieselbe eine für die Besprechung wichtiger musikalischer Zeitfragen bestimmte Generalversammlung von Mitgliedern einer über ganz Deutschland verbreiteten, festgeschlossenen Körperschaft war, nämlich des seit einer längeren Reihe von Jahren bereits unter immer günstigeren Auspizien u. a. unter materieller Förderung durch mehrere regierende Fürsten — bestehenden „allgemeinen deutschen Musikvereins."

Angeregt von der musikalischen Fortschritts-Richtung hatte dieser, auf die maßgebendsten künstlerischen Gesichtspunkte basirte, in großen Umrissen, entsprechend der Bedeutung unseres allgemeinen Vaterlandes, angelegte Verein in der ersten Zeit seines Bestehens dieselben Kämpfe, wie die betreffende Richtung. Das in solchen Fällen stets nur zu bereitwillig sich regende Vorurtheil sah Ausschreitungen dieser Richtung als Grundsätze derselben an und übertrug diese jedenfalls zu voreilige Anschauung auf eine Genossenschaft, die ja hauptsächlich Vermittelung und Ausgleichung der Gegensätze anbahnen will. Diese Absicht nun trat bei der diesjährigen Versammlung in unerwartet erfreulichem Grade hervor. Nie gab bisher irgend ein Musikfest so umfassende Gele-

genheit zu persönlicher Annäherung, zumal zur Ausgleichung der nord- und süddeutschen Anschauungen. Schon nach wenigen Tagen war zwischen dem Norden und Süden eine dauernde Harmonie angebahnt, besiegelt durch den nunmehr sofort massenhaft erfolgenden Beitritt neuer Mitglieder.

Viel trug auch jedenfalls die Unparteilichkeit bei, welche, entsprechend den Statuten des Vereins, bei der Wahl der zur Aufführung gebrachten Werke durchgeführt worden war. Sich auch darin von den üblichen Musikfesten unterscheidend, daß der deutsche Musikverein jenen das Vorführen älterer Werke gänzlich überläßt, brachte derselbe auch diesmal mit geringen Ausnahmen nicht nur ganz neue Produktionen lediglich von seinen eignen Mitgliedern, sondern zugleich auch überwiegende Werke von noch keineswegs entschieden hervortretender Fortschrittsrichtung. Ueber welchen Reichthum an Kräften (sowohl Komponisten als Virtuosen von Bedeutung) aber der Verein bereits verfügt, ging daraus hervor, daß nur einem kleinen Theil der durch die Qualität ihrer Leistungen Berechtigten Gelegenheit zu öffentlicher Produktion geboten werden konnte, eine Thatsache, deren Wahrheit die ferneren Versammlungen erst evident ergeben werden.

Endlich aber hat sich der deutsche Musikverein auch bereits zu internationaler Bedeutung erhoben. Sein Mitglieder-Verzeichniß ergiebt die Betheiligung von (diesmal größtentheils anwesenden) Künstlern und Künstlerinnen oder Kunstfreunden aus Amerika, England, Rußland, Ungarn, Italien und anderen außerdeutschen Regionen; er ist daher wohlbefähigt, deutsche Kunst und künstlerischen Fortschritt weit über Deutschlands Gauen hinaus fruchtbringend zu verpflanzen im Interesse geistiger Anregung und Fortbildung. Z.

Das Feuilleton der Wiener „Presse" warnt in diesem Monate bereits zum zweitenmale in einem zwar witzig sein sollenden, jedoch im Grunde völlig geistlosen Artikel vor einer Wiederholung von Vergnügungszügen der Wiener nach Berlin. In einer dieser Diatriben gegen das „kritische" Berlin behauptet die Wienerin, daß die Berliner „Volkszeitung" gegen das Durcheinanderwerfen der deutschen Stämme mittelst der Eisenbahn-Vergnügungszüge sei und am liebsten die Oesterreicher mittelst Separat-Train nach Ofen spediren möchte. Am Schlusse des Artikels sagt die „Presse":

„Wenn wir endlich dahin gelangt sein werden, uns so recht deutsch einig zu fühlen, und dennoch das Bedürfniß empfinden werden, uns noch ferner zu verbrüdern — wohin ziehen wir dann mit unseren Vergnügungszügen? Dann — nun dann ziehen wir zu den Zulu-Kaffern, oder zu den Mooris nach Neuseeland; wir werden gewiß freundlich aufgenommen werden — aber nur ja nicht nach Spree Athen!"

Daß die — wie Figura zeigt — in Wien noch nicht ausgestorbenen Phäaken einen Zug zu den Zulu-Kaffern und Neuseeländern haben, ist ganz natürlich. Doch darum wird sich die große Mehrzahl der Wiener, die heutzutage durch ihren deutschen, intelligenten Charakter auch unserem Schiller ganz andern Respekt einflößen würden, nicht davon zurückhalten lassen, die deutsche Schwesterstadt an der Spree zu besuchen. In Berlin sind die Wiener stets herzlich und gastlich aufgenommen worden, wie namentlich auch die österreichischen Turner bezeigen können, die sich bei dem großen deutschen Turnfeste im Jahre 1861 in Berlin befunden haben. Selbst zur Zeit der Phäaken ist das für das Berliner Theater geschriebene Holtei'sche Liederspiel „Die Wiener in Berlin," worin die Gemüthlichkeit Wiens auf Kosten des kritischen, karrikirten Berlin hervorgehoben wird, mit einem selbst nach hundert Vorstellungen noch nicht erschöpften Beifall aufgenommen worden. Kein berliner Blatt hat jemals solche herausfordernde und dabei lächerliche Diatriben gegen die große süddeutsche Schwesterhauptstadt gebracht, wie jetzt die Wiener „Presse" gegen Berlin. Die berliner Presse wird sich darum gewiß nicht zurückhalten lassen, auch in der Folge Böses mit Gutem zu vergelten.

Das von dem pensionirten Postbeamten Herrn W. Henckel herausgegebene Post-Wochenblatt*) enthält in seiner Nummer vom 14. September mehrere Berichtigungen in Bezug auf einen Artikel „Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben", der in der „Gartenlaube" gestanden und worin namentlich mehrere Hinweisungen auf das Postwesen in Deutschland dasselbe in einem unrichtigen Licht dargestellt hatten. Unter Anderem war auch für den deutsch-österreichischen Postverein die einstufige Portotaxe empfohlen worden. In dieser Hinsicht bemerkt das Post-Wochenblatt: „Die großen Vortheile der einstufigen Portotaxe werden von Niemand verkannt, obgleich die dreizonige Briefstaxe doch auch wohl Einiges für sich hat. Zwischen dem 5000 Quadratmeilen umfassenden Großbritannien und dem viermal so großen deutschen Postverein, der einzigen Verbindung, in welcher sich die ganze österreichische und die ganze preußische Monarchie mit den übrigen deutschen Ländern vereinigt haben, dürfte ein bedeutender Unterschied sein. Derselbe rührt namentlich davon her, daß in England die Mehrzahl der Briefe Handels- und Geschäftsbriefe sind, während dieselben bei uns nur die kleinere Hälfte ausmachen. Bei der äußerst mangelhaften Volksbildung korrespondiren in England beinahe nur die Fabrikanten, Kaufleute und die höheren Stände, während in Deutschland sich alle Schichten der Bevölkerung der Post bedienen. Sieht nun die „Gartenlaube" nicht ein, welche große Ungerechtigkeit in der Einführung der einstufigen Portotaxe liegen würde? Der Landmann, der kleine Gewerbsmann sollte für seine Briefe, die sich nur in engen Kreisen bewegen, eben so viel bezahlen, als der Großhändler, der mit den entferntesten Orten des Postvereins in fortwährendem Briefwechsel steht? Ein Brief von Leipzig nach Halle und ein solcher von Leipzig nach Herrmannstadt in Siebenbürgen sollten dasselbe Porto kosten? . . . . . Daß man im deutschen Postverein mit den ermäßigten Taxen für Kreuzband-Sendungen noch viel weiter gegangen, als in England, weiß die „Gartenlaube" nicht, sonst würde sie wohl nicht so sehr beklagen, daß man bei uns die Hill'sche „book-post" nicht eingeführt."

Dem Dichter Karl Beck in Wien ist von der österreichischen Regierung in Anerkennung seiner „ausgezeichneten, dem Gesammtvaterlande bleibend zur Ehre gereichenden Leistungen auf dem Gebiete der Poesie" (wie ihm der Staatsminister, Freiherr von Schmerling angezeigt) eine einjährige Pension von 600 Gulden bewilligt worden. Hoffentlich wird es nicht bei dem Einen Jahre verbleiben.

---

*) Technisch-praktisch-literarisches Organ für Post-, Telegraphen- und Eisenbahn-Beamte. Wöchentlich ein halber Bogen. Preis 10 Sgr. vierteljährlich. Cammin in Pommern.

Bei Ambr. Abel in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Mecklenburg's Volkssagen.
Gesammelt und herausgegeben
von
Dr. **A. Niederhöffer,**
Mitgl. d. Ver. für Mecklenb. Gesch. u. Alterthumsk.
4 Bde. (67 Bog.) Brosch. Preis n. 2 Thlr.

Diese Sammlung ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Der reiche Schatz köstlicher Sagenstoffe ist hier nicht in breite, verwässernde Erzählungen verwandelt, sondern ganz schlicht und einfach wiedergegeben, so daß dies Werk, schätzbar für den Alterthumsfreund, zugleich ein vortreffliches Unterhaltungsbuch bildet und als solches dem gesammten deutschen Volke (nicht blos den Bewohnern des Landes dem diese Sagen angehören) empfohlen werden kann. (509)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Brugsch (H.), Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten. Vorlesung gehalten am 40. März im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie zu Berlin. 1855. 16. geh. 6 Sgr. (514)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Dem deutschen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geschmückt mit dem in Reliefmanier gestochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldschnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erste Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luise kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (515)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Im Verlage von A. Freyschmidt in Cassel erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cassler Namenbuch
von **Hoffmann von Fallersleben.** 10 Sgr.

Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten ꝛc. Geschichte. (506)
von **G. Kiriand.** I. 1. u. 2. Heft à 12 Sgr.

Verlag der S. Schropp'schen Landkartenhandlung (H. Beringuier) in Berlin.

Fix, W., Territorialgeschichte des brandenburgisch-preußischen Staates, nebst 10 historischen Karten. Carten. 1 Thlr.

— — **Uebersichten zur äußeren Geschichte des Preuß. Staates.** Ein Hilfsbuch für Lehrer und Freunde der vaterländischen Geschichte. Mit einer color. Karte. Preis 1⅓ Thlr.
Die Karte allein 20 Sgr.

— — **Wandkarte** zur Geschichte des Preuß. Staates. Druck vom Königl. lithogr. Institut zu Berlin. Preis 5⅓ Thlr., auf Leinwand gezogen in Mappe 8⅓ Thlr., mit den Uebersichten 10 Thlr., aufgezogene Exemplare mit Rollstäben 9 Thlr., mit den Uebersichten 10⅓ Thlr.

Obige Werke sind von den hohen Unterrichtsbehörden der Preuß. Lehranstalten zur Anschaffung empfohlen, da sie eine mit großem Fleiße zusammengestellte, außerordentlich reiche Fülle von Thatsachen erwähnen, die in dieser übersichtlichen Form Lehrern und Lernenden das Studium der vaterländischen Geschichte sehr erleichtert. (508)

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Friedrich Wilhelm's des Großen Churfürsten
Winterfeldzug in Preußen und Samogitien gegen die Schweden im Jahre 1678—79.
Ein Beitrag zur brandenburgischen Kriegsgeschichte
von **August Niese,**
Major u. Bataill.-Command. im 2. Schles. Gren.-Regt. Nr. 11.
Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes.
gr. 8. geheftet. Preis 22½ Sgr.

Der Verfasser sagt im Vorwort: „Er war es, der gleich groß als Held wie als Christ den Ruhm der Brandenburger nicht allein in allen Gauen Deutschlands, auch in den Niederlanden, Ungarn, Polen, Dänemark und Livland, ja selbst im fernen Afrika verbreitete, der Polen, Schweden, Türken und Franzosen abwechselnd die Schärfe des brandenburgischen Schwerts, die Wucht brandenburgischer Hiebe fühlen ließ, der selbst den brandenburgischen Wimpel zur See geehrt und seinen Feinden furchtbar machte. — Es sei daher mir gestattet, aus dem mit reichen Siegeskränzen geschmückten Leben dieses Helden nur eine kleine Episode vorzuführen, welche den hohen, energischen thatkräftigen Geist des Kurfürsten veranschaulicht, eine Episode, die in glänzenden Zügen darstellt, wie Er Alles, was Er wollte, ganz wollte, und wie Er inmitten der Schrecken eines wahrhaft furchtbaren Winters an der Spitze seiner braven Reiter mit Sturmesschnelle heranbrausend die Schaaren Seiner Feinde mit dem rächenden Schwerte der Vergeltung vor sich hintrieb und Seinen lange und schwer heimgesuchten Landen dadurch endlich Ruhe vor Seinen bisher gefährlichsten Feinden, den Schweden, für dauernde Zeiten schaffte."

Berlin, den 14. September 1864.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). (513)

Gesellschaftsreise
nach
Aegypten
auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünschen entsprechend wird die Unternehmung der Gesellschaftsreisen nach Konstantinopel und Athen, welche sich großer Theilnahme und des besten Erfolges erfreuten, nun auch die erste Gesellschaftsreise **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „österreichischen Lloyd" in Triest organisirt werden.

Die Abreise von Triest erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte
einschließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reise u. s. w. ist:

400 Gulden.

Das Reise-Programm
ist zu erhalten in der Gerold'schen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerstraße), an den auch alle Briefe zu richten sind, oder Herr Dr. Leopold Schweitzer Redakteur der „Wiener Zeitung." (511)

In J. D. Sauerländer's Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Volkswirthschaft
und ihr Verhältniß zu Gesellschaft und Staat.
Von
Dr. **Carl Dietzel,**
Professor an der Universität zu Heidelberg.
gr. 8. geh. 25 Bogen à 2 Thlr. = 3 fl. 30 kr.

Der Verfasser, durch seine früheren Schriften (System der Staatsanleihen ꝛc. ꝛc.) als Begründer einer neuen Richtung in der Nationalökonomie und der Staatswissenschaft bekannt, führt in diesem Werke eine vollkommene Neugestaltung der Volkswirthschaftslehre durch, indem er die Volkswirthschaft als die umfassendste Grundlage des ganzen Volkslebens und als die Hauptentwicklungsform der Menschheit darstellt. Er zeigt in klarer und scharf bestimmter Ideenentwicklung, wie dieselbe auf den letzten Gründen des menschlichen Daseins hervorgeht und wie sie mit ihrem allmäligen Fortschreiten die Gesellschaftszustände und den Staat aus sich erzeugt.

Von besonderem Interesse dürfte seine Darstellung des Verhältnisses der Volkswirthschaft zum Staate sein, wodurch er diese schwierige Frage unserer Gegenwart glücklich löst. Während seine früheren Arbeiten hauptsächlich zu einer Reform der Finanzwissenschaft geführt haben, dürfte dieses Werk sich als ebenso unentbehrlich für den Staatsgelehrten und den Staatsmann, wie für den Nationalökonomen erweisen, und wird zugleich, weil die meisten bisherigen volkswirthschaftlichen Schriftsteller dieses Gebiet vollständig vernachlässigen, neben jeder anderen Volkswirthschaftslehre benutzt werden müssen.

Indem der Verfasser zugleich die eingreifenden Beziehungen der Volkswirthschaft zu den wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens ausführlich nachweist und mit lebhaften Farben den Aufschwung, sie im letzten Jahrzehnt herbeigeführten Aufschwung des öffentlichen Lebens in Deutschland zeichnet, bietet er jedem Gebildeten, welcher sich für die Fragen des politischen und socialen Lebens interessirt, eine eben so anziehende als lehrreiche Lektüre. (504)

Dieser Nummer liegen bei ein Prospekt betreffend: **Isis. Der Mensch und die Welt. Verlag von Otto Meissner in Hamburg** und ein Verzeichniss: **Neuester Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.** 1864. Nr. 2.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 40.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expeditionen.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 2. Oktober **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Charaktere, von Gustav Kühne . 626

Frankreich.

Zur Molière-Literatur. Molière's Werke . 629

England.

Eine Galerie englischer Celebritäten . . . 634

Siam.

Der Buddhismus nach der Erklärung eines protestantischen Geistlichen 636

Orient.

Kritische Text-Ausgabe des Talmud . . . 637

Kleine literarische Revue.

Ein Schreiben Ludwigs XVI. über Dichter-Ehren 638
Kardinal Wiseman's Vorschlag zu einem Shakspeare-Denkmal 638
Die Briefe Joachim Imhof's 638
Zur Schach-Literatur 639
Literarischer Sprechsaal 639

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

Charlotte Corday. Tragédie en cinq actes et en vers, par J. B. Salles, député Girondin (écrite en 1793). Editée par G. Moreau-Chaslin. In 4. Paris, Miard.

Memoires inédits de Dumont de Bostaquet, gentilhomme Normand, publiés par M. M. Charles Read et Fr. Waddington. (Concernant la révocation de l'édit de Nantes et les expéditions de Guillaume III en Angleterre et en Irlande.) 1 vol. Paris, Michel Lévy.

Les six mariages de Henry VIII, par Jules d'Argis. In 18. Paris, Hetzel.

Miles Byrne. Memoires d'un exilé irlandais de 1798, edités par sa veuve, traduits de l'anglais par A. Hédouin. Paris et New-York.

Les problèmes de la nature. Par Aug. Laugel. Paris, Baillière.

La prédicante des Cévennes. Par Madame Louise Figuier. Paris, Hachette. (528)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

Thomas de Quincey's Works.

Second edition, in 15 vols. crown 8vo., cloth. 21 Thlr.

Separate Volumes, each 1 Thlr. 15 Sgr.

1. Confessions of an English Opium-Eater.
2. Recollections of the Lake Poets.
3. Last Days of Immanuel Kant.
4. The English Mail-Coach.
5. Dr. Samuel Parr, etc.
6. Richard Bentley, etc.
7. Protestantism and other Essays.
8. Leaders in Literature.
9. The Caesars and other Essays.
10. Style and Rhetoric.
11. Coleridge and Opium Eating.
12. Speculations, Literary and Philosophic.
13. Letters, Conversation, etc.
14. Autobiographic Sketches — 1790—1803.
15. Biographies, with a complete General Index to the entire Works.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (526)

Zweiter unveränderter Abdruck.

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (527)

So eben ist erschienen und von der unterzeichneten Buchhandlung zu beziehen:

Die Werke der Troubadours in provenzalischer Sprache, herausgegeben von Dr. K. A. F. Mahn. Lyrische Abtheilung. Band II., Lief. 3. 15 Sgr.

Die Werke der Troubadours, von denen jetzt 2¾ Bände (à 2 Thlr.) fertig sind, enthalten, ausser den von Rochegude in seinem Parnasse Occitanien und von Raynouard in seinem Lexique Roman veröffentlichten Gedichten, hauptsächlich die in Raynouard's jetzt sehr selten und wegen ihres hohen antiquarischen Preises fast unzugänglich gewordener Choix enthaltenen Gedichte. Ein Supplement dazu bilden die Gedichte der Troubadours von demselben Herausgeber, von denen 3 Bände (à 2¼ Thlr.) vollendet sind, welche die bisher unedirten Gedichte aus den Handschriften herausgegeben liefern. Von der epischen Abtheilung der Werke der Troubadours ist der Text des Girart de Rossilho nach der einzigen Pariser Handschrift in 3 Lieferungen vollständig erschienen (1½ Thlr.). Ausserdem sind veröffentlicht die Biographieen der Troubadours in provenzalischer Sprache. 15 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (524)

Neue Erscheinungen der holländischen Literatur.

Bato. Tijdschrift voor jongens. Redacteur W. Martin Westerman. (12 afleveringen à 4—5 blad.) Amsterdam, Gebr. Kraay. 5 fl.

Alcibiades, Franciscus van Assisi en Heinrich Zschokke, als typen van drie tijdperken voorgesteld. Amsterdam, van Kesteren.

L. van den Broek, nagelaten en verspreide gedichten. Met eene aanprijzende voorrede en eene schets van's dichters leven als mensch en dichter, door H. Maronier. Rotterdam, H. Nijgh. 3 fl.

Eene wet op de Marine, aanbevolen, door W. H. A. Wesselink. Utrecht. Broese.

De Industrieel. Tijdschrift tot verbreiding van het nieuwe en wetenswaardige op het gebied van natuurkunde, werktuigkunde, technologie, telegrafie, fotografie, meteorologie &c. Onder redactie van J. H. van Koten. Amsterdam, Brinkman. 3 fl. 90 c.

De inrigtingen voor onderwijs in de taal-, en volken-kunde van Nederlandsch Indie, te Delft en te Leiden. 's Gravenhage, M. J. Visser. 15 c. (529)

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Charaktere, von Gustav Kühne.*)

Deutschland führt seit geraumer Zeit ein wenig beneidenswerthes Dasein. Es glaubt die Früchte einer großen Zeit zu genießen, ohne gleichwohl aus ihnen die Riesenbäume erziehen zu können, welche daraus hervorzugehen und das Dach unsres nationalen Gebäudes zu bilden bestimmt waren. Die Mauern zu diesem Gebäude wurden mit unvergleichlicher Festigkeit in die deutsche Erde gesenkt und zur Höhe geführt; dem neunzehnten Jahrhundert schien es vorbehalten zu sein, dem Gebäude Abschluß und Weihe zu geben. Aber bis jetzt sahen wir uns vergeblich nach dem Baumeister um, der das Werk zu Ende führen möchte. Inzwischen aber sind die Mauern, den Trümmern unserer mittelalterlichen Burgen gleich, mit einer Fluth von Schlingpflanzen überzogen, durch welche hindurch die Bausteine kaum mehr zu erkennen sind.

Wir fühlen Alle das Bedürfniß, Deutschland auszubauen. Der Versuch, das Vaterland auf ganz neuen Grundlagen hoch emporzurichten, ist mißlungen, und so sehen wir uns denn gezwungen, die alten festen Mauern wieder aufzusuchen, den Wust von Schlingpflanzen, von Staub und Gerölle hinwegzuräumen und zu sehen, was wir davon noch gebrauchen können. Wir machen da überraschende Entdeckungen. Vieles ist uns durch diese Ausgrabungen zu recht freudigem Verständniß gelangt; gar Manches aber, was sich mit dem Nimbus der Größe und der Unvergänglichkeit umgeben hatte, hielt die scharfe Luft des 19. Jahrhunderts nicht aus und zerbröckelte unter den Händen der Ausgräber.

Den Arbeiten von Palleske, der unsern Schiller, von Lewes, der den Altmeister Göthe, von A. Stahr, der Lessing ausgrub, schließen sich die Arbeiten von Gustav Kühne an, dessen „deutsche Charaktere" uns auf die Trümmer des literarisch und politisch gestürzten Deutschlands führen.

Hier sitzen wir, nicht wie jene tieffühlenden Juden, die auf der Stätte von Jerusalem das verlorene Vaterland beweinen; nicht wie die Veteranen des ersten Kaiserreichs, die vor der Asche ihres Heros den Untergang ihres Weltreichs und ihres Ruhmes betrauern — wir sitzen auf unsern Trümmern und erheben uns auf ihnen zu dem Selbstbewußtsein, daß uns, wenn auch die Schöpferkraft des vorigen Jahrhunderts verloren ging, doch das Ringen nach Wahrheit, die Kraft der Kritik geblieben ist, die wir anwenden, sei's auch, um mit ihr die Säulen unserer eigenen Gottheiten umzustürzen. Diesen Eindruck kann ich nicht verbannen, während ich es unternehme, die deutschen Charaktere Kühne's in gedrängter Kürze den Lesern des „Magazin" vorzuführen. — Hier sind sie:

Im ersten Theile des Werkes finden wir aus der Aufklärungsperiode Friedrich den Großen, Lessing, Mendelssohn, Kant; im zweiten Theile aus dem Zeitalter der Revolution Kaiser Joseph II., Mozart, Klinger, der nach Rußland überging, Georg Forster, der nach Frankreich flüchtete und dem hier eine Ehrenrettung zu Theil wird, endlich den armen wahnsinnigen Hölderlin.

Schon in dieser Auswahl liegt eine Kritik. Friedrich der Große, der Fürst der Aufklärung, ist umgeben gerade von denjenigen Männern, welche ihm bei seinem Reformwerke treue Gehülfen hätten sein können, welche er aber aus unbegreiflichem Stolze verschmähte; und Joseph, der Revolutionär auf dem Throne, suchte zwar, fand aber nicht die rechten deutschen Herzen zu seinem Werke, und ihm sind daher Männer beigegeben, welche — mit Ausnahme von Mozart — vor Deutschlands Zerfahrenheit sich in die Arme des Auslandes flüchteten oder in sich selbst den Untergang fanden.

An Friedrich den Großen, an den bedeutendsten Mann des Zeitalters, hat Kühne den höchsten Maßstab seiner Kritik gelegt. Noch nie hat der große König aus deutscher Feder so herbe Urtheile erfahren, so rücksichtsloses Gericht über sich ergehen lassen müssen. Die Kritik nimmt hier die Schärfe des Diamanten an: sie schneidet tief ein und unter ihrer harten Behandlung droht der Gegenstand ihrer Experimente zu zerbrechen.

Mit der höchsten Anerkennung der blendenden Vorzüge Friedrichs, den er sogar von dem vulgären Vorwurfe der Freigeisterei und der Irreligiosität befreit, paart Kühne den Nachweis, wie schädlich für die nationale Entwickelung Deutschlands, dessen Todtengräber Friedrich gewesen, wie verkehrt, wie verderblich in ihren Folgen selbst für Preußen die Wirksamkeit des Königs war. Daß der Staat Friedrichs des Großen den Stürmen der nachfolgenden Revolutionszeit nicht widerstand, ist die Schuld seines philosophischen Schöpfers. Dieser Staat trug den Keim des Unterganges schon während seines Wachsthums in sich, weil er ohne Rücksicht auf die nothwendige innige Verbindung mit Deutschland errichtet und einzig auf die Persönlichkeit Friedrichs gegründet war. „Preußens Weiterentwickelung im bösen wie im guten Sinne war ein Abfall von Friedrich's Prinzipien, im bösen Sinne, weil sein Nachfolger den verstandeshellen lichten Tag in eine schwächliche Dämmerung verkehrte; im guten Sinne, weil mit dem Aufgebot des dritten Friedrich Wilhelm, mit diesem Einverständniß,*) der Staat könne nicht mehr dem Volke helfen, das Volk müsse den Staat erretten, die absolute Königsherrschaft endete und der Volksstaat in Preußen begann', beginnen sollte. Denn nicht erst bei Jena und Auerstädt ging der Staat Friedrichs des Großen zu Grunde; von seiner aufgeklärten Despotie schwand schon unter seinem Nachfolger der Athemzug freien Geistes bei festgehaltener Form des unumschränkten Königthums, und aus dem gerühmten Musterstaate der Aufklärung ward eine in sich selbst verknöchernde Maschine. Friedrichs Freiheit war eben nur seine eigene Freiheit. Als man Quanz, Friedrichs Meister auf der Flöte, beglückwünschte, den König in der Musik zu unterrichten, schüttelte er den Kopf und meinte, der König liebe eigentlich gar nicht die Musik, sondern die Flöte, und eigentlich nicht die Flöte, sondern nur seine Flöte! — Friedrichs freie Maximen wurden keine Staatsgrundgesetze, keine Formen für den freien, sich selbst regierenden Staat; die Maschine, die er selbst nur in Gang setzte, stand still, sobald er sein Auge schloß; sein letztes Wort war: Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen!"

In dieser bitteren Schale liegt ohne Zweifel ein noch mehr bitterer Kern von Wahrheit. Dennoch ist nicht zu übersehen, daß die glänzende Aerndte Preußens in den Jahren 1810—1815 nur aus Friedrichs Saat hervorgehen konnte. Friedrichs letztes Wort war vielleicht sein schlimmster Irrthum. Sein Scharfsinn täuschte sich über die deutsche Natur auch in seinem Volke: er brauchte nicht über Sklaven zu herrschen. Die Erhebung im Jahre 1813 würde ihm bewiesen haben, daß er sich nicht Sklaven, sondern freie Männer erzogen hatte.

*) Deutsche Charaktere. Von Gustav Kühne. Zum ersten Male gesammelt. 2 Theile. Leipzig, Ludwig Denicke, 1864.

*) Eingeständniß?

Noch schärfer spricht sich Kühne über Friedrichs Verhalten gegenüber der deutschen Literatur und Wissenschaft aus.

In fast jeder Literaturgeschichte ist zu lesen, welchen Einfluß der König auf die Entwickelung der deutschen Dichtkunst gehabt. Aber offenbar nur wider seinen Willen hat sich dieser Einfluß geltend gemacht, weil Friedrich wider seinen Willen ein deutscher Mann war. Daß er nicht einmal die urkräftigsten deutschen Geister, soweit solche in seinem eigenen Reiche das geistige Feld besäeten, daß er nicht einmal Lessing, Mendelssohn und Kant an sich zog, um Deutschlands Geist kennen zu lernen, das allerdings drückt mindestens die Bewunderung für seinen gerühmten Scharfsinn nieder. Er, dessen Nase Kühne drastisch genug mit einem Alles herausbohrenden Pfropfenzieher vergleicht, mußte jene Accoucheurs des wiedergeborenen Deutschlands finden. „Sein Verhalten zur deutschen Literatur, die um ihn her aufkeimte", sagt Kühne, „würde — wie seine Entfremdung von dem Geschlechte der Frauen — der Vergessenheit anheimfallen können, hätte dieser deutsche „Salomo des Nordens" seine Schrift über deutsche Dichtung und Wissenschaft (De la littérature allemande des defauts qu'on peut lui reprocher, quelles ce sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger. Berlin, 1780), eine Schrift, die er anfänglich blos für seinen Minister Herzberg aufsetzte, dann aber in die Muttersprache übersetzen ließ, nicht selbst zum Druck gegeben, ihm und der Nation zur bleibenden Schmach; ihm, weil sein eigensinniger Trotz nicht überwinden konnte, was er als Jüngling wahrgenommen, noch einmal als Greis, eh' er darüber absprach, zu prüfen; — der Nation zur Schmach, weil diese Schrift ein dauerndes Zeugniß ist, daß ihr angeblich größter Fürst seine größte Unwissenheit in heimischen Dingen gleichsam von oben herab proklamirte und in einer souveränen Naivetät über deutsche Kultur und Dichtung zu einer Zeit absprach, in welcher nicht blos mit Klopstock, Winckelmann und Wieland, sondern mit Lessing in seiner Vollendung und mit Göthe in seinen Anfängen der goldne Morgen, ja der lichte Tag in unserm Dichten und Denken angebrochen war."

Hier folgt eine Kritik dieser Schrift, zu welcher der Verfasser seine Lanzen von der stärksten Gattung wählt. Indeß mit diesem Eifer, jene unglückliche Schrift vor dem 19. Jahrhundert noch einmal in den Sand zu strecken, dehnt Kühne den Kampf mit einer als todtgeboren und als längst begraben zu betrachtenden Mißgestalt offenbar zu weit aus. Friedrich hat hier geirrt und bewiesen, wie leicht der Irrthum auch auf dem Throne ist. Noch steht es aber dem 19. Jahrhundert nicht wohl an, in dieser Weise den Stab über Friedrich zu brechen. Indem es sühnen wollte, was Friedrich gesündigt hatte; indem es Lessing und Kant einen Platz auf seinem Denkmal zu Berlin einräumte, konnte sich diese erleuchtete Zeit nicht einmal so hoch erheben, ein längst gerichtetes Vorurtheil über Bord zu werfen: sie schloß Moses Mendelssohn, den Freund Lessings, den liebenswürdigen Philosophen von Berlin, aber freilich auch den Juden Mendelssohn, von dem Denkmale aus, wo ihm ein Stand neben Lessing und Kant gebührte!

Uebrigens konnte Kühne seinen Eifer um so mehr zügeln, als Deutschlands Literatur schon damals sich selbst wehrte. Die Schmähschrift blieb nicht ohne Erwiderung und „der von Europa nicht besiegte Preußenkönig wurde auf heimischem Boden mit bürgerlichen deutschen Waffen geschlagen." „Und in der That", so sagt der Verfasser zum Schluß, „Friedrich war auch auf anderen Gebieten bereits überwunden, überholt und abgethan. Im Handel und Wandel hatte sich seine Schöpfung überlebt, sein ganzer Staat sich in sich selbst verknöchert, noch eh' er das große helle Auge schloß, das Alles durchforscht haben wollte, um es nach seinem Kopfe zu ordnen. . . . . Die Aufklärung seines Regiments wie seine ganze Persönlichkeit wurde zur Karrikatur ihrer selber (!). Und Preußens Größe ging nicht Hand in Hand mit Deutschlands Neugestalt. Den Schöpfungen Friedrichs fehlte der nationale Segen; sie waren negirender Art; selbst die letzte seiner Thaten, der Fürstenbund, bestätigte eher den Untergang Deutschlands (?) als dessen Wiedergeburt."

Mit diesem Urtheil das Essay schließen, heißt die ganze Thätigkeit, das ganze Dasein Friedrichs verdammen. Es ist die erste Säule, die der Verfasser umstürzt. Glücklicherweise giebt der große König noch Stoff zu anderen Urtheilen, und es lebt, wie sein Andenken zeigt, in seinen Schöpfungen noch ein fruchtbarer, nicht blos negirender Geist, den auszurotten keiner Kritik gelingen wird, ein Geist, der hoffentlich mit seiner vollen Kraft und Wucht zur Geltung kommen wird, wenn es sich einst um die endliche Lösung der Frage über Deutschlands Schicksal handelt.

In Lessing betrachtet Kühne den deutschen Aesthetiker. Die ungeheure Begabung dieses „großen Friedrich in der Literatur" findet er in dem Gemisch deutscher und slavischer Elemente, in dem Gemisch von tiefer Gründlichkeit und lebendiger Beweglichkeit, das sich in Lessings Wesen glücklich vereinigt. Leider hat unser Jahrhundert die volle Erbschaft Lessings erhalten, ohne sie auszunutzen. Die allzeit mustergültige, klare und scharfe Prosa, die der Meister geschrieben, hat dem Ausdrucke eines leidenschaftlicher bewegten, reicheren, aber auch weicheren und breiteren Lebens das Feld räumen müssen. Das 19. Jahrhundert hat dem „Volksredner mit der Feder" Denkmale gesetzt, nur um eine Pflicht zu erfüllen, oder, wie der Verfasser sagt, um ein Schamgefühl mehr los zu werden. Das beste Denkmal würde man Lessing widmen, wenn jeder Maler und Bildhauer den Laokoon, jeder Schauspieler die Dramaturgie, jede Schule das Wort Nathans: „Um wie viel leichter andächtig schwärmen, als gut handeln sei", zur Grundlage der Bestrebungen nähme! „Aber wir sprechen von Erbschaft und Vermächtniß in Dingen des Geistes und nennen Lessings Gesetze eine Hinterlassenschaft an alle Künstlernaturen, doch nur um einzusehen, daß Lessings Gesetze deutsche Kunst und Wissenschaft seit den Romantikern weit hinter sich lassen."

Lessings Einfluß war nicht von längerer Dauer, als die Schöpfungen seines Rivalen auf staatlichem Gebiete. Aber während der Verfasser Friedrich dem Großen selbst alle Schuld an der Vergänglichkeit seines Staatsbaues aufzubürden sucht, hat in Bezug auf Lessing das deutsche Volk den Vorwurf auf sich zu nehmen, daß es Lessings Grundsätze nicht für die Ewigkeit in sich aufgenommen hat. Daher die Mahnung an das deutsche Volk, Lessings Werke von neuem auf sich einwirken zu lassen. „Auf Lessing zurückgehen", sagt Kühne, „heißt fortschreiten. Dabei darf man nicht blind sein gegen seine Lücken. Ein nachgebornes Geschlecht hat die Lücken Lessings zu füllen. Denn zu einer deutschen Aesthetik sind in Lessing nur die Grundzüge, ist nicht der gesammte Codex gegeben. Versagt war ihm die Erkenntniß und das Element der Musik; versagt war ihm auch die Lyrik; wo er lyrisch ist, spitzt sich ihm Inhalt und Form epigrammatisch zu; versagt waren ihm die Elemente des gesammten deutschen Mittelalters, so daß die Poesie unserer Romantiker hier nachzuholen ihre Aufgabe fand. Verschlossen blieb ihm endlich die Erkenntniß der religiösen Offenbarung. In diesen vier Elementen, Musik, Lyrik, deutschem Mittelalter und deutscher Erkenntniß der Offenbarung, hat das nachge-

borne Geschlecht seine Mission finden müssen, um den vollen Gehalt deutscher Volksthümlichkeit zu erschließen."

Dem Freunde Lessings, dem Sokrates des 18. Jahrhunderts, Moses Mendelssohn, flicht der Verfasser den schönsten Ehrenkranz. Der „edelste Vertreter des aufgeklärten Berlin" erscheint in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, in seinem ganzen Adel, in seiner völlig aus ihm selbst zur bedeutsamsten Wirksamkeit gekommenen Thätigkeit, in seinem Kampfe mit den Vorurtheilen des 18. Jahrhunderts, kurz in seiner ganzen hehren Persönlichkeit vor uns. In diese Harmonie greift mißtönend nur die Hinweisung auf Mendelssohns Stellung zum Christenthum ein. Mendelssohn hat, so sagt der Verfasser an einer Stelle, den eigentlichen Lebenspunkt des Christenthums nicht verstehen können, und zwar, nicht weil er Jude, sondern weil er Rationalist (?) war. Wie sich hiermit die andre Stelle reimt, nach welcher Mendelssohn, als Lavater an ihm seinen plumpen Bekehrungsversuch gemacht, sich plötzlich durch und durch als Jude gefühlt haben soll, festgewachsen mit dem Schicksal seines Volkes, theilnehmend am Kreuze, das er mit seinen Brüdern nicht bekannte, sondern trug, und wie Kühne diese Behauptung mit dem Satze motiviren kann, daß Niemand sich ganz dem Schoße, der Luft seines Herkommens entwinde — das ist mir, ich bekenne es, nicht klar geworden. Die Art und Weise, wie Mendelssohn die Bekehrungsversuche von sich wies, beweist ebenso schön wie evident, daß er damals weder mehr noch weniger Jude war, wie vor der Zeit von Lavaters gutgemeintem Angriffe. Mendelssohn, der Philosoph, der Sokrates des 18. Jahrhunderts, erhob sich nicht allein über Lavaters Glauben, „der die Wohlthaten des Christenthums lediglich in den Wunderwerken suchte", sondern über das konfessionell gespaltene Christenthum der Neuzeit überhaupt, ebenso wie er sich über das Judenthum seiner Zeit erhob. „In welcher glücklichen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, welche die besten Christen und die besten Juden gemein haben!" In diesem Ausrufe, den er an Lavater adressirte, lag Mendelssohns Glaubensbekenntniß. Man hätte ihn mit gleichem Rechte einen guten oder schlechten Christen, wie einen guten oder schlechten Juden nennen können — ein Standpunkt, der in unserer Zeit, wo man sich mehr in der Ausdehnung der Gegensätze als in der Vereinigung zu einmüthiger Gottesverehrung gefällt, freilich nicht mehr nach Verdienst gewürdigt zu werden pflegt.

Wir gehen zu Kant über. Kühne weist ihm seinen Standpunkt in der Aufklärungszeit an; man kann ihn aber mit gutem Rechte der Revolutionszeit einreihen. Auf dem Gebiete des abstrakten Denkens machte Kant im Jahre 1781 mit seiner „Kritik der reinen Vernunft" die Revolution, wie sie acht Jahre später im politischen Leben gemacht wurde, oder, wenn es erlaubt ist, H. Heine's kühn-frivoles Wort zu citiren: in jenem Werke hat Kant den lieben Gott guillotinirt, wie etwa zehn Jahre später Louis Capet sein Haupt verlor. Indeß soll über die Frage, wohin Kant gehört, der allgemeine Friede nicht gestört werden. Der Mann „an sich" soll uns beschäftigen.

Da finden wir denn den Nachweis, daß Kants ganze Philosophie eine große Täuschung war. Ihr tiefster Irrthum war eine Vorwegannahme, ein Vorurtheil, nämlich die Annahme, die Wahrheit stecke hinter der Erscheinung verborgen, das Absolute hinter der Form der Welt. — Schon die erste Untersuchung Kants, ob das Denken überhaupt möglich, und die Frucht der Untersuchung, daß unsere Denkkräfte unfähig seien, die Dinge „an sich" zu erkennen, beruhte auf einer Täuschung, insofern diese Untersuchungen selbst schon Denken sind! — Wenn Kant ferner in seiner Kritik der reinen Vernunft an der Existenz Gottes zweifelt, so setzte dieser Zweifel die Existenz Gottes geradezu voraus. Die Kritik der praktischen Vernunft endlich, welche der Menschheit die ihr durch die Kritik der reinen Vernunft geraubte Gottheit wieder zuführen sollte, verfehlt diesen Zweck gänzlich, denn sie stellt es in jedes Menschen Belieben, sich seinen Gott zu schaffen; sie sagt: Ich will einen Gott, und er ist da, muß da sein. In dieser Form wäre Gott nur die Frucht individueller Vorstellung. Außerdem muß auffallen, daß Kant aus seinem Herzensbedürfnisse heraus allmählich immer mehr von dem zugab, was die „Kritik der reinen Vernunft" geleugnet; selbst Christus, der sich Sohn Gottes nannte, wird ihm „nicht unmöglich". — Diese seiner Zeit auch von Herder scharf gerügte Inkonsequenz charakterisirt die ganze Kant'sche Thätigkeit: Kant schuf nicht wie Hegel ein abgeschlossenes System; seine Schlüsse lassen überall absichtlich noch Arbeit für künftige Geschlechter übrig; so wird seine Thätigkeit zur unaufhörlichen Analyse, welcher alle Synthesis fehlt.

Zu den Männern der Revolutionszeit übergehend, werden wir uns auf Kaiser Joseph und auf Mozart beschränken können.

Was Joseph II. betrifft, so stimmt Kühnes Urtheil mit dem allgemeinen Urtheil überein, Joseph wurde nicht verstanden, theils weil man seine Reformen nicht verstehen wollte, theils weil man die Art und Weise ihrer Durchführung nicht verstehen konnte. Seine Bemühungen, die ganze im Volksherzen eingenistete Herrschaft der Priester über die Gemüther auszurotten, mußten an dem unüberwindlichen Widerstande derjenigen scheitern, denen es noch in unseren Tagen mit einem Konkordate gelungen ist, einen Staat im Staate Oesterreich zu errichten. Sie mußten scheitern, weil Joseph irrthümlich die gesunde Vernunft für so mächtig, die Menschheit für so reif hielt, daß über Nacht der alte morsche Bau der Welt sich in ein lachendes Haus voll Glück, Heiterkeit und allgemeiner Bruderliebe verwandeln werde. Joseph konnte nicht verstanden werden, weil er seine Freiheiten ohne alle Menschenkenntniß und mit Hülfe von Gewaltthätigkeiten einführen wollte. Aber durch Dekrete allein läßt sich kein Volk reformiren, und Friedrichs II. Wort, Joseph thue immer den zweiten Schritt, bevor er den ersten gethan, war eine schlagende Wahrheit für die Josephinischen Reformen. Kühne seinerseits sieht den Grundfehler Josephs darin, daß er Friedrich als ein nachahmungswerthes Vor- und Musterbild betrachtet habe. Was Friedrich mit kaltem, nüchternem Verstande geleistet, wollte Joseph allein mit dem edelsten und wärmsten Herzen erreichen. Wie schwer mußte er für seinen Wahn büßen! Dieser Wahn kostete ihm das Herz, das ihm über dem Scheitern seiner besten Pläne brach.

Viele seiner Schöpfungen sah Joseph selbst noch in das Grab sinken; Manches mußte er selbst noch zertrümmern, was er mit Begeisterung aufzubauen gesucht hatte. Das Uebrige ist inzwischen auch längst untergegangen; aber Josephs Geist geht noch im Volke um, das an ihn glaubt — bald wird der gute Kaiser zur schönen Mythe geworden sein.

Von den Todten zu den Lebendigen, zu den Unsterblichen!

Es ist Mozart, zu dessen Künstlerhöhe wir von dem Grabe einer großartig auf dem Throne erdachten Schöpfung hinauf schauen. Mozart ist unsterblich in seinen Werken; wer vermöchte dem zu widersprechen? Wenn dieser Revolutionär in der Musik als welchen ihn Kühne zur Geltung bringt, nicht überall anerkannt wird, wenn man z. B. in Paris die Meister Gluck, Beethoven und — Rossini und nicht auch Mozart als Apostel der Musik

preist,*) so ist das wahrlich weder Mozarts noch Kühnes Schuld. Mozart ist, so sagt Kühne mit Recht, wie kein Anderer der Tondichter der Liebe. Er war und blieb es nach allen Lichtseiten und Schattirungen der Charakteristik hin; die Musik der Liebe hat in ihm von der seraphischen Empfindung bis zur skurrilen Sinnlichkeit herab ihre ganze volle Scala erschlossen. Das ist es, was Mozart unsterblich macht: seine Musik wird der Ausdruck der Liebe in allen Zeitaltern sein. Hierin steht Mozart unerreicht da. Aber der alte Streit, ob Mozart, ob Beethoven größer sei, findet bei Kühne eine friedliche Lösung: beide Meister stehen neidlos nebeneinander. Mozart ist uns der Glückspender, der Seligmacher, der mit seiner Grazie, mit seinem Humor entzückt, wo Beethoven mit seinem unerbittlichen Tiefsinn uns bannt. Beethoven überladet nicht selten die hypochondrische Schwere seines Gedankenganges, während Mozart scheinbar spielend, ein sanguinischer Verschwender, sein Höchstes ausgiebt, das Tiefste lachend dahinschüttet. Gleich sehr getrieben von Leidenschaft sind Beide; aber Beethovens Dämon reißt hin und erschüttert, wo Mozarts Grazie beglückt. So ergänzen sich Beide auf der Höhe deutscher Tonkunst.

Seltsam, Friedrichs des Großen Staat ist vergangen; Lessing lückenhaft und halb vergessen; Kants Philosophie nichts als ein großartiger Irrthum; Josephs Schöpfungen verschüttet — alle diese Säulen umgestürzt; nur unser Mozart, unsre deutsche Musik unsterblich. Wehe, wenn Kühne in diesem Sinne den Satz für unser Vaterland geschrieben hat, und wenn es ein prophetisches Wort ist: Ein Volk, das nur Musik treibt und schafft im Gebiete des Geistes, ist ein sehr aufgelöstes. Ihre Illusion und ihre Tünche, die sie über offenes und geheimes Verbrechen breitet, halten nicht vor, klopft die Weltgeschichte oder die Noth des Lebens an die Thür! G. H.

*) La Musique à Paris. Par Albert de Lassalle et Ed. Thoinan. Paris, Marizot, 1864.

Frankreich.

Zur Molière-Literatur.

Molière's Werke.**)

Eine Pariser Verlagshandlung, welche durch die prachtvolle Ausstattung der von ihr herausgegebenen Werke schon seit langen Jahren bei allen Bücherfreunden in hohem Ansehen stand, der Verlag der Herren Gebrüder Garnier, hat ein Unternehmen in's Werk gesetzt, welches mit Fug und Recht auf die unbedingteste Anerkennung nicht nur des gebildeten Franzosen, sondern aller Literaturfreunde Ansprüche erheben darf. Die Herren Garnier beabsichtigen, von den Werken aller französischen Klassiker in reichster Ausstattung neue, im Texte vollständig nach den Original-Ausgaben revidirte und gesichtete, mit eingehenden Kommentaren, Charakteristiken der Autoren u. s. w. versehene Ausgaben zu veranstalten und auf diese Weise nach und nach dem Publikum eine französische Klassiker-Bibliothek zu bieten, wie wohl schwerlich eine zweite gefunden werden kann. Die Namen der Autoren, welche mit der Herausgabe dieser Werke beauftragt sind, bürgen dafür, daß die Verlagshandlung ihrem Versprechen, nur durchaus gediegene, sorgfältige und geistvolle Arbeiten zu liefern, in Wahrheit nachkommen wird. Wenn ich erwähne, daß der geistreiche und gelehrte Professor der französischen Literatur an der Pariser Sorbonne, Herr Saint Marc Girardin die Herausgabe des Racine, daß der ebenso scharfe Politiker wie elegante Literarhistoriker Herr Prevost-Paradol vom „Journal des Débats" die des Montaigne, der witzige und gediegene Feuilletonist des „Moniteur", Herr Sainte-Beuve, die des „Gil Blas" von Lesage übernommen hat, so wird man zugeben müssen, daß es kaum möglich war, unter den jetzt lebenden Literarhistorikern Frankreichs mit Recht geachtetere und ihrer schönen Aufgabe würdigere Namen zu finden.

Den Reigen dieser Klassiker-Sammlung hat der Dichter eröffnet, der unbestritten auf dem Felde der Poesie Frankreichs größter, recht eigentlich nationaler Ruhm ist und bleiben wird, der herrliche, unsterbliche Molière. Der neue Herausgeber der Molière'schen Komödien ist ein Herr Louis Moland, den ich erst in dieser großen, mit bedenklichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpften Arbeit als einen belesenen, gewissenhaften und scharfsinnigen Gelehrten kennen gelernt habe.

Molière's sämmtliche Werke in dieser neuen Ausgabe werden sieben Bände in Groß-Oktav von je 500 Seiten fassen — der erste mir vorliegende Band, den ich mit Liebe und Sorgfalt durchstudirt und mit den besten bisherigen Molière-Ausgaben, namentlich mit Anger's mühsamer Arbeit*) und mit Taschereau's vortrefflichen Kommentaren**) gewissenhaft verglichen habe, enthält außer der Einleitung (avertissement) über die Anordnung der Gesammtarbeit, eine zweihundert Seiten lange Abhandlung über Molières Leben und Schaffen, die beiden groben, derben, ungeschliffenen, Molière zugeschriebenen Possen — Viktor Hugo würde sie „Sünden, die Molière vor seiner Geburt begangen hat", nennen: — Le Médecin volant und La Jalousie du barbouillé, und endlich die beiden ersten formgerechten Lustspiele: L'étourdi und le dépit amoureux.

Der Kultus für die Größen der Vergangenheit ist in Frankreich wohl nie reger gewesen, als in der Neuzeit. Sainte Beuve übertreibt nicht, wenn er sagt, daß „ein jeder Mensch, der lesen lernt, ein neuer Leser des Molière ist," und gewiß wird unserer sonst so leichtfertigen Zeit von einer späteren Generation das reelle Verdienst zuerkannt werden, daß sie unablässig und liebevoll bemüht war, den unveräußerlichen Nationalschatz, die klassische Dichtung, in dem gebührlichen Ansehen zu erhalten, viel Neues, wenig Gekanntes oder Unbekanntes aus dem Dunkel der Bibliotheken an's Licht zu ziehen, und alle die Materialien herbeizuschaffen, welche um die verehrten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts neuen Glanz verbreiten mußten. So geneigt der Deutsche auch sein mag, diese traditionelle, kindliche Verehrung der Franzosen, insofern sie dieselbe den Tragöden Racine und Corneille angedeihen lassen, übertrieben und unpassend zu nennen, können wir diese demüthige Bewunderung, sobald sie dem lieben Molière gezollt wird, wohl begreifen und theilen. Deshalb haben die französischen Molière-Ausgaben auch in Deutschland verdiente Beachtung gefunden und sind auch bei uns Gegenstand eingehender Besprechungen und Kritiken geworden.

Mit dem Anfang dieses Jahrhunderts lag die Molière-Literatur in Frankreich noch sehr im Argen. Außer Voltaire, der im Jahre 1765 in Amsterdam den Molière'schen Text mit einer kurzen Bio-

**) Prachtausgabe mit Kommentaren von Louis Moland. 7 starke Bände in Groß-Oktav, mit Stahlstichen. Paris, 1863—64. Garnier.

*) Oeuvres de Molière avec un commentaire etc. par Mr. Anger, de l'Académie française. Paris, 1819.

**) Histoire de la vie et des ouvrages de Molière par Mr. Jules Taschereau. Paris, 1825.

graphie des großen Dichters und einigen wenigen aber anspruchsvollen kritischen Bemerkungen begleitet hatte, verdient eigentlich nur die 1773 von Bret kommentirte Ausgabe hervorgehoben zu werden, die das vorhandene, leider spärliche Material über das Leben und Wirken des Dichters ziemlich objektiv und kritiklos enthielt. Anger, von der Akademie, war eigentlich der erste, der eine geistvolle Arbeit von wirklich bedeutendem literarisch-historischem Werthe über Molière schrieb. Seine obengenannte Ausgabe, deren erster Band im Jahre 1819 erschien und die im Jahre 1825 vollendet war, ist unstreitig noch heute eine der vorzüglichsten der gesammten Molière-Literatur. Anger stellte nach den Original-Ausgaben, die während Molière's Leben erschienen waren, den ursprünglichen Text wieder her, der durch die willkürlichen und gewöhnlich sehr ungeschickten Abänderungen schon in der ersten Ausgabe von „Molières sämmtlichen Werken" (1682. Herausgegeben von Lagrange, Schauspieler und Regisseur in Molières Gesellschaft) sehr gelitten hatte. Anger ordnete mit Einsicht und Kenntniß das vorhandene Material, verbannte die unsinnigen, von Grimarest aufgetischten Anekdoten und zog aus den wenigen zuverlässigen Angaben, dem Register von Lagrange und einigen zerstreuten Äußerungen, die sich in den Werken der Zeitgenossen vorfinden, reichlich Früchte; besonders aber charakterisirte er den Dichter in scharfsinniger und gelungener Weise aus seinen Werken selbst, die bei Molière allerdings mehr, wie bei jedem andern rein individueller Natur, ein getreuer Spiegel seines Lebens, seiner Gedanken und Empfindungen, seiner bittern Kämpfe und frohen Triumphe sind. Alle späteren Herausgeber, besonders auch Aimé Martin stehen mehr oder minder auf Anger's Schultern. Auch Taschereau, der gleichzeitig mit Anger seine „Geschichte Molières und seiner Werke" veröffentlichte, folgte den Spuren des gereiften Akademikers, wußte jedoch durch eine übersichtliche, musterhafte Anordnung des Stoffes und durch Heranziehung neuer, bis dahin gänzlich unbekannter Dokumente, die er zum großen Theil dem unermüdlichen und glücklichen Forscher Beffara und sonstigen gelehrten Freunden verdankte, seinem ausgezeichneten Werke einen hohen, eigenthümlichen Werth zu verleihen. Taschereau veröffentlichte unter andern interessanten Dokumenten auch zum erstenmal den Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris, Msgr. Hardouin, gegen die Aufführung des Tartüffe. Ich behalte mir die Mittheilung dieses merkwürdigen, in Deutschland wohl wenig gekannten Aktenstückes für einen späteren Artikel, den ich in diesen Blättern über „Molière und die Geistlichkeit" veröffentlichen werde, vor.

Nach diesen trefflichen Vorarbeiten fand der Herausgeber der neuen Molière-Prachtausgabe bei Garnier, Herr Louis Moland die meisten Schwierigkeiten schon gelöst. Jetzt ist es nicht mehr die Aufgabe eines Molière-Herausgebers, Stoff zu suchen, oder die Spreu vom Weizen zu sondern; dem Herausgeber liegt es jetzt ob, das Gesichtete zu verarbeiten, ihm durch lebendige Darstellung und Frische der Auffassung ein neues, eigenthümliches Gepräge aufzudrücken. Soweit wir nach dem ersten Bande urtheilen dürfen — und ich glaube, ein Urtheil ist statthaft, da der erste Band die ausführliche Abhandlung über Molières Leben und Wirken enthält — hat Herr Moland seine Aufgabe auch richtig verstanden und mit Glück gelöst. Er haschte in der Anordnung der Gesammtheit nicht nach verkehrter Originalität, sondern adoptirte ohne Weiteres Anger's vernünftiges System, d. h. er spricht sich zunächst in dem „Avertissement", über den Charakter seiner Arbeit aus, gibt dann die Geschichte des Dichters und der Dichtungen, freilich weit eingehender als Anger, und theilt dann den Text der Lustspiele mit, mit kurzen Anmerkungen und den Textvarianten versehen. Wie Anger, widmet er einem jeden Lustspiele eine besondere Abhandlung, in der die Geschichte der Komödie, ihre Entstehungsweise, ihr Erfolg und ihre literarische Bedeutung in Betracht gezogen werden, mit dem einzigen Unterschiede, daß Anger diese Abhandlungen auf den Text des Lustspiels als „Notices historiques et littéraires" folgen läßt, Moland dieselben als „Notices préliminaires" einem jeden Lustspiele voranschickt.

Moland äußert sich über seine Auffassung einer Molière'schen Geschichtsschreibung sehr verständig wie folgt: „Die einzigen authentischen Dokumente, welche wir über Molière besitzen, sind: das Register des Schauspielers Lagrange für alle Theaterangelegenheiten und. die Vorrede zur Ausgabe von Molière's sämmtlichen Werken aus dem Jahre 1682*) ebenfalls von Lagrange, früherem Kameraden des großen Komikers, und von Pinet, der gleichfalls Molières Freund gewesen war. Der erste biographische Versuch datirt aus dem Jahre 1705, also 32 Jahre nach dem Tode Molières, und rührt von einem unzuverlässigen, aller Kritik baaren Schriftsteller her, von dem Boileau in einem Anfluge schlechter Laune sagte: „Er täuscht sich in Allem und weiß nicht einmal die Sachen, die alle Welt kennt." Dieser erste Biograph Molières, Le Gallois de Grimarest, hat sich darauf beschränkt, alle Gerüchte ohne Unterschied aufzulesen, die über Molière verbreitet waren und die mündliche Ueberlieferung bewahrt hatte. Trotzdem muß man zu dieser Kompilation, wie sie nun eben ist, greifen und sich derselben bedienen, weil sie einzig und alleinig ist und Boileau, der dieselbe mit so scharfen Worten kritisirte, es nicht für der Mühe werth hielt, uns selbst die Thatsachen zu melden, die zu seiner Zeit alle Welt kannte."

Herr Moland hätte sich nicht nur auf Boileaus Autorität zu berufen brauchen, um der Grimarest'schen Anekdotenjagd, die der Autor „La vie de Mr. de Molière" zu nennen beliebte, die gebührliche Mißachtung zu Theil werden zu lassen; wenigstens hätte er den ganzen charakteristischen Passus aus dem Boileau'schen Briefe an Brossette anführen sollen; den ich, da auch deutsche gelehrte Zeitschriften und Bücher mit Anekdoten über Molière, aus Grimarest's Sammelsurium geschöpft, angefüllt sind, hier wörtlich und vollständig wiederholen will. Boileau schrieb (1706), kurz nach dem Erscheinen des Grimarest'schen Libells, an seinen Freund Brossette folgendes: „Was das „Leben Molière's" betrifft, so verdient dieses Werk, offen gestanden, nicht, daß man davon spreche. Es rührt von einem Menschen her, der auch gar nichts von Molières Leben kannte; er täuscht sich in allem, und weiß nicht einmal die Sachen, die alle Welt kennt." Einige Jahre später schrieb Jean Baptiste Rousseau ebenfalls an Brossette: „Das angebliche „Leben Molières" ist seit seiner Geburt in allgemeine Verachtung gesunken, da es nichts Anderes ist, als eine unverdauliche Zusammenstoppelung kleiner Erbärmlichkeiten, Unrichtigkeiten und elender Details, die des Sujets ebenso unwürdig sind, wie der Lektüre." Später verlangt er, daß von einer damals veranstalteten Ausgabe der Molière'schen Werke, bei der er einen Theil der Arbeit übernehmen wollte, „das elende „Leben Molières" ausgeschlossen bleiben solle, dem es sowohl an Wahrheit, wie an Styl, wie an

*) Vor kurzem wurde in Gent auf einer Bücherauktion ein Exemplar dieser seltenen Ausgabe mit Elzevirischen Lettern, und vom Buchhändler nicht beschnitten (das „non rogné" verleiht seltenen Schriften in den Augen der Bibliophile einen Werth, der gar nicht mehr normirt werden kann) für den ungeheuren Preis von über 5000 Franken öffentlich verkauft.
Anm. d. Red.

gesundem Menschenverstand gänzlich gebreche, ein Werk, welches geeigneter wäre, den berühmten Autor lächerlich und verächtlich zu machen, als das mindeste Licht über seine Schriften und Person zu verbreiten." Derselbe J. B. Rousseau sagt endlich in einem Briefe an Chauvelin: „Abgesehen davon, daß dies angebliche „Leben Molières" in einem bejammernswerthen Style geschrieben ist, sind auch die geschichtlichen Züge, mit denen es gefüllt ist, so niedrig und eines Namens, wie Molière, so unwürdig, daß, selbst wenn man gar nicht wissen sollte, daß der größte Theil derselben aus der Luft gegriffen ist, schon die Lektüre allein hinreichen würde, um uns die Zeit, die wir mit dem Lesen derselben vergeudet haben, bedauern zu lassen."

Dieser bittern und maßgebenden Kritiken ungeachtet, hat die Grimarest'sche Schrift eine beträchtliche Anzahl von Ausgaben erlebt und steht noch heute bei so manchem Literarhistoriker in ebenso unverdientem wie unbegreiflichem Ansehen. Der Bearbeiter des Artikels „Molière" im Konversationslexikon von Brockhaus hat sich nicht gescheut, dieser unlautern Quelle einige, gelinde gesagt zweifelhafte Mittheilungen zu entnehmen.

Der neue Biograph Molières, Herr Louis Moland, verwirft Grimarest nicht ganz und gar, aber er weist ihm eine sehr untergeordnete Stellung an und macht jedesmal, wenn er zu diesem unglücklichen und langweiligen Schwätzer seine Zuflucht nehmen muß, vorsichtigerweise seine Reserven. So müssen wir diese sonst so verdächtige Quelle gelten lassen, denn Herr Moland bemerkt mit Recht, daß, wollte der Biograph nur aus den authentisch als zuverlässig und stichhaltig erwiesenen Quellen schöpfen, der Bericht dürftig, trocken und nothgedrungen langweilig werden müßte. Einige Data aus dem Lagrange'schen Register, einige kurze Notizen aus den Vers-Memoiren von Loret und den Schriften der Zeitgenossen — das ist so ziemlich das vollständige, unbestreitbar brauchbare Material zu einer Molière-Biographie, und aus diesen trockenen, unzusammenhängenden und zerstreuten Berichten und Andeutungen läßt sich allerdings kein lebensfrisches, richtiges Bild von dem vielbewegten, ereignißreichen Leben des großen Dichters entwerfen. Um die Physiognomie des Menschen zu erfassen, den Charakter und Geist völlig zu verstehen, um den logischen Zusammenhang zwischen diesen Ereignissen wirklich zu finden, muß man cum grano salis auch die unzuverlässigere, aber trotzdem charakteristische Geschichte, den „Roman Molière's" will ich es mit Fournier nennen, auszubeuten wissen: Moland nennt diese Geschichte, diesen Roman, der in der Tradition fortlebt, die „Legende Molière's": Es hat sich, schreibt er, in der Stille der positiven Geschichte, eine Art Legende gebildet, die sich bemüht hat, die Geschichte zu ersetzen. Diese Legende, die in allen ihren Einzelheiten vor einer strengen Prüfung allerdings nicht bestehen kann, zeigt dennoch inmitten der größtentheils sehr gewagten Anekdoten, aus denen sie zusammengesetzt ist, einen auf Wahrheit beruhenden Fond. Sie erläutert oft, was ohne sie unerklärlich bleiben würde, und erhellt, was ohne sie Finsterniß wäre, und es ist unmöglich, dieselbe ganz unberücksichtigt zu lassen! Sie ist ein Werk, welches nun einmal da ist, mit dem man sich vertraut gemacht und das man gebilligt hat, wie die Physiognomie des großen Komöden selbst, die durch das Erz, den Marmor und den Stich populär geworden ist, trotz aller statthaften Contestationen.

Die Biographie Molière's, die sehr interessant und in einem eleganten und korrekten Französisch geschrieben ist, kann ich natürlich an dieser Stätte nicht eingehender besprechen. Wenn es mir gelungen ist, die Auffassungsweise des Autors durch obige Andeutungen charakterisirt zu haben, muß ich meine Aufgabe als erledigt betrachten. Nur einen Punkt möchte ich hervorheben, eine Frage des beständigen Streites, über die sich die Gelehrten noch lange nicht geeinigt haben und wohl schwerlich jemals einigen werden.

Ich meine die Frage, ob Armande Gräfinde Béjard, Molières Gattin, eine Tochter oder Schwester von Madeleine Béjard, von Molières früherer Geliebten, gewesen sei. Die Aesthetik und Pietät sträuben sich allerdings, Molières Gattin als eine Tochter seiner früheren Geliebten anzuerkennen, und es ist sehr erklärlich, daß man sich bemüht hat, Armande als eine Schwester der 25 Jahr älteren Madeleine auszugeben. Zufällig entdeckte Beffara die Dokumente, die diese Auffassung sehr bekräftigten. Es war der Heiratsakt Molières, der Heiratsakt Armandes (mit ihrem zweiten Gatten, dem Schauspieler Guerin) und endlich der Todtenschein Armande's. Auf allen diesen Aktenstücken wird Armande als eine Tochter von Joseph Béjard und Marie Hervé bezeichnet, — man könnte hiernach die Frage als entschieden betrachten. Indessen — ich habe dies in einem früheren Artikel über „Molière und Armande Béjard"*) auszuführen mich bemüht — scheinen mir diese freilich offiziellen Aktenstücke, im Grunde genommen, doch herzlich wenig zu beweisen. Es steht fest, daß Madeleine, falls sie das Kind wirklich geboren, ihres Verhältnisses mit dem Baron de Modeue wegen, alles Interesse daran haben mußte, diese Geburt zu verheimlichen. Es ist nicht undenkbar, daß die 45 Jahr alte Theatermutter ihrer Tochter den Liebesdienst erwiesen habe, ihr Enkelchen für ihr Töchterchen auszugeben. Der Geburtsschein Armande's fehlt. Das erste offizielle Aktenstück, welches den Namen Armande trägt, ist der erwähnte Akt über die zwischen ihr und Molière vollzogene Heirat. Daß Armande, die in frühester Jugend ihre Mutter als eine ältere Schwester betrachtete, über ihr wahres Verhältniß mit Madeleine aufgeklärt sein konnte, ist möglich, jedenfalls mußte es aber ihr sowohl, wie besonders auch Molière selbst daran gelegen sein, den alten Irrthum bestehen zu lassen; denn die Vermählung wurde in Gegenwart von Molières Vater und Schwager vollzogen, die den Akt mit unterzeichnet haben, und es liegt auf der Hand, daß es Molière erwünschter war, seiner Familie gegenüber, die Braut für ein legitimes Kind der Eheleute Béjard (der alte Béjard war inzwischen gestorben) auszugeben, als für eine natürliche Tochter seiner frühern Maitresse. Die Möglichkeit einer Namens- und Elternschaft-Substituirung ist mithin vorhanden. Die Civilstandsregister wurden sehr schlecht geführt; bei den wichtigsten Akten fehlen die Daten; die Orthographie der Eigennamen gränzt an das Fabelhafte; um nur ein Beispiel anzuführen, will ich hier Molières Familiennamen Poquelin, in allen Schreibvarianten, wie er sich auf diesen offiziellen Civilstandsakten vorfindet, wiedergeben; da heißt es bald Pouguelin, bald Pocguelin, Poguelin, Poquelin, Poclin, Poclain, Pauquelin! Ebenso verhält es sich mit den Namen Béjard, Cressé u. s. w. und dies giebt einen Begriff von der damaligen amtlichen Buchführung. Von einer gewissenhaften Kontrole war natürlich ebenso wenig die Rede und deshalb vermag ich dem amtlichen Charakter dieser Aktenstücke keine allzugroße Bedeutung beizulegen.

Hierauf allein stützt sich die Version, daß Armande Madeleines Schwester gewesen sei; zahlreichere und triftigere Argumente sprechen für die Behauptung, Armande sei eine Tochter Madeleine's gewesen.

Zunächst muß bemerkt werden, daß alle älteren Biographen,

*) Magazin f. d. Literatur des Auslandes, No. 1 u. 2 d. J.

ohne Ausnahme, Armande eine Tochter Madeleines nennen. Grimarest, auf dessen Aussage ich allerdings nicht das geringste Gewicht lege, Voltaire, der mit größerer Autorität spricht, ferner der Verfasser der fameuse comédienne, freilich gleichfalls nicht ganz unverdächtig, aber in diesem Falle doch nicht ohne Autorität, denn das Pamphlet erschien 12 Jahre vor dem Tode Armande's, ohne daß auch nur der Versuch gemacht wäre, diese Angabe zu widerlegen, melden übereinstimmend auf das bestimmteste, daß Armande eine Tochter Madeleine's gewesen sei.

Eine ununterbrochene Tradition von 150 langen Jahren bezeichnet Armande als Madeleine's Kind. Weder Molière selbst, noch Armande, noch die intimsten Freunde des Dichters bemühen sich, diese Aussage zu widerlegen, obgleich eine solche Widerlegung im Interesse Molière's selbst sehr erwünscht, ja sogar dringend nothwendig gewesen wäre.

Montfleury, ein bekannter Schauspieler der mit Molières Gesellschaft rivalisirenden Schauspielertruppe des „Hôtel de Bourgogne" war in einem Molière'schen Gelegenheitsstücke „l'impromptu de Versailles" von dem großen Dichter wegen seiner Uebertreibungen lächerlich gemacht worden. Montfleury, das Prototyp des leichtempfindlichen, eifersüchtigen Komödianten, fühlte sich getroffen, tödtlich verletzt und schwur Rache. Sein Sohn ließ eine schlechte grammatische Kontroverse vom Stapel, in der Molière seinerseits lächerlich gemacht werden sollte. Da er sah, daß dies nichts nutzte, griff er zur Infamie. Er klagte Molière an, seine Tochter geheiratet zu haben. Dieser niederträchtigen Verleumdung verdankt Montfleury seine erbärmliche Unsterblichkeit.

Was ersehen wir aber schon aus der Möglichkeit einer so frevelhaften Verleumdung? Daß die Mutter von Molière's Gattin nur Madeleine sein konnte, mit der Molière früher ein Liebesverhältniß unterhalten hatte. Wenn auch, nachgewiesenermaßen, Molières Verhältniß zu Madeleine erst nach Armande's Geburt den allervertrautesten Charakter annahm, die Beschuldigung Montfleurys mithin als eine der niedrigsten Verleumdungen offenbart ward, so wäre es doch rein undenkbar, daß Montfleury die Schamlosigkeit so weit hätte treiben können, Molière der Blutschande zu zeihen, wenn er nicht durch Molière's früheres Verhältniß zu Madeleine, durch seine spätere Ehe mit Armande und durch das Familienverhältniß zwischen Madeleine und Armande, zwischen der Mutter und Tochter, in den Augen des blöden Publikums einen Anschein von Berechtigung und Wahrscheinlichkeit erlangt hätte. Auf etwas mußte sich die Verleumdung doch berufen können. War Armande nicht Madeleine's Tochter, so war die Verleumdung an sich so gehaltlos, daß sie niemals hätte ausgesprochen werden können, besonders nicht vor dem Gerichte. — Und weshalb hätte Molière, um sich von dem schmählichen Verdacht zu reinigen und seine unsaubern Gegner niederzuschmettern, nicht den Geburtsschein Armande's vorgelegt? Molière konnte es nicht, weil Armande in Wahrheit die Tochter seiner frühern Geliebten und eines unbekannten Provinzialen war! Er mußte umständliche Beweise aufbringen; sein bester Vertheidiger war nur sein tiefsittlicher Charakter, der, aller leichtsinnigen Jugendstreiche ungeachtet, flecken- und makellos geblieben ist.

Der Schein war gegen ihn; und deshalb findet sich dieselbe ingeniöse Verleumdung, die Molière zum Gatten seiner Tochter stempelt, in verschiedenen Schriften aus dieser Zeit wieder.

Im Jahre 1670 erschien ein Pamphlet gegen Molière: „Elomire, (Anagramm von Molière) hypochondre, ou les médecins vengés," von einem sehr obskuren Autor, Namens Le Boulanger de Chalussay, in dem sich folgende Liebenswürdigkeiten vorfinden:

Elomire. (Molière).

Je ne suis point cocu ny ne le sçaurois
Et j'en suis, Dieu mercy, bien asseuré.

Bary.

Peut-estre.

Elomire.

Sans peut-estre; qui forge une femme pour soy,
Comme j'ay fait la mienne, en peut jurer sa foy.

Bary.

Mais quoyque par Arnolphe Agnès*) ainsi forgée,
Elle l'eust fait cocu, s'il l'avait épousée.

Elomire.

Arnolphe commença trop tard à la forger
C'est avant le berceau qu'il y devoit songer
Comme quelqu'un l'a fait.

L'Orviétan.

On le dit.

Elomire.

Et ce dire
Est plus vray qu'il n'est jour. . . . .

Die Verleumdungen fanden auch kurz nach dem Tode des großen und edlen Dichters eine traurige Wiederholung. Im Jahre 1676 (also drei Jahre nach Molières Tode) wurde Armande, gelegentlich eines von Lulli angestrengten Prozesses, als Zeugin verhört und „eine Waise ihres Gemahls, eine Wittwe ihres Vaters**)" genannt!

Das Grundlose dieser ehrenrührigen Schmähungen nachzuweisen, gehört nicht in den Rahmen dieser Arbeit. Die Thatsache, daß Molière nicht Armandes Vater war, steht Gottlob fest und Ludwig XIV. sanktionirte sie dadurch, daß er die Pathenschaft bei Molières erstem Kinde übernahm. Ich habe dieser Schmähungen auch nur gedacht, einmal um zu zeigen, zu welchen niedrigen und schmutzigen Waffen Molières Feinde griffen, zweitens weil sie mir zur Konstatirung und Begründung meiner Ansicht, daß Armande Madeleines Tochter ungeachtet des Civilstandsregisters gewesen sei, unabläßig nothwendig erschien. Ich wiederhole, daß, wenn Armande Madeleines Tochter nicht gewesen wäre, schon die Möglichkeit einer Beschuldigung, wie sie Molières Feinde versuchten, von vornherein ausgeschlossen gewesen wäre.

Noch will ich eines charakteristischen Passus gedenken, weil er von Molière selbst herrührt. In dem Impromptu de Versailles, einem Gelegenheitsstücke von untergeordnetem Werthe, aber insofern von großer Bedeutung, als in demselben Molière selbst uns einen Blick hinter die Coulissen seiner Bühne verstattet, sich selbst und seine gesammte Truppe unter ihren rechten Namen auf die Bühne bringt und charakterisirt, beklagt sich Molière, daß er das Stück „Impromptu" auf Befehl des Königs so schnell habe anfertigen müssen, und zittert vor der ersten Aufführung, von der er sich wenig Gutes verspricht.

Mademoiselle Béjard (Madeleine) erwidert: „Wenn Ihnen das so große Unruhe verursacht, so hätten Sie Ihre Vorsichtsmaßregeln besser treffen sollen, und nicht in einem Zeitraum

*) Arnolph und Agnes sind bekanntlich die beiden Hauptfiguren aus Molières: école des femmes. Agnes überlistet ihren Wohlthäter und Erzieher Arnolph und heiratet den jungen Horaz.

**) „Orpheline de son mari, veuve de son père." Memoires pour le Sieur Guichard, intendant-général des bâtiments de S. A. R. MONSIEUR. 1676 p. 109. — Siehe auch Taschereau, 2 Buch, Seite 57.

von acht Tagen das zu thun unternommen haben, was Sie gethan haben."

Molière: „Wie soll ich mich dessen erwehren, wenn es ein König mir befohlen hat."

Madeleine Béjard: „Wie? durch eine ehrfurchtsvolle Entschuldigung, es sei unmöglich, in der bewilligten Frist die Aufgabe zu erfüllen. Ein jeder Andere würde an Ihrer Stelle auf seinen Ruf bedacht sein und sich hüten, sich bloszustellen, wie Sie es thun. Wenn die Sache schlecht abläuft, wie wird es Ihnen dann ergehen? Und wie werden Ihre Feinde dies auszubeuten wissen?"

Anger bemerkt sehr treffend zu diesem Passus: „Dieser würdevolle und vorwurfsvolle Ton, in dem sich doch ein großes Wohlwollen zeigt, ist in dem Munde von Molières Schwiegermutter ganz der geeignete einer Frau, der die Vermögens- und Reputations-Interessen ihres Schwiegersohnes am Herzen liegen mußten, sei es auch nur in Betracht der Wohlfahrt ihrer Tochter." Bei der Dürftigkeit der Quellen sind in der That bei Molière dergleichen Symptome Thatsachen.

Man wird mir verzeihen, den Leser bei dieser Familienfrage so lange aufgehalten zu haben. Sie schien mir an sich interessant genug; gleichzeitig wollte ich auch den Vorwurf zurückweisen, der vor Kurzem von sehr unberufener Seite gegen meine Behauptungen in Nr. 1 und 2 des „Magazins für die Literatur des Auslandes" erhoben wurde.

Es ist zu bedauern, daß sich Herr Moland in dieser Sache die Arbeit etwas zu leicht gemacht, sich nur auf die amtlichen „Civilstandsregister," deren Unzuverlässigkeit ihm wahrlich bekannt sein mußte, berufen und ohne Weiteres Armande zu einer Schwester Madeleines gemacht hat. Ich sehe gern hierin ein Zeichen der Achtung und Verehrung vor Molières Größe, doch scheint mir, wäre es Kleingeisterei und Engherzigkeit, Molières Ruhm und Ehre dadurch beschattet zu sehen, daß er dem Drange seines Herzens folgend, sich im reiferen Alter mit dem leidenschaftlich geliebten Kinde der Frau vermählte, die 15 Jahre vorher Molières Geliebte gewesen war.

Die Revision des Textes ist in der neuen Ausgabe auf's sorgfältigste gepflegt. Herr Moland hat hier ein bestimmtes System verfolgt, welchem ich vor allen vorherigen den Vorrang einräume. Er hat unter den Ausgaben, die zu Molières Zeiten selbst erschienen und sehr wahrscheinlich vom Verfasser nachgesehen wurden, diejenige gewählt, die er für die korrekteste und fehlerfreieste hielt, und hat diesen Text ohne irgend welche Abänderungen, ohne zu den bisweilen gefälligeren und grammatikalisch richtigeren Lesarten anderer guter Texte zu greifen, von der ersten bis zur letzten Seite abgedruckt.

Außer dieser editio princeps hat er die Varianten der beiden andern Originaltexte, der letzten Ausgabe, die zu Molières Lebzeiten erschien, und der Lagrange'schen Ausgabe, die zu Molières sämmtlichen Werken (1682) sorgfältig angegeben und mit dem Datum versehen, so daß dieser Text eine vollkommen klare und anschauliche Uebersicht über die drei ersten Urtexte bietet. Bisher hatte man gewöhnlich Lagranges Text abgedruckt, der bisweilen auf seltsame Weise das Molière'sche Original entstellt und korrumpirt hatte. Anger hat in dieser Beziehung das Verdienst der Initiative; er war der erste, der diesen bis zum Anfang des Jahrhunderts allgemein acceptirten Text mit der frühern Ausgabe verglich und die willkürlichen Verballhornungen Lagranges aus Molières Werken verbannte. Um sich eine Idee zu machen, mit welcher Nonchalance der Herausgeber von 1682 mit Molières Versen umsprang, theile ich nur folgendes Beispiel mit.

In dieser Ausgabe von 1682 sagt im „Etourdi" (III. Akt 5. Szene) der Diener Mascarille zu Celie:

Ah! voilà tout le mal! C'est cela qui nous perd.
Ma foi, mon cher patron, je vous le dis encore
Vous ne serez jamais qu'une pauvre pécore!

Der ganze Passus ist nutzlos, der letzte Vers eine platte Trivialität, die man im Molière gar nicht anzutreffen hofft. Zum Glück ist dies auch Lagrange'sche Poesie! Der Urtext bringt anstatt der obigen drei geistlosen, niedrigen Verse, folgende pikante und lustige Strophen, die in jeder Beziehung der Lagrange'schen „Verbesserung" vorzuziehen sind.

Je crois que vous serez un maître d'arme expert;
Vous savez à merveille, en toutes aventures,
Prendre les contre-temps et rompre les mésures

Besonders aber hat es mich in der Moland'schen Ausgabe gefreut, daß er in seinen grammatikalischen Kommentaren decenter und vorsichtiger gewesen ist, als alle seine Vorgänger. Es verleidet Einem schier die Lektüre des sonst so vorzüglichen Werkes von Anger, wenn man in den Anmerkungen alle zwei Seiten lesen muß, daß Molière gegen die Grammatik der Akademie gestrauchelt und volksthümliche Inkorrektheiten niedergeschrieben hat. Die akademische Pedanterie steckt aus dem Anger'schen Löwen gar zu oft ihr langes graues Ohr hervor. Molière ist nicht nur ein großer Dichter; er ist auch ein korrekter Dichter, der ein vollendet schönes Französisch schrieb, der aber allerdings der Wahrheit und Kraft des Dialogs bisweilen die starren Regeln einer unbeholfenen Grammatik opferte. Der französische Gelehrte, der dies als einen Fehler rügt, ist und bleibt ein Pedant; der deutsche wird es Molière nur als ein neues Verdienst anrechnen können. Welcher Deutsche wird z. B. Goethe kritisiren wollen, daß er im „Fischer" Wörter wie „wellenathmend", „feuchtverklärt", „wohlig" gebraucht habe, die schwerlich in einem deutschen Lexikon vor Goethe zu finden sind, daß er im „Faust" gar: „Wer ruft mir," konstruirt habe? Auch in dieser Beziehung können die Franzosen noch so manches von uns erlernen.

Ueber die prachtvolle Ausstattung der Garnier-Moland'schen Ausgabe will ich nur wenig sagen. Es ist eine Prachtausgabe in des Wortes wahrer Bedeutung; auf vorzüglichem Papier typographische Vollendung. Auch die Stahlstiche sind sehr schön. Mit Molières Portrait kann ich mich jedoch nicht recht befreunden. Der Dichter ist in höflicher Weise idealisirt. Sein Kopf ist salongerechter, courfähiger geworden, wohl geeignet, einer sentimentalen Pensionärin den Kopf zu verdrehen, aber er hat den schönen, männlichen Charakter eingebüßt, den das Mignard'sche Portrait im Louvre ausspricht. Das wundervolle, ernste Auge, der etwas sinnliche Mund sind den konventionellen Schönheitsbegriffen zum Opfer gefallen. — Ich will nicht schließen, ohne diese Molière-Ausgabe den Freunden der französischen Literatur noch einmal auf das wärmste zu empfehlen.

Paul Lindau.

England.

Eine Galerie englischer Celebritäten. *)

Die Photographie, die unsere Salons in Quasi-Bibliotheken umwandelt, deren schöne in kostbarster Fassung prangende Bücher, sogenannte Albums, uns alle Erscheinungen der sichtbaren Kunst und Natur, Landschaften und Bauwerke, die Schätze der Museen und Gemäldegalerien, die interessantesten Persönlichkeiten der Künstler- und Gelehrten-Welt und den heimischen Kreis der Freunde vor das Auge zaubert, bietet uns ein neues Zeugniß ihrer vielseitigen Anwendbarkeit und Beliebtheit. „Bildnisse ausgezeichneter Männer in Wissenschaft, Kunst und Literatur," ist der Titel des prächtig ausgestatteten Werkes, dessen erster Band vor uns liegt.

Die nach dem Leben treu photographirten, von Ernest Edwards gelieferten Porträts von 24 der ausgezeichnetsten noch lebenden oder wenigstens erst kürzlich verstorbenen Männer, die als Schriftsteller, Künstler und Gelehrte sich einen zum Theil über die engere englische Heimat hinausgehenden Namen gemacht haben, werden uns in bunter Reihenfolge vorgeführt. Jedem dieser Porträts ist eine biographische Skizze des Dargestellten beigegeben, die uns in möglichster Kürze ein Bild seines Lebens entwirft.

Wenn wir einen übersichtlichen Blick auf diese „Men of Eminence" werfen, so zeigt sich uns zuerst:

Graf Stanhope, geb. 1805, der schon unter dem Namen Lord Mahon bekannt gewesene Schriftsteller und spätere Peer, dessen Geschichte Englands vom Frieden zu Utrecht bis zum Frieden von Versailles zu den klassischen englischen Geschichtswerken gezählt wird. Seine Betheiligung an den meisten wichtigen Fragen seiner Zeit, sowie seine Wirksamkeit als einer der Exekutoren des literarischen Nachlasses Sir Robert Peel's, ist bekannt.

Ihm folgt der Geologe Sir Charles Lyell, geb. 1797, der Verfasser der „Principles of Geology," der seine wissenschaftlichen Studien über Norwegen, Belgien, die Schweiz, Nord- und Süd-Deutschland, die vulkanischen Regionen Cataloniens, und in Nordamerika, von Canada bis zur Mündung des Mississippi, ausdehnte.

Sein Nachbar ist der Bildhauer John Henry Foley, geb. 1818, der außer durch seine Phantasie-Schöpfungen „Juno und Bachus," „der Jüngling am Strom" u. v. a. sich durch die Statuen von Hampden und Selden für das neue Parlaments-Gebäude und die im Jahre 1856 vollendete Gruppe des ehemaligen General-Gouverneurs von Indien, Lord Hardinge auf seinem Schlachtroß, ausgezeichnet hat. Ende des vorigen Jahres ist er an Stelle des verstorbenen Professor Ritschel Mitglied der belgischen Kunst-Akademie geworden.

Ihm zunächst steht der berühmte Verfasser von „Vanity Fair," William Makepeace Thackeray, in Calcutta im Jahre 1811 geboren, der erst seiner Neigung zur Malerei gefolgt war, ehe er sich zum beliebten Satyriker und Novellisten Englands aufschwang. Die Biographie sagt von dem seitdem Geschiedenen, daß er zuletzt mit einer neuen Erzählung aus der Zeit der Regierung der Königin Anna beschäftigt gewesen sei.

Auf ihn folgt der Generaldirektor der geologischen Untersuchungen des vereinigten Königreichs, Sir Roderick Impey Murchison, geb. 1792, von dem gesagt wird, daß er nicht allein im Alter von 71 Jahren noch Gesundheit und Geistesgabe in ungeschwächtem Maße besitze, sondern in diesem vorgeschrittenen Alter die brillanteste der großen Zahl von Arbeiten seines thätigen Lebens geliefert habe. Die Klassifikation der bergigen Felsmassen des schottischen Hochlandes ist das letzte Werk des berühmten Verfassers des „Silurischen Systems," der in früheren Jahren sich den Rang eines Dragoner-Rittmeisters unter Wellesley und Moore erworben hatte. Auch unter den Geographen genießt er hohe Achtung, namentlich wegen seiner Theilnahme an den Forschungen nach Franklin und seiner warmen Unterstützung Livingstone's.

Nach ihm erblicken wir den Architektur- und Landschaftsmaler David Roberts, geb. 1796, der als Stuben- und Dekorations-Maler seine Laufbahn beginnend, in der Architektur des Morgen- und Abendlandes den Hauptgegenstand seiner großen Studien und Erfolge fand.

Ihm schließt sich der gelehrte Professor William Whewell an, geb. 1794, als Mathematiker auch in Deutschland anerkannt, der nach langjährigen Studien der Mineralogie und Chemie sich der Philosophie, und zwar hauptsächlich Kant, zuwandte und bei seiner vielseitigen Thätigkeit noch Zeit fand, Göthe's „Hermann und Dorothea" und Auerbach's „Frau Professorin" ins Englische zu übersetzen.

Ein verhältnißmäßig großes Kapitel ist dem Naturforscher Richard Owen, geb. 1804, gewidmet, seinen Verdiensten um vergleichende Anatomie, Paläontologie und Zoologie und um die außerordentliche Vermehrung der Sammlungen John Hunter's, die im Jahre 1799 vom Parlament dem College of Surgeons zugetheilt wurden, und denen ihr Curator Owen durch seine berühmten Kataloge ihre große Bedeutung verliehen hat. Er war es auch, der im Jahre 1835 die Existenz der Trichinen entdeckte. Seit 1856 steht Owen an der Spitze des naturgeschichtlichen National-Museums, für dessen Ausdehnung und Vergrößerung in einer Englands würdigen Weise er sich energisch interessirt.

Es folgen nun George Gilbert Scott, geb. 1811, der Wiedererwecker und würdige Meister gothischer Baukunst, auch in Deutschland bekannt durch die nach seinem Plan gebaute neue Nikolaikirche in Hamburg und den Entwurf zu einem Rathhause daselbst; der Aegyptologe Sir Gardner Wilkinson, geb. 1797, der neben dem Hauptgegenstande seiner Studien, dem mehrjährigen von ihm bereisten Aegypten, noch mannigfache andere archäologische Forschungen in seinen zahlreichen Werken darlegt, und nach ihm der Direktor der Königl. Gärten in Kew, Sir William Jackson Hooker, geb. 1785, der, obwohl wissenschaftlicher Botaniker von Bedeutung, doch den Blick immer auf das Nützliche richtete, indem er botanische Produkte fremder Klimate sammelte und verwerthete und seine etwas abstruse Wissenschaft dem Volk zur Belehrung und Ergänzung zugänglich machte.

In die Reihen der ersten Männer der Wissenschaft tritt nun der Musiker William Sterndale Bennett, geb. 1816, der auch in Deutschland bekannte Komponist der „Waldnymphe" und der „Najaden." Nach Vollendung seiner musikalischen Studien und seiner ersten Compositionen, nach Haydn's und Mozart's Mustern, hatte er das Glück, Mendelssohn kennen zu lernen, unter dessen freundschaftliche Protection er sich nach Leipzig begab. Hier spielte er oft in den Gewandhaus-Konzerten und kehrte nach zwei Jah-

*) Portraits of Men of Eminence in Literature, Science and Art, with Bibliographical Memoires. Edited by Lovell Reeve F. L. S. — London, Reeve & Co. Leipzig, Ludw. Denicke.

ren ernsten Studiums nach London zurück, wo er als Komponist, Klavierspieler und Musiklehrer hochgeschätzt wird.

Ihm folgt Dr. Robert Gordon Latham, geb. 1812, gleich bekannt als Philologe, wie als Mediziner, dessen Doppelneigung zu philologischen Studien, die er in mancherlei Werken bethätigt, wie zur Medizin, die er auch praktisch ausübte, sich schließlich in ethnographischen Studien vereinigte. Sein Hauptwerk, das, vom Datum der Biographie ab, in wenigen Wochen erscheinen sollte, ist eine seit mehreren Jahren bearbeitete neue Ausgabe von Samuel Johnson's „Dictionary."

Das folgende Blatt zeigt uns William Fergusson, geb. 1808. In früher Jugend schon als Lehrer der Anatomie und praktischer Wundarzt bekannt, ist er jetzt, nach dem Tode seines großen Nebenbuhlers Robert Liston, unbestritten der erste mit allen Ehren überhäufte englische Operateur.

Auf ihn folgt der Maler Salomon Alexander Hart, bekannt durch seine theils der Geschichte, theils dem jüdischen und katholischen Ritual entlehnten Sujets. In Folge seines größten, in der Composition ausgedehntesten Bildes „Jane Grey's Hinrichtung auf Tower Hill" wurde er 1841 Akademiker. Nach einer Reise nach Italien und Deutschland und ernsten Studien daselbst, wandte er sich wieder seinem Lieblingsthema, den Illustrationen jüdischer Ceremonien und Scenen des alten Testaments zu, ohne jedoch andere Sujets zu vernachlässigen. Im Jahre 1855 eröffnete er als Professor der Malerei in der Königl. Akademie seinen ersten Cursus.

Nach ihm erblicken wir den Dichter Robert Browning, geb. 1812, fast ebenso bekannt durch seine Frau, die Dichterin Elisabeth Harriet Browning, als durch seine eigenen etwas excentrischen Dichtungen. Er hat sowohl Tragödien, wie „Strafford," „Stradella," „König Victor und König Karl" u. a. m., als auch lyrische Gedichte und dramatische Romanzen geschrieben. Den letzten und sonderbarsten Theil seiner Thätigkeit bildet die Veröffentlichung eines langen, einleitenden Essays zu 25, angeblich aus der Feder Shelley's geflossenen Briefen. Der seitdem verstorbene Mr. Moxon, der sie auf einer Auktion gekauft hatte, veranlaßte Browning zur Herausgabe; aber die zufällig von Mr. Palgrave entdeckte geschickte Täuschung — er enthält nämlich in einem der angeblichen Briefe Shelley's einen Artikel von Palgrave's Vater für die Quarterly Review — bereitete beiden Herren großen Aerger. Das Buch mußte ebenso, wie die angeblichen Briefe Byrons, aus dem Buchhandel zurückgezogen werden.

Dem Dichter folgt der Zoologe und Botaniker, Münchener Ehrendoktor phil., John Edward Gray, geb. 1808, der, wie seit drei Generationen schon seine Ahnen, den naturwissenschaftlichen Fortschritt in seinem Vaterlande fördern half. Er steht an der Spitze der zoologischen Sammlungen des Britischen Museums und hat als solcher den Anfang zu einer langen Reihe von Katalogen der verschiedenen Sektionen derselben gemacht, den annähernd sten Versuch zu einem „Systema Naturae" unserer Tage. Doch ebenso bemerkenswerth wie seine wissenschaftlichen, vielseitigen Leistungen, sind seine edlen Bemühungen um Erziehung und Wohlfahrt des Volkes. Er befürwortete aufs Eindringlichste in Schriften und vor Parlaments-Comités die liberalere Zulassung zum Britischen Museum und zu anderen Sammlungen, Kunstgalerien, Hampton-Court und den Gärten von Kew, die Errichtung von Parks und Spielplätzen in großen Städten, kleiner, gutgeordneter, zoologischer Museen für die Provinzen und bequemer, wohlgebauter Kaffee- und Theehäuser. Als er in Blackheath wohnte, organisirte er einen Gewerbeverein in Greenwich, dem er Vorträge hielt, wenn er Abends aus dem Museum kam, und dessen Mitglieder er auf gemeinschaftlichen Ausflügen das Buch der Natur studiren lehrte.

Es folgt nun ein zweiter Bildhauer, E. H. Baily, geb. 1788, berühmt durch seine Werke „Eva an der Quelle," „die schlafende Nymphe" u. s. w., auch bedeutend als Porträtbildhauer.

Bei Gelegenheit der unlängst begangenen Shakspearefeier verdient James Orchard Halliwell, geb. 1820, als einer derjenigen genannt zu werden, die das Verständniß des großen Dichters gefördert haben. Seine Neigung zu literarischen und antiquarischen Untersuchungen veranlaßte ihn nicht nur zu zahlreichen Werken über Shakspeare, sondern auch zur Herausgabe mehrer Chroniken und der „Nursery Rhymes of England." Seinen persönlichen Bemühungen ist es hauptsächlich gelungen, den letzten Aufenthalt Shakspeare's, die Gärten von New-Place in Stratford, für das Publikum zu sichern und im Jahre 1861 einen Shakspearefonds zum Ankauf aller von Shakspeare bewohnt gewesenen und dadurch geweihten Stätten und zur Errichtung einer Shakspeare-Bibliothek nebst Museum zu begründen.

Das nächste Bild zeigt uns den Naturforscher Thomas Huxley geb., 1825, Professor der vergleichenden Anatomie und Physiologie am Königl. College of Surgeons und Dr. phil. von Breslau. Er benutzte schon in früher Jugend auf einer als Arzt mitgemachten Reise die Riffe und Inseln der nördlichen und östlichen Küsten Australiens zu erfolgreichen, naturwissenschaftlichen Forschungen. Er ist der Verfasser eines auch ins Deutsche übersetzten Werkes: „Der Platz des Menschen in der Natur," und ein Verbreiter der Darwin'schen Theorie.

Ihm folgt James Fergusson, geb. 1808, bekannt durch sein „Illustrirtes Handbuch der Architektur" und die „Geschichte der modernen Bausthle." Auf einer Reise nach Indien studirte er indische und andere asiatische Architektur. Sein Essay über ein neues Fortifikations-System und seine Schriften „The Peril of Portsmouth" und „Portsmouth Protected" erregten zu ihrer Zeit großes Aufsehen.

Das nächste Blatt zeigt uns den Reverend F. D. Maurice, geb. 1805, einen Geistlichen, der weder der High Church, noch der Low Church, oder der Broad Church Englands angehört und doch eine außerordentlich geachtete Stellung in seinem zahlreichen Verehrer-Kreise einnimmt. Er ist der Verfasser einer Menge theologischer und kirchengeschichtlicher Schriften; seine theologischen Essays waren es, die ihm beide bis dahin am Kings College von ihm eingenommenen Lehrstühle geraubt haben. Eine Zeit lang hat er auch das Athenäum edirt und einen Roman „Eustace Conway" geschrieben. — Mr. Maurice bemühte sich um die Organisation eines auf christlichen Grundsätzen ruhenden Arbeitervereins und erklärte diese Grundsätze in einer Reihe von Vorträgen im Jahre 1854, kurz nach Errichtung des Working Men's College, dessen Vorsteher er ist.

Ihm folgt der berühmte Physiker Michael Faraday, geb. 1791, dessen Name mit denen von Oersted und Ampère stets als Hoherpriester der elektrischen Wissenschaft genannt werden wird. Es giebt kaum Einen Zweig chemischer oder physikalischer Wissenschaft, den sein Schritt für Schritt fortschreitender Geist nicht durchdrungen hätte. Mit großer Begeisterung werden auch seine wissenschaftlichen Vorträge im Königl. Institut geschildert.

Den Schluß der Sammlung bildet George Cruikshank, geb. 1792. Der Maler des letzthin in London ausgestellten Bildes

„Die Anbetung des Bachus," ist derselbe Georg, der vor einem halben Jahrhundert als Karrikaturenzeichner die Stadt durch Darstellungen der Thorheiten seines Zeitalters belustigte und sieben Jahre später einige fashionable Laster der Georg'schen Aera, als „Tom's und Jerry's Abenteuer im Londoner Leben" geißelte, der vor Allen Charles Dickens durch seine bewunderneswerthen Illustrationen der „Skizzen" und Oliver Twist zur Berühmtheit verhalf, und der viel tausend junge Herzen durch seine reizenden Kinderstubenbilder, seine ausgezeichneten himmlischen, irdischen, englischen und teuflischen Feen und Zauberer ergötzte. Das Kapitel über den zum alten Moralisten gewordenen Künstler, dessen Hauptaufgabe ein Kampf gegen den Dämon des Trunks geworden — die beiden Meisterwerke Cruikshanks „The Bottle" und „The Drunkards Childern" werden den berühmten psychologischen Zeichnungen Hogarth's ebenbürtig an die Seite gestellt — schließt mit einigen warmen Worten Thackeray's über denselben.

Siam.

Der Buddhismus nach der Erklärung eines protestantischen Geistlichen.

Die Literatur über die preußische Expedition nach Ostasien ist bekanntlich auch mit dem Reiseberichte eines Geistlichen bereichert worden. Der Schiffsprediger der Arkona, Herr Kreyher, hat in einem Bande von etwas über 400 Seiten seine Erlebnisse während der Expedition niedergelegt.*) In einer leichten, gefälligen Schreibweise ist dasjenige wiederholt, was Werner, Spieß, Heine u. s. w., deren Werke wir nach und nach hier besprochen haben, zu berichten sich veranlaßt sahen: wie froh man war, endlich die etwas unheimlich gewordenen Gestade Japans verlassen zu können, wie man sich an den chinesischen Küsten langweilte, wie der Chef der Expedition, Graf zu Eulenburg, in der feierlichen Audienz vor dem Könige von Siam eine ebenso komische, wie mühselige und unbehagliche Sitzstellung eingenommen, um nicht auf Knie und Stirn sich Sr. Majestät nahen zu müssen, u. s. w.

Neu ist dasjenige, was der protestantische Geistliche uns über den Kampf der Religionen und Konfessionen in Ostasien mittheilt. Denn einen Kampf müssen wir das Bestreben fast aller Religionen und Konfessionen nennen, sich im fernen Osten geltend zu machen. Buddhismus, Confuzianismus, katholische, protestantische, hochkirchliche, baptistische Christen-Missionen machen sich gegenseitig das Feld streitig, und selbst der Muhammedanismus treibt heimlich und phantastisch seinen Spuk in den konfus und konfuzisch abgerichteten Köpfen.

Dieser Kampf würde in China wahrscheinlich bereits zu Gunsten eines dort freiwillig erwachsenden Christenthums entschieden sein, hätten nicht die orthodoxen christlichen Missionen und die hohen Politiker an der Seine und Themse gleichzeitig und in gleicher geistig beschränkter Rücksichtslosigkeit ihre Waffen gegen Tieng-wong und seine christliche Revolution gerichtet; die Missionen, weil Tieng-wong nicht die abendländische Schablone von christlicher Kirche auf die chinesischen Gemüther drücken wollte; Frankreich, weil es sich von den Folgen der katholischen Mission den mächtigsten Einfluß auf China verspricht, und England, das freilich den Taipings bereits seine Unterstützung zugesagt hatte, hielt wieder einmal sein Wort nicht, weil — nun weil es nicht mehr in seinen Kram paßte! Durch die Kurzsichtigkeit fremden Einflusses geht voraussichtlich eine Bewegung zu Grunde, welche in dem alten Zopfreiche China eine ganz neue soziale Ordnung auf frischer, geistiger Grundlage großartig aufzurichten versprach.

Alle diese Verhältnisse spiegeln sich treu ab in den Kreyher'schen Berichten. Aber obgleich der Verfasser, natürlich mit großer Vorliebe, die religiöse Richtung der Völkerbewegung am Stillen Ocean verfolgt, so würde derjenige sich doch täuschen, welcher hinter diesen Studien etwa die gewöhnlichen frömmelnden Missionsseufzer vermuthen wollte. Der Schiffsprediger ist voll Interesse für sein protestantisches Christenthum, aber er betrachtet ohne Vorurtheile, mit frischem, historischem Blicke, die Entwickelung des religiösen Lebens in jenen Regionen.

Natürlich ist Herr Kreyher auch von dem geheimnißvollen Wesen des Buddhismus angezogen worden; er hat sich bemüht, in das vielfach mit phantastischen Gebräuchen verhüllte Innere dieser dunklen Lehre einzudringen, und er giebt uns das Resultat seiner Forschungen in einer kurzen, gedrungenen Erklärung, deren Prüfung wir den Philologen überlassen wollen, die aber im Hinblick auf die eigenthümlichen geistigen Verhältnisse der ostasiatischen Völker jedenfalls dem weiteren Forschen zum Wegweiser dienen mag.

Zu den Betrachtungen über den Buddhismus gab ein Besuch des angebeteten weißen Elephanten in Bangkok die besondere Veranlassung. Der Buddhismus mit dem Kultus des weißen Elephanten, heißt es, hat sich in Siam ganz rein erhalten und bildet dort nicht einen kümmerlichen Nebenkultus, wie in China und Japan, sondern die eigentliche Staatsreligion. Alle Bewohner des Landes, mit Ausnahme der Gebirgsstämme der Laos und Karenen, sind ihm eifrig ergeben, und er besitzt eine unbedingte Herrschaft über die Sitten und die ganze Weltanschauung des Volkes.

Und doch ist der Buddhismus gar nicht einmal ein wirkliches Religionssystem, sondern nur eine Philosophie wie der Confuzianismus, welche nach orientalischer Art zugleich Lehre und Lebensweise ist. Sein Grundgedanke ist, daß alle Formen und Erscheinungen der sinnlichen Welt leerer Schein und Täuschung ohne wahre Realität seien, und daß das einzig Reale nur das reine bestimmungslose Sein, die Existenz in der Abstraktion von jeder Qualität sei. Dieser auch in unseren philosophischen Systemen so vielfach angewendete Begriff ist, was man im buddhistischen Sinne das Absolute oder die Gottheit nennen könnte. An der Entstehung der sinnlichen Erscheinungswelt kann dieselbe indessen ihrer Idee nach keinen Antheil haben; jene ist vielmehr nur das Resultat eines finsteren, unergründlichen Fatums. Das Universum entsteht durch die innere Kraft gewisser ewiger Gesetze, welche die Welt aus dem Chaos bilden, sie in unmerklicher Steigerung durch Aeonen hindurch zu einem Zustande höchster Blüthe und dann wieder ebenso zurück zu völliger Auflösung führen, um dieselben Wandelungen in einer Reihe fortzusetzen, die weder Anfang, noch Ende hat. Aus dieser Lehre wird die buddhistische Moral erklärlich. Alle bestimmten geistigen Zustände und Erregungen: Begeisterung, Liebe, Hoffnung, Freude ebenso gut wie Haß, Neid, Schmerz, Verzweiflung, ja überhaupt Gedanke, Gefühl, Wille, Thätigkeit sind nur Trübungen des wahren Glückes,

*) Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859 bis 1862. Reisebilder aus Japan, China und Siam. Aus dem Tagebuche von J. Kreyher, ehemal. Schiffsprediger an Bord Sr. Majestät Schiff „Arkona." Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1864.

bestandloser Wahn, Eitelkeit der Eitelkeiten, und somit das eigentliche Uebel, das Böse. Der höchste Zustand des Geistes ist Erhebung über alle diese besonderen Bestimmtheiten, Versenkung in das reine Sein, Aufgehen in das Absolute. Die Siamesen nennen diesen Zustand Nipan und sind der Meinung, daß Buddha sich jetzt in demselben befinde. Obwohl nun der Begriff dieses Nipan Alles zu enthalten scheint, was eine völlige Vernichtung bezeichnet, so ist doch die herrschende Vorstellung die, daß Buddha darin ein ewiges Leben führe. Um dieses Ziel nun gleichfalls zu erreichen, muß man vor allen Dingen den Geist mit der großen Wahrheit von der Irrealität aller Dinge völlig durchdringen und so allmählich von jeder Affektion durch dieselbe frei zu werden, sich eine völlige Apathie anzueignen streben. Diese Aufgabe, welche die strengste Selbstverleugnung und den ausdauerndsten Ernst in der Contemplation erfordert, kann nicht etwa während eines Lebens, sondern erst nach einer Wanderung der Seele durch wenigstens vierzigtausend Thierleiber gelöst werden. Die buddhistische Moral verbietet daher nicht nur die gewöhnlichen sündlichen Thaten und Leidenschaften, sondern eigentlich jede menschlich-natürliche Regung der Seele, jeden rein menschlichen Trieb. Da sie nun aber hierdurch in Widerspruch mit den Forderungen des wirklichen Lebens geräth, so ist sie genöthigt, sich in eine niedere und höhere, jene für das Volk, diese für die Priester, zu theilen. Die erstere beschränkt sich auf die allgemeinen sittlichen Vorschriften, zu denen das Verbot der Tödtung eines Thieres, hervorgegangen aus der Lehre von der Seelenwanderung, hinzutritt, obwohl dasselbe natürlich nur unvollkommen beobachtet werden kann; die letztere fordert das klösterliche Zusammenleben in völliger Armuth, Unthätigkeit und Ehelosigkeit mit steter Uebung der Contemplation.

„Eine ödere, trostlosere Weltanschauung kann gewiß nicht leicht ersonnen werden. Und doch wie wunderbar gemischt ist darin die phantastische Weisheit der Weisen mit dem tiefen Gefühl der Verwerflichkeit und des Elends der gegenwärtigen Menschennatur sammt der Sehnsucht nach Erlösung und dem wahren Frieden, den die Welt nicht geben kann. Wie vortrefflich populär ist jene Unterscheidung der Volksmoral von derjenigen der Geweihten, welche der Menge die sittliche Anstrengung so bequem macht! Und die Kahlheit des Systems weiß sie sich schon durch die mythologischen Gebilde ihrer Phantasie, die sich überall an dasselbe angesetzt haben, auszuschmücken. So ist es zu erklären, daß der Buddhismus eine so ungeheure Verbreitung finden konnte."

Aber die Geweihten! Man sollte meinen, daß bei den übermenschlichen Forderungen, welche die buddhistische Lehre an ihre höheren Bekenner stellt, nur wenige Schwärmer sich dem Wahne der buddhistischen Entmenschlichung hingeben würden. Dennoch sollen in Bangkok allein über 10,000 Mönche oder Talapoinen leben, alle darauf bedacht, sich in die Contemplation des reinen Seins oder, was dem gleich ist, des reinen Nichts zu versenken. Das kommt offenbar daher, weil auch die scheinbar so formlos dastehende Lehre eine praktische Uebung bedingt, in welcher man zu einer Menge von Formen, Gebräuchen, Gewohnheiten und Vorschriften gelangt ist, deren Beachtung manchem der Bekenner schon als Aufschwung in den Zustand des reinen Seins gelten mag. Der Zustand des reinen Seins läßt sich *anlernen*. Dies beweist auch der Umstand, daß für die Uebertretung gewisser Gesetze entsprechende Strafen festgesetzt sind, wie denn z. B. jeder Talapoin, der ein Weib berührt, ohne Weiteres hingerichtet wird. Die größte apathische Gleichgiltigkeit gegen alle Wechselfälle des Lebens, im Großen wie in den kleinsten Vorkommnissen des Tages, ist eine der Hauptvorschriften Buddhas, und sie da zur Schau zu tragen, wo die Bedürfnisse und Leidenschaften der menschlichen Natur am heftigsten aufzutreten pflegen, gilt als unbedingtes Erforderniß für das Ansehen eines Talapoins. Dies zeigt sich täglich auf den Straßen von Bangkok. Denn da die Arbeit den Weisen in der Höhe der Betrachtungen stört, so erwerben sich alle Talapoinen ihren Unterhalt nur durch den Bettel. Jeden Morgen ergießen sich ihre Schaaren in die Stadt, wo sie vor jedem Hause ihre Schüssel, ohne ein Wort zu sagen, hinhalten, um sie von den Gläubigen füllen zu lassen, worauf sie ebenso still davongehen. Dasselbe Benehmen beobachten sie auch, wenn sie, wie von den materialistischen Chinesen sehr häufig geschieht, ohne Gabe abgewiesen werden. Ihr Geist ist ebensowenig für den Stolz, wie für die Scham, so wenig für die Dankbarkeit, wie für den Haß empfänglich. Man könnte sagen, in den ewigen Contemplationen sei ihre Seele verflüchtigt, und an das reale Leben gemahne sie periodisch nur der sehr uncontemplatorisch knurrende Magen, der den Automatenkörper dann durch die Stadt jagt.

Auch Herr Kreyher betont, wie wir schon früher, die Aehnlichkeit solcher Erscheinungen mit manchen Einrichtungen des römischen Katholicismus. Nur des Katholicismus? so fragen wir. Es finden sich Aehnlichkeiten genug mit den Grundformen der ganzen christlichen Kirche. Buddha ist eigentlich nur ein den Ideen der Ostasiaten angepaßter Jesus. Sein frommer Lebensgang, seine Moral, seine Himmelfahrt, sein Aufgehen in dem ewigen Leben eines reinen Seins, seine Anbetung als Gottheit und vieles Andere findet sich in der christlichen Lehre konform bis auf die Verehrung seiner Mutter. Gebt den Buddhisten die Offenbarung der göttlichen Liebe, und ihr werdet dort ein Christenthum zur üppigsten Blüthe heranwachsen sehen. Ob das so leicht sein wird, wenn ihr diese Offenbarung mit der Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, von der unbefleckten Empfängniß Maria's, von der Verstoßung aller Ungläubigen, mit dem Haß der Konfessionen und anderen Dogmen versetzet, liegt freilich tief verborgen im Nebel der Zukunft.

Orient.

Kritische Text-Ausgabe des Talmud.

In Nr. 32 des „Magazin" wird auf eine neue Talmud-Ausgabe hingewiesen, die sich durch typographische Ausstattung, wie durch den reichen Gehalt der Kommentarien und Additamente auszeichnet. Jedoch wird dem Herausgeber (A. Salomon in Tilsit) empfohlen, noch größere Sorgfalt auf die Korrektur zu verwenden. Die so nöthige Sorgfalt auf bessere Korrektur ist aber nicht bloß dieser, sondern auch den anderen, jetzt erscheinenden Talmud-Ausgaben (deren in jetziger Zeit nicht weniger als *fünfzehn* in Preußen, Oesterreich und Rußland unter der Presse sind) zu empfehlen. Dieser Mangel an Korrektur darf jedoch nicht bloß den jetzigen Herausgebern zur Last gelegt werden, sondern es liegt hier der Grund an den früheren Abdrücken. Der Talmud fand nämlich bei seiner ungemeinen Verbreitung durch seine Verehrer und Bearbeiter eine ebenso ungemeine Verehrung, die an jedem Worte wie sie frühere Ausgaben und Abdrücke boten, mit einer gewissen Pietät hing, so daß die älteren Fehler in späteren Ausgaben zu Erbfehlern wurden. Es ist aber eine kritische Sichtung des ur-

sprünglichen Textes nach Manuskripten und frühesten Ausgaben eben so nothwendig als empfehlenswerth. Denn mehr noch als die Drucker und Korrektoren hat sich später die Censur an dem ursprünglichen Texte versündigt, die, wo sie denselben nicht völlig gestrichen, die sonderbarsten, oft sinnentstellenden Quiproquo's eingeschoben hat.

Gegenwärtig erscheint in Berlin eine Ausgabe des babylonischen Talmuds, welche mit größter Sorgfalt und kritischer Sichtung den ursprünglichen Text (ohne alle Kommentare) wiedergeben will. Zum ersten Male seit 320 Jahren wird dem Kundigen hier ein kritisch bearbeiteter Text dargeboten, der durch sorgfältige Korrektur und typographische Einrichtungen unter allen bisherigen Ausgaben alleinsteht. Der Herausgeber, Herr F. Lebrecht, erscheint durch ausgebreitete Sprach- und Sachkenntniß, durch langjährige Beschäftigung mit dem kritischen Studium des Talmud und durch klare Auffassung der ihm gestellten Aufgabe völlig gewachsen. Er hat bereits als Probe eine „kritische Lese verbesserter Lesarten und Erklärungen zum Talmud"*) veröffentlicht, welche für den sicheren Takt und die pietätvolle Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Herausgeber verfährt, ein Zeugniß ist. Derselbe hat vor Allem alte Handschriften und die prima editio, sowie alle ihm zu Gebote stehenden anderen, darauf bezüglichen Werke benutzt und verglichen, um den reinen und richtigen Text wieder herzustellen. Er hofft dadurch ebenso einen wissenschaftlichen, als einen gemeinnützigen Zweck zu fördern, und wie einst Heyne und Wolf durch ihre kritischen Bearbeitungen und Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker eine neue Bahn für das Studium derselben eröffneten, so will Herr Lebrecht den bisherigen und späteren Ausgaben des Talmud ihren rechten kritischen Werth verschaffen. Um dabei der Pietät gegen das Werk nirgends zu nahe zu treten und den prüfenden Kennern nicht vorzugreifen, verweist er seine kritischen Bemerkungen sämmtlich unter den Text. Es bleibt nur zu wünschen, daß das Werk (welches in 40—50 Bogen den ganzen Talmud-Text nebst Anmerkungen enthalten wird) Anerkennung und Förderung finde. K.

*) Berlin, W. J. Peiser, 54 S. gr. 8. 1864.

Kleine literarische Revue.

— **Ein Schreiben Ludwigs XVI. über Dichter-Ehren.** In der von Feuillet de Conches herausgegebenen, bei Plon in Paris erscheinenden, interessanten Sammlung bisher ungedruckter Briefe Ludwigs XVI, der Königin Marie Antoinette und der Prinzessin Elisabeth befindet sich folgendes an Amelot gerichtete Schreiben des unglücklichen Königs:

„Versailles, 5. April 1782.

„ . . . . . Ich habe es nicht vergessen, daß ich der Protector der französischen Akademie bin, deren Denkschrift ich mit besonderem Interesse gelesen habe. Der große Dichter Racine hat seinen Ruhm mit der Akademie getheilt, und es war daher ihre Pflicht, mich darauf aufmerksam zu machen, daß die Familie dieses großen Mannes nicht ganz erloschen und daß seine Enkelin, die Frau v. Harriague, eine Person von Verdienst und geringem Vermögen ist und dabei eine zahlreiche Familie zu versorgen hat. Ich will ihr sofort eine Pension von 1200 Livres bewilligen. Ich habe es stets bedauert, daß die Werke jener genialen Dichter, welche die Ehre und ein unschätzbares Besitzthum der Nation sind, ihre Hinterbliebenen in Dürftigkeit lassen, während so viele Andere sich daran bereichern. Was ich vor fünf Jahren für die Regelung der Autoren-Rechte gethan, ist leider weit davon entfernt geblieben allen solchen Unzuträglichkeiten abzuhelfen. Ludwig."

— **Kardinal Wiseman's Vorschlag zu einem Shakspeare-Denkmal.** Nr. IV. der englischen Vierteljahrsschrift The Fine Arts bringt aus der Feder des kunstliebenden Kardinals Wiseman ein „Proposal for a Tercentenary Memorial of Shakspeare." Was zunächst den Ort des künftigen Denkmals betrifft, so meint der Kardinal es sei Stratford am Avon zu abgelegen und darum von Fremden zu wenig aufgesucht, London dagegen zu massenhaft und zu anspruchsvoll, um ein geeignetes Terrain für das Denkmal des größten Dichters der neueren Zeit zu sein. Es sollte dies überhaupt kein vereinzeltes, an irgend einem gegebenen Punkte aufzustellendes und daher immer nur für eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Menschen erreichbares Denkmal sein. Vielmehr wird von dem Kardinal vorgeschlagen, eine neue, vollständige Ausgabe von Shakspeare's Werken und zwar in einer Weise zu veranstalten, wie es bisher, sowohl was Text und Druck als was die Illustrationen betrifft, noch keine gibt. Kardinal Wiseman macht in diesen Beziehungen besondere, näher eingehende Vorschläge. Was die Illustrationen betrifft, so verlangt er für jedes Drama ein von einem berühmten Meister gemaltes und von einem berühmten Kupferstecher gestochenes Blatt, ferner für jeden Akt ein ähnliches polychromisches Bild, wie in Doyle's „Chronik von England," und für jede Seite eine dem Inhalte angemessene Randverzierung, die sich den verschiedenen Zeitaltern der Kunst, in welchen Shakspeare's Dramen spielen (dem altgriechisch-asiatischen, klassisch-griechischen, etruskischen, römischen, ägyptischen, keltischen, skandinavischen, mittelalterlich-englischen, schottischen, französischen und spanischen, dem der italiänischen Renaissance, dem venetianischen ꝛc.) anzuschließen haben. Der Kardinal räth, daß man zur Ausschmückung des Werkes die Mitwirkung Deutschlands, „des Landes der Schiller und Schlegel, welches Shakspeare so vollständig verstehe und zu würdigen wisse", in Anspruch nehmen möge. Die Kosten dieser großartigen Ausstattung sollen durch freiwillige Subscriptionen aufgebracht werden, damit das Werk selbst zu einem auch für minder Bemittelte erreichbaren Preise verkauft werden könne. Sollte man dann außerdem auch noch eine Statue errichten wollen, so würde allenfalls der Platz vor dem British Museum in London als geeignet sich empfehlen.

— **Die Briefe Joachim Imhof's** an seine Vettern in Nürnberg, welche Herr Prediger Knaake in Heiligenstadt als „Beiträge zur Geschichte Kaiser Karl's V." veröffentlicht hat**), liefern einige nicht uninteressante Züge zu dem Bilde des Krieges, wie er im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden geführt wurde. Es kostet allerdings einige Mühe, sich durch das nicht eben korrekte und elegante Deutsch des alten Soldaten hindurch zu arbeiten — die Anmerkungen des Herrn Knaake sind in keiner Hinsicht ausreichend — doch wird man sich für diese Mühe durch manche Notiz über die Waffen und die Kriegführung jener Zeit, sowie über die Sitten und Unterhaltungen in damaligen Kriegslagern, wo deutsche mit spanischen Truppen zusammen kam-

*) London, Chapman & Hall. Leipzig, Ludwig Denicke.

**) Beiträge zur Geschichte Kaiser Karl's V. Briefe Joachim Imhofs an seine Vettern zu Nürnberg aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547, mitgetheilt von F. K. F. Knaake. Stendal, Franzen u. Große, 1864.

pirten, belohnt finden. Die Briefe sind aus der Rheinpfalz, dann aus Roermonde, Venloo, Cambray, Antwerpen, Lützelburg (Luxemburg), Ligny, St. Dizier und demnächst wieder aus verschiedenen deutschen Städten (Wittenberg, Halle ꝛc.) datirt und gedenken fast aller der verschiedenen Landsknecht-Heere des damaligen Europa. Namentlich ist die Belagerung von Festungen ein Gegenstand mehrfacher Schilderungen.

— **Zur Schach-Literatur.** Zwei aus dem Englischen übersetzte Schriften, die über neuere Schach-Matadore und deren Kampfspiele Auskunft geben und zugleich viele belehrende Darstellungen der Schachspiel-Kunst enthalten, sind kürzlich in Berlin erschienen.*) Die bei dem berühmten Londoner Schachturnier von 1862 von Andersen, Paulsen, Steinitz, Owen, Barnes, Dubois u. A. gespielten Partien werden in der einen, von J. Löwenthal, Sekretär des St. George-Schachklubs in London, herausgegebenen Schrift geschildert, während die andere „Paul Morphy's Schachspielkunst" zum Gegenstande hat. In der letzteren, die eine „praktische Anleitung zur leichten und gründlichen Erlernung des regelrechten Schachspiels" darbietet, wird zugleich eine Preis-Aufgabe von Paul Morphy mitgetheilt, zu deren Lösung die Verlagshandlung einen Preis von zehn Thalern und zwei Preise von fünf Thalern (in Büchern) ausgesetzt hat.

Literarischer Sprechsaal.

In den Tagen vom 15—17. August wurde in Mainz der diesjährige Vereinstag der deutschen Genossenschaften abgehalten. Der Anwalt derselben, Herr Schulze-Delitzsch, stattete pro 1863 den Jahresbericht ab, wonach sich die Anzahl sämmtlicher Genossenschaften in Deutschland jetzt auf 1150 beläuft, worunter 662 Vorschuß- und Kredit-Vereine, 172 Rohstoff-Anschaffungs- und Produktiv-Genossenschaften und 66 Konsum-Vereine der Anwaltschaft namentlich bekannt sind. Der Gesammt-Verkehr dieser Genossenschaften im Jahre 1863 wird auf vierzig Millionen Thaler angeschlagen, wozu ihnen ein Betriebs-Kapital von 12—14 Millionen Thaler zu Gebot stand, von welchen mindestens 2½ Millionen ihnen selbst gehörten, das Uebrige aber durch Kredit aufgenommen war. Die Mitglieder-Zahl sämmtlicher 1150 Vereine wird auf 200,000 berechnet. Von 372 dieser Vereine liegen der Anwaltschaft die Rechnungs-Abschlüsse vor, die von ihr zu statistischen Uebersichten ihrer Wirksamkeit zusammengestellt worden sind. Auch über die Theilnahme, welche die deutsche Genossenschafts-Bewegung im Auslande, namentlich in Frankreich, Belgien, Italien, Rußland und selbst in Aegypten gefunden, wurden Mittheilungen gemacht.

Dr. R. Perkmann, dessen in der „Oesterreichischen Revue" enthaltene „Studien aus Südtirol" wir im „Magazin" (Nr. 4 und 5 d. J.) im Auszuge mitgetheilt, macht bei Gelegenheit der kürzlich in Tirol entdeckten, gegen die Deutschen gerichteten Verschwörung auf die in diesem Lande mit jedem Jahre zunehmende Ausdehnung der italiänischen Sprache und der italiänischen Sympathien aufmerksam. Das Städtchen Meran ist jetzt schon vom italiänischen Idiom so durchzogen, wie es im Jahre 1849 nur erst die Handelsstadt Bozen war. Mit hoher Befriedigung blicken die Italianissimi auf die Fortschritte ihrer Sprache in einem einst rein deutschen und für ihre Bestrebungen so wichtigen Landstriche und immer weiter nach Norden hin richten sie ihre nationalen Wünsche und Bestrebungen. Herr Dr. Perkmann erblickt namentlich in der religiösen Intoleranz Tirols, in der den vermögenden Deutschen, welche meistens Protestanten sind, dort verweigerten Niederlassung, während die Italiäner aus dem Süden haufenweis einwandern, den Hauptgrund dieser zunehmenden Verwälschung Tirols. Am Schlusse seines in Wiener Blättern enthaltenen Artikels sagt Herr Dr. Perkmann:

„Es kann Niemand einfallen, gegen die Verbreitung einer Sprache oder Nation Gewalt- oder Zwangsmittel in Vorschlag zu bringen. Und doch ist es ein unabweisbares Gebot der Politik von Seite deutscher Staaten, Alles von deutschem Boden fernzuhalten, was, wenn auch erst in späterer Zukunft, eine Gefahr für das Vaterland, für die Integrität und Sicherheit Deutschlands in sich birgt, namentlich dann, wenn es frühzeitig genug geschehen kann, wo man noch keine wohlerworbenen Rechte von Privaten dadurch zu verletzen braucht. Fragt man nach den Mitteln, welche zur Fernhaltung des fremden Elements von deutschem Boden am geeignetsten erscheinen, so ergeben sie sich aus den Ursachen, die zur Herbeiführung desselben am meisten beigetragen haben. Das Hauptgebot aber besteht darin, daß diesem Prozesse zwischen den beiden Sprachen und Nationalitäten vollständig freier Lauf gelassen werde. Bisher ist der Kampf ein ungleicher, ein ungerechter gewesen. Denn, wie gesagt, das deutsche Kapital, die deutsche Arbeit und Intelligenz hatten nur bedingungsweise und dadurch sehr beschränkten Zutritt in Südtirol, während Italien diese Falteren ohne Hindernisse in die Arena führen durfte. Wäre das deutsche Bundesgesetz, das doch auch für Tirol Geltung hat, und das in Oesterreich neuerdings ausgesprochene Prinzip der Gleichberechtigung aller Konfessionen im gesammten Kaiserstaate auch hier zur Ausführung gekommen — ohne Zweifel würden die nationalen und sprachlichen Verhältnisse andere, dem germanischen Wesen günstigere sein. Mögen deutsche Gemeinden nicht mehr, wie es geschehen, abgewiesen werden, wenn sie um deutsche Lehrer und Prediger, statt der wälschen, bitten! Möge der Kampf zwischen beiden Elementen, zwischen der deutschen und der italiänischen Kulturkraft, mit gleichen Mitteln geführt werden dürfen! Sobald er ein von beiden Seiten vollständig freier zu werden anfängt, sind wir nicht mehr im Zweifel, wohin sich der Sieg neigen wird."

Auch im nördlichen Italien, im Garda-See, sind Pfahlbauten aufgefunden worden. Bei den Baggerungen in diesem See, in der Nähe der österreichischen Festung Peschiera, stieß man schon vor mehreren Jahren auf eine Masse uralter Pfähle, und fischte mit der Maschine eine große Menge von Bronce-Gegenständen und Geschirrtrümmern heraus, von welchen der österreichische Hauptmann im Geniestabe, Kosterstz, eine Sammlung anlegte, die er dem kaiserlichen Antiken-Kabinet schenkte. Den Ort des Fundes hat in diesem Sommer der Custos Baron Sacken aus Wien genau untersucht, welcher ihn bei weiterem Baggern nach allen Verhältnissen und verschiedenen Funden als einen bedeutenden Pfahlbau aus dem Bronce-Zeitalter erkannt hat. Im Ganzen wurden zwischen den gruppenweise beisammenstehenden Pfählen Hunderte von Waffen, Geräthen und Schmucksachen, besonders viele Nadeln aus goldglänzendem Erz gefunden, nebst Gefäßen, Holz, Kohlen, Knochen und allerlei Abfällen, welche bezeugen, daß vor alten Zeiten Menschen auf diesen Pfählen ihre Wohnungen hatten. Es ist dies der erste in diesen Gegenden entdeckte, durch alle Umstände sichergestellte Pfahlbau.

*) Berlin, Verlag von S. Mode, 1864.

Im G. Grote'schen Verlage in Hamm ist soeben erschienen:

Natur und Geist.

Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die real-philosophischen Fragen der Gegenwart.

In allgemein verständlicher Form

von Dr. **Louis Büchner,**

Verfasser von „Kraft und Stoff", „Physiologische Bilder" ꝛc.

2. verbess. Aufl. Preis 1 Thlr. (523)

Verlag von L. Wiedemann, Leipzig.

Göll, Dr. H., Kulturbilder aus Hellas und Rom. 2 Bände. gr. 8 2 Thlr. 25 Sgr.

Shirreff, E., Intellectuelle Erziehung und ihr Einfluß auf den Charakter und das Glück der Frauen 1 Thlr. 25 Sgr.

Boz (Dickens), Ges. Werke, Volks-Ausgabe in 52 Bänden à 5 Sgr.

Andersen's, Sämmtl. Werke, Volks-Ausgabe in 24 Bänden à 5 Sgr.

— — In Spanien. 1 Thlr. 10 Sgr. (520)

Im Verlage von A. Freyschmidt in Cassel erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Cassler Namenbuch

von **Hoffmann von Fallersleben.** 10 Sgr.

Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten ꝛc. Geschichte. (521)

von **O. Firland.** I. 1. u. 2. Heft à 12 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten.

D. Harrwitz:

Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen,* dem Verf. u. A.

21¼ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (531)

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken.

Literar. Centralblatt 1862. (467)

Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66⅔ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (530)

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Elfte Auflage.

Die beiden ersten Bände dieses Werks (Heft 1—20) liegen jetzt vollständig vor (A. bis Belgrad).

Der Subscriptionspreis beträgt

5 Neugroschen für das Heft von 6 Bogen,
1 Thlr. 20 Ngr. für den Band,
1 Thlr. 28 Ngr. für den Band in Leinwand,
2 Thlr. für den Band in Halbfranz.

In einer Ausgabe auf Velinpapier:

2 Thlr. 15 Ngr. für den Band,
3 Thlr. für den Band in Halbfranz.

Das bisher Erschienene ist in allen Buchhandlungen vorräthig, wo fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden und ein neuer Prospect zu haben ist.

☞ Subscribentensammler und Colporteure erhalten von jeder Buchhandlung lohnende Vortheile. ☜ (522)

Zu Gelegenheits-Geschenken empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facsimile. Netto in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Gesellschaftsreise

nach

Aegypten

auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünschen entsprechend wird die Unternehmung der Gesellschaftsreisen nach Konstantinopel und Athen, welche sich großer Theilnahme und des besten Erfolges erfreuten, um auch die erste Gesellschaftsreise **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „österreichischen Lloyd" in Triest organisiren.

Die Abreise von Triest erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte

einschließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reise u. s. w. ist:

400 Gulden.

Das Reise-Programm

ist zu erhalten in der Gerold'schen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerstraße), an den auch alle Briefe zu richten sind, oder Herr Dr. Leopold Schweitzer, Redakteur der „Wiener Zeitung." (519)

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Einleitung in das Studium der Nationalökonomie.

Von **F. G. Freiherrn von Nordenflycht.**

gr. 8. Preis 22½ Sgr.

Der Verfasser war nach seiner amtlichen Stellung eine kurze Zeit lang berufen, junge Männer, welche in den Verwaltungsdienst eintraten, über das Maß zu prüfen, in welchem sie sich auf dem Gebiete der Nationalökonomie vorbereitet hatten. Diese Vorbereitung erschien nun in den meisten Fällen als eine ungenügende, und einen der Gründe hierfür glaubte der Verfasser in dem Mangel an Handbüchern zu finden, aus denen auf eine einfache und übersichtliche Weise eine erste Orientirung in den Elementen der Wissenschaft geschöpft werden kann. Die meisten der vorhandenen Werke, wie Ad. Smith, Say, Rau, Roscher, Wirth, sind viel zu umfangreich und viel zu reichhaltig, um für ein erstes Vorbereitungsstudium auch nur einigermaßen bewältigt werden zu können. Man führte es deshalb in den meisten Fällen an, daß die kurze Zeit, welche überall nur der Vorbereitung anheimfällt, auch eben nur benutzt ward, um in Eile Einiges von der Oberfläche abzuschöpfen und dem Gedächtniß zu übergeben, wie es nach mutmaßlicher Erwartung gerade hinreichend sein möchte, in der bevorstehenden Prüfung die selbstempfundene Blöße zu decken. Ein anderes Hinderniß, welches nach des Verfassers Meinung dem Aneignen nationalökonomischer Kenntnisse, zumal in weiteren Kreisen entgegensteht, ist, daß die meisten Lehrbücher mit einer Trockenheit geschrieben und nach einem Schematismus behandelt sind, welches beides dem Anfänger so leicht die Fortsetzung verleidet, eine Klippe, welche auch die neueste übrigens sehr werthvolle Erscheinung auf diesem Gebiete: v. Mangoldt, Grundriß der Volkswirthschaften, Stuttgart 1863, nicht vermieden haben dürfte. Dies waren die Beweggründe, welche den Verfasser veranlaßten, eine Skizze, welche er zunächst für seine eigene Prüfungsaufgabe sich entworfen hatte, in späteren Mußestunden etwas weiter auszuführen, so daß sie dazu dienen könnte, allgemein für den Anfänger als ein handlicher und doch in die Elemente der Wissenschaft mehr einsteigender Leitfaden zu dienen. Er bemühte sich dabei, vor Allem zwei Dinge zu vermeiden, nämlich zunächst nicht zu viel und zu vielerlei zu geben, und dann das, was er gibt, nicht in zu trockener Weise.

Berlin, 12. September 1864. (525)

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker.)

Beilage zu dieser Nummer: Verzeichniss von Unterrichtsbüchern aus dem Verlage von W. Violet in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 41.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 9. Oktober 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Aesthetische Vorträge von A. W. Grube. Göthe und Schiller in der Gegenwart . 642

England.

Die englische Korrespondenz über Wissenschaft und Glauben 643

Britische Forschungen über Ortsnamen . . 644

Ungarn.

Städtebilder aus Oberungarn. Der Elisabeth-Dom zu Kaschau 646

Belgien.

Die katholische Reaktion im Zeitalter der Religionskriege 647

Süd-Amerika.

Soziale und kirchliche Zustände in Uruguay 651

Kleine literarische Revue.

Homer und die Aesthetik 654

Kulturbilder aus Hellas und Rom . . . 654

Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen 654

Der Sozialismus vom ultramontanen Standpunkte 655

Literarischer Sprechsaal 655

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller,

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck.

1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (547)

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

W. H. Ainsworth, Cardinal Pole, or the Days of Philip and Mary. New edition. Chapman and Hall. 5 s.

The History of the Cotton Famine, from the fall of Sumter to the passing of the public works act. By the Rev. Arthur Arnold. London, Saunders & Co. 18 s.

Life in Java, with sketches of the Javanese. By William Barrington d'Almeida. 2 vols. London, Hurst.

Ten Days in a French Parsonage in the Summer of 1863. By George Musgrave. London, Low. 16 s.

What let to the Discovery of the Source of the Nile. By John Hanning Speke. Edinburgh, Blackwood. 14 s. (544)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

Thomas de Quincey's Works.

Second edition, in 15 vols. crown 8vo., cloth. 21 Thlr.

Separate Volumes, each 1 Thlr. 15 Sgr.

1. Confessions of an English Opium-Eater.
2. Recollections of the Lake Poets.
3. Last Days of Immanuel Kant.
4. The English Mail-Coach.
5. Dr. Samuel Parr, etc.
6. Richard Bentley, etc.
7. Protestantism and other Essays.
8. Leaders in Literature.
9. The Caesars and other Essays.
10. Style and Rhetoric.
11. Coleridge and Opium Eating.
12. Speculations, Literary and Philosophic.
13. Letters, Conversation, etc.
14. Autobiographic Sketches — 1790—1803.
15. Biographies, with a complete General Index to the entire Works.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (545)

In unserm Verlage ist erschienen:

BIBLIOGRAFIA

DEI LAVORI PUBBLICATI IN GERMANIA

SULLA

STORIA D'ITALIA

DI

ALFREDO REUMONT.

1863. 30½ Bg. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Die gegenwärtige Bibliographie der deutschen Arbeiten über italienische Geschichte ist keine blosse Aufzählung von Titeln, sondern zugleich ein Repertorium der mannigfaltigsten historischen und literarischen Notizen, welche so die politische und Kirchengeschichte wie die Literär- und Kunstgeschichte umfassen. Vieljährige Beschäftigung mit den verschiedenen Zweigen der auf Italien sich beziehenden Literatur aller Nationen hat den Verfasser in den Stand gesetzt, ein für Bibliotheken schwer entbehrliches, für alle Freunde der historischen Wissenschaften innerhalb wie ausserhalb Deutschlands und Italiens so nützliches wie bequemes Handbuch zu liefern.

Königliche Geheime Ober-Hof-Buchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (546)

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiquarium, Leipzig.

Revue britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de *M. Amédée Pichot.*

Nouvelle Série. 4me année. 15 Thlr. pr. Jahrg.

No. 9. *Septembre* 1864.

I. La science du langage. — II. Les arbres et les fleurs chez les païens et chez les chrétiens. 2. Les fleurs. — III. Le collége et les écoliers de Winchester. — IV. Pierre La Marche ou Walker. — V. Jérémie Gotthelf. 1. Le miroir de la vie du paysan. 2. Pierre Kaser. — VI. Don Fulano (4e extrait). — VII. Les musées Italiens. Par M. Nadault de Buffon. (2e partie. Florence). — VIII. Poésie anglaise. (Au Papillon.) — IX. Pensées diverses. — X—XIII. Correspondances d'Italie, d'Espagne, de Londres, de Belgique. — XIV. Chronique et bulletin bibliographique. (542)

Im Verlage von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin, 7 Behrenstraße, erschien soeben:

Mittheilungen über das soziale und kirchliche Leben in der Republik Uruguay.

von

Dr. Otto Woysch,

Garnison-Prediger und Stadtpfarrer zu Pillau (früher Pfarrer zu Montevideo).

gr. 8. 28 Bogen. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Der Verfasser hat während seines mehrjährigen Aufenthalts in Uruguay Gelegenheit gehabt, dieses Land aus eigener Anschauung gründlich kennen zu lernen. In seinem Werke giebt er ein lebhaftes, anziehendes Gemälde der Geschichte und der sämmtlichen heutigen Zustände jenes Landes. Das Werk, dem allseitige Anerkennung schon jetzt zu Theil ward, empfiehlt sich nicht nur Allen die mit Amerika wissenschaftlich sich beschäftigen, die für die Auswanderung Interesse haben, die Uruguay insbesondere kennen lernen wollen, sondern es wird auch jeden gebildeten Leser durch die Fülle fesselnder Schilderungen und durch die lebhafte Darstellung gewinnen. (534)

Früher erschien:

E. A. H. Freiherr von Richthofen (Preußischer Minister-Resident): Die äußeren und inneren politischen Zustände der **Republik Mexiko** seit deren Unabhängigkeit bis auf die neueste Zeit. 1859. Geheftet 2½ Thlr.

Deutschland und das Ausland.

Aesthetische Vorträge von A. W. Grube.*)

Göthe und Schiller in der Gegenwart.

Wenn des Lebens Fluß in friedlich murmelnden Wogen an uns vorüberzieht und stilles Behagen unsre Seele umfängt, oder wenn wir mißmuthig dem Gange der Dinge den Rücken wenden, weil böse Gestirne sie beherrschen, und wir seufzend uns aus des Tages verwirrendem Lärm und drückender Schwüle nach des Lebens Bächen sehnen, dann flüchten wir in den Hain Göthe'scher Dichtung.

Sogleich umfächelt Abendwindeskühle,
Umhaucht uns Blumenwürzgeruch und Duft;
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle!

Tief beschwichtigt wird unsre Seele; der Schönheit Wunderbilder steigen vor uns auf und üben ihre Zaubermacht. Dagegen wenn des Lebens Wogen hoch gehen, die zornig brausenden Fluthen Dämme und Deiche bedrohen, wenn es auch für den Einzelnen gilt, für die höheren Güter Gut und Leben einzusetzen, wenn Recht und Freiheit blutigen Kampf erheischt, oder die Wahrheit ein muthiges Zeugniß verlangt, dann tönen unsers Schillers Dichtungen mächtig an unser Herz, schlagen Funken aus dem Erz unsrer Brust, und von den Schwingen seines Geistes in den Lüften umrauscht, eilen wir dorthin, wohin Pflicht und Gewissen uns ruft, hin zur männlichen That.

Die höhere Aesthetik freilich hat seit dem Auftreten der romantischen Schule fast bis in die Mitte unsers Jahrhunderts Göthe als den unbedingt und allein Vollkommenen verehrt, während sie über den zweiten Genius im Allgemeinen ein vornehmes Schweigen beobachtet. Doch in dem letzten Jahrzehend hat sich das Urtheil bedeutend geklärt. Wie Rietschels Meisterhand beide Heroen zu Einem Standbilde vereint hat, so erkennt man gegenwärtig, daß erst durch den tiefgreifenden Gegensatz Beider das moderne Bewußtsein seinen vollständigen poetischen Ausdruck gefunden hat. Göthe gewinnt uns durch liebevolle Entfaltung schöner, harmonisch gestalteter Individualitäten und höchste Formvollendung, Schiller dagegen strebt zum sittlichen Ideale empor; Jener wendet sich ab vom Streite des Lebens und der Geschichte und versenkt sich in die alle Wesen durchströmende Urmacht der Natur, Dieser tritt mit gehobener Brust mitten hinein in die Kämpfe der Menschheit und feiert in idealen Charakteren den zur sittlichen Freiheit geborenen Menschen; Jener giebt in lyrischer und epischer Form das Selbsterlebte und von außen Empfangene wieder, bei Diesem herrscht der Trieb zur dramatischen Darstellung des Heroischen.

Fragen wir uns aber, wer von Beiden gegenwärtig in tieferem Zusammenhange mit unserm nationalen Bewußtsein steht, so sind wir unserseits überzeugt, daß in demselben Grade, als in dem Herzen der Nation das sittliche Ideal und das Ringen nach den höchsten Gütern der Menschheit mehr gilt, als egoistische schöne Selbstbefriedigung, auch die Sympathie mit dem männlichen, thatkräftigen Dichtergeiste Schiller's eine größere sein wird. Denn so schwer auch das Geständniß von unsern Lippen sich löst, bekennen müssen wir, daß der Göthe'schen Poesie bei all ihrer künstlerischen Vollendung und all ihrem unendlich süßen Zauber eine Weltanschauung und Philosophie zu Grunde liegt, die uns im Innersten widerstrebt und die, so hoffen wir, nie und nimmer vollständig werden wird. Denn diese reißt in ihrer Konsequenz dem Menschen die Krone vom Haupte, die er als freies, sich selbstbestimmendes Wesen trägt, würdigt ihn herab zu einem bloßen Produkte der Natur, zwingt alles menschliche Treiben unter das Gesetz starrer Nothwendigkeit, macht die Entwickelung selbst zu einer vegetativen, die mit organischem Trieb unsrei Blätter und Blüthen treibt und Früchte bringt, und giebt zuletzt dem höher organisirten Individuum das Recht, gleich berechtigte Wesen zu seinem Genuß und zum Zwecke seiner höheren Entwickelung zu verbrauchen. Das sind Anschauungen, die der gesunde Sinn des Volkes, wo er sie wittert, stets zurückweisen wird.

In weiteren und weiteren Kreisen dagegen gewinnt die bewußte Verehrung Schiller's an Terrain. Ihm, dem wir in der Jugend Tagen unsre Seele hingaben, ihm reichen wir jetzt als Mann mit klarer Erkenntniß Hand und Herz, ihm, der mit stets wachsendem Eifer bis zu seinem letzten Athemzuge bemüht war, jenes Königthum der Menschheit mit aller Pracht der Poesie würdig zu feiern. Sein Ideal ist das unsre, ja das der ganzen nach einer freien und sittlichen Entfaltung des Staatslebens strebenden Menschheit. Daher jubelte ganz Deutschland so stolz und froh an des Dichters Säkularfeier, dessen Geist tausendstimmig an jenem Tage hinaus rief: „Seid einig, einig, einig!"

Wie sollten wir nun nicht, wenn wir einem tüchtigen, wackern Bemühen begegnen, dem großen Dichter einen festeren und stolzeren Sitz in dem Herzen der Nation zu bereiten, dasselbe mit innige r Freude begrüßen? Ein solches nämlich finden wir in den uns vorliegenden „Aesthetischen Vorträgen" des durch vielfache Schriften allgemein bekannten A. W. Grube. In dem erschienenen ersten Bändchen behandelt derselbe Göthe's Elfen-Balladen (Erlkönig, Fischer) und Schiller's Ritter-Romanzen (Taucher, Handschuh, Kampf mit dem Drachen, Ritter Toggenburg, Graf von Habsburg). Er thut dies in ebenso takt- und geschmackvoller, wie erschöpfender Weise, mit so feinem Kunstsinn und solcher Herzenswärme, daß er nach unserm Urtheile jedes andere Werk ähnlicher Art übertrifft; denn vortrefflich ist es dem Verfasser gelungen, „bei dem Eindringen in den Bau und Ideengehalt der Gedichte und Erläuterung des Einzelnen stets das Ganze, die Seele des Gedichtes, sein poetisches Leben dem Gefühle und der Phantasie in lebendiger Gegenwart zu erhalten," so daß der Leser mit gehobener Stimmung, als sei das Schöne nun erst recht ihm geschenkt, von der Betrachtung jedes einzelnen Gedichtes scheidet. Und so können wir nicht anders, als hoffen, daß der verdienstvolle Verfasser, wenn er auf diesem Wege fortfährt, in den weitesten Kreisen bei Jung und Alt außerordentlich viel zur innigeren und seelenvolleren Erfassung der Dichterwerke beitragen und dadurch dem Einfluß einer vornehmen, absprechenden, die Liebe ertödtenden negativen Kritik vorbauen wird. Vor Allem erscheint uns das Letztere bei den Dichtwerken unsers Schiller von Wichtigkeit, für die es den Aesthetikern noch immer so schwer wird, den richtigen Maßstab zu finden. Von den Romanzen desselben sagt er vortrefflich: „Sie haben alle einen gemeinsamen Grundzug. Wovon singen sie? Sie singen nicht von „seliger, goldener Zeit" als einer verlorenen, mit dem Zauber romantischer Phantasie künstlich zur Gegenwart gemachten, sondern von dem aus energischem Ent-

*) Erstes Bändchen: Göthe's Elfen-Balladen und Schiller's Ritter-Romanzen. Iserlohn, J. Bädeker. 1861.

ben nach dem Ideal immer neu erblühenden, dem sittlichen Menschengeiste in seiner alle Naturschranken durchbrechenden, alle Hemmnisse überwindenden, alle Erdengüter in den Schatten stellenden, ewig gegenwärtigen Seligkeit; sie singen von „Freiheit, Männerwürde, von Treue und Heiligkeit, vom Adel des sittlich gehobenen, von der Schwere der Sinnlichkeit befreiten Gefühls, vom Gott in der Menschenbrust. Die Liebe in ihrer sittlichen Reinheit und Schönheit ist es, wie sie im Bund mit der Ehre zu den allerkühnsten Thaten begeistert oder auch so sehr das Herz eines edlen Ritters erfüllt, daß sie, nachdem ihr der Gegenstand versagt ist, doch noch in Form der Sehnsucht das Leben zu erheitern vermag; die Ehre als sittliches Wesen der thatkräftigen Mannesseele, die Freundestreue, die sich bis zum Tode bewährt und in ihrer unbedingten Opferwilligkeit selbst des Tyrannen menschenverachtenden Egoismus und Hochmuth überwindet; die Heiligkeit des Sängers, wie sie dem rohen Frevler sich als rächende Nemesis erweist und andererseits der höchsten weltlichen Macht erst die rechte ideale Weihe giebt, indem diese ihr unbedingt huldigt; die Treue und Frömmigkeit des Dieners, die für die Arglist des bösen Dieners zum Verhängniß wird; die sich selbst verleugnende christliche Demuth, welche den tapfersten Helden erst zum Würdigsten macht — das alles sind lauter ethische und religiöse Ideale, von denen der „idealistische" Dichter auch als Mensch begeistert ist, die er als poetischen Gehalt in überlieferten Stoffen der Geschichte und Sage zu erkennen und mit seinem herrlichen Dichtergenius zu den schönsten und reichsten Bildern zu gestalten vermochte." Und im Vergleiche mit den Göthe'schen Balladen sagt er: „Man hat mit Recht den männlichen Ton der Schiller'schen Romanzen hervorgehoben; er berührt uns, wenn wir uns längere Zeit der schmelzenden weiblichen Schönheit der Göthe'schen Gedichte hingegeben haben, erfrischend, erhebend und stärkend mit dem vollen Eindruck der zwar weniger abgerundeten und reizenden, als schärfer markirten, das stärkere, vollere Geistesleben offenbarenden männlichen Schönheit... Balladen wie Göthe's Erlkönig und Fischer, wo die Menschenseele in den Schauern des Phantasielebens oder im Reiz der Naturmacht versinkt, lagen ganz außer Schiller's Sphäre, und noch weniger mochte er das Thema Geschlechtsliebe in allen möglichen Variationen behandeln, oder mit Gespenstern spielen und Märchen dichten. Er hat auch ein Auge und Ohr für das Naturleben und weiß es ganz besonders in diesen Romanzen so wahr, treu und lebendig zu schildern, daß wir auch darin seine Dichtergröße bewundern müssen. Aber er schildert es uns nicht in seiner verlockenden, sinnbethörenden Macht, auch nicht als Lyriker, wie es im Herzen der Menschen singt und klingt, sondern als Dramatiker, wie es (im Taucher und Handschuh) in seiner furchtbaren Macht und Größe den Heldenmuth und die Heldenkraft auf die stärkste Probe setzt, oder wie es (im Kampf mit dem Drachen) den größten Muth, die größte Besonnenheit und Beharrlichkeit zugleich in die Schranken fordert, oder wie es in seiner Gewalt und Widerwärtigkeit sich verschworen zu haben scheint, die Eile des Wanderers zu hemmen (Bürgschaft). So furchtbar und übermächtig aber auch die Natur dem Menschen entgegentreten mag, sie wird von einer noch stärkeren Macht überwunden, von der Idealität des Menschenherzens, das auch da noch Triumphe feiert, wo der Held (wie in Taucher und den Kranichen des Ibykus, wo die Mörder die kalte, geistund herzlose Naturgewalt repräsentiren), mit seiner leiblichen Schwachheit unterliegt."

Als Beispiel, wie weit es heute noch deutsche Kritiker in ihrem wegwerfenden Urtheil auch über die besten Gedichte Schiller's zu bringen im Stande sind, führt Hr. G. die Worte an, mit denen der Verfasser einer „sonst werthvollen" Broschüre „Ueber Schiller's Lyrik" den Grafen von Habsburg charakterisirt: „Versifizirte Stelle des Chronisten Tschudi von 1266, fast wörtlich, mit einigen hinzugefügten historischen Unrichtigkeiten." Wahrlich, wenn so etwas noch möglich ist, dann ist noch viel zu thun. Mit vollem Recht preist unser Verfasser gerade diese Romanze als ein nationales Hochbild, das alles Schöne der vorangegangenen in sich vereinigte. „Schiller's Graf von Habsburg vor Allem, sagt er zuletzt, ist Fleisch von unserm Fleisch und Geist von unserm Geist, genommen aus dem Herzen des deutschen Volkes, gestaltet von einem Dichter, der wie kein anderer vor und nach ihm die Ideale der Nation mit dem Herzen gedichtet und darum das deutsche Volk so stark im Herzen ergriffen hat."

Schließlich wollen wir nicht vergessen, zu betonen, daß der Verfasser dringend davor warnt, die Jugend zu früh Schiller'sche Romanzen lesen und hersagen zu lassen, früher, als ein tieferes Verständniß möglich ist, als das Pathos nicht bloß im Gefühl, sondern auch im Geist einen Wiederhall findet. Gerade der Schule schreibt er es als Schuld zu, wenn die Nachhaltigkeit dieser Gedichte beeinträchtigt wird, indem sie selbige zu früh überliefert oder in ungeeigneter Weise zu grammatischen und stilistischen Uebungen benutzt.

England.

Die englische Korrespondenz über Wissenschaft und Glauben.

Diese zuerst im Londoner Athenaeum veröffentlichte Korrespondenz ist zu bezeichnend für das gegenwärtige Stadium der theologischen Kontroverse gegen die Wissenschaft, als daß wir sie in unserer Zeitschrift ganz ignoriren dürften. Ein Verein von Männern, an deren Spitze die Herren Capel H. Berger und Professor John Stenhouse in London stehen, hatte an die bekanntesten britischen Gelehrten ein Schreiben gerichtet, worin sie ersucht wurden, eine Erklärung folgenden Inhalts zu unterzeichnen:

„Wir, die unterzeichneten Jünger der Naturwissenschaft, wünschen unser aufrichtiges Bedauern darüber auszusprechen, daß die Forschung nach wissenschaftlicher Wahrheit heutzutage von Manchen dazu mißbraucht wird, die Wahrheit und Echtheit der heiligen Schrift anzuzweifeln. Wir denken, daß das im Buche der Natur geschriebene Wort Gottes, und Gottes Wort, wie es in der heiligen Schrift enthalten ist, wie sehr sie von einander abweichen mögen, doch unmöglich einander widersprechen können. Wir können nicht vergessen, daß die Physik nichts Fertiges ist, sondern sich nur im Zustande des Fortschritts befindet und daß wir gegenwärtig mit unserem, durch die Endlichkeit beschränkten Verstande nur dunkel, wie durch ein Glas, zu sehen vermögen, und wir glauben zuversichtlich, daß eine Zeit kommen wird, wo die Menschen sehen werden, daß die beiden Bücher in allen Einzelheiten übereinstimmen. Wir können nicht umhin, es zu beklagen, daß die Naturwissenschaft von Vielen, die kein Studium aus ihr machen, nur wegen der übel berathenen Weise, in der Manche sie in Opposition zur heiligen Schrift setzen, mit Mißtrauen betrachtet wird. Wir glauben, es ist die Pflicht jedes Jüngers der Wissenschaft, die Natur einfach zur Aufhellung der Wahrheit zu erforschen; und wenn er findet, daß einige seiner Resultate dem geschriebenen Wort oder vielmehr

seiner eigenen, möglicher Weise irrigen Auslegung desselben widersprechen, sollte er nicht anmaßlich behaupten, daß seine eigenen Schlüsse richtig und die Angaben der Schrift unrichtig sein müssen; er sollte lieber die beiden neben einander stehen lassen, bis es Gott gefällt, uns die Art, wie sie mit einander in Einklang gebracht werden können, einsehen zu lassen, und anstatt auf den anscheinenden Abweichungen zwischen Wissenschaft und Bibel zu bestehen, wäre es besser, sich im Glauben auf die Punkte zu stützen, in denen sie übereinstimmen."

Mehr als zweihundert Gelehrte, worunter die Herren David Brewster, Oberst Rawlinson, Dr. Balfour, James Glaisher, haben diese Erklärung bereits unterzeichnet. Viele andere namhafte Männer jedoch haben es abgelehnt, und zwar unter der ausdrücklichen Verwahrung gegen jede derartige Demonstration, die weder der Würde der Religion, noch der der Wissenschaft entspreche. Wir theilen hier zwei dieser ablehnenden Schreiben mit:

1. Sir John Herschel.

Mein Herr! Ich erhielt schon vor einiger Zeit eine zu unterzeichnende Erklärung zugeschickt, die in ihrer Fassung, oder jedenfalls in ihrer Tendenz mit der von Ihnen übersandten gleichlautend war. Ich hielt es für das Beste, sie ohne Notiznahme wegzulegen. Aber da man sie mir aufdringt, muß ich, um der Wiederholung eines ähnlichen Versuches zuvorzukommen, die Unterzeichnung ausdrücklich ablehnen und erklären, daß ich die Aufforderung, irgend eine religiöse Doctrin oder Darstellung öffentlich und schriftlich, wie sorgsam oder vorsichtig die Erklärung auch gefaßt sein mag, anzunehmen oder zu verwerfen, zu billigen oder zu mißbilligen (mit anderen Worten, meinen Namen unter ein religiöses Manifest zu setzen), für eine Verletzung jener gesellschaftlichen Rücksichtsnahme halte, welche die Freiheit der religiösen Meinung in England mit besonderer Heiligkeit hütet. Zugleich verwahre ich mich dagegen, daß meine Weigerung, Ihre Erklärung zu unterzeichnen, etwa als ein Bekenntniß des Atheismus oder Unglaubens gedeutet werde. Meine Ansichten über das Verhältniß zwischen Bibel und Wissenschaft sind der Welt seit langer Zeit bekannt, und ich habe keinen Grund, daran etwas zu ändern oder ihnen zuzufügen. Aber ich halte die jetzige Demonstration geradezu für schädlich, weil sie die direkte Tendenz hat, durch Aufstellung eines neuen Schibolet, eines neuen Eides religiöser Parteigängerschaft, in die schon allzusehr gespaltenen Beziehungen der christlichen Welt ein neues Element der Zwietracht zu bringen. Ich leugne nicht, daß das Schriftstück, um dessen Unterzeichnung ich angegangen bin, mit augenscheinlicher Sorgfalt und Vorsicht aufgesetzt ist. Aber keine Feinheit der Fassung, keine Kunst der Sprache vermag den hundertsten Theil jener Sinnesschattirungen zu scheiden, in denen die weltweitesten Verschiedenheiten des Denkens über solche Gegenstände liegen können, oder kann verhüten, daß das noch so sanft und anscheinend gerecht ausgesprochene Bedauern Tausenden schätzenswerther und wohlmeinender Männer mit aller Schärfe feindseliger Kontroverse in die Ohren klinge.

2. Sir John Bowring.

Claremond, bei Exeter, 27. August.

Werther Herr! Mit dem Geist des Schriftstückes, zu dem ich meinen Beitritt zu erklären ersucht werde, bin ich im Allgemeinen von Herzen einverstanden. Daß alle Wahrheiten schließlich harmoniren müssen — daß Eine Wahrheit nicht im Widerspruch mit einer andern stehen kann, das sind Sätze — Axiome vielmehr — die sich nicht bestreiten lassen; zu verkünden, daß man sie für richtig hält, wäre eben so überflüssig, wie bekannt zu machen, daß man mit dem Resultat eines mathematischen Beweises übereinstimme. Aber es scheint mir, der Zeitpunkt ist gekommen, wo wir bemüht sein müssen, uns von jedem dogmatisirenden Glauben — allen erzwungenen Bekenntnissen, allen vorgefaßten Schlüssen, allen vertuschenden Erklärungen zu emanzipiren, unsere Forschungen und Ueberzeugungen mit Ausdauer bis zu ihrer nothwendigen Konsequenz zu verfolgen und Andere zur Uebung desselben Rechtes und zur Erfüllung derselben Pflicht aufzumuntern. Ich weiß nicht, wie man dem Gang der Wahrheit und den Interessen der Religion besser dienen kann, als indem man der Forschung den größten Spielraum gestattet. Es ist nicht möglich und, wäre es möglich, nicht wünschenswerth, Vergleiche zwischen den geschichtlichen Offenbarungen der Vergangenheit und den wissenschaftlichen Entdeckungen der Gegenwart zu verhindern. Die Bibel muß an das offene Tageslicht gebracht — muß aus der Finsterniß, zu der die ehemalige Autorität sie verdammt hat, hervorgeholt, muß mit kundiger Forschung geprüft, und aus der Haft streitender Unwissenheit entlassen, von ihren Spinngeweben gesäubert und ihren Verfälschungen gereinigt werden. Nichts Geringeres sollte vernünftigerweise Derjenigen genügen, die da glauben; mehr können, die da zweifeln, billiger Weise nicht verlangen; aber im Interesse Aller darf man so viel fordern. Es ist keine „Anmaßung", die Schlüsse, zu denen man durch nüchternes, ernstes und ehrfürchtiges Studium gelangt ist, der Welt mitzutheilen, mögen die Schlüsse sein, welche sie wollen. Die beste Hoffnung für den „Glauben" — Hoffnung oder Trost — wird am Ende gefunden werden, wenn man den geistigen Fähigkeiten, mit denen Gott uns gesegnet hat, im ganzen Reich des Gedankens ihren größten Einfluß und ihre weiteste Wirksamkeit gönnt. Indem wir Alles prüfen, werden wir im Stande sein, das Beste zu behalten, und wir können vollkommen sicher sein, daß die großen Wahrheiten, die den Stürmen und Stößen wildbewegter Jahrhunderte getrotzt haben, kommende Zeitalter hindurch ungebrochen fortbestehen werden.

Britische Forschungen über Ortsnamen.*)

Der wackere englische Gelehrte, Herr Isaac Taylor hat sich in dem vorliegenden, „Worte und Orte" betitelten Werke die schwere Aufgabe gestellt, mit Hülfe der Wortforschung die Urgeschichte eines Theiles der europäischen Nationen sowie des von ihnen noch jetzt oder früher bewohnten Gebietes zu enthüllen und hat er hierbei mit scharfem, sichtendem Blick alle nur denkbaren Hülfsmittel der Wissenschaft in Anspruch genommen. Selbstverständlich ist seine Heimat Großbritannien am meisten berücksichtigt worden und auch mit einer größeren Landkarte bedacht, welche mittelst farbigen Untergrundes und entsprechend gefärbter Punkte die Vertheilung der nachweislich keltischen, angelsächsischen, dänischen und norwegischen Ortsnamen veranschaulicht. Eine kleinere Karte Spaniens deutet das Auftreten der arabischen Lokalnamen auf der pyrenäischen Halbinsel an und eine ähnliche von Frankreich giebt eine Uebersicht der Ortsnamen deutschen Ursprungs in diesem Lande, während eine große Karte von der Normandie speziell sich mit den rein skandinavischen Bezeichnungen der seit Jahrhunderten

*) Words and Places: or Etymological Illustrations of History, Ethnology and Geography. By the Rev. Isaac Taylor, M. A. — London and Cambridge: Macmillan and Co., 1864. Leipzig, Ludw. Denicke.

französisch klingenden Dorf- und Städtenamen dieser Provinz beschäftigt.

Doch nicht blos korrectes Neues bringt das aus allen möglichen (genannten!) Quellen geschöpfte Buch, sondern auch Berichtigungen alter wissenschaftlicher, oder populärer Irrthümer, wobei das Fehlerhafte der seither beliebten Schlußfolgerungen oder Uebersetzungen nachgewiesen und, was das Beste ist, etwas Richtigeres oder doch einleuchtender Scheinendes an Stelle des alten Irrthümlichen gesetzt wird; ja der Verfasser giebt sich die Mühe, aus dem Namen den Ursprung gewisser Erzeugnisse der Natur und Industrie, sowie die ehemalige oder noch jetzt vorhandene Beschaffenheit mancher Oertlichkeiten mit überzeugender Klarheit nachzuweisen, wie z. B. das den Kelten schon bekannte Vorhandensein von Salzquellen und Salzlagern in einigen Strichen Deutschlands.

Zur Vervollständigung unserer Anzeige, die wegen der Fülle des in dem Buche enthaltenen Stoffes nur kurz sein kann, geben wir dem geneigten Leser einige Stellen desselben in deutscher Uebersetzung.

„In der Theorie nimmt man an, daß, wenn Nationen verschiedener Sprache oder verschiedener Dialekte derselben Sprache nacheinander eine und dieselbe Gegend bewohnen, die ersten Ansiedler den Fluß, an dessen Ufern sie sich niedergelassen hatten, mit einem Worte ihrer Sprache bezeichneten, welches „das Wasser" oder „der Fluß" bedeutete. Wenn dann die erste Sprache durch fremde Eindringlinge oder den Lauf der Zeiten verändert wurde, dann hielt man das betreffende Wort für einen Eigennamen und ein anderes für „Fluß" oder „Wasser" wurde hinzugefügt. Dieser Proceß muß sich beim Einwandern jedes neuen Stammes wiederholt haben, denn nur so ist die seltsame Zusammenhäufung gleichbedeutender Worte als Bezeichnung so vieler Flüsse erklärlich und es hat ohne Zweifel bei folgenden bekannteren und mehr modernen Namen Statt gefunden:

„Beim Dur-beck in Nottinghamshire und beim Dur-bach in Deutschland ist die erste Silbe das keltische dwr oder Wasser; die teutonischen Kolonisten, welche in beiden Ländern die Kelten aus dem Besitze vertrieben, fragten nach dem Namen des Flusses und, da sie hörten, er hieße Dwr, das Wasser, hielten sie das Wort natürlich für einen Eigen- statt für einen Gemeinnamen und fügten ihm das deutsche Wort beck oder bach, ein Fluß, bei. In den Namen Eskwater und Dourwater in Yorkshire haben wir eine englische Zufügung zu den keltischen Wurzeln esk und dwr.

„Der Isbourn, der Easeburn, der Ashbourne, der Washburn und der Ouseburn zeigt uns das englische burne, welches an die verschiedenen Modifikationen des keltischen uisge (Wasser) gehängt ist.

„Im Namen Wansbeckwater finden wir zuerst wan, die etwas verdorbene Form des welschen afon (Wasser), das s ist vielleicht ein Ueberbleibsel des gadhelischen uisge und das teutonische beck wurde wie beim Durbeck von den angelschen Kolonisten hinzugefügt, worauf später, da die Bedeutung von Wansbeck verschollen war, noch das englische water dazu kam und somit die wunderliche Anhäufung von Flußwasserflußwasser entstand.

„Der Berg an der Quelle der Yarrow wird Mounbenjerlaw genannt, der ursprüngliche keltische Name war ben yair, d. h. Yarrow Hügel, dann fügten die Angeln ihr hlaw, ebenfalls Hügel, hinzu und zuletzt wurde ihm noch das anglo-normännische mount verliehen.

„Im Brinden Hill in Somersetshire haben wir zuerst das kymrische bryn, ein Hügel, dann das ins Sächsische übergegangene keltische dun, fast gleichbedeutend mit bryn, und das englische hill kam hinzu, da weder bryn noch dun allgemein verstanden wurden.

„Pendlehill in Lancashire ist in ähnlicher Weise aus drei synonymen Worten gebildet, aus dem kymrischen pen, dem nordischen holl und dem englischen hill. In Pentlowhill in Essex liegt als erstes das keltische pen, als zweites das angelsächsische hlaw, und als drittes das englische hill. Die Namen Pinhow in Lancashire, Penhill in Somersetshire und in Dumfriesshire sind ähnliche Häufungen von Hügel-Hügel-Hügel.

„Mongibello, der sizilische Name des Aetna, besteht aus dem arabischen gebel, ein Berg, und dem italiänischen monte, was dasselbe bedeutet.

„Die Trajansbrücke über den Tajo heißt La Puente de Alcantara, also hat auch dort derselbe Proceß stattgefunden, denn al cantara bedeutet „die Brücke" auf arabisch, während das spanische la puente genau dasselbe Ding bezeichnet.

„Auch im Namen der Stadt Nagpoor haben wir nagara, eine Stadt, und pura, ebenfalls eine Stadt.

„Das Val de Nant in Neuchâtel enthält das keltische nant und das französische val; Holmin-Island hat drei Synonime, nämlich das nordische holm, das keltische ionis und zuletzt das englische island, also dreimal Insel."

Ebenso interessant wie diese philologischen Auflösungen geographischer Bezeichnungen, sind die auf entgegengesetztem Wege bewirkten Erklärungen philologisch unmißdeutbarer, aber mit ihrer Umgebung im Widerspruch stehender Ortsbezeichnungen mit Hülfe der geschriebenen Geschichte und der Geologie, wie die der vielen „Hafen" oder „Meer" anzeigenden Plätze, bei denen jedoch von beiden Dingen heute keine Spur mehr zu entdecken ist; doch müssen wir es uns versagen, auch hiervon einige Proben zu geben.

Zum Schlusse können wir nicht umhin, den von Isaac Taylor praktisch ausgeführten Gedanken der gelehrten Welt Europa's zur Beherzigung zu empfehlen, denn wir sind der Ansicht, daß sich nur in solcher Weise die dunkle oder sogenannte vorhistorische Zeit Europa's erhellen läßt. Wir Deutschen haben auf diesem Gebiete, besonders für Deutschland, schon manches Anerkennenswerthe geleistet, doch müßten vereinte Kräfte noch viel Größeres in allen Ländern hervorbringen. Wenn sich z. B. eine Gesellschaft von gelehrten Forschern, um einseitige Deutungen zu vermeiden, in die Arbeit derart theilte, daß je drei Germanisten, Hellenisten, Romanisten, Slavisten, Orientalisten und Kelten jeden einzelnen geographischen Namen einer etymologischen Prüfung unterzögen, worauf dann jedes dieser gelehrten Triumvirate unter sich erst über die Zulässigkeit einer oder zweier Deutungen in dem übernommenen Sprachfelde entschiede und schließlich die sämmtlichen Arbeiten einem Schiedsgerichte von Sprachforschern, Archäologen und Geologen unterbreitete, damit dieses das ungeheure Material sichtete, durch besondere Anmerkungen den Vorzug der Lösung eines mehrfach deutbaren Namens in dieser oder jener besonderen Sprache empföhle, die historische „Fährten-Karte" entwürfe und das Ganze zum Drucke vorbereitete. Auf solche Weise müßte es doch gelingen, die Fußstapfen der längst verschollenen Völker und Stämme, welche einst Europa durchwanderten oder seine Küsten betraten, so klar aufzuspüren und allen Blicken offen zu legen, als ob sie mit Lapidarschrift in unvergänglichen Marmor gehauen wären — es wäre die Geschichte der Geschichte!

Franz Maurer.

Ungarn.

Städtebilder aus Oberungarn.

Der Elisabeth-Dom zu Kaschau.

Die reichhaltige „Oesterreichische Revue" enthält längere Mittheilungen aus Ungarn unter dem Titel: „Deutsche Städtebilder aus Oberungarn" von Dr. F. A. Lehner, die viel Interessantes darbieten. Wir entnehmen daraus das Folgende, indem wir dabei von den mehr persönlichen Erlebnissen des Verfassers absehen und uns vorzugsweise an das Sachliche halten.

Herr Dr. Lehner nimmt seinen Ausgangspunkt von dem Badeorte Pystjan mit seiner ausnehmend wirksamen Schwefelquelle, welche neun Meilen von Diószeg, einer Station der Wien-Pester Eisenbahn, liegt. Es giebt hier noch lateinisch redende Bauern. Der alte Csimo, ein wohlhabender Bauer und früher Richter (Schulze), der in seiner Jugend seine vier Schulen zu Tyrnau besucht hatte (quatuor scholas suas Tirnaviae percurrit), seiner Abstammung nach Slovak, sprach stets Latein mit dem Reisenden. „Felix bonum mane precor, domine spectabilis! quomodo dominatio vestra quievit?" hieß es des Morgens früh, und me commendo humillime," beim Abschied. Seine fünf Söhne hingegen hatten alle bereits Deutsch gelernt, ohne Zweifel in der Erwägung, daß ihnen in dem aufblühenden Badeorte, der bereits von Moldauern, Wallachen, Russen, ja selbst von Preußen aus besucht wird, dieses mehr nützen könne, als das urweltliche Latein.

Eine hübsche Sitte, von welcher der Reisende auf der Fahrt nach der Bahnstation durch seinen Kutscher, einen Sohn des erwähnten Csimo, erfuhr! Es fielen ihm nämlich die netten, reichlich weiß angestrichenen, und mit phantastischen Blumen in bunten Farben verzierten Bauernhäuser des ansehnlichen Dorfes Drahowec auf. — Die bunte Ornamentirung der Häuser liegt nämlich den Mädchen ob, und die am Allerschönsten herausgeputzten zeigen, wenn nicht eine Braut, so doch eine heiratsfähige Tochter an. Wer sollte unter solchen Umständen nicht Lust zum Heiraten bekommen?

In Diószeg wohnen keine Slovaken, die sonst überwiegend die Dorfbevölkerung der Umgegend bilden, sondern Ungarn und „Schwaben", d. i. Deutsche, in abgesonderten Bezirken; auch diese tragen indeß vollständig die ungarische Tracht.

Der Verfasser ist Künstler, wie es scheint, Architekt, und der Zweck seiner Reise, die er von Pest aus in Gesellschaft von Fachgenossen machte, die Besichtigung oberungarischer Baudenkmäler. Denn die „Central-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler" läßt es sich sehr angelegen sein, den Vorwurf von Oesterreich abzuwälzen, der noch 1862 in einem kunstgeschichtlichen Werke gegen dasselbe ausgesprochen wurde, nämlich daß es eine kunsthistorische terra incognita sei.

In Ofen wurde die neue Oberrealschule besichtigt, ein recht braver gothischer Bau von Petschnigg, den indeß, wie andere „deutsche" Professoren, das Loos betroffen hat, von der ungarischen Regierung zur Disposition gestellt zu werden. An der Maria-Himmelfahrtskirche hat sich trotz der vielen Zerstörungen und Umbauten manches Gothische gerettet, das Beachtung verdient. In der Nähe dieser Kirche befindet sich als eine Merkwürdigkeit auch noch das Grab eines türkischen Heiligen, das vertragsmäßig von der österreichischen Regierung im Baustande erhalten wird, und das noch alljährlich ein oder der andere fromme Türke besucht.

Das Ziel des folgenden Tages war Kaschau.

„Die Fahrt ging bald durch jene Gegenden, wo der eigentliche Magyar wohnt, durch Kumanien, über die Theiß, jetzt (im Hochsommer) ein unbedeutender, reizloser, mühsam durch den Staub dahinschleichender Fluß, durch die Hortobagyer Puszta, an Debreczin vorbei. Eine endlose Ebene, in normalen Jahren ein wogendes Gras- und Fruchtmeer, jetzt (1863) eine verbrannte Wüste, von keinem Schafe, keinem Rinde, keinem Pferde belebt. Das Trostlose des Anblicks wurde durch die in Staub vergrabenen, weit auseinander liegenden Dörfer und Städte, mit kümmerlich grünem Baum- und Buschwerk nur erhöht; einen namenlos traurigen Anblick boten aber die hin und wieder an der Bahn auftauchenden calvinischen Friedhöfe — kleine Flächen ohne Mauer oder Zaun mit hochaufgeschütteten Grabhügeln ohne Kreuz und Monument, ohne Blumen oder Gebüsch, das Kopfende des Entschlafenen blos mit einem niedern rohen Holzpflock bezeichnet.

„Die Fee der Puszta, die von Petöfi gefeierte Délibáb, die uns unablässig links und rechts begleitete und oft prächtige Bilder von See und Wald in die Wüste hinzauberte, konnte uns nur eine Zeitlang fesseln; die unbarmherzige Sonne machte uns auch hierfür stumpf. Einmal wurde unsere Aufmerksamkeit von einem Csikos (Pferdehirt) festgehalten, der auf einem prächtigen Pferde, mit einem zweiten an der Hand, eine gute Weile mit der Locomotive um die Wette galoppirte. Das wilde Haar, die flatternden weiten Hemdärmel und Gattjen (weite Leinwandhosen), der wehende Dollman, die lang hinziehende Staubwolke hinter ihm gaben eine vollendete Wüstenerscheinung." . . . .

Dem Reisenden fallen in der Ferne künstliche Hügel auf, die das Volk für Türkenwarten erklärt. Oft liegen mehrere reihenweise neben einander, und die größere Wahrscheinlichkeit ist, daß es Grabhügel aus der Heidenzeit sein mögen.

Endlich zeigen sich im Norden Umrisse eines fernen Berges. Es ist der mit Jubel begrüßte „Tokaier Berg." Bald ist man in dem weitberühmten Tokai, wo indeß auch bereits bayerisch Bier geschenkt wird.

In Kaschau macht die Ankunft von zehn Passagieren im Gasthofe kein geringes Aufsehen; die Aufnahme ist aber eine nur sehr kühle. Am andern Morgen klärte sich's auf. Man hatte die Jünger der Architektur für eine wandernde Schauspielertruppe gehalten.

Der nächste Gang galt dem Dome, der schon während der Nacht beim Hereinfahren vom Bahnhof durch seine schwere dunkle Masse imponirt hatte. Die vollständig freie Lage des Baues auf dem Hauptplatze der Stadt gestattet den unverkümmerten Anblick aller seiner Seiten.

Die Kirche heißt „Elisabethdom"; denn sie ist, wie die „Elisabethkirche" in Marburg, derselben heiligen Landgräfin von Thüringen gewidmet, die als geborene Ungarin bald nach ihrem Tode auch in Ungarn verehrt wurde. Nach Kaschau brachten die von Béla IV., dem Bruder der heiligen Elisabeth, nach dem Abzug der Mongolen (1242) ins Land gerufenen Deutschen — Thüringer — die in die verödete Stadt einzogen — die Verehrung der Heiligen mit. Eine Urkunde vom Jahre 1283 spricht bereits von einer Elisabethkirche in Kaschau; damit kann aber nicht der gegenwärtige Dom gemeint sein, der in seinen ältesten Theilen höchstens aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts stammt. Der gewöhnlichen Ueberlieferung zufolge wurde er von Elisabeth, Gemahlin des Königs Karl Robert, im Jahre 1324 zu Ehren ihrer heiligen Patronin gegründet.

Der Meister dieses Domes ist unbekannt; weder Urkunde noch Sage weiß seinen Namen zu nennen. Vor einigen Jahren hat man

die Vermuthung aufgestellt, es sei der französische Architekt Villard de Honnecourt, der sich von 1244 bis 1247 in Ungarn aufhielt, und wirklich läßt der Grundriß des Domes das System der französischen Gothik nicht verkennen; da aber der eigentliche Bau sich ins 14., ja bis ins 15. Jahrhundert hinein erstreckt, so hat man diese Vermuthung dahin beschränkt, daß der genannte Meister bei seiner Berufung nach Ungarn (die er selbst bezeugt) wohl nur den Plan dazu geliefert haben möge; die späteren Meister hätten sich bei der Ausführung an die Kunstweise ihrer Zeit gehalten.

Als solche spätere Meister werden namhaft gemacht: Stephan Krom, der in der Bauhütte bei St. Stephan in Wien seine Kunst erlernt hatte, sodann Nikolaus Krompholz, ein Schlesier, und Simon und Johann Plattfuß. Die Vermuthung, die Villard de Honnecourt zum ersten Architekten und Entwerfer des Planes macht, steht noch auf sehr schwachen Füßen. Lübke in seiner Geschichte der Architektur vermuthet, daß das Bauwerk eine Nachahmung der Liebfrauenkirche in Trier sei.

Doch, wie dem auch sei, der Elisabethdom ist das herrlichste Denkmal mittelalterlicher Baukunst in Ungarn, und eine der merkwürdigsten gothischen Bauten überhaupt, von deutscher Frömmigkeit eingegeben, von deutschen Meistern geleitet, und von deutschen Händen aufgebaut. Zu den besonders großen Kirchen gehört er indessen nicht: denn er ist nur 186 Fuß lang (St. Stephan in Wien 353') und 124' (St. Stephan 222') breit. Er bildet in seiner gegenwärtigen Gestalt eine kreuzförmige Basilika mit fünf Schiffen, deren jedes nach Osten polygon abschließt. — Eine besondere Eigenthümlichkeit! —

Einen prachtvollen Anblick gewähren die drei Giebelfronten der Kirche, obwohl verschiedenen Zeiten und Stilnüancen angehörend. Den Hauptschmuck des Innern bildet das in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von Stephan Krom aufgebaute, etwa 60' hohe, einen sechsseitigen Thurm vorstellende Sakramentshäuschen, das dem berühmten der Nürnberger St. Lorenzkirche nicht viel nachsteht, sowie der prachtvolle Hauptaltar, ein großer Flügelaltar, der in Nürnberg verfertigt sein und Gemälde von Michael Wohlgemuth, ja von Albrecht Dürer enthalten soll. Wenn er geöffnet ist, zeigt er Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth, wird er geschlossen, so stellen sich die Hauptmomente der Leidensgeschichte Christi dar. Außerdem finden sich noch einige Flügelaltäre mit Schnitzwerken von minderer Bedeutung.

Der Kirchenschatz enthält neben einigen Prachtgewändern besonders einige schöne Kelche aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die mit eine Zierde der Wiener archäologischen Ausstellung vom Jahre 1860 waren.

Selbstverständlich hat der Dom im Laufe der Jahrhunderte die mannigfachsten Schicksale erlebt. Belagerung, Brand, Vernachlässigung, Verbauhornung haben sich wie überall auch hier die Hand gereicht, um eine Restauration dringend nothwendig zu machen. Eine solche wurde denn auch im Jahre 1856 vorbereitet, und im Jahre 1859 begonnen. Dieselbe ist im Ganzen befriedigend ausgefallen, wenigstens was das Aeußere betrifft.

Dagegen ist bei der Ausschmückung des Innern des Guten etwas zu viel geschehen. Die ganze Kirche, Wände, Pfeiler, Gewölbe sind (allerdings in gothischen Mustern) mit den schreiendsten Farben in buntester Abwechselung bemalt; hoch auf der südlichen Wand prangt in einem bunten Rahmen von allerlei Wappen gefaßt die Transfiguration nach Raphael in kolossalen Dimensionen al fresco, in der Vorhalle beim Südportal schmückt die rechte Wand ein Freskogemälde, Konstantin, wie er das Kreuz in den Wolken erblickt, darstellend, auf der linken Wand richtet der heilige Stephan das Kreuz unter seinen heidnischen Unterthanen auf. Ganz moderne Komposition und Ausführung. Als Künstler ist Fr. Geyling beigeschrieben. Hoch am Nordgiebel glänzen drei kolossale Heilige über und über glänzend vergoldet, ich glaube drei ungarische Nationalheilige, die sich in ihrem blitzenden Gewande allerdings weit sichtbar machen. An derselben Ueberfülle von Glanz in Farbe und Vergoldung laborirt einer der kleineren Flügelaltäre im Innern, und auch der im Ganzen nicht gerade unglücklich restaurirte Hochaltar hat einen goldenen Tabernakel.

Nahe beim Dome steht die kleine Michaelskirche, ein Kleinod der früheren Gothik, welche das Entzücken der kunstverständigen Gesellschaft erregte. Außerdem wurde die Franziskanerkirche besucht, ein geräumiger gothischer Bau in allen Verhältnissen, aber im Innern noch ärger mit bunten Farben ausgeschmiert, als der Dom — ebenfalls erst in ganz neuer Zeit. Grün, Weiß, Roth wiegt vor und es scheint, daß besonders die Franziskaner in Ungarn mit den Nationalfarben neuerer Zeit eine eigene Art kirchlicher Symbolik treiben; denn auch in Tyrnau haben sie ihren Zorfthurm grün-weiß-roth angestrichen. Einer der Herren meinte im Scherze, die Kirche komme ihm vor, wie ein mit Husarenschnüren besetztes Meßgewand. Uebrigens besteht die Bevölkerung Kaschau's keineswegs durchgängig aus Magyaren. Der Stamm und Kern des Bürgerthums ist im Grunde noch ebenso deutsch wie vor 600 Jahren. Im Gasthause, im Kaffeehause, in der Buchhandlung, im Laden wird man nur deutsch angeredet, wenn auch Slovaken und Magyaren jetzt die Mehrheit bilden.

Belgien.

Die katholische Reaktion im Zeitalter der Religionskriege. *)

Im 19. Jahrhundert wird das Wort „Religion" ebenso oft genannt, als im 18. das Wort „Philosophie!" Wir wollen damit nicht sagen, daß auf ein philosophisches Jahrhundert ein wesentlich religiöses gefolgt sei, aber unleugbar steht fest, daß die religiösen Interessen wieder stark in den Vordergrund getreten sind, oder will man recht genau sein, wenigstens die Interessen der Konfessionen. Glaube und Bekenntniß bilden Faktoren unseres Daseins, mögen wir eine freiere oder engere Stellung zu beiden einnehmen. Während man im vorigen Jahrhundert die Philosophie zur Religion machte und einen Humanitäts-Kultus entwickelte, macht man im 19. Jahrhundert die Religion zu einer Philosophie, d. h. man verarbeitet ihr Material philosophisch und erhebt auch wohl gar, wofern man sich dem Dogmatismus hingiebt, den Glauben zum Ausgangspunkt der Wissenschaft. Dies ist niemals früher in so prinzipieller Weise der Fall gewesen. Die grundsätzlich konfessionelle Wissenschaft ist in der That eine Schöpfung der heutigen Zeit. Ob sie derselben zur besonderen Ehre gereicht, bleibe unerörtert. Für den historischen Betrachter der Dinge liegt die Frage anders. Der Historiker bemerkt gegenwärtig, daß die Konfessionen den alten Kampf mit frischer Kraft aufgenommen haben, die Fortgeschrittenen unter uns meinen: den letzten Entscheidungskampf! Wie dem auch sei, die Konfessionen sind heutzutage Gegenstände von praktischer Wichtigkeit.

*) Etudes sur l'histoire de l'humanité, par F. Laurent, professeur à l'université de Gand. Tome IX.: Les guerres de religion. Bruxelles, Paris, Leipzig, A. Lacroix, Verboeckhoven, 1863. 518 p.

Die einzelnen Kirchen verkörpern soziale Elemente, deren die Politik sich bedienen muß, wenn sie nicht ihrerseits der Politik sich bedienen. Ueberall wo der Katholicismus Anhänger hat, sieht man eine „katholische Partei" auftauchen und rührig wirken, und überall wo der Protestantismus tief gewurzelte Pflanzungen besitzt, drängt eine spezifisch lutherische oder calvinische Partei an die Oberfläche des Staatslebens. Der arme Staat wird zuweilen ordentlich wild herumgezerrt. Möchten doch die Einen alle sozialen Formen und Normen auf die Stufe vor der Reformation zurückschrauben, wogegen Andere für die Epoche protestantischer Orthodoxie, d. h. für das 17. Jahrhundert schwärmen und ihnen jene Staatsweisheit, welche das westfälische „Friedensinstrument" wiederspiegelt, für das unübertreffliche Ideal einer geordneten Gesellschaft gilt! Wir bösen Zweifler denken freilich, daß die Geschichte der Menschheit weder mit 1517, noch mit 1648 abgeschlossen war.

Man darf es getrost annehmen: ein Buch, welches die katholische Reaktion im Zeitalter der Religionskriege behandelt, ist ein zeitgemäßes Buch! Denn der große Prozeß zwischen der katholischen und protestantischen Christenheit hat ein neues Stadium beschritten, ist wieder in vollem Gange und steht mitten im Gewühl der bunten sozialen Gruppen. Der Kampf zwischen absoluter Autorität und gesetzlicher Freiheit, welcher am reinsten und klarsten auf religiösem Felde sich ausdrückt, reicht von den Schlachten Gustav Adolfs bis zur Schwelle der politischen Neugestaltung Deutschlands und er setzt sich nicht bloß bei uns, sondern in ganz Europa fort. Jene Frage, wie es kommt, daß die alten Kirchen-Parteien, wenn auch, Gott sei Dank, nicht das Schwert, so doch die Waffe des Geistes von Neuem wider einander schwingen, findet ihre Erledigung durch die von der Geschichte diktirte Entscheidung, ob überhaupt irgend eine Partei und wer alsdann in den blutigen Glaubenskriegen gesiegt hat. Das Resultat der Schlachten, welche sich Ligue und Hugenotten, Spanien und Niederland, Liga und Protestanten, Inquisition und Ketzerthum, Jesuitismus und Denkfreiheit lieferten, ist für das heutige Streit-Verhältniß der Parteien unweigerlich ein zwingendes Präjudiz. Es erklärt uns vor Allem, warum es noch einen Katholicismus giebt. Das ist vielen Protestanten ein Räthsel und sollte dem aufmerksamen Auge kein Räthsel sein.

Herr Professor Laurent in Gent hat sich ein schönes Verdienst erworben, indem er das Zeitalter der Religionskriege uns jüngst kulturhistorisch vorgeführt. Mit dem neunten Bande seiner Etudes sur l'histoire de l'humanité, den er „Les guerres de religion" betitelt hat, erweist er sich ganz auf der Höhe des philosophisch erweiterten Standpunktes, von dem seine Schilderungen des alten Orients (Band 1), von Hellas und Rom (Band 2 und 3) und seine tiefdurchdachte Kritik der Reformation (Band 8) am würdigsten zeugen. An letztere schließen sich seine „Religionskriege" recht harmonisch an. Es ist eine wohlthuende Empfindung, wenn man die sichere Beherrschung eines reichen Stoffes dem Autor an jeder Zeile anfühlt. Vielleicht ist hier keine so gewaltige Masse desselben zur Verwendung gelangt, als etwa in dem vierten Theile der „Studien," der das Christenthum (der ersten 5 Jahrhunderte) darstellt und wo Laurent den innersten Kern seiner Denk-Souveränetät zu vertheidigen hatte. Bei den „Religionskriegen" war eine so üppige Entfaltung von Argumenten nicht nöthig, weil der Autor einen großen Vorrath an solchen aus den Anlagen zur vorangegangenen Studie schöpfen konnte. Die Religionskriege sind ja eben nur die Fortsetzung des Reformations-Dramas. Nichtsdestoweniger muß man auch an der letzten Arbeit des berühmten Verfassers die sorgfältige Benutzung aller ihm irgend zugänglichen Quellen und gleichzeitigen Schriftsteller lobend hervorheben. Laurent's Kenntniß der deutschen, englischen, italiänischen und niederländischen Sprache hat gediegene Früchte getragen. Kein Geschichtschreiber französischer Zunge vermag es ihm in dieser Beziehung gleich zu thun.

Laurent ist ein Deutscher an Gründlichkeit, ein Franzose an stylistischer Gewandtheit. Die innige Anerkennung, welche ein Mann von den publizistischen Eigenschaften eines Robert von Mohl ihm zu Theil werden läßt, verdient er vollkommen und nach jeder Richtung. Mag seine Auffassung des Christenthums nicht die unsrige sein (wie sie auch von dem jetzigen Bundestagsgesandten Badens seiner Zeit bekämpft worden ist), uns freut doch überall das beharrliche Streben nach Unparteilichkeit und sachlicher Tiefe, genauer Motivirung des Urtheils. Wir wollen an den Grundgedanken dieser „Religionskriege" einige Proben von Laurent's Detailmalerei anschließen.

Sagen wir es zuerst: die jenen furchtbaren Kriegen gewidmete Studie ist keine Streitschrift wider den Jesuitismus, wie dies von dem Werke „L'Eglise et l'Etat" behauptet werden muß; allein sie hat dennoch ihren Schwerpunkt in dem Bilde der katholischen Reaktion, welche die Religionskriege heraufbeschwor und vorzüglich von den Jesuiten ausging; folglich ist sie allerdings ein im eminenten Sinne das System der Hierarchie antastendes Unternehmen. Es kann dies nicht anders sein, wenn man die ewigen Grundsätze der Glaubens-, Gewissens- und Denkfreiheit zu Leitsternen der Forschung erkor und beim Verfolg des objektiven Ganges der Ereignisse die unausweichliche Wahrnehmung macht, daß die Kämpen der traditionellen Kirche die Angreifer waren. Alle Urkunden der Geschichte bezeugen den katholischen Ursprung der Religionskriege. Nie ist es dem Protestantismus eingefallen, mit dem Schwerte in der Faust eine allgemeine Ausrottung des „Römischen Götzendienstes" (altrechtgläubig gesprochen) zu versuchen, nie hat er einen allgemeinen Kreuzzug wider den „päpstlichen Antichrist" gepredigt. Das Schwert Luther's und Calvin's war die Bibel. Die Reformation floß aus dem Glaubensbedürfniß der Menschheit. Wohl haben später die Fürsten an einzelnen Stellen die Bewegung an sich gerissen, ein hoheitliches „Reformationsrecht" ausgebildet und Männer von dem Schlage eines Heinrich VIII. die heilige Gewissenssache zu selbstsüchtigen Zwecken ausgebeutet; aber dies geschah erst, nachdem der innere Anstoß auf die Gemüther längst gegeben und die Verwirklichung der reformatorischen Idee längst betrieben war. Die traurigste, ja verhängnißvollste Rolle in dem großen Drama haben nicht protestantische, sondern katholische Herrscher gespielt. Und es verringert ihre Verantwortlichkeit nur sehr gelinde, daß sie, Philipp II. ausgenommen, Werkzeuge ihrer Beichtväter, des Papstthums und des Jesuitenordens waren.

Eine der üppigsten Blüthen der „katholischen Wissenschaft" ist die „katholische Geschichtschreibung," an der selbst Protestanten, z. B. der nunmehr in seiner totalen Unwissenheit enthüllte Preußenfresser Onno Klopp, mitarbeiten. Die „katholische Geschichtschreibung" ist die leibhaftige Umkehr der Geschichte. Herr Professor Laurent hat ihr arg an den Blättern gerupft und ihr zur gradationsmäßigen Wiederumkehr der Umkehr tüchtig den Kopf zurechtgesetzt. Vergebens bemühen sich die edlen Gottesstreiter, der Haltung der Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts einen toleranten Charakter zu leihen. Kaum hatte Luther dem Papstthum den Fehdehandschuh ins Antlitz geschleudert, so flammten die Scheiterhaufen zu Brüssel, Wien und Paris. In der Ketzerverfolgung

sah die Kirche eine Pflicht, eine „Pflicht der barmherzigen Grausamkeit“ nach dem klassischen Ausdruck, den der Pariser Universitätskanzler Gerson aufbrachte, als er einst wegen Hussen's Ketzerei an den Erzbischof von Prag schrieb. Bei Luther's Auftreten gedachte die Sorbonne des ehemaligen Hortes ihrer Korporation. „Die gottlose und lügenhafte Anmaßung der Ketzer muß mit Ketten und Zuchtruthen, ja mit Feuer und Flammen, statt mit der Vernunft, gebändigt werden,“ meinte die hohe Fakultät. Das war kein Privatwunsch. 1559 erneuerte Papst Paul IV. alle gegen die Ketzer erlassenen Dekrete und befahl, daß sie „in Ewigkeit zu beobachten und in frischer Uebung zu erhalten seien,“ und fügte hinzu, daß „alle Bischöfe, Grafen, Barone, Könige und Kaiser, welche jetzt oder in Zukunft dem Schisma sich zuwenden, rechtskräftig ihrer Würde und Macht entkleidet, ihrer Grafschaften, Baronien, Königreiche und Kaiserthümer entsetzt sind.“ Ein seltsamer Beweis von Toleranz! Seine „Perpetuität“ erweist die letzte Formel des Eides, den die Bischöfe leisten, und die sie noch immer verpflichtet, „aus allen ihren Kräften die Ketzer, die Schismatiker und diejenigen zu verfolgen, welche Rebellen gegen den heiligen Stuhl sind.“ (Pontificale Romanum. Romae, 1595.)

Zwar muß eingeräumt werden: auch den Reformatoren und ihren Anhängern fehlte der Begriff der Toleranz. Theodor von Beza nannte die Gewissensfreiheit ein „teuflisches Dogma.“ Calvin erschöpfte sich zum Zweck der „Widerlegung der Irrthümer des Michael Servet“ (Laurent citirt Calvini Opera, Tom VIII. p. 511—516) in Geißelungen des „Verbrechens der Ketzerei.“ Indessen praktische Konsequenzen hatte das protestantische Ketzerrecht nur in vereinzelten Fällen, als z. B. dem jenes Michael Servet. Gegen die katholischen Scheiterhaufen, die zu Hunderttausenden geleuchtet haben, kommen die paar protestantischen gar nicht in Betracht. Das empfinden die modernen Fürsprecher der alten Kirche äußerst bitter. Kühn genug erklären sie, daß die Christusfeindliche Philosophie die Kirche und das heilige Officium verleumdet habe! (Ein Voltaire (seine meisterhafte Kritik der Autodafé's steht im Essai sur les moeurs, chap. 140), konnte er anders, als verleumden? Nicht die Kirche, heißt es bei De Maistre, sondern der Staat hat die blutigen Menschenopfer gebracht! Denn: ecclesia non sitit sanguinem. Die Inquisition sei kein religiöses, vielmehr ein politisches Institut gewesen. Welche überraschende Neuigkeit! De Maistre ist nicht der Einzige, der sie erzählt. Herr Hefele in seinem „Kardinal Ximenes“ berichtet, daß die spanische Inquisition eine Staats-Inquisition war, weil die Inquisitoren Diener des Staates und nicht Diener der Kirche gewesen seien. Eigenthümlicher Staatsdienst dieser Inquisitionsdienst! Die Wahrheit an der Sache beschränkt sich darauf, daß Papst Sixtus IV. den spanischen Königen die Ernennung des General-Inquisitors gestattete (ipsum verbum), der General-Inquisitor aber, nach Torquemada's Vorgang immer ein Dominikaner-Prior, seine Unter-Inquisitoren selbständig ernannte. Der von Ferdinand dem Katholischen eingesetzte Inquisitionsrath hatte in geistlichen Sachen nur berathende Stimme; es ist von keinem Kanonisten der Welt bestritten worden, daß die Ketzerei zu den „geistlichen Sachen“ gehört, indem sie ein „geistliches Verbrechen“ ausmacht; folglich war der Klerus der Entscheidende bei der Inquisition, und der ingeniöse Gedanke des Herrn Hefele zerfällt in Spreu.

Ist die spanische Inquisition ein fauler Fleck, so preist man dagegen ultramontanerseits die Milde der italiänischen Inquisition. Betrachten wir diese. Als Luther's Reformation in Italien Eingang fand, kam den Eifrigen die Prozedur der bisherigen Glaubensgerichte allzu langsam und schwachmüthig vor. Der Kardinal Caraffa, nach jesuitischem Selbstlob von Ignatius Loyola lebhaft unterstützt, verlangte die Errichtung eines allgemeinen obersten Glaubens-Tribunals für die ganze Christenheit, und Paul III. bewilligte wenigstens ein solches, aus Kardinälen zusammengesetzt, für Italien; er erlaubte ihm, man traut seinen Augen kaum, wohl zu strafen, aber nicht zu begnadigen! (Bullarium Magnum, Tom I. p. 762.) Der unerbittliche Caraffa ward General-Inquisitor, die Inquisition verbreitete sich blitzschnell über die Halbinsel; nur die Apostasie rettete vor dem Henker, und der einzige Unterschied bestand darin, daß man zu Venedig ertränkte, was man anderswo verbrannte! Italiens Himmel ward roth von den Flammen der Scheiterhaufen, und Kardinal Caraffa, als Paul IV., Papst! Dessen Augapfel war die Inquisition. Um ihres Argwohns willen verfolgte er selbst Kardinäle, wie den Legaten Pole, Nuntius in England, und den Kardinal Morone, der während seiner ganzen Regierungszeit im Kerker schmachten mußte. Noch sterbend empfahl Paul IV. dem heiligen Kollegium sein Lieblingsinstitut, nachdem er es dem Franzosenkönige Heinrich II. auf das Wärmste ans Herz gelegt. — Unter dem Dominikaner-Papst Pius V. erreichte die Wuth der Inquisition ihren Gipfel. „Kein Mitleid mit den Heretikern, sie sind Feinde Gottes!“ war Pius' V. Wahlspruch. Jetzt ging es an die Abschlachtung der Wissenschaft in deren Vertretern, den gelehrten Humanisten. Der freisinnige Palearius starb den Märtyrertod. Pius' V. Regiment waltete als Schreckensherrschaft; es verging zu Rom kein Tag, an dem nicht verbrannt, gehangen oder geköpft wurde. Die Gefängnisse waren so überfüllt, daß neue gebaut werden mußten!

Jene Apologie der Inquisition, die Hefele mit steischer Kaltblütigkeit unternommen, ist ein heuchlerisches Machwerk. Es hätte ein weltlicher Richter einmal wagen sollen, einen Angeklagten freizusprechen, den die Inquisition der Ketzerei schuldig befunden und zur letzten Aburtheilung ihm übergeben hatte! Die Empfehlung des Verdammten an die Nachsicht des Laienrichters wurde vom Inquisitor zwar nie vergessen, aber sie war, nach Fleury (Droit ecclésiastique, Tom I. p. 93) nur „stylus curiae“ (!!), und gegenüber der Rechtsansicht, daß der freisprechende Laien-Richter sich selbst der Ketzerei schuldig machte, die grausamste Grausamkeit, die härteste Ironie! Immer und ewig bleibt stehen, daß Italiens Inquisition einen Giordano Bruno wegen seines philosophischen Forschergeistes in Venedigs Mauern gemordet, daß sie Spanien entvölkert und gelähmt, dem Katholicismus den Ruhm der Menschlichkeit auf Jahrhunderte entrissen hat. Wenn die Reformation einer Rechtfertigung bedurfte, so hat die millionenfache Gewaltthat der Inquisition sie vollauf geliefert.

Der deutsche Kaiser Karl V., den die „katholische Wissenschaft“ in einen Heros verwandelt, war zugleich König von Spanien in der Blüthezeit der Inquisition. Von ihm datirt Niederlands Freiheitskämpfer Marnix de Saint-Aldegonde (vergl. Gachard, Guillaume le Taciturne, Tom III. p. 245), die religiöse und politische Tyrannei, welche die Niederlande in Fesseln schlug. Was er an Deutschland verhatte, das haben (Planck, Geschichte der protestantischen Kirche, Theil 2 S. 153) Frankreich und die Türken verhindert, Frankreich mit Einbuße deutscher Gebiete! Nur zu wahr ist es, daß Franz I. von Frankreich und Sultan Soliman den Protestantismus von dem Untergange gerettet haben, den Karl V.

ihm geschworen. Die Sache hing an einem Haar. Wenn der schlaue Politikus, Moritz von Sachsen, statt länger auf die größere Gunst des Kaisers zu hoffen, nach glücklich erlangtem Kurhut es nicht vorgezogen hätte, sich Heinrich II. von Frankreich in die Arme zu werfen und Verräther an Kaiser und Reich zu werden, so wäre der Protestantismus verloren gewesen, denn nie wäre dann ein Augsburger Religionsfriede (1555) geschlossen worden. Ein politischer Ränkeschmied, welcher die Entscheidungsschlacht bei Mühlberg (1547) gegen seine Glaubensgenossen entschieden hatte, ein dem Reich erbfeindlicher König, der in seiner Hauptstadt Paris die Ketzer mit Wonne braten ließ (Pauls IV. Empfehlung der Inquisition hatte ja gefruchtet), und der natürliche Feind des Christenglaubens, der türkische Großherr, waren von der Vorsehung zu Rettern des „gereinigten Evangeliums" berufen. Diese furchtbare Demüthigung hat kein Anderer, als Kaiser Karl V., nicht etwa dem deutschen Lutherthum, sondern dem eigenen Christenthum angethan!

Ueber des Sohnes Rolle bei der Fortführung des väterlichen Werkes dürften die Historiker einig sein. Was auch immer katholisirende Schriftsteller ausgedacht haben, um Philipp's II. Ehre und Ansehen vor der gesitteten Welt wiederherzustellen, es ist an ihm der Beiname „Dämon des Südens" haften geblieben und wird ferner haften bleiben bis ans Ende der Dinge. Die neu entdeckten Briefwechsel des Königs haben seine gräuelvolle Schuld nicht vermindert. Seine Haltung in Betreff der Niederlande ist womöglich noch in ein schärferes Licht getreten. Er soll nur ein einziges Mal in seinem Leben so recht von Herzen gelacht haben: das geschah, als er die Nachricht von der Pariser Blut-Hochzeit, von der Bartholomäusnacht, empfing! (Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange, Supplément, p. 125.) Wenn ein Niederländer diese Thatsache aufbewahrt hat, so ist es Vergeltung. Philipp II. haßte die niederländischen Sectirer und Patrioten so grimmig, daß er selbstverfertigte sehr genaue Denunziations-Register und Personal-Beschreibungen von Ketzern und Hochverräthern an die Statthalterin (Herzogin von Parma) nach Brüssel sandte. Das aber erzählt kein Niederländer, sondern der ihn bewundernde Jesuit Strada, De bello Belgico, lib. IV. — Philipp II. war ein tüchtiger Polizist, zur Noth auch ein guter Verschwörer. In einem großartigen Plane war Papst Pius V. sein Mitverschworener. Man ging mit der edlen Absicht um, Elisabeth von England aus dem Wege zu räumen! Hierauf zielte die Sendung des Nuntius Rudolfi an den König ab. Und die katholische Majestät breitete den Mordplan ihrem Staatsrath unter, bei dem er kein Wort der Mißbilligung fand. Der König aber theilte den Plan seinem Herzog Alba mit und schilderte ihm das Unternehmen, welchem die Befreiung der Maria Stuart zur Folie diente, als eine Rache Gottes, als eine heilige Unternehmung, für welche der Papst bereit sei, den letzten Kirchenkelch und das letzte Meßgewand zu opfern! (Gachard, Correspondance de Philipp II., Tom. II. p. 185—199.) Die Ehrenrettung Philipps wird nach solchen eigenhändigen Geständnissen etwas schwer.

Philipp II. ist nicht nur für die Gräuelthaten in Spanien und in den Niederlanden verantwortlich, er war auch die geheime Triebfeder der katholischen Reaktion in England sowohl (dessen „blutige Maria" seine Gemahlin ward), als namentlich in Frankreich. Es ist gegenwärtig ein unbestreitbares Faktum, daß Frankreichs katholische Partei seit dem Jahre 1561 geheime Verbindungen mit der spanischen Krone unterhielt. Giebt es doch auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris die authentische Abschrift einer Urkunde, welche den Titel führt: „La Supplique des très-humbles et très-obéissants clergé, bourgeois, marchands et menu populaire de la ville, cité et université de Paris, préservés et gardés par la grâce spéciale de Dieu jusques à ce jourd'hui de la vénéneuse et mortifière poison luthérienne," von 1561 datirt und an König Philipp II. gerichtet! Von den Pariser Pfarrern war es bei den Zeitgenossen bekannt, daß sie geradezu im Solde Philipp's standen! Ein Brief des Herzogs von Alba an denselben vom Jahre 1567, den Gachard (Correspondance de Philippe II., Tom. I. p. 593) publizirt hat, belehrt uns, daß jener verherrlichte Liguistenführer, Karl von Guise, Kardinal von Lothringen, dem spanischen Herrscher auf Grund des Rechtes der englischen Gemahlin und also mit Nichtachtung des salischen Gesetzes den Thron von Frankreich anzubieten wagte. Man kann es kaum glauben, dieses Kronen-Angebot sei aus Eifer für die katholische Religion gemacht worden, wenn man sich der von Duplessy-Mornay (in den Mémoires de la ligue, Tom. I. p. 81) bezeugten Thatsache erinnert, daß der Herr Kardinal den lutherischen Fürsten Deutschlands gegenüber eine große Bewunderung für die Augsburgische Konfession an den Tag legte, ja das Lutherthum in Frankreich einzuführen versprach!! Gar nicht unwahrscheinlich, denn nach des ernsthaften De Thou und anderer katholischer Gewährsmänner Zeugniß, waren die drei Guisen (die Herzöge Franz und Heinrich, wie der Kardinal Karl von Lothringen) die ärgsten Blasphemanten und Kirchenschänder der Welt. Ihr anstößiger Lebenswandel bildete den grellsten Kontrast zu ihrem Religions-Fanatismus. Und dennoch war es Franz von Guise, der das Blutbad von Sassy (1562) anzettelte und so das Signal zu dem ersten französischen Bürgerkrieg gab! Den Antheil des Herzogs Heinrich von Guise an der scheußlichen Bartholomäusnacht wird keine Gleißnerei und Schönrednerei (à la Ciceronianus Marcus Antonius Muretus!) von den Tafeln der Geschichte waschen. Es bleibt die Schuld des präméditirten Mordes Tausender von Hugenotten und des patriotischen Coligny zwischen an dem Andenken der Guisen, Katharina's von Medici und Karls IX. von Frankreich haften. Die Mitwissenschaft des Papstes Gregors XIII. ist bis heute unwiderlegt geblieben.

Wir verzichten auf die Vorführung des Gemäldes der über Deutschland verhängten Reaktion des Katholicismus. Die Haupt-Anklage wider die Protestanten, sie hätten das Reich an das Ausland preisgegeben, indem sie den Reichsfeind herbeigerufen, fällt auf die Urheber der Protestanten-Verfolgung, auf die Jesuiten zurück. Was aber insonderheit die Einmischung Frankreichs anlangt, so haben nicht deutsche Fürsten, sondern Gustav Adolf, der Schwedenkönig, dieselbe zu verantworten, und der Sieg dieses genialen Herrschers, der im Begriff stand, drei Viertheile von Deutschland unter seine Fahnen zu sammeln, hätte das französische Bündniß unzweifelhaft unschädlich gemacht. Der blutigste Vorwurf lastet auf Kaiser Ferdinand II. Dieser zu Ingolstadt erzogene Jesuitenzögling brach die böhmische Konstitution, den berühmten Majestätsbrief, zerriß die Freiheiten der böhmischen Protestanten und Utraquisten und schleuderte die Fackel des Bürgerkrieges mit eigener Hand in die deutschen Gauen. Die Böhmen haben heute gut klagen über die Beeinträchtigung ihrer Nationalität. Als die katholischen Waffen den „Weißen Berg" vor Prag gestürmt (1620), wälzte sich die katholische Reaktion der Jesuiten erdrückend über die slavischen Kronländer Habsburgs. Die böhmische Perle ward zerschlagen. 30,000 Familien wanderten aus, um den Gewaltthaten der Kroaten und den Bekehrungen der Je-

suitenpatres zu entgehen. Die Zahl der Ortschaften sank von 30,000 auf 11,000. Alle protestantischen und hussitischen Schriften wurden verbrannt; ein Jesuit rühmte sich, allein für seine Person 60,000 Bände ins Feuer geworfen zu haben! Die böhmische Literatur ward unter solchen Schlägen fast vernichtet. Das war keine Tyrannei der eingewanderten Deutschen, es war die antinationale Frucht der katholischen Reaktion. Die Geschichte offenbart es mit Gluthbuchstaben, und die Geschichte ist dazu da, um aus ihr zu lernen! Trauttwein von Belle.

Süd-Amerika.

Soziale und kirchliche Zustände in Uruguay.

Die Republik Uruguay in Südamerika hat in neuerer Zeit, nachdem man den Vorschlag gemacht, die deutsche Auswanderung vornehmlich in dieses von der Natur hoch begünstigte Land hinzulenken, die Augen des deutschen Publikums lebhafter auf sich gezogen. Auch unsere Blätter haben sich zu wiederholten Malen mit den Schriften über dieses Land, namentlich mit dem betreffenden Buche des Generalkonsuls Sturz, beschäftigt.

Das uns vorliegende Buch*) beschäftigt sich ebenfalls mit diesem Lande, in welchem leider der Bürgerkrieg aufs Neue ausgebrochen ist. Dem Verfasser desselben wurde, wie wir in der Vorrede erfahren, im Jahre 1857 der Auftrag zu Theil, nach Montevideo zu gehen, um als Pastor eine deutsch-evangelische Gemeinde zu sammeln. Einige deutsche Kaufleute hatten nämlich die Bildung einer solchen Gemeinde gewünscht und mehrfach an den Evangelischen Oberkirchenrath zu Berlin geschrieben, um die Sendung eines Geistlichen bittend. Als der Verfasser nach längerer Thätigkeit in die Heimat zurückgekehrt, theilte man ihm vielfach mit, daß die Republik Uruguay Gegenstand des Interesses für große Kreise geworden sei und daß man die deutsche Auswanderung auf dieses Land hin zu richten gedenke. Theilweise hatte man bereits in Montevideo hierüber gesprochen und nicht allein einsichtige Privatleute, sondern auch die Regierung des Landes billigte solche Bestrebungen.

Was den Verfasser betrifft, so können wir ihm das Lob eines scharfsichtigen und unparteiischen Beobachters nicht vorenthalten und dies geschieht ganz besonders in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten, die in dem Buche eine bedeutende Rolle spielen. Seine Erfahrungen als protestantischer Geistlicher in dem wenigstens der äußeren Form nach katholischen Lande waren nicht die erfreulichsten, die Art und Weise, wie die einheimische Geistlichkeit Proselyten unter den Protestanten zu machen sucht, und manches Andere scheint nicht dazu angethan, einen protestantischen Geistlichen, und einen orthodoxen dazu, mit besonderen Sympathien zu erfüllen, und doch ist es dem Verfasser gelungen, den dortigen Zuständen auf den Grund zu sehen und das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Wir citiren gleich von vornherein das nachfolgende charakteristische Urtheil:

„Jeder gerechte Beurtheiler der südamerikanischen Staats- und Gesellschaftszustände, Jeder, der dieses eigenthümlich bunte und chaotisch durcheinander wogende Gähren vielseitiger Gestaltungstriebe aus eigener Anschauung kennt, muß sich dahin aussprechen: alles Würdige, alles Gesunde, alles Zukunftsreiche, alle Tugenden, alle ehrwürdigen Erbschaften dieser Länder und Völkerschaften ruhen auf der alten Vergangenheit, auf jener romantischen, starken und von der Vorsehung geordneten Vermählung des altspanischen und des mittelalterlich-katholischen Geistes, dagegen alles Unglück, alle Parteikämpfe, alle Ungerechtigkeiten, alles vorzeitige Streben, nach vortrefflich klingenden Konstitutions-Mustern eine Gesellschaft zu ordnen, welche für sie durchaus noch nicht reif war, alle Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche, alle Widersprüche in den Familien, im Volksleben, kurz Alles, was das weltbekannte Elend dieser reichen und schönen Republiken ausmacht, läßt sich meistens auf ein zu frühzeitiges Verlassen der alten Traditionen, auf Mangel einer gesunden Volkserziehung nach modernen Grundsätzen, auf das Fehlen des evangelischen Prinzips, das an die Stelle der bröcklich gewordenen alt-katholischen Lebensformen zur Erzeugung eines neuen Lebens treten könnte, auf den Geist der falschen Philosophie des 18. Jahrhunderts zurückführen, auf jenes Nachwirken eines in Europa allmählich veraltenden Humanismus, der bald zum Spott und bald zu einem charakterlosen Wohlwollen erzieht, den Egoismus der Parteihäupter nicht sittlich bändigt und als einziges Ziel des Strebens den zahlreichen Generälen, Präsidenten, Prätendenten, Dittatoren u. s. w. schamlose Bereicherung zeigt.

„Im Ganzen bekämpfen sich auf allen Lebensgebieten altspanischer katholischer Geist und moderne aufgeklärte Humanität. Die im Laufe der Geschichte gekommene Vermittelung, das evangelische Prinzip, stößt beide Parteigruppen ab. Den Einen ist es ruchlos, den Andern zu ernst. Ab und zu vertheidigen etliche Aufgeklärte den Protestantismus mit zweifelhaftem Wortsinn. Dann sehen sie in ihm nur einen Feind der altbewährten spanischen und katholischen Traditionen. Namentlich wenn sie durch Engländer und Amerikaner viel Geld verdient haben, erweitert sich ihre Seele zu solcher verwegenen Entschlossenheit. Oder sie fassen ihn als eine volksmäßige und etwas zurückgebliebene Weise auf, dieselben Ideen schüchtern und stammelnd auszusprechen, die sie in viel reinerer, modernerer und ausgebildeterer Form als Denkende besitzen.

„Wenngleich die vielgerühmte Toleranz sie zu dem Protestantismus hinzieht, so lieben sie es doch mehr, wenn ihre Frauen und Kinder und das geringe Volk sich mit den Formen des Katholizismus beschäftigen, bei welchem die Kirchenfeste, die Blumen, die Lichter, die Teppiche, die Opernmelodien eine so große Rolle spielen. . . . . Sie sehen in der Religion nur ein Beruhigungsmittel des Volkes und namentlich der Frauen. Die Kirche ist ihnen ein Institut, welches an glorreichen Schlachttagen und sonst ein Tedeum singen läßt! —

„Wenig hat der (gläubige) Protestantismus von der Aufklärung, von der Bildung, von der Humanität, von dem Zerbröckeln altkatholischer Lebensformen und von dem Mißtrauen gegen Rom zu hoffen."

Folgende Stelle über die spanische Sprache, welche an die Erläuterungen über den altspanisch-katholischen Geist anknüpft, ist schön:

„Die edle spanische Sprache, auf römischem Granitgrund sich erhebend, leise aus dem Erhabenen in das Schmelzende und Zarte übergehend, schön in jedem unschönen Munde und selbst in der Wildniß und auf der öden Pampa, an sittliches Streben der Jahrtausende durch eine stolze, große Würde erinnernd, die Melodien einer nachtumhüllten, rachetrunkenen Liebe oft schwermüthig aus-

*) Mittheilungen über das soziale und kirchliche Leben in der Republik Uruguay von Dr. Otto Weyich, Garnisonprediger und Stadtpfarrer zu Pillau. Berlin 1864. Wilh. Hertz (Besser).

tönend, da wo die Schwerter zucken oder aus dem dunkelrothen Gewand des wüsten Gauchos die Dolche blinken; diese klare, freie Sprache, an das lichte Firmament, wenn der ganze Himmel warm leuchtet, und an die süß träumende Poesie des sinnenbefangenden Vollmonds und an vielfarbigen Sonnenglanz erinnernd, der über weiße Häuser und dunkelgrüne Orangen gleitet, diese männerstarke Sprache, die zutraulich und doch wie wilder Schwerterklang ertönen kann, sie veredelt und reinigt viel."

Im Ganzen ist der Eindruck, den wir aus diesen Schilderungen von dem Charakter der Landeseinwohner spanischer Abkunft erhalten, derselbe, den man sonst überall von den Schilderungen kreolischen Lebens in Südamerika bekommt.

„Die Revolution der spanischen Republiken, die Trennung vom Mutterlande mag in den verschiedenen Gegenden des lateinischen Amerika's andere Erscheinungen mit sich geführt haben, andere in Chile und den La Plata-Staaten, als in Mexiko; für Mexiko mag man an der republikanischen Staatsform verzweifeln und die wahrhaft konstitutionelle Monarchie verlangen, für Chile und die La Plata-Länder mag man an eine zukünftige gesunde republikanische Entwickelung der Staatsverhältnisse glauben; Jeder aber, der die Zuckungen und Krisen des politischen Lebens in einem südamerikanischen Staate beobachtet und der Ursache der Parteibildungen auf den Grund gegangen ist, wird zu der Ansicht kommen, daß alle diese Länder zu früh frei geworden sind. Der Uebergang aus dem Drucke der spanischen Bevormundung in ein ganz freisinniges Selbstverwaltungssystem war so unvermittelt, die einzelnen leitenden Persönlichkeiten, welche sich zu Trägern der neuen Idee machten, entbehrten so sehr der sittlichen Kraft und der Selbstlosigkeit, Andere sahen sich so wenig verstanden von den Massen, namentlich von den Mischlingen und ihren Häuptern, daß bei der ungeheuren Ausdehnung der Ländermassen, welche zu einem Staate zusammengefügt wurden, Unordnungen, Sinnlosigkeiten, Widersprüche der ärgsten Art nur das Naturnothwendige, ja beständige Revolutionen das Sachgemäßeste waren.

„Es machen viele dieser Staaten entschieden den Eindruck frühreifer Kinder. Es giebt in Europa Knaben von 12 Jahren, welche in den Wald gehen, um heimlich zu rauchen, während ihr Vater an ein hohes Amt oder irgend etwas Wohllöbliches, Hochlöbliches, Hohes oder Verehrliches schreibt. Der Schatten der Bäume verbirgt das kühne Thun des souveränen Knaben. So machen es viele südamerikanische Staaten. Wenn England, wenn Frankreich, wenn die Vereinigten Staaten nichts sehen, wenn keine Kriegsschiffe lauernd im Hafen liegen, um die tollen Knabenstreiche südamerikanischer Staatsmänner etwas zu beaufsichtigen, damit nur ja nicht die Bäume in den Himmel wachsen oder etwa ja ein Staat sich einmal unterfange, selbständige Handelspolitik zu treiben, dann wird viel von Nationalruhm gesprochen (la gloria de la patria, la independencia del pays, los heroes de nuestra libertad u. s. w.), dann wirft man aller Welt den Fehdehandschuh hin, dann wird man anzüglich, selbst gegen England, läßt wohl auch vom Krämervolke einige verletzende Redensarten fallen. Man will kühn die Ehre der Nation rächen, die Souveränetät des Landes von einem Anderen, auch von dem Mächtigsten, nimmer angreifen lassen. Eine einzige Visite des englischen Geschäftsträgers bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ändert plötzlich den Ton aller Zeitungen. An Worten ist man reich und arm an Thaten. . . . .

„An dem unvermittelten Uebergange aus spanischer Kolonialherrschaft in freies Staatswesen leidet das sittliche, das soziale und kirchliche Leben dieser Länder. . . . .

„Spanien und die so eng verbundene römische Kirche mußten gleichzeitig angegriffen werden, als die Sehnsucht nach Unabhängigkeit mächtig das lateinische Amerika durchschüttelte. Seit der Zeit kämpft der Katholizismus gegen eine gefürchtete Idee, nämlich gegen seine Zerstückelung in einzelne Nationalkirchen, und gegen Alles, was allmählich dahin führen muß. . . . ."

Der Verfasser stellt sich hierin auf die Seite der römischen Kirche und äußert sich mit großer Bewunderung über die Willenskraft und den Heldenmuth der dieselbe verfechtenden Priester (wenn der größte Theil des einheimischen Klerus nicht gehört), der an die Zeiten der ersten Kirche unter der Feindschaft der römischen Kaiser erinnere. Dieser Gesichtspunkt wird Manchem ziemlich sonderbar vorkommen, indessen ist er im Verfolge des Buches so ausführlich erläutert, daß ein Mißverständniß nicht zu befürchten steht. Die streng römischen Priester sind in Südamerika mitten in der Versumpfung des sittlichen Lebens, bei der Grundsatzlosigkeit der höheren Stände und der Verkommenheit des einheimischen Klerus immer noch das Salz der Erde und die lebendige Stimme des Gewissens. — Man muß nur ausführlich lesen, was die kleinen Tyrannen dieser Freistaaten für sonderbare Einfälle haben und wie sie mit den Bischöfen und mit dem Klerus überhaupt umspringen, selbst da, wo sie von denselben eigentlich gar nicht genirt werden.

In Paraguay z. B. durfte noch unter dem vorigen Präsidenten Lopez, der Ende 1862 starb, keine Funktion in der Kathedralkirche von Assuncion vorgenommen werden ohne Erlaubniß desselben. Derselbe Mann untersagte durch öffentliches Dekret, das unter Trommelschlag verkündigt wurde, dem Bischofe, der, nebenbei gesagt, sein eigner Bruder (Don Fr. Basilio Lopez) war, den Gebrauch eines Ehrenhimmels in der Kirche, die Anlegung des großen Meßgewandes das Läuten der Glocken beim Eintritt desselben in die Kirche und andere Dinge, die im katholischen Kultus selbstverständlich sind. Der Buenos-Ayres knechtende Rosas, der seine Wohlthäter und Nebenbuhler mit gleicher Seelenruhe mordete, hielt sich einen Kaplan, dem er selbst anstatt des Chorknaben zur Messe diente, geriet dabei aber in seiner Tyrannenlaune auf die wahnwitzigsten Einfälle. So z. B. veröffentlichte er in den Zeitungen ein Dekret, worin er, kraft seiner Autorität als Präsident der Republik, Art. I. die bisherigen Schutzheiligen von Buenos-Ayres San N. N. und San N. N. absetzte, Art II. dafür San N. N. und San N. N. einsetzte und ihnen alle Ehren, Feste und Privilegien ihrer Vorgänger gewährte. Verjagung, Einkerkerung der Priester und namentlich der Bischöfe, welche gegen die ganz willkürliche, oft rein possenhafte Behandlung der Kultus-Angelegenheiten Einspruch erheben, ist etwas ganz Gewöhnliches.

Der Grund zu diesen Verhältnissen liegt zum Theil in geschichtlichen Präcedentien. Die Päpste hatten den spanischen Königen, als ihren treuesten Anhängern, in ihren indischen Kolonien und Reichen ganz besonders große Konzessionen gemacht und Rechte eingeräumt. Das königliche Patronat umschloß sehr ausgedehnte Machtbefugnisse kirchlicher Art und die Könige hatten bei Vakanz der Bisthümer freie Hand.

Dieses königliche Patronatsrecht ist mit der Umänderung der staatlichen Verhältnisse natürlich auf die republikanischen Präsidenten übergegangen und hat denselben ein Mittel in die Hand gegeben, die Kultus-Angelegenheiten fast vollständig zu beherrschen. Dazu kam, daß die Geistlichkeit, theils weil sie in Spanien geboren, theils weil sie durch das Mutterland enger mit Rom zusammenhing, im Ganzen mehr zur königlichen Partei hielt und also in Opposition zu der neuen Ordnung der Dinge stand.

Man hält sich in Europa vielfach über den traurigen Stand des Katholizismus in den südamerikanischen Kreolenstaaten, über diese kindischen Aeußerlichkeiten, die Prozessionen, die Opernmusiken, die Illuminationen, die durch den entsetzlichen Brand von St. Jago de Chile eine so traurige Berühmtheit erlangt haben, u. dergl. auf; man thut aber Unrecht, wenn man solche Zustände rein aus dem Verfalle des römischen Katholizismus daselbst ableiten will; es ist System, es ist Staatsraison darin; den leitenden Männern ist daran gelegen, den Kultus zu einem Schauspiele und Zeitvertreibe für Schwachköpfe, Weiber und Kinder zu machen und die Geistlichkeit in der öffentlichen Meinung und den Augen der Gebildeten als eine verächtliche Menschenklasse zu diskreditiren. Letzteres gelingt ihnen um so leichter, als ein großer Theil des Klerus aus unwissenden, sittenlosen und selbst irreligiösen Menschen besteht. Die schönsten Illuminirer, Festordner, Prozessionenmacher u. dergl. Leute sind etwa keineswegs ultramontane Fanatiker und intriguirende Jesuiten, sondern Leute von Welt, kirchliche Lebemänner.

Der Verfasser giebt eine ganze Kirchengeschichte von Montevideo in den letzten Jahren und dabei machen wir eine sehr intime Bekanntschaft mit ein Paar geistlichen Charlatanen dieser Art, welche die Hauptkirche daselbst fast zum Theater umgeschaffen und gestützt auf den weltlichen Arm ernstere Bestrebungen des General-Vikars zu vereiteln wußten. Ein völliges Schisma fand in dieser Zeit statt, das sich um zwei Kirchen gruppirte. Die Regierung hatte ihren offiziellen Tempel, die Hauptkirche (la Madriz), und der General-Vikar mit der ihm treuen Mehrheit der Geistlichkeit den seinen; die Regierungskirche, an der sechs bis acht widerspenstige Geistliche fungirten, war mit dem Interdikte belegt. Die Hauptveranlassung zu diesen Zerwürfnissen gab der Pfarrer der Madrizkirche ab, eine sehr wichtige Persönlichkeit in Montevideo und neben seinen geistlichen Qualitäten, die ihn gleich hinter den Bischof rangirten, überdies noch Senator. Seine Verdienste als kirchlicher Regisseur, Arrangeur von Blumen, Guirlanden, Lichtern, Ordner im Teppichlegen und Stuhlbesetzen u. s. w. werden sehr anschaulich geschildert. Da dieser große Mann in der Redekunst nur Mäßiges leistete, so hatte er sich mit einem zweiten Manne seines Schlages verbunden, der durch seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit imponirte, und den vereinten Anstrengungen beider gelang es, die Kirche zur fashionabelsten in ganz Uruguay zu machen.

Mit dem einheimischen Klerus ist es, wie gesagt, sehr übel bestellt; Leute aus den niederen Ständen, Bediente u. dergl. geben sich ein paar Jahre bei einem Pfarrer in die Lehre und treten, wenn sie die Weihen empfangen, ihr Amt an. Außerdem sucht der Ausschuß der Geistlichkeit in Italien und Spanien hier sein Fortkommen. Zu predigen verstehen sehr wenige und daher kommt es, daß solche, die hierin Einiges leisten, sehr gesucht sind und von einzelnen Gemeinden für sehr hohes Honorar für ein bestimmtes Fest eingeladen werden.

Ein spanischer Priester, dem der Ruf ungewöhnlicher Gelehrsamkeit vorausging, machte aus diesem Predigen ein völliges Gewerbe, indem er für das Honorar von 20, 30 oder 50 Thalern in dieser oder jener Stadt bei festlichen Gelegenheiten predigte. Pater Gonzales — so hieß derselbe — war aber auch Philosoph und erbat sich bei einem Minister, einem jungen Manne, der den Pariser Elegant spielte, die Erlaubniß aus, an der Universität (!!) Vorlesungen über Philosophie zu halten — ein ganz neuer, unerhörter Gegenstand in Montevideo — er machte auch seine Sache gar nicht schlecht, sprach, statt im landläufigen Schwulste zu faseln, klar und verständig, aber am Schlusse kam heraus, daß er sich mit fremden Federn geschmückt hatte. Er ließ mit großer Dreistigkeit den gehaltenen Vortrag drucken und zwar unter dem Titel: „Annalen der Akademie der Philosophie und der freien Künste zu Montevideo, Heft I." —

Er hatte sich die Freiheit genommen, den in neuerer Zeit berühmt gewordenen spanischen Philosophen Balmes abzuschreiben. Auch seine Abendzirkel für Aesthetik auf der Universität hatten Unglück. Die jungen, wißbegierigen Leute wollten mit ihrem Meister Disputationen anknüpfen, und da versagte diesem seine Wissenschaft. Der Fremdling verschwand und Akademie, Aesthetik, Philosophie und alle pompösen Ankündigungen waren nach zwei Monaten gänzlich vergessen.

Die Schilderung der Universität und der daran abgehaltenen Examina klingt nicht gerade sehr erbaulich; trotz der pompösen Namen, trotz der Fülle der Unterrichtszweige befindet sich doch Alles im allerelementarsten Zustande. Indeß Universität muß sein, und auf etwas Schwindel kommt es eben so wenig an, als im Lande der Yankees, wenn auch der Schwindel im Unterrichtswesen dort einen wesentlich verschiedenen Charakter hat.

Algebra heißt es und die vier Spezies sind es: letztere reichen vollständig aus, um die glänzendsten Geschäfte zu machen. In Uruguay braucht man wahrscheinlich eine Universität, um prachtvoll spanisch klingende akademische Grade zu ertheilen und den verschiedenen politischen Don's einen Anstrich von Gelahrtheit zu verleihen. Praktisch sind übrigens auch diese Südamerikaner, und wenn auch nicht im Arbeiten, so doch im Geschäftchenmachen.

Das junge Mädchen verheiratet sich oft mit 14 Jahren und der junge Mann muß mit 14 Jahren bereits sein Geld verdienen. Meistens wird er Kaufmann und deshalb muß er spanisch und französisch, auch wohl englisch und deutsch sprechen. Wenn er sich nur verständlich macht, und dreist ist er von Natur, so wird er sich schon helfen. Mit welcher Wonne sagt dann die Mutter: „Mein Sohn verdient schon eine halbe Onza den Monat. Ein solches Gefühl kann eine europäische Mutter schwerlich nachempfinden." —

Mit Schulegehen werden die Jungen nicht sehr geplagt; was sie lernen, ist nicht weit her, aber doch erhalten sie ihre Erziehung. „Der Vater führt seinen Sohn oft ins Theater, da sieht und hört er Alles mit früh gereifter Kennermiene an Schauspielen, Opern, Ballets. Schon sehr früh kritisiren die Knaben Schauspieler und Sänger, wie auch Prediger und Generale."

Natürlich werden aus ihnen famose Stutzer und Staatsmänner.

„Wie sie das Theater besuchen, so studiren sie auch; wie sie spazieren reiten, so denken sie auch; wie sie sich elegante Kleider anlegen, so empfinden sie auch. Es geht Alles hübsch ohne Nachtwachen, Sorgen und Schmerzen ab. Wenn sie von einer Erfindung lesen, so glauben sie, sie hätten es selber erfunden."

So viel über Land und Leute. Es gäbe noch eine Menge Punkte, über die wir hier sprechen könnten, allein der uns zugemessene Raum erlaubt es uns nicht.

Gegen das Ende des Buches kommt der Verfasser auch auf die deutsche Einwanderung zu sprechen und äußert sich darüber ziemlich hoffnungsvoll. Freilich ist seine Vermuthung, daß das Land in Zukunft von politischen Kämpfen und Revolutionen verschont bleiben werde, nicht eingetroffen. Viele deutsche und englische Kaufleute, welche in Montevideo wohnhaft sind, sprechen sich zwar vorsichtig über den Erfolg einer Kolonisation, aber doch stets günstig über die Einwanderung aus Eine kompakte Einwanderung muß es zu etwas bringen; Ackerbaukolonien, weise dirigirt, müssen hier gelingen, dies ist das Urtheil vieler erfahrener Leute. Die von

Herrn Adolfo Schmidt im Auftrage des Herrn Wilhelm Fender in Basel gegründete Ackerbaukolonie Nueva Helvetia hat bis jetzt fleißigen und sittlichen Landleuten einen angenehmen Aufenthalt gewährt. Dicht neben ihr befindet sich die Kolonie von 60 Waldenserfamilien, denen allerdings durch eine Aktiengesellschaft, die reichen Gewinn ziehen wollte, harte Bedingungen auferlegt wurden, die sich indeß bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens rasch aus ihren Verpflichtungen herausarbeiten. Die Arbeiten und Vorschläge des früheren brasilianischen Generalkonsuls, Herrn J. J. Sturz, der nun Generalkonsul für Uruguay in Berlin ist, finden eine günstige Beurtheilung. Wir haben in unseren Blättern verschiedene Male davon gesprochen.

Kleine literarische Revue.

— **Homer und die Aesthetik.***) Es ist ein löblicher Zweck, den der Verfasser des unten näher bezeichneten Werkchens verfolgt, der Zweck nämlich, das Augenmerk der Eltern und Lehrer einmal nachdrücklicher auf die ästhetische Erziehung zu lenken und die Methode zu entwickeln, wodurch dieselbe erfolgreich in Haus und Schule eingeführt werden kann. Die absolute Grundlage der ästhetischen Erziehung erblickt der Verfasser in der Ausbildung des epischen Sinnes, desjenigen Organes der Phantasie, welches bei den Völkern sowohl, als bei dem einzelnen Individuum vor der lyrischen und dramatischen Stimmung erwacht. Dem entsprechend werden die Ilias und die Odyssee, welche die reinste Norm der epischen Poesie sind und die größte Verwandtschaft mit der jugendlichen Phantasie haben, als unentbehrliche und unersetzliche ästhetische Bildungsmittel dargestellt. Für andere Anstalten als Gymnasien ist natürlich eine Uebersetzung zu Grunde zu legen. Selbstverständlich kann mit der Lektüre des Homer nicht begonnen werden, derselben muß die Pflege des Naturssinnes und des Verkehrs mit der Natur, sowie die Pflege des geselligen Spiels vorangehen. Die erste poetische Kost, die auf der Grundlage des innigen Verkehrs mit der Thierwelt gereicht werden soll, ist die Fabel, das Thiermärchen, das Thierepos. Die Pflege des geselligen Spiels bezweckt zumeist Erweckung des echten Genossen- und Kameradengeistes, lehrt Unterordnung und fordert Selbstgefühl, Muth, Klugheit und Raschheit. Die Ansichten des Verfassers über die eigentliche Homer-Lektüre sind zwar nicht durchaus neu, ihre Befolgung wäre aber vielleicht im Stande, unsere Zeit ein wenig über den Standpunkt der reich vergoldeten lyrischen Anthologien und des unvermeidlichen sentimentalen Klaviergeklimpers zu erheben, überhaupt eine gründlichere ästhetische Bildung anzubahnen. Besonders beherzigenswerth ist, was der Verfasser über das Zeichnen sagt. Der letzte Abschnitt des Büchleins behandelt Homer als die Vorschule für die Göthe-Lektüre.

— **Kulturbilder aus Hellas und Rom.** Mehr und mehr scheint diejenige Klasse der Philologen im Absterben begriffen, die den logischen Nutzen der Sprachstudien als den einzigen betrachten und ihren Schülern durch ein todtes Regel- und Formelwesen den Geschmack an den Schätzen von Hellas und Latium für immer gründlich verbittern. Dagegen nimmt die Zahl derjenigen zu, die, weil ihnen die Sprache die edelste und duftigste Blüthe der geistigen Entwickelung einer Nation ist, neben der formalen Erklärung eines Schriftwerkes die reale nicht nur berücksichtigen, sondern vielmehr in dieser die sicherste und nothwendigste Grundlage für jene finden. Unter den literarischen Erscheinungen der Gegenwart, die als ein Beweis für diese Richtung der Philologie gelten können, nimmt einen rühmlichen Platz das Buch ein, dessen erster Band unter dem obigen Titel kürzlich im Verlage von E. Wiedemann zu Leipzig die Presse verlassen hat. Der Verfasser, der sich unter seinen Fachgenossen bereits einen guten Namen erworben, wird sicherlich durch diese neueste Gabe die Zahl seiner dankbaren Freunde vermehren, und zwar nicht bloß unter den Gelehrten, sondern überhaupt unter Allen, die auf eine allgemeine, höhere Bildung Anspruch machen. Sind die „Kulturbilder" doch vorzugsweise für letztere berechnet, was schon daraus hervorgehen dürfte, daß der Verfasser es für überflüssig gehalten hat, sein Buch mit derjenigen Beigabe auszustatten, in der so Viele den eigentlichen Schmuck eines gelehrten Werkes zu erblicken scheinen: wir meinen erläuternde Bemerkungen und Angabe der Quellen. Dennoch wird der kundige Leser ein genaues und sorgsam prüfendes Studium derselben nirgends vermissen, wie überhaupt das ganze Buch ein beredtes Zeugniß von dem umsichtigen Fleiß ablegt, mit welchem der Verfasser in das geistige und gesellschaftliche Leben des klassischen Alterthums und auch des nachfolgenden, sogenannten silbernen Zeitalters eingedrungen ist. Es gilt dies natürlich nur von dem Inhalt; der Styl dagegen ist durchaus modern, im guten Sinne dieses Wortes, und erinnert nirgends an jenen fremdartigen Zwang, den leider so oft noch in der Gegenwart deutsch schreibende Philologen unserer Muttersprache anthun. Wie glücklich es aber der Verfasser verstanden, überall den modernen Standpunkt festzuhalten, von welchem aus er uns den Blick in die so entfernt liegenden Zeiten eröffnet, dies deuten schon nicht wenige der Ueberschriften an, unter denen er die verschiedenen Theile seines reichhaltigen Stoffes zusammenfaßt. So weiß er uns ganz Anziehendes zu erzählen von „den Professoren und Studenten und von dem Musik-Dilettantismus der römischen Kaiserzeit," von „den geselligen Spielen," den „Banquiers, Banken und Geldkrisen" von „den Handwerkern, Fabrikanten und Zünften," von „den griechischen Milizen und Landsknechten," von „der Polizei" u. A. Im Ganzen enthält der erste vorliegende Band achtzehn derartige Aufsätze, von denen, wie der Verfasser selbst am Ende seines Vorwortes angiebt, einige, wenn auch zum Theil in weniger ausgeführten Skizzen, schon früher im „Ausland" und in den „Grenzboten" veröffentlicht worden sind — und, wie wir wohl mit gutem Rechte hinzufügen dürfen, auch in dieser ersten Gestalt sich die allgemeine Zufriedenheit der Leser erworben haben. P. M.

— **Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen.** Das kürzlich ausgegebene Heft des „Arbeiterfreund"*) ist besonders reich an volkswirthschaftlich und sozialwissenschaftlich anziehenden Artikeln. Es ist zwar hauptsächlich wieder der wackere Herausgeber, Herr R. Brämer, allein, der den ganzen preußischen „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen" vertritt; gleichwohl ist kaum ein einziger Zweig des wichtigen Themas der Arbeiter-Genossenschaften und der Arbeiter-Bildung darin unvertreten. Die in dem vorliegenden Hefte enthaltenen Aufsätze betreffen: 1) die Bildung der Arbeiterkinder; 2) die Stellung der Ultramontanen zur Arbeiterfrage; 3) die belgischen Genossenschaften zu gegenseitiger Hülfe; 4) die deutsche Arbeiter-Bewegung unserer Tage; 5) der Verein für Familien- und Volks-Erziehung in Berlin; 6) die Baugenossenschaften; 7) kleinere Mittheilungen über Arbeiter-

*) Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben. Dargestellt von Dr. Christian Semler. Dresden, Ehlermann. 1864.

*) Zeitschrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen. Zweiter Jahrgang, zweites Heft. Berlin, Otto Jenke 1864.

Bildungsvereine ꝛc. und 8) die inneren Angelegenheiten des Centralvereins, über welche Angelegenheiten freilich nicht viel mitzutheilen ist — es müßte denn sein, daß die nächste ordentliche General-Versammlung der Mitglieder am 27. October d. J. in Berlin stattfinden wird.

— **Der Sozialismus vom ultramontanen Standpunkte.** Gegenüber den individualisirenden und in gewissem Sinne aristokratischen Tendenzen der Evangelischen in Frankreich hat ein Theil des katholischen Klerus zu jeder Zeit mit seiner Popularität in den unteren Volksschichten renommirt, und von Zeit zu Zeit liebäugelt auch wohl ein höher gestellter Partei-Genosse mit den Wünschen und Anschauungen der Populace. Freilich muß er dabei so grobe Täuschungs-Mittel anwenden, muß so toll ins Zeug und in krasse, ungereimte Behauptungen gehen, daß selbst unsere Feudalen in dieser Beziehung bei ihm noch lernen könnten.

Einem solchen Versuch, bei dem man nicht weiß, ob die Keckheit des Autors oder die vorausgesetzte Naivetät des Lesers mehr zu bewundern ist, enthält auch ein kürzlich in Luxemburg erschienenes französisches Buch vom ultramontanen Standpunkte.*)

Die Einleitung verweist auf ein früheres Werk desselben Verfassers, welches zum Zweck hat, den Beweis zu führen, daß bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein die katholische Kirche Trägerin der Civilisation gewesen sei; die vier ersten Theile des vorliegenden Werkes verdammen die reformatorischen, philosophischen und revolutionären Doktrinen der vier letzten Jahrhunderte nebst ihren Urhebern und Verbreitern zum tiefsten Pfuhl der Hölle, und das fünfte Buch enthält wieder eine Glorifikation der römischen Kirche, namentlich auch des weltlichen Papstthums.

Bezeichnend ist der Schluß mit einer Apostrophe an die Gegner: „Revolutionäre! Es ist genug des Zornes, der Galle, der Verheerungen. Eure Schritte haben überall zu tiefe Spuren gelassen, als daß euer Andenken je vergessen werden könnte! Ihr habt den Ruhm erhalten, nach dem ihr geiztet, seid zufrieden. Stoßet um's Himmels Willen die Welt nicht noch mehr dem Abgrunde zu .... Achtet den Priester als den bescheidenen Pionier der Civilisation ... Entschließt euch in euer früheres Dunkel zurückzukehren: die Welt wird aufathmen und die soziale Umwälzung vollendet sein."

Uebrigens erweist sich der Verfasser nicht unbekannt mit der theologischen Literatur, namentlich Deutschlands. E. S.

Literarischer Sprechsaal.

Der vom Prof. Dr. Brugsch herausgegebenen „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde"**) wird von dem französischen Aegyptologen Vicomte de Rougé das Prognostikon gestellt, daß sie, „als eine der interessantesten wissenschaftlichen Erscheinungen, die Kenntniß des alten Aegyptens außerordentlich erweitern und die Zahl der gelehrten Aegyptologen überall vermehren werde." Gleichzeitig theilt der Vicomte in der gedachten Zeitschrift (Juni 1864) ein Bruchstück des von ihm auf seiner letzten Reise in Aegypten aufgefundenen altägyptischen Gedichtes „Pentaur" mit. Ferner ist in derselben Nummer nähere Mittheilung über den von dem schlesischen Reisenden Herrn Dümichen im Tempel von Edfu aufgefundenen geographischen Kalender enthalten, der sehr viel zur Aufhellung der altägyptischen Geographie beitragen kann. Auch diesem Reisenden giebt der Vicomte de Rougé, der mit ihm in Edfu zusammentraf, ein sehr schmeichelhaftes Zeugniß. Herr Dümichen befindet sich jetzt in Luxor, auf der rechten Seite des alten Theben, wo er ebenfalls mit dem Studium von Denkmälern und Inschriften beschäftigt ist.

— Die neue Gesammt-Ausgabe von Berthold Auerbach's Schriften*) schreitet rasch ihrer Vollendung entgegen. Kürzlich sind der neunzehnte und der zwanzigste Band erschienen, ersterer neben einigen Novellen unter dem gemeinsamen Titel „Deutsche Abende" ein paar treffliche, an anregenden, tiefen Gedanken reiche Beiträge zur Beurtheilung Lessing's, Schiller's und Goethe's, und letzterer eine Charakteristik J. P. Hebel's enthaltend, wobei der Verfasser Gelegenheit hat, sich über Volksschriften, über „die Dichtung aus dem Volke" und die „Dichtung für das Volk" auszusprechen — was aus der Feder Auerbach's, als ein Einblick in des Dichters der Schwarzwalder Dorfgeschichten eigene Kunstwerkstätte, um so anziehender ist. Gewiß kann es für die gewählte Bibliothek sinniger Frauen, denen es um eine edlere, dem Herzen wohlthuendere Unterhaltung zu thun ist, als die meisten modernen Romane darbieten, kein werthvolleres, angenehmeres Geschenk geben, als diese „gesammelten Schriften Berthold Auerbach's".

Im Interesse der Reisenden, welche durch Gesundheitsrücksichten gezwungen sind, ein mildes Klima für die Wintermonate aufzusuchen, machen wir auf eine treffliche kleine Schrift des Dr. Schaer, hannoverschen Regierungs-Badearztes in Rehburg, aufmerksam, die so eben unter dem Titel: „Klimatologische Skizze über Pau" erschienen ist.**) Wir haben bereits früher in diesen Blättern auf den genannten Kurort im südlichen Frankreich hingewiesen und können dies mit bestem Gewissen wiederholen, indem wir die Schrift von Dr. Schaer empfehlen; sie wägt in der unparteiischsten Weise alle Vortheile und Nachtheile des Klima's von Pau ab und giebt auch Fingerzeige, für welche Grade von Brustleiden es am heilsamsten wirkt. Dr. Schaer ist, als Badearzt, ein tiefer Kenner der traurigen Krankheiten der Lunge und Athmungswerkzeuge geworden und hat aus rein menschenfreundlichem Interesse mehrjährige Winterstudien in Pau gemacht, deren Resultate die obige Schrift mittheilt. Kranke mit aufgeregtem und überreiztem Nervensystem, gestörter Blut-Cirkulation, sei es, daß letztere in Folge des ersten allein oder durch materielle Störung der Lungen und namentlich des Herzens bedingt ist, werden sich in Pau besonders wohl fühlen. Jedoch rathen wir ihnen, die Schrift selbst zu lesen, damit sie auch von den praktischen Rathschlägen über die Art der Reise u. s. w. Vortheil ziehen können. Dr. Schaer ist neben unserm berühmten Landsmann, Professor Traube in Berlin, der kundigste Wohlthäter aller Brustkranken, und es ist für dieselben gewiß die trostreichste Aussicht, daß er auch den nächsten Winter in Pau zubringen wird, wo er namentlich deutschen Kurgästen seine milde Fürsorge angedeihen läßt. J. v. H.

*) L'Eglise, la Réforme, la Philosophie et le Socialisme au point de vue de la civilisation moderne, par Eugène Mahon de Monaghan. Luxembourg, Bruck.

**) Leipzig J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. Preis für 12 Lieferungen jährlich 2⅔ Thlr.

*) Stuttgart. Cotta, 1864.

**) Bremen, Eduard Hampe.

So eben ist ausgegeben:

Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur.
October 1864.

Inhalt: Eduard Lasker, Vor und nach der Regentschaft. I. — Ludwig Noack, Der Feind im Weinberge des Herrn (Strauß und Renan) I. — Ludwig Bamberger, Ein Vademecum für deutsche Unterthanen. — Hermann Reuchlin, Für Thron und Altar. Ein Miniaturbild aus Carrara. — Ev. Emeros, Ein belletristischer Papst. — Alfred Woltmann, Die Berliner Kunstausstellung des Jahres 1864. I. — H. B. Oppenheim, Ein Wort über politische und staatsbürgerliche Pflichterfüllung.

(543)

Die deutschen Jahrbücher ꝛc. erscheinen in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1½ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr.

Berlin, im October 1864. **J. Guttentag.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Humboldt (Wilhelm von) Rom.

Ein Gedicht. Zweite Auflage. gr. 8. 7½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (548)

Verlag von **J. Guttentag** in Berlin.

Soeben ist neu erschienen:

Bilder aus dem Alterthume.

Fortsetzung.

Cleopatra.

von

Adolf Stahr.

Gr 8vo. Eleg. geheftet. Preis 2 Thlr.

Im vorigen Jahre erschien:

G. E. Lessing.
Sein Leben und seine Werke.

Von

Adolf Stahr.

Vermehrte und verbesserte Volks-Ausgabe. Dritte Aufl. 1864. 2 Bde. Geh. 2 Thlr., geb. 2½ Thlr. (535)

Soeben erschien:

Waitz, Georg, Kurze Schleswig-holsteinsche Landesgeschichte. Gr. 8. VII und 203 S. Geh. Preis 1 Thlr. (541)

Kiel. **Ernst Homann.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten.

Lehrbuch des Schachspiels

von

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (549)

Gesellschaftsreise

nach

Aegypten

auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünschen entsprechend wird die Unternehmung der Gesellschaftsreisen nach Konstantinopel und Athen, welche sich großer Theilnahme und des besten Erfolges erfreuten, nun auch die erste Gesellschaftsreise **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „österreichischen Lloyd" in Triest organisiren.

Die Abreise von Triest erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte

einschließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reise u. s. w. ist:

400 Gulden.

Das Reise-Programm

ist zu erhalten in der Gerold'schen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerstraße), an den auch alle Briefe zu richten sind, oder Herr Dr. Leopold Schweitzer, Redakteur der „Wiener Zeitung." (536)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. **H. Steinthal.** Zweite Bearbeitung seiner Classification der Sprachen. (24 Bogen.) 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

„Da die Darstellung der Art ist, dass man dem Verfasser fast überall ohne besondere Vorkenntnisse zu folgen vermag, so ist diese Schrift ganz vorzüglich geeignet, einem jeden, der Sinn für das eigenthümliche Leben der Sprachen mitbringt, die grosse Mannigfaltigkeit des menschlichen Sprachbaues, auf feste Gesichtspunkte zurückgeführt, summarisch vor Augen zu führen. — Wir scheiden von dem Verfasser mit Dank für reiche Belehrung und Anregung." — (550)

Literar. Centralblatt.

Im Verlage von Heinrich Schindler in Berlin erschien soeben: (538)

Neusch, Dr. U. Die nordischen Göttersagen.

Mit Holzschnitten von L. Pietsch. 8. geh. 20 Sgr.

Im G. Grote'schen Verlage in Hamm ist soeben erschienen:

Hiecke, U. H. Reden und Aufsätze.

Herausgegeben von Dr. G. Wendt, Director des Gymnasiums zu Hamm. Mit Hiecke's Portrait. Preis 1 Thlr.

Im vorigen Jahre erschien:

— — **Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur.** Herausgeg. von Dr. G. Wendt. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr. (540)

Soeben erschien bei Theodor Thomas in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Alter des Menschengeschlechts

auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eiszeit in Europa und Amerika. Nach dem Englischen des **Sir Charles Lyell** von Dr. **Louis Büchner.** Autorisirte deutsche Uebertragung nach der dritten Auflage des Originals. Mit zahlreichen Holzschnitten. 30 Bogen. Preis: Brosch. 2½ Thlr. Gebd. 2⅔ Thlr. (537)

Nunmehr liegt **vollständig** in prächtiger Ausstattung vor und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Preußische Expedition nach Ost-Asien

während der Jahre 1860—1862.

Reise-Skizzen aus Japan, China, Siam und der indischen Inselwelt

von

Gustav Spieß,

Kommissar an Bord Sr. Maj. Schraubenkorvette „Arcona."

Mit 8 Tonbildern, vielen Porträt-Tableaus und 120 Illustrationen.

Vollständig: Preis elegant geheftet 3 Thlr. = 5 Fl. 15 Kr. rh. In reich vergoldetem engl. Einband 4 Thlr. = 7 Fl. rh.

In diesem Reisebericht liegt dem Publikum ein Werk vor, welches für jeden Gebildeten namentlich aber für die kaufmännischen Kreise von hohem Interesse ist. Der Verlauf jener denkwürdigen Expedition ist so frisch geschildert, daß der Leser gewissermaßen ein Begleiter ihrer interessanten Fahrten und Ergebnisse wird. Nicht nur daß das Buch durch seine große Anzahl von Illustrationen auf das Auge des Beschauers besonderen Reiz ausübt, sondern es wirkt auch anregend, zuerst durch die Fülle der sich aneinander reihenden Schilderungen von Gebräuchen, sodann durch Beleuchtung der Verhältnisse von Handel und Verkehr und einer reich entwickelten Industrie in jenen entfernten Ländern im äußersten Osten Asiens, dabei zu mannichfachen Unternehmungen auffordernd. Der größere Theil der gelungenen Illustrationen wurde nach an Ort und Stelle selbst aufgenommenen Handzeichnungen und Photographien gefertigt. (534)

Otto Spamer's Verlagshandlung.

Dieser Nummer liegt bei eine Ankündigung von „Deutsche Bibliothek, herausgegeben von Heinrich Kurz." Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 42.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 16. Oktober 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Briefe an Ludwig Tieck. Das deutsche Theater und die Shakspeare-Uebersetzungen 658
Ein Eisenbahn-Sanitätsbericht 660
Ein Wort über Steinkohlen in deutschen Hauptstädten 661

Frankreich.

Der Stand des Volksunterrichts in den Mädchenschulen 662
Bibliographie der auf Liebe, Frauen und Heirat bezüglichen Werke 664

England.

Thackeray's Biographie 665

Italien.

Der Kostenpunkt 667

Kleine literarische Revue.

Die russischen Finanzen 669
Lehrstuhl für Volkswirthschaft in Paris . . 670
Brasilien und Uruguay 670
Das altnordische Leibuch 670
Literarischer Sprechsaal 670

Im Verlage von Firmin Didot frères, fils & Cie in Paris sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lettres de la Marquise du Deffand à Horace Walpole. Nouvelle édition revue et complétée sur l'édition originale de Londres 1810 et précédées d'une notice sur Mme du Deffand par Mr. A. Thiers. 2 vol. in-18o. 2 Thlr.

Le Roman de la Rose par Guillaume de Lorris et Jean de Meurig. Nouvelle édition revue et corrigée par Francisque-Michel. 2 vol. in-18o. 2 Thlr. 20 Sgr. (557)

Das Werk ist im alten Französisch des 14. Jahrhunderts gedruckt, alles Unverständliche jedoch durch Noten, Anmerkungen und Uebertragungen in's heutige Französisch erläutert.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte

eröffnen mit October ein **neues Abonnement** mit Nr. 1 der zweiten Folge. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Subscriptionen werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten angenommen. (559)

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

Thomas de Quincey's Works.

Second edition, in 15 vols. crown 8vo., cloth. 21 Thlr.

Separate Volumes, each 1 Thlr. 15 Sgr.

1. Confessions of an English Opium-Eater.
2. Recollections of the Lake Poets.
3. Last Days of Immanuel Kant.
4. The English Mail-Coach.
5. Dr. Samuel Parr, etc.
6. Richard Bentley, etc.
7. Protestantism and other Essays.
8. Leaders in Literature.
9. The Caesars and other Essays.
10. Style and Rhetoric.
11. Coleridge and Opium Eating.
12. Speculations, Literary and Philosophic.
13. Letters, Conversation, etc.
14. Autobiographic Sketches — 1790—1803.
15. Biographies, with a complete General Index to the entire Works.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (560)

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das
Leben der Griechen und Römer
nach antiken Bildwerken dargestellt
von (556)
Ernst Guhl und **Wilhelm Koner.**

Handbuch
der baulichen, gottesdienstlichen, Kriegs- und Privat-Alterthümer der Griechen und Römer.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 535 in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. 49½ Bogen. geheftet. Preis 4 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Ueber den Ursprung der Sprache von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr. (566)

Sold by all the principal booksellers on the Continent.

COLLECTION
OF
BRITISH AUTHORS
TAUCHNITZ EDITION.
Vol. 1—742.

Each volume is sold separately at the very low rate of ½ Thaler = 2 Francs = 50 Cop.

This Collection will contain the new works of the most admired English and American Writers, immediately on their appearance, with copyright for continental circulation.

LAST NEW PUBLICATIONS.

ENOCH ARDEN, etc., by Alfred Tennyson, 1 vol.
FRANK FAIRLEGH, 2 vols.
OUR MUTUAL FRIEND, by Chs. Dickens, vol. 1.
GEOFFRY HAMLYN, by Henry Kingsley, 2 vols.
SENSE AND SENSIBILITY, by Jane Austen, 1 vol.
SACRED ALLEGORIES, by the Rev. W. Adams, 1 vol.
ZOE'S 'BRAND', by the Author of "Recommended to Mercy", 2 vols.
HARD CASH, by Charles Reade, 3 vols.
THE POETICAL WORKS OF WORDSWORTH, 2 vols.
TOO STRANGE NOT TO BE TRUE, by Lady Fullerton, 2 vols.
JOHN LAW, by W. H. Ainsworth, 2 vols.
HAUNTED HEARTS, by the Author of „the Lamplighter," 1 vol.
THE TRIAL, by the Author of „the Heir of Redclyffe," 2 vols.
HENRY DUNBAR, by M. E. Braddon, 2 vols.
THE SMALL HOUSE AT ALLINGTON, by Trollope, 3 vols.
MAURICE DERING, by the Author of „Guy Livingstone," 1 vol.
BARBARA'S HISTORY, by Miss Edwards, 2 vols.
TARA, by Capt. Meadows Taylor, 3 vols.

IN THE PRESS:

LORD OAKBURN'S DAUGHTERS, by Mrs. Wood.
BEATRICE, by Miss Julia Kavanagh. (561)

In der L. E. Krieger'schen Buchhandlung in Cassel erschien soeben:

Aus dem Leben des K. Bayer. Obersten Karl Freiherrn von Ditfurth. Beitrag zur Geschichte der Kriege von 1792—1809. gr. 8. Mit 2 Karten. Preis 25 Sgr. (555)

Deutschland und das Ausland.

Briefe an Ludwig Tieck.*)

Das deutsche Theater und die Shakspeare-Ueberſetzungen.

Wir kommen auf dieſe in Nr. 35 des „Magazin“ bereits kurz angezeigte Briefſammlung zurück, um deren Anſchaffung Allen zu empfehlen, die ſich für die Geſchichte der deutſchen Literatur in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts und insbeſondere für die des deutſchen Theaters lebhaft genug intereſſiren, daß ihnen die Behandlung dieſer Geſchichte durch eine einzelne, wenn auch noch ſo talentvolle und objektive Feder nicht genügt. Hier liegt dieſe Geſchichte, von hundert Federn dargeſtellt, vor, und zwar meiſtens von ſolchen Federn, die ſelbſt mitgewirkt am Theater und an der Literatur. Allerdings erzählen ſie uns nur, was ſich eben in dem Augenblicke, da ſie geſchrieben, begeben hatte, aber wie uns das Bild einer Schlacht, die uns ein Augenzeuge ſchildert, der ſelbſt mitgefochten, mehr zu intereſſiren und zu feſſeln vermag — obwohl es eben nur einzelne Epiſoden der Schlacht ſind, die er darſtellt — als das ausgeführte Gemälde eines Künſtlers, oder eines ſtrategiſch gelehrten Geſchichtſchreibers, ſo können auch dieſe an Tieck zu literariſchen, oder dramatiſchen Zwecken gerichteten Briefe mehr Intereſſe für die Zeitgenoſſen haben, als manches Geſchichtsbuch, das über dieſe Periode der Literatur geſchrieben iſt.

Ludwig Tieck bekleidete viele Jahre das Amt eines Dramaturgen an der Dresdener Hofbühne, und beſonders in dieſer Zeit wandten ſich viele Autoren, namentlich dramatiſche Schriftſteller und Künſtler, an den berühmten Redacteur der „Dramaturgiſchen Blätter“, deren maßgebendes Urtheil vielfach neben das von Leſſing's „Hamburgiſche Dramaturgie“ geſtellt wurde.

Kein deutſcher, kein ausländiſcher Autor von literariſchem Rufe kam nach Dresden, ohne den trefflichen Ueberſetzer und Erklärer Shakſpeare's, ohne den liebenswürdigen klaſſiſchen Vorleſer in dem Eckhauſe auf dem Alten Markte aufzuſuchen, und keiner reiſte von dort wieder ab, ohne den Namen Tieck's, mit Lorbeer umwunden, in ſein Gedächtniß einzutragen. Sicher durfte der Dichter auf dankbare Briefe von jedem ſeiner für Poeſie und Schönheit empfänglichen Beſucher zählen.

Wir finden unter den zweihundert Korreſpondenten der uns vorliegenden beiden erſten Bände folgende mit der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Verbindung ſtehende Namen: St. Aubin, Karoline Bauer, Bauernfeld, Bernhard von Beskow, Graf von Brühl, Frau von Chezy, Payne-Collier, Matthäus von Collin, Deinhardſtein, Eduard Devrient, Carl Devrient, Joh. Joach. Eſchenburg, Guſtav Freytag, Eduard Genaſt, W. A. Gerle, Göthe, Grabbe, Hering (Willibald Alexis), Charlotte von Hagn, Hebbel, Ludwig Heiberg, Holtei, Karoline Jagemann, Iffland, Karl Immermann, Alex. Kaufmann, Hans Köſter, Friederike Krückeberg, Küſter, Heinrich Laube, Karl Lebrun, Ludwig Löwe, Otto von der Malsburg, Felix Mendelsſohn-Bartholdy und Meyerbeer.

Die reichſte Ausbeute für Geiſt und Herz liefern die ſiebenzehn Briefe Karl Immermann's, denen auch einige Briefe ſeiner vortrefflichen Gattin hinzugefügt ſind. Immermann hatte damals in Düſſeldorf jenes berühmte Muſter eines Stadttheaters gegründet, das den Beweis lieferte, wieviel eine wahrhaft äſthetiſche Theaterleitung, die von einem gebildeten Publikum unterſtützt wird, bei ſelbſt ſehr eingeſchränkten finanziellen Hülfsmitteln (an deren Knappheit leider das Theater zuletzt untergehen mußte) zu leiſten vermag. Hätte ſich damals in Düſſeldorf, wie in Berlin, Weimar oder Dresden, ein fürſtlicher Mäcen gefunden, der den Ausfall der Theaterkaſſe deckte — ſo wäre dort das bisher vergebens geſuchte deutſche National-Theater hergeſtellt worden.

Immermann giebt in den Briefen an Tieck über den Fortgang ſeiner Verſuche Nachricht. Die Erfahrungen, die er mit dem profanum vulgus der Zuſchauer und mit dem nicht minder alles Poetiſche mit Füßen tretenden Volke der Schauſpieler macht, ſind eben nicht ermuthigend für den freiwilligen Theater-Direktor. Aber ſeine Begeiſterung für das Ideale und Schöne iſt ſo groß, daß er immer von Neuem wieder an ſeine Verſuche geht, das Publikum wie die Schauſpieler heranzubilden. Hören wir einmal zunächſt wie ſich Immermann im Jahre 1834, nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin über den dortigen verdorbenen Theater-Geſchmack ausſpricht. Er ſchreibt:

„In Berlin lernte ich zwar Ihren Freund Steffens kennen, ſah ihn aber für meinen Wunſch zu wenig, wie das in der großen Stadt, wo Jeder nur in ſeinem Kreiſe ſich bewegt, bei kurzem Aufenthalte zu geſchehen pflegt. Das jetzige Treiben dort hat mir wenig gefallen; ich glaube auch kaum, daß es Ihnen behagen würde. Es fehlt durchaus an einem großen, durchgreifenden Intereſſe, ſei es für Gegenſtände des öffentlichen Lebens, ſei es für Kunſt und Wiſſenſchaft. Was man jetzt dort Liebe zur bildenden Kunſt nennt, iſt auch ſo weit nicht her; wenigſtens klagten gerade die erſten Künſtler, die mir in dieſer Hinſicht ihr Vertrauen ſchenkten über Mangel an erwärmenden Begegnungen in dieſer Sphäre. Hier, wie in den übrigen Kunſt-Sphären iſt nichts ſichtbar, als eine gewiſſe unruhige Lebendigkeit, eine Beſchäftigung mit den Dingen ohne Glauben und Enthuſiasmus.

„Was die ſogenannten Dichter und Literaten betrifft, ſo ſind ſie unter aller Kritik. Dieſe Leute halten von ſich und von Anderen nichts; damit iſt ihr Weſen hinreichend gezeichnet.

„Der Sinn für Poeſie und ein gewiſſer, freierer Literatur-Geiſt könnte ſich, der Natur der Sache nach, nur durch ein bedeutendes Theater, das ſich wunderbare, neue, tiefſinnige Aufgaben ſtellte, wieder erwecken laſſen. Und da iſt nun, wie ich glaube, auf zwei Menſchenalter hin, methodiſch verwüſtet worden. Die Berliner Bühne hat keine Fehler mehr; ſie iſt negativ geworden, ſie ſtagnirt.

„Ich habe Manches geſehen, was ganz gut geſpielt ward, aber Alles war Routine, Dienſt, Reglement, und nirgends kannte ich den Funken eines Talents, das ſich auf eigenthümliche Weiſe Luft machen wollte, erblicken. Einiges, wie „Wallenſtein“, „Kaufmann von Venedig“, war ſo ſchlecht und geiſtlos, daß ich mich ſchämen würde, es hier in Düſſeldorf ſo mit meinen Anfängern zu produziren. Im „Kaufmann von Venedig“ gab Rott den Shylock — von dem er ja einmal bei Ihnen ſagte, er ſpiele ihn ganz hoch und ernſt — noch mehr als gekniffenen Schacherjuden, als weiland Devrient.*)

*) Ausgewählt und herausgegeben von Karl v. Holtei. Vier Bände. Erſter und zweiter Band. Breslau, Ed. Trewendt, 1864.

*) Wir möchten hier gegen dieſe Bemerkung in Bezug auf Ludwig Devrients Darſtellung des Shylock Proteſt einlegen. Unſere Erinnerung an den Shylock des genialen deutſchen Schauſpielers ſagt uns poſitiv, daß er, abweichend von den damals uns bekannten engliſchen Darſtellern dieſer Rolle, den von den vornehmen Venezianern getretenen Wurm, der ſich krümmt und bäumt, nicht aber den Schacherjuden gab, wie ihn die Engländer auffaßten. D. R.

„Dieser Zustand der Dinge ist um so mehr zu beklagen, als eigentlich die ganze Stadt ein Bedürfniß nach einem guten Theater hat, ohne welches sie ja auch weniger, als jede andere existiren kann. Die Häuser sind voll, und man nimmt auf Berlinische Weise Theil, selbst an der gegenwärtigen Mittelmäßigkeit. Es ließe sich also wohl hoffen, daß, wenn die Anstalt die Sache aus dem Gesichtspunkte der gegenwärtigen deutschen Kultur griffe, für eine Reihe von Jahren wieder etwas Besseres dort entstehen könnte.

„Mein hiesiges Theater-Projekt, dessen Realisirung ich Ihnen eben gern melden wollte und leider noch nicht melden kann, beruht gerade darauf, die Literatur und die Poesie wieder mit der Bühne in Verbindung zu setzen. Es ist dies nicht unmöglich, wenn man die Sache vorsichtig erfaßt und nicht zuviel auf einmal von den Leuten verlangt. Hin und wieder muß man sich auch accommodiren können; wenn man aber das thut, so weiß ich durch selbst gemachte Erfahrungen, daß die Menschen nicht so unempfänglich für Feineres und Tieferes sind, als sie gemacht werden.

„So werde ich z. B., wenn mein Theater zu Stande kommt, gleich im ersten Winter Ihren Blaubart bringen und bin über den Erfolg ganz ruhig. Ich werde mich aber nach der Lehre des gestiefelten Katers richten, nämlich gar nicht so thun, als ob dies etwas Besonderes wäre, es mit dem übrigen Repertoir sacht herankommen lassen, und die neue Speise soll genossen sein, ehe man noch gewußt, daß sie zubereitet worden ist.

„Bis mir die Leitung im Ganzen vertraut wird, fahre ich fort, hier im Einzelnen thätig zu sein. Ich habe nach meinen Ideen „Egmont", „Nathan", Braut von Messina" und „Andreas Hofer" in die Szene gesetzt, wobei mir Seydelmann aus Stuttgart sehr behülflich war, der eine Zeitlang hier gastirte. Ich habe Sie nie von ihm sprechen hören; wenn Sie ihn nicht kennen, so thut es mir leid. Mir ist er eine neue, wahrhaft künstlerische Erscheinung, die durch harmonisches Zusammenwirken von Verstand und Phantasie, Präcision und weise Beschränkung immer etwas höchst Wohlthuendes hat. Sein Carlos im „Clavigo" ist nach meinem Gefühl ein Meisterstück, wie man nur eines auf der Scene sehen kann. Groß und sonderbar, abweichend von der gewöhnlichen Darstellungsweise, faßt er den Mephistopheles in Göthe's „Faust", und in leichten, komischen oder historischen Masken ist er unübertrefflich."

Die Düsseldorfer Briefe Immermann's reichen vom 18. Juli 1831 bis zum 15. Juli 1840, also bis wenige Wochen vor seinem am 26. August erfolgten Ableben. Sie enthalten auch viele interessante Aufschlüsse über seine eigenen poetischen Schöpfungen, namentlich über den „Merlin", die „Epigonen", das „Trauerspiel von Tyrol" und den „Alexis." Wir lernen auch hieraus den edeln Dichter, der die Poesie nur um ihrer selbst willen liebte, immer mehr schätzen und lieben.

Shakspeare, seine Bearbeitung für die deutsche Bühne und der in Düsseldorf gemachte Versuch, seine Stücke auf einem Theatergerüst der Shakspeare-Zeit und mit den einfachen scenischen Hülfsmitteln der letztern aufzuführen, bildet ebenfalls ein Hauptthema der Korrespondenz. Tieck schreibt darüber an Immermann (in einem ausnahmsweise auch von dem Ersteren hier abgedruckten Briefe): „Im Wesentlichen bin ich gewiß mit Ihrer Einrichtung der Bühne (zur Aufführung des „Macbeth") einverstanden. Was könnte doch geschehen, wenn man allenthalben guten Willen hätte und die Herren Komödianten nicht, trotz des ewigen Kunstgeschwätzes, ihre eigene kleine Person weit höher, als Shakspeare und Göthe schätzten. Von Garrick und Schröder kann bei dieser verwöhnten Eitelkeit schon gar keine Rede mehr sein! Nur daß Sie bei dem schwachen Macbeth von Schiller haben Hülfe suchen müssen, thut mir leid. Wenn Sie einmal Zeit haben und vergleichen, werden Sie finden, daß dort — ganz nach Eschenburg gearbeitet — der Sinn in den größten Momenten und bedeutendsten Stellen ein ganz anderer ist; Sie werden finden, daß ich auch von den Engländern in der Erklärung großer Poesie-Worte abweiche. Auch haben wir uns bemüht, die Verse selbst sprachfähig zu machen: sie klingen, wo es sein muß, rund und voll."

Ueber die Art und Weise, wie Shakspeare zu übersetzen sei, lassen wir hier einen an Tieck gerichteten Brief des talentvollen Alexander Kaufmann, eines jungen Rheinländers (aus Bonn) folgen, der zu jener Zeit in Berlin lebte, wo er mit Heinrich Stieglitz und Moritz Veit befreundet war, und damals vom „Lear" eine Uebersetzung geliefert hatte, die sich auch Tieck's unbedingten Beifall erwarb. Kaufmann schrieb am 4. Juli 1829 an Tieck:

„Wenn ich gleich nur zu gut fühle, daß es mir unmöglich wird, jetzt schon die hohen Anforderungen, die Sie — und gewiß auch ich selbst — an einen Uebersetzer des großen Dichters mache, überall zu befriedigen, so kann ich doch schon jetzt bemerken, welchen wohlthätigen Einfluß das immer wiederholte Streben nach diesem Ziele auf meine Arbeit übt.

„Aus der beiliegenden Probe des König Lear, die in den letzten Tagen ganz umgearbeitet wurde, werden Sie gewiß mit Freude bemerken, daß Ihre Saat nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen ist, daß dieselbe im Ganzen der, wegen ihrer Worttreue gerühmten Vossischen Uebersetzung von 1819 in dieser Hinsicht nicht nachsteht und zuweilen noch wörtlicher ist, ohne der Sprache jene Gewalt anzuthun, die dem Vossischen Shakspeare so sehr schadet.

„Ich halte es für die erste Pflicht des Uebersetzers, den Sinn, die Intention, im Ganzen die Totalwirkung einer Stelle, namentlich ihr eigenthümliches Leben in Sprache und Rhythmus wiederzugeben und erst für eine zweite, dies — soweit es die Natur unserer Sprache zuläßt — mit denselben Worten und Stellungen zu thun, wie sie das Original hat; ich bin der Meinung, daß man sogar unermüdet streben müsse, Beides zu erreichen, daß aber im Kollisionsfalle die letztere Rücksicht der ersteren weichen müsse.

„Es kann, wenn ich hier von Nachahmung des Rhythmus im Ganzen rede, natürlich nicht meine Ansicht sein, daß man sklavisch Alles nachahmen müsse, denn es giebt natürlich eine Menge Stellen, wo auf den bestimmten Rhythmus kein großes Gewicht gelegt werden kann, wo ein anderer eben dieselbe Wirkung hervorbringt, und der eben gewählte mehr aus der Beschaffenheit der Sprache, als aus dem Gegenstand oder einer besondern Intention des Dichters hervorgeht. Noch weniger aber konnte mich bei der Arbeit die schülerhafte Befolgung eines hergebrachten Versschemas verleiten, an die Stelle einer genialen Unregelmäßigkeit des Originals die oft so höchst wirksam ist, jene nüchterne Regelmäßigkeit treten zu lassen. Denn bei Shakspeare, wie bei jedem wahren Dichter entscheidet nur der Gegenstand über die Form, er giebt sich gleichsam von selbst dasjenige Gewand, das ihm am besten paßt. Gebrauch der Prosa und des Verses, im Allgemeinen sowohl, als die Behandlung jeder dieser Formen insbesondere, folgt lediglich jener höheren Rücksicht, dem Charakter des Sprechenden, dem Inhalt seiner Rede, der Situation, der Gemüthsstimmung; und gerade dieses innige Verwachsen der Form mit ihrem Gegenstand zeichnet neben so vielem Andern den großen Dichter vor Allen aus, und muß vorzüglich vom Uebersetzer nachzuahmen gesucht werden.

„Es hat mich daher sehr gewundert, daß Schiller die ganze erste Scene des fünften Aktes im Macbeth, die für das Erwähnte den augenscheinlichsten Beweis giebt, dadurch ihrer Wahrheit beraubt hat, daß er sie in regelmäßigen Jamben wiedergab. Dies wie manches Andere machte mich glauben, daß er wohl nur der prosaischen Uebersetzung gefolgt ist und dieselbe für den Gebrauch der Bühne eingerichtet und versifizirt habe, ohne dabei das Original zu vergleichen. Denn sonst hätte er gewiß gefühlt, wie sehr hier die mannigfaltig wechselnde Form motivirt ist, wie die leichte Konversations-Prosa der den Akt beginnenden Reden des Arztes und der Kammerfrau durch den Gegenstand bedingt sind, wie sich aber auch dieselbe, wenn der Arzt aus den Erforschungen des Zustands der Nachtwandlerin allgemeine Bemerkungen zieht, hebt, und mehr rhythmischen Klang erhält, und namentlich, welchen Kontrast hierzu die Reden der Lady Macbeth bilden.'

„In unruhigen, abgebrochenen, heftig hervorstürzenden Lauten, einzeln rhythmisch, aber zerrissen wie ihr Gemüth, und scheinbar ohne Verbindung wie ein Traum, malt sich ihre ganze Seelenqual; dann wieder dazwischen die ruhig beobachtenden Bemerkungen und Formen des Arztes, und die theils gewähltern Antworten der mehr in das wahre Geheimniß eingeweihten Kammerfrau und endlich die rhythmische Schlußstelle der Lady Macbeth, wo ihre Seele durch den einen Gegenstand des Königsmordes ganz in Anspruch genommen ist und ihre Rede zusammenhängend wird, und nach ihrem Weggehen die allgemeinen Betrachtungen des Arztes wegen des gehobenen Gegenstandes in Versen und in vollem Reim schließend. Das ist kein Zufall und noch weniger, wie vielleicht manche der Herren Editoren „glauben", „an extreme negligence in numbers." Nein das ist die Freiheit des Genius, der mit dem Kunstwerk zugleich seine Regel schafft.

„Es bedarf übrigens nicht so auffallender Stellen, um das Gesagte zu beweisen, die Belege sind im ganzen Shakspeare zerstreut, oder vielmehr der ganze Shakspeare ist nur ein Beleg dazu. Sie verzeihen mir gewiß diese Ausführung, da Sie ihr Motiv wohl durchschaut haben. Aus meinem unfertigen Manuskript konnten Sie zwar sehen, was mir gelungen war und was nicht, aber nicht wonach ich strebte, und selbst viele der Mängel, die Sie mir in diesem Manuskript anmerkten, waren in meinem eigenen Manuskript, das ich zurückhielt, schon verbessert, und sehr leid war mir's, diese Besserungen wegen der schnellen Abreise des Herrn Professor von Raumer nicht abschreiben zu können.

„Ihren Rath, mich mit Shakspeares Zeitgenossen bekannt zu machen, habe ich sogleich befolgt, während meiner Krankheit den größten Theil der in der „Continuation of Dodsley's old plays" enthaltenen Stücke von Marlowe, Lily, Marston, Decker, Chapman u. A. gelesen und daraus manches Schätzbare für den Shakspeare gelernt und mir gesammelt. Jetzt studire ich Ben Jonson in der trefflichen Gifford'schen Ausgabe und werde mit diesen Studien immer fortfahren, da ich sehe, wie nothwendig sie sind. Ich hätte dies gewiß schon früher gethan, wären mir nicht in Potsdam alle diese Werke, so wie überhaupt auch für den Shakspeare aller kritischer Apparat abgegangen. Ich konnte dort bei meiner Uebersetzung nur die Fleischer'sche Ausgabe benutzen, da ich leider keine andere besaß; was also dieselbe von schlechten Lesearten und Emendationen in ihrem Text hat, das ging in meine Uebersetzung über, nicht aus eigener Wahl, und weil ich den Editoren zu sehr vertraute, (denn die ertappt man ja, wie ich mich schon aus früheren Studien überzeugt hatte, überall auf Verkehrtheiten) sondern weil mir die Lesearten der alten Ausgabe fehlten, und mir also nichts übrig blieb, als meiner Ausgabe zu folgen. Ich hatte mir jedoch die Vergleichung der alten Ausgaben und die Erforschung des Urtextes, sowie die Abänderung meiner Uebersetzung nach diesem Resultat bis zu meiner Ankunft in Berlin vorbehalten und habe mir nun die Varianten der großen Folio von 1623 von Macbeth und Lear schon gesammelt. Die andern alten Ausgaben jedoch konnte ich nicht bekommen, und auch in den neueren englischen Ausgaben, die ich bis jetzt verglichen, fand ich keine vollständige Angabe der Varianten. Die meisten derselben haben gar keine, und auch diejenigen, die dergleichen haben, sind mehr bedacht, die gewählte Lesart zu vertheidigen, als dem Leser zur eignen Wahl und Beurtheilung einen vollständigen Apparat zu geben. Die Baseler Ausgabe scheint mir noch die vollständigste, aber auch hier vermisse ich die Angabe der abweichenden Versabtheilung, und selbst wo ich sie verglichen habe, oft die Angaben der Lesearten der Folio. Es würde mir höchst erfreulich sein, wenn Sie mir hierin Ihren gütigen Rath ertheilen wollten."

Tieck's Ansichten über Shakspeare haben sogar englische Kritiker und Herausgeber seiner Werke kennen zu lernen gesucht, wie ein Brief Payne Collier's aus der Zeit beweist, wo dieser noch nicht versucht hatte, die stets rege Wißbegier der Engländer nach neuen Nachrichten über Shakspeare durch eigene Fabrikationen zu befriedigen. Der berühmte schwedische Dramatiker Bernhard von Beskow sagt in einem Briefe an Tieck vom 28. Februar 1835, daß er sich in England, wo er lange gelebt, nicht weniger als siebenundzwanzig starke Bände mit verschiedenen englischen Kritiken und Erklärungen Shakspeares angeschafft, daß ihm jedoch kein Engländer den großen Dichter so richtig aufgefaßt und erklärt zu haben scheine, als Tieck, der, wie der Genius der Deutschen überhaupt, den fremdländischen Genius sich vollständig zu assimiliren wisse.

Wir glauben durch diese wenigen Proben hinlänglich dargethan zu haben, wie reichhaltig und belehrend die vorliegenden Briefe sind. Holtei sagt mit Recht, daß diese Briefe für die Nachwelt ein Zeugniß sein werden, in welchem Lichte Ludwig Tieck seit dem Beginn seines poetischen Jugendlebens bis zum Abschluß seines Alters als Dichter, als Gelehrter, als Kritiker, als Vorleser, als Dramaturg, als Mensch, Freund, Rather, Förderer, Wohlthäter, bei drei Generationen seiner Mitwelt gestanden.

Der wackere, alte Holtei, der ausdrücklich aus Graz wieder nach Schlesien gekommen war, um hier ein Jahr lang, in der Nähe der einzigen Tochter Tieck's, diese Briefe zu ordnen, mit eingestreuten, biographischen und andern Notizen auszustatten und demnächst druckfertig zu machen, hat sich dadurch den Dank aller Freunde des verstorbenen Dichters und der deutschen Literatur des verflossenen halben Jahrhunderts erworben. J. L.

Ein Eisenbahn-Sanitätsbericht.

Die Oesterreichische Südbahn-Gesellschaft veröffentlicht einen von ihrem Oberarzt, Herrn Dr. Richter in Wien, verfaßten Bericht über den Gesundheits-Zustand ihres Personals und über den Sanitätsdienst, welcher letztere nach dem Muster der großen französischen Eisenbahnen organisirt und viel praktischer und vorsorglicher für das Publikum, wie für die Eisenbahn-Beamten, als auf andren österreichischen und deutschen Bahnen eingerichtet ist.

Vierzehn Tabellen geben zum Theil in Zahlen, zum Theil in graphischer Darstellung, eine genaue Darlegung aller einschlägigen

Verhältnisse. Es handelt sich allerdings um kein kleines Personal: 11,660 Köpfe sind es, welche die Gesellschaft arzneilich zu verpflegen hat. Es wäre interessant, die Sanitäts-Verhältnisse dieses bedeutenden Personals mit einem entsprechenden Theil der österreichischen, oder einer andern Armee zu vergleichen; wir müssen darauf verzichten, da es sich hier nicht um ein Referat für ein Fach-Journal handelt und können nur aus dem mit großer Sorgfalt nach einem genau überdachten Plane zusammengestellten Material einige interessante Details hervorheben.

Es waren während des Jahres 1863 von dem ganzen Personal (11,660 Köpfen) überhaupt einmal krank 7680 Köpfe und zwar von den 8980 Köpfen der nördlichen und östlichen Gruppe der Bahnlinien (Wien, Triest, Kärnthen, Ungarn, Croatien) 5000 Kranke; von den südlichen Bahnen (Italien und Südtyrol) bei einem Personal von 2679 Köpfen waren krank 2680. Das Prozent-Verhältniß der südlicheren Bahnen ist also im Allgemeinen ein ungünstigeres.

Die Kranken sind geschieden in solche, welche, trotz ihrem Leiden, ihre Dienste noch versehen konnten, und in Schonungs-Kranke; Erstere bilden den bei weitem größten Theil. Abstrahiren wir von jenen Leichtkranken, so waren von dem gesammten Personal der Linie Wien-Triest und Kärnthen krank 14, von der Ungarisch-Croatischen 23, in Nordtirol 29, von der Linie Italien und Südtirol dagegen 96 Procent.

Das Resumé der Heilresultate konstatirt zunächst, daß keine einzige Krankheits-Gruppe mit einem über das Normale steigenden Mortalitäts-Verhältniß belastet ist. Ja, selbst die Summe der Verletzungen, diese so sehr gefürchtete Rubrik der medizinischen Eisenbahn-Statistik, sammt dem sich ergebenden Mortalitäts-Verhältniß ist mit einem nur sehr geringen Quotienten verzeichnet. Von 100 Verletzten wurden völlig geheilt 94, es starb 1. Die Todesfälle in Folge von Verletzungen waren überdies in vorwiegender Mehrzahl nicht im Dienst oder, wenn im Dienst erfolgt, dann durch eigene Unvorsichtigkeit der Betroffenen.

Von den verschiedenen Kategorien des Personals erkrankten von den Beamten auf den nördlichen Bahnen 39 Prozent, von den Amts- und Kanzleidienern 94, von den Kondukteuren und Packern 115, von den Bahnwächtern 74, von den Stationsaufsehern 24, von den Wagenschiebern 54, von den Maschinenführern, Wärtern und Heizern 115, von den Bahnarbeitern und Tagelöhnern 45 Prozent. Auf den italiänischen Bahnen ist der Prozentsatz überall größer, so beispielsweise bei den Wagenschiebern 213 Prozent.

Die Sanitäts-Verhältnisse der nördlichen Bahnstrecken erscheinen nach dem Bericht absolut günstig. Es lag leider nicht in der Natur des Berichtes, die Verhältnisse zu erörtern, welche auf den italiänischen Strecken der Südbahn eine verhältnißmäßig und absolut so hohe Mortalität hervorriefen. Vielleicht bespricht der Herr Verfasser später einmal die ursächlichen Momente dieser nationalen Abweichung. Jedenfalls aber hat derselbe in seinem Berichte sehr viel interessantes Material zur Gesundheits-Statistik der Eisenbahn-Beamten geliefert — eines Zweiges der Statistik, der, obwohl er ein sehr naheliegendes, praktisches Interesse darbietet, bisher fast noch gar nicht bearbeitet worden ist.

Ein Wort über Steinkohlen in deutschen Hauptstädten.

„Sind die englischen Steinkohlen besser als die schlesischen?“ *)

Mit der Beantwortung dieser Frage beschäftigt sich eine uns vorliegende, von dem oberschlesischen berg- und hüttenmännischen Verein veranlaßte und von dem Lehrer an der Bergschule zu Tarnowitz, Herrn Grundmann, verfaßte kleine Schrift.

In den nördlichsten und nordöstlichen Provinzen des preußischen Staates, wo die nahe Seeküste die wohlfeilere Herbeiführung der englischen Steinkohlen möglich macht, hat bisher, trotz der sehr niedrigen Frachtsätze, zu welchen jetzt die preußischen Eisenbahnen die schlesischen, die westfälischen und die Saar-Kohlen befördern, der ausschließliche Verbrauch der englischen Steinkohlen nicht beeinträchtigt werden können. Aber auch in Berlin, wo die englische Steinkohle mindestens ebenso viele, wo nicht mehr Frachtkosten veranlaßt, als die einheimische, und wo der Marktpreis für englische Steinkohlen den für schlesische bedeutend übersteigt, hat die erstere noch nicht überall von der letzteren verdrängt werden können. Vielfach ist hier noch das Vorurtheil verbreitet, daß die schlesische Kohle der englischen an Güte nachstehe und daß für gewisse Zwecke, z. B. bei der Gewinnung des Leuchtgases, die englischen Fettkohlen durch die schlesischen nicht zu ersetzen seien. Diesem Vorurtheile nun tritt der Verfasser der vorliegenden Schrift entgegen, indem er an der Hand der Wissenschaft und der Experimentation den Beweis liefert, daß, was den Brennwerth betrifft, die besten Sorten der oberschlesischen Steinkohlen den besten Sorten der englischen mindestens gleichstehen, die minder guten englischen aber von den minder guten oberschlesischen in einigen Eigenschaften sogar übertroffen werden. Selbst die englische Gasbeleuchtungs-Gesellschaft in Berlin hat während der Dauer des letzten dänischen Krieges Versuche mit oberschlesischen Steinkohlen gemacht, die nicht zum Nachtheil der letzteren ausgefallen sind.

Während Berlin auf diese Weise durch die Konkurrenz fortdauernd besser und billiger mit Steinkohlen versehen wird, was nicht wenig zum Aufschwunge seiner Industrie beiträgt, hat die Stadt Breslau den ganz unbegreiflichen und gar nicht zu entschuldigenden Fehler begangen, ein Octroy von allen Steinkohlen zu erheben, die dort verbraucht werden. In der Nähe der großen Kohlen-Reviere gelegen, hat diese große Stadt mit ihren zahlreichen Bildungsmitteln und Gewerben mehr Gelegenheit, als die meisten anderen deutschen Hauptstädte, ihrer Industrie in der Weise der großen Städte Englands den größten Aufschwung zu verleihen — aber der Stadt Breslau ist es um eine jährliche Mehreinnahme von 40—50,000 Thlrn. zu thun, und darum hat sie seit dem Jahre 1859 eine Steuer auf die Steinkohlen gelegt, was natürlich so gut als ein Hemmschuh für die Industrie ist.

Wien bezieht jetzt ebenfalls seinen Steinkohlen-Bedarf aus Oberschlesien. Leider fehlt es dort jedoch aus sehr natürlichen Gründen an der englischen Konkurrenz, und darum muß die österreichische Hauptstadt, die den oberschlesischen Steinkohlen-Lagern viel näher liegt, als die preußische, das ihrer Industrie so unentbehrliche Brennmaterial noch einmal so theuer bezahlen, als Berlin. Die „Kaiser Ferdinands-Nordbahn“ beutet nämlich ihr „ausschließliches Privilegium“ auf die unvolkswirthschaftlichste Weise aus. Sie schadet dadurch nicht bloß dem österreichischen Gewerbefleiß, sondern auch sich selbst auf das Empfindlichste; denn ihr Güter- und besonders ihr Kohlenverkehr würde den gegenwärtigen Umfang desselben um das Dreifache übersteigen, wenn sie die Fracht-Tarif-

*) Breslau, Verlag von Ed. Trewendt, 1864.

sätze um die Hälfte reduzirte. Die Erfahrung aller Eisenbahnen außerhalb Oesterreichs hat Jeden, der sehen will, überzeugt, daß die Rentabilität der Bahnen durch hohe Frachtsätze nur benachtheiligt wird. Unmöglich aber kann Oesterreich das „ausschließliche Privilegium" der Nordbahn auch fernerhin, wie bisher, zum Schaden seines Gewerbefleißes ausnutzen lassen.

Wir entnehmen nachstehende Zusammenstellung einer österreichischen Quelle: „Oesterreich ist der verhältnißmäßig kleinste Kohlen-Konsument auf dem Kontinente. Frankreichs Konsum erreicht 304 Millionen Zollcentner, von denen es 116 Millionen aus dem Ausland einführen muß. Der Konsum des Zollvereins ist von 116 Mill. Centner im Jahre 1848 auf 297 Mill. Centner im Jahre 1857 gestiegen, der Preußens allein von 96,4 Mill. Centner im Jahre 1848 auf 249 Mill. Centner. Gegenwärtig hat es Preußen bereits dahin gebracht, daß es den fünften Theil der ungeheuern Kohlen-Production Englands erzeugt. — Der Kohlen-Konsum Oesterreichs dagegen erreichte 1848 nur 12,8 Mill. Wr. Centner, und steigerte sich bis inclusive 1862 nur auf 81,3 Mill. Centner. Gegen 27 kr. Gruben-Preis für die beste Steinkohle in Preußen, stellt die beste österreichische der Nordbahn sich auf 40 kr. Gegen 9 kr. der besten Braunkohle dort, stellt sich die beste hier, in der Alpengruppe auf 47 kr., in den Sudeten und Karpathenlanden auf 20 kr. Aerger aber wird die Kohle noch durch den Frachtpreis vertheuert. Bei ganzen Wagenladungen zu 200 Centnern werden von den verschiedenen Bahnen für die gleiche Meilenzahl, nämlich für 10 Meilen von 10—19 kr. in allen Preisstufen berechnet — für 15 Meilen von 10—25 kr. — für 20 Meilen von 14—32 kr. — für 25 Meilen von 22—35 kr. — für 30 Meilen von 24—41 kr. — für 35 Meilen von 28—47 kr. — für 40 Meilen von 32—54 kr."

Sind denn aber nicht auch noch andere Wege, als der der Nordbahn, von Wien nach Schlesien aufzufinden? Die schlesische Steinkohle von Waldenburg liegt der österreichischen Gränze sehr nahe, und eine Eisenbahn von Wien über Znaim und Iglau nach Pardubitz würde, unter Voraussetzung des Ausbaues der kurzen Strecke zwischen Schwadowitz und Waldenburg, die Kaiserstadt sehr bald in den Besitz wohlfeilerer Steinkohlen bringen. J. L.

Frankreich.

Der Stand des Volksunterrichts in den Mädchenschulen.

Wiederholt haben wir Gelegenheit gehabt, in diesen Blättern das Recht zu beleuchten, mit welchem Frankreich beansprucht, an der Spitze der Civilisation zu stehen; wir haben nachgewiesen, wie vielfach die moralischen und geistigen Lücken der modernen imperialistischen Gesellschaft sind. In Frankreich selbst ist man sich in den Kreisen, die keine Veranlassung haben, in die Lobposaune der neuen Aera zu stoßen, klar genug über diese Lücken. Die Revue des deux Mondes z. B. hat in den letzten Jahren die öffentlichen Schäden blos gelegt und scharf kritisirt. Man scheute sich, gegen dies Journal Gewalt anzuwenden: der goldene Esel mußte diese Festung stürmen, die vom 1. Januar 1865 ab das Feldgeschrei aus dem Preßbüreau des Ministeriums des Innern empfangen wird.

Heut darf dort noch die liberale Feder schreiben: wir finden in einem der letzten Hefte einen Artikel von der Hand des Akademikers Jules Simon über den Stand des öffentlichen Unterrichts für Mädchen, der dringende Abhülfe für die großen Schäden verlangt, und wir geben gern einen kurzen Auszug aus der Abhandlung des beredten Mannes, um so lieber, als wir dabei nicht ohne ein Gefühl der Befriedigung an unsere heimischen Zustände denken dürfen.

Im heutigen Frankreich, sagt Herr Simon, wird mit den Revenüen nicht sparsam umgegangen; Uebelwollende behaupten sogar, daß das Kapital angegriffen werde. Frankreich unterhält 400,000 Soldaten, zuweilen sogar 420,000, die Marine zählt 259 Kriegsschiffe statt der 188, welche das Normalbudget anführt; die Gehälter der Großwürdenträger werden verdoppelt, verdreifacht, ja selbst vervierfacht; ganze Flotten befinden sich in China, in Cochinchina, in Mexiko, ganze Armeen in Mexiko und Rom. Wie weit entfernt sind wir von den Zeiten, in welchen eine sparsame Kammer eine ganze Session hindurch debattirte wegen einer Summe von 6000 Francs: wer spricht heut von einem solchen Nichts? Die Einheit, um welche es sich heut handelt, ist die Million. Wir versenken 300 solche Einheiten in Mexiko, wir haben deren 26 zur Unterstützung des neuen Theaters verwendet. Wir finden jedes Jahr in dem unerschöpflichen Schatze Frankreichs 1,500,000 Fr. für die Theater von Paris, 15 Millionen für die Zuchthäuser, 5 Millionen und mehr für die Strafkolonie von Cayenne. Da die Millionen uns nichts mehr kosten, könnten wir nicht auch für das magere Budget des öffentlichen Unterrichts noch 5 oder 6 Millionen finden?

Das letzte Exposé der Lage des Kaiserreichs weist nach, daß 600,000 Kinder im reiferen Alter gar keinen Unterricht empfangen, und daß unter denen, welche nominell als Schulkinder figuriren, eine sehr große Anzahl gar nichts lernt.

Und unter denjenigen Kindern, welche gar keinen Unterricht empfangen, waren mehr als Dreiviertel Mädchen.

Ganz Frankreich hat 37,874 öffentliche Schulen für Knaben und nur 13,991 für Mädchen; es hat 37,500 Gemeinden: nehmen wir an, daß die 13,991 Mädchenschulen vertheilt sind in eben so viele Gemeinden (was offenbar eine viel zu günstige Annahme ist), so bleiben 23,509 Gemeinden übrig, in welchen alle öffentlichen Mädchenschulen fehlen. Allerdings bleiben für diese Fälle noch die gemischten Schulen übrig: es giebt deren 18,147, in welchen 360,000 Mädchen Unterricht empfangen. In vielen Ländern des nördlichen Europas hat man das Prinzip der gemischten Schulen acceptirt: für Frankreich passen sie nicht.

Die 13,991 Mädchenschulen befinden sich übrigens durchaus nicht in einem blühenden Zustande. Der Staat garantirt ihnen ihre Existenz nicht: sie sind allein auf den guten Willen der Gemeinden angewiesen. Das letzte Exposé versichert, daß die Lehrerinnen im Durchschnitt eine Revenüe von 665 Fr. haben, d. h. für den Tag 1 Fr. 85 Centimes. Aber diese Rechnung, welche ein erträgliches Dasein nachwiese, ist falsch. Diesen Durchschnitt zu erreichen, hat man die Gesammt-Einkünfte zusammengezählt und durch die Zahl der Lehrerinnen getheilt: man hat die verhältnißmäßig sehr bedeutenden Besoldungen der Lehrerinnen von den Instituten der größeren Städte mit eingerechnet, und dies Mißverhältniß zwischen dem Reichthum einer Minorität und dem Elend der Majorität hat die mittlere Zahl vollständig gefälscht. Wir wollen nicht versuchen, die Fälschung wieder gut zu machen, wir wollen uns an eine andere Thatsache halten. Der Minister wollte das jährliche Gehalt jeder Lehrerin auf 500 Fr. erhöhen, allein die Berechnung ergab, daß für diesen Zweck die Summe von 1,600,000 Fr. nothwendig wäre. Die Kammer schreckte vor dieser Summe zurück:

es wäre gerecht gewesen, sie zu verdoppeln. 4756 Lehrerinnen haben ein Jahreseinkommen zwischen 340 und 400 Fr., d. h. täglich 94 Cent. oder 1 Fr. 10 Cent., und diese gehören keineswegs zu den am schlechtesten besoldeten. Diejenigen, welche die Ziffer von 340 noch nicht erreichen, sind täglich auf 60 bis 75 Cent. angewiesen, für Wohnung, Kleidung und Unterhalt. Sie dürfen nicht betteln, das würde ihren Stand herabsetzen, sie dürfen aus gleichem Grunde auch kein öffentliches Almosen empfangen — wie leben sie? wie können sie leben?

Es ist wahrlich schlimm genug, daß man diesem Jammer gegenüber an Sparsamkeitsrücksichten denken muß: denn das ist eine mörderische Sparsamkeit, die so viele arme Frauen zum Hunger verdammt. Würde denn das Brot dieser 5000 Lehrerinnen das Budget um Milliarden vergrößern? Es ist nicht bloß eine Sache der Gerechtigkeit und Humanität gegen diese Frauen, die den hochklingenden Namen Lehrerin tragen und den hohen Beruf haben, die künftigen Bürgerinnen und Mütter zu bilden; es handelt sich in gleichem Maaße um das Wohl dieser Zöglinge, deren Lehrerinnen schlecht vorbereitet sind für ihren Beruf, meist in schlechter Stimmung, weil sie Hunger leiden, und mit Sehnsucht nach einer Gelegenheit spähen, ihren ganzen Beruf aufzugeben.

Man hat diese letzterwähnten Uebelstände längst begriffen und einige Anstrengungen gemacht, bessere Lehrerinnen zu gewinnen. Frankreich hat 83 Normalschulen (Seminare), in welchen 3304 Zöglinge zu Lehrern ausgebildet werden, hingegen nur 61 Institute für weibliche Zöglinge, und die Zahl dieser beträgt 1541.

Diese 61 Institute bestehen zu mehr als zwei Drittheilen nur aus Vorbereitungsschulen von geringer Lehrfähigkeit. Man muß wünschen, daß dies Mißverhältniß zunächst beseitigt werde. Die Lehrerinnen an den Instituten müssen besser sein, und man wird mit sehr geringen Opfern bessere gewinnen können, denn im Allgemeinen macht man in jenem Stande keine großen Ansprüche. Aber damit ein Institut gedeihe, bedarf es auch der Zöglinge, und um Zöglinge zu gewinnen, muß man diesen eine Laufbahn eröffnen. Ein Drittel der Kommunal-Lehrerinnen hat täglich 90 Centimes zu verzehren: man muß gestehen, das ist nicht verlockend. Um dies bescheidene Gehalt zu gewinnen, muß eine Frau alle Tage sechs Stunden lang kleine Kinder lesen und schreiben lehren: das ist eine sehr ermüdende Beschäftigung. Sie hat keine Hoffnung auf ein Arrancement, denn in die besseren Stellen wählen die städtischen Behörden am liebsten jüngere Kräfte, nicht ältere, die bereits die Frische verloren haben, und die Frische verliert sich sehr rasch. Und hat ein solch armes Geschöpf ohne Geld, ohne Arrancement wenigstens das Gefühl der Sicherheit und Würde in ihrer armen Schule? Nicht im Geringsten! Sie ist von aller Welt abhängig, vom Bürgermeister, vom Pfarrer, vom Schulinspektor, von den Eltern; der Pfarrer braucht sie gar nicht abzusetzen, er sagt nur ein Wort, und der Orden schickt einige Schwestern in die Gemeinde, welche eine geistliche Schule begründen.

Das ist die Lage einer Frau, die aus dem Institut in die Fremde gegangen ist, in der Fremde lebt, ohne Eltern, ohne Freunde, vielleicht ohne einen einzigen Menschen, mit welchem sie über diejenigen Gegenstände, die sie interessiren, sprechen könnte, denn in dem ganzen Dorfe ist vielleicht nicht Eine Frau, die lesen kann. Allerdings hat sie eine vom Staate garantirte Zufluchtsstätte, wenn sie 30 Jahre thätig gewesen und 60 Jahre alt ist, 60 Jahre! Der Gesetzgeber hat nicht daran gedacht, was es heißt, dreißig Jahre lang Unterricht zu ertheilen bei einem täglichen Einkommen von 18 Sous!

Den Instituten fehlt es daher an weiblichen Zöglingen und in sehr vielen Landgemeinden fehlt es in Folge dessen an fähigen Lehrerinnen. An ihrer Stelle findet man unglückliche Frauen, welche der Verlust ihrer Männer oder ihres Vermögens in Dürftigkeit gestürzt hat und welche nur mit größter Mühe den niedrigsten Grad der Lehrfähigkeit sich aneignen. Daher kommt es denn, daß die meisten Landschulen von geistlichen Schwestern geleitet werden.

Solcher geistlichen Schwestern finden sich in Frankreich 40,500 — das ist eine ganze Welt, die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist und sich aus allen Klassen der Gesellschaft rekrutirt. Sie bilden verschiedene Genossenschaften; mehrere von diesen sind an und für sich reich und nehmen nur wohlerzogene und vermögende Mitglieder auf. Außerdem treiben sie zur Vermehrung ihrer Einkünfte irgend ein Gewerbe, und die meisten von ihnen werden gezwungen, ein sehr arbeitsames Leben zu führen. Fast jede Genossenschaft hat ein Pensionat oder eine Schule, und diese Schulen können den privaten mit großem Erfolg den Rang ablaufen, da sie das Schulgeld geringer normiren wegen ihrer übrigen Einkünfte.

Die Statistik ergiebt nun in der That, daß drei Viertel der Knaben in Laien-Schulen erzogen werden, mehr als die Hälfte der Mädchen dagegen von den geistlichen Schwestern. Die Geistlichkeit legt darauf großes Gewicht: sie hat die Erziehung der Frauen zur größeren Hälfte in ihren Händen; sie flößt ihnen Eifer für die Religion ein, und wenn die Frauen auch nur in seltenen Fällen etwas über ihre Männer vermögen, so vermögen sie doch Alles bei ihren Kindern, und die Folgen dieses Einflusses liegen klar am Tage: In dem nur noch nominell katholischen Lande, wo der Indifferentismus alle Klassen der Gesellschaft ergriffen hat, vom Philosophen an bis zum Arbeiter, werden doch noch alle Kinder getauft und nehmen ihr erstes Abendmahl, die Ehen werden in der Kirche eingesegnet, und bei jedem Begräbniß wird das Gebet des Geistlichen gewünscht. Ist das ein Beweis der Inkonsequenz der Menschen? Nein, das ist der Triumph des Einflusses der Frauen.

Wir wollen uns im Interesse der Erhaltung der Religiosität darüber freuen, aber wir wollen auch nicht die großen Gefahren der Erziehung durch überwiegend geistlichen Einfluß vergessen, und wir wollen namentlich nicht vergessen, daß auch die geistlichen Schwestern dem Grundübel der extensiv unzureichenden Bildung nicht abhelfen. „Ich wage zu behaupten, sagte 1862 Herr Michel Chevalier, daß auf dem Lande unter der ländlichen Bevölkerung zwischen dreißig und vierzig Jahren kaum Einer auf Zehn von Zeit zu Zeit ein Buch öffnet, um daraus etwas zu lernen. Unter den Frauen kaum Eine auf Zwanzig!“ Herr Chevalier spricht von Personen im Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren. Es ist glücklicherweise wahr, daß die Zahl der Ungebildeten sich mit jedem Jahre verringert und daß sich in gleichem Maaße das Mißverhältniß der Bildung bei Männern und Frauen verringert: aber diese Verringerung erfolgt mit einer trostlosen Langsamkeit. Die Statistik von 1861 ergiebt ein Resultat, mit dem selbst der unerschütterlichste Optimismus nicht zufrieden sein könnte: bei 100 Eheschließungen betrug die Zahl der Männer, welche ihren Namen nicht unterschreiben konnten, 29, und die der Frauen 44; auf dem Lande allein bei 100 Eheschließungen 32 Männer und 48 Frauen. Nun bedenke man, daß sehr Viele, die sonst weder schreiben noch lesen können, doch noch ihren Namen zu schreiben wissen. Wer wird noch zweifeln, daß man Alles aufbieten müsse, um bessere Lehrerinnen zu gewinnen?

Man sucht für die Frauen möglichst viele Laufbahnen zu eröffnen: die Laufbahn einer Erzieherin eignet sich am meisten für sie, weil sie darin am ehesten Gelegenheit haben, Pflichten einer Mutter zu erfüllen. Die 360,000 Mädchen, welche heut noch in den gemischten Schulen zusammen mit Knaben unterrichtet werden, müssen zunächst ihre eigenen Lehrerinnen haben — diese Umänderung ist zunächst nöthig, weil die Eltern dieser Mädchen noch in der Lage sind, überhaupt eine Lehrerin bezahlen zu können. Die Zahl der Mädchenschulen muß der der Knabenschulen gleichkommen: die Knaben-Erzieher verlangen ein Budget von mehreren Millionen, die Lehrerinnen von einigen Hunderttausenden. Oder ist die Gesellschaft etwa nicht interessirt bei der Frage von dem Unterricht der Mädchen? Allerdings haben die Frauen des Mittelstandes nicht den Beruf, Geld zu erwerben, aber sind die Frauen des vierten Standes nicht Arbeiter wie ihre Männer? Und da sie eine geringere Körperkraft haben, ist es nicht gerecht, daß sie wenigstens die Vortheile einer gleichmäßigen geistigen Erziehung genießen?

Das dringendste Bedürfniß für die sociale Gesellschaft der Gegenwart ist die Befestigung der guten Sitten, und das wirksamste Mittel, dieses Ziel zu erreichen, ist eine gute Erziehung der Frauen, auf daß der Mann sein Haus liebgewinne und das Kind bei seiner Mutter außer der Pflege des Körpers auch eine gewisse Nahrung für den Geist finde. Logischerweise wird man zunächst für eine allgemeine Verbreitung des primitiven Unterrichts sorgen: das Budget muß belastet werden, und es handelt sich um Opfer, die das Land bringen muß. Das wollen wir gern einräumen — aber wir behaupten, an dem Budget für den öffentlichen Unterricht darf nicht gespart werden! Der Kriegsminister verlangt jährlich 27 Prozent des gesammten Budgets, der für den öffentlichen Unterricht erhält nur Ein Prozent. Den Volksunterricht sparen, heißt an der Moral sparen wollen!

So weit Herr Jules Simon. Wir meinen, die Wahrheit dessen, was er sagt, und die Nothwendigkeit dessen, was er verlangt, liegt klar am Tage. Die Majorität der Gebildeten in Frankreich stimmt ihm bei, die meisten Generalräthe haben im September d. J. sich für Einführung des obligatorischen Unterrichts ausgesprochen. Die gleißnerische „France" bekämpft diesen Vorschlag mit großer Energie. Sie verbarrikadirt sich hinter der Maske des Liberalismus: „Schulzwang, sagt die France; der Mensch in Europa soll zur Bildung gezwungen werden! Entsetzlich! Wo bleibt da die individuelle Freiheit?" Man glaubt einen jungen Studenten zu hören, dem sein Professor die ersten Begriffe des Naturrechts in seinen abstrakten Grundlinien beigebracht hat!

Glücklicherweise ist die Gesellschaft rührig. Es ist ein großes Verdienst der Redaktion des „Siècle", mit Eifer für die Volksschulen und für die Errichtung von Lesesälen für Erwachsene zu kämpfen; schon 1863 begann das „Siècle" die bedeutendsten französischen Klassiker für das Volk herauszugeben. Die „National-Bibliothek", wie sie die Verleger nannten, erschien gleich im ersten Jahre in 24 Bänden, und Auflagen von 12,000 Exemplaren erwiesen sich als unzureichend. (Der Band für 2 Sgr.!)

Möchte das Unternehmen weiterhin gedeihen!

Bibliographie der auf Liebe, Frauen und Heirat bezüglichen Werke.*)

Daß Frankreich sich als das klassische Land des modernen Frauen-Kultus betrachtet, ist bekannt und in gewissem Sinne anerkannt, ob mit Recht oder Unrecht, darüber sind die Meinungen getheilt. Vorliegendes Werk ist eine bibliographische Kuriosität, die immerhin ihr berechtigtes Interesse hat und von sehr großem, jedenfalls von weit größerem Werthe für Sammler und Literaturfreunde sich erweisen würde, wenn nur ein wenig „deutsche Gründlichkeit" darin waltete. Es werden die Titel mit kurzen Kommentaren, zum Theil Inhalts-Anzeigen von über 6000 Werken gegeben, da alle, wenn sie auch nicht grade wissenschaftlichen Werth besitzen, doch als Zeichen der Zeiten, denen sie entsprossen, von Wichtigkeit sind.

Bekanntlich haben unser Geschmack und unser Feingefühl in solchen Dingen manche Wandlung erfahren. Worte, die Shakspeare noch zur Zeit der jungfräulichen Königin ganz unbedenklich brauchen konnte, würden im heutigen England den Autor, der sich ihrer bedienen wollte, moralisch unfehlbar zu Grunde richten.

Die Frage der Vielweiberei beschäftigte namentlich im 18. Jahrhundert viele Köpfe und Sinne. So befassen sich namentlich zwei englische Werke mit diesem wichtigen Problem. Sie sind betitelt: „Reflections on Polygamy and the Encouragement given to that practice by the Old Testament," von Delamy (London 1737), und „Thelyphthora, or a Treatise on Female Ruin" von Dr. Maclan. Der letztere Autor, ein Doctor der Gottesgelahrtheit, verfocht mit biblischen sowohl als philanthropischen Gründen seine Sache mit solcher Beredsamkeit, empfahl den Männern so dringend, sich der Unterhaltung mehrerer Frauen zu befleißigen, daß seine Anhänger, die sich namentlich aus den höheren Klassen rekrutirten, in allen Ländern großen Einfluß gewannen. Auch ein nachmaliger König von Schweden befand sich unter seinen Gläubigen, und man soll ernstlich daran gedacht haben, diese „biblische" Institution in jenem Lande einzuführen. Wie Richard Still in seinem Buche „Vom Segen der Vielweiberei" erzählt, wurden diese Intentionen vom Adel mit großer Freudigkeit begrüßt, scheiterten aber dennoch an dem Widerstande der Landesvertretung.

Gegen weibliche Eitelkeit und weibliche Schwächen sind zu allen Zeiten eine Menge von Büchern und Schriften erschienen; obwohl ein großer Theil derselben aus der Feder geistlicher Schriftsteller geflossen ist, kommen doch die gröbsten Zoten darin nicht allzu selten vor. George Abbot, Erzbischof von Canterbury, eine weltbekannte theologische Berühmtheit seiner Zeit und als einer der Bibel-Uebersetzer vom Könige designirt, veröffentlichte folgendes Buch: „Der Impotenz-Casus in einer merkwürdigen Untersuchung von anno 1613 und der Prozeß zwischen Robert, Graf Essex und Lady F. Howard", in welchem eine Menge höchst obscöner Einzelnheiten vorkommen.

Lord Auckland gab seine eigenen „Reden für die Bill zur Verhinderung und thunlichsten Bestrafung des Ehebruchs" heraus, in welchen er sich mit einer skandalösen Offenheit ausspricht.

Unter „Morale Religieuse" bringt der Bibliograph auch ein 1678 erschienenes englisches Werkchen: „A just and reasonable Reprehension of Naked Breasts and Shoulders, by Edward Cooke" und einen „Discours particulier contre les filles et femmes desbraillées, découvrant

*) Bibliographie des Ouvrages, relatifs a l'amour, aux femmes, au Mariage. 2e. édition, revue, augmentée, corrigée p. le Comte J... Paris, J. Gay.

leur Sein et portant des Moustaches" von P. Juvernay (Paris 1637). Letzteres Werk, obwohl nur Broschüre, ist mit 36 Francs angezeigt, da es selten und gesucht ist.

Wir können zum Schluß unser Eingangs ausgesprochenes Urtheil nur wiederholen, daß eine systematischere Anordnung und sorgfältigere Sichtung des Stoffes den Werth des Werkes ganz bedeutend erhöht haben würde, und halten den dankbaren Gegenstand der Aufmerksamkeit wissenschaftlich gründlicher deutscher Bibliographen bestens empfohlen. Wenn Graf J. es unternimmt, die Novellen und Romane anzuführen, welche in den Bereich seines Werkes zu gehören scheinen, so dürfte dazu mindestens der fünfzigfache Umfang des „Bibliographischen Lexikons" nöthig sein. Die Zusammenstellung, welche er jetzt giebt, ist eine trockene, aus Brunet oder einem anderen Fachwerke gezogene Titel-Abschrift. Mit wenigen Ausnahmen behandeln alle Romane und Novellen „Weiber und Liebe", und eine nur annähernde Vollständigkeit würde den Stoff in's Ungeheuerliche wachsen lassen. Man müßte also darauf wohl von vornherein verzichten. Ebenso was populäre Medicin, die giftige Wucherpflanze großer Städte betrifft, ist eine genaue und sorgfältige Auswahl zu treffen, um nicht mit verschiedenen Titeln desselben Werkes und mit allzu unbedeutenden Produktionen den Katalog unnöthig zu belasten. Sonst aber gewiß ein dankbarer Stoff, um die trockene Praxis des Bücherstaubes gelegentlich ein wenig zu beleben. E. S.

England.

Thackeray's Biographie.

Nachdem die Presse des Tages, des Monats und des Vierteljahrs dem unverhofft aus dem Leben gerufenen berühmtesten Humoristen Englands nekrologische und biographische Ehren angethan, wird an einer großen und ausführlichen Charakteristik desselben gearbeitet. Inzwischen ist auch ein „Life of Thackeray" von Theodor Taylor erschienen, welches eine Lücke zwischen den Schilderungen der Tagespresse und der großen Biographie ausfüllen soll. Wir finden darin manches Neue, was auch Leser und Kenner Thackeray's vielleicht zum ersten Male vernehmen. Deshalb geben wir eine Auswahl aus Taylor's Buche zum Besten.

William Makepeace Thackeray stammt von dem berühmten Thackeray ab, der Kaplan des Prinzen Friedrich, des Vaters Georgs III., war. Der jüngste Sohn dieses Geistlichen, ebenfalls William Makepeace, erwarb sich ein Vermögen in Indien durch „Schüttelung des Pagodenbaumes", und sandte hernach seinen Sohn Richmond ebenfalls nach Indien, um es eben so zu machen. Unser Humorist ist der einzige Sohn dieses Richmond und wurde 1811 in Calcutta geboren. Schon im siebenten Jahre ward er nach England gesandt, um hier etwas zu lernen. Während der Schul- und Universitätszeit war sein Vater gestorben, seine Mutter hatte wieder geheiratet. Beide hatten ihm ein hübsches Vermögen überwiesen, so daß er bald aus eigenen Mitteln selbständig zu leben und zu streben begann. Es zog ihn nach Weimar zu Göthe, in den klassischen Kreis der Poesie und Schönheit. Hier machte er die Bekanntschaft Göthe's und des Weimarer Hofes auf eine originelle Weise. Die Herrschaften wollten eines schönen Juni-Vormittags in einem versteckten Walde unweit Weimar, wie sie oft gethan, auf einer mitgebrachten Bühne Theater spielen. Unterwegs hatte sich Göthe den Fuß verrenkt und konnte weder stehen, noch gehen, noch spielen. Da sahen sich die Prinzessinnen traurig um, wie sie wohl den Apollo Göthe ersetzen könnten, und sahen dabei weiße Beinkleider und endlich einen ganzen langenglischen Jüngling durch eine Stelle des Waldes schimmern. Die Erscheinung wurde theils als ein Eindringling, theils als ein möglicher Retter arretirt und vor die Gesellschaft gebracht, zwischen welcher Göthe mit seiner großen Nase und seinem kommandirenden Gesicht malerisch hingegossen lag und seufzte. Der Jüngling ward examinirt und dann von den Prinzessinnen halb überredet, halb gezwungen, sofort die Rolle Göthes zu übernehmen und sie wenigstens zu lesen. Der Jüngling war Thackeray. So soll er mit dem Weimarer Hofe und Göthe und den übrigen Dichtergrößen bekannt und bald sehr befreundet worden sein.

Lewes erzählt uns in seinem Leben Göthe's, daß Weimar'sche Albums noch jetzt mit Stolz Bilder und Karrikaturen aufbewahren, die Thackeray damals zeichnete. Als er viele Jahre später in der Fülle seines Rufes Weimar wieder besuchte, fand er noch viele sorgfältig aufbewahrt, und mit besonderer Freude vernahm er, daß Göthe dieselben mit vielem Interesse in Augenschein genommen habe.

In seinem 19. Jahre war er zuerst bei Göthe gewesen, wie er in einem Briefe an Lewes erzählt. „Diese merkwürdige Audienz", schreibt er, „fand in einem kleinen Vorzimmer seiner Privatwohnung statt; dieses war ringsum mit antiken Abgüssen und Basreliefs bedeckt. Er hatte einen langen dunkelgrauen Ueberrock an, ein weißes Halstuch um und ein rothes Band im Knopfloche. Er hielt beide Hände über den Rücken zusammen, just wie in einer von Rauchs Statuetten. Sein Aussehen war sehr heiter, klar und rosig. Außerordentlich dunkle Augen, durchdringend und glänzend, jagten mir ordentliche Furcht ein, und ich erinnere mich, daß ich sie mit den Augen des Roman-Helden in „Melmoth the Wanderer", der uns Jungen vor dreißig Jahren aufreizte, mit den Augen dieses Individuums verglich, der mit einem gewissen Jemand ein Bündniß schloß, wodurch ihm diese Augen in all ihrem furchtbaren Glanze bis ins hohe Alter gesichert blieben. — Jeder von uns (es waren mehrere junge Engländer da) der Bücher oder „Magazine" von England erhielt, schickte sie ihm, und er durchstudirte sie sehr eifrig. Die Großherzogin, eine Dame von merkwürdiger Begabung, hatte die Güte, dergleichen Bücher von uns zu borgen, uns ihre eigenen zu leihen, und zu uns jungen Leuten über Literatur und literarische Bestrebungen zu sprechen. In der Achtung, die man an diesem Hofe dem Patriarchen der Literatur erwies, lag etwas Veredelndes für Unterthan und Fürst zugleich. Mit einer fünfundzwanzigjährigen Erfahrung seit diesen glücklichen Tagen und einer Bekanntschaft von einer ungeheuren Masse der verschiedensten Menschen muß ich doch gestehen, daß ich niemals eine Gesellschaft so einfach, so mildthätig, so höflich und „gentlemanlike" gefunden, als die der lieben kleinen Sachsenstadt, wo der gute Schiller und der große Göthe lebten und begraben liegen."

Thackeray wurde es seitdem nie müde, von dieser glücklichen Zeit seines Lebens zu erzählen und dabei zu verweilen.

Mit seiner Mündigkeit ward er Herr über 20,000 Pfund Sterling, mit denen er bald darauf in Paris lebte, zeichnete, malte, studirte, und wovon er in seinem „Philip on his Way through the World" Manches benutzte. Dann verarbeitete er seine Pariser Lebens- und Kunststudien zu Beiträgen für „Frasers Magazine." Aber erst mit seinen „Yellowplush Papers" zog er die erste Aufmerksamkeit auf seine komische Kraft und satirische Finesse. Die Entstehung dieser berühmten „Kritik" haben wir einem kleinen

Buche zu verdanken, das Thackeray Behufs einer Besprechung für Fraser's Magazine in die Hände bekam: „My Book or the Anatomy of Conduct, by John Henry Skelton.“ Anatomie des Betragens und Benehmens. Das war schon sehr herausfordernd für den jungen Anatomen der höheren Gesellschaft. Und der Verfasser, ein Rentier gewordener Tuchhändler, der sich der festen Ueberzeugung hingegeben hatte, daß er berufen sei, Englands Alberti und Knigge, der Lehrer der Menschheit in der Kunst der Etikette zu werden! Skelton war bereits eine Notabilität Londons geworden. Seine Gesellschaften und Diners, zu denen er berühmte Namen und die feinsten Damen einzufangen suchte, um sie glänzend zu bewirthen und ihnen den „master of deportment“, den uns Dickens als Mr. Turveydrop auf idealem Boden vorführt, in seiner Person lebendig und leibhaftig zu zeigen, wurden so lange besucht und bespöttelt, bis ihm das Geld ausging. Aber er scharrte die letzten Ueberbleibsel sorgfältig zusammen und zeigte sich stets in den besten Straßen zur fashionabelsten Zeit in der elegantesten Kleidung und in vornehmster Haltung, bis er 1837 die Welt mit seiner „Anatomy of Conduct“ beglückte.

Thackeray's Kritik erschien in der Form eines Briefes von Charles Yellowplush Esq. in Grosvenor Square, dem aristokratischsten Platze Londons. Sie machte unerhörtes Glück, so daß der Verfasser gebeten ward, seine social-humoristischen Kritiken und Schilderungen fortzusetzen. So erschienen 1838 die eigentlichen Yellowplush Papers mit Illustrationen vom Verfasser selbst. Zwei Jahre vorher hatte er sich an Dickens gewandt und ihm Zeichnungen zu den „Pickwicks“ angeboten, aber ohne Erfolg. Um dieselbe Zeit führte er den unglücklichen Plan aus, eine Zeitschrift auf eigene Kosten, den „Constitutional and Public Ledger“ herauszugeben. Sie fiel beinahe Chartistisch aus und verzehrte in kurzer Zeit fast sein ganzes Vermögen. Gleichzeitig mit diesem Unglück erschien sein „Paris Sketch-book,“ das ihn ganz besonders charakterisirt. Er hatte es in einer Vorrede seinem Pariser Schneider, Mr. Arebry, in der Rue Richelieu gewidmet. Dieser war ihm just in ungelegenster Zeit mit einer Rechnung gekommen. Thackeray sagte, daß just heute unmittelbare Bezahlung ihm sehr schwer fallen werde.

„Mon Dieu,“ rief der edle Ritter von Nadel und Scheere, „machen Sie sich darum keine Sorgen! Wenn Sie Geld brauchen, wie dies einem Gentleman in fremdem Lande leicht passiren kann, so sag' ich Ihnen, daß eine Tausendfranknote ganz zu Ihrem Dienste steht.“ Thackeray nahm das generöse Anerbieten an und bezahlte hernach ebenso generös, und widmete ihm in einer besonderen Dedikation mit Angabe von Namen und Nummer sein „Sketch-book.“

„Weder Geschichte noch Erfahrung,“ heißt es darin, „machen uns mit viel solchen Thatsachen bekannt, die mit Ihrer Handlungsweise verglichen werden können. Diese Gefälligkeit von Ihnen, einem mir Fremden und meinem Schneider, erschien mir so erstaunlich, daß Sie mir die Veröffentlichung Ihres Verdienstes und Ihres Namens für die englische Nation verzeihen müssen. Lassen Sie mich hinzufügen, Sir, daß Sie erste Etage wohnen und Ihre Sachen ausgezeichnet sind und sitzen und Ihre Preise mäßig und gerecht erscheinen. So erlauben Sie mir, dieses Buch als einen bescheidenen Tribut meiner Bewunderung zu Ihren Füßen zu legen.“

Thackeray wußte jede edele Handlung und Generosität eben so sehr zu würdigen, als selbst reichlich auszuüben. Der strebende Künstler und der bedürftige Schriftsteller hatten oft genug Ursach, die Offenheit seines Herzens und seiner Kasse im Stillen zu preisen. Schon in Paris, als er fast alle sein Geld verloren hatte und noch keinen Ruhm und Honorar besaß, war er für Eine Schneider-Großmuth hunderffach wohlthätig.

Als ich eines Morgens, schreibt einer seiner Freunde, in sein Zimmer im Hotel de Bristol trat, fand ich ihn damit beschäftigt, mehrere Napoleons in eine Pillenschachtel zu thun. Die Aufschrift war: „Eine Pille zu nehmen gelegentlich.“

Was thun Sie da? fragte ich.

„J, da ist eine alte Person hier, sagt, sei sehr krank und unglücklich, und ich habe sie stark in Verdacht, daß sie just dieser Art von Medizin bedürfe. Dr. Thackeray wird ihr die Pillen selbst bringen. Kommen Sie mit“ —

Wer die Schachteln und die goldenen Pillen darin, die er zeitlebens verschrieb und selbst vertheilte, alle zählen könnte, würde eine hübsche Liste bekommen.

Thackeray hatte in der alten Charter-House-Schule (City von London) seine Gymnasial-Bildung gewonnen und in Cambridge studirt. Aber er „promovirte“ eben so wenig, als Tennyson, so daß diese beiden Größen ihren magischen Namen ohne die Zauberei der Buchstaben B. A. („Bachelor of Arts,“ was man schwach mit „Dr. phil.“ in's Deutsche übersetzen könnte, obgleich Ersteres mehr gilt, auch in geldlicher Hinsicht) auf eigene Weise errangen. Wie Tennyson als Student in Cambridge seinen ersten Band veröffentlichte, gab auch Thackeray dort, 18 Jahre alt, mit einem Commilitonen ein studentisches komisches Journal heraus: „The Snob: a Literary and Scientific Journal“, Studentenwitz in Prosa und Versen mit den eigenthümlichen Kunstausdrücken, die sich auf jeder Universität ausmünzen. Snob ist im deutschen Universitäts-Sinne theils ein Kamel (der nicht zu einer Verbindung gehört) theils ein Philister, im Gegensatz zu den „Nobs“ (von nobilis), forschen, flotten Kerls überhaupt. Doch ist „Snob“ auch ein unübersetzbares Mehr, wie wir aus Thackeray's späteren „Snob-Papers“ erfahren.

Uebrigens machte er von seinem Studenten-Leben später wenig Kapital; dagegen blieb ihm die alte Charter-House-Schule zeitlebens lieb und theuer, wie man oft in seinen Werken findet, und er fehlte nie beim Stiftungsfeste, selbst nicht beim letzten, vierzehn Tage vor seinem Tode.

Thackeray mußte lange kämpfen, ehe ihm die später ziemlich plötzlich kommende Anerkennung und Würdigung zu Theil ward, ganz umgekehrt, wie Dickens, der mit den ersten „Pickwicks“ der populärste Schriftsteller ward. Die Kaustik und Bitterkeit Thackerays quoll gewiß zum Theil aus seinen vergeblichen Kämpfen um Anerkennung, welche die gemeine Menge und das Heer von Buchhändlern untergeordneter Mittelmäßigkeit reichlich spendete, während er namenlos Band auf Band schrieb, die jetzt wie unsterbliche Schätze der feinsten Literatur hervorgesucht und genossen werden. „Vanity Fair“, womit endlich der Ruhm plötzlich kam, mußte er noch von Verleger zu Verleger haustren tragen, bis es endlich einer aus Gnad' und Barmherzigkeit annahm. Hernach ging's freilich prächtig. Aber wie lange hatte er kämpfen müssen und wie bald ward er, schon greis und weißhaarig, aus der mühsam errungenen Ehre seines Namens, der Schönheit und Glückseligkeit eines vollendeten Haus- und Familienlebens abberufen! Man wird ihm nun wohl bald ein würdiges Denkmal setzen, da man fühlt, daß man auch in Bezeugung der letzten Ehren zu wenig gethan und seinen leiblichen Ueberresten die Ruhestätte unter den dahingeschiedenen Größen des Reichs versagt hat, in Westminster. — Die 1500 Menschen, — darunter die besten und berühmtesten und Dickens mit den heißesten Thränen und der ersten Hand voll Erde auf seinen

Sarg hinunter auf dem Gottesacker-Parke von Kensal-Green am zweiten Weihnachtstage — waren allerdings keine geringe Trauer- und Ehrenbezeigung, ebensowenig wie die reiche, warme Einstimmigkeit der Presse über seine Größe und den Adel und die Schönheit seines Lebens, seines Herzens.

Nachdem er in der Nacht vorher in seinem neuen Romane die letzten Worte geschrieben: „And my heart throbbed with an exquisite bliss" (Und mein Herz schlug in höchster Beseligung) hatte er sich zu Bett gelegt, wo ihn am Morgen des heiligen Abends die Seinigen todt fanden, die Seinigen, darunter seine Mutter. Von seinen beiden Töchtern ist die eine Verfasserin des anonym erschienenen Romans: „Elisabeth's Story". Das von ihm begründete „Cornhill-Magazine" fand sofort einen so ungeheueren Erfolg, daß die Verleger dem Tennyson jede Zeile Poesie mit einer Guinee (7 Thaler) und der Miß Evans, Verfasserin von „Adam Bede" 3000 Pfund (etwa 20,000 Thaler) für das Privilegium anboten, ihren neuesten Roman zuerst im Magazin abzudrucken, unbeschadet einer sofort nachher erscheinenden selbständigen Ausgabe. Doch gab er nach zwei Jahren die Redaktion auf, weil ihm zu jedem der Tausende von unannehmbaren Beiträgen nein zu sagen, oft den Frieden und die Arbeit eines ganzen Tages gekostet. Er wollte nicht mehr redigiren, sondern schaffen. Mitten darin ward er plötzlich abberufen.

Ich sah ihn 1853 zuerst, einen großen, schon etwas grauhaarigen Mann mit einem ungemein weit ausgearbeiteten Kopfe und Gesicht, in welchem alle Bestandtheile, zumal die großen, gutmüthigen und schalkisch scheinenden Augen (weit von einander, wie im Gesicht jedes großen Malertalents) in großer Fülle und Uebervollständigkeit vertreten waren. Sieben Jahre später fand ich ihn schon sehr weiß und die herrlichen Augen hinter einer Brille, auch etwas zu stark in Körper, apoplektisch, zu viel Fleisch und Blut für den sitzend schaffenden Geist, so daß ihn und England plötzlich der Schlagfluß wie aus heiterstem Himmel traf. H. B.

Italien.

Der Kostenpunkt.

Das einige Italien hat, wenn unser altes Sprichwort wahr ist, viel Ehre, denn es hat viel Feinde. Feinde ringsum in der That, drinnen und draußen, den Papst und Mazzini, Oesterreich und die Kreuzzeitung, die Traubenkrankheit und den Typhus. Den einen seiner Befreier, den Mann der Ideen und Pläne, den Staatsmann par excellence, das diabolische Genie, wie ihn selbst die bittersten Gegner bewundernd nannten, tödtet inmitten seiner Riesenarbeit der Aderlaß, jener alte Charonsstab der italiänischen Aerzte. Den Andern, den Mann der That, den Cincinnatus unseres Zeitalters, den Helden künftiger Sagen und Legenden, reißt ein verhängnißvolles Geschick zum Aufstande, und heftet ihn, vom Blei seiner Waffenbrüder getroffen, mit siechem Fuß wie Philoktet an die Scholle seiner einsamen Insel. Todt ist Farini, der Diktator der Emilia; drohende Erblindung bannt Ricasoli, den Leiter Toskana's, Cavour's Nachfolger als Premier, in die Zurückgezogenheit seiner Villen: kaum ein Lustrum ist vergangen seit Villafranca und Marsala, und fast keiner der Männer jener Tage handelt noch heut in dem Drama der Geschicke Italiens. Der Tod ist ein Bundesgenoß der Feinde Italiens, und wer ist Italiens Bundesgenoß?

Da miei amici guarda mi Iddio!

Indeß trotz aller dieser Schicksalsschläge ist Italien, das Königreich, dessen Untergang so oft unfehlbar verkündet worden ist, noch immer am Leben. Wunden, die von berühmten Leichenbeschauern der Politik für absolut tödtlich erklärt wurden, sind verheilt, andere vernarben unter den Händen, die sich bemühen, sie offen zu erhalten. Kein Mensch ist unentbehrlich auf dieser Erde, und keiner so groß, daß er sein Volk nach sich zöge in das Grab. In den Bahnen, die Cavour's Geist vorgezeichnet, leiten Epigonen sein Werk der Vollendung zu. Nélatons Sonde und die Bäder von Jschia heilen Garibaldi's Knöchel, die Zeit seinen Groll. Mazzini wird alt, kriegt das Podagra und kann seine kosmopolitische Maulwurfsrolle nicht länger durchführen; Antonelli vergißt über der Sorge für seine Nepoten die Erneuerung der vatikanischen Bannstrahlen, und Er — er denkt ernstlich daran, die Truppen, die den allerheiligsten Vater vor der Liebe seiner getreuen Unterthanen beschützen, nach zweijähriger Kündigung abzuberufen. Eine Hoffnung aber bleibt den Gegnern Italiens noch. Eins ist noch, was Italien, das Land der Künste und der Poesie, mit prosaischer Langweiligkeit zu Grunde richten, was wie eine plumpe Bauernkeule dem Ritter, dessen Panzer die schärfsten Pfeile des Schicksals abstumpft, den Garaus machen muß, und das ist — der Kostenpunkt.

Italien, so rechnen sie, kann es nicht bezahlen. Es kann die Kosten seiner Reorganisation — der Artikel pflegt kostspielig zu sein — nicht erschwingen. Es hat Talent, sogar Genie, es hat, was noch mehr ist, Glück; aber es hat kein Geld. An dem Tage, wo der Finanzminister des re galantuomo den letzten Thaler aus seiner Tasche nimmt, werden seine Italiäner sich ihren Franz, Ferdinand, Pius u. s. w. wieder holen, und die Chimäre dieses Königreichs wird spurlos vergehen wie eine kindische Seifenblase.

Die Unglückspropheten! Aber haben sie nicht Recht? In Geldsachen hört in Italien erst recht die Gemüthlichkeit auf, und wer wollte es der idealsten Begeisterung verargen, wenn sie von dem nimmersatten Säckel des Steuerreceptors allmählich abgekühlt wird? Die Kosten der Wiedergeburt rechnen nach Hundertmillionen. Anleihen auf Anleihen werden gemacht, aber sie und ein Finanzminister nach dem andern verschwinden in dem stets offenen Charybdis-Rachen des Deficits. Gebt mir vier Jahre Zeit, sagte neulich der letzte in der Reihe zum Parlament, und ich will Alles bezahlen: die 375 Millionen von unserm letzten Deficit, die 100 Millionen, die wir jährlich im Extraordinarium, und die 425 Millionen, die wir hoffentlich im Ordinarium noch deficit dazu machen werden, in Summa also zwölfhundert Millionen (natürlich Francs). Ich will sie bezahlen, denn ich werde mir 700 Millionen borgen und ich werde die andern 500 Millionen herbeischaffen aus unsern eigenen Mitteln, Ersparnissen und steigenden Einnahmen. Minghetti's Siebenhundertmillionen-Anleihe ist gelungen, das wissen wir Alle. Wird er die 500 Millionen sparen und mehr einnehmen? Wird er das Deficit kleiner, den Nationalreichthum größer machen, wird er die Schulden, die er so reichlich macht, bezahlen können? Oder hat Cavour umsonst gelebt, Garibaldi umsonst gelitten, und ist das Königreich Italien wirklich eine Seifenblase?

Die Antwort auf alle diese Fragen liegt theils im Schooße der Götter, theils in Ritter Correnti's statistischem Jahrbuch von Italien. Die Götter allein wissen, ob Italiens nächste Zukunft frei sein wird von den innern und äußern Stürmen, die seiner organischen Entwickelung verhängnißvoll werden, die das Inein-

anderleben der neugefügten Glieder seines Staatskörpers stören oder gar vernichten könnten. Aber ob Italien, wenn ihm friedliches Fortschreiten beschieden ist, die innere Kraft besitzt, auch jene finanziellen Schwierigkeiten zu bewältigen, ob seine politische Wiedergeburt durch die wirthschaftliche gerechtfertigt und gesegnet werden wird, das mag menschliche Voraussicht an der Hand mehrjähriger Erfahrung sich getrauen zu beantworten. Umständlich, wie es die Sache verdient, wird es an anderen Orten geschehen. Hier mögen nur einige Andeutungen über die wirthschaftlichen Hülfsmittel Italiens Platz finden. Wir entlehnen sie jenem vortrefflichen Annuario statistico, das neulich schon, aber nach anderer Richtung hin, die Leser dieser Blätter mit den Ergebnissen der fünfjährigen Verwaltung des neuen Italiens bekannt gemacht hat.

Also sparen. Das neue Königreich überkam von den provisorischen Regierungen eine üble Erbschaft. Im ersten Anlaufe der Reorganisation mehr darauf bedacht, alte Beschwerdepunkte abzustellen, sich und die neue Lage der Dinge der Bevölkerung zu empfehlen, hatten sie splendid gewirthschaftet. Sie hatten lokale Ausgaben auf den Staatsschatz übernommen, hatten die Aemter vermehrt und die Besoldungen erhöht; manche Steuer war erlassen worden, andere durch die Thatsache der Einigung von selbst in Wegfall gekommen. Jedes Reformiren wird hier natürlich die persönlichste Empfindlichkeit wach rufen, jede damals gewonnene Freiheit mit Hartnäckigkeit vertheidigt werden. Was je gespart werden kann, das wird durch die Nothwendigkeit für die nationale Entwickelung zur Selbstwehrhaftigkeit und Selbstmündigkeit mehr als aufgewogen. Armee und Flotte verschlingen enorme Summen, viel größere als unter dem ancien régime; aber soll der neue Staat wehrlos sein? Für den Volksunterricht, für die höheren Erziehungsanstalten, Akademien, Universitäten, wird unvergleichlich mehr aufgewendet als früher; aber giebt es productivere Ausgaben? Ferdinand II. von Sicilien ließ die Schullehrer bei Gehältern von 20 bis 50 Thlr. hungern; das ist seinem Sohne wahrlich schlecht bekommen! Das gegenwärtige Regiment nimmt gerade in den südlichen Provinzen die Organisation der Volksschule mit Nachdruck in die Hand und scheut keine Kosten; man hat das Wort Cavours noch in gutem Andenken, daß es für Neapel keine bessern Gensd'armen giebt als den Schulmeister.

Sparen, das wird also nicht heißen können die Ausgaben vermindern, sondern die Einnahmen erhöhen. Man hat zuerst zur Erhöhung der Steuern gegriffen. Eine allgemeine Einkommensteuer, auf Renten, Gehälter, Pensionen, geistliche Pfründen gelegt, bringt etwa 30 Millionen. Die Ausgleichung der Grundsteuer, vom Parlamente nach Kämpfen angenommen, die, wenn nicht an Langwierigkeit, doch sicher an Heftigkeit denen im preußischen Landtage über diesen Punkt gleich kamen, soll nicht nur zur gleichmäßigen Entwickelung der nationalen Kräfte beitragen, sondern auch, indem sie die Steuerlast im Einzelnen erleichtert, den Ertrag derselben um 90—110 Millionen steigern — Maßregeln, die, wenn ihre Ausführung in dem Geiste geschieht, aus dem sie hervorgegangen sind, ohne Zweifel zur bessern Zukunft der italiänischen Finanzen beitragen werden, die aber für die nächste Zeit nicht ausreichen, das Problem zu lösen. Jeder weitere Druck an der Steuerschraube aber könnte zum Gegentheil, zu einer wirklich großen und unmittelbaren Gefährdung des Ganzen führen.

Sparen, das wird also im Wesentlichsten geschehen müssen durch Erhöhung des Nationalreichthums, durch Erschließung der nationalen Hülfsquellen. Und hierfür ist im Laufe von fünf Jahren Großes geschehen; zu allererst mit Recht für die Herstellung der Verbindungswege, das unerläßlichste politische Bindemittel in dem langgestreckten, so verschieden gearteten, sich durch Jahrhunderte so entfremdeten Leibe der Halbinsel, und die wichtigste und wirksamste Hülfe für Handel und Industrie. Schon neulich sind die erstaunlichen Zahlenresultate der italiänischen Eisenbahnverwaltung angegeben worden; diese Zahlen weisen nach, daß das neue Königreich sein Schienennetz bereits verdreifacht hat und bald, in drei Jahren, versechsfacht haben wird. Diese Zahlen gewinnen Leben, wenn man ihnen auf der Karte folgt. Im Jahre 1859 besaß Italien, außer dem lombardisch-sardinischen System, nur die geringen kleinen Schienennetze von Toskana und das noch kleinere um Neapel, letzteres eigentlich ohne jede Bedeutung für das Land, blos zur größeren Bequemlichkeit des Hofes und der Residenz. Jetzt geben Schienenstränge auf beiden Seiten der Halbinsel beinahe ununterbrochen entlang, die untereinander durch zahlreiche Querbahnen, quer über und unter den Appenninen hindurch, in Verbindung gesetzt werden. Ancona, sonst ein abgelegener, fernes halborientalischer Hafen, ist durch die Linie, die es schnurgrade über Pésaro, Rimini, Forli, Bologna, Parma, Piacenza mit Mailand und Turin verbindet, das adriatische Thor des Königreichs geworden. Bari, Brindisi, Tarent, Namen die seit den Kreuzzügen verschollen waren, gewinnen Leben beim Pfiff des Dampfwagens, der neue Bewohner, neue Reichthümer in ihre verfallenden Mauern führt, der ihre Häfen mit neuer Thätigkeit erfüllt. Eine Eisenbahn verjagt das Fieber aus den Maremmen von Toskana, eine andere legt den Brigandaggio zwischen Rom und Neapel lahm und fesselt, alles Sträuben ist vergebens, den Stuhl Petri mit immer unlöslicheren Banden an das einige Italien. Eisenbahnlinien werden das Innere von Sicilien, noch bis vor kurzem unwegsam und unwirthlich wie kein anderes Land in Europa, durchschneiden; sie werden in die Thäler von Sardinien zu jener Bevölkerung, die noch immer in Sprache und Sitte sarazenische Gepräge trägt, sich und der Civilisation Eingang verschaffen.

Gleicherweise ist das neue Königreich bemüht gewesen, die See auf dem Meer, das so sehr mit Unrecht das unfruchtbare genannt wird, zu bahnen, die alten Verbindungslinien, Häfen, Leuchtfeuer, Tonnenwerk u. dergl. zu verbessern, Neues hinzuzufügen. Auch hierin hatten die alten Zustände Stoff für einige Herkules-Arbeiten hinterlassen. Auf jammervolle und elendiglichste Weise hatte die bourbonische Regierung alt berühmte Häfen ihrer Küsten versanden und verkommen lassen; Städte, die einst den Welthandel auf ihren Märkten und Rheden gesehen, Syrakus, Agrigent, Tarent, Brundisium, Amalfi waren verödet und ausgestorben. Wozu auch? Die Feinde sollten ja nicht in's Land, weder ihre Ketzereien noch ihre Waaren; kein Mittel, sie abzuhalten, war erprobter, unbestechlicher als der Verfall der Häfen. Auch hier hat man in der neuen Aera rüstig die Hand an's Werk gelegt. Bedeutende Arbeiten haben die großen Häfen des Landes verbessert: Spezzia, Livorno, Ancona, Brindisi sind schon jetzt bedeutende Sitze des mittelländischen und des levantinischen Verkehrs. Auch den kleineren Seestädten ist die Aufmerksamkeit der Regierung zugewendet. Zwischen Ancona und Alexandria ist ein internationaler Dampfschiffdienst eingerichtet worden, der den Schiffen des Lloyd (von Triest) Konkurrenz macht. Italiänische Dampfer verbinden Palermo und Neapel mit Genua und Livorno; sie beleben die Häfen von Sicilien, Syracus, Marsala, Agrigent durch eine kräftig aufblühende Küstenschifffahrt.

So sind zu Land und zu Wasser die Straßen in Angriff genommen, auf denen der Handel Italien's noch einmal sich in den großen Weltverkehr, aus dem er so lange verschwunden war, ein-

reiben soll. Für seinen Aufschwung ist der allerwesentlichste Schritt schon durch die Einigung und den Wegfall der unsäglichen particularistischen Zollscheerereien geschehen. Eine Handelsmarine wie die italiänische, die an 16000 Schiffe, darunter freilich die größte Zahl Küstenfahrer, und ein Volk von genügsamen, gewandten und wackern Seeleuten besitzt, kann sich aber auch außerhalb mit Ehren sehen lassen. Die große Schifffahrt hat sich in dem Lustrum, von dem wir reden, erheblich vermehrt; sie hat nach England, nach den atlantischen Häfen von Europa und Afrika, nach Brasilien und den Mündungen des la Plata hin bedeutend an Ausdehnung und Gehalt gewonnen. Ihr und dem italiänischen Handel überhaupt würde das Zustandekommen des Kanals von Suez eine Zukunft eröffnen, welche die alten Tage der fürstlichen Seestädte der Halbinsel zu erneuern verspricht. Schon jetzt wird aber dem italiänischen Kaufmann durch den Handelsvertrag mit Frankreich ein weiter Wirkungskreis zugewiesen. Dieser Vertrag beruht auf sehr liberalen Tarifsätzen und wird zur Hebung der Landes-Industrie nicht wenig beitragen.

In dieser Beziehung ist ebenfalls noch das weiteste Feld offen. Viel geschehen ist bis jetzt durch Errichtung von Schulen, Unterstützung von Vereinen, Einführung von Maschinen und Modellen für die Landwirthschaft, sowohl von Seiten der Regierung, als auch durch die großen Grundbesitzer, wie denn die Förderung des Landbaues glücklicherweise ganz allgemein zu den noblen Passionen des großen grundbesitzenden Adels gehört. Graf Cavour, der unermüdliche Reispflanzer von Leri, war auch darin seinen Standesgenossen ein leuchtendes Vorbild. Die Zahl der Maschinen zum Betriebe der Landwirthschaft hat sich sehr beträchtlich vermehrt. Große Canalisations- und Austrocknungs-Arbeiten sind mehrfach im Gange. Der Kanal Cavour, zwischen dem Po, der Dora Baltea und dem Ticino, wird den Ertrag der Ländereien, die ihn umgeben, um jährlich zehn Millionen (immer Francs) erhöhen. Ein Fürst Torlonia gewinnt durch die Ableitung des See's von Fucino in den Abbruzzen Tausende von Hektaren des prächtigsten Alluviumbodens. Allenthalben nimmt man den Boden, von dem bisher ein Sechstel wüst lag, in Dienstbarkeit. Nicht mindere Anstrengungen werden für die Hebung des Viehstandes gemacht. Man ergänzt und erneuert die vorhandenen Rassen durch Kreuzung und durch Einführung englischen und ungarischen Zuchtviehes.

Alle diese Maßregeln versprechen eine nachhaltige und stetige Vermehrung des Nationalreichthums. Sie werden schon dadurch auch dem erstarrten Gewerbfleiße des Landes neues Leben in die Adern gießen. Italien hat wenig Fabriken; auch wird es, schon wegen des Mangels an Kohlen, hierin niemals im Stande sein mit den großen Industrieländern, England, dem Zollverein, der Schweiz, zu wetteifern. Aber seine Industrie hat eigenthümliche Gebiete, auf denen sie der Steigerung in hohem Grade fähig ist. Da ist die Ausbeutung der Seide durch Manufaktur und Tapisserie, die jetzt noch vorzugsweise von deutschen Händen besorgt wird; die Strohflechtereien, die Stein- und Glasarbeit, überhaupt das ganze unerschöpfliche Feld des Bergbaues, der dem Lande bei tüchtiger Leitung und ausreichendem Kapital die bedeutendsten Schätze zuströmen lassen wird. Auch hierin ist ein kraftvoller Anfang gemacht. Seit der Gründung des Königreichs haben sich zahlreiche Aktien- und andere Gesellschaften gebildet, die sich die Ausbeutung und Hebung dieser Industriezweige vorzugsweise gern zum Ziele nehmen. Die Autoren des annuario statistico rechneten im Jahre 1863 377 industrielle Gesellschaften, die zusammen ein Kapital von anderthalb Milliarden repräsentiren, wovon auf die Eisenbahn-Compagnien eine Milliarde, auf die Kredit-Gesellschaften 225 Millionen kommen.

Die Entwickelung der Kredit-Institute verspricht dem Handel und der Industrie mit der Zeit die fehlenden Kapitalien zuzuführen. Die Landesbank, aus der Fusion der Banken von Genua und Turin entstanden, hat Provinzial-Direktionen errichtet in Mailand 1859, in Palermo und Neapel 1861; sie zählt in den verschiedenen Städten schon neunzehn Kommanditen, und vereinigt sich nach dem Gesetz der letzten Session, gegenwärtig mit der Bank von Toskana zu einem großen centralen Staats-Institute als Bank von Italien, neben der die provinzialen und lokalen Sparkassen und Bankvereine eine gleichfalls ungemein gesteigerte und einflußreiche Thätigkeit fortsetzen. So ist z. B. das Depot der Sparkasse von Mailand seit 1859 von 50 Millionen auf mehr als hundert gestiegen.

Hiermit mag diese Uebersicht schließen. Lediglich den materiellen Fortschritten des neuen Königreichs gewidmet, wird sie doch die Ueberzeugung gewähren, daß Italiens innere Erstarkung im Zunehmen, daß auch auf dem finanziellen und wirthschaftlichen Gebiete die Wiedergeburt eine segensbringende gewesen und auch hier der Wahlspruch der Reformen bewährt ist: Italia farà da se.

P. D. Fischer.

Kleine literarische Revue.

— **Die russischen Finanzen.** In der Revue des deux Mondes befindet sich ein von L. Wolowski unterzeichneter Artikel, der ein wirklich trauriges Bild von den Geldverhältnissen des Zarenreiches entwirft und recht dazu angethan ist, Rußland allen Kredit in Frankreich und anderwärts abzuschneiden. Freilich ist die genannte Revue nicht die Autorität, auf deren Urtheil die Welt der Banquiers etwas giebt; sie ist überhaupt kein Blatt, dem man unbedingten Glauben schenken darf, denn wäre Alles wahr, was sie schon behauptet hat, dann wären z. B. die Deutschen eine Nation brutaler Räuber, die nur aus feiger Habgier über das edle, ehrliche Völkchen der Dänen hergefallen und ihm sein „rechtmäßiges Eigenthum" Schleswig-Holstein geraubt haben. Doch dem sei wie ihm wolle — daß die russischen Finanzen, trotz der letzten Anleihe von 100 Millionen, nicht glänzend stehen, weiß wohl so ziemlich jeder, der eine Zeitung lesen kann und einigermaßen urtheilsfähig ist; es hätte daher kaum eines so glänzenden Apparates von Worten und Zahlen bedurft, wie der Aufsatz des Herrn Wolowski ihn bringt, um diese einfache Thatsache darzuthun. Aber auch dieses hat sein Gutes, denn — ob Zufall oder Absicht, ob wahr oder unwahr, jene Zahlen geben gleichzeitig ein getreues Bild der Finanzen des französischen Kaiserreiches, ja bisweilen stimmen sogar die Einzelheiten, die angeführten Summen, mit denen überein, die Frankreich, trotz aller finanziellen Künste und Umschreibungen, von seinem eigenen Budget nicht verschwinden machen kann. Nur herrscht hierbei der Unterschied, daß das westliche Kaiserreich für sein Geld etwas hat und der mächtigste Staat ist, während Rußland für sein Geld nur eine rohe Bureaukratie, ein hungerndes und schlecht ausgerüstetes Heer, beständige Völker- und Menschen-Verfolgungen im Innern, mit Einem Worte gar nichts hat, was zu besitzen sich lohnte. Aber arm ist Rußland trotzdem nicht, obschon Herr Wolowski dies behauptet! Rußlands Unglück liegt vielmehr nur in dem Krebsschaden, den es in seiner durch und durch korrumpirten Bureau-

kratie besitzt, welche massenhaft die Staatsgelder unterschlägt, leider aber in dem kolossalen Zarenreiche noch einige Menschenalter hindurch nicht zu beseitigen sein wird. Uebrigens sind die finanziellen und historischen Rückblicke des Artikels auf die Zeit vor und bis zum Krimkriege und von da bis zum jüngsten polnischen Aufstande (der nicht ohne Absicht so oft erwähnt wird) sehr interessant, obschon man die Inspiration herausfühlt.

— **Lehrstuhl für Volkswirthschaft in Paris.** Bereits im Jahre 1819 wurde in Paris bei der damaligen Normal-Hochschule (Ecole normale supérieure) ein Lehrstuhl für Volkswirthschaft gegründet, der jedoch bei der durch klerikale Einflüsse im Jahre 1822 bewirkten Schließung jener Hochschule wieder aufgehoben wurde. Vergebens hat man sich in den letzten vierzig Jahren bemüht, den verschiedenen Regierungen Frankreichs die Nothwendigkeit der Wiederherstellung eines solchen Lehrstuhles einleuchtend zu machen. Der Minister Salvandy, der letzte Unterrichts-Minister Ludwig Philipps, war im Begriffe, dieser Forderung nachzugeben, als die Revolution von 1848 ausbrach. Napoleon III., der stets gesundere volkswirthschaftliche Ideen, als seine Minister und die meisten Franzosen hatte, glaubte doch die Vorurtheile gegen die Wissenschaft der politischen Oekonomie, von welcher man einerseits die Wiedererweckung des Socialismus und Communismus und andererseits den Sieg der Freihandels-Theorie fürchtete, schonen zu müssen. Erst seit einigen Jahren, seit dem Abschlusse der auf liberalen volkswirthschaftlichen Prinzipien ruhenden Handelsverträge mit England, Belgien, Italien und Preußen, hat es der Kaiser als seinen bestimmten Wunsch ausgesprochen, daß unter den Gewerbetreibenden und namentlich auch unter den Arbeitern die gesunden Grundsätze der Volkswirthschafts-Lehre mehr und mehr verbreitet werden möchten. In Bordeaux, Montpellier und Nizza wurden aus Privatmitteln Lehrstühle für diese Wissenschaft gegründet. In Paris war dieselbe zwar in der Akademie und im Collége de France, doch nicht auch beim Universitäts-Unterricht vertreten. Diese Lücke ist nunmehr ausgefüllt, indem durch kaiserliche Dekrete vom 17. September ein Lehrstuhl für Volkswirthschaft und Staatsrecht an der Rechts-Fakultät von Paris gegründet und dieser dem Professor Dr. Batbie übertragen wird.

— **Brasilien und Uruguay.** Zwischen diesen beiden südamerikanischen Staaten ist es, nachdem Brasilien mehrere Jahre vergebens gegen die liberalen Grundsätze Uruguay's in Betreff der Sklaven-Arbeit und hinsichtlich der religiösen Toleranz angekämpft, nunmehr zu einem entschiedenen Bruche gekommen; Brasilien, dessen Diplomatie über ganz Europa verbreitet ist, hat dadurch auch ein leichtes Mittel in der Hand, den Nachbarstaat zu verleumden und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, wogegen die vereinzelten Stimmen in der europäischen Presse, wie z. B. die der Herren Elisée Reclus und Charles Expilly in Paris, des Herrn Sturz in Berlin u. A. kaum etwas vermögen. Die Regierung von Uruguay hat deshalb für nöthig gehalten, die ganze diplomatische Korrespondenz, die seit einigen Monaten zwischen den beiden Regierungen stattgefunden und die endlich zu dem gegenwärtigen Bruche geführt hat, zu publiziren. *)

Es geht aus diesen Aktenstücken hervor, daß die Regierung der „orientalischen Republik" nicht verabsäumt, Alles zu thun, was zur Sicherheit des Lebens und des Eigenthums der in Uruguay befindlichen, oder noch einwandernden Ausländer, seien es nun Brasilianer oder Europäer, gereichen kann, und daß die brasilianische Regierung keinerlei Grund hat, sich über sie zu beklagen. Dagegen ist es unzweifelhaft, daß sich der brasilianische Kaiserstaat die schreiendsten Gewalt-Maaßregeln gegen die Nachbar-Republik gestattet, und daß es hauptsächlich seine Schuld ist, wenn Europa bisher noch keine weitgreifenden Handels-Verbindungen mit Uruguay anzuknüpfen in der Lage war.

— **Das altnordische Lesebuch,** welches von dem Professor Franz Ed. Chr. Dietrich in Marburg aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum 14. Jahrhundert zusammengestellt und mit einer literarischen Uebersicht, sowie mit Grammatik und Glossar versehen worden, liegt jetzt in der zweiten, umgearbeiteten Auflage vor uns.*) Für Philologen ist dieses Buch eine recht werthvolle Gabe, denn die mannigfaltigen Bruchstücke von den Liedern der Edda an bis zum norwegischen Tristramliede bilden eine hübsche übersichtliche Sprachentafel, aber auch für bloße Liebhaber nordischer Literatur, die nur einer oder der anderen modernen skandinavischen Sprachen mächtig sind, ist das Werk empfehlenswerth; denn wir glauben, daß sie bei einiger Aufmerksamkeit die verschiedenen Sprachproben verstehen werden, wenn sie die beigegebene, ziemlich eingehende Grammatik, den Grundriß der altnordischen Literatur, besonders aber das kurzgefaßte Wörterbuch, sowie die Analyse der schwierigeren Strophen und die Bemerkungen zum Hákonarmál fleißig befragen. Der antiquarische Inhalt des Buches entzieht sich selbstverständlich der modernen Kritik, doch dürfen wir zur Ehre des gelehrten Herausgebers sagen, daß er in der Wahl der Stücke recht glücklich gewesen, und heben wir von den vielen Urkunden besonders den vollständigen Vertrag der Union zu Kalmar, nach dem dänischen Original von 1397, und die Anerkennung der Königin Margaretha von den norwegischen Ständen, aus dem Jahre 1388, als vorzüglich interessant hervor.

Ein Freund der altnordischen Literatur in Finnland macht uns bemerklich, daß neben den in Nr. 16 des „Magazin" erwähnten skandinavischen Männern, die sich um diese Literatur verdient gemacht, auch der in Christiania lebende Ivar Aasen, der eine Grammatik der altnordischen Sprache geschrieben, in Deutschland bekannt zu werden verdiene.

*) Documentos diplomaticos. Mision Saraiva. Montevideo, Imprenta de la Reforma pacifica, 1864. 75 p. en 4.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Literarischer Sprechsaal.

In Agram, der Hauptstadt des „dreieinigen" kroatisch-slavonisch-dalmatinischen Königreichs, findet jetzt eine landwirthschaftliche und Gewerbe-Ausstellung statt, die bis Ende Oktober dauern wird. Natürlich haben, bei den noch sehr primitiven Kulturzuständen dieses südslavischen Trifoliums, die Gewerbe-Erzeugnisse desselben noch einen ganz untergeordneten Charakter. Nur 1,65 Prozent der Gesammt-Bevölkerung lebt vom Gewerbebetriebe. Die meisten Bewohner des Königreichs verfertigen sich ihre Kleidungsstücke selbst. Dagegen sind die Natur-Erzeugnisse des Landes mit seiner günstigen Lage und seiner, wenn auch noch nicht durch intelligente Behandlung geförderten Fruchtbarkeit zum Theil reich und üppig zu nennen. Ein Haupterzeugniß bildet der Wein; von 3866 Nummern der Ausstellung gehören 716 der Wein-Produktion an. Die syrmischen Weine, im Handel als „Unter-Karlowitzer" bekannt, gewisse dalmatiner Weine, wie der „Malvasier", der „Refosco" u. a. sind vortrefflich, doch ist die Behandlung der Trauben

und des Getränks im Ganzen so ungenügend, die Quantität wird in so unverständiger Weise auf Kosten der Qualität gefördert, daß die Preise sich auf niedrigster Stufe halten und der Eimer der dortigen Ungarweine durchschnittlich nicht mehr als fünf Gulden gilt. Von Bergwerks-Produkten findet sich Galmei (Zink) bei Baraddin, dessen Anbau eine belgische Gesellschaft in Entreprise genommen, während eine schweizerische bei Pozega auf Erdöl (Petroleum) baut. Schwefel, Gips, Marmor, hydraulischer Kalk werden an verschiedenen Punkten des Landes gewonnen. Auf einem Gebiete von 902 österreichischen Quadratmeilen zählt das Königreich 2,053,993 Einwohner, also nur 2264 auf die Quadratmeile. Von der schulpflichtigen Jugend des Landes besuchten im Jahre 1852 nur 24,6 und im Jahre 1863 38,3 Prozent die Schule, während in Krain 56, in Kärnten 76, in Steiermark 87,3, in Böhmen 96,3 und in Nieder-Oesterreich 98,6 Prozent die Schulen besuchen.

Von der zu San Francisko in Kalifornien erscheinenden, hauptsächlich den politischen und sozialen Interessen des Judenthums gewidmeten, großen Zeitung The Hebrew, redigirt von Philo Jacoby, sind uns einige Nummern zugegangen, die in der That eine bemerkenswerthe Erscheinung sind. Die Artikel sind nämlich abwechselnd in englischer und in deutscher Sprache geschrieben und gedruckt. Auch unter den Privat-Anzeigen erscheint ein Theil in deutscher Sprache. Anfangs waren die deutschen Artikel in gleicher (Antiqua-) Schrift, wie die englischen, gedruckt. Die neuesten Nummern bringen diese Artikel jedoch in gothischer (Fraktur-) Schrift. In Berlin besitzt die Zeitschrift einen Spezial-Korrespondenten, der ihr unter Anderem ein genaues Verzeichniß der Namen der preußischen Soldaten mosaischer Religion mitgetheilt, die bei Erstürmung der Düppeler Schanzen und in den anderen Gefechten des schleswig-holsteinischen Krieges gefallen resp. verwundet worden. Dem in Berlin verstorbenen Rabbiner Dr. Sachs hat die Zeitung mehrere Artikel in englischer und in deutscher Sprache gewidmet. Wir bemerken, daß, wie wir aus dem Hebrew selbst ersehen, unter den 379,994 Einwohnern Kaliforniens nur 77,707 sich befinden, die dort geboren sind. Unter den nicht dort Geborenen befinden sich 21,000 Deutsche, 12,000 Engländer, 3700 Schotten, 33,000 Irländer, 5500 Anglo-Amerikaner, 9000 Mexikaner und 35,000 Chinesen. In San Francisko selbst sind mehrere Schulen, in welchen das Deutsche die Unterrichtssprache ist.

Die von L. Philippson herausgegebene „Zeitung des Judenthums" bringt eine aus St. Petersburg vom 1. August datirte Korrespondenz, in welcher der wohlwollenden, aufgeklärten Regierung des Kaisers Alexander II., unter Hinweisung auf das, was in neuester Zeit in Rußland und besonders in Petersburg für die sittliche Hebung und die bürgerliche Gleichstellung der Juden geschehen, mit großem Lobe gedacht wird. In St. Petersburg, wo Kaiser Nikolaus vor 35 Jahren die dort wohnenden, ansässigen und gewerbfleißigen Juden — wie z. B. den Buchhändler Asher, den Juwelier Friedeberg und viele Andere — ohne Erbarmen austreiben ließ, befindet sich jetzt eine zahlreiche jüdische Gemeinde, die im vorigen Jahre einen deutschen Rabbiner, Dr. Abraham Neumann aus Riga, mit 3000 Rubel Gehalt angestellt und eine „Gesellschaft zur Verbreitung der Bildung unter den Juden Rußlands" gegründet hat. Gleichzeitig wird jedoch in dem gedachten Korrespondenzberichte Klage geführt über die mangelhafte jüdische Gemeinde-Verwaltung, die in Geldsachen dem schlechten Beispiele zu folgen scheint, das in Rußland von den meisten öffentlichen Behörden gegeben wird.

An dem im „Magazin" Nr. 39 S. 621 in schwedischer Urschrift und deutscher Uebertragung, als Probe aus Mellin's neuen Dichtungen abgedruckten sinnigen Gedichte „Zwei Lichter" gehört nur das abendländische Gewand dem modernen Dichter; Gedanke aber und Ausdruck, mit nur geringer Abweichung, gehören einem jüdischen Denker, der vor beiläufig sechzehnhundert Jahren in Palästina gelebt hat. Er heißt Bar-Kappara und war ein Zeitgenosse und Freund Rabbi Jehuda's, des Heiligen, Redacteurs der Mischna. Der Midrasch (Talkut II. Bl. 134c.) zitirt einen seiner Aussprüche, den wir in wortgetreuer Uebersetzung wiedergeben: „Bar-Kappara sagte: Die Seele und die Gotteslehre sind dem Lichte verglichen: Von der Seele heißt es: Ein Licht Gottes ist die Seele des Menschen (Spr. 20, 17); von der Lehre: Eine Leuchte ist das Gottesgebot und die Lehre ein Licht. (Das. 7, 22.) Der Heiliggebenedeite spricht: Mein Licht ist in deiner Hand und dein Licht in meiner Hand; wahrst du das Meinige, so wahre ich das Deinige."

Der englische Civil-Ingenieur D. W. Haskoll hat zwei Werke über „Eisenbahn-Bau" (Railway Construction, 2 vols.) und über „Eisenbahnen in England und im Orient (Railways in England and in the East, 2 vols.) herausgegeben, die beide mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet sind und zusammen nicht weniger als fünf Guineen (35 Thaler) kosten.*) Herr Haskoll, der bei der Eisenbahn zwischen Smyrna und Aidin in Klein-Asien als Ingenieur angestellt war, hat viele Erfahrungen in Bezug auf den Einfluß gesammelt, den in den heißeren Ländern die Wärme auf Eisen-Konstruktionen, namentlich beim Brückenbau übt, und in dieser Hinsicht wird sein zweites Werk vielleicht einigen Nutzen gewähren können.

„Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte" haben mit ihrer Oktober-Nummer eine „neue Folge" begonnen, deren erstes Heft wiederum sehr reich an belehrenden und unterhaltenden Artikeln ist. Wir nennen davon eine rührend-heitere Geschichte von Wilhelm Raabe (Jacob Corvinus); ferner die „Bilder aus dem deutschen Studentenleben", von Joh. Huber; „Ein Pfarrhaus vor 50 Jahren", „Das Schloß Tegel und seine Kunstschätze", von E. H. Riegel; „Die neueste Bestimmung der Entfernung der Erde von der Sonne", von J. H. Mädler; „Die Bildung der Rhein-Inseln", „Die erste Fahrt des Panzerschiffes Passaic", „Göthe in Breslau" ꝛc. ꝛc.

Das Illustrirte Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd bewährt auch mit seinem neuen Bande den alten Ruhm, in Beziehung auf künstlerische Ausstattung sowohl, als literarisch werthvollen Inhalt. Es bringt in seinen neuesten Nummern Literatur-Berichte von Levin Schücking, die wir besonderer Aufmerksamkeit empfehlen, und manches Wissenswerthe aus Natur und Leben, Sage und Geschichte. E. Schmidt-Weißenfels lieferte eine Abhandlung über die französischen Arbeiter-Associationen; die beliebtesten deutschen Novellisten sind Mitarbeiter des „Illustrirten Familienbuchs."

*) Leipzig, Ludwig Denicke, wo das zweite Werk allein für 20 Thaler zu haben ist.

Bei dem Verfasser Dr. **A. Mahn** in Berlin, Neuenburgerstrasse No. 8, ist erschienen: Die **Kunst** oder **Methode**, Sprachen auf die leichteste, schnellste und gründlichste Art zu erlernen, theoretisch dargelegt und praktisch auf die **Französische, Englische, Italiänische, Spanische, Lateinische, Griechische** und **Deutsche** Sprache (letztere für Ausländer) angewandt. 2 Thlr. Jede Sprache ist in grösserem Umfange auch einzeln zu haben. Diese Methode ist die leichteste und wirksamste sowohl beim Unterricht überhaupt als auch für den Selbstunterricht, und berücksichtigt hauptsächlich und zuerst die Umgangssprache. Die Aussprache, namentlich des Französischen und Englischen, ist nach einem genauen, kritisch festgestellten und sogleich auf den ersten Blick verständlichen System bezeichnet. Das Werk wird gegen portofreie Uebermachung des Betrages kostenfrei zugesandt, und ist auch durch Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin zu beziehen.

Bei Carl Gerold's Sohn in Wien erschien soeben in billiger Volksausgabe:

Zur Diätetik der Seele.

Von

Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

26. Auflage. 16. Eleg. geh. Preis 12 Sgr.

Der außerordentliche Erfolg dieses Geist und Gemüth athmenden Werkes, für dessen hohen Werth wohl am deutlichsten der Umstand spricht, daß seit seinem ersten Erscheinen 25 Auflagen vollständig vergriffen sind, hat die Verleger veranlaßt, das Buch durch Herausgabe einer billigen Volksausgabe nun auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Das Werkchen, welches sich bei seiner eleganten Ausstattung und seinem billigen Preise namentlich auch zu Geschenken eignet, ist in allen Buchhandlungen vorräthig. (552)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Worte des Herzens.

von

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldschnitt 20 Sgr. (563)

Bessere Ausgaben mit L's Bildniß, Biographie, resp. Widmungsblatt und Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr., resp. 1 Thlr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann."

DICTIONARIES.

A complete Dictionary of the English and German languages for general use. By *W. James.* Fifteenth Stereotype Edition. 8vo sewed 1¼ Thlr.

A complete Dictionary of the English and French languages for general use. By *W. James & A. Molé.* Seventh Stereotype Edition. 8vo sewed 2 Thlr.

A complete Dictionary of the English and Italian languages for general use. By *W. James & Gius. Grassi.* Fourth Stereotype Edition. 8vo sewed 1¼ Thlr.

Selections from British Authors in Prose and Poetry. By *Edward Moriarty.* 16mo sewed ½ Thlr.

BERNHARD TAUCHNITZ; LEIPZIG.
And sold by all Booksellers. (562)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrirter Kalender für 1865.

Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 20. Jahrgang. Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen, 12 Sternkarten und 12 Monatsvignetten.
Preis 1 Thlr. In engl. Einband. 1¼ Thlr.

Unter der Presse:

Prof. Karl Biedermann. Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. 2. Band. Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände. Zweiter Theil.

Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von Dr. Heinrich Kurz. VII. Band: Das Rollwagenbüchlein. Von Georg Wikram. Mit Einleitung, Lesarten, Anmerkungen und Wörterverzeichniß. Herausgegeben von Dr. Heinrich Kurz.

Charles Dickens (Boz). Unser gemeinschaftlicher Freund. Roman in vier Büchern. Mit 40 Illustrationen von Marcus Stone. Deutsche, autorisirte Ausgabe von Marie Scott. (Erscheint in 20 Monatslieferungen à 6 Ngr.)

Ida von Düringsfeld. Für Dich. Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. In elegantem Einband.

Franz von Elsholtz. Veteranen-Lieder. Zur Erinnerung an die deutschen Freiheitskriege von 1813—1815.

Prof. Camille Flammarion. Das bewohnte Welten-All. Die Bedingungen der Bewohnbarkeit der Himmelskörper vom astronomischen, physiologischen und naturphilosophischen Standpunkt. Deutsch bearbeitet von Dr. Adolf Drechsler. Mit 6 Tafeln Illustrationen.

Heinrich Gretschel. Katechismus der Physik. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen.

Prof. Dr. J. Honegger. Literatur und Cultur des neunzehnten Jahrhunderts in ihrer Entwicklung dargestellt.

Fr. Köhler. Der Gasmeister für Jedermann. Anleitung zur Gasbeleuchtung im Geschäfts- und Hausgebrauch. Mit 16 in den Text gedruckten Abbildungen.

Latomia. Freimaurerische Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von den B. B. H. D. Schletter und J. F. L. Th. Merzdorf. XXIII. Band. 3. u. 4. Heft.

Dr. Max Schasler. Die Schule der Holzschneidekunst. Geschichte, Technik und Anwendung der Holzschneidekunst. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. (Erscheint am 15. November.)

Franz von Schober. Gedichte. Zweite, verbesserte Auflage.

Siegm. Schüller. Die Schule des Feuerlöschwesens. Mit 78 in den Text gedruckten Abbildungen.

Friedr. Seibel. Die Frithiofssage. Der Jugend erzählt. Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen.

Dr. Fr. v. Tschudi. Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Siebente verbesserte Auflage. Mit 24 Illustrationen in Tondruck nach Originalzeichnungen von C. Ritzmeyer und W. Georgy und dem Portrait des Verfassers.

Einladung zum Abonnement auf die

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten über alle Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart; über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Mode.

Jeden Sonnabend eine Nummer von 16 Folioseiten.
Mit jährlich über 1000 in den Text gedruckten Abbildungen.
Vierteljährlicher Pränumerationspreis 2 Thaler. (554)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist neu erschienen: (560)

Jacob Grimm: Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, herausgeg. von Herman Grimm. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velin. 8. geh. 20 Sgr.

Gesellschaftsreise

nach

Aegypten

auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünschen entsprechend wird die Unternehmung der Gesellschaftsreisen nach Konstantinopel und Athen, welche sich großer Theilnahme und des besten Erfolges erfreuten, nun auch die erste Gesellschaftsreise **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „österreichischen Lloyd" in Triest organisiren.

Die Abreise von Triest erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte

einschließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reise u. s. w. ist:

400 Gulden.

Das Reise-Programm

ist zu erhalten in der Gerold'schen Buchhandlung am Stefanieplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerstraße), an den auch alle Briefe zu richten sind, oder Herr Dr. Leopold Schmeitzner, Redakteur der „Wiener Zeitung." (558)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 43.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 23. Oktober **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Der Staatskanzler Hardenberg 674

Griechenland.

Die französische Hochschule in Athen. I. Deutsche, Franzosen und die klassischen Sprachen 675

Italien.

Die Reisen und die Schauspiele der alten Römer 677

Orient.

Zur Geschichte des Judenthums 679

Ungarn.

Michael Horváth's Ursprung und Herkommen der Magyaren 681

England.

Zur englischen Roman-Literatur 684

Kleine literarische Revue.

Die österreichische Wochenschrift 686
Der Plan der Schöpfung 686
Das Mittelländische Meer und Nord-Afrika 686
Vorschule der Aesthetik von Ludwig Eckardt 686

Literarischer Sprechsaal 687

Im Verlage von L. Hachette & Cie in Paris erschienen:

Écrivains, les grands, de la France. Nouvelles éditions publiées sous la direction de M. Regnier. Environ 200 volumes in 8., br. à 7 fr. 50 c. le volume.

Es erschienen bis jetzt:

Oeuvres de Corneille. Tomes I à VIII.
Oeuvres de Malherbe. Tomes I à III.
Lettres de Mme de Sévigné. Tomes I à IX.

Histoire populaire contemporaine de la France. Tome Ier, 1 vol. gr. in 8. illustré. br. 6 fr.

Diese in 2 Bänden vollständige Geschichte bildet die Fortsetzung zu der im vorigen Jahre in demselben Verlage erschienenen Histoire populaire de la France. 4 vol. gr. in 8. br. 24 fr.

Lacroix, P., Histoire de la vie et du règne de Nicolas I. Empereur de Russie. Tome I. 1 vol. gr. in 8. br. 12 fr. 50 c.

Dieses Werk wird 5 Bände umfassen, die in Zwischenräumen von 5—6 Monaten erscheinen werden.

Taine, H., Histoire de la littérature anglaise. 4 vol. in 8. br. 30 fr.

(575)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

Thomas de Quincey's Works.

Second edition, in 15 vols. crown 8vo., cloth. 21 Thlr.

Separate Volumes, each 1 Thlr. 15 Sgr.

1. Confessions of an English Opium-Eater.
2. Recollections of the Lake Poets.
3. Last Days of Immanuel Kant.
4. The English Mail-Coach.
5. Dr. Samuel Parr, etc.
6. Richard Bentley, etc.
7. Protestantism and other Essays.
8. Leaders in Literature.
9. The Caesars and other Essays.
10. Style and Rhetoric.
11. Coleridge and Opium Eating.
12. Speculations, Literary and Philosophic.
13. Letters, Conversation, etc.
14. Autobiographic Sketches. 1790—1803.
15. Biographies, with a complete General Index to the entire Works.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (576)

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das höhere Schulwesen in Preußen.

Historisch-statistische Darstellung,
im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten herausgegeben von

Dr. L. Wiese,
Geh. Ober-Regierungs- und vortragendem Rath im K. Ministerium der geistl., Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Mitglied der K. Ober-Militär-Studien-Kommission.

Mit einer Uebersichtskarte, die Vertheilung der höheren Schulen in Preußen darstellend.

47½ Bogen in Lexicon-Format.
Preis 4 Thlr. 10 Sgr. (573)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller,
gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859.
Dritter Abdruck. (577)
1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der bildenden Künste
von
Dr. Carl Schnaase.
VII. Band 711 S. 8. mit 83 Holzschn. 6 Thlr.

Geschichte der Revolutionszeit
von 1789 bis 1795
von
Dr. Heinrich von Sybel.
2. Aufl. 1.—3. Band. geh. 9 Thlr.
Verlagshandlung von **Julius Buddeus**
in Düsseldorf. (570)

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert.
Herausgegeben
durch die histor. Kommission bei der K. Akademie der Wissenschaften in München.
Dritter Band:
Nürnbergische Chroniken, Dritter Band.
Herausgegeben
von
Prof. A. Hegel in Erlangen.
Mit historischen und sprachlichen Erläuterungen, Glossar und Registern.
gr. 8. Preis 2 Thlr. 20 Sgr. (572)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in Berlin ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. H. Steinthal, a. o. Prof. für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen." 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und ein Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft." (578)

Deutschland und das Ausland.

Der Staatskanzler Hardenberg.*)

Unter den großen Namen, welche Preußens und mit ihm Deutschlands Wiedergeburt in den Tagen der Fremdherrschaft bezeichnen, strahlen heller als alle andern jene Lichtsterne unserer inneren Entwickelung: Stein und Hardenberg! Das Andenken dieser beiden Männer, die weit ihrer Zeit vorauseilten, wird immerdar ein gesegnetes bleiben, wo die Herzen frisch und fröhlich schlagen und der deutsche Geist freie und unverkümmerte Bahn hat. Vielleicht sind wir noch nicht so hoch gestiegen, um der Bedeutung dieser Helden des Rechts und Gesetzes den würdigsten Maßstab entgegentragen zu können, und ich glaube bei den trüben Wirren der Neuzeit allerdings, daß dem so ist: dann aber ist es doppelte Pflicht, das Leben und Wirken dieser Tapfern vor Augen zu halten und Trost zu schöpfen aus ihrer Thatkraft, aus ihrem Muthe, aus ihrem Glauben an den Biedersinn und an die Zukunft deutscher Nation!

Ein Leben Hardenbergs zu schreiben, ist gewiß keine kleine Aufgabe. Der Andre der Dioskuren, Stein, empfing in dem rühmlichst bekannten Werke von Pertz ein aus der Tiefe des preußischen Staatswesens geschöpftes Abbild, zu welchem ein ungeheures, doch wohlgesichtetes Material Gestalt und Farbe geliefert hat. Ein so hohes Ziel der Geschichtsschreibung hat F. Arndt, der Autor des uns vorliegenden Buches: Hardenbergs Leben und Wirken, nicht erreichen wollen und können; er hat sich mit einer populären Darstellung begnügt.

Die Forschungen der letzten Jahre, wie sie Häusser in der dritten Auflage seiner deutschen Geschichte niedergelegt, boten dem Verfasser den Grundstock für eine neue Anschauungsweise seines Helden, und den Standpunkt des älteren Biographen Klose überschritten zu haben, darf er sich allerdings rühmen. Eine edle, feste, gedrungene Sprache zeichnet das Buch aus. Ueberall ist das Gefühl für Preußens und Deutschlands Ehre merkbar und wirksam. Der Autor hängt mit ganzer Seele an der Idee der Neuzeit, er ist den Strebungen des modernen Fortschritts auf's Innigste und Eifrigste zugethan und jede Seite wirft den Reflex dieser lebhaften Stimmung. Mag er hin und wieder etwas scharfer Ausdrücke sich bedienen, die vielleicht zum Wohle der objektiven Haltung des Ganzen zu vermeiden waren: man hat an keiner Stelle eine tendenziöse Verletzung der Unparteilichkeit vor sich, wenn auch die Gründe für das Benehmen der Gegner Hardenbergs nicht durchweg mit voller Klarheit entwickelt sind. Diese Kritik hätte aber ein weiteres Zurückgehen auf Preußens Zustände vor der Regierung Friedrich Wilhelm III. erfordert und dergleichen lag unstreitig außerhalb des Planes einer summarischen Erzählung.

Die beste Eigenschaft der neuen Biographie des großen Staatsmannes ist die Präzision und überhaupt die Wahrheitsliebe, welche die Charakterzeichnung offenbart. Nicht allein ward Hardenberg mit Lust und Liebe geschildert, sondern auch gerecht, offen, freimüthig, ohne Schönrednerei und doch künstlerisch abgerundet. Hardenberg's Charakter stellt seinem Biographen Schwierigkeiten entgegen, welche dem Wesen einer fein organisirten, sensitiven, sehr empfänglichen und sehr unbeugsamen Natur entspringen: der knorrige Eichenstamm, an den Stein's markige Gestalt erinnert, zeigt leichter erkennbare Züge, sein Wuchs und seine Haltung lassen seine Stärke und Größe schon von Ferne richtig veranschlagen. Das Buch von F. Arndt giebt häufig zu verstehen, wie wenig Hardenberg auf warme Anhänglichkeit und vertrautes Eingehen in sein innerstes Gedankengewebe rechnen durfte; bei einem Niebuhr fand er 1810 (in der Finanzreorganisation) den heftigsten und rücksichtslosesten Widerstand; sein bisher treuster Vertheidiger Wilhelm von Humboldt fiel 1815 in der wichtigsten Frage, der Verfassungsfrage, was die Generalkontrole der Finanzen betraf, von ihm ab und trat auf die Seite der bittersten Angreifer. Nur die kriegerischen Wiederhersteller des preußischen Staates: Blücher, Scharnhorst, Gneisenau waren seltsamer Weise am ersten geneigt, dem Staatskanzler Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Von Blücher geschah es einst bei einem feierlichen Anlaß. Auf einem Festmahl zu Ehren der russischen Fußgarden, die 1814 nach dem Pariser Frieden in ihre Heimat zurückkehrten, bat der Marschall Vorwärts um die Erlaubniß, die Gesundheit des Fürsten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen. Er hob besonders den Geist hervor, den Hardenberg den Verwaltungs-Behörden einzuflößen gewußt, und durch den er jene innige Verbindung der Nation zu einem Ganzen bewirkt habe, durch welche allein es möglich gewesen sei, in der Lage, in welcher das Vaterland sich befunden, das zu leisten, was wirklich geleistet worden; „diesem von Sr. Durchlaucht hervorgebrachten Geist sei es beizumessen, daß man im preußischen Staate jetzt nicht wisse, wo der Kriegerstand aufhöre und der Bürgerstand anfange; diese glückliche Verschmelzung sei ein charakteristisches Denkmal der gegenwärtigen Epoche; er wünsche, daß jene Verschmelzung unauflöslich bleibe, und versichere den Fürsten der Anerkennung und der achtungsvollen Ergebenheit des gesammten Heeres."

Blücher hatte ganz richtig aufgezeigt, was der Kern von Hardenberg's Wirken ausmachte: es war der Geist der Sammlung und Einigung aller Kräfte des Staates und der Gesellschaft. Durch Hardenberg war der Bauernstand zu einer edleren Menschenwürde erhoben worden. Stein's Werk der Mündigsprechung des Bürgers der Stadtgemeinden hatte Hardenberg mit Entschiedenheit fortgesetzt; er hatte unhaltbare, dem Zeitbedürfniß widerstrebende Privilegien beseitigt; er hatte den wahren Adel einer politischen und Geistes-Aristokratie gerettigt und dem Beamtenkörper den Stempel einer hochsinnigen Humanität aufgeprägt, welche ihn Jahrzehnde hindurch vor den Beamtungen der civilisirtesten Staaten Europas auszeichnete; er hatte mitten im Strudel des furchtbarsten Völkersturmes und des schmählichsten Verfalls der Monarchie Friedrich's des Großen nie einen Augenblick am Vaterlande verzweifelt, nie seine persönlichen Schwächen mit dem Gesammtwohl in Konflikt gebracht, immer das Beste und Edelste gewollt und die Aufgaben des modernen, von philosophischem Weltbürgerthum begründeten Preußens auf das Großartigste gewürdigt.

Ohne Hardenberg gab es kein 1813!

Was auf sein Privatleben traurige Schatten warf, ist von seinem Biographen F. Arndt nach Gebühr getadelt, aber dem erleuchteten Staatsmanne gegenüber in angemessenen Hintergrund gerückt worden. Hardenberg hat Tugenden geübt, welche seine Fehler gern übersehen lassen; er war ein bewußter Kämpfer der Zeitbewegung, ein bereitwilliges Werkzeug der erhabensten Zwecke der Vorsehung: darum Ehre seinem

*) Hardenberg's Leben und Wirken. Nach authentischen Quellen von F. Arndt. Berlin. Verlag von H. R. Sahlisch. Juni 1864. Ein Band von IV. und 276 S.

Kampfe, Ehre seiner bürgerlichen Heldengröße und ein achtungsvoll entblößtes Haupt vor seinem Grabmal! — —*)

Trauttwein von Belle.

Griechenland.

Die französische Hochschule in Athen.

I.

Deutsche, Franzosen und die klassischen Sprachen.

Lessing sagte einmal: der fleißige Deutsche macht die Kollektanea, die der witzige Franzose nutzt. Der deutsche Patriotismus, der heutzutage sitzlich genug geworden ist, um sich so wenig als möglich von seinem Nachbar beschämen zu lassen, wird diesen Ausspruch gern als veraltet zurückweisen wollen. Ist es doch fast hundert Jahre her, daß ihn Lessing fällte, zu einer Zeit, wo es demselben Lessing noch erlaubt war, sich zu wundern, wie man in Deutschland eine Nationalbühne schaffen wolle, da es doch Eine deutsche Nation gäbe. Es ist denn auch wirklich besser geworden, wenn auch nur erst seit Kurzem. Deutsche Gelehrte haben Werke geschrieben, an denen der Franzose neben dem Inhalt auch die Form anerkennt. Denn an unserer Gelehrsamkeit hat er nie gezweifelt, nur hat in seinem Munde das Eigenschaftswort la docte (Allemagne), das er uns zum Ueberdruß zu hören giebt, einen Beigeschmack von „schwerfällig." An einem Volke, das auf den Schein, auf die Toilette so viel Werth legt, das die Mode erfunden hat und dessen Höflichkeit sprichwörtlich geworden, darf es nicht wundern, wenn es auch in literarischen Dingen ein Feinschmecker ist. Ohne Eleganz des Ausdrucks, ohne Gefälligkeit der Form darf in Frankreich kein Werk auf Erfolg rechnen. Der natürliche Geschmack des französischen Volkes ist nicht der einzige Erklärungsgrund, wenn er auch der erste ist; die Erziehung hat viel dazu gethan. Die klassische Literatur ging von den vornehmen Kreisen aus, dem Hofe und den Salons, und die hier herrschende Gesellschaft zwang selbst die tragische Muse Racine's die Sprache des guten Tones zu reden. Wie sehr der Styl, die Form, das Blendende des Ausdrucks Alles überwog, sagt uns die bekannte Anekdote von Buffon, der seine feinsten Manschetten und prächtigsten Ringe anlegte, um sich zu einem glänzenden Style zu begeistern. Die klassische Literatur aber ist in den französischen Bürgerschulen (denn das sind die Gymnasien, in die jedes Kind von nur etwas vermögenden Aeltern geschickt wird, selbst wenn es keine gelehrte Carrière machen soll) ein Hauptzweig des Unterrichts geworden. Der französische Schüler studirt und kommentirt Voltaire, Montesquieu, die eleganten Kanzelredner wie Massillon, kurz alle klassischen Prosaisten; er lernt auf die Form Gewicht legen, sein eigner Styl bildet sich, denn vor Allem pflegt der Lehrer den Geschmack; die Sprache des Unterrichts ist die Muttersprache.

Wie ist es in Deutschland? Schon von Tertia an (ich spreche nach meinen Erinnerungen) geschieht die Erklärung der klassischen Autoren in lateinischer Sprache, die Ausgaben selbst sind lateinisch kommentirt, auf Geschmack und Styl wird bei der Uebersetzung gar keine Rücksicht genommen; deutsche Schriftsteller — kleine Proben ausgenommen, die man etwa beim Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte giebt — werden nie erklärt. Freilich ist der Deutsche auch auf Kosten seiner Muttersprache der größte Sprachgelehrte geworden, während der Franzose über die Pflege der seinen alle fremden Sprachen, todte wie lebende, vernachlässigt; denn jedes Ding hat seine Schattenseite. Was die lebenden Sprachen betrifft, so besitzt die slavische Race bekanntlich die größte Fertigkeit, sich dieselben anzueignen; doch scheint diese Fertigkeit eher eine Schwäche als eine Kraft; sie wurzelt in dem Mangel energischer Originalität; die Russen namentlich sind im Nachahmen fast Meister. Auch hätten sich vor Sebastopol russische Offiziere, in französischer Uniform verkleidet, als Spione in's feindliche Lager schleichen können, ohne erkannt zu werden — so täuschend vollkommen besaßen sie Geist und Laut der französischen Sprache.

Aber auch von den Asiaten läßt sich der Franzose hierin beschämen; Araber, Aegypter, Perser lernen seine Sprache sprechen; er allein lernt keine fremde. Wir „schwerfälligen" gebildeten Deutschen verstehen das leichte französische Idiom hinlänglich, um eine Zeitung oder einen Roman zu lesen; gelehrte Werke werden nicht mehr übersetzt, der Deutsche liest sie im Original, und in den gebildeten Ständen findet man überall Personen, die ein Gespräch in französischer Sprache führen können; ja man kann die Deutschen zu Hunderten zählen, die in französischer Sprache geschrieben haben, und mag immerhin mancher Germanismus, sogar mancher Fehler mit unterlaufen, ihre Gedanken haben doch den Ausdruck gefunden, durch den sie dem Franzosen verständlich sind.

Wie sieht es dagegen in Frankreich aus? Nun, die Antwort fällt leicht, die Franzosen bekennen es selbst, daß ihre Unkenntniß fremder Sprachen nachgerade eine Schmach wird. In den Handelsstädten wird hier und da wohl etwas Englisch geradebrecht und an den Gränzen versteht man natürlich auch Spanisch und Italiänisch; unter den Fakultäts-Professoren giebt es auch Gelehrte (ich nenne Villemain, Guizot, St. René-Taillandier, Demogeot, Philarète Chasles u. s. w.) die die englische und italiänische Literatur in den Originalen studirt haben; der Personen aber, die aus reinem Bildungs-Bedürfniß diese Sprachen lernen, wenn auch neuerdings das Englische in Mädchen-Pensionaten „Mode" geworden, sind so wenig und das Resultat ihrer Studien ist so gering, daß an einen Vergleich mit denselben Studien bei andern Völkern nicht zu denken ist.

Was nun vollends das Deutsche betrifft, so lassen sich in Frankreich vielleicht zehn, vielleicht — nein, es lassen sich nicht zwanzig Gelehrte finden, die ein deutsches Werk so fließend lesen können, als man in Deutschland französische liest. Von den übrigen Gesellschafts-Klassen will ich gar nicht sprechen. Zwar ist seit dreißig Jahren ein gewaltiger Fortschritt gemacht worden — ich habe ihn vor einiger Zeit anderswo auf die anerkennendste Weise geschildert, — indem die deutsche und die englische Sprache an den Staatsgymnasien eingeführt worden sind. Aber erstens waren die alten Vorurtheile noch zu gewaltig, von den übrigen im französischen Naturell wurzelnden Schwierigkeiten nicht zu reden, sodann fing man den Unterricht zu spät an — in Tertia — um den gewünschten Erfolg zu erzielen. Auch hat der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts den Beginn dieses Unterrichts auf Sexta festgesetzt und überhaupt ist die Erkenntniß des Bedürfnisses lebhaft erwacht, so daß sicher in einigen Jahren der Deutsche nicht mehr die Höflichkeit zu haben braucht, den ihn besuchenden

*) Damit auf die Sorgfalt des Autors kein ungerechtfertigter Vorwurf falle, bemerken wir ad vocem „Baseler Friede von 1795," daß die Angabe, die Grafschaft Mark sei in demselben an Frankreich abgetreten worden, von einem bösen Druckfehler herrührt: es muß heißen „Grafschaft Mörs," nur diese liegt auf dem linken Rheinufer!

Anmerk. des Referenten.

Franzosen französisch anzureden. Wie es aber heute steht, hat es der Franzose erleben müssen, daß — um nur von gelehrten Studien zu sprechen — ein Deutscher, Diez, die gründlichste provenzalische Grammatik, daß ein Deutscher, Zeuß, die erste Grammatik der Ursprache Frankreichs, des Keltischen, geschrieben hat, daß zwei neue Wissenschaften, die vergleichende Sprachwissenschaft und die vergleichende Mythologie, von deutschen Sprachgelehrten gegründet worden sind, lauter Arbeiten, die ohne Kenntniß der lebenden Sprachen nicht möglich gewesen wären.

Was die todten Sprachen betrifft, (ich meine hier die klassischen: das Lateinische und Griechische), so flieht der Franzose alle Pedanterei, nur manchmal auf Kosten der Gründlichkeit; beide überläßt er den Deutschen. Was die Gründlichkeit betrifft, so hilft er sich, Lessing's Worten gemäß, mit den deutschen Arbeiten; sind doch eine Menge Ausgaben klassischer Schriftsteller von Deutschen lateinisch kommentirt, und ist ja ein philologisches Werk, z. B. ein Lexikon, deutsch abgefaßt, so findet man eben hier und da Jemanden, der bereitwillig genug ist, die betreffenden Stellen in's Französische zu übersetzen. Die lateinische Sprache ist die Mutter des Französischen, sie wird denn auch gepflegt, das Lehrerpersonal ist dem deutschen gewachsen; wer indeß kein Fachstudium daraus macht, vergißt es ziemlich schnell, und selten kann ein Mann von Welt, der löblicher Weise gelehrte Studien liebt, unter denen die archäologischen am meisten gepflegt werden, beim Quellenforschen eine Uebersetzung entbehren. Was aber das Griechische betrifft, so steht es schwach aus; ein Jahr nach beendigten Gymnasialstudien kann selten Jemand noch einen griechischen Autor lesen, und obgleich Frankreich zu allen Zeiten große Hellenisten besessen hat, so ist doch im Allgemeinen die Kenntniß des Griechischen im französischen Gelehrtenstande viel geringer als im deutschen. Und dennoch hat Frankreich einen großen Vorzug vor Deutschland. Die Kenntniß der klassischen Welt, wenigstens der lateinischen, ist in den gebildeten Ständen Frankreichs verbreiteter als bei uns, Dank den zahlreichen eleganten Uebersetzungen, die von allen namhaften Autoren (Plutarch so gut wie dem heil. Augustin) existiren. Ich betone das Wort elegant; die deutschen Uebersetzungen sind holpricht und sagen Niemanden zu, außer den Schülern, die eine Eselsbrücke brauchen; die französischen lassen sich wie ein heimisches Werk lesen. Nur die poetischen Werke sind auszunehmen, denn die ausgezeichneten Uebersetzungen der griechischen Tragödien, wie sie Minkwitz gegeben hat, sind in Voltaire's Sprache unmöglich. Was ferner die Ausgaben der klassischen Autoren betrifft, so ziehe ich die französischen den deutschen vor, obgleich die ersteren viel aus den unsern geschöpft haben. In einer französischen Schulausgabe des Sophokles z. B. wird fortwährend auf die meines ehemaligen Lehrers, Prof. Wunder in Grimma, hingewiesen und manche Erklärung benutzt, aber manche auch geistreich kritisirt und Alles geschmackvoll, statt in staubigem Latein, in fließender Muttersprache entwickelt. In Betreff der Ausgaben muß ich auf einen gewaltigen Kontrast aufmerksam machen. Die meisten französischen Gesammtausgaben eines Schriftstellers sind in der Regel (wie in der bekannten Sammlung von Panckoucke) mit der Uebersetzung und zahlreichen Erläuterungen versehen; die Schulausgaben aber sind nicht vollständig; man hat sie im Interesse der Moral von den allzu „antiken" Stellen gereinigt. Da aber der Lehrerstand eine korrekte, vollständige und wohlfeile Ausgabe braucht, so findet seit einigen Jahren der Teubner'sche und Tauchnitz'sche Verlag in Frankreich einen gewaltigen Absatz. Daneben aber behelfen sich, was griechische Autoren anlangt, die Schüler und leider auch manche Lehrer mit einer Gattung von Ausgaben, die der Verderb aller gründlichen philologischen Kenntniß ist. In demselben steht nämlich nicht nur eine gute Uebersetzung unter dem Texte, sondern auch eine andre demselben Wort für Wort folgende auf der Nebenseite. Das war nun freilich Alles nicht immer so.

Auf das Fieber der Renaissance folgten die ernsten Studien von Port-Royal; Racine las und lernte einen ganzen griechischen Roman auswendig. Die „griechische Grammatik von Port-Royal", verfaßt von Dom Claude Lancelot (geb. in Paris 1615, gest. im Exil zu Quimperlé 1695, der auch eine lateinische Grammatik geschrieben hat), blieb bis auf dieses Jahrhundert im Gebrauche. Daneben aber erschien ein seltsames Werk, das in Deutschland wohl wenig bekannt, doch jeden Schulmann interessiren wird und sich bis auf den heutigen Tag in den Gymnasien erhalten hat; erst von diesen Ostern an hört es auf, Schulbuch zu sein. Es ist Le jardin des racines grecques réunies par Claude Lancelot et mises en vers par Louis Isaac le Maistre de Saci. (Der letztere, geistlicher Direktor der Nonnen zu Port-Royal, geb. in Paris 1613, gest. 1684, ist bekannt durch seine Bibelübersetzung, die er während seiner Gefangenschaft in der Bastille begann, wo er 1666 eingeschlossen wurde). Das Buch, zuerst 1657 erschienen, besteht aus 216 zehnzeiligen Strophen und enthält die griechischen Wurzelwörter*) mit ihrer Bedeutung; die Uebersetzung ist bizarr und oft mit Flickwörtern versetzt, aber grade dadurch prägt sie sich dem Gedächtniß ein. Der Schüler lernt so mehr spielend eine Menge Wörter, von denen die übrigen abgeleitet werden; und das ist der Grund, warum ein ausgezeichneter Gelehrter, Herr Ad. Regnier, noch unlängst eine neue Ausgabe davon, bereichert mit Abhandlungen, besorgt hat; geschöpft hat er diese Bereicherungen zum großen Theil aus einem deutschen Werke, dem etymologischen Wörterbuche der griechischen Sprache von Dr. Wilh. Pape (Berlin 1836). Der Merkwürdigkeit wegen will ich die erste Dekade hier geben:

A fait un prive, augmente, admire.
Ἀάζω, j'exhale et j'aspire.
Ἄβαξ, comtoir, damier, buffet.
Ἀβρός, lâche et mou, beau, bien fait.
Ἀβρότη, nuit, temps où l'on erre.
Ἀγαθός, bon, brave à la guerre.
Ἀγάλλω, pare, orne et polit.
Ἄγαν, trop ou beaucoup se dit.
Ἀγανακτέω, je m'indigne.
Ἀγαπάω, aimer te désigne.

Bis auf die Revolution blieb der Gymnasialunterricht ungefähr dem deutschen ähnlich, in den höheren Klassen sprach man lateinisch; von den französischen Schriftstellern zog man nur die Kanzelredner in den Unterricht. Ein Fortschritt geschah durch den berühmten Rollin (1661 bis 1741; 1694 Rektor der Universität Paris), der den Unterricht in der Geschichte einführte; doch diente dieselbe mehr als Beleg zur Sittenlehre denn als wirklich historische Wissenschaft. Aus der Restauration ging auch der Umschwung des Unterrichts hervor. Unter der Revolution gab Villemain durch sein Beispiel der Behandlung den Anstoß zur Einführung der französischen Schriftsteller in die Gymnasien; Guizot setzte für den Geschichtsunterricht in den höhern Klassen, wo er bisher von dem Klassenlehrer gegeben wurde, einen eignen Professor ein. Der philologische Unterricht wurde dadurch gehoben, daß 1824 die Uebung im Uebersetzen aus dem Französischen in's Griechische vorgeschrieben

*) oder was Lancelot irrthümlich dafür hielt.

wurde. Dies machte nämlich die Besorgung eines guten Lexikons nöthig. Bisher hatte man sich mit dem höchst mangelhaften griechisch-lateinischen Wörterbuche beholfen, das der Philolog und Rektor des Gymnasiums zu Leyden, Cornelius Schrevelius (geb. zu Harlem um 1615, gest. 1664 oder 67), im Jahre 1645 herausgegeben hatte und das 1809 von Quénon ins Französische übersetzt worden war. In demselben Jahre gab Joseph Planche (geb. in Paris 1769, gest. 1853), Professor am Collège de Bourbon — jetzt Lyceum Bonaparte — das erste griechisch-französische Wörterbuch heraus, in dessen Vorrede er sagt: „Wie manches Mal hat Herr Le Chevalier, gleich bewandert in den alten wie neuern Sprachen, sich nicht ein Vergnügen daraus gemacht, mir sofort die Stellen aus dem griechisch-deutschen Wörterbuche Schneider's u. a. zu übersetzen. Darauf erschien 1824 von demselben unter Mitarbeit der Herren Alexandre und Dufoucompret ein französisch-griechisches Wörterbuch, während Herr Alexandre seinerseits ein ebenfalls auf Schneider's, Passow's und andrer deutschen Philologen gestütztes griechisch-französisches Wörterbuch herausgab, das 1844 die neunte Auflage erlebte und jetzt auf allen Gymnasien eingeführt ist. Nicht minder auf deutschen Fleiß gestützt ist die griechische Grammatik Burnouf's, deren erste Ausgabe 1813 erschien und durch die endlich die alte Grammatik von Port-Royal verdrängt wurde. Charakter und Erfolg des heutigen Unterrichts habe ich schon gezeichnet. Ich komme nun auf Lessing's Ausspruch zurück.

So mangelhaft es auch mit der Philologie in Frankreich deutscher Gründlichkeit gegenüber aussieht, so viel die französische Gelehrsamkeit hierin deutschem Fleiße verdankt, die Ausbeute ist in Frankreich immer besser ausgefallen. Welch großer Unterschied zwischen dem von dem berühmten Hermann in Leipzig geleiteten griechischen Seminar und der Pariser Normalschule — Fakultät zur Bildung von Universitäts-Professoren —! Wie geschmackvoll ist hier der Unterricht, wie führt er in das Verständniß des antiken Geistes, der antiken Civilisation ein! Und trotz der wahrhaft erschrecklichen Gelehrsamkeit, die wir besitzen, ist es uns doch nie eingefallen, eine Anstalt, wie die französische Hochschule in Athen, l'Ecole française d'Athènes, zur Ausbildung unsrer Lehrer und Hellenisten, zur tieferen Erforschung der griechischen Welt zu gründen. Wenn hervorragende Männer wie Otfried Müller, Göttling u. s. w. von richtigem Geschmack getrieben wurden, die griechischen Autoren an Ort und Stelle zu studiren, so überließ man sie ihrem Schicksal. Und doch saß ein deutscher Königssohn auf Griechenlands Thron. Nun, an Königen und Königssöhnen fehlt es dem deutschen Volke nicht, nur an Einem fehlt's ihm, was aber Alles ist: an einem deutschen Staate. Auch unsre deutsche Gelehrsamkeit, die uns in der ganzen Welt berühmt gemacht hat, läßt uns denselben nicht vermissen, im Gegentheil bedarf sie seiner erst zu ihrer Vollendung. Was hätten deutsche Gelehrte nicht erforscht, sie, denen kein Jota in der ganzen griechischen Literatur entgeht, wenn ihnen eine deutsche Hochschule zu Athen offen gestanden hätte! Ich will ihnen denn die Geschichte und die Bedeutung dieser französischen Anstalt schildern. Ein Bericht von E. Vinet im Journal de l'instruction publique erleichtert mir die Mühe. Hermann Semmig.

Italien.

Die Reisen und die Schauspiele der alten Römer.*)

Die politische Geschichte Rom's ist wie keine andere von den verschiedensten Standpunkten aus betrachtet und durchforscht worden, so daß sie zu einem gewissen Abschlusse gekommen ist. Die Kulturgeschichte steht hierin der politischen weit nach. Die verschiedenartigsten Stoffe, die sie umfaßt, lassen eine einheitliche Behandlung weniger zu. Sie zerfällt in so viele gesonderte Disciplinen, als es Aeußerungen des Volkslebens giebt, und wenn auch einzelne derselben schon treffliche Bearbeiter gefunden haben, so bleibt doch für andere noch Vieles zu thun. Das gilt namentlich von der Sittengeschichte. Eine Gesammtanschauung kann hier nur aus der Betrachtung der einzelnen konkreten Erscheinungen gewonnen werden. Je genauer und vollständiger die Darstellungen der einzelnen Partieen sind, desto bestimmter und treuer wird sich von selbst das Gesammtbild des Volkes aus seinen Sitten, Neigungen und Gewohnheiten ergeben. Zu diesem Zwecke behandelt das unten angezeigte Werk, dessen zweiter Theil uns vorliegt, die Sittengeschichte Roms aus der Zeit der ersten Kaiser, in gesonderten Abschnitten einzelne Richtungen des römischen Volkslebens in einer genau begränzten Zeit auf ebenso erschöpfende wie anziehende Weise vorführend. Die Darstellungen, die dieser Theil bringt, betreffen die Reisen und die Schauspiele der Römer, beide die besten Gradmesser des Kulturzustandes eines Volkes; denn der größere oder geringere Hang zu Reisen läßt auf eine größere oder geringere geistige und industrielle Regsamkeit des Volkes schließen, und aus der Beschaffenheit der Schauspiele, an denen ein Volk Geschmack findet, kann man am besten den Grad der ethischen und ästhetischen Bildung desselben erkennen.

Gleich zu Anfang tritt der Verfasser dem bisherigen Vorurtheile entgegen, daß die Römer nur selten und ausnahmsweise gereist seien. Nirgends und zu keiner Zeit ist vor Einführung der Eisenbahnen mehr gereist worden, als in den ersten Jahrhunderten nach Christo. Dazu forderte besonders die Sicherheit und Regelmäßigkeit des Verkehrs in Folge des Weltfriedens, die Großartigkeit des Straßensystems und die verhältnißmäßige Schnelligkeit, mit der man reiste, auf. Der Zweck der Reisen war ebenso mannigfaltig, wie bei uns. Es reisten Beamte in ihrem Berufe und Kaufleute in ihren Geschäften; wissenschaftliche Reisen wurden theils von Fachgelehrten, theils von jungen Leuten zur Ausbildung nach den berühmtesten Studiensitzen unternommen; Sophisten und Rhetoren, Künstler und Virtuosen reisten, um durch Vorträge und Vorstellungen Ruhm und Geld zu ärndten; man reiste zu religiösen Festen und Feierlichkeiten und endlich der Gesundheit und Erholung wegen in Bäder und andere Luft und Zerstreuung bietende Orte. Nicht minder häufig waren Reisen von Touristen, die blos aus Wanderlust, aus dem Verlangen nach Veränderung, nach neuen Eindrücken, nach Bildung und Unterhaltung unternommen wurden. So groß aber auch der Hang zu Wanderungen war, so daß selbst Kaiser wie Hadrian ihm nicht widerstehen konnten, blieben die Reisen doch nur auf die römische Welt beschränkt, und auch hier schlugen die meisten Touristen nur die Richtung nach dem

*) Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgange der Antonine. Von Ludwig Friedländer, Prof. in Königsberg. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1864.

Osten und Süden ein, nach Griechenland, Kleinasien und Aegypten. Ueberall boten da Tempel und Museen, Kunstsammlungen, Naturseltenheiten, ethnographische und historische Merkwürdigkeiten, Reliquien aus der Heroenzeit die reichste Gelegenheit, Schaulust, Neugier und Wißbegierde zu befriedigen. Fremdenführer, zuweilen gebildete Männer, meist aber Leute, die ihr Geschäft handwerksmäßig betrieben und ihre auswendig gelernten Erklärungen und nach dem Geschmacke der Menge erfundenen Geschichtchen in größter Ausführlichkeit hersagten, fanden sich fast an jedem Orte, die Reisenden mit den Merkwürdigkeiten bekannt zu machen.

Bei den Reisen der Römer trat das Kunstinteresse gegen das historische zurück. Man sah mehr auf die Berühmtheit des Werkes oder des Künstlers, als auf den wirklichen Werth. „Wer eine Statue oder ein Bild einmal gesehen hat, geht befriedigt weiter und kehrt nicht wieder," heißt es in einer Tacitäischen Schrift. Man sah, um gesehen zu haben, und auch in dieser Beziehung glichen die damaligen Römer den heutigen Engländern ebenso sehr, als in dem eifrigen und gewissenhaften Aufsuchen historischer Erinnerungen.

Mehr als das Kunstinteresse trieb das Interesse an der Natur die Römer bei ihren Reisen. Das antike Naturgefühl unterscheidet sich von dem modernen am meisten durch seinen religiösen Charakter. Wie sehr auch der alte Götterglaube im Laufe der Jahrhunderte gesunken war: in der Einsamkeit und Stille der Natur, wo man sich der Gottheit näher und von ihrem Walten unmittelbar berührt oder ihres Schutzes bedürftig fühlte, regten sich religiöse Empfindungen öfter und stärker, als im Lärm und Gewühl der Städte. Dazu kam das Interesse der Oertlichkeiten, die von Dichtern verherrlicht worden oder durch seltene Naturerscheinungen berühmt waren. Häufig suchte man auch Gegenden ihrer Naturschönheit wegen auf. Schöne Meeres-, See- und Flußufer lockten die Römer nicht blos zu vorübergehenden Besuchen, sondern zur Anlegung bleibender Wohnstätten, wozu sie gern hohe Punkte wählten, welche weite und mannigfaltige Aussichten beherrschten. Im Allgemeinen suchte man liebliche und heitere Landschaften, Thäler und Hügelländer, Abhänge der Vorberge. Das Verständniß für die Schönheiten des Hochgebirges fehlte den Alten. Die Alpenwelt in der Schweiz erregte ihnen ähnliche Empfindungen, wie den neueren Reisenden etwa die Eiswüsten des Nordpols, nur ohne die jetzige Bewunderung für die schauerliche Erhabenheit solcher Scenen. Das Gefühl für das Wilde und Romantische in der Natur ist erst seit dem vorigen Jahrhundert in Europa allgemein.

Eine solche Erweiterung, ja Umgestaltung des Naturgefühls konnte nur aus einem wesentlich veränderten Verhältniß der Menschen zur Natur hervorgehen. Die moderne Betrachtung ahnt in der Natur eine Seele, von der die menschliche nur ein Theil oder der sie doch innig verwandt ist. Darum erblickt sie in den unendlich mannigfaltigen Erscheinungen der Sinnenwelt Spiegelbilder ihrer eigenen wechselnden Zustände; sie meint die Sprache der Natur belauschen und verstehen zu können, sie sucht und findet in ihrer immer gleichen Stille, Reinheit und Größe eine stets bereite Zuflucht vor dem Gewühl, dem Schmutz und der Kleinlichkeit des menschlichen Daseins. Die neueste Zeit hat sich gerade in die Erscheinungen und Scenen mit Vorliebe versenkt, die zu ihren titanischen Gefühlen, zu ihrer namenlosen Sehnsucht, zu ihrer Lust an Schmerz, Zerrissenheit und Verzweiflung zu stimmen schienen. So fremd wie diese subjektive Betrachtung dem Alterthum war, so fremd war ihm auch die ästhetische, die in der Landschaft ein von der Natur gleichsam in künstlerischer Absicht geschaffenes und mit einer bestimmten Individualität begabtes und beseeltes Ganze sieht. Auch die Betrachtungsweise ist eine sehr moderne, wenigstens hat die auf ihr beruhende Landschaftsmalerei sich als selbständig darstellende Kunst doch erst im 17. Jahrhundert entwickelt. An den zahlreichen trefflichen Naturbeschreibungen, die wir aus dem Alterthum haben, vermissen wir durchaus den landschaftlichen Sinn. Die Aufmerksamkeit ist mehr auf die einzelnen Erscheinungen, als auf ihr Zusammenwirken zum Ganzen gerichtet. Vor Allem fehlt ganz und gar — und dies ist der wesentliche Unterschied zwischen der heutigen und der antiken Naturbeschreibung — die Hervorhebung der Wirkungen des Lichtes und ihrer Modifikationen durch das Medium der Luft. Daß die Luftperspektive sich in der alten Malerei eben so wenig entwickelt hat, wie die Linearperspektive, kann nur daran liegen, daß das Bedürfniß nicht vorhanden war, die betreffenden Erscheinungen zur Darstellung zu bringen.

Mit der Beschränkung des Naturgefühls der Alten auf ein enges Gebiet der Erscheinungen hängt auch, wie es scheint, die Beschränkung ihrer Reisen auf ein verhältnißmäßig enges Ländergebiet zusammen, wozu noch kommt, daß zu Reisen in die Ferne wirksame Anregungen fehlten. Landschaftliche Bilder, die die Sehnsucht nach fernen Ländern hätten erregen können, gab es nicht. Die Kultur exotischer Gewächse beschränkte sich auf einige Palmen und Fruchtbäume; gruppenartige Zusammenstellungen exotischer Pflanzen, die ein Bild der tropischen Vegetation im Kleinen zu geben vermocht hätten, waren nicht vorhanden. Man ließ überhaupt im Gartenbau die Natur nicht frei walten, sondern zwängte sie in künstliche Formen, wie noch heute in Italien.

Der zweite Abschnitt handelt von den Schauspielen. Der Aufwand und die Mannigfaltigkeit der Schauspiele geben den besten Maßstab für die Großartigkeit des damaligen Roms und sind vorzugsweise charakteristisch für die geistigen und sittlichen Zustände der Römer. Ursprünglich zur Verherrlichung der Götter bestimmt, hatten sie ihre religiöse Bedeutung längst eingebüßt und waren schon in den letzten Zeiten der Republik das wirksamste Mittel zur Erwerbung der Volksgunst. Den Kaisern dienten sie, das Volk in guter Stimmung zu erhalten. Sie waren zugleich ein Surrogat der früheren Volksversammlungen. Die versammelte Masse gab in denselben den Kaisern ihre Ab- oder Zuneigung, ihre Wünsche, Bitten und Beschwerden zu erkennen, und sie benutzte sie häufig zu eigentlichen politischen Demonstrationen. Den Kaisern boten sie Gelegenheit, mit dem Volke persönlich zu verkehren, dessen Zuneigung durch Huld und Herablassung zu gewinnen. Die bedeutenden Kosten der Spiele lasteten, abgesehen von den kaiserlichen Schauspielen, deren Aufwand die Provinzen trugen, auf dem Senatoren-Stande; denn die von der Staatskasse gezahlten Zuschüsse gewährten nur eine geringe Entschädigung. Die Ausstattung der Spiele war eine Steuer der Aristokratie zu Gunsten des Proletariats, die nicht wenig dazu beitrug, allmählich die vornehmen Familien zu Grunde zu richten. Mit den Spielen waren Bewirthungen und Geschenke an das Volk verbunden.

Der entsittlichende Einfluß der Schauspiele beschränkte sich nicht auf die unteren Klassen; selbst Personen aus den höheren und höchsten Ständen schämten sich nicht, öffentlich als Gladiatoren, Schauspieler, Sänger und Tänzer aufzutreten. Die Parteien für die Wettkämpfenden in dem Circus erwuchsen allmählich zu Fakti-nen, die später in Konstantinopel eine religiöse und politische Färbung annahmen und das Reich mit Aufruhr erfüllten. Noch weit verderblicher wirkten die Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen im Amphitheater. Das Betrübendste ist, daß wir in der ganzen rö

mischen Literatur kaum einer Aeußerung des Abscheues begegnen, den die heutige Welt gegen diese unmenschlichen Lustbarkeiten empfindet. Nur der Philosoph Seneca hat sich in der Auffassung auch dieses Gegenstandes zu einem allgemeineren menschlichen Standpunkte erhoben und nennt dieses Spiel geradezu einen Mord. Wie selbst auf bessere Gemüther das Anschauen solcher Kämpfe eine unwiderstehliche Wirkung übte, davon erwähnt Augustinus ein merkwürdiges Beispiel. Einer seiner Freunde, Namens Alypius, ein junger Mann von guten Sitten, hielt sich in Rom auf, um die Rechte zu studiren. Er begegnete eines Tages einigen Freunden, die ihn trotz seines Sträubens mit freundlicher Gewalt in's Amphitheater führten. Er, ein Christ, rief wiederholt, sie könnten seinen Leib zwar dahin schleppen, aber nicht seine Seele; er werde mit geschlossenen Augen dasitzen und in Wirklichkeit abwesend sein. Er befolgte seinen Vorsatz; aber als ein ungeheures Geschrei, durch irgend einen Zufall des Kampfes veranlaßt, sein Ohr traf, ließ er sich von Neugier verleiten, die Augen aufzuschlagen, und, sagt Augustinus, seine Seele wurde von einer schwereren Wunde getroffen, als der Leib dessen, den zu sehen er begierig war, und er fiel jammervoller als der, bei dessen Fall sich jenes Geschrei erhoben hatte; denn mit dem Anblick des Blutes sog er Unmenschlichkeit ein, er wendete sich nicht ab, er heftete den Blick darauf, er ward von der blutigen Wollust berauscht. Was soll ich noch mehr sagen? Er sah zu, er schrie, er entbrannte, er nahm jenen Wahnsinn mit sich fort, der ihn zum Wiederkehren stachelte."

Die Schauspiele des Amphitheaters verbreiteten sich durch das ganze römische Reich; jede irgend bedeutende Stadt hatte ihre Arena. In Griechenland setzte die größere Bildung und Gesittung des Volkes anfänglich der Einführung der Fechterspiele einen lebhaften Widerstand entgegen. Allmählich gewöhnte sich das Volk an sie, und sie boten den Reichen ein Mittel, sich der Volksgunst bei Bewerbung um Aemter in ihrer Heimat zu versichern. Die Gebildeten waren einstimmig in ihrer Verdammung. Viel leichter fanden die Spiele Eingang in Kleinasien und im eigentlichen Orient, mit Ausnahme von Palästina. Die Juden waren das einzige Volk im römischen Reiche, das sich von den Spielen, die die idumäischen Könige auch in Jerusalem und anderen Städten einführten, immer voll Abscheu abgewandt hat. Das Christenthum vermochte nur allmählich die alte Welt von diesen blutigen Schauspielen zu entwöhnen. Im Orient hörten die Gladiatorenkämpfe gegen Ende des vierten Jahrhunderts auf; in Rom soll sie der Kaiser Honorius 404 aufgehoben haben. Die Thierhetzen dauerten im Orient wie im Occident bis in das sechste Jahrhundert fort.

Das Interesse für die Theaterspiele war ein weit geringeres, als für die Spiele des Circus und des Amphitheaters. Die Bühne konnte ihre Anziehungskraft für die Masse nur durch rohe Belustigung und raffinirten Sinnenkitzel behaupten und trug so zur Corruption und Verwilderung Roms nicht am wenigsten bei. Nur die niedrigsten Gattungen des Dramas, die Atellane und der Mimus, behaupteten sich auf dem Theater. Die kunstmäßige Tragödie und Komödie war nur auf eine kleine Minorität der Gebildeten angewiesen. Seit dem zweiten Jahrhundert nahmen die Stelle der Trauerspiele nur Gesangsscenen und pantomimische Tänze ein. Die allgemeine Verständlichkeit pantomimischer Darstellungen auch für die des Lateinischen und Griechischen Unkundigen trug gerade in Rom mit seiner aus allen Ländern zusammengeflossenen Bevölkerung dazu bei, dieser Gattung den Eingang und bald die Herrschaft auf der Bühne zu verschaffen. Die Gegenstände waren mythologisch und nur ausnahmsweise historisch, am beliebtesten Liebesgeschichten, oft von der schlüpfrigsten Art. Statt der früheren einfachen Flötenbegleitung führte der Pantomime Pylades unter Augustus eine rauschende Orchestermusik aus Blase- und Saiteninstrumenten ein. Außer den Pantomimen wurden auch in Musik gesetzte Gedichte vorgetragen und sogenannte Pyrrhiche aufgeführt, Tänze, die in verschiedenen Gruppirungen, Verschlingungen und Lösungen bestanden und zuweilen auch mythologische Stoffe darstellten, ganz ähnlich unserem modernen Ballet. Die Schauspieler, Sänger und Tänzer, die meist Sklaven oder Freigelassene waren und für bürgerlich ehrlos galten, schwangen sich trotzdem zu sehr glänzenden Stellungen auf. Man häufte auf sie Ehrenbezeugungen und Belohnungen, sie erfreuten sich oft der Gunst der Kaiser und Kaiserinnen, und ihre Gesellschaft wurde von Personen höherer Stände eifrig gesucht. Die Rivalität bedeutender Künstler führte auch im Theater Parteiungen herbei, die oft zu Theatertumulten Veranlassung gaben.

Am spätesten bürgerten sich in Rom die griechischen Kämpfe und Spiele der Athleten ein. Der Widerwille der Römer gegen die griechische Gymnastik und Athletik beruhte zunächst auf dem Schicklichkeitsgefühl, dem die Nacktheit für unanständig galt, und der Mißbilligung aller nicht auf die Ausbildung für den Kriegsdienst gerichteten Körperübungen, sodann auch auf der Besorgniß, es könnte die Jugend wie in Griechenland sich durch die Gymnasien an ein müßiggängerisches Leben gewöhnen. Es betheiligten sich daher erst spät, seit Nero und Domitian, auch einzelne Freie an den Uebungen, zumal die bürgerliche Stellung der Athleten eine günstigere war, als die der übrigen Schauspieler. In den griechischen Provinzen erfreuten sich die Athleten, besonders die in den Kampfspielen gekrönten, mancher selbst von den Kaisern anerkannten Privilegien, und je mehr durch Aufnahme griechischer und orientalischer Kulturelemente die völlige Auflösung des eigentlichen Römerthums befördert wurde, desto mehr schwand auch in Rom die Abneigung und Opposition gegen das Athletenthum, die im dritten Jahrhundert völlig aufgehört zu haben scheint. M.

Orient.

Zur Geschichte des Judenthums.

In zwölf Vorlesungen hat Herr Dr. Geiger die Geschichte des Judenthums einem gebildeten Kreise von Zuhörern vorzutragen versucht*), und wenn er in der ersten Vorlesung über „das Wesen der Religion" im Allgemeinen und in der zwölften über die Juden „in der Zerstreuung" spricht und dabei auch die Entstehung und die Entwickelung des Christenthums und dessen kirchliche Welt-Macht zu Gegenständen seiner Vorlesungen macht, so läßt sich wohl denken, daß (auf 156 Seiten) nicht sowohl Thatsachen, Geschehnisse, als vielmehr Resultate der Forschungen aus der Geschichte des Judenthums geboten werden sollen, und es sind auch nur, so zu sagen, „die Spitzen der Ergebnisse" geschickt zusammengefaßt und vorgeführt, die aber Zeugniß von dem denkenden und forschenden Geiste des Verfassers geben. An einzelne Männer und Erscheinun-

*) Das Judenthum und seine Geschichte. In zwölf Vorlesungen. Nebst einem Anhang: Ein Blick auf die neuesten Bearbeitungen des Lebens Jesu. Von Dr. Abraham Geiger, Rabbiner der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. Breslau, 1864. Verlag der Schletter'schen Buchhandlung (H. Skutsch). X. und 181 S.

gen anknüpfend, reiht Herr Geiger ganze Perioden und Phasen der Geschichte an, so daß diese Männer ihre ganze Zeit charakterisiren. Der Verfasser selbst nennt deshalb diese Vorlesungen geschichtliche Betrachtungen, die einen tieferen Hintergrund bemerklich machen und die ernsten Studien, welche ihnen zu Grunde liegen, durchblicken lassen.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Verfasser so manche Worte und Begriffe, welche in früherer Zeit oder ursprünglich in ganz anderem Sinne gesprochen und aufgefaßt, später aber fast gewohnheitsmäßig nachgesprochen und bei veränderten Zeiten und Verhältnissen beibehalten und mißverstanden oder mißdeutet wurden, wieder auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückgeführt hat, indem er ihre Entstehung und Entwickelung klar nachgewiesen. „Gerade weil die Begebenheiten, sagt der Verfasser, welche hier behandelt werden, von dauerndem Einfluß geworden, haben sich Vorstellungen über sie gebildet, die man als vollkommen gesichert betrachtet, so daß eine jede Abweichung von ihnen höchst auffallend erscheint. Es wird den Meisten sehr schwer, unbeirrt von späterer Auffassungsweise, sich in die Zeit der Ereignisse und in die damals herrschende Richtung zu versetzen und offenen Blickes das zu betrachten, was gewesen, und nicht, was später daraus geworden; man identifizirt vielmehr die gegenwärtige, nach dem Verlaufe von etwa zwei Jahrtausenden entwickelte Gedanken-Richtung mit der früheren; man faßt Worte und Begriffe, die zur Zeit ihres ersten Gebrauches einen ganz anderen Sinn hatten, in demjenigen auf, welcher ihnen später allmählich beigelegt wurde und nun herrschend ist. Liest man nun die alten Schriften, welche jene Ausdrücke enthalten, mit Festhaltung des heutigen Sprachgebrauchs, so gelangt man nothwendig zu argen Mißverständnissen; dennoch sperrt man sich dagegen, wenn die ursprüngliche Bedeutung aufgezeigt und, gemäß dieser, dann auch die ganze damalige Gedankenrichtung beleuchtet wird. Die Worte: „Pharisäer", „diese Welt", „die zukünftige Welt", „Gottesreich" und ähnliche gehören in diese Gattung von Worten, die in ihrer Begriffsbestimmung eine bedeutende Umwandelung erfahren haben. . . . Wollen wir das Alterthum begreifen, so müssen wir seine Sprach- und Denkweise verstehen und es nicht mit unserem Maßstabe messen."

Ueber „Pharisäer und Sadducäer" hat sich der Verfasser früher in einer auch in diesen Blättern*) besprochenen Broschüre ausgesprochen und hier nur in Kürze die Resultate jener Schrift dargelegt. Zum näheren Verständniß des oben Gesagten mag hier stehen, was Herr Dr. Geiger über den Begriff „zukünftige Welt" sagt. Dieses Wort, welches später in das so vielfach mißverstandene Wort „Himmelreich" ist umgewandelt worden, hat die größten Begriffsverwirrungen und die gröbsten Extravaganzen in der wirklichen Welt erzeugt. Hören wir unseren Verfasser darüber: „Gesunde Zeiten, gesunde Völker haben das entschiedene Bewußtsein ihrer geistigen Kraft, sie fühlen die Unendlichkeit und Ewigkeit des Geistes bereits in der Gegenwart; die tüchtige geistige Kraft ist so mächtig, daß sie, alles Endliche überwiegend, keiner weiteren Bürgschaft für sich bedarf. Gesunde Zeiten, gesunde Völker kommen nicht darauf, den Geist als ein schwächliches Gebräu zu betrachten, als ein Gemisch von Stoffwechsel, Nervensaft und Blutkügelchen; sie sind sich ihrer geistigen Selbständigkeit, der siegenden Macht, die in derselben liegt, der Bestimmtheit und Gesondertheit des Geistes vollkommen bewußt. Aber eben deshalb denken sie nicht immer an die Zukunft, träumen nicht, wie es sich später gestalten wird, bereits in der Gegenwart tragen sie die geistige Macht mit ihrer siegenden Kraft in sich, eine jede Minute ist für sie eine Unendlichkeit, da in ihr der Entwickelungsstoff liegt für alle späteren Zeiten. Solche Zeiten und solche Völker blicken auf die Zukunft als auf ein nothwendiges Ergebniß der Gegenwart, wohl wissend, daß, was sie lebendig bewegt, seine Verwirklichung finden wird und muß, da es ihnen nun schon ein Gegenwärtiges ist. Krankhafte Menschen, krankhafte Zeiten oder Religionen denken unablässig an die Zukunft, stellen diese in den Vordergrund. Aus der Gegenwart, in der sie der Macht entbehren, den regen Wunsch zu verwirklichen flüchten sie in die Zukunft, zu der sie einen natürlichen Uebergang nicht finden, die sie um so heißer ersehnen, um so ausgeschmückter sich erträumen. Es wird anders werden, ist ihr ewiger Trost; je schwächer das gegenwärtige Vertrauen, je dichter die dichtende Phantasie für eine glänzende Zukunft.

„Das Judenthum kennt solche Schwächlichkeit nicht, es hat die tiefe und innerste Ueberzeugung von dem vollen und geistigen Leben: die Ebenbildlichkeit des Menschen, ihm von Gott aufgeprägt, ist ihm keine andere, als eine geistige. Die Bestimmtheit, mit der immer von der geistigen Macht gesprochen wird, sowohl von dem geistig lebendigen Gott, als von dem durch den Geist lebendigen Menschen, diese tiefe Ueberzeugung, von der alle Schriften durchwebt sind, ist Bürge für den Glauben des Judenthums, daß der Geist ein ewiger ist und nicht abgeschnitten wird. Aber in den Vordergrund drängte es diesen Glauben nicht, es bezeichnete diese Erde nicht als ein Jammerthal, malte nicht den jenseitigen Lohn aus; es verlangte nie, daß man diese Erde zerstöre als ein Nichtiges und Sündiges, es wollte nicht, daß das Erdenleben zerknickt werde, weil es blos eine Prüfung sei. Diese krankhafte, sentimentale Stimmung kennt das Judenthum nicht. Daß es den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele in sich trägt und weiter entwickelt, dafür bürgt selbst der grübelnde Verfasser des Kohelet; er spricht zwar darüber, wie über alles Andere, seine Bedenken aus, aber gerade, daß er sie ausspricht, ist ein Zeugniß dafür, daß der allgemein verbreitete Glaube war: der Geist des Menschen steigt nach oben. Es kehrt der Staub zur Erde zurück, wie er gewesen, der Geist aber kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben. So ist dieser Glaube kräftigend, veredelnd, ermannend, ohne die Gegenwart zu tödten und niederzudrücken."

Gegen die Unterjochung und Vernichtung der Wissenschaft durch den Glauben, gegen die Verherrlichung der Unwissenheit, gegen das Lob der Armen an Geist, gegen den Strahl, der über den Mangel an Weisheit sich ergoß, kämpften und protestirten noch bis in das 9. Jahrhundert die zersprengten Trümmer des philosophischen (neuplatonischen, neupythagoräischen) Heidenthums. Aber so mächtig vernichtend die Kirche auch gegen das Heidenthum auftrat, am Judenthume brach und bricht sich noch heute ihre Macht; der Geist, der das Judenthum ins Leben rief, er schmiegte sich keiner äußeren Gewalt, keinen noch so verführerischen Lockungen; und irdisch gebeugt und geschwächt, blieb es geistig frisch in sich gestählt, und seine nie rastende Wissenschaft bot allen äußeren Anfechtungen Trotz; durch alle Länder wandernd und aller Orten wohnend, haben die Juden in ihrer Religion in einer jeden Zeit ihre Lebenskraft erkannt und gefunden und sich zu allen Zeiten einen Fond von geistiger Begabung, sittlicher Anregung und sittlicher Kraft bewahrt und so ihre geschichtliche Mission nie verleugnet; ohne diese gesunde Lebenskraft in sich hätten sie neben dem Christenthume mit seiner Macht und seiner Gewalt schon längst hinsiechen müssen. Diese Mission hat das Judenthum noch und es wird sie auch erfüllen. —

In einem „Anhange" wirft der Verfasser einen „Blick auf die

*) 1863 Nr. 35.

neueren Bearbeitungen des Lebens Jesu", und nachdem er zuerst über die Leistungen der „Tübinger Schule" gesprochen, geht er näher auf die Arbeiten von Renan und Strauß ein und weist mannigfach ihre Schwächen nach. Aber mit vollem Rechte wirft er Beiden ihre selbstgefällige Unkenntniß des Judenthums vor; insbesondere legt Strauß dem Griechenthume Vorzüge bei, die dem Judenthume angehören. Er hat von den großen Leistungen der neueren Zeit zur Kenntniß des Judenthums keine Kunde und, wie vor 29 Jahren, läßt er sich noch heute von Eisenmenger und Grörer Stellen zutragen. „Er theilt zwar eine solche Unkenntniß mit der ganzen deutschen christlichen Wissenschaft; aber fast überbietet er diese noch an Ignorirung aller neuen Forschungen auf jüdischem Gebiete und man sieht ihm das Wohlgefallen an, das Judenthum mit tiefstem Schatten zu überziehen." . . . . „Die Unkenntniß zu überwältigen, kann nur den fortgesetzten Bemühungen der wahren Wissenschaft gelingen. Absprechend über Gegenstände zu urtheilen, zu deren selbständiger Erforschung es an den nöthigen Voraussetzungen und Fähigkeiten gebricht, würde man sich wahrlich auf jedem anderen Gebiete doppelt und dreifach bedenken; nur dem Judenthume gegenüber glaubt man mit souveräner Willkür zu Werke gehen zu dürfen. Möge von allen Seiten mit Ernst daran gegangen werden, das jüdische Alterthum gründlich und unbefangen zu erforschen und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen." K.

Ungarn.

Michael Horváth: Ursprung und Herkommen der Magyaren.*)

Die Vorstellungen, die in einem Theile von Deutschland und noch mehr im übrigen Europa über Ungarn, das ungarische Volk, seine Abstammung und Geschichte viel verbreitet sind, zeichnen sich eben nicht durch besondere historische Wahrheit aus. Am bekanntesten ist Ungarn als die Heimat der Husaren, der Schnürröcke, der gewichsten Schnurrbärte und der wandernden Drahtbinder. Der Landmann des östlichen Deutschlands weiß auch, daß die Kastrateren des Schwarzvieh's hin und wieder (früher fast allgemein) ihr Doktordiplom jenseits der Karpathen erwerben; die Hausfrau kennt die ungarischen Pflaumen und Wallnüsse; der Mann, dem es die Mittel erlauben, schätzt auch die Tugenden des Ungarweines, der Kavallerie-Offizier die ungarische Bartwichse. Außerdem treiben sich, durch die ungarisch-deutschen Poeten und Publicisten erzeugt, eine Anzahl irrationeller Vorstellungen in der geistigen Atmosphäre umher, die das Land und sein Volk im romantischen Sinne erscheinen lassen: Zigeuner, Ragoczy, Csárdas, Tschikosch, Honvéd u. s. w. Mit diesen Kenntnissen kann man indessen schon Aufsehen machen; es giebt heute noch nicht wenig gebildete, auf Schulen gewesene Leute, denen man etwas Neues sagt, wenn man ihnen mittheilt, daß es in Ungarn sehr viele Völkerschaften giebt, daß die eigentlichen Ungarn, zum Unterschiede von den anderen in ihrem Lande wohnenden Völkerschaften, Magyaren heißen, und daß diese Magyaren keine Slaven sind, und keine Sprache reden, welche dem Polnischen oder Böhmischen verwandt ist. Der Irrthum, daß die Magyaren Slaven sind, ist noch viel verbreitet und scheint unausrottbar.

Aber zu welchem Stamme gehören dann die Magyaren?

Zum ugrisch-finnischen — zum uralisch-tatarischen Stamme — wie man will. — Aber wie soll man deutlich machen, was ugrisch-finnisch — uralisch-tatarisch ist? Ist das nicht, ein Räthsel durch ein noch größeres erklären? Sage man also lieber, die Ungarn sind Hunnen, die Ungarn sind, wenn man will, Türken, christliche Türken neben muhammedanischen, so wird man sich ungefähr klar gemacht haben.

Wie die Hunnen in der Geschichte auftreten, ist im Allgemeinen bekannt. Die Alten würden die Hunnen Scythen genannt haben; sie waren für damalige Zeit das, was heutzutage noch die Kalmücken, die Kirgisen, die Nogaier, die Mongolen, die in China herrschenden Mandschu's sind; kriegerische Nomaden, deren Hauptstärke in ihrer zahlreichen und gewandten Reiterei bestand. Noch heute sitzt der ungarische Nationalreiter, das Prototyp des Husaren, auf dem hohen mit Lammfell ausgeschlagenen Sattelgestell, in dem auch der chinesische Lehnsmann, der Mandschu, sitzt; er trägt denselben Filzkalpak, der gerade jetzt als ungarisches Hütchen Mode geworden, er trägt denselben zu beiden Seiten senkrecht herabhängenden schwarzen Schnurrbart, und häufig noch dieselben dicken, fetttriefenden Haarzöpfe; kurz die Aehnlichkeit ist, trotz tausendjähriger und längerer Trennung, nicht verloren gegangen, und wir können uns vorstellen, daß die Reiterschaaren, mit denen Attila, und später Almus und Arpád in Pannonien einritten, nicht wesentlich verschieden ausgesehen haben werden.

Die ältesten Ueberlieferungen der Magyaren sind allerdings dunkel und mit Fabeln gemischt, die erfunden worden sind, um das Volk aus der mosaischen Völkertafel abzuleiten. Wahrscheinlich war es ein Geistlicher, der den Stammvätern der Hunnen und Magyaren, dem Hunyor und dem Magyar, zweien Brüdern, den wüsten, gottlosen Eroberer Nimrod zum Vater gab, der sie in Exila (Havila) mit seinem Weibe Enet gezeugt haben soll. Von da mußten sie natürlich erst nach Norden (an den Kaukasus) auswandern. Ein Anderer hätte ihnen ebenso gut und besser den Gog und Magog, den Ahnherrn der Scythen, Massageten, Alanen u. s. w. zum Vater geben können.

Die Verwandtschaft der Hunnen mit den Magyaren scheint indessen außer Zweifel zu stehen, ja die Letzteren scheinen ihre Ansprüche auf das Land an der mittleren Donau geradezu von den Hunnen geerbt und abgeleitet zu haben. Als nach Etele's (Attila's) Tode das hunnische Reich zerfiel, und zwischen seinen Söhnen Aladar und Csaba Streit entstand, wurden die Völker des Ersteren ganz aufgerieben, worauf der Letztere, von den aufständisch gewordenen Völkern verjagt, mit etwa 15,000 Mann nach dem griechischen Reiche floh und beim Kaiser Marcian Aufnahme fand, da er selbst der Sohn einer griechischen Prinzessin war. Auf diesem Zuge trennten sich einige Tausend Hunnen von Csaba und retteten sich in die Gebirge im Osten des heutigen Siebenbürgens. Dieses sind die Vorfahren der heutigen Szekler. Als die Magyaren später über die Karpathen einbrachen, schlossen sich dieselben sofort an ihre Stamm- und Sprachgenossen an und verschmolzen mit ihnen. Csaba führte später die Reste seines Volkes in die alte Heimat, an den Don, zurück, und soll bis zu seinem Tode nicht müde geworden sein, die Magyaren anzufeuern, das Reich Attila's wieder herzustellen.

Die Magyaren sind also Brüder der Hunnen und der denselben verwandten scythischen Völkerschaften, der Unnuguren, Uturguren, Chazaren, Petschenegen, Bulgaren (die sich später slavisirt haben), Uzen u. s. w.

*) Kurzgefaßte Geschichte Ungarns, von Michael Horváth, in deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. Pest, 1863. Gustav Heckenast.

Die damaligen Sitze des magyarischen Volkes scheinen am Asow'schen Meere und an den Mündungen des Don gewesen zu sein, daher in den einheimischen Schriftdenkmälern dieses Land den Namen Dontumogoria oder das donische Ungarn führt. Sie treten hier als Bundesgenossen der Chazaren in allen jenen Kämpfen auf, welche diese seit dem Ende des fünften Jahrhunderts mit Persern und Arabern im Kaukasus führten.

Das gesammte Volk bestand aus 108 Geschlechtern und zerfiel in sieben besondere Stämme oder Horden, deren Namen folgende sind: Nyék, Kürt, Tarján, Jenö, Kara, Kaza und Megyer. Von den Letzteren mag die Benennung der Magyaren herrühren. Jeder Stamm hatte seinen eigenen Heerführer; diese sieben Heerführer hießen im Munde des Volkes die sieben Magyaren. Keiner unter ihnen besaß einen Vorrang vor dem Andern; er war mit seinem Stamme ganz unabhängig, aber sie standen im Gegensatz zu den umwohnenden, ihnen feindlichen Völkern in innigster Bundesgenossenschaft.

Dieses Volk nun lebte viele Jahre ruhig in seiner an fischreichen Flüssen und von Wild bevölkerten Wäldern gesegneten Heimat und ernährte sich von Viehzucht, Jagd und Fischfang. Landbau trieb es nicht, und auf die Kunst, Häuser zu bauen, verstand es sich nicht, sondern lebte unter Zelten und zog von Weide zu Weide. Ihre Kleider bereiteten sie aus Leinwand, sowie aus den Fellen der Wiesel, Marder, Lämmer und anderer Thiere. Die Sitte des Volkes in jener grauen Vorzeit war so fromm, sanft und untadelig, daß die Sünde unter ihnen kaum angetroffen wurde. Niemand begehrte das Gut eines Anderen, denn Alle waren reich. Sie besaßen große Heerden, hatten Nahrung und Kleidung im Ueberfluß und ermangelten des Goldes und Silbers nicht, da ihnen solches die Flüsse lieferten. Aber im Laufe der Zeiten erlitten ihre harmlosen Sitten durch die häufige Berührung mit andern Völkern große Veränderungen. Sie verwilderten in häufigen Kriegen, wurden grausam und rachgierig und bald bestand ihre liebste Beschäftigung in Krieg und räuberischen Abenteuern, die sie gemeiniglich unter schrecklichen Verwüstungen ausführten.

Was ihre Religion betrifft, so hat man die Bemerkung gemacht, daß dieselbe auf eine iranisch-zoroastrische Grundlage zurückweist. Sie ist verhältnißmäßig rein, einfach und von anthropomorphischer Mythologie frei. Sie beteten ein höchstes Wesen an, das Alles erschaffen hat, erhält und regiert. Sie opferten ihm auf Hügeln oder im Dunkel der Haine Rinder und Pferde, namentlich als höchstes Opfer einen weißen Hengst. — Die Opfer nannten sie Aldomás. Das höchste gute Wesen nannten sie mit einem wahrscheinlich altiranischen Namen Isten (vd. hovastana, der durch sich Bestehende?), das böse Prinzip Armány (iran. Archiman, Angromainjus) oder Ordög (Teufel). Außerdem verehrten sie die Luft, das Wasser, das Feuer, die Erde, namentlich aber die dem guten Wesen geweihte Sonne. Sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und an ein besseres Leben im Jenseits. Die Todten begruben sie meist an Flüssen oder auf Hügeln, und begingen ihr Begräbniß mit Todtenmahl und Gesang. Beim Eide, der ihnen sehr heilig galt, sprachen sie Verfluchungen aus und öffneten sich dabei eine Ader. Ihre Priester, Magier oder Wahrsager (táltos, jós) weissagten aus Eingeweiden geschlachteter Thiere, waren Räthe der Fürsten, Aerzte und Dichter. Das Volk begegnete ihnen mit unbegränzter Verehrung.

Im Anfange des neunten Jahrhunderts hieß einer der sieben Fürsten in Dontumogeria Oegyek (Ugek); dieser nahm im Jahre 819 die Tochter eines Heerführers, Emese, zur Gattin, und sie gebar ihm einen Sohn, den man Almos nannte. Emese hatte während ihrer Schwangerschaft einen wunderbaren Traum. Ein Adler schwebte auf ihren Schooß herab, und bald sah sie einen schimmernden Bach daraus hervorquellen, der sich weit fort nach fernen Ländern zog. Die Traumdeuter wahrsagten daraus, daß aus der Frucht ihres Leibes in fernem Lande mächtige Könige entspringen würden. Das Kind wurde deshalb Almos (álom, Traum) genannt, und wuchs zu einem an Leibe wie an Geiste gleich herrlichen Manne heran. Sein Antlitz war dunkel, aber schön geformt; große schwarze Augen blitzten unter seiner Stirn, sein Wuchs war hoch und schlank, seine Hände sehnicht mit langgestreckten Fingern. Dabei war er gütig, wohlwollend, freigebig, ritterlich und weiser als alle übrigen Volkshäupter.

Im Jahre 884 erschienen die von den Uzen aus ihren Sitzen verdrängten Petschenegen diesseits der Wolga, und zwangen die Magyaren zur Auswanderung. Auf Schläuchen setzten sie über den Don und ließen sich am nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres im Lande Lebedia, das den Chasaren gehörte, nieder. Der Fürst dieses Volkes nahm die Magyaren gastlich auf und schloß mit ihnen ein Bündniß gegen die Uzen und Petschenegen; auch gab er einem der Siebenmagyaren eine Tochter zur Ehe.

Die Magyaren blieben in Lebedia nur drei Jahre. Die Petschenegen folgten ihnen über den Don und jagten sie weiter; denn sie waren weit schwächer, als jene, auch fehlte es ihnen an der nöthigen Einheit des Oberbefehls. In der Schlacht besiegt, spalteten sie sich in zwei Theile; der eine, kleinere, ging über den Don zurück und ließ sich im Kaukasus in der Nähe Persiens nieder; der andere, größere, wanderte nach Westen, schwamm über den Dnieper und ließ sich in Atelköz, d. h. Land zwischen Flüssen, d. h. in Bessarabien und der Moldau, nieder, Länder, welche die Flüsse Bug, Dniester, Pruth und Sereth durchschneiden.

Auf den Rath des befreundeten Chanes der Chasaren, der den Hauptgrund der Schwäche des ungarischen Volkes im Mangel der Einheit erblickte, wählten nun die Stammhäupter und Geschlechter einen wirklichen König. Die Namen der den Vertrag abschließenden Woiwoden sind folgende: Almos, der Vater Arpád's; Elöd, der Vater des Szabolcs; Ond, der Vater Ete's; Tas, der Vater Lel's; Huba, von dem das Geschlecht der Szemere abstammt; Kond, der Vater von Czörsz und Töhötöm, dessen Söhne Gyula und Zambor waren.

Sie wählten den Sohn des weisen und im höchsten Ansehen stehenden Almos, den im kräftigsten Mannesalter stehenden tapfern und verständigen Arpád, zu ihrem Könige und hoben ihn nach Art der Chasaren auf den Schild. Alle schwuren Treue ihm und seinem Geschlechte, das nach ihm dem Gesetze nach bis zum Aussterben herrschen sollte, indem sie sich dabei die Arme ritzten und einige Blutstropfen in ein heiliges Gefäß fallen ließen. Dann sprachen sie den Fluch über Alle, welche diesen Vertrag brechen würden.

Die Byzantiner führten um jene Zeit Krieg mit Simeon, dem Fürsten der Bulgaren, einem den Magyaren verwandten Scythenvolke, das aus denselben Gegenden gekommen war. Gegen diese warb nun Kaiser Leo durch seinen Heerführer Nikétas die Magyaren als Hülfsvölker an. Auf einer griechischen Flotte, die dahin gekommen war, setzten im Jahre 888 die Ungarn über die Donau und schlugen unter Anführung eines Sohnes von Arpád die Bulgaren in drei Schlachten. Nach Verwüstung des Landes kehrten sie mit Beute beladen nach Atelköz zurück.

Kaiser Leo selbst beschreibt in seinem Buche über die Kriegskunst die Kampfweise der „Türken" — so nennt er die Ungarn

überall — sehr ausführlich und ist voll Lobes über sie. Es ist dieselbe Fechtweise, die von Hunnen, Parthern, Mongolen berichtet wird, und die wir später auch von den Ungarn in Deutschland geübt sehen — das ungarische Husarenthum mit Pfeil und Bogen. Mit schwerer Infanterie ließen sie sich nicht gern ein.

Die Bulgaren aber waren ebenso klug wie die Byzantiner. Ihr Fürst beeilte sich, mit Diesen Frieden zu schließen, und den Magyaren ihre alten Feinde, die Petschenegen, auf den Hals zu hetzen. Die Ersteren hatten im folgenden Jahre einen Raubzug gegen die slavischen Stämme des heutigen Galiziens unternommen und nur einen geringen Theil ihrer Kriegsvölker daheimgelassen. Diesen überfielen die Bulgaren vom Süden und die Petschenegen vom Norden her zu gleicher Zeit, vernichteten ihn und verheerten das Land, wo sich die Petschenegen selbst sofort ansässig machten. Als die Nachricht davon zu dem Heere im Norden gelangte, verging diesem die Lust zur Rückkehr nach Atelköz, wo die Magyaren kaum zwei Jahre heimisch gewesen waren. Arpád und seine Heerführer machten nun den Plan, den Ruthenen, die sich vor kurzer Zeit unter russischen Heerführern (Waragischen Normannen von Kiew) von dem Joche der Chasaren frei gemacht hatten, einige ihrer Gegenden wegzunehmen; Diese indeß verbündeten sich mit dem chasarischen Stamme der Kumanen, der sich gegen seinen Fürsten empört hatte, nach Andern mit den slavischen Paloczen. Es kam zur Schlacht, und die Magyaren siegten. Die Geschlagenen baten um Gnade und um Schonung ihres Gebiets, dagegen riethen sie den Siegern, sich doch nach Pannonien zu wenden und das alte Reich Etelös (Attila's), dessen Herrlichkeit sie mit lockenden Farben schilderten, in Besitz zu nehmen. Das Unternehmen war nicht allzuschwer, denn Pannonien war sehr getheilt. Im Nordosten herrschte der berühmte großmährische König Svatopluk, das Uebrige besaßen Fürsten bulgarischen, chasarischen und wallachischen Stammes.

Sich zur Eroberung ihrer neuen Heimat anschickend, verbanden sich die Magyaren aus Atelköz mit den chasarischen Kumanen, die gleichfalls unter sieben Stammhäuptern standen, außerdem mit slavischen Paloczen zu Einer Nation. Das gesammte Wandervolk gelangte hierauf, von Ruthenen geleitet, zur Stadt Ladomer (in Ladomerien), deren Fürst mit reichen Geschenken entgegenkam; nach einer Rast von drei Wochen zog es weiter nach Galizien, dessen Fürst gleichfalls Tribut zahlte. Als man hier einen ganzen Monat Rast hielt, kamen Gesandte der siebenbürgischen Szekler, um das stammverwandte Volk zu begrüßen, und es einzuladen, das Reich Attila's wieder herzustellen. Ihr oberster Ban Zandirhám erkannte Arpád als König an.

Noch im Jahre 889 stieg das Wandervolk, von galizischen Bogenschützen und 3000 Bauern, welche die Wälder lichten und den Pfad bahnen mußten, geleitet, durch den Verezker Paß über die Karpathen, und längs des Laufes der Latoroza (Nebenfluß der oberen Theiß) in das heutige Bereger Comitat hinab. Den ersten Ort, den Arpád nach so vieler Mühe einnahm, nannte man Munkács (munka, Arbeit). Er wurde auf der vierzigtägigen Rast, die man daselbst hielt, sofort befestigt. Denn der weise Arpád dachte gewiß daran, sich im Falle des Mißlingens einen Rückzug zu sichern.

Die Eroberung Pannoniens ging sehr rasch vor sich; nach allen Richtungen hin wurden Heerhaufen geschickt, die das ganze Land bis zur Theiß und Bodrog in Besitz nahmen. Wie es dabei hergegangen sein mag, davon meldet der patriotische Schriftsteller nichts, der später die Verheerungen der Mongolen unter Batu Chan so anschaulich schildert. Die eingeborene slavische Bevölkerung huldigte meist ohne den mindesten Widerstand; innerhalb Jahresfrist war ein großer Theil Ungarns magyarisch, und den einzelnen Stämmen wurden ihre Sitze zugetheilt, die sich stets an eine feste Burg anlehnten, um die Unterworfenen im Zaume zu halten. Noch heute sind die Namen der Paloczen (an der Mátra), der Jazygen und Kumanen an ihren frühesten Siedlungs-Orten erhalten.

Einen Gegner hatte Arpád nur zu fürchten, und einen sehr mächtigen, den König Svatopluk, den Herrscher des großmährischen Reiches, das damals auf der Höhe seiner Macht stand und selbst das deutsche Reich bedrohte, welches damals den Karolinger Arnulf zum Könige hatte. Arnulf und Arpád fanden beide ihren Vortheil in einem Bündnisse gegen Svatopluk. Derselbe mußte seine Kräfte theilen und verlor sein Land von der Waag bis an die March und die Donau an die siegreichen Magyaren. — Nicht lange darauf starb der mährische Barbarossa, auf dessen einstiges Erwachen vom Schlafe die ungarischen Slovaken harren, und das großmährische Reich zerfiel.

In den südlichern Strichen, zwischen der Theiß, der Donau bis zu den Alpen hin herrschte indeß noch der mächtige Bulgarenfürst Zalán aus dem Geschlechte des Kean, der das Land einst erobert hatte. Dieser rief die Hülfe der Griechen an, und mit einer byzantinischen Heeresabtheilung vereint, rückte er dem stolzen Arpád entgegen; auf der Haide von Alpár kam es zur Schlacht und die Magyaren, an den Bulgaren die ihnen in Atelköz widerfahrene Schmach rächend, waren vollständig siegreich. Zalán floh nach Bulgarisch-Weißenburg.

Nach diesem Siege führte Arpád seine Heeresmacht an den See Körtvel und an den Wald Gyümölcsös, wo er mit seinen Großen Berathung pflog. Auf diesem ersten Reichstage der Magyaren wurden die Grundzüge der Landesregierung, namentlich die Eintheilung des Landes in Burgbezirke (Komitate) festgestellt. Die zahlreich vorgefundenen Burgen bildeten die Stützpunkte der fremden Macht; so viele Burgherrn so viele königliche Lehnsmänner; das umliegende Land wurde an das angesiedelte Kriegsvolk in kleineren Theilen als Lehn ausgegeben.

Arpád zog hierauf wieder an die Donau und residirte auf der Insel Czepel, die ihm wegen ihrer Sicherheit gefiel, und wo er sich prächtige Häuser aufführen ließ. Seine Feldherren setzten die Eroberung weiter fort, ja ihre Schaaren schweiften bis nach Philippopel und bis Durazza am Adriatischen Meere. Hierauf nahm Arpád Buda oder Ofen, die alte Stadt Attila's (Etzelnburg) ein, wo die Magyaren Staunen über die gewaltigen Steinbauten ergriff. Der Einzug war ein sehr lustiger; mehrere Tage lang fanden bei Gesang und Musik üppige Schmausereien Statt.

Den letzten einheimischen Fürsten gewann Arpád durch Diplomatie: eine Heirat seines Sohnes Zsolt mit dem ganz jungen Töchterlein des Marót machte den Bräutigam zum Erben des Landes zwischen der Körös und Maros.

Arpád starb im Jahre 907. Sein Leichnam wurde der Sitte gemäß verbrannt und die Asche an einem Bache bei Ofen begraben. Nach der Bekehrung des Volkes zum Christenthume wurde an der Stelle eine Kirche erbaut, welche den Namen der weißen Kirche der Jungfrau Maria erhielt.

Schon unter Arpád hatten die Magyaren angefangen, jene verheerenden Raubzüge in die Nachbarländer zu unternehmen, die aus der deutschen Geschichte so wohl bekannt sind, und ihren Namen gefürchtet und verhaßt gemacht. Da man glaubte, daß das Kriegs-

glück der Ungarn an Arpád's Person gefesselt sei, und nach seinem Tode ihm ein unmündiger Sohn, der oben erwähnte Zsolt, folgte, so machten im selben Jahre noch die Deutschen einen Versuch, die Magyaren aus Pannonien zu vertreiben; er mißglückte jedoch, und die siegreichen Ungarn rächten sich. Auf einem Plünderungszuge verwüsteten sie Sachsen (Meißen), Thüringen bis nach Bremen hin. Von nun an beginnen die bekannten Züge in immer steigender Heftigkeit, bis die Niederlagen bei Merseburg und auf dem Lechfelde ihnen zuerst zeitweise, sodann für immer hierzu die Lust benahmen.

Den Trümmern der bei Augsburg geschlagenen Ungarn, welche in die Heimat kamen, ging es schlechter, als es den Spartiaten zu gehen pflegte. Sie wurden daheim als die Trauermagyaren (gyászmagyarok) verhöhnt und zur Knechtschaft verdammt. Ihre Nachkommen irrten als heimatlose Bettler im Lande umher, bis sie endlich der erste christliche König Stephan dem Kloster des heiligen Lazarus zu Gran zuwies. Seit dieser Zeit wurden sie die Armen des heiligen Lazarus genannt.

Diese gute Lehre von Augsburg machte die Magyaren friedliebend und für die Aufnahme der abendländischen Gesittung geneigt. Ein Menschenalter später, und das Christenthum fand Eingang. Ein Ordensgeistlicher aus Schwaben, Namens Wolfgang, war der erste Prediger des Evangeliums; bald darauf nahm Bischof Pellegrin von Passau — der berühmte Bischof Pellegrin des Nibelungenliedes — das Werk der Bekehrung in die Hand, und schickte Priester und Mönche nach Ungarn, wo namentlich die Sklaven und Leibeigenen der Ungarn Christen waren und wurden. Dies geschah um 974. Bereits 993 taufte Adalbert, Erzbischof von Prag (der berühmte Apostel der Preußen), den Sohn Geizas und Sarolta, seiner ersten Gemahlin, auf den Namen des ersten Märtyrers Stephan — dies ist der erste christliche König der Ungarn, der hochgefeierte heilige Stephan (István), dem später sein Volk nachfolgte.

Stephan war auch ein großer Freund der Deutschen, und zahlreiche deutsche Adlige lebten an seinem Hofe, die hohe Würden bekleideten und Ahnherren ungarischer Adelsfamilien wurden.

Die Christianisirung der Magyaren ging indeß nicht ohne Schwierigkeit von Statten, und Stephan hatte mit starkem Widerstande und selbst Empörungen zu kämpfen, die sich fast noch mehr gegen fremde Einflüsse, als gegen das Christenthum kehrten.

Am 15. August des Jahres 1000 wurde Stephan mit seiner Gemahlin Gisela zu Gran feierlich als König von Ungarn gekrönt, und zwar mit der vom Papst ihm geschickten Krone, die noch jetzt Nationalheiligthum ist — deren Verschwinden durch Kossuth und späteres Wiederauffinden seiner Zeit in den Zeitungen berichtet wurde.

Seit jener Zeit gehören die Ungarn der europäischen Völkerfamilie an. Sie haben im Laufe der Jahrhunderte sehr abwechselnde Schicksale erfahren, aber zu allen Zeiten, selbst in der trübsten, ist der Magyar unter der weit überwiegenden Mehrzahl nicht magyarischer Bewohner Ungarn's, Magyar geblieben — ein herrschendes Volk mit ausgesprochenem Stolze unter den Besiegten Arpád's. Der Magyar ist der Edelmann, der Slave, Wallache, Raize u. s. w. der Besiegte, der Untergebene — und der Deutsche — hospes, Gast. Die neuen Ideen sind in Ungarn ein zweischneidiges Schwert — die Magyaren wollen eine Nationaleinheit herstellen, indem sie allen Uebrigen zumuthen, ihre Sprache und Sitte anzunehmen, sie wollen ihren materiellen Sieg auch auf das geistige Gebiet ausdehnen — aber die Mehrzahl der Nichtungarn, namentlich die Slaven, die ringsum zahllose Stammgenossen haben, können den Magyaren auf Grund der Geschichte zurufen, daß ihre ganze Existenz in Ungarn eine Anomalie ist, — die Magyaren berufen sich auf ihr historisches Recht; aber dieses Recht ist durchaus feudaler Natur und auf das Vorhandensein einer herrschenden Race basirt. Die Abneigung der andern Stämme gegen die Magyaren ist keineswegs geschwunden, und nur die politische Unschuld oder Unreife, wenn man will, hat die Letzteren vor stärkeren Anfechtungen durch die Ersteren bewahrt.

Wenn die Magyaren auf Lockerung des Verhältnisses mit Oesterreich, respect. Deutschland, fortwährend dringen, so wissen sie nicht, was sie thun. Ein Blick in ihre Geschichte lehrt, daß sie die Anlehnung an Deutschland nicht entbehren können, und daß diese allein es ist, welche ihre Nationalität bis jetzt bewahrt hat. In Bezug auf diese können die Magyaren nur conservativ sein. Sie wissen das auch und thun danach, aber gerade das Bewußtsein ihrer Schwäche ist es, welches sie antreibt, zu Mitteln zu greifen, ihre Nationalität zu stärken, die durchaus verfehlt sind. Um den übrigen Bewohnern Ungarns die magyarische Sprache etwa in der Weise aufzudrängen, wie die Dänen den Schleswigern das Dänische u. s. w., dazu sind die Magyaren viel zu schwach, und die heutige Zeit, die alle Nationalitäten in ihrer Besonderheit begünstigt, nicht dazu angethan.

Die Geschichte Ungarns von M. Horváth, welcher wir im Obigen meist gefolgt sind, verdient Jedem, der sich darüber genauer unterrichten will, empfohlen zu werden; sie ist einfach, klar und anspruchslos geschrieben; den magyarischen Standpunkt, gegen den sich vielleicht Manches einwenden ließe, wird man begreiflich finden. Nur eine Unart, die sich auch vielfach in polnisch-deutschen Büchern geltend macht, möchten wir rügen, die Nichtübersetzung gewisser Eigennamen, die im Deutschen ihre besondere feste Form haben. Nicht jeder Leser wird z. B. herausbekommen, daß die Stadt Alamocz dieselbe ist, welche wir deutsch Olmütz (mährisch Holomuc) nennen.

England.

Zur englischen Roman-Literatur.

In meinem letzten Bericht über die englische Unterhaltungs-Literatur hatte ich die Schattenseite derselben hervorgehoben und es sind seitdem mehrere Tagblätter damit beschäftigt gewesen, in ähnlicher Weise die Fehler der ausländischen Literatur aufzuzählen.

Fehler aufsuchen, finding faults, wie die Engländer so charakteristisch sagen, ist ein leichtes Geschäft; man findet sehr bald Vergnügen daran und vergißt, strenge, lautre Gerechtigkeit dabei zu üben.

Allerdings ist es wahr, daß die neueste englische Unterhaltungs-Literatur viele Schattenseiten hat, aber im Vergleich zu der französischen, ja sogar im Vergleich zu der deutschen, besitzt sie dennoch mehr Licht als Schatten.

Es kann namentlich nicht genug hervorgehoben werden, daß in den grellen, immer nur nach Effekt und nach Spannung jagenden Bildern doch nie die Sittlichkeit verletzt wird, nie Schilderungen vorkommen, die man den Augen der Jugend verbergen möchte. Miß Braddon ist namentlich in ihren Romanen stets bemüht gewesen, ihre Heldinnen vor jeglichem Verbrechen gegen die Sittlichkeit zu

engeren Sinne zu bewahren, wenn sie auch sonst nicht gerade zarte Rücksichten nahm und sogar Mordversuche vorkommen ließ, um geheimnißvoll und fesselnd zu sein.

Der neueste Roman von Miß Braddon, Eleanor's Victory, ist übrigens als ein Fortschritt zu bezeichnen; es handelt sich diesmal nicht um die Verbrechen der Heldin, wenn sie auch noch ein gut Theil an Unweiblichkeit leidet. Das Verlangen nach Rache, wie es in diesem Roman geschildert wird, kann in einem weiblichen Herzen unmöglich einen so hohen Grad erreichen; es ist dem innersten Wesen der Frauennatur zuwiderlaufend. Diesen Mißgriff abgerechnet, hat Miß Braddon in diesem Romane in der That fast alle ihre frühern Fehler vermieden, und es ist vollständig zu begreifen, daß sie den Beifall der Lesewelt ärndtet, ja sogar vor Collins und den übrigen Erfindern des „geheimnißvollen" Romans den Preis errungen hat.

Miß Braddon besitzt eine wahre Meisterschaft in der Zeichnung von kleinen, feinen Charakterzügen, die das Innere des Menschen darstellen. Der alte vornehme Verschwender, dessen Tod den Knotenpunkt und das Räthsel des Romans bildet, ist eine so vollendet schön gezeichnete Figur, daß man das baldige Verschwinden desselben nur bedauern kann. Er hat ein großartiges Vermögen verbraucht, seinen Kindern gar nichts hinterlassen und vergleicht sich dennoch immer mit König Lear, der den Seinigen Königreiche gab und doch als Bettler von ihnen verstoßen wurde. Das Komische dieser Vergleichung gränzt indessen an das Tragische durch die harten Vorwürfe, die dem alten liebenswürdigen Thoren von einer seiner Töchter gemacht werden. Es ist die einzige, die in der Lage ist, ihn unterstützen zu können, aber sie thut es in der lieblosesten und unkindlichsten Weise. Die Empfindungen des armen alten Mannes sind so vortrefflich naturwahr und ergreifend geschildert, daß man mit ihm weinen möchte und die tragische Idee vom Schmerz des mißhandelten Vatergefühls, welche der große Menschenkenner Shakspeare in seinem Lear so meisterhaft verkörperte, mit erneuter Klarheit begreift.

Die hartherzige Tochter hat übrigens leider ganz das Richtige getroffen mit ihren Vorwürfen und darum gewissermaßen Recht in ihrem großen Unrecht. Sie übersendete dem Vater eine Summe Geldes, um die Kosten der Erziehung seines Lieblingstöchterchens, ihrer nachgeborenen Stiefschwester, zu bestreiten und ermahnt ihn in harten Ausdrücken, dies Geld nicht zu verschwenden, wie er es so oft schon gethan, denn es sei das letzte, was sie für ihn und sein Kind hergeben werde. Tief gekränkt eilt der alte Mann, die für ihn ungewöhnlich große Summe sicher zu deponiren; es gelingt ihm jedoch nicht wegen eines ganz zufälligen Hindernisses, und am Abend desselben Tages kann er der Versuchung nicht widerstehen, mit dem Gelde sein Glück zu machen. Er geht in Gesellschaft zweier Gauner zu einem heimlichen Hazardspiel und verliert Alles, wahrscheinlich von einem seiner Mitspieler betrogen. Seine Selbstvorwürfe, gepaart mit der Erinnerung an die harten Worte der Tochter, treiben ihn zum Selbstmord. Sein jüngstes Kind bleibt in tiefster Armuth zurück und erfährt die Todesart des Vaters, wie auch die Betrügerei seines Mitspielers. Im ersten Augenblick der Verzweiflung schwört das vierzehnjährige Mädchen diesem Letztern die bitterste Rache. Nach unendlichen Bemühungen gelingt es ihr, den Namen und Stand desselben zu ermitteln; ihr ganzes Leben ist fortan der Erfüllung ihres Racheschwures gewidmet. So spannend und interessant einzelne Szenen auch sind, so bleibt eben doch eine geschraubte Unnatur und Unweiblichkeit in der Heldin, für die man deshalb keine tiefere Sympathie empfinden kann.

Die Einzelheiten des Romans sind so vortrefflich, daß man doppelt bedauert, dem Ganzen diesen Makel aufgedrückt zu sehen.

Die Blicke in das englische Familienleben sind für die deutschen Leser stets von besonderem Reiz, denn in England ist die Familie auf bestimmtere, streng abgemessene Formen basirt, als es in Deutschland der Fall ist. Die Würde und Heilighaltung derselben hängt wesentlich mit den Vorschriften dieser Formen und Gesetze zusammen. Das deutsche Familienleben ist gewiß das formloseste aller Nationen; es wird mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande regiert. Die Schwäche des erstern schadet unsern Kindern aber nur zu oft; die Abwesenheit von Zucht und Furcht macht sich bei der jetzigen Jugend nur zu sehr bemerkbar. Strenge ist für die Seele das, was Mäßigkeit für den Leib ist: die nothwendige Bedingung von Kraft und Gesundheit.

In dem englischen Familienleben gelten nicht nur den Kindern gegenüber strengere Formen als bei uns, sondern auch zwischen den Ehegatten herrscht eine Gesetzgebung der Etikette, die von den heilsamsten Folgen ist für Anstand und ehelichen Frieden. Wie vortrefflich ist allein schon die Vorschrift, daß zu Tische Jedermann in sorgfältigem Anzuge erscheinen muß, während der deutsche Ehemann es sich oft nicht übel nimmt, im Schlafrock mit ungewaschenen Händen sich zum Mittagsessen niederzusetzen. Die üble Laune und die schlechte Gewohnheit, das Essen zu tadeln, sind den Ehemännern im Schlafrock meistens eigen, denn sie haben es nicht gelernt sich zu überwinden und sind in ihrer Häuslichkeit auch geistig im Schlafrock. Unser alter Jean Paul verstand es meisterhaft, diese Tyrannen der Familie zu schildern, die in derselben nur Furcht, aber keine Achtung hervorrufen. Doch wer liest heute des edlen deutschen Klassikers Romane? wer versteht das angeführte Beispiel?

Und seit er vergessen ist, haben auch die Deutschen es immer mehr verlernt, Familien-Romane zu schreiben; sie machen es sich bequem, indem sie die englischen übersetzen.

Auch die Franzosen widmen sich sogar jetzt mehr als die Deutschen dem Lebenselement, welches die Familie darbietet; ihre neuesten Romane sowie ihre Dramen geben Zeugniß davon. Seltsamer Weise hat es lange gedauert, bis die deutsche Kritik davon Notiz genommen hat. Erst die starken Wirkungen und Erschütterungen der Erzeugnisse von Octave Feuillet erregten eine allgemeinere Aufmerksamkeit, weil sie auf der Bühne vor einem großen Publikum erschienen, Dank der Vermittelung des Herrn von Hülsen. Die eigentliche Kritik hat sich nicht damit befaßt, nur Zeitungsberichte und flüchtige Journalartikel urtheilten darüber ab.

Es war merkwürdig, wie viel mißverstandene sittliche Entrüstung über Montjoye, den Mann mit der eisernen Stirn, laut wurde. Octave Feuillet hat in ihm nur durchaus die abschreckende Seite der modernen Geldmenschen gezeichnet und würde sich sehr wundern, wenn man ihm selbst daraus ein moralisches Vergehen machen wollte, wie namentlich die Berliner Zeitungen es versuchten. Daß die Charakterzeichnung meisterhaft ist, wird schon durch das eifervolle Mißverständniß der Kritiker bewiesen, die da glaubten, der Verfasser ließe durch sein Geschöpf seine eigene Meinung verfechten. Das Stück wurde für unmoralisch verschrieen und enthielt doch nur einen Feldzug für die Moralität.

Die Familienbande, gegen die Montjoye sich versündigte, sind doch schließlich die Rettungsanker für ihn, und es giebt doch wohl schließlich kein anderes modernes Drama, worin die Macht der Liebe zwischen Eltern und Kindern lebenswahrer und ergreifender geschildert wird, als gerade dieses Stück von Octave Feuillet. Ein

anderes von ihm, die moderne Ehe, verfolgt eine ähnliche Tendenz; die Versündigung gegen die Familienheiligkeit geht darin von der Frau aus, deren Strafe jedoch härter ist, wie die des Mannes in Montjoye. F. v. H.

Kleine literarische Revue.

— **Die österreichische Wochenschrift.** Die „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben",*) deren wir bereits öfter in unsern Blättern mit Anerkennung gedachten und deren Redaktion seit Kurzem aus der leitenden Hand des Direktors R. v. Eitelberger in die des Stadt-Archivars C. Weiß, eines rühmlichst bekannten Kunst- und Literatur-Historikers, übergegangen ist, kömmt ihrer Aufgabe, dem wissenschaftlichen Bedürfniß des heutigen Oesterreich durch sorgsame Pflege der literarischen Kritik zu entsprechen, stets mehr und mehr nach. Bei der großen Verbreitung dieser Wochenschrift, die, außerdem daß sie der „Wiener Zeitung" in sechstausend Exemplaren beiliegt, auch im Separat-Abonnement versandt wird, kann die Wirksamkeit und der Einfluß derselben sehr bedeutend sein. Die letzten Nummern brachten unter Anderm mehrere Artikel über „die Lehre von den Steuern", von dem Ministerialrath Dr. v. Hock, der dabei de Parieu's Traité des impôts considérés sous le rapport historique, économique et politique zum Grunde gelegt hat. Nicht minder interessant ist ein Bericht über die neuen Realgymnasien der Stadt Wien, der in drei Artikeln zu dem erfreulichen Ergebnisse führt, daß das Bedürfniß deutscher, wissenschaftlicher Bildung in der österreichischen Hauptstadt in stetem Wachsen begriffen und durch keinerlei klerikale Einflüsse zurückzuhalten ist. Referate über die Verhandlungen der verschiedenen gelehrten Gesellschaften und Akademieen des Kaiserstaats, sowie Berichte über den Büchermarkt und neue Erscheinungen der Kunst finden sich in jeder Nummer der reichhaltigen „Wochenschrift."

— **Der Plan der Schöpfung.****) Herr H. de Madlis, ein französischer Schweizer, veröffentlicht ein kleines Heft philosophischer Betrachtungen als den Anfang eines Werkes, welches zunächst die Gesetze des materiellen Weltalls, dann die der geistigen Welt erörtern und nachweisen wird, daß die psychischen und physischen Gesetze einander bedingen und mit einander übereinstimmen. Herr Madlis besitzt — so viel läßt sich aus dem ersten Hefte bereits erkennen — umfassende naturwissenschaftliche Kenntnisse; sein philosophischer Standpunkt ist der eines dogmatisch Gläubigen. Wir in Deutschland haben ein bitteres Lehrgeld bezahlt, wir haben kein rechtes Vertrauen mehr zu einem Philosophen, der uns die Harmonie des Weltalls, des materiellen und des geistigen, expliziren will; wir haben uns mühsam zu der Erkenntniß hindurchgearbeitet, daß die Entdeckung eines einzigen neuen Naturgesetzes mehr Heil für das geistige und leibliche Wohl der Menschen bringt, als die schönsten philosophischen Systeme. Wir sind darum gegen alle solche Bücher etwas mißtrauisch. Ist der Verfasser wirklich ein unterrichteter Mann und kein Schwärmer, so erkennt er sehr bald, wie eng die Gränzen unseres Wissens gezogen sind; den Mangel der Erkenntniß ergänzt er dann durch die Harmonie seines Gemüthes oder seiner Phantasie und füllt mit dieser Harmonie die Lücken der positiven Darstellung aus. Ist der Verfasser ein Mystiker oder ein Dogmatiker, so sind alle positiven Kenntnisse von seinem aprioristischen Standpunkte angeordnet und dienen nur zur Verherrlichung seiner Ansicht, welche er fertig hatte, bevor er an die Gruppirung des Materials ging.

Wir wollen das Erscheinen des ganzen Werkes abwarten und dann urtheilen, ob es Herrn de Madlis gelungen ist, etwas Neues zu geben, das eine nüchterne Kritik nicht zu scheuen hat.

— **Das Mittelländische Meer und Nord-Afrika.** Die soeben erschienene Schlußlieferung der neuen Ausgabe von Stieler's Hand-Atlas*) bringt uns zwei sehr interessante Blätter, das eine die westliche Hälfte der Länder des Mittelländischen Meeres, also Portugal, Spanien, Italien, Tripoli, Tunesien, Algerien und Marocco umfassend, während uns das östliche Blatt die Türkei, Griechenland, Klein-Asien, Kurdistan, Persien, Arabien, Mesopotamien, Syrien, die Sinai-Halbinsel, Aegypten und Libyen darbietet und östlich bis zum Aforschen, Kaspischen und Persischen Meere reicht. Beide Blätter, im Maßstabe von 1:7,500,000, von A. Petermann gezeichnet, führen uns den Mittelpunkt des ältesten Völker- und Kultur-Kreises mit seinen Radien in einer so übersichtlichen und anschaulichen Weise vor, wie keine andere geographische Karte. Es sind in diese Blätter alle Resultate der neueren Forschung und Publikation eingetragen. Neben den Terrain-Verhältnissen, unter Beigabe zahlreicher Höhenzahlen, veranschaulichen diese durch saubern Stich sich auszeichnende Karten die Topographie des Seebodens, in den afrikanischen Ländern die Ausdehnungen des Tell oder Kulturlandes, der Steppen der Sahara und innerhalb dieser die Regionen der Sandbünen. Die Hydrographie Afrikas ist streng unterschieden, je nachdem sie aus permanenten Flüssen oder aus nur periodischen Flüssen und Wadis, oder aus wenig bekannten Flüssen besteht. Eben so sind die Salz- und periodischen Seen von den Süßwasser- und permanenten Seen unterschieden. Das weite Osmanische Reich, dessen Regierung sich in keiner Weise um die Kunde ihres Landes kümmert, das in dieser Beziehung weit hinter China und Japan zurücksteht, ist hauptsächlich durch Aufnahmen und Erforschungen englischer, russischer, französischer und deutscher Reisenden und Kartenzeichner in die geographische Welt eingeführt, wobei namentlich unserm Landsmanne, Dr. Heinrich Kiepert, ein auch von Petermann gerühmtes, großes Verdienst zu vindiziren ist. Kiepert's vortreffliche Karten der Türkei, von Klein-Asien, Armenien und Kurdistan in seinem „neuen Hand-Atlas" sind in den vorliegenden Blättern mit Recht vorzugsweise zu Rathe gezogen. Auch dem bekannten russischen Reisenden, P. v. Tschichatschew, hat Petermann die verdiente Anerkennung zu Theil werden lassen.

— **Vorschule der Aesthetik von Ludwig Eckardt.****) Eine Lehre vom Schönen in schöner Form vorgetragen zu sehen, gehört nicht zu den häufigen Erfahrungen des Zeitalters. Hat aber gar warme Begeisterung für den Gegenstand, ein tiefes ethisches Gefühl von der Weihe der Kunst einem Aesthetiker seine Sätze diktirt, so darf man dies ein recht seltenes Ereigniß nennen. Beide Eigenschaften vereinigt die Vorschule der Aesthetik, welche Herr Prof. Ludwig Eckardt in Karlsruhe, der Dichter des „Sokrates", aus einer

*) Wien, in Kommission bei Carl Gerold's Sohn. Postversendungs-Preis jährlich 5 Gulden.

**) Recherches sur le plan de la création et la structure de l'ame par H. de Madlis. Leipzig, Brockhaus, 1864.

*) Gotha, Justus Perthes, 1864.

**) Vorschule der Aesthetik. Zwanzig Vorträge von Ludwig Eckardt. Mit 150 Holzschnitten und vielen Musikbeilagen. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhandlung, 1863—1864.

Kempler von 20 im Winter von 1862 auf 63 gehaltenen Vorträgen zusammengestellt und mit trefflichen Illustrationen versehen, 1863 bis 1864 dem Druck übergeben hat. Diese Vorschule zeichnet nicht blos ihre edle, körnige, fließende Sprache und der poetische Hauch aus, der über das Gedankengewebe ausgegossen, sondern auch das ernsthafte Streben des Autors, der Wissenschaft des Schönen ein tieferes und festeres Fundament zu graben, auf welchem der Wunderbau der Kunst stolz und kühn sich gen Himmel erheben mag. Herr Prof. Eckardt hat die Aesthetik um einen neuen Standpunkt, um frische Quellen der Erbauung bereichert und seine Idee, welche den Genuß und die Freude am Schönen dem Gemüth zu einem wahrhaften Kultus stempelt, wird gewiß achtbare Anhänger und eingehende Erörterung finden. T. v. B.

Literarischer Sprechsaal.

— Es ist kein erfreuliches Zeichen für das Kulturleben Oesterreichs, daß die „Protestantischen Blätter für das evangelische Oesterreich", eine Wochenschrift, welche seit dem 4. April 1863 die Gesammtinteressen der evangelischen Kirche Oesterreichs ebenso humanfreisinnig als kräftig vertrat, mit Nr. 39 vom 21. September d. J. plötzlich den Kampfplatz verlassen mußten. Herr Pfarrer Fischer, Prediger an der evang. Stadtkirche zu Wien und an der Gumpendorfer Kirche, hat in der gedachten Nummer durch den Mund des Verlegers (Firma Tendler) die Gründe entwickelt, welche nach dem Ausscheiden seiner Mitherausgeber (Prof. Dr. Lipsius, Senior Porubsky und Lic. Dr. Wilkens) ihn verhindert haben, ein Unternehmen weiter fortzusetzen, das, wie er sagt, „den Betheiligten nur Mühe, Arbeit und Sorge, Anfechtung und Widerwärtigkeit gebracht und das heute noch auf die Erfüllung aller der Hoffnungen und Verheißungen wartet, mit denen um seine Wiege eine Wagenburg geschlagen wurde." — Wir glauben annehmen zu dürfen, daß Herr Pfarrer Fischer nicht ohne dringende Noth den Rückzug beschlossen hat. Das den Protestanten in Tyrol verweigerte Niederlassungsrecht scheint der Prüfstein des kirchlichen Liberalismus der „neuen Aera" und die „Klärung der Situation" gewesen zu sein. Wir stehen 244 Jahre nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag. Noch heute also heißt es: vae victis! —

Wir brachten vor einiger Zeit einen Bericht über ein Werk von E. Caro: „Die Gottesidee", welches eine eingehende Kritik des Lebens Jesu von Renan enthielt. Wir sagten von dem Caro'schen Werke, es erinnere in der Form seiner Darstellung und dem politischen und religiösen Standpunkt an die Werke der deutschen Autoren, welche vom Protestantismus und aus dem norddeutschen Lager zum Katholizismus und nach Oesterreich übergetreten. Das Buch von Caro enthält, wie die Werke der gedachten deutschen Autoren, Beweise von außerordentlichem Scharfsinn: die Schwächen des Gegners werden mit Luchs-Augen entdeckt, hervorgezogen und an den Pranger gestellt; Witz, Ironie, besonders aber sittliche Entrüstung werden aufgeboten, um den Gegner lächerlich zu machen und seine Verdammung seitens „aller Gutgesinnten" zu erwirken. Der Leser wird, so lange der Verfasser sich nur in der negirenden Kritik bewegt, in hohem Grade gefesselt; man kann das bedeutende Talent nicht leugnen und man ist auf das gespannt, was der Autor Positives beibringen werde. Aber was erfahren wir von ihm? Nichts, als was wir im Grunde schon vorweg wußten: daß er nämlich an die Nothwendigkeit der heutigen Religionsformen glaubt, weil er diesen Glauben als nothwendig für die Menschheit erkennt. Herr Caro glaubt im Grunde selbst nicht an das, was er für das Positive ausgiebt. Aber weder diese Verleugnung des Geistes? Wir wußten nicht, wer Herr Caro war — jetzt lesen wir in den Zeitungen „Herr Caro, Verfasser der Gottesidee, ein sehr geschätzter Mitarbeiter (das glauben wir) der France, wird zum Erzieher des kaiserlichen Prinzen ernannt werden. Nun freilich — dann ist es klar, warum mit der Negation bei ihm die Logik aufhörte. Herr Caro schreibt nicht für die Wahrheit, sondern für Zwecke, für welche er die Wahrheit zurechtschnitzelt. Er folgt einem glücklichen Meister. Das ist die civilisatorische Mission des Imperialismus!

Die russischen Elementarschulen gehen einer sehr wohlthätigen Reform entgegen. Ein kürzlich erschienener kaiserlicher Ukas enthält in 43 Paragraphen größtentheils sehr liberale Bestimmungen — die wahrscheinlich von der mecklenburgischen Regierung als viel zu liberal für ihr deutsches Land angesehen werden dürften. Wir wollen nur einige wichtigere Bestimmungen hervorheben, nachdem wir zuvor darauf aufmerksam gemacht, daß der Ukas weder die Pflicht der Gemeinden, Schulen zu errichten, noch die, sie zu besuchen, ausspricht. Es steht jeder Gemeinde frei, um die Eröffnung einer Elementarschule einzukommen, sobald sie hinlängliche Mittel zur Erhaltung derselben nachweist und im Besitz eines Schulhauses ist. Sie darf auch um Unterstützung von Seiten der Regierung bitten. Die bis jetzt bestehende Abgabe unter dem Namen „Schulbeitrag" ist in eine andere, besser und gerechter zu vertheilende umzuwandeln. Personen, die geistlichen Orden und Kongregationen angehören, sowohl männlichen als auch weiblichen Geschlechts, dürfen nicht als Lehrer und Lehrerinnen fungiren. Sonst aber darf Jeder, ohne Unterschied des Standes und der Religion, Lehrer dieser Elementarschulen sein, ausgenommen jedoch an den Schulen der griechisch-unirten Gemeinden, welche schlechtweg als russische bezeichnet werden, bei denen nur Russen (vor Allem, fügt der Ukas mildernd hinzu, griechisch-unirten Bekenntnisses) zu Lehrern ernannt werden können. Der Unterricht wird in jeder Elementarschule in der von der Ortsbevölkerung gesprochenen Sprache ertheilt. Es wird demnach russische, polnische, deutsche, jüdische, littauische und tatarische Schulen geben. Bei gemischter Bevölkerung hat das Regulirungs-Komité zu entscheiden, welche Sprache die der Schule sein soll. Der Religions-Unterricht kann auch von Nichtgeistlichen ertheilt werden. — In Folge eines andern Ukases, welcher schwere Strafen des Kriminalkodex mildert, wird die Brandmarkung abgeschafft, die dieser Nikolai'sche Kodex im Königreich Polen eben erst eingeführt hatte. Die körperliche Züchtigung, die das frühere polnische Strafgesetzbuch ebenfalls nicht gekannt hatte, und die erst von dem Nikolai'schen eingeführt worden war, wird gleichfalls abgeschafft. Die Strafzeit für den Dienst in den bürgerlichen Sträflings-Kompagnien für das Königreich Polen, ebenfalls eine Schöpfung des Kaisers Nikolaus, ist erheblich reducirt. Ebenso ist der Arrest in den Korrektionshäusern um ½, respektive ¾ reducirt. Auf die nach den alten Bestimmungen Verurtheilten hat die neue Aenderung nur insofern Anwendung, als sie ihre Strafe noch nicht angetreten haben.

In meinem Verlage ist erschienen:

Gesenius, Dr. W., Director einer höheren Töchterschule in Stettin, Lehrbuch für den ersten Unterricht in der englischen Sprache. 16 Bogen in 8. Preis 22½ Sgr.

Dieses sehr praktische Unterrichtsbuch, welches in kurzer Zeit schon in mehreren Schulen Eingang gefunden, sei hiermit allen Lehrern der englischen Sprache angelegentlichst empfohlen. (574)

Bremen, im October 1864.

Hermann Gesenius.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Geschichte
des brandenburgisch-preußischen Staates
von
F. Voigt,
Professor an der Königl. Realschule zu Berlin.

1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in engl. Einbd. mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr. (579)

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs, kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

Bei Fr. W. Grunow in Leipzig erschien und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Beta, H., Deutsche Früchte aus England.
2 Bde. broch. 2½ Thlr.

Der Verfasser verlebte zehn Jahre in England, von wo er durch drastische Schilderung englischen im Gegensatz zu deutschem Lebens, in den gelesensten Blättern rühmlichst anerkannt ward, da er wesentlich zur Kräftigung deutschen Selbstgefühls beitrug. (576)

Empfehlenswerthe Werke.

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."
Literar. Centralblatt 1862.

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (580)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Neuer Roman von Charles Dickens.

Unser gemeinschaftlicher Freund.
Roman in 4 Büchern von Charles Dickens (Boz).
Mit 40 Illustrationen von Marcus Stone.
Deutsche, autorisirte Ausgabe von Marie Scott.
Vollständig in 20 Monats-Lieferungen à 6 Ngr.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Die ersten 5 Lieferungen sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. (567)

SERIES FOR THE YOUNG
TAUCHNITZ EDITION.
Each volume ½ Thaler = 2 Francs.

Kenneth; or, the Rear-Guard of the Grand Army. By the Author of „the Heir of Redcliffe." With Frontispiece, 1 vol.
Our Year: A Child's Book, in Prose and Verse. By the Author of „John Halifax, Gentleman." Illustrated by Clarence Dobell, 1 vol.
Ministering Children. A Tale dedicated to Childhood. By Maria Louisa Charlesworth. With Frontispiece, 1 vol.
Three Tales for Boys. By the Author of „John Halifax." With a Frontispiece by B. Plockhorst, 1 vol.
The Little Duke. Ben Sylvester's Word. By the Author of „the Heir of Redcliffe. With a Frontispiece by B. Plockhorst, 1 vol.
The Stokesley Secret. By the Author of „the Heir of Redcliffe. With a Frontispiece by B. Plockhorst, 1 vol.
Tales from Shakspeare. By Charles and Mary Lamb. With the Portrait of Shakspeare, 1 vol.
Countess Kate. By the Author of „the Heir of Redcliffe." With Frontispiece, 1 vol.
Ruth and her Friends. A Story for Girls. With Frontispiece, 1 vol.

BERNHARD TAUCHNITZ; LEIPZIG.
And sold by all Booksellers. (568)

Im Verlag von **J. A. Schlossers** Buch- und Kunsthandlung in Augsburg ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Max der Erste, König von Bayern.
Sein Leben und Wirken.
dargestellt von Dr. **J. M. Sötzl,** k. geh. Haus-Archivar, Professor an der Ludwigs-Maximilians-Universität in München, des bayer. Verdienst-Ordens vom heil. Michael Ritter I. Cl.

Dritte ganz umgearbeitete Auflage.

Gr. 8. Elegant broschirt 24 Sgr., hübsch in Leinwand gebunden 1 Thlr. 6 Sgr.

Wer denkt bei der Erinnerung an den edelsten erst aus unserer Mitte geschiedenen Fürsten nicht an Max I., dem sein geliebter Enkel freudig und segensreich nachstrebte? Max I. war es, der Bayern neu gestaltete und erhob, der am constitutionellen Leben seines Volkes sich erfreute, der religiösen Frieden einführte und schützte, Kunst und Wissenschaft pflegte und den Grund legte zu Bayerns geistiger und materieller Wohlfahrt. Dieses alles wird lebendig in dem vorliegenden Buche geschildert, das gewiß jeder Familie willkommen sein dürfte. (571)

CABINET EDITION OF ENGLISH CLASSICS.
16mo. Cloth gilt edges.

Byron, Childe Harold	1 Thlr.	Shakespeare, Hamlet	1 Thlr.
Scott, The Lady of the Lake	1 -	- Romeo & Juliet	1 -

BERNHARD TAUCHNITZ; LEIPZIG.
And sold by all Booksellers. (569)

Gesellschaftsreise
nach
Aegypten
auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünschen entsprechend wird die Unternehmung der Gesellschaftsreisen nach Konstantinopel und Athen, welche sich großer Theilnahme und des besten Erfolges erfreuten, auch die erste Gesellschaftsreise **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „österreichischen Lloyd" in Triest organisiren.

Die Abreise von Triest erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte
einschließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reise u. s. w. ist:

400 Gulden.

Das Reise-Programm
ist zu erhalten in der Gerold'schen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerstraße), an den auch alle Briefe zu richten sind, oder Herr Dr. Leopold Schmeitzer, Redakteur der „Wiener Zeitung." (566)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

No. 44.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin — Sonntag, den 30. Oktober — 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Die Walhalla, Nordalbingiens 690

Frankreich.

Die französische Hochschule in Athen. II. Die Protection der Wissenschaft durch Frankreich 692

England.

Höhere Schulen in England 694

Deutsche Früchte aus England. Von H. Beta. Zehn Jahre in London 697

Mexiko.

Die Armee, das Freiheitsfest und der Popocatepetl 699

Ungarn.

Emerich Madách 702

Kleine literarische Revue.

Jacob Grimm's kleinere Schriften . . . 702

Staats- und Verfassungsrecht 703

Italiänische Uebersetzung von Platen's Geschichte von Neapel 703

Graf v. Sievers und Rußland unter Katharina II. 703

Literarischer Sprechsaal 703

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

La Russie au XVIe Siècle

par

Alex Fletcher

Ambassadeur d'Elisabeth d'Angleterre.

Avec une introduction

par

Charles du Bouzet.

2 tomes en un vol. in 12. broch.

Preis 1 Thlr.

Paris, September 1864. (591)

A. Franck'sche Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HANDBUCH DER NEUEREN UND NEUESTEN

FRANZÖSISCHEN LITERATUR.

FÜR DEN SCHUL- UND PRIVATUNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN VON

KARL GRÆSER.

In zwei Bänden. 8. Geh. Jeder Band 20 Ngr. Gebunden in einem Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Für Engländer erschien das Werk unter dem Titel: (588)

A THESAURUS OF FRENCH LITERATURE SUBSEQUENT TO THE GREAT REVOLUTION. Especially adapted for the use of schools, for self-instruction, and for private reading. By CH. GRÆSER. In two volumes. Each volume 20 Ngr. Bound in one volume 1 Thlr. 20 Ngr.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Now ready, in small foolscap 8vo.

BELL AND DALDY'S

ELZEVIR SERIES

OF STANDARD AUTHORS.

MESSRS. BELL AND DALDY, having been favoured with many requests that their Pocket Volumes should be issued in a larger size, so as to be more suitable for Presents and School Prizes, have determined upon printing New Editions in accordance with these suggestions.

They will be issued under the general title of „Elzevir Series," to distinguish them from their other collections. This general title has been adopted to indicate the spirit in which they will be prepared, that is to say, with the greatest possible accuracy as regards text, and the highest degree of beauty that can be attained in the workmanship.

They will be printed at the Chiswick Press, on fine paper, with rich margins, and will be issued in tasteful binding at prices varying from 1 Thlr. 5 Sgr. to 2 Thl.

Most of the Volumes already published in the „Pocket Volumes" will be issued in this Series, and others of a similar character will be added. Some will contain a highly finished Portrait, or other Illustration.

Now ready.

Burns's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Coleridge's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Longfellow's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Shakespeare's Plays. Carefully edited by Thomas Keightley, Esq. Vol. I. II. and III. à 1 Thl. 20 Sgr.

This edition will be completed in six volumes before the end of the year.

Shortly.

Walton's Lives.
Milton's Paradise Lost.
Walton's Angler.
Washington Irving's Sketch Book.
— — *Tales of a Traveller.*
And others. (586)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin, 7 Behrenstraße erschienen soeben nachfolgende Werke von

Paul Heyse:

Meraner Novellen. Fünfte Sammlung der Novellen. Zweite (Miniatur-) Auflage. Preis geh. 2 Thlr., in Goldschn. geb. 2 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt: Unheilbar (ein Mädchentagebuch), der Kinder Sünde der Väter Fluch der Weinhüter.

Elisabeth Charlotte. Schauspiel in fünf Akten. Der dramatischen Dichtungen Erstes Bändchen. 8. geh. 25 Sgr.

Im vorigen Jahre erschienen: (585)

Gesammelte Novellen in Versen. 8. geh. Preis 1 Thlr., geb. in Goldschnitt 1 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt: Die Braut von Cypern, die Brüder, König und Magier, Margherita Spoletina, Urica, die Furie, Rafael, Michelangelo Buonarotti, die Hochzeitsreise an den Walchensee.

Im Verlage von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin, 7 Behrenstraße erschien soeben:

Sonne, Mond und Sterne.

Ein Beitrag zur Mythologie und Culturgeschichte der Urzeit

von

Dir. Prof. Dr. **F. L. W. Schwartz.**

Eleg. geh. gr. 8. (XX und 298 S.)

Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Der Verfasser führt seine im „Ursprung der Mythologie" entwickelten Theorien von den Anfängen mythologisch-heidnischer Religionsvorstellungen mit spezieller Beziehung auf griechische und deutsche Mythologie hier weiter aus. Indem er hierbei auf die Anschauungen zurückgeht, welche sich die Urzeit von den Himmelskörpern und Himmelserscheinungen gemacht, giebt er zugleich indirect eine Art Antekosmos. So wendet sich das Buch sowohl an das Interesse der Mythologen und Theologen, wie an das der Cultur- und Naturhistoriker, abgesehen davon, daß es zugleich indirect eine Zusammenstellung signifikanter Natur-Anschauungen aus den Dichtern der verschiedenen Völker enthält.

Früher erschienen in gleichem Verlage von demselben Verfasser:

Dr. F. L. W. Schwartz. Der Ursprung der Mythologie dargelegt an griechischer und deutscher Sage. 1860. geh. 1 Thlr. 21 Sgr.

— — Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum mit Bezug auf Norddeutschland, besonders die Mark Brandenburg und Mecklenburg. 2. Aufl. 1862. geh. 24 Sgr. (584)

Deutschland und das Ausland.

Die Walhalla Nordalbingiens.

Es ist eine sonderbare Sache mit dem landläufigen Urtheil oder Vorurtheil, welches sich im Gang der Zeiten über dieses und jenes Land festzustellen pflegt — und das dann mitunter plötzlich durch irgend eine mehr oder weniger auffallend in die Erscheinung tretende Thatsache oder Persönlichkeit widerlegt wird. Ich meine hier zunächst die ungünstigen Vorurtheile, die über einzelne Länder im Schwange gingen und gehen. Wie verrufen war Galiläa — „was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ Und dann kam, als Antwort auf diese Frage, der Messias einer Welt aus dem obskuren Nest. Der Leute Meinung über die Geisteskräfte der Bewohner des deutschen Landes Schwaben kulminirte in dem Mythus von jenen Sieben und ihren tollen Streichen. Da kam aus demselben Lande Deutschlands idealster und nationalster Dichter?

Von den Bewohnern der nordalbingischen Lande hat man im Allgemeinen immer eine gute Meinung gehabt. Treu, fest und bieder seien sie, sagt man und nicht mit Unrecht. Aber daß man ihnen in Kunst, Poesie und Wissenschaft keine großen Stücke zugetraut, beweist das Wort: „Holsatia non cantat!“

Aber auch da ist die Widerlegung nicht ausgeblieben, wenn auch nicht gerade durch eine einzig gewaltige, Alles überragende Erscheinung. Noch sind, in Folge der neuesten kriegerischen Vorgänge und auf Grund treu-fester Deutschbewährung in langen Leidensjahren schwerer Bedrückung durch Fremdlinge, alle Augen auf diese Lande gerichtet. Der Augenblick ist günstig, zu prüfen, was an jenem Worte ist, einen Blick in die Walhalla ihrer geistigen Produktionskraft zu werfen, jener Männer zu gedenken, die daselbst in Wissenschaft und Kunst, in Kirche und Politik, in Dichtung und Leben eine hervorragende Stellung einnahmen und einnehmen. Hier und da freilich ist eine Gestalt darunter, deren Wiege oder Grab dort nicht zu suchen ist, die daselbst nur die Epoche ihrer besten Kraft und Bedeutung erlebte — nun ja, dafür haben dann andere Länder auch dorther geliehen bekommen und es gleicht sich aus.

Die Versammlung der Büsten und Bilder der Walhalla Nordalbingiens eröffnet als Alterspräsident der Abt Anfuerus, der im Jahre 1066 mit 22 Klosterbrüdern von den Wenden gesteinigt wurde. Nicht weit von Ratzeburg, am Wege nach dem Dorfe Buchholz, bezeichnet ein steinernes Kreuz mit unleserlicher Inschrift die Stelle, wo er den Märtyrertod erlitt. Die geistigen Thaten der edleren Söhne des Mittelalters bestanden ja vorwiegend in Dulden mit Begeisterung, in Trotz der Demuth und Sterbensfreudigkeit. Auf demselben Gebiet erwuchs die Bedeutung Vicelin's, der bald die Stelle jenes Abtes im Kampf gegen die Wenden vertrat. Ihm verdankt die Mitte und der Osten Holsteins die Einführung und Festigung des Christenthums. Aus der Reihe der Schüler Vicelins tritt dann Helmold, Pfarrer zu Bosau, hervor, dessen Thaten schon friedlicheren Charakter tragen. Er gab in der „Slavischen Chronik“ vom achten Jahrhundert bis 1170 wichtige Beiträge auch zur Landesgeschichte Nordalbingiens.

Das Reformationszeitalter eröffnet Hermann Tast, geb. in Husum 1490, dort katholischer Vikar. Unter einer Linde des Kirchhofs predigte er 1522 das Evangelium, und ward ein gewaltiger Förderer der neuen Lehre. Um's Jahr 1523 predigte zu Meldorf Heinrich Zütphen, der in Wittenberg zu Luther's Füßen gesessen. In einer Dezembernacht 1524 legten die Dominikaner des Meldorfer Klosters eine Leiter an das noch heute vorhandene Pfarrhaus, knebelten den Pfarrer und entführten ihn nach Heide, woselbst er auf einer Koppel — jetzt ein Kirchhof — den Tod durch's Feuer erlitt. An jener Stelle hat die Heider Gemeinde den 25. Juni 1830 einen Obelisk errichtet. Die Säule hat am Piedestal eine Votivtafel mit der Inschrift: „Dem Glaubenshelden Heinrich von Zütphen, der dieses Feld durch sein Blut geheiligt, geboren im Jahre 1488, gestorben den 11. September 1524. — Johann Neocorus aus Wörden, seit 1850 Pastor zu Busum in Dithmarschen, schrieb eine werthvolle Chronik von Dithmarschen, — später wieder von Dahlmann mit kritischen Bemerkungen und erläuternden Randglossen herausgegeben. Caspar Dankwerth, Bürgermeister in Husum, gab 1652 eine Landesbeschreibung der Herzogthümer Schleswig und Holstein mit Landkarten und Prospekten vom Mathematiker Johann Meyer heraus. Der Mann starb angefeindet in bitterer Armuth. Heimreich, 1652 Prediger auf Nordstrand, ist Geschichtschreiber der Friesen. Tycho de Brahe, der freilich wenig rühmlich bekannte Gegner des Copernikus und seines Systems, wohnte von 1594 bis 1596 auf Schloß Wandsbeck. Die Thurm-Sternwarte mit Tycho's Büste stand noch lange. In Skandinavien nennt man den Tag an dem Jemanden alles conträr geht, den Tycho-Brahe-Tag.

Bis dahin und besonders im 17. Jahrhundert, das den deutschen Boden mit Blut tränkte, konnten Wissenschaft, Kunst und Civilisation nicht eben die erste Geige spielen. Mit dem Aufschwung der deutschen Sprache, mit der Morgenfrische der Literatur im 18. Jahrhundert wurde es anders.

Aus der wieder größeren Friedensstille des Lebens heraus konnte auch Nordalbingiens Muse zu größerem Selbstbewußtsein gedeihen. Da tritt uns zuvörderst Carsten Niebuhr entgegen, Sohn eines Hofbesitzers zu Lüdingworth im Lande Hadeln, geb. 17. März 1733, gest. 15. April 1815. Im Jahr 1761 machte er auf dem Kriegsschiff „Grönland“ die wissenschaftliche Expedition nach Arabien mit, lebte ein Jahr in Aegypten, besuchte den Sinai, entwarf eine Karte der beiden Arme des Nils, maß die Höhe der Pyramiden, untersuchte nautisch das Fahrwasser des rothen Meeres, copirte Hieroglyphen auf Obelisken und Sarkophagen und zog sich in der Wüstenei bei Persepolis, durch Abzeichnen der Inschriften an dem schwarzen polirten Marmor, eine Augenentzündung zu. Im Jahr 1772 erschien seine Beschreibung von Arabien. Im folgenden Jahr wurde er Landschreiber von Süderdithmarschen und wohnte von da bis zu seinem Tode in Meldorf, woselbst seine Leiche im Dom beigesetzt wurde. Sein Sohn Barthold Georg Niebuhr hat des Vaters Leben der Welt erzählt, (zuerst in den Kieler Blättern von 1816.) Niebuhr, der Sohn, ward 1776 geboren, studierte zu Kiel die Rechte, und trat später aus dem dänischen Staatsdienst in den preußischen. Von 1816—24 war er preußischer Gesandter in Rom und starb 1831 als Professor der Geschichte in Bonn, außerdem als Linguist und Philologe, Staatsmann, Jurist und Cameralist, Philosoph und Archäologe geschätzt, 13 Sprachen redend und schreibend — ein Gelehrter ersten Ranges. Seine Biographie verdanken wir seiner eigenen Feder.

Unter den Historikern und Staatsmännern treten uns noch die Namen Hegewisch, Suhm und Christiani entgegen. Ersterer starb 1812 als Professor in Kiel, die Letzteren behandelten die Geschichte Dänemarks. Vor Allen aber leuchtet hier der Stern F. C. Dahlmann's, dieses treu-festen Kämpen reinster Geistes

ritterschaft, wie Wenige. Geboren 1785 zu Wismar, gestorben zu Bonn 1862. Sein Leben und Wirken ist zu bekannt, um es hier des Näheren berühren zu dürfen. Dem Verfassungswesen seiner Heimatlande galt sein tiefster Ernst und sein bester Eifer. Ihm zur Seite steht Prof. Nicol. Falck, geb. 1784 zu Tondern, gest. 1850 zu Kiel als Professor der Rechte, „ohne glänzende Gabe des Vortrags, doch Gold im Munde," ebenfalls verdient um vaterländische Interessen. In den mathematischen und arithmetischen Wissenschaftszweigen steht, neben Carsten Niebuhr, Heinrich Christian Schumacher, geb. zu Bramstedt 1780, gest. zu Altona 1850, berühmt durch seine Pendelbeobachtungen, und Pet. Andreas Hansen, Direktor der Sternwarte bei Gotha, geb. in Tondern 1795, Arithmetiker Zacharias Dase aus Hamburg, der berühmte Kopfrechner. Den Bestrebungen Heinrich Karl v. Schimmelmann's — erst Kaufmann, dann in den Grafenstand erhoben, Besitzer von Wandsbeck, daselbst beigesetzt im Mausoleum — verdankt man den Bau des Schleswig-Holsteinischen Kanals. — Die Bedeutung Heinrich Barth's, des berühmten Afrikareisenden, — ein „Hamburger Kind" — ist, gleich derjenigen Dahlmann's, zu bekannt, um hier genauer berücksichtigt zu werden. J. C. E. Eckermann in Kiel bot 1794 in seinen theologischen Beiträgen eine Prüfung der Kantischen Philosophie.

Heinrich Müller, geb. zu Jöpl im Amte Flensburg, Direktor des Schullehrerseminars in Kiel, schrieb ein Handbuch der Katechetik von bleibendem Werthe. Dem um die Bildung der Volksschullehrer und Prediger Hochverdienten haben dankbare Schüler einen Denkstein auf seinem Grabe errichtet. August Twesten, geboren in Glückstadt 1789, ein Schüler Schleiermachers, und Verfasser einer Dogmatik. Joh. Andreas Cramer, der geistliche Liederdichter und Herausgeber des Schleswig-Holsteinischen Gesangbuchs, von 1774 bis 1788 zu Kiel lebend und wirkend. Dichter geistlicher Lieder sind ferner: die Pastoren Bockmeyer in Marne, gest. 1838, Freudentheil in Hamburg, gest. 1853, Aschenfeld in Flensburg, gest. 1856, und besonders Moyath zu Mölle im Lauenburgischen. Desgleichen der sehr bekannte Claus Harms, geb. 25. Mai 1778 zu Fahrstedt im Süderdithmarschen, als Hauptpastor in Kiel, gest. 1. Februar 1855. Er schrieb die „95 Theses", Winter- und Sommerpostille, „Krieg nach dem Kriege" (1814) Pastoraltheologie, Germon u. a. m. Er liebte Paradoxen und war ein Paradoxon, von mächtiger Wirkung in Wort, Schrift und That. D. J. W. Olshausen, geb. 1766 in Nordheim, 1794 Diakonus zu Oldesloe, 1801 Hauptprediger in Glückstadt, gest. 1823 als Superintendent in Eutin; hat als Pädagog vieles für die Schulen geleistet. Jakob Georg Christ. Adler, geb. 1756 auf Arnis, gest. als General-Superintendent von Holstein, ein „weiser Priester," der in der Kirche Raum für Alle wollte, und „auf alle Klassen der Bevölkerung einen Zauber übte"; man verdankte ihm auch eine neue Kirchenagende. Heinrich Zeise, Pfarrer an der Heiligengeist-Kirche in Altona, gest. 1794, der mit Vorliebe Plattdeutsch predigte in der Weise Abraham a Sancta Clara's, ein Original durch und durch. Wenn es ihm Sommers zu heiß war, predigte er in Hemdsärmeln, seinen Rock an den Nagel hängend, „mi is datt to hitt, ju könnt dat ok so maken." Ein ähnlicher Mann war „Papa Smid," Pastor zu Eddelack: „Ihr Eddelacker sollt nicht meinen, daß euch im Himmel nur so die blanken Speziesthaler in die Hand gezählt werden." Sodann der merkwürdige Pastor Oertling, geb. 1757 in Rendsburg, Prediger in Bornhöved, der eine Flugmaschine konstruirte, seine Dienstmagd damit aus der Bodenluke herabließ, und der, als Vorläufer von Moleschott, Vogt und Büchner, behufs praktischerer Stoffverwendung verlangte, daß von dem Sargdeckel der Beerdigten eine Röhre ausgehe und über den Grabhügel hinausrage.

Die Reihe der Vertreter der schönen Wissenschaften und Künste eröffnet der poetische Altmeister Friedrich von Hagedorn, geb. 1708 zu Hamburg, gest. 1754, der es verstanden hat, über das Philisterthum und die Perrücken seiner Zeit herzhaft zu lachen. „Johann, der muntre Seifensieder!" Unter der Eiche auf der Harvstehuder Höhe (jetzt Philosophenhöhe genannt) war sein Lieblingsplatz. Friedrich Gottlieb Klopstock, Messiassänger, gest. zu Hamburg 14. März 1803, begraben zu Ottensen. Sein Wohnhaus in der Königsstraße Hamburg's war bis 1855 in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten; jetzt ist es modernisirt, aber eine Marmortafel bezeichnet die Stätte. Matthias Claudius, der berühmte Wandsbecker Bote, Asmus omnia secum portans, geb. zu Reinfeld, gest. zu Hamburg, begraben zu Wandsbeck; allhort sein Denkmal von rothem Granit im Wandsbecker Gehölz. Heinrich Christ. Boje, geb. zu Meldorf 1744, der bekannte Herausgeber der Göttinger Musenalmanache. Er starb zu Meldorf als Landvogt; das Haus, in welchem er gesungen und geseufzt, soll noch vorhanden sein. Joh. Heinrich Voß, der Sänger der „Louise", mit Claudius von 1755—78, in Wandsbeck lebend, später Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln, gest. zu Heidelberg. Die Brüder Christian Stolberg (geb. 1748 in Hamburg, gest. bei Eckernförde 1821) und Friedrich Leopold Stolberg (geb. zu Brandstedt 1750, gest. in Westfalen 1819.) J. D. Gries, der renommirte Uebersetzer aus dem Spanischen und Italiänischen, geb. 1755 zu Hamburg. Auch Lessing gehörte ja einige Jahre Nordalbingien an. Herrn Göze habe ich oben übergehen wollen. Ludwig Schröder, der berühmte Schauspieler und Dirigent des Hamburger Theaters, gest. 1816. Heinrich Wilhelm Gerstenberg, der Dichter des „Ugolino", geb. zu Tondern 1737, gest. zu Altona 1823. Joachim Heinrich Campe, der Begründer der Robinsonaden-Literatur in Deutschland. Joh. Gottwerth Müller, der Verfasser des „Siegfried von Lindenberg", in welchem Roman er dem damaligen Junkerthum zu Leibe geht, geb. zu Hamburg 1743, gest. zu Itzehoe 1828. Joh. Christ. Biernatzky, geb. zu Elmshorn 1795, gest. zu Friedrichstadt 1840, wohin er 1825 von der Westsee-Hallig Nordstrandischmoor, wo er zuerst eine Predigerstelle bekleidete, berufen wurde. Er erlebte auf dem schutzlosen Eilande die Sturmfluth des Februar 1825, verlor mit den Andern seine Habe, aber nicht seinen Glauben. Wir haben von ihm die seelenvollen Novellen „die Hallig" „der braune Knabe", „der Weg zum Glauben". Einen Gegensatz zu ihm bildet Harro Harring, geb. in Husum 1798, Philhellene, demagogischer Philanthrop, Verfasser der „Fahrten eines Friesen", der „Briefe aus Griechenland", der Gedichtsammlung „Blüthen" und anderer Schriften. Wo er gestorben ist, weiß ich nicht. Bürgermeister Hinsche zu Bergedorf bei Hamburg, als Dichter Winfried genannt, Mitarbeiter des norddeutschen Musenalmanachs von 1816. G. P. Schmidt von Lübeck, geb. zu Lübeck 1766, gest. 1849 in Altona, Sänger des köstlichen Liedes vom Menschenherzen. Seine „Lieder" erschienen 1821 gesammelt. Der Dichter und Novellist Prutzel aus Oldesloe. Theodor Storm, aus Husum, der hochbegabte Poet der Novellengedichte „Immensee", „Hinzelmeier" u. a. m. Seine „Gedichte" erschienen in 4. Auflage. Heinrich Zeise in Altona, Verfasser vieler bekannter Gedichte und der „Reiseblätter aus dem Norden". Friedr. Dörr aus Schleswig, Verfasser des Festidyll's „Christabend." Ludwig Walesrode aus Altona, politisch-oppositioneller Schriftsteller. Daß ihm auch edel-poetische Fonds eigen, bewies er in dem Märchen „der Storch von Nordenthal." Claus Groth, geb. 1819 in Heide.

der bekannte platt-deutsche Dichter des „Quickborn" und der „Vertellen." Sophie Dethleffs aus Heide, Verfasserin ebenfalls plattdeutscher Poesien. Emanuel Geibel, geb. zu Lübeck 18. Oktober 1815, Sohn des „seelenvollsten Predigers von Nordalbingien." Es genügt, den Namen dieses beliebten Dichters zu nennen.

Joh. W. v. Archenholz, der Geschichtschreiber des siebenjährigen Krieges, lebte seit 1793 in Hamburg und Altona, starb 1812 zu Oejendorf als Landwirth und ist auf dem Kirchhofe zu Steinbeck begraben. Leonhard Wächter (Veit Weber) der Pädagog, Verf. von „Sagen der Vorzeit", gest. 1837 in Hamburg. Pastor Hansen in Wandsbeck, gelehrter Verfasser einer „Wandsbecker Chronik" und der „Bilder aus den Herzogthümern." Professor Schleiden in Jena, ist aus Hamburg gebürtig. Dr. O. Beneke, gest. in Hamburg, Verfasser der „Hamburgischen Geschichten und Denkwürdigkeiten." Prof. Müllenhoff in Berlin, Bearbeiter der Sagen der Herzogthümer. In Eutin lebte der Maler Tischbein, von dem das werthvolle Gemälde „Christus, die Kinder segnend" herrührt. Maler Friedrich Overbeck, geb. 1789 zu Lübeck, benutzte ebenfalls biblische Stoffe zu seinen Compositionen. Orgelvirtuos C. H. Zöllner, gest. 1836 in Wandsbeck. Auch Karl Maria von Weber gehört hierher, geb. 1786 zu Eutin, gest. 1826 in London, Tondichter des „Oberon" und „Freischütz." Eine Seitennische dieser unserer Walhalla zeige schließlich auf die Büsten zweier im Leben thätigen Männer: Graf Blücher-Altona, Neffe des Marschall Vorwärts, geb. 1764, gest. 1845, Altona's tapferer Vertheidiger gegen Davoust 1813, und sodann Friedrich Perthes, der Buchhändler, dessen Name ja auch weit über die Gränze klang.

So sehen wir denn, daß diese Lande doch gewiß ein ziemlich reiches Kontingent zur Halle des Ruhmes deutscher Wissenschaft, Kunst und Poesie, mit Einschluß einiger dem Leben nahestehender Berufsfächer, stellen und daß dem Worte „Holsatia non cantat" keine Geltung gebührt, wenigstens heute nicht mehr. Das war's, was hier nachgewiesen werden sollte. Ob einmal ein ganz besonderes nordalbingisches Meteor auftaucht und den Beweis eindringlicher, weil mit eigener, glänzender Produktivität, übernimmt, müssen wir abwarten.

Hugo Delbermann.

Frankreich.

Die französische Hochschule in Athen.

II.

Die Protection der Wissenschaft durch Frankreich.

Im Jahre 1846 sprach man in Pariser Blättern von einem Plane, dessen Ausführung nach den Worten Sainte-Beuve's „ebenso ehrenvoll für die französische als für die griechische Regierung" sein würde. Danach handelte es sich um die Stiftung eines dauernden Bandes zwischen der französischen Universität und dem wieder, gebornen Vaterlande der Hellenen, um einen Zusammenhang zwischen dem Studium des Griechischen in Frankreich und dem neu blühenden Studium dieser Sprache in deren Heimat, um ein literarisches Konkordat zwischen dem Lande der lateinischen Zunge und der Erde Athens. In der That, am 11. September 1846 gründete eine königliche Ordonanz, gezeichnet von Salvandy, eine Fortbildungsschule für das Studium der griechischen Sprache, Geschichte und Alterthumswissenschaft zu Athen. Die Schule bestand aus Zöglingen der Normalschule, die ihr Professorats-Examen (examen d'agrégation) bestanden hatten, unter der Leitung eines Fakultäts-Professors oder eines Mitgliedes des Instituts; dieselben sollten zwei, wohl auch drei Jahre in Athen zubringen; der Minister behielt sich das Programm ihrer Studien und deren Kontrole vor. Die Mitglieder der Schule konnten in Athen öffentliche unentgeltliche Vorlesungen über französische und lateinische Sprache und Literatur, selbst in den Anstalten der griechischen Universität hören. Schon im folgenden Jahre 1847 schifften sich mehrere Zöglinge der Normalschule unter Direktion des Herrn Daveluy nach Athen ein, wo der dortige französische Gesandte Piscatory die Anstalt unter seinen Schutz nahm.

Nach zweijährigem Bestehen erschien die erste Einrichtung völlig ungenügend. Was Anfangs nur eine Fortbildungsschule gewesen war, konnte und sollte fast den Rang einer Akademie einnehmen, denn von so günstig gestellten jungen Gelehrten durfte man schon ernste Resultate erwarten, die der Wissenschaft von unmittelbarem Nutzen wären. Der Unterrichts-Minister, Herr v. Parieu, erließ denn am 26. Januar 1850 folgenden Beschluß:

„Die französische Hochschule zu Athen verdankt ihre Entstehung einem Gedanken, dem ähnlich, der die Schule zu Rom gegründet hat, und deren Zöglinge an die Akademie der schönen Künste jedes Jahr Arbeiten als Beläge ihres Fleißes und Fortschrittes schicken. In Erwägung nun, daß im Interesse der Hochschule und ihrer Mitglieder diese Einrichtung nicht unfruchtbar bleiben darf, sondern der Gelehrsamkeit ernste und öffentlich bestätigte Ergebnisse zu liefern hat, ist beschlossen: Jedes Mitglied der französischen Hochschule zu Athen hat vor dem 1. Juli jedes Jahres an den Minister des öffentlichen Unterrichts eine Denkschrift über einen Punkt der Archäologie, Philologie oder Geschichte einzureichen, den man aus einem Verzeichniß von Fragen zu wählen hat, das die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften der Genehmigung des Ministers vorlegen wird."

Am 30. Januar schrieb denn auch der Minister an diese Akademie, daß es seine Absicht sei, ihr die Leitung dieser Hochschule zu übertragen. Die Helleniſten und Archäologen des Instituts traten nun sofort in eine Kommission zusammen, der sich Guigniaut als Präsident der französischen Akademie beigesellte. In Folge der Berichterstattung, die bis 1859 Herrn Guignaut, dem gelehrten Kommentator Creuzers, zufiel und seitdem die Aufgabe des Philologen Egger ist, erließ der damalige Präsident der Republik am 7. August 1850 ein Decret, das nicht nur alles bisher für die Hochschule Gethane bestätigte und, zum ersten Male, in dem Budget von 1851 einen Kredit dafür festsetzte, sondern auch, was vorzüglich zum Gedeihen der Anstalt beitrug, anordnete, daß jedes Mitglied derselben ein Jahr und länger zu Nachforschungen und Ausgrabungen in Griechenland und andern klassischen Ländern des Orients und Occidents verwenden solle.

Das kaiserliche Decret vom 9. Februar 1859 ordnete und erweiterte von Neuem die Thätigkeit der Hochschule. Die Stiftung einer Section für die Naturwissenschaften hat sich zwar wenig erfolgreich erwiesen, sehr lobenswerth aber — denn Italien ist die Vorhalle Griechenlands — ist die Bestimmung, daß die jungen Professoren auf ihrer Reise nach Athen drei Monate in Rom, Neapel und Florenz zubringen sollen. Außerdem schuf das Decret eine Section für Architektur, die aus Zöglingen der Schule zu Rom besteht, welche letzteren ihre Studien in Athen fortsetzen sollen. Diese gemeinsame Thätigkeit, dieses Zusammenleben von Künstlern, Architekten und Philologen, kann für das Verständniß des

griechischen Alterthums, für die geschmackvolle Auffassung desselben und die Rückwirkung auf nationale Bildung und Literatur nur von dem größten Vortheil sein. Wie nöthig wäre eine solche Schule unseren deutschen pedantischen Philologen! Und wenn irgendwo, so hätte ein solcher Plan in dem Lande gefaßt werden sollen, das mit der griechischen Sprache und dem griechischen Alterthum vertrauter ist, als jedes andere, in Deutschland. Wenn wir aber die Künstlerlaunen König Ludwigs von Bayern ausnehmen, um was bekümmern sich die deutschen Regierungen, die in der Regel von dem beschränktesten, geistesdürrsten Büreaukratismus beherrscht und geleitet werden! Frankreich allein hat bis jetzt einen solchen Gedanken gefaßt und ausgeführt, obgleich er auch hier im Anfang mit einer gewissen Kälte aufgenommen wurde. Und wer weiß, vielleicht hat gar ein Deutscher erst zu diesem Gedanken den Anstoß gegeben, denn um ihn recht in's Licht zu stellen, beruft sich Herr Vinet, dessen Schilderung ich im Auszuge gab, auf einen Ausspruch Otfried Müllers in dessen „Archäologischen Mittheilungen aus Griechenland" (Frankfurt a. M., 1843). Die größten Gedanken, die der Weltgeschichte ihren Gang vorgezeichnet haben, sind fast alle von Deutschen ausgegangen und fremde Völker haben sie ausgeführt, weil das erbärmliche Ausbeutungssystem, das man in Deutschland Verwaltung nennt, jeden freien Aufschwung erstickt.

Betrachten wir nun noch die Thätigkeit und den Einfluß der Hochschule zu Athen. Nur ein Theil ihrer Arbeiten ist in gelehrten Zeitschriften erschienen; von diesen will ich folgende anführen: Edmond About, Denkschrift über die Insel Aegina (Archives des missions scientifiques et littéraires, t. III.). — Edouard Barbier, der h. Christodulos und die Reform der griechischen Klöster im elften Jahrhundert. Paris, Hachette 1863 (als Broschüre erschienen). — Bertrand, Skizze über die Schutzgötter der griechischen und trojanischen Heroen in der Iliade, Rennes 1858 (Broschüre). — Beulé, Denkschrift über drei Inschriften zu Olympia (Archives, t. II.); zwei Berichte über die Akropolis (Arch., t. III.); die Münzen von Athen (Mémoires de la Société des antiquaires de France, t. XXIII.); die Bildhauerei in Gold und Elfenbein und die Minerva des Phidias (Revue des deux Mondes, 1850). — Bontan, über Topographie und Geschichte von Leobos (Archives, t. V.) — Emil Burnouf, der alte Pnyx zu Athen; die Propyläen; der See Kopais (Arch., t. I.); das Parthenon (Revue des d. M. 1847). — De la Coulonche, Denkschrift über die Wiege der macedonischen Macht von den Ufern des Haliacmon bis zu denen des Arius (Revue des Sociétés savantes, t. IV et V. 1858). — Fustel de Coulanges, Bericht über die Insel Chios (Archives, t. V.); Polybius oder das von den Römern eroberte Griechenland, Amiens, 1858, in 8. — Girard, Denkschrift über Euböa (Arch., t. II.). — Victor Guérin, Beschreibung der Insel Patmos und der Insel Samos, Paris, Durand 1856, in 8.; Studie über die Insel Rhodus, Doctoratsthesis, ibidem. — Henriot, über die Topographie der Damen Attikas (Archives, t. IV.). — Heuzey, der Berg Olympus und Akarnanien, Paris 1863, in 8. — Lacroix, die Inseln des Aegeischen Meeres (l'Univers pittoresque, t. 38.). — Charles Lévêque, die Denkmäler Athens und die archäologischen Studien in Griechenland (Revue des d. M., 15. August 1851). — Mézières, Denkschriften über den Pelion und den Ossa (Archives, t. III) — Wescher, das Denkmal des Dexileos in Athen (Revue archéologique, octobre 1863). — u. s. w. Die Mehrzahl der Forschungen und Arbeiten ist aber leider nicht in's Publikum gedrungen, sondern in den Berichten enthalten, die von der mit der Prüfung betrauten Kommission an die Akademie erstattet werden. Es ist dies sicher ein Nachtheil, da mit dem Mangel an Oeffentlichkeit auch das Interesse des Publikums abnimmt.

Man hat die Hochschule zu Athen ganz treffend als eine ununterbrochene wissenschaftliche Sendung gekennzeichnet; in der That bilden die letzten funfzehn Jahre eine fortlaufende Kette von Forschungen und Nachgrabungen, die den Archipel, die großen griechischen Inseln und das ganze Festland, den noch türkischen Norden mitinbegriffen, umfassen, abgesehen noch von wissenschaftlichen Ausflügen nach Aegypten und Kleinasien. Von den mehr als dreißig Gegenständen, die von der Akademie der Inschriften seit 1851 zur Prüfung und Nachforschung empfohlen worden sind, haben die meisten eine ernsthafte, durch Arbeiten bestätigte Pflege gefunden. Mit Recht ruft Herr Vinet bei dieser Betrachtung aus: „Wenn ich diese Summe von gelehrten Forschungen überdenke, Forschungen, die zuweilen mit Gefahr verknüpft, immer mehr oder minder schwierig, mit so wenig Kosten von Neulingen ausgeführt werden sind, so bewundere ich dies Ergebniß und erkenne an, wie sehr sich die Akademie der Inschriften dazu Glück zu wünschen hat."

Doch war auch nichts gerechter, als die Erwartung so trefflicher Resultate. Die Bildung, die der Student der Philologie (das ist nach deutscher Redeweise der Zögling der Normalschule) erhält, ist ausgezeichnet, und nur die hervorragendsten Köpfe werden zur athenienssischen Schule zugelassen. Die Jugend selbst ist ein Vortheil, sie schließt die gelehrte Bildung nicht aus, fügt im Gegentheil die Begeisterung und Empfänglichkeit hinzu, die den Schwung jeder Thätigkeit erhöht. Der Anblick des Bodens, wo einst das Volk wandelte, das uns einen Sophokles und Phidias gegeben, das Einathmen der Luft, an der sich Thucydides und Demosthenes groß sogen, schärft das Auge des Forschers, und oft findet er durch Intuition die Lösung von Räthseln, die sich bei dem Qualm der Studierlampe nie erschlossen hatten. Immer aber steht die oberste Gelehrten-Gesellschaft Frankreichs, eine der ersten der Welt, den jungen Reisenden zur Seite, stachelt sie an, zeichnet ihnen Bahnen vor, ermuntert sie und stärkt ihr Selbstgefühl durch Anerkennung ihrer Arbeiten. Eine Seite der Hellenistik scheint vernachlässigt, die Philologie; aber die Akademie der Inschriften hat die Lücke bemerkt und spornt zu ihrer Ausfüllung an. Sie verlangt u. a., daß man in den griechischen Dialekten die Ausdrücke für Gewerbe und Künste sammle und sie mit dem Wörterbuche des alten Grammatikers Pollux vergleiche. Dieses Jahr sollen die Verschiedenheiten der Aussprache in den Provinzen Griechenlands, ihre etwaige Verwandtschaft mit den alten Dialekten und die Veränderungen der Verkehrssprache studirt werden; wo möglich möchte die Akademie den Unterschied aufheben, der zwischen der Aussprache der westeuropäischen Schulen und der der heutigen Griechen besteht. Bei dieser Gelegenheit bekennt Herr Vinet selbst, daß die eigentliche Philologie, trotz einzelner tüchtiger Arbeiten, in Frankreich nicht in sonderlichem Ansehen steht, und beklagt, daß die eigentlichen Philologen (les professeurs agrégés de grammaire, die an den Gymnasien mit Quarta, Quinta und Sexta betraut sind; die obern Klassen gehören den agrégés de lettres) von der athenischen Hochschule ausgeschlossen sind.

Die ersten Jahre (1847—49) wurden von Emil Burnouf, Henriot und Ch. Lévêque glänzend eingeweiht; wie befruchtend der Aufenthalt in diesem geweihten Lande wirkt, zeigt das von der französischen Akademie gekrönte Werk Lévêque's, die Wissenschaft des Schönen, zu dem der Verfasser „von der Sonne Homers" begeistert wurde.

Im Jahre 1850 durchforschten die Herren Bertrand, Mezières und Beulé den Peloponnes, der erste wählte sich Argolis, die pelasgischen Bauten und den Aeskulaptempel zu Epidaurus, der zweite durchforschte besonders Lakonien und Messenien und schilderte seine Reise in den Etudes sur le Péloponèse (Paris, Didot 1855, 1 vol. in 8.). Der dritte, Herr Beulé, jüngst wieder durch seine Forschungen auf dem Boden Karthages bekannt geworden, wobei ihn der Verfasser des Romans Salambo, Herr Flaubert, begleitete, hat sich durch sein Werk l'Acropole d'Athènes (Paris, Didot 1854, 2 vol. in 8.; neue Ausgabe in Einem Bande 1863) einen europäischen Ruf erworben; wer von den deutschen Philologen dasselbe noch nicht kennt, lese es bald. Was würde Lessing sagen, der große Verfasser des „Laokoon", wenn er alle diese Ergebnisse der französischen Gelehrsamkeit sähe! Aber vergessen wir nicht, daß dieser sein „Laokoon" auf der Pariser Normalschule studirt wird.

Alle wetteiferten von 1852—62 dem Beispiele Beulé's nach; die griechische Inselwelt erfreute sich eines sorgfältigen Studiums; originell und vortrefflich sind die Forschungen von Herrn Bazin über Anatolien, von Herrn Heuzey über Akarnanien und die des Herrn de la Coulonche über Arkadien, von Vinet die Auvergne des Peloponnes genannt. Und in der That ist der Vergleich treffend; beides sind Gebirgsländer und ihre rauhe Natur nährte den Sinn für Unabhängigkeit und schützte sie zugleich; bäurisch waren die Arkadier wie die Auvergnaten, das Centrum der Gesittung war für beide nördlich, Athen dort, Paris hier. Selbst Otfried Müller, hochgeschätzt von den französischen Gelehrten, hatte dem witzigen Edmond About in Aegina noch Arbeit übrig gelassen, wenn auch das Hauptergebniß von des Letzteren Aufenthalt in Griechenland ein ganz anderes und zwar politisches Interesse hat, ich meine seine Satire über den Hof des Königs Otto.

Auch das byzantinische Griechenland wird nicht vernachlässigt. Herr Lebarbier durchwühlt die Klosterbibliotheken zu Patmos, auf Berg Athos, in Jerusalem. Herr Deville bereist die Seeküsten Thraziens; Herr Ghebart (sicher ein deutscher Name, aus Gebhardt verstümmelt; wandern doch Tausende aus der Heimat aus, weil für große Thätigkeit in den kleinen Stätchen, deren Unterthanen für die Aussteuer ihrer Prinzessin sich besteuern lassen müssen, kein Raum ist) studirt in Argolis Schule und Styl Polyklets; Herr Foucart schildert uns Delphi und setzt das Werk Otfried Müller's fort, der 1840 die Grundmauer der südlichen Seite des Tempels entdeckt hatte. Dieser hatte ungefähr zehn Meter Länge bloßgelegt, der junge Franzose hat vierzig andre Meter an der Grundmauer enthüllt, deren ungeheure Blöcke ungefähr 440 Inschriften bewahren, und zwar sechs Amphiktyonen-Beschlüsse, zwölf Stadturkunden von Delphi und 422 Urkunden für Befreiung von Sklaven. Siehe Inscriptions recueillies à Delphes et publiées pour la première fois sous les auspices de Son Exc. M. Rouland, Ministre de l'I p. par C. Wescher et P. Foucart. Paris, Didot 1863, 1 vol, in 8. Der schon erwähnte Wescher hat sich namentlich um die Entzifferung verdient gemacht und erweckt große Hoffnungen als Philologe.

So umfassen denn die Arbeiten dieser Gelehrten-Kolonie das ganze griechische Alterthum: Aesthetik, Architektur, Geographie, Philologie, und kein Zweifel, so gelehrt wir sind, mit all unsrer Büchergelehrsamkeit werden wir zuletzt in dem Studium Griechenlands hinter den Franzosen zurückbleiben, wenn wir nicht gleiche Anstrengungen für die Erziehung und Bildung unsrer Hellenisten machen. Der Aufenthalt allein in der Heimat des griechischen Genius kann unsern Philologen auch den Sinn für die Form, die Feinheit des Geschmacks geben, wodurch sich, schon nach Lessing's Ausspruch, der französische Gelehrte vor dem deutschen auszeichnet. Vielleicht schlummert dieser Sinn nur in unsrer Natur, denn die Arbeiten eines Böttiger, Ad. Stahr u. s. w. tragen ja unverkennbar seinen Stempel; es bedarf nur der Pflege, der Erziehung. Ist doch selbst Göthe, der Typus des wiedergeborenen Hellenenthums, erst durch Erziehung das geworden, was er ist. Aber auch hier, wie in allem Andern, liegt unser Heil einzig in unsrer politischen Erlösung; Millionen Kräfte, die in unsrer Zersplitterung jetzt elend verkümmern, werden die Welt in Erstaunen setzen, wenn sie Raum gefunden haben werden in einem deutschen Staate.

Hermann Semmig.

England.

Höhere Schulen in England.*)

Es ist dankenswerth, daß wir die unten verzeichnete amtliche Schrift, einen parlamentarischen Bericht über die neun alten englischen Schulen, bekommen haben. Zwar über den allgemeinen Charakter der englischen Anstalten hat uns Dr. L. Wiese, vortragender preuß. Ministerialrath für Gymnasial- und Realschulwesen, in seinen „Deutschen Briefen über Englische Erziehung" (Berlin, Wiegandt und Grieben) treffliche Aufschlüsse gegeben; auch ist durch Prof. Voigt's „Mittheilungen über das Unterrichtswesen Englands und Schottlands" (Halle, Fricke) einiges gute Material hinzugekommen, wenn auch weniger für die englischen höhern Schulen. Aber eine Arbeit, wie die jetzt in Rede stehende, war doch ein anderswie nie zu beschaffendes Werk. Eine königliche Commission von sieben Männern hat es zusammengestellt. Lord Clarendon war der Vorsitzende der Commission, die andern Mitglieder waren Lord Devon, Lord Lyttelton, Ed. Twisleton, H. Northcote, Thompson und Vaughan, der frühere Rektor von Harrow, Schüler des edlen Rektor von Rugby, Thomas Arnold. Die Commission, den 18. Juli 1861 ernannt, trat schon am 20. Juli zusammen, im Oktober sandte sie gedruckte Fragen und Schemata zur Ausfüllung an die Curatorien der Schulen, an die Rektoren und an die Lehrer. Sodann, im Sommer 1862, machte sich die Commission auf, um mit eigenen Augen die Schulen zu sehen — es sind 4 Schulen in London selbst: Westminster, Charterhouse, St. Paul's und Merchant Taylors und 5 auswärtige: Eton, Winchester, Harrow, Rugby, Shrewsbury — wobei sie auf Rugby drei Tage, auf die andern Schulen 1—2 Tage verwandte. Auch wurden gegen 130 Personen über einzelne Dinge von der Commission mündlich befragt. Der vorliegende Band enthält einen allgemeinen Theil (S. 4—56) und einen speziellen, in welchem die einzelnen Anstalten der Reihe nach ausführlich besprochen werden, so daß die Commission jedesmal mit Vorschlägen schließt, die für die Schule nach ihrer Meinung heilsam wirken müssen. Die ganze Art der Behandlung ist ein Zeugniß von der Gewissenhaftigkeit und dem Wohlwollen jener Männer; sie zeigt auch in ihrem Gebiet, daß die Engländer die eigenthümliche Natur und Entwickelung ihrer Institutionen mit

*) Report of Her Majesty's Commissioners appointed to inquire into the revenues and management of certain colleges and schools and the studies pursued and instruction given therein. Vol. I. London 1864. Fol. 338 p.

Pietät betrachten, aber doch auch mit Ernst daran denken, ihnen durch allmähliche Verbesserungen den höchsten Grad von Brauchbarkeit und Angemessenheit für die heutigen Bedürfnisse zu verleihen.

Wie sehr die Commission bemüht gewesen ist, hinter die Sache zu kommen, ergiebt sich auch daraus, daß sie von der Kriegs-Verwaltung offiziellen Aufschluß darüber erbeten hat, mit welchem Erfolge sich die Zöglinge der ihnen überwiesenen 9 Anstalten sich der militärischen Laufbahn gewidmet haben. Zudem haben sich die Herren mit den neuern Schulen in Verbindung gesetzt, welche die alten Sprachen in expeditiverer Weise abmachen, um desto mehr Mathematik und moderne Bildung zu pflegen. Die Resultate dieser Forschungen sind mit Offenheit dargelegt worden.

Die alten Schulen, deren Stiftung meist zwischen 1400 und 1600 fällt, sind von besonderen Curatorien (governing bodies) umgeben, zum Theil aus dem Vorstand und Gliedern einer gelehrten Körperschaft bestehend, wie in Eton, zum Theil aus zerstreut wohnenden angesehenen Männern, welche sich um die Schule eben nicht viel im Einzelnen kümmern. Staats-Anstalten sind es also nicht in unserm Sinn, aber nichts desto weniger öffentliche Schulen. Es fehlt ihnen weder die nöthige Stabilität der Einrichtungen, noch sind sie abgesperrt von den Regungen socialer und wissenschaftlicher Natur, welche auf die nationale Denkungsart umbildend einwirken. Der Satz, der bei uns sonderbarer Weise einiges Glück gemacht hat, „wer die Schule habe, der habe die Zukunft", würde in eines Engländers Munde einen eigenthümlichen Sinn annehmen. Er müßte doch sagen, die Nation habe die Schulen, und auch der Mächtigste könne die Nation nicht zwingen.

Die Curatorien sind nach der Meinung der Commission hier und da besser zu constituiren. Ihre Rechte sind nicht gleichmäßig bestimmt. Der Rektor einer Schule hat meist folgende Rechte: er handhabt Disciplin und Weise des Unterrichts möglichst unabhängig, bestimmt die Zahl der Klassen, die Schulzeit, die Schulbücher, die freizugebenden halben und ganzen Schultage; die Anstellung und Entlassung aller Lehrer ist seine Sache allein. Dafür wird er aber auch nicht auf Lebenszeit angestellt, sondern kann von dem Curatorium entlassen werden.

Bei uns ist der Direktor auch mit einem ziemlichen Maß von Rechten ausgestattet nach unten hin, das heißt nach der Verwendung der Lehrer hin. Nach oben sind seine Rechte bald zu Ende; da sorgt für ihn die Provinzialbehörde, nimmt ihm die Freiheit, aber auch die Verantwortlichkeit und die Aussicht, schuldlos und ohne Pensien entlassen zu werden. Was für unsere Schulen besser wäre, das jetzige System oder das englische, ist nicht ganz leicht zu beantworten.

Die meisten jener englischen Schulen haben eine ursprüngliche Zahl von Freistellen, sei es in Bezug auf Unterricht allein, oder sei es auch in Bezug auf die Nation. Selbst in dem letztern Falle muß der Zögling noch manches zahlen, in Eton z. B. 49 L. St., während freilich die Nichtstipendiaten eine jährliche Rechnung von 150—210 L. St. (1000—1400 Thlr.) haben. In Eton ist es freilich am allertheuersten. Die Stipendiaten bilden einen untergeordneten Theil der ganzen Zahl; so sind in Eton 70(1861) Stipendiaten neben 722 vollzahlenden Schülern, in Harrow 33 neben 431 ꝛc. Die Stipendiaten haben meist eine alterthümliche Tracht, und scheinen auf dieselbe, wie auch die Lehrer, Werth zu legen. Weil sie ferner meist einer etwas ärmern socialen Klasse angehören, stehen sie in den untern Klassen oft mit den übrigen Schülern nicht auf gutem Fuße, aber in den obern Klassen gleicht sich das aus: „da wird der Mensch nur gewogen." Alle 9 Schulen umfaßten Weihnachten 1861 nur 2696 Schüler. Das würde nach dem Maß der preuß. Gymnasien, Progymnasien und Realschulen der 22. Theil der Schüler von England und Wales sein, die eine höhere Ausbildung genießen. Die meisten Schüler werden also in andern Schulen gebildet, die meist nach dem Muster jener alten formirt sind und von ihnen die Lehrer bekommen. Ursprünglich waren jene alten Schulen lateinisch-griechische Schulen; daß die altklassische Richtung sich auch in der modernen Zeit ihren Ehrenplatz behauptet hat, schreibt die Commission zunächst dem innern Werth dieser klassischen Bildungsstoffe zu, sodann der englischen Liebe zu dem einmal Bestehenden, endlich dem Zusammenhang der Schulen mit den Universitäten, die in England den klassischen Typus nicht so bald, wie unsre Fakultäten es thun, ablegen.

Es wird indeß jetzt auf allen 9 Schulen auch Mathematik gelehrt; auch ist mit Ausnahme von Eton überall Französisch oder Deutsch wesentlicher Unterrichts-Gegenstand. In Rugby und Charterhouse ist Französisch und Deutsch obligatarisch gemacht; auch Naturkunde findet sich fast überall. Hebräisch und Zeichnen ist nur in Merchant-Taylors zu den ordentlichen Gegenständen des Unterrichts gerechnet. Die klassischen Studien werden in ähnlichen Uebungen betrieben, wie bei uns. Lateinische und griechische Verse gelten mehr als bei uns; lateinische Aufsätze weniger. Lateinische und griechische Stellen auswendig lernen, besonders Poesie, ist in jenen Schulen eine bis in die obersten Klassen fortgesetzte Uebung. Im Französischen wird zugestandener Maßen wenig geleistet; Geschichte und Geographie kommt als systematischer Gegenstand nur in Harrow und Rugby vor, und da auch kaum. Man giebt einige Umrisse, und in den obern Klassen weist man auf historische Monographien hin, examinirt auch wohl darüber und setzt Preise aus.

Die Unterrichtszeit ist im Allgemeinen gering; in Eton hat ein Schüler der obern Klassen wöchentlich 14—15 Stunden Unterricht, oder vielmehr noch weniger, da viele ganze oder halbe Tage ausfallen; natürlich sind außerdem noch Arbeitsstunden festgesetzt. In Harrow ist 22 Stunden, in Rugby 20 Stunden Unterricht. Da die Ferien 14—15 Wochen betragen (in Preußen 10½ Wochen) so ist die Arbeit der Quantität nach unbedeutend; die Qualität ist auch nicht immer desto besser, wie folgendes Verhör zeigt:

Frage: Nehmen wir an, daß eine Stelle in Homer, etwa 50 Zeilen, für die Unterrichtsstunde zu präpariren wäre, was würde ein Schüler, der nicht besonders fleißig oder besonders faul, sondern ein Durchschnittsschüler wäre, dann machen? Antwort: Er würde sich ein crib (Eselsbrücke, Uebersetzung) verschaffen.

Frage: Würde dies das erste crib sein? Ja.

Frage: Dann würde er (bei bleibenden Schwierigkeiten) zu seinem Tutor gehen, damit ihm dieser helfe? Ja wohl, zum Vorübersetzen. Wenigstens die Unter-Quinta (the lower part of the fifth) und die Klassen darunter thaten es, die höhern Klassen nicht.

Frage: Würde zwischen den obern und untern Klassen wohl ein Unterschied sein in Hinsicht der Nothwendigkeit, ein crib zu benutzen? Nein, ich glaube nicht.

Frage: Würde es eine Ausnahme sein, wenn ein Schüler lieber eine halbe Stunde oder länger sich an einer Stelle abmühte, bevor er zu seinem Tutor ginge, um sich vorconstruiren zu lassen? Ja, nicht viele Schüler pflegten es so zu machen.

Man sieht, wie Schüler sich allenthalben ähnlich sind.

Die Commission glaubt, daß ein Schüler, der sich auszeichnen will durch Preise ꝛc., ohne dabei seine Spielzeit zu verkürzen, in

Eton und Harrow täglich 6 Stunden arbeitet, in Rugby etwa 7. In Preußen rechnet man in Internaten 10—11 Stunden täglich und bei fleißigen Schülern noch mehr Zeit. Um so etwas wie sorgfältige Präparation möglichst zu sichern, ist man in England auf verschiedene Mittel gekommen. In Eton wird fast bis zur Spitze der Schule jede Lektion zweimal durchgenommen, einmal beim Tutor und einmal in der Klasse. In den andern Schulen ist diese Praxis gemildert oder verboten. Die Versetzungen in die höhere Klasse geschehen nach sehr verschiedenen Principien. Die Commission ist mit dieser Mannigfaltigkeit einverstanden; nur das Versetzen bloß auf Grund des so und so langen Aufenthalts in der Klasse tadelt sie, freilich mit Recht. Die Leistungen der englischen Schulen im Wissen sind schon früher als sehr mittelmäßig bezeichnet worden. Nebenbei ist es für uns auffallend, daß auch die Universitäten dadurch veranlaßt worden sind, tiefer hinab zu steigen. Ein sehr erfahrener Director Dr. Moberly zu Winchester will die Schüler gern jünger auf die Universität schicken, 18 Jahr alt, statt 19. Er sagt: I own I think, the course of training at Oxford is too bo yish for that age. Bei uns ist nicht bloß Trendelenburg der Meinung, sondern noch manche andere einsichtsvolle Pädagogen, man solle die Schüler lieber noch ein wenig länger in der Prima festhalten, damit sie mit mehr Nutzen den akademischen Vorlesungen folgen könnten.

Von den Gegenständen des Unterrichts spricht die Commission in einer Weise, die uns nichts Auffallendes darbietet. Interessant ist aber, daß sie theoretisch das Italiänische dem Deutschen vorzieht; nur praktische Rücksichten, sagt sie, seien für das Deutsche, besonders der Wunsch der Eltern. Zudem lerne man das Italiänische fast von selbst, während das Deutsche schwer sei. Endlich lerne man, weil die Deutschen so viele und gute Uebersetzungen besäßen, durch das Deutsche viel aus anderen Literaturen.

Was das Verhältniß der Stunden betrifft, so abstrahirt die Commission aus englischen Verhältnissen folgende Zahlen, neben welche wir in Klammern die preußische Verhältnißzahl setzen. Wenn die Gesammtstundenzahl auf 18 gesetzt wird, so kommen davon auf alte Sprachen, Geschichte und Religion 11 (12⅝) Stunden, auf Mathematik 3 (2⅜), auf neuere Sprachen 2 (1½), auf Naturwissenschaft 2 (1½) Stunden. Die Commission sagt bei Gelegenheit ihrer Vertheidigung der alten Sprachen für alle Schulen, in Preußen zögen viele Eltern, die ihre Söhne dem Handel oder den Gewerben bestimmten, doch das Gymnasium der Realschule vor. Die Thatsache ist richtig, kann aber wohl von einem Engländer nicht verstanden werden. Wir wissen, daß die Lehrpraxis der Gymnasien viel älter, ausgebildeter und stabiler ist, als die der Realschulen, bei denen fast Alles an den jedesmaligen Lehrern liegt; zudem hat der Staat im Civil- und Militärdienst den Gymnasien Prämien und Berechtigungen zugewiesen, welche die den Realschulen beigelegten einschließen, somit die Zukunft des Schülers mehr sichern. Von diesem Umstand hat der Engländer kaum eine Ahnung.

Ein sehr warmes Kapitel widmet die Commission der physischen Erziehung, d. h. den Spielen, den neuerdings aufgekommenen Exercier- und Schießübungen (in den rifle-corps). Es ist bekannt, wie reich dieses Gebiet englischen Schullebens ist, und es ist nicht bloß Schulleben, sondern das nationale Leben treibt diese jugendlichen Spiele mit ihren athletischen und ethischen Wirkungen immer wieder hervor.

Die Disciplin liegt in den englischen Anstalten fast überall mit in den Händen der ältern Schüler; in Rugby und Harrow ist der Einfluß der obersten Klasse im Laufe der Zeit eher gewachsen; in Eton dagegen, der vornehmsten Schule, ist er fast ganz geschwunden, indem die Lehrer mit den Eltern der Zöglinge der Meinung sind, man komme ohne diese Mitwirkung eben so gut, ja besser durch. Die Commission ist für die alte Praxis, wo sich ein solches Helfersystem einmal gebildet hat, will aber nichts vorschreiben.

Auch das Dienstleisten der jüngern Schüler (das fagging-system) bespricht die Commission. Es sind zum Theil Dienste, die der Jüngere (als „Fuchs" in deutschen Internaten bezeichnet) dem Ganzen leisten muß, beim cricket-Spiel das „fielding" u. s. w., theils und meistens solche, die er dem ältern Schüler, seinem master, persönlich erweist, wie Bestellungen ausrichten, Aufwarten bei Thee und Diner, u. A. Die Commission stellt das Princip auf, daß dies alte fagging in den Fällen, wo man gegenwärtig Bediente nehmen würde, fortzufallen habe, im Allgemeinen aber sei es, zu mildern durch die verfeinerte Lebensitte der heutigen Zeit, eine gute Sache, nicht erniedrigend für die Jüngern, und die Aeltern nicht zur Tyrannei verleitend oder zum Hochmuth. Die Beziehung zwischen fag und master sei meist freundlich und erzeuge öfters Freundschaften fürs ganze Leben; man lerne gehorchen und befehlen. Die Lehrer würden die Mißbräuche schon verhüten.

Das Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern findet die Commission befriedigend, besonders in Folge des Tutorensystems, wonach jeder Zögling, wie in Schulpforte und dem Joachimsthalschen Alumnat, meist seine ganze Schulzeit hindurch einem Lehrer persönlich nahe steht, während sonst rascher Wechsel ihn mit den verschiedensten Klassen und Lehrern zusammenführt. Körperliche Züchtigungen kommen seltener vor als sonst, doch in Eton ist das flogging noch ziemlich häufig. Im Allgemeinen sagen die abgehörten Zeugen aus dem Gebiete der englischen Universitäten aus, daß das sittliche Verhalten der Studenten, wie es jetzt ist, ein vortheilhaftes Licht fallen lasse auf den sittlichen Zustand und Einfluß der alten Schulen gegenüber der früheren Zeit. Besonders wird Thomas Arnolds Einfluß als entscheidend anerkannt. Was den Religionsunterricht angeht, so wird überall vernünftiger Weise auf biblische Geschichte ein Hauptnachdruck gelegt, und das Neue Testament gelesen; auch Sonntags ist eine förmliche Religionsstunde eingerichtet. Um die Schüler nicht zu verleiten, den Sonntag anstrengend zu arbeiten, wird Montags ein großer Theil des Unterrichts auf Religion verwendet. In Winchester liest der Rektor jeden Morgen mit seinen sämmtlichen Divisionen (80 Schülern) im griechischen Neuen Testament. In Harrow sind Preise für biblisches Wissen ausgesetzt. Die Theilnahme der Zöglinge an dem heiligen Abendmahl ist vollkommen freiwillig und ohne jede Controle, ist aber sehr ansehnlich, besonders um die Zeit, wo die Confirmationen in der Anstalt stattfinden. Die Lehrer sind meist Geistliche und predigen oder lesen Predigten vor, die auf die Schüler berechnet sind und gerade weil sie das allgemeine und Salbungsvolle mit dem Verständlichen und Schulmäßigen vertauschen, meist mit Aufmerksamkeit angehört werden. Die Commission sagt, Mancher werde sich als Mann dessen bewußt, daß er in der Schulkapelle die stärksten und bleibendsten religiösen Eindrücke empfangen habe. Noch wichtiger ist, was die Commission hinzufügt: In allen Pensionshäusern (zu 20—40 Zöglingen) wird regelmäßige Andacht gehalten. Auch glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Zöglinge, wenn sie in den Schlafsälen ihr Gebet verrichten wollen, in dieser häuslich überlieferten Sitte nicht nur nicht gestört, oder dabei verhöhnt werden, sondern daß überhaupt die Unterlassung dieses Gebete eine Ausnahme ist. In Rugby sagt sogar ein Zeuge aus:

daß kein Zögling gern als ein solcher in den Augen der Andern erscheinen wolle, der das Gebet unterließe. Der Senior des Schlafsaals gebietet zur Zeit des Gebets Ruhe.

Was die Besoldungsverhältnisse betrifft, so ist die Commission der Ueberzeugung, daß man den Rektoren nach ihrem Einkommen und ihrer ganzen Bedeutung eine hohe Stellung anweisen müsse; auch findet sie, daß einige Schulen wie Shrewsbury zu geringe Dotationen haben und Pensionssätze und Schulgeld erhöhen müssen. Im Allgemeinen ist das Einkommen der Lehrer in England aus einem Fixum und einem „Stücklohn" zusammengesetzt, d. h. aus einem Ueberschuß, der nach der Zahl der Schüler und Pensionäre, die der betreffende Lehrer zu halten berechtigt und angewiesen ist, also gleichsam mit der gelieferten Arbeit wächst. Die folgenden Zahlen sind daher nur approximativ.

Einkommen	in Eton Thlr.	Winchester Thlr.	Westminster Thlr.	Charterhouse Thlr.	St. Pauls Thlr.
des Rektors	26,666	20,000	7820	8000	6000 [1]
des Lehrers nach ihm	14,666	9,333	4200	5333	3000 [2]
Rechnung des Zöglings	1000—1400	760	630	645	—

Einkommen	Merchant-Taylors Thlr.	Harrow Thlr.	Rugby Thlr.	Shrewsbury Thlr.	
des Rektors	6666	26,666	19,713	13,333	
des Lehrers nach ihm	3500	9300	10,780	3750	
Rechnung des Zöglings	Schulgeld 66⅔	950-1200	600—800	666	

Wenn wir lesen, daß die Direktoren in Preußen zwischen 900 bis 2900 Thlr. Gehalt haben, die ersten Oberlehrer 750 bis 1500, so ist nicht blos hinzuzufügen, daß diese Beträge mit 2½ etwa multiplicirt werden müßten, um den englischen Geldwerth auszugleichen, sondern auch dies, daß wenn es unseren Direktoren und Lehrern Sitte und Amt gestatteten, Häuser mit Pensionären zu halten, sie ihr Einkommen ziemlich auf eine der englischen entsprechende Höhe bringen könnten. Uebrigens stecken in der Ausbildung des englischen Lehrers, wie aus den Rechnungen der Schüler und der Studenten hervorgeht, sehr viel höhere Kapitalien als bei uns*), die dann im Gehalt natürlich wieder hervortreten müssen. Obwohl unsre Culturaufwendungen sich sehr dazu eignen, auf das Militärbudget hinzuweisen, so wäre es doch thöricht, den Staat für die geringe Ausstattung unsrer Schulen verantwortlich zu machen. Im Gegentheil ist ein Culturstandpunkt in Aussicht zu nehmen, wo die Schulgenossenschaften den Staat veranlassen, die Steuern für Schul- und Cultuszwecke den Bürgern lieber zu erlassen, dafür aber auch die Leitung der erziehenden Schulen aus seinen Händen zu geben, oder vielmehr sie in Aufsicht und Pflege zu verwandeln. Doch das ist bis jetzt eine ziemlich ketzerische Ansicht. Der liebe Staat soll eben Alles thun, wenn nicht predigen, so doch erziehen. Es giebt noch Leute, die meinen, wenn man dem centralen Staate die Erziehungskunst absprechc, so wolle man die Kirche mit der Leitung der Schule beauftragen, das wäre allerdings um nichts besser, oder sogar noch schlimmer. Doch das auszuführen ist hier nicht der Platz.*)

[1]) und zwei Häuser, die Commission will 20,000 Thlr. ansetzen.

[2]) Die Commission will beträchtlich mehr.

*) Senior berechnete die Erziehungskosten eines gemeinen englischen Arbeiters zu 266 Thlr., eines Gentleman zu 14000 Thlr. Im alten Aegypten waren die Aufziehungskosten eines Mannes nach den Angaben des Diodorus Siculus fünf Thaler.

*) Die richtige Ansicht von der Sache finde ich in: Dörpfeld, die freie Schulgemeinde. Gütersloh, 1863.

Deutsche Früchte aus England.**)

Von H. Beta.

Zehn Jahre in London.

Die in den vorliegenden beiden Bänden enthaltenen Reise- und Lebensskizzen aus England rühren von unserm, den Lesern dieser Zeitschrift seit einer Reihe von Jahren bekannten Mitarbeiter, Herrn Dr. H. Beta her, dessen regelmäßige literarische Monatsberichte aus London vom Jahre 1851 bis zum Jahre 1861 in diesen Blättern abgedruckt waren und sich des weitesten Beifalls zu erfreuen hatten. In Nr. 25 u. ff. von 1861 haben wir mit der Ueberschrift „Erinnerungen eines Flüchtigen" einige Kapitel aus dem zweiten Bande des vorliegenden Werkes mitgetheilt, denen wir auch noch das nachstehende zur Empfehlung des Buches folgen lassen, das gewiß überall, wo es Eingang findet, mit ungetheiltem Interesse gelesen werden wird.

„Just weil man zehn Bände sehr stark und stoffreich damit füllen könnte und ich bereits viel mehr Waare davon nach Deutschland importirt habe, lauter willkommene und gut honorirte, von Millionen Freunden und Feinden in Detail gekaufte und nie für übertheuert oder mit Baumwolle resp. Wasser gefälscht, eher manchmal für zu ehrlich gehaltene Artikel, just deshalb wollen wir hier kurzen Prozeß und wenig Worte machen.

„Niemand wandelt ungestraft unter Palmen," aber auch nicht unbelohnt. Die „Palmen" stehen hier für alles durch Klima und Kultur eigene, von der Heimat abweichende Ausland. Bildet dieses, wie England zu Deutschland, einen Gegensatz und eine Ergänzung zu der heimatlichen Welt, wird diese Strafe auch bald zum Lohne.

Dies hab' ich sehr genau erfahren, sehr gründlich und vielseitig durchlitten und genossen just zehn Jahre lang mit allen seinen vielen Tagen und Stunden und Minuten und Schicksalen und mannigfaltigsten Wandelungen, Weh- und Wohlthaten.

Wie mich elenden einzelnen Tropfen das Lebensweltmeer Londons erst verschlang und doch als etwas Fremdes, Unassimilirbares, wie ein feindliches Atom von allen Seiten abstieß und umherwarf! Das war ja Alles so ungeheuerlich, unfaßlich, unverständlich, fremd und feindlich! Alle diese drei Millionen Engländer hatten fortwährend und überall, wo man ging und stand und hinsah, die Frechheit, Engländer zu sein mit lauter englischen Einrichtungen und sogar einer englischen Sprache, die ich in Deutschland schon seit zwanzig Jahren gelernt hatte, ohne daß sie mir oder ich ihnen

**) Deutsche Früchte aus England. Erzählungen und Erlebnisse, von H. Beta. Zwei Bände. Leipzig, F. W. Grunow, 1864.

ein Wort verstanden! Und wenn sie mich ja verstanden, lachten sie mich aus. Alles, Alles so Englisch und eigen und gar nichts von meinem geliebten Deutschland und das Meiste gegen Deutsche und deren Sitten und Gebräuche. Wie konnten mich die Flegel sogar an meinem deutschen Barte zupfen und ihn mir abkaufen wollen, um eine Bürste daraus zu machen?

Ein Franzose mit einem sehr starken Borstenwalde in der Physiognomie wollte sich diesen Hohn nicht gefallen lassen und schlug um sich. Es war gerade in der Nähe der Springbrunnen-Bassins auf dem Trafalgar-Platze. Sie packten den „bloody foreigner" und warfen ihn in's Wasser.

Aber Gott sei Dank, dafür haben wir uns gründlich gerächt, Monsieur! Wir Fremde überschwemmten London im ewig denkwürdigen, Kulturepoche machenden Weltindustrie-Ausstellungsjahre und zeigten den stets glattrasirten, blos backenbärtigen, „rothborstigen Barbaren" überall und alle Tage eine so ungeheuere Menge der schönsten Bärte, daß sich erst die Engländerinnen und dann auch die Gentlemen in sie verliebten und den Saulus-Paulus Prozeß mit der Zeit massenweis aus ihren Gesichtern hervorwachsen ließen. Der Herzog von Cambridge, Charles Dickens und einige andere große Geister fingen an, sich nicht zu rasiren. Künstler und Literaten folgten, und jetzt giebt's keinen unabhängigen Gentleman in England mehr, der nicht stolz darauf wäre, in der Bart-Kultur die grimmigsten Demokraten-Borstigkeiten Deutschlands zu übertreffen.

Dies ist ein komisches, oberflächliches Beispiel, aber gut und faßlich, von den segensreichen Saulus-Paulus-Prozessen, die sich aus dem Konflikte verschiedener Völker-Kulturen entwickeln. Es geht tiefer und weiter, wie dieses Beispiel selbst, da man sich leicht denken kann, daß solche radikale Umwandlungen um Mund, Nase und Kinn nicht ohne innere Metamorphose wachsen.

Ja, die Engländer haben seit dem großen Exhibition-Jahre sehr viel Gutes vom Continente, besonders aber von Deutschland, gelernt und angenommen, viel mehr Gutes und Schönes, als wir von ihren entschiedenen Vorzügen. Während sich England langsam und mehrfach gründlich mit deutscher Kultur befreundete, so daß in allen besseren Familien und Schulen deutsche Sprache, Literatur und Erziehung unerläßlich geworden sind, lernte ich unvermerkt eine englische Eigenthümlichkeit nach der andern verstehen und lieben und würdigen, dagegen manche erst schmerzlich vermißte deutsche Gemüse und Gemüthlichkeiten als Barbareien oder Michelei'en verachten. Dies galt besonders solchen altgermanischen Sitten, Gesetzen und Gebräuchen, von denen ich in Deutschland nur die durch aufgezwungenes Römer- und byzantinisches Despotenrecht, durch Polizei- und Militairstaaterei verkrüppelten und ausgezehrten Reste kennen gelernt hatte und ich in England in frischer Kraft und „Selbstregierung" gesund und stark entwickelt, als sich von selbst verstehendes Eigenthum und Recht jedes Einwohners allgegenwärtig fand, wie Luft und Licht. Andrerseits ist vieles altgermanische Freithum in England so insulirt, isolirt und merkantil-industriell verflacht und vernüchtert worden, daß ich mit meinem Hasse dagegen gern viel freigebiger war, als mit meiner Liebe für die Vorzüge, da ich von der Forderung ausging, daß die Engländer seit beinahe zwei Jahrhunderten „aus dem Gröbsten herausgehauen" und im vollen Besitze der Mittel und Werkzeuge für die Kultur der Freiheit und Humanität, durch die rücksichtslose Geldmacherei und brutale Schacher-Politik sich ganz besonders an sich selbst und Europa versündigen und den Schacherjuden in Handel und Wandel, wie in der Politik, das Handwerk legen müßten.

Dies gab nun ein ziemlich reiches Leben von Haß und Liebe woron ich bald dieses, bald jenes Stück und Erlebniß nach Deutschland schickte, so daß hier darüber bald wüthend räsonnirt, bald dann Beifall geklatscht ward. Ernst Keil in Leipzig und J. Lehmann können ein Lied davon singen.

Wie ich freilich wieder in Deutschland war, erschienen mir nicht selten auch die widerwärtigsten Anglicismen wie in einer Glorie. Summa Summarum lebt man da drüben in einer alten, festen, stark und frei ausgebildeten Kultur, während wir vor lauter Politik und Polizei noch gar nicht dazu kommen können, an Verwirklichung der socialen und sittlichen, der gesundheitlichen und häuslichen Annehmlichkeiten und Schönheiten nur zu denken, die in England längst ausgeführt und zum Theil bis in's Kleinste entwickelt und Gemeingut geworden sind. Die Details dieser Vorzüge lernt man blos kennen und würdigen, wenn man dort, wie es mir und meiner Familie mit der Zeit gelang (und just allen Andern auch, Vielen noch viel besser), eine eigene Häuslichkeit gründet, sich ein eigenes, englisches Haus einrichtet und mitten unter den andern selbständigen, liebenswürdigen, stillen Familien die Wonne und das Lebensglück eines wirklich eigenen Heerdes auf freiem Boden und zwischen lauter unabhängigen, einander nie störenden, gebildeten Hausständen Jahre lang genießt und dann später in eine deutsch-großstädtische, besonders Berliner Miethskaserne ziehen muß. Ja, dann merkt man gehörig, was englischer Comfort, englische Freiheit heißt.

Deutsche Vorzüge und Tugenden in solchen englischen Häuslichkeiten und Freiheiten — das ist mein Ideal. Ich habe es als Wirklichkeit genossen, bescheiden in meinem eigenen Häuschen mit Vor- und Hintergarten (und billiger als mein Verschlag in der jetzigen Berliner Miethskaserne), schöner bei David Born, Karl Blind, Freiligrath, sogar bei Faucher, besonders aber im Hause Kinkels, des liebenswürdigsten Virtuosen in anmuthiger Verschmelzung deutschen Geistes und Gemüthes mit der Noblesse, Unabhängigkeit und behaglichen Substantialität, welche den englischen „Gentleman" als Hausherrn, Gatten, Familienvater und Gastfreund auszeichnen. Englische Familien mit deutschen Vorzügen und in liebenswürdigem Bemühen, deutsche Kulturblüthen zu acclimatisiren, schweben in rührenden, unbestimmten, flüchtigen Bildern vor meiner Seele. Es war so hübsch, wenn die Ladies bei meiner Frau deutsche Sprache und Kochkunst lernten und dafür mit Plumpudding-Recepten, Pasteten, Kompositionen oder guten Regeln für's Rösten der Fleischkeulen vor'm freien Feuer sich dankbar erwiesen.

Man muß Jahre lang solche und alle mögliche Details des englischen und deutschen Lebens in dessen Gegensätzen, Aehnlichkeiten und Einwirkungen hin und her erlebt, durchsprochen, gegen Angriffe vertheidigt und Eins durch das Andere korrigirt und verschönern, diese Verschönerung praktisch kennen gelernt haben, um zu würdigen, was ich damit meine, wenn ich für ein lebhaftes, gründliches und vielseitiges Tauschgeschäft zwischen englischer und deutscher Kultur und Lebensweise schwärme. Wir importirten damit durchaus gar nichts Fremdes, denn die Schönheiten dieser englischen Kultur und Lebensweise sind echt germanisch, bei uns verkommen, dort in Freiheit und Pflege zu üppigen Blüthen und Früchten gezogen.

Wie herrlich gedeihen die meisten Deutschen drüben! Der Hass der Stockengländer quillt aus dieser Ueberlegenheit deutschen Geistes, Genies und Geschicks in englischer Freiheit und auf englischem Boden. Tausende sind hinüber gegangen, gehetzt und verkommen in

deutscher Polizeiwirthschaft und sind bald mächtige, große, reiche Geschäftsleute und Producenten geworden. Ein ursprünglich verkommener Deutscher hat die jetzt durch einen Stockengländer demoralisirte Großmacht der „Times" begründet. Die noch größere Großmacht der Reuter'schen Telegramme sind das Werk eines bankerotten deutschen Buchhändlers. Das erste und bis jetzt einzige kosmopolitische Geschäft mit den Zeitungen aller Zungen und Zonen ist die Schöpfung eines Kurhessen, H. Bender, der in Kurhessen gewiß noch heute Unteroffizier wäre. Jetzt ist sein Geschäft in der kleinen Straße hinter dem kosmopolitischen Leicester Square Brennpunkt aller Zeitungen der Welt und das Anzeige-Bureau für den kosmopolitisch gewordenen Weltverkehr. Deutsche Kaufleute und Handelsfirmen in der City von London, in Manchester und Liverpool bewegen jährlich Tausend-Centnerlasten deutschen Ueberflusses in alle Welt, wofür sie den Deutschen zu Hause bezahlen, was ihnen mangelt und ihnen deshalb vermöge der zauberhaften Maschinerie des Verkehrs-Kosmopolitismus vor die Thür gefahren wird.

Ja, wenn die Deutschen zu Hause mit englischer Freiheit und Kultur arbeiten und produciren dürften, würden sich die Vorzüge Deutschlands erst zeigen und uns zur mächtigsten, gebildetsten Nation erheben, aber ohne diese Einbürgerung des in England jetzt isolirten und insulirten Germanenthums schwerlich.

Ich habe seit 1851 in meiner Weise literarisch in diesem Sinne zu wirken gesucht. Und hier denke ich mit Dankbarkeit und Freude daran, daß mir Ernst Keil gleich im Anfange freundschaftlich die Hand hinüber reichte und mir die Gartenlaube als Organ bot. Während der ersten Jahre, als die Gartenlaube unter der mächtigen, enthusiastischen Redaktion des Begründers und Eigenthümers ihren Anflug zu 180,000 Abonnenten nahm, ist selten eine Nummer ohne einen Beitrag von mir erschienen. Ich bin stolz darauf und schreibe dies jetzt mit Stolz nieder, um so lieber, als mir Freund Keil selbst wiederholt gestand, daß ich ihm redlich und ausdauernd behilflich gewesen sei, die Gartenlaube zum volksthümlichsten und einheimischsten Organe aller Deutschen im In- und Auslande zu verbreiten.

Nächstdem hat sich der Redakteur und Eigenthümer des ältesten und verbreitetsten kosmopolitischen Literatur-Organs, Direktor Lehmann, immer gefreut, daß ich ihm zehn Jahre lang regelmäßig meine Monatsberichte für's „Magazin für die Literatur des Auslandes" schickte, ich glaube mit keiner einzigen Ausnahme, wohl aber mit mancher Extra-Sendung. Auch die Herren Weber und Brockhaus in Leipzig, Duncker in Berlin, Heilbronn in Hannover, Hofrath Dr. von Meyer und Baumann in Petersburg, Dr. Ule in Halle u. s. w. haben theils regelmäßig, theils in einzelnen größeren Massen für Bände englische Erlebnisse, Materialien, Studien und Erzählungen für das deutsche Publikum drucken und vervielfältigen lassen. Dadurch ist — nun im Ganzen über zwölf Jahre lang — ein Material aufgehäuft und in alle Winde verstreut worden, von welchem einige Bände so gefüllt werden können, daß sie sich wohl mit Nutzen und Vergnügen lesen lassen, zumal da manches Ungedruckte und Nachgereifte hinzugekommen ist.

Die beiden jetzt erschienenen Bände sind ein Anfang mit zum Theil erlebten Erzählungen, in denen sich die Wechselwirkungen des Lebens und der Literatur Englands und der Sinn des deutschen Verfassers bemerkbar machen. Nachfolgende Bände sind so vorbereitet, daß sich englische und deutsche Kulturphasen in ihrem Streben, sich durch einander zu ergänzen und uns Beiden förderlich zu werden, bestimmter gestalten und individualisiren. Ich denke, man wird's mit Interesse lesen und manchen Wink, manche warme, erlebte Thatsache und Ueberzeugung (auf Deutsch: Expektoration) mit Vortheil wieder zu Herzen und in die Hand nehmen.

Die Engländer sind uns in Acclimatisirung deutscher Vorzüge weit voraus, besonders seit den Schillerfesten im Krystall-Palast, als deren Schöpfer mich der liebe, deutsche Bildhauer Graß in Marmor verewigen wollte. Aber dieser deutsche Sänger-Chor mit der Freiligrath'schen Cantate, diese Rede Kinkels, dieser nie in England gesehene Fackelzug Abends, diese deutschen Gesänge und Turnerfeste, dieses freudige, deutsche Leben in London seit dem ersten Schillerfeste ist mir lieber als aller Denkmals-Marmor."

Mexiko.

Die Armee, das Freiheitsfest und der Popokatepetl.

Der zweite Theil der „Reisen in Mexiko"*) von Herrn v. Müller, deren Widmung Se. Majestät der Kaiser Maximilian I. anzunehmen geruht hat, liegt uns in prächtiger Ausstattung vor, und wir können sagen, daß sein Inhalt die Erwartungen übertrifft, welche der erste aus mehrfachen Gründen erweckt hatte.

Wir ziehen nun in Mexiko selbst ein:

„Der erste flüchtige Eindruck, den ich von Mexiko gewonnen hatte, war ein recht angenehmer, wenn auch weit entfernt, jenes enthusiastische Entzücken hervorzurufen, mit dem andere Reisende von der unvergleichlichen Pracht der Hauptstadt sprechen. Es ist wahr, ihre Straßen sind Straßen, sind außergewöhnlich breit, gerade, ziemlich gut gepflastert und meist mit bequemen Trottoirs versehen; die Häuser, mit Ausnahme einiger meist öffentlicher Gebäude, in maure-hispanischem Stil erbaut; die Läden und Schaufenster häufig reich ausgestattet, wenn auch jener Luxus, jene Pracht und Eleganz, woran man in Europas und Amerikas Hauptstädten gewöhnt ist, nicht gefunden wird. Dennoch schien mir der Verkehr für eine Stadt von 200,000 Einwohnern, die der Mittelpunkt der Verwaltung eines Reiches ist, welches viermal die Größe Frankreichs hat, nicht lebhaft genug, und der Grund davon mag einerseits in der verhältnißmäßigen Ausdehnung der Stadt, andrerseits in dem Umstande liegen, daß die meisten Häuser nur zwei Stockwerke haben, und von einer einzigen Familie bewohnt werden. Außerdem tragen die Vorstädte nicht dazu bei, die Schönheit der Stadt zu erhöhen; denn in diesen letztern stimmen die langen, aber ungepflasterten, mit Staub und Koth bedeckten Straßen und die hüttenartigen, von der ärmern Volksklasse bewohnten Gebäude die Bewunderung des Reisenden bedeutend herab."

Mit eben so nüchternen Augen betrachtet der Reisende das schöne Geschlecht in Mexiko, dessen Reize von Andern oft zum Himmel erhoben worden sind.

„Nüchtern und ehrlich gesprochen, kann man durchgehends die Mexikanerinnen nicht schön nennen. Wohl haben sie schwarze, brennende herausfordernde Augen; allein bei näherem Umgang findet man, daß der Geist fehlt, um deren Feuer wirksam zu unterhalten. Kleine graziöse Hände und Füße, das nationale Erbtheil ihrer maurischen und spanischen Ahnen, zeichnen sie vortheilhaft aus; aber die Gesichtszüge sind bei Frauen und Mädchen durchschnittlich unschön, und wenn auch die höheren Stände leidlichere und manch-

*) Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko von Baron J. W. v. Müller. 2. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

mal angenehme Züge zeigen, so konnte ich doch unter Hunderten von Frauenzimmern, welche ich täglich auf den Märkten von Mexiko sah, kaum ein einziges wirklich schönes Mädchen entdecken. Die leidlich hübschen aber verdarben den günstigen Eindruck durch den Reboze, das lange, schmale Tuch, welches wie der Schleier im Orient, fast die Hälfte des Gesichts verhüllt."

„Was aber noch weit mehr dazu beiträgt, an sich gefällige Züge und Formen in der Masse des Gewöhnlichen verschwinden zu lassen, sind die schlechtgekämmten Haare, der Schmutz und das Unkleidsame des Anzugs"... wir haben genug! — „Was die Sittlichkeit anbelangt, so gereicht es in Mexiko einem Manne wirklich zum Vorwurf, wenn er ausschweifend ist, da er Verführung als Entschuldigung nicht geltend machen kann." — Wie es weiter unten heißt: „die Prostitution lohnt sich hier als Gewerbe nicht." Schönes Sittenzeugniß!

Die Schuld dieser traurigen Immoralität tragen, wie Herr v. Müller sagt, ganz besonders die unzähligen Welt- und Klostergeistlichen. Bei der notorischen Entartung des Klerus in Mexiko mag etwas Wahres daran sein, nur hätte vielleicht auch hierin einige beschränkende Vorsicht obwalten können; denn manche Geschichten, die uns hier von dem Treiben der Geistlichkeit gegeben werden, sind jedenfalls mehr oder minder romantische Produkte oder Erfindungen des Parteihasses, an dem es in Mexiko nicht mangelt. Zucht- und Sittenlosigkeit ist überhaupt der durchgehende Charakterzug der amerikanischen Kreolenstaaten, und es scheint in der That, als ob der dortigen Menschheit jedes Gefühl für Sitte, Zucht und Ordnung abhanden gekommen wäre.

Seit der Losreißung vom Mutterlande ist die Sache schlimmer geworden, und zwar in Folge der inneren und äußeren Haltlosigkeit, welche die Republik im Gefolge hatte. „Vor der Losreißung von Spanien hielt das Mutterland in dieser seiner reichsten Kolonie ein ausgezeichnetes Heer. Erst während des Befreiungskrieges sank dasselbe auf die tiefe Stufe der Zuchtlosigkeit herunter, auf der es heute steht. Nachdem die ersten Versuche, das spanische Joch abzuschütteln, mit übermächtiger Gewalt unterdrückt worden waren, organisirten einzelne Männer kleinere Banden, welche die folgenden Jahre hindurch gegen die Heere der Regierung einen Guerillakrieg führten, von Zeit zu Zeit die Gebirge und unzugänglichen Schluchten, in welchen sie Zuflucht und Sicherheit fanden, verließen und den Spaniern oft empfindlichen Schaden zufügten. Diese Schaaren unterschieden sich indeß von wirklichen Räuberbanden sehr wenig und waren Freund und Feind gleich gefährlich.

Nach dem Sturze Kaiser Iturbide's, welcher geborner Mexikaner, aber spanischer General gewesen war, glaubte die ihm folgende republikanische Regierung, die Freiheitskämpfer belohnen zu müssen. Dieses war auch nicht mehr als billig, aber in der Art der Belohnung selbst lag ein verhängnißvoller Fehler. Alle diese ehemaligen Räuberhauptleute, mochten sie auch eine noch so kleine Bande angeführt haben, legten sich jetzt den Titel Kapitän, Oberst oder General bei, und als solche wurden sie, obgleich es ihnen meist an allen militairischen Kenntnissen gebrach, in die Armee aufgenommen und bezogen die ihrem Range entsprechenden Besoldungen. Obgleich diese Veteranen allmählich ausstarben, so blieb der Unfug mit den Offizierspatenten doch bestehen. Jeder, der durch Waffenthaten, Reichthum, Rang oder Bekanntschaften Einfluß besaß, benutzte diesen, einem Vetter, einem Freunde ein Hauptmann's- oder Obersten-Patent zu verschaffen. So kam es, daß in einer Armee, die auf dem Papiere 36,000 zählte, in der Wirklichkeit aber keine 10,000 auf den Beinen hatte, sich 30,000 (sic?) Offiziere und mehrere tausend Generale (!!!) befanden, die alle ihre Besoldung zogen oder wenigstens forderten.

Danach würden auf einen Gemeinen etwa drei Offiziere und vielleicht auf zwei oder drei Gemeine ein General kommen. — Schöne Wirthschaft, selbst wenn's nicht den zehnten Theil so arg wäre, wie es hier dargestellt wird!

Santa-Ana, der als Diktator verschiedene Mal das Land beherrschte, trieb mit Offizierspatenten, wie mit allen öffentlichen Aemtern, den schamlosesten Handel. Nach den offiziellen Angaben stellte er 13,000 Offizierspatente aus, in Wirklichkeit aber mehr als doppelt so viel. Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß sich heute im Offizier-Corps Leute befinden, die in andern Ländern aus der guten Gesellschaft verbannt wären; daß die Gesetze der Ehrenhaftigkeit und vor Allem der Disciplin verloren gingen und die Armee ein williges Werkzeug in der Hand dessen wurde, der sie bezahlte oder reiche Beute zusicherte. Außerdem ist eine Folge der fortwährenden Finanzverlegenheiten und der zahllosen Unterschleife, daß die Besoldungen mangelhaft oder lange Zeit gar nicht ausbezahlt werden, wodurch Geld und Belohnung auch für rechtschaffene Offiziere fast unwiderstehliche Verlockungen bilden.

Was die gemeinen Soldaten betrifft, so giebt es in Mexiko keine geregelte Conscription. Soll die Armee ergänzt werden, so ergeht auf geheimem Wege an die Distriktsbeamten der Befehl zum Pressen. Diese instruiren die Ortsbehörden, und nun überfällt bald hier, bald dort eine Abtheilung Soldaten unversehens ein Dorf und führt von jungen Männern, was sich eben findet, gewaltsam fort. Gebunden werden die Gepreßten an die Garnisonen abgeliefert, wo sie innerhalb der Kaserne in strengster Ueberwachung gehalten und sogar ihrer Kleider beraubt werden, um eine Flucht zu verhindern.

Nachdem man sie einigermaßen angewöhnt glaubt und da man sie nicht ewig eingesperrt halten kann, läßt man sie an's Tageslicht und giebt ihnen Waffen. Dieser Tag ist für die meisten der Vorabend der Desertion und der Erlös für die Waffen ein Nothpfennig für die Reise. Am Abend des Tages, an welchem der betreffende Offizier diese Rekruten zum ersten Mal vor die Stadt zum Exerciren geführt, kehrt er meist mit 25 Procent von den Ausgerückten zurück. —

Man sieht, wie Abscheulichkeit und Lächerlichkeit nahe an einander gränzen. Es ist das russische System in Schildaer Weise ausgeführt.

„Der mexikanische Soldat ist im höchsten Grade genügsam, trägt leicht und ohne Murren alle Strapazen und hält dem Feind vortrefflich Stand. Sein äußeres Erscheinen ist so mannigfaltig, daß sich nichts Allgemeines darüber sagen läßt. Jeder Soldat zieht an, was er hat; nur in der Hauptstadt und unmittelbar unter den Augen der Regierung und der Europäer sieht man Uniformen, aber deren so vielerlei, daß die Garnison Mexiko's, zumal wenn sie aus Veranlassung einer politischen oder religiösen Feierlichkeit in Galla erscheint, die vollständigste Musterkarte aller europäischen Heere bildet. Im Uebrigen und Allgemeinen unterscheidet sich der Soldat aber wenig von Leperos und andern Proletariern.

„Als Eigenthümlichkeit der mexikanischen Armee dürfen wir noch anführen, daß auf Märschen beinahe jedem Soldaten seine Frau folgt. Diese Weiber schleppen, außer ihren Kindern, die Bagage und den Küchenapparat des Soldaten, und bilden einen wesentlichen Bestandtheil des Heeres; sie sollen unter den bestehenden Verhältnissen von großem Nutzen sein. Dies erklärt sich

dadurch, daß die Verproviantirung nur in Maisrationen besteht, welche jedem Soldaten zugemessen werden. Der Mais muß aber, ehe er genossen werden kann, durch eine lange und mühevolle Handarbeit zuerst in einen Mehlbrei und letzterer durch Backen in die bekannten Tortillas verwandelt werden. Dieses Geschäft liegt den Frauen ob, welche dem auf dem Marsche begriffenen Corps vorauseilen und ihre Vorbereitungen zum frugalen Mahl derartig treffen, daß der Mann beim Einrücken sein Essen fertig findet."

Dieses hinderte indeß die Mexikaner keineswegs, das Fest der Freiheit und Unabhängigkeit mit allem Pompe einer europäischen Hauptstadt zu feiern. Herr v. Müller war gerade während dieses Festes in Mexiko anwesend.

„Frühmorgens schon weckte Kanonendonner und ein mehr als gewöhnliches Geläute zahlloser Glocken die Schläfer Mexiko's. Schon drängte sich die sonst gerade auch nicht öde Straße entlang eine ungeheure Menge geputzter Menschen. Tambours wirbelten Straße auf Straße ab den Generalmarsch, Nationalgarden en grande tenue eilten ihren verschiedenen Sammelplätzen zu, Indianer trabten vermischt mit andern Landbewohnern im Gänsemarsch vorbei, Karren mit Eßwaaren, unter ihnen die herrlichsten Tropenfrüchte, wurden in der Richtung der Alameda fortgeschafft. Prachtvolle Karossen, Züge der schönen Kavalleriegarde, Linien-Infanterie in geschlossenen Kolonnen, weißgekleidete Zöglinge der Mädchenschulen, lange Reihen muntrer Knaben, ihre Lehrer an der Spitze, functionirende Civilbeamte, Polizisten, Offiziere aller Grade und Waffen in Paradeanzug, wogten in bunter, ununterbrochener Folge unter meinem Fenster vorüber...

„Bald darauf befand ich mich auch inmitten des glänzenden Gewühls, das bei solchen feierlichen Anlässen die Suite des Gewaltshabers bildet. Obgleich jener Reichthum und jene Mannigfaltigkeit der Uniformen (sie! vgl. oben), jene Masse der Großkreuze und anderer Dekorationen fehlte, die ich in Petersburg, Paris und andern Orten von den Großwürdenträgern des Hofs, den Beamten und Offizieren des Gefolges bei großen Staatsaktionen entfalten sah, so boten doch die schönen Gestalten, die gebräunten, ausdrucksvollen Gesichtszüge derer, welche die schlichte und nichts weniger als imponirende, aber doch bürgerlich würdige Figur des Señor Comonfort als Rahmen umgaben, sowie der eigenthümliche, wenn ich so sagen darf, tropische Hauch, der über dem Ganzen ausgegossen lag, ein hübsches, freundlich erregendes Bild.

„Die Kathedrale war gedrängt voll. Im Hauptschiff bildete die Stadtgarde auf der einen, die leichte Infanterie auf der andern Seite ein Spalier, das außerhalb durch Linien-Infanterie sich bis zum Nationalpalast fortsetzte. Der Erzbischof in pontificalibus, assistirt von dem gesammten Kapitel, celebrirte das Hochamt, dessen außerordentliche Pracht durch die herrliche Musik einer Messe von Pergolese — wie ich glaube — noch mehr gehoben wurde.

„Nach Beendigung desselben begab sich der Präsident zuerst in den Nationalpalast zurück, stieg dort zu Pferde und ritt, gefolgt von der ganzen Suite, dem diplomatischen Corps und der Garde zu Pferd, nach dem Amphitheater, welches im Rondel der Alameda errichtet war. Hier hielt ein schöner Mann mit kräftiger, sonorer Stimme den üblichen Panegyrikus der Revolution und ihrer Helden, während eine ziemlich inhaltsleere Proklamation des Präsidenten an die anwesenden Herren und unter die Truppen vertheilt wurde. Leider konnte ich wenig oder gar nichts von der mit höchst pathetischen Gesten vorgetragenen Rede verstehen; doch sagten mir meine Freunde, sie sei ein Meisterstück hochtrabender Gemeinplätze gewesen.

„Das Truppendéfilé der Linie und Nationalgarde, welches nun stattfand, bot zwar einem an russische und preußische Prunkparaden gewöhnten Auge nur Stoff zu stetem Tadel, den ich auch nicht undeutlich in den Zügen meiner Nachbarn, zweier fremder Offiziere, zu lesen vermeinte; allein der Anblick der kraftvollen und doch leichten Gestalten, die legère und trotz der manchmal sehr defekten Uniformen stolz graziöse Haltung, besonders aber die wahrhaft bewundernswerthe Führung sämmtlicher Berittenen, entschädigte für den Mangel gedrillter Steifheit und Korporals-Accuratesse."

Das Bankett der Nationalgarde und Linie, die damit verbundene Speisung von etwa 1500 Schulkindern auf Kosten des (Gemeindesäckels), die prachtvolle Illumination mit Feuerwerk, welches Alles in der Alameda stattfand, wollen wir mit kurzen Worten erwähnen. Das Menschengewühl erinnerte an New-York und London. Die kolossale Büste Iturbide's in bengalischer Flamme, die Inschriften „Libertad" und „Independencia" in blendendem Lichte unter Pauken- und Trompetenschall der Militär-Orchester aufgerollt, dazu Guitarrenspiel, Tanzen, Lachen, Improvisationen eines beliebten Dichters — was will man mehr? — Mexiko amüsirt sich trotz der im Lande herrschenden Anarchie, ja dieselbe scheint für das Land den Reiz des Gemüthlichen zu haben. Wer eigentlich in Mexiko regiert, wie man regiert, oder ob man überhaupt regiert, daraus wird man beim besten Willen nicht gescheidt; jedenfalls ist eine unendliche Minderzahl der Bewohner an dem Unfuge betheiligt, den man dort mit politischen Begriffen und Dingen treibt; die große Masse ist vollkommen indolent. Sie muß es sein, wo man ein Rekrutirungswesen treibt, wie das oben beschriebene; was aber die Indianer betrifft, so wird uns hier versichert, daß ihr Loos unter dieser vielköpfigen, stets wechselnden Herrschaft weit trauriger ist, als unter der spanischen Regierung, und das läßt sich auch denken. Den vorläufigen Untergang der mexikanischen Freiheit und Unabhängigkeit wird man schwerlich Ursache haben, sehr zu bedauern, wenn auch andrerseits nicht gerade begründete Hoffnung ist, daß das System der Ordnung, welches sich unter Napoleonischem Schutze dort eingeführt hat, große Erfolge haben wird. Auch die Zuchtlosigkeit hat ihre Reize.

Herr von Müller machte von Mexiko aus Reisen und Ausflüge, auf denen er manches Interessante erlebte, und reiche Ausbeute für die Wissenschaft machte. So bestieg er z. B. im Januar 1857 den berühmten Vulkan Popokatepetl, von dem eine Vignette eine recht hübsche Ansicht giebt. Die Besteigung war mit großen Schwierigkeiten verknüpft; denn der Berg ragt hoch in die Schneelinie hinein, so daß der Weg zuletzt nur über Eis- und Schneeflächen geht. Ganz im Gegensatze zu dem früher bestiegenen Orizaba, bot der Krater des Popokatepetl fast ein freundliches Bild dar. Die Sonne schien hell und erwärmend und erleuchtete, an den bunten Gesteinen der Kraterwände wiederstrahlend, den Boden des Schlundes vollkommen. Nur das unheimliche Brausen aus der Tiefe und die senkrecht aufsteigenden Rauchsäulen der Respiraderos (der Zuglöcher) erinnerten an die vulkanische Thätigkeit des Berges. Nach einem Rundgang um den Krater bestimmte Herr v. Müller den Umfang desselben auf etwa 8000 Fuß; die Tiefe des Kraters, der in vollkommen senkrechten Wänden abfällt, 1393 Fuß. Das sauber in Stahl gestochene Titelkupfer gewährt ein an Ort und Stelle aufgenommenes Bild dieses schrecklichen Kraters.

Aus drei mächtigen Schloten steigen weiße und blaue Dämpfe auf und flüssiger Schwefel quillt aus ihnen hervor. Daher sind die Kraterwände, namentlich an der östlichen Seite mit einem mächtigen Schwefelüberzug von hochgelben Kristallen bedeckt, und nach Aussage von Leuten, welche die Sammlung des Schwefels als Gewerbe betreiben, sollen die drei Respiraderos täglich 9 Ctr. reinen Schwefel ausstoßen. Hiernach scheint es, daß der Boden des Kraters zugänglich ist und der Berg sehr häufig bestiegen wird. Mexiko hat also an dem Schwefel des Popokatepetl eine nicht zu verachtende Finanzquelle.

Die Wanderungen unseres Reisenden gingen bis an's stille Meer und waren mit Schwierigkeiten aller Art verknüpft. Einen interessanten Anblick gewährt der in Abbildung beigegebene Buffadero am stillen Ocean, eine Klippe hart am Meeresgestade, welche ähnlich wie der Geiser in Island aus zwei Löchern hohe, dicke Wasserstrahlen emporsendet.

Ungarn.

Emerich Madách.

In diesen Blättern wurde seiner Zeit die im Jahre 1862 erschienene dramatische Dichtung: „Az ember tragediája" (Die Tragödie des Menschen) von Emerich Madách angezeigt — und heute sind wir in der traurigen Lage, die Leser in einem gedrängten Lebensabriß mit dem Dichter selbst bekannt zu machen, dessen Leben nach verhältnißmäßig kurzer Dauer am 5. Oktober d. J. sein Ende fand.

Madách, der Sohn eines begüterten und einflußreichen Edelmannes, erblickte zu Alsó-Sztregova im Neograder Komitat am 20. Januar 1823 das Licht der Welt. Seine Studien absolvirte er in Pest, von wo auch seine ersten poetischen (lyrischen) Versuche datiren. Doch die Kenntniß dieses Umstandes haben wir nur der Mittheilung eines Freundes des Verstorbenen zu verdanken, da Madách vor der Eingangs genannten Dichtung keines seiner poetischen Erzeugnisse veröffentlichte, — vielmehr die meisten derselben mit einer bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst gehenden Strenge verbrannte. — Nachdem er seine Studien absolvirt hatte, ging M. nach seiner Heimat zurück, wo er, als einer der liberalsten und populärsten Redner des Neograder Komitats bald eine der einflußreichsten Rollen spielte. Auch als Publicist betheiligte er sich am politischen Leben Ungarns, indem er in hiesigen politischen Blättern Leitartikel veröffentlichte, die er jedoch nie mit seinem Namen erscheinen ließ.

Im Jahre 1846 heiratete er, und genoß eine glückliche Häuslichkeit, bis die Revolution, ohne daß er an derselben thätigen Antheil genommen hätte, auf sein Leben und sein Lebensglück zerstörend einwirkte. Mit Gefahren verbundene Gastfreundschaft, die er nach beendeter Revolution ausübte, zog ihm eine mehrmonatliche Gefangenschaft zu, und während derselben ging sein eheliches Glück verloren. Nach Beendigung seiner Gefangenschaft lebte er wieder den Musen, und das erste Produkt, mit welchem er in die Oeffentlichkeit trat, „die Tragödie des Menschen", begründete seinen Ruf als Dichter und Denker. Möge der absolute Werth dieser Dichtung welcher immer sein, — für die ungarische Literatur ist sie dadurch eine Epoche machende Erscheinung, daß darin zum ersten Male ein nationaler Dichter vom Geschick der ganzen Menschheit, anstatt von den Interessen der Nation, inspirirt ist, und von diesem Gesichtspunkte aus war die „Tragödie des Menschen" von doppeltem Gewicht dadurch, daß sie in einer Zeit erschien, wo die patriotische Phrase, die schon das Zerrbild der patriotischen Idee war, in ihrer höchsten Blüthe stand.

In ungarischen Blättern begegnen wir oft der Behauptung, daß Madách auch eine „Komödie des Menschen" geschrieben habe. Unseres Wissens aber beruht diese Angabe auf einem vielleicht dadurch veranlaßten Irrthum, daß M. ein humoristisch-dramatisches Gedicht: „Tündérálom" (Feentraum) nahezu vollendet hinterließ, das dem Inhalt, wenn auch nicht dem Titel nach, allerdings als ein Gegenstück zur „Tragödie des Menschen" zu betrachten sein mag. Nach einem Bruchstück dieser Dichtung, welches vor einiger Zeit in dem von Arany redigirten belletristischen Wochenblatt „Koszorú" erschienen ist, können wir mittheilen, daß darin die Poesie durch die ungarische Märchenkönigin „Ilona" personifizirt erscheint, die vor ihrem phantastischen Hofstaat über die dahingeschwundenen Zeiten klagt, in welchen die Feen auf Erden noch heimisch waren, — während jetzt die Prosa der Zeit sich in Dampfkesseln, Zeitungen ꝛc. breit macht. Zu ihrer Beruhigung wird ihr jedoch von einer ihrer Feen die Existenz eines Poeten angezeigt, welcher beweist, daß die guten alten Zeiten noch nicht ganz verschwunden seien.

Wie es scheint, hatte Madách vor, in diesem Gedicht die nie ersterbende Poesie und die prosaischen Erscheinungen der Zeit in einem humoristischen Nebeneinander vorzuführen. Jedenfalls werden wir nicht verfehlen, über den „Tündérálom", sobald er uns fertig vorliegen wird, diesen Blättern einen Bericht zukommen zu lassen. Für jetzt bleibt uns nur übrig zu berichten, daß die sterbliche Hülle des Dichters am 7. d. M. in der Madách'schen Familiengruft zu Alsó-Sztregova im Beisein der Intelligenz des ganzen Neograder Komitats beigesetzt wurde, das in ihm auch einen seiner Deputirten verlor, als welcher M. auf dem Landtag 1861 eine der glänzendsten Reden der „Beschlußpartei" hielt.

Pest. A. Dux.

Kleine literarische Revue.

— **Jacob Grimm's kleinere Schriften.** Soeben hat ein Buch die Presse verlassen, das gewiß im Auslande ebenso wie in Deutschland mit offenen Armen aufgenommen werden wird. Der erste Band von Jacob Grimm's kleineren Schriften, seine Reden und Abhandlungen enthaltend, wird gleichzeitig mit der gegenwärtigen Nummer dieses Blattes durch die Verlagshandlung versandt.*) Jacob Grimm selbst hatte, wie aus seinem in der Vorrede von E. Müllenhoff mitgetheilten Schreiben an die Verlagshandlung vom 12. Februar 1863 hervorgeht, die Absicht, seine akademischen Schriften, „die sich wohl in zwei Bänden zusammen gut ausnehmen und wechselweise beleuchten würden," zu sammeln und herauszugeben, doch wollte er „noch ein oder zwei Jahre" damit warten. „Ich hoffe," heißt es am Schlusse dieses Schreibens, „endlich noch die Freude zu haben, diese verhältnißmäßig kleine Arbeit zu verrichten." Leider war ihm dies nicht vergönnt. Aber in seinem Sinne und Geiste wird diese Gesammt-Ausgabe von

*) Kleinere Schriften von Jacob Grimm. Erster Band. (VI u. 412 S. gr. 8.) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlags-Buchhandlung (Harwitz und Gossmann, 1864.)

seinem Schüler und Freunde C. Müllenhoff und von seinem Neffen Herman Grimm besorgt, welcher Letztere auch einzelne Stücke mit erläuternden Einschaltungen ausgestattet hat. Der vorliegende erste Band, auf den wir natürlich noch zurückkommen werden, enthält folgende Abhandlungen und Reden: 1) Jacob Grimm's Selbstbiographie; 2) „Ueber meine Entlassung" (in Göttingen); 3) Italiänische und skandinavische Eindrücke; 4) „Frau Aventiure klopft an Benecke's Thür"; 5) „Das Wort des Besitzes; 6) Rede auf Lachmann; 7) Rede auf Wilhelm Grimm; 8) Rede über das Alter; 9) Ueber Schule, Universität, Akademie; 10) Ueber den Ursprung der Sprache; 11) Ueber Etymologie und Sprachvergleichung; 12) Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache; 13) Rede auf Schiller; 14) Anhang: a) Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten; b) Jean Paul's neuliche Vorschläge, die Zusammensetzung der deutschen Substantive betreffend; c) Erbschafts-Theilung (serbisch).

— **Staats- und Verfassungsrecht.** Es darf wohl als ein erfreuliches Zeichen für die wachsende Theilnahme an der Ausbildung unseres Staatsrechtes betrachtet werden, daß Ludwig v. Rönne's Werk über das Verfassungsrecht der preußischen Monarchie, dessen zweite Abtheilung erst im vorigen Jahre ausgegeben wurde, jetzt bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Allerdings hat aber auch in einer Zeit, in welcher die Rechts- und Verfassungs-Interpretation zur Macht- und Partei-Sache geworden, gerade ein solches Werk, das von einem objektiven Standpunkte die Geschichte der Verfassung, ihrer Entstehung und ihrer Revision an der Hand des vorliegenden legislatorischen Materials verfolgt und die ratio legis in den verschiedenen Phasen der Gesetzgebung nachweist, eine doppelte Bedeutung und Wichtigkeit. Nicht bloß für Abgeordnete und Wahlmänner, sondern auch für jeden politisch gebildeten Staats-Angehörigen, dem das Rechtsleben seines Staates und die organische, naturgemäße Fortbildung desselben am Herzen liegt, hat ein Werk, das vom Standpunkte der Wissenschaft und der Geschichte aus, die Normen zu ermitteln und festzustellen sucht, nach denen vorkommendenfalls Differenzen in der Auffassung dieser oder jener Rechtsbestimmung der bestehenden Verfassung zu beurtheilen und zu entscheiden sind, ein sehr naheliegendes Interesse. In Folge der verschiedenen Partei-Darstellungen in den das große Publikum beeinflussenden öffentlichen Blättern herrscht nichts weniger, als Klarheit in den Köpfen über die wichtigsten Fragen des Staats- und Rechtslebens, und zwar ist dieser Mangel an Klarheit ebensowenig auf der vorwärts, als auf der rückwärts drängenden Seite der politischen Arena wegzuleugnen. Es wird daher ein Werk, wie das Rönne'sche, das von jeder tendenziösen Absicht freizusprechen ist, jetzt und zu allen Zeiten eine sehr willkommene Erscheinung sein.

— **Italiänische Uebersetzung von Platen's Geschichte von Neapel.***) Die Uebersetzungen deutscher Geschichtswerke in das Italiänische folgen rasch auf einander. Es ist nicht lange, daß wir der Uebersetzungen von Mommsen's römischer Geschichte und des ersten Bandes von Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts erwähnten. Ihnen reiht sich in neuester Zeit eine Bearbeitung der Befreiung Griechenlands (nach Gervinus Band 5 und 6) und eine Uebersetzung von Wolfgang Menzel's Geschichte von Europa an. Sehen wir sonach den Antheil der Italiäner an den Arbeiten unserer Historiker sich auf allgemeine oder doch Italien nur indirekt berührende Gebiete erstrecken, so erscheint es nicht verwunderlich, daß sie sich das Buch eines deutschen Poeten, das der Darstellung einer italiänischen Spezial-Geschichte geweiht ist, anzueignen bestrebt gewesen sind. Platen liebte Neapel, dessen zauberische Küsten ihn zu seinen schönsten Gedichten begeistert haben, er hat Jahre lang dort gelebt und allgemeine Anerkennung in den gebildeten Kreisen, ja persönliche Theilnahme und Freundschaft gefunden, die sich lange über sein Grab hinaus erhalten haben. Die Uebersetzung seiner Geschichte von Neapel (sie betrifft bekanntlich nur die Regierungszeit der Königin Johanna II. und den Beginn des Erbfolgestreits, 1414—1443) ist ein Zeichen davon, daß sein Name noch jetzt in gutem Klange dort steht. Sie hat zum Verfasser den als historischen Schriftsteller rühmlich bekannten Professor an der Universität zu Neapel, Tommaso Gar, dem es gelungen ist, Platens eleganten, etwas gedrängten Styl vortrefflich wiederzugeben. Gegenstand und Ursprung des Werkes rechtfertigen den Wunsch, daß es in Deutschland auch in dieser Gestalt Freunde finden möge, und darf es namentlich als italiänisches Lesebuch Lernenden, die bei der Auswahl prosaischer Lektüre nicht selten in Verlegenheit sind, empfohlen sein.

— **Graf v. Sievers und Rußland unter Katharina II.***) Das vorliegende Buch ist ein Auszug aus dem größeren Werke desselben Verfassers: „Ein Russischer Staatsmann," welches in den Jahren 1857 und 1858 in vier Bänden erschien, und in diesen Blättern ausführlicher besprochen wurde. Es fand dieses Werk, welches ziemlich die ganze, namentlich die diplomatische Geschichte Rußlands unter Katharina II. umfaßt, und was die Palastintriguen von St. Petersburg und die Theilung Polens betrifft, eine reiche Quelle der Belehrung ist, damals unter dem kompetenten Publikum nicht geringen Beifall; namentlich sprach sich Varnhagen von Ense darüber sehr anerkennend aus. Er erklärte diese Mittheilungen für die reichsten und ausführlichsten Beiträge zu Rußlands innerer Geschichte, an welche bisher die meisten Schriftsteller kaum gerührt hätten. In der kürzeren Fassung scheint das Werk noch gewonnen zu haben.

Literarischer Sprechsaal.

Reiseskizzen und Novellen von Ernst Freiherrn von Bibra.**) Wir machen besonders auf die erste Novelle „Im Walde" aufmerksam, die in Deutschland spielt, liebenswürdige Figuren enthält und ein psychologisch interessantes Motiv recht sauber und anmuthig durchführt. Andere Erzählungen sind Skizzen in der bekannten frischen und munteren Weise des Verfassers, die uns Natur und Leben in Chile veranschaulichen sollen. Als besonders humoristisch heben wir unter ihnen die „südamerikanische Reise des Dr. Wessen" hervor.

Eine recht gelungene Uebersetzung des Prisoner of Chillon ist von M. von der Marwitz in dem deutschen Verlage von Richard Lesser, (Vevay und Lausanne) erschienen. Mit einer historischen Einleitung ausgestattet, welche die Schicksale des wirklichen Gefangenen, des frommen und heldenmüthigen Franz von Bonnivard, in der Kürze angiebt, mag das Heftchen manchem deutschen Besucher des Inselschlosses zu einer lieben Erinnerung werden.

*) Storia del Reame di Napoli narrata dal conte Augusto di Platen tradotta dal Tedesco da Tommaso Gar. Napoli, presso l'editore Alb. Aitken. 1864.

*) Graf Jakob Johann v. Sievers und Rußland zu dessen Zeit. Von Karl Ludwig Blum. Mit vier Kupferstichen. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1864.

**) 4 Bändchen. Jena und Leipzig, H. Costenoble, 1864.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

SECOND LIVRE DE LECTURE,
DE VERSION ET D'INSTRUCTION ALLEMANDE.

A l'usage des familles et des écoles françaises, pouvant servir de thèmes aux élèves allemands.
Par **B. SESSELMANN,**
Professeur à l'école supérieure de Nancy.
8. Geh. 12 Ngr.

Seinem „Premier livre de lecture", das bereits in vielen öffentlichen und Privatschulen Eingang gefunden hat, lässt der Verfasser hier einen zweiten Cursus folgen. Das Werkchen ist zunächst ebenfalls ein für französische Schulen bestimmtes Lese-, Uebersetzungs- und Unterrichtsbuch, jedoch so eingerichtet, dass es auch von deutschen Schülern und Schülerinnen als ein nützliches und erleichterndes Hülfsmittel zur Erlernung der französischen Sprache gebraucht werden kann. (587)

In unserem Verlage ist erschienen:

Lug und Trug.
Vom Standpunkte des Strafrechts und der Geschichte dargestellt von Dr. **Leonhard Freund.**
(Erster Band:
Lug und Trug unter den Germanen.
Von den ältesten Zeiten bis zum Erlöschen der Herrschaft der Karolinger.
1863. 20½ Bogen 8. geh. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.
Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (593)

Für Jäger und Jagdliebhaber.
In unserem Verlage ist erschienen:
Humoristische Jagdgedichte
von **Wilhelm Bornemann.**
Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters gesammelt und herausgegeben von **Carl Bornemann.**
Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. Elegant geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bilder aus dem Jägerleben
von **D. von Winterfeldt.**
Mit 7 Illustrationen nach Zeichnungen von C. Steffeck.
8½ Bogen Royal-4. in illustrirtem Umschlag. Geh. 1 Thlr. Elegant gebund. 1 Thlr. 25 Sgr.
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (592)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten.

Lehrbuch des Schachspiels
von
D. Harrwitz,
enthaltend die
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verf. u. A.
21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (595)

Gesellschaftsreise
nach
Aegypten
auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünschen entsprechend wird die Unternehmung der Gesellschaftsreisen nach Konstantinopel und Athen, welche sich grosser Theilnahme und des besten Erfolges erfreuten, nun auch die erste Gesellschaftsreise **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „österreichischen Lloyd" in Triest organisiren.

Die Abreise von Triest erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte
einschließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reise u. s. w. ist
400 Gulden.

Das Reise-Programm
ist zu erhalten in der Gerold'schen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerstraße), an den auch alle Briefe zu richten sind, oder Herr Dr. Leopold Schneider, Redakteur der „Wiener Zeitung." (582)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien soeben
Kleinere Schriften von Jacob Grimm.
Erster Band: **Reden und Abhandlungen.**
26½ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr. (594)
Dieser erste Band enthält die allen Gebildeten zugänglichen Schriften, deren Erscheinen sicher nicht bloss die zahlreichen Verehrer des unvergesslichen Mannes mit Freude begrüssen werden.

Freytags neuer Roman.
Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (589)
Die verlorene Handschrift.
Roman in fünf Büchern
von
Gustav Freytag.
In drei Bänden. Preis: 4½ Thlr.
Erster und zweiter Band.
Der dritte Band wird in Kurzem nachgeliefert.

So eben erschien in Ferd. Dümmlers Buchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin
Undine. Eine Erzählung von **Friedrich Baron de la Motte Fouqué.**
Dreizehnte Auflage. Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlstich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. In engl. Einbd. mit Goldschnitt und Deckelpressung. 1 Thlr.
Diese liebliche Erzählung „das reizendste zarteste Märchen reinster Ausdruck romantischer Poesie", wie Schwab und Klüpfels Wegweiser sie nennt, schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (596)

Bei Fr. W. Grunow in Leipzig ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Schmidt, Julian, | **Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod. 1681—1781.** 2 Bde. Preis 7 Thlr. 20 Ngr.
Das Buch entwickelt den innern Zusammenhang der deutschen Dichtung mit der grossen Bewegung auf dem Gebiete des religiösen, politischen und socialen Lebens. Es stellt das allgemeine Leben der Nation in dem Leben, Denken und Empfinden ihrer bedeutendsten Menschen dar. Es schließt sich der Zeit nach — rückwärts — desselben Verfassers „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod" ergänzend an, ist jedoch, wie es der Stoff bedingt, streng bistorisch behandelt und bildet auch für sich ein geschlossenes Ganzes. (597)

Durch alle Buchhandlungen und durch jedes Postamt ist zu beziehen:
Zeitung des Vereins
Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen.
Red.: **Dr. W. Koch.** — Commissionair: **J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung** in Leipzig.
Wöchentlich eine Nummer à 1—1½ Bogen. gr. 4.
Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Inserate werden à 1½ Ngr. pr. Zeile, 1300 Beilagen in 4. zu den durch den Buchhandel und die Eisenbahnen bezogenen Exemplaren für 2 Thlr. angenommen. (500)

Die Eisenbahn-Vereins-Zeitung, welche sich, wie die Zunahme ihrer Abonnentenzahl zeigt, immer mehr in die Gunst des Publikums zu setzen gewusst hat, bringt ausser den officiellen Bekanntmachungen der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen in Leitartikeln aus den bewährtesten Federn, in zum grossen Theil officiellen Korrespondenzen sämmtlicher deutscher Eisenbahn-Verwaltungen und künftig in einem möglichst pikanten Feuilleton Alles, was für das direct oder indirect bei den Eisenbahnen interessirte grosse Publikum von Wichtigkeit ist. Alle das Eisenbahnwesen betreffenden finanziellen, national-ökonomischen, statistischen und juristischen Tages-Fragen sowie die neuen technischen Erfindungen des Eisenbahnwesens werden in ihr besprochen. Auch das Dampfschifffahrts-, Post-, Telegraphen- sowie das übrige Verkehrswesen Deutschlands und des Auslandes findet in der Zeitung thunlichst seine Vertretung.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt betreffend: „**Gott in der Natur**" von J. G. Hartwig. **C. W. Kreidel's Verlag** in **Wiesbaden.**

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 45.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des und Im- Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 6. November 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Richard Böckh's Sprachkarte vom preußischen Staat 706
Das Städtewesen im Großherzogthum Posen 707
Sagenbuch der Lausitz 708

Böhmen.

Böhmische Christussagen 709

Rußland.

Die Mennoniten an der Molotschna . . . 710

England.

Wärme als Faktor der Bewegung. Nach Professor John Tyndall 713

Frankreich.

Kosmopolitische Emigranten-Literatur. Fürst Dolgorukow über Perigny 714

Aegypten.

Aus Dendera 717

Kleine literarische Revue.

Schleswig-Holsteins Landesgeschichte . . . 718
Zur Küstenvertheidigung 718
Pierre Scudo 718
„Einfache Geschichten" 718
Literarischer Sprechsaal 719

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Jacob Grimm:

Kleinere Schriften.

Erster Band: *Reden und Abhandlungen.*
26½ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Selbstbiographie. — Meine entlassung. — Italienische und skandinavische reiseeindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savignys doctorjubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule, universität, akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — Ueber etymologie und sprachvergleichung. — Ueber das pedantische in der deutschen sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Dieser erste Band enthält die für alle Gebildeten anziehenden Schriften, deren Erscheinen sicher nicht blos die zahlreichen Verehrer des unvergesslichen Mannes mit Freude begrüssen werden. (607)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Now ready, in small foolscap 8vo.

BELL AND DALDY'S

ELZEVIR SERIES

OF STANDARD AUTHORS.

MESSRS. BELL AND DALDY, having been favoured with many requests that their Pocket Volumes should be issued in a larger size, so as to be more suitable for Presents and School Prizes, have determined upon printing New Editions in accordance with these suggestions.

They will be issued under the general title of „Elzevir Series," to distinguish them from their other collections. This general title has been adopted to indicate the spirit in which they will be prepared, that is to say, with the greatest possible accuracy as regards text, and the highest degree of beauty that can be attained in the workmanship.

They will be printed at the Chiswick Press, on fine paper, with rich margins, and will be issued in tasteful binding at prices varying from 1 Thlr. 5 Sgr. to 2 Thl.

Most of the Volumes already published in the „Pocket Volumes" will be issued in this Series, and others of a similar character will be added. Some will contain a highly finished Portrait, or other Illustration.

Now ready.

Burns's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Coleridge's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Longfellow's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Shakespeare's Plays. Carefully edited by Thomas Keightley, Esq. Vol. I. II. and III. à 1 Thl. 20 Sgr.

This edition will be completed in six volumes before the end of the year.

Shortly.

Walton's Lives.
Milton's Paradise Lost.
Walton's Angler.
Washington Irving's Sketch Book.
— — *Tales of a Traveller.*
And others. (603)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Als reichhaltigstes Sammelwerk und vorzüglichstes Orientirungsmittel für Kenntniss und Studium der deutschen Literatur empfiehlt sich die, in diesem Sommer vollständig erschienene

Bibliothek

der deutschen Klassiker

in 25 Oktav-Bänden,

enthaltend eine kritische Auswahl von Meisterwerken deutscher Dichter und Denker, ein Gesammtbild des deutschen Schriftschatzes, begleitet von einer vollständigen, jede Literaturepoche einleitenden Literaturgeschichte Biographieen, Charakteristiken und Porträts sämmtlicher Autoren in elegantester Ausstattung und folgender Anordnung:

Band I. Dichtungen der Hohenstaufenzeit.
- II. Volksliteratur der Reformationszeit.
- III. Dichtungen des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.
- IV—XIII. Klassische Periode. 10 Thle.
- XIV—XVIII. Periode der Romantiker. 5 Theile.
- XIX—XXI. Deutsche Lieder- und Ependichter der Neuzeit. 3 Theile.
- XXII. Die deutschen Dramatiker d. Neuzeit.
- XXIII—XXIV. Die Roman- und Novellendichter der Neuzeit. 2 Thle.
- XXV. Denker und Forscher der Neuzeit.

Preis: 25 Bände complet, elegant in engl. Leinen gebunden 30 Thlr., geheftet 23⅓ Thlr.

Preis der einzelnen Bände:

Band I., IV., XIV., XVI., XIX., XX.—XXIV. geheftet à ⅔ Thlr.
- II., III., V—XIII., XVII., XVIII. geheftet 1 Thlr.
- XV., XXV. geheftet à 1⅓ Thlr.

Zu vorstehenden Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Seit 1. October d. J. neues Abonnement auf

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Siebenter Band in 12 Lieferungen à ⅓ Thlr.

Derselbe erscheint halbmonatlich in Lieferungen von je 4 Bogen, reich illustrirt und mit Karten- und Stahlstich-Beilagen. Zwölf Lieferungen bilden einen Band.

Erschienen ist Band I—IV. Probe-Nummern und Prospecte durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. (606)

Deutschland und das Ausland.

Richard Böckh's Sprachkarte vom preußischen Staat.*)

Was ist Wahrheit? So fragte einst der römische Landpfleger die Hohenpriester eines Volkes, das seine besten Männer um der Wahrheit willen zu opfern bereit war, und: was ist Wahrheit? — so können auch wir oft und täglich Behauptungen gegenüber fragen, die zu erweisen nie ganz möglich ist, an die zu glauben, Parteisache ist. Was ist ein Volk? So können auch wir fragen, und wer wird Wahrheit antworten? Was ist hier Wahrheit? Schon der Begriff wird verschieden festgestellt. Anders vom Sprachforscher, anders vom Philosophen, anders vom Theologen und anders vom Juristen. Der Eine sagt, ein Volk sei nichts anderes, als die Menge der Regierten, der Andere giebt zu, daß verschiedene Völker unter Einer Regierung stehen, der Dritte muß endlich einräumen, daß ein Volk verschiedene Obrigkeiten haben kann. Die Lehre vom göttlichen Recht der Könige hat sich des Volksbegriffes angenommen, und die Lehre von den sogenannten natürlichen Gränzen muß eine andere Erklärung aufstellen. Der große Rechtslehrer Savigny giebt nicht weniger, als vier Erläuterungen des Begriffes Volk. Und das Alles in einer Zeit, die auf das Genaueste den Begriff festgestellt wissen will, die auf den Begriff des Volkes große staatsrechtliche Wirkungen erbaut weiß, und jene Wirkungen dem Begriffe anpassen will, wo dies nicht schon geschehen ist. Wer ist es denn nun, der die Arten und Unterarten der Völker klassifizirt, wer kann den gewonnenen Klassen die Individuen anpassen? Und täglich ändern sich die Kennzeichen. Epochenweise mehr oder minder schnell wechseln die zur begrifflichen Feststellung nöthigen Grundbedingungen. Auswanderung, Einwanderung, Mischung der Familien durch Heirat, Aenderung der Sprache durch diese einzelnen Bedingungen — das Alles steht niemals still. Und die Wissenschaft kann nichts, als einen momentanen Zustand fixiren, so wie der Photograph verfährt mit der sich stets ändernden Physiognomie des Urbildes; und erst aus vielen solchen fixirten Momenten wird der denkende Beschauer im Stande sein, sich das äußere Wesen des Gegenstandes zusammenzusetzen, und — wird auch nicht sicher vor Irrthum sein. Die jüngsten Tage haben gelehrt, daß auch die Sprache es nicht ist, die über den Stamm entscheidet, denn in Schleswig sind Leute gekommen, die nicht ein Wort deutsch sprachen, und es in dänischen Worten aussprachen, daß sie nicht Dänen, sondern Deutsche seien. Und das Schweizervolk — es hat keine Landessprache, und spricht die Idiome der Nachbarn, und wer wollte leugnen, daß es ein Volk ist! Hier wirken die verschiedensten Bedingungen gleichzeitig: die althergebrachte Einheit in Sitten, Gesetzen und Religion, die räumliche Zusammengehörigkeit, die staatliche gleicherweise, und endlich die Einheit der Sprache. Treffen nicht alle Bedingungen zusammen, so wird Unbehaglichkeit entstehen, und haben sich, wie in unsern Tagen, Getrennte durch staatliche Einigung wieder als zusammengehörig fühlen gelernt, oder Verbundene, denen die Vereinigung zuwider war, das Band derselben zerschnitten, so wird jene Unbehaglichkeit in Aktion übergehen.

Das ist der augenblickliche Zustand in Europa. In Irland, und in Schleswig, in Polen und Ungarn, in Italien und Griechenland, bei den Skandinaviern und den Slowaken, im Donauthal und bei den Ruthenen will man zusammenhalten, und trennen je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, hier das, was man für zusammengehörig hält, dort das, was man für nicht zusammengehörig hält.

Daher ist es vor allen Dingen nöthig, daß die Wissenschaft stets in der Lage sei, jene Augenblicks-Bilder aufzunehmen, und hier werden sich mehrere Disziplinen die Hand reichen, um die thatsächliche Feststellung zu besorgen. In erster Linie steht hier die Statistik, und zu dem Material, welches sie sammelt und feststellt, gehört die räumliche Vertheilung derer, die eine Sprache sprechen. Der statistische Kongreß und die einzelnen statistischen Kentral-Anstalten haben die Wichtigkeit solcher Aufstellungen gewürdigt, und mit Freude begrüßen wir unter den Arbeiten dieser Richtung das vorliegende Werk eines gelehrten Berliner Statistikers, des Regierungsrathes Böckh, die nach den Zählungsaufnahmen im Jahre 1861 im Auftrage des k. statistischen Bureaus daselbst bearbeitete Sprachkarte des preußischen Staates.

In den beiden vortrefflich ausgestatteten Blättern dieser Karte wird dem Auge auf das Uebersichtlichste in Farben die Vertheilung der Einwohner nach ihrer Familiensprache veranschaulicht. Der gelbe (deutsche) Hauptton nuancirt sich nach der slavischen Seite hin in Schattirungen zum rothen, mit der litauischen Bevölkerung zum blauen Farbengrunde, so daß die rein deutsche, rein polnische, die überwiegend deutsche oder überwiegend polnische Bevölkerung sehr klar ins Auge fallen und bis in die genauesten Details sich abheben. In kleineren Seiten-Karten sind die wallenischen Elemente in der preußischen Rheinprovinz und die Vertheilung der Sprachen über ganz Deutschland in übersichtlicher Weise beigegeben. Das vornehmste Interesse nimmt natürlich die Vertheilung der Deutschen und Polen in der Provinz Posen, sowie den angränzenden Stücken von Westpreußen und Oberschlesien in Anspruch. Durch eine ziemlich gerade Linie von Kulm bis Goldap wird im äußersten Ost das Deutsche vom slavischen Element so geschieden, daß nördlich von dieser Linie nur Deutsch gesprochen wird, südlich gemischte Distrikte beginnen, die meist bis an die Landesgränze reichen. Einzelne deutsche Enklaven sind noch in russisch Polen. Ueberwiegend slavische Mundarten sprechen ferner die östlichen Theile der pommerschen Kreise Lauenburg und Bütow und das sich an sie schließende Stück Westpreußens von der Tuchler Heide bis gegen Stargard, endlich einige Anwohner des Putziger Wieks. Zwischen Posen, Rogasen, Gnesen und bis nach Inowrazlav hin ist eine wahrhaft babylonische Vermischung der Farben, südlich wiegt dann das Polnische vor, nur sind viele Städte mit den umliegenden Landschaften als rein oder vorzugsweise deutsch bezeichnet, so Moczyn, Xions, Pleschen, Jaroczyn, Ostrowo, Kempen u. A. Westlich von Pinne und Rackwitz spricht die Bevölkerung deutsch, und gleicherweise in der Linie von Lissa bis Rawitsch, so selbst östlich von dieser Linie erstreckt sich ein rein deutscher Arm bis nach Krotoschin, Festenberg und Mittelwalde (Medzibor). Von Namslau aus theilt eine fast gerade Linie bis zur österreichischen Gränze bei Zülz Schlesien dergestalt, daß westlich Alles rein deutsch, östlich aber die ländliche Bevölkerung polnisch (wasserpolnisch) und im Süden und Südwesten dieses Theiles auch cechisch und mährisch spricht, während die Städte — Oppeln, Kosel, Gleiwitz, Beuthen, Ratibor u. s. w. — in rein deutschen Enklaven liegen. Im Westen des Leobschützer Kreises endlich wird nur deutsch gesprochen.

Jenseits der russischen Gränze geht von Peisern aus und

*) Sprachkarte vom preußischen Staat, bearbeitet von Richard Böckh. 2 Blätter. Berlin, Dietrich Reimer, 1861.

nördlich von Kalisch ein wohl sieben Meilen langer deutscher Streifen in südöstlicher Richtung.

Von diesen Sprachgränzen und Mischungen aus wenden wir den Blick nach der Lausitz, in welcher wir der rothen (slavischen) Farbe wieder begegnen. Rechts und links von der Spree zwischen Bautzen und dem Spreewalde, und in weitester Ausdehnung zwischen West und Ost von Senftenberg bis Muskau wohnen Wendisch redende Landleute, und nur die Städte dazwischen, wie Peitz, Kottbus, Spremberg, Hoyerswerda, Wittichenau, Muskau, sind deutsch und in deutscher Umgebung, wie denn auch von Kottbus und Spremberg westwärts schon die unvermischte deutsche Bevölkerung beginnt.

Was die Littauer betrifft, so wohnen sie östlich vom kurischen Haff gemischt mit Deutschen, und zwar sind südlich von Tilsit viele vereinzelte Littauische Landschaften. Zwischen Tilsit und dem Haff wohnen meist Deutsche. Nördlich von Tilsit überwiegen zwischen Landesgränze und Meer die Littauer, nur Memel und Umgegend wieder reden Deutsch.

Um schließlich auf die Wallonen zu kommen, so sind dieselben südwestlich von Aachen, in strenger Linie von den Deutschen geschieden. Gemischte Bezirke sind hier nirgends. Innerhalb der preußischen Gränze reden gegen 10800 Personen, welche um Malmedy herum wohnen wallonisch, während jenseits der Gränze im Luxemburgischen deutsch gesprochen wird, und zwar in ziemlich gerader Linie von St. Vith bis nach Longwy hinan.

Dies ist das äußere Bild, welches die mit unendlicher Sorgfalt gefertigte Karte giebt.

In einer beigegebenen Erklärung ist eine vortreffliche Uebersicht, aus welcher die der Karte entsprechenden Zahlen zu entnehmen sind. Das Resultat ist Folgendes. Im ganzen preußischen Staat sind 71,286 Ortschaften mit 18,222,848 Einwohnern, darunter 15,718,656 deutscher Sprache, 2,501,192 anderer Volkssprache, davon 137,404 der littauischen (einschließlich 414 der kurischen) Sprache, 2,214,588 Einwohner der polnischen Sprache (einschließlich des mazurischen und des kaszubischen Dialektes); 58,880 Einwohner der cechischen und bez. der mährischen Sprache, dieser letzteren insbesondere im Kreise Leobschütz und in dem rechts der Zinna gelegenen Theil des Kreises Ratibor; 82,232 Einwohner (in der Lausitz) der wendischen Sprache, und 10,788 der wallonischen Sprache angehörig.

Der Verfasser verspricht später einen Text zu dieser interessanten Karte zu geben.

Wir wünschen, daß mit diesem Werk der Anfang einer für alle Länder und Völker hochwichtigen genauen Aufstellung der Sprachenvertheilung gemacht sei, und es wird auch diese Karte nicht verfehlen, Nutzen zu stiften. Bei vielen — insbesondere aber bei den deutsch-polnischen — Sprachstreitigkeiten wird ein Fingerzeig auf die Karte genügen, und das letzte Wort sprechen. L. L.

Das Städtewesen im Großherzogthum Posen.*)

Das Gränzland Posen war Jahrhunderte lang zwischen Deutschen und Slaven ein streitiges Gebiet. Seit acht Jahrhunderten haben die Ersteren hier eine Stellung erobert, welche sie den Vorzügen germanischer Bildung verdanken. Der deutsche Mann ist in den Ostmarken der Warthe und Netze nicht ein rechtloser Fremdling oder ein gewaltsamer Usurpator; er ist dereinst von den polnischen Feudalherren selbst ins Land gerufen worden, um die Wälder zu roden, die Sümpfe zu trocknen, den Boden urbar zu machen, Handels-Erwerb und Handwerks-Geschicklichkeit in wüste Einöden zu verpflanzen. Ohne den deutschen Fleiß wäre dieses Stück Erde noch heutigen Tages eine kaum hier und da vom Anbau unterbrochene Wildniß, eine halbe Barbarei, ein ungeheures Jagdrevier polnischer Großen und ein Diensthaus leibeigener Bauern.

Wer die Geschichte des polnischen Reiches und seiner Beziehungen zu Deutschland vor seinem geistigen Auge vorübergleiten läßt, wird uns mit obiger Behauptung buchstäblich Recht geben. Das Land Posen ist eine friedliche Eroberung des deutschen Geistes und Armes; die Theilungen Polens haben nur gerettet oder besiegelt, was bereits durch eine Reihe von zehn und mehr Menschenaltern vorhanden und an zähen Wurzeln befestigt war. Man kann es beklagen, daß die polnische Nation nicht allein auf ureigene Kraft gestützt sich emporzurichten, sich zu entwickeln, sich zu sittigen vermochte, und es ist auch gewiß der Keim ihrer Katastrophen gewesen, daß die Mannigfaltigkeit ihrer Bevölkerungs-Elemente geistig und physisch unverschmolzen blieb, aber dieser Mangel rechtzeitiger Durcharbeitung der gegebenen sozialen Grundstoffe drückt nun einmal nach Abschluß ihres Staatslebens der polnischen Gesellschaft einen unvertilgbaren Stempel auf. Was in Jahrhunderten versäumt ward, kann nicht mehr nachgeholt werden, und die deutsche Ansiedelung, welche selbständig ausgeschieden, wird man vergebens in das alte Joch polnischer „Adelsdemokratie" zurückbannen.

Ein vom besten Geiste beseeltes und wahrhaft gediegenes Werk des Leipziger Historikers Professor Heinrich Wuttke: „Städtebuch des Landes Posen" genannt, bietet unmittelbare Veranlassung, die Verhältnisse der bunten Gränzmark objektiv zu betrachten und die Fundamente der Germanisirung Posens kennen zu lernen. Von administrativen Nachhülfen schweigen wir. Das Räthsel der im Zeitenlauf immer trostloseren Abhängigkeit des polnischen Volkes und der gleichen Schritt haltenden Verdeutschung der Gränzmarken, Großpolen sogar miteinbegriffen, löst sich sehr einfach, wenn man erwägt, daß Polens Bürgerstand geradezu deutsch oder doch mit deutschen Bildungen tief durchsetzt ist, überall nach deutschen Sitten, Gewohnheiten und Rechtsregeln sein Dasein gestattet und seine Einrichtungen getroffen hat. Da das Landrecht der polnischen Nation kein anderes als das Landrecht des Sachsenspiegels war, den ein barbarisches Latein in Jus Polonorum Saxonicum verwandelt hatte, so mußte naturgemäß das Stadtrecht der polnischen Städte das alte Magdeburger Recht ein (Jus municipale Saxonicum), vielleicht auch das „sächsische Weichbild" sein. Herr Professor Wuttke führt im ersten Theil seines Städtebuches eine große Anzahl von Urkunden auf, in welchen polnische Herrscher und Magnaten einzelnen Posener Städten das Magdeburger Recht bewilligen. Der Verfasser hat unsägliche Mühe angewandt, diese Sammlung von städtischen Freibriefen zu vervollständigen; aber — mag die Zerstreuung, Zersplitterung und Verzettelung der polnischen Archive und störrige Zurückhaltung von gewisser Seite eine umfassendere Wiedergabe in diesem Codex diplomaticus vereitelt haben — was wir leibhaftig sehen und lesen können, bestätigt uns auf jedem Blatte die Macht der Herrschaft deutscher Rechtsgedanken, wie überhaupt deutscher Kultur in den Städten Großpolens. Wo die alten Urkunden durch Brand, Plünde-

*) Städtebuch des Landes Posen von Heinrich Wuttke. Leipzig, in Kommission bei Hermann Fries. 1864. Ein Quartband von X. und 172 Seiten.

rung und andere in der polnischen Republik häufige Zwischenfälle abhanden gekommen waren, da zeigen die neueren Freibriefe, welche die verlornen ersetzen sollten, durchgängig das Muster nordeutscher Uebung und Satzung; sie sind auch nicht polnisch, sondern lateinisch gegeben; denn das Lateinische war die Staatssprache zum Heil und Wohl von Millionen altpolnischer Unterthanen, welche (z. B. die Russinen oder Ruthenen, die Litbauer, die Podolier, die Rothreußen) das Polnische nicht verstanden! Von den deutschen Ansiedlern des Westgürtels wurde dies in den Glanzzeiten der Republik auch in keiner Hinsicht gefördert; erst, als die Anarchie immer wilder um sich griff, das polnische Junker- oder sogenannte „Polakenthum", jener Kleinadel, der in den stürmischen „Landboten" seine Vertretung gefunden, immer mehr sich breit machte, begann man in den Städten zu polonisiren und man war anno 1772 schon hübsch weit damit gekommen, als plötzlich der eherne Arm Friedrichs des Großen der Slavisirung des deutschen Bürgerthums einen festen Riegel vorschob. Doch sind einzelne Spuren dieses Prozesses an polonisirten deutschen Bürgerfamilien kenntlich; die Sympathie für den polnischen Adel, für die Restauration Polens ꝛc. haben unter den Deutschen einzig in diesen ganz sonderbar gearteten Kreisen ihren Ursprung und ihre Nahrung.

In dem erzählenden Theile seines Werkes malt uns Herr Wuttke die nationalen Kämpfe, Schwankungen und Metamorphosen bis auf die Gegenwart in frischen, lebenswahren Farben.

— — Roland, der Riese, am Rathhaus zu Bremen
Steht er als Standbild standhaft und wacht

lautet ein schöner Vers unseres greisen Heldensängers Rückert am Anfang eines Liedes, das die Kulturbedeutung der Rolandssäule verherrlicht. Der deutsche Held Roland, ein Wahrzeichen deutschen Rechts und deutscher Sitte, oft auch des Blutbanns der Stadtgemeinde, hat viele Rundreisen durch die nordischen Gaue zurückgelegt; dicht neben dem Rathhause ward in den Städten altsächsischen Rechtes sein Standbild aufgepflanzt; so findet man ihn an der Warta und an der Weichsel; in der Stadt Posen hat der gute Roland gerade die rechte Stelle bekommen.

Dem Parteigeiste mögen dergleichen historische Wahrzeichen unbequem sein: allein danach fragt die Wirklichkeit nichts, und die Menschheit geht unbekümmert ihren Weg, ob die alten Formen wanken und verwesen und ob das vor sich geht, was der Dichter in den Worten bezeugt:

Völker vertauschen,
Namen verklingen,
Finstere Vergessenheit
Breitet ihre mächtigen Schwingen
Ueber ganze Geschlechter aus.

Derselbe Dichter verkündet auch die machtvolle Lehre:

Wir wir leben, unser sind die Stunden
Und der Lebende hat Recht.

Warum hat der polnische Adel dereinst seine Zeit nicht besser benutzt? Sollen Diejenigen, welche den Boden seiner Väter aus barbarischer Wildniß in urbare und wegsame Stätten gewandelt, für fremde Versäumniß büßen und slavische Art annehmen, die sich frei nicht behaupten konnte? Wir wünschen gewiß dem Polen Gleichberechtigung auf der Scholle, die er mit dem deutschen Ansiedler theilt; nimmermehr aber kann das Ideal des in den Gränzen von 1772 wiederhergestellten Polens (etwa nach der 1859 unter den Auspizien des Fürsten Adam Czartoryski herausgegebenen Karte) im 19. Jahrhundert Fleisch und Bein empfangen. Es ist ebensosehr ein von der Menschlichkeit diktirter Wunsch, daß die patriotische Ueberschwenglichkeit Einzelner, die freiwillig oder durch Terrorismus gezwungen von jenem Ideal nicht ablassen wollten, bei den Mächtigen Gnade und Verzeihung finde: andererseits jedoch ist es unerläßliche Pflicht der Polen, daß sie das uralte, wohlerworbene Recht ihrer deutschen Mitbürger achten lernen. Die Geschichte redet für alle Denkenden, mögen sie dieselben zu Rathe ziehen! Was die Statistik, zumal das gewaltige, treu und redlich gesammelte Material des Herrn Wuttke, berichtet, das hat im April 1848 sein Dasein durch kernhafte That erwiesen: das Posener Deutschthum in dem Strudel der Unruhen von dem tapfern Freiherrn Kolbe von Schreeb auf die rechte Bahn gelenkt, hat seine Ausbreitung und seine Lebenskraft so energisch bewährt, daß großpolnische Idealismen in das Reich der Träume verbannt werden müssen.

Sagenbuch der Lausitz.*)

Man ist jetzt allenthalben in unserm Vaterlande eifrig bemüht die Reste des alten heidnischen Glaubens unsrer Vorfahren aufzufinden, da die Zeit doch nicht mehr allzufern sein dürfte, in welcher sie unrettbar verloren sein werden, wie es mit so vielen Ueberlieferungen bereits eingetreten.

„Es wiederholt sich, was die Sage erzählt von den Heimchen daß sie flohen vor dem harten Schall der Kirchenglocken. Jetzt flieht auch die Sage von ihnen vor dem Geräusch der Dampfmaschine." — Man hat deshalb ganz besondere Ursache, jenen Sammlern Dank zu wissen für ihre so mühsame und so wenig Ausbeute gewährende Arbeit.

Interessanter aber wird dieselbe noch, wenn sie an der Gränze zweier Völkerstämme stattfindet, die in so feindlicher Berührung gelebt, wie die Deutschen und die Wenden.

Wir können an diesem Orte nur im Allgemeinen den reichen Inhalt erwähnen, der, wie gesagt, ein doppeltes Interesse erregt, da deutsches und slavisches Heidenthum sich hier begegnet. Herr Karl Haupt, der Verfasser der vorliegenden Schrift, äußert sich darüber folgendermaßen: „Von den Göttern dieser deutschen Urbevölkerung weiß freilich selbst die Sage nicht mehr viel zu erzählen. Es liegt dies in der geistigeren Art des germanischen Götterglaubens. Bei uns kommt aber dazu die frühzeitige Verschmelzung mit slavischer Nation und Religion. Diese Verschmelzung wurde erleichtert durch eine gegenwärtig fast evident bewiesene, ursprüngliche Verwandtschaft beider Stämme. Es ist daher in den meisten Fällen schwer zu sagen: dies ist germanisch und jenes ist slavisch. Nur in der unvermischt gebliebenen Wende, dieser slavischen Volks- und Sprachinsel, finden wir einige rein national gebliebene Idole mit den alten Götternamen, und es ist eine sehr interessante Wahrnehmung, daß dieselben ihr gespenstiges Dasein bis auf den heutigen Tag fristen." Und weiter: „Von dem deutschen Götterhaushalt ist eigentlich nur das Gesinde übrig geblieben: die Zwerge." Solch ein ausgesprochen deutsches Gepräge haben besonders die südlichen Gebirgsgegenden, das Königshainer und das Zittauer Gebirgsland.

*) Sagenbuch der Lausitz. Von Karl Haupt, Kand. des Predigtamts. 2 Theile. Gekrönte Preisschrift der Oberlaus. Gesellschaft der Wissenschaften. Görlitz, 1863.

Der erste Theil der vorliegenden Arbeit handelt von den Götter-, Dämonen-, Teufelssagen, Spukgeistern und Gespenstern, Zaubersagen, Schätzen und Wundersagen; der zweite Theil von Völker-, Helden-, Schild- und Ortssagen. In einem Anhange dazu erhalten wir noch eine gute Anzahl von Legenden und deutscher und wendischer Märchen. Wir können die Lektüre und das Studium dieser Sammlung nur auf's eifrigste empfehlen. Unbefriedigt wird Niemand es aus der Hand legen. Wir mögen es uns und dem Leser nicht versagen, eine kleine Probe mitzutheilen. Wäre sie nicht zu lang, so sollte hier die merkwürdige Sage (I. Nr. 107. S. 99.) vom „Nachtschmied zu Görlitz" folgen; anstatt derselben wolle man mit einer kleinen und lustigen vorlieb nehmen (II. Nr. 272. S. 420.).

Die Weißenberger Butterschnitte.

„Es wollte aber der Churfürst nach Polen fahren, und die Straße ging unten bei Weißenberg vorbei. Und sie standen Alle unten und warteten, und der Bürgermeister hatte eine große Bittschrift in der Tasche, die er dem Churfürsten überreichen wollte. Und sie mußten sehr lange warten und setzten sich hin am Wege und zogen große Butterschnitte aus der Tasche und aßen; aber der Bürgermeister aß nicht. Auf einmal kam ein Wagen gefahren, und er war schon vorbei, da merkten sie es erst, daß es der Churfürst war. Und sie liefen Alle hinterdrein, und der Bürgermeister war voran. Und er zerrte an seiner Tasche und riß, um die Bittschrift herauszuziehen, aber er erwischte nur die Butterschnitte, die war in Papier eingewickelt, und warf sie in den Wagen. Und der Wagen fuhr weiter. Aber nach vier Wochen kriegten sie einen großen Brief aus Warschau und mußten schweres Postgeld dafür bezahlen. Und in dem Briefe war die Butterschnitte; die kriegten sie wieder und eine dicke Nase. Und daher schreibt sich's, daß man sagt: Er hat eine Butterschnitte bekommen."

Böhmen.

Böhmische Christussagen.*)

12. Das verwünschte Mädchen.

In einer dunkeln und stürmischen Nacht kam der Herr Jesus in Bettlergestalt in ein reiches Bauerngehöft und bat um Unterstand. Es war aber Niemand mehr wach als die Haustochter, die einen stolzen und harten Sinn besaß, so daß ihr kein Mensch im ganzen Dorfe hold war. Sie wies den Bettler zornig ab und, als dieser seine Bitte wiederholte, kettete sie die Hofhunde los und ließ durch sie den Armen aus dem Hofe hetzen. Da erzürnte sich aber der Heiland über sie und auf sein Geheiß öffnete sich plötzlich die Erde und die böse Dirne stürzte in die schwarze Tiefe. Dort muß sie nun leiden und schmachten und darf nur alljährig in der heiligen Marterwoche emporsteigen, wo sie hernach nächtlich umzieht als weißer Geist, der um Erlösung fleht. Diese kann jedoch erst dann erfolgen, wenn der junge Weichselbaum, der an der Stelle erwächst, wo das Mädchen versank, so groß sein wird, daß man aus ihm Bretter schneiden und daraus eine Wiege machen kann. Der Knabe, welcher zuerst in dieser Wiege liegen wird, vermag das verwünschte Mädchen zu erlösen. Wenn er aber das Werk nicht vollbringt, so muß das Mädchen während jeder heiligen Leidenswoche umziehen, so lange die Welt sein wird.

*) Vergl. Nr. 31 und Nr. 38 des Magazin.

13. Die verwünschte Bäuerin.

Jesus und St. Peter kamen einmal in das Gehöft einer Bäuerin, die im ganzen Dorfe wegen ihres Geizes und ihrer Bosheit übel beleumundet war. Als sie die beiden Wanderer durch den Hofraum schreiten sah, versteckte sie sich rasch in die Kammer, um nicht den vermeintlichen Bettlern ein Brod oder ein Almosen geben zu müssen. Diese aber wußten, was die Bäuerin vorhabe, und kehrten daher um. Da sie wieder draußen waren, spuckte die Bäuerin zum Fenster hinaus und rief ihnen spöttisch nach: „Guck — guck!" Damit wollte sie gewissermaßen sagen: Schaut, schaut, wie ich Euch getäuscht habe! Dieser Spott verdroß den heiligen Peter sehr und er sagte zu seinem Meister: „Herr, laß sie doch das werden, was sie schreit!" Der Herr Jesus antwortete: „Es geschehe also!" Alsbald war die boshafte Bäuerin in einen grauen Guckuck verwandelt, flog schreiend auf und davon und muß nun zur Strafe „Guck guck" rufen bis zum Tage des jüngsten Gerichts.

14. Die Espe.

Als unser Herr Christus, mit Dornen gekrönt, blutend am Kreuze hing, da trauerte die ganze Schöpfung; die Sonne verfinsterte sich, Felsen barsten, und Thiere und Pflanzen zitterten. Nur die Espe stand stolz und regungslos in der Nähe des heiligen Kreuzes und spottete der Trauer aller anderen Bäume und der Leiden des Heilands. Dafür aber wurde die übermüthige Espe von dem sterbenden Herrn verdammt, Tag und Nacht vor Furcht und Schmerz zu zittern, und ihre Nachkommen sollten ein zaghaftes Geschlecht bleiben bis an das Ende der Welt. Daher kommt es, daß die Espe selbst im heitersten Sommersonnenschein vor jedem Windhauch erschrickt, und wo Alles in Wald und Flur sich freut, da zittern die Zweige und Blätter der Espe.

15. St. Peter und die Zimmerleute.

Christus und St. Peter gingen einmal an einem Dorfwirthshause vorbei, wo eben die Zimmerleute bei Spiel und Tanz ihren lustigen Jahrtag hielten. „O Herr", sagte St. Peter, der sehr gern tanzte, „laß uns doch in diesem Wirthshause einkehren." Der Herr Jesus sagte: „Lieber Petrus, die Unterhaltung am Tanzboden paßt nicht für uns." Weil jedoch St. Peter nicht nachließ zu bitten, so meinte der Heiland: „Nun so gehe hinein, aber nur auf ein Viertelstündchen; ich werde mich auf diesen behauenen Baumstamm setzen und Dich allda erwarten." Als nun St. Peter frohen Muthes sich entfernen wollte, klebte ihm der Herr Jesus insgeheim eine Geige auf den Rücken. Wie nun jener in die Schänke trat, riefen die Zimmerleute: „Siehe da, ein neuer Spielmann!" St. Peter, der selbstverständlich von der Geige gar keine Ahnung hatte, trat unter die Mädchen und wollte das hübscheste zum Reigen bitten. Allein damit waren die Zimmerleute keineswegs einverstanden: sie begehrten vielmehr, er möge ihnen frisch eine schöne Tanzweise aufspielen. „Ich bin ja kein Musikus!" rief St. Peter ärgerlich und wollte weiter tanzen. Da meinten die Zimmerleute, er gedenke sie zum Besten zu halten, und wurden grob. Es dauerte nicht lange und sie schlugen schon vor Erbitterung auf St. Peter's Rücken los, daß die arme Geige in hundert Stücke zerbrach. Zu guter Letzt ergriffen sie den heiligen Mann und setzten ihn sehr unsanft vor die Thür. Als nun der Bedauernswerthe wieder zu seinem Meister zurückkehrte, rief er zürnend aus: „O Herr, sind das doch grobe Klötze, diese Zimmerleute! Siehe nur, wie sie mich zugerichtet haben! Wenn es in meiner Macht stände, schlüge ich ihnen zur Strafe armlange Nägel in die Bäume ein!" Da gab ihm der Herr Jesus zur Antwort: „Lieber Petrus, das wäre denn

doch zu viel: vorläufig machen wir ihnen harte Aeste in die Baumstämme. Dadurch sind sie empfindlich genug gestraft!" — Seit diesem Tage wachsen auf den Bäumen harte Aeste, welche die Aexte der Zimmerleute schartig und stumpf machen.

16. Die Getraide-Aehren.

In uralter Zeit, als die Menschen noch fromm und gut waren, reichten die Getraide-Aehren des Feldes vom Erdboden bis zur Spitze hinauf, ohne den platten, dünnen Halm zu haben, wie heutzutage. Die Menschen wurden aber immer pflichtvergessener und ruchloser, mißachteten die edlen Gottesgaben und schoben große Kugeln aus Weizenmehl gegen Kegel von Butter. Lange sah der Herr Jesus vom Himmel diesem sündhaften Treiben zu; endlich ging doch seine Langmuth zu Ende und er beschloß, die bösen Leute recht empfindlich zu züchtigen. Nun befahl er einem Engel, daß er hinabziehe und mit dem Feuer des Himmels die langen Aehren anzünde, damit die gottlosen Menschen ihres vorzüglichsten Nahrungsmittels beraubt würden. Als aber die heiligste Himmelskönigin Maria wahrnahm, was der Engel zu thun im Begriffe stand, stieg sie eilends von ihrem goldenen Throne zur Erde herab, erfaßte mit ihrer schneeweißen Hand noch rechtzeitig die flammende Aehre an ihrem obersten Ende und flehte zugleich ihren göttlichen Sohn um Erbarmen für die Menschen an. Und weil die heilige Muttergottes gar so rührend bat, so übte der Herr Jesus Gnade und ließ die Getreide-Aehren nicht weiter brennen, so daß die obersten Körner unversehrt blieben. Und so kommt es, daß heutzutage eine jede Aehre nicht länger ist, als eine Handbreite.

17. Wie die Eule entstand.

In einem Dorfe lebte einmal eine Bäuerin, die war eine seelengute Frau, von deren Thüre ein Armer nie unbeschenkt ging. Sie hatte aber eine junge Tochter, die war ein böses, schnippiges Ding, das einem Bettler nicht einmal eine harte Brodkrume vergönnte. Zu diesen Leuten kam nun eines Tages der Herr Jesus, natürlicherweise als dürftiger Wandersmann, und weil die Bäuerin eben den Teig zum Brode säuerte, sagte er bittend: „Liebe Frau Mutter, machet doch auch für mich ein kleines Brod!" Die Bäuerin versprach solches dem Fremden und sagte, er möge nach einer Stunde wiederkommen, dann werde das Brod schon gebacken sein. Der Herr bedankte sich geziemend und ging fort, während die Bäuerin ein hübsches Stück Teiges zu dem versprochenen Brode zu kneten begann. Als sie sich aber auf einige Augenblicke aus der Stube entfernte, sprang die schlimme Tochter, die dem Fremden die Gabe nicht gönnte, hinzu, stahl behend die Hälfte des Teiges und warf sie zornig weg. Allein die gerechte Strafe für diese menschenfeindliche Handlung folgte ihr auf dem Fuße nach, denn der allwissende Heiland verwandelte die böse Dirne in einen häßlichen Nachtvogel, der jetzt nur in einsamen Wäldern und düstern Einöden hauset und nur im Abendzwielicht oder des Nachts ausfliegt, um die Menschen zu ängstigen. Das ist die Geschichte von der Entstehung der Nachteule.

Alfred Waldau.

Rußland.

Die Mennoniten an der Molotschna.

Nicht minder interessant, als die deutschen Kolonien bei St. Petersburg, welche unlängst in diesen Blättern geschildert worden sind,*) dürften für jeden Deutschen die Niederlassungen der Mennoniten an der Molotschna sein, über welche der Professor A. Petzoldt in seinem kürzlich erschienenen Werke, „Reise im westlichen und südlichen europäischen Rußland im Jahre 1855"**) Ausführliches mitgetheilt hat.

Bekanntlich war es Menno Simonis, welcher im Jahre 1536 einen großen Theil der zerstreut lebenden sogenannten „Taufgesinnten", die ihres Glaubens wegen schon die mannigfaltigsten Verfolgungen erlitten hatten, in wohlgeordnete Gemeinden sammelte, und so die Sekte bildete, welche sich nach ihm „Mennoniten" nannte, und es sich zur Aufgabe machte, die apostolische Kirche in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts finden wir Mitglieder dieser Sekte in den Danziger, Marienburger und Elbinger Niederungen angesiedelt, wo sie die ihnen zum Erbeigenthum überlassenen sumpfigen Gegenden urbar machten und durch Fleiß und Betriebsamkeit mit der Zeit in die fruchtbarsten Ländereien verwandelten.

Die Erklärung Friedrich's II. vom Jahre 1740, daß alle Mennoniten, welche sich in Königsberg und anderen Orten Preußens niederlassen wollten, unbedingte Aufnahme finden sollten, zog neue Einwanderer aus Holland herbei, aber die mancherlei Beschränkungen, welche ihnen die preußische Regierung später auferlegte, veranlaßten viele Mennoniten, an eine abermalige Auswanderung zu denken.

Als daher die Kaiserin Katharina im Jahre 1786 eine Aufforderung zur Uebersiedelung nach Rußland erließ, beschlossen schon 1789 nicht weniger als 346 mennonitische Familien derselben Folge zu leisten. Die Kaiserin verhieß ihnen vollkommene Freiheit des Glaubens, Vertheilung von Land zu 65 Deßjatinen***) für jede Familie; einen Geldvorschuß zur Unterhaltung auf dem Wege bis zur ersten Aerndte und zur wirthschaftlichen Einrichtung einer jeden Familie; Holz zum Aufbau der Häuser und Getraide zur Aussaat, mit der Bedingung, Alles dieses der Krone nach Ablauf der Freijahre der bestimmten Taxe gemäß wieder zu erstatten; eine zehnjährige Befreiung von allen Abgaben, die sich nachher nur auf 15 Kopeken für jede Deßjatin belaufen sollten; Befreiung von Fuhren, Arbeiten und Einquartierungen, ausgenommen bei Durchmärschen; Freiheit zur Anlegung von Fabriken, Erlaubniß zum Handel, in Gilden und Zünfte zu treten, den Staatsverordnungen gemäß und Freiheit des Branntweinbrennens und Branntweinverkaufs in den Kolonien zum Nutzen der Gemeinde-Einkünfte; Leistung der Eide nach ihren Gebräuchen; Befreiung für immer vom Militärdienst und Schutz vor allen Beleidigungen.

Die ersten Einwanderer gründeten bei der Insel Chortitz am unteren Dniepr im Jekaterinoslaw'schen Gouvernement 7 Kolonien, und da ihnen ihre Rechte und Freiheiten von den Kaisern Paul und Alexander nicht nur bestätigt, sondern auch auf alle späteren mennonitischen Ansiedler und deren Nachkommen ausgedehnt wurden, verließen in den Jahren 1803—6 wiederum 362 Familien Preußen, um ihren Glaubensbrüdern zu folgen. Sie erhielten im taurischen Gouvernement im Melitopol'schen Kreise am Molotschna-Flüßchen unter denselben Bedingungen, wie die ersten Einwanderer, Land angewiesen, und wenn auch in Preußen bereits 1801 eine Milderung der früheren Beschränkungen eingetreten war, so dauerten doch die Auswanderungen der Mennoniten nach Südrußland fort.

*) S. 117, 136, 155, 166 des „Magazin" von d. J.

**) Leipzig (O. Fries) 1864. Vgl. Nr. 39 des „Magazin", S. 618.

***) 1 Deßjatin = 4,2789 preuß. Morgen oder 1,0925 Hektaren.

so daß die Ansiedlung an der Molotschna im Jahre 1855 aus 17,148 Seelen oder 1991 Familien bestand, welche in 50 Kolonien zwischen den Flüßchen Molotschna, Tokmak und Juschander unweit des Asow'schen Meeres wohnen.

Eine jede Kolonie stellt, je nach der größeren oder geringeren Anzahl von Bauernwirthen, ein größeres oder kleineres, aber stets plan- und regelmäßig gebautes Dorf vor, in welchem die einzelnen an einander stoßenden Bauerhöfe zu beiden Seiten einer breiten, die Länge des Dorfes durchschneidenden Straße liegen.

Die Gehöfte sind gleichfalls sämmtlich nach demselben Muster angelegt, und bestehen aus einem Hofraum mit den Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, einem Garten, einem Viehplatz und Dreschplatz. Die dazu gehörigen Felder, deren jeder Wirth 20—24 Deßjatinen besitzt, schließen sich in der Regel unmittelbar an der hintern Seite des Gehöftes an, wenn nicht die Ortslage eine Aenderung nothwendig machte. Ebenso befinden sich die Wiesen, von denen jeder Wirth je nach der Güte derselben 5 — 10 Deßjatinen hat, an den geeignetsten Stellen, während die Steppe gemeinschaftlich als Weide benutzt wird. Da das Land völlig holzleer, ja selbst ohne einen Strauch war, als die Mennoniten sich dort niederließen, so haben sie bei jedem Bauernhofe Waldbäume angepflanzt, und diese den einzelnen Wirthen gehörigen Waldparzellen sind gewöhnlich so angelegt, daß sie mit einander zusammenhängen und einen mit der Reihe der Gebäude parallel laufenden Waldstreifen zwischen den Gehöften und Ackerländereien bilden.

Die Wohn- und Wirthschaftsgebäude sind noch ganz so, wie die Mennoniten sie in ihrer deutschen Heimat gehabt: gewissermaßen unter einem Dach. Das Wohnhaus ist aus gut gebrannten Ziegeln erbaut, und zwar hat man meistens abwechselnd rothe und hellgelbe Ziegelsteine dazu genommen, was sehr hübsch aussieht, da man die Außenseite ohne Bewurf und Anstrich läßt. Das Dach, in dessen Giebel sich gewöhnlich noch ein Zimmer befindet, ist ebenfalls von Ziegeln, und der hochgesperrte Bodenraum dient zum Aufbewahren der ausgedroschenen Getraide-Vorräthe und einiger Haus- und Wirthschaftsgeräthe.

Der unmittelbar an das Wohnhaus angebaute Stall ist aus Holz und mit Stroh gedeckt, bisweilen aber auch aus Ziegeln aufgeführt und mit Dachpfannen gedeckt. Auf dem Boden desselben wird das zur Winterfütterung des Viehes bestimmte Heu aufgehoben, und hinter dem Stallraum, aber mit dem Stall noch unter Einem Dach, befindet sich ein Raum, der zur Aufbewahrung von allerlei Hausgeräthen und zum Unterbringen der Brennmaterialien, der Schweine und dergleichen dient.

An diese Baulichkeiten schließt sich, entweder in gerader Linie fortlaufend, oder einen rechten Winkel bildend, die Scheune an, welche stets von Holz und strohbedacht, und an ihrem äußersten Giebel mit einer schönverzierten, hochaufgerichteten Spitze versehen ist, die eine Wetterfahne trägt.

Im Wohnhaus selbst führt die Hausflur gerade aus in die Küche, während zu beiden Seiten je ein Zimmer liegt, von denen das eine zum gewöhnlichen Aufenthalt der Familie, und das andere zu besonderen Zwecken, wie z. B. als Extrazimmer für den Hausherrn, dient. An das erste schließt sich hinten noch das Schlafzimmer, sowie das Wirthschafts- oder Speisezimmer an.

In jedem Hause befindet sich ein Keller, zu welchem man von der Hausflur oder von der Küche aus gelangt, und aus letzterer führt auch ein Gang in's Stallgebäude.

In diesen befindet sich außer der Schlafkammer für die Knechte und den Abtheilungen für das Vieh stets noch ein freier Raum, welchen man gewöhnlich zum Aufstellen einer Häckselschneidemaschine benutzt, wenn man in den Scheunen keinen Platz dazu hat. Auch der Brunnen nebst Pumpe wird häufig im Stalle angebracht, falls man nicht vorzieht, ihn im Flur des Wohnhauses oder in der Küche zu haben. Selten nur befindet er sich noch auf dem Hof im Freien, wie es früher Sitte war.

Die Scheune endlich enthält eine große Tenne, welche weit genug ist, um das Dreschen mittelst einer von zwei Pferden gezogenen steinernen Walze vorzunehmen, und neben der Dreschtenne ein Fach zum Einlegen der Garben, sowie einige Nebenräume zum Aufbewahren von Futtervorräthen, wie Heu, Häckfel u. s. w. Während des Winters wird die Tenne zur Aufstellung der Häckselschneidemaschine, sowie zur Unterbringung der Wagen, Ackergeräthschaften und dergleichen benutzt, welche den Sommer hindurch im Schafstall stehen, der, durch eine feste Wand von den übrigen Räumen des Scheunengebäudes getrennt, einen besonderen auf den Hof führenden Ausgang hat.

Tritt man in das Wohnzimmer einer Mennoniten-Familie, so sieht man an der dem Eingang gegenüber liegenden Wand, die gewöhnlich ein Fenster nach dem Garten zu hat, den Spiegel, und unter demselben eine mit drei großen blanken Messingnägeln verzierte, oft bunt bemalte Truhe, in welcher die Hausfrau ihre Habseligkeiten und Kostbarkeiten birgt. Zur Seite der Eingangsthür steht ein mächtiger Kachelofen und neben ihm befindet sich ein Wandschrank, in dessen oberer Abtheilung hinter Glasthüren die Porzellan-Geräthschaften aufgestellt sind, deren man sich bei feierlichen Gelegenheiten bedient. Im Hintergrunde zwischen den beiden nach dem Schlaf- und dem Wirthschaftszimmer führenden Thüren hängt die in den Kolonien gefertigte Schwarzwälder Uhr. In der einen Ecke, hinter dem Ofen, ist die sogenannte Hölle und ein in der Mauer eingelassener Wirthschaftsschrank, welcher sich auch auf der andern Seite, von der Wirthschaftsstube aus, öffnen läßt, und in der andern Ecke steht zum Staat ein unbenutztes gewaltiges Himmelbett mit bunten Gardinen, in welchem sich ein thurmhoher Vorrath von Federbetten befindet. An der vierten Wand des Zimmers, welches zwei nach den Hof gerichtete Fenster hat, steht das Sopha, vor welchem ein Tisch aufgestellt ist, und diese Einrichtung, verbunden mit derselben Einfachheit, derselben Ordnung und derselben echt holländischen Reinlichkeit, trifft man in jedem Hause wieder, mag der Besitzer auch noch so reich sein.

Denn nicht selten kann man das Vermögen einer mennonitischen Bauernfamilie auf Hunderttausende schätzen, weil der Mennonit ein ebenso ausgezeichneter Landwirth und Viehzüchter, wie Gärtner und Forstwirth ist, und dabei höchst nüchtern und sparsam lebt. Schon das Fahren durch eine Mennoniten-Kolonie genügt, um sogleich zu erkennen, welche Ordnung und Sauberkeit überall herrscht, indem die nur durch niedrige Gitter von der breiten Dorfstraße getrennten Gehöfte den vollen Einblick in Hof und Garten gestatten, und wer ein Gehöft besucht, wird stets den Wirth in schlichtem Rock, die Frau in einfacher Bauernkleidung antreffen, und eingeladen werden, an einem einfachen, wenngleich kräftigen Mahle Theil zu nehmen. Niemals wird man einen Mennoniten schimpfen oder fluchen hören, niemals ihn spielen, tanzen oder trinken sehen, aber ebensowenig wird man durch ein zur Schau tragen religiösen Wesens, durch fortwährendes Citiren von Bibelsprüchen und Plärren von Gebeten gestört werden, und erst wenn man das Bethaus betritt, dessen Inneres durchaus matt und schmucklos ist, wird man bemerken, daß man sich unter einer Sekte befindet, deren kirchlicher Ritus ein besonderer ist. Unsittliche Sub-

jekte werden, wenn Ermahnungen nichts fruchten, aus der Gemeinde ausgeschlossen, und müssen, sobald sie sich wirklich gebessert haben, die Wiederaufnahme in die Gemeinde nachsuchen. Indessen gehört es zu den größten Seltenheiten, wenn irgend ein Vergehen unter den Mennoniten vorkömmt, da sie unter sich sowohl, wie mit ihren Nachbarn in Frieden und Eintracht leben, Hülfebedürftige unterstützen, wo sie können, und alle Rechtshändel, welche nicht eine Waise oder ein Mündel angehen, ihren religiösen Grundsätzen gemäß für unerlaubt halten. Sie sind daher ebenso gute Staatsbürger, als loyale Unterthanen, und ertragen Unglücksfälle ohne Klagen und Murren, weil sie dieselben als Schickungen Gottes betrachten. In den Schulen wird Lesen, Schreiben, Rechnen (namentlich Kopfrechnen), Singen, biblische Geschichte, Geographie und Weltgeschichte gelehrt und den Kindern zugleich das Hochdeutsche beigebracht, indem man in den Familien stets plattdeutsch und nur mit Fremden russisch oder hochdeutsch spricht.

Die Lehrer sind darauf angewiesen, sich ihren Unterhalt selbst zu verschaffen, da der Lehrstand, nach dem Glauben der Mennoniten, für eine göttliche Einrichtung gilt, und es deshalb nicht gestattet ist, einen Lehrer für die Verrichtung seines Amtes zu belohnen. Sie treiben demzufolge noch ein Gewerbe oder Ackerbau.

Im Ganzen rechnet man in den Mennoniten-Kolonien an der Molotschna 1327 ackerbautreibende Familien oder eigentlich „Wirthe", und 541 Professionisten, von denen jedoch die Leineweber, im Jahre 1854 fünfundsechszig — ihr Handwerk blos nebenbei ausüben. Den meisten Verdienst haben die Schmiede (96), Stellmacher (61) und Sattler (12). Den wenigsten die Bäcker, deren es 1854 einen einzigen gab.

In 350 gewerblichen Anstalten, unter denen man 50 Windmühlen, 7 Tretmühlen, 18 Grützmühlen, 49 Oelpressen, 99 Seidehaspel-Anstalten, 35 Ziegelbrennereien, 10 Kalkbrennereien, 11 Färbereien und Druckereien, 7 Essigbrauereien, 2 Bierbrauereien u. s. w. findet, wird nicht nur für die Bedürfnisse der Mennoniten-Kolonien, sondern auch zur Ausfuhr in die umliegenden nicht mennonitischen Kolonien und Güter gearbeitet, und in der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Juschanlee werden ohne Unterschied russische und tatarische Lehrburschen aus den Krondörfern angenommen, um sie zu Musterwirthen auszubilden.

Ebenso befindet sich in der von den Mennoniten verwalteten Berdianskschen Kron-Musterplantage eine Gärtnerschule, welche alljährlich eine Anzahl junger Russen und Tataren zu Gärtnern bildet.

Die Einnahmen, welche den Kolonien aus dem Verkauf der landwirthschaftlichen Produkte erwachsen, beliefen sich selbst im Jahre 1854, wo sie wegen des Krieges kaum ein Drittel des vorhergehenden Jahres betrugen, auf 161,426 Silberrubel, und zwar:

für 11081 Tschetwert*) Getraide	. .	38,929	R.
„ Heu und Stroh	. . . . .	7,762	„
„ Leinsamen, Kartoffeln u. s. w.	.	820	„
„ 549 Pferde			
„ 741 Stück Rindvieh	. .	33,645	„
„ 5057 veredelte Schafe			
„ 7755 Pud**) Butter			
„ 151 „ Käse	. .	24,629	„
„ 5208 „ Wolle	. . . .	36,641	„
„ 95 „ Seide	. . . .	19,000	„
		161,426	Rubel.

*) 1 Tschetwert = 0,4774 preuß. Scheffel oder 0,2621 Hektoliter.

**) 1 Pud = 40 russische Pfund. 1 russisch Pfund = 0,87558 preuß. Pfund oder 0,40952 Kilogramm.

Dazu kam noch der Erlös für 73,770 Stück Wald- und Maulbeerbäume, 5890 Stück Obstbäume, 362 neue und gebrauchte Wagen, 200 neue und gebrauchte Pflüge und verschiedene andere landwirthschaftliche Geräthschaften, welche nach auswärts verkauft wurden, und von denen die gebrauchten Sachen allein über 18,000 Rubel brachten. Für die Bäume nahm man über 1000 Rubel, für frisches Obst 5269, und für die neugefertigten Wagen und Geräthschaften 15,764 Rubel ein, wogegen man 1855 nicht weniger als 70,000 Rubel aus den auf Bestellung von auswärts gearbeiteten Wagen und landwirthschaftlichen Geräthen löste.

In den Gärten, welche zu jedem Gehöft gehören, pflegt man Gemüse, Tabak, Wein, Obst, Maulbeer- und andere Bäume anzubauen und zu ziehen, den Gemüse-, Wein- und Tabaksbau jedoch auf den persönlichen Bedarf zu beschränken, weil es trotz der sogenannten Jahresdienstboten, die man miethet, und deren Zahl sich 1855 auf 180 nichtmennonitische Kolonisten, 681 Russen und 737 mennonitische Dienstboten belief, an Arbeitskräften fehlt. Die Wege und Abtheilungen des Gartens sind mit hecken förmig beschnittenen Maulbeerbäumen eingefaßt, während die Straßenseite stets mit Holzbirnbäumen bepflanzt ist. Da keiner dieser Gärten eine von Natur geschützte Lage besitzt, hat man bei einigen versucht, sie künstlich durch Anpflanzung von Waldbäumen zu schützen, welche zur Abhaltung der Steppen-Winterstürme vortreffliche Dienste leisten.

An den Straßen von einer Kolonie zur andern hat man zu beiden Seiten des Weges reihenweis Ulmen und Silberpappeln gepflanzt, die Kirchhöfe sind durch Hecken eingefaßt und planmäßig von Baumalleen durchschnitten, die Dämme mit Weiden bepflanzt und die Plätze bei den Bethäusern und Schulen mit hohen Bäumen verziert.

Der Waldstreifen, welcher sich bei jedem Dorfe befindet, besteht aus Hoch- und Niederwald, indem jeder Wirth die halbe Deßjatine Land, die zu Baumpflanzungen bestimmt ist, zur Hälfte mit Waldbäumen, zur Hälfte mit Maulbeerbäumen bepflanzt hat.

Außerdem sind für die Zwecke der Seidenraupenzucht theils von ganzen Gemeinden, theils von einzelnen Wirthen an passenden Stellen besondere Maulbeerplantagen angelegt worden, und zum Bedarf für Nachpflanzungen und neue Baumanlagen hatte man schon 1854 nicht weniger als 635,903 Stück Wald- und 2,409,21[illegible] Maulbeerbäume in Baumschulen stehen, da man auf der freien Steppe keinen Waldbaum aus Samen ziehen kann.

Auf dem, einem Mennoniten gehörigen, Gute Juschanlee hat man sogar Anstalten getroffen, eine 29 Deßjatinen große Waldanlage in Schläge zu theilen und zu benutzen, und die mennonitischen Stellmacher und Tischler ziehen das Holz der dort gewachsenen Ulmen und weißen Akazien den von auswärts eingeführten Hölzern vor.

Die Mennoniten haben demnach die vielbesprochene staatswissenschaftliche Frage, ob es möglich sei, die südrussischen Steppen zu bewalden, praktisch gelöst, und zugleich gezeigt, wie weit man es mit Fleiß, Sittlichkeit und Ordnung bringen kann. Denn in ganz Rußland giebt es keinen Landstrich, wo eine so gleichmäßig hohe Kultur des Bodens und der Bevölkerung herrscht, wie an der Molotschna, und wohin man in den an die mennonitischen Kolonien gränzenden Distrikten blickt, macht sich der Einfluß derselben geltend, langsam zwar vorwärtsschreitend, wie es in der Natur der Sache liegt, aber deutlich sichtbar, und jedenfalls zum Segen des Landes.

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

England.

Wärme als Faktor der Bewegung.

Nach Professor John Tyndall.*)

Der alte Standpunkt, von dem man die Kräfte als stoffliche Substanzen betrachtet hatte, ist als überwunden anzusehen. Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus u. a., die man bisher mit dem sich selbst widersprechenden Namen „unwägbare Stoffe" = immaterielle Materien bezeichnet hat, reihen sich jetzt, nach allgemeiner Uebereinstimmung, den reinen Kräften an: es sind verwandte und wandelbare Formen der Bewegung in dem Stoffe. Die früheren Vorstellungen, daß das Licht aus bewegten Körperchen bestehe, daß Wärme, Elektrizität, Magnetismus durch die Vermittelung verschiedener Fluiden erzeugt würden, haben ihrer Zeit gute Dienste geleistet; sie haben das Ihrige beigetragen, die Theorie der Kräfte über ihre engen Schranken hinaus zu fördern, und sind nun zu den verbrauchten und abgegriffenen Meinungen zu legen, die nur dem Kindesalter der Wissenschaft angemessen waren. Der Mann ist dem Flügelkleide entwachsen. Mit dem veränderten Standpunkte, von dem wir die Naturerscheinungen betrachten, verändern sich die Grundbegriffe der Wissenschaft, indem wir an die Stelle stofflicher Substanzen dynamische Vorgänge setzen.

Die neue Theorie, zu deren befähigtesten Auslegern Professor Tyndall gehört, ist in der Formel ausgedrückt: „Bestand und Wechselwirkung der Kräfte." Bestand der Kräfte will sagen, daß die Kräfte unzerstörbar sind, daß der Trieb der Kräfte eben so wenig wie ein Atom des Stoffes vernichtet werden kann, daß die Summe der Thätigkeiten im Universum stets unvermindert in derselben Höhe bleibt. Dieses Prinzip charakterisirt Faraday vortrefflich als „das höchste Gesetz in der Naturwissenschaft, wie wir sie begreifen können." Unter Wechselwirkung der Kräfte verstehen wir die Wandelung oder den Uebergang der einen Kraft in die andere. So erregt Wärme Elektrizität, diese wiederum Magnetismus, chemischen Prozeß, Licht. Oder erwecken wir Magnetismus, so kann er Elektrizität und diese weiter Wärme, chemischen Prozeß, Licht hervorrufen. Oder wir beginnen mit einem chemischen Prozeß und es erfolgt derselbe Zug von Wirkungen.

Es war längst bekannt, daß Maschinen keine Kraft schaffen, sondern nur das, was ihnen zuertheilt wird, mittheilen, vertheilen, verwenden, und daß ferner ein bestimmtes Maß Brennstoff einem bestimmten Maß Wirkung, die eine Dampfmaschine hervorbringt, genau entspricht, das heißt, daß eine gegebene Quantität chemischer Kraft des Brennstoffes eine entsprechende Quantität Wärme und diese wiederum eine entsprechende Quantität mechanischer Wirkung erzeugt. Dieses Prinzip der Aequivalenz waltet aber in den Umwandlungen aller Formen der Kraftäußerung. Man hat die Lehre von dem Bestand und der Wechselwirkung der Kräfte auf verschiedene Weise zu erläutern gesucht, keine aber hat sie so überzeugend begründet, als die Untersuchung der Beziehungen zwischen Wärme und Mechanismus. Eine kalte Kugel mit einem kalten Schmiedehammer auf kaltem Amboß geschlagen, wird allmählich glühend heiß. Eiserne Platten, von einem Wasserrade an einander gerieben, gaben so reichliche, nachhaltige Wärme, daß sie ein Zimmer in einer Fabrik behaglich heizten. Ein schnell umgedrehtes verschlossenes Gefäß brachte das darin enthaltene Wasser zum Sieden. Welches ist nun die Quelle der Wärme in diesen Fällen? Die alte Hypothese vom Caloricum bleibt hier die Erklärung schuldig; denn voraussetzen, daß in den geriebenen Eisenplatten ein unendlicher, unerschöpflicher Vorrath von Wärme gebunden ist — das kann nur die bodenloseste Willkür. Es steht vielmehr fest, daß die durch Zusammenstoß und Reibung erzeugte Wärme nicht von der Beschaffenheit der in Bewegung gesetzten Körper, sondern von der Kraft abhängt, die zu ihrer Erzeugung angewandt wird.

Wenn die Bewegung eines Körpers gehemmt wird, so ist seine Kraft nicht zerstört, sondern sie nimmt bloß eine andere Form an. Wenn der Schmiedehammer, der auf die Bleikugel geschlagen hat, in Ruhe kommt, so ist seine mechanische Kraft nicht verschwunden, sondern einfach in Wärme verwandelt; und könnte alle die von ihm erzeugte Wärme gesammelt werden, so würde sie, in mechanische Kraft verwandelt, gerade hinreichen, den Hammer zu der Höhe zu erheben, von der er niedergefallen war. So, wenn Körper an einander gerieben werden, kommen die Theilchen ihrer Flächen in Zusammenstoß, die mechanische Kraft ist aufgehoben und erscheint als Wärme — Friktionswärme. Die Wandlung der Wärme in mechanische Bewegung und umgekehrt läßt sich an einem Eisenbahnzuge auf das Einleuchtendste erläutern. Die durch Verbrennung erzeugte Wärme in der Lokomotive verwandelt sich in die Bewegung der Wagen. Was ist aber zu thun, wenn der Zug halten soll? Seine mechanische Kraft kann nicht zerstört, sie kann nur verwandelt werden. Man setzt also die Bremse ein und der Zug wird dadurch in Ruhe gebracht, daß man die Bewegung in Wärme verwandelt; das bezeugen Rauch und Funken, die durch die Reibung entstehen. Da nun mechanische Bewegung und Wärme sich wechselseitig erzeugen, so müssen sie nothwendig durch eine gemeinsame Eigenschaft verwandt sein. Die dynamische Theorie behauptet: beide sind Arten der Bewegung, daher sie leicht in einander wandelbar sind. Wenn eine bewegte Masse gehemmt oder angehalten wird, so ist ihre Kraft nicht aufgehoben, sondern die kompakte handgreifliche Bewegung ist in unendlich viele Theilchen zerstreut, die sich den Atomen der Masse mittheilen, wachsende Schwingungen hervorbringen und als Wärme erscheinen. Die klare Schlußfolge ergiebt sich: Wärme ist kein Fluidum, sondern eine Bewegung unter den Atomen der Materie.

Das führt dann weiter zu der wichtigen Frage: Welches ist das äquivalente Verhältniß zwischen der mechanischen Bewegung und der Wärme? Mit anderen Worten: Wie viel Wärme wird von einer gegebenen Quantität mechanischer Kraft erzeugt? Dem Engländer Dr. Joule gebührt die Ehre, diese Frage beantwortet und das numerische Verhältniß durch Experimente festgestellt zu haben. Er bewies, daß ein Pfundgewicht, das 772 Fuß fällt und dann ruhet, so viel Wärme erzeugt, um ein Pfund Wasser einen Grad steigen zu machen. Dieses Resultat ist seitdem unter dem Namen: das mechanische Aequivalent oder Joule's Gesetz bekannt.

Die Feststellung des Prinzips der Beziehung zwischen Mechanismus und Wärme ist einer der wichtigsten Erfolge der fortschreitenden Wissenschaft. Es lehrt uns, daß die Bewegungen, die wir um uns sehen, nicht getrennte, zusammenhanglose Vorgänge sind, sondern sich als Ringe in die unendliche Kette der Kräfte einreihen; daß, wenn Körper in Bewegung gesetzt werden, dies auf Kosten irgend einer vorangegangenen Kraftäußerung geschieht, und daß, wenn sie in Ruhe kommen, die Kraft nicht erstorben ist, sondern

*) Heat considered as a Mode of Motion, being a Course of Twelve Lectures delivered at the Royal Institution of Great-Britain, by John Tyndall, F. R. S, Professor of National Philosophy in the Royal Institution. London, 1863 (Leipzig, Ludw. Denicke).

in andren Formen fortlebt. Jede Bewegung, die wir wahrnehmen, hat ihren Wärmewerth, und, wenn sie aufhört, so ist ein Aequivalent von Wärme das unwandelbare Ergebniß. Trifft eine Kanonenkugel die Seite eines Panzerschiffes, so bekundet ein erfolgter Lichtblitz, daß der Zusammenstoß die Bewegung der Kugel in intense Wärme verwandelt hat; und springen wir vom Tische auf den Boden, so empfinden wir eine leicht gesteigerte Temperatur in unserem Körper — der in beiden Fällen erzeugte Wärmegrad ist auf die Bethätigung des Joule'schen Gesetzes zurückzuführen.

Dieses bis zur Evidenz erwiesene Prinzip hat der Thermotik neues Interesse zugewendet und ihr einen mächtigen Impuls gegeben. Aus dieser Grundidee entfaltet Professor Tyndall, wie aus einem kräftigen Lebenskeim seine Theorie und macht in dem Schluß-Kapitel seines Werkes die Anwendung auf das Planetensystem. Die Experimente Herschel's und Pouillet's über die Quantität der Wärme, welche die Erde von der Sonne empfängt, bilden den Ausgangspunkt seines Kalküls, wonach jene hinreichen würde, 300 Kubikmeilen eiskaltes Wasser zum Sieden zu bringen, und doch kommt auf die Erde von der Gesammt-Wärmekraft, welche die Sonne ausgiebt, nur $\frac{1}{2,300,000,000}$, nach welchem Verhältnisse das Total der sonnenstrahlenden Wärme hinreichen würde, in der Stunde 700,000,000,000 Kubikmeilen eiskaltes Wasser zur Siedhitze zu bringen. Die Spekulation hatte sich kaum getraut, an den Ursprung dieser überwältigenden Summe der Kraftäußerung ihre Fühlfäden zu strecken, als das mechanische Aequivalent der Wärme der Lösung der Frage eine neue Aussicht erschloß. Alle Bewegungen der Himmelskörper sind ungeheure Vorräthe von Wärme in Potenz, die sich sofort als wirkliche Wärme offenbart, wenn jene gehemmt oder aufgehalten werden. Denken wir uns an der Sonnen- und Planeten-Flächen eine Bremse gesetzt, die durch ihre Reibung deren Axenbewegung hemmte: so würde die so erzeugte Wärme hinreichen, die der Sonne entstrahlende Wärme auf 116 Jahre zu unterhalten. Da die Erde 8000 Meilen im Durchmesser hält, sechstehalb Mal schwerer ist als Wasser und auf ihrer Bahn 68,000 Meilen in der Stunde fortrollt: so würde ihre plötzlich gestauete Bewegung eine Glut erzeugen, die im Stande wäre, 14 Kugeln aus Steinkohlen von ihrem Umfange zu verbrennen. Fiele sie auf die Sonne, so würde der Stoß eine Hitze hervorbringen, die der Verbrennung von 5400 Erdgloben aus fester Kohle gleichkäme, und so ausreichen, die Sonnenwärme auf beiläufig hundert Jahre zu unterhalten. Kämen alle Planeten ebenfalls durch Zusammenstoß auf der Sonne in Ruhe, so würden sie einen Aufwand an Wärme für eine Periode von 45,598 Jahre zu bestreiten vermögen. Es wird nun behauptet, daß die Sonnenwärme wirklich durch den Zusammenstoß meteorischer Körper mit der Sonnenfläche erzeugt wird, doch müssen wir in Betreff der Erörterung dieser Hypothese unsere Leser auf das Buch selbst verweisen.

Die geschichtliche Darstellung Tyndall's, in welcher er den Antheil, der verschiedenen Forschern an der Fassung und Begründung der neuen Krafttheorie gebührt, bespricht, hat einen hitzigen Wortkampf in den wissenschaftlichen Journalen hervorgerufen. Der Angelpunkt des Streites scheint zu sein, wem die Palme der Autorschaft zuzuerkennen: dem Engländer Dr. Joule oder dem Deutschen Dr. Mayer. Tyndall stellt den Deutschen sehr hoch, der die Ansicht a priori mit großer Genauigkeit und Gedrängtheit entwickelt habe; räumt aber dagegen dem Engländer das Verdienst ein, das Gesetz der Aequivalenz von Mechanismus und Wärme durch Experimente zur Gewißheit erhoben zu haben. Damit sind aber seine englischen Kritiker nicht zufrieden; sie sprechen die ganze ungetheilte Ehre für ihren Landsmann an. Die Wahrheit ist, daß hier, wie so oft in der Geschichte der Wissenschaft, der Fall vorliegt, wo die Entdeckung mehr der Epoche als dem Individuum angehört. Im Wachsthum des wissenschaftlichen Gedankens trat der Zeitpunkt der Entfaltung des Prinzips ein. Mehrere Meister der Forschung in verschiedenen Ländern bemächtigten sich seiner und förderten gleichzeitig, ohne von einander zu wissen, den verborgenen Schatz zu Tage. Ist aber individuellen Ansprüchen Rechnung zu tragen und Jedem der gebührende Antheil zu bescheiden, so dürfte Amerika der Rang vor Britannien und Germanien eingeräumt werden. Denn nach Tyndall's geschichtlichem Zeugniß, war es der Amerikaner Benjamin Thompson — später vom Kurfürsten von Bayern unter dem Namen Graf Rumford geadelt — der zuerst nach experimentalem Beweise mit bündiger Klarheit die neue Lehre verkündete. Zur Zeit der amerikanischen Revolution ging er nach Europa und der wissenschaftlichen Forschung sich weihend, gründete er das königliche Institut von Großbritannien. Davy war sein Genosse und zum Theil, die neue Wärmetheorie betreffend, sein Schüler. Er verwarf das Dogma vom Calorieum, bewies durch Experimente die Wandlung mechanischer Kraft in Wärme und gelangte zu numerischen Ergebnissen, die, trotz seiner noch rohen Experimente, den jetzt festgestellten Thatsachen merkwürdig nahe kommen. Mittelst Pferdekraft ließ er eine Kanone um einen stählernen Bohrer drittehalb Stunden drehen und erzeugte dadurch eine solche Hitze, daß 18½ Pfund Wasser von 60 auf 112 Grad stieg. Er stellte nun über die Natur der Wärme folgende Betrachtungen an, die Tyndall wörtlich anführt:

„Was ist Wärme? Existirt eine Substanz von feuriger Fluidum? Giebt es ein Ding, das man füglich Calorieum nennen mag? Wir haben gesehen, daß eine sehr beträchtliche Menge Wärme durch Reibung zweier Metallscheiben an einander erregt und in stetiger Strömung, ununterbrochen, nie aussetzend, ohne irgend ein Zeichen von Verminderung und Erschöpfung nach allen Richtungen unterhalten werden kann. Bei der Untersuchung dieses Gegenstandes dürfen wir des merkwürdigsten Umstandes nicht vergessen, daß die Quelle der durch Friktion erzeugten Wärme in diesen Experimenten unerschöpflich erscheint! Es ist kaum nöthig, daran zu erinnern, daß ein Etwas, das ein isolirter Körper oder ein isolirtes System von Körpern fortdauernd, unbeschränkt hervorbringt, unmöglich eine stoffliche Substanz sein kann, und es erscheint mir äußerst schwierig, wo nicht schlechterdings unmöglich uns einen Begriff zu machen von einem anderen Wesen, das unter diesen Experimenten erregbar und mittheilbar wäre, außer von der — Bewegung."

Frankreich.

Kosmopolitische Emigranten-Litteratur.

Fürst Dolgorukov über Persigny.

Wenn Literatur und Schriftenthum in ihren natürlichen Bedingungen nur auf dem Boden erblühen können, der ihre Heimat ist, so wachsen und wurzeln sie doch auch außerhalb der von Sprache und Sitte ihres Landes gezogenen Gränzen, aber meist sind es unnatürliche Zustände, welche ihr Gedeihen auf fremder Erde begünstigen, und nicht ohne Interesse ist es, die Wurzeln dieser exotischen Pflanzen bloßzulegen und die Gesetze ihres Wachsthums zu entwickeln.

Abgesehen von der Literatur, welche sich in den Kolonien, nicht geistig, aber materiell unabhängig von der des Mutterlandes entwickelt und meist in Nachdrücken und Nachbildungen der heimischen Produktionen besteht, hat sich eine andere entwickelt, die in dem fremden Lande nur den geschützten Druckort, im alten Heimatlande aber ihre hauptsächlichste Verbreitung und Einwirkung auf die vaterländischen Zustände sucht. Dieses Schriftenthum ist in unseren Tagen zu entschiedenerer Entwickelung und Geltung gelangt, als in irgend einer vorhergehenden Periode, und dürfte in Wahrheit kein bedeutungsloses Zeichen unsers „papiernen" Zeitalters sein. A. Herzen's „Kolokol" versucht in London die revolutionäre russische Gemeinde zu versammeln; Karl Vogt schickt aus der Schweiz, aber bezeichnend genug: im Frankfurter Verlage „Andeutungen zur gegenwärtigen Lage", mit denen er freilich nur sein eigenes, früher schon hinlänglich festgestelltes politisches testimonium paupertatis wieder einmal gehörig besiegelt und unterschreibt. Victor Hugo sendet von seiner Insel bald wilde Zornausbrüche, bald wehmüthige Klagen, bald Freunden und Feinden gleich unverständliche Phantasien, weil ihnen der Hintergrund des hierarchischen Bodens, die Anregungen der volksbelebten Hauptstadt und auch wieder die innere Befriedigung fehlen, hinüber nach dem schönen Frankreich, und Mazzini sucht durch Dolch und Kugel und belebtes Wort den Haß und Groll gegen die vermeintlichen Unterdrücker seines Vaterlandes zu pflegen.

Was als einheitliches Charakteristikum dieser Emigranten-Literatur zunächst in's Auge springen muß, ist eine so natürliche Folge der Verhältnisse, unter denen sie aufwächst, daß die Abwesenheit befremden würde. Sollen die Machthaber im Vaterlande etwas anderes als Haß von denen erwarten, die sie in Elend und Verbannung trieben? Dürfen die Landsleute Schonung ihrer Schwächen verlangen von Einem, der mit Verbitterung und Groll im Herzen von ihnen schied? Darf man von ihm, der oft in der Fremde mit harter Arbeit seinen Lebensunterhalt erwerben muß, rechtschaffen fordern, daß er die Freiheiten des Volks, die Forderungen der Kunst, Abrundung und Leichtigkeit stets beachte?

Daher in jenen exotischen Literaturpflanzen meist ein verbitterter, giftiger Saft, daher die scharfen Stachel und der starke, eher aufreizende als angenehme Duft, daher die unstäte Flüchtigkeit, welche alle jene Produktionen auszeichnet.

An diesen allgemeinen Fehlern leidet auch ein vorliegendes neues Buch des Fürsten P. Dolgorukor,*) der durch seinen skandalösen Prozeß genügend bekannt geworden ist; es hat noch einige besondere, die wir hier bezeichnen wollen und die das Gute, was es bringt, reichlich überwuchern.

Statt in kritischer Objektivität sich über seinem Stoffe zu halten, verliert er sich darin, und wenn eine Partei-Ergreifung in einer Sache, die uns noch unmittelbar so nahe steht, durchaus nicht absolut zu tadeln ist, so sollte doch der voreingenommene Standpunkt nicht in so verletzender Weise zu Tage treten, wie in dem Werke des russischen Fürsten. Zugegeben, daß die Napoleonischen Kreaturen keine Schonung und Rücksicht verdienen, so sind doch im Großen und Ganzen ihre Gegner nicht viel besser, und daß, trotz aller Gemeinheit, das gegenwärtige Gouvernement in Frankreich nicht ohne Berechtigung ist, daß es eine innere und logische Nothwendigkeit in sich trägt und vielleicht eben für unsere Zeiten und Verhältnisse das einzig Mögliche war und ist, scheint aus den politischen Kombinationen der letzten beiden Jahre mit sehr großer Evidenz hervorzugehen. Nicht das absolute Beste ist in der Politik und im Volksleben auch das Tauglichste und Zweckdienlichste; wohl aber zeigen sich diejenigen Regierungen als die stärksten nach Außen und Innen, welche, vereinzelte Widersprüche nicht sonderlich beachtend, die Ziele fest in's Auge fassen, die der Zeitgeist und die Strebungen ihres Volkes ihnen bezeichnen und welche zu ihrer Erreichung alle unruhigen Kräfte und Elemente binden und verwenden.

Können wir als Buch das vom Fürsten Dolgorukor geschriebene, gedruckte, verlegte und herausgegebene erste Bändchen seiner auf mehrere Lieferungen berechneten Studien nicht sonderlich rühmen, geht ihm namentlich jede der Eigenschaften ab, welche wir von einem rechten Geschichtewerk zu fordern berechtigt sind, stößt es durch häufig ganz überflüssige und widerlich pathetische Deklamationen und allzu heftige Polemik, so wie durch abgeschmacktes Lob, welches über Parteigenossen ungemessen ausgegossen wird, den deutschen Leser vielfach zurück, und trägt es, um alle Kritik in wenige Worte zusammenzufassen, ganz unverkennbar das Gepräge aller liebenswürdigen und unliebenswürdigen Eigenschaften des slavischen Charaktertypus, und vorherrschend nur den letzteren, so bringt es dafür auch manchen interessanten und pikanten Zug, den wir nicht ungern der Geschichte unsrer „bösen, bedenklichen Zeit" einzeichnen.

Da ist z. B. eine Charakteristik Persigny's, die wir hier wiedergeben. Sie findet sich zerstreut an mehreren Stellen des Buches, in welchem übrigens eine sachliche und chronologische Gruppirung nirgends hervortritt. Daß das Buch französisch geschrieben ist, darf nicht befremden, daß aber so entsetzlich viele Druckfehler und auch falsche Wendungen und Worte vorkommen, befremdet allerdings.

„Jean Gilbert Victor Fialin wurde am 11. Januar 1808 zu St. Germain-Laspinasse, Laon-Departement, geboren, kam im Juli 1826 auf die Kavallerie-Schule nach Saumur, aus der er, im Oktober 1826, als Marechal-des-Logis in das 4. Husaren-Regiment eintrat. Verschiedene Klagen scheinen zu seiner Versetzung in's 3. Husaren-Regiment Anlaß gegeben zu haben, die er jedoch nicht abwartete, da er seinen Abschied nahm. Er wandte sich nach Paris, wo er durch Verwendung des Polizei-Präfekten Baudet eine Stelle bei der Redaktion des Journals „Le Temps" erhielt.

„Da ihm der Name Fialin zu gemein erschien, ließ er sich Fialin von Persigny und später Herr von Persigny nennen. Mangel an literarischem Talent machte seine Stellung zu einer sehr untergeordneten. Wenn er sich auch Vicomte von Persigny nannte, so gab ihm der Titel doch kein Talent, und eine Broschüre, die er über die Gestüte von Bayern und Württemberg losließ, fiel vollständig in's Wasser.

Da er sich nun eine Stellung um jeden Preis erobern mußte, versuchte er's mit dem Bonapartismus. Zu diesem Zwecke zeigte er die Herausgabe einer Monatsschrift „L'Occident français, par M. le Vicomte de Persigny" an. Ein Advokat, Chauvin-Belliard, steckte sich in die Kosten der ersten Nummer dieser famosen Revue, aber diese erste Nummer war so unbedeutend und gemein, daß Herr Chauvin-Belliard es für klug hielt, die für den Druck der zweiten Nummer bestimmten Gelder zurückzuhalten, womit denn der „französische Westen" in den Windeln starb. Von Hülfsmitteln entblößt, ohne Geld, beschloß der sogenannte Vicomte von Persigny, sich jetzt in die militairische Politik zu werfen und, da er nichts zu verlieren hatte, selbst auf Kosten der Freiheit und Würde seines

*) La France sous le régime Bonapartiste, par le prince Pierre Dolgoroukow. Londres, Stanislas Thorewski. Gedruckt bei Fürst Dolgorukov. Preis 5 Sgr.

Landes etwas zu werden. Nicht geistlos, aber mit einem starken Sparren (fêlé) hält er Unverschämtheit für Talent, Geschwätz für Beredsamkeit und Heftigkeit für Energie. Wie alle Menschen seines Schlages, redet er sich leicht Sachen ein, die nicht existiren und niemals existirt haben. Obwohl er dem abscheulichsten Despotismus dient, bildet der arme Halbnarr sich ein, daß er liberal ist; er glaubt, englische Sitten nachzuahmen und englischen Bräuchen zu folgen, während er Dinge begeht, die ihn in England in's Tollhaus bringen würden. Zuletzt gelang es ihm, sich selbst von der wirklichen Existenz von Ahnen zu überzeugen, die er niemals gehabt hat, von denen er aber mit der lebhaftesten Ueberzeugung spricht. Es ist um so lustiger, diesen Fialin die Rolle eines großen Herrn spielen zu sehen, als seine aristokratischen Prätensionen sich wahrlich nicht mit seinen pöbelhaften und lächerlichen Manieren vertragen.

„Er ist ein Mensch ohne Skrupel, der vor Nichts zurückschreckt und Alles seinem Ehrgeiz opfert. Als während seiner Berliner Mission ein Diplomat die Bemerkung machte, daß die Anhänger der beiden königlichen Linien seinem Gouvernement doch noch ernstliche Schwierigkeiten machen könnten, antwortete er, indem er an dem Kamin sein rechtes Bein in die Höhe hob und im offnen Salon sich kratzte: „Wenn die Legitimisten und Orleanisten uns zum Aeußersten bringen, hetzen wir die Rothen auf sie und die fressen sie mit Haut und Haar." Er sprach das klassische Wort im Salon des russischen Gesandten Baron Peter von Meyendorff, aus dessen eignem Munde wir (Dolgoruker) es 1855 in St. Petersburg vernahmen.

„Anfang 1835, ungeduldig endlich eine politische Rolle zu spielen, erhielt Fialin von Herrn Belmontet einen Empfehlungsbrief an den Prinzen Louis. Mit diesem Briefe versehen, eilte er nach Arenenberg, präsentirte sich vor der Königin Hortense und dem Prinzen Louis, erschöpfte sich in hochtrabenden Phrasen und versicherte der Königin und dem Prinzen, daß die französische Nation begierig die Wiederherstellung des Kaiserreichs wünsche, und der Neffe Napoleon's, nach der Aussage des prahlerischen Abenteurers, nur nöthig hätte, sich den Truppen zu zeigen, um sie unaufhaltsam mit sich fortzureißen, wie sein Onkel bei der Rückkehr von Elba. — Man glaubt so leicht, was man wünscht, und wartet auf das, was man für wahrscheinlich hält! Prinz Louis entschloß sich, einen Versuch mit bewaffneter Hand zu wagen, und seine Mutter gab ihre Einwilligung.

„Napoleon III., den man nach seinen ersten Unfällen lange Zeit sehr unterschätzt hat, den man nach langen Jahren der Haft und Verbannung für einen völlig unfähigen Menschen hielt, was er nicht war, wird jetzt, da das Glück ihm gelächelt hat, für ein großes Genie ausgegeben, was er noch weit weniger ist. Er hat Geist, Kenntnisse und eine unermeßliche Portion Schlauheit, eine beispiellose Geduld und vollständige Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel. Immer unentschieden, fortwährend unentschlossen, verbirgt er seinen Mängel an Muth und seine fortwährenden Zögerungen unter einer sprüchwörtlich gewordenen Schweigsamkeit und gilt für tief, weil er wenig spricht. Das Schweigen eines mächtigen Mannes gilt dem großen Haufen als Weisheit, und Stummheit für Geschicklichkeit. Napoleon III. ist der vorsichtigste und unzuverlässigste Mensch, der jemals existirt hat, und trägt kein Bedenken, Millionen Leben seinen selbstsüchtigen Berechnungen aufzuopfern, wovon die unglücklichen Polen Zeugen sind.

„Zäh in seinen Ideen und Plänen, aber sehr furchtsam von Charakter, hat er in allen Perioden seines Lebens und in allen Lagen den Einfluß der Personen, die ihn umgaben, und namentlich jener unternehmungslustigen Abenteurer empfunden, die ihr Geschick an das seine gefesselt haben. Ohne den Einfluß dieser Abenteurer würde er aus freier Entschließung niemals den Straßburger, noch den Boulogner Putsch, noch den Staatsstreich vom 2. December unternommen haben.

„Mehr als ein Jahr lang durchzog der sogenannte Vicomte Persigny, Fialin, die rheinischen Bäder und die östlichen Departements von Frankreich, besuchte die Kasernen, die Wirthshäuser und suchte die Unzufriedenen der untersten Klassen auf. Um alle diese Wege machen zu können, wechselte er Namen, Paß und Kleider, bediente sich hier seines falschen Grafentitels und machte großen Aufwand mit dem Gelde seines Herrn in Arenenberg. Anderswo erschien er mit dem Namen und Kostüm eines alten Kriegsmannes, oder auch, was ihm bei der Gewohnheit seiner Manieren am besten behagte, er spielte die Rolle eines Handelsreisenden, der mit Waarenproben hausirte. Verschiedene Militairs schlossen sich dem Komplotte an: in Straßburg Oberst Vaudrey Kommandant des 4. Artillerie-Regiments, und Lieutenant Laity in Paris ein legitimistischer Offizier, v. Brue, in Nancy: v. Gricourt, ebenfalls Legitimist.

„Gegen Ende des Sommers 1836 kam Prinz Louis nach Baden, wohin sich Fialin und ein anderer Verschworener, Kommandant Pasquin, ebenfalls begaben. Man beschloß einen Handstreich auf Straßburg mit Hülfe des Obersten Vaudray zu wagen (Laity ist Senator, Vaudray ist als solcher gestorben, Gricourt Kammerherr; was aus v. Brue und Pasquin geworden, wissen wir nicht). Fialin und Gricourt gingen ihrem Herrn nach Straßburg voraus. Dieser selbst kam am 28. Oktober dort an und stieg in der Wohnung Gricourt's ab. Sonnabend den 29. gab es bei Fialin eine Art Kriegsrath zur Vertheilung der Rollen: es wurde entschieden, daß Kommandant Pasquin eine Feldzeugmeister-Uniform anziehen sollte und Fialin die eines Hauptmanns vom Generalstabe; am folgenden Morgen, Sonntag den 30. Oktober, sollte die Maskerade bei guter Zeit sich entfalten. (Referent hörte während eines längern Aufenthalts in Straßburg von einem alten jovialen Bürger dieser Stadt, der selbst unter Napoleon I. gedient, häufig die Ansicht aussprechen, daß der einzige Grund zum Mißlingen des Napoleonischen Putsches die frühe Stunde, als zu welcher noch alle Schnapsläden geschlossen waren, gewesen sei. Gewiß ist, daß bei einiger Vorbereitung die Sache in der überwiegend bonapartistisch gesinnten Stadt wohl Unterstützung gefunden haben dürfte; ehe aber die Bürger nur etwas erfuhren, war schon Alles vorbei, und in der Art und Weise der Ausführung, welche in Scene gesetzt wurde, war es allerdings ein reines Possenspiel.) — Um 5 Uhr Morgens ließ Oberst Vaudray sein Regiment in's Gewehr treten, verlas die Offiziere vorher zu unterrichten, und wendete sich direkt an die Truppen, indem er ihnen mittheilte, daß eine Revolution in Paris ausgebrochen, Louis Philipp vom Thron gestürzt und Napoleon II. zum Kaiser ausgerufen sei; den Soldaten und namentlich den Unteroffizieren wurden Belohnungen in Geld und Beförderungen versprochen. Gegen 6 Uhr kam Prinz Louis mit seinen Anhängern. Er hatte sich eine Uniform gleich derjenigen seines Onkels machen lassen und trug ein Hütlein wie das des Kaisers; geschmückt war er mit dem Cordon der Ehrenlegion und Generals-Epauletten. Er hielt eine Ansprache und ließ vier getrennte Detaschements abrücken. Das erste, geführt von Fialin, besetzte die Präfektur, ein stattliches festes Gebäude am Quai Massena, und versicherte sich des Präfekten vom Niederrhein, Choppin d'Arnou-

rille, während ein zweites den Militair-Gouverneur, ein drittes den Kommandanten des 8. Artillerie-Regiments aufhob und ein viertes die Druckerei besetzte, aus welcher die Proklamationen in die Welt gehen sollten. Mit dem größern zurückgebliebenen Reste des 4. Artillerie-Regiments marschirte der Prinz in Person gegen die feste Infanterie-Kaserne in der Steinthors-Vorstadt, wo damals das 46. Regiment (Linien-Infanterie) lag. Dieser Marsch wurde äußerst fehlerhaft, in großer Unordnung durch enge Straßen statt geschlossen mit klingendem Spiele am breiten Quai entlang, ausgeführt und machte von vornherein einen höchst lächerlichen Eindruck. Unterwegs stieg der Prinz die Treppe zum General-Lieutenant Voirol, der die 5. Militair-Division kommandirte, hinauf, trat mit mehreren seiner Freunde in dessen Kabinet und rief ihm zu: „Tapferer General, lassen Sie sich umarmen, erkennen Sie Napoleon III. in mir." Aber Voirol stieß ihn heftig zurück und schalt ihn heftig aus. Der Prinz ließ ihm einen Offizier und 12 Artilleristen zur Bewachung zurück. Die 46er staunten nicht wenig, als sie, eben aufgestanden und noch halb im Schlafe, die Artilleristen mit dem Rufe: Vive l'empereur! anrücken sahen. Doch die lächerlich aufgeputzte Gestalt an deren Spitze im Kostüm des ersten Kaisers, aber mit einem von Besorgniß und Aufregung entstellten Gesichte, blaßgrün und, wie ein späterer Senator sagte, mit der Miene eines Papageis, der etwas verkehrt verschluckt hat, machte nur mittelmäßigen Eindruck. Sie ließen sich nicht überreden, und während die Verschworenen ihre Beredsamkeit erschöpften, um sie zum Uebertritt zu bewegen, kam Oberstlieutenant Talandou. Der energische Offizier ließ sofort die Thore der Kaserne schließen, rief seine Soldaten zur Ordnung, ging dem Prinzen entgegen und schrie ihm zu: „Elender Hanswurst, wie kannst du hier zum Verrath auffordern?" wobei er das Cordon der Ehrenlegion von dessen Brust, die Epauletten von seinen Schultern riß und sie mit Füßen trat. Die Soldaten warfen sich nun auf die Anhänger des Prinzen und nahmen sie ohne erheblichen Widerstand gefangen. In der Depesche des Generals Voirol im Moniteur vom 2. November 1836 heißt es: „In einer Minute war Louis Napoleon Bonaparte festgenommen, mit den Elenden, welche seine Partei ergriffen hatten, und die Dekorationen, mit denen sie bekleidet waren, ihnen entrissen." — Fialin, genannt v. Persigny, kam, als hier die Sache bereits entschieden war, entfloh den Gens-d'armen, die ihn verfolgten, und rettete sich über die Kehler Brücke nach Deutschland."

Bekannt ist, daß Ludwig Philipp die Sache mit außerordentlicher Milde behandelte und den Napoleoniden, reichlich mit Reisegeld versehen, nach Amerika spedirte, von wo er jedoch unverzüglich wieder nach England zurückkehrte, um neue Komplotte zu schmieden.

Dolgorukov erzählt weiter, daß bei der Landung in Boulogne, wo ein im Hute Napoleon's verborgenes Stück frisches Fleisch den Adler, welchen man im Käfig mitbrachte, veranlaßte, um das Haupt des Prätendenten zu fliegen, Fialin v. Persigny sich höchst tölpelhaft benahm und, nachdem er in der Sitzung am 29. September 1840 den Richtern erklärt, „er habe nichts mehr zu sagen, er habe seinen Kopf hierher gebracht, man möge ihn nehmen," sie am nächsten Morgen förmlich um Verzeihung bat u. s. w. —

Sei es genug hiermit. Die zum Theil wörtlich übersetzten Stellen werden besser zeigen, in welchem Sinne und Geist das Buch gehalten ist. E. S.

Aegypten.

Aus Dendera.

Die „Zeitschrift für Aegyptische Sprach- und Alterthumskunde"*) wird, da Herr Dr. Heinrich Brugsch als preußischer Konsul nach Kairo geht, fortan von Herrn Prof. Dr. Lepsius in Berlin, unter Mitwirkung des Herrn Brugsch, redigirt werden. Die neueste Lieferung (September 1864) enthält, außer einer Abhandlung des bisherigen Herausgebers: „Ueber den Ost- und Westpunkt des Sonnenlaufes nach den altägyptischen Vorstellungen", neue interessante Mittheilungen aus Aegypten von unserem schlesischen Landsmanne, Herrn Dümichen, d. d. Dendera, Ende Juli 1864, über die letzten Reisen und Arbeiten desselben. Der muthige, an Entbehrungen und Mühsalen aller Art leidende, junge Aegyptolog schreibt unter Anderem:

„Die Zahl der von mir gesammelten Inschriften beträgt nunmehr 700, wenn die Zahl Tausend voll ist, kehre ich heim. Wenn ich sage 700 Inschriften, so meine ich damit nicht kleinere Sätze, sondern längere Texte, von einer Länge bis zu 250 Fuß. Texte, deren Erwerbung mir zum Theil nicht leicht geworden, ja, es ist mancher darunter, bei dem ich geradezu mein Leben auf's Spiel gesetzt habe. Sie werden staunen, wenn ich Ihnen bei unserer, so Gott will, baldigen Zusammenkunft von meinen Eroberungen Bericht erstatten werde. Ich habe bei meinem Einsammeln mein Augenmerk besonders auf alles Geographische gerichtet. Die Zahl meiner Städtelisten beträgt gegenwärtig 42, zum größten Theil mit höchst interessanten Begleittexten. Wie die Liste von Edfu, mit den Unterabtheilungen in Mer, Un und Pehu, habe ich noch drei aufgefunden, zwei davon ganz und gar erhalten, so daß nur etwa zwei Namen fehlen, die aus der Edfu'er Liste zu ergänzen sind; die dritte ist leider nur an ihrem Ende vollständig. Ebenso erschien es mir wichtig, alle Nil-Listen zu sammeln und habe ich deren bis jetzt 25, die meisten in Begleitung ungemein lehrreicher Texte. An historischen Texten nebst Völkerlisten bin ich nicht minder reich; auch eine nicht unbedeutende Zahl von Kalendern aus den verschiedensten Epochen habe ich kopirt. Sorgfältig habe ich ferner in Tempeln und Gräbern die größeren Opferlisten, welche ein philologisches Interesse darboten, gesammelt, und in Bezug auf Masse und Gewicht geben einige meiner Texte herrliche Aufschlüsse. Zu einer besonderen Aufgabe auf meiner ganzen Reise habe ich es mir gemacht, überall in den Tempeln die längeren Umschriften, welche sich an den Außenmauern, an den Pylonen, an den Architraven, in den einzelnen Sälen und Zimmern, wie an den Pfosten der Thüren befinden, zu sammeln, und bin ich auf diesem Wege zu ganz eigenen Ergebnissen gelangt. Eine mühevolle Arbeit war es, das muß ich sagen, denn die Umschriften unten, waren meistens von den Kopten zerhackt oder verklebt, und in Folge dessen das Kopiren höchst schwierig, und die oberen Umschriften andrerseits so hoch, daß ich jeden einzelnen Buchstaben mir mühsam mit dem Fernglase herunterholen mußte. Doch jetzt freue ich mich, daß ich die Geduld nicht verloren, denn das komparative Studium dieser Umschriften giebt sehr wichtige Aufschlüsse über eine Menge von Dingen, deren Kenntniß das Verständniß der Tempeltexte ungemein fördert. Eine ganz besondere Ausbeute hat in dieser Beziehung der Tempel von Dendera ergeben, in welchem

*) Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

ich nun bereits vierzig Tage unausgesetzt arbeite. Meine Wohnung ist auf dem Dache, die Hitze der jetzigen Jahreszeit macht jedoch den Aufenthalt zu einem keineswegs angenehmen. Auch bin ich wieder mitten in der Wüste, denn das Dorf ist wohl eine Stunde entfernt, und solche Stationen sind wegen Herbeischaffung des Wassers und anderer Bedürfnisse höchst fatal. Nachdem ich die Säle und 32 Zimmer des Tempels, ebenso wie die beiden großen Treppen, Alles von oben bis unten mit Inschriften bedeckt, durchgearbeitet, wobei ich, wie Sie wohl denken können, reiche Beute gemacht, habe ich mich gestern in das specielle Reich der Fledermäuse begeben, d. h. in die geheimen Kammern und Gänge, welche sich im Innern der Mauern befinden. Das Studium dieser Räume ist eine wahre Höllenarbeit, einmal bei der jetzigen Hitze, wo der von Afrika's Sonne durchglühte Sandstein förmlich Feuer sprüht, etwa die Temperatur des höchsten Stadiums eines Dampfbades, und dazu noch der kaum zu ertragende Geruch, welchen die Bewohner dieser Räume, Millionen und aber Millionen von Fledermäusen, verursachen."

Kleine literarische Revue.

— **Schleswig-Holsteins Landesgeschichte.***) Wenn ein so geachteter, deutscher Historiker, wie Georg Waitz, sich herbeiläßt, die Spezialgeschichte eines deutschen Ländchens zu schreiben, so ist dies jedenfalls dankbar aufzunehmen, besonders in dem vorliegenden Falle, da hier die Geschichte des Ländchens nicht auch, wie etwa in Hessen, Baden oder Nassau, mit der allgemeinen Kulturgeschichte Deutschlands in steter Parallele zu halten ist. Sehr früh bereits mußte diese nordalbingische Mark einem nichtdeutschen, manchmal sogar Deutschland feindlichen Interesse dienen; das deutsche Reich kümmerte sich wenig um Holstein und gar nicht um Schleswig, und es ist ein wahres Wunder, daß sich dessenungeachtet ein so reges deutsches Nationalgefühl in diesen Provinzen erhalten hat. Die historische Darstellung, die uns Georg Waitz von den ältesten Zeiten bis zum Aussterben des dänischen Mannesstammes in den Herzogthümern geliefert, wird viel dazu beitragen, jene für die Geschichte des Einflusses deutscher Kultur so wichtige Erscheinung zu erklären. Auch dient sie beiläufig dazu, das Recht der eingeborenen Augustenburgischen Dynastie auf die Thronfolge in Schleswig-Holstein Jedem, der an diesem Rechte noch zweifeln möchte, einleuchtend zu machen.

— **Zur Küstenvertheidigung.** Der Hauptmann in der preußischen See-Artillerie, Herr v. Teichmann-Logischen, hat unter dem Titel, „Ueber die Anlage von Küsten-Batterien, den artilleristischen Dienst in denselben und ihr Gefecht gegen Schiffe"**), eine Schrift herausgegeben, die zwar hauptsächlich für Fachmänner bestimmt, aber so populär geschrieben ist und so viel allgemein Wissenswerthes enthält, daß auch ein Laie Belehrung aus ihr schöpfen kann und jedenfalls beim Lesen des Büchleins zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Aufgabe der See-Artillerie eine wesentlich verschiedene von derjenigen der Festungs- und Feld-Artillerie ist, daß ferner die Mannschaften und Offiziere einer plötzlich aus irgend welcher Binnenfestung an den Seestrand kommandirten Festungs-Batterie, seien sie noch so tüchtig, ihre neue und äußerst schwierige Aufgabe nicht annähernd in dem Maße erfüllen können, wie dies See-Artilleristen vermögen, die aus der Küstenvertheidigung ein Hauptstudium machten und das gründlich kennen lernten, von dem der Festungs- und Feld-Artillerist unmöglich Kenntniß gewinnen konnte, nämlich die Beschaffenheiten der Kriegsschiffe, ihre Schwächen, Stärken, Manöver, Schnelligkeit, Chancen bei diesem oder jenem Wetter, ferner die Tiefen des nächstbelegenen Meeresgrundes, das Distancenehmen nach der unendlichen Fläche hin, wenn sich das feindliche Schiff von vorn, von hinten oder von der Seite zeigt, und unzählige Dinge mehr, die gegenüber von so gewaltigen Gegnern, wie Kriegsdampfer, unumgänglich nöthig zu wissen sind. Wir dürfen uns durch die Erfolge nicht täuschen lassen, welche auch in diesem Feldzuge unsere braven Land-Artilleristen gegen dänische Kriegsschiffe errangen — bekommen wir einmal mit Franzosen oder Engländern oder auch nur mit Russen zu thun, dann können wir uns auf Küstenangriffe gefaßt machen, gegen welche die zaghaften und schwachen Versuche der Dänen nur Kinderspiel waren. Auf diese Aussicht die Aufmerksamkeit der Nation zu lenken, scheint uns die Aufgabe der verdienstvollen Schrift zu sein, deren Ertrag übrigens zum Besten der Kronprinz-Stiftung bestimmt ist und schon dieserhalb reichliche Verbreitung verdiente. Von dem reichen Inhalte heben wir zum Schluß noch die folgenden, auch für Nichtmilitairs interessanten Abschnitte hervor: „Detaillirte Beschreibung der verschiedenen Schiffstheile und die Unterschiede der mannigfaltigen Schiffsmodelle; Einrichtung einer Strandbatterie; der Kampf; Zusammenstellung der Dimensionen der Kriegsschiffe, vom Dreidecker bis zum Kanonenboot, und die Höhe ihrer Masten, sowie das Hervorragen ihrer Rümpfe aus dem Wasser, und eine Zusammenstellung der bisher erzielten Resultate der verschiedenartigsten Geschosse bei ungleichen und gleichen Schußweiten gegen gepanzerte und ungepanzerte Schiffswände aller Stärken."

— **Pierre Scudo.** Seinem Landsmanne und journalistischen Kollegen Fiorentino ist kürzlich auch der bekannte musikalische Kritiker der Revue des deux Mondes, Herr P. Scudo, in das Grab gefolgt. Er starb im Irrenhause zu Blois im 59. Jahre seines Alters. Er war zuerst als Komponist aufgetreten und hatte sich durch die glückliche Komposition einer Romanze, Le fil de la Vierge, einen Ruf erworben. Ausschließlich der musikalischen Literatur sich widmend, arbeitete er zwar hauptsächlich für die genannte Revue, doch außerdem auch für einige andere Journale. Sein Roman Le chevalier Sarti ist ebenfalls der musikalischen Literatur beizuzählen. Seine Essays hat er unter den Titeln: „L'art ancien et musical", „Nouveaux melanges de critique et de littérature musicales" gesammelt und diese haben zum Theil mehrere Auflagen erlebt.

— **„Einfache Geschichten"**, so heißt ein kleines, elegant ausgestattetes Buch, das wirklich das enthält, was sein Titel besagt.*) Auf 326 Seiten in Duodez erzählt uns Friedrich Ruperti elf Geschichten, die, trotz ihrer Einfachheit, mannigfaltig und fesselnd sind. Einige haben eine tragische Pointe, wie „ein Todesfall auf dem Meere", „das Judenmädchen"; andere sind humoristischer Art, wie der „vierzigste Geburtstag eines Schwaben", „ein Junggesell"; alle aber sind von dem Aroma der Poesie und der Sittlichkeit angehaucht und dürfen daher auch jüngeren Lesern und Leserinnen in die Hand gegeben werden.

*) Kurze schleswig-holsteinsche Landesgeschichte, von Georg Waitz. Kiel, Ernst Homann, 1864.

**) Berlin, Vossische Buchhandlung, 1864.

*) Einfache Geschichten. Von Friedrich Ruperti. Bremen, J. G. Heyse, 1864.

Literarischer Sprechsaal.

Zoroaster und Professor Pietrasżewski.

Der Artikel, den wir in unsrer Nr. 32 über „die deutsche verbesserte Uebersetzung der Bücher des Zoroaster" von Dr. Professor Pietrasżewski brachten, hat zu Reklamationen von Seiten des Herrn Verfassers geführt. Es ist uns darüber ein aus der Zeitschrift: „der Gedanke" (Bd. V. Heft 3) abgedruckter Aufsatz zugegangen, welcher die Ueberschrift führt: „Wie der gelehrte Fachmann mit unzünftigen Entdeckungen verfährt", in welchem eine Zurückweisung unserer Ansichten versucht wird. Um Herrn P. zu zeigen, daß wir uns nicht weigern, über einmal ausgesprochene, und wohl überlegte Sätze Rede und Antwort zu stehn, ferner um das Publikum in den Stand zu setzen, sich ein ganz objektives Urtheil zu bilden, wollen wir, ganz unberührt von den uns ertheilten Ehrenprädikaten, die Sache hinstellen, wie sie liegt; wir wollen auch nicht eine Spur von persönlicher Gereiztheit verrathen, nicht Einen Ausdruck gebrauchen, den man als verletzende Ironie deuten könnte.

Herr P. glaubt unsere Beurtheilung seines Buches aus persönlichen und allerlei anderen unedlen Motiven ableiten zu müssen, und er sucht diese Persönlichkeit selbst in Dingen, die sie schwerlich errathen lassen. „Liegt nicht, sagt er (S. 6) die größte Unverschämtheit darin, ihn (den Verfasser), einen Siebzieger, dadurch beschimpfen zu wollen, als sei er nur ein Dolmetscher." — Antwort: daß Herr P. bereits ein Siebziger sei, wußten und ahnten wir gar nicht; es würde diese Kenntniß allerdings nicht ohne Einfluß auf die Form unsrer Beurtheilung gewesen sein. Wir wußten blos aus öffentlichen Blättern, daß Herr P. Dolmetscher bei der preußischen Gesandtschaft nach Persien gewesen; da wir ihn nun in der Anzeige seines Buches mit vollen Titeln als Doktor, Professor, Mitglied der Jagellonischen Universität in Krakau, Ritter des Löwen- und Sonnenordens eingeführt, so liegt auf der Hand, daß an eine „Beschimpfung" auch nicht im Traume gedacht ist, um so weniger, als der Redacteur dieser Blätter selbst seit einem Menschenalter die Funktionen eines amtlichen Dolmetschers bekleidet; daß uns demnach auch keine Unverschämtheit zur Last gelegt werden kann. Den Ausdruck „nur ein Dolmetscher" haben wir nicht gebraucht.

Ferner müssen wir in Abrede stellen, die Absicht gehabt zu haben, Herrn P. als Polen und in ihm die polnische Nation zu verunglimpfen. Die Thatsache ist die, daß Herrn Pietrasżewski's Nationalität und seine Arbeit über Zoroaster, wie er ja auch gar nicht leugnet (S. 4), in enger Wechselbeziehung stehen. Sind wir nun z. B. überzeugt, daß in diesem Buche ein phantastisches — oder sagen wir lieber — ideales Slaventhum vorliegt, so werden wir doch das Recht haben, dies mit dem ihm zukommenden Namen slavisch oder polnisch zu bezeichnen. Getroffen könnten sich doch nur diejenigen Stammesangehörigen fühlen, die für dergleichen Anschauungen schwärmen. Sind wir in Deutschland überhaupt gewohnt, ähnliche Erscheinungen, die wir für Auswüchse übermäßigen germanischen Nationals Eifers halten, ganz ohne Umstände zu kritisiren, wie sollte in dem Falle, wo es sich um andere Nationalitäten handelt, eine Ausnahme stattfinden müssen?

Auf dem Titelblatte werden wir, da keine andere Person gemeint sein kann, als „gelehrter Fachmann" eingeführt. Für einen solchen muß uns also Herr P. nach dem Eindrucke, den unser Aufsatz auf ihn gemacht, halten. Auf S. 6 vermuthet er als seinen Gegner einen „Philologen von Fach", und entsagt selbst dabei dem Anspruche, ein solcher sein zu wollen. Andrerseits wird S. 1 gesagt, daß wir, ein unbekannter ungenannter Jemand, unsere „überströmende Ignoranz durch gelehrten Schaum bedecken." —

Dies scheint einen Widerspruch zu enthalten; indeß, wenn wir weiter zusehen, so finden wir, daß für Herrn P. überhaupt Philologen von Fach und gelehrte Fachmänner mit Ignoranten synonym zu sein scheinen. Wir hatten in unserm Artikel gesagt: „Wenn Herr P. Recht hat, so sind offenbar die gefeiertesten französischen und deutschen Gelehrten Einfaltspinsel, und die ganze universelle Sprachwissenschaft Humbug." Herr P. bemerkt dazu, daß wir hier noch die englischen Gelehrten, die über die Zendsprache geschrieben haben, hätten hinzunehmen können (S. 7). Wir hatten gesagt, daß in diesem Buche nichts von den Sagengestalten und Mythen wie z. B. von Gajomart, Tamuraph, Feridun u. s. w. vorkomme, über deren Vorhandensein doch alle Gelehrten übereinstimmen. — „Jawohl," sagt Herr P. „Gajomart, Tamuraph und alles weiter Angeführte sind höchst falsche, irrthümlich hinein interpretirte Vorstellungen — oder vielmehr Unsinn."

Er verspricht der Welt „ein Lustspiel vorzuführen", er wolle „blos verschiedene Uebersetzungen, namentlich die Spiegel'sche, auf gebrochnen Seiten mit der seinigen abdrucken lassen, damit die Menschheit in Jubel und Staunen gerathe, wie es möglich sei, so viel Unverständliches und Unverstandenes als Uebersetzung auszugeben."

Diesen Triumph wollen wir Herrn P. gönnen. Das Publikum aber wird hieraus abnehmen, inwiefern eine Klage über den Ton der Beurtheilung gerechtfertigt ist, wenn man solche Artigkeiten verschwendet, oder ob für diese Sache überhaupt ein Gerichtshof vorhanden sei. Wie weit sich Herr P. hinreißen läßt über das Ziel hinauszuschießen, beweist eine Stelle, die derselbe jetzt durch einen Druckfehler erklärt haben will. Er läßt nämlich im 8. Jahrhundert (verdruckt für 5.) persische Satrapen die Lechen in Persien hart bedrücken und sagt, daß wir aus diesem Druckfehler „die haarsträubendsten Ungeheuerlichkeiten geschichtlicher Unwissenheit (d. h. doch wohl: den Vorwurf) gegen ihn geschleudert." — Man bittet, diese Stelle, Seite 506 des „Magazin", nachzulesen; man wird finden, daß hinter persischen — (Satrapen) ein sic!!! eingeklammert ist, und sonst auch nicht **Ein Wort.** Dies sind also nach der Erklärung des Herrn P. „haarsträubende Ungeheuerlichkeiten geschichtlicher Unwissenheit."

Aus einer solchen Lebendigkeit der Phantasie wird Vieles verständlich und wir glauben dem Verfasser jetzt vollkommen, ausnahmsweise und bedingungslos, daß er nicht nach einem apokryphen Texte, sondern, wie er behauptet, nach dem Spiegel'schen Wort für Wort übersetzt, daß die Erklärung, wie er aus drei Versen des Urtextes, oder der anderen Uebersetzer, zehn zu entziffern im Stande ist, vollkommen stichhaltig sei, daß in Zoroaster's Büchern von den Lechen, von ihrer Auswanderung nach dem Bernsteinlande, von Fabriken, Apotheken, Schulen und noch vielen andern Dingen die Rede sei, von denen man sich bisher nichts träumen ließ, und da in uns der Herr Verfasser einen „gelehrten Fachmann" zu vermuthen für gut findet, so nehmen wir, was die verbesserte Zendgrammatik und die angewandte Uebersetzungskunst betrifft, gern den Vorwurf überströmender Unwissenheit auf uns.

Der Verfasser
der Kritik des Pietrasżewskischen Zoroaster.

Verlag von Stilke & van Muyden in Berlin.

Soeben erschien:

Pierson, W., Preussische Geschichte. Mit einer historischen Karte von *H. Kiepert.* 39 Bogen gr. 8. 2 Thlr., elegant gebunden 2⅔ Thlr.

Tieferes Eingehen auf die **Kulturgeschichte,** eine **lebendige** und nach **allen** Seiten **freimüthige** Darstellung, das sind die Vorzüge dieses bis auf die **neueste** Zeit fortgeführten Werkes. (602)

Daraus einzeln:

Kiepert, H., Historische Karte des brandenburgisch-preussischen Staates. In Farbendruck. Fol. Preis in Umschlag 6 Sgr.

Lühns, F. J., Geschichte der Gerichtsverfassung und des Processes in der Mark Brandenburg vom X. bis zum Ablauf des XV. Jahrhunderts. I. Band. 20 Bogen gr. 8. Preis 2 Thlr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen, in Berlin bei **F. Schneider & Co.,** 19 Unter den Linden.

Im Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig erschien: (598)

Klose, Karl Ludwig (aus dessen Nachlasse) **Wilhelm I. von Oranien, der Begründer der niederländischen Freiheit;** mit einer Würdigung des Oraniers von Heinrich Wuttke. Preis 2 Thlr.

Jung, Alexander, Fr. Wilh. Joseph v. Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 in München. Preis 15 Ngr.

Hoppe, J., Professor Dr., Die Dankbarkeit der Kranken. Eine Volksschrift über das Geschäft, über die Personen und über die socialen Verhältnisse in der ärztlichen Praxis. Preis 22½ Ngr.

Uhlfeld, Dr. Friedrich, Zeugnisse aus dem innern Leben. Predigten. Dritter Band. Zweite Auflage. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Bagge, Oskar, Die spekulative Weltanschauung auf dem Thüringer Kirchentag. Eine Streitschrift für und wider Herrn Ober-Consistorialrath und Ober-Hofprediger Dr. Schwarz zu Gotha. Preis 12 Ngr.

Kneschke, Dr. Emil, Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Waitz, Dr. Theodor, Anthropologie der Naturvölker.
I. Band: Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes und den Naturzustand des Menschen. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.
II. Band: Die Negervölker und ihre Verwandten. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.
III. Band: Die Amerikaner. 1. Hälfte. Preis 3 Thlr.
IV. Band: Die Amerikaner. 2. Hälfte. Preis 3 Thlr. 22½ Ngr.

C. v. S., Geisterwesen. Preis 15 Ngr.

Hirschel, Dr. Bernhard, Sanitätsrath, Der homöopathische Arzneischatz in seiner Anwendung am Krankenbette. Für Familie und Haus. Vierte verbesserte und verm. Auflage. Preis 22½ Ngr.
— — Neue Zeitschrift für homöopathische Klinik. Jährlich 24 Nummern. Preis 3 Thlr.

Vogel, Director Dr., Des Kindes erstes Schulbuch. Zunächst für die Elementarklasse der Leipziger 1. Bürgerschule bestimmt. Neunte veränderte und verbesserte Auflage. Preis 4 Ngr.

Vanderhaasen, Th., Ideen zu einem System der Historiographie. Preis 8 Ngr.

Altenberg. Ein Roman in 8 Büchern. 4 Bde. Preis 6 Thlr.

Vogel, Director Dr., Deutsches Lesebuch für Schule und Haus. Erste Abtheilung. Funfzehnte völlig umgearbeitete Auflage. Preis 7½ Ngr.

Peiper, C. H. S., Promethea, carmen, in qu disputatur de optima eruditi vitae socia. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Herwerden, Henricus, van. Nova addenda critica ad Meinekii opus, quod inscribitur fragmenta comicorum Graecorum. Preis 11 Ngr.

In der C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung (A. Charisius) in Berlin erschien soeben:

van der Brugghen, Ancien Ministre de la Justice des Pays-Bas. — ETUDES SUR LE SYSTÈME PÉNITENTIAIRE IRLANDAIS. Revu après la mort de l'auteur et accompagné d'une préface et d'un appendice par *Fr. de Holtzendorff.* 1864. 2 Thlr. (600)

In unserem Verlage erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Joh. Friedrich Reichardt.

Sein Leben und seine musikalische Thätigkeit.

Dargestellt von

G. M. Schletterer. (599)

42 Bogen groß Oktav. brosch. fl. 6 rhein. od. 3 Thlr. 15 Sgr.

In dem vorliegenden Buche wird zum ersten Male das Leben und Wirken eines Mannes eingehender Darstellung unterzogen, der gleich bedeutend als Komponist und Schriftsteller war, dann seine amtlichen Stellungen einen wichtigen Einfluß auf die Kunstentwicklung seiner Zeit ausübte und in Folge eigenthümlicher Verkettung der Umstände mit fast allen hervorragenden Personen seiner Periode in die intimsten Beziehungen treten konnte. Ein achtungswerther Künstler, ein talentvoller Schriftsteller, ein unerschrockener Patriot und ein edler Mensch hatte er doch das traurige Geschick verkannt und — vergessen zu werden. Ihn nach allen Seiten hin treu zu schildern und ihm wieder die gebührende Theilnahme wieder zuzuwenden, ist Zweck dieser Arbeit, die durch einverleibte Bruchstücke der Reichardt'schen Autobiographie in fesselnden Zügen ein bewegtes Jugendleben und einen interessanten Abschnitt unserer Kulturgeschichte behandelnd wesentlich bereichert erscheint.

Augsburg, im Herbste 1864. J. A. Schlosser'sche Buch- und Kunsthandlung.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Entwickelung
der
deutschen Poesie
von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode.

Von

Johann Wilhelm Loebell.

Dritter Band.

Lessing.

Nach des Verfassers Tode herausgegeben von

Dr. A. Koberstein.

8. geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Braunschweig. (601)

C. A. Schwetschke und Sohn.

(M. Bruhn.)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien soeben:

Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen. Ein Vortrag in der germanistisch-romanistischen Section der in Hannover tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 29. September 1864 gehalten von *K. A. F. Mahn,* Dr. geh. 10 Sgr.

Verlag von F. A. Perthes in Gotha.

Soeben erschien: (604)

Polenz, G. von, Geschichte des französischen Calvinismus bis zur Nationalversammlung im Jahre 1789. Zum Theil aus handschriftlichen Quellen.

4. Band enthaltend: Die Geschichte des politischen französischen Calvinismus. Von der Thronbesteigung Heinrichs III. 1574 bis zum Tode Heinrichs IV. 1610. Preis 5 Thlr.

Dasselbe. 1. bis 4. Band. Preis 16 Thlr.

Im unterzeichneten Verlage erschien und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Sophoclis, tragoediae. Ad optimorum librorum fidem iterum recensuit et brevibus notis instruxit *C. G. A. Erfurdt.* Vol. IV. Editio III. e. s. t.

Sophoclis Electra. Ad optimorum librorum fidem recensuit et brevibus notis instruxit *Godofredus Hermannus.* Editio III. Editio altera denuo typis exscripta. 8. 15 Bogen Velinpapier. 25 Ngr. (603)

Verlag von Ernst Fleischer (R. Heinrich) in Leipzig.

In unserem Verlage ist bis jetzt erschienen:

Amtlicher Bericht über die Industrie- und Kunst-Ausstellung zu London im Jahre 1862,

erstattet nach Beschluß der Kommissarien der Deutschen Zollvereins-Regierungen.

Erstes bis vierzehntes Heft. Preis 7 Thlr. 8⅓ Sgr. 109½ Bogen gr. 8. (2 Sgr. für den Bogen bei Entnahme des **ganzen Berichts,** 2½ Sgr. für den Bogen bei Entnahme **einzelner** Hefte.)

Inhalt nebst Angabe der Einzelpreise: I. Heft. 1. Kl. Bergbau, Steinbearbeitung, Metallurgie und Mineralien. 8½ Sgr. II. Heft. 16 Kl. Musikalische Instrumente. 13 Sgr. III. Heft. 10 Kl. Civilbau und Bau-Vorrichtungen. 15½ Sgr. IV. Heft. 11. Kl. Militär-Genieweesen, Kriegsrüstungsgegenstände, Geschütze und Fahrzeuge, kleine Waffen ꝛc. 12. Kl. Schiffbaukunst und Schiffsgeräthschaften. 18½ Sgr. V. Heft. 29. Kl. Unterrichts- und Erziehungsgegenstände. 12½ Sgr. VI. Heft. 13. Kl. Physikal. und mathem. Instrumente. 14. Kl. Photograph. Apparate u. Photographieen. 15 Kl. Zeitmeßinstrumente: Uhren. 21½ Sgr. VII. Heft. 2 Kl. Chemische Produkte, pharmazeut. Stoffe und Präparate. 4 Kl. Animal. und vegetabil. Substanzen zur Verarbeitung in den Gewerben. 1 Thlr. 2 Sgr VIII Heft. 30. Kl. Hausgeräth u. Tapezierer-Arbeiten, einschließlich Papier-Arbeiten, und Papiermaché. 34. Kl. Glaswaaren. 35. Kl. Töpferwaaren. 14. Bog. 1 Thlr. 5 Sgr. IX. Heft. 7. Kl. Arbeitsmaschinen und Werkzeuge. 9 Bog. 22½ Sgr. X. Heft. 18. Kl. Baumwollenstoffe. 19. Kl. Flachs- und Hanfstoffe. 20. Kl. Seide und Sammet. 21. Kl. Bekleidung und gemischte Waaren. 8. Bog. 20 Sgr. XI. Heft. 28. Kl. Papier, Papier- und Pappartikel, Schreibmaterialien, Buchdruck und Buchbinderarbeiten. 36. Kl. Toilettenkästen, Nezessaire, Reisetaschen, Reisekoffer ꝛc. 6. Bog. 15 Sgr. XII. Heft. 6. Kl. Wagen. 32. Kl. Stahl und Stahlwaaren. 33. Kl. Arbeiten in edlen Metallen, Nachahmungen und Juwelierarbeiten. 7. Bog. 18 Sgr. XIII. Heft. 22. Kl. Teppiche. 23. Kl. Gewebte, gesponnene, gefilzte und andere Zeuge als Textil- und Färberproben. 24. Kl. Tapisserie, Spitzen und Stickereien. 25. Kl. Häute, Pelze, Federn und Haare. 26. Kl. Leder, einschließlich Sattlerwaaren und Pferdegeschirr. 27. Kl. Bekleidungsgegenstände. 9½ Bog. 23½ Sgr. XIV. Heft. 3. Kl. Nahrungsmittel, einschließlich Spirituosen und Tabacke. 6½ Bog. 17 Sgr.

Berlin, den 28. September 1864.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker.) (605)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Giessen. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 46.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 13. November 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Die englische Sprache und Literatur in Deutschland 722
Mandschuisch-deutsches Wörterbuch . . . 723
England.
Ein neuer Roman von Charles Reade. Hard Cash 724
Nord-Amerika.
Zur Geschichte Europa's in Amerika. I. Die Hugenotten und die Indianer in Florida 726
Frankreich.
Internationale Schulen 729
Ein Gespräch mit Meyerbeer über die Musik der Zukunft 731
Italien.
Rudolf Gottschall: Reisebilder aus Italien 732
Platen's Grab 733
Kleine literarische Revue.
Die vlamische Bewegung in Belgien . . . 733
Die englischen Genossenschaften im J. 1863 734
Ein allgemeines Alphabet 734
Rudolf Gottschall's „Maja" 734
Populäre Medizin 734
Literarischer Sprechsaal 734

Verlag von Germer Baillière in Paris.

Revue des cours littéraires
de la France et de l'Étranger.
Littérature. — Philosophie. — Théologie. — Éloquence. — Histoire. — Législation. — Esthétique. — Archéologie.

Revue des cours scientifiques
de la France et de l'Étranger.
Physique — Chemie. — Zoologie. — Botanique. — Anatomie. - Physiologie. — Géologie. — Paléontologie. — Médecine.

Diese seit Anfang December 1863 erscheinenden Journale haben sich in Frankreich des grössten Beifalles zu erfreuen. Beide Journale enthalten Originalartikel und Bearbeitungen von den berühmtesten Schriftstellern wie: Ph. Chasles, E. Laboulaye, Himly, A. Franck, A. Maury, J. Oppert, Saint-René-Taillandier, Milne-Edwards Vicomte d'Archiac, Payen, Bouchut, Flourens und andere.

Dieselben erscheinen wöchentlich und beträgt der Abonnementspreis
für beide Journale zusammen: 6 Monate 20 fr.
1 Jahr 35 -
für jedes Journal einzeln: 6 Monate 12 -
1 Jahr 20 -

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (617)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

CHEAP EDITIONS OF
STANDARD WORKS.

Jane Eyre. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Shirley. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Villette. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Wuthering Heights and Agnes Grey. By *Emily* and *Anne Brontë.* With Preface and Memoirs of the Sisters. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
The Tenant of Wildfell Hall. By *Anne Brontë.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
The Professor. To which are added the Poems of *Currer, Ellis,* and *Acton Bell.* Now first collected. Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
The Life of Charlotte Brontë. By *Mrs. Gaskell.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Sylvan Holt's Daughter. By *Holme Lee,* Author of „Against Wind and Tide," „Kathie Brande," &c. Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Autobiography of Leigh Hunt. Edited by his Eldest Son. Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Kathie Brande: The Fireside History of a Quiet Life. By *Holme Lee.* 2*s.* 6*d.* cloth.
Lectures on the English Humourists. By *W. M. Thackeray,* Esq. Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cl.
The Town: its Memorable Characters and Events. By *Leigh Hunt.* Post 8vo. Forty-five Wood Engravings. 2*s.* 6*d.* cloth.
The School for Fathers; an old English Story. By *Talbot Gwynne.* Post 8vo. 2*s.* cl.
Paul Ferrol; a Tale. By the Author of „IX Poems by V." Post 8vo. 2*s.* cloth.
Deerbrook; a Tale of English Country Life. By *Harriet Martineau.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cl.
A Lost Love. By *Ashford Owen.* Post 8vo. 2*s.* cloth.
Romantic Tales. By the Author of „John Halifax." Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Domestic Stories. By the Author of „John Halifax." Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
After Dark. By *Wilkie Collins.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
British India. By *Harriet Martineau.* 2*s.* 6*d.* cl.
The Political Economy of Art. By *John Ruskin.* 2*s.* 6*d.* cloth.
The History of Henry Esmond. By *W. M. Thackeray.* Post 8vo. 6*s.* cloth.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (614)

Im Verlag von S. G. Liesching in Stuttgart erschienen soeben und sind jederzeit durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe gegen den Materialismus.
Von
Dr. Friedrich Fabri
(in Barmen).
Zweite, mit zwei Abhandlungen
„über den Ursprung und das Alter des Menschengeschlechts"
vermehrte Auflage.
gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Sgr.

Die anerkannt lebendigste Gegenschrift gegen den Materialismus vom Standpunkte des geoffenbarten Wortes; durch den früheren wie durch den neuhinzugekommenen Inhalt von großem Interesse für Alle, welche sich über eine der wichtigsten Fragen der jetzigen Zeit orientiren wollen.

Semiten und Indogermanen
in ihrer Beziehung zu
Religion und Wissenschaft.
Eine Apologie des Christenthums
vom Standpunkte der Völkerpsychologie.
Von
Rud. Friedr. Grau,
lic. theol. Repetent und Privatdocent der Theologie zu Marburg.
gr. 8. Geh. 1 Thlr. 2 Sgr.

Eine hervorragende Schrift — ausgezeichnet durch ihre geistvollen und tiefdurchdachten Ausführungen auf einem Gebiete, welches in der Gegenwart durch die von Strauß und Renan vertretenen Anschauungen eine besondere Bedeutung gewonnen hat. Nicht blos Theologen, sondern auch Laien werden reiche Belehrung aus dem Buche schöpfen. (610)

Revue germanique et française,
Septième année. Tome trentième.
Première Livraison. 1er Juillet 1864. (620)
La divinité de Jésus-Christ *(Albert Réville).* — Les Héritiers de M. de Cavour *(F. J. Perrens).* — Réformes sociales en Allemagne *(Elie Reclus).* — Fidès (deuxième partie *(Paul Deltuf).* — La nouvelle Vie de Jésus du docteur Strauss *(A. Nefftzer).* — M. F. Wöhler *(L. Grandeau).* — Bulletin bibliographique et critique *(A. Pierson).* — Varia. — Chronique littéraire *(L. de Ronchaud).* — Chronique politique *(Prévost Paradol).*
Preis des Jahrganges 14 Thlr.
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Deutschland und das Ausland.

Die englische Sprache und Literatur in Deutschland. *)

Unter diesem Titel hat der als Herausgeber der „Atlantis", und einer Reihe andrer die englische Literatur betreffenden Schriften rühmlichst bekannte Karl Elze, als Festschrift zur 300jährigen Geburtsfeier Shakspeare's, eine Broschüre erscheinen lassen, in der er Ansichten und Wünsche ausspricht, die nicht nur uns seit lange am Herzen lagen, sondern auch sicherlich in weiten Kreisen in Betreff des deutschen Unterrichtswesens als zu den Erfordernissen der Gegenwart gehörig erachtet werden. Wir halten es daher für eine Pflicht, auch unserseits durch Verbreitung derselben eine weitere Erwägung des Gegenstandes zu veranlassen.

Nachdem nämlich der Verfasser in gedrängter Weise die vielfachen, ununterbrochenen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und England auf merkantilem, politischem und kirchlichem Gebiete von dem Mittelalter an durchlaufen, führt er die bedeutsamen Einwirkungen vor, welche unsre Literatur von der englischen empfangen, und weist nach, wie ganz im Gegensatz zu den von den Höfen und dem Adel in das Volk eingedrungenen Einflüssen der französischen Literatur, deren fremdartiger Geist unterjochend und entsittlichend auf uns gewirkt hat, gerade die der englischen Literatur es waren, welche, unserm Geistesleben stammverwandt, stets eine nationale Kräftigung in uns förderten und eine befreiende, sittlich veredelnde Macht auf uns ausübten. Mit Recht haben daher alle ernsten Deutschen sich gegen die Gallomanie erhoben und die Satyriker gegen sie ihre Geißel geschwungen, während kein Patriot sich der Verehrung des in der englischen Literatur wehenden Geistes verschlossen hat. Denn aus demselben germanischen Volkscharakter hervorgegangen, ist sie uns, wie keine andre auf Erden, verwandt, und wo sie sich abweichend von der deutschen entwickelt hat, dient sie derselben als naturgemäße Ergänzung. Ihr Realismus verschmilzt sich mit unserm Idealismus. Sie ruht auf derselben Grundlage sittlichen Ernstes, protestantisch-religiöser Weltanschauung, wissenschaftlicher Strebsamkeit und edlen Gefühls für das Schöne und Gute, wie die unsrige. Da ferner die englische Sprache eine Weltsprache geworden ist, und die gegenseitigen materiellen und geistigen Beziehungen und Wechselwirkungen der Kulturvölker in stets fortschreitendem Wachsthum begriffen sind, so ist gegenwärtig für jeden wahrhaft Gebildeten die Kenntniß der englischen Sprache und Literatur eine unerläßliche Bedingung geworden.

Doch erst mit dem Aufblühen der Realschulen wurde das Englische auch ein Zweig des öffentlichen Unterrichts, und bis auf diesen Tag sind die Realschulen die hauptsächlichsten Pflanzstätten desselben geblieben. Von hier hat es sich dann seinen Weg in die polytechnischen und Handelsschulen, sowie in die höheren Töchterschulen gebahnt, während es auf den Gymnasien, den Pflanzstätten unsers Gelehrtenstandes und wissenschaftlicher Ausbildung, entweder gar nicht, oder nur nebensächlich, als Gegenstand facultativen Unterrichts, betrieben wird und dem Französischen der Vorzug eingeräumt ist.

Im letzteren erkennt der Verfasser ein offenbares Unrecht und spricht sich, wenn nach der Ansicht der klassischen Schulmänner nur Eine moderne Sprache am Gymnasium gelehrt werden kann, entschieden für das Englische aus. Doch verlangt er auf unsern Gymnasien, und darin schließen wir uns ihm aus vollem Herzen an, nichts, als was die Engländer „fair play" nennen, d. h. gleichen Wind und gleiche Sonne mit der französischen. „Franzosen und Engländer, sagt er, sind die beiden bestimmenden Nationen Europas. Die Franzosen stehen an der Spitze der romanischen, die Engländer wenigstens was politische Geltung, Handel und Gewerbthätigkeit anlangt, an der Spitze der germanischen Völker. Letzteren muß man eine überwiegende Stellung sogar für die Welt einräumen da sie durch ihre täglich wachsende Kolonialmacht und ihre Ausbreitung über alle Theile der Erde sich einen unleugbaren Einfluß auf fast alle Länder erobert haben. Wenn nun die Weltanschauung eines Volks, sein Denken und Fühlen, ja sein eigenstes, innerstes Wesen sich unleugbar in seiner Sprache und Literatur ausgesprochen findet, so folgt, daß nur die Bekanntschaft mit diesen den Weg zum Verständniß einer Nation bahnen kann. Wenn daher es schon für den wahrhaft Gebildeten ein nicht mehr abzuweisendes Erforderniß ist, sich einige Kenntniß der beiden bedeutendsten Kulturvölker der Gegenwart anzueignen, so gilt dies in noch weit höherem Maße für den Gelehrten. Er darf dem Gange der Civilisation und der Entwickelung der Menschheit kein Fremdling bleiben und muß sich die Sprachen der beiden leitenden Völker zu eigen machen. Die Wissenschaft hat keine isolirte Existenz mehr; sie lebt und gedeiht in einem unaufhörlichen Hinüber und Herüber, und nicht mehr in klösterlicher Abgeschlossenheit, sondern Hand in Hand streben die Nationen den höchsten Zielen des Wissens und der Bildung zu. Wer sich den hieraus fließenden Folgerungen für unser höheres Unterrichtswesen eigensinnig verschließen wollte, würde die Gymnasien zu Abrichtungs-Anstalten für den Beamtenstand herabdrücken."

Mit vollem Rechte verlangt der Verfasser daher eine völlige Gleichstellung des Französischen und Englischen auf den Gymnasien, einen obligatorischen, keinen bloß fakultativen Unterricht im Englischen, und zwar von der Quarta oder Tertia auf. Ohne Zweifel hat die Ausführung dieser Forderung in Bezug auf den Gymnasial-Lehrplan ihre bedeutenden Schwierigkeiten; ist jedoch die Berechtigung und Nothwendigkeit derselben erst allseitig erkannt, so muß sich auch die Form ihrer Erfüllung finden, und zum Beweise, daß der englische Unterricht auf den Gymnasien durchführbar ist, verweist der Verfasser auf die Gymnasien zu Bremen und Lübeck.

Natürlich hängt mit dieser Forderung ein zweite unzertrennlich zusammen, nämlich die, daß der Staat auf den Universitäten die nöthigen Einrichtungen treffe, um tüchtige Lehrer der modernen Sprachen heranzubilden und überhaupt ein gründliches Studium der modernen Philologie nach den Principien der klassischen anzuregen. „Denn wenn wir, sagt der Verfasser, fragen, wo und wie die Lehrer der modernen Sprachen sich ihre Fachbildung aneignen, so tritt uns die außerordentliche Thatsache entgegen, daß sie der großen Mehrzahl nach Autodidakten in ihrem Fache sind, weil die moderne Philologie noch immer nicht von Staatswegen anerkannt und in den Kreis der akademischen Studien als gleichberechtigtes Glied aufgenommen ist. Es ist unglaublich, aber wahr. Schon vor 20 Jahren hat der verewigte Dr. Mager mit seiner umfassenden Kenntniß des Unterrichtswesens und der Schärfe seines philosophischen Geistes dieses Unwesen einer eingehenden Beleuchtung unterworfen und den Weg zur Besserung gezeigt. Leider umsonst, denn die Sache ist im Ganzen beim Alten geblieben. Wenn sie also wiederum zur Sprache gebracht wird, so kann es nicht

*) Die englische Sprache und Literatur in Deutschland. Eine Festschrift zur 300jährigen Geburtsfeier Shakspeares. Von Karl Elze. Dresden, L. Ehlermann, 1864.

dem Kiesel, etwas neues vorzubringen, geschehen — denn sie ist nicht neu — sondern nur in der Hoffnung, daß der Tropfen endlich den Stein aushöhlen möge.

Die Regel ist die, daß während für die klassische Philologie aufs beste und reichste gesorgt ist, der angehende Student der modernen Philologie der Unterweisung der Lektoren überlassen wird. Ueber das Institut der letzteren braucht kein Wort mehr verloren zu werden. Die bekannte Thatsache, daß ein — im übrigen untadeliger — Leipziger Lektor noch vor 20 Jahren sich und die Seinigen durch den Nebenerdienst der Tanzmusik ernähren mußte, spricht wahrlich laut genug. Es mögen ganz brauchbare Lehrer unter ihnen sein — wir sprechen nicht gegen Personen; so viel aber steht unumstößlich fest, daß das Institut selbst unverträglich ist mit der Würde der Wissenschaft und völlig untauglich zur Heranbildung moderner Philologen. Allerdings bestehen ausnahmsweise einzelne wenige Professuren für moderne Philologie (mit besonderer Anerkennung muß in dieser Hinsicht Tübingen genannt werden); allein sie sind entweder für die romanische Philologie ausschließlich bestimmt, oder sie umfassen das Gesammtgebiet der modernen Sprachen und Literaturen. Dieses ist aber viel zu ausgedehnt, und seine einzelnen Theile sind viel zu heterogen, als daß sie von Einem Gelehrten gleichmäßig und mit Erfolg beherrscht werden könnten. Wendet er sich der sprachlichen Seite zu, so wird er unwillkürlich in die komparative Philologie hineingezogen. Widmet er sich dagegen vorwiegend literargeschichtlichen Studien, so geräth er auch hier in Gefahr, sich zu zersplittern und, anstatt Eine Literatur zu ergründen, sich in ästhetisirende Vergleichungen zu verlieren. Auf keinem von beiden Wegen können Lehrer der modernen Sprachen, wie wir sie brauchen, gebildet werden.

Das, was wir brauchen, sind gesonderte Professuren für die englische wie für die französische (romanische) Philologie, ganz nach Analogie der getrennten griechischen und lateinischen Professuren. Daß ein solcher Lehrstuhl vollständig seinen Mann in Anspruch nehmen würde, ergiebt sich, wenn wir uns seine Thätigkeit als Docent wie als Forscher und Schriftsteller veranschaulichen. Ein Professor der englischen Philologie würde etwa folgende Kollegien zu lesen haben: Angelsächsische Grammatik und Erklärung angelsächsischer Schriften; englische Grammatik und Erklärung englischer Autoren; englische Literaturgeschichte; englische Antiquitäten; englische Geographie (vom historischen Standpunkte) und Geschichte; schottische Sprache und Literatur; die englische Literatur in Amerika, u. s. w. Was die Erklärung englischer Autoren anlangt, so ist sie keineswegs mit Shakspeare abgethan; seine Vorgänger und Zeitgenossen in der dramatischen Poesie, Marlowe, Ben Jonson Beaumont und Fletcher u. A., verdienen nicht minder Berücksichtigung. Aber auch die übrigen Zeiträume der englischen Literatur dürfen nicht vernachlässigt werden, und Chaucer, Spenser, Dryden, Milton, Addison, Pope, Burns u. A. müssen den Studiosen der englischen Philologie vorgeführt werden. Daß alle diese Schriftsteller nach streng philologischer Methode gelesen und erklärt werden müssen, darüber sind alle Kenner einig.

Zur Bildung einer von den Universitäten ausgehenden, auf streng philologischer Grundlage ruhenden Schule ist ferner die Errichtung von akademischen Seminaren für die modernen Sprachen nöthig, genau nach dem Muster der für die klassischen Sprachen Was haben die modernen Sprachen verbrochen, daß ihnen allein dieses Bildungsmittel für ihre künftigen Lehrer vorenthalten wird, während die neueste Zeit historische, chemische, ja sogar staats- und landwirthschaftliche Institute dieser Art hat entstehen sehen? In den Seminaren für moderne Philologie müssen die Mitglieder im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Sprache, in der Erklärung der Schriftsteller und in der selbstständigen Erforschung und Bearbeitung einzelner Partien aus der Literaturgeschichte, den Antiquitäten u. s. w. geübt werden. Alles dies ist so selbstverständlich, so sehr durch das Vorbild der klassischen Seminare gegeben, daß man darüber gar keine Worte zu verlieren braucht.

Beide Professuren nebst dem Seminar würden sich Alles in Allem, auf den kleineren Universitäten mit 2000 Thlr., auf den großen mit 2500 Thlr. bestreiten lassen, eine wahre Kleinigkeit! Für die vorzüglichsten Seminaristen würde daron alljährlich ein Reisestipendium von 3—400 Thlr. auszusetzen sein, welches an die Bedingung der nie bestandenen Promotion geknüpft werden könnte, und welches abwechselnd einem englischen und einem französischen Philologen verliehen werden müßte.

Deutschland ist die Studirstube der Welt. Soll hier die ausgebreitetste Sprache der germanischen Völkerfamilie, die künftige Weltsprache, als welche sie Jacob Grimm bezeichnet hat, die ebenbürtige Zwillingsschwester unsrer Muttersprache, soll die Literatur, welcher wir so zahlreiche und herrliche Anregungen und einen solchen Sporn zur eigenen nationalen Entwickelung verdanken — soll, fragen wir, diese Sprache und Literatur bei uns noch immer der sprachmeisterlichen Empirie preisgegeben bleiben? Ist sie der gelehrten Erforschung und Behandlung etwa weniger fähig oder würdig, als das an unsern Universitäten vertretene Chinesische und Mongolische? —

Das sind etwa im Auszuge die Hauptgedanken des verdienstvollen Schriftchens. Sie sind mit so beredter Zunge, mit so redlichem Eifer für die Ehre der Wissenschaft, so klar und einleuchtend entwickelt, daß sie nothwendig in weiten Kreisen überzeugend wirken müssen und wir uns nicht der Hoffnung entschlagen können, in baldiger Zeit sie auch ihre Verwirklichung nach sich ziehen zu sehen.

Mandschuisch-deutsches Wörterbuch.

Das mandschu-tungusische Kaiserhaus in China scheint nun, Dank britischer Unterstützung, die patriotischen Rebellen nicht mehr unmittelbar fürchten zu müssen, und europäische Gesandtschaften trösten es für die ausgestandenen Bekümmernisse. Eine neue freudige Genugthuung würde dem vielgeprüften jungen Kaiser vielleicht aus der Kunde erwachsen, daß die Muttersprache seiner erlauchten Ahnen (denn die heutigen Mandschu verstehen wenig mandschuisch mehr) in Europa immer eifriger angebaut wird. Der vielseitig unermüdliche Sprachgelehrte, Freiherr Conon von der Gabelentz, bereits vor einigen und dreißig Jahren grammatischer Bearbeiter des Mandschu, hat im gegenwärtigen Jahr ein bündiges Wörterbuch dieser kräftigen und wohltönenden Sprache (231 eng gedruckte Seiten, Leipzig bei Brockhaus) vom Stapel laufen lassen. Auf etymologische Anordnung und Vergleichung anderer tatarischen Idiome ist, so nahe sie oft gelegen, nothwendiger Beschränkung halber verzichtet, aber keine überlieferte Bedeutung ungeprüft geblieben. Seit mehr denn 80 Jahren hatte der Liebhaber des Mandschu, sofern ihm die vortrefflichen in China abgefaßten und chinesisch erklärten Mandschu-Wörterbücher nicht zugänglich oder nicht verständlich waren, mit dem äußerst konfusen und unkritischen Dictionnaire des Pater Amyot sich behelfen müssen. Der Reverend Russell, Mezzofanti's irischer Biograph, erhebt dieses lexikalische Monstrum an

irgend einer Stelle zum Rang eines Standard Work (!), und glaubt obendrein, es sei — chinesisch!!

Sollte Jemand nach dem Werthe solcher Arbeiten für Europa sich erkundigen, so bemerken wir: 1) daß chinesische Texte mit Hülfe der meisterhaften mandschuischen Uebersetzungen, die es von vielen derselben giebt, weit besser als ohne solche sich verstehen lassen; 2) daß die mehrerwähnte Sprache ein wichtiges Glied bildet in der gewaltigen Kette der sogenannten tatarischen, altajischen oder turanischen, die durch Castrén, Ahlqvist, W. Schott, Hunfalvy u. A. schon vielfach beleuchtet worden sind.

England.

Ein neuer Roman von Charles Reade.

Hard Cash.

Der Autor von „It is never too late to mend", „Love me little, love me long" u. s. w. hat ein neues Werk auf den Markt gebracht, das er ein „matter-of-fact romance" zu deutsch (nach Hackländer) eine „ganz wahrhaftige Geschichte" nennt.*) Wahr oder erfunden, sie ist anziehend genug, um ihr eine eingehende Besprechung zu widmen. Reade zeigt in manchen Eigenschaften und Mängeln, wie auch in der Wahl seiner Stoffe eine gewisse Aehnlichkeit mit unserem, neuerdings durch königliche Ungnade wieder viel besprochenen Hackländer. Bei Beiden zeigt sich dieselbe kritiklose Anhäufung von an sich gutem, aber wenig verarbeitetem Material, bei Beiden herrscht jene sprungweise Darstellung, die mehr berechnet ist, das Interesse des Lesers zu spannen, als zu befriedigen; wie denn überhaupt ein üppiger Bilder- und Farbenreichthum beide Schriftsteller kennzeichnet. Reade sowohl als Hackländer stellen die äußere Wahrscheinlichkeit unter die innere Wahrheit und Nothwendigkeit und gerathen dabei zuweilen mit beiden in die Brüche. — Man findet bei ihnen selten strenge, fest durchgebildete, scharf gezeichnete Charaktere, dagegen einen großen Reichthum an Personen und rasch wechselnden Scenen, lebhaften Darstellungen und Schildereien; man vermißt dramatische Anordnung und künstlerische Gruppirung, zuweilen selbst logischen Schluß und naturgerechte Folgen, findet dafür angenehm fließende Unterhaltung und spannende Situationen.

Der Titel „Hard Cash" ist unübersetzbar, wenn auch eine deutsche Uebersetzung bereits angezeigt ist und vielleicht mehrere demnächst erscheinen werden. Ist es „hartes" sauer erworbenes Geld, erworben mit saurem Schweiße und zusammengekittet mit dem Blute der unterdrückten Nationen, wie der größere Theil des britischen Reichthums? Ist es hartes, fluchbeladenes Geld, das mit seinem Gewichte den Besitzer zu Boden zieht, nach dessen Erwerbe Alle trachten und schmachten und dessen Besitz erst einen Einzigen glücklich macht? Wir haben in unserm deutschen „Baar" keinen recht passenden Ausdruck, welcher zugleich alle die Nebenbedeutungen einschließt, die sich dort mit der englischen Bedeutung verbinden. Die Geschichte ist wie der Titel, so „englisch", daß sie nur jenseits des Kanals ihre volle Würdigung finden kann.

Sie beginnt in Barkington, auf dem Landsitze Albion-Villa, die von Mrs. Dodd, der Frau des Kapitäns David Dodd und ihren beiden Kindern Edward und Julia bewohnt wird. Kapitän Dodd befindet sich zur Zeit, da unsere wahrhaftige Geschichte anfängt, mit seinem guten dreimastigen Schiffe Agra in Hongkong. Er hat von Calcutta aus geschrieben, daß er die 14,000 *l.* Ersparnisse seines vielbewegten und vom Glück begünstigten Seemannslebens zu baarem Gelde gemacht hat und nun in einem Taschenbuche fest in geöltes Leder eingenäht, unter dem unter meidlichen Flanellhemd auf dem bloßen Leibe trägt. Es hat noch eine Fahrt zu machen, dann kommt er als Passagier vom Kap nach Hause zurück, um mit den Seinen zu leben. — Seine Frau Lucy, geborene Fountain, ist nicht unbemittelt und die von ihm mitgebrachte Hard Cash wird die Zukunft seiner Kinder sichern. — Edward Dodd hat eben Eton College verlassen und außer Cricket dort nicht viel gelernt; er selbst zeigt keine sonderliche Neigung, eine hohe Schule zu beziehen, ihm würde das rauhe Gewerbe seines Vaters weit besser passen, aber Mutter und Schwester, welche Letztere ihm den größern Theil seines Latein beigebracht hat, bestimmen ihn dennoch nach Oxford zu gehen. Er macht dort die Bekanntschaft eines jungen Landsmannes, Namens Alfred Hardie, der in allen andern Universitäts-Disciplinen ihm überlegen ist, nur nicht in den Zweigen des edlen Sport zu Wasser und Land. Bei einem großen Wettrudern der beiden Universitäten und der Londoner Ruderklubs wird Edward Dodd vor Mutter und Schwester als Sieger gefeiert, erhält aber gleichzeitig die Nachricht, daß er im Examen durchgefallen ist. Hardie beweist ihm seine uneigennützige Freundschaft und gewinnt dadurch bei der mütterlichen Schwester seines Freundes einen Stein im Brett. Während der Ferien spinnt sich in Barkington das zarte Verhältniß weiter, und bald kommt es zwischen den jungen Leuten, nicht unbemerkt von der wachsamen Mutter, zur Erklärung, die zu einem allerseits gewünschten Verlöbniß zu führen scheint, da Mrs. Dodd schließlich nichts Ernstes einzuwenden hat und Alfred für seinen abwesenden Vater, den Bankier von Barkington, gutsagt.

Wider Vermuthen aber trifft von diesem sonst so liebevollen und zärtlich um das Wohl seiner Kinder besorgten Vater die entschiedenste Weigerung in einem an Mrs. Dodd gerichteten Schreiben ein, und zwar ohne für diese Weigerung irgend einen Grund zu geben. Frau Dodd verbietet in Folge dessen dem jungen Hardie ihr Haus und erklärt sich das Verhalten des alten Geldmenschen, der einst ein Mitbewerber um ihre Hand gewesen ist, dadurch, daß er die in Aussicht stehende Schwiegertochter für nicht reich genug hält. Eine wohlwollende und mütterliche Freundin ihrer Kinder, vertröstet sie diese nun auf die Rückkehr des Vaters, dessen 14,000 *l.* „loose money" (flüssiges Kapital) wohl die Waagschale zu Gunsten glücklicher Allianz wiegen werden, denn auch der herkulische Edward hat Zeit gefunden, sich mittlerweile in Alfred's Schwester Jane, die im Christenthum ebenso sehr wie ihr jugendlicher Verehrer im Rudern excellirt, zu verlieben.

Die Hard Cash im Flanellhemd des Schiffskapitäns an Bord der Agra hat indessen viele gar merkwürdige Schicksale durchgemacht und den alten Seemanns-Aberglauben, daß baar Geld und Pfaffen am Bord den Schiffen Gefahren bringen, vielfach gerechtfertigt. Von Piraten angegriffen, vertheidigt Kapitän Dodd seine Agra dadurch, daß er dem einen der Angreifer vor den Wind kommt und ihn übersegelt, während er den andern viel mit seinen Kanonen beschäftigt. In jenem Heldenkampfe verwundet, wird er seines Schatzes im Schlafe durch einen Malaien beraubt, der jedoch von einem Neger der Schiffsbemannung entwaffnet und zur Rückgabe gezwungen wird. Im Sturm fällt sein Schatz in's Meer, ihn tröstet er sich damit, daß nach altem Seemannsglauben Schiff und Leben dadurch gerettet sind; da bringt ihn ein Schiffsjunge glücklich und wunderbar erhalten, nur etwas naß vom Salzwasser,

*) Hard Cash, by Charles Reade. 3 vols. Leipzig, Tauchnitz, 1864.

wieder an Bord. Sein Nachfolger im Kommando ist ein Pfuscher, der im Kanal bei günstigem Winde, nahe dem ersehnten Hafen, das Schiff zu Grunde gehen läßt. Die Mannschaft wird zum großen Theile durch Kapitän Dodd's Entschlossenheit und Umsicht gerettet, er selbst landet an Frankreichs Küste. Dort, auf dem Wege nach Boulogne, den er zu Fuß zurücklegt, hat sein theures Gut die letzte Anfechtung auf fremder Erde und trügerischen Wellen zu bestehen; mit riesenhafter Anstrengung und gutem Glück erwehrt er sich zweier Strandräuber, die bei jenem Schiffbruch in ihrer Hoffnung auf reiche Beute hauptsächlich durch ihn getäuscht, jetzt an ihm selbst sich schadlos zu halten suchen. Nach zweijähriger Abwesenheit betritt er den englischen Boden und jetzt, eilend um noch vor der Kunde vom Schiffbruch der Agra in die Arme der Seinen zu fliegen, ehe Lloyd's List mit ihrer fatalen, kurzen Notiz über „lost ships" bekannt geworden ist, will er dennoch erst das Geld, das ihm bisher so viel Ungemach bereitet hat und nun so große Freude bereiten soll, in die alte Barkington-Bank tragen, deren Besitzer seit zwei Generationen die Hardies sind. Er kennt natürlich die jüngsten Beziehungen des gegenwärtigen Chefs zu seinem Hause noch nicht.

Richard Hardie, der einstige Mitbewerber um Lucy Fountain, jetzt Frau Dodd, hat schon als Mann von 25 Jahren sich als Bankier ersten Ranges bewährt. Sein Kredit ist fast unbeschränkt; alle Ersparnisse seines Kreises sind bei ihm angelegt. Eben dieses Vertrauen auf sein Glück und seinen oft bewährten hellsehenden Verstand verleitet ihn zu einer kühnen und gewagten Spekulation; er fälscht seine Bücher, um Verluste zu verbergen. Mit der eisernsten Stirn und kaltem Herzen geht er immer abwärts auf der Stufenleiter der Gewissenlosigkeit, bis er dahin gelangt, den Bankbruch heimlich vorzubereiten und unbemerkt bedeutende Summen für den unvermeidlichen Fall bei Seite zu schaffen. In dem Augenblicke, wo er mit seinem Kassirer Skinne, der sich in das Geheimniß einzudrängen gewußt hat, die nahen Möglichkeiten bespricht, bringt Dodd sein Geld. Ruhig empfängt es der Bankier, läßt einen Schein ausstellen über 14,010 *L.* 10 Sch. 6 P. und entläßt den Argleſen mit der ernsten Würde, welche er in allen Lebenslagen bewahrt hat.

Sein Entschluß ist gefaßt. Der Bankbruch war am Morgen schon vollendete Thatsache und die Einlage des Kapitäns konnte denselben nicht verhindern. Er wollte diese Einlage als Privatsache behandeln und sich und seine Kinder damit, durch die vorher von ihm verhinderte Verbindung mit den Dodds eine Zukunft sichern. — Der brave Kapitän wird auf seinem Wege von der Bank nach Haus durch den Gärtner Marley aufgehalten, dessen Sohn er einmal das Leben gerettet hat. Eben dieser Sohn hat aus Amerika geschrieben und die sichersten Daten über Hardie's nahen Fall mitgetheilt. Vater Marley hat in Folge dessen seine Einlage von 500 *L.* schon heute zurückgezogen, freilich aber, da er nicht lesen kann, Hardie's eigene Noten dafür genommen. Halb rasend vor Wuth eilt Kapitän Dodd in die Bank zurück, erlangt, da Bitten nicht fruchten, durch fürchterliche Drohungen sein Kapital zurück, aber in dem Augenblicke, da er es in Empfang nehmen will und mit der andern Hand seine Quittung hinhält, bekommt er konvulsivische Zufälle und sinkt nach heftigen Zuckungen leblos zu Boden. Niemand ist mehr im Bankgebäude. Skinne und Hardie sind bald darüber einig, wie die Sache zu behandeln ist. Zwei Träger werden gerufen und beordert, den Körper nach Albion Villa zu tragen. Dorthin hat Lloyd's List schon Schrecken getragen, jetzt eben aber Alfred Hardie die frohe Botschaft gebracht, daß er den verloren geglaubten Kapitän Dodd wohlbehalten auf der Straße gesehen; da bringt man seinen bewegungslosen Körper. Aerztliche Hülfe ist rasch zur Hand und es zeigt sich, daß noch Leben in dem Todtgeglaubten ist. Langsam nur erwacht der schlummernde Funke und das erste Wort, das er hervorstößt, als er in einer stillen Mitternacht zum halben Bewußtsein sich aufrafft, ist: „Hardie, du Schuft." Nur Julia hat das schreckliche Wort vernommen; der Kapitän entrinnt dem leiblichen Tode nur, um in Wahnsinns-Nacht zu versinken.

Hardie's Bankbruch hat unsägliches Leid über die Stadt und das Land auf viele Meilen in der Runde gebracht. Wohlhabende Leute werden durch ihn zu Bettlern und versinken in Verzweiflung und Gram; alte, ehrwürdige Personen werden ihrer letzten Hoffnungen beraubt und wandern ins gemeinsame Spital, die Selbstmorde mehren sich in Stadt und Gegend, und die Tollhäuser füllen sich mit solchen, die mit ihrem Gelde auch ihren Verstand verloren haben. Der Gärtner Marley, der sich seine 900 Pfund noch am Tage vor dem öffentlichen Bankbruch zurückgeben ließ, aber in Hardie's eigenen Noten, die natürlich jetzt auch nicht das Mindeste mehr werth sind, ist unter Letzteren. Seine Frau stirbt, er wird wahnsinnig. — So greift diese Treulosigkeit eines Einzelnen furchtbar in alle Verhältnisse ein und bringt den Wohlstand einer ganzen Gegend herunter. Die Bücher weisen nach, daß Richard Hardie ein Vermögen von 8000 *L.* geopfert hat, um den Ansprüchen seiner Gläubiger gerecht zu werden. Niemand darf ihn öffentlich des Betruges anklagen; die Hard Cash des Kapitän Dodd scheint vergessen.

Da, in einer heißen Fiebernacht, als Frau und Tochter übermüdet das Wärteramt einer bezahlten Pflegerin übertragen haben, gelingt es dem Kranken zu entwischen, und in weißem Nachtgewande rennt er unaufhaltsam bis vor Hardie's Thür, ruft ihm unter schrecklichen Drohungen zu, sein Geld zurückzugeben. Zitternd vor der gespenstischen Erscheinung entgegnet ihm der Bankier: „Still, still! ich bringe es gleich!" — da bricht unter der übermenschlichen Anstrengung der Nachtwandler zusammen und Julia findet ihn ebenso scheinbar völlig todt wie damals, als man ihn nach Hause gebracht. — Wieder glaubt sich der gewissenlose Bankier in Sicherheit, aber ein Fenster hat sich neben dem seinigen geöffnet; sein Sohn hat die nächtliche Unterhaltung gehört und ist Mitwisser des furchtbaren Geheimnisses geworden, doppelt gefährlich für seinen hohen Rechtssinn und seine Liebe für Julia.

Nachdem Alfred sich sichere Ueberzeugung von der Schuld seines Vaters verschafft, schwankte er nicht länger in der Wahl seines Weges. „Die Straße des Rechts ist mit so klarem Lichte umflossen, daß, wer immer zögert, sicher nicht auf rechtem Wege geht", ist sein Wahlspruch. Er theilt zunächst den Dodds, die aus des Vaters wirren Reden und dem Umstande, daß ein ledernes Taschenbuch sich sorgsam verwahrt in seiner Kleidung fand, den Hergang mit und läßt eine gerichtliche Cession ausstellen, welche eine ihm zugefallene Erbschaft von 10,000 *L.* auf Miß Julia überträgt, wogegen sein Vater im Besitze der unrechtmäßig festgehaltenen Hard Cash bleibt, bis vielleicht sein eigenes Gewissen ihn zur Rückgabe zwingen wird. — Nach solchen Prämissen wird es nicht schwer, Mr. Dodd's Zustimmung zur Ehe zwischen Alfred und Julia, selbst gegen des alten Hardie's Willen, zu erlangen und der Hochzeitstag wird festgesetzt. Alle Vorbereitungen sind getroffen, die Gäste zur Stelle, die Braut geschmückt, nur der Bräutigam fehlt. — Vielleicht wartet er schon in der Kirche. Der Zug setzt sich dahin in Bewegung. Er ist nicht da. In seinem Hause erfährt man, daß er

an demſelben Morgen, zwei Stunden vor der zur Trauung anberaumten Zeit, in Begleitung zweier Herren nach London abgereiſt iſt.

So iſt die Familie Dodd zum zweiten Male der Verzweiflung anheim gegeben, diesmal völlig mittellos. Vergebens ſucht man nach einem Grunde für Alfred's Verhalten. Edward bekämpft das Geſchick mit entſchloſſenem Muthe und flößt auch den Frauen einen Theil ſeiner Zuverſicht ein. Sie arbeiten für ihr Brot, Edward zuletzt als Feuerwehrmann. Einſt bricht Feuer im Drayton Houſe, wo ſein Vater als Kranker behandelt wird, aus. Nach glücklicher Bekämpfung des Brandes zeigt es ſich, daß zwei Irre die günſtige Gelegenheit zur Flucht benutzt; Kapitän Dodd iſt der eine, der andere hieß — Alfred Hardie. Auf Anſuchen ſeines verbrecheriſchen Vaters und eines Onkels iſt er auf Grund jener projektirten Ceſſion für irrſinnig erklärt. Als Wahnſinn wird auch Alles behandelt, was er über den Schatz des gleichfalls wahnſinnigen Kapitän Dodd vorbringt.

In ſeiner Abweſenheit hat im väterlichen Hauſe die Nemeſis ein furchtbares Urtheil geſprochen. Jane, ſeine fromme Schweſter, das einzige Weſen, das Richard Hardie wirklich liebte, wird von dem durch ſeinen Bankbruch wahnſinnig gewordenen Gärtner Marley, dem er zuletzt noch einen Platz im Aſyl für Geiſteskranke verweigert, erſchlagen. Auf ihrem Todtenbette wünſcht ſie den Bruder zu ſehen, um Frieden und Verſöhnung zu ſtiften; da aber ohne Zuſtimmung des Onkels der junge Mann nicht aus dem Irrenhauſe befreit werden kann, bleibt ihr dieſer Troſt verſagt. Ihr Vater, der am Krankenlager des geliebten Kindes die beſten Vorſätze faßte, gleitet, nachdem ſie vom Leben geſchieden, in die alten, fluchbeladenen Bahnen zurück und ſtürzt ſich mit ſeinem betrügeriſch erworbenen Gut in den wildeſten Strudel der Geſchäfte.

Kapitän Dodd befindet ſich wieder in ſeinem Elemente. Er heißt William Thompſon und kennt keine Erinnerung ſeines frühern Lebens mehr. Er iſt Matroſe auf einem von ſeinem Vetter Bazalgette kommandirten Kriegsſchiffe und dort wird bei einem erneuten epileptiſchen Zufalle durch die Medaille der Humane Society, die er auf der Bruſt trägt, ſein wahrer Name entdeckt und ſein Erinnerungsvermögen wieder hergeſtellt.

In dem Augenblicke, da er nach Hauſe zurückkehrt, geht auch dort die Geſchichte zu Ende. In öffentlicher Gerichtsſitzung wird Alfred's Geiſtesklarheit konſtatirt, die Evidenz der übergebenen Hard Cash feſtgeſtellt, ſchließlich auch noch die Quittung darüber in den Händen des ehemaligen Kaſſirers Noah Skinne aufgefunden und gemüthlich

„ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch, wenn ſich das Laſter erbricht."

Damit auch die geſchäftliche Genauigkeit der Hard Cash nicht fehle, ſind Facſimile der Quittung an geeigneter Stelle dem 2. Bande in ihrer urſprünglichen Geſtalt und dem 3., ſo wie ſie in des todten Kaſſirers Händen gefunden wurde, beigefügt. — Der alte Hardie hat in ſeinen Spekulationen 60,000 *L.* gewonnen, aber ohne Freude an dem erworbenen Gute, wird er von der bei Leuten ſeines Schlages nicht ungewöhnlichen fixen Idee, daß er nicht ſatt zu eſſen habe, beherrſcht. Er bittet den Sohn, der von ſeinem koloſſalen, aber geheim gehaltenen Reichthum nichts weiß, ihm Wohnung, Brot und wöchentlich eine Guinea zu geben, wofür er ihm all' ſeinen Beſitz abtritt. Er ſitzt dann finſter brütend, bis Sonntags die Guinea kommt, die er nicht auszugeben wagt.

Alfred, ein endlich glücklicher Gemahl ſeiner lieblichen und angebeteten Julia, bezahlt mit dem unerwarteten Schatze ſämmtliche Schulden der alten Bank von Barkington und gründet in Gemeinſchaft mit Edward Dodd eine neue, die bald des unbegränzten Vertrauens der Stadt und Gegend wieder ſich erfreut.

Endreſultat: 1 Todtſchlag, 3 wirkliche und 2 vorausgeſetzte Wahnſinnige, 1 Hochzeit; man ſieht: die Mittel mit denen ſich drei Bände ſpannender Situationen herſtellen laſſen, brauchen nicht eben ſehr umfangreich zu ſein.

Von Nebenfiguren ſind Fullalove, der Yankee, Veſpaſian, der Neger, Ramgolam und Mr. Beresford mit mehr Geſchick und Konſequenz gezeichnet, als ſonſt Herr Charles Reade der Mühe werth hält, anzubringen. E. E.

Nord-Amerika.

Zur Geſchichte Europa's in Amerika.

I.

Die Hugenotten und die Indianer in Florida.

Am 25. Juni 1564 ankerte ein franzöſiſches Geſchwader zum zweiten Male*) oberhalb der Mündung des St. Jean. Es beſtand aus drei Fahrzeugen von 60—120 Tonnen Gehalt und war mit Menſchen vollgepfropft, den Oberbefehl führte René de Laudonnière, ein religiöſer Mann, ein vortrefflicher Seeoffizier. Er ſtammte aus einem edlen Geſchlechte zu Poitou, das mit dem Hauſe Châtillon**) befreundet war. Sein Bild zeigt uns eine ſchlanke, an den Maſt gelehnte Figur, Stiefeln, die übers Knie reichen, einen niedergekrämpten Federhut, geſchlitztes Wams und kurzen Rock. Auf ſeinem mageren, ovalen Geſicht mit krauſem Knebelbart, kurzgeſtutztem Kinnbart ſcheint ein gedankenvoller, trüber Zug ſein künftiges Schickſal vorahnend anzudeuten.

Das Zwiſchenjahr ſeit Ribaut's Reiſe war für Frankreich ein unheilvolles. Von den friedlich einſamen Ufern des St. Johann war er in ein bluttriefendes Land heimgekehrt. Doch der Karneval der Bigotterie und des Haſſes hatte eine Pauſe gemacht. Der Frieden von Amboiſe war unterzeichnet; der wilde Mönch würgte ſeine giftige Galle hinunter, der Krieger ſteckte ſein Schwert, der Meuchler ſeinen Dolch ein; die feindlichen Häupter ſchüttelten einander die Hände und bargen ihren gegenſeitigen Groll unter einer lächelnden Maske. Der König und die Königin-Mutter, hilflos mitten in dem verderbendrohenden Sturm der Parteien, ſchmeichelten Condé hier, den Guiſen dort; lieben heute dem Kardinal von Lothringen ihr Ohr, und lauſchten morgen den Kundſchaften Beza's. Coligny war wieder obenauf bei Hofe. Dieſe Gelegenheit benutzte er für die Ausführung ſeines Lieblingsplanes einer überſeeiſchen Koloniſation. Mit Mühen und Eifer wurden die Leute für das Unternehmen geworben. Dem Namen nach waren es lauter Hugenotten: Soldaten, die ihre Löhnung aus dem königlichen Schatz erhielten, Handwerker, Handelsleute; dieſen ſchloß ſich eine Schaar freiwilliger Jünglinge aus dem Hugenotten-Adel, deren ſonſt raſtloſes Schwert ſeit dem Frieden in der Scheide roſtete.

Allein dem Bau fehlte der Grundſtein: in dem ganzen Zuge war kein einziger Feldbauer, deren es überhaupt wenig unter den Hugenotten gab, da das franzöſiſche Landvolk zäh an dem alten Glauben klebte. Abenteuerluſtige Junker, ſorgloſe Soldaten, unzufriedene Gewerbsleute — das waren die Menſchen, die für ihr

*) Zwei Jahre früher hatte unter den Auſpizien Coligny's ein Verſuch ſtattgefunden, zu Port-Royal eine Hugenotten-Kolonie zu gründen. Der Führer der Expedition hieß Ribaut.

**) Coligny war das Familienhaupt dieſes Hauſes.

Vaterland und ihre Religion ein neues Reich jenseit des Meeres gründen wollten.

Mit einigen Offizieren und zwölf Gemeinen landete Laudonnière an demselben Punkte, wo vor ihm Ribaut gelandet war, und als sein Boot sich der Küste näherte, sahen sie einen indianischen Häuptling herbeirennen, der ihnen schon aus der Ferne einen Willkommengruß entgegenjubelte. Es war Saturiona, der wilde Potentat, der einige dreißig Dorfschaften am untern St. Johann und nördlich längs der Küste beherrschte. Mit ihm kamen zwei tapfere Söhne und hinter ihm schaarte sich ein Schwarm Eingeborener in rauh gegerbten, mit allerlei rohen Bildern in grellen Farben gezierten Wildhäuten. Sie umdrängten die Reisenden mit strahlenden Gesichtern und hellem Jauchzen. Besonders kannte der königliche Saturiona kein Maß für den Ausbruch seiner Freude; da er in dem französischen Führer einen Sohn der Sonne erblickte, der vom Himmel gestiegen sei, ihm gegen seinen großen Rivalen Utina beizustehen.

Ganz in der Nähe stand die steinerne Säule mit eingegrabenen Lilien, die bei der vorigen Reise hier aufgerichtet worden. Die Indianer hatten das geheimnißvolle Steinbild mit Blättern bekränzt und davor auf den Boden Mais als Opfer beigesetzt. Mit Liebe und Verehrung gedachten sie der stahlbekleideten Männer, die, vor zwei Sommern, Jean Ribaut an ihre Gestade geführt hatte.

Fünf Meilen oberhalb des St. Johann, an dem Südufer, erhebt sich etwa 40 Fuß hoch ein Hügel, der kühn in das breite und träge Gewässer vorspringt. Jetzt heißt er St. John's Bluff. Hierher drangen die Franzosen durch einen dichten, halbtropischen Wald, erklimmten die schroffe Anhöhe und überblickten da ihr Kanaan.

Eine neue Ueberraschung stand ihnen bevor. Das den Sterblichen sonst beschiedene Loos der Lebensdauer war in diesem gesegneten Klima um das vierfache vergrößert. Auf einem Streifzuge nämlich stieß Laudonnière's Lieutnant Ottigny auf einen Trupp Eingeborener, die ihn freundlich zu sich einluden. Ein stattlicher Indianer trug sie durch die unwegsamen Moräste auf dem Rücken nach einer Wohnung, in welcher sich ihm eine wunderbare Schau darbot: ein greiser Häuptling, Stammvater von fünf lebenden Generationen, der nach seiner Versicherung bereits **zweihundert und funfzig** Jahre zurückgelegt hatte! Das Staunen Ottigny's und seiner Leute steigerte sich aber bis aufs äußerste, als sie in einem andern Winkel den Vater des Häuptlings entdeckten, der fast zum Gerippe zusammengeschrumpft, erblindet und kaum mehr der Sprache mächtig, nach dem Naturlauf, wie die Indianer versicherten, noch dreißig bis vierzig Jahre leben konnte.

Die Beschaffenheit der Gegend und der Menschen schien demnach die Reisenden einzuladen, hier ihre Hütten aufzuschlagen. Die Felder rings um die indianischen Dörfer boten reichliche Nahrung an Mais, Bohnen und Pfeben, während der Fluß eine bequeme Straße öffnete zu den Gold- und Silbergruben, die in den Visionen der Abenteurer so lockend winkten. Indeß um sich und seinen Gefährten vollkommen genug zu thun, lüftete Laudonnière die Anker und befuhr einige Zeit die benachbarten Küsten. Zurückgekehrt und in seinem ersten Eindrucke bestärkt, drang er mit einem Theil seiner Mannschaft tiefer in's Land, um die Gegend näher zu untersuchen. Es war ein heißer Tag, die Sonne stach empfindlich durch die wollenen Kappen und die schweren Wämser, bis sie der Schatten der tiefen Fichtenhalden aufnahm, wo die unbewegte, schwüle Luft mit dem harzigen Duft geschwängert ist und wo der mit dem abgefallenen Laub bedeckte Boden keinen Schall der Tritte wiedergiebt. Doch wie sich der Trupp in dieser Stille fortbewegte, sprang das Wild von allen Seiten auf. Als sie endlich aus dem dunkeln Dickicht in das helle Sonnenlicht traten, lag vor ihnen eine weit ausgedehnte Flur, von einem Bache durchrieselt und mit einem Wall hochstämmiger Waldbäume umschlossen. Sie nannten es das Laudonnière-Thal. Der Nachmittag war fast vorüber und die Sonne dem Niedergang nahe, als sie das Flußufer erreichten. Von gesammelten Reisern und Blättern machten sie ein Lager und schliefen den Schlaf erschöpfter Fußwanderer.

Durch Trompetenschall bei Tagesanbruch geweckt, verrichteten sie ihr Morgengebet in einem gemeinsam angestimmten Psalm und gingen dann an ihr Werk: an den Bau einer Feste, wozu dieser Platz ersehn war. Es war eine Strecke trocknen Bodens, am Rande des Flusses, unmittelbar oberhalb des St. John's-Bluff, so daß sie zur Rechten das Bluff,*) zur Linken einen Morast, vorn den Fluß und hinten den Wald hatten.

Stromauf kamen Böte mit Arbeitern und Werkzeug, Zelten, Zehrung und Kanonen. Die Ingenieure bezeichneten den Grundriß in Dreieckform; und Alle, von den adligen Volontären bis herab zum geringsten Handwerker legten Hand an. An der Flußseite wurde ein Pfahlwerk als Schutzwehr angelegt; an den beiden andern Seiten zog man einen Graben und führte vom Wall aus Faschinen, Erde und Rasen auf. An jedem Vorsprungswinkel stand ein Bollwerk, und in einem derselben war das Magazin. Ein innerer, geräumiger Wohnplatz war mit verschiedenen Gebäuden zu Wohnungen und Speichern umgeben. An der Seite nach dem Flusse zu wurde ein Haus mit bedeckten Hallen für Laudonnière und seine Offiziere gebaut. Zu Ehren Karls IX. nannte man die Feste Fort Carolina.

Diese gewaltigen Vorbereitungen erfüllten indeß „den Herrn des Landes" — wie ihn die „brevis narratio" titulirt — Saturiona, als er es erfuhr, mit Mißtrauen. Und noch lag Alles wüst und wirr um das im Entstehen begriffene Werk, als die erschreckten Franzosen die anstoßenden Höhen des St. Jean von nackten Kriegern wimmeln sahen. Der vorsichtige Laudonnière ließ seine Leute in Schlachtordnung antreten und augenblicklich statt Art und Spaten zu Hakenbüchse und Lanze greifen. Der indianische Potentat kam herbei: eine hohe, athletische Gestalt — Le Moyne, Verfasser der oben angeführten lateinischen Geschichte der Expedition und Künstler zeichnete sein Bild aus dem Gedächtniß — tättowirt mit dem Abzeichen seines Ranges, einen Federschmuck auf dem Haupte, Perlenschnüre um den Hals, an seinem Gürtel, dem einzigen Kleidungsstück, klimperten Metallzierrathen. So schritt er einher in königlich stolzer Haltung, umringt von einer Kriegerschaar, voraus ein Trupp schwerbewaffneter Jünglinge, gefolgt von zwanzig Musikanten, die auf Querpfeifen einen entsetzlichen Diskord bliesen. Zur Stelle angelangt, kauerte er in einer Affen-Attitude — wie sie Le Moyne bezeichnet — auf den Boden. Die Unterhandlung begann und man war genöthigt, den mangelhaften, geradebrechten Worten durch Zeichen und Mienen nachzuhelfen. Es kam dann ein Bundesvertrag zu Stande und Laudonnière beging die Unklugheit, dem Häuptling Beistand gegen dessen Feinde zuzusagen. Saturiona, vollkommen zufrieden gestellt, befahl seinen Indianern den Franzosen bei dem Werke zu helfen. Sie gehorchten freudigen Muthes und schon nach zwei Tagen waren alle Gebäude des Forts nach Landesart mit Palmettolaub eingedeckt.

Ein Wort über diese Wilden. In der Halbinsel Florida gab es mehrere Genossenschaften und mit dreien davon kamen die

*) Ein hohes, steiles Ufer.

Franzosen in Berührung. Die erste war diejenige unter dem vorerwähnten Häuptling, Saturiona, die nächste war die mächtige der Thimagoa, über die ein Häuptling Altina herrschte. Ihre vierzig Ortschaften lagen zwischen den Seen und Wäldern um den St. Johann. An der Spitze der dritten stand „König Potanu", dessen Gebiet sich westlich und nordwestlich von St. Johann erstreckte. Diese drei Gemeinschaften befehdeten einander in Todfeindschaft. Ihr gesellschaftlicher Zustand war gegen den der nomadischen Jägerhorden im Norden ein vorgeschrittener. Den Acker bestellten die Frauen; die eingebrachten Feldfrüchte, Mais, Bohnen und Pfeben, wurden in öffentlichen Scheunen aufbewahrt; davon lebten sie neun Monate im Jahr; während der Winterzeit zerstreuten sie sich und jagten in den Wäldern.

Die Dörfer bestanden aus Haufen von Hütten mit Palmettolaub gedeckt. In der Mitte befanden sich die Wohnungen der Häuptlinge, weit größer als die übrigen, mitunter auf einem Erdaufwurf erbaut und von Pfählen eingeschlossen, zu denen terrassirte Gänge von einigen hundert Ellen führten. Noch sind Ueberreste davon zu sehen, sowie künstliche Höhen, wo die Eingeborenen wie die Huronen und andere Stämme, die Gebeine ihrer Todten in bestimmten Abständen beisetzten.

Der hervorstechende Zug ihrer Religion war die Sonnenverehrung und wie bei den übrigen wilden Stämmen wimmelt es bei ihnen von „Heil-Männern", die die Verrichtungen des Priesters, des Arztes und des Zauberers in sich vereinen.

Ein gewisser Stände-Unterschied war sehr scharf markirt. Ihre Häuptlinge, deren Würde erblich war, führten bisweilen eine fast absolute Macht. Jedes Dorf hatte seinen Häuptling, die einem gemeinsamen Stammoberhaupt untergeordnet waren. In der Sprache des französischen Erzählers waren es Könige oder Herren, Vasallen eines der großen Monarchen, Saturiona, Utina oder Potanu. All diese Stämme sind nun erloschen und es hält schwer, die Stammverwandtschaft genau nachzuweisen.

Doch wieder auf unsere Kolonien zurückzukommen: das Fort war beinah fertig, ihr Bündniß mit Saturiona geschlossen und die Goldjäger brannten vor Begierde, im Innern des Landes nach den geträumten Schätzen zu graben. Zu diesem Behufe fuhr Lieutenant Ottigny mit wenigen Kriegern in einem Segelboot den Fluß hinauf. Mit ihm gingen zwei Indianer, fröhlich wie zu einem Feste, schon zum voraus in der Luft schwelgend, durch die Zauberwaffen ihrer Verbündeten die verhaßten Timagoa blutig zu züchtigen. Wie empfindlich sollten sie enttäuscht werden!

Sanft gleitete das Boot über die dunkeln Fluthen des St. Johann. Zwei Jahrhunderte später fuhren die Bertrams, Vater und Sohn, dieselbe Wasserstraße und zündeten am Ufer ihre nächtlichen Beiwachtfeuer an. Hier streifte Audeban umher mit seinem Skizzenbuch und seiner Flinte. Sie alle hinterließen die Denkwürdigkeiten ihrer Wanderungen, aus denen den Leser der frische Hauch der Wälder und Gewässer anweht. Ottigny aber war der erste Weiße, der seine Barke über den jungfräulichen Fluß steuerte. Vor ihm weiteten sich die Gewässer zu einem mächtigen See, und längs der niedrigen Ufer, auf vorspringenden Spitzen, an den Säumen tiefer, vom Winde geschützter Buchten, erhoben sich die majestätischen Formen einer üppigen Pflanzenwelt. Hier ragte die Mangolia über die Waldbäume weg; nur waren sie jetzt des Schmuckes der prachtvollen Blätter beraubt, die, wenige Wochen früher, an dem grünen Laubdom wie Silbersterne geschimmert hatten.

Von dem Saume des anstoßenden Moores streckte die Cypresse ihre hochstämmigen Säulen mit dem laubreichen Baldachin darüber; von den Armen der Eiche und Fichte herab wallte das graue spanische Moos wie ein Trauergewand, das sich in den leisen Lüftchen wiegte. Hier weidete sich das Auge an dem tropischen Gefieder der Palme, dem Dunkelgrün der gewaltigen Lebenseiche, den funkelnden Grotten der wilden Pomeranzen, den Jasmingehängen im schattigen Dickicht, den scharlachnen trompetenförmigen Blumen der Bigonia.

Nicht minder strotzte der Fluß vom thierischen Leben. Aus den beschatteten Höhlen hervor flatterte und schimmerte das buntfarbige Geflügel. Der Wasserrabe, der Pelikan, der Reiher streiften über das Wasser, oder schritten auf dem kiesigen Strande umher. In der Meräste Schilfgrase lag der Alligator, seine scheußlichen Glieder der Länge nach ausgestreckt, oder ruderte mit ausgespannten Krallen träg und tückisch hinter dem Boote her, aber sich in den Wellen wiegend, und zwar der Oberfläche so nah, daß jede Schuppe, jede Falte der hornartigen Haut sichtbar war. Wenn die Reisenden bei Sonnenuntergang das Boot an's Land lenkten und unter den Waldhallen das Lagerfeuer anzündeten, so erscholl die Küste von dem Gebrüll der kolossalen Eidechsen, der Forst wiederhallte von dem gräßlichen Eulenkonzert, und mit dem Morgenroth erweckte sie, eingehüllt in die aufsteigenden schwülen Dünste, das Geschrei der wilden Truthähne, fern und nah.

Zwanzig Meilen hatten unsre Abenteurer so auf dem Flusse zurückgelegt, als sie in einem nicht zu großen Abstande drei Kanots mit Indianern des Stammes Timagoa erblickten. Alsbald geriethen die zwei Indianer, ihre Reisegefährten, in eine fieberhafte Aufregung. Mit blitzenden Augen griffen sie nach Schwert und Lanze und bereiteten sich zum Kampfe. Aber der kluge Ottigny hemmte absichtlich den Lauf des Bootes und gab so den Timagoa Zeit, an's Land zu rudern und sich in's Gebüsch zu flüchten. Ottigny näherte sich den Kanots, legte einige Kleinigkeiten hinein und zog sich dann etwas zurück, um die Folgen abzuwarten. Da faßten die Flüchtlinge ein Herz und kehrten, Schritt bei Schritt, zurück. Eine freundliche Unterhandlung ward eröffnet und schloß zur Zufriedenheit beider Parteien, aber zum höchsten Verdruß der beiden Saturiona-Indianer.

Ottigny kehrte nach Fort Carolina zurück und vierzehn Tage später fuhr ein Offizier Namens Vasseur stromauf, um den eingeleiteten Verkehr mit den Timagoa zu verfolgen. Denn die Franzosen, in der Meinung, daß das Timagoa-Gebiet zwischen ihnen und den Goldgruben liege, waren keineswegs gewillt, diesem Stamme feindlich zu begegnen und Laudonnière bereute schon das dem Saturiona verpfändete Wort.

Vasseur begrüßten bei seiner Annäherung zwei Indianer vom Ufer aus mit lautem Zuruf; sie luden ihn in ihre Wohnung ein. Er nahm die Einladung an, und durch die Fruchtfelder und den Pfählerhag einer indianischen Stadt, unter dem Zudrang eines staunenden Volkshaufens zur Wohnung des Häuptlings Mollua geleitet, wies man ihm den Ehrenplatz an, und bewirthete ihn reichlich mit Fisch und Brod.

Nach beendetem Mahl eröffnete Mollua das Gespräch. Er sei, sagte er, einer der vierzig Vasallen-Häuptlinge des großen Utina Beherrscher aller Timagoa, deren Krieger goldne und silberne Waffen trügen. Er sprach dann von seinen Feinden, dem mächtigen und gefürchteten Potanu und noch zwei Königen der fernen, an Edelsteinen und Gold unsäglich reichen Appalachischen Gebirge. — Vasseur verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit die ihm dunkle und nur durch das lebhafte Mienenspiel erläuterte Rede des Häupt-

linge; kaum aber hörte er von den Appalachischen Schätzen, so fing er Feuer und versprach, sich mit Utina gegen die zwei Potentaten in dem Gebirge zu vereinigen, und Molina versprach dagegen im Namen der Häuptlinge Utina's, daß jeder den französischen Bundesgenossen einen Haufen Gold und Silber, zwei Fuß hoch, liefern werde. Während also Laudonnière durch feierliches Versprechen an Saturiona gebunden war, ging Vasseur mit dessen Todfeind einen Vertrag ein.

Bei seiner Rückkehr trat in der Nähe der Feste ein Häuptling auf ihn zu und befragte ihn über sein Benehmen gegen die Timagoa. Vasseur erwiderte, er sei über sie hergefallen und habe eine unglaubliche Metzelei unter ihnen angerichtet. Anfangs zweifelnd, doch durch einen Feldwebel, François la Caille, der sein Schwert zog, damit wüthend umherfuchtelte, und so Angriff, Verfolgung, Tödtung der Feinde pantomimisch darstellte, endlich überzeugt, führte sie der Häuptling in seine Hütte und setzte ihnen einen wohlschmeckenden Trank vor, womit die Indianer diejenigen, die sie besonders ehren wollten, zu bewirthen pflegten.

Saturiona indeß, durch seine französische Allianz ermuthigt, hatte seine Vasallen zum Kriege aufgeboten, und aus allen Enden seines waldigen Reiches kamen sie auf seinen Ruf herbei. Zehn Häuptlinge mit fünfhundert Mann bivouakirten am St. Johann. Jetzt erinnerte Saturiona Laudonnière an dessen Versprechen; allein dieser gab anfangs ausweichende Antwort und verweigerte endlich unumwunden die Erfüllung des Pakts. Seine Wuth unterdrückend, entschloß sich der Häuptling allein in's Feld zu rücken.

In der Nähe des Flusses ward ein Feuer angezündet und auf jeder Seite ein großes Faß mit Wasser gesetzt. Saturiona stand, rings um ihn auf dem Rasenplatz kauerten seine Häuptlinge; die fünfhundert Krieger, die lang herabwallenden Haare mit Federn geziert, oder mit Wolfs-, Panther-, Bären- und Adlerhäuten bedeckt, bildeten den äußersten Kreis. Saturiona richtete sein Gesicht, durch den wildesten Ausdruck der Wuth und des Hasses gräßlich verzerrt, gegen des Feindes Land, dann murmelte er einige Worte für sich; dann heulte er eine Anrufung seines Gottes, der Sonne: dann besprengte er die Versammlung mit Wasser aus dem einen Gefäße, stürzte das andere über das Feuer, daß es erlosch: „So" rief er, „möge das Blut unsrer Feinde vergossen und ihr Leben ausgelöscht werden!" Und jetzt brach die Menge in ein wahres Wolfsgeheul aus, daß die Gestade davon wiederhallten.

Nach vollbrachter Ceremonie rückten sie aus und kehrten schon in einigen Tagen siegreich heim, mit dreizehn Gefangenen und einer Anzahl Skalps, die an einem Pfosten vor des Königs Wohnung aufgehängt wurden. Die einbrechende Nacht brachte ein allgemeines Volksfest mit Tanz und Jubel, Paukenlärm und Schmausen.

Laudonnière, entschlossen, sich um jeden Preis Utina zum Freunde zu machen, kam auf den Gedanken, ihm zwei von den Gefangenen zurückzusenden. Den folgenden Morgen schickte er also eine Ordonnanz an Saturiona mit dem Verlangen, zwei Gefangene auszuliefern. Der erstaunte Häuptling schlug das Ansinnen rund ab, hinzufügend, er sei den Franzosen keine Gunst schuldig, da sie ihm so schmählich ihr Wort gebrochen. Laudonnière zog hierauf persönlich an der Spitze von 20 Soldaten in die Stadt, stellte eine Wache vor den Eingang der Häuptlings-Wohnung, trat mit seinen Hakenbüchsenschützen ein, und setzte sich ohne Umstände an den höchsten Platz. Hier saß er, um sein Mißfallen kund zu geben eine halbe Stunde wortlos. Endlich brach er das Schweigen und brachte seinen Wunsch vor. Einige Minuten schwieg Saturiona; dann bemerkte er kalt, der Anblick so vieler Bewaffneten habe die Gefangenen verscheucht. Laudonnière wiederholte sein Verlangen entschieden, und so ging Athor, des Häuptlings Sohn, hinaus und kam sofort mit den zwei Indianern herein. Laudonnière führte sie nach Fort Carolina. Saturiona, Wohlwollen heuchelnd, schickte nach wie vor Geschenke in das Fort, im Innern aber kochte der Groll über die erlittene Beschimpfung, die er nimmer vergaß.

Hauptmann Vasseur mit dem Fähnrich Arlac, einem Feldwebel und zehn Gemeinen schifften sich ein, um Utina die Panderagabe zu überbringen. Mit feurigen Danksagungen aufgenommen, wurden sie von dem Potentaten, der von seinen Verbündeten Nutzen zu ziehen eilte, dringend eingeladen, sich seinem Zuge anzuschließen. Arlac und fünf Gemeine blieben demnach bei ihm und der Rest kehrte unter Vasseur wieder nach dem Fort zurück.

Die Krieger waren auf dem Sammelplatz, die Tänze waren getanzt, die Gesänge waren gesungen und die wilde Rotte trat den Marsch an. Die Wildniß, durch welche sie zog, hat bis auf den heutigen Tag ihr eigenthümliches Gepräge beibehalten: die finstere Fichtenöde, wo mancher Wandrer jämmerlich verhauchte, indem sein stieres Auge vergeblich nach einem Faden suchte, aus diesem erbarmungslosen, eintönigen Labyrinth herauszukommen. Aber auch diese Wüste hat ihre Oasen und Lichtungen, wo sich traubenvolle Weinranken um die Lebenseiche winden, wo die Luft den süßen Waldgeruch athmet und von lieblichem Vögelgesang ertönt. Dann kamen weiter die tiefen Cypressensümpfe, wo dunkle Baumstämme sich gleich Säulen eines ungeheuern Grabgewölbes thürmen, aber ein undurchdringlicher Laubhimmel, unten ein schwarzer, von Wurzeln durchzogener Morast. Ein Trauerschleier hüllt das Ganze ein: kein Athem, kein Laut zu hören, bis der Tauchsprung eines Alligators das Wasser hochauf spritzt und der dumpfe Schall auf einen Augenblick die Todesstille unterbricht. — Aus dieser düstern und seelenverdüsternden Region traten sie endlich in die sonnenlichte, heitere Savanna. Bis an die Brust durch das wogende Grasmeer watend, weidete sich das Auge an dem überschwänglichen Reichthum und der bunten Pracht der Pflanzenwelt, in Baum, Strauch und Blume.

Auf dem ganzen Wege waren Utina's Indianer stets voran; als sie aber das feindliche Gebiet betraten, fielen die bescheidenen Krieger in den Nachzug und überließen den Ehrenposten großmüthig ihren Verbündeten.

Sie erblickten eine offene, schlecht angebaute Landschaft, eine Stadt mit großer Umpfählung, wie alle indianischen Wohnplätze. Ihr Anrücken war bemerkt worden und Potanu's Streiter, keineswegs eingeschüchtert, rannten in Schwärmen ihnen entgegen. Allein der Anblick der bärtigen Fremden, Blitz und Knall der Feuerwaffen, der Sturz ihres voranziehenden Häuptlings, den Arlac's Kugel vor den Kopf getroffen, erfüllten sie mit Bestürzung und sie flohen über Hals und Kopf hinter ihre Verschanzungen. Die Timagoa setzten ihnen mit hellem Geschrei nach und drangen im wirren Durcheinander zugleich mit ihnen in die Stadt, wo sich jetzt Mord, Raub und Feuer einander ablösten, um das Verwüstungswerk zu vollbringen. Dann kehrte die Bande triumphirend heim.

Frankreich.

Internationale Schulen.

Wir hatten vor zwei Jahren einen Bericht besprochen, den der General-Sekretair der „Europäischen Gesellschaft für den interna

tionalen Unterricht", Herr Eugen Rendu, herausgegeben hatte und der den Plan anregte, in Frankreich, Deutschland, Italien und England je eine internationale Schule anzulegen, welche den Knaben und Jünglingen die Erlernung der fremden Sprachen erleichtern sollte. Der Plan war bis in's Detail ausgearbeitet, die großen Vortheile seiner Verwirklichung waren namentlich für Frankreich hervorgehoben; die Gesellschaft befürwortete zunächst die Gründung einer Schule in der Nähe von Paris und verlangte eine Subvention vom Staate, falls dieser es nicht vorziehen sollte, die Sache ganz in seine Hand zu nehmen.

Wir waren begierig, zu erfahren, ob die französische Regierung dem Plane ein geneigtes Ohr schenken würde: lange Zeit drang Nichts darüber in die Öffentlichkeit; jetzt finden wir in der Revue de l'instruction publique eine lange Mittheilung, aus der hervorgeht, daß eine solche Schule aus Privatmitteln in der Nähe von Paris vor einiger Zeit wirklich gestiftet worden und daß ihr Bestehen gesichert ist.

Der Direktor dieser Schule, Herr Jules Brandt, hat über seine Anstalt einen Bericht an den General-Sekretair der „Europäischen Gesellschaft" erstattet; diesen Bericht veröffentlicht die Revue, und wir wollen die wesentlichsten Punkte desselben mittheilen.

„Der Gesichtspunkt, von dem ich bei Gründung meiner Anstalt ausging, schreibt Herr Brandt, war derselbe, den Sie, Herr General-Sekretair, festgestellt hatten: „„Ein Europäer darf heut in keinem Lande Europas sich fremd fühlen. Wir bedürfen aus verschiedenen und sämmtlich sehr wichtigen Gründen eines Unterrichts-Systems, welches der großen und universellen Revolution Rechnung trägt, die sich seit einem halben Jahrhundert vollzogen hat in den intellectuellen, kommerziellen, ökonomischen und politischen Beziehungen der Völker."" Das System war dieses: „„In den verschiedensten Ländern werden Schulen errichtet, deren Unterrichts-Folge auf das Genaueste nach Einem Plane festgestellt ist; in jeder Schule werden mehrere Sprachen praktisch geübt; der Zögling, der aus einer bestimmten Klasse der Schule des einen Landes in die eines anderen Landes übersiedelt, erfährt in seinem Unterricht keine andere Veränderung, als daß er an einem anderen Orte unterrichtet wird.""

„Ich erkannte sehr wohl, „„mit welcher Genugthuung die Familien die außerordentlichen Vortheile der neuen Einrichtung begreifen würden: ihre Söhne knüpfen in der Kindheit und Jugend Beziehungen mit Kameraden an, die berufen sind, eines Tages hervorragende politische, administrative, kommerzielle und industrielle Stellungen in den verschiedensten Ländern beider Hemisphären einzunehmen.""

„Um diesen großen Zweck zu erreichen, mußte man vor Allem eine Anstalt schaffen und wirken lassen, welche die Theorie bewähren sollte und zugleich als Typus gelten konnte.

„Die Anstalt, welcher ich vorstehe, liegt zu St. Germain en Laye, in einer der gesundesten und schönsten Gegenden der Umgebung von Paris. Es ist möglich, für den Unterricht alle Hülfsquellen der großen Stadt zu benutzen und doch zugleich alle Gefahren zu vermeiden, welche der Aufenthalt in der Stadt selbst für junge Leute mit sich bringt.

„Wie in den englischen Anstalten von Eton und Oxford, werden auch in der meinigen die körperlichen Uebungen, welche die Konstitution kräftigen und das Gemüth frisch erhalten, mit der größten Sorgfalt überwacht: Fechten, Turnen, Reiten und Schwimmen, Alles wird entweder in der Anstalt selbst oder in deren unmittelbarer Nähe vorgenommen. Zwei Ruderboote, welche zum Hause gehören, stehen zur Verfügung der jungen Leute, doch wird keine Rudertübung vorgenommen ohne Aufsicht eines Schiffsmeisters.

„Die Organisation der Studien entspricht dem in Ihrem Bericht entworfenen Plane; meine eigene Erfahrung, welche ich während eines fünfundzwanzigjährigen Unterrichtens in Deutschland, England und Frankreich gesammelt habe, und meine Kenntniß der Sprachen dieser drei Länder erleichterten mir diese Organisation wesentlich.

„Mein Zweck ist ein doppelter: vollständige Kenntniß und Gebrauchsfähigkeit der fremden Sprachen — und zugleich Kombination der Sprachstudien mit ernsten klassischen Studien und mit Vorbereitungen zu den verschiedenen Prüfungen, welche in den verschiedenen Ländern Europas für den Eintritt in die mannigfachen Laufbahnen erforderlich sind.

„Das Studium der lebenden Sprachen wird besonders begünstigt durch das Zusammenleben von Schülern verschiedener Nationalität: zwei Stunden täglich sind den Sprech-Uebungen gewidmet, es werden hier nicht allein die Regeln der Syntax und die Prinzipien der Grammatik durchgenommen, sondern es wird der Sprech-Unterricht mit dem Unterricht der gewöhnlichen anderen Gegenstände verbunden. Sobald die Zöglinge eine hinreichende Kenntniß der von ihnen erwählten Sprache erlangt haben, wird in dieser Sprache ihnen ein bestimmter literarischer oder wissenschaftlicher Cursus vorgetragen.

„Diejenigen Disziplinen, welche der primäre Unterricht und das klassische Studium verlangt, werden mit der größten Sorgfalt gelehrt. Wir sind überzeugt, daß die vielen Stunden, welche gewöhnlich der Erlernung des Lateinischen und Griechischen gewidmet werden, den erwarteten Nutzen nicht haben; wir verkennen keineswegs den hohen Werth dieser Sprachen für die Gesammtbildung, aber wir meinen, daß vor dem Beginn dieses Unterrichts die Zöglinge erst genaue und umfassende Vorstellungen von den Grundsätzen ihrer Muttersprache haben sollten. Bei einer solchen Vorbereitung finden die jungen Leute viel mehr Geschmack an den alten Sprachen, als man leider in der Regel bei ihnen wahrnimmt: sie lernen alsdann vergleichen und urtheilen, und worauf es vor Allem hauptsächlich ankommt: sie lernen denken.

„Ein Grund, weßhalb so oft in vielen sonst vorzüglichen Anstalten doch kein rechter Erfolg erzielt wird, liegt darin, daß die Lehrer genöthigt sind, ihre Aufmerksamkeit auf eine zu große Anzahl von Schülern zu vertheilen. Es war deßhalb mein Grundsatz, daß eine Klasse nie mehr als zwanzig Köpfe zähle, und diesen Grundsatz werde ich (eventuell durch wiederholte Theilung der Klassen) auch treu bleiben, wenn der Besuch meiner Anstalt sich bedeutend steigern sollte.

„Ich war bei der Auswahl der Lehrer und bei Einrichtung der Unterrichtsverhältnisse darauf bedacht, die Beziehungen des Lehrers zu den Schülern wie die eines Vaters oder eines älteren Bruders zu gestalten; und ich konstatire gern, daß auch der Gesammtbildungsgrad der Lehrer für Zeichnen, Gesang und Musik, abgesehen von ihren technischen Fertigkeiten, sie auf Eine Stufe mit den übrigen Professoren stellt.

„Die ganze innere Einrichtung der Anstalt zielt darauf ab, in den Zöglingen das Gefühl ihrer persönlichen Würde, aber auch ihrer persönlichen Verantwortlichkeit lebendig zu erhalten. Die Frage, wie es mit dem Religionsunterricht zu halten, ist in dem Sinne Ihres Berichts gelöst worden: „„Wir wünschen, daß ein tief religiöses Gefühl die Gemüther stärke und belebe. Die Lehrer werden mit der größten Gewissenhaftigkeit jedes Wort vermeiden,

welches die eine oder die andere Religion bloßstellen könnte; und die Priester aller Konfessionen werden allein den Unterricht in den nach dem Kultus geschiedenen Sektionen ertheilen. Aber wenn wir die religiöse Toleranz als das Grundprinzip der nationalen Schulen hinstellen, so verlangen wir doch auch ausdrücklich, daß Alles vermieden werde, was die Religiösität zur Indifferenz herabdrücken könnte.""

„Nach diesen Grundsätzen nimmt die Anstalt von Saint Germain Zöglinge auf, die nach dem oben ausgesprochenen Plane unterrichtet werden; sie nimmt aber außerdem auch externe Schüler an. Unter jenen haben wir zehn junge Engländer, darunter mehrere aus den höchsten Schichten der Gesellschaft, welche aus Eton und Oxford nach meiner Anstalt übergesiedelt sind. Mehrere dieser Zöglinge haben bereits in ihrer Heimat schwierige Examina rühmlich bestanden.

„Meine Anstalt ist insofern national, als sie Zöglinge aus verschiedenen Nationalitäten enthält und als der Unterricht in den lebenden Sprachen gut genug organisirt ist, um praktische Resultate zu erzielen, ohne daß eine Auswanderung in die betreffenden Länder nöthig ist. Natürlich repräsentirt sie nur den ersten Schritt zur Ausführung des großen Planes, den Ihr Bericht aufgestellt hat; aber die Unterrichts-Methode ermöglicht den Wechsel der Zöglinge und ihre Uebersiedelung nach anderen Ländern, sobald erst in England, Deutschland, Italien und Spanien ähnliche Anstalten errichtet sind."

. . .

An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen — haben wir beim Lesen und Schreiben obiger Zeilen oft gedacht. Herr Brandt verspricht sehr viel: wir wünschen aufrichtig, daß die Adresse eines Mannes wie Eugen Rendu uns vor Reklamen bewahre.

Wir haben schon vor zwei Jahren erwähnt: wir hätten bei dem Plane des Herrn Rendu das Bedenken, es möchte bei der wandernden Lebensweise so junger Leute und bei der hauptsächlichen Richtung des Unterrichts auf Stärkung des Gedächtnisses und der formalen Sprachgewandtheit, Gemüth und Charakter verflachen. Allerdings kann eine außerordentliche Sorgfalt des Dirigenten und der Lehrer diese Gefahr verringern, und wir wünschen daher der Anstalt des Herrn Brandt ein zunehmendes Gedeihen.

Wir freuen uns, gleichzeitig berichten zu können, daß gegenwärtig auch in Deutschland eine internationale Schule errichtet wird. Dr. Zöller in Bruchsal (Baden) veröffentlicht soeben den Prospekt des auf Aktien gegründeten Unternehmens. Die Schule nimmt Knaben jeder Nation und Religion nach zurückgelegtem zwölften Lebensjahre auf, „in deren Beruf es liegt, mit gleicher Fertigkeit Deutsch, Französisch und Englisch verstehen, sprechen und schreiben zu lernen." Täglich vier Stunden Schulunterricht für die Sprachen, zwei bis drei Stunden für die übrigen Disziplinen. Der Kursus ist dreijährig. Die Klassen der ersten beiden Jahre theilen sich nach den Sprachen. Das erste Jahr lehrt nur eine fremde Sprache; das zweite Jahr vertheilt sich in vier Klassen: 1) eine französische für die deutschen Zöglinge, 2) eine andere französische für die englischen Zöglinge, 3) eine englische für die deutschen und französischen und 4) eine deutsche für die französischen und englischen. Das dritte Jahr richtet sich nach dem Beruf der Zöglinge: für den kaufmännischen eine Handelsklasse, für den literarischen eine Literatenklasse.

Diese Anstalt ist auf je 20 Zöglinge von jeder der drei Nationen eingerichtet. Die Pension beträgt für das Schuljahr vom 1. Oktober bis 10. April 450 Gulden; Zöglinge, für die ein besonderes Zimmer und die Kost am Tisch des Lehrers gewünscht wird, zahlen 600 Gulden.

Ein Gespräch mit Meyerbeer über die Musik der Zukunft.

Herr Henri Blaze de Bury, der in der Revue des deux Mondes der Nachfolger Scudo's als musikalischer Referent geworden, bringt im ersten Oktober-Hefte dieser Revue einen Artikel über die „Afrikanerin", diese seit vielen Jahren fertige und noch immer nicht zur Aufführung gekommene Oper des verstorbenen Meisters. Bei dieser Gelegenheit theilt der plauderhafte Franzose ein Gespräch mit, das er mit Meyerbeer über Richard Wagner und die Musik der Zukunft gehabt. Allerdings ist es weniger Meyerbeer als Herr Blaze de Bury, den wir über den Gegenstand hören. Jedenfalls ist aber, was wir hier daraus mittheilen, charakteristisch für die Art der Auffassung jener Musik von Seiten der französischen Kritik.

„Wenn wir, sagt Herr Blaze de Bury, mit Meyerbeer über Musik plauderten, war es mein eifrigstes Bestreben, ich gestehe gern: meine ganze Kunst, ihn zur Aeußerung seiner eigensten Empfindungen, seiner weder von offiziellem Verschweigen noch von offiziöser Liebenswürdigkeit beeinflußten, wahren Meinung zu bewegen. Man weiß, wen er unter den Todten am meisten bewunderte: Bach, Mozart, Beethoven waren seine Götter. Den Lebenden ließ er wohlwollende Gerechtigkeit widerfahren; bei vollem Enthusiasmus für die Einen und Achtung für die Anderen, hatte er Sympathie für Alle, selbst diejenigen inbegriffen, die die Welt nicht für seine Freunde hielt.

Ein einziger Name hatte das Privilegium, ihn zu reizen, das war der Name Richard Wagner's, den er nicht nennen hören konnte, ohne sofort von einer unangenehmen Empfindung ergriffen zu werden, die er, trotz seiner sonstigen Diskretion und der Geschicklichkeit, auch die unscheinbarsten Eigenschaften eines Jeden mit dem Mikroskop herauszufinden, sich auch nicht scheute, auszusprechen.

Es macht mir daher auch nichts so viel Spaß, als die Berührungspunkte, die man sich abquält, zwischen dem Komponisten des „Propheten" und dem Sänger des „Tannhäuser" herauszuklügeln. Man wäre schön bei Meyerbeer angekommen, wenn man ihm seine verwandtschaftlichen Aehnlichkeiten mit dem früheren Orchester-Chef des Königs von Sachsen demonstrirt hätte. Jedoch selbst auf diesem Felde wagte seine angeborene Zurückhaltung keine allzu weiten Zugeständnisse, und nur einem unwillkürlich entschlüpften Satz, einer wie ein Funke aus der Diskussion hervorspringenden Gegenantwort verdankte man die Offenbarung seines wahren Gefühls.

Ich entsinne mich eines Tages, als er, um Antworten auf meine Fragen auszuweichen, mit mir ein Verhör anstellte.

„Aber warum erklären Sie sich denn nicht selbst über diese Musik? Sie waren in Weimar, als die erste Aufführung des „Tannhäuser" stattfand, und so weit ich Sie kenne, haben Sie nicht bis zum heutigen Tage mit der Feststellung Ihrer Meinung gewartet."

„Nein, sicherlich nicht, ich habe diese Musik gehört, sie macht mich todt. Je mehr ich davon höre, desto unmöglicher ist es mir, etwas Anderes als eine Mystifikation in ihr zu sehen. Die Musik der Zukunft — Sie kennen meine Ansicht darüber — ist Fidelio, Wilhelm Tell, der Freischütz und die Hugenotten. Es giebt in

den von Herrn Wagner angenommenen Theorien keine Idee, die nicht schon früher von Beethoven, Weber, Rossini oder Ihnen in's Werk gesetzt worden wäre, aber dafür giebt es auch wieder im „Fidelio", im „Wilhelm Tell", im „Freischütz" und im „Propheten" eine Menge Sachen, die Herr Wagner und seine Schule von ihrem System gestrichen haben, weil sie sie nicht in ihre Partituren setzen konnten. Und gleichwohl . . . ."

„Aha, es giebt ein „gleichwohl".

„Ja, Meister, es giebt ein „gleichwohl", für mich wenigstens, der so viele große Meister irren sah, so viele berühmte Kritiker und begabte Dilettanten Orakel aussprechen hörte, die die Zukunft Lügen strafte."

„Aber das Publikum! Gestehen Sie, daß dasselbe ein sehr ernstes Kriterium ist?"

„Ernst, ja, aber nicht unfehlbar, das beweisen der in Rom ausgepfiffene „Barbier von Sevilla" und der einst im Odeon ausgezischte unsterbliche „Freischütz."

„Das bedeutet also," sagte Meyerbeer, „nach Ihrer Ansicht, daß früher oder später der Tag kommen wird, an dem Wagner's „Tannhäuser" mit diesen beiden Meisterwerken zugleich genannt werden wird."

„Gott verhüte, daß mein Ausnahmefall solche Konsequenzen zuläßt. Mit der Kunst, die Gegenwart zu ennuyiren, zu reizen, zu betäuben, gewinnt man doch noch lange kein Anrecht auf die Zukunft. Wenn ich den Barbier von Sevilla Rossini's mit dem Barbier von Paësiello vergleiche, so finde ich im Werke des Neueren Schätze von Ideen und Formen, von der die Vergangenheit nichts wußte. Dasselbe ist vom „Freischütz" zu sagen, dessen romantische Tendenzen von einem Publikum nicht goutirt wurden, das die Opern der Weigl, Müller und Winter noch in den Ohren hatte. Nun frage ich Sie, kann man all das auf Richard Wagner anwenden? Gewiß nicht. Der Komponist des „Tannhäuser" ist nur in seinen Theorieen ein Revolutionär; denn seine Musik lehrt uns nichts, was uns Beethoven und Weber nicht schon früher und besser gesagt hätten. Wie diese Musik jetzt ist, wird sie in zehn, in dreißig Jahren sein, sie hat uns keine Geheimnisse zu offenbaren, und das ist's, was ich ihr vorwerfe. Wir lesen in dieser Musik wie in einem offenen Buche, sowohl ihre leider nur negativen Eigenschaften, als ihre aller Persönlichkeit entbehrenden Fehler; mitunter ist sie gut, oft langweilig, aber niemals unverständlich. Die Melodie, wenn man zufällig das Glück hat, einer zu begegnen, trägt durchaus keinen besonderen Charakter. Alles das könnte eben so gut von Weber und von Ihnen sein und würde unbeachtet in der „Euryanthe" und im „Propheten" vorübergehen."

„Nun wohl, das nenne ich reden! rief Meyerbeer aus und fügte dann nach kurzem Stillschweigen lächelnd hinzu: „Nur frage ich Sie, was mit einer solchen Sprache aus Ihrem bisherigen Zögern, Ihren Skrupeln werden soll?"

„Sie sehen, ich entschlage mich ihrer leichten Kaufe."

„Ja, im tête-à-tête!"

„Sie wollen mir vorwerfen, ich hätte nicht den Muth meiner Meinung? Glauben Sie das nicht! Je mehr mich diese Musik langweilt, desto weniger erscheint es mir gerathen, mit in die Fragen einzugreifen, die man ihr zu Gefallen anzuregen beliebt; man muß sich niemals von gewissen, die Menge herbeiziehenden Lockpfeifen fangen lassen, und wozu soll man auch, wenn man im Grunde genommen nur eine gründliche Gleichgültigkeit empfindet, sich öffentlich gegen einen Mann erklären, der trotz alledem sein Geschäft versteht?"

„Sind Sie dessen so gewiß, daß er sein Geschäft versteht?" unterbrach mich Meyerbeer maliciös.

„Ei, ich setzte es voraus."

„Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Jemand;" antwortete ich ihm und nannte den Namen eines Komponisten jenseits des Rheins, dessen liebenswürdige Partituren seit einigen Jahren die Runde durch Europa machen.

„Ach, dieser „Jemand" hat es Ihnen gesagt," fuhr Meyerbeer mit einem Gesichtsausdruck fort, in dem sich die feinste Ironie, mit der unerschütterlichen Autorität des Meisters mischten. „Und erlauben Sie mir die Frage, sind Sie denn dessen so ganz sicher, daß er, dieser „Jemand," sein Geschäft versteht?"

Italien.

Rudolf Gottschall: Reisebilder aus Italien. *)

Wieder ein deutscher Poet, der seine Römerfahrt gemacht und sie, die italiänische Reise seines Herrn Vorfahren in Apollo und Italien in der Hand, geschrieben hat! Così fan' tutti, aber doch Jeder auf seine eigene Manier, bald auf hohem Kothurn, bald die Peitsche schwingend, Viele das hohe Pferd der Kunstkritik und nicht Wenige auch das Steckenpferd romantisch-historischer Sentimentalität reitend. Unser Verfasser hat sich dagegen, eine rara avis unter den Jüngern des Parnaß, dem niederen Geschlechte simpler Touristen angeschlossen und erzählt uns die Eindrücke seiner Reise in schlichter Prosa frischweg, wie er sie, im raschen Fluge scheint es, in sich aufnahm, ohne sich viel mit dem Ballast eingehender Betrachtung über das Gesehene zu beschweren. Es kam ihm darauf an, die Physiognomie der einzelnen Städte, wie sie sich dem Wanderer bei flüchtigem Aufenthalt darstellten, festzuhalten und zu veranschaulichen, und er hat in diesem Sinne Skizzen von Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel, Genua und Mailand entworfen, die manchen frischen Zug zu den ausführlichen Schilderungen Anderer beitragen. Von der großen Masse der Reiseliteratur zeichnen sich diese Reisebilder indessen, wie leicht zu ermessen, in mancher Beziehung aus; der Dichter war's doch nicht möglich, sich ganz zu verleugnen; es zog ihn in die Theater, in die literarischen Salons und er bringt eine von dort mancherlei, was dem Reisenden gewöhnlichen Schlages entgeht, in angenehmem Geplauder mit. Schade, daß es nicht in seinem Plane oder in seiner Muße lag, die literarischen Zustände des jungen Königreichs, die in gewaltiger Gährung begriffen sind, näher zu erforschen und die Gegensätze, die sich auch auf diesem Gebiete in hoch erregter Lebendigkeit, ja Schärfe, gegenüber stehen, eingehender zu schildern. — Von dem enthusiastischen Ton, den er an den Wanderbüchern Anderer zu tadeln findet, hat sich Herr R. Gottschall mit einer Konsequenz freizuhalten gewußt, die eine andere Eigenthümlichkeit seines Buches ausmacht; er wollte den Humor, wie er sagt, nicht zu Hause lassen und hält denn auch wirklich mitunter etwas monoton, an ihm fest, selbst da, wo andere, höhere Regungen das Menschenherz zu bewegen pflegen. Das stört mitunter, namentlich da dieser beständige Reisebegleiter nicht der Humor eines Yorick ist, dem, wenn er lacht, eine Thräne im Auge steht, sondern ein wohlbehäbiger und bequemer Gesell mit einer Neigung zu jenen Witzen, die man schlecht nennt, womit man sagen will, daß sie gut sind, aber in Italien hie und da, so in Rom, nicht gerade am rechten Platze sind. Dieser Fehler, wenn es überhaupt Vielen als Fehler erscheint, verschwindet aber gegen die stete Nun

*) Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1864.

terkeit und Frische, mit der sich Gottschall den augenblicklichen Eindrücken hingiebt, und die Lebendigkeit, mit der er das bunte Schauspiel der italiänischen Gegenwart vorzuführen versteht, Eigenschaften, die nicht verfehlen werden, seinem Buche Freunde zu erwerben. Wie kommt es doch, daß dasselbe typographisch so viel Malheur erfahren hat? Es wimmelt von Druckfehlern, und Gänsefüßchen sind so massenhaft und so launisch angebracht, daß man beim Lesen förmlich darüber stolpert.

Platen's Grab.

Platen hat vom Schicksal, das ihm bei seinen Lebzeiten nicht eben hold gelächelt, eine Sühne empfangen, das schönste Grab, in dem je ein deutscher Dichter ruhte. Er starb, man weiß es, auf einer Reise durch Sicilien, in Syrakus, gastfreundlich gepflegt im Hause des wackern Ritters Maria Landolina. In der Vigna dieses Edeln liegt er begraben, in der herrlichen blühenden Einöde, da einst die Weltstadt Syrakus gestanden, Angesichts der Berge, die ihre Burgen trugen, umringt von den wenigen, unvergänglichen Denkmälern, die, wie das Theater und der Circus, die Wasserleitung und die Steinbrüche, in Felsen gehauen, jeder Macht der Zeit trotzen, und nahe dem leuchtenden Meer des Südens, dessen unsägliche Schönheit er so vielfach besungen. Von seinem Grabe aus blickt man auf das arme kleine Syrakus von heute, dem von der alten Herrlichkeit nichts geblieben ist, als der Name und der weite öde Hafen, und dessen schönes Rund so viele klassische Erinnerungen, Nymphen und Flußgötter, Anapus und Cyane, Nicias und Archimedes, Griechen und Karthager und Römer lebendig werden. Aufwärts und abwärts folgt der Blick den sanften Linien der Küste weithin, ins Unbegränzte schweifend, und findet nur im Norden eine Schranke an den mächtigen weißen Rücken des Aetna, den der griechische Dichter des Himmels mächtige Säule nennt.

Er liegt im Garten begraben, nicht in einem jener engen heißen Blumen-Labyrinthe der Steinbrüche, die sich sonst hier wohl zur Ruhestätte der Reter hergeben, sondern in einem freien weiten Weinberg, oben an, mit dem Blicke auf den Aetna und das Mittelländische Meer. Lorbeer sprießt aus seinem Grabe, Myrthen stehen blühend daneben, und irre ich nicht, eine der Palmen, die doch auch in Sicilien selten sind. Ritter Landolina hat dem Freunde diesen schönsten Platz in seiner Besitzung eingeräumt und um sich des edlen Gastes in jeder Hinsicht werth zu erweisen, ihm ein Monument aus Marmor aufgerichtet, dessen lateinische Inschrift den Grafen als Deutschlands Horaz feiert. Man mag darüber denken wie man will; manchem mag vielleicht auch wunderlich scheinen, daß auf dem Grabstein das Wappen der Platen-Hallermünde in größtem Format, aus buntem sicilianischen Gestein ausgelegt, mit aller heraldischen Umständlichkeit prangt, während ein Bildniß des Dichters fehlt: aber kein Deutscher wird ohne Rührung und Stolz an diesem Grabe stehen, das einem deutschen Dichter um seiner Kunst willen von einem hochherzigen Freunde gesetzt worden ist.

Schon als ich das Grab sah, vor etwa drei Jahren, hatte sich die Mosaik der Wappenfelder mehrfach gelockert und auch die Inschrift war hier und da beschädigt. Landolina ist längst todt. Der Garten gehört Nachfolgern, die sich um seine Verehrung für Platen wenig kümmern mögen. So ist's denn nicht verwunderlich, daß das Denkmal seinem Verfalle rasch zugeeilt ist. Aber mit Freuden darf man es begrüßen, daß die Deutschen in Sicilien zu seiner Erhaltung thätig werden. Der Prediger der deutschen evangelischen Gemeinde in Messina (sie ist von den dortigen deutschen und schweizer Kaufherrn ohne Zuthun geistlicher Behörden des Vaterlandes gegründet und hat bereits Filialen in Catania und Syrakus), Herr Dr. Hartwig hat es übernommen, den Stand der Sache zur allgemeinen Kenntniß von Platen's Freunden zu bringen. Er fordert sie auf, zur Wiederherstellung und Erhaltung seines Denkmals beizusteuern und ihre Beiträge an die Handlung von Klostermann und Gonzenbach zu Messina einzusenden. Auch wer von der Denkmälerwuth unserer Tage unberührt ist, wird die Fürsorge um das Grab des in der Ferne Dahingeschiedenen gerecht finden. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, den Aufruf unserer Landsleute in Sicilien weiter zu verbreiten und ihrer Aufforderung zur Erhaltung des schönsten deutschen Dichtergrabes Eingang zu verschaffen.

P. D. Fischer.

Kleine literarische Revue.

— **Die vlamische Bewegung in Belgien.***) Daß die germanisch-niederdeutsche Bewegung im Königreich Belgien immer größere Fortschritte macht, beweist der erfreuliche Umstand, daß selbst die bisher im Rufe einer französirenden Stimmung und Haltung stehende Brüsseler Akademie der Wissenschaften und schönen Künste allmählich für das vlamische Wesen sich zu erwärmen anfängt. Eine und dieselbe Nummer ihres diesjährigen „Bulletin" brachte unter der Rubrik „Communications et lectures" zwei tüchtige Vertheidigungen des Rechtes der niederdeutschen Sprache, von zwei der angesehensten Mitglieder der gelehrten Körperschaft verfaßt. Die erste, „die Einheit der Sprache in Belgien" betitelt, war von dem bekannten Baron Kervyn de Lettenhove (Herausgeber der Memoiren Karl's V.) gegen eine von Leclercq verfaßte „Notiz" gerichtet worden; sie widerlegt mit schlagenden Gründen die Befürchtungen, welche Leclercq vom Standpunkte der Staats-Einheit den vlamischen Wünschen gegenüber ausgesprochen hat; sie zeigt, daß diese Einheit durch die Verwirklichung des vlamischen Programms von 1840 nicht im Geringsten gefährdet wird. — Die andere Denkschrift „Von der Stellung der vlamischen Sprache in Belgien" hat den biedern Snellaërt zum Urheber; sie giebt ein Gemälde von den Ungerechtigkeiten, den Rechtsverkürzungen, den tausendfachen politischen, sozialen wie juristischen Benachtheiligungen, denen die Vlamingen, wofern sie des ihnen fremden Französisch unkundig, von ihren eigenen belgischen Landsleuten ausgesetzt sind.

Snellaërt dringt energisch darauf, daß der Artikel 23 der belgischen Verfassung, der den Gebrauch der in Belgien üblichen Sprachen für fakultativ erklärt und nur für die Handlungen der Staatsbehörden und der richterlichen Gewalt eine Reglementation dieser unmittelbarsten Lebensäußerung des denkenden Geistes gestattet, endlich zur Wahrheit werde. Nicht länger dürfe der vlamische Bauer, der vlamische Arbeiter wie ein geduldeter Fremdling behandelt werden, dem man einen Dolmetscher beigiebt, während er, auf dem Boden seiner Väter stehend, vom Richter die Kenntniß seiner Sprache (die von 57 Prozent aller Belgier gesprochen wird) verlangen könnte.

Unter der Herrschaft der alten brabanter Konstitution, der ehrwürdigen **Joyeuse Entrée** (Blyde Inkomsten), ist dies übrigens

*) Bulletin de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique, 33e année, Tome 17, No. 6.

anders gewesen. Es war ein Grundrecht der Brabanter, in ihrer Sprache vom Richter gehört zu werden; die Räthe am Conseil souverain de Brabant (Hogbe Raëd van Brabant) waren auf die gleichmäßige Fertigkeit in der vlamischen, französischen und rheinisch-plattdeutschen Sprache ausdrücklich und feierlichst verpflichtet.

T. v. B.

— **Die englischen Genossenschaften im Jahre 1863.** Ohne die Konsumvereine und die Produktiv-Gesellschaften in den englischen Fabrik-Distrikten wäre das von der Baumwollen-Noth hervorgerufene Elend gewiß von der verderblichsten Art gewesen. Nach dem Ausbruche des amerikanischen Bürgerkrieges hatten die Gegner der neuen Genossenschaften den Ruin und den Untergang aller „cooperative societies" verkündet. Aber das Gegentheil ist eingetreten. Nach dem kürzlich von Holyoakes — dem britischen Schulze-Delitzsch — veröffentlichten Berichte, belief sich im Jahre 1863 bei 381 Genossenschaften dieser Art der Umsatz auf 2,600,000 Pfund (16½ Mill. Thlr.). In Lancashire allein giebt es 117 und in Yorkshire 96 solcher Gesellschaften. Jene 381 societies zählen zusammen 108,000 Mitglieder und besitzen ein Grundvermögen von 793,500 Pfd. bei einem aufgenommenen Kapital von nur 229,000 Pfd. Der Gewinn-Ueberschuß betrug 213,600 Pfd. Die bekannte älteste Genossenschaft der „Pioniere von Rochdale" hat auch im Jahre 1863 sehr gute Geschäfte gemacht. In den vier Jahren von 1860—63 hat sie einen Gesammt-Ueberschuß von nicht weniger als 118,000 Pfd. geliefert, obwohl sie, trotz der Baumwollen-Noth, ihre Arbeitslöhne nicht herabsetzte und länger arbeiten ließ, als irgend eine andere Fabrik der Umgegend. An unbeschäftigte, arme Arbeiter hat diese Genossenschaft im vorigen Jahre 1500 Pfd. (10,000 Thlr.) vertheilt.

— **Ein allgemeines Alphabet.***) Der im August 1858 zu Darmstadt verstorbene Geheimrath Dr. Schleiermacher hatte im Jahre 1827 um den Preis konkurrirt, welchen die von der Pariser Akademie zur Vollziehung des Testaments des Grafen v. Volney bestellte Kommission für die Bildung eines „harmonischen Alphabets" nach den Absichten des Testators ausgesetzt hatte. Die von Schleiermacher eingesandte Denkschrift wurde gekrönt; ebenso ein weiteres Mémoire sur l'influence de l'écriture sur le langage (1835). Ein Prospektus, den Schleiermacher damals mit abdrucken ließ, entwickelte die Grundsätze, auf welche er sein Alphabet harmonique gründete. Dasselbe sollte so vollkommen sein, daß jeder der fremden Sprache einigermaßen kundige Leser im Stande sein sollte, jeden mit dem harmonischen Alphabet geschriebenen Text unmittelbar wieder in die Originalschrift zu übertragen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat Schleiermacher ein Alphabet aufgestellt, welches geeignet ist, sämmtliche asiatische und slavische Sprachen, sowie das Walachische, Koptische, Aethiopische und Ambarische in Buchstaben des lateinischen Alphabets (natürlich mit modifizirenden Zeichen) zu transkribiren.

Von dem Nachlasse des Verfassers sind diejenigen Manuskripte hier abgedruckt worden, die völlig druckfertig waren. Eine dritte Abtheilung, die Keilschriften, Zend, Pärsi, Pehlvi, u. s. w. umfassend, ist vorläufig Manuskript geblieben.

*) Das harmonische oder allgemeine Alphabet zur Transkription fremder Schriftsysteme in lateinischer Schrift, zunächst in seiner Anwendung auf die slavischen und semitischen Sprachen, von dem im Jahre 1858 verstorbenen Großherzoglich Hessischen Geheimenrath Dr. Andreas August Ernst Schleiermacher. Unveränderter Abdruck des von dem Verfasser hinterlassenen Manuskripts. Darmstadt, Hofbuchhandlung von G. Jonghaus 1864.

Der vorliegende Band umfaßt 568 Seiten in groß Quart und enthält eine massenhafte Gelehrsamkeit, die gewiß der Wissenschaft sehr nutzbar werden dürfte. Ungemeine Gründlichkeit auf einem fast unabsehbaren Felde ist schwer zu verkennen.

— **Rudolf Gottschall's „Maja."***) Die politisch-philosophischen Lebens-Anschauungen der Hindus, wie sie Kalidasa in seiner „Sakuntala" abgespiegelt, hat Rud. Gottschall in seiner neuesten Dichtung zum Gegenstande der Erzählung gemacht. Es sind indische Märchen, wie „die Tochter der Thugs", „Dichter und Königin" (worin Kalidasa selbst die Hauptfigur ist), „der Einsiedler" und „der Paria", die Maja ihrem Geliebten, dem Engländer Harry, erzählt und die in der That ebenso von der Erfindungsgabe, wie von dem Versifications-Talent des Dichters, ein neues schönes Zeugniß sind. Die Abenteuer und Gefahren Harry's, denen die Märchen Maja's als poetische Episoden dienen, erinnern zwar etwas an den Humbug und die Münchhausiaden eines Armand und anderer transatlantischer Erzähler, thun jedoch dem poetischen Eindrucke des Ganzen keinen wesentlichen Eintrag.

— **Populäre Medizin.** „Die Wahrheit kann warten" und „Nacht und Morgen in der Heilkunst" zwei populäre medizinische Vorträge,**) in denen der Verfasser den gesammten Aerzten den Vorwurf macht, daß sie Nichts verständen oder sich absichtlich der Erkenntniß der Wahrheit verschließen, weil diese so „einfache" Wahrheit sie aller hergebrachten lateinischen Würden entkleiden würde. Die Wahrheit befindet sich, nach Ansicht des Herrn Verfassers, in seinem Besitz und dem eines kleinen Häufleins Eingeweihter, die mit Semmel, Wein, kalten Umschlägen und Bädern alle heilbaren Krankheiten heilen. Wir können in diesem Streit nicht Richter sein, und dies Journal ist kein medizinisches; aber im Interesse der leidenden Menschheit sei ein Wort uns noch gestattet. Wenn der Herr Verfasser wirklich glaubt, daß seine Heilmethode die bessere ist, so sei er unermüdlich in dem Bemühen, dies den Fachmännern zu beweisen: denn zur Entscheidung der Frage sind nur Fachmänner kompetent. Bringt man jedoch eine Fachfrage auf den großen Markt vor die Laien, so macht man nur den Charlatanen Konkurrenz und verdient mit Recht den Vorwurf, man wolle nicht Wahrheit geben, sondern nur Reclame machen. Es ist recht erfreulich, daß die Gelehrten den Dünkel der Geheimnißkrämerei ablegen und die Oeffentlichkeit ist eine schöne Sache, aber wer technische Fach-Streitfragen in einer Volksversammlung zur Abstimmung und Entscheidung bringt, der handelt nicht weise.

Literarischer Sprechsaal.

Die Revue du Monde Colonial enthält einen Artikel über die französische Naturalisation der algerischen Israeliten, aus welchem hervorgeht, daß seit der Eroberung Algeriens eine große Revolution in den Sitten der dreißigtausend dort einheimischen Israeliten eingetreten. Sie sprechen jetzt nicht bloß fast sämmtlich Französisch neben dem verdorbenen Spanischen und Arabischen, das sie von ihren Vätern ererbt, sondern sie kleiden sich auch in französische Tracht, haben die Civil-Ehe eingeführt und ihrer alten

*) Maja. Ein Lotosblumenkranz. Dichtung von Rudolf Gottschall. Breslau, Eduard Trewendt, 1864.

**) Von Dr. med. Paul Kadner. Bautzen, Schmaler und Pech, 1864. 8. 32 S.

rabbinischen Gerichtsform entsagt, obwohl es noch vorkömmt, daß Einzelne aus Unwissenheit die mittelalterliche Eidesleistung more judaico verlangen. Um nun die Scheidewand, die sie noch von ihren französischen Beschützern trennt, vollends niederzureißen, haben jetzt die Vorstände der größeren jüdischen Gemeinden Algeriens bei der Regierung den Antrag gestellt, daß alle in diesem Lande geborenen Israeliten als Franzosen naturalisirt werden mögen, in Folge dessen sie auch der Conscription, von der sie bisher befreit waren, unterliegen würden. Die genannte Revue sagt: „Der Fanatismus, der jetzt, so zu sagen, das ausschließliche Vorrecht der muselmännischen Bevölkerung ist, wird von dem Tage ab, wo das fortschrittsfreundliche, liberale Frankreich die Juden Algeriens naturalisirt haben wird, wodurch sie in den Augen jener Bevölkerung, wie in den eigenen, moralisch sehr gehoben würden, natürlich zurücktreten müssen. Dank der Stellung, welche ein großer Theil der Juden seit 34 Jahren in unserer Kolonie einnimmt, wo sie stets die besten Dollmetscher der französischen Ideen waren, werden sie alsdann auch unter den Arabern das Bestreben erwecken, sich mit dem Titel französischer Bürger auch die zahlreichen, damit verbundenen Vortheile zu erwerben. Nur durch eine solche Fusion kann und wird eine Zeit der Intelligenz, der Gesittung und der Wohlfahrt für unsere Kolonie in Algerien herbeigeführt werden, eine Zeit, in der nicht mehr wie bisher die einheimische Bevölkerung eine Art von Staat im Staate bilden wird."

In Leipzig erscheint seit dem 1. Oktober d. J. in russischer Sprache, jedoch mit deutschen Erklärungen versehen, eine „Russische Bibliographie", redigirt und verlegt von Ernst Amandus Zuchold. Diese nach Maßgabe des Stoffes in zwanglosen Nummern zum Preise von 3 Sgr. erscheinende Bibliographie ist dazu bestimmt, die russische Literatur im mittleren und westlichen Europa bekannt zu machen und zu deren Verbreitung beizutragen. Ein Theil der russischen Literatur erscheint seit einigen Jahren gar nicht mehr in Rußland selbst. London, Paris, Berlin und Leipzig sind Druck- und Verlags-Orte für zahlreiche Werke in russischer Sprache geworden. Es scheint daher nicht bloß für das mittlere und westliche Europa, sondern auch für Rußland, ein Unternehmen, wie das vorliegende, worin die gesammte russische Bibliographie concentrirt ist, ein wahres Bedürfniß zu sein.

Nr. 1112. der Leipziger Illustrirten Zeitung vom 22. Oktober ist besonders reich an interessanten Original-Abbildungen. Wir nennen davon: 1) William Hogarth's Brustbild, nach seiner eigenen, höchst charakteristischen Radirung; 2) „Das Lever" aus Hogart's berühmten Cyklus: „Die Heirat nach der Mode." (Es sind jetzt gerade hundert Jahre seit dem Tode des unvergleichlichen englischen Genremalers verflossen († 26. Oktober 1764), der, ob der Meisterschaft, mit der heutzutage die Xylographie und die Photographie seine Werke wiederzugeben vermögen, nicht wenig erstaunen würde. Diesen jäkularen Illustrationen gegenüber stehen zwei andere, deren Gegenstände so recht eigentlich unserer Zeit angehören: 1) Nadar's Riesenballon und seine jüngste Luftfahrt in Brüssel (26. Sept.), nach einer gelungenen, das Aufsteigen des „Géant" mit seiner Arche und seinen zahlreichen Luftreisenden vollständig veranschaulichenden Zeichnung von Leo v. Elliot, und 2) das Entgleisen einer Lokomotive und eines Personenzuges auf der sächsisch-bayerischen Eisenbahn am 10. Oktober d. J., nach einer Zeichnung von L. Preller. Auch diese Darstellung giebt, wie die erstere, den kritischen Augenblick, das bewegende Moment, mit großer Geschicklichkeit wieder. Für wissenschaftliche Leser, die nicht bloße sight-seers sind, bringt dieselbe Nummer, unter der Ueberschrift „Neuere Germanisten" das Portrait Adalbert Kuhn's mit einer eingehenden Uebersicht seiner Leistungen auf sprachwissenschaftlichem und mythologischem Gebiete.

Der soeben erschienene dritte Band des „Buches der Erfindungen"*) bringt ein wenig beachtetes anregendes Beispiel von dem geradezu destruktiven Einfluß, welchen hohe Zölle in Handel und Wandel ausüben. Früher waren Apfelsinen in England mit einem Zoll von 1½ s. pro Scheffel belastet. Die Folge davon war, daß in Spanien und Portugal gerade die schönsten, größesten und werthvollsten Früchte weggeworfen und der Fäulniß preisgegeben wurden, weil sie bei ihrem ansehnlichen Volumen in zu geringer Zahl das kleine Maß gefüllt und die Steuer nicht aufgebracht haben würden. — Jetzt führen 200 schöne Klipper dem nebelreichen Albion jährlich 300 Millionen Apfelsinen zu, wovon 100 Millionen etwa in London bleiben, wie man denn dort überhaupt zu allen Jahreszeiten Südfrüchte durchgehends billiger kauft, als in Deutschland. — Spanien, das nun unter den englischen Einfuhrzöllen nicht mehr in dem Maße leidet, wird durch die eigenen in noch viel höherem benachtheiligt. Der ganze reiche Süden versorgt sich von Gibraltar aus mit eingeschmuggelten Waaren und viele der höchsten Zollbeamten beziehen ganz zufrieden und offenkundig ihren Antheil an dem in solcher Weise erzielten Gewinne.

Auch in Wien ist jetzt ein Apostel des Spiritismus aufgetreten, den der Ruhm der Herren Home, Allan Cardec und Mummler in England, Frankreich und Nord-Amerika nicht hat ruhig schlafen lassen. Herr Gottlieb Dämmerung — so nennt sich dieses Wiener Medium — hat uns seine „Erklärungs-Versuche aus der nun höchst wahrscheinlichen Existenz der siderischen elektrischen Naturwesen" zugeschickt, woraus wir unter Anderm erfahren, daß unsere Erde die Aussicht hat, noch in diesem Jahrhundert einen zweiten Mond zu bekommen, der aber erst in einigen Decennien für die heutigen Fernröhre sichtbar werden wird, während einige wenige Medien ihn bereits früher „durch odisch-siderische Mittel" zwischen den Hyaden und Plejaden erblicken werden.

Von Emerson's jüngstem und reichstem Werke, dem „Conduct of Life", dessen Original sowohl als dessen deutsche Uebersetzung wir bereits in diesen Blättern mehrfach der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen haben, ist kürzlich auch eine französische Uebersetzung von X. Eyma erschienen.**)

---

*) Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Rundschau auf allen Gebieten der gewerblichen Arbeit. Dritter Band: Die Gewinnung der Rohstoffe aus dem Innern der Erde, von der Erdoberfläche sowie aus dem Wasser. Reich illustrirt. Leipzig und Berlin, O. Spamer.

**) R. W. Emerson, The Conduct of Life (London, Smith Elder) — Die Führung des Lebens. In's Deutsche übertragen. (Mühlberg, Schneider.) Les lois de la vie; traduit de l'Anglais par X. Eyma (Bruxelles, Verboeckhoven).

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Die letzten Lebensjahre

Ludwig's des Vierzehnten.

Vorstudie
zu einer Geschichte
der Regentschaft Philipp's von Orleans
von
Dr. Wilhelm F. H. Trohn.

Ein Band eleg. Groß-Octav-Format. Eleg. broch. 2½ Thlr.

Die Regierung Ludwig's XIV. steht in der Weltgeschichte einzig in ihrer Art da. Die Höhe der Macht, zu der sie emporstieg, der gewaltige Umschwung an der Grenze des Jahrhunderts, der tragische Ausgang machen sie zu einem der fesselndsten Abschnitte in der Geschichte der Völker. Der Verfasser hat es verstanden, die Ereignisse mit lebendigen Zügen zu schildern. Auf eine Menge gleichzeitiger Quellen, namentlich Memoiren und andere authentische Aufzeichnungen gestützt, entwirft er vor dem Auge des Lesers ein getreues Bild von den handelnden Personen des größten Dramas. Zumal die Hauptpersonen: der König selbst, Frau von Maintenon, der Herzog von Orleans, werden mit dramatischer Lebendigkeit eingeführt. (612)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von
D. Harrwitz,
enthaltend die (611)
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Tagebuch

Dietrich Siegismund's von Buch.

Beitrag zur Geschichte
des Großen Kurfürsten von Brandenburg,
aus den Jahren 1674 bis 1683.

Nach dem Urtexte im Königl. Geheimen Staats-Archive zu Berlin bearbeitet und herausgegeben von
Gustav von Aressel,
Major z. D. der Königl. Preuß. Armee.

2 Bände eleg. Lexikon-Octav-Format. Eleg. broch. 4½ Thlr.

Der Verfasser des „Tagebuchs" war Reisemarschall, Kammerherr und besonderer Vertrauter Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten von Brandenburg. Buch war außerdem auch Vertrauter Carl Emil's, des verstorbenen, und Friedrich's, des damals lebenden Kurprinzen. Seine Talente als Militär, sein ehrenwerther, fester Charakter machen seine täglichen Aufzeichnungen, selten in damaliger Zeit, zur vorzüglichsten Quelle einer Geschichte des großen Kurfürsten. Das Tagebuch ist noch niemals veröffentlicht worden. Es ist reich an Notizen für fremde große und kleine Höfe und für noch blühende Familien.

Für Geschichtsfreunde und Militärs, wie für alle höher Gebildeten ist das Werk von höchstem Interesse und bringt ganz neue Aufschlüsse über die damalige Zeit. (613)

Seine Majestät König Wilhelm I. von Preußen nahm die Widmung gnädigst an.

Im Verlage von Georg Reimer in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt
von
Otto Gildemeister.
In sechs Bänden. (619)
Band 1 und 2. broch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe
über (615)
Shakspere's Hamlet.
Von
Hermann Freiherr von Friesen.
8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.
Leipzig, den 8. September 1864.
B. G. Teubner.

Im Verlage von Fr. Karafiat in Brünn erschien soeben, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (616)

Gräfin Kielmannsegge
und Kaiser Napoleon Buonaparte I.

Geschichtlicher Memoiren-Roman von
Eduard Maria Oettinger.

4 Bände, 96 Bogen stark, elegant geheftet. Mit den wohlgelungenen Porträts der Gräfin Kielmannsegge und des Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf.

Preis 10 fl. 80 kr. öst. W. oder 6 Thlr. 20 Sgr. oder 11 fl. 40 kr. südd. W.

Im vorigen Jahre erschien von demselben Verfasser über denselben Stoff eine Broschüre, die so großes Aufsehen erregte, daß binnen wenigen Monaten 5000 Expl. verkauft waren; der Beweis stand fest, daß die Persönlichkeit der Gräfin Kielmannsegge und ihre Beziehungen zu Napoleon I. ein großes und allgemeines Interesse erweckten.

Empfehlenswerthe Jugendschriften

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Die Sagen des classischen Alterthums. Erzählungen aus der alten Welt von H. W. Stoll. 2 Bände. Mit 90 Abbildungen. Elegant gebunden 3 Thlr. Broschirt 2 Thlr. 12 Ngr.

Diese neue Darstellung des reichen Sagenschatzes des classischen Alterthums, welcher von unserer Jugend und jedem Gebildeten gekannt zu werden verdient, zeichnet sich vor den bisherigen Arbeiten ähnlicher Art dadurch aus, daß sie sich an die alten Ueberlieferungen möglichst eng anschließt und den Geist des Alterthums, wie er in den alten Dichtwerken lebt, wiederzugeben sucht. Die den gegebenen Abbildungen sind nur von antiken Kunstwerken hergenommen.

Die Götter und Heroen des classischen Alterthums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Von H. W. Stoll. 2. Auflage. 2 Bände mit 42 Abbildungen. Elegant gebunden 2 Thlr. Broschiert 1 Thlr. 15 Ngr.

(Anerkannt das beste Buch über diesen Gegenstand.)

Andersen's sämmtliche Märchen. Prachtausgabe mit 125 Holzschnitten. 7. Auflage. Elegant gebunden 2½ Thlr.

Andersen's ausgewählte Märchen für die Jugend. Mit zahlreichen Holzschnitten. 10. Auflage. Elegant cartonniert 1 Thlr.

Sigismund Rüstig, der Bremer Steuermann. Ein neuer Robinson, nach Merryat. Mit vielen Illustrationen. 9 Auflage. Cartonniert 24 Ngr.

Columbus. Die Entdeckung Amerikas für die deutsche Jugend erzählt von C. Göhring. Mit 11 Stahlstichen. 4. Auflage. Cartonniert 1½ Thlr.

Das Leben und Wirken Friedrichs des Großen, für die reifere Jugend geschildert von Carl Weidinger. 4. Auflage. Mit 12 Stahlstichen. Cartonniert 1 Thlr.

Andreas Hofer und seine Kampfgenossen, oder die Geschichte Tirols im Jahre 1809. Von Carl Weidinger. 3. Auflage. Mit Stahlstichen. Cartonniert 1 Thlr.

Der heilige Christ. Das rechte Weihnachtsbuch für gute Kinder. Mit colorirten Bildern. 3. Auflage. Cartonniert 15 Ngr.

Die Lebensbedürfnisse des Menschen, ihre Erzeugung und ihre Bereitung. Belehrungen eines Großvaters für die wißbegierige Jugend. Mit 52 Holzschnitten und 6 colorirten Bildern. 2. Auflage. Cartonniert 1 Thlr.

Ulrich von Hutten, der Streiter für Deutschlands Freiheit in seinem Leben und Wirken für das deutsche Volk und die reifere Jugend dargestellt von C. Göhring. Mit 7 Stahlstichen. 8. Cartonniert 1½ Thlr.

Deutschlands Schlachtfelder oder Geschichte sämmtlicher großen Kämpfe der Deutschen. Von C. Göhring. 2. Auflage. Mit vielen Holzschnitten und Stahlstichen. 8. Cartonniert 1½ Thlr.

Choix des contes pour la jeunesse par H. C. Andersen. Traduits par Ch. Brandon. 2ième édition. Avec beaucoup d'illustrations. Cart. 1½ Thlr.

Le livre des petits enfants. Nouvel alphabet, contenant des alphabets variés, des leçons gradués jusqu'a la lecture courante, un recueil de notions usuelles, des courts morceaux, historiettes, fables, poésies &c. Par **Ch. Brandon.** Avec beaucoup d'illustrations. 3ième édition. Cartonniert 22½ Ngr.

Sigismond Rustig ou le naufrage du pacifique. Nouveau Robinson par le Capitaine Marryat. 2ième édition. Avec 94 gravures. Cartonniert 1½ Thlr.

☞ **Diese Jugendschriften dürfen vorzugsweise der Beachtung aller derjenigen Eltern und Lehrer empfohlen werden, welche bei der Wahl der ihren Kindern und Zöglingen in die Hand zu gebenden Bücher nicht bloß auf eine elegante äußere Ausstattung sehen, sondern vornehmlich auch auf den inneren Gehalt einigen Werth legen. In beiden Beziehungen sind dieselben von der Kritik und durch ihre seitherige große Verbreitung in vielen Auflagen als mustergiltig anerkannt.** (615)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss von photographischen und Kupferstich-Werken aus Friedrich Bruckmanns Verlag in München.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. **Magazin** No. 47.

für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 20. November **1864.**

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Die Adresse der englischen Handelskammern an die österreichischen 738

Die Revue des deux Mondes in der schleswig-holsteinischen Frage 739

England.

Enoch Arden, von Alfred Tennyson . . . 739

Frankreich.

Aus Paris, von Paul Lindau. Victor Hugo und seine letzten romantischen Dichtungen. I. 742

Schweiz.

Leopold Robert 744

Portugal.

Die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie 745

Nord-Amerika.

Zur Geschichte Europa's in Amerika. II. Französischer Wind, herannahender Sturm 748

Kleine literarische Revue.

„Oesterreichs Zukunft" 749

William Pierien's „Preußische Geschichte" 750

Goethe's Jugend auf französischem Theater 750

Aug. Scheler's französische Etymologieen . 750

Dr. Levysohn's „Kritische Blätter" . . . 751

Payne's Illustrirter Familien-Kalender . . 751

Literarischer Sprechsaal 751

Revue germanique et française,

Septième année. Tome trentième.
Deuxième livraison. 1er Août 1864.

Les Evangiles apocryphes (*Michel Nicolas*). — Lettres de Henri Heine (*Charles Berthoud*). — Histoire de Charles-le-Hardi (*Adolphe de Circourt*). — Fidès. fin (*Paul Deltuf*). — La Légende gothique du Juif errant (*Champfleuri*). — Poésie. Double Famille. (*André Lefevre.*) — L'Espagne au XVIe siècle. (*Alphonse Feillet.*) — Bulletin bibliographique et critique (*J. M. Guardia*). — Courrier de Londres (*Phillips*). — Varia. — Chronique littéraire (*L. de Ronchaud*). — Chronique politique (*Prévost-Paradol*).

Troisième Livraison. 1er Septembre 1864.

Sommaire. La Revanche du Hasard. Nouvelle. (*Charles Dollfuss.*) — Le Code civil et la Liberté (*J. Milsand*). — Causerie sur les Arts (*Louis Viardot*). — Philosophie de l'Histoire littéraire (*F. Haudry*). — Etude sur la Bhagavad-Gita. Troisième partie. (*A. Barth.*) — Levana. Quatrième partie. (*J. P. Richter.* — Culture des Eaux (*E. Margolle*). — Varia. — Bulletin bibliographique et critique (*Michel Nicolas*). — Chronique littéraire (*L. de Ronchaud*). — Chronique politique (*Prévost Paradol*). (628)

Preis des Jahrganges 14 Thlr.

A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

DEDICATED, BY SPECIAL PERMISSION, TO H.R.H. THE PRINCESS OF WALES.

MEMORIAL OF THE MARRIAGE
OF
H.R.H. THE PRINCE OF WALES
AND
H.R.H. the PRINCESS
ALEXANDRA of DENMARK.
By W. H. RUSSELL, LL. D.,
Late Special Correspondent of „The Times,"
ILLUSTRATED
BY AN EXTENSIVE SERIES
OF CHROMO-LITHOGRAPHS
FROM WATERCOLOUR DRAWINGS
BY
ROBERT DUDLEY,
AND THREE VIEWS
OF THE VOYAGE TO ENGLAND.
BY O. W. BRIERLY.

Folio. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt.
Preis 5 £ 5 sh.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (625)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Jacob Grimm:
Kleinere Schriften.
Erster Band:
Reden und Abhandlungen.
26½ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier.
Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Selbstbiographie. — Meine entlassung. — Italienische und skandinavische reiseeindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savignys doctorjubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule, universität, akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — Ueber etymologie und sprachvergleichung. — Ueber das pedantische in der deutschen sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Dieser erste Band enthält die für alle Gebildeten anziehenden Schriften, deren Erscheinen sicher nicht blos die zahlreichen Verehrer des unvergesslichen Mannes mit Freude begrüssen werden. (630)

Nicolaische Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Soeben ist bei uns erschienen:

Fr. Kreyssig,
Studien zur französischen Kultur- und Literaturgeschichte.

Inhalt: Béranger. — Scribe und seine Schule. — Joseph de Maistre und Lamennais. — Châteaubriand. — Staël. — Guizot. — George Sand. — Victor Hugo in der Verbannung und Ludwig Napoleon.

Geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Der verdienstvolle Verfasser (rühmlichst bekannt durch seine vortrefflichen „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke") schildert in dem vorliegenden neuen Werke in einer Reihe ungemein anziehender Vorträge die zeitgenössischen französischen Zustände und Personen, und entwirft auf diese Weise ein getreues Bild des grossen historischen Dramas jenseits des Rheines, dem vor Allem die deutschen Völker, als nicht unbetheiligte Zuschauer, mit Interesse beiwohnen. — Ohne Zweifel wird auch dieses neue Werk unseres Verfassers bei dem gebildeten Publikum die verdiente Anerkennung finden! (627)

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiquarium, Leipzig.

Revue britannique. *Revue internationale* reprodnisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*

Nouvelle Série. 4me année. 15 Thlr. pr. Jahrg.
No. 10. *Octobre* 1864. (629)

I. La réforme postale, son histoire et ses résultats. — II. Les spectacles à Rome. — III. Don Fulano (5e et dernier extrait). — IV. L'ophiolatrie ancienne et moderne. (Le culte du serpent.) — V. Néron était-il un monstre? — VI. L'oiseau de Paradis. — VII. Les musées italiens par M. Nadault de Buffon. (Florence. Fin.) — VIII. Poésie (La voute céleste). — Correspondances d'Espagne, d'Italie, d'Allemagne, de Londres. — Chronique et Bulletin bibliographique.

Preis-Herabsetzung. (626)

L. Erk, Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichsten deutschen Volkslieder aus der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. (Ladenpreis 2 Thlr. 20 Sgr.) Herabgs. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

J. Mühell, Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16. Jahrhundert nach den Original-Drucken herausgegeben. 3 Bde. (Ladenpreis 6⅔ Thlr.) Herabgs. Preis 2 Thlr.

Berlin. Th. Chr. Fr. Enslin.

Deutschland und das Ausland.

Die Adresse der englischen Handelskammern an die österreichischen.

Der Verein der (21) Handelskammern Großbritanniens hat an die Handelskammern Oesterreichs eine Adresse erlassen, in welcher auf die Segnungen der Handelsfreiheit im Gegensatze zu den Vorurtheilen, die darüber noch in Oesterreich verbreitet und maßgebend sind, hingewiesen wird. Wir können nur wünschen, daß der mit dieser Adresse ausgestreute Same in den Ländern Oesterreichs auf einen fruchtbaren Boden falle, denn auch uns, die wir dem Zollvereine angehören, liegt der Wunsch nahe, daß unsere Nachbarn im Kaiserstaate durch die Adoptirung gesunderer, volkswirthschaftlicher Grundsätze ihren Nationalreichthum vermehren und sich dadurch befähigen mögen, mit der ganzen übrigen Welt Handelsverträge auf liberaler Basis abzuschließen.

Mußte doch auch England harte Kämpfe ausfechten, sagt die Adresse, ehe es der Segnungen des Freihandels sich erfreuen durfte. Allerdings sagt man, England habe seinen streng protektionistischen, nicht selten sogar prohibitiven Tarif in eilfter Stunde erst aufgegeben, nachdem es unter seinem Einflusse seine industrielle Superiorität und Handelsgröße gegründet, und daß es eben dadurch in der Lage war, die fremde Konkurrenz zuzulassen, ohne seine vielfachen agrikolen und industriellen Interessen gefährden zu müssen. Und doch, meint die Adresse, dürfte die Annahme trügen, daß die Stellung des größten Theils der englischen Arbeit es war, welche die volle Anwendung freihändlerischer Prinzipien für England weniger gefährlich werden ließ, als die minder tief gewurzelte Industrie in anderen Staaten für diese fürchten läßt. Es dürfe hier nicht der Einfluß des Freihandels auf die Fabrikate Englands im Allgemeinen in Betracht kommen, sondern speziell auf jene Zweige der Arbeit, deren Gedeihen gerade in der Protektion allein basirt schien. Als solche aber galten nicht allein, wie in Oesterreich jetzt noch, die Manufakturen in Papier und manchen anderen Zweigen, sondern auch die Agrikultur und die Schiffsrhederei. Alle die guten Gründe, die Oesterreich jetzt noch für die Fortdauer des Protektionssystems aufwendet, sie galten nicht minder in England.

Welche Opposition, führt die Adresse weiter aus, hatte nicht schon die Kornbill, die Verläuferin des allgemeinen Freihandels, bestehen müssen, und zwar die der hervorragendsten Kreise der Gesellschaft, die in der Veränderung der damals bestandenen Korngesetze ihren Ruin und den ihrer Pächter sehen wollten. Die Landwirthe sagten, hier bedinge die Arbeit höhere Löhne, hier sei der Grundbesitz höher besteuert und das Leben an und für sich schon theurer als auf dem Kontinent, daher ihnen die Konkurrenz mit den fremden Produzenten unmöglich werden müsse. Was wurde damals nicht Alles prophezeit! Verwilderung der Ländereien und, durch Reduktion des Pachtschillings, Entwerthung des Grundbesitzes, Gefährdung Englands durch die totale Abhängigkeit vom Auslande, in die es seiner Ernährung wegen gerathen werde! — Und wie haben die Erfahrungen von achtzehn Jahren diese Meinungen rektifizirt. — Wie viele und weite Strecken wurden in reiches Ackerland umgestaltet, die früher nur als Weide gedient. Eine fortdauernde Steigerung des Ländereiwerthes hob diesen auf seine jetzige, in der Geschichte Englands beispiellose Höhe, in Folge der adäquat gesteigerten Pachtschillinge. Vor der Aufhebung der früheren Korngesetze mußten mindestens in jedem vierten Jahre Parlaments-Kommissionen sich mit der Noth unter den Agrikultur-Treibenden beschäftigen. Es ist seit damals nicht mehr nöthig geworden, denn auch die Lage der Pächter hatte sich bedeutend gebessert. Die Kornbill hat die Wohlfahrt aller an der Agrikultur Interessirten gesteigert, die jetzt nicht mehr jenen Schwankungen ausgesetzt sind, vor denen die früheren beschränkenden Gesetze sie zu schützen doch nicht vermochten.

Nicht geringere Klagen hatten aber auch viele Industrielle, namentlich der Papier-Manufaktur erhoben, gelegentlich der Freigebung der allgemeinen fremden Konkurrenz — des Ueberganges zum perfekten Freihandel. Den meisten und nachhaltigsten Widerstand konnten die Schiffsrheder leisten, weil selbst hervorragende und dem Freihandel sehr ergebene Staatsmänner sich ihrer Opposition anschlossen, wenngleich mehr aus politischen, denn ökonomischen Motiven. Gegenüber der quantitativ unbedeutenden Landarmee Englands wurde der ungestörte Bestand einer mächtigen Flotte als Nothwendigkeit anerkannt, und ebenso, daß die seemännische Besatzung für die Flotte besser und billiger zu erziehen sei unter dem Schutze der nationalen Schifffahrt, daher dieser selbst auf Kosten der allgemeinen Wohlfahrt erhalten werden sollte. Die Handelsrheder ihrerseits machten aber ihre Furcht vor gänzlicher Ausschließung vom Handel durch die Konkurrenz geltend, weil in England die Stempel, dann die Löhne der Schiffbauer und Seeleute höher seien, ferner, daß sie ihre Stellung ohnehin nur mühsam noch behaupten könnten, und allerdings waren die Klagen über die Noth dieses Standes schon durch mehrere Jahre häufiger, als die irgend eines anderen Gewerbes. Und doch mußten die veralteten Gesetze der besseren Einsicht über die berechtigten Forderungen der Zeit weichen. Die Aufhebung der Schiffsakte nöthigte die Rheder zu zweckmäßigerem Baue ihrer Fahrzeuge sowohl, als auch zu noch höheren Löhnen. Gleichwohl datirt der Aufschwung der Handelsmarine gerade von damals, aber auch ihre Betheiligung an der allgemeinen Wohlfahrt anstatt des gefürchteten Ruines derselben.

Aus alledem zieht nun die Adresse folgende Moral: „Nunmehr ist Jedermann überzeugt, daß nur auf dem auf Alle vertheilten Vortheil auch der der Einzelnen basirt sei, und daß diese richtige Vertheilung nur aus der völligen Freigebung der Verkehrs erfolge. Mit der Eröffnung der Konkurrenz warten, bis irgend eine Industrie aus sich selbst zur Vollkommenheit gediehen — heißt nur die Fortschritte derselben hemmen. Die Prosperität Englands, auch schon vor der Freigebung der Konkurrenz, war gleichwohl nicht ein Erfolg des Protektions-Systems. Sie war ein Erfolg der Energie, des Fleißes und der harten Arbeit der englischen Industriellen, errungen trotz der sie beengenden Fesseln der Protektion. Nur dem Freihandel, der ihm für Import und Export neue Wege eröffnet, dankt es England, daß es den durch die plötzliche Baumwollnoth über seine Manufaktur-Bezirke hereingebrochenen Drangsalen rechtzeitig und wirksam begegnen konnte."

In der Nutzanwendung des Gesagten auf Oesterreich sagt die Adresse diesem letztern: Euer auswärtiger Verkehr, so sehr er sich seit Kurzem gehoben, ist, mit dem Englands und Frankreichs verglichen, doch nur unbedeutend. Während unser Handel mit dem Zollvereine, den Hansestädten, und namentlich mit Frankreich, seit dem zu beiderseitigem Nutzen geschlossenen Handelsvertrag in stetwährender Zunahme begriffen, ist der Verkehr Englands mit Oesterreich in steter Abnahme; — dem müßte nicht so sein in Oesterreich mit seiner so großen, agrikol und industriell so sehr befähigten Bevölkerung, bei der großen Fruchtbarkeit der meisten seiner Provinzen, seinem Reichthum an Mineralien und seinen andern so viel

fachen Hilfsquellen, und nur der Tarif ist Ursache der Unfruchtbarkeit seines Handels, seines geringen auswärtigen Verkehrs im Allgemeinen und mit England insbesondere. Zumal seit auf der Londoner Ausstellung von 1862 die österreichischen Industrie-Erzeugnisse einen so hervorragenden Rang behauptet, daß das allgemeine Urtheil die Mehrzahl derselben jenen der Konkurrenten gleichgestellt und in vielen Fällen über diese, in Qualität sowohl als Billigkeit — wurde es eine Ueberzeugung, daß kein Staat von der Konkurrenz so wenig zu fürchten und so viel zu gewinnen habe, als gerade Oesterreich. Um so unverständlicher wurde aber dem Publikum die Thatsache, daß ein Staat mit so vorgeschrittener Industrie bei solchen Zollsätzen verbleiben könne, die nur Fesseln sind seiner eigenen Entwickelung. — „Es fällt uns nicht ein", sagen die Mandatare der englischen Arbeit den Handelskammern in Oesterreich — „es fällt uns nicht ein, Euch über Euren Beruf, die Wohlfahrt Eurer Komitenten zu heben, belehren zu wollen, wir haben Euch nur Thatsachen aufgezählt, für die wir hier mit den aus unserer offiziellen Statistik erhobenen Ziffern die Beweise liefern."

Die Revue des deux Mondes in der schleswig-holsteinischen Frage.

Der Artikel „die russischen Finanzen" in No. 42 des Magazins weist darauf hin, daß die Revue des deux Mondes so liebenswürdig ist, uns Deutsche aus Anlaß des dänischen Krieges für ein Volk von Räubern zu halten. Das Urtheil der Revue, auf welches sich diese gelegentliche Bemerkung bezieht, finden wir in dem zweiten Septemberhefte d. J. in einem Aufsatze: „Deux négotiations diplomatiques" mit der Unterschrift des Herrn Julian Klaczko. Es wird darin die sogenannte schleswig-holsteinische Frage, die glücklicherweise rechtlich niemals eine Frage gewesen ist, mit der Theilung Polens auf Eine Linie gestellt und die Nothwendigkeit betont, daß zur Sühne solcher Missethaten ein englisch-französisches Bündniß die Richter-Herrschaft in Europa wieder antrete. Schon ein Mal — durch den Krimkrieg — habe dieses Bündniß ein großes europäisches Unglück verhütet. Bedauerlich sei nur, daß der genannte Krieg, ebenso wie später der italiänische Befreiungskrieg, sein Villafranca gehabt, und dadurch ohne durchgreifende Wirkung ein vorzeitiges Ende gefunden habe; noch bedauerlicher aber, daß seitdem zwischen England und Frankreich eine gewisse Zurückhaltung herrsche, neben der sich täglich klarer ein gemeinsamer Wille abzeichne, welcher die drei nordischen Höfe beseele und ihre Schritte leite. Ob diese gemeinsame Richtung nun Bund, ausdrückliche Uebereinstimmung oder stilles Einverständniß heiße, darauf komme wenig an. Klar sei vor Allem, daß Herr von Bismarck mit kühnen Plänen vorgehe, zu welchen Graf Rechberg schließlich Ja, Fürst Gortschakof aber nicht gerade Nein sage. Ohne allzu pessimistisch zu denken, sei doch schwer zu verkennen, daß wir zu dieser Stunde weit von den Aussichten seien, die der Krimkrig dem Rechte und der Gerechtigkeit eröffnet — Verheißungen, welche die italiänische Befreiung noch habe halten wollen. Um den Abstand zu ermessen, welchen die kontinentale Politik in dieser bedauerlichen Richtung auch nur in den letzten zwölf oder dreizehn Monaten durchlaufen, genüge es, sich in das Gedächtniß zurückzurufen, daß noch das Jahr 1863 mit einer imposanten Aktion begonnen habe, um soweit als möglich die Frevelthat (iniquité) verflossener Jahrhunderte — die Theilung Polens — zu sühnen. Nun, das laufende Jahr sei nicht allein gezeichnet durch die völlige Vernachlässigung dieser Sache, sondern auch bestimmt, eine andere, gleich ungerechte Theilung eines alten, respektablen Staates, die Zerstückelung der dänischen Monarchie, in seine Geschichte eintragen zu lassen.

„Gott wolle uns nicht an der Zukunft verzweifeln, noch an dem nahen Triumph der Gerechtigkeit zweifeln lassen" — so ruft Herr Klaczko aus. „Das Recht und die Freiheit haben mehr als Ein Mal eine theilweise Verdunkelung erlitten, ohne von ihrem Glanze und ihrer Macht zu verlieren. Wir können auch nicht annehmen, daß Frankreich und England definitiv auf ihr Einvernehmen verzichtet haben; und endlich erinnern wir uns daran, daß die Alberoni sich nicht lange haben halten können, selbst nicht in einem so weichlichen und nachlässigen Jahrhunderte, wie das achtzehnte war.

„Die Wiederherstellung der Allianz zwischen den beiden großen Völkern (?) des Abendlandes ist ein souveräner Schutz und eine so gebieterische Nothwendigkeit der Civilisation, daß sie nicht zögern wird, sich, ungeachtet aller Hindernisse, zu verwirklichen, und alle neuen Unfälle werden nur geeignet sein, das Ziel besser zu erreichen und zu behaupten.

„Schon fängt diese Ueberzeugung an, sich vielen rechtschaffenen Leuten einzuprägen; sie kann nicht verfehlen, immer allgemeiner zu werden, und wir wollen unser bescheidenes Theil beitragen, sie zu befestigen; indem wir die Ursachen auseinandersetzen, welche einen so wenig befriedigenden Zustand herbeigeführt haben, und indem wir den stufenweisen Gang der Ereignisse verfolgen, welche mehr als Eine Hoffnung zertrümmert haben" u. s. w. — worauf zunächst die Erörterung der polnischen Frage folgt.

Aufrichtig gesagt, thut es uns leid, die Revue des deux Mondes in das allgemeine Klässen der französischen und englischen Zeitschriften einstimmen zu sehen. Blätter von den Anlagen und Bestrebungen, wie wir sie sonst in der Revue gern geachtet haben, sollten nicht so leichtfertig und weihelos in das Heiligthum der Geschichte eintreten, um die Scheidung der Elb-Herzogthümer aus einer unnatürlichen Verbindung mit Dänemark der Theilung Polens gleichzustellen. Auch muß der Standpunkt, von welchem aus die Revue die Bewegungen in beiden Welten mustert, in der That gerechtes Befremden erregen, wenn die Revue die durchaus verschiedene Stellung übersieht, welche das deutsche Volk selbst in den Angelegenheiten von Polen einerseits und von Schleswig-Holstein andrerseits einnimmt. Allein ein solches Befremden löst sich in guten Humor auf, sobald wir sehen, daß Herr Klaczko in seinem Artikel z. B. auch jene famose Ball-Unterredung zwischen Herrn von Bismarck und dem damaligen Vicepräsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, Herrn Behrend, worin der preußische Premier die Geheimnisse seiner Politik in Bezug auf Polen über das Parquet des Ballsaales gleiten ließ, ganz ernsthaft als treffliches Material für seine Geschichte verarbeitet. Auf diese Weise wird die französische Geschichtschreibung freilich immer nur Romanschriftstellerei bleiben! G. H.

England.

Enoch Arden, von Alfred Tennyson.*)

In einer kleinen Seehafenstadt Englands wuchsen drei Kinder in drei befreundeten Häusern und Familien mit einander auf:

*) Enoch Arden; and Other Poems. By Alfred Tennyson, Poet-laureatus (London: Mokon).

Annie Lee, das niedliche kleine Mädchen, und Philipp Ray, des Müllers einziger Sohn, und Enoch Arden, eines derben Seemanns Junge, verwaist durch einen winterlichen Schiffbruch. Jeder der beiden Jungen, zur Mannheit reifend, fesselte sein Herz an dieses eine Mädchen. Aber sie liebte Enoch, so daß sie sich endlich verheirateten. Sie bekamen mit der Zeit einen Jungen und ein Mädchen, und der Hausstand wurde durch des Vaters Fleiß in guten Verhältnissen gehalten. Aber einmal brach er bei der Arbeit ein Bein, und während er lag, gebar ihm sein Weib einen andern Sohn, ein kränkliches Kind. Auch kroch während der Zeit eine andere Hand über sein Geschäft und nahm ihm das Brod.

Sie wurden, ohne seine Schuld, arm. Da bietet sich ihm, dem Enoch Arden, eine lohnende Stelle auf einem nach China absegelnden Schiffe. Er nimmt sie aus Liebe zu den Seinen an, nachdem er durch Verkauf seines Bootes der Frau einen kleinen Laden eingerichtet, damit sie während seiner Abwesenheit davon leben könne.

Es ist ein schrecklicher Abschied. Annie meint, sie werde ihn nie wiedersehen.

Da erhob sich Enoch, umarmte sein sinkendes Weib mit Kraft, küßte die vor Wunder starrenden Kleinen, nur nicht das kränkliche Kind, das nach einer Nacht fieberischer Wachsamkeit endlich eingeschlafen war. Annie schnitt ein Löckchen von des Kindes Stirn und gab's ihm. Dies behielt er für alle künftige Zeit. Und nun ergriff er hastig sein Bündel, wehrte mit der Hand und ging seinen Weg.

Die arme Annie hatte kein Glück mit ihrem Laden; sie war nicht erzogen für Handel und Schacher. Und das dritte Kind starb nach einiger zögernden Kränklichkeit. Die kleine unschuldige Seele flog dann unvermerkt davon, wie ein bisher gefangener Vogel aus dem Käfig.

Während sie das Kind begrub, schlug Philipp's treues Herz, das nach *ihrem* Frieden hungerte, da er sich so lange fern gehalten und seit Enoch's Scheiden nicht ein einziges Mal auf sie geblickt hatte. „Nun kann ich sie sehen, gewiß," sagte Philipp, „und ihr etwas behülflich sein."

Er geht deshalb zu ihr und bittet sich's als eine Gunst aus um Enoch's willen, die Kinder zur Schule zu schicken, denn es würde ihm bei seiner Rückkehr wehe thun, wenn alle die kostbaren Morgenstunden verloren wären, und es würde ihn im Grabe schmerzen, wenn er wüßte, seine Kinder liefen wild umher, wie die Füllen auf dem Felde.

Und so läßt sie die beiden Kinder auf Philipp's Kosten in die Schule gehen. Aber er, in Furcht vor müßigem Leumund und um Annie's willen, überschreitet nur selten ihre Schwelle. Doch lernen ihn die Kinder, aufwachsend, lieben und nennen ihn „Vater Philipp". Dann, nach *zehnjähriger* langer Abwesenheit, erschien ihnen Enoch unbestimmt wie ein Traumbild, schwach wie eine Gestalt, die in früher Morgendämmerung fern am Ende der Straße hinabzieht, wer weiß wohin?

Endlich, nach mehr als zehnjähriger edler Zurückhaltung und Aufopferung gewinnt Philipp seinen Lohn und heiratet Annie. Enoch gilt für todt, ist für todt erklärt, als todt beweint worden.

Aber Enoch ist nicht todt. Wie ein zweiter Robinson lebt er, schiffbrüchig, allein auf eine sonst unbewohnte tropische Insel geworfen, zehn lange Jahre in Fülle der Naturgaben, aber hungernd nach Heimat und Weib und Kind und eines Segels harrend auf dem weiten Meere.

Berge, bewaldet bis zur Spitze, die grünen Plätze, sonniger Stellen Gewinde hindurch und hoch empor wie Pfade zum Himmel, des schlanken Cocos hängende Federkrone, den Farbenblitz von Insekt und Vogel, die Wonne langer Schlinggewächse, sich windend um stattliche Stämme und bis zur Gränze am Meere, die Glorie und Gluthen des breiten Gürtels um die Insel und die Welt — das Alles sah er; aber was er gern gesehen hätte, sah er nicht: kein freundlich Menschenantlitz. Selbst nicht hören konnt' er eine liebe Stimme; er hörte nur das Gekreisch von Myriaden rundumfliegender Meeresvögel, das meilenlange Gerolle der Wogen donnernd gegen die Klippe, bewegtes Geflüster riesiger Bäume, sich verschlingend und blühend im Gemisch, oder die Eile des Sturzbaches, wenn er seewärts ging oder den ganzen Tag lang in der meerwärts starrenden Schlucht saß, ein schiffbrüchiger Seemann, harrend auf ein Segel. Von Tag zu Tag kein Segel, aber von Tag zu Tag den Sonnenaufgang gebrochen zu purpurnen Schäften zwischen Palmen und Farren und Abgründen, der Blendschein auf den Wassern ostwärts, der Blendschein auf seiner Insel über sich, der Blendschein auf den Wassern westwärts, dann die Sterne, sich rundend am Himmel, der hohler heulende Ocean und wieder die purpurnen Schäfte des Sonnenaufgangs — immer wieder — aber kein Segel.

Er sieht die tropische Pracht mit seinen leiblichen Augen, aber vor ihm bewegen sich die Phantome von Dingen, bekannt weit ab auf einer dunkleren Insel: die Kinder, deren Geplauder, Annie, das kleine Haus, die aufsteigende Straße, die Mühle, die blättervollen Gassen, der Eschenbaum und die einsame Halle, das Pferd, das er trieb, das Boot, das er verkaufte, die kalten Novembermorgen und die thauig dunkelnden Niederungen, nasse Regenschauer, der Geruch absterbender Blätter und das dumpfe Seufzen des bleifarbenen Meeres. Einmal vernahm er auch in seinem Ohrklingen, wiewohl schwach, doch heiter — weit, weit weg — das Klingen seiner heimatlichen Kirchenglocken. Wäre Gott nicht mit ihm gewesen, er hätte sterben müssen an Einsamkeit.

Endlich, endlich ein Segel, ein Segel, ein Schiff, ein Schiff, das näher kommt, ein Schiff, das landet, um Wasser einzunehmen und den in Einsamkeit alt Gewordenen wieder in seine Jugendheimat zu führen. Braun, niedergebeugt, alt und unkenntlich kommt er endlich bei Nacht in der kleinen Hafenstadt, seinem Geburtsorte, seiner Heimat an und nimmt Herberge in einem Gasthause, dessen Wirthin er kennt, sie nicht ihn. Diese Frau, Miriam Lane, erzählt ihm in munterem Geplauder das ganze Schicksal seiner Frau, ihre Heimat und ihr jetziges Glück. Ueber sein altes Gesicht geht kein Schatten, keine Bewegung, während sie erzählt. Blos als sie mit den Worten geendet: „Enoch, der arme Mann, war weit weg, ist verschollen und verloren," schüttelte er sein graues Haupt schmerzlich und wiederholte murmelnd: „Verschollen und verloren!" und dann wieder nach innen flüsternd: „Verloren!"

Fest entschlossen, ihr Glück nicht zu zerstören, sehnt er sich gleichwohl, seines Weibes Antlitz wieder zu sehen, stiehlt sich Abends im Finstern durch den Garten nach ihrer Wohnung und blickt verstohlen durch die Ladenritzen des Fensters nach ihrer glücklichen Häuslichkeit.

Tassen und Silbergeschirre strahlten und schimmerten auf den geputzten Schüsselbrette. So heimisch und friedlich war dieser Herd. Und auf der rechten Seite des Feuers sah er Philipp, den abgewiesenen Bewerber früherer Zeiten, stark und rosig, mit einem Kinde auf seinem Knie. Und über ihrem zweiten Vater beugte sich ein Mädchen, eine spätere, aber schlankere Annie her, blondhaarig und groß, und mit hoch gehobener Hand ließ sie ein Bänd-

chen mit einem Ringe am Ende vor dem Gesicht des Brüderchens hin- und herschwingen, das Kind zu amüsiren. Es griff mit seinen geringelten Aermchen immer nach dem Ringe und immer vorbei, und sie lachten. Und auf der linken Seite sah er, wie oft die Mutter nach ihrem Kinde blickte und sich dann wieder wandte, um mit ihrem großen Sohne zu sprechen, der neben ihr stand, hoch und stark, und ihn nur Liebes zu fragen, denn er lächelte.

Als nun so der todte Mann, zum Leben gekommen, sein Weib — sein Weib nicht mehr — ansah und das Kind sah, ihr Kind, doch nicht das seinige, auf des Vaters Knie, und all' die Wärme, den Frieden, die Glückseligkeit und seine eigenen Kinder, groß und schön, und ihn, jenen Andern, Herrn an seiner Stelle, Herrn seiner Rechte und der Liebe seiner Kinder, so fing er an zu wanken und zu zittern, obgleich ihm Miriam Lane schon Alles erzählt hatte — weil gesehene Dinge mächtiger sind als gehörte — zu wanken und zu zittern und hielt sich an einem Baumast und fürchtete, daß er einen schrillen, furchtbaren Schrei herausstoßen müßte, der in einem Augenblicke, wie der Stoß des Weltgerichts, all' diese Glückseligkeit des Heerdes zerschmettern würde.

Er wandte sich deshalb leise, wie ein Dieb, daß der Sand nicht unter seinem Fuße knirsche, und fühlte sich entlang an der Gartenmauer, um nicht niederzubrechen, bewußtlos hinzustürzen und dann gefunden zu werden, und kroch zur Gartenthür und öffnete sie und schloß sie so leise, wie eines kranken Mannes Thür, hinter sich und kam hinaus auf's offene Feld. Und hier wollt' er niederknieen, aber seine Kniee waren zu schwach, so daß er vorwärts niederfiel und seine Finger in die nasse Erde grub und betete. —

Seit dieser Zeit verkommt Enoch Arden und verschrumpft dem Tode zu, den er so sehnlich herbeiwünscht. Auf seinem Todtenbette vertraut er endlich der Miriam Lane an, wer er ist. „Sieh deine Kinder, eh' du stirbst!" schreit sie, aber nach einer kurzen Pein der Versuchung weist er dies, sein letztes Glück, standhaft zurück.

„Weib, beunruhige mich nicht zuletzt, sondern laß mich halten meinen Vorsatz, bis ich sterbe. Setz' dich nieder. Merk auf und verstehe, so lange ich Kraft zum Sprechen habe. Ich trage dir jetzt auf, ihr zu sagen, wenn du sie siehst, daß ich starb und sie segnete, für sie betete, sie liebte, liebte wie damals, als sie ihr Haupt neben das meinige legte. Und sage meiner Tochter Annie, die ich so ähnlich ihrer Mutter sah, daß mein letzter Athem gesprendet ward, sie zu segnen und für sie zu beten. Und sage meinem Sohne, daß ich, ihn segnend, starb. Und sage auch zu Philipp, daß ich ihn segnete. Er meint' es stets nur gut mit uns. Und wenn meine Kinder mich, den sie kaum lebend kannten, im Tode sehen wollen, laß sie kommen, ich bin ihr Vater. Aber sie darf nicht kommen, denn mein todtes Gesicht würde sie all' ihr Leben nachher beunruhigen. Und nun, da ist blos Einer von meinem Blute, der mich umarmen wird in jener Welt. Das ist sein Haar. Sie schnitt es ab und gab es, und ich hab' es immer mit mir getragen durch alle diese Jahre und dacht' es mit mir ins Grab zu nehmen. Doch nun hab' ich meinen Sinn geändert, denn ich werd' es sehen, mein Kind, in Seligkeit. Darum nimm es, wenn ich dahin gegangen, und gieb es ihr, denn es wird ihr ein Trost sein und ein Zeichen für sie, daß ich er bin."

In der dritten Nacht hierauf, während Enoch schlummert, bewegungslos und bleich, und Miriam wacht, da kommt ein so lauter Ruf des Meeres, daß alle Häuser im Hafen erklingen und er aufwacht, sich aufrichtet, seine Arme ausbreitet und mit lauter Stimme ruft: „Ein Segel! Ein Segel! Ich bin gerettet!" und zurückfällt und nie wieder spricht.

Das ist — mit einigen Uebersetzungen der reimlosen Verse in Prosa, das neue Haupt- und Titular-Gedicht des englischen poeta laureatus Alfred Tennyson, der in poetischer Unabhängigkeit auf der schönsten englischen Insel Wight lebt und die meisten Schönheiten seiner Insular- und Robinson-Dichtung dort gesehen und in poetischer Schönheit wiedergeboren haben mag. Auch die „tragische Idylle" selbst mag er viel aus wirklichen Erlebnissen in englischen Seehäfenstücken verdichtet haben. Tennyson's neuer Band ist in 40,000 Exemplaren unter's Publikum gekommen. H. B.

* * *

Wir lassen dieser Anzeige nachstehende uns von Herrn Prof. Märcker mitgetheilte poetische Uebersetzung der „Locke", eines der charakteristischeren Gedichte der in dem vorliegenden Bande enthaltenen „Other Poems", folgen:

Die Locke, von Alfr. Tennyson.

I.

„Ihr Locken, ihr Locken,
Die ihr so golden lacht!
O, gieb mir Eine, Eine nur,
Sie küss' ich Tag und Nacht:
Nie wandelt kalt in's Silbergrau
Sie aller Zeiten Macht.
Wie Gold wird sie glänzen so klar und so rein,
Sie flammt und sie funkelt wie Demantstein,
Wie alle Kometen verlieren den Schein,
Kein Stern mehr angefacht."
„Nimm sie, mein Lieb, hör', was sie spricht:
Nicht ich, nicht sie die Treue bricht."

Mein Löcklein, mein Löcklein,
Das mir so goldig lacht,
Nie wandelt kalt in's Silbergrau
Dich aller Zeiten Macht;
Ob ein Bursch mir winkt, mich ein Mädchen lockt;
Ob ein Thor mir sagt: Hab' Acht!
Denn die Furcht und die Zweifel sind all' entfloh'n,
Und ich schwöre hinfort bei der Liebe Thron,
Daß wegen der Küsse nur Zweifel mir droh'n,
Und der Furcht wird im Kuß nicht gedacht."
„Küß sie, mein Lieb, hör', was sie spricht:
Mit ihr nur meine Treue bricht."

II.

O Löcklein, o Löcklein,
Dich küßt' ich Tag und Nacht,
Und Löcklein, o Löcklein,
Das stets so goldig lacht!
Doch Löcklein, o Löcklein,
Dich bleicht der Zeiten Macht.
Was ruft in's Ohr man mir so laut:
Auf die ich wie auf Gold gebaut,
Ist einem Andern angetraut,
Getraut, getraut.

O Löcklein, o Löcklein!
Der Rose gleich sie stand,
Als Löcklein, o Löcklein,
Sie nahm das theure Pfand,
Und Löcklein, o Löcklein,
Sie sprach im Druck der Hand:
„Komm, küss' sie, Lieb, hör', was sie spricht:
Mit ihr nur meine Treue bricht."
O goldner Trug, treu warst du nicht,
Du falsches Licht.

O Löcklein, o Löcklein,
Muß ich nicht schmähen? sprich!
Denn Löcklein, o Löcklein,
Wie bitter kränkst du mich?
Drum Löcklein, o Löcklein,
Der Flamme weih' ich dich.
Denn sag', was hast du mich gelehrt?
Hast meinen Glauben all' verkehrt.
Brenn', gleißender Lügner, sei verzehrt;
Verzehrt, verzehrt.

F. A. Märcker.

Frankreich.

Aus Paris, von Paul Lindau.*)

Victor Hugo und seine letzten romantischen Dichtungen.**)

I.

Es liegt mir fern, in den nachfolgenden Zeilen eine ergründende Kritik über Victor Hugo's gesammte schöpferische und gesellschaftliche Wirksamkeit schreiben zu wollen. Nicht den ungestümen Reformator, der mit seiner Vorrede zu „Cromwell" die fest geschlossene Phalanx des Klassizismus durchbrach, nicht den kühnen und genialsten Vertreter der romantischen Richtung in der Lyrik, im Roman und im Drama, nicht den Schöpfer der „Feuilles d'automne", von „Notre Dame de Paris" und „Hernani" — mit einem Worte, nicht den Victor Hugo von 1830, auch nicht den Victor Hugo von 1848, den Sozialisten, den stolzen Verbannten und rasenden Pamphletschreiber will ich hier besprechen — nur seiner beiden letzten großen Werke, der „Légende des Siècles" und der „Misérables" will ich in möglichster Kürze hier gedenken, aus der Vergangenheit nur das wählen, was zur Bezeichnung der Stellung, die Victor Hugo für das dichterische Frankreich einnimmt, erforderlich scheint, und dennoch, glaube ich, wird dieser Versuch als ein Beitrag zur Würdigung von Victor Hugo's Gesammtarbeit betrachtet werden können, weil, um einen Ausdruck des Dichters selbst zu gebrauchen, all die verschiedenen Blüthen auf demselben lebenskräftigen wunderlichen Stamm gediehen sind, weil alle, sammt und sonders, die charakteristischen Eigenschaften ihres Ursprungs treu gewahrt haben.

Victor Hugo's schöpferischer Genius ist eben:

„Toujours la même tige, avec une autre fleur."

Viktor Hugo gehört zu den seltenen Menschen, deren Name kaum ausgesprochen werden kann, ohne augenblicklich auf enthusiastische Verehrung oder unerbittliche Feindschaft zu stoßen. Seit dem Augenblick seines ersten Auftretens bis auf die heutige Stunde hat die Leidenschaft, die dieser Name überall, wo er nur genannt wird, hervorzurufen weiß, nicht nur nicht nachgelassen, sondern hat sich wo möglich in den letzten Jahren durch ganz besondere, von der Literatur unabhängige Umstände noch gesteigert, und so wird denn einer jeden Zeile, die aus Hugo's Feder fließt, augenblicklich eine ganz außerordentliche Bedeutung beigelegt. Daß auch Victor Hugo einmal etwas Gewöhnliches, Alltägliches schreiben könne, das will Niemandem in den Sinn kommen. Die Einen müssen in seinen Schriften sofort eine nie erreichte Meisterschaft erkennen, die Anderen ruhen nicht eher, als bis es ihnen gelungen ist, in denselben Schriften eine nie dagewiesene Verworfenheit und Ruchlosigkeit nachzuweisen. Nur in einem Punkte berühren sich die Extreme: Gegner wie Verehrer betrachten Victor Hugo als eine außerordentliche, absonderliche Erscheinung.

In der That ist es nicht leicht, einem Hugo'schen Werke gegenüber die Ruhe zu bewahren, die zu einer besonnenen Beurtheilung desselben unumgänglich nothwendig ist; es ist nicht leicht, seine Licht- und Schattenseiten in richtigen Verhältnissen hervortreten zu lassen; sich einerseits vor überschwänglichem Lobe zu wahren und andrerseits auch vor allzu unbarmherziger Rüge immer auf der Hut zu sein, denn der Tummelplatz, in dem sich der Hugo'sche Geist am Wohlsten gefällt, ist gerade das Bizarre, Absonderliche Ungewöhnliche — dort wählt er seinen Stoff — und die Mittel mit denen er diesen Stoff behandelt, sind gleichfalls nicht die gewöhnlichen, einfachen, natürlichen. Wie leicht wird man daher bei der Lektüre eines Hugo'schen Werkes von dem Dichter selbst aus dem festen, sicheren Geleise herausgerissen und in eine fremde Welt versetzt, die fremde Empfindungen in uns erweckt. Gilt es nun, aus diesen immer wechselnden, bald wohlthätigen, bald verletzenden Empfindungen einen Schluß zu ziehen und über das Werk in seinem Ganzen ein motivirtes Urtheil zu fällen — so ist die Verlegenheit groß. Die Waage schwankt unruhig hin und her, senkt sich bald nach rechts, bald nach links, ohne einen wirklichen Ruhepunkt finden zu können. Alles, was wir wissen, ist daß wir oft entzückt, oft entrüstet, selten, fast niemals gleichgültig dem Dichter auf seinen abenteuerlichen, kecken Streifzügen gefolgt, erschöpft, verwirrt, betäubt, mit halb trüben, halb heiteren Reise-Erinnerungen an einem ungewissen Ziel angelangt sind und, ohne gerade die Beschwerden der überstandenen Fahrt zu beklagen, dennoch wenig Lust verspüren, uns noch einmal dieser gefahrvollen Führung anzuvertrauen.

Verwirren, betäuben, blenden, ermatten — in diesen vier Worten läßt sich wohl ziemlich vollständig der Eindruck wiedergeben, den die Hugo'schen Dichtungen auf den Leser hervorbringen, und blenden und betäuben scheint auch der Zweck zu sein, den die Hugo'sche Poesie verfolgt.

Als Hugo gegen die sogenannte „klassische" Schule auftrat, weil er in ihr einen namenlosen, blassen und kränkelnden Abklatsch der Antike erkannte, als er mit aufrichtiger, jugendlicher Begeisterung Leben und Feuer in die Poesie hineinbringen wollte, glaubte er sich auch schon befähigt und ausersehen, das Werk des Reformators selbst zu vollbringen, und dieser Irrthum wurde entscheidend für seine gesammte dichterische Thätigkeit. Hugo hielt sich für einen vollkommenen Dichter, er war aber in Wahrheit eine in der Poesie gerade in ihrer kolossalen Unvollkommenheit und gleichzeitigen Großartigkeit einzig dastehende Erscheinung. Vom wahren Dichter hat Hugo nur das Aeußerliche, dies aber in einer erstaunlich großen, künstlerischen, man kann sagen, unerreichbaren Weise. Die Tiefe der Seele, des Gemüths, die Wahrheit der Empfindung, das Innerliche des Dichters, tritt in seinen Dichtungen so sehr in den Hintergrund und wird durch den äußern Glanz der Farben, durch die Pracht des Ausdrucks so verwischt, daß es ganz verschwindet, wenn es überhaupt vorhanden war. In den äußerlichen Mitteln, in Form, in der Sprache, im „Style", wie die

*) Unter dem Titel „Aus Paris" werden nächstens im Verlage von Kröner in Stuttgart „Beiträge zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreichs" von Paul Lindau erscheinen, die in folgende vier Haupt-Abschnitte zerfallen: 1) Aus dem öffentlichen Leben; 2) Aus dem gesellschaftlichen Verkehr; 3) Aus der Kunst- und Dichterwelt; 4) Deutsche Elemente in Frankreich. Wir theilen daraus Nachstehendes als Probe mit.

**) La Légende des Siècles. 2 Bände. Paris, 1860, Michel Levy. Les Misérables. Roman in 10 Bänden. Brüssel, 1862, Lacroix, Verboeckhoven & Comp.

Franzosen sagen, ist Victor Hugo ein Künstler, ein Poet; sein innerer Gehalt ist nichtig und gewöhnlich und erscheint nur in dem glänzenden Gewande, mit dem der Dichter die Blöße umhüllt, in majestätischer Grandezza. Die Sprache, die doch nur der Accent, das Organ, der Ausdruck der wahren Poesie sein soll, ist bei Victor Hugo die Poesie selbst und allein die Poesie. Was für den Bildhauer der Marmor, was für den Maler die Farben sind, das ist für Victor Hugo die Sprache, das Wort. Victor Hugo ist kein Dichter, er ist ein Bildner; sein Styl ist plastisch und heißfarbig, er meißelt aus der Sprache Gebilde von erstaunlichem Relief und verleiht ihnen eine wundersame Glut und Pracht der Farbe. Aber hinter diesem Relief und hinter dieser Farbenpracht steht kein großer Gedanke, keine tiefe Empfindung, und Gustav Planche übertreibt nicht, wenn er sagt, daß man in den gesammten lyrischen Dichtungen Hugo's auch nicht Eine Seite finden könne, die einem aufrichtigen Gefühle, einem klar gefaßten Gedanken entsprungen sei, trotz der wunderbaren Schönheiten im Ausdrucke, die uns fast in jeder Zeile Victor Hugo's entgegentreten. Sein Herz und seine Einbildungskraft sind botmäßige Vasallen des bei ihm allgewaltigen Wortes. Wie aus dem Zusammenstoß der Kiesel Funken sprühen, sagte derselbe Kritiker einst in einem Artikel der „Revue des deux Mondes", so wollte Hugo aus dem Zusammenstoß der Worte das Gefühl und die Empfindung hervorsprühen lassen. Durch das Murmeln seiner harmonischen Strophen verleitet, glaubte er, er habe die Poesie unter das Joch seiner Laune gebeugt, und allezeit würde er dieselbe, sobald er nur Lust habe, zu singen, dienstfertig und bereit finden, wie die Saiten einer Harfe. Von Beifall berauscht flößten ihm die Männer, die sich die Mühe geben, zu leben, zu fühlen und zu arbeiten, bevor sie sich an die Massen wenden, die sich allen Prüfungen der Studien und der Leidenschaft unterwerfen, bevor sie aus der Stille des Studirzimmers heraustreten auf den öffentlichen Markt — diese ernsten, sorgenden, wacker arbeitenden Knappen in dem Schacht des heiligen Geistes flößten ihm Mitleid ein. Die Folge davon war, daß seine in der Form so prachtvollen Gedichte eben nur geniale, vollendete Stilübungen geblieben sind, herrliche Farbenspiele.

Im Reichthum der Sprache kann weder ein Dichter der Vergangenheit noch irgend ein Dichter der Gegenwart mit Victor Hugo verglichen werden; aber reiche Leute zeigen gern eine goldstrotzende Börse, und Victor Hugo zeigt zu oft, wie reich er ist. Ueberhäufte Epitheta, Aufzählungen, die gar kein Ende nehmen, Vergleiche, die allen Ländern, allen Völkern, dem Thier- und Pflanzenreiche, dem Ozean und dem Himmel entlehnt sind, immer wechselnde Bilder für einen und denselben Gegenstand, berühren uns gar seltsam in allen Victor Hugo'schen Werken. Wäre es nicht zu großartig, es wäre wahrhaftig lächerlich. Sobald er einfach ist, sind seine Beschreibungen prachtvoll, aber nur in den allerseltensten Fällen kann sich Victor Hugo dazu entschließen, mit uns auf unserer schlichten Erde zu bleiben. Es ist dies eben die streng logische Konsequenz seiner Gedankenarmuth.

„Und wo es an Gedanken fehlt,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Dieses Wort fehlt ihm niemals; es gehorcht ihm willig, und auf den ersten Blick hin erscheint es fast, als ob der Faden der Inspiration bei Hugo niemals abrisse. Aber dies ist ein Irrthum. Nur die Technik, die Gewalt über die Sprache versagt dem Dichter nie ihre Dienste. Unter dem Vorwande einer erhabenen Weltanschauung, die dem Laien nicht zugänglich ist, besonders aber weil es ihm peinlich wäre, in schlichtem Französisch verrathen zu müssen, daß seine Gedanken nie recht klar gefaßt sind, daß seine Gefühle und Empfindungen in einem chaotischen Durcheinander in seinem Innern herumwirbeln, setzt sich der große Mann auf den Luftballon dieser ihm nie fehlenden Sprache, und steigt und spricht, und erhebt die Stimme, je mehr er steigt, und steigt so hoch, daß er als schwarzes Pünktchen ganz entschwindet, und spricht so viel, daß er selbst nicht mehr daraus klug wird. Wie oft haben wir Lust, ihm seine eigenen Worte zuzurufen: „Nicht so weit! nicht so hoch! laßt Euch herunter! bleibt ein Mensch, bleibt Adam!"

„Pas si loin! pas si haut! Redescendons. Restons
„L'homme, restons Adam!"

Die schrecklichste Ausgeburt dieses grausenhaften Gallimathias, das der Dichter für poetische Inspirationen, Gedankentiefe und philosophische Tiefe gelten lassen möchte, ist gerade sein allerletztes Buch: „William Shakespeare" überschrieben, das eine zu gründliche Kritik in Deutschland gefunden hat, als daß ich mich veranlaßt fühlen könnte, dieses Werk in eingehender Weise zu besprechen. Einer unserer gediegensten und gelehrtesten jungen Kritiker, Karl Frenzel, schloß seine vortreffliche Besprechung dieser Hugo'schen Schrift mit den Worten: „Auf wenigen Blättern redet ein Dichter, auf hundert andern Polonius. Die hochklingende Phrase tödtet den Inhalt, eine Metapher verdrängt die andere, alle zusammen verschlingen den Gedanken." „Eine Walpurgisnacht" nannte die „Revue des deux Mondes" in einer kurzen Kritik das Werk; eine Walpurgisnacht — ja, aber eine langweilige, in der nach dem ersten Tanz sich alle Hexen, alte und junge, in weißbärtige, alte Männer verwandeln, und Nestor, der nie enden kann, den Vorsitz führt. Eine Bereicherung der Shakespeare-Literatur ist diese Sammlung von Abhandlungen nicht, den wahren Shakespeare hat Victor Hugo nie von Angesicht zu Angesicht, er hat ihn immer nur als riesigen Schatten gesehen."

So hart diese Worte auch scheinen mögen, Jeder, der auch nur vierzig Seiten von Victor Hugo's „Shakespeare" gelesen, wird dieselben nicht nur als eine berechtigte, sondern sogar sehr milde Kritik des Werkes betrachten müssen. Nicht mit der Walpurgisnacht, sondern mit dem Zauberkatechismus der Hexe möchte ich das Buch vergleichen und fast bei jedem Satze dem Prediger ohne Ende mit Faust's Worten in die Rede fallen:

„Mich dünkt, der Alte spricht im Fieber",

aber das Buch ist nicht zu Ende, und die vielen vollgeschriebenen Seiten geben uns die trostlose Antwort:

„Das ist noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch:
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommener Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Gottlob hat Victor Hugo in seinen früheren Werken nicht einen ganz so furchtbaren Mißbrauch mit der Sprache getrieben, wie in diesem letzten, „Shakespeare" genannten, in dem wirklich „ein ganzes Corps von hunderttausend Narren" sein Unwesen treibt. Gleichwohl berührt dieser Mißbrauch selbst in seinen schönsten Werken, zu denen „la Légende des Siècles" und die „Misérables" ohne Zweifel gerechnet werden müssen, an mehr als Einer Stelle auf das Allerunangenehmste. Es wird sich mir Gelegenheit bieten, im Laufe der Besprechung dieser Werke auf diesen Unfug zurück zu kommen. — —

Die Aufgabe, die sich der Dichter für seine neuesten poetischen

nach kurzer Blüthe wieder unterging, die aber mit doppeltem Rechte die erste genannt wird: einmal, weil vorher von einer eigentlichen poetischen Literatur in Portugal nicht wohl die Rede sein kann (wenigstens ist uns nichts aufbewahrt; sogar etliche Volkslieder, die aus dieser Vorzeit stammen sollen, wollen die Gelehrten nicht als echt anerkennen) und dann, weil jene gesellige Kunstpoesie, deren Mittelpunkt die Höfe Johanns II. und Emanuels waren, eigentlich nicht eine Fortsetzung der Dionysischen, sondern etwas Neugeschaffenes war.

Der Dionysische Dichterkreis bestand nicht etwa, wie es zu jener Zeit oft vorkam, aus fahrenden Sängern, die ihre Lieder am Hofe des Königs vortrugen, sondern der König und die Infanten waren selbst Dichter und ihnen schloß sich ein Dichterkreis an, der eben so aus Großen und Vornehmen des Reichs wie aus geringeren Leuten bestand.*)

Diese interessante Erscheinung der ältesten Kunstlyrik der Portugiesen unterwirft Fr. Diez, der treffliche Kenner romanischer Sprache und Literatur, in dem unten näher bezeichneten Schriftchen einer Untersuchung in Bezug auf ihren Ursprung, wie auf ihre Ausbildung. Die Reste jener Dichtungen, auf welche sich eine solche Untersuchung zu stützen hat, sind freilich noch ziemlich spärlich. Aus einer vaticanischen Handschrift, welche auf 210 Blättern die Lieder von nicht weniger als 127 Dichtern enthält, sind erst 20 die Gedichte des Königs Dionys enthaltende Blätter edirt. Unter den übrigen 126 Dichtern finden sich neben des Königs Söhnen und vielen Großen des Reiches auch Ritter, Knappen, Spielleute, Bürger, Handwerker und Geistliche. Das Personal ist also wie bei den Troubadours, nur die Frauen fehlen. Eine zweite Handschrift mit 286 Liedern wird gegenwärtig in der königlichen Bibliothek von Ajuda aufbewahrt und ist zum ersten Male 1823 theilweise durch Karl Stuart (damals britischer Botschafter zu Paris), zum zweiten Male 1849 vollständig durch F. A. v. Varnhagen (damals angestellt bei der brasilianischen Gesandtschaft am spanischen Hofe) veröffentlicht worden. Man schreibt sämmtliche Lieder dieser Handschrift, unserer Meinung nach auf wenig gewichtige Gründe gestützt, dem Grafen D. Pedro von Barcellos, einem Sohne des Königs Dionys, zu.

Die Herausbildung der ältesten portugiesischen Kunstlyrik geschah nicht ohne provenzalischen Einfluß, wie es denn eine ziemlich alte literär-historische Sage ist, daß die poetische Kunst von den Provenzalen zu den Spaniern und Portugiesen gekommen sei. Fr. Diez erweist diesen Einfluß theils aus äußern, theils aus innern Gründen. Zu den erstern rechnet er vor Allem die Erziehung des Königs Dionys, die auf Verordnung des Vaters zum Theil von französischen Lehrern besorgt ward, sowie den freundschaftlichen Verkehr zwischen den Höfen von Portugal und Aragon. Nunes de Leao sagt in seiner „Cronica d'El Rei Dom Diniz (1600)" geradezu, daß König Dionys und seine Zeitgenossen die Provenzalen nachgeahmt hätten. Indessen lassen sich nachgeahmte oder gar übersetzte Lieder oder Stellen in den bis jetzt edirten Erzeugnissen portugiesischer Kunstpoesie schwerlich aufzeigen.

Die inneren, für einen provenzalischen Einfluß sprechenden Gründe müssen in dem Inhalte und in der Form der Gedichte gesucht werden. Was die letztere betrifft, so ist die Sprache ohne allen Zweifel mit Wörtern und Formen gemischt, die durch den Umgang mit der fremden Poesie eingeführt scheinen. Selbst die provenzalische Orthographie scheint nicht ohne Einfluß auf die portugiesische gewesen zu sein. Weiterhin weist der Verfasser des vorliegenden Büchleins provenzalische Einflüsse nach durch Untersuchungen über Vers, Silbenzählung, Reim, Strophenbau und Strophenzahl, Untersuchungen, in denen wir ihm hier nicht folgen können. Angeführt werde hier jedoch, was der Verfasser über Refrain und Geleite sagt.

„Der Refrain ist in der ältesten portugiesischen Kunstlyrik zu einer Bedeutung gelangt, wie kaum irgend anderswo. In ihm ist nationales Element anzuerkennen, von welchem sich die vornehmen Dichter nicht frei zu machen vermochten. Denn in diesem Stück gingen ihnen die Provenzalen nicht voran: sie machten vom Refrain bekanntlich nur einen mäßigen Gebrauch. Darum hütet sich auch Dionys ihn in einer auf provenzalischer Weise gedichteten Canzone oder in einer andern, worin er mit den Provenzalen wetteifert, anzuwenden. Nordfrankreich begünstigt ihn mehr. Wäre es uns vergönnt, die dichterischen Leistungen Portugals vor der ersten Kunstpoesie zu übersehen, wir würden den Refrain ohne Zweifel in ausgebreiteter Wirksamkeit erblicken.

„Der Provenzale gab dem Liede gewöhnlich auch noch einen kleinen Epilog, ein Geleite mit (tornada, franz. envoi). Es ist meist an den Gegenstand des Gedichtes, nicht selten an den Liederboten, aber auch an irgend eine Person, welcher der Verfasser eine kleine Huldigung darbringen will, oder wie im Italiänischen, an das Lied selbst gerichtet. Zuweilen legte der Verfasser seinen Namen in der Tornada nieder. Ihre Form betrachtet, besteht sie aus einer unvollständigen Strophe, deren Reimstellung die des Schlusses der vollständigen wiederholt. Bei den Franzosen that die volle Strophe denselben Dienst, wiewohl auch die halbe mit provenzalischer Reimstellung in Anwendung blieb. Bei den Portugiesen findet das Geleit im provenzalischen Sinne des Wortes nicht statt und konnte es nicht, da hier die eigenthümlichen Verhältnisse des Troubadours, durch die es bedingt war, nicht statt fanden. Seine Stelle vertritt ein kleiner Zusatz, der das Thema des Ganzen nicht verläßt und oft grammatisch mit der letzten Strophe zusammenhängt. Er besteht aus zwei bis drei Versen selbst aus einem, und wiederholt die Reimstellung oder den Reim der letzten Verse der Schlußstrophe, also auch des Refrains."

Bezüglich des Inhalts der ersten portugiesischen Kunstlyrik ist schon oben gesagt, daß in den gedruckt vorliegenden Resten derselben Uebersetzungen und Nachahmungen provenzalischer Lieder nicht vorkommen. Wenn nun auch die noch ungedruckten Reste keine Proben solcher Aneignungen aufweisen sollten, so würde doch dieser Umstand noch nicht hinreichen, eine Ausbildung der portugiesischen Lyrik im Geiste und nach dem Muster der Troubadour-Poesie zu verneinen. Und doch muß dies geschehen. Der Verfasser sagt darüber:

„So gewiß die Anregung über die Pyrenäen herüberkam, so gewiß der Portugiese der fremden Technik huldigte, so wenig Eifer hatte er, in die Ideenwelt der Troubadours einzudringen oder sich ihres Styles zu bemächtigen. Vielleicht fehlte es an Lust oder Talent zu diesem Wettstreit, vielleicht ist der Grund darin zu suchen, daß die eigenthümlichen günstigen Bedingungen des südfranzösischen Sängerlebens fehlten. Man darf indessen bei der Würdigung der portugiesischen Lyrik den rechten Gesichtspunkt nicht verlieren. Die provenzalische Kunstpoesie war aus der Volkspoesie emporgewachsen; sie hatte eine nationale Grundlage, eine

*) König Dionys von Portugal, genannt „der Gerechte" und „der Anbauer" regierte von 1279 bis 1325. Er war der Gründer der Universität Coimbra und der erste König von Portugal, welcher eine Flotte auf Expeditionen aussandte. D. R.

gischen Ausgang, den sie genommen, sondern nur darüber, daß sie diesen Ausgang nicht schon um Vieles früher erreicht hat.

Am 19. Mai 1794 im Canton Neuchatel zu La Chaux-de-Fonds geboren, war Leopold dem Charakter nach Schweizer, den Sympathieen nach dagegen Franzose. In Paris machte er bei seinem Landsmann Charles Girardet und bei David seine ersten Studien, in Paris erwarb er sich, zwanzig Jahre alt, die erste Auszeichnung, den zweiten großen Preis in der Kupferstecherkunst, denn Robert führte zuerst den Griffel und vertauschte ihn erst 1816 — wo er, plötzlich Preuße geworden, sich als Fremder aus der Concursliste gestrichen und so der Hoffnung auf den ersten Preis beraubt sah — mit dem Pinsel, welchem er seinen Namen danken sollte.

Anfangs allerdings geschah das nur, weil Robert Geld brauchte. Das väterliche Haus war ein kleines, die elterliche Familie keine reiche. Das Handwerk eines Uhrgehäusmachers wirft nicht so viel ab, um mit Gemächlichkeit zwei Töchter und drei Söhne zu ernähren, besonders wenn einer von diesen sechs Jahr lang in Paris erhalten werden muß. Als daher Robert aus Paris, wo ihm durch das Schließen von David's Atelier die Heimstätte genommen worden war, nach seiner angebornen Heimat zurückkehrte, malte er um des Erwerbes willen seine Landsleute in Oel, aber im Grunde betrachtete er sich noch immer als Kupferstecher, und selbst nach Rom ging er nur mit der Absicht, sich in dieser Kunst zu vervollkommnen. Erst als er in Rom Freunde aus Paris wiederfand, die mit allen Gedanken nur Maler waren, wagte er, sich seiner eigentlichen Neigung hinzugeben und sich entschieden der *Malerei* zu widmen.

Sie lohnte ihm den Muth, mit welchem er sich ihr anvertraute. Bereits 1822, also nach einem nur vierjährigen Aufenthalte in Rom, konnte er seinen jüngeren Bruder Aurel zu sich kommen lassen, um aus dem Uhrmacherlehrling einen Künstler zu machen. Nicht minder gelang es ihm, seiner Familie die Summe zu erstatten, welche seine Erziehung ihr gekostet, und sich mit Herrn Roulet de Mézerac auszugleichen, der ihm großmüthig die Gelder zu den drei ersten Jahren in Rom vorgestreckt hatte. Robert hatte ein Genre ergriffen, welches damals noch neu war: die Räuber. Es gefiel und trug ein; im Salon des Louvre erregte es die Aufmerksamkeit von Paris. Robert war auf dem für ihn einzig richtigen Wege: der idealisirten Nachahmung der Realität. Er hatte den Weg bei einem Bilde gefunden, das er aus Irrthum unternommen hatte: Corinna, wie sie auf dem Cap Misene improvisirt. Nachdem er sich unsäglich abgequält, die Hauptgestalt zu erfinden, setzte er an ihre Stelle einen Volksdichter, machte so sein erstes, großes Bild, und wußte, was er sollte und konnte.

Alles Glück, lauter Glück, und doch sehen wir ihn bei dem nächsten größeren Unternehmen: „Die Rückkehr vom Feste der Madonna dell' Arco" wieder ganz in derselben Unsicherheit wie vor der Corinna, aus welcher der „Improvisator" wurde. Dieses Gemälde war ein „elendes", jenes ist ein „ewiges" Bild. Bei beiden hat der Künstler an sich zu halten, um sie nicht zu zerreißen. Wir legen den Finger auf den kranken Fleck in seinem geistigen Organismus. Es war ein ungesunder Ehrgeiz, kein unedler, keiner, der blos aus Eitelkeit entsprang, im Gegentheil ein ehrlicher, redlicher, der Nichts begehrte, als Verdientes, aber darum doch ein ungesunder. Mehr wollen, als man vermag, ist immer eine Krankheit, und an dieser Krankheit litt der arme Robert. Er wollte schaffen, ohne eigentlich ein Schöpfer zu sein. Wie sogar sein gewissermaßen elegisch parteiischer Biograph zugesteht, malte er, wie man Mosaik macht. Er selbst sagt, er habe nie aus dem Stegreif malen können. Das bedeutet mit einfachen Worten: er brachte nicht durch Inspiration, sondern nur durch Kombination etwas hervor, wenigstens wo es sich um größere Kompositionen handelte. Ein einziges Mal genoß er beim Komponiren wahrhaftes Glück: bei seinen „Schnittern", welche in seinem Cyklus der Jahreszeiten den Sommer repräsentirten, während das „Fest" den Frühling dargestellt hatte. Es hat jedes Talent, wie jede Blume, einen Hauptmoment seiner Entfaltung, wo es seiner selbst froh wird, weil es seiner selbst gewiß ist: für Leopold manifestirte sich diese Konzentration seines Daseins eben in dem Schnitterbilde aus den pontinischen Sümpfen, welches 1831 im Salon des Louvre ausgestellt wurde und dem Künstler alle nur möglichen Ehren des Triumphes eintrug.

Aber von diesem Höhenpunkte sank seine Wesenheit rasch wieder tiefer und tiefer bis in die hoffnungsloseste Melancholie, besonders als er erst in Venedig war, einer jener todten, schönen Städte, welche wie Denkmäler einer andern Zeit in dem Gewirr unserer Gegenwart ruhen. Wer nicht melancholisch ist, kann es am Canale grande ohne Mühe werden, und Leopold brauchte wahrlich keines solchen Lokals, um die Tragödie der verzweifelnden Entmuthigung mit der schrecklichsten Naturwahrheit durchzuspielen. Auch ist die Komposition seines Winterbildes, in welchem er den venetianischen Typus zur Anschauung bringen wollte, wie im „Fest" den neapolitanischen und in den Schnittern den römischen, eine wahre Agonie der Konception allein, von den Qualen und Aengsten der Ausführung gar nicht erst zu reden. Es peinigt förmlich, wenn man in seinen Briefen wieder und wieder lesen muß, wie er zuerst den Carneval in Venedig malen will, und dann eine Fischerausfahrt von Chioggia malt, anfänglich im Karneval mit Masken, dann ohne Masken, blos im Winter, wie er immerfort entwirft und verwirft, malt und wieder abschabt, und endlich nur fertig wird, um wenige Monate später mit demselben Messer, welches ihm so oft dazu gedient hatte, das Ergebniß seiner Anstrengungen über Nacht zu vernichten, am 20. März 1835 seinem Leben ein blutiges und unerwartetes Ende zu machen.

Wenn wir diese Katastrophe gänzlich unausgemalt lassen, so ist das, weil wir wünschen, daß sie im Buche selbst gelesen werde, wie wir überhaupt wünschen, daß dieses Buch deutschen Lesern nicht umsonst durch einen solchen Uebersetzer zugänglich gemacht worden sei. Es ist keine, wie man zu sagen pflegt, interessante Lektüre, dazu ist es zu ernst; es erfordert jene Art von Sammlung, mit welcher man Grabmonumente zu besuchen pflegt. Aber es wird den Ernst einiger Stunden, welchen es dem Leser kostet, reichlich durch den tiefen Einblick lohnen, den es in eine, wenn auch leidende, so doch reine, edle, echte Künstlerseele gewährt.

J. v. D.

Portugal.

Die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie.*)

Eine bisher nur wenig gekannte und fast gar nicht durchforschte Periode der portugiesischen Poesie war die Zeit jenes Dionysischen Dichterkreises, welcher gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts für Portugal eine Kunst- und Hofpoesie schuf, die freilich

*) Ueber die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie, von Friedrich Diez. Bonn, bei Eduard Weber, 1863.

den dem Büchlein beigegebenen kurzen Abriß der altportugiesischen Grammatik, so wie für das kleine Glossar, Dank wissen.

A. M—r.

Nord-Amerika.

Zur Geschichte Europa's in Amerika.

II.

Französischer Wind, herannahender Sturm.

In dem Fort, dem Frankreich im Kleinen, traten indeß nur zu bald Parteiungen, Verschwörungen und Aufruhr in's Leben; Hoffnungen waren vereitelt, überspannte Erwartungen auf nichts herabgestimmt. Nicht Eroberung und Gold, sondern ein trübseliges Weilen in einer winzigen Feste, an einem heißen, ungesunden Wasser, bei harter Arbeit, schlechter Kost und der Aussicht auf Hungersnoth. Nichts unterbrach das drückende Einerlei, als ein hin und wieder vorbeifahrendes Kanot, oder ein auftauchender Alligator. In Haufen zusammenstehend, stachelten die Unzufriedenen einander zur Wuth auf und zogen über den Befehlshaber los.

Die jungen Edelleute namentlich, die sich, in der Erwartung einer reichen Goldärndte, auf eigene Kosten equipirt hatten, rasten vor Verdruß und Ungeduld. Das religiöse Element, bei der früheren Hugenotten-Auswanderung nach Brasilien ein so mächtiger Hebel, war bei dieser Kolonie sehr schwach vertreten; den Meisten war es mehr um ihre Fortuna, als um ihren Glauben zu thun; wenn es auch einige ernste Bekenner der kalvinistischen Lehre darunter gab, die sich laut und bitter darüber beklagten, daß man keinen Geistlichen ihres Bekenntnisses mitgesandt habe. All diese Beschwerden wurden dem Kommandanten aufgebürdet. Seine Mißgriffe und Irrthümer scheinen aus Charakterschwäche und unklarer Urtheilskraft hervorgegangen — verhängnißvolle Mängel in einer solchen Stellung!

Die wachsende Unzufriedenheit fand ihre leitende Spitze in einem gewissen Roquette, der vorgab, er habe durch eine Wünschelruthe eine Gold- und Silbergrube am obern St. Johann entdeckt, und ohne Laudonnière wäre ihr Glück gemacht; denn außer dem Königsantheil von anderthalb Millionen, würden auf jeden zehntausend Kronen kommen. Er zog viele Soldaten in die Verschwörung, und auch ein Edelmann, Namens Genze, ein Vertrauter Laudonnière's, schloß sich ihr an. Mit einer aus einem alten Hemde verfertigten Fahne und wohlbewaffnet zogen sie zur Arbeit auf den Wall und paßten hier die Gelegenheit ab, den Kommandanten zu tödten. Doch dieser, von einem Unwohlsein befallen, mußte das Zimmer hüten und erschien nicht auf dem Platze. Nun suchte Genze den Apotheker zu überreden, in die dem Erkrankten verschriebene Arznei Arsenik zu mischen, fand aber taube Ohren. Eben so mißlang ein andrer Mordanschlag, ihn durch ein unter seinem Bette verstecktes Fäßchen Pulver in die Luft zu sprengen. Als endlich diese Machinationen verrathen wurden, floh der Verbrecher in die Wälder, und schrieb von dort aus an Laudonnière einen Brief mit seinem reuevollen Geständniß.

Zwei von den Schiffen kehrten inzwischen nach Frankreich zurück, und nur das dritte, der „Breton", ankerte gegenüber der Feste. Die Unzufriedenen benutzten die Gelegenheit, Anklagen gegen Laudonnière, den sie des Unterschleifs, der Günstlingswirthschaft und der Tyrannei bezüchtigten, in die Heimat zu senden.

Anfangs September war Kapitain Bourdet, anscheinend ein Abenteuerer auf eigene Hand, hier eingetroffen. Als er nun am 10. November heimsegelte, vermochte ihn Laudonnière, sieben oder acht seiner unzufriedenen Soldaten mitzunehmen; dafür ließ ihm Bourdet einige seiner Matrosen zurück. Ein unglückseliger Tausch! Diese Piraten brachten einige von den Leuten Laudonnière's auf ihre Seite, stahlen ihm zwei Piaster, worauf sie seeräuberische Ausflüge nach Westindien machten. An der Küste von Kuba nahmen sie ein kleines spanisches Fahrzeug; mußten aber, vom Hunger gezwungen, in Havanna einlaufen und sich ergeben. Um die Gunst der Behörden zu gewinnen, berichteten sie ihnen Alles, was sie von der Lage und den Zwecken ihrer Landsleute in Fort Carolina wußten, und so ward hier der Blitz geschmiedet, der bald auf die unglückliche Kolonie geschleudert werden sollte.

An einem Sonntagmorgen erschien Laudonnière, von Francois de la Caille im Namen der ganzen Gesellschaft ersucht, auf der Parade, den unzertrennlichen Ottigny zur Seite. Da trat La Caille vor und bat um die Erlaubniß, eine Schrift vorzulesen. Sie begann mit Betheuerungen der Pflichttreue und des Gehorsams; dann folgten Klagen über harte Arbeit, Hunger, nicht gehaltene Versprechungen, und schloß mit dem Gesuch, den Bittstellern zu gestatten, auf dem im Hafen liegenden Schiffe längs der spanischen Küste zu kreuzen, um Nahrungsmittel durch Raub, oder „auf andere Weise" zu beschaffen. Mit Einem Worte: die Blume der Kolonie wünschte das Piratenhandwerk zu ergreifen.

Laudonnière schlug das Gesuch ab, versicherte ihnen aber, sofort nach Vollendung der Schanzen eine ernstliche Durchforschung der Apalache vorzunehmen und zwei im Bau begriffene kleine Fahrzeuge auszusenden, um bei den Indianern Nahrungsmittel einzutauschen. Mit diesem Bescheide mußten sie sich vorderhand begnügen; allein die Gährung dauerte fort und das Komplott nahm an Umfang und Stärke zu. Der Sprecher der Unzufriedenen, als er sah, wohinaus ihre Anschläge liefen, brach mit ihnen und schloß sich den übrigen pflichtgetreuen Offizieren: Ottigny, Vasseur, Arlac desto enger an.

Eine bedenkliche Krankheit warf Laudonnière von neuem auf's Lager. Die Unzufriedenen benutzten diese Gelegenheit, die besten Soldaten auf ihre Seite zu bringen. Der Rädelsführer war ein gewisser Fourneaux, von edler Geburt, aber, wie Le Moyne versichert, ein habsüchtiger Heuchler. Er setzte eine Schrift auf, die von 66 Namen unterzeichnet ward. La Caille widersetzte sich [illegible] den Verschworenen und sie beschlossen seinen Tod. Sein Studiengesell Le Moyne, der ebenfalls zu unterzeichnen sich geweigert hatte, bekam einen Wink von einem Freunde, daß er besser thäte, sein Quartier zu wechseln. Er warnte nun La Caille, der in das Gehölz entwischte. Tief in der Nacht drang Fourneaux mit zwanzig Mann, alle bis an die Zähne bewaffnet, gewaltsam in das Zimmer des kranken Kommandanten, und ihm die Hakenbüchse auf die Brust setzend, verlangte er die Genehmigung zu einer Kreuzfahrt gegen die spanischen Inseln. Laudonnière behielt seine Fassung und wies das Ansinnen mit Festigkeit zurück. Da rissen sie ihn mit Flüchen und Androhungen aus dem Bette, legten ihn in Ketten, schleppten ihn zum Thore der Feste hinaus, warfen ihn in ein Boot und ruderten mit ihm zu dem im Flusse ankernden Schiffe.

Zwei andere Banden gingen in die Quartiere Ottigny's und Arlac's, entwaffneten diese und befahlen ihnen bei Todesstrafe bis zur folgenden Nacht nicht ihre Zimmer zu verlassen. Kleinere Rotten waren inzwischen daran, die treugesinnten Soldaten zu

entwaffnen. Das Fort war vollständig in der Hand der Meuterer. Fourneaux setzte eine Vollmacht für die von ihm beabsichtigte Kreuzfahrt auf, die nun Laudonnière unterzeichnen sollte. Er weigerte sich anfangs; aber krank, gefangen und von den Meuterern bedroht, wenn er nicht einwillige, ihm den Hals abzuschneiden, gab er endlich nach.

Die Buccaniere beeiferten sich nun, die beiden kleinen Fahrzeuge zu vollenden, und in vierzehn Tagen waren sie segelfertig, ausgerüstet und versehen mit des Königs Geschütz, Munition und Proviant; Trenchant, ein vorzüglicher Steuermann, wurde gezwungen, mitzugehen. Das nächste Lieblingsziel war die Plünderung einer gewissen Kirche auf einer spanischen Insel, die sie während der mitternächtlichen Messe der Weihnachtsfeier zu stürmen sich versetzten, um so einen dreifachen Zweck zu erreichen: erstens eine reiche Beute, zweitens die Bestrafung des Götzendienstes, drittens Rache an dem Erzfeinde ihrer Partei und ihres Glaubens. Am 10. Dezember gingen sie unter Segel, wobei sie es nicht an Hohn und Schmähung gegen die Zurückgebliebenen fehlen ließen, die sie zugleich mit gebührender Züchtigung bedrohten, wenn sie ihnen bei ihrer triumphirenden Rückkehr etwa den Einzug in das Fort wehren wollten.

Kaum waren sie abgesegelt, als der unglückliche Laudonnière in seiner Vereinsamung durch die Hand seiner standhaften Freunde Ottigny und Arlac erfreut wurde. Sie führten ihn in die Feste zurück und er nahm wieder seine Stelle ein. Das Kommando wurde reorganisirt und neue Offiziere ernannt. Die Kolonie war kläglich zusammengeschmolzen; allein das böse Blut war abgelassen und eine innere Gefahr für sie nicht mehr zu fürchten. Mit dem völligen Ausbau der Feste, mit der Verfertigung zweier neuer Fahrzeuge an Stelle der geraubten, und in dem freundlichen Verkehr mit den wilden Stämmen fern und nah, vergingen die Wochen bis zum 25. März, wo ein Indianer die Nachricht einbrachte, daß ein Fahrzeug in Sicht wäre. Laudonnière sandte ein Boot aus, um zu recognosciren. Der Fremde ankerte an der Flußmündung. Es war eine spanische Brigantine, bemannt mit den rückkehrenden Meuterern, die, verhungert und herabgestimmt, sich gern auf Bedingungen einzulassen bereit waren. Da aber ihre Haltung Laudonnière nicht ganz geheuer erschien, so schickte er La Caille mit dreißig Soldaten ab, die auf dem Boden des Fahrzeuges versteckt lagen. Die Piraten, die nur zwei bis drei Leute auf dem Deck sahen, ließen das Boot unbesorgt nah herankommen. Wie bestürzt aber waren sie, als die dreißig Mann plötzlich an Bord sprangen und sie packten, bevor sie zu den Waffen greifen und sich zur Wehr setzen konnten. Ueberwältigt, verzweifelt und betrunken wurden sie unter strenger Bewachung an's Land gebracht. Ihre Geschichte war bald erzählt. Anfangs hatte ihnen das Glück gelächelt. An der Küste von Kuba nahmen sie eine Brigantine mit Wein und Proviant. Nächstdem stießen sie auf eine Karavelle, die sie ebenfalls eroberten. In einem Dorfe auf Jamaika landend, plünderten und schwelgten sie eine volle Woche. Kaum stachen sie wieder in See, als ihnen ein kleines Fahrzeug in den Wurf kam, das den Gouverneur der Insel an Bord hatte. Trotz der verzweifelten Gegenwehr wurde es genommen und eine reiche Beute dazu. Sie dachten auch von dem Gouverneur ein erkleckliches Lösegeld zu erpressen; aber der schlaue Spanier überlistete sie. Unter dem Vorwande, wegen der für ihn, wie für die Affen und Papageien, die er mit sich führte, verlangten Summe Vorkehrungen zu treffen, erbat er sich die Erlaubniß, Anweisungen an seine Gemahlin zu vermitteln. Die Folge war, daß bei Tagesanbruch drei wohlgerüstete Schiffe über sie herfielen und ihnen die Beute abjagten. Die Piraten wurden theils niedergehauen, theils gefangen, bis auf sechsundzwanzig, die die Anker ihrer Brigantine kappten, und die hohe See gewannen. Unter diesen befanden sich der Rädelsführer Fourneaux und glücklicher Weise der wackere Trenchant. Diesem, begierig in das Fort Karolina, von wo er wider Willen entführt worden war, zurückzukehren, gelang es während der Nacht auf Florida zuzusteuern. Beim unerwarteten Anblick des St. Johann hatten die darüber rasenden und verzweifelten Räuber nur die Wahl, entweder vor Hunger umzukommen, da ihr Vorrath auf der Neige war, oder Hilfe im Fort zu suchen. Sie wählten das Letztere. Einige Schläuche spanischen Weines waren noch übrig; hier, vor der Aussicht auf den Strick, fraternisirten Adlige und Gemeine in einem gräßlich lustigen Trinkgelage. Vom Weine erhitzt, führten sie wie zur Selbstversöhnung eine Gerichtsscene auf. Einer stellte den Richter, ein Anderer den Kommandanten vor; Zeugen wurden aufgerufen, Anwälte plaidirten für und wider. „Sagt, was Ihr wollt", bemerkte Einer auf die Rede des Vertheidigers, „aber ich will Laudonnière nimmer einen ehrlichen Kerl heißen, wenn er uns nicht Alle hungern läßt."

Sie hatten einige Hoffnung, von den Indianern an der Flußmündung Eßwaaren zu erstehn und dann wieder abzusegeln; doch sie war durch den jähen Angriff La Caille's vereitelt worden.

Ein niedergesetztes Kriegsgericht sprach über Alle das Schuldig aus. Fourneaux und drei andere wurden zum Strang verurtheilt.

„Kameraden!" redete Einer der Verurtheilten die Soldaten an, „werdet Ihr dabeistehn und es ruhig ansehn, wie wir abgeschlachtet werden?"

„Das sind keine Kameraden von Meuterern und Rebellen!" erwiderte Laudonnière.

Auf die Fürbitte seiner Umgebung jedoch änderte er den Richterspruch und begnadigte sie zu Pulver und Blei.

Eine Riege Arquabusiere trat vor, das Zeichen erfolgte, eine Salve knatterte und die Schuld der Gerechtigkeit war bezahlt, die Ordnung im Fort Karolina hergestellt.

Kleine literarische Revue.

— **„Oesterreichs Zukunft."*)** So heißt eine aus Wien uns zugegangene Druckschrift, die an die eben stattgefundene Modifikation des österreichischen Kabinets einige auch für das gesammte übrige Deutschland anziehende Betrachtungen knüpft. Es ist wahr: mit dem Ausscheiden des Grafen von Rechberg, des großen Reaktionairs von 1850, des Wiederherstellers des dänischen Staatsrechts in Schleswig-Holstein und des Hassenpflug'schen in Kurhessen, ist den deutschgesinnten Oesterreichern ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. Aber wird Herr Graf von Mensdorf-Pouilly wirklich den Muth haben, die Pferde am österreichischen Staatswagen vorn statt, wie die spanisch-italiänischen Camarillas seit den Tagen Karl's V., hinten anzuspannen? Wird seine auswärtige Politik harmonisch mit der im Innern sein? Wird er sich entschließen, ebenso mit dem Konkordat, wie mit dem verderblichen Schutzzoll-System zu brechen? Von der Entscheidung dieser Fragen hängt allerdings die Zukunft Oesterreichs ab. Der Verf. der vorliegenden Schrift ist augenscheinlich ein freisinniger Mann, der im Innern des österreichischen Kaiserstaats volle Freiheit der Bewegung und vollständige Gleich-

*) Oesterreichs Zukunft. Ein Nachwort zur österreichischen Ministerkrisis. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1865.

heit des Rechtes will, doch auch er wagt es nicht, gleich den uns bekannten unabhängigen Organen der österreichischen periodischen Presse, sich über diesen Punkt ganz frei auszusprechen. Nur andeutungsweise giebt er es zu erkennen, indem er räth, die Homogenität der bisher so auseinandergehenden und sich widersprechenden Theile des Kaiserstaates dadurch herbeizuführen, daß allen Staatsbürgern in Ungarn, wie in den deutsch-slavischen Ländern Oesterreichs eine direkte Theilnahme am Verfassungsleben gewährt wird. Dem Verfasser zufolge ist jetzt die Reihe an Oesterreich, moralische Eroberungen in Deutschland sowohl, als im ganzen übrigen Europa zu machen; es habe dazu die beste Gelegenheit, indem es durch seine vermittelnde Lage, wie durch seine vermittelnden Prinzipien, den Westen und den Osten Europas ebenso verbinde, wie auseinanderhalte, und indem es durch sein Eingehen auf die Napoleonische Idee des Kongresses die allgemeine Entwaffnung und damit zugleich den allgemeinen, friedlichen Fortschritt herbeiführen helfe.

— **William Pierson's „Preußische Geschichte."** *) Die Zahl der populären Gesammtdarstellungen der preuß. Geschichte ist wieder durch eine neue vermehrt worden, welche aus der Feder eines geborenen Preußen von englischer Abstammung, des Berliner Jugendlehrers W. Pierson, geflossen ist. Man kann diesem Produkte das Lob einer fleißigen Detailarbeit, sowie eines klaren, festen und gedrungenen Styles nicht absprechen; auch ist die Auffassung der gegebenen Thatsachen seitens des Darstellers, wenigstens was die älteren Perioden der Geschichte von Brandenburg-Preußen betrifft, meistentheils die rechten, von der geraden Linie altpreußischer Tradition vorgezeichneten Pfade gegangen: der Autor nimmt ein warmes, inniges Interesse an dem Wohl und Wehe des norddeutschen Großstaates und er verleugnet in diesem Punkte seine fremdländische Herkunft so sehr, daß er Preußens unmittelbare Machtstellung und selbständige Bedeutung eher zu vergrößern, als zu unterschätzen scheint. Dieser keineswegs anglomanischen Stimmung hält aber die sehr geringe Meinung, welche Herr Pierson von Deutschlands politischer Leistungskraft und von der realen Energie der deutschen Einheitsbestrebungen hegt, ein unserm nationalen Bewußtsein nicht allzu schmeichelhaftes Gleichgewicht. Die Annahme, Preußen sei seit dem Großen Kurfürsten in Deutschland stets Alles in Allem gewesen, kann uns nicht trösten, weil der Autor stellenweise vergißt, daß Preußen eben nur seiner ehrenfesten Vertretung und treuen Wahrnehmung der echt deutschen Interessen seinen staatlichen Aufschwung verdankt. Ein einziger Blick auf die dem Buche beigegebene, übrigens vortreffliche, Karte lehrt, daß der moderne Preußenstaat auf eine deutsche Politik angewiesen ist, sich von seinen Blutsverwandten nicht isoliren darf. Ohne die Voraussetzung einer politischen Verbrüderung der Deutschen ist Preußens territoriale Konfiguration (drei völlig getrennte Parzellen!) geradezu eine Unmöglichkeit!

Herr Pierson hat den Faden der Erzählung bis in den Herbst 1864 fortgeführt; der letzte schleswig-holsteinische Krieg und sein Ausgang sind noch mit geschildert. Wir können, so sehr auch der Autor sich um einen mittleren Standpunkt bemüht hat, diese Ausdehnung des Inhalts keine glückliche nennen. Die Zeit unparteiischer Würdigung dessen, was die Gegenwart an Ereignissen brachte, liegt noch weit vor uns; die Geisterschlachten, die von 1815 bis heute geliefert worden, sind in frischem Gedächtniß, die meisten Mitkämpfer aus der Regierungsperiode Friedrich Wilhelm's IV., recht viele sogar aus der Friedrich Wilhelm's III. weilen heute noch unter den Lebenden; Alle, die etwas gelten und galten, haben auf die eine oder andere Art Partei ergriffen und die Besseren gewiß nach bestem Wissen und Gewissen. Wo könnte da eine kaltblütige, streng wissenschaftliche Behandlung aufkommen? Und wo diese noch ihrer Stunde harrt, ist die volksmäßige Darstellung um so mehr verfrüht, sie, welche erst den geebneten Spuren der gelehrten Forscher langsam nachfolgt und immer auf gesicherten Resultaten fußt. Herr Pierson hätte seinem freisinnigen Konkurrenten, dem wackeren Ferdinand Schmidt, nachahmen und bei 1815 Halt machen sollen!

Kleinere faktische Irrthümer, die meist in das Gebiet der Kriegsgeschichte einschlagen, (z. B. wenn Herr P. in der Schlacht bei Wartenburg das preuß. Leibregiment Nr. 8 von der Brigade Horn als Garderegiment ansieht und dem Aehnliches) wollen wir dem Autor gern verzeihen. Eine neue Auflage wird hoffentlich manche Verbesserung aufweisen und alsdann wünschen wir, wird den Winken einer unbefangenen und unabhängigen Kritik segensreiche Beachtung geschenkt sein. T. v. B.

— **Goethe's Jugend auf französischem Theater.** Herr Blaze de Bury, dessen Gespräch mit Meyerbeer über die Musik der Zukunft wir in der vorigen Nummer des „Magazin" mittheilten, hat ein mit musikalischen Einlagen ausgestattetes Drama, La jeunesse de Goethe, geschrieben, das im Pariser Odeon-Theater zur Aufführung kommen soll. Die musikalischen Einlagen sind von Meyerbeer componirt, in dessen Nachlaß sich das Manuscript mit den Compositionen gefunden hat. Es scheinen in diesem Stücke Erinnerungen an die Zeit vorzukommen, in welcher Goethe die ersten Anfänge seines „Faust" gedichtet, denn Meyerbeer soll mit Rücksicht auf seine Compositionen zu dieser „Jugend Goethe's" gesagt haben: „So ist es mir denn auch vergönnt gewesen, mein Wort über Goethe's Faust zu sagen."

— **Aug. Scheler's französische Etymologieen.** Als ein vortreffliches Hülfsmittel zum wissenschaftlichem Studium der französischen Sprache empfehlen wir das etymologische Wörterbuch der französischen Sprache von Dr. Aug. Scheler.*) Es ist ein Auszug aus des Verfassers Dictionnaire d'Etymologie française, das seine Entstehung dem Wunsche des Verfassers verdankte, das, was die neuere Wissenschaft, vertreten durch deutsche Gelehrte, wie Diez, Diefenbach, Mahn, Fuchs u. A., errungen, den Franzosen zugänglich und genießbar zu machen. Damit nun auch in Deutschland die in gelehrten Werken oder Zeitschriften zerstreuten neueren Ergebnisse für das größere Publikum, namentlich für die Schule, verwerthet werden, hat der Verfasser vorliegenden Auszug veranstaltet. „Ich fand dadurch, schreibt er in dem Vorwort, Gelegenheit, einestheils die mittlerweile erkannten Unvollkommenheiten des Dictionnaire zu beseitigen und dann und wann auch neu erworbene Erkenntnisse an den Mann zu bringen, anderntheils dem theuren Vaterlande, in welchem es mir nur neun Jahre meines Lebens — aber, Gott sei Dank, neun Schuljahre — zu leben vergönnt war, einen Tribut treuer, dankbarer Ergebenheit abzutragen." Wir zweifeln nicht, daß durch einen fleißigen Gebrauch des nützlichen Buches dem Verfasser der Beweis geliefert werden wird, wie das Vaterland die Dankbarkeit seiner Söhne zu achten weiß. Herr Dr. Scheler lebt in Brüssel, wo er, als Bibliothekar

*) Preußische Geschichte von William Pierson. Mit einer histor. Karte von H. Kiepert. Berlin, Stilke und van Muyden, 1865. 1 Bd. gr. 8. v. IV. und 626. S.

*) Brüssel und Leipzig, Aug. Schnée. 1865.

des Königs der Belgier, ein würdiger Vertreter der deutschen Wissenschaft ist, welcher er dort auch in mancher Beziehung zu nützen weiß.

— Dr. **Levysohn's „Kritische Blätter."** Dieses seit nunmehr vier Jahren in anspruchslosem Gewande und für einen äußerst billigen Preis*) zu Grünberg in Schlesien erscheinende Blatt entspricht dem Bedürfnisse Derer, die mit einer Uebersicht aller neuen literarischen Erscheinungen zugleich eine kurze Andeutung über den Inhalt und den Werth eines Theiles dieser Erscheinungen zu haben wünschen. Das Publikum dieser Blätter besteht wahrscheinlich meistens aus solchen gebildeten Männern, die, wie Gutsbesitzer, Landprediger, Förster ꝛc., vereinzelt leben und keine Gelegenheit haben, größere Journale zu lesen. Sie werden durch die „kritischen Blätter" ziemlich au courant mit Allem gehalten, was auf dem deutschen literarischen Markt erscheint. Wir glauben, daß die Redaktion, die übrigens mit Umsicht verfährt, wohl daran thun wird, stets nur jenes Publikum im Auge zu behalten; sie wird dadurch den Kreis ihrer Leser befriedigen und in Folge dessen auch stets vergrößert sehen, während eine Erweiterung ihres Wirkungskreises nur die Ansprüche an sie vermehren würde, denen sie, bei dem bescheidenen Preise des Blattes, unmöglich zu genügen vermöchte.

— **Payne's Illustrirter Familien-Kalender** für das Jahr 1865 ist wiederum bei dem billigen Preise, zu dem er geliefert wird,**) überraschend reich ausgestattet. Die Illustrationen sowohl als der Text sind von der mannigfaltigsten Art und ganz geeignet für das große Kalender-Publikum, das, außer den Stahlstich-Prämien, auch noch baare Prämien zu erwarten hat. Dafür hat dieser Familien-Kalender aber auch eine Auflage von 150,000 Exemplaren, von denen ein Theil unter den Deutschen in Amerika abgesetzt wird.

Literarischer Sprechsaal.

Das neueste Heft (Oktober 1864) der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde"†) enthält unter Anderm einen an Dr. Heinrich Barth gerichteten Brief des Naturforschers Dr. Schweinfurth aus Suakin in Nubien, worin dieser über die Resultate seiner Reise von Kosseir, am Rothen Meer entlang, durch das Gebirge bis an den Golf von Berenice und nach Suakin Bericht erstattet. Der deutsche Naturforscher hat dem ägyptischen Gouvernement Aufschlüsse über fünfzehn Brunnen ertheilt, die er auf seiner Reise durch die Wüste in sein Itinerar eingetragen. Mit Hülfe dieser Brunnen dürfte es möglich sein, das viele Vieh, das aus dem Süden nach dem durch die Viehseuche außerordentlich mitgenommenen Aegypten geschafft werden soll, zu Lande nach Kosseir zu treiben.

Die „Oesterreichische Wochenschrift" weist auf den seltsamen Gebrauch ungarischer, böhmischer und galizischer Musikalien-Verleger hin, die einen Nationalstolz darein setzen, die Titel der bei ihnen erscheinenden Werke nur in ihren respektiven Landessprachen vorzudrucken, wodurch sie diesen Musikalien die Verbreitung in der übrigen Welt fast unmöglich machen. Mit Ausnahme von Heckenast in Pest, halten alle ungarischen Musikalien-Verleger mit Zähigkeit an ihren magyarischen Noten-Ueberschriften fest und verschmähen es, denselben auch nur eine deutsche, französische oder italiänische Uebersetzung beizufügen. Denselben selbstgenügsamen Gebrauch finden wir in neuester Zeit auch häufig in Prag, Lemberg und Krakau. Sobald derlei „nationale" Verleger ihre Musikalien nur auf den kleinen Markt ihrer Nation einschränken wollen, eine weitere Verbreitung derselben verachtend, haben sie natürlich mit ihrer sprachlichen Ausschließlichkeit vollkommen Recht. Kein Mensch nimmt dann weiter Notiz davon, und derlei Prager, Pester, Lemberger Verlagsartikel, möge ihr Inhalt vielleicht der köstlichste sein, existiren für das übrige Europa nicht. Zu verwundern bleibt es dann noch immer, daß jene Nationen gar kein Verlangen hegen sollten, den Schatz ihrer Musik, die doch eine allgemeine Sprache ist, auch von den Kulturvölkern gekannt und beachtet zu wissen. Wenn sie aber diesen Wunsch hegen und dennoch bei ihrem exklusiven Titelwesen verharren, dann ist ihr Verfahren wahrhaft verkehrt. Wir haben neulich auch eine interessante, bei Hofmeister in Leipzig gestochene Sammlung von 100 kleinrussischen Volksliedern gesehen, deren Herausgeber, Anton Kocivinsky, in der (kleinrussisch geschriebenen) Vorrede ausdrücklich den Wunsch ausspricht, es möchten diese Lieder, deren Poesie und Musik eine weite Verbreitung verdienen, auch bei anderen Nationen Eingang und Würdigung finden. Er verschmäht es aber, dem Titel der Sammlung eine deutsche, französische, italiänische oder englische Uebersetzung beizufügen, oder auch nur die Ueberschriften der Lieder zu verdolmetschen, woraus man wenigstens auf den Hauptinhalt der Gedichte schließen könnte. Der Violinspieler Reményi, welcher sein halbes Leben auf Reisen zubringt, um seiner Kunst in Deutschland, England und Frankreich Anerkennung zu verschaffen, läßt seine Compositionen (Klavier- und Violinstücke) lediglich mit ungarischen Titeln drucken. Die Folge daron ist, daß außerhalb Ungarns kein Mensch das Titelblatt dieser Compositionen auch nur umwendet.

Der wohlfeilen Ausgabe von „Klassikern des In- und Auslandes", die bei A. Hofmann & Comp. in Berlin erscheint, sind kürzlich auch Immermann's „Epigonen" (2 Bände*) und dessen „Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeyer"**), angereiht worden. Wir können es nur willkommen heißen, daß dadurch die Werke des leider zu früh der Welt entrissenen Immermann mehr und mehr zum Gemeingute des deutschen Volkes gemacht werden.

*) Die „Kritischen Blätter" erscheinen alle 14 Tage ½ bis 1 Bogen stark, zum vierteljährlichen Abonnements-Preise von 5 Sgr. Grünberg in Schlesien, bei W. Levysohn.

**) Preis in Sachsen 5 Ngr., in Preußen gestempelt 10 Sgr. Leipzig, Dresden, Berlin und Wien, A. H. Payne.

†) Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. Berlin, Dietr. Reimer.

*) Preis 27 Sgr. **) Preis 6 Sgr.

Literarische Festgeschenke.

Luise, Königin von Preußen.
Dem deutschen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geschmückt mit dem in Reliefmanier gestochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldschnitt. 1859. 2 Thlr.

Luise, Königin von Preußen.
Ihr Leben, Leiden und Sterben dem Volke erzählt von **Friedrich Adami.** 8. geh. 20 Sgr. in engl. Einbd. mit Deckelpressung 1 Thlr.

Fouqué (Friedrich von): Undine.
Illustrirte Ausgabe (12. Auflage. 1860). Mit 70 Holzschnitten. Mit des Dichters Biographie, Portrait und Facsimile. gr. 8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reicher Vergoldung und Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
Miniatur-Ausgabe (13. Aufl. 1864) mit Titelkupfer in engl. Einbd. m. Goldschn. 1 Thlr.
Volks-Ausgabe (11. Auflage 1859). geh. 10 Sgr.; in engl. Einbd. 17½ Sgr.

Weltlich Evangelium. Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik. Dritte Aufl. Mit Titel in Holzschnitt. In engl. Einbd. m. Goldschn. 1 Thlr.

Krummacher, Ad., Harfenklänge.
1857. gr. 12. in engl. Einbd. m. Goldschn. 1 Thlr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von **C. W. Hufeland,** Leibarzt rc.
Pracht-Ausgabe (15. Aufl. 1860) mit einer biographischen Einleitung von **A. Krummacher,** mit L's Portrait in Stahlstich; Farbendrucktitel u. in engl. Einbd. m. Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr.
Miniatur-Ausgabe (16. Auflage 1861) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

Worte des Heilandes an Christenkinder. Eine Festgabe in siebzehn Kinderreden von Frauenhand. Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage. 1856. 32. kart. mit Goldschnitt 8 Sgr.

Philipp Jacob Spener und seine Zeit.
Eine kirchenhistorische Darstellung von **Wilhelm Hoßbach,** Dr. theol., Consistorialrath, Prediger rc. 3. Aufl. 1861. 2 Thle. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der heilige Johannes Chrysostomus
von Dr. **A. Neander.** Dritte verb. Auflage. Neue Ausgabe. Zwei Thle. 1858. geh. 2 Thlr.

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile. (66½ Bg.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Geschichte des brandenb.-preußischen
Staates von **F. Voigt,** Prof. 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr., in Kattun gebund. 2 Thlr. 10 Sgr.

Lehrbuch des Schachspiels
von **D. Harrwitz,** enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Andersen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen,* dem Verf. u. A. 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin. (634)

Stuttgart. Bei uns ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Oswald, Joh., Bilder aus der deutschen Geschichte. Zur Unterhaltung und Belehrung für die reifere Jugend und das Elternhaus. 8. br. 1 fl. oder 18 Sgr.

Mit kundiger Hand hat der Herausgeber bei dem großen Material die richtige Auswahl getroffen, mehrere poetische Stücke eingeflochten und einen Anhang, die schönsten vaterländischen Gedichte enthaltend, beigegeben. Bei so reichem und anregendem Inhalte, billigem Preise und hübscher Ausstattung, wird dieses echte deutsche Buch gewiß viele Freunde finden. (633)

Chr. Belser'sche Verlagshandlung

So eben erschien im Verlage von S. G. Liesching in Stuttgart und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Witukind.
Eine Erzählung aus den Sachsenkriegen Karls des Großen.
Von
Georg Rapp.
Mit einem Umschlagbild. Fein cartonirt. 27 Sgr

Eine für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts, wie für Erwachsene gleich anziehende Erzählung aus einer der größten Epochen der deutschen Volks- und Kirchengeschichte. Bei dem Mangel an Büchern, welche nicht blos Unterhaltung sondern auch Belehrung und Förderung bieten, darf der vorliegende Versuch um so größere Beachtung in Anspruch nehmen. (623)

Kritische Blätter.
IV. Jahrgang.
Vollständige Uebersicht der neuesten literarischen Erscheinungen, nach Wissenschaften geordnet.
Recensionen aus allen Fächern: Kurz! Kernig! Unabhängig! Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide!
Erscheinen alle 14 Tage für vierteljährlich
nur 5 Sgr.
Grünberg, Verlag von W. Levysohn.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. (631)

Neue historische Werke.

Im Verlage von Duncker und Humblot sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leopold Ranke, Englische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. Band 5. Preis 3 Thlr. 20 Sgr.

Jahrbücher der Deutschen Geschichte, herausgegeben von der königl. historischen Kommission in München.

Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reichs Band II. Die letzten Karolinger. Konrad I. Preis 4 Thlr.

Früher sind erschienen: (624)

Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reichs. Bd. I. Ludwig der Deutsche. Preis 5 Thlr.

Hirsch, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich II. Band 1. 2. Preis 8 Thlr. 5 Sgr.

Hahn, Jahrbücher des Fränkischen Reichs 741—752. Preis 2 Thlr.

Waitz, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich I. Neue Bearbeitung. Preis 2 Thlr.

So eben ist ausgegeben:

Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur. November 1864.

Inhalt: Friedrich Kapp, Friedrich der Große, England und die Vereinigten Staaten I. — Friedrich Noack, Der Feind im Weinberg des Herrn (Schluß). — H. H., Preußische und englische Städteverfassung. — M. E. Lessing, Für die Gebildeten gegen Bogumil Goltz. — Alfred Woltmann, Die Berliner Kunstausstellung des Jahres 1864 (Schluß). — Die Jesuiten in Nassau. I. von einem Rheinländer.

(632)

Die deutschen Jahrbücher rc. erscheinen in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1½ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr.

Berlin, im November 1864. **J. Guttentag.**

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen folgende neue Werke in der **Deutschen Romanbibliothek** in

Wohlfeilen Volks-Ausgaben:

Im Busch.
Australische Erzählung
von
Friedrich Gerstäcker.
3 Bände. Classikerformat. brech. 1 Thlr. 12 Sgr.
(Würde nach früheren Romanpreisen 4 Thlr. gekostet haben.)

Das Mormonenmädchen.
Erzählung
aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen die „Heiligen der letzten Tage" in den Jahren 1857—58
von
Baldwin Möllhausen.
6 Bände. Classikerformat. brch. 2½ Thlr.
(Würde nach früheren Romanpreisen 6—7 Thlr. gekostet haben.)

Enthält außer den so vielfach anerkannten und belehrenden Naturschilderungen, welche dies Mal vorzugsweise das wunderbar zerklüftete Hochland zwischen Neu-Mexiko und Californien und deren Bewohner betreffen, zahlreiche in eine ihnen passende Erzählung vereinigte charakteristische Züge des Mormonenthums und seiner Anhänger.

Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit.
Aus dem Leben eines Verstorbenen, aus dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet von
Julius von Wickede,
Rittmeister a. D.

1. Band: Die Feldzüge von 1848 bis 1850 in **Schleswig-Holstein.**
2. Band: Kriegsdienste und Reisen in Brasilien und anderen südamerikanischen Staaten. Eintritt in die russische Armee. Der orientalische Krieg.
3. Band. Die k. k. österreichische Armee 1859 in Italien. Eintritt in päpstliche Dienste 1860. Eintritt in die Dienste der confoederirten Staaten von Nord-Amerika. Kämpfe in den Jahren 1861 und 1862.
3 Bände. Classikerformat. brech. 2 Thlr.
(Würde nach früheren Romanpreisen ca. 5 Thlr. gekostet haben.) (622)

Beilage: Prospect der Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten von O. F. Gruppe. Friedrich Bruckmanns Verlag in München.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 48.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des und Im- Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expeditionen.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 27. November 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Die große Karte der Welt (Chart of the World) und die neue Mercator-Karte von Herm. Berghaus 754

Das österreichische Steinöl (Petroleum) und dessen Produkte 756

Frankreich.

Die historische Gesellschaft in Straßburg und Colmar 758

Aus Paris, von Paul Lindau. Victor Hugo und seine letzten romantischen Dichtungen. II. 759

England.

Die deutsche Bühne in London im Jahre 1852 762

Der Kreuzzug von Richard Löwenherz . . 763

Nord-Amerika.

Zur Geschichte Europa's in Amerika. III. Die Noth, der englische Sklavenhändler, die spanische Macht 764

Kleine literarische Revue.

General La Marmora und Garibaldi . . 765

Peter von Köppen 766

Bryant's amerikanische Gedichte 766

Eine englische Anthologie 766

„Himmel- u. Höllenfahrten eines Kleinstädters" 766

Deutsche Orthographie 766

Literarischer Sprechsaal 767

Billige neue Ausgaben
classischer historischer Werke.

Macaulay, History of England. 4 Bde., geb. in engl. Leinwand 16 Shilling.

Tytler, History of Scotland, from Alexander III. to the Union. 4 Bde., geb. in engl. Leinwand 18 Sh. 6 P.

Vorräthig bei (638)

A. Asher & Co.

Berlin, U. d. Linden 70. London, 13 Bedford Street Covent Garden.

Französische Literatur.

Nouvelles publications de la librairie académique Didier & Comp. à Paris.

Oeuvres de M. Pierre Lebrun, de l'Académie française. 4 vol. in 12. 14 fr.

La Thebaide des Grèves. Par Hipp. de Morvonnais. Nouvelle édition, suivie de poésies posthumes. 3½ fr.

Histoire morale des femmes, Par Ernest Legouvé, de l'Académie française, 4e édition: 3½ fr. (647)

La pluralité des mondes habitées. Etude ou l'on expose les conditions d'habitabilité des terres célestes au point de vue de l'astronomie, de la physiologie et de la philosophie naturelle. Par C. Flammarion. 3e édition. 4 fr.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

In November will be published, price 3s. 6d.

THE GLOBE EDITION OF

SHAKESPEARE'S

COMPLETE WORKS

In One Compact Volume, Royal fcap. 8vo, beautifully printed on toned paper and bound in extra cloth,

EDITED BY

W. G. CLARK and W. ALDIS WRIGHT.

In announcing this volume of the GLOBE EDITION *of the complete works of* SHAKESPEARE, we believe we are justified in saying that considering the author, the quality of editorial work, printing, paper and binding, *no cheaper volume was ever offered to the public.* From the conscientious care and pre-eminent knowledge and skill which the EDITORS have brought to the work, we believe it is as near an approach to an immaculate text as has yet been given. A new GLOSSARY, with references to places where words are used in various senses, has been specially prepared for this edition by Rev. J. M. JEPHSON.

The toned paper was made expressly for the book by MESSRS DICKINSON, whose care in helping to realize our idea of a paper which should combine beauty of texture and opaqueness with the requisite thinness we gratefully acknowledge.

MR CLAY, the Cambridge University printer, also kindly and efficiently entered into and forwarded our views, procuring in adequate quantity a new and beautiful fount of a type which has already gained public approval, and he has bestowed the greatest care throughout on reading and press work.

MR BURN, the binder, with his characteristic good taste and scrupulous care has produced a binding which for strength and elegance is worthy of the work. The result, we trust, of the united efforts of editors, paper-makers, printers and binders, is an edition of Shakespeare which every Englishman of the tolerably educated classes, from the intelligent mechanic to the peer of the realm, might gladly possess. It is fine enough for the latter, and cheap enough for the former.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (641)

Nicolaische Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Soeben ist erschienen:

Das Leben und die Lehren
des
Mohammad.

Nach bisher grösstentheils unbenutzten Quellen bearbeitet
von
A. Sprenger, Professor in Bern.

Band III. (Schluss). Preis 4⅔ Thlr., für alle 3 Bände 12 Thlr.

Das vorliegende religionsgeschichtliche Werk ist eine **Leistung ersten Ranges.** Der gelehrte Verfasser hat seinen vieljährigen Aufenthalt in Indien als **Vorsteher aller mohammadanischen Hochschulen** eifrigst benutzt, um sich auf sein Unternehmen, die **Geschichte des grossen moslimischen Propheten** zu schreiben, tüchtig vorzubereiten. **Ein Kenner der theologischen Literatur der Araber und Perser, wie ein zweiter in Europa wohl nicht existirt,** hat er ein unermessliches, bis jetzt meist noch gar nicht gekanntes Quellenmaterial zusammengebracht, durchforscht und gesichtet, und darauf hin eine der **wichtigsten Erscheinungen der Weltgeschichte** auf eine höchst unparteiische, klare und anschauliche Weise in diesem Werke zur Darstellung gebracht. Darum ist **dies Werk,** welches eine Masse interessanter Details bietet, das allerlei Excurse enthält, und welches auch alle wichtigen Stellen des Koran in frischer Uebertragung mittheilt, nicht sowohl allen

Theologen, Historikern u. Orientalisten,

sondern jedem Gebildeten angelegentlichst zu empfehlen. Besonders werden es aber die

öffentlichen Bibliotheken

nicht entbehren können. (639)

Oesterr. Wochenschrift
für Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.

(Wien. In Kommission bei C. Gerold.)

Nr. 46 u. 47. **Zeisberg,** H. Oesterr. Geschichte im Zeitalter der Babenberger. — **Le Play:** La Réforme sociale en France. — **K. Fischer** über Lessings Nathan d. Weisen. — **Unger** u. **Kotschy:** Die Insel Cypern. — **H. Lorm:** Deutsche Erzähler.

Kleine liter. Anzeigen. — Kunstnotizen. — Vom deutschen, französischen und englischen Büchermarkt. — Sitzungsberichte. (643

Preis jährlich 4 Thlr.

Deutschland und das Ausland.

Die große Karte der Welt (Chart of the World) und die neue Mercator-Karte von Herm. Berghaus.

Fast gleichzeitig sind in dem kartographischen Institut von Justus Perthes in Gotha eine große Weltkarte in acht Blättern (Pr. 4 Thlr.) und eine kleinere auf einem Blatte (Pr. 1½ Thlr.), beide in Mercators Projection, erschienen, die als epochemachende Erscheinungen auf dem Gebiete der Kartographie bezeichnet werden dürfen.

Die größere Karte giebt, weil sie hauptsächlich für die Seefahrer der ganzen Welt bestimmt ist und ihre Verbreitung vorzugsweise in Großbritannien und dessen Kolonien zu erwarten hat, in englischer Sprache die Namen der Meere, Länder, Gebirge ꝛc. Dies wird jedoch ihrem Werth in Deutschland keinen Eintrag thun, da die wenigen Ausdrücke die den Deutschen, welche nicht Englisch verstehen, vielleicht nicht verständlich in einem deutschen Begleitworte erklärt sind. Die Erwartung, daß diese Karte besonders in England großen Anklang finden werde, hat sich übrigens bereits in dem Maße bewährt, daß im Laufe von acht Monaten drei Auflagen nothwendig geworden und jetzt schon zwischen 6—7000 Exemplare der Chart of the World im Publikum sich befinden.

Die neue Weltkarte ist aber auch für unsere Welt der Lokomotiven, der Dampfschiffe und der elektrischen Telegraphen ein überaus zeitgemäßer und nützlicher Wegweiser durch diese Welt. Jene drei Verkehrs- und Verbindungs-Mittel bilden, sich gegenseitig ergänzend, einen vollständigen, um die Welt gezogenen Ring der Kultur und des Verkehrs aller Nationen der Erde. Wer also diesen Ring in seinen nächsten, wie in seinen sichersten Dimensionen und Richtungen zu zeichnen und als geographische Norm festzustellen weiß, der darf in der That als Welt-Geograph bezeichnet werden, und dieses Prädikat werden wir, nachdem wir uns mit dieser Karte näher bekannt gemacht, Herrn Hermann Berghaus mit vollem Rechte beilegen können.

Während die bisher vorhandenen Erdkarten sich hauptsächlich bestrebten, die Binnenländer mit ihren Verkehrsstraßen ausführlich darzustellen, wobei das Meer ziemlich leer gelassen, oder doch nur mit den Linien älterer Entdeckungsreisen ausgefüllt wurde, allenfalls auch wohl, neben der Angabe der Meeres-Strömungen, die von den Segelschiffen am Meisten befahrenen Passagen enthielt, giebt die Chart of the World in erster Linie eine Uebersicht des durch Segel- und Dampfkraft vermittelten, regelmäßigen Verkehrs zur See. Sie entspricht in dieser Beziehung dem praktischen Zweck einer See-Postkarte, ähnlich den Eisenbahn-Karten für den binnenländischen Verkehr.

Die Packet-Dampfschifffahrts-Linien treten auf dieser Karte in farbigen Darstellungen in den Vordergrund. Die bunte Begränzung der Staaten ist durch die lichtbraune Bedeckung der Länderräume gemildert — Land und Wasser gehen klar auseinander.

Auf blauem Grunde sind durch verschieden weite, lichte Linien die langsamen Triften, Treibseen (drifts) von den tieferen Strömungen (currents) und den noch schnelleren Hauptströmen des Meeres unterschieden; ebenso sind die von diesen angeschwemmten Krautwiesen der Seegräser (kelp) und Tange (sea-weed) durch besondere Bezeichnungen kenntlich gemacht.

Die Eismeere sind, je nach dem Vorkommen des Pack-Eises oder des beständigen Eises, dunkel- oder hellblau punktirt, die Gränzen des Treibeises (drifting ice) durch zackige Linien bezeichnet.

Von Tiefseemessungen sind die wichtigsten, sowie die tiefsten Stellen unterseeischer Telegraphen-Leitungen angegeben. Gränze der Tiefe ist die Linie von hundert Faden Tiefe.

Die Karte ist nach Ost- und West-Länge durch den Meridian der Sternwarte von Greenwich, nicht durch den von Ferro, halbirt, weil alle seefahrende Nationen, mit Ausnahme der Franzosen, den Meridian von Greenwich für die Zeitbestimmung angenommen haben. Außerdem gewährt dies auch den Vortheil, daß es die große östliche Ueberland-Route im Zusammenhange läßt und dem äußersten Nord- und Ostpunkt des asiatischen Kontinents mit Kamtschatka und der australischen Inselwelt den geeigneten Platz an der rechten Seite des Blattes gewährt.

Die Karte giebt alle wichtigen Küstenpunkte und eine vollständige Uebersicht der großen Staaten und ihrer Kolonien, während kleinere Staaten des Binnenlandes — damit nicht ein zu buntes Gewirr die Uebersicht störe — vielfach (wie namentlich in Deutschland) zusammengezogen sind.

Die Seeverkehrs-Straßen sind in folgender Weise dargestellt:

Die Linien des Dampfpacket-Dienstes sind durch Kolorirung von den meistbefahrenen Passagen der Segelschifffahrt unterschieden und hervorgehoben.

Den Segelschiff-Cursen ist, außerdem daß sie nach Hin- und Rückfahrt (von Europa und Nordamerika aus) und für die nordatlantische und die Ostindien-Fahrt auch für entgegengesetzte Jahreszeiten, verschieden bezeichnet sind, die durchschnittliche Fahrtdauer nach Tagen, aus neuen Logbuch-Auszügen beigefügt.

Bei den Packet-Dampfschiff-Cursen ist, neben den Entfernungen zwischen den Stationen nach Seemeilen und den Ueberfahrtszeiten nach Tagen, bei kürzeren Strecken sogar nach Stunden, die Flagge der Schiffe und die Frequenz ihrer Fahrten angegeben.

Gegen dreißig verschiedene, sehr einfache Signaturen, zu welchen noch die Kolorirung kömmt, bilden den Ausdruck für diese Angaben. Die farbige Bezeichnung macht sich namentlich bei den nach der Gesellschaft benannten Postdampfer-Linien von längerer Fahrt geltend.

Der erste Blick zeigt, daß der Betrieb der gleichartigen Linien auf der ungeheuern Strecke vom Englischen Kanal bis zum äußersten Osten Chinas und Australiens Ein Unternehmen, daß der Dienst der kaiserlich-französischen Messagerie-Gesellschaft von Bordeaux bis zum südlichsten Atlantischen Handelsplatze Süd-Amerikas und von Marseille bis zum größten Handelsplatze des äußersten Ostens reicht.

An den großen Handels- und Verkehrs-Plätzen in breiten Bündeln zusammenlaufend, gruppiren sich die Seepost-Curse nach folgenden vier Hauptrichtungen:

1) die nordatlantische Fahrt;
2) die südatlantischen Posten;
3) die östliche Ueberland-Route;
4) die westliche Ueberland-Route.

Von den an die Dampfschifffahrt sich unmittelbar anschließenden und dadurch die Kommunikationswege ergänzenden Eisenbahnen, überländischen und unterseeischen Telegraphen-Linien sind die größeren, dem internationalen Verkehr dienenden mit Einschluß der projektirten und noch nicht völlig ausgeführten, angegeben.

Die Berghaus'sche große Weltkarte bietet also — und jede Be-

schreibung bleibt hinter dem anschaulichen Bilde weit zurück — auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage eine allgemeine Uebersicht von Land und Meer, hauptsächlich aber eine Darstellung der Bahnen des Weltverkehrs durch Segelkraft, Dampfkraft und Elektro-Magnetismus.

Daß die Karte, während nach Norden der Parallel von 80 Grad, jenseits der äußersten Eskimo-Sitze, den Schluß bildet, nach Süden nur bis zum 60. Grade der Breite reicht, erklärt sich, abgesehen von der Rücksicht auf nicht zu unbequemes Format, schon dadurch, daß letzterer Parallel, über welchen hinaus die Geographie nur einzelne kurze Küstenlinien, abwechselnd mit oft unabsehbaren Eismassen aufweist, weit über die südlichsten Gränzen menschlicher Wohnsitze und des Schiffsverkehrs hinaus liegt, weshalb auch ohne Beeinträchtigung des Raumes hier kleine Uebersichten der die Schifffahrt so nahe angehenden, magnetischen Mißweisung (declination) und die auf dem Meere vorherrschenden Luftströmungen Platz finden konnten.

Neben Angabe der Linien gleicher Gezeiten (tides, Ebbe und Fluth, nach Whewell) dienen die in den oberen Ecken der Karte angebrachten Planigloben dazu, indem sie uns Land und Meer im richtigen Flächenverhältniß zeigen, die der Mercator-Projektion eigenthümliche Verdehnung der Formen nach den Polen zu in der Anschauung auszugleichen.

Nächst Großbritannien haben, dem Vernehmen nach, Rußland, Skandinavien, Belgien, Holland, Italien und die Schweiz große Bestellungen auf die Chart of the World gemacht. In Nord-Amerika hat Professor Whitney vor etwa zehn Jahren eine Weltkarte nach Mercator's Projection entworfen, auf welcher der amerikanische Kontinent den Mittelpunkt bildet, während die östliche Seite mit Europa und West-Asien abschließt, Nord- und Ost-Asien aber, sowie Australien, auf der westlichen Seite der Karte sich befinden. Nach Ost- und West-Länge ist diese Karte durch den Meridian der Sternwarte von Washington getheilt. Natürlich schmeichelt es den Yankees, sich als Mittelpunkt der Welt dargestellt zu sehen. Herr Whitney bewies auch in den seiner Weltkarte beigegebenen Erklärungen, daß nicht London und andere europäischen Häfen, sondern New-York von den Haupt-Ausgangsquellen aller Welt-Handelsstraßen, z. B. von Kalkutta, Melbourne, Lissabon und Liverpool, am Vortheilhaftesten zu erreichen sei und daß, nachdem die große Eisenbahn von San Francisco in Kalifornien nach New-York vollendet sei, der Handel ebenso von China, Japan und Ostindien, als von Australien und Neu-Seeland, nach Europa am Nächsten und Besten über New-York seinen Weg nehmen würde. Die Ausführung dieser kühnen amerikanischen Welthandels-Pläne ist vorläufig noch, wie es scheint, in Folge des seit drei Jahren wüthenden Bürgerkrieges vertagt, doch dürften sie nach Beendigung desselben um so thätiger wieder aufgenommen werden. Allerdings sind die Engländer nichts weniger als geneigt, diese Ansprüche New-Yorks und der Amerikaner, der Handels-Mittelpunkt der Welt zu sein, anzuerkennen, und der Redacteur dieser Blätter hat selbst vor einigen Jahren in der Geographischen Gesellschaft in London einem Vortrags-Cyklus beigewohnt, worin die Ideen und Berechnungen des Herrn Whitney einerseits von ihm selbst und einigen seiner gelehrten Landsleute demonstrirt und andererseits von den berühmtesten englischen Autoritäten, wie Sir R. Murchison, Mr. Major u. A., bekämpft und für amerikanische Chimären erklärt wurden. Es waren besonders die entgegengesetzten Meeresströmungen, dann die Monsune und Passate, die man als solche Momente nachwies, welche — abgesehen von der in Abrede gestellten, jedoch von Herrn Whitney mit Bändern und Zollstock nachgewiesenen, kürzeren Distanzen — die See-Wege von Ostindien, China und Australien über Nord-Amerika nach Europa unpraktisch machen sollen.

Uns Deutschen kann es natürlich ganz recht sein, wenn einmal die Amerikaner als Konkurrenten der Engländer im ostasiatischen und australisch-europäischen Weltverkehr auftreten. Einstweilen wollen wir uns jedoch mit der vortrefflichen, von allen Zukunfts-Projekten sich fern haltenden Weltkarte von Hermann Berghaus, der nach wie vor das alte Europa zum Mittelpunkte der Welt und des Kulturlebens der Völker macht, genügen lassen.

Hoffentlich werden nunmehr aber auch die deutschen Hansestädte, die sich bisher mit den schlechten englischen und amerikanischen See- und Weltkarten begnügten, deren sie sich ausschließlich bedienen, diese gegen die verbesserte Berghaus'sche Chart of the World vertauschen. Es muß ja jedem Deutschen eine Freude sein, daß ein Erzeugniß deutscher Wissenschaft und deutscher Technik einen so allgemeinen Anklang in der seefahrenden und in der Handelswelt gefunden hat. Dreihundert Jahre sind jetzt gerade verflossen, seitdem unser deutscher Landsmann Gerhard Mercator in Köln die ersten Weltkarten nach seiner Projection erscheinen ließ, die seitdem maßgebend für alle nautischen Weltkarten der großen See- und Handelsschifffahrt geblieben. Ein anderer Deutscher ist jetzt, nicht minder maßgebend, an die Stelle Mercator's getreten.

Nächst Herrn Herm. Berghaus sind auch die Herren F. von Stülpnagel, als Zeichner, und die Herren Eberhardt und Weiler als Kupferstecher zu nennen, die sich große Verdienste um die Herstellung der neuen großen Karte erworben haben.

Die kleinere Weltkarte des Herrn Herm. Berghaus ist nicht mit englischer, sondern mit deutscher Nomenklatur ausgestattet. Sie ist keineswegs eine bloße Wiederholung der großen Karte in kleinerem Maaßstabe, sondern von einem etwas davon abweichenden Standpunkt entworfen und enthält sogar mancherlei, was entweder auf der großen Karte nicht zu finden ist, oder was ihr für uns Deutsche, wegen seiner leichteren Uebersichtlichkeit einen Vorzug verleiht.

Unter Anderm ist die vollständige Postschifffahrts-Verbindung um die Erde, von der bisher nur etwas mehr als zwei Drittel des ganzen Umfanges bestand und noch besteht, die aber im März 1865 in ihrer ganzen Ausdehnung ins Leben treten wird, auf dieser Karte bereits angegeben. Man wird hiernach eine Dampf-Reise um die Welt über Panama und Suez in vier Monaten, und auf der Route um das Vorgebirge der Guten Hoffnung und um das Kap Horn in vier Monaten und einer Woche machen können.

Als Beispiele neuererErd-Umschiffung in den beiden entgegengesetzten Richtungen sind auf dieser Karte (gelb) der Curs der Novara-Reise, die in östlicher Richtung stattgefunden hatte, und der der schwedischen Fregatte Eugenie, die in westlicher Richtung gefahren war, (blau) eingetragen. Es waren dies die letzten unter Segel ausgeführten wissenschaftlichen Weltreisen. Die Dauer der Fahrten betrug bei der Novara im Ganzen 849 Tage, wovon 551 Tage unter Segel, bei der Eugenie 643 Tage, wovon 416 in See. Die Fahrtzeit für die einzelnen Strecken ergiebt sich aus der, den Curslinien von fünf zu fünf Tagen beigesetzten Zahlen. Aus einer Vergleichung der Tage auf der östlichen mit denen auf der westlichen Curslinie erhält man die Bestätigung der bekannten Annahme, daß auf einer östlichen Weltreise ein Tag im Kalender ge-

wonnen, auf einer westlichen dagegen ein Kalender-Tag verloren wird.

Auch auf dieser Karte ist der im März 1865 vollständig herzustellende Gürtel regelmäßiger Dampfschiff-Verbindungen um die Erde, mit den kurzen Unterbrechungen bei Suez und Panama, wo die Schifffahrt durch Eisenbahnen ergänzt wird, in beiden (d. h. östlichen und westlichen) Richtungen eingetragen. Die Länge dieser Linien ist auf 24,880 Seemeilen berechnet, wovon bei der Reise über Suez und Panama resp. 193 und 42 Meilen auf die beiden Eisenbahnen kommen. Die Dauer einer solchen Weltreise per Dampf würde für die Fahrt selbst, wie wir bereits vorhin bemerkt, über Suez und Panama vier Monate und auf der Route nach Australien und um das Kap Horn zurück vier Monate und eine Woche dauern.

Im Besitze einer oder der anderen dieser beiden Weltkarten, werden wir fortan jedem Berichte über große neue Weltreisen genau mit dem Auge folgen und uns in jedem Augenblicke die Verhältnisse vergegenwärtigen können, unter denen die Weltfahrer ihre schwierige Aufgabe erfüllen.

Der Verlagshandlung, dem alten berühmten kartographischen Institut von Justus Perthes in Gotha, gebührt übrigens für die ebenso in wissenschaftlicher, wie in technischer Hinsicht dem deutschen Fleiße zur Ehre gereichenden, beiden Werke unser Dank nicht minder, als den Männern, die dabei unmittelbar beschäftigt waren.

Das österreichische Steinöl (Petroleum) und dessen Produkte.

Die Erschließung der Steinöl-Quellen der Vereinigten Staaten, welche durch Jahrtausende dem Menschen-Auge verborgene Natur-Reichthümer an's Tageslicht förderte, der rapide Fortschritt, den die Steinöl-Industrie seit Ende des Jahres 1859 bis zum heutigen Tage dort gemacht, die wilde Spekulation endlich, welche zu Anfang d. J. 1861 bereits sich dieses in Europa noch wenig gekannten Artikels bemächtigte und viele Millionen Dollars in Anspruch nahm, waren der äußere Anlaß, daß man auf dem europäischen Kontinente, welcher ebenfalls sehr beachtenswerthe Mengen dieses Produktes besitzt, aufmerksam wurde und — wenngleich mit nicht zu leugnendem Mißtrauen — an die Aufschließung von Erdöl-Adern Hand zu legen begann.

Seit 1861 datirt auf dem Kontinente eine in dieser Richtung erfreuliche Regsamkeit, trotzdem die von Oelraffineurs und Photogen- und Solarölfabrikanten gegen das Steinöl in allen nur erdenklichen Arten ausgehende publizistische Reklame, wozu leider die Presse, gegen das öffentliche und national-ökonomische Interesse ihre Hand geboten, — nicht wenig bei ängstlichen Gemüthern beigetragen hat, diesen in vieler Hinsicht vortrefflichen Leuchtstoff für öffentliche und häusliche Zwecke zu diskreditiren.*)

Indessen bricht das Praktisch-Gute unaufhaltsam sich seine Bahn.

Galizien birgt unschätzbare, bis jetzt kaum von der Oberfläche zum kleinsten Theil gewonnene Mengen Erdöls, abgesehen von Mengen in der Tiefe.

An vielen Orten Ungarns und Kroatiens ist Erdöl gefunden und darauf geschürft worden; und wenngleich die, außerhalb Galiziens geförderten Steinöle bei Weitem den galizischen an Qualität und Leuchtwerth nicht gleichkommen, so bieten die jetzt bekannten ungarischen und kroatischen Steinöle immerhin rationelle Basis genug für eine zu gründende bergmännische Exploitation.

Die Destillation von galizischem und von ungarischem Erdöl gab folgende durchschnittliche Resultate:

a) Galizische Nafta.

200 Netto-Gramm wurden der Destillation unterworfen, und erhielt man:

				Spez.-Gew.
bis 200° Celsius	44,50 Gramm	= 22,25	Proc.	0,765
Von 200 „ 300° „	53,30 „	= 26,60	„	0,825
„ 300 „ 360° „	23,21 „	= 11,60	„	0,870
360 u. darüber „	25,25 „	= 12,62	„	0,911
Rückstand „	43,50 „	= 21,75	„	
Gas und Verlust „	10,24 „	= 5,17	„	
	200,0 Gramm	= 99,99	Procent.	

Paraffin-Gehalt etwas über zwei Procent des Oelgewichtes.

b) Ungarische Nafta.

Von 1037,3 Netto-Grammes erhielt man durch fraktionirte Destillation.

Von 71° bis 125° C. = 34,49 Gr.
„ 125° „ 200° „ = 22,79 „

				Spez.-Gew.
Zusammen:	57,28 Gr.	= 5,52	Proc.	0,765
Von 200° bis 255° C.	= 61,90 „	= 5,76	„	0,788
„ 250° „ 277° „	= 86,40 „	= 8,33	„	0,790
„ 277° „ 300° „	= 78,50 „	= 7,52	„	0,819
„ 300° „ 360° „	= 78,90 „	= 7,60	„	0,835
„ 360° „ 400° „	= 63,95 „	= 6,16	„	0,850
„ 400 u. darüber	= 86,25 „	= 8,32	„	0,870
„ 400 u. darüber	= 54,80 „	= 5,28	„	0,884
Rückstand	= 449,80 „	= 43,28	„	
	1017,88	98,10 %		
Gas, Wasser und Verlust:	19,42	1,82 %		

Galizien, vorzüglich der Osten, ist in dieser Richtung mit einem, den Kapitalisten ermunternden Beispiele vorangegangen, obgleich heute, trotz der hunderttausende geförderten Centner Erdöls, sich nicht behaupten läßt, daß nur ein Einziger der dortigen Oel-Grundbesitzer die amerikanischen Erfahrungen sich zu Nutze gemacht hätte. Bis heute existirt in ganz Galizien keine einzige Bohrung auf Erdöl!*) trotzdem die, in Hinsicht der primitiven Schachtabteufung und Gewinnung des Oeles selbst — im Allgemeinen immerhin günstig zu nennende Ausbeute der Brunnengräber auf die Tiefe weist.

In Ungarn und Kroatien sind die Vorboten der Oeladern in der Tiefe, als starke Kohlenwasserstoffgas-Entwickelung, Vorkommen von Erdwachs (Ozokerin und Hatchettin) — ja selbst das Zutagetreten des Erdöls beim Graben von Trinkwasserbrunnen und Tiefpflügen

*) Wir sind der Meinung, daß der Konsum des Rüböls durch die Konkurrenz des Petroleums kaum beeinträchtigt werden wird. Das Bedürfniß einer hellen Beleuchtung von Wohn- und Arbeiteräumen, von öffentlichen Straßen und Gebäuden, wächst mit der wachsenden Kultur in so rapider Weise, daß ohne die Auffindung des Petroleum die Preise des Rüböls, das übrigens immerhin einige häusliche Vorzüge gegen das Erstere, wie gegen das Steinkohlen-Gas, besitzt, gewiß auch in den letzten Jahren wiederum sehr gestiegen wären. Allerdings wird sich der Landbau fortan mit etwas bescheideneren Preisen des Oelsamens (Rapses) begnügen müssen. D. R.

*) Eine im Sandecz'er Kreise in der Nähe des Ortes Klaszan ausgeführte bis auf 136' Teufe gebrachte Bohrung von 10" Durchmesser (!!) ist wegen ihrer irrationellen Disposition völlig erfolglos geblieben und liegt das Bohrloch gegenwärtig trocken.

— noch nicht mit Aufmerksamkeit und derjenigen Intelligenz beobachtet worden, welche das Vorkommen eines so wichtigen Naturprodukts zweifelsohne erheischt. Eine rationelle Schachtteufung bis zum festern, massigen Gestein und Bohrungen von mittlerem Diameter, aber genügender Teufe dürften in Galizien, Ungarn und Kroatien Resultate ergeben, welche eine hierfür verwandte Kapitalsanlage in Folge der primitiven Zustände dieser Kronländer und besonderer Rücksichtsnahme auf Wohlfeilheit des Holzes (Nutz- und Brennholzes) und der Arbeitslöhne stets rentabel erscheinen lassen.

Die österreichische Erdöl-Industrie hat eine nicht zu unterschätzende Zukunft und verspricht für die in so mancher Hinsicht, sowohl in kultur-historischer Beziehung als auch bezüglich des in seinem Keime dort erstickten Handels und Verkehrs, — gegenüber andern Kronländern z. B.: Böhmen, Mähren, Steyermark, Nieder-Oesterreich ꝛc. ungünstig situirten Länderstrecken, eine Quelle des National-Wohlstandes, eine Förderung für die im Stillstand begriffene Civilisation, — endlich der Schlüssel zu werden für die durch den Mangel von Verkehrs-Wegen im Schoße der Erde schlummernden mannigfaltigen montanen Industriezweige.

Nachdem das Erdöl der Walachei a priori durch seine hohen Transitspesen und den beim Import nach Oesterreich zu leistenden Zoll früher kaum im Stande war mit galizischen Produkten die Konkurrenz zu bestehen, hat der jüngst edirte, auf Ausfuhr-Artikel der Moldau und Walachei 5procentigen Werthzoll bestimmende Akt des Fürsten Cusa den Import nach Oesterreich unmöglich gemacht, — zugleich aber auch der Intelligenz einen Fingerzeig gegeben, diesen Artikel sowohl in Galizien als auch in Ungarn und Kroatien erschöpfend auszubeuten.

* * *

Die Verarbeitung des Roh-Erdöls durch rationelles Destilliren ergiebt folgende Produkte.

1) Petroleum, Aether und Petroleumsprit.
2) Raffinirtes Petroleum in zwei Qualitäten.
3) Rohes Paraffinöl.
4) Rohes Paraffin.
5) Residuum.

Werden die erhaltenen zwei Qualitäten Leuchtöl und die sub 1, 3, 4 und 5 angeführten Halbfabrikate direkt verwerthet, so ergiebt sich für die Unternehmung ein Reingewinn von fl. 6 bis fl. 8 pro Centner Rohöl; oder wenn man die Ankaufskosten der rohen Waare auf gleichen Preis anschlägt — von 100 Procent.

Wird das rohe Paraffinöl indessen verarbeitet, und zwar durch geeignete Mischung mit fetten Oelen zu Maschinen-Schmierölen, — unterzieht man das rohe Paraffin einer Raffination, bei welcher der Petroleumsprit eine integrirende Rolle spielt, — ist man ferner, gestützt auf die neuesten Erfahrungen der Gas-Technik, darauf bedacht, die sich in größeren Mengen anhäufenden Rückstände zu vergasen: so dürfte eine Kapitals-Anlage sich in kurzer Zeit verdreifachen.

Die Maschinenöle aus Paraffinöl hergestellt, sind für alle Maschinen, mit Ausnahme der mechanischen Webstühle und Spindeln, ein ausgezeichnetes und beliebtes Schmiermaterial.

Die Kerzenfabrikation hat aus dem Paraffin der bituminösen Schiefer, der Dog-head und Candle-Coal, aus zwei prägnanten Gründen, keine Erfolge erzielt.

Einmal war man genöthigt, durch kostspielige und weitläuftige Destillationsprozesse mit theuren Materialien das Paraffin als theures Hauptprodukt zu gewinnen, — während das erhaltene Paraffin der Erdöl-Fabrikation ein von selbst resultirendes Nebenprodukt ist, dessen Reinigung allein Arbeit und Kraft erfordert; —

Zum Andern ist das aus bituminösen Mineralien gewonnene Paraffin von einem durchschnittlichen Schmelzpunkte von 43,8 ° Cels., der es für Leuchtzwecke nicht durchgehends anwendbar erscheinen läßt — während das Erdöl-Paraffin eine größere Dichtigkeit hat und in Folge eines höheren Schmelzpunktes zur Kerzenfabrikation vorzüglicher wird. Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß das Petroleum die hohen Paraffinpreise dergestalt herabdrücken wird, daß die Herstellung von Paraffinkerzen mit denen aus Stearin einst gleichen Schritt gehen werde.

Höchst wichtig ist endlich der Rückstand der Destillation zur Herstellung von Petroleum-Leuchtgas, resp. als verkäufliches Vergasungs-Material.

Es hat bisher das Nichtgelingen der Konstruktion geeigneter sicherer, vor Explosionen schützender Vergasungs-Apparate die allgemeine Einführung des Petroleum-Gases gehindert, trotzdem das Bedürfniß, vorzüglich in mit Erdöl-Quellen gesegneten Gegenden, ein lebhaft empfundenes ist.

Erst in jüngster Zeit ist es gelungen, einen Gas-Apparat zu construiren, welcher hinsichtlich der oben erwähnten Erfordernisse vollkommen genügt und welcher geeignet erscheint, der Verbreitung des Petroleum-Gases Vorschub zu leisten.

Der im September 1864 für die österreichische Monarchie patentirte Universal-Gas-Apparat von Ellenberger und Below basirt in seiner Konstruktion auf der Vergasung von Fabrikations-Rückständen und zeichnet sich nicht nur durch die überraschend schnelle Gas-Entwickelung, durch die vorzügliche Leuchtkraft des erzeugten Gases und den auffallend geringen Konsum, — sondern auch durch die überaus einfache konstruktive Anordnung seiner Theile, durch die daraus resultirende leichte Anwendbarkeit und seine Wohlfeilheit ganz besonders aus.

Für die Petroleum-Industrie ist dieser Apparat von ganz besonderer Wichtigkeit.

Nicht nur daß den Destillations-Rückständen als Vergasungs-Material ein erhöhter Werth gegeben wird und die Kalkulation an und für sich günstiger sich stellt, — sondern es darf auch ferner angenommen werden, daß die Städte mittlerer Einwohnerzahl der Erdöl produzirenden Provinzen Oesterreichs, welche leider der Segnungen einer anderen, als der primitivsten Oelbeleuchtung kaum theilhaftig werden, durch die Einführung des Petroleum-Gases werden in den Stand gesetzt werden, sich eine billige Gasbeleuchtung zu ermöglichen.

Nach den angestellten Versuchen ergaben:

100 Zollpfund Petroleum-Rückstand 1000 Kub.' sächs. Gas = 806,4 Kub.' engl. von einem zwischen 0,6 bis 0,8 variirenden Gewicht und einem drei- bis vierfachen Lichteffekte bei gleichem Konsume als Kohlengas, — oder von dem 3. und 4. Theil von Kohlengas-Konsum bei gleichen Lichteffekten. Mit einem Konsum von 1,8 K.' beginnend und bis 3,8 K.' per Stunde sich steigernd, zeigte ein Argandbrenner mit 32 Oeffnungen am Bunsen'schen Photometer einen Lichteffekt von 16 bis 24 Stearinkerzen, von denen 6 auf 1 Pfd. gehen; — während Kohlengas bei einem Konsum von 5 K.' engl. 10 bis 15 Lichtstärken zeigte.*)

*) Ueberraschende Resultate hat neben der Petroleum-Gaserzeugung der Apparat mit Dedenburger grober und kleiner Braunkohle ergeben; die grobe ergab in 1 Stunde 55 Minuten per Z.-Ctr. 485 Kub.-Fuß engl. Die Kleinkohle ergab in 1 Stunde 43 Minuten per

Das Gas aus Petroleum enthält keine schweflige Säure, weder Ammoniak noch Kohlensäure und braucht deshalb keiner chem. Reinigung unterworfen zu werden.

Hinsichtlich der Zeit, welche nothwendig ist, einen gewissen Kub.-Raum mit Gas zu füllen, so verhält sich diese bei Petrol.-Gas zu dem erforderlichen Zeitaufwande bei Kohlengas wie 50:100 oder **1:2**.

Ganz besonders anwendbar wird ferner das Petrol.-Gas für portative Beleuchtungszwecke sein. Auf 15 Atmosphären komprimirt, wird es bei seiner drei- bis vierfachen Leuchtkraft für eine intendirte Anzahl Brennstunden auch entsprechend die drei- bis vierfache Brenndauer von auf gleiches Volum komprimirten Steinkohlen-Gasen haben. Die in England jüngst gemachten günstigen Versuche mit komprimirtem Gase dürften für die Einführung von Kompressions-Petroleum-Gas zur Beleuchtung von Bahnzügen und Dampfern ermunternd wirken und das Augenmerk des Kapitals und der Intelligenz auf die Wichtigkeit des Steinöl-Gases und jene erwähnten Patent-Universal-Gas-Apparate lenken.

Eduard Schmidt.

Frankreich.

Die historische Gesellschaft in Straßburg und Colmar.*)

Der dem Elsässer erbeigenthümliche und ihm recht aus dem Herzen kommende Sinn für die Thaten und Spuren seiner Väter, ein Sinn, welcher sich auch in der französischen Form kräftig bewahrt hat und unaufhörlich frische Blüthen treibt, hat seinen Sammel- und Stützpunkt an der historischen Gesellschaft des Elsasses (Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace), die, wie vielleicht kein anderer europäischer Gelehrten-Verein, tief in die Schichten des Volkes eingreift und zu ihren strebsamen und eifrigen Förderern Männer zählt, welche dem praktischen, dem Geschäftsleben angehören, aber gern ihr Theil zur Verbreitung der Kunde einer geliebten Heimat und zur Erhaltung ihrer Denkmäler beitragen.

Wo ein so schöner Zug der Gemüther wirksam ist und die Wissenschaft nicht allein steht, wo der Forscher sich nicht sagen braucht, er sei „unter Larven die einzig fühlende Brust," wird um so zwangloser etwas Tüchtiges geleistet und von solchen Leistungen giebt die Zeitschrift der historischen Gesellschaft (Bulletin de la Société p. l. c. d. m. hist. d'Alsace) ein reichhaltiges Abbild. Die Aufsätze der Mitglieder, welche überall das regste Interesse für den Gegenstand und gründliche Sachkenntniß bezeugen, sind würdig der schönen, fast prächtig zu nennenden Ausstattung des Blattes, die mit englischen Unternehmungen ähnlicher Art zu wetteifern scheint. Es wimmelt hier von gediegenen Schilderungen und der Horizont derselben ist keineswegs auf das Elsaß zu beschränken. Denn die Betrachtung der Verhältnisse dieser Gränzmark, verweist uns unmittelbar auf die Geschichte Deutschlands, Lothringens, Frankreichs im Allgemeinen und der Schweiz im Besondern; das Elsaß am grünen Rheinstrom ist ein Lichtkern, von welchem Strahlen historischer und ethnographischer Einsicht und Erkenntniß in allen Richtungen der Windrose ausgehn. Nicht umsonst hat es die Versehung zu einem Janus gestempelt.

Allein das Räthsel, warum die Betheiligung an den Arbeiten der historischen Gesellschaft eine so umfassende und mannigfache, ist leicht erklärt. Der praktische Zweck der Vereinigung giebt uns Aufschluß. Damit einige ausgezeichnete Köpfe ihre antiquarischen Studien fördern können, dazu pflegen selten oder nie Beamte, Geistliche, Sachwalter, Fabrikanten, Kaufleute, Gutsbesitzer und Rentner, Offiziere und Baumeister sich in Bewegung zu setzen und Hand an's Werk zu legen. Dergleichen geschieht höchstens für eine große Handlung der Vaterlandsliebe, die ohne zahlreiche Beihülfe nicht zu Stande kommen würde. Und es ist auch eine That der Vaterlandsliebe, die im Elsaß Personen aller Grade und Berufsklassen um die Fahne der Alterthumsforschung versammelt. Allerdings ist es einem ausgedehnten Kreise bewußt, daß man auf einem Boden steht, den vielerlei Kulturen durch die Jahrhunderte und Jahrtausende bebaut haben, eine keltische der römischen, eine fränkische der schwäbisch-deutschen Epoche voranging: aber es handelt sich den Elsässer Archäologen nicht blos um Ausgrabungen alter Münzen, Schaustücke, Werkzeuge, Gefäße und Standbildchen, sondern den Sinn dieses Strebens ist gleichzeitig und sogar vorzugsweise auf die Erhaltung der ehrwürdigen Reste der Vergangenheit, zumal der Baudenkmäler des Elsasses, gerichtet. Die Burgen und Schlösser, die Abteien und Klöster, die Kirchen und Kapellen gothischen und des älteren romanischen Styls will der Elsässer nicht verfallen lassen; er will sich noch in später Zukunft erfreuen an dem Anblick der Riesenbauten, die seine Väter unternommen; er will nicht, daß jene Ruinen, welche malerisch die Felsen des Vogesus krönen, dem Wetter und den Stürmen zum Raube werden. Dieser ästhetisch-patriotische Sinn hat die „Gesellschaft zur Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsasses" in's Leben gerufen und sie hat, wie man sieht, einen praktischen Zweck, für den sich Männer und Frauen jeden Standes und sowohl denkende Köpfe als fühlende Herzen begeistern können.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung und ein Wahrzeichen der Stärke des elsässischen Patriotismus, daß die historische Gesellschaft sowohl das romanische als das germanische und andrerseits ebensowohl das protestantische als das katholische Element der Bevölkerung vereinigt. Altelsässer und Altfranzosen begegnen sich an diesem Mittelpunkte in der gleichen Anhänglichkeit an den Boden, auf welchem sie gemeinsam leben; Katholiken und Protestanten vergessen ihre harten Principien-Kämpfe um eines gemeinsamen Strebens willen, das beider Parteien Herz billigt und erwärmt. Das Mitglieder-Verzeichniß von Ende November 1863 bietet im Hinblick auf diese Verschmelzung der Gegensätze höchst interessante Daten. Die beiden Präfekten der elsässischen Departements, Herr Migneret für den Niederrhein, Herr Odent für den Oberrhein, sind selbstverständlich Ehren-Präsidenten der Gesellschaft, aber es ist gewiß auffallend, wenn man bei dem altfranzösischen Namen Migneret den Vermerk „Stifter der Gesellschaft" liest und also ein eigenstes Werk des autonomen und an seiner Wurzel germanistischen Provinzialgefühls durch den amtlichen Vertreter der französischen Staats- und Gesammtheits-Interessen nicht blos befördert, sondern sogar angeregt

---

Z.-Ctr. 571 Kub.-Fuß engl. Leucht-Gas, welches von Anfang bis zu Ende eine silberhelle Weiße zeigte. — An Nebenprodukten wurden erhalten:

Von der Groben . . . 15 Pfd. | Theer und Wasser.
Von der Kleinkohle. . 13 Pfd. |

Der feste Rückstand hat keine Aehnlichkeit mit Kokes und ist zur Feuerung unbrauchbar.

Die Gas-Erzeugung spart hinsichtlich der Zeit 60% gegen Kohlengas. Photometrische Messungen sind noch nicht angestellt worden.

*) Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace. II. Série. Tome I, livr. 1—3, Tom II, livr. 1. 2. Paris et Strasbourg, Veuve Berger-Levrault et fils, 1862—64. — 5 cahiers gr. in 8°.

findet. Hierin spiegelt sich offenbar ein richtiger Takt und eine entschlossene, selbstgewisse Vorurtheilsfreiheit, welche, indem sie auf die gegebenen Verhältnisse und die thatsächlichen Bedürfnisse eingeht, volle Anerkennung verdient. Denn es giebt nur Eine Staatsweisheit und die lautet: Beobachtung und Verwerthung des Gegebenen!

Geschäftsführender Präsident der Gesellschaft und zwar seit deren Entstehung, die in das Jahr 1855 fällt, ist der im „Magazin" öfters genannte Herr Ludwig Spach, (Protestant), Ober-Archivar der Präfektur und Präsident der literarischen, sowie Sekretair der polytechnischen Gesellschaft. Neben ihm steht als Vicepräsident der katholische General-Vicar der Diöcese, Herr Schirr, der in dem deutsch geschriebenen (seit 1858 durch die französische Union alsacienne ersetzten) „Katholischen Kirchen- und Schulblatt für das Elsaß" mehrfach eine gute germanistische Ader bekundet hat; dann als Sekretär ein Arzt, Dr. med. Eißen, als Schatzmeister der Architekt des Münsterstifts Klotz, und als Archivar der erste Bücherkenner des Elsasses, der gleich seinem Freunde Spach in diesen Blättern bei verschiedenen Anlässen rühmlich erwähnte Buchhändler Herr Friedrich Karl Heitz, protestantischer Konfession. Diese Personen bilden das Büreau des Verwaltungs-Ausschusses der Gesellschaft. Unter den sonstigen Mitgliedern der Administration eröffnet den Reigen der von 1855 her deutschen Lesern nicht unbekannte Baron Arthur von Schauenburg, Mitglied des Generalraths des Niederrhein-Departements, weiland der streitbare katholische Angreifer des großen evangelischen St. Thomasstiftes, jetzt ein höchst eifriger Archäolog, der die ästhetische Seite der Gesellschaftszwecke lebhaft vertritt. Außerdem nennen wir besonders den geistreichen Abbé Straub, ebenfalls als Verfechter des ästhetischen Standpunktes.

Man sieht aber: es sind Gegensätze vorhanden und sie sind durch guten Willen allein nicht zu bannen. Im Leben sind sie in der That schroff und selbst bei Werken patriotischer Hingebung machen sie sich zuweilen geltend und lassen inmitten einer gemischten Bevölkerung die Nothwendigkeit einer festen, streng unparteiischen Leitung empfinden. Dies war den braven Elsässern doppelt fühlbar, als die Einsetzung eines Unter-Ausschusses für das Oberrhein-Departement rathsam schien. Die Wahl des Herrn Véron-Réville, Rathes am kaiserl. Gerichtshofe zu Colmar, zum Vorsitzenden des Oberelsässischen Unter-Comité's war eine durchaus glückliche zu nennen. Er ist ein Geist, ebenbürtig dem Herrn Spach, ein gediegener Germanist, ein unbefangener Kenner der alten Rechtsgewohnheiten und der alten Verfassung des Landes, wovon sein 1857 publicirter „Essai sur les anciennes juridictions d'Alsace", ein tüchtiger Anfang zu einer elsässer Landes- und Rechtsgeschichte den klassischen Beweis geliefert hat. Wenn wir nun sagen, daß Herr Ignaz Chauffour, 1854—55 der feurige Vertheidiger und gelehrte Rechtsbeistand des Straßburger Thomasstiftes in seinem Kampfe gegen die katholische Stadtverwaltung, eines der hervorragendsten Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses von Colmar ist, so wird man uns einräumen daß die Gegensätze, welche im Schoße der historischen Gesellschaft sich berühren, scharfe, schneidige Kanten darbieten und daß viel Einsicht und Charakterstärke zu ihrer Ausgleichung erfordert werden. — Die beiden Juristen und Rechtshistoriker Véron-Réville und Ignaz Chauffour schreiben französisch, ein drittes Mitglied jenes Unter-Comité's schreibt aber deutsch: das ist wieder ein neuer Gegensatz, den der wackere August Stöber, Professor am Gymnasium der erst 1798 an Frankreich gelangten Stadt Mülhausen, verkörpert. Dieser elsässische Dichter deutscher Zunge giebt die „Alsatia" betitelten „Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte und Sprache" heraus, die schöne deutsche Revüe des Elsasses, welcher sich die allerdings weit vielseitiger unterstützte französische Revue d'Alsace des Herrn Liblin zu Colmar entgegenstellt. Herr Liblin ist ebenfalls Mitglied des oberelsässischen Verwaltungsrathes, und so fehlt nichts an der Abrundung der Antithese. — —

Ein Reisender, der heute, nach zehnjähriger Abwesenheit die Fluren des Elsasses wiedersieht, muß an den Thürmen der Berge, den Schlössern, Klöstern und Kapellen die schonende Hand einer Pflegerin wahrnehmen, welche wieder aufrichtet, was einzustürzen droht, die in Staub gesunkenen Trümmer abräumt, morsche Mauerwerke auffrischt, eingerissene Lücken ausfüllt, dem alten Styl entsprechende Ergänzungsbauten aufführt, die Romantik der Lage durch Baumpflanzungen erhöht und im Innern der Kirchen und Schlösser die Reste von Bildern und Statuen zu neuem Leben erwachen läßt. Die historische Gesellschaft des Elsasses hat still und bescheiden, ohne lärmendes Aufsehn zu erregen, schon bedeutende Summen auf die Restauration der Denkmäler der Vergangenheit verwendet. Jeder Bericht in der jährlichen General-Versammlung (Anfang December jeden Jahres) ist ein selbstredendes Zeugniß für diese rastlose Thätigkeit. Was an der berühmten Hohenkönigsburg (bei Kintzheim, an der Grenze von Ober- und Niederelsaß), was an den Schlössern Hohen-Landsberg, Greifenstein, Hugstein, Egisheim, St. Ulrich, was an der Abtei-Kirche von Weißenburg, an der Kirche von Andlau und einer ganzen Reihe andrer ehrwürdigen Gotteshäuser geschah, braucht dem Elsässer nur erwähnt zu werden, um ihn an die Wohlthaten zu erinnern, welche die historische Gesellschaft der Verschönerung seiner heimatlichen Erde spendet. Aber die Gesellschaft verfügt auch durch Vermittelung der beiden Präfekten über Fonds, aus denen Belohnungen für verdiente Geschichts- und Alterthumsforscher, für Ausgrabungen und Wiederherstellungen von Denkmälern ertheilt werden. Der praktische Zweck des Unternehmens ist hierbei wieder recht einleuchtend. Die Resultate, welche den Eingeweiden der Erde abgewonnen wurden, sind der mannigfaltigsten Art und entdecken den ganzen Reichthum, den dieser althistorische Boden umschließt. So ist z. B. die Kenntniß der alten Römerstraßen und die der Bauwerke von Argentoratum, Argentovaria, Tres Tabernae (jetzt Zabern oder Saverne) durch die Mühwaltung der Gesellschaft wesentlich gefördert worden und hat sich unter Anderm ein gelehrter Genie-Offizier, Herr Oberst von Morret, in dieser Richtung Verdienste erworben. Die Idee, Verschönerungs-, Erhaltungs- und Forscher-Zwecke zu verbinden, ist so glücklich und ersprießlich, daß sie auch in Deutschland werkthätig nachgeahmt werden sollte.

Trautwein von Belle.

Aus Paris, von Paul Lindau.

Victor Hugo und seine letzten romantischen Dichtungen.

II.

Die „Weltlegende" ist im Exil entstanden, in dem gastfreien Hauteville-House auf Guernsey, und Frankreich gewidmet:

„Livre! qu'un vent t'emporte
En France, où je suis né.
L'arbre deraciné
Donne sa feuille morte!"

Der große Dichter täuscht sich, Gott sei Dank, und er weiß selbst am besten, daß er sich täuscht. Das Blatt ist nicht todt!

Hugo ist und bleibt noch immer einer der imposantesten Dichter Frankreichs und ragt riesengroß über die schwindsüchtigen Dichterlinge seines Landes hervor, wie die knorrige Eiche über niedriges Gestrüpp; zwar sind die Aeste seltsam verwildert, aber doch hat der ganze Baum etwas Majestätisches, Gebieterisches, der Gipfel ist Nachbar der Wolken, umdunkelt vom Nebel, und wie weit die Krone ihre kühnen Zweige in die „Unendlichkeit" und „Unermeßlichkeit" auszustrecken wagt, kann der kleine Erdenbewohner nicht wissen.

Unter den fünfzehn Abschnitten, in die die „Weltlegende" getheilt ist, ist der romantische Helden-Cyclus vielleicht als der gelungenste zu betrachten. Die kecke, etwas prahlende Bravourssprache seiner mittelalterlichen Helden gelingt ihm in herrlicher Weise. „Le mariage de Roland" und „Aymerillot" sind wahrhafte Meisterwerke, kleine Epen in klangvollsten und kernigsten Versen, in geharnischter Sprache.

Ueberhaupt ist auch in dieser ganzen Gedichtsammlung wiederum die Sprache, der Stil, das Aeußerliche der Poesie das wahrhaft Werthvolle daran. Die Verse sind fast immer schön, kern- und klangvoll; allerdings schlägt sein Hammer seltener an die andächtige Glocke der Feiertage, als an die des Sturmes und der armen Sünder. Kein Geheimniß der Wirkung durch Wortmalerei ist ihm unbekannt; er versteht die Imitation und Alliteration meisterhaft; es singt und klingt, es wallet und siedet und brauset und zischt gar oft bei ihm, und wahrhaft wunderbar ist es, wie er den schwerfälligen, hartnäckigen, an sich ganz unrhythmischen Alexandriner zu beleben weiß. Freilich nimmt er sich auch seine Freiheiten, die er zum Entsetzen der akademischen Zöpfe in Frankreich eingeführt hat. Er genirt sich gar nicht, Folgendes z. B. zu schreiben:

„On disait, qui sont ils? d'où viennent ils? Ils sont
Ceux qui paraissant, ceux || qui jugent, ceux qui vont."

Der armen Cäsur nach der sechsten Sylbe ergeht es, wie man sieht, ziemlich schlecht, aber welche Bewegung kommt durch diese Freiheit auch in den Vers! Oft bemerkt man in seinen gewöhnlich so reichen Reimen sogenannte „chevilles", d. h. Gedankenopfer, die er dem Reime bringt, ein Wort, welches offenbar nur da steht, um auf ein anderes zu reimen, oft auch lächerliche Effekthascherein, die an die Spielereien seiner unbärtigen Jugend erinnern, so z. B. der Vers:

„Toi les poux dans tes trous, toi les rois dans tes antres."

eine harmlose Uebung zur Volubilität, die sich im Deutschen durch „sechs und sechzig Schock sächsischer Schuhzwecken" wiedergeben ließe. Aber diese Spielereien vergißt man gern neben den wunderbaren sprachlichen Schönheiten. Das gewichtige und schwere Herabtropfen des Blutregens im „Kanut" ist eine vollendete Wortmalerei; man hört das Schlachtgeschrei der von Roland verwundeten Schurken:

„Flots d'assaillants toujours repoussés, blessés, morts!
Cris de rage! ô carnage! ô terreur! corps à corps. . ."

Und welche zauberische Harmonie liegt in den Versen, die das Verhallen eines Liedes schildern:

La mélodie encore quelques instants se traine
Sous les arbres bleuis par la lune sereine,
Puis tremble, puis expire; et la voix qui chantait
S'éteint, comme un oiseau se pose. Tout se tait.

Das merkwürdigste Gedicht der „Weltlegende", auf das ich eine besondere Aufmerksamkeit verwenden werde, ein Gedicht, welches den Zweck hat, der poetische Ausdruck des gesammten Hugo'schen Strebens zu sein, welches alle hervorragenden Eigenschaften, leidigen Schwächen, alle seltsamen Schönheiten und barocken Schroffheiten des Dichters in sich vereint, dieser Hugo'sche Mikrokosmos heißt „le Satyre" und ist von dem Romantiker in das Zeitalter der wahren Romantik, in das sechszehnte Jahrhundert, in die Renaissance verlegt worden. Das Gedicht zerfällt in einen Prolog und in vier Abschnitte, die aus mir ganz unverständlichen Gründen die folgenden sonderbaren Ueberschriften tragen: Le Bleu, Le Noir, Le Sombre, L'Etoilé.

Der Prolog erzählt, wie ein Satyr in einem Walde auf dem heiligen Berge Olymp versteckt lebte, jagte, träumte, Unfug trieb. Niemand kannte ihn. Viktor Hugo braucht neunzehn Verse, um alle Flüsse, Bäume und Winde aufzuzählen, die den Satyr nicht kannten, und ungefähr sechszig Verse, um alle Bäume, Flüsse und Winde aufzuzählen, mit denen der ziegenfüßige Don Juan sein verliebtes Unwesen trieb. Ueber die Streiche des Fauns erzürnt, packte ihn Herkules bei den Ohren und führte ihn vor den Richterstuhl des unsterblichen Jupiters.

„Als der Satyr auf dem rostgrothen Gipfel stand und den Anfang der Himmelsleiter erblickte, da zitterte er, so bezaubernd schön war es. Obgleich er kaum an der Schwelle jener Strahlen- und Blitzhöhle, die Jupiter beherrscht, gelangt war, sah er schon den Azur des Himmels, Nachbar der Plejaden. Mit offenem Munde schaute er, wie einen Bienenschwarm, weiche Nacktheiten in endlosen Reigen an sich vorüberschwirren, all jene Gottheiten, die wir Wolken nennen. Es war zur Stunde, wo die Sonnenrosse hervortraten. Der Himmel, ganz zitternd von dem ruhmstrahlenden Erwachen, öffnete beide Flügel seiner klangvollen Pforte; da erschienen sie, weiß, schaurig von Morgenröthe. Hinter ihnen blitzte hervor, wie ein furchtbarer Ball mit Augen übersäet, die Runde des großen Strahlenwagens; man gewahrte den Arm des göttlichen Lenkers. Aquilon hatte den Wagen so eben bespannt. Die vier feurigen Rosse reckten ihre goldene Brust hervor und bäumten sich bei ihrem ersten Schritte zwischen dem Dunkel und der erleuchteten Zone. Von ihren Mähnen, aus denen Perlen, Saphire und Demanten sprühten, die in den Elementen zerstoben, schüttelten die drei ersten Rosse mit stolzem Blick, mit flammenden Nüstern, Thautropfen in den Tag, das letzte schüttelte die Sterne in die Nacht."

Der Faun, nachdem er all diese wunderbaren Schönheiten angeschaut hat, dringt muthig vorwärts; der Vorhang, der ihn von den unsterblichen Göttern trennt, theilt sich, und er erblickt vor sich, in ihrer unendlichen Freude, bei Nektar und Ambrosia, die ewig jungen, ewig glücklichen Olympier. Herkules schleudert den Faun „auf das blaue Pflaster der himmlischen Zone." Sobald die Götter den häßlichen, schmutzigen, verschmitzten Gesellen erblicken, brechen sie in das ungeheure Gelächter aus, das Homer geschildert hat. Viktor Hugo giebt wiederum eine zwei Seiten lange Beschreibung über dies Gelächter. Jupiter verzeiht dem Satyr seine schlechten Streiche, weil er gelacht hat, er legt ihm jedoch die Strafe auf, vor der versammelten unsterblichen Gesellschaft ein Lied vorzutragen. Der Faun nimmt Merkurs Flöte und beginnt einen schaurig geheimnißvollen Gesang anzustimmen. „Der Adler, der allein nicht gelacht hat, hob den Kopf auf." Er sang weiter ruhig und traurig. Die Thiere im Walde blieben stehen und steckten ihre Köpfe lauschend aus dem Gebüsch hervor. Der Satyr besang die ungeheure Erde. In einer furchtbaren Begeisterung erklang sein wildes Lied von Liebe und Haß, vom Chaos, von der Ordnung, von der Seele, vom Geist: „O Götter, hört dies

Wort: Seele! Unter dem rauschenden Baum, unter dem schreienden Ungethüm spricht etwas. Die Seele ist's. Sie stammt aus dem Chaos. Ohne sie kein Wind, sondern Dunst, keine Welle, sondern Sumpf! Die Seele, die aus dem Chaos kommt, theilt es. Dieses ist nur verwirrter Umriß, die Seele ist das ordnende Prinzip. Das Wesen ist zunächst halb Thier, halb Wald; aber die Luft kann Geist werden, der Mensch erscheint. Der Mensch? Was ist diese Sphinxgestalt? Er beginnt mit Weisheit und endet, o Geheimniß! — mit Wahnwitz. O Himmel, den er verlassen hat, gieb ihm sein goldenes Zeitalter wieder!"

Die unsterblichen Götter, die diesen Gesang besser zu verstehen scheinen als wir, sind hingerissen, bezaubert, entzückt. Der Faun fährt in derselben Weise fort, in wahnsinniger Begeisterung, und Venus ruft erschrocken aus: „Er ist schön!" Der Faun singt weiter; er besingt den Menschen, jenes „dunkle Abenteuer" — acht Seiten unverständlicher, großer Worte! — Der Faun wird riesengroß, größer als Polyphem, größer als Typhon, größer als Titan, größer als Athos; „der unermeßliche Raum ging in diese schwarze Gestalt hinein." Er wird größer und größer, auf seiner Stirn erbleicht „ein seltsamer Ost", sein Haar wird ein Wald, Wogen, Flüsse und Seen sprudeln aus seinen tiefen Hüften hervor, seine beiden Hörner gleichen dem Kaukasus und dem Atlas, Blitze mit dumpfem Schall umzucken sein Haupt, auf seinen Schenkeln zittern Wälder und Felder, und seine Unförmlichkeiten werden zu Gebirgen; Hirsche und Tiger klettern an seinem Körper herauf u. s. w. Und der Faun ruft endlich: „Platz dem All! ich bin Pan! Jupiter, auf die Knie!"

Das ist der Inhalt dieses seltsamen Gedichtes, das, wie ich schon sagte, zu den charakteristischsten poetischen Erzeugnissen Viktor Hugo's gezählt werden muß. Wir haben es hier, dies glaube ich wenigstens, mit einem vollständigen poetischen Glaubensbekenntniß des Romantikers zu thun. Das, was Victor Hugo in seiner berühmten Vorrede zu „Cromwell" als Prinzip für die neue Dichtung, für die Poesie unserer Zeit aufstellte, das, was er in allen seinen Dramen verkörpern wollte, das hat er hier in das Gewand seines Gedichts „le Satyre" gekleidet. Der langen und in mythologischer Allegorie sehr verworrenen Rede kurzer Sinn ist eben auch hier nur das alte, von Victor Hugo gepredigte Grundgesetz des Romantismus, d. h. nach Hugo, des wahrhaft poetischen Ausdrucks unserer Zeit: „Alles, was in der Natur ist, ist auch in der Kunst, die Poesie unserer Zeit, d. h. das Drama, ist eine Verschmelzung des Erhabenen mit dem Grotesken."

Was anders ist nun der Satyr mit seinen grotesken Bockshörnern und Bocksfüßen und seiner erhabenen Begeisterung, als die verkörperte Verschmelzung des Erhabenen mit dem Grotesken? Und diese Verschmelzung, die hier im Gedichte Fleisch und Blut angenommen hat, wird eben großartig, allbeherrschend in ihrer grotesken Häßlichkeit und in ihrer erhabenen Schönheit. Zuerst verlacht, zuletzt bewundert, wächst dieses erstaunliche Zwitterwesen riesengroß empor, es wird das All, πᾶν, und Jupiter muß ihm zu Füßen liegen. Das ist der Satyr oder, wenn wir dies Wort aus dem Victor Hugo'schen in's Verständliche übersetzen wollen: das romantische Drama. Das Prognostikon, welches der zuversichtliche Prophet dem Romantismus, dem Allbeherrscher, stellt, ist, wie man sieht, mehr als glänzend. Er selbst wähnt, er sei dazu ausersehen, der Apostel dieser neuen poetischen Allmacht zu werden.

Wenn wir nun aber all diese pomphaften Worte, all diese neuen Grund- und Lehrsätze recht in der Nähe betrachten, „das Wesen in seiner Menschlichkeit" studiren, wozu uns die „Légende des Siècles" ja förmlich herausfordert, so schrumpft die Bewunderung vor dem großen Reformator, vor dem Pan, doch auf eine winzige Kleinigkeit zusammen. Aus der Löwenhaut streckt die kleine persönliche Eitelkeit, der aufgeblasene Dünkel das verrätherische Ohr unklug hervor. Victor Hugo hält sich für einen Geistesgenossen Shakspeare's und glaubt, daß er für unser Jahrhundert dasselbe werden werde, was Shakspeare für das seinige war. Es ist bei ihm zu einer vollkommen fixen Idee ausgeartet, daß er der Shakspeare des neunzehnten Jahrhunderts werden müsse; sein ganzes gelegentlich der Shakespeare-Feier veröffentlichtes Werk hatte keinen andern Zweck, als diesen unmöglichen Nachweis zu versuchen. Schon früher hatte er den Grundsatz aufgestellt, daß ein jedes Jahrhundert binomisch sei: A | B, daß neben dem Manne der That stets der Mann des Gedankens stände, neben Luther Shakspeare, neben Richelieu Corneille, neben Cromwell Milton, neben Napoleon — — —?? d. h. Victor Hugo, „Weßhalb könnte jetzt nicht ein Poet auftauchen, der zu Shakspeare dasselbe sein würde, was Napoleon zu Karl dem Großen ist?" Mit dieser bescheidenen Anfrage schloß Viktor Hugo seine Vorrede zu Marion Delorme. Wenn wir uns dies Alles vergegenwärtigen, so wird uns der Inhalt des „Satyr" nicht mehr räthselhaft sein.

Den unserer Jetztzeit gewidmeten — „Maintenant" überschriebenen Abschnitt in der „Légende des Siècles" hat Victor Hugo dazu benutzt, eine andere seiner Lieblingsideen in poetischer Gestalt durch zwei Gedichte auszudrücken. Das größere dieser Gedichte, unstreitig das bedeutendere, vielleicht das schönste der ganzen Sammlung, führt den Titel: „les pauvres gens." Es erzählt in wahrhaft ergreifend schönen, wunderbar dramatischen Versen die einfach rührende Herzensgeschichte, wie zwei arme Leute, die selbst nicht wissen, wie sie ihre Kinder nähren und kleiden sollen, sich eines armen Wesens annehmen, das durch den Tod der immer kränkelnden Mutter zur hülflosen Waise geworden ist. Es ist eine Geschichte des „Elends", dem hochherzigen Mitgefühl, das der Dichter für unverschuldetes Dulden und Leiden empfindet, entstammt, demselben Gefühle, welches die Mutter von so vielen anderen herrlichen Werken Hugo's geworden ist. Die Bitte für die Armen „Pour les Pauvres", um aus den zahlreichen Gedichten dieser Art nur eines, das ergreifendste, anzuführen, „Le dernier jour d'un condamné", „Jean Gueux"; „Le crapaud" und „Les pauvres gens" aus der „Weltlegende" — und endlich, in großartiger Anlage und großartiger Entwickelung sein neuester Roman „Les Misérables" — all diese bedeutenden poetischen Erzeugnisse Hugo's, dieses edlen Fanatikers des „Elends", sind aus derselben Quelle entsprungen und behandeln, wenn man von den Einzelnheiten absieht, im Grunde genommen genau dasselbe Thema; es sind literarische Kontrapunkte über dasselbe schaurige Motiv, das Elend, die bleiche, blasse Misère.

Dieser neueste Roman, der in Frankreich und in der ganzen Welt ein ungewöhnliches Aufsehen erregt hat, der, in alle Sprachen der Welt übersetzt, sich mit Windesschnelle über die beiden Hemisphären verbreitete, ist noch zu lebendig in dem Geiste eines jeden gebildeten Lesers, als daß ich es für nöthig erachtete, mit der geduldigen Ausführlichkeit, auf welche dies großartige Werk Anspruch erheben könnte, die einzelnen Theile, ihrem innerlichen und äußerlichen Werthe nach, eingehend zu besprechen. Ich fühle mich um so weniger dazu veranlaßt, als ich im Wesentlichen auf eine Wiederholung des bereits Gesagten angewiesen wäre. Auch in dem Verfasser der „Misérables" habe ich den alten Victor Hugo unverändert wiedergefunden, mit denselben Vorzügen, die ich an dem

Verfasser der „Weltlegende“ bewunderte, mit denselben Schwächen, die mich früher verletzten.

Victor Hugo's Vorzüge und Mängel sind überhaupt fast in einem jeden seiner Werke gleich stark vertreten. Mit dem Alter haben sich bei unserm Dichter die hervorragenden Eigenschaften in gleichem Maße entwickelt, wie seine excentrischen Schwächen, und so wird der Gesammteindruck, den seine Jugendwerke auf uns machten, fast identisch mit dem aus diesem neuesten Werke seiner hohen Reife so eben gewonnenen. Einen wirklich neuen Zug habe ich in den Misérables noch nicht zu entdecken vermocht. Hugo ist eben auch hier der alte wohlbekannte Sonderling, den Salvandy schon 1841 bei seiner Aufnahme in die Akademie als „oft glücklich, immer blendend, ungleichartig aber hervorragend, originell und schroff“, so treffend charakterisirte.

(Wir müssen, was die Ausführung dieser Kritik der „Misérables“ betrifft, auf das vortreffliche Buch selbst verweisen, da uns leider der Raum fehlt, von derselben noch mehr als den nachstehenden Schluß mitzutheilen.)

Es geht unserm Dichter, wie es so manchem großen Manne schon ergangen ist. Er verkennt seine wirkliche Größe und bildet sich auf seine Schwächen große Stücke ein. Hugo ist Alles, nur kein sozialer Reformator — er ist der poetische Phantast, der in seiner eigenen, ihm allein gehörigen Welt abgeschlossen für sich lebt, und der unsere faktische und praktische Welt nach dem Muster seiner Hirngespinnste zuschneiden will. Lassen wir die sozialen Fragen ganz außer Acht und betrachten wir das jüngste Werk Victor Hugo's eben nur als das Erzeugniß eines reichen, glühenden, phantastischen Geistes, so werden wir vielleicht, wenn wir auch nicht auf die Absicht des Dichters eingehen, gerade den richtigsten Maßstab an das Verdienst des Werkes legen.

Es treibt mich zum Schlusse dieser schon zu langen Besprechung; es konnte ja nicht meine Absicht sein, wie ich am Eingang schon bemerkte, eine erschöpfende Kritik schreiben zu wollen. Wenn es mir gelungen ist, in möglichst richtigen Verhältnissen die Licht- und Schattenseiten dieses seltsamen Talentes hervortreten zu lassen und in dem wilden Getose der Hugo'schen Poesie einigermaßen kritische Ruhe zu bewahren, darf ich meinen Zweck als erreicht betrachten.

„Les rayons et les ombres“, ist der Titel eines Hugo'schen Gedichtbuches. „Strahlen und Schatten“ ist auch der kürzeste und bündigste Ausdruck für die gesammten dichterischen Erzeugnisse des Hugo'schen Genius, um so bezeichnender, als dieser Ausdruck gleichzeitig eine Antithese ist. Strahlen und Schatten, blendendes Licht und dunkle Umnachtung!

England.

Die deutsche Bühne in London im Jahre 1852.

Eine der anziehendsten Denkschriften zum Gedächtnisse von Shakespeare's dreihundertjährigem Geburtstage ist uns erst kürzlich zugegangen. Es ist der Vortrag, welchen Dr. Heinrich Künzel am 23. April im „Freien Deutschen Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung“ in Frankfurt a. M. gehalten.*) Verbunden ist dieser Vortrag, der in der künstlerischen, sittlichen, religiösen und politischen Weltanschauung Shakespeare's den Einfluß des großen Briten auf die drei größten dramatischen Dichter deutscher Nation: Lessing, Göthe und Schiller, nach ihren eigenen Bekenntnissen, aufzeigt, mit einem Rückblick auf die deutsche Bühne in London im Jahre 1852, die durch die Bemühungen des Herrn Künzel dort eingeführt wurde, und zwar mit einem Erfolge, wie er nicht glänzender gedacht werden kann. Die deutschen Bühnenkünstler wagten es, in Shakespeare's Heimat Shakespeare's Dramen aufzuführen, und sie erlebten den Triumph, daß man ihre Darstellungen hoch über die der Engländer stellte.

Graf Ellesmere (früher Lord Francis Egerton), der bekannte hochgebildete Gelehrte und erste englische Uebersetzer von Göthe's Faust, schrieb nach der zweiten Aufführung des Egmont an Ritter Bunsen: I never saw a troop which acted with such perfection. Hamlet und Faust bildeten die Glanzpunkte dieser Vorstellungen. Hamlet war für Emil Devrient ein Prüfstein seiner Kraft und geistigen Auffassung, und zwar vor einem Publikum der ersten lebenden Künstler und Gelehrten Englands. Unter den Zuschauern befanden sich Charles Kean, der Sohn des berühmtesten englischen Hamlet, der 74jährige Charles Kemble, Young, der früher ebenfalls den Hamlet mit großem Erfolg gegeben hatte, Macaulay, Thomas Carlyle, Graf Ellesmere u. A. Der alte Charles Kemble schrieb am folgenden Tage an Emil Devrient ein Briefchen in deutscher Sprache, worin es heißt: „Mein lieber Herr Devrient, ich komme, um Ihnen zu Ihrer glücklichen Vollführung Hamlet's meinen Glückwunsch abzustatten. Ich war ganz bezaubert davon. Mit vieler Hochachtung Euer Freund und Kamerad Charles Kemble.“

Charles Kean, der die deutsche Gesellschaft zu einer Kunstschen Darstellung des „King John“ in sein Prinzeß-Theater eingeladen hatte, wo er damals mit seiner Gattin, der früheren Miß Ellen Tree, die ersten Rollen gab, blieb in der herzlichen, rückhaltlosen Anerkennung seiner deutschen Kollegen nicht zurück. Er schrieb über sie: „Wir, so anhänglich an die Kunst, der wir unser Leben gewidmet, haben mit der größten Befriedigung dieselbe in unserem eigenen Lande von den Darstellern eines andern Landes so schön verherrlicht gesehen. Da unsere Nationen durch ihren gemeinsamen Ursprung und eine Sprache, die aus derselben Wurzel kömmt, Verwandtschaft ansprechen können, so hoffen wir, daß Shakespeare, Schiller und Göthe stets fortdauernd beiderseitig mit Gefühlen eines stammverwandten Geistes bewundert werden.“

Nicht weniger schmeichelhaft sprach sich Mrs. Fanny Kemble über Devrient's Darstellung des Hamlet in einem Briefe an Frau v. Bunsen aus. Sie stellt seine Auffassung selbst über die ihres großen Oheims, dessen Statue, wie die von Garrick, in der Westminster-Abtei aufgestellt ist. „Ihr großer dramatischer Künstler,“ schrieb sie, „ist der einzige Hamlet, den ich je — so weit ich es eben für möglich halte — die erstaunlichen Anforderungen der Rolle erfüllen sah.“

Am 19. Juni 1852 wurde Emil Devrient als Ehrenmitglied des Garrick-Clubs aufgenommen, und das Festessen vereinigte die Elite der englischen dramatischen Künstler und Schriftsteller.

Neben Devrient spielten damals in London die Herren Kühne, Wiesthaler, Graes Limbech, Schrader; die Damen Schäfer und Stolte. Letztere, als Germania, hatte bei der Eröffnung der deutschen Bühne den zu Ehren Shakespeare's von Dr. Künzel gedichteten Prolog mit außerordentlichem Beifall gesprochen.

Herr Dr. Künzel verspricht, nächstens eine ausführliche Ge-

*) William Shakespeare. Zum Gedächtniß seines dreihundertjährigen Geburtstages am 23. April 1864. Von Heinrich Künzel. (Mit vier Photographien Shakespeare's nach dem Portraitstich von Droeshout, der Büste zu Stratford, dem Genre-Portrait und dem Bilde von Janssen.

schichte dieser deutschen dramatischen Kunst-Episode in England mit den damit verbundenen interessanten Urkunden zu liefern. Es bilden die kurzen Mittheilungen, die er uns darüber in der vorliegenden Schrift giebt, einen so erfreulichen Kontrast zu den unangenehmen literarischen und politischen Begegnungen deutscher und englischer Publicisten neuester Zeit, daß wir den Verfasser nur aufmuntern können, durch die versprochene Schrift Etwas zur Wiederannäherung und Versöhnung der Gemüther beizutragen.

J. L.

Der Kreuzzug von Richard Löwenherz.

Zu den zahlreichen Denkmälern des englischen Alterthums, die unter den Auspicien des jetzigen Master of the Rolls, Sir John Romilly, ans Licht getreten sind, gehört auch der unlängst erschienene erste Band der Chroniken und Urkunden aus der Regierung Königs Richard Löwenherz, der einen sehr ausführlichen und charakteristischen Bericht eines Augenzeugen über den Kreuzzug dieses tapfersten und ritterlichsten der englischen Könige enthält.*) Als Autor wird von Einigen Guido mit dem Beinamen Addunensis, von Anderen Gottfried Vinsauf genannt, während der Herausgeber, Mr. Stubbs, sich für Richard, Canonicus der heil. Dreieinigkeit zu Altgade, entscheidet. So viel ist sicher, daß seine Memoiren schon dem alten Giraldus Cambrensis bekannt waren, der sie als „ein Werk von historischer Treue, in einem klaren Styl und mit ausgezeichnetem Geschmack geschrieben", bezeichnet. Ein so hohes Lob verdient nun freilich die Latinität des Verfassers nicht; bedenkt man aber, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach im ersten Decennium des 13. Jahrhunderts schrieb, so wird man ihn als einen für sein Zeitalter sehr gebildeten und kenntnißreichen Mann erkennen müssen.

Siebenundachtzig Jahre nach der Eroberung von Jerusalem durch die frommen Schaaren Gottfrieds von Bouillon hatte die unglückliche Schlacht von Hittin, 4. Juli 1187, die Ungläubigen von neuem zu Herren der heiligen Stadt gemacht. Nichts konnte den Kummer, die Scham und die Entrüstung übersteigen, von der sich die Christen des Westens bei der Kunde von diesem Ereigniß ergriffen fühlten. Der Papst soll vor Schmerz gestorben sein, und Fürsten und Völker empfanden es wie eine ihnen persönlich zugefügte Schmach. Die allgemeine Aufregung wurde durch ein Bild von Jerusalem gesteigert, auf welchem die Pferde der Moslem als im heiligen Grabe stallend abgebildet waren, und welches die Runde durch ganz Europa machte. Man hielt es nicht für nöthig, die Thatsache zu veröffentlichen, daß die Schlacht von Hittin und der Verlust des „wahren Kreuzes" durch den zur Zeit eines Waffenstillstandes unternommenen Angriff Reinhold's von Chatillon, des christlichen Fürsten von Kerak, auf eine Karawane muselmännischer Pilger herbeigeführt wurde — welche Treulosigkeit Saladin dadurch rächte, daß er, wie unser Verfasser berichtet, dem Schuldigen mit eigner Hand den Kopf abhieb. Die Macht des Gefühls, das den Westen durchdrang, geht am schlagendsten aus dem Umstande hervor, daß es zwei Männer von so entgegengesetztem Charakter und so widerstreitenden Interessen wie Richard von England und Philipp von Frankreich zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen vereinigen konnte. Kaiser Friedrich Barbarossa war ihnen noch zuvorgekommen, der sich mit 130,000 Deutschen und Italiänern aufmachte, um den Sieg des Halbmondes über das Kreuz zu rächen. Allein der alte Kaiser ertrank am 10. Juni 1190 im Kalycdamus, und von seiner mächtigen Armee erreichten nur 5000 unter seinem Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, das gelobte Land. Die einzige Hoffnung der Christenheit beruhte daher auf der Expedition Richard's und Philipp's. Kaum waren jedoch die beiden Fürsten in Sicilien angekommen, als eine Fehde ausbrach, die in ihren Folgen dem Unternehmen verderblich wurde.

Wenn man unserem Chronisten trauen darf, so wäre dieser Zwist, der mehr als Alles zum Fehlschlagen des Kreuzzuges beitrug, durch ein zufälliges Mißverständniß über den Preis einer Semmel zwischen einem Hökerweib in Messina und einem Soldaten Richard's entstanden — also ein neues Beispiel von „großen Wirkungen aus kleinen Ursachen." Die Frau, die sich übervortheilt glaubte, erhob ein solches Geschrei, daß die Bürger von Messina sich um die Streitenden sammelten und, für ihre Landsmännin Partei nehmend, den Engländer halbtodt schlugen. „Auf Anstiftung des alten Feindes des menschlichen Geschlechts" (antiqui humani generis inimici procuratione) entwickelte sich aus diesem geringen Keim ein weites Feld der Zwietracht, das mit Strömen von Blut bewässert wurde. Es war offenbar, was man heute eine Macdonald-Affaire nennen würde, nur daß Richard Löwenherz weniger mit sich spaßen ließ, als der alte Pam und der kleine John Russell. Richard nahm Messina „in kürzerer Zeit als der Priester die Frühmesse hersagt", plünderte die Stadt und verbrannte die sicilianische Flotte. Philipp war mit dieser Behandlung eines christlichen Volkes nicht einverstanden, die entente cordiale zwischen Frankreich und England erlitt einen argen Stoß, und dem Mangel an Einigkeit zwischen den beiden großen Alliirten, welcher sich seitdem fühlbar machte, ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Jerusalem den Ungläubigen nicht entrissen wurde. Nachdem Richard die Sicilianer gezüchtigt hatte, segelte er am 10. April 1191 von Messina ab, und da er sich von Isaak Komnenus, dem Kaiser von Cypern, beleidigt glaubte, so landet er auf dieser Insel, wirft die cypriotischen Griechen über den Haufen, besetzt Limasol und fordert den Kaiser zum Zweikampf, was dieser ohne Rücksicht auf das preußische Ehrengericht ablehnt. Wie Messina in der Zeit einer Frühmesse eingenommen wurde, wird ganz Cypern in vierzehn Tagen erobert, der Kaiser in silberne Ketten gelegt, seine Tochter von Richard für gute Prise erklärt und überhaupt große Beute gemacht. Unweit der syrischen Küste trifft der rauflustige König dann noch auf ein mit Kriegsmunition beladenes türkisches Schiff, welches er nach hartnäckigem Kampf in den Grund bohrt.

Kein Wunder, daß die Ankunft eines Fürsten, dem der Ruf solcher Thaten voranging, die Hoffnungen der Christen Palästina's neu belebte, und daß sie ihn als „desideratus cunctis gentibus" begrüßten. Von dem Tage seiner Landung in Acre (8. Juni 1191) bis zu dem seiner Abfahrt (9. Oktober 1192) bietet der Heldenmuth Richard's, seine Todesverachtung, der furchtlose Geist, den er seinen Leuten einzuflößen wußte, und der Schrecken, den sein bloßer Name in die Reihen der Feinde trug, ein unerschöpfliches Thema für den Chronisten, den seine glühende Bewunderung für den tapferen König gegen die Fehler desselben blind macht. Die Ermordung von 2700 Saracenen, die nach der Einnahme von Acre als Geißeln für die gefangenen Christen überliefert wurden und die hauptsächlich auf Betrieb Richard's stattfand, wird von ihm folgendermaßen erzählt: „König Richard, welcher stets nach der völligen Unterdrückung der Türken, der Zähmung ihrer eitlen Anmaßung, der Niederwerfung

*) Itinerarium Peregrinorum et Gesta Regis Ricardi. Edited by W. Stubbs. London, 1864. (Berlin, A. Asher & Co. Leipzig, Ludwig Denicke.)

des muhamedanischen und der Aufrichtung des christlichen Gesetzes strebte, befahl die 2700 Geißeln am Freitag nach der Himmelfahrt Mariä (20. August 1191) herauszubringen, damit sie geköpft würden. Ohne Verzug und voll Eifer springen die Vollstrecker des Urtheils hinzu, um ihr Amt zu verrichten; dankbar, daß durch die göttliche Gnade es in ihrer Macht steht, den Tod so vieler Christen zu rächen, die den Pfeilen und Wurfgeschützen der Türken erlegen sind." Es ist die Kaltblütigkeit dieses Gemetzels, nicht die Zahl der Opfer, was den mit der Geschichte der Kreuzzüge vertrauten Leser empört. Im ersten Kreuzzuge allein sollen 600,000 Pilger umgekommen sein; im zweiten verloren Kaiser Konrad III. und Ludwig VII. von Frankreich fast ihr ganzes Heer, und in dem dritten, von dem hier die Rede ist, fielen nach der Versicherung unseres Autors wenigstens 100,000 Mann, während 300,000 (?) in Acre Hungers starben. „Aber," fügt er hinzu, „wer kann an dem Seelenheil so vieler Edlen und Barone zweifeln, welche täglich dem von ihren eigenen Kaplanen verrichteten Gottesdienste beiwohnten?" Die Niedergeschlagenheit des Volks über die Abreise Richard's war eben so gränzenlos als die Freude über seine Ankunft. Es scheint jedoch, daß es nicht an Spottliedern auf ihn fehlte, die im Lager gesungen wurden. Der König hielt den Herzog von Burgund für den Urheber dieser Gassenhauer, und ließ als Erwiderung satirische Verse auf den Herzog verfertigen, für welche es an Material nicht fehlte (quia superabundans suppelebat materia), da die Kreuzfahrer, neben Hinterlist und Grausamkeit, sich trotz der täglich gehörten Messen auch durch grobe Unsittlichkeit auszeichneten. So erzählt der Verfasser selbst, daß der Bischof von Beauvais die Frau des noch lebenden Humfried III. mit Konrad von Montferrat, Fürsten von Cyrus, getraut habe, obgleich derselbe schon zwei Frauen hatte, und daß Balduin, Erzbischof von Canterbury, vor Gram über die Sittenlosigkeit in der Armee erkrankte und bald darauf starb.

Die ferneren Veröffentlichungen des Record Office werden vermuthlich neue Aufschlüsse über die Rückkehr Richard's nach seinen Staaten und seine Gefangenschaft in Deutschland bringen, denen wir mit Interesse entgegensehen.

Nord-Amerika.

Zur Geschichte Europa's in Amerika.

III.

Die Noth, der englische Sklavenhändler, die spanische Macht.

Während die Meuterei in der Kolonie brütete, ward ein gewisser La Roche Ferrière als Agent oder Kundschafter zu den mehr entlegenen Stämmen ausgesandt. Klug, kühn und rastlos unternehmend, drang er von Stadt zu Stadt vor und behauptete, an die geheimnißvollen Appalachen gelangt zu sein. Er schickte nach dem Fort aus Federn gewebte Zeuge, Köcher mit kostbarem Fell überzogen, goldgespitzte Pfeile, Keulen von einem dem Beryll oder Smaragd ähnlichen Steine und andere Trophäen seiner Wanderungen. Ein Edelmann, Namens Gretaut, verfolgte die Spur und drang bis in das Gebiet der Hostaqua, die drei- bis viertausend Krieger in's Feld stellen konnten, und sie erboten sich, mit Hülfe von hundert Arquebusierern alle Könige der anliegenden Gebirge zu überwinden und sie mitsammt ihren Gottheiten den Franzosen zu unterwerfen. Bescheidener nahm sich ein anderer Abenteurer, Peter Gambie, im Hause Coligny's erzogen und jetzt unter Laudonnière dienend. Dieser gestattete ihm den Tauschhandel mit den Indianern, und er wußte diese Vergunst mit solchem Erfolg auszubeuten, daß er Reichthümer sammelte, der Busenfreund des Häuptlings Edilano wurde, dessen Tochter heiratete und in dessen Abwesenheit stellvertretend regierte. Da aber sein Regiment stark zum Despotismus neigte, vermerkten es seine Unterthanen übel und schlugen ihm mit einem Beil das Gehirn ein.

Während des Winters brachten die Indianer aus der Nachbarschaft des Kap Nanaveral nach dem Fort zwei Spanier, die vor fünfzehn Jahren nach der südwestlichen Spitze der Halbinsel verschlagen worden. Sie gingen wie die Indianer, d. h. gar nicht gekleidet, und ihr Haar hing ungeschoren und wild den Rücken herab. Sie erzählten seltsame Dinge von dem Stamme, unter dem sie geweilt hatten; von einem Könige der Kalos, gewaltig an Gestalt und Stärke, in dessen Gebiet sie gestrandet wären. In einem seiner Dörfer befinde sich eine sechs Fuß tiefe und wie ein Orthoft breite Grube, die mit dem reichen Strandgute der an den Riffen und Gestaden verunglückten Spanier angefüllt sei. Der Monarch sei zugleich Priester und Zauberer, der Gewalt über die Elemente habe. In jedem Jahre entziehe er sich auf einige Zeit dem Anblick der Menschen und halte geheimen Zwiesprach mit den übernatürlichen oder höllischen Mächten. Jedes Jahr opfere er seinen Göttern einen Spanier, den ihm das Seeglück an seine Küste zuwerfe. Er stehe in engem Bündniß mit dem mächtigen Oataqua, der in der Nähe des Kap Nanaveral residirt, und der seine Tochter, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, seinem großen Bundesgenossen zur Frau gegeben. Als aber die Braut mit ihren Brautjungfrauen, von einer auserlesenen Kriegerschaar geleitet, nach dem Lande des Kalos zog, wurde sie von einem wilden, streitbaren Stamm, der die Insel Sarropa bewohnt, überfallen, die Krieger in die Flucht geschlagen und die Jungfrauen in die waffengeschützten Festen entführt, geheiratet und, wie versichert wird, „über die Maßen geliebt."

Nehmen wir indessen den am Schlusse des ersten Kapitels abgebrochenen Faden wieder auf. Utina, der durch den Augenschein die furchtbare Wirkung der französischen Feuerwaffen kennen gelernt, bat Ottigny, ihn mit zehn Büchsenschützen bei einem neuen Zuge gegen Potanu zu unterstützen. Schlau ließ er wieder vor den goldgierigen Abenteurern den früheren Köder spielen, daß er, so verstärkt, ihnen den Weg zu den Appalachischen Minen bahnen werde. Ottigny biß an und stellte dreimal so viel Leute, als verlangt wurden. Dreihundert Timagou und dreißig Franzosen nahmen ihren Marsch durch die Fichtenheide. Utina's Wahrsager jedoch, der mitzog, hätte das ganze Unternehmen um ein Haar vereitelt. Als der Zug sich in Bewegung setzen wollte, kniete er auf Ottigny's Schild, um die Erde nicht zu berühren, und mit gräßlichen Gesichtsverzerrungen, krampfhaften Zuckungen und schauerlichem Geheul verkündete er den angsterstarrten Kriegern, daß sie in ihr Verderben gehen, wenn sie einen Schritt weiter setzen. Utina war sofort bereit umzukehren, aber Scheu vor den Spöttereien Ottigny's hielt ihn zurück. Auch seine Leute ermannten sich und setzten ihren Marsch fort. Bald stießen sie auf Potanu mit seinem Heere. Le Moyne zeichnete ein Bild des Treffens. Im Vordergrunde ficht Ottigny im Zweikampf mit einem riesenhaften Indianer, der mit geschwungener Keule einen Streich auf den befiederten Helm seines Gegners führte; doch dieser, sich mit seinem Schilde deckend, unterlief ihn und bohrte ihm sein Schwert in die Brust. Die Hakenbüchse that ihr Werk. Panischer Schrecken, der

metzel und reiche Skalp-Aerndte. Allein keine Ueberredungskunst konnte Utina dahin bringen, seinen Sieg zu verfolgen. Er ging nach Hause und tanzte um seine Trophäen, und die Franzosen kehrten voll Verdruß nach Fort Carolina zurück.

Es begann nun eine traurige Periode: „von dem Wind, den sie gesäet, ärndteten sie den Sturm," Eroberung, Geld, kriegerische Beschäftigungen, war das einzige Ziel, das ihnen vorgeschwebt hatte; nicht eine Scholle war vom Spaten umgekehrt. Ihre Vorräthe waren aufgezehrt; die erwartete Zufuhr blieb aus; Saturiona haßte sie als die Bundesgenossen seines Todfeindes, und seine von der gesetzlosen Soldateska gemißhandelten Unterthanen jauchzten ob dem Elend der Kolonie. Nur mit Mühe und um enorme Preise waren die spärlichen Lebensmittel zu erlangen. „Oft," sagt Laudonnière, „waren unsere armen Soldaten genöthigt, das Hemd vom Leibe hinzugeben, um von den Indianern einen Fisch zu erstehen. Wenn sie dann den Wilden Vorstellungen machten, so lachten die Hallunken aus vollem Halse und riefen ihnen höhnisch zu: „Wenn Deine Waare so kostbar ist, dann iß sie, und wir werden unsere Fische selber essen."

Sie wandten sich an Utina, der ihnen zwei Siege zu verdanken hatte; Alles aber, was sie erlangen konnten, war eine kärgliche Sendung von Lebensmitteln. Auch ein bewaffneter Einfall in sein Gebiet, selbst seine Gefangennehmung brachte keine wesentliche Verbesserung ihrer traurigen Lage; der Hunger und die Verzweiflung erreichten in der Feste den höchsten Grad. Da, am 3. August, erblickte Laudonnière vom Hügel herab an der Mündung des Flusses ein großes Schiff, dem bald drei kleinere folgten. Er theilte die Kunde sofort seinen Leuten im Fort mit, und die ausgehungerten Gerippe sprangen entzückt auf und tanzten vor Freude, in die sich jedoch bald ein banges Gefühl mischte: Wer waren die Gäste? Kamen sie aus der Heimat mit der längst ersehnten Zufuhr? Oder waren es Spanier, die, statt Speis' und Trank, Feuer und und Eisen brachten? — Mit nichten; es war ein englisches Geschwader unter dem Kommando des „ehrenfesten tapfern Ritters", der, als er vor zehn Monaten von Plymouth unter Segel ging, seiner Mannschaft in dem Tagesbefehl einschärfte: „Dienet Gott täglich, liebet einander, geht mit Eurer Zehrung sparsam um, bewahret das Feuer, haltet gute Kameradschaft." Und die Mannschaft zeigte sich ihres Führers würdig. So vielen Seegefahren glücklich entgangen, stand sie offenbar wie der fromme Chronist da. „Fahrt sacht, unter dem Schirm des allmächtigen Gottes, der seine Auserwählten nimmer zu Schanden werden läßt." Und diese Gott erwählten waren die Pioniere jenes scheußlichen Handels, der sein schwarzes Gift noch ungebornen Geschlechtern einimpfte, der in seinem Schooße für Jahrhunderte Zwietracht und Tod trug, einen halben Welttheil mit Heeresgetöse und brudermörderischem Schwertergeklirr füllte. Und an der Spitze dieser Heiligen stand der Vater des englischen Sklavenhandels — Sir John Hawkins.

Er hatte aus Guinea eine Ladung schwarzes Menschenfleisch und sie in Hispaniola mit großem Nutzen an den Mann gebracht, indem er die eifersüchtigen Spanier durch Schwert, Luntenbüchsen und Feldschlangen gezwungen, ihm freien Handel zu gewähren und ihm obendrein das Zeugniß auszustellen, daß er sich als friedlicher Kaufmann benommen habe. Mit reichem Gewinn heimkehrend, sah er sich genöthigt, aus Mangel an frischem Wasser in den Hafen von Fort Carolina einzulaufen. Die Hugenotten und die Engländer band ein doppeltes sympathetisches Band: beide haßten die Pfaffen, beide haßten die Spanier. Die verkümmerte Garnison begrüßte Hawkins als ihren Erlöser. Dieser war heimlich erfreut, als er erfuhr, daß sie Florida verlassen wollen; obgleich sie ihm, um nicht seine Habgier zu reizen, das Geheimniß der Appalachischen Goldgruben nicht verriethen, so gelüstete ihn doch, diese reiche Domaine seiner königlichen Gebieterin zu erwerben. Sein Anerbieten, freie Rückfahrt auf seinen Schiffen, wies Laudonnière, aus Rücksichten der Ehre und Klugheit, zurück. Aber von seinen Leuten, die sich diese Gelegenheit, aus ihrem Elende herauszukommen, nicht wollten entgehen lassen, hart bedrängt, entschloß er sich endlich zur Annahme eines andern Vorschlages: Hawkins trat ihm eines seiner Schiffe ab, versah sie mit Reisezehrung und nahm das Festungsgeschütz und was sonst nicht mehr der Garnison von Nutzen war, an Zahlungsstatt an und schied dann von den dankbaren Insassen des Forts, goldne Meinungen von seinem Edelsinn zurücklassend.

Die Kolonisten warteten nun sehnlichst günstigen Wind ab, um unter Segel zu gehen, als das Herannahen eines Geschwaders signalisirt wurde, und zwar in einer so drohenden Haltung, daß die kaum Aufathmenden von Neuem in Angst und Schrecken geriethen. Denn, hatte das Geschwader feindliche Absichten, so war bei der entblößten Feste an keinen Widerstand zu denken. Doch bald sollte sich das Bangen in Freude wandeln. Es waren französische Schiffe unter Führung des wackern Ribaut. Auch das Räthsel seiner drohenden Erscheinung war bald gelöst: es war eine von den Umständen gebotene Vorsicht. Die schon oben erwähnten in die Heimat zurückkehrenden Schiffe hatten nämlich ein Gewebe von Anklagen gegen Laudonnière mitgebracht: er ward der Anmaßung, der Tyrannei, der Grausamkeit, ja des Planes beschuldigt, sich hier eine selbständige, unabhängige Herrschaft zu gründen. Wie freute sich der brave Ribaut, all diese Bezüchtigungen in ihrer Haltlosigkeit zu erkennen! — Zugleich übergab er Laudonnière einen Brief von Coligny, der ihn in höflichen aber kurzen Worten aufforderte, das Kommando niederzulegen und nach Frankreich zurückzukehren, um seinen Namen von den angeworfenen Flecken zu reinigen, und dazu war er auch, trotz der freundschaftlich dringenden Vorstellungen Ribaut's zu bleiben, fest entschlossen, als den Aermsten Körperabspannung und Seelenleiden wieder auf's Krankenlager warfen, und um das Maaß voll zu machen, gab die zärtliche Pflege einer Dienerin seinen Feinden Anlaß, ihn bei dem sittenstrengen Admiral zu verdächtigen.

Inzwischen wurden Vorräthe ausgeladen, Zelte aufgeschlagen, Frauen und Kinder an's Land gebracht, Indianer mischten sich in das Gewühl, ein geschäftiges Treiben belebte die sonnigen Ufer des Stromes, als — wie sich Laudonnière ausdrückt — hinter dem heitern Morgen der verjüngten Hoffnung sich ein schwarzes Gewölk zusammenzog.

In der Nacht zum 4. September bemerkte die Mannschaft auf dem Flaggenschiff Ribaut's ein ungeheuer mit Feuerschlünden gespicktes Schiff durch die Finsterniß auf sie zusteuern und von den Steven entfaltete sich in der düsterschweren Luft das unheilverkündende Banner Spaniens — das die Katastrophe des Dramas der französischen Lilien in Florida nur allzubald herbeiführte.

Kleine literarische Revue.

— **General La Marmora und Garibaldi.** In einer treffenden Charakteristik des jetzigen italiänischen Premier-Ministers, Generals La Marmora, stellt die „Neue Züricher Zeitung" diesen Soldaten in folgender Weise dem General Garibaldi gegenüber: „Niemand

wird an der vollkommenen Ehrenhaftigkeit La Marmora's zweifeln, so wenig als irgend ein Italiäner, welcher Partei er auch angehöre, an der uneigennützigen Vaterlandsliebe Garibaldi's zweifelt — und doch welcher Unterschied zwischen diesen beiden Männern! Beide dienen ihrem Lande, aber Jeder in einer von derjenigen des Andern ganz verschiedenen — ja, man kann sagen, entgegengesetzten Weise. Was Garibaldi als Aufopferung fordert, das wird von La Marmora als Schwindel verworfen. Dieser beobachtet in der kritischsten Lage die größte Einfachheit; jener tritt auch im gewöhnlichen Leben mit einem gewissen theatralischen Wesen auf. Bei Garibaldi ist alles Denken vom Gemüth beherrscht, bei La Marmora jeder Wunsch dem Pflichtgefühl unterthan. Der Erste läßt sich von seinem Napoleon-Haß selbst auf Kosten Italiens hinreißen; der Andere ist dankbar für die Dienste, die seinem Vaterlande von Napoleon geleistet worden und erwartet deren noch mehr. In dem jetzigen Freischaaren-Zuge von Friaul erblickt der Premier-Minister eine Demoralisation, der Premier der Opposition dagegen den ersten Schritt zur völligen Befreiung Italiens."

— **Peter von Köppen.** Russische Blätter melden den Tod des berühmten Statistikers und Alterthumsforschers Peter v. Köppen, der sich vor einigen Jahren, um seine Gesundheit in einem milderen Klima wieder herzustellen, auf ein ihm von dem Kaiser geschenktes Gut in der Krim zurückgezogen hatte, wo er am 4. Juni d. J. gestorben ist. Köppen war 1793 in Charkow geboren, absolvirte seine Studien auf der dortigen Universität und beschäftigte sich dann lange mit der Alterthumskunde Rußlands, über welche er sowohl in russischer als in deutscher Sprache, unter Anderem in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur", gründliche Untersuchungen veröffentlichte. Später wandte er sich als Mitglied der Petersburger Akademie ganz den statistischen Wissenschaften zu, für die seine Arbeiten in Bezug auf Rußland als epochemachend bezeichnet werden können. Zu denselben gehören das erschöpfende Werk über die „neunte Volkszählung" (Деятая ревизія. Petersb. 1857), die Schrift über die Deutschen der Petersburgischen Gouvernements (1850) und vieles Andere. Auch zu dem jetzt unter der Leitung Semenov's erscheinenden großen geographisch-statistischen Lexikon des russischen Reichs hat Köppen die meisten Vorarbeiten geliefert.

— **Bryant's amerikanische Gedichte.***) Wir haben diese deutsche Uebertragung des nächst Longfellow in Amerika am Meisten gefeierten, lyrischen Dichters mit wahrem Vergnügen gelesen. Theilweise zuerst im „Bremer Sonntagsblatt" abgedruckt, haben diese Uebertragungen dort des amerikanischen Dichters Aufmerksamkeit und Zustimmung erregt, und er schreibt darüber an den deutschen Bearbeiter, Dr. Adolf Laun: „The translations seem to me admirable both in regard to their fidelity, and the possession of that grace and spirit without which the most exact metrical version of any poem is of little value." Wir können diesem Urtheil nur beitreten: der deutsche Uebersetzer hat in der That mit der Treue des Wortsinnes den Geist und die Anmuth einer ursprünglichen poetischen Darstellung zu verbinden gewußt. Seine Einleitung bildet einen sehr belehrenden literargeschichtlichen Rückblick auf die lyrische Poesie der Amerikaner überhaupt und auf William Cullen Bryant insbesondere.

*) Amerikanische Gedichte von William Cullen Bryant, in deutscher Nachbildung nebst Einleitung von Adolf Laun. Bremen, J. G. Heise. 1863.

— **Eine englische Anthologie.***) Herr Professor Thomas Solly ist seit langer Zeit einer der geachtetsten Lehrer der englischen Sprache und Literatur in Deutschland. Eine von ihm für deutsche Leser und Leserinnen veranstaltete Auswahl englischer und amerikanischer Poesieen ist sicher als geschmackvoll und zweckmäßig zu empfehlen. Wir haben hier eine zwar kleine, aber ungemein werthvolle Sammlung englischer Dichtungen vor uns, die größtentheils dem gegenwärtigen Jahrhundert angehören; nur wenige ältere, gewissermaßen historische Erinnerungen an Shakspeare, Marlow, Raleigh, Pope, Swift ꝛc. befinden sich dabei. Mit den geschätzten englischen Anthologieen von Freiligrath und von Elze, sowie mit der British Lyre und dem Golden Treasure hat die vorliegende Sammlung verhältnißmäßig nur wenige Stücke gemein. Die liebenswürdige englische Dichterin, Miß Adelaide Anne Procter, deren in diesem Jahre erfolgtes Ableben in England große Trauer erregt hat, werden viele deutsche Leser erst durch diese Sammlung kennen lernen. Die Ausstattung des Buches ist eines englischen Coronal würdig und macht es zu einem Geschenke für den Frauen-Lesetisch ganz geeignet.

— **„Himmel- und Höllenfahrten eines Kleinstädters."****) Der Verfasser dieser Schrift, die auf jeder ihrer 63 Duodez-Seiten den Leser Etwas zu denken, zu empfinden, zu bewundern und zu verabscheuen giebt, ist ein „Kleinstädter" im Sinne des von ihm als Herr und Meister verehrten Dichters Bogumil Golz; d. h., wie dieser die Pyramiden und die ägyptischen Königsgräber, so schildert Otto Spielberg Himmel und Hölle, nicht gleich den Groß-Darstellern der Poesie und der Weltbeschreibung, sondern gleich den realistischen Klein-Skizzenzeichnern Cruikshank oder Grandville. Otto Spielberg ist ein Poet, der Prosa schreibt, in die aber hochpoetische Bilder und Reimverse vielfach verflochten sind. Aus der elenden, armseligen Umgebung, in der er aufgewachsen, hat er sich ein Herz voll tiefer Empfindung für das Göttliche und das edel Menschliche gerettet. Er besitzt in hohem Grade die Gabe, die verschiedenen gegenseitigen Beziehungen der Dinge und der Personen rasch zu überblicken, zu gruppiren und in einer gefälligen oder blendenden Form darzustellen. Aber er ist noch zu jung; er ist noch in der Entwickelung begriffen; es fehlt ihm noch die nöthige Ruhe, der maaßvolle Charakter, der der Phantasie zur Seite steht und in der Fülle sich darbietender Kombinationen das wahrhaft Schöne und Ansprechende herauszufinden und festzuhalten weiß. Sein Schriftchen ist eine merkwürdige Zusammenstellung von Stilproben eines frischen, gährenden, aber noch völlig unregulirten Geistes, von dem man, wenn das, was ihm bis jetzt entschieden noch abgeht, zur rechten Zeit sich mit ihm verbindet, Ungewöhnliches einmal erwarten kann.

— **Deutsche Orthographie.**†) In dem vorliegenden Werkchen behandelt der Verfasser die Lehre von der deutschen Rechtschreibung in sieben Briefen, die folgenden Inhalt haben: I. Kürze und Länge des Stammvokals, Schärfung und Erweichung des konsonantischen Auslautes, Doppelung des Selbst- und Mitlautes. II. Die Lehre vom stummen und vom geschriebenen Dehnungs-H. III. Vom dirt

*) A Coronal of English Verse, or a Selection from English and American Poets. By Thomas Solly, Professor and Lecturer on English Literature at the University of Berlin. Berlin, Hunde u. Spener (Wedding) 1864.

**) Von Otto Spielberg. Leipzig, Hermann Luppe, 1865.

†) Briefe über die Rechtschreibung, gerichtet an eine deutsche Frau. Von E. L. Rochholz. Aarau, J. J. Christen, 1864.

thongischen ie und vom nhd. Dehnungs-ie. IV. Das Zwickauern der Gebildeten und die Orthographie der deutschen Zeitungen. V. Der Mitlauter; das ß und das ſſ in den Daß-Sprachen und in den Dat-Sprachen. VI. Zweck und Regeln der Interpunktion. VII. Deutsche Schrift und große Anfangsbuchstaben. Etwas wesentlich Neues bietet der Verfasser nicht, sein Standpunkt in dieser ewig heiklig bleibenden Frage ist zumeist derselbe, den Schleicher in seinem Buche: „Die deutsche Sprache" einnimmt. Die Einkleidung des spröden Stoffes war für den Verfasser doppelt schwierig, da er die Briefe für deutsche Frauen bestimmte; ob es ihm stets gelungen, dem zu entgehen, was er sich selbst in dem an die Spitze des Buches gestellten Horazischen Motto:

— — — male si mandata loqueris,
Aut dormitabo aut videbo —

zuruft, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Mindestens muß man sagen, daß das Buch nicht nur denkende, sondern auch ziemlich gebildete Frauen voraussetzt. Insbesondere werden bei der Kürze, mit der einzelne Fragen abgehandelt werden, Begriffe vorausgesetzt, die man einer Frau, die sich noch nicht eingehend mit deutscher Sprache befaßt hat, füglich nicht zutrauen kann. So glauben wir z. B. kaum, daß die Auseinandersetzung über das ie im Präteritum der redupliciren den Verba den meisten der Leserinnen einleuchtend sein werde. Ob aber diese neueste Appellation in Sachen der Orthographie den gewünschten Erfolg haben wird, ob das, was zur Zeit noch Niemand möglich gewesen ist, die Anbahnung einer Einigkeit in der deutschen Orthographie nämlich, nur durch die Mütter erreicht werden wird, das glauben wir, ganz abgesehen von des Verfassers Standpunkte in dieser Frage, den gerechtesten Zweifeln unterwerfen zu dürfen.

Literarischer Sprechsaal.

Die wichtige Frage der Häuserbau-Genossenschaften im Interesse einer billigen Wohnungs-Beschaffung für die arbeitenden Klassen beschäftigt jetzt sowohl die vom Kongresse deutscher Volkswirthe niedergesetzte Kommission zur Berathung dieser Frage, als den Central-Verein in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen. Der Vorsitzende des letzteren, Herr Präsident Dr. Lette, hat an die gedachte Kommission ein im siebenten Hefte der „Arbeiterfreund" abgedrucktes Anschreiben erlassen, worin die Gesichtspunkte erörtert werden, auf welche zunächst die thatsächlichen und statistischen Erhebungen zu richten, die für die Entscheidung der Frage maaßgebend sind. Es sollen zunächst über die Einrichtungen und Erfolge der in Deutschland und im Auslande bereits bestehenden Baugenossenschaften, Baugesellschaften und Baubeförderungs-Vereine, sowie über die Einrichtung zweckmäßiger und gesunder Wohnungen, genaue Materialien gesammelt und über die der Bildung solcher Vereinigungen in einzelnen Staaten etwa entgegenstehenden, gesetzlichen und administrativen Hindernisse Berichte erstattet werden. Herr Dr. Lette empfiehlt zu diesem Zwecke, daß jene Kommission, sowie Jeder, der an der Erwägung und Entscheidung der Frage der Häuserbau-Genossenschaften ein Interesse nimmt, 1) sich aus persönlicher Kenntniß der eigenen Orts- und Landesverhältnisse über die Zustände der ländlichen und der der städtischen Wohnungs-Verhältnisse der arbeitenden Klassen äußere; 2) sich, soweit ihm dazu Gelegenheit geboten, über die betreffenden Verhältnisse auch anderer Länder aus bester Quelle informire und 3) eventuell seine Anträge, auch wegen der etwa noch zu ergänzenden und zu beschaffenden Materialien, der ständigen Deputation des volkswirthschaftlichen Kongresses bis zu deren im Februar 1865 in der Sache zusammentretenden Konferenz übersende.

Die seit einigen Jahren in Paris erscheinende Revue du Monde Colonial*) hat seit dem Monat April d. J. ihren Wirkungskreis erweitert, indem sie die gesammte Kolonialwelt und nicht, wie bis dahin, blos die Kolonien der Franzosen in politischer, sozialer und emigratorischer Hinsicht umfaßt. Ihr jetziger Redakteur, Herr A. Noirot, ist ein vielseitig gebildeter, von jeder nationalen Beschränktheit freier Mann und steht daher hoch über seinen meisten französischen und englischen Kollegen der periodischen Presse, die überall, wo die französische und resp. die englische Nation mit anderen Nationalitäten in Berührung und Konflikte kömmt, die größte Unwissenheit und dabei eine widerwärtige Rohheit an den Tag legen. Herr Noirot giebt durch mehrere von ihm selbst geschriebene Artikel seiner Revue zu erkennen, daß er gegen fremde Nationen gerecht zu sein verstehe und daß er namentlich die Kultur-Elemente, welche die Deutschen nach anderen Welttheilen tragen, sehr hoch zu schätzen wisse. Unter Anderm wird in dieser Revue von mehreren Seiten bestätigt, daß Brasilien wegen seiner kirchlichen Intoleranz und wegen der unter den dortigen aristokratischen Landbesitzern herrschenden Vorliebe für die Sklavenzucht ein schlechter Kolonisations-Boden für Deutsche sei, während dagegen die benachbarten Länder am Laplata-Strom viel größere Bürgschaften in jener Beziehung darbieten.

Als ein Seitenstück zu der vortrefflichen, über die ganze literarische Welt außerhalb Englands verbreiteten, Tauchnitz'schen Copyright-Edition der besten englischen Autoren, haben wir die bisher von W. E. Drugulin herausgegebene, hauptsächlich amerikanischen Schriftstellern gewidmete Dürr'sche Collection of Standard American and British Authors zu bezeichnen. Es liegen uns davon neuerdings in schön gedruckten Octavbänden (von etwa 300 Seiten zum Preise von einem halben Thaler) vor:

Guy Waterman. A Novel. By John Saunders. 2 vols.
The Works of Henry W. Longfellow. Vol. I. Poems.

Beide Abdrücke sind als Authorized und resp. Copyright-Edition bezeichnet.

---

*) Revue du monde colonial, asiatique et americain. Organ politique des deux mondes Publiée sous la direction de M. A. Noirot. Paris, Bureau de la Revue.

Zu Festgeschenken empfohlen!

Soeben erschien bei Jul. Bädeker in Iserlohn und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Pharus am Meere des Lebens.

7. Auflage mit Titelbild von G. Süs und Dedikationsblatt von Ad. Schmitz. Preis geb. 1⅔ Thlr., f. geb. mit Goldschn. 2⅓ Thlr.; in f. Kalblederb. m. Präge 2⅔ Thlr.; in Prachtb. m. Schloß 4 Thlr.

— — Dasselbe. 2. Theil oder Neue Folge. 3. Auflage, in gleicher Ausstattung und zu gleichen Preisen.

A. W. Grube's ästhetische Vorträge. 1. Brochen. Goethe's Balladen und Schiller's Romanzen. elegant geh. 25 Sgr. (643)

So eben erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin:

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.

Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe.

Mit einem Titel in Holzschnitt. (649)

In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

„Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge des Lebens in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen." Göthe.

Weihnachtsgeschenke.

Andersen, H. C., Neue Märchen und Geschichten. Min.-Ausgabe. Geh. 15 Sgr. eleg. geb. mit Goldsch. 24 Sgr.

Archenholz, J. W. v., Der siebenjährige Krieg. Mit Porträt und Karte. 8. Auflage. In illustr. Umschlag geh. 1 Thlr. eleg. geb. 1⅓ Thlr.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 9 Sgr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 12 Sgr.

Solly, A coronal of English verse. Or a selection from English and American poets. Eleg. geh. 1 Thlr. 12 Sgr., in reichstem Relief-Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Hermann Lessing äußert sich folgendermaßen in der Monatspost vom 17. Octbr. 1864:

„An Blumenlesen aus der englischen Poesie herrscht kein Mangel, zu den sorgfältigst redigirten möchte jedoch eine uns vorliegende Sammlung englischer und nordamerikanischer Gedichte gehören, die Prof. Thomas Solly, Rector an der hiesigen Universität, veranstaltet hat. Sie nennt sich „A Coronal of English Verse (Berlin, Haude und Spener. 1864)" und enthält auf 312 Seiten eine Elite der kleineren lyrischen Werke Englands. Da die Verlagshandlung bei der Ausstattung nicht gespart, sondern Papier, Druck und Einband dem Muster der besten Londoner Ausgaben nachgebildet hat, dürfte sich der zierliche Almanach zu einem gewählteren Geschenke für Töchter gebildeter Familien eignen. Auch der Herausgeber, einer unserer gesuchtesten Lehrer, scheint bei der Wahl der Gedichte von diesem Gesichtspunkte ausgegangen zu sein." (644)

Haude u. Spener'sche Buchh. (F. Weidling), 30, Bernburger Straße, Berlin.

Im Verlage der Theissing'schen Buchhandlung in Münster ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reinke, L. Dr. Aus dem Orient.

8. 41⅓ Bogen. Geh. 1 Thlr. (642)

So eben erschien:

Englische Gedichte

für den Schulgebrauch zusammengestellt und mit Wörterbuch versehen

von

Dr. Gleim,

Rektor der städtischen höheren Töchterschule auf der Taschenstraße in Breslau.

Zweite vermehrte Auflage.

Preis geh. 20 Ngr.

ELEGANT EXTRACTS

from the most celebrated British poets

by **Dr. Gleim**

A new enlarged edition.

Preis in elegantem Leinwandbande mit Goldschnitt 1 Thlr.

Das erstere hat sich als ein sehr praktisches Schulbuch bewiesen und ist in Folge dessen in vielen Anstalten eingeführt.

Ueber die

physikalische und philosophische

Atomenlehre

von

Gustav Theodor Fechner.

Zweite vermehrte Auflage.

gr. 8. Preis geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Verlag von Hermann Mendelssohn in Leipzig.) (636)

In meinem Verlage erschien:

Amerikanische Gedichte.

Deutsch von **Friedrich Spielhagen.**

Zweite Auflage.

Preis elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. broschirt 20 Ngr.

Leipzig, October 1864. (640)

Friedrich Löwe.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Beaumarchais.

Historischer Roman

von

A. E. Brachvogel.

4 Bde. Octav-Format. broch. 5 Thlr.

Caron de Beaumarchais, den Deutschen durch Goethe's **Clavigo,** den **Barbier von Sevilla** und die **Hochzeit des Figaro** bekannt, von den Franzosen unter ihre Klassiker gestellt, ist der Held von Brachvogel's neuem historischen Romane. Um und zum Theil mittels seines Helden Beaumarchais sehen wir die ganze Epoche des Rococco-Frankreich von 1758 bis 85 und den Beginn der großen Umwälzung vor uns vorüber gehn. Brachvogel hat die reichen Originalquellen der Zeit zu einem dichterischen Gesammtbilde verwebt, aus dem Beaumarchais und seine Susanne, Turgot, Mirabeau, Ludwig XV., der Dauphin, M. de Pompadour, Choiseul, Gent, Nassau-Siegen, das herrlich rührende Bild der Lamballe, Ludwig XVI. und Antoinette und die Orleans Vater und Sohn vertreten. (637)

Von demselben Verfasser erschienen früher:

„Adalbert vom Babanberge." Trauerspiel. „Narziß". Trauerspiel. „Der Usurpator." Trauerspiel. „Benoni." Roman. „Der Trödler." Roman. „Ein neuer Falstaff." Roman.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Das Statistische Seminar

des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus in Berlin.

von **Dr. Engel.**

gr. 8. geheftet. Preis 6 Sgr. (650)

Diese Schrift ist der Wiederabdruck zweier zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Aufsätze. Der erste bildet einen Theil des Inhalts einer im Jahre 1862 in No. 7 und 8 der Zeitschrift des Königlich preussischen statistischen Bureaus veröffentlichen Abhandlung, betitelt: „Ueber die neuesten Fortschritte in der Organisation der amtlichen Statistik in Preussen"; der andere Aufsatz erschien unter dem Titel dieser Broschüre in der Doppelnummer 8 und 9 des IV. Jahrgangs (1864) der nämlichen Zeitschrift. Beide zusammen dürften genügen, die spezielle Auskunft zu ersetzen, welche neuerdings mehrfach über das hier errichtete statistische Seminar verlangt wurde.

Berlin, den 14. October 1864. Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Ergänzungsheft I. zur Zeitschrift des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus,

redigirt von **Dr. Ernst Engel,**

enthaltend:

Beiträge zur Statistik des Danziger Handels. Vom Kgl. Regier.-Rath Oelrichs in Danzig.

Um die vorliegende, in gegenwärtiger Zeit doppelt interessante Monographie, welche (Angesichts der Ueberfülle des Stoffs für die Zeitschrift des Königl. Statistischen Bureaus) wegen ihres lehrreichen und nicht zu verkürzenden Details den Monatsnummern nicht einverleibt werden kann, dem Leserkreis der Zeitschrift dennoch zuzuführen, wird sie im Anschluss an diese zum **Preise von 12 Silbergroschen** hiermit ausgegeben. Bei dem stetig wachsenden Interesse an der Statistik und dem ebenso erfreulichen Wachsen der Zahl gediegener Mitarbeiter an der Zeitschrift wird die Redaction in der Lage sein, von Zeit zu Zeit ähnliche, in sich selbstständige Arbeiten als Ergänzungshefte zur Zeitschrift zu veröffentlichen. Ist diesen Heften ohne Zweifel die ausgedehnteste Verbreitung zu wünschen, so ist doch kein Abonnent der Zeitschrift zur Abnahme derselben verpflichtet.

Ferner ist so eben erschienen:

Preussische Statistik. Herausgegeben in zwanglosen Heften vom Königl. Statist. Bureau in Berlin.

VI. Heft. Die Witterungserscheinungen des nördlichen Deutschlands im Zeitraume von 1858 bis 1863, dargestellt von H. W. Dove. 17½ Bogen Royal 4. Mit 7 Karten. Preis 2 Thlr. (651)

Berlin, den 18. October 1864. Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Dieser Nummer liegen bei: 1) Prospect betreffend die **Methode Toussaint-Langenscheidt.** 2) Verzeichniss von Photographieen und Globen der **J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Elegau. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 49.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des und Im- Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 4. December 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.

Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten . . 770
Ein Winterfeldzug im Jahre 1678 . . . 771

England.

Franz Müller und die englische Presse . . 772

Nord-Amerika.

Zur Geschichte der Abolitionisten-Partei . . 774

Mexiko.

Mexiko und seine gemischte Bevölkerung. Charakter der Indianer 777

Dalmatien.

Dalmatinisches Inselleben 779

Kleine literarische Revue.

Literarische Weihnachten 781
Zur Geschichte der Jungfrau von Orleans . 782
Simplicianische Schriften 782

Literarischer Sprechsaal 783

Im Verlage von Firmin Didot frères, fils & Co. in Paris ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Les Rêves dangereux par Mme. *Emmeline Raymond*, Rédactrice de la Mode-illustrée. 1 vol. in 18. broch. Preis 1 Rthlr.

Auch diese Erzählung eignet sich ihrer Tendenz wegen, wie die bereits früher erschienenen Werke derselben Verfasserin, als:

Lettres d'une marraine — Journal d'une jeune fille pauvre — Histoire d'une famille — ganz besonders zur Lectüre für junge Damen und empfiehlt sich daher zur herannahenden Weihnachtszeit als geeignete Festgabe.

Ferner erschien die Fortsetzung von:

Noël des Vergers, L'Etrurie et les Etrusques ou dix ans de fouilles dans les maremmes Toscanes. Bd. II. Text und Atlas in Fol., enthaltend: (Appendice épigraphique. — Explication des Monuments. — Carte et Planches.) Preis 13 Thlr. 10 Sgr.

Hiermit ist das Werk vollständig. — Der Preis eines completen Exemplars, 2 Bände Text und Atlas in Fol., ist 26 Thlr. 20 Sgr. (652)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

THE CAMBRIDGE SHAKESPEARE.
Now ready, Vol. V. 8vo. Cloth, 10*s.* 6*d.*
THE WORKS OF
WILLIAM SHAKESPEARE.
EDITED BY
WILLIAM GEORGE CLARK,
AND WILLIAM ALDIS WRIGHT,
To be completed in 8 vol., demy 8vo. each 10s. 6d.

„An Edition on a plan which differs altogether from that adopted by any — a plan so excellent in itself, and so well carried out, that we have no hesitation in saying that it is likely to be, when completed, the most useful one to the scholar and intelligent reader which has yet appeared." — *Athenæum.*

„We regard the appearance of the Cambridge Shakespeare as an epoch in editing the works of the foremost man in the dramatic world. Besides many positive virtues in this edition, the hitherto prevailing errors are avoided. The gross blunders and unauthorized fancies of generations of editors are banished from the text: the more tolerable or the less noxious conjectures are removed to the notes; space is allowed and justice is rendered to all former labourers in the editorial field. He who is indifferent to verbal criticism may read in peace an orthodoxe text; and he who is curious in such matters will find various readings supplied to him in full measure." — *Saturday Review.*

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (661)

Bei **C. Ed. Müller** in Bremen ist erschienen:

NEU-GUINEA
und seine Bewohner.
Von
Otto Finsch.
Preis: 1 Thlr. 15 Sgr. (662)

In unserm Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hermann, T., Professor, **Das Problem der Sprache und seine Entwickelung in der Geschichte.** Eleg. broch. 20 Sgr.

Von demselben Verfasser erschienen früher in gleichem Verlage:

Der pragmatische Zusammenhang in der Geschichte der Philosophie. Eleg. broch. 10 Sgr.

Die Theorie des Denkvermögens. Elegant broch. 15 Sgr.

Dresden. (655)
Rudolf Kunze's Verlagsbuchhandlung.

A. ASHER & CO.

BERLIN Unter den Linden 20 — LONDON 13 Bedford Street Cov. Gard

empfehlen nachstehend verzeichnete auf ihrem Berliner Lager stets vorräthige (653)

ILLUSTRIRTE WERKE

der englischen Literatur als ganz besonders zu Geschenken geeignet:

BEAUTIES OF POETRY and gems of art. Poems, songs and ballads. Illustrated by English artists. . . . . £ 0. 7. 6.

BIRKET FOSTERS Pictures of English Landshape. With 30 beautiful illustrations. fcp. 4to. £ 1. 1. 0.

DOYLE (JAMES E.). A Chronicle of England. B. c. 55 — A. D. 1485. Illustrated by colour printed Engravings — large 4to. £ 2. 2. 0.

EARLY ENGLISH POEMS from Chaucer to Pope. Illustrated with upwards of 100 Engravings on wood &c. small 4to. . . . . £ 1. 1. 0.

FAVOURITE POEMS by gifted bards. Illustrated. small 4to. . . . . £ 1. 1. 0.

GOLDSMITH (O.) Poetical Works, with Illustrations by Birket Foster printed in colour. fcp. 4to. £ 1. 1. 0.

— Illustrated. roy. 8vo. cl. gilt. £ 0. 10. 6.

HOME THOUGHTS and home scenes in original poems by Jean Ingelow, Dora Greenwell, Tom Taylor & others. With pictures by Houghton &c. 4to. . . . . £ 1. 1. 0.

LEECH (JOHN). Pictures of Life and character from the Collection of Punch. obl. fol. 3 parts. £ 1. 16. 0.

LONGFELLOW poetical Works. Illustrated by Gilbert. 4to. . . . . £ 1. 1. 0.

— Illustrat. by Foster. roy. 8vo. £ 0. 15. 0.

PICTURES of English life, with engravings after original Studies and descriptive poetry by F. G. Watts. imp. 4to. Drawings by Barnes. £ 0. 14. 0.

SCOTT (SIR W.). Marmion. 8vo. „ 0. 18. 0.
— Lady of the lake. 8vo. . „ 0. 18. 0.
— Lay of the last minstrel. . „ 0. 18. 0.
— Lord of the Isles. . . . . „ 0. 18. 0.

SHAKESPEARE GALLERY. A series of 94 beautiful photographs with corresponding text from Shakespeares works. fcp. 4to. £ 2. 2. 0.

TESTAMENT, THE NEW, of our Lord and Saviour Jesus Christ. With engravings on wood from designs of Fra Angelico, Pietro Perugini, Titian, Raphael & others. 4to. £ 3. 3. 0.

Deutschland und das Ausland.

Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten.

Von jeher hat das preußische Heer den Ruhm gehabt, Kriegsführer zu besitzen, die nicht nur das Schwert, sondern auch die Feder tüchtig zu gebrauchen verstanden. Es hat von den Zeiten des großen Kurfürsten an nie an Männern gefehlt, die die Kriegsgeschichte und die Kriegswissenschaft mit Sachkenntniß und Talent behandelt haben. Natürlich haben die Meisten in ihren Forschungen und Darstellungen sich blos auf ihre Gegenwart oder ihre nächste Vergangenheit beschränkt; das Kriegswesen entfernter Zeiten zu erforschen, lag ihren meist praktischen Zwecken fern. Erst in der neuesten Zeit ist man zu der Erkenntniß gekommen, daß, wie die charakteristischen Eigenthümlichkeiten eines Volkslebens überhaupt, so auch die seines Kriegswesens ihren Grund in dem Volksgeiste haben, der immer derselbe bleibt, wie sehr auch die Hülle, die ihn umschließt, der Anstoß, der ihn weckt, und die Mittel, deren er sich bedient, wechseln mögen. Man hat daher die Nothwendigkeit erkannt, bis auf die Uranfänge eines Volkes zurückzugehen, um diesen Volksgeist als den ursprünglichen, selbst schon aus seinen ersten Aeußerungen erkennbaren nachzuweisen. Hierdurch hat die Erforschung der Urzustände eines Volkes neben der historischen noch eine höhere, nationale Bedeutung erhalten, und in diesem Sinne hat einer der ausgezeichnetsten Fachmänner, Herr General von Peucker, es unternommen, das deutsche Kriegswesen in den Urzeiten zu schildern,*) eine Arbeit, die nicht bloß zum Zwecke hat, unsere Kenntniß des deutschen Alterthumes zu bereichern, sondern das Nationalbewußtsein zu wecken und zu stärken.

Es liegt uns von dem Ganzen der dritte Theil vor: „Wanderung über die Schlachtfelder der deutschen Heere der Urzeiten." Er umfaßt die Urzeit bis zum Beginne unserer Zeitrechnung. Der Herr Verfasser sagt in der Einleitung: „Nachdem in den ersten beiden Theilen des Werkes: „Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten", die staatsrechtlichen und die organisatorischen Grundlagen des vorliegenden Gegenstandes beleuchtet worden sind, hat der Verfasser geglaubt, sich von dem Versuche einer Erörterung des deutschen Kriegswesens auch vom kriegsgeschichtlichen Standpunkte nicht entbinden zu können, sondern auf dem Felde der geschichtlich beglaubigten Thatsachen die Beweise für die in den erstgedachten beiden Richtungen aufgestellten Behauptungen aufsuchen und darlegen zu müssen. Aus dem Dunkel der germanischen Urzeiten treten die Schlachtfelder als die wichtigsten beglaubigten Zeugnisse für den deutschen Nationalcharakter, wie für das deutsche Staats- und Volksleben hervor. Die Blitze der deutschen Waffen, welche in jenen heißen Kämpfen mit der römischen Weltmacht zur Zeit, als letztere in ihrer höchsten Blüthe stand, und gegen eine Vereinigung der größten geistigen und materiellen Kräfte der damaligen Zeit, von den bewaldeten Höhen und aus den zerklüfteten Schluchten des nordwestlichen Deutschlands aufflammen, verklären die kriegerischen Tugenden unsrer Urahnen, ihre glühende Vaterlandsliebe, ihre Begeisterung für nationale Freiheit und Selbstständigkeit mit einem in so ungebrochenem Glanze in Jahrtausende hineinstrahlenden Lichte, daß die ganze germanische Urzeit dadurch erhellt wird. Inmitten jener Sonderung der niemals zu einer geschlossenen politischen Gemeinsamkeit vereinigten deutschen Stämme und jener eifersüchtigen Bewahrung einer spröden Selbstständigkeit, welche die verhängnißvolle Grundlage für die spätere Zerrissenheit Deutschlands geworden ist, sehen wir nichts desto weniger in den Schlachtreihen der deutschen Heere der Urzeiten, in der Bildung und Gestaltung deutscher Eidgenossenschaften und Waffenbündnisse für die Vertheidigung der höchsten nationalen Güter des Lebens jenes nicht hoch genug anzuschlagende vermittelnde Band, durch welches, unter Aufrechthaltung aller volksthümlichen Sonderelemente der einzelnen Stämme, doch die Gemeinsamkeit im Leben und in der Gesinnung erhalten blieb und jene ideale Einheit gerettet wurde, welche die einzelnen vielfach gespaltenen Glieder endgültig zum Mittelpunkte der gesammten Entwicklung des Abendlandes und zur Centralmacht Europa's zusammengeknüpft und zu jener hohen weltgeschichtlichen Stellung erhoben hat, auf welche Deutschland schon von der Natur angewiesen ist. . . . In den deutschen Schlachtfeldern der Urzeiten wurzelt die ganze zweitausendjährige Vergangenheit unseres Vaterlandes und jenes historische Bewußtsein des deutschen Volkes, durch welches es bereits unzählige Male im tiefsten Unglücke mit neuer Siegeskraft gestählt worden ist. Sie sind die Grundlage, auf welcher sich das fernere historische Leben nicht nur Europa's, sondern der ganzen alten Welt entwickelt hat. In der deutschen Kriegsverfassung der Urzeiten dürfen wir demnächst politische Staatsformen erkennen, welche den Vergleich mit denen der gebildetsten Völker des Alterthums nicht zu scheuen haben. Die Erhebung der allgemeinen Wehrpflicht zur höchsten nationalen Ehre, die kriegerischen Gefolgschaften, das darauf sich entwickelnde Beneficialwesen und das aus der staatsgrundgesetzlich herangebildeten Erblichkeit des letzteren hervorgegangene Lehnswesen wurden die Träger jener politischen Staatsformen des Abendlandes, unter deren Entwicklung das deutsche Reich über ein Jahrtausend lang die herrschende Macht Europa's geworden ist. Eine Wanderung über die Schlachtfelder der Urzeiten gewährt daher nicht blos dem Krieger, sondern auch dem Geschichtsforscher und überhaupt jedem denkenden Vaterlandsfreunde ein mehrfaches Interesse und es wird das deutsche Herz mit um so größerem Rechte auf einer solchen Wanderung mit Freude und Stolz erfüllt, als Alles was wir aus dem Dunkel jener Zeit erfahren haben, uns durch Feindes Mund überliefert worden ist und wir daher mit Gewißheit voraussetzen dürfen, daß wir nur den kleinsten Theil des Großen und Herrlichen wissen, welches uns nationale Ueberlieferungen erhalten haben würden. Und doch bilden selbst diese einzelnen Strahlen, welche aus jenem Dunkel der deutschen Urzeiten von den Schlachtfeldern aufleuchten, eine Glorie um das Haupt des deutschen Vaterlandes, die an blendendem Glanze keinem Sternenkranze nachsteht, welchen die Geschichte geflochten hat."

Referent ist nicht selber Fachmann; er kann sich also über das rein Militairische kein Urtheil anmaßen; wohl aber glaubt er sich berechtigt, die Meisterschaft des Verfassers in der vollständigen Zusammentragung und Verarbeitung des Materials, in der historischen Kritik, in der stofflichen Anordnung und sprachlichen Darstellung anzuerkennen. Es hat uns dieses Buch, das doch einen unserer Zeit so fern liegenden und wegen der Lückenhaftigkeit der Ueberlieferungen so schwierigen Gegenstand behandelt, einen so reinen Genuß gewährt, wie selten eines. Man merkt es ihm an, daß es mit Liebe und Begeisterung geschrieben ist. Bei aller sich

*) Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten in seinen Verbindungen und Wechselwirkungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben, vom General von Peucker. 2 Theile, Berlin, Decker. 1860. — Dritter Theil: Wanderung über die Schlachtfelder der deutschen Heere der Urzeiten. Erster Theil. Berlin, Decker, 1864.

tigen Gelehrsamkeit, von der es zeugt, ist es doch frei von jedem gelehrten Prunke und weiß vielmehr durch eine würdige und geschmackvolle Form den Fehler zu vermeiden, der so oft die tüchtigsten Werke dem größeren Publikum ungenießbar macht. Zur Bestätigung unseres Urtheils fügen wir eine kleine Probe aus dem Abschnitte: „Kritischer Rückblick auf die Schlachten der Cimbern und Teutonen" bei:

„In diesen ersten geschichtlichen Ueberlieferungen germanischer Kämpfe, durch welche die Römer in der Größe der Gefahr, die über Rom's Haupt geschwebt, die Germanen achten, ja so fürchten lernten, daß noch viele Jahrhunderte lang die Erinnerung an sie als die furchtbarste im römischen Volke fortlebte und das höchste Entsetzen ein cimbrischer Schrecken, terror Cimbricus, genannt wurde, erscheinen die germanischen Heere allerdings zunächst nur als die Repräsentanten gewaltiger roher Naturkräfte, deren mächtige und ungestüme Aeußerungen weder durch das Band der Kriegszucht angemessen vereinigt und zusammengehalten wurden, noch durch kriegswissenschaftliche Bildung diejenige Gesammtwirkung vermittelt erhielten, zu welcher alle nöthigen Grundlagen in ihnen ruhten. Gewähren jene Ueberlieferungen uns auch keine Einzelheiten über Heeresgliederung und Gefechtsweise und lernen wir aus ihnen die germanischen Heere nur in der Gesammtthätigkeit großer Massen kennen, so dürfen wir ihnen doch das Zeugniß einer beginnenden rationellen und geordneten Ausbildung des Kriegswesens nicht versagen. . . .

„Von den Schlachten der Cimbern und Teutonen bietet insbesondere diejenige auf dem Raudischen Felde mehrere Anhaltspunkte dar, welche einer näheren Betrachtung nicht unwerth sind. Die regelmäßige Gliederung ihres tiefgestellten Schlachthaufens, der geordnete Anmarsch desselben auf weite Entfernung, die Entwicklung der keilförmigen Angriffskolonne aus der durch die Flankendeckungen gebildeten viereckigen Phalanx, das Zusammenhalten der Reiterei zu einem großartigen Massengebrauch, die beabsichtigte Art ihrer Verwendung durch eine große Flankenbewegung, verdienen bemerkt zu werden. Ebenso zeigen, bei ihrem Vordringen durch die Alpenpässe, die Anlegung des Dammes in die Etsch und die zur Zerstörung der Verbindungsbrücke getroffenen Vorkehrungen ein richtiges Auffassen derjenigen örtlichen Verhältnisse, auf welche es bei Bekämpfung der festverschanzten feindlichen Stellung ankam, sowie derjenigen Hülfsmittel, durch welche dabei einer Verschwendung von Blut vorgebeugt werden konnte, zu welcher germanische Heere immer geneigt waren. Ihre verlorenen Schlachten scheinen niemals mit einer regellosen Flucht geendet, sondern der Kampf bis zur letzten Möglichkeit fortgedauert zu haben. Der größte Theil dieser geschlagenen Heere deckte als Leichen das Schlachtfeld; nur eine weit geringere Zahl fiel als Gefangene in des Feindes Hand, und unter diesen war noch der Troß und der ganze nicht streitbare Theil jener Volksheere mitbegriffen.

„Der Jubelruf, mit welchem sie, nach der Versicherung der alten Geschichtschreiber, das Schlachtfeld in der Hoffnung betraten, daß ihnen dort jener ruhmvolle Tod beschieden sein würde, welcher allein ihnen die Pforten ewiger Seligkeit erschließen konnte; die innige Freudigkeit, mit welcher sie daher auf dem Felde der Ehre starben; die aufopfernde Todesverachtung, mit welcher selbst die Frauen des teutonischen Heeres den Kampf aufnahmen, als ihre Männer zum Lager zurückgedrängt wurden; die tragischen Kämpfe der Frauen in der cimbrischen Wagenburg bis zum Erlöschen des letzten Scheines einer möglichen Rettung, sei es durch Gewalt der Waffen, oder durch vertragsmäßigen freien Abzug, oder durch Aufnahme in den Priesterdienst zur Erhaltung unentweihter Ehre; der demnächstige heldenmüthige Entschluß dieser Frauen, sich und ihre Kinder dem Tode zu weihen, um nicht lebend des Siegers Beute zu werden; sowie die Entschlossenheit, mit welcher auch die gefangenen teutonischen Frauen, als ihre Bitte, sie den vestalischen Jungfrauen zum Geschenke zu senden, damit sie sich unbefleckt erhalten könnten, nicht gewährt wurde, sich, nachdem sie ihre kleinen Kinder an Steinen zerschmettert, in der darauf folgenden Nacht erdolchten oder erdrosselten, sind lebendige Zeugnisse für die große moralische Stärke dieser Volksheere. Keine Gier nach Beute, welche den späteren germanischen Heeren in mehreren Fällen den bereits errungenen Sieg wieder entriß, befleckte die ersten Repräsentanten germanischer Kriegskraft. Was ihnen in der Schlacht an der Rhone an todtem und lebendem Gut in die Hände fiel, wurde von ihnen durch Vernichtung den Göttern geopfert.

„Endlich aber dürfen wir auch nicht übersehen, daß durch diese gigantischen rohen Naturzustände ein wahrhaft ritterlicher Geist wehte. Die freiwillige Gewährung eines mit einem feierlichen Eide bekräftigten freien Abzuges für die mit den Schanzen an der Etsch in die Hände der Sieger gefallene Besatzung derselben, und zwar lediglich als ehrende Anerkennung feindlicher Tapferkeit; das Heranreiten des cimbrischen Feldherrn an das römische Lager, um Namens seines Heeres, welches vergeblich bis dahin die gewünschte Schlacht erwartet hatte, auf Bestimmung von Zeit und Ort für den nationalen Entscheidungskampf anzutragen, sind Züge, welche der Blüthezeit des Ritterthums Ehre machen würden.

„War es auch den ersten geschichtlichen Repräsentanten germanischer Kriegskraft nicht beschieden, sieggekrönt das erstrebte Endziel zu erreichen, so umleuchtet sie doch der ungetrübte Glanz einer langen Reihe herrlicher Siegesthaten, so stehen sie doch selbst in ihrem Untergange noch so achtunggebietend da, so hat selbst noch in ihrem Falle ihre Heldenhand den germanischen Namen mit solchen Riesenzügen in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet, daß Deutschland nicht imposanter als durch sie zum ersten Male in den Gang der Weltereignisse eingreifen konnte, und daß es auf ihren Untergang mit gutem Rechte eben so stolz wie auf viele seiner späteren Siege sein kann."

M.

Ein Winterfeldzug im Jahre 1678.*)

In den Kriegen Ludwig's XIV. gegen das deutsche Reich hatten sich vorzugsweise die Brandenburger den Franzosen gefährlich erwiesen, und die französische Politik bestrebte sich daher vor Allem, diese lästigen Gegner unschädlich zu machen. Dazu bediente sie sich der Schweden.

Schweden hatte schon 1674 seine Truppen in Pommern ansehnlich verstärkt, hatte ohne vorangegangene Kriegserklärung unter dem nichtigsten Vorwande — der Kurfürst wäre Ursache, daß sich der Krieg am Rhein verlängere — im Rücken der Brandenburger noch im November 1674 von Pommern aus jene Diversion Wrangel's gegen die Marken unternommen, die durch die Niederlage bei Fehrbellin 1675 ein so schnelles Ende finden sollte.

In Folge der Gewandtheit des französischen Gesandten in Stockholm, General-Lieutenants v. Feuquieres, und durch die In-

*) Ein Winterfeldzug in Preußen und Samogitien 1678. Ein Beitrag zur brandenburgischen Kriegsgeschichte vom Major Riese. Berlin, R. v. Decker, 1864.

triguen der Minister Lindstiold und de la Gardie, welche für den jugendlichen König Karl XI. die auswärtige Politik der Regierung eigentlich leiteten, kam ein Bündniß zwischen Schweden und Frankreich gegen Brandenburg und Dänemark zu Stande.

Schweden hatte dieses Bündniß in wahrhaft leichtsinniger Weise geschlossen und sich zu einem Kriege verpflichtet, der fast ausschließlich für Frankreichs Interesse geführt wurde; es hatte dies zu einer Zeit gethan, in welcher nicht nur das ganze Reich in drückendster Geldverlegenheit war, sondern in der auch das ganze Wehrsystem an Unordnung litt und in der Verwaltung eine bis dahin unerhörte Schlafheit überhand genommen hatte.

Seit August 1675 war der Krieg zwischen Brandenburg und Dänemark auf der einen Seite und Schweden auf der anderen entbrannt, und da die Brandenburger auch hier höchst bedenkliche Fortschritte machten, ein Entsatz Pommerns aber von der See her durch die wiederholten Niederlagen der schwedischen Flotten sehr erschwert worden, hatten die Franzosen den Plan angeregt, daß die Schweden von Livland her in das herzogliche Preußen einfallen und auf solche Weise die brandenburgische Heeresmacht aus Pommern dorthin ablenken sollten. Man traf auch seitens der Schweden alle nöthigen Anstalten. Man schloß am 1. August 1677 durch französische Vermittelung ein Bündniß mit Polen (das sich schon seit zwei Jahren insgeheim mit Frankreich verbündet hatte), nach welchem dieses das herzogliche Preußen erhalten und nur die Festung Memel an Schweden abtreten, dagegen aber das schwedische Heer durch 2000 Reiter, 1000 Dragoner und 3000 Mann Fußvolk verstärken sollte. Man forderte Frankreich auf, daß dieses in die westlichen Besitzungen des Kurfürsten am Rhein und in Westfalen einfalle, und erhielt außerdem noch von Frankreich die Zusage, daß der Marquis von Bethune mit französischem Gelde bei Danzig 3—4000 Mann anwerben und den Schweden zuführen würde.

Die fremde Hülfe blieb aus, die Schweden begannen den Kampf allein und wurden geschlagen. Die Details des Feldzuges müssen in der kleinen Schrift selbst nachgelesen werden. Nur das wollen wir erwähnen, daß die Leistungen des brandenburgischen Heeres, an dessen Spitze der Kurfürst selbst stand, außerordentlich waren. In kaum 40 Tagen, einschließlich der Ruhetage, hatte dieses Heer mit höchster Hingabe und Opferfreudigkeit über 100 deutsche Meilen zurückgelegt, bei einer Kälte, welche in wenigen Tagen selbst das frische und kurische Haff gefrieren ließ, bei abwechselndem Regen und Schneegestöber, bei unzureichender Verpflegung, auf elenden Land- und Waldwegen voll von schwierigen Defileen.

Die Schweden wurden überall geschlagen, flohen und ließen den Siegern ein bedeutendes Kriegsmaterial zurück.

England.

Franz Müller und die englische Presse.

London, 14. November 1864.

Heute früh 8 Uhr wurde Franz Müller in Mitte der Stadt auf offener Straße vor dem Newgate-Gefängniß gehängt. Ich werde Ihren Lesern keine Schilderung geben von dem Treiben des vornehmen und niederen Pöbels während des Sonntags und der letzten Nacht; diese Schilderungen sind oft genug wiederholt worden und der Umstand allein, daß in der größten Stadt der Welt mitten in der City, in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts noch jährlich solche Schauspiele öffentlich stattfinden, genügt, um den Bildungsgrad desjenigen Volkes beurtheilen zu können, welches sich so gern das „civilisirteste der Welt" lobpreisen läßt.

In den letzten beiden Nummern des Morning Star, des einzigen unparteiisch und nicht deutsch- oder fremd-feindlich gesinnten Blattes, befinden sich zwei Briefe aus Berlin, worin der Korrespondent des Morning Star sich beklagt, daß die Kreuz-Zeitung und auch einige liberale Blätter die Müller'sche Angelegenheit zu einer nationalen machen. Der Korrespondent beklagt sich, daß die deutschen Zeitungen nur einseitig den Kriminalfall mitgetheilt hätten, besonders sei die hiesige lithographirte Korrespondenz schuld, daß das deutsche Volk gegen England aufgereizt nicht an die Unparteilichkeit englischer Polizei, englischer Gerichtshöfe und einer englischen Jury glaube.

Ich nehme hiermit offen Partei für die Kreuz-Zeitung und will mich bemühen, nachzuweisen, daß wir vollständig berechtigt sind, uns in dieser traurigen Angelegenheit über Ungerechtigkeit zu beklagen.

Sehr ungern erwähne ich hier, das Betragen der englischen Zeitungen mit Ausnahme des Morning Star in der Schleswig-Holsteinschen Affaire; weil bei der gemüthlichen Anschauungsweise deutscher Zeitungsleser ich leicht in den Verdacht kommen könnte, hier zwei Angelegenheiten mit einander zu vermischen, die dem Anscheine nach nicht zusammen gehören. Aber wer die wissentlichen Entstellungen, die groben maaß- und sinnlosen Beleidigungen, die willkürlich verweigerte Aufnahme aller von deutscher Seite gemachten Entgegnungen der englischen Presse kennt, wird zugestehen, daß eben durch diese Presse ein Bruch zwischen beiden Nationen herbeigeführt wurde, der schwer, vielleicht niemals mehr zu heilen ist.

Um nur ein kurzes Bild zu geben, erwähne ich hier die Berichte der englischen Korrespondenten aus Jütland. Der Daily Telegraph, ein Pennyblatt mit mindestens 80,000 Abonnenten, gab die günstigste Schilderung von den Preußen ungefähr so, als wenn Jemand sagte: „Die preußischen Soldaten sind nicht solche Barbaren als man im Allgemeinen glaubt, sie essen die dänischen Kinder nicht roh, sondern braten sie erst." —

Da jeder Engländer persönlich nur über dasjenige nachdenkt, was ihn persönlich berührt, — denn im Denken ist hier ebenfalls die Arbeitstheilung eingeführt — so wird das Ueberlegen und Vergleichen den Zeitungen überlassen, es ist ja das Geschäft (Business) der Zeitungsschreiber und hierin liegt die unendliche Macht der Presse; man glaubt ihr, weil's gedruckt ist. Die Zeitungen müssen Massen absetzen, und dies können sie bei dem billigen Preise nur wenn sie der großen kaufenden Kundschaft schmeicheln — Sensation ist das beste Mittel.

So bearbeitet und von allen Seiten von Haß gegen die Deutschen erfüllt, empfing das Volk die Nachricht, daß ein Deutscher den frechen Mord begangen habe, und ich fordere hiermit öffentlich den Korrespondenten des Morning Star auf, mich zu widerlegen, wenn ich behaupte, daß die Times, Telegraph, Standard, Daily News, Advertiser, Herald und jenes Schmutzblatt, Lloyds Weekly News, das wöchentlich in 200,000, sage zweimalhunderttausend Exemplaren verkauft wird — während der ganzen Zeit wo der Droschkenkutscher Matthews seine Denunziation gemacht bis zum Tage der Schwurgerichts-Sitzung immer und immer wieder die schmählichsten Beleidigungen gegen die Germa-

brachten. Der Telegraph schrieb in einem Leitartikel Folgendes „Wir sind beruhigt und froh, daß solch eine Mordthat von keinem Engländer ausgeübt werden konnte, daß es ein Deutscher, ein Foreigner war." Der damals noch nicht angeklagte, noch auf hoher See nach Amerika weilende Müller, wurde stets als der „deutsche Mörder" bezeichnet, und der alte Grundsatz, „daß Niemand für schuldig erachtet wird, so lange er nicht überführt ist", wurde von der englischen Presse völlig mit Füßen getreten.

Demnach ist die Ansicht der Kreuz-Zeitung und die aller anderen Blätter, daß wir Deutsche diesen Kriminalfall als eine nationale Angelegenheit beurtheilen sollen, bisher schon gerechtfertigt. Sie wird es aber um so mehr, wenn wir den Fall selber gründlich und unparteiisch untersuchen, und nicht ohne Grund hat der hiesige Deutsche Rechtsschutz-Verein diesen Fall mit einer Aufopferung von Geld, Zeit und Geistesarbeit zu einer nationalen Ehrensache gemacht. Ich habe die Ehre, Mitgründer des Vereins zu sein, und wir erkannten sofort, daß bei dem englischen Gerichtsverfahren und bei der hiesigen vorurtheilsvollen Ansicht gegenüber den Deutschen, es unsere Aufgabe war, den Kriminalfall zu lichten. Wir wollten Wahrheit, — nur Wahrheit, und wäre nur irgendwie die klare Ansicht von der Schuld Müller's bei uns überwiegend gewesen, wahrlich wir würden keine 4 bis 500 Pfd. Sterling daran gewagt haben, ihn zu vertheidigen; wir hätten uns begnügt, ihm die gewöhnliche Rechtshülfe zu gewähren, wie dies jedem armen Deutschen gegenüber, der es den Statuten des Vereins gemäß verdient, geschieht.

Aber nein; wir erkannten sofort, noch bevor Müller aus Amerika zurückgebracht wurde, daß wir hier erst untersuchen und wenn nöthig, mit Energie handelnd auftreten mußten, und ich erkläre nochmals als Mitglied des Vereins, daß ich der Ansicht des gesammten Comité's war, den Engländern gegenüber in nationalem Interesse die Beweisführung der Unschuld mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln anzutreten. Im hiesigen National-Verein (aus dessen Mitte der Rechtsschutz-Verein hervorging) wurde der Antrag eingebracht, den Rechtsschutz-Verein mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen und ich hatte damals den Auftrag, über diesen Antrag zu berichten und ihn zu befürworten. Obgleich damals nur die beschwerenden Aussagen von Seiten Matthews und der Frau (?) Repsch betreffs des einen im Eisenbahnwagen gefundenen Hutes und das Auffinden des Kästchens, worin die ausgetauschte Uhrkette eingewickelt war, vorlagen, anderseits die entlastenden Aussagen der Wirthsleute Blyth und des Freundes von Müller, eines Nebengesellen Namens Haffa, zu meiner Beurtheilung gegeben waren, alle Umstände, welche nicht genügen konnten, damals schon ein nur maßgebendes Urtheil abzugeben, kam ich dennoch nach reiflicher Ueberlegung zu dem Schlusse — den Antrag: den Rechtsschutz-Verein von Seiten der hiesigen National-Vereinsmitglieder zu unterstützen, zu befürworten.

Wie berechtigt wir waren, die Angelegenheit zu einer nationalen zu machen, beweisen folgende Thatsachen: Herr Lee, der zu der gebildeten Bürgerklasse gehört, und welcher den ermordeten Herrn Briggs persönlich kannte, kam etwas spät mit seiner Aussage hervor, daß er im Wagen, worin der Ermordete saß, zwei Leute gesehen, wovon der Eine dick, stark und untersetzt, der Andere groß, mit schwarzem Bart gewesen, aber er kam doch überhaupt freiwillig, während die beiden Hauptentlastungs-Zeugen, die Eldred und ihre Wirthin, die Jones, gar nicht kamen; diese mußten erst während der Zeit, wo Müller noch zur See war, von den Vereins-Mitgliedern unter den schwierigsten Verhältnissen aufgefunden werden, diese Frau Jones und Eldred, welche Müller kannten und wußten, daß er kurz vor der Mordthat in ihrem Hause in Camberwell war. Also nur die maßlosen Anschuldigungen der englischen Presse waren die Ursache, daß Niemand mit den zur Aufklärung der Unschuld beauftragten Mitgliedern etwas zu thun haben wollte.

Die barsche beleidigende Antwort des Huthändlers Digance (in der Börse): „Ich will mit dem Mörder nichts zu thun haben"; dieses Mannes, welcher behauptet, er verkaufe keine anderen Hüte als zu einer Guinee (21 Shillinge) das Stück und der überführt wurde, daß er am anderen Tage Herrn v. Erlanger einen Hut zu 14 Shillinge verkaufte, mithin also auch an Müller einen solchen zu 14½ Shillinge verkauft haben kann, endlich das erst drei Tage vor der Hinrichtung eingereichte Zeugniß des Kleiderfabrikanten Herrn Richard Stevens beweisen zur Genüge, daß die einseitigen, stets mit den Worten „deutscher Mörder" wochenlang gebrachten Verdammungsurtheile der englischen Presse ihre Wirkung gethan haben.

Das eben erwähnte, mit anderen nach der Verurtheilung eingegangene Entlastungszeugniß, welches dem Staats-Sekretär mit der Bitte, einen Aufschub zu gewähren, übermittelt wurde, lautete wie folgt:

„Ich Richard Stevens wohnhaft Nr. 1 Swithins Lane in der City von London, Schneider, bin mit Franz Müller genau bekannt. Müller war mein Arbeiter vom 7. November 1863 bis den 7. Mai 1864 inbegriffen. Während dieser Monate kam Müller täglich nach meinem Laden, um sich Arbeit zu holen und so oft er kam wegen Empfangnahme der Arbeit, er ohne Unterlassung stets den Hut abnahm und vor mich auf den Ladentisch stellte. Ich hatte mehrere Male Gelegenheit seinen Hut mit meinen eigenen Händen bei Seite zu stellen; dieser Hut blieb stets während der Zeit meines Zusammenseins mit Müller und während ich die Arbeit für ihn zuschnitt, in meiner Nähe. Ich erinnere mich wohl noch des Aussehens des Hutes (I well remember the style of hat) (besonders im Betreff des Futters), den er beständig trug, und ich sah niemals während jener Zeit, wo ich mit ihm in Verbindung stand und wo ich Gelegenheit hatte, seinen Hut zu sehen, jenes „absonderliche Futter", wodurch die Frau Repsch und Herr Matthews Müller's Hut identifiziren. Im Gegentheil, ich erkläre ausdrücklich, daß das Futter durchaus nicht übereinstimmt mit der Beschreibung desjenigen Futters, wonach die Repsch und der Matthews den Hut als dem Müller gehörig bezeichnen. Müller handelte stets nebenbei mit Uhren und Ketten; ich äußerte mich einstmals gegen ihn, daß er außer der Schneiderei noch Juwelier sei und erinnere mich dessen noch um so genauer, weil ich ihm auf sein Ansuchen einmal ein Pfund vorgeschossen habe, um eine Uhr kaufen zu können, aus deren Wiedererlös er einen Profit erwartete."

Warum kam dieser wichtige Zeuge nicht früher vor? — „Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehen." —

London, 15. November 1864.

Drei Stunden später, nachdem ich meinen Brief von gestern an Sie zur Post gesandt hatte, erhielt ich die Abendblätter mit dem vollständigen Berichte der Hinrichtung. Frau und Kinder standen sprachlos an meiner Seite, als ich mit zitternder Stimme die groß gedruckten Worte las: „Müller hat seine Schuld eingestanden." — Es bedurfte einiger Zeit, um Ruhe und Fassung zu erlangen, denn es gab wohl kein deutsches Haus in London, keine Familie, von der ärmsten bis zur reichsten, wo nicht die unglück-

liche Müller'sche Affaire nach allen Richtungen hin besprochen wurde, und die überwiegende Mehrheit sprach sich für seine Unschuld aus. Selbst die Zweifelnden erklärten, daß Müller nach allgemein bekannter englischer Gerichtspraxis kein unparteiisches Verhör und Urtheil gehabt.

Heute bin ich in der Lage, nach ruhiger Ueberlegung und nach Durchlesen aller Berichte, endlich nach einer erhaltenen, ausführlichen Nachricht vom Prediger Herrn Cappel, Ihnen meine feststehende Ueberzeugung auszusprechen, daß Franz Müller's letzte Worte kein Geständniß enthalten, vielmehr die Betheuerung seiner Unschuld. Meine von Anfang an vorurtheilsfrei gehegte Ansicht von Müller's Unschuld ist durchaus nicht erschüttert, und werde ich zur Bestätigung dessen, was ich gestern geschrieben, nämlich die auffallend beleidigende und rücksichtslose Behandlung, welche wir Deutsche von Seiten der englischen Presse (mit Ausnahme des Star) erhielten, durch fernere Belege nachweisen.

Die Berichte in den meisten Blättern lauten heute über die letzten Augenblicke des Unglücklichen ziemlich gleich. Folgendes ist eine treue Uebersetzung aus dem Daily Telegraph:

„Nachdem der Henker dem Verurtheilten im Zimmer die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, wurde Müller gesagt, daß er sich drei oder vier Minuten niedersetzen könne; er blieb aber aufrecht stehen in voller Länge. Pastor Dr. Cappel betete mit ihm in deutscher Sprache und ermahnte ihn, die Wahrheit zu sagen, aber ohne Erfolg.

„Es war demnach nur noch die einzige Hoffnung übrig geblieben, daß Müller seine Schuld erst dann eingestehen werde, wenn er wirklich auf dem Schaffot stehen wird, und diese Hoffnung wurde erfüllt. (?) Außer dem Gefängniß-Prediger und dem Henker war der lutherische Geistliche, Dr. Cappel, ihm zur Seite, Herr Cappel, der sich so viele Mühe gegeben, ihn zur Reue zu bewegen, welches die einzige Genugthuung wäre, die er auf Erden seinen Mitmenschen geben könne. Die wahrhaft erhabene Aufgabe, welche dem Pfarrer gestellt war, konnte nicht mit mehr effektvollem Ernst, mit mehr pathetischer, erhabener Würde ausgeführt werden. Er rührte den Gefangenen; mit milder doch fester Art ermahnte er ihn zur Wahrheit, er ergriff die gebundenen Hände des sterbenden jungen Mannes in aufregender Ueberredung. — **„Ich bin unschuldig,"** antwortete der Verurtheilte. Diese Worte sprach Müller mehr als einmal bevor er hinaus aufs Schaffott ging. Die Menge um das Schaffott pfiff, tobte und schrie; lustiges, grell schallendes Gelächter wurde gehört, so unzweifelhaft, daß uns keine andere Wahl bleibt, als (to record the fact) das Faktum zu berichten. Als der Henker nun draußen auf dem Schaffott die schreckliche weiße Kappe (in Form einer baumwollenen Nachtmütze) über des Verurtheilten Gesicht zog, flüsterte der Unglückliche nochmals: **„Ich bin unschuldig."**

„Müller," — sagte der deutsche Geistliche in des jungen Menschen Landessprache, — „in wenigen Augenblicken wirst Du vor Gott stehen, ich frage Dich nochmals, zum letzten Male, bist Du schuldig oder unschuldig?" **„Ich bin unschuldig,"** war die Antwort. „Du bist unschuldig?" wiederholte Dr. Cappel, die nächsten Worte kamen bebend aus dem Munde des Verurtheilten, er sagte: **„Ich bin unschuldig, Gott weiß, was ich gethan!"**

„Dr. Cappel wiederholte die Worte des Mannes; „Gott weiß, was Du gethan, weiß Gott, daß Du die That begangen?"

„Die Lippen des Sterbenden bewegten sich sichtbar unter der schrecklichen Kappe, und er sagte: **„Ich habe es gethan."**

„Christus sei Deiner Seele gnädig," rief der Prediger. Müller rief, als die Fallthüre unter seinen Füßen fiel: „Mein Gott, ich bin es überzeugt," und war todt.

„Ohnmächtig rief der Geistliche, der die gebundenen Hände Müller's bis zuletzt berührt hielt: „Bekannt — bekannt — Gott sei Dank!"

„Müller's Leichnam hing nach dem Gebrauche gemäß eine Stunde auf offener Straße unter dem Schreien, Toben und Jauchzen des brutalen Pöbels und wurde, nachdem ihm die Kleider abgeschnitten und verbrannt worden, Nachmittags mit ungelöschtem Kalk in der Mördergruft des Gefängnisses begraben."

Ich habe meinen deutschen Mitbürgern gegenüber heute in Vorstehendem einen Bericht gegeben, der aus einer uns Deutschen nicht günstigen, weit verbreiteten Zeitung entnommen ist, und frage Kriminalisten, Aerzte und Gelehrte, ob die letzte Aeußerung des Verurtheilten, mit dem Stricke am Halse, der Kappe über Augen, Nase und Mund gezogen, unter dem Schreien, Toben, Pfeifen, Lachen und Lärmen von nahezu zwanzigtausend Zuschauern, die bis wenige Fuß Abstand vom Schaffott standen von dem tief ergriffenen, zitternden Pfarrer auch richtig gehört werden konnten? Ich frage, ob der Verurtheilte die letzte Frage des Pfarrers verstanden haben konnte unter den eben geschilderten Verhältnissen, ob er überhaupt noch zurechnungsfähig war?

Vor Schluß dieses Briefes erhalte ich die Abend-Ausgabe des Star und gebe Ihren Lesern genau die letzten Worte zwischen Dr. Cappel und Müller, wie solche deutsch in der englischen Zeitung gedruckt sind.

The following are the exact words in German that passed between Dr. Cappel and Müller: —

Dr. Cappel: Müller, in wenigen Augenblicken stehen Sie vor Gott: ich frage Sie nochmals, und zum letzten Male: Sind Sie schuldig oder unschuldig?

Müller: Ich bin unschuldig.

Dr. Cappel: Sie sind unschuldig?

Müller: Gott weiss, was ich gethan habe.

Dr. Cappel: Gott weiss, was Sie gethan haben? Weiss er auch, dass Sie dies Verbrechen gethan haben?

Müller: Ya; ich habe es gethan.

Meine fernere Aufgabe, wird sein, eine Schilderung zu geben unter der Art und Weise des Gerichtsverfahrens, besonders aber wie der Rechtsschutz-Verein von dem theuer bezahlten Vertheidiger und seinen Konsorten behandelt wurde.

Die hinterlassene versiegelte Schrift von Müller wurde dem Collegium der Aldermen der City übergeben; das Collegium beschloß heute, diese Schrift nicht zu veröffentlichen. Warum?

„Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehen!"

Nord-Amerika.

Zur Geschichte der Abolitionisten-Partei.*)

An Büchern über amerikanische Zustände ist kein Mangel; wir haben deren seit einer Reihe von Jahren in unseren Blättern hinreichend viele zu besprechen gehabt. Das vorliegende Werk schließt sich den besten unter ihnen an, und wenn auch viele andere weit interessanter zu lesen sein mögen, so hat dieses doch den Vorzug großer Gründlichkeit und Objektivität.

*) Die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Vergangenheit und Gegenwart in sozialer, politischer und finanzieller Beziehung. Von F. Löhnis. Leipzig, C. H. Mayer; Köln, M. Lengfeld, 1864.

Es ist nicht leicht, sich ein richtiges Urtheil über amerikanische Zustände zu bilden.

Im Allgemeinen wohl kann man die bestimmenden Faktoren, die waltenden Kräfte, die allgemeine Physiognomie des Landes herausfinden; sie geht durch alle Schilderungen, so entschieden sie auch gefärbt sein mögen, hindurch, aber sowie man in's Einzelne eingehen will, alsbald erheben sich für den Fernstehenden Schwierigkeiten, die nicht leicht zu beheben sind. Das amerikanische Parteitreiben dringt über den Ozean herüber, der Parteistandpunkt der Berichterstatter (und diese pflegen in der Regel gerade nicht kühle Beobachter zu sein) sucht uns selbst hineinzuziehen in den Kampf der Parteien, deren allgemeine Prinzipien vielfach mit den unsrigen übereinstimmen.

Um so erfreulicher ist es, einmal ein Buch vor sich zu haben, welches ganz objektiv die Thatsachen giebt, wie sie vorliegen, ohne Eifer und Galle, ohne Bewunderung und Uebertreibung. Kaufmännische Zwecke verfolgend, brachte der Verfasser zwei Jahre bis Ende 1851 am La Plata zu, machte darauf eine dreijährige Reise durch sämmtliche südamerikanische Republiken, durch Brasilien, Westindien, Mexiko, Kalifornien und die Vereinigten Staaten 1854 ließ er sich in New-York nieder und blieb daselbst bis er 1859 seinen geschäftlichen Wirkungskreis an diesem Orte mit seinem gegenwärtigen in London vertauschte. Seitdem besuchte er noch zweimal die Vereinigten Staaten und 1861 auch Kuba.

Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, namentlich die Sklavenfrage und die finanziellen Verhältnisse des Landes zu studiren. Was den letzten Punkt betrifft, so wird das Buch besonders Finanzleuten sehr erwünscht sein; denn an positiven Zahlen und Daten mangelt es darin nicht.

Was die Sklavenfrage betrifft, wollen wir hier einen Abschnitt hervorheben, der für uns ein wesentliches Interesse hat, nämlich den Abschnitt über die Partei der Abolitionisten, welche den Anlaß zu der jetzigen traurigen Spaltung gegeben hat. Natürlich geben wir nur das für uns Wichtigste.

Schon im Jahre 1670 versuchten die Quäker in Pennsylvanien Mitgliedern ihrer Sekte das Halten von Sklaven zu verbieten; doch scheiterten ihre Bemühungen, denen rein humane und religiöse Motive zu Grunde lagen, an den sich stärker geltend machenden materiellen Interessen. Als Partei traten die Abolitionisten zum ersten Male im Jahre 1787 in einem Akte von politischer Wichtigkeit hervor, nämlich zur Zeit, als der Konvent in Philadelphia mit Abfassung der Konstitution beschäftigt war.

Als 1790 beim Kongreß in Washington Petitionen zur Abschaffung der Sklaverei eingereicht wurden, welche von zahlreichen meist von Quäkern gestifteten Vereinen ausgingen, wurden dieselben an ein Komité verwiesen, und dieses stattete seinen Bericht darüber dahin ab, daß die Centralregierung keine Befugniß habe, über die Sklaverei in den einzelnen Staaten zu verfügen; das Recht, hierüber Beschlüsse zu fassen, stehe den einzelnen Staaten selbst zu. Diese Erklärung wiederholte der Kongreß 1860, um sich gegen den Vorwurf zu verwahren, einen Emanzipationskrieg zu führen.

Am 18. Dezember 1818 petitionirten im Kongreß Missouri um Aufnahme als „Staat" auf gleichem Fuße mit den Urstaaten. In dem Territorium existirte Sklaverei; er wollte also als Sklavenstaat eintreten, während sich in den alten Staaten Konnektikut, New-Hampshire, Pennsylvania und Rhode-Island inzwischen die Sklaverei von selbst ziemlich verloren hatte, weil die weiße Bevölkerung so dicht und die Arbeitslöhne so niedrig geworden waren, daß viele Sklaven-Besitzer es vorzogen, ihre Sklaven nach dem Süden zu verkaufen.

Schon damals standen sich die Parteien sehr schroff und feindlich gegenüber. Die Abolitionisten wollten, daß hinfort lebenslängliche Sklaverei nur Strafe für begangene Verbrechen, und daß alle in der Union geborenen Sklavenkinder mit Eintritt des 25. Lebensjahres frei sein sollten. Der Gegenantrag der Legislatur von Missouri lautete auf Ausweisung aller freien Neger aus dem Gebiete des Staates.

So kam es denn im August 1821 zu dem Beschlusse, der als Missouri-Kompromiß bekannt ist; — einem Beschlusse, der, weil er keiner von beiden Seiten gerecht wurde, den Keim zu dem jetzigen Bürgerkriege in sich trug.

Danach wurde Missouri als Staat aufgenommen unter der Bedingung, daß in ihm keine Gesetze erlassen werden sollten, durch welche irgend ein freier Bürger der Vereinigten Staaten in Ausübung seiner ihm durch die Unionsverfassung garantirten Rechte verhindert werde und daß nördlich vom 36° 30' Breitegrade die Sklaverei abgeschafft sein solle.

Am 30. Januar 1832 wurde die New-England oder Massachusetts Anti-Slavery-Society gegründet, welche den Ausgangspunkt einer Agitation bildete, die mehr als jede andere an der gegenwärtigen Spaltung der Union schuld ist. Sie bildet den Grundstock einer Menge von Gesellschaften, in denen die von der Gesetzgebung und allem direkten politischen Einflusse ausgeschlossene, dabei aber ebenso weltliche und ehrgeizige Geistlichkeit der verschiedenen Sekten eine Befriedigung ihrer Thatenlust suchte. Am 2. Oktober 1833 wurde, zwar nicht ohne Opposition der bessern Klassen, die New-York-City-Anti-Slavery-Society gegründet, und Anfang Dezember desselben Jahres in Philadelphia eine National-Anti-Slavery-Konvention zusammenberufen, welche durch 60 Abgeordnete aus den zehn Staaten: Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island, Konnektikut, New-York, New-Jersey, Pennsylvania und Ohio beschickt wurde.

Bei dieser Zusammenkunft wurde die American-Anti-Slavery Society organisirt, welche folgende Grundprinzipien annahm:

1. Sofortige unbedingte Emancipation als das Vernünftigste, Zweckmäßigste und Wohlthätigste für alle Parteien.

2. Freigebung ohne Entschädigung und Vergütung. Da freie Arbeit billiger als Sklavenarbeit ist, haben die Sklavenhalter bei der Emancipation ebenein pekuniären Vortheil.

Mit Flugschriften aller Art wurden nun die Staaten überschwemmt und die Zahl der Missionäre nahm zu. Ihre Thätigkeit trug auch bald wieder Früchte. Am 28. Juni 1835 brach ein Negeraufstand in Mississippi aus. Er wurde unterdrückt und nach einigen Monaten war die Ruhe wieder hergestellt. Die Selbsterhaltung in einem so wenig bevölkerten Lande von großer Ausdehnung gebot strenge Maßregeln, um einer Wiederholung ähnlicher Auftritte vorzubeugen. Auf Verbreitung aufrührerischer Proklamationen wurden harte Strafen gesetzt und es fand in den verschiedenen Sklavenstaaten, die sich deshalb enger an einander schlossen, bald eine strenge Ueberwachung aller Reisenden statt. Um Leben und Eigenthum zu schützen, schloß sich der Süden gegen den Norden förmlich ab.

Die Society verdoppelte ihre Thätigkeit. 1836 zählte sie 250 Abtheilungen in 13 Staaten und 18 Monat später war die Zahl der Untervereine auf 1006 gewachsen, denen große Geldmittel zu Gebote standen.

Die Aufregung wurde ganz fieberhaft und führte zu fanati-

schen Exzessen; doch auf die Ueberspannung folgte die unausbleibliche Abspannung. Handel und Verkehr geriethen durch den Abschluß des Südens ins Stocken und dies bewirkte im Norden eine Reaktion. Es kam in New-York, Norwich, Newark und Philadelphia zu Straßenkämpfen, zwischen Negern und Negerfreunden auf der einen und dem praktischen und vorurtheilslosen Volke auf der andern Seite. Kurz, die öffentliche Meinung schlug auf einmal gründlich um; selbst der damalige Präsident Andrew Jackson sah sich veranlaßt, beim Kongreß eine Proposition zu befürworten, welche die Versendung von Schriften und Bildern, die sich auf Sklaverei bezogen, durch die Post nach denjenigen Staaten, die dergleichen durch spezielle Gesetze verboten, für ungesetzlich erklärte.

Im Jahre 1838 war die Zahl der Abolitionisten-Vereine auf 2000 gewachsen, mit 200,000 Mitgliedern. Einen bedeutenden Zuwachs erhielten sie durch die vielen deutschen Einwanderer, die von Hause meist einen Haß gegen Alles, was Schranke und Fessel heißt, mitbrachten und, von Freiheits- und Gleichheits-Ideen schwanger, nur zu sehr geneigt waren, ihre Sympathien blindlings den Negersklaven zuzuwenden.

Die Abolitionisten gewannen um diese Zeit als politische Partei Ansehen. Bewerber um öffentliche Aemter buhlten um ihre Unterstützung und um ihre sich täglich mehrenden Stimmen bei den Wahlen. John Quincy Adams, der Führer der Abolitionisten im Kongreß, der schon 1831 durch seine Anträge in demselben die Senatoren der südlichen Staaten veranlaßt hatte, mit dem möglichen Austritte derselben aus der Union zu drohen, stellte 1839 den Antrag, die Konstitution dahin zu ändern, daß 1. vom 4. Juli 1842 alle erbliche Sklaverei abgeschafft, 2. mit Ausnahme von Florida kein neuer Sklavenstaat aufgenommen werden, 3. daß am 4. Juli 1845 die Sklaverei auch im Distrikt von Kolumbia abgeschafft sein solle.

Eine Majorität konnten diese Vorschläge nicht finden; da stellte er später den Antrag, *die Union aufzulösen und die Sklavenstaaten von den freien zu trennen*. Allgemeine Entrüstung war die Folge und ein Gegenantrag auf Adams Ausstoßung aus dem Hause wurde gestellt, der aber nach mehrtägiger Debatte auch nicht durchging.

So ging der erste offizielle Vorschlag auf Trennung der Union vom Norden aus.

Abermalige Aufregung entstand bei Gelegenheit der Annexion von Texas. Schon seit 1829 hatten die südlichen und westlichen Staaten für die Annexion von Texas agitirt, um ihren Einfluß als Sklavenstaaten zu stärken. Natürlich arbeitete man im Norden dagegen, ebenso England, das in Texas ein zukunftreiches Baumwollenland sah. Annexion lag damals im Geiste der Zeit, und ungeachtet alles Widerstandes im In- und Auslande wurde unter dem Präsidenten Tyler 1846 Texas als Staat aufgenommen. Dies wurde von Mexiko als casus belli erklärt; es kam zum Kriege unter Polk, und der folgende Friede brachte die Vereinigten Staaten in den Besitz aller Territorien vom Rio Grande bis zum Stillen Ocean, Kalifornien inbegriffen.

Eine fortlaufende Quelle von Zwistigkeiten bildeten die zahlreichen Entweichungsfälle von Sklaven, die, von den Abolitionisten unterstützt, im Norden Zuflucht suchten und fanden. Eine ganze Klasse von Männern und Frauen im Norden machte, theils aus Philanthropie, theils bezahlt von den Abolitionisten-Vereinen, das Sklavenbefreien und Verbergen zum Geschäfte. Dieses Treiben, das, wie man es auch beleuchten möge, formell ungesetzlich war, zog Klagen und Verurtheilungen der Befreier nach sich, welche natürlich dieselben in den Nordstaaten mit dem Glanze des Märtyrerthums umgaben und die Sache eher förderten, als hinderten.

Seit der Einverleibung der mexikanischen Territorien, wo bereits die Sklaverei abgeschafft war, entwickelte sich das Drama immer schneller. Die Aufnahme von Kalifornien als Staat wurde nur abgewartet, um eine 16. Stimme zu den 15 zu gewinnen, und so die 15 Sklavenstaaten zu überstimmen. Die Sklavenstaaten protestirten natürlich dagegen, und drohten mit dem Austritt aus der Union.

So kam es 1850 zu den berühmten Kompromiß-Maßregeln, der sogenannten von Henry Clay eingebrachten Omnibus-Bill. Kalifornien wurde danach als freier Staat aufgenommen, dagegen der Erlaß strengerer Gesetze zur Wiedereinbringung entlaufener Sklaven, und das Verbot aller Agitation im Distrikt Kolumbien mit einem Verbot des Sklavenverkaufs daselbst verbunden.

Die Abolitionisten geriethen in völligen Aufruhr, als diese Bill durchging, tausende von Anreden wurden verbreitet, die zum offnen Widerstande aufforderten; die Konstitution selbst, auf die sich der Süden fortwährend berief, wurde als ein Vertrag mit Tod und Hölle bezeichnet; Versammlungen wurden gehalten von Weißen und Negern, in denen jedem Sklavenhalter der Tod gedroht wurde, der es wagen würde, diese infamen Verordnungen zur Ausführung zu bringen; die Zahl der nach Norden flüchtenden Sklaven, denen man die Mittel zur Flucht nach Kanada lieferte, nahm in alarmirendem Grade zu.

Im April 1851 wurde in Boston zuerst offener Widerstand gegen die Ausführung des Auslieferungsgesetzes geleistet. Ein aus Georgia entlaufener Sklave Namens Sims, den die Regierung in Boston verhaftet, wäre durch einen Volksauflauf befreit worden, wenn die Regierung nicht Militärgewalt angewendet hätte. Der Sklave wurde zurückgeliefert. In Pennsylvania ereignete sich ähnliches, nur daß dort der seinen Sklaven verfolgende Herr sammt seinem Sohne getödtet wurde und der Sklave entkam. Aehnliche Scenen wiederholten sich an den verschiedensten Orten.

Dadurch machten sich die Abolitionisten abermals mißliebig und verloren an Einfluß. Ihr Präsidentschafts-Kandidat Wale erhielt 1852 nur 152,000 Stimmen, während 1848 ihr Kandidat van Buren über 290,000 Stimmen erhalten.

1853 und 1854 stieg bei Gelegenheit der Errichtung einer Territorial-Regierung für Nebraska (eingeschlossen Kansas) die Aufregung abermals aufs Höchste. Man ging damit um, den Missouri-Kompromiß zu annulliren, und machte wenigstens den Versuch dazu. Nachdem man im Kongresse über den Modus der gesetzlichen Regelung der Sklavenfrage in diesen Gebieten debattirt hatte, war während der Vertagung desselben vom März bis December 1854 Kansas der Schauplatz der größten Exzesse, indem zwischen freesoilers und proslavery-Männern die offne Fehde ausbrach.

Ein berühmter Rechtsfall, der vor den obersten Gerichtshof kam, der Dred-Scott Fall, 1854, der zu Gunsten des Südens entschieden wurde, machte in diesen Zeiten ungewöhnliche Sensation. Man dachte im Norden vielfach an eine Lösung der Union und freiwillige Trennung von den Sklavenstaaten. Eine 1857 zu Worchester in Massachusetts zusammentretende Konvention, auf welcher *Wendell Philipps* eine Hauptrolle spielte, zog diesen Gedanken ernstlich in Erwägung.

Endlich, am 17. Oktober 1859, erfolgte der bekannte gewaltsame Ueberfall von Harpersferry in Virginien durch John Brown mit seiner aus Weißen und Negern bestehenden Schaar, welcher zu dem Bruche zwischen Norden und Süden vollends das Signal gab. Brown wurde überwältigt und am 2. December 1859 gehängt.

Er galt fortan als Märtyrer der abolitionistischen Sache. Abraham Lincoln erhielt bei dieser gegenseitigen Aufregung zu unversöhnlichem Hasse 1,865,840 Stimmen, und das blutige Loos war geworfen; ein Bürgerkrieg war entschieden, der zu den entsetzlichsten gehört, welchen die Geschichte kennt, der alle Gräuel barbarischer Zeiten vor den Augen der Menschen des neunzehnten Jahrhunderts erneuert.

Die amerikanischen Nicht-Abolitionisten sagen: „Der Zweck der englischen Agitation ist keineswegs die Wohlfahrt der Sklaven, sondern die Vernichtung der Sklavenarbeit und die Zerstörung der Baumwollkultur in Amerika, um sie durch ihre eignen Pflanzungen in Indien zu ersetzen."

Was die Parteien in Amerika selbst betrifft, so heben wir folgende kurze Charakterisirung derselben hervor.

Vor der Trennung des Südens zerfielen dieselben in vier Hauptgruppen, in Republikaner, Demokraten, Sklavenhalter und ihr Anhang, und Abolitionisten. Die Republikaner in den Vereinigten Staaten sind dasselbe, was wir in Europa die Konservativen nennen, d. h. die Majorität der besitzenden Klassen, die in ihren politischen Ansichten daran festhalten, daß es der Hauptzweck des Staates sei, Schutz der Person und des Eigenthums zu gewähren, den zu erfüllen verschiedene Wege eingeschlagen, mannigfache Mittel angewandt werden können.

Die Demokraten in den Vereinigten Staaten sind mehr unsern Radikalen zu vergleichen, als den Liberalen; denn, was wir liberal zu nennen pflegen, das sind in Amerika auch die Republikaner. Die Demokraten sind aber die Gleichheitsmänner, die Weltverbesserer, die Theoretiker, und zu der Partei gehört bei weitem die Mehrzahl der jüngsten europäischen Einwanderung, die ganze irländische und der größte Theil der deutschen.

Die Sklavenhalter mit ihrem Anhange bilden jenen Volkstheilen gegenüber eine Aristokratie, die auch schon in der Konstitution dadurch Anerkennung gefunden hat, daß die Sklavenstaaten berechtigt sind, für drei Fünftel der Sklaven, die sonst nicht als Bürger, sondern nur als Eigenthum gelten, zu stimmen — freilich, und darauf ist Gewicht zu legen, sind die Sklavenstaaten auch im Verhältniß dieser additionellen Stimmen stärker besteuert wie die freien Staaten.

Mexiko.

Mexiko und seine gemischte Bevölkerung.

Charakter der Indianer.

In der Revue du Monde Colonial, Asiatique et Américain finden wir eine Reihe interessanter Aufsätze über das heutige Mexiko und seine Bewohner, welche einen Herrn Karl von Gagern, allem Anschein nach Mitglied der bekannten deutschen Familie, zum Verfasser haben.

In seinem ersten Artikel spricht sich der Verfasser über die ersten Ursachen des mexikanischen Unglücks aus, und findet dieselben in der Eroberung des Cortez und den sie begleitenden Umständen. Er wirft den Geschichtschreibern vor, daß sie einem Cultus huldigten, welcher unzählige Culte überlebt habe, nämlich der Anbetung des Erfolges, und daß sie, durch die Bewunderung des Erfolges verführt, dem sprichwörtlich den Jesuiten zugeschobenen, eigentlich aber seit dem Anfange der Geschichte geltenden und geübten Prinzipe huldigten, nach welchem der Zweck die Mittel heilige. „Diesem Manne ist es gelungen; folglich war er tüchtig; ein anderer ist gescheitert, folglich war er verrückt"; das ist ihre Logik. Man öffne jedes beliebige Geschichtebuch, und man wird neben der Schilderung der Helden die schrecklichen Worte lesen: „Vae victis!" Wehe den Schwachen! — Die Anwendung auf Cortez läßt sich leicht machen, er war ein gold- und ruhmgieriger Abenteurer, der an der Spitze brutaler menschlicher Scheusale von Kuba nach Mexiko ging, es verrätherischer Weise eroberte und, die edelste Gastfreundlichkeit mißbrauchend, durch die grausamsten Mittel, durch die schrecklichsten Verbrechen seine Herrschaft gründete. Also war Cortez ein Held.

Herr v. Gagern polemisirt sodann gegen die beiden Geschichtschreiber des Cortez, Michel Chevalier und Prescott, welche bei der Bewunderung ihres Helden von einer ganz verschiedenen Perspektive ausgehen.

Michel Chevalier sieht in Cortez den Kreuzfahrer, den Glaubenskrieger und entschuldigt damit die zahllosen Gräuel, die er und seine Schaaren an den Indianern verübt haben; dem Amerikaner Prescott, der natürlich für diesen spanisch-katholischen Cortez kein Interesse hat, imponirt das stiermäßige, dumme Drauflosgehen das „going ahead" seines Helden. Die Mittel und Wege sind verschieden, aber der Zweck und das Ziel ist dasselbe. Die Spanier haben die Indianer aus Glaubenseifer und Geldgier unterjocht und gemißhandelt; die Yankees haben sie zu Ehren des goldenen Kalbes und ihrer Lotter-Civilisation ausgerottet.

Dieselbe Ungerechtigkeit, behauptet Herr von Gagern, aber im entgegengesetzten Sinne, findet statt in der Schätzung des heutigen Mexikos.

„Also seit länger als vierzig Jahren — sagte man bei Beginn der fremden Intervention — erfreut sich das Land seiner Unabhängigkeit, und statt daß es ohne Erschütterungen im Wege des Fortschrittes ginge, sieht man es endlosen Krisen, wiederholten Pronunciamientos und fortwährenden Revolutionen zum Raube hingegeben. Der Bürgerkrieg ist sein Normalzustand geworden. Und man kam zu dem Schlusse: Mexiko ist unfähig, sich zu regieren und muß durch eine französische Armee und einen österreichischen Erzherzog regenerirt werden.

„Obschon die Vorstellung, welche man sich in Frankreich von der Anarchie macht, die in der mexikanischen Republik seit der Unabhängigkeits-Erklärung bis auf unsere Zeiten geherrscht hat, ohne Zweifel sehr übertrieben ist, so ist es doch unbestritten, daß dieses Land seit 1821 nur in seltenen Pausen ruhig gewesen. Geben wir für den Augenblick diese Anarchie als wahr zu, und untersuchen wir hier das Recht nicht, welches ein Volk haben kann, sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen zu mischen, selbst um es glücklich zu machen, so glauben wir doch nicht zu viel zu sagen, wenn wir den Plan, Mexiko zu regeneriren, ganz ausnahmsweisen Zuständen zuschreiben, in denen sich dieses Land befand.

„Die Verwüstungen, welche der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten angerichtet hat, sind bereits nach drei Jahren ohne Widerrede tausendmal schrecklicher, und die Folgen dieses Riesenkampfes üben einen tausendmal direkteren und unheilvolleren Einfluß auf die Völker des europäischen Westens aus, als die vierzig Jahre mexikanischer Revolutionen. Warum nehmen diese Nationen solchen Anstand, hier zu interveniren und diesem entsetzlichen Blutvergießen Einhalt zu thun? Warum beeilen sie sich nicht, an dieser Republik den ruhmvollen Titel: „Vertheidiger der geschändeten Menschheit" zu verdienen? warum werfen sie sich nicht zwischen die Streitenden wie die Sabinerinnen zwischen Gatten und Väter? und wenn ihre

Bitten und ihr Rath machtlos bleiben, warum erzwingen sie nicht mit Waffengewalt ein Schiedsrichteramt?"

Der Grund, weshalb man in Mexiko zu interveniren gewagt hat, liegt in seiner Schwäche; diese Schwäche mit den anderweitigen Gebrechen des Landes aber hat ihre Ursache:

1. in der unvollständigen Verschmelzung der Racen, welche die mexikanische Bevölkerung ausmachen,
2. in der unheilvollen Erbschaft, welche die alten Herren des Landes, die Spanier, hinterlassen haben.

Hierauf kommt der Verfasser auf die Racen zu sprechen; er verwirft die Blumenbach'sche Eintheilung derselben und stellt eine neue auf, die freilich manche Bedenklichkeit haben dürfte. Ihm zufolge sind die Menschen einzutheilen in die

Aufsteigende (ascendante),
die Culminirende (culminante),
die Absteigende Race (descendante).

Die Negerrace stellt nach dieser Eintheilung genau den Typus der Kindheit, die kaukasische den der Männlichkeit, die amerikanische, die mongolische und malaiische den des Greisenalters dar.

„In Mexiko haben wir es vorzüglich mit der aufsteigenden und absteigenden Race und den aus der Kreuzung beider entstandenen Mestizen zu thun. Die afrikanische aufsteigende Race findet sich in so vollständiger Minderheit, daß man nicht nöthig hat, sie als ein Element zu zählen, welches einen merkbaren Einfluß auf die mexikanische Bevölkerung üben könnte; denn im Anfange dieses Jahrhunderts überschritten die reinen Schwarzen nicht 10,000 Köpfe, und da seit dieser Zeit nur eine einzige Einwanderung von etwa 2500 freigelassenen Sklaven aus Kuba stattgefunden hat, so sind sie durch Mischung theils mit den Weißen, theils mit den Indianern fast verschwunden und Mulatten oder Zambos geworden.

„Noch weniger merkbar ist der Einfluß des asiatischen Elements. Durch die häufige Verbindung, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft zwischen Acapulco und den philippinischen Inseln bestand, hatte sich eine gewisse Anzahl von Chinesen und Malaien in Neu-Spanien niedergelassen; aber da sie seit der Lostrennung keine Verstärkung erhalten haben, haben sie sich mit den Landeseingebornen um so leichter verschmolzen, als auch sie zur absteigenden Race gehören.

„Es ist ungeheuer schwer, die Zahl zu bestimmen, welche gegenwärtig die mexikanische Bevölkerung erreicht hat. Man spricht gewöhnlich von acht Millionen Einwohnern, die auf einem Gebiete, viermal größer als Frankreich, zerstreut sind; wir glauben aber, daß diese Zahl sehr übertrieben ist, und daß man in Wirklichkeit nur sieben Millionen zählen kann."

„Humboldt zufolge, schienen 1803 die reinen Eingebornen zwei Fünftel zu bilden; es will uns indessen bedünken, daß der berühmte Reisende sich in dieser Rechnung getäuscht hat; es ist außer Zweifel, daß mehr als drei Fünftel reine Indianer sind. Demnach bleiben zwei Fünftel für die Weißen und die Mestizen, und wenn man die Leichtigkeit in Betracht zieht, mit welcher man in Mexiko Leute zur ungemischten weißen Race rechnet, die in ihren Adern einen guten Theil indianisches Blut haben, so kann man gewiß sein, daß die Zahl der echten Kaukasier kein Zwölftel der ganzen Bevölkerung beträgt."

Von den weiteren politisch-socialen Betrachtungen, die der Verfasser hier anknüpft, wollen wir hier absehen; sie sind etwas stark theoretisch, und die Zukunft der Racen, der aufsteigenden, kulminirenden und absteigenden, die Absorption der übrigen durch die kaukasische, die hier gelehrt wird, wollen wir auf sich beruhen lassen. Unsere kaukasische Humanität mit der wächsernen Nase findet sich sehr leicht mit den Thatsachen ab, die sich leider hier und da herausgestellt haben; aus dem überraschend schnellen Zusammenschmelzen der eingebornen Racen überall da, wo sich der moderne Europäer einnistet, schließt die stets bereite Naturwissenschaft sofort auf ein Naturgesetz, zufolge dessen die minder hoch organisirten Menschen- oder Halbaffenarten ganz von selbst vor dem kaukasischen Normalmenschen schwinden müssen, und die Humanität, die sonst weichmüthig zu klagen gewohnt ist, faßt sich einen philosophischen Muth, um auf der Höhe des Jahrhunderts zu bleiben. Das Geheimniß, weshalb die minder stark organisirten Racen schwinden, ist leicht zu begreifen: systematische Ausrottung durch Pulver und Blei (vgl. Nordamerika, Neuseeland), Hunger, Blattern, Syphilis ohne ärztliche Hilfe und Branntwein; — das sind die höchst greifbaren und fühlbaren Miasmen, an denen diese Naturvölkchen untergehen.

Sehr sachgemäß dagegen sind wieder die Mittheilungen über die mexikanischen Indianer.

„Obgleich sich dieselben noch heutzutage in eine Menge Stämme theilen, die ganz und gar von einander verschieden sind und deren fast zahllose Sprachen nur geringe Verwandtschaft unter einander zeigen, so weisen sie nichtsdestoweniger eine typische Verwandtschaft nicht nur untereinander, sondern auch mit den übrigen amerikanischen Stämmen von Kanada bis Patagonien, und selbst mit andern Völkern der absteigenden Race, wie mit den Mongolen und den Malaien, auf. Aus dieser Aehnlichkeit haben viele gelehrte Ethnographen, wie de Guignes, Horn, Scherer, und mit einer gewissen Einschränkung auch Humboldt auf einen gemeinsamen asiatischen Ursprung geschlossen.

„Der indianische Typus ist namentlich für einen Europäer leicht zu erfassen, der, betroffen von einer von der seinigen so verschiedenen Gesichtsfarbe, unter dieser Eintönigkeit des Kolorits die Verschiedenheit der individuellen Züge nicht so leicht bemerkt. Hier muß man noch hinzufügen, daß es, nach der sehr richtigen Bemerkung A. v. Humboldt's, bei wenig civilisirten Völkern, wie es die Indianer sind, mehr eine Stamm- und Hordenähnlichkeit, als eine individuelle Physiognomie giebt, weil die geistige Kultur am meisten dazu beiträgt, die Züge zu modificiren.

„Es steht fest, daß die einheimische Race von Mexiko gegenwärtig an Gesittung der zur Zeit der Expedition des Cortez nachsteht; doch darf man nicht vergessen, daß im alten Reiche von Anahuac die große Masse des Volkes beinahe ebenso entwürdigt war, wie sie jetzt ist, ausgenommen in gewissen Gegenden, welche verstanden hatten, ihre Unabhängigkeit gegen die Kaiser des mächtigen Tenochtitlan zu behaupten. So z. B. in Tlascala, wo die Germen einer republikanischen Organisation das Bewußtsein der Menschenwürde entwickelt hatten. Unter den Azteken und den von ihnen unterworfenen Völkern fand man, wie in jedem wenig civilisirten Staate, eine aus Priestern und Adligen bestehende Minderheit, welche herrschte und ohne Bedenken die Masse der Nation ausbeutete, welche um so tiefer stand, als sie aus gänzlichem Mangel an Lastthieren genöthigt war, sich selbst allen den Arbeiten zu unterziehen, welche selbst die Eskimo von Thieren verrichten lassen.

„GoldDurst von der einen und Fanatismus von der anderen Seite rotteten fast gänzlich die privilegirten Klassen und folglich die Bildung der aztekischen Gesellschaft aus; so zwar, daß die kleine Zahl lebender Exemplare dieser wunderbaren Autochthonen-Civilisation Mexikos sich bald mit dem Reste des gemeinen Volkes, welches mit der spanischen Eroberung nur die Herren wechselte, zusammengeworfen sah.

„Vierthalbhundert Jahr der Knechtschaft haben also keine merkbare Veränderung an den bereits verthierten Indianern hervorbringen können.

„Wir wollen uns hier nicht mit den wilden Stämmen der Apachen, Komanchen, Lipanen und Seris, welche periodisch die Staaten von Neu-Leon, Coahuila, Durango, Chihuahua und Sonora verheeren, noch auch mit den rebellischen Mayas der Halbinsel Gubatan beschäftigen, weil sie sich gänzlich in barbarischem Zustande befinden und nicht zur mexikanischen Bevölkerung gehörig betrachtet werden können. Wir werden nur den unterworfenen Indianer, den moralisch ganz verschiedenen Indio manso schildern, obwohl er physisch ihm sehr ähnlich ist. Dieselbe fahle, dunklere oder hellere Kupferfarbe, dieselben schwarzen, starken, schlichten Haare, derselbe Mangel des Bartes, derselbe untersetzte Körper, dasselbe lange, schiefgeschlitzte Auge, dieselben hervorspringenden Backenknochen, dieselben dicken, fleischigen Lippen, dieselbe flache Nase.

„Der mexikanische Indianer ist der ganz besondere Typus der absteigenden Race. Er kommt als Greis zur Welt, obwohl der dünne Bart, seine weniger zum Runzeln geneigte Haut und die Schwärze seiner seltener ergrauenden Haare ihm bis zu einem sehr vorgerückten Alter ein gewisses jugendliches Ansehen erhalten. Jeder Reisende wird betroffen von dem ernsten, nachdenklichen Ausdrucke, den er im Gesichte, selbst des indianischen Kindes bemerkt, während umgekehrt der Neger selbst im Alter stets etwas Kinderartiges in seinem Gebahren hat. Die Freude des Indianers ist trübe, seine Traurigkeit finster. Das Siegel des Todes ist auf seine von der Stunde seiner Geburt an gesenkte Stirn gedrückt. Er scheint eine dunkle Ahnung von dem Verhängnisse zu haben, das auf seiner Race lastet und ihn dazu bestimmt, aus der Welt zu verschwinden. Sein Rücken ist stets wie unter einer für seine Kräfte zu schweren Last gebeugt, sein Gang ist schleppend. Wenn er stehen bleibt ist seine Haltung nicht stolz aufrecht, er kauert sich nieder, als wollte er den Raum vermindern, den er auf Erden einnimmt.

„Sein Blick haftet fest am Boden, gleichsam als suchte er da instinktmäßig den Ort, wo er die ewige Ruhe finden soll. Dennoch ist er körperlich von kräftiger Konstitution, obschon seine Muskelkraft der des Negers nachsteht. Er kann mehr tragen und aushalten, als arbeiten und sich anstrengen, er ist mehr passiv als activ. Bei seiner großen Mäßigkeit und seiner Kost, die fast durchaus dem Pflanzenreiche entnommen ist und unabänderlich aus Mais, besonders in der Form von Tortillas, schwarzen Bohnen, Bananen und Chile (rothem oder grünem spanischem Pfeffer) besteht, ist er selten körperlicher Mißbildung ausgesetzt und erfreut sich einer ausgezeichneten Gesundheit. Die Fortpflanzungs-Fähigkeit der Indianer ist bedeutend, aber dabei die Sterblichkeit unter den kleinen Kindern sehr stark. Sie kann auf Rechnung der zu frühen Heiraten, der ausschließlichen Pflanzennahrung gesetzt werden. Der Indianer ist weniger zum Trinken geneigt, als man allgemein glaubt. Wenn er den gegorenen Saft des Maguay, den Pulque, das Nationalgetränk, oder Zuckerrohr-Branntwein (chinguerito) im Uebermaaße trinkt, so thut er es, um im Rausche einen Augenblick seine traurige Lage zu vergessen. Er ist wenig mittheilsam, er flieht die Berührung mit Weißen, die er als Räuber betrachtet, die ihm sein Land genommen. Er sondert sich selbst von Leuten seiner eigenen Race ab. Er ist Einsiedler aus Neigung und Feind der Geselligkeit. Er hat wenig Bedürfnisse und übertrifft in dieser Hinsicht weit den Diogenes, dessen Bedürfnißlosigkeit aus Reflexion, wahrscheinlich aus Eitelkeit hervorging und eine Art Schauspielerei war. Bei dem Indianer ist diese Verachtung nicht künstlich, sondern natürlich und instinktmäßig. Er beraubt sich nicht seiner Bedürfnisse durch die Kraft seines Willens; er hat keine und versteht sie gar nicht; er ist indolent und apathisch, falls er nicht entweder von geistigen Getränken oder von einem Ausbruche seiner Leidenschaft gestachelt wird. Letztere sind um so stärker, als sie selten und von kurzer Dauer sind. Warum sollte er sein gewöhnliches Phlegma ablegen, wenn er gar keinen Zweck zu erreichen hat? Er ist arbeitsam, wenn man ihn zum Arbeiten nöthigt. Er ist stoisch im höchsten Grade, er leidet ohne sich zu beklagen; er fürchtet den Tod nicht. Warum sollte er ihn fürchten, da ihm das Leben gar keine Freude bietet? Jedem Stoße, jedem Angriffe, jedem Unglück setzt er die Kraft der Trägheit — vis inertia entgegen. Er erscheint sanft und demüthig gegenüber dem Weißen, aber diese Demuth ist oft nur Verstellung, und oft versteht er, sich bei dieser Gelegenheit zu rächen. Er ist von ungemeiner und ceremonieller Höflichkeit nicht blos gegen die, welche er als über sich stehend betrachtet, sondern auch bei Personen seines eigenen Standes. Er schließt sich schwer an, obwohl er sich mit trauriger Leichtigkeit trennt. Er ist wenig erfinderisch, aber er besitzt ein merkwürdiges Talent der Nachahmung und eine unerschöpfliche Geduld. Deshalb zeichnet er sich in jeder mechanischen, sitzenden und minutiösen Industrie aus. Sein Verstand ist früh reif, bleibt aber auch zeitig stehen, wobei man freilich den unzureichenden Unterricht in Anschlag bringen muß. Denn die Geschichte Mexikos bietet mehrfache Beispiele, wo Eingeborene sich durch ihre Talente und ungeheure Kenntnisse ausgezeichnet haben.

„Was zu beweisen scheint, daß die geistigen Fähigkeiten des Indianers keineswegs schwach sind, ist die Leichtigkeit, mit welcher er die Gedanken Anderer erräth. Denn er beobachtet stets, er sieht durch die niedergeschlagenen Augenwimpern, er lauscht im Schlafe; dies, vereint mit seiner Verstellungskunst, seiner Schweigsamkeit einer unerschütterlichen Ruhe, macht ihn zu einem Muster aller Diplomaten. Doch ist er hartnäckig bei seiner Verdummtheit; er weist jede Verbesserung, die ihm von Seite der Weißen kommt, zurück — timeo Danaos et dona ferentes. Er will ihnen nichts schuldig sein, er will sein Recht unversehrt bewahren, sie zu verfluchen für die zahllosen Nichtswürdigkeiten, die sie ihm seit der Eroberung angethan haben und ihm noch anthun. Selbst der Katholicismus, den er nothgedrungen angenommen hat, ist für ihn nur ein willkommener Schleier, unter welchem er seinen alten Götzenglauben verbirgt." —

Der Indianer will Indianer bleiben in der ganzen Fülle seiner Gewohnheiten, in der Fülle seiner Erniedrigung, aber auch in der Fülle seines Hasses gegen die Weißen.

Dalmatien.

Dalmatinisches Inselleben.

Die Inselgruppen im Norden des Adriatischen Meers und an der dalmatinischen Küste sind für deutsche Naturforscher vielfach anziehend. Es birgt das Meer, das sie umströmt, einen seltenen Reichthum von Geschöpfen aller Art, Fische sowohl, als auch vorzüglich die wunderlichen Gebilde der Seesterne und Seegurken, Mollusken und Strahlthiere, in deren Erforschung die letzten Decennien so Bedeutendes geleistet haben, für die aber immer noch

so viel zu thun ist. Zu den Forschern, die von den günstigen Verhältnissen dieser Gewässer neulich noch angelockt worden sind, gehört unser gelehrter Landsmann Professor A. E. Grube in Breslau, der im vorigen Jahr einige Wochen im Archipel des Quarnero auf der Jagd nach Aneliden, Amphipoden und Isopoden zugebracht und uns, außer seiner zoologischen Ausbeute, ein anziehendes Bild seines dortigen Aufenthalts zurückgebracht hat. Er fand gastfreundliche Aufnahme in Lussin piccolo, der aufblühenden Hafenstadt des langgestreckten Felseneilandes Lussin, das im italiänischen Kriege als Station der französischen Flotte oft genannt worden ist. Die Stadt, die jetzt schon gegen 6000 Einwohner, mehr als die Hälfte der ganzen Insel zählt, baut sich um das Südende des Hafens auf, an dem die Höhen so rasch emporsteigen, daß in der Ebene kaum Platz ist für den Kai und die Piazza. Platz für Rosselauf oder Wagen ist auf Lussin nicht mehr als auf dem homerischen Ithaka, und das Viergespann würde ein Telemach von Lussin ebenfalls als ein Gastgeschenk ablehnen müssen. Nur 3 oder 4 Personen halten überhaupt ein Pferd; Fuhrwerk giebt es gar nicht auf Lussin. Dafür tritt die Barke ein, die Alles in Allem ist, und zur Aerndte, besonders um die Weinlesezeit, die Familien zu froher Feier auf einen oder ein paar Tage nach ihren entlegenen Besitzungen führt.

Schifffahrt und Rhederei ist es, die den Ort belebt und reich macht. Es war ein Arzt im Anfang dieses Jahrhunderts, Leonardo Gapponi, der den Unternehmungsgeist und die Thätigkeit der Männer von Klein-Lussin in diese Bahn gelenkt hat. Man rechnet, daß Lussin piccolo über 100 größere Seeschiffe besitzt, und, die Küstenfahrer eingerechnet, mehr als ein Fünftel der ganzen österreichischen Handelsmarine. Fast ununterbrochen sind die Werfte mit im Bau begriffenen Fahrzeugen besetzt, zu denen das Holz aus den kroatischen Bergwäldern kommt. Besonders günstige Konjunkturen für die Schifffahrt bot der Krimkrieg, aber auch außer solchen ungewöhnlichen Zeiten ist der Handel in lebhaftester Bewegung. Mit wie vielen Männern, sagt Dr. Grube, habe ich mich unterhalten, die im südlichen und nördlichen Frankreich, in England, in Konstantinopel und Alexandrien gewesen waren. Oefters machen besonders in den ersten Jahren der Ehe die Frauen diese Reise mit. Dies mehrt den regen Sinn, die Intelligenz der Bevölkerung, legt ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die sonst etwas klein zugeschnittenen Verhältnisse der Insel in die Waagschale, und hebt Lussin über die Schwesterinseln des Quarnero. Dabei sind die Sitten einfach, die Menschen schlicht, arbeitsam und gefällig. Der ganze Zuschnitt des Lebens ist vom Luxuriösen fern und stimmt gut zu dem patriarchalischen Grundton der Bevölkerung, den sie sich bei ihren Berührungen mit dem Welthandel erhält. Der deutsche Naturforscher fühlte sich durch die Sauberkeit, Arbeitsamkeit und Herzlichkeit des Hauses, das ihn gastfreundlich aufgenommen, an sein Vaterland erinnert. Dabei besteht die Bevölkerung fast durchaus aus Slaven, die aus dem Verkehr mit Italien wenig mehr als die Sprache angenommen haben. Neben dem Italiänischen wird in der Schule, z. B. in der Navigationsschule, die eigentliche Landessprache, Illyrisch gelehrt; zuweilen hört man es auch von Gebildeten sprechen, aber die Schriftsprache ist das Italiänische. Klima und Vegetation nehmen auf Lussin den dalmatinischen Charakter an; Wein und Oel bilden den Haupttertrag des Kalkbodens. In der ganzen Stadt existirt kein Brunnen; jedes Haus hat seine Cisterne, die neben der Küche liegt, und alljährlich mit großer Sorgfalt gereinigt zum Theil vortreffliches Wasser giebt.

Die zweite Stadt der Insel, Lussin grande, steht mit ihren etwa nur 2000 Einwohnern weit hinter der Schwesterstadt zurück. Die ältere ist von der jüngeren überflügelt worden, wie Venedig das einst über den Quarnero geherrscht, jetzt von Triest. Das Städtchen erhebt sich auf schnell ansteigenden Höhen um einen freilich äußerst einzigen, schmalen, gegen Norden offenen Hafen, an dessen Ende eine Piazza von den kleinsten Dimensionen; aber sogleich beim Eingange dieses Hafens begrüßt den Ankommenden eine stattliche von hohen Cypressen umgebene Kirche in römischem Stil, und auf dem entgegengesetzten Ufer ein alter Rund-Thurm mit breiter Mauerkrone, einst ein Wehr gegen die Raubanfälle der Kroaten. Die unansehnlichen Straßen des Orts — denn in der breitesten können nicht mehr als 4 Personen neben einander gehen — werden zum geringsten Theil von den Häusern selbst, in der Regel von niedrigen zu einem kleinen Hof gehörigen Mauern umgeben, und auf diesem mit Quäken gepflasterten, von Gesträuch und Bäumen gartenartig umfaßten Hof erhebt sich das Haus stattlich, selbst bei kleineren Dimensionen. Citronenbäume und blühende Agavenschäfte, sie und die Krone einer Dattelpalme tragen dazu bei, dem Ort eine italiänische Physiognomie zu verleihen. Ganz italiänisch ist es auch, daß abendlich die Bewohner an dem großen Pozzo communale, dem von gewaltigen Akazien beschatteten Stadtbrunnen, aus der Nähe und Ferne zusammentreffen, auf und ab zu wandeln, oder auf den Steinbänken ringsum plaudernd und singend zu sitzen. Außer diesem Schatz ist Lussin grande der reicheren Schwesterstadt durch die Kathedrale überlegen. Man wird in einem so kleinen Ort durch die reiche Ausschmückung des Innern mit Marmoraltären, Skulpturen und guten Bildern venezianischer Meister überrascht. Man schreibt eins dem Vivarini, ein anderes, eine Madonna addolorata, dem Titian zu; ein Basrelief, die Madonna mit einem Heiligen, soll von Sansovino, dem Erbauer des Prokuratoren-Palastes in Venedig, herrühren, und die schöne Madonnenstatue von Canova gemeißelt sein — alles Umstände, die von dem Gemeinsinn und der Wohlhabenheit der Groß-Lussinesen ein ehrenvolles Zeugniß ablegen.

Der Wunsch, den engen und flachen Meeresarm, der Lussin von Cherso trennt, zu durchforschen, führte den Professor nach dem Norden der Insel. Hier lernen wir das muntere und einfache Leben der Bewohnerschaft von Neresine kennen, einem fröhlichen Dörfchen am Meer in anmuthiger Landschaft, mit freundlichen wohlgemuthen Menschen. Wenige Schritte von seiner Wohnung lag ein offner Platz, auf ihm unter alten Maulbeerbäumen ein Brunnen, der Schatz von Neresine. Da traf sich das ganze Dorf vor Sonnenaufgang schon kamen die entfernt wohnenden Frauen und Mädchen mit ihren Kupfergefäßen auf dem Kopf, um Wasser zu schöpfen, und plauderten; von 8 und 9 Uhr ab ward es stiller und der Platz während des Sonnenbrandes fast verödet, dann aber strömte es wieder von allen Seiten hinzu, man schwatzte und scherzte, und ein alter fideler Kauz, der mit einer wahren Stentorstimme gebrochene englische und französische Brocken hineinschleuderte, war der Vater der Dorfbörse.

Neselin liegt an dem schmalsten Punkte der Meerenge, die hier überbrückt ist, die Stadt Ossero am Fuße des gleichnamigen Berges, der den Norden der Insel beherrscht. Einen größeren Gegensatz als dieses Ossero und Neresine kann es auf so kurze Entfernung kaum geben. Es ist als ob eine böse Fee über Ossero ihren Fluch ausgesprochen hätte! Unter lauter Trümmern und wüsten Plätzen spärliche Häuser, die sich mühsam zu ein paar Straßen zusammenordnen und gegen welche eine stattliche Kirche und ein großer Palast einen grellen Kontrast bilden. Alles verlangt hier nach den

Segen des heiligen Gaudentius, der einst an dieser Stätte als Bischof thronte, und dessen Bildsäule noch an dem Eingange der Kirche prangt; aber in irdischen Dingen scheint sich dieser Segen nicht bestätigen zu wollen. Es mag sein, daß die Steine des Monte Ossero, in dessen Höhle der Heilige als Einsiedler gelebt, alle giftigen Thiere vertreiben. Aber wahr ist, daß, so weit der Abendschatten dieses Berges fällt, das Fieber auf Lussin, wie auf Cherso seine Geißel über die elende Bevölkerung schwingt. Aus dem flachen Meere steigt diese Plage auf, das hier einer unter Wasser gesetzten Wiese gleicht, und dessen Ausdünstungen unter dem glühenden Sonnenstrahl noch durch die steilen und hohen Bergwände erhöht werden. Sie hat den unter der Herrschaft des Markuslöwen noch blühenden Ort, nachdem er durch die Kämpfe mit den Genuesern hart gelitten, allmählich so entvölkert, daß er jetzt wohl nicht mehr als 150 Menschen zählt.

Ein paar letzte Ausflüge lehren uns den Garten und den Weinberg der Insel kennen. Jener, der fruchtbarste Theil von Lussin, ist die einzige zusammenhängende Ebene. Hier finden sich Felder, Pferde, Rinder, alles Dinge, die man sonst auf Lussin vergeblich sucht. Das Grün der Weingärten, der Myrten, des Lorbeers, Epheu und Erdbeerbäume fassen die kleine Besitzung angenehm ein, während unten gegen das Meer hin sich Olivenpflanzungen und Feigen ausbreiten. Das Mobiliar des Hauses war nicht für viele Personen eingerichtet und Vorräthe waren nicht vorhanden. Aber die fröhlichen Menschen auf Lussin wissen sich zu helfen; aus Brettern und Maisstrohsäcken werden Tafel und Sitze improvisirt, ein Picknick aus Schinken, Makaroni, Frittole und Pasta frola zusammengesetzt und zuletzt bei trefflichem Muskatwein ein lustiger Reimkampf gehalten. — Der Weinberg von Lussin aber ist die kleine Insel Sansego. Der feine Diluvial- oder Alluvialsand dieser Insel, auf Höhen und Schluchten von Nummulitenkalk sich ablagernd, bildet einen prächtigen Boden für den Weinstock, dessen Reben alle Höhen und Terrassen der Insel bedecken. Der Verfasser besuchte die Insel zur Zeit der Weinlese, und er giebt ein lebhaftes Bild von dem Treiben und Getümmel. Wie Ameisen zogen Frauen und Männer mit ihren Körben auf dem Kopf in ganzen Reihen bergauf bergab; unten landete Barke auf Barke und auf dem schmalen Vorlande, das die Straße der Ortschaft einnimmt, arbeiteten unter freiem Himmel die Keltern des Bischofs von Veglia. Denn diesem Prälaten, der allerdings auch alle Grund-Abgaben der Insel zu zahlen hat, fließt ein Viertel des ganzen Weinertrags von Sansego zu. Von allen Seiten eilten die Bewohner, ihr Deputat Trauben in die Keltern zu schütten. Sie sind die einfachsten von der Welt; in einem großen, aus starken, senkrechten Rohrstäben gebildeten Behälter, drücken zwei Männer, wacker mit den Füßen stampfend, den Rebensaft aus. Die so bearbeiteten Trauben kommen in einen andern eben so einfach konstruirten Behälter aus spiral verbundenen Schifftauen und werden einer von kräftigen Armen gehandhabten Presse unterworfen; durch die Zwischenräume der Windungen fließt der Most in die Wannen und Butten ab, Alles auf offener Straße im dichtesten Gedränge. Die Aerndte liefert im Durchschnitt 1800 Bacile, das Bacile zu 45 Boccali, deren eins etwa einem Wiener Maaß gleichkommt. Heitere Lust belebte das Volksgetümmel und die einzelnen Gesellschaften; alle Munterkeit des slavischen Stammes wurde laut und vereinte sich mit italiänischer Neckluft, und noch auf der Rückfahrt tönten aus dem dichten Kreise, der an dem niedrigen Borde der Barke Platz gefunden, die Gondolierlieder von Neapel und Venedig weit über das Meer:

Mare c'è placido,
Vento si caro
Scortar fa i triboli
Al marinaro,
Che va cantando
Con armonia:
Vieni Lucia, vieni Lucia.

Dr. Grube hat es nicht verschmäht, ein paar dieser Lieder, auch ein slavisches, mit ihren Melodien unter seine Meergewürme aufzunehmen. Man wird es ihm Dank wissen; es ist ein freundlicher Schluß des hübschen Bildes, das er uns von seinem Aufenthalte auf Lussin gezeichnet hat. F.

Kleine literarische Revue.

— **Literarische Weihnachten.** Mit dem ersten Dezembertage ist auch wieder eine ganze Anzahl goldener, literarischer Früchte reif geworden, deren Aerndtetag das herzgewinnende Weihnachtsfest ist. Wir nennen hier vorläufig einige dieser Erscheinungen, von denen einzelne wohl später noch einer ausführlicheren Besprechung in diesen Blättern unterzogen werden:

Berthold Auerbach's gesammelte Schriften.*) Mit den beiden Erzählungen „Joseph im Schnee" und „Edelweiß", die zu den besten Arbeiten des genialen Dichters gezählt werden, ist nun die neue Gesammt-Ausgabe seiner Schriften zum Abschluß gelangt. In diesen zweiundzwanzig Bänden liegt uns eine reiche Welt voll Freud und Leid, voll Gemüth und Geist, voll Lieben und Leben vor. Vieles davon ist in andere Sprachen übersetzt worden und hat auch im Ausland Anklang gefunden. Aber das volle, tiefere Verständniß dafür hat man nur in Deutschland und kann man hier nur haben, da das, was aus dem innersten Fühlen und Denken einer Nation heraus für dieselbe geschrieben ist, auch nur von dieser vollständig nachgefühlt und verstanden werden kann. Eine edlere und preiswürdigere Weihnachtsgabe, als diese 22 Bände, die zusammen nur elf Thaler kosten, giebt es kaum.

Gedichte der Gräfin v. Egloffstein.**) In zweiter Auflage wird uns hier eine poetische Spende dargeboten, die ganz besonders zu einem Weihnachtsgeschenk für religiöse weibliche Gemüther geeignet ist. Die vor zwei Jahren verstorbene Dichterin war während ihres ganzen Lebens körperlich eine leidende Dulderin, doch geistig wußte sie sich in dem Glauben an eine höhere Bestimmung ihrer Seele frisch und poetisch zu erhalten. Auch eine große Formgewandtheit ist den Dichtungen nicht abzusprechen, die schon darum mit Befriedigung gelesen werden. Gewiß wird auch diese von den Freunden der Verstorbenen besorgte zweite Ausgabe bald ebenso rasch vergriffen sein, wie die vor kaum einem Jahr erschienene erste.

Das alte und das neue Mexiko.***) Der Verleger der rühmlichst bekannten „Illustrirten Jugend- und Hausbibliothek", Herr Otto Spamer in Leipzig, hat hier im Vereine mit einem

*) 21. u. 22. Band. Stuttgart, Cotta, 1864.

**) Aus einem Tagebuche. Gedichte der Gräfin von und zu Egloffstein. Zweite Auflage. Weimar, Hermann Böhlau, 1865.

***) Das alte Mexiko und die Eroberung Neuspaniens durch Ferd. Cortez. Nach W. Prescott, Alex. v. Humboldt u. A. bearbeitet von Th. Armin. Mit über 120 Illustrationen, 6 Tonbildern ꝛc. (XIV. u. 376 S.)

Das heutige Mexiko. Land und Volk unter Spaniens Herrschaft, so wie nach erlangter Selbständigkeit. Von Th. Armin. Mit 150 Illustrationen und 6 Tonbildern. (XII. u. 427 S.) Leipzig, Otto Spamer, 1865.

umsichtigen Autor ein Werk in zwei Bänden hergestellt, das als eine wahrhafte Bereicherung unserer belehrenden Jugend-Literatur bezeichnet werden darf. Es ist allerdings keine Jugendschrift im engeren Sinne des Wortes; namentlich der zweite Band, der mit einer Hinweisung auf das zweite Kaiserthum in Mexiko die Mission des Kaiser Maximilian und die Zukunft der Monarchie in Amerika bespricht, setzt bereits eine gewisse Kenntniß der Zeit und der politischen Ereignisse, und demnach auch eine gewisse Altersreife voraus. Gleichwohl wird dieses Buch ebenso für die reifere Jugend, wie für Alle, die an der Gründung des neuen mexikanischen Kaiserthums ein Interesse nehmen, eine sehr anziehende Lectüre sein.

Der Waldläufer, von Gabr. Ferry.*) Es ist die fünfte Auflage dieser in Deutschland nicht minder, als in den transatlantischen Ländern beliebten Erzählungen aus dem amerikanischen Waldleben, die uns hier vorliegt. Der deutsche Bearbeiter, der leider zu früh verstorbene Julius Hoffmann, hat diese Schilderungen der Indianer und ihrer Begegnungen mit weißen Abenteurern, Jägern und Goldsuchern deutschen Lesern unterhaltender gemacht, als sie im Originale sind. Die Verlagshandlung hat das Buch mit schönen, illuminirten Kupferstichen ausgestattet.

Robinson Crusoe in neuer Bearbeitung.**) Defoe's vor anderthalb Jahrhunderten geschriebenes Meisterbuch der Belehrung und Unterhaltung der Jugend für die heutige, mit ganz anderen geographischen, physiologischen und volkswirthschaftlichen Kenntnissen ausgestattete Zeit zu bearbeiten, war eine anziehende Aufgabe für pädagogische Schriftsteller, und diese ist von Herrn F. A. Gräbner, der sich dabei des Rathes und der Zustimmung des Professors Dr. Ziller in Leipzig und des Direktors Dr. Kühner in Frankfurt a. M. zu erfreuen hatte, in der zweckmäßigsten Weise gelöst worden. Neben dem vorliegenden, für die Privatlectüre der Jugend ganz besonders sich eignenden „Robinson Crusoe" hat Herr Direktor E. Barth in Leipzig nach denselben Grundanschauungen einen „Schul-Robinson für sieben- bis neunjährige Knaben" bearbeitet.

„Der goldene Traum, oder Leben und Treiben in den Goldminen Kaliforniens."***) Was ist nicht Alles über das kalifornische Goldland gefabelt und von seinen Schätzen geträumt worden! Hier liegt uns ein solcher goldener Traum mit nüchternem Erwachen vor. Zwei Jahre aus dem Leben eines Goldsuchers sind in diesem Buche mit der Treue einer englischen Skizze à la Hogarth oder Cruikshank gezeichnet. Die Moral des Buches ist, daß der Goldsucher Edward Sinten nach seinem Vaterlande England zurückkehrt und dort eine bescheidene Erdscholle und eine kleine Ackerwirthschaft viel anziehender und beglückender findet, als alle Goldgruben von Kalifornien.

— **Zur Geschichte der Jungfrau von Orleans.** Wir haben neulich einer Darstellung der Kreuzzüge Richard's Löwenherz gedacht, die zu den Publikationen gehört, für welche die in den englischen Staatsarchiven enthaltenen Dokumente das Material liefern. Ein noch allgemeineres geschichtliches Interesse hat eine aus derselben Quelle hervorgegangene Sammlung von Urkunden und Aufzeichnungen über den Krieg der Engländer und Franzosen im 15. Jahrhundert,*) der im Großen und Ganzen auch denjenigen, die sich mit der Geschichte, und namentlich mit der Geschichte des Mittelalters, wenig beschäftigen, durch die Gebilde Shakespeare's und Schiller's hinlänglich bekannt ist. In der Wirklichkeit verlieren diese Kämpfe allerdings viel von dem romantischen Zauber, mit welchem sie die Phantasie der Dichter bekleidet hat. Was uns nämlich in den jetzt veröffentlichten Schriftstücken am meisten auffällt, ist der geringe Raum, den die Thaten der Jungfrau von Orleans in denselben einnehmen. Auf das Resultat des langjährigen Zwistes zwischen England und Frankreich haben sie so gut wie gar keinen Einfluß; Johanna's ephemere Erscheinung, in der die wenigen Momente von dem Entsatz von Orleans bis zur Krönung Karl's VII. in Rheims den Glanzpunkt bilden, läßt in den Ereignissen kaum eine Spur zurück, und drei Jahre nach ihrem Tode ist die Lage Frankreichs fast ebenso verzweifelt, wie vor ihrem Auftreten. Wenn, wie Schiller seinen Dauphin sagen läßt, ihm verheißen worden, daß ein Weib ihn zum Sieger machen werde über seine Feinde, so hat Jacqueline (Jacobäa) von Holland mehr Anspruch auf den Namen seiner Retterin, als das bezeichnete Mädchen von Domremy — freilich nur mittelbar und ohne ihren Willen. Ihre Verbindung mit dem Herzog von Gloucester und die Gefahr, die reichen Provinzen Hollands und Hennegaue in die Hände eines Nebenbuhlers übergehen zu sehen, war es, welche Philipp „den Guten" zum Abfall von England bewog und ihn bestimmte, sich mit dem Mörder seines Vaters zu versöhnen und den Vertrag von Arras zu schließen, der die Sachlage vollständig veränderte. Die Beredsamkeit der Jungfrau hatte daran natürlich keinen Antheil; sie war längst todt, als der „königliche Herzog von Burgund", der sie den Engländern ausgeliefert hatte, zu den Franzosen überging und seine Waffen gegen seine bisherigen Bundesgenossen kehrte. Vierzehn Tage nach dem Traktat von Arras starb der Regent Bedford am gebrochenen Herzen; bald darauf zogen Karl und Philipp in Paris ein, wo sie von den Bürgern mit dem Ruf: Es lebe der König und der Herzog von Burgund! empfangen wurden; die kleine englische Besatzung, die sich in der Bastille hielt, mußte kapituliren, und da die Engländer zu schwach waren, einer so mächtigen Allianz zu widerstehen, so verloren sie allmählich nicht allein die von Heinrich IV. gemachten Eroberungen, sondern auch die Landestheile, die sie seit den Zeiten Eduard's III. in Frankreich besessen hatten, mit alleiniger Ausnahme von Calais. Noch unheilvoller waren die Folgen, welche diese Ereignisse auf die inneren Angelegenheiten Englands hervorbrachten. „Die Leute, welche in den französischen Kriegen gedient hatten, kehrten verhärtet und entmenscht zurück, gewöhnt an Blutvergießen, unbekannt mit anderen Gesetzen, als mit denen des Stärkern, reif für jede Schandthat, zu der sie verwendet werden konnten. Hieraus entstand der eigenthümliche Charakter der Grausamkeit, der die Kriege der Rosen bezeichnete; denn die Scenen, die bei St. Albans und Wakefield stattfanden, waren nur die Wiederholungen zahlloser Trauerspiele, die man in Frankreich und der Normandie aufgeführt und denen man in England Beifall geklatscht hatte."

— **Simplicianische Schriften.** Von der in redactioneller, wie in typographischer Hinsicht ausgezeichneten, neuen Ausgabe der „Simplicianischen Schriften", deren wir in Nr. 22 des „Magazin"

*) Für die Jugend bearbeitet von Julius Hoffmann. Zwei Theile in Einem Bande. (X. u. 560 S.) Mit 12 Kupfern. Fünfte Auflage. Breslau, Ed. Trewendt, 1865.

**) Robison Crusoe. Mit Unterstützung von Gelehrten und Schulmännern für die Jugend bearbeitet von F. A. Gräbner. Mit 48 Illustrationen. Leipzig, Verlag für erziehenden Unterricht, 1865.

***) Von R. M. Ballantyne. Für die Jugend bearbeitet von W. Zeep. Mit 4 Bildern in Farbendruck. Breslau, Ed. Trewendt, 1864.

*) Letters and Papers illustrative of the Wars of the English in France during the Reign of Henry the Sixth. Edited by the Rev. J. Stevenson. London 1864. (Berlin, Asher; Leipzig, Denicke.)

ausführlich gedachten, ist soeben der dritte und vierte Band erschienen.*) Sie enthalten unter Anderm die Lebensbeschreibungen der „Landstreicherin Courage" und des „seltsamen Springinsfeld", die Geschichte vom „Vogelnest", die lustigen Anekdoten aus dem „Ewig-währenden Kalender" und endlich „des weltberufenen Simplicissimi Prahlerei und Gepräng mit seinem Teutschen Michel", welche letztgedachte Abhandlung auch in sprachgeschichtlicher Hinsicht von hohem Werth und Interesse ist.

Literarischer Sprechsaal.

— Deutscher Rechtsschutzverein in London. Der erst seit Kurzem ins Leben gerufene deutsche Rechtsschutzverein in London hat seine Kräfte übermäßig anstrengen müssen, um den Müller'schen Prozeß durch alle seine Phasen zu leiten. Die Anerkennung aber, die seinem Wirken überall im deutschen Vaterlande gezollt wurde, hat ihm den Beweis geliefert, daß das Bedürfniß, aus dem er hervorgegangen, in der Heimat die richtige Würdigung gefunden; und durch die Theilnahme, die ihm von allen Seiten her geworden, hat er auch in seiner alle Kräfte anspannenden Thätigkeit eine wichtige moralische Stütze gewonnen. Ein später zu veröffentlichender Bericht wird darthun, was der Verein seit seiner Entstehung geleistet, und welchen Segen er über alle die armen, meist erst kurze Zeit hier weilenden Deutschen ausgießt, die durch Unkenntniß der Sprache oder Verhältnisse, durch List, Betrug oder tausend andere Umstände in Prozesse verwickelt werden, ohne daß sie die Mittel besitzen, sich den nöthigen Rechtsbeistand zu verschaffen. Mit Dank erkennen wir die nachdrückliche Unterstützung an, die uns während unseres Bestehens von den in England lebenden Landsleuten zu Theil geworden; sollen wir aber auf dem begonnenen Wege fortschreiten, so ist es nothwendig, daß Menschenfreunde unseres Vaterlandes uns außer der moralischen auch materielle Hülfe angedeihen lassen. Wir wenden uns daher an alle Länder unserer Heimat, die den deutschen Namen auch in der Fremde hochgehalten wissen wollen, mit der Bitte um Unterstützung unseres Vereins. Die Redaktion der „Spener'schen Zeitung" in Berlin wird die Güte haben, auch die kleinste Gabe für uns in Empfang zu nehmen. London, 15. November 1864.

Im Auftrag des deutschen Rechtsschutzvereins:
Victor v. Erlanger, Schatzmeister.

Der „Bayerischen Zeitung" entnehmen wir nachfolgende Angaben aus dem Berichte des Secretairs der historischen Kommission der bayerischen Akademie der Wissenschaften über die Publikation des verflossenen Jahres: Außer einem Hefte „Nachrichten der historischen Kommission, Jahrgang V. Stück 1" (Beilage zu v. Sybel's Historischer Zeitschrift Bd. X.) sind von den durch die Kommission herausgegebenen Schriften in den Buchhandel gekommen: Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte, Bd. III. Abth. 2, Bd. IX. Abth. 1 und 2 (womit das Werk abgeschlossen ist). S. Hirsch, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II., Bd. II. (Vollendet von H. Pabst.) — K. Hegel, Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert Bd. II. und III. — Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. IV. — Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Erste Lieferung enthaltend Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik von J. C. Bluntschli und Geschichte der Mineralogie von F. v. Kobell. — Mit Unterstützung der Kommission ist herausgegeben: J. G. Lehmann, Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Bd. II. Im Druck vollendet wurde die Geschichte der Land- und Forstwirthschaftslehre von K. Fraas; sie wird mit der Geschichte der Geographie von O. Peschel, welche sich unter der Presse befindet, die zweite Lieferung der Geschichte der Wissenschaften bilden. Von Dümmler's Geschichte des ostfränkischen Reichs ist der zweite, abschließende Band im Druck nahezu beendet und wird in wenigen Wochen dem Publikum übergeben werden.

Die Berichte, die im weiteren Verlauf der Verhandlungen die Leiter der einzelnen Unternehmungen erstatteten, legten dar, wie dieselben fast sämmtlich so weit vorgerückt seien, daß umfassende Publikationen in Aussicht stehen. Für die Herausgabe der ersten Bände der „Reichstags-Akten" ist durch die Mühwaltung des Herausgebers Prof. Weizsäcker und seiner Hülfsarbeiter (Dr. K. Menzel, Dr. J. Reber und Reichsarchiv-Praktikant A. Schäffler) das Material jetzt so weit bearbeitet, daß der erste Band der Presse übergeben werden kann. Auch der Druck der „Hanseschen Rezesse" von 1354—1436, die unter Oberleitung des Dr. Lappenberg von Prof. Junghans in Kiel bearbeitet sind, wird, nachdem mit der Buchhandlung C. H. Schwetschke und Sohn in Braunschweig eine erwünschte Vereinbarung wegen des Verlags getroffen ist, alsbald seinen Anfang nehmen. Von der Sammlung der „historischen Lieder" ist nach den Mittheilungen des Herausgebers, Kabinetsraths v. Liliencron in Meiningen, der erste Band bereits unte der Presse; den Verlag dieses Werkes hat die Buchhandlung F. C. W. Vogel in Leipzig übernommen. — Für die unter Prof. Hegel's Leitung veranstaltete Sammlung der oberdeutschen Stadt-Chroniken sind die Arbeiten ununterbrochen fortgesetzt worden. Zunächst werden zwei Bände Augsburger Chroniken, für welche besonders Dr. Frensdorff thätig gewesen ist, herausgegeben werden. Zugleich wird ein vierter Band der „Nürnberger Chroniken" unter Mithülfe des Dr. v. Kern vorbereitet, und auch die Bearbeitung der „Münchener Chroniken" ist von dem Hülfsarbeiter Dr. K. Schröder in Angriff genommen worden. Die Edition der „Lübecker Chroniken," welche, unter Oberleitung des Dr. Lappenberg, Prof. Mantels in Lübeck besorgt, ist so weit vorgeschritten, daß jetzt der Druck des ersten Bandes zu beginnen hat. Von den „Jahrbüchern des deutschen Reichs" lagen zwei Abtheilungen in der Handschrift vor: Die Einleitung in die Karolingische Geschichte von Dr. E. Bonnell und die Geschichte Karl's des Großen bis 781 von Dr. S. Abel. Andere Abtheilungen des Unternehmens sind inzwischen mehr oder weniger der Vollendung entgegengerückt, so daß sich in nicht langer Zeit die bereits erfolgten Publikationen mindestens bis zum Schluß der Periode der Salischen Kaiser werden vervollständigen lassen. Der gewaltige Stoff, der für die Herausgabe der „Wittelsbachischen Korrespondenz" früher angesammelt, ist auch in diesem Jahre für die Herausgeber Prof. Cornelius, Reichsarchiv-Direktor Löher, Dr. Kluckhohn und ihre Mitarbeiter Dr. v. Druffel, Fr. Kirchner, Dr. Ritter und Dr. Rohling sehr vermehrt worden; einige Partieen sind fast vollendet. Die wichtige Korrespondenz Kurfürst Friedrich's III. von der Pfalz wird von Dr. Kluckhohn nächstens in zwei Bänden herausgegeben werden. Direktor Löher hofft, die gesammte Korrespondenz Herzog Albrecht's V. von Bayern in wenige Bände zusammendrängen und in einiger Zeit publiziren zu können. Auch Prof. Cornelius stellt in Aussicht, der nächsten Plenarversammlung vielleicht zwei Bände des ihm übertragenen Antheils, der pfälzischen und bayerischen Korrespondenz des 17. Jahrhunderts, in der Handschrift vorzulegen.

*) Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen National-Literatur. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Fünfter und sechster Band. Grimmelshausen's Simplicianische Schriften. III. und IV. Leipzig. J. J. Weber, 1864.

Bei **A. G. Steinhauser** in Prag ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Fortschritt

in politischer u. national-ökonomischer Beziehung

von

Edmond About. (664)

gr. 8. 1 Thlr. 6 Sgr.

Der geistreiche Verfasser versichert das Beste, was er zu leisten vermöchte, in diesem Werke zum Wohle der Menschheit niedergelegt zu haben.

In der Verlags-Expedition von **Fr. August Credner,** k. k. Hof-Buch- und Kunsthändler in Prag, sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die polnische Insurrection 1863

vor Europa.

Autorisirter Abdruck der Antwort der „Kölnischen Zeitung" auf den Artikel des Herrn von Mazade in der Revue des deux Mondes.

8. geh. 7½ Sgr.

Bibliotheca transsilvanica, Verzeichniss der über Siebenbürgen erschienenen Bücher, Landkarten &c. Nebst einem Aufruf des Herausgebers zur Unterstützung der Auswanderung nach Siebenbürgen. 8. geh. 6 Sgr. (656)

Spieß, A., Göthe's Leben und Dichtungen. Im Zusammenhange dargestellt. Mit Portrait. Geheftet 2 Thlr. Elegant in rothe Leinwand gebunden 2 Thlr. 12 Ngr.

Spieß, A., Schiller's Leben und Dichtungen. Mit Portrait. Geh. 2 Thlr Elegant in rothe Leinwand gebunden 2 Thlr. 12 Ngr.

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.

In der reichen Literatur über Göthe und Schiller behaupten die Schriften von **A. Spieß** über das Leben und die Werke derselben einen ehrenwerthen Platz. Darstellung und Urtheil, durch Wärme und Zartsinn gehalten, sind vorzüglich geeignet das heranwachsende Geschlecht, insbesondere Frauen und Töchter in das Verständniß beider Dichter einzuführen und dabei Sinn und Herz zu bilden. Die auf's Schönste gebundenen Exemplare empfehlen sich ganz besonders zu Geschenken. (665)

In der Verlags-Expedition von **Fr. August Credner,** k. k. Hof-Buch- und Kunsthändler in Prag, sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sacher-Masoch, Leopold,

Kaunitz.

Ein kulturhistorischer Roman. 2 Bde. 8. geh. 2 Thlr.

I. Band. Kaunitz u. Voltaire.

II. Band. Die Epigramme Friedrich des Grossen.

Der Sommerfeldzug des

Revolutionskrieges in Siebenbürgen

im Jahre 1849.

8. geh. 24 Sgr.

Polnische Revolutionen.

Erinnerungen aus Galizien. 8. 1863. geh. 1 Thlr. 18 Sgr.

Se. k. k. Apost. Maj. der Kaiser von Oesterreich haben Allergnädigst geruht, dieses Werk für Allerhöchst Ihre Privat-Bibliothek anzunehmen.

Sacher-Masoch, Leopold,

Der Emissär. (657)

Eine galizische Geschichte. 8. geh. 14 Sgr.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg:

ISIS.

Der Mensch und die Welt.

Von

C. Radenhausen.

4 Bände, 143 Bogen gr. 8.

7 Rthlr.

Inhalt der vier Bände: Entstehung der Vorstellungen und Begriffe. — Gott in der Geschichte. — Der Mensch und die aussersinnliche Welt. — Geist und Unsterblichkeit. — Böse und Gut. — Pflicht, Sünde, Gewissen. — Lohn und Strafe. — Erlösung. — Christenthum. — Wissenschaft und Religion. — Vater und Sohn. — Gespräch über Gott und Unsterblichkeit. — Liebe und Ehe. — Das Leben im Verbande. — Heranbildung der Menschheit. — Heranbildung der Welt. — Verhältnisse der Welt. — Glück und Unglück. — Alte und neue Welt. — Schlussfolgerungen.

Die angesehensten Kritiker haben den gediegenen, reichhaltigen und belehrenden Inhalt dieses Werkes mit Wärme jedem Gebildeten empfohlen, der an der Hand eines sachkundigen und zuverlässigen Führers über die höchsten Fragen der Menschheit Belehrung sucht. (658)

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Literatur und Cultur des XIX. Jahrhunderts.

In ihrer Entwicklung dargestellt von

Dr. J. J. Honegger.

Einleitung. Charaktere des Zeitalters.
I. Das französisch-europäische Kaiserreich (bis 1813).
II. Die Freiheitskriege und das Schwanken im politischen Leben (bis 1823).
III. Die ausgebildete Restauration.
IV. Das Julikönigthum und das junge Europa (bis 1860).
V. Die Gegenwart.

In Umschlag broschirt: Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Leipzig, J. J. Weber. (659)

Mit der heute versandten 3. Abtheilung ist nun vollständig, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grundriss

der

Römischen Litteratur.

Von

G. Bernhardy.

Vierte Bearbeitung.

8. geh. Preis 4 Thlr. 8 Sgr.

Braunschweig, 1. November 1864.

C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.) (660)

In dem Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses in Halle** erschien: (663)

Geschichte

des

Wuchers in Deutschland

bis zur

Begründung der heutigen Zinsengesetze (1654).

Aus handschriftlichen und gedruckten Quellen

dargestellt von

Max Neumann,

Dr. jur. utr., Privatdocenten für deutsches Recht und Civilprocess an der Universität Breslau.

41 Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Empfehlenswerthe Verlagsartikel von Hermann Mendelssohn in Leipzig.

J. Auerswald, Botanische Unterhaltungen zum Verständniß der heimatlichen Flora. Vollständiges Lehrbuch der Botanik in neuer und praktischer Darstellungsweise. Mit 50 Tafeln und 432 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite wesentlich umgearb. und verm. Auflage.

Preis der Ausgabe mit schwarzen Tafeln geh. 2 Thlr. 15 Sgr. geb. 2 Thlr. 25 Sgr.
„ „ „ „ halbcolor. „ „ 3 „ 15 „ „ 3 „ 27 „
„ „ „ „ colorirten „ „ 5 „ — „ „ m. Goldsch. 5 Thlr. 15 Sgr.

Gleim, Dr., Elegant extracts from the most celebrated british poets. A new enlarged edition. Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Franz Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen. Mit 400 Illustrationen, gezeichnet von Adolph Menzel. Volksausgabe. Elegant cartonnirt 2 Thlr.

— Prachtausgabe, neue Auflage, vermehrt durch sechs Abbildungen der Feldherren Friedrichs, Schlachtpläne und eine von Dr. H. Lange entworfene Uebersichtskarte des siebenjährigen Krieges. Preis geb. 4 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. mit Goldschnitt 5 Thlr. 10 Sgr.

Felix Mendelssohn Bartholdy, Briefe aus den Jahren 1830—1847. 2 Bde.

1. Band: **Reisebriefe aus den Jahren 1830—1832.** Herausgegeben von Paul Mendelssohn Bartholdy in Berlin. 7. Auflage. Preis geh. 2 Thlr., geb. 2 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. mit Goldschnitt und einer Photographie, Mendelssohn auf dem Sterbebette darstellend, 3 Thlr. 15 Sgr.

2. Band: **Briefe aus den Jahren 1833—1847.** Herausgegeben von Paul Mendelssohn Bartholdy in Berlin und Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy in Heidelberg. Nebst einem chronologischen Verzeichnisse der sämmtlichen Compositionen Mendelssohns, zusammengestellt von Dr. Julius Rietz. 5. Auflage. Preis geh. 2 Thlr. 15 Sgr., geb. 2 Thlr. 25 Sgr., eleg. geb. mit Goldschnitt 3 Thlr.

Moritz Willkomm, Dr. und Professor an der Königl. S. Academie zu Tharand, Führer ins Reich der deutschen Pflanzen. Eine leicht verständliche Anweisung, die in Deutschland wildwachsenden und häufig angebauten Gefässpflanzen leicht und sicher zu bestimmen. Mit 7 lithograph. Tafeln und 645 Holzschnitten nach Zeichnungen des Verfassers. Preis eleg. geh. 3 Thlr., geb. mit charakteristischem Golddruck 3 Thlr. 10 Sgr. (654)

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

Hierzu ein Beiblatt.

1864.

Magazin für die Literatur des Au

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des und Im- Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Berlin Sonntag, den 11. December

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Eines deutschen Malers Weltreise 794
Buntes Laub 795
England.
Hauptmomente in der Entwickelung der englischen Literatur. Nach H. Taine. I. Die Literaturgeschichte ein Spiegel der Geistesentwickelung 796
Ungarn.
Ueber den Ursprung der Magyaren. I. Sprachliche Momente nach Paul Hunfalvy 798
Italien.
Präsident von Kirchmann: Erinnerungen aus Italien 800
Nord-Amerika.
Der freie Mensch und die freie Arbeit in den Vereinigten Staaten 801
Japan.
Rudolf Lindau's Japanfahrt. Zur Geschichte Japans und seiner Verfassung . 803
Kleine literarische Revue.
Literarische Weihnachten. Alfred v. Reumont. Präsident Lincoln. Albert Wild's Theorie und Praxis der Lotterie-Anleihen . . . 806
Literarischer Sprechsaal 807

Revue germanique et française.

Tome trente-unième. Première livraison.
1er Octobre 1864.

L'Église et la Révolution (*V. Chaufour-Kestner*). — Les Evangiles apocryphes. Troisième article (*Michel Nicolas*). — Etudes sur la famille Palatine (*Guillaume Depping*). — Confidences d'une puritaine. I. (*Max Valrey*). — Les Etats provinciaux sous Louis XIV. (*E. Bonnemère*). — Mon Journal (*Charles Dickens*). — Poésie: La Villa romaine (*A. Lefevre*). — Chronique littéraire (*L. de Ronchaud*). — Chronique politique (*Prévost-Paradol*). —

Deuxième livraison. 1er Novembre 1864.

Dialogue sur Dante et Göthe. Deuxième article (*Daniel Stern*). — Lettres à une amie (*G. de Humboldt*). — Les Etats provinciaux sous Louis XIV. Fin. (*E. Bonnemère*). — Confidences d'une puritaine. 2. Partie. (*Max Valrey*). — Le Congrès international (*A. Réville*). — Hubert et Jean van Eyck (*F. de Villars*). — Poésie: Le Chant de Mignon (*L. Ratisbonne*). — A propos de la nouvelle Vie de Jésus de David Strauss (*Charles Dollfuss*). — La Confession d'une nonne (*Marc Monnier*). — Courrier d'Allemagne (*E. Seinguerlet*). — Chronique littéraire (*L. de Ronchaud*). — (718)

Preis des Jahrganges 14 Thlr.
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

THE LAKE COUNTRY.
By
C. L. Lynton.
With 100 Illustrations drawn and engraved on wood, by *W. J. Linton*, from sketches taken by himself expressly for this work,
and a map.
A handsome quarto Volume, printed on tinted paper and richly bound in cloth gilt.
Price 7 Thlr.

THE CORNHILL GALLERY,
CONTAINING
ONE HUNDRED ENGRAVINGS
FROM DRAWINGS ON WOOD,
(Being Designs for the Illustrations of „The Cornhill Magazine.")
BY
F. LEIGHTON. J. MILLAIS. G. DU MAURIER. J. N. PATON. F. SANDYS. G. A. SALA. W. M. THACKERAY. F. WALKER.
ENGRAVED
BY
The Brothers DALZIEL, W. J. LINTON, and J. SWAIN.
and printed in tint, on cardboard, size 13 in by 10 in.
Price: Handsomely bound, with gilt edges 7 Thlr.
(720)
Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Bilder aus der Fremde.
Für die Heimath gezeichnet
von
Lothar Bucher.
Zwei Bände. 1862. 63. 8. Eleg. geh. Originalpreis für jeden Band 2 Thlr.
Inhalt: I. Ein Tag in Frankreich. — Kent. — Paris. — Die Ausstellung von 1855. — Die Insel Wight. — Nach Constantinopel. — Aus Deutschland. II. Die Londoner Industrie-Ausstellung 1862.

Der zweite Band ist auch unter besonderem Titel erschienen.

Der Preis des Werkes ist bis zu Ende d. J. auf 1 Thlr. 10 Sgr. für jeden der beiden Bände ermäßigt. — Sie enthalten eine Auswahl aus den Aufsätzen, die i. J. im Feuilleton der Berliner National-Zeitung als geistreiche und lebendig geschriebene Artikel so großes Aufsehen erregten. In Buchform erschienen, fanden sie nicht minder den Beifall aller angesehenen Blätter. (723)

In meinem Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Epistolae obscurorum virorum
et
dialogus novus et mire festivus ex obscurorum virorum salibus cribratus.
Elegante Taschenausgabe. Zweite Auflage.
16. geh. Preis 1 Thlr.,
in Leinwand gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Defensio Joannis Pepericorni
contra
famosas obscurorum virorum epistolas.
Ortuini Gratii
lamentationes obscurorum virorum.
Elegante Taschenausgabe.
16. geh. Preis 1 Thlr.
Elegante, handliche Ausgaben, welche einen nach den ältesten Drucken von E. Böcking revidirten correcten Text bieten.
Leipzig, 1. November 1864. (721)
B. G. Teubner.

So eben ist ausgegeben:

Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur.
Dezember 1864.

Inhalt: Eduard Lasker, Vor und nach der Regentschaft. II. — Friedrich Kapp, Friedrich der Große, England und die Vereinigten Staaten (Schluß). — Ev. Emeros, Rom im Mittelalter. — Hermann Kurz, Der Bundestag von Altgriechenland. — Robert Springer, August Comte und die französischen Positivisten. — H. B. Oppenheim, Zum Abschied.
(719)
Abonnementspreis für 3 Hefte (von 8—9 Bogen) 1½ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr.
Berlin, im Dezember 1864. **J. Guttentag.**

Buchhandlung von Schmaler u. Pech in Bautzen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Geschichte der Serben und Bulgaren. Von **A. Hilferding.** Aus dem Russischen. I. Abtheil. 24 Ngr. II. Abtheil. 18 Ngr.
Dieses Werk ist das erste, welches eine Specialgeschichte der Bulgaren bringt, und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß für dasselbe auch alle bezügl. slavischen Quellen benutzt wurden.

Rjecnik is knjizevnich starina srpzkich napisao **D. Daničić.** 3 Bde. Belgrad 1863—1864. br. Preis 15 Thlr.

Grammatika ruskoho jazyka (kleinrussisch) Napisal **M. Osadca.** 2. verb. Aufl. Lemberg. 1864. br. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (716)

Bei A. G. Ste
erschienen und dur

Tschland und das Ausland.

in politischer

Eines deutschen Malers Weltreise.

Oskard Hildebrand, dessen Aquarellen mit Recht in neue- wart die Aufmerksamkeit Berlins in Anspruch nahmen, hat eine Reise illustrirt, die uns über Triest, die Jonischen Inseln und Ägypten, als Vorstationen, nach Asien führt; die Wunder von Indien und Ceylon weichen vor den noch größeren von Siam und Manila, und endlich werden wir nach China und Japan geführt, um, wenn wir alle diese großen Eindrücke in uns aufgenommen, über Kalifornien, Mexiko, Panama in die Atlantischen Gewässer und die Heimat zurückzukehren. Keine geringe Reise!

Und beredter als mancher wortreiche Strabo hat es der Künstler mit der stummen Farbenkunst verstanden, uns einzuführen in die orientalische Pracht Aegyptens, in die Hitze der südasiatischen Gewässer, in das betäubende Treiben der chinesischen Städte und Häfen und in das so lange geheimnißvoll gewesene und nun so interessant gewordene Japan.

Die Nadel der Cleopatra, die Citadelle Cairos, sie erinnern an noch öfter gesehene Darstellungen des Orients, aber schon die Architektur der Inder versetzt uns in eine neue Welt geheimer Pracht, die es uns erklärt, wenn den Verfassern der Tausend und Einen Nacht das Wunderland Indien noch über die eigene und gewohnte Pracht der arabischen Städte hinaus jenes romantisch-sehnsüchtige Staunen ablockte, welches ihre Schilderungen athmen.

Da ist der Kronentempel von Agra. Keiner unserer geschicktesten Maler hat es noch verstanden, größere Effekte mit den prächtigsten Dekorationen zu erzielen, als dieser lichte Bau von weißem Stein mit röthlichen Verzierungen, mit seiner gewaltigen Symmetrie, die in Kuppeln, Pfeilern, Thürmen und leichten Wölbungen so riesengroß und so übersichtlich ausgedrückt ist.

Da ist Benares mit seinen tausend Thürmen, durchflossen von den vornehmen, heiligen Fluthen des Ganges, und die rothen Thürme, die das Brauinen-Viertel bezeichnen, zeigen fast redend an, daß wir uns in der Stadt alter priesterlicher Würde befinden. Wie anders Bombay, der moderne, farbenreichere Handelsplatz, dessen übermäßig breite Straßen jene um Palmen, die zu den Dächern herausseben, erbauten Häuser enthalten. Kokospalme und Banane lernen wir nun nicht in einzelnen Treibhaus-Exemplaren kennen, sondern in ganzen Wäldern, wie auf Ceylon, wie bei Allahabad.

Dieser freundliche Ort mit der Elephantenpost, der barockesten Postanstalt, die man je sah, wo die gewaltigen Thier-Omnibus massenhaft auf die Reisegesellschaft und ihr schweres Gepäck in aller Gemüthlichkeit harren, läßt uns zuerst Bekanntschaft schließen mit jenem wunderbaren vierfüßigen Riesen, der in Siam als Heiliger verehrt wird und im Süden Chinas die gemeinsten Dienste verrichtet. Wie aus dem Leben gegriffen, sehen wir hier die griesgrämlichen grauen Elephanten einen Baumstamm auf der Landstraße dahinschurren und ziehen, der zerhauen, manche unserer „Klafter" Holz abgeben dürfte, und das, als ob es der Mühe nicht lohnte, um der federleichten Last willen sich bei 36° Réaumur in Bewegung zu setzen. Ein praktischer Bube hat die Miene des alten Rüsselträgers wenigstens so verstanden; denn ohne die Last merklich zu mehren, spreizt er seine Beine so breit er kann, um auf dem alten Stamme einen gefährlichen Ritt zu versuchen. Ebenso fremd wie diese Nutzanwendungen der Thierkraft, ist für uns die Art der Schiffbaukunst und ihrer Benutzung. Ich habe Schiffe gesehen, deren Inneres Zimmer aus einem Palais zu enthalten schien, Schiffe, in denen ganze Compagnieen alter Matrosen ihre letzten Ruhetage in idyllischer Stille verlebten, und es ist mir nicht fremd, daß die Mississippi-Schiffe ganze Theater mit Bühne, Schauspieler-Wohnung ꝛc. enthalten: aber im Grunde bleiben die Schiffe in unseren „beiden Welten" dennoch formlose, rundliche Kasten, deren Gestalt den Künstler noch nicht zu neuen Schöpfungen erregt hat. Seht Euch aber einmal jene Schiffe in den chinesischen Gewässern an, diesen Wechsel und Reichthum an Farben, Form, an aller Pracht! Das ist eine ganze, von uns noch nicht ausgeübte Kunst! — In dem übervölkerten Siam sind ganze Dorfschaften auf Schiffe und Gewässer verlegt, und Garten und Zelt schwimmt mit der Familie zusammen auf dem Wasser umher. In China aber ist selbst die Verführung auf das unbeständige Element der Wellen verlegt. Die Blumenschiffe, man sieht es ihnen fast von Außen an, was für eine Fülle von Sinnenreiz für alle Zibern, die sich dem Schönen zu entzünden bereit sind, sie enthalten. Betritt ein solches Blumenschiff und der Teufel selbst wird Dir zurufen:

> Du sollst, mein Freund, für Deine Sinnen
> In einer Stunde mehr gewinnen,
> Als in des Jahres Einerlei.

Wie anders wieder jene farbeneinheitliche, große Mandarinen Dschunke von Siam, wie anders die cingalesischen Fischerboote von Ceylon mit den parallel schwimmenden Bäumen, die dazu dienen, das Segel über eine gehörige Wasserbreite zu spannen.

Aber nicht Alles sieht uns mit so fremden Augen an, was an den Gewässern des Reiches der Mitte vorgeht. Da ist Macao mit seinen christlichen Domen, das uns fast an Neapel erinnert, und Hong-Kong, dessen Lage mit der Genuas wetteifern kann. Und dort vor Allem Shang-hai, der Sammelplatz deutschen Handels, dessen Theegarten über dem Wasser manchen gemüthlichen Hamburger an seinen Alsterpavillen erinnert haben mag.

Eine wunderbare Vermittelung bekannter und wildfremder Eindrücke bietet das Treiben auf dem Fluß bei Canton. Ein Hafenleben, fast den holländischen Häfen gleichend! Das drängt sich, rudert, ruft in hundert Sprachen, und alle diese tausend und tausend Menschen bunt durcheinander sind halb Leute von europäischem, halb von chinesischem Zuschnitt in Tracht, Haltung und selbst an der Form ihrer Schiffe zu erkennen.

Noch toller und bunter ist der Strudel in den chinesischen Städten selbst. Die schmalen, dicht vollgedrängten Straßen sehen aus, als würde ein ewiges Fest gefeiert. An Fahnen, Bändern und Lappen in den buntesten Farben, die in jeder Länge zu allen Fenstern herunterhängen, stehen die mannigfaltigen Anpreisungen aller der käuflichen Waaren und dargebotenen Genüsse. Die pomphaftesten unserer Ladenschilder sind Muster gedrängter Bescheidenheit gegen diese Fahnen-Schreihälse. Herr Johann Hoff, wollte er den Malz-Extrakt in China einführen, müßte erst einige hunderttausend Ellen rother, knallgelber, blauer und grüner Stoffe weben und mit allen den Attesten und Bestellbriefen hoher und niederer Personen bemalen lassen. Und doch — nichts Neues unter der Sonne! Wer beträte die Hauptstraßen Pekings, ohne an die Boulevards erinnert zu werden, wem fiele nicht das Treiben in den Haupt-Arterien Londons ein? Selbst jener Quadrant findet sich in Pekings „runder Straße" wieder, und in der Hauptstraße von Tient Sien ist wie am temple-bar das alte Stadtthor stehen geblieben und steht mitten im modernen Verkehr als ein ehrsames Denkmal der alten Zeit.

Der Maler mit dem scharf beobachtenden Auge führt uns allüberall hin, wo es gilt, das Wesen jener Völker kennen zu lernen. Hier auf dem einsamen Friedhof mit seinen Leichensteinen, dort in das Theater. Das wunderliche Brettergerüst, welches den enormen Zuschauerraum einnimmt, ist überall dicht besetzt. Auf den Balken in der Luft schweben einzelne Exemplare der schaulustigen Menge. Auf der hell erleuchteten Bühne scheint ein Tanz vor sich zu gehen; und der Ernst der Aufführung erinnert an das Innere jenes Tempels, dem Theater nicht unähnlich gebaut, auf dessen Bühne die Priester fast dramatisch agiren.

Ueberall dieselbe bunte Lebenswahrheit, welche denn auch die wenigen Bilder aus Japan beleben. In Jokohama scheint eine Gesandtschaft feierlich empfangen werden zu sollen. Denn auf jedem Hause, über jedem der zeltartig geschweiften Dächer steht eine hohe, mit einem frischen Kranz bekrönte Stange. In Nagasaki lernen wir den Hafen und die großen Docks kennen. Auch der Gipfel des wunderbaren heiligen Berges über den Wolken fehlt nicht, jener Gipfel, dessen geheimnißvolle Darstellung sich auf so vielen japanesischen Geräthen aufs Haar gleicht. Wer jene sehr gleichmäßig uniformirte Gesandtschaft kennen gelernt, die unsere Lande besuchte, wird sich über die Mannigfaltigkeit der japanesischen Trachten wundern, die bei Armen im Sommer sich auf die äußersten Gegensätze, Schuh und Hut, beschränkt, beim Reichen und insbesondere bei den Frauen, die bunten chinesischen Kostüme noch überbietet.

Wohin wir mit dem Maler schauen, ob wir von den Dächern Cairos die Sonne über der fernen Wüste untergehen sehen, ob wir zwischen den unheimlichen Gewässern der Ladronen-Inseln ferne Piratenschiffe erblicken, ob wir vor dem mit drei Dächern überthürmten Tempel des Himmels bei Peking weilen, oder die gemüthliche holländische Straße in der Sonnengluth Manilas durchwandern, oder ob wir endlich auf dem Dampf-Omnibus die breiten Straßen des neuen St. Francisco durchfliegen, — stets haben wir die gleiche Empfindung der wahren Wiedergabe der Natur und beneiden den Mann,

der vieler Menschen Städte und Länder gesehen,

ohne daß ihm der Erderschütterer Poseidon eine feindliche Heimfahrt bereitet hätte, und der es verstanden, gleich dem Sonnengott Apollo selbst, die ganze Welt mit Farben zu beleben, ohne daß der eifersüchtige Gott ihm alle die lieben Gefährten getödtet!

Möge die schöne Bildersammlung, dieser lehrreiche orbis pictus, einen würdigen Ort für eine dauernde ungetrennte Aufstellung finden! L. L.

Buntes Laub.*)

Wenn des Herbstes kühner Pinsel das Laub bunt färbt und die Sonne mit ihrer allen Schein vernichtenden Klarheit immer kürzere Bahnen wandelt, dann bricht die schöne Zeit an, in der an langen traulichen Abenden die Phantasie ihr magisches Scepter schwingt. Mit erhöhter Empfänglichkeit begrüßen dann die jungen Herzen einen Zweig der Literatur, der all ihren tausend Tag- und Nachtträumen Nahrung und Gestaltung giebt. Die frohe Jugend hat noch nicht im Ernst des Lebens und der Arbeit gelernt, die ihr angewiesene bescheidene Stelle in der Welt einzunehmen; nur für sie ist die Erde geschaffen, ihr offenbart die Natur ihren wunderbaren Organismus, ihre geheimnißvollen Kräfte, die nur Symbole ihrer persönlichen Wünsche, ihres eigenen Gemüthszustandes scheinen; die tausend Stimmen aus der Tiefe des Waldes, von der Höhe der Berge, die im Weltgeräusch ungehört verklingen, finden Verständniß und Antwort im gläubigen Kinderherzen.

So wird auch das bunte Laub, das Marie Mindermann im Walde der Märchenpoesie für die Jugend gesammelt hat, dieser eine freundliche willkommene Spende sein. Die Erzählerin bietet uns ein Büchlein mit acht Sagen, Arabesken und Märchen bunten Inhalts in anmuthiger, fesselnder, wenn auch nicht neuer Form, aus dem Reich der Geister, Menschen, Thiere und jener todten Gegenstände, denen Andersen's liebenswürdige Feder für alle Zeiten Leben eingehaucht hat. Die Verfasserin giebt uns keine unheimlichen Nachtstücke des Natur- und Seelenlebens, sondern friedliche, lebensfrische Bilder. Ihre Geister sind gute Geister, die den Menschen hold sind; Geschwister- und Kindesliebe, Fleiß und Geduld und Liebe zu Wissenschaft und Kunst sind die Triebfedern ihrer menschlichen jungen Helden. Ist ja einmal, wie in der Schleswigschen Sage „Riß Puck" ein Kobold den Menschen feindlich gesinnt, so sind diese Menschen ein zähes, hartherziges, anglisches Ehepaar, das die wohlgemeinte Tracht Prügel, die der jähzornige kleine Riß Puck ihm austheilt, redlich verdient hat, und nach dieser handgreiflichen Lehre dem Musterbild eines Neffen denn auch wirklich die verschlossenen Herzen öffnet. Wenn die Prunksucht und die Gewissenlosigkeit der reichen Leute auch in der allerliebsten Lebens- und Leidensgeschichte des Kanarienvogels gegeißelt werden, so besteht doch die Strafe für all diese Sünden nur im Davonfliegen des kleinen gefiederten Sängers und die schlimmen Fehler der Prahlerei und des Hochmuths kommen vor dem Fall — eines Fingerhuts und einer Scheere.

Außerordentlich ansprechend erzählt die Verfasserin in dem Märchen „Ein dürres Blatt", die ruhmvolle Geschichte eines abgefallenen, schutzlosen, verhöhnten Pappelblattes, das durch seinen wunderbaren Bau in dem Knaben Alexander den Trieb zu jener herrlichen Wissenschaft weckte, die das kleinste Blättchen im unermessenen Weltenraume mit derselben ehrfurchtsvollen Bewunderung, demselben hingebenden Fleiß erforschte, wie den gewaltigen Ocean und die Gebirge der alten und neuen Welt, jener Wissenschaft, die den kleinen sinnigen Knaben zu dem viel bewunderten, allverehrten Gelehrten erhob. Ebenso anziehend schildert uns die Arabeske „Am See" das wunderbare Erwachen der Musik in der Kinderseele mitten im kindischen Spiel und der Wald-Einsamkeit, den zum Bewußtsein gerufenen mächtigen Drang der eigenen Brust, der die kleine Therese von Innen heraus zu jener berühmten Meisterin auf der Geige heranbildete. Am liebsten begleiten wir die Verfasserin in diesen kleinen Erzählungen aber auf ihren Wanderungen durch den schönen grünen Wald an den See, das Gebirge, die sie mit aller Märchenpracht beredt zu schildern weiß, hören mit ihr die Vögel singen und sehen mit ihr die Wunderkräuter blühen. — Befriedigt und erfrischt werden die jungen Leser dies Büchlein aus Händen legen.

---

*) Buntes Laub. Sagen, Arabesken und Märchen für die reifere Jugend, von Marie Mindermann. Bremen, A. D. Geisler, 1864.

England.

Hauptmomente in der Entwickelung der englischen Literatur. Nach H. Taine.*)

I.

Die Literaturgeschichte ein Spiegel der Geistesentwickelung.

„Die Geschichte ist seit hundert Jahren in Deutschland, seit sechzig Jahren in Frankreich umgeformt worden und zwar durch das Studium der Literatur. Man hat entdeckt, daß ein literarisches Werk nicht ein einfaches Spiel der Phantasie, nicht die isolirte Laune eines einzelnen für seinen Gegenstand erwärmten Kopfes, sondern eine Copie der Sitten und ein Merkmal des Geisteszustandes einer bestimmten Zeit sei. Man hat daraus geschlossen, daß man aus den literarischen Denkmälern die Art und Weise, wie die Menschen vor mehreren Jahrhunderten gedacht und empfunden haben, wieder auffinden könne. Man hat den Versuch angestellt, und er ist gelungen. Indem man über die Denk- und Empfindungsweise vergangener Zeiten nachdachte, gelangte man zu dem Urtheile, daß hierin Thatsachen erster Ordnung liegen, daß sich an sie die größten Ereignisse anschließen, daß sie diese erklären, wie diese wiederum von jenen erklärt werden, und daß man von nun an ihnen in der Geschichte einen Platz und zwar den höchsten einräumen müsse. Dies ist geschehen, und seitdem hat sich Alles in der Geschichte geändert: der Gegenstand, die Methode, die Hülfsmittel, die Auffassung der historischen Gesetze und Ursachen."

Mit diesen Worten leitet der Franzose Herr Taine sein wichtiges Werk über die Geschichte der englischen Literatur ein. Wir haben vor Kurzem unsere Leser auf die geistreiche Schrift des Professors Steinthal: „Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen", aufmerksam gemacht**), deren Resultat ist, daß Völkerpsychologie und Geschichte wahrhaft zusammenfallen und daß der Historiker in der That der Völkerpsychologe und umgekehrt ist. Was hier gefordert wird, die Völkerpsychologie zur Grundlage der Geschichte zu machen, ist von Taine auf die specielle Geschichte der englischen Literatur zur Anwendung gebracht worden, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge.***)

Der erste Schritt in der Geschichte ist, wie Taine sagt, daß man die Vergangenheit aus der Anschauung gleichzeitiger Menschen kennen lerne. Der körperliche und sichtbare Mensch ist nur das Bild, an dem wir den inneren und unsichtbaren Menschen erkennen. Die Zustände und Thätigkeiten des inneren Menschen haben gewisse allgemeine Arten zu denken und zu empfinden zur Ursache. Wie man, um die Gesammtheit der mineralogischen Species zu erfassen, zuerst einen regelmäßigen Körper mit seinen Flächen und Ecken betrachten und daran die zahllosen Umformungen, deren er fähig ist, kennen lernen muß, so wird man ähnlich, wenn man die Gesammtheit der historischen Varietäten erfassen will, zuerst eine menschliche Seele im Allgemeinen mit ihren zwei oder drei Grundfähigkeiten betrachten und daraus die Grundformen, die sie darstellen kann, abnehmen müssen. Es ergeben sich hieraus zugleich die Gränzen, innerhalb welcher die Civilisationen wie die Krystalle nothwendig eingeschlossen sind.

In der menschlichen Seele existiren zuerst Bilder oder Vorstellungen von Gegenständen. Diese bilden den rohen Stoff, dessen Fortentwickelung eine doppelte ist, je nachdem die Vorstellungen zu einer allgemeinen Auffassung oder zu einem thätigen Entschlusse hinführen. In diesem beschränkten Kreise bewegen sich die menschlichen Verschiedenheiten. Wie klein auch die Elemente für sich sind, so ungeheuer groß erscheinen sie in der Masse. Die geringste Veränderung in den Faktoren bringt die riesenhafteste Veränderung in den Produkten hervor. Je nachdem die Vorstellung bestimmt und abgerundet oder verworren und verschwimmend ist, je nachdem sie in sich eine größere oder kleinere Zahl von charakteristischen Merkmalen des Gegenstandes koncentrirt, je nachdem sie die Triebfeder gewaltiger Willensäußerungen ist oder eine beruhigende und besänftigende Kraft besitzt, wird der ganze Gang der menschlichen Maschine ein anderer sein und sich in anderen Wirkungen äußern. Wenn die allgemeine Auffassungsweise, an welche die Vorstellung geknüpft ist, ein einfaches, trockenes Wahrnehmen ist wie bei den Chinesen, so wird die Sprache eine Art Algebra, die Religion und die Poesie bleiben auf einer niederen Stufe, die Philosophie beschränkt sich auf eine Art von verständiger und praktischer Moral, die Wissenschaft auf eine Sammlung von nutzlichen Vorschriften, Eintheilungen, Gedächtnißregeln; der ganze Geist nimmt eine positive Richtung. Wenn im Gegentheil die allgemeine Auffassungsweise ein poetisches und bilderreiches Schaffen, ein lebendiges Symbolisiren ist, wie bei den arischen Völkern, so wird die Sprache eine Art von farbiger und wechselnder Epopée, worin jedes Wort eine Persönlichkeit ist; die Poesie und die Religion bieten die herrlichsten Gebilde von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit, die Metaphysik entwickelt sich in die Weite und Tiefe ohne Rücksicht auf positive Anwendung; der ganze Geist, trotz aller Abwege und unvermeidlichen Irrthümer, strebt nach dem Schönen und Erhabenen und bildet sich ein edles und harmonisches Ideal, das fähig ist, alle Liebe und Begeisterung des Menschengeschlechtes um sich zu vereinigen. Wenn hingegen die allgemeine Auffassungsweise zwar poetisch, aber ungezügelt ist, wenn der Mensch zu den Vorstellungen nicht stufenweise, sondern nur durch plötzliche Intuition gelangt, wenn die originelle Thätigkeit nicht in einem regelmäßigen Fortschreiten, sondern in gewaltsamen Explosionen sich kund giebt, dann fehlt, wie bei den semitischen Völkern, die Philosophie, die Religion erfaßt nur einen die Welt regierenden Gott, die Wissenschaft kann sich nicht bilden, weil der Geist zu starr und zu abgeschlossen ist, als daß er die zarten Abstufungen der Natur reproduciren könnte, die Poesie besteht nur in einer Folge von heftigen und großartigen Exklamationen, die Sprache ist unfähig zu rhetorischen und wissenschaftlichen Leistungen, der Mensch überläßt sich dem lyrischen Enthusiasmus, der ungezügelten Leidenschaft, der fanatischen Handlung.

Betrachtet man den Uebergang der Vorstellung zum Entschlusse zur Willensäußerung, so wird man ebenso mannigfache Unterschiede finden, je nachdem der Eindruck des Vorgestellten ein lebhafteren

*) Histoire de la littérature Anglaise. Par H. Taine. Tome I. — II. Paris. Libraire de C. Hachette et C. 1863.

**) Magazin 1864, Nr. 23 S. 356 und Nr. 34. S. 530.

***) Es ist charakteristisch für die französische Akademie, daß diese Gelehrten-Zunft, nach einer Erklärung, die kürzlich ihr beständiger Sekretär, Herr Villemain, in ihrer öffentlichen Jahres-Sitzung abgegeben, dem ausgezeichneten Werke des Herrn Taine nur darum nicht den Bordinschen großen Preis zuerkannte, weil die Mehrheit der akademischen Zöpfe die philosophischen Ansichten, die der Verfasser von der Literatur und ihrer Geschichte hat, nicht zu theilen vermag. Dagegen, oder vielleicht in Folge dessen ist Herr Taine kürzlich vom Minister des kaiserlichen Hauses, Marschall Vaillant, zum Professor der Kunstgeschichte und der Aesthetik an der von diesem Minister ressortirenden kaiserlichen Kunstschule ernannt worden.
D. R.

ist, wie bei den Völkern südlicher Klimate, oder ein schwächerer, wie bei Völkern des Nordens; je nachdem er unmittelbar zur Handlung reizt, wie bei barbarischen Stämmen, oder erst allmählich, wie bei den civilisirten Nationen; je nachdem er des Wachsthums, der Beharrlichkeit, der Hinneigung fähig ist. Das ganze System der menschlichen Leidenschaften, alle Bedingungen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, alle Quellen der Arbeit und der Thätigkeit leiten sich von hier ab. Ebenso ist es mit den anderen ursprünglichen Verschiedenheiten. Ihre Folgen umfassen das, was wir Civilisationen nennen, und wir können sie mit jenen algebraischen Formeln vergleichen, die in einer präcisen Form das Gesetz der ganzen Kurve enthalten. Dieses Gesetz erfüllt sich nicht immer; es treten zuweilen Störungen ein; aber daraus folgt nicht, daß das Gesetz falsch sei, sondern nur, daß es nicht rein hat wirken können. Eine Race ist ausgewandert, wie das arische Volk, und die Veränderung des Klima's hat bei ihm die ganze geistige Oekonomie und die sociale Organisation verändert. Ein anderes Volk ist unterworfen worden, wie die Angelsachsen, und die neue politische Stellung hat bei ihm Gewohnheiten, Fähigkeiten, und Neigungen hervorgerufen, die es früher nicht hatte. Allein alle diese und viele andere Umstände modifiziren zwar die ursprüngliche Auffassungsweise und die Vorstellungen, können ihnen aber keine wesentlich andere Beschaffenheit geben. Daher kann die totale Bewegung jeder ausgesprochenen Civilisation betrachtet werden als die Wirkung einer permanenten Kraft, die in jedem Augenblicke ihre Thätigkeit nach den Umständen, unter denen sie wirkt, ändert. Diese permanente Kraft liegt in der Race, und wird modifizirt durch das Medium, in dem die Nation lebt, und durch die Zeit, in welcher sie wirkt. Die Geschichte ist demnach ein psychologisches Problem, das nur ähnlich wie in der Physik ein mechanisches Problem gelöst werden kann.

Der Verfasser hat die englische Literatur gewählt, weil sie eine noch lebende ist, die sich der unmittelbaren Beobachtung hingiebt, und weil sie für die Franzosen um so lehrreicher erscheint, als der scharf ausgesprochene Charakter beider Völker die Verschiedenheit um so mehr in die Augen fallen läßt. Außerdem bietet die Betrachtung der englischen Civilisation den Vortheil, daß in ihr die Wirkungen der Nationalität, des Klimas, der fremden Invasion und anderer temporellen Einflüsse mit einer Entschiedenheit wie nirgends sonst auftreten.

Es ist uns nicht möglich, in dem kurzen uns gestatteten Raume dem Verfasser auf seinem langen Wege durch das ganze Gebiet der englischen Literatur zu folgen; auch würden einzelne Proben von der Behandlung des einen oder anderen gefeierten Schriftstellers kaum genügen, ein Bild von der Art des Verfassers zu geben, da sie, aus dem Zusammenhang gerissen, eben das organische Ineinandergreifen der ganzen Darstellung, worin das Hauptverdienst des Werkes liegt, nicht erkennen lassen würden. Wir beschränken uns daher auf einige allgemeine Charakteristiken der Hauptmomente in der Entwickelung der englischen Literatur.

Während andere germanische Stämme in Gallien, Italien und Spanien sich schnell romanisirten, haben die Sachsen in Britannien ihre ursprüngliche Sprache und Sitte beibehalten und ein Germanien in das fremde Land hineingetragen. 150 Jahre nach der Eroberung entsteht eine Literatur, die nicht schafft, sondern aus den Schätzen des Alterthums das kompilirt, excerpirt und erklärt, was im Stande ist, das Volk der Barbarei zu entreißen (Beda Venerabilis, Alcuin, Joh. Erigena). Die junge Pflanzung wird von den Dänen zerstört und erst Alfred der Große beginnt, wie Karl der Große, eine neue Civilisation, indem er einzelne, namentlich moralische Bücher nicht sowohl übersetzen, als vielmehr umschreiben und der Fähigkeit seines urkräftigen, aber in der geistigen Auffassung beschränkten Volkes anpassen läßt. Die fremde antike Bildung kann keine Wurzel fassen, denn der phantastische Deutsche kontrastirt zu sehr mit dem verständigen Lateiner. Ihm fehlt die heitere Laune, die expansive Leichtigkeit, das Gefühl für die sinnliche Schönheit. Der phlegmatische Körper zieht einen ebenso phlegmatischen Geist in sich, der sich schwer einem geregelten und natürlichen Gedankengang hingeben kann. Fehlt ihm das Gefühl für das Schöne, so ist dafür das Gefühl für das Wahre um so lebhafter. Der tiefe und verwundende Eindruck, den er durch die Berührung mit der Außenwelt erhält und den er nur durch einen Schrei ausdrücken kann, wird ihn später von der lateinischen Rhetorik der romanischen Völker befreien und ihn zu den Dingen auf Unkosten der Worte hinführen. Unter dem Zwange des Klimas und der Einsamkeit und aus der Gewohnheit des Widerstandes ist sein Ideal ein anderes, wie bei den Romanen. Männliche und moralische Triebe haben die Herrschaft über ihn gewonnen und unter diesen das Bedürfniß der Unabhängigkeit, der Geschmack an dem Ernsten und Strengen, die Neigung zur Hingebung und Verehrung, der Kultus des Heroismus. Das sind die Elemente einer langsamen, aber desto gesunderen Civilisation, die weniger auf das Angenehme und Elegante, als auf das Rechte und Wahre gegründet ist. Die Kultur hat ebenso wenig, wie das Christenthum den angeborenen Geist der Nation alteriren können. Der Einfall der Normannen bringt mit neuen Menschen neue Ideen; aber die Sachsen übertreffen an Zahl bedeutend die Eroberer. Das Heer der Normannen zählte gegen 60,000 Mann, während die sächsische Bevölkerung vielleicht 2 Millionen betrug. Ein Aufgehen der Sachsen in die Normannen war schon dadurch unmöglich. Vergebens führten diese ihre Sitten und ihre Poesie ein; die Sprache blieb immer eine germanische, wenn auch ein Drittel der Worte französisch ist. Nach drei Jahrhunderten sind die Eroberer die Eroberten; sie haben das Französische vergessen und sind Engländer dem Blute und der Sprache nach.

Die Normannen, obgleich wie die Sachsen germanischen Ursprungs, hatten in Frankreich den französischen Geist aufgenommen. Dieser französische Geist ist der Gegensatz des deutschen. Der Franzose erfaßt einen Gegenstand oder ein Ereigniß schnell und deutlich; die Bewegungen seines Geistes sind wie die seines Körpers zierlich und gewandt. Von Anfang an hält er seine Ideen fest, aber vertieft sich nicht in dieselben; er ist frei von allen Träumereien. Keine Nation ist weniger poetisch als die französische. In seinen epischen Gedichten will der Franzose keine Bilder und Vergleichungen, nur Thatsachen; er will wissen, ob der Held den Verräther tödten, ob der Liebhaber die Geliebte heiraten wird; er geht schnell zum Ziele, ohne sich durch Beschreibungen und Betrachtungen aufzuhalten. Sein Styl ist durchaus ohne Schmuck und ohne Bilder. Ein zweiter Zug ist: er kann nur das begreifen, was ihm in einer zusammenhängenden Ideenfolge vorgeführt wird. Er geht immer Schritt vor Schritt die gerade Straße. Der Instinkt der Ordnung ist ihm angeboren. Ohne Studium weiß er gleich von Anfang das Complicirte in seine Bestandtheile zu zerlegen und diese zu ordnen. Wie barbarisch er auch in der älteren Zeit sein mag, seine Intelligenz entwickelt sich in ihm unbewußt. Nichts Klareres als der Styl, der in dem alten Mährchen und den ersten französischen Gedichten, in den Chroniken von Villehardouin, Joinville und Froissart, den Schöpfern der Prosa, herrscht.

Die Grazie ist etwas Nationales und kommt von jener angeborenen Zartheit, die vor dem Disparaten einen unüberwindlichen Abscheu hat. Alles Gewaltsame widerstrebt dem Instinkt der Franzosen; sie vermeiden es in Werken des Geschmackes wie der Wissenschaft; sie wollen, daß die Empfindungen wie die Ideen sich in einander schlingen und verbinden; sie tragen in Alles jenen maßvollen, vorzugsweise feinen Geist, der sie vor allen anderen Völkern auszeichnet. Selbst bei einem traurigen Gegenstande hüten sie sich, die Rührung auf das Aeußerste zu treiben. Sie vermeiden alle hohen Worte. Man kann von ihrer Poesie sagen, was man von gewissen Gemälden gesagt hat: es macht sich Alles aus Nichts. Im Leben wie in der Literatur sucht der Franzose die heitere Zerstreuung, nicht die sinnliche Lust oder die Gemüthsbewegung. Er ist lustig, nicht vergnügungssüchtig, ein Feinschmecker, nicht ein Vielfraß; er faßt die Liebe als einen Zeitvertreib, nicht als einen Rausch; er pflückt sie wie eine schöne Frucht, von der man kostet und die man dann liegen läßt; am liebsten, wenn diese Frucht eine verbotene ist. Er lacht gern, besonders auf Unkosten Anderer. Der kleine Vers seiner Fabliaux hüpft und springt frei und ungebunden, wie ein Schüler, der aus der engen Schulstube auf die Straße tritt; er macht sich lustig über die Kirche, die Mönche, die Großen und die Frauen. Der Spott des Franzosen hat nichts Bitteres, man hält ihn für Naivetät; er nennt die Sache nicht bei ihrem Namen, sondern läßt sie errathen; man verzeiht ihm, wie dem Reineke Fuchs, Alles, weil er Geist hat. Das Bedürfniß zu lachen, ist ein nationaler Zug und zwar ein so eigenthümlicher, daß die Fremden, die ihn nicht verstehen, daran Anstoß nehmen. Diese Freude an dem Heiteren gleicht nicht der groben physischen Lust; sie schärft den Verstand und bildet den Geschmack. Die Fabliaux sind voll von Wahrheiten über die Männer und noch mehr über die Frauen, über die niederen und noch mehr über die höheren Stände. Sie enthalten eine Art von versteckter und kühner Philosophie, die sich über das Conventionelle wegsetzt und sich gegen jede Macht auflehnt. Dieser Geschmack hat nichts gemein mit der offenen Satire, die häßlich erscheint, weil sie grausam ist; im Gegentheil, er ruft die gute Laune hervor; man erkennt bald, daß es der Spötter nicht böse meint, daß er nicht verletzen will; er sticht wie eine Biene ohne Gift, einen Augenblick nachher denkt er nicht mehr daran; nöthigen Falles macht er sich selbst zum Gegenstande des Spottes. Sein ganzes Streben ist, in sich und in uns ein funkensprühendes Feuer angenehmer Ideen zu unterhalten. Wer erkennt nicht, wie in dieser psychologischen Beschaffenheit des französischen Geistes die Gründe aller Vorzüge und Mängel der französischen Literatur liegen? Hieraus erklärt sich die Unfähigkeit der Franzosen zur großartigen Poesie, die plötzliche und dauernde Vervollkommnung der Prosa, die Vortrefflichkeit aller Gattungen der Conversation und der Beredtsamkeit, die Herrschaft und die Tyrannei des Geschmackes und der Mode, die Kunst der Anordnung und Entwickelung, die Gabe maßvoll, klar, unterhaltend und piquant zu sein. Wie man Ideen ordnen müsse, und welche Ideen vorzugsweise anziehen und fesseln, darin sind die Franzosen die Lehrer Europa's geworden. Und das war es, was die Franzosen des 11. Jahrhunderts ihren unterworfenen Sachsen gewaltsam beibringen wollten.

Die Eroberung der Normannen hat dem Charakter und der Geschichte des englischen Volkes den politischen und praktischen Geist verliehen, der es von den anderen germanischen Völkern unterscheidet. Die Normannen haben die Sachsen unterwerfen, aber nicht vernichten können. Fast zwanzigmal stärker an Zahl als ihre Sieger, haben die Sachsen gelitten und gekämpft für ihre Existenz, für ihre Sitten, Gewohnheiten und Gesetze, und in diesem langen Kampfe haben sie Geduld, richtige Beurtheilung der Umstände, wie alle Fähigkeiten und Neigungen sich angeeignet, wodurch die Freiheit errungen und Staaten gegründet werden. Die Energie und der kriegerische Muth hat ihrem Geiste die thätige und positive Richtung verliehen, die sie lange für eine höhere und feinere Kultur unempfänglich machte. Die Literatur der Sachsen beschränkte sich auf rohe Versuche im Epos, Liede und in der Ballade und auf einzelne prosaische Schriften über politische und religiöse Reformen (John Fortescue, Plomeman, Wiclef). Die normännische Literatur begnügte sich mit Kopien und Nachbildungen französischer Originale. Getrennt von dem Stamme vertrocknete bald dieser Ableger französischer Literatur. Nur Einen großen Dichter hat sie hervorgebracht, Jeffrey Chaucer, fast Franzose seinem Geiste nach und ganz Franzose seinem Style nach.

Ungarn.

Ueber den Ursprung der Magyaren.

I.

Sprachliche Momente, nach Paul Hunfalvy.

Die Nr. 43 des „Magazin" von 1864 brachte einen längeren Artikel über „Ursprung und Herkommen der Magyaren." Da aber die dort aufgestellten Ansichten dem heutigen Standpunkte der Sprach- und Geschichtsforschung nicht entsprechen und geeignet sind, auf Ungarns wissenschaftliche Bestrebungen ein schiefes Licht zu werfen, indem sie veraltete Daten neu auffrischen, so wolle man mir nachstehende Notizen gestatten. Vorher jedoch erklären wir, daß diese Bemerkungen keineswegs den magyarischen Historiker, A. Horváth treffen, denn dieser achtungswerthe Geschichtsschreiber hat in der neuen Bearbeitung seines Werkes, wovon bereits sechs Bände erschienen, seine frühere, compendiöse Behandlung der ungarischen Geschichte als ungenügenden Versuch bezeichnet, der nur in Folge einer Indiscretion dem deutschen Publikum in der vom „Magazin" besprochenen Gestalt übergeben wurde.

Es giebt keine historische Frage, welche so vielfältig behandelt wurde, als die über Ursprung und Herkunft des magyarischen Volkes; keine der Fragen hat aber auch eine so vielfache Lösung erfahren, ohne daß auch nur Eine die Wissenschaft vollkommen befriedigt hätte. Wenn wir auch von den Arbeiten des vorigen Jahrhunderts absehen, so bleibt uns immer noch eine fast unübersehbare Masse von Broschüren, kleinen und großen Abhandlungen übrig, um eben so viele versuchte Lösungen des historisch-ethnographischen Räthsels zu bieten. Besonders heftig wogte der Kampf im Lande der Magyaren selbst, und wenn das Ausland in der besagten Frage bereits früher schon auf richtiger Fährte anlangte, so trägt hieran nur die Heißblütigkeit schuld, mit der man in Ungarn den Streit unterhielt, und die durch eine mißverstandene Eintheilung stets neue Nahrung empfing. Im Allgemeinen theilten sich die Streiter in zwei Hauptparteien, in Hunnophilen und Finnophilen, welch letztere im Lande selbst von jeher nur höchst sporadisch vorkamen, dagegen im Auslande die Mehrzahl bilden. An der Spitze der Partei steht der vielfach geschmähte Schloezer, der in seiner Uebersetzung des ältesten slavischen Chronisten Nestor*) auf den

*) Nestor, Russische Annalen, in ihrer slavonischen Grundsprache verglichen, übersetzt und erklärt von L. A. Schloezer. 5 Theile. Göttingen 1802—1809.

11. Jahrhundert die finnische Verwandtschaft der Magyaren behauptete. Ihm folgten in Deutschland die meisten Historiker, so namentlich Müller (Der ugrische Volksstamm, Berlin 1837), Neumann (Die Völker des südlichen Rußlands, Leipzig 1847). Klaproth, Schaffarick u. A., während er in Ungarn nur Feinde und Anfechter fand und man bis heute auf ihn nur übel zu sprechen ist. Vereinzelt steht da der treffliche Pray und Gyarmathi, der eine als Historiker, der andere als Grammatiker, welche Beide ohne nationale Vorurtheile der Wahrheit die Ehre gaben. Denn so steht die Sache: man schämt sich der Verwandtschaft mit den rothhaarigen Finnen und den Wogulen von kalmukischer Gesichtsbildung. Selbst ein so eminenter Geschichtsforscher wie M. Horváth bringt diese Gründe gegen die finnische Stammverwandtschaft vor und sucht mit Aufwand vieler Gelehrsamkeit den finnischen Ursprung zu retten. Vergeblich! Die Wissenschaft pflegt nicht die Schoßkinder kindischer Vorurtheile. Alle die süßen Träumereien einer romantischen Jugend zerstieben wie Seifenblasen vor dem rauhen Sturme wissenschaftlicher Untersuchung. Wer aber sollte nicht schon dadurch schlimmen Verdacht hegen, wenn er sah, daß man auf dem ganzen Erdenrunde herumspähte, um würdige Ahnen zu finden. Da hörten wir den hochbewunderten, von Belesenheit strotzenden Stephan Horváth, wie er seinen gläubigen Anhängern verkündete, im Lande der Pharaonen, unter dem Schatten der Pyramiden habe die Wiege der Magyaren gestanden. Georg Fejér führte doch nach Persien, in das Land der Parther, und beweist, nur hier hätte man die Heimat seines Volkes zu suchen; aber nein! ein Nachtreter St. Horváth's beschreibt uns ganz ernsthaft das glückliche Arkadien als Ursitz der Magyaren, oder wir werden gezwungen, selbst an die Verwandtschaft des auserwählten Volkes mit dem Volke der Magyaren zu glauben, und in einer Sitzung der ungarischen Akademie vom Jahre 1862 wurde von demselben phantasiereichen Mitgliede direkt ausgesprochen: Abraham sei ein Vollblut-Magyare gewesen. Das Lächeln, womit die Gelehrten-Gesellschaft diese Phantastereien ihres Mitgliedes aufnahm, dient uns als Fingerzeig, wie ernste Männer in Ungarn selbst über derartige Ausschreitungen denken, und giebt damit die beste Hoffnung, daß die Anhänger der Groß-Ahnen-Theorie immer geringer werden. Ausgestorben ist die Partei freilich bis heute nicht, von Zeit zu Zeit giebt sie noch ein verstecktes Lebenszeichen, wie z. B. das akademische Mitglied J. v. Podhradezky in seinem werthlosen Kommentar über den anonymen Notar des Königs Bela, oder Herr v. Bartal, der mit Leib und Seele auf die skytisch-parthisch-finnische Verwandtschaft schwört.

Die größten Feinde finden diese Groß-Ahnen-Süchtigen aber an den Philologen der neueren Schule. Die vergleichende Sprachwissenschaft hat den ganzen Bau zertrümmert; es fängt an Licht zu werden. Welchen Kampf diese Wissenschaft hier zu Lande durchzufechten hat, beweist schon der Umstand, daß es der alten Schule noch gelungen ist, sogar die Redaktion des im Erscheinen begriffenen großen ungarischen Wörterbuches unter ihrem Einflusse zu behalten. Aber gerade hier wurde ihr scheinbarer Sieg zur gänzlichen Niederlage. Die allgemeine Verurtheilung, welche die ersten Hefte erfuhren, bewogen die Verfasser des Wörterbuches zur flehentlichen Bitte, man möge sie doch allerseits unterstützen, und sie traten ziemlich niedergeschlagen den Rückzug an. Als Führer der neueren Sprachwissenschaft in Ungarn aber glänzt Paul Hunfalvy, der im Vereine mit Fabian, Riedl, Budenz u. A. am Aufbau einer vergleichenden Grammatik der altaischen Sprachen rüstig fortarbeitet. Hunfalvy nun ist es, der vor Kurzem auch die vielfach ventilirte Abstammungsfrage wieder auffaßte, und die Resultate seiner Forschung sind es, die wir nachstehend den geehrten Lesern in Kürze mittheilen wollen.

Hunfalvy's Arbeit befindet sich im 61. Hefte der trefflich redigirten „Pest-Ofner Revue"*) und führt den Titel: „A magyarok eredete", d. i. Ursprung der Magyaren. Die „Einleitung" führt aus, daß die Herkunft eines Volkes nur durch zweierlei Hilfsmittel zu erforschen ist: durch Erforschung und Vergleichung der verwandten Sprachen und auf historischem Wege durch die Betrachtung und Würdigung der historischen Zeugnisse, zu denen in gewissem Sinne und angemessener Beschränkung auch Traditionen und Volkssagen gerechnet werden dürfen. Die sprachlichen Beweise sind den historischen an Werth überlegen, denn sie reichen bis auf eine Zeit zurück, wohin des Historikers Fackellicht nicht mehr zu dringen vermag. Auch sind sie unabhängig von willkürlicher Beeinflussung und Verfälschung. Aus diesem Grunde sucht der Verfasser auch zuerst den Ursprung der Magyaren auf dem Wege wissenschaftlicher Sprachvergleichung zu erforschen und wendet sich erst dann in zweiter Linie an die historischen Beweise. Seine erste Frage lautet: Was bezeugen die Sprachen vom Ursprunge der Magyaren?

Eine geringe Kenntniß des magyarischen Idioms ist hinreichend zur Erkenntniß, daß wir es hier mit einer von den übrigen gebildeten Sprachen Westeuropas weit abweichenden Kultursprache zu thun haben, und es war nur einer kindischen Wortspielerei möglich, zwischen den übrigen europäischen Sprachen und der magyarischen Aehnlichkeit zu entdecken. Nur St. Horváth's fruchtbare Phantasie konnte die Sachsen zu Stammverwandten der Magyaren machen. Die magyarische Sprache gehört nämlich nach den evidenten Beweisen der neueren Sprachwissenschaft der altaischen (oder turanischen) Sprachfamilie an. Diese zahlreiche, geographisch weit verbreitete Sprachfamilie begreift nach M. Müller nicht allein die sogenannten finnisch-türkischen und mongolischen Dialekte in sich, sondern es gehören dazu auch die noch vielfach unerforschten, fast unzähligen Einzeldialekte der malayisch-australischen Inselwelt. Für unsern Gegenstand kommen jedoch nur drei Sprachzweige dieser Familie zur Betrachtung: die finnische, ugorische und türkische Sprachgruppe. Zur ersteren zählt man neben dem eigentlich Finnischen (dem Suomi) noch das Lappische, Estnische und Livländische; zur ugorischen Gruppe gehört die Sprache der Wotjaken, Mordvinen, Magyaren, Wogulen und Ostjaken. Der türkische Sprachzweig zerfällt in den türkischen (osmanischen), tschuwaschischen, jakutischen, kojbatischen und karagastischen Dialekt. Die eingehende Untersuchung dieser Sprachgruppen ergiebt als gesichertes Resultat, daß diese Sprachen sowohl in Bezug auf Wortbildung, als hinsichtlich des grammatischen Baues, untereinander eben so, ähnlich sind, als sie andrerseits sich von der arischen und semitischen Sprachfamilie wesentlich unterscheiden. Der Verfasser weist diese Aehnlichkeit nach am Zahlworte, an den Benennungen der Theile des menschlichen Körpers, an den primitiven Thätigkeitsnamen (Verba), den Namen von natürlichen Dingen (Elemente, Himmelskörper, Lufterscheinungen, Metalle, Feld- und Gartenfrüchte u. s. w.), an den Geschlechts- und Verwandtschafts-Namen, den Benennungen der Beschäftigungen und endlich an dem ähnlichen Ausdrucke der Religionsbegriffe.**) Am Schlusse dieser

*) „Budapesti Szemle. Szerkeszti és kiadja Csengesi Antal." Pest, G. Emich. Jährlich 10 Hefte.

**) Bei dieser Gelegenheit weist er auch entschieden die arische Abstammung des Wortes „isten" (Gott) zurück und erweist dessen altaische Verwandtschaft.

Untersuchungen, auf deren Einzelheiten wir uns nicht einlassen dürfen, folgt eine lehrreiche Darstellung des grammatischen Baues der finnisch-ugorisch-türkischen Schwestersprachen. Alle drei sind gekennzeichnet durch den Mangel eines grammatischen Geschlechts, durch die Beachtung der Vokalharmonie und durch die Suffigirung oder Agglutinirung, gemäß welcher selbständige Wurzeln zu einander treten, um so ein neues Wort zu bilden oder von neuer Beziehung anzuzeigen, während dieser Akt in den arischen und semitischen Sprachen durch innere Lautveränderung (Ablaut) oder durch Beugung (Ableitung, Flexion) geschieht. Dieses Grundgesetz scheidet durchgehends die altaische Sprachfamilie von den andern Sprachstämmen ab.

Tritt man nun der altaischen Sprachfamilie näher, so scheidet sie sich, wie schon bemerkt, gleich den übrigen Familien in einzelne Sprachzweige, von denen für uns die finnisch-ugorisch-türkischen Sprachgruppen die wichtigsten sind. Obwohl nun diese Gruppen oder Zweige zu einer Familie gehören, so stehen sie doch unter einander in näherer oder entfernterer Verwandtschaft, und zwar hat die Untersuchung ergeben, daß der ugorische Sprachzweig dem finnischen näher steht als dem türkischen. Auf demselben Wege gelangt man aber auch zu der Einsicht, daß die magyarische Sprache viel nähere Beziehungen zu dem ugorischen Zweige hat, als zum finnischen, also eigentlich keine finnische, sondern eine ugorische (oder ugrische) Sprache ist, und zwar schließt sie sich innerhalb dieser Gruppe am nächsten an die Sprache der Wogulen an. Trotzdem enthält die magyarische Sprache zahlreiche Wort- und Sprachformen, durch welche sie der türkischen Gruppe näher tritt, und es folgt schon hieraus, ohne die Nothwendigkeit anderweitiger Beweise, daß sie auch mit dieser Gruppe später in längerer Verbindung gestanden.

Für unsern ethnographischen Zweck folgert nun der Verfasser aus diesen sprachwissenschaftlichen Thatsachen: die altaische Sprachverwandtschaft läßt sich nicht anders erklären, als durch Gemeinsamkeit und Nachbarschaft der Niederlassungen und durch natürliche Vermischung der einzelnen Sprachglieder. Nur aus gemeinschaftlichen Sätzen konnten die gleichen Zahlworte und alle jene Namen und Verba entstehen, deren unverkennbare Verwandtschaft nachgewiesen wurde. Ja, es leuchtet ein, daß dieses Beisammensein um so länger gedauert haben muß, je stärker die Unterschiede sind, welche die altaische Sprachfamilie von den arischen und semitischen Sprachfamilien trennen. Wo dieser erste gemeinschaftliche Wohnsitz gewesen, läßt sich freilich nicht genau geographisch bestimmen, wahrscheinlich am Altai. Dem anfänglichen Beisammenwohnen folgte darauf eine Trennung derart, daß die Träger der finnisch-ugrisch-türkischen Sprachzweige sich gen Westen wandten. Die ursprüngliche Gemeinschaft löste sich in einzelne Stämme, die neuerdings wieder lange Zeit benachbart lebten, während dessen sich der besondere Charakter der einzelnen Sprachzweige vollständig entwickelte. Am ersten löste sich der türkische Zweig ab, ihm folgte der ugorische, dann der finnische. Die vergleichende Sprachforschung giebt uns nun die Gewißheit, daß die magyarische Sprache nach der ersten Trennung mit dem ugorischen Sprachzweige in enger Verbindung lebte, und zwar, daß sie hier als nächste Verwandten die Sprache der Wogulen hatte, woraus folgt: die Vorfahren der heutigen Magyaren müssen vor dem Beginne ihrer Geschichte mit dem ugrischen Volke der Wogulen in enger (nicht blos räumlicher, sondern auch leiblicher) Verbindung gestanden haben. Die Zeit und Thatsächlichkeit dieser Verbindung fällt zum Theil außerhalb des Kreises historischer Erkenntniß, ist aber nichtsdestoweniger richtig; denn das ist ja eben der Vortheil sprachwissenschaftlicher Untersuchungen, daß sie uns mit Sicherheit bis in die vorgeschichtliche Zeit zurückführen.

Italien.

Präsident von Kirchmann: Erinnerungen aus Italien.*)

Diese Erinnerungen knüpfen sich an eine sechswöchentliche Reise, welche der Verfasser im Sommer dieses Jahres durch einige Hauptstädte Italiens, Rom und Neapel einbegriffen, geführt hat; Eindrücke meist persönlicher Art, frischweg gesammelt und mit munterer Wanderlaune erzählt; ein Buch, das ganz und gar nicht nach einem „trockenen" Juristen aussieht. Es sind lauter Erlebnisse, bunt, wie sie das Kaleidoskop Italiens nur bei so schneller Fahrt entrollen kann: hier eine Audienz bei Pio Nono, da ein Besuch bei Garibaldi (auf Ischia, mit so viel Besuchern aus Neapel, daß der arme General nichts thun konnte, als immerfort seinen Namen schreiben), der Vesuv und Pompeji, das Peter-Paulsfest und Albano, das Alles an dem Faden einer kleinen, wenn nicht selbst erlebten, so doch selbst erfundenen Novelle angereiht, zwischen einer schönen Schifferstochter aus Capri und einem nicht minder schönen jungen Polen, und am Schlusse eine richtige Heirat: das sind die „hesperischen Blätter", die uns dies Bändchen bringt. Es ist recht ein Buch für den „general reader", wie sie es in England nennen; und wer da ein Stündchen unsers nordischen Winters in blaue Luft und Sonnenschein übersetzen will, dem mögen diese Erinnerungen bestens empfohlen sein. Er wird nicht erwarten, viel Neues über ein Land zu erfahren, über das er schon so viel gelesen hat. Ihn (den geneigten Leser der „Erinnerungen") werden wir auch nicht erst zu bedeuten haben, daß sich Land und Leute in sechs Wochen nicht grade erschöpfend studiren lassen, denn der Leser ist natürlich selbst „gereist" und weiß, was es auf sich hat. Und grade mit Italien ist es eine eigne Sache. Leute, die lange dort gewesen sind, meinen, daß nirgends der erste Eindruck des Volkslebens, der Gesellschaft, der politischen, kirchlichen, literarischen, kurz überhaupt der geistigen Bewegung mehr täusche als in Italien. Sie behaupten, daß das Italien der Gegenwart, bei uns noch immer verschrieen seit den Tagen des seligen Sebaldus Nothanker, in seinem Werthe und seiner Tüchtigkeit erst recht erkannt werde, wenn man länger im Lande bleibe. Doch das sind Dinge, die sich von selbst verstehen, und Ansprüche, die ein Verständiger an das Wanderbuch eines Eisenbahn- und Dampfschiffreisenden nicht machen wird.

Er wird sich auch nicht wundern, wenn die Urtheile dieses Buchs hin und wieder bedeutend von dem abweichen, was man wohl sonst liest, z. B. über Rom. Herr von Kirchmann nennt den Eintritt in Rom die größte von den Enttäuschungen, die der Deutsche in Italien erfährt. Er sah bei der Einfahrt nichts als eine moderne Stadt zweiten Ranges, und er hat diesen fatalen Eindruck während der ganzen Dauer seines Aufenthalts augenscheinlich nicht wieder los werden können. Nun ist Rom eine Stadt, die man in acht Tagen allenfalls, Gott weiß es freilich mit was für Noth! „sehen" kann. Aber sehen und genießen ist zweierlei, und der Zwischenraum ist in Rom größer als irgendwo sonst. Es giebt ja Städte genug, denen ein Vielgereister gleich

*) Berlin, bei Julius Springer, 1865. 218 S.

vom Bahnhofe aus aufs Schärfste ansieht oder doch anzusehen meint, weß Geistes Kind sie sind. Dazu gehört Rom eben nicht, denn sein Genius loci sitzt nicht auf dem Bahnhofe, ist auch etwas spröde gegen Gäste, die nach der Ankunft schon wieder an die Abreise denken. Es ist im Ganzen ein langsamer Genius; die Jahrtausende lasten auf seinen Flügeln und machen ihn gleichgültig gegen die Ungeduld und die Schnellseitigkeit unsrer eiligen Gegenwart. Aber er ist weder modern noch zweiten Ranges, sondern sehr antik, sehr klassisch, sehr first rate, und bei näherer d. h. längerer Bekanntschaft mit einem so eigenthümlichen Charakter begabt, daß man ihm keinen seiner Mitgenien an die Seite stellen kann.

Wir würden diese Lanze für Roms alten Adel nicht brechen, wenn unser Tourist sich darauf beschränkt hätte, seine achttägigen römischen Reminiscenzen, modern und zweiten Ranges wie sie sind mitzutheilen. Aber er lacht die aus, die länger dort zu thun haben, und das darf ihm nicht ungestraft hingehen. Es handelt sich hier um sein Kapitel von den deutschen Künstlern in Rom. Sollte die nichts weniger als schmeichelhafte Schilderung, zu der sich Herr v. Kirchmann gedrungen gefühlt hat, nach Rom zu unseren Landsleuten in die Fontana Trevi gelangen, so wird es einen heitern Abend geben, und ich stehe dem Herrn Präsidenten nicht dafür ein, daß muntere Gesellen Scheu tragen werden, das große Karikaturen-Album der deutschen Künstlerschaft auf seine Kosten zu bereichern. Sollte es erlaubt sein, über zahlreiche Männer zu urtheilen, ihre Lebensweise, ihr künstlerisches Vermögen, die Beweggründe, die sie an Rom fesseln, zu kritisiren, wenn man ein paar Tage in Rom war, und das zu einer Zeit, wo die meisten deutschen Künstler außerhalb Roms waren? Oder läuft nicht eine Darstellung, die sich auf so handgreiflich ungenügende Quellen stützt, trotz aller scharfsinnigen Bemerkungen, die sich dem geübten Auge des Schnellreisenden darbieten, Gefahr, das große Publikum vollständig irre zu führen? Wie übertrieben die Schattenseiten sind, die Herr v. Kirchmann dem deutschen Künstlerleben in Rom beimißt, geht am klarsten daraus hervor, daß von Jahr zu Jahr, trotz des beklagenswerthen Mangels an thatkräftiger Förderung aus dem Vaterlande, den deutschen Kunstwerkstätten in Rom Werke entsprießen, die dem deutschen Namen Ehre machen. Und das ist denn auch der Beweis zugleich, daß es mit dem Leben in Rom für Künstler doch etwas mehr auf sich hat, als es Herrn v. Kirchmann auf den ersten Blick scheinen mochte. Wer dies Etwas recht faßlich vor Augen haben will, der kann es z. B., um nicht an Größere und Aeltere zu erinnern, gar reizend beschrieben finden in dem ersten Bande der Mendelssohn'schen Briefe. Ich kann es nicht unterlassen, ein paar Zeilen anzuführen. Indem sie diese Bemerkungen schließen, mögen sie Zeugniß ablegen für Rom und für die deutschen Künstler in Rom gegen das hastige Urtheil des modernen Touristenthums.

„Den verlangten Bericht," schreibt Felix an Professor Zelter, als er schon mehr als einen Monat in Rom gelebt hatte, „von hier anzufangen, wird mir ein wenig schwer. Der Eindruck des ganzen Rom ist so ernsthaft, so durch und durch ins Innere dringend und so heiter erhebend, wie man sich das Leben des Alterthums vorstellen möchte; andere Trümmer sind niederschlagend und melancholisch, die Ruinen hier sind die festesten Denkmäler einer reichen Vergangenheit, und wenn mich anderswo Alles an die Zerstörung und den Untergang erinnerte, so freue ich mich hier der ewig bleibenden Größe und Allgewalt. So steht das Kolosseum und die Basilika des Konstantin da, und jeder Mensch, der sieht, wie Alles das auch von Menschen gemacht ist, muß sich erhoben fühlen. Ich verdanke dem, was nicht die eigentliche Musik ist: den Ruinen, den Bildern, der Heiterkeit der Natur, am meisten Musik."

Sollte das nicht den Malern und Bildnern auch passiren?

Und die Campagna, die Herr v. Kirchmann die berüchtigte Campagna nennt! Felix Mendelssohn, der kein Enthusiast war und kein gedankenloser Bewunderer, selbst nicht von Rom, schreibt von der Campagna:

„Neulich war ich auf Ponte Nomentano. Das ist eine einsame verfallene Brücke in der weitlinigen, grünen Campagna. Manche Ruinen aus den Römerzeiten, manche Wartthürme aus dem Mittelalter stehen da auf den langen Wiesenreihen umher. Am Horizont erheben sich dann alle die Berge, jetzt theils mit glänzendem Schnee bedeckt, von den Wolkenschatten in ihrer Farbe und Gestalt phantastisch verändert, und die himmlisch luftige Erscheinung des Albanergebirges, das wie ein Chamäleon sich während des Blickes verwandelt, — wo man auf Meilenweite die kleinen weißen Kapellchen auf dem dunkelschwarzen Berggrunde schimmern sieht, bis zum Passionistenkloster auf dem Gipfel; und wo man verfolgen kann, wie dort der Weg durch Gebüsch sich windet, dort der Berg zum Albaner-See abfällt, dort eine Eremitenwohnung aus den Bäumen hervorguckt; — es ist so weit wie Potsdam von Berlin, sage ich als guter Berliner, aber es ist wie ein sehr liebliches Traumbild, sage ich im Ernst. Da steckt die Musik darin, da tönt's und klingt's von allen Seiten . . . ."

Ja wohl, da steckt Musik darin!

P. D. Fischer.

Nord-Amerika.

Der freie Mensch und die freie Arbeit in den Vereinigten Staaten.

Die Arbeit, welche der gegenwärtige Krieg innerhalb der amerikanischen Union erfordert, ist nicht blos eine Arbeit auf dem Schlachtfelde, denn dieser Krieg bedeutet eine innere Entwickelung im Geiste der Menschheit: der Gedanke der Inferiorität der afrikanischen Race soll ausgetilgt werden, und ihn theilen nicht allein die Junker der Südstaaten und ihre Anhänger in England und Frankreich, sondern selbst viele Naturforscher. Der welthistorische Kampf in der Union hat deshalb unter den Heeren auch die Kämpfer auf dem Gebiete der Geistesfreiheit ins Feld gerufen; eine ernsthafte Literatur, deren Sichtung einer späteren Generation anheim fällt, hat die einschlägigen staatlichen, wirthschaftlichen und anderen Fragen nach allen Seiten hin beleuchtet und ist fortwährend mit deren Aufstellung beschäftigt. Eine der gewichtigsten betrifft die Sklavenarbeit und die Gegenstände der Produktion, welche ihr unterliegen, namentlich die der Baumwolle.

Wir glauben deshalb dem Verlangen der Leser dieser Blätter zu entsprechen, wenn wir sie auf die neueste Schrift des ehemaligen Kanzlers der Universität in Michigan, Herrn Henry P. Tappan aufmerksam machen, welche für die wissenschaftlichen und staatsrechtlichen Grundlagen zur Beurtheilung der ganzen Sachlage ein reiches und theilweise ganz neues Material bietet. Henry Tappan ist unter seinen Landsleuten besonders durch sein umfassendes philosophisches Werk „On the Will" bekannt geworden, über welches in der philosophischen Gesellschaft in Berlin von mir ausführliche Mittheilung gemacht ist und wovon sich ein Auszug

in deren Zeitschrift: „Der Gedanke" befindet. (Jahrg. 1864, Hft. 3. und 4.)

Aus Tappan's neuester Schrift wird es zur ferneren Kenntnißnahme genügen, den hier folgenden Eingang mitzutheilen.

F. A. Märcker.

* * *

Der furchtbare Kampf, welcher jetzt in Amerika gekämpft wird, ist ein Kampf zwischen freier Arbeit und Sklaven-Arbeit, oder um bestimmter zu sprechen: ein Kampf zwischen den Prinzipien, welche einander gegenüber diese Formen der Arbeit beherrschen.

Die Arbeit ist überall frei, wo der Arbeiter über seine persönliche Kraft und über sein Geschick zur Arbeit frei gebietet und sie frei für sein eigenes Kapital in irgend welcher Art der Thätigkeit verwendet, oder, wenn er selbst kein Kapital besitzt, dieselben gegen Lohn an einen Andern verdingt, der Kapital besitzt, aber nicht arbeiten mag oder dessen Kapital den Umfang seiner eigenen Arbeitskraft überragt, sobald dieses ohne Beihülfe bleibt.

Die Arbeit ist unfrei, wo der Arbeiter weder Kapital besitzt, noch über seine persönliche Kraft und sein Geschick zur Arbeit frei verfügt, sondern wo er selbst ein Theil des Kapitals als Eigenthum eines Andern ist. Hier verschwindet der Unterschied zwischen Arbeit und Kapital, insofern man nicht etwa den Aufseher der Sklaven als Arbeiter betrachtet, gerade wie die Viehtreiber und die Lenker von Maschinen Arbeiter sind.

Das Prinzip, welches die freie Arbeit lenkt, ist nichts Geringeres als das Prinzip der Menschenrechte, das Prinzip, wonach alle menschlichen Wesen gewisse unveräußerliche Rechte besitzen, wie: Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit, und zwar so, daß die persönliche Freiheit das Grundrecht ist, welches dem Leben seine gerechte Sicherheit und seinen Werth giebt und welches allein das Streben nach Glückseligkeit möglich macht.

Das Prinzip, welches die Sklavenarbeit lenkt, ist das der absoluten Gewalt, das Prinzip, welches am letzten Ende die Bedingungen und Beziehungen menschlicher Wesen so bestimmt, daß Gewalt Recht giebt, ein Grundsatz, wonach Wenige Alles besitzen und Viele beherrschen, welcher Grundsatz in seinen letzten Folgesätzen zur Autokratie wird, so daß Einer Alles besitzt und Alle beherrscht.

Die Fundamental-Prinzipien, welche sich in Amerika entgegenstehen, sind demnach Demokratie und Autokratie.

Der Kampf zwischen diesen Prinzipien hat von jeher den großen politischen und socialen Kampf in der Welt ausgemacht. Absolute Autokratie und reine Demokratie sind selten als die Folgen dieses Kampfes in der Welt erschienen. In dem Verlauf desselben hat sich ein constantes Fortschreiten der letzteren gegen die erstere gezeigt, und dieses hat zu gewissen Kompromissen und Vereinigungen geführt. Unter diesen erscheint als die wohlthätigste die konstitionelle Monarchie, in welcher die Menschenrechte anerkannt sind und wo die Autokratie eine erbliche Form annimmt unter der Beschränkung durch die wachsamen Vertreter des Volks.

In Amerika war eine Demokratie entstanden, welche auf den breitesten Grundlagen ruht, die jemals die Geschichte gesehen hat. Eine neue Welt, durchaus unbehindert durch die Vorgänge vergangener Jahrhunderte und frei von den feudalen Unzulänglichkeiten, die andere Völker gleich erblichen Krankheiten überkommen haben, konnte leicht und angemessen zum Felde eines Versuchs gemacht werden, bei dem die ganze Menschheit betheiligt ist.

Bevor ein Jahrhundert verstrichen war, ist dieser Versuch, während er in erfolgreicher Weise die Möglichkeit der Demokratie ans Licht stellte, Eigenthum, Reichthum und Glück unter Viele zu theilen und Bildung unter den Millionen des Volkes zu verbreiten, plötzlich durch einen Aufruhr von den furchtbarsten Dimensionen und der mit gleichem Geschick und Muth geleitet wird, unterbrochen worden.

Dieses Ereigniß findet seine Erklärung, wenn wir uns die Thatsache vor Augen stellen, daß die sogenannte reine Demokratie in Amerika in der That ein Versuch war, die reine Demokratie eines Theiles des Landes mit dem absolutesten Despotismus in dem anderen Theile zu vereinigen. Jeder Sklavenhalter ist auf seinem eigenen Grunde ein Autokrat; er gebietet zugleich über Kapital und Arbeit; sein Wille ist ungestrittenes Gesetz und eine unwiderstehliche Macht. So wurde das Prinzip der Autokratie im Süden zur Reife gebracht, während im Norden das der Demokratie unbehindert war, wie das Licht und der Hauch des Himmels.

Daher war die Demokratie in Amerika nicht solch ein Kompromiß und eine Versöhnung der sich entgegenstehenden Prinzipien, wie wir sie in der konstitutionellen Monarchie wahrnehmen, wo die Autokratie sich mit den Formen und dem Glanze der Macht begnügt, sondern es war eine wirkliche aktive Autokratie, welche mit einer wirklichen aktiven Demokratie in demselben Hause lebte. Die sich entgegenstehenden Prinzipien, und zwar in ihrer intensivsten Erscheinung, wie sie sich in der absoluten Sklavenarbeit und in der absolut freien Arbeit darstellten und ihre Rechte und Freiheiten in ganz bestimmten Abtheilungen auseinanderhielten, traten in dieselbe Nationalität ein. Obgleich die Sklaverei in Griechenland und Rom Prinzipien und Neigungen zur Reife brachte, welche den Weg für den Despotismus bereitete, der an die Stelle der Republiken trat, so war sie doch dort eine allgemeine Einrichtung, durch welche nicht ein Streit der Meinungen genährt wurde. In Amerika jedoch war die Sklaverei eine Ausnahme und eine begränzte Einrichtung und stand immer im Gegensatz zur freien Arbeit. Während diese auf der einen Seite hoffte, daß ihr edler und milder Einfluß allmählich auf friedlichem Wege die andere vertilgen würde, war ihr Widersacher entschlossen, zu leben, sich auszubreiten und zu herrschen. Als die Sklavenarbeit sich in der Union nicht weiter ausbreiten und in ihr herrschen konnte, trennte sie sich, um ein eignes Reich zu gründen. So brachen die beiden feindlichen Prinzipien in offenem Kriege gegen einander los; die eine Kraft zerriß die Union, die andere strebt, sie zu erhalten. Auf wessen Seite steht in diesem Kampf das Recht? Wer wird die Oberhand behalten? Unter welchen Bedingungen kann eine Wiederherstellung der Union von Dauer sein?

Mir sind in Europa Viele begegnet, welche die Auflösung der amerikanischen Union sicher verkündeten; besonders sind es Engländer, welche sich dieser Prophezeiung hingeben; sie sprechen scherzhafter Weise von den aufgelösten Staaten. Diese ihre Prophezeiung wird in der Regel von zwei Bemerkungen begleitet, die darauf abzielen, zur Resignation aufzufordern oder gar Trost zuzusprechen: erstens daß es unverständig ist zu hoffen, in Amerika die Einheit eines ungeheuern Territoriums zu erhalten, während man es in Europa unausführbar gefunden habe, und daß die Vertheilung der Vereinigten Staaten unter verschiedenen Nationalitäten gegen den allgemeinen Lauf der Geschichte sprechen würde; zweitens aber, daß eine so gewaltige Macht, wie sie die dauernde Vereinigung dieser Staaten zu Einer Nationalität erzeugen müsse, die Sicherheit der anderen Staaten gefährden würde, oder, um uns einer technischen Phrase zu bedienen, sie würde das Gleichgewicht der Macht verrücken.

Meine Antwort hierauf war wahrscheinlich derjenigen gleich,

welche viele meiner Landsleute bei ähnlichen Diskussionen gegeben haben. Die Prophezeiung selbst habe ich der Widerlegung nicht der Mühe werth gehalten, sondern habe gewöhnlich denen, welche sie aussprachen, die Genugthuung gelassen, sich daran zu erfreuen, da ich ja weiß, daß man alle Vorhersagungen dem Reich der Zukunft überlassen muß. Weil aber die beiden begleitenden Bemerkungen einige Fundamental-Fragen in sich schließen und den Hintergrund haben, daß wir zu ihrer Ausführung mitwirken sollten, indem wir mit gutem Anstande das aufgeben, wovon man ausspricht, daß es eben so angemessen als unvermeidlich sei, so fand ich mich natürlich in eine Diskussion hineingezogen.

Bei einer solchen Gelegenheit ersuchte ich meinen Gegner, auf der Karte eine angemessene Theilungslinie unsers Territoriums zu ziehen, und ich bat ihn, die Flüsse oder die Gebirgszüge zu bezeichnen, die eine natürliche Scheidung zwischen den nördlichen und den südlichen Staaten bilden. Da es eine solche natürliche Scheidung nicht giebt, so konnte er nur die Wahl zwischen zwei Auskunftsmitteln bieten, nämlich den Süden sich selbst zu überlassen, so wie er es fordert, oder den Versuch zu machen, durch Unterhandlungen eine imaginäre Theilungslinie zu bestimmen.

Die Einwürfe gegen das erste Auskunftsmittel sind mannigfach. Indem der Süden verlangte, daß man ihn sich selbst überließe, forderte er für sich den ganzen Theil unsres Landes, wo die Sklaverei bestand, also mit Einschluß des Distrikts von Columbia mit der Hauptstadt der Nation. Ebenso schließt diese Forderung den Mississipi und die ungeheuern Territorien auf seiner Westseite in sich. Mehr als die Hälfte des nationalen Gebietes mit den Festungen und öffentlichen Vorräthen, welche es in sich schließt, mit Inbegriff der ungeheuern Linie der Seeküste, die sich von den Vorgebirgen von Delaware südwärts erstreckt und den Golf von Mexiko in sich schließt, wurde so gefordert, um eine gewaltige auswärtige Macht zu bilden mit einer imaginären Gränzlinie von nicht weniger als fünfzehnhundert Meilen.

Henry P. Tappan.

Japan.

Rudolf Lindau's Japan-Fahrt.*)

Zur Geschichte Japans und seiner Verfassung.

„Eine Reise um Japan" hat unser Landsmann, Herr R. Lindau in Paris, ein Mitarbeiter des „Magazin", das Werk in französischer Sprache genannt, in welchem er die Reihe von Artikeln über Japan, die er vor einiger Zeit in der Revue des deux Mondes veröffentlichte, zu einem Ganzen zusammengefaßt hat. Auf diese gründliche Studie ist in dem „Magazin" bereits vorläufig aufmerksam gemacht worden. Nun uns das Werk vorliegt, müssen wir es als das Beste bezeichnen, was wir über japanische Verhältnisse gelesen haben. Möge man sich durch den Titel nicht verführen lassen zu glauben, daß Herr Lindau Japan nur im Vorüberseglen und aus der Ferne kennen gelernt und matte Beobachtungen mit französischer Phantasie zu oberflächlicher Lektüre zusammengetragen habe. Ein zweijähriger Aufenthalt in Japan, verbunden mit mehreren Reisen in das Innere dieses Landes, befähigte unseren Landsmann, tief in den Charakter des Inselvolkes zu blicken, die seltsamen Ereignisse, welche seit kaum einem Jahrzehend sich Japan zu dem Schauplatze eines wechselvollen, nicht selten blutigen Dramas erkoren, in ihrer geschichtlichen Entwickelung zu betrachten und daraus einen Schluß auf die Zukunft dieses interessanten Landes zu ziehen.

Allerdings gewinnt das Werk dadurch an Bedeutung, daß es uns rund um Japan herumführt und uns auch mit denjenigen Theilen der Inseln und ihrer Meere bekannt macht, welche bis jetzt von den Europäern wenig besucht werden konnten. Das Hauptinteresse concentrirt sich jedoch in den Beziehungen der Japanesen zu den Eindringlingen des Abendlandes. Wir kannten bisher meist nur die äußere Seite dieser Beziehungen; was sozusagen hinter den Coulissen vorging, welche Ränke unter der Oberfläche des täglichen Verkehrs gesponnen wurden, welche Aufregung sich des ganzen Landes und aller Gemüther, selbst bis in den kaiserlichen Palast zu Kioto hinein, sich bemächtigt hatte, welche Leidenschaften in den Parteien des Fortschritts und der Reaktion wirkten, wie sie hier zum politischen Morde, dort zum freiwilligen Opfertode für Ehre und Vaterland antrieben, und wie alle Ereignisse die Richtung zu einer sozialen wie politischen Revolution nehmen — darüber sind selbst die Europäer in Japan lange Zeit im Unklaren geblieben. Hier erhalten wir eine anziehende und klare Schilderung dieser feinen und doch gewaltig wirkenden Beziehungen. Zu ihrem Verständniß werden wir in die japanesische Geschichte der letzten Jahrhunderte zurückgeführt, mit welcher wir uns daher zunächst beschäftigen müssen.

Wir erblicken da ein Schauspiel, das in Asien seit Jahrtausenden aufgeführt zu werden pflegt. Die schwachen Träger einer heruntergekommenen Dynastie liegen im Kampfe mit ihren höchsten Beamten, denen die Verwaltung weitläufiger Provinzen anvertraut ist. Allmählich gewöhnt, in diesen Provinzen unumschränkt zu herrschen, betrachten sich diese Beamten (Daimionen) schließlich als die Herren ihrer Gebiete; sie machen sich unabsetzbar, ihre Würde erblich; sie sagen dem Kaiser (Mikado) geradezu den Gehorsam auf und nehmen nicht Anstand, unter sich Bündnisse gegen ihn zu schließen. Die Mikadonen sehen sich genöthigt, vertraute Männer, die Chiogune oder Taikune, gegen die rebellischen Unterthanen zu senden, um sie zum Gehorsam zurückzubringen. Mehrere Generationen hindurch währt der Kampf, und die Chiogune bewähren dabei lange Zeit eine schätzbare Treue. Allein endlich wird die Versuchung zu stark, und sie mißbrauchen die Vollmacht, mit welcher sie ausgestattet sind; sie fangen an, den Krieg gegen die Daimionen auf eigene Rechnung anstatt zu Gunsten ihres Herrn zu führen, und sie erringen auf diese Weise eine Macht, welche sich im Laufe der Zeit zur vollständigen Herrschaft des ganzen Landes ausgebildet hat. Der Knotenpunkt dieser politischen Umwälzung fällt in eine Zeit, wo auch Europa, und zwar von religiösen Kämpfen, erschüttert wurde.

Im Jahre 1598 gelangte Hieas zur Würde des Taikuns. Aus einem jungen Geschlechte stammend, Besitzer eines der kleinsten Fürstenthümer, jedoch als Verwalter von fünf anderen Provinzen zu ansehnlicher Macht emporgekommen, fand er bei den Daimionen entschlossenen Widerstand: nicht einmal als ihres Gleichen wollten sie ihn betrachten, vielweniger noch sich ihm unterordnen. Dreizehn Jahre führte Hieas den Krieg gegen diese aufsessigen Herren. Das Glück begünstigte ihn dabei; er verjagte mehrere von ihnen aus ihren Provinzen, und nur achtzehn der Daimionen, welche sich verbunden und eine beträchtliche Armee

*) Un voyage autour du Japon. Par Rodolphe Lindau. Paris, Hachette et Cie. 1864.

gegen ihn aufgebracht hatten, hemmten ihn in seinem Siegeslauf. Die Sonne seines Lebens neigte sich zum Untergange und er fürchtete sich mit Recht, in einer Schlacht den Preis einer langen und ruhmreichen Laufbahn aufs Spiel zu setzen. Uebrigens stark genug, um seinen Ehrgeiz zu überwinden, entschloß er sich, einige Konzessionen zu machen. Ohne daß sein Stolz darunter zu leiden hatte, ließ er die Verbündeten zu einer Unterredung einladen. Diese begrüßten seine Eröffnungen mit lebhafter Befriedigung und unterzeichneten jenen berühmten Vertrag, welcher noch heute den Namen der Gongensama-Gesetze führt. Der vollständige Text dieser Verfassung Japans ist noch nicht bekannt. Um sich aber einen Begriff von der Mannigfaltigkeit zu machen, welche in den Beziehungen zwischen dem Taikun und jedem der „großen Daimionen" herrscht, muß man wissen, daß Hieas mit jedem derselben besonders verhandelt hatte und daß daher die Verfassung Japans sich auf achtzehn besondere Verträge stützt.

Die Gongensama-Gesetze, welche das gespaltene und so lange beunruhigte Reich zum ersten Male wieder vereinigten, wurden dem Mikado zur Genehmigung vorgelegt, welcher sich in den einigen Willen seiner Vasallen fügen mußte. Diese Gesetze verminderten übrigens nicht seine äußere Majestät; sie ließen ihn in unbestrittenem Besitze seines Titels und verliehen ihm alle Ehren der königlichen Macht. In der That aber verlor der Mikado das Recht, irgend einen seiner Lehnsleute abzusetzen; doch behielt er die Befugniß, jedem Daimio die Investitur seines Lehns zu bewilligen, und kein Taikun konnte in Funktion treten, bevor er die Bestätigung seiner Vollmacht erhalten hatte. Ferner kam man darin überein, — und dies wurde später sehr verhängnißvoll — daß keine Reform, sofern sie eine Veränderung der Verfassung in sich schließt, ausführbar sei, bevor der Mikado sie sanktionirt haben würde.

Der Hof von Japan blieb in Kioto, die Regierung dagegen wurde nach Jedo verlegt, und der Taikun übernahm die Zügel derselben als Chef der Exekutivgewalt. Der Mikado wurde darin durch den vereinten Körper der achtzehn Daimionen vertreten. Diese waren, um der Macht des Taikuns ein Gegengewicht zu geben, gezwungen, in bestimmten Zeiten in der zweiten Hauptstadt des Reiches zu wohnen. Unterthanen des Mikado und nicht des Taikuns, hatten sie zwar Pflichten gegen diesen zu erfüllen, allein auch er war ihnen verantwortlich für alle Maßregeln, welche das öffentliche Interesse berührten. Vertreter des alten Adels, Pairs von Japan, unabhängig und souverain von Mikado's Gnaden, fuhren die Daimionen fort, in dem Taikun lediglich einen hohen Beamten des Reichs zu sehen; sie betrachteten ihn als einen Parvenü, welcher zeitweilig mit den Regierungsgeschäften betraut wird. Diese Anschauung, welche nicht wenig den Ideen unsres vaterländischen Adels gleicht und später in dem Verkehr zwischen Japan und den Fremden einen festen Knoten von Verwickelungen geschürzt hat, rechtfertigt sich allerdings zum Theil durch die Stellung, welche die Gongensama-Gesetze dem Taikun haben verleihen wollen.

Denn legitimer Herrscher ist der Mikado, der Taikun ist in der That nur einer seiner Großwürdenträger; er nimmt den Platz eines Major domus ein und ist mit der Verwaltung des Reiches betraut, ohne in irgend einer Weise legislative Macht zu haben. In der politischen Ständeordnung ist der Taikun nicht allein dem Mikado, sondern auch mehreren Großwürdenträgern untergeordnet, ja sogar den achtzehn „großen" Daimionen. Wenn die Taikune im Laufe der Jahrhunderte dennoch im ruhigen Besitze einer Macht geblieben sind, welche unvermeidlich Eifersucht und Haß zwischen ihnen und den Daimionen hervorrufen mußte, so muß man die Erklärung dieses seltsamen Umstandes in den Gesetzen suchen, durch welche Hieas, der Gründer der herrschenden Taikun-Dynastie seine Interessen mit denjenigen verschiedener japanesischer Fürsten verbunden hat; er machte diese Interessen solidarisch, indem er die Stellung und die Unabhängigkeit der Daimionen von der Stellung und der Unabhängigkeit des Taikuns abhängig machte. Die achtzehn „großen" Daimionen sind in der That, wie wir gesehen, Usurpatoren ihrer souverainen Stellung ebenso wie der Taikun.

Wurde die Macht des Taikuns von den Daimionen immer nur thatsächlich anerkannt, so wußte er sich dafür zu rächen; er demüthigte sie, indem er einen neuen Adel von nicht geringer Macht hervorrief. Die „kleinen" Daimionen, 344 an der Zahl, und 80,000 Hattomotonen oder Kapitäne, verdanken dem Taikun ihr Dasein. Als Vasallen sollten diese neuen Edlen ihm huldigen, ihm Tribut zahlen, sich einer militairischen Aushebung unterwerfen und in gewissen Fällen, wenn der Lehnsherr es verlangte, ihm ihre Lehne zurückgeben.

Fügen wir noch hinzu, daß der Taikun von einem Rath der Fünf umgeben ist, durch welchen die exekutive Gewalt repräsentirt wird, und daß in wichtigen Angelegenheiten die großen und kleinen Daimionen zu einer Versammlung einberufen werden, welche selbst Verfassungs-Veränderungen beschließen kann — so haben wir in allgemeinen Zügen ein Bild der Verfassung, wie Japan sie in den Gongensama-Gesetzen erhalten hat. Für unsern Zweck ist noch die bekannte Thatsache wichtig, daß nach diesen Gesetzen die Fremden unbedingt von Japan ausgeschlossen bleiben sollen.

Aus diesen Anführungen, so allgemein sie immerhin gehalten sind, werden wir zwei Schlüsse ziehen dürfen: einerseits nämlich daß die Gewalt des Taikuns, wenn sie sich auch im Laufe der Jahrhunderte thatsächlich zu einer fast unumschränkten Herrschaft ausgebildet hat, gesetzlich dennoch genau begränzt ist, und andrerseits, daß diese Gränzen von dem Taikun überschritten wurden, als er die Verträge mit den Amerikanern, Franzosen und Engländern schloß, ohne dazu die Autorisation des Mikado erhalten zu haben.

Wir werden nun sehen, welche Folgen diese Sachlage für die Entwickelung des dortigen Verfassungslebens gehabt hat und noch nach sich ziehen wird.

Die Ankunft der Fremden und der tragisch endende Kampf, welcher daraus zwischen dem damaligen freisinnigen Regenten Ikammono-Kami und dem aristokratisch-reaktionären Fürsten von Mito, sowie später zwischen dem fremdenfreundlichen Minister Ando und dem fanatischen Fremdenhasser Hori, dem Verwalter der auswärtigen Angelegenheiten, entsprungen war, hatten das Reich in zwei Parteien gespalten, bereit, sich den Krieg zu erklären. Die Nachricht von diesen Wirrnissen war natürlich auch in den kaiserlichen Palast zu Kioto gedrungen. Der regierende Mikado, den man als einen jungen, thatkräftigen Mann schildert, hatte mit dem lebhaftesten Interesse den Gang der Ereignisse verfolgt. Zum ersten Male vielleicht eröffnete sich dem legitimen Kaiser die Gelegenheit, in den vollen Besitz seiner Hoheitsrechte wieder einzutreten, die Macht und den Reichthum der Regierung von Jedo zu schmälern, die Beleidigung, von dort eine Pension annehmen zu müssen, zu rächen, den ganzen königlichen Einfluß wieder zu gewinnen und aufzuhören, ein Scheinkönig zu sein. Die mächtigste und populärste der beiden Parteien war diejenige Faktion, welche sich dem Taikun und seinen Reformen feindlich entgegenstellte. Es handelte sich also für den Mikado nur darum, sich an die Spitze

der reaktionären Bewegung zu stellen und in sich selbst das patriotische Prinzip zu personificiren, dessen Märtyrer Mito und Hori geworden wären. Geheime Agenten des Mikado begaben sich demnach zu den Daimionen, welche von der Volksstimme als dem Hofe von Jedo widerstrebend bezeichnet wurden. Diese Daimionen wurden aufgefordert, sich mit dem Kaiser zu verbinden, indem man sie darauf hinwies, wie eng ihre Interessen mit den seinigen verknüpft seien. Zugleich ließ man verschiedene Pamphlete umhergehen, in der zweifellosen Absicht, die Daimionen zum Kriege gegen den Taikun aufzustacheln.

Die Daimionen, von der unaufhörlich wachsenden Macht des Taikuns schon seit langer Zeit in Eifersucht und Mißtrauen gehalten, liehen den Worten der Agenten natürlich ein sehr geneigtes Ohr. Mehrere von ihnen verbanden sich und begaben sich in corpore nach Kioto, wo sie am 26. Mai 1862 ankamen. Sie brachten dort öffentlich eine Anklage gegen den Taikun an; sie beschuldigten ihn, als ein untreuer Diener des legitimen Herrschers die Gongensama-Gesetze verletzt zu haben, und baten den Mikado, die Sache zu untersuchen und den Schuldigen zu bestrafen. Der Mikado, der diese Klage erwartet hatte, sandte alsbald einen seiner Beamten nach Jedo. Dieser kommt am 12. Juni 1862 dort an, um ein Schreiben zu übergeben, in welchem der Taikun aufgefordert wird, sich umgehend nach Kioto zu begeben, um sich dort vor seinem Herrn über die gegen ihn angebrachte Beschuldigung zu rechtfertigen.

Der Taikun Minomoto-Jemetschi versucht zunächst eine Abänderung dieses Befehls herbeizuführen. Er beauftragt den Minister und Mitglied des Raths der Fünf, Kuse-Jamatono-Kami, eine hochmüthige Antwort nach Kioto zu überbringen; allein Jamatono bittet inständig, mit dieser Mission verschont zu werden, und er entleibt sich, als der Taikun dennoch auf seiner Anordnung besteht. An seiner Statt wird ein andrer Großwürdenträger, Sakkai-Wakassano-Kami zum Botschafter ernannt. Er reist sofort ab, allein kaum in Kioto angekommen, umringt von den treuen Dienern des Mikado, welche ihm seinen Gehorsam gegen den Taikun als einen Verrath an dem legitimen Herrscher vorwerfen, verläßt ihn der Muth. Nach einer kurzen Konferenz mit den Bevollmächtigten des Mikado, welche ihn zwingen, um Gnade zu bitten, weil er die Befehle des Taikuns befolgt, kehrt er nach Jedo zurück und öffnet sich den Leib, um von seiner Familie die Schande der sicher zu erwartenden Ungnade abzuwenden. Die Folge dieser beiden Selbstmorde ist ein neues Attentat auf das Leben des Ministers Ando, jenes Hauptes der liberalen Partei.

Jetzt erst begreift der Hof von Jedo, wie mächtig die Partei des Mikado geworden und daß der Augenblick, ihr offenen Widerstand zu leisten, vorübergegangen ist; ja, schon haben es mehrere Daimionen gewagt, schriftlich ausdrücklich zu erklären, daß sie ihre Residenz nicht mehr in Jedo nehmen würden; man bricht also auch auf jener Seite die Gongensama-Gesetze, um sich von der Macht und der Aufsicht des Taikuns zu befreien.

Angesichts einer so bedenklichen Lage sieht sich der Taikun zu umfassenden Konzessionen gezwungen. Er schickt einen neuen Gesandten, Masdairi-Hokino-Kami, einen höchst verschlagenen Mann, mit einer friedlichen Botschaft nach Kioto. Der Taikun erklärt sich bereit, den Befehlen des Kaisers nachzukommen; allein er fordert, daß diese Befehle ihm durch einen hohen Beamten, durch einen wirklichen Gesandten des Mikado, überbracht werden; ferner, daß darin der Beschuldigung, welche die Daimionen gegen ihn angebracht, in keiner Weise Erwähnung geschehe, und endlich, daß man seiner Reise den Schein eines Höflichkeitsbesuches verleihe und bewahre. Ein solcher Besuch war ein sehr glücklich gefundener Vorwand, weil der Taikun vor Kurzem erst eine Schwester des Mikado geheiratet hatte und nach japanesischer Sitte der neue Gatte der Familie seiner Frau seine Aufwartung zu machen hat. — Der Mikado erklärte sich mit diesem Verlangen einverstanden; er hatte sich ohne Zweifel gesagt, daß es gefährlich sein müsse, seine Forderungen an einen so mächtigen Fürsten, wie der Taikun immerhin ist, zu weit zu treiben, und daß er für den Augenblick wohl sich damit zufrieden stellen müsse, ihn gedemüthigt zu haben, indem er ihn zwang, die Oberherrschaft des legitimen Kaisers anzuerkennen. Einer der höchsten Würdenträger des Hofes von Kioto, Ohara-Saiemmone-Kami, reist also nach Jedo, wo er im Anfang des Monat Juli 1862 eintrifft; er hat zahlreiche Konferenzen mit den Gliedern des Staatsraths und kehrt nach Kioto zurück, nachdem er das ausdrückliche Versprechen erhalten hat, daß der Taikun sich binnen Jahresfrist zum Mikado begeben werde.

Man wird die Bedeutung dieser Thatsachen nicht unterschätzen dürfen. Sie legen zunächst ein Zeugniß dafür ab, wie trefflich die Staatsmänner von Japan mit den diplomatischen Künsten vertraut sind und wie auch bei ihnen der Grundsatz herrscht, die Mittel friedlicher Verhandlungen zu erschöpfen, bevor man zum offenen Kampfe um das streitige Ziel die Zuflucht nimmt. Demnächst aber, und das ist das Wichtigere, wird sich aus diesen Vorgängen die Beendigung einer thatsächlichen Doppelherrschaft ergeben, welche sich in unnatürlicher, also schädlicher Weise in die Verfassung von Japan eingeschlichen hat. Entweder tritt der Taikun in seine verfassungsmäßig beschränkte Stellung als Führer der Staatsgeschäfte zurück, oder er geht als Besieger des Mikado und als Alleinherrscher von Japan aus dem Kampfe hervor. Die Entscheidung hierüber bereitet sich ohne Zweifel durch den Besuch des Taikuns beim Mikado vor.

„Ohne das Ergebniß dieses Besuchs abzuwarten," — sagt der Herr Verfasser mit Recht am Schlusse des 8. Kapitels, — „kann man schon jetzt erkennen, daß die Unterredung des Taikuns und des Mikado, wenn sie auch einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten Japans ausüben muß, doch nicht alle Schwierigkeiten beenden wird. Der Taikun ist in der That zu mächtig, um freiwillig einer Macht zu entsagen, welche er und seine Vorfahren seit mehr als zwei Jahrhunderten ausgeübt haben. Der Mikado seinerseits wird sich nicht ohne einen hartnäckigen Kampf die Gelegenheit entgehen lassen, welche sich eben jetzt darbietet, seiner Familie die frühere Macht wieder zu verschaffen. Eine Thatsache aber wird gewonnen: daß nämlich die gegenwärtigen Wirren in Japan sich zum Vortheil Europas wenden werden. Wen immer auch die Ereignisse zum Herrn von Japan erheben mögen, er wird sich entschlossen an die Spitze derjenigen Partei stellen müssen, welche durch eine neue Politik den Fortschritt des Reiches sichern will. Das fremde Element, welches bereits in Japan eingedrungen ist, wird daraus nicht wieder vertrieben werden können. Mit oder wider Willen wird die japanesische Regierung im Verkehr mit dem Abendlande bleiben müssen, und aus diesem Verkehre werden unzweifelhaft innigere, freundschaftlichere Beziehungen hervorgehen. Was die Eroberungssucht in den frühsten Zeiten der menschlichen Gesellschaft, was der Glaube im Mittelalter erwirkt hat, das schafft heutzutage der Handel. Als wesentlich civilisatorischer Bote der modernen Zeiten verfährt der Handel freilich anders, als sonst der Nationalstolz und die religiöse Begeisterung; aber er erreicht dasselbe Ziel. Wenn die hastige Thätigkeit unsrer Kaufleute nicht

immer so hohe Sympathien hervorruft, wie das Heldenthum der Krieger und die Aufopferung der Apostel, so dienen diese Männer doch mit ihrem verständigen und fruchtbaren Eifer nicht weniger der Sache der abendländischen Civilisation; sie verbreiten weithin das Licht, dessen Heerd ihr Vaterland ist; sie tragen den Einfluß europäischen Fleißes in die entferntesten und barbarischsten Gegenden, und die beste Garantie von Lebenskraft, welche in diesem Augenblicke die japanesische Gesellschaft darbietet, liegt darin, daß mitten in diesem Volke europäische Händler sich befinden, und daß es sich einen immer größeren Antheil an den Ideen und Versuchen anzueignen weiß, welche aus den Handelsbeziehungen zwischen Japan und dem Abendlande entspringen." G. H.

Kleine literarische Revue.

— **Literarische Weihnachten.** Wir fügen den in der vorigen Nummer empfohlenen Schriften noch folgende hinzu:

„Für Dich! Lieder von Ida v. Düringsfeld."*) Die geistvolle Dichterin, die in so vielen Blumengärten des Auslandes Bescheid weiß, bietet uns hier einen im eigenen Garten gepflückten Strauß anmuthiger deutscher Blüthen an, und er wird gewiß von vielen Seiten dankbar angenommen werden. Kinder- und Volkslieder, Legenden und Sprüche, wie sie die Verfasserin in Gemeinschaft mit ihrem Gatten, Herrn Baron v. Reinsberg-Düringsfeld in allen Ländern zu sammeln liebt, sind hier abwechselnd mit Worten des Herzens, mit scherzhaften und ernsten Dichtungen zusammengestellt und unter folgende Ueberschriften gebracht: 1) Buch des Mädchens; 2) Buch der Braut; 3) Buch der Frau; 4) Buch der Wanderin. Die Ausstattung des Büchleins ist ganz im Geschmacke der in demselben Verlag erscheinenden, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen „Deutschen Bibliothek."

„Illustrirtes Spielbuch für Mädchen."**) Da ist eine ganze kleine Welt für kleine und auch für größere Mädchen: da sind Spiele und Belustigungen im Zimmer und im Freien; da sind Anleitungen für weibliche Handarbeiten mit Flecht-, Stick-, Filet-, Häkel- und Putzmacher-Mustern im Kleinen, ganz so, wie wir sie für die erwachsenen Damen in den illustrirten Modezeitungen „Bazar", „Victoria" ꝛc. im Großen ausgeführt finden. Da sind auch wie dort allerlei Räthselscherze und Rebus, Landschafts-, Blumen- und Musik-Räthsel und endlich viele, viele Abbildungen, die mindestens ebenso schön sind als diejenigen, die von Mama und Tante im „Bazar" und in der „Victoria" bewundert werden.

„Der gelehrte Spielkamerad."***) Nach dem von ihm selbst aufgestellten Grundsatze, daß das Spiel des Knaben eine praktische Verwerthung des Unterrichts sein soll, hat Herr Hermann Wagner hier mit kundiger Hand Winke gegeben, wie die Knaben ihren Unterricht praktisch verwerthen können. Das Buch ertheilt ihnen Anleitung zur Gründung von Naturalien- und anderen Sammlungen, zum Ausstopfen von Thieren, zum Präpariren von Pflanzen und Insekten, zur Gärtnerei auf eigenen Beeten, zur Anlegung und Erhaltung von Aquarien und Vivarien, physikalischen Experimenten und zu gefahrlosen, chemischen Belustigungen. Das Ganze ist wirklich ungemein lehrreich und unterhaltend und wird auch von vielen Erwachsenen mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden.

„Entdeckungsreisen in der Heimat."†) Der Verfasser der in der vorstehenden Notiz angezeigten Schrift ist noch einen Schritt weiter gegangen, indem er mit seinen jungen, wißbegierigen Freunden eine Entdeckungsreise, und zwar keine imaginaire, sondern eine wirkliche, angetreten hat. Er ist mit ihnen nach dem Süden auf die deutschen Alpen Oberbayerns und Tyrols gezogen, und er zeigt ihnen Alles zeigt und in lehrreicher Weise illustrirt, was diese Gebirgs-Landschaften Erhabenes und Anmuthiges, Eigenthümliches und Ueberraschendes in den drei Reichen der Natur darbieten. Der Verfasser verwahrt sich zwar dagegen, daß er einen „Bädeker" einen „Alpenführer", habe schreiben wollen, aber sein Buch wird gleichwohl nicht blos Knaben, sondern auch Erwachsenen, die eine Alpenreise unternehmen, angenehm und nützlich sein können.

— **Alfred von Reumont** veröffentlicht im Archivio Storico Italiano Nr. 36. eine Fortsetzung seiner bibliographischen Notizen der in Deutschland erschienenen Werke zur italiänischen Geschichte, welche zugleich ein Supplement seines im vorigen Jahr hier bei Datz herausgegebenen und im „Magazin" besprochenen schätzbaren Werkes: Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia sind, indem sie theils einige ältere Werke nachtragen, theils die nicht unbeträchtliche Ausbeute der in den beiden letzten Jahren veröffentlichten deutschen Schriften zusammenstellen.

— **Präsident Lincoln.** Bei Gelegenheit von Abraham Lincoln's Wiederwahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten — die dieser augenscheinlich nur seiner noch zeitig genug erfolgten, politischen Schwenkung und der moralischen Nullität seines Mitbewerbers Macclellan zu verdanken hat — schreibt der unseren Lesern durch seine Amerika-Schilderungen bekannte Herr Adolph Douai in einem Bericht an die „Deutschen Blätter": „Abraham Lincoln ist der getreue Typus des durchschnittlichen anglo-amerikanischen Volkscharakters — er vertritt den Mittelstand und die Mittelmäßigkeit durchaus nicht die Höhen und Tiefen der Gesellschaft. Es fehlt ihm die Ursprünglichkeit und die Selbstbestimmung, die Kühnheit und die Folgerichtigkeit, die Durchbildung und der Reichthum an Mitteln des Genies ebenso sehr, wie die entgegengesetzten Eigenschaften des Pöbels. Geboren von armen Weißen im Sklavenstaate Kentucki, ist er als neunjähriger Knabe mit den Seinen in den südlichen, ungebildetsten Theil des Freistaates Illinois ausgewandert und hat er nie eine Schule besucht. Er ist als ländlicher Tagelöhner aufgewachsen und hat sich mühselig zum Handwerker, Advokaten, Winkel-Politiker und zuletzt zum Führer der Whigs im Staate Illinois heraufgearbeitet. Lincoln wurde 1860 zum Präsidentschafts-Kandidaten der republikanischen (Fortschritts-) Partei ernannt, eben weil er ein verhältnißmäßig unbekannter, der äußersten Rechten wie der äußersten Linken seiner Partei noch am wenigsten anstößiger Emporkömmling war, und er ward schließlich zum Präsidenten gewählt, weil der auf Rebellion sinnende Süden die Wahl eines Fortschritts-Mannes zum Vorwande seiner Secessions-Bewegung machen wollte und die sogenannte demokratische (Fortschritts-) Partei absichtlich sprengte."

*) Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, J. J. Weber, 1865.

**) Zur geselligen Unterhaltung an langen Winterabenden, von Marie Leeke. Mit über 500 Abbildungen ꝛc. Leipzig, Otto Spamer, 1865.

***) Ein Supplement zum Spielbuch für Knaben, herausgegeben von Hermann Wagner. Mit über 200 Abbildungen ꝛc. Leipzig, Otto Spamer, 1865.

†) Eine Alpenreise, mit seinen jungen Freunden und Freundinnen unternommen von Hermann Wagner. Mit 110 Abbildungen ꝛc. Leipzig, Otto Spamer.

— **Albert Wild's Theorie und Praxis der Lotterie-Anlehen.***) Zum ersten Male begegnen wir hier einer vom Standpunkte der Finanzwissenschaft und der Volkswirthschafts-Lehre ausgehenden Kritik des Lotterie-Anleihe-Systems und der namentlich an deutschen Börsen sehr verbreiteten Loose von Staats-, Stadt- und standesherrlichen Anleihen dieser Art. In England, wo alle Staats-Lotterien längst aufgehoben, sind auch die Lotterie-Anleihen verhorreszirt. In Oesterreich dagegen, dessen Finanzwirthschaft von jeher auf lockerer Basis ruhte, hat nicht blos der Staat seit einem halben Jahrhundert, sondern haben in neuerer Zeit auch die Esterhazy, die Windischgrätz, die Palffy, die Clary ꝛc. ꝛc. die Lotterie-Anleihen als geschickte Angelhaken benutzt, um Goldfische einzufangen. Andere deutsche Staaten sind dem Beispiele Oesterreichs gefolgt, und auch Rußland, Polen, Schweden, die Schweiz, Italien, die Städte Paris, Brüssel, Bordeaux, Mailand, Ostende, Augsburg, Triest, Ofen ꝛc. haben es nicht verschmäht, auf diesem Wege Hinz und Kunz zu ihren Gläubigern zu machen. Am 1. Januar 1864 gab es in Europa 51 Lotterie-Anlehen, die einen Schuldenstand von mehr als 440 Millionen Thaler repräsentiren, welche in sogenannten Loosen von 10 Francs bis zu 500 Gulden österreichisch, theils in Massen auf dem großen Geldmarkte circuliren, theils vereinzelt in ganzen, halben, viertel und selbst fünftel Schuldscheinen in den Händen des Publikums sich befinden, das auf ein Lächeln der Göttin Fortuna spekulirt.

Herr Dr. Albert Wild spricht sich in seinem Buche zunächst über das Wesen der Lotterie-Anleihen und über die Normalbedingungen eines guten Anlehns dieser Art aus, giebt sodann belehrende Winke für Käufer solcher Papiere hinsichtlich der dabei zu beobachtenden Vorsichts-Maßregeln und theilt endlich genaue Berechnungen des Werthes jedes einzelnen Lotterie-Anlehns in seinen verschiedenen Phasen mit. Wir zweifeln nicht, daß das Buch einen großen praktischen Werth habe, und obwohl wir von volkswirthschaftlichem Standpunkte aus Gegner der Lotterieen und aller Lotterie-Anleihen sind, glauben wir doch die Berechnungen des Herrn Wild Jedem empfehlen zu dürfen, der sich über jene Materie zu belehren wünscht.

*) Die europäischen Lotterie-Anlehen. Anleitung zur Kenntniß aller bei Lotterie-Anlehen vorkommenden Geschäfte und Berechnungen ꝛc. mit einer Kritik der einzelnen Anlehen. Von Dr. Albert Wild. Heft I. u. II. Rosenheim und Leipzig, E. Huber.

Literarischer Sprechsaal.

In allen österreichischen Blättern finden sich jetzt Klagen über wachsende Verarmung in den verschiedensten Kronländern des Kaiserstaates, und zwar auch in solchen Gegenden, die, wie das Land an der Enns oder Unter-Steiermark, früher stets für blühende Provinzen galten. Ueberall finden Feilbietungen und gerichtliche Verkäufe von städtischen und ländlichen Realitäten statt, und besonders auf dem Lande ist man mit aller Arbeit kaum im Stande, halbweges sein Leben zu fristen. Ganz ähnliche Klagen gehen uns aus den Städten und Dörfern des benachbarten Rußlands und Polen zu. Hier wie dort wird nicht blos über Geldmangel und Steuerdruck, sondern auch über totale Verarmung und Noth geseufzt. Aehnliche Ursachen haben, wie es scheint, in beiden Reichen, in Rußland wie in Oesterreich, ähnliche Folgen herbeigeführt. Die falsche Handelspolitik beider Länder, die — anstatt der Agrikultur-Erzeugnisse ihres trefflichen Bodens durch Zulassung fremder Manufaktur-Erzeugnisse den Abfluß in fremde Länder zu erleichtern — die Zuführung ausländischen Reichthums, der die Form von verarbeiteten Natur-Erzeugnissen hat, vollständig verbieten, hat sowohl den Abfluß der Silber-Valuta aus beiden Staaten, als die allmähliche Verarmung des konsumirenden Publikums zur Folge gehabt, neben welcher freilich die durch Schutzzölle begünstigte Minorität der Fabrikanten sich bereichert hat. Nur durch radikale Aenderung ihrer Handelspolitik, durch ansehnliche Herabsetzung ihrer Zolltarife und durch Abschließung liberaler Handelsverträge mit ihren Nachbarn werden sowohl Rußland als Oesterreich im Stande sein, der zunehmenden Verarmung ihrer Länder ein Ziel zu setzen.

Das siebente Heft des „Arbeiterfreund"*) ist wiederum sehr reich an Beiträgen zur Kenntniß und Verbesserung der Arbeiter-Zustände. Außer den bereits erwähnten Mittheilungen des Präsidenten Dr. Lette in Bezug auf die Häuserbau-Genossenschaften, ist darin auch dessen im Auftrage des Berliner Centralvereins erstatteter Bericht über die Stellung dieses Vereines zu der Frage der Arbeiter-Vereinigungen behufs Einstellung der Arbeit abgedruckt. Herr Dr. Dühring liefert eine volkswirthschaftliche Untersuchung der neuesten Lehren über den Arbeitslohn, die zu dem Ergebniß führt, daß der allgemeine Trieb, die Löhne zu erhöhen, nicht nur mit den allgemeinen Interessen verträglich, sondern sogar ein größes Mittel ihrer Förderung sei: Eine von paradoxen Behauptungen nicht freie, wiewohl geistreich durchgeführte Besprechung ist die des Dr. H. Schwabe über die nachtheiligen Wirkungen der Arbeitstheilung. Herr Dr. Gustav Eberty zeigt das auch in unserem Blatte früher ausführlich besprochene Werk über die arbeitenden Frauen (Louvrière) von Jules Simon in verdienter, anerkennender Weise an. Herr K. Brämer erstattet zwei Berichte über die Verhandlungen des Kongresses deutscher Volkswirthe in Hannover und über den Verband der Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften von Berlin, welchem letzteren Berichte sich eine anziehende Mittheilung des Herrn J. Neumann über den ersten, in Berlin gemachten Versuch der Gründung eines Konsumvereins mit Markensystem anschließt. Dieser Versuch scheint vollkommen gelungen, da er seit seiner Gründung im Monat Mai 1863 mit jedem Tage mehr an Ausdehnung und Vertrauen gewonnen hat. Die Konsumvereine mit Markensystemen unterscheiden sich von den nach dem Muster der englischen „Stores" eingerichteten Victualien-Magazinen für Rechnung und zum Vortheile der Arbeiter insofern, als sie nicht die Anstellung besonderer, verantwortlicher Lagerhalter und Rendanten erforderlich machen und als sie nicht auch mit dem Risico möglicher Verluste an dem Unternehmen verbunden sind. Der „allgemeine Konsumverein Berlin" hat vorläufig mit drei Bäckern, zwei Kolonialwaaren-Händlern, zwei Schlächtern, einem Posamentier, drei Cigarren-Händlern, einem Apotheker und Droguisten einem Brennmaterialien-Händler, einer Badeanstalt und eine Coaks-Fabrik Verträge abgeschlossen, wonach die Mitglieder des Vereins von den Kontrahenten ihre Bedürfnisse gegen festgestellte, niedrige Preise beziehen, die in Marken von 1 bis 5 Sgr. entrichtet werden. Die Marken werden vom Vereine, der einen bestimmten Rabatt erhält, eingelöst, und dieser Rabatt wird alljährlich als Gewinn unter die Mitglieder des Vereins pro Rate ihres Konsums vertheilt. Der Plan ist so einfach als möglich und verdient überall nachgeahmt zu werden.

*) Zeitschrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen. Herausgegeben von K. Brämer. Berlin, Otto Janke, 1864.

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lust und Leid.

Geschichten aus unseren Tagen.

Von

Bernhard Woerner.

Mit vielen Illustrationen.

Zweite verbesserte Auflage.

3 Bde. kl. 8. brech. 5 fl. 15 kr. rhein. oder 3 Thlr., hübsch in Halbfranz gebd. 7 fl. rhein. oder 4 Thlr. NB. Jeder auch einzeln à 1 fl. 45 kr. rhein. oder 1 Thlr.; gebunden 2 fl. 20 kr. rhein. oder 1⅓ Thlr.

Zwei starke Auflagen binnen Jahresfrist sind gewiß ein seltener Erfolg bei Erzählungen und geben wohl im Vereine mit den übereinstimmenden Empfehlungen der fast gesammten deutschen und deutschamerikanischen Presse den besten Beweis, wie sehr der Verfasser es versteht, der Menschen Lust und Leid, die sich so häufig im Leben begegnen und ausgleichen, lebendig, wahr und drastisch zu schildern.

☞ Der dritte Band wurde auf vielseitiges Verlangen ohne Illustrationen, dagegen mit bedeutend verstärkter Bogenzahl ausgegeben.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung in Augsburg. (725)

Für

Freunde humoristischer Lectüre.

A. von Winterfeld:

Der stille Winkel.

Komischer Roman in vier Bänden. In illustr. Umschlag geh. Preis 5 Thlr.

Von dem Verfasser sind in unserem Verlage früher erschienen:

Geheimnisse einer kleinen Stadt. Komischer Roman. Zwei Bände. eleg. geh. in illustr. Umschlag. 1863. 2 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Erster Band: 1. Die gute, alte Zeit. — 2. Posemuckel. — 3. Der Stein der Weisen. — 4. Der neue Doctor. — 5. Die Regentenfamilie. — 6. Die Staatsvisite. — 7. Die Abend-Ressource.

Zweiter Band: 1. Eine Feldblume. — 2. Aufklärungen. — 3. Aug' um Auge. — 4. Acht Monate. — 5. Die erste Schreckensstunde. — 6. Posemuckel in tausend Aengsten. — 7. Die Berathung. — 8. Die Präservative. — 9. Hochzeit. — 10. Schluß.

Das Manneken P..s von Brüssel. Eine Humoreske, in farb. Umschlag geh. 1863. 15 Sgr.

Lieutenant Falstaff und wie es ihm bei den Damen erging. Militärische Humoreske. In illustr. Umschlag geh. Preis 15 Sgr.

Die Wohnungssucher. Komischer Roman. 1863. 2 Bde. in illustr. Umschlag geh. 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Käthchen aus der Kirchgasse. 1863. 8. geh. 15 Sgr.

Unter der Presse.

Cadettengeschichten. Mit 49 Illustrationen von Ludwig Burger. (726)

Louis Gerschel's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Brockhaus, Weihnachtskatalog für 1864,

ein wegen seiner Reichhaltigkeit an gediegenen Werken besonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl literarischer Festgeschenke, ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben

Als passendstes Festgeschenk, das auf keinem Weihnachtstisch fehlen sollte, empfehlen wir

Carl Steffens Volkskalender für 1865.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. Zweite Auflage. (727)

Mit 8 Stahlstichen und 4 Illustrationen in Holzschnitt. Preis 12½ Sgr.

Mit diesem Jahrgange feiert der beliebte Kalender sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Derselbe bietet eine ganze Reihe von interessanten Beiträgen der beliebtesten Erzähler, namentlich von **Julius Rodenberg, E. A. Brachvogel, Karl August Heigel, Max Ring, Spielhagen, Franz Wallner**; ferner ernstere Artikel von **Schulze-Delitzsch; A. E. Brehm, Karl Ritter von Scherzer, Karl Ruß, Julius Rodenberg,** Dr. **Hermann Vogel, D. Philipp** u. A. über wichtige technische, praktische und volkswirthschaftliche Gegenstände, mit Illustrationen von **G. Bansch** und **Burger.**

Louis Gerschel's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Bei Gustav Heckenast in Pest ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

NOUVEAU DICTIONNAIRE

français-hongrois et hongrois-français

d'après les meilleurs ouvrages publiées jusqu'à ce jour et spécialement d'après le dictionnaire français de **Molé.**

Troisième édition revue et considérablement augmentée.

Tome premier. — Partie française-hongroise.

(415 p. petit — 8.) Broch. 1 Thlr.

Geschichte der Ungrischen Literatur im Mittelalter,

von Dr. **Franz Toldy,**

königl. Ung. Rathe, ord. Mitgl. der Ungr. Akademie der Wiss., Präfect der kön. Ungrischen Universitäts-Bibliothek, Prof. der Ungr. Literatur, corr. Mitglied der kais. Akademie der Wiss. und vieler in- und ausl. gelehrten Gesellschaften.

Aus dem Ungrischen übersetzt von Moritz Kolbenheyer.

(8. 292 Seiten.) Geheftet 1 Thlr. 7½ Sgr.

Kurzgefasste Geschichte Ungarns.

Von **Michael Horvath.**

In deutscher Uebersetzung.

Zwei Bände. — (8. 392. 359 Seiten.) Geheftet 2 Thlr. (715)

Im Verlage von Wiegandt u. Grieben in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Serbien und die Serben.

Nach Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet von

D. von Tzellu,

Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Belgrad.

20½ Bgn. Mit einem Titelbilde und einer Karte. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (717)

E. C. Brunn's Verlag in Münster.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Westhoff, Ferd., Stoff, Kraft und Gesetz.

Eine umfassende Erklärung des Seelen- und des leiblichen Lebens mit Hinblick auf die Unsterblichkeit. gr. 8. VIII. u. 448 S. broschirt. 2 Thlr. (722)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien so eben:

JACOB GRIMM: KLEINERE SCHRIFTEN.

ERSTER BAND: REDEN UND ABHANDLUNGEN.

26¼ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herr Professor *Robert Pruts* begrüsst in dem „Deutschen Museum" das Erscheinen dieses ersten Bandes u. a. mit folgenden Worten:

„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welche Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm."

„Es ist eine köstlich reife Garbe, welche die Hand des Herausgebers hier zusammengebunden, den wahren Reichthum dessen aber, aus dessen Schätzen sie uns gespendet wird, begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, dass diese Abhandlungen und Reden, wie wertvoll ja zum Theil wie unschätzbar an sich, in der geistigen Werkstatt ihres Urhebers doch nur gleichsam Abschnitzel und beiläufige Erzeugnisse waren."

„Das aber ist ja eben das Kennzeichen des wahren, echten Genius, dass auch das kleinste und scheinbar zufälligste seiner Hervorbringungen jederzeit seinen vollen Stempel trägt, auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als in jenen grössen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden. So hoffen wir denn auch, dass grade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten."

Dieser Nummer liegen bei: 1) Ankündigung betr. die **Deutsche Volksbibliothek der Griechischen und Römischen Classiker.** Verlag von **Krais und Hoffmann** in **Stuttgart.** 2) **Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Bücher,** erschienen in der **C. F. Winterschen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg.**

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Hierzu ein Beiblatt.

1864. No. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreissigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 18. December 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die politischen Parteien in Deutschland und Gneist's Englisches Staatsrecht . . . 810

Die Seelenstörungen und die Humanität in ihrer Behandlung 810

Schweiz.

Jean Jacques Porchat 812

England.

Hauptmomente in der Entwickelung der englischen Literatur. Nach H. Taine. II. Die Zeit der Emancipation des Geistes . . 814

Böhmen.

Böhmische Christussagen 817

Ungarn.

Ueber den Ursprung der Magyaren. II. Historische Momente 818

Finnland.

Neueste Erscheinungen der finnischen Literatur 820

Nord-Amerika.

Eheliche Verhältnisse der Indianer und Neger Amerika's 820

Kleine literarische Revue.

Weihnachts-Literatur. Der Dichter Landor. Deutsch-englisches Handelskorrespondenz-Lexikon. Ergänzungsblätter zu jedem englischen Handwörterbuch 822

Literarischer Sprechsaal 823

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiquarium, Leipzig.

Revue britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*

No. 11. *Novembre* 1864.

Le coeur de Londres. — Les chevaux de course en Angleterre (Origines du cheval anglais). — L'Afrique sanoage. — La légende des inventeurs I. — Le fer et la civilisation — La fiancée aux cheeaux d'or, avec un Prologne par le Directeur de la Revue. — Les Sirènes (Appendice à l'histoire de la Fiancée aux cheveux d'or.) — Poésices du 2. Novembre. — Pensées diverses. — Correspondences de Belgique, d'Allemagne, de Londres. — Chronique scientifique. — Chronique et Bulletin bibliographique. —

Preis für den Jahrgang 15 Thlr. (761)

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Urkunden und Actenstücke
zur Geschichte des
Kurfürsten Friedrich Wilhelm
von Brandenburg.

Auf Veranlassung Sr. K. Hoheit des Kronprinzen von Preussen.

Politische Verhandlungen.
Erster Band.
Herausgegeben
von
Dr. **B. Erdmannsdörffer.**
Brosch. 4 Thlr. 20 Sgr.

Das Leben
des
Feldmarschalls
Grafen Neithardt von Gneisenau
von
G. H. Pertz.

Erster Band.
1760 bis 1810.
(Mit einem Kupfer und einer Karte.)
Brosch. 3 Thlr. 10 Sgr.; in Leinwand geb. 3 Thlr. 20 Sgr. (759)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Oesterreichische Wochenschrift
für
Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.
(Wien in Commission bei C. Gerold's Sohn)

Inhalt von Nr. 48—50.

Zeisberg, Dr. H., Oest. Geschichte im Zeitalter der Babenberger. III. — **Bucher,** Bruno: Neue Romane (G. Freitag: Die verlorne Handschrift. Edmund Höfer, Altermann Nyke. H. Lewald, Ben Geschlecht zu Geschlecht.) — **Tschermak,** Marenzi's Zwölf Fragmente über Geologie. — Dr. **Wiesner,** Zur Geschichte des Mikroscops. — **Döllinger's** Papstfabeln. — **A. Beer:** Friedländer's Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. — **K. Weiss,** Die Architectur des neuen Wien. — **H. Hochstetter,** Ueber Pfahlbauten. — **K. Lambel,** Ueber Steffens Geschichte der welschen Literatur. — **Zingerle,** Zur Geschichte der Venediger.

Literarische und Kunst-Notizen. — Vom Büchermarkt. — Sitzungsberichte. (760)

10 Ngr. Das Banting-System. 36 Xr.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben in zweitem unverändertem Abdruck erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Korpulenz.

Ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel. Mit Benutzung der Erfahrungen von William Banting von Dr. Julius Vogel, Professor der Heilkunde in Halle.

Von welcher Bedeutung das Banting'sche Heilverfahren ist, möge man aus dem nachstehenden Artikel der „Augsburger Zeitung" Nr. 329 vom 24. Nov. 1864 ersehen: „London, den 21. November. Seitdem hier bekannt geworden ist, dass der Kaiser der Franzosen sich dem, in letzter Zeit so berühmt gewordenen „Banting-System" ergeben, und sich mit Hrn. Banting persönlich in Verbindung gesetzt hat, um diesen Wohlthäter der korpulenten Menschheit über die Entwicklung der kaiserlichen Cur regelmässig zu benachrichtigen, scheint hier alle Besorgniss vor Friedensstörungen und politischen Ueberraschungen verschwunden zu sein. Denn wenn Louis Napoleon es nur halb so ernsthaft mit seiner Cur nimmt wie Aeltermann Mechi, der mit Hülfe des Banting-Systems bereits 48 Pfund an Gewicht verloren zu haben behauptet, so wird er kaum Zeit haben, sich mit Politik zu beschäftigen, sondern seine Zeit zwischen Hühneressen und Verdauungspromenaden theilen, das Schwert und die diplomatische Feder beiseite legen und sich statt dessen mit Wage und Blutcirculationsbürste beschäftigen müssen. So viel ist gewiss, dass leidenschaftliche Emotionen und ehrgeizige Pläne mit dem Banting-System unverträglich sind. Wenn daher der Friedensmensch für den gegenwärtigen ruhigen Anblick der Weltgeschichte Hrn. Banting zu Dank verpflichtet zu sein glaubt, so beweist das nur den hohen Respect, den er vor der Macht und Fähigkeit des Kaisers der Franzosen hegt. Die Börsenwelt ist zwar noch immer sehr empfindlich, und hat immer erst einige Zeit nöthig, um die Theorie, dass jeder neue Bankerott eine neue Aufforderung zum Vertrauen und eine neue Garantie der Sicherheit enthalte, zu verdauen; aber im Ganzen haben die beunruhigenden Gerüchte, welche seit einigen Monaten tagtäglich in der City Schrecken verbreiteten, nachgelassen, und der Novembernebel äussert die Wirkung des Banting-Systems auf Jedermann, indem er beruhigt und die Energie und Speculationswuth auf ein bescheidenes Mass reducirt." (758)

Ludwig Denicke in Leipzig.

Deutschland und das Ausland.

Die politischen Parteien in Deutschland und Gneist's englisches Staatsrecht.*)

Unter dem in der Anmerkung genannten Titel ist in Berlin ein Buch erschienen, das einen jungen Livländer, Namens Karl Walcker, einen begeisterten Schüler des Rechtslehrers Gneist, zum Autor hat. Die Idee, das Werk eines noch lebenden Politikers zum Maßstab für den Werth und den Charakter gegenwärtiger Parteien auszuwählen, hat allerdings einen warmen Anstrich von jugendlichem Autoritätsglauben, aber, mag es auch nur sein guter Genius oder ein glücklich angelegter politischer Instinkt gewesen sein, der den jungen Publicisten in seinem Lehrer den Meister kerniger Staatsweisheit erkennen ließ — Herr Karl Walcker hat immerhin, was die hohe Würdigung von Gneist's Kardinalschrift anlangt, ein richtiges und gerechtes Urtheil gefällt. Der Gneist'sche Standpunkt der Politik und des Staatsrechts ward bisher von keinem Publicisten Deutschlands, von keinem Englands überschritten, und es ist grade der politisch-sittliche Werth von Gneist's Forschungen und Findungen, aus dem reichen Schatze des öffentlichen Lebens einer großen Nation geschöpft, der diesen Ergebnissen deutschen Ernstes und deutscher Tiefe eine fruchtbare Zukunft sichert.

Den jugendfrischen Autor hat übrigens ein gewaltiger Arbeitseifer beseelt; es wimmelt in dem Buche von Citaten, die indessen keineswegs müßige Schnörkel sind, vielmehr zur Selbstcharakteristik der Personen und Parteien das Beste und Geeignetste beitragen. Diese Art compilatorischen Verfahrens stand auch dem Jugendalter des Kritikers vortrefflich an; er ist dadurch in den meisten Fällen der Schwierigkeit ausgewichen, dem Meister eine persönliche Ansicht des Schülers aufzubürden oder andererseits des Meisters Urtheil für ein geistiges Eigenthum des Schülers auszugeben. Denn die vorliegenden Zusammenstellungen kommen unzweifelhaft auf Rechnung des Schülers, da Gneist mit anderweitigen Studien beschäftigt ist. Ganz und gar freilich konnte die angedeutete Ambiguität nicht vermieden werden.

Ueberraschen wird es gewiß eine große Zahl von Kennern und Bewunderern Gneist's, daß wir ihn hier aus dem Buche eines intimen Schülers in der Gestalt eines modernen Prinzipien zugänglichen, aber vorwiegend der Tory-Partei angehörenden Charakters erblicken. Gneist, ein schier Peelitischer Tory, ist eine interessante Neuigkeit, die schwerlich aus einem flagranten Mißverständnisse des strebsamen Schülers zu erklären wäre. „Der reformirten Tory-Partei gehört Englands Zukunft an," lautet ein bedeutungsvoller Satz von Gneist; dieser Satz scheint seine tiefgehende, persönliche Ueberzeugung, vielleicht ein Glaubensbekenntniß zu enthalten. Schauen wir mit offenem Auge, ob der berühmte Rechtslehrer subjektiv richtig gekennzeichnet ward und ob er objektiv recht haben wird. T. v. B.

*) Kritik der Parteien in Deutschland vom Standpunkte des Gneist'schen englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts. (XII. u. 408 S.) Berlin, Julius Springer, 1864.

Die Seelenstörungen und die Humanität in ihrer Behandlung.*)

„Die Fortschritte, welche die Wissenschaft in dem Gebiete der Seelenheilkunde während der letzten Jahrzehnde gemacht hat, sind leider allzuwenig ins Publikum gedrungen. Dieses verharrt noch immer in seiner alten Ansicht über Irre und Irren-Anstalten, kann noch immer nicht durchweg zu der Ueberzeugung gelangen, daß Irr sein nicht eine Schande, sondern eine Krankheit des Gehirns ist, die nicht mehr entehrt, als eine Lungenentzündung oder ein Nervenfieber — es kann sich noch nicht zu der Anschauung erheben, daß Seelenstörungen wie alle anderen Krankheiten behandelt werden müssen, daß Irren-Anstalten nicht Gefängnisse sind zur Einsperrung dieser Unglücklichen, sondern Kurorte, die zweckmäßigsten Aufenthaltsorte zu ihrer Genesung. In dieser mangelnden Aufklärung sind die vielen Schwierigkeiten begründet, welche sich bei der größten Mehrzahl der Kranken einer zweckentsprechenden Verpflegung und Behandlung entgegenstemmen, welche schließlich dahin führen, daß die bei weitem größte Mehrzahl der Seelengestörten ungeheilt bleibt und daß die Gesammtsumme derselben, wie die Statistik aller Länder nachweist, im fortwährenden Steigen begriffen ist. Alle Veränderungen der Behörden, so wohlgemeint sie auch sein mögen, sind nicht im Stande, diese Kalamität auf einmal zu beseitigen; sie wird nur allmählich schwinden, wenn das Publikum gründlich über Alles belehrt wird. Zu dieser Belehrung und Aufklärung einen kleinen Beitrag zu liefern, hat die deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und gerichtliche Psychologie eine hierauf bezügliche Preisfrage ausgeschrieben; die beste Beantwortung derselben ist die vorliegende kleine Schrift!"

Mit großer Bereitwilligkeit zeigen wir mit den eigenen Worten der Vorrede dieses Buch an, um auch unsererseits einen kleinen Beitrag zu liefern zur Ausrottung schädlicher Vorurtheile. Die falschen Ansichten über Irre und Irren-Anstalten haben Tausende, welche hätten gerettet werden können, zu einem traurigen Dasein und einem traurigen Ende verdammt, und wenn die Berechtigung, medizinische Diskussionen aus den Fachräumen ins große Publikum hinauszutragen, auf irgend einem Punkte unzweifelhaft ist, so ist sie es gewiß auf dem Gebiete der Geisteskrankheiten.

Das Buch beginnt mit einer Diskussion über die Beziehungen des Geistes zum Körper: es wird die Abhängigkeit beider von einander nachgewiesen und die Unmöglichkeit ausgesprochen, die Art der Verbindung derselben zu erkennen. Es folgt ein Abriß der krankhaften Seelenerscheinungen, eine Darstellung der einzelnen Formen der Geisteserkrankungen und ihrer Ursachen. Zum Schluß giebt der Verfasser die wichtigsten Grundzüge einer rationellen Behandlung. Eine Verbreitung dieser Grundzüge ist das wichtigste Moment in der vorliegenden Frage, und wir wollen deshalb einen kurzen und möglichst übersichtlichen Auszug derselben in Folgendem geben.

Als oberster Grundsatz in der Behandlung von Geistesstörungen gilt überall die Humanität. Die grausamen Einrichtungen früherer Zeiten sind heut fast unbekannt; der Irre ist nicht mehr Gegenstand des Hohnes oder der Verachtung; wir erblicken in ihm nur den Kranken und Unglücklichen, dem wir zu Schutz und Hülfe verpflichtet sind.

Im Umgang mit Geisteskranken ist Vorsicht anzuempfehlen. Der Kranke, welcher unter dem Einflusse krankhafter Gemüthsstimmungen, Sinneseindrücke und Vorstellungen steht, begeht zuweilen

*) Die Seelenstörungen, von Dr. Eduard Ricker. Erlangen, Ferdinand Enke 1864.

bedenkliche Handlungen. Sobald wir daher die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Jemand, der unserer Sorge anvertraut ist, geisteskrank geworden, sucht man auf eine schonende, aber doch ausgiebige Weise sein ganzes Thun und Treiben zu überwachen. Seine anscheinende Ruhe und Besonnenheit soll uns nie zur Sorglosigkeit bestimmen. Am wenigsten bedenklich sind im Allgemeinen die Tobsüchtigen; sie sind in der Regel gutmüthig und harmlos, so lange sie nicht gereizt werden; auch suchen sie selten ihre Pläne zu verheimlichen, weshalb man etwa eintretenden Verkehrtheiten leicht vorbeugen kann. In ihrer emsigen Geschäftigkeit stiften sie jedoch zuweilen Schaden, lassen sich auch in leichtsinniger Verwegenheit nicht selten zu tollkühnen Unternehmungen hinreißen. Weit mehr Aufsicht bedürfen die Melancholischen, besonders wenn sie bereits an Sinnestäuschungen leiden. In diesem Zustande soll man sie nie aus den Augen lassen und sie möglichst bald einer Anstalt anvertrauen: man glaubt nicht, welche Verschlagenheit hinter dem verschlossenen oder oft anscheinend gleichgültigen Wesen mancher Kranken sich verbirgt. Am häufigsten werden Melancholische sich selbst gefährlich; es giebt Kranke, welche Tag und Nacht auf nichts Anderes sinnen, als sich um's Leben zu bringen. Die schrecklichsten Todesarten sind ihnen oft die willkommensten.

Mit diesen Mahnungen zur Vorsicht sei aber keineswegs gesagt, daß man Furcht haben solle im Umgange mit Geisteskranken. Im Gegentheil: Vertrauen ist wohlthuend und erweckt wieder Vertrauen. Die Vorsicht, welche man anwende, gleiche mehr der väterlichen Ueberwachung: wie man Kinder zu verwahren hat, welche noch nicht zur Vernunft gekommen sind, so soll man sich auch des Kranken annehmen, welcher derselben beraubt ist. Also Liebe und Theilnahme, aber nicht Härte oder gar Grausamkeit: ein freundliches Wort wirkt oft mehr als alle Gewaltmaßregeln. Die Kranken erkennen für die Dauer sehr wohl, wer es gut mit ihnen meint: selbst dem erstorbenen Gemüth des Verrückten und Blödsinnigen thut es wohl, wenn er mit Güte und Freundlichkeit behandelt wird, wenn man für seine kleinen Bedürfnisse sorgt und ein theilnehmendes Herz hat für seine Schmerzen und Kümmernisse; man sei daher nicht unwillig über seine tausendfachen Verkehrtheiten oder seine Unfolgsamkeit. Ist es nöthig, seinem Eigenwillen entgegenzutreten, so geschehe es mit Sanftmuth, aber mit Ernst und strenger Konsequenz. Nie soll man sich zum Zorn hinreißen lassen: man verliert dadurch in den Augen der Patienten, die in der Regel für alle Schwachheiten und Blößen anderer Menschen scharfblickend sind, die Achtung und das Vertrauen, dessen man zu ihrer Heilung so sehr bedarf.

Freilich ist es oft schwer, den richtigen Gleichmuth stets zu bewahren. Es giebt Kranke, welche die Geduld ihrer Angehörigen auf die härteste Probe stellen, die falsch und hinterlistig sind, die Wohlthaten mit dem schnödesten Undank belohnen und für ihre besten Freunde nichts haben als Schimpfworte und Mißhandlungen. Aber auch hier soll man nicht vergessen, daß es sich um Kranke handelt, daß ihre Worte und Handlungen Folge eines gestörten Geisteslebens sind und daß die Unglücklichen in gesundem Zustande sich gewiß ganz anders benehmen würden. Man hat ja Geduld und Mitleid mit einem Fieberkranken, wenn er auch noch so unbändig ist in seinem Delirium, während doch die Geistesstörung nichts anderes ist, als ein länger dauerndes Delirium.

Was die psychische Behandlung betrifft, so hüte man sich vor einem allzugeschäftigen Verfahren und suche die Genesung nicht durch ein beständiges Einwirken auf den Kranken zu erzwingen. In den allermeisten Fällen ist absolut geistige Ruhe die Hauptsache. Wie einem erkrankten Auge der Lichtreiz unangenehm und schädlich ist, so wirkt auf das gereizte Gehirn der Mangel an Ruhe und Enthaltsamkeit von allen stärkeren Eindrücken ungünstig; der Kranke fühlt dies auch selbst und sucht meist die Einsamkeit. Man halte ihn daher fern von Lärm und Geräusch, quäle ihn nicht mit geistigen Anstrengungen. Sehr verkehrt sind die Versuche, die Kranken zum Zweck ihrer Heilung auf alle mögliche Weise zerstreuen zu wollen, was man namentlich oft bei Melancholischen versieht. Man möchte ihnen mit Gewalt andere Gedanken beibringen, man hofft ihnen durch Reisen, Gesellschaften, Theater Erheiterung zu verschaffen und sie ihren kranken Ideenkreisen zu entziehen. Diese Maaßregeln bewirken in der Regel das Gegentheil von dem, was man beabsichtigt; die trübe Verstimmung ist in dem Zustande des Kranken begründet, sie folgt ihm, wohin er auch gehen mag; die allgemeine Fröhlichkeit erheitert ihn nicht: sie macht ihm den Kontrast zwischen der Außenwelt und seinem eigenen traurigen Zustande noch anschaulicher. Auch der häufige Besuch von Freunden und Bekannten, sowie vieles Sprechen und Zureden ist dem Kranken entschieden nachtheilig. Doch tröste man den Kranken über sein Schicksal, suche ihn zu überzeugen, daß körperliches Unwohlsein die Ursache seiner Verstimmung, und ermahne ihn, den ärztlichen Rathschlägen zu folgen. Zugleich suche man ihn von der beständigen Beobachtung seines eigenen Zustandes abzulenken; am besten gelingt dies durch eine zweckmäßige körperliche Beschäftigung.

Sehr vorsichtig sei man mit Religionsübungen und unterlasse sie in frischen Fällen gänzlich, wenn der Kranke nicht ausdrücklich danach verlangt. Dem Kranken ist eine Sammlung des Gemüths, wie sie zur Andacht nothwendig ist, meistens unmöglich, und die vergeblichen Versuche versetzen ihn oft in die größte Verzweiflung. Die tröstenden, versöhnenden Worte eines vernünftigen Geistlichen wirken dagegen häufig wohlthuend und tragen zur Beruhigung mancher Kranken bei.

Zeigen sich Wahnvorstellungen oder Sinnestäuschungen, so versuche man nicht, denselben mit Vernunftgründen entgegenzutreten. Die Sinnestäuschungen haben für den Kranken eine zwingende Gewalt eben so wie unsere Wahrnehmungen für uns; wir werden sie ihm ebensowenig ausreden können, als wir uns das bestreiten lassen, was wir gesehen und gehört haben. Am Einfältigsten sind die Versuche, mit grobem Betrug, wie er zuweilen in Romanen vorgeführt wird, einen Kranken von seinem Wahne heilen zu wollen. Man bleibe vielmehr im Verkehr mit Geisteskranken stets bei der Wahrheit; man suche nicht, sie zu überlisten und mache ihnen kein falschen Vorspiegelungen. Was man ihnen versprochen hat, soll man ihnen gewissenhaft halten; die meisten Kranken haben dafür ein gutes Gedächtniß.

Auch das sogenannte Eingehen in die Ideen des Kranken ist schädlich. Es kann nur zur Befestigung derselben dienen und nützt in keinem Falle. Am besten ist es, so wenig wie möglich Notiz davon zu nehmen, bei dem Erscheinen derselben dem Gespräche eine andere Wendung zu geben oder ganz stillzuschweigen.

Das Universalheilmittel für die allermeisten Fälle von Seelenstörung ist die alsbaldige Versetzung in eine geeignete Anstalt. Der Kranke wird dadurch den häufig so schädlichen Einwirkungen der Angehörigen entzogen, er ist geschützt vor der Neugierde und dem Spotte roher Menschen und lebt unter beständiger Aufsicht. Alle Einrichtungen streben dahin, ihn auf das Zweckmäßigste und Schonendste zu behandeln; die hier herrschende Ordnung und Regelmäßigkeit imponirt ihm und mahnt ihn mit unsichtbarer Gewalt zur Fügsamkeit. Er sieht, daß es hier nicht möglich ist, sich seinen

Launen zu überlassen, daß ein und dasselbe Gesetz für Alle bindend ist, und was oft alle Gewaltmaaßregeln zu Hause nicht vermochten, das bewirkt hier der freundliche Zuspruch und die gewaltige Macht des Beispiels. Es geschieht nicht selten, daß die aufgeregtesten Kranken sich unter diesem Einfluß sofort beruhigen und daß die Genesung beginnt mit dem Tage des Eintritts in die Anstalt. . .

Ist der Kranke der Anstalt anvertraut, so überlasse man die weiteren Maaßregeln ruhig den dortigen Aerzten und erwarte nicht, daß schon nach kurzer Zeit eine günstige Entscheidung erfolgen soll. Rasche Heilungen kommen zwar vor, gehören aber zu den Seltenheiten. In der Regel vergehen Monate, zuweilen selbst Jahre, bevor Heilung erfolgt. In den meisten Fällen sind Besuche der Angehörigen während des Entwickelungs-Stadiums schädlich; sie erinnern den Kranken aufs Neue an frühere Verhältnisse und veranlassen unnöthige Gemüths-Aufregungen.

Für manche Kranke ist die Rückkehr nach Hause trauriger als der Aufenthalt in der Irrenanstalt. Ihre geringe Habe ist durch den langen Aufenthalt in der Fremde aufgezehrt, oder die Kundschaft des Handwerksmanns hat sich verloren, oder der Genesene findet zu Hause eine sehr unfreundliche Aufnahme: man wirft ihm in liebloser Weise vor, was er durch seine Krankheit verschuldet, die Summen, welche er gekostet, und die Mühe und Verlegenheit, welche er seinen Angehörigen bereitet hat. Diese Verhältnisse sind für einen eben Genesenen, dessen Gemüth noch nicht vollständig erstarkt ist, natürlich sehr ungünstig. Mißmuth und Verzweiflung bemächtigen sich seiner und stürzen ihn von Neuem ins Unglück.

Freilich ist es in vielen Fällen schwer, in manchen ganz unmöglich, die Hindernisse zu beseitigen, welche den eben aus der Anstalt Zurückkehrenden zu Hause erwarten; namentlich wird dies bei dem besten Willen dem Einzelnen selten gelingen. Um so größer würde der Nutzen sein, welchen ein Verein zum Schutz und zur Unterstützung solcher Unglücklichen entfalten könnte. Es sind bereits derartige Bestrebungen mehrfach aufgetaucht! auch jetzt wird noch immer dafür gekämpft; die Theilnahme ist aber nicht allgemein genug gewesen. Ein solcher Verein, welcher sich überhaupt zum Schutz und zur Unterstützung der außerhalb der Anstalt lebenden Geisteskranken verpflichtet, müßte sich besonders auch der Genesenen annehmen, ihnen in ihren Bedrängnissen mit Rath und That an die Hand gehen; er müßte den mittellos gewordenen Familienvater mit Geldmitteln unterstützen, bei Arbeitern für passende Unterkunft sorgen und den Geschäftsmann durch Ertheilen von Aufträgen von Neuem in das Vertrauen des Publikums einführen.

Die meisten Menschen werden einem eben aus der Anstalt entlassenen Patienten mit einer gewissen Befangenheit gegenübertreten. Sie betrachten ihn theils mit unverhohlenem Mißtrauen, theils fürchten sie, ihn durch jede Erinnerung an die Zeiten seiner Krankheit zu verletzen. Dies ist beides nicht nöthig. Einem wirklich Geheilten ist die Erinnerung an seine überstandene Krankheit zwar traurig, aber selten peinigend. Er freut sich der Genesung und scherzt oft selbst über seine früheren Verkehrtheiten. Man kann ganz unbefangen mit ihm darüber reden, wird aber natürlich vermeiden, Vorfälle zu berühren, die ihn in Verlegenheit setzen würden. Im weiteren Umgange soll man heftige Gemüthseindrücke jeder Art von dem eben Genesenen fern halten, dagegen Geist und Körper durch fortwährende, nicht zu anstrengende Thätigkeit beschäftigen.

Schweiz.

Jean Jacques Porchat.

Im vorigen Frühjahr starb in seinem Landhause Florence bei Lausanne ein ausgezeichneter waadtländischer Gelehrter und Literator, Jean Jacques Porchat, ein Sechziger. Wenige Jahre nachdem er seine Studien vollendet, erhielt er an der Akademie zu Lausanne eine Anstellung als Professor der Rechte. Nach dem Tode eines seiner älteren Kollegen ging er zur Professur der lateinischen Sprache und Literatur über. Diese war seinem Wissen, seinem Geschmack, seinem feinen Sinn, seinem dichterischen Talent angemessener. Mit mehr Anmuth als Kraft begabt, vermochte er seine Zuhörer anzuziehen, nicht ihnen ganz zu genügen: die jungen Republikaner vermißten den Einfluß des mächtigen, den römischen Schriftstellern innewohnenden Geistes.

Im Jahre 1837, bei einer Neugestaltung des öffentlichen Unterrichts, wurde die lateinische Professur dem berühmten polnischen Dichter Mickiewicz übertragen, der sie nur zu bald gegen eine Anstellung in Paris vertauschte. Porchat nahm eine Wiederberufung nicht an. Er verbrachte mit den Seinen mehrere Jahre in der französischen Hauptstadt, wo er seine Zeit zwischen Privatunterricht und schriftstellerischen Arbeiten theilte.

Der Tod seines reichbegabten einzigen Sohnes (er hinterließ drei Töchter), der nach glänzenden Studien als angehender Arzt in Paris sich schon auszeichnete, traf ihn mit einem Seelenschmerz, von dem er nie genas. Dem Zuge des Schweizergemüthes folgend, kehrte er zurück in seine Heimat. In ländlicher Zurückgezogenheit, im Genusse des häuslichen Friedens und der schönen Natur, in der Nähe der übriggebliebenen alten Freunde, vollführte er während seiner letzten Lebensjahre eine für die Pariser Buchhandlung Hachette übernommene schwierige Arbeit: die Uebersetzung der Werke Göthe's.

Als Schriftsteller wirkte Porchat nach mehreren Richtungen. Am Wenigsten gelangen ihm einige Versuche in den Tagesblättern. Sein Wesen war nicht geeignet, an den Kämpfen der Gesellschaft sich zu betheiligen, nicht einmal an den milderen Kämpfen im Schlafrock und Pantoffel. Sein innerstes Wollen war Menschlichkeit, Liebe, Friedseligkeit; der Grundton seines Denkens, seines Gefühles Zartsinn, geistreiche Anmuth. Nur in den Schranken der Sittlichkeit wußte seine Begabung sich zu entfalten. Selbst seine Uebersetzung Tibull's gestattet bei einem so reinen, dichterisch angeregten Gemüth keine Einwendung gegen dieses Urtheil. Als Fabeldichter trat er unter dem Namen Valamont auf. Später ließ er den durchsichtigen Schleier fallen, als er einen neuen Band ähnlicher Gedichte veröffentlichte: „Glanures d'Esope, recueil de fables, deren dritte Auflage, schön ausgestattet, 1840 in Paris erschien.

Auf diesem Felde fand er sich so recht zu Hause. Er brauchte nicht, wie viele Andere, La Fontaine oder irgend welche Vorgänger zum Muster zu nehmen; er konnte sein eigener Meister sein; die Erfindungsgabe war hinreichend, die Beobachtung der Menschen eindringend und fein; die Anlage der einzelnen Fabeln ist sinnig, die Erzählung, das Zwiegespräch rasch, die dichterische Färbung des Styls dem jedesmaligen Gegenstand angemessen; nie etwas Gemeines, wie wir es bei neueren, selbst belobten Fabeldichtern oft wahrnehmen. Die reine, gediegene, durch Atticismus gereinigte Sprache verrieth keinen fremden Himmelsstrich, das heißt, der über der Pariser Barrière sich erstreckt.

Aehnliche Eigenschaften des Gemüthes und des Geistes empfehlen einige in ungebundener Rede geschriebene, volksthümliche Kinder-Erzählungen, welche die in diesem Fache leichte, französische Literatur bereichert haben: *Trois mois sous la neige. Les Colons du rivage. La sagesse du hameau.* Wie die Fabeln, haben diese Schriften in Frankreich mehrere Auflagen erlebt.

Auf einem ganz verschiedenen Felde, im Trauerspiel, versuchte Porchat alle seine Kräfte, nicht ohne Glück, doch nicht mit vollem Erfolg. In dem Drama Winkelried hatte er nicht nur die Bühne im Auge, sondern auch die schweizerischen Schulen und die Verbreitung vaterländischer Gesinnungen. Im Interesse der Jugend und seines Gedichtes umkränzte er den eher epischen als dramatischen und höchst einfachen Gegenstand mit Erzählungen, persönlichen und Sittenzügen, welche die alten Chroniken ihm an die Hand gaben, und die vereint sich zu einem nationalen Gemälde gestalteten. Sonderbar, daß der Dichter den sterbenden Schultheiß von Luzern, Gundoldingen, von dem Schlachtfelde auf die Bühne bringen läßt und das von seinem Blut befleckte und von seiner Hand festgehaltene Banner nicht erwähnt, das heute noch in dem Archiv von Luzern als Heiligthum aufbewahrt wird! Das mag denen gefallen, zu denen P. nicht gehörte, für die ein historischer Name ein Sinnbild ist, und das vaterländische Blut in den Adern ein Mythus. Der Hauptgegenstand, wenn nicht mit episodischen Scenen ausgeschmückt, hätte nicht hinreichenden Stoff zu fünf Aufzügen dargeboten. Warum überhaupt das Gemälde nach dem Rahmen und nicht der Rahmen nach dem Gemälde bemessen werden soll, ist nicht leicht zu begreifen. Wenn die Reden im „Winkelried" manchmal zu gedehnt scheinen, so muß man doch erkennen, daß P.'s Verse, reich an edlen und patriotischen Gedanken, in schöner, wohlklingender Sprache dahinfließen.

Ein zweites Trauerspiel, *La Mission de Jeanne d'Arc, drame en cinq journées, en vers*, ist eine unabhängige, ganz individuelle Bearbeitung dieses oft behandelten Gegenstandes. Weder in der Auffassung des Charakters der Johanna und der ganzen Anlage der Handlung, noch in den Einzelheiten, ist P. in die Fußstapfen Schiller's getreten. Weit entfernter ist er noch von einem französischen Vorgänger zur Zeit des ersten Kaiserreichs d'Aurigny, der in seiner „Jeanne d'Arc à Rouen", keinen Zollbreit von der Einheit des Ortes abgewichen, und seine beklagenswerthe Heldin keine Minute später als die vierundzwanzig gesetzlichen Stunden hat sterben lassen, aber diesen engen Raum mit zierlichen, wohlklingenden Alexandrinern und dichterischer Leerheit ausgefüllt hat. Das Drama P.'s ist nicht nur in fünf gewöhnlichen Aufzügen eingetheilt, sondern dem Titel gemäß in wirklichen *journadas*, die ebensoviel Zeitabschnitte der Geschicke Johanna's darstellen. Jeder Tag trägt den Namen des Ortes, wo die Handlung vor sich geht. Der erste, Domremi, führt uns in die häuslichen Verhältnisse der Heldin ein. Heldin ist sie schon, da sie, im Kampfe mit Eltern und Geschwistern, dem innern Triebe, der Stimme des Gewissens und des Geschickes gehorcht. Nur einer ihrer Brüder, der treuherzige, einfache Pierre, von der göttlichen Berufung seiner Schwester überzeugt, begleitet sie unwandelbar. Das ländliche, fromme Familiengemälde ist mit Liebe ausgemalt. So erhaben auch die Weihe Johanna's — rationalistisch aufgefaßt von der Feder eines Geschichtschreibers wie Michelet — bleiben kann, hat doch P. vorgezogen, ihr eine objektive Göttlichkeit beizulegen: sie besitzt z. B. die Begabung, nicht nur den Seelenzustand des falschen Priesters Loyseleur zu erkennen, sondern auch die schwarze That, die er in Gemeinschaft mit dem königlichen Sternendeuter Magistri vollbracht, den Mord des Herzogs von Orleans. — Die II. Abtheilung, Chinon, läßt uns im königlichen Schlosse dieser Stadt einem geheimen Anschlag der beiden Bösewichter gegen Johanna beiwohnen, in der sie eine ihnen feindliche Macht wittern. Johanna wird als Besessene den Doktoren der Kirche verdächtig gemacht. Vor den versammelten Hof geführt, erkannte sie den hinter Andern sich verbergenden König. Sie selbst wird, so wie ihre überirdische Sendung an dem reinen gottgeweihten Herzen, an dem kindlich himmlischen Sinne erkannt. Die Offenbarung eines geheimen Gedankens des Königs überzeugt ihn von der göttlichen Berufung des heldenmüthigen Mädchens. Wie die Stimme Gottes, läßt sich auch die Stimme des Volkes durch den Mund ihres Bruders und ihrer ritterlichen Begleiter vernehmen. — Der dritte Tag spielt in Orleans; es ist der heiße Tag des Kampfes. Hier erblicken wir Johanna unter den verschiedenen Charakteren der Krieger; wir bewundern ihren Heldenmuth, ihre Bescheidenheit und Menschlichkeit; sie wird verwundet, sie schenkt Leben und Freiheit den Gefangenen, unter diesen ihren beiden Todfeinden. — In der vierten Abtheilung der Handlung sitzt Johanna schon seit fünf Monaten auf dem Schlosse Le Crotoy, als Gefangene des Grafen Johann von Luxemburg, dessen Ehrgeiz jeden Augenblick bereit ist, sie den Engländern auszuliefern, er, wie Burgund, ein Erbfeind Frankreichs und zugleich unmittelbarer Lehnsherr des Dorfes Domrémi und der Familie Johanna's. In den „schönen Tagen von Reims" hat Johanna durch die Krönung des Königs seine Macht gehoben und befestigt, die seiner Gegner gebrochen. Ihr Einfluß allein, als Gesandte des Himmels, kann den Monarchen bewegen, Luxemburg und Burgund des Lehnsverhältnisses zu entheben und als ebenbürtig anzuerkennen. Um diesen Preis erhält sie ihre Freiheit. Die Scene geht am Fuße des Schlosses vor sich, im Schatten hoher Bäume, wo die arme Gefangene, nach so langer Haft zum ersten Male wieder Gottes schöne Natur erblickt und freie Luft athmet; ihr Bruder ist zugegen; er hat ihrer Seele die Heimat vorgeführt, den kranken Vater, die schwächliche Mutter, zwei verwundete Brüder. Auf den Vorschlag des Grafen, die Sache des Königs zu verrathen, um frei nach dem väterlichen Heerd zu ziehen, antwortet Johanna:

Oh! de la liberté qu'un sourire a de charmes!
Oh! dans cette prison que j'ai versé de larmes!
Errer sous les grands bois tout le jour, et le soir
Sur le penchant d'un mont pour admirer; s'asseoir
Dans un lit de son choix, dormir avec l'attente
De l'essor matinal: souvenir qui me tente!...
(Au comte.)
Vous offrez à mes yeux mon chère frère; avec lui
Chez les miens il me semble arriver aujourd'hui.
Je vois mon père infirme, appuyé sur ma mère,
S'empresser... à pas lents... J'entends sa voix si chère...
O mes saintes, pardon! vos célestes accents
Ne m'ont semblé jamais plus doux, plus caressants.
Je l'entends ... Il bénit l'enfant qui fit sa peine...
(Avec une ferme résignation.)
Seigneur, dans votre tour il faut qu'on me ramène.

Der fünfte Aufzug führt uns nach Rouen. Johanna erscheint zuerst in der Schloßkapelle, wo, unter der Leitung Magistri's der Prozeß geführt und verfälscht wird; später im Kerker, den sie nur verläßt, um zum Tode zu gehen. Loyseleur, von Gewissensbissen gemartert, bekehrt sich; Magistri stirbt in satanischer Wuth, von einem Blick Johanna's wie niedergedonnert. Ob die

Schöpfung dieser beiden Bösewichter und ihr Einfluß auf das Geschick der Heldin glücklich erdacht sei, scheint mir zweifelhaft. Jedenfalls ist die ganze Behandlung eine eigenthümliche, die wohl dem romantischen Charakter des Gegenstandes entsprechen mag.

Mit der Freiheit der neuen dramatischen Schule hat P., nach dem Beispiele Racine's, Chöre mit seinem Drama verbunden. Jeden Aufzug schließt ein Chor, meistens aus dem Volk gebildet, was dem ursprünglichen Gedanken dieses dramatischen Elementes entspricht. Obschon im Winkelried mit Geschick angebracht, passen doch die Chöre besser zu der mystisch-religiösen Färbung der Mission de Jeanne d'Arc, die sowohl die Seele des Volkes, als die Handlung lyrisch hebt. So beachtenswerth auch diese Chöre sind, fehlt ihnen doch oft der lyrische Schwung, die Seelenmusik, durch welche Racine's Verse die gesammte alte Lyrik der Franzosen überflügeln.

In heitern oder zarten Liedern, in Gelegenheits-Gedichten und im Lobe verdienstvoller Männer, auf den Gefilden des Vaterlandes, am Heerde der Freundschaft, unter dem bescheidenen Dache des ehelichen Glückes ist P.'s lyrisches Talent zu Hause. Den Beweis liefert ein Band gesammelter Gedichte aus verschiedenen Zeiten, den er in den ersten Monaten dieses Jahres herausgab: Jacques Porchat, Souvenirs poétiques de Valamont. (Lausanne, 1864.) Einige dieser Gedichte, in denen er den Ton der philosophischen, manchmal heitern Epistel anschlägt, gehören zu den vorzüglichsten, und bezeichnen seine eigentlichste Begabung als Dichter. Auch dürfen wir als das gelungenste und zugleich schwierigste poetische Werk P.'s die Uebersetzung der Epistel an die Pisonen des Horaz nennen. Zweimal in zehn Jahren wagte er sich an dieses Unternehmen; denn in dem eben erwähnten Bande besitzen wir nicht nur eine neue Auflage, sondern zum Theil eine neue Uebersetzung, die an Treue, Gedrängtheit und Leichtigkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt.

Nachdem Porchat in Frankreich noch mehr durch eine vortreffliche, mit Geschmack geschriebene Uebersetzung von Leopold Ranke's französischer Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, bekannt geworden, betraute ihn der Buchhändler Hachette mit der Uebersetzung der sämmtlichen literarischen Werke Göthe's, (die naturgeschichtlichen mithin, sowie die verschiedenen Korrespondenzen ausgenommen). In strenger Zurückgezogenheit widmete er von nun an Zeit, Kräfte und musterhafte Sorgfalt dieser wichtigen Arbeit. Obschon der deutschen Sprache vollkommen mächtig, unterließ er nicht, sich über schwierige Stellen oder Anspielungen, selbst durch Korrespondenzen mit Deutschland, Aufklärung zu verschaffen. Die Uebersetzung der prosaischen Werke, sowie der Gedichte in erzählender oder sonst leichter zu behandelnder Form wie Hermann und Dorothea und mehrerer dramatischer Gedichte, ist meisterhaft. Wo aber die Poesie die innerste Eigenthümlichkeit in Gedanken, Gefühl, Sprache und Melodie, in Tiefe und Zartsinn, in Genialität und rein persönlicher Auffassung des menschlichen Lebens und des Seelenlebens ausdrückt, kann man keinem Talente zumuthen, Göthe noch einmal, und zwar auf fremder Erde, erstehn zu lassen. Von dem Uebersetzer des Faust, der Balladen, der Lieder, darf nur begehrt werden, daß er den mit der deutschen Zunge unbekannten Lesern die Gedanken möglichst treu wiederzugeben und durch den Reiz und die kunstvolle Handhabung seiner Sprache sie vermuthen lasse, in welcher schönen Form sich so schöne Gedanken haben entfalten mögen. Dies leistet Porchat mit seltenem Geschick. Wer mehr verlangt, lerne fleißig vier Jahre lang Deutsch und lese dann Göthe selbst.

Die Vorrede der Oeuvres complètes de Goethe zeugt von der bewundernden Liebe, mit welcher der Uebersetzer in das Wesen und die Seele des deutschen Dichters eingedrungen; nicht minder von der Verehrung, die er dem Streben und dem Wirken dieses über alles Kleinliche erhabenen, nach allem Edlen sehnsuchtsvollen Geistes zollte.

In drei Jahren, in zehn Groß-oktav-Bänden, vollendete P. eine Aufgabe, die nicht weniger Muth als Fähigkeit erforderte. Er genoß eine kurze Zeit noch die Abendruhe nach vollbrachtem Tagewerk, otium cum dignitate, freute sich im Kreise der Seinigen der Anerkennung, die ihm zu Theil wurde, und entschlief nicht ohne Schmerzen, aber ruhig, im Bewußtsein eines ehrenvoll thätigen Lebens, in der Hoffnung einer seligen Zukunft. C. Mennard.

England.

Hauptmomente in der Entwickelung der englischen Literatur. Nach H. Taine.

II.

Die Zeit der Emancipation des Geistes.

Die Zeit der Renaissance bringt, wie in ganz Europa, so auch in England eine große geistige Umwälzung auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, wie auf dem religiösen Gebiete hervor. Vor 14 Jahrhunderten hatte die griechische Sittenlosigkeit, die römische Despotie und die Auflösung der antiken Welt den großen aber düsteren Gedanken von der menschlichen Ohnmacht und Hinfälligkeit entstehen lassen, der sich in der stoischen Resignation, in der epikureischen Sorglosigkeit, in dem alexandrinischen Mysticismus und in der christlichen Erwartung des Reiches Gottes aussprach. Die Welt ist schlecht und verderbt: entgehen wir ihr durch Unempfindlichkeit, durch Betäubung, durch Ekstase oder durch die Hoffnung auf ihr baldiges Ende und den Beginn des Reiches Gottes. Seit dem vierten Jahrhundert ersetzt allmählich die todte Regel den lebendigen Glauben. Das christliche Volk überliefert sich der Geistlichkeit, diese dem Papste; die christliche Meinung unterwirft sich den Theologen, diese den Kirchenvätern: das christliche Leben beschränkt sich auf die Erfüllung der Werke und diese wieder nur auf die äußeren Gebräuche. Die Religion, flüssig in den ersten Jahrhunderten, gerinnt zu einem starren Krystalle, worüber sich eine Lage heidnischen Schuttes gebreitet hat. Die Theokratie und die Inquisition, die Vorrechte des Klerus, das Verbot der Bibel, der Kultus der Reliquien, der Ablaßkram treten nach und nach auf. Statt der Religion ist nur noch die Kirche vorhanden, statt des freien Glaubens die Orthodoxie, statt der moralischen Intuition die festbestimmte, äußere Andachtsübung, statt der freien Bewegung des Herzens und des lebendigen Gedankens die strenge Disziplin. Das sind die dem Mittelalter eigenthümlichen Züge. Die Wiedergeburt des Menschenthums geht von den Laien aus. Amerika und der Seeweg nach Indien sind entdeckt, die Gestalt der Erde und das Weltsystem erkannt, die moderne Philologie gegründet, die Erfahrungswissenschaften geschaffen, die Künste und die Literatur reifen einer neuen Aerndte entgegen, die Religion wird in ihrem Wesen umgewandelt. Ein eigenthümlicher Zug dieser Zeit ist es, daß man die Dinge nicht stückweise und isolirt oder durch scholastische und mechanische Klassifikation erfaßt, sondern im Ganzen, unter allgemeinen und umfassenden Gesichtspunkten, mit jenem Eifer und sympathischen Geiste, der den Gegenstand in allen Theilen durchdringt, ihn sich aneignet, assimilirt, sein Bild so lebendig in sich aufnimmt, daß es nothwendig in einem Kunst-

werte oder in einer Thatsache wieder hervortritt. Luther und der heilige Ignatius, Michael Angelo und Shakspeare tragen nicht eine abstrakte, partielle und trockene Idee in sich, sondern ein Ideal, das, im Geiste vollendet, drängt an das Tageslicht zu kommen. Das ist das große Jahrhundert Europa's, der wunderbarste Moment menschlichen Wachsthums. Wir leben noch von seinem Safte, und seine Triebkraft ist noch in uns wirksam.

Die Wiedergeburt des klassischen Alterthums ist die Auferstehung der heidnischen Idee und des Kultus der Schönheit und der Kraft. Sie setzt einen verbesserten Zustand der menschlichen Gesellschaft voraus. So lange das allgemeine Elend auf der Menschheit lastete, ruhte der Fluch auf dem Erdenleben und man suchte den Trost in einer anderen Welt. Sobald sich die Leiden milderten, fing man an, sich mit dem gegenwärtigen Leben auszusöhnen, Vertrauen zu sich selbst zu fassen, die Energie, das Genie, alle die wirksamen Fähigkeiten, die an dem irdischen Glücke arbeiten, zu lieben und zu bewundern. In England hat unter Heinrich VIII. und Elisabeth die Monarchie die Kraft gewonnen, den Frieden in der Gesellschaft herzustellen und zu erhalten. Mit dem Frieden erscheinen die nützlichen Künste, der Handel, der bürgerliche Wohlstand, der Geschmack an häuslicher Bequemlichkeit und an Verschönerung der Umgebung. Nicht der Besitz, sondern der Erwerb giebt den Menschen das freudige Gefühl ihrer Kraft. Diese Freude äußert sich in vermehrtem Aufwande, in der reicheren Kleidung, in den gesuchteren Genüssen der Tafel, in der Feier von Festen, zu deren Verschönerung alle Künste aufgeboten werden. Unter Elisabeth und Jakob I. wurden die glänzendsten Hoffeste gegeben, an deren mythologischen und allegorischen Darstellungen, Schauspielen, idyllischen Scenen, Kämpfen die Großen selbst sich betheiligten. Noch ist England nicht das puritanische, sondern das lustige England (merry England), das sich ganz der Freude und dem Lebensgenusse hingiebt. Die heidnische Welt ist wieder aus dem Grabe erstanden; nach der schrecklichen Nacht des Mittelalters mit ihren düsteren Legenden von Gespenstern und Verdammten strahlt der Olymp wieder im hellen Lichte. Noch einmal entzücken die heroischen und schönen Götter die Herzen der Menschen. Von Italien aus hatte sich mit den Schriften der Alten ihr Geist über Europa verbreitet. Das christliche Ideal wird von dem heidnischen verdrängt, und dieses ist: der gesunde, kräftige Mensch, der mit allen Mitteln versehen ist, seine Wünsche zu befriedigen und das Glück hier auf Erden zu finden. Diese Idee spiegelt sich in den Künsten wie in der Poesie.

In England ist die Renaissance die Wiedergeburt des sächsischen Geistes. Sie beginnt mit Surrey, den man den englischen Petrarca genannt hat, weil er, wie dieser, der erste Humanist und moderne Dichter ist, der dem neuen Geiste seinen Ausdruck gegeben hat. Dieser Ausdruck ist zuerst fremdartig, überladen, voll Antithesen und witzigen Vergleichungen. Man trifft ihn überall gleichzeitig bei Ronsard und d'Aubigné, bei Calderon, Gongora und Marini. Das Hauptlehrbuch dieser phrasenreichen Sprache war Lyly's Euphues, l'anatomie de l'esprit, 1580. Der Euphuismus ist ein charakteristisches Merkmal der Zeit. Ueberströmende Fülle und ungezügelte Phantasie sind Kennzeichen aller Literaturen der Renaissance-Zeit; am ausgeprägtesten aber erschienen sie in England, weil die germanische Race, nicht wie die romanische durch den Geschmack an harmonischer Form gezügelt, den kräftigen Ausdruck dem schönen vorzieht. Einer der ersten Meister in dieser Art von überströmender und fesselloser Poesie ist Philipp Sidney. Er ist nur ein einzelner Krieger in dem großen Heere von Dichtern, worunter Helden wie Spenser und Shakspeare und sonst wackere Streiter wie Breton, Donne, Drayton, Lodge, Greene, die beiden Fletcher, Beaumont, Ben Jonson, Marlowe, Wither, Warner, Davison, Carew, Suckling, Herrick u. A. Der poetische Hang ist auch in den Prosaikern vorhanden. Selbst der größte Denker dieser Zeit, Francis Bacon, gelangt zur Wahrheit, nicht durch Argumentation, sondern durch Intuition. Cogitata et visa, der Titel einer seiner Schriften, könnte der Titel aller seiner Werke sein. Sein Hauptwerk, Novum Organon, besteht aus einer Reihe von Aphorismen, wissenschaftlichen Dekreten, oft in poetischen Bildern und räthselhaften Abkürzungen, ähnlich den sibyllinischen Versen.

Diese bunte Welt spiegelt sich am treuesten im Theater wieder, welches die schönste und eigenthümlichste Frucht der englischen Renaissance ist. Vierzig Dichter und unter diesen etwa zehn Männer von überlegenem Geiste, vor Allen Shakspeare, der größte aller Künstler, welche je mit Worten Seelen dargestellt, haben für das Theater gearbeitet; mehrere hundert Stücke, darunter gegen 50 Meisterwerke, sind uns erhalten. Das Drama durchwandert alle Gebiete der Geschichte, der Dichtung und der Phantasie; es umfaßt die Tragödie, die Komödie, die Pastorale, ja selbst das Spiel des Traumes; es stellt alle Stufen menschlicher Zustände, alle Launen menschlicher Phantasie dar; es drückt Alles aus bis auf die unbedeutendsten Gefühle, die die Wirklichkeit erregt, und die allgemeinsten und wichtigsten Reflexionen, welche Aufgabe der Philosophie sind. Es hat sich losgesagt von jeder Theorie, sich frei gemacht von jeder Nachahmung; es hat sich bis in die geringsten Partien dem herrschenden Geschmacke hingegeben und dem Verständnisse des Volkes angepaßt. Es ist ein Drama riesenhaft und mannigfaltig, fähig durch seine Schmiegsamkeit, durch seinen Inhalt und seine Form das genaue Gepräge des Jahrhunderts und der Nation aufzunehmen und zu bewahren.

Neben der heidnischen Renaissance tritt die religiöse Wiedergeburt in der Reformation auf, die zugleich ein Protest ist gegen die von dem wiedererstandenen Heidenthum geförderte Sittenverderbniß. In ihrer Fortentwickelung bequemt sich die Reformation dem Charakter der Völker an, unter denen sie herrschend wird. Sie wird scholastisch bei den Deutschen, politisch in der Schweiz und in Holland, praktisch in England. Der englische Protestantismus findet sein Ideal in dem strengen Worte des alten Testamentes. Er verpflanzt den Gott des alten Bundes in das moderne Gewissen; es ist nicht der poetische Gott des heidnischen Sensualismus, noch der mystische Gott des christlichen Spiritualismus; es ist der moralische Gott der Hebräer, der Gott des Gesetzes und der Gerechtigkeit, der nicht den Glauben sondern die That verlangt. In der rauhesten und praktischsten Form tritt dieser Protestantismus in dem Puritanismus auf, der jede Spekulation von sich weisend sich nur auf das Handeln beschränkt, das menschliche Leben in eine starre Disziplin zwängt, der menschlichen Seele einen beständigen Kampf auflegt, der menschlichen Gesellschaft eine mönchische Strenge vorschreibt, das Vergnügen verbietet, die Thätigkeit empfiehlt und das Opfer verlangt. Er ist es, der den Moralisten, den Arbeiter und den Bürger bildet. Die große englische Idee ist die Ueberzeugung, daß der Mensch vor Allem eine moralische und freie Person ist, und da er allein in seinem Gewissen und in Gott die Richtschnur seines Handelns findet, muß er sich seiner Aufgabe, in sich und außer sich Sittlichkeit und Freiheit zu gründen und zu erhalten, mit aller Beharrlichkeit und Unbiegsamkeit durch einen beständigen Widerstand gegen das Entgegengesetzte und einen un-

aufhörlichen Zwang seiner selbst hingeben. Vergebens stößt dieser Rigorismus anfänglich durch seine Uebertreibung und Tyrannei ab; bald wird er herrschend und er mildert sich im Laufe der Zeit und bequemt sich allmählich der menschlichen Natur an. Der Fanatismus des Puritanismus wandelt sich so in die Laien-Mora um und gewinnt alle Volkssympathie, weil er mit allen nationalen Instinkten übereinstimmt.

Dieser neue Protestantismus unterscheidet sich von dem antiken Christenthume, daß jener in einer aufblühenden Gesellschaft, dieses in einer absterbenden Welt auftrat. Daher empfiehlt er lebendige Thätigkeit statt einer geisttödtenden Asketik; daher gesteht er dem Verlangen nach Erdenglück seine Berechtigung zu, statt die Abtödtung des Fleisches zu gebieten; daher achtet er die Ehe, die Arbeit, die Vaterlandsliebe, die Prüfung, die Wissenschaft, alle natürlichen Neigungen und Fähigkeiten, statt daß das antike Christenthum das Cölibat empfahl, das Zurückziehen von der Welt, die Verachtung des Irdischen, die Ekstase, die Gefangennehmung der Vernunft und die Verstümmelung des Herzens forderte. Durch diese Infusion des modernen Geistes hat der Protestantismus ein neues Blut erhalten, und er bildet heute mit der Wissenschaft die beiden Bewegungsorgane und gleichsam ein Doppelherz des europäischen Lebens.

Die Wiedereinsetzung des Weltlichen in seine Rechte schließt die Reinigung des Herzens nicht aus; im Gegentheil: gerade nach dieser Seite richtet die Religion in England ihre Hauptwirksamkeit Man hat die byzantinischen Spitzfindigkeiten und Distinktionen fallen lassen und hält sich von der deutschen Spekulation fern. Es herrscht allein der Gott des Gewissens. Alle weiblichen und süßlichen Beziehungen sind in dem Verkehr mit Gott verbannt. Man findet in Gott nicht den Seelen-Bräutigam, den Liebhaber und Tröster, wie er in der Nachfolge Christi und bei den Herrnhutern erscheint. Ein männlicher Geist durchweht die Gebete und die Predigten; man erkennt die Einwirkung des alten Testamentes und besonders der Psalmen. Gott ist nicht der Herzensfreund, dem man seine geringfügigen Wünsche und seinen kleinlichen Kummer mittheilt; er ist nicht ein König, dessen Verwandte und Hofleute man zu gewinnen sucht und von dem man nur Gunstbezeugungen und Gnadenstellen zu erlangen hofft. Man sieht in ihm den ernsten Gott, der über unsere Pflichterfüllung wacht. Was man von ihm bittet, ist die Kraft zur Tugend, zur inneren Heiligung, durch die man fähig wird, das Gute zu thun. Was man von ihm weiß, ist nur, daß er vollkommen gerecht ist, und ein solches Wissen genügt, in allen Ereignissen des Lebens die Wege Gottes zu erkennen, die zu dem Reiche der Gerechtigkeit führen.

Der größte Dichter dieser Zeit, John Milton, ist zugleich Poet und Protestant. Er erhielt von der hinsterbenden Zeit den poetischen Hauch und von der beginnenden Zeit die streng politische und religiöse Richtung. Sein Styl und seine Ideen sind historische Momente; sie vereinigen Vergangenheit und Zukunft, die Ereignisse und Gefühle mehrerer Jahrhunderte und einer ganzen Nation.

Die Restauration unter Karl II. und die Einführung der französischen Kultur verscheuchen das religiöse Element von der Bühne der vornehmen Welt, aber es lebt im Volke fort. Die klassische Periode von Karl II. bis zur französischen Revolution ist das Zeitalter der feinen Eleganz, die zuletzt in gemeine Lüderlichkeit ausartet und des rücksichtsvollen Zweifels, der endlich zum brutalen Atheismus wird. Der französische Geschmack kann nicht festen Boden gewinnen. Die regelmäßige Tragödie wird zur leeren Deklamation, das feine Lustspiel zur Schule der Sorglosigkeit und des Lasters. Von dieser Literatur sind nur einzelne wissenschaftliche Werke in gedrängter Darstellung und guten Style von bleibendem Werthe. Fast gleichzeitig mit den Stuarts wird auch die frivole Lebensanschauung aus England verbannt. Die liberalen und moralischen Grundsätze greifen wieder Platz. Die Literatur des 18. Jahrhunderts ist ganz konservativ, auf den Nutzen berechnet, von moralischer Tendenz und beschränktem Geiste. Zwei Mächte geben ihr die Richtung: eine allgemeine europäische und eine speziell englische. Auf der einen Seite herrscht das Talent der rhetorischen Analyse und die Rücksicht der literarischen Würde, die der klassischen Zeit eigenthümlich sind; auf der anderen der Hang zur praktischen Anwendung und die Energie einer genauen Beobachtung, Eigenschaften des englischen Geistes. Daher jene Vortrefflichkeit und Originalität der politischen Satire, der parlamentarischen Rede, des gründlichen Essay's, des moralischen Romans, und aller der Gattungen, welche einen offenen, gesunden Verstand, einen guten, korrekten Styl und das Talent, Andere zu rathen, sie zu überzeugen oder auch sie zu verletzen, erfordern, daher aber auch die Schwäche oder die Ohnmacht des spekulativen Gedankens, der wahren Poesie, eines originellen Theaters und aller der Gattungen, die einen großen, freien Forschungstrieb und eine uneingenommene Phantasie verlangen.

Mit der fortschreitenden Kultur und dem wachsenden Wohlstande wird die öffentliche Meinung wie die Literatur immer ernster bis zur Unduldsamkeit. Die langen Kriege gegen die französische Revolution treiben den Rigorismus in der Moral bis zum Exzeß. Ein despotischer, aber heilsamer Kodex von bestimmten Grundsätzen, von einem festgestellten Uebereinkommen und von unangreifbaren Meinungen sorgt dafür, daß die Engländer nicht von der nationalen Bahn weichen, sondern immer sicher auf ihr wandeln. Dadurch sind sie im Stande, sich selbst zu bezwingen und für sich selbst zu sorgen. Sie betrachten das Leben als Moralisten und Oekonomisten, gleichsam wie ein enges Kleid, in dem man mit Anstand einhergehen soll, aber auch zugleich wie ein gutes Kleid, das man sich so fein als möglich schaffen muß. Respektabel und komfortabel, das sind die beiden Worte, die alle Triebfedern in sich schließen, welche den Engländer zum Handeln bewegen.

Gegen den beschränkten gesunden Menschenverstand und gegen die pedantische Strenge erhebt sich eine Empörung. Zugleich mit der universellen Erneuerung des menschlichen Denkens und Vorstellens ergießt sich von Neuem der tiefe poetische Quell, der im 16. Jahrhundert so reich geflossen ist, über das 19. Jahrhundert. Eine neue Literatur tritt zu Tage, belebt von den Lehren der Philosophie und Geschichte. Der größte englische Dichter des 19. Jahrhunderts, Lord Byron, hört nicht auf, seine Zeitgenossen mit Schmähungen und Sarkasmen zu verfolgen. Von allen Seiten versuchen in der wissenschaftlichen, wie in der schönen Literatur, in der Praxis wie in der Theorie, im Privatleben, wie im öffentlichen die mächtigsten Geister den kontinentalen Ideen Eingang zu verschaffen; aber sie sind ebenso Patrioten, wie Neuerer, ebenso konservativ, wie revolutionär. Wenn sie an Religion, Konstitutionen, Sitten und Wissenschaften rütteln, so geschieht es nicht, um sie zu zerstören, sondern sie zu erweitern. England ist fertig. Das weiß es selbst, das wissen auch jene Männer des Fortschrittes. Wie es jetzt ist, gegründet auf die ganze nationale Geschichte und auf alle nationalen Instinkte, ist es fähiger als irgend ein Land Europa's sich umzuformen, ohne sich umzuschmelzen, sich seiner Zukunft hinzugeben, ohne mit seiner Vergangenheit zu brechen. Heute, wo

die großen historischen Gewaltthaten der Zerstörung und der Knechtung fast unmöglich geworden sind, kann jede Nation ihr Leben nach ihrer Lebensauffassung gestalten und entwickeln. Die Zufälligkeiten eines Krieges oder einer Erfindung haben nur noch auf Einzelheiten Einfluß. Jetzt zeichnen die nationalen Neigungen und Fähigkeiten allein die Nationalgeschichte in großen Zügen vor. Wenn 25 Millionen Menschen das Gute und Nützliche auf eine bestimmte Weise auffassen, so ist das Gute und Nützliche in dieser Weise das, was sie suchen und endlich erlangen.

Will man ermitteln, in welchem Sinne das Bestehende sich ändern wird, so muß man untersuchen, in welchem Sinne die allgemeine Auffassung sich ändern wird. Seit drei Jahrhunderten geht eine allgemeine Revolution in der menschlichen Intelligenz vor, gleich jenen regelmäßigen und gewaltigen Erhebungen, welche, indem sie einen Continent verrücken, zugleich alle Gesichtspunkte mit verrücken. Wir wissen, daß die positiven Entdeckungen immer wachsen. Sie beginnen bereits die Kenntniß des Menschen neu zu gestalten, also, daß ihre praktischen Anwendungen und ihre philosophischen Consequenzen unaufhörlich an Ausdehnung gewinnen und endlich sich über den ganzen Menschengeist erstrecken werden. Aus dieser Gesammtheit um sich greifender Wahrheiten geht ebenfalls eine originelle Auffassung des Guten und Nützlichen und folglich auch des Staates und der Kirche, der Kunst und der Industrie, der Philosophie und der Religion hervor. Diese hat ihre eigenthümliche Macht, wie die alte Auffassung die ihrige hat; sie ist wissenschaftlich, während die alte national ist; sie stützt sich auf erwiesene Thatsachen, wie die alte auf festgestellte Verhältnisse. Schon offenbart sich die gegenseitige Opposition, und schon beginnt die gegenseitige Transaction, und wir können im Voraus behaupten, daß der nächste Zustand der englischen Civilisation von der Divergenz oder Uebereinstimmung beider Auffassungen abhängen wird. M.

Böhmen.

Böhmische Christussagen. *)

18. Die Geburt des Heilandes.

Die heilige Maria pilgerte über den weiten Erdkreis, während ihr jungfräulicher Leib mit dem göttlichen Kinde gesegnet war. Da kam sie in eine fremde Stadt, woselbst sie ein Nachtlager suchen wollte. Sie trat in ein Schenkenhaus ein und sprach: „Lieber Wirth, gewähre mir ein Nachtlager.“ — „Ach, liebes Herz,“ entgegnete ihr der Wirth, „ich kann Dich bei mir nicht über Nacht beherbergen, denn in meiner Stube zechen die Trunkenbolde und spielen Karten, zechen und spielen die ganze Nacht.“ — Betrübt ging die heilige Maria weiter und kam in eine kleine Gasse zu einem Schmied, den sie also anredete: „Lieber Schmied, gewähre mir ein Nachtlager.“ — „Ach, liebes Herz,“ entgegnete ihr der Schmied, „ich kann Dich bei mir nicht beherbergen, denn ich muß die ganze Nacht hämmern und das Feuer schüren.“ — „Lieber Schmied,“ fragte die heilige Maria, „sage mir, warum Du die ganze Nacht hämmerst und wach bleibest?“ Und der Schmied gab zur Antwort: „Ich muß die großen eisernen Nägel hämmern, womit sie den Christus, der bald geboren werden soll, an's Kreuz schlagen werden.“ Ob diesen Worten erschrak die heilige Maria heftig und eilte von dannen. Hernach verbarg sie sich in einem Stalle, wo Kuh und Ziege ruhten. Dort aber genas alsbald die reine Jungfrau des göttlichen Kindes Jesus Christus. Sie gebar es auf einem dürftigen Strohlager, umwand es mit Windeln und legte es in die Krippe. In der Frühe kam des Schmiedes Töchterlein zur Stelle. „Du mein trautes Schmiedtöchterlein,“ sagte die heilige Maria, „komm und wiege in den Schlaf mein neugebornes Knäblein!“ — „Ach, wie könnte ich es wiegen,“ antwortete die Tochter traurig, „ich habe ja keine Hände!“ — „Wohlan,“ erwiederte die Mutter Gottes, „so berühre die Windeln meines Kindes, und der Herrgott wird Dir Hände geben.“ — „Ach, ich sehe die Windeln nicht,“ sagte die Tochter noch traurig, „denn ich habe keine Augen.“ — „So berühre die Krippe und der Herrgott wird Dir Augen geben.“ Die Schmiedtochter that also, und augenblicklich hatte sie Hände und Augen. Da lief sie eilig nach Hause und spielte mit den Händen und lachte mit den Augen. „O mein liebes Töchterlein,“ fragte der Vater erstaunt, „wo nahmest Du die Händchen und Aeuglein her, die weißen Händchen und die blauen Aeuglein?“ — „Ach Vater, lieber Vater,“ sagte die Tochter, „die schöne junge Frau hat mir sie gegeben, welche Dich gestern Abend um ein Nachtlager gebeten hatte. Das ist ja Maria, die Mutter des neugebornen Jesu!“ Da lief der Schmied voll Bestürzung in den Stall, kniete vor der heiligen Maria nieder und bat mit gefaltenen Händen um Gnade für seine Schuld. „Ach, hätte ich geahnt, daß Du die Mutter Gottes seiest, dann hätte ich Dir ein schneeweißes Lager bereitet. Ich hätte Dich geführt in ein Gemach von Gold und Silber; das eigene Haupt aber hätte ich auf kalte Steine gelegt und die Füße auf spitzige Dornen! Nun bin ich aber nicht würdig, noch ferner auf Erden zu wandeln, und verdiene, in das höllische Feuer geworfen zu werden.“ Allein die heilige Maria tröstete den Verzagenden mit milden Worten und sagte: „Deine Reue öffnet Dir die Pforten des Himmels.“ Von dieser Stunde an war der Schmied gläubig und fromm und hämmerte nicht mehr die drei eisernen Nägel.

19. Jesus und die Sünderin.

An einem schönen Tage lustwandelt der Herr Jesus mit seinen zwölf Aposteln durch die grünen Auen. Da trafen sie ein Mädchen, das aus einem Brunnen frisches Wasser schöpfte. Der Heiland sprach: „Reiche mir von diesem Wasser, o Mädchen, damit wir uns Hände und Füße waschen.“ Allein das Mädchen weigerte sich, den Krug darzureichen indem es sagte: „Das Wasser ist nicht rein, denn das welke Baumlaub ist hineingefallen.“ Jesus entgegnete hierauf: „Das Wasser ist wohl rein, aber Deine Ehre, o Mädchen, ist es nicht. Neun Männer hattest Du bereits und keinem warst Du angetraut und mit jeglichem hast Du ein Kind getödtet. Deinetwegen kamen neun arme Kinder in's Wasser und neun Männer in's höllische Feuer!“ Bei dieser Rede erschrak das Mädchen ungemein und sank vor dem Meister auf die Knie, ohne ein Wort sprechen zu können. Jesus aber sagte: „Gehe hin in das Haus des Herrn, bekenne vor dem Altare knieend Deine Schuld und dann wird Dir die gerechte Buße auferlegt werden.“ Weinend entfernte sich das Mädchen. Als es jedoch den Gottesacker betrat, begannen die Glocken von selbst zu läuten und wunderbar zu rufen, als hätten sie die Sünderin erkannt. Unverzagt schritt sie weiter. Als sie die Kirche betrat, da kehrten sich die Heiligenbilder auf den Wänden um und die Altäre thaten ein Gleiches, denn sie mochten nicht von der Frevlerin betrachtet werden. Die Wachskerzen aber

*) Vgl. Nr. 31., 38. u. 45. des Magazins.

und die ewige Lampe erloschen, denn sie mißgönnten der Frevlerin ihren hellen Schein. Diese trat nun vor das Bild Gottes hin und kniete nieder. In demselben Augenblicke war sie in eine Bildsäule von Stein verwandelt! — Dieses schaurige Wunder ließ der Herr Jesus geschehen, allen Jungfrauen zur Mahnung, damit sie ja ihren grünen Kranz bewahren mögen!

20. Jesus und der Zöllner.

Jesus ging über Feld, um seine Apostel zu suchen. Bald hatte er zwölf fromme Männer um sich geschaart, die ihn getreu auf seinen Wanderungen begleiteten. Da kam er einmal mit ihnen auf der Heerstraße zu einem Zöllner, und weil es sehr heiß war, bat er diesen um einen kühlenden Labetrunk. Bereitwillig brachte der Zöllner einen Krug mit klarem Brunnenwasser, und Alle erquickten sich daran. Hierauf sagte Jesus zu dem Zöllner: „Willst Du nicht mit uns gehen und nach dem Calvarienberge wallfahrten?" Der Zöllner antwortete: „Es dünkt mir besser, hier den Zoll einzunehmen, als mit Euch nach dem Calvarienberge zu pilgern." Ob dieser Rede war der Heiland betrübt, doch sagte er zu dem Zöllner weiter: „Weil Du uns durch einen so frischen Labetrunk gestärkt hast, so wähle Dir eine Belohnung dafür, und ich werde sie Dir gerne gewähren!" Da lachte der Zöllner und sagte: „Wenn Du ein so mächtiger Herr bist, so verlange ich vier Tonnen mit blanken Goldmünzen gefüllt, dann vier Chöre singender Engel und endlich das ganze himmlische Königreich!" Darauf antwortete Jesus zürnend: „Wahrlich, dieser Belohnung bist Du nicht würdig, und ich kann sie Dir nicht gewähren, denn Deine Seele ist voll der bösen Sünde. Aber blicke jetzt nach der Höhe und hernach in die Tiefe und wähle Dir Eins von dem, was Du erschaust!" Da blickte der Zöllner begierig empor und, o heiliges Wunder: er sah den Himmel offen in seiner goldenen Herrlichkeit und sah die Schaaren der lichten Engel und der Seligen, die vor dem Sonnenthrone des Schöpfers wunderschöne Psalmen sangen! Fast geblendet von der überirdischen Pracht, blickte er in's Thal und o Schrecken: dort unten sah er die Hölle brennen und qualmen und erblickte die schwarzen Teufel und die Seelen der Verdammten! Da ward er todtenblaß vor Angst und fiel vor dem Meister auf die Knie und flehte reuig um Vergebung: „Hätte ich gewußt, daß Du der Sohn Gottes bist, ich wäre Dir sogleich nach dem Calvarienberge gefolgt!" Doch Jesus, der Erbarmende, tröstete ihn liebreich und sagte: „Lieber Zöllner, Dir soll verziehen sein! Weil nun die Reue in Dein Herz eingekehrt ist, sollst Du dereinst in das himmlische Freudenreich eingehen!" Und der bekehrte Zöllner ließ Haus und Hof stehen und pilgerte frommen Sinnes mit dem Heilande und dessen zwölf Aposteln nach dem Calvarienberge.

Alfred Waldau.

Ungarn.

Ueber den Ursprung der Magyaren.

II.

Historische Momente.

Bruchstücke einzelner Nachrichten über die Verbindung der Magyaren mit dem ugrischen Volke haben sich übrigens auch noch in den spärlichen Urkunden ungrischer Vorgeschichte erhalten. Ihre Prüfung und Verwerthung ist Gegenstand des zweiten Theiles vorliegender Abhandlung, deren Hauptresultate wir wie bisher summarisch angeben wollen.

Die ältesten ungrischen Chroniken reichen nicht über das 12. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zurück, denn der vielbenannte anonyme Notar irgend eines Königs Bela, den man seit hundert Jahren durch zwei Jahrhunderte auf und ab jagte, gehörte aller Wahrscheinlichkeit zufolge dem dritten Könige dieses Namens an und fällt damit in die Periode nach 1196, da er sich „quondam bone memorie gloriosissimi bele regis hungarie notarius" nennt. Seine Glaubwürdigkeit ist aber so geringe, daß wir nach eigener Ueberzeugung völlig einem seiner Kritiker (Dr. E. Rösler) beistimmen, wenn er sagt: „Den Anonymus muß man vollständig entbehren lernen, denn nicht einmal für die Aufstellung eines Kapitels mythische Zeit könnte er dienen, da sich gleich mit der Einwanderung der Magyaren in Ungarn anderwärts sichere historische Nachrichten vorfinden, die ihm widersprechen und den mythischen Schleier zerreißen." Auch Hunfalvy läßt den Anonymus nur dort als historische Quelle gelten, wo er durch ausländische Chronisten bestätigt wird. Die nächste Chronik ist die des Magisters Simon Keza, die aber erst in das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts fällt und daher ebenfalls nur sehr weniges bietet zur Aufhellung der ältesten magyarischen Geschichte. Für die Abstammungsfrage sind aber noch sehr wichtig die Mittheilungen einiger Mönche aus dem 13. Jahrhundert, und zwar des Dominikaners Julianus, der gegen Ende der Regierung Andreas II. († 1235) mit drei Gefährten die traditionell in Erinnerung bewahrten heidnischen Stammesbrüder der Magyaren in „Groß-Hungarien" aufsuchte, und des vom Papste Innocenz IV. an den Groß-Khan der Mongolen abgesandten Franziskaners Giovanni dal Piano de Carpine (Joannes de Plano Carpini). So abweichend im Einzelnen nun die Nachrichten dieser Geschichtsquellen sein mögen, so lassen sie sich doch im Allgemeinen dahin vereinen, daß sie den ursprünglichen Sitz der Magyaren vor ihrem Zuge nach dem Westen in die Nähe der Wolga und des Urals versetzen, und es ist dem Verfasser gelungen, dieses Gebiet mit Hilfe der Sprachvergleichung auch geographisch näher zu bestimmen.

Das „Dentu-Mogeria" des Anonymus oder die Gebiete „Dentia" und „Mogoria" des Simon Keza entsprechen vollkommen der „Ungaria magna" des Dominikaners Julianus und der „Bascardia" des Franziskaners Carpini. Es lag dieses Gebiet aber nicht am Don, wie es in Nr. 43 des „Magazin" heißt, sondern am Irtysch. Die Heimat der Magyaren aber dehnte sich von der Wolga und Kama über den Ural bis zum Tobol, Irtysch und Ob. Hier allein haben wir deren Gemeinschaft mit dem ugrischen Volke zu suchen, hier entwickelte sich das Volk der Magyaren in seinem besondern Charakter heran. Die Stellung der Magyaren in Dentu-Mogeria war derart, daß sie den südöstlichsten Flügel der ugrischen Völker- und Sprachengruppe bildeten, während im Südwesten die Merdwinen saßen. Dies war etwa um 800 v. Chr. Vielleicht waren sie schon damals südwestlich den Chazaren benachbart. Als sie später ihren früheren Wohnsitz verließen, zogen sie nach dem Südwesten des chazarischen Reiches. Die näheren Nachrichten über diesen Auszug und dessen Veranlassung verdanken wir den Aufzeichnungen des purpurgebornen Kaisers Konstantinus (Constantinus Porphyrogenetus), regierend von 911—959. Dieser kannte das Volk der Magyaren aus eigener Anschauung und war im Stande, auch von den übrigen Völkern im Norden des Schwarzen Meeres die beste Auskunft zu geben, da es eine Hauptrichtung byzantinischer Politik war, mit den barbarischen Nationen Beziehungen derart zu unterhalten, daß man abwechselnd eine gegen die andere hetzte, eine gegen die andere mißbrauchte.

Konstantinus berichtet nun, daß die Türken — so nennt er die Magyaren — nach ihrem Auszuge aus dem Urſitze in Lebedia wohnten, wo der Fluß Chidmos iſt, den man auch Chirgylos nennt. „Damals nannte man ſie noch nicht „Türken", ſondern „Sabartoiasphalen". Sie waren in ſieben Geſchlechter getheilt, hatten weder einen heimiſchen noch fremden Herrn, ſondern Fürſten, Wojwoden (Führer), unter denen Lebedias, Schwiegerſohn des Khans der Chazaren, der hervorragendſte war. Drei Jahre lebten ſie mit den Chazaren verbündet, als dieſe im Vereine mit den Uzen, die augenſcheinlich öſtlich angränzten, die Petſchenegen aus ihren Wohnſitzen vertrieben, die nun von den Uzen beſetzt wurden. Die vertriebenen Petſchenegen fielen auf die „Sabartoiasphalen" und jagten deren Kriegsſchaaren auseinander; in Folge deſſen zog ein Theil (der Türken) gegen Oſten nach Perſien zu, der andere aber beſetzte mit Lebedias das Gebiet Atelkuzu, wo jetzt (i. e. von 946 n. Chr.) die Petſchenegen wohnen. Kurze Zeit darauf berief der Chazaren-Khagan den Lebedias zu ſich und trug ihm unter ſeiner Oberherrſchaft die Fürſtenwürde über die Türken an. Lebedias aber dankte für die Freundſchaft und empfahl an ſeine Stelle den Salmutzes oder deſſen Sohn Arpad.

„Der Khagan war's zufrieden. Lebedias ſchickte nun Abgeordnete an die Türken, die nach Berathung mit denſelben lieber den Arpad zu ihrem Fürſten wählten, indem ſie ihn nach Chazaren-Sitte auf dem Schilde emporhoben. So führten ſie die Fürſtenwürde bei ſich ein, denn vor Arpad hatten die Türken keinen Fürſten.

„Zu derſelben Zeit entſtand unter den Chazaren Zwietracht, die Geſchlechter befehdeten einander, und eines davon, die Kabaren, trennten ſich von den übrigen und ſchloſſen ſich an die Türken. Darum lehrten die Kabaren den Türken die chazariſche Sprache, welche ſie bis heute bewahren; aber auch ihre eigene Sprache, die türkiſche, haben ſie bewahrt. — Nach der Vereinigung der Kabaren beſtand die Nation aus acht Stämmen oder Geſchlechtern, nämlich: aus den Kabaren, den Geſchlechtern Neke, Megere, Kurtigermati, Tarjani, Genakh, Kare und Kaſſe; die Kabaren verlangten den Vortritt in der Schlacht. Damals (886) berief Kaiſer Leo die Türken gegen die Bulgaren an der Donau, welche in drei Schlachten beſiegt wurden."

Von den ſpäteren Kämpfen der Magyaren mit Arnulf*) gegen die Mähren erwähnt Konſtantinus nichts; er weiß nur, daß der Bulgarenkönig Simeon die Petſchenegen gegen die Türken hetzte und dieſe Todfeinde der Magyaren in deren Abweſenheit ihre Wohnſitze einnahmen. Hierauf zogen die Türken in ihr heutiges Land, indem ſie die Söhne Swatopluks beſiegten.

Das ſind in Kürze Konſtantin's Nachrichten über die Vorgeſchichte der Magyaren. Sie weichen in Vielem von den einheimiſchen Traditionen ab, und es war ſeit je eine Siſyphus-Arbeit ungriſcher Geſchichtsſchreiber, die Fabeleien ihres lieben Anonymus mit den Angaben Konſtantin's zu vereinbaren. Anſtatt aber die ſpäteren ungriſchen Chroniſten an den gleichzeitigen Aufzeichnungen des Kaiſers zu prüfen, hat man vielfach des Kaiſers Nachrichten mittelſt der einheimiſchen Traditionen gemeſſen. Das Reſultat konnte darum auch niemals befriedigen. Um nun aber obige Nachrichten des griechiſchen Kaiſers richtig zu verſtehen, müſſen wir dieſelben mit einigen Bemerkungen begleiten.

*) Hunfalvy ſagt: „Davon: daß Arnulf die Magyaren gegen die Mähren gerufen habe" u. ſ. w. Nach Dümmler's Unterſuchungen iſt die Angabe von der Berufung der Magyaren durch Arnulf hiſtoriſch nicht ſtichhaltig.

Die geographiſche Lage von „Lebedia" läßt ſich nicht eruiren, und erſcheint Hrn. Hunfalvy wahrſcheinlich, daß wir darunter mit „Utelkuzu" ein und daſſelbe Gebiet zu verſtehen haben, da Konſtantinus ſelbſt mit der Lage beider Gebiete wenig im Reinen iſt. Iſt dieſe Bemerkung richtig, ſo haben wir „Lebedia" oder „Utelkuzu" zwiſchen der Wolga (Utel, Etel, Itil) und der Kama zu ſuchen, von wo aus ſpäter die Magyaren neben Kiew vorbei gen Weſten zogen. Einleuchtend iſt ferner, daß die Magyaren länger als bloße „drei Jahre" in Lebedia (oder Utelkuzu) gewohnt haben müſſen, da es erſtlich unbegreiflich iſt, wie die Magyaren, die doch vor Arpad keinen Fürſten anerkannten, gerade nach dem Wojwoden Lebedias ihr Gebiet benannt haben ſollen, und zweitens bleibt es ſehr zweifelhaft, ob ein Beſitz von drei Jahren hingereicht hat, um in Konſtantinopel eine geographiſche Erinnerung zu hinterlaſſen. Unerklärbar für uns iſt der frühere Name der Magyaren, „Sabartoiasphalen", dagegen beſtätigt Konſtantinus die Tradition des Anonymus von den ſieben Geſchlechtern der Magyaren.

Es könnte Wunder nehmen, warum Konſtantinus die Magyaren „Türken" nennt, während doch ihre Sprache deutlich beweiſt, daß ſie nicht zum türkiſchen Sprachzweige gehören. Doch iſt dieſer Umſtand leicht erklärlich, wenn man die beiden hiſtoriſchen Thatſachen von dem Beiſammenwohnen der Magyaren mit den Chazaren und von dem Anſchluſſe der Kabaren beachtet. Alſo waren die Chazaren ein türkiſches Volk? Hunfalvy bejahte dieſe Frage entſchieden und erklärt dies auch aus den in der magyariſchen Sprache vorfindlichen türkiſchen Anklängen. So ſtützt auch hier der ſprachliche Beweis in entſcheidender Weiſe die hiſtoriſchen Daten. Konſtantinus kennt nur die Magyaren nicht blos als Verbündete der Chazaren, ſondern er weiß auch, daß die chazariſchen Kabaren ſich mit den Magyaren vereinigten und dadurch die Chazaren-Sprache allgemein verbreitet ward. Dies alſo der Grund, weshalb Konſtantinus die Magyaren „Türken" nennt.

Der Anonymus weiß nichts von der Vereinigung der Kabaren mit den Magyaren, dagegen erzählt er den Anſchluß zweier kumaniſchen Geſchlechter. Indeſſen um 888 gab es noch keine Kumanen oder Paloczen im ſüdlichen Rußland; Konſtantinus und Neſtor wiſſen nichts davon. Wahrſcheinlich hat der dreihundert Jahre ſpäter lebende fabelreiche Notarius die Kabaren mit den Kumanen verwechſelt oder die ſpäter eingewanderten Kumanen nach ihm geläufiger Sitte in die Zeit Arpad's verſetzt.

Was iſt es nun aber mit der ſkytho-hunniſchen Verwandtſchaft? Steht dieſe wirklich „außer Zweifel" und ſind die Magyaren „Brüder der Hunnen"? wie dies in dem beregten Aufſatze in Nr. 43 dieſer Zeitſchrift behauptet iſt. Herr Hunfalvy berührt auch kurz dieſe Frage, aber ziemlich ernüchternd für die Hunnophilen. Er meint, die Verwandtſchaft mit den Hunnen und Avaren läßt ſich wohl behaupten, aber nicht — beweiſen. Der ſprachwiſſenſchaftliche Faden iſt hier zerriſſen und die hiſtoriſchen Daten bieten keine ſichere Gewähr. Was aber die Gleichheit der Sitten und der äußeren Erſcheinung betrifft, gemäß welcher die Abendländer Hunnen, Avaren, Magyaren und Mongolen für ein und daſſelbe Volk hielten, ſo erinnern wir an Humboldt's Wort (Kosmos I. 492): „Die Aehnlichkeit der Sitten iſt, wo die Natur des Landes den Hauptcharakter der Sitten hervorruft, ein ſehr unſicherer Beweis der Stamm-Aehnlichkeit. Das Leben in der Steppe erzeugt bei Türken (Ti, Tuku), bei Baſchkiren (Finnen), bei Kirghiſen, bei Torgod und Dhungaren (Mongolen) dieſelben Gewohnheiten des nomadiſchen Lebens, denſelben Gebrauch von Filzzelten, die auf Wagen fortgeführt und bei den Viehheerden aufgeſchlagen

werden." Auch in Süd-Rußland ist die Stabilität der Völkerverhältnisse so bedeutend, daß neuere Reisende und Geographen in derselben eine vollständige Interpretation der Schilderungen Herodot's gefunden haben.

Indem wir zum Schlusse eilen, bleibt uns nur noch Einiges zu erwähnen übrig. Wie nämlich in jenem von uns widerlegten Aufsatze veraltete Nachrichten über Ursprung und Herkommen der Magyaren nach M. Horváth zum Besten gegeben worden, so treffen wir auch für die erste Geschichtsperiode der Magyaren manchen alten runzeligen Bekannten wieder. Da ist die Fabel von der Unterwerfung ruthenischer und galizischer Völker, das Märchen von der Erbauung von Munkács; von der Unterjochung eines Bulgarenfürsten Zalan, der griechische Hilfe erhalten haben soll (!); ebenso begegnet uns auch der „erste Reichstag der Magyaren" auf der Pußta Szer, d. i. „Ordnung", wieder und noch viele andere unmögliche Dinge. Die historischen Arbeiten Dümmler's, Büdinger's, Dudik's u. A. haben dergleichen Dinge längst als Fabeln herausgestellt. J. H. Schwicker.

Finnland.

Neueste Erscheinungen der finnischen Literatur.

Die vor ungefähr einem Menschenalter von der höheren Gesellschaft Finnlands noch perhorrescirte finnische (Suomi-) Sprache ist seit vollständiger Ausbeutung der reichen Schätze altfinnischer Volkspoesie allmählich vom Aschenbrödel zur gebietenden Fürstin geworden, so daß selbst die sogenannten „exakten" Wissenschaften des weiland verachteten Bauern-Idioms nicht ferner sich schämen. Die stolze Schwedin muß ihrer ehemaligen Kammerzofe aus turanischem (altajischem, tatarischem) Geschlechte gern oder ungern huldigen, und bald wird ein Schriftsteller Finnlands auf Entschuldigungen sinnen müssen, wenn er im Idiome der früheren Beherrscher des Landes etwas drucken läßt. Die Hyperboreer zwischen den zwei großen Golfen der Ostsee gehen insofern ganz den Weg ihrer Urverwandten, der Magyaren, bei denen bald kein Buch und kein Büchlein in einer anderen als der magyarischen Sprache das Tageslicht erblicken dürfte, zu nicht geringem Verdrusse solcher Gelehrten des Auslandes, denen es nur um den Inhalt der Bücher zu thun ist, während ihnen Zeit oder Lust, oder auch Beides fehlt, um das Magyarische zu erlernen.

Das Meiste und Bedeutendste erscheint auf Kosten der wackern „literarischen Gesellschaft" zu Helsingfors. An wissenschaftlichen Werken von neuestem Datum sind uns dorther zugekommen: Kemian oppi aloittelijoille, d. i. Lehrbuch der Chemie für Anfänger, von Stöckhardt, übersetzt von Krohn (über 400 Seiten in groß Octav); Suomalainen meri-sanakirja, d. i. finnisches See-Wörterbuch (W. der Nautik), von Stjerncreutz, übersetzt von Rothman (484 Seiten im selben Format). Das schwedische Wort steht voran, und es folgen Definitionen und Erläuterungen in finnischer Sprache, zuletzt ein ausführliches finnisch-schwedisches Wortregister. Ferner: La' in-opillinen käsikirja yhteiseksi siivistyksiksi, d. i. Handbuch der Rechtsgelehrtheit zur Aufklärung des Publikums, schwedisch geschrieben von Palmen und übersetzt von dem berühmten und verdienstvollen E. Lönnrot, mit schwedisch-finnischem Register aller juristischen Ausdrücke (259 Seiten).

Herr Roskinen, über dessen großes historisches Werk: „Der Keulenkrieg" (nuijasota) wir schon früher in diesem Magazin (1861, Nr. 50) berichtet haben, hat unter dem Titel: Tiedot, Suomen-suvun muinaisuudesta (Kunden aus der Vergangenheit der Suomi-Völker 1862) allen Nachrichten des Alterthums und Mittelalters über wirkliche oder wahrscheinliche Völker von finnischem Stamme nachgespürt, und Herr Krohn in seinem Suomenkielinen runollisuus Rostsinvallan aikana, die „finnische Poesie im Zeitalter der Schwedenherrschaft" (1862) zum Gegenstande gelehrter Nachforschungen gemacht. Die in Jahresbänden herauskommende gelehrte Zeitschrift Suomi, deren ehemaliger schwedischer Titel Tidskrift i fosterländska ämnen (Z. über vaterländische Gegenstände) schon 1863 dem finnischen Kirjoituksia isän-maallisista aineista (Abhandlungen über v. G.) hatte weichen müssen, enthält dieses Mal nur eine schwedisch geschriebene Abhandlung, ein opus posthumum des verdienten Tang ström, das werthvolle Beiträge zur Geschichte seines Vaterlandes, mit besonderer Beziehung auf Gesetzkunde und finnische Uebersetzungen legislativer Sammlungen enthält. Die folgende Arbeit ist ein finnischer Reisebericht Skogman's, der, um Volkssagen zu sammeln, einen Theil des inneren Finnlands durchwandert.

Dem ersten Bande von Uebersetzungen einer Auswahl ausländischer Bühnenstücke ist im vorigen Jahre ein zweiter gefolgt. Dieser enthält außer Schiller's Kavalous Javakkaus, d. i. Kabale und Liebe,*) des Norwegers Holberg Jeppo paa Bjerget,**) des Engländers Sheridan „Sankt Patrik's-Tag", Th. Körner's „Die Sühne", und Kneisel's „Lieder der Musikanten". Der Uebersetzer des Schiller'schen Dramas ist Herr Ohsanen (Ahlqwist), den wir als Reisebeschreiber, Sprachforscher, Verfasser einer meisterhaften Uebertragung von Schiller's Glocke u. s. w. bereits kennen und schätzen gelernt.

Zu den neuesten „Besorgungen" (toimitukset) der Akademie von Helsingfors gehören auch eine griechisch-finnische und französisch-finnische Grammatik, desgleichen ein lateinisch-finnisches Wörterbuch.

Aus der vielversprechenden (schwedisch abgefaßten) Erstlings-Arbeit eines jungen finnischen Gelehrten,***) des Herrn Otto Donner, der, um das Sanskrit zu studiren, nach Berlin gekommen ist, werden wir bei Gelegenheit Etwas mittheilen. Sch.

Nord-Amerika.

Eheliche Verhältnisse der Indianer und Neger Amerika's.

Aus einem interessanten Werke voll gesunder Ansichten über Ehe und eheliche Verhältnisse†) theilen wir Nachstehendes über das eheliche Leben in Amerika mit.

Bei den Eskimos ist ein Zustand der Ehelosigkeit unbekannt; jede Frau findet ihren Mann; tüchtige Jäger, d. h. bei den dortigen Zuständen zugleich vermögendere Männer, heiraten zwei

*) Man würde sich gröblich irren, wenn man in dem finnischen Worte kavalous (Arglist) unser „Kabale" wiederfinden wollte. Kaval (estnisch kaval) arglistig, wovon es als Abstractum abgeleitet ist, war schon Eigenthum des finnischen Landvolks, als die gebildeten Völker Europas noch lange nicht das Wort „Kabale" besaßen.

**) Jeder wird wissen, was hier gemeint ist, wenn wir den dänischen Titel mit: „Der Trunkenbold ein Veilchen im Paradiese" vertauschen.

***) Diese ist betitelt: Indernas föreställningar om verldsskapelsen jemförda med Finnarnes, d. h. Vorstellungen der Hindus von der Weltschöpfung, verglichen mit denen der Finnen.

†) Geschichte, Natur- und Gesundheitslehre des ehelichen Lebens, von Dr. Eduard Reich. Kassel, 1864.

Frauen, ohne daß diese Polygamie dem ehelichen Frieden Eintrag thäte. Bei den Eheschließungen werden besondere Formen nicht eingehalten: die Braut begiebt sich in die Hütte des Bräutigams. Der Mann hat das Recht, sein Weib zu verstoßen.

Bei den Indianern Nord-Amerika's werden die Ehen nicht auf Zeitlebens geschlossen: jeder Theil kann zu jeder Zeit den anderen verlassen, deshalb sind auch mit der Verheiratung keine Gelübde, keine Versprechungen oder Ceremonien verbunden. Mann und Weib theilen die Besorgung der Geschäfte des Hauses und der Bestellung des Feldes und die Frau ist im vollen Sinne des Mannes Gehülfin. Je mehr ein Mann für seine Frau thut, je mehr er ihr ergeben ist, desto höher achtet man ihn. Wenn eine Frau in interessanten Verhältnissen auf eine besondere Speise Lust hat, so geht der Mann oft zehn bis fünfzehn Meilen weit, um dieselbe zu besorgen. Im Jahre 1762, erzählt Heckewelder, war ich Zeuge von einem merkwürdigen Beispiel dieser Neigung der Indianer. Es war damals Hungersnoth im Lande und eine kranke Indianerin bezeigte großes Verlangen nach einem Gerichte Wälschkorn. Ihr Mann hatte gehört, daß ein Handelsmann zu Unter-Sandusky ein wenig davon besäße, gleich machte er sich zu Pferde dorthin auf den Weg (eine Entfernung von 100 engl. Meilen) und kam mit etwas Wälschkorn zu Fuß zurück: sein Pferd hatte er für das Korn vertauscht, seinen Sattel trug er mit zurück. Dieser übermäßigen Romantik entspricht in vielen Fällen die Ehewerbung. Die beiderseitigen Aeltern beschenken einander mit Nahrungsmitteln, welche dem Fleiß des Mädchens und des Mannes ihren Ursprung verdanken; dann verrichten sie Haus- und Feldarbeit gemeinschaftlich und besteht die beiderseitige Neigung fort, so folgt Verlobung und Ehe. Wenn aus irgend einem Grunde des Mißfallens eine Ehescheidung erfolgen soll — es geschieht dies übrigens selten — so zeigen die Gatten ihren Verwandten die Absicht an und nennen zuweilen auch die Gründe der Rechtfertigung ihres Verfahrens. Die Zeugen, welche bei der Verheiratung gegenwärtig gewesen waren, finden sich an dem Tage, wo ihre Gegenwart erbeten worden, in dem Hause ein, jeder bringt das ihm ehedem gegebene Stück von dem bei der Verheiratung zerbrochenen Stabe mit und wirft es in Gegenwart Aller in's Feuer. Dies ist die Trennungs-Ceremonie; die eine Hälfte der Kinder geht mit der Mutter, die andere bleibt beim Vater; ist die Zahl der Kinder eine ungerade so folgt die größere Hälfte der Mutter. Vielweiberei ist gestattet, die Häuptlinge besonders haben einen Serail von sechs bis zwölf Frauen. Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein Indianer zwei Schwestern heiratet, ja zuweilen sämmtliche Schwestern eines Hauses ohne Störung der Eintracht. Die jüngeren Frauen sind gegen die älteren unterwürfig und diejenigen, welche keine Kinder haben, verrichten für die glücklicheren die niedrigsten Geschäfte, so daß ihr Zustand fast an den der Sklaverei streift.

Bei den Nadowessiern muß der Bräutigam, wenn er nicht schon über die Jahre hinaus oder früher schon verheiratet war, beim Vater der Braut ein Jahr lang als Knecht dienen. Nach Ablauf dieser Zeit werden die Liebenden vor einer Versammlung von Häuptlingen und Kriegern für Ehegatten erklärt.

Bei den Delawaren und Irokesen wurde frühzeitig geheiratet: die Jünglinge traten im achtzehnten, die Mädchen im vierzehnten Jahre in die Ehe; niemals gestattete man Verbindungen unter Blutsverwandten.

Bei den Oneiden galten die Töchter völlig als sachliches Eigenthum des Vaters; ihr eigener Wille kam beim Heiraten nicht in Betracht, der Bräutigam mußte seine Braut erdienen oder erkaufen. Es kommen Fälle vor, wo Indianerinnen kriegsgefangene Fremde heirateten. Ehe aber eine solche Verbindung geschlossen werden konnte, mußte das Mädchen den fremden Mann an Kindes statt annehmen.

Die Muscogulgen verheirateten sich nur auf ein Jahr, pflegten indeß nach Ablauf dieser Zeit die Ehe zu erneuern, so daß Ehescheidungen — falls nicht die Ehe kinderlos — selten vorkamen. Die Vielweiberei war gestattet; Ehebruch wurde streng bestraft. Die Ehewerbung geschah in folgender Weise: Der Mann nahm einen langen Stab, trug sein Gesuch bei den Anverwandten seiner Geliebten vor und steckte alsdann das Rohr vor dem Hause seiner Zukünftigen in die Erde; giebt diese ihm Gehör, so steckt sie einen ähnlichen Stab neben jenen, die Verwandten kommen zusammen, die Stäbe werden gewechselt, die Ehe ist geschlossen und die Stäbe werden als Eheschließungs-Dokumente sorgsam aufbewahrt. Ein neugeborenes Kind wird dem Vater fast niemals gezeigt; als Grund dieser Vorenthaltung führen die Frauen an: das Neugeborene ist meist sehr häßlich, der Vater könnte bei dem Anblick eine Abneigung gegen das Kind fassen. Wie in der ganzen Welt, wird auch bei den indianischen Weibern der Witwenstand als etwas höchst Trauriges und Schreckliches betrachtet. Je früher die Witwe nach dem Tode ihres Mannes heiratet, desto höher glaubt sie das Andenken des Verstorbenen zu ehren. Es gehört zu den hohen Ehren, die Witwe eines berühmten Kriegers zu heiraten! die Frau erwählt den zweiten Gemahl und hat zumeist das Vergnügen, ihre Wahl angenommen zu sehen.

Trägheit oder schlechtes Betragen eines Indianers ist auch seiner Mutter, Schwester oder Tochter nachtheilig und vermindert bei den beiden letzteren die Aussicht auf eine vortheilhafte Heirat. Der Indianer hält gute oder böse Eigenschaften für erblich, wiewohl er glaubt, daß solche Fehler bei passender Behandlung gänzlich gehoben werden können. Der Tadel trifft in solchem Falle die Weiber, die man einer Pflicht-Versäumniß bei der ersten Erziehung beschuldigt; man sagt: eine Frau, die ihr Vaterland liebt und ihre Pflicht erfüllt, kann nie Mutter eines schlechten Indianers sein.

Von den Ayowas erzählte der Herzog Wilhelm von Würtemberg 1823: Es dürfen sich nie zwei Personen aus derselben Sekte heiraten. Hat ein junger Indianer in der Familie einer anderen Sekte eine Wahl getroffen, so geht er auf die Jagd, bemächtigt sich eines Wildes, das er seinem Vater oder nächsten Anverwandten überbringt, der es sodann an dem bezeichneten Orte im Namen des Absenders abliefert. Nach einiger Zeit erscheint der Bewerber und wenn er sich überzeugt hat, daß sein Wild zubereitet ist und er zu dem Feste eingeladen wird, so ist dies ein Beweis, daß sein Antrag angenommen ist. Hierauf wählt sein Vater die Pferde und andere Gegenstände, welche zum Hochzeitsgeschenk bestimmt sind, und bringt sie in die Wohnung der Braut: es folgt alsbald die Hochzeitsfeier. Hat die Frau durch Erbschaft einen größeren eigenen Besitz, so ist sie nicht gezwungen, mit ihrem Gatten in seinem Hause zu wohnen.

Die Ehe der Negersklaven wird schon aus materiellen Interessen von allen Plantagen-Besitzern gleichmäßig begünstigt, und da jene Interessen allein maßgebend sind, darf man sich über die Folgen von Unsittlichkeit: Unfrieden und Scheidung, wundern? — Jedes Kind empfindet schon die Schmerzen der Sklaverei, noch ehe es geboren wird, denn die Mutter muß oft bis zum letzten Wehemonat hart im Felde arbeiten. Auf allen Plantagen bestehen sogenannte Baby-rooms d. h. Säuglings-Anstalten, in denen die Sklavenkinder aufgezogen werden. Jede Negerin ist die Amme

ihres Kindes und genießt oft auch die Ehre, den jungen Sprößling der zarten, schmächtigen Pflanzersfrau zu nähren, was einen seltsamen Kontrast zu der sonst herrschenden Ansicht von der inferioren, der Thiernatur sich nähernden Race bildet. Auffallend aber ist, daß die Negermütter die Kinder ihrer Beherrscherinnen mit noch größerer Sorgfalt und Liebe pflegen als ihre eigenen, und trotz einer zuweilen barbarischen Behandlung kommt ein Fall der Rache selten vor. Obwohl manche Neger-Familie sechs bis acht Kinder hat, kommt doch kaum die Hälfte über das Säuglingsalter hinaus; die meisten sterben an Krankheiten der Haut und des Unterleibes.

Kleine literarische Revue.

— **Weihnachts-Literatur.** Wir reihen den früher unter dieser Rubrik empfohlenen Büchern auch noch die folgenden an:

Jugendbibliothek von Ferdinand Schmidt.*) Die Literatur der Jugendschriften hat an dem wahrhaften Volksschriftsteller Ferdinand Schmidt einen würdigen und einsichtigen Vertreter gefunden. Auch in diesem Jahre sehen wir den Weihnachtstisch durch sein Wirken neu bereichert; es ist vorzugsweise das den braven Gellert in seiner anspruchslosen Gemüthlichkeit schildernde Büchlein, in welchem wir diese Bereicherung finden. Schmidt's Jugendbibliothek stellt an Herder's, an Fichte's, an Mozart's, an Gellert's Beispielen den jungen Herzen eine Mustersammlung aufstrebender Geister dar; er berührt alle edlen Saiten der unbefangenen Menschenbrust, und indem er die Vaterlandsliebe vor Allem betont, offenbart er das Bewußtsein der großen Idee, daß der Lehrer in den Knaben und Jünglingen, in den zukünftigen Müttern die Bürger und Bürgerinnen des deutschen Vaterlandes heranbilden soll.

Geschichtsbilder aus dem deutschen Vaterlande.**) Herr Ferd. Schmidt giebt bekanntlich seit einigen Jahren im Verein mit einigen namhaften Autoren unter dem Titel „Geschichtsbilder aus dem deutschen Vaterlande" eine Reihe von erzählenden Darstellungen aus dem Kulturleben unseres Volkes heraus, welche der Form nach dem historischen Roman sich annähern, deren Inhalt aber den besten Gewährsmännern der modernen Geschichtsforschung entlehnt ist. Innerhalb dieses Rahmens hat der Herausgeber einen sehr wichtigen Cyclus selbstthätig übernommen: vier geschichtliche Erzählungen (der Winterkönig, Wallenstein, Gustav Adolf, der westfälische Friede) schildern uns in lebendigen, von patriotischer Begeisterung durchglühten Farben den dreißigjährigen Krieg, das furchtbare Drama des Untergangs der alten Reichsherrlichkeit. Der vorliegende III. Theil: „Gustav Adolf", ist als der Kern des Gesammtbildes zu betrachten, denn hier gipfelt das tragische Moment des Riesenkampfes in der Person jenes ritterlichen Schwedenkönigs, dessen Heldengestalt, Gott sei Dank, noch nicht von großdeutsch-ultramontanen Schriftstellern aus dem Herzen des deutschen Volkes verdrängt ward und, so lange Deutschland sich selber ehrt, auch nie werden wird. T. v. B.

„Im Sonnenschein", von F. W. Wulff.***) Auf 77 in Maroquin und Goldschnitt gebundenen Sedez-Seiten finden sich hier einige anmuthige, kleine Dichtungen, dem Hause, der Familie und dem öffentlichen Leben gewidmet.

Wanderungen und Skizzen, von Karl Seifart.*) Wir haben diese vortrefflichen, historischen und romantischen Lebens- und Charakter-Skizzen bereits in ihrer ersten Auflage nach Verdienst gewürdigt und empfohlen (Mag. 1863, Nr. 27). In der gegenwärtigen zweiten Auflage hat der Verfasser der „Altdeutschen Geschichten" zwei neue Skizzen geliefert, deren erste einen „deutschen Regulus", einen Helden-Jüngling aus dem 11. Jahrhundert, in die Erinnerung der Gegenwart zurückruft, während die andere uns in ein niedersächsisches Landstädtchen führt, wo uns „ein geheimnißvolles Bild" aus der Zeit des Westfalen-Königs Hieronymus enthüllt wird. Wir können nur wiederholen, was wir früher von dem Verfasser gesagt, daß er ein, seiner sittlichen Aufgabe sich bewußter, den besten Zielen unserer Zeit nachstrebender Bürger des deutschen Vaterlandes sei.

— **Der Dichter Landor.** Am 17. September d. J. verschied zu Florenz der Nestor der englischen Dichter, Walter Savage Landor im 90. Jahre seines Lebens und im 72. seiner literarischen Thätigkeit. Er war ein Altersgenosse von Coleridge und Southey, gleich welchen er seine Laufbahn 1793 mit einem Bändchen Gedichte eröffnete, in denen sich die republikanischen Ideen abspiegeln, welche die französische Revolution in der Jugend Englands hervorrief. Coleridge und Southey bekehrten sich später zur starrsten Form des Torysmus, und Letzterer starb sogar als Hofdichter, aber Landor, obwohl ein Mann von alter Familie und großem Grundbesitz — oder vielleicht gerade deshalb, weil er nicht wie Jene mit den Sorgen des Lebens zu kämpfen hatte — blieb bis ans Ende seinen jugendlichen Ueberzeugungen treu, für die er nicht allein mit der Feder, sondern auch mit seiner Person einstand. Bei Ausbruch des spanischen Freiheitskrieges im Jahre 1808 führte er selbst eine Schaar Freiwilliger den bedrängten Patrioten zu Hülfe und erhielt dafür von der Junta in Cadix das Patent eines spanischen Brigadegenerals, welches er jedoch, als Ferdinand VII. eine Lücke in der Verfassung entdeckte, durch welche er wieder in den Absolutismus hineinschlüpfte, mit einem beißenden Schreiben an diesen zurücksandte. Landor's Hauptwerk sind die „Imaginary Conversations", die eine Fülle von geistreichen Gedanken enthalten, welche nur durch einen etwas manierirten Styl entstellt werden. Uebrigens war er ein Original im echten Sinne des Wortes, und noch in hohem Alter verwickelten ihn seine Excentricitäten in einen aufsehenerregenden Prozeß, der ihn zwang, sein Vaterland zu meiden und den Rest seines Lebens in Italien zu verbringen. Hier schrieb er auch seine „Heroic Idyls and other Poems", welche noch im Jahre 1863 erschienen und eine seltene Jugendfrische in dem 88jährigen Dichter verrathen. Wie es heißt, hat er Memoiren hinterlassen, von denen man sich viel Interessantes versprechen darf, da er als Feind oder Freund mit fast allen politischen und literarischen Notabilitäten seiner Zeit in Berührung gekommen ist. Zu seinen wärmsten Verehrern gehörten Byron und Shelley, die, obwohl viel jünger als er, ihm längst im Tode vorangegangen sind.

— **„Deutsch-englisches Handelskorrespondenz-Lexikon."**) Es liegt uns hier die erste Lieferung eines überaus praktisch eingerichteten, ganz den Bedürfnissen der Handelskorrespondenz entsprechenden, deutsch-englischen Lexikons vor. Der kaufmännische Geschäftsstil ist in allen Sprachen ein vom gewöhnlichen Briefstil abwei-

*) Berlin, Hugo Kastner. Bis jetzt 31 Bändchen, jedes zu 7½ Sgr.

**) Gustav Adolf, geschichtliche Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, von Ferd. Schmidt. Der Geschichtsbilder aus dem deutschen Vaterlande 7. Band. Berlin, Max Böttcher.

***) Hamburg, Robert Kittler, 1865.

*) Kassel und Göttingen, Georg H. Wigand. Zweite vermehrte Auflage. 1865.

**) Von Friedrich Noback und Thomas John Graham. Erste Lieferung, von A bis Benöthigt (72 S.). Pr. 6 Sgr. Leipzig, Adolf Guttmann. 1865.

chender. Lange bewegte er sich ausschließlich in den Geleisen und Formen, die seit einigen Jahrhunderten bei den Italiänern (Genuesern und Venezianern) üblich waren, deren technische Wörter und Wendungen eben so in die Korrespondenz, wie in die Buchführung der anderen Handelsvölker übergegangen waren. Allmählich ist jedoch der italiänische Einfluß daraus verdrängt und durch den der englischen Geschäftssprache ersetzt worden. Ein englischer Korrespondent ist für jedes deutsche Handlungshaus, das überseeische Geschäfte macht, eine Nothwendigkeit, wenn es auch in allen Welttheilen deutsche Firmen giebt, mit welchen Deutsch korrespondirt werden kann. Aber die meisten englischen Wörterbücher, wenn sie auch zuweilen besondere Rubriken für technische Ausdrücke des Handels haben, sind für den Bedarf des Handels-Korrespondenten ungenügend. Dieser sucht nicht blos nach einzelnen Wörtern, sondern nach ganzen Wendungen und Begriffen, wie sie eben nur im Handelsstande üblich sind. Und diesem Bedürfnisse entspricht das vorliegende Lexikon, das von zwei bewährten Lehrern, einem Deutschen und einem Engländer, verfaßt ist, vollständig. Wir wählen hier als Beispiel ein Wort, wie es uns zufällig im ersten Bogen der ersten Lieferung vorliegt, das Wort Ablaufen:

Kein Schiff konnte bei dem Sturm ablaufen:	No vessel could part to sea in such a storm.
Der Wechsel ist abgelaufen:	The bill falls due.
Das Geschäft ist noch leidlich für Sie abgelaufen:	You have after all come off pretty well in this transaction.
Der Termin ist noch nicht abgelaufen:	The term has not yet expired.
Lassen Sie die Einlage gefälligst sogleich ablaufen:	Please to have the enclosure forwarded immediately.
Der abgelaufene Monat:	Last month; ult. (ultimo).
Ablaufstag:	Day of expiration.

— **„Ergänzungsblätter zu jedem englischen Handwörterbuch."** *) Dieses kleine Wörterbuch im Formate der Tauchnitz Editions enthält die Erklärung von Wörtern und Ausdrücken aus dem Alltagsleben, die bei den neueren und neuesten Schriftstellern vorkommen und über welche die vollständigsten Wörterbücher keine Auskunft geben. Die englischen Autoren, denen diese Wörter und Ausdrücke entlehnt sind, gehören zu den gelesensten unserer Zeit. Neben Wörtern aus dem Alltagsleben finden sich Ausdrücke des sogenannten Slang (der Reklame, der Bettelei, des Schwindels, der Diebe ꝛc.), veraltete, von neueren Schriftstellern wieder eingeführte Ausdrücke, geographische Eigennamen, deren Aussprache weniger bekannt ist ꝛc.

*) Von A. Pineas. Hannover, Karl Meyer, 1864. (80 S. in 12.)

Literarischer Sprechsaal.

Das Archivio Storico Italiano, die Schöpfung des vor zwei Jahren verstorbenen, um die Pflege der italiänischen Literatur hochverdienten Buchhändlers G. P. Vieusseux, wird in Zukunft seinen Wirkungskreis dadurch erweitern, daß es von der königlichen Deputation für die Vaterländische Geschichte der Provinzen Toscana, Umbrien und der Marken zum amtlichen Organ für die Veröffentlichung ihrer historischen Arbeiten bestimmt worden ist. Außer den Abhandlungen historischen und kritischen Inhalts der bedeutendsten italiänischen Schriftsteller, die das Journal zu einer der besten Zeitschriften in Europa machen, und den Publikationen aus den reichhaltigen Archiven von Florenz, wird das Archivio fortan also auch die Studien jener im Anfang des vorigen Jahres durch die italiänische Regierung eingesetzten Kommission bringen, welche sich nach dem zunächst gesteckten Ziele mit der Geschichte des Mittelalters, vom Ausgange der Römerzeit bis zum Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts, zu befassen haben. Nach dem Auszuge des Reglements der Kommission scheint es, daß ein vorwiegender Theil ihrer Arbeiten auf die Sammlung und Herausgabe der geschichtlichen Quellen gerichtet sein wird. Denn als die vorzugsweisen Publikationen werden kritische Ausgaben der wichtigeren Chronisten und Geschichtsschreiber, auszugsweise oder vollständige Mittheilung diplomatischer Urkunden, städtische Statuten, Register und bibliographische Nachweisungen hervorgehoben. Die Deputation besteht aus 24 Mitgliedern und einer nicht begränzten Zahl von Correspondenten. Der dirigirende Ausschuß, gebildet aus dem Präsidenten, March. Gino Capponi, vier Vice-Präsidenten: Prof. Bonaini, Florenz, Ritter Carlo Minutoli, Lucca, Graf Lorenzo Leonii, Todi, und Ritter Gaut de Minicis, Fermo, sowie einem Sekretär, Ritter Marco Tabarrini, ist vom Könige ernannt. Aehnliche Deputationen für die Pflege der provinziellen Spezial-Geschäfte sind, nach dem Muster der zu Turin schon lange bestehenden, gleichzeitig eingesetzt in Bologna, Parma und Modena, und enthält das neueste Heft des Archivio einen Katalog der in den Sitzungen und Versammlungen dieser Deputationen gehaltenen Vorträge und Vorlesungen.

„Ueber die wahren Ursachen vom Verfall der deutschen Theater" hat Herr F. Rohde in einer Schrift von 52 S. eine „Mahnung an Alle, denen die Bildung Deutschlands am Herzen liegt," erscheinen lassen.*) Der Verfasser betrachtet die in Deutschland, nach dem Vorgange der französischen Theater, eingeführten Tantièmen der Bühnendichter, ebenso wie die von verschiedenen Seiten ausgesetzten Preise für das beste Drama für zweckwidrig, ja geradezu für die Ursachen des Verfalls unseres Theaters. Wir möchten hierauf jedoch erwidern, daß der Verfall des deutschen Theaters älter ist, als die Einführung der Tantièmen und die Gewährung von dramatischen Prämien. Herr Rohde schlägt die Gründung einer ästhetischen Behörde, einer „Oberintendantur der deutschen Theater" vor, welche dafür Sorge tragen soll, daß die Bühnen ihre hohe Aufgabe erfüllen und ohne deren Genehmigung keine neue dramatische Dichtung zur Aufführung gebracht werden darf — also eine Art von Theater-Obercensur-Kollegium unter den Augen des hohen Deutschen Bundestages. Nun, das fehlte uns gerade auch noch zum einigen Deutschland!

*) Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Reinhold Beist.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Commersbuch
für den deutschen Studenten.

Elfte revidirte und vermehrte Auflage.

8. geh. 25 Ngr. — In Leinwand gebunden 1 Thlr. 2½ Ngr. — Prachtvoll gebunden mit den deutschen Farben und dem Reichsadler 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: I. Burschenlieder, Trinklieder, Vaterlandslieder. II. Hospitium, Bummel- und Trinklieder, Liebes-Leid und Freud, Abschied und Wanderschaft.

Eine aus dem akademischen Leben hervorgegangene Sammlung, die sich sowohl auf Universitäten als auch bei anderen höheren Lehranstalten einer immer zunehmenden Gunst erfreut. Diese neue Auflage ist wiederum durch einige kostbare Lieder vermehrt worden.

Leipzig, 30. October 1864. (763)

B. G. Teubner.

Als Festgeschenk empfohlen!

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.

Zweiter unveränderter Abdruck.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." (764)

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Systematical Vocabulary
and
Guide to English Conversation.

Anleitung zum Englisch-Sprechen vermittelst einer das Lernen und Behalten erleichternden Anordnung der Wörter und Redensarten, mit besonderer Berücksichtigung der Synonymik des neueren Sprachgebrauchs.

Für Schulen und zum Privatgebrauch.

Von
H. Lanes,
Lehrer der englischen Sprache in Elberfeld.

Zweite vermehrte und mit Dialogen versehene Auflage.

8. geh. Preis 18 Ngr.

Ein in vielen Lehranstalten bereits eingeführtes Schulbuch, welches nach der Methode von Ploetz bearbeitet ist und sich dessen „Vocabulaire systematique et Guide de conversation française" genau anschließt.

Vorstehern von Lehranstalten und Lehrern der englischen Sprache, welche das Buch einzuführen beabsichtigen, stelle ich gern ein Freiexemplar zu vorheriger Prüfung zur Verfügung.

Leipzig, 29. October 1864. (765)

B. G. Teubner.

Soeben erschien in der Frantz'schen Buchhandlung (G. Loose) in Halberstadt und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder aus dem Römischen Alterthum,
oder
Octavian, Antonius und Cleopatra.
Von
A. Wolterstorff, Dr. phil.
Preis 22½ Sgr.

Der Verfasser behandelt in diesem Werke die stürmischen Zeiten, die unmittelbar nach Cäsar's Ermordung folgten bis zum Untergange der Kleopatra. Der Kampf des Octavian und des Antonius um die Weltherrschaft wird in anziehender, klarer, stets spannender plastischer Schilderung dargestellt. Man fühlt sich von lebhafter Theilnahme ergriffen für die energische, umsichtige, nie das Ziel aus den Augen verlierende Thätigkeit Octavians. Ueberall hat man den freiesten Ueberblick; das ganze Getriebe der Parteien wird bloß gelegt; die Geschichte jener Zeit enthüllt sich Schritt vor Schritt den Augen der Leser. Wir empfehlen aus Ueberzeugung diese „Bilder" Jedem zur Lectüre, der Interesse nimmt an einer der großartigsten Epochen der Weltgeschichte. Druck und Ausstattung sind tadellos. (766)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Separat-Ausgabe à Band von 18—24 Bogen: geh. 1½ Thlr. — Fl. 2. 24 kr. rh. In engl. Einb. 1¾ Thlr. = Fl. 3 rh.

Neu erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens und der angrenzenden Länder Central-Asiens. Nach Aufzeichnungen von **T. W. Atkinson, A. Th. v. Middendorf, G. Radde u. A.** Herausgegeben von **A. v. Etzel** und **H. Wagner.** Mit über 120 Text-Abbildungen, Tonbildern ꝛc.

☞ Ein außerordentlich interessantes und spannendes Buch.

Cook der Weltumsegler. Leben, Reisen und Ende des Kapitäns James Cook, insbesondere Schilderung seiner drei großen Entdeckungsfahrten. Herausgegeben von Dr. **Karl Müller.** Mit 120 Text-Abbildungen und 5 Tondruckbildern.

Im vorigen Jahre erschien:

Die neuesten Entdeckungsreisen an der Westküste Afrika's. Mit Berücksichtigung der Reisen, Abenteuer und Jagdzüge von **P. S. du Chaillu, L. Magyar C. J. Andersson.** Mit 110 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern, sowie 2 Uebersichtskarten.

Hieran schließen sich nachstehende früher erschienene, reich illustrirte Bände zu demselben Preise von 1½ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. rh. pro Band geheftet und 1¾ Thlr. = 3 Fl. rh. pro Band in elegant engl. Einband:

Kane, der Nordpolfahrer. Dritte Auflage.

Livingstone, der Missionär. Zweite Auflage.

Dr. Ed. Vogel, der Afrika-Reisende. Zweite Auflage.

Die Nipponfahrer oder das wiedererschlossene Japan.

Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang. (767)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. In Berlin durch die Expedition der Verlagsbuchhandlung, Zimmerstr. 33.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Geschichte der römischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geh. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall das Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist." Literar. Centralblatt 1862. (762)

Geschichte der griechischen Literatur.
Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt betreffend die **Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.** Neuere Zeit. München, Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 2) Beilage betr. **Steffens Volkskalender für 1865.** Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

1864. No. 52.

Magazin
für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joseph Lehmann.
Dreiunddreißigster Jahrgang.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des und des Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin | Sonntag, den 25. December | 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.
Zur Geschichte von Erfurt 826
Frankreich.
Deutsche Romane aus französischer Geschichte. Die Dame von Paverne 827
England.
Zur Beurtheilung Milton's 828
Italien.
Eine illustrirte Beschreibung der römischen Katakomben in Rom 829
Nord-Amerika.
Draper's Geschichte der geistigen Entwickelung Europa's. Einfluß des Klimas auf die Menschen 829
Aegypten.
Die Aegypter der Gegenwart 832
Persien.
Die erotische Poesie bei den Persern . . . 834
China.
Das Leben in Shanghai 836
Kleine literarische Revue.
Die Fremdwörter in Luther's Bibelsprache 838
Gindely's Rudolf II. und seine Zeit . . . 838
Valentin Weigel 838
Die alte Gerichtsverfassung der Mark Brandenburg 838
Die japanische Sage 838
Literarischer Sprechsaal 839

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer endet der laufende Jahrgang. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Titel und Inhalt für die zweite Hälfte des Jahrganges folgen unberechnet nach.

Bilderwerke von Ludwig Richter
zu Festgeschenken besonders geeignet:
Neuer Strauß für's Haus. Ausgabe in weißem Carton. 2 Thlr. 15 Ngr.
Vaterunser in Bildern. 2 Thlr.
Schiller's Lied von der Glocke in Bildern. 2 Thlr. 20 Ngr.
Der Sonntag in Bildern. 2 Thlr. 15 Ngr.
Christenfreude in Lied und Bild. Elegant geb. 1 Thlr. 15 Ngr.
Für's Haus:

Frühling	1 Thlr.	15 Ngr.	Vel.-Ausgabe	2 Thlr.
Sommer	1 "	15 "	"	2 "
Herbst	1 "	15 "	"	2 "
Winter	1 "	15 "	"	2 "

Verlag von J. Heinrich Richter in Dresden.
Vorräthig in allen Buchhandlungen. (774)

Bei Gustav Heckenast in Pest ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

NOUVEAU DICTIONNAIRE
français-hongrois et hongrois-français
d'après les meilleurs ouvrages publiées jusqu'à ce jour et spécialement d'après le dictionnaire français de **Molè.**
Troisième édition revue et considérablement augmentée.
Tome premier. — Partie française-hongroise.
(415 p. petit — 8.) Broch. 1 Thlr.

Geschichte der Ungrischen Literatur im Mittelalter,
von Dr. **Franz Toldy,**
königl. Ung. Rathe, ord. Mitgl. der Ungr. Akademie der Wiss., Präfect der kön. Ungrischen Universitäts-Bibliothek, Prof. der Ungr. Literatur, corr. Mitglied der kais. Akademie der Wiss. und vieler in- und ausl. gelehrten Gesellschaften.
Aus dem Ungrischen übersetzt von Moritz Kolbenheyer.
(8. 292 Seiten.) Geheftet 1 Thlr. 7½ Sgr. (771)

Kurzgefasste Geschichte Ungarns.
Von **Michael Horvath.**
In deutscher Uebersetzung.
Zwei Bände. — (8. 392. 359 Seiten.) Geh. 2 Thlr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien soeben:
Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen. Ein Vortrag in der germanistisch-romanistischen Section der in Hannover tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 29. September 1864 gehalten von *K. A. F. Mahn*, Dr. geh. 10 Sgr.

Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft.
Verantwortlicher Redacteur *J. E. Schmaler.*
Zweiter Band. Drittes Heft.
I. *A. Mosbach*, Ueber den Zunamen des Peter Wlast. — Die griechischen Bischöfe in Bulgarien. — *A. v. Hilferding*, Ein unedirtes Zeugniss eines Zeitgenossen über Vladimir den Heiligen und Boleslav den Kühnen. — *J. Chmjenko*, Ueber Kleinrussische Sprache und Literatur. — *V. Lamanskij*, Serbien und die südslavischen Provinzen Oesterreichs. — Kurze Nachrichten. — Sbornik. — Slavische Novitäten (Nr. 3). — (777)
Jährlich 6 Hefte (36 Bogen) Preis 4 Thlr.

10 Ngr. Das Banting-System. 36 Xr.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben in zweitem unverändertem Abdruck erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Korpulenz.
Ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel. Mit Benutzung der Erfahrungen von William Banting von Dr. Julius Vogel, Professor der Heilkunde in Halle.

Von welcher Bedeutung das Banting'sche Heilverfahren ist, möge man aus dem nachstehenden Artikel der „Augsburger Zeitung" Nr. 329 vom 24. Nov. 1864 ersehen: „London den 21. November. Seitdem hier bekannt geworden ist, dass der Kaiser der Franzosen sich dem in letzter Zeit so berühmt gewordenen „Banting-System" ergeben, und sich mit Hrn. Banting persönlich in Verbindung gesetzt hat, um diesen Wohlthäter der korpulenten Menschheit über die Entwicklung der kaiserlichen Cur regelmässig zu benachrichtigen, scheint hier alle Besorgniss vor Friedensstörungen und politischen Ueberraschungen verschwunden zu sein. Denn wenn Louis Napoleon es nur halb so ernsthaft mit seiner Cur nimmt wie Aeltermann Mechi, der mit Hülfe des Banting-Systems bereits 48 Pfund an Gewicht verloren zu haben behauptet, so wird er kaum Zeit haben, sich mit Politik zu beschäftigen, sondern seine Zeit zwischen Hühneressen und Verdauungspromenaden theilen, das Schwert und die diplomatische Feder beiseite legen und sich statt dessen mit Wage und Blutcirculationsbürste beschäftigen müssen. So viel ist gewiss, dass leidenschaftliche Emotionen und ehrgeizige Pläne mit dem Banting-System unverträglich sind. Wenn daher der Friedensmensch für den gegenwärtigen ruhigen Anblick der Weltgeschichte Hrn. Banting zu Dank verpflichtet zu sein glaubt, so beweist das nur den hohen Respect, den er vor der Macht und Fähigkeit des Kaisers der Franzosen hegt. Die Börsenwelt ist zwar noch immer sehr empfindlich, und hat immer erst einige Zeit nöthig, um die Theorie, dass jeder neue Bankerott eine neue Aufforderung zum Vertrauen und eine neue Garantie der Sicherheit enthalte, zu verdauen; aber im Ganzen haben die beunruhigenden Gerüchte, welche seit einigen Monaten tagtäglich in der City Schrecken verbreiteten, nachgelassen, und der Novembernebel äussert die Wirkung des Banting-Systems auf Jedermann, indem er beruhigt und die Energie und Speculationswuth auf ein bescheidenes Mass reducirt." (770)

Ludwig Denicke in Leipzig.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte von Erfurt.*)

Das Jahr 1864 hat dem alten ehrwürdigen Erfurt eine eigenthümliche Säkular-Erinnerung gebracht: im Jahre 1664 wurde die Selbständigkeit dieser deutschen Reichsstadt zu Grabe getragen, nachdem es dem Kurstifte Mainz nach Jahrhunderte langen, offenen und geheimen Bestrebungen gelungen war, die stolze Stadt in die Reichsacht zu bringen, die Exekution über dieselbe verhängen zu dürfen, sie zu erobern und dem Kurfürstenthum Mainz einzuverleiben.

Diese Erinnerung, deren wehmüthiger Charakter nur durch das Andenken an Dalbergs Verdienste um Erfurt gemildert wird, hat eine bibliographische Schrift hervorgerufen, welche den Blick der Geschichtsforscher von neuem auf die historischen Schätze, auf die pergamentnen und papiernen Monumente von Erfurt zu lenken geeignet ist. Dieses Werk, dessen Titel wir unten vollständig wiedergeben, enthält nach einem gedrängten Rückblick auf die wechsel- und bedeutungsvolle Geschichte von Erfurt und deren bisherige Behandlung eine Zusammenstellung dessen, was von Erfurt und über Erfurt durch Schrift, Druck, Stich, Pinsel ꝛc. zu Tage gefördert worden ist — Werke genug, um mit ihren Titeln und kurzen kritischen Anmerkungen einen stattlichen Band zu füllen.

Wie die Kunst, so hat auch die Geschichtsforschung ihre Lieblingsstätten. Zu ihnen gehört Erfurt. Von Alters her gab es dort Leute, welche es für nöthig fanden, das niederzuschreiben, was sich in und um Erfurt zugetragen hatte. Anfangs beschäftigten sich damit nur die gelehrten Mönche der dortigen Benediktiner- und Dominikaner-Klöster; später drang das Schreibwerk auch in die Bürgerhäuser ein. Eine große Anzahl von Annalen und Chroniken ist von diesen Schreibkundigen auf die Nachwelt übergegangen. Die Bibliotheca Erfurtina des Herrn Herrman zählt nicht weniger als hundert und fünf solcher Schriften auf, deren älteste, nach Pertz anscheinend von einem Mönche des Erfurter Peterklosters geschrieben, der den Kaiser Lothar auf seinem zweiten Feldzuge nach Italien begleitet haben muß, den Titel „Annales Erphesfurdenses ab a. 1125 — 1137" führt. Die berühmteste jener Schriften aber ist das Chronicon S. Petri vulgo Sampetrinum Erfurdense ab Anno Christi XXXI. sive potius ab Anno MXXXVI. usque ad Annum MCCCLV. Dieser Niederschrift verdankt Erfurt die wichtigsten Nachrichten über seine Vorzeit.

Dem Sinne für Geschichts**schreibung** entsprach in dem früheren Erfurt auch der Sinn für Geschichts**lesung**. Die Neigung der Bürger, sich in die vaterstädtische Vergangenheit zu vertiefen, ging im Mittelalter noch Hand in Hand mit dem lebendigen Interesse zur Gegenwart, mit der Hingebung an die kommunalen Angelegenheiten. Der Stolz auf die wechselvolle Entwickelung der heimatlichen Scholle verband sich mit der Sorge um die Wohlfahrt des Gemeinwesens. Heute finden wir in den Städten leider nur noch in wenigen Exemplaren jenen Bürger, der, von der Chronik seiner Heimat zu einem zähen (jedoch nur kommunalen) Konservatismus erzogen, die mittelalterige Selbständigkeit der Städte gern allen Städteordnungen unsres centralisirenden Zeitalters vorzieht. Dazu gehört — was wir heute in den meisten Städten vermissen — das innige Verwachsen des Individuums mit dem Wohl und Wehe der Gemeine, das dem Mittelalter so wohl anstand. In Erfurt war ehedem, wie schon die oft auftauchenden innern Zwistigkeiten schließen lassen, das Gemeindeleben ungemein rege, weil es mit der Kenntniß von der Vergangenheit der Gemeinde genährt wurde. Wie würdig eines reichsstädtischen Bürgers klingt es, wenn ein ausgezeichneter Geschichtsschreiber jener Stadt (Erhard) sagen kann: „Ein hervorstechender Zug der Erfurter war die Liebe zur Vaterstadt, gegründet im tiefen Gefühl ihrer Würde; und damit hing eine unbegränzte Neigung für die Kenntniß und Aufbewahrung vaterländischer Geschichte zusammen. Nächst der Bibel, dem Gesangbuche und dem Kalender war daher fast in jedem nur einigermaßen über die gemeinsten Verhältnisse erhabenen Hause eine Stadtchronik das vierte Buch; daher die Menge der Abschriften Erfurter Chroniken aus älterer Zeit und die vertraute Bekanntschaft der Erfurter, auch aus niederen Ständen, mit ihren einheimischen Geschichten" ꝛc. Das ist freilich auch in Erfurt anders geworden. Aber bis heute ist doch der Sinn für Forschung, Vergleichung und Ergänzung der vaterstädtischen Geschichte in den gebildeten Kreisen wach geblieben. Dafür legen die zahlreichen Versuche der Neuzeit, ein erschöpfendes Geschichtswerk über Erfurt herzustellen, das günstigste Zeugniß ab. Dabei hat man vielseitig erkannt, wie innig die Erfurter Vergangenheit mit derjenigen des gesammten Vaterlandes verknüpft ist und welch hohe Wichtigkeit die Quellen zur Erfurter Geschichte auch als Quellen der Reichsgeschichte haben. In der That erscheint die Bedeutung dieser Stadt von frühester Zeit an so weitgreifend, daß jeder Chronist sich versucht fühlen mußte, seine Niederschreibungen auch auf die Begebenheiten im Reiche auszudehnen. Diese Bedeutung hat Erfurt bis in die neueste Zeit zu bewahren gewußt. In seinen Mauern begrüßte es den ersten deutschen Reichstag, der, so viel bekannt, von Ludwig den Deutschen nach dem Vertrage von Verdun ausgeschrieben wurde; und genau tausend Jahre später mußte es in seinen Mauern den letzten Versuch wagen sehen, die nationale Einheit Deutschlands auf dem Wege der Vereinigung zwischen Fürsten und Völkern wieder herzustellen. In diesen Rahmen, der sich noch tief in die Zeit vor Karl dem Großen hinein erweitert, läßt sich ein gutes Stück deutscher Geschichte fassen. Ging doch selten ein Gewitter, das Deutschland in seinen Grundfesten erschütterte, vorüber, ohne Erfurt, das im Herzen des Reiches gelegene, in Mitleidenschaft zu ziehen. In der großen Kaiserzeit, in der Reformation, in den Religions- und in den Revolutionskriegen — überall ist Erfurt der Schauplatz wichtiger Begebenheiten. Die hochgebildete, aber auch stets wohlbefestigte und schlagfertige Stadt erblickte abwechselnd den Kampf gewandter Zungen auf Reichs- und Kirchenversammlungen und den Kampf eherner Waffen; ja selbst in der Geschichte des deutschen Handels stellt Erfurt sich in den Vordergrund; denn hierher setzte Karl der Große schon 805 einen Handelsaufseher, um den Handel mit den benachbarten slavischen Völkerschaften zu überwachen, und an Erfurt verlieh derselbe Fürst zuerst das Stapelrecht, um jenen Handel zu sichern.

Wer also auch die vielen Anfänge, eine Geschichte von Erfurt zu schreiben, zur Vollendung bringen will, wird mehr oder minder Erfurt immer zum Mittelpunkte einer Reichsgeschichte machen müssen. Deshalb nimmt eine Uebersicht der Quellen zur Erfurter Geschichte, wie das vorliegende Werk, ein weit über die Spezialhistorie hinausgehendes Interesse in Anspruch.

Die Herrmann'sche Schrift, mit der gerühmten alten Erfurter Liebe zur Vaterstadt verfaßt, ist der Erfolg weit ausgedehnter

*) Bibliotheca Erfurtina. Erfurt in seinen Geschichts- und Bildwerken, vorgeführt von Karl Herrmann, Stadtrath ꝛc. Erfurt, Karl Villaret, 1863.

Bemühungen. Ihr Inhalt hat aus nicht weniger als drei und vierzig Bibliotheken, Archiven und Privatsammlungen zusammengestellt werden müssen. Gleichwohl vermag es dem Geschichtsforscher nicht die Gewißheit der Vollständigkeit zu gewähren. Viele wichtige Urkunden und Zeichen der Vorzeit sind zerstreut und vergraben; sie harren noch der Erkennung und Auferstehung. Manches mag in das Ausland gebracht worden sein. In Frankreich und Schweden dürften sich noch manche unbekannte Materialien für die Geschichte von Erfurt finden, wenn auch in dieser Beziehung die Forschungen des Dr. L. Prowe in den schwedischen Archiven und Bibliotheken nicht gerade reichliche Ausbeute geliefert haben.*) Was dem Auslande angehört, hat sich natürlich der ordnenden Hand des Verfassers entzogen; leider aber auch wichtiges Material, das noch in seiner unmittelbaren Nähe liegt. So enthält, wie uns der Verfasser selbst mittheilt, das Archiv des Doms oder Stifts Beatae Mariae Virginis zu Erfurt einen bedeutenden Schatz von Urkunden und sonstigen Literalien, ohne den Geschichtsforschern bisher erschlossen zu sein. Der Verfasser wünscht dringend, daß mittelst eines genauen Verzeichnisses eine Uebersicht jener Schätze gewonnen werden möge. Nun wohl; dem Streben des in seiner Vaterstadt hochgeachteten Verfassers und seinem kundigen Blicke sollte es doch unschwer gelingen, das historische Gold dieser Schätze flüssig zu machen und in die Werkstätten deutscher Geschichtsschreibung hinüberzuleiten. Eine würdige Aufgabe, um die Bibliotheca Erfurtina zum Abschluß zu bringen! G. H.

Frankreich.

Deutsche Romane aus französischer Geschichte.

Die Dame von Payerne.

Das siebzehnte Jahrhundert hat die Blüthe des französischen Geistes entfaltet; es stand am Scheidewege des letzten Glanzes mittelalterlicher Romantik und moderner Verstandesrichtung. Es giebt kaum eine Epoche der Geschichte, die sich mehr zur Darstellung und Ausmalung eignete, als dieses Jahrhundert voll Königsglanz und Adelsübermuth, voll männlicher Tapferkeit und weiblicher Schönheit, voll Gedankentiefe und Schwärmerei, voll Geist, Witz und Satyre.

Wollte man alle die klangvollen Namen nennen, die als Träger dieser reichen Zeit bekannt geworden sind, man würde ein langathmiges Verzeichniß aufstellen müssen, aber jeder einzelne Name gäbe hinreichenden Stoff für einen interessanten biographischen Roman her, wie einfach er auch erzählt würde. Beiläufig, aber beklagend sei es hier gesagt, daß die meisten heutigen Schriftsteller, welche sich dieser neuen Spielart des Romans bemächtigt haben, durchaus auf Irrwegen wandeln und Alles verderben, weil sie nicht einfach sein zu dürfen sich einbilden; indem sie von ihren eigenen Erfindungen hinzuthun, zerstören sie den allmächtigen Reiz der Wahrheit.

Von den neuesten Bearbeitern der französischen Geschichte ist jedenfalls Georg Hesekiel der bedeutendste; sein letzter Roman, die „Dame von Payerne"**), namentlich spielt mitten im Glanzpunkt des siebzehnten Jahrhunderts, zwar noch vor der Thronbesteigung des großen Ludwig, aber doch schon während des Durchbruchs der neuen Bildung.

Die Literatur begann um diese Zeit sich als selbständige Macht neben die Politik zu stellen und auf das Leben des Hofes wie des Bürgerthums Einfluß zu gewinnen. Romane, Gedichte, Satyren und Fabeln waren von stärkerer Wirkung als Gesetze und langjährige Gebräuche. Die Damen und die Poeten trachteten nach der Herrschaft in der vornehmen Welt.

Der Roman Hesekiels führt die Leser mitten in die Gesellschaft, die durch dieses literarische Element bewegt wurde. Das Hôtel Rambouillet mit seinen Verehrern und seinen Gegnern erscheint auf dem Schauplatz und der berühmte Roman „Asträa", dessen wir bereits mehrfach in diesen Blättern erwähnten, wird weitläufig vom Autor besprochen. Jedoch ist es zu bedauern, daß derselbe mehr zu den Gegnern, als zu den Verehrern von Rambouillet gehört und sich fast nur in satyrischer Weise darüber äußert. Es ist richtig, daß der große Molière in seinen précieuses ridicules Einige der Damen von Rambouillet lächerlich gemacht hat, aber es geschah in einer späteren Zeit, als die Affektation überhand genommen und die anfängliche schwunghafte Richtung durch Nachahmungen schon von selbst ins Komische gezogen war.

Es ist in der That nicht genug zu bedauern, daß Hesekiel bei seinem großen Talent für historische Portraitmalerei nicht die glänzenden Namen hervorgehoben hat, welche anfangs den Ruhm von Rambouillet begründeten. Nur Einer wird genannt, aber seine Bedeutung nicht im Mindesten charakterisirt; es ist der Prinz von Marsillac, der nachherige Herzog von Larochefoucault. Es ist beinahe eine Versündigung gegen diesen feinsten Geist der gesammten französischen Literatur, daß er nur zu einer ganz gewöhnlichen, ja sogar untergeordneten Romanfigur verwendet worden ist.

Die Hauptfiguren des Sittenromans von Hesekiel sind neben der Dame von Payerne ein paar Gesellen, die durchaus nichts Eigenthümliches aus jener Zeit an sich tragen. Der Marquis von Moriamez und der Modewaarenhändler und Intrigant, Meister Toussaint, könnten eben so gut ein Jahrhundert früher oder später als Romanfiguren gebraucht werden, wenn sie nicht eben überhaupt schon zu verbraucht wären.

Die Dame von Payerne, eine reiche Erbtochter aus der Gascogne, ist entschieden die originellste Gestalt des Romans, aber man verliert sehr schnell das Interesse an ihr, weil sie die Beute des allergewöhnlichsten Verführers wird und ohne sichtlichen Kampf, ohne irgend ein entschuldigendes Motiv ihren Gatten verläßt, um dem elenden Marquis zu folgen.

Die Verwickelungen, um Spannung zu bewirken, passen überhaupt nicht in den Roman von historischer Färbung, ein Autor von der Geltung Hesekiel's hätte sie sich ersparen sollen; er hat dadurch sein Buch eigentlich in die traurige Gattung gebracht, welche man sprichwörtlich als „nicht Fisch, nicht Fleisch" bezeichnet. Für ungebildete Leser enthält es zu viel Unverständliches und für gebildete zu viel Ungenießbares. Das Beiwerk, die Genauigkeit der Sittenschilderung, die Beschreibung der Trachten, ist vortrefflich und zeugt von eifrigem Studium des historischen Materials. Hesekiel hat sich stets hierin ausgezeichnet und wir möchten deswegen einen Ausspruch des geistvollen Dänen Ingemann über Walter Scott auf Hesekiel anwenden: „er ist größer im Kolorit als in der Komposition." Bei den Romanen aus der französischen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts kann man die letztere entbehren; darum sollte Hesekiel seine Begabung für ersteres mehr verwerthen.

F. v. H.

*) Mittheilungen aus schwedischen Archiven und Bibliotheken, von Dr. L. Prowe. Berlin, 1853.

**) Die Dame von Payerne. Sittenroman von Georg Hesekiel. Berlin, 1864.

England.

Zur Beurtheilung Milton's.

In neuerer Zeit hat man den Dichtungen Milton's gegenüber einen wesentlich veränderten Standpunkt eingenommen, und ein neues Interesse ist dadurch für dieselbe erwacht. Durch Macaulay's Verdienst und Liebert's treffliche Arbeit ist man von der rein ästhetischen Bemessung, die seinen poetischen Schöpfungen nach unsern heutigen Anforderungen nicht günstig sein konnte, auf die lebendigere historische Erfassung des Dichters und seiner Werke hingelenkt worden; man hat begonnen, die ganze Gestalt seines Geistes im Zusammenhange mit seiner Zeit zu betrachten und ist erst dadurch in den Stand gesetzt worden, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und in der That, niemand konnte durch eine solche Auffassung mehr gewinnen als dieser heroische Denker und Dichter. Denn Milton schwebt als ein erhabener Genius über dem ganzen mächtig gährenden Strome seiner Zeit; sein Geist ist der ideale Körper seines Jahrhunderts; alles Große, Bedeutungsvolle und Gewaltige, das in den verschiedenen Sphären des lebendigen Menschengeistes damals sich zu regen begann und nach seiner Geburt sich sehnte, das tönt in den Saiten dieser großen Seele nicht nur wieder, nein, es entstand in seinem prophetischen Geiste oder gewann in ihm eine Gestalt, geläutert von den Schlacken der Zeit und unverzerrt von dem einseitigen Drängen und Ausschreiten der Parteien; und wenn seine Gedanken nicht Fleisch wurden, als er lebte, wenn der Strudel der Bewegung unter der Macht der Verhältnisse seine krausen, eigenwilligen Bahnen einschlug, so blieb Milton's Geist, vermöge der ihm einwohnenden Idealität, als Sternbild am Himmel stehen, um dem künftigen Menschenschifflein Bahn und Richtung zu weisen; sein Wort schallte hinüber über die enge Schranke der Gegenwart, um in späteren Zeiten seine Erfüllung zu finden. Nicht die Schönheit war die Göttin des Dichters, wiewohl sie jedes Wort seiner Seele durchwehte, nicht die Vollendung eines weise gemeißelten Kunstwerks schaffte seinem Herzen innerste Befriedigung; vielmehr spiegelt sich in seinen Werken seine Stellung zum Kampfe der Zeit, und der prophetische und regenerirende Funke ist es, der sie ahnungsvoll durchleuchtet. Wenn wir, wiewohl es nicht leicht ist, diesem Lichte unablässig zu folgen bemüht sind, dann eröffnen sich uns die Pforten dieses tiefen und eigenthümlich schaffenden Geistes. Was Milton dabei als poetischer Künstler verliert, gewinnt er durch die Größe seiner Individualität. Religion und Freiheit in innigster Verschmelzung ist das Fundament seiner Seele. Alles, was er auf den verschiedensten Gebieten des Geistes und Lebens gedacht und geschrieben hat, findet hierin seine Wurzel; und suchen wir uns die ganze geistige Gestalt des Mannes vorzustellen, so ist die auf jenes Fundament gegründete Einheit und Consequenz wie von Künstlers Hand aus Erz gegossen, ein unendlich hehres Bild. So stand er da mitten in seiner Zeit, deren mächtige Regung ihm ein Paradies verhieß. Doch Satan stieg zur Erde, lockte die Menschen auf falsche Wege, und das Paradies war verloren. Da fuhr der Geist des blinden Sängers mit alttestamentlichem Grimm über die entweihte Stätte und die Verführer her, das gesunkene Menschengeschlecht aber führte er tröstend und verheißend aus Eden in das Land der Sorge und Entsagung.

Groß und hehr steht das Bild des Mannes in unsrer Seele, und nur mit gehobener, weiheroller Stimmung treten wir an seine Werke, wo jedes Wort zu jenem Bilde stimmt.

Einen kleinen Beweis aber, wie die stete Berücksichtigung des innigsten Zusammenhanges zwischen Milton's Dichtungen und seiner Zeit selbst das Räthselhafte in ihnen zu lösen und für das künstlerisch Verfehlte eine Begründung und Erklärung zu finden vermag, gewährt uns ein Vortrag über Milton's dramatische Dichtungen, den Herr Dr. A. Schmidt in Königsberg i. Pr. gehalten und später veröffentlicht hat.*) Eine ausführliche Besprechung findet darin der Comus, ein Maskenspiel, das 1634 von dem 26jährigen Dichter verfaßt und zu Ludlow-Castle, dem Wohnsitz des Grafen von Bridgewater und Lordpräsidenten von Wales, von den Kindern des letzteren aufgeführt wurde. Jeder, der das Stück heute liest, wird empfinden, wie sehr die Handlung durch lange Reden moralischen Inhalts gehemmt wird, und sich unangenehm dadurch berührt fühlen. Herr Dr. Schmidt äußert sich über dieses merkwürdige Stück folgendermaßen: „Man hat dies kleine Drama das Meisterstück in seiner Gattung genannt, etwa mit demselben Rechte, wie man den Don Quijote und die Hamilton'schen Contes die Meisterstücke des Ritterromans und Mährchens genannt hat. Denn in Wahrheit hat der Comus eine polemische Absicht; er ist ein Protest gegen den Ton, welcher bei den unmittelbaren Nachfolgern Shakspeare's die Bühne zu beherrschen begann. Stücke wie Ben Jonson's Volpone und Epicoene, oder Massinger's und Fletcher's Jungfrauentragödie, oder Thierry und Theodoret, in denen geradezu das Unanständige und Obscöne mit Vorliebe ausgemalt wurde, rechtfertigten nur zu sehr den Zorn, welchen die Puritaner gegen das ganze Theaterwesen hegten und zur Zeit ihrer Herrschaft ausließen. Speciell richtet sich der Comus gegen eine Art von lyrisch-dramatischen Spielen, welche damals bei Hofe sehr beliebt waren und besonders von Ben Jonson, dem Hofdramaturgen und poeta laureatus, auf Bestellung geliefert wurden. Diese sogenannten Masken, in denen Götter, Nymphen, Satyre, Flüsse, Städte, Mond, Sonne und Sterne, allerhand allegorische Figuren, und namentlich auch Thiere, dargestellt durch Menschen mit den entsprechenden Thierköpfen, unter großem scenischem Aufwand aufzutreten pflegten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als frohe Ereignisse in der königlichen Familie zu verherrlichen oder sonst den höchsten Herrschaften des Landes Vergnügen zu bereiten, geben uns einen sehr niedrigen Begriff von dem Anstandsgefühl und der Sittlichkeit am Hofe Jacobs und Carls I. Ben Jonson hat einzelnen seiner Masken das Verzeichniß der Personen beigedruckt, welche bei der Aufführung mitwirkten; wir finden darunter die vornehmsten Damen, die Königin selbst miteingerechnet, Reden und Lieder vortragend, welche sich jeder Mittheilung entziehen. Im besten Fall waren die Maskenspiele platt, nichtig und ekelhaft schmeichlerisch, in der Regel frivol und sinnlich, nicht selten noch schlimmer als das. Milton nun dichtete das seinige, in welchem man zahlreich die bestimmtesten Beziehungen auf die Ben Jonson'schen findet, zur Verherrlichung der Tugend und Unschuld und zur Beschämung jener Poesie, welche die Sinnenlust als höchstes Glück und echte Lebensweisheit pries, und gab ihm in offenbar satyrischer Absicht den Titel Comus, als ob es bestimmt wäre, den Sensualismus Ben Jonsons und seiner Nachtreter noch zu überbieten. Wahrscheinlich lehnte sich die Dichtung an bestimmte Ereignisse an, über die wir keine Nachricht haben; die Annahme, daß die Kinder des Grafen von Bridgewater, für welche die Hauptrollen geschrieben waren, in den höchsten Gesellschafts-

*) Milton's dramatische Dichtungen. Eine Vorlesung von Dr. A. Schmidt. Königsberg, 1864. W. Koch.

kreisen der Hauptstadt eigenthümliche Erfahrungen gemacht hatten, wirft ein so helles Licht auf die Einkleidung des Plans, daß sie fast unabweislich ist. Das Stück machte zu seiner Zeit den tiefsten Eindruck und circulirte Jahre lang in unzähligen Abschriften, bis es, nicht auf des Dichters, sondern seines Freundes, des Musikers Lawes Betrieb, 1637 anonym im Druck erschien. Die Kritik der folgenden Jahrhunderte, welche nicht mehr den moralischen, sondern den ästhetischen Maßstab anlegte, hat gegen die dramatische Anlage die begründetsten Ausstellungen gemacht; aber gerade die am härtesten getadelten Stellen sind nach meiner Meinung diejenigen, um derentwillen Milton das Ganze schrieb." — Wir glauben, daß diese Absicht des Dichters, die merkwürdiger Weise Allen, die über Milton und seine Dichtungen geschrieben, selbst dem scharfsinnigen Macaulay verborgen geblieben ist, so handgreiflich ist, daß Herr Dr. Schmidt uns nicht zu viel zu sagen scheint, wenn er meint, sie brauche nur ausgesprochen und kaum bewiesen zu werden um sofortige Anerkennung zu finden.

Uebrigens können wir nicht unterlassen, die Leser auf die vortreffliche Uebersetzung großer Abschnitte aus dem Comus und dem Samson Agonistes, die der Verfasser in der kleinen Schrift bietet, aufmerksam zu machen, zumal da von diesen beiden Stücken noch kaum irgend eine erträgliche Uebersetzung bis jetzt erschienen ist.

Italien.

Eine illustrirte Beschreibung der römischen Katakomben in Rom.*)

Freunde der christlichen Alterthumskunde machen wir auf das hervorragende Werk aufmerksam, welches der gelehrte Forscher der Katakomben von Rom, Ritter Giov. Battista de Rossi, im Auftrage des Papstes herausgiebt nnd welches eine vollständige Beschreibung und Erläuterung der wunderbaren, unterirdischen Nekropolis von Rom zu geben verspricht. Cavaliere Rossi, seit vielen Jahren mit der Ueberwachung der Katakomben betraut und um dieselben durch gründlichste Studien, wie auch durch bedeutende Entdeckungen hoch verdient, ist sicherlich zur Herausgabe eines Werkes am besten berufen und befähigt, das für das unterirdische Rom von nicht minderer Bedeutung sein wird, als es die Beschreibung von Bunsen, Platner, Gerhard und Genossen für die obere Stadt ist. Dies große Stadtbuch von Rom, ein unvergängliches Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, war nur möglich, weil es sich auf die allseitige Erforschung der Topographie, der Geschichte, der städtischen Einrichtungen des alten Rom, auf die Ergebnisse eines glänzenden Aufschwunges der römischen Alterthumswissenschaft stützen konnte. Zu einem ähnlichen Abschluß ist für die christliche Archäologie die Zeit noch nicht gekommen. Denn bis jetzt ist weder der vorhandene Stoff mit gleicher Genauigkeit gesichtet worden, noch sind die Quellen der christlichen Alterthümer nur annähernd ähnlich ausgebeutet. Vielmehr lehren die höchst bedeutenden Erweiterungen, welche die Kenntniß der Katakomben grade in den letzten Jahrzehnden, insbesondere durch die Ausgrabungen bei St. Calisto und die Auffindung des Grabes der heiligen Cäcilia erfahren hat, daß noch gar Vieles in den unendlichen, dunkeln Gängen unter der ewigen Stadt auf seine Wiederweckung harrt.

Wird daher das Werk des Ritters Rossi, wie groß es immer angelegt sei, in der Geschichte der christlichen Archäologie nicht als ein abschließendes gelten können, so tritt es seinen großen Vorgängern, einem Bosio, den man den Columbus der Katakomben genannt hat, Bottari, der im 18. Jahrhundert glänzend weiterführte, was jener im 16. großartig begonnen, Marchi, der in unsern Tagen wirkte, ebenbürtig an die Seite. Für die Erweiterung ihrer Forschungen steht jetzt nicht nur das größere Gebiet der Katakomben selbst zu Gebote, sondern auch die Aufschlüsse über das gesammte Leben des Alterthums, die Ergebnisse einer einheitlichen Philologie, die Fortschritte der Naturwissenschaft und die Vollendung der technischen Hülfsmittel. Der erste Band der Roma sotterranea cristiana, der zugleich, da er die allgemeinen Grundlagen der Kenntniß von den Katakomben entwickelt, als ein selbständiges Werk gelten kann, enthält eine eingehende Geschichte der Erforschung des unterirdischen Rom, ferner eine ausführliche Abhandlung über die alten christlichen Begräbnißplätze überhaupt und insbesondere in Rom, mit einem sehr reichhaltigen, urkundlichen Nachweis über die älteste Topographie derselben, dann die Beschreibung der berühmten Katakomben von St. Calisto, die zu den allerältesten von Rom gehören und deren neuerliche Erweiterungen eben deshalb von besonderer Wichtigkeit sind. Angehängt ist eine Arbeit des Signor Michele Stefano de Rossi, Bruders des Verfassers, über die Geologie und die Architektur der Katakomben, welche den historischen und archäologischen Erforschungen ergänzend zur Seite geht. Vierzig Tafeln in Farbensteindruck, wie das Buch selbst in Großquarto, dienen zur Veranschaulichung der Ergebnisse, indem sie die Malereien, Sculpturen, die Struktur und die Architektur, die hauptsächlichsten Inschriften, an denen diese Grabkammern des christlichen Rom so reich sind, wiedergeben. Der Preis des Bandes, mit dem dazu gehörigen Atlas der Abbildungen, kostet zwölf römische Scudi (65 Francs 50 Cent.).

*) La Roma sotterranea cristiana, descritta ed illustrata dal Cav. G. B. de' Rossi, publicata per ordine della Santità di N. S. Papa Pio Nono. Tom. I. Roma, Cromo-Litografia Pontificia. 1864. (Die deutsche Buchhandlung von J. Spithöfer in Rom führt Bestellungen aus. In der Buchhandlung von A. Asher u. Co. in Berlin befindet sich ein Exemplar des ersten Bandes zur Ansicht.)

Nord-Amerika.

Draper's Geschichte der geistigen Entwickelung Europas.*)

Einfluß des Klimas auf die Menschen.

„Geschichte der geistigen Entwickelung von Europa", dies ist der Titel eines größeren Werkes, das einen Amerikaner zum Verfasser hat, und in mehrfacher Hinsicht an die früher von uns besprochene Geschichte der Civilisation in England von Buckle, namentlich was ihre stark materialistische Grundanschauung betrifft, erinnert. Die Amerikaner sind mit dem Gebiete der Philosophie der Geschichte ziemlich vertraut und trauen sich eine besondere Befähigung für dieses Feld der Erkenntniß zu. Wir haben hier Gelegenheit, mit einer hervorragenden Erscheinung dieser Richtung bekannt zu werden.

Um ein Werk mit diesem Titel schreiben zu können, bedarf es eines Umfanges von positiven Kenntnissen, zu deren Ansammlung

*) History of the Intellectual Development of Europe. By John William Draper. M. D., LL. D. etc. etc. In two volumes. London, Bell and Daldly. Leipzig, Ludwig Denicke, 1864.

ein ganz außergewöhnlicher Kopf vonnöthen ist; eine ganze Encyklopädie muß in diesem Kopfe Platz haben. Außerdem würde derselbe eine geistige Verdauungsfähigkeit besitzen müssen, die noch über seinen Umfang hinausginge — nämlich wenn die Tiefe der Arbeit ihrer Ausdehnung in die Breite nachkommen sollte. — Ein ernster, tiefer Geist, welcher der Frage, um die es sich hier handelt, lange prüfend in's Gesicht geschaut, dürfte den Muth verlieren, sich mit ihrer Lösung zu befassen. — Indessen giebt es auch eine leichtere Methode, dergleichen Aufgaben zu lösen. An Köpfen, welche mit encyklopädischen Kenntnissen de omnibus rebus et quibusdam aliis vollgepfropft sind, fehlt es heutzutage nicht, und in Amerika, wo das oberflächliche Scheinwissen mit vollständiger Naturburschen-Naivetät kultivirt wird, ist vollends daran kein Mangel. Die chronologische Folge der Jahrhunderte, die feststehende Gliederung der geschichtlichen Perioden, die Idee des stetigen Fortschrittes der Menschheit, endlich frühere ähnliche Arbeiten, welche eine Gliederung und Sichtung des Stoffes enthalten, geben den Faden her, eine wohlversehene Bibliothek thut das Uebrige. Wir haben auch in Deutschland solche mit großer Geschicklichkeit zusammengestellte Werke aufzuweisen, in welcher Beziehung wir z. B. C. Radenhausens „Isis, der Mensch und die Welt," *) nennen.

Den Eindruck eines besonders tiefen Philosophen macht auch Herr J. W. Draper nicht, am Wenigsten da, wo von der Schätzung des griechischen Geistes, wo er von Philosophen und dem Werthe ihrer Lehren spricht. Das Werk soll nach des Verfassers Absicht, eine Vervollständigung seines Werkes über „die menschliche Physiologie" bilden, worin der Mensch als Individuum behandelt wird, während er ihn hier in seinen socialen Verhältnissen betrachten will. Im Ganzen, können wir sagen, sind die hervorstechenden Partien des Buches diejenigen, wo der Verfasser mit den exakten Wissenschaften, mit den greifbaren Ergebnissen der Astronomie, Geologie, Physiologie, Ethnographie, Statistik u. s. w. zu thun hat, alles Andere dient nur dazu, um das jetzt angebrochene Zeitalter der reinen Wissenschaft einzuleiten und zu verherrlichen, welches, natürlich genug, der westlichen Hemisphäre angehört. Asien und Europa waren nöthig, um die amerikanische Intelligenz hervorzubringen. Daher schließt das Werk mit einem Extrakte aus allen modernen Naturwissenschaften, mit Abhandlungen über Nervensystem, Theorie des Lichtes, Fortschritte der Chemie u. s. w. Das letzte Kapitel handelt von der Zukunft Europas.

Trauriges Prognostiken! „Europe is inevitably hastening to become what China is. In her we may see what we shall be like when we are old!" — Europa und später Amerika verfallen dem Schicksal, das zu werden, was China ist; die fortbewegenden Kräfte der Civilisation hören auf, die lebendigen Quellen, mit denen der Geist gespeist wurde, trocknen ein, eine allgemeine Erstarrung und Verknöcherung ergreift alle socialen Lebensformen, Kunst, Wissenschaft u. s. w. Die Menschheit hat geistig ausgelebt, hat alle idealen Illusionen überwunden, sie kriebelt und wiebelt fortan in ameisenhafter Thätigkeit weiter, um ganz im Materialismus, in der Sorge für das tägliche Brot, oder in der Befriedigung ihrer leiblichen Genüsse aufzugehen. Alle geistige Beschäftigung ist Kopiren und Wiederkauen des Alten, tausendfach Dagewesenen. Also wesentlich die Buckle'sche materialistische Weltanschauung; das höchste Glück der alten Philosophen, über das so unendlich viel gesprochen und geschrieben worden, besteht im Genusse des Fleisches musterhaft gezüchteter Preisrinder u. s. w.

Chinesen werden wir also, und zwar, was das Spaßhafteste ist, gerade durch das, auf was wir am stolzesten sind. Der Chinese ist uns unendlich voraus, er besitzt seit langer Zeit, was wir erst seit heute und gestern errungen haben; er ist religiös, vollkommen tolerant und indifferent; er ehrt nicht den Adel der Geburt, sondern den Adel der Gelehrsamkeit und Geschäftskenntniß; er hat keine hohe Achtung vor dem Waffenhandwerk und kriegerischen Thaten; dagegen ist die Volksbildung auf das Beste organisirt.

„Die Organisation der Volksbildung ist das herrschende Prinzip. Ein breiter Grund ist gelegt in der allgemeinen Volkserziehung. Jeder Chinese soll lesen und schreiben lernen; der Weg zu staatlicher Beförderung steht Allen offen. Verdienst, wirkliches oder scheinbares, ist der einzige Paß zum Eintritt in Aemter. Ihre Gliederung bestimmt einzig und allein den socialen Rang. Die Regierung ist auf Grund geistiger Fähigkeiten organisirt." . . . . .

Folgt eine Schilderung des komplizirten Examinationssystems, welches in China herrscht. „Die Absicht dabei ist, eine dominirende Kontrole über den Geist (intellect) zu üben."

Da haben wir's: der chinesische Geist hat sich in einer stereotyp gewordenen, versteinerten Wissenschaft und Weltanschauung verpuppt, und diese Wissenschaft, büreaukratisch organisirt, läßt keine ureigne, individuelle Freiheit und Selbständigkeit mehr aufkommen. Wenn bei uns die praktische exakte Wissenschaft, welche keine religiöse oder philosophische Hallucinationen mehr duldet, auf dem todten Punkte angelangt sein wird, über den sie nicht mehr hinaus kann, wenn die philosophische Weltanschauung mit Kosmogonie, Erdentstehung, Anthropologie, Socialistik, Statistik, Mechanik fertig sein wird — und es sind Anzeichen vorhanden, daß ihr die Ideen auszugehen anfangen — dann beginnt das Chinesenthum, die Mumifirung, die Schablonistik und die gelehrte, wissenschaftliche, kritische Gedankenlosigkeit.

Allerdings sucht der Verfasser dieses höchst traurige Prognostiken etwas zu mildern, indem er darauf hindeutet, daß die christliche Religion die Europäer wohl nicht ganz auf den chinesischen Standpunkt und in die Trostlosigkeit des Buddhismus werde versinken lassen, indessen, was er darüber sagt, sind höchstens ein Paar gutgemeinte Redensarten. Obgleich er sehr viel über die Religion in allen Formen, über Heidenthum, Judenthum, Christenthum, Katholizismus, die Reformation u. s. w. sagt und philosophirt, scheint er doch im Ganzen über die Zukunft der Religion ebenso unklar zu sein, wie es heutzutage sehr viele Leute sind.

Die Stärke des Buches liegt also, wie gesagt, in der physikalischen und physiologischen Auffassung der Menschengeschichte; daher wollen wir uns zu dieser wenden und hier einen Abschnitt mittheilen, der sich ganz besonders dazu eignet.

Das zweite Kapitel handelt von Europa, seiner Topographie und Ethnologie.

„Europa ist geographisch eine Halbinsel und geschichtlich ein Anhängsel an Asien.

Es ist aufgebaut an dem letzten Drittel einer ungeheuren Achse von Gebirgen, welche in einem durchbrochenen und unregelmäßigen Laufe vom japanischen Meere bis zur Bucht von Biscaya reicht. Von den Seiten dieser Kette gehen Halbinselzüge nach Süden und ausgedehnte Hochebenen nach Norden. Der höchste Punkt in Europa ist der Montblanc, 15,000 Fuß über dem Meeresspiegel.

*) 4 Bände. Hamburg, O. Meißner, 1863.

Die Erhebungsachse ist nicht zugleich die Achse der Figur; der Abfall nach Süden ist weit kürzer und steiler als nach Norden. Die endlosen Ebenen Asiens setzen sich fort durch Deutschland und Holland. Ein Heer kann vom stillen Ocean bis zum atlantischen eine Strecke von mehr als sechstausend Meilen durchziehen, ohne eine Erhebung von mehr als wenigen hundert Fuß (den Ural?) auf seinem Wege zu finden. Der Abfall von Asien nach Europa zu wird im Allgemeinen durch die mittlere Erhebung beider Kontinente über den Meeresspiegel angezeigt. Für Asien beträgt sie 1132 Fuß, für Europa 671.

Durch den ihnen offenen Zugang haben sich die asiatischen Horden zu wiederholten Malen über den Westen ergossen.

Mit einer Fülle von Quellen und Hauptwässern, aber ohne irgend einen Strom, der ein ernstliches Hinderniß bildete, hat dieser Strich eine für militairische Bewegungen geeignete Temperatur. Sie fällt im Allgemeinen zusammen mit der Isotherme von 50° und hält sich an die nördliche Gränze, jenseits welcher der Wein zu gedeihen aufhört und sich das Wildschwein nicht mehr findet.

In dieser Weise konstruirt, ist Europa von Asien aus nicht leicht zugänglich, eine Thatsache von nicht geringer Bedeutung in seiner alten Geschichte; dagegen ist es im Innern oder von einem seiner Theile zum andern sehr leicht zugänglich. Noch mehr, seine Küstenlinie ist so gebrochen, hat so viele tiefe Busen und Buchten, daß im Verhältniß zu seinem Flächeninhalte seine Küstenentwickelung bedeutender ist, als die jedes andern Kontinents.

In dieser Hinsicht ist sein Gegensatz zu Afrika in die Augen fallend. Auf je 156 Quadratmeilen Flächeninhalt hat Europa eine Meile Seestrecke; Afrika hat eine Meile auf 623 Quadratmeilen. Diese ungeheure Küstenentwickelung vermehrt natürlich seine innere wie äußere Zugänglichkeit ungemein.

Die mittlere jährliche Temperatur der europäischen Länder, südlich von dem erwähnten Gebirgszuge ist 60° bis 70° F.; nördlich davon nimmt die Hitze allmählig ab, bis an dem äußersten Rande der Küsten von Nowaja Zemblja der Boden beständig gefroren bleibt. Wie an anderen Theilen der Erdkugel entspricht das Klima den Breitegraden nicht, sondern wird durch verschiedene Ursachen gestört, worunter vornehmlich der große atlantische Golfstrom und die Wüste Sahara zu rechnen sind.

Die letztere verleiht dem Süden von Europa eine ungewöhnlich hohe Hitze und der ersteren, Irland, England und dem ganzen Westen eine mildere Temperatur. Mit einander vereint drängen sie die jährlichen Isothermen weiter nach Norden hinauf.

Wie es in Europa keine Wüsten giebt, so giebt es auch keine jener undurchdringlichen Wälder, wie man sie in tropischen Gegenden sieht. Von den westlichen Küsten Portugals, Frankreichs, Irlands vermindert sich nach Osten zu die Feuchtigkeit, und wenn wir nach Asien kommen, verschwindet sie in der Wüste Gobi. Es giebt hier keine ungeheure, gleichartige geographische Flächen, wie in Asien, und deshalb keine weitausgebreitete Gleichförmigkeit von Menschenracen.

Aber durch den Golfstrom und den Südwestwind wird nicht bloß einzig die Temperatur des europäischen Festlandes erhöht, seine üppige Vegetation hängt von ihm ab; denn üppige Vegetation wird neben andern Ursachen vornehmlich durch genügenden Regen bedingt. Ein Ueberfluß an Regen giebt Südamerika seine erstaunlichen Wälder; der Mangel daran Australien seine schattenlosen Bäume mit ihren verschrumpften und schmalen Blättern. Mit dem Abnehmen der Feuchtigkeit werden die grünen Gärten Frankreichs in Gobi durch holzige, mit grauem Flaume bedeckte Pflanzen ersetzt. Physikalische Verhältnisse beherrschen eben sowohl die Pflanzen- als die Thierwelt.

Die westlichen Länder Europas werden durch den Einfluß des Südwestwindes des Golfstroms und ihre Höhenzüge mit reichlichem Regen versehen und haben eine günstige mittlere Jahrestemperatur; doch je näher wir der Ostgränze kommen, desto mehr vermindert sich die Zahl der Regentage, die absolute jährliche Qualität von Regen und Schnee wird geringer und die mittlere Jahrestemperatur ist niedriger.

Auf der atlantischen Seite der norwegischen Gebirge ist beständiger Regen. Die jährliche Wassertiefe ist dort 82 Zoll, aber auf der entgegengesetzten Seite der Berge nur 21 Zoll. Aus ähnlichen Ursachen ist Irland feucht und grün, und in Cornwallis dauern Lorbeer und Kamelia den Winter im Freien aus.

Es giebt sechs Maximum-Regenstellen: Norwegen, Schottland, das südwestliche Irland und England, Portugal, das nordöstliche Spanien und die Lombardei. Sie entsprechen wieder bestimmten Gebirgen. Im Allgemeinen nimmt die Menge des Regens vom Aequator nach den Polen zu ab; aber sie wird stark modifizirt durch den störenden Einfluß hoher Gebirgsrücken, welche in vielen Fällen die Wirkungen der Breite fast ganz aufheben. Die Alpen üben auf die Meteorologie von ganz Europa ihren Einfluß.

Berge bestimmen also nicht blos die absolute Qualität des Regens, sie haben auch Einfluß auf die Zahl der Regentage im Jahre. Das Eintreten einer Regenzeit hängt ab von der Masse der in der Luft vorfindlichen Feuchtigkeit, und deshalb tritt sie an der Küste des atlantischen Meeres häufiger ein, als im Innern, wo der Wind in einem minder feuchten Zustande anlangt, da ein großer Theil der Feuchtigkeit an den Bergen hängen geblieben ist, die den Wind höher hinaufzugehen zwingen. So hat man an der Ostküste von Irland 208 Regentage im Jahre, in England etwa 150, zu Kasan 90 und in Sibirien blos 60.

Wenn die atmosphärische Temperatur hinlänglich niedrig ist, so fällt das verdichtete Wasser in der Form von Schnee herab. Im Allgemeinen nimmt die jährliche Schneetiefe und die Zahl der Schneetage nach Norden hin zu. In Rom zählt man jährlich 1½ Schneetage, in Venedig 5½, in Paris 12, in St. Petersburg 171. Alles, was Einfluß auf die Vertheilung der Wärme hat, muß auch Einfluß auf den Schneeniederschlag haben. Darunter gehören der Golfstrom und die örtliche Höhe. Deshalb ist an der portugiesischen Küste der Schnee eine seltene Erscheinung; in Lissabon hat es von 1806 bis 1811 nicht geschneit.

Der Unterschied zwischen der Sommer- und WinterTemperatur nimmt nach dem Innern des Kontinentes zu; die Regenmenge, die auf dem Gebirgszuge am größten ist, nimmt sowohl gegen Norden als gegen Süden zu ab, und ebenso, wenn wir von Westen nach Osten gehen. Diese Thatsachen zeigen uns, wie voll Europa von physikalischen Gegensätzen ist und wie viele Klimate es aufweist. Es folgt daraus nothwendig, daß es voll modifizirter Menschen sei.

Auf der ganzen Erde beeinflussen physische Umstände das menschliche Geschlecht. Sie machen den Australier zu einem Wilden, machen den Neger unfähig, ein Alphabet oder das Rechnen zu erfinden und über den Hexenglauben hinauszukommen. Sie sind Ursache, daß die Tataren fast ganz von Milch leben, während der amerikanische Indianer sie verabscheut. Sie machen die zwergischen Urbewohner von Europa zu instinktmäßigen Bergleuten und Erzgräbern. Eine künstliche Beherrschung der Temperatur

durch Wohnungen, warm für den Winter und kühl für den Sommer; Veränderungen in der Kleidung, je nach den Jahreszeiten, und vor Allem das Vertrautsein mit dem Feuer haben den Menschen in Stand gesetzt, sich in allen Klimaten zu behaupten. Die Erfindung künstlichen Lichtes allein hat die mittlere Gränze seines Lebens hinausgerückt. Indem sie ihm die Nacht nutzbar machte, hat sie durch den geselschaftlichen Verkehr, den sie beförderte, seine Sitten gemildert und seinen Geschmack verfeinert — ja, hat vielleicht mehr als jedes andere Ding sonst seinen geistigen Fortschritt gefördert. Diese Dinge gehören zu den ersten Bedingungen, welche die Gesittung veranlaßt haben. Verschiedenheit natürlicher Bedingungen giebt Anlaß zur Bildung verschiedener Volkstypen; künstliche Erfindungen veranlassen wiederholte Modifikationen. Wo es viele verschiedene Klimate giebt, dort wird es auch viele verschiedene Menschenformen geben. Hierin liegt die Erklärung der Energie europäischen Lebens und der Entwickelung seiner Civilisation.

Kann Jemand den Einfluß regnerischer Tage auf unsere industriellen Gewohnheiten und unsere Gemüthsstimmung leugnen, selbst in einem civilisirten Staate? Mit wie viel größerer Stärke müssen solche meteorologische Zufälligkeiten früher auf die schlecht geschützten, schlecht gekleideten und schlecht behausten Barbaren gewirkt haben? Kann Jemand die zunehmende Schwierigkeit der Existenzmöglichkeit leugnen, wenn wir von den südlichen Halbinseln nach den rauheren Strichen des Nordens kommen? Es besteht ein Zusammenhang zwischen der mittleren Jahreswärme eines Ortes und der Eßbegierde seiner Bewohner. Der Sicilianer ist zufrieden mit einer leichten Mehlspeise und ein wenig Obst; der Norweger verlangt eine kräftige Fleischnahrung. Der Lappländer verlangt obenein noch Bärenfett, Fischthran und Wallfischspeck.

Die Witterung beeinflußt in nicht geringem Grade die Moralität; der instinktmäßige Hang zur Trunkenheit ist eine Wirkung der Breite. Nahrung, Behausung, Kleidung stehen in einer bestimmten Beziehung zu den Isothermen.

Aus ähnlichen Gründen streben die Einwohner von Europa jedes Jahr mehr und mehr gleichartig zu werden. Klima und Witterungs-Unterschiede werden durch künstliche Erfindungen immer mehr ausgeglichen; und nicht blos eine Aehnlichkeit der Gewohnheiten, sondern auch eine Aehnlichkeit der physiologischen Konstitution ist die Folge davon. . . . . .

An den südlichen Ausläufen des Hauptgebirges springen die geschichtlichen Halbinseln Griechenland, Italien, Spanien hervor. Der ersteren gehört unverkennbar der Anfang der europäischen Gesittung an. Die alten Griechen behaupteten im patriotischen Sinne, daß ihr Klima das für die Menschen am Besten geeignete sei; jenseits der Berge nach Norden zu herrsche eine cimmerische Finsterniß, ein ewiger Winter. Dort war das Reich des Boreas, des schaurigen Tyrannen. In der Urzeit hielt der Mensch den Frost für seinen Todfeind. Physische Erfindungen setzten ihn in den Stand, denselben zu überwinden, und jetzt besteht er einen weit schwierigern und zweifelhaftern Kampf mit der Hitze." . . . .

Nachdem der Verfasser noch über das schwarze und das Asow'sche Meer gesprochen, kommt er auf die Klimaveränderungen zu sprechen, die in Folge der Erhebungen des Festlandes, namentlich des asiatischen, wo die Wüste Gobi einst ein mit dem Kaspischen Meere und der Ostsee in Verbindung stehendes Seebecken war, geschehen sein sollen. Durch solche Erhebungen haben sich Flora und Fauna ungemein verändert, namentlich aber habe das Wasser immer mehr und mehr abgenommen. Durch den Mangel an Wasser seien dann die asiatischen Horden, die Mongolen u. a., veranlaßt worden, ihr Land zu verlassen, und dies sei die Hauptursache der furchtbaren Einfälle der Mongolen u. a. Völker in Europa.

Wie uns scheinen will, geht diese Geschichts-Auffassung etwas stark in's Blaue, und der Verfasser scheint auch gefühlt zu haben, daß er auf diesem Punkte Widerstand erfahren werde.

„Diesen topographischen Veränderungen, sagt er, weit mehr als politischen Einflüssen sollten wir viele jener berühmten mongolischen Einfälle zuschreiben. Bisher hat man diese Ereignisse gewöhnlich einer zeitweisen Uebervölkerung Centralasiens oder dem Ehrgeize kriegerischer Häuptlinge zugeschrieben. . . . . Die großen Einfälle asiatischer Horden in Europa sind viel zu heftig und stoßartig, als daß man sie von dem stetigen Drucke einer Uebervölkerung ableiten könnte, und zu ausgedehnt für bloße kriegerische Aufregung." — Also Attila, Dschingiskhan, Tamerlan wären danach Produkte des central-asiatischen Durstes!

Herr Draper vergißt nur ganz den Beweis zu führen, daß gerade zur Zeit, als jene Auswanderungen stattfanden, in Asien große Erdrevolutionen stattgefunden haben. Die Erhebung eines ganzen Kontinents um Hunderte, vielleicht um Tausende von Fuß ist doch wohl keine Sache, die plötzlich und dabei so ganz unmerklich vor sich geht; auch sind wir über die Detailumstände der Art und Weise, wie manche dieser großen Eroberungszüge begonnen, keineswegs so ganz im Dunkel, als es nach der berührten Stelle scheinen dürfte. Es giebt sogar mongolische Schriftsteller. Ob diese die Pläne Dschingiskhan's mit dem plötzlich eintretenden Wassermangel in Verbindung bringen, wissen wir nicht, glauben aber schwerlich.

Der Verfasser geht hierauf zur Bevölkerung Europas über, die er in eine doppelte theilt. Auch er nimmt an, daß die vorarische Bevölkerung eine mongolische gewesen. Was er hierauf von dem indo-germanischen Stamme, von seiner Einwanderung, namentlich seiner Sprache u. s. w. sagt, enthält für uns nichts Neues und scheint vornehmlich auf dem Werke von Max Müller über Sprachwissenschaft zu beruhen.

Hierauf wird zu dem ältesten Griechenthum übergegangen und von dessen Religion, Mythologie u. s. w. gesprochen. Natürlich kommt auch der Buddhismus, das Aegypterthum und der ganze Orient zur Sprache. Die ganze Weltgeschichte zieht in ihren Haupterscheinungen unseren Blicken vorüber.

Aegypten.

Die Aegypter der Gegenwart.

Dr. Schuchardt's orientalische Reisebilder, deren vollständigen Titel wir unten wiedergeben,*) sind die Früchte einer jener Wallfahrten nach dem Orient, welche, eine mehr als tausendjährige Schwäche des Abendlandes, in neuerer Zeit zum guten Tone europäischer Touristen gehören.

Diese Schwäche nahm in verschiedenen Jahrhunderten verschiedene Formen an. Die Römer zogen nach dem Orient in der Absicht, die Orbis terrarum in eine Orbis Romae zu verwandeln. Christ-

*) Orientalische Reisebilder. Andeutungen und Anleitungen, um in kurzer Zeit und für wenig Geld recht viel Orientalisches kennen zu lernen. Von Dr. Theodor Schuchardt. Leipzig, Oskar Leiner, 1864.

liche Pilger suchten unter dem Vorwande frommer Gewissensbedürfnisse die Sehnsucht nach den poetisch geahnten Wundern des Orients zu stillen. Die Kreuzfahrer, dieser „Bouillon" der abendländischen Männerschaft, strömten nach dem großen Schlachtenkreise der Racen am Mittelmeere, um nach manch süßem Abenteuer ihr Herzblut im heiligen Lande neben Milch und Honig fließen zu lassen. Die Wallfahrer der Neuzeit überfluthen die klassischen Felder des Orients, um an den Trümmern vieltausendjähriger Kultur das Maaß — für die Kleinheit des gegenwärtigen Geschlechts zu nehmen und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die drei wunderbarsten Erscheinungen des Orients, der Aufbau der ägyptischen Architekturkolosse, die Harmonie griechischer Bildung und die Idee des Christenthums, noch immer in unbegreiflicher Höhe vor uns stehen.

Aegypten zumal wird uns immer wunderbarer, je größere Erfolge die dortigen Forschungen auf dem archäologischen und historischen Felde erzielen. Die Hieroglyphen waren nicht die einzigen Räthsel, die Aegypten dem Witze der abendländischen Weisen zu lösen aufgab. Unter Anderm ist z. B. die Frage noch offen, wie Aegyptens Riesenbauten haben hergestellt werden können und ob ihre Herstellung uns, die wir doch den Dampf und tausend andere Hülfsmittel der Mechanik haben, überhaupt möglich sein würde. Aber ein weit tieferes Räthsel tritt an uns heran, wenn wir, was sehr nahe liegt, die Trümmer ägyptischer Bauten mit den Trümmern der dortigen Bevölkerung vergleichen.

Hierzu liefern Dr. Schuchardt's Reisebilder ein überreiches Material. Nicht umsonst erinnert der Titel des Werkes an unsre vulgäre Jahrmarkts-Literatur: wir werden darin recht eigentlich auf den Jahrmarkt des öffentlichen Lebens in Aegypten geführt. Obwohl mit einer glühenden Neigung für die geschichtlichen Denkmäler und landschaftlichen Schönheiten des Nillandes beseelt, hat der Verfasser doch seine Studien hierauf nicht beschränkt, sondern auch dem orientalischen Volksleben, insbesondere der ägyptologischen Bevölkerung einen beträchtlichen Theil seiner Zeit und seines Nachdenkens gewidmet. Ihm ist auch gerade für das Volksleben eine sehr glückliche Sprache eigen, und während er den Forschungen eines Lepsius und Brugsch, so wie den neusten Entdeckungen Mariette's, mit beinahe schwärmerischer Pietät bis in die feinsten Einzelheiten folgt, leiht er seinem Humor über das öffentliche Leben der ägyptischen Städte, über die Sitten, Gebräuche und sozialen Zustände der jetzigen Bewohner Aegyptens u. s. w. Worte, welche auf der volksthümlichen Tonleiter mit den Kraftausdrücken des Shakspeare'schen Coriolan wetteifern.

Freilich wird der Reisende in Aegypten, auch wenn er sich ausschließlich der Vergangenheit dieses mystischen Landes widmen wollte, überall von der Gegenwart in ihrer widerlichsten Fratze an- und aufgehalten. — Aegypten ist das Land der Extreme, aber in keinem Falle ist diese Thatsache so auffällig, als wenn man die stolzen Pyramiden, diese ewigen Wahrzeichen der Kultur am Rande der todten Wüste, mit den jammervollen Gestalten zusammenhält, welche heute das ägyptische Proletariat bilden. Dr. Schuchardt hat diesen Kontrast mit den intensivsten Farben gemalt. Schon das Bakschiesch, diese schrecklichste der ägyptischen Landplagen, giebt ihm Stoff zu einem höchst humoristischen Bilde, dessen Hintergrund freilich mit all dem Jammer und Elend angefüllt ist, gegen welches die Bakschisch-Forderungen ja nur die natürliche Versicherungsanstalt sind. — Das Straßenleben überhaupt und was davon nicht zu trennen ist, das Leben in den Moscheen mit seiner eigenthümlichen Beweglichkeit ist unserm Reisenden eine höchst ergiebige Quelle der buntesten Skizzen. Aber immer weicht der Reiz, den dieses Leben auf die Sinne ausübt, endlich der Empfindung des Ekels vor den Roheiten dieses orientalischen Daseins. Das Auge gewöhnt sich noch leicht an die regellose Mannigfaltigkeit des Treibens auf den Straßen ägyptischer Hauptstädte; dagegen wollte das Ohr unseres Reisenden sich hartnäckig den musikalischen Genüssen des Orients verschließen. Der Deutsche liebt die Harmonie, selbst wenn sie von einem Leierkasten geboten wird. Aber der Aegypter, von Alters her nicht sonderlich der Melodie und dem Akkord ergeben, läßt unter dem Namen „Musik" einen Lärmen aus der Umgegend der Hölle passiren. Als solcher erschien dem Reisenden wenigstens die Musik, die als Begleitung von Hochzeits- und Beschneidungs-Zügen ihm begegnete. Wie viel mehr von dem Charakter des Höllischen mußte nicht jenes permanente durcheinandergellende Geschrei an sich tragen, mit welchem der Araber alle seine Handlungen zu begleiten pflegt — jenes Geschrei, das schon aus der friedlichsten Stimmung heraus jedem europäischen Trommelfell gefährlich ist, als Ausdruck des Zorns oder der Wuth aber den wilden Thieren der Wüste abgelauscht zu sein scheint!

Die Scenen, in welchen sich solche Entmenschlichungen zeigen, müssen auf die Dauer nothwendig einen höchst traurigen Eindruck machen. Allein dieser Eindruck wurde in unserem Reisenden verwischt durch die Betrachtung derjenigen, welche vor Allen zur Aufrechterhaltung menschlicher Würde berufen sind: durch die Betrachtung der Derwische.

Dr. Schuchardt war Zeuge ihrer religiösen Handlungen auf den Straßen wie in den Moscheen. Seine Beschreibung derselben flößt uns eine tiefe Verachtung gegen eine Religion ein, welche sich in solche Formen zu hüllen liebt. Derselben Empfindung giebt unser Reisende nach, wenn er sich über das Gebahren der Diener Allahs mit kaum verhehlter Satyre ergeht. Er glaubt, die Derwische in heulende und tanzende eintheilen zu müssen, und führt uns von der ersteren Klasse ein ausgezeichnetes Exemplar vor, einen Derwisch, der bei feierlicher Begleitung eines Beschneidungszuges in seiner Stimme den Tonschatz des gesammten Thierreichs vereinigte und bald als Singvogel, bald als Kater, bald als zirpende Grille, bald als Schwein oder Tiger erschien.

In Kairo lernte Dr. Schuchardt die andere Klasse der Derwische in dem berühmten Kloster der tanzenden Derwische kennen; er wohnte dort ihrem mysteriösen Tanze bei, und wenn seine Beschreibung von diesem „Unfug" zu seinen gelungensten Schilderungen zählt, so ist sie doch auch eine im höchsten Grade erschreckende. Dieser unsaubere Tanz, der als muhammedanischer Gottesdienst gilt, ist in dieser Form kaum etwas Anderes, als der Tanz, zu welchem sich die wildeste Völkerschaft des Erdenrunds um ein Opfer ihres Fanatismus vereinigt. Und die Sitte bei religiösen Handlungen ist der beste Maßstab für den Bildungsgrad eines Volkes!

Unser Reisende wollte das Volk auch in seiner Häuslichkeit beobachten. Er ließ sich daher nicht abschrecken, in die schlechteste Höhle der Fellah, unter die Zelte der Beduinen, in die Hütten der Araber zu kriechen. Er fand da freilich nicht viel Erfreuliches. Schamlose Frauen, nackte Kinder, Ungeziefer in Fülle, der Schmutz in schauderhafter Ueppigkeit; erdhöhlen als Wohnungen, Lumpen an Stelle der Kleidung, der Koth der Thiere oft als Nahrung der Menschen. Was der Verfasser einer Beschreibung für werth erachtet, läßt immerhin noch Spuren von Menschlichkeit erkennen; schon schlimmer ist, was er z. B. bei Erwähnung gewisser Kaffeehäuser von Kairo mehr ahnen als sehen läßt; wo er aber, wie über Dinge, die er in arabischen Höfen der dortigen Vorstädte

sah, sich selbst zum Schweigen verurtheilt, da mag das Entsetzen den dichtesten Schleier fest darüber zusammenhalten!

Allein mit dem bloßen Sehen war Dr. Schuchardt nicht befriedigt. Er fand die westöstlich gemischten Gerichte der ägyptischen Hotelküchen zu europäisch üppig, und es gelüstete ihn nach einfacher Araberspeise. Er suchte und fand sie auf dem Lande bei Fellah und Beduinen. — Den ersten Versuch machte er bei einem Fellah, bei dem er einige Stücke Vieh entdeckte, und bei dem er daher eine gewisse Wohlhabenheit vermuthete. Er sendet seinen Eseltreiber Ibrahim als Parlamentair in die Höhle und wird nun von dem Besitzer, einem jungen aber entsetzlich unreinlichen Manne, zum Eintritt eingeladen. Er folgt, aber schon jetzt schwindet sein Appetit, da er mit ansehen muß, wie zwei Weiber, sehr gegen das muselmännische Gesetz, dicht an seiner Seite ihre Garderobe durch Anlegen zerlumpter blauer Ueberwürfe ohne alles Schamgefühl vervollständigen. Zwei gänzlich nackte Kinder vertreten das Geschlecht der Zukunft. Die ganze Gesellschaft avancirt nun gegen einen in der Ecke stehenden dampfenden Kessel, welcher innen und außen mit einer Schmutzkruste überzogen ist. In demselben kocht Reis in Wasser; einzelne unförmliche Stücke Fleisch schwimmen darin umher; ihnen sieht man deutlich an, daß das betreffende Thier keineswegs mit Beil und Messer kunstgerecht zerlegt, vielmehr echt patriarchalisch zerrissen ist. Messer kennt die Familie nicht, daher greift der würdige Hausherr ohne Weiteres in den Kessel, fängt ein Stück Fleisch, reißt sich davon ein Stück ab, wirft das übrige in den Kessel zurück und verarbeitet das seinige mit Händen und Zähnen weiter. Die beiden Frauen, deren eine dem Reisenden als Typus von Alter, Häßlichkeit und Wildheit gilt, während die andere ihn mehr an die Weiblichkeit erinnert, arbeiten ihrerseits mit einem an Gier gränzenden Wohlbehagen an anderen Fleischstücken herum, und hin und wieder wird auch den Sprößlingen der Familie ein Stück hingeworfen. Auch Ibrahim nimmt an dem Male Theil; unser Reisende aber dankt dafür entschieden, nachdem er wahrgenommen, daß von der aus Palmblättern und Kameeldünger konstruirten Decke der Höhle einzelne Stücke in den Kessel hineingefallen waren.

Es wird dem Leser nicht entgehen, daß nicht die Armuth an sich — denn in Europa würde man in ähnlichen Verhältnissen das Fleisch vergeblich als gewöhnliche Speise suchen — sondern die entsetzliche Roheit, mit welcher sich dieses Volk umgiebt, die Versunkenheit des ägyptischen Proletariats kennzeichnet; und als Proletarier muß leider auch der heutige Fellah (Ackerer) betrachtet werden, dessen Vorfahren einst eine ganze Welt mit Nahrung versorgten! — Von dieser Roheit liefern die Aufzeichnungen unsres Reisenden unzählige Beweise. Von dem häuslichen Leben haben wir so eben ein sauberes Beispiel vor Augen gehabt. Nicht anders gestaltet sich der Umgang im öffentlichen Leben. Mäßigung in seinen Handlungen, Rücksichten gegen seine Mitmenschen, Scham in seinem Gebahren, Zügelung seiner Leidenschaftlichkeit kennt der ägyptische Proletarier nicht. Jede seiner Gemüthsbewegungen entwickelt sich zu bestialischen Erscheinungen; der Ausbruch seines Zornes gleicht der Bosheit einer Hyäne; sein Haß speit auf das Opfer sogleich Feuer und Flamme und in dieser Wildheit wetteifert das sogenannte weibliche Geschlecht glücklich mit demjenigen der Männer.

Wird man von dem Zauber der ägyptischen Baudenkmäler, von der Schönheit der Nilufer, von der Pracht der Gärten, von der bunten und reichen Mannigfaltigkeit der Bazare und von anderen ägyptischen „Wundern" hingerissen, so pflegt man wohl Aegypten im Hinblick auf seine Nachtseiten einfach das uralte Land der Extreme zu nennen; aber Jedem muß sich dabei die Frage aufdrängen, wie ein Land, das von der Natur so üppig ausgestattet ist und das seinen Bewohnern schon vor Jahrtausenden die Gelegenheit zur Erreichung einer erstaunlich hohen Kulturstufe geboten hat, später eine so tief herabsinkende Bevölkerung gebären konnte. — Fallmerayer in seinen „Neuen Fragmenten aus dem Orient"*) macht die vampyrartige rücksichtslose Regierungsweise der Vicekönige für diesen Zustand verantwortlich. Mit vielem Rechte! Aber mit dieser Regierung vereinigten sich verschiedene andere Momente zur Unterdrückung der Menschlichkeit in diesem Volke. Wie nahe liegt es z. B., daß die Religion Muhammed's, indem sie der Sinnlichkeit den weitesten Spielraum läßt, ihre Bekenner schließlich in den Sumpf der Gemeinheit und viehischen Roheit führt und ihnen nirgends einen Anhalt gewährt, sich daraus wieder zu freier geistiger, menschlich schöner Thätigkeit emporzuschwingen. Gilt dies für den Orient mehr oder weniger allgemein, so müssen wir in Betreff der ägyptokoptischen Bevölkerung noch weiter zurückgehen. Wir sehen dieselbe durch eine Reihe von Eroberungen unterdrückt, von einer furchtbaren Pest heimgesucht und demoralisirt, die glücklichen Anfänge des Christenthums bald verwischt, und noch weiter in der Ferne des grauesten Alterthums erscheint als erste Quelle der Entsittlichung dieses Volkes die altägyptische Verfassung, deren Kasteneinrichtung niemals eine Erhebung, nur eine Erschlaffung und Verwilderung des Volksgeistes hervorrufen konnte. Diese Kasteneinrichtung in Verbindung mit lokalen untergeordneten Umständen erklärt auch genügend die sonst wohl auffällige Thatsache, daß in keinem Lande Kunst und Wissenschaft so wenig auf die allgemeine Bildung der Massen eingewirkt haben, wie in Aegypten. Zieht man dabei die altägyptische Lehre von der Seelenwanderung in Betracht, so muß man erstaunen, wie rasch und eigenthümlich diese Lehre ihrer Erfüllung entgegengegangen ist: denn nicht erst nach dem Tode, nein, schon im Leben unterwerfen sich heute die Nachkommen der alten Aegypter einem wahrhaft thierischen Dasein.

G. H.

*) J. Ph. Fallmerayer's gesammelte Werke, herausgegeben von G. M. Thomas. Leipzig, Engelmann, 1861.

Persien.

Die erotische Poesie bei den Persern.**)

Der unten näher bezeichnete Vortrag bietet in schöner Form eine treffliche Charakteristik und Uebersicht der erotischen Poesie bei den Persern. Ergebnisse neuer Forschungen zu bieten, lag nicht in des Verfassers Absicht. Derselbe geht von dem Satze aus, daß das Wort „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt," seine weiteste Anwendung finde auf das Leben der Völker, wenn diese in ihrer Entwickelung bis zu dem Punkte gelangt sind, wo die Keime einer National-Literatur hervortreten. Die letzten Bedingungen, auf welche die epische Poesie zurückgeht, finden sich bei allen Völkern vor; ebenso sehen wir, daß fast alle Nationalitäten einen Anlauf genommen haben, die Idee der dramatischen Poesie zu verwirklichen. Wenn aber trotzdem nur einigen Völkern vorbehalten blieb, in dieses oder jenes Gebiet der Dichtkunst epoche-

**) Ueber die erotische Poesie bei den Persern. Ein Vortrag. Von Dr. phil. Camillo Kellner; Dresden, Herrmann Schöpff 1864. (Herausgegeben zum Besten der Gabelsberger'schen Typen-Angelegenheit.)

machend einzugreifen, so sind es eben Umstände äußerer Art, die bei den Einen das Wachsthum begünstigend, bei den Andern dasselbe niederhaltend eingewirkt haben. Ein anderes aber, meint der Verfasser, ist es mit der erotischen Poesie, die, weil sie, ähnlich der Musik, ein Ausfluß des ursprünglichen menschlichen Wesens, seiner innern Regungen, Empfindungen und Willensthätigkeiten ist und als solche auch dem wahren Wesen, dem Willen des Menschen am meisten zusagt, Jedermann am meisten zu Herzen sprechen muß, überall wo es Menschen giebt, denen das Leben wonnevoll zuwinkt, zur Erscheinung kommen und freundliche Hörer finden muß.

Interessant ist eine Parallele, die der Verfasser hier zieht. Er sagt: „Wie in dem Leben eines jeden Individuums mit dem Augenblick, wo es sich im Vollbesitze seiner physischen Fähigkeiten befindet, plötzlich und mit Einem Schlage eine Erhöhung aller moralischen und intellektuellen Eigenschaften eintritt, die den vor Kurzem noch harmlos bescheidenen und dem Leben fremd gegenüber stehenden Menschen mitten in den Strudel des alltäglichen Treibens hineinzieht, ihn in eine Stimmung des Gemüths versetzt, die mit der dichterischen Begeisterung in innigster Beziehung steht, und wie diese plötzlich erhöhte Stimmung in jeder begabten Menschenbrust sich manifestirt, gleichgiltig, ob das Wachsthum des Individuums in die Zeit großer Ereignisse fällt, die an ihm wie ein Epos vorüberziehen, oder an denen es selbst thatsächlich wie in einem Drama theilnimmt, — wie alle diese Erscheinungen im Leben des Einzelwesens vorgehen, so sehen wir ein ganz analoges Ereigniß auch im Leben der Nationen, Perioden, in denen selbst Völker, die auf der Bühne der Weltgeschichte weder als Hauptakteuren handelnd eintreten, noch überhaupt sonst in derselben eine hervorragende Stellung einnehmen, geistig so angeregt werden, daß üppig wuchernde Gewächse der Erotik aller Orten hervorsprießen und so auch für die Nationalitäten gewissermaßen die Zeit der ersten Liebe ihren Anfang nimmt."

Einen solchen Vorgang nimmt nun der Verfasser für Persien seit dem 12. Jahrhundert an, von welcher Zeit an dieses Land eine fast 300jährige Blüthe der Poesie erlebte, wie sie in Anbetracht ihrer langen Dauer, sowie der Großartigkeit und des bunten Wechsels ihrer Erscheinungen fast in keiner andern Literatur gefunden wird. Alsdann gedenkt der Verfasser in der Kürze der Umstände, die dem Leben der persischen Sprache und Dichtung fördernd oder hindernd entgegenkamen. Während der Herrschaft der rein-griechischen Seleuciden und der orientalisch-griechischen Arsaciden konnte von einer aufrichtigen Pflege echt persischen Wesens und echt persischer Kultur nicht die Rede sein. Erst unter den Sassaniden erfolgte eine Auffrischung alter Institutionen, der alten Religion und Literatur. Die Sprache, die sich unter den fremden Herrschern aller ausländischen Beeinflussungen muthig erwehrt hatte, kam, wenn auch in verderbter Gestalt, wieder zur Gestaltung und wurde Trägerin einer Literatur, die man unter dem Namen Huzvaresh begreift.

Als im Jahre 636 n. Chr. Persien unter arabische Herrschaft kam und arabische Sprache und Literatur herrschend wurden, war es mit dieser fast 400jährigen Blüthe wieder vorbei. Die Reaktion aber, welche gegen jene Unterwerfung stattfand und die sich besonders in der Spaltung in Sunniten und Schiiten dokumentirt, macht es erklärlich, wie von 850 an, wo nach dem Sturze des Chalifats in Persien sich selbständige Dynastengeschlechter entwickelten, persische Sprache und Literatur in äußerst überraschender Reinheit, wenn auch in stark abgeschliffenen Formen, vor allem in dem großen geschichtlichen Epos des Ferdusi (geb. 940, gest. 1020) uns entgegentritt. Trotzdem war das Arabische für die Gestaltung der persischen Poesie, in formeller wie in materieller Hinsicht, nicht ohne Einfluß. Die Sprache wurde durch Aufnahme arabischer Elemente in ihrem Wortreichthum glücklich erweitert, und vom 12. Jahrhundert an reicht die Blüthe der persischen Poesie bis in's 15. Jahrhundert hinein, wo der Name Dschami den Markstein einer Literatur bildet, deren Himmel fünf auch von dem Occident als solche anerkannte Dichtersterne erster Größe schmücken: Ferdusi, Dschelaleddin Rumi, Sadi, Hafis und Dschami.

Nach dieser kurzen geschichtlichen Skizze geht der Verfasser zur Betrachtung der erotischen Poesie selbst über und hebt besonders zwei Momente als die charakteristischen heraus: erstens den Ausschluß der Frauen vom öffentlichen Leben, zweitens den Hang der Perser zum Mysticismus.

Die Unnahbarkeit der persischen Frau konnte jener Gattung des leichteren Liebesliedes, welches den freien glücklichen Augenblick des Zusammenseins erhascht und in wenig Worten die Gefühle der Liebeswonne oder tiefer Seelentrauer oder des zarten, scherzhaften Gekoses aushaucht, konnte mit einem Worte der sogenannten anakreontischen Lyrik nicht eben günstig sein. So ist denn auch die romantische Frauenliebe bei den Persern fast nur auf das Epos beschränkt. So kommt es, daß in Sadi's „Rosengarten" in zwanzig Erzählungen, die das Buch der Liebe enthält, nur ein einziges Mal ein Mädchen den Mittelpunkt der Darstellung abgiebt. Frauenliebe soll nicht profanirt werden, Frauenliebe gehört nicht in Gedichte, deren sich möglicher Weise der große Haufen bemächtigt. Dafür wird Gegenstand für die Poesie die Liebe selbst, als Regentin des Weltalls, als die mächtigste Leidenschaft und das stärkste Motiv für den Willen.

Der eigentliche Ersatz aber für die fehlende Geliebte ist jene leidenschaftliche Freundschaft unter Männern, die auch der griechischen Erotik ein so eigenthümliches Gepräge verleiht. So beginnt Sadi eine seiner Erzählungen im Reiche der Liebe mit den Worten: „In meiner frühen Jugend hatte ich, wie das so zu geschehen pflegt und wie Du weißt, ein Liebesverhältniß mit einem jungen Menschen von lieblicher Stimme" u. s. w. Als etwas Selbstverständliches bemerkt der Verfasser noch, daß dem wahren Dichter, trotz des überschwänglichen, sinnlich-phantastischen Ausdrucks in den Liedern dieser Gattung nur der reine, edle Eros vorschweben kann, wie ihn von der realen Seite das griechische Sparta und die heilige Schaar Thebens repräsentirt, wie ihn, ideal gefaßt, Plato in seinem Gastmahl und Xenophon in der Schrift mit dem nämlichen Titel durch Sokrates Mund verherrlicht hat.

Rücksichtlich des zweiten Momentes, der Vorliebe der Perser für den Mysticismus, für jene philosophische Weltanschauung, die auf Grund der Alleinslehre ihr Streben darauf richtet, das Leben des Individuums in dem Leben und dem Dasein der Gottheit aufzulösen und zu vernichten, sagt der Verfasser: „Zu einer Zeit, wo die wilden Mongolenhorden aus dem nördlichen Asien hereinbrachen und aller irdische Besitz in Frage gestellt wurde, mußte das Gemüth sich mit um so größerer Freudigkeit in das innere Seelenleben vertiefen, mußte durch die Contemplation der Gottheit und durch das Streben nach geistiger Freiheit ein unerschütterlicher Haltepunkt gefunden werden, der dem Sturze alles Bestehenden die Waage hielte. Durch strenge Askese, durch Entsagung alles weltlichen Treibens sucht der Sufi — dies ist der Name für die Anhänger dieser Richtung — zur innern Erleuchtung, zur unerschütterlichen Seelenruhe und zur Vereinigung des Menschengeistes

mit der Gottheit hindurch zu dringen. Vor der Größe der Gottheit fällt dann die Persönlichkeit, die Individualisirung in ihr Nichts zurück: alles Persönliche erscheint dann als Beschränkung und als ein leerer Wahn, in den Augen des begeisterten Mystikers ist selbst das Böse von dem Guten nur relativ unterschieden, d. h. es ist ein niederer Entwickelungsgrad desselben, kurz, alle Gegenstände verschwinden in dem Grundgedanken der Alleinslehre.

„So kommt plötzlich in die nüchterne Welt der muhamedanisch-religiösen Weltanschauung eine erquickliche Regung, und ein warmer Pulsschlag treibt zum Ausbruch inniger Gefühle, deren Ausdruck zur grandiosesten Symbolik greifen muß. Wie in der christlich-mystischen Ausdrucksweise die Kirche als die Braut Christi hingestellt wird, so ist jetzt der Freund, der Geliebte, der Schenke nicht mehr ein menschliches Wesen: es ist die Gottheit selbst, — allerdings unter dem Bilde des Geliebten auftretend — nach deren Liebe der Dichter dürstet. Aber freilich bedarf es längerer Zeit, um dieses hohen Glückes theilhaftig zu werden:

Mit dem Saum des Kleides streif' ich
Immer an des Freundes Duft,
Aber mit den Blicken greif' ich
Ach, vergebens durch die Luft
Mir so nah' und nicht begreif' ich
Wie er mir so fern her ruft.
Die Gedanken
Stehn und wanken
Vor der ungeheuern Kluft.

Hat aber der Dichter endlich den Weg über diese Kluft gefunden, ist er aus dem Meere des Irrthums aufgetaucht und kühn der regenbogenfarbigen Täuschung entflohen, da sinkt das Kleid von Staub herab, und heilige Reinheit unter dem Symbol des spiegelklaren Wassers umwallt ihn; er kehrt zurück in den Schooß der das All durchdringenden Gottheit."

Als Repräsentanten dieser Richtung bespricht der Verfasser die beiden Dichter Dschelaleddin Rumi (gest. 1275) und Muhammed Schemseddin Hafis (gest. 1389.) Von dem erstern sagt er, daß in seinem Divan eine die Schranken der Zeit und des Raumes übersliegende Phantasie den Grundgedanken des Sufismus im reichsten Wechsel der farbenprächtigsten Erscheinungen aufrolle, den zweiten stellt er hin als den Dichter, in dem die einzelnen Stufen der Liebe, von der Frauenliebe an bis zur sublimsten philosophischen Liebe der Mystiker, wie in einem Brennpunkte zusammentreffen. Jene asketische Begeisterung, deren Ausfluß Dschelaleddin's Gedichte sind, durchdrang auch Hafis' erste gottselige Lieder, bis er in seinem höhern Alter mit einem Male in das vollständige Gegentheil umschlug und Lieder bot, die, durchdrungen von übersprudelnder Phantasie, sich der Natur, dem Wein, der Frauenliebe, der Freundschaft zuwenden und die herrschende orthodoxe Kirche sammt den Mystikern angreifen, ohne dabei eine ungeheuchelte Gottergebenheit und Religiösität zu verleugnen und den Tiefen der Seelenstimmungen fremd zu werden, Lieder, deren Genuß auch jene Kommentatoren nicht verleiden konnten, die um jeden Preis beweisen wollten, daß Hafis nie der mystischen Richtung untreu geworden sei.

Die dem Vortrage eingewebten Proben aus den genannten Dichtern sind sehr glücklich gewählte Illustrationen desselben und verleihen dem an sich trefflichen Vortrage einen bleibenden Werth.

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Verfasser an die Existenz eines in Tiflis verstorbenen Mirza Schaffy glaubt, und daß der Vortrag in der königlichen Hof-Buchdruckerei von Meinhold und Söhne in Dresden nach dem stenographischen Manuskripte abgesetzt wurde.

A. R—r.

China.

Das Leben in Shanghai.

Es bedarf, als allgemein bekannt, wohl kaum vorausgeschickt zu werden, daß die in chinesischen Städten wohnenden Fremden ebenso vollständig abgesondert von den Chinesen leben, wie diese Letzteren im Auslande, wie z. B. in San Francisko und in den Minen Californiens, von den Amerikanern, die überdies mit Geringschätzung auf den bezopften, gelbfarbigen „Johnny," (Spottname der Chinesen) herabsehen. Freilich rächt sich Johnny dafür durch seinen unerschütterlichen Gleichmuth, durch sein unverhohlenes Mißtrauen gegen die „Amelikans," durch Verlassen des Goldlandes bei Lebzeiten, sobald er sich etwas erspart hat, und falls er darin stirbt, durch Auswanderung noch nach dem Tode, womit eine Resurrection nicht gemeint ist, wohl aber die Hinwegführung ihrer Leichname, oft mehrere Hunderte auf Einmal, in Schiffen, die von San Francisko nach Honkong oder Shanghai in Ballast gehen, zurück nach der heimatlichen Erde.

So gering auch die Bedürfnisse des Chinesen und so winzig die Kosten seines Unterhalts, muß doch der in China wohnende Fremde, wenn er und seine Familie die gewohnten Ansprüche an Bequemlichkeit befriedigen und zu dem bon ton der Gesellschaft gehören will, das Geld mit vollen Händen sowohl an seine eignen Landsleute als auch an die verschmitzten Johnnies spenden, wovon wir ein Beispiel anführen wollen. Schon der oft belachte Martin Farquhar Tupper sagt in seiner Philosophie der Sprichwörter: „Ein Kindchen im Hause ist eine Quelle der Glückseligkeit," aber in dem modernen Fremden-Viertel einer chinesischen Hafenstadt ist ein Kindchen eine solche Unkostenquelle, daß deren Boden zu ergründen keine leichte Aufgabe ist.

Unser Berichterstatter wohnt in Shanghai; sein Brief datirt vom April 1864, und er selbst scheint das unglückliche Familienhaupt zu sein, dessen Schicksal er beschreibt. Zuerst, so klagt er, wenn das „geliebte Wesen" das Licht der Welt erblickt hat, beansprucht der dabei thätig gewesene ärztliche Beistand ein Geschenk von 200 Taels, (1 Tael = 1⅓ Thaler) also ca. 370 Thaler. Demnächst erheischt die vornehme Sitte, eine weiße Amme zu miethen. Ist es eine Säugamme, so erhält sie 50 Dollars (mexikanische Dollars) pro Monat; ist es eine Trockenamme, (eine Kinderfrau) so ist 25 Dollars pro Monat ein kaum genügender Lohn. Der drohende Uebelstand einer häufig eintretenden Verheiratung dieser Ammen veranlaßt die vorsichtige Mutter, eine regelmäßige Korrespondenz mit ihrer Frau Mama (wahrscheinlich in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika) zu führen, in der sich beständig die Bitte wiederholt, ihr neue Ammen zuzusenden. — Hat das „geliebte Wesen" sich von der Taufe, die beiläufig 100 Dollars kostet, erholt, muß dasselbe Luft schöpfen, die kleine Lunge soll Sauerstoff einathmen, und es wird erforderlich, ihn oder sie fein säuberlich in Spitzen, Kanten, Bänder u. dgl. einzuhüllen; eine vorschriftsmäßige moderne Einrichtung der Art kostet 500 Dollars. Da das Shanghai-Quartier im Sommer ein wahres Golgatha ist, in den andern Jahreszeiten aber Typhus und Blattern hier häufiger sind, als ein gewöhnlicher Schnupfen im übrigen Theile der Welt, so wird Papa ein geiziger

Tyrann gescholten, wenn er der Mama nicht 1600 Dollars für Extraausgaben, für Spitzenschleier und dergleichen Kleinigkeiten zur Verfügung stellt.

„Wozu überhaupt Kinder haben, wenn sie nicht hübsch gekleidet werden können!" heißt es, und ist nun unser „geliebtes Wesen" fein genug angezogen um sein Erscheinen auf dem „Bund" oder am „Maler" (Promenaden in Shanghai) machen zu können, wird gleich ein „Palankin" (Tragbett) für 50 bis 150 Dollars, als durchaus nothwendig, angeschafft. Dazu gehören die Kulie-Träger des Palankin's, deren vier, in Nanking gekleidet und mit bunten Schäferhüten, wie man auf Watteau'schen Bildern erblickt, geschmückt, die fashionable Zahl bilden. Manchmal soll das „geliebte Wesen" eine ausgedehntere Spazierfahrt machen, und es würde ganz unpassend und outré sein, wenn die weiße Amme das Wägelchen zöge, daher es die „Ama" oder chinesische Wärterin thut, während die reich geputzte, mit Schleier und Federhut ausstaffirte Amme wie eine große Dame vorauf spaziert. Leider haben die chinesischen Ama's die üble Gewohnheit, die ihnen anvertrauten Kinder mit Psora und verschiedenen anderen Krankheiten anzustecken, so daß die „Quellen der Glückseligkeit" unsere Herzen, statt mit Rosen und Myrthen, mit Cypressen umranken. Ein dem „geliebten Wesen" gemachter Einzelbesuch des Arztes kostet nur 7 Dollars, und wenn der uns sagt, daß er unsre Hoffnung und unsren Stolz nicht zu retten vermag, wird der berühmte „Medico" von Shanghai herbeigerufen, der, von ernst-traurigem Antlitz, langem und magerem Körper, sich in ein paar Jahren ein Vermögen von über 100,000 Taels erworben hat.

Summiren wir einmal was es kostet, in Shanghai ein geliebtes Kleines von der Geburt an im Laufe des ersten Jahres zu unterhalten:

Der Arzt		Doll.	150
Weiße Säugamme	pro Monat 50 Doll.	"	600
" Kinderfrau	" " 25 "	"	300
Chinesische Ama	" " 15 "	"	180
Taufe		"	100
Spitzen, Bänder u. s. w.		"	500
Palankin		"	100
Vier Kulies	pro Monat 8 Doll.	"	384
Perambulator		"	25
Jährliches Honorar des Arztes		"	700
	Total Doll.		3039

„Ist das nicht großartig!" ruft unser Berichterstatter aus; „möchte man nicht lieber ein Templer sein, als sich in solche eher zu niedrig als zu hoch angegebene Unkosten von Damen stürzen lassen, die wie Dickens sagt: „ihren Herrn und Gatten lieben und sich mit kleinen Ablegern der Menschheit zu umgeben wünschen."

Eine eigenthümliche Mode unsrer jungen Fräulein und Bräute in Shanghai ist, sich auf dem „Bund" oder am „Maler" in kleinen Wagen von Rohrgeflecht, begleitet von einer Freundin herumzutummeln. Elegant und in bauschigen weißen Roben gekleidet, führen die Damen in den eignen zarten Händen die Zügel der Pferde, und gleichen, indem sie mit Schnelligkeit dahinsausen, durchsichtigen weißen Wolken. Täglich sieht man dieses an und für sich recht hübsche Schauspiel, das aber hinsichtlich der Schicklichkeit viel zu wünschen übrig läßt. Indessen hier heißt es, „da wir einmal im Orient leben, muß unser Geschmack mehr oder weniger barbarisch werden."

Jede chinesische Stadt hat ihre Bettler-Könige, die sehr schmutzig aber sehr reich sind, und deren Unterthanen nach Zehntausenden zählen. Unser Shanghai Bettler-König ist ein sehr verschmitzter Kerl, der seit Kurzem den weißen Knopf trägt, und mit der einem Weißknopf-Mandarin gebührenden Ehrerbietung gegrüßt wird. Seine Rangbeförderung verdankt er dem Hohen Totai der Provinz (Kiang-su), dem neulich 40,000 Taels entwendet wurden, deren Zurückschaffung er vom Bettler-König verlangte. Der König mit allen Schlichen der Diebswelt bekannt, spielt gleichzeitig die Rolle eines Polizei-Chefs, hat jedoch eine eigenthümliche Art dem Missethäter beizukommen, indem er zu ihm geht und sagt: „so und soviel erhalte ich für Dich oder für Deinen Kopf; wieviel giebst Du mir, wenn ich Dich laufen lasse!" Das Geschäft kommt zu Stande, wenn der Verbrecher den mächtigen König hinreichend bezahlt, und der Letztere, wenn befragt, versichert, den Uebelthäter nicht entdecken zu können. In dem erwähnten Falle der 40,000 Taels in Gold gebot indessen die Klugheit, den Dieb zu ermitteln. Als dies dem Bettler-König nicht alsbald gelingen wollte, erbat er sich Erlaubniß, die ihm auch ertheilt wurde, in das Lager der Truppen gehen und dort eine Spielbank eröffnen zu dürfen. Bald waren alle die kaiserlichen Tapferen mit „Grade oder Ungrade" und Würfeln beschäftigt, und der kluge Bettler-König entdeckte mit geringer Mühe den Dieb in dem, der mit goldenen Taels am Meisten um sich warf. Binnen einer Woche hatte der Totai seine 40,000 Taels zurück und über dem häßlichen Schädel des Bettler-Königs prangte dafür der weiße Knopf. Das Betteln ist in China eine geheiligte Beschäftigung; in manchen Städten erwirbt der Bettler-König jährlich 100,000 Taels. Bei Festen und namentlich bei Hochzeiten schicken sie eine Deputation in das Haus der Braut und des Bräutigams, und nur gegen angemessene Bezahlung kann man sich von ihnen während der Ceremonie, die drei Tage währt, durch Vermittelung dieser Abgesandten loskaufen. Wehe dem, der sich nicht mit ihnen einigt, denn abscheuliche Horden, schmutziges, abschreckendes Gesindel, erscheinen gegen Abend, umlagern das Haus und dringen in dessen entlegenste Räume. Dagegen fruchtet keine Einsprache, denn es ist Landesbrauch und die Parole lautet: „Gieb uns Geld, oder wir verpesten Dir die Luft und Dein Haus, bis Du vor Ekel krank wirst!"

Aus den Berichten von der großen Binnenstadt Hankow, 800 engl. Meilen aufwärts von der Mündung des Jang-tse-kiang belegen, ersehen wir, daß der Abbé Huc sowohl, wie auch die London Times, sich in romantischen Schwärmereien gefallen haben, wenn z. B. der Erstere die Einwohnerzahl Hankow's, mit der Nachbarstadt Wuchong und der Vorstadt Han-Jan auf „7,000,000" veranschlagt, die Letztere sogar in ihrem Leitartikel der Hankow City prophezeiht: „daß sie nächstens auf Grund der in ihr wohnenden reichen englischen Kaufleute und deren Paläste sich mit jeder heimatlichen City messen könnte."

Hankow ist von den Taipings wiederholt zerstört worden; der jetzige Aufschwung desselben datirt vom Jahre 1861. Die Engländer und Amerikaner haben auf dem Flusse Jang-tse eine bedeutende Zahl von Dampfschiffen; die amerikanischen, von durchschnittlich 800 Tonnen Gehalt, — es sind jetzt deren 18 — werden im Januar 1865 noch durch sieben, in New-York im Bau begriffene Dampfer von je 1000 Tonnen, vermehrt werden.

Aus dem kaiserlichen Zollamt in Hankow ergeben sich für 1863 folgende Zahlen:

Total-Werth der Einfuhr	Taels	9,926,317
" der Ausfuhr	"	12,844,070
Für Zoll eingegangen	"	1,314,002

Seitdem Hankow dem fremden Handel geöffnet worden, gehen große Massen Thee, anstatt den weiten Landweg über Canton zu

nehmen, direkt von Hankow nach London (in Schiffen von nicht über 15 Fuß Tiefgang) oder nach Shanghai.

Hankow wird in nicht langer Zeit ein wichtigerer Handels-Platz als Canton werden. Die Ausfuhr von Ziegel-Thee allein nach Rußland betrug im Jahre 1863: 32079 Piculs (1 Picul = 133⅓ Pfund) oder 42,772,000 Pfund. Der Preis desselben ist 6 Taels für ein Picul.

Die Zahl der Einwohner Hankow's ist etwas über eine Million, unter ihnen ungefähr 200 Ausländer, von denen wiederum 20 Amerikaner sind.

Der Vertrag zu Nanking im Jahre 1842, für den die ganze Menschheit den Engländern zu Danke verpflichtet ist, hat den ersten Keil in die verknöcherte, egoistische Politik China's getrieben, und jetzt nach 20 Jahren ist deren Zähigkeit erst so weit überwunden, daß ein Theil des Jang-tse-kian, „das Kind des Oceans," wie sie ihn nennen, den Fremden geöffnet ist. Die Länge des mächtigen, von West nach Ost strömenden Flusses, ist 3000 engl. Meilen, sein Flußgebiet umfaßt 740,000 engl. Quadratmeilen, und bietet Raum für eine Bevölkerung von 480 Millionen Seelen. Dampfer von ähnlicher Construktion, wie die ihn jetzt befahrenden, können noch 400 Meilen oberhalb Hankow's laufen; nachdem dort die Stromengen des Jang-tse passirt sind, würden flachgehende Nachdrucks-Dampfer noch viele hunderte Meilen aufwärts, bis in die entferntesten, unbekannten Regionen Tibets gelangen können. Welch ein Triumph für den Diplomaten, der den Jang-tse-kiang von der Mündung bis zur Quelle, und damit den Reichthum des innern himmlischen Reiches der Welt erschlösse!

Kleine literarische Revue.

— **Die Fremdwörter in Luther's Bibelsprache.** In einem zu praktischen Zwecken verfaßten biblischen Wörterbuche,*) welchem aber durchaus ein gediegenes wissenschaftliches Studium zu Grunde liegt, finden wir auch die fremden Bestandtheile in Luther's Bibelsprache berücksichtigt, und überdies diese Entlehnungen, soweit sie eben nicht in dem Werke selbst erklärt wurden, in einem Anhange alphabetisch zusammengestellt. Es hätte sich vielleicht empfohlen, hier eine Trennung vorzunehmen zwischen den entlehnten Wörtern, die ganz in Fleisch und Blut unserer deutschen Sprache übergegangen sind, und denen, welchen man die fremde Abstammung auf den ersten Blick ansieht. Ueber einzelne Etymologien kann man anderer Ansicht sein als der Verfasser, im Allgemeinen aber hat ihm seine tüchtige Sprachkenntniß das Richtige treffen lassen. Wir besitzen gegenwärtig in unserem Sprachschatze natürlich eine weit größere Anzahl von Fremdwörtern, als sie Luther's Bibel bietet, immerhin sind aber die hier aufgezählten die gebräuchlichsten, so daß sich Mancher wundern wird, wenn er das Verzeichniß betrachtet, wie viel er eigentlich sich der fremden Bestandtheile in seiner deutschen Sprache bedienen muß. Ueberhaupt ist aus Jütting's Wörterbuche, welches in seinem Haupttheile nicht blos eine trockene Aneinanderreihung von Wörtern ist, sondern eine Betrachtung über den vorliegenden Stoff anstellt, recht viel zu lernen, und so mag das Werk auch weitern Kreisen empfohlen sein.

*) Biblisches Wörterbuch, enthaltend eine Erklärung der alterthümlichen und seltenen Ausdrücke in M. Luther's Bibelübersetzung. Für Geistliche und Lehrer. Von W. A. Jütting, Gymnasiallehrer zu Aurich. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1864.

— **Gindely's Rudolf II. und seine Zeit.***) Von diesem in unseren Blättern früher ausführlich angezeigten wichtigen Werke zur Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges ist soeben die erste Abtheilung des zweiten Bandes erschienen. Aus den vorliegenden neuen Quellenforschungen des Herrn Professors Gindely ergiebt sich unter Anderm, daß Kaiser Rudolf II. sich mit dem selbst nach der böhmischen Königskrone strebenden Erzherzog Leopold von Steyermark zu dem Zwecke verbunden hatte, die Macht der böhmischen Stände zu brechen, die absolute Herrschergewalt in Böhmen zu erlangen und dann die ihm von seinem Bruder Mathias entrungenen Provinzen wieder zu gewinnen, während es dem Erzherzog Leopold lediglich darum zu thun war, König von Böhmen zu werden.

— **Valentin Weigel.** Eine historische Monographie J. O. Opel's zur Charakteristik Valentin Weigel's,**) eines deutschen Theosophen zu Anfang des 17. Jahrhunderts, des Herrn und Meisters der „Weigelianer", zu deren Schule auch Jacob Böhme gehörte, darf als ein interessanter Beitrag zur Geschichte der deutschen Geisteskultur bezeichnet werden. Der Verfasser glaubt in Weigel und den Weigelianern eine Schule erkannt zu haben, welche vorzugsweise die Gedanken der Zukunft in Bezug auf Glaubens- und Gewissensfreiheit ausgesprochen hat. Er sagt: „Zum ersten Male wurde von Weigel der Gedanke der Weiterbildung der Reformation ausgesprochen und der Kampf gegen die Schranken begonnen, in welche auch das bürgerliche Leben durch das starre Kirchenthum eingeengt war."

— **Die alte Gerichtsverfassung der Mark Brandenburg.** Von einem interessanten rechtshistorischen Werke ist jüngst der erste Band erschienen, welcher ein, nach der Lage und Beschaffenheit der Quellen, ungemein schwieriges Unternehmen einleitet. Herr Dr. Kühns, Privatdocent des deutschen Rechts an der Berliner Universität, ist mit dem Anfang einer „Geschichte der Gerichtsverfassung und des Prozesses in der Mark Brandenburg"***) vor das Publikum getreten, und es ist anzunehmen, daß die Wissenschaft diese Arbeit in ihrer Vollendung dereinst als eine Bereicherung erkennen werde. Die tiefen und weitverzweigten Forschungen von Riedel und die höchst anerkennenswerthen von Fidicin und von Ledebur haben in dem Buche des Herrn Kühns eine gute Verarbeitung und eine ganz neue Art von Verwerthung erfahren; auch ist der selbständige Fleiß des Autors, was Form und Inhalt betrifft, nicht auf der Stufe einer bloßen Kompilation stehen geblieben. Die Unterstützung, welche Männer von dem Range eines von Strampff und Heydemann seinem Zwecke angedeihen ließen, ist allerdings Herrn Kühns' beste Empfehlung, und wir wünschen daher aufrichtig, daß die Fortsetzung dem glücklichen Anfang entsprechen möge! T. v. B.

— **Die japanische Sage.** In der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften legte Herr Dr. Pfizmaier in der Sitzung vom 12. Oktober eine Abhandlung vor unter dem Titel „Die ergänzte japanische Sage". Außer dem Werke, das der Verfasser seinen Abhandlungen über japanische Theogonie und die ersten Beherrscher Japans zu Grunde legte, findet sich in der k. k. Hofbibliothek ein anderes, auf denselben Gegenstand bezügliches Werk: Kami-jo-no masagoto, „die richtigen Worte der Götter

*) Rudolf II. und seine Zeit, 1600—1612. Von Dr. Anton Gindely, Professor an der Universität zu Prag. Band II. Abth. 1. Prag, Karl Bellmann, 1865.

**) Leipzig, Weigel, 1864.

***) Berlin, Stilke und van Muyden, 1865.

geschlechter", das zu Owari im ersten Jahre des Zeitraumes Kuansei (1789) durch Moto-weri-no nobu-taka, einen als Autorität vielfach genannten Alterthumsforscher, herausgegeben wurde. Dieses Werk, durchgängig in chinesischer Tsao-Schrift und Fira-ka-na geschrieben, stützt sich vorzugsweise auf das klassische Furu-koto-bumi, die „Erzählung der alten Begebenheiten", während das früher benützte Kami-jo-no maki-no asi-kabi („die gereihten Schilfknospen der Göttergeschlechter") die alten Urkunden und Ueberlieferungen sammelt. Es enthält daher eine Menge Nachrichten, welche in dem zuletzt erwähnten Werke fehlen, und liefert namentlich manche Beiträge zur Kenntniß des auf den ursprünglichen Landesglauben gegründeten Gottesdienstes der Japaner. Von den einzelnen Abschnitten, in welche dasselbe getheilt ist, stimmen einige mit den alten Ueberlieferungen insofern überein, als sie die nämlichen Begebenheiten, aber mit Abweichungen, Zusätzen und Ergänzungen, wieder erzählen. Bei einer durchaus verschiedenen Schreibweise zeigt es häufig auch eine verschiedene Mundart. Durch die Benützung dieses Werkes entstand die gegenwärtige Abhandlung des Verfassers, die er unter dem Titel: „Die ergänzte japanische Sage" veröffentlicht. Um seiner Arbeit neben dem ethnographischen und kulturhistorischen Interesse, das sie besitzt, auch Wichtigkeit in sprachlicher Hinsicht zu verleihen, hat er die Tsoa- und Fira-ka-na-Schrift des japanischen Textes, deren Zeichen größtentheils von ihm erst entziffert wurden, in das die Vieldeutigkeit ausschließende Kata-ka-na umgewandelt und ist übrigens bei der Sonderung und Erklärung der Zeichenverbindungen wie in seiner Abhandlung über die Theogonie der Japaner vorgegangen.

Literarischer Sprechsaal.

Auf Befehl des Ministers des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, ist die seit längerer Zeit unterbrochen gewesene Publikation der Archives des missions scientifiques et littéraires wieder aufgenommen worden. In jedem Jahre erscheint ein starker Band dieses Archivs, und zwar enthält die kürzlich ausgegebene erste Abtheilung des ersten Jahrganges folgende Beiträge:

1. Bericht des Herrn Georges Perrot über die Insel Thasos;
2. Bericht des Herrn von Mas-Latrie über die in den Archiven von Venedig befindlichen Depeschen der venetianischen Gesandten in Frankreich an die Regierung der Republik;
3. Bericht des Vicomte de Rougé über die ältesten Denkmäler Aegyptens hinsichtlich ihres Alters und ihres Werthes für die Geschichte der Menschheit;
4. Bericht des Herrn Carle Wescher über dieselben Denkmäler und besonders über die Inschriften.

In der Wiener Akademie der Wissenschaften (mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse) erstattete Herr Professor v. Hochstetter in der Sitzung vom 20. Oktober einen Bericht über die Resultate der von ihm im Auftrage der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse unternommenen Nachforschungen nach Pfahlbauten in den Seen von Kärnten und Krain. Trotz des für derlei Untersuchungen im verflossenen Sommer äußerst ungünstigen, weil ungewöhnlich hohen Wasserstandes der Seen blieben dieselben doch nicht ohne Erfolg, indem es Dr. Hochstetter gelang, an vier Seen Kärntens, nämlich am Wörther, Keutschacher, Rauschelen und Ossiacher See, Punkte aufzufinden, wo theils Pfahlwerk, theils ausgebaggerte Gegenstände, wie Topfscherben, Haselnüsse, Knochen u. s. w. auf alte Niederlassungen hindeuten. Jedoch nur an einem der von Hochstetter entdeckten Punkte, am Keutschacher See unweit Klagenfurt, konnten bis jetzt weitere Untersuchungen angestellt werden. Fast genau in der Mitte dieses Sees befindet sich eine bei gewöhnlichem Wasserstand von 4 bis 6 Fuß, derzeit von 10 bis 12 Fuß Wasser bedeckte Untiefe, auf deren Grund zahlreiche Pfahlrudimente sichtbar sind. Mittelst eines Schleppnetzes hatte Prof. Hochstetter in Begleitung von Herrn Dr. A. Hussa aus Klagenfurt halb verkohlte Schalenstücke von Haselnüssen, Stücke gebrannten Lehms, inkrustirte Holzkohlen und zahlreiche Schalentrümmer von Anodonta vom Grunde zwischen den Pfählen aufgefischt. Darauf hin hat Herr T. Ullepitsch, Mitglied des Museums-Ausschusses in Klagenfurt, im Auftrage des kärntnerischen Geschichtsvereins, es unternommen, an derselben Stelle mittelst Baggerschaufeln nachzugraben, und war so glücklich, schon nach kurzer Zeit eine große Menge schwarzer, mit eigenthümlichen Zickzackzeichnungen versehener Topfscherben und halb gebrannter Stücke von Lehm, der zwischen runde Stäbe eingeschmiert gewesen zu sein scheint, ferner eine runde Glimmerschieferplatte, einen Wetzstein und ein Stück von einem Hirschgeweih an den Tag zu bringen. Diese Funde lassen nicht mehr zweifeln, daß man es hier mit Resten einer Niederlassung aus der ältesten Zeit zu thun hat, und Prof. Hochstetter spricht seine Ansicht dahin aus, daß sicher zu erwarten stehe, daß nicht blos am Keutschacher See, sondern auch an den anderen erwähnten Seen, an den von ihm bezeichneten Punkten, durch geeignete Grabungen, zu günstiger Jahreszeit angestellt, wirkliche Pfahlbauten mit allen denselben eigenthümlichen Geräthschaften und Gegenständen aus der sogenannten Stein- und Bronzezeit, wie an den Schweizer Seen, aufgedeckt würden.

Die Saturday Review, die von Zeit zu Zeit mit vieler Sachkenntniß geschriebene Uebersichten der deutschen Literatur giebt, beschäftigt sich in einer ihrer letzten Nummern mit der neuesten Arbeit Stahr's, auf die wir selbst noch in einem besonderen Artikel zurückzukommen denken. „Dr. Stahr," sagt die englische Zeitschrift, „hat auf die von ihm versuchte Rehabilitirung des Tiberius eine Apologie der Cleopatra folgen lassen. Unser Haupteinwurf gegen dieses geistreiche und unterhaltende Werk besteht gerade darin, daß es eine Apologie ist. Erstens war keine solche erforderlich. Quis vituperavit? Eine unbestimmte Anklage des Verraths gegen Antonius wird von allen anerkannten Autoritäten verworfen. Cleopatra ist eine Lieblingsfigur der Geschichtsschreiber und Geschichtsfreunde, das Urbild eines Charakters, der allerdings von der Vollkommenheit fern war, aber seine Irrthümer durch ein Heer von glänzenden Eigenschaften wieder gut machte, welchen die Mängel nur als Folie dienten, ohne die sie kaum hätten existiren können. Das allgemeine Urtheil der Nachwelt ist in Shakspeare's prachtvoller Schilderung resumirt, welche der ägyptischen Königin sabst wohl schwerlich mißfallen hätte und mit welcher auch Herr Stahr zufrieden scheint. Trotzdem ist sein Werk im Stil einer Rechtfertigungsschrift gehalten, und er polemisirt fortwährend gegen Plutarch und andere Autoren, deren Sprache ihm beständigen Anstoß giebt, obschon er keinen ernstlichen Versuch macht, ihre Schlüsse zu entkräften. Auch ist dies glücklicherweise unmöglich; der Geschichte die traditionelle Cleopatra rauben, wäre eine Entweihung, deren sich schuldig zu machen Herr Stahr der letzte sein würde. Der Hauptfehler seines Buches entsteht wahrscheinlich aus seiner Parteilichkeit für Antonius, der freilich eines Anwalts viel eher bedarf, als Cleopatra."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches
Conversations-Lexikon
für den Handgebrauch.
Zweite völlig umgearbeitete Auflage.
Vier Bände.
Geh. 6 Thlr. 20 Ngr. Geb. 7 Thlr. 20 Ngr.

Die zweite Auflage dieses von der Kritik durchweg als trefflich anerkannten, allgemein beliebten Werks ist soeben vollständig geworden. Dasselbe hat daher den Vorzug vor sämmtlichen ähnlichen Werken, daß seine Artikel die neuesten Daten enthalten und daß es den hinzugekommenen Stoff bis auf die jüngste Gegenwart herab in sich aufnehmen konnte.

In allen Fällen, wo es gilt, sich selbst oder andern rasch irgend eine Frage zu beantworten oder ein Kunst- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgange, auf Reisen, bei der Lektüre namentlich von Zeitungen ꝛc., wird sich das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon gewiß als ein treues Nachschlagebuch bewähren, weshalb es sich als ein unentbehrlicher Hausschatz empfiehlt.

Das Werk kann sowohl auf einmal, geheftet oder gebunden, als auch nach und nach in 40 Heften zu je 5 Ngr. bezogen werden. (773)

In der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung in Wismar erschien so eben, zu haben in allen Buchhandlungen: (775)

Illustrirte Prachtausgabe
von
Fritz Reuter's Hanne Nüte.
Mit 40 Bildern, gezeichnet von Otto Specter.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.

Fritz Reuter's Kein Hüsung.
2. Aufl. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.

In unserem Verlage sind erschienen:
William Shakespeare's Sonette
in deutscher Nachbildung von **Friedrich Bodenstedt.**
1) **Pracht-Ausgabe,** gr. 8. Velinp. geh. 2 Thlr., eleg. geb. 2⅔ Thlr.
2) **Volks-Ausgabe,** weiß Druckp. geh. 15 Sgr., eleg. geb. 25 Sgr.

„Wenn sich Musik und Poesie verbinden
Geschwisterlich in süßer Harmonie,
Muß sich Dein Herz zu meinem Herzen finden:
Du liebst Musik, ich liebe Poesie.
Du liebst es, Dowland's behrem Spiel zu lauschen,
Deß Lautenklang das Herz mit Zauber füllt —
Ich lieb' es, mich an Spenser zu berauschen,
Deß Lied die tiefste Weisheit mir enthüllt;
Du liebst des Gotts weihevolle Klänge,
Die Dich empor zu höhern Sphären tragen —
Ich liebe seine himmlischen Gesänge
Die, was ich selbst nicht sagen kann, mir sagen.
Ein Gott schuf beide. Wie sie sich verbinden,
Muß sich Dein Herz zu meinem Herzen finden."

Shakespeare's Zeitgenossen u. ihre Werke.

In Charakteristiken und Uebersetzungen von
Friedrich Bodenstedt.
I. Band: John Webster. I. Band: John Ford. III. Band: John Lilly, Robert Greene und Christoph Marlowe, die drei bedeutendsten Vorläufer Shakespeare's und ihre dramatischen Dichtungen. 8. geheftet. Preis: à 1 Thlr. 15 Sgr. (Jeder Band wird einzeln verkauft.)

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (778)

Neuestes Subscriptionswerk des Bibliographischen Instituts.

Bibliothek ausländischer Klassiker
in neuen deutschen Musterübersetzungen.

Inhalt und Anordnung des Werkes:

Der Rahmen dieser Bibliothek nimmt nur vollständige Stücke aus den Blüthe-Epochen fremder Literaturen auf, und wählt von den verschiedenen Richtungen: Drama, Lyrik, Epos, Roman etc., auch wieder nur die hervorragendsten Schriftsteller aus. Beispielsweise nennen wir von bereits in Angriff genommenen zunächst erscheinenden Bestandtheilen unseres Programms:

Aus der englischen Literatur: **Chaucer's** Canterbury-Geschichten, **Shakespeare's** sämmtliche Dramen; **Milton's** verlorenes Paradies; die besten Werke von **Swift, Pope, Goldsmith**; die grossen Humoristen des vorigen Jahrhunderts: **Sterne, Fielding, Smollet** etc.; **Defoe's** Robinson; **Macpherson's** Ossian; Lustspiele von **Sheridan** u. A.; **Burns'** Gedichte; die vorzüglichsten Romane und poetischen Erzählungen von **W. Scott**; die poetischen Werke von **Lord Byron, Shelley, Thom. Moore** und den vorzüglichsten Dichtern der sogenannten Seeschule, von **Tennyson** u. A.

Aus der französischen Literatur: Die bedeutendsten Lustspiele **Molière's**; eine Auswahl aus den Dramen **Racine's** und **Corneille's**; **Le Sage's** Gil Blas und Hinkender Teufel; **La Bruyère's** Charaktere; die schönsten Erzählungen von **Voltaire** und **Diderot**; die Hauptwerke **Rousseau's**; die Erzählungen von **Bernardin de St. Pierre** und **Chateaubriand**; Frau v. **Stael's** Corinne; das Beste aus den Poesien und Romanen von **V. Hugo, Lamartine, G. Sand, Töpffer** etc.; **Béranger's** Gedichte.

Aus der italienischen Literatur: **Dante's** göttliche Komödie; **Boccaccio's** Decamerone; **Ariost's** Roland; **Tasso's** befreites Jerusalem; Dramen von **Alfieri, Silvio Pellico** etc.; Erzählungen von **Manzoni, Ugo Foscolo** etc.; Poesien von **Leopardi, Giusti** etc.

Aus der spanischen u. portugiesischen Literatur: **Camoen's** Lusiaden; die Romanzen vom **Cid**; eine Auswahl von Dramen aus der Blüthezeit des **altspanischen Theater's**; **Cervantes'** Don Quixote; das Beste aus den Werken neuerer Dichter.

Aus dem Alterthum: **Homer's** Epen; die Dramen des **Sophokles** und **Aeschylus**; Auswahl aus **Euripides**; **Plautus'** Lustspiele etc.

Aus den skandinavischen und slavischen Literaturen: **Tegner's** Frithjofsage; ausgewählte Poesien von **Björnstjerne Björnson, Stagnelius**; **Holberg's** Lustspiele, die besten Werke von **Oehlenschläger, Andersen, K. Hauch, Hertz**; ferner von **Lermontoff, Puschkin** etc.

Anvertraut sind diese schweren Aufgaben nur anerkannten „Meistern der Uebersetzungskunst", und nennen wir unter denen, die sich uns bereits zu dem Unternehmen verbunden haben: Altmüller, Bartsch, Ehrenthal, Eitner, Moritz Hartmann, Hertzberg, Jordan, Kurtz, Lobedanz, Rapp, Schäffer, L. Seeger, Spielhagen, Strodtmann, Viehoff, Zoller u. A.

Da jedes aufgenommene Werk vollständig mitgetheilt wird, bildet es ein für sich bestehendes, ein oder mehrere Bändchen umfassendes Ganze, reiht sich aber in der äusseren Anordnung und Uniformität der Sammlung plangemäss ein. Die zu einer Literatur gehörigen Bände schliessen sich ausserdem wieder zu kleineren Gruppen zusammen. Wo es zum Verständniss und zur richtigen Würdigung eines Werkes nöthig erscheint, werden demselben eine biographische oder literarische Einleitung sowie Noten und Anmerkungen beigefügt.

Art und Weise des Erscheinens:

Die Bibliothek erscheint, obschon auf systematischer Grundlage, doch nicht in systematischer Ordnung, sondern in einer aus verschiedenen Literaturen bunt abwechselnden Folgenreihe von Bänden. Monatlich werden 2 solcher Lieferungen ausgegeben, die verschieden sind in Umfang und Preis, je nach der Ausdehnung des Inhalts, und zwar kosten sie im Abonnement wie im Einzelverkauf:

der Bogen Oktav nur ¾ Sgr. (4 Nkr. östr.)
also Lieferungen von unter 8 Bogen ¼ Thlr. (30 Nkr. östr.)
„ „ 8—9 „ ⅓ „ (36 „ „)
„ „ 10—11 „ ⅜ „ (45 „ „)

Bei einer solchen noch unerreichten Niedrigkeit des Preises ist die Ausstattung eine so würdige und gefällige, wie man sie bisher nur an Pracht-Ausgaben gewohnt war. — Das Abonnement erstreckt sich, da der Umfang der ganzen Bibliothek nicht genau voraus bestimmt werden kann, auf Serien von je 50 Lieferungen. Jede Serie schliesst jedoch mit vollständigen Werken ab.

Erschienen:
1. Band, *Shakespeare's* **Macbeth,** deutsch von W. Jordan, 5 Sgr.
2. „ *Tegner's* **Frithjofsage,** deutsch von H. Viehoff, 6 Sgr.

Unter der Presse:
3. Band, *Shakespeare's* **Hamlet,** deutsch von L. Seeger.
4. „ *Töpffer's* **Rosa und Gertrud,** deutsch von K. Eitner. (772)

So eben erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin:
Weltlich Evangelium. Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.
Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. (779)
Mit einem Titel in Holzschnitt. In engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Sinnige Auswahl, der rothe Faden, der das Ganze durchzieht (die Jahreszeiten) unterscheiden das Büchlein von den meisten ähnlichen Sammlungen. Die Ausstattung ist ansprechend und gefällig.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt betreffend Camille Flammarion, Die Mehrheit bewohnter Welten. Verlag von **J. J. Weber in Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064300864

Digitized by Google

Digitized by Google